Wilhelm von Humboldt's

gesammelte Werke.

Erster Band.

Berlin,
gedruckt und verlegt bei G. Reimer.
1841.

A D
BIBL. UNIV.
MONAC.

Universitäts-
München
Bibliothek

Vorwort.

Die gesammelten Schriften meines Bruders, Wilhelm von Humboldt, deren erste Theile mir noch die Freude geworden ist dem vaterländischen Publikum zu übergeben, enthalten, neben grösseren, einzeln erschienenen Werken, diejenigen Aufsätze und Abhandlungen, welche in mehreren Zeitschriften zerstreut geblieben waren. Ich hatte den sehnlichsten Wunsch, diese Aufsätze bei dem Leben des Verfassers und unter seiner leitenden Mitwirkung zu sammeln; aber ein nicht zu unterdrückendes Streben nach Gediegenheit und Vollendung, wie die Strenge, mit der hochbegabte Geister ihre eigenen Schöpfungen beurtheilen, vereitelten diese Hoffnung. Nur das Gedicht Roma, das ich auf eigenen Antrieb im Jahre 1806, als Manuscript für Freunde, herausgab, wurde zum zweiten Male im Jahre 1824 gedruckt. Die hier gesammelten Fragmente umfassen einen weiten Ideenkreis, philosophische Erörterungen, wie sie in den ver-

schiedensten Zeitepochen und unter den wechselnden Eindrücken grosser Ereignisse des Völkerlebens erzeugt wurden. Sie offenbaren uns den Menschen in dem ganzen Reichthum seines herrlichen Gemüthes und seiner Seelenkraft, den Politiker, gleichzeitig gestärkt, in seiner freien Sinnesart, durch eine tiefe Kenntniss des Alterthums von Hellas, Latium und Indien, wie durch ein ernstes Eindringen in den Zusammenhang der neuesten Weltbegebenheiten.

Die litterarische Anordnung des Ganzen ist nicht in chronologischer Folge, sondern nach einer gewissen Gleichartigkeit des Stoffes geschehen. An die Gleichartigkeit der Behandlungsweise des Stoffes brauche ich nicht zu erinnern. Es zeigt sich darin, wie ich schon an einem andern Orte auszusprechen gewagt habe, eine eigenthümliche Grösse, die nicht aus intellectuellen Anlagen allein, sondern vorzugsweise aus der Grösse des Charakters, aus einem von der Gegenwart nie beschränkten Sinne und aus den unergründeten Tiefen der Gefühle entspringt.

Meine Lage hat mir nicht erlaubt, die Herausgabe der Schriften selbst zu übernehmen. Ich würde haben fürchten müssen, durch Rei-

sen, und eigene, sehr heterogene Arbeiten zerstreut, eine mir theure Pflicht nicht sorgsam genug erfüllen zu können. Jede erwünschte Sorge in Vertheilung der Materialien und in der Correctur der Bogen ist aber auf die freundlichste und zuvorkommendste Weise von Herrn Doctor Carl Brandes, dem Herausgeber der literarischen Zeitung, einem Manne, dessen vielseitige wissenschaftliche Bildung dem Publikum längst bekannt ist, übernommen worden.

Jedem Bande soll eine poetische Zugabe geschenkt werden. Es sind theils schon gedruckte, theils dem Nachlass entnommene ungedruckte Gedichte meines Bruders. Das Bedürfniss, die Ideen, die ihn an jedem Tage lebhaft beschäftigten, in ein dichterisches Gewand zu hüllen, nahm auf eine denkwürdige Weise mit dem Alter und mehr noch mit der Stimmung zu, in welcher ein jeden Augenblick des Daseins erfüllendes Gefühl des unersetzlichsten Verlustes dem Anblick der Natur, der ländlichen Abgeschiedenheit, dem Geiste selbst eine eigene Weihe giebt. Die Frucht einer solchen, minder trüben als gerührten und feierlichen Stimmung war eine grosse Zahl von Gedichten, alle in einer und derselben Form, de-

ren Existenz weder mir, noch irgend einem anderen Gliede seiner ihn liebevoll umgebenden Familie bekannt wurde. Er hatte mit dem gerechtesten Vertrauen jeden Abend, mehrere Jahre lang, die Sonette, selbst auf kleinen Reisen, Herrn Ferdinand Schulz in die Feder dictirt, dem jetzigen Geheimen Secretär bei der Hauptverwaltung der Staatsschulden. Das Geheimniss, mit dem der Hingeschiedene diese Dichtungen so vorsichtig umgeben hatte, ja die bei mir erregte Besorgniss, dass flüchtigen Erzeugnissen der Phantasie nicht immer eine sorgsame technische Vollendung gegeben werden konnte, haben uns doch nicht abgehalten, einen Theil der Sonette Wilhelms von Humboldt zu veröffentlichen. Sie sind als ein Tagebuch zu betrachten, in dem ein edles, still bewegtes Seelenleben sich abspiegelt.

Potsdam, den 15ten Mai 1841.

Alexander von Humboldt.

Inhalt.

Seite

Ueber die Aufgabe des Geschichtsschreibers . . 1—25
(Abhandlungen der historisch-philologischen Klasse der Königlichen Akademie der Wissenschaften zu Berlin, 1820—21. Berlin 1822. 4. S. 305—322.)

Ueber die unter dem Namen Bhagavad-Gita bekannte Episode des Maha-Bharata . . . . . 26—109
(Ebend. 1825—26. Berlin 1827. 4. S. 1—64.)

Ueber die Bhagavad-Gita. Mit Bezug auf die Beurtheilung der Schlegel'schen Ausgabe im Pariser Asiatischen Journal . . . . . 110—184
(Aug. Wilh. von Schlegel's Indische Bibliothek Bd. II. Heft 2, S. 218—258 und Heft 3, S. 328—372. Bonn 1826. 8.)

Ueber Jacobi's Woldemar . . . . . 185—214
(Jenaische Literatur-Zeitung 1794. Nr. 315—317.)

Ueber die männliche und weibliche Form . . . . 215—261
(Schiller's Horen 1795. Stück 3, S. 80—103. und Stück 4, S. 14—40.)

Recension von F. A. Wolf's zweiter Ausgabe der Odyssee. Halle 1794. 8. . . . . 262—270
(Jenaische Literatur-Zeitung. 1795. Nr. 167.)

Briefe an Forster . . . . . 271—300
(Georg Forster's Briefwechsel. Nebst Nachrichten aus seinem Leben. Herausg. von Th. H., geb. H. 2 Theile. Leipzig 1829. 8. Thl. 2, S. 794—830.

Ideen über Staatsverfassung durch die neue Französische Constitution veranlafst . . . . . 301—311
(Berlinische Monatsschrift, herausg. von Biester, 1792. Stück 1, S. 84—98.)

Seite

Ueber die Sorgfalt des Staats für die Sicherheit gegen auswärtige Feinde . . . . . 312—317
(Ebendas. Stück 10, S. 346—384.)

Ueber die Sittenverbesserung durch Anstalten des Staats . . . . . 318—335
(Ebend. Stück 11, S. 419—44.)

Ueber öffentliche Staatserziehung . . . . . 336—342
(Ebend. Stück 12. S. 597—606.)

Gedichte.

Rom. (Berlin 1806. 4.) . . . . . 343—358

An die Sonne. (Paris 1820. 4.) . . . . . 359—360

An Alexander von Humboldt. (Handschriftlich.) . 361—378

In der Sierra Morena. (Handschriftlich.) . . . . . 379—383

Sonette. (Handschriftlich.) . . . . . 384—408

1. 384
2. Frühlingswiederkehr 385
3. 4. Spes. I—II. 386. 387
5. Ein Geheimniss 388
6. Hülfe von oben 389
7. Die letzte Hütte 390
8. 9. 10. Jenseits. I—III. . . . . 391—393
11. 12. Rom. I. II. 394. 395
13. Reines Glück 396
14. Bei Sternenschein 397
15. Psyche und die Schöpfung 398
16. Wahre Unterhaltung 399
17. Sichere Fahrt 400
18. Allein 401
19. Egmont 402
20. Leontine 403
21. Der innigste Wunsch 404
22. Sisyphus 405
23. Eigene Befriedigung 406
24. Innere Klarheit 407
25. Erdenfreuden 408

Ueber

die Aufgabe des Geschichtschreibers.

Die Aufgabe des Geschichtschreibers ist die Darstellung des Geschehenen. Je reiner und vollständiger ihm diese gelingt, desto vollkommener hat er jene gelöst. Die einfache Darstellung ist zugleich die erste, unerlafsliche Forderung seines Geschäfts, und das Höchste, was er zu leisten vermag. Von dieser Seite betrachtet, scheint er nur auffassend und wiedergebend, nicht selbstthätig und schöpferisch.

Das Geschehene aber ist nur zum Theil in der Sinnenwelt sichtbar, das Uebrige mufs hinzu empfunden, geschlossen, errathen werden. Was davon erscheint, ist zerstreut, abgerissen, vereinzelt; was dies Stückwerk verbindet, das Einzelne in sein wahres Licht stellt, dem Ganzen Gestalt giebt, bleibt der unmittelbaren Beobachtung entrückt. Sie kann nur die einander begleitenden und auf einander folgenden Umstände wahrnehmen, nicht den innern ursachlichen Zusammenhang selbst, auf dem doch allein auch die innere Wahrheit beruht. Wenn man die unbedeutendste Thatsache zu erzählen versucht, aber streng nur das sagen will, was sich wirklich zugetragen hat, so bemerkt man bald, wie, ohne die höchste Vorsicht im Wählen und Abmessen der Ausdrücke, sich überall kleine

Bestimmungen über das Vorgegangene hinaus einmischen, woraus Falschheiten oder Unsicherheiten entstehen. Selbst die Sprache trägt dazu bei, da ihr, die aus der ganzen Fülle des Gemüths quillt, oft Ausdrücke fehlen, die von allen Nebenbegriffen frei sind. Daher ist nichts so selten, als eine buchstäblich wahre Erzählung, nichts so sehr der Beweis eines gesunden, wohlgeordneten, rein absondernden Kopfes, und einer freien, objektiven Gemüthsstimmung; daher gleicht die historische Wahrheit gewissermafsen den Wolken, die erst in der Ferne vor den Augen Gestalt erhalten; und daher sind die Thatsachen der Geschichte in ihren einzelnen verknüpfenden Umständen wenig mehr, als die Resultate der Ueberlieferung und Forschung, die man übereingekommen ist für wahr anzunehmen, weil sie, am meisten wahrscheinlich in sich, auch am besten in den Zusammenhang des Ganzen passen.

Mit der nackten Absonderung des wirklich Geschehenen ist aber noch kaum das Gerippe der Begebenheit gewonnen. Was man durch sie erhält, ist die nothwendige Grundlage der Geschichte, der Stoff zu derselben, aber nicht die Geschichte selbst. Dabei stehen bleiben, hiefse die eigentliche, innere, in dem ursachlichen Zusammenhang gegründete Wahrheit einer äufseren, buchstäblichen, scheinbaren aufopfern, gewissen Irrthum wählen, um noch ungewisser Gefahr des Irrthums zu entgehen. Die Wahrheit alles Geschehenen beruht auf dem Hinzukommen jenes oben erwähnten, unsichtbaren Theils jeder Thatsache, und diesen mufs daher der Geschichtschreiber hinzufügen. Von dieser Seite betrachtet, ist er selbstthätig, und sogar schöpferisch, zwar nicht indem er hervorbringt, was nicht vorhanden ist, aber indem er aus eigner Kraft bildet, was er, wie es wirklich ist, nicht mit blofser Empfänglichkeit wahrnehmen konnte. Auf verschiedene Weise, aber eben

so wohl, als der Dichter, muſs er das zerstreut Gesammelte in sich zu einem Ganzen verarbeiten.

Es mag bedenklich scheinen, die Gebiete des Geschichtschreibers und Dichters sich auch nur in einem Punkte berühren zu lassen. Allein die Wirksamkeit beider ist unläugbar eine verwandte. Denn wenn der erstere, nach dem Vorigen, die Wahrheit des Geschehenen durch die Darstellung nicht anders erreicht, als indem er das Unvollständige und Zerstückelte der unmittelbaren Beobachtung ergänzt und verknüpft, so kann er dies, wie der Dichter, nur durch die Phantasie. Da er aber diese der Erfahrung und der Ergründung der Wirklichkeit unterordnet, so liegt darin der, jede Gefahr aufhebende, Unterschied. Sie wirkt in dieser Unterordnung nicht als reine Phantasie, und heiſst darum richtiger Ahndungsvermögen und Verknüpfungsgabe. Doch wäre hiermit allein der Geschichte noch ein zu niedriger Standpunkt angewiesen. Die Wahrheit des Geschehenen scheint wohl einfach, ist aber das Höchste, was gedacht werden kann. Denn wenn sie ganz errungen würde, so läge in ihr enthüllt, was alles Wirkliche, als eine nothwendige Kette, bedingt. Nach dem Nothwendigen muſs daher auch der Geschichtschreiber streben, nicht den Stoff, wie der Dichter, unter die Herrschaft der Form der Nothwendigkeit geben, aber die Ideen, welche ihre Gesetze sind, unverrückt im Geiste behalten, weil er, nur von ihnen durchdrungen, ihre Spur bei der reinen Erforschung des Wirklichen in seiner Wirklichkeit finden kann.

Der Geschichtschreiber umfaſst alle Fäden irdischen Wirkens und alle Gepräge überirdischer Ideen; die Summe des Daseins ist, näher oder entfernter, der Gegenstand seiner Bearbeitung, und er muſs daher auch alle Richtungen des Geistes verfolgen. Spekulation, Erfahrung und Dichtung sind aber nicht abgesonderte, einander entgegenge-

setzte und beschränkende Thätigkeiten des Geistes, sondern verschiedene Strahlseiten derselben.

Zwei Wege also müssen zugleich eingeschlagen werden, sich der historischen Wahrheit zu nähern, die genaue, partheilose, kritische Ergründung des Geschehenen, und das Verbinden des Erforschten, das Ahnden des durch jene Mittel nicht Erreichbaren. Wer nur dem ersten dieser Wege folgt, verfehlt das Wesen der Wahrheit selbst; wer dagegen gerade diesen über den zweiten vernachlässigt, läuft Gefahr sie im Einzelnen zu verfälschen. Auch die schlichte Naturbeschreibung kommt nicht aus mit der Herzählung und Schilderung der Theile, dem Messen der Seiten und Winkel; es liegt noch ein lebendiger Hauch auf dem Ganzen, es spricht ein innerer Charakter aus ihm, die sich beide nicht messen, nicht blofs beschreiben lassen. Auch sie wird zu dem zweiten Mittel zurückgedrängt, welches für sie die Vorstellung der Form des allgemeinen und individuellen Daseins der Naturkörper ist. Es soll, auch in der Geschichte, durch jenen zweiten Weg nichts Einzelnes gefunden, noch weniger etwas hinzugedichtet werden. Der Geist soll nur dadurch, dafs er sich die Form alles Geschehenden zu eigen macht, den wirklich erforschbaren Stoff besser verstehen, mehr in ihm erkennen lernen, als es die blofse Verstandesoperation vermag. Auf diese Assimilation der forschenden Kraft und des zu erforschenden Gegenstandes kommt allein alles an. Je tiefer der Geschichtsforscher die Menschheit und ihr Wirken durch Genie und Studium begreift, oder je menschlicher er durch Natur und Umstände gestimmt ist, und je reiner er seine Menschlichkeit walten läfst, desto vollständiger löst er die Aufgabe seines Geschäfts. Dies beweisen die Chroniken. Bei vielen entstellten Thatsachen, und manchen sichtbaren Mährchen kann den guten unter ihnen

niemand einen Grund gerade der ächtesten historischen Wahrheit absprechen. An sie schliefsen sich die älteren unter den sogenannten Memoiren an, obgleich die enge Beziehung auf das Individuum in ihnen schon oft der allgemeinen auf die Menschheit Eintrag thut, den die Geschichte, auch bei Bearbeitung eines einzelnen Punktes, fordert.

Aufserdem dafs die Geschichte, wie jede wissenschaftliche Beschäftigung, vielen untergeordneten Zwecken dient, ist ihre Bearbeitung nicht weniger, als Philosophie und Dichtung, eine freie, in sich vollendete Kunst. Das ungeheure Gewühl der sich drängenden Weltbegebenheiten, zum Theil hervorgehend aus der Beschaffenheit des Erdbodens, der Natur der Menschheit, dem Charakter der Nationen und Individuen, zum Theil wie aus dem Nichts entsprungen, und wie durch ein Wunder gepflanzt, abhängig von dunkel geahndeten Kräften, und sichtbar durchwaltet von ewigen, tief in der Brust der Menschen gewurzelten Ideen, ist ein Unendliches, das der Geist niemals in Eine Form zu bringen vermag, das ihn aber immer reizt, es zu versuchen, und ihm Stärke giebt, es theilweise zu vollenden. Wie die Philosophie nach dem ersten Grunde der Dinge, die Kunst nach dem Ideale der Schönheit, so strebt die Geschichte nach dem Bilde des Menschenschicksals in treuer Wahrheit, lebendiger Fülle und reiner Klarheit, von einem dergestalt auf den Gegenstand gerichteten Gemüth empfunden, dafs sich die Ansichten, Gefühle und Ansprüche der Persönlichkeit darin verlieren und auflösen. Diese Stimmung hervorzubringen und zu nähren, ist der letzte Zweck des Geschichtschreibers, den er aber nur dann erreicht, wenn er seinen nächsten, die einfache Darstellung des Geschehenen, mit gewissenhafter Treue verfolgt.

Denn der Sinn für die Wirklichkeit ist es, den er zu wecken und zu beleben bestimmt ist, und sein Geschäft wird subjectiv durch die Entwicklung dieses Begriffs, so wie objectiv durch den der Darstellung umschrieben. Jede geistige Bestrebung, durch welche auf den ganzen Menschen gewirkt wird, besitzt etwas, das man ihr Element, ihre wirkende Kraft, das Geheimniſs ihres Einflusses auf den Geist nennen kann, und was von den Gegenständen, die sie in ihren Kreis zieht, so sichtbar verschieden ist, daſs sie oft nur dienen, dieses auf neue und veränderte Weise vor das Gemüth zu bringen. In der Mathematik ist dies Isolirung auf Zahl und Linie, in der Metaphysik die Abstraktion von aller Erfahrung, in der Kunst die wundervolle Behandlung der Natur, daſs Alles aus ihr genommen scheint, und doch nichts auf gleiche Weise in ihr gefunden wird. Das Element, worin sich die Geschichte bewegt, ist der Sinn für die Wirklichkeit, und in ihm liegen das Gefühl der Flüchtigkeit des Daseins in der Zeit, und der Abhängigkeit von vorhergegangenen und begleitenden Ursachen, dagegen das Bewuſstsein der innern geistigen Freiheit, und das Erkennen der Vernunft, daſs die Wirklichkeit, ihrer scheinbaren Zufälligkeit ungeachtet, dennoch durch innere Nothwendigkeit gebunden ist. Wenn man im Geist auch nur Ein Menschenleben durchläuft, wird man von diesen verschiedenen Momenten, durch welche die Geschichte anregt und fesselt, ergriffen, und der Geschichtschreiber muſs, um die Aufgabe seines Geschäftes zu lösen, die Begebenheiten so zusammenstellen, daſs sie das Gemüth auf ähnliche Weise, als die Wirklichkeit selbst, bewegen.

Von dieser Seite ist die Geschichte dem handelnden Leben verwandt. Sie dient nicht sowohl durch einzelne Beispiele des zu Befolgenden, oder zu Verhütenden, die oft

irre führen, und selten belehren. Ihr wahrer und unermeſslicher Nutzen ist es, mehr durch die Form, die an den Begebenheiten hängt, als durch sie selbst, den Sinn für die Behandlung der Wirklichkeit zu beleben und zu läutern; zu verhindern, daſs er nicht in das Gebiet bloſser Ideen überschweife, und ihn doch durch Ideen zu regieren; auf dieser schmalen Mittelbahn aber dem Gemüth gegenwärtig zu erhalten, daſs es kein andres erfolgreiches Eingreifen in den Drang der Begebenheiten giebt, als mit hellem Blick das Wahre in der jedesmal herrschenden Ideenrichtung zu erkennen, und sich mit festem Sinn daran anzuschlieſsen.

Diese innere Wirkung muſs die Geschichte immer hervorbringen, was auch ihr Gegenstand sein möge, ob sie ein zusammenhangendes Gewebe von Begebenheiten, oder eine einzelne erzähle. Der Geschichtschreiber, der dieses Namens würdig ist, muſs jede Begebenheit als Theil eines Ganzen, oder, was dasselbe ist, an jeder die Form der Geschichte überhaupt darstellen.

Dies führt auf die genauere Entwicklung des Begriffs der von ihm geforderten Darstellung. Das Gewebe der Begebenheiten liegt in scheinbarer Verwirrung, nur chronologisch und geographisch gesondert, vor ihm da. Er muſs das Nothwendige vom Zufälligen trennen, die innere Folge aufdecken, die wahrhaft wirkenden Kräfte sichtbar machen, um seiner Darstellung die Gestalt zu geben, auf der nicht etwa ein eingebildeter, oder entbehrlicher philosophischer Werth, oder ein dichterischer Reiz derselben, sondern ihr erstes und wesentlichstes Erforderniſs, ihre Wahrheit und Treue beruht. Denn man erkennt die Begebenheiten nur halb, oder entstellt, wenn man bei ihrer oberflächlichen Erscheinung stehen bleibt, ja der gewöhnliche Beobachter mischt ihnen alle Augenblicke Irr-

thümer und Falschheiten bei. Diese werden nur durch die wahre Gestalt verscheucht, die sich allein dem von Natur glücklichen, und durch Studium und Uebung geschärften Blick des Geschichtforschers enthüllt. Wie hat er es nun anzufangen, um hierin glücklich zu sein?

Die historische Darstellung ist, wie die künstlerische, Nachahmung der Natur. Die Grundlage von beiden ist das Erkennen der wahren Gestalt, das Herausfinden des Nothwendigen, die Absonderung des Zufälligen. Es darf uns daher nicht gereuen, das leichter erkennbare Verfahren des Künstlers auf das mehr Zweifeln unterworfene des Geschichtschreibers anzuwenden.

Die Nachahmung der organischen Gestalt kann auf einem doppelten Wege geschehen; durch unmittelbares Nachbilden der äufseren Umrisse, so genau Auge und Hand es vermögen, oder von innen heraus, durch vorhergängiges Studium der Art, wie die äufseren Umrisse aus dem Begriff und der Form des Ganzen entstehen, durch die Abstrahirung ihrer Verhältnisse, durch eine Arbeit, vermittelst welcher die Gestalt erst ganz anders, als der unkünstlerische Blick sie wahrnimmt, erkannt, dann von der Einbildungskraft dergestalt aufs neue geboren wird, dafs sie, neben der buchstäblichen Uebereinstimmung mit der Natur, noch eine andere, höhere Wahrheit in sich trägt. Denn der gröfste Vorzug des Kunstwerks ist, die in der wirklichen Erscheinung verdunkelte, innere Wahrheit der Gestalten offenbar zu machen. Die beiden eben genannten Wege sind durch alle Zeiten und alle Gattungen hindurch die Kriterien der falschen und ächten Kunst. Es giebt zwei, der Zeit und der Lage nach, sehr weit von einander entfernte Völker, die aber beide für uns Anfangspunkte der Kultur bezeichnen, die Aegypter und Mexikaner, an welchen

dieser Unterschied überaus sichtbar ist. Man hat, und mit Recht, mehrfache Aehnlichkeiten zwischen beiden gezeigt, beide mufsten über die furchtbare Klippe aller Kunst hinweg, dafs sie das Bild zum Schriftzeichen gebrauchten, und in den Zeichnungen der letzteren findet sich auch nicht Eine richtige Ansicht der Gestalt, da bei den ersteren in der unbedeutendsten Hieroglyphe Styl ist *). Sehr natürlich. In den mexikanischen Zeichnungen ist kaum eine Spur von Erahnung innerer Form, oder Kenntnifs organischen Baues, alles geht also auf Nachahmung der äusseren Gestalt hinaus. Nun aber muss der Versuch des Verfolgens der äufseren Umrisse der unvollkommenen Kunst gänzlich mifslingen, und alsdann zur Verzerrung führen, da hingegen das Aufsuchen des Verhältnisses und Ebenmafses auch aus der Unbehülflichkeit der Hand und der Werkzeuge hervorleuchtet.

---

*) Es kam hier nur darauf an, das über die Kunst Gesagte mit einem Beispiele zu belegen; ich bin daher weit entfernt, hierdurch ein entscheidendes Urtheil über die Mexikaner zu fällen. Es giebt sogar Bildwerke von ihnen, wie der von meinem Bruder mitgebrachte Kopf im hiesigen Königlichen Museum, welche ein günstigeres Zeugnifs über ihre Kunstfertigkeit fällen lassen. Wenn man bedenkt, wie wenig hoch hinauf unsre Kenntnifs der Mexikaner geht, und welches geringe Alter die Gemälde haben, die wir kennen, so wäre es sehr gewagt, ihre Kunst nach demjenigen zu beurtheilen, was sehr leicht aus den Zeiten ihres äufsersten Verfalls herrühren kann. Dafs Ausgeburten der Kunst sogar neben ihrer höchsten Ausbildung bestehen können, ist mir ungemein auffallend an kleinen bronzenen Figuren gewesen, die man in Sardinien findet, denen man wohl ansieht, dafs sie von Griechen oder Römern herstammen, die aber in der Unrichtigkeit der Verhältnisse den mexikanischen nichts nachgeben. Eine Sammlung dieser Art findet sich im Collegium Romanum in Rom. Es ist auch aus andern Gründen wahrscheinlich, dafs die Mexikaner in einer früheren Zeit und in einer andern Gegend auf einer viel höhern Stufe der Bildung standen; selbst die historischen, in den Werken meines Bruders sorgfältig gesammelten, und mit einander verglichenen Spuren ihrer Wanderungen deuten darauf hin.

Wenn man den Umrifs der Gestalt von innen heraus verstehen will, mufs man auf die Form überhaupt, und auf das Wesen des Organismus zurückgehn, also auf Mathematik und Naturkunde. Diese giebt den Begriff, jene die Idee der Gestalt. Zu Beidem mufs, als Drittes, Verknüpfendes, der Ausdruck der Seele, des geistigen Lebens hinzukommen. Die reine Form aber, wie sie sich darstellt in der Symmetrie der Theile, und dem Gleichgewicht der Verhältnisse, ist das Wesentlichste, und auch das Früheste, da der noch frische, jugendliche Geist mehr von der reinen Wissenschaft angezogen wird, diese auch eher durchzubrechen vermag, als die mancherlei Vorbereitung fordernde der Erfahrung. Dies ist an den ägyptischen und griechischen Bildwerken offenbar. Aus allen tritt zuerst Reinheit und Strenge der Form, die kaum Härte fürchtet, hervor, die Regelmäfsigkeit der Kreise und Halbkreise, die Schärfe der Winkel, die Bestimmtheit der Linien; auf diesem sichern Grund erst ruht der übrige äufsere Umrifs. Wo noch die genauere Kenntnifs der organischen Bildung fehlt, ist dies schon in strahlender Klarheit vorhanden, und als der Künstler auch ihrer Meister geworden war, als er fliefsende Anmuth zu verleihen, göttlichen Ausdruck einzuhauchen verstand, wäre es ihm nie eingefallen, durch diese zu reizen, wenn er nicht für Jenes gesorgt hätte. Das Unerlafsliche blieb ihm auch das Erste und Höchste.

Alle Mannigfaltigkeit und Schönheit des Lebens hilft daher dem Künstler nicht, wenn ihr nicht in der Einsamkeit seiner Phantasie die begeisternde Liebe zur reinen Form gegenübersteht. Dadurch wird es begreiflich, wie die Kunst gerade in einem Volk entstand, dessen Leben wohl nicht das beweglichste und anmuthigste war, das sich schwerlich durch Schönheit auszeichnete, dessen tiefer Sinn aber sich früh auf Mathematik und Mechanik wandte, das

an ungeheuren, sehr einfachen, aber streng regelmäfsigen Gebäuden Geschmack fand, das diese Architektonik der Verhältnisse auch auf die Nachahmung der menschlichen Gestalt übertrug, und dem sein hartes Material das Element jeder Linie streitig machte. Die Lage des Griechen war in allem verschieden; reizende Schönheit, ein reich bewegtes, zuweilen selbst regelloses Leben, eine mannigfaltige, üppige Mythologie umgaben ihn, und sein Meifsel gewann dem bildsamen Marmor, ja in der ältesten Zeit dem Holze, leicht jede Gestalt ab. Desto mehr ist die Tiefe und der Ernst seines Kunstsinns zu bewundern, dafs er, ungeachtet aller dieser Lockungen zu oberflächlicher Anmuth, die ägyptische Strenge nur noch durch gründlichere Kenntnifs des organischen Baues erhöhte.

Es mag sonderbar scheinen, zur Grundlage der Kunst nicht ausschliefsend den Reichthum des Lebens, sondern zugleich die Trockenheit mathematischer Anschauung zu machen. Aber es bleibt darum nicht minder wahr, und der Künstler bedürfte nicht der beflügelnden Kraft des Genies, wenn er nicht bestimmt wäre, den tiefen Ernst streng beherrschender Ideen in die Erscheinung freien Spiels umzuwandeln. Es liegt aber auch ein fesselnder Zauber in der blofsen Anschauung der mathematischen Wahrheiten, der ewigen Verhältnisse des Raumes und der Zeit, sie mögen sich nun an Tönen, Zahlen oder Linien offenbaren. Ihre Betrachtung gewährt durch sich selbst eine ewig neue Befriedigung in der Entdeckung immer neuer Verhältnisse, und sich immer vollkommen lösender Aufgaben. In uns schwächt nur den Sinn für die Schönheit der Form reiner Wissenschaft zu frühe und vielfache Anwendung.

Die Nachahmung des Künstlers geht also von Ideen aus, und die Wahrheit der Gestalt erscheint ihm nur ver-

mittelst dieser. Dasselbe mufs, da in beiden Fällen die Natur das Nachzuahmende ist, auch bei der historischen statt finden, und es fragt sich nur, ob und welche Ideen es giebt, die den Geschichtschreiber zu leiten im Stande sind?

Hier aber fordert das weitere Vorschreiten grofse Behutsamkeit, damit nicht schon die blofse Erwähnung von Ideen die Reinheit der geschichtlichen Treue verletze. Denn wenn auch der Künstler und Geschichtschreiber beide darstellend und nachahmend sind, so ist ihr Ziel doch durchaus verschieden. Jener streift nur die flüchtige Erscheinung von der Wirklichkeit ab, berührt sie nur, um sich aller Wirklichkeit zu entschwingen; dieser sucht blofs sie, und mufs sich in sie vertiefen. Allein gerade darum, und weil er sich nicht begnügen kann bei dem losen äufsern Zusammenhange des Einzelnen, sondern zu dem Mittelpunkt gelangen mufs, aus dem die wahre Verkettung verstanden werden kann, so mufs er die Wahrheit der Begebenheit auf einem ähnlichen Wege suchen, als der Künstler die Wahrheit der Gestalt. Die Ereignisse der Geschichte liegen noch viel weniger, als die Erscheinungen der Sinnenwelt, so offen da, dafs man sie rein abzulesen vermöchte; ihr Verständnifs ist nur das vereinte Erzeugnifs ihrer Beschaffenheit und des Sinnes, den der Betrachter hinzubringt, und wie bei der Kunst, läfst sich auch bei ihnen nicht Alles durch blofse Verstandesoperation, eines aus dem andern logisch herleiten und in Begriffe zerlegen; man fafst das Rechte, das Feine, das Verborgne nur auf, weil der Geist richtig, es aufzufassen, gestimmt ist. Auch der Geschichtschreiber, wie der Zeichner, bringt nur Zerrbilder hervor, wenn er blofs die einzelnen Umstände der Begebenheiten, sie so, wie sie sich scheinbar darstellen, an einander reihend, aufzeichnet; wenn er sich nicht strenge Rechenschaft von ihrem innern Zu-

sammenhange giebt, sich die Anschauung der wirkenden Kräfte verschafft, die Richtung, die sie gerade in einem bestimmten Augenblick nehmen, erkennt, der Verbindung beider mit dem gleichzeitigen Zustand, und den vorhergegangenen Veränderungen nachforscht. Um dies aber zu können, mufs er mit der Beschaffenheit, dem Wirken, der gegenseitigen Abhängigkeit dieser Kräfte überhaupt vertraut sein, wie die vollständige Durchsuchung des Besondern immer die Kenntnifs des Allgemeinen voraussetzt, unter dem es begriffen ist. In diesem Sinn mufs das Auffassen des Geschehenen von Ideen geleitet sein.

Es versteht sich indefs freilich von selbst, dafs diese Ideen aus der Fülle der Begebenheiten selbst hervorgehen, oder genauer zu reden, durch die mit ächt historischem Sinn unternommene Betrachtung derselben im Geist entspringen, nicht der Geschichte, wie eine fremde Zugabe, geliehen werden müssen, ein Fehler, in welchen die sogenannte philosophische Geschichte leicht verfällt. Ueberhaupt droht der historischen Treue viel mehr Gefahr von der philosophischen, als der dichterischen Behandlung, da diese wenigstens dem Stoff Freiheit zu lassen gewohnt ist. Die Philosophie schreibt den Begebenheiten ein Ziel vor; dies Suchen nach Endursachen, man mag sie auch aus dem Wesen des Menschen und der Natur selbst ableiten wollen, stört und verfälscht alle freie Ansicht des eigenthümlichen Wirkens der Kräfte. Die teleologische Geschichte erreicht auch darum niemals die lebendige Wahrheit der Weltschicksale, weil das Individuum seinen Gipfelpunkt immer innerhalb der Spanne seines flüchtigen Daseins finden mufs, und sie daher den letzten Zweck der Ereignisse nicht eigentlich in das Lebendige setzen kann, sondern es in gewifsermafsen todten Einrichtungen, und dem Begriff eines idealen Ganzen sucht; sei es in allgemein werden-

dem Anbau und Bevölkerung des Erdbodens, in zunehmender Kultur der Völker, in innigerer Verbindung aller, in endlicher Erreichung eines Zustandes der Vollkommenheit der bürgerlichen Gesellschaft, oder in irgend einer Idee dieser Art. Von allem diesem hängt zwar unmittelbar die Thätigkeit und Glückseligkeit der Einzelnen ab, allein was jede Generation davon, als durch alle vorigen errungen, empfängt, ist nicht Beweis, und nicht einmal immer gleich bildender Übungsstoff ihrer Kraft. Denn auch was Frucht des Geistes und der Sinnesart ist, Wissenschaft, Kunst, sittliche Einrichtung, verliert das Geistige, und wird zur Materie, wenn nicht der Geist es immer von neuem belebt. Alle diese Dinge tragen die Natur des Gedankens an sich, der nur erhalten werden kann, indem er gedacht wird.

Zu den wirkenden und schaffenden Kräften also hat sich der Geschichtschreiber zu wenden. Hier bleibt er auf seinem eigenthümlichen Gebiet. Was er thun kann, um zu der Betrachtung der labyrinthisch verschlungenen Begebenheiten der Weltgeschichte, in seinem Gemüthe eingeprägt, die Form mitzubringen, unter der allein ihr wahrer Zusammenhang erscheint, ist, diese Form von ihnen selbst abzuziehen. Der Widerspruch, der hierin zu liegen scheint, verschwindet bei näherer Betrachtung. Jedes Begreifen einer Sache setzt, als Bedingung seiner Möglichkeit, in dem Begreifenden schon ein Analogon des nachher wirklich Begriffenen voraus, eine vorhergängige, ursprüngliche Uebereinstimmung zwischen dem Subjekt und Objekt. Das Begreifen ist keineswegs ein blofses Entwickeln aus dem ersteren, aber auch kein blofses Entnehmen vom letzteren, sondern beides zugleich. Denn es besteht allemal in der Anwendung eines früher vorhandenen Allgemeinen auf ein neues Besondres. Wo zwei Wesen

durch gänzliche Kluft getrennt sind, führt keine Brücke der Verständigung von einem zum andern, und um sich zu verstehen, mufs man sich in einem andern Sinn schon verstanden haben. Bei der Geschichte ist diese vorgängige Grundlage des Begreifens sehr klar, da Alles, was in der Weltgeschichte wirksam ist, sich auch in dem Innern des Menschen bewegt. Je tiefer daher das Gemüth einer Nation alles Menschliche empfindet, je zarter, vielseitiger und reiner sie dadurch ergriffen wird, desto mehr hat sie Anlage, Geschichtschreiber im wahren Sinne des Worts zu besitzen. Zu dem so Vorbereiteten mufs die prüfende Uebung hinzukommen, welche das Vorempfundene an dem Gegenstand berichtigend versucht, bis durch diese wiederholte Wechselwirkung die Klarheit zugleich mit der Gewifsheit hervorgeht.

Auf diese Weise entwirft sich der Geschichtschreiber durch das Studium der schaffenden Kräfte der Weltgeschichte ein allgemeines Bild der Form des Zusammenhanges aller Begebenheiten, und in diesem Kreis liegen die Ideen, von denen im vorigen die Rede war. Sie sind nicht in die Geschichte hineingetragen, sondern machen ihr Wesen selbst aus. Denn jede todte und lebendige Kraft wirkt nach den Gesetzen ihrer Natur, und Alles, was geschieht, steht, dem Raum und der Zeit nach, in unzertrennlichem Zusammenhange.

In diesem erscheint die Geschichte, wie mannigfaltig und lebendig sie sich auch vor unserm Blicke bewegt, doch wie ein todtes, unabänderlichen Gesetzen folgendes, und durch mechanische Kräfte getriebenes Uhrwerk. Denn eine Begebenheit erzeugt die andre, Maafs und Beschaffenheit jeder Wirkung wird durch ihre Ursach gegeben, und selbst der frei scheinende Wille des Menschen findet seine Bestimmung in Umständen, die längst vor seiner Geburt,

ja vor dem Werden der Nation, der er angehört, unabänderlich angelegt waren. Aus jedem einzelnen Moment die ganze Reihe der Vergangenheit, und selbst der Zukunft berechnen zu können, scheint nicht in sich, sondern wegen mangelnder Kenntnifs einer Menge von Zwischengliedern unmöglich. Allein es ist längst erkannt, dafs das ausschliefsende Verfolgen dieses Wegs gerade abführen würde von der Einsicht in die wahrhaft schaffenden Kräfte, dafs in jedem Wirken, bei dem Lebendiges im Spiel ist, gerade das Hauptelement sich aller Berechnung entzieht, und dafs jenes scheinbar mechanische Bestimmen doch ursprünglich frei wirkenden Impulsen gehorcht.

Es mufs also, neben dem mechanischen Bestimmen einer Begebenheit durch die andre, mehr auf das eigenthümliche Wesen der Kräfte gesehen werden, und hier ist die erste Stufe ihr physiologisches Wirken. Alle lebendigen Kräfte, der Mensch wie die Pflanze, die Nationen wie das Individuum, das Menschengeschlecht wie die einzelnen Völker, ja selbst die Erzeugnisse des Geistes, so wie sie auf einem, in einer gewissen Folge fortgesetzten Wirken beruhen, wie Litteratur, Kunst, Sitten, die äufsere Form der bürgerlichen Gesellschaft, haben Beschaffenheiten, Entwicklungen, Gesetze mit einander gemein. So das stufenweise Erreichen eines Gipfelpunkts, und das allmählige Herabsinken davon, den Uebergang von gewissen Vollkommenheiten zu gewissen Ausartungen u. s. f. Unläugbar liegt hierin eine Menge geschichtlicher Aufschlüsse, aber sichtbar wird auch hierdurch nicht das schaffende Princip selbst, sondern nur eine Form erkannt, der es sich beugen mufs, wo es nicht an ihr einen erhebenden und beflügelnden Träger findet.

Noch weniger zu berechnen in seinem Gange, und nicht sowohl erkennbaren Gesetzen unterworfen, als nur

in gewisse Analogieen zu fassen, sind die psychologischen Kräfte der mannigfaltig in einander greifenden menschlichen Fähigkeiten, Empfindungen, Neigungen und Leidenschaften. Als die nächsten Triebfedern der Handlungen, und die unmittelbarsten Ursachen der daraus entspringenden Ereignisse, beschäftigen sie den Geschichtschreiber vorzugsweise, und werden am häufigsten zur Erklärung der Begebenheiten gebraucht. Aber diese Ansicht gerade erfordert die meiste Behutsamkeit. Sie ist am wenigsten welthistorisch, würdigt die Tragödie der Weltgeschichte zum Drama des Alltaglebens herab, verführt zu leicht, die einzelne Begebenheit aus dem Zusammenhange des Ganzen herauszureifsen, und an die Stelle des Weltschicksals ein kleinliches Getreibe persönlicher Beweggründe zu setzen. Alles wird auf dem von ihr ausgehenden Wege in das Individuum gelegt, und das Individuum doch nicht in seiner Einheit und Tiefe, seinem eigentlichen Wesen erkannt. Denn dies läfst sich nicht so spalten, analysiren, nach Erfahrungen beurtheilen, die, von Vielen genommen, auf Viele passen sollen. Seine eigenthümliche Kraft geht alle menschliche Empfindungen und Leidenschaften durch, drückt aber allen ihren Stempel und ihren Charakter auf.

Man könnte den Versuch machen, nach diesen drei, hier angedeuteten Ansichten, die Geschichtschreiber zu klassificiren, aber die Charakteristik der wahrhaft genialischen unter ihnen würde durch keine, ja nicht durch alle zusammengenommen erschöpft. Denn diese Ansichten selbst erschöpfen auch nicht die Ursachen des Zusammenhangs der Begebenheiten, und die Grundidee, von welcher aus allein das Verstehen dieser in ihrer vollen Wahrheit möglich ist, liegt nicht in ihrem Kreise. Sie umfassen nur die, in regelmäfsig sich wieder erzeugender Ordnung überschaubaren Erscheinungen der todten, lebendigen und geistigen

Natur, aber keinen freien und selbständigen Impuls einer ursprünglichen Kraft; jene Erscheinungen geben daher auch nur Rechenschaft von regelmäfsig, nach erkanntem Gesetz, oder sichrer Erfahrung wiederkehrenden Entwicklungen: was aber wie ein Wunder entsteht, sich wohl mit mechanischen, physiologischen und psychologischen Erklärungen begleiten, aber aus keiner solchen wirklich ableiten läfst, das bleibt innerhalb jenes Kreises auch nicht blofs unerklärt, sondern unerkannt.

Wie man es immer anfangen möge, so kann das Gebiet der Erscheinungen nur von einem Punkte aufser demselben begriffen werden, und das besonnene Heraustreten ist eben so gefahrlos, als der Irrthum gewifs bei blindem Verschliefsen in demselben. Die Weltgeschichte ist nicht ohne eine Weltregierung verständlich.

Mit dem Festhalten dieses Gesichtspunkts ist gleich der bedeutende Vortheil gewonnen, das Begreifen der Begebenheiten nicht für abgeschlossen zu erachten durch jene, aus dem Kreise der Natur genommenen Erklärungen. Uebrigens wird aber freilich dem Geschichtschreiber dadurch der letzte, schwierigste und wichtigste Theil seines Wegs wenig erleichtert. Denn es ist ihm kein Organ verliehen, die Plane der Weltregierung unmittelbar zu erforschen, und jeder Versuch dazu dürfte ihn, wie das Aufsuchen von Endursachen, nur auf Abwege führen. Allein die aufserhalb der Naturentwicklung liegende Leitung der Begebenheiten offenbart sich dennoch an ihnen selbst, durch Mittel, die, wenn gleich nicht selbst Gegenstände der Erscheinung, doch an solchen hängen, und an ihnen, wie unkörperliche Wesen, erkannt werden, die man aber nie wahrnimmt, wenn man nicht, hinaustretend aus dem Gebiet der Erscheinungen, im Geiste in dasjenige übergeht, aus dem sie ihre Abkunft haben. An ihre Erforschung ist

also die letzte Bedingung der Lösung der Aufgabe des Geschichtschreibers geknüpft.

Die Zahl der schaffenden Kräfte in der Geschichte wird durch die unmittelbar in den Begebenheiten auftretenden nicht erschöpft. Wenn der Geschichtschreiber auch alle einzeln, und in ihrer Verbindung durchforscht hat, die Gestalt und die Umwandlungen des Erdbodens, die Veränderungen des Klima's, die Geistesfähigkeit und Sinnesart der Nationen, die noch eigenthümlichere Einzelner, die Einflüsse der Kunst und Wissenschaft, die tief eingreifenden und weit verbreiteten der bürgerlichen Einrichtungen, so bleibt ein noch mächtiger wirkendes, nicht in unmittelbarer Sichtbarkeit auftretendes, aber jenen Kräften selbst den Anstofs und die Richtung verleihendes Princip übrig, nämlich Ideen, die, ihrer Natur nach, aufser dem Kreise der Endlichkeit liegen, aber die Weltgeschichte in allen ihren Theilen durchwalten und beherrschen.

Dafs solche Ideen sich offenbaren, dafs gewisse Erscheinungen, nicht erklärbar durch blofses, Naturgesetzen gemäfses Wirken, nur ihrem Hauch ihr Dasein verdanken, leidet keinen Zweifel, und eben so wenig, dafs es mithin einen Punkt giebt, auf dem der Geschichtschreiber, um die wahre Gestalt der Begebenheiten zu erkennen, auf ein Gebiet aufser ihnen verwiesen wird.

Die Idee äufsert sich aber auf zwiefachem Wege, einmal als Richtung, die anfangs unscheinbar, aber allmählig sichtbar, und zuletzt unwiderstehlich, Viele, an verschiedenen Orten, und unter verschiedenen Umständen ergreift; dann als Kraftzeugung, welche in ihrem Umfang und ihrer Erhabenheit nicht aus den begleitenden Umständen herzuleiten ist.

Von dem Ersteren finden sich die Beispiele ohne Mühe, sie sind auch kaum in irgend einer Zeit verkannt worden.

Aber es ist sehr wahrscheinlich, dafs noch viele Begebenheiten, die man jetzt auf mehr materielle und mechanische Weise erklärt, auf diese Art angesehen werden müssen.

Beispiele von Krafterzeugungen, von Erscheinungen, zu deren Erklärung die umgebenden Umstände nicht zureichen, sind das oben erwähnte Hervorbrechen der Kunst in ihrer reinen Form in Aegypten, und vielleicht noch mehr die plötzliche Entwicklung freier, und sich doch wieder gegenseitig in Schranken haltender Individualität in Griechenland, mit welcher Sprache, Poesie und Kunst auf einmal in einer Vollendung da stehen, zu der man vergebens dem allmählichen Wege nachspürt. Denn das Bewundernswürdige der griechischen Bildung, und was am meisten den Schlüssel zu ihr enthält, hat mir immer geschienen, dafs, da den Griechen alles Grofse, was sie verarbeiteten, von in Kasten getheilten Nationen überkam, sie von diesem Zwange frei blieben, aber immer ein Analogon beibehielten, nur den strengen Begriff in den loseren der Schule und freien Genossenschaft milderten, und durch vielfachere Theilung des urnationellen Geistes, als es je in einem Volke gegeben hat, in Stämme, Völkerschaften und einzelne Städte, und durch wieder eben so aufsteigende Verbindung, die Verschiedenheit der Individualität zu dem regsten Zusammenwirken brachten. Griechenland stellt dadurch eine, weder vorher, noch nachher jemals da gewesene Idee nationeller Individualität auf, und wie in der Individualität das Geheimnifs alles Daseins liegt, so beruht auf dem Grade der Freiheit, und der Eigenthümlichkeit ihrer Wechselwirkung alles weltgeschichtliche Fortschreiten der Menschheit.

Zwar kann auch die Idee nur in der Naturverbindung auftreten, und so läfst sich auch bei jenen Erscheinungen eine Anzahl befördernder Ursachen, ein Uebergang vom

Unvollkommneren zum Vollkommneren nachweisen, und in den ungeheuren Lücken unsrer Kunde mit Recht voraussetzen. Aber das Wundervolle liegt darum nicht minder im Ergreifen der ersten Richtung, dem Sprühen des ersten Funkens. Ohne diesen können keine befördernden Umstände wirken, keine Uebung, kein allmähliges Vorschreiten, auch Jahrhunderte hindurch, zum Ziel führen. Die Idee kann sich nur einer geistig individuellen Kraft anvertrauen, aber dafs der Keim, welchen sie in dieselbe legt, sich auf seine Weise entwickelt, dafs diese Weise dieselbe bleibt, wo er in andere Individuen übergeht, dafs die aus ihm aufsprieſsende Pflanze durch sich selbst ihre Blüthe und ihre Reife erlangt, und nachher welkt und verschwindet, wie immer die Umstände und Individuen sich gestalten mögen, dies zeigt, dafs es die selbständige Natur der Idee ist, welche diesen Lauf in der Erscheinung vollendet. Auf diese Art kommen in allen verschiedenen Gattungen des Daseins und der geistigen Erzeugung Gestalten zur Wirklichkeit, in denen sich irgend eine Seite der Unendlichkeit spiegelt, und deren Eingreifen ins Leben neue Erscheinungen hervorbringt.

In der Körperwelt, da es bei dem Erforschen der geistigen immer ein sichernder Weg bleibt, die Analogie in jener zu verfolgen, darf man kein Entstehen so bedeutend neuer Gestalten erwarten. Die Verschiedenheiten der Organisation haben einmal ihre festen Formen gefunden, und obgleich sie sich innerhalb dieser niemals in der organischen Individualität erschöpfen, so werden diese feinen Nüancen nicht unmittelbar, kaum in ihrem Wirken auf die geistige Bildung sichtbar. Die Schöpfung der Körperwelt geht im Raume auf einmal, die der geistigen allmählich in der Zeit vor, oder die erstere findet wenigstens eher ihren Ruhepunkt, auf dem die Schöpfung sich in der einförmi-

gen Forterzeugung verliert. Viel näher aber, als die Gestalt und der körperliche Bau, stehet dem Geistigen das organische Leben, und die Gesetze beider finden eher Anwendung auf einander. In dem Zustande der gesunden Kraft ist dies minder sichtbar, wiewohl sehr wahrscheinlich auch in ihm Veränderungen der Verhältnisse und Richtungen vorkommen, welche verborgenen Ursachen folgen, und epochenweise das organische Leben anders und anders stimmen. Aber im abnormen Zustande des Lebens, in den Krankheitsformen giebt es unläugbar ein Analogon von Richtungen, die, ohne erklärliche Ursachen, plötzlich oder allmählich entstehen, eignen Gesetzen zu folgen scheinen, und auf einen verborgnen Zusammenhang der Dinge hinweisen. Dies bestätigen vielfache Beobachtungen, wenn es auch vielleicht erst spät dahinkommen wird, davon einen historischen Gebrauch zu machen.

Jede menschliche Individualität ist eine in der Erscheinung wurzelnde Idee, und aus einigen leuchtet diese so strahlend hervor, dafs sie die Form des Individuums nur angenommen zu haben scheint, um in ihr sich selbst zu offenbaren. Wenn man das menschliche Wirken entwickelt, so bleibt, nach Abzug aller, dasselbe bestimmenden Ursachen, etwas Ursprüngliches in ihm zurück, das, anstatt von jenen Einflüssen erstickt zu werden, vielmehr sie umgestaltet, und in demselben Element liegt ein unaufhörlich thätiges Bestreben, seiner inneren, eigenthümlichen Natur äufseres Dasein zu verschaffen. Nicht anders ist es mit der Individualität der Nationen, und in vielen Theilen der Geschichte ist es sichtbarer an ihnen, als an den Einzelnen, da sich der Mensch in gewissen Epochen, und unter gewissen Umständen gleichsam heerdenweise entwickelt. Mitten in den durch Bedürfnifs, Leidenschaft und scheinbaren Zufall geleiteten Begebenheiten der Völker wirkt

daher, und mächtiger, als jene Elemente, das geistige Princip der Individualität fort; es sucht der ihm inwohnenden Idee Raum zu verschaffen, und es gelingt ihm, wie die zarteste Pflanze durch das organische Anschwellen ihrer Gefäfse Gemäuer sprengt, das sonst den Einwirkungen von Jahrhunderten trotzte. Neben der Richtung, welche Völker und Einzelne dem Menschengeschlecht durch ihre Thaten ertheilen, lassen sie Formen geistiger Individualität zurück, dauernder und wirksamer als Begebenheiten und Ereignisse.

Es giebt aber auch idealische Formen, die, ohne die menschliche Individualität selbst zu sein, nur mittelbar sich auf sie beziehen. Zu diesen gehören die Sprachen. Denn obgleich der Geist der Nation sich in jeder spiegelt, so hat auch jede eine frühere, mehr unabhängige Grundlage, und ihr eignes Wesen und ihr innerer Zusammenhang sind so mächtig und bestimmend, dafs ihre Selbständigkeit mehr Wirkung ausübt, als erfährt, und dafs jede bedeutende Sprache als eine eigenthümliche Form der Erzeugung und Mittheilung von Ideen erscheint.

Auf eine noch reinere und vollere Weise verschaffen sich die ewigen Urideen alles Denkbaren Dasein und Geltung, die Schönheit in allen körperlichen und geistigen Gestalten, die Wahrheit in dem unabänderlichen Wirken jeder Kraft nach dem ihr inwohnenden Gesetz, das Recht in dem unerbittlichen Gange der sich ewig richtenden und strafenden Begebenheiten.

Für die menschliche Ansicht, welche die Plane der Weltregierung nicht unmittelbar erspähen, sondern sie nur an den Ideen erahnden kann, durch die sie sich offenbaren, ist daher alle Geschichte nur Verwirklichung einer Idee, und in der Idee liegt zugleich die Kraft und das Ziel; und so gelangt man, indem man sich blofs in die Betrach-

tung der schaffenden Kräfte vertieft, auf einem richtigern Wege zu den Endursachen, welchen der Geist natürlich nachstrebt. Das Ziel der Geschichte kann nur die Verwirklichung der durch die Menschheit darzustellenden Idee sein, nach allen Seiten hin, und in allen Gestalten, in welchen sich die endliche Form mit der Idee zu verbinden vermag, und der Lauf der Begebenheiten kann nur da abbrechen, wo beide einander nicht mehr zu durchdringen im Stande sind.

So wären wir also dahin gekommen, die Ideen aufzufinden, welche den Geschichtschreiber leiten müssen, und können nun zurückkehren zu der oben zwischen ihm und dem Künstler angestellten Vergleichung. Was diesem die Kenntnifs der Natur, das Studium des organischen Baus, ist jenem die Erforschung der als handelnd und leitend im Leben auftretenden Kräfte; was diesem Verhältnifs, Ebenmafs und der Begriff der reinen Form, sind jenem die sich still und grofs im Zusammenhange der Weltbegebenheiten entfaltenden, aber nicht ihnen angehörenden Ideen. Das Geschäft des Geschichtschreibers in seiner letzten, aber einfachsten Auflösung ist Darstellung des Strebens einer Idee, Dasein in der Wirklichkeit zu gewinnen. Denn nicht immer gelingt ihr dies beim ersten Versuch, nicht selten auch artet sie aus, indem sie den entgegenwirkenden Stoff nicht rein zu bemeistern vermag.

Zwei Dinge sind es, welche der Gang dieser Untersuchung festzuhalten getrachtet hat: dafs in Allem, was geschieht, eine nicht unmittelbar wahrnehmbare Idee waltet, dafs aber diese Idee nur an den Begebenheiten selbst erkannt werden kann. Der Geschichtschreiber darf daher nicht, Alles allein in dem materiellen Stoff suchend, ihre Herrschaft von seiner Darstellung ausschliefsen; er mufs aufs mindeste den Platz zu ihrer Wirkung offen lassen; er

muſs ferner, weiter gehend, sein Gemüth empfänglich für sie und regsam erhalten, sie zu ahnden und zu erkennen; aber er muſs vor allen Dingen sich hüten, der Wirklichkeit eigenmächtig geschaffene Ideen anzubilden, oder auch nur über dem Suchen des Zusammenhanges des Ganzen etwas von dem lebendigen Reichthum des Einzelnen aufzuopfern. Diese Freiheit und Zartheit der Ansicht muſs seiner Natur so eigen geworden sein, daſs er sie zur Betrachtung jeder Begebenheit mitbringt; denn keine ist ganz abgesondert vom allgemeinen Zusammenhange, und von Jeglichem, was geschieht, liegt, wie oben gezeigt worden, ein Theil aufser dem Kreis unmittelbarer Wahrnehmung. Fehlt dem Geschichtschreiber jene Freiheit der Ansicht, so erkennt er die Begebenheiten nicht in ihrem Umfang und ihrer Tiefe; mangelt ihm die schonende Zartheit, so verletzt er ihre einfache und lebendige Wahrheit.

Ueber

die unter dem Namen Bhagavad-Gítá bekannte Episode des Mahá-Bhárata.*)

I.

Der Gott Krischnas, die eigentliche und vollständige Incarnation Vischnus, begleitet, nach der Dichtung des Mahá-Bhárata, den Ardschunas, den dritten und vorzüglichsten, eigentlich vom Gott Indras gezeugten Sohn Pándus, als Wagenlenker, in den Kampf gegen die nah mit ihm ver-

*) Die gegenwärtige Abhandlung hat keinen andern Zweck, als den, in möglichster Kürze einen treuen und vollständigen Begriff von dem oben erwähnten Gedicht, und vorzüglich von dem darin vorgetragenen philosophischen Sytem auf eine, auch des Indischen nicht kundigen Lesern verständliche Weise zu geben. Ich habe mir daher nur selten eine Vergleichung der Lehre der Bhagavad-Gítá mit anders woher bekannten Indischen Lehrsätzen erlaubt. Ein Werk, das so reichhaltig an philosophischen Ideen ist, verdient abgesondert für sich, als ein Ganzes, behandelt zu werden, und ich glaube auch auſserdem, daſs es schwerlich ein anderes Mittel giebt, die mannigfaltigen Dunkelheiten aufzuklären, welche noch in der Indischen Mythologie und Philosophie übrig bleiben, als jedes der Werke, die man als Hauptquellen derselben ansehen kann, einzeln zu excerpiren, und erst vollständig für sich abzuhandeln, ehe man Vergleichungen mit andren anstellt. Genaue und vollständige, bloſs in dem Sinn und der Absicht treuer und vollkommener Darstellung des mythologischen und philosophischen Gehaltes gemachte Bearbeitungen sämmtlicher Hauptwerke der Indischen Literatur, der Vedás, des Gesetzbuchs des Manus, der beiden groſsen Heldengedichte, der achtzehn Puránás und der vorzüglichsten philosophischen Lehrbücher würden eine Grundlage abgeben, alle Indischen philosophischen und mythologischen

wandten Söhne des Königs Dhritaráschtras. Als Ardschunas in den Schaaren der Feinde sein eignes Geschlecht, seine Religionslehrer und Freunde erblickt, geräth er in Zweifel, ob es besser sey, dafs er die, ohne welche das Leben selbst keinen Werth für ihn haben würde, besiege, oder von ihnen besiegt werde, verfällt in zaghaften Kleinmuth, läfst Bogen und Pfeil sinken, und fragt Krischnas um Rath. Der Gott ermuntert ihn aus philosophischen Gründen zum Kampf, und es entspinnt sich zwischen ihnen im Angesicht beider Heere ein Gespräch, das in achtzehn Gesängen (etwa siebenhundert Distichen) ein vollständiges philosophisches System durchläuft.

Colebrooke, dessen neuesten Abhandlungen in den Denkschriften der Englischen Asiatischen Gesellschaft wir die ersten bestimmten und ausführlichen Nachrichten über die verschiedenen Indischen philosophischen Systeme ver-

---

Systeme, ohne Gefahr der Verwirrung, mit einander vergleichen und zur Benutzung der übrigen Schriften und der Denkmäler übergeben zu können. Wieviel aber auch bereits hierfür geschehen ist, und von wie unschätzbarem Werthe namentlich Colebrooke's treffliche Auszüge aus den Vedás und den wichtigsten Werken über die verschiedenen philosophischen Systeme sind, so fehlt doch offenbar noch sehr viel an der Vollständigkeit dieser unerlafslich nothwendigen Vorarbeiten, und man ist noch viel zu sehr in der Nothwendigkeit, bei dem Vortrag der Indischen Philosophie und Mythologie, Materialien aus allen Quellen mit einander verbinden zu müssen, ohne der Vollständigkeit der Benutzung der einzelnen gewifs zu seyn, und ohne jede hinlänglich einzeln in ihrer Eigenthümlichkeit zu kennen. Auch mufs man offenherzig gestehen, dafs man wenigstens in den meisten Fällen im Stande seyn müfste, die vorhandenen Auszüge und Uebersetzungen mit den Originalen zu vergleichen, was bis jetzt noch theils unmöglich, theils ungemein schwierig ist. Noch lange also wird das Uebersetzen, Bearbeiten, und vorzüglich das Herausgeben der einzelnen Schriften allgemeinen Darstellungen vorangehen müssen.

Wegen der richtigen Betonung der Indischen Namen und Wörter erinnere ich hier, dafs ich das lange *a*, *i*, *u* mit einem Accent bezeichnet habe, *e* und *o* dagegen nie, weil sie im Sanskrit nie kurz seyn können.

danken, hat dieser Episode des Mahá-Bhárata nicht erwähnt, vermuthlich weil seine Absicht darauf ging, nur aus wirklichen Lehrbüchern der Philosophie (die aber, nach Indischer Sitte, auch in Versen abgefafst sind) und ihren Commentatoren Auszüge zu liefern. Krischnas Lehre scheint nun zwar wohl im Ganzen mit dem von Colebrooke dargestellten Systeme Patandschalis überein zu kommen, sie entwickelt sich aber auf eine ganz eigenthümliche Weise, ist, soviel ich zu urtheilen vermag, reiner von Spitzfindigkeit und Mysticismus, und verdient schon, da sie als ein freies Dichterwerk in das eine der beiden grofsen und ältesten Indischen Heldengedichte verwebt ist, besondere Aufmerksamkeit.

Ich will versuchen, dieselbe hier kurz zusammenzufassen, ohne mich an die Anordnung des Originals zu binden, und ohne für jetzt darauf einzugehen, welche Vergleichungspunkte diese Lehre mit bekannten griechischen philosophischen Systemen darbietet.

Die beiden Hauptsätze, um welche sich das in dieser Dichtung enthaltene System dreht, sind, dafs der Geist, als einfach und unvergänglich, seiner ganzen Natur nach, von dem zusammengesetzten und vergänglichen Körper geschieden ist, und dafs von dem nach Vollendung Strebenden jede Handlung ohne alle Rücksicht auf ihre Folgen, und mit völligem Gleichmuth über dieselben, vorgenommen werden mufs.

Es sind dies die beiden natürlichsten Beziehungspunkte auf Krischnas Absicht, seinen Heldenfreund zum Kampf zu bewegen. Denn Tod und Handlungen verlieren ihr Gewicht, und werden gewissermaafsen gleichgültig, wenn jener nur den ohnehin vergänglichen Körper trifft, und diese, frei von Leidenschaft und Absicht, blofs Werk der Natur oder Gebot der Pflicht sind. Durch die bestimmte Schei-

dung des Geistigen und Körperlichen, und die ewig eingeschärfte Uneigennützigkeit der Handlungen aber wird reine Intellectualität die Grundlage des ganzen Systems, und, wie die Folge bestimmter zeigen wird, die Erkenntniſs an die Spitze aller menschlichen Bestrebungen gestellt.

Die Körper der ihnen inwohnenden Seele sind endlich und veränderlich, wie die ewig strömenden Elemente, aus denen sie bestehen, (II. 14. 18.) die Seele ewig, unvernichtbar, fest und unveränderlich. (II. 24. 25.) Sie verbindet sich mit neuen Körpern, wie der Mensch neue Kleider annimmt, (II. 22.) wie im Körper selbst Kindheit, Jugend und Alter wechseln. (II. 13.) Diese Unvergänglichkeit ist wahre Ewigkeit, ohne Anfang, wie ohne Aufhören. Denn die Unmöglichkeit eines Ueberganges vom Seyn zum Nichtseyn, und umgekehrt, ist ein Hauptsatz der Indischen Philosophie *). Kein Grund ist eigentlich ein hervorbringender, in jedem ist die Wirkung, gleich ewig mit ihm selbst, vorhanden.

Des Nichtseyenden ist nicht Seyn; Nichtseyn ist nicht des Seyenden.
Die Scheidung beider durchschaut wird von den Wahrheit Erkennenden.
(II. 16.)

Darin erklärt Krischnas sich, als Gott, mit den Menschen gleich.

In keiner Zeit ich nicht da war, du, diese Völkerfürsten, nicht, und niemals werd' ich nicht da seyn; von jetzt fortan wir alle sind.
(II. 12.)

*) *Et plures non scientes dicunt, quod mundus cum artifice primum non-est fuit et deinde e τῷ non-est ens (existens) factus est. O parum desiderans, ex hoc non-est ens quomodo possit fieri? hoc omne primum ens unicum, sine simili fuit.* Oupnek'hat op. Anquetil Duperron. Oupn. I. Brahmen. 16. p. 52.

Mit eben dieser Vorstellungsart hangt es zusammen, dafs der unvermeidlichen Nothwendigkeit des Todes die gleich unvermeidliche Nothwendigkeit der Wiedergeburt entspricht, und das Todte nicht todt bleiben kann. Es ist daher in dieser Hinsicht gleichgültig, ob man sich die Seele als unvergänglich, oder als immer sterbend und wieder werdend denkt.

Wenn aber werdend stets auch du sie denkst, und wieder sterbend stets,
auch also dennoch, Grofsarmger, du nimmer sie bejammern mufst.
Denn dem Werdenden steht fest Tod, fest steht Geburt dem Sterbenden.
Nicht zu ändernden Schicksals Loos darum du nie bejammern mufst.
Die Geschöpfe unsichtbaren Ursprungs, sichtbarer Mitte dann,
und unsichtbaren Ausgangs sind; wie ist da Trauer, Bháratas?
Gleich einem Wunder erblickt einen jemand, gleich einem Wunder darauf spricht ein andrer,
gleich einem Wunder ihn hört dann ein andrer; doch keiner, auch hörend ihn, weifs, noch kennt ihn.
Die Seel' ist unverletzbar stets im Körper Jedes, Bháratas,
Darum der Wesen Allzahl auch du nimmer doch bejammern mufst.
(II. 26—30.)

Der Geist ist unsichtbar, unvorstellbar, überall hindringend, (II. 25.) der Körper hat die entgegengesetzte Natur. Auf die Einfachheit und Ungetheiltheit des Geistigen werden wir aber noch einmal bei Gelegenheit der Natur der Gottheit zurückkommen. Denn der überall waltende Geist ist einer und ebenderselbe. (VIII. 20. 21. XIII. 27.)

Das Handeln fesselt den Geist, indem es ihn den Bedingungen der Wirklichkeit unterwirft, und vom reinen Nachdenken abzieht. Es hat daher in der Welt von alter Zeit her zwei Systeme gegeben, des Handelns und der Erkenntnifs (III. 3.) und die Beobachtung des Rechten in

Absicht des Handelns ist schwer, da man sowohl auf das Handeln, als Nichthandeln achten mufs. (IV. 17.) Man hat bald das eine, bald das andre vorgezogen. (XVIII. 2. 3.) Aber die Wahrheit ist, dafs das erstere vor dem letzteren den Vorzug verdient. (III. 8. V. 2.) Es kommt nur darauf an, sich von den Fesseln der Handlungen (II. 39.) loszumachen. Dies aber geschieht, wenn man alle Rücksicht auf den Erfolg verläfst, und nur handelt um zu handeln. Alsdann vereinigt man beide Systeme, vernichtet gleichsam die Handlungen, indem man sie ihrer fesselnden Natur beraubt, und handelt, mitten im Handeln, eigentlich nicht. (IV. 20. XVIII. 17.) Denn dies ist nothwendig, weil es immer wahr bleibt, dafs das Handeln weit unter der Erkenntnifs steht. (II. 49.)

Man würde aber auch umsonst versuchen, das Handeln gänzlich aufzugeben. In keinem Augenblick kann der Mensch ohne Handlungen bleiben, sie gehen unabhängig von seinem Willen vor, und entstehen aus der Natur und ihren Eigenschaften. (III. 5.) Der Weise läfst in ihnen die Natur walten, und sieht sie, blofs in ihr vorgehend, als von sich geschieden an. (IV. 21. XIV. 19. XIII. 19. III. 28. V. 8—10.) Diese Behauptung der Unvermeidlichkeit der Handlungen gründet sich darauf, dafs in diesem System unter Handlung alle und jede körperliche Verrichtung, eigentlich jede Veränderung der Materie, verstanden wird, was wieder damit zusammenhängt, dafs die Vollendung des Weisen, wie wir bald sehen werden, in die höchste Ruhe, die Vertiefung und den Uebergang in die Gottheit gesetzt wird. Eine andre Nothwendigkeit der Handlungen entsteht aus den verschieden vertheilten Pflichten der Stände, welchen jeder, selbst wenn Schuld damit verbunden wäre, getreu bleiben mufs. (XVIII. 47. 48.) Endlich liegt in dieser Lehre ein nothwendiger Fatalismus, da die mit der

Gottheit gleich ewige Natur das Rad ihrer Veränderungen unaufhaltsam umwälzen muſs, und dadurch die jedes einzelne Seyn in sich fassende Gottheit, genau gesprochen, zum einzigen wahrhaft Handelnden wird. Mit Recht kann daher Krischnas zu Ardschunas sagen:

Drum auf zum Schlachtkampf jetzt! erringe Ruhm dir! den Feind besiegend, geneuſs Herrschaftsfülle!
durch mich vormals diese geschlagen sind schon; nur Werkzeug werde du, links gleich Geübter!
Den Dronas, Bhischmas und den Dschayadrathas, Karnas, die andren des Kampfs Helden alle,
die ich geschlagen, du schlag' unverzagend! Auf, kämpfe, dein wird im Streite der Sieg seyn.
(XI. 33. 34.)

Nur die irdisch Verblendeten setzen den Grund ihrer Handlungen in sich, der bescheidene Weise hält nie sich für den Thäter. (XVIII. 16. XIV. 19. XIII. 29.)

Das Verzichten auf die Früchte der Handlungen wird auch durch ein Niederlegen der Handlungen in die Gottheit ausgedrückt. (XII. 6, III. 30. XVIII. 57.) Es befreit von den Fesseln der Handlungen, (IV. 41.) und wer es übt, bleibt unbefleckt von Sünde, wie das auf dem Wasser schwimmende Lotusblatt (V. 10.) nicht benetzt wird.

Auf die Nothwendigkeit des Verzichtens auf die Früchte der Handlungen, und des Gleichmuths, ja der Gleichgültigkeit über ihre Erfolge kommt der Dichter fast in jedem Gesange in mehr als einer Stelle zurück, und verbunden mit dem eben so oft wiederholten Dringen auf Handlung, bezeichnet sie unläugbar philosophisch eine an das Erhabne gränzende Seelenstimmung, und bringt zugleich eine grofse poetische Wirkung hervor.

Den einfachsten Ausdruck der Verzichtleistung möchten folgende Verse enthalten:

Im Handeln sey des Werths Würdgung, in den Früchten dir nie und nie.
Nicht sey, dem Handelns Frucht Grund ist; Sucht nicht sey nach Nichthandeln dir.
Vertieften Geists, von Sehnsucht frei, so handle, Goldverschmäher, du,
ob erfolgreich, erfolglos, gleich; Gleichmuth Vertiefung wird genannt.
(II. 47. 48.)

Auf diese Weise lösen sich Handeln und Nichthandeln vor dem Geist in denselben Begriff auf.

Wer sieht im Handeln Nichthandeln, im Nichthandeln das Handeln wer,
unter den Menschen der weis' ist, vertieft, an alles Handelns Ziel.
(IV. 18.)

Der Gleichmuth ist mit einem eignen Worte, der Freiheit von der Zwiefachheit, dem gelingenden oder mifslingenden Erfolge, bezeichnet. Die aus Wunsch und Abscheu entspringende Verblendung dieser Zwiefachheit bringt alle Verirrungen unter den Geschöpfen hervor. (VII. 27.) Der Weise macht sich davon los, und für seinen Gleichmuth kann kein Ausdruck stark genug gefunden werden. Nicht blofs Hitze und Frost, Vergnügen und Schmerz, Gelingen und Mifslingen, Glück und Unglück, Sieg und Niederlage, Ehre und Unehre müssen ihm dasselbe seyn, auch zwischen Freunden und Feinden, Guten und Bösen mufs er partheilos da stehen, gleich achten Erde, Steine und Gold. (II. 38. VI. 7—9. XII. 17—19.) Diese seine Abgezogenheit von der Bewegung des irdischen Seyns, der Gegensatz, in dem er hierin mit dem grofsen Haufen steht, wird in dieser, sonst bilderkargen, Dichtung in mehreren Bildern geschildert.

Wer den Gliedern der Schildkröte gleich, zurückziehet überall die Sinne von dem Sinnreizstoff, des Geist in Weisheit fest besteht.
(II. 58.)

Dem nie sich füllenden, unschwankend stillen Weltmeer wie einströmet der Wasser Menge,
wem einströmt so aller Begierden Fülle, der Ruh' erlangt, nicht der Begierbegierge.

(II. 70.)

Welche jedem Geschöpf Nacht ist, in der wacht der Gesammelte, in der jeglich Geschöpf wachet, ist des schauenden Weisen Nacht.

(II. 69.)

Die reine Scheidung des Geistigen von dem Körperlichen und die Vernichtung der Handlungen führen beide, jene positiv durch die Einerleiheit alles rein Geistigen, diese negativ durch die Entfernung der Störungen, in welche das Handeln den Menschen verwickelt, zu der Erkenntnifs und Anschauung der Gottheit, aus welchen die höchste Vollendung hervorgeht. Es ist daher nothwendig, gleich den Begriff richtig aufzufassen, den Krischnas, dessen Lehre nicht blofs eine philosophische, sondern ganz eigentlich eine religiöse ist, von der Gottheit aufstellt.

Ich werde auch hier versuchen, die Hauptsätze durch Stellen des Originals selbst zu belegen. Ich habe auf die Auswahl derselben absichtlich grofse Sorgfalt verwandt, und wünschte sehr, dafs diejenigen, welche Gegenständen dieser Art eine gröfsere Aufmerksamkeit schenken, die Mühe nicht scheuen möchten, diese Stellen nachzulesen, wozu auch denen, welche nicht Sanskrit wissen, A. W. von Schlegels lateinische, seiner Ausgabe der Gîtâ angehängte Uebersetzung eine treffliche Gelegenheit darbietet. Diese Uebertragung ist so meisterhaft und zugleich von so gewissenhafter Treue, von so geistvoller Behandlung des philosophischen Gehaltes des Gedichts und von so ächter Latinität, dafs es ohnehin unendlich zu bedauern wäre, wenn sie blofs zum besseren Verständnifs des Textes gebraucht, und

nicht von allen denjenigen recht fleifsig gelesen würde, die sich mit Philosophie und Alterthumskunde beschäftigen.

Da wo ich einzelne Stellen selbst metrisch zu übersetzen versucht habe, mufs ich, mich mit Nachsicht zu beurtheilen bitten, da man noch lange nicht genug die Eigenthümlichkeiten und Feinheiten des Indischen Versbaues, sondern nur sein Sylbenmaafs und seine Hauptabschnitte kennt, wodurch für die wahrhaft gelingende Nachbildung einer Versart wenig geschehen ist. Was die Stellen an sich betrifft, so habe ich durchaus nicht gerade die schönsten und gefälligsten ausgewählt, worüber das Urtheil ohnehin verschieden ausfallen dürfte, sondern dem Zweck dieser Abhandlung gemäfs, diejenigen, aus welchen die Eigenthümlichkeit des philosophischen Systems am meisten hervorgeht. Ich habe aus dem gleichen Grunde mit möglichster Genauigkeit Wort für Wort wiederzugeben versucht, und würde auf das Metrum gänzlich Verzicht geleistet haben, wenn nicht eine metrische, selbst weniger gelungene Uebersetzung immer einen anschaulicheren Begriff von dem Originale gewährte. Auch kann in unsrer Sprache eine metrische Uebersetzung gerade an Treue gewinnen. Der Uebersetzer wird durch den Rhythmus in eine, dem Original ähnliche Stimmung versetzt, die bindenden Gesetze der Sylbenzahl und Sylbenlänge machen schleppende prosaische Umschreibungen unmöglich, und schneiden die sonst leicht zu weit gehende Unschlüssigkeit über die Wahl der Ausdrücke auf eine wohlthätige Weise ab. Die in den Versen als Anreden vorkommenden Namen Bháratas, Párthas, Kaunteyas, sind Sanskritisch geformte Zunamen des Ardschunas, von seinen Voreltern hergenommen.

Zum Verständnifs der hier bald folgenden Stellen mufs ich bemerken, dafs, wenn Krischnas, der in ihnen meistentheils der redend Eingeführte ist, von sich spricht, damit

die höchste Gottheit, oder was der Reinheit dieser Lehre besser entspricht, die Gottheit absolut gemeint ist. Krischnas begleitet den Ardschunas als Mensch, (IX. 11.) als einer der Nachkommen des alten Königs Yadus, und Ardschunas, da er ihn als Gott erkennt, bittet ihn (XI. 41. 42.) wegen der Vertraulichkeit um Verzeihung, mit der er mit ihm umgegangen ist. Nach der Indischen Mythologie ist Krischnas *) die achte der zehn Irdischwerdungen, oder Niedersteigungen (Avatáras) Vischnus. **) Von diesen Erscheinungen der Gottheit in verschiedenen Thier- und Menschengestalten kommt zwar in unsrem Gedicht, das überhaupt von mythologischer Dichtung frei ist, nichts vor, aber Krischnas erwähnt doch, dafs er von Weltalter zu Weltalter auf die Erde zurückkehrt. (IV. 6—8.) Indem aber Krischnas eine Emanation der Gottheit ist, bleibt diese, oder vielmehr er in ihr in ihrem ewigen Seyn, und in diesem Verstande spricht er wohl, jedoch soviel ich habe sehen können, nur in dieser einzigen Stelle des Gedichts, von sich und Gott, wie von zwei verschiedenen Wesen, wenn er sagt:

Zu diesem urersten Geist hin mich richt' ich, von wannen alles Geschöpfs alter Strom fliefst.
(XV. 4. b.)

Gott nun ist das ewige, unsichtbare, ungetheilte und daher einfache, von allen vergänglichen, sichtbaren und in Individuen vertheilten Wesen verschiedene Princip. (XII. 3. VII. 24. 25.)

Verschieden ist vom sichtbaren ein unsichtbares, ewges Seyn, das, wenn vernichtet ist jedes Geschöpf, nicht mit vernichtet wird,

*) Mehrere Abbildungen von ihm kann man in Guigniauts *religions de l'antiquité*, IV. 13. nr. 61—66. nachsehen. Man vergleiche auch I. 210. 211.

**) Guigniaut. *l. c.* I. 181—193.

das unsichtbar Untheilbare, das sie preisen den höchsten Pfad,
den erringend, man nicht rückkehrt, dort wo mein höchster
Wohnungsort.

(VIII. 20. 21.)

Unvernichtbar das ist, wisse, was ausgespannet dieses All.
Vernichtung dieses Urewgen keiner, wer irgend, machen kann.

(II. 17.)

Gott ist allwissend, Alles durchdringend, keines Zuwachses fähig, unendlich, der Herr aller Dinge; es giebt nichts über ihm; er ist Eins und mufs in Einheit angebetet werden. (VII. 26. III. 15. 22. XI. 19. 20. IX. 11. 17. 18. VII. 7. VI. 31.) Ardschunas sagt von ihm:

Nicht Ende, noch Mitte, noch irgend Anfang dir schau ich, All-
herrschender, Allgestaltger.

(XI. 16.)

Der Welt, des Festen, des Regsamen, Vater, der Lehrer ehr-
würdigster, höchster bist du;
nichts ist dir gleich, unermefsbarer Herrscher, wer höher könnt'
in der Dreiwelt, als du, seyn?

(XI. 43.)

Der Wohnsitz Gottes ist über alle Schöpfung hinaus und aufserhalb derselben.

Den dort erleuchten nicht Sonnen, nicht Mondesscheibe, Feuer
nicht,
wohin gehend man nicht rückkehrt, ihn meinen höchsten Wohn-
ungsort.

(XV. 6.)

Gott ist der Schöpfer der Welt, Alles ist nur durch ihn, er ist der unvergängliche Ursprung aller Dinge. (IX. 4. 10. 13. VII. 6. 7. 10.)

Was jegliches Geschöpfs Samen ist, das bin ich, o Ardschunas;
nichts ohne mich im Weltkreis ist, nicht Festes, nicht Beweg-
liches.

(X. 39.)

Von dem der Wesen Ausfluſs ist, der ausgespannet dieses All, nach seiner Art den anbetend, hin zur Vollendung strebt der Mensch.

(XVIII. 46.)

Wie Gott Alles hervorgebracht hat, so ist er auch Alles, und Alles ist in ihm. Dies ist ein Hauptsatz dieser Lehre, der auf die mannigfaltigste Weise durchgeführt wird. Er scheint auf der einen Seite mit dem Begriff der göttlichen Unendlichkeit zusammen zu hangen, die Alles in sich begreift, auf der andern mit der, der Indischen Philosophie eigenthümlichen Vorstellungsart von der Entstehung eines Dinges aus einem andren. Da es, wie wir im Vorigen gesehen, keinen Uebergang von dem Seyn zum Nichtseyn, oder umgekehrt, giebt, sondern beide zwei ins Unendliche fortlaufende Linien bilden, so ist alle Schöpfung aus Nichts unmöglich; jede Wirkung muſs also schon in ihrer Ursach, und gleich ewig mit ihr, vorhanden seyn. (Colebrooke in den *Transactions of the royal Asiatic Society, Vol. I. part. I. p.* 38.) Wenn daher Gott der Schöpfer aller Dinge ist, so müssen alle Dinge, schon vor seinem Schaffen, in ihm vorhanden gewesen seyn. In unsrem Gedicht ist diese Schlufsfolge selbst nicht ausgesprochen, allein da der Grundsatz (II. 16.) klar und bestimmt aufgestellt wird, so liegt sie von selbst am Tage.

Alles Geistige ist mit einander verwandt und Eins und dasselbe, und der Mensch kann in sich, d. h. in seinem geistigen Selbst (da die Sprache den Begriff des Geistes und der Selbstheit in demselben Wort mit einander verbindet) alle übrigen Geschöpfe und in ihnen Gott erkennen. Indem aber der göttliche Geist in Geschiedenheit in die einzelnen Individuen vertheilt ist, ist er zugleich in Einheit unsichtbar, unvergänglich und ungetheilt vorhanden, und diese seine ungetheilte Natur ist der wahre Urquell alles Daseyns.

Was jedem Dinge den ihm eigenthümlichen Vorzug giebt, das ist Gott, der Glanz der Gestirne, das Leuchten der Flamme, das Leben der Lebendigen, die Stärke der Starken, der Verstand der Verständigen, die Erkenntniſs der Erkennenden, die Heiligkeit der Heiligen. (VII. 8—11. X. 38.) Was irgend für ein Verhältniſs zwischen ihm und der Welt gedacht werden kann, in dem steht er, als Vater, Mutter, Erhalter, Zuflucht u. s. f., er ist die Lehre, die Reinigung, die heiligen Schriften, das Stillschweigen des Geheimnisses, (IX. 16—18. X. 38.) die nie aufhörende Zeit. (X. 33.) Im zehnten Gesange geht Krischnas die ganze Schöpfung durch (19—42.) von den Fischen im Wasser bis zu den Göttern hinauf, die Berge, Meere, Winde, die Jahreszeiten und Zeitabschnitte, die Heerführer, Weisen, Heiligen, Dichter, Heldengeschlechter, und in jeder Gattung nennt er sich das oder den, welche in jeder das Vorzüglichste sind, unter den Nachkommen Pándus Ardschunas, unter den Heiligen Náradas, unter den Einsiedlern Vyásas, unter den Dichtern Usanas u. s. f. Selbst die grammatischen Formen und Buchstaben werden nicht vergessen. Er ist unter den zusammengesetzten Wörtern die zwei Begriffe unabhängig von einander verbindende Gattung, unter den Buchstaben das *a*, wobei, wenn es nicht bloſs die Ehrfurcht andeutet, mit der man die Erfindung der Schrift betrachtete, vermuthlich mystische Vorstellungen zum Grunde lagen. Ich hebe aber dies ausdrücklich heraus, weil es beweist, daſs, wenn dieses Distichon (X. 33.) nicht ein späteres Einschiebsel ist, zu der Zeit, in welcher das Gedicht entstand, schon ein Alphabet vorhanden war. Denn das deutsche Absondern eines Vocals vor der Reflexion, kann kaum durch irgend einen Zeitraum von der Bezeichnung desselben getrennt seyn. Alles einzeln Aufgezählte aber, sagt Krischnas beim Schluſs, habe er nur

beispielsweise angeführt, denn die ganze Zahl der Wesen, in welchen er durch seine Wunderkraft erscheine, zu nennen, werde kein Ende gefunden. Was irgend grofs, ausgezeichnet und vorzüglich, sey seines Glanzes theilhaftig und diese ganze Welt habe er mit einem Theile seiner Natur ausgestattet. (X. 40—42.) Hieraus geht nun auch deutlicher hervor, in welchem Sinne er sich Eins mit den Dingen der Natur nennt.

Was in den hier angeführten Stellen einzeln angegeben ist, wird in einer andren (VII. 19.) in den kurzen Ausdruck: Vásudevas (d. i. Krischnas, der Sohn des Vasudevas) ist das All, zusammenzogen.

Auf diese Weise mufs das göttliche Wesen einander entgegengesetzte Eigenschaften in sich fassen, deren Widerspruch sich nur in der Allheit seiner Natur auflöst. In demselben Distichon sagt Krischnas von sich:

Der Kraftbegabten Kraft bin ich, von Begier frei und Leidenschaft,
Begier bin ich, die kein Recht hemmt, in den Geschöpfen, Bháratas.
(VII. 11.)

Ein Gott, der das Rasen der ungebändigten Naturkraft mit der Ruhe in sich verbindet, die in reiner Herrschaft des Geistigen über allem Endlichen schwebt, regt alle Bilder in der Phantasie an, welche eine grofse dichterische Wirkung hervorzubringen im Stande sind.

Diesem entspricht nun auch die Körpergestalt, die Gott zugeschrieben wird. Sie ist nichts anders, als eine sinnliche Uebertragung seines geistigen Begriffes, nach welchem er, alle Wesen in sich fassend, sich in alle einzelne ergiefst und doch zugleich in seiner Einheit, als wahre Monas dasteht. Man darf diese Vorstellung eines göttlichen Körpers nicht mit der menschlichen Gestalt verwechseln, welche die Mythologie andrer Völker und in einem andren

Verstande, die Indische selbst ihren Göttern anbildet. In diesem philosophischen, nicht mythischen System wird die ganze Körperwelt zum Körper des Unendlichen, und zwar nicht wie sie sich allmählich und einzeln in ihren Wirkungen entwickelt, sondern in ihren, alles Vergangene, Gegenwärtige und Zukünftige zugleich in sich fassenden Urkräften.

Ardschunas bittet Krischnas (XI. Ges.) sich ihm so zu zeigen, wie er sich ihm (seinem Wesen nach, denn bis dahin ist im Gedicht nicht von Körperform die Rede) geschildert hat. Krischnas gewährt seine Bitte, leiht ihm ein göttliches Auge, da menschliche dies nicht zu schauen vermögen, und offenbart sich ihm in seiner glanzgebildeten, allumfassenden, unendlichen, uranfänglichen, von niemand bis dahin erblickten Gestalt. Ardschunas sieht ihn nun zu dem Himmel emporragend, ohne Anfang, Mitte, noch Ende, mit vielen Köpfen, Augen und Armen, Tausende von göttlichen, an Farbe und Umrissen verschiedenen Gestalten in sich vereinigend, das Weltall mit seinem Glanz erwärmend, und in ihm alle Götter von dem im Lotuskelch sitzenden Brahmá an, alle Weisen, und die ganzen Schaaren der Geschöpfe jeglicher Art.

Wenn hoch am Himmel urplötzlich von tausend Sonnen rings empor
Licht flammte, gliche sein Strahlen dem Glanz dieses Erhabenen.
Das Weltganze, als Eins stehend, und mannigfaltig doch vertheilt,
in dem Körper der Sohn Pándus des Gotts der Götter schauete.
(XI. 12. 13.)

So hatte sich ihm Krischnas auch angekündigt,

Das Weltganze, als Eins stehend, was sich bewegt, was nicht, erblick'
in meinem Körper, Haarlockger, und was du sonst begehrst zu schaun.
(XI. 7.)

und wer sich diese Ansicht zu eigen macht, erreicht die höchste Vollendung.

> Wer, als in Einheit da stehend der Geschöpfe getheiltes Seyn, und verbreitet von da schauet, der erhebet zur Gottheit sich.
> (XIII. 30.)

Die niedrigste Stufe der Erkenntniſs ist die, auf der man das Einzelne, getrennt von seinem Ursprung, als wäre es selbst das Ganze, betrachtet; die mittlere, wenn man im Einzelnen nur das Einzelne sieht, ohne zum Allgemeinen aufzusteigen. (XVIII. 20—22.)

Es ist aber bemerkenswerth, daſs Krischnas ausdrücklich sagt (XI. 47.) daſs er dem Ardschunas diese seine höchste Gestalt durch Wirksamkeit seines Selbst gezeigt hat, d. h. durch die Wunderkraft *), von der in der Folge die Rede seyn wird, vermöge welcher Gott und Menschen im Stande seyn sollen, indem sie sich, abstrahirend und auf Einen Punkt heftend, in ihr Inneres vertiefen, ihr Wesen umzuformen, und Unmögliches hervorzubringen. Man darf vielleicht hieraus schlieſsen, daſs der Dichter diese Erscheinung Krischnas wirklich nur als einen Schein genommen wissen will, da sein von wahrem Spiritualismus durchdrungenes System dieser Vorstellung von vielfachen Gliedern, Sonnenglanz u. s. f. nicht bedarf, auch, wie wir gesehen, das göttliche Wesen sonst von ihm bloſs als unsichtbar und ungetheilt geschildert wird.

---

*) Diese Kraft wird als ein wahrer Zauber *(máya)* geschildert, und diese *Brahmamáyi* findet sich auf Bildwerken so dargestellt, daſs sie das zwiefache Wesen, welches sie in sich vereinigt, nicht bloſs durch ihre mannweibliche Gestalt anzeigt, sondern auch auf der einen Seite der halb nach dem Munde hinaufgezogene Fuſs auf das über sich selbst brütende Brahma, auf der andren die tanzende Bewegung auf die schaffend gaukelnde *Máyá* hindeutet. (Guigniaut. IV. 1. nr. 2. pl. I. Fig. 2.)

Gott umfafst aber nicht blofs alle Arten des Seyns, auch das Nicht Seyende ist er.

Unsterblichkeit und Tod bin ich, was ist, was nicht ist, Ardschunas.

(IX. 19.)

Auf ganz ähnliche Weise wird in Manus Gesetzbuch (I. 11.) die ewige, unsichtbare Grundursach, aus der Alles, auch Brahmá selbst, entsprungen ist, zugleich seyend und nicht seyend genannt. Ich glaube nicht, dafs dies, wie wohl geschehen, so zu verstehen ist, dafs mit dem Seyn das Wesen Gottes an sich, mit dem Nichtseyn unsre Unmöglichkeit es sinnlich wahrzunehmen gemeint sey. Wenn man sich vollständig in die hier herrschende Vorstellungsart hineindenkt, so wird in dieser Bestimmung gleichsam die letzte Schranke der Allheit Gottes niedergerissen, das Allwesen umfafste nicht Alles, wäre nicht unendlich, wenn seinem Seyn noch ein Nichtseyn entgegengesetzt werden könnte. Auch ist es in höherem und reinerem philosophischen Sinne richtig, dafs die Gottheit dadurch, dafs sie den Grund alles Seyns in sich fafst, nothwendig auch den Grund des Nichtseyns in sich enthalten mufs. Ueberhaupt aber ist ein Seyn, das sich individuell in unzählige Geschöpfe vertheilt, und zugleich, als ein allgemeines, sie alle in sich vereinigt, mit keinem andren Seyn vergleichbar, und darum wird an einer andern Stelle gesagt:

Die höchste Gottheit, anfangslos, heifst nicht unseyend, seyend nicht.

(XIII. 12.)

was mit dem oben angeführten Verse im Grunde derselbe, nur von einer andren Seite genommene Gedanke ist.

In einem andren Sinne wird das Nicht-seyende genommen, wenn es das Gegentheil des Seyenden, als reales Seyn, als gediegene Wesenheit betrachtet, andeuten soll.

Es wird alsdann (XVII. 28.) der Tugend und Wahrheit entgegengesetzt.

Die Geschöpfe sind in Gott. (VII. 12.)

Den höchsten Geist erstrebt, Pârthas, Dienst, schauend unverrückt nach ihm,
dem die Geschöpfe inwohnen, der ausgespannet dieses All.
(VIII. 22.)

Zum Wohnort deine Natur habend, freut sich, du Sinnenherrscher, die Welt, dir gehorchend.
(XI. 36.)

Er aber ist nicht in ihnen. (VII. 12. IX. 4.)

Durch diesen letzten Satz wird jedoch nur ausgedrückt, dafs er von ihnen unabhängig ist, sie wohl mit seiner unendlichen Natur umfafst, selbst aber nicht in ihrer endlichen befangen ist. Denn in andren, ihn nicht einengenden Beziehungen ist er allerdings in ihnen, geht in ihre Körper ein und verläfst sie, und wohnt im Herzen jedes Menschen. (XV. 7—11. XIII. 15. 17.) Doch wird dieses Seyn in ihnen, nicht, wie das ihrige in ihm, als absolut und reell angenommen, sondern nur mit Beschränkung, als ein gewissermafsen, gleichsam Inwohnen. (XIII. 16.) Auch dagegen verwahrt sich diese Lehre sorgfältig, dafs das Seyn der endlichen Geschöpfe in dem unendlichen Schöpfer nicht seine Natur herabziehe. An einer Stelle folgt unmittelbar auf den Satz, dafs die Geschöpfe in Gott sind, der gerade entgegengesetzte, und auf dieses, zugleich Seyn und Nichtseyn wird als auf die höchste Wunderkraft des göttlichen Wesens aufmerksam gemacht, worunter, nach der Analogie andrer Stellen, die Anspannung des göttlichen Geistes zu verstehen ist, durch welche er alle Wesen mit sich verbindet, und doch alle beschränkende Folgen dieser Verbindung aufhebt. (IX. 4. 5.) Dichterisch wird darauf dieser Widerspruch durch folgendes Gleichnifs gelöst.

So wie des Aethers Raum füllet, allhindringend, die weite Luft,
der Geschöpfe Gesammtheit so mir inwohnend betrachte du.
(IX. 6.)

Dasjenige, was die Geschöpfe mit Gott verbindet, ist die geistige Natur. Sie ist dieselbe in allen. Gott ist eigentlich der jeden beseelende Geist. (X. 20.) Jeder kann daher in sich die übrigen Geschöpfe und sie in Gott erkennen.

Nicht zur Verblendung, Sohn Pándus, kehrst du zurück, erkennend das,
wo der Wesen Gesammtheit du in dir erst schauest, dann in mir.
(IV. 35.)

Wer in jedem Geschöpf selbst sich, und die Geschöpfe all' in sich
in fromm vertieftem Geist siehet, Eins und dasselbe überall,
wer überall nur mich schauet, und Alles schauet nur in mir,
in dem unter ich nicht gehe, und er nicht untergeht in mir.
Wer den Geschöpfen inwohnend mich ehrt, an Einheit hangend fest,
der, wo er immer mag weilen, vertiefet doch nur weilt in mir.
Wer immer in des Selbsts Gleichheit dasselbe schauet, Ardschunas,
wenn er empfindet Lust, wenn Schmerz, am tiefsten der vertiefet ist.
(VI. 29—32.)

Jene Wunderkraft Gottes wird auch eine magische, einen Schein hervorbringende genannt, und dadurch angedeutet, dafs das einzige wahre Seyn doch nur das unvergängliche, ewige, alles übrige, dem Wechsel unterworfene aber nur ein durch die Gottheit erzeugtes Scheinbild ist. Da es aber schwer ist, zu erkennen, dafs Gott durch diesen Antheil an der Endlichkeit nicht beengt wird, und sein eigentliches, unsichtbares Seyn nicht mit jenem Seyn des Scheins zu verwechseln (VII. 25.), so täuscht jene Wunderkraft die Menschen. Der Herr der Geschöpfe, heifst es an einer andern Stelle, sitzt in der Gegend des Herzens, und

macht die an dies rollende Rad der Endlichkeit Geheftelen durch seine Magie irre. Wer aber zu Gott gelangt, überwindet diesen Zauber. (VII. 14. 15. XVIII. 61.)

Er erkennt nemlich nicht nur die doppelte Natur, die nach diesem System in Gott angenommen werden mufs, sondern täuscht sich auch nicht über das Verhältnifs beider zu einander.

> Erde, Wasser und Glutlodern, Luft und Aether, Gemüth, Vernunft, Selbstgefühl, so in acht Theile ist die Natur gespalten mir; die niedre, denn getrennt, wisse, von ihr ist die andre, höchste mir, lebenathmende, Grofsarmger, durch die fortdauert diese Welt; denn als aus diesem Schoofs sprieſsend, alle Dinge betrachte du. (VII. 4—6. *a.*)

Zur Erläuterung dieser Stelle mufs ich bemerken, dafs die drei, hier der niedren Natur Gottes zugesellten geistigen Vermögen in der Indischen Philosophie überhaupt gewissermafsen den Sinnen gleichgestellt werden.

Das Gemüth (manas, der Etymologie nach, das lateinische mens) ist die Kraft, welche in der Seele dem körperlichen Wahrnehmen und Handeln entspricht. Denn die Indier nehmen, aufser den fünf Werkzeugen der Sinne, fünf Werkzeuge des Handelns an, und setzen diese zehn mit dem manas, als dem eilften, in Eine Klasse.

Das Selbstgefühl (ahankára, wörtlich das, was das Ich bildet) wendet die äufseren und inneren Eindrücke auf die Persönlichkeit an, und schliefst also das Selbstbewufstseyn und die Selbstsucht in sich ein.

Die Vernunft (buddhi) beschliefst.

Ueber diesen dreien ist der reine, mit der eigentlichen göttlichen Natur verwandte Geist (átman, woher unser athmen, puruscha).

(Man sehe Colebrooke *l. c.* p. 30. 31. und Burnouf's Auszüge aus dem Padmapurána, *Journal Asiatique.* VI. 99

bis 101.) In unsrem Gedicht wird dies System nicht ausdrücklich auseinander gesetzt, aber der Anfang des 13. Gesanges und mehrere andre Stellen zeigen, dafs es auch das des Dichters war.

Man sieht hieraus, dafs die menschliche Natur nur eine Nachbildung, eine Vereinzelung der göttlichen ist, und wenn diese Körper schafft oder in Vernichtung sinken läfst, geht sie in dieselben ein, oder scheidet aus ihnen, und bedient sich der die Verbindung der Seele mit der Aufsenwelt bewirkenden Werkzeuge.

Denn in des Lebens Welt ziehet, lebenathmend, mein ewger Theil an sich aus der Natur Schoofse Gemüth und Sinne, sechs an Zahl.
Wo in den Körper eingehet, wo wieder ihn der Herrscher läfst, da sich eint er, sie losreifsend, wie Wind vom Lager Blüthenduft. Umfassend da Gehör, Auge, Gefühl, Geschmack, Geruch zugleich und das Gemüth in Herrschaft so, durchwirket er den Sinnenstoff.
(XV. 7—9.)

Gott verbindet sich also mit sterblichen Leibern und handelt, indem er sie hervorbringt, und menschliche Einrichtungen gründet. Er ist sogar genöthigt zu handeln, wenn das Weltenrad nicht still stehen soll. Aber die Verbindung mit der Endlichkeit befleckt, das Handeln fesselt ihn nicht, er läfst darin blofs die Natur walten. Hier kehrt nun, von der Gottheit ausgesagt, dieselbe Lehre zurück, die oben den Menschen eingeschärft wurde, dafs gehandelt werden mufs, dafs nur das Hangen an den Erfolgen die Freiheit des Geistes bindet, und seine Ruhe stört, der völlige Gleichmuth aber auch das wirkliche Handeln in Nichthandeln auflöst. (IX. 8. 9.)

Nichts, Párthas, ist zu thun übrig in den drei Welten irgend mir, unerstrebt nichts Erstrebbares, doch web' ich sichtbarlich in That. Wenn unermüdet rastlos ich einmal in That nicht webete —

denn, Párthas, meines Fufstritts Spur die Menschen folgen überall —
diese Welten in Nichts sänken, wenn ich nicht fürder thäte That,
und Thäter des Gewirrs wär' ich, und dies Geschlecht ich mordete.
(III. 22—24.)

Ich stiftete die vier Kasten, nach Eigenschaft, Beruf getheilt,
doch sieh' in mir, der so handelt, den Ewigen, Nichthandelnden.
Denn mich beflecket Handlung nicht, nicht ist nach Handelns Frucht mir Lust.
Wer also mich im Geist kennet, der, handelnd, wird gefesselt nicht.
(IV. 13. 14.)

Unter mir die Natur zeuget, was sich bewegt, und nicht bewegt.
Aus diesem Grunde, Kaunteyas, die Welt herum sich, rollend, dreht.
(IX. 10.)

Denn anfangslos, naturstofffrei, der höchste Geist, der ewige,
in Leibern weilend, Kaunteyas, nicht handelt, nicht beflecket wird.
So wie des Aethers Feinheit wird, allhindringend, beflecket nicht,
im Körper überall wohnend der Geist so nicht beflecket wird.
(XIII. 31. 32.)

In der Endlichkeit mufs nicht blofs das Vorhandene untergehen, auch das Untergegangene mufs wieder geboren werden. Dies haben wir oben gesehen. Das Weltall folgt in Zwischenräumen bestimmter Jahrtausende, die Brahmás Tag und Nacht heifsen, demselben Kreislauf, und Gott ist es, der es schafft und zerstört.

Denn der, welcher Brahmás Tag kennt, den tausend Alter fassenden,
die Nacht, die in sich fafst tausend, tag- und nachtkundig ist im Geist.
Es entsprieſst dem Unsichtbaren das Sichtbare, wann kommt der Tag;
wann die Nacht kommt, es hinschwindet ins unsichtbar Genennete.

Der Geschöpfe Gesammtfügung, wenn sie gewesen, schwindet hin, wann die Nacht kommt; von selbst, Párthas, erstehet sie, wann kommt der Tag.

(VIII. 17—19.)

Alle Geschöpfe, Kaunteyas, gehn in meine Natur zurück,
wann untergeht ein Weltalter, wann anhebt eins, entlass' ich sie.
Denn die eigne Natur sammelnd, entlass' ich, schaffend, für und für,
der Geschöpfe Gesammtfügung von selbst, wie die Natur es heischt.

(IX. 7. 8.)

Ich dieser ganzen Welt Ursprung bin, und Zerstörung wiederum.
Erhabner, als mich, kein zweites giebts irgend, Goldverschmäher, du.
An mich geknüpfet ist dies All, wie Perlenreih' am Faden hangt.

(VII. 6. b. 7.)

Dies letzte Gleichnifs scheint die Philosophie von der Mythologie entlehnt zu haben, wenn nicht diese sich des dichterisch-philosophischen Ausdrucks zu ihrem Endzweck bemeistert hat. Denn auch in Bildwerken (Guigniaut *Religions de l'Antiquité. IV. p. I. nr.* 2. *pl. I. fig.* 2. u. a. a. O.) ist die Reihe der geschaffenen Dinge als eine Perlenschnur dargestellt. Es ist interessant, auf diese Weise eine Hieroglyphe in Dichtung entziffert, oder eine Dichtung in Hieroglyphe übergetragen zu sehen. Hiermit mufs man auch die sich wiederholenden irdischen Erscheinungen des göttlichen Wesens in Zusammenhang bringen, das sich gleichfalls immer selbst wieder erzeugt. In der That kann der Gedanke und überhaupt alles Geistige nicht durch Ruhe, sondern nur durch Selbstthätigkeit, also durch ewig sich erneuernde Zeugung fortbestehen.

Von mir Geburten viel schon sind, von dir vorüber, Ardschunas, und alle sie im Geist kenn' ich; du, Feindverderber, kennst sie nicht.

Bin unvergänglich, anfangslos und der Geschöpfe Herr ich gleich,
doch die eigne Natur sammelnd werd' ich durch meines Zaubers Schein.
Wie Ermatten des Rechts anhebt jedesmal hier, o Bháratas,
und Erstehen des Unrechtes, so mich erschaff' ich wiederum.
Zu der Schutzwehr der Frommsinngen, zu der Gottlosen Untergang,
zu des ewigen Rechts Festgung ersteh' ich neu von Zeit zu Zeit.
Mein göttlich Thun und mein Werden wer so in reiner Wahrheit kennt,
der in Geburt im Tod nicht geht, zu mir der gehet, Ardschunas.
(IV. 5—9.)

Das Entstehen der Wesen wird auch auf folgende Weise geschildert. Der Dichter braucht statt des gewöhnlichen Ausdrucks für den Körper einen andren (kschetra) den man das Irdische übersetzen kann, den wir aber noch allgemeiner Stoff, Materie, benennen wollen. Als Bestandtheile desselben zählt er die fünf Elemente, die fünf Sinnengegenstände, die eilf Körperwerkzeuge, Selbstgefühl, Vernunft, Lust und Schmerz, Begier und Abscheu, Mannigfaltigkeit, Denkkraft, Festigkeit und was sehr auffallend ist, das Unsichtbare auf. (XIII. 1—7.) Diesem veränderlichen Stoff stellt er den Stoffkundigen entgegen. Diesen nennt Krischnas Eins mit sich. In seiner Verbindung mit dem Stoff besteht alle Zeugung.

Was überall entsteht wahrhaft, ob Festes, ob Bewegliches,
durch des Stoffes und Stoffkundgen Eingung das wisse, Bháratas.
(XIII. 26.)
Wie diese ganze Welt Eine Sonne, Glanz sendend, strahlend macht,
den ganzen Stoff der Stoffkundge so strahlen machet, Bháratas.
(XIII. 33.)

Es bringt keine wesentliche Lücke in dem System unsres Gedichts hervor, wenn man diese nur im 13. Ge-

sange vorgetragene Vorstellungsart ganz übergeht, und ich gestehe, dafs sie mir auf keine Weise ganz klar ist. Am meisten machen mich die aufgezählten Bestandtheile irre, unter denen sich zwar die 25 den Indischen philosophischen Systemen (Colebrooke. *l. c.* p. 30. 31.) gewöhnlichen Grundstoffe gröfstentheils wiederfinden, aber auch andre, die theils, wie Begier und Abscheu im Gemüth, schon in andren enthalten sind, theils dem irdischen Stoff fremd scheinen. So hätte ich das Unsichtbare mit dem Stoffkundigen für dasselbe gehalten. In Manus Gesetzbuch (XII. 12—15.) in einer gleichfalls sehr dunkeln Stelle kommt dieser Ausdruck in einem andren, mehr untergeordneten Sinne vor.

Gott sieht nur auf die Gesinnung. Er nimmt alles ihm mit Verehrung Gebotne an, Wasser, eine Blume, ein Blatt. Er ist gleichgesinnt gegen alle. Wer sich zu ihm wendet, der Brahman oder ein Knecht, alle können den höchsten Weg einschlagen. Aber die wohlwollend gegen alle Geschöpfe Gesinnten, die Tugendhaften, Gleichmüthigen, Frommen sind ihm theuer. (IX. 26. 32. 33. XII. 13—20.)

Gott ist der eigentliche Gegenstand aller wahren Erkenntnifs, das zu Erkennende im absoluten Verstande. Indem der Dichter dies ausführt, und die Eigenschaften Gottes noch einmal kurz zusammen fafst, kommt sein wahres Wesen immer darauf hinaus, dafs er, in nur durch seine Natur zu lösendem Widerspruch, alles Endliche in sich schliefst, und als unendlich, doch von allem Endlichen frei ist. (XIII. 12—17.)

Bei der Darstellung eines Systems, das nicht dogmatisch vorgetragen, sondern in ein Gespräch verwebt ist, das sich, aufser seiner Bestimmung, eine sittlich religiöse Unterweisung über die Erreichung der höchsten Vollendung zu enthalten, an einen bestimmten Moment in einer Dichtung anschliefst, hat es mir doppelt nothwendig ge-

schienen, einen so einfachen Weg, als möglich, einzuschlagen. Ich habe daher im Vorigen mit Sorgfalt nur diejenigen Stellen zusammengetragen, in welchen entschieden von der höchsten Gottheit, oder vielmehr von dem absoluten Begriffe der Gottheit die Rede ist. Ich habe mich dabei um so mehr des einfachen Ausdrucks Gott bedient, als in den meisten derselben Krischnas von sich, also von einem persönlichen Wesen, spricht. Was diese Vorstellung augenblicklich verdunkeln, oder scheinbar verwirren konnte, habe ich entfernt, um jetzt darauf zurückzukommen.

Der wichtigste hier zu erläuternde Begriff ist der des Brahma, oder der göttlichen Substanz. Um Mifsverständnissen vorzubeugen, mufs ich zuerst bemerken, dafs dies mit einem kurzen *a* endende Wort das Neutrum der Grundform Brahman, und durch Endung und Geschlecht von dem mit einem langen *a* endenden Masculinum, dem Gott Brahmá, verschieden ist.

Das Neutrum ist hier auch wohl nicht bedeutungslos gewählt. Denn auch in unserm Gedicht scheint zwischen Krischnas, Gott, und dem Brahma, der Gottheit, da wo beide Begriffe nicht zusammenfallen, der Unterschied der zwischen einer gleichsam allgemeinen göttlichen Substanz und einem persönlichen göttlichen Wesen zu seyn. Es wird auch von dem ganzen Brahma (VII. 29.) geredet, und der Ausdruck meistentheils noch von dem Beiwort des höchsten (VIII. 3. XIII. 12.) begleitet, als liefse der Begriff einen Umfang und Grade zu.

Aus vielen Stellen geht deutlich hervor, dafs das Brahma und Gott dieselben Begriffe sind. Es durchdringt Alles (III. 15.); in der oben erwähnten Beschreibung der Gottheit, als des zu Erkennenden, ist gerade der Ausdruck das höchste Brahma, und kein andrer neben ihm gebraucht (XIII. 11—17.); die letzte Vollendung ist

das Uebergehen in das Brahma, das heifst in die Gottheit. (II. 72.)

Krischnas ist dasselbe mit ihm (X. 12.) ist das höchste Brahma selbst.

Aber umkehren dürfte man, und hierin liegt der Unterschied, den Satz wohl nicht. Brahma ist die göttliche Urkraft überhaupt, gleichsam ruhend in ihrer Ewigkeit; in Gott, hier Krischnas, tritt die Persönlichkeit hinzu. Daher wird Krischnas neben dem Brahma genannt.

Wer Om! *) so sagend, eintönig die Gottheit nennt, gedenkend mein,
und dann den Körper läfst scheidend, der wandelt hin den höchsten Pfad.
(VIII. 13.)

An einer andren Stelle wird sogar zwischen dem Brahma und Krischnas auf dem Wege zur Vollendung nicht undeutlich eine Stufenfolge angegeben. Nach einer ausführlichen Schilderung des frommen Weisen heifst es: derjenige, der so gesinnt ist

zum Gottheit werden Kraft gewinnt,
geworden Gottheit, ruhathmend, begehrt er nicht und trauert nicht,
für alle Wesen gleichfühlend, erreicht er meinen höchsten Dienst,
durch meinen Dienst erkennt wahrhaft er mich, wie grofs und wer ich bin,
dann mich erkennend wahrhaft geht in mich er ohne Zögern ein.
(XVIII. 53. b.—55.)

Der Uebergang in Krischnas ist also hier als das letzte und höchste dargestellt, nachdem der Mensch sich schon vorher dem göttlichen Wesen angebildet hat.

Noch bestimmter als zeugende und empfangende Gottheit, werden beide Wesen in folgender Stelle unterschieden:

*) Von diesem Wort werde ich gleich in der Folge reden.

Mein Schoofs die grofse Gottheit ist, in die ich lege meine Frucht,
und aller Wesen Ursprung fliefst allein daraus, o Bháratas.
Denn wo aus einem Schoofs Körper entspringen irgend, Kuntis Sohn,
der grofse Schoofs die Gottheit ist, der Vater, samengebend, ich.
(XIV. 3. 4.)

Dies entspricht ganz den morgenländischen Begriffen von Spaltung der göttlichen Kraft, Ausgehen aus ihr und Zurückgehen in sie. Fremder dagegen scheint diese, nur in dieser einzigen Stelle desselben sich findende Vorstellungsart dem Systeme des übrigen Gedichts.

Wie in den obigen Versen über den einzelnen empfangenden Kräften eine allgemeine empfangende Urkraft angenommen wird, so geschieht dasselbe auch in andren ähnlichen Fällen. Es wird nemlich auch von einem absoluten Handeln, (karma) einem einfachen (akschara) und von Wesen die über den Geist, über die Geschöpfe, über die Götter, über die Opfer sind, (adhyátman, adhibhúta, adhideiva, adhiyadschna) gesprochen. Es scheint hiernach, dafs die Indische Philosophie, wo sie einzeln vertheilte Kräfte oder Eigenschaften an Wesen wahrnimmt, den Begriff derselben in seiner Reinheit auffafst, bis zu schrankenloser Allgemeinheit erweitert, und nicht bei der Bildung des Begriffs vor dem Geiste stehen bleibt, sondern sie als reale Urstoffe wirklich setzt. Es entsteht alsdann hieraus zweierlei, einerseits dafs diese Grund- oder Urstoffe der Ursprung der einzeln vertheilten Kräfte sind, andrerseits dafs sie in ihrer Reinheit und Unendlichkeit ganz oder theilweise zu der Natur der Gottheit gehören.

Das absolute Handeln wird (VIII. 3.) in einer eignen Definition das die Erzeugung des Daseyns der Geschöpfe bewirkende Entlassen oder Schaffen genannt. Denn

die Sprache verbindet diese beiden Begriffe in demselben Verbum (sridsch) und bleibt darin dem philosophischen Dogma getreu, dafs jede Wirkung, schon in ihrer Ursach enthalten, dieselbe nur zu verlassen braucht, um zu entstehen. Der Begriff des Handelns wird daher bei dem ursprünglichsten Handeln, der Schöpfung, aufgenommen. Es fafst unter sich die einzelnen Handlungen, und mit doppeltem Rechte das Opfer (III. 14.) es entspringt aber selbst aus dem göttlichen Wesen (III. 15.) als dem ursprünglichen Urheber aller Dinge. Nach diesem Zusammenhange erscheint es nicht mehr befremdend, wenn es in unmittelbare Verbindung mit der Gottheit und dem Uebergeistigen gesetzt und gesagt wird, dafs man diese beiden und das ganze Handeln kennt, wenn man sich zu Krischnas wendet, um sich von Alter und Tod zu befreien. (VII. 29.)

Das Uebergeistige (adhyátman) erklärt Krischnas (VIII. 3.) durch einen Ausdruck, der buchstäblich das eigne Seyn bedeutet, und gewöhnlich die einem Wesen unzertrennlich anhängende Natur, seinen Charakter, seine Persönlichkeit bezeichnet. (So V. 14. XVIII. 60.) Dieser Begriff ist also hier zu der absoluten Allgemeinheit gesteigert, in welcher er zu dem göttlichen Wesen pafst, das alle Gründe seines Seyns in sich selbst enthält und die Urpersönlichkeit ist. Nicht aber darf man diesen Begriff mit dem des höchsten Geistes verwechseln, für den es einen andren (paramátman) auch in unsrem Gedicht (XIII. 31.) vorkommenden Ausdruck giebt.

Was über die Geschöpfe ist, nennt Krischnas (VIII. 4.) das getheilte Seyn. Die Eigenthümlichkeit endlicher Wesen beruht auf ihrer geschiedenen Persönlichkeit, also auf Selbständigkeit und Vereinzelung. Für die erstere galt der so eben erwähnte Begriff. Die letztere liegt in dem gegenwärtigen. Es mufs aber ein solcher allgemeiner Grund-

stoff, dem die Möglichkeit beiwohnt, sich einzeln zu vertheilen, vorhanden seyn, da in einem Systeme, wie dieses ist, alle Wesen, ihrer Geschiedenheit unbeschadet, Eins sind.

Das Einfache, Unsichtbare bildet den Gegensatz des getheilten Seyns. Es ist eins und dasselbe mit der Gottheit und Krischnas, denn beide sind selbst das Einfache. (VIII. 3. XI. 37.) Aber das Einfache ist gleichsam der höchste und allgemeinste göttliche Urstoff. Denn es ist der Ursprung der Gottheit selbst; sie ist, nach der öfter berührten Vorstellung vom Verhältnifs der Wirkung zur Ursach, mit und aus demselben, was die Sprache vollständig und genau in Einem Worte (Samudbhavam) ausdrückt. (III. 15.)

Es wird auch die Frage aufgeworfen, wer die am frommsten Vertieften sind, die Krischnas überhaupt, oder die ihn als das Einfache anbeten? worauf die Antwort lautet, dafs beide zur Vollendung gelangen, aber die Arbeit der zuletzt genannten schwieriger ist, weil der körperbegabte Mensch sich schwer zu einer Vorstellung des Unsichtbaren erhebt. (XII. 1—6.) Vermuthlich ist aus der Absicht, die Einfachheit der Gottheit noch bezeichnender auszudrücken, der heilige mystische Name der Gottheit Om! entstanden, indem drei Töne *a*, *u* und ein Nasenlaut in Einen Buchstaben verschlungen sind, da *a* und *u* in ein hier nasales *o* zusammenfliefsen.

Ueber das Opfer nennt Krischnas auf eine dunkle und mystische Weise (VIII. 2. 4.) sich selbst in diesem seinem, also menschlichen Leibe, und der Ausdruck kommt sonst nicht an Stellen vor, die über diese mehr Licht verbreiteten. (Vgl. VII. 30.) Vielleicht aber soll diese Irdischwerdung selbst als ein Opfer, und folglich er als das höchste, alle andren in sich fassende angesehen werden.

Die Götter (deva) sind nach den philosophischen Sy-

stemen der Indier nur Wesen höherer Art, die ersten und höchsten, (XVII. 4.) aber selbst geschaffen, und nicht vergleichbar mit dem wahren göttlichen Wesen, dem Urquell aller Dinge. (Colebrooke *l. c.* p. 33.) Sie sind ebenso, als die Menschen, den einschränkenden Eigenschaften der Natur unterworfen, (XVIII. 40.) und wohnen mit allen übrigen Geschöpfen in Krischnas. (X. 14. 15.) Es opfern ihnen die, welche, nicht gleich lauter in ihrem Seyn, wie die Verehrer des höchsten Gotts, an den Erfolgen der Handlungen hangen; (IV. 12.) diese aber kommen alsdann nach dem Tode nicht zur höchsten Gottheit, sondern nur zu ihnen. (VII. 23.)

Brahmá befindet sich auch in Krischnas. Dieser sagt von sich:

> Denn der Wohnsitz Brahmás bin ich und des ewigen Göttertranks,
> der nie alternden Rechtssatzung und ungemefsner Seeligkeit.
> (XIV. 27.)

und Ardschunás von ihm:

> In deinem Leib schau' ich die Götter, Gott du, und alle Thiergattungen dicht geschaaret,
> im Lotuskelchsitze Brahmá, den Herrscher, und alle Frommweisen und Götterschlangen.
> (XI. 15.)

Krischnas ist gröfser, als er. (XI. 37.) Die erste und die letzte der hier angeführten Stellen gehört aber zu denen, bei welchen es, wie ich weiter unten zeigen werde, grammatisch zweifelhaft bleibt, und wo nur der Zusammenhang entscheiden kann, ob der Gott Brahmá oder die göttliche Substanz gemeint sey.

Was über die Götter ist, wird vorzugsweise der Geist (Puruscha) genannt, und da der mit diesem Ausdruck verbundene Begriff in einem Theile des Gedichts eine wichtige Rolle spielt, so müssen wir ihn mit wenigen Worten zu erläutern versuchen.

Die genaue und eigentliche Bedeutung des Worts ist die, dafs es das Männliche bezeichnet. Es heifst also Mann und Mensch. Sein übriger Gebrauch aber zeigt, dafs es den Menschen ursprünglich nur von der Seite bezeichnete, von der er mit höheren Wesen und allem Geistigen verwandt ist *). Denn man bedient sich desselben auch geradezu von dem Schöpfer. In zwei oben übersetzten Stellen (VIII. 22. XV. 4.) wo der Geist das Weltall geschaffen hat, und alle Geschöpfe in sich enthält, und wo Krischnas sich an ihn richtet, steht im Text dieses Wort. Krischnas wird so von Ardschunas genannt. (X.12. XI.18.38.) In dieser Bedeutung kommt puruscha gewöhnlich mit Beiwörtern vor, der höchste, (VIII. 22.) der ewige, göttliche, (X. 12.) der uralte, (XI. 38.) ursprüngliche (XV. 4.) allein auch absolut, als der Geist. (XI. 18.) Schon hieraus sieht man, dafs es nicht blofs ein verschiedner Name für die Gottheit ist, und untersucht man seinen Gebrauch genauer, so findet man, dafs es einen gröfseren Umfang hat, und auch in der Gottheit eine bestimmte Eigenschaft, oder vielmehr Wirksamkeit anzeigt. Es ist nemlich das wirkende Princip, welches, aber immer geistig, herrschend, und sich Alles unterordnend, in der Natur ruht, Verbindungen auch mit ihrem endlichen Wesen eingeht, und dadurch irdisch zeugt und schafft. In der Indischen Philosophie kann auch die Gottheit nicht unterlassen, dies zu thun, es entsteht eben daraus, dafs Gott und die Geschöpfe in dieser Beziehung Eins werden, und der Mensch ihn und alle in sich schauen kann, und von dieser Idee, von der göttlichen Durchdringung der Natur zum Behuf der Schöp-

*) Herr Guigniaut (*Religions de l'Antiquité I.* 618.) sucht diese Verbindung der Menschheit mit der Gottheit in dem Begriff puruscha auf eine andere Weise, indem er das Indische Wort durch l'homme-dieu erklärt. Ich kann aber dieser Meinung nicht beitreten.

fung geht, soviel ich aus dem Gebrauche des Worts wahrnehmen kann, seine Anwendung auf die Gottheit aus. Allgemein ist es daher das in der Natur hervorbringende Geistige, und wenn Krischnas sich (VII. 8.) das Edelste und Feinste in jeder Gattung der Dinge nennt, nennt er sich unter den Männern ihre Puruscha-Kraft, was die Indische Sprache blofs in der Endung des Neutrum und durch die Umbeugung des Stammvocals durch Pauruscham andeutet. In Manus Gesetzbuch wird in einer sehr merkwürdigen Stelle (XII. 118—125.) gesagt, dafs der Brahmane das ganze All in sich selbst sehen könne. Nach einer spielenden Vorstellungsweise (von welcher, um dies im Vorbeigehen zu bemerken, unser Gedicht durchaus frei ist) werden Götter und Naturwesen in einzelne Theile des menschlichen Körpers vertheilt. Dann heifst es: aber sie alle beherrscht der höchste Geist, er der feiner als ein Atom ist, eine auch in einer gleich folgenden Stelle unsres Gedichts mit denselben Worten vorkommende Bezeichnung, und den einige die ewige Gottheit nennen (Brahma). Wie nun aber sein Schaffen beschrieben wird, kommt es ganz mit der eben geschilderten Art überein.

Er alle Wesen, durchdringend sie mit fünffach vertheiltem Stoff, Flammenrad *) gleich, stets dreht wälzend in Geburt, Wachsthum, Untergang.

(Manus Gesetzbuch. XII. 124.)

*) Wörtlich wie im tschakra. So wird nemlich die Scheibe, oder das Rad genannt, aus welchem oben und zu jeder der beiden Seiten Flammen ausgehen, und das ein häufiges Attribut Vischnus und Krischnas in Gemälden und auf Bildwerken ist. Aufserdem bedeutet tschakra auch überhaupt ein Rad, und auch ein solches, und ohne Flammen trägt Vischnus bisweilen. Man sehe über dies Attribut Guigniaut, *Religions de l'Antiquité* IV. p. 4. nr. 18. pl. III. fig. 18. p. 11. nr. 48. pl. IX. fig. 48. p. 13. nr. 66. pl. XII. fig. 66. Das eigentliche, mit Flammen versehene tschakra scheint immer als eine Scheibe, ohne Speichen, abgebildet zu werden.

Aus unsrem Gedicht will ich zwei vorzüglich beweisende Stellen hersetzen, obgleich in denselben Begriffe vorkommen, die erst weiter unten ihre volle Erläuterung finden. In der einen wird die Gottheit mit dem Namen des Dichters belegt. In der jugendlichen Frische eines zur Wissenschaft aufblühenden Volkes erscheint das Dichten nicht wie eine menschliche Kunst, sondern wie ein wirkliches Schaffen, und auch die mannigfaltige, gestaltenreiche, bunte, durch die Zauberkraft der Gottheit hervorgerufene, wie ein Wunder vor dem jungen Gemüth da stehende Schöpfung kann wohl mit einem vor der Phantasie vorüberrauschenden Gedichte verglichen werden.

Unaufhörlich den Sinn richtend, unabirrend vertiefend sich,
zum Geist, dem höchsten, gottgleichen, Párthas, gelangt zu ihm der Mensch.
Des alten, hochwaltenden, weisen Dichters, der feiner ist als Atom, wer gedenket,
des Weltalls Nährers, undenkbar gestaltgen, des sonnengleich leuchtenden, fern vom Dunkel,
wer Dienst ihm festsinnig zur Todesstunde in Kraft standhaft starrer Vertiefung weihet,
zur Augenbrau'n-Mitte den Odem sammelnd, der geht zum gottgleichen, zum höchsten Geist ein.
(VIII. 8—10.)

Den Geist und die Natur, beide, wiss' anfangslos und ewig auch.
Eigenschaften und Umwandlung sind, wisse, der Natur gesellt.
Des Wirkens des, geschehn was soll, Ursach wird die Natur genannt;
der Geist genannt die Ursach wird in Lustgenufs und Schmerzgefühl.
Der Geist, in der Natur stehend, sich ihrer Eigenschaften freut.
Sein Hang nach ihnen macht Zeugung in gutem und in schlechtem Schoofs.
Der Lenker er, der Zuschauer, Geniefser, Nährer, hohe Herr,
der Urgeist auch genannt wird er in diesem Leib, der höchste Geist.

Wer die Natur, den Geist kennet, zugleich die Eigenschaften auch, der, wo er immer mag weilen, doch fürder wird geboren nicht. (XIII. 19—23.)

Der durch das All verbreitete Geist läfst, wie wir oben gesehen, nach Mafsgabe seiner verschiedenen Beschränkung, Grade zu. Krischnas unterscheidet einen dreifachen, den theilbaren, mit allen Geschöpfen identischen, den untheilbaren, auf dem Gipfel stehenden, und einen dritten, der höchste oder Urgeist genannten, der, die drei Welten durchdringend, sie ernährt und beherrscht. Weil er, setzt er hinzu, sich über den theilbaren erhebt und treflicher ist als der untheilbare, so wird er in der Welt und der Schrift der höchste genannt. (XV. 16—18.) Man erkennt hier wiederum die Methode, allgemeine Begriffe real zu setzen. Dem in die Geschöpfe vertheilten geistigen, als Vermögen sich so zu vertheilen zusammengefafsten Wesen wird ein zweites von entgegengesetzter und höherer Natur gegenübergestellt; zur Vollendung des Begriffs müssen aber auch beide wieder in einem noch höheren, der ihre entgegenstehenden Eigenschaften in sich vereinigt, zusammengefafst werden. Manus läfst (I. 19.) das Weltall aus den feinen Körperelementen sieben unermefslich starker Geister, Puruschás (nach dem Scholiasten, der fünf Elemente, des Selbstgefühls und der grofsen Seele) bestehen, und setzt hinzu: das Vergängliche aus dem Unvergänglichen. Hier wird also das Wort allgemein von Urkräften gebraucht, aber immer liegen die oben als seine Kriterien angegebenen Begriffe des Schaffens, und des über endliche Natur Hinausgehenden darin.

Die Natur ist, wie wir eben gesehen, nach Krischnas Lehre, gleich ewig mit der Gottheit. (XIII. 19.) Sie besitzt drei Eigenschaften, guna, welche den Geist, so wie er sich ihr gesellt, binden. Unter diesem Binden wird al-

les Verwickeln in irdische und weltliche Dinge verstanden, die den Menschen von allein auf die Gottheit gerichteten Gedanken abziehen, und ihn dadurch an der Erreichung des letzten Zieles, der höchsten Ruhe, verhindern. In diesem Sinne kann auch das Edelste, z. B. die Erkenntniſs, binden. Die Natureigenschaften, auch absolut die Eigenschaftsdreiheit genannt, sind sogar dem Grade nach insofern verschieden, als das in jeder Bindende mehr oder weniger edel ist.

Die erste und edelste ist Sattwa, wörtlich die Eigenschaft des Seyns, aber in dem Sinne, in welchem das Seyn, frei von allem Mangel oder Nichtseyn, durchaus real ist, also in der Erkenntniſs zur Wahrheit, im Handeln zur Tugend wird. Denn das Wort, das ursprünglich blofs ein von dem Participium des Verbum seyn gebildetes Abstractum ist, wird für diese beiden Begriffe gebraucht. Ich übersetze diese Natureigenschaft, um, so gut es gehen will, den Zusammenhang dieser Bedeutungen beizubehalten, durch Wesenheit.

Die zweite Eigenschaft ist Radschas. Dies Wort bedeutet eigentlich Staub, es kommt aber von einer Wurzel (randsch), die ankleben, sich anhängen, und durch eine nahe liegende Metapher, färben, heifst. Ein davon abgeleitetes Nomen ist rága, zugleich Farbe und Begier. Alle diese Ausdrücke haben in ihrer bildlichen und Begriffsgeltung einen nahen Zusammenhang unter einander.

Die zweite der Natureigenschaften mit diesem Namen zu bezeichnen, mögen mehrere Beziehungen dieser Begriffe zusammengekommen seyn, die leicht aufregbare Heftigkeit des zerbröckelt wirbelnden, staubartigen Stoffes, das Schimmernde, Feurige des Farbenspiels, die zu dem Boden gehörende, sich leicht anheftende und verunreinigende Natur des Staubes. Je nachdem diese Begriffe anders und an-

ders aufgefafst werden, giebt es mehr oder minder edle Abarten dieser Eigenschaft. Thatkraft, Feuer der Leidenschaft, Raschheit des Entschlusses gehören ihr an, Könige und Helden sind mit ihr ausgestattet, aber immer ist ihr etwas zur Wirklichkeit und zur Erde Herabziehendes beigemischt, das sie von der stillen und reinen Gröfse der Wesenheit unterscheidet. Die von ihr Hingerissenen lieben alles Grofse, Gewaltige, Glänzende, aber sie verfolgen auch den Schein, sind befangen in der bunten Mannigfaltigkeit der Welt und werden sogar unrein genannt, (XVIII. 27.) um dadurch zugleich auf die Befleckung hinzudeuten, der das weltlich gesinnte Gemüth nicht zu entgehen vermag. Obgleich aber stürmende Heftigkeit das Hauptmerkmal dieser Eigenschaft ist, so mufs doch damit die Vorstellung eines niedrigeren, nicht die Gröfse und Reinheit der Wesenheit erreichenden Standpunktes, der bis zur Befleckung führen kann, verbunden werden. Ich habe versucht, in dem Wort Irdischheit die verschiedenen Verzweigungen dieses Begriffs in der Wurzel zusammenzufassen. Es liegt in diesem Ausdruck zugleich das Streben nach Mannigfaltigkeit und das Hangen am Einzelnen. Indefs fühle ich wohl, dafs er, gegen den Indischen, zu abstract, auch sogar zu weit, und von der concreten Anwendung der Begriffe zu entfernt ist.

Die dritte und unterste Natureigenschaft ist Tamas (verwandt mit Dämmerung) Dunkel, Finsternifs, die keiner Erklärung bedarf.

Am philosophischsten wird der Unterschied zwischen diesen drei Graden der endlichen Befangenheit in der Natur an den schon oben (S. 42.) erwähnten Stufen der Erkenntnifs gezeigt. (XVIII. 20—22.) Der Wesenhafte sieht in allen Geschöpfen nur das Eine, in den getheilten ungetheilte Seyn. Dem Irdischen erscheint in ihnen nur ihre

mannigfach individuelle Geschiedenheit. Die von Dunkel Umnebelten hängen sich, ohne in Gründe einzugehen, auf beschränkte, das Wesen der Dinge verkennende Weise, an das Einzelne, und halten dies für das Ganze. Das nur den Ersten erkennbare reale und ungetheilte Seyn wird also von den Zweiten übersehen, von den Dritten miskannt.

Krischnas giebt dem Ardschunas folgende allgemeine Erklärung der drei Eigenschaften:

Wesenheit, Irdischheit, Dunkel, der Natur Eigenschaften sind;
sie in dem Körper, Grofsarmger, binden den Geist, den ewigen.
Hier nun die Wesenheit strahlet rüstig in Fleckenlosigkeit,
bindet durch süfser Lust Streben, Erkenntnifsstreben, Reiner, du.
Die Irdischheit, begierathmend, erkenn' am Durst der Leidenschaft,
durch Thatenstreben, Kaunteyas, den Geist im Körper bindet sie.
Erkenntnifsmangel zeugt Dunkel, betäubend dumpf die Sterblichen,
mit vorsichtsloser Trägheit dies einschläfernd bindet, Bhâratas.
(XIV. 5—8.)

Krischnas bestimmt hernach im 17. und 18. Gesange eine Menge von Gegenständen: Handlungen, Opfer, Gaben, Glauben, Vernunft u. s. f. nach der Verschiedenheit, welche die mit jenen Eigenschaften Begabten in dieselben bringen, und man kann sich diese Anwendung leicht denken. Ueberall gehört das, was aus reiner Absicht, mit Selbstbeherrschung und Gleichmuth, in Richtung auf das Höchste gethan wird, den Wesenhaften, was aus falschen Beweggründen, für vorübergehenden Genufs, zur Stillung augenblicklicher Begier, auf ungezügelte Weise, in Richtung auf einzelne, beschränkte Gegenstände geschieht, den Irdischen, das in Irrthum, Verkehrtheit und trägem Starrsinn Befangene den Finsteren an.

Es liegt in dieser Eintheilung unläugbar eine richtige und philosophische Ansicht der Natur, die in derselben

zuerst das Gediegene, Reale, vom Mangelhaften, blofs Scheinbaren, unterscheidet, die Quellen des Mangelhaften in den beiden Gränzen aller Endlichkeit, dem Mangel an Kraft und dem Mangel an Gleichgewicht aufsucht, und das Gediegene selbst, als doch nur endlich real, auch wieder als eine Naturbeschränkung auffafst.

Nach einer von Colebrooke (*l. c.* p. 40.) aus einem Commentator eines philosophischen Werks angeführten Stelle sollte man glauben, dafs die drei Natureigenschaften, nach ihren Graden, unter Göttern, Menschen und Thieren vertheilt wären, und mithin allen Menschen, ohne Unterschied, die Irdischheit zukäme *). Auf keinen Fall aber ist dies die Meinung unsres Gedichts. Es geht deutlich aus den beiden letzten Gesängen hervor, dafs die Eigenschaften unter den Menschen verschieden vertheilt sind. Ob sie die Gränzen des Kastenunterschiedes bestimmen? ist zweifelhafter. Es heifst zwar allerdings, dafs dieselben nach ihren, aus ihrem eigenthümlichen Seyn entspringenden Eigenschaften, guna, vertheilt sind (XVIII. 41. IV. 13.) und die Wesenheit könnte auf die Brahmanen, die Irdischheit auf die Krieger fallen, allein es müfsten, da es vier Kasten giebt, zwei zusammengenommen seyn, und der Ausdruck Eigenschaft kann hier leicht eine allgemeinere Bedeutung haben.

Die Handlungen entspringen aus den drei Eigenschaften, und wenn der Mensch sich selbst für ihren Urheber hält, sind es eigentlich die Eigenschaften, die in Wirksamkeit treten. (III. 27—29.)

---

*) Nach der Lehre der Vedás soll Vischnus in der Eigenschaft der Wesenheit, Brahmá in der der Irdischheit, Rudras in der der Finsternifs wohnen. Guigniaut. *Religions de l'Antiquité.* I. 239. Anm. 270. Eine ähnliche Stelle kommt bei Colebrooke (*l. c.* p. 30. nr. 2.) vor, wo aber die Eigenschaften anders vertheilt scheinen.

Auf ähnliche Weise ist es in Gott. Alles Seyn der drei Eigenschaften stammt von ihm, seine obenerwähnte Zauberkraft ist aus ihnen zusammengesetzt, und täuscht eben die Menschen dadurch, dafs sie nicht einsehen, dafs Gott höher, als sie, und unvergänglich ist. (VII. 12—14.) Sie sind aber nur in ihm, weil die Natur in ihm ist, denn unmittelbar gehören sie dieser an, (XIII. 21.) sie binden auch eben so wenig seine Freiheit, als die Natur und sein Handeln es thut. Daher heifst er zugleich eigenschaftslos und die Eigenschaften geniefsend. (XIII. 14.)

Die Besiegung dieser Eigenschaften führt zur Unsterblichkeit (XIV. 20.) und obgleich es kein Wesen, weder auf Erden, noch im Himmel, weder unter den Göttern, noch unter den Menschen giebt, in dem sie nicht vorhanden wären, so mufs man doch streben, sich von ihnen zu befreien. (II. 45.) Man kann aber als von ihnen befreit angesehen werden, wenn man, in vollkommenem Gleichmuth über alle irdischen Erfolge, dem Walten der Eigenschaften in sich, ohne alle Theilnahme, nur als ein Fremder zusehend, sich allein dem Nachdenken über die Gottheit, und ihrem Dienste widmet. (XIV. 22—26.)

Das System der Indischen Philosophie, zu dem die in Krischnas Gespräch entwickelte Lehre, deren theoretische Dogmen ich hier vorzutragen versucht habe, gehört, ist im Ganzen das Sánkhya-System, d. h. dasjenige, welches in die Erforschung der Natur der Dinge durch Aufzählung ihrer Principien arithmetische Vollständigkeit und Genauigkeit zu bringen strebt. Es theilt sich in verschiedene Zweige, aber alle haben zum gemeinschaftlichen Grundsatz, dafs zukünftigem Uebel entgegengearbeitet werden mufs, und dafs klare Erkenntnifs rein geschiedener Wahrheit der Weg dazu ist. Die eine Lehre dieses Systems bleibt bei der Anwendung des raisonnirenden Verstandes stehen, und

läugnet, dafs es Beweise des Daseyns Gottes, als eines unendlichen Wesens, gebe. Ihr Schöpfer ist endlich und aus der Natur entstanden. Eine zweite Lehre dieses Systems, die Yoga-Lehre, stellt nicht nur Gott in selbständiger Unendlichkeit an die Spitze der Dinge, sondern setzt in die tiefste und abgezogenste Betrachtung seines Wesens das wahre Mittel der Erreichung ewiger Seligkeit. (Colebrooke *l. c.* p. 20. 24—26. 37. 38.)

Krischnas unterscheidet sehr bestimmt beide, indem er gleich im zweiten Gesange dem Ardschunas sagt: was er ihm bis dahin durch Vernunftgründe (Sánkhya) bewiesen, solle er nun hören, indem er seinen Sinn zum Yoga stimme. (II. 39.) In seinem ganzen übrigen Vortrag bleibt er sichtlich bei dem Letzteren stehen. Seine Lehre ist also Yoga-Lehre *). Er hatte sie schon einmal offenbart, und sie hatte sich unter den Weisen der Vorzeit durch Ueberlieferung fortgepflanzt, aber im Verlauf der Zeiten war sie untergegangen, darum erklärt er sie dem Ardschunas aufs Neue. (IV. 1—3.) Sie ist aber eine Geheimlehre, die nur dem Würdigen mitgetheilt werden darf. (XVIII. 67—69.) Ob und in wiefern unser Gedicht hierin mit dem obenerwähnten Werke Patandschalis übereinstimmt, läfst sich bei Colebrooke's kurzen Andeutungen nicht entscheiden. Höchst merkwürdig wäre die genaue Vergleichung beider, und ich würde die gegenwärtige Arbeit noch

*) Ich habe mich gefreut zu sehen, dafs Hr. Burnouf dieselbe Ansicht über das Verhältnifs der Bhagavad-Gítá zu der Sánkhya Philosophie hat. Man sehe den zweiten seiner interessanten Aufsätze über den Bhágavata Purána im *Journ. Asiat.* VII. 199. Ich mufs hierbei bemerken, dafs meine Abhandlung früher ausgearbeitet und vorgetragen war, als diese Aufsätze erschienen sind. Dasselbe gilt von mehreren in diesen Anmerkungen angeführten Stellen. Die Uebereinstimmung zweier, unabhängig von einander gewonnenen Ansichten wird dadurch ein um so stärkerer Beweis der Richtigkeit der Behauptung.

verschoben haben, wenn man nicht fürchten müfste, dafs es nicht die Absicht des Englischen Gelehrten sey, noch einmal auf diesen Gegenstand zurückzukommen. Der Begriff des Yoga ist eines der unterscheidenden Merkmale dieser Philosophie, und gehört, nach unsren Begriffen, zu ihrem praktischen Theile. Ich werde daher nun zur Entwickelung desselben übergehen, an diese die Lehre vom höchsten Gut und den Mitteln der Erreichung desselben anknüpfen, und mit diesem praktischen Theile die ganze Darstellung der Krischnas-Lehre beschliefsen.

Yoga ist ein von der Wurzel yudsch, vereinigen, binden, dem lateinischen jungere, gebildetes Nomen, und drückt die Verknüpfung eines Gegenstandes mit dem andren aus. Darauf lassen sich alle vielfachen abgeleiteten Bedeutungen des Worts zurückführen. Im philosophischen Sinne ist Yoga die beharrliche Richtung des Gemüths auf die Gottheit, die sich von allen andren Gegenständen, selbst von den inneren Gedanken zurückzieht, jede Bewegung und Körperverrichtung möglichst hemmt, sich allein und ausschliefsend in das Wesen der Gottheit versenkt, und sich mit demselben zu verbinden strebt. Ich werde den Begriff durch Vertiefung ausdrücken, und habe es schon in einigen oben übersetzten Stellen gethan. (S. 27. VIII. 8—10.) Denn ist auch jede Uebertragung eines aus ganz eigenthümlicher Ansicht entspringenden Ausdrucks einer Sprache durch ein einzelnes Wort einer andern mangelhaft, so bleibt doch die Insichgekehrtheit das auffallendste Merkmal, an dem man den Yogí, d. h. den dem Yoga sich Widmenden und in demselben Begriffenen, erkennt. Auch liegt in dem Ausdruck der Vertiefung die mystische, dem Yogí eigne Gemüthsstimmung, die, wo das Wort absolut gebraucht ist, am natürlichsten auf die Endursach aller Dinge bezogen wird. Durch die Richtung auf die Gottheit

geht der Begriff in den der Frömmigkeit, (II. 61. VI. 47. IX. 14.) durch das ausschliefsliche Hingeben an Einen Gegenstand in den der Weihung, Widmung über, und eignet sich von diesen beiden Seiten für den lateinischen devotio und die von diesem in den neueren Sprachen abgeleiteten. Der ursprüngliche Begriff der Verknüpfung verschwindet aber bei dieser Uebertragung zu sehr, und die ganze Bedeutung des Worts wird vermuthlich sogar zu enge bestimmt. Denn nach einer Stelle Colebrooke's (p. 36.), wo er von Patandschalis Yoga-Lehre spricht, scheint (da er ausdrücklich von *meditation on special topics* redet) das stiere Nachdenken des Yogí auch auf andre Gegenstände, als die Gottheit gerichtet seyn zu können. Gar keinen Gebrauch verstattet devotio in den Stellen, in welchen Yoga, wie wir weiter unten sehen werden, als eine Thatkraft und eine Eigenschaft in der Gottheit selbst geschildert wird. Als Anstrengung, Beschäftigung kommt das Wort auf den Begriff hinaus, sich zu etwas zu bestimmen, auf etwas zu legen, etwas zu üben, und in diesen mannigfaltigen Bedeutungen geht es Zusammensetzungen mit mehreren andren Wörtern ein, indem bald der Zweck, bald die anzuwendenden Mittel näher bestimmt werden.

Das erste Erfordernifs der Vertiefung ist die Unterdrückung aller Leidenschaften, die Abgezogenheit von aller Gewalt der Sinne, ja allen äufseren, sie reizenden Gegenständen. Erst wenn die Geistigkeit Herrschaft gewonnen hat, kann die Vertiefung Kraft haben.

Die Vertiefeten, anstrebend, schaun in sich selber ruhend ihn,*) doch nicht ihn schaun, auch anstrebend, die nicht vollendet Geistigen.

(XV. 11.)

*) Nemlich den höchsten Regierer.

Auf diese Weise trift hiermit das oben von der Vernichtung der Handlungen durch die Gleichgültigkeit über ihre Erfolge Gesagte zusammen, und zwar so sehr, dafs, wie wir oben gesehen (S. 32. II. 47. 48.) Gleichmuth und Vertiefung als Synonyme gebraucht werden. Ist auf diesem Wege jedes Regen der Leidenschaft, ja der leisesten Neigung getilgt, und die Seele zu völliger Partheilosigkeit (VI. 9.) gestimmt, so werden Nachdenken und abgezogene Betrachtung herrschend. So mufs der Geist sich, durch nichts Fremdartiges gestört, nur gesammelt in sich, in den Gedanken der Gottheit versenken, und mit unabirrend stätiger Beharrlichkeit an der Urwahrheit hangen. Aber nun stellt, wie wir auch bei andren Gelegenheiten gesehen haben, das System sein Dogma wieder auf die Spitze. Auch der innere Gedanke soll unterdrückt, alle innere und äufsere Veränderung aufgehoben werden, welche die vollendete Ruhe, das ewig sich gleiche Daseyn des Unvergänglichen stört. Es wird dies durch ein Auslöschen, Verwehen des irdischen Geistes ausgedrückt. Man ist geneigt, das Nichtdenken nur von der Unterdrückung alles Gedankens an irdische Gegenstände zu nehmen. In Manus Gesetzbuch (XII. 122.) wird von dem höchsten Geiste gesagt, dafs nur mit schlummerndem Nachdenken zu ihm zu gelangen ist. Aber der Scholiast erklärt dies blofs von der Verschliefsung der äufseren Sinne. Ich zweifle jedoch, dafs diese Erklärungsart, durch welche auffallende, und wirklich überspannte Behauptungen zu ganz gewöhnlichen Begriffen herabgestimmt werden, dem wahren Sinne des Systems entspricht.

Eine Hauptstelle unsres Gedichts über die Vertiefung ist folgende:

Wie Lampe, frei von Windwehen, nicht sich reget, defs Gleichnifs ist
der Vertiefte, der, festsinnig, vertieft in Selbstvertiefung sich.

Da, wo, gehemmt, des Geists Denken durch der Vertiefung Uebung ruht,
wo allein durch sich selbst sein Selbst schauend in sich, der Mensch sich freut,
endlose Wonne, fühlbare dem Geist nur, übersinnliche
kennet, und stätig ausdauernd, niemals von ewger Wahrheit wankt,
wo, dies erreichend, nicht Andres er achtet diesem vorzuziehn,
und wo Unglück nicht, auch schweres, erschüttert mehr den Stehenden,
diese, des Schmerzgefühls Lösung, wisse, Vertiefung wird genannt.
In Vertiefung der Mensch mufs so vertiefen, sinnentfremdet, sich,
tilgend jeder Begier Streben, von Eigenwillens Sucht erzeugt,
der Sinne Inbegriff bändgend mit dem Gemüthe ganz und gar.
So strebend, nach und nach ruh' er, im Geist gewinnend Stätigkeit,
auf sich selbst das Gemüth heftend, und irgend etwas denkend nicht;
wohin, wohin herumirret das unstät leicht bewegliche,
von da, von da zurückführ' er es in des innern Selbsts Gewalt.
Den Vertieften, Stillsinnen der Wonnen höchste dann besucht,
dem Irdischheit die Ruh nicht stört, den reinen, gottgewordenen.
(VI. 19—27.)

An andren Stellen (V. 27. 28. VI. 10—15. VIII. 10—14.) werden zu diesen Vorschriften andre mystische, und abergläubisch spielende, aber immer auf den Grundideen dieser Lehre ruhende hinzugefügt. Der sich der Vertiefung Widmende soll in einer menschenfernen, reinen Gegend einen auf einem nicht zu hohen und nicht zu niedrigen, mit Thierfellen und Opfergras (kusa, *poa cynosuroides* nach Wilson) bedeckten Sitz haben, Hals und Nacken unbewegt, den Körper im Gleichgewicht halten, den Odem hoch in das Haupt zurückziehen, und gleichmäfsig durch die Nasenlöcher aus und einhauchen, nirgends umherblickend, seine Augen gegen die Mitte der Augenbraunen und die Spitze der Nase richten, und den oben (S. 56.) erwähnten geheimnifsvollen Namen der Gottheit Om! aussprechen.

Aus dieser Lehre und Schule sind unstreitig die noch heute in Indien vorhandenen Yogis hervorgegangen. Der Gouverneur Warren Hastings giebt in einem 1784 geschriebenen, und der Wilkinsischen Uebersetzung unsres Gedichts vorgedruckten Briefe (p. 8. 9.) eine lesenswürdige Beschreibung davon, und der Mann, den er in dieser Seelenübung gesehen, hatte einen solchen Eindruck auf ihn gemacht, dafs er es nicht für unmöglich hält, dafs durch diese schulenweis geübte Trennung der Seele von den Regungen der Sinne, aus einer so von jeder zufälligen Beimischung freien Quelle, ganz neue Richtungen und Verbindungen des inneren Gefühls (*new tracks and combinations of sentiment*) und Lehren von gleich tiefer Wahrheit mit unsren einfachsten hervorgegangen seyen. Es ist aber schwer, in solchen Ueberspannungen, wenn sie auch wahr und ungeheuchelt seyn sollten, mehr als denselben schwärmerischen Mysticismus zu erkennen, der in verschiednen Himmelsstrichen, Systemen und Religionen nur andre Gestalten annimmt.

Was unser Gedicht betrift, so begünstigt es wenigstens diese Uebung nicht als fortdauernde und beständige eines ganz müssigen, nur beschaulichen Lebens. Wir haben oben gesehen, wie auf das Handeln, und zwar auf das bewegteste und lebendigste in Kampf und Schlachtgewühl, gedrungen, wie es als Wahn geschildert wird, durch Nichtsthun das Streben der irdischen Kräfte nach Handlung und Wechsel aufhalten zu wollen, wie jeder die Aufgabe lösen soll, nach den Satzungen seines Standes zu handeln, aber, ohne Rücksicht auf den Erfolg, sich mit dem Geiste über demselben zu erhalten.

Als Nachdenken und Wahrheitsforschung geht Krischnas Lehre sichtlich von dem Grundsatz aus, dafs die reine Wahrheit, diejenige, welche die Dinge an sich erkennt oder ahndet, (*tattwa*) nicht auf dem Wege discursiven und rai-

sonnirenden Verstandes gefunden werden kann, dafs man dazu das Gemüth vorbereiten, von allem Unreinen und Kleinlichen läutern, die Erkenntnifs in ihm herrschend machen, und dann das innere Wahrheitsgefühl beleben, den Geist auf den Punkt richten mufs, in dem das Ich mit den Dingen an sich, als auch zu ihnen gehörend, zusammenhängt. Durch das Anerkennen der Einerleiheit alles Geistigen, und der Individualität (*prithaktva*) als der eigentlichen Schranke im Menschen, macht diese Lehre eine sehr bestimmte Scheidung des Endlichen vom Unendlichen.

Es scheint sogar, als würde die Wahrheit als ursprünglich in den Menschen gelegt, und nur nach und nach in Vergessenheit eingeschläfert betrachtet. Wenigstens sagt Ardschunas, als ihn Krischnas am Ende des Gesprächs fragt, ob ihm nun die feste Erkenntnifs gekommen sey?

Verschwunden ist der Irrthum mir, Erinnerung gekehrt durch dich,
des Zweifels ledig, fest bin ich, und will vollbringen, was du sagst.
(XVIII. 73.)

Da diese Lehre auf unvermittelte Erkenntnifs durch innere Anschauung ausgeht, so fordert sie von dem Geiste vor Allem Festigkeit und Stätigkeit, von deren angestrengter und beharrlicher Richtung auf den zu erforschenden Punkt das Gelingen nothwendig abhängt. Sie macht dadurch die Bildung des Charakters zu einem Mittel der Aufsuchung der Wahrheit, und sammelt alle Kräfte des Gemüths auf diesen einzigen Punkt. Der auf diese Weise hervorgebrachte Sinn ist daher immer nur Einer, da die nicht so Gestimmten, nemlich die, welche in Forschungen raisonniren, die durch Gründe vermittelt sind, und im Handeln Neigungen und Absichten folgen, sich in viele Sinne und Meinungen spalten. (II. 41—44.) Daher steht nichts

dieser Lehre so feindselig gegenüber, als der Zweifel, der wie ein Verbrechen behandelt wird.

Erkenntnifslos und ungläubig kommt um der Zweifelathmende,
nicht diese Welt ist, nicht jene, Glück nicht des Zweifelathmenden.
Verzichtend wer vertieft handelt, den Zweifel durch Erkenntnifs
tilgt,
den Geistigen die Handlungen nicht binden, Goldverschmäher, du.
(IV. 40. 41.)

Aus dem Gegensatz im letzten Verse sieht man, in welchem Sinne hier Geist genommen wird, nemlich nicht blofs als Denkvermögen, das im Zweifler gerade vorzugsweise thätig ist, sondern als Quelle unvermittelten Wissens.

Die nothwendige Stufe zur Vertiefung ist die Erkenntnifs. Denn um zur Vertiefung zu gelangen, mufs der Mensch sich zur höchsten der drei Natureigenschaften, der Wesenheit, aufgeschwungen haben, (XVIII. 33—35.) dazu aber führt die Erkenntnifs.

In alle dieses Leibs Thore wenn einzieht, füllend sie mit Glanz,
die Erkenntnifs, gelangt, wisse, zur Reife dann die Wesenheit.
(XIV. 11.)

Unter der Erkenntnifs wird diejenige verstanden, welche gleichsam die Endfäden aller einzelnen Forschungen zusammenknüpft, die Unterscheidung des Vergänglichen vom Unvergänglichen, die Einsicht in den Stoff und den Stoffkundigen (S. 50) und in die Erlangung der letzten Vollendung. (XIII. 27. 2. XVIII. 50.) Insofern sie zugleich auf Geist und Charakter wirkt, werden alle Tugenden des Weisen und Heiligen in ihre Schilderung mitaufgenommen. (XIII. 7—11.) Sie wird empfohlen und gepriesen, als das Feuer, welches die den Menschen bindenden Handlungen in Asche verwandelt, als die Sonne, welche den höchsten Pfad erleuchtet, als die Reinigung, die der Weise in sich

selbst findet. Von dem, der sie besitzt, sagt Krischnas, dafs er ihn als sein eignes Selbst betrachtet. (IV. 33—38. V. 16. 17. VII. 15—20.)

Die Freiheit von aller Sinnenregung ist ihre Grundlage; so wie die aus dieser fliefsende heitere Stille herrscht, nimmt der Geist den ganzen Menschen ein. (II. 65.)

An unmittelbare Erkenntnifs und einen Gemüthszustand, wie er in dem Vertieften geschildert worden ist, mufs sich nothwendig auch der Glaube anschliefsen (VI. 47. XII. 2.) Er rettet noch den vom Verderben, welcher, von Begierden verführt, von dem stätigen Suchen nach dem Höchsten abirrt. (VI. 37—45.) Er wird, als der Erkenntnifs vorausgehend und zu ihr führend dargestellt, nemlich indem ein inneres Wahrheitsgefühl das bezeichnet, worüber die Erkenntnifs nachher ihr volles Licht ausgiefst. (IV. 39.) Der Glaube ist dreifach nach den Natureigenschaften, da er aus dem Charakter des Menschen entspringt. Dieser Charakter und der Gegenstand des Glaubens in jedem stehen in unmittelbarer Verbindung. Denn der Glaube ist das Bild des Charakters, und der Gläubige ist, wie das, woran er glaubt. (XVII. 2. 3.)

Glaube, Erkenntnifs, Vertiefung und jede andre Seelenübung aber haben zum höchsten Ziel die Befreiung von der Nothwendigkeit neuer Geburt nach dem irdischen Tode. (S. 50. IV. 9. S. 61. XIII. 23.) Der Mensch kann durch Wiedergeburt in edlere und glücklichere Wesen übergehen, (VI. 41. 42.) er kann in den Zwischenzeiten himmlische Freuden geniefsen, (IX. 20. 21.) aber das letzte Ziel ist das gänzliche Hinaustreten aus diesem ewig rollenden Wechsel wiederkehrenden Entstehens, die Lösung von den Banden der Geburt. (II. 51.) In einer Philosophie, welche alle Handlungen, alle sinnlichen Regungen, und selbst die unentbehrlichsten körperlichen Verrichtungen, als den Geist

störend, fesselnd und verunreinigend ansieht, kann das irdische Leben nur als unstät und freudenlos erscheinen. (IX. 33.) Die Welt wird als eine, sich ewig fortwälzende Maschine betrachtet, die jeder besteigt, der in sie eintritt. (XVIII. 61.) Ruhe muſs also das höchste Glück seyn. (II. 66.) Da aber in den Gränzen der Endlichkeit auf Tod unausbleiblich Geburt folgen muſs (S. 30. II. 27.) so bleibt zur Erreichung der vollkommenen Ruhe nichts übrig, als in die Gottheit, den Sitz aller Unvergänglichkeit und Unveränderlichkeit, überzugehen. (VI. 15. S. 42. XIII. 30. S. 53. XVIII. 55.) Dies wird möglich durch die Verwandtschaft alles rein Geistigen, dessen Trennung von allem Körperlichen die Vertiefung bewirkt. So hangen alle Theile dieses Systems aufs genaueste und festeste mit einander zusammen.

Die Erreichung dieses letzten Zieles wird den Frommen und Gläubigen fast auf jeder Seite unsres Gedichts mehreremale verheiſsen; es ist auch schon von Heiligen, Muni's erreicht worden. (XIV. 1.) Es wird schlechthin das Höchste (III. 19.) und die Befreiung (III. 31. IV. 15.) genannt, der höchste (VI. 45.) der ewige (XVIII. 56.) der nie zurückführende Pfad, (V. 17.) die Vollendung, (XII. 10.) obgleich an einer andren Stelle (XVIII. 50.) die Vollendung von der Erlangung der Gottheit, als einer höheren Stufe unterschieden wird, ferner die höchste Ruhe (IV. 39.) das Gehen zu Gott, Krischnas, und zur Gottheit, Brahma, (IV. 9. 24.) die Berührung mit ihr (VI. 28.) das Eingehen in Gottes Daseyn (IV. 10.) das Verwehen (nirvána von vá, wehen) in die Gottheit (II. 72.) die Fähigung zur Gottheit zu werden (XIV. 26.) die Verwandlung in die Gottheit. (V. 24.)

Dahin gelangen die, welche sich ausschlieſslich dem Höchsten widmen, keinem niedrigeren Wesen dienen, und

ihre Gedanken allein auf ihn richten. Denn wem sich der Mensch widmet, zu dem gelangt er nach dem Tode. (S. 53. VIII. 13. IX. 25. XVI. 19.) Vorzüglich ist die Gedankenrichtung in der Todesstunde entscheidend. (VIII. 5. 6.) Die den rechten Pfad einschlagen, befreien sich auch von den Umstürzungen der Weltalter, werden nicht wiedergeboren bei der neuen Schöpfung, kommen nicht um bei der Zerstörung der Welt. (XIV. 2.)

Brahmás Welt ist die Gränze der Wiedergeburten.

Die Welten bis Brahmás Welt sind rückkehrbar wieder, Ardschunas,
zu mir wer gehet, Kaunteyas, dem wieder nicht erscheint Geburt.
(VIII. 16.)

Es ist aber dies wieder eine der schon oben (S. 52.) erwähnten Stellen, wo es zweifelhaft bleibt, ob das Neutrum Brahma, die göttliche Substanz, oder der persönliche Gott Brahmá, gemeint sey. Ich nehme, dem Zusammenhange nach, das Letztere an.

So grofs nemlich auch die grammatische Bestimmbarkeit der Wörter in der Sanskrita Sprache ist, so kommt doch die Declination des Masculinum und Neutrum (VIII. 17. XI. 37. XIV. 27.) in mehreren Casus überein, und so hat die Sprache doch Eigenthümlichkeiten, welche das Geschlecht nicht in jeder Stelle grammatisch unterscheiden lassen. Dies ist nemlich der Fall, wenn Masculinum und Neutrum oder wie bisweilen sich findet, gar alle drei Geschlechter dieselbe Grundform haben, und diese Grundform Element zusammengesetzter Wörter wird, (II. 72. III. 15. IV. 24. 25. VIII. 16. XIII. 4. XVIII. 53. 54. Manus Gesetzbuch I. 97.) und wenn bei Lautzusammenziehungen ein gleicher Vocal aus der Verbindung eines langen oder kurzen schliefsenden mit dem das folgende Wort anfangenden entsteht. (IV. 24. Manus I. 11.) Von allen hier angeführten

Stellen unsres Gedichts scheint mir nur in vieren (VIII. 16. 17. XI. 37. XIV. 27.) wo von Brahmás Sitz, Tag, Welt u. s. f. die Rede ist, der Gott, in allen übrigen, namentlich in denen, wo das Uebergehen, die Verwandlung in die Gottheit vorkommt, das göttliche Wesen, das Neutrum Brahma, gemeint. Hiermit stimmt auch die so sehr genaue Schlegelsche Uebersetzung, mit Ausnahme Einer Stelle (XIV. 27.) überein. Sie drückt das Neutrum durch numen oder ein andres Substantivum, den Gott durch seinen Namen aus.

Allein auch wer zu dem höchsten, hier bildlich als Brahmás Welt bezeichneten, Aufenthalt der Ruhe gelangen will, mufs doch vorher durch mehrere Wiedergeburten, sein Wesen immer mehr läuternd, gegangen seyn. (VI. 45. VII. 19.) Dies auf den Tod folgende Schicksal ist nach den drei Eigenschaften verschieden. Die in Dunkel Dahingehenden sinken in die Tiefe und werden aus geistesdumpfen Geschöpfen wiedergeboren; die in Irdischheit Sterbenden halten sich in der Mitte, und treten unter den Thatenbegierigen wieder ans Licht; die das Leben in gereifter Wesenheit verlassen, erheben sich aufwärts zu den fleckenlosen Welten derer, die das Höchste kennen. (XIV. 14. 15. 18.) Diese Bestimmung scheint dieselbe mit der zu seyn, welche dem Gläubigen, aber nicht ganz Vollendeten angewiesen wird, der, vor einer neuen Wiedergeburt, unendliche Jahre in den Welten derer, die reinen Wandels gewesen, zubringen soll. (VI. 41. 42.) Auch der vielleicht gleichfalls hiermit zusammenhangende Genufs himmlischer Freuden in Indras Welt (entgegengesetzt der Welt Brahmás) ist nur eine vorübergehende Belohnung; denn wenn das auf der Erde erworbene Verdienst dadurch aufgezehrt ist, müssen, die dessen theilhaftig sind, in diese Welt des Todes zurückkehren. (IX. 20—22.) Dies wird als das Schicksal derer geschildert, die sich auf beschränkte Weise an die hei-

ligen Bücher und die in ihnen vorgeschriebenen Cärimonien halten.

Denn gegen die Lehre der Vedás und die wissenschaftliche Theologie eifert unser Gedicht auch sonst, nicht sie ganz verwerfend, aber sie darstellend, als nicht den letzten Grund erforschend, nicht die wahre Sinnesreinheit besitzend, und nicht das höchste Ziel erreichend. (II. 41—53.)

Da die Vertiefung die Umwandlung des menschlichen Wesens in göttliches zum letzten Zweck hat, so kann sie nicht blofs intellectuell seyn, sondern es mufs in ihr zugleich eine wirkliche Thatkraft liegen, und zwar eine solche, die etwas aufser dem Laufe der Natur Befindliches hervorzubringen, die Art und die Schranken des Daseyns zu verändern vermag. Dies ist auch begreiflich bei einer Anspannung des Gemüths, die vorzugsweise auf der festen Beharrlichkeit des Willens beruht, und zu welcher dasselbe durch Besiegung der Leidenschaften, Unterdrückung der Sinnenregungen und Entfernung von allen äufseren Eindrücken, ja Aufhebung aller Körperverrichtungen vorbereitet wird.

Patandschalis Yoga-Lehre enthält ein eignes Kapitel über diese Thatkraft, vibhúti, wörtlich die Anderswerdung, also die Umwandlung. Er setzt dieselbe in allerlei Zaubermacht, Gedanken errathen, Elephantenstärke erlangen, durch die Luft fliegen, alle Welten mit Einem Blick übersehen zu können u. s. f. Yogi und Zauberer sind daher bei dem Volkshaufen in Indien gleichbedeutende Begriffe. (Colebrooke. *l. c.* p. 36.)

Abergläubische Spielereien dieser Art werden in unserm, auch in dieser Hinsicht reineren Gedicht mit keiner Sylbe erwähnt, jener Indische Ausdruck gar nicht von Sterblichen gebraucht, sogar der Thatkraft des Yoga bei ihnen nicht ausdrücklich, sondern nur insofern gedacht, als

von der Gottwerdung die Rede ist, und als sie sich in Abschneidung des Zweifels und Besiegung der Sinne über das eigne Gemüth verbreitet. In dieser Beziehung wird der auf Selbstbesiegung gerichteten Vertiefung ein an der Erkenntnifs angezündetes Feuer beigelegt, (IV. 27.) eine sehr bedeutsame, der den ganzen Menschen umfassenden Natur der Vertiefung entsprechende Metapher.

Aber der Gottheit wird jene Wunderkraft (vibhúti) zugeschrieben, wie wir schon weiter oben (S. 40) gesehen haben, und da sie die göttliche Natur nicht in etwas Höheres umwandeln kann, so bezieht sie sich auf das entgegengesetzte, auch der Natur der Wesen in sich widersprechende Eingehen des Unendlichen in das Endliche. Sie ist also ihr Vermögen zu schaffen (X. 6. 7.) eine Gestalt anzunehmen (XI. 47.) die Geschöpfe zugleich in sich ruhen und nicht in sich ruhen zu lassen. (IX. 5.) Dies geschieht durch die Verbindung der Gottheit mit der Natur, und es kehrt auch hier der ursprüngliche Begriff der Verknüpfung zurück.

In dem Laufe des Gesprächs erwähnt Krischnas auch andrer Mittel zur Erreichung der Seligkeit, namentlich der Opfer und Büfsungen. Von Opfern und Gottesverehrungen zählt er mehrere Arten auf, giebt aber den Vorzug dem Opfer der Erkenntnifs. (IV. 25—33.) Wer sein heiliges Gespräch mit Ardschunas liest, sagt Krischnas, kann ihn mit diesem Opfer verehren. (XVIII. 70.) Denn die Erkenntnifs mufs, wie wir gesehen haben, das Gemüth zur Vertiefung vorbereiten.

Die Büfsung ist der Vertiefung untergeordnet. (VI. 46.) Sehr stark eifert Krischnas gegen die Qualen, welche sich Büfsende aus Scheinheiligkeit, thörichtem Wahn oder andren dadurch zu schaden, nach noch heute in Indien bestehender Sitte, auferlegen. Er gesellt diese Menschen zu

denen, in welchen die Natureigenschaft des Dunkels vorwaltend ist. (XVII. 5. 6. 19.)

Zur Grundlage die Besiegung der Leidenschaften und die Uneigennützigkeit der Handlungen annehmend, überall dringend auf Entfernung des Sinnenreizes, Herrschaft der Erkenntnifs, Richtung des Gemüths zu der Gottheit, ist die Yoga-Lehre durch sich selbst eine Tugendlehre. Allein auch in einzelnen Stellen werden Lauterkeit des Handelns und Tugend in das System verwebt. Der Vertiefte hafst niemand, ist aller Geschöpfe Freund, auf das Wohl aller bedacht. (XII. 4. 13.) Wer die überall wirkende Gottheit erkennt, verletzt sich selbst nicht. (XIII. 28.) Die Bösen kommen nicht zu Gott; (VII. 15.) keiner, der recht gehandelt hat, sey er auch nicht von vollendeter Reinheit, geht verloren. (VI. 40.) Auffallend kann die Vorschrift erscheinen, dafs jeder sein angebornes, seinem Stande entsprechendes Geschäft treiben soll, wenn es auch mit Schuld verbunden sey, auf welche unmittelbar der Ausspruch folgt:

> denn alles Thun von Schuld umhüllt, wie Feuers Lodern ist von Rauch.
>
> (XVIII. 48. b.)

In diesem Verse liegt zwar, vorzüglich nach dem, diesem System eigenthümlichen Begriffe der Handlungen (vgl. S. 31.) auch eine tiefe allgemeine Wahrheit, aber bei der ganzen Stelle mufs man sich doch zugleich daran erinnern, dafs, nach den Indischen, und namentlich den der Kastenabtheilung zum Grunde liegenden Ideen, Vieles für Schuld geachtet wurde, was, nach allgemein sittlichen, gar nicht so erscheint. So war es untersagt, Thiere zu tödten, ja nur ein empfindendes Wesen irgend zu verletzen, und daher wurden selbst Opfer, weil dies mit ihnen verbunden war, nicht für ganz rein gehalten. (Colebrooke. *l. c.* p. 28.)

Darin aber, dafs der Mensch zu der, seinem Stande eigenthümlichen Sinnesart durch seine Geburt gleichsam unwiderruflich verdammt ist, liegt eine, von seinem Willen unabhängige Vorherbestimmung, und noch mehr wird diese da ausgesprochen, wo ein Unterschied zwischen den zu göttlichem und zu dämonischem Schicksal Gebornen aufgestellt wird. Den ersteren werden alle Tugenden, den letzteren alle Laster zugeschrieben, Krischnas wirft sie, nach ihrem Tode, immer wieder in dämonische Empfängnifs zurück, und so sinken sie zuletzt zu dem untersten Pfad hinab. (XVI. XVII. 5. 6.) Die Vereinigung der sittlichen Freiheit mit der Verkettung der sich gegenseitig bestimmenden Naturbegebenheiten und Handlungen ist in allen philosophischen Systemen eine, genau gesprochen, unlösbare Aufgabe. Die Freiheit kann nur gefühlt und gefordert, nicht in der Erfahrung nachgewiesen, nur als der erste Grund an die Spitze des Naturganges gestellt, nicht in der Mitte desselben aufgesucht werden. Auf diese Weise mufs man auch in unsrem Gedicht die miteinander in Widerspruch stehenden Stellen betrachten. An sich wird die sittliche Freiheit vollkommen gerettet. Die Gottheit ist an keiner menschlichen Handlung, weder einer guten, noch bösen, Ursach, sie entstehen aus dem Charakter eines jeden. Leidenschaft und Irrthum verhüllen die Erkenntnifs, darum sündigt das Menschengeschlecht. Aber diese Feinde können und müssen besiegt, der Erkenntnifs die Herrschaft gesichert werden. (III. 37 — 43. V. 14. 15.) Wenn oben (S. 32. 65.) im Gegentheil der Mensch einerseits als Werkzeug der eigentlich handelnden Gottheit, andrerseits als fortgerissen von dem Wirken der Natur geschildert wird, so ist dort von der Naturverkettung im Ganzen die Rede, hier von einzelnen Handlungen und der Gesinnung der Handelnden bei denselben. Die Yoga-Lehre ist sogar in

ihrem innersten Wesen und mehr, als jede andre Philosophie, auf die Nothwendigkeit sittlicher Freiheit gegründet, da die wesenverändernde Festigkeit und Beharrlichkeit des Willens, welche ihr letztes Ziel ist, nur aus absoluter Freiheit, die sich allen endlichen Regungen entgegensetzt, entspringen kann.

Krischnas empfiehlt, ihn allein zu ehren und alle andren für heilig geachteten Satzungen zu verlassen. (XVIII. 66.) Er erhebt daher seine Lehre zu der allein wahren, und allein zur Vollendung führenden. Er verwirft es aber darum nicht ganz, andren und den niedrigeren Göttern zu opfern. Die es thun, opfern doch eigentlich auch zugleich ihm, nur nicht auf die rechte Weise. Er bleibt der Herr und Genieſser aller Opfer, sie nur erkennen ihn nicht in der Wahrheit. (IX. 23. 24.) Er urtheilt auch über verschiedene philosophische Systeme nicht immer mit abschneidender Strenge, sondern läfst sie neben einander bestehen (V. 2.) aber nicht auf auswählende oder vermittelnde Weise, welche dem unabweichlich auf Ein Ziel gerichteten Wesen der Vertiefung durchaus entgegenstehen würde, sondern weil die Gottheit, das letzte Ziel seiner Lehre, von allen Seiten her und auf allen Wegen erreicht werden kann. So ist über das ganze Gedicht ein sanfter und wohlthätiger Geist der Duldung verbreitet.

II.

Die Anordnung des Vortrags des hier in möglichst gedrängtem Auszug dargestellten Systems ist und kann keine streng systematische seyn. Es ist ein Weiser, der aus der Fülle und Begeisterung seiner Erkenntnifs und seines Gefühls spricht, nicht ein durch eine Schule geübter Philosoph, der seinen Stoff nach einer bestimmten Methode

vertheilt, und an dem Faden einer kunstvollen Ideenverkettung zu den letzten Sätzen seiner Lehre gelangt. Diese entfaltet sich vielmehr, wie der Organismus der Natur selbst. In jedem Abschnitt, in den meisten sogar mehreremale, wird der jedesmalige einzelne Satz gleich an den Schlufssatz angeknüpft, und man überschaut immer in einfacher Kürze das Ganze. Unbesorgt, ob das Gesagte schon durch das Vorherige vollkommen klar sey, spricht der Dichter in jeder Hauptstelle seinen Sinn ganz aus, und fast in jeder solchen ist Klares mit noch Räthselhaftem gepaart. Auf das letztere kommt er dann später oder früher zurück. So wird das Ganze nicht nach und nach aus Theilen zusammengesetzt, sondern ist einem Gemälde zu vergleichen, das man auf einmal, aber wie in einen Nebel verhüllt, überblickt, und wo allmählich wachsende Beleuchtung den Nebel verscheucht, bis zuletzt jede Gestalt in bestimmter Klarheit hervortritt. Hierbei sind Wiederholungen unvermeidlich, allein jede mehreremale berührte Materie wird an jeder Stelle entweder sorgfältiger ausgeführt, oder von einer neuen Verbindung gezeigt. Die einschärfende Wiederholung kann auch in einem Gedichte nicht auffallen, das durchaus ein ermahnendes, auf Gesinnung, Glauben und Handeln dringendes ist. Bei aller Lockerheit des Zusammenhanges geht indefs doch Alles, nur auf einem natürlichen, nicht absichtlich durchdachten, sondern durch die Gemüthsstimmung des Lehrers, und den auf den Schüler hervorgebrachten Eindruck vorgezeichneten Wege dem letzten Ziele zu.

Bei einer solchen Anordnung müssen die verschiedenen Theile des Systems nothwendig in viele Stellen des Gedichtes zerstreut seyn, und der im Vorigen gegebene Auszug beweist dies dadurch, dafs für die meisten Sätze die Beweise aus sehr von einander entfernten Gesängen

gegeben sind. Dies macht einen solchen Auszug in gewissem Grade mühsam; aber einer, der den bequemeren Weg der Reihefolge der Gesänge nähme, würde durchaus keinen reinen Ueberblick des Systems gewähren. Der auffallendste Beweis hiervon ist, dafs der letzte Gesang von der Frage über den Vorzug der Verschmähung der Handlungen und der Verzichtung auf ihre Früchte anhebt, als wäre sie eine durchaus neue, da sie doch gleich in den ersten Gesängen behandelt worden ist. Sie wird aber hier in Rücksicht auf die drei Natureigenschaften und mit genauerer Unterscheidung der verschiednen beim Handeln vorkommenden Momente in Erwägung gezogen.

Die Eintheilung in Gesänge oder Abschnitte ist, wenigstens meinem Gefühl nach, durchaus keine spätere Anordnung, sondern das Werk des Dichters selbst. Er umschliefst immer nur eine gewisse, und nicht grofse Masse seines Stoffs, und reiht auf diese Weise Vortrag an Vortrag an. Daher bildet jeder Gesang wieder ein kleineres Ganzes in sich, das meistentheils mit einer Frage des Schülers oder der Ankündigung des nun von dem Lehrer zu behandelnden Punktes anfängt, und fast ohne Ausnahme mit einer Ermahnung, oder Verheifsung, oder einem Satz, der auf andre Weise die Summe der Lehre zusammenfafst, endet.

Sieht man sich in dem Ganzen nach gröfseren Abtheilungen und entfernteren Standpunkten um, so scheint mir ein solcher am Ende des 11ten Gesanges zu liegen. Es werden zwar mehrere bis dahin schon berührte Punkte in den nachher folgenden Gesängen in ein helleres Licht gesetzt, wie das von dem Geist (puruscha) Gesagte, es kommt sogar ein wichtiger Satz, der von der Anfangslosigkeit der Natur, erst später (XIII. 19.) vor. Aber sonst umschliefsen die ersten 11 Gesänge die ganze Lehre voll-

ständig, das Hervortreten Krischnas in seiner ursprünglichen Gestalt beschliefst den Vortrag der Ideen mit einem ungeheuren, die Phantasie ergreifenden Bilde, und wenn auf den letzten Vers des 11ten Gesanges der dem achtzehnten (von sl. 63. an) angehängte Schlufs folgte, so glaube ich kaum, dafs das Gedicht mangelhaft erscheinen würde, wenn auch allerdings einige Lehren, wie die der drei Eigenschaften nur kurz und insofern unvollständig angedeutet wären. Dagegen wird nicht leicht jemand läugnen, dafs auf den 18ten Gesang noch manche andre folgen könnten, da es in den früheren Gesängen nicht an Lehrsätzen, Begriffen und Ausdrücken fehlt, die man wohl ausführlicher behandelt wünschte. Ich erinnere hier nur an die Darstellung der Gottheit, als blofs empfangender Substanz (XIV. 3.) und an dasjenige, was das über den Geist und das über das Opfer genannt wird. (VIII. 3. 4.)

Auch in der Anordnung zeigt sich in diesen beiden Theilen des Gedichts eine Verschiedenheit. In den ersten 11 Gesängen herrscht mehr und soviel, als es die oben geschilderte ganze Natur dieses dichterischen Vortrags erlaubt, ein von angenommenen Voraussetzungen zu einem Schlufssatz aufstrebender Gang. Denn in denselben bildet wieder das Ende des 6ten Gesanges einen gewissen Standpunkt, da bis dahin hauptsächlich die Natur des Geistigen im Allgemeinen und die der Handlungen und der mit ihnen verbundenen Gesinnung entwickelt ist, vom 7ten Gesang an aber vorzüglich der Begriff und das Wesen der Gottheit erörtert wird. Indefs bedarf es, nach dem im Vorigen Gesagten, noch kaum der Bemerkung, dafs vom Anfang an (II. 17.) der Gottheit Erwähnung geschieht, und auch vom 7ten Gesange an die bei den Handlungen zu hegende Gesinnung oft wieder eingeschärft wird. Dies liegt in der naturgemäfsen, nicht absichtlichen Entfaltung der Ideen.

In den letzten sieben Gesängen wählt sich der Dichter mehr für jeden einen einzelnen, zum Theil ausschliefsend in ihm behandelten Punkt; im 13ten die Lehre des Stoffs und des Stoffkundigen, im 14ten die der drei Natureigenschaften, im 15ten die des Geistes, Puruscha, im 16ten die der Bestimmung zu göttlichem und dämonischem Schicksal. Dieser und des Begriffs des Stoffs wird in den früheren Gesängen gar nicht erwähnt, sonst könnte man diese letzten sieben Gesänge die nachholenden nennen.

Auf diese allgemeinen Bemerkungen wird es vielleicht zweckmäfsig seyn, in ganz kurzen Andeutungen eine Anzeige dessen folgen zu lassen, was in jedem der 18 Gesänge vorzugsweise ausgeführt ist.

Der erste ist blofs historisch, und schildert die Art, wie das Gespräch sich entspann.

Der zweite, vielleicht der schönste und erhabenste unter allen, stellt die Grundlagen des ganzen Systems auf: die Unvergänglichkeit des Geistigen, die Unmöglichkeit eines Ueberganges vom Seyn zum Nichtseyn und umgekehrt, die daher abgeleitete Gleichgültigkeit des Todes, so wie aller Erfolge der Handlungen, den Gegensatz zwischen der blofsen Vernunfterkenntnifs und der religiösen Vertiefung, die abgezogene Insichgekehrtheit derer, die sich der letzteren widmen. An alle diese Gründe wird wiederholt die Ermunterung Ardschunas zum Kampfe geknüpft.

Dritter Gesang. Ardschunas weifs diese Anmahnungen nicht mit dem Lobe blofs beschaulicher Vertiefung zusammenzureimen. Er dringt, was für den Charakter des ganzen Systems bezeichnend ist, auf bestimmte und zum Zweck führende Wahrheit.

Mit hinschwankender Red' Irrgang die Vernunft mir betäubest du,
das Eine sage feststellend, wie erlangen das Heil ich mag.

(2.)

Krischnas löst diesen scheinbaren Widerspruch, stellt die Systeme der Erkenntnifs der blofs wissenschaftlich Gebildeten und der Handlungen der religiös Vertieften einander gegenüber, und zeigt die Nothwendigkeit, das Handeln mit der Verzichtleistung auf alle Früchte des Handelns zu verbinden.

Im vierten Gesange erzählt Krischnas, wie er die Yoga-Lehre schon früher offenbart habe, und zeigt die Nothwendigkeit seines Handelns. Von da geht er abermals auf die Natur des Handelns überhaupt über, schliefst aber damit, dafs die Erkenntnifs eine noch höhere Stufe einnehme, und dafs der Mensch sich ihr widmen, durch sie die Fesseln der Handlungen lösen und den Zweifel zerschneiden müsse.

Fünfter Gesang. Wiederholte Einschärfung, dafs Handeln besser sey, als die Handlungen zu verschmähen. Beide, die Vernunft- und Vertiefungs- (Sánkhya- und Yoga-) Lehre seyen eigentlich eine und dieselbe, ohne Vertiefung gebe es nicht leicht Verschmähung der Handlungen; die wahre Verschmähung sey aber nicht Unterlassung des Handelns, sondern nur Verzichtleistung auf die Früchte desselben.

Der sechste Gesang führt die Sätze des fünften weiter aus, und verweilt länger bei der Schilderung des Vertieften.

In allen diesen sechs Gesängen war zwar Gottes, als des ersten Urquells und des letzten Zieles, gedacht worden. Aber der siebente Gesang erst beschäftigt sich ausführlich und ausschliefslich mit der Darstellung seiner Natur, der niedrigeren, achtfach gespaltenen, und der höheren. In den letzten Versen des Gesanges geschieht der, wie im Vorigen gezeigt worden ist, als real gesetzten allgemeinen Begriffe Erwähnung: der Gottheit (Brahma) des Handelns, des, was über das Geistige, über die Götter und über die Opfer ist.

Im Anfange des achten Gesanges erklärt Krischnas, auf Ardschunas Bitte, diese Begriffe in kurzen Definitionen. Es werden dabei noch die des Einfachen, dessen jedoch schon früher gedacht ist, und des Geistes, purusch a, eingeführt. Der übrige Gesang beschäftigt sich mit der Wiedergeburt und der Befreiung davon, Brahmás Welt, Tag und Nacht.

Der neunte Gesang fügt den früheren Ideen vorzüglich eine genauere Darstellung des Verhältnisses des göttlichen Wesens zu den Geschöpfen hinzu, und schildert, wie im Verlaufe der Weltalter die Gesammtheit der Dinge in Gott zurückkehrt, und wiederum von ihm entlassen wird.

Zehnter Gesang. Herzählung dessen, was das göttliche Wesen ist, und dessen, was sich in ihm befindet, im Allgemeinen und Einzelnen.

Eilfter Gesang. Ardschunas wünscht Krischnas so zu erblicken, wie er sich ihm in Begriffen dargestellt hat. Dieser erfüllt seine Bitte. Beschreibung seiner Gestalt. Dringende Anmahnung an Ardschunas, den Kampf zu beginnen.

Der zwölfte Gesang erörtert genauer, wie man Gott verehren mufs, und seiner Liebe theilhaftig werden kann. Der Dichter kehrt darin zugleich auf den Begriff des Einfachen zurück.

Der dreizehnte Gesang entwickelt die Begriffe des Stoffs, des Stoffkundigen, der Erkenntnifs, des zu Erkennenden, der Natur und des Geistes im absoluten Verstande, purusch a.

Vierzehnter Gesang. Unterscheidung der Gottheit, brahm a, und Gottes, als des Empfangenden und Selbstthätigen. Der drei Natureigenschaften ist schon in den vorhergehenden Gesängen, jedoch nur beiläufig, mehreremale erwähnt. Hier werden sie vollständig erklärt. Es

wird ihr Verhältnifs zur Erkenntnifs, das Schicksal der mit jeder Behafteten, und die Art sich von ihnen zu befreien gezeigt.

Der funfzehnte Gesang fängt mit der, auch in der Indischen Mythologie oft vorkommenden Allegorie des heiligen Feigenbaums an. Er ist, nach den Indischen Vorstellungen, ob er gleich hier nicht ausdrücklich so genannt wird, der Baum des Lebens, und ein Symbol der allverbreiteten Zeugungskraft. Seine Zweige, heifst es in der Stelle, die wir vor uns haben, werden durch die Natureigenschaften genährt, und sprieſsen aus den Gegenständen der Sinne hervor, seine Wurzeln sind in der Welt der Menschen durch die Handlungen gefesselt. Seine Blätter sind tschhandás, d. h. Verse von der Gattung, deren Namen auch Versen der Vedás, und sogar den Vedás selbst beigelegt wird, was wohl bezeichnen soll, dafs er nicht blofs der Baum des physischen, sondern auch des geistigen, und vor Allem des religiösen Lebens ist. Seine Zweige und Wurzeln treibt er zugleich aufwärts und abwärts, womit, in Anspielung auf die Eigenschaft des Baums, dafs aus seinen herabhangenden Zweigen Wurzeln hervorsprieſsen, die sich zur Erzeugung neuer Bäume in die Erde senken, vermuthlich der Begriff der Wiedererzeugung und der Ewigkeit angedeutet wird *). Wer diesen heiligen Baum

*) Man sehe Creuzers Symbolik (I. 642—644.) und Guigniauts durch sehr interessante Zusätze bereicherte Umarbeitung derselben. I. 150. Anm. 178. In der Beschreibung der Bhagavad-Gítá bleibt es immer sonderbar, dafs der Baum erst als die Wurzeln aufwärts, die Zweige abwärts treibend (sl. I. a.) geschildert, und dann gesagt wird, dafs (sl. 2. a.) die Zweige nach oben und unten, die Wurzeln nach unten verbreitet sind, obgleich sich dies Alles mit der wirklichen Beschaffenheit des Baums sehr gut reimen läfst. In dem von Anquetil Duperron herausgegebenen Oupnek'hat ist auch von diesem Baume die Redé, und die Beschreibung fängt gerade, wie in der Bhagavad-Gítá, mit dem Aufwärtsgehen der Wurzeln, und dem Abwärtsgehen der Zweige

kennt, ist der Vedakundige; aber wie verbreitet seine Wurzeln sind, soll man ihn mit der Waffe des Gleichmuths abhauen, und dann nach dem Wege forschen, von dem keine Rückkehr ist. Auch in dieser Stelle werden also die Vedás als nicht zu der höchsten Erkenntnifs gehörend bezeichnet. Der übrige Gesang beschäftigt sich mit der Art, wie Gott in den Geschöpfen, schaffend und belebend, wirkt, und knüpft daran die oben auseinandergesetzte Lehre von den drei Geistern, puruscha, so dafs auch diese Verbindung die weiter oben von diesem Ausdruck gegebene Erklärung bestätigt.

Der sechzehnte Gesang ist ganz der Auseinandersetzung der Vorherbestimmung der zu göttlichem und zu dämonischem Schicksal Gebornen gewidmet. Begierde oder bestimmter Sinnenlust, Zorn und Habsucht werden die drei Thore der Hölle, des auch schon beiläufig in den früheren Gesängen erwähnten Nárakas, des untersten Orts, in welchen die dämonischen Naturen zuletzt gelangen, genannt. Der Gesang schliefst mit einer Anempfehlung der Befolgung des positiven Gesetzes.

Der siebzehnte Gesang wendet die Lehre der drei Natureigenschaften hauptsächlich auf die, sich auf die Gottheit und ihre Verehrung beziehenden Gesinnungen und Handlungen des Menschen an, auf Glauben (über den hier die Hauptstelle vorkommt) Opfer, Büfsungen, Gaben. Zu-

an. Allein als die Wurzel wird da Brahma angegeben, was zu Krischnas Schilderung nicht paſst. Die Zweige werden als in beständiger Bewegung vorgestellt, und der ganze Baum wird die Welt genannt. *Mundus arbor est cet.* Der Oupnek'hat spricht auch immer nur von Einer Wurzel. Oupnek'hat 37. Brahmen 154. Ueber die natürliche Beschaffenheit des Baums und die Nachrichten der Griechischen und Römischen Schriftsteller über ihn sehe man G. H. Noehdens *account of the Bangan tree or ficus Indica*, in den *Transactions of the royal Asiatic society. Vol. I. part. I.* p. 119—132. Die Natur der aus den Zweigen hervorsprieſsenden Wurzeln wird besonders p. 121—128. beschrieben.

letzt werden drei einsylbige Namen des göttlichen Wesens erklärt: om, tat, sat. Von om ist oben gesprochen worden; tat, wörtlich dies, bezeichnet hier das Ding an sich, woher die Wahrheit der Dinge an sich, tattwa; sat, wörtlich seyend, das reale Seyn.

Der letzte, achtzehnte, Gesang kehrt zu dem Begriff des Handelns zurück, und geht in eine genauere Erörterung desselben, und der dabei vorkommenden Momente ein. Er wendet darauf und auf einige andre Begriffe: Erkenntnifs, Vernunft, Beharrlichkeit, Lust, die Lehre der drei Natureigenschaften an, und setzt die vier Kasten, ihre Pflichten und ihren Beruf, und die Nothwendigkeit, sich in den Schranken einer jeden zu halten, aus einander. Hierauf folgt der Schlufs, die Anpreisung der vorgetragenen Lehre, als einer Geheimlehre, die Angabe, woher derjenige, dem die Erzählung des ganzen Gesprächs in den Mund gelegt ist, es genommen habe.

Bei denjenigen, die sich öfter mit der Prüfung alterthümlicher Werke irgend eines Volkes beschäftigt haben, mufs natürlich die Frage entstehen: ob das ganze, im Vorigen geschilderte Gedicht Einem Dichter, Einer Zeit und selbst Einem System angehört? und ob, selbst wenn dies der Fall wäre, es als Einheit gedacht und verfafst, oder aus einzelnen, abgerissenen Unterweisungen von dem Dichter selbst, oder später zusammengetragen ist?

In der Lage, in welcher sich jetzt noch die Kritik der Indischen Literatur befindet, scheint es mir zu früh, diese Fragen entscheidend beantworten zu wollen. Es sind noch zu wenige Werke zu allgemeinerer Kenntnifs gebracht. Ich habe mich daher nur bemüht, in dem Vorigen alle in dem Gedicht selbst liegenden Umstände, welche zu einer Bestimmung über jene Fragen führen können, zu sammeln, und füge hier noch einige einzelne Bemerkungen hinzu.

Die oben geschilderte Anordnung des Gedichts, in dem nicht Ein Gang methodisch verfolgt ist, sondern Erörterungen einzelner Punkte in einem oft sehr losen Zusammenhange an einander angereiht werden, müfste einzelne Einschiebungen von fremden Stücken andrer Dichter und Zeitalter sehr begünstigt haben. Dasselbe läfst sich von der metrischen Einrichtung des Gedichts sagen. Denn zwar bei weitem nicht alle, aber die meisten Distichen umschliefsen einen in sich vollständigen Satz, und die verschiedenen sind sehr oft nur durch sehr entfernte Mittelbegriffe an einander geknüpft. Ein auffallendes Beispiel davon giebt die in dem 17ten Gesang (von sl. 23 an) eingeschobene Erklärung der drei Benennungen des göttlichen Wesens. Es kehrt auch häufig dieselbe Idee, nur in verschiedenem Ausdruck, wieder. Es wäre daher bei dieser Beschaffenheit des Gedichts in der That zu bewundern, wenn noch Alles darin so geblieben wäre, als es von dem ursprünglichen Sänger ausgegangen seyn mag.

Zu der im Vorigen angegebenen Verschiedenheit zwischen den ersten eilf und den letzten sieben Gesängen läfst sich, meinem Gefühl nach, noch rechnen, dafs die letzteren zum Theil dogmatischere, mehr zu Wissenschaft gewordener Philosophie angehörende Erörterungen und künstlichere Theorien, als die ersteren, enthalten. Ich gründe diese Behauptung vorzüglich auf den 13ten Gesang, den Anfang des 18ten und auf die Lehre von dem dreifachen Geist, purusch a. Indefs darf man doch wieder auf den ganzen Unterschied dieser beiden Theile des Gedichts kein entscheidendes Gewicht legen, da, bis auf die wenigen, oben angegebenen Ausnahmen, alle in dem letzten vorkommenden Begriffe schon in dem ersten erwähnt werden, und nichts zu erkennen giebt, dafs sie im ersten auf andere, als die im letzten aufgeführte Weise genommen wären.

Stammten die verschiedenen Gesänge wirklich nicht von denselben Verfassern her, so wären vielleicht in der oben versuchten Darstellung des Systems nicht zusammengehörende Behauptungen nebeneinander gestellt. Ich glaube indefs kaum, dafs ihr dieser Vorwurf mit Recht gemacht werden könne. Denn es scheint mir in dem ganzen Gedicht nichts vorzukommen, was wirklich mit einander in Widerspruch stände.

Fremd scheint allerdings die Vorstellung von dem Brahma, als einer blofs empfangenden Gottheit, so wie die der Vorherbestimmung zu dämonischem Schicksal, da man nicht sieht, ob die dem ganzen übrigen Gedicht zum Grunde liegende Idee, dafs die feste Richtung auf die Gottheit aus jedem Zustande zur Vollendung führen kann, auch auf die dämonischen Naturen Anwendung finden soll, und vielmehr das Gegentheil ausgemacht scheint. Aber es könnte wohl hierin nur der in der Naturverkettung nothwendig liegende Fatalismus, und mehr eine Thatsache, mithin eine bedingte Unmöglichkeit, als eine unbedingte, in dem Wesen der Dinge selbst ruhende, ausgesprochen seyn. Was aber das Brahma betrift, so ist, da Gott hier, als Krischnas, gedacht wird, der Unterschied zwischen Selbstthätigkeit und Empfänglichkeit dem zwischen einem persönlichen Gott und einer göttlichen Substanz keinesweges unangemessen, thut auch der Einheit Krischnas und des Brahma keinen Eintrag, da in Einem Wesen zwei verschiedene Vermögen gedacht werden können.

Ob in der Sprache sich in den einzelnen Theilen des Gedichts eine Verschiedenheit bemerken läfst, mögen zwar tiefere Kenner derselben beurtheilen. Mir scheint es nicht. Doch dürfte dieſs allein wenig für die Einheit desselben entscheiden. Denn die philosophische Sprache der Indischen Dichtkunst war nicht nur schon sichtbar vor der

Abfassung unsres Gedichts vollständig ausgebildet, sondern man sieht auch deutlich, dafs es schon zur Gewohnheit gewordene und metrisch ausgeprägte Verknüpfungen von Begriffen gab, die, als gleichsam fertiges Material, nur gebraucht werden durften. Durch das ganze Gedicht hindurch kehren auf diese Weise Stücke von Versen (VIII. 21. b. und XV. 6. b.) halbe (VI. 8. b. und XIV. 24. a. VI. 31. b. und XIII. 23. b.) und selbst, obgleich seltner (nur III. 23. b. und IV. 11. b. III. 35. a. und XVIII. 47. a.) ganze Verse zurück, und auch zwischen Versen in Manus Gesetzbuch und in unsrem Gedicht finden sich grofse, wenn gleich nicht ganz wörtliche Uebereinstimmungen. (Bhagavad-Gítá VIII. 9. Manus XII. 122.) Es konnte daher nicht schwer seyn, ohne den Ton der älteren Dichtung zu verfehlen, spätere Einschiebungen und Zusätze zu machen. Dafs eine sehr grofse Menge solcher philosophischen Sprüche (Sútra) im Umlaufe war, beweist der Hitopadesa, dessen metrischer Theil wohl ganz so zusammengetragen ist.

So lassen sich Einschiebungen und Zusätze, wenn man auch nicht im Stande ist, sie einzeln anzugeben, mit grofser Wahrscheinlichkeit vermuthen; allein darüber mit einiger Sicherheit zu entscheiden, wird vielleicht immer unmöglich bleiben. Wohl aber mögen die Gesänge, wenn sie auch, wie oben gesagt worden, einzeln in ihrer jetzigen Gestalt von dem ursprünglichen Dichter herrühren, später, als einzelne Unterweisungen, zusammengetragen und an einander angereiht seyn. Es läfst sich hieraus erklären, warum alle Gesänge zusammen so wenig den Begriff geschlossener Vollständigkeit geben, dafs man vielmehr veranlafst wird zu denken, das Gedicht hätte wohl auch noch weiter fortgeführt werden können. Auch würde der Zusammenhang der einzelnen Lehrsätze wahrscheinlich fester

gewesen seyn, wenn schon den ersten Entwurf die Idee eines Ganzen beherrscht hätte.

Wenn man das Gespräch Krischnas mit Ardschunas von der poetischen Seite betrachtet, so möchte ich behaupten, dafs dasselbe mehr, als irgend ein andres, von irgend einer Nation auf uns gekommenes Werk dieser Art dem wahren und eigentlichen Begriff einer philosophischen Dichtung entspricht, aber von der Klasse der sogenannten philosophischen, und noch mehr der didaktischen Gedichte, in welchen schon eine absichtlich gedachte Kunstform vorwaltet, als wirkliche Naturpoesie, gänzlich geschieden ist.

Poesie und Philosophie entwachsen beide demselben Boden, stammen aus dem Höchsten und Tiefsten des Menschen, und der Unterschied zwischen dem ächten philosophischen Gedicht, und demjenigen, welches mit Unrecht diesen Namen führt, liegt darin, ob beide in dieser ihrer organischen Verknüpfung dargestellt, oder, jede aus eigner Quelle geschöpft, nur gleichsam mechanisch mit einander verknüpft sind.

Es ist ein Vorrecht der Dichtung, das ganze, ungetheilte Wesen des Menschen in Anspruch zu nehmen, und ihn jedesmal auf den Punkt zu führen, wo sich seine endliche Natur in Ahndung eines Unendlichen verliert. Sie verdient den Namen der Dichtung nur, insofern sie dies Ziel erreicht. Es wird darum von ihrem Gebiet kein Gegenstand und keine Gattung, nicht die schlichteste elegische, die leichteste fröhliche, oder die muthwilligste launisch komische Ergiefsung ausgeschlossen. Denn die Empfindung trägt theils schon in ihrem Streben an sich, vorzüglich aber, wenn sie durch Kunstsinn, dessen immer im Menschen ruhendes Gefühl durch den ersten musikalischen Laut angeregt wird, geläutert ist, Verwandtschaft mit dem Unendlichen in sich. Die Kunstform kennt keine, als die

durch ihren Begriff selbst gesetzten Schranken. Das wahre Geheimnifs aber liegt in der schöpferischen Phantasie, in der alle Kunst waltet und bildet, und die durch ihre Zauberkraft, auf eine, der oben vorgetragenen Lehre sehr entsprechende Weise, die endliche Natur so in ihrem Wesen zu zerstören und in ihrer Form zu erhalten weifs, dafs sie, mitten in der Sinnenwelt lebend und webend, alle sinnliche Regung in rein idealische Anschauung auflöst, nicht anders, als durch die Entsagungs- und Vertiefungslehre, das bewegteste Handeln in Nichthandeln aufgelöst wird. Was Krischnas von den Geschöpfen sagt, dafs sie einander, wie plötzliche Wundergestalten, begegnen und unbekannt bleiben (S. 30. II. 29.), das gilt ganz eigentlich von jeder wahren Dichtung. Sie steht da, ohne dafs man die Fufstritte verfolgen kann, woher sie gekommen ist. Sie braucht daher eine Beglaubigung aus einem andren Gebiet, und der Anruf einer höheren Macht ist das natürliche Bedürfnifs jedes Dichters, wo er nicht, wie derjenige, mit dem wir uns hier beschäftigen, das Gefühl mit sich bringt, sie schon selbst in sich zu tragen.

Soll sich daher die Poesie auf eine würdige Weise mit philosophischen Ideen verbinden, so müssen diese von der Art seyn, dafs sie auch nicht ohne eine solche unsichtbare Macht innerer Begeisterung entstehen konnten. Das Feuer und die Erhebung der Dichtung mufs nothwendig scheinen, die Wahrheit aus der Tiefe des Geistes hervorzurufen, die philosophische Lehre mufs nicht die poetische Einkleidung, als einen erborgten Schmuck suchen, sondern sich aus innerem Drange in freiwilligem Rhythmus ergiefsen, sich in der Dichtung, wie in ihrer natürlichen und angebornen Form bewegen. Dies kann aber nur der Fall seyn, wenn die philosophischen Ideen bis zu dem Punkte zurückgehen, wo es der raisonnirende Verstand aufgeben

muſs, Wirkungen aus Ursachen zu entwickeln, und wo die Wahrheit durch die bloſse Läuterung und Richtung des Geistes, durch die Entfernung alles dialektischen Scheins, aus der Steigerung des reinen Selbstbewuſstseyns hervorflammt. In diesem Gebiet, wo der Dichter die Stärke in sich fühlt, der Wahrheit ihr Wesen auch mitten in dem Schwunge der dichterischen Einbildungskraft zu erhalten, liegt allein das wahrhaft philosophische Gedicht.

Es mag wunderbar scheinen, die Dichtung, die sich überall an Gestalt, Farbe und Mannigfaltigkeit erfreut, gerade mit den einfachsten und abgezogensten Ideen verbinden zu wollen; aber es ist darum nicht weniger richtig. Dichtung, Wissenschaft, Philosophie, Thatenkunde sind nicht in sich, und ihrem Wesen nach gespalten; sie sind Eins, wo der Mensch auf seinem Bildungsgange noch eins ist, oder sich durch wahrhaft dichterische Stimmung in jene Einheit zurückversetzt. Auch die Geschichte liegt reiner und voller in der ursprünglichen Epopöe, als in der späteren wissenschaftlichen Behandlung, da sie in ihr den Kreisgang, in dem die scheinbar durch zufälligen Anstoſs und Naturverkettung zusammenhängenden Begebenheiten sich als Entfaltungen von Ideen und Antrieben aus einem andren Gebiet offenbaren, leichter und anschaulicher durchläuft, die Endfäden sichtbarer zusammenknüpft. Die Scheidung der Dichtung geht erst an, wo die verschiedenen Bestrebungen des Geistes einzelne Wege einzuschlagen beginnen, und obgleich eine spätere Wiederverknüpfung mit vollerem Bewuſstseyn möglich ist, und sogar ewig geboten bleibt, obgleich die, welche das Gefühl der Nothwendigkeit der Herstellung der ursprünglichen Einheit in sich tragen, immer danach streben, so gelingt dieselbe doch schwer, und Dichtung und Philosophie nehmen daher alsdann eine andre Gestalt an.

In Krischnas Lehre dreht sich Alles um die Berührung des Endlichen und Unendlichen. Die Scheidung beider liegt als eine ewige, unumstöfsliche, von selbst gegebene Wahrheit zum Grunde. Auf diesem Punkte mufs aber, von welcher Seite aus es zu demselben gelangen möge, das ächt philosophische Gedicht immer stehen, es mag nun die Wahrheit als aus dem Unendlichen herüberflammend, oder die Gränzen des Endlichen, durch Einsicht in die Antinomien der Vernunft zu enge darstellen. Denn auch die Verzweiflung des in der Endlichkeit befangenen, und sich in ihr verwirrenden Geistes ist eine dichterische Idee. Aber durch Sehnsucht oder wirkliche kühne Selbstbestimmung hinaus aus der bloſsen Naturverkettung, aus der Begründung des Handelns durch Triebe und Erfolge, aus der ausschliefslichen Aneinanderreihung von Ursachen und Wirkungen, aus der ganzen Beschränkung bloſs vermittelter Wahrheit mufs die philosophische Dichtung, wenn sie diesen Namen verdienen soll.

Diese Prüfung nun verträgt, um ein Beispiel anzuführen, allerdings der sonst so reichlich mit poetischem Genius ausgestattete Lucretius nicht. Die Idee seines Gedichtes scheint mir in der ersten Anlage verfehlt. Eine Philosophie, die es sich zum Gesetz macht, Alles aus Naturgründen zu erklären, die das Bedürfnifs und die Möglichkeit bestreitet, über die Natur hinauszugehen, und noch aufserdem in langen, fast kleinlichen Erörterungen, feine Naturbeobachtungen zusammenstellt, und sie auf scharfsinnige, oft spitzfindige, bisweilen geradezu spielende Weise zu erklären versucht, mufs sich auf poetischem Boden fremd fühlen. Die Dichtung kann keinen innigen Bund mit ihr eingehen, ihr, wie es auch Lucretius (I. 932—949.) gar nicht verhehlt, nur zu einer gefälligen Einkleidung, einem erborgten Schmucke dienen. Daher der Reichthum sorg-

fältig ausgeführter Bilder, die lang abschweifenden Beschreibungen, wie die der Pest in Attika, da unser alterthümliches Gedicht sich nie einen Augenblick von seinem Gegenstand entfernt, und immer rein philosophisch bleibt. Dies, was man in gewissem Sinn trocken, nach dem Lucrezischen Ausdruck die ratio tristior nennen könnte, ist hier offenbar das mehr Dichterische. Das hier Gesagte zeigt sich auch an einigen vortrefflichen Stellen in Lucretius selbst. Wo sein System an Sätze der oben beschriebenen Art gränzt, wie wenn er von der Nothwendigkeit und Allgemeinheit des Todes, der Nichtigkeit der Todesfurcht, der quälenden Unersättlichkeit zügelloser Begierden, der Macht des Bewufstseyns der Schuld, der Vergänglichkeit alles Endlichen redet, stellt er sich offenbar selbst auf eine höhere Stufe. (Man vergleiche die ganze letzte Hälfte des dritten Buchs, ferner V. 92—97. 374—376. und mehrere andre Stellen.) Dafs es in diesem atomistischen und dem Indischen System, ob sie gleich sonst in durchaus entgegengesetzten Gebieten liegen, doch einzelne Berührungspunkte, wie die Annahme der Unmöglichkeit eines Ueberganges vom Seyn zum Nichtseyn und umgekehrt (Lucretius I. 151 — 159.) giebt und geben mufs, bemerke ich hier nur im Vorbeigehen.

Mit den Gedichten des Empedokles und soviel die wenigen Fragmente schliefsen lassen, noch mehr mit denen des Parmenides verhält es sich schon durchaus anders, obgleich auch sie bereits mit dem Bewufstseyn der Kunst gedichtet sind. Plutarchs Ausspruch (*de audiendis poëtis. c.* 2.) dafs sie von der Poesie nur Sylbenmaafs und Feierlichkeit, wie ein Hülfsmittel, um den prosaischen Ton zu vermeiden, geborgt hätten, möchte vielleicht nur die Ansicht einer späteren, das Wesen der früheren Dichtung nicht mehr rein erkennenden Kritik seyn.

Wo die Philosophie anhebt, einen wissenschaftlichen Weg zu gehen, scheidet sie sich natürlich von der Poesie, und wenn sie auch dann noch die poetische Einkleidung beibehält, wie allerdings in Indien durchaus der Fall scheint, so ist dies offenbar ein Misgriff. Denn die wissenschaftliche Philosophie bedarf der Dialektik, nicht zwar um die Wahrheit selbst zu finden, aber um ihr den Weg zu bereiten, und das Theoretisiren des Verstandes und der Vernunft von dem Gebiet abzuhalten, auf dem es keine Gültigkeit hat. Die Dialektik aber widerspricht dem Wesen der Poesie, und fordert, um in ihrer Vollendung zu glänzen, eine bis zur höchsten Gewandtheit und Feinheit ausgebildete Prosa. Man darf darum nicht sagen, dafs die Philosophie sich nur in ihrer Kindheit mit der Poesie verschwistere. Die Weisheit der Menschengeschlechter in der Kraft ihrer ersten Frische, die noch wenig Erfahrenes zerstreut, verwirrt und vereinzelt, ist eher eine göttliche zu nennen, die es verschmäht, sich da, wo ihr nicht freiwillige Empfänglichkeit entgegenkommt, den Zugang durch Beweis und Widerlegung zu bahnen; ein Lallen der Kindheit ist sie sicherlich nicht.

Ob es in anderer Zeit, namentlich in der unsrigen, noch wahrhaft philosophische Gedichte, unter denen ich immer nur solche verstehe, wo die Dichtung die Philosophie fördert, nicht blofs begleitet, geben könne, möchte ich nicht zu entscheiden wagen. Ein Dichter, dessen Geistesanlage offenbar dahin ging, Dichtung und Philosophie, von einander getrennt, als unvollständig zu betrachten, der in seine Dichtung immer den höchsten Flug des Gedanken verwebte, und es nicht scheute, sie in seine äufsersten Tiefen zu senken, dem, wenn man behaupten könnte, dafs er nicht das Höchste in der Dichtung erreicht hätte, gewifs nichts entgegenstand, als dafs er nach etwas noch Höhe-

rem strebte und wirklich Unvereinbares vereinigen wollte, hat unter uns philosophische Gedichte in jenem Sinne versucht. Wenn diese auch nicht alle gleich gelungen seyn sollten, so dürfte doch wohl eines, die Künstler, auch dem allgemeinen Urtheile nach, als in sehr hohem Grade so erscheinen. Hier kommt aber der Gegenstand selbst zu Hülfe, da der Gedanke sichtbar denselben nicht zu erschöpfen vermag, und die angemessene Verbindung mit der Anschauung nur in der dichterischen Einbildungskraft findet.

Wenn man Krischnas Gespräch mit Ardschunas auch mit den ältesten griechischen philosophischen Gedichten vergleicht, so gehört es offenbar in eine viel frühere Entwickelungsperiode, als diese. Ich will dadurch nicht über das eigentliche Zeitalter der Bhagavad-Gitá entscheiden. Allein auf dem Wege, welchen das vereinte poetische und philosophische Streben, der Natur des menschlichen Geistes nach, nehmen mufs, steht die Indische Dichtung bedeutend früher, als die Griechischen. Sie bewahrt noch die ganze Unbefangenheit der Naturpoesie, da die Griechischen schon in dem deutlichen Bewufstseyn der Kunst entstanden sind. Schon der blofs mit den letzteren Vertraute wird in dem, was im Vorigen über das Indische Gedicht gesagt ist, mehrere bestätigende Andeutungen hiervon finden, und für das Gefühl dessen, der sie sämmtlich im Original hintereinander liest, wird die obige Behauptung keines Beweises bedürfen. Inhalt und Form sind in der Indischen Dichtung untrennbar in einander verschmolzen, und es ist auch nicht die leiseste Spur vorhanden, dafs der Dichter die Form nur als Form betrachtet hätte. Darum steht aber doch Krischnas Gespräch in der Periode, zu welcher es gehört, gleichsam am Endpunkte, wenigstens diesem näher, als dem Anfang. Ebenso urtheilt auch

Hr. Burnouf, welchem die Indische Literatur schon viele interessante Aufklärungen verdankt, und gewifs noch viele andre verdanken wird. Er sieht mit Recht die Lehre Krischnas, obgleich im Ganzen des Systems mit der früheren übereinstimmend, als eine Berichtigung dieser an. (*Journal Asiatique*. VI. 6. 7.) Gegen die Vedás, Puránás und selbst Manus Gesetzbuch gehalten, ist Krischnas Gespräch vorzüglich rein philosophischer, und freier von mythologischer Beimischung, und der Oupnek'hat kann sich, soviel ich zu urtheilen vermag, nicht mit der Erhabenheit, der Schärfe und der in seiner Kürze selbst vollendeten Form des Vortrags in der Bhagavad-Gitá messen. Die philosophische Sprache ist in diesem Indischen Werke schon viel vollständiger ausgebildet, als es die Griechische, wenigstens zu Parmenides Zeit, war, und der Bhagavad-Gitá waren viele andre philosophische Gedichte vorhergegangen. Denn Krischnas sagt ausdrücklich bei Gelegenheit der Lehre von dem Stoff und dem Stoffkundigen, (XIII. 4.) dafs sie auf vielfache Art von Heiligen in verschiedenen Weisen, von jedem besonders, in nach Gründen forschenden klar entwickelten Brahmasprüchen gesungen worden sey. Insofern steht also unser Gedicht auf einer andren Stufe, als die Homerischen, da man mit einer so bestimmten Anführung wirklicher dichterisch philosophischer Werke kaum die Erwähnung einzelner Sänger der Vorzeit im Homer vergleichen kann. Dies deutet wohl auf einen verschiedenen Gang der Geistesentwicklung in Indien und Griechenland und Klein-Asien hin, da die Indische Dichtung länger in der Periode verweilt zu seyn scheint, in welcher sie noch nicht in Kunst, die sich ihrer und ihrer Form bewufst ist, überging. Daher werden Dichter und Philosophen in Krischnas Gespräch nie von einander geschieden, und wenn von Definitionen philosophischer Ausdrücke die

Rede ist, bezieht sich Krischnas auf den Sprachgebrauch der Dichter. (XVIII. 2.)

In jeder Epoche aber war die Philosophie tiefer in die Poesie in Indien, als in Griechenland, verwachsen. Auch die epische athmet vorherrschend einen philosophisch religiösen Sinn. Dies kann man zwar zunächst aus der politischen Stellung der Brahmanen erklären. Wie im Staate, mufsten sie nothwendig auch im Epos den ersten Platz einnehmen, und ihr Verhältnifs zu den Königen und Helden läfst sich gar nicht mit Kalchas Verhältnifs zu Agamemnon vergleichen. Die Könige nahmen auch an ihrer Lebensweise Theil. Es gab Brahmanen- und Königs-Heilige. Tiefer aber mufs man den Grund dieser Erscheinung und der politischen Rangordnung selbst in dem Charakter und der Geistesrichtung der Nation aufsuchen. Hierüber darf man zwar auf keine Weise voreilig abur theilen, da die Indische Literatur einen so weiten Umfang zeigt, dafs sie das Erhabenste und Zarteste, das Feierlichste und Leichteste, das Frömmste und Heiligste und das die regeste Sinnlichkeit Athmende zugleich in sich fafst. Allein in diesen ältesten Gedichten, von denen wir hier reden, waltet doch, gewifs nach jedes Unbefangenen Gefühl, selbst wo sie ganz erzählend und beschreibend sind, ein von der Erde und irdischem Gewühl hinwegstrebender Hang zu frommer Einsamkeit, abgezogenem Nachdenken, und strenger Selbstverläugnung vor *). Auch die Sprache trägt davon vielfache Spuren, von denen ich hier nur die mannigfaltigen Ausdrücke für verschiedene Gattungen und Grade

*) Ich kann mich nicht enthalten, hier eine in Ausdruck und Gedanken gleich treffende Stelle Hrn. Bournoufs herzusetzen. *Ce génie de l'Inde, si méditatif et si insouciant, que la spéculation paroit avoir de bonne heure éloigné du positif et détaché des intérêts matériels de la vie.* Journ. Asiat. VI. 106.

der Weisen und Heiligen anführen will. Denn diese waren offenbar im Munde des Volks, nicht, wie man von den eigentlich philosophischen Ausdrücken denken könnte, Terminologie einer Schule.

Wolf hat, soviel ich weifs, zuerst den Satz aufgestellt, und sehr glücklich angewandt, dafs die Entstehung der Prosa die Epoche des Aufblühens der Schreibkunst, oder wenigstens ihres schriftstellerischen Gebrauchs bezeichnet. Man darf aber daraus nicht allgemein schliefsen, dafs, solange die poetische Einkleidung die allgemein gültige war, nicht auch schon sie von der Schrift hätte Gebrauch machen können, da die Entstehung der Prosa durch andre, fremdartige Gründe zurückgehalten werden kann, und noch weniger richtig würde es, meiner Empfindung nach, seyn, daraus folgern zu wollen, dafs die Gedächtnifshülfe durch das Sylbenmaafs der Grund sey, warum die Literatur aller Nationen immer von Dichtungen ausgeht. So absichtlich sind die Nationen in ihrer ersten Bildung nicht. Begleitet haben sich vermuthlich in jener frühen Zeit Dichtung und Gedächtnifsübung häufig, es mag sogar damit eine gewisse Verschmähung der schon vorhandenen Schrift verbunden gewesen seyn. Die Indische Gewohnheit, irgend eine religiöse oder sittliche Wahrheit in ein oder wenige Disticha, einzuschliefsen, sehr oft noch, wie es in der Bhagavad-Gitá (VII. 4.) und so sehr häufig im Hitopadesa vorkommt, die einzeln darin liegenden Punkte ihrer Zahl nach anzugeben und auf diese Weise Denksprüche, wie die obenerwähnten Brahmasprüche, zu bilden, scheint eigen dazu bestimmt, sie dem Gedächtnifs einzuprägen. Man mufs sich auch wohl den früheren Brahmanen-Unterricht ganz und den späteren grofsentheils als einen mündlichen denken. Allein die eigentliche Ursach, warum sich die früheste

Weisheit und Ueberlieferung immer in Dichtung ergiefst, liegt dennoch in etwas Andrem und tiefer.

Die Dichtung entsteht alsdann, um es kurz auszusprechen, aus der begeisternden Bewegung, in welche der glücklich und überraschend gefundene Gedanke das junge, noch von wenigen Eindrücken berührte Gemüth versetzt. Alles, was den Geist mit hoher Lebendigkeit ergreift, ohne ihn gleichsam durch materielles Gewicht niederzudrücken, nimmt in jedem zu aller Zeit mehr oder minder die Farbe der Dichtung an. Aber die intellectuelle Anschauung und Erkenntnifs verliert diese begeisternde Kraft, so wie nach und nach die Masse des Erlernten das Uebergewicht über das selbst Gefundene erhält. Wir können es nicht mehr nachempfinden, welchen Eindruck eine einfache Wahrheit, ein mathematischer Satz, ja selbst ein plötzlich erkanntes Zahlenverhältnifs auf jene frühen Zeitalter machte, und doch ist, dafs es wirklich so war, dem Gefühle jedes offenbar, der die Geschichte des menschlichen Denkens von ihren Ursprüngen an verfolgt. Es ist nicht zu läugnen, dafs der blofse Gedanke, die reine Anschauung, zu denen wir, von viel mannigfaltigeren Gegenständen der Wirklichkeit umlagert, und viel tiefer in weltliches Treiben versenkt, uns nur mit Mühe durch Abstraction erheben, sich in jener Zeit vielmehr gleichsam von selbst in ihrer einfachen Lauterkeit offenbarten. Daher machte das Erkennen mathematischer Figuren, wie das der Kugel, Epoche in der Geschichte der Erfindungen, und Zahlenverhältnisse wurden nicht blofs zu einem Gegenstande tiefer Betrachtung, sondern des Entzückens, der Begeisterung und gewissermafsen der Anbetung. Was man auch dagegen erinnern mag, der menschliche Geist ist, an sich und seiner Natur nach, heimischer in Ideen und mit ihnen verwandten Gefühlen, als in irdischem Treiben, und damit zusam-

menhangenden Bedürfnissen und Neigungen. Indefs gehört dazu allerdings Freiheit von einem durch Arbeit und Sorge niederdrückenden Kampf mit der Natur, und wenn auch der Mensch ursprünglich gleich ausgestattet wäre, so sind doch auf dem Punkte, wo wir den Ursprung der Nationen erblicken, ihre geistigen Anlagen gewifs sehr verschieden. Das Menschengeschlecht bedarf daher nicht sowohl der Zeit, um zu intellectueller Kraft zu gelangen, als der Freiheit von störenden Eindrücken. Die Reife der Erkenntnifs, zu der es wirklich heranwächst, ist nicht gerade eine höhere, aber eine andre.

Wenn die Erkenntnifs zur Lehre drängte, so wurde der Lehrer natürlich zum Sänger. Denn es trug ihn die innere Begeisterung, und er hätte auch nicht das Gemüth der Hörer gefesselt, wenn er sich nicht im Vortrag über die gewöhnliche Sprechweise erhoben hätte. Die Freude am Gesang, und dem durch ihn herbeigeführten regelmäfsigen Sylbenfall verstärkten nun den Eindruck der Lehre.

Der Gebrauch der Sprache im alltäglichen Lebensbedürfnifs und der in dem innren der Darstellung von Ideen und Empfindungen mufs natürlich verschieden seyn, da der Redende in beiden durchaus anders gestimmt ist. Denn je schärfer und reiner in ihm der Gedanke vorwaltet, desto weniger kann der Geist es ertragen, dafs nicht auch die Form der Rede den Inhalt angemessen begleite. Dies ist der Ursprung der Prosa, da man nicht Alles Prosa nennen sollte, was nicht Vers ist. Denn die Gebiete beider scheiden sich erst da, wo sorgfältige Achtsamkeit auf die Form des Vortrags eintritt. Die einzig richtige Ansicht der Prosa aber ist, dafs man sie sich aus der Poesie hervorgegangen denkt, die allemal den Anfang in der kunstmäfsigen Behandlung der Sprache macht. Denn der Rhythmus ist das eigentliche Leben der Prosa, und selbst vom

Sylbenmaafs ist sie nicht sowohl frei, als vielmehr eine Erweiterung des enge gefesselten poetischen. Der charakteristische Unterschied zwischen ihr und der Poesie liegt nur darin, dafs sie durch ihre Form selbst erklärt, den Gedanken nur, dienend, begleiten zu wollen, da der poetische Vortrag auch des Scheins nicht entbehren kann, ihn zu beherrschen und gleichsam aus sich zu erzeugen.

Bei der Griechischen Prosa irrt man vielleicht nicht, wenn man ihren poetischen Ursprung sogar noch historisch wahrzunehmen glaubt. Herodots Geschichtserzählung hat hexametrische Anklänge, die wohl nicht blofs aus der Gleichheit des Dialekts entstehen. Es können auch Versarten erleichternde Uebergänge zur Prosa bilden, oder vielmehr zugleich mit ihr durch gleiche Geistesrichtung und Mundart entstehen. Auf diese Weise hängt wohl unläugbar der Trimeter des griechischen Drama mit der attischen Prosa zusammen.

Ob aber von dem Punkte an, wo eine kunstgemäfse Behandlung der Form der Rede beginnt, sich eine wirklich so zu nennende Prosa bildet, oder die Poesie sich auch in den späteren wissenschaftlichen Gebrauch hinüberschlingt, und darin nur mit einem, sich fast um nichts über die gewöhnliche Sprechweise erhebenden Vortrag abwechselt, hängt von andren Umständen, der Geistesanlage der Nation und selbst ihren äufseren Verhältnissen ab. Besser ist allerdings die reine und vollständige Scheidung der Poesie und Prosa, sobald die erstere aufhört, freiwillige Ergiefsung natürlicher Begeisterung zu seyn, die Kunst sich als Kunst bewufst wird, und die Geisteskräfte einzeln zu wirken anfangen. Kein Volk hat diese Scheidung so vollkommen vorgenommen, als die Griechen, da, wenn man nur genau darauf achtet, poetische und prosaische Ausdrücke und Wendungen sich durchaus in fest begränzten Gebieten

bewegen. Die attische Prosa dürfte wohl überhaupt allgemein für die am höchsten ausgebildete anerkannt werden. Es wirkten aber auch, um sie auf diesen Gipfel zu führen, drei mächtige Umstände zusammen, das Reden vor dem Volke und in den Gerichtshöfen, die ganz dialektische und selbst sophistische Geistesrichtung der Athenienser, und das lebendige Gespräch in den Schulen der Philosophen. Zu diesen kam aufserdem, und sich durch sie immer mehr veredelnd und verfeinernd, die Eigenthümlichkeit der attischen Mundart und der Reichthum und die Gewandtheit der ganzen Sprache. Die römische Prosa erfuhr blofs den Einfluſs der öffentlichen Beredsamkeit, und auf eine weniger vielseitige Weise; alles Uebrige dankte sie nur der todten Nachahmung der griechischen. Diese aber verfolgte ihren Weg so vollständig, dafs, da die Prosa zuerst gegen das Feuer der Dichtung nüchtern erscheint, sie wieder eine eigne, doch von der poetischen verschiedene Begeisterung erreichte, wie dieselbe an Plato zu allen Zeiten gefühlt und gepriesen worden ist. Von indischer Prosa in dem hier dem Worte gegebenen Sinn ist, soviel ich weifs, bisher noch nichts bekannt. Allein so lange die Schätze der indischen Literatur nicht vollständiger, als jetzt, ans Licht gefördert sind, darf man nur über das Vorhandene urtheilen, und sich am wenigsten allgemein verneinende Behauptungen erlauben.

Ueber

die Bhagavad-Gita.

Mit Bezug auf die Beurtheilung der Schlegelschen Ausgabe im Pariser Asiatischen Journal. *)

Aus einem Briefe

von

Herrn Staatsminister von Humboldt.

Vorerinnerung des Herausgebers.

Die sorgfältigste Benutzung der folgenden Bemerkungen bei einer künftigen, vielleicht bald von mir vorzunehmenden Durchsicht meiner Uebersetzung ist meine persönliche Angelegenheit. Was ein tiefsinniger Denker, ein Kenner der philosophischen Systeme alter und neuer Zeit, der in der Kunst charakteristischer Nachbildung selbst am Aeschylus eine so schwierige Aufgabe gelöst hat, im Sinn oder Ausdruck an meiner Uebersetzung nicht befriedigend findet, kann von mir nicht genau genug erwogen werden. Aber die in dem Aufsatze enthaltenen Betrachtungen über den Geist des Gedichtes, über die metaphysische Terminologie der Indier, und deren Uebertragung in andere Sprachen, haben ein allgemeineres Interesse, und gehen weit über die Prüfung des von mir Geleisteten hinaus. Ich bin deswegen dem Verfasser sehr

---

*) Aus Aug. Wilh. von Schlegel's *Indischer Bibliothek*, Bd. II. Heft. 2. S. 218 ff. (Bonn. Weber 1826. 8.) Die Anmerkungen des Herausgebers dieser Zeitschrift sind auch in vorliegender Ausgabe durch kleineren Druck ausgezeichnet.

dankbar für die mir ertheilte Erlaubnifs zur öffentlichen Mittheilung. Die Artikel von Herrn Langlois im Asiatischen Journal über die sechs ersten Capitel der Bh.-G., welche die Veranlassung zu einstimmenden oder berichtigenden Anmerkungen gaben, sind vielleicht nicht allen unsern Lesern bekannt oder gegenwärtig: wo es also nöthig schien, habe ich seine eignen Worte eingerückt. Hr. Langlois hat seitdem mit seinen Kritiken fortgefahren, und zwar auf eine Weise, welche mich bewogen hat, seine Befugnifs zum Richteramt etwas näher zu prüfen, und für so viele Bereitwilligkeit im Zurechtweisen ihm den Gegendienst einer gründlichen Zurechtweisung zu leisten. Wenn diese Antikritik nicht anderswo eine schicklichere Stelle findet, so wird sie in der Fortsetzung dieser Blätter erscheinen.

1.

Journal Asiatique Vol. IV. p. 109. 111. — Das hier aufgestellte aesthetische Urtheil möchte ich nicht zu vertreten haben. Ich finde in der Gita nichts, wodurch man veranlafst würde, sie als ein zur Gedächtnifshülfe in Verse gebrachtes Werk anzusehen. Eher läfst sich dies von einem grofsen Theile des Gesetzbuchs des Manus sagen. Indefs hat es überhaupt mit dem allgemeinen Gebrauch der Verse bei Völkern, deren Weisheit im Beginnen ist, eine ganz andere Bewandtnifs. Die Vergleichungen mit Homer und den Griechen, die man leider so oft anstellt, scheinen mir sehr unpassend, dagegen gewifs, dafs diese Episode des Maha-Bharata das schönste, ja vielleicht das einzige wahrhaft philosophische Gedicht ist, das alle uns bekannte Literaturen aufzuweisen haben.

2.

P. 112—114. Der Verfasser hat wohl in dieser Stelle die Yoga-Lehre nicht vollständig schildern wollen. Das von Colebrooke (*Transactions of the Asiatic Society*, I. p. 24—26. 31. 33.) darüber Gesagte scheint mir bestimm-

ter und erschöpfender. Indefs ist es allerdings richtig, dafs diese Lehre mehr auf das Handeln ging, was aus dem, soviel ich sehe, nirgends von Herrn Langlois vollständig entwickelten Begriff *Yoga* entsprang, der, in seiner wahren Tiefe aufgenommen, eine zur Thatkraft werdende Anstrengung des Nachdenkens bezeichnet. Dafs aber in der Gita von dem doppelten Charakter der Yoga-Lehre, dem religiösen und praktischen, mehr und vorzüglich der letztere der Sankhya-Lehre entgegengesetzt wird, entspringt aus der Natur dieses Gedichtes selbst. Es ist kein abgesondertes philosophisches Werk, sondern eine Episode einer Epopöe. Der dem Streit entsagende Arjunas, eine in dieser Stimmung wohl nie sonst geschilderte Heldengestalt, soll überzeugt werden, dafs er streiten mufs. Darum mufs ihm die Nothwendigkeit und die Schuldlosigkeit des Handelns, des Kämpfens, ja des Mordens vorgelegt werden, und nie ist das wohl mit gröfseren, mehr umfassenden, und zur tiefsten Ansicht des Seyns und Nicht-Seyns hinabsteigenden Argumenten geschehen. Darum kehrt in den abstractesten Theilen der Untersuchung immer der Aufruf zum Kampfe wieder, und erhöht durch diesen Contrast selbst die poetische Wirkung.

3.

P. 237. Die Beschuldigung, dafs der Dichter vernachlässigt habe, anzugeben, wie Sanjayas das Gespräch des Krischnas mit Arjunas erfahren habe, ist nicht ganz gerecht. L. XVIII. sl. 75. sagt Sanjayas selbst, dafs er es durch Vyasas Gunst gehört habe. Wenn man aber diese Stelle genau betrachtet, und auf die Worte श्रुतवान् कृष्णात् साक्षात् कथयतः स्वयं achtet, so sieht man dafs hier nicht von einer Erzählung des Gespräches durch

Vyasas die Rede ist, sondern von einem Wunder, durch welches Sanjayas selbst Zeuge desselben wurde. Vielleicht hängt dies damit zusammen, dafs Ges. X. 37. Krishnas sich selbst als identisch mit Vyasas darstellt. Diesen Vers hat vermuthlich Hr. L. im Sinn, wenn er (p. 107) sagt, dafs der Verfasser der Gita sich selbst Vyasas nenne. Dies scheint mir aber noch bei weitem aus keiner dieser Stellen zu folgen.

Der Name Vyasas bezeichnet meines Erachtens einen allgemeinen Begriff, den aber die Indier nach ihrer Weise ganz persönlich gefafst haben. Es würde vergeblich seyn zu fragen, wann und wo Vyasas gelebt? Er war der Verkündiger göttlicher Geheimnisse in menschlicher Rede: alles was in dieser Art für heilig galt, ward ihm zugeschrieben. Auch andre Völker des Alterthums haben solche collective Namen verehrt, indem sie die Wirksamkeit ganzer Zeitalter auf einen einzigen übernatürlich begabten Menschen zusammenhäuften. Aber dem Vyasas wird zugleich die Offenbarung der allgemeinen und ewigen Religions-Lehren und der heiligen Geschichte, d. h. der kosmogonischen und heroischen Mythologie beigelegt, indem er zugleich Verfasser der Veda's, des Maha-Bharata und der Puranas seyn soll. Er ist also den Indiern einerseits ein Numa, Tages oder Oannes, andrerseits ein Hesiodus und Homerus. Nur an dem Ramayana des Valmikis hat er keinen Antheil: eine merkwürdige, jedoch hier nicht zu erörternde Ausnahme.

Die Einfassung der Bh. G. läfst überhaupt alle Wahrscheinlichkeiten von Zeit und Ort hinter sich. Wie wäre ein solches Gespräch unter dem Geklirr der Waffen, in dem Augenblicke, wo die Schlacht beginnen sollte, möglich gewesen? Auch Sanjayas vernahm es nicht natürlicher Weise, denn er stand ja in den Reihen der Feinde, sondern durch die Gunst des Vyasas: das heifst, der Dichter, der nicht als sinnlicher Zeuge, sondern vermöge einer Art von Allwissenheit die Geschichten der Götter und Helden zu schildern vermochte, verlieh ihm diese Gabe. Die alten epischen

Dichter anderer Völker haben sich wohl öfter ein solches übernatürliches Wissen zugeschrieben; ihre Dichtung wurde als Wahrheit gegeben und empfangen; dennoch durfte niemand fragen: woher weifst du das? Homer unterscheidet ja ganz bestimmt die Sage von den Eingebungen seiner Muse. Allein so ausdrücklich wie bei den Indiern wird wohl nirgends die Kenntnifs des Dichters von wirklich vorgefallenen Begebenheiten aus der Beschaulichkeit abgeleitet. Ehe Valmikis den Entwurf zu seinem Heldengedichte machte, wufste er noch nichts von den Thaten seines Helden; er verläfst nicht etwa seine Einsiedelei, um sie zu erfragen: in tiefe Betrachtung versenkt, erblickt er alles auf einmal im Spiegel seines Geistes, so deutlich, wie eine Pomeranze, die man in der Hand hält.

Das erhellet, wie mich dünkt, aus der Erwähnung des Vyasas am Schlusse der Bh. G., dafs der Dichter sein Werk an das grofse Ganze anschliefsen wollte, und dafs er sich einer ähnlichen, jenes alten Namens würdigen Begeisterung bewufst war. In den meisten Handschriften des Maha-Bharata wird die Episode der Bh. G. ausgelassen. Es käme darauf an, ob der Zusammenhang eine Störung erlitte, oder vielleicht sich fester fügte, wenn man sie ganz wegnähme. In dem Eingange des M.-Bh. werden die Episoden (*upâkhyânâni*) bestimmt von dem Körper des Gedichtes unterschieden:

उपाख्यानैर्विना तावद्भारतं प्रोच्यते बुधैः ।

Sine episodiis hactenus Bharatea a peritis definitur.

Uebrigens will ich hiedurch der Untersuchung über das Alter der Bh. G. keineswegs vorgreifen. Die Episoden können in verschiedenen Zeiten hinzugefügt, und dennoch alt und ächt seyn. Vom Nalas, einer Episode ganz anderer Art, scheint mir dieses ausgemacht. Nicht eben so zuversichtlich möchte ich es von den vier übrigen Episoden behaupten, welche mit der Bh. G. zusammen unter dem Namen der fünf Edelsteine des Maha-Bharata begriffen werden.

Wenn Krishnas, der verkörperte Gott, (Lect. X.) lehrt, er sei unter allen Gattungen von Wesen das erste im Range, das

Urbildliche, das schöpferisch Wirksame; wenn er in der Reihe der Beispiele sagt, er sei Vyasas unter den Muni's, so wäre dies nach der Voraussetzung des Hrn. Langlois (p. 107) die unerträgliche Prahlerei eines sich selbst vergötternden Sterblichen. Umgekehrt würde ich sagen, der Dichter habe hiedurch wenn irgend etwas auf seine Person bezügliches, andeuten wollen, dafs Vyasas nicht Verfasser der Bh. G. sei. Allein es ist nichts als eine in den Indischen Denkmalen immer wiederkehrende Erscheinung: der allgemeine Homochronismus dessen, was doch als nach einander entstanden geschildert wird. Ihre wunderbare Vorzeit dreht sich gleichsam im Kreise herum. Dieses greift tief ein, und ich behalte mir vor, es ausführlich zu entwickeln.

1.

Hr. L. bemerkt nichts über den 31. Slokas des ersten Gesanges. Sie übersetzen den ersten Vers desselben: *atque omina video infelicia*, Wilkins eben so: *and I behold inauspicious omens on all sides.* Nach beiden Uebersetzungen, die sich allerdings mit dem allgemeinen Begriff der Worte des Originals vereinigen lassen, sollte man glauben, dafs Arjunas besondre, nicht in der Sache selbst liegende Unglückszeichen, wirkliche *omina* (Vögelflug, Blitze u. s. f.) sehe. Davon kommt aber sonst in dem ganzen Gedicht nichts vor, und diese Vorstellungsart scheint ihm überhaupt fremd zu seyn. Haben Sie also vielleicht auch die *omina* nicht buchstäblich, sondern nur figürlich verstanden?

Allerdings das letzte. Die Muthlosigkeit des Arjunas geht aus einem sittlichen Gefühle hervor: es ist die übelste aller Vorbedeutungen, seine nächsten Blutsfreunde bekämpfen zu sollen; wie es umgekehrt in dem erhabenen Homerischen Verse heifst:

Εἷς οἰωνὸς ἄριστος, ἀμύνεσθαι περὶ πάτρης.

Man vergleiche die prophetische Rede des blinden Dhritarashtras am Eingange des M. Bh. (in Franks Chrestomathie) wo die einzelnen Absätze immer mit denselben Worten anheben und schlie-

fen: „Seit ich vernahm, dafs . . . . . seitdem verzweifle ich an dem Siege, o Sanjaya." Auch dort entspringt die Ahndung des Unglücks aus einem sittlichen Beweggrunde: die Frevel seines Sohnes lassen den Dhritarashtras keinen guten Ausgang hoffen. Ich finde vor der obigen Stelle (Bh. G. I. 37) nirgends eine Erwähnung von äufserlichen Vorbedeutungen. Sonst aber war den alten Indiern, wiewohl sie vornämlich die Sterne befragten, die Deutung der Zukunft aus meteorischen Erscheinungen und aus dem Vogelflug ebenfalls nicht fremd. Beide kündigen dem Dasarathas den Zorn des furchtbaren Parasu-Ramas an. (RAM. Ed. Ser. L. I, cap. LXII. Sl. 10 sqq.) Und damit man nicht etwa glaube, diese Zerrüttung der Elemente, diese Verschüchterung des Wildes und Waldgefieders werde blofs durch die Nähe des zürnenden Genius bewirkt, so heifst es ausdrücklich:

असौम्याः पक्षिणः, infaustae volucres;

und ferner:

उपस्थितं भयं घोरं पक्षिणो वेदयन्ति ते ।

Hae aves tibi declarant, horrendum periculum imminere.

5.

P. 239. I. 40—44. Ich bin auch der Meinung, dafs die Uebersetzung von धर्माः und अधर्मः durch *sacra gentilitia* und *impietas* nicht vollständig den Begriff wiedergiebt. Für das erstere hätte ich *jura* vorgezogen. Da aber alles politische Recht in Indien auch religiöses war, wenige Zeilen später von Opfern die Rede ist, und sich für अधर्मः (das vernichtete Recht) schwer hätte ein Wort finden lassen, so ist Ihre Uebersetzung gewifs zu vertheidigen. Dagegen scheint mir Hr. L. den Sinn zu weit zu nehmen, wenn er die Stelle von allen Familienpflichten versteht.

Es ist hier nicht von Moral, sondern von Staatsverfassung und Castenabsonderung die Rede. कुलधर्माः sind die durch die *sacra gentilitia* geheiligten Satzungen, welche die Geschlechter von einander abgränzen, und diese politischen Scheidewände stürzen bei der Vernichtung der Familien ein, indem die Frauen, durch den Mangel gesetzmäfsiger, ungesetzmäfsige Ehen einzugehen genöthigt werden. कुलस्त्रियः sind freilich die Frauen der vertilgten, oder verminderten Geschlechter, aber es liegt in dem Ausdruck mehr, als Hr. L. sagt. Es sind die wahren *matres familiae*, die durch *justas nuptias* und *sacra gentilitia* in das Geschlecht gekommen sind, es ist hier überhaupt nur von solchen Geschlechtern die Rede, die ein politisches Daseyn haben, und dies deutet ihr *nobilissimae feminae* wenigstens an, da es in der Langlois'schen Erklärung gänzlich verloren geht. Da ich die einseitige Uebersetzung von धर्मः durch *Pflicht* in dieser Stelle nicht billigen kann, so scheint mir auch die Erklärung des Hrn. L. von ज्ञाति- und कुलधर्माः willkührlich. Sollte nicht zwischen ज्ञातिः und कुल derselbe Unterschied, wie zwischen *familia* und *gens* seyn? Der Ursprung beider Wörter spricht dafür, und in diesem Fall ist hier von den Satzungen beider die Rede.

6.

P. 241. Hier scheint mir der Dichter von Hrn. L. eine unnöthige Zurechtweisung über die Art, wie die Seele tödtet, zu erfahren. Er meinte wohl mit sl. 19. nichts anders, als dafs man nicht tödten kann, was nicht zu sterben vermag. Dies geht, dünkt mich, aus sl. 20. ganz deutlich hervor.

7.

P. 241, 242. Ich weifs nicht, ob in dieser Stelle über den Spiritualismus und Materialismus das Verhältnifs des letzteren zu der hier von Krishnas vorgetragenen Lehre richtig dargestellt ist. Dieser nimmt L. II, sl. 26. nicht, wie Hr. L. zu behaupten scheint, blofs an, dafs die Seele sterblich sey. Seine unveränderliche Grundlehre ist, dafs was einmal gelebt hat, für ewig dem Leben angehört. Der von ihm aufgestellte Unterschied ist nur der: ob die Fortdauer ohne Unterbrechung bleibt, (sl. 12.) oder ob sie in einem sich erneuernden Sterben und Wiedererscheinen besteht. (sl. 26.) Im ersten Fall wechselt die Seele nur den Körper, wie ein Kleid, im letzteren stirbt sie wirklich, wird aber wiedergeboren. Nun haben freilich die Materialisten das Untergehen der Seele behauptet, wohl aber nicht die Wiedergeburt und noch weniger die Nothwendigkeit derselben. Gerade hierin aber liegt das Eigenthümliche der Lehre Krishnas.

8.

P. 243. II, 13. Le 13e sl. ne me semble pas traduit d'une manière juste. ***Dehinah*** ne devrait pas être rendu par ***animantis***, mais par ***animae;*** car le mot ***animans*** en latin ne présente pas ordinairement ce dernier sens. Il veut sans doute dire quelquefois ***l'être qui anime***, mais le plus souvent c'est ***l'être qui est animé: animantes caeteras***, dit Cicéron, ***projecit ad pastum.*** ***Dehi*** de son côté désigne la substance animant le corps, mais non pas l'être composé d'esprit et de matière. Toute la phrase se ressent de cette traduction un peu trop incertaine. Voici, si je ne me trompe, l'idée de l'auteur: l'âme subit les transmigrations successives, de la même manière qu'on la voit dans un corps passer par l'état d'enfance, puis de jeunesse et ensuite de vieillesse. Cette idée se trouvera-t-elle d'une

manière claire dans cette phrase du traducteur latin: ***Sicuti animantis in hoc corpore est infantia, juventus, senium, perinde etiam novi corporis instauratio.*** N'eût-il pas été plus à propos de suivre l'ordre même des mots sanscrits: ***Animae, sicuti in hoc etc.***

Die schöne Bezeichnung des die Materie inwohnend Belebenden durch ein blofses grammaticalisches Suffixum in देहिन्, शरीरिन्, क्षेत्रिन्. (XIII, 33.) ist allerdings in jeder andern Sprache unnachahmlich. So wie die Indische philosophische Terminologie überhaupt bewundernswürdig ist, so hat sie, wie in diesen Wörtern, sehr oft den Vorzug, dem Wortlaut grade nur das an Bedeutung zu lassen, was der abstracte Begriff erfordert, und nicht mehr. Ich stimme jedoch Hrn. Langlois in dem Wunsche bei, dafs Sie möchten für die beiden ersten Wörter immer nur gleichförmig ***anima*** gebraucht haben, und nicht ***animans*** (II, 13.) ***spiritus*** (II, 59. V, 13. XIV, 20.) ***Anima*** scheint mir darum allein dem Indischen Ausdruck recht angemessen, weil es nichts als den reinen Gegensatz des Körpers, das ihn belebende, in ihm athmende, wie meist auch unsere Seele, aussagt. Doch möchte auch ***spiritus*** gewählt seyn, nur eine gleichförmige Uebersetzung ist immer da vorzuziehen, wo kein nöthigender Grund zu einer Abweichung ist. Am unzulässigsten scheint mir ***mortalis.*** In allen ebengenannten Stellen hat das Indische Wort offenbar denselben Sinn, und welcher dies ist, leuchtet am besten aus XIV, 5. hervor, wo es heifst: im Körper die unvergängliche Seele. XIV, 20. geht bei Ihrer Uebersetzung durch ***mortalis*** der Gegensatz: ***qualitatibus hisce tribus exsuperatis*** ANIMA, E CORPORE ***genitis.*** verloren. Auch (V, 13.) in der neunthorigen Stadt sitzend erwartet man eher die Seele als den Sterblichen.

Es ist mir hiebei ergangen, wie an hundert Stellen meiner Uebersetzung, dafs ich nach langer Ueberlegung und Unentschlossenheit zögernd und zweifelnd einen Ausdruck gesetzt habe, weil unter allen wählbaren mir keiner ganz angemessen schien. *Dèhin* und *s'aririn* sind eigentlich Adjective, durch die possessive Ableitungssylbe von *dèha*, *s'arira* Körper, gebildet. Sie bedeuten also eigentlich: der einen Körper besitzt. *Anima* hat die Unbequemlichkeit, dafs es weiblich ist, da Masculine ausgedrückt werden sollen. *Animans* schien mir am nächsten zu kommen: es heifst ja eigentlich das belebende Wesen. Die von Hrn. L. angeführte Stelle des Cicero dürfte schwerlich die durchgängig unedle Bedeutung beweisen: er fügt *ceteras* hinzu, im Gegensatz mit dem Menschen, der unter dem allgemeinen Namen mit begriffen ist. Vielleicht wäre *animal* vorzuziehen, weil der edle Gebrauch häufiger vorkommt.

Sanctius his animal, mentisque capacius altae.

Jedoch stimmt sich die Bedeutung beider Wörter nach Gelegenheit hinauf und hinunter. Ferner ist *animal* Neutrum, *animans* kann wenigstens Masculinum seyn. Die von Hrn. L. vorgeschlagene Veränderung finde ich bedenklich, weil der *anima* nicht so eigentlich Kindheit, Jugend und Alter zugeschrieben werden kann, wohl aber im ganzen dem Wesen, das den Körper bewohnt und belebt.

Wenn *anima* empfohlen wird, so kann ich nicht recht einsehen, warum *spiritus* verwerflich seyn sollte. Beiden Wörtern liegt dieselbe sinnliche Anschauung zum Grunde, beide werden gleichermafsen zum Unkörperlichen gesteigert, und bedeuten stufenweise: Lufthauch, Athem, Lebenshauch, Leben, Seele, Geist.

Am meisten tadelt mein verehrter Beurtheiler den Gebrauch von *mortalis* für *dèhin*. Unter dieser letzten Benennung sind eigentlich alle organischen Geschöpfe begriffen, oft aber ist ausgemacht blofs der Mensch damit gemeint. Das Lateinische *mortalis* sollte eben so von allen organischen Geschöpfen gelten, der Sprachgebrauch hat es aber auf den Menschen beschränkt. Sterblichkeit ist die an den Besitz eines Körpers geknüpfte Bedingung.

Es sei mir vergönnt, hier eine allgemeinere Bemerkung zu machen. Auf keine Sprache hat vielleicht der speculative Geist einen so entscheidenden Einfluſs gehabt als auf das Sanskrit: die ganze Sprache ist, so zu sagen, mit Metaphysik tingirt. Statt daſs in andern Sprachen die Philosophie ihre Bezeichnung der Begriffe der Sinnlichkeit hat abborgen müssen, sind im Sanskrit ursprünglich philosophische Ausdrücke in das Leben und in die Poesie eingetreten, wo sie aber nothwendig in gewissem Grade ihre Natur ablegen. *Dèha*, Körper, von der Wurzel *dih*, *contaminare*, ist ein solches Wort. Die ganze Platonische Lehre von der Verunreinigung der reinen Geister durch ihre Vermischung mit der Materie liegt wie im Keime darin beschlossen. Auch in *dèhin* offenbart sich der alte Spiritualismus. Es ist grade das umgekehrte von der Ansicht Homers, welcher sagt, die Seelen der Helden seien in die Unterwelt gesendet, sie selbst aber den Hunden und Vögeln zum Raube geworden; als ob der Körper das wahre Wesen und die Seele nur eine fremde Zuthat wäre.

In der epischen und selbst in der alten gnomischen Poesie wird *dèhin* fast immer durch *mortalis* nicht nur übersetzt werden dürfen, sondern müssen. Nun ist die Bh. G. zwar ein philosophisches Gedicht, aber, was nicht übersehen werden darf, im epischen Styl geschrieben. Es kann daher gar oft der Zweifel eintreten: muſs dieses und jenes Wort, an dieser Stelle, nach dem strengen philosophischen Begriff, oder als ein Ausdruck des volksmäſsigen Lebens gefaſst werden?

9.

P. 244. II. 14. Dans le sloka suivant *Mâtrâsparsâh* est rendu d'une manière inexacte ou du moins obscure par ces mots *elementorum contactus*. Mâtrâ signifie matière, *materies*; je suppose donc que c'est dans ce sens que nous devons comprendre le mot *elementorum*, qui alors eût pu être remplacé, pour une plus grande intelligence du texte, par *physicorum objectorum* ou bien *physicorum organorum (contactus)*; car ce passage admet ces deux sens, qui re-

viennent à la même idée: les impressions causées par les objets extérieurs et matériels, ou bien plutôt les impressions reçues par les organes matériels des sens, impressions qui sont la source de nos sensations. Le dernier sens semble être celui que le commentaire indique par ces mots:

मीयन्ते विषया आभिरिति मात्रा इन्द्रियवृत्तयः । तासां स्पर्शा विषयसंबन्धाः । ते शीतोष्णादिप्रदा भवन्ति ।

Der Tadel möchte wohl auf sehr wenig hinausauslaufen. Das bestrittene Wort deutet doch schwerlich etwas anders als die Eindrücke der Materie auf die Sinne an, und *elementorum* ist der metaphysischen Sprache des Textes und selbst dem Wort angemessner, als *physicorum objectorum.* Dafs unter मात्रा wirklich die elementarische Materie verstanden wird, und die Uebersetzung durch die wirklichen Körper immer ungenau seyn würde, beweist der Ausdruck तन्मात्रः für die Uratome der Elemente (Colebrooke. l. c. p. 30.) und folgender Slokas aus Manus Gesetzbuch I. 56.

यदाणुमात्रिको (nämlich der सर्वभूतात्मा) भूत्वा वीजं स्थास्नु चरिष्णु च ।
समाविशति संसृष्टस्तदा मूर्त्तिं विमुंचति ॥

Hier wird die Seele, um eine eigentliche Körperform anzunehmen (wie doch alle *objecta physica* sie haben), erst vorher zu einem mit Elementar-Materie versehenen (अणुमात्रिकः) Wesen.

Der Commentator, den Hr. L. zwar anführt, aber wie verschiedentlich, nicht recht verstanden zu haben scheint, erklärt sich

gerade für meine Uebersetzung. Zuerst giebt er eine etymologische Definition. *Mâtrâ*, von *mâ*, messen; weil, sagt er, die Gegenstände nach ihnen gemessen werden. Nun gehen alle Maafse der Indier für Raum, Zeit und specifisches Gewicht, vom unendlich kleinen aus. (Vergl. Manus Gesetzbuch Cap. I, 64 sqq. As. Res. Vol. V. Colebrooke on Indian weights and measures.) Es ist gerade das umgekehrte von der Methode der Französischen Mathematiker, welche die Dimensionen des Weltgebäudes zum Grunde legten, um durch fortgehende Theilung zu festen Maafsen bis in das kleinste hinunter zu gelangen. *Mâtrâ* bedeutet oft Atom, *molécule*. In der Musik und Metrik ein Moment. Die *mâtrâ's*, fährt der Commentator fort, wirken auf die Sinnes-Werkzeuge. Nach der Indischen Physik stehen die fünf Elemente den fünf Sinnen parallel: folglich sind immer die elementarischen Grundbestandtheile dasjenige, was die sinnlichen Empfindungen hervorbringt. Ferner sagt er: die Berührungen dieser *mâtrâ's* sind mit den sinnlichen Gegenständen verbunden, und bringen die Empfindungen von Kälte und Hitze u. s. w. hervor.

In dem Spruch des Manus scheint mir für *an'umâtrika* „ein mit Elementar-Materie versehenes Wesen" beinahe schon zu viel. Ich würde übersetzen: „Wann die Weltseele, so fein wie ein Atom „geworden, den vegetabilischen und animalischen Samen durch„dringt und mit ihm verschmilzt, dann entfaltet sie einen organi„schen Körper." — Der Same ist ja schon der feinste Auszug organischen Stoffes, das bildende und belebende Princip soll aber noch unkörperlicher gedacht werden. Da die alte Indische Philosophie den absoluten Gegensatz zwischen Geist und Materie läugnet, jenen aber als das ursprüngliche und wesentliche setzt, so hat sie eine vermittelnde Darstellung durch allmählige Verdichtung versucht. Hierauf beruht die ganze Lehre des Manus von den Sinnen und den entsprechenden Elementen.

10.

P. 211. 11, 31. *Generosorum infamia ultra mortem porrigitur.* La traduction anglaise disait: *The fame of one*

who hath been respected in the world, is extended even beyond the dissolution of the body. M. Schl. a heureusement corrigé une des fautes échappées au savant Wilkins; il a senti que l'à long dans *tchékirtih* indiquait la présence d'un *a* privatif, et qu' *infamia* devait être substitué à *the fame.* Pourquoi a-t-il conservé le sens donné à *maranád atiritchyté*, qu'il traduit par *ultra obitum porrigitur.* M. de Chézy, en s'appuyant sur l'interprétation du commentaire, *maranád adhikd bhavati*, traduit ainsi cette phrase: *L'infamie, pour un homme distingué, est au-dessus de la mort, est pire que la mort.* Je recommande à la critique de M. Schl. ce nouveau sens qui, fourni par le commentaire, est rendu encore plus probable par la forme de l'ablatif, *maranát* qui indique un comparatif. J'avoue toutefois que l'autre version est bien en rapport avec le vers précédent.

Hier würde ich immer Ihre Erklärung vorziehen. Die Geschiedenheit, welche in diesem Gebrauche der Wurzel रिच् zugeschrieben wird, besteht immer darin dafs die so geschiedene Sache als mächtiger wie die andre, mit ihr verglichene, dargestellt wird. Ist nun die Ehrlosigkeit mächtiger als der Tod, so sehe ich nicht darin, dafs sie *pire* ist, sondern dafs der Tod ihr kein Ende macht. Diesen Begriff des Mächtiger-Seyns, des Vorwaltens in dem Verbum beweisen sehr schön drei Stellen des Hitopadesa, (Ed. Lond. p. 9, l. 2. p. 30, l. 8. p. 118, l. ult.) auf die mich Hr. Ballhorn-Rosen aufmerksam gemacht hat, der das Studium der Sanskrit in kurzem mit einem Wurzel-Verzeichnifs, das jedoch eigentlich ein Wörterbuch der Verba ist, bereichern wird.

Der Begriff, den ich vielleicht, als ich übersetzte, nicht so klar gefafst hatte, ist vollkommen richtig aufgestellt. Er findet

sich auch in einer Stelle des Bhartri-hari, (Ed. Ser. p. 37, lin. penult.) die Hr. v. Chézy im Journal des Savans gegen mich angeführt hat. Vergl. Manus Cap. II. sl. 145. Hier ist die Construction sonderbar: wiewohl im Passivum, regiert das Verbum den Accusativ der übertroffenen Sache, und den dritten Casus der Eigenschaft, worin sie übertroffen wird. Sonst steht es intransitiv, mit oder ohne Ablativ. Mit der Präposition *ati* wird das Wort vermuthlich nicht anders als im Passivum gebraucht. Nach Erwägung obiger Stellen glaube ich dennoch, dafs die Erklärung des Scholiasten dem Sprachgebrauche gemäfser ist als die meinige. Ich habe gegen jene nur Ein Bedenken. Nach Krishnas Lehre ist der Tod gar kein Uebel; sogar, wenn die Erfüllung der Pflicht ihn herbeiführt, z. B. der Tod eines Kriegers in einem gerechten Kampfe, ein grofser Segen. Wie kann man nun sagen, dafs etwas schlimmer sei als dasjenige, was kein Uebel ist? Vielleicht möchte man es so fassen: die Schande überwiegt den Tod; dieser kommt gegen jene gar nicht in Betracht. Ich glaube auch dafs Hr. von Chézy den Genitiv *sambhâvitasya* richtig für den Genitivus commodi genommen hat.

11.

P. 245. II. 41. Dans ces mots ***ad constantiam efformata*** et ***inconstantiam***, peut-on reconnaître le sens précis de ***vyavasâyâtmika*** et ***avyavasâyinâm***, qui marquent, l'un, le zèle pieux et pur de ceux qui pratiquent la doctrine de ***l'Yoga***, et l'autre, l'indifférence de ceux qui suivent d'autres principes, indifférence qui rend inactif à suivre la voie de la véritable devotion, mais qui n'exclut point un attachement empressé à des observances superstitieuses. L'auteur en effet, dans les vers suivans, critique la conduite des faux dévots qui dans des vues intéressées, observent les règles prescrites par les védas, il finit par dire: Ils pratiquent aussi, ils agissent, mais sans la retenue digne du sage. C'est ce que signifie le mot ***samâdhi***, qu'on rend vaguement par ***contemplatio***; c'était plutôt ***continentia***.

P. 245. II. 41. Den Gegensatz von व्यवसायात्मिका und अव्यवसायिनां in dem *zèle pieux* und der *indifférence* zu finden, scheint mir wenigstens nicht genau, und den schönen und grofsen Sinn dieser Stelle nicht zu erschöpfen. Es wird hier die Sankhya-Lehre der Yoga-Lehre entgegengesetzt. In der ersten ist das raisonnirende und philosophirende Nachdenken, in der andern dasjenige rege, welches, ohne Raisonnement, durch eine Vertiefung zu unmittelbarer Anschauung der Wahrheit, ja zur Vereinigung mit der Urwahrheit selbst gelangen will. Das Raisonniren setzt Gewandtheit, Einschlagung vieler Wege voraus, giebt der Beredsamkeit (sl. 42.) Raum. Die Vertiefung sammelt alle Kräfte auf Ein Ziel, das sie mit Festigkeit verfolgt, sie bedarf nicht blofs der Denk-, sondern auch der Willenskräfte. Deshalb kann धर्मः (sl. 40.) von ihr gebraucht werden. Darum nun bringt die Yoga-Lehre Einen, unabweichliche Anstrengung athmenden Sinn hervor, die Sankhya-Lehre, nicht aus Gleichgültigkeit, sondern ihrer Natur nach, mehrere und verschiedenartige Sinne und Meinungen. Ihr *ad constantiam efformata sententia* ist nicht ohne Grund gewählt. Wer die grofse Genauigkeit Ihrer Uebersetzung kennt, sieht gleich aus *efformata*, dafs das Wort des Textes neben dem Hauptbegriff der Festigkeit einen andren Zusatz (आत्मिका) hat. Dafs für समाधिः *continentia* das richtige Wort und *contemplatio* eine unbestimmte Uebersetzung sei, kann ich nicht finden. Der Sinn des Worts ist hier derselbe, in dem es zur Ueberschrift eines Kapitels von Patanjalis Yoga-System dient, (Transactions of the Asiatic society I. p. 25.) tiefes Nachdenken, freilich mit dem Nebenbegriff der festen Anstrengung des Yogi, aber der Hauptbegriff ist immer das Nachdenken. Gerade der Gebrauch dieses Worts an dieser Stelle zeigt,

dafs in ihr überhaupt nicht, wie Hr. L. sagt, von Eifer und Gleichgültigkeit die Rede war, sondern von verschiedenen Arten des untersuchenden Nachdenkens. Dies hätte aus *continentia* niemand sehen können. So wie in dem Yogi eine der Wahrheit nachspürende und sich ihr anbildende Verbindung des Wollens und Denkens liegt, so liegt sie gleichfalls in diesem Worte. Dies geht noch klarer aus IV. 24. hervor, wo nun wirkliches Handeln als mit dem Nachdenken über Brahma verbunden dargestellt wird. Wilsons Ableitung des Wortes von धा scheint mir nicht zu billigen; es kommt ja wohl, wie आधिः selbst nach Wilson, von धी.

Ich habe zu dieser gründlichen Berichtigung nichts hinzuzufügen, nur dafs ich im Einverständnifs mit dem Commentator die Sache weniger wissenschaftlich fassen möchte. Krishnas hat bisher die aus der Erwägung der Folgen hertliefsenden Bewegungsgründe zum Handeln vorgestellt; jetzt erhebt er sich auf einen höhern Standpunkt, von wo aus betrachtet nicht nur alles Irdische dahinten bleibt, sondern selbst die Hoffnung auf Belohnungen in einem künftigen Leben noch als eine weltliche Triebfeder erscheint; er fodert zu einer Gesinnung auf, die nichts anders erstrebt, als das Wohlgefallen der Gottheit, und die innigste Vereinigung mit ihr. Hier folgt nun die erhabene Stelle, wo er die heiligen Bücher angreift, und ihnen vorwirft: auch sie begünstigten durch verheifsene Segnungen für äufserliche Religions-Leistungen eine weltliche Denkart. Der Dichter hat sich hier in eine, wie es scheint, absichtliche Dunkelheit gehüllt, denn sein Unternehmen war kühn. Ich sehe klar, dafs der Commentator mildern und die Veda's retten will: ich glaube aber, den Dichter vollkommen zu verstehen, und hoffe es zu beweisen, wenn mir Mufse und Hülfsmittel zu der philosophischen Auslegung verliehen werden, die ich durch eine blofse Uebersetzung kaum berühren geschweige denn erschöpfen konnte. Herr L. ist dabei p. 249 und 250 in ein La-

byrinth von Mifsverständnissen gerathen, wohin ihm zu folgen schwerlich der Mühe verlohnen möchte.

Von den Scholien über obige Stelle, die sämmtlich mit der Erklärung des Herrn L. im Widerspruche stehen, wiewohl er den Commentar vor Augen hatte, und sich immerfort auf dessen Ansehen beruft, setze ich nur das letzte her.

समाधिश्चित्तैकाग्र्यं परमेश्वरैकाग्र्याभिमुखत्वं ।

„*Samâdhi* ist Richtung der Gedanken auf ein einziges Ziel, ausschliefsliche Beschauung (buchstäblich: Hinwendung des Antlitzes) des höchsten Wesens." Was soll nun, wenn dies nicht, Contemplation genannt werden?

12.

P. 246. II. Sl. 45. Crichna dit à Ardjouna que l'explication des védas peut prêter des sens favorables aux gens amis de la vérité, ou des passions ou des ténèbres; ces trois idées sont représentées par ces trois mots, ***sattwa***, ***radjas***, ***tamas***, appelés les trois ***gouna*** ou qualités. Ne soyez point, dit Crichn., partisan des trois qualités, ou seulement de deux; ne vous attachez qu'à la vérité. Je demande si ce sens peut se reconnaître dans la phrase de M. Schlégel, surtout dans ces mots: *liber* (esto) ***a gemino affectu***, ***semper essentiae deditus***. Ce mot ***essentia***, que le traducteur a adopté pour interprêter le mot ***satwa***, en rappelle sans doute l'étymologie: ***satwa*** vient du verbe sanscrit ***as***, être, tout comme ***essentia*** vient du verbe latin ***esse***. Mais ***essentia*** ne représente pas pour moi l'idée de ***satwa***, qui signifie la qualité de l'être par excellence, ce qui existe de bon et de beau dans la nature, le principe réel de toute vertu, de toute supériorité morale. Il me semble que le mot ***vérité*** exprimera plutôt l'idée contenue dans ***satwa***.

Aus Hrn. L. Worten: ***ne soyez point partisan des trois qualités ou seulement de deux***, mufs man schliefsen, dafs

er unter *nirdvandva* zwei der, allen Dingen der Natur eigenthümlichen *guna*, nämlich *rajas* und *tamas* versteht. Diese Erklärung ist aber offenbar dem philosophischen Sprachgebrauch entgegen. Unter *dvandva* sind die entgegengesetzten Empfindungen, Freude und Schmerz, Hitze und Kälte, Sieg und Niederlage, u. s. w. zu verstehen, gegen welche dem Weisen so oft gleichgültig zu seyn empfohlen wird. *Nirdvandva* ist also, wer von dieser Empfindung und ihrer Gewalt frei ist. Gerade diesen Sinn, und dies kann wohl entscheidend genannt werden, hat das Wort V. 3. und *dvandva* IV, 22. VII, 28. In XV, 5. wird der Plural für alle, aus dem allgemeinen Gefühl des Vergnügens und des Schmerzens entstehenden einzelnen Empfindungen gebraucht. Auch steht Hrn. Langlois Erklärung die in *nistraigunya* liegende Vorschrift, sich von allen drei Eigenschaften zu befreien, im Wege.

Dagegen ist nicht zu läugnen, dafs man bei dieser von Ihnen in Ihrer Uebersetzung: *tu autem liber esto a ternis qualitatibus, liber a gemino affectu*, angenommenen Erklärung mit dem Ausdruck *nitya-sattva-stha* ins Gedränge kommt. Da *sattva* eine jener drei *guna* ist, so ist es wunderbar, wie man zugleich in ihr stehen, und von den *guna* frei seyn soll. Ich sehe hier nur zwei Auswege. Man mufs nämlich entweder dem Wort *sattva* in dieser Stelle nicht die bestimmte Bedeutung einer der drei Natureigenschaften, sondern die allgemeinere der realen Kraft und Trefflichkeit überhaupt beilegen, oder man mufs annehmen, dafs, um die Freiheit von allen drei Eigenschaften zu erlangen, anempfohlen wird, in der trefflichsten derselben zu verharren, die wirklich, wie aus den letzten Gesängen des Gedichts hervorgeht, eine nothwendige Stufe zur wahren und letzten Seelenbefreiung ist.

Welcher von beiden Wegen hier einzuschlagen ist? möchte ich lieber von Ihnen erfahren, als selbst entscheiden.

Sattva wird aber nicht immer in der bestimmten Bedeutung einer der drei Natureigenschaften genommen. Hr. L. hätte es indefs am wenigsten tadeln sollen, wenn Sie es in dieser Stelle durch *essentia* übersetzen.

Als Natureigenschaft, den beiden andern entgegengesetzt, ist dies offenbar ein so richtiger Ausdruck dafür, dafs ein besserer Lateinischer nicht aufgefunden werden könnte. Im Deutschen möchte Wesenheit den Begriff noch genauer geben. Als Natureigenschaft nimmt doch aber hier Hr. L. offenbar das Wort. Denn was könnte ihn sonst bewegen *dvandva* von den beiden andern zu verstehen? Zu der Uebersetzung durch *vérité* würde ich am wenigsten rathen. Denn obgleich das Indische Wort auch Wahrheit und Trefflichkeit jeder Art unter sich begreift, so dürften die Stellen, wo man durch Wahrheit den Begriff adaequat erschöpfte, doch selten seyn. In der Gita ist mir keine einzige bekannt. Das Seyn ist nicht blofs der Ursprung, sondern der Hauptbegriff des Worts, der, je nachdem man in immer prägnanterem Sinne, mehr reales, vom Negativem freies Seyn in dem Worte annimmt, mannigfaltig gesteigert wird. In diesen Steigerungen heifst das Wort, wenn man das Participium und Abstractum zusammenfafst: das schlichte Seyn, (wie so oft in *sad-asat*) ein seyendes Wesen, (Geschöpf, Ding, XIII, 26. XVIII, 40.) die Eigenthümlichkeit jedes Geschöpfes (sein bestimmtes Seyn:) dasselbe als real, von Schwäche und Unvollkommenheiten entblöfst, angesehen, (mithin Wahrheit und Trefflichkeit) dies bis zum höchsten, in der Menschheit möglichen Grade gesteigert, (eine der drei Natureigenschaften) endlich als das ur- und all-reale göttliche Seyn betrachtet. Als reale Kraft haben Sie es X, 36. sehr treffend durch *vigor* gege-

ben, als eigenthümliches Seyn durch *ingenium*. Bei *sattwa-sans'uddhi* (XVI. 1.) gestehe ich, habe ich lange gezweifelt, ob ich Ihre Uebersetzung *ingenii sui lustratio* billigen, und nicht unter dem Wort, wie es bei diesen zusammengesetzten Wörtern auch möglich ist, die Reinigung durch die Natureigenschaft des *sattva* verstehen sollte. Allein die Vergleichung von *sattvánurúpa* (XVII, 3.) hat mich von der Richtigkeit Ihrer Erklärung überzeugt.

Dem Begriff der Wahrheit entspricht *tattva*, die Diesheit (II, 16. V, 8. XVIII, 1.) von dem auch häufig ein Adverbium *tattvatah* gebildet wird. (IV, 9. VII, 3. XVIII, 55.) Sattvatah, als wahr, ist mir wenigstens unbekannt. Allein dem Gebrauch von *tat* und *tattva* in der Gita nach zu schliefsen, werden die Ausdrücke vorzugsweise auf die reine, den Dingen an sich zukommende Wahrheit, die nur durch von der Natur abgezogenes Denken erkennbar ist, angewandt. So scheint es auch Colebrooke (Transactions I. p. 114. no. 12.) zu nehmen. *Tat* ist auch das Ur-dies, Ur- und All-Wahrheit. (XVII. 23—25.)

Wie man sich von den drei Natureigenschaften befreien soll, wird XIV. sl. 19—25. ausführlich geschildert. Dies scheint zwar mit der Behauptung (XVIII, 40.) dafs kein Geschöpf irgend einer Art von diesen Eigenschaften frei sei, in Widerspruch zu stehen. Allein diese Stelle spricht wohl nur von der ursprünglichen Anlage der Wesen, nicht von dem, was sie durch Willenskraft zu erreichen vermögen. Dann aber verhält es sich noch hiermit grade wie mit der Vorschrift zu handeln, aber dennoch das Handeln wieder in ein Nichthandeln aufzulösen. Es geschieht, indem man sich über die Natur hinwegsetzt, das Handeln und die Eigenschaften in ihr, bestehen läfst, (XIV, 13.) aber sich durch Gleichmuth über sie erhebt.

Die Worte meiner Uebersetzung *liber a gemino affectu*, sind in obigem ganz nach meinem Sinne gefafst. Ich wufste mich nicht deutlicher zu machen, ohne in Paraphrase zu verfallen, was ich immer möglichst vermieden habe. Der Scholiast erklärt eben so. Es wird nicht unnütz seyn, alles, was er über diese in der That schwierige Stelle sagt, wörtlich herzusetzen.

त्वं तु निस्त्रैगुण्यो निष्कामो भव । तत्रोपायमाह । निर्द्वन्द्वः सुखदुःखशीतोष्णादियुगलानि द्वन्द्वानि तद्रहितो भव तानि सहस्व इत्यर्थः । कथमि त्यत्राह । नित्यसत्त्वस्थः संधैर्यमवलम्ब्येत्यर्थः ।

Der Zweifelsknoten, den Hr. v. H. mit der vollkommensten Bestimmtheit dargelegt hat, ängstigte auch mich schon bei der Uebersetzung. Krishnas ermahnt den Arjunas, sich von den drei Naturkräften los zu machen, zugleich aber sich der Wesenheit zu befleifsigen, welche doch eine von jenen ist. Diesem Widerspruch glaube ich dadurch auszuweichen, dafs der Dichter zwischen der Wesenheit, dem guten, ächten, realen, als blofser Naturanlage, und derjenigen, welche durch Freiheit des Willens erworben wird, wohl noch unterscheiden könne; wie unser grofser Dichter so vortrefflich gesagt hat: „Was die Pflanze willenlos ist, das sei du wollend!" Allerdings ist es die erste Stufe zu höherer Sittlichkeit zu gelangen, dafs das Gemüth sich weder von blinder Sinnlichkeit verfinstern, noch von Leidenschaft verwirren lasse. Aber der Dichter fodert weit mehr. Vielleicht habe ich nicht wohl gethan, dafs ich dem Commentator nicht bei der Auslegung des letzten Wortes gefolgt bin. Er nimmt, wenn ich ihn recht verstehe, *sattvam* in einem ganz andern Sinn. Ich mufs aber eine allgemeine Bemerkung voranschicken.

Keine bisher bekannte Sprache geht so weit in der Bildung zusammengesetzter Wörter als das Sanskrit. Die Grammatiker haben sie auf Classen gebracht, ich vermisse aber noch manches in ihrer Theorie. Meine Methode dabei ist folgende. Wenn ein

Wort aus vielen Bestandtheilen zusammengesetzt ist, so zerlege ich es erst in zwei Haupttheile, und setze das Verhältnifs zwischen ihnen fest; dann gehe ich zur weiteren Zergliederung fort. Nun kann es zuweilen zweifelhaft seyn, wohin der Haupt-Scheidepunkt fallen soll. Man möchte behaupten, wo dies eintritt, da sey immer von der Befugnifs des Zusammensetzens ein übertriebener Gebrauch gemacht worden. Genug aber, es ist so. Bei dem Worte *nitya-sattva-stha*, (*perpetuo* oder *perpetuus*; *essentia*; *stans*) hatte ich, wie Hr. v. H., als Trennungspunkt angenommen, *nitya-sattvastha*; der Commentator hingegen scheint so zu trennen: *nityasattva-stha*, und also die beiden ersten Wörter zu einem untheilbaren Begriff zusammenzufassen. Denn er erklärt es durch *sandhairyam-avalambya*. Das letzte Wort entspricht dem *stha*: stütze dich auf —; Das erste folglich dem Gesammtbegriff. *San-dhairyam* fehlt bei Wilson: aber die Präposition kann schwerlich etwas wesentliches an dem Begriff verändern; und das einfache Wort bedeutet Festigkeit, Beharrlichkeit. *Sattvam* ist ein Abstractum, aus dem Participium des substantiven Verbums *sat*, seiend, gebildet. In der Form entspricht es demnach ganz dem Griechischen *οὐσία*, zum Theil auch im Gebrauch. Wie das letzte vielfältig in der Metaphysik vorkommt, aber auch in das gemeine Leben zurückkehrt (*οὐσία*, Vermögen, *ἐξουσία*, *συνουσία*, u. s. w.) gerade so jenes. *Sattva* heifst in der allgemeinsten Bedeutung das Seyn; mit dem Adjectiv *nitya* also, ein beständiges, nicht zufälligem Wechsel unterworfenes Seyn. Von den drei Auffoderungen des Krishnas, betrachtet der Commentator jede der beiden letzten als Stufe und Mittel, der vorhergehenden Genüge zu leisten. „Mache dich frei von den drei Naturkräften!" erklärt er: „Mache dich frei von Begierden!" Diefs erscheint auf den ersten Blick als oberflächlich, aber vielleicht hat der Commentator dennoch Recht. In den äufserlichen Dingen sind entweder die drei Eigenschaften gemischt, oder eine waltet vor. Selbst das Wesentliche, das Gute, das Beste, was die Natur darzubieten hat, soll keine Begierde mehr erregen. Wer dahin gelangt, ist unabhängig von den drei Naturkräften. Als Mittel hiezu, fährt Sridharaswamin fort, empfiehlt der Dichter den Gleich-

muth bei den entgegengesetzten Empfindungen, Lust und Schmerz u. s. w. Wie erwirbt man diesen? wird ferner gefragt. Durch Beharrlichkeit, durch einen festen Entschluſs. — Und wenn wir weiter fragten: wie wird dieser bewirkt? so würden wir ohne Zweifel an jene hohe Ueberzeugung zurückgewiesen werden, von der schon oben die Rede war, (sl. 4, a.) welche allein in unser Seyn und Handeln Einheit bringt: an die Ueberzeugung, daſs das höchste Gut einzig in der Gottheit zu finden sei.

13.

Bei *nir-yógakshéma* (eben daselbst II, 45.) verstehe ich Ihre Uebersetzung, ob sie gleich mit der von Wilkins übereinstimmt, nicht recht; und noch weniger, wenn ich IX, 22. vergleiche. Ohne im mindesten etwas über diese Stellen entscheiden zu wollen, scheint es mir doch zu einer richtigen Erklärung führen zu können, daſs in der letzten *yógakshémam* den *gatágatam* entgegengesetzt ist. Diejenigen, welche sich nach dem niedern Himmel sehnen, empfangen dieses, die an nichts als Krishnas denken, jenes.

Yòga-kshèma ist ein technischer Ausdruck des Gewerbes und bürgerlichen Rechtes, wovon es mir noch nicht hat gelingen wollen, mir einen ganz klaren Begriff zu verschaffen, weder in seiner eigentlichen Bedeutung, noch in der figürlichen Uebertragung auf höhere Gegenstände, wie es zweimal in dem Gedicht vorkommt. Vgl. Wilson s. h. v. und Manus Gesetzbuch Cap. VIII, sl. 230 nebst der Uebersetzung von Sir W. Jones. Wilson führt keine Autorität an, woraus zu schlieſsen ist, daſs die vornehmsten Lexicographen das Wort übergangen haben. Wegen der enge begränzten Bedeutung trifft man es nur selten an. Es wird daher gut seyn, die Stellen zu sammeln, und die Erklärung der Commentatoren, wo es deren giebt, beizufügen. Der oft erwähnte Scholiast erläutert bei der obigen Stelle die beiden Bestandtheile des Wortes folgendermaſsen:

अप्राप्तस्वीकारो योगः प्राप्तपालनं क्षेमः ।

und den, der noch nicht frei davon, noch nicht *nir-yoga-kshèmah* ist, beschreibt er als योगक्षेमव्यापृतचित्तः । dies besonders hat mich bewogen zu übersetzen; *expers sollicitudinum.*

14.

P. 247. II, 54. *Sermo* ist gewifs die einzige richtige Uebersetzung von *bhásha* auch an dieser Stelle. Der Commentar hat ganz Recht zu sagen, dafs Arjunas Frage nicht auf die Rede gerade, sondern auf das Merkmal des Weisen, dem er nachforscht, geht; aber dies Merkmal ist nach dem Text seine Rede, und ein Uebersetzer soll den Text, nicht einen Commentar liefern. Durch solche Uebersetzungen wie die von Wilkins von dieser Stelle, müssen, dünkt mich, noch gröfsere Unbestimmtheiten entstehen, als zu denen schon Wilsons aus Indischen Wörterbüchern zusammengetragenes Lexicon Anlafs giebt. Denn es ist gar nicht unwahrscheinlich, dafs die grofse Mannichfaltigkeit einiger Wörter zum Theil daher kommt, dafs die Lexicographen den durch den nächsten Sinn des Wortes (hier Sprache) angedeuteten entfernteren Sinn (hier Merkmal) dem Worte selbst als Synonymon untergeschoben haben. Bei *bháshá* ist diefs indessen nicht geschehen.

15.

P. 247—249. Ich habe mich weiter oben selbst für die Beibehaltung des gleichen Ausdrucks für das gleiche Wort erklärt. Hier aber fodert Hr. Langlois offenbar zu viel von einem Uebersetzer. Man mufs bei jeder Beurtheilung einer Uebersetzung zuerst davon ausgehen, dafs das Uebersetzen an sich eine unlösbare Aufgabe ist, da die verschiedenen Sprachen nicht Synonyme auf gleiche Weise gebildeter Begriffe sind. Nur von demjenigen, der dies richtig versteht, und davon durchdrungen ist, läfst sich eine

gute Uebersetzung erwarten. Jede Uebersetzung kann nur eine Annäherung, nicht blofs an die Schönheit, sondern auch an den Sinn des Originals seyn. Für den, der die Sprache nicht weifs, bleibt sie nur das; demjenigen aber, der die Sprache kennt, mufs sie mehr leisten: Er mufs nämlich bei einer guten Uebersetzung zu erkennen im Stande seyn, welches Wort im Texte steht. Dies leisten aber nur die besten Uebersetzungen. Ich glaube nicht zu viel zu sagen, wenn ich diesen Vorzug gerade, neben so vielen andern, der Einfachheit, der Kürze, des Nachdrucks, der Leichtigkeit, der Zierlichkeit, der ächten Latinität endlich, an der Ihrigen, wenige Ausnahmen abgerechnet, und die mehr leichte Begriffe (wie das oben angeführte *déhin*) als schwierigere treffen, preise. Wenn, wie mehrere philosophische Ausdrücke des Sanskrit, Wörter Bedeutungen haben, deren Vielseitigkeit sich nicht in Einem Wort in der Sprache, in die man übersetzt, wiederfindet, so bleibt nichts übrig, als jede Seite der Bedeutung mit einem Worte zu stempeln, und nun genau an jeder Stelle das richtige zu gebrauchen. So ist es z. B. mit *dharma*. Müfste nicht auch Hr. L. es bald durch *droit*, bald durch *devoir* übersetzen? Es wird auch gebraucht, wie II, 40, wo wir Neueren gar nicht den Begriff des Rechts brauchen würden. Sie haben an dieser Stelle *religionis* gebraucht, das, im wahrhaft Römischen Sinne genommen, jeden mit der Sprache Vertrauten an das gemeinte Wort erinnern mufs.

Eben so ist es mit *Yóga*. Hr. L. übersetzt es ganz richtig (p. 241.) in *sánkhya-yoga* durch *applicatio*, würde es aber doch gewifs nicht in dem Sinne so übersetzen, in welchem es den Weisen zum *Yógi* macht.

16.

Da aber dieser Ausdruck das Hauptwort der Bh. G. ist, so sei es mir erlaubt, die verschiedenen Arten, wie Sie

es übersetzt haben, hier durchzugehen. Eine für alle Stellen passende Uebersetzung würden Sie für einen aus der tiefsten Geisteseigenthümlichkeit eines originalen Volkes entspringenden Begriff vergebens gesucht haben. Sie haben mehrere wählen müssen, und wenn sich gleich gegen mehrere Einwendungen machen lassen, wenn man sogar geradezu eingestehen muſs, daſs, wer das Indische bloſs aus Uebersetzungen kennt, niemals einen wahren Begriff des yôga bekommen kann, so möchte es doch schwer seyn, bessere Uebersetzungsarten vorzuschlagen, und unmöglich, jenem Mangel abzuhelfen. Irgend ein von sinnlicher Anschauung hergenommenes Wort wird nämlich in den Sprachen zu Bezeichnung eines geistigen Begriffes gebraucht. Dieser geistige Begriff wird nun philosophisch bearbeitet, zergliedert, angewandt. Alles, was der Begriff gewinnt, geht auf das Wort über, steht allerdings mit seiner ursprünglichen Bedeutung im Zusammenhange, aber dieser Zusammenhang beruht gröſstentheils darauf, daſs der angewandte und ursprüngliche Begriff immer zusammengedacht worden sind. An sich waren sie nur verträglich, aber der ursprüngliche nöthigte nicht den Geist, auf den angewandten zu kommen. Der Uebersetzer hat nunmehr bloſs die Wahl zwischen zwei Wegen, von denen er jedoch nur den einen mit Erfolg einschlagen kann. Er muſs in seiner Sprache das dem ursprünglichen Begriff entsprechende Wort aufsuchen, oder die den verschiedenen Anwendungen gemäſsen. Thut er das erstere, so bedarf er, um verstanden zu werden, eines Commentars. Denn da in seiner Sprache der ursprüngliche Begriff nicht in allen diesen Anwendungen gedacht worden ist, so können auch keinem diese Anwendungen von selbst dabei einfallen. Wird er hierdurch gegen seinen Willen zu dem anderen Wege hingetrieben, so erfährt er, zu groſsem Nachtheil der philosophischen Schärfe

oder Tiefe, zwei andere Uebelstände. Es geht einmal der gemeinschaftliche Zusammenhang der verschiedenen angewandten Begriffe in Einem ursprünglichen, und außerdem in jedem einzelnen die Nuance verloren, welche gerade aus diesem Ursprung entsteht. Wenn Sie *yóga*, und ich wiederhole es, auf gar nicht zu tadelnde Weise, durch *exercitatio*, *applicatio*, *destinatio*, *disciplina activa*, *devotio*, *mysterium*, *facultas mystica*, und denselben Begriff in *yukta* durch *intentus* übersetzen, so fehlt dem Leser bei allen diesen verschiedenen Ausdrücken der ursprüngliche allgemeine Begriff dieses Worts, durch welchen man erst die einzelnen Anwendungen, jede in ihrer Eigenthümlichkeit, wahrhaft fassen kann, dessen Entwickelung ich aber einer andern Gelegenheit vorbehalte. Der Leser erkennt ferner nicht die bestimmte Art der *facultas mystica*, von der hier die Rede ist, und noch weniger versteht er *devotio* in dem zu dem Indischen Ausdruck passenden Sinn. Denn es ist wunderbar, daſs Sie, Wilkins (p. 140) und Hr. Langlois gewissermaſsen darin übereinkommen, daſs *devotio* und *dévotion* die passendsten allgemeinen Ausdrücke für *Yoga* sind, daſs ich auch selbst gestehen muſs, daſs Sie das für sich haben, daſs Sie dadurch die Endrichtung des Yoga auf die Gottheit zeigen, daſs aber demungeachtet gerade diese Ausdrücke, meinem Gefühl nach, zu wenig die Eigenthümlichkeit des Yoga bezeichnen. Denn nimmt man das Wort in dem Sinn, in welchem man französisch von einem *dévot* spricht, so fällt das den *Yogi* Auszeichnende durch nichts in das Auge. Zieht man den Römischen Begriff der Weihung vor, so weiht sich der *Yogi* allerdings der Gottheit, aber sein Begriff umfaſst mehr, und die Weihung kann auf so verschiedne Art geschehen, daſs die hier gemeinte nicht ganz dadurch charakterisirt wird. Wo in der Bh. G. von jener Bestimmung der Weihung die Rede ist, bezeichnet

es ja der Dichter auch meistentheils noch auf besondere Weise. Daher läfst sich am wenigsten im Sinne von *yuj* in dem Medium das Verbum *devovere* brauchen. Sie haben es nur einmal, soviel ich bemerke, (X, 7.) gethan, und wohl nur aus dem Grunde, weil Sie Sich scheuten zu sagen: *is indefessa devotione devotionem exercet.* Wie wenig *devotio* selbst nur zu allen den Stellen pafst, wo der Hauptbegriff doch derselbe ist, sieht man aus der Redensart (VI, 19.) युञ्जतो योगमात्मनः । Ohne das letzte Wort giebt *exercere devotionem* wenigstens einen durch nichts anstofsenden Sinn. Aber *excercere suam ipsius devotionem* kann meines Erachtens nichts mehr heifsen, als das einfache *se devovere;* und so geht die Hauptnuance, dafs man, in ausschliefslicher Richtung auf sein Inneres, sein Ich, seine Seele zur Ausübung jenes vertieften Nachdenkens anspannen soll, verloren. Wo *yoga* das letzte Element eines zusammengesetzten Wortes, und mithin dasjenige ist, von welchem das erste abhängt, haben Sie in *jnána-yóga*, und *karma-yóga* (III, 3.) es durch *destinatio* oder ein gleichbedeutendes Wort, in *buddhi-yóga* (II, 49.) *abhyása-yóga* (XII, 9.) *bhakti-yóga*, (XIV, 26.) *dhyána-yóga* (XVIII, 52.) durch *devotio* übersetzt. Es hat Sie dabei das sehr richtige Gefühl geleitet, dafs in den Stellen, wo die letzteren Ausdrücke gebraucht sind, zu dem allgemeinen Begriff von *yóga*, *applicatio*, der dem Wort eigenthümliche hinzutritt, was hingegen in den andern nicht der Fall ist, wie deutlich daraus hervorgeht, dafs *jnána-yóga* den den *yóginah* entgegengesetzten *sánkhyánáh* beigelegt wird. Der Tadel nicht beachteter Gleichförmigkeit wäre daher hier nicht an seiner Stelle. Doch bleibt allerdings *assiduitatis devotio* ein sehr dunkler Ausdruck. Es gehört aber auch diese Stelle XII. 9—12. zu den schwierigsten der Bh. G., und vorzüglich lassen mich die letzten Worte des ersten Ver-

ses des zehnten Slokas zweifelhaft. *Matkarma-paramah*, scheint mir durch *meis operibus intentus* nicht ganz richtig wiedergegeben. Könnte nicht bei der vielfachen Art der Verbindung, in welcher die Sanskrita-Sprache einfache Wörter zusammensetzt, unter *matkarma* das um Krishnas willen, in alleiniger Richtung auf ihn von Arjunas zu übende Handeln, verstanden seyn? Die angeführten Worte scheinen in der That durch die nächstfolgenden मदर्थं कर्माणि कुर्वन्, die offenbar diesen Sinn haben, erklärt zu werden. Derselbe Sinn scheint mir in *matkarmakr'it* (XI, 55.) zu liegen, wo Wilkins auch *whose works are done for me* hat, und wo Ihre Uebersetzung: *mea opera qui perficit*, dem Sterblichen etwas Unmögliches aufzuerlegen scheint. Die Stufenleiter, die (XII, 9—12.) zum Leichteren hinabsteigt, scheint so zu seyn, dafs gradweise *chittam sthiram, abhyasah, karma* (charakterisirt durch die Richtung auf die Gottheit) und *karma-phala-tyágah* empfohlen werden. In der unmittelbar folgenden Steigerung scheint gerade das letzte das höchste. Diesen Widerspruch mufs man aber wohl so lösen, dafs *s'réyas* vorzüglich das Heilbringende ist, die endliche Ruhe, *s'ánti*, ohne die Verzichtung auf die Früchte des Handelns gar nicht denkbar ist, und dafs die andern XII, 12. genannten Dinge zwar, vollkommen erreicht, höher sind, allein auch aufser dem *Yogi* auf andere Weise vorhanden, da die Verzichtung diesem ganz eigenthümlich angehört, und also in ihm, wenn man auch von ihr beginnen mufs, doch den höchsten Platz einnimmt. An einer andern Stelle (VIII. 8.) lassen Sie *abhyása* ganz in der Uebersetzung aus, was ich nicht billigen kann. Denn wie es mir scheint, enthalten sl. 8. und sl. 9. 10. Beschreibungen zwei verschiedener Zustände, von denen der eine den andern übertrifft. In dem ersteren übt der Weise nur ein

Nachdenken über die Gottheit, das zwar auf keinen andern Gegenstand geht, aber nicht stier (*sthira*) ist, sondern nur immer, wenn gleich unterbrochen in seiner Kraft, sie von neuem anstrengend, und dies liegt grade in dem ausgelassenen Wort; in dem andern Zustande herrscht die volle Kraft, und das volle Feuer (vgl. IV, 27.) der religiösen Vertiefung. Unter den Stellen, wo Yoga eine mystische Thatkraft anzeigt, kann ich (X, 7.) die Uebersetzung von *vibhúti* durch *majestas* nicht billigen. Es ist eben jene, die Art und die Schranken des Daseyns verändernde Gewalt, und *majestas* ist dafür ein viel zu unbestimmter Begriff. Sollte man nicht lieber haben: *qui hanc meam conditionis mutandae facultatem et vim mysticam novit, cet.* sagen können?

Hr. Langlois macht (Cah. 28. p. 250.) auf den allerdings sehr klaren und richtigen Unterschied eines *yógin* und eines *yukta* aufmerksam. Er thut aber Ihrer Uebersetzung unrecht, wenn er sagt, dafs beide Wörter immer durch *devotus* gegeben seien. An Stellen, wo der Unterschied, welcher Ihnen gewifs nicht entgehen konnte, vorzüglich wichtig wird, übersetzen Sie das erstere *devotioni initiatus* (z. B. VI, 15.) und das letztere *intentus* (z. B. IX, 22.) oder umschreiben es auf andere Weise. Hier wäre jedoch völlige Gleichförmigkeit allerdings vorzuziehen gewesen, und wenigstens hätte der Unterschied da beobachtet werden sollen, wo beide Wörter, wie VI, 47. dicht neben einander stehen. Denn dort ist offenbar der Sinn der, dafs unter allen, der Vertiefung Ergebenen der dort Beschriebene der angespannteste ist. XVII, 17. ist *yuktaih*, vermuthlich aus Versehen, ganz unübersetzt geblieben.

Das Verhältnifs der Uebersetzungen zu ihren Originalen, die Schwierigkeiten und Schranken der Uebersetzungskunst, die Foderungen, welche demnach billiger Weise gemacht werden können,

sind in dem vorletzten Absatze auf das scharfsinnigste dargelegt. Ich unterschreibe alles allgemeine, nur das Lob meiner Uebersetzung der Bh. G. möchte mancher Einschränkung bedürfen.

Ich hatte frühzeitig in einem Lieblingsschriftsteller (*Hemsterhuis Oeuvres* T. 1. p. 51.) gelesen:

Il est absolument impossible que la sublime de cet ordre et de cette espèce se puisse traduire. Pour copier bien une chose, il faut non seulement que je fasse ce qu'a fait le premier auteur de la chose, mais il faut encore que je me serve des mêmes outils et de la même matière que lui. Or, dans les arts où l'on se sert de signes et de paroles, l'expression d'une pensée agit sur la faculté reproductive de l'ame. Supposez maintenant l'esprit de l'auteur et du traducteur tourné de la même façon exactement, le dernier pourtant se sert d'outils et de matière totalement différens. Ajoutez à cela que la mesure, la volubilité du son, et le coulant d'une suite heureuse de consonnes et de voyelles, ont pris leur origine avec l'idée primitive, et font partie de son essence.

Indessen liefs ich mich dadurch nicht abschrecken, ich versuchte allerlei: am Dante, am Shakspeare, am Calderon, am Ariost, am Petrarca, am Camoens u. s. w., auch an einigen Dichtern des classischen Alterthums. Ich könnte nun sagen, ich habe durch so viele Mühe nur die Ueberzeugung gewonnen, das Uebersetzen sei eine zwar freiwillige, gleichwohl peinliche Knechtschaft, eine brodlose Kunst, ein undankbares Handwerk; undankbar, nicht nur weil die beste Uebersetzung niemals einem Original-Werke gleich geschätzt wird, sondern auch, weil der Uebersetzer, je mehr er an Einsicht zunimmt, um so mehr die unvermeidliche Unvollkommenheit seiner Arbeit fühlen mufs. Ich will aber lieber die andre Seite hervorheben. Der ächte Uebersetzer, könnte man rühmen, der nicht nur den Gehalt eines Meisterwerkes zu übertragen, sondern auch die edle Form, das eigenthümliche Gepräge zu bewahren weifs, ist ein Herold des Genius, der über die engen Schranken hinaus, welche die Absonderung der Sprachen setzte, dessen Ruhm verbreitet, dessen hohe Gaben vertheilt. Er ist ein Bote von Nation zu Nation, ein Vermittler gegenseitiger Achtung

und Bewunderung, wo sonst Gleichgültigkeit oder gar Abneigung Statt fand.

Ich mufs gestehen, dafs mir selten öffentliche Beurtheilungen meiner Versuche in dieser Art zu Theil geworden sind, woraus ich etwas hätte lernen können. Bei uns werfen sich Leute zu Kritikern dichterischer Werke auf, versteigen sich dabei wohl in metaphysische Schwindeleien, die nicht einmal die ersten Elemente der Metrik kennen, geschweige denn in Ausübung zu bringen wissen; wiewohl dieis die erste technische Bedingung der Dichtkunst, und eine Sache ist, die sich lehren und lernen läfst. Solchen Beurtheilern hätte ich dann wohl erwiedern mögen: „Mein Freund, ich war früher aufgestanden als du; was du tadelnd bemerkst, wufste ich längst: ich habe unter mehreren Mängeln oder Uebelständen den ausgewählt, der mir der leidlichste schien. Wenn du etwas besseres weifst, und zwar etwas metrisch ausführbares, so gieb es an: wo nicht, so hättest du eben so gern zu Hause bleiben mögen."

Dafs bei Uebersetzungen der Tadel immer mit einem Vorschlage zur Abhülfe begleitet seyn sollte, ist, wie mich dunkt, eine ganz billige Foderung. Vielleicht würde ich aus meiner Erfahrung manches nützliche über die Kunst dichterischer Nachbildungen mittheilen können, aber nicht als Theorie. In allgemeinen Sätzen wüfste ich wenig erspriefsliches auszusprechen, ich müfste meine Ansicht immer durch Beispiele deutlich machen. Doch weifs ich nicht, ob es mir gelingen würde. Denn die mächtigen Eindrücke, welche die Poesie durch die Wahl der Worte, durch ihre Verknüpfung und Anordnung, durch Sylbenmaafs und Wohllaut in Wechsel oder Wiederkehr hervorbringt, beruhen auf einem Gewebe so unendlich feiner Wahrnehmungen, dafs es schwer fällt, sie in Begriffe zu fassen. Alles, selbst der Begriff der Treue, bestimmt sich nach der Natur des Werkes, womit man es zu thun hat, und nach dem Verhältnifs der beiden Sprachen. In Absicht auf diese sowohl als auf Geschmack, gesellige und wissenschaftliche Bildung machen die Europäischen Völker, ungeachtet aller Verschiedenheiten eine grofse Familie aus. Dieis gilt auch in gewissem Grade von classischen Alterthum: wir haben dessen Gei-

steswerke geerbt, und auf dieser Grundlage weiter gebaut. Wenn wir uns aber nach Asien hinüberwagen, so sehen wir uns in eine ganz andre Sphäre versetzt. In Indien besonders steht sowohl die Entwickelung der Sprache als der Gang der Gedankenbildung unermefslich weit von allem ab, was uns geläufig ist.

Die Uebersetzung eines philosophischen Gedichtes, und aus dem Sanskrit ins Lateinische, war für mich ein erster Versuch. Wiewohl die Auflösung in Prosa nothwendig war, so wollte ich doch nicht gern die Form ganz verloren gehen lassen: ich wünschte meinen Lesern von der überschwänglichen Majestät und Erhabenheit der Urschrift wenigstens eine Ahndung zu geben.

Die Foderung des Hrn. Langlois, für jeden Ausdruck des Originals überall ein und dasselbe Wort zu gebrauchen, mag man für die Uebersetzung eines Lehrbuches der Geometrie gelten lassen. An die Uebersetzung philosophischer Schriften darf sie nur in dem Grade gemacht werden, als sie sich an Gehalt und Methode geometrischen Lehrbüchern nähern. Sie wird auf die Werke des Plato weniger passen, als auf die des Aristoteles. Vollends eine dichterische Darstellung der innersten Anschauung des Geistes von sich selbst und dem Unendlichen und Ewigen kann nicht wie eine Sammlung algebrischer Zahlen behandelt werden.

Nun nehme man die Incommensurabilität der beiden Sprachen hinzu. Es bliebe nichts übrig, als entweder das Indische Wort selbst hinzustellen, wie Wilkins in vielen Fällen, wie die Persischen Uebersetzer der *Upanishad* gethan haben: eine Verfahrungsweise, die sehr bequem, aber ganz unerspriefslich ist; oder ein Lateinisches Wort zu dem Umfange mannigfaltiger Bedeutungen zu stempeln: diefs wäre unerlaubte Willkühr.

Man nehme z. B. das Wort *dharma*. Es bedeutet in stätiger Reihenfolge: *lex*, *jus*, *justitia*, *officium*, *religio*, *pietas*, *sanctitas*; auch *mos* bedeutet es, auch eine blofse Anordnung der Natur: z. B. die zur Fortpflanzung der Geschlechter getroffene, wird in den Schriften der Buddhisten bei der Ermahnung: *abstinete a rebus venereis*, häufig *maithuna-dharma* genannt. Diese Vielseitigkeit läfst sich aus dem Indischen System ganz gut begreifen, und rechtfertigen. Welches Lateinische Wort würde sich aber wohl

bequemen, nach dem Bedürfnisse der jedesmaligen Verbindung diese Stufenleiter auf- und abzusteigen?

Das Wort *yôga* ist ein wahrer Proteus: es gehört schlaue Gewalt dazu, es unter seinen geistigen Verwandlungen zu fesseln, damit es uns Rede stehe und seine Orakel verkündige. Ich habe nach allen Seiten herumgesonnen und nichts unversucht gelassen. Ich gerieth sogar auf den Gedanken, auf die Ableitung zurück zu gehen, und wo es den mystischen Sinn hat, etwa *conjugium* mit einem Beiworte dafür zu setzen. Doch erschien mir diefs als gar zu befremdlich und störend.

Für die Mittheilung besserer Ausdrücke werde ich sehr dankbar seyn. Ueberhaupt ist es mir nicht darum zu thun, meine Uebersetzung zu vertheidigen, sondern sie der Vollkommenheit näher zu bringen.

17.

Ich kehre zu Hrn. Langlois zurück. Mit grofsem Recht macht er auf die Wichtigkeit aufmerksam, die Bedeutung der Wörter für intellectuelle Begriffe genau festzustellen. Es wäre nur zu wünschen gewesen, dafs er sich ausführlicher und mit Beziehung auf Stellen hierüber erklärt hätte. So scheint mir einiges in seinen Behauptungen unvollständig, andres ungerechtfertigt zu bleiben.

Bei *âtman* wäre es doch nothwendig gewesen zu bemerken, dafs es, wenn es *souffle vital* übersetzt wird, nicht mit dem blofsen Athmen (wofür *prâṇa* dient, welches Sie auch durch *anima* XV. 14. übersetzen) verwechselt werden mufs. Auch ist der Begriff des Wortes mit *souffle vital, qui anime tout*, nicht erschöpft. Es ist das beseelende (weit mehr, als das belebende) Princip, geschaffen vor allen den Wesen sonst inwohnenden, (Manus. I, 15.) also die Seele, insofern sie Geist ist, nicht insofern sie den Körper bewohnt. Daher wird es vorzüglich vom reinen Geiste gebraucht. (Bh. G. II, 45. IV, 41.) Endlich ist eine Haupteigenthümlichkeit des Worts, die bei seiner Erklä-

rung nicht übergangen werden darf, daſs die Seele, (Manus VI, 73.) als das Selbst, das Ich des Menschen bezeichnet wird (Bh. G. II, 55. V. 26. VI, 6. 7. um nur einige sehr vorzügliche Stellen unter den unzähligen herauszuheben). Wie schön die Begriffe von selbst und Seele sich in dem Worte verbinden, sieht man aus der Stelle IV. 35. Wird es da, wie wir es in unsern Sprachen müssen, bloſs durch selbst übersetzt, so sieht man nicht gleich die Folge ein, warum man, indem man alle Wesen in sich erblickt, sie auch gleich darauf in der Gottheit erblicken wird. Das Indische Wort führt aber zugleich unmittelbar auf die Seele und den reinen Geist, und mithin auf die Gottheit. Eine dieser hierin ähnliche Stelle ist VI, 32. wo *átmaupamyéna* die Aehnlichkeit des Ichs, als Geistes, mit allem sonst vorhandenen Geist andeutet, was *sui ipsius similitudine ductus* nicht auf gleiche Weise zu thun vermag. Hieraus geht deutlich hervor, daſs *anima* eine sehr unzulängliche Uebersetzung des Wortes ist. Sie muſsten daher verschiedene brauchen. Unter den vielen Stellen, in denen es vorkommt, habe ich nur eine auch von Hrn. L. gemiſsbilligte (Cahier 28. p. 242.) bemerkt, wo ich Ihrer Uebersetzung nicht beipflichten kann. (III, 30.) *Adhyátma-chétasa* ist wohl nicht: *qui cogitationem ad intimam conscientiam*, sondern: *ad id quod supra spiritum est, convertit.* So übersetzen Sie selbst in Stellen, (VII, 29. XV, 5.) die offenbar dasselbe, als diese, nur auf andre Weise sagen.

18.

Hrn. Langlois Frage: ob Sie *animus* für eine genügende Uebersetzung von *manas* halten? möchte ich wohl die entgegensetzen, welches andre Lateinische Wort Herr L. an dessen Stelle setzen möchte? Der von ihm richtig angegebene, und von Colebrooke (Transactions of the Asiatic

Society I. p. 31, 99.) systematischer auseinander gesetzte metaphysische Begriff der Indier war den Römern und Griechen fremd, indefs kommen ihm θυμὸς und *animus* am nächsten. *Manas* ist die gemeinsame, den äufseren Organen der Sinnenauffassung und der Sinnenhandlung innerlich entsprechende sinnliche Kraft; sie handelt aber auch als wahre Seelenkraft, denn es wird ihr Erinnerung (III, 6.) zugeschrieben. Daher sind *partie animale*, *instinct charnel*, wohl zu starke Ausdrücke für den Begriff. Diese Kraft gehört zur Natur, (XV, 7.) nicht zu dem reinen Geiste. Sie geradezu *matérielle* zu nennen, wie Hr. L. thut, erfodert doch eine nähere Erklärung, wie man aus dem ihr Manus I, 14. gegebenen Beiwort, und Colebrooke p. 100 sieht. Ein sechster Sinn konnte *manas* nur im Nyaya-System seyn, welches (Colebrooke p. 99.) nur die Wahrnehmungsorgane annahm, und die Handlungsorgane abläugnete. Die Bh. G. folgt, so wie Manus Gesetzbuch, der Lehre von zehn Organen, deren eilftes *manas* ist. Dies geht schon aus III, 6. 7. ganz ausdrücklich aber aus XIII, 5. 6. hervor. Die Stelle XV, 7. ist nicht von einem sechsten Sinn, sondern sechs aufgezählten Stücken zu verstehen. Jedoch setzt auch die Bh. G. *manas* in dieselbe Classe mit jenen Organen. Denn X, 22. sagt Krishnas, dafs er unter ihnen *manas* sei. In der oben erwähnten Stelle XIII, 5. 6. macht der Ausdruck *sensuum perceptiones* die Uebersetzung undeutlich. Man kann darunter doch nur innere, in den Sinnen vorgehende Wahrnehmungen verstehen, und glaubt die in den zehn Organen schon erwähnten Sinne noch einmal zu finden. Es ist aber hier von den fünf Sinnenobjecten *indriya-gócharáh* die Rede, die mit jenen Organen zum Irdischen, *Kshétram*, gehören. Auch im Nyâya-System folgen sie unmittelbar auf die Organe. (Colebrooke p. 100.) Sonderbar ist es, dafs Wilson bei Angabe der Etymologie

von *górhara* das erste Element des Worts *an organ of sense* erklärt, dagegen bei *gauh* selbst, nicht diese Bedeutung, sondern nur die von Auge hat. Es ist ein blofses Versehen, wenn Hr. Langlois Sie tadelt, dafs Sie *manógatam* (II, 55.) übersetzen: *quae mentem afficiunt*. *Mens* für *manas* zu brauchen, ist allerdings nicht zu billigen. Sie thun es, so viel ich bemerkt habe, nur zweimal: I, 39. und XVIII, 65. In der letzteren Stelle bei *manmaná* haben Sie vielleicht, da in Ihrer Uebersetzung nicht leicht ein Wort ohne Ursach steht, andeuten wollen, dafs nur die höhere Seelenkraft, nicht die sinnliche, so der Gottheit hingegeben seyn kann. Aber der Sinn ist doch hier, dafs gerade das Sinnenstörungen in den Menschen bringende Gemüth durch den Gedanken der Gottheit gefesselt seyn soll, und daher nur *animus* der passende Ausdruck, den Sie auch in einer Stelle, die man als eine Parallelstelle von dieser ansehen kann, (VII, 1.) wirklich gebraucht haben.

19.

Hrn. Langlois Tadel, dafs Sie einigemale *budhhi* durch *sententia*, (II, 39.) *opinio*, (III, 26.) übersetzen, vermag ich nicht beizustimmen. Das Wort bedeutet in seiner allgemeinsten Bedeutung die, Gedanken, Vorstellungen, im Gegensatz der Handlungen, hervorbringende Kraft. *Buddhíndriyáni* in der von Hrn. Langlois angeführten Stelle des Manus (II, 91.) sind Vorstellungsorgane, die von uns ausschliefslich so genannten Sinne. Denn die Indier haben, so viel ich weifs, keinen einzelnen besondern Ausdruck dafür, da *indriyáni* auch die körperlichen Werkzeuge des Handelns in sich fafst. In engerem Sinne entspricht *buddhi* unserer Vernunft, dem Ueberlegenden, Bestimmenden, die Sinne und Leidenschaften Beherrschenden im Menschen. Von beiden gestört, und in Gefahr der Verwirrung, *móha*,

gebracht, besiegt sie dieselben, und gelangt zu der Klarheit und geistigen Heiterkeit, welche das Indische *prasâda* bezeichnet. Allein weder unsere Vernunft, noch das von Hrn. Langlois angeführte Griechische *νόος* sind wahre Synonyme des Indischen Ausdrucks. Beide sind reine, nicht zur Natur gehörende Seelenkräfte. *Buddhi* hingegen gehört mit *manas* und den Organen in eine Klasse, wie Hr. Langlois sagt, zu den *élémens matériels*. So den Begriff festgestellt, bedeutet nun das Wort entweder die Kraft überhaupt, oder die Kraft in einem bestimmten Zustande. Ihr Zustand kann nur ein intellectueller, eine geistige Affection, eine Reihe von Gedanken oder Entschlüssen seyn; dies drückt, wenn er allgemeiner ist, *opinio*, wenn er einen ganz einzelnen Punkt betrifft, *sententia* aus. Gerade so ist es mit *νόος*, mit dem deutschen Sinn und dem Lateinischen *mens* selbst. Wie hätte wohl III, 26. anders als Sie gethan haben, übersetzt werden können? Indefs ist es allerdings wahr, dafs *opinio* (und noch weniger *sententia*) nicht dem wahren Sinne von *buddhi*, als Kraft in einem bestimmten Zustande entsprechen. Beide drücken etwas zu Einzelnes, nicht sich tief genug über die ganze Seele Verbreitendes und in sie Eindringendes aus, wie hierin bei uns Meinung, Ansicht (das Indische *dr'isht'i* XVI, 9., und *dars'ana* der technische Ausdruck für System) und Sinn verschieden sind. Wo in der Bh. G. das Wort so steht, bedeutet es, meinem Gefühl nach, nicht eine einzelne Meinung, einen einzelnen Entschlufs, sondern die Anbildung des ganzen Geistes an das System, von dem die Rede ist, den ganzen Ideengang, die ganze Willensrichtung. In diesem Verstande würde man im Deutschen III, 26. vielleicht besser Spaltung der Geister als der Meinungen übersetzen. Vorzüglich finde ich diesen Sinn in dem Gebrauche des Worts II, 39.

Bei der Vergleichung Ihrer Uebersetzung dieser Stelle बुद्धा युक्तो यया, *cui sententiae devotus*, und der von XVIII, 51. बुद्धा विशुद्धया युक्तः, *mente pura devotus*, blieb ich zweifelhaft, ob Sie nicht auch hier besser *qua mente devotus* übersetzt hätten. Denn es schien mir, dafs *yuj*, wenn es den einfachen Sinn des Verbindens mit einer Sache, des Aneignens derselben hätte, mit dem Dativ, und nur wo der mystisch-religiöse Sinn in Betrachtung käme, mit dem Instrumentalis construirt würde. Ein solcher Unterschied aber ist, wie ich mich später überzeugt habe, nicht vorhanden. In zwei Stellen des Manus, I, 26. 109. ist offenbar eben so, wie Bh. G. II, 38. blofs vom Verbinden, Zusammenspannen die Rede, und dennoch der Instrumentalis gebraucht. Für den Dativ wüfste ich jetzt nur die beiden Stellen der Bh. G. II, 38. 50. anzuführen. In beiden steht das Verbum in der vierten Classe, und so, dafs man es ebensowohl seiner Form nach, für ein Passivum nehmen kann. Denn bei den Verben der vierten Classe, die im Medium conjugirt werden, und im Passivum kein इ annehmen, oder sonst eine Veränderung erleiden, kenne ich zwischen dem Passivum und dem Verbum der vierten Classe durchaus keinen Unterschied. In den beiden eben angeführten Stellen scheint zwar die reflexive Bedeutung die passendere. Aber XVII, 26. möchte ich das mit dem Locativ construirte, zweimal nach einander vorkommende Verbum lieber passiv nehmen. Die gewöhnliche Construction von *yuj* (in der vierten Classe, als Causalform, und als part. praet. pass.) scheint immer die mit dem Instrumentalis. (Bh. G. II, 39. VI, 23. X, 7. XVIII, 51. Manus, I, 26. 108. II, 78, 80. u. a. m.) Es liegt vielleicht alsdann in dem Ausdruck der Nebenbegriff, dafs die Natur

des Dinges, mit dem die Verbindung geschieht, zu derselben wirksam beiträgt. Wo von der mystischen Anspannung die Rede ist, pafst dieser Casus vorzugsweise, weil er alsdann ohne alle Beziehung auf Verbindung die hervorbringende oder doch die bestimmende Kraft dieser Anspannung bezeichnet. Es findet sich aber auch der Locativus, (Bh. G. III, 1. VI, 12. XVII, 26. Manus, I, 28. 108. u. a. m.) der die Verbindung ihrem Ort nach andeutet, und mithin gleich natürlich ist. Dafs *yuj* auch mit dem Accusativus vorkommen mufs, liegt in der Natur der Sache, (XVIII, 59.) vorzüglich bei der Causalform. (III, 1. Manus I, 26.) Sonst scheint in dieser Verbindung besonders die siebente Classe des Verbums, zu der man auch das part. praes. act. rechnen mufs (da dies Participium dem Conjugationsunterschied folgt) gebraucht zu werden, sowohl im Activum (VI, 12. 15. 19. VII, 1.) als im Medium. (VI, 10. Manus I, 28.) Mit dem Accusativ ist dann, nach Umständen, der Instrumentalis (Manus, I, 26.) oder Locativus (III, 1. VI, 12. Manus I, 28.) verbunden.

20.

Ahankâra erwähnt Hr. Langlois in dem vor mir liegenden Theil seiner Arbeit nicht. Obgleich aber die Stellen, die mich zu Bemerkungen darüber veranlassen, in späteren Gesängen vorkommen, kann ich den Ausdruck hier nicht übergehen, da er, dem Systeme der Indischen Philosophen nach, enge mit den beiden eben betrachteten verbunden ist. Denn die drei dadurch bezeichneten Seelenfähigkeiten gehören mit den zehn Organen zu einer Classe und in das Gebiet der Natur, *prakr'iti*, *kshêtra*. Sie übersetzen das Wort zweimal (VII, 4. und XIII, 5.) durch *sui conscientia*, und obgleich ich weit entfernt bin, diese Uebersetzung zu tadeln, so sind doch *ahankâra* und Selbstbe-

wustseyn durchaus nicht Begriffe, die sich ihn den Gränzen ihres Umfanges, als wahre Synonyme, decken, da der Indische, indem er weiter ist, eigentlich auch zu einem andern wird. Einmal bezeichnet *ahankára* gar nicht blofs eine Function des Vorstellens, Denkens, Wissens, sondern auch des Wollens, Beschliefsens, Handelns. Nach Colebrooke (l. c. p. 30.) bringt *ahankára* auf eine Weise, die man freilich näher erläutert wünschte, die Urelemente, und diese die gröberen irdischen hervor. Zweitens ist darunter eine Eigenschaft verstanden, von der man sich, um die höchste Ruhe, die Vereinigung mit der Gottheit zu erlangen, los machen mufs. Nun pafst dies zwar auch auf das Selbstbewufstseyn, da in diesem System in Erreichung der höchsten Vollendung der Mensch sein einzelnes Daseyn soll in dem allgemeinen Daseyn der Gottheit untergehen lassen. Doch ist in vielen Stellen der Bh. G. offenbar mehr, als Selbstbewufstseyn, und das Gefühl gemeint, welches das Ich geltend macht, Alles auf ihm beruhend glaubt, und das All dem Ich unterordnet. Das durch den Indischen Begriff Bezeichnete gehört zu den Naturkräften des Menschen. Krishnas nennt zwar (VII, 4.) den *ahankára* auch einen der acht Theile seiner Natur, und er wohnt daher auch der Gottheit bei, aber nur der unteren Natur derselben, nur weil in diesem System die Gottheit Alles durchdringen, und Alles in sich enthalten mufs. Sie schliefst selbst die ungezügelte Begierde der Thiere (VII, 11.) nicht aus, und die drei Eigenschaften der Natur stammen von ihr. (VII, 12.) Allein auch die Bh. G. rechnet den *ahankára* (XIII, 5.) zu dem vergänglich Irdischen, *kshétram*, dem ewig sterbenden, und wieder entstehenden, entgegengesetzt dem Unvergänglichen, *aryayam*. Hiermit stimmt auch Colebrooke's Darstellung (l. c. p. 31.) der Yogalehre überein. Nach derselben macht, wenn Sinn und Gemüth gewirkt haben, ehe

die Vernunft beschliefst, und das Werkzeug ausführt, *ahankára* die selbstische Anwendung. *Consciousness* sagt er, *makes the selfish application.* Ich gestehe aber, dafs mir der erste Ausdruck dieser Erklärung nicht recht mit dem übrigen Theil zusammen zu passen scheint. Aber Colebrooke bekennt auch selbst, (p. 30. nr. 3.) dafs *egotism* der richtigere ist. In der Bh. G. kommt das Wort in zwei Arten von Stellen vor: einer, wo auf die Unterdrückung dieser Eigenschaft gedrungen wird, (II, 17. III, 27. XIII, 8. XXIII, 17. 53. 58. 59.) und einer, wo ihm systematisch sein Platz in der Natur und mit ihr in der Gottheit angewiesen wird. (VII, 4. XIII, 5.) Sie übersetzen es, meiner Meinung nach, vollkommen befriedigend durch *sui studium*, wofür ich im Deutschen Selbstgefühl sagen würde; Selbstsucht wäre nicht entsprechend. Sie brauchen dies Wort aber nur wenigemale (z. B. XVI, 18.) sonst in der ersten Gattung von Stellen *fiducia*, wogegen nichts einzuwenden ist, in der zweiten *sui conscientia*, was einer genaueren Bestimmung bedarf. Wie dürftig die Wilsonsche Erklärung durch *pride* ist, geht aus dem Gesagten hervor. Wenn Sie II, 66. auch *bhávaná* durch *sui conscientia* übersetzen, so nehmen sie das Wort wohl in einem prägnanteren, als dem gewöhnlichen psychologischen Sinn, wonach jedem menschlichen Wesen Selbstbewufstseyn beiwohnt.

21.

Ueber den von Hrn. Langlois zwischen *chétas* und *médhá* festgesetzten Unterschied hätte ich ausführlichere Belehrung gewünscht, theils wie er eigentlich, da dies nicht von selbst klar ist, *rassembler* und *associer les idées* einander entgegengesetzt, theils wie sich dieser Unterschied durch Stellen rechtfertigen läfst. Der letzteren Kraft die Verknüpfung der Ideen zuzuschreiben, scheint ihm die Ablei-

tung von *médh*, begleiten, nach Wilson: verknüpfen, geleitet zu haben. So viel ich aus den mir bekannten Stellen schliefsen kann, bezeichnen die von *chit* gebildeten Substantive alle die Denkkraft, das Denken im Allgemeinen, dem Fühlen, Begehren, Wollen entgegengesetzt. So reifst in Arjunas Himmelsreise (II, 32.) der Sinnenreiz die Gedanken, die Vernunft, endlich das ganze fühlende und begehrende Gemüth hin. Die Steigerung ist hier so, dafs das vom Handeln entfernteste, schwächste zuerst, dafs demselben nächste, gewaltigste, zuletzt steht. Zu bemerken ist, dafs auch *chétana* (XIII, 6.) dem Irdischen beigezählt wird. Sie übersetzen diese Wörter gewöhnlich durch *cogitatio*, (III, 30. IV, 21. VI, 12. XII, 9. XIII, 6.) allein bei der Allgemeinheit ihres Begriffs auch durch *mens*, (II, 7.) *mens sana*, (I, 39.) *intellectus*, (IV, 23. VII, 23. X, 22.) und in Adjectivform durch *animatus*. Ob *médhá* je eine bestimmte Seelenkraft, wie Hr. Langlois will, oder immer eine Eigenschaft, einen Vorzug des Geistes bezeichnet, ist mir sehr zweifelhaft. Mir scheint das letztere der Fall zu seyn, und ich kenne wenigstens keine Stelle des Gegentheils, sondern nur solche, wo es Klugheit, Einsicht, Ueberlegung, (X. 34. XVIII, 10. Arjunas Himmelsreise IV, 9.) bedeutet. Das Wort gleicht hierin dem Griechischer μῆτις, das ich nicht mit Hrn. Langlois von *mati* sondern von *médhá* ableiten möchte, dem und der Wurzel *médh* es aber in der Form μήδομαι und den Lateinischen *medeor* und *meditor* noch näher steht. *Mati* stammt von *man*, das, verwandt mit *mná* (in 3. s. pr. *manati*) einer andern Familie Lateinischer Wörter entspricht. Der Begriff der Wurzel *medh* dauert aber in *médhá* fort, da die Klugheit in einem Anpassen an bestehende Verhältnisse besteht.

In etymologischer Hinsicht kann ich nicht umhin, gegen diese Zusammenstellungen verschiedenes einzuwenden. Nach Hrn. Lan-

glois entspricht dem Indischen *matis* das Griechische *μῆτις*, Dorisch *μᾶτις*. Eine ziemliche Uebereinstimmung in der Bedeutung, eine ganz vollkommene in der Ableitungs- und Biegungsform giebt dieser Meynung vielen Schein. Aber die verschiedene Quantität der ersten Sylbe, und die Verschiedenheit der beiderseitigen Wurzeln entscheiden dagegen. Im Griechischen selbst mufs ich alle Verwandtschaft zwischen *μῆτις* und *μήδομαι*, *μῆδος* läugnen. Ich sehe, auch der gelehrte Schneider leitet in seinem Wörterbuche eben so ab. Allein eine solche Vertauschung des *δ* mit *τ* ist meines Erachtens ganz unmöglich; ja was noch mehr ist, das *τ* in *μῆτις* gehört gar nicht zur Wurzel, sondern zur Ableitungssylbe. Die Griechische Sprache bildet eine Menge verbale Substantive auf *-σις*; die Indische durch die Sylbe *-ti*, mit der beigefügten Endung des Nominativs *-tis*. Das Verhältnifs zum Zeitworte und die Declination, auch das Geschlecht, weiblich, ist beiderseits dasselbe. Wir finden von verschiedenen den beiden Sprachen gemeinsamen Wurzeln, die einander in der Form und Bedeutung ganz entsprechenden Ableitungen: *sthitis*, *στάσις*, *dr'ishtis*, *δέρξις*; *yuktis*, *ζεῦξις*; *tr'iptis*, *τέρψις*; *labdhis*, (in *upa-labdhis*) *λῆψις*, *ὑπόληψις*, u. s. w. Die Lateinische Sprache hat diese Ableitungs-Form nicht, sondern nur eine verlängerte auf *-tio*, oder eigentlich auf *-tion*, denn aus dem Genitiv müssen wir sie vollständig entnehmen. Noch mehr: im Lateinischen ist das Verhältnifs der so gebildeten verbalen Substantive zum Particip genau dasselbe wie im Sanskrit. Z. B. sthita, *status*; sthiti, *statio*; yukta, *iunctus*; yukti, *iunctio*. Es ist sehr glaublich, dafs im Griechischen die Ableitungssylbe vor Alters auch *-τι* (mit beigefügter Nominativ-Endung *-τις*) gelautet, und dafs hier wie in unzähligen Fällen das Sigma sich statt des Tau eingedrängt hat. Ausnahmsweise finden wir in der Dorischen Mundart noch die ältere Form aufbewahrt: z. B. beim Pindar, *ἱπποφάϊτις*. Aus jener früheren Bildungsperiode ist nun meines Erachtens *μᾶ-τις* stehen geblieben: ich leite es demnach von *μάομαι* ab. Die Kürze des Wurzelvocals ist hiegegen kein Einwurf: sie erfolgt nach einem prosodischen Gesetz.

Die Zusammenstellung von *μήδομαι* mit dem Lateinischen

medeor kann ich wiederum wegen der verschiedenen Quantität nicht gelten lassen. Die Griechische Sprache hatte jedoch ein entsprechendes Verbum, wovon das Participium *μέδων* im Homer abgesondert vorkommt, und in so vielen Namens-Endungen fortlebt. Dafs *mederi*, wohl nicht immer blofs im Medium üblich, ursprünglich auch im Lateinischen regieren, verwalten, bedeutete, wird sich erweisen lassen.

Die Vergleichung von *mèdhà* mit *μῆδος* hat viel scheinbares, jedoch sind dabei ebenfalls einige Bedenken. Wo im Sanskrit eine *aspirata*, da pflegt sie in dem entsprechenden Wort auch im Griechischen zu stehen; (z. B. *madhu*, *μέθυ*) doch finden sich hievon allerdings Ausnahmen. Schwerlich steht aber dem Indischen Diphthongen è das Griechische *η* gegenüber, eher *αι*; denn *η* entsteht entweder aus der Verdoppelung des *ε*, oder es vertritt im Jonismus die Stelle eines langen *α*. Endlich ist Geschlecht und Declination verschieden. Doch findet sich auch im Sanskrit, in derselben Ableitungsform wie *μῆδος*, *mèdhas*, stat. absol. neutr.; nur kommt dieses nicht für sich allein vor, sondern blofs in der Zusammensetzung *dur-mèdhas*.

In Absicht auf Bestandtheile, Ableitungsform und Wurzel hat *μένος* mit dem Indischen *manas*, stat. abs. neutr., die genaueste Uebereinstimmung, dann *ε* und *o* vertreten unaufhörlich das ursprüngliche kurze *a*. In *mens*, *ment-is* ist ein neuer Bildungs-Consonant hinzugekommen. Die Wurzel ist überall dieselbe: im Sanskrit *man*, im Griechischen und Lateinischen das veraltete *μέν-ω*, *meno*, meistens nur im Präteritum *μέμον-α*, *memini* üblich.

Es wurde getadelt, dafs ich *manas* einmal durch *mens* übersetzt habe; ich glaube, an jener Stelle mit Recht. Sonst aber könnte ich aus den epischen Gedichten viele Stellen anführen, wo es so übersetzt werden mufs. Uebrigens darf die Rücksicht auf Stammverwandtschaft bei Uebertragung der psychologischen Wörter gar nicht gelten: Alles kommt auf die Bestimmungen an, die der Sprachgebrauch ihnen gegeben hat. Diese Wörter sind überhaupt in den mir bekannten Sprachen ursprünglich von sehr schwankender und unbestimmter Bedeutung, die Gränzen fliefsen in einander, die Sphäre des einen greift in die des andern hinüber:

empfinden, wahrnehmen, denken, sich erinnern, wissen, begehren, wollen, streben, werden mannigfaltig mit einander vermischt und verwechselt. Doch hat der ungelehrte Instinct die Sprachentwickelung richtig geleitet; in jener scheinbaren Unvollkommenheit liegt eine philosophische Wahrheit: dafs man sich die Seele nicht wie einen Schrank vorstellen darf, worin man gänzlich abgesonderte Schiebladen einzeln nach einander herauszieht, sondern dafs alles aus Einer untheilbaren geistigen Kraft hervorgeht. Die Philosophen mögen sich daher noch so sehr bemühen, die verschiedenen Wirkungsarten des geistigen Wesens im Menschen zu classificiren, strenge zu sondern, jeder eine eigne Seelen- oder Geisteskraft unterzustellen, und diese mit einem eignen Namen zu stempeln: im lebendigen Gebrauch reifst die ursprüngliche psychologische Vieldeutigkeit mehr oder weniger wieder ein. Diefs ist der Fall selbst in einer für den Ausdruck der Anschauungen des menschlichen Geistes von sich selbst so hoch ausgebildeten Sprache, wie das Sanskrit wirklich ist. Man sehe nur im Amara-Kosha (Lib. I. Cap. I. Sect. 4. sl. 9. b. 10.) die Benennungen für die intellectuale Thätigkeit. Sie werden in drei Zeilen als völlige Synonyme in Einer Reihe aufgeführt: *manas* und *buddhi*, über deren Unterscheidung der Beurtheiler meiner Uebersetzung so viel scharfsinniges vorgetragen hat, dicht neben einander; zwischen den Wörtern für das eigentliche Denken sogar das Herz. Der Lexicograph hat hier allerdings mehr den allgemeinen Gebrauch als die wissenschaftliche Terminologie der Philosophen vor Augen gehabt, und ist deshalb nicht zu tadeln. Der Sprachgebrauch rechtfertigt ihn: z. B. *durmati, durbhuddhi, durmèdhas*, sind völlig gleichbedeutend; ich wüfste nicht den mindesten Unterschied ausfindig zu machen.

Aus obigem begreift es sich, dafs Wörter, deren Wurzel uns auf ein Wollen führt, ein Denken bezeichnen, und vielleicht auch umgekehrt. So ist es z. B. mit *νόος*. Bei den Griechischen Philosophen nimmt es im intellectualen Gebiet die oberste Stelle ein; beim Homer, der dem Ursprunge näher stand, ist es anders. *Νόος* hat nichts mit *ΓΝΩ-μι* gemein; es kommt her von *νέω, νεύσω*, wie *ῥόος* von *ῥέω, ῥεύσω*. Bei dem letzten Verbum ist im Prä-

sens der in ein Digamma verwandelte Vocal ausgefallen, bei dem ersten als Diphthonge geblieben. Doch wie so häufig das Präsens uns nicht die reine Wurzel darstellt, sondern eine Vermehrung und Zubereitung derselben, so ist es auch hier: die wahren Wurzeln sind *PY-* und *NY-*, im Lateinischen RU-o und NU-o; und hier ergiebt sich die ursprüngliche Bedeutung aus *nùmen* für *nuimen*, *nùtus* für *nuitus*, *renuo*, *adnuo* u. s. w., welche Ausdrücke sämmtlich auf ein Wollen Bezug haben.

Die Namen der geistigen Kraft und ihrer Wirkungsarten sind meistens von sinnlichen Bildern, von äufserlichen Anschauungen, ja von Organen des menschlichen Körpers hergenommen. Daher die Erscheinung, dafs ein hier ganz körperlich gebliebenes Wort, dort in einer verwandten Sprache geistiges bezeichnet. Wind und Geist: *ἄνεμος*, *animus*; das ist bekannt. Neuer dürfte die Bemerkung seyn, dafs die im Griechischen und Lateinischen verlorene Wurzel dieser Wörter sich im Sanskrit und im Gothischen in der vermittelnden Bedeutung des Hauchens, Athmens vorfindet.

Rad. अन्, *an.* 3. p. praes. अनिति, *aniti*, spirat. Conj. VII. ANA. praet. UZ — ΩN, exspiravit.

(Ulfil. Marc. Cap. XV, 37. 38.)

Vgl. Grimm D. Gramm. 2te Ausgabe. Th. I. S. 841. Das Gothische Zeitwort kommt nur in der vergangenen Zeit mit dem Ablaute vor: es gehörte Hrn. Grimms Scharfsinn dazu, den wahren Wurzel-Vocal auszumitteln. Er ist hier, wie so oft, dem Sanskrit begegnet ohne es zu wissen. — Rauch oder Dampf und Gemüth:

Masc. Decl. I. Nom. धूम: dhûmas. = θυμὸς.

Wir gebrauchen hier mit allem Rechte das mathematische Zeichen der Gleichheit, da auch die Quantität des ersten Vocals dieselbe ist. Ich verdanke obige Zusammenstellung meinem gelehrten Mitarbeiter, Hrn. Lassen: *θυμὸς* und *fumus* hat schon Vossius mit einander verbunden.

Da wir sogar dasselbe Wort in derselben Sprache die Stufenleiter vom sinnlichen zum geistigen auf- und absteigen sehen, (vgl. S. 120) so darf es uns noch weniger wundern, wenn von

derselben Wurzel durch verschiedene Ableitungsformen Ausdrücke gebildet sind, worin bald das Sinnliche bald das Geistige vorwaltet. Ich gestehe es zu: das Homerische *μένος* und *manas* stehen dem sinnlichen Leben ganz nahe. Aber von derselben Wurzel ist im Lateinischen *Minerva*, ursprünglich *Menerva*, die Göttin der Weisheit, der Besonnenheit benannt; im Sanskrit *Manus*, der Stammvater und erste Gesetzgeber des Menschengeschlechtes: doch ohne Zweifel nach dem unterscheidenden Vorrechte des Menschen, der Vernunft? Daher dann *manushya*, wie bei uns noch Mann, Mensch.

Sollte nach Erwähnung alles obigen die Foderung völliger Gleichförmigkeit in Uebertragung der psychologischen Ausdrücke nicht allzustrenge gefunden werden? Mich dünkt vielmehr, die Beschaffenheit des ganzen Satzes mufs entscheiden.

22.

Wenn Hr. Langlois jnâna *la science des choses utiles* erklärt, so erscheint mir diese Umschreibung weder richtig noch erschöpfend. Er übersetzt dasselbe Wort freilich auch (Cahier 28. p. 244.) *la science du salut*, *la sagesse*, also wie hier prajnâ, allein schon aus diesem, sonst von ihm selbst getadelten Wechsel der Ausdrücke scheint eine Unbestimmtheit hervorzugehen, die eine festere Begränzung des Begriffes nothwendig macht. Ich halte weder *science* für das wahrhaft demselben entsprechende Wort, noch kann ich in den *choses utiles*, unter denen ich, ohne die zweite Uebertragung durch *science du salut*, praktische, irdische verstanden haben würde, sein eigentliches Gebiet finden. Ich würde jnâna durch *Erkenntnifs* übersetzen, wofür aber die Lateinische und Französische Sprache keine gleich gut zu brauchenden Ausdrücke besitzen; und welche Art Erkenntnifs hier gemeint ist, lehrt der fast allein diesem Begriff gewidmete vierte Gesang. Als Erkenntnifs im Allgemeinen steht der Begriff (III, 3.) dem Handeln gegenüber,

Erkenntnifs ist eine höhere, vorzüglichere Eigenschaft des Menschen. (IV, 33.) Sie zerstört sogar die Handlungen (IV, 12.) und befreit den Geist von ihren Banden. Alles Handeln aber ist in ihr enthalten, und wird durch sie beherrscht. (IV, 35. XVIII, 18.) Man wird über sie von denen unterrichtet, welche die reine Wahrheit, *tattva*, schauen, sie hat das Tiefste und Höchste zum Gegenstande, denn man erkennt durch sie, dafs alle Dinge in der Gottheit sind. Die von Krishnas als *jnánam* gestempelte Erkenntnifs (denn es giebt mehrere, XIV, 1.) ist die Erkenntnifs des Irdischen und des das Irdische Durchschauenden d. i. der Welt und der Weltseele (*kshétrajnam* und *Kshétri* sind gleichbedeutend XIII, 33.) und durch die Verbindung dieser beiden entsteht alles Bewegliche und Unbewegliche. (XIII, 26.) Die Erkenntnifs, von der hier die Rede ist, umfafst daher alles Seyn. Der Gläubige erlangt sie, sie führt absolute Gewifsheit mit sich, und zerschneidet den Zweifel. Wer sie besitzt, erreicht bald nachher die höchste Ruhe, (IV, 34. bis zu Ende) nämlich durch die Vertiefung des *Yoga*, dessen Feuer durch die Erkenntnifs (IV, 27.) angezündet wird. Denn der Vertiefte steht (VI, 46.) noch höher, als der mit Erkenntnifs Begabte. Auf ähnliche Weise wird auch in Manus Gesetzbuch (I, 86.) die Erkenntnifs nur in das zweite der vier Weltalter gesetzt, in das erste aber die Büfsung, *tapas*, welche nach der Bh. G. (VI, 46.) selbst dem *yóga* nachsteht. In beiden Gedichten weicht also die Erkenntnifs der Religion, oder ist vielmehr die Stufe dazu. Auch *dhyána* wird (XII, 12.) über sie gestellt, unter dem also wohl das reine Nachdenken verstanden wird, zu dem sich der Geist erst erhebt, wenn die Erkenntnifs und die Liebe zu ihr in ihm herrschend wird. Schon aus dem hier Gesagten erhellt, dafs hier nicht von kalter und trockner, noch weniger von discursiver Verstandeserkenntnifs die

Rede ist. Die durch *jnâna* bezeichnete ist die begeisterte Ansicht der absoluten und reinen Wahrheit, die, indem sie den Geist belebt, alles mit ihr Unverträgliche zerstört. Es wird ihr daher ein Feuer zugeschrieben, welches die auf das Handeln gerichtete Sucht verzehrt, (IV, 19.) und alle Tugenden eines durch sie beherrschten Gemüths werden in die Schilderung ihrer Natur (XIII, 7—11.) aufgenommen. Verfolgt man ihren Ursprung im endlichen Menschen, so entsteht sie aus der edelsten Natureigenschaft, der Wesenheit, ***sattva***, und gegenseitig erlangt diese ihre Reife, wie jene leuchtend in alle Thore des sterblichen Körpers einzieht. (XIV, 17. 11.) Mit dieser Wesenheit verbunden, sieht sie in allem mannigfaltigen und getheilten Seyn das Eine Unvergängliche. Die andern beiden Natureigenschaften ziehen sie herunter. In der Leidenschaft, oder wie man vielleicht besser übersetzte, dem Staube, (dem durch irdisches Treiben und irdische Begier aufgeregten und befleckten Gemüthszustande) erkennt sie im Einzelnen nur einzelnes Seyn, in der Finsternifs wähnt sie im Einzelnen das All zu erblicken. (XVIII, 20—22.)

23.

Ueber *vijâna* werde ich mir erlauben, eine eigne Ansicht zu äufsern. Hrn. Langlois Erklärung ist an sich dunkel, und scheint mir weder durch die Bedeutung der Präposition, noch durch Stellen begründet. ***Une science plus intime*** ist ein sehr unbestimmter Ausdruck; ***le sentiment intérieur*** mufs, so weit Gefühl mit Erkenntnifs verträglich ist, schon in dem blofsen jnâna liegen, wenn ich diesen Ausdruck richtig verstehe. Ihre Uebersetzungen durch ***cognitio, judicium, scientia particularis***, der ***universalis*** entgegengesetzt, scheinen mir auch nicht vollkommen genügend, obgleich die beiden letzten die Kraft der Präposition

richtig ausdrücken. Was die Erklärung dieses Ausdrucks so schwierig macht, ist, dafs er in allen Stellen, wo er in der Bh. G. vorkommt (III, 41. VI, 8. VII, 2. IX, 1. XVIII, 42.) immer blofs mit jnâna verbunden, aber in keiner weder ausdrücklich, noch durch den Zusammenhang erklärt wird. Das Einzige, was sich aus diesem Gebrauche abnehmen läfst, ist, dafs damit eine besondere, und wahrscheinlich noch genauere oder tiefere Erkenntnifs gemeint sei. Dies hat Hr. L. vermuthlich durch *science plus intime* sagen wollen. Ich glaube aber, dafs sich der Begriff genauer bestimmen läfst. Die Bedeutung der Präposition ist überhaupt Trennung, und daher auch Absonderung von oder aus einem Mannigfaltigen. Selbst wo sie verstärkt, bewirkt sie es dadurch. Z. B. *vis'ruta:* (Bopps Lehrgebäude. S. 80.) hie und dort, an jedem einzelnen vieler Orte gehört, sehr berühmt. Das Verbum *jnâ* mit *vi* verbunden, ist *herauserkennen, unterscheiden*, bald von dem wirklichen Unterscheiden mehrerer einander ähnlicher Gegenstände, bald von dem recht genauen Erkennen gebraucht, welches den Gegenstand von allen andern, mit denen er etwa verwechselt werden könnte, absondert. So erkennt (Arjunas Himmelsreise. V, 40.) Arjunas seine Stammmutter aus den übrigen Apsarasen heraus. So beklagen sich (Hidimbas Tod I, 6.) die Pandawa's, nicht mehr in der Dunkelheit die Gegenden erkennen, von einander unterscheiden zu können. So wird das Wort von einem noch schärferen, philosophischen Unterscheiden in Manus Gesetzbuch II, 212. gebraucht, und der zwanzigjährige Brahmanen-Schüler *gun'adóshau vijánan* genannt, Unterscheider von Tugend und Laster. So endlich steht es in beiden oben angegebenen Bedeutungen in unsern Gedichten selbst XIII, 18., als das Unterscheiden der drei Begriffe, von denen dort die Rede ist, und XI, 31. XIII, 15. als genaues und be-

stimmtes Herauserkennen. In diesen drei Stellen übersetzen Sie es sehr treffend durch *dignoscere, discernere.* Nun bestand ein sehr wesentlicher Theil der in der philosophischen Terminologie der Bh. G. durch *jnâna* bezeichneten Erkenntnifs im Unterscheiden der beiden Hauptprincipien des Daseyns, des Irdischen und des Unvergänglichen, das Irdische Durchschauenden. (XIII, 34. a.) Dies war auch die Lehre des ganzen Sânkhya-Systems, nach welchem (Colebrooke l. c. p. 27.) die wahre und vollkommene Erkenntnifs in der richtigen Unterscheidung der beiden Principien, der materiellen Welt und der immateriellen Seele, bestand. Die sich mit diesem Unterscheiden beschäftigende Erkenntnifs scheint mir die durch *vijnâna* bezeichnete zu seyn, und ich würde sie daher in ihrer Uebersetzung in allen Stellen durch *scientia dignoscendi* oder auf ähnliche Weise, als die Erkenntnifs des Unterscheidens, übersetzt wünschen. In diesem Sinne scheint mir auch in den Ueberschriften, auf die Hr. Langlois einen so hohen Werth setzt, der siebente Gesang *vijnâna-yôga* benannt worden zu seyn. Denn dieser Gesang handelt ganz ausschliefslich davon, wie man das höchste göttliche Wesen, obgleich es die ganze Natur durchdringt, und gleichsam in jeder Gestalt erscheint, doch in seiner, ihm allein eigenthümlichen Unvergänglichkeit erkennen, sich durch die Magie, in die es gleichsam gehüllt ist, nicht irre machen lassen, und seine sichtbare Natur nicht mit der höheren, unsichtbaren verwechseln soll. Dies geht aus jedem Verse, vorzüglich aber aus sl. 13 und 24 hervor.

Der höchste philosophische Begriff von *jnânam* kann meines Erachtens nicht klarer und bestimmter dargelegt werden, als in dem vorletzten Absatze geschehen ist; der Erörterung des Begriffes von *vijnânam* hingegen kann ich nur bis auf einen gewissen Punkt folgen. Ich habe *jnânam* in der Regel durch *scientia* über-

setzt, weil ich keinen bessern Ausdruck in der Lateinischen Sprache zu finden wußte. Sie ist überhaupt nicht auf die Metaphysik angelegt, ausgenommen einige aus der alten priesterlichen Lehre herstammende Wörter von unschätzbarem Werth, die wir in der Philosophie und selbst in der christlichen Theologie nicht entbehren können. Nur ein paarmal habe ich *cognitio* gesetzt, zum Theil aus einer grammatischen Nöthigung, weil nämlich von dem Verbum *scire* nicht alle Bildungen so gebraucht werden können, wie von *cognoscere*, (cf. Bh. G. XVIII, 18.) Wo die beiden Wörter *jnânam* und *vi-jnânam* verbunden sind, habe ich für jenes *scientia universalis*, für dieses *scientia peculiaris* gesetzt. Hiefür habe ich einen guten Gewährsmann. Amara-Sinhas stellt in seinem Wörterbuche die beiden Begriffe mit seinem gewöhnlichen vielsagenden Laconismus einander folgendermaßen entgegen:

मोक्षे धीर्ज्ञानमन्यत्र विज्ञानं शिल्पशास्त्रयोः ।

Es sei mir erlaubt, meiner Uebersetzung dieses Verses zwei Griechische Ausdrücke einzumischen, welche durch ihre Abstammung von einer beiden Sprachen gemeinsamen Wurzel, durch die Art der Ableitung und Zusammensetzung mit den zu erklärenden die größte Aehnlichkeit haben:

Ad finem bonorum spectans ratio dicitur γνῶσις; aliorsum διάγνωσις, quae in artibus disciplinisque versatur.

Die sehr befriedigende ausführlichere Erklärung von Wilson unter dem Artikel *vijnâna* ist vermuthlich aus einem Commentar des Amara-Kosha genommen.

Man sieht, das ganze Gebiet unsrer praktischen und theoretischen Erkenntniß, (jenes durch *s'ilpa*, dieses durch *s'âstra* ausgedrückt) wird dem *vi-jnânam* zugewiesen; was bleibt denn nun für *jnânam* übrig? Die Erkenntniß des Einen, des Ewigen, des Unwandelbaren, τοῦ ὄντως ὄντος. Jene wird durch Erfahrung und auf dem discursiven Wege erworben; diese ist nur durch innere Anschauung möglich. Diese Erkenntniß, so lehren Indische Weise, zur lebendigen, das Gemüth beherrschenden Ueberzeugung geworden, führt zum höchsten Gute, wörtlich zur Erlösung, *môksha*, d. h. zur Befreiung von den Täuschungen der Sinnenwelt, und

von den Schranken des einzelnen Daseyns. Bei der Erkenntnifs des Mannichfaltigen, des Vielen, ist Unterscheidung die Hauptsache, welches durch die beigefügte Präposition in *vi-jnânam* ausgedrückt wird; dies fällt bei jener geistigen Anschauung weg, die eben nur auf das Eine in dem Vielen gerichtet ist.

Hr. Langlois erklärt an einer Stelle (T. V. p. 244.) jnâna durch *la science du salut, la sagesse*; an einer andern Stelle (T. IV. p. 249.) sagt er: jnâna *est la science des choses utiles*; vi-jnâna, *une science plus intime, le sentiment intérieur uni à la science.*"

Seine beiden Definitionen scheinen einander zu widersprechen: das Nützliche ist immer ein abhängiger Begriff, dessen Gültigkeit in der Hinweisung auf etwas höheres liegt. Diese Rangordnung der Begriffe: des Angenehmen, des Nützlichen, des Guten, *kâma*, *artha*, *dharma*, hätte Hr. Langlois, so zu sagen, auf allen Blättern der Indischen Schriften lernen können. Aber wir wollen es nicht so genau mit einem Kritiker nehmen, der, unbekannt mit der Geschichte der Philosophie, mit nichts andern ausgerüstet, als mit einem leichten Anstrich der sensualistischen Schule des achtzehnten Jahrhunderts, sich auf einmal in den Mittelpunkt der alten Weisheit des Orients versetzt sieht, und sich nun für berufen hält, die Lehre des begeisterten Dichters nicht nur darzulegen, sondern auch zu beurtheilen. Hr. Langlois hat einmal das Rechte getroffen, diefs möge auch das andre Mal der Fall seyn, und er möge, freilich seltsam genug, das Heil, das höchste Gut, durch *les choses utiles* ausgedrückt haben. Dann wird aber seine Definition von *vi-jnâna* eine ganz unmögliche: denn wie soll es eine *science plus intime* geben, als die, welche auf der innersten Anschauung des Geistes von seinem eignen Wesen beruht? Nach dem Ausspruche des Amara-Sinhas ist, gerade umgekehrt, vi-jnâna *la science des choses utiles*, weil dieses unterscheidende Wissen auf das Aeufserliche, auf Künste und Lehrbücher gerichtet ist.

Ich kann mich nicht überzeugen, dafs der Dichter, wie Herr von Humboldt annimmt, mit *vi-jnâna* eine noch genauere oder tiefere Erkenntnifs gemeint habe. Man betrachte nur die fünf einzigen Stellen wo das Wort vorkommt. Immer steht *jnâna* voran,

mit diesem wird jenes entweder unmittelbar gepaart, oder durch die vorangesetzte Partikel *sa*, durch das nachgesetzte Adjectiv *sahita* damit verbunden. Dies ist nun die gewöhnliche Wendung, wenn eine Hauptperson mit ihrem Gefolge, eine Hauptsache mit ihrem Zubehör genannt wird. Z. B.

râjâ sâstahpura, der König mit seinem Hofstaat;

munih s'ishya-sahita, der Einsiedler von seinem Schüler begleitet;

râmah salakshmanah, Ramas mit seinem Bruder Lakshmanas; der, unzertrennlich von ihm, sich selbst ganz unterordnet;

sâmâtyah purôhitah, der oberste Hofpriester mit den übrigen Räthen, deren Ansehen geringer ist als das seinige;

und so in unzähligen Fällen. Der Dichter scheint mir demnach *vi-jnâna* fast nur als ein Corollarium von *jnâna* anzusehen. Wer die eine grofse Grundwahrheit gefafst hat, dem mufs auch das einzelne Wissen, die richtige Unterscheidung der Gegenstände, wie von selbst zufallen.

Wenn es heifst, *jnâna* und *vi-jnâna* gehören zum Berufe des Brahmanen, so versteht er, wie mich dünkt, unter dem ersten Wort die Theologie, unter dem zweiten ganz im Sinne des Amara-Kosha die weltlichen Wissenschaften, Rechtsgelehrsamkeit, Mathematik, Astronomie, Grammatik, selbst die Theorie der Architektur und Sculptur wegen ihres Gebrauchs bei den Tempeln, u. s. w. Denn bei den Indiern, wie bei den Aegyptiern und Etruskern, wurden ja auch diese Wissenschaften vorzugsweise von dem Priesterstande angebaut.

Sollte der Schlufs von dem hohen Range, welchen der Begriff *vi-jnâna* in dem *Sânkhya*-System des Kapilas einnimmt, auf die gleiche Würde desselben in der Bh. G. gültig seyn? Für einen Anhänger des eben genannten Systems können wir den Dichter unmöglich halten. Freilich hiefs eine andere *Sânkhya*-Schule *Yôga*, und auf diesen Begriff, oder vielmehr auf diese Idee ist allerdings die Lehre unsers Dichters hauptsächlich gerichtet. Jedoch sehe ich nicht recht ein, wie er auf die richtige Unterscheidung der beiden Principien der Erkenntnifs, des sinnlichen und des geistigen, einen so grofsen Nachdruck legen sollte, da er

mir vielmehr das erste gänzlich aufzuheben scheint. Ueberhaupt dürfte es mifslich seyn, die Lehre der Bh. G. unter die Rubrik irgend eines der sechs anerkannten Systeme der Philosophie bringen zu wollen. Ich finde es am sichersten, den Dichter so viel möglich aus sich selbst zu deuten, oder Aufklärung in solchen Schriften zu suchen, die höchst wahrscheinlich vor der seinigen vorhanden waren, wie z. B. das Gesetzbuch des Manus. Die Metaphysik ist ohne Zweifel bei den Indiern uralt: die ersten Grundlehren ihrer Religion haben ja einen metaphysischen Anstrich. Schon ehe die Gesetze des Manus in ihrer gegenwärtigen Gestalt abgefafst waren, gab es philosophische Bücher, (*hêtu-s'âstrân'i*) und zwar von der negativen Art: denn der Gesetzgeber warnt vor den Freigeistern, welche im Vertrauen auf solche Schriften das heilige Gesetz und die Offenbarung der Veda's verwarfen. (Manus II, 11.) Bei dem Pferdeopfer im Ramayana werden in den Zwischenzeiten der heiligen Handlung von den Brahmanen metaphysische Wettkämpfe gehalten. (Ram. ed. Ser. Lib. I. Cap. XII. sl. 23, 25.) Ja in demselben Gedichte tritt ein Priester auf, der mit Abläugnung der Unsterblichkeit, (sei es im Ernst oder verstellter Weise, das gilt gleichviel) eine ganz egoistische Moral predigt. (Lib. II. Cap. 76.) Auch diese Lehre ist in den riesenhaften Dimensionen der Urwelt aufgefafst, so dafs sie Schauder und Entsetzen erregt. So früh finden wir diese negativsten Abirrungen der metaphysischen Speculation! Die Namen der sechs Hauptsysteme sind zuverlässig auch alt: doch denke ich, sie sind mit der Zeit fortgewandert, die Namen sind stehen geblieben, und die Sachen haben sich verändert. Drei dieser Namen: *mîmânsâ, nyâya* und *vais'êshika*, kommen in der Bh. G. gar nicht vor. *Vêdânta* einmal, *sânkhya* und *yôga* häufig: die Entgegensetzung dieser beiden letzten Begriffe ist dem Dichter bekannt, er will sie aber nicht gelten lassen. (V, 4. 5.)

Die Speculation ist ursprünglich und ihrem Wesen nach ein freier Aufschwung des Geistes. Sobald festgestellte Schulen entstehen, wo gelernt und nachgesprochen wird, was man nur dann besitzt, wenn man es selbst gefunden hat, so ist die originale Periode der Philosophie vorüber. Die Methoden mögen vervollkommt

werden, der Gehalt wird nicht bereichert. Es fragt sich nun, welcher von beiden Perioden die Bh. G. angehört? Für mich ist die Antwort nicht zweifelhaft.

Wenn mein verehrter Freund Colebrooke neben seiner meisterhaften, strenge wissenschaftlichen Darlegung der philosophischen Systeme uns auch Stücke aus den Originaltexten gegeben hätte, so würde sich aus dem Style wohl schon ein Urtheil über das relative Zeitalter der verschiedenen Schriften ergeben.

Ich habe nun noch einen einzigen Grund zu erwägen: den, welcher von dem Schlufstitel der siebenten Abtheilung, *vijnâna-yôga*, hergenommen ist. Ich hielt mich nicht für verpflichtet, diese Schlufstitel zu übersetzen, und erklärte dadurch schon stillschweigends meine Meinung. Da die Sache aber näher zur Sprache kommt, so trage ich kein Bedenken, es ausdrücklich zu thun. Ich spreche sie dem Dichter entschieden ab. Zwei Abtheilungen der Bh. G., die erste und die eilfte, enthalten Erzählung: hier sind die Titel so beschaffen, wie allgemein in den epischen Gedichten. Bei den übrigen sind sie aber nach einer gewissen Methode verfertigt: jedesmal finden wir ein zusammengesetztes Wort, dessen letzter Bestandtheil *yôga* ist. Wir werden doch wohl dieses Wort hier immer in demselben Sinne nehmen sollen? Und in welchem? Gewifs nicht mystischen Sinne der Vertiefung in den Zustand der Beschaulichkeit: dieſs verbietet der erste Bestandtheil. Vielleicht esoterische Lehre; doch wird es auch unter dieser Voraussetzung schwer halten, überall einen leidlichen Sinn herauszubringen. Die Ueberschriften sind nicht nur nicht erschöpfend: dieser Foderung Genüge zu leisten, möchte schwer seyn, bei einem Gedicht, wo die Aehnlichkeit, welche Sokrates zwischen der Philosophie und dem Dithyrambus fand, so stark hervortritt; sie scheinen mir verschiedentlich auf den Inhalt gar nicht zu passen, nur durch einen einzelnen Vers veranlafst, und gleichsam vom Zaune gebrochen zu seyn. So ist es gleich mit der Ueberschrift der zweiten Abtheilung: *sânkhya - yôga*. Sie ist von sl. 39, a. hergenommen, wo der Dichter aber die beiden Begriffe einander entgegensetzt: „Ich habe dir die Vernunftgründe zum Handeln vorgehalten, nun vernimm auch die aus der religiösen Gesinnung." Wenn meine

obige Deutung gilt, so hiefse *sânkhya-yôga* die rationale Geheimlehre. Dann würde der Titel nur auf die erste Hälfte des Kapitels passen, und nicht einmal diefs: denn die dort vorgetragenen Vernunftgründe sind ja aus der allgemeinen Denkart der Menschen hergenommen. Hat aber der Verfertiger des Titels den ersten Bestandtheil nicht in Abhängigkeit von dem letzten stellen, sondern die beiden entgegengesetzten Begriffe in gleichem Verhältnisse paaren wollen, so sollten sie billig im Dualis stehen.

Aehnliche Einwendungen hätte ich gegen mehrere dieser Titel vorzutragen, wofern nicht etwa die Beistimmung der Kenner die weitere Erörterung überflüfsig macht.

24.

P. 249. Bh. G. II, 43. a. Ce long mot composé *swarga parâ djanma karma phala pradân*, ne me semble pas entendu d'une manière exacte dans ces mots: *sedem apud superos finem bonorum praedicantes*, et ensuite, *insignes natales tanquam operum praemium pollicentes*. Toute cette phrase même, à mon avis, présente un faux sens. Le poète critique les gens qui donnent (*pradân*), qui veulent faire regarder le fruit (*phala*) de l'action (*karma*) obtenu sur la terre (*djanma*) comme supérieur (*parâ*) à la possession future du ciel (*swarga*), *coelo superiorem* (mot à mot *coelum supra*) *terrestrem actionis fructum habentes*. On pourrait encore l'expliquer par cette idée: *habentes potiorem coelo alterum in terris ortum* (*djanma*), *actionis suae fructum*. M. Schlégel croit devoir rendre *djanma* par *insignes natales*. Il me semble qu'il dénature la signification du mot, qui opposé au mot ciel, doit se rendre par naissance terrestre. C'est en terme ascétique ce monde comparé à l'autre vie. Voyez au sl. 51. *djanmabandha*, les liens de la naissance: cela ne veut pas dire les chaînes que nous impose une haute naissance, ce sont les liens

terrestres. M. Schlégel rend ce mot par *generationum vincula*, c'est à dire l'obligation de renaître sur la terre une seconde fois. Cette explication est bonne, quoiqu'un peu obscure, et, en appuyant le sens que j'attribue à *djanma*, elle exclut celui que M. Schlégel lui donne dans un autre endroit.

Hr. Langlois macht aus den letzten zwölf Sylben dieses Verses, die Sie in zwei Wörter theilen, ein einziges, und nimmt also das an *svarga* gehängte *pará* für das indeclinable Wort, und nicht wie Sie, mit ausgelassenem *Visarga* für den nom. plur. von *parah*. Hr. Langlois scheint ferner nach den Worten p. 250: *le poète critique les gens qui donnent* pradân für den accus. plur. zu nehmen, obgleich ich ihm dies nicht Schuld geben möchte, da es der Construction der ganzen Stelle entgegen ist, und er auch alsdann Ihnen hätte den Vorwurf machen müssen, dafs Sie, sehr bekannten grammatischen Regeln entgegen, das *Anusvára* statt des न् gesetzt hätten. Ich gestehe, dafs ich Ihre Erklärung dieser Stelle für die allein richtige halte. Zuerst verliert bei Hr. Langlois Lesung der Vers seine Cäsur, und obgleich Verse vorkommen, welche keine Einschnitte nach der achten Sylbe haben, (wie z. B. VI, 23. a.) so sind dies doch sehr seltne Ausnahmen. Zweitens ist mir in den Verbindungen declinabler und indeclinabler Wörter die Gattung unbekannt, die, wie es hier der Fall seyn würde, die letzteren den ersteren nachsetzt. Drittens kann ich, obgleich *janma* allerdings die irdische Geburt ist, dem zwischen diesem Wort und *svargah* angenommenen Gegensatz, für den sonst (XVII, 28.) *iha* und *prétya* gebraucht wird, nicht beistimmen; und endlich halte ich den von Hrn. Langlois herausgebrachten Sinn nicht für den, dem philosophischen Zusammenhange der Stelle entsprechenden. *Svarga* und *janma* scheinen mir hier so wenig einen Gegensatz zu

bilden, dafs sie vielmehr sich auf einander beziehen, und beide zu der gleichen Ansicht gehören, die einer ganz andern entgegengesetzt wird. Wenn ich die Stelle richtig verstehe, so wird in derselben zweierlei getadelt, einmal dafs man die Früchte der Handlungen als Bewegungsgründe gebraucht, dann, dafs man sich ein zu niedriges, immer auf Genufs berechnetes, also im Irdischen befangen bleibendes Ziel steckt. Das wahre Ziel des vollendeten Weisen ist in diesem System nicht *svargah*, sondern *mókshah, s'ántih, brahmanirvàn'am.* Unter *svargah* wird hier und in andern Stellen die Wohnung der Himmlischen, das Leben mit ihnen verstanden, und dafs dieses nicht sinnlichen Genüssen fremd ist, beweist Arjunas Himmelsreise zur Genüge. So nimmt es auch Wilkins, indem er *a transient enjoyment of heaven* übersetzt. Diese Umschreibung ist den Indischen Begriffen vollkommen angemessen. Der wahre Gegensatz hier, wie in der ganzen Bh. G., ist zwischen dem Trachten nach der Befreiung von aller Wiedergeburt, nach dem Uebergang in die unvergängliche Gottheit, und der Begierde nach verbessertem Zustande durch erneuerte Geburt. In den Zwischenzeiten dieser Geburten führten die Edlen jenseits ein den Griechischen Vorstellungen von den Inseln der Seligen ähnliches Leben, und dafs man nach dem Genufs der Himmelsfreuden in die sterbliche Welt zurückkam, wird IX, 20. 21. ausdrücklich gesagt. Auf diese Weise gehören *svargah* und *janma* zusammen, und zu demselben Geschick. Als eine Parallelstelle von der, die wir hier vor uns haben, kann man VI, 37—42. ansehen, und der in dieser herrschenden Vorstellungsart entsprechen auch die *insignes natales* Ihrer Uebersetzung, an der sich vielleicht nur das tadeln läfst, dafs sie hier umschreibt, statt sich zu begnügen, blofs den Indischen Ausdruck *janma* wiederzugeben, bei dem jeder, mit dem phi-

losophischen System des Ganzen vertraute Leser sich das Richtige gedacht haben würde.

Hr. Langlois hat sich hier im Misverstehen, wo möglich, selbst übertroffen. Die Berichtigung ist vollkommen; ich habe nur das einzige daran auszusetzen, dafs mein verehrter Beurtheiler bei so gründlicher Einsicht nicht entscheidender spricht, und dafs er Misdeutungen, die man ein für allemal in den Grund bohren mufs, allzu glimpflich ablehnt. Es sei mir daher erlaubt, noch einiges nachzutragen.

Hr. Langlois nimmt:

स्वर्गपराङ्मकर्मफलप्रदां ।

für ein einziges Wort. Solche lange Zusammensetzungen gibt es im Sanskrit allerdings, aber diese ist eine ganz unmögliche. *Parâ* soll die Präposition seyn; und auf *svarga* zurückbezogen werden. Nur ein Paar Präpositionen, *anu*, *prati*, stehen abgesondert nach dem Substantiv, das sie regieren. Aber in der Zusammensetzung stehen sie immer voran. Eine Präposition kann freilich in die Mitte eines zusammengesetzten Wortes treten, wenn ein neuer Bestandtheil vorn angefügt wird. Demnach müfste *parâ*, wenn es die Präposition seyn sollte, mit *janma* verbunden werden, was keinen Sinn gibt. Auch wäre hiegegen die Cäsur ein unüberwindliches Hindernifs. Die Indischen Dichter bilden zwar so lange Aggregative, dafs sie wohl über den Abschnitt des Verses hinausgehen müssen: allein die Cäsur fällt doch immer nach dem Schlusse eines Hauptgliedes; eine Präposition hingegen wird als unzertrennlich von dem folgenden Worte betrachtet, wozu sie gehört.

Aus der von Hrn. Langlois gegebenen Uebersetzung, und aus seiner Schreibung *pradàn* statt *pradàm* geht nur allzu klar hervor, dafs er darin nicht den zu *vâcham* gehörigen acc. sing. fem. erkannt, sondern es für den acc. plur. masc. genommen hat, wiewohl der Fehler ans unglaubliche gränzt, da nichts in dem ganzen Satze vorkommt, wovon dieser Accusativ regiert werden könnte.

So viel von dem Grammatischen; das Theologische ist nicht besser ausgefallen. Zukünftige Belohnungen und Strafen, *svarga*

und *nâraka*, Himmel und Hölle, sind eine Hauptlehre der Brahmanischen Religion. Doch unterscheiden sich diese Begriffe wesentlich von denen der christlichen Dogmatik. Denn diese Zustände der Seelen nach dem Tode werden nicht als für die Ewigkeit unabänderlich entschieden betrachtet, sondern sie haben nur eine zeitliche Dauer. Da aber diese als unermeßlich gegen die Kürze des irdischen Lebens angenommen wird, so können die hyperbolischen Ausdrücke der Dichter nicht nur, selbst der heiligen Bücher, von ewiger Seligkeit und ewiger Verdammniß misverstanden werden. Der Commentator führt eine solche Stelle aus den Veda's an.

Genau betrachtet ist also die Unterwelt der Brahmanen eigentlich ein Purgatorium, wo die Seelen durch mancherlei Qualen gereinigt werden. Hierauf kehren sie wieder auf die Erde zurück, müssen aber, in die untersten Stufen, in die unedelsten Gestalten des organischen Lebens gebannt, gleichsam von unten auf dienen. Auch die Freuden des Paradieses nehmen ein Ende, wenn das Verdienst der verrichteten guten Werke erschöpft ist, vielleicht erst nach vielen tausend Jahren; dann erfolgt wieder eine neue Geburt, aber unter begünstigenden Umständen: in menschlicher Gestalt, in einer frommen und sonst ausgezeichneten Familie, wo Erziehung und Beispiel die schon aus einem früheren Leben mitgebrachten Gewöhnungen zur Frömmigkeit verstärken, und dadurch von neuem die Aussicht auf einen solchen Kreislauf himmlischer und irdischer Segnungen öffnen. Diese Lehre von der Seelenwanderung, in Verbindung mit jenseitigen Strafen und Belohnungen, hat viele Aehnlichkeit mit der Pythagorischen, wovon wir in einer berühmten Stelle des Pindar die flüchtigen Umrisse, jedoch nicht ohne eine gewisse lyrische Verschwommenheit, abgezeichnet sehen. Ein wahrhaft ewiges Heil kann nur durch völlige Besiegung der Sinnlichkeit und Selbstliebe erworben werden, durch Erkenntniß der höchsten Wahrheit, durch Beschaulichkeit, durch anhaltende Betrachtung der Vollkommenheiten des alles durchdringenden göttlichen Wesens, durch Verzichtleistung auf jede andre Belohnung als die, der Gottheit zu gefallen, sich ihr anzunähern, sich inniger mit ihr zu verbinden. Dieses führt zur Befreiung,

môksha, zur Erlöschung in der Gottheit, *brahmanirvân'a*, wo das Selbst verschwindet, das einzelne Daseyn als solches aufhört, und nur noch wie ein Tropfe in dem Ocean der göttlichen Weisheits- und Liebesfülle fortdauert.

Dies ist die Lehre unsers Dichters. Es gab nun weltlich gesinnte Priester, die hievon nichts wissen wollten, sondern jenen oben geschilderten Kreislauf als das Höchste priesen, und auf Aussprüche der Veda's sich stützend, den Genufs der Seligkeit für blofs äufserliche Religions-Uebungen verhiefsen. Gegen diese erklärt sich der Dichter sehr nachdrücklich. Aber es ist ganz undenkbar, dafs irgend ein Brahmanischer Theolog so verkehrt gewesen seyn sollte, zu lehren, eine ausgezeichnete Wiedergeburt im irdischen Leben sei der himmlischen Seligkeit vorzuziehen. Er würde damit auch wenig Eindruck auf die Einbildungskraft seiner Schüler gemacht haben: denn die Freuden des Paradieses werden ja in den für heilig geachteten Gedichten nur allzusinnlich, aber mit überschwänglichem Glanze umgeben geschildert. Unser Dichter sagt auch hievon nichts.

Da die fragliche Stelle eine der wichtigsten und zugleich der schwierigsten in der ganzen Bh. G. ist, so wird es nicht ohne Nutzen seyn, hier die Worte des Originals, meine Uebersetzung und die Anmerkung des Commentators zusammen zu stellen; hiedurch wird zugleich Hr. Langlois auf das urkundlichste widerlegt seyn.

यामिमां पुष्पितां वाचं प्रवदन्त्यविपश्चितः ।
वेदवादरताः पार्थ नान्यदस्तीति वादिनः ॥
कामात्मानः स्वर्गपरा जन्मकर्मफलप्रदां ।
क्रियाविशेषबहुलां भोगैश्वर्यगतिं प्रति ॥
भोगैश्वर्यप्रसक्तानां तयापहृतचेतसां ।
व्यवसायात्मिका बुद्धिः समाधौ न विधीयते ॥

Quam floridam istam orationem proferunt insipientes, librorum sacrorum dictis gaudentes, nec ultra quidquam dari affirmantes, cupi-

ditatibus obnoxii, sedem apud Superos finem bonorum praedicantes; orationem, inquam, insignes natales tanquam operum praemium pollicentem, rituum varietate abundantem, quibus aliquis opem ac dominationem nanciscatur: qui hac a recto proposito abrepti, circa opes ac dominationem ambitiosi sunt, horum mens non componitur contemplatione ad perseverantiam.

यामिति । पुष्पितां विफलतावदायातरमणीयां प्रकृष्टां परमार्थफलपरामिव वदन्ति वाचं स्वर्गादिफलश्रुतिं तेषां तया वाचापहृतचेतसां व्यवसायात्मिका बुद्धिर्न विधीयते । इति तृतीयेनान्वयः । किमिति तथा वदन्ति । यतो ऽविपश्चितः मूढाः । तत्र हेतुः । वेदे ये वादा अर्थवादाः । अक्षय्यं .. चातुर्मास्ययाजिनः सुकृतं भवति । ..... इत्याद्यास्तेषिव रताः प्रीता अत एव परमन्यदीश्वरतत्त्वं प्राप्यं नास्तीति वदनशीलाः । (42.) अत एव कामात्मान इति । कामात्मनः कामाकुलचित्ताः स्वर्ग एव परः पुरुषार्थो येषां ते जन्म च तत्र कर्माणि च तत्फलानि च प्रददतीति । तथा तां भोगैश्वर्ययोर्गतिं प्राप्तिं प्रति साधनभूता ये क्रियाविशेषाः तै बहुला यस्यां तां प्रवदन्तीत्यनुषङ्गः । (43.) ततश्च भोगैश्वर्यप्रसक्तानामिति । भोगैश्वर्ययोः प्रसक्तानामभिनिविष्टाणां तया पुष्पितया वाचा अपहृतमाकृष्टं चेतो येषां समाधिश्चित्तैकाग्र्यं परमेश्वरैकाग्र्याभिमुखत्वं तस्मिन् निश्चयात्मिका बुद्धिर्न विधीयते कर्मकर्तरि प्रयोगः नोत्पद्यत इत्यर्थः ।

Die Schüler können sich aus dieser Probe überzeugen, dafs es keine leichte Arbeit ist, die Commentare zu verstehen. In Calcutta sind deren schon mehrere gedruckt worden, hauptsächlich auf Colebrooke's Betrieb, der immer auf das streng Wissenschaftliche zu gehen pflegt; in Europa noch kein einziger. Der blofse Abdruck scheint mir aber nicht genügend: es wird nöthig seyn, um durch Beispiele die Methode deutlich zu machen, einen oder den andren Commentar auf Europäische Weise zu commentiren. Die Commentatoren pflegen die Worte des Textes einzeln zu wiederholen, dazwischen aber ihre Definitionen einzustreuen. Wo man Devanagari-Lettern von verschiedenem Caliber hat, wird es ein Mittel der Deutlichkeit seyn, die Worte des Textes durch gröfsere Schrift auszuzeichnen. Ohne mich auf die syntaktische Zergliederung einzulassen, hebe ich nur hervor, was zur Erklärung des Sinnes dient. In der Citation aus den Veda's habe ich einige Worte ausgelassen, weil ich darin Fehler entweder in meiner Abschrift oder in der Handschrift selbst vermuthe. Was stehen geblieben, ist hinreichend, und vollkommen klar.

Der Commentator erklärt zuerst die verwickelte Wortfügung, die sich durch drei Distichen hindurchschlingt. — Jene geblümte Rede. „So wird sie genannt, weil sie unfruchtbar, und wie die Blüthe nur bis zum Abfallen ergötzlich ist." — Diese Rede, die ganze Lehre der weltlich gesinnten Brahmanen, bezeichnet der Commentator durch eine sehr elliptisch gebildete Zusammensetzung als „eine Himmel-und-dergleichen-Belohnungs-Theologie." Es wird ein Beispiel von solchen Sprüchen der Veda's gegeben, dergleichen diese Theologen immer im Munde führen: „Das Verdienst dessen, der ein viermonatliches Fasten darbringt, ist unerschöpflich." — Sie sagen, es giebt nichts anders. „Sie pflegen zu behaupten, darüber hinaus (über den Wohnsitz im Paradiese) sei kein andrer Antheil an dem göttlichen zu erlangen." — „*Svargaparàh* sind diejenigen, für welche das Paradies das höchste Ziel des Menschen ist. Sie verheifsen eine neue Geburt, und in dem darauf folgenden Leben gute Werke, und deren Belohnungen." — Hier ist die Erklärung etwas verschieden von der meinigen. Der Scholiast nimmt in dem zusammengesetzten

Worte *janma-karma-phala-pradàm* jeden der drei vorangehenden Bestandtheile besonders, da ich die beiden letzten zusammengenommen habe: ich bezog sie auf das Vergangene, er bezieht sie auf die Zukunft. Im Wesentlichen kommt es aber auf eins hinaus. Unter *janma* werden in jedem Falle *natales insignes* verstanden: eine Geburt, ausgezeichnet durch erbliche Reichthümer und Macht, und durch die herkömmliche Frömmigkeit der Familie, worin der aus dem Paradiese zurükkehrende geboren wird. Jenes gewährt die Mittel, dieses giebt die Veranlassung zu neuen verdienstlichen Werken. So sollte nach der Lehre dieser Theologen, als Lohn für blofs äufserliche Leistungen, der Kreislauf paradiesischer Genüsse und irdischer Segnungen sich immerfort erneuern; und sie schmeichelten damit gewifs der Denkart vieler Menschen, die nach einer geistigen Unsterblichkeit gar nicht fragen, wohl aber wünschen, auf irdische Weise immer fortzuleben.

25.

Cahier. 28. p. 242. zu III. 3. Die Erklärung, die Hr. Langlois dem *purâ* an dieser Stelle geben will, nimmt nicht allein ihrer Schönheit und Feierlichkeit sehr viel, sondern scheint mir auch offenbar unrichtig. Dafs der in Ihrer Uebersetzung angedeutete Sinn der richtige ist, beweist der Eingang des folgenden Gesanges. Was dort *purâtanah* (IV, 3.) ist, drückt hier *purâ práktah* aus.

26.

III, 15. Wenn ich diese Stelle recht verstehe, so ist allerdings *ortum* die richtige Uebersetzung und *constans* würde die Hauptnüance des Begriffs unausgedrückt lassen. Nur hätten Sie, meiner Meinung nach, *samudbhavam* in sl. 14. 6 und 15. a. durch dasselbe lateinische Wort übersetzen müssen. Indefs hat Hr. Langlois ganz Recht, dafs die Präposition *sam* nicht ohne Grund mit *ut* verbunden ist. Beide zusammen drücken die Vorstellung aus, welche in der Indischen Philosophie für das Entstehen einer Sache

aus der andern herrschend war. Wir lernen nemlich aus Colebrookes Darstellung des Sankhya-Systems (p. 38.) dafs die Wirkung nicht, als durch die Ursache aus dem Nichts erzeugt, sondern als, schon vor der Hervorbringung, in ihr vorhanden angesehen wurde, nicht als ein Product, sondern als ein Educt, und dies bezeichnen die beiden mit einander verbundenen Präpositionen auf das genaueste. Dieser Sinn pafst aber auch in den allgemeinen Zusammenhang dieser Stelle. Denn das Einfache, aus welchem das Göttliche Princip (*Brahma*) entstanden seyn soll, ist der allgemeine Stoff, der näher specificirt, zum Brahma wird. Das Brahma ist demnach gleich ewig, es könnte aber nicht da seyn, wenn das Einfache nicht als sein Urstoff gedacht würde. Eben so ist Opfer eine Species des allgemeinen Princips oder Stoffs des Handelns, und wenn man sich aller Handlungen enthielte, würde es auch keine Opfer geben.

27.

Zu III, 34. Wenn Hr. Langlois hier die Verdoppelung des ersten Wortes unbeachtet und die Uebersetzung unvollständig nennt, so hat er wohl nur übersehen, dafs Sie *sensui cuilibet* übersetzen, und dadurch die Verdoppelung, die Lateinisch gar keinen Sinn gegeben haben würde, vollständig ausdrücken.

28.

Zu III, 35. Es wäre zu wünschen gewesen, dafs Hr. Langlois durch Stellen bewiesen hätte, dafs *guna*, das gewöhnlich vorzügliche Eigenschaft, Talent, Tugend bedeutet, auch für Ruhm, Ehre genommen wird, und dafs *anushthita* nicht genau vollendet heifsen kann, obgleich der Begriff von *anu*, nach, gemäfs, also einer Vorschrift, Regel entsprechend, vollkommen dieser Bedeutung zusagt.

29.

P. 244. 245. Ich möchte den Satz, dafs der Weise mitten im Handeln eigentlich nicht handelt, (IV, 20.) nicht blofs eine sophistische Behauptung nennen. Es liegt wenigstens, meines Erachtens, in dem allerdings grell gewählten Ausdruck ein tiefer philosophischer Sinn. Das Handeln wird in dieser Lehre immer der Erkenntnifs entgegengesetzt. An sich also, und von ihr entblöfst, bindet es die Seele, denn sie sucht durch das Handeln Genufs, worin die ***karmaphalâsanga*** liegt, und der Genufs führt wieder zum Handeln; durch beides also bleibt sie im Irdischen und Sinnlichen befangen. Wenn aber der Weise so handelt, dafs er dabei alle Rücksicht auf die Folgen der Handlungen aufgiebt, so zerstört er den dem Handeln, im Gegensatz mit der Erkenntnifs, eigenthümlichen Charakter, das eigentliche Wesen desselben, und dies nun drückt der Dichter, vermöge einer wahrlich nicht zu gewagten Hyperbel, durch die Vernichtung des Handelns selbst aus. In dem Verzichten auf die Früchte der Handlungen liegt das, was wir auch noch heute für die reinste Sittenlehre erkennen, das Handeln aus blofser Pflichtmäfsigkeit, das Ueben der Tugend um ihrer selbst willen. Obgleich aber der Indische Begriff auf der einen Seite hiermit zusammenfällt, so enthält er freilich auf der andern eine, blofs dieser Lehre eigenthümliche Modification dadurch, dafs dem Handeln (was im Grunde alle Wirkung der Materie im Menschen ist) eine viel gröfsere Ausdehnung gegeben wird, als die Sittlichkeit der Handlungen umfafst, so wie durch den Begriff von der Selbstständigkeit der Materie, und dem unaufhaltbaren Geschick, das alle Wesen in ewig wechselndes Untergehen und Wiederentstehen fortreifst. Dadurch wird jenes Verzichten auf die Erfolge der Handlungen weit mehr

zu einer stumpfen Gleichgültigkeit, als zu einem Bemühen, die Idee in der Materie, das Gesetz in den Handlungen geltend zu machen.

30.

Noch weniger gerecht scheint mir Hr. Langlois gegen den Inhalt des Endes des Gesanges. Die verschiedenen Arten der Opfer werden mehr aufgezählt als gerechtfertigt, und wenigstens hätte nicht unerwähnt bleiben müssen, dafs der Dichter sich selbst für das Opfer der Erkenntnifs, worunter man wohl nur die Verehrung der Gottheit durch Erkenntnifs verstehen kann, erklärt, dafs er zu dieser übergeht, und sie (sl. 34.) zu suchen anmahnt. Den Zweifel mit der Erkenntnifs zerschneiden (sl. 42.) ist, auch abgesehen von allem religiösen Glauben, ein kraftvoller und schöner poetischer Ausdruck für die Erkenntnifs, welche die Zuversicht der Wahrheit in sich trägt, und der jeder nachstreben mufs, der nicht unaufhörlich zwischen Zweifeln hin- und herschwanken will.

31.

Pag. 245. zu IV, 13. Ich bin Hrn. Langlois Meinung, dafs in *akartáram* nicht der Sinn von *auctore carentem* liegt, sondern der einfache von *non facientem*. Dafs aber mit dem Worte, wie Hr. Langlois behauptet, gesagt seyn sollte, dafs Krishnas wohl der Urheber des *gun'a* nicht aber des *karma* der Casten sei, scheint mir der Construction und der Sprache entgegen. *Tasya* geht sowohl auf *akártaram* als auf *kartáram*, und bezieht sich auf *cháturvarn'yam*, in welchem *gun'a* und *karma* dergestalt zugleich liegen, dafs nicht eins allein davon herausgenommen werden kann. Auch haben beide einander entgegengesetzte Wörter offenbar, den durch das privative *a* bezeichneten

Gegensatz ausgenommen, dieselbe Bedeutung. Mir scheint Krishnas nicht mehr zu sagen, als dafs er, obgleich er im Schaffen der vier Casten gehandelt hat, doch eigentlich (nämlich in dem IV, 20. and sonst ausgedrückten Sinn) nicht gehandelt hat. Hr. Langlois bezieht sich auf V, 14. Allein bei Vergleichung dieser beiden Stellen mufs man, wie mich dünkt, auf den Unterschied zwischen *karma* und *karmân'i* achten. *Karma* ist gleichsam der Stoff des Handelns in der Welt, das Handeln überhaupt, der Erkenntnifs entgegengesetzt, das unaustilgbar im Menschen da liegt. Die Beschaffenheit dieses Handelns in den vier Casten hat Krishnas, oder die Gottheit offenbar mitgeschaffen. Aber die einzelnen Handlungen, die Art, wie einer sich zum Urheber einer Handlung macht, *kartr'itvam*, daran ist die Gottheit unschuldig, sie gehen aus jedes einzelnen Charakter hervor. *Karma* ist gleichgültig, und kann das uneigennützige Handeln des Weisen, oder das selbstsüchtige seyn. Aber die einzelne Handlung verbindet sich, wie sie entsteht, mit Begierde nach ihren Früchten, oder mit dem, jeden Erfolg geringschätzenden Gleichmuth.

32.

Zu IV, 17. *Vikarma* kommt, so viel ich bemerkt habe, aufser dieser Stelle in der Bh. G. nicht vor. Ich halte aber *secessio ab opere* für die vollkommen richtige Uebersetzung dieses Ausdrucks, und Hr. Langlois unterscheidet wohl nicht genau genug, wenn er dies mit *otium*, *akarma* für dasselbe hält. Was Colebrooke (p. 108. nr. 9.) von *conjunction* und *disjunction* (vermuthlich *sangóga* und *vigóga*) bemerkt, dafs nämlich der letztere beider Ausdrücke nicht blofs die Verneinung des ersteren ist, trifft gewifs auch hier ein. *Akarma* ist das Nicht-Handeln überhaupt, aus irgend einem Grunde, und ohne Rücksicht darauf, ob

je vorher gehandelt worden ist; *vikarma* das absichtliche Aufgeben des Handelns, das Uebergehen von *karma* zum *akarma*. Hierin liegt ein sehr wesentlicher Unterschied, und gar keine bloſse Spitzfindigkeit.

33.

P. 248. zu V, 16. Wenn man nicht, wie Hr. Langlois jedoch fast anzunehmen scheint, dem Scholiasten schlechterdings in jeder Erklärung folgen muſs, so würde ich mit Ihnen *átmanah* für den Ablativ halten, und *yéshám* auf dies Wort, und nicht auf *jnánam* beziehen. Hr. Langlois scheint gar nicht darauf zu achten, daſs ausdrücklich *tad-ajnánam* dasteht. Dadurch wird die Unwissenheit, oder vielmehr der Mangel an Erkenntniſs, von dem hier die Rede ist, auf den vorhergehenden Slokas bezogen, und dieser spricht augenscheinlich von dem Mangel der Erkenntniſs überhaupt, welcher der Ursprung lasterhafter Handlungen ist. Dagegen, daſs Hr. Langlois *átmanah* durch *summi spiritus* übersetzt, läſst sich noch erinnern, daſs, um diesen Begriff auszudrücken, immer *paramátman* gebraucht wird, was auch im sechsten Gesange, auf den er sich bezieht, (sl. 7.) ausdrücklich steht, und daſs er eine Stelle hätte anführen sollen, wo *átman* allein in derselben Bedeutung genommen wird. Als eine solche könnte die in Manus Gesetzbuch angesehen werden, wo es (XII, 119.) heiſst.

आत्मैव देवताः सर्वाः सर्वमात्मन्यवस्थितं ।
आत्मा हि जनयत्येषां कर्मयोगं शरीरिणां ॥

Hier erklärt der Scholiast *átmá* richtig durch *paramátmá*. Denn wenn der Brahmane alles in sich selbst, in seiner Seele sehen soll, wie Sl. 118 gesagt wird, so kann dieſs nur dadurch geschehen, daſs der höchste Geist Alles

beseelt, und daher alles Beseelte in sich fafst, die Allseele ist, was der Scholiast durch *sarvátmatvam paramátmanah* ausdrückt. Es ist aber hier offenbar der allgemeine Ausdruck für den besondern gebraucht, damit der Sl. 119 zum vorhergehenden passen soll, und weil auch wirklich der philosophische Grund der Behauptung in der Einerleiheit alles Geistigen liegt. Es läfst sich daher nach meinem Ermessen aus der Verwechselung beider Ausdrücke an dieser Stelle nichts auf andre schliefsen, wo solche besondere Gründe nicht vorhanden sind. Bopp, den ich über diese Stelle zu Rathe gezogen habe, zweifelt, dafs *átmanah* mit *nás'inam* verbunden, der Ablativ seyn könne, da dieser Casus immer nur da gebraucht werde, wo man, wie bei Bewegung, Hervorbringung, Vergleichung, den Begriff der Entfernung anwenden könne, was bei Zerstörung nur gezwungener Weise möglich sei. Er wünschte wenigstens eine Stelle zu kennen, die in dieser Construction der gegenwärtigen ähnlich sei. Er verbindet also bis dahin das Wort, als Genitiv, mit *yéshám tad-ajnánam* deren eben erwähnte Unwissenheit der Seele oder des Geistes durch Wissen zerstört, oder vernichtet ist.

34.

P. 251. zu VI, 23. Auch hier scheint mir der Sinn dem philosophischen Zusammenhange allein angemessen, wenn man mit Ihnen den Apostroph wegläfst. Freilich aber mufs man die Bedeutung von *nirvin'n'a-chétasá* richtig auffassen. Dies Wort scheint mir denjenigen anzudeuten, dessen Geist nicht von Wissen und Sorgen gestört und beladen ist, welcher den *nirvéda* besitzt, der II, 52. als Ziel vorgestellt wird, und den an einer Stelle Hr. Langlois selbst eben so erklärt.

Die weitere Fortsetzung der Auszüge des Hrn. Langlois ist mir bis jetzt nicht zu Gesicht gekommen. Nicht vergessen darf man bei seiner Arbeit, dafs er, als er dieselbe niederschrieb, die meisterhaften Colebrookschen Abhandlungen nicht benutzen konnte, die ein so grofses Licht auch über die Bhagavad Gita (obgleich er sonderbarer Weise derselben mit keinem einzigen Worte gedenkt;) verbreiten, und vor deren Lesung mir wenigstens der philosophische Inhalt dieses wundervollen Gedichts in mehreren Theilen dunkel geblieben war.

Ueber

Jacobi's Woldemar.

Wenn ein philosophisches System nach seiner inneren Consequenz und Uebereinstimmung mit der selbsterkannten Wahrheit objectiv beurtheilt ist; kann es nunmehr auch subjectiv mit dem Geiste und dem Charakter seines Urhebers verglichen, und untersucht werden, mit welchem Grade der Nothwendigkeit es aus seiner Individualität entspringt, und welche Eigenthümlichkeit diese in dieser Rücksicht an sich trägt. Je wichtiger das einzige Ziel alles Philosophirens, die Erkenntnifs aufsersinnlicher Wahrheiten und die strenge Prüfung der Festigkeit dieser Erkenntnifs ist; desto interessanter mufs die Beschäftigung seyn, dem Gange, auf welchem mehrere Köpfe dahin zu gelangen strebten, mit Aufmerksamkeit nachzuforschen. So wie aber diefs Interesse weniger von dem objectiven Werthe der Systeme an sich, als von der originellen Individualität ihrer Urheber abhängt; eben so wird auch diese Beschäftigung selbst nicht sowohl unmittelbar der Philosophie, als Wissenschaft, als vielmehr dem Philosophen ersprieſslich seyn, der sie vornimmt. Zwar kann das Ideal einer wahren Philosophie — wenn diese nemlich die vollständige Abmessung aller menschlichen Vermögen zum Grunde legen mufs, um dar-

nach die Möglichkeit objectiver Erkenntniſs zu bestimmen, und die allgemeinen Gesetze der Thätigkeit jener Vermögen zu entdecken — gewiſs nur aus dem vereinten Streben aller menschlichen Kräfte hervorgehn. Allein auch bey Systemen, denen man schlechterdings Wahrheit und Allgemeingültigkeit abzusprechen genöthigt wäre, könnte der enge Zusammenhang mit der Kraft, die sie schuf, die Aufmerksamkeit anhaltend fesseln. Erschiene daher auch je der Zeitpunkt, in welchem alle denkende Köpfe sich über Eine Philosophie vereinigt hätten; so würde dennoch das Studium der bisherigen Systeme schon in dieser Hinsicht immer nothwendig bleiben. Am meisten aber würde dieſs der Fall bei den Systemen solcher Männer seyn, die ihr ganzes höheres Daseyn in ihre philosophische Ueberzeugung am innigsten verwebt haben; wie denn hierin, um ein Beispiel anzuführen, vielleicht niemand die Griechen übertroffen hat, deren Systeme fast durchaus die Frucht ihrer gesammten Kräfte in der gröſsesten Harmonie ihres Strebens ist, und die niemand als Philosophen vollständig würdigen wird, der sie nicht als Menschen aufzufassen Sinn genug hat. Hieraus ergibt sich also eine zwiefache und so verschiedene Behandlung der philosophischen Geschichte, daſs sie schwerlich von weniger, als zwey ganz verschieden gebildeten Köpfen mit Hoffnung des Erfolgs versucht werden darf. Denn wenn der eine das hier angenommene einzig wahre System unausgesetzt vor Augen haben muſs; so müssen dem andern mehr die verschiednen möglichen Richtungen des philosophischen Geistes gegenwärtig seyn. Wenn der eine mit unerbittlicher Strenge alles zurückweisen muſs, was sich von seiner einzigen Norm entfernt; so muſs der andere mit einer liberaleren Vielseitigkeit sich gänzlich seinen eignen Meinungen entreiſsen, und die fremde Vorstellungsart schlechterdings nur als eine eigne, ganz und

gar aber nicht — sey es auch noch so sehr gegen seine eigne Ueberzeugung — als eine unrichtige betrachten. Gibt es nun eine Philosophie, die auf Dingen beruht, über die sich nicht durch Beweis und Gegenbeweis streiten läfst, sondern die nur ein übereinstimmendes oder widersprechendes Gefühl bejahen oder verneinen kann; so wird bey dieser der subjective Zusammenhang mit der Individualität ihres Urhebers auch für ihren Inhalt selbst wichtig seyn. In gewisser Hinsicht aber mufs dieser Fall bey jeder denkbaren Philosophie eintreten. Denn jede mufs zuletzt auf ein unmittelbares Bewufstseyn, als auf eine Thatsache, fufsen. Indefs kann es auch philosophische Systeme geben, welche mehrere solcher Thatsachen zum Grunde legen. Von dieser Art ist nun ganz und gar diejenige, welche der Herausgeber der Briefsammlung *Eduard Allwills* als die seinige schildert. „Was er erforscht hatte," sagt er in der Vorrede zu diesem Buche S. XV. von sich selbst, „suchte er sich selbst so einzuprägen, dafs es ihm bliebe. Alle seine wichtigsten Ueberzeugungen beruhten auf unmittelbarer Anschauung; seine Beweise und Widerlegungen auf zum Theil (wie ihn däuchte) nicht genug bemerkten, zum Theil noch nicht genug verglichenen Thatsachen." Bei einer solchen Theorie giebt es — und dieſs allein raubt derselben gewifs noch nicht die Möglichkeit der Allgemeingültigkeit — keine andere Art der Ueberzeugung, als dafs ich den andern in eben die Lage versetze, in der ich selbst einer solchen Anschauung theilhaftig, mir einer solchen Thatsache bewufst wurde. Die Flamme, die hier leuchten soll, vermag nur die Flamme, die schon brennt, zu entzünden. Sehr richtig fährt daher der Verf. jener Stelle von sich weiter fort: „Er mufste also, wenn er seine Ueberzeugungen andern mittheilen wollte, *darstellend* zu Werke gehn." Dieſs nun zu thun, hat der

Vf. in jenem Werk, wie in diesem versucht, in welchem er (Th. I. Vorb. S. XV.) ausdrücklich auf die hier angeführte Stelle der früher erschienenen Schrift Anweisung gibt. Man mufs daher diese längere Abschweifung der Unmöglichkeit verzeihen, auf eine andere Weise den Zweck des angezeigten Werks vollständig darzulegen, und zu der Eigenthümlichkeit desselben gehörig vorzubereiten. In wiefern nun jede unmittelbare Anschauung alle Erklärung ausschliefst, die niemals andre als mittelbare Einsicht gewährt, und in wiefern das, worauf diese Anschauungen und Thatsachen beruhen — wenn das, was sich darauf gründet, auf Allgemeingültigkeit Anspruch machen soll — nicht Einem einzelnen, sondern der Menschheit angehören mufs — insofern bestimmt der Verfasser die Absicht seiner Schrift noch näher dahin: „Menschheit, wie sie ist, erklärlich oder unerklärlich, auf das gewissenhafteste vor Augen zu legen." Gewifs nicht blofs ein erhabener Zweck, sondern auch ein schwieriges Unternehmen! Wem es gelingen soll, der mufs selbst eine hohe Menschheit in sich tragen, mufs oft und streng sich selbst geprüft, und mit ruhiger Beurtheilung das Zufällige seines Wesens von dem Nothwendigen geschieden haben, wodurch er unmittelbar mit der Menschheit in ihrer reinen idealischen Gestalt verwandt ist. Nur solch ein Mann kann den Eindruck hervorzaubern, mit dem der gleichgestimmte Leser so viele Stellen des Woldemar verlassen wird; und wenn andre literärische Produkte nur einzelne Talente des Schriftstellers beweisen, so stellen solche, als das gegenwärtige, das ganze Daseyn des Menschen dar. Doppelt erhöht wird dieser Reiz aber dadurch, dafs in der vorliegenden Schrift nur von *praktischer* Philosophie die Rede ist; dafs jede Zeile das reinste, ächteste, sittliche Gefühl, mit dem zartesten und beweglichsten Schönheitssinn auf das innigste verbunden, athmet; und dafs man

weniger über Menschen räsonniren hört, als Personen, deren jede wenigstens in Einer Hinsicht ein Repräsentant der Menschheit heifsen kann, in interessanten Situationen selbst thätig erblickt.

Ein paar seltene Charactere, aus dem stärksten und zugleich feinsten Stoffe gebildet, den die Menschheit ertragen, und in die edelste Form gegossen, die sie annehmen kann, in einfachen, aber den Geist wie das Herz gleich stark anziehenden Lagen in Handlung gesetzt, dienen dem Vf. zum Vehikel, an ihnen den Begriff der ächten Tugend, und Moralität in ihrer Reinheit darzustellen. Mit aufserordentlich günstigen Anlagen zu Erreichung einer hohen sittlichen Schönheit, und mit natürlicher Stimmung zur Erfüllung jeder Pflicht des Wohlwollens, der Selbstverläugnung und des Edelmuths geboren, hat sich Woldemar gewöhnt, seine Moralität nicht blofs aus sich selbst, aus der Kraft seiner praktischen Vernunft, sondern auch aus der Mitte der Triebe hervorgehen zu sehen, mit deren Widerstand sie sonst am heftigsten zu kämpfen hat. Zu dieser glücklichen Organisation gesellt sich bey ihm die, auf Vernunftgründe gestützte, Ueberzeugung, dafs etwas so Hohes und Göttliches, als die Tugend, auch nothwendig aus unvermittelter Selbstthätigkeit entspringen mufs, und weder von äufseren Formen und Vorschriften abhängig gemacht, noch durch Construction von Begriffen zu Erreichung bestimmter Zwecke gleichsam künstlich aufgebaut werden kann. Glühende Wärme des Gefühls, lebhafte Einbildungskraft, und vorzüglich eine innige Harmonie seines ganzen Wesens, besonders eine enge Verbindung seiner denkenden und empfindenden Kräfte fesseln ihn überall unauflöslich an angeschaute Realität, an freye Selbstthätigkeit, und entfernen ihn überall von blofs begriffener Idealität, von auch nur scheinbarem Zwange. So bewirken alle diese Gründe

vereint, dafs er, bei den richtigsten theoretischen Ueberzeugungen von dem Wesen der Tugend und Sittlichkeit, in der Ausübung mehr Pflichten erfüllt, die er liebt, als sich Gesetzen unterwirft, die er achtet, dafs Gehorsam ihm überhaupt fremder ist, als es Menschen geziemt, und dafs er die Vorschriften der Tugend nur in den Handlungen des Tugendhaften aufsucht, der, nach seinem Ausdruck, eben so der Sittlichkeit durch die That die Regel vorschreibt, als das Genie der Kunst. Kein Wunder also, dafs er nicht selten seinem sittlichen Gefühl, auch ohne die nothwendige jedesmalige genaue Prüfung, zuviel einzuräumen, und den Eingebungen seines Herzens in zu stolzem Vertrauen zu unbedingte Folge zu leisten, Gefahr läuft. Mit diesem Charakter tritt Woldemar in den Kreis einer Familie, von der sein Bruder, Biderthal, ein Mitglied ist, und die sich nicht minder durch Bande der Liebe, als der Verwandtschaft an einander gekettet sieht. Kleine Veranlassungen aus den gewöhnlichen Begebenheiten des täglichen Lebens lassen Gespräche über das, was schicklich und anständig, und wenn sich die Unterredung von der minder bedeutenden Veranlassung zu allgemeineren Grundsätzen erhebt, über das, was sittlich und tugendhaft ist, über die Unterschiede in der Moralität des jetzigen Jahrhunderts und des Alterthums u. s. f. entstehen, in welchen — aufser dem wichtigen philosophischen Gehalt — sich der Charakter Woldemars und der übrigen auftretenden Personen wie von selbst vor dem Leser entwickelt. Unter allen, die Woldemar umgeben, zieht Henriette, seines Bruders noch unverheirathete Schwägerin, seine Aufmerksamkeit am meisten auf sich. Sie stimmt seine vorherigen Begriffe über das andere Geschlecht gänzlich um. Neben der ganzen und vollen Weiblichkeit findet er in ihr ein gewisses Etwas, das er mit seiner allgemeinen Ansicht über

ihr Geschlecht nicht zu vereinigen weifs, etwas Höheres und Gröfseres; und nach und nach schlingen sich ihre Herzen bis zur innigsten Verbindung an einander. In Woldemar hing diese Freundschaft mit seinen wichtigsten und höchsten Ideen, mit seinem eigensten Wesen zusammen. Mitten in dem Wechsel von Empfindungen und Trieben, neben dem Entstehen und Untergehen mannichfaltiger Neigungen, fühlte er auch etwas Festes und Unvergängliches in sich. In den Momenten, wo sein Inneres am harmonischsten gestimmt war, wuchs auch diefs Gefühl am lebhaftesten empor; und nur auf diesem Unvergänglichen, Uebermenschlichen gleichsam konnte die ächte Tugend, die Verwandtschaft des Sterblichen mit dem Göttlichen, beruhen. Dennoch war daneben die Veränderlichkeit der menschlichen Natur so sichtbar, selbst das Gefühl jenes höheren Etwas wurde nicht selten dadurch verdunkelt, sein Daseyn sogar war so unbegreiflich; es mufste das dringendste Bedürfnifs für ihn werden, sich unumstöfsliche Gewifsheit desselben zuzusichern. Woldemar, den diefs alles noch stärker und lebhafter, als gewöhnlich, bewegte, rang nach dieser Gewifsheit auf seine Weise. Gefühl, Anschauung, bestätigte Wirklichkeit gingen ihm über alles. In einem andern Wesen mufste er finden, was er in sich selbst ahndete. So mufste er lernen, „dafs seine Weisheit kein Gedicht sey." Lange hatte er diefs mit sich herumgetragen, von glücklichem Finden geträumt. Endlich deutete Henriette den Traum, und wie nun seine Freundschaft nur aus dem höchsten Gefühl der reinsten Tugend entsprang, so lehnte sich seine Tugend selbst wieder an die Freundschaft, als an eine schwesterliche Stütze. Nicht zwar als hätte es ihr an eigner Stärke gemangelt, aber weil vereinzelt gleichsam ihre Wesenheit entwich, und die unumstöfsliche Gewifsheit ihres wirklichen Daseyns verschwand.

Mit starken, aber gewifs unendlich feinen Fäden war in diese Empfindung der Freundschaft der Eindruck verwebt, dessen Weiblichkeit und vorzüglich schöne Weiblichkeit auf den reizbar und reingestimmten Mann niemals verfehlen kann. Mit einem Manne hätte Woldemars Freundschaft andre Modificationen angenommen, überhaupt vermochte nur eine weibliche Seele jenen Traum ihm zu deuten, und es bedarf mancher Mittelerläuterungen, wenn sein eignes Geständnifs „dafs jeder weibliche Reiz an Henrietten ihm sichtbarer, als allen andern gewesen, dafs, wie Henriette, noch kein Mädchen ihm gefallen" mit seiner Versicherung, „dafs seine Empfindung zu ihr nichts mit ihrem Geschlechte zu thun gehabt," nicht in Widerspruch stehen soll. Mit Bedauern sieht der Leser, der die Ahndungen seines Tactes um so lieber bestätigt oder widerlegt fände, als schon die Feinheit des Gegenstandes seine Aufmerksamkeit anzieht, dafs die Geschichte die feineren Nüancen des Verhältnisses unbestimmt läfst; nur mit Mühe entdeckt der Kundige hie und da leise Winke. Aber was Woldemar suchte, und wie er es suchte, konnte er nur in einer weiblichen Seele finden. Durch die Natur seines Wesens nothwendig geleitet, und durch seine äufsere Lage begünstigt, gehört das andere Geschlecht gröfstentheils dem innern Leben und Weben in eignen Ideen und Empfindungen an. Sich darauf in hoher Einfachheit beschränkend, ist das weibliche Geschlecht zwar vielleicht ein minder reiches und starkes, aber gewifs ein reineres Bild desselben, als jedes andre, und daher am meisten fähig, das zu gewähren, was Woldemar schmerzlich entbehrte. Jener Trieb aber, nach dessen Gewifsheit er so ängstlich strebte, und der doch kein andrer ist, als den die Philosophie sonst den uneigennützigen, die Aeufserung der praktischen Vernunft, zu nennen pflegt, ist als blofser Trieb im Weibe schon um

eben so viel reger und ununterbrochener lebhaft, als dieſs alle Neigungen und Gefühle überhaupt in ihm sind. Allein auch in seiner höheren Natur ist er deutlicher sichtbar. Unter allen Geschöpfen, die sich nach eignem Willen bestimmen, sind die Weiber der steten immer wiederkehrenden Ordnung der Natur gleichsam am nächsten geblieben. Dadurch und durch die Mitwirkung ihres feineren Schönheitssinnes sind alle ihre, auch eigennützigen Triebe, reiner und harmonischer gestimmt, und schon ihre sanfte Schwäche verhütet ein zu häufiges Einmischen der heftigen, wechselnden Begierde. Endlich scheinen sie unmittelbar aus der Hand der Natur zu kommen. Weniger, wie bey dem Manne, von eigenmächtigen Handlungen des bey diesem stärkeren und thätigeren Willens durchkreuzt, ist der Inbegriff ihres Wesens ein mehr durch die Natur und die Lage der Umstände gegebenes Ganze. Was man in demselben antrifft, ist sichrer aus ihrer inneren Beschaffenheit hervorgegangenes Werk der Natur, als eigne Schöpfung. Wer aber vertraut nicht lieber dem Zeugniſs des Unvergänglichen, als der Stimme des immer wechselnden Menschen? So mufste Woldemar sowohl durch die Eigenthümlichkeit seines Charakters als durch das, was er vermiſste, fester an ein weibliches Geschöpf gefesselt werden; und so überrascht in der That die Wahrheit jenes Geständnisses, das er selbst von der Wirkung der weiblichen Reize Henriettens ablegt. Vielleicht hätte der Leser dieſs Verhältniſs schärfer durchdrungen, wenn diese Nüancen desselben in ein helleres Licht gesetzt worden wären. Jetzt muſs es ihm schwer werden, sich, vorzüglich von Henrietten, ein wahres und richtiges Bild zu entwerfen, da er, wenigstens wenn er sich in Woldemars Seele versetzt, nicht genug veranlafst wird, sie sich ganz so weiblich zu denken, als sie in der That ist. Oder soll er vielleicht mit

Fleifs ungewifs bleiben? soll er auf der andern Seite alles auf einen Selbstbetrug in Woldemar schieben? soll er, um der Entwicklung der Geschichte ungeduldiger entgegen zu sehen, unter der Freundschaft eigentliche Liebe vermuthen? Allein gewifs wäre diese Vermuthung irrig, und Woldemars Zuneigung zu Henrietten würde im höchsten Verstande rein genannt werden können, wenn Liebe ein Flecken heifsen dürfte. Nicht blofs weil das, was ihn zuerst an Henrietten fesselte, rein moralisch war, mufs von selbst jede sinnliche Begierde schweigen. Da das, wonach er sehnsuchtsvoll ringt, gerade das absolute Gegentheil alles Vergänglichen, Wechselnden, Körperlichen ist; mufs ihn die leiseste Beymischung einer sinnlichen Empfindung empören. Wenn er Gewifsheit des nur dunkel Geahndeten erhalten will, darf er es nicht wieder in leicht täuschender Verbindung mit fremdartigem Stoffe erblicken, mufs er von diesem es sorgfältig abscheiden, und geläutert seinem innern Auge darstellen. Für den, der am Unvergänglichen hängt, verliert das Vergängliche seinen Reiz. In Woldemar haben sich nicht die denkenden und empfindenden Kräfte, beide für sich, gebildet und gepflegt, erst in ihrer Reife vereinigt; sie sind gleichsam von Kindheit an mit einander aufgewachsen, und eigentlich haben die ersteren die letzteren erzogen. Denn die Einheit erstrebende Vernunft — die sich immer leichter mit der Phantasie, von der sie ihren Ideen Symbole leiht, verbindet — ist stärker in ihm, als der zergliedernde Verstand. Daher sein Ringen nach allem Unvermittelten, Reinen, nach dem absoluten Daseyn. Von diesem allem aber existirt in der Wirklichkeit nichts. Alles ist da vermittelt, gezeugt, vermischt, nur bedingungsweis existirend. So entsteht in Charakteren dieser Gattung Abneigung gegen die empirische Wirklichkeit, und in Rücksicht auf die Empfindungsweise

Abneigung gegen die Sinnlichkeit. Das Gefühl drängt sich mit vermehrter Stärke zu den rein geistigen Empfindungen zurück; die Einbildungskraft wächst zu ungewöhnlichen Graden; man erblickt das sonderbare Phänomen, dafs die übergrofse Stärke der Empfindungen gegen die ursprünglichste aller, die äufsere, abstumpft. Ueberall wird man ungewöhnliche Glut der Phantasie mit Kälte der Sinne gepaart finden. Am wenigsten aber hätte Henriette in Woldemar Liebe zu entzünden vermocht. Wenn die Freundschaft nur Mannichfaltigkeit verlangt zu gemeinschaftlicher Verstärkung; so fodert die Liebe Ungleichartigkeit zu gegenseitiger Ergänzung. Woldemar aber und Henriette, wie Woldemar sie ansah, waren gleich. Nach der Art, wie sie auf ihn wirkte, nach dem, was er in ihr fand, fiel vor seinen Augen der Unterschied des Geschlechts — so mächtig derselbe auch mitgewirkt hatte, um es nur möglich zu machen, dafs er diefs fand — hinweg; und er beurtheilt sich vollkommen richtig, wenn er sagt, „dafs ihm eine Verbindung mit ihr eben so unmöglich sei, als der Gedanke, eine Person seines eigenen Geschlechts zu heirathen."

Mit tiefer philosophischer Einsicht und feiner poetischer Kunst hat der Vf. durch die Entwicklung der Eigenthümlichkeiten Woldemars und die Darstellung seines Verhältnisses mit Henrietten das sonderbar scheinende Widerstreben, ihr seine Hand zu geben, nach und nach sorgfältig vorbereitet. Der Leser begreift nicht blofs Woldemars Gemüthsstimmung; er fühlt es gleichsam mit ihm, wie unmöglich es ihm seyn mufste, da, wo er, nach Platos schönem Bilde, Flügel suchte, sich in höhere Sphären zu schwingen, sich durch die alltäglichen Verhältnisse einer Ehe an die Erde fesseln zu lassen. Dennoch hätte man wohl jenes sonderbare Gewebe scheinbar widerstreitender Empfindungen reiner durchschaut, wenn es in dem Plane des Vfs.

gelegen hätte, den Vorschlag der Verbindung auf eine andere Weise herbeizuführen, als durch die, in der That beynahe zudringliche Sorgfalt der Freunde Woldemars. Zu leicht wird man veranlafst, einen Theil der Abneigung auch dieser beyzumessen. Etwas so Zartes, als das stille Bündnifs zweyer Herzen, scheut jede, auch die leiseste, Berührung. Nur aus sich will es hervorgehen; nur in unentweihter Einsamkeit will es sich entwickeln, und die Hand, die sich ihm naht, kann es vernichten, ehe sie es berührt. Henriette wird also nicht Woldemars Gattin; allein sie selbst verbindet ihn mit ihrer vertrauten Freundin Allwina. Entzückend schön ist das fortdauernd trauliche Zusammenleben dieser drey Menschen geschildert. Wo wir, den einfachen Wegen der Natur folgend, mit allen ungetheilten Kräften geniefsen, da gewinnt der Genufs einen innern Gehalt, der, von aufsen gegeben, nur bearbeitet, nicht erst neugeschaffen zu werden braucht. Mit der Anstrengung ist daher Erholung gepaart, und die eine führt die andre wechselsweis herbey. Dies empfand jetzt Woldemar. Er hatte bis dahin mehr in Ideen und selbstgeschaffenen Gefühlen gelebt; ohne jenen himmlischen Sphären fremder zu werden — sein Verhältnifs zu Henrietten blieb ja das nemliche — kehrte er in Allwinens Armen, im Schoofse des glücklichsten häuslichen Lebens, mehr zu der menschlichen Erde zurück, und „eine gewisse Befreundung mit Dingen dieser Erde" — heifst es einmal (Th. 2. S. 68.) bey einer andern Gelegenheit sehr gut — ist „süfser, als die Weisen denken." Aber noch war er nicht zu dauernder Ruhe bestimmt. Es fehlte seinem Charakter an dem Einzigen, worauf sie sicher gegründet werden kann, an strenger Zucht, an ernster Selbstbeherrschung. Er hätte sie nur durch ein Geschenk des Zufalls genossen. Sehr gut bereiten die ängstlichen Besorgnisse Biderthals, der seines Bruders Be-

tragen für eine Entfernung von dem Gange der Natur ansieht, den man nie ungestraft verläfst, den nahen Sturm vor. Bald darauf erscheint er selbst. Henriettens Vater hatte eine tiefe Abneigung gegen Woldemar gefafst. Mit einem, allein durch Gewohnheit und äufsern Lagen gebildeten Charakter bemerkte er Woldemars Abweichungen von der gewöhnlichen Bahn, ohne sie zu begreifen; sah in ihnen blofs einen gänzlichen verkehrten Sinn, und sprach ihm geradezu allen Glauben an Gott und an Menschen ab. Die Besorgnifs, Henriette möchte ihm ihre Hand geben, quälte ihn anhaltend, und als er an einer Krankheit tödtlich daniederlag, verlangte er von ihr das feyerliche Gelübde, sich nie mit ihm zu verbinden. Nichts, selbst nicht die Versicherung, dafs Woldemar schon mit Allwina verlobt sey, vermochte ihm seine Unruhe zu benehmen: Henrietten empörte der Gedanke, gegen ihren Freund gleichsam in ein Bündnifs zu treten, und ihm feyerlich zu entsagen. Aber der Anblick des sterbenden Vaters, und die Ermattung selbst ihrer körperlichen Kräfte in dem fürchterlichen Kampf zwangen ihren Lippen das Gelübde ab. Der nunmehr beruhigte Vater verschied bald darauf. Woldemarn blieb der Vorfall verschwiegen. Erst einige Zeit nachher entdeckte er ihn durch einen Zufall. Er bewegte ihn heftig, und, wiederholter Kämpfe ungeachtet, konnte er die Folgen dieser Bewegung nicht ganz in sich unterdrücken. Ungefähr um dieselbe Zeit war Henriette durch nachtheilige Stadtgerüchte über ihr Verhältnifs mit Woldemar verstimmt worden. Diefs zufällige Zusammentreffen zwei verschiedener Eindrücke brachte in ihrem gegenseitigen Betragen zwar keine Kälte, aber etwas Fremdes, Ungewohntes hervor, das in jedem in dem Grade mehr zunahm, als er es in dem andern bemerkte. Henriette wagte endlich eine Erklärung. Sie bat ihn, dafs sie in ihrem

äufseren Betragen einige Schritte rückwärts thun möchten. Woldemar, in dem sich diese Bitte mit dem abgelegten Gelübde verband, wurde durch die vereinte Wirkung voh beydem auf das gewaltsamste erschüttert. Henriette, schien es ihm, sey auf seine Unkosten allzunachgiebig gegen andre. „Was mufs ihr der seyn, den sie so leicht aufopfert?" Mit Meisterhand ist nun der Fortschritt gezeichnet, den dieser furchtbare Zweifel an dem, was ihm das Heiligste und Liebste war, in Woldemars Seele machte; wie er auf Henrietten zurückwirkte; wie die Momente, wo einer oder der andre den Knoten zu lösen oder zu zerschneiden entschlossen war, unbenutzt vorübergingen; wie die Art, wie jeder dem andern erschien, mit jedem Tage das Mifsverständnifs vermehrte, die Entwicklung verzögerte. Auf das heiterste und glücklichste Leben folgte eine schreckliche, quaalenvolle Zeit. Glücklicher Weise erfährt endlich Henriette, dafs Woldemar um das Geheimnifs des Gelübdes weifs. Jetzt ist ihr auf einmal Woldemars Umänderung klar. Nach einem Gespräche über Woldemars Charakter, über welchen der Leser hier die letzten Aufschlüsse erhält, über Tugend und Moralität überhaupt, (einem Gespräche, das den schönsten Theil dieser merkwürdigen Schrift ausmacht) eilt Henriette zu Woldemar, beginnt ihm ihr ***Bekenntnifs*** abzulegen, ***Verzeihung*** bei ihm zu suchen. Bei diesen Worten fühlt sich Woldemar getroffen. Es fällt, wie ein Schleyer, von seinen Augen; er wird seiner Verirrung gewahr. Was sie von ihm erfleht, fühlt er, mufs er von ihr erhalten. Das stolze Selbstvertrauen, durch das er gefallen war, schwindet; wie er ungerecht gegen Henrietten gewesen, läuft er jetzt Gefahr, es gegen sich zu werden. Aber auch hier kehrt er bald wieder um. Die vorige Traulichkeit, der alte Friede kommen zurück, und Woldemar schliefst mit dem Ausspruch: „Wer sich auf sein Herz verläfst, ist

ein Thor — Richtet nicht!" dem Henriette Fenelons Worte zur Seite stellt: „Vertrauet der Liebe. Sie nimmt alles; aber sie gibt alles."

Woldemar hatte sich gewöhnt, sich mit einer gewissen Sicherheit seinem moralischen Gefühl zu überlassen, ohne Ausnahme den Regungen seines Herzens zu folgen. Auch konnte er dieſs in den meisten Fällen ohne Gefahr. Es ist sogar unläugbar ein höherer Grad der Tugend, wenn die Ausübung der Pflicht selbst zur Gewohnheit wird, wenn sie in das Wesen der sonst entgegenstrebenden Neigungen übergeht, und nicht jede pflichtmäſsige Handlung erst eines neuen Kampfes bedarf. Wie edel auch das Ringen des Pflichtgefühls gegen die Neigung seyn mag; so ist es doch immer ein Zustand des Krieges, und wer segnet nicht mehr die wohlthätige Hand des Friedens? Aber der Friede muſs nicht durch Nachgiebigkeit erkauft seyn; er muſs sein Entstehen der Niederlage des Feindes, seine Dauer dem Bewuſstseyn der fortdauernden Stärke danken. Der wahrhaft tugendhafte Mann ist tugendhaft, weil seine Gesinnung es ist, weil diese sich einmal durch alle seine Empfindungen und Neigungen ergossen hat. Aber er hört darum nicht auf, wachsam zu seyn, er entnervt nicht seine Stärke. Sobald der Fall der Gefahr eintritt, weiſs er die Stimme der Sinnlichkeit zu verachten, allein dem dürren Buchstaben des Gesetzes zu gehorchen. Und gegen diese Gefahr sichert keine, noch so glückliche Organisation, keine, noch so feine, geistige Ausbildung. Dieſs zeigt Woldemars Beispiel auf eine sehr treffende Weise. Seitdem er das Geheimniſs von Henriettens Gelübde erfuhr, fühlte sich sein Stolz beleidigt, seine Selbstsucht gekränkt. Ihm allein sollte sie angehören, für ihn sollte sie alles andre vergessen; nun trat sie am Sterbebette ihres Vaters gleichsam einem Bündniſs gegen ihn bey, nun konnte sie ihm etwas verheimlichen,

nun wollte sie ewas, das ihn betraf, fremden Rücksichten aufopfern. Indefs war seine Freundschaft zu ihr wirklich grofs und selten. An ihr zweifeln hiefs ihm an dem Daseyn der Tugend, an seinem besten Selbst, an dem allein Göttlichen im Menschen zweifeln. Daran knüpften sich die minder edlen Regungen seiner Neigung. Der Abfall von ihm verwandelte sich in einen Abfall von dem besten Theile der Menschheit. Nur unter dieser täuschenden Gestalt, nur indem er die Hülle der Tugend selbst anzog, vermochte der eigennützige Trieb einen Woldemar zu verführen; allein unter dieser mufste es ihm auch gerade bei einem, nicht an Zucht und Gehorsam gewöhnten, Woldemar gelingen. Dafs er aus Stolz fiel, beweist sein augenblickliches Zurückkehren, indem Henriette die Worte: „Bekenntnifs, Verzeihung," ausfprach. Diefs ist ein tief aus der menschlichen Seele genommener Zug. Der ungerechte Stolz einer nicht unedlen Seele sinkt, wenn er sich überbefriedigt sieht, plötzlich zur Demuth zurück. Sehr richtig warnt daher Woldemar vor allzusichrem Selbstvertrauen. Schön und weiblich setzt Henriette Fenelons Worte hinzu. Wer der Liebe vertraut, wird weniger straucheln. Der Liebe geht die Demuth schwesterlich zur Seite, und jede Abweichung von dem Wege der Pflicht entspringt mehr oder minder aus Selbstsucht, also aus einer Art des Stolzes. Allein sollte auch das Vertrauen auf Liebe überall eine sichere Schutzwehr seyn? Sie war es in dem Fall, in dem sich Woldemar zu Henrietten befand, und diefs kann dem Vf. hier genügen. Sonst würde auch er sie gewifs nicht allgemein dafür anerkennen. Wie edel auch ein Trieb seyn mag, so ist er immer etwas sinnlich Bedingtes, und nicht fähig, weder sichre — denn im Gebiete der Sinnlichkeit sind tausendfältige, auch dem Wachsamsten nicht immer bemerkbare, Täuschungen möglich; — noch weniger

aber reine Moralität zu begründen. Allerdings ist der uneigennützige Trieb im Menschen ein göttlicher Trieb. Allein er ist göttlich, insofern die Kraft gleichsam übermenschlich ist, das Interesse des Individuums der Allgemeinheit des Gesetzes unterzuordnen. Trieb ist er nur insofern, als das Göttliche eines Körpers bedarf, um im Menschen zu wohnen.

Die Schwierigkeiten, mit welchen man gewöhnlich zu kämpfen hat, um einen, in ästhetisches Gewand gekleideten philosophischen Inhalt rein abzuscheiden, fallen bey der gegenwärtigen Schrift so gut als ganz hinweg. Was dem Vf. von philosophischen Ideen am Herzen gelegen hat, ist mit so starken Zügen gezeichnet, drückt sich selbst in den geschilderten Charakteren so unverkennbar aus, und geht schon aus dem Geiste, der das Ganze so lebendig durchwaltet, so freywillig hervor, dafs der Leser keinen Augenblick zweifelhaft bleiben kann. Wäre diefs aber noch möglich, so dürfte er sich nur an die, von dem Vf. in seinen frühern Schriften geäufserten, Ueberzeugungen wieder zurückerinnern. Denn — um diefs beyläufig zu bemerken — nur in den Schriften weniger Männer wird man eine solche bewundernswürdige Einheit antreffen, als ein tiefes und anhaltendes Studium in den Schriften des Vf. nirgends vermissen kann. „Nach meinem Urtheil," — heifst es einmal in den Briefen über die Lehre des Spinoza (2. Aufl. S. 42) — „ist das gröfseste Verdienst, des Forschers ***Daseyn*** zu enthüllen und zu offenbaren. Erklärung ist ihm Mittel, Weg zum Ziele, nächster — niemals letzter Zweck. Sein letzter Zweck ist, was sich nicht erklären läfst: das Unauflösliche, Unmittelbare, Einfache." Dieser Ueberzeugung, die den philosophischen Charakter des Vf. auf das treffendste schildert, getreu, geht er in dem System der praktischen Philosophie, das in Woldemar seinem ganzen Wesen nach

dargelegt ist, (Th. I. S. 130) von einem „menschlichen Instinct" aus, auf dem alle Tugend zuletzt beruht, „der den Menschen zwingt, sich aus den Tiefen seines Wesens dieselbe hervorzuschaffen." Dieser Instinct der menschlichen, oder überhaupt jeder sinnlich vernünftigen Natur, ist ihm (vergl. Ed. Allwills Briefsamml. Vorr. S. XVI. Anm.) diejenige Energie, welche die Art und Weise ihrer Selbstthätigkeit, durch deren Kraft man sich jede ihrer Handlungen als alleinthätig angefangen und fortgesetzt denken mufs, ursprünglich (ohne Hinsicht auf noch nicht erfahrne Lust oder Unlust) bestimmt. In sofern diese Naturen blofs in ihrer *vernünftigen Eigenschaft* betrachtet werden, hat derselbe die Erhaltung und Erhöhung des persönlichen Daseyns, des Selbstbewufstseyns, der Einheit des reflectirten Bewufstseyns mittelst continuirlich durchgängiger Verknüpfung: — *Zusammenhang* zum Gegenstande; und insofern man in der höchsten Abstraction die vernünftige Eigenschaft *rein* absondert, geht der Instinct einer solchen *blofsen* Vernunft allein auf *Personalität* mit Ausschliefsung der *Person* und des *Daseyns*, weil beyde, hier nothwendig wegfallende Individualität verlangen. Die reine Wirksamkeit dieses letzten Instincts könnte *reiner* Wille, das *Herz der blofsen Vernunft* heifsen, und wenn man ihr, als einer Indication, philosophisch nachginge, würde sich aus ihr unter anderm auch die Erscheinung eines unstreitig vorhandnen kategorischen Imperativs der Sittlichkeit vollkommen begreiflich finden lassen. Dieser Instinct umfafst also die doppelte Natur des Menschen. Er geht auf Erhaltung des Daseyns, wie jeder Trieb überhaupt; allein als auch der vernünftigen Natur angehörend, nur auf Erhaltung des dem Menschen eigenthümlichen Daseyns. Die eigenthümliche Natur des Menschen aber ist Vernunft und Freiheit. Vermöge dieses Instincts ist sich der Mensch

daher einer Kraft bewufst, mit welcher er, allen Antrieben der Sinne entgegen, allein der Vernunft zu folgen vermag; ja er fühlt sich sogar, dies zu thun, durch einen unaustilgbaren Trieb gedrungen. Wie dieser Trieb entsteht, wie er wirkt, begreift er nicht; versucht er auch, wenn er weise ist, nicht zu erklären. Denn erklären läfst sich nur das Abhängige, Vermittelte; dieser Trieb aber ist das Letzte, Unvermittelte. Allein seines Daseyns und seiner höheren Natur ist er sich mit einer über allen Zweifel erhabenen Gewifsheit bewufst; er fühlt, dafs er selbst nur durch ihn mit allem Göttlichen verwandt; dafs er „der Odem Gottes ist in dem Gebilde von Erde." Was dieser Trieb in seiner Reinheit schafft, ist Tugend; und weil Uebung der Tugend nichts anders, als Wirksamkeit des Menschen in seinem eigenthümlichsten Daseyn ist, so ist mit der Tugend zugleich unmittelbar Glückseligkeit verbunden. Denn dasselbe Bewufstseyn, durch das wir den Ursprung der Tugend aus dem bessern Theil unsers Wesens gewahr werden, lehrt uns auch, „dafs die höchste Glückseligkeit nicht eine gewisse Art des äufserlichen Zustandes, sondern eine Beschaffenheit des Gemüthes, eine Eigenschaft der Person ist." (Th. I. S. 124.) Und so ist es die Tugend, welche „dem Menschen zugleich die Geheimnisse seiner Natur und seiner Glückseligkeit heller offenbart." (Th. I. *S. 130.) Auf diesem Fundament ruht das System der praktischen* Philosophie des Vf. Wie ungewöhnlich nun auch mancher Ausdruck, wie fremd die ganze Darstellungsart Lesern scheinen mag, welche sich einmal streng an die bisherigen Systeme halten; so werden sie derselben nicht absprechen können, dafs die höchste Reinheit der Moralität darin unentweiht geblieben ist. Denn das Einzige, worauf alles endlich zurückgeführt wird, ist die Kraft der praktischen Vernunft, die uneingeschränkte Freyheit des Willens.

Alle materialen Grundsätze sind gänzlich entfernt; und derjenige, der zwar nirgends förmlich ausgedrückt ist, den aber die ganze Ideenreihe deutlich anzeigt, ist lediglich formal, und allein in der Form der menschlichen Vernunft enthalten, auf welcher des Menschen persönliches Daseyn beruht, dessen Erhaltung und Erhöhung jener Instinct zum Gegenstande hat. Allein die Moral ist, dieser Vorstellungsart zufolge, auch wieder nicht blofs eine aus Formeln und Vernunftsätzen bestehende Theorie, der es, wie consequent sie auch an sich seyn möchte, noch immer an äufsrer Wahrheit, an praktischer Nothwendigkeit mangeln könnte; sie ist durch die festesten, und in der Natur selbst sichtbarsten Bande mit der Wirklichkeit verknüpft, und geht aus dem innersten Wesen des Menschen hervor. Wenn er Mensch heifsen, nicht die Stimme seines eignen Gefühls übertäuben will, mufs er ihr Gehorsam leisten. Jener Trieb ist unläugbar im Menschen vorhanden, und insofern Instinct diejenige bewegende Kraft ist, welche ursprünglich mit der Eigenthümlichkeit eines Wesens gegeben ist, kann er auch mit Recht Instinct genannt werden. Genau untersucht wird hier sogar nichts anders zum Grunde gelegt, als eben das, wovon auch das *rechtverstandene* Moralsystem der kritischen Philosophie ausgeht — sittliches Gefühl, Gewissen, Freyheit. Allein es ist hier auf einem durchaus andern, völlig eignen, Wege gefunden, und wird auf einem andern herbeygeführt. Daher stellt es auch gerade seinen Ursprung in ein vorzüglich helles Licht, zeigt noch klärer die Verbindung zwischen dem Moralgesetz und der wirklichen Natur des Menschen, enthält gleichsam noch mehr die Thatsachen der Freyheit und des sittlichen Gefühls, und gibt dadurch selbst zur Aufbauung der endlichen, von allen Seiten genügenden Philosophie die treflichsten Winke. Einen solchen Wink glauben wir z. B.

darin zu entdecken, dafs dem Instinct, der allem zum Grunde liegt, durchgängiger Zusammenhang zum Gegenstande gegeben, und also im Menschen ein Grundtrieb nach innerer und äufserer Uebereinstimmung festgestellt wird, aus dem sich — wenn es hier der Ort wäre, solchen Entwicklungen vorzugreifen — auch, unter andern wichtigen Folgen für die theoretische und praktische Philosophie, der nothwendige Zusammenhang der Glückseligkeit mit der Tugend streng beweisen lassen würde. Allein die Einsicht dieses Zusammenhanges bleibt immer ein tiefer Blick in die innerste Natur des Menschen. Den alten Philosophen, vorzüglich dem Aristoteles, entging er nicht. Ihnen war der Mensch zu sehr ein Ganzes; ihre Philosophie ging zu sehr von den dunkeln, aber richtigen, Ahndungen des Wahrheitssinnes aus. Sie verfielen aber zum Theil in ein entgegengesetztes Extrem, und läugneten alle Abhängigkeit von der Hand des Geschicks. Die neuere Philosophie hat zu sehr durch fremde Hand verknüpft, was, seiner Natur nach, schon verschwistert ist. Es bleibt einer künftigen vorbehalten, durch ein noch tieferes Eindringen in die Natur des sittlichen Gefühls, und seiner Wirksamkeit in dem ganzen Wesen des Menschen, das streng darzuthun, wofür die Empfindung des natürlichen, aber gutgestimmten Menschen von selbst so laut spricht. Dafs aber jenem Triebe, jenem ursprünglichen Instincte nicht etwa unbestimmte Begriffe, oder dunkle Gefühle zum Grunde liegen, beweisen unter mehreren merkwürdigen Stellen dieser Schrift vorzüglich die Worte Woldemars (Th. I. S. 135.) in dem Gespräche mit Biderthal. Nachdem er gezeigt hat, wie der Begriff wichtiger und höher ist, als die Empfindung, und wie das ganze menschliche Bestreben dahin geht, unsere Empfindungen in Begriffe zu verwandeln, kommt er auf die Frage, worin die Vortrefflichkeit des Menschen bestehe?

„Die Gaben," antwortet er sich selbst, sind mancherley; aber jeder ist vortrefflich in seinem Maafs, dessen Vernunft seine Empfindungen, Begierden und Leidenschaften überschaut und beherrscht. Ich sage *beherrscht!* denn Empfindungen, Begierden und Leidenschaften müssen da seyn, wenn menschliche Vernunft da seyn soll. Aus stumpfen Sinnen werden nie helle Begriffe hervorgehen; und wo Schwäche der Triebe und Begierden ist, da kann weder Tugend noch Weisheit eine Stelle finden. Kein Volk; keine Obrigkeit! Keine Obrigkeit; keine Gemeine! Je zahlreicher aber und je rüstiger die Menge, desto gröfser das Fürstenthum! Und gleich einem Fürstenthum ist die Vernunft, wovon ich rede. Ihr gehört jenes herrschende Gefühl, jene herrschende Idee, wodurch allen übrigen Ideen und Gefühlen ihre Stelle angewiesen wird, und ein *höchster unveränderlicher Wille* in die Seele kommt; von ihr kommt jener auf unüberwindliche Liebe gegründeter unüberwindlicher Glaube, und, mit diesem Glauben, jener heilige Gehorsam, welcher besser ist, denn Opfer." Das in dieser letzten Stelle über *Liebe* uud *Glauben* Gesagte betrifft die Verbindung der Moral mit der Religion, und erhält seine vollkommene Aufklärung aus den Briefen über die Lehre des Spinoza. Vorr. S. XLI — XLIV. §. XXXIX — XLVI. Was also wohl das Resultat des Vf. überhaupt seyn dürfte, dafs sie nemlich *Wahrheit* und *Daseyn*, um seinem eignen Ausdruck zu folgen, scharf aufzufinden, und klar zu enthüllen, die Thatsachen, von welchen ausgegangen werden mufs, darzustellen, und den Weg des ferneren Ganges im Ganzen zu zeigen, mehr als vielleicht irgend eine andre, mit oft bewundernswürdigem Glücke bemüht ist; das ist gewifs in noch höherem Grade das Resultat des in dem Woldemar entworfenen Moralsystems. Allein wie bey seinen übrigen philosophischen Aeufserun-

gen, so möchte man auch hier manchmal wünschen, dafs es ihm gefallen haben möchte, die Begriffe noch genauer zu analysiren, die Sätze in strengerer Folge aus einander herzuleiten, ja selbst hie und da dem Ausdruck eine gröfsere Bestimmtheit zu geben, um noch mehr jedem möglichen Mifsverständnifs zuvorzukommen. Ueberall würde der Vortrag dadurch mehr Faßlichkeit und gröfsere philosophische Strenge erhalten; wo aber das System noch einer Prüfung bedarf, da würde eine solche Methode zugleich den Vortheil, auch diese zu erleichtern, gewähren. Allein freylich könnte dieſs Unternehmen, wie schon der Vf. selbst einmal (Briefe üb. d. Lehre des Spinoza. Vorr. S. XXIV.) bemerkt, vollkommen nur in einem eignen sehr kritischen Werke geschehen, in welchem er sein Gedankensystem von Grund aus, und im Zusammenhange mit allen seinen Folgen darlegte; und wenn der Leser sich ihm schon zum lebhaftesten Danke für das, was er empfängt, verpflichtet fühlt, ist er freylich nicht berechtigt, auch noch auf eine neue Gabe Anspruch zu machen.

So reich aber die gegenwärtige Schrift auch an philosophischem Gehalt ist; so ist sie doch auf der andern Seite zugleich ein freyes dichterisches Product, und verdient vorzüglich als Kunstwerk, dafs die prüfende Aufmerksamkeit dabei verweile. Auch alle philosophische Absicht entfernt, ist das Ganze ein schönes, anziehendes Gemälde interessanter Situationen; die Reihe der Begebenheiten geht, nur durch sich selbst bestimmt, mit ungezwungener Leichtigkeit fort, und das Raisonnement scheint wie von selbst und ohne Absicht hineinverwebt. Die Geschichte, welche dem Ganzen zum Vehikel dient, ist nicht reich an Erfindung, noch ihr Faden verwickelt — ein einfaches Familienleben in Verhältnissen, die fast durchaus mehr durch die Empfindungsweise der handelnden Personen, als durch

äufsere Vorfälle bestimmt werden. Allein gerade dieſs foderte auch sowohl die philosophische, als poetische Absicht des Vf. Je weniger Abweichungen die Dazwischenkunft äufsrer Begebenheiten veranlafste, desto reiner konnten sich die Charaktere aus ihrer Individualität entwickeln, und diese vollkommen zu schildern, war unstreitig sein Hauptzweck. Und in der That verräth auch die Art ihrer Zeichnung, ihrer Haltung, ihrer Auflösung, da wo die Verwicklung manchmal auf den höchsten Grad steigt, eine seltne Feinheit der Beobachtung und eine gleich ungewöhnliche Gabe der Darstellung. Es gehörte ein eigner grofser Gehalt dazu, die einzelnen Züge zu Menschen, wie sie hier geschildert sind, zusammenzutragen, und reife psychologische Einsicht, sie, der Natur entsprechend, in Ein Bild zu vereinigen. Denn die hier gezeichneten Charaktere sind nicht blofs wegen ihrer wirklichen Vortreflichkeit selten, sondern besitzen auch einen Grad der Originalität, der ihnen vor manchem, auch nicht ungeweihtem, Auge etwas Fremdes, wenn nicht gerade etwas Unnatürliches, geben kann. Zwar existiren gewifs, zum Glück und zur Ehre der Menschheit, Individuen von gleich eindringendem Geiste, gleich grofser Wärme des Gefühls, gleich zartem Schönheitssinn, Menschen, denen also eben so wenig weder das Mühen nach äufseren Endzwecken, noch die blofse Thätigkeit der intellectuellen Kräfte genügt, die sich eben so ein eignes und gerade das liebste Geschäft daraus machen, gleichsam in der Mitte ihrer Empfindungen zu leben. Allein selten, und auch dies hat die Natur mit Weisheit geordnet, werden sie von den äufseren Gegenständen so wenig gestört, und seltner noch von ihren Verhältnissen selbst so dringend veranlafst, sich, wenn der Ausdruck erlaubt ist, so in ihren Gefühlen zu verlieren, so anhaltend über ihnen zu verweilen, sie endlich so dauernd und so mächtig herrschend in

sich werden zu lassen, als man hier, vorzüglich in einigen Epochen, an Woldemar und an seinen Freunden bemerkt. Was in der Natur einzeln, in verschiedenen Lagen, in längeren Zeiten zerstreuet ist, das ist hier sehr natürlich näher zusammengerückt, und macht nur dadurch einen verschiednen, weniger gewohnten Eindruck. Es würde daher kaum wunderbar scheinen dürfen, wenn einige Situationen, z. B. Woldemars Abneigung, sich mit Henrietten zu verheirathen, und besonders die Art, wie beide sich, auf die Veranlassung eines Mifsverständnisses, gegenseitig quälen, wo Eine einfache Erklärung sie verglichen haben würde, einigen Lesern, vorzüglich beim ersten Anblick, nicht ganz natürlich scheinen sollten. Nicht zwar als könnten dergleichen im wirklichen Leben nicht vorkommen, da jeder Leser sich vielleicht nicht unähnlicher erinnern wird; nicht auch als entsprängen sie nicht aus den Charakteren, wie sie einmal geschildert sind, oder als wären die Umstände nicht gehörig auseinander gesetzt, die sie nicht blofs möglich, sondern sogar nothwendig machten; sondern blofs weil es ein mächtiger Unterschied ist, etwas in der wirklichen Natur und in der nachahmenden Schilderung zu erblicken. Es ist damit gerade ebenso, wie mit der Erscheinung, dafs es Dinge gibt, die beides zu komisch und zu tragisch sind, um z. B. auf dem Theater Glauben zu finden, und die dennoch im Leben wirklich und sogar nicht selten vorkommen. Wie nemlich die Natur immer die Gewifsheit der Wirklichkeit unmittelbar mit sich führt, so ist die Nachahmung zu leicht von einem gewissen Mifstrauen gegen ihre Treue begleitet. Von diesem veranlafst geht man leicht dem Wege nach, auf dem sie eine Situation herbeiführt, um ihre Möglichkeit zu beurtheilen; und wie streng und genau dieser gezeichnet seyn mag, so zerstreut (noch ungerechnet, dafs es oft geheime, kaum bemerkbare,

Ursachen gibt, welche aller Darstellung entschlüpfen,) schon diese Vergleichung die Beobachtung, und verändert den Eindruck. Vorzüglich bei der Schilderung von Charakteren mag es also, auch innerhalb der empirischen Wahrheit, noch eine gewisse Grenze der poetischen Wahrscheinlichkeit geben; vorzüglich da mag nur eine gewisse Abweichung von der gewöhnlichen Menschennatur, die dem Gefühl eines jeden zum Maafsstabe des Natürlichen dient, erlaubt seyn. So gefährlich aber auch die Klippe war, die dem Vf., welcher, seiner Absicht gemäfs, einmal keine andre moralische Gestalten, als gerade die geschilderten, wählen konnte, hier drohte; so glücklich hat er sie zu überwinden verstanden und auch die Zweifel, von welchen wir eben sprachen, werden gewifs bei tieferem Studium der gezeichneten Charaktere verschwinden. Vertraut mit dem Wesen der poetischen Kunst, weifs er, auch was völlig subjektiv scheint, noch an die nothwendigen Bedingungen der menschlichen Natur anzuknüpfen; mit kluger Vorsicht läfst er jede neue Wendung des Charakters so vollständig vorbereiten, und so lange verweilen, und mit meisterhaftem Talent versucht er durch eine schöne, an mehr als Einer Stelle hinreifsende, Sprache den Leser so in sein Interesse zu verweben, dafs sein Gefühl in die gleiche Stimmung übergeht. Nun ist ihm jeder folgende Schritt klar, nun theilt er ihn selbst. Immer aber bleibt in Charakteren, wie Woldemar und Henriette, wie sie durch Woldemar umgebildet ist, gleichsam eine gewisse Schwierigkeit zurück. Wie schön und edel sie sind, wie tief sie ergreifen und erschüttern; so spannen sie doch das Interesse auf eine beunruhigende Weise. Es schmerzt, wenn man sieht, dafs sie in der glücklichsten äufseren Lage, mit den besten Kräften, die das Geschick seinen Günstlingen zu schenken vermag, ihre Zufriedenheit und Thätigkeit

durch Leiden unterbrechen, die man in die Versuchung kommen möchte, selbstgeschaffen zu nennen. Sanft und schön ruht daher der Blick auf einigen andern Gestalten aus, die mit weiser Oekonomie an ihre Seite gestellt sind. Welcher Leser erinnert sich nicht hierbey an Allwina, an das liebenswürdige Geschöpf, das in der höchsten Anspruchlosigkeit, sich selbst unbewufst, einen Schatz von Tiefe und Gröfse des Charakters bewahrt, das schwere Verhältnifs zwischen Woldemar und Henrietten allein durch Unbefangenheit des Sinnes fafst, und durch hingebende Liebe in schönen Einklang auflöst? Auch Henriettens beyde verheirathete Schwestern haben in dieser Rücksicht keinen unbeträchtlichen Antheil an der Wirkung des Ganzen; und selbst der alte Hornich, wie er nur durch äufsre Verhältnisse gebildet ist, und nur im äufsern lebt, trägt durch seine contrastirende Gestalt wesentlich dazu bey, der Gruppe Mannichfaltigkeit zu geben, die von einer andern Seite her Einheit erhält. Denn Woldemar ist es, seine Art zu seyn, die sich nach und nach allen übrigen mehr oder minder mittheilt, an welche sich alles andre anschliefst. Dafs sein Charakter sich entwickelte, dafs er zu dem Grade der Ruhe und Festigkeit käme, der ihm so sehr mangelte, und nach dem er sich so innig sehnte, ist das letzte Ziel dieses schönen, mannichfaltig verflochtenen Ganzen. Diesem Ziele arbeitet alles in grofser Einheit entgegen. So wie Woldemar auftritt, erregt sein Charakter bei dem Leser, wie bei seinen Freunden, Besorgnisse. Wie er da ist, fühlt man lebhaft, ist er noch nicht zur Stätigkeit und Ruhe gediehen; er mufs noch viele Prüfungen bestehen, neue Umwandlungen erleiden. In der Folge steigt die Verwicklung, und noch gerade den nächsten Augenblick vor der Auflösung hat sie den höchsten Gipfel erreicht, so dafs man sich durch diese doppelt überrascht sieht. Dennoch ist es ge-

rade diese Auflösung, mit welcher mancher Leser minder zufrieden seyn dürfte. Wie man sich Woldemar bis dahin zu denken gewohnt gewesen ist, mit der Gröfse und Festigkeit, mit dieser eigentlichen Stärke des Charakters, hätte man ihn, wenn er je fallen konnte, lieber sich durch eigne Kraft wieder aufrichten sehen, als an der Hand eines Dritten, sey es auch die Hand der Geliebten. Es ist schwer zu beurtheilen, ob in dem Plane des Vf. ein solcher Ausgang möglich war. Allein in dem Charakter selbst, so wie er entwickelt ist, scheint keine Unmöglichkeit zu liegen. Wenn er auf dem Wege fortging, auf dem er war, wenn er, endlich an aller Menschenwürde und Menschenkraft verzweifelnd, sich einem völligen Unglauben, einer alles verachtenden Härte überliefs; so mufsten gerade durch dieses Uebergewicht der entgegengesetzten Gefühle jene sanfteren und natürlicheren nach eben dem Gesetz von selbst wieder lebhaft werden, nach welchem jede Kraft gerade dann am regsamsten wird, wenn ihr der gänzliche Untergang droht. Je schrecklicher die Einöde war, in welche Woldemars Seele sich umgeschaffen fühlte, desto mächtiger mufste die leiseste Regung dieser Empfindungen wirken; der Rückweg war nun schneller als die Verirrung; und Woldemar kehrte so durch sich selbst zum Glauben an Tugend und Menschheit, und mit ihm zum Glauben an Henrietten zurück. Aber er dankte seine Rettung nicht minder dem Gefühle der Liebe; Vertrauen auf Liebe trat nicht minder an die Stelle des stolzeren Selbstvertrauens; der Sieg der Liebe war vielmehr um so gröfser, wenn sie nicht Henriettens Wort, wenn sie nur ihr Andenken, nur was Henriette in Woldemars Seele gestiftet hatte, zu Hülfe zu rufen brauchte. Die einzelnen Rollen sind mit grofser Zweckmäfsigkeit unter die auftretenden Personen vertheilt, und die Charaktere mit vieler Kunst gezeichnet und durch-

geführt. Der wichtigste ist Woldemar selbst. Von diesem ist oben schon in dem Versuche geredet worden, den wir oben gemacht haben, einen Abrifs der ganzen Schrift zu liefern, und zwar einen Abrifs, der gerade ihre Eigenthümlichkeiten, und nur diese darstellte, und gerade demjenigen Leser vielleicht am meisten willkommen wäre, der das Werk selbst schon gelesen hätte. Henriette ist zu genau mit Woldemar verbunden, als dafs dadurch nicht zugleich auch die Schilderung ihres Charakters hinlänglich geprüft wäre. Indefs ist dieser fast unter allen der schwierigste und auch vor allen mit feiner Kunst behandelt. In den Lagen, in welche sie durch Woldemar versetzt wird, kann es nicht fehlen, dafs man nicht hie und da einen Augenblick die ganze, volle Weiblichkeit in ihr vermissen sollte. Wir erinnern hier an ihre eigne Weigerung, sich mit Woldemar zu verbinden, an die Gespräche, die länger, raisonnirender, belehrender sind, als wir sie von der Anspruchlosigkeit der Frauen erwarten. Allein bey genauerer Untersuchung entdeckt sich, dafs gerade, was hier minder weiblich erscheint, sich durch die höchste Weiblichkeit auflöst. Nur um ihren Freund ihrer Freundin zu schenken, thut sie selbst Verzicht auf ihn; nur aus der höchsten Liebe zu ihm, einer Liebe, die beide Wesen in ihrem ganzen Daseyn zusammenschmelzt, folgt sie ihm in dem nun einmal eigenthümlichen Ideengange; nur an dem letzten Gespräch, in dem es Woldemars Rettung gilt, nimmt sie einen lebhaften und mehr thätigen Antheil. Von Allwina ist schon im Vorigen gesprochen. Auch die übrigen Personen sind mit Bestimmtheit und Sorgfalt gezeichnet, und aller Gleichheit ungeachtet, welche Freundschaft und gemeinschaftliches Leben ihnen gegeben hat, unterscheidet sich der redliche, aber so leicht ängstlich besorgte Biderthal sehr merklich von dem kühneren, mehr raisonnirenden Dorenburg. In der

Schilderung des alten Hornich liegt eine eigne Natur und Wahrheit, und es gehörte viel Kunst der Behandlung dazu, einen Charakter, der so manche wirkliche Härten hat, dennoch bis auf einen gewissen Grad liebenswürdig erscheinen zu lassen. — So wenig sich auch die Sprache des Vf. in ihrer Eigenthümlichkeit mit wenigen Worten charakterisiren läfst, so ist sie dennoch zu eindringend und schön, um sie ganz zu übergehen. Vorzüglich glücklich ist er in dem, was gerade andern so selten gelingt, in Schilderungen hoher und zarter Seelenstimmungen, wovon wir unter so vielen nur folgende wenige Th. 1. S. 39. 40. S. 186—190. Th. 2. S. 17—19. S. 46. 47 ff. zu Beweisen anführen wollen.

Gleichsam als bald längere, bald kürzere Episoden sind in diese Schrift theils eine Menge treflicher psychologischer Bemerkungen, theils interessante Raisonnements über wichtige Gegenstände aus dem Gebiete der Philosophie des Lebens verwebt. Vorzüglich unter den letzteren zeichnen sich Th. 1. S. 7 und 40. über Freundschaft und Liebe; S. 51—63 über die Wahl der Gesellschaft; S. 80—103 über das Uebermaafs in Pracht und Einfachheit; Th. 2. S. 37—46 über das weibliche Geschlecht, und mehrere andre aus. In dem letzten ausführlichen Gespräch über Tugend und Moralität gibt der Vf. zugleich einen körnigten Auszug aus der Moral des Aristoteles, der das Gedankensystem des Stagiriten in bündiger Kürze und mit philosophischer Präcision darstellt, und den wir ebensowenig als die vortrefliche Uebersetzung eines schönen Stücks aus dem Plutarch (Th. 2. S. 178—206) unerwähnt lassen können.

Dafs endlich die gegenwärtige Schrift eine Vollendung einiger schon vor mehreren Jahren erschienenen Fragmente ist, wird für den gröfsten Theil der Leser nicht erst einer Erwähnung bedürfen.

Ueber

die männliche und weibliche Form.

Die Einheit der Gattung abgerechnet, welche sich in der männlichen und weiblichen Bildung gemeinschaftlich ausdrückt, stehen selbst die Geschlechtsverschiedenheiten beider in einer so vollkommenen Uebereinstimmung mit einander, dafs sie dadurch zu einem Ganzen zusammenschmelzen. Man abstrahire nun entweder von dem Geschlechtscharakter oder man vereinige denselben, so erhält man in beiden Fällen ein Bild des Menschen in seiner allgemeinen Natur. Die Züge beider Gestalten beziehen sich daher wechselweis auf einander; der Ausdruck der Kraft in der einen wird durch den Ausdruck von Schwäche in der andern gemildert, und die weibliche Zartheit richtet sich an der männlichen Festigkeit auf. So wendet sich das Auge von jeder einzelnen unbefriedigt zur andern, und jede wird nur durch die andere ergänzt. Und eben so wie das Ideal der menschlichen Vollkommenheit, so ist auch das Ideal der menschlichen Schönheit unter beiden auf solche Art vertheilt, dafs wir von den zwei verschiedenen Principien, deren Vereinigung die Schönheit ausmacht, in jedem Geschlecht ein anderes überwiegen sehen. Unverkennbar wird bei der Schönheit des Mannes mehr der Ver-

stand durch die Oberherrschaft der Form (*formositas*) und durch die kunstmäfsige Bestimmtheit der Züge, bei der Schönheit des Weibes mehr das Gefühl durch die freie Fülle des Stoffes und durch die liebliche Anmuth der Züge (*venustas*) befriedigt; obgleich keine von beiden auf den Nahmen der Schönheit Anspruch machen könnte, wenn sie nicht beide Eigenschaften in sich vereinigte. Aber die höchste und vollendete Schönheit erfordert nicht blofs Vereinigung, sondern das genaueste Gleichgewicht der Form und des Stoffes, der Kunstmäfsigkeit und der Freiheit, der geistigen und sinnlichen Einheit, und dieses erhält man nur, wenn man das Charakteristische beider Geschlechter in Gedanken zusammenschmelzt, und aus dem innigsten Bunde der reinen Männlichkeit und der reinen Weiblichkeit die Menschlichkeit bildet.

Aber eine solche reine Männlichkeit und Weiblichkeit auch nur aufzufinden, ist unendlich schwer, und in der Erfahrung schlechterdings unmöglich. In der Erfahrung kommt immer der eigenthümliche Charakter des Individuums dazwischen, der den allgemeinen Geschlechtscharakter in demselben theils durch Einmischung fremder Züge entstellt, theils durch Mittheilung seiner eigenen zufälligen Schranken ihn hindert, seine höchste Vollendung zu erreichen. Jenes Fremdartige mufs also durch den Verstand davon abgesondert, diese Schranken des Individuums müssen entfernt werden, wenn der reine Geschlechtscharakter zur Darstellung kommen soll. Der Verstand aber kann nur dürftige Abstractionen liefern, und hier ist es uns gerade um ein vollständiges sinnliches Bild zu thun, weil der wahre Geist der Geschlechtseigenthümlichkeit nur in dem lebendigen Zusammenwirken aller einzelnen Züge sich ausdrücken kann.

Aus dieser Verlegenheit nun werden wir durch die

productive Einbildungskraft gerissen, welche aus dem Gebiet der Erfahrung in ein idealisches übergeht, allen zufälligen Ueberfluſs und alle zufällige Schranken von ihrem Gegenstand absondert, und das Unendliche der Vernunft in eben so bestimmte Formen einkleidet, als sonst nur die zufällige und beschränkte Geburt der Zeit, das wirkliche Individuum, zeigt. Mit diesem wunderbaren Vermögen vorzugsweise von der Natur ausgestattet, bevölkerte der Grieche seinen Olymp mit idealischen Gestalten. Wenn er nun reine Eigenthümlichkeit und Schönheit suchte, wandte er sich zum Kreise der Götter, und fand da, was er auf der Erde vermiſste. Niemand in den folgenden Jahrhunderten hat dies Volk in der Kunst übertroffen, den verborgensten Charakter eines Wesens in seiner noch unentfalteten Knospe zu pflücken, und in dieser Zartheit mit einer bestimmten Gestalt zu umgeben. Nur dem Griechischen Künstler gelang es, das Ideal selbst zu einem Individuum zu machen, und bei ihm werden wir auch den befriedigendsten Aufschluſs über den vorliegenden Gegenstand schöpfen.

In dem Kreise der Göttinnen begegnet uns das Ideal der Weiblichkeit zuerst in Dionens Tochter. Der kleine und zarte Gliederbau, welcher jeden schmeichelnden Liebreiz vereint, der üppige Wuchs, das schmachtend feuchte Auge, der sehnsuchtsvoll geöfnete Mund, die holde Sittsamkeit, welche mehr jungfräuliche Schüchternheit als entfernende Strenge verräth, und die himmlische Anmuth, die, gleich einem Hauche, über ihre ganze Gestalt ausgegossen ist, kündigen ein Geschlecht an, das auf seine Schwäche selbst seine Macht gründet. Was sich ihrem Kreise naht, athmet Liebe und Genuſs, und ihr Blick selbst ladet freundlich dazu ein. Es war eine groſse und weitumfassende Idee, welche die Venus des Griechen darstellte: die alles hervorbringende, und alles Lebendige durchströmende Kraft.

Zu dieser Idee konnten sie kein glücklicheres Sinnbild wählen als die aufblühende Idealgestalt des Weibes, des schönsten aller hervorbringenden Wesen, und keinen glücklichern Moment als denjenigen, wo das erste, noch unbestimmte, Verlangen den Busen schwellt.

In diesem ersten Jugendalter erscheint die Weiblichkeit reiner, und läfst sich eben deswegen, weil sie sich der übrigen Natur noch nicht ganz angeeignet hat, mehr vereinzelt wahrnehmen; sie ist weniger Charakter als Stimmung des Moments und der Neigung. In der seelenvollsten Miene, in dem lebendigsten Ausdruck des moralischen und sogar des intellectuellen Charakters kann zwar die weibliche Eigenthümlichkeit sichtbar seyn; aber am treuesten offenbart sie sich in der physischen Gestalt und dem sinnlichen Ausdruck, und gerade diefs, zum Ideale erhoben, strahlt aus der Göttinn der Schönheit hervor. Was unser dunkles Gefühl von weiblicher Bildung erwartet, finden wir darum in ihr am leichtesten wieder, und wenn wir den Eindruck prüfen, den ihr Anblick in uns erregt, so fühlen wir uns von einer üppigen Fülle des Reizes durchdrungen, die von wundervoller Schönheit des Baues gehalten, und von feiner Grazie gemäfsigt wird. Darum erscheint sie uns menschlicher, und obgleich sie auf keine Weise die Gottheit verläugnet, so nahen wir ihr dennoch mit vertrauender Hofnung.

Was aus der Göttinn der Liebe laut und unverkennbar spricht, das ruht in Dianens Gestalt noch schlummernd und unentfaltet. Mit jedem Reiz ihres Geschlechts geschmückt, verschmäht sie die süfsen Freuden der Liebe, und ergötzt sich nur an männlichen Beschäftigungen. Mitten unter einer Schaar gleichgesinnter Gespielinnen, verfolgt sie in den Tiefen der Wälder das Wild mit grausamen Bogen, und bestraft mit Strenge den Frevler, der sich

ihr mit unkeuschen Augen naht. Durch diese jungfräuliche Sitte ist sie mit Minerven verwandt; aber der Charakter beider Göttinnen ist dennoch wesentlich unterschieden. In Jupiters furchtbarer Tochter hat der Ernst der Weisheit jede weibliche Schwäche vertilgt; das zeigt der ruhige, nachdenkend niedergeschlagene Blick. Dianens Auge hängt mit lebhafter Begierde an dem Gegenstand ihres Strebens; sie hat nur Neigung mit Neigung vertauscht. Die Weiblichkeit ist ihr nicht fremd, vielmehr zeigt sie nirgends männliche Kraft; in fröhlicher Unbefangenheit ist sie sich ihrer nur selbst nicht bewufst. Ueberhaupt ist sie kein Ideal einer Gattung, vielmehr einer individuellen Stimmung, oder bestimmter, einer gewissen Stufe des Alters. Die zarte Sehnsucht, welche ein Geschlecht an das andere knüpft, braucht zu ihrer Entwicklung den ruhigen Einflufs eines in sich gekehrten Sinnes. Aber die ersten Aufwallungen des jugendlichen Gefühls schweifen, wie Dianens Blick, in die Ferne. Daher ist das früheste jungfräuliche Alter nicht selten von einer gewissen Gefühllosigkeit, ja sogar, da ein grofser Theil der weiblichen Milde von der Entwicklung jener Empfindungen abhängt, von einer gewissen Härte begleitet. Nur schlüpfen einige Charaktere so schnell über diese Periode hinweg, dafs sie kaum noch bemerkbar ist, indefs sie sich in andern länger erhält. Dieser Zustand bringt die eigenthümliche Bildung hervor, welche Latonens Tochter aus der Hand des Künstlers empfieng. Der weibliche Reiz strömt nicht in schmelzender Schönheit von ihr aus, sondern ist noch verschlossen in sich, und sich selbst verborgen. Der Bau der Glieder hat mehr Festigkeit und schlanke Behendigkeit, und der ganze Ausdruck sagt, dafs die Seele nicht in sich zurücksinkt, sondern aufwärts nach fremden Gegenständen strebt. Dabey aber stellt sich der Hauptcharakter der göttlichen Weib-

lichkeit, Anmuth von Würde getragen, in so hohem Grade dar, dafs er nur desto mächtiger erscheint, je mehr er zurücktritt. Dianens Strenge hat auch schon die Phantasie der Dichter gemildert. Wenn die nächtliche Einsamkeit und das Schweigen der tosenden Jagd die Göttinn mehr in sich selbst zurückführen, wird sie von Endymions Reizen gerührt, indefs man die ernste Pallas keiner Schwachheit zu zeihen vermag.

Wenn man Cytherens Anmuth mit der Würde der Juno vergleicht, so sieht man die Weiblichkeit in eine neue und erweiterte Sphäre versetzt. In der ersteren ist sie rege und thätig; bei der letzteren ergiefst sie sich ruhig durch das ganze Wesen, und erscheint weder allein, noch in einem einzelnen Moment der Neigung oder des Affects, sondern ist, aufs innigste in die göttliche Persönlichkeit verwebt, zum Charakter geworden. Zwar mufs es dem Leser der Dichter schwer werden, die Züge in derjenigen Gottheit zu finden, die mit Rache athmender Eifersucht ihre Feinde verfolgt, und an den Trümmern des rauchenden Ilions sich weidet. Aber man mufs den allgemeinen Charakter der Götter von den Fabeln unterscheiden, womit die spielende Phantasie eines sinnlichen Volks denselben verunstaltet hat. Denn so wenig Jupiters Lüsternheit dem Vater der Götter wesentlich ist, so wenig ist es Juno's Eifersucht und Rachgier der Königin des Himmels. Doch selbst in den Fabeln der Dichter verläugnet die Göttinn weder den Charakter der Erhabenheit noch der Milde, und nur auf Augenblicke kann ihn die Macht der Affekte verdunkeln. Allein in die höchste weibliche Anmuth und Würde gekleidet, erscheint sie aus der Hand des bildenden Künstlers, der seiner Phantasie aus leicht begreiflichen Gründen weniger Willkührlichkeit als der Dichter verstattete. Zwar zieht auch hier ehrwürdige Hoheit

einen heiligen Kreis um die Göttinn. Aber ist es dem stillen Verehrer gelungen, sich ihr mit geweihtem Herzen zu nahen, so umstrahlt ihn nun auf einmal ihre holdselige Schönheit. Die Ungleichheit, mit welcher der bildende Künstler und der Dichter dieselbe Gottheit behandelten, beruht offenbar auf der ungleichen Entwicklung der Begriffe von der moralischen und physischen Bildung des Geschlechts; denn nothwendig mufste der Künstler, der sich auf den Ausdruck der letztern einschränkte, es dem Dichter eben so weit zuvorthun, als das Ideal der äufsern Gestalt mehr geläutert und ausgebildet war. Das Bild hingegen, welches der Dichter von der Göttinn entwarf, richtete sich nach den eingeschränkten Begriffen, die man sich von der moralischen Bestimmung des Geschlechts bilden mochte; sein Muster war die züchtige Gattin, die Freundin der Ordnung und Häuslichkeit, aber zugleich auch die eifrige Beschützerin ihrer Rechte, und diese idealisirte er in der Königin der Götter.

Haben wir indefs unsre Phantasie von diesen Nebenbegriffen gereinigt, so stellt sich uns in dieser Gottheit das Bild wahrer Weiblichkeit nur auf einer erhabenen Stufe dar. In keinem einzelnen Zuge drängt sie sich vor, sondern wirft um die ganze Gestalt einen zarten Schleier, durch welchen die Gottheit frei und ungehindert durchblickt. Sie zeigt sich daher auch nicht in der Beschränkung, welche ein bestimmter einzelner Zustand allemal mit sich führt; sondern umschliefst vielmehr jede noch unentwickelte Anlage, und giebt dem Verstande und der Phantasie ein unbegränztes Feld zu verfolgen. Denn nicht, wie die Göttinn der Liebe, durch einladende Sehnsucht, noch, wie Latonens Tochter, durch jugendliche Unbefangenheit verräth Juno das Weib, sondern durch eine ruhige, über das ganze Wesen verbreitete Fülle. Auch der Schatten

der Begierde verschwindet, und innre Selbstgenügsamkeit hebt sie aus dem Kreise irdischer Beschränktheit hinweg. Ihre hehre Gestalt, ihr weites rundgewölbtes Auge, und der Ausdruck der Hoheit in ihrem Munde geben ihr eine Würde, welche jede Spur der Bedürftigkeit vertilgt. Indem sie aber hierin die Weiblichkeit gleichsam verläugnet, dankt sie derselben ihre ganze übrige Schönheit. Weiblich ist die Fülle ihres Wesens, eine weibliche, langsam ausströmende Kraft ihre wohlthätige Macht, und zugleich ist beides mit lieblicher Anmuth und allen Reizen der Jugend geschmückt. Denn wie sich jede Gottheit des Vorrechts erfreut, alles Menschliche zu genieſsen und zu leiden, ohne über den Augenblick der Gegenwart hinaus, den Sterblichen gleich, beschränkende Folgen zu erfahren, so kehrt auch Juno ewig als jungfräuliche Braut in Zeus Umarmung zurück.

Dennoch erscheint die Weiblichkeit nicht in ihrer ursprünglichen Beschaffenheit in ihr, nicht wie sie, noch unverändert durch die Persönlichkeit, aus der Hand der Natur kommt. Vielmehr mit der Gottheit vereint, wird sie von dieser empor getragen. Kühner erhebt sich daher die Gestalt der Göttinn, freier wölbt sich das Auge, stolzer gebietet der Mund, und frei von den Schranken des Geschlechts, ist sie allein mit den Vorzügen desselben begabt. Der Ausdruck der göttlichen und weiblichen Natur verliert sich sanft in einander, und jeder wird durch den andern gegenseitig erhöht oder gemäſsigt. Die üppige Fülle der Weiblichkeit, der es leicht an Haltung gebricht, wird in einen sich selbst beherrschenden Reichthum verwandelt, und die weibliche Kraft, die von äuſsrer Nothwendigkeit abhängt, erscheint mehr durch eine innre gebunden. Wo hingegen die furchtbare Gröſse der Gottheit Schrecken erregen könnte, da verbannt ihn die Sanftmuth des Weibes.

Durch sie erscheint der feste Rathschluſs, den die Götterstirn verkündet, nicht von der Willkühr der Laune abhängig, sondern an die hohe Ordnung der Dinge geknüpft, und der feierliche Ernst, welcher die Göttinn umgiebt, verliert jeden Anschein der Härte, da er aus weiblicher Zucht und Sittsamkeit hervorgeht.

Hier also tritt die Weiblichkeit in einer neuen Gestalt auf. Es ist nicht das eigene Ideal derselben, welches wir sehen, nicht eine Gestalt, welche ihre Vorzüge, wie ihre nothwendigen Schranken, zu zeigen bestimmt wäre; es ist das Ideal einer geistigen Natur überhaupt, welche, um einen Körper anzunehmen, sich nothwendig zu einem Geschlechte bekennen muſste, und nun das weibliche wählte. Denn unabhängig von der Form der Geschlechter, muſs es noch eine andere mittlere geben, die ein reiner Abdruck der Menschlichkeit, oder, wenn wir uns diese idealisch erhöht denken, der Göttlichkeit im Sinne der Alten ist, und zu welcher jedes einzelne Geschlecht emporstreben sollte. Die Schwierigkeit ist nur, bei diesem Uebertritt in ein fremdes Gebiet, doch gleichsam das eigne nicht zu verlassen; sondern es vielmehr idealisch zu erweitern. Gerade die Forderung aber ist hier erfüllt, da die Göttlichkeit den Charakter der Weiblichkeit als Naturcharakter vertilgt, und als Willenscharakter dargestellt, ihm eine unendliche Fläche eingeräumt, und indem sie seine Schranken entfernte, seinen Vorzügen selbst einen neuen Glanz mitgetheilt hat. Jeder Zug der erhabenen Bildung ist weiblich; unverkennbar aber spricht zugleich aus jedem die Gottheit; und so gewinnt bey Weibern und Göttinnen die Menschlichkeit und Göttlichkeit immer in eben dem Grade, in welchem die Weiblichkeit ihr ganzes Wesen lebendiger beseelt.

Wenn man sich ruhig den Eindrücken überläſst, welche in diesen Idealen, wie in der Wirklichkeit selbst, die weib-

liche Schönheit in dem Gemüthe hervorbringt, und sie auf einen bestimmten und allgemeinen Begriff zurückzuführen versucht; so sind es Lieblichkeit und Anmuth, welche den Sinnen von allen Seiten entgegenkommen. Ein zarter Gliederbau von verhältnifsmäfsiger Gröfse und mit schön wallenden Linien umschlossen, in allen Theilen Fülle und Weichheit, eine sanfte und doch lebhafte Farbenmischung, eine feine und glatte Haut, lange und anmuthig fliefsende Locken. Diese und ähnliche Züge sind es, welche in der Phantasie des Betrachters zurück bleiben, und sich in keiner wahrhaft weiblichen Bildung verläugnen, wenn sie gleich in mannigfaltig verschiedenen Gestalten erscheinen. Das charakteristische Merkmal der weiblichen Bildung ist daher die ununterbrochene Stätigkeit der Umrisse, mit welcher ein Theil aus dem andern gleichsam auszufliefsen scheint. Sie verwandelt die aus der Gestalt hervorleuchtende Kraft in reizende Fülle, und verbindet alle einzelne Züge in ungezwungener Leichtigkeit zu einem harmonischen Ganzen.

Dieser materielle Reiz, welcher allein den Sinnen schmeichelt, mufs, um zur Anmuth zu werden, eine Form annehmen, durch welche er der höheren Forderung des Geistes Genüge leistet. Ohne sie geht er nicht in das Gebiet der Schönheit über, und sie ist es allein, die ihn zur Grazie erhebt. Zwar wird die Kunstmäfsigkeit in der Bildung des weiblichen Körpers durch die gröfsere Weichheit und den sanfteren Flufs der Umrisse versteckt; aber sie darf nicht verschwinden, und in einem wahrhaft schönen weiblichen Bau mufs die technische Vollkommenheit ebenso durchschimmern, als sie in einigen übriggebliebenen Kunstwerken des Alterthums dem Auge in der That sichtbar ist, wenigstens wenn dasselbe die Leitung des Gefühlsinns zu Hülfe ruft. Wie aus der sinnlichen Harmonie des

Baues die reine Kunstmäfsigkeit hervorblicken mufs, so wird, wenn die Gestalt vollendet heifsen soll, von beiden noch ein Ausdruck der sittlichen Harmonie des Charakters gefordert. Würde und Selbstständigkeit strahlen alsdann aus dem Wuchs und den Gesichtszügen hervor. Ohne ein übermüthiges Streben nach Herrschaft zu verrathen, begnügt sich die aufgerichtete Gestalt, der Fesseln entledigt zu sein, die sonst alles Lebendige binden. In eigner Kraft erhebt sie sich, und unterwirft sich willig den Gesetzen einer Ordnung, die sich mit ihrer Freiheit vertragen. Also weit entfernt, dafs der Ausdruck des Geistes an der weiblichen Bildung vermifst werden sollte, so ordnet sich derselbe vielmehr nur jener gefälligen Grazie freiwillig unter.

An diesem Charakter einer gröfseren Anmuthigkeit, als man sie von der blofs menschlichen Bildung erwartet, ist die Weiblichkeit überall ohne Mühe erkennbar. Gleich sichtbar mufs nun zwar in der hohen männlichen Schönheit die Männlichkeit sein; nur zeigt sich hier der sehr merkwürdige Unterschied, dafs die letztere nicht sowohl, wenn sie da ist, leicht bemerkt, als, wo sie fehlt, vermifst wird. Der eigentliche Geschlechtsausdruck ist in der männlichen Gestalt weniger hervorstechend, und kaum dürfte es möglich sein, das Ideal reiner Männlichkeit eben so, wie in der Venus das Ideal reiner Weiblichkeit, zu vereinzeln. Schon bei dem ersten Anblick beider Gestalten wird man gewahr, dafs der Geschlechtsbau bei der männlichen bei weitem weniger mit dem ganzen übrigen Körper verbunden ist. Bei der weiblichen hat die Natur mit unverkennbarer Sorgfalt alle Theile, die das Geschlecht bezeichnen, oder nicht bezeichnen, in Eine Form gegossen, und die Schönheit sogar davon abhängig gemacht. Bei jener hat sie sich hierin eine gröfsere Sorglosigkeit erlaubt; sie verstattet ihr mehr Unabhängigkeit von dem,

was nur dem Geschlecht angehört, und ist zufrieden, dieses, unbekümmert um die Harmonie mit dem Ganzen, nur angedeutet zu haben. Vielleicht aber verwebte sie auch den männlichen Charakter nur feiner in das übrige Wesen des Mannes, und zeichnete ihn durch den Ausdruck gröſserer Kraft, mehr reger und schneller Anstrengung und geringerer Masse. Diese besondere Eigenthümlichkeit aber läſst sich nicht gerade auf die Rechnung seines Geschlechts setzen. Denn da sie von keiner Seite dem Charakter der reinen Menschheit widerspricht, so kann sie der rein menschlichen, so wie die entgegengesetzte der weiblichen Form eigenthümlich sein; und die gröſsere Unabhängigkeit von dem Geschlechtsunterschied gehört daher unmittelbar mit zu dem Begriff der männlichen Bildung.

Je mehr Kraft und Freiheit auch die Gestalt des Mannes verräth, desto männlicher erklärt ihn selbst das alltägliche Urtheil. Noch mehr, als in der weiblichen Schönheit, muſs die Kraft die Masse überwunden haben, und wir verzeihen es eher, wenn sich jene, selbst mit Verletzung der bloſsen Anmuth, zu sichtbar hervordrängt, als wenn sie im Gegentheil dieser unterliegt. Daher wird die männliche Schönheit immer in dem Grade erhöht, in welchem die Kraft gestärkt wird, und sinkt immer um so viel herab, als man dem Genuſs Uebergewicht über die Thätigkeit verstattet. Selbst die Art, wie man das Wachsthum der Kraft befördert, ist nicht gleichgültig, und immer wird sie da weniger männlich erscheinen, wo man sie mehr mit Fülle nährt, als durch Anstrengung übt. So dachten sich die Alten den Bacchus. Reiche Fülle bezeichnet ihn; in fröhlichem Taumel durchzog er die Erde und bezwang entfernte und mächtige Völker mehr durch die üppige Macht seiner Natur, als durch die Anstrengung seines Willens. Seine Bildung ist noch zarter und jugendlicher, als die der

übrigen Götter, seine Hüften sind weiblicher ausgeschweift, und der ganze Bau seiner Glieder ist voller und runder. Indefs er, mit der thätigen Kraft des Mannes gerüstet, gerade die Eigenthümlichkeiten des Geschlechts in seinem Charakter ausdrückt, nähert er sich dennoch der Gränze der Weiblichkeit. Wie Venus bezeichnet er eine Naturkraft, und ist überhaupt, eben so wie diese, näher als die höheren Gottheiten, mit der Natur verwandt. Aber gerade wie sie das treueste Bild reiner Weiblichkeit ist, so stellt er eine Abweichung von der Mannheit dar; und überhaupt wird der Mann jederzeit in demselben Grade mehr von seinem Geschlechte ausarten, als er sich von demselben beherrschen läfst. Obgleich diefs im Ganzen auch bei den Weibern der Fall ist, und in der Heftigkeit des Affects die lieblichsten Züge der Weiblichkeit erlöschen, so ist doch hier die Gränze weiter gesteckt, und es ist den Weibern in einem hohen Grade ihrem Geschlecht nachzugeben verstattet, indefs der Mann das seinige fast überall der Menschheit zum Opfer bringen mufs. Aber gerade diefs bestätigt aufs neue die grofse Freiheit seiner Gestalt von den Schranken des Geschlechts. Denn ohne an seine ursprüngliche Naturbestimmung zu erinnern, kann er die höchste Männlichkeit verrathen; da hingegen dem genauen Beobachter der weiblichen Schönheit jene allemal sichtbar sein wird, wie fein auch übrigens die Weiblichkeit über das ganze Wesen mag verbreitet sein. Schon von selbst stimmt der männliche Körperbau fast durchaus mit den Erwartungen überein, die man sich von dem menschlichen Körper überhaupt bildet, und nicht die Partheilichkeit der Männer allein erhebt ihn gleichsam zur Regel, von welcher die Verschiedenheiten des weiblichen mehr eine Abweichung vorstellen. Auch der partheiloseste Betrachter mufs gestehen, dafs der letztere mehr den bestimmten, der männliche

dagegen den allgemeinen Naturzweck alles Lebendigen ausdrückt, die Masse durch Form zu besiegen.

Aber auch an der männlichen Bildung bleiben noch immer Spuren genug von der Geschlechtseigenthümlichkeit übrig, welche da, wo die höchste Schönheit hervorgehen soll, in der reinen Menschlichkeit sich verlieren müssen. Wenn der Körper des Weibes eine sanfte Fläche, von wellenförmigen Linien begränzt, darbietet, so erhebt die dem Manne eigenthümliche Kraft und Heftigkeit auf dem seinigen hervorragende Sehnen, und sein stärkerer Bau, weniger mit milderndem Fleische bekleidet, deutet alle Umrisse sichtbarer an. Alle Ecken springen schneller und minder vorbereitet hervor, der ganze Körper ist in bestimmtere Abschnitte abgetheilt, und gleicht einer Zeichnung, die eine kühne Hand mit strenger Richtigkeit, aber wenig bekümmert um Grazie, entwirft. Was hier in seinen Extremen geschildert ist, läfst freilich, auch mit genauer Beobachtung der natürlichen Wahrheit, eine grofse Veredlung zu. Aber, selbst bei der höchsten, wird eine Bestimmtheit übrig bleiben, welche sich der Gränze der Härte nähert. Solch ein Ideal ist, nach dem Urtheil der Kunstkenner, der Farnesische Hercules. Nach langer Arbeit ruht er aus, gestützt auf das Werkzeug seiner Kraft. Riesen und Ungeheuer hat er bezwungen, aber nicht mit der leichten Macht der Götter, die mit dem Gebot ihres Mundes und dem Wink ihrer Hand ihre Gegner vernichten; mit der Anstrengung eines Sterblichen hat er gerungen, mit mühevollem Schweifs den Sieg erkämpft. Zu derselben Gattung gehören auch die Fechterkörper. Arbeit und Kraftübung leuchten aus ihnen hervor, und der Ausdruck des empfangenden Genusses ist überall, selbst da entfernt, wo derselbe die männliche Kraft belohnt. Festigkeit, Bestimmtheit und eine Schärfe der Umrisse, die leicht in Härte auszuarten

Gefahr läuft, machen also ein zweites wesentliches Merkmal der Bildung des Mannes aus. Wo nicht schon die Hand der Natur oder die moralische Kultur diese Züge wohlthätig gemildert hat, da rauben sie der männlichen Schönheit wieder etwas von der Freiheit, die sie durch ihre gröfsere Unabhängigkeit von dem Geschlecht gewann.

In der Natur des Göttlichen strebt alles der Reinheit und Vollkommenheit des Gattungsbegriffs entgegen. Auch der Charakter der Geschlechter fängt an in demselben zu erlöschen, und in der jugendlichen Gestalt der Götter verliert sich die scharfe Zeichnung des männlichen Körpers in einer milden Grazie, welche die Härte hinwegnimmt, ohne die Bestimmtheit zu vertilgen. Wenn Hercules sich zum Olymp empor geschwungen hat, und in Hebes Umarmung des mühevollen Erdelebens vergifst, so umwallt auch seine körperliche Bildung eine mehr geläuterte Schönheit, und mit jugendlicher Leichtigkeit bewegen sich die entfesselten Glieder. Sich diesem Ideale zu nähern, kann auch der Mensch versuchen, und die Verbindung der menschlichen Schönheit mit der männlichen hilft erst die letztere vollenden. Grofsentheils vermag die Seele von innen heraus diesen Vorzug hervorzuschaffen; aber noch mehr ist er, insofern er nicht den Ausdruck des moralischen Charakters verstärken, sondern die eigentliche Schönheit erhöhen soll, eine Gabe der Natur. Vorzüglich ist diefs in der Jugend der Fall, die, wenn die Bildung der Kindheit gewissermafsen weiblicher ist, auf der schmalen Gränze zwischen beiden Geschlechtern steht. Alsdann erscheint die eigenthümliche Schönheit des Mannes in ihrem herrlichsten Glanze. Jede einengende Schranke ist entfernt, und alles vereint sich zu dem lebendigsten Ausdruck einer mit Stärke gerüsteten Energie, die durch Anmuth gemäfsigt ist. Ein solches Ideal ächter Männlichkeit erblicken

wir im Vaticanischen Apoll. Die höchste männliche Kraft und Bestimmtheit ist in ihm in die schönste Götterjugend gekleidet; alle Züge der Bildung sind sanft und oft nur noch dem Gefühle bemerkbar gezeichnet; und wenn uns der Bogen in seiner Hand und der Köcher auf der Schulter in Schrecken setzen, so durchdringt uns die stille Erhabenheit des Gottes mit ruhiger Ehrfurcht.

Wäre unser Sinn genug an Schönheit gewöhnt, um überall auch Schönheit zu fordern, so würden wir die Härte, welche die Gestalt des Mannes so oft begleitet, minder übersehn, und durch sie mehr an das Geschlecht, als an die Gattung erinnert werden. Indefs liegt es doch nicht sowohl an einem Mangel aesthetischer Reizbarkeit in uns, als vielmehr an dem ganzen Geist seiner Bildung, wenn wir bei ihm mehr auf Bestimmtheit, als auf Schönheit der Formen achten. Diese Bestimmtheit ist ein eben so charakteristisches Merkmal seiner Bildung, als es Reiz und Anmuth bei der weiblichen ist; daher man ihm eben so wenig Unbestimmtheit und Leere als dem Weibe Mangel an Grazie verzeiht. Diefs bringt den hohen Ausdruck selbstthätiger Kraft in ihm hervor, und verbindet alle einzelnen Theile mehr zu der Einheit des Begriffs eines lebendigen und selbstständigen Wesens, als zu der sinnlichen Einheit der Form, auf der wir so gern in dem weiblichen Körper verweilen.

Nach diesen Merkmalen sollte man indefs in der Gestalt des Mannes nur Vollkommenheit ahnen, und an Schönheit verzweifeln, wenn sich mit jener strengen Richtigkeit des Baues nicht zugleich reizende Anmuth verbinden könnte. Diefs aber ist bey der männlichen Schönheit in der That der Fall; die abstracte Einheit des Begriffs, welche dem Verstand Genüge leistet, befriedigt durch die lebendige Einheit der Ausführung das Gefühl, und mit der höchsten

Bestimmtheit und Mannigfaltigkeit der Umrisse ist der leiseste Uebergang einer Form in die andere verträglich. Hat unter uns Mangel an gymnastischen Uebungen, harte Arbeit, welche die Bildung entstellt, mindere Freiheit von Sorge und von mechanischer Beschäftigung, und die ganze der Schönheit ungünstige Neigung des Zeitalters es schwieriger gemacht, diefs an dem lebenden männlichen Körper zu bestätigen; so dürfen wir uns nur an die Kunstwerke des Alterthums wenden. Auch der Schatten der Härte ist dort verbannt, und die Umrisse der männlichen Gestalt fliefsen gleich sanft, nur mit mehr Sparsamkeit des Stoffs, als in der weiblichen, ineinander. Vorzüglich sichtbar ist diefs in dem höchsten Ideale des Mannes, wo der physischen Eigenthümlichkeit zugleich die intellectuelle und moralische zur Seite steht. Reiz und Anmuth gatten sich also nicht weniger mit der männlichen als mit der weiblichen Form, nur dafs sie der letzteren das Gesetz selbst zu geben, bei der ersteren mehr das Gesetz des Verstandes auszuführen scheinen.

Bei dieser Schilderung der Gestalt beider Geschlechter ist es unmöglich, nicht zugleich auch an ihre innere Eigenthümlichkeiten erinnert zu werden. Wie sehr der Betrachter vermeiden möchte, eine Vergleichung mit denselben anzustellen, um nicht dadurch die Lauterkeit der Beobachtung zu stören, so mufs sich die Aehnlichkeit, selbst wider seinen Willen, ihm aufdringen. Denn überhaupt ist keine Gestalt eines organischen Wesens rein, nur von sich selbst abhängig, sondern jede wird durch den Begriff desselben und die ihm inwohnende Kraft bestimmt. In der unorganischen Natur ist alle Gestalt blofse Masse, wenn nicht willkührlich, doch wenigstens nicht nach innren Gesetzen, sondern durch äufsre Einwirkungen an einander gehäuft. Von Kraft ist keine Spur, als von derjenigen, durch

welche die Masse mächtig ist; und daher sind Formen dieser Art keiner andern Bedeutung fähig, als welche die Phantasie ihnen willkührlich nach unbestimmten Aehnlichkeiten beilegen will. Ganz anders ist es schon in dem Reiche, welches zunächst an dieses gränzt. Die Pflanze strebt mit eignem Leben empor, und streckt vielfach getheilte Wurzeln und Zweige aus, um fremden Stoff aufzunehmen und eignen abzusondern. Hier ist nicht mehr, wie dort, wo eine rohe ungeschiedene Masse auf einem sichren Grunde ruhte, die Gestalt blofs nach mechanischen Gesetzen begreiflich; es offenbart sich in ihr eine innre formende Kraft. Dieser strebt indefs die Materie entgegen, und daher stellt jeder organische Körper das Bild eines Kampfes dar, in welchem bald der eine, bald der andere Theil die Oberhand behält. Wenn die Materie aufhört Widerstand zu leisten, so begünstigt sie die Kraft, indem sie derselben, gerade wie in dem innren Wesen die Empfänglichkeit der Selbstthätigkeit, einen körperlichen Stoff leiht, und sie durch Leichtigkeit mildert. Die Beschaffenheit und das Verhältnifs dieser beiden Elemente, der Umfang der Kraft, und die Art, wie die Materie sie verkörpert, bestimmen eine Stufenfolge mehr oder weniger edler Bildungen, nach welcher sich jeder Naturgestalt ihr Rang anweisen liefse. Bei diesem Geschäft müfste man sich aber hüten, über die äufsre Bildung hinaus zu gehn. Unmittelbar die Gestalt mufs die Kraft ankündigen, auf die es hier ankommt, und thut diefs auch in der That. Wo die ganze Masse, in mehrere einzelne Glieder vertheilt, Leichtigkeit und Beweglichkeit gewinnt, wo in dieser Vertheilung, wie in den Umrissen überhaupt, Ebenmaafs und Kegel herrscht, da ist eine bildende Kraft sichtbar, welche diese, aus den Gesetzen der blofsen Materie unerklärbare Erscheinungen hervorbringt, und der Thätigkeit sowohl ihren Umfang als ihre Gränzen be-

stimmt. Das erstere ist vorzüglich in der menschlichen Gestalt offenbar, die nicht blofs, wie jede organische Bildung, eine bildende Kraft und einen bildsamen Stoff überhaupt zeigt, sondern auch eine unbeschränkte, schlechterdings zu keiner einzelnen Verrichtung ausschliefslich bestimmte Kraft, und einen Stoff, der anstatt derselben zu widerstreben, ihr vielmehr entgegen zu kommen scheint.

Durch die ganze übrige thierische Schöpfung sehen wir, dafs jedem Wesen eine bestimmte Anzahl von Wegen zu verfolgen angewiesen, alle übrigen hingegen versagt sind. Nicht genug aber, dafs es die letzteren nicht wirklich einzuschlagen vermag, so ist es nicht einmal im Stande, dieſs zu begehren, und seine Neigung ist, wie sein Vermögen gefesselt. Dagegen ist der Thätigkeit des Menschen schlechterdings keine einzelne Richtung ausschliefslich vorgeschrieben; was seiner Natur unmittelbar versagt scheint, dazu kann er die innern Schwierigkeiten durch Uebung, die äufsern durch allerlei Hülfsmittel entfernen, und das gänzlich Unmögliche selbst kann er wenigstens verlangend versuchen. Diese Eigenthümlichkeit nun verräth auch unmittelbar seine Gestalt, und das unterscheidende physiognomische Merkmal derselben ist eine solche Beschaffenheit der Bildung, mit welcher selbst der Gedanke des Zwangs unverträglich, und die nur durch Freiheit erklärbar ist *). Zwar offenbart sich dieses nicht in irgend einem einzelnen Zuge, sondern in dem ganzen Habitus des Körperbaues und in der freien Zusammenstimmung aller Theile, daher es auch

*) Auf ähnliche Weise, als hier, wenn gleich nur in den ersten Grundzügen, beim Menschen geschehn ist, liefse sich eine Physiognomik aller Thiergattungen entwerfen, bei der nur vorzüglich die beiden Klippen zu vermeiden wären, weder der Willkühr einer spielenden Einbildungskraft, noch dem mit den innern Eigenschaften des Geschöpfs vertrauten Verstande ein einseitiges Uebergewicht einzuräumen; folglich I. nicht blofsen Grillen zu folgen, sondern überall, an der Hand

nur gesehn und empfunden, und nicht mit Worten beschrieben werden kann. Wenn aber gleich der Mensch durch diese ihm eigenthümliche Freiheit über die Schranken der Endlichkeit hinweggerückt scheint, so tritt er darum noch nicht aus den Gränzen der Natur, sondern diese sind in dem menschlichen Bau nur weiter gerückt. Denn indem die Materie die freie Thätigkeit des Geistes durch ihre Schwerfälligkeit und Trägheit beschränkt, so mildert sie auch durch ihre ruhige Stätigkeit die ungestüme Gewalt, mit welcher die Willkühr sich äufsert; und indem der Geist durch seine strenge Gesetzmäfsigkeit der Materie Zwang anthut, so beschränkt er zugleich ihren Ueberflufs, der unaufhörlich bestrebt ist, die Form zu vernichten.

Da der Mensch als ein gemischtes Wesen Freiheit mit Naturnothwendigkeit verknüpft, so erreicht er nur durch das vollkommenste Gleichgewicht beider das Ideal reiner Menschheit. Zwar müfste, wenn die moralische Würde behauptet werden sollte, der Wille herrschen, aber nicht über eine widerstrebende, sondern mit ihm übereinstimmende Natur, und eben diefs müfste auch die äufsere Bildung verkündigen. Hier aber sieht sich die Einbildungskraft von der Wirklichkeit verlassen, welche ihr nirgends die Gestalt eines solchen reinen, über alle Geschlechtseigenthümlichkeit erhabenen Wesens zeigt, und es wird ihr sogar schwer, auch nur ein Bild davon zu entwerfen. Denn indem sie den Charakter des einen Geschlechts zu

---

der Naturgeschichte, von dem eigentlichen Körperbau, insofern er auf die Gestalt Einflufs hat, auszugehen; 2. dem Begriff der innern Vollkommenheit des Geschöpfs, wie schon oben erinnert ist, auf diese physiognomische Beurtheilung seiner Gestalt keinen Einflufs zu verstatten, und es sich anfangs wenigstens nicht stören zu lassen, wenn auch vollkommnere Thiere in Absicht ihrer Gestalt einen niedrigeren Platz erhielten, oder umgekehrt. Von dem Thierreich dürfte man hernach den Uebergang zu den Pflanzen um vieles erleichtert finden.

verwischen bemüht ist, läuft sie Gefahr, den des andern an die Stelle zu setzen, oder, wenn sie dies vermeiden will, die übrigbleibenden Merkmale bis zur Unbestimmtheit zu schwächen. Indefs ist es dennoch unläugbar, dafs zuweilen selbst in der Wirklichkeit, wenn gleich nur einzelne Züge einer Gestalt durchschimmern, die, als rein menschlich, zwischen der männlichen und weiblichen mitten inne steht, und weil jeder ein dunkles Bild davon in seiner Seele trägt, von niemand verkannt wird. Hie und da findet man etwas Ueberweibliches, wenn der Ausdruck erlaubt ist, das doch niemand darum unweiblich oder männlich nennen möchte; und eben so stöfst man bei Männern auf Züge, die man nicht auf die Rechnung des Geschlechts zu setzen vermag. Von dieser Art ist z. B. eine gewisse ruhige Gröfse, welche nicht durch Natur, sondern durch Willensstärke entsteht, und die in einer weiblichen Gestalt niemals unweiblich erscheinen wird, aber in einer männlichen auch nicht sowohl männlich, als menschlich heifsen mufs. Sammelt man diefs und ähnliche Merkmale (die man vielleicht so am richtigsten aufsuchte, dafs man sich fragte, was wohl von einer männlichen Bildung, mit Beibehaltung der vollen Weiblichkeit, auf eine weibliche übergetragen werden könnte?) in Ein Bild zusammen; so würde sich eine kunstmäfsige Bestimmtheit der Züge zeigen, die aber von Härte und Gewaltthätigkeit gleich weit entfernt wäre, und mit dieser würde sich eine Anmuth gatten, die ohne sie verdrängen zu wollen, eben so wenig von ihr verdrängt werden dürfte. Indem aber die eine der andern wiche, würde alsdann jede sich schwächen; über dem Bemühen, beide ganz aufzufassen, würde der Betrachter keine in ihrer Reinheit erblicken, und Vermischung würde an die Stelle der Verknüpfung treten.

Von diesen beiden charakteristischen Merkmalen der

menschlichen Gestalt, deren eigenthümliche Verschiedenheit in der Einheit des Ideals verschwindet, herrscht in jedem Geschlecht eins vorzugsweise, indefs das andere nur nicht vermifst wird. Dadurch beziehen sich beide, wie Hälften eines unsichtbaren Ganzen auf einander, und nöthigen durch ihren gegenseitigen Mangel das Gemüth, sie im Ideal zu ergänzen. In der Gestalt des Mannes offenbart sich durchaus eine strengere, in der Gestalt des Weibes eine liberalere Herrschaft des Geistes; dort spricht der Wille lauter, hier die Natur. So wie gröfsere Kraft und geringere Abhängigkeit von einzelnen bestimmten Naturzwecken jenen fähiger machen, jede Lage zu ertragen und selbst hervorzubringen, so verräth diefs auch sein höherer Wuchs, seine mehr hervortretende Brust, seine stärkere Knochenmasse, und das minder verdeckte Spiel seiner Muskeln. Kleiner, mit gröfserer Fülle begabt und mit stätigeren Umrissen geniefst das weibliche Geschlecht einer gleich grofsen Beweglichkeit, die aber, von geringerer Kraft begleitet, mehr als Geschmeidigkeit erscheint. In dem Manne hat der Wille den vollkommensten Sieg errungen, und den Stoff, fast bis zur gänzlichen Vertilgung seines Naturcharakters, ausgearbeitet. In dem Weibe hat der Stoff seine Eigenthümlichkeit mehr zu behaupten gewufst, und indem er sich unterwirft, flieht er den Ausdruck seines Unterliegens. Da nun auf diese Art jedes der beiden Geschlechter zwar die ganze Menschheit in allen ihren Eigenthümlichkeiten, aber nach einer mehr einseitigen Richtung zeigt; so mufs nothwendig immer das eine zu dem andern leiten. Gerade dadurch dafs Eine Seite überwiegend ist, entsteht unvermeidlich das Verlangen, auch einmal die andere herrschen zu sehen, und so, wenn nicht in der Wirklichkeit, doch wenigstens in der Phantasie, das gestörte Gleichgewicht wiederum herzustellen.

So wie sich beide Geschlechter zum Ideal reiner und geschlechtsloser Menschheit verhalten, so verhält sich auch ihre beiderseitige Schönheit zum Ideal der Schönheit. In beiden, haben wir gehört, ist die Menschheit ausgedrückt, denn jedes stellt die beiden, in ihr vereinten Naturen dar; nur dafs in jedem eine dieser beiden Naturen das Uebergewicht hat. Eben so kommt nun auch beiden Schönheit zu, aber in jedem herrscht nur Ein Bestandtheil derselben, ohne jedoch den andern auszuschliefsen. Wie in der Menschheit sich die Naturnothwendigkeit mit der Freiheit gattet, so sehen wir in der Schönheit die Materie mit der Form gepaart. Wie in der veredelten Menschheit das Gebot der Vernunft als der freie Wunsch der Neigung, und die Stimme des Affects als der Ausdruck des vernünftigen Willens erscheint; so erscheint in der hohen Schönheit die Gesetzmäfsigkeit der Form als ein freies Spiel der Materie, und die Geburt der Willkühr als ein Werk des Gesetzes! Wo sich daher die Menschheit zeigt, da wird auch Schönheit möglich sein; denn beide verhalten sich wie Wirklichkeit und Erscheinung, Urbild und Abbild zu einander, und wie die Menschheit specificirt ist, so wird es auch jederzeit die Schönheit sein. Der Ausdruck strengerer Willensherrschaft wird in der männlichen Bildung mehr Bestimmtheit der Formen erzeugen; der Ausdruck gröfserer Naturfreiheit in der weiblichen mehr die Stätigkeit des Stoffs unterstützen. Aber beide Gestalten müfsten jedem Anspruch auf Schönheit entsagen, wenn nicht jede diese beiden Vorzüge in sich vereinte, und es nicht blofs ein Uebergewicht Eines derselben wäre, welches die eine von der andern, und beide vom Ideal unterscheidet. Denn erhaben über den Kampf, in den alles Wirkliche durch seine Schranken verwickelt wird, und von der Eigenthümlichkeit frei, welche die Gattungen von einander unterschei-

det, behauptet das Ideal der Schönheit, so wie das Ideal der Menschheit, das vollkommenste Gleichgewicht. Der Formtrieb und der Sachtrieb werden daher gleich befriedigt, und tauschen in freiem Spiel ihre gegenseitigen Functionen aus *).

Wenn dies Gleichgewicht beider Principien der Schönheit gestört, nicht aber zugleich auch ihre Verbindung aufgehoben wird; so entstehen statt der einfachen idealischen Schönheit zwei verschiedene, aber minder vollkommene Gattungen. Beide bringen die Harmonie hervor, welche das Schönheitsgefühl charakterisirt, aber jede geht diesem Ziel auf einem andern Wege entgegen. Indem sich die eine durch einen überwiegenden Ausdruck von Gesetzmäfsigkeit der Vernunft empfiehlt, so wird zugleich durch die Anmuth der Darstellung die Einbildungskraft ins Interesse gezogen; indem die andere durch eine scheinbare Willkührlichkeit der Einbildungskraft schmeichelt, so unterwirft sie dieselbe zugleich durch eine wahre Nothwendigkeit dem Gesetze. Diefs erfahren wir in der Einwirkung der Schönheit beider Geschlechter auf das Gefühl. Die männliche fodert durch verwickeltere Formen zunächst nur den Verstand auf, dessen Befriedigung sich erst später in das wahre Schönheitsgefühl auflöst. Die weibliche giebt durch ihre einfacheren Formen der Einbildungskraft mehr Freiheit; und ladet zunächst blofs durch Ueppigkeit des Stoffes die Sinne ein, bis erst bei längerem Verweilen und tieferem Studium auch die ernsteren Foderungen der Schönheit befriedigt werden. Weil aber auf diesem Wege immer ein Uebergewicht auf der einen Seite, folglich auf der andern

*) Sowohl bei diesem, als den nächstfolgenden Absätzen wird der Leser ersucht, sich an den, in den Briefen über aesthetische Erziehung im 15ten und 27ten St. der Horen aufgestellten Begriff der Schönheit zu erinnern.

ein Mangel bleibt, so thut keine von beiden dem ästhetischen Gefühl Genüge, welches seiner Natur nach zum Vollendeten strebt, und sich nicht eher, als beim Ideale zur Ruhe giebt. Von der einen Bildung geht es daher zur andern über, und strebt, indem es durch die Eigenthümlichkeiten der einen die entgegengesetzten der andern aufhebt, beide in ein Ganzes zu verknüpfen, um wenigstens Augenblicke lang das Ideal festzuhalten. Diese Beziehung der zweifachen Geschlechtsbildung auf die idealische Schönheit macht, dafs jede nur eigentlich insofern wahrhaft schön erscheint, als ihr die andere gegenübersteht, jede (um ein kühneres Bild zu gebrauchen) nur einen Accord anschlägt, welcher erst in der andern vollkommen austönt. Auch hier stehen die Geschlechter in gegenseitiger Abhängigkeit von einander; denn beschränkt für sich, gewinnen sie auch hier nur durch ihre innige Gemeinschaft Vollendung. Aber eben so wie die Schranken der Geschlechtsbildung die Phantasie unaufhörlich zu Hervorbringung des Ideals auffodern, so führen die Schranken dieses Vermögens nothwendig wieder zu der Geschlechtsbildung zurück. Vergebens würde die Phantasie die Herrschaft der Form gegen die Freiheit des Stoffs völlig gleichmäfsig abzuwägen versuchen; denn da sie immer nur von Einer Seite ausgehen könnte, so würde sie auch entweder der einen oder der andern ein Uebergewicht einräumen, und dadurch, ohne es selbst zu bemerken, zur männlichen und weiblichen Bildung zurückkehren.

Wenn nun aber das nach Vollendung strebende ästhetische Gefühl von der einen Geschlechtsbildung unbefriedigt zur andern übergeht, so wird es hierin selbst von der eigenthümlichen Beschaffenheit beider unterstützt. Denn ihrer charakteristischen Verschiedenheiten ungeachtet, nähern sich die männliche und weibliche Bildung dadurch einan-

der, daſs in jeder dem besondern Ausdruck des Geschlechts der allgemeine Ausdruck der Menschheit zur Seite steht. Indem die Uebereinstimmung mit dem Ideal, zu welcher der letztere berechtigt, durch die Schranken des ersteren begränzt wird, entstehen die besondren Arten der Schönheit, die wir die männliche und die weibliche nennen. Ohne den Charakter des Geschlechts besäſse der Mann keine eigenthümliche Schönheit, ohne den Charakter der Menschheit überhaupt keine Schönheit; und eben dieſs ist mit dem Weibe der Fall, wenn gleich die weibliche Bildung, gerade insofern sie weiblich ist, der Schönheit näher verwandt scheint. Ueberall muſs man sich gewöhnen, das Geschlecht als Schranke zu betrachten, da es von der Summe der Anlagen, welche der Begriff der Gattung in sich faſst, immer eine gewisse Anzahl einseitig ausschlieſst. In der Menschheit hebt es die gegenseitige Freiheit auf, mit welcher die Selbstthätigkeit und Empfänglichkeit in dem Ideale zusammenwirken, und damit sich jede in einem eigenen Wesen darstelle, muſs (da sie einander doch niemals ganz entbehren können) die eine der andern untergeordnet werden. Wo nun die Selbstthätigkeit die Empfänglichkeit unterdrückt, da muſs auch in der Erscheinung der Stoff der Form dienen, und das Gegentheil muſs da statt finden, wo die Selbstthätigkeit der Empfänglichkeit weicht. Alle Schönheit aber beruht auf einer freien Verbindung der Form mit dem Stoff, und wenn sich dieselbe auch (insofern man von ihren höchsten Graden abstrahirt) mit dem einseitigen Uebergewicht eines ihrer beiden Elemente verträgt, so erlaubt sie doch nie gänzliche Unterdrückung des andern, oder was auf dasselbe hinausläuft, wirkliche Trennung beider.

Kaum ist es indeſs nöthig, dasjenige noch aus Begriffen beweisen zu wollen, was sich schon innerhalb des Kreises der Erfahrung so mannichfaltig bestätigt. Im Mann

und im Weibe findet unser ästhetisches Gefühl nur insofern Schönheit, als der Charakter der Menschheit den Charakter des Geschlechts veredelt hat. Der uncultivirte männliche Naturcharakter, aufser Zusammenhang mit dem moralischen Menschencharakter betrachtet, drückt den Zügen das Gepräge der Härte und Gewaltthätigkeit auf, und die zu scharfe Zeichnung der Form verbannt alle Weichheit des Stoffs, ohne deswegen auch nothwendig den Verstand durch Gesetzmäfsigkeit zu befriedigen. Dagegen zeigt die weibliche Bildung, wenn wir uns die Weiblichkeit gleich entblöfst von menschlicher Cultur denken, eine plumpe Masse, die allein Trägheit und Schlaffheit verräth, und der Ueberflufs des Stoffs unterdrückt alle Spuren der Form. Unfähig zu jedem freieren Aufschwung, wird die Gestalt nur durch den Ausdruck der Begierde belebt, und giebt dadurch das widrige Bild einer kraftlosen Heftigkeit. Könnte man sich daher den Geschlechtscharakter vereinzelt denken, so würde der Ausdruck der zeugenden Kraft blofs in gewaltthätiger Anstrengung der Energie, der Ausdruck der empfangenden allein in üppigem Uebermaafse des Stoffs bestehen, und indem jener dem auf einzelne Zwecke gerichteten Verstande, dieser der groben Sinnlichkeit einseitig Genüge thäte, würde jeder den ästhetischen Sinn unbefriedigt lassen.

Dafs der Geschlechtscharakter in der That nur in Verbindung mit dem höheren Menschencharakter der Schönheit fähig ist, wird alsdann noch anschaulicher, wenn man ihn getrennt von diesem betrachtet. Unmittelbar wie man das Gebiet der Menschheit verläfst, sinkt auch die Schönheit herab; aber unmittelbar zeigt sich auch alsdann zwischen beiden Geschlechtern eine, in ihren wesentlichen Eigenthümlichkeiten nothwendig gegründete Verschiedenheit. Das männliche Geschlecht behält, auch wenn es gänzlich

auf seinen bloßen Naturcharakter zurückgesetzt ist, doch immer den Ausdruck einer Kraft, die zwar, von roher Wildheit begleitet, furchtbar und zurückstoßend ist, aber doch immer, zumal wo alle moralische Foderungen hinwegfallen, Interesse und Staunen erweckt. In dem weiblichen hingegen unterdrückt alsdann die Materie die Kraft, und dieser Verlust wird durch keine Anmuth vergütet. Hieraus muß man sich die auffallende Erscheinung erklären, daß im Thierreiche beide Geschlechter in Absicht auf ihre Schönheit in einem so gänzlich umgekehrten Verhältniß, als in der Menschheit, stehen. Denn anstatt daß im Menschen das schwächere Geschlecht dem stärkeren an Schönheit nicht nur vollkommen gleich ist, sondern es sogar darin übertrift; so sind dagegen durchaus alle weibliche Thiere auffallend weniger schön, als die männlichen ihrer Gattung. Vergebens würde man den Grund dieser Verschiedenheit in dem organischen Körperbau aufsuchen wollen, da die, aus der eigentlichen Structur des Körpers erkennbaren Ursachen der Geschlechtsverschiedenheit, der Analogie der Naturgesetze zufolge, nothwendig überall dieselben sein müssen. Auch findet man bei den Thieren in der That dieselben physischen Eigenthümlichkeiten der Geschlechter, wie bei dem Menschen; auch dort ist das weibliche, in Vergleichung mit dem männlichen, durchaus kleiner, schwächer, von zarterem Knochenbau, und mit mehr Masse begabt. Die allgemeine Natur der Thierheit ist es daher, welche allein den Grund jener Erscheinung enthält. Unfähig durch sich selbst Ansprüche auf Würde zu machen, sinkt dieselbe durch weibliche Kleinheit, Schwäche und Weichheit gänzlich herab, und kann nur noch durch männliche Größe Kraft und Festigkeit gewinnen. Da die physische Schwäche der Weiblichkeit in ihr nicht durch moralische Stärke gehoben wird, so erscheint dieselbe als

blofser Ausdruck des Unvermögens, der auch in der weiblich-menschlichen Gestalt erst ausgelöscht sein mufs, wenn sie der Schönheit fähig sein soll; da aber von der thierischen Gestalt nur physische Vorzüge gefodert werden, so schadet es dagegen nichts, wenn der Ausdruck männlicher Unabhängigkeit in einen Ausdruck gesetzloser Willkühr ausartet.

Ohne indefs bis zur Thierheit hinabzusteigen, lassen sich die obigen Behauptungen auch durch Beispiele aus der menschlichen Natur selbst bestätigen. Unter denjenigen Nationen, die noch, ohne alle Cultur, im ursprünglichen Stande der Wildheit leben, ist die Gestalt der Weiber fast eben so wenig an Schönheit mit der Gestalt der Männer vergleichbar; und wenn man auch unter gebildeten Nationen hie und da ähnliche Ungleichheiten bemerkt, so würde eine genauere Untersuchung wahrscheinlich auch auf ähnliche Ursachen führen. Wenigstens sehen wir auch unter uns, dafs, wo männliche und weibliche Gestalten das Gepräge ausschweifender Sittenlosigkeit an sich tragen, wo die Menschheit in ihnen entadelt, und die Freiheit unterdrückt ist, die letzteren immer einen noch eckelhafteren und widrigeren Eindruck hervorbringen, als die ersteren, die wenigstens noch durch den Ausdruck physischer Kraft eine gewisse Haltung bekommen. In allen diesen Fällen nun kehrt dieselbe Erscheinung zurück; überall ist die weibliche Gestalt nur für den höchsten Ausdruck geschaffen, und wenn sie nicht in menschlicher Schönheit auftritt, so ist ihr Schönheit überhaupt fremd. Freilich aber gilt diefs allein bei der ästhetischen Beurtheilung; nur da, wo der Mensch, nicht das Geschlecht die Entscheidung fällt. Hier schmeichelt ohne Unterschied die Bildung des einen Geschlechts der Neigung des andern, und leicht gewinnt hier jedes bei dem andern den Preis. Nur wo in seiner

organisirten Seelen das Gefühl für das Schöne alle Empfindungen harmonisch gestimmt hat, ist auch diese Neigung höheren Foderungen untergeordnet, nur da wird der bloße Geschlechtstrieb in menschliche Liebe verwandelt, und von dem beschränkten Gebiet der Sinne in das idealische der Phantasie hinübergeführt. Sonst dehnt sich vielmehr diese Unlauterkeit des Geschmacks auf alle Gegenstände aus, die nur irgend diese Seite berühren; und untersuchten wir die Urtheile genau, die im Kreise des gesellschaftlichen Lebens über Bildung, Mode, Anstand, über Kunstwerke, Theater, Schriften u. s. w., kurz über alles gefällt werden, was im weitesten Verstande zum Gebiete des Geschmacks gehört, so würden wir mit Erstaunen wahrnehmen, wie selten uneigennütziger Beifall ächte Schönheit krönt.

Der Geschlechtscharakter ist also als eine Schranke anzusehen, welche die männliche und weibliche Schönheit von der idealischen entfernt; und so lange er auf die Form Einfluss hat, wird er es derselben unmöglich machen, sich zum Ideal zu erheben. Aber da es das Gesetz der endlichen Natur ist, nur vermittelst der Schranken zum Unendlichen aufzusteigen, nur durch Materie zur Form, und nur durch Trennung zur Harmonie zu gelangen; so ist die Geschlechtsschönheit, obgleich sie für sich allein der Idealschönheit ewig widerspricht, doch der einzige Weg zu derselben. Ueberdiefs ist der Mensch nur, insofern er dem Geschlecht angehört, an diese Schranke gebunden, aber insofern er zugleich die Anlagen zur freien, geschlechtslosen Menschheit in sich trägt, davon losgesprochen. Vermöge der leztern kann er die Vollendung, welche die Gränzen seines Geschlechts ihm versagen, sich durch Freiheit erwerben, und seinen einseitigen Naturcharakter durch seinen moralischen zum Ideal ergänzen; und je lebendiger

dieser, sei es durch die Gunst der Natur, oder durch die innere Wirksamkeit der Vernunft, auch aus der äufsern Bildung spricht, desto mehr verliert der Ausdruck des Geschlechtscharakters seine Einseitigkeit. Wir sehen aus der Verbindung der Menschheit mit dem Geschlecht eine neue mittlere Schönheit hervorgehn, und diese ist es, welche man gewöhnlich unter der männlichen und weiblichen Schönheit versteht. In ihr ist das Gleichgewicht des Ideals nur um so viel gestört, als es die Beschränktheit endlicher Naturen nothwendig macht, und diese Störung selbst ertheilt der Gestalt eine so individuelle Mischung der Züge, dafs sie dadurch einen neuen Zauber gewinnt. Es ist weder die Menschheit allein, noch das Geschlecht, welches im Mann und im Weibe erscheint; eigne, in sich geschlossene Gestalten sind beide, welche weder an jene, noch an dieses einseitig erinnern. Der Ausdruck der männlichen Stärke, welche vereinzelt für sich zu leicht das Ansehn physischer Gewalt erhält, wird durch den Ausdruck menschlicher Würde gemildert, und die blinde Herrschaft der Willkühr, die den Mann, ehe er sich der Herrschaft der Vernunft unterwirft, in eine bedenkliche Anarchie versetzt, kündigt sich als moralische Freiheit an. So weicht in den Idealen der Kunst der männliche Trotz des Heroen der milden Erhabenheit des Gottes, und so finden wir in diesem den Charakter der Männlichkeit, der fast bis auf seine letzten Spuren vertilgt ist, nur in seiner Uebereinstimmung mit der reinen Menschheit wieder.

Noch inniger aber ist in der weiblichen Schönheit die Weiblichkeit mit der Menschheit verbunden; und noch mehr, als in der männlichen, geht aus beiden eine neue mittlere Bildung hervor, welche, indem sie ihre Züge zugleich von beiden entlehnt, den einseitigen Ausdruck jeder gleich täuschend verbirgt. Denn selbst in den höchsten Graden der

Vollendung erhält sich der Ausdruck der Weiblichkeit unverkennbar neben dem Ausdruck der reinen Menschheit, und wenn er auch unaufhörlich in ihn überfließt, so geht er doch nie ganz in demselben unter. Allein dieser Eigenthümlichkeit ungeachtet, vermag dennoch das Weib nicht weniger, als der Mann, seiner Schönheit eine von der einseitigen Geschlechtsbildung unabhängige Vollendung zu geben. Zwar kann weder die überwiegende Herrschaft des Stoffs gänzlich aufgehoben, noch der Ausdruck physischer Schwäche und Abhängigkeit vertilgt werden, welcher immer die weibliche Gestalt begleitet. Aber indem die freie Kraft der Menschheit sich jener physischen Schwäche zur Seite stellt, bringt sie das Bild einer moralischen, durch sich selbst gemäßigten Stärke hervor, und eben so wird jene Naturabhängigkeit in eine freiwillige Unterwerfung unter ein selbstgegebenes Gesetz verwandelt. Gleich ungehemmte Kraft spricht daher aus der männlichen und weiblichen Bildung, nur daß sie in der ersteren sich über einen schrankenlosen Wirkungskreis zu verbreiten, in der letzteren sich freiwillig zu mäßigen scheint.

Weil aber beide Geschlechter nie der Endlichkeit entfliehn, so setzt sich dieser idealischen Vollendung der Gestalt in beiden ein ewiges Hinderniß entgegen; und nie ist die höchste Schönheit in der Wirklichkeit erreichbar. Das Endliche müßte zum Unendlichen werden, wenn jenes Gleichgewicht in der Erscheinung dargestellt werden sollte, und selbst dann würde kein menschlicher Sinn es aufzufassen vermögen. Allein auch hier zeigt der Ausdruck des zweifachen Geschlechtscharakters einen Weg, sich dem Ziele zu nähern, und auch dem Betrachter kommt er zu Hülfe, der sich von der Erscheinung zur Idee zu erheben versucht. Da beide Geschlechtsbildungen mit der rein menschlichen verwandt sind, so wecken sie beide das Gefühl äch-

ter Schönheit in ihm; da aber jede eine besondere Gattung ausmacht, so wird auch seine Aufmerksamkeit durch jede vorzugsweise auf eine der beiden Gattungen der Schönheit geheftet. Dadurch empfängt er beide Elemente des Ideals einzeln und in verständlicher Klarheit, ohne dafs doch die Einheit aufgelöst wird, in welcher das Wesen desselben besteht. Ungestört kann er es nun durch die Schöpfungskraft seiner Phantasie zu bilden versuchen, und sich, indem er auch hier, wie überall, von der Wirklichkeit aufser ihm nur den beschränkten Stoff entlehnt, durch innere selbstthätige Kraft zur schrankenlosen Idee erheben.

Man mag daher objectiv auf die Bildung der Geschlechter selbst, oder subjectiv auf den Eindruck sehen, den sie hervorbringen; so mufs der Geschlechtscharakter, der nur in Vergleichung mit dem Ideal eine einengende Gränze ist, in Rücksicht auf die Schranken endlicher Naturen vielmehr ein Mittel zur Vollkommenheit heifsen. Der Ausdruck des männlichen hebt in der Bestimmtheit der Züge die Herrschaft der Form mehr heraus, und da ihn der Ausdruck der reinen Menschheit mildernd begleitet, so kann er sich nicht weiter vom Ideale entfernen, als an sich nothwendig ist, jene Eine Seite des letzteren vorzugsweise darzustellen. Der Ausdruck des weiblichen zeigt in der Anmuth der Züge die Freiheit des Stoffs in einem lebhafteren Bilde, und wird auf eben die Weise von demselben Ausdruck der reinen Menschheit beherrscht. Der Mann erscheint nun feuriger, das Weib sanfter, als man sich den geschlechtslosen Menschen denkt; und daher pflegt man zu sagen, dafs die männliche Schönheit zur Anstrengung auffodere, die weibliche zur Ruhe einlade. Allein diese Ausdrücke schildern nur die gemeine Wirkung der verschiednen Geschlechtsbildung auf wenig verfeinerte Sinne, und vorzüglich den Eindruck, welchen die Gestalt des reinen Ge-

schlechts in dem andern hervorbringt. Wenn die angestrengte Kraft des Mannes erquickende Ruhe, die unbestimmte Sehnsucht des Weibes bestimmende Einheit sucht, so mufs beiden ihre gegenseitige Gestalt Befriedigung gewähren, die aber, weil sie Bedürfnissen entspricht, immer eigennützig und der ästhetischen Beurtheilung nachtheilig ist.

Wo sich der Mensch der Betrachtung des Schönen weiht, da mufs er sich von aller Partheilichkeit lossagen, und geschlechtslos allein der Menschheit angehören. Nur in solchen glücklichen Momenten gelingt es ihm, sein Wesen zu dem höchsten Gleichgewichte zu stimmen, und die Kräfte, womit er der Natur und womit er der Gottheit verwandt ist, in Eins zu verschmelzen. Zu diesem Ziel führt ihn die männliche und weibliche Form auf verschiedenen Wegen. Die weibliche bezaubert zuerst die Sinne durch ihre Anmuth; da aber der Stoff ganz Form, die scheinbare Willkühr ganz Nothwendigkeit, und die Fülle des sinnlichen Reizes nur Ausdruck zarter und feiner Geistigkeit ist, so fliefst die zuerst geweckte sinnliche Empfindung in unentweihter Reinheit in die geistige über. Die männliche fodert, indem sie zu den Sinnen spricht, unmittelbar zugleich durch Bestimmtheit den Geist zur Thätigkeit auf; da aber die Form in ihr als Stoff, die Nothwendigkeit als Freiheit, und die geistige Würde in dem Gewande sinnlicher Anmuth auftritt, so geht die zuerst rege gemachte geistige Empfindung in die sinnliche über. Dort geht das Gemüth vom Spiel zum Ernst, hier vom Ernst zum Spiele; und da in beiden Fällen zwei verschiedene Empfindungen entstehen, zwischen welchen das Gemüth unaufhörlich schwankt, und die es immer reproducirt; so bringt jede beider Bildungen eine gemischte Stimmung hervor, in welcher der eigenthümliche Charakter einer jeden durch den

entgegengesetzten gemäfsigt ist. Die weibliche Gestalt legt durch diese Verbindung ihre erschaffende, die männliche ihre anspannende Eigenschaft ab; und indem die erstere mit Kraft beseelt, die letztere durch Anmuth gemäfsigt wird, wirken beide belebend auf das Herz. Dagegen hängt die Zuneigung zu jeder der Formen von der Uebereinstimmung des eignen Charakters mit dem ihrigen ab, und die sanftere Empfindung wird lieber bei der weiblichen, die mehr energische bei der männlichen Schönheit verweilen. Indem nun auf diese Weise die Betrachtung jeder von einer ihr analogen einseitigen Stimmung auszugehn, aber eine gemischte hervorzubringen pflegt, so wird das Gemüth immer von der einen für die andere, und dadurch von beiden für die Ideal-Schönheit empfänglich gemacht.

Nie wird daher der Künstler, der nach der höchsten Wirkung streben soll, das Studium beider Gestalten von einander trennen, oder sich ausschliefslich der Darstellung Einer widmen dürfen. Aber selbst bei der sorgfältigsten Vermeidung einer solchen Einseitigkeit, wird er doch nie in beiden gleich glücklich sein, und nie ganz die Neigung überwinden können, die ihn überwiegend zu der Einen hinzieht. Denn auch das Kunstgenie fühlt den Einfluſs des Geschlechtscharakters, und das angestrengteste Bemühen nach reiner Idealität wird denselben doch nur zu veredlen, schwerlich aber zu vertilgen vermögen. Die männliche Bildung befriedigt sichtbarer durch Richtigkeit der Verhältnisse die Anfoderungen der Kunst, die weibliche durch Anmuth der Umrisse die Anfoderungen des Gefühls an die Schönheit. Das Gefühl aber ist nur dann ein sichrer Führer, wenn der Verstand es ausgebildet hat, und der angehende Künstler muſs sich daher zuerst an der männlichen Gestalt üben, wo er den technischen Theil der Kunst fest und deutlich gezeichnet findet. Erst wenn er in die-

sem Studium beträchtliche Fortschritte gemacht hat, wird es auch seinem Auge gelingen, dieselbe Nothwendigkeit der Form auch unter der Hülle weiblicher Anmuth zu entdecken, und der letzte schwere Schritt seiner Ausbildung wird es sein, diese Nothwendigkeit darzustellen, ohne der Grazie zu schaden. In den höchsten Graden der Vollendung ist die Darstellung der weiblichen Schönheit schwerer; denn zu allen Foderungen, welche die männliche an den Künstler macht, kömmt noch die schwierigste hinzu: indem er die strengste Gesetzmäfsigkeit beweifst, den Schein derselben zu vermeiden. Verlangt man hingegen nur geringere Vollkommenheit, so ist die weibliche Gestalt wieder leichter. Denn wenn in der männlichen jeder Fehler gegen die Wahrheit zu sichtbar ist, und es schon ein tiefes Studium erfodert alle zu vermeiden; so begnügt sich dagegen bei der weiblichen der mittelmäfsige Künstler, so wie der gewöhnliche Beurtheiler mit der bloßen Aufsenseite der Weiblichkeit, mit Weichheit, Gefälligkeit und Reiz, und übersieht darüber leichter wenn nicht wirkliche Unwahrheit, doch wenigstens Leere.

Selbst in dem ächten Künstler, der aber vorzugsweise für weibliche Schönheit gestimmt ist, macht zuerst die Phantasie ihre Ansprüche auf sanfte Stätigkeit und liebliche Anmuth geltend, und selbst er fängt von dem sinnlichen Theile der Kunst an (wenn der Ausdruck erlaubt ist), nur dafs er nicht auch dabei stehen bleibt, sondern von da zur Idee übergeht. Diese sucht er nun in ihrer höchsten Lauterkeit und Präcision aufzufassen und darzustellen; aber wegen jenes Uebergewichts der Phantasie besitzt er nicht sowohl Schärfe als Feinheit des Blicks, nicht sowohl Kühnheit als Zartheit der Hand, und scheint nicht sowohl die einzelnen Züge genau zu unterscheiden, als er vielmehr das Ganze durch kaum bemerkbare Uebergänge verbindet.

Gerade umgekehrt werden in dem, mehr für männliche Schönheit gestimmten zuerst die Foderungen des Geistes auf Bestimmtheit und Nothwendigkeit der Form rege; er fängt von dem geistigen Theile der Kunst an, ergreift mit tiefeindringendem Blick den Charakter der Gestalt, und zeichnet ihn mit kraftvollen Zügen, indem er ihn zugleich in anmuthige Grazie kleidet, und sich dadurch von der Wahrheit zur Schönheit erhebt. Zwar ist es unvermeidlich, bei Schilderungen, wie die hier entworfenen sind, nicht das noch zu sehr zu trennen, was in der Wirklichkeit innig verbunden ist; allein unläugbar wird doch ein solches Uebergewicht entgegengesetzter Eigenschaften in diesen beiden verschiednen Künstleranlagen herrschen, und durch das Studium des Ideal-Schönen zwar vermindert, nie aber gänzlich aufgehoben werden.

In welchen Verhältnissen man daher die verschiedne Geschlechtsbildung betrachten mag, so findet man dieselbe immer in einer doppelten Beziehung: auf sich selbst und auf das Ideal; und eben so wie beide Geschlechter durch ihre innern, sich gegenseitig unterstützenden Anlagen die menschliche Kraft, über den Kreis der Endlichkeit hinaus, erweitern, so führen sie durch ihre äufsere verschiedne Gestalt das Schönheitsgefühl dem Ideal entgegen. Denn so schwer sich auch die äufsere Bildung aus der innern organischen Bestimmung verständlich machen läfst, so belohnend ist es doch, selbst den verborgnen Zusammenhang der Natur aufzusuchen; und hier bedarf es keiner mühsamen Anstrengung, um sich zu überzeugen, dafs keines von beiden Geschlechtern, seiner innern Eigenthümlichkeit nach, unter einer andern Gestalt, als die es wirklich zeigt, zu erscheinen im Stande war. In dem männlichen ist Uebergewicht der Kraft charakteristisch und zwar einer Kraft, die zu zeugen bestimmt ist, sich schnell zu sammeln ver-

mag, und immer von Einem Punkt aus nach aufsen hin strebt. Mit Schnelligkeit sehn wir sie daher die Muskeln anspannen, mit Heftigkeit sich aller hindernden Masse entledigen, und ununterbrochene Thätigkeit athmend, den ruhigen Genufs entfernen. Dadurch nähert sie sich der bildenden Kunst, die eben so, wie sie, dem lebenden Princip Herrschaft in der todten Masse verschaft.

Die empfangende Kraft hingegen besitzt eine gröfsere Fülle; sie ist mehr gemacht, Thätigkeit zu erwiedern, als ursprünglich zu erzeugen, aber was ihr an Feuer gebricht, das ersetzt sie durch Beharrlichkeit. Durch ununterbrochene Stätigkeit der Umrisse, Zartheit und Weichheit kündigt sich daher die Weiblichkeit auch in der äufsern Gestalt an, und ertheilt derselben dadurch, selbst wenn ihr die Schönheit fehlt, doch wenigstens immer den Reiz des Angenehmen, das so oft mit dem eigentlich Schönen verwechselt wird. Da sie nun zugleich keinem Theil sich überwiegend vorzudrängen verstattet, und nur die höchste sinnliche Einheit ihr vollkommen entspricht, so steht die weibliche Gestalt überhaupt der Schönheit näher, als die männliche, und hat selbst da wenigstens die Form derselben, wo sie auch ihren Gehalt entbehrt. Denn da Freiheit von allem Zwang die Seele jeder Schönheit ist, und die ächte Schönheit sich nur dadurch unterscheidet, dafs sie mit dieser Eigenschaft die höchste Realität und Bestimmtheit verbindet, so mufs schon die blofse Stätigkeit, Flüssigkeit und Kühnheit der Formen als ein Analogon der Schönheit erscheinen, weil sie jenen wesentlichen Charakter derselben an sich trägt. Hierauf gründet sich unstreitig die Foderung der Schönheit, die man vorzugsweise vor dem männlichen Geschlecht an das weibliche richtet. Bei dem Mann ist die Schönheit eine Zugabe und ein freies Geschenk der, über den einseitigen Geschlechtscharakter

siegenden Menschheit in ihm; von dem Weibe wird sie als eine Schuld, die das Geschlecht entrichtet, wie die Weiblichkeit selbst, verlangt. Wie diese, kann sie daher auch bei der Beurtheilung des Innern in Betrachtung kommen, und gewissermafsen zur Pflicht gemacht werden; denn der innere Charakter der Weiblichkeit kann keinen andern Ausdruck als Schönheit haben. Mit Unrecht aber würde man diese noch gehaltlose Schönheit, die nur eine eigene beschränkte Gattung ist, mit jener ächten und idealischen verwechseln, zu welcher vielmehr jedes Geschlecht sich nur dadurch erhebt, dafs es die reine Menschheit mehr in sich geltend zu machen, das männliche, dafs es mehr Freiheit, das weibliche, dafs es mehr Nothwendigkeit zu erlangen versucht.

Nicht immer aber wird durch diefs doppelte Bemühen die eigentliche Schönheit erhöht. Sehr oft erhält die Gestalt nur einen lebhafteren Ausdruck dadurch, und der Ausdruck ist wesentlich von der Schönheit verschieden. Zwar werden in der Erfahrung oft beide mit einander verwechselt, und nicht selten hören wir Bildungen schön nennen, die blofs interessant heifsen dürften. Wie sonst so oft durch die Sinnlichkeit, so wird hier das ästhetische Gefühl durch den Verstand irre geführt, und es bestätigt sich aufs neue, wie selten die harmonische Stimmung des Gemüths ist, welche allein für Schönheit empfänglich macht. Wo der Ausdruck vorwaltet, da beherrscht das Gemüth die Züge, und hindert sie, ihrer eignen Freiheit zu folgen. Daher erklärt sich eine solche Bildung nicht, wie die blofs ästhetische, durch sich selbst und die Aufmerksamkeit wird von der äufsern Gestalt auf den innern Charakter gezogen. Die blofs gefällige Bildung hingegen verkündigt die höchste Freiheit der Züge; an keinen bestimmten Ausdruck gebunden, überlassen sie sich allein einer anmuthigen Stätigkeit.

Darum wird zwar hier das Auge nicht von der Gestalt hinweg zu etwas anderm hinübergeführt, aber es ist ihm gleich unmöglich auf dieser Leerheit zu verweilen. Nur die schöne Gestalt, die zwischen beiden in der Mitte steht, enthält in sich vollendet, zugleich alles, was dem Sinn und was dem Geiste genügt, und nur in ihr ist der inhaltvollste Ausdruck zugleich mit der freiesten Anmuth der Züge verbunden. Darum aber findet nun auch der Betrachter in ihr seine kühnsten Erwartungen übertroffen, und da er das ganze Wesen in vollkommener Einheit erblickt, so trennt seine Phantasie nicht mehr die äufsre Gestalt von der innern Bedeutung. Also nicht deswegen, weil ihr der Charakter mangelt, sondern deswegen, weil sie ihn nicht auf Unkosten der Freiheit hervorstechen läfst, ist die Schönheit von dem Ausdruck zu unterscheiden. Indem sich der letztere blofs auf die Darstellung des gegenwärtigen Zustandes, also auf eine enge Wirklichkeit beschränkt, drückt die Schönheit vielmehr das Total des Charakters, und das unendliche Vermögen desselben aus, aus welchem alle einzelnen Aeufserungen fliefsen. Da aber das Unendliche in der Erscheinung unerreichbar ist, so bleibt freilich auch die höchste menschliche Schönheit in gewissem Verstande nur Ausdruck, und so kommt es nur darauf an, den letzteren der Schönheit zu nähern. Von einem Bilde des vorübergehenden Affekts mufs er zu einem Bilde des bleibenden Charakters erhoben werden, und zwar eines Charakters, der nicht blofs von einer Seite, sondern von allen harmonisch ausgebildet ist.

Eine auffallende Erscheinung ist es, dafs, obgleich der Ausdruck der Schönheit sogar Gefahr droht, dennoch der bessere Geschmack unsers Zeitalters fast ausschliefslich auf ihn gerichtet ist. Sowohl in Gemälden als in den Werken der bildenden Kunst vergessen wir Grazie und Schönheit

über der Zeichnung der Charaktere, und oft nur der momentanen leidenschaftlichen Stimmung derselben; dem Dichter übersehen wir Fehler der Composition des Ganzen, auf welcher die Schönheit beruht, wenn er uns nur durch Charakter-Ausdruck Genüge leistet, und eben so verzeihen wir dem Schriftsteller überhaupt Mangel an kunstvoller Einheit der Darstellung, wenn er uns nur durch kühne und originelle Wendungen interessirt. Der wahre Tonkünstler, der sich über den willkührlichen Ausspruch der Mode hinaussetzt, führet eine ähnliche Klage, und wer sich gewöhnt hat, das Gesetz der Schönheit auch auf Gegenstände des täglichen Lebens anzuwenden, der muſs in unserm Umgang, unserm Anstand, unsern Sitten sehr oft die nöthige Grazie und das Bestreben nach ächter Schönheit vermissen, so sehr auch der Verstand durch den innern Gehalt und Charakter im einzelnen befriedigt wird. Kaum ist es möglich, sich hiebei nicht an den Einfluſs zu erinnern, welchen zwei Nationen von ganz entgegengesetztem Charakter nach und nach auf unsern Geschmack ausgeübt haben, und seine Blicke nicht erwartungsvoll auf eine dritte zu richten, welche den Gehalt, wie die Form, wieder in ihre Rechte einsetzte und beiden einander zu verdrängen wehrte, wenn sich von einem besondern Nationalcharakter die Vollendung erwarten lieſse, die nur das Werk des allgemeinen Vernunftcharakters sein kann. Aber so unmöglich es auch ist, anders als auf diesem Weg zu der ächten Schönheit hindurch zu dringen, so sehr ist man wieder in Gefahr, gerade auf diesem Weg sie gänzlich zu verfehlen.

Noch mehr als die Schönheit selbst, muſs die Weiblichkeit von dieser Gefahr bedroht werden, da sie nicht bloſs der Schönheit so nah verwandt ist, sondern sich ihr gerade von derjenigen Seite nähert, welche durch den Ausdruck verloren geht; und in der That müſste man für die

ächte Weiblichkeit im Ausdruck besorgt sein, wenn man jenem herrschenden Zeitgeschmack einen Einfluſs auf weibliche Bildung zutrauen dürfte. Denn auch hier wird nicht selten das Anziehende mit dem Schönen verwechselt, und unter den verschiedenen Arten des Ausdrucks selbst, dem stärker hervorstechenden der mehr sanfte und gefällige nachgesetzt. Wie es überhaupt das Schicksal der Weiber ist, weit öfter den einseitigen Foderungen der Sinne oder des Verstandes, als dem Urtheil reiner Empfindung unterworfen zu werden, so wird auch bei Beurtheilung ihrer Schönheit, (wenn man sich ja über das Sinnliche erhebt) noch zu sehr auf irgend einen hervorstechenden Ausdruck von Geist, Witz und Lebhaftigkeit Rücksicht genommen, und dagegen zu leicht der Ausdruck eines ruhigen, aber sanften und zarten Gefühls übersehn. Auch jetzt noch hat man sich nicht ganz entwöhnt, nur, was piquant ist, zu suchen, und gleich als wäre man sich seiner Schlaffheit bewuſst, überall einen erweckenden Reiz zu verlangen. Darum wird gerade der höchste Charakterausdruck, dessen durchgängige Harmonie der Schönheit am meisten empfänglich ist, auch jetzt noch am meisten verkannt, und der mehr in die Augen fallende Glanz des Verstandes dem bescheidenen Ausdruck der Empfindung vorgezogen, die sich nur durch Ueberspannung interessant machen kann. Gerade die ächtweiblichen Gestalten, die nichts Ausgezeichnetes besitzen, aus welchen aber Zartheit des Gefühls, ruhige Sittsamkeit, und ein anspruchloser Eifer für alles Wahre und Gute spricht, werden mit dem zweideutigen Lobe zurückgewiesen, womit man die bloſse Herzensgüte mehr zu beschämen als zu belohnen pflegt. Nichts aber ist dem Charakter wahrer Weiblichkeit in der äuſsern Bildung verderblicher, als diese Stimmung des Geschmacks, die, obgleich sie sich, der besseren Richtung des Zeitalters nach,

ihrem Ende naht, und bald nicht mehr die herrschende sein dürfte, doch noch immer zu allgemein ist. Denn da die Eigenthümlichkeit der weiblichen Gestalt auf Freiheit und Harmonie des Ganzen beruht, der Ausdruck aber immer einzelne Züge mehr oder minder heraushebt, so muſs er mit demselben in einem nothwendigen Widerstreit stehen, und sehr oft wird man die Unweiblichkeit gewisser Bildungen in der bloſsen Stärke des Ausdrucks gegründet finden.

Wer indeſs von der Vollkommenheit der weiblichen Gestalt, selbst in ihrer Unabhängigkeit von der Schönheit, durchdrungen ist, der wird derselben deshalb nicht weniger Ausdruck beimessen wollen, als der männlichen. Sie muſs vielmehr, da sie sich ihrer Natur nach weniger an den Verstand, als an die Sinne wendet, noch sorgfältiger Leerheit vermeiden. Zwar sind die Gränzen, innerhalb welcher der Ausdruck spielen darf, in der weiblichen Gestalt gewiſs enger gezogen, nur daſs der weibliche Körper durch seine gröſsere Geschmeidigkeit feinere Verschiedenheiten bemerkbar zu machen fähig ist, und dadurch vorzugsweise Feinheit des Ausdrucks besitzt. Denn nicht in einzelnen, scharf gezeichneten Zügen, sondern innig in die ganze Gestalt verwebt, auf den ersten Blick kaum bemerkbar, und in edle Einfachheit gekleidet muſs sich der innere Charakter in wahrhaft weiblichen Bildungen darstellen. Ist aber diese vollkommene Harmonie unerreichbar, so ist es sogar weiblicher, wenn die Seele sich nur durchzublicken genügt, als wenn sie sich vorzudrängen strebt. Unstreitig ist also die weibliche Schönheit mit dem Ausdruck, aber nur mit dem höchsten verträglich. Nur der Charakter, nicht der beschränkte Zustand vorübergehender Neigungen und Affekte stellt sich mit Glück in ihr dar, und auch jener nur in der harmonischen Einheit seiner Kräfte, und

der Totalität seiner Anlagen. Leichter verstattet daher die Weiblichkeit den Ausdruck der Phantasie und Empfindung, als des Verstandes, da dieser mehr auf Trennung, wie jene auf Verbindung, gerichtet ist. Allein selbst die Verstandeskräfte wirken in dem Weibe weniger trennend als verbindend, woraus vorzugsweise die eigenthümliche Erscheinung entspringt, die wir Geist nennen, und die der Mann nicht immer mit gleicher Leichtigkeit erwirbt. Durchaus stehen daher Schönheit und Weiblichkeit in gleichem Verhältniſs zum Ausdruck in der Gestalt; auf gleiche Weise droht er beiden Gefahr, und auf gleiche Weise ist er mit beiden zu vereinigen.

Ganz anders verhält sich dagegen der Ausdruck zur Eigenthümlichkeit der männlichen Bildung. Er mag auf einzelnen hervorstechenden Zügen beruhen, oder in die ganze übrige Gestalt feiner verflochten seyn, sich vordrängen oder bescheidner zurückstehn; so kann er zwar durch seine Stärke die Schönheit beleidigen, welche immer beide Geschlechter einander näher führt, aber das Charakteristische der Männlichkeit wird dabei eher gewinnen, als verlieren. Ist er daher bei dem weiblichen Geschlecht mehr versteckt, als sich von der rein menschlichen Gestalt erwarten liefse, so ist er bei dem männlichen deutlicher ausgesprochen. Deutlicher fällt er daher auch in der männlichen Bildung ins Auge, da er bei der weiblichen dem ungeübten Blick sogar oft entgeht. Weil aber die Uebereinstimmung in der männlichen Gestalt mehr gedacht als empfunden wird, so scheint der männliche Ausdruck oft räthselhafter und sonderbarer, als der weibliche, der mit der ganzen Gestalt in Verbindung steht, und durch dieselbe erklärt wird. Eben darum aber erfordert der letztere, um vollkommen verstanden zu werden, einen von Natur feinen und vielfach geübten Takt, jener mehr ein-

dringenden Scharfsinn, und durch Erfahrung unterstützte Urtheilskraft.

Das freieste Gebiet eröffnet sich dem Ausdruck in der Bewegung der Gestalt, und hier vorzüglich entfaltet der weibliche Charakter seine ganze Eigenthümlichkeit, die sich ungleich sichtbarer in dem wechselnden Mienenspiel, als in den bleibenden Zügen des Gesichts offenbart. Durchaus ist die Gestalt der Weiber sprechender, als die männliche; und, der Harmonie einer seelenvollen Musik ähnlich, sind alle ihre Bewegungen feiner und sanfter modulirt, da hingegen der Mann auch hier eine gröfsere Heftigkeit und Schwere verräth. Da in der weiblichen Seele die Phantasie immer dem Verstande, die Empfindung der Vernunft zuvoreilt, und dadurch beide, indem sie auch selbst unaufhörlich in einander übergehn, gemeinschaftlich die Einheit des Gemüths hervorbringen, nach welcher der Mann nur mit mühsamer Anstrengung strebt; so ist bei den Weibern auch das innre Leben weniger von der äufsern Erscheinungsweise geschieden, und mit freiwilliger Leichtigkeit malt sich die Seele in dem bildsameren Bau. Von selbst theilt sich den Zügen die unbeschränkte Freiheit der Umrisse mit, durch welche der bloſse Ausdruck in die Schönheit überfliefst; denn nicht eine einzelne Bewegung, sondern die ganze Seele ist es, die aus derselben spricht, und zwar eine weibliche Seele, die, weil Phantasie und Empfindung in ihr herrschen, mehr das harte und feste, als das schwankende und unbestimmte flieht. Aber nicht die Gestalt allein, auch die Stimme, die noch mächtiger ist, unmittelbar die Empfindung zu wecken, trägt dieselbe Eigenthümlichkeit in beiden Geschlechtern an sich. Sanfter und melodischer, aber in mannigfaltiger wechselnden Schwingungen ertönt sie aus dem Munde des Weibes; einfacher, aber eindringender und stärker aus dem Munde des Man-

nes, und beide drücken die Gefühle ihrer Seele ihrem Charakter gemäfs aus.

Auf jener zarten Bildsamkeit der weiblichen Gestalt, durch die sie ein treuer und heller Spiegel des Innern wird, beruht der eigenthümliche Genufs, welchen der Umgang mit dem andern Geschlecht gewährt. Nirgends spricht die Empfindung so unmittelbar zu uns, und nichts vermag daher auch so tiefe Gefühle zu wecken, so harmonische Stimmungen hervorzubringen. Den Mann, der durch seine Thätigkeit leicht aus sich selbst herausgerissen wird, wieder in sich zurückzuführen; was sein Verstand trennt, durch das Gefühl zu verbinden; seinen langsamern Fortschritten zuvorzueilen, und die höchste Vernunfteinheit, nach der er strebt, ihm in der Sinnlichkeit darzustellen, ist die schöne Bestimmung dieses Geschlechts, mit der auch die äufsere Bildung desselben aufs genaueste zusammenstimmt. Daher beruhet auch die Macht des Weibes vorzugsweise auf der lebendigen Gegenwart, wo nicht vor den Sinnen, doch vor der Einbildungskraft. Zwar gilt eben dieſs auch von dem Manne, wenn er in dem ganzen Adel seiner Bildung auftreten soll; auch seiner Gestalt ist eine Sprache eigen, welche das Herz mächtig ergreift, und die Stimmungen seiner Seele mit den feinsten Zügen malt. Allein um sein Inneres zu dieser Zartheit zu stimmen, und seinen äufsern Bau einer solchen Bildsamkeit fähig zu machen, mufs er sich von seinem Geschlecht gleichsam lossagen, und über den Naturzweck hinausgehen; also mehr leisten, als selbst seine höhere Bestimmung erheischt. Das weibliche Geschlecht hingegen mufs gerade jede weibliche Eigenthümlichkeit mit schonender Sorgfalt zu erhalten bemüht seyn, um nicht jenen lebendigen Ausdruck seiner Gestalt selbst zu zernichten; und wenn ihm dieſs Bemühen gänzlich mislingt, so sinkt es allein zu seiner Natur-

bestimmung und den Verrichtungen des äufsern alltäglichen Lebens herab, oder geht zu Beschäftigungen über, die eigentlich nicht zu seinem Kreise gehören. Denn auch hier ist die Weiblichkeit, sobald man die Gränzen des blofsen Naturzwecks verläfst, nur das höchste zu geben geschaffen, und wer sich mit andern Foderungen an sie wendet, der beweist blofs seine Unkenntnifs des Geschlechts.

Recension
von
F. A. Wolf's zweiter Ausgabe der Odyssee.
(Halle. 1794. 8.)

So wenig auch die Absicht des Hn. Prof. Wolf dahin ging, in diesem Abdruck, der allein den Mangel der Exemplarien der Odyssee bis zur Vollendung seiner jetzigen neuen Ausgabe des Homer zu ersetzen bestimmt ist, eine vollständige Recension des Textes vorzunehmen; so hat doch eine nicht unbeträchtliche Anzahl von Stellen schon hier ihre Berichtigung erhalten. Die Beurtheilung dieser Textverbesserungen bleibt schicklicherweise bis zur Erscheinung der gröfsern Ausgabe ausgesetzt, und nur also um bestimmter anzugeben, wodurch sich auch schon dieser Abdruck vor dem vorigen auszeichnet, wollen wir einige derselben ausheben, uns aber auch diese blofs anzuzeigen begnügen. So steht III. 73 für τοίγ' ἀλόωνται; τοί γ' ἀλόωνται (wie schon sonst IX. 254); IV. 372 f. μεθίης: μεθίεις (vergl. Brunck ad Soph. Oed. Tyr. 628); 667 f. ἀλλά οἱ αὐτῷ: ἀλλά οἱ αὐτῷ (ihm selbst, im Gegensatz mit dem gleich darauf folgenden πρὶν ἡμῖν) VIII. 337. 342. XVII. 37 und sonst f. χρυσῷ: χρυσέῳ (nach dem alten Jonismus, wie schon

sonst Od. VII. 90. *Il.* V. 427 u. a. a. O. m.) VIII. 483. f. *ἥρωι: ἥρῳ.* 539 f. *διος ἀοιδὸς: θεῖος ἀ.* X. 7 f. *ἀκοίτας: ἀκοίτης.* 11 f. *αἰδοίοις ἀλόχοισιν: αἰδοίης ἀ.* XI. 335 f. *ὄγε: ὅδε.* XII. 87 f. *πέλωρ κακὸς: πέλωρ κακόν.* XIV. 101 f. *ουβόεια: ουβόοια* (wie *Il.* XI. 678 neue Wolf. Ausg. 679) 445 f. *ἐθέλει: ἐθέλῃ* (wegen des vorhergehenden *κε*) XV. 105 f. *ἐνθ' ἔσαν οἱ πέπλοι: ἔνθ' ἐσάν οἱ π.* (nach einer besondern Ausnahme, welche die alten Grammatiker hier machten, damit nicht *οἱ* als Nominativ zu *πέπλοι* gezogen würde) XVIII. 356 f. *ἦ ἄρ κ' ἐθέλεις: ἦέ ἄρ κ' ἐθέλοις.* XXII. 14 f. *οἱ: οἷ.* Batrachom. 248 f. *φύγε: φύγοι,* und um einige noch wichtigere zusammenzustellen: XIII. 439 f. *τὼ—διέτμαγον: τ.—διέτμαγεν* (vergl. *Il.* I. 531. VII. 302). XIV. 92 f. *οὐδ' ἔτι φειδὼ: οὐδ' ἔπι φ.* XVI. 387 f. *βούλεσθε: βόλεσθε.* XVIII. 359 f. *ἔνθα δίγω: ἔνθα κ'ίγω.* XIX. 590 f. *οὔ μοι: οὔ κέ μοι.* Vorzüglich aber hat der Herausgeber den ganzen Text in Absicht auf die Accentuation und Orthographie überhaupt, im weitesten Sinne dieses Worts, durchaus umgeformt, und mit den Grundsätzen des gelehrten Alterthums, vorzüglich der besten Alexandrinischen Grammatiker, übereinstimmend gemacht. Ueber einige dieser Grundsätze selbst, die zum Theil vor Bekanntmachung der venetianischen Scholien nicht vollständig aufgefunden werden konnten, hat er sich in der Vorrede erklärt, und damit den Freunden der griechischen Literatur ein neues schätzbares Geschenk gemacht, da es jetzt z. B. möglich ist, die verwickelte Lehre der Anastrophe, über welche bisher nur höchst unbestimmte Begriffe herrschten, in einigen wenigen allgemeinen Regeln, (unter denen wir nur diejenigen, welche *ὡς* betreffen, vermissen) zu übersehen. Ueberhaupt läfst sich, nachdem nun durch diese Wolfische Ausgabe der Odyssee, und die eben erschienene der Iliade, ein vollständiges Muster einer

Textberichtigung von dieser Seite (bey der wir hier allein verweilen) gegeben ist, die Hoffnung schöpfen, dafs auch die künftigen Herausgeber der Classiker, wenigstens durch diese Erleichterung aufgemuntert, ihre Aufmerksamkeit endlich auf diese Dinge richten, und die Meisterwerke des Alterthums auch in dieser Rücksicht in ihrer wahren Gestalt herstellen werden; — eine Hoffnung, die freylich vielen höchst unbedeutend scheinen wird, es aber wahrlich am wenigsten in einem Zeitraume ist, in welchem die Kritik schon offenbar an schwankender Unbestimmtheit krank liegt, und in welchem (einige seltene Ausnahmen abgerechnet) gerade gründliche Genauigkeit am meisten vermifst wird. Der Herausg. erklärt sich an mehreren Stellen der Vorrede bald ernsthaft, bald mit feiner Ironie über die Sitte, diese grammatikalischen Dinge als geringfügige Kleinigkeiten zu verachten, gegen welche schon allein die Betrachtung sprechen sollte, wie subtil die *alten* Theoristen von Aristoteles an über diese Gegenstände zu räsonniren pflegten. Und gewifs ist es auch nirgends so sehr, als in der Kritik der Fall, dafs selbst das Kleinste in sehr naher Beziehung auf das Wichtigste steht. Denn um die Denkmäler des Alterthums, so viel es möglich ist, wieder in ihrer Aechtheit herzustellen, darf auch die geringfügigste Kleinigkeit nicht verabsäumt werden, sobald sie nur irgend dazu dienen kann, diese Aechtheit zu erkennen, oder gleichsam festzuhalten. Ueberhaupt aber ist es schwer zu sagen, was denn eigentlich Kleinigkeit heifsen solle? Für denjenigen, der sich gewöhnt hat, irgend ein Fach der Wissenschaften mit philosophischem Geist zu studiren, hat kein Theil desselben eine abgesonderte Wichtigkeit, sondern jeder erhält dieselbe nur durch sein Verhältnifs zum Ganzen. Nur durch den Gesichtspunkt aufs Ganze, nicht aber durch flüchtiges Vorübergehn vor dem scheinbar Ge-

ringfügigen, unterscheidet sich die geistvolle Behandlung von der pedantischen. Nun aber hängt in den Wissenschaften alles mit allem zusammen, und wenn der Kritiker z. B. die Sprache in ihrem ganzen Umfange studiren mufs, so ist es schwer zu begreifen, wie er z. B. Accentuation und Orthographie übergehen, oder doch nicht erschöpfend, sondern allenfalls nur bis auf einen gewissen beliebigen Grad studiren könne. Wie viel aber von der Kenntnifs der Lehre der Accentuation, und gerade in ihren bisher weniger bemerkten Feinheiten abhängt, davon führt der Vf. vorzüglich S. XV ein merkwürdiges Beyspiel bey Gelegenheit der pronominum ἐγκλιτικῶν und ὀρθοτονουμένων an. In der bekannten Stelle der Ilias nämlich (V, 116), wo Diomedes die Minerva um Beystand anruft, liefs man bisher durchaus in allen Uebersetzungen den Helden sagen: „wenn Du *mir* und dem Vater sonst beystandest, so stehe mir *jetzt* bey" (eben als würde εἶποτ' ἐμοὶ καὶ πατρί gelesen) da er sich doch, wenn man genau dem in allen Ausgaben vorkommenden Accente folgt (εἴποτέ μοι κ. π.) mit wahrhaft griechischer, auch dem Heldenalter nicht fremden Bescheidenheit so ausdrückt: „Wenn Du einst *meinem Vater* beystandest, so stehe nun auch *mir* bey." Schwerlich würden sich manche, die stolz darauf zu thun scheinen, nur den Geist und den ästhetischen Gehalt der Alten aufzusuchen, eingebildet haben, dafs mangelhafte Kenntnifs der Accentuation sie dahin bringen könnte, der Zartheit eines Heldencharakters Unrecht zu thun. Allein selbst wo der Einflufs der Lehre von der Accentuation auf den Sinn nicht so offenbar ist, als hier, giebt sie doch oft eine dringende Veranlassung, nicht nur in den Sinn einzelner Stellen, sondern in die Natur der Sprache und der Wortfügung überhaupt tiefer einzugehen, und auch hiezu liefert diese Vorrede einige treffliche Belege. Es ist nämlich be-

kannt, dafs, wenn das Nomen, zu welchem eine Präposition gehört, vor derselben vorausgeht, die Präposition alsdann in der Regel ihren Accent von der letzten Sylbe auf die erste zurückzieht, damit sie in der Aussprache mit dem vorhergehenden, nicht aber mit dem folgenden Worte verbunden werde. Ist nun der Fall so, dafs einige Worte später ein Verbum folgt, mit dem die Präposition wohl sonst auch verbunden zu werden pflegt (wie z. B. Od. III. 408. IX. 6. II. X. 274. XXIII. 561) so ist eine doppelte Beziehung der Präposition auf das Verbum vorwärts und auf das Nomen rückwärts möglich, von welchen jede eine verschiedene Stellung des Accents erfodert, und hier hängt nun die Entscheidung, die nicht in allen Fällen dieselbe seyn kann, von einer feinen Untersuchung der Natur der Wortfügung und der Aussprache überhaupt, der Eigenthümlichkeit der griechischen Sprache insbesondre, und sogar der Sitte des besondern Zeitalters und Schriftstellers ab. So bemerkt der Herausg. bey dieser Gelegenheit, z. B. S. XXV sehr scharfsinnig, dafs in der alten Homerischen Sprache über die Trennung der Präpositionen von ihren Verbis, und über die Tmesis überhaupt anders, als in der späteren geurtheilt werden müsse, da jene noch freyer trennt, was diese regelmäfsiger verbindet. Auf diese Weise leitet also die Accentuation selbst, und gerade durch ihre sogenannten Spitzfindigkeiten auf eben die Dinge, die man jetzt so oft im Munde führt, auf Sprachphilosophie, Geist des Zeitalters u. s. f., über die es aber freylich bequemer ist, oberflächlich zu räsonniren, als gründliche historische Untersuchungen anzustellen. Freylich wäre es nun hiezu nicht eben nöthig, die Accente wirklich zu *schreiben*, genug wenn man nur auch auf die *nicht geschriebenen* achtete; hierauf aber mufs Rec. den Leser bitten, die Antwort bey dem Herausg. selbst nachzusehen. (S. XXI) Bey den Griechen

endlich, in deren Charakter das feinste, und auf das höchste ausgebildete Schönheitsgefühl ein hervorstechender Zug ist, sollte nicht bloſs die Materie, der Gedankengehalt, sondern auch die Form, und zwar im weitesten Sinne des Worts, wichtig scheinen. Dahin aber gehört ganz vorzüglich die Declamation, der Vortrag der Poesie sowohl als der Prose, und da es der Natur der Sache nach äuſserst schwierig ist, von dieser einen richtigen Begriff zu fassen; so wäre es mehr als sonderbar, wenn man gerade dasjenige Studium vernachläſsigen wollte, was hier eine entschiedene Wichtigkeit hat, das Studium der Accentuation und Orthographie. Immer wird freylich der Versuch vergeblich bleiben, die Declamation der Alten ganz wieder unter uns herzustellen, und den Homer eben so als Plato, oder auch nur als Longin zu lesen; aber unläugbar bleibt es doch, daſs das Studium derselben uns nicht nur über die Feinheit des griechischen Organs wichtige Auſschlüsse, sondern auch über unsere eigne Declamation in unsrer Sprache nicht unbedeutende Winke ertheilt. In dieser letzten Rücksicht führt der Herausg. z. B. die Sorgfalt an, mit welcher die Griechen bey apostrophirten Wörtern den Consonans, der zur weggelassenen Sylbe gehört, mit der folgenden Sylbe verbanden, da bey uns ungeübte Leser ihn so oft an die vorhergehende anschlieſsen, und die sie bewog, diesen Consonans, wenn das Wort am Ende eines Verses stand, allein zu trennen, und zum Anfang des folgenden hinüberzuziehen, wie z. B. Il. VIII. 207.

Ζῆ-

ν', αὐτοῦ κ' ἔνθ' ἀκάχοιτο καθήμενος οἶος ἐν Ἴδῃ.

Im Pindar (Ol. III. 46.) muſs sogar ein einzelnes solches ν einmal aus dem Ende einer Antistrophe in den Anfang der folgenden Epode hinüberwandern. In der That klingt auch, wie jedem nicht ungebildeten Ohr auffallend

seyn muſs, die entgegengesetzte Aussprache nicht nur höchst unangenehm, sondern giebt noch aufserdem manchmal zu Zweydeutigkeiten Anlafs. So kann, um ein Beyspiel aus unserer Sprache anzuführen, das apostrophirte Imperfectum: *winkt'* durch unrichtiges Lesen in das Präsens verwandelt werden, und ein lächerliches Mifsverständnifs derselben Art erzählt der Scholiast des Euripides von dem Atheniensischen Theater. Als nämlich Orestes beym Euripides (Eur. Or. 279) aus einem Anfall der Raserey erwacht, ruft er aus:

Ἐκ κυμάτων γὰρ αὖθις αὖ γαλήν' ὁρῶ.
„Die Woge schweigt; ich seh' *die Heitre* wieder!"

Der Schauspieler Hegelochus hielt, als er diese Rolle spielte, weil ihm gerade nach der zweyten Sylbe der Odem ausging, hinter *γαλήν'* ein, und nun klang der Vers:

Ἐκ κυμάτων γὰρ αὖθις αὖ γαλῆν' ὁρῶ.
„Die Woge schweigt; ich seh' *das Wiesel* wieder!"

Die Comödiendichter versäumten diese Gelegenheit nicht, sich über das tragische Theater lustig zu machen. Sannyrion unter andern liefs einen Verfolgten, der vor seinen Feinden floh, ausrufen:

„Wie mach' ichs, dafs ich in ein Loch entschlüpfe?
„Könnt' ich nur schnell zum *Wiesel* werden!
„Allein was hülf' es mir? Es käme
„Hegelochus, der Tragiker, und schriee
„Laut meinen Feinden zu:
„*Die Woge schweigt; ich seh' das Wiesel wieder!*"

und auf eine ähnliche Art wird der arme Hegelochus auch von Aristophanes verspottet. (S. Aristoph. Ran. v. 304, wo Bruncks Note, so wie Markland ad Eur. Suppl. 901. zu berichtigen ist.) Diese Materie, noch ein wenig weiter verfolgt, könnte noch zu andern sehr interessanten Bemerkun-

gen führen. Wenn z. B. in solchem Fall gerade nach einem Apostroph der Sinn einen Abschnitt verlangt, wie schwebend mufs dann die griechische Stimme beide Wörter gehalten, wie sanft sie in einander haben überfliefsen lassen? und eben so, wenn dieser Fall am Ende des Verses eintritt, da der Herausg. bemerkt, dafs das Ende des Verses allemal im Lesen angedeutet wurde; wohin vielleicht auch gehört, dafs die griechischen Dichter, vorzüglich die lyrischen, zu den Endsylben der Verse gern lange Sylben wählten, (wie denn namentlich bey Pindar bey weitem der gröfste Theil der Endsylben lang ist,) um dadurch das Schweben und Innehalten der Stimme zu erleichtern, (vergl. Marius Victorinus ed. Putsch. p. 2569.) die doch gewifs wieder sehr schnell zum folgenden Verse hinübereilte, da die Endsylbe des einen Verses oft durch Position der Anfangssylbe des andern lang wird, und die Griechen überhaupt weit schneller, als wir, declamirten. Aber vielleicht hat sich Rec. durch das Interesse, das diese, noch so wenig behandelte, Materie in ihm erweckte, schon zu weit führen lassen. Er begnügt sich daher, nur noch anzumerken, dafs der Leser, aufser den genannten Gegenständen, noch über andere Materien, z. B. über die richtige Abtheilung der Wörter (z. B. *πρέ-οβα* od. *πρές-βα*) *Ἀτρείδης* oder *Ἀτρεΐδης*, die *Ἀπίη γαῖα*, das *ν ἐφελκυστικόν*, die Verdoppelung der Consonanten, und vorzüglich der fünf Halbvocale, die Zusammenziehung einiger Wörter (z. B. *ἀμπέλαγος*) und die Diastole, lehrreiche Bemerkungen findet, welche die Resultate gelehrter und scharfsinniger Untersuchungen sind. Denen, die sich nicht scheuen, tiefer einzugehen, empfehlen wir die Vergleichung einiger Stellen der Reitzischen Schrift *de prosodiae Graecae accentus inclinatione*, vorzüglich p. 124—126 von der Anastrophe.

Endlich dürfen wir nicht unbemerkt lassen, dafs der Druck sehr sauber, und weniger klein und angreifend für das Auge, als in der vorigen Ausgabe ist, und dafs sich auch dieser Abdruck durch die, den Wolfischen Ausgaben so eigenthümliche, Correctheit auszeichnet.

Briefe von Wilhelm v. Humboldt an G. Forster.

I.

Göttingen den 10. November 1788.

Endlich, lieber Herr Hofrath, bin ich seit zwei Tagen wieder hier angekommen, und ich eile, Ihnen davon Nachricht zu geben, und Ihnen noch einmal recht herzlich für die gütige Aufnahme zu danken, durch die Sie mir meinen Aufenthalt in Mainz so angenehm machten. Könnte ich Ihnen nur eben so lebhaft sagen, als ich es empfinde, wie jene vier Tage in der That die glücklichsten waren, die ich auf meiner ganzen Reise verlebte, wie angenehm und unerwartet mich die freundschaftliche Güte überraschte, die Sie mir erzeigten, welch eine frohe Aussicht sie mir auf die Zukunft gewährt, da ich mir mit der Fortdauer dieser Gesinnungen schmeicheln darf! Es ist ein so grofses und edles Vergnügen, sich von Männern, deren Kopf und Herz gleich tiefe Achtung einflöfsen, einiger Aufmerksamkeit gewürdigt zu sehen; und dieses Vergnügen, in wie hohem Grade liefsen Sie es mich nicht geniefsen! Ich kann es Ihnen wahrlich nicht beschreiben, wie stark und wohlthätig die gütige Art auf mich wirkte, mit der Sie mich bei meiner ersten Bekanntschaft mit Ihnen empfingen,

wie die Freundschaft und — ich darf es sagen — das Vertrauen, das Sie mir hernach erwiesen! Seyn Sie aber gewifs überzeugt, mein Theurer, dafs es mir ewig unvergefslich seyn wird, und dafs nie der Wunsch in mir erstickt werden wird, Ihnen nur Einmal zeigen zu können, dafs ich so gütiger und freundschaftsvoller Gesinnungen immer würdiger zu werden suche.

Von Mainz, wissen Sie, reiste ich den Rhein hinunter nach Aachen und Düsseldorf. In Aachen blieb ich zehn Tage, weil mich Dohm, der in Berlin noch mein Lehrer war, und der vielleicht darum noch mehr Freundschaft für mich hat, nicht eher fortlassen wollte, da ich ihn freilich nun wohl gewifs in mehreren Jahren nicht wiedersehn werde. Jacobi empfing mich mit der gröfsten und unerwartetsten Freundschaft, mit einer Freundschaft, die mich stolz gemacht haben würde, wenn ich nicht gewufst hätte, dafs ich sie allein Ihrer gütigen Empfehlung dankte. Ich wohnte bei ihm, aber ohne die Vermittelung eines Mainzers wäre er wohl schwerlich mit einem so eigentlichen Berliner, als ich bin, mit einem Freunde Engel's, Herzens, Biester's und so vieler anderer Anti-Jacobiten so nahe zusammen getreten. Ich bin Ihnen in der That herzlich für seine Bekanntschaft verbunden. Sein Umgang war mir über alles interessant. Er ist ein so vortrefflicher Kopf, so reich an neuen, grofsen und tiefen Ideen, die er in einer so lebhaften, schönen Sprache vorträgt; sein Charakter scheint so edel zu seyn, dafs ich in der That nicht entscheiden mag, ob er zuerst mein Herz oder meinen Kopf gewonnen hat. Er hat mir erlaubt und versprochen, die Verbindung mit ihm durch einen Briefwechsel zu unterhalten. Wenn er, wie ich hoffen kann, Wort hält; so verspreche ich mir noch sehr viele angenehme Stunden davon. Ich habe Gelegenheit genommen, ihm zu sagen, was

Sie mir aufgetragen hatten; er sprach mir mit der gröfsten, freundschaftlichsten Wärme von Ihnen, und er hofft, dafs Sie ihn bald einmal von Mainz aus besuchen werden.

II.

Göttingen den 14. März 1789.

Sie verlangen mein Urtheil über Ihren Aufsatz in Archenholz. Gut denn, und gewifs mein aufrichtiges. Aufsätze über Literatur haben ihre eigene Schwierigkeit. Bei einem kleinen Vorrath von Materialien erhalten sie ein magres, armseliges Ansehn, bei einem grofsen, wie ich glaube, das Sie vor sich hatten, ist es so schwer, die richtige Auswahl zu treffen und man geräth so leicht in Gefahr, nicht mehr als ein Namenregister zu liefern. Darum hat mir die Darstellung in Ihrem Aufsatz so meisterhaft geschienen. Es geht alles so in einer Reihe, an einem so künstlich gesponnenen Faden fort, ohne dafs man doch in irgend einer Stelle die Kunst bemerkt, die dazu gehörte, ihn so zu spinnen. Vorzüglich aber hat mir die Art gefallen, wie Sie den Einfluss des brittischen Nationalgeistes auf die Literatur zeigen. Eine Kenntnifs der neuesten Schriftsteller eines Landes, ihre Schriften u. s. f. kann immer ganz interessant seyn, aber der raisonnirende Leser verlangt doch mehr; er will wissen, warum die Schriftsteller in diesem Lande gerade in diesem und keinem anderen Geiste schrieben, warum gerade diese Zweige der Literatur, und keine andere blüheten? und das dünkt mich doch, haben Sie vortrefflich entwickelt. Die Stelle vom Religionszustande in England ist ganz in dem Geiste geschrieben, in dem ich jetzt recht vieles geschrieben wünschte.

Dafs Sie es Jacobi ans Herz gelegt haben, dafs man vom Uebersinnlichen schlechterdings keine Idee haben kann, freut mich sehr. Er ist zwar zu sehr Philosoph, um es

begreifen, erklären zu wollen. Aber er glaubt es doch anschauen zu können. Ich gestehe Ihnen gern, daſs ich davon keine Idee habe und daſs ich fürchte, es kann leicht zur Schwärmerei führen. Ich habe mich schon in mehreren meiner Briefe an ihn darauf bezogen, allein bis jetzt hat er mir die Antwort immer erst versprochen. Sein Briefwechsel macht mir sehr viel Freude. Er ist so auſserordentlich freundschaftlich gegen mich; und unleugbar ist er doch ein Mann von ungewöhnlichen Geisteskräften, und von einem sehr edlen, wahrhaft groſsen Charakter. Die kleinen Schwächen derer bemerken zu wollen, ist mir immer bei wahrhaft schätzungswürdigen Männern ein sehr verachtungswerthes Geschäft. Seine Beilagen hat er mir auch geschickt. Nur Schade, daſs ich gerade die beiden letzten, die doch unstreitig die wichtigsten sind, während meiner Krankheit erhielt. Die letzte hat mir am meisten gefallen. Schien sie Ihnen nicht auch meisterhaft?

III.

Den 20. Juni 1790.

Nur zwei Worte des Dankes heute, theuerster Freund, für Ihren lieben herzlichen Brief. Ich hatte mir vorgenommen, ihn recht ausführlich zu beantworten; aber eine Nachricht, die ich heute von unsres Jacobi's Reise nach Pyrmont erhielt, bestimmte mich, schon morgen früh um 3 Uhr nach Hannover zu reisen, um ihn da zu sehn. Nach Pyrmont kommt er für meine Absichten zu spät. In wenigen Tagen bin ich wieder hier, und dann, bester Forster, erhalten Sie vollständige Nachrichten.

Leben Sie indeſs recht wohl, und grüſsen Sie Ihre liebe Frau tausendmal. Was macht Ihre Gesundheit? Schonen Sie sich doch ja. Auch das bischen Genuſs dieses Erdenlebens ist doch so viel immer werth, uud wie viel mehr

die reiche Gelegenheit zu wirken? Verzeihen Sie diese elenden Zeilen. Aber ich wollte ungern noch acht Tage hingehen lassen, eh' ich Ihnen wenigstens mit Einem Worte sagte, wie innig ich Sie liebe.

Ewig Ihr Humboldt.

IV.

Den 1. Juli 1789.

Hier bin ich wieder, theuerster Freund, von meiner hannöverschen Excursion zurück, und bestätige Ihnen noch einmal alles, was ich in meinem vorigen Briefe über Hannover sagte. Ich genofs fünf sehr vergnügte Tage da, und wie grofs auch der Antheil ist, den der Umgang mit unserm trefflichen Jacobi daran hatte, so wäre ich doch ungerecht, auf Hannover gar nichts davon rechnen zu wollen. Ich habe mich diesmal nur auf sehr wenige Gesellschaften eingeschränkt: und unter allen Herren und Damen vom ersten Range hat mich niemand gesehen als die Wangenheim. Den gröfsten Theil des Tages brachte ich immer bei Jacobi und mit ihm bei den Wenigen zu, die er besuchte. Rehberg, Brandes, Zimmermann, Rehden, den er schon von älterer Zeit her kannte, und das Wangenheimische Haus, in das ich ihn führte, waren der Kreis seiner Bekanntschaften aufser seiner Familie. Zu Koppe wollte er noch den Tag nach meiner Abreise gehn. Am nächsten ist er, wie Sie leicht denken können, mit Rehberg zusammen gekommen. Die erste Unterredung war ziemlich kalt, und für zwei so treffliche Köpfe auch ziemlich leer. Aber schon bei der zweiten thaute, nach Jacobi's Ausdruck, Rehberg auf, und alle die übrigen Tage hindurch war er sehr heiter, offen und freundschaftlich. Zimmermann wollte Jacobi, wie er auch Ihnen gesagt haben wird, nicht besuchen. Allein Rehberg und ich redeten ihm zu,

und er war hernach sehr mit dem Besuche zufrieden. Wenigstens hat Zimmermann nicht, wie er es vermuthete, von seinen Streitigkeiten mit ihm gesprochen. Apropos, Sie wissen doch, dafs Zimmermann eine neue Auflage seiner Unterredungen mit Friedrich II. veranstaltet? Girtanner, den Sie nun in wenig Tagen bei sich sehen werden, kann Ihnen das Nähere davon sagen. Bei der Wangenheim waren wir einen Mittag sehr vergnügt mit Brandes, Höpfner, Rehberg, dem Gr. Hardenberg, Wallmoden u. s. f. Fast den ganzen Mittag über wurde von Campe und neuerer Erziehung gesprochen. Denken Sie sich nur, wie da Raisonnement und Deraisonnement, witzige und unwitzige Einfälle auf einander gehäuft wurden. Vorzüglich mufste ich, als Campe's ehemaliger Zögling, immer mit Gegenstand des Gesprächs seyn. Aber ich erzähle Ihnen da, lieber Forster, eine Menge von Kleinigkeiten, die Sie, so wie sie hier stehen, unmöglich interessiren können. Doch das wird Sie interessiren, dafs Jacobi, so viel ich wenigstens bemerken konnte, sehr in Hannover gefallen hat. Ueberhaupt müfste er einmal eine eigne Reise durch ganz Deutschland machen, blofs um richtigere Meinungen von sich zu verbreiten. Ich habe noch wenig Menschen gesehn, die soviel durch die persönliche Bekanntschaft gewinnen, als er. Selbst eine gewisse Art des Stolzes, die freilich unverkennbar bei ihm ist, besteht doch nur in dem Werth, den er auf seine Ideen legt, gar nicht in Forderungen, die er für seine Person, ja nicht einmal für diese Ideen selbst macht, äufsert sich also auch weit weniger im Umgang, als in seinen Schriften. Bei mir hat er noch neuerlich durch einen kleinen Zug sehr gewonnen. Er schrieb mir in einem seiner letzten Briefe einen sehr harten Ausdruck über Biester. Ich, der ich über Biester ganz anders denke, und vielleicht bald auch in einem näheren

Verhältnifs mit ihm stehe, wollte dies gern für die Zukunft verhüten und schrieb ihm geradezu meine der seinigen völlig entgegengesetzte Meinung. Ich gestehe Ihnen, dafs ich davon etwas für unser Verhältnifs befürchtete. Aber ich wollte offen handeln. Allein Jacobi hat vielmehr selbst einmal in Hannover mein Urtheil als einen Beweis für Biester's Charakter in völligem Ernst angeführt.

Von den neuen Mefssachen habe auch ich noch so gut als nichts gesehen. Im Katalogus fiel mir nicht eben Vieles sonderlich auf. Aus der ausländischen Literatur reizt Barthelemy's Anacharsis am meisten meine Aufmerksamkeit. Jacobi ist zwar nicht damit zufrieden. Aber er urtheilt oft zu einseitig. So auch, dünkt mich, über Dupaty. Dupaty mufs nicht als Schriftsteller, nicht als Beschreiber angesehn werden. Man mufs einzeln bald diesen, bald jenen Brief lesen, mufs dabei immer den Mann vor Augen haben, seinen hellen eindringenden Verstand, seine lebhafte Phantasie, sein glühendes Gefühl für alles, was die Menschheit interessirt. Wer wird, wenn er so liest, nicht hingerissen werden? Ihre Uebersetzung, lieber Freund, ist wahrlich genialisch. Ich hatte nur wenig im Original gelesen, aber mir schien eine Uebersetzung kaum möglich, und Sie haben eine geliefert, die sich wie Original liest. Nur hie und da glaube ich Kleinigkeiten bemerkt zu haben, die Ihnen entschlüpften, eine unrichtige Metapher, ein falsch zusammengestelltes Bild. So, wenn ich mich nicht irre, bei der Beschreibung des Gartens des Exdoge von Genua. Doch mag auch da die Schuld am Originale liegen, das ich nicht zur Hand hatte. Sie sehn, dafs ich wenigstens mit Aufmerksamkeit las.

Sollten Sie wohl glauben, dafs mehrere Leute hier Sie für den Verfasser der Recension gegen Meiners halten? und das aus sehr sicheren Nachrichten haben wollen?

V.

Heidelberg den 23. September 1789.

Sie werden sich wundern, lieber Forster, von hier aus einen Brief von mir zu bekommen. Erst bei meiner Rückreise wollte ich diesen Ort besuchen. Allein auf Medicus's — der selbst in der Schweiz gewesen ist — Anrathen habe ich meinen Reiseplan geändert. Ich gehe nun von hier über Stuttgart, Tübingen nach Schafthausen, von da durch die Schweiz und komme dann bei Basel heraus. Die Wege sollen von Tübingen bis Bern am schlimmsten seyn, und die hätte ich bei meiner ersten Route gerade in den schlimmsten Monaten machen müssen. Von Genf bis Basel hingegen ist der Weg auch in jener Jahreszeit gut.

Ich war zwei Tage in Mannheim. Iffland fand ich nicht. Er ist in Wiesbaden. Es that mir unendlich leid, er hätte mich gerade am meisten interessirt. Ihren Brief habe ich abgegeben, weil ich vergessen hatte, Sie zu fragen, ob er aufser dem, was mich betraf, noch etwas Anderes enthielte.

Medicus mufste wegen eines Katarrhs das Zimmer hüten. Ich besuchte ihn zweimal. Er gefällt mir wegen seiner Offenheit, Gewandtheit und Gutmüthigkeit.

Das Theater sah ich nicht in seinem Glanze. Sie gaben Emilia Galotti, und das soll eines ihrer schlechtesten Stücke seyn. In der That blieben auch beinah alle weit unter dem Mittelmäfsigen stehn. Nur die Witthöft, als Emilia, und Mad. Engst, als Orsina, spielten ziemlich gut. Doch verfehlte, dünkt mich, die Witthöft die edle Einfalt der Emilia, und die Engst den grofsen hohen Geist und das tiefe Gefühl der Orsina. Sie machte blofs eine witzelnde Spötterin aus ihr.

In der Bildergallerie gefielen mir nur wenig Stücke und ganz vorzüglich keins. Allenfalls ein Knabenkopf von Carlo Dolce.

Hier brachte ich nach ein paar unbedeutenden Besuchen den Abend mit dem Kirchenrath Mieg zu. Es fiel manches interessante Gespräch vor. Zuerst über Biester, ich war von Biester an ihn adressirt. Ich trug die Ideen Ihres Aufsatzes vor, doch ohne Sie oder den Aufsatz selbst zu erwähnen. Mieg stimmte in alles ein, vorzüglich erhob er sich gegen die Intoleranz der Vernunft. Mieg hat einen sehr vortheilhaften Eindruck auf mich gemacht. Er scheint so offen und gerade, sein Verstand so hell und durchdringend, und dabei hat er so viel Eifer für Freiheit und Rechte der Menschheit. Selbst in seiner Art sich auszudrücken liegt eine gewisse Einfalt und Kraft.

Dieſs ist ein kurzer Abriſs (Sie erlaubten mir ja Ihnen auch kurze Briefe zu schreiben) von den drei Tagen, die wir nun getrennt sind. Getrennt! O! Sie wissen es, lieber theurer Freund, was mich das Wort kostet. Es waren vierzehn sehr glückliche Tage.

VI.

Tübingen den 28. September 1789.

Die Aussicht vom Heidelberger Schloſs gefiel mir mehr, als alle übrigen, die ich bis jetzt in diesen Gegenden sah. Die Rheinufer unterhalb Mainz, selbst da, wo sie am schönsten sind, bei Bingen und St. Goar, haben doch immer eine gewisse Einförmigkeit, ewig Weinberge oder nackte Felsen, und Ihre Mainzer Gegenden sind zwar lachend und mannigfaltig, aber sie sind nicht malerisch genug, machen nicht genug Ein Ganzes aus. Bei Heidelberg hingegen bilden die nahen, hohen Gebirge an den Ufern des Neckars, mit der Stadt an ihrem Fuſse, eine groſse und schöne

Gruppe. Es liegt wahrhafter Charakter in dieser Gegend, und der Eindruck, den sie in der Seele zurückläfst, ist grofs und tief. Der Weg von Heidelberg bis Heilbronn ist überaus schön. Er läuft immer an dem Neckar fort, dessen unaufhörliche Krümmungen zwar oft eingeschränkte, aber immer schöne, und ewig abwechselnde Aussichten gewähren. Von Heilbronn aus ist er weniger angenehm.

In Stuttgart besuchte ich zuerst Abel. Er ist ein munterer, lebhafter Mann, der viel und oft lange hintereinander, aber sehr bescheiden spricht. Unsere Unterredung wurde bald metaphysisch. Er griff die Kantischen Grundsätze der Moral an, und vertheidigte das gewöhnliche System, welches zum ersten Princip die Beförderung allgemeiner Glückseligkeit macht. Ueberall verrieth er eine grofse Bekanntschaft mit Kant's und den übrigen neueren philosophischen Schriften, aber in seinem eignen Raisonnement bemerkte ich weder grofsen Scharfsinn noch Feinheit und tiefen Blick. Ich wohnte einer seiner Lehrstunden in der Akademie bei; er las Psychologie, und zwar, wie es Kant nennen würde, empirische Psychologie. Aber er verfehlte, dünkt mich, die richtige Methode, wie Gegenstände der Beobachtung und Erfahrung behandelt werden müssen. Es war ein ewiges Abstrahiren, und wenn man auch gleich, um einen Gegenstand genau und vollständig zu untersuchen, seine verschiednen Seiten einzeln prüfen mufs, so mufs man doch auch hernach sie wieder zusammenstellen, und die Veränderung nicht übergehn, welche die Coexistenz und das Verhältnifs der einen zur andern wieder in jeder einzelnen hervorbringen; und diese Kunst, wodurch freilich die Untersuchungen aller Erfahrungsgegenstände gerade die schwierigsten werden, fehlte ihm beinah ganz. Ueberdies aber schien er oft zu vergessen, dafs, was er in Gedanken trenne, in sich doch nur Eins sey. So sonderte er Seele und Leib,

so Verstand, Herz und Willen von einander ab. Sein Vortrag, so wie seine Art sich auszudrücken überhaupt ist deutlich und bestimmt, aber kalt, trocken, und in vieler Rücksicht mager. Ueberhaupt ist es doch sonderbar, wie die Philosophie, die gerade am meisten einer grofsen Fülle, eines Reichthums von Ideen fähig wäre, noch immer auf eine so unfruchtbare Weise behandelt, zu einem fleisch- und marklosen Gerippe gemacht wird, wie nur die Wissenschaften es seyn sollten, die sich blofs mit Analysirung selbst construirter Begriffe, also im eigentlichsten Verstande mit blofs formellen Ideen beschäftigen. Allein freilich ist die gewöhnliche Philosophie auch beinah nichts, als eine solche Wissenschaft; freilich ist es leichter, Aehnlichkeiten und Verschiedenheiten der Begriffe zu entdecken, als die Natur zu beobachten, und die gemachten Beobachtungen auf eine fruchtbare Art mit einander zu verbinden. Darum haben wir so wenig Befriedigendes über alle Theile der praktischen Philosophie, über Moral, Naturrecht, Erziehung, Gesetzgebung; darum sind die meisten unserer Metaphysiken nur Uebungen zur Anwendung der logischen Regeln. Denn gerade das Studium der Logik hat in dieser Rücksicht unendlich geschadet. In allen Wissenschaften findet man Spuren davon. Sogar aus der Botanik führten Sie mir neulich eins an, und es könnte einen eignen recht interessanten Aufsatz geben, einmal den ganzen Schaden zu schildern, den das Formelle in unserer Erkenntnifs dem Materiellen derselben gebracht hat, und noch immer bringt. Es würden da mancherlei Dinge neben einander stehen, Linné's botanisches System, der allgemeine Begriff: Kirche, ohne den vielleicht nie ein Symbol geherrscht und nie ein Ketzer den Scheiterhaufen bestiegen hätte, die Jacobische Philosophie, die nun wiederum da beobachten will, wo es noch unausgemacht ist, ob nur überhaupt ein Sinn

zum Beobachten existirt. Denn auch das entgegengesetzte Extrem, ohne jedoch behaupten zu wollen, dafs das Jacobische System auch nur an dies Extrem streife — die Vernachlässigung alles Formellen dürfte nicht übergangen werden. Beide, der magre Schulpedant und der Schwärmer, müfsten geprüft und nach Verdienst gewürdigt werden.

Aufser Abel lernte ich den Professor des Staatsrechts Reufs, den Hofrath Schwab, den Bibliothekar Drük und den Dichter Schubart kennen. Reufs scheint ein vernünftiger, aufgeklärter Mann; Schwab noch mehr als das, sogar ein feiner Kopf zu seyn; Drük nimmt anfangs mehr durch die unleugbare Güte und Sanftheit seines Charakters für sich ein als durch seinen Kopf, obgleich auch der letztere einen gewifs, sobald man nur mehrere Stunden mit dem Manne umgeht, nicht unbefriedigt läfst.

Jetzt, da ich diesen Brief schliefse, bin ich in — — sechs Meilen hinter Tübingen, einem reichsritterschaftlichen Dorfe, das aber, wie mir mein Wirth erzählte, der Herr Reichsbaron mit seinen Gläubigern jetzt theilen mufs. Ich mufs, da ich jetzt von einem Fuhrwerke abhänge, hier in einer elenden Schenke übernachten, in einer kleinen, nicht sehr reinlichen Stube, in der die Mäuse gleiche Rechte mit mir zu haben scheinen. Wenigstens lassen sie sich jetzt, da alles im Hause schläft, schon laut hören. Indefs Lavater's: Dennoch, führt mich durch alles dies Ungemach muthig hindurch. Uebermorgen (Mittwochs) früh denke ich in Constanz, Donnerstag in Schaffhausen und Sonnabend in Zürich zu seyn. Ich wollte doch den Bodensee nicht vorüberreisen.

Von Zürich aus erfahren Sie gewifs wieder etwas von mir. Aber, lieber Forster, kann ich nicht auch von Ihnen einen Brief haben? Ich wüfste so gern, was Sie machten, was Ihre liebe Frau, Ihr Röschen? Schreiben Sie mir

doch das alles recht ausführlich, schreiben Sie mir, was Biester Ihnen geantwortet, was Sie jetzt arbeiten — es interessirt mich ja alles so sehr, was Sie betrifft — und lassen Sie mich den Brief bei Rougemont in Neufchatel finden. In Zürich oder Bern möchte es jetzt zu spät seyn, und in Genf und Lausanne haben Sie, glaube ich, keine Bekannte.

Leben Sie nun wohl, recht wohl, lieber theurer Freund, und erinnern Sie sich manchmal der vierzehn Tage, die ich bei Ihnen verlebte. Sie waren vielleicht die glücklichsten meines ganzen Lebens, und noch jetzt macht ihre Erinnerung einen sehr grofsen Theil meines Genusses aus. Beinah mit keinem anderen Menschen verstehe ich mich so ganz, als mit Ihnen, und dafs sich das so von selbst, so ohne alle äufsere Veranlassung machte, dafs ich Ihre Freundschaft nur Ihnen danke, dies ist mir so unendlich werth, denn es zeigt mir, dafs Sie auch mich Ihrer werth hielten, und wie viel der Gedanke mir ist, können Sie in der That nicht empfinden. Denn Sie können es nicht wissen, wie ich die fruchtbare Fülle von Ideen bewundere, die sich Ihnen bei jedem Gegenstande aufdrängt, die lebendige Klarheit, mit der Sie sie darstellen, wie sehr ich den Eifer für alles Wahre und Gute und die Schonung für alles, was Andere für wahr und gut halten, ehre, wie innig endlich ich das Herz liebe, das sich so bereitwillig anschliefst, und so gern durch Liebe beglückt. Und das alles müfsten Sie doch wissen, um ganz zu fühlen, was Sie mir sind. Leben Sie wohl.

VII.

Bern den 28. October 1789.

Unstreitig interessirt von allen meinen zürichschen Bekanntschaften Lavater Sie am meisten. Also zuerst von

ihm. Ich war fast täglich eine oder mehrere Stunden bei ihm, und da er seine gewöhnlichen Geschäfte meinetwegen nicht unterbrach, so sah ich ihn in so vielen charakteristischen Lagen, dafs ich ihn hinlänglich beobachten konnte. Durch das, was mir Jacobi von ihm gesagt, durch manches, was ich selbst von ihm gelesen hatte, und worin mir Spuren tiefen und wirklich seltnen Geistes unverkennbar schienen, war meine Erwartung in der That hoch gespannt. Ich erwartete eine Fülle neuer, grofser, fruchtbarer, wenn gleich auch oft nur halb wahrer, oft gar schwärmerischer Ideen. Allein in allem dem fand ich mich sehr getäuscht, und nicht blofs getäuscht, weil ich so viel erwartete, sondern wirklich, weil ich so wenig fand. Ich hätte die interessanten Ideen zählen können, die ich in den ganzen vierzehn Tagen von ihm hörte, und ich würde mich schämen, damit einen einzigen Tag, bei Ihnen oder Jacobi zugebracht, zu vergleichen. Hie und da ist freilich ein tiefer und schneller Blick, aber sein Geist ist zu kleinlich, hat weder die rastlose Thätigkeit, womit wirklich genialische Köpfe die gesuchte Wahrheit aufsuchen, noch die fruchtbare Wärme, womit sie die gefundene umfassen. Ewiger Rückblick auf sich, Eitelkeit, Ausdruck geistloser und fader Herzensgefühle, Spielerei in Worten rauben ihm alle wahre Kraft. Ganz anders würde dies wahrscheinlich alles seyn, wenn er wahre Gelehrsamkeit besäfse, wenn er auch über fremde Ideen mehr gedacht hätte, und wenn er noch jetzt mehr läse. Allein so lebt er immer nur in seinen eignen Ideen und seine Beschäftigungen, die ich nun so oft mit ansah, sind grofsentheils wahre Spielereien. Ordnen seiner physiognomischen Zeichnungen, Beschreiben von Urtheilen in einzelnen, oft sehr holprichten Hexametern, Correspondenz, Besorgung einer unendlichen Menge von Kleinigkeiten für Leute aller Art, kleine Gelegenheitsge-

dichte u. s. w. Ueberhaupt ist es unbeschreiblich, wie viel er auf die Form und das Aeufsere hält. Er liefs mich oft allein in seiner Stube, und das war mir immer interessant. Einen grofsen Theil seiner Bücherbretter nehmen pappene Futterale ein. Einige enthalten gesammelte Briefe. Da waren: „Wichtige Briefe," „Briefe von Andren," „Briefe an Jünglinge" und zwei dicke Bände mit der Aufschrift: Bremen. Auf vielen andern stehen einzelne Namen, und da fand ich manchen Bekannten, und noch mehr manche Bekanntin. Ich rieth lange, was das seyn könnte. Noch den letzten Tag erklärte er's mir. Er legt in diese Futterale das von seinen Arbeiten, was die Person interessiren kann. An eine seiner Freundinnen, die ich auch sehr genau kenne, gab er mir den Inhalt eines solchen Futterals offen mit. Was war das nun? Nichts als theils frömmelnde, theils empfindsame, aber alle höchst ideeleere Gedichtchen, sauber abgeschrieben, auf feinem Papier mit in Kupfer gestochenem Rand. An den Wänden hingen hie und dort in Rahmen gefafste Täfelchen mit Sprüchen aus dem Lesebüchlein für Weise. Auf dem Tische lag eine auf Holz gespannte Pergamenttafel mit der Ueberschrift: „Nöthigste Geschäfte." Kurz, ich würde nicht fertig werden, wenn ich Ihnen alle Merkwürdigkeiten dieser Stube erzählen wollte, und ich begreife nicht, wenn der Mann an die Materie kommt, da ihn die Form so viel Zeit kosten mufs. Meine wichtigsten Unterredungen mit ihm waren über Physiognomik, und über deutsche Schriftsteller, und den Mafsstab, nach dem man Geistesproducte bei uns beurtheilt. Es mag wohl viel Schwärmerei darin liegen, die ganze Sinnenwelt nur so als eine Art anzusehn, wie die unsinnliche erscheint, nur als einen Ausdruck, eine Chiffre von ihr, den wir enträthseln müssen; aber interessant bleibt die Idee doch immer, und wenn man sich recht hinein-

träumt, schon die Hoffnung immer mehr zu entziffern von dieser Sprache der Natur, dadurch — da das Zeichen der Natur mehr Freude gewährt, als das Zeichen der Convention, der Blick mehr als die Sprache — den Genufs zu erhöhen, zu veredeln, zu verfeinern, die grobe Sinnlichkeit, deren eigentlicher Charakter es ist, im Sinnlichen nur das Sinnliche zu finden, zu vernichten und immer mehr auszubilden den ästhetischen Sinn, als den wahren Mittler zwischen dem sterblichen Blick und der unsterblichen Uridee. Ueber unsere Literatur, darüber, dafs so wenig Producte erscheinen, aus welchen eigentlich Genie hervorblickt, sagte er freilich manches Gute. Aber wen nahm er nun von dem allgemeinen Verdammungsurtheil aus? Haben Sie je solche Zusammenstellung gehört? Jacobi, Spittler und Löffler aus Gotha, den letzteren aber nur nach einem Gespräch mit ihm, nicht nach seinen Predigten, wonach er ihn nur für einen „vornehmen Philister" gehalten hätte. Denn Philister ist ihm jeder, in dessen Producten wohl Richtigkeit der Ideen, Correctheit der Sprache, Eleganz der Darstellung, aber nicht eigentliches Genie ist.

Von Zürich aus besuchte ich Zug und Lucern. Ich hatte schönes Wetter und konnte der herrlichen Aussichten am Züricher See ganz geniefsen.

Noch schöneres und heitreres Wetter hatte ich auf meiner jetzigen Wanderung, auch die höchsten Berge bedeckte kein Wölkchen. Ich ging in das Lauterbrunner- und Grindelwalder- und von da über die Scheideck in das Hafslithal, dann die Aar hinauf bis nach Spital, um über die Furke den Gotthard zu ersteigen. Allein ein tiefer Schnee, der gerade fiel, als ich in Spital übernachtete, vernichtete meinen Plan, und ich mufste wieder umkehren. Ich brachte sehr glückliche Tage in diesen rauhen, wilden Gegenden zu. Nie wurde meine Seele mit so grofsen Bil-

dern unwiderstehlicher, alles zerschmetternder Gewalt und widerstrebender, trotzender Stärke erfüllt, nie drängte sich mir so stark das Gefühl einer zahllosen Reihe verflossener Jahrhunderte auf, nie dämmerte in meiner Seele ein Ahnen unabsehbar ferner, wieder zertrümmernder und wieder schaffender Zukunft! Wenn ich manchmal aus einem engen umschlossenen Thal auf die höchsten unersteiglichen Gipfel der Gebirge rund umher sah, wie sich die Ideen der Einöde, der Einsamheit, des Blicks in weite Fernen von der schwindelnden Höhe, rege Erwartungen dessen, was hinter jenen Bergen, über jenen Gipfeln hinaus ist, meiner Seele bemeisterten, wie dadurch alles Nahe, Gegenwärtige, Gewisse in ihr verschwand, und nur das Vergangene, Zukünftige, Entfernte, Ungewisse meine träumende Phantasie umschwebte! O! lieber Forster, wir müssen einmal zusammen eine eigentliche Gebirgsreise machen. Das ist weniger kostbar und weniger langwierig, als eine Reise nach England, und mufs Ihnen, als Naturforscher, doch auch sehr wichtig seyn.

VIII.

Carlsruhe den 29. Novbr. 1789.

Welch einen frohen Tag, theurer Forster, hat mir Ihr Brief gemacht! So günstig auch bei meiner Abreise von Ihnen alle Hoffnungen für die Gesundheit Ihrer lieben Frau waren, so zitterte ich doch immer vor Klärchens Ankunft. Wie gern überrascht' ich Sie jetzt in den ersten Regungen Ihrer Freude! In der That mufs ich mir Gewalt anthun, nicht noch heute Carlsruhe zu verlassen, und nichts, als die Kenntnifs des Wirthshauses mit davon zu nehmen. Auch der Name Klärchen hat meinen völligsten Beifall und ich freue mich, dafs der Anblick eines neugebornen Mädchens Sie von den barbarischen Namen, die Sie für

den armen Jungen von den Angelsachsen und Normännern herholen wollten, zu dem sanften Klärchen herabgestimmt hat.

Sie haben mich bei Ihrer Frau wegen meines Stillschweigens entschuldigt? Herzlich danke ich Ihrer Liebe dafür, aber Ihrer Entschuldigung beitreten kann ich nicht. Nein, bester Freund, auch ein weit gröfserer Mangel an Zeit könnte mich nie hindern, Ihnen Nachricht von mir zu geben. Aber ich bedarf wirklich gar keine Entschuldigung. Denn ich hielt in der That mein Versprechen, und schrieb Ihnen nach meiner Fufsreise aus Bern. Allein zu meinem gröfsten Erstaunen mufs der Brief verloren gegangen seyn. Ich trage gewöhnlich meine Briefe selbst auf die Post, nur diesmal hielt mich, ich weifs nicht mehr was ab. Ich gab sie also meinem Lohnbedienten und dieser mufs das Porto behalten, und die Briefe weggeworfen haben. Das Einzige, was mich befremdet, ist, dafs Sie den einen vor meiner Fufsreise, den ich doch eben dem Menschen anvertraute, bekommen zu haben scheinen. Denn dafs in Ihrem Briefe steht: „als Sie aus Zürich schrieben vor Ihrer Reise zu Fufs" halt' ich für einen Schreibfehler statt Bern. Ich schrieb Ihnen aus Zürich gar nicht.

Dafs Jacobi Ihren Brief beantwortet hat, wie er mufste, freut mich für ihn, ob ich Ihnen gleich gestehe, dafs ich's nicht erwartete. Ihr Zurückfordern Ihres Aufsatzes von Berlin ist mir nicht ganz lieb. Dafs er nicht im November erschien, konnte so manche zufällige Ursache haben. Und Biester's Stillschweigen? Ist das — ich rede ganz frei, weil ich weifs, lieber Freund, dafs Ihnen Offenherzigkeit werth ist und weil ich in eben dem Geiste der Duldung spreche, den ich von Ihnen lernte — ist das darum gleich ein verstocktes? indefs weifs ich die Art nicht, wie Sie den Aufsatz zurückforderten. Verzeihen Sie also mein vielleicht zu vorschnelles Urtheil.

Seit Basel sah ich von irgend interessanten Menschen nur Jacobi und Pfeffel. Jacobi, herzensgut und nicht ununterhaltend, aber so gar nicht wie sein Bruder, nicht der scharf eindringende Geist, nicht die lebhafte Phantasie, nicht das feurige Gefühl. Pfeffel'n konnte ich schlechterdings kein Interesse abgewinnen. Doch ist er anders als ich ihn mir dachte. Ich dachte mir so etwas Sanftes, Empfindsames. Das fand ich gar nicht, vielmehr eine Art Schnelligkeit, Heftigkeit, ich möchte sagen etwas Militairisches. Indefs sprach ich ihn nur ein Paar Stunden. In Strasburg sah ich Brunk, Herrmann, Oberlin; keiner interessirte mich.

Wie lange ich hier bleibe, wird von der Art abhängen, wie Schlosser mich aufnimmt, und von der Möglichkeit oder Unmöglichkeit, ihn oft und lange zu sehn.

IX.

Den 8. Februar 1790.

Der Heyne'sche Ausspruch, womit Sie Ihren Brief anfangen, ist ganz der meinige; nur würde ich ihn anders ausdrücken. Jeder Mensch mufs in das Grofse und Ganze wirken, nur was dies Grofse und Ganze genannt wird, darin liegt, meinem Gefühl nach, so viel Täuschung. Mir heifst in das Grofse und Ganze wirken, auf den Charakter der Menschheit wirken, und darauf wirkt jeder, so bald er auf sich und blofs auf sich wirkt.

Wäre es allen Menschen völlig eigen, nur ihre Individualität ausbilden zu wollen, nichts so heilig zu ehren, als die Individualität des Andern; wollte Jeder nie mehr in Andere übertragen, nie mehr aus Andern nehmen, als von selbst aus ihm in Andere, und aus Andern in ihn übergeht; so wäre die höchste Moral, die consequenteste Theorie des Naturrechts, der Erziehung und der Gesetzgebung den Herzen der Menschen einverleibt. Man sey nur grofs und

viel, so werden die Menschen es sehn und nutzen; man habe nur viel zu geben, so werden die Menschen es geniefsen und der Genufs wird Vater neuer Kraft seyn. Wenn unter uns so wenig geschieht, so ist es nicht, weil unsre Lagen und Verhältnisse uns hinderten zu wirken, sondern weil sie uns hindern zu werden und zu seyn. Ich tadle die nicht, welche über Eingeschränktheit des Wirkungskreises klagen. Leider haben die meisten Menschen nur Talent, und das bedarf der äufseren Verhältnisse, um sich zu zeigen und nützlich zu werden. Aber der wahrhaft grofse d. i. wahrhaft intellectuell und moralisch ausgebildete Mann wirkt schon dadurch allein mehr als alle andere, dafs ein solcher Mann einmal unter den Menschen ist, oder gewesen ist.

X.

1792? (Das Datum fehlte.)

Ihre Ansichten haben mir viel Freude gemacht. Sie haben so viele wahrhaft genialische Stellen, und, was immer meine Bewunderung so heftig anzieht, eine so strenge Richtigkeit der Ideen mitten im glühendsten Feuer der Begeisterung. Das Raisonnement über Kunst hat mir vortrefflich geschienen. Nur Eins, lieber Freund, lassen Sie mich Ihnen aufrichtig gestehen. Die Dedication habe ich ganz und gar nicht verstanden. Alexander sagte mir, sie sey an Ihre Frau. Können Sie mir nicht ein paar Worte Erläuterung geben? Gleich viel Freude hat mir Sakontala gemacht. Lange hat mich nichts so angezogen. Diese Zartheit der Empfindung, diese Cultur verbunden mit dieser Einfachheit! Ihre Uebersetzung ist meisterhaft. Nur mit Ihrem Gefühl war es möglich, diesen Empfindungen diesen Ausdruck zu leihen!

Sie fordern in Ihrem Briefe, mein Theurer, meinen alten Aufsatz für Ihre kleine Schriften. Aber es ist mir

gleich unmöglich, ihn Ihnen so zu geben, und ihn umzuarbeiten. Ich bin zu dieser Arbeit jetzt nicht gerade in der Stimmung, oder vielmehr die Ideen, die dazu gehören, müssen erst eine gröfsere Reife durch Lectüre und Nachdenken erhalten. Die Reife, die man ihnen so giebt, indem man sich hinsetzt, nachdenkt, und sie nun auf Einmal ins Reine bringen will, kommt mir immer vor, wie eine Reife im Treibhaus. Man merkt es den Früchten doch an, dafs ihnen die Zeit und die wohlthätige Wärme der Sonne mangelte. Der erste Aufsatz aber, den ich jetzt glücklich zu Stande bringe, lieber Forster, soll Ihrem Schutze vertraut seyn. Eine sonderbare Schriftstellerarbeit werden Sie wohl von mir gesehen haben, den Procefs von Unger gegen Zöllner. Das Urtheil ist von Klein. Die Protokolle von mir. Eisenbergen gehört nur die Unterschrift. Diese an sich unbedeutende Arbeit freut mich nur darum, weil ich hoffe, Sie sollen keinen Ausdruck darin finden, der Animosität, oder Sucht, seine Aufklärung zu zeigen, oder ein Buch Acten zu schreiben, verriethe. Das Urtheil, so schön es ist, ist von diesen Dingen nicht ganz frei.

XI.

Burgörner den 16. Aug. 1791.

Zürnen Sie mir nicht, lieber Forster, dafs ich so lange verschob, Ihnen zu schreiben. Ich wollte die Zeit abwarten, wo ich meinen Freunden ganz gehören könnte, und diese Zeit ist erst seit einigen Wochen gekommen.

Ich habe mich nun von allen Geschäften losgemacht, Berlin verlassen und geheirathet, und lebe auf dem Lande, in einer unabhängigen, selbst gewählten, unendlich glücklichen Existenz. Ich empfinde dies doppelt, indem ich Ihnen es sage; ich kenne Ihr warmes, liebevolles Herz, Ihre innige Theilnahme. Ich besorge auch von Ihnen nicht die

Mifsbilligung des Schritts, den ich that, die ich von so vielen Andern erfuhr. Sie schätzen Freiheit und unabhängige Thätigkeit zu sehr, um allen Nutzen nur von einer solchen zu erwarten, die durch äufsere Geschäftslagen bestimmt wird; und Sie trauen, hoff' ich, mir zu, dafs ich nie eine andere Richtung wählen werde, als auf der ich, nach meiner innersten Ueberzeugung, für meine höchste und vielseitigste Bildung den meisten Gewinn hoffen darf. In der That, lieber Freund, war die Unmöglichkeit, dies zu können, vorzüglich das, was mich zu einer andern Laufbahn bestimmte. Die Sätze, dafs nichts auf Erden so wichtig ist, als die höchste Kraft und die vielseitigste Bildung der Individuen, und dafs daher der wahren Moral erstes Gesetz ist, bilde dich selbst, und nur ihr zweites: wirke auf Andere durch das, was du bist; diese Maximen sind mir zu eigen, als dafs ich mich je von ihnen trennen könnte. Wie konnte ich mich aber mit ihnen in einer Lage ertragen, in der ich kaum hoffen durfte, mich dem Ideale, das meinen Geist und mein Herz beschäftigte, auch nur mit langsamen Schritten zu nähern, wie konnte mir selbst der Nutzen Ersatz seyn, den ich freilich stiftete, und künftig in unendlich höherm Mafse gestiftet haben würde? Ich zog also das bescheidnere Loos vor, ein stilles häusliches Daseyn, einen kleineren Wirkungskreis. In diesem kann ich mir selbst leben, den Personen, die mir am nächsten sind, ein heiteres zufriedenes Leben schaffen, und vielleicht — wenn mir ein guter Genius glückliche Stunden gewährt — auch Einiges zu dem beitragen, wozu im Grunde alles Thun und Treiben in der Welt, selbst wider seinen Willen, nur als Mittel dient, zur Bereicherung oder Berichtigung unsrer Ideen. So viel von mir und meiner Lage.

Wie geht es Ihnen, mein Theurer! Ich hörte so lange nichts, auch nicht durch Andere, von Ihnen, es war meine

Schuld, ich fühl' es. Aber Sie, Lieber, werden mein Stillschweigen verzeihen. So oft waren Sie mir gegenwärtig, so oft versetzte ich mich zu den Ihrigen, so oft freute mich die Erinnerung der glücklichen Tage, die ich mit Ihnen verlebt habe! Diese Erinnerung ist es auch, die mir Muth macht, noch auf Ihr Andenken, Ihre Freundschaft zu rechnen. Theurer, guter Forster, Sie haben mich mit einer Liebe, einer Zärtlichkeit behandelt, selbst in der Zeit, da ich Sie gewifs noch blofs durch die Wärme interessiren konnte, mit der ich mich so gern an grofse und gute Menschen anschlofs. Durch Sie habe ich einen so grofsen Theil meiner Bildung erhalten. Dafür, und für Alles, was mein Geist und mein Herz durch Sie genofs, würde mein Dank Sie noch segnen, wenn ich auch nicht hoffen dürfte, noch in Ihrem Andenken zu leben, wenn die Zeit, wenn ein Mifsverständnifs, wozu mein Stillschweigen vielleicht Anlafs geben konnte, die Gefühle erstickt hätte, die mich sonst so innig beglückten. Ist das aber nicht, darf ich in Ihnen noch den treuen warmen Freund sehn, den ich ehemals kannte, nun, mein Theurer, so nehmen Sie meinen wärmsten innigsten Dank doppelt für dies neue Geschenk!

XII.

Erfurt den 1. Juni 1792.

Was müssen Sie von mir denken, theurer Freund, dafs ich einen so lieben, gütigen Brief, als Ihr letzter war, so lange unbeantwortet liefs, und Ihnen in nun mehr als 4 Monaten kein Wort von mir sagte? Ich bin allen Entschuldigungen ein abgesagter Feind, ohne alle also lassen Sie mich Sie herzlich bitten, mir wegen dieses überlangen Stillschweigens nicht zu zürnen, und zu glauben, dafs ich mich unendlich oft indefs mit Ihnen im Geiste beschäftigte,

und nur der so oft gefaſste Vorsatz, Ihnen zu schreiben, immer durch tausend kleine Hindernisse vereitelt wurde.

Zuerst, mein Lieber, muſs ich Ihnen eine Nachricht geben, die Ihrem freundschaftlich theilnehmenden Herzen gewiſs Freude gewährt. Meine Frau ist vor noch nicht vierzehn Tagen mit einem Mädchen glücklich niedergekommen, Mutter und Kind sind vollkommen gesund. Das kleine Mädchen ist ein allerliebstes Geschöpf, so groſs und stark, wie selten ein Kind von so wenig Tagen, so voll Leben und Munterkeit, und mit wundergroſsen, blauen Augen, die sie unaufhörlich im Kopfe herumrollt. Meine Frau stillt das Kind selbst; ich, bei meiner gänzlichen Geschäftslosigkeit, bin so gut als den ganzen Tag bei ihr, und so kommt das Kind kaum eine Minute in andere Hände, als die unsrigen. Nur Sie, lieber Freund, dessen eignes Herz so überaus empfänglich für diese Freuden ist, und der Sie mich genauer kennen, vermögen ganz mit mir zu empfinden, wie unendlich süſs mir diese kleinen Beschäftigungen sind, und welche reiche Fülle neuer Freuden mir jetzt wiederum in meiner schon beneidenswerth glücklichen Lage geworden ist. Wahrlich empfinde ich dies auch doppelt, indem ich Ihnen es sage, und ich möchte Ihnen im voraus für das Vergnügen so herzlich danken, das mir Ihre Theilnahme gewährt. Grüſsen Sie Ihre liebe Frau herzlich von mir, und sagen Sie ihr die häusliche Begebenheit, die mich und meine Frau so froh macht. So bald ich mehr Ruhe und Muſse gewinne, schreib' ich ihr selbst.

Die ganze Zeit, seit welcher Sie ohne Nachricht von mir sind, habe ich hier ununterbrochen zugebracht. Sogar Gotha und Weimar, so nah sie auch sind, habe ich nicht besucht. Indeſs ist mein Aufenthalt hier auch von meinem vorigen ländlichen nicht sonderlich verschieden gewesen. Der Gesellschaften sind hier wenige, und so bin ich die

meiste Zeit auf meinem Zimmer, im Kreise meiner gewöhnlichen Beschäftigungen gewesen. Der Coadjutor ist hier der einzige Mensch, den man interessant nennen kann, und den habe ich, so viel es überhaupt seinen Geschäften und seiner Lebensart nach möglich ist, genossen. Sein Umgang ist mir um so angenehmer gewesen, als unsre Gespräche meist wissenschaftlich, aus dem Fache der praktischen, vorzüglich politischen Philosophie, worin er unstreitig am meisten bewandert ist, hergenommen sind, und als reine auch blofs theoretische Principien doch noch mehr reizen, wo ihre Anwendung so nah liegt. Ich weifs nicht, lieber Freund, ob Ihnen ein kleiner Aufsatz von mir in der Berliner Monatsschrift, Januar: Ideen über Staatsverfassung u. s. f. zu Gesicht gekommen ist. Es war ein wirklicher, ohne alle Hinsicht auf den Druck geschriebener Brief, der hernach zufällig, und zum Theil dieser Zufälligkeit wegen, mit allen Sinn entstellenden Druckfehlern ans Licht gekommen ist. Aus diesem Aufsatz hatte Dalberg gesehen, dafs ich mich mit Ideen dieser Art beschäftige, und wenig Tage nach meiner Ankunft hier bat er mich, meine Ideen über die eigentlichen Grenzen der Wirksamkeit des Staats aufzusetzen. Ich fühlte wohl, dafs der Gegenstand zu wichtig war, um so schnell bearbeitet zu werden, als ein solcher Auftrag, wenn die Idee nicht wieder alt werden sollte, forderte. Indefs hatte ich Einiges vorgearbeitet, noch mehr Materialien hatte ich im Kopfe, und so fing ich an. Unter den Händen wuchs das Werkchen, und es ist jetzt, da es seit mehreren Wochen fertig ist, ein mäfsiges Bändchen geworden. Sie stimmten sonst, als wir noch von Göttingen aus über diese Gegenstände correspondirten, mit meinen Ideen überein. Ich habe seitdem, so viel ich auch nachzudenken und zu forschen versucht habe, fast keine Veranlassung gefunden, sie eigentlich abzuändern, aber ich

darf behaupten, ihnen bei weitem mehr Vollständigkeit, Ordnung und Präcision gegeben zu haben. Noch jetzt also, schmeichle ich mir, würden Sie im Ganzen mit meinen Behauptungen einverstanden seyn. Ich habe nämlich — und ich hielt dies der nächsten Veranlassung wegen, die mich zum Schreiben bewog, für um so nöthiger — der Sucht zu regieren entgegenzuarbeiten versucht, und überall die Grenzen der Wirksamkeit enger geschlossen. Ja ich bin so weit gegangen, sie allein auf die Beförderung der Sicherheit einzuschränken. Ich hatte die Frage, die ich beantworten sollte, völlig rein theoretisch in ihrem ganzen Umfange abgeschnitten. Ich glaubte also auch kein anderes Princip zum Grunde meines ganzen Raisonnements legen zu dürfen, als das, welches allein auf den Menschen — auf den doch am Ende alles hinauskommt — Bezug nimmt, und zwar auf das an dem Menschen, was eigentlich seiner Natur den wahren Adel gewährt. Die höchste und proportionirlichste Ausbildung aller menschlichen Kräfte zu einem Ganzen ist daher das Ziel gewesen, das ich überall vor Augen gehabt, und der einzige Gesichtspunkt, aus dem ich die ganze Materie behandelt habe. Immer bleibt es doch wahr, daſs eigentlich diese innere Kraft des Menschen es allein ist, um die es sich zu leben verlohnt, daſs sie nicht nur das Princip, wie der Zweck aller Thätigkeit, sondern auch der einzige Stoff alles wahren Genusses ist, und daſs daher alle Resultate ihr allemal untergeordnet bleiben müssen. Auf der andern Seite ist es aber auch eben so wahr, daſs in der Wirklichkeit und fast überall, wo auf den Menschen gewirkt wird, bei der Erziehung, bei der Gesetzgebung, im Umgange, fast nur die Resultate beachtet werden, wovon sich viele Gründe aufzählen lieſsen, die ich nur hier, um Sie nicht zu ermüden, übergehe, und unleugbar freilich macht auch die Erhaltung der Kraft

selbst grofse Sorgfalt auf die Resultate, als das Mittel dazu, oft nothwendig. Desto mehr also mufs, dünkt mich, die Theorie das, was in der Ausübung so leicht das letzte Ziel scheint, wieder an seine rechte Stelle setzen, und das wahre letzte Ziel, die innere Kraft des Menschen, in ein helles Licht zu stellen versuchen. Wenn also die Staatskunst sich meistens dahin beschränkt, volkreiche, wohlhabende, wie man zu sagen pflegt, blühende Länder hervorzubringen, so mufs ihr die reine Theorie laut zurufen, dafs freilich diese Dinge sehr schön und wünschenswerth sind, dafs sie aber von selbst entstehen, wenn man die Kraft und Energie der Menschen, und zwar durch Freiheit, erhöht, da hingegen, wenn man sie unmittelbar hervorbringen will, gerade das leiden kann, um dessen willen sie selbst nur wünschenswerth sind, indem wenigstens in vielen Fällen ein Land freilich schneller bevölkert, wohlhabend, ja sogar in gewissem Grade aufgeklärt werden kann, wenn die Regierung alles selbst thut, den Bürgern das von ihr anerkannte Gute aufdringt, als wenn sie dieselben den freilich langsameren aber auch sicherern Weg der eignen Ausbildung gehen läfst. Wenn die Statistik aufzählt, wieviel Menschen, welche Producte, welche Mittel sie zu verarbeiten, welche Wege sie auszuführen u. s. f. ein Land hat; so mufs die reine Theorie sie anweisen, dafs man darum nur den Menschen und seinen eigentlichen Zustand fast um noch nichts besser kennt, und dafs sie also das Verhältnifs aller dieser Dinge als Mittel zu dem wahren Endzweck anzugeben hat. Ging ich einmal von diesem Gesichtspunkte aus, so konnte ich nicht leicht auf etwas anders als auf die Nothwendigkeit der Begünstigung der höchsten Freiheit und der Entstehung der mannigfaltigsten Situationen für den Menschen kommen, und so schien mir die vortheilhafteste Lage für den Bürger im Staat die, in welcher er zwar durch so

viele Bande als möglich mit seinen Mitbürgern verschlungen, aber durch so wenige als möglich von der Regierung gefesselt wäre. Denn der isolirte Mensch vermag sich eben so wenig zu bilden, als der in seiner Freiheit gewaltsam gehemmte. Dies führte mich nun unmittelbar auf das Princip, dafs die Wirksamkeit des Staats nie anders an die Stelle der Wirksamkeit der Bürger treten darf, als da, wo es auf die Verschaffung solcher nothwendigen Dinge ankommt, welche diese allein und durch sich sich nicht zu erwerben vermag, und als ein Solches zeichnet sich, meines Bedünkens, allein die Sicherheit aus. Alles übrige schafft sich der Mensch allein, jedes Gut erwirbt er allein, jedes Uebel wehrt er ab, entweder einzeln oder in freiwilliger Gesellschaft vereint. Nur die Erhaltung der Sicherheit, da hier aus jedem Kampf immer neue entstehen würden, fordert eine letzte widerspruchlose Macht, und da dies der eigentliche Charakter eines Staats ist, nur diese eine Staatseinrichtung. Dehnt man die Wirksamkeit des Staats weiter aus, so schränkt man die Selbstthätigkeit auf eine nachtheilige Weise ein, bringt Einförmigkeit hervor, und schadet mit Einem Wort der innern Ausbildung des Menschen. Dies ist ohngefähr der Gang der Ideen, den ich gewählt habe, obgleich ich in dem Vortrage selbst einer völlig verschiedenen Ordnung gefolgt bin. Dann bin ich aber auch in ein gröfseres Detail eingegangen, und habe die Nachtheile einzeln zu schildern versucht, welche nothwendig entstehen müssen, oder wenigstens nicht leicht vermieden werden können, wenn der Staat, statt sich auf die Sicherheit zu beschränken, auch für das physische, oder gar moralische Wohl sorgen will. Bei der Sicherheit selbst habe ich mich noch auf die Mittel, sie zu befördern, ausgebreitet, alle die zu entfernen versucht, welche zu sehr auf den Charakter wirken, wie öffentliche Erziehung, Re-

ligion (wobei ich den Aufsatz, den Sie kennen, umgearbeitet gebraucht habe), Sittengesetze, und endlich die angegeben, deren Gebrauch mir unschädlich und nothwendig zugleich scheint, wobei ich denn, jedoch kurz und immer allein in Rücksicht auf den gewählten Gesichtspunkt, Polizei-, Civil- und Criminalgesetze durchgegangen bin. Am Schluſs habe ich Einiges über die Anwendung hinzugefügt und vorzüglich die Schädlichkeit nicht genug vorbereiteter Anwendungen auch richtiger Theorien zu zeigen versucht. Verzeihen Sie, mein Theurer, die ausführliche, und dennoch so flüchtig und unvollständig hingeworfene Auseinandersetzung meiner eignen Ideen. Allein der Antheil, den Sie immer an diesen Gegenständen und an meiner Beschäftigung damit nehmen, verführte mich von Periode zu Periode.

Diesen Aufsatz nun ist Dalberg, nachdem er ihn für sich gelesen hatte, Abschnitt für Abschnitt mit mir durchgegangen, und wir haben Gründe und Gegengründe durchgesprochen. Seine Ideen stimmen nicht gerade mit den meinigen überein, er berechtigt vielmehr den Staat zu einer weit ausgebreitetern Wirksamkeit. Indeſs will er doch, wo es nicht auf Erhaltung der Sicherheit ankommt, eigentlichen Zwang entfernen, und um auf irgend einen Gegenstand die Sorgfalt des Staats auszudehnen, den Wunsch der Nation abwarten.

Je länger ich Gelegenheit habe, mit dem Coadjutor umzugehen, desto mehr überzeuge ich mich von der Reinheit seiner Absichten und der Vortrefflichkeit seines moralischen Charakters. In der That ist die ununterbrochene Aufmerksamkeit, die er auf diesen wendet, so charakteristisch an ihm, daſs sie unter so manchen hervorstehenden Seiten, welche auch beim ersten Anblick auffallen müssen, dennoch keinem entgehen kann. Von Ihnen, lieber Freund,

spricht er mir sehr oft, und immer mit einer Wärme, die mir innige Freude gewährt. Er fühlt nicht nur in ihrem ganzen Umfange die Achtung, welche Sie jedem einflößen müssen, der auch nur überhaupt mit deutscher Literatur vertraut ist, sondern er schätzt und liebt Sie auch so sehr von den Seiten, die nur Ihren Freunden erscheinen können, und die er, glaub' ich, durch Müller und Sömmerring kennt.

Was haben Sie denn in dieser Zeit gemacht, theurer Freund, was Ihre liebe Frau, was Ihre Kinder? Wie sehr sehnte ich mich das recht bald von Ihnen zu hören. Zu bitten wage ich freilich nicht darum. Sehr schön wäre es aber doch, wenn Sie nicht Gleiches mit Gleichem vergälten. Leben Sie jetzt recht wohl, theurer lieber Freund, erhalten Sie mir Ihre Freundschaft, und seyn Sie meiner herzlichsten, wärmsten, unwandelbarsten Liebe versichert! — Ewig

Ihr Humboldt.

Ideen über Staatsverfassung,

durch

die neue Französische Constitution veranlafst.

(Aus einem Briefe an einen Freund, vom August 1791.)

Ich beschäftige mich in meiner Einsamkeit mehr mit politischen Gegenständen, als ich es je bei den häufigen Veranlassungen darzu, die das geschäftige Leben darbietet, gethan habe. Ich lese die politischen Zeitungen regelmäfsiger, als sonst; und ob ich gleich nicht sagen kann, dafs sie ein grofses Interesse in mir erwecken, so reizen mich doch noch am meisten die Französischen Angelegenheiten. Es fällt mir dabei alles Kluge und Einfältige ein, was ich seit zwei Jahren darüber gehört habe; und am Ende komme ich gewöhnlich auf Sie, lieber *, und den lebhaften Antheil, den Sie an diesen Gegenständen nahmen, zurück. Mein eignes Urtheil — wenn ich, um mir doch selbst von mir Rechenschaft zu geben, mich eines zu fällen zwinge — stimmt dann mit keinem andern geradezu überein; es mag sogar paradox scheinen: aber Sie sind ja einmal mit meinen Paradoxien vertraut, und wenigstens sollen Sie in der gegenwärtigen auch Consequenz mit den übrigen nicht vermissen.

Was ich am häufigsten, und, ich kann es nicht läugnen, mit dem meisten Interesse über die Nationalversammlung und ihre Gesetzgebung hörte, war Tadel; nur leider ein Tadel, für den die Abfertigung immer so nahe lag. Bald Mangel an Sachkenntnifs, bald Vorurtheil, bald ein kleingeistiger Schauder vor allem Neuen und Ungewöhnlichen, und wer weifs was noch für leicht zu widerlegende Irrthümer; — und hielt auch einmal ein Tadel jede Widerlegung aus, so blieb doch immer der leidige Entschuldigungsgrund, dafs 1200 auch weise Menschen immer nur Menschen sind. Mit dem Tadel, wie überhaupt mit dem Beurtheilen einzelner Anordnungen, kömmt man also schwerlich ins Reine. Dagegen giebt es, dünkt mich, ein ganz offenbares, kurzes, von jedermann anerkanntes Faktum, welches schlechterdings alle Data zur gründlichen Prüfung des ganzen Unternehmens vollständig enthält.

Die konstituirende Nationalversammlung hat es unternommen, ein völlig neues Staatsgebäude nach blofsen Grundsätzen der Vernunft aufzuführen. Dies Faktum mufs jedermann, und sie selbst mufs es einräumen. — Nun aber kann keine Staatsverfassung gelingen, welche die Vernunft (vorausgesetzt, dafs sie ungehinderte Macht habe, ihren Entwürfen Wirklichkeit zu geben) nach einem angelegten Plane gleichsam von vorn her gründet; nur eine solche kann gedeihen, welche aus dem Kampfe des mächtigeren Zufalls mit der entgegenstrebenden Vernunft hervorgeht. Dieser Satz ist mir so evident, dafs ich ihn nicht auf Staatsverfassungen allein einschränken möchte, sondern ihn gern auf jedes praktische Unternehmen überhaupt ausdehne. Für einen so rüstigen Vertheidiger der Vernunft indefs, als Sie sind, mögte er dieselbe Evidenz nicht haben. Ich verweile daher länger dabei.

Ehe ich jedoch zu den Gründen übergehe, vorher noch

ein paar Worte zur näheren Bestimmung desselben. Zuvörderst, sehen Sie, lasse ich den Entwurf der Nationalversammlung zu einer Gesetzgebung für den Entwurf der Vernunft selbst gelten. Zweitens will ich auch nicht sagen, dafs die Grundsätze ihres Systems zu spekulativ, nicht auf die Ausführung berechnet sind. Ich will sogar voraussetzen, alle Gesetzgeber zusammen hätten den wirklichen Zustand Frankreichs und seiner Bewohner auf das anschaulichste vor Augen gehabt; und die Grundsätze der Vernunft diesem Zustande, so viel als es nur überhaupt, und jenem Ideale unbeschadet, möglich war, angepafst. Endlich rede ich nicht von den Schwierigkeiten der Ausführung. Wie wahr und witzig es auch sein mag: *qu'il ne faut pas donner des leçons d'anatomie sur un corps vivant;* so müfste doch erst der Erfolg zeigen, ob nicht dennoch das Unternehmen Dauer gewinnt, und nicht fest gegründetes Wohl des Ganzen vorübergehenden Uebeln Einzelner vorgezogen zu werden verdient? — Ich gehe also blofs von den simplen Sätzen aus: 1) Die Nationalversammlung wollte eine völlig neue Staatsverfassung gründen; 2) sie wollte dieselbe in allen ihren einzelnen Theilen nach den reinen, wenn gleich der individuellen Lage Frankreichs angepafsten, Grundsätzen der Vernunft bilden. Ich nehme diese Staatsverfassung (für den Augenblick) völlig ausführbar, oder wenn man will, auch als schon wirklich ausgeführt an. Dennoch, sage ich, kann eine solche Staatsverfassung nicht gedeihen.

Eine neue Verfassung soll auf die bisherige folgen. An die Stelle eines Systems, das allein darauf berechnet war, so viel Mittel als möglich aus der Nation zur Befriedigung des Ehrgeizes und der Verschwendungssucht eines Einzigen zu ziehen, soll ein System treten, das nur die Freiheit, die Ruhe und das Glück jedes Einzelnen zum

Zweck hat. Zwei ganz entgegengesetzte Zustände sollen also auf einander folgen. Wo ist nun das Band, das beide verknüpft? Wer traut sich Erfindungskraft und Geschicklichkeit genug zu, es zu weben? Man studire noch so genau den gegenwärtigen Zustand; man berechne noch so genau darnach das, was man auf ihn folgen läfst: immer reicht es nicht hin. Alles unser Wissen und Erkennen beruht auf allgemeinen, d. i. wenn wir von Gegenständen der Erfahrung reden, unvollständigen und halbwahren Ideen; von dem Individuellen vermögen wir nur wenig aufzufassen. Und doch kömmt hier alles auf individuelle Kräfte, individuelles Wirken, Leiden und Geniefsen an.

Ganz anders ist es, wenn der Zufall wirkt, und die Vernunft ihn nur zu lenken strebt. Aus der ganzen individuellen Beschaffenheit der Gegenwart — denn diese von uns unerkannten Kräfte heifsen uns doch nur Zufall — geht dann die Folge hervor. Die Entwürfe, welche die Vernunft dann durchzusetzen bemüht ist, erhalten, wenn auch ihre Bemühungen gelingen, von dem Gegenstande selbst noch, auf den sie angelegt sind, Form und Modification. So können sie Dauer gewinnen, so Nutzen stiften. — Auf jene Weise, wenn sie auch ausgeführt werden, bleiben sie ewig unfruchtbar. Was im Menschen gedeihen soll, mufs aus seinem Innern entspringen, nicht ihm von Aufsen gegeben werden; und was ist ein Staat, als eine Summe menschlicher, wirkender und leidender Kräfte? Auch fordert jede Wirkung eine gleich starke Gegenwirkung, jedes Zeugen ein gleich thätiges Empfangen. Die Gegenwart mufs daher schon auf die Zukunft vorbereitet sein. Darum wirkt der Zufall so mächtig. Die Gegenwart reifst da die Zukunft an sich. Wo diese ihr noch fremd ist, da ist alles todt und kalt. So, wo Absicht hervorbringen will. Die Vernunft hat wohl Fähigkeit, vorhandenen Stoff zu bil-

den, aber nicht Kraft, neuen zu erzeugen. Diese Kraft ruht allein im Wesen der Dinge: diese wirken; die wahrhaft weise Vernunft reizt sie nur zur Thätigkeit, und sucht sie zu lenken. Hierbei bleibt sie bescheiden stehen. Staatsverfassungen lassen sich nicht auf Menschen, wie Schöfslinge auf Bäume, propfen. Wo Zeit und Natur nicht vorgearbeitet haben; da ists, als bindet man Blüthen mit Fäden an. Die erste Mittagssonne versengt sie.

Indefs entsteht hier noch immer die Frage: ob die Französische Nation nicht hinlänglich vorbereitet ist, die neue Staatsverfassung aufzunehmen? Allein, für eine, nach blofsen Grundsätzen der Vernunft, systematisch entworfene Staatsverfassung kann nie eine Nation reif genug sein. Die Vernunft verlangt ein vereintes und verhältnifsmäfsiges Wirken aller Kräfte. Aufser dem Grade der Vollkommenheit jeder einzelnen hat sie noch die Festigkeit ihrer Vereinigung, und das richtigste Verhältnifs einer jeden zu den übrigen vor Augen. Wenn aber auf der einen Seite die Vernunft nur durch das vielseitigste Wirken befriedigt wird, so ist auf der andern das Loos der Menschheit Einseitigkeit. Jeder Augenblick übt nur Eine Kraft in Einer Art der Aeufserung. Häufige Wiederholung geht in Gewohnheit über, und diese Eine Aeufserung dieser Einen Kraft wird nun, mehr oder minder, länger oder kürzer, Charakter. Wie der Mensch auch ringen mag, die einzelne, in jedem Moment wirkende Kraft durch die Mitwirkung aller übrigen modifiziren zu lassen; so erreicht er es nie: und was er der Einseitigkeit abgewinnt, das verliert er an Kraft. Wer sich auf mehrere Gegenstände verbreitet, wirkt schwächer auf alle. So stehen Kraft und Bildung ewig in umgekehrtem Verhältnifs. Der Weise verfolgt keine ganz; jede ist ihm zu lieb, sie ganz der andern zu opfern. So ist auch

in dem höchsten Ideale menschlicher Natur, das die glühende Phantasie sich zu bilden vermag, jeder Augenblick der Gegenwart ein schöner, aber nur Eine Blüthe. Den Kranz vermag nur das Gedächtniſs zu flechten, das die Vergangenheit mit der Gegenwart verknüpft.

Wie mit dem einzelnen Menschen, so mit ganzen Nationen. Sie nehmen auf Einmal nur Einen Gang. Daher ihre Verschiedenheiten unter einander; daher ihre Verschiedenheiten in ihnen selbst, in verschiedenen Epochen. Was thut nun der weise Gesetzgeber? Er studiert die gegenwärtige Richtung; dann, je nachdem er sie findet, befördert er sie, oder strebt ihr entgegen; so erhält sie eine andre Modifikation, und diese wieder eine andre, und so fort. So begnügt er sich, sie dem Ziele der Vollkommenheit zu nähern. — Was aber muſs entstehen, wenn sie auf einmal nach dem Plane der bloſsen Vernunft, nach dem Ideale arbeiten, wenn sie nicht mehr genügsam Eine Treflichkeit verfolgen, sondern zu gleicher Zeit nach allen ringen soll? Schlaffheit und Unthätigkeit! Alles, was wir mit Wärme und Enthusiasmus ergreifen, ist eine Art der Liebe. Wenn nun nicht Ein Ideal mehr die Seele füllt, so ist da Kälte, wo ehmals Glut war. Ueberhaupt vermag mit Energie nie der zu wirken, der mit allen Kräften auf Einmal gleichmäſsig wirken soll. Mit der Energie aber schwindet jede andre Tugend hin. Ohne sie wird der Mensch Maschine. Man bewundert, was er thut; man verachtet was er ist. — — —

Lassen Sie uns einen Blick auf die Geschichte der Staatsverfassungen werfen. Wir werden in keiner einen nur irgend hohen Grad durchgängiger Vollkommenheit finden; allein von den Vorzügen, die das Ideal eines Staats alle vereinen müſste, werden wir auch in den verderbtesten immer einen oder den andern entdecken. Die erste Herr-

schaft schuf das Bedürfnifs. Man gehorchte nie länger, als man entweder den Herrscher nicht entbehren, oder ihm nicht widerstehen konnte. Dies ist die Geschichte aller, auch der blühendsten alten Staaten. Eine dringende Gefahr nöthigte die Nation, einem Herrscher zu gehorchen. War die Gefahr vorüber, so strebte jene das Joch abzuschütteln. Allein oft hatte sich der Herrscher zu sehr festgesetzt, ihr Ringen war vergebens. — Dieser Gang ist auch der menschlichen Natur völlig angemessen. Der Mensch vermag aufser sich zu wirken, und sich in sich zu bilden. Bei dem ersteren kömmt es blofs auf Kraft und zweckmäfsige Richtung derselben an; bei dem letzteren auf Selbstthätigkeit. Daher ist zu diesem Freiheit; zu jenem, da mehrere Kräfte nie besser gerichtet werden, als wenn Ein Wille sie lenkt, Unterwürfigkeit nothwendig. Dies Gefühl unterwarf die Menschen der Herrschaft, sobald sie wirken wollten; aber das höhere Gefühl ihrer inneren Würde erwachte, wenn dieser Zweck nun erreicht war. Ohne diese Betrachtung würde es auch nie begreiflich sein, wie derselbe Römer in der Stadt dem Senat Gesetze vorschrieb, und im Lager seinen Rücken willig den Streichen der Centurionen darbot. Aus dieser Beschaffenheit der alten Staaten entspringt es, dafs, wenn man unter Systemen absichtliche Plane versteht, sie eigentlich gar kein politisches System hatten; und dafs, wenn wir itzt bei politischen Einrichtungen philosophische oder politische Gründe angeben, wir bei ihnen immer nur historische finden.

Diese Verfassung dauerte bis ins Mittelalter hin. Zu dieser Zeit, da die tiefste Barbarei alles überdeckte, mufste, sobald sich mit dieser Barbarei Macht vereinte, der ärgste Despotismus entstehen: und billig hätte man der Freiheit ihren gänzlichen Untergang verkündigen sollen. Allein der Kampf der Herrschsüchtigen untereinander er-

hielt sie. Nur konnte freilich, bei dieser gewaltsamen Lage der Sachen, Niemand selbst frei sein, der nicht zugleich Unterdrücker der Freiheit der Andern war: Das Lehnssystem war es, in welchem die ärgste Sklaverei und ausgelassene Freiheit unmittelbar neben einander existirten. Denn der Vasall trotzte dem Lehnsherrn nicht minder, als er seine Unterthanen unmenschlich bedrückte. Die Eifersucht des Regenten auf die Macht der Vasallen schuf diesen ein Gegengewicht in den Städten und dem Volke; und endlich gelang es ihm, sie zu unterdrücken. Statt daſs nun ehemals doch Ein Stand *Depôt* der Freiheit gewesen war, war itzt alles Sklav: alles diente nur den Absichten des Regenten allein.

Dennoch gewann die Freiheit. Denn da das Volk mehr dem Regenten, als dem Adel unterworfen war; so verschafte schon die weitere Entfernung von jenem mehr Luft. Dann konnten jene Absichten auch nicht so füglich mehr, wie sonst, unmittelbar durch die physischen Kräfte der Unterthanen — woraus vorzüglich die persönliche Sclaverei entstand — erreicht werden. Es war ein Mittel nothwendig: das Geld. Alles Streben gieng nun also dahin, von der Nation so viel als möglich Geld aufzubringen. Die Möglichkeit beruhte aber auf zwei Dingen. Die Nation muſste Geld haben, und man muſste es von ihr bekommen. Jenen Zweck nicht zu verfehlen, muſsten ihr allerlei Quellen der Industrie eröffnet werden; diesen am besten zu erreichen, muſste man mannigfaltige Wege entdecken: theils um nicht durch aufbringende Mittel zu Empörungen zu reizen; theils um die Kosten zu vermindern, welche die Hebung selbst verursachte. Hierauf gründen sich eigentlich alle unsre heutigen politischen Systeme. — Weil aber, um den Hauptzweck zu erreichen, also im Grunde nur als untergeordnetes Mittel, Wohlstand der

Nation beabsichtet ward, und man ihr, als unerlafsbare Bedingung dieses Wohlstands, einen höheren Grad der Freiheit zugestand; so kehrten gutmüthige Menschen, vorzüglich Schriftsteller, die Sache um: nannten jenen Wohlstand den Zweck, die Erhebung der Abgaben, nur das nothwendige Mittel dazu. Hie und da kam diese Idee auch wohl in den Kopf eines Fürsten; und so entstand das Prinzip: dafs die Regierung für das Glück und das Wohl, das physische und moralische, der Nation sorgen mufs. Gerade der ärgste und drückendste Despotismus! Denn, weil die Mittel der Unterdrückung so versteckt, so verwickelt waren; so glaubten sich die Menschen frei; und wurden an ihren edelsten Kräften gelähmt.

Indefs entsprang aus dem Uebel auch wieder das Heilmittel. Der auf diesem Wege zugleich entdeckte Schatz von Kenntnissen, die allgemeiner verbreitete Aufklärung, belehrten die Menschheit wieder über ihre Rechte, brachten wieder Sehnsucht nach Freiheit hervor. Auf der andern Seite wurde das Regieren so künstlich, dafs es unbeschreibliche Klugheit und Vorsicht erheischte. — Gerade in dem Lande nun, in welchem Aufklärung die Nation zur furchtbarsten für den Despotismus gemacht hatte, vernachläfsigte sich die Regierung am meisten, und gab die gefährlichsten Blöfsen. Hier mufste also auch die Revolution zuerst entstehen; und nun konnte man — bei der bekannten Unfähigkeit der Menschen, die Mittelwege zu finden, und besonders bei dem raschen und feurigen Charakter der Nation — kein anderes System erwarten, als das, worin man die gröfstmögliche Freiheit beabsichtigte: das System der Vernunft, das Ideal der Staatsverfassung. Die Menschheit hatte an einem Extrem gelitten, in einem Extrem mufste sie ihre Rettung suchen. —

Ob diese Staatsverfassung Fortgang haben wird? Der

Analogie der Geschichte nach: Nein! Aber sie wird die Ideen aufs neue aufklären, aufs neue jede thätige Tugend anfachen; und so ihren Segen weit über Frankreichs Gränze verbreiten. Sie wird dadurch den Gang aller menschlichen Begebenheiten bewähren, in denen das Gute nie an der Stelle wirkt, wo es geschieht; sondern in weiten Entfernungen der Räume oder der Zeiten, und in denen jene Stelle ihre wohlthätige Wirkung wieder von einer andern, gleich fernen, empfängt.

Ich kann mich nicht enthalten, dieser letzten Betrachtung noch einige Beispiele hinzuzufügen. In jeder Periode hat es Dinge gegeben, die verderblich an sich, der Menschheit ein unschätzbares Gut retteten. Was erhielt die Freiheit in den Zeiten des Mittelalters? Das Lehnssystem. Was die Aufklärung und die Wissenschaften in den Zeiten der Barbarei? Das Mönchswesen. Was die edle Liebe zum andern Geschlecht in den Zeiten der Herabwürdigung dieses Geschlechts bei den Griechen, — um auch aus dem häuslichen Leben ein Beispiel zu wählen —? Die Knabenliebe. Ja wir bedürfen nicht einmal der Geschichte; der Gang des Menschenlebens überhaupt ist das treffendste Beispiel. In jeder Epoche desselben ist Eine Art des Daseins Hauptfigur in dem Gemälde; indefs alle übrigen ihr, als Nebenfiguren, dienen. In einer andren Epoche wird sie zur Nebenfigur, und eine von jenen tritt auf den Vordergrund. So danken wir allen blofs heitern, sorgenfreien Genufs, der Kindheit; allen Enthusiasmus für das empfundene Schöne, alle Verachtung der Arbeit und Gefahr, es zu erringen, dem blühenden Jünglingsalter; alle sorgsame Ueberlegung, allen Eifer aus Gründen der Vernunft, der Reife des Mannes; alle Gewöhnung an den Gedanken der Hinfälligkeit selbst, alle wehmüthige Freude an der Betrachtung: das war und ist nun nicht mehr! dem Hinwelken des Grei-

ses. In jeder Periode existirt der Mensch ganz. Aber in jeder schimmert nur Ein Funken seines Wesens hell und leuchtend; bei den andern ists der matte Schein, bald des schon halb verloschnen, bald des erst künftig aufflammenden Lichts. Eben so ists in jedem einzelnen Menschen mit jeder seiner Fähigkeiten und Empfindungen. — Allein ein Individuum Einer Art erschöpft, selbst in der Folge aller Zustände, nicht alle Gefühle. Der Mann z. B. bei den Menschen, wenig beschäftigt aufser sich zu wirken, ewig strebend nach Freiheit und Herrschaft, besitzt nur selten die Sanftmuth, die Güte, den Wunsch: auch durch das Glück, das man empfindet, zu beglücken, nicht immer durch das was man giebt; — welches alles dem Weibe so eigen ist. Dagegen fehlt es dem Weibe so oft an Stärke, Thätigkeit, Muth. Um daher die volle Schönheit des ganzen Menschen zu fühlen, mufs es ein Mittel geben, das beide Vorzüge, wenn auch nur auf Momente, und in verschiednen Graden vereint, fühlen läfst; und dies Mittel mufs des schönsten Lebens schönsten Genufs bewahren.

Was folgt nun aus diesem allen? Dafs kein einzelner Zustand der Menschen und der Dinge an sich Aufmerksamkeit verdient, sondern nur im Zusammenhange mit dem vorhergehenden und folgenden Dasein; dafs die Resultate an sich nichts sind, alles nur die Kräfte, welche jene hervorbringen, und aus ihnen wieder entspringen. — —

Und nun genug für heute, lieber *! Leben Sie wohl!

Ueber

die Sorgfalt des Staats für die Sicherheit gegen auswärtige Feinde.

Von der Sicherheit gegen auswärtige Feinde brauchte ich kaum ein Wort zu sagen, wenn es nicht die Klarheit der Hauptideen vermehrte, sie auf alle einzelne Gegenstände nach und nach anzuwenden. Allein diese Anwendung wird hier um so weniger unnütz sein, als ich mich allein bei der Wirkung des Kriegs auf den Charakter der Nation, und folglich bei dem Gesichtspunkt beschränken werde, den ich in dieser ganzen Untersuchung, als den herrschenden, gewählt habe. Aus diesem nun die Sache betrachtet, ist mir der Krieg eine der heilsamsten Erscheinungen zur Bildung des Menschengeschlechts; und ungern seh ich ihn nach und nach immer mehr vom Schauplatz zurücktreten. Es ist das, freilich furchtbare, Extrem, wodurch jeder thätige Muth gegen Gefahr, Arbeit, und Mühseligkeit geprüft und gestählt wird, der sich nachher in so verschiedene Nüancen im Menschenleben modificirt, und welcher allein der ganzen Gestalt die Stärke und Mannigfaltigkeit giebt, ohne welche Leichtigkeit Schwäche, und Einheit Leere ist.

Man wird mir antworten: daſs es, neben dem Kriege, noch andere Mittel dieser Art giebt: physische Gefahren bei mancherlei Beschäftigungen; und — wenn ich mich des Ausdrucks bedienen darf — moralische von verschiedener Gattung, welche den festen, unerschütterten Staatsmann im Kabinet, wie den freimüthigen Denker in seiner einsamen Zelle treffen können. Allein, es ist mir unmöglich, mich von der Vorstellung loszureiſsen: daſs, wie alles Geistige nur eine feinere Blüthe des Körperlichen, so auch dieses es ist. Nun lebt zwar der Stamm, auf dem sie hervorsprieſsen kann, in der Vergangenheit. Allein, das Andenken der Vergangenheit tritt immer weiter zurück: die Zahl derer, auf welche es wirkt, vermindert sich immer in der Nation; und selbst auf diese wird die Wirkung schwächer. — Andern, obschon gleich gefahrvollen, Beschäftigungen: Seefahrten, dem Bergbau, u. s. w. fehlt, wenn gleich mehr und minder, die Idee der Gröſse und des Ruhms, welche mit dem Kriege so eng verbunden ist. Und diese Idee ist in der That nicht chimärisch. Sie beruht auf einer Vorstellung von überwiegender Macht. Den Elementen sucht man mehr zu entrinnen, ihre Gewalt mehr auszudauren, als sie zu besiegen;

— mit Göttern
soll sich nicht messen
irgend ein Mensch.

Rettung ist nicht Sieg; was das Schicksal wohlthätig schenkt, und menschlicher Muth oder menschliche Erfindsamkeit nur benutzt, ist nicht Frucht oder Beweis der Obergewalt. Auch denkt Jeder im Kriege das Recht auf seiner Seite zu haben, Jeder eine Beleidigung zu rächen. Nun aber achtet der natürliche Mensch — und mit einem Gefühl, das auch der kultivirteste nicht abläugnen kann — es höher, seine Ehre zu reinigen, als Bedarf fürs Leben zu sammeln.

Niemand wird es mir zutrauen, den Tod eines gefallenen Kriegers schöner zu nennen, als den Tod eines kühnen Plinius, oder — um vielleicht nicht genug geehrte Männer zu nennen — den Tod von Robert und Pilâtre du Rozier. Allein, diese Beispiele sind selten; und wer weifs, ob ohne jene sie überhaupt nur wären? Auch habe ich für den Krieg gerade keine günstige Lage gewählt. Man nehme die Spartaner bei Thermopylä. Ich frage einen Jeden, was solch ein Beispiel auf eine Nation wirkt? — Wohl weifs ichs, eben dieser Muth, eben diese Selbstverläugnung kann sich in jeder Situation des Lebens zeigen; und zeigt sich wirklich in jeder. Aber, will man es dem sinnlichen Menschen verargen, wenn der lebendigste Ausdruck ihn auch am meisten hinreifst? und kann man es läugnen, dafs ein Ausdruck dieser Art wenigstens in der gröfsesten Allgemeinheit wirkt? Und bei alle dem, was ich auch je von Uebeln hörte, welche schrecklicher wären als der Tod; ich sah noch keinen Menschen, der das Leben in üppiger Fülle genofs, und — ohne Schwärmer zu sein — den Tod verachtete. Am wenigsten aber existirten diese Menschen im Alterthum, wo man noch die Sache höher als den Namen, die Gegenwart höher als die Zukunft, schätzte. Was ich daher hier von Kriegern sage, gilt nur von solchen, welche — nicht gebildet, wie jene in Platons Republik — die Dinge, Leben und Tod, nehmen für das was sie sind; von Kriegern, welche, das Höchste im Auge, das Höchste aufs Spiel setzen. — Alle Situationen, in welchen sich die Extreme gleichsam an einander knüpfen, sind die interessantesten und bildendsten. Wo ist dies aber mehr der Fall, als im Kriege, wo Neigung und Pflicht, und Pflicht des Menschen und des Bürgers, in unaufhörlichem Streite zu sein scheinen; und wo dennoch, sobald nur gerechte Vertheidigung die Waffen in

die Hand gab, alle diese Kollisionen die vollste Auflösung finden?

Schon der Gesichtspunkt, aus welchem allein ich den Krieg für heilsam, und nothwendig halte, zeigt hinlänglich, wie, meiner Meinung nach, im Staate davon Gebrauch gemacht werden müfste. Dem Geist, den er wirkt, mufs Freiheit gewährt werden, sich durch alle Mitglieder der Nation zu ergiefsen. Schon dies spricht gegen die stehenden Armeen. Ueberdies sind sie, und die neuere Art des Krieges überhaupt, freilich weit von dem Ideale entfernt, das für die Bildung des Menschen das nützlichste wäre. Wenn schon überhaupt der Krieger, mit Aufopferung seiner Freiheit, gleichsam Maschine werden mufs; so mufs er es noch in weit höherem Grad bei unserer Art der Kriegführung, bei welcher es so viel weniger auf die Stärke, Tapferkeit und Geschicklichkeit des Einzelnen ankömmt. Wie verderblich mufs es nun sein, wenn beträchtliche Theile der Nationen, nicht blofs einzelne Jahre, sondern oft ihr Leben hindurch, im Frieden, nur zum Behuf des möglichen Krieges, in diesem maschinenmäfsigen Leben erhalten werden?

Vielleicht ist es nirgend so sehr, als hier, der Fall, dafs, mit der Ausbildung der Theorie über die menschlichen Unternehmungen, der Nutzen derselben für diejenigen sinkt, welche sich mit ihnen beschäftigen. Unläugbar hat die Kriegskunst unter den Neueren unglaubliche Fortschritte gemacht; aber eben so unläugbar ist der edle Charakter der Krieger seltner geworden. Seine höchste Schönheit existirt nur noch in der Geschichte des Alterthums; wenigstens — wenn man dies für übertrieben halten sollte — hat der kriegerische Geist bei uns sehr oft schädliche Folgen für die Nationen, da wir ihn im Alterthum so oft von den heilsamsten begleitet sehn. Allein, unsre stehenden

Armeen bringen, wenn ich so sagen darf, den Krieg mitten in den Schoofs des Friedens. Kriegsmuth ist nur in Verbindung mit den schönsten friedlichen Tugenden, Kriegszucht nur in Verbindung mit dem höchsten Freiheitsgefühl ehrwürdig. Beides getrennt — und wie sehr wird eine solche Trennung durch den im Frieden bewafneten Krieger begünstigt? — artet diese sehr leicht in Sklaverei, jener in Wildheit und Zügellosigkeit aus.

Bei diesem Tadel der stehenden Armeen sei mir die Erinnerung erlaubt, dafs ich hier nicht weiter von ihnen rede, als mein gegenwärtiger Gesichtspunkt erfordert. Ihren grofsen unbestrittenen Nutzen — wodurch sie dem Zuge das Gleichgewicht halten, mit dem sonst ihre Fehler sie, wie jedes irdische Wesen, unaufhaltbar zum Untergange dahin reifsen würden — zu verkennen, sei fern von mir. Sie sind ein Theil des Ganzen, welches nicht Plane eitler menschlicher Vernunft, sondern die sichre Hand des Schicksals gebildet hat. — Wie sie in alles Andre, unserm Zeitalter Eigenthümliche, eingreifen; wie sie, mit diesem, die Schuld und das Verdienst des Guten und Bösen theilen, das uns auszeichnen mag: müfste das Gemälde schildern, welches uns, treffend und vollständig gezeichnet, der Vorwelt an die Seite zu stellen wagte.

Auch müfste ich sehr unglücklich in Auseinandersetzung meiner Ideen gewesen sein, wenn man glauben könnte, der Staat sollte, meiner Meinung nach, von Zeit zu Zeit Krieg erregen. Er gebe Freiheit; und dieselbe Freiheit genieſse ein benachbarter Staat. Die Menschen sind in jedem Zeitalter Menschen, und verlieren nie ihre ursprünglichen Leidenschaften. Es wird Krieg von selbst entstehn; und entsteht er nicht, nun! so ist man wenigstens gewifs, dafs der Frieden weder durch Gewalt erzwungen, noch durch künstliche Lähmung hervorgebracht ist: und dann wird der Frie-

den den Nationen freilich ein eben so wohlthätigeres Geschenk sein, wie der friedliche Pflüger ein holderes Bild ist, als der blutige Krieger. — Und gewiſs ist es, denkt man ein Fortschreiten der ganzen Menschheit von Generation zu Generation; so müſsten die folgenden Zeitalter immer die friedlichern sein. Aber dann ist der Frieden aus den inneren Kräften der Wesen hervorgegangen; dann sind die Menschen, und zwar die freien Menschen, friedlich geworden. Itzt — das beweist Ein Jahr Europäischer Geschichte — genieſsen wir die Früchte des Friedens, aber nicht der Friedlichkeit. Die menschlichen Kräfte, unaufhörlich nach einer gleichsam unendlichen Wirksamkeit strebend, wenn sie einander begegnen, vereinen oder bekämpfen sich. Welche Gestalt der Kampf annehme: ob die des Kriegs, oder des Wetteifers, oder welche man sonst nüanciren möge? hängt vorzüglich von ihrer Verfeinerung ab.

Soll ich itzt auch aus diesem Räsonnement einen zu meinem Endzweck dienenden Grundsatz ziehen: so muſs

der Staat den Krieg auf keinerlei Weise befördern, allein auch eben so wenig, wenn die Nothwendigkeit ihn fordert, gewaltsam verhindern; dem Einflusse desselben auf Geist und Charakter sich durch die ganze Nation zu ergieſsen, völlige Freiheit verstatten; und vorzüglich sich aller positiven Einrichtungen enthalten, die Nation zum Kriege zu bilden, oder ihnen, wenn sie dann, wie z. B. Waffenübungen der Bürger, schlechterdings nothwendig sind, eine solche Richtung geben, daſs sie derselben nicht bloſs die Tapferkeit, Fertigkeit und Subordination eines Soldaten beibringen, sondern den Geist wahrer Krieger, oder vielmehr edler Bürger einhauchen, welche für ihr Vaterland zu fechten immer bereit sind.

Ueber

die Sittenverbesserung durch Anstalten des Staats.

Das letzte Mittel, dessen sich die Staaten zu bedienen pflegen, um eine ihrem Endzwecke, der Beförderung der Sicherheit, angemessene Umformung der Sitten zu bewirken, sind einzelne Gesetze und Verordnungen. Da aber dies ein Weg ist, auf welchem Sittlichkeit und Tugend nicht unmittelbar befördert werden kann; so müssen sich einzelne Einrichtungen dieser Art natürlich darauf beschränken, einzelne Handlungen der Bürger zu verbieten oder zu bestimmen, die theils an sich, jedoch ohne fremde Rechte zu kränken, unsittlich sind, theils leicht zur Unsittlichkeit führen.

Dahin gehören vorzüglich alle den Luxus einschränkende Gesetze. Denn nichts ist unstreitig eine so reiche und gewöhnliche Quelle unsittlicher, selbst gesetzwidriger, Handlungen, als das zu grofse Uebergewicht der Sinnlichkeit in der Seele, oder das Mifsverhältnifs der Neigungen und Begierden überhaupt gegen die Kräfte der Befriedigung, welche die äufsere Lage darbietet. Wenn Enthaltsamkeit und Mäfsigung die Menschen mit den ihnen angewiesenen Kreisen zufrieden macht; so suchen sie minder,

dieselben auf eine die Rechte Anderer beleidigende, oder wenigstens ihre eigne Zufriedenheit und Glückseligkeit störende, Weise zu verlassen. Es scheint daher dem wahren Endzweck des Staats angemessen, die Sinnlichkeit — aus welcher eigentlich alle Kollisionen unter den Menschen entspringen, da das, worin geistige Gefühle überwiegend sind, immer und überall harmonisch mit einander bestehen kann — in den gehörigen Schranken zu halten; und, weil dies freilich das leichteste Mittel hierzu scheint, so viel als möglich zu unterdrücken.

Bleibe ich indefs den bisher behaupteten Grundsätzen getreu, immer erst an dem wahren Interesse des Menschen die Mittel zu prüfen, deren der Staat sich bedienen darf; so wird es nothwendig sein, vorher den Einfluſs der Sinnlichkeit auf das Leben, die Bildung, die Thätigkeit und die Glückseligkeit des Menschen, soviel es zu dem gegenwärtigen Endzwecke dient, zu untersuchen; — eine Untersuchung, welche, indem sie den thätigen und genieſsenden Menschen überhaupt in seinem Innern zu schildern versucht, zugleich anschaulicher darstellen wird, wie schädlich oder wohlthätig demselben überhaupt Einschränkung und Freiheit ist. Erst, wann dies geschehen ist, dürfte sich die Befugniſs des Staats, auf die Sitten der Bürger positiv zu wirken, in der höchsten Allgemeinheit beurtheilen, und damit dieser Theil der Auflösung der vorgelegten Frage beschlieſsen lassen.

Die sinnlichen Empfindungen, Neigungen und Leidenschaften sind diejenigen, welche sich zuerst und in den heftigsten Aeuſserungen im Menschen zeigen. Wo sie, ehe noch Kultur sie verfeinert, oder der Energie der Seele eine andre Richtung gegeben hat, schweigen; da ist auch alle Kraft erstorben, und es kann nie etwas Gutes und Groſses gedeihen. Sie sind es gleichsam, welche wenig-

stens zuerst der Seele eine belebende Wärme einhauchen, zuerst zu einer eignen Thätigkeit anspornen. Sie bringen Leben und Strebekraft in dieselbe: unbefriedigt, machen sie thätig, zu Anlegung von Planen erfindsam, muthig zur Ausübung; befriedigt, befördern sie ein leichtes ungehindertes Ideenspiel. Ueberhaupt bringen sie alle Vorstellungen in gröfsere und mannichfaltigere Bewegung, zeigen neue Aussichten, führen auf neue vorher unbemerkt gebliebene Seiten; ungerechnet, wie die verschiedene Art ihrer Befriedigung auf den Körper und die Organisation, und diese wieder — auf eine Weise, die uns freilich nur in den Resultaten sichtbar wird — auf die Seele zurück wirkt.

Indefs ist ihr Einflufs in der Intension, wie in der Art des Wirkens, verschieden. Dies beruht theils auf ihrer Stärke oder Schwäche, theils aber auch — wenn ich mich so ausdrücken darf — auf ihrer Verwandtschaft mit den unsinnlichen, auf der gröfseren oder mindern Leichtigkeit, sie von thierischen Genüssen zu menschlichen Freuden zu erheben. So leiht das Auge der Materie seiner Empfindung die für uns so genufsreiche und ideenfruchtbare Form der Gestalt; so das Ohr die der verhältnifsmäfsigen Zeitfolge der Töne. — Ueber die verschiedne Natur dieser Empfindungen und die Art ihrer Wirkung liefse sich vielleicht viel Schönes und manches Neue sagen, wozu aber schon hier nicht einmal der Ort ist. Nur eine Bemerkung über ihren verschiednen Nutzen zur Bildung der Seele.

Das Auge, wenn ich so sagen darf, liefert dem Verstande einen mehr vorbereiteten Stoff; das Innre des Menschen wird uns gleichsam mit seiner, und der übrigen immer in unsrer Phantasie auf ihn bezognen Dinge, Gestalt bestimmt, und in einem einzelnen Zustande, gegeben. Das Ohr, blofs als Sinn betrachtet, und in sofern es nicht Worte aufnimmt, gewährt eine bei weitem geringere Bestimmt-

heit. Darum räumt auch Kant den bildenden Künsten den Vorzug vor der Musik ein. Allein, er bemerkt sehr richtig, dafs diese Bestimmung zum Maafsstabe die Kultur voraussetzt, welche sie dem Gemüth verschaffen; und, ich möchte hinzusetzen, welche sie ihm unmittelbar verschaffen.

Es fragt sich indefs, ob dies der richtige Maafsstab sei. Meiner Idee nach, ist Energie die erste und einzige Tugend des Menschen. Was seine Energie erhöht, ist mehr werth, als was ihm nur Stoff zur Energie an die Hand giebt. Wie nun aber der Mensch auf Einmal nur Eine Sache empfindet, so wirkt auch das am meisten, was nur Eine Sache zugleich ihm darstellt; und, wie in einer Reihe auf einander folgender Empfindungen jede einen, durch alle vorige gewirkten, und auf alle folgende wirkenden, Grad hat, das, in welchem die einzelnen Bestandtheile in einem ähnlichen Verhältnisse stehen. Dies alles aber ist der Fall der Musik. Ferner ist der Musik blofs diese Zeitfolge eigen; blofs diese ist in ihr bestimmt. Die Reihe, welche sie darstellt, nöthigt sehr wenig zu einer bestimmten Empfindung. Es ist gleichsam ein Thema, dem man unendlich viele Texte unterlegen kann. Was ihr also die Seele des Hörenden — in sofern derselbe nur überhaupt, und gleichsam der Gattung nach, in einer verwandten Stimmung ist — wirklich unterlegt, entspringt völlig frei und ungebunden aus ihrer eigenen Fülle; und so umfafst sie es unstreitig wärmer, als was ihr gegeben wird, und was oft mehr beschäftigt, wahrgenommen als empfunden zu werden. Andre Eigenthümlichkeiten und Vorzüge der Musik, z. B. dafs sie, da sie aus natürlichen Gegenständen Töne hervorlockt, der Natur weit näher bleibt, als die Malerei, Plastik und Dichtkunst: übergehe ich hier, da es mir nicht darauf ankömmt, eigentlich sie und ihre Na-

tur zu prüfen, sondern ich sie nur als ein Beispiel brauche, um an ihr die verschiedne Natur der sinnlichen Empfindungen deutlicher darzustellen.

Die eben geschilderte Art zu wirken ist nun nicht der Musik allein eigen. Kant bemerkt eben sie als möglich bei einer wechselnden Farbenmischung; und in noch höherem Grade ist sie es bei dem, was wir durch das Gefühl empfinden. Selbst bei dem Geschmack ist sie unverkennbar. Auch im Geschmack ist ein Steigen des Wohlgefallens, das sich gleichsam nach einer Auflösung sehnt, und nach der gefundenen Auflösung in schwächern Vibrationen nach und nach verschwindet. Am dunkelsten dürfte dies bei dem Geruch sein. — Wie nun im empfindenden Menschen der Gang der Empfindung, ihr Grad, ihr wechselndes Steigen und Fallen, ihre (wenn ich mich so ausdrücken darf) reine und volle Harmonie das Anziehendste, und anziehender ist als der Stoff selbst, in sofern man nemlich vergifst, dafs die Natur des Stoffes vorzüglich den Grad, und noch mehr die Harmonie jenes Ganges bestimmt; und wie der empfindende Mensch — gleichsam das Bild des blüthetreibenden Frühlings — gerade das interessanteste Schauspiel ist: so sucht auch der Mensch gleichsam dies Bild seiner Empfindung, mehr als irgend etwas Anderes, in allen schönen Künsten. So macht die Malerei, selbst die Plastik, es sich eigen. Das Auge der Guido-Renischen Madonna hält sich gleichsam nicht in den Schranken Eines flüchtigen Augenblicks. Die angespannte Muskel des Borghesischen Fechters verkündet den Stofs, den es zu vollführen bereit ist. Und in noch höherem Grade benutzt dies die Dichtkunst. Ohne hier eigentlich von dem Range der schönen Künste reden zu wollen, sei es mir erlaubt, nur noch folgendes hinzuzusetzen, um meine Idee deutlich zu machen. Die schönen Künste bringen eine

doppelte Wirkung hervor, welche man immer bei jeder vereint, aber auch bei jeder in sehr verschiedner Mischung antrifft: sie geben unmittelbar Ideen, oder regen die Empfindung auf; stimmen den Ton der Seele, oder (wenn der Ausdruck nicht zu gekünstelt scheint) bereichern oder erhöhen mehr ihre Kraft. Je mehr nun die eine Wirkung die andere zu Hülfe nimmt, desto mehr schwächt sie ihren eignen Eindruck. Die Dichtkunst vereinigt am meisten und vollständigsten beide; und darum ist dieselbe auf der einen Seite die vollkommenste aller schönen Künste, aber auf der andern Seite auch die schwächste. Indem sie den Gegenstand weniger lebhaft darstellt, als die Malerei und die Plastik, spricht sie die Empfindung weniger eindringend an, als der Gesang und die Musik. Allein, freilich vergifst man diesen Mangel leicht, da sie — jene vorhin bemerkte Vielseitigkeit noch abgerechnet — dem innern wahren Menschen gleichsam am nächsten tritt, den Gedanken, wie die Empfindung, mit der leichtesten Hülle bekleidet.

Die energisch wirkenden sinnlichen Empfindungen, — denn, nur um diese zu erläutern, rede ich hier von Künsten — wirken wiederum verschieden: theils nachdem ihr Gang wirklich das abgemessenste Verhältnifs hat, theils je nachdem die Bestandtheile selbst (gleichsam die Materie) die Seele stärker ergreifen. So wirkt die gleich richtige und schöne Menschenstimme mehr als ein todtes Instrument. Nun aber ist uns nie etwas näher, als das eigne körperliche Gefühl. Wo also dieses selbst mit im Spiele ist, da ist die Wirkung am höchsten. Aber, wie immer die unverhältnifsmäfsige Stärke der Materie gleichsam die zarte Form unterdrückt, so geschieht es auch hier oft; und es mufs also zwischen beiden ein richtiges Verhältnifs sein. Das Gleichgewicht bei einem unrichtigen Verhältnifs kann hergestellt werden, durch Erhöhung der Kraft des einen,

oder Schwächung der Stärke des andern. Allein, es ist immer falsch, durch Schwächung zu bilden: oder die Stärke müfste dann nicht natürlich, sondern erkünstelt sein; wo sie das nicht ist, da schränke man sie nie ein. Es ist besser, das sie sich zerstöre, als dafs sie langsam hinsterbe. — Doch genug hiervon. Ich hoffe, meine Idee hinlänglich erläutert zu haben: obgleich ich gern die Verlegenheit gestehe, in der ich mich bei dieser Untersuchung befinde, da auf der einen Seite das Interesse des Gegenstandes, und die Unmöglichkeit, nur die nöthigen Resultate aus andern Schriften — da ich keine kenne, welche gerade aus meinem gegenwärtigen Gesichtspunkte ausginge — zu entlehnen, mich einlud, mich weiter auszudehnen: und auf der andern Seite die Betrachtung, dafs diese Ideen nicht eigentlich für sich, sondern nur als Lehnsätze hieher gehören, mich immer in die gehörigen Schranken zurück wies. Die gleiche Entschuldigung mufs ich auch bei dem nun folgenden nicht zu vergessen bitten.

Ich habe bis itzt — obgleich eine völlige Trennung nie möglich ist — von der sinnlichen Empfindung nur als sinnlicher Empfindung zu reden versucht. Aber Sinnlichkeit und Unsinnlichkeit verknüpft ein geheimnifsvolles Band; und wenn es unserm Auge versagt ist, dieses Band zu sehen, so ahnet es unser Gefühl. Dieser zwiefachen Natur der sichtbaren und unsichtbaren Welt, dem angebornen Sehnen nach dieser und dem Gefühl der gleichsam süfsen Unentbehrlichkeit jener, danken wir alle wahrhaft aus dem Wesen des Menschen entsprungene, konsequente, philosophische Systeme; so wie eben daraus auch die sinnlosesten Schwärmereien entstehen. Ewiges Streben, beide dergestalt zu vereinen, dafs jede so wenig als möglich der andern raube, schien mir immer das wahre Ziel des menschlichen Weisen. Unverkennbar ist überall dies ästhetische

Gefühl, mit dem uns die Sinnlichkeit Hülle des Geistigen, und das Geistige belebendes Princip der Sinnenwelt ist. Das ewige Studium dieser Physiognomik der Natur bildet den eigentlichen Menschen. Denn nichts ist von so ausgebreiteter Wirkung auf den ganzen Charakter, als der Ausdruck des Unsinnlichen im Sinnlichen; des Erhabenen, des Einfachen, des Schönen, in allen Werken der Natur und Produkten der Kunst, die uns umgeben. Und hier zeigt sich zugleich wieder der Unterschied der energisch wirkenden und der übrigen sinnlichen Empfindungen. Wenn das letzte Streben alles unsers menschlichsten Bemühens nur auf das Entdecken, Nähren, und Erschaffen des einzig wahrhaft Existirenden, obgleich in seiner Urgestalt ewig Unsichtbaren, in uns und Andern gerichtet ist; wenn es allein das ist, dessen Ahnung uns jedes seiner Symbole so theuer und heilig macht: so treten wir ihm einen Schritt näher, wenn wir das Bild seiner ewig regen Energie anschauen. Wir reden gleichsam mit ihm in schwerer, oft unverstandener, aber auch oft mit der gewissesten Wahrheitsahnung überraschender, Sprache; indefs die Gestalt — wieder, wenn ich so sagen darf, das Bild jener Energie — weiter von der Wahrheit entfernt ist.

Auf diesem Boden, wenn nicht allein, doch vorzüglich, blüht auch das Schöne, und noch weit mehr das Erhabne auf, das den Menschen der Gottheit gleichsam noch näher bringt. Die Nothwendigkeit eines reinen, von allen Zwecken entfernten, Wohlgefallens an einem Gegenstande, ohne Begriff, bewährt ihm gleichsam seine Abstammung von dem Unsichtbaren, und seine Verwandtschaft damit; und das Gefühl seiner Unangemessenheit zu dem überschwenglichen Gegenstande verbindet, auf die menschlich göttlichste Weise, unendliche Gröfse mit hingebender Demuth. Ohne das Schöne, fehlte dem Menschen die Liebe der Dinge um ih-

rer selbst willen; ohne das Erhabene, der Gehorsam, welcher jede Belohnung verschmäht und niedrige Furcht nicht kennt. Das Studium des Schönen gewährt Geschmack; des Erhabnen — wenn es auch hierfür ein Studium giebt, und nicht Gefühl und Darstellung des Erhabenen allein Frucht des Genie's ist — richtig abgewägte Gröfse. Der Geschmack allein aber, dem allemal Gröfse zum Grunde liegen mufs, weil nur das Grofse des Maafses, und das Gewaltige der Haltung bedarf, vereint alle Töne des vollgestimmten Wesens in Eine reizende Harmonie. Er bringt in alle unsre, auch blofs geistige, Empfindungen und Neigungen so etwas Gemäfsigtes, Gehaltnes, auf Einen Punkt hin Gerichtetes. Wo er fehlt, da ist die sinnliche Begierde roh und ungebändigt; da haben selbst wissenschaftliche Untersuchungen vielleicht Scharfsinn und Tiefsinn, aber nicht Feinheit, nicht Politur, nicht Fruchtbarkeit in der Anwendung. Ueberhaupt sind ohne ihn die Tiefen des Geistes, wie die Schätze des Wissens, todt und unfruchtbar; ohne ihn der Adel und die Stärke des moralischen Willens selbst rauh, und ohne erwärmende Segenskraft.

Forschen und Schaffen — darum drehen, und darauf beziehen sich wenigstens, wenn gleich mittelbarer oder unmittelbarer, alle Beschäftigungen des Menschen. Das Forschen, wenn es die Gründe der Dinge, oder die Schranken der Vernunft erreichen soll, setzt, aufser der Tiefe, einen mannichfaltigen Reichthum, und eine innige Erwärmung des Geistes, eine Anstrengung der vereinten menschlichen Kräfte, voraus. Nur der blofs analytische Philosoph kann vielleicht durch die einfachen Operationen der nicht blofs ruhigen, sondern auch kalten, Vernunft seinen Endzweck erreichen. Allein, um das Band zu entdecken, welches synthetische Sätze verknüpft, ist eigentliche Tiefe, und ein Geist erforderlich, welcher allen seinen Kräften gleiche

Stärke zu verschaffen gewufst hat. So wird Kant's — man kann wohl mit Wahrheit sagen — nie übertroffener Tiefsinn noch oft in der Moral und Aesthetik der Schwärmerei beschuldigt werden, wie er es schon ward; und — wenn mir das Geständnifs erlaubt ist — wenn mir selbst einige, obgleich seltene, Stellen (ich führe hier, als ein Beispiel, die Deutung der Regenbogenfarben in der Kritik der Urtheilskraft an) darauf hinzuführen scheinen: so klage ich allein den Mangel der Tiefe meiner intellektuellen Kräfte an. Könnte ich diese Ideen hier weiter verfolgen, so würde ich auf die, gewifs äufserst schwierige, aber auch eben so interessante, Untersuchung stofsen: welcher Unterschied eigentlich zwischen der Geistesbildung des Metaphysikers und des Dichters ist? und wenn nicht vielleicht eine vollständige wiederholte Prüfung die Resultate meines bisherigen Nachdenkens hierüber wiederum umstiefse, so würde ich diesen Unterschied blofs darauf einschränken, dafs der Philosoph sich allein mit Perceptionen, der Dichter hingegen mit Sensationen, beschäftigt, beide aber übrigens desselben Maafses und derselben Bildung der Geisteskräfte bedürfen. Allein dies würde mich zu weit von meinem gegenwärtigen Endzweck entfernen; und ich hoffe selbst, durch die wenigen im Vorigen angeführten Gründe hinlänglich bescheinigt zu haben, dafs, auch um den ruhigsten Denker zu bilden, Genufs der Sinne und der Phantasie oft um die Seele gespielt haben mufs. Gehen wir aber gar von transcendentalen Untersuchungen zu psychologischen über; wird der Mensch, wie er erscheint, unser Studium: wie wird da nicht der gestaltenreiche Geschlecht am tiefsten erforschen und am wahrsten und lebendigsten darstellen, dessen eigner Empfindung selbst die wenigsten dieser Gestalten fremd sind?

Daher erscheint der also gebildete Mensch in seiner

höchsten Schönheit, wenn er ins praktische Leben tritt, wenn er, was er in sich aufgenommen hat, zu neuen Schöpfungen in und aufser sich fruchtbar macht. Die Analogie zwischen den Gesetzen der plastischen Natur und denen des geistigen Schaffens ist schon mit einem wahrlich unendlich genievollen Blicke beobachtet, und mit treffenden Bemerkungen bewährt worden *). Doch vielleicht wäre eine noch anziehendere Ausführung möglich gewesen; statt der Untersuchung unerforschbarer Gesetze der Bildung des Keims, hätte die Psychologie vielleicht eine reichere Belehrung erhalten, wenn das geistige Schaffen gleichsam als eine feinere Blüthe des körperlichen Erzeugens näher gezeigt worden wäre.

Um auch in dem moralischen Leben von demjenigen zuerst zu reden, was am meisten blofses Werk der kalten Vernunft scheint; so macht die Idee des Erhabenen es allein möglich, dem unbedingt gebietenden Gesetze, zwar allerdings durch das Medium des Gefühls auf eine menschliche, und doch durch den völligen Mangel der Rücksicht auf Glückseligkeit oder Unglück auf eine göttliche uneigennützige Weise, zu gehorchen. Das Gefühl der Unangemessenheit der menschlichen Kräfte zum moralischen Gesetz: das tiefe Bewufstsein, dafs der Tugendhafte nur der ist, welcher am innigsten empfindet, wie unerreichbar hoch das Gesetz über ihm erhaben ist; erzeugt die Achtung — eine Empfindung, welche nicht mehr körperliche Hülle zu umgeben scheint, als nöthig ist, sterbliche Augen nicht durch den reinen Glanz zu verblenden. Wenn nun das moralische Gesetz, jeden Menschen, als einen Zweck an sich zu betrachten nöthigt; so vereint sich mit ihm das Schönheitsgefühl, das gern jedem Staube Leben einhauchte,

*) v. Dalberg vom Bilden und Erfinden.

um auch in ihm an einer eignen Existenz sich zu freuen, und das um so viel voller und schöner den Menschen aufnimmt und umfafst, als es, unabhängig vom Begriff, nicht auf die kleine Anzahl der Merkmale beschränkt ist, welche der Begriff, und noch dazu nur abgeschnitten und einzeln, allein zu umfassen vermag.

Die Beimischung des Schönheitsgefühls scheint der Reinheit des moralischen Willens Abbruch zu thun; und sie könnte es allerdings, und würde es auch in der That, wenn dies Gefühl eigentlich dem Menschen Antrieb zur Moralität sein sollte. Allein, es soll blofs die Pflicht auf sich haben, gleichsam mannichfaltigere Anwendungen für das moralische Gesetz aufzufinden, welche dem kalten, und darum hier allemal unfeinen, Verstande entgehen würden; und soll das Recht geniefsen, dem Menschen — dem es nicht verwehrt ist, die mit der Tugend so eng verschwisterte Glückseligkeit zu empfangen, sondern nur mit der Tugend gleichsam um diese Glückseligkeit zu handeln — die süfsesten Gefühle zu gewähren. Je mehr ich überhaupt über diesen Gegenstand nachdenken mag, desto weniger scheint mir der Unterschied, den ich eben bemerkte, blofs subtil und vielleicht schwärmerisch zu sein. Wie strebend der Mensch nach Genufs ist; wie sehr er sich Tugend und Glückseligkeit ewig, auch unter den ungünstigsten Umständen, vereint denken mögte: so ist doch auch seine Seele für die Gröfse des moralischen Gesetzes empfänglich. Sie kann sich der Gewalt nicht erwehren, mit welcher diese Gröfse sie zu handeln nöthigt; und, nur von diesem Gefühle durchdrungen, handelt sie schon darum ohne Rücksicht auf Genufs, weil sie nie das volle Bewufstsein verliert, dafs die Vorstellung jedes Unglücks ihr kein anderes Betragen abnöthigen würde.

Allein diese Stärke gewinnt die Seele freilich nur auf

einem, dem ähnlichen Wege, von welchem ich im Vorigen rede: nur durch mächtigen innern Drang, und mannichfaltigen äufsern Streit. Alle Stärke — gleichsam die Materie — stammt aus der Sinnlichkeit; und, wie weit entfernt von dem Stamme, ist sie doch noch immer, wenn ich so sagen darf, auf ihm ruhend. Wer nun seine Kräfte unaufhörlich zu erhöhen, und durch häufigen Genufs zu verjüngen sucht; wer die Stärke seines Charakters oft braucht, seine Unabhängigkeit von der Sinnlichkeit zu behaupten; wer so diese Unabhängigkeit mit der höchsten Reizbarkeit zu vereinen bemüht ist; wessen gerader und tiefer Sinn der Wahrheit unermüdet nachforscht, wessen richtiges und feines Schönheitsgefühl keine reizende Gestalt unbemerkt läfst, wessen Drang das aufser sich Empfundene in sich aufzunehmen, und das in sich Aufgenommene zu neuen Geburten zu befruchten, jede Schönheit in seine Individualität zu verwandeln, und, mit jeder sein ganzes Wesen gattend, neue Schönheit zu erzeugen strebt: der kann das befriedigende Bewufstsein nähren, auf dem richtigen Wege zu sein, dem Ideale sich zu nahen, das selbst die kühnste Phantasie der Menschheit vorzuzeichnen wagt.

Ich habe durch dies, an und für sich politischen Untersuchungen ziemlich fremdartige, allein in der von mir gewählten Folge von Ideen nothwendige, Gemälde zu zeigen versucht, wie die Sinnlichkeit mit ihren heilsamen Folgen durch das ganze Leben und alle Beschäftigungen des Menschen verflochten ist. Ihr dadurch Freiheit und Achtung zu verschaffen, war meine Absicht. — Vergessen darf ich indefs nicht, dafs gerade die Sinnlichkeit auch die Quelle einer grofsen Menge physischer und moralischer Uebel ist. Selbst moralisch nur dann heilsam, wenn sie in richtigem Verhältnifs mit der Uebung der geistigen Kräfte steht, erhält sie so leicht ein schädliches Uebergewicht. Dann wird

menschliche Freude thierischer Genufs; der Geschmack verschwindet, oder erhält unnatürliche Richtungen. Bei diesem letzten Ausdruck kann ich mich jedoch nicht enthalten, vorzüglich in Hinsicht auf gewisse einseitige Beurtheilungen, noch zu bemerken, dafs nicht unnatürlich heifsen mufs, was nicht gerade diesen oder jenen Zweck der Natur erfüllt, sondern was den allgemeinen Endzweck derselben mit dem Menschen vereitelt. Dieser aber ist, dafs sein Wesen sich zu immer höherer Vollkommenheit bilde, und daher vorzüglich, dafs seine denkende und empfindende Kraft, beide in verhältnifsmäfsigen Graden der Stärke, sich unzertrennlich vereine. — Es kann aber ferner ein Mifsverhältnifs entstehen, zwischen der Art wie der Mensch seine Kräfte ausbildet, und überhaupt in Thätigkeit setzt, und zwischen den Mitteln des Wirkens und Geniefsens, die seine Lage ihm darbietet; und dies Mifsverhältnifs ist eine neue Quelle von Uebeln. Nach den im Vorigen ausgeführten Grundsätzen aber ist es dem Staat nicht erlaubt, mit positiven Endzwecken auf die Lage der Bürger zu wirken. Diese Lage erhält daher nicht eine so bestimmte und erzwungene Form; und ihre gröfsere Freiheit, wie auch dafs sie in eben dieser Freiheit selbst gröfstentheils von der Denkungs- und Handlungsart der Bürger ihre Richtung erhält, vermindert schon jenes Mifsverhältnifs. Dennoch könnte indefs die immer übrig bleibende, wahrlich nicht unbedeutende, Gefahr die Vorstellung einer Nothwendigkeit erregen, dem Sittenverderbnifs durch Gesetze und Staatseinrichtungen entgegen zu kommen.

Allein, wären dergleichen Gesetze und Einrichtungen auch wirksam, so würde nur mit dem Grade ihrer Wirksamkeit auch ihre Schädlichkeit steigen. Ein Staat, in welchem die Bürger durch solche Mittel genöthigt oder bewogen würden, auch den besten Gesetzen zu folgen,

könnte ein ruhiger, friedliebender, wohlhabender Staat sein, allein, er würde mir immer ein Haufen ernährter Sklaven, nicht eine Vereinigung freier, nur wo sie die Gränze des Rechts übertreten gebundener, Menschen scheinen. Blofs gewisse Handlungen oder Gesinnungen hervorzubringen, gibt es freilich sehr viele Wege. Keiner von allen aber führt zur wahren moralischen Vollkommenheit. Sinnliche Antriebe zur Begehung gewisser Handlungen, oder Nothwendigkeit sie zu unterlassen, bringen Gewohnheit hervor; durch die Gewohnheit wird das Vergnügen, das anfangs nur mit jenen Antrieben verbunden war, auf die Handlung selbst übergetragen, oder die Neigung, welche anfangs nur vor der Nothwendigkeit schwieg, gänzlich erstickt: so wird der Mensch zu tugendhaften Handlungen, gewissermafsen auch zu tugendhaften Gesinnungen geleitet. Allein die Kraft seiner Seele wird dadurch nicht erhöht; weder seine Ideen über seine Bestimmung und seinen Werth erhalten dadurch mehr Aufklärung, noch sein Wille mehr Kraft, die herrschende Neigung zu besiegen: an wahrer, eigentlicher Vollkommenheit gewinnt er folglich nichts. Wer also Menschen bilden, nicht zu äufsern Zwecken ziehen will, wird sich dieser Mittel nie bedienen. Denn, abgerechnet dafs Zwang und Leitung nie Tugend hervorbringen, so schwächen sie auch noch immer die Kraft. Was sind aber Sitten, ohne moralische Stärke und Tugend? Und wie grofs auch das Uebel des Sittenverderbnisses sein mag, es ermangelt selbst der heilsamen Folgen nicht. Durch die Extreme müssen die Menschen zu der Weisheit und Tugend mittlerem Pfad gelangen. Extreme müssen, gleich grofsen in die Ferne leuchtenden Massen, weit wirken. Um der feinsten Ader Blut zu verschaffen, mufs eine beträchtliche Menge in den grofsen vorhanden sein. Hier die Ordnung

der Natur stören wollen, heifst moralisches Uebel anrichten, um physisches zu verhüten.

Es ist aber auch, meines Erachtens, unrichtig: dafs die Gefahr des Sittenverderbnisses so grofs und dringend sei. Und so manches auch schon zu Bestätigung dieser Behauptung im Vorigen gesagt worden ist, so mögen doch noch folgende Bemerkungen dazu dienen, sie ausführlicher zu beweisen:

1) Der Mensch ist an sich mehr zu wohlthätigen, als eigennützigen, Handlungen geneigt. Dies zeigt sogar die Geschichte der Wilden. Die häuslichen Tugenden haben so etwas Freundliches, die öffentlichen des Bürgers so etwas Grofses und Hinreifsendes, dafs auch der blofs unverdorbene Mensch ihrem Reiz selten widersteht.

2) Die Freiheit erhöht die Kraft, und führt, wie immer die gröfsere Stärke, allemal eine Art der Liberalität mit sich. Zwang erstickt die Kraft, und führt zu allen eigennützigen Wünschen und allen niedrigen Kunstgriffen der Schwäche. Zwang hindert vielleicht manche Vergehung, raubt aber selbst den gesetzmäfsigen Handlungen von ihrer Schönheit. Freiheit veranlafst vielleicht manche Vergehung, giebt aber selbst dem Laster eine minder unedle Gestalt.

3) Der sich selbst überlassene Mensch kömmt schwerer auf richtige Grundsätze; allein sie zeigen sich unaustilgbar in seiner Handlungsweise. Der absichtlich Geleitete empfängt sie leichter; aber sie weichen auch sogar seiner, doch geschwächten, Energie.

4) Alle Staatseinrichtungen, indem sie ein mannichfaltiges und sehr verschiedenes Interesse in eine Einheit bringen sollen, verursachen vielerlei Kollisionen. Aus den Kollisionen entstehen Mifsverhältnisse zwischen dem Ver-

langen und dem Vermögen der Menschen; und aus diesen, Vergehungen. Je müfsiger also — wenn ich so sagen darf — der Staat, desto geringer die Anzahl der letztern. Wäre es, vorzüglich in gegebenen Fällen, möglich, genau die Uebel aufzuzählen, welche Polizeieinrichtungen veranlassen, und welche sie verhüten; die Zahl der erstern würde allemal gröfser sein.

5) Wieviel strenge Aufsuchung der wirklich begangnen Verbrechen, gerechte und wohl abgemessene, aber unnachlafsliche, Strafe, folglich seltne Straflosigkeit vermag, ist praktisch noch nie hinreichend versucht worden.

Ich glaube nunmehr für meine Absicht hinlänglich gezeigt zu haben, wie bedenklich jedes Bemühen des Staats ist, irgend einer — nur nicht unmittelbar fremdes Recht kränkenden — Ausschweifung der Sitten entgegen oder gar zuvor zu kommen; wie wenig davon insbesondere heilsame Folgen auf die Sittlichkeit selbst zu erwarten sind; und wie ein solches Wirken auf den Charakter der Nation, selbst zur Erhaltung der Sicherheit, nicht nothwendig ist. Nimmt man nun noch die im Anfange dieses Aufsatzes entwickelten Gründe hinzu, welche jede auf positive Zwecke gerichtete Wirksamkeit des Staats mifsbilligen, und die hier um so mehr gelten, als gerade der moralische Mensch jede Einschränkung am tiefsten fühlt; und vergifst man nicht, dafs, wenn irgend eine Art der Bildung der Freiheit ihre höchste Schönheit dankt, dies gerade die Bildung der Sitten und des Charakters ist; so dürfte die Richtigkeit des folgenden Grundsatzes keinem weiteren Zweifel unterworfen sein, des Grundsatzes nemlich:

> dafs der Staat sich schlechterdings alles Bestrebens, direkt oder indirekt auf die Sitten und den Charakter der Nation anders zu wirken, als insofern dies als eine

natürliche, von selbst entstehende, Folge seiner übrigen, schlechterdings nothwendigen, Maſsregeln unvermeidlich ist, gänzlich enthalten müsse, und daſs alles, was diese Absicht befördern kann, vorzüglich alle besondre Aufsicht auf Erziehung, Religionsanstalten, Luxusgesetze, u. s. f., schlechterdings aufserhalb der Schranken seiner Wirksamkeit liege.

Ueber

öffentliche Staatserziehung.

Man hat, vorzüglich seit einiger Zeit, so sehr auf die Verhütung gesetzwidriger Handlungen, und auf Anwendung moralischer Mittel im Staat gedrungen. So oft ich dergleichen oder ähnliche Aufforderungen höre, freue ich mich, gesteh ich, dafs eine solche freiheitbeschränkende Anwendung bei uns immer weniger gemacht, und, bei der Lage fast aller Staaten, immer weniger möglich wird.

Man beruft sich auf Griechenland und Rom; aber eine genauere Kenntnifs ihrer Verfassungen würde bald zeigen, wie unpassend diese Vergleichungen sind. Jene Staaten waren Republiken, ihre Anstalten dieser Art waren Stützen der freien Verfassung, welche den Bürger mit einem Enthusiasmus erfüllte, der den nachtheiligen Einfluſs der Einschränkung der Privatfreiheit minder fühlen, und der Energie des Charakters minder schädlich werden liefs. Dann genossen sie auch übrigens einer gröfseren Freiheit als wir; und was sie aufopferten, opferten sie einer andern Thätigkeit, dem Antheil an der Regierung, auf. In unsern meistentheils monarchischen Staaten ist das Alles ganz anders. Was die Alten von moralischen Mitteln anwenden mogten: Nationalerziehung, Religion, Sittengesetze; alles würde bei

uns minder fruchten, und einen gröfseren Schaden bringen. Dann war auch das meiste, was man itzt so oft für Wirkung der Klugheit des Gesetzgebers hält, blofs schon wirkliche, nur vielleicht wankende, und daher der Sanktion des Gesetzes bedürfende Volkssitte. Die Uebereinstimmung der Einrichtungen Lykurgs mit der Lebensart der meisten unkultivirten Nationen hat schon Ferguson meisterhaft gezeigt; und da höhere Kultur die Nation verfeinerte, erhielt sich auch in der That nicht mehr, als der Schatten jener Einrichtungen. Endlich steht, dünkt mich, das Menschengeschlecht itzt auf einer Stufe der Kultur, von welcher es sich nur durch Ausbildung der Individuen höher empor schwingen kann; und daher sind alle Einrichtungen, welche diese Ausbildung hindern, und die Menschen mehr in Massen zusammendrängen, itzt schädlicher als ehemals.

Schon diesen wenigen Bemerkungen zufolge erscheint — um zuerst von demjenigen moralischen Mittel zu reden, was am weitesten gleichsam ausgreift — öffentliche, d. i. vom Staat angeordnete oder geleitete, Erziehung wenigstens von vielen Seiten bedenklich. Nach dem ganzen vorigen Räsonnement kommt schlechterdings Alles auf die Ausbildung des Menschen in der höchsten Mannigfaltigkeit an; öffentliche Erziehung aber mufs, selbst wenn sie diesen Fehler vermeiden, wenn sie sich blofs darauf einschränken wollte, Erzieher anzustellen und zu unterhalten, immer eine bestimmte Form begünstigen. Es treten daher alle die Nachtheile bei derselben ein, welche der erste Theil dieser Untersuchung hinlänglich dargestellt hat; und ich brauche nur noch hinzuzufügen: dafs jede Einschränkung verderblicher wird, wenn sie sich auf den moralischen Menschen bezieht; und dafs, wenn irgend etwas Wirksamkeit auf das einzelne Individuum fordert, dies gerade die Erziehung ist, welche das einzelne Individuum bilden soll.

Es ist unläugbar, dafs gerade daraus sehr heilsame Folgen entspringen, dafs der Mensch in der Gestalt, welche ihm seine Lage und die Umstände gegeben haben, im Staate selbstthätig wird, und nun durch den Streit — wenn ich so sagen darf — der ihm vom Staat angewiesenen Lage, und der von ihm selbst gewählten, zum Theil er anders geformt wird, zum Theil die Verfassung des Staats selbst Aenderungen erleidet: wie denn dergleichen, obgleich freilich auf einmal fast unbemerkbare Aenderungen, nach den Modifikationen des Nationalcharakters, bei allen Staaten unverkennbar sind. Dies aber hört wenigstens immer in dem Grade auf, in welchem der Bürger von seiner Kindheit an schon zum Bürger gebildet wird. Gewifs ist es wohlthätig, wenn die Verhältnisse des Menschen und des Bürgers, so viel als möglich, zusammen fallen; aber es bleibt dies doch nur alsdann, wenn das Verhältnifs des Bürgers so wenig eigenthümliche Eigenschaften fordert, dafs sich die natürliche Gestalt des Menschen, ohne etwas aufzuopfern, erhalten kann: — gleichsam das Ziel, wohin alle Ideen, die ich in dieser Untersuchung zu entwickeln wage, allein hinstreben. Ganz und gar aber hört es auf, heilsam zu sein, wenn der Mensch dem Bürger geopfert wird. Denn, wenn gleich alsdann die nachtheiligen Folgen des Mifsverhältnisses wegfallen; so verliert auch der Mensch dasjenige, was er gerade durch die Vereinigung in einen Staat zu sichern bemüht war.

Daher müfste, meiner Meinung zufolge, die freieste, so wenig als möglich schon auf die bürgerlichen Verhältnisse gerichtete, Bildung des Menschen überall vorangehn. Der also gebildete Mensch müfste dann in den Staat treten, und die Verfassung des Staats sich gleichsam an ihm prüfen. Nur bei einem solchen Kampfe, würde ich wahre Verbesserung der Verfassung durch die Nation mit Ge-

wifsheit hoffen; und nur bei einem solchen, schädlichen Einflufs der bürgerlichen Einrichtung auf den Menschen nicht besorgen. Denn selbst, wenn die letztere sehr fehlerhaft wäre, liefse sich denken, wie gerade durch ihre einengenden Fesseln die widerstrebende, oder trotz derselben, sich in ihrer Gröfse erhaltende, Energie des Menschen gewönne. Aber dies könnte nur sein, wenn dieselbe vorher sich in ihrer Freiheit entwickelt hätte. Denn, welch ein ungewöhnlicher Grad gehörte dazu, sich auch da, wo jene Fesseln von der ersten Jugend an drücken, noch zu erheben und zu erhalten? Jede öffentliche Erziehung aber, da immer der Geist der Regierung in ihr herrscht, giebt dem Menschen eine gewisse bürgerliche Form.

Wo nun eine solche Form an sich bestimmt, und in sich, wenn gleich einseitig, doch schön ist, wie wir es in den alten Staaten und vielleicht noch itzt in manchen Republiken finden; da ist nicht allein die Ausführung leichter, sondern auch die Sache minder schädlich. Allein in unsern monarchischen Verfassungen existirt — und gewifs zum nicht geringen Glück für die Bildung des Menschen — eine solche bestimmte Form ganz und gar nicht. Es gehört offenbar zu ihren, obgleich auch von manchen Nachtheilen begleiteten, Vorzügen: dafs, da doch die Staatsverbindung immer nur als ein Mittel anzusehen ist, nicht so viel Kräfte der Individuen auf dies Mittel verwandt zu werden brauchen, als in Republiken. Sobald der Unterthan den Gesetzen gehorcht, und sich und die Seinigen im Wohlstande und einer nicht schädlichen Thätigkeit erhält, kümmert den Staat die genauere Art seiner Existenz nicht. Hier hätte daher die öffentliche Erziehung, die, schon als solche, sei es auch unvermerkt, den Bürger oder Unterthan — nicht den Menschen, wie die Privaterziehung — vor Augen hat, nicht eine bestimmte Tugend oder Art zu

sein, zum Zweck; sie suchte vielmehr gleichsam ein Gleichgewicht aller: da nichts so sehr, als gerade dies die Ruhe hervorbringt und erhält, welche eben diese Staaten am eifrigsten beabsichtigen. Ein solches Streben aber gewinnt, wie ich schon bei einer andern Gelegenheit zu zeigen versucht habe, entweder keinen Fortgang, oder führt auf Mangel an Energie; da hingegen die Verfolgung einzelner Seiten, welche der Privaterziehung eigen ist, durch das Leben in verschiedenen Verhältnissen und Verbindungen, jenes Gleichgewicht sicherer und ohne Aufopferung der Energie hervorbringt.

Will man aber der öffentlichen Erziehung alle positive Beförderung dieser oder jener Art der Ausbildung untersagen, will man es ihr zur Pflicht machen, blofs die eigne Entwickelung der Kräfte zu begünstigen: so ist dies einmal an sich nicht ausführbar, da, was Einheit der Anordnung hat, auch allemal eine gewisse Einförmigkeit der Wirkung hervorbringt; und dann ist auch unter dieser Voraussetzung der Nutzen einer öffentlichen Erziehung nicht abzusehen. Denn, ist es blofs die Absicht zu verhindern, dafs Kinder nicht ganz unerzogen bleiben; so ist es ja leichter und minder schädlich, nachlässigen Eltern Vormünder zu setzen, oder dürftige zu unterstützen.

Ferner, erreicht auch die öffentliche Erziehung nicht einmal die Absicht, welche sie sich vorsetzt: nemlich die Umformung der Sitten nach dem Muster, welches der Staat für das ihm angemessenste hält. So wichtig und auf das ganze Leben einwirkend auch der Einfluſs der Erziehung sein mag; so sind doch noch immer wichtiger die Umstände, welche den Menschen durch das ganze Leben begleiten. Wo also nicht Alles zusammen stimmt, da vermag die Erziehung nicht durchzudringen.

Ueberhaupt: soll die Erziehung nur, ohne Rücksicht

auf bestimmte den Menschen zu ertheilende bürgerliche Formen, Menschen bilden; so bedarf es des Staates nicht. Unter freien Menschen gewinnen alle Gewerbe bessern Fortgang; blühen alle Künste schöner auf, erweitern sich alle Wissenschaften. Unter ihnen sind auch alle Familienbande enger: die Eltern eifriger bestrebt, für ihre Kinder zu sorgen; und, bei höherem Wohlstande, auch vermögender, ihren Wünschen hierin zu folgen. Bei freien Menschen entsteht Nacheiferung; und es bilden sich bessere Erzieher, wo ihr Schicksal von dem Erfolg ihrer Arbeiten, als wo es von der Beförderung abhängt, die sie vom Staate zu erwarten haben. Es wird daher weder an sorgfältiger Familienerziehung, noch an Anstalten so nützlicher und nothwendiger gemeinschaftlicher Erziehung, fehlen *).

Soll aber öffentliche Erziehung dem Menschen eine bestimmte Form ertheilen; so ist, was man auch sagen möge, zur Verhütung der Uebertretung der Gesetze, zur Befestigung der Sicherheit, so gut als nichts gethan. Denn Tugend und Laster hängen nicht an dieser oder jener Art des Menschen zu sein, sind nicht mit dieser oder jener Charakterseite nothwendig verbunden; sondern es kommt, in Rücksicht auf sie, weit mehr auf die Harmonie oder Disharmonie der verschiednen Charakterzüge, auf das Verhältnifs der Kraft zu der Summe der Neigungen, u. s. f. an. Jede bestimmte Charakterbildung ist daher eigner Ausschweifungen fähig, und artet in dieselben aus. Hat daher eine ganze Nation ausschliefslich vorzüglich eine gewisse erhalten, so fehlt es an aller entgegenstrebender Kraft, und mithin an

*) *Dans une société bien ordonnée au contraire, tout invite les hommes à cultiver leurs moyens naturels; sans qu'on s'en mêle, l'éducation sera bonne; elle sera même d'autant meilleure, qu'on aura plus laissé faire à l'industrie des maîtres et à l'émulation des élèves.* Mirabeau sur l'éducat. publ. p. 12.

allem Gleichgewicht. Vielleicht liegt sogar hierin auch ein Grund der häufigen Veränderungen der Verfassung der alten Staaten. Jede Verfassung wirkte so sehr auf den Nationalcharakter; dieser, bestimmt gebildet, artete aus, und brachte eine neue hervor.

Endlich, wirkt öffentliche Erziehung, wenn man ihr völlige Erreichung ihrer Absicht zugestehen will, zu viel. Um die in einem Staat nothwendige Sicherheit zu erhalten, ist Umformung der Sitten selbst nicht nothwendig. Allein die Gründe womit ich diese Behauptung zu unterstützen gedenke, bewahre ich der Folge auf, da sie auf das ganze Bestreben des Staats, auf die Sitten zu wirken, Bezug haben, und mir noch vorher von einem Paar einzelner zu demselben gehörigen Mittel zu reden übrig bleibt. — Oeffentliche Erziehung scheint mir daher ganz aufserhalb der Schranken zu liegen, in welchen der Staat seine Wirksamkeit halten mufs *).

*) *Ainsi c'est peut-être un problème de savoir, si les législateurs François doivent s'occuper de l'éducation publique autrement que pour en protéger les progrès; et si la constitution la plus favorable au développement du moi humain et les lois les plus propres à mettre chacun à sa place, ne sont pas la seule éducation, que le peuple doive attendre d'eux.* Am ang. Ort, p. 11. *D'après cela, les principes rigoureux sembleraient exiger, que l'Assemblée Nationale ne s'occupât de l'éducation que pour l'enlever à des pouvoirs ou à des corps qui peuvent en dépraver l'influence.* Ebendas. p. 12.

R o m.

Tibris, der du rollst die stolzen Wogen,
Denkst du wohl noch jener grauen Zeit,
Wo noch nicht, gewägt auf luft'gen Bogen,
Stand des Capitoles Herrlichkeit,
Roma's Name, noch von Nacht umzogen,
Nicht des Nachruhms Stimme war geweiht? —
Kehrt einst Nacht, die wieder ihn verschlinget?
Strahlt ein Tag, wo keinem Ohr er klinget? —

Nein! so lang' auf seinen Felsensäulen
Ragt das schmale, meerumflofsne Land,
Das der Götter Anherrn einst sah weilen,
Gründen goldne Reich' an seinem Strand —
Mag dahin das Rad der Zeit auch eilen —
Wird die Siebenhügelstadt genannt.
Ewig hiefs sie in der Vorwelt Munde,
Ewig tönt der Nachwelt ihre Kunde.

Wenn der Tiefe Flut in wüstem Schwalle
Sich empört' auch auf vom Meeresgrund,
Die jetzt schlummern, die Vulkane, alle,
Flammen spieen aus umdampftem Schlund,
Auf das Land mit unerhörtem Falle
Beide stürzten in vereintem Bund,
Dafs, wo jetzt den Ulm umschlingt die Rebe,
Leicht zerrissen, Well' an Welle bebe;

Staunend würde doch der Schiffer lauschen,
Rufen: „Freunde, zieht die Segel ein!
„Höret Ihr die Welle stolzer rauschen?
„Seht, auf wogt sie vom Romul'schen Hain.
„Erd' und Meer kann wohl sein Loos vertauschen,
„Doch vertilgt nie Römername seyn.
„Todt Gebilde nicht ist's, was ihn träget,
„In der Menschen Brust ist er geprägt."

Als Aeneas zu Evanders Hütte,
Wälzend, kam, des grofsen Krieges Last,
Und in seiner Opfertische Mitte
Nun der Held empfing den neuen Gast,
Wankten schon durch Trümmer ihre Schritte,
Die die grause Hand der Zeit erfafst.
„Phryger, schaue diese öden Reste,
„Hier stand Janus, dort Saturnus Veste!"

Also sprach Arkadiens Greis und stillte
Seines Freundes Sehnsucht, ahndungslos,
Welcher Werke Pracht noch Nacht umhüllte,
Welche Zinnen, wunderhehr und grofs,
Da, wo ihm die frohe Heerde brüllte,
Einst entstiegen dunkler Zukunft Schoofs.
Ach! die da noch nicht das Licht getrunken,
Liegen wieder jetzt in Schutt gesunken!

Und wann einst in später Jahre Rollen
Seinen Schritt hieher der Waller lenkt,
Wird vielleicht er Trümmern Wehmuth zollen,
Wo sich jetzt die Menschenwelle drängt,
Wann herab den heil'gen, gnadenvollen
Segen mild der Fürst der Priester senkt.
Der sich jetzt des nahen Aethers freuet,
Jener Dom, liegt dann in Staub zerstreuet.

Stadt der Trümmer! Zufluchtsort der Frommen!
Bild nur scheinst du der Vergangenheit;
Pilger deine Bürger, nur gekommen,
Anzustaunen deine Herrlichkeit;
Denn vor allen Städten hat genommen
Dich zum Thron die allgewalt'ge Zeit.
Dafs du seyst des Weltenlaufes Spiegel,
Krönte Zeus mit Herrschaft deine Hügel.

Oft sah ich von Aventinus Spitze,
Wo sich engt der Pfad von Ostia her,
Tiber, unter Cacus altem Sitze,
Hin dich rollen zum Tyrrhenermeer.
Wie, geschmelzt an Hohenofens Hitze,
Erz sich wälzet, langsam; gelb und schwer,
Rollst du ernst und feierlich die Wellen,
Die das Herz mit tiefer Wehmuth schwellen.

Starr verfolgt die Woge, wie sie gleitet,
Fest gebannt der thränumwölkte Blick,
Und wann sie zur fernsten Fern' ihn leitet,
Kehrt mit gleicher Sehnsucht er zurück.
Dieser Wogen finstres Rollen deutet
Wohl des Menschen innerstes Geschick.
Wenn den Busen Freud' und Kummer engen,
Ist es mehr, als dunkles Wogendrängen?

Schnell vorüber rauscht der Freud' Entzücken,
Langgehegt wird Schmerz und Kummer mild,
Wann es fern die Jahr' und fern entrücken,
Schwankt erbleichend das geliebte Bild.
Ew'ger Wechsel taumelt vor den Blicken,
Und eh Lösung tief die Sehnsucht stillt,
Schlingt das Grab die streitenden Gefühle,
Dumpf und still, wie Sommermittagsschwüle.

So von Oed' und Kummer trüb' umschwebet,
Blicken, wie durch zarten Trauerflor,
Roms Gefild', und einsam klagend strebet
Trümmer dicht an Trümmer nur empor.
Gräber, von der Vorzeit Hauch durchbebet,
Schweigend ewig dem erschrocknen Ohr,
Hingestreut in wechselnden Gestalten,
Feiern Orcus dunkler Mächte Walten.

Denn bis wo des Meeres Woge schwillet,
Vom Gebirg her am Sabinerland,
Das mit tiefem Blau die Luft umquillet,
Wo der Sonne glühend heifsen Brand
Sparsam schattiges Gehölz umhüllet,
Herrschet der Zerstörung grause Hand.
Wehmuth hat ihr Reich hier aufgeschlagen;
Wehmuth flüstern tausend stumme Klagen.

Doch wie, wem des Lebens Kraft versieget
Von der Liebe heifsem Wonnekufs,
Schlürfet inniger stets angeschmieget,
Ihrer Flammen tödtenden Erguſs;
So in sehnsuchtsvoll Erstarren wieget
Dieser Himmelsfluren Zaubergrufs.
Segnen mufs der Mensch, auch wann er kranket,
Doch den Epheu, der ihn fest umranket.

Stets an Alba's ernster Scheitel hängen
Möchte zauberisch gebannt der Blick,
Wo einst Latium mit Festgesängen
Flehte von dem Donnrer Sieg und Glück,
Zu Soracte's lichten Höhn sich drängen,
Kehren über Tiburs Hain zurück;
All die tiefen, schweifenden Verlangen
Halten in dem engen Raum gefangen.

Denn in dieses engen Raumes Schranken
Ruht der Umfang einer halben Welt,
Wie in Einem flüchtigen Gedanken
Oft ein Menschenleben dar sich stellt.
Ferner Völker stolze Throne sanken
Hier, an Roma's Felsenmacht zerschellt,
Und mit Blüthen, fremder Zon' entpflücket,
Stand sie da, die Herrscherstirn geschmücket.

Wie von Helios zu Selenens Glanze,
Kehrt zwar von der Heldin blut'gem Schwert
Und der schlachtenfroh gebäumten Lanze
Gern der Geist zu der, die, gramverzehrt,
Mit der Locken wildzerrauftem Kranze
Sitzet an dem umgestürzten Heerd,
Deren Schmuck, mit Tigerhand entführet,
Nun der Stolzen hohe Mauern zieret.

Arme Hellas! traure nicht bekümmert!
Hebe froh den gottdurchströmten Sinn!
Wenn in heilger Tempel Halle schimmert
Waltend deine Nebenbuhlerin,
Wenn mit Mavors Städte sie zertrümmert,
Wurde dir ein höherer Gewinn;
Du nur sangst im Götterreihn der Musen,
Du nur herrschest in der Menschen Busen.

An Ilissos sanftgewundnem Strande,
Wo Platanen wehrten Helios Strahl,
Führten lieblicher gewohne Bande
Durch des Erdenlebens dunkles Thal.
In der Dichtung magischem Gewande
Stand die Weisheit bei der Freude Mahl,
Und, begeisterter empor zu flammen,
Schmolz mit Freundschaft Liebe fest zusammen.

Wann der Perser wilde Schaaren drohten,
Gluhte jedem Griechen hoch der Muth,
Und, von allen Küsten her entboten,
Spendeten der Freiheit sie ihr Blut.
Ueberdeckt mit Trümmern und mit Todten,
Ausgespieen von des Meeres Wuth,
Können Salamis Gestade zeugen,
Ob dem Joche sich Hellenen beugen.

Doch wann sie des Friedens Opfer weihten,
Rosteten die Waffen unberührt;
Knechtschaftsfesseln einer Welt bereiten,
Ist nicht, was Hellenenbrust verführt;
Für des Vaterlandes Götter streiten;
Aber, wann der Freiheit Kranz sie ziert,
Froh den Reigen um die Freien schliefsen,
Und der Hohen Gegenwart genieſsen.

Ihren Geist — der Erd' und Himmel füllet,
Flüstert in dem gottgeweihten Hain,
In des Meeres dunkler Woge schwillet,
Furchtbar starrt im nackten Felsgestein,
Zart der Schönheit Wellenform entquillet —
Schlürfen mit geweihten Sinnen ein;
Tief die Brust in alles Leben tauchen,
Und es bildend wieder von sich hauchen.

Aus dem Nichts da sprangen die Gestalten,
Die umsonst die Hand der Zeit bezwang,
Deren überirdisch Götterwalten
Jetzt noch füllt den Sinn mit Himmelsdrang,
Die der Schönheit Urform rein entfalten,
Rhythmisch, wie der Sphären Feierklang,
Und sich, wie sie frei den Aether schlürfen,
Huldreich fügen menschlichem Bedürfen.

Da entſtrömeten der Hymnen Töne,
Wann in Elis und des Isthmos Flur,
Eifernd ob des Sieges Kranz ſie kröne?
Flog zum Ziel der Flammenräder Spur.
„Eins ſind Götter, eins der Menſchen Söhne,
„Aber beiden Eine Mutter nur.
„Werden jene vom Olymp getragen,
„Können auf zu ihnen wir doch ragen!"

So vom Hauch der Schönheit überthauet,
So ergriffen von der Gröſse Macht,
Drang der Geiſt von Morgenroth umgrauet,
Tiefer in des Menſchenſchicksals Nacht.
Keiner hat es je ſo klar geſchauet. —
Wie der Zorn der Eumeniden wacht,
Wie das Leben irrt, ein Traum am Tage,
Ewig tönt's des Chores Wechſelklage.

Klagt Euch ſelber; denn kaum flücht'ge Spuren
Lieſs von Euch zurück Barbarenwuth.
Argos trauert und Mykene's Fluren,
Oed' iſt Aulis ſtrudelreiche Flut;
Der Zerſtöhrung wilde Stürme fuhren
Da, wo Götter menſchlich einſt geruht.
Wie der Leier Tön' in Luft verhallen,
Muſs des Lebens zartſte Blüthe fallen.

Nicht gegeben ward es Euch, zu gründen,
Was durch grauer Zeiten Alter lebt.
Der ſelbſt, deſſen kühnem Ueberwinden
Dienſtbar Indus Ufer einſt gebebt,
Konnte Welten wohl mit Ruhm entzünden;
Doch es ſank, was er mit Muh' erſtrebt.
Wie der Gott im Zweigeſpann der Tiger,
Zog dahin, und ſchwand der trunkne Sieger.

Wer empor ein fest Gebäu will führen,
Trotzend Zeit und Schicksal unverwandt,
Muſs das Ird'sche muthig zu berühren
Nimmer scheun mit arbeitkühner Hand,
Und des innern Busens Kräfte spüren
Näher mit der Erde Staub verwandt;
Wie die Eiche tief die Wurzeln senket,
Wann am Aether sie die Zweige tränket.

Zwar, sie schöpfend von des Himmels Zinnen,
Gofs ins Bild, das starrte, kalt und taub,
Jene Gluthen die uns noch durchrinnen,
Kühn Prometheus; doch der Stoff war Staub.
Nun in jedem menschlichen Beginnen
Wird des Himmels Frucht der Erde Raub.
Was entflammt den freigeschwungnen Kräften,
Muſs sich an die Nacht des Bodens heften.

Ewig hätt' Homeros uns geschwiegen,
Hätte Rom nicht unterjocht die Welt;
Nimmer wär' aus Grabesnacht gestiegen,
Der die Seele fest im Leiden hält,
Da die Glieder Schlangen ihm umschmiegen,
Und der Knaben Tod den Busen schwellt,
Liefs nicht Titus einst von Siegestrümmern
Seine weiten, goldnen Hallen schimmern.

Wie empor, den Himmel tragend, strebet
Atlas, eine allgewalt'ge Wehr.
Dicht von Wolken ist sein Haupt umschwebet,
Und die Wurzel birgt das dunkle Meer.
So von dort, wo Dichtung Fabeln webet,
Ragt zu uns Roms mächtig Schicksal her.
Was von Thatenkunde wir vernahmen,
Wölbet sich um ihren stolzen Namen.

Nicht ein frei Geschenk aus Göttergüte,
Ward der Thron der Welt des Römers Loos:
Wie stets neu ein zürnend Haupt erblühte
Lerne's Drachen aus der Wunde Schoofs,
Hob die Oftbesiegte sich, und sprühte
Neue Flammen auf den Sieger los,
Bis ihr letztes Blut er nun vergossen,
Und sich Janus hohe Pforten schlossen.

Stark der Arbeit Riesenlast zu wägen,
Schritt Quirinus Volk den Ringerpfad;
Schnöd verschmähend, Ruh nach Kampf zu pflegen,
Erntend ewig neuer Siege Saat;
Von des Ruhmes lichtbestrahlten Wegen
Achtend nichts, als Herrscher-Wort und That;
Gern vergeuderisch mit Blut und Schweifse,
Wenn es nur der Welten Richter heifse.

Denn des Rechtes eherne Gesetze
Hielt es den erschrocknen Völkern vor;
Dafs Gewalt den Schwachen nicht verletze,
Der zum Schirm es flehend sich erkohr,
Und zum Sieg der Rache Schwert es wetze,
Lieh es dem Bedrängten gern sein Ohr.
So von einem Meeresstrand zum andern
Liefs es seine blut'gen Schaaren wandern.

Doch eh kühn sie waget ferne Züge,
Uebt daheim erst Roma Schlachtenmuth;
Denn dafs, kaum gebohren, sie erliege,
Zischt um sie der Nachbarvölker Wuth;
Doch die Hände streckt sie aus der Wiege,
Und erwürget liegt der Nattern Brut.
Bändigend Ausonien ihrem Worte,
Steht sie an der Weltbeherrschung Pforte.

Und das Meer lacht ihren stolzen Füfsen,
Und es reizt sie, sich ihm zu vertraun.
„Mag den Uebermuth Carthago büfsen,
„Und Circeji's Wald die Fluten schaun!"
Ruft sie, und mit lauten Siegesgrüfsen
Senden ihre Flotten Todesgraun.
Zwischen Schiff und Schiffen kühne Brücken
Schlagen sie sich auf der Woge Rücken.

Und der Kampf nun auf den schwachen Brettern
Tobt', als wütet' er auf Felsengrund;
Vor des Römerschwertes Flammenwettern
Sinkt der Pöne in der Wellen Schlund,
Und von seinen Siegern, wie von Rettern,
Bettelt er des Friedens schmähl'gen Bund.
Von dem schönen, dreigezackten Lande
Mufs er fliehn zu seinem öden Strande.

Aus der Heimath ist sie nun geschritten,
Morgendlich, gleich schön geschmückter Braut,
Muth und Stärke hat sie sich erstritten,
Dafs vor keinem Kampf sie mehr ergraut.
Zwar noch blut'gen Regen auf sie schütten
Ungewitter, denen Nacht entthaut;
Doch sie harret aus, die Wolken fliehen,
Und es sinkt die Welt zu ihren Knieen.

Und nach jedem schwer bestandnen Streite
Heftet, noch vom Kampfgewühle heifs,
An der Götter Tempel sie die Beute,
Des vergofsnen Blutes theuren Preis.
Mit den Gränzen dehnt sich in die Weite
Auch der Stadt, der Einz'gen, heil'ger Kreis;
Denn zum Heerd des Reichs ist sie geweihet,
Wo sich ew'ger Flamme Vesta freuet.

Um den Siebengürtel dieser Hügel,
Deren Stirn die hohen Zinnen trägt,
Schwingt der Sieg die goldumstrahlten Flügel,
Treu dem Kreise, der ihn einzig hegt.
Ew'ger Herrschaft unverletztes Siegel
Hat hier nieder das Geschick gelegt.
Wohl verpflanzen läfst sich Muth und Tugend,
Aber nicht des Glückes Götterjugend.

Als einst von der Gallier Siegerhänden
Rom, verbrannt, in Graus und Schutte lag,
Und den neuen Aufbau zu vollenden,
Es an Muth dem müden Volk gebrach,
Wollten sie sich feig nach Veji wenden;
Doch Camill, der kühne Retter, sprach:
„Von der Väter Heerde wollt ihr fliehen?
„In die Stadt besiegter Götter ziehen?

„So, Quiriten, traget ihr nur Liebe
„Zum Gebälk, von Menschenhand erbaut?
„So umfafst ihr nicht mit inn'gem Triebe
„Dieser Muttererde süfsen Laut?
„Nein! wenn auch nur jene Hütte bliebe,
„Die den grofsen Gründer einst geschaut,
„Möcht' an's Herz ich diese Oede drücken,
„Lieber, als den alten Sitz verrücken.

„Oft mit Thränen netzte meine Wangen,
„Als ich weilt' in Ardea verbannt,
„Hier nach diesen Fluren tief Verlangen,
„Nach des Tibers altgewohntem Strand,
„Nach dem Himmel, von dem hold umfangen,
„Mir der ersten Jugend Blüthe schwand.
„Dafs nicht Sehnsucht trübe unsre Freuden,
„Lafst uns nie vom süfsen Boden scheiden!

„Und wer wird den Göttern Opfer bringen,
„Deren Dienst von unsern Vätern stammt?
„Deine Schilde wer, Gradivus, schwingen,
„Wann kein Bürgerheerd mehr wirthlich flammt,
„Und wo jetzt der Freiheit Kräfte ringen,
„Ist zur Wüste dann der Markt verdammt?
„Vesta's Lohe wer zu löschen wagen?
„Wer auf Feindes Heerd sie frevelnd tragen?

„Fest noch steht die hohe Burg gegründet,
„Aller Götter Häuser unversehrt.
„Wem die Brust das Vaterland entzündet,
„Dem bleibt kein Beginnen je verwehrt.
„Für die oft in Schlachtenreih' verbündet,
„Ihr gekämpft mit blutgefärbtem Schwert,
„Diese wüsten Mauern, o Quiriten,
„Laßt auf's neue Trotz den Zeiten bieten."

Und sie wankten zweifelnd hin und wieder,
Da zieht übers' Forum Kriegerschaar,
Und begeistert schallt es durch die Glieder:
„Hier zu bleiben, frommt uns, immerdar!
„Senket hier der Adler stolz Gefieder!"
Und als tönte Götterstimme klar,
Hört vom Markt man und des Rathes Stufen:
„Hier zu bleiben, frommt uns!" alle rufen.

Und seitdem mit aller Götter Gnaden
Ward die Herrscherin der Welt beschenkt;
Schauend von des weiten Aethers Pfaden
Größ'res nichts, worauf den Strahl er senkt,
Ist's, als ob, in Glanze sie zu baden,
Phöbus seine Flammenrosse lenkt.
Wo nur Hauch der Menschlichkeit je wehte,
Sehnt die Brust sich nach der Stadt der Städte.

Denn als hin das erste war gesunken,
Blüht' in ihr empor ein neues Reich.
Die durch Blut und Kampf schritt siegestrunken,
Herrscht nun sonder Schwert- und Lanzenstreich;
Liebe weckt in ihr die Himmelsfunken;
Statt des Lorbeers, grünt der Palme Zweig.
Tod und Knechtschaft hat sie sonst entsendet,
Segnend jetzt die Welt sich zugewendet.

Zwar auch dieses Glanzes Strahlen bleichen.
Was die Erde Grofses je gesehn,
Sinkt einst vor des Schicksals mächtgen Streichen,
Fortgewirbelt in des Poles Drehn.
Selbst die Sonne mufs am Abend weichen,
Neu am Morgen glühend zu erstehn.
Doch der Geist, der tief verborgen weilet,
Wird von keiner Flucht der Zeit ereilet.

Und zu ihm, der, licht entflammt dem Himmel
Um die Wange dieser Hügel schwebt,
Fliehet freudig aus dem Weltgetümmel,
Wem Betrachtung still die Seele hebt.
Balsam ist der Schatten Nachtgewimmel,
Wann den Busen Ahndung bang durchbebt.
Aus dem Leben in die Wüste schweifen
Mufs, wer kühn will Göttliches ergreifen.

So viel Saiten tief im Busen schwingen,
Wann der Welten Einklang rührt das Herz;
So viel Töne allgewaltig dringen
Auf von diesem Boden himmelwärts.
Grabestrümmer, öd' und wüst, durchklingen
Bang die Brust mit sehnsuchtsvollem Schmerz.
Gröfse ruht auf Mauern und Gefilden;
Schönheit flammt aus himmlischen Gebilden.

Wann, von ihrem Lichte, Ihr, umflossen,
Göttersöhne, die Ihr, ewig jung,
Stehet bei den wildgebäumten Rossen,
Hebt die Brust zu übersel'gem Schwung;
Wie dann in einander mild ergossen,
Strömen Wehmuth und Bewunderung,
Bis der Geist, von Ahndungsblitz gerühret,
In dem Loos der Menschheit sich verlieret.

Denn es soll vergehn des Menschen Treiben;
Ewig währet nur, was leblos starrt.
Nichts soll von der langen Vorzeit bleiben,
Was nicht lebend trägt die Gegenwart;
Kraft an Kraft sich funkensprühend reiben,
Hauch beleben Hauch, nach Geisterart;
Der selbst, von dem alles Leben stammet,
Ist nur ewig, weil stets neu er flammet.

Darum sonder bitt'rer Klag' Entsenden,
Senken edle Trümmer hier das Haupt,
Als verziehn sie den Barbarenhänden,
Die der Pracht der Jugend sie beraubt,
Sanft noch lächelnd in den öden Wänden,
Von des Epheus dichtem Schmuck umlaubt;
Wie der Saat, die bald der Sommer bleichet,
Still im Herbst des Halmes Aehre weichet.

Niedern Dienst dem neuen Wohner leihet
Hoher Säulen schöngeformter Knauf.
Achtlos, ob er Werk der Kunst entweihet,
Stützt er häusliches Geräth darauf.
Soll, der sich des Augenblickes freuet,
Greifen in der Zeiten raschen Lauf?
Blüthen, die aus ihrem Schoofse sprießen,
Mögen, welkend, hin mit ihnen fließen.

Grofses ewig mufs der Mensch erzeugen,
Weil zum Himmel auf sein Wesen strebt;
Doch das Grofse mufs der Zeit sich beugen,
Der im Busen wieder Gröfs'res webt,
Schlingen so sich hin ein Götterreigen,
In dem Schönes Schöneres belebt.
Nur ein Leben aus dem Tod' entfalten
Ist der Menschheit schnerzumwölktes Walten.

Der des Menschen Busen heifs durchglühet,
Hält die Welten auch im ew'gen Gleis,
Und die Funken, die er flammend sprühet,
Fasset keiner Ewigkeiten Kreis.
Neues auch aus seinem Schoofs erblühet,
Ohne dafs er ahndungsvoll es weifs.
Er auch kennt nur ewig neu Entwinden,
Ringt, im Gröfs'ren wieder sich zu finden.

Denn das Neue doch ist heimisch wieder,
Stammt aus gleich verborgnem Urquell her.
Drum, wer lenken will des Geists Gefieder
Um der Erde Rand, der Sterne Heer,
Steige nur zum eignen Busen nieder;
Schwelle, wie der Ströme Flut das Meer,
Ihn mit aller Schöpfung reichem Leben,
So um Einen lichten Punkt zu schweben.

Denn, ein Abglanz göttlicher Gedanken,
Reifet, theilend keines Ird'schen Loos,
Aus der Alltagsbilder irrem Wanken
Plötzlich, still verklärt, Gestalt sich los.
Grofse, die nicht Wandel kennt, noch Schranken,
Ruht in ihrer Züge tiefem Schoofs;
Was dem Geist entlicht, als reine Wahrheit,
Strahlt aus ihr in hoher Sinnenklarheit.

So erwuchsen, durch der Gottheit Segen,
Diese Hügel in der Horen Tanz;
Was die Brust kann Grofses je bewegen,
Hängt an ihrer Gipfel heit'rem Glanz,
Um die sich der Menschheit Loose legen,
Wie um Heldenstirn ein Lorbeerkranz.
Welcher Laut hat menschlich je geschallet,
Den die Vorzeit hier nicht wiederhallet?

Ihren Tönen lafs mich, Freundin *), lauschen!
Mag, was leicht, wie Windeshauch, verweht,
Immerhin sein Wechselloos vertauschen;
Was das ernste Schicksal will, besteht.
Lafs den Augenblick vorüberrauschen!
Nur das Meer, dess Fluten, glanzbesät,
An der Menschheit tiefe Wurzeln schlagen,
Ist es werth, den müden Geist zu tragen.

*) Dieses Gedicht war ursprünglich an Frau von Wollzogen geborne von Lengefeld gerichtet.

An die Sonne.

Am 2. Julius 1820.

Als, vom erblindeten Seher der Heimkehr Pfade zu spähen,
Penelopeiens Gemahl schifft' an die Gränzen der Nacht,
Schaut' er, vom Rauschen umflattert des nichtigen Volkes der Schatten,
Auch Herakles Kraft, bogen- und köcherbewehrt,
Doch nicht selber, den Heros; den Uebergewaltigen träget
Nicht Charontischer Kahn über den stygischen Sumpf.
Nur sein Schattengebild' irrt dort, schwarzdunkelnder Nacht gleich,
Spannend das Todesgeschoss, immer zu treffen bereit.
Aber er selbst weilt oben im götterumthronten Olympos,
Hebe, des Donnerers Zeus herrlicher Tochter gesellt.
Aehnlich Laertes Erzeugtem, erschaun auch wir, die wir wohnen
Hier um den traurigen Nord, nimmer, o Sonne, dich selbst.
Nur dein Schatten durchwanket den wolkenumfloreten Himmel,
Scheint zu entsenden den Strahl, aber entsendet ihn nie.
Du, das geliebteste Kind des erzeugenden, ewigen Aethers,
Der er der eigenen Kraft leuchtendste Reinheit verlieh,
Wählst dir beglücktre Gefilde der menschenumwohneten Erde,
Wo dein siegender Strahl leuchtet in Fülle und Kraft;
Jenseits, dort wo den Stürmen des eisigen Nordens der Alpen
Mächtige Felswand setzt wehrend den trennenden Wall,

Um Albanos Gebirg', um die siebengehügelte, grofse
Stadt, um Ilissos Gestad', oder Taygetos Höhn,
Schreit'st du vom Morgen zum Abend, und tauchst, heifs löschend, die Glanzflut
In des unendlichen Meers funkenumsprüheten Saum,
Bis in der Kühle der Nacht dich der goldene Becher zurückträgt
Durch Okeanos Strom, neu zu erfreuen die Welt.

An Alexander von Humboldt.

Albano, im September 1808.

1.

Das Kreuz, das nie der ferne Nord erschauet,
Das zieret fremder Himmel Lichtgefilde,
Da, wo vom Pol der Pol geschieden ruht,
Das seinen Glanz des Südens Flut vertrauet,
Der Doppelwolke nah, die, still und milde,
Herniederleuchtend, ewig unbethauet,
Das Meer nur grüfst mit ihrem Strahlenbilde, —
Das, Theurer, kühn durchschiffend Atlas Flut,
Sahst du, gedenkend dort in fremder Zone,
Dafs fern ein Bruder, dich ersehnend, wohne!

2.

Ach! alle, die dich liebend hier umfingen,
Vertrauten ungern dich des Meeres Pfaden,
Als ab du stiefsest von Iberiens Strand.
„O! Wind," so flehten sie, „mit leisen Schwingen
„Geleite den, den ferne Küsten laden,
„Die Welt der Welt tiefspähend abzuringen!
„O! Meer, lafs sich in stillen Fluten baden
„Sein Schiff, und du empfang' ihn mild, o! Land,
„Das ihn, wann er von Flut und Sturm befreiet,
„Mehr noch, als Sturm und Flut, mit Tod umdrauet!"

3.

Denn wo im wilden Streit die Elemente
Wie dort, in jenem Welteneiland, streben,
Nicht kennend Gränze, noch wohlthätig Maſs,
Als sey kein Geist, der einst sie mächtig trennte,
Daſs freundlich blühe heiter lächelnd Leben;
Da muſs, erschauend nichts, das Ruh ihm gönnte,
Der Mensch in Angst verzweiflungsvoll erbeben,
Wenn ach! auf dem er froh noch gestern saſs,
Im Abgrund heut der Fels zertrümmert lieget,
Und Sturm auf Sturm die bange Welt besieget.

4.

Furchtbar starrt die Natur, wo mit Gewichten
Sich Zug und Gegenzug aufhaltend ziehet,
Und jede Kraft nur überwunden schweigt;
Wo die Gewalt allein den Kampf kann schlichten,
Und tückisch grollend stets der Schwächre fliehet;
Wo unverstandene Gesetze richten,
Zu unbekanntem Zweck sich alles mühet,
Und wie in todtem Uhrwerk fällt und steigt.
Da wird kein Recht geübt, gilt kein Erbarmen,
Wo Pulse nicht von Leben frisch erwarmen.

5.

Zwiefach ist die Gewalt, vor der mit Zittern
Das Daseyn flieht; des Meers, das rastlos eilet,
Des Felsen, der in träger Masse starrt.
Auftobend in des Sturmes Ungewittern,
Gethürmt zu Bergen jetzt, und jetzt getheilet
In Klüfte, drohet Land von Land zu splittern
Die Flut, die, unfruchtbar, Verderben heulet;
Und ruhend drücket, kalt und todt und hart,
Gebirgeslast, als wollt' in dumpfem Fallen
Das Weltall sie in Eins zusammenballen.

6.

Doch, wie sich durch des Steines Spalte dränget
Die Pflanze, und auf schwacher Wurzel schwanket,
Bis ihrem Schwellen seine Härte weicht,
Sie, kühner fufsend, sichrer an ihm hänget,
Und ihn mit üppgem Teppich überranket;
So schafft der Geist, wo die Natur ihn enget,
Mit Kraft, die, ewig quellend, nimmer kranket,
Sich Luft, bis ihre Macht sich vor ihm neigt,
Sie, Form und Seele von ihm zu empfangen,
Sich an ihn schmiegt mit brünstigem Verlangen.

7.

Als, dafs sie Raum dem Licht und Leben bahne,
Einst in der Urzeit durch des Chaos Fluten
Die Schöpfungskraft allmächtig sich ergofs,
Da spieen Flammen rauchende Vulkane;
Gegeifselt von des Wirbelsturmes Ruthen,
Schäumten zum Himmel aufwärts Oceane,
Und Felsen krachten, die auf Felsen ruhten,
Dafs Erd' und Himmel in einander flofs,
Zum Abgrund stürzten des Gebirges Wälder,
Und Lohe wälzten schwarz versengte Felder.

8.

Da fandet ihr, die ihr, wie Bergesrücken,
Die Erd' umwandeltet mit Riesentritten,
Das Grab, ihr, wilder Ungeheuer Schaar,
In der Verwüstung letztem Todeszücken,
Als andre Bahnen Halios Ross' umschritten;
Ihr, deren morsch Gebein, kaum seinen Blicken
Vertrauend, spat der Wandrer antrift, mitten
In öder Felsenkluft! — Der Mensch noch war
Da nicht; der Arme braucht des Schicksals Milde,
Geformet nach der Gottheit Ebenbilde.

9.

Und sie verläfst ihn nicht. Ihn zart geneiget,
Hat sie an Euphrats und an Tigris Quellen,
— Dafs froh er spriefse, stark und ungeschwächt —
Da, wo auf's Land der fette Nilus steiget,
Und an des Mittelmeeres Silberwellen
An ihren Himmelsbrüsten grofs gesäuget,
Gebettet sanft auf üpp'ger Fluren Schwellen
Sein jugendlich aufblühendes Geschlecht.
Nur leichten Kranz um seine Stirn zu legen,
Kämpft kosend dort ihm die Natur entgegen.

10.

Als jenes Meer, das seinen Namen tauschte,
Da gastlich Recht Barbarenwut verdrängte,
Durch seine dichten Felsenwälle brach,
Da bald, als linder nur die Woge rauschte,
Nur Meer und Land sich schied, das erst sich mengte,
Kehrte der Mensch zurück; der Enkel lauschte
Der Urzeit Sag', und durch die Furth, die engte
Der Zwillingsfelsen Eile, glitt gemach
Das Ruderschiff, fand neuen Meeres Busen,
Und neuer Lieder Stoff dem Chor der Musen.

11.

Mit Rauch vermischet, speit aus tiefen Schlunden
Des Aetnas starre Säule in die Lufte
Der Lohe roth umdampft Verderben aus.
Demeters Fackel flammt sie anzuzünden,
Nicht Enna's lieblich Thal in Todesgrufte
Zu wandeln; nein das theure Kind zu finden,
Nach dem die Mutter sucht durch Berg' und Klufte;
Zum Meer sonst schickt er seiner Schlacken Graus.
Verheerung folget ihrem finstern Dampfe,
Doch bald erlöschen sie im Wellenkampfe.

12.

Wohin man blickt, sind liebliche Gestalten,
Kein scheufslich Unthier lauscht am Flufsgestade,
Delphine scherzen harmlos in der Flut,
Den Sänger, dessen Lieder erst erschallten,
Enttragend durch des Meeres öde Pfade;
Selbst die des Todes Schrecknisse umwalten,
Umhüpfen froh die taumelnde Manade;
Der gelbgemähnte Leu, des Pardels Wut,
Gehorchen willig hoher Götter Geifsel
Und sind unsterblich durch des Künstlers Meifsel.

13.

Drum wölbet sich von selbst zum Götterthrone
Olympos Haupt in ewgen Glanzes Kleide,
Und froh herrscht dort der Uraniden Chor.
Auf Berge Berge thürmen, Kronos Sohne
Entgegenkämpfend, frech empört von Neide,
Die Söhne Tellus, doch zu bitterm Lohne
Birgt sie der Mutter dunkles Eingeweide.
Neunfach zischt Lerna's Hydra wild empor,
Allein Alcides schwingt die Heldenrechte,
Und stumm vergehn der Unnatur Geschlechte.

14.

Denn Ordnung strahlt aus der Verwirrung wieder,
Stets ist die Masse von der Form besieget,
Und Gröfse geht mit Ebenmafs vereint.
Nicht ungeheuer starrn der Erde Glieder,
Doch sanft in Wellenlinien hingeschmieget,
Wallt himmlisch Thal und Hügel auf und nieder;
Die Scheitel, die das Haupt in Wolken wieget,
Sie selbst, ist minder grofs, als grofs sie scheint;
Ein Geist ists, der in allem sichtbar lebet,
Zum Aether fliegt und mit zum Aether hebet.

15.

Allein in jenem weiten Continente,
Den Kühnheit fand, durchschneidend fest den Spiegel,
Der, stets bewegt, nie Gleis bewahrt, noch Spur,
Wo deine Brust sich zu enträthseln sehnte
Der Schöpfung tief geheimnifsvolles Siegel,
Wo wilder tost das Heer der Elemente,
Hinstürmend auf der Windsbraut Adlerflügel; —
Dort, in der grofsen Werkstatt der Natur,
Scheint Gottheit ihren Flug herabzulenken,
Und in des Weltalls Schofs sich zu versenken.

16.

Erschrocken flieht zu des Olympos Sitze,
Ihr Götter, die ihr Hellas froh umschwebet,
Vor dieses wilden Kampfes Angstgestöhn!
Von Idas Scheitel schleudre, Zeus, die Blitze;
Vor mächtigeren hier die Erd' erbebet,
Gezückt von Orizava's Sternenspitze.
Und, Erderschüttrer, du! dein Dreizack strebet
Vergebens hier; von Aegaes Klippenhöhn
Lafs Ilions Küste jetzt die Flut umschallen,
Jetzt netzen Taenars luftge Tempelhallen.

17.

Denn, wie der Geist in allgewaltgem Ringen
Weisheit erspähend, wie nach leichtem Traume,
Verläfst das Reich der bunten Phantasie,
So birgt, den kindlich Bilder erst umfingen,
Der Gott, sich unsichtbar im Schöpfungsraume.
Ehrfurcht regt nun die leis bewegten Schwingen,
Geheftet stumm an seines Mantels Saume;
Die Kunst verzagt, in Menschenharmonie
Hervor zu stammeln ewger Schönheit Fülle;
Und fromm versinkt der Geist in heilge Stille.

18.

In Steppen, die zum fernen Horizonte,
Gleich leichtbewegten Meeres Schimmerwogen,
Verfolgt der wüsteneinumstarrte Blick,
Auf Höhn, wo Leben nie gedeihen konnte,
Wo nur der Riesenvogel, fortgezogen
Von kühner Lust, den düstern Fittig sonnte,
Schaut öd' herab der ehrne Himmelsbogen,
Und Menschen ziehen scheu den Schritt zurück.
Selbst die, die Felsenbilder hoch verkünden,
Die Völker sah die graue Zeit entschwinden.

19.

Was soll des Weibes Sohn, wo irre Heerden
Verscheuchter Rinder durstentbrannt verschmachten,
In Stachelhülle suchet Kühlungstrank
Das Maulthier mit unsäglichen Beschwerden,
Und wo, wann kaum in frischem Grün sie lachten,
Zum trägen Meer die fetten Fluren werden?
In Wäldern was, die Beil und Axt verachten,
Die, dicht verschränkt, nie Menschenfuſs durchdrang,
Die, undurchschaubar selbst des Wallers Blicken,
In rankende Lianen ihn verstricken?

20.

Hier stets befeindend und befeindet wieder,
Entbrennet freier Kampf den Thiergeschlechten
In fürchterlichem, nie versöhntem Krieg.
Vom Baum stürzt hier der rasche Tiger nieder;
Hier ihre giftgen Knoten Schlangen flechten;
Das Krokodill zückt hier die starren Glieder;
Und die, die nimmer mit dem Stärkren rechten,
Die Beute stets sind leicht errungnem Sieg,
Der buntgefleckte Hirsch, das scheue Fullen,
Mussen die Gier der Ungeheuer stillen.

21.

Selbst der, den sonst nur hoch vom Himmel lenket
Aus düstrer, flammenschwangrer Wolken Hülle
Der hohen Götter zornentbrannte Hând,
Hat hier in See und Flufs sich auch gesenket.
Verderben schiefst in grauser Todesstille
Der Schlangenfisch, mit Strahleskraft getränket,
Und sieh! es schnaubt das Rofs, und mit Gebrülle
Entflieht der Stier; doch grüfst nicht mehr das Land;
Er sinkt des Wütrichs unsichtbarem Streiche,
Der einsam herrscht im öden Wasserreiche.

22.

Da bricht nicht muthvoll, mit Herakles Keule
Bewehrt, der Sterbliche sich kühne Wege,
In frohem Kampf von der Gefahr umspielt;
Erschrocken flieht er zu der Berge Steile,
Und in des Dickichts schützende Gehege.
Wo Tiger stürzen mit des Blitzes Eile,
Wo von dem Boden, winterstarr und träge,
Sich giftgeschwollne Scheitel hebt, da fühlt
Der Mensch des Armes Sehnen sich entstraffen,
Und schaut nach Rettung, nicht nach Wehr und Waffen.

23.

Tückisch tritt List nun an des Muthes Stelle,
Der frei erglüht in edler Schlachten Hitze,
Im Kampfe mit dem eigenen Geschlecht.
Von giftgem Pfeil gerinnt des Blutes Welle,
Und starrt bis zu des Lebens tiefstem Sitze;
Ja dafs er Tod verborgener entquelle,
Tünchet mit Gift des eignen Fingers Spitze
Der Wild' in scheinbar wehrlosem Gefecht;
Der Qualen eingedenk, indem er streitet,
Die ihm des Siegers Barbarei bereitet.

24.

Denn wie der Wüste Thier, schlägt er die wilden
Heifshungren Zähn' in des Gefangnen Glieder,
Schickt ihn auf wild umtanzter Marterflur
Mit tausend Foltern zu des Tods Gefilden.
Umsonst sinkt sanfte Bitte vor ihm nieder;
Er ist ihr taub; die seine Füfse bilden,
Verwischt mit scheuer Hand der Schwächre wieder,
Der sein Gebiet betrat, des Sandes Spur;
Das Daseyn, das er elend durch mufs stehlen,
Möcht' er dem Blick, dem Ohr, der Luft verhehlen.

25.

Du nur, die freundlich du den Menschen bindest
Am gottgeschützten Heerd durch sanfte Sitte,
Der blondgelockten Ceres milde Kunst!
Ab an der Horen goldner Spindel windest
Sein Leben in des Jahres Wandelschritte,
Und den du selbst im eignen Schoofse findest,
Den Segen, heifs, mit demuthsvoller Bitte,
Erflehest von der hohen Götter Gunst;
Nur du lehrst muthvoll gegen Unbill kämpfen,
Und nach dem Sieg den Zorn des Busens dämpfen.

26.

Hoch heftet an der ewgen Sterne Kreise
Der Pflüger bang der Furcht, der Hofnung Blicke
Durch's lange Jahr für seiner Saat Gedeihn;
Und wie sie wanken nie im sichren Gleise,
Wie fort aeonenlang die Zeit auch rücke,
Und doch, nach weichgeschaffner Menschen Weise,
Dafs sich der Erde Sohn daran erquicke,
Ihm Licht und Wärme unverweigert leihn;
Träufelt in seine Brust von ihrem Bilde
Des Rechtes Strenge und der Liebe Milde.

27.

Aus beiden keimt, der hohen Himmelssphären
Erhabnes Kind, der Freiheit süfse Blume,
Und wächst zu starkem, allgewaltgem Baum,
Defs Zweige Schatten froh dem Volk gewähren,
Von dem gehegt, sich Glück vermählt mit Ruhme.
Nichts Höheres kann irdscher Boden nähren,
Und alles ruht in diesem Heiligthume,
Was Edles birgt der weiten Schöpfung Raum.
Des Menschen Gröfse liegt nur im Gemüthe,
Und Freiheit ist der Seelenhoheit Blüthe.

28.

Den Küsten, die, ob ihnen günstge Sterne,
Ob zürnende, Europa's Völker nahten?
In Zweifel wiegen oft des Spähers Sinn,
Lag lange dieser Gaben Segen ferne.
Nie bettete Demeters goldnen Saaten
Der Pflug vormals die Furche hier; dafs lerne
Des Baumes Frucht der Mensch, der Jagd entrathen,
Schickt fremdes Land das Korn des Samens hin;
Ein Mönch baut spät zuerst aus dunkler Zelle
Ein Rharisch Feld um seines Klosters Schwelle.

29.

So viel in jenen unermefslich weiten
Einöden sah der Mensch auch Thiergeschlechte,
Wohlthätige, und die Verderben drohn, —
Fehlten, die ihn am herrlichsten begleiten.
Der Ackerstier, den nimmer Arbeit schwächte,
Gab hier dem Stachel nie die mächtgen Seiten;
Und nimmer prangt in schimmerndem Gefechte,
Von Reisigen umschaart, des Landes Sohn,
Auf schnellen Rosses Rücken stolz enttragen,
Oder herab von erzumglänztem Wagen.

30.

Zwar blühte Kunst auch dort, empor noch steigen,
Besucht nur noch von heilgen Wallers Schritte,
Die Trümmer hingestürzter Königspracht.
Doch unter schmählich Joch den Hals zu beugen,
Zwang ein erniedrigt Volk Despotensitte,
Und wo von weiter Herrschaft nicht mehr zeugen
Der Vorzeit Spuren, da in Waldes Mitte
Schweiften, zu fristen Leben nur bedacht,
Vertilget oft von wildem Wechselmorden,
Zahllos getheilter Völkerschaaren Horden.

31.

Du noch, als du erklommst das Felsgehänge,
Wo Orinocos Fluten stürzend tosen,
Geliebter, schautest eines Volkes Gruft.
Versammelt ruht in finstrer Klippen Enge,
In jammervoll gemischten Trauerloosen,
Der Ahnherrn hier und später Enkel Menge.
Nicht ewig kann des Lichtes Strahl umkosen
Des Menschen Brust; doch soll in öder Kluft
Auch Lieb' und Hafs, Weisheit und kindlich Lallen
Und Thatkraft eines ganzen Stamms verhallen?

32.

An ehernen Gesetzen führt gekettet
Der irdischen Geschlechter Wandelreihen
Das Schicksal unerbittlich seinen Pfad;
Zufrieden, wenn das hohe Ziel es rettet,
Bleibt kalt es, ob sie leiden, ob sich freuen?
Auch uns hat es auf Rosen nicht gebettet;
Doch aus des Busens Tiefe strömt Gedeihn
Der festen Duldung und entschlofsner That.
Nicht Schmerz ist Unglück; Glück nicht immer Freude;
Wer sein Geschick erfüllt, dem lachlen beide.

33.

Tief beben durch den Busen Wehmuthsschauer,
Wenn, wie die Well' die Welle überstürzet,
Der Wüste Völker namlos untergehn;
Der Wildnifs abgetrotzten Lebens Dauer
Aufreibend, Feindesmacht grausam verkürzet,
Und armes, in Gefahr und Mühe sauer
Durchdrungnes Daseyn karge Freude würzet;
Des Jammers Thränen fliefsen ungesehn,
Und Stöhnen, das nur Wüst' und Wald durchdringet,
In Wüst' und Wald auch, ungehört verklinget.

34.

Spriefsen, wie Blumen nur, der Völker Schaaren,
Kein Vorrecht auf des ernsten Schicksals Wage,
Als dafs ihr Lenz in längern Monden blüht,
Geniefsend? fraget niemand, wo sie waren?
Wann hin sie sinken am Vertilgungstage?
Und ihr, die ihr seit Tausenden von Jahren,
Wo längst verhallt der Vorzeit dunkle Sage,
Des grofsen Welttheils Wüstenein durchzieht,
Wird euer Daseyn unfruchtbar verschwinden?
Kein schaffend Volk sich eurem Schoofs entwinden?

35.

Wild auch durchstreiften einst Dodonas Fluren
Pelasger, bis aus ihren Wanderzügen
Hellas das Haupt erhob und Roheit sank.
Germanien deckten rauher Wildheit Spuren,
Wüst sahe Romuls stolzer Sohn es liegen;
Und jetzo, gleich verschwistersten Naturen,
Kämpfen im Wechselchor Hellas zu siegen
Und wir. Rollt prachtvoller der Schwester Klang,
Schöpfen wir tiefer des Gedankens Quelle,
Umrauscht uns mächtger des Gefühles Welle.

36.

Ankämpfend gegen Meeresflut erklingen,
Und gegen Sturmesheulen, muſs die Stimme,
Eh' rein und zart entströmt der Sprache Laut;
Die Brust mit wilder Liebe, kochend, ringen,
Entbrennen wütend in Barbarengrimme.
Nie sonst gelingts, daſs spät auf kühnen Schwingen
Des Geistes hohen Flug das Wort erklimme.
Joniens Himmeln Licht und Form entthaut;
Der Nord mit seines Nebels Florgestalten,
Verschliefst den Blick, öfnet des Busens Falten.

37.

Allein was jener Welt Gefild' enthüllen,
Suchst du vergebens in Herakles Säulen,
Wo beide Pole froh, nach langem Brand,
Des Wellenbades süfse Sehnsucht stillen,
Mit Schwestergleichheit sich die Horen theilen,
Der Gürtel wälzt sich sonst, wo Meere quillen,
Und wo der Wüste Thiere dürstend heulen;
Ihr nur umschlingt er lebensschwangres Land,
Und Hitz' und Nässe nun so üppig gähren,
Als wollte Schöpfung Schöpfung neu gebähren.

38.

Und so wie rein' und reinre Luft umgiefset
Der Berge höher stets gethürmte Spitze,
Bis wo kein Grün die stumme Klipp' umlaubt,
So riesenförmig in die Höh' da schiefset
Der Berge Inselstirn zum Menschensitze,
Daſs alle Sonnen dort er froh geniefset,
Und Kühlung haucht in glühnder Tropenhitze,
Aus Schwindelhöh auf Teneriffas Haupt
Herniederschaut, und über sich mit Beben
Sieht aufwärts eisumstarrte Gipfel streben.

39.

Hier nun entfalten ihrer Blüthen Prangen
Mit Farbenschmelz, den sie dem Aether rauben,
Zahllose Pflanzen nie umwölktem Tag.
Mit reinem Gold getränkt die Purpurwangen
Schwellen der Palmen sonnenreife Trauben,
Die von dem Staub zum Himmel kühn verlangen,
Indefs zum Wald sich Farrenkräuter lauben
Unter der Fächerschirme Säulendach.
Der Knabe hüllt in kindischem Gemüthe
Scherzend das Haupt in Eines Baumes Blüthe.

40.

Einförmig deckt nicht meilenlange Strecken
Ein Pflanzenstamm; in eiferndem Gemische
Sprießt buhlend um den Preis, ihr bunter Kranz.
Den Morgen froh der Sänger Heere wecken,
Die schön und reich durchschwärmen die Gebüsche,
Und auf des Krokodilles Schuppendecken
Prangt oft des Phoenicopters Farbenfrische.
Die Felswand selbst entsendet Goldesglanz.
Wie die Natur hier schwelgt in Farb' und Massen,
Ringt Kunst umsonst in leichte Form zu fassen.

41.

O! warum mufstet ihr, die mit den Kränzen
Ihr jeder Kunst die frohe Stirn umschlanget,
Nicht dieser Zonen Schöne werdend schaun?
Stehn hier des Erdendaseyns ewge Gränzen?
Kann, wo Natur in vollem Reichthum pranget,
Nicht auch des Menschen Geist allleuchtend glänzen?
Mufste, dafs ihr den sichren Sieg erranget,
Sie nackter euren Händen sich vertraun?
Darf nie in volle Glut der Pinsel tauchen?
Mufs erst ihr lebenfrischer Duft verrauchen?

42.

Viel hält der Schicksalsloos' in ihren Banden
Die Zeit; thöricht, wer, dafs am gleichen Faden,
Wie jetzt, sie ewig ab sich spinnen, wähnt.
Auch Hellas Gröfs' ist aus dem Nichts erstanden,
Und kühner schritten Andr' auf schönern Pfaden
Einher vielleicht, die früh in Nacht verschwanden.
Frei will der Strahl des Geistes sich entladen,
Und nie räthst du, wohin er zücket. Gähnt
Auch, im zerrifsnen Lauf der Zeiten, Lücke,
Wölbt alles sich im ewigen Geschicke.

43.

Was ringsumher des Weltalls Gränz' umschliefset,
Ist nichts, als Ein unendlicher Gedanke,
Der hehr ein sinnentzückend Kleid sich webt,
Auf welchem Felsen starrn, die Pflanze spriefset,
Und Leben weht bis zu der Schöpfung Schranke.
Wo ihm verwandter Geist nur naht, da schiefset
In Eins ihr Strahl, dafs Kraft die Kraft umranke.
Drum bleibt unausgesprochen nichts, was lebt.
Was Vorzeit nicht vermocht in Wort zu hüllen,
Wird das erstaunte Ohr der Nachwelt füllen.

44.

Auch dir wächst einst ein Volk aus eignem Schoofse,
America, das neuer Welt Gestalten
Zu neuer Form der Kunst und Weisheit prägt;
Wo rein sich kann die unermefslich grofse
Natur, die üppig dich umprangt, entfalten,
Und wo, die jetzt, als abgerissne, blofse
Laute des Menschendaseyns dürftig schallten,
Der Geist zum Gipfel edler Sprachen trägt;
Wann du in eigner Kraft und Herrschaft thronest,
Nicht mehr dem Fremdling dienst, nur mild ihn schonest.

45.

Wenn nicht die Flur, die sein Geschlecht getragen,
Den Menschen säugt an ihren Mutterbrüsten,
Nicht wiegt in ihrer Hügel Blumenbucht,
Wenn nicht des Zephyrs Wellen ihn umschlagen,
Die kühlend seiner Väter Stirne küssten,
Nicht ihrer Weisheit Kraft, ihr kindisch Zagen
Lebt in den Lauten, die ihn werdend grüssten,
Gedeiht er nicht; irrt, wie auf banger Flucht.
Der Arme hat nur Kraft, sich selbst zu gnügen,
Sich stärker an der Liebe Brust zu schmiegen.

46.

Wie Bäche eines Stromes stolzer Wellen,
Den bargen lang des Berges dunkle Klüfte,
Eh' er durchbrach das dichte Felsgestein;
So müssen eigne, nie geschaute Quellen
Mit Erdenkraft und Glut der Himmelslüfte
Den Busen eines mächtgen Volkes schwellen,
Weit über Land und Meer, das es durchschiffte,
Des Geistes reifen Samen auszustreun.
Die alte Welt trug oft auf goldnen Schwingen
Der Sieg; die neue mufs ihn jetzt erringen.

47.

Du, theurer Alexander, sahest beide,
Und wohst, aus dem, was geistvoll du erspähet,
Ein reiches, Weltenall umschlingend Band.
Dichtung strahlt, sagt man, schön im Feierkleide;
Nur meidet sie, wenn Wahrheit ihr erflehet.
Doch wo sich wölbt der Schöpfung Urgehäude,
Führt dorthin Weg, als da, wo Dichtung wehet?
Drum flohest du sie nicht, und nicht entschwand
Die ernstre Schwester dir. Sie rein zu sehen,
Zwangst Dichtung selbst du, ihren Pfad zu gehen.

48.

Lebendig treten nun vor unsre Augen
Die Wunder jener überschwenglich reichen,
Würdig zuerst von dir durchforschten Welt;
Und was zu schauen nicht die Sinne taugen,
— Wie nur die Kräfte der Natur sich gleichen,
Wie, um der Gottheit Odem einzusaugen,
Sie froh hier streben, dort bescheiden weichen,
Wie seine Flut das Meer, oft wechselnd, schwellt,
Wie sich der Erde Felsenpfeiler fügen —
Hast Du entworfen kühn in grofsen Zügen.

49.

Und nicht den Menschen hat dein Bild vergessen,
Der in des Elementenstreites Mitte
Sich, oft erbebend, schwache Wohnung baut,
Und dennoch Herrschaft übet, stolzvermessen.
Gefolgt bist du dem Wilden in die Hütte,
Hast gern von seines Baumes Frucht gegessen,
Dich gern gefüget seiner Einfalt Sitte,
Und nicht verschmähet seiner Sprache Laut,
Wohl kundig, dafs auch sie den Stempel träget,
Dem Gottheit hat ihr Siegel aufgepräget.

50.

Glücklich bist du gekehrt zur [illegible]heimatherde,
Vom fernen Land und Orinocos Wogen.
O! wenn — die Liebe spricht es zitternd aus —
Dich andren Welttheils Küste reizt, so werde
Dir gleiche Huld gewährt, und gleich gewogen
Führe das Schicksal dich zum Vaterheerde,
Die Stirn von neu errungnem Kranz umzogen.
Mir gnügt, im Kreis der Lieb', im stillen Haus,
Dafs mir den Sohn zum Ruhm dein Name wecke,
Mich einst Ein Grab mit seinen Brudern decke!

51.

Geh' jetzt, o! Lied, dem Theuren anzusagen,
Dafs von Albano's Hügeln
Schüchtern zu ihm sich diese Töne wagen.
Empor ihn werden feiernd Andr' einst tragen
Auf höhrer Dichtung Flügeln!

In der Sierra Morena.

Im Anfang Januars, 1800.

Gedichtet auf einer Reise, welche der Verfasser mit seiner Frau und seinen Kindern durch die ganze Spanische Halbinsel machte.

Als dich die Mutter im Schoofs, die Sorgsame, sorgsam noch hegte
Lächelte mild ihr des Tags stralenumleuchtet Gestirn.
Denn durch Iberiens Gefild' an den Ufern des flutenden Meeres,
Ferne vom heimischen Land, trug dich ihr wallender Fufs.
Bätica sah sie und Gades, Italica's klagende Trümmer,
Und dich, öd' und verwaist, zweimal zerstörtes Sagunt.
Unter der Myrthe Dach, umblüht vom Duft der Orange,
Blickte dir werdenden dort freundlich und sanft die Natur.
Nie mit frostigem Hauch berührte das Wehen des Nordes
Da den schwellenden Schoofs, der dich verborgenen trug.
Nur der Odem des Wests, des blüthenumschaukelten Gottes,
Kühlte das wallende Blut, das du begieriger trankst.
Mög' im Leben auch so dir schonend erscheinen das Schicksal,
Möge der Schwestern Chor freundlich den Faden dir drehn,
Bis du in schirmendem Schutz, gewärmt an dem Strale der Sonne,
Reifest entgegen dem Mann, Tugend und Kraft gestärkt!
Denn nicht in üppiger Trägheit nur hinzuschwelgen das Leben,
Sonder Frommen und Ruhm, rief das Geschick dich ans Licht;
Darum nur hegt unzäumend der Pflanzer den Sprölsling der Eiche,
Dafs in dem Walde sie einst minder sich beuge dem Sturm,

Und voll freudigen Muts, von des Süds verzärtelnder Sonne
Kehret zum heimischen Nord wieder der wandernde Mann.
Schwer, o Kind, ist die Zeit und mühvoll, wo du den Tag siehst,
Arbeit heischend und Muth in dem ermüdenden Kampf.
Niemals foderte mehr der Genius, strenger es niemals,
Welcher, sinnenden Geists, lenket der Menschen Geschick;
Und auf die Stimme des Gotts, des ernstgebietenden Richters,
Merke mit achtsamem Sinn, wo in der Brust sie dir tönt!
Denn nicht in luftigen Wolken, noch hoch in der Wüste des Aethers
Thront er, ihn zeuget des Manns tiefer Gedanke sich selbst.
Los von der Hand der Natur und der still beschränkenden Sitte,
Die ihn in kreisendem Lauf sorgsam und sicher geführt,
Rifs sich, im Ungestüm der plötzlich erwachenden Kräfte,
Ungeduldig der Mensch, zeichnend sich selber den Pfad;
Und nun gilts in der Nacht des tiefaufwogenden Meeres
Vom umnebelten Pol kühn zu entreifsen den Stern,
Welcher den schweifenden Nachen, nicht mehr an nahen Gestade,
Sicher und unversehrt führ' in den Hafen hinein.
Glücklich noch, müfste nicht stets zum Streite gerüstet die Rechte
Kämpfen mit tückischem Wahn, welcher die Wahrheit verschmäht;
Oder stählte der Vorzeit Muth und rüstige Stärke
Noch den Männern den Arm, noch in dem Busen das Herz.
Aber es sinket den Feigen die Kraft beim halben Beginnen;
Muthlos geben sie auf, was sie mit Blut sich erkauft;
Und nach Ruhe sich sehnend, vergessen sie thörichten Sinnes,
Dafs nur des Tapfern Muth bricht das erzürnte Geschick.
So auch haben sie dir die göttliche Freiheit entweihet,
Pflanzend mit Unbedacht, wo sie der Boden nicht trug;
Nicht so verschwendet die Frucht, die goldne, die Tochter des Himmels,
Nur ein starkes Geschlecht pflückt sie mit würdiger Hand.
Wenig noch ists, des Wahns weitwuchernde Wurzel vertilgen,
Findst du die Wahrheit nicht auf, wo sie das Dunkel verbirgt,
Tief in den fruchtbaren Schoofs des wirkenden Busens sie senkend,
Dafs sie lebendig aus dir spreche in Wort und in That.

Dahin, o Kind, wenn einst, in der rollenden Jahre Begleitung,
Dich das Alter gereift, wende den strebenden Sinn.
Viel der Gestalten entrollt der Welten unendlicher Gürtel,
Wie er, sonnendurchwirkt, hin durch die Sphären sich schlingt;
Staunend irret der Blick, und wähnt zu vergehen in Sehnsucht,
In dies flammende Meer strahlender Schönheit getaucht;
Staunend irret der Geist, zu ergründen dies zahllose Wirken
Ewig von Kraft zu Kraft, zeugend und wiedererzeugt;
Und es verzweifelt der Mensch, in diesem chaotischen Fluten
Je, durch der Wogen Gewühl, sicher zu gründen den Fufs.
Willst du ihn finden den Punkt, auf den du mit Sicherheit tretend,
Leicht dich, wohin du nur willst, rechtshin und linkshin bewegst,
Wo dein forschender Geist stets schweifend weiter und weiter,
Endlich die Räume sie all', all die unendlichen mifst,
Wo du dich selbst umschafst nach des All's unendlichem Urbild,
Rings versammelnd in dir, was zu erfassen du magst; —
Sieh! er ruhet in dir! In dich versenke die Kräfte,
Welche, göttlich und frei, reichlich dein Busen bewahrt!
Siehst du die rollenden Welten dort oben im luftigen Aether?
Sicher durch eignes Gewicht hält sich der schwebende Ball;
Niemals schmettern sie wild mit grausem Gekrach an einander,
Stets harmonischen Flugs schwingt sich die goldene Bahn.
So auch du! in der gleich gemessenen Kräfte Bewegung
Folge muthig dem Weg, den sie sich selber erspähn.
Nie gedeiht, was nicht frei aus eignem Busen hervorsprieſst,
Nicht der verlangende Sinn reines Gefühls sich erwählt.
Aber, welche der Bahnen, der weitgestreckten, betretend,
Du den bedeutenden Weg jetzt durch das Leben beginnst;
Ob du mit forschendem Blick der Kräfte lebendiges Wirken,
Ob, was in ewigem Tod starret, du emsig erspähst;
Ob in des Aethers Raum dein Geist sich dichtend emporschwingt,
Hoher Begeisterung voll, bildend in Farben und Wort;
Ob in der Tiefe der Nacht des einsamempfundenen Ursеyns
Dir aus dem Dunkel hervor sprühet der Funke des Lichts,
Oder ob leichteren Beginnens, umkost von Weib und von Kindern,
Du aus der Fülle des Glücks wieder mit Segen belohnst;

Immer mit allen Vermögen umschling des Geists und des Herzens,
Was in unendlichen All mächtig die Kräfte dir regt,
Dafs, in der einsamen Brust befruchtet von zeugender Fülle,
Stets die empfundne Natur neu sich gestalte in dir.
Was nicht stammet von ihr, in festem Boden gewurzelt,
Schwindet, ein Schattengebild, das in die Luft sich verliert;
Und wo neue Gestalt nicht, und höheres Leben der Geist giebt,
Fehlt der beseelende Hauch, fehlet der leichtere Flug.
So nun schreite, mein Kind, mit fröhlichem Muth in das Leben,
Stark zu jeglicher That, offen für jeden Genufs.
Suche nicht ängstlich die Bahn, sie hiehin zu lenken und dorthin;
Lieblicher krümmt sich des Bachs wellengeschlängelter Pfad.
Aber mit spähendem Fleifs benutze, was günstig das Schicksal,
Was der Zufall dir reicht, keine der Blüthen verschmäh'!
Denn wer die meisten Gestalten der vielfach umwohneten Erde,
Die er vergleichend ersah, trägt im bewegenden Sinn,
Wem sie die glühende Brust mit der fruchtbarsten Fülle durchwirken,
Der hat des Lebens Quell tiefer und voller geschöpft.
Und dir gab das Geschick, die Höhen und Tiefen der Menschheit
Eigner und besser zu schaun, höher und reicher die Kraft.
Denn die Sprache Teutonien's ists, die, geschmeidiger Bildung,
Einst dir des ahndenden Geist's Erstlingsgedanken erschliefst;
Sie, die von eigenem Stamm entsprossen, und kräftig, und edel,
Näher des Griechen Flug rauschende Fittige schwingt.
Wenig wird noch erkannt das Volk, das still und bescheiden
Aber tieferen Ernsts kühnere Bahnen sich bricht;
Doch sie kommt die vergeltende Zeit, schon winkt sie nicht fern mehr,
Wo es dem Folgegeschlecht zeichnet den leuchtenden Pfad.
Nicht mit Waffen wird es, nicht kämpfen in blutigen Kriegen,
Sichrer herrschet durchs Wort, edler sein schaffender Geist.
Wie in den Tagen des Herbsts die Sonne, von Nebel umschleiert,
Durch den verhüllenden Flor einzelne Stralen erst schiefst;
Aber kräftiger bald zertheilt sie die fliehenden Wolken,
Und auf die freudige Flur giefst sie das flammende Licht.

Das nur können die Eltern, nur das allein dir gewähren,
Dafs sie mit deutschem Sinn sorgsam dich nähren und früh;
Was sie besafsen der Kraft, und was sie sich mühsam erstrebten,
Haben sie innig und treu, dir in die Seele gehaucht;
Geh nun selbst es vollendend, und zeige dem kommenden Enkel,
Dafs dich zum Weichling nicht zeugt ein entartet Geschlecht.
Aber sind sie dir einst von der liebenden Seite gewichen,
Klage, Lieber, dann nicht, weine nicht Thränen des Wehs.
Siehe! sie welken ja alle, die sprossenden Kinder der Erde,
Und ein neues Geschlecht trägt der verdrängende Raum.
Aber gedenke des Vaters, gedenke der liebenden Mutter,
Blumen streue dem Grab, segnend die bergende Gruft.

Sonette.

1.

Wie Stimme aus dem Grabe wird erschallen
Bald diese leicht geschlungne Liederkette
In Tages-Eil geborener Sonette
Verborgen den vor mir Entschlaf'nen allen.

Vielleicht geschieht's, dafs freundliches Gefallen
Vom Untergange kleine Anzahl rette,
Sonst in des Zeitenstromes breitem Bette,
Ist ihr natürlich Loos, schnell zu verhallen.

Sie schwebeten mir vor als leichte Bilder,
Und machten mir des Lebens Sorge milder,
Und mischten Ernst in seine nicht'ge Leere.

Wenn ich in Kurzem hin vorausgegangen,
Ich denen, die nach meinem Laut verlangen,
Dann in des Liedes Klange wiederkehre.

2.

Frühlingswiederkehr.

Wenn sich im Lenz der Bäume Knospen dehnen,
Und Blätter zu entfalten sich bereiten,
Ergreift die Brust ein süfshinschmelzend Sehnen,
Und inn'rer Drang und äufs're Enge streiten.

Doch — kann das dumpfe, ahndungsvolle Wähnen
Zu lichter Klarheit sich hervorarbeiten —
Ist's, wie wann Zug von weifsbeschwingten Schwänen
Man siehet breiten Strom hinuntergleiten.

Denn aus des tiefsten Busens glüh'ndemSchwellen,
Wie aus des Himmels reinen Silberquellen,
Dann die Gefühle ew'ger Liebe fliefsen,

Und wenn auch Schnee sich um die Schläfe leget,
Dieselbe Sehnsucht doch geheim sich reget
Mit jedem Jahr, wie neu die Blumen spriefsen.

3.

Spes. I.

Du scheinst oft, Hoffnung, in der Luft zu schweben,
Weil dunkel bleibt die Säule, die dich träget;
So auch im Geist Gedanken sich erheben,
Wo man nicht weifs, was sie emporbeweget.

Doch wie du darfst vor keinem Sturm erbeben,
Weil fester Grund ist sorgsam Dir geleget,
So sichert auch des Genius kühnes Streben
Grund, den in sich die Nacht des Busens heget.

Denn unten wogt es schwellend tief im Grunde,
Mit der Natur in engvereintem Bunde,
Allein dem Menschen lang oft unverstanden,

Bis, sich befreiend von des Dunkels Banden,
Ein leuchtender Gedanke aufwärts schiefser,
Und wie ein Erdenblitz, den Himmel grüfset.

4.

Spes. II.

Ich lieb euch, meiner Wohnung stille Mauern,
Und habe euch mit Liebe aufgebauet;
Wenn man des Wohners Sinn im Hause schauet,
Wird lang nach mir in euch noch meiner dauern.

Vor Augen seh' ich hier Hermias lauern,
Ob Schlaf der Jo-Wächter schon umgrauet
Den Gallier, der sein Weib, von Blut umthauet,
Hinsinkend sterben sieht mit Wehmuthsschauern;

Vor allen Dich aus der Olympier Kreise,
Dich, süfse Hoffnung, die, nach Genius Weise,
Den Balsam mildernd gießest in die Wunden,

Und lehrst die Brust in stillen Ernstes Stunden,
Dafs von der Sehnsucht Schmerz der Tag befreiet,
Der Menschen Dasein endet und erneuet.

5.

Ein Geheimnifs.

Der Menschen Kunde täglich sich vermehret,
Die Sterne mifst, und Erd' und Meer durchspähet,
Doch um was sich die innre Weisheit drehet,
Liegt heute, wie die Vorzeit es gelehret.

Wie tief der Mensch auch forscht, in sich gekehret,
Ein still Geheimnifs durch die Schöpfung gehet,
Und unsichtbar der Hauch der Wahrheit wehet,
Und dunkles Ahnden kaum dem Geist gewähret.

Doch an zwei Punkten alle Lösung hänget:
Was das ist, das die Seele hier umkleidet,
In Staub sich löst, in Stein zusammendränget?

Und was ein Wesen von dem andren scheidet,
Da, die der Liebe süfse Band' umwinden,
Doch Eins in zweien ewig nur empfinden.

6.

Hülfe von oben.

Wenn Blick der Gottheit mild den Menschen grüfset,
Sie in die Brust ihm sicheres Vertrauen,
Auf das er kann bei schwerem Werke bauen,
Wie Tropfen heiterer Begeistrung, giefset;

Wenn dieser Sonnenblick nicht freundlich schiefset
In kalten Erdenlebens dämmernd Grauen,
Kann Glanz nicht die Gedanken frisch umthauen,
Und nüchtern hin ihr träges Strömen fliefset.

Doch diese Gabe reiner Göttermilde
Herab kein Flehen und kein Sehnen bringet,
Wenn nicht der Geist sich ihr entgegen schwinget.

So, wandernd durch die dunklen Erdgefilde,
Bedarf der Mensch des Muths schon, der ihm fehlet,
Eh' seine Kräfte Hauch der Gottheit stählet.

7.

Die letzte Hütte.

Erwünscht erscheinet mir am Grabesrande,
Wer magisch kommet her vom Schattenlande;
Er nimmt hinweg mich aus der Menschen Mitte,
Und leitet meine ungewissen Schritte.

Ich wage gern die Fahrt zum andern Strande,
Wo aufgelöst sind alle Lebensbande;
Mich willig füg' ich jeder Menschensitte,
Und menschlich ist das Grab, so wie die Hütte.

Denn Hütt' und Grab bezeichnen wohl das Leben;
Sie sind dem Menschen Wohnung hier und drüben.
Doch aus der Hütte wird er oft getrieben

Durch äufsre Macht und innres heifses Streben;
Wenn aber traulich ihn das Grab umfänget,
Der dunkle Schoofs nicht wieder ihn verdränget.

8.

Jenseits. I.

Kann jemahls sich von dem Gefährten trennen
Die Seele, und getrennt für sich bestehen,
Die, nur belebt von seines Odems Wehen,
Ist seiner Fibern Götterklang zu nennen?

Hier scheitert unser lichtvolles Erkennen,
Den Glauben hemmet, was wir deutlich sehen,
Und wenn wir hoffend durch das Leben gehen,
Lockt uns des Busens heifses Sehnsuchtbrennen.

Die ahndende Gewalt, die in uns lebet,
Mit Wahrheitskraft empor zum Aether strebet,
Und reifst uns fort, ihr sicher zu vertrauen;

Die Liebe kann, verheifsend, nimmer trügen,
Ihr stilles Neigen mufs den Stoff besiegen,
Wir müssen wieder, was wir selbst sind, schauen.

9.

Jenseits. II.

Das Dasein kann an neues Sein sich binden,
Wie Bach zum Strom und Strom zum Meere schwillet;
Doch wird das tiefe Sehnen nur gestillet,
Wenn man kann wieder das Gewohnte finden.

Des Wesens Würd' und Anmuth sich verkünden
In der Gestaltung, die sie hold umhüllet,
Und wo im Busen heifse Liebe quillet,
Kann nur der gleiche Funke sie entzünden.

Wenn aus den schön gezognen, milden Schranken,
Die es umschreiben, mufs ein Wesen schwanken,
Und sich in allgemeinerem verlieren,

Kann nicht sein stilles Sein die Brust mehr rühren;
Es fehlt der Hauch, defs innres, heilges Wehen
Macht, dafs sich Seel' und Seele leis verstehen.

10.

Jenseits. III.

So wär' umsonst des Wiedersehns Verlangen?
Wie Harfenlispeln nach und nach verklinget,
Wie schwach und schwächer stets die Saite schwinget,
So wär' einst ohne Spur sie hingegangen?

Der Mensch auch weifs nicht, wie er angefangen,
Kein Forschen über Lebens Gränze dringet.
Wohin es führt, was in das Dasein bringet?
Darauf nie Worte sichrer Kunde klangen.

Bewufstsein kann zwei Leben nicht verketten,
Sagt man, das eine mufs in Nacht sich betten,
Nichts kann die Kluft der Welten überbrücken.

Doch kann auch Dasein Untergang nicht leiden,
Drum mufs es ewig sich in Wechsel kleiden,
Und ungewisser Hoffnung Blume pflücken.

11.

Rom. I.

Da, wo die ernste Pyramide winket,
Von stillen Fremdlingsgräbern rund umgeben,
Liegt auch entschlummert ein geliebtes Leben,
Wie junge Rose, kaum in Knospe, sinket.

Die ew'ge Stadt in Götterklarheit blinket,
Doch meiner Brust Verlangen sie umschweben
Nur, weil nach jener Stelle hin sie streben,
Die mir wie zweite Todten-Heimath dünket.

Auch ihrem Geiste würd' ich dort begegnen,
Wie ihre Blicke stumm die Theuren segnen,
Die lange sie mit Mutterschmerz beweinet,

Und nun holdselig froh mit sich vereinet.
Ablegen gern des Erdenlebens Bürde,
Geliebtem Staub mich mischend, da ich würde.

12.

R o m. II.

Durch Dich begeistert, hab' ich Dich besungen
Und glaubte nie mich mehr von Dir zu trennen;
Jetzt hör' ich fern nur Deinen Namen nennen,
Und jeder Rückkehr Hoffnung ist verklungen.

Von Deiner Göttergröfse still durchdrungen,
Fühl' ich zwar Sehnsucht mir im Busen brennen,
Doch in der Sehnsucht tiefestes Erkennen
Hat andre Sehnsucht hindernd sich verschlungen.

Wie könnt' ich von der theuren Stelle weichen,
Wo ich mir ew'ge Heimath süfs gegründet?
Wie täglich nicht die nie Vergessne grüfsen?

Nur hier kann meine Tage ich beschliefsen,
Wie Epheu, es unlösbar mich umwindet,
Dafs dort ich sie nur kann von hier erreichen.

13.

Reines Glück.

Wie edles Gold, wenn es sich soll gestalten,
Beimischung braucht von niedrigeren Erzen,
So Beimischung von Erdenlust und Schmerzen
Die Bilder auch der Phantasie enthalten.

Wie klar und leichtbeschwingt sie sich entfalten,
Sie diese erdentstammten Flecke schwärzen,
Und irrdische Begier steigt auf im Herzen,
Wo nur Gebildung sollte geistig walten.

Wann lösen sich, befreiend, diese Bande,
Wann kann in lieblicher Gedankenfülle
Die Seele, wie im reinen Aether, schwimmen?

Ist es in jenem zugesagten Lande,
Wo man verheifst, dafs frei von Körperhülle
Allein der Menschheit Götterfunken glimmen?

14.

Bei Sternenschein.

In meines Lebens glückbekränzten Tagen,
Nach sonndurchglühter Stunden Sommerschwüle,
In thau-umquollner, nächtig heitrer Kühle,
Bei Sternenschein, wir oft im Fenster lagen.

Bald weckten, die ihr Licht uns fernher tragen,
Der Leu, die Jungfrau, unsrer Brust Gefühle,
Bald ruhten wir auf Vegas Saitenspiele,
Arkturus Glanz, des Nordens goldnem Wagen.

Die Treugesinnten um den Pol sich drehen,
Um niemals, uns verlassend, fern zu stehen.
So strahlen dort des Herzens Doppeltriebe,

Im ruh'gen Pol das stille Glück der Liebe,
Im Wandelstern die schweifenden Verlangen,
Die an des Wiedersehens Hoffnung hangen.

15.

Psyche und die Schöpfung.

Zum Meer des Missisippi Wasser flogen,
Als nie noch hatte Menschenwort geklungen,
Als die Natur von Dumpfheit lag bezwungen,
Und Ungebilde durch den Urwald zogen,

Die Gränzen waren noch nicht abgewogen,
Der grofse Streit war noch nicht ausgerungen,
Wie die Natur vom Geiste soll durchdrungen
Maafs setzen ihrem eigenmächtgen Wogen.

Erst mit des Menschen in der Welt Erscheinen
Die ewge Scheidewand sich sondernd setzte,
Wo vor der Elemente wildem Stürmen

Bewahret milder Gottheit huldreich Schirmen,
Wo Menschenohr an Menschenklang sich letzte,
Und starren Schmerz erweichte sanftes Weinen.

16.

Wahre Unterhaltung.

Die Alten pflegten weisen Grund zu legen
Zu tiefgeschöpfter Zeugung des Gedanken
Durch des Gesprächs Hin- und Herüberschwanken,
Durch gleicher Gründe zwiefaches Erwägen.

Kein Wunsch kann menschlicher die Brust bewegen,
Als, um zu weichen aus den eignen Schranken,
Um fremden Sinn sich seelenvoll zu ranken,
Sich zu begegnen auf zwei Geisteswegen.

Und wenn dann Liebe das Gespräch begeistert,
Hervor es springt, wie frei entsprossne Blüthe,
Aus sehnsuchtsvoll getheiletem Gemüthe,

Sich höchste Seligkeit der Brust bemeistert;
Dann frisch und klar, wie feuchte Morgensonne,
Geht auf der Wechselrede heitre Wonne.

17.

Sichre Fahrt.

An deiner Schöne weid' ich die Gedanken,
Da mir die Bilder, die aus lichter Ferne
Herleuchten, wie des Himmels nächtge Sterne,
Nie vor der Seele, nebeldämmernd, schwanken.

Empor die heiligsten Gefühle ranken
An ihnen, wie an festem Weltenkerne,
Und so mit jedem neuen Tag ich lerne,
Dafs Liebe Seligkeit giebt ohne Schranken.

Wenn, abgestofsen auch vom Erdgestade,
Das Lebensschiff verfolgt unsichre Pfade,
Wo dunkles Ahnden nur die Richtung leitet,

Sie einzig nur auf die Geliebte schauend,
Und des Gefühles heilger Macht vertrauend,
Doch Steuer sich und Anker selbst bereitet.

18.

Allein.

Wenn zwei Geliebte mit einander weilen,
Sie Einsamkeit von andern Menschen trennet; —
Denn Einsamkeit man es in Wahrheit nennet,
Wenn Zwei in Ein Gefühl sich selig theilen, —

Sie jedem Schicksal stark entgegeneilen,
Begeistert durch die Glut, die liebend brennet,
Und alle Wunden, die das Leben kennet,
In dieser Abgeschiedenheit sie heilen.

Nicht zwei sie nennt, wenn Liebe je erwärmet,
Sie nur geschieden hier auf Erden scheinen,
Doch in dem tiefsten Wesen der Naturen

Sie unauflöslich Geist und Sinn vereinen,
Und alle Seligkeit der Liebe schwärmet
Still im Entdecken dieser Einheitsspuren.

19.

Egmont.

Der zu befrein sein Volk vom Joche strebte,
Egmont, wenn er für Klärchen liebend fühlte,
Und süfs vertraut mit ihren Locken spielte,
Drum minder nicht dem ernsten Werke lebte.

Der Menschheit Höchstes ihm die Brust umschwebte,
Und, was mit todtem Handeln er erzielte,
Ihm nicht die tief lebend'ge Sehnsucht kühlte,
Wenn nicht ihm Liebeshauch entgegenbebte.

Freiheit und Liebe sind die schönen Klänge,
Die alles Edlen Inbegriff umschlingen,
Nichts Grofses ist, das ihnen nicht entspränge.

Sie hin nach Aufsen und nach Innen ragen,
Dafs, wenn der Wolken Dunkel wir durchdringen,
Wir Götterlicht uns sehn entgegentagen.

20.

Leontine.

Wie dunkle Myrte still bescheiden stehet,
Mit keiner bunten Farbenpracht sich schmucket,
Durch keiner Blüthe Wohlgeruch entzucket,
Man weifs nicht wie, von Anmuth doch umwehet;

So Leontine durch das Leben gehet,
Und unverwandt nur auf den Einen blicket,
Den jeder Erdenmühe sie entrücket,
Und ihm den Himmel öffnet sternbesäet.

Als wäre sie in Nebelduft gehüllet,
Sie durch die Menschenmenge sich beweget;
Kein Wort aus ihren stillen Lippen quillet,

Das nicht sich an den Tiefverehrten wendet,
In dessen Lebenskreis sie eingeheget,
Treu jeden Tag beginnt, und jeden endet.

21.

Der innigste Wunsch.

Wenn sehnsuchtsvoll nach etwas wird gerungen,
Ists nicht Begierde blofs, es zu empfangen,
Es ist ein grundursprüngliches Verlangen,
In das die ganze Seele ist verschlungen.

Von Sehnsucht ist der Busen tief durchdrungen,
Wenn süfsen Liebeglühens zartes Bangen
Erröthend färbt der Jungfrau holde Wangen,
Wenn ihr der Gegenliebe Wort geklungen.

Mit Sehnsucht wünscht man sich zum Schoofs der Erde,
Dafs Staub zu Staub und Geist zu Geiste werde,
Und Himmlisches von Irdischem sich trenne;

Allein am heftigsten die Sehnsucht glühet,
Dafs, was das Erdenlicht, als Schatten, fliehet,
In Himmelslicht sich liebend wieder kenne.

22

Sisyphus.

Nicht Sisyphus im dunklen Reich der Schatten
Allein besteht den Kampf mit eitlem Mühen,
Auch hier, wo Finsternifs und Licht sich gatten,
Gewälzte Steine tückisch oft entfliehen.

Der Starke scheuet nicht der Kraft Ermatten,
Nicht auf der Stirn des Arbeitsschweifses Glühen.
Vollendet viel Herakles Arme hatten,
Und Lohn sah er den muth'gen Thaten blühen.

Doch Menschenthat verlanget Göttersegen,
Sonst kann auch leichten Stein sie nicht bewegen,
Und Dinge giebt es, die kein Gott gewähret.

Was kühn zusammen, grübelnd, wird gefüget,
Entblöfst von Wahrheit, bald zertrümmert lieget,
Und sich der Geist im eignen Thun verzehret.

23.

Eigene Befriedigung.

Des Lebens Wege zahllos sind verschieden,
Gesucht die einen, andere gemieden;
Allein zum gleichen Ziele alle bringen,
Im Erdenschoofse sich zusammenschlingen.

Wer sucht des Busens tief einsamen Frieden,
Die Seelenruh' von Jenseits schon hinnieden,
Wählt nicht sich Pfad, den vor ihm andre gingen,
Weifs nach dem Ziel auf kürzerem zu ringen.

Er feste Mauer, dreifach ehern, ziehet
Um das, was in der Brust ihm kocht und sprühet,
Und trennt vom Weg es, der nach Aufsen führet.

Dann nur, was aus sich selbst er schafft und bauet,
Geheim des Busens Tiefen anvertrauet,
Nichts sonst, Glück oder Unglück, ihn berühret.

24.

Innere Klarheit.

Oft wenn in trüben, dünsteschweren Tagen
Die Winde gellend durch den Luftraum pfeifen,
Und drohend Bäum' und Dächer wild ergreifen,
Sie fern hinweg die finstren Wolken jagen.

Die Sonne kehrt im goldnen Stralenwagen,
Der Blick kann frei im blauen Aether schweifen,
Den Saum des Thales Nebel kaum bestreifen,
Und klar des Schneegebirges Häupter ragen.

Den Busen auch durchwüten wilde Stürme,
Doch, nie den Geist vermögend zu erheitern,
Nur ihn mit wüster, öder Leere füllen.

Der Seele Sonnenschein entstralt dem Willen,
Nur ihm gelingt es, das Gemüth zu läutern,
Dafs gegen Leidenschaften Ruh' es schirme.

25.

Erdenfreuden.

Da wo des Berges Gipfel sich erhebt,
Sah Blumen ich in heiterm Glanze stehen.
Ich wagte nicht zu ihnen hinzugehen,
Mir war die Stirn von düstrem Graun umwebt.

In bittersüfser Sehnsucht Gluth erbebt
Die Seele mir, vor ihrer Düfte Wehen,
Und holder lächeln sie von goldnen Höhen
Dem Herzen zu, das sich in Schmerz begräbt.

Da stieg ein holdes Kind zu mir hernieder,
Ein süfses Lächeln schwebt um seinen Mund
Und macht mir leis' die ernste Warnung kund:

„Brich jene schnell — sie blühen so nicht wieder, —
Eh' sie des Todes kalter Hauch berührt,
Und sie auf ewig Deinem Aug' entführt."

Wilhelm von Humboldt's

gesammelte Werke.

Zweiter Band.

Berlin.
Gedruckt und verlegt bei G. Reimer.
1841.

A D
BIBL. UNIV.
MONAC.

Universitäts-
München
Bibliothek

Inhalt.

Seite

Prüfung der Untersuchungen über die Urbewohner Hispaniens vermittelst der Vaskischen Sprache. (Berlin 1821. 4.) . . . . . 1—198

Register . . . . . 199—211

Inhaltsanzeige . . . . . 212—214

Ueber Goethe's zweiten Römischen Aufenthalt . . 215—241
(Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik. 1830. Thl. II. Nr. 45—47. oder S. 353—374.)

Wie weit darf sich die Sorgfalt des Staats um das Wohl seiner Bürger erstrecken . . . . . 242—263
(Schiller's Thalia. 1792. Heft 5. S. 131—169.)

Uebersetzte Pindarische Oden . . . . . 264—355

Erste Olympische Ode. (Handschriftlich.) . . . . . 264—270

Zweite Olympische Ode. (Berlin 1792. 8.) . . . . . 349—355

Dritte Olympische Ode. (Handschriftlich.) . . . . . 271—273

Vierte Olympische Ode. (Handschriftlich.) 274. 275

Fünfte Olympische Ode. (Handschriftlich.) 276. 277

Sechste Olympische Ode. V. 1—47. (Handschriftlich.) 278. 279

Zwölfte Olympische Ode. (Handschriftlich.) 280. 281

Vierzehnte Olympische Ode. (Handschriftlich.) . . . 282. 283

Erste Pythische Ode. (Handschriftlich.) . . . . . 284—290

Zweite Pythische Ode. (Handschriftlich.) . . . . . 291—296

Vierte Pythische Ode. Mit Einleitung und Anmerkungen. (Gentz' Neue deutsche Monatsschrift. 1795. December. S. 173—208.) . . . . . 297—328

Neunte Pythische Ode. Mit Einleitung und Anmerkungen. (Schiller's Horen. 1797. Bd. IX. Stück 2. S. 61—74.) . . . . . 329—340

Vierte Nemeische Ode. I. Strophe. (Handschriftlich.) 341

Sechste Nemeische Ode. I. Strophe. (Handschriftlich.) 342

Zehnte Nemeische Ode. (Handschriftlich.) . . . . . 343—348

		Seite
Sonette		356—396
1.	Die Sonette	356
2.	Heimkehr	357
3.	Entführtes Leben	358
4.	Der Jugend Genuss	359
5.	Die Cypressen-Allee	360
6.	Erhebung	361
7.	Wiedererkennen	362
8.	Freie Bewegung	363
9.	Morgen des Glückes	364
10.	Blumen und Sterne	365
11.	Die Geliebte	366
12. 13.	Der süfse Traum. I. II.	367. 368
14.	Hoffnungslose Sehnsucht	369
15.	Die getrennten Gräber	370
16.	Sieg des Willens	371
17.	Omen accipio	372
18.	Die Lotospflanze	373
19.	Muth und Geduld	374
20.	Weihe der Zeit	375
21.	Tagesschluss	376
22.	Gewählte Gesellschaft	377
23.	Agamemnon	378
24.	Orest und Pylades	379
25.	Wolkenbilder	380
26.	Die Beglückteren	381
27.	Höchste Gerechtigkeit	382
28.	Zoroaster	383
29.	Erfüllte Bestimmung	384
30.	Schlimme Zeit	385
31.	Das Bleibende	386
32.	Thun und Wollen	387
33.	Schriftenthüllung	388
34.	Hieroglyphen	389
35.	Griechische Sprache	390
36.	Mars	391
37.	China	392
38.	Die Seelenwanderung	393
39.	Vorahndung	394
40.	Das Grabmal	395
41.	Der letzte Traum	396

Prüfung der Untersuchungen über die Urbewohner Hispaniens vermittelst der Vaskischen Sprache.

Vorrede.

Indem ich die gegenwärtige Schrift dem Publicum übergebe, wünsche ich vorzüglich, dafs sie möge dazu dienen können, andre Untersuchungen über die Urbevölkerung des ganzen westlichen und südlichen Europa daran anzuschliefsen. In den bisherigen bleibt unläugbar noch Vieles ungewifs und dunkel. Ein einfaches und wichtiges Mittel, denselben mehr Klarheit und Gewifsheit zu geben, ist die Benutzung der einheimischen Sprachen, die sich in einigen Theilen von West-Europa aus hohem Alterthume her erhalten haben. Mit der von Wales und Nieder-Bretagne, so wie mit der Galischen und Irländischen, sind schon öfter Versuche dieser Art angestellt worden, obgleich auch die Arbeiten, in welchen dies geschehen, wohl eine neue Sichtung des Wahren vom Falschen, des Gewissen vom Ungewissen fordern. Von der Vaskischen Sprache dagegen war, bis auf die neuesten Schriften Spanischer Gelehrten über dieselbe, noch wenig Gebrauch für diese Zwecke gemacht, und auch jene Schriften haben nicht eigentlich die gegenwärtige Untersuchung zum Gegenstande, sondern gehen nur gelegentlich auf dieselbe ein. Dennoch kann nur die Kenntnifs des Vaskischen dazu führen, recht zu erkennen, was den Ibe-

rern eigenthümlich angehört, und sie von den Celten, und andren Nationen unterscheidet, und erst, wenn über diese ältesten Völkerstämme mehr Licht verbreitet ist, wird auch eine sichere Grundlage für die Untersuchungen über die Urbewohner Italiens gewonnen. Dafs diese bisher so wenig gelangen, lag wohl vorzüglich daran, dafs man sie auf dem umgekehrten Wege anfing. Anstatt zu ergründen, welche Urvölker in den Ländern gesessen hatten, mit welchen Italien vormals gleiche Bewohner gehabt haben kann, und welche Spuren ihres Daseyns in Ortnamen und Sprachen übriggeblieben sind, um auf diese Weise zur Kenntnifs des Grundstoffs zu gelangen, auf den man bei Zergliederung der Italischen Denkmale stofsen konnte, wandte man blofs das Griechische und Lateinische zur Erklärung derselben an, ohne zu bedenken, dafs die Hellenischen Einwanderungen gewifs nicht die frühesten waren, und dafs die Römische Sprache erst selbst einer Zerlegung in ihre Elemente bedarf.

Aus diesen Gründen hat es mir, auch wenn man nicht blofs auf Hispanien Rücksicht nimmt, von mehr allgemeiner Wichtigkeit geschienen, den Begriff der Iberer und der Iberischen Sprache möglichst genau zu bestimmen. Diejenigen, welche Interesse an Arbeiten dieser Art nehmen, mögen beurtheilen, inwieweit ich hierin geleistet habe, was sich billigerweise erwarten liefs. Da fast Alles bei dieser Untersuchung auf etymologische Beweise hinauslauft, so hat mir vorzüglich das Mistrauen vorgeschwebt, was Etymologieen gewöhnlich zu erwecken pflegen. Um diesem zu begegnen, habe ich dieselben überall auf strenge Sprachanalogie zu stützen gesucht, und vorgezogen, lieber eine grofse Zahl von Ortnamen mit Stillschweigen zu übergehen, als Herleitungen aufzunehmen, die ich nicht analogisch durchzuführen im Stande war. Unfehlbar werden daher Andre, die tiefer mit dem Vaskischen vertraut sind, den von mir aus demselben abgeleiteten Ortnamen noch eine beträchtliche Anzahl hinzufügen können. Allein auch so werden viele unabgeleitet bleiben müssen. Denn da in den Hispanischen Ortnamen, aufser den Vaskischen, Celtische, Griechische und gewifs auch Phönicische und Carthagische Wurzelsilben verborgen sind, so wäre eine Ableitung aller Hispanischen Namen

nur insofern möglich, als man alle diese Sprachen zugleich zu Rathe zöge.

Ungleicher, als über die aus dem Vaskischen abgeleiteten Namen, wird vermuthlich das Urtheil über diejenigen ausfallen, welchen ich einen Celtischen Ursprung zuschreibe. Die entschiedenen Anhänger des Systems der ausschliefsenden Herrschaft des Vaskischen in Hispanien werden höchst wahrscheinlich auch diese von Vaskischen Wurzelsilben herleiten, und wie schwierig das Urtheil hierüber seyn kann, habe ich an dem Namen der Arevaker gezeigt. Der Versuch mufs hier nothwendig entscheiden. Ich kann nur versichern, dafs ich die Untersuchung mit vollkommner Unpartheilichkeit angestellt habe; dafs ich eben so vorbereitet war, Spuren des Vaskischen in allen, nicht eigentlich ausländischen Namen, als nur in einem Theile derselben zu finden, dafs aber die Ueberzeugung der Fremdartigkeit einiger sich mir dergestalt aufgedrungen hat, dafs es mir unmöglich gewesen seyn würde, ihr zu widerstehen.

Ich habe mich in den folgenden Bogen häufig auf meine frühere, dem Mithridates einverleibte Schrift über die Vaskische Sprache bezogen, und jeder, der, ohne des Vaskischen auf andrem Wege kundig zu seyn, die gegenwärtigen Untersuchungen genauer zu prüfen wünscht, wird gut thun, jene Schrift vorher ganz zu durchlaufen, um mit dem Klange und der Wortbildung der Sprache vertraut zu werden. Da es aber dort nur mein Zweck war, nach Anleitung der Adelungischen Arbeit, einzelne Punkte zu erläutern, und zu berichtigen, so würde ich längst versucht haben, etwas Vollständigeres über die Vaskische Sprache zu liefern, wenn sich nicht von Zeit zu Zeit die Hofnung erneuert hätte, dafs in Spanien selbst noch ein wichtigeres Werk darüber erscheinen würde. Es steht indefs allerdings dahin, ob dies unter den gegenwärtigen Umständen so bald zu erwarten seyn dürfte.

Wo ich Etymologieen von Ortnamen aus Astarloa, Erro, oder andren genommen, habe ich ihre Schriften namentlich angeführt. Wo dies nicht geschehen ist, rühren dieselben von mir her. Ich bemerke dies nur, damit nicht jenen Männern beigemessen werde, was ich zu verantworten haben würde.

Es wird vielleicht befremdend scheinen, dafs diese Schrift nicht in einer Sprache abgefafst ist, die ihr mehr Leser im Auslande verschaft hätte. Ihr Gegenstand schien dies gewissermafsen zu fordern, und es wäre vielleicht besser gewesen, dieser Rücksicht allein zu folgen. Auf der andern Seite aber hat es auch viel für sich, so wie es die Schriftsteller andrer Nationen zu thun pflegen, immer in seiner Muttersprache, oder in der des Landes zu schreiben, in dem man lebt. Auch macht unläugbar die Kenntnifs des Deutschen so grofse Fortschritte im Auslande, dafs der Vortheil, jeden Schriftsteller in seiner eignen Sprache lesen zu können, sehr bald nicht mehr uns vorzugsweise eigen seyn wird.

1.

Bisherige Versuche, die Vaskische Sprache bei den Untersuchungen über die Urbewohner Spaniens zu benutzen.

Spanien gehört zu den wenigen Ländern, welche die Möglichkeit darbieten, die Frage über ihre ursprüngliche Bevölkerung durch eine noch innerhalb ihrer Gränzen lebende Sprache aufzuklären. Dennoch ist dies wichtige Hülfsmittel lange unbenutzt geblieben, und erst seit weniger als zwanzig Jahren hat man angefangen, sich desselben ernstlicher zu bedienen. Zwei Spanische Schriftsteller, D. Pablo Pedro de Astarloa und Juan Bautista de Erro y Aspiroz, jener in seiner Apologia de la lengua Bascongada und dieser in seinem Alfabeto de la lengua primitiva de España und in seinem mundo primitivo, haben hierin am meisten geleistet, wenn auch Einiges schon früher durch Larramendi, in der Vorrede zu seinem Vaskischen Wörterbuch, und durch Hervas in dem Catalogo delle lingue conosciute (p. 200—233.) geschehen war. Diese Männer haben aber

in Spanien selbst vielfältig Widerspruch gefunden, wie die darüber erschienenen Streitschriften *) beweisen, es ist auch nicht zu läugnen, dafs sie ihre Behauptungen zu weit ausdehnen, und dadurch Mistrauen gegen das wirklich Wahre in denselben erzeugen. Eine neue unpartheiische Beleuchtung der Untersuchung über die Urbewohner des alten Iberiens (insofern darunter die ganze Halbinsel, folglich Spanien und Portugal zusammen, verstanden wird) dürfte daher nicht unnütz erscheinen. Die Sache ist indefs nicht ohne Schwierigkeit. So wie man den obengenannten und allen einheimischen Schriftstellern immer zu grofse Vorliebe vorwerfen wird, Alles aus ihrer Sprache herleiten zu wollen, so wird man dem Ausländer mangelhafte Kenntnifs der Sprache entgegensetzen. In der That erlauben die vorhandenen Hülfsmittel zur Erlernung derselben, theils an sich, theils darum, weil man sie nicht in gleicher Brauchbarkeit von jedem der verschiedenen Dialecte besitzt **)

*) Astarloa's Apologie ist gegen D. Joaquin de Tragia, Verfasser des Artikels: Navarra in dem von der Königl. Academie in Madrid herausgegebenen geographisch-historischen Wörterbuch gerichtet, und von Erro giebt es Observaciones filosoficas en favor del Alfabeto primitivo, durch welche er einem Gegner antwortet, der, unter dem erdichteten Namen eines Pfarrers von Montuenga, ihn und früher Astarloa angegriffen hatte. Die Schrift desselben gegen Erro befindet sich im Auszuge in den Mémoires de l'Académie Celtique. Band 3. Heft 8. Seite 291.

**) Vergl. meine Berichtigungen und Zusätze zum 1sten Absch. des 2ten Bandes des Mithridates, vorzüglich S. 63—72. Es geht daraus hervor, dafs die besten grammatikalischen Hülfsmittel, die wir besitzen, dem Vizcayischen, die besten lexicalischen dem Guipuzcoanischen Dialect angehören, über den Labortanischen dagegen fast nichts sehr Brauchbares gedruckt worden ist. Astarloa, der vor mehreren Jahren in Madrid gestorben ist, hat wichtige Collectaneen, und eine Grammatik des Vaskischen hinterlassen, die sich in den Händen seines Freundes, Erro, befinden. Als ich mich vor einigen Jahren an diesen mit der Bitte wandte, sie mir mitzutheilen, erwiederte er mir, dafs er die Absicht habe, sie selbst herauszugeben, oder wenigstens in eignen

keine Vollständigkeit, und nicht genug zu beklagen ist es, dafs die eben angeführten Werke verhältnifsmäfsig ungemein wenig factisches über die Sprache enthalten, und dafs ihre Verfasser nicht erwogen haben, wieviel mehr sie durch vollständigere Mittheilung ihrer Kenntnifs der Sprache, als durch ihre philosophischen Raisonnements genutzt und überzeugt haben würden. Dagegen wird gerade aus diesen Gründen der Ausländer nur das wirklich Einleuchtende und gleichsam sich von selbst Darbietende auffassen, und weniger in Gefahr gerathen, zu viel zu beweisen. Das Wichtigste aber bei Untersuchungen dieser Art ist, sie auf dasjenige zu beschränken, was sich zu einem Grade der Gewifsheit erheben läfst. Ist der Weg, den man hierzu einschlägt (und dies hängt mehr von der Methode ab), der richtige, so läfst sich dies Gebiet, bei Erlangung vollständigerer Kenntnifs, immer erweitern, da hingegen, wenn man gleich anfangs auf Muthmafsungen und blofse Wahrscheinlichkeiten eingeht, nirgends mit Sicherheit gefufst werden kann.

2.

Anwendung der Sprache auf Ortnamen.

Die alten Schriftsteller haben uns eine grofse Anzahl von Spanischen Ortnamen hinterlassen, verhältnifsmäfsig eine gröfsere, als von irgend einem andren Lande, wenn wir Griechenland und Italien ausnehmen. Diese werden den Stoff abgeben, auf den ich die Vaskische Sprache an-

Schriften zu benutzen. Es ist ungemein zu wünschen, dafs er dies recht bald, und recht vollständig thun möge. Ich bemerke hierbei, dafs ich die obenerwähnten Berichtigungen immer nach dem besondren Abdruck citire, der davon 1847 in der Vossischen Buchhandlung in Berlin veranstaltet ist, da ich bei diesem habe die letzte Correctur selbst übernehmen können.

zuwenden gedenke. Durch sie, die ältesten und dauerndsten Denkmäler, erzählt eine längst vergangene Nation gleichsam selbst ihre eigenen Schicksale, und es fragt sich nur, ob ihre Stimme uns noch verständlich bleibt. Ich werde mich bemühen, soviel daraus zu entnehmen, als mit Sicherheit geschehen kann, aber mich auch in den durch den Titel dieser Arbeit bezeichneten Schranken halten. Man darf daher hier nicht eine Abhandlung über die Urbewohner Spaniens überhaupt, sondern nur in der angegebenen Beziehung erwarten. Gerade diese Beschränkung halte ich für nothwendig und ersprieſslich. Im Allgemeinen ist die Frage schon von Mehreren und zum Theil befriedigend behandelt worden. Man kann sagen, daſs, vorzüglich durch Mannert's treffliche Bemühungen viele Hauptschwierigkeiten schon hinweggeräumt sind. Indeſs schien es mir nicht unnütz, diese Untersuchungen mit einem Hülfsmittel zu wiederholen, das unter uns noch gar nicht, von den einheimischen Schriftstellern nicht immer richtig gebraucht ist. Eine solche Arbeit muſs, dünkt mich, den doppelten Zweck erfüllen, das über die Geschichte des Landes und der Nation aus andern Gründen Erkannte und Behauptete zu bestätigen, oder zu berichtigen, und die Fragen über die Verbreitung, Verwandtschaft und Abkunft der Vaskischen Sprache aufzuklären, über welche bisher die Meinungen so ungewiſs hin und her schwankten.

3.

Die Ortnamen sind mangelhaft und entstellt auf uns gekommen.

Da die Eigennamen gewöhnlich von Appellativen herrühren, und ursprünglich bedeutend sind, so ist kein Zweifel, daſs, wenn die alten Geographen und Geschichtschrei-

ber uns alle diejenigen hätten unverfälscht überliefern können, die ihnen aus Spanien zugekommen waren, die Frage, mit der wir uns beschäftigen, sehr leicht zu entscheiden seyn würde. Sie haben aber nicht einmal diese Absicht gehabt, und noch weniger auf die Erhaltung ihnen barbarisch klingender Töne Werth gelegt. Plinius (ed. Hard. I. 136, 14. 144, 11. 12.) gesteht ausdrücklich, dafs er bei der Aufzählung der Iberischen Städte darauf Rücksicht nahm, ob ihre Namen in Römischer Sprache leicht auszusprechen waren *). Pomponius Mela (III. 1, 10.) sagt: es giebt bei den Cantabrern verschiedene Völkerschaften und Flüsse, deren Namen aber mit unsrem Munde nicht gebildet werden können, und Strabo (III. 3. p. 155. Cas.) fürchtet sich, die Namen zu häufen, und sucht das Widrige ihres Niederschreibens zu vermeiden, oder, fährt er fort, es müfste denn jemand Vergnügen daran finden, Pleutaurer, Bardyeten, Allotriger, und noch ärgere und bedeutungslosere Namen zu hören. Wirklich mufste es wohl noch widrigere geben, da die genannten noch sehr Griechisch klingende Silben enthalten. Man sieht hieraus, dafs die alten Schriftsteller uns nur eine Auswahl von Namen mittheilten, und gerade die eigenthümlichsten übergingen. Da ihre ewige Klage gegen alle barbarische Namen die Bedeutungslosigkeit und Vielsilbigkeit **) derselben ist, so mögen sie auch wohl manche der von ihnen aufgenommenen abgekürzt, und nicht blofs dem Griechischen oder Römischen Organ, sondern auch wirklich Wörtern ihrer Sprache gemäfs gebeugt haben. Die sehr wahrscheinliche Vermuthung Mannert's ***), dafs das Volk der Conier, oder Cunier

*) Ex his digna memoratu, aut Latiali sermone dictu facilia cet.

**) Lucian. Necyom. c. 9.

***) I. 331. der neuen Ausgabe, auf die ich mich bei allen den Theilen des Werks beziehe, von welchen sie erschienen ist.

von den früheren Griechen in Cynesier, von den Römern gar in Bewohner des Keiles, Cuneer (wo denn die Verdrehung des Namens den Irrthum auf den Karten hervorgebracht und begünstigt haben mag) verwandelt worden sey, giebt ein Beispiel hiervon ab. Sehr wichtig sind daher die auf den Münzen mit fremder Schrift vorkommenden, vermuthlich unverfälschteren Namen, von denen man aber freilich nur diejenigen nehmen muſs, deren Lesung nichts Muthmaſsliches beigemischt ist. Von dieser Art scheint Higor *) das sich, auch ohne allen Zwang, und ohne Umänderung eines einzigen Buchstabens, Vaskisch als Hoch- oder Bergstadt erklärt. Dafs sich einige Namen mit der Zeit verwandelten, wird ausdrücklich angeführt. So wurden, nach Strabo (III. 2. p. 154. c. 4. p. 162.) Arotreber aus den Artabrern, und Bardyaler aus den Bardyeten. Bei den häufigen Einwanderungen fremder Völker muſste es ferner doppelte Namen der Eingebornen und der Fremden geben. Der Baetis hieſs in der Landessprache, nach Stephanus Byz., Perces, nach Livius (XXVIII. 22.) Certis, welches mit der Celtiberischen Stadt Certima, (Livius. XL. 47.) übereinkommt, bei den älteren Griechen (Strabo. III. 2. p. 148. Franz. Uebers. I. 390. nt. 1.) Tartessus, und das Gleiche mag auch bei andern Städten und Flüssen der Fall gewesen seyn. Erwägt man nun noch die Verstümmelungen und Verfälschungen der Namen durch die Abschreiber und die Schriftsteller selbst, so sieht man wohl, dafs die Hofnung, unter den alt-iberischen Namen lauter ächt und erkennbar einheimische anzutreffen, sehr oft getäuscht werden muſs. Ich führe dieſs indeſs nicht blofs zu einer heilsamen Warnung an, nicht jeden Namen aus dem Vaskischen etymologisiren zu wollen, son-

*) Erro's Alf. prim. p. 235. Lam. 10. Münze 21.

dern auch vorzüglich aus dem Grunde, weil, wenn trotz dieser Hindernisse, dennoch viele Namen unleugbare Zeichen ihres Ursprunges aus dem Vaskischen an sich tragen, der Beweis desto stärker wird, dafs dasselbe wirklich die ehemalige Landessprache war.

4.

Grundsätze, nach welchen die Vaskische Sprache etymologisch behandelt worden ist.

Bei der Führung dieses Beweises kommt aber natürlich sehr viel auf die etymologischen Grundsätze an, welche die Untersuchung leiten. Diejenigen, welche Astarloa und Erro befolgt haben, sind zwar, wie es mir scheint, auf einzelne richtige Ansichten von der Natur der Ursprachen, und der Vaskischen insbesondere gebaut, allein hernach auf eine Weise ausgedehnt und angewendet, welche keine Ueberzeugung bewirken, und zu keinem sicheren Resultat führen kann. Das darin angenommene System rührt von Astarloa's Behandlung der ganzen Vaskischen Sprache her. Nach ihm hat dieselbe jedem Buchstaben und jeder Silbe eine eigne Bedeutung beigelegt, welche ihnen auch in der Zusammensetzung bleibt. Hiernach läfst sich jedes Wort in seine Elemente, und zwar so bestimmt auflösen, dafs, zum Beispiel, ein aus zwei Buchstaben bestehendes in dem ersten allemal die Gattung, in dem zweiten den specifischen Unterschied des Gegenstandes oder auch in dem ersten das Enthaltende, Besitzende, im zweiten das Enthaltene, Besessene anzeigt. Die Bedeutung ist übrigens nicht willkürlich, sondern den Articulationen des Naturmenschen, dem Eindruck, welchen der Ton macht, den Articulationen der lebendigen, dem Geräusch der todten Natur nachgebildet. O zeigt das runde, i das scharf Durchdringende, u das

Hohle u. s. f. an *). Es ist nicht unmerkwürdig zu sehen, dafs, was hier Astarloa vom Vaskischen aussagt, von Davies **) von dem Celtischen fast auf die gleiche Weise behauptet wird. Die Wurzeln, sagt er, sind sehr einfach. Ein einzelner Vocal oder Diphthong bildet nicht blofs eine Partikel, sondern häufig ein Nomen und Verbum. Es giebt kaum eine Verbindung eines einzelnen ursprünglichen Consonanten mit einem vorhergehenden, oder nachfolgenden Vocal, welche nicht ihre eigne Bedeutung hat, und nicht sogar an der Spitze einer zahlreichen Familie abgeleiteter Wörter steht. Die längsten, nur rein Celtischen Wörter lassen sich in solche Wurzeln auflösen. Diese Wurzeln dsrf man sich aber nicht als Benennungen wirklicher Gegenstände: Erde, Wasser, Baum, u. s. f. denken; sie sind Zeichen verschiedener Arten des Daseyns und des Handelns. Ein Schriftsteller, der, wie Davies in diesem Werke, seiner Einbildungskraft in vielen wahrhaft abenteuerlichen Zusammenstellungen herumzuschweifen erlaubt, würde vielleicht für sich weniger Glauben verdienen. Allein Owen, dessen Wörterbuch und Grammatik von anerkanntem Werth sind, wenn man auch der letzteren mehr Ausführlichkeit wünschen möchte, folgt demselben System, und führt es weiter aus. Er sagt (I. 27.) dafs jedes abgeleitete Wort regelmäfsig, und ohne andre Hülfsmittel, als durch das System der Buchstabenveränderung, auf eins der mehrern Elementarwörter zurückgebracht werden könne, so dafs nichts der Einbildungskraft des Etymologikers übriggelassen sey. In seinem Wörterbuche stehen bei allen Wörtern,

*) Diese Lehre ist in dem Anfange seiner Apologie p. 44—119 weitläufig auseinandergesetzt. Vorzüglich vergleiche man p. 31. 64. 70.

**) Celtic researches on the Origin, Tradition and Language of the ancient Britons p. 25. der ersten Ausgabe von 1804. Die neuere Ausgabe von 1807 besitze ich leider nicht.

die nicht selbst zu den Elementen gehören, diese in Klammern bemerkt, und wenn man mehrere nachschlägt, so überzeugt man sich, dafs ihre Bedeutungen die von Davies bezeichneten sind. Es wird gut seyn, diesen Sprachforschern jetzt in der Anwendung dieser Grundsätze an einigen Beispielen zu folgen. Astarloa leitet ule, Wolle, von u hohl, und le Urheber, als Urheber vieler Hölen, axe Luft, von a, ausgedehnt, und xe Verkleinerungssilbe als dünne Ausdehnung, itz das Wort, von i durchdringend und tz dem Zeichen des Ueberflusses, als Ueberfluſs an durchdringender Spitzfindigkeit ab. Davies sagt: das Irische ur heifst überdecken, auf etwas ausbreiten, und davon kommt die Bezeichnung einer Mannigfaltigkeit von Gegenständen, wie Erde, Feuer, Wasser, Uebel, Mord u. s. f. a heifst in der Sprache von Wales vorgehen werden, fortrücken, daher bedeutet es in einer verschwisterten Mundart einen Hügel, ein Vorgebirge, einen Wagen u. s. f. Owen bemerkt zu dem Wort tân, Feuer, die Grundwörter ta, was sich über etwas ausbreitet, über ihm, ihm überlegen ist, und an, Anfang, Element. Diese Anwendung der Bedeutungen der als Grundlaute angegebenen allgemeinen Wörter auf bestimmte Gegenstände, besonders bei den aus Astarloa genommenen Beispielen, beweist, wie schwankend, willkührlich und selbst abentheuerlich ein solches Verfahren ist, wenn es sich nicht auf Wahrnehmung wirklicher Tonverwandschaft nach einem festen Ableitungssystem gründet. Es ist kaum zu begreifen, dafs ein Sprachforscher nicht selbst einsieht, dafs, ohne ein solches System, es ein vergebliches Bemühen ist, den Weg, welchen die Bezeichnung der Begriffe vom Allgemeinen zum Besondren machte, von diesem aus zurück anders, als in wenigen besonders dazu geeigneten Fällen, errathen zu wollen, und dafs selbst mit einem solchen Leitfaden die Hindernisse noch manch-

mal unübersteiglich bleiben. Durch eine so abstracte, ängstliche und eng-systematische Theorie, als die von Astarloa angewandte, wird sogar der wirkliche, nicht eingebildete Zusammenhang, der bei einigen Wörtern in der That noch zwischen ihrem Ton und ihrer Bedeutung erkennbar ist, wie im Deutschen Wolle, und vielleicht auch im Vaskischen ule, wahrhaft verdunkelt.

5.

Genauere Beurtheilung dieser Grundsätze.

Allein es ist allerdings richtig, dafs die Wörter, welche Gegenstände bezeichnen, Anwendungen allgemeiner Begriffe auf bestimmte Fälle, Bezeichnungen von Sachen durch ihre Eigenschaften sind, und dafs viele einfach scheinende ursprünglich zusammengesetzt waren. Es war auch richtig und scharfsinnig bemerkt, dafs die Spuren der Zusammensetzung in ursprünglichen, d. h. wenig Veränderungen durchgangenen Sprachen bei weitem sichtbarer sind, und dafs die selbstständige Bedeutsamkeit der Elemente gewifs einen Hauptcharakter dieser Sprachen ausmacht. Die Erklärung einer Sprache aus ihren Wurzeln setzt aber eine viel bestimmtere und festere Sprachtheorie voraus, und wird nicht durch jede Sprache auf gleiche Weise begünstigt. Man kann mit Sicherheit annehmen, dafs einer Sprache eine Anzahl einfacher Laute zum Grunde liegt, aus deren fernerer Ausbildung durch äufseren Zusatz, oder innere Veränderung eine viel gröfsere Menge abgeleiteter Wörter hervorgeht. Die ersteren, die man Wurzeln nennt, stehen alsdann mit den letzteren in einer doppelten Verbindung, nemlich in der materiellen der Verwandtschaft der Buchstaben und der Analogie der Ableitung, und in der ideellen der Bedeutung. Die letztere ist, ihrer Natur nach, unbe-

stimmt, und bedarf es, auf jedem Schritt durch die erstere geleitet zu werden; von ihr verlassen leistet sie keine Gewähr, dafs sie mit Richtigkeit erkannt worden ist. Denn es ist natürlich, dafs die Bedeutung der Wurzel, als solcher, weil sie die aller abgeleiteten Wörter in sich fassen soll, durchaus allgemein, und mithin auch unbestimmt seyn mufs. Das hier Gesagte ist in jeder Sprache mehr oder weniger vorhanden, da es in dem natürlichen Gange aller Sprachbildung liegt. Allein nicht alle, sondern nur gewisse Sprachen erlauben die Auffindung des gröfsten Theiles der Wurzeln, und die regelmäfsige Zurückführung der übrigen Wörter auf dieselben. Jede solche Zurückführung kann auch Mistrauen erregen, ein Machwerk von Sprachkünstlern, und nicht aus der Nation hervorgegangen, und daher nicht in der Sprache liegend, sondern erst in sie übergetragen scheinen. Hegte man aber auf diese Weise Mistrauen gegen das oben von der Celtischen Sprache Gesagte, so darf man doch nicht vergessen, dafs es auch andere Sprachen giebt, in welchen ein gleiches System noch sichtbarer, und durch den Sprachbau noch besser erwiesen herrscht. Dies ist der Fall im Sanskrit, welches sich hierin noch mehr, als andre Orientalische Sprachen, der oben beschriebenen Natur des Celtischen nähert, da seine Wurzeln auch von der allgemeinsten Bedeutung sind. Sie leisten, dem gröfsten Theile nach, gar keinen andren Dienst, als Wurzeln zu seyn, können, ehe sie nicht gewisse Veränderungen erfahren, nicht in der Rede gebraucht werden, (Wilson's dictionary Pref. XLIV.) und liegen dadurch gänzlich aufser dem zu Nomina, Verben u. s. w. grammatisch verarbeiteten Theile der Sprache. Wie diese, einzeln auch in andren Sprachen wiederkehrende, Erscheinung möglich sey, ob die Wurzeln blofs durch die Analyse erhaltene ideelle Laute, oder wirkliche Wörter sind, die ehemals im

Munde des Volkes gelebt haben, so dafs die Sprache dadurch Spuren eines früheren Zustandes in sich trägt, ist Sache anderer Untersuchung. Die Bedeutung der Sanskritwurzeln ist, wie oben bemerkt, im höchsten Grade unbestimmt, (Wilkins' Radicals. Introd. VII. exceedingly vague and unsatisfactory) und man würde sich sehr irren, wenn man in der so eben angeführten Sammlung von Wurzeln ein Verzeichnifs von Stammwörtern, etwa wie in dem Jardin des racines Grecques zu finden vermeinte. Allein wie vollkommen auch die Sanskritsprache in diesem Theile ist, so erlaubt doch auch sie nicht die Zurückführung aller Wörter auf ihre Wurzeln mit Sicherheit, und es ist von einer ganzen Gattung von Wörtern, denjenigen, welche man durch die sogenannten unâdi Affixa bildet, anerkannt (Wilkins' Grammar §. 838.) dafs ihre Zurückführung auf bestimmte Wurzeln häufig durchaus ungenügend ist, dafs weder die Bedeutungen, noch die Buchstabenanalogie zusagt, und dafs die für sie aufgestellten Regeln nur willkührliche Versuche sind, Widersprüche zu vereinigen. Auch das Sanskrt beweist daher, dafs die Ableitung aller und jeder Wörter von bestimmten Wurzeln zwar das Werk der Grammatiker, aber die Ableitung einer gewissen Anzahl sicherlich in der Sprache selbst begründet ist. (Bopp's analytical comparison of the Sanscrit, Greek cet. languages in den Annals of Oriental literature. Vol. I. art. 1. p. 8.) Das Gleiche wird sich vermuthlich, vielleicht nur in andrem Verhältnifs, vom Celtischen sagen lassen. Beurtheilt man nun nach diesen Voraussetzungen Astarloa's Verfahren, so zeigt sich sogleich, wie unvollkommen und unsicher es ist. Die Vergleichung der Vaskischen Wörter gewährt allerdings eine Reihe von Stammsilben, von deren jeder eine grofse Menge von Wörtern ausgehen; es herrscht auch eine leicht erkennbare Analogie in der Abstammung aus

verschiedenen Primitiven. (Meine Zusätze zum Mithridates. S. 38. 43.) Es ist aber darum noch nicht erwiesen, dafs die Sprache eine solche Aufstellung von Wurzeln, und eine so regelmäfsige Zurückführung auf dieselben erlaube, als die Sanskrit und Celtische. Astarloa ist allerdings in die Analyse der einzelnen Wörter eingegangen, und sondert sehr richtig die Wurzelbuchstaben von solchen ab, welche dem Wohlklang, oder Dialectverschiedenheiten angehören; aber ein System vollständiger Zurückführung der Wörter auf ihre Wurzeln hat er auch nicht einmal zum Theil aufgestellt. Das Vaskische ist in Absicht der Buchstabenbildung auch dem Sanskrit und dem Celtischen darin ganz unähnlich, dafs demselben der systematische Uebergang der verschiedenen Gattungen der Laute in einander durchaus fremd scheint. Von den beiden Wegen, von dem Wort zur Wurzel zu kommen, fafst also Astarloa schon lange nicht genug auf den sichersten, sondern hält sich mehr an die Bedeutung, indem er Wörter aufsucht, die, bei gleichem Grundton, Aehnlichkeit in ihr haben. Wie trügerisch ein solches Aufsuchen sey, zumal wenn man metaphorische Begriffe mit in den Kreis aufnimmt, bedarf keines Beweises. Der wahre Sprachforscher wird viel eher das Gegentheil thun, und um die Bedeutung unbekümmert bleiben, wenn der Weg richtiger Analogie auf eine bestimmte Wurzel zurückführt. Denn die Bedeutungen können sich, auch bei ganz verwandten Tönen, leicht in der Folge der Zeit sehr unähnlich werden. Astarloa setzt ferner zu viel Werth auf die angebliche Bedeutung der einzelnen Buchstaben, statt bei Verbindungen derselben zu Wurzeln stehen zu bleiben, und überspringt dadurch eine Stufe der Sprachanalogie, wenn diese überhaupt jemals so weit gehen dürfte. Denn seine Methode läfst sich auch noch bei den Wurzeln anwenden, welche man sonst

als die nicht mehr aufzulösenden Elemente ansieht. Endlich sind auch die Bedeutungen der Laute selbst nicht ausschliefslich genug aus nüchterner Sprachvergleichung, sondern aus allgemeinen Begriffen und Wahrnehmungen geschöpft, die zum Theil höchst wunderlich ausfallen. So wird das a in aarra, Mann, und das e in emea, Weib, in vollem Ernste (Apol. 35.) daher erklärt, dafs man im ersten Weinen eines männlichen Kindes ein a, eines weiblichen ein e vorhören soll. Es ist in die Augen fallend, dafs den Bemühungen sowohl Astarloa's als seines Nachfolgers Erro die Neigung schädlich geworden ist, in ihrer Sprache zugleich die Ursprache des Menschengeschlechts zu erkennen. Ehe die Vaskischen Sprachforscher nicht den Entschlufs fassen werden, ein solches eitles Bemühen, dessen Vergeblichkeit von andern Nationen längst anerkannt ist, rein aufzugeben, und sich auf die Mittheilung ihrer Wahrnehmungen über ihre Sprache zu beschränken, werden ihre Arbeiten weder ihren Landesleuten, noch dem Auslande jemals vollen Nutzen gewähren. Diese Bemerkungen, die hier, wo es auf eine Beurtheilung der bisher angewandten Grundsätze ankam, nicht unterdrückt werden konnten, sollen und können übrigens die Verdienste dieser Männer um ihre Sprache keinesweges schmälern. Astarloa ist offenbar der erste gewesen, welcher dieselbe mit wahrhaft forschendem Geiste bearbeitete, und sie in ihre Elemente zu zerlegen versuchte. Er hat hierin, besonders in dem grammaticalischen Theile, sehr viel geleistet, und da er zugleich mit unermüdetem Eifer jeden Winkel seines Ländchens nach Spuren der ächten Mundart durchsucht hatte, so kann man ihm nicht folgen, ohne nicht selbst da, wo er auf Abwege geräth, noch eine Menge sehr wahrer und interessanter Bemerkungen bei ihm anzutreffen.

6.

Uebertragung dieser Grundsätze auf die Ableitung der Ortnamen.

Bringt nun schon die Anwendung dieser Art des Etymologisirens auf die Sprache viele Unrichtigkeiten hervor, so mufs sie noch viel gefährlicher bei Namen werden, da diese mehr durch die Zeit verändert werden, und aus viel mannigfaltigeren Gründen entstanden seyn können. Ist aber gar, wie hier, von Namen von Oertern die Rede, deren Lage und besondre Umstände man nicht genau kennt, so schweift die Einbildungskraft ohne allen Anhalt umher. An diesen sehr wesentlichen Fehlern leiden eine Menge der Etymologieen, welche Astarloa und Erro als unbezweifelt anführen. So heifsen, nach Astarloa (Apol. 210. 222. 245. 249. 255.) die Edetaner von edea süfs, und der Localendung eta, die einen Ort in einem süfsen, angenehmen Himmelstrich bewohnen, eine Etymologie, die man wohl auch alsdann kaum billigen wird, wenn man sich zufällig dabei an Plinius (l. 141, 3.) regio Edetania amoeno praetendente se stagno erinnerte; Arcobriga soll von arcu, bogenartige Lage herkommen, Turbula, von ura, Wasser, bola, was wie eine Kugel im Wirbel kommt, daher heftig herabstürzendes Wasser, Stadt des Platzregens, der Flufs Anas von der Silbe a, die Ausdehnung anzeigt und der Diminutivendung na, der Flufs Saduce von zan, Ader, ura Wasser, und ce, cia, fein, Ader feinen Wassers. Erro *) zerlegt den Namen der Lumberitaner, deren Hauptort er auf Münzen Himbelz genannt finden will, in il, Stadt, im hoch, und belz schwarz, auf einer schwarzen Höhe liegend, wobei er anführt, dafs die heutige

*) Alfabeto de la lengua primit. p. 230—233.

Stadt Lumbier, welche jene seyn soll, eine solche Lage auf nebligten Bergen habe. Noch willkürlicher ist es, wenn sie, durch blofse Aehnlichkeit des Schalles bewogen, die Etymologieen von Dingen hernehmen, die nicht in den allgemeinen Verhältnissen der Gegend und Lage gegründet sind, sondern sich auf ganz besondre, durch nichts nur bescheinigte Umstände beziehen, wie, wenn sie Cosetanien als das Land des Hungers *), die Cerretaner als Verfertiger von Sägen, (Apol. 209.) Sagunt als den Ort der Mäuse bezeichnen **). Selbst da, wo die Ableitungen Astarloa's höchst wahrscheinlich die richtigen sind, kann man seiner immer zu künstlichen Analyse nicht beipflichten. So bei der Etymologie von Navarra. Nava heifst flach und Fläche, und zwar, nach der ausdrücklichen Bemerkung eines handschriftlichen Wörterbuchs der Pariser Bibliothek, eine dem Gebirge nahe liegende Fläche. Das Wort ist noch heute in mehreren Formen gebräuchlich. Es ist sehr wahrscheinlich, dafs es schon in der Zeit der Römer vorhanden war, und dieselbe Bedeutung hatte. Denn Ptolemaeus (II. 6. p. 42. ed. Bert.) erwähnt bei den Paesikern, also ganz nahe am heutigen Biscaya, der Stadt Flavionavia. Unfern von dieser Gegend giebt es noch jetzt einen Hafen Navia. Im heutigen Spanischen hat sich das Wort nava in derselben Bedeutung erhalten, wie der Name des berühmten, 1212 von den Christen gegen die Mauren en las navas de Tolosa erfochtenen, Sieges beweist. Arra ist häufig Endung der Vaskischen

*) Astarloa in der Apologie p. 210. Zur Bestätigung führt er an, dafs in dieser Gegend die Völkerschaft gewohnt habe, welche die Römer Indigetes nennen, was er also von indigere ableitet.

**) Erro in Alf. de I. I. pr. p. 257. 258. Er hätte zur Bestätigung der obigen Behauptung auch Soricaria (bei Mannert I. 324. ich weifs nicht warum, Sorilaria) und Soritia (aut. inc. de bello Hisp. 24. 27.) von sorex ableiten können.

Wörter und so kann die Etymologie von Navarra, als eines ebnen Landstrichs an den Pyrenaeen, keinem Bedenken unterworfen seyn. Astarloa, ohne einen dieser factischen Umstände, und nur einmal das Wort nava anzuführen, löst Nabarra (wie er schreibt) in Na (flach) be (niedrig) ar (Mann) a (Artikel, oder Pronomen) der Mann der niedrigen Fläche auf. Eine Folge dieser Methode ist, dafs sie verleitet, Alles, ohne Unterschied, wo man nur irgend ähnliche Laute antrift, auf dieselbe Art zu etymologisiren. Wirklich findet man bei Erro *) Asien abgeleitet von asi, anfangen, weil dort der Anfang des Menschengeschlechts gewesen sey, Cilicia von ili, eig. Stadt, was aber hier als Land genommen wird, und cia, in eine Spitze ausgehend mit einem euphonischen c im Anfang (Land spitziger Gebirge) und Nazareth von na, flach, dem z, welches eine Menge andeutet, ar, ausgedehnt, und der Ortsilbe eta. So wenig ein Verfahren dieser Art einer eigentlichen Widerlegung bedarf, so schien es mir doch nothwendig, soviel darüber zu sagen, um dadurch zu zeigen, dafs selbst das unleugbar Wahre, was in den Behauptungen dieser Männer liegt, auf einem andren Wege bewiesen, und gegen das gerechte Mistrauen, welches ihre Systemsucht erregt, gesichert werden mufs.

7.

Aufstellung der in der gegenwärtigen Untersuchung zu befolgenden Grundsätze.

Dieser Weg kann nun wohl kein anderer seyn, als dafs man zuvörderst auf eine unbefangene Weise untersucht, ob es unter den alt-iberischen Namen mehrere giebt,

*) Mundo primitivo. p. 208. 212. 227.

die, dem Ton und der Bedeutung nach, mit noch heute üblichen Vaskischen Wörtern übereinstimmen. Ist dies wirklich der Fall, und dadurch die Identität der Vaskischen Sprache mit der Altspanischen, oder wenigstens mit einer derselben, wenn es mehrere gab, festgestellt, so kann man mit hinlänglichem Grunde auch diejenigen Namen als Vaskischen Ursprungs annehmen, in welchen man nur einen Theil, seiner Bedeutung nach, erkennt, wenn der Ueberrest auch dunkel und unverständlich bleiben sollte. Man kann bei der ganzen Untersuchung auch, und noch ehe man in etwas Specielles eingeht, die Laute der alten Ortnamen im Ganzen, und den Eindruck, den sie dem Ohre machen, mit den Lauten und dem Toncharacter der Sprache vergleichen. Denn das Lautsystem dieser mufs nothwendig auf die Namen übergehen, wenn dieselben aus ihr entspringen. Ein andres wichtiges Beweismittel des frühen Daseyns der Sprache ist die Uebereinstimmung der alten Ortnamen mit noch heutigen in den Provinzen, in welchen Vaskisch gesprochen wird. Sie beweist, wenn man auch den Sinn der Benennung nicht entziffern kann, dafs Aehnlichkeit der Umstände aus denselben Sprachelementen an verschiedenen Orten gleiche Namen bildete. Hierüber enthält Astarloa's Schrift viele sehr gute Winke, und da die Biscayischen Dörfer aus lauter oft sehr zerstreut liegenden einzelnen Höfen (caserios) bestehen, die sich nur um die Kirche *) herum in einen festeren Kern zusammendrängen, und von denen jeder seinen, von seiner Lage, den Bäumen und Kräutern, die ihn umgeben, hergenommenen Namen besitzt, auch fast alle Familiennamen von diesen Stammwohnungen herkommen, so bietet das Ländchen blofs in den Eigennamen einen ungemein grofsen Wortreichthum dar. Diesen

*) Die Biscayischen Dorfer heifsen daher Ante-iglesias.

hatte der verstorbene Astarloa mit grofsem Fleifse gesammelt, und er machte darin, wie ich auf mehreren Spaziergängen mit ihm selbst Zeuge gewesen bin, täglich Fortschritte. Auf diese Weise läfst sich die vorliegende Untersuchung so führen, dafs dabei nicht jeder Name vollständig, oder nur überhaupt etymologisirt zu werden braucht. Vorzüglich wichtig aber ist es, bei derselben darauf zu sehen, ob gewisse Namen sich, als fremdartig, von andren, unter sich und mit der Sprache gleichartigen, absondern. Hierüber vorzüglich glaube ich Bemerkungen gemacht zu haben, die von den einheimischen Schriftstellern übersehen wurden, weil sie gleich von der vorgefafsten Meinung ausgingen, dafs das heutige Vaskische sich allein, ohne eine andre Sprache, über das ganze alte Iberien verbreitet habe, da es doch gerade dieser Punkt war, der vor allen ins Licht gesetzt werden mufste. Denn dafs sich Spuren der heutigen Landessprache in den alten Namen finden, ist beim ersten Anblicke klar, und es kommt nur darauf an, zu erörtern, wie weit diese Spuren gehen, ob neben ihnen andre von andren Sprachen angetroffen werden, und wie dieselben geographisch vertheilt sind? Um aber hierin ohne alle Vorliebe für irgend ein System, und durchaus unpartheiisch zu verfahren, werde ich zuerst, ohne auf den Unterschied der alten Völkerschaften zu achten, nur die ganze Masse der ehemaligen Namen mit der Sprache vergleichen, um darin das Gleichartige und Verschiedenartige zu erkennen, und erst nachher darauf eingehen, wo das Eine und das Andre vorkommt und ob die Resultate, die sich daraus ziehen lassen, mit Demjenigen übereinstimmen, was schon die alten Schriftsteller hierüber enthalten.

8.

Lautsystem der Vaskischen Sprache.

Ich fange bei dem Lautsystem an. Das Vaskische kennt, genau genommen, kein f. Zwar wird manchmal der b und p Laut damit verwechselt, wie in apaldu und afaldu. Manchmal wird es sogar zum Unterschiede gleichlautender Wörter gebraucht, wie in dem Namen der Provinz Navarra, die Nafarra *), zum Unterschiede von nabarra, bunt, schwarzgrau, geschrieben wird. Allein nach Astarloa **) befindet es sich in keinem ächt Vaskischen Wurzelwort. Kein Vaskisches Wort fängt mit r an: den fremden von dieser Art setzt der Vaske in seiner Aussprache immer ein e vor, und verdoppelt alsdann das r, da das einfache bei ihm einen völlig weichen, sich dergestalt dem d nähernden Ton hat, dafs beide Buchstaben in einigen Wörtern, wie erastea und edastea (Labort. Dial.) schwatzen, völlig mit einander verwechselt werden. Man sagt also erregue für König. In keiner Silbe folgen, nach Astarloa's Behauptung, zwei Consonanten auf einander, weder im Anfange, noch am Ende, und wenn es auch Ausnahmen hiervon geben sollte, so kommen doch Verbindungen stummer Buchstaben mit l (oder gar mit m und n) wirklich nie, st nicht am Anfang einer Silbe, oder gar eines Wortes vor, und von den sehr seltenen Verbindungen stummer Buchstaben mit r fallen noch die meisten

*) So in dem alten in meinen Zusätzen zum Mithrid. S. 92 gedruckten Liede.

**) Die Wörterbücher haben zwar einige mit f geschriebene Wörter. Allein dies können orthographische Verschiedenheiten seyn, und mehrere sind es wirklich, da man dieselben Wörter auch mit b, p, und selbst mit h (im Labortanischen Dialect) geschrieben antrifft.

hinweg, wenn man die Wörter fremden Ursprungs *) und diejenigen abrechnet, wo die Zusammenkunft der Consonanten erweislich aus Zusammenziehung entstanden ist **). Von einigen, dem Vaskischen eigenthümlichen Lauten, dem oben beschriebenen r, und dem ts und tz, die nur im Schreiben als zusammengesetzt erscheinen, kann in den alten Namen, die wir nur durch die Schrift kennen, keine Spur vorhanden seyn.

9.

Ortnamen, in welchen ein f vorkommt.

Die Ortnamen, in welchen f oder ph vorkommt, wie *Φοξναχίς* (Ptol. II. 4. p. 40.) Fraxinus (Itin. Anton. 420.) der Fluſs Florius (Reichards Karte A. b.) sind offenbar römischen Ursprungs. In einem andren, nicht fremd klingenden Namen, kenne ich es nicht. Diese Abwesenheit des f ist um so merkwürdiger, als der gröſste Theil der Spanischen Ortnamen durch die Römischen Kriege bekannt wurde, und den Römern dieser Buchstabe, dessen eigenthümlichen Laut die Griechen nicht erreichten, äuſserst geläufig war, so daſs der Mangel nicht Schuld der Aussprache der Fremden seyn kann. Die phönicische in diesem Punkt, da man die Phönicier bei Spanien nie vergessen darf, dürfte sich wohl nicht mehr ausmachen lassen.

---

*) Es giebt indeſs ächt Vaskische Wörter dieser Art, die auch nicht zusammengezogen scheinen, wie troquina (aus dem Vizcayischen Dialect) der Name eines mimischen Tanzes des Landvolks mit Knitteln. Dies Wort ist durchgängig im Lande üblich, findet sich aber nicht in den Wörterbüchern.

**) So abrea, das Thier, aus dem gleich gebräuchlichen aberea, andria (im Vizcayischen Dialect) aus anderia, vollständig echanderia, die Hausfrau.

10.

Ortnamen, die mit r anfangen.

Mit r anfangende Namen giebt es mehr, doch verhältnifsmäfsig immer sehr wenige. Rarapia (Itin. Ant. ed. Wessel. p. 426.) wo aber die Lesart ungewifs ist, da andre Handschriften Sarapia haben, Rauda (Ib. p. 441.) beide an der Nordküste, Rhegina (Ptol. II. 4. p. 40.) bei den Turdetanern, Rhoda (Ptol. II. 6. p. 43.), bei den Indigetern, Rigusa*) bei den Carpetanern, Ripepora (wohl von Ebora und ripa, da es, nach Reichards Karte, am Flufs Tader lag) in Baetica (Plin. I. 138, 5.) Rusticana (Ptol. II. 5. p. 41.) bei den Lusitanern und der Rubricatus, der heutige Llobregat mit wenig verändertem Namen. Aufser Rauda aber, sind alle diese Namen sichtbar fremden Ursprungs, und dies kann leicht seinen Anfangsvokal verloren haben**). Ein Mannsname dieser Art, Rethogenes, wird bei Valerius Maximus (V. I, 5.) aber unter den Celtiberern genannt***).

11.

Ortnamen, die mit st anfangen, oder in welchen ein liquider Buchstabe auf einen stummen folgt.

St im Anfang findet sich nur in einer unsichern Lesart des Flusses Tereps bei den Contestanern, den Plinius Tader (I. 141. I.) nennt, der aber auch Staber geschrie-

*) Nur in der lat. Uebersetzung des Ptolemaeus. II. 6. p. 46.

**) Woher die Nachricht bei Büsching (Erdbeschr. B. 3. S. 334.) stammt, dafs Navarra zu der Griechen und Römer Zeit Ruzonia geheifsen habe, ist mir unbekannt.

***) Aufser diesem und dem, aber vermuthlich uniberischen Rhydacus bei Sil. Ital. III. 338. kenne ich keinen iberischen Mannsnamen, der mit r anfinge, und ebensowenig einen mit f.

ben wird. (Ptol. II. 6. p. 43. Mannert. I. 423.) Bei den Verbindungen stummer Buchstaben mit l ist es merkwürdig, dafs Strabo, wie wir oben gesehen, gerade unter den recht barbarischen, also gewifs unrömischen Namen die Pleutauri nennt. Wenn das Wort nicht verfälscht ist, so schiene es einem unvaskischen Volke Spaniens anzugehören. Sonst kenne ich von solchen Namen nur Bletisa, auf einer Inschrift *) bei den Lusitanern, Aglaminor **) (Plin. I. 137, 17.) zwischen dem Baetis, und der Küste des Oceans, Blendium (Plin. I. 227, 5.) bei den Cantabrern, Caviclum, wofür man aber auch Cavidum liest (Itin. Anton. 405.) bei den Bastulern, Clunia (Plin. I. 144, 5.) bei den Arevaken, also in Celtiberien, gleichnamig mit einer Stadt in Rhaetien ***), und Mergablum der Turduler (Itin. Anton. 408.) was aber auch Mercallum gelesen wird. Clunia will Erro mit einem e zwischen den beiden Consonanten auf Münzen gefunden haben. Blanda bei den Baetulern, und Glandomerum bei den Callaikern (Ptol. II. 6. p. 43.) sind Römischen Ursprungs, so wie Planesia (Strabo III. 4. p. 159.) Griechischen. Ferner hat Silius Italicus (XVI. 562.) einen Krieger Glagus.

Von den viel zahlreicheren Namen, in welchen unmittelbar auf einen stummen Buchstaben ein r folgt, wird weiter unten die Rede seyn.

12.

Allgemeiner Eindruck der Iberischen Ortnamen.

Das in den vorigen Paragraphen Angeführte wird hinreichen, darzuthun, dafs die Bildung der alt-iberischen

*) Cellarii not. orb. ant. Vol. I. p. 59.

**) Auf Reichards Karte (G. f.) steht Agla minor getrennt, als solle es das kleinere Agla anzeigen.

***) Cellarii not. orb. ant. I. 428.

Ortnamen im Ganzen dem Lautsystem des Vaskischen folgt. Demjenigen, der auch nur etwas mit dieser Sprache vertraut ist, kann es bei dem Ueberlesen dieser Namen, und derer Italiens, oder Griechenlands, ja, um bei einem näher verwandten Lande stehen zu bleiben, auch Galliens, nicht entgehen, dafs in den ersten die Vaskischen Klänge vorherrschend sind. Der Eindruck der Masse überzeugt da eben so sehr, als die Analyse des Einzelnen. Man könnte indefs besorgen, dafs vorgefafste Meinung das Urtheil bestehe, und diese Art des Beweises mit Recht angreifen. Es ist daher nothwendig, die einzelnen Namen durchzugehen. Ich werde dies dergestalt thun, dafs ich zuerst bei denjenigen stehen bleibe, deren ganze Bildung Vaskische Wörter von analogen Bedeutungen zurückruft, dann aber auch diejenigen, und zwar classenweise nach ihren Endungen und Anfangssilben, erwähne, in welchen nur einzelne Vaskische Elemente vorkommen.

13.

Ortnamen, die von asta abstammen.

Acha, aitza heifst Fels, und asta ist eine andre, nach sprachgesetzmäfsiger Veränderung *) gebildete, Form desselben Worts, wie sich durch die Analogie ganzer Reihen von Beispielen zeigen läfst. Diese letzte Form ist aber nicht üblich in der Bedeutung von Fels, jedoch in mehreren zu derselben Stammsilbe gehörenden Wörtern, wie astuna, Schwere, Gewicht, und in Ortnamen, wie man an der Lage der Oerter erkennt. Um von noch heute in Biscaya vorhandenen nur einige dieser Art zu nennen, führe ich hier folgende an: Asta, Asteguieta, Astigarraga,

*) Meine Zusätze zum Mithrid. S. 45—46.

Astobiza, Astorga, Astulez, Asturien u. s. w. Von alten gehören ganz hierher: Asta (Plin. I. 139, 1.) bei den Turdetanern.

Astigi, welches dreimal in Baetica vorkommt, als Astigitana Colonia, die auch (was vielleicht die Vaskische Etymologie bestätigt) Augusta firma hiefs, als Astigi mit dem Beinamen Julienses, und als Astigi vetus; (Plin. I. 137, 16. 139, 3. 7.)

Ferner Astapa gleichfalls in Baetica (Liv. XXVIII. 22.) ein Name, der noch im heutigen Biscaya Wohnungen am Fufs (dies deutet die Endung pa an) von Felsen eigen ist, wie ich selbst eine Eisenhütte dieses Namens in dieser Lage zwischen Durango und Bilbao sah.

Endlich die Astures und Asturica, und der Flufs Astura (Florus IV. 12, 54.) Felswasser, von asta und ura, Wasser.

Astarloa rechnet auch hierher (Apol. p. 233.) Ascerris bei den Iaccetanern (Ptol. II. 6. p. 48.) von erria (Erde) Land, und acha, Fels. Diefs mufs man aber, obgleich er sich nicht deutlicher darüber erklärt, nicht so verstehen, als läge acha in asc, da das c in dem uns von den Alten aufbewahrten Namen wie ein k lautete. Der Name theilt sich in As-c-erris. Der Stammsilbe Fels gehört nur as (asta) an, c (co) auch go, drückt den Begriff der Höhe aus, und das Ganze heifst: Ort an der Höhe des Felsen. So kommt, wie mir Astarloa selbst sagte, die Benennung der beiden Biscayischen Ortschaften As-co-itia und As-pe-itia daher, dafs der erstere an der Höhe, der letztere an dem Fufse der Berge liegt. Das Carpetanische Ascua (Livius XXIII. 27.) kann eben so abgeleitet werden; As-co-a, was noch im heutigen Vizcayischen Dialect Ascua lauten würde. Astarloa's Ableitung des Namens der Stadt Acci aber (Plin. I. 143, 4. Ptol. II. 6. p. 47.) von acha

(Apol. 206.) ist durchaus unstatthaft, da er Akki ausgesprochen wurde.

14.

Ortnamen, die von iria abstammen.

Noch unverkennbarer Vaskisch sind die Namen, die von iria herkommen, welches, Stadt und, nach dem handschriftlichen Wörterbuch, auch Ort, Gegend bedeutet. Dasselbe Wort heifst auch uria, und kann bei der, der Sprache eigenthümlichen, häufigen Verwandlung des r in l, auch zu ilia und ulia (Astarloa. Apol. p. 238. 247.) werden. Dieser Stammsilbe nun sind folgende Städte zuzurechnen.

Iria Flauia (Ptol. II. 6. p. 44.) bei den Lucensern.

Urium *) (Plin. I. 136, 16. Ptol. II. 4. p. 39.) bei den Turdulern.

Ulia in Baetica. (Dio Cassius XLIII. 31.) Die Lesarten wechseln zwischen diesem Namen, Ulla und Ullia. Die Etymologie entscheidet hier richtig. Ullia ist falsch, Ulia **) mufs, wie es die Münzen richtig haben, (Wefs. ad Itin. Anton. p. 412.) die Stadt, Ulla (eigentlich Ula) von ura, Wasser, der Flufs bei den Callaikern heifsen, wie es

*) Plinius: oppidum Onoba, Aestuarium cognominatum: Interfluentes, Luxia et Urium. In der Note zu dieser Stelle behandelt Harduin Luxia und Urium wie zwei Flüsse, als heifse es interfluentes amnes, wie auch wirklich in seinem Index verborum steht. Aber dies scheint mir noch sehr zweifelhaft; als Adjectivum, dazwischen strömend, ist das Wort hier gar nicht passend. Auch ist Οὔριον bei Ptolemaeus offenbar eine Stadt. Sollten daher nicht Luxia und Interfluentes gleichfalls Städte seyn? mit dem letzteren kann einerseits Interamnium und Intercatia, andrerseits Confluentes verglichen werden. Mannert schweigt über diese Namen. Wäre Urium doch ein Flufs, so käme es vom Vaskischen ura. Reichard hat Urium auch als Flufsnamen in seine Karte eingetragen. (G. c.)

**) Es ist schon von andren bemerkt, dafs Strabo aus dieser Stadt (III. 2. p. 141.) Julia zu machen scheint.

die Handschriften des Mela (III. 2, 8.) geben, so dafs die Denkmale und die Etymologie sich hier gegenseitig bestätigen. Ulia lag (Hirtius de bello Alex. 61.) auf einem hohen Berge. Noch heute heifst bei St. Sebastian ein Berg Ulia, dies Wort, wenn das l nicht als aus r entstanden angesehen wird, bedeutet Fliege, und bei den Vasconen kommt ein Ort Muscaria vor (Ptol. II. 6. p. 48.), dessen Name die Uebersetzung, wenn nicht jenes, doch eines andren gleichnamigen Ortes seyn kann. Dies nur im Vorbeigehen bei Gelegenheit des Lauts, und der Lage.

Ilia, der durch Inschriften bestätigte Beiname von Ilipa. (Plin. I. 138. 8. ibiq. interpr.)

Das Vaskische Stammwort findet sich also in allen seinen Abänderungen unter den alten Ortnamen wieder. In Zusammensetzungen mit andren Worten zu demselben Namen kommt am Ende meistentheils uria *), im Anfange ilia, vor, was von den heutigen Namen abweicht, da man unter den Spanischen Familiennamen eine Menge Iriarte, Uriarte, Urizarre, Uriona hat. Doch findet sich auch unter den alten Städtenamen einer dieser Art, Irippo, der aber nur aus Münzen (Florez Medallas. II. 474.) bekannt ist.

Von der ersteren Art sind: Graccuris (Plin. I. 143, 13.) bei den Vasconen, die Stadt des Gracchus, welcher sie erbaute. (Livii Epit. l. XLI.) Sie hiefs nach Festus Pompejus vorher Illurcis (de verb. signif. v. Gracchuris), so dafs Gracchus sie wohl nur erneuert und erweitert hatte. Iturci ist von (ilia und ura) Wasserstadt, und nach Astarloa (Apol. p. 238.) der die angeblich in ci (von cia, Spitze, dünn)

*) Doch haben die Handschriften auch l statt r (VV. DD. ad Itin. Anton. p. 450.). Eine Ausnahme scheint ferner Tiariulia (Ptol. II. 6. p. 47.) in Edetanien. Doch ist dieser Name sehr zweifelhaft, und da Plinius (I. 142, 7.) Teari, qui Julienses hat, so ist die Endung des Ptolemaeischen Namens nicht ulia sondern julia.

liegende Bedeutung, unbekümmert um die Römische Aussprache ki, verfolgt, Stadt mit feinem Wasser.

Calaguris; es gab ein doppeltes: Fibularensis bei den Vasconen, und Nassica bei den Ilergeten. (Plin. I. 142, 11. 15.) Die lateinischen Beinamen kommen von den Beschäftigungen *) und dem Erwerb der Einwohner her. Der letztere kann mit dem Vaskischen Namen zusammenhängen. Calamua heifst zwar eigentlich Hanf, aber nach dem handschriftlichen Wörterbuch, auch roseau, Binsen, Rohr, welches zur Anfertigung von Reusen (nafsae) sehr tauglich ist. Fibulae können in mehr als Einem Sinn genommen werden, und es ist also schwer zu sagen, welches der hier anzuwendende ist. Dafs man Theile von Körben, zu welchen man vimina brauchte, mit dem Namen bezeichnete, geht aus Cato de re rustica (c. 31.) hervor; ob man sich dazu aber auch des Rohres bediente, und ob wirklich hier Korbflechten gemeint ist, bleibt allerdings zweifelhaft.

Harcuris (Ptol. II. 6. p. 46.) in Carpetanien, nach Astarloa (Apol. 238.) von Harra, Erbsen oder Wicken, Erbsenstadt. Vaskische Familien heifsen noch heute Illaraza, Irarraga.

Lacuris (Ptol. II. 6. p. 46.) bei den Oretanern. Die Anfangssilbe, die wiederkehrt in Lacobriga in Lusitanien (Mela III. 1, 6.) und bei den Vaccaern (Plin. I. 144, 2.) Laconimurgi **) bei den Celtikern in Baetica (Plin. I. 139, 17.) Laconimurgum bei den Vettonen (Ptol. II. 5.

*) Die Bedeutung von Fibularensis ist, soviel ich weifs, nicht in Zweifel gezogen worden. Dafs aber Nassica gleichfalls einen ähnlichen Sinn hat, und nicht von Scipio Nasica, sondern von nassa abstammt, ist auch Sestini's Meinung. (Descr. delle Medaglie Ispane nel Museo Hedervariano. p. 119.)

**) In einigen Handschriften heifst es einfacher, und andren Spanischen Ortnamen ähnlicher Lacimurgae.

p. 41.) wo das obige Wort den Zusatz mur (von murua, Hügel) und die weiter unten zu beleuchtende Endung gi und gum erhält, den Lacetanern (Plin. I. 141, 12.) an den Pyrenaeen, Lacibi und Lacippo (Plin. I. 140, 6. 7.) in Baetica, und Lacipea in Oretanien (Itin. Anton. p. 438.) ist von unsichrer Herleitung aus dem Vaskischen, wie Astarloa's *) Schwanken beweist. Mir scheint laco das lateinische lacus zu seyn. Festus (de verb. significat. v. Lacobriga) sagt es ausdrücklich, und in Flaviobriga und Glando-merum haben wir andre Beispiele der Zusammensetzung von Namen aus den einheimischen und fremden Sprachen. Dem laco lag aber vermuthlich ein von den Römern verändertes Vaskisches Wort zum Grunde. Für dieses halte ich langotua, das von stillstehendem Wasser gebraucht wird. Es findet sich dasselbe in Langobrica in der Nähe des Durius (Itin. Anton. p. 421.) und Lancobriga bei den Celtikern. (Ptol. II. 5. p. 41.) Bei den Langobriten erwähnt Plutarch (Sertorius c. 13.) ausdrücklich mehrerer Gewässer, und wenn dies auch fliefsende und trinkbare gewesen zu seyn scheinen, so konnten andre vorhanden, oder der Name im weiteren Sinne genommen seyn. Wesseling (ad Anton. Itin. p. 421.) verwandelt diesen Namen in Langobricas, und liefse sich darthun, dafs dieser Ort mit Mela's Lacobriga derselbe wäre, so wäre die Gleichheit der Bedeutung von Laco und Lango als erwiesen anzunehmen. Aber aus Plutarchs Erzählung sieht man nur, dafs der Ort in Lusitanien lag, und von einer Seite durch das Gebirge zugänglich war **). Ein Dorf in Alava heifst Langarica.

*) Er übersetzt den Namen: Stadt des Aufhaltens, Ergreifens, oder Stadt des Laco, der, meines Wissens, nirgend vorkommt. Apol. p. 214.

**) Harduin hält die Stadt der Plutarchischen Langobriten wirklich für Lacobriga. Tzschukke ad Melam Vol. 2. P. 3. p. 22.

Von Ilduri wird weiter unten die Rede seyn.

Esuris (Itin. Anton. p. 425. 431. Reichards Karte G. c.) von esi, Wall, und uris, die von einem Wall umgebene Stadt.

Zu den Städtenamen, in welchen Il oder Ili die Anfangssilben macht, gehören folgende. Das schon oben (3.) erwähnte Iligor.

Mehrere in denen sich zugleich die Stammsilbe ur, Wasser befindet, und die ich bei Gelegenheit dieser zusammennehmen werde.

Ilipula magna und minor (Plin. I. 137, 16. 139, 8.) in Baetica, nach Astarloa, (Apol. p. 240.) von ilia und pulua, das er durch Spitze, das handschriftliche Wörterbuch aber durch einen Haufen, amas, erklärt. Das eine und das andre pafst auf das hohe Gebirge, an dessen Fufs die erstere beider Städte lag. Vielleicht ist indefs das ula auch nur eine verschiedene Endung des Namens Ilipa, wie Deobrigula von Deobriga, Obulcula von Obulcum, Saetabicula (Ptol. II. 6. p. 47.) von Saetabis, Turbula von Turba (Liv. XXXIII. 44.) seyn kann.

Iliberi (Plin. I. 137, 15.) gleichfalls in Baetica, Neustadt, von berri, neu. Ihr Beiname Liberini scheint dem Vaskischen zur Erleichterung der Aussprache, und Hervorbringung einiger Bedeutsamkeit nachgebildet. In andern Beinamen fanden wir Uebersetzungen; ein grofser Theil der von Plinius erwähnten ist aber dem Urnamen ganz

---

bestreitet es, und es scheint auch mir wenigstens unerwiesen. Wenn er aber sagt: quod huc refert Harduinus cet. so ist dies wohl unrichtig, da Hardoin von dem Vaccaeischen, Mela an dieser Stelle von dem am heiligen Vorgebirge liegenden Lacobriga spricht. Mannert (I. 344.) giebt, ohne weitere Erörterung, Lankobriga am Tagus als die von Metellus belagerte Stadt an. Sollte aber dann nicht bei der Erzählung Erwähnung des Flusses geschehen? Auf Reichards Karte ist das Celtische Lancobriga gar nicht angegeben.

fremd, und von andren Umständen hergenommen, wie die Colonia Accitana von der dahin verpflanzten Legion Gemella hiefs. (Harduin. emend. ad Plin. libr. III. no. XIII.) Unter diese drei Classen scheinen sich alle Beinamen bringen zu lassen.

Ileosca der Ilergeten *) (Strabo III. 4. p. 161.) bei Vellejus Paterculus, (II, 30.) ehe die Lesart in Osca verändert wurde, Etosca.

Elibyrge (e und i werden in dieser Anfangssilbe häufig verwechselt) nach Hecataeus (Steph. Byz. h. v.) eine Stadt in Tartessus. Es ist wohl die, für welche sich das älteste Zeugnifs beibringen läfst. Die Endung scheint aus dem Griechischen *πύργος* verdorben.

Ilerda und die Ilergeten erwähne ich nicht, da mir die Abstammung nicht sicher genug scheint.

15.

Ortnamen die von ura abstammen.

Ortnamen von ura, Wasser. Astures und Asturica (13.)

*) In der Pariser Uebersetzung des Strabo (I. 470. nt. 3.) wird die Richtigkeit dieses Namens bezweifelt. Allein Petrus de Marca's Zeugnifs, der Ileosca und Etosca für Eins, aber diesen Ort von Osca verschieden hält, ist in diesen Dingen sehr vollgültig. Ich kann hierbei die allgemeine Bemerkung nicht unterdrücken, dafs es mir viel zu gewaltsam scheint, wenn man Ortnamen bei alten Schriftstellern darum abändern will, weil sie an keiner andern Stelle vorkommen. Schon Lorit (Glareanus) sagt, wie mich dünkt, sehr richtig zu Livius XXVIII. 21. quanquam ego haud scio, liceatne ad eum modum emendare libros. Bei den Spanischen Namen hat man oft mit dieser Art der Verbesserungen zu kämpfen. Ueberhaupt sollte jede Umänderung eines Textes, zu welcher die Gründe aus den Sachen, und der Vergleichung der Berichte andrer Schriftsteller hergenommen werden, mit der äufserstен Behutsamkeit geschehen. Man läuft sonst Gefahr, statt des Abschreibers, den Schriftsteller selbst zu berichtigen. Ich möchte es daher in der oben angeführten Stelle Strabo's auch nicht billigen, dafs man die Worte *ἱππάνεα δὲ τόσα* in *ἱ. ὃ' ἐν Ὄσκῃ* verwandelt.

Ulla. (richtiger ula)

Hurci. (14.)

Urce (Ptol. II. 6. p. 43.) bei den Bastetanern, auch Urgis *) genannt, da Plinius Urgitanus finis (I. 136, 1.) sagt.

Urcesa (Ptol. II. 6. p. 46.) in Celtiberien.

Urgia (Plin. I. 140, 5.) und Urgao (Plin. I. 137, 15.) in Baetica. Die Endungen ga und gui sind im Vaskischen verneinend, und Astarloa (Apol. 249.) erklärt daher diese Städtenamen durch wasserlos.

Urso (Plin. I. 139, 6. Strabo III. 2. p. 141.) auch Ursaon (Auct. inc. de bello Hisp. 41.) blofs bei Appian (VI, 16.) Orson, gleichfalls in Baetica. Die Endung ist die heutige za, welche Ueberfluſs, Menge, anzeigt **). Es fand sich in der Gegend rund herum ein solcher Mangel an Wasser, daſs man deshalb den Gedanken, die Stadt zu belagern, aufgab. Die Bewohner derselben aber drückte, wie man deutlich sieht, der gleiche Mangel nicht. Sie hatten vielmehr Wasser genug, die Belagerung auszuhalten. Dieser relative Ueberfluſs in der Stadt gegen den Mangel in der Gegend kann zu der Benennung Veranlassung gegeben haben. Ich muſs indeſs hier bemerken, daſs ich im Ganzen der Anführung solcher Umstände keine groſse Beweiskraft beilege. Denn einerseits giebt es wenig Oerter, wo sich nicht irgend ein Bächlein, Hügel oder dergleichen finden sollte, und ein solcher Umstand kann daher nicht für einen einzelnen Namen entscheiden; auf der andren aber kann

*) Ueber Vossius Meinung, daſs dies Urgis oder Urce, oder Urci auch Murgis geheiſsen habe, vergleiche man die Noten zu Mela II. 6, 7. in der Tzschukkischen Ausgabe. Für den gegenwärtigen Zweck ist diese Streitfrage gleichgültig, da es aufserdem Beispiele von Städtenamen, die von ura oder von muruа abstammen, genug giebt.

**) Astarloa's Apol. p. 246.

der Bach, Hügel oder andre Gegenstand, von welchem der Name stammt, relativ immer bedeutend genug seyn, um die Benennung zu veranlassen, allein an sich so geringfügig, dafs weder Geschichtschreiber, noch Geographen ihn anmerken. Ihr Schweigen darf also nicht Mistrauen erregen. Es ist genug, wenn der Name entschiedener Weise von dem Wort, seinem Laut nach, herkommt, und das Wort einen Begriff andeutet, der zu Ortbenennungen überhaupt leicht gebraucht werden kann. Zwischen den abweichenden Lesarten Versaon und Ursaon haben sich die Herausgeber des Caesar (ed. Oberl. p. 763.) schon aus andren Gründen für die, der Vaskischen Ableitung nach, richtige erklärt.

Urbiaca (Itin. Anton. p. 447.) im Innern von Spanien, und Urbicua. (Livius XL. 16.) Diese beiden Namen sind so rein Vaskisch, dafs sie noch heute eben so lauten könnten. In beiden ist ura, und bi, zwei, im ersten ferner die Ortsilbe aga, im zweiten die Adjectivendung coa, im Vizcayischen Dialect cua, wenn etwas Eigenschaft einer Sache ist, Ort zweier Wasser, wie noch heute Urbina, Urbieta, u. s. f. als Ortnamen oft vorkommen. Vielleicht gehörten beide Namen demselben Ort an, wie Wesseling glaubt.

In dem Turdetanischen Urbona (Ptol. II. 4. p. 40.) ist das Vaskische ona, gut, nicht zu verkennen. Ob das b blofs euphonisch ist, wie Astarloa (Apol. p. 247.) will, oder einer andren Stammsilbe angehört, oder endlich ob das einheimische Wort in dem Munde der Römer, wegen der gleichen Bedeutung, zu dem Lateinischen bona geworden, lasse ich dahingestellt.

In Ucubis (Auct. inc. de bello Hisp. 7.) bei Corduba halte ich das Anfangs u gleichfalls für ura, das c für euphonisch, und ubis mit lateinischer Endung hergenommen

von ubera, Furt, Wasserfurt. Eine ähnliche Zusammensetzung ist der heutige Ort und Familienname U-g-arte, zwischen Wassern. Hierher gehört auch der Fluſs Uduba bei Plin. (I. 141, 6.)

Zusammensetzungen mit ilia, Stadt. Iluro bei Plin. (I. 141,13.) in Cosetanien. Dies ist die anerkannt richtige Lesart, allein Ptolemaeus Diluron ist kein Fehler der Abschreiber, sondern eine in der Sprache gesetzmäfsige Lautveränderung.

Ilurgis (Ptol. II. 4. p. 39.) bei den Turdulern, Illurco (Plin. I. 138, 1.) in Baetica. Dieselben Formen in der Zusammensetzung, die wir oben einfach hatten. Ob Ilorcum (Plin. I. 137, 9.) derselbe Name mit verwechseltem Vocal ist, bezweifle ich, da das o sich im heutigen Lorca unverrückt erhalten hat.

Ilurbida (Ptol. II. 6. p. 46.) in Carpetanien von ilia, ura, und bidea, Weg, Stadt am Wasserweg. Iturbide, Quellweg, ist der Name einer Basquen Familie, die ich selbst gekannt habe.

Wenn die Lesart Illurgavonenses (Caesar de bello civili I. 60.) für Plinius Ilergaones, was wohl einer Abkürzung jenes zu barbarisch klingenden Namens gleich sieht (I. 141, 6.) die richtige ist, so gehört auch dieser Name hierher, und ist dem obigen Urgao analog. Die Einschiebung des v halte ich für Römisch.

Verurium (Ptol. II. 5. p. 41.) bei den Lusitanern, wie Astarloa (Apol. p. 234.) sprachkundig bemerkt, der Ort zweier Gewässer, weil die Zahl zwei, bi, wenn sie an den Anfang eines Worts tritt, sich in ber verwandelt; beroguei, vierzig, nemlich zwei mal zwanzig, bereun, zweihundert, und ein heutiger Ort Beroija, der Ort zweier Hügel. Es wäre zu wünschen, dafs sich Astarloa über Biturís (Ptol. II. 6. p. 48.) erklärt hätte. Sei-

ner ebenangeführten Bemerkung ungeachtet, leite ich es von bi, und entweder von ura mit euphonischem t, oder iturria, Quelle ab. (16.) Denn dafs bi sich nicht immer, und vielleicht nicht vor einem Consonans, in ber verwandelt, beweist bitan, ambat, noch einmal soviel, biderbia, doppelt, bidertatu, wiederholen.

Solorius mons (Plin. I. 136, 8.) nach Isidorus (Orig. XIV. 8.) *) Solurius. Der heutige Name Sierra de los Vertientes, Gebirge der Wasserscheiden, macht die letztere Lesart, und die Abstammung von ura und soloa, Wiese, folglich Berg der Wiesenwasser, wahrscheinlich.

Auch der Name der nur durch Münzen bekannten Stadt Ostur (Florez Medallas. III. 112.) kann hierher gezogen werden. Ost- läfst sich auf mehrfache Weise ableiten; die natürlichste wäre von ostean, hinter dem Wasser **), allein diese Präposition pflegt in zusammengesetzten Wörtern hinter den Substantiven zu stehen, wie escuostean, was hinter der Hand liegt, schwer zu haben ist. Es giebt noch heute eine Gegend Ostur im Königreich Valencia, die an wilden Schweinen reich ist, und auch die Münzen der Stadt führen dies Thier im Gepräge. Vaskisch heifst dasselbe basaurdea und basa, von basoa, Wald, ist nur die Andeutung der Species. Die Endung des Namens der Stadt kann daher auch von urdea kommen, und der Anfang von ostoa, Blatt, Laub.

---

*) Isidorus leitet den Namen ab a singularitate quod omnibus Hispaniae montibus solus altior videatur, sive quod orienti sole ante radius ejus in eo quam ipse cernatur.

**) Hinter heifst atz- und ost- in der Stammsilbe, und diese beiden Lautverschiedenheiten gehen durch alle Derivativa des Worts durch: atzean, ostean, atzera, ostera, atzitic, ostitic, atzeratu, osteratu, escuatzean, escuostean u. a. m. Es ist hier dieselbe Analogie, als in aitza und asta. (13.)

16.

Ortnamen, die von iturria abstammen.

Ortnamen von iturria, Quell. Iturissa, das Iturisa des Ptolemaeus, (II. 6. p. 48.) wo allein sich der Name in seiner Vollständigkeit erhalten hat, bei den Vasconen. Die Endung sa (jetzt za) deutet Menge an. (Astarloa's Apol. 246.) Noch heute ist ein Ort Ituren in derselben Gegend. (Mannert. I. 377.) Dafs Iturissa im Itin. Anton. ohne den Anfangsvocal (p. 455.) als Turissa, vorkommt, beweist, dafs die hier nachfolgenden Namen von demselben Stamm abzuleiten sind. Auch Plinius (I. 139, 5.) Tucci und Itucci (zu welchen auch noch Acatucci im Itin. Anton. 402. zu rechnen ist) unterscheiden sich nur durch diesen Vorschlag des i.

Ob hierher auch der Gallische Fluſs Aturis, der heutige Adour, gehört, oder ob er Eines Stammes mit dem Durius ist, wird weiter unten zu erörtern seyn.

Der Fluſs Turas, oder Turias in Edetanien. (Mela. II. 6, 6. Plin. I. 141, 4. Ptol. II. 6. p. 43. Mannert I. p. 427. die falsche Lesart Turulis Quellenstadt, würde, als Fluſsname, gar keine richtige Ableitung darbieten.)

Turiaso im südlichen Celtiberien. (Itin. Anton. p. 442.) In der Endung so liegt der Begriff der Güte, Reinheit, wie man aus osoa, ganz, heil, gesund, und der Endung suna, welche Trefflichkeit anzeigt (meine Zusätze zum Mithridates. 42.) *) sieht. Hier bestätigt die ausdrückliche Stelle des Plinius, in welcher er (II. 667, 2.) sagt, dafs dieser Ort

*) Diese Endung heifst vollständig tasuna. Allein es wird auch asuna in derselben Bedeutung allein gebraucht. So hat das handschriftliche Wörterbuch ossasuna und ossotasuna, Gesundheit. Die Verwandtschaft mit σως, σῶς ist unverkennbar.

wegen der Güte seines Wassers zum Eisenhärten berühmt war, die Ableitung. Da die Güte des bearbeiteten Eisens ganz vorzüglich dem Wasser, welches zur Härtung diente, beigeschrieben ward, (Just. XLIV. 3.) so kann der Name nicht von einem zu unwichtigen Gegenstande hergenommen scheinen. In Alava giebt es ein Dorf Turiso, so dafs auch jetzt die Weglassung des Anfangsvocals nicht ohne Beispiel ist.

Turiga, die Quellenlose, bei den Celtikern in Baeturien. (Plin. I. 139, 17.) Ihr Celtischer Name war Ucultuniacum *). Da Plinius hinzusetzt: quae et Turiga nunc est, so zeigt dies, was auch in der Natur der Sache liegt, dafs von den Celten bei ihrer Einwanderung nach ihrer Sprache gegebne Namen, mit der Zeit, in der Vermischung der Völker, Iberische neben sich erhielten.

Hierher können auch gehören: Turoca (nach andren Handschriften Turrige Itin. Anton. p. 430.) die Turodi (Ptol. II. 6. p. 44.) an der Nordküste, Turobrica (Plin. I. 140, 1.) bei den Turdetanischen Celtikern, die Turmodigi (Plin. I. 143, 13.) die Nachbarn der Cantabrer, endlich die Turdetaner und Turduler. Doch ist die Analogie zu unbestimmt und allgemein.

Oihenart's (Not. utriusque Vasconiae p. 24.) Nementurissa scheint zwar eine Zusammensetzung eines mir unbekannten Worts mit Iturissa, um so mehr, als beide in Vasconien liegen, allein der Ort heifst Nemanturista

*) Ich schliefse dies einmal daraus, dafs Turiga offenbar ein Vaskischer ist, dann aber auch aus der Stellung beider Namen bei Plinius. Wo er nemlich von einer Stadt den barbarischen und den lateinischen Namen anführt, geht immer der barbarische voran. Da nun die Iberischen Laute, als die häufigeren in Spanien, den Römern wohl auch geläufiger waren, als die Celtischen, so läfst sich annehmen, dafs Plinius da, wo zwei Namen einer Stadt beide barbarisch sind, auch den ihm fremderen, wie hier Ucultuniacum, voranschickt.

(Ptol. II. 6. p. 48.), wodurch die Aehnlichkeit viel geringer wird. Diese letztere Art ihn auszusprechen, kommt mit dem nur aus Münzen bekannten Namen der Stadt Nema in Baetica überein. (Florez. Medallas III. 100.)

Dagegen würde ich Iliturgis (Livius XXVIII. 19.) in Baetica, ohne Bedenken, von iturria abgeleitet, und die quellenlose Stadt übersetzt haben. Aber, nach Astarloa (Apol. p. 239.) dessen Urtheil hier entscheiden mufs, ist das t blofs euphonisch, und der Name mit Ilurgis (15.) völlig gleich. Wenn daher Polybius bei Stephanus Byzantinus (*v. Ἰλούργεια*) die Stadt *Ἰλούργειαν*, und Appian (VI. 32.) mit kleiner Verkehrung des Lauts *Ἰλυγίαν* nennt, oder wenn Ptolemaeus oben angeführtes Ilurgis dieselbe Stadt ist, so ist diese Abänderung des Namens keinesweges unrichtig.

Bei der Aehnlichkeit des Tons kann man bei einigen Namen zwischen der Ableitung von uria, ura und iturria allerdings schwanken. Ich wage daher nichts über Baeturia zu entscheiden. Astarloa erklärt (Apol. pag. 235.) den Namen, ihn von be mit eingeschobenem t ableitend, als niedrige Stadt oder vielmehr Gegend.

17.

Ableitung mehrerer Ortnamen von verschiedenen Wurzelwörtern.

Ich habe im Vorigen solche Namen aufgeführt, die sich durch ganze Reihen hindurch ableiten lassen. Andre stehen mehr einzeln, sind indefs darum nicht minder vollständig aus Vaskischen Stammwörtern erklärbar. Ich hebe von diesen noch folgende aus.

Alaba in Celtiberien (Ptol. II. 6. p. 46.) dessen Bewohner Alabanenses (Plin. I. 143, 8.) heifsen, nach Astar-

loa (Apol. p. 228.) von ara, aria, Fläche, und der Silbe ba, niedrige, weite Ebene. Die jetzige Provinz Alava soll von den Eingebornen wirklich Araba genannt werden. Das unter den Iberischen Ortnamen vorkommende Alba scheint manchmal das lateinische Wort, wie in dem Beinamen von Urgao (Plin. I. 137, 15.), manchmal aber eine Zusammenziehung aus Alaba zu seyn. So vermuthlich bei dem Vardulischen Alba (Plin. I. 143, 12.) da dies in der heutigen Provinz Alaba lag. In andren Namen kann der ähnliche Laut von alboa, Seite, abhängige Bergseite, verwandt unsrem Halbe, herkommen. So leitet Astarloa (Apol. 229.) Albonica (Itin. Anton. p. 447.) im Innern von Spanien davon, und mit Uebergehung des Buchstabens n, von ica steil, Ort der steilen Bergseite, her. Albocella (Ptol. II. 6. p. 45.) bei den Vaccaern hat unstreitig denselben Ursprung, und es ist nur eine in den heutigen Dialecten noch übliche Buchstabenänderung, wenn im Itin. Anton. (p. 434.) der Ort Albucella lautet, da im Vizcayischen Dialect albua für alboa gesagt wird. Die Endung cellum (eig. kellum) *) oder ocellum kehrt in dem Ocellum der Vettonen (Ptol. II. 5. p. 41.) dem Ocelum der Lucensischen Callaiker (Ptol. II. 6. p. 43.) dem Ocelloduri im Itin. Anton. (p. 434.) und, mit geringer Veränderung, in Ocilis bei Appian (VI. 47.) wieder. Auch in den Grajischen Alpen sind die Garo- oder Grajoceli (26.) und in derselben Gegend, aber in Gallia citerior, Ocelum. (Caes. de bello Gall. I. 10.) Ich wage um so weniger über die Abstammung zu entscheiden, als sich auch in Britan-

*) Wenn ich in dieser ganzen Abhandlung der Lateinischen Sitte folge, den k Laut mit c zu schreiben, so hat dies blofs den Grund, dafs man bei dem Gebrauch des k gezwungen wird, dasselbe, gegen die allgemeine Gewohnheit, auch ganz bekannten lateinischen Namen, wie Kaesar augusta, zu geben, was offenbar sehr widrig ist.

nien eine Landspitze Ocelum findet, und der Name wohl ein Celtischer seyn könnte.

Von ara, Fläche, stammen ferner ab die Aravi, deren Name auf der Inschrift der Trajanischen Brücke des Tagus erwähnt ist (Cellarius I. 58.) Arabriga (Ptol. II. 5. p. 41.) bei den Lusitanern, es müfste denn, da so häufig lateinische und einheimische Wörter zu Namen im alten Spanien vereinigt sind, ara hier das lateinische Wort seyn. Aracillum (Florus IV. 12, 49.) der Cantabrer. Im Namen der Aranditaner (Plin. I. 229, 12.) ist ara mit andia, grofs, Ort, Volk der grofsen Ebne, zusammengesetzt. Mehrere Biscayische Familien tragen, nach Astarloa (Apol. p. 230.), den gleichen Namen. Aratispi zwischen Antequera und Malaga; ispi ist ein sehr Vaskischer Laut *). Bei den blofs mit ar anfangenden Namen, wie Arunda, Arunci (Plin. I. 139, 18.) bei den Celtikern in Baetica, ist die Ableitung zweifelhaft, da sie auch von arria, Stein, und andren Wörtern herkommen können.

Alavona der Vasconen (Ptol. II. 6, 48.) guter Weideort; ona gut, alalecua (Labort. Dial. alhagoa) pacage, Viehweide. Lecua heifst Ort **). Sollte die Lesart im Itin. Anton. (444.) Allobon die richtigere seyn, so wäre das Vaskische Stammwort alhor, Feld. (Oihenarts Sprichwörter.) Alone (Mela. II. 6, 6.) scheint zwar derselbe Name, doch vergleiche man das von den Auslegern des Mela über den vermuthlichen Griechischen Ursprung

*) Carter's journey from Gibraltar to Malaga. II. 147. Carter umfafst zwar in seiner Reise nur einen sehr kleinen Theil Spaniens, besitzt aber das Verdienst, die Lage der alten Städte in demselben genau erforscht zu haben, und einige sonst unbekannte von Münzen und Inschriften genommene Städtenamen anzuführen. Die ich blofs bei ihm angetroffen, sind Aratispi, Cartama, Nescania, Sabora.

**) Das Stammwort ala, das ich aber nur in Zusammensetzungen finde, ist das Lateinische alere, so wie lecua locus.

Gesagte. Aber in Alontigiceli und vielleicht auch in Alostigi (Plin. I. 139, 10.) könnte wohl derselbe Name mit der Localendung tegui liegen.

Aritium in Lusitanien, (Itin. Anton. p. 418.) von aria, Hammel, Ort wo es viel solcher Heerden giebt. (Astarloa Apol. p. 230.)

Von arria, Stein, mit der Localendung aga stammt Arriaca (Itin. Anton. p. 436.) in Carpetanien. Wenn Ptolemaeus (II. 6. p. 46.) Caracca dieselbe Stadt seyn soll, so ist dies eben so gewifs eine Namensverdrehung, als die andre vorkommende Lesart Attiaca. Dieselbe, den heutigen Vaskischen Namen ungemein gewöhnliche, Endung ist in dem Vasconischen Tarraga, (Ptol. II. 6. p. 48.) dessen Anfangssilbe ich aber nicht zu deuten weifs.

Nach Astarloa (Apol. p. 232.) ist Arsa (Ptol. II. 4. p. 40.) in Baeturien (nach heutiger Schreibart Arza) von arria, und der Silbe, die Ueberfluſs anzeigt, Steinmenge.

Eben so erklärt Astarloa (Apol. p. 232.) Artigi *), in dem die Endsilben die Localendung tegui seyn sollen. Doch sagt er selbst, daſs man das Wort auch, von artea, Steineiche, (im Vizcayischen Dialect artia) und egui, Bergseite, Bergwinkel, Rand einer Sache, als Ort, der an einer mit vielen Steineichen besetzten Bergseite liege, deuten könne. Auf jeden Fall ist der Name ächt Vaskisch **).

---

*) Die Lesarten bei diesem Namen sind zwar bestritten, und das Artigi des Ptolemaeus (II. 4. p. 39.) soll Astigis seyn. (Mannert. I. p. 317.) Es giebt aber im Itin. Anton. (p. 416.) ein andres, und wenn man die Stellen vergleicht, so kann man nicht umhin, Artigi für einen wirklichen Namen, und keine Verschreibung zu halten. (Reichards Karte. F. e.)

**) Das Wort egui findet sich nicht in Larramendi, dagegen in dem handschriftlichen Wörterbuch heguia, bord, montagne. Dieser öfter vorkommende Fall, daſs dieses im Labortanischen Dialect geschriebene Wörterbuch Wörter aufführt, die Astarloa, der sich des Viz-

Einen eben so unverkennbar Vaskischen Namen trägt die Stadt Aspis. (Itin. Anton. p. 401.) Sie scheint ihn von ihrer Lage in der Tiefe zu führen. Denn aspi, wovon im Viscayischen Dialect die Adjectiva aspi-j-a und aspi-cu-a herkommen, heifst nach Astarloa unter, niedrigliegend, bei Larramendi mit veränderter Orthographie als Präposition azpian *). Verwandte Namen sind Aspavia (Auct. inc. de bello Hispan. 24.) und Aspaluca (Itin. Anton. 453.) In der Endung des letzteren glaubt Wesseling das lateinische lucus zu erkennen. Sie scheint aber eher das Vaskische lecua zu seyn, welches häufig Composita bildet.

Attacum der Celtiberer (Ptol. II. 6. p. 46.) Attubi (Plin. I. 139, 6.) und Attegua (Dio Cassius XLIII. 33.) in

---

cayischen bedient, mittheilt, und die in Larramendi's im Guipuzcoanischen Dialect abgefafsten Lexicon fehlen, beweist, dafs, wie ich auch oft im Lande hörte, die Dialecte der entfernteren Oerter sich im Gebrauch einzelner, nicht allgemein üblicher Wörter mehr ähnlich sind, als die der näheren, die sich aus nachbarlicher Eifersucht gegenseitig abstofsen; zugleich aber zeigt es auch, welch ein Verlust für die Kenntnifs der Sprache in ihrer Vollständigkeit es ist, dafs der würdige Astarloa nicht noch selbst seine Sammlungen herausgeben konnte.

*) Astarloa unterscheidet (Apol. 34.) zwischen be und aspi. Ersteres soll eine flache, ausgedehnte Niederung (baxo superficial) letzteres die Tiefe anzeigen, in der sich ein Körper befindet, wenn er von einem andren gedrückt, niedergehalten wird. Indefs scheint dieser feine Unterschied nicht überall in den Sprachgebrauch übergegangen zu seyn, da Larramendi ebensowohl cerupean, als ceruaren azpian, unter dem Himmel, sagt. Aspi und azpian sind aber selbst mit pi (gleichbedeutend mit pe und be) zusammengesetzt. Larramendi's Beispiele beweisen, dafs pe-an oder pi-an als untrennbares Affixum gebraucht wird, azpian dagegen als den Genitiv regierende, selbstständige Präposition. Hiernach erscheint azpian als eine Verbindung jenes Affixum mit einem eignen Nomen, welche zusammen aufs neue zu einer Präposition werden. In diesem Nomen, as und az, liegt daher noch ein Nebenbegriff, welcher, nach der Analogie andrer Wörter, die es zu weitläuftig wäre hier anzuführen, wohl der des Druckes, Stopfens zu seyn scheint.

Baetica erinnern an atea, Thüre, Thor, und Atarbea. Dach, worin die Stammsilbe mir auch at zu seyn scheint.

Balda (Ptol. II. 4. p. 39.) bei den Turdulern. Eine Etymologie wüfste ich nicht anzugeben, aber mehrere heutige Ortschaften sollen diesen Namen führen. (Astarloa Apol. p. 234.)

Balsa in Baetica (Plin. I. 229, 3.) und Balsio der Vasconen (Itin. Anton. 443.) von balsatu. Dies Verbum heifst vereinigen, ist verwandt mit bildu, und im Activum und Neutrum üblich. Der Mittelbegriff zwischen dem Wort und dem Namen kann also hier der des Städtevereins seyn. Dasselbe Verbum wird dann aber auch vom Wasser gebraucht, das zu einem Sumpf, Teich, balsa, zusammengeflossen ist, (woher vermuthlich das Spanische rebalsar stammt) und so können die Orte auch nach ihrer Lage benannt seyn.

Barnacis der Carpetaner (Ptol. II. 6. p. 46.) von barnacoya, tief, vermuthlich wegen der tiefen Lage zwischen Bergen. Barna, barrena heifst innerhalb, innerlich, und daher drückt es in den abgeleiteten Wörtern Tiefe, und Eindringen in dieselbe aus.

Von einer andren Form desselben Stammworts, nemlich von barruan, innerhalb, scheinen die Städtenamen Barum der Callaiker (Reichards Karte. A. b.) und Barea in Baetica (Plin. I. 140, 29.) abzustammen. Barrumbea heifst nach Larramendi techo. Darunter ist hier aber nicht das eigentliche Dach, sondern Beherbergung zu verstehen, denn die vollständige Vaskische Redensart ist echabarrumbea eman, Haus-Beherbergung geben. Auch wird barruquea, in welchem nur die erste Silbe hierher gehört, in dem handschriftlichen Pariser Wörterbuch zwar durch toit à vaches, aber gleichfalls durch parc à mettre cet. erklärt. Es ist allerdings hierbei nicht zu übersehen,

dafs zwischen den Wörtern mit Einem und zwei r ein bedeutender Unterschied der Aussprache ist. Allein Barea heifst nach einer Variante bei Ptolemaeus auch Barria (II. 4. p. 39.)

Ob andre mit Bar- anfangende Namen, wie Barcino, Bardo u. s. f. dieselbe Abstammung haben, lasse ich dahingestellt. Es ist um so schwieriger, die Ableitung dieser Wörter mit Sicherheit anzugeben, da auch barria, neu, in ihren Namen enthalten seyn könnte.

Der Name der Asturischen Bedunesier, (Ptol. II. 6. p. 44.) wird abgeleitet von be, niedrig, und une, unia *) Gegend. (Astarloa Apol. p. 235.)

Bilbilis in Celtiberien (Itin. Anton. 437.) so wie das heutige Bilbao, stammt unstreitig von den Stammsilben pil, bil. Von der ersten kommt pillatu, von der zweiten bildu, beide in der Bedeutung von aufhäufen, die aber in bildu auch zu der von einsammeln, ernten, und sich vereinigen, versammeln, gesellen übergeht. Diese Abstammung pafst am natürlichsten auf Städte, als Versammlungsorte. Allein das zweite b in beiden Namen, im heutigen ba, zeigt die Praeposition unter an, so dafs wohl pilla, Haufe, hier als Berg stehen, und der Name die Lage der Orte anzeigen könnte. Bilbao liegt wirklich am Fufse von Bergen. Doch giebt es auch ein Derivativum von bildu, biribillatu mit der gleichen Bedeutung, welches nur eine Verstärkung des einfachen Worts ist, da in biri nur der Begriff des Drehens, des Runden (sich zu einer Kugel, einem Kreise versammeln) hinzukommt; r und l werden häufig verwechselt.

Bortinae in Vescitanien (Itin. Anton. 451.) vielleicht von borda, Meierhof. Da es aber auch Burtina ge-

*) Auch dies Wort fehlt bei Larramendi in dieser Bedeutung. Das handschriftliche Wörterbuch hat mit vorgesetztem g, gunea.

schrieben wird, so könnte der Name auch, wie der von Burdua in Lusitanien (Ptol. II. 5. p. 41.) von burdina, Eisen, abstammen.

In Burum der Callaiker (Ptol. II. 6. p. 43.) und Buruesca (der einfacheren und Vaskischer klingenden Form von Virovesca (Ptol. II. 6. p. 45. Itin. Anton. 394.) mag burua, Haupt liegen, das auch metaphorisch gebraucht wird, in Buruesca mit dem Völkerschaftsnamen der Esken (18.) verbunden, Hauptort der Vasken. Es war möglich, dafs auch weniger bedeutende Städte in verschiedenen Zeiten, und in Beziehung auf kleine Stämme (die auch allgemeine Namen führen konnten) solche Benennungen erhielten.

In Carabis der Celtiberer (Appian. VI. 43.) ist das Vaskische gara, Höhe, Gipfel, kenntlich. Ob die Endung von bi herstammt, lasse ich dahingestellt. Sie findet sich öfter, so in Telobis. (Ptol. II. 6. p. 48.)

Caviclum, Vaskischer Cavidum (11.) von cabia, Nest. Es liegt in dem Worte, das mit verstärktem Hauchton durch die Formen abia, habia und cabia durchgeht, kein sich auf Vögel beziehender Nebenbegriff, sondern der blofse Begriff des Aufnehmens, in sich Fassens, so dafs es verwandt ist mit *κάπτω*, capio, happen u. s. f. Es wird in Derivatis daher auch auf Bienenstöcke angewandt.

Den Namen des Corensischen Ufers bei Plinius (I. 136, 16.) das nach andren Handschriften das Curensische heifst, halte ich für einen einheimischen, der ein Wort enthält, das zugleich Wurzelwort des Vaskischen und Lateinischen *) ist. Plinius erwähnt die eingebogene (krumme)

*) Es giebt nicht wenig Fälle, wo die Vergleichung beider Sprachen auf gemeinschaftliche Wurzeln führt. Dieselben theilen sich in zwei Classen, in Wörter, die auch dem Griechischen gemeinschaftlich sind, wie curvus, *κυρτός*, und in solche, die sich im Griechischen

Gestalt dieses Ufers, und gur, cur ist die Stammsilbe, welche im Vaskischen (wie curvus im Lateinischen) krumm bedeutet. In den Wörtern in-guruan, im Kreise herum, und ma-curra, krumm, wie in mehreren abgeleiteten, ist dies offenbar *). Die Curgonier, nach andren Lesarten Gurgonier (Florus IV. 12, 47.) Curnonium (Ptol. II. 6. p. 48.) in Vasconien, und Curgia **) bei den Celtikern in Baetica (Ptol. II. 4. p. 40.) beweisen die Wiederkehr dieser Stammsilbe in den Iberischen Ortnamen.

Das Volk der Conier, oder wie es nach der Vaskischen Etymologie, und der Verwandlung in Kyneten und Cuneus richtiger scheint, der Cunier (3.) läfst sich von dem Worte gun, guena, der letzte, (Astarloa's Apol. 278.) ableiten, da sie wirklich am äufsersten Ende des Landes wohnten. Das Wort findet sich in dieser Gestalt in

---

nicht finden, wie urbs, uria. Um den eigentlichen Quellen der Lateinischen Sprache nachzuforschen, wäre vorzüglich eine Untersuchung derjenigen Wörter nothwendig, die sich nicht anders, als gezwungen aus dem Griechischen herleiten lassen. Man vergleiche hierüber Lanzi in seinem Saggio di lingua Etrusca. T. I. p. 440. p. 31 u. f. Bei der bloſsen Durchsicht des Vossischen Etymologicum ergeben sich diese sogleich, da man bald inne wird, wo das Deuten des gelehrten Mannes keinen rechten Fortgang gewinnen will. Eine solche kritische Sichtung des leicht und schwer Etymologisirbaren im Griechischen (wo das Etymologisiren in dieser Hinsicht sich vorzüglich auf die Aufsuchung der innern Analogie beschränken müſste, um diejenigen Wörter zu finden, für die sich eine solche nicht füglich nachweisen läfst), im Lateinischen, und den Lateinischen Töchtersprachen wäre eine der wichtigsten Vorarbeiten zur Geschichte dieser Sprachen. Im gegenwärtigen Fall können die Wortstämme gur, curvus und uria, urbs leicht dieselben seyn, wie man schon sonst auf den Zusammenhang zwischen urbs und orbis aufmerksam gemacht hat.

*) Vergleiche das Wortregister in meinen Zusätzen zum Mithridates v. gurtu, agurea. Da man auf einigen Münzen eine sonst unbekannte Stadt Corre oder Coero findet, so meint Sestini (descriz. delle med. Isp. nel Museo Hedervariano p. 5.), daſs diese Stadt dem litus Coreuse den Namen gegeben habe. Doch ist diese Vermuthung durch nichts weiter bestätigt.

meinen Wörterbüchern nicht. Aber nach Larramendi heifst der letzte az-quena, worin die Endsilben Astarloa's guena zu seyn scheinen. Ueber die Composita dieses Namens Cunistorgis, Cunbaria (vielleicht um es von einem andren Baria zu unterscheiden, das äufserste) Conimbrica siehe 19.

Das Vasconische Gebirge Edulius (Ptol. II. 6. p. 43. Mannert I. 375.) kann von edurra, Schnee, zusammengezogen mit der Localsilbe ola, abgeleitet werden. Nach Larramendi heifst der Schnee elurra, aber in handschriftlichen Papieren Astarloa's finde ich ausdrücklich auch die Formen eurra, erurra und edurra.

In Egosa der Castellaner (Ptol. II. 6. p. 43.) scheint ego-itza, der Aufenthaltsort, von egon, stehen, sich aufhalten, zu liegen. Ego-varri der Callaiker (Plin. I. 227, 7.) ist, nach der gleichen Etymologie, neuer Aufenthaltsort. Nur der Fluſs Ego (Reichards Karte. A. c.) scheint diese Herleitung zu stören, wenn er nicht von der Stadt den Namen hat.

Der Name der Egurrer (Ptol. II. 6. p. 44.) eines Stammes der Asturer, erinnert an egurra, Vaskisch: Holz. Da dies Wort aber nicht für das stehende, lebendige, sondern für das schon gehauene, nutzbare gebraucht wird, so trage ich Bedenken, die Benennung davon herzuleiten.

Die Etymologie von Esuris ist oben (14.) vorzüglich in Rücksicht auf die Endung gegeben. Die Anfangssilbe glaube ich in Escua (Plin. I. 138. 1.) in Baetica *), und

*) Sestini (descr. delle med. Isp. nel Mus. Hederv. p. 27.) äufsert die, meines Erachtens, wenig begründete, Vermuthung, dafs die Stadt vielleicht Ascua geheifsen, und dafs sich die Münzen mit der Inschrift Ascui auf sie beziehen möchten. Er erwähnt in diesem ganzen Artikel nicht der bei Livius (XXIII. 27.) vorkommenden Carpetanischen Stadt Ascua, vermuthlich weil diese Münzen Carthagische sind, und es nicht wahrscheinlich ist, dafs diese dort geprägt worden wären.

Escadia (Ἐσκαδία) des Appian (VI. 68.) wenn dies nicht derselbe Ort ist (Mannert. I. 317.), zu erkennen. Esi-tu, heifst einen offnen Ort einschliefsen, davon kommt das Substantivum esi-a, vallado, Umwallung. Dasselbe Substantivum mufs aber auch von Häusern gebraucht worden seyn. Dies zeigt, obgleich keines der Wörterbücher es sagt, die Analogie von ichi, gleichbedeutend mit esi-tu, wovon ichea, echea, Haus, stammt, und die Wörter es-caratza, Platz vor dem Hause und Feuerheerd, und escortea, Hof. Denn caraza druckt Gelegenheit zu etwas aus, und kann nur in der Verbindung mit dem Begriff des Hauses jene bestimmten Bedeutungen erhalten. Cortea oder gortea (vielleicht vom Spanischen entlehnt) heifst Hof, also Haushof. In jenen Namen ist daher das Eigenthümliche aller Städte, die Einschliefsung des freien Platzes in Häuser und Mauern, ausgedrückt. Die Endung von Es-cu-a, ist die Adjectivsilbe co, die im Vizcayischen Dialect in Verbindung mit dem Artikel zu cua wird. In Es-ca-di-a ist die Localsilbe di, und ca wird an Substantiva gehängt, um anzuzeigen, dafs etwas mit ihnen, und durch sie geschieht.

Ildum an der Südküste von Tarraconensis (Itin. Anton. p. 399.) von hildoa, Furche. Wenn man Sestini's Entzifferung der sogenannten Celtiberischen Schrift, (descr. delle med. Isp. nel Mus. Hederv. p. 157.) trauen darf, so heifst die Stadt auf einer Münze Ild-uri, Furchenstadt, Ackerstadt.

Ilunum der Bastetaner (Ptol. II. 6. p. 47.) von illuna, dunkel, schwarz, auch vom umwölkten Himmel gebraucht.

Istonium in Celtiberien (Ptol. II. 6. p. 46.) von istilia, kleiner See, Sumpf (Span. charca). Die Endung ist ona, oder wohl richtiger unium von unea, Gegend, der Ort der kleinen Seeen.

Laberris in Asturien (Ptol. II. 6. p. 44.) führe ich mehr der oben in Ascerris (13.) da gewesenen Endung wegen an. Denn Astarloa's (Apol. p. 241.) Etymologie der Anfangssilben von labea, Ofen, die viel Oefen besitzt, ist unwahrscheinlich. Auf einer Münze mit unbekannter Schrift will Erro (Alfab. p. 282.) Otzerri gefunden haben, das ächt Vaskisch seyn, und kalter Ort heifsen würde.

Lambriaca, Flavia Lambris (24.) von lamboa, lambroa, dünner Regen, herabfallender Nebel (Span. bruma, Franz. broucée) im handschriftlichen Pariser Wörterbuch auch durch obscurité, nuage übersetzt. Die Benennung pafst zu der nördlich gebirgigen Lage.

Das Vorgebirge der Callaiker Lapatia (Ptol. II. 6. p. 42.) wird abgeleitet von lapa, einem Schalfisch, der sich an die Felsen hängt, und der Ueberfluſs andeutenden Endsilbe tza (Astarl. Apol. p. 241.).

Der Fluſs Larnum, die Larnenses (Plin. I. 142, 1. 143, 2.) bei den Laletanern, und eine Stadt Larna in in Celtiberien (Reichards Karte. B. g.) von larrea, Weideplatz, Heide, dergleichen es vermuthlich in diesen Gegenden gab. Larrea selbst kommt von larri-tu, wachsen, woher auch der Herbst larazquena, die letzte (Jahreszeit) des Wachsthums heifst.

Lastigi (Plin. I. 140, 1.) in Baetica erinnert, ohne daſs ich dies jedoch als eine mir sicher scheinende Etymologie angeben möchte, an lasta, der kiesige Sand, der zum Ballast der Schiffe gebraucht wird, oder an lastoa, Stroh, was auf die Bauart gehen könnte, da last-ola, eine Strohhütte heifst. Die Endung ist das Localaffixum teguia.

Lavara in Lusitanien (Ptol. II. 6. p. 41.) von lauba, flach, eben, wovon das Adverbium laubaro gebildet wird.

Von den Endsilben von Leo-n-ica wird (20.) die

Rede seyn. Die Anfangssilben können von leorra, trocken, dürr, leorpea (Span. tinada) im Freien für Heerden errichtetes Obdach, oder leuna, glatt, abgeleitet werden. Ich ziehe das letzte, als das leichteste vor, Stadt an der glatten Steile. (ica.)

Lissa der Jaccetaner (Ptol. II. 6. p. 48.) von lizarra (Labort. Dial. leiz-arra) Aesche. Ich würde vielleicht Bedenken tragen, diese Etymologie anzuführen, die willkührlich scheinen kann, wenn es nicht zwei andre Orte in Iberien gäbe, die Fraxinus heifsen, einen in Lusitanien, und einen bei den Bastetanern. (Itin. Anton. 420. 404.)

Lobetum (Ptol. II. 6. p. 47.) in der Nähe von Celtiberien, und Lubia der Arevaker (Plin. I. 143, 2.) können von lobioa, Viehhürde, nach dem handschriftlichen Pariser Wörterbuch, oder von lubeta, aufgeschütteter Erddamm von lurra, Erde, abstammen. Mir ist das erste wahrscheinlicher, da die Städte in der frühesten Zeit nur eingeschlossene Orte zur Bergung der Menschen und Heerden waren.

Lucentum (Plin. I. 141, 2.) kann von lucea, lang, weit, kommen, wenn der Name wirklich einheimischen Ursprungs ist. Von dem der Lucenses der Callaiker (Plin. I. 111, 10.) ist dies zu bezweifeln, da ihr Hauptort Lucus Augusti hiefs.

Malia der Arevaker (Appian. VI. 77, 86.) Maliaca der Asturer (Ptol. II. 6. p. 41.) und Malaca in Baetica (Itin. Anton. 405.) sind, die beiden letzten mit der Localendung aca, rein Vaskische Wörter von mal-carra, Bergseite. Diese Bedeutung der Stammsilbe beweisen ferner malda, Hügel nach dem handschriftlichen Pariser Wörterbuch, malla, Stufe, und das Adjectivum malcorra, rauh, schroff, worin wohl die ursprüngliche Bedeutung zu suchen ist. Malceca in Lusitanien (Itin. Anton. 417.) ge-

hört vermuthlich auch hierher, nur kenne ich die Endung nicht.

Der Fluſs Mearus bei den Callaikern an der Nordwestküste (Mela III, 1, 9.) bei Ptolemaeus (II. 6. p. 42. dem Reichard auf seiner Karte A. b. gefolgt ist) Metarus, von mea, so daſs Mela's Lesart nach der Etymologie die richtigere scheint. Mea (Labort. Dial. mehea) heiſst eng, locker und hohl im Gegensatz des Breiten und Dichten, daher fein, dünn. (Span. ralo, claro, angosto. Franz. mince, menu) Da das Wort den Begriff des Hohlen und Engen in sich fassen kann, so wird es von den Adern des Erzes gebraucht, und me-atzea, ist Bergwerk. In ähnlicher Bedeutung paſst es auf das enge Bett eines kleinen Flusses. Zu demselben Stamm rechne ich, da mea im Vizcayischen Dialect mia ist, Miacum in Carpetanien (Itin. Anton. 435.) wo es leicht Bergwerke geben konnte. In Absicht des Flusses Minius bemerke ich nur, daſs, den Lauten nach, dieselbe Ableitung zulässig wäre, da mihia, Zunge, zu demselben Primitivum gehörig, und wegen der Gestalt so benannt, auch miña heiſst, woher mintza, das Wort. Astarloa (Apol. 254.) leitet den Namen des Mi-ni-us ebenso, nur mit dem Unterschied ab, daſs er in der zweiten Silbe die Diminutivendung ño finden will. Für die Veränderung von me in mi führt er mehrere heutige Namen an.

Moron*) und Morosgi (Plin. I. 227, 2.) von morutu (welches, nur mit verändertem Vocal, zu murua ge-

*) Die Lage dieser bloſs bei Strabo (III. 3. p. 152.) vorkommenden Stadt ist sehr bestritten. Mannert und der Pariser Uebersetzer des Strabo setzen sie, wie auch aus dem Zusammenhange der Stelle des Strabo hervorzugehen scheint, an den Tagus, nur ersterer in den beiden Auflagen seines Werkes (a. Aufl. I. 328. u. Aufl. 346.) an verschiedene Stellen. Auf Reichards Karte (F. c.) liegt sie am Anas. Vielleicht glaubte er, daſs sie nur in dieser Lage, so wie sie Strabo

hört) aufhäufen. Das daraus gebildete Substantivum mortua wird von Bergen gebraucht, und zwar von den höchsten. Das handschriftliche Pariser Wörterbuch übersetzt das Wort: Monts Pyrénées, und führt gleich darauf das Adjectivum an: mortuco chirripac, les sources d'eau ès hautes montagnes. Wenn bei Larramendi mortua eine Wüstenei heifst, so ist dies eine abgeleitete Bedeutung. Jene Namen stammen also von der Lage in Bergen her, und in Morosgi ist die Endsilbe gi die schon öfter da gewesene, und das s, wenn man es einzeln erklären müfste, könnte das z des Genitivs seyn.

Munda in Baetica (Plin. 139, 7.) der gleichnamige Flufs in Lusitanien (l. c. 228, 18.) und Mundobriga, von munoa, Hügel. Im Labortanischen Dialect heifst das Wort monhoa, monhua, montoa, und es ist daher gleich richtig, den Namen Monda zu schreiben *).

Murus in Carpetanien (Itin. Anton. p. 446.) kann sehr leicht blofs das lat. Wort seyn, wonach man die Mansion benannte. Allein in andren, offenbar einheimischen Namen kommt (vergl. 14.) die Silbe mur vor, und wird von Astarloa **) (Apol. p. 242. 243.) von dem Vaskischen murua,

---

nennt, ein Platz seyn konnte, aus dem Brutus gegen die Lusitaner losbrach, nicht am Tagus, wo sie mitten unter den Lusitanern gelegen hätte. Allerdings ist dies sonderbar, und die ganze Stelle des Strabo sehr verdorben.

*) Die Vaskischen Wörter, welche Berg bedeuten, sind in ihren Formen sehr zahlreich, und allein mit m kommen die Stammsilben mal, mul, men, mon, mun, vor. Bedenkt man die Unsicherheit der Etymologieen des lateinischen mons aus dem Griechischen, so wird man sehr geneigt, auch dies Wort Vaskischen Ursprungs zu halten.

**) Er führt hierbei an, dafs das Lat. murus aus dem Vaskischen herstamme. In der That heifst murua nicht blofs Hügel, sondern nach Larramendi (v. teso.) auch moles, und nach dem handschriftlichen Wörterbuch monceau, tas, pile. Die Ableitung von murus aus dem Griechischen scheint unstatthaft, und so können das

Hügel, Gipfel, Haufe, abgeleitet. Die grofse Menge von Ort- und Familiennamen mit dieser Stammsilbe, die er aus seiner Provinz anführt, setzt dies aufser Zweifel. Von altiberischen Namen gehören noch hierher Murgis, (Plin. I. 137, 1.) die Ostgränze von Baetica, nach Astarloa (Apol. p. 242.) die Hügellose, und die Murboger, die Nachbarn der Cantabrer. (Ptol. II. 6. p. 45.)

Dem oben (5.) angeführten Flavionavia verwandt ist der Flufs der Lucenser Navilubio. (Plin. I. 227, 7.) Wenn man sich auf die richtige Schreibart der Endsilben verlassen darf, so erinnern sie an das Vaskische Wort lubeta, Damm. Die einfache Wurzel findet sich in dem Flufs Nabius (Ptol. II. 6. p. 42.) derselben Gegend.

Octaviolca in Cantabrien (Ptol. II. 6. p. 45.) ist einer der mehreren, in Spanien vorkommenden, aus Römischen und einheimischen Elementen zusammengesetzten Namen. Die Endung ol ist die Vaskische Localendung (Astarloa Apol. p. 79.), Ort des Octavius. Ganz unverändert hat sich die Endung ola erhalten in der Lusitanischen Stadt Tribola (App. VI. 62. 67.) die Mannert, (I. 346.) ich weifs nicht warum, Tribala schreibt. Eben dies Affixum bildet wohl die Endung von Obucula im innern Baetica (Itin. Anton. p. 413.), das bei Appian (VI. 68.) Ὀβόλχολα lautet. Die Anfangssilben leitet Astarloa (Apol. p. 243.) sehr gezwungen so ab, als hiefse die Stadt Obecula, von o, Stammbuchstabe für Höhe, und be, niedrig, woher beecua, niedrige Sache, Stadt zwischen zwei Höhen und Tiefen. Die Anführung der heutigen Namen Obecola, Obe-

Vaskische und Lateinische Wort wohl einen gemeinschaftlichen Stamm haben. Blofse Aufnahme des lateinischen Wortes in die Vaskische Sprache ist hier unwahrscheinlich, da die Silbe mur in viele Namen und andre Wörter übergegangen ist, was einem fremden Worte nicht leicht zu Theil wird.

curi beweist nicht viel, da sie im Hauptvocal abweichen. Ueberhaupt kann die sehr häufige Endung der Iberischen Namen in ulo, ula, uli (wo die letzte nicht von uria herkommt) eben dies ola seyn, da auch die heutigen Dialecte o und u verwechseln. Beispiele sind Baecula, Baetulo, Barbesula, die Bastuler, Bergula (Ptol. II. 6. p. 47.) Calucula (Plin. I. 139, 8.) Carbula (Plin. I. 138, 7.) Castulo, der Fluſs Singulis, Turbula (Ptol. II. 6. p. 47.) die Turduler *) und Varduler. Indeſs erfordert die Anwendung dieser Erklärungsart auf jeden einzelnen dieser Namen viele Vorsicht, da die Endung bei einigen auch bloſs lateinischen Ursprungs, vielleicht diminutive (vergl. 14. Deobrigula u. s. f.) seyn könnte. Mit Gewiſsheit für einheimisch wird man sie nur da zu halten haben, wo der Ueberrest des Namens Vaskisch ist, wie in Abula der Bastetaner (Ptol. II. 6. p. 47.) von abe, abia, welches, nach Astarloa, (Apol. p. 73. 228.) Wald, Gebüsch (bosque) bedeutet, Waldort. Astarloa erwähnt Abula nicht, leitet aber (Apol. 228.) von abia, das Vorgebirge, Abarum, (Ptol. II. 5. p. 42.) lichter Wald, von abia und arua, abgesondert, undicht, her, indem er mit dem alten Namen die heutigen Abaroas und Abaroteguis vergleicht. (21. v. Avarus) **).

Wenn pinua, Fichte, nicht erst ein spät in die Sprache aufgenommenes Lateinisches Wort ist, so könnte Pintia im Lande der Vaccaeer (Ptol. II. 6. p. 45. Itin. Anton. 440.)

*) Es ist bemerkenswerth, daſs sich die Turduler ohngefähr eben so zu den Turdetanern, wie die Bastuler zu den Bastetanern (Mannert. 287. 418.) verhalten.

**) Larramendi erklärt abea (Guipuzc. Dial.) bloſs durch Säule, das handschriftliche Wörterbuch habea (Labort. Dial.) durch pilier. Dies mit Astarloa's Erklärung aus dem Vizcayischen zusammengenommen, deutet das Wort wohl einen hohen, schlanken Baum an. Diese Bedeutung, so wie der Klang erinnert an das lat. abies, welches wieder zu den schwer zu etymologisirenden Wörtern gehört.

davon abstammen, so wie Pinetus der Callaiker. (Ptol. II. 6. p. 44.)

Den alten Namen von Caesar augusta Salduba (Plin. I. 142, 10.) kann man von saldoa, Schaaf- oder Ziegenheerde, und die Endung vielleicht von ubera, Furth, (vgl. Ucubis 15.) ableiten, da die Stadt am Iberus lag. Es gab auch einen Fluſs und eine Stadt Salduba (Ptol. II. 4. p. 39. Plin. I. 136, 20.) in Baetica *). (Mannert. I. 308.) Ob auch Corduba, Calduba und Onuba, wenn diese Lesart, wie es aus den Münzen scheint (Flor. Med. II. 510. III. 104.) die richtigere ist, in Turdetanien (Ptol. II. 4. p. 39.) zu dieser Endung gehören, wage ich nicht zu entscheiden. Den letzten Namen leitet Astarloa (Apol. 241.) von oña und ba, am Fuſs eines Hügels, ab.

Der Fluſs Sanda (Plin. I. 227, 3.) von zana, Ader, in natürlicher Beziehung auf das Fluſsbett. Astarloa (Apol. 256.) ist durch die falsche Lesart Sanga zu der unwahrscheinlichen Erklärung eines Flusses ohne Adern d. h. wie er es deutet, ohne Arme (von ga, ohne) verleitet worden. Der Fluſs Saunium (Mela III. 1, 10.) in welchen der vorige fällt, in Cantabrien (Reichards Karte. A. f.) mag wohl auch hierher gehören. Das handschriftliche Pariser Wörterbuch führt auch savia als Synonymum von zana an, so daſs dies den Namen der Stadt der Pelendonen Savia (Ptol. II. 6. p. 45.) die vielleicht an einem Bach lag, erläutern könnte. Da aber nach einer, bei dem Volke erklärlichen Verwechslung (welcher auch das Deutsche Spannader sein Daseyn verdankt) zana **)

*) Astarloa (Apol. 199.) leitet den Namen von zaldia, Pferd, ab, und vergleicht ihn mit Zaldibar, welches die Spanier auch Saldua nennen. Ueber die Ableitung von dem Lateinischen Sal vgl. 20.

**) Man wird hierbei unwillkührlich an die deutschen Worte Sehne und Zain erinnert. Das Vaskische zana heiſst in einer andren Form auch zaina.

auch Nerv heifst, so wage ich nicht zu entscheiden, welche beider Bedeutungen savia haben mag.

Sars, Flufs im Lande der Callaiker (Mela III. 1, 8.) und Sarabris, nicht unwahrscheinlich von saroya, Wald. Wäre die Endung von Sarabris vielleicht aus berri verdorben, so könnte man den Namen auch von sar, hineingehen, ableiten, da dasselbe Verbum auch Besitz nehmen heifst, so dafs der Ort als neue Ansiedlung bezeichnet wäre.

Selambina in Baetica scheint zwischen zwei Ebnen, von bi und celaya, Ebne, zu heifsen. Von demselben Worte können alle mit Sel anfangende Namen abstammen.

Cerra heifst nach Larramendi Rückgrat, nach dem handschriftlichen Pariser Wörterbuch Hügel. Daher leitet Larramendi das Spanische Wort cerro, welches auch beide Bedeutungen in sich vereinigt, und das in der That nicht aus dem Lateinischen zu kommen scheint, davon ab. Ist dies richtig, und nicht vielmehr das Vaskische cerra Spanisch, so ergiebt sich die Etymologie der Städte Seria, Serippo und Serpa in Baetica von selbst.

Silpia (Livius XXVIII. 12.) in Oretanien kann von ciloa, Grube, Ort an einem niedrigen tiefen Thale, abstammen, und ebenso eine Lusitanische Stadt Silbis, die Sestini (descriz. delle Med. Isp. nel Mus. Hederv. 206.) anführt. Der Name des flumen Silicense (Hirtius de bello Alexandrino. 57.) ist ungewifs, und auch wohl nicht Vaskischen Ursprungs.

Subur der Laletaner, das an einem Flusse lag (Ptol. II. 6. p. 43.) und der Flufs Subis*) in derselben Gegend

*) Dasein, Name und Lage dieses Flusses sind sehr ungewifs. Reichard (Karte, C. n.) nimmt zwei Orte Subur und Subis, und einen Flufs Subis an. Man vergleiche aber Mannert (a. Ausg. I. 399.

erinnern zwar an zubia, Brücke, allein Etymologieen dieser Art sind immer sehr unsicher.

Die Endungen von Talabriga und Talamina scheinen zwar (29. 30.) Celtischen Ursprungs. Aber dies hindert nicht, dafs der Ueberrest des Worts Vaskisch sey, und das in dem handschriftlichen Pariser Wörterbuch aufbewahrte tala, excidium sylvarum, pafst sehr gut auf die Anlegung neuer Ansiedlungen. In Talori in Lusitanien (Cellarii not. orb. ant. I. 58.) ist die Silbe Tal vermuthlich mit uria, Stadt, verbunden, und das u nur später in o verändert worden. Eine Menge Ortschaften bei uns haben ihren Namen vom Ausroden der Wälder.

Tingentera in Baetica (Mela II. 6, 9. Mannert. I. 302. Reichards Karte H. c.) hatte vermuthlich seinen Namen von der Africanischen Küste her erhalten. Sonst würde man das Vaskische Stammwort tinca, fest, stät, schwerlich darin verkennen.

18.

Etymologie der Namen: Vasken, Biscaya, Hispanien, Iberien.

Da es für die gegenwärtige Untersuchung nicht unwichtig ist, woher die Vasken ihren alten und heutigen Namen führen, so habe ich die Etymologie desselben hier besonders abhandeln wollen.

Basoa, Wald, Gebüsch, ist ein Stammwort, von welchem die Namen der Bastitaner, oder Bastetaner und ihrer Stadt Basti an der Tarraconensischen Südküste (Itin. Anton. p. 401.) herkommen. Der Name der Stadt scheint nemlich zusammengezogen aus Bas-eta, Waldgegend, und

n. Ausg. I. 433.) und die Noten zu Mela II. 6, 5. in der Tzschuckischen Ausgabe.

das Adjectivum Bastitaner, oder Bastetaner daraus gebildet. Eine Lesart bei Ptolemaeus (II. 6. p. 47.) lautet Basitania, und das einfache Stammwort findet sich in Basi (Ptol. II. 6. p. 48.) der Stadt der Castellaner. Bascontum (Ptol. II. 6. p. 48.) in Vasconien ist baso-coa, zum Walde gehörig. Auf dieselbe Weise nun leitet man Vasconien und Vasconen ab *). Doch ist die Beständigkeit merkwürdig, mit der alle alten Schriftsteller das Wort mit v oder ua, nie mit b schreiben, auch Ptolemaeus, der doch Bascontum hat. Durch diese Etymologie ist aber der eigentlich einheimische Volksname noch nicht erklärt. Denn die heutigen Vasken nennen sich nicht Basocoac, sondern Euscaldunac, ihr Land Euscalerria, und ihre Sprache Euscara **), Eusquera, Escuara. In diesen Wörtern sind aldunac (von aldea, Seite, Theil, duna, der Adjectivendung, und c dem Pluralzeichen, die zu einer Seite, einem Theile gehören) erria, ara, und era nur Hülfssilben. Der Stamm des Worts ist Eusc oder Esc. Der in der heutigen Sprache liegende einheimische Name des Volks ist also der der Eusken, oder

*) Astarloa's Apol. p. 200. Meine Zusätze zum Mithrid. S. 7. §. 2.

**) Dieser Bedeutung ungeachtet liegt in Eusc-ara keineswegs das Wort Sprache. Sprache, Mundart, heifst hix-cuntza von hitza, Wort, und min-tzoa von mihia, miña, Zunge. Die Endung ara ist, als selbstständiges Wort, nicht üblich, sondern bildet andre Wörter entweder als Stammsilbe, oder als Affixum. Der dadurch ausgedrückte Begriff ist, dafs etwas in einer gewissen Folge, einem gewissen Verhältnifs mit, und zu etwas andrem geschieht. Daher ist ara-uz, zufolge, gemäfs, nach, (Span. segun, lat. secundum) z. B. orren-arauz, diesem gemäfs, daher; ferner ar-alde-tu, folgen (vom oben da gewesenen aldea) einer Seite gemäfs handeln; ferner ara-ua, Regel, Verhältnifs. Wörtlich heifst daher Euscara, dem Euskischen gemäfs, nach Art des Euskischen, und Er-d-ara, (wovon gleich die Rede seyn wird) dem Lande gemäfs, nach Landesart. Era ist nur eine, für die Bedeutung gleichgültige, Lautveränderung.

Esken *), und es ist kein Grund vorhanden, denselben nicht auch für den im Alterthum üblichen zu halten. Ob nun dieser bei den fremden Schriftstellern in den der Vasconen umgeändert, oder ob der letztere, von basoa kommend, nur einem einzelnen Stamm angehörte, dürfte jetzt schwerlich mehr auszumachen seyn. Bei den Silben Eusc und Esc ist an eine Abstammung von basoa nicht zu denken. Dagegen führt diese Wurzel auf die Städte Vesci (Plin. I. 137, 16.) und Vescelia (Livius XXXV. 22.) und auf die Landschaft Vescitanien. (l. c. 142, 12.) Da in dieser die Stadt Osca lag, und der Canton vermuthlich nach ihr hiefs, so scheint Osca desselben Stammes mit der Wurzelsilbe Eusc oder Esc im Namen der Vasken. Osca nun spielt unter den Spanischen Ortnamen eine wichtige Rolle. Es kommt, aufser dem obengenannten, noch ein doppeltes vor, bei den Turdulern (Plin. I. 138, 1.) und in Baeturien. (Ptol. II. 4. p. 39.) Aufserdem giebt es Zusammensetzungen des Namens mit andren Silben, Ileosca, Etosca (14.) und Menosca (Plin. I. 227, 2.) von mendia, Berg, Berg-Osca, bei den Vardulern **). Dieser Familie von Namen scheint ferner Virovesca (Buruesca) der Autrigonen (Plin. I. 144, 3.) nicht fremd zu seyn. Endlich waren jenseits der Pyrenaeen, aber im eigentlichen Iberischen Aquitanien, die Auscii eine der Hauptvölkerschaften. Der Name ihrer Hauptstadt bei Mela (III. 2, 4.

*) Es wäre daher consequenter, auch im Deutschen das Volk Eusken, als Vasken zu nennen; nur ist der Unterschied klein, Vasken wohlklingender, an sich weniger fremd, und seit Schlözer bei uns eingeführt. Ueber die Namen der Bewohner der verschiedenen Landestheile s. meine Zusätze zum Mithridates S. 8.

**) Im Livius (XXII. 20.) liest man noch Honosca. Allein dieser Name findet sich in keiner einzigen Handschrift, sondern verdankt sein Daseyn blofs den Herausgebern. S. Gronovii epist. in quibus multa T. Livii loca geographica emendantur. Ep. 3. p. 21.

ibique interpr.) Elimberrum bestätigt ihre Abkunft. Er ist derselbe, als Illiberis in Spanien, Neustadt *). Man hat zwar der Lesart Elimberrum häufig die von Climberrum vorgezogen **), allein jene scheint nicht blofs der Vaskischen Etymologie, sondern auch dem Zeugniss der Handschriften nach, die richtigere. Ob die Osquidates (Plin. l. 226. 6.) hierher gehören, ist zweifelhafter. Osca wird von Astarloa (Apol. p. 244.) der aber über die Wurzelsilbe des Worts Euscara gänzlich schweigt, nicht glücklich von osta, Lärmen, ruhmvolle Stadt, abgeleitet. Ich habe mich hier begnügt, den muthmafslichen Zusammenhang des Namens Osca mit dem Urnamen der heutigen Vasken zu zeigen. Die wahre Etymologie des letzteren ist mir allerdings selbst noch zweifelhaft, ich mache indefs hier einen Versuch dazu, den andre, der Sprache tiefer Kundige beurtheilen mögen. Eusi ist ein Verbum, und heifst bellen. Leider findet sich dies Wort blofs in Larramendi, auch bei ihm nur in seinen Supplementen mit der einsilbigen Erklärung Eusi, ladrar; eusia, ladrido. Der specielle Begriff des thierischen Bellens (welcher übrigens im Spanischen, wie in andren Sprachen, auch auf grofses Geschrei und Gezänk übergetragen wird) mufs hier nicht irre machen. Der ursprüngliche Begriff des Worts ist höchst wahrscheinlich blofs Ton, Klang, Geschrei. Nur daran, nicht an dem individuell Menschlichen, hält man zuerst den Begriff der Sprache fest. Klang, Geschrei aber wird sehr natürlich durch zusammenstofsende Vocale ausgedruckt: so heifst Geschrei sonst Vaskisch eia-gora, auhen-a, oju-a

*) Auch in den Spanischen Städten die mit Ili anfangen, findet sich die Variante Eli sehr häufig. Das m ist von den Griechen oder Romern, der Sitte ihrer Aussprache nach, eingeschoben. Dafs Barbaro zum Mela berris mit briga verwechselt, und jenes durch Stadt erklärt, ist durchaus unrichtig.

**) So auch Reichard in seiner Karte von Gallien.

und der Mund, vom Oeffnen und Hervorbringen der Töne. ao-a. In Eus- lag also der Begriff des Sprechens, der Sprache, und diesen in seiner ganzen Allgemeinheit trug das Volk natürlich auf seine besondre Sprache über, da es keine andre kannte. Eus-e-ara, heifst daher: nach Art der Sprache i. e. der einheimischen, als Sprache κατ' ἐξοχήν. Das Volk bezeichnete sich eben so natürlich durch die, welche die Sprache, d. h. die besondre, ihnen angehörende, redeten, und so wie die Wörter eusi und osta, Geräusch, Lärm, verwandt sind, so sind es die Namen Eus-e-aldunac und Os-ca. Astarloa, dem niemand die Kenntnifs der Analogie seiner Sprache bestreiten wird, kommt hier, indem er, wie oben gesagt worden, Osca durch osta erklärt, meiner Herleitung zu Hülfe, und irrt sich nur in der Anwendung der Begriffe. Einen andren Beweis, dafs der Name Osca eine allgemeine Beziehung auf das ganze Volk der Iberer hat, kann man von dem gemünzten Oscischen Silber (argentum Oscense) hernehmen, dessen Livius erwähnt, und es ist merkwürdig, dafs schon Florez dies gewissermafsen gefühlt hat. Er bemerkt nemlich mit Recht (Medallas II. 520.) dafs so ungeheure Summen von Silbergeld, als Livius an mehreren Stellen (XXXIV. 10. 46. XL. 43.) von den Römischen Feldherren nach Rom bringen läfst, unmöglich alle das Gepräge von Osca tragen konnten. Er macht zugleich darauf aufmerksam, dafs Silberminen gar nicht im Gebiet der Ilergeten, in welchem doch die einzige, sehr angesehene Stadt dieses Namens lag, sondern in Baetica häufig waren, und dafs in der Provinz erbeutetes Geld, nicht aus dem diesseitigen, sondern aus dem jenseitigen Spanien kommen mufste. Florez widerlegt ferner die Vermuthung, dafs Römer das anderswoher zusammengebrachte Silber hätten in Osca schlagen lassen, und seine Gründe haben nach seiner Zeit noch viel

gröſsere Beweiskraft erlangt, da Sestini (Descr. delle med. Isp. nel Mus. Hederv. pag. 78. 175.) gezeigt hat, daſs die einzigen ächten Münzen von Osca aus den Zeiten der Kaiser herstammen, so daſs man gar nicht weiſs, ob je vorher Münzen mit dem Namen Osca geprägt worden sind. Florez Meinung nach, verstanden die Römer unter argentum Oscense alles inländische mit inländischer Schrift versehene Iberische Geld, und setzten dieses den bigati entgegen. Diese Vermuthung hat in der That eine groſse Wahrscheinlichkeit, und man könnte davon wohl einen Beweis hernehmen, daſs die Römer in Spanien diese Schrift die Euscische, Oscische, (Vaskische nennen hörten. Denn die Stadt Osca, wie ansehnlich sie seyn mochte, war es doch nicht in dem Grade, daſs sie hätte zum allgemeinen Stapelplatz für alles aus Spanien kommende Geld dienen sollen. Jeder Versuch, die Benennung dieses Silbers von ihr herzuleiten, bleibt daher gezwungen. Florez glaubt, daſs die Aehnlichkeit des alt-iberischen Alphabets mit dem Oscischen in Italien könne Veranlassung zu derselben gegeben haben. Allein er hat wohl hierbei nicht darauf geachtet, daſs das Adjectivum des Namens der Osci nicht Oscensis, sondern Oscus lautet *).

Noch muſs ich bemerken, daſs das Wort Eus-c-al-dun-ac auch in einer ganz nahen Beziehung auf die Sprache genommen wird, und demselben, in diesem Sinne, ein andres, Er-d-al-dun-ac, zum Gegensatz dient. Man bezeichnet durch das erstere diejenigen, welche die Vaskische, durch das letztere diejenigen, welche eine fremde

*) Nur eine gleiche Hinweisung auf die Osci Italiens, oder vielmehr eine ganz unstatthafte Verwechslung beider Namen scheint D. Antonio Augustin verleitet zu haben, den Namen der Stadt Osca durch alt zu erklären, ohne, wie Florez sagt, nur einmal die Sprache anzugeben, aus der er seine Ableitung schöpfte.

Sprache reden. Es wird aber, wie man aus der Vergleichung der hiervon handelnden Artikel bei Larramendi (v. lengua estrangera u. Romance) deutlich sieht, hierunter nicht jede fremde Sprache, sondern nur diejenige verstanden, welche den Vasken die nächste ist, nemlich das sogenannte Romance, wodurch die Spanischen Biscayer das Castellanische, die Französischen Basquen das Französische bezeichnen. Es liegt daher in dem Ausdruck erdara ursprünglich auch gar nicht der Begriff des Fremden, sondern das Wort ist aus dem vorhin erwähnten ara und erria, Erde, Land, und dazwischen geschobenem euphonischen d zusammengesetzt. Ursprünglich heifst es Landessprache, wie denn das handschriftliche Wörterbuch es auch durch langue du païs übersetzt, weil das Romance wirklich die Landessprache Spaniens und Frankreichs ist. Nur insofern der Biscayer und Basque diese allgemeine Landessprache ihrer besondren Volkssprache entgegenstellen, entsteht der oben erwähnte Gegensatz, und daher kommt es, dafs Larramendi das Wort einmal als lingua peregrina und das andremal als lingua Hispaniae vernacula erklärt. Es ist daher aus diesem Gegensatz nichts weiter über die ursprüngliche Bedeutung von Euscara zu schliefsen.

Dem heutigen Namen Biscaya oder Vizcaya entspricht, dem Laute nach, die Stadt Biscargis (Ptol. II. 6. p. 47.) oder Bisgargis (Plin. I. 142, 5.) in Ilergaonien. Es soll, nach Astarloa, (Apol. p. 236.) noch heute ähnliche Namen geben, und er leitet Biscargis von bizcarra, Hügel, ab *). In diesem Wort ist arra Endung, und die Stammsilbe biz, verbunden mit caya, Sache, giebt eine

*) Larramendi führt das Wort nicht an, und das handschriftliche Wörterbuch giebt demselben nur die abgeleitete Bedeutung von Rückgrat, Rücken.

viel bessere Etymologie für Vizcaya, Land der Hügel, Berge, als die ist, welche ich aus Astarloa's Papieren bei meinem Aufenthalt bei ihm ausgezeichnet habe, wo es von bitsa, Schaum, und caya, Bay, schaumvolle Bay, abgeleitet wird.

Die Abstammung des Namens Hispania scheint mir noch sehr wenig ins Klare gebracht. Astarloa's Meinung (Apol. p. 194—197.), dafs die Spanische Form España die ursprüngliche sey, und der Name von Ezpaña, welches Vaskisch die Lippe, der Saum, das Aeufserste einer Sache heifst, wegen seiner Lage am Meer, und am Ende Europas, herkomme, ist sehr wenig wahrscheinlich, da die Spanische Form Umänderung der früheren Lateinischen ist. Ich wüfste indefs auch nichts Befriedigendes anzugeben, und bemerke nur, dafs einige Vaskische Wörter mit isp anfangen, dafs es noch im Biscayischen solche Ortnamen giebt, wie Ispaster, welches an Plinius (I. 138, 3.) Ipasturgi in Baetica erinnert, und dafs Plutarch (Sertorius. c. 11.) einen Lusitanischen Landmann mit Namen Spanus erwähnt. Die Anfangssilbe His- findet sich unter den Iberischen Ortnamen nur noch in Hispalis, das, nach Isidorus (Orig. XV. 8.), wegen seiner sumpfigen Lage und seines Baues auf Pfählen, so hiefs *), eine Etymologie, auf die wohl eben so wenig etwas zu geben ist, als auf die oben angeführte des Solurius mons. In Umbrien lag ein Hispellum. (Plin. I. 171, 7.)

Den Namen Iberien begnügt man sich gewöhnlich von dem Flufs Iberus abzuleiten. Allein es ist, wie man sich die Wanderungen, oder die Sitze der Iberer denken mag, sehr unwahrscheinlich, dafs gerade dieser Flufs ihnen und dem Lande den Namen gegeben habe. Er erhielt ent-

*) a situ cognominata est, eo quod in solo palustri suffixis profundo palis locata sit, ne lubrico atque instabili fundamento caderet.

weder den seinigen vom Volke, oder dieser hat eine andre Etymologie, als der des Landes. Die einfache Wurzelsilbe findet sich in dem Flusse Ibia an der Nordwestspitze Iberiens (Mela III. 1, 9.) und in der nur *) bei Livius (XXVIII. 21.) vorkommenden Stadt Ibis, deren Lage zwar nicht angegeben wird, die aber, dem Zusammenhange der angeführten Stelle nach, wohl in der Nachbarschaft von Neu Carthago war. Ferner gehört hierher die Stadt Ibylla bei Stephanus Byzantinus. Vaskische Wörter, die auf eine Etymologie hinführen können, sind ibilli, gehen, wandern, ibeni, setzen, anfügen, ibarra, Thal, ibaya, Fluſs. Von dem letzten Worte, und eroa, erua, schaumvoll, heftig, leitet Astarloa (Apol. p. 253. 254.) den Namen des Flusses Iberus ab. Gleich dunkel ist das Verhältniſs des Namens der Iberer zu dem oben untersuchten der Eusken, Vasken, da auch der letztere, wie er jetzt in Beziehung auf alle Vaskisch Redende gebraucht wird, Ansprüche auf Allgemeinheit macht. Allein es ist auf keinen Fall erweisbar, daſs alle Iberische Völkerschaften sich selbst Iberer nannten, es ist dies sogar wenig wahrscheinlich, und vielmehr anzunehmen, daſs in sehr früher Zeit der Name eines Stammes bei den Ausländern zum allgemeinen wurde.

19.

Endungen der alt-iberischen Ortnamen.

Ich habe bis hierher diejenigen Namen aufgeführt, die gänzlich aus bekannten Wort-Elementen bestehen, und ihnen nur gelegentlich andre beigefügt. Ich werde jetzt die-

*) Sestini (descr. dell. med. Isp. nel Mus. Hederv. p. 156.) will ihren Namen zwar auch auf einer Münze gefunden haben. Aber er ist mit den sogenannten Celtiberischen Buchstaben geschrieben, und wird von andren anders gelesen.

jenigen durchgehen, welche ihren Vaskischen Ursprung nur durch einzelne End- oder Anfangssilben verrathen, und vermöge dieser zu derselben Namenfamilie gehören.

Sehr gewöhnliche Endungen Iberischer Namen, sind uris (von der 14. gehandelt worden ist) briga, (von der in der Folge die Rede seyn wird) ba und pa, tani und tania, gis, ula (17.) und ippo.

Die Endung ba und pa drückt, wie im Vorigen an Astapa (13.) und Alaba (17.) gezeigt ist, aus, dafs etwas niedrig, oder am Fufs von etwas andrem ist. Manchmal kann aber das ba auch zu einem andren Wort, wie in Salduba (17.) gehören. Die Fälle, wo ich dies letzte annehme, abgerechnet, sind Beispiele der Endung in ba folgende Namen: Adeba (Ptol. II. 6. p. 47.), Alaba, Astapa, Ilipa, Noliba (Liv. XXXV. 22.) Norba, Serpa (Itin. Anton. p. 426.) Menoba. In dem letzten tritt zu dem ba der Vocal o hinzu, der Höhe anzeigt. Noch jetzt giebt es Orte, die Oba heifsen.

Die Endungen tani, tania leitet Astarloa durchaus von der Ortendung eta ab, als hiefsen sie immer etani, etania. In ihrer Allgemeinheit ist diese Behauptung gewifs unrichtig. Nicht blofs die Silben nus und nia, wie er will, sondern auch die tanus, tania können zur fremden Endung gehören, und gehören oft wirklich zu ihr. Von Toletum wird ebenso Toletanus, wie von Beneventum Beneventanus. Auch findet sich diese Adjectivendung da, wo gar an kein eta zu denken ist, in Namen, welche der Römer in is (Bilbilis, Bilbilitanus, Arandis, Aranditani) ia, (Belia, *Βήλεια*, Belitani) oder i (Astigi, Astigitanus, Plin. I. 139,3. Acci, Accitani) bildete *). Die Endung tanus kommt nemlich in allen die-

*) Diese Endung in i ist in den Spanischen Städtenamen sehr häufig. (Schneiders Formenlehre der lateinischen Sprache. 143—145.)

sen Fällen, wo das Primitivum kein t hat, von den Griechischen Adjectiven in *ιτης* (Priscianus l. 2. Ed. Putsch. p. 593.) Allein gewifs ist doch auf der andren Seite, dafs es viel mehr Völker und Landschaften, deren Namen sich in tani und tania endigen, in Spanien, als in andren Ländern giebt, und dies läfst sich wohl nur dadurch erklären, dafs der Bau dieser Namen der Endung ein t einverleibte, welches ganz richtig aus jener Localendung hergeleitet wird. In Hedeta der Edetaner (Ptol. II. 6. p. 47.) gehört eta unläugbar zum Wurzellaut. Namen dieser Art, bei denen ich Astarloa's Etymologieen nur da anführe, wo sie mir nicht ganz unwahrscheinlich vorkommen, sind: Ausetani, Authetani, (mit dem zischenden θ) von autsa, Staub, Land des Staubes, der Trockenheit (Apol. 207. 234.), Bastetani (18.) Bergistani, Carpetani, von gara, hoch, be, am Fufs, Gegend am Fufs der Berge (Apol. p. 208.), Cerretani, Characitani, Contestani, Cosetani, Edetani oder Sedetani, Exitani, Lacetani oder Jaccetani *), Laletani, Laeetani, wenn dieser Name nicht blofs eine Verschreibung des vorigen ist (Mannert I. 434.) Lusitani, von luce a, lang, ausgedehnt, grofs, (Astarloa's Apol. p. 212.) Oretani von o, Andeutung der Höhe, dem euphonischen r und eta, wie das heutige Oregui von o und egui, Bergwinkel (Astarloa's Apol. p. 211.), Suessetani (Livius XXXIV. 20.), Turdetani. Ich habe aus diesem Verzeichnifs alle Namen weggelassen, die regelmäfsige Römische Bildungen aus Städtenamen sind, wie die Accitani, Ossigitani, Toletani, u. s. f.

Die Etymologie der Endung gis ist schon im Vorigen da gewesen. Diese Endsilbe stammt entweder aus teguia,

*) Astarloa (Apol. 210.) leitet beide von Jatza und Latza ab, ohne alle Rücksicht auf die Aussprache.

einer Localendung, egui, Ecke, Winkel, (17.) oder den privativen Affixen ga oder gui (15.) her. Zu den schon im Vorigen angeführten, in gis endigenden Namen füge ich noch Oringis, und wegen der Aehnlichkeit der Bildung, Conistorgis (Appian. VI. 57.) nebst Anitorgis oder Anistorgis (Livius XXV. 32.) an der Südwestspitze Spaniens, hinzu. Die Endung ist wohl offenbar urgis, wasserlos, was, ungeachtet der Nähe des Flusses, auf Mangel an Quellen gehen konnte. Die Silben Coni- vergleicht Mannert (I. 343.) mit dem Namen der Conier (3.) oder Cuneer (Appian. l. c.) *). Ani- leitet er vom Anas her. In der neuesten Pariser Uebersetzung des Strabo (I. 462. nt. 3.) wird bezweifelt, dafs beide Namen derselben Stadt angehört hätten. An die Conier erinnert auch Coni-mbrica.

Von der Endung ippo kenne ich keine irgend wahrscheinliche Etymologie aus dem Vaskischen. Es gab zwei Städte Hippo in Spanien, in Baetica (Plin. I. 138, 1.) und in Carpetanien (Livius XXXIX. 30.). Zwei andre waren in Africa, deren Namen sich nur dadurch unterscheiden, dafs sie nicht, wie die Iberischen, feminina, sondern masculina sind. In beiden Ländern ist der Ursprung des Namens wohl Griechisch, und mag damit zusammenhängen, dafs die Münzen vieler Spanischen und Afrikanischen Städte ein Pferd im Bilde führen. In Vaskischen Namen finde ich das Wort Pferd (zamaria, zaldia,) wenigstens nicht mit entschiedener Deutlichkeit. Doch könnten die mit sal

*) Dieselbe Meinung äufsert Sestini (descr. delle med. isp. nel Mus. Hederv. p. 24.) indem er das Entstehen des Namens der Stadt aus einer Wanderung der Cuneer nach Urgis ableitet. Auf ähnliche Weise erklärt er den auf Münzen vorkommenden Namen Cun-bar-ia. Da es aber auch bei den Vettonen eine Stadt gleicher Endung, Sibaria (Reichards Karte. C. d.) giebt, so hat diese Meinung wenig Wahrscheinlichkeit.

anfangenden (17. 20.) zum Theil davon herkommen *). Beispiele der Endung ippo sind Acinippo, Belippo, (Plin. I. 140, 6.) Baesippo, Basilippo, (Itin. Anton. p. 410.) Collippo, (Plin. I. 228, 6.) Irippo, Ventippo, (Florez Medallas. II. 474. 617.) beide nur durch Münzen und Inschriften bekannt, Lacippo, Orippo, (Plin. I. 138, 10.) Ostippo (Itin. Anton. p. 411. ibique interpretes) Serippo, (Plin. I. 140, 1.) Ulysippo. Es ist bemerkenswerth, dafs die meisten dieser Städte in Baetica, und die wenigen, Lusitanien angehörenden nah am Meere, also alle in Gegenden liegen, die von Fremden am meisten angebaut wurden. Nur das Carpetanische Hippo macht eine Ausnahme.

20.

Classen der alt-iberischen Ortnamen nach ihren Anfangssilben.

Von den Anfangssilben der Iberischen Ortnamen will ich, ohne jedesmal um die Etymologie ängstlich bekümmert zu seyn, nur diejenigen aufführen, welche mehreren Namen gemein sind, und daher, mit andren Wörtern zusammengesetzte, Stammsilben zu seyn scheinen. Diese Zusammenstellungen können immer für künftige Untersuchungen nützlich werden.

Ar- und Al, wo es von jenem herkommt, von ara, Fläche, arria Stein, artea, Steineiche, aria, Hammel, u. s. f. Alaba, Alavona, Alone, Alontigiceli, Alostigi, Arabriga, Aratispi, Aravi (17.) Arcilacis (Ptol. II. 4. p. 39.) Arcobriga, das aber vom lat. arcus abstammen mag, Areva und Arevaci (Plin. I. 140, 28.) Uxama Argellae, Arialdunum (Plin. I. 137, 17.) von

*) Dafs Astarloa es in: Celtiberia sucht, wird weiter unten gesagt werden.

dessen Endung weiter unten die Rede seyn wird, Ariorum montes (Itin. Anton. p. 432. ibique interpr.) welches, von den Heerden hergenommen, leicht der ältere in Mariorum und Mariani verdrehte Name seyn dürfte, Aritium (17.) Arocelitani (Plin. I. 142, 15.) Arriaca, Arsa, Artigi (17.) Aruci (Ptol. II. 4. p. 40.) Arucci (Itin. Ant. p. 427.) Arunci, Arunda.

As-. Diese Silbe, so wie ats-, atz-, und az gehört zu den gewöhnlichsten Anfangssilben im Vaskischen, und bildet eine überaus grofse Menge von Wörtern. Vergl. auch 13. Ascerri, Asido (Plin. I. 139, 2.) Asindum, (Ptol. II. 4. p. 39.) Aspavia, Aspis, Asseconia, (Itin. Anton. p. 430.) Asso (Ptol. II. 6. p. 47.) Asta, Astapa, Astigi, Astures.

Bae- oder Be-, da die Hand- und Inschriften meistentheils beide Lesarten geben. Be- dem oft angeführten ba gleichbedeutend, ist eine häufige Anfangssilbe Vaskischer Wörter, und Astarloa (Apol. 250.) leitet von ihr, in der Bedeutung tief, niedrig, den Namen des Flusses Baetis ab. Man könnte auch an Ibaya, Flufs, mit verloren gegangenem i, denken. Es würde aber voreilig seyn, hiernach auch die andren mit bae anfangenden Namen erklären zu wollen, da erst entschieden werden müfste, ob der Name Baetis wirklich zu den einheimischen gehört. Der Flufs führte auch andre, Tartessus, Perces, Certis: die beiden letzten werden den Landeseinwohnern zugeschrieben. (3.) Certis scheint Celtiberisch, da die Celtiberer eine Stadt Certima hatten. Doch giebt es auch rein Iberische Namen bei Celtischen Stämmen in Spanien, und es bleibt daher durchaus zweifelhaft, ob Baetis ein Iberischer Name ist, verschieden von dem Celtischen Certis, der vielleicht von den Celtikern in Baeturien herrühren mochte, oder ein ausländischer und vielleicht Punischer.

Für die letztere Meinung könnte man anführen, dafs Plinius, indem er (II. 621, 26.) erzählt, dafs es noch zu seiner Zeit in Spanien von Hannibal angelegte Silbergruben gab, welche von ihren Entdeckern den Namen führten, als ein Beispiel Bebulo nennt. Auch stimmt damit überein, dafs fast alle Namen mit der Anfangssilbe Bae an der Südküste, oder in ihrer Nähe, mithin in der, am meisten von Phöniciern und Carthagern besuchten Gegend liegen. Nur die Baedyi des Ptolemaeus (II. 6. p. 44.) die zu den Callaikern gehören, und die Stadt Baecula in Oretanien (vv. dd. ad Polyb. X. 38, 7.) auf der Gränze von Baetica, machen eine Ausnahme. Als eine solche müfste ich auch den Baenis, den Strabo (III. 3. p. 153.) als Beinamen des Minius angiebt, anführen, wenn nicht die Lesart mit Grunde bestritten würde. (Neueste Pariser Uebers. I. 443. nt. 2. Schweighäuser zu Appian VI. 71, 58.) Nichts hindert aber anzunehmen, dafs von den hierher gehörenden Ortnamen in einigen das bae oder be einheimischen, in andren fremden Ursprunges sey. Aufser den hier schon genannten finden sich noch folgende dieser Art: Baebro (Plin. I. 137, 17.) Baecor, Baelo, die auf Münzen Bailo heifst (Florez Medallas. II. 635.) Baesippo, Belippo (Plin. I. 140, 6.) Besaro (l. c.) Baetulo, Baeturien.

Bar- häufige Vaskische Anfangssilbe. Barbesula, Barcino, Varduli, Bardo (Livius XXXIII. 21.) Bardyetae (3.) *Βαρδία* (vergl. Anm. 69. Ptol. II. 4. p. 39.) da der Name schwerlich Griechisch ist, Bargiacis (Ptol. II. 6. p. 45.) Bargusii, Barnacis (Ptol. II. 6. p. 46.). Wörter, welche zu Etymologieen dieser Namen führen können, sind barria für berria, neu, barrutia, Umfang, barrena, barna, innerhalb, baratu, aufhören, anhalten, bleiben.

Ber- als veränderter Laut für bi, und als Stamm von

berria *), neu, ist schon oben (15.) da gewesen. Vergentum (Plin. l. 138, 10.) Bergidum, Vergilia, Bergium, Bergula **), Bernama (Ptol. II. 6. p. 47.) Berurium. Ich füge hier die mit bi anfangenden hinzu: Biatia (Ptol. II. 6. p. 46.) atia heifst Thür, Thor, Bibali, Bigerra, wobei man an das heutige Bigorre, Gegend zweier Höhen, erinnert wird ***), Bituris (15.) Man vergleiche bei Gelegenheit der Namen mit der Anfangssilbe Ber- 23. über Medobriga. Die Ortnamen, die mit Bel- anfangen, können, in sofern sie Vaskisch sind, von belaüa, Thal, herstammen.

Cal- Gal-. Beide Silben bilden viele ächt Vaskische Wörter, wenn auch keines mir zu recht entschiedenen Ableitungen Anlafs zu geben scheint. Calduba, Cale, Calenda, Callaici, Callet (Plin. l. 140, 6.) Calpe; dieser letzte Name, und einige andre dieser Classe können,

*) ber, zwei, bercea, ein andrer, und berria, neu, sind offenbar nah verwandte Wörter.

**) Diesen Namen ganz ähnlich ist das heutige Bergara in Biscaya.

***) In dem Namen der Bigerricae pallae (Menage v. Bigerrique) die ihren Namen von Bigorre hatten, wo sie verfertigt wurden, ist dieselbe Verwechslung der Vocale. Erro (Alfab. prim. 206.) sagt bei Gelegenheit einer, der Stadt Gili zugeschriebenen Münze, dafs im Labortanischen Dialect das Guipuzcoanische Wort ili (Stadt) durch die Aspiration zu gili werde, und setzt hernach hinzu: asi como en el dia para decir erri, pueblo, pronuncian sus poseedores gerri. Auf diese Weise könnten die Bigerriones in Aquitanien und selbst Bigerra in Baetica, da man die Vertheilung der Dialecte im Alterthum nicht kennt, von erria kommen. Allein die Anfangssilbe bi würde nicht zu dieser Bedeutung passen. Die Bemerkung der Vorsetzung eines g im Labortanischen Dialect ist übrigens sehr wichtig. In ilia und erria finde ich in meinen Hülfsmitteln diesen Buchstaben nicht, und habe auch im Lande immer nur hilia und herria aussprechen hören. Allein das Wort unea, Gegend, Land, heifst im handschriftlichen Pariser Wörterbuch gunea; es soll in dem Ländchen Soule üblich seyn. Die oben erwähnte Stadt Gili schreibt Sestini (descr. delle med. isp. nel Mus. Hedervv. p. 150.) auch Cili, und hält sie für den Hauptort der Cilinet, die zu den Callaikern gehörten.

wegen der Gefahr der Vorgebirge, von galdu, zerstören, caltea, Schaden, herkommen.

Car- Gar-, häufige Anfangssilbe, mit welcher in vielen Fällen der Begriff der Höhe verbunden ist. (19.) Caracca (Ptol. II. 6. p. 46.) Carabis, Caranicum (Itin. Anton. p. 424.) womit, wegen der Endung, Albonica (17.) Leonica (Plin. I. 142, 14.) und Caecilionicum (Itin. Anton. 434.) *) zu vergleichen sind. Carbula, Carca (Ptol. II. 6. p. 47.) Carcubium (Itin. Anton. p. 445.) Cares (Plin. I. 143, 1.) Carissa, (Ptol. II. 4. p. 39.) mit der Endung, die Ueberfluſs anzeigt, jetzt za, die Caristier, oder mit mehr Vaskischer Endung von eta, die Carieter (Plin. I. 143, 14.) Carmona, Caronium (Ptol. II. 6. p. 43.) Carpesii (Mannert. I. 385.) Carpetani, Carteja. Zu derselben Wortfamilie gehört mit gleicher Bedeutung, wie gara, auch gora. Daher rechne ich hierher: Corbio (Livius XXXIX. 42.) Corduba, das Vorgebirge Coru.

Men-, auch Maen geschrieben, wie Be- und Bae. Men ist die Anfangssilbe sehr vieler Wörter im Vaskischen, und die Hauptbedeutungen sind Macht, Gewalt, und Höhe, Berg, wofür der vollständige Vaskische Ausdruck mendia ist. Die letzte paſst besser für Benennungen von Gegenden. Mendiculea (Ptol. II. 5. p. 41.) Mellaria, oder Menlaria, Menoba, Menosca, der Fluſs Menlascus, Mentesa oder Mentisa. Astarloa (Apol. p. 242.) leitet auch Mediolum (Ptol. II. 6. p. 46.) der Celtiberer von mendia ab, als hieſse es, vielen heutigen Orten gleich, Mendiola. Doch weist er nirgends die Auslassung des n nach.

*) Man könnte die Endsilben nica und nicum in diesen Namen für lateinische Endungen halten, nur zu völliger Gewifsheit läfst es sich darüber freilich nicht kommen. Indeſs ist n ein euphonischer, nicht selten eingeschobener Buchstabe im Vaskischen.

Ner- ist eine seltne Anfangssilbe Vaskischer Wörter. Dagegen findet sie sich in einigen Ortnamen. Von dieser Art sind Nertobriga, das zweimal vorkommt, Nerium und die Nerier, der Fluſs Nerua. Diesen letzten ausgenommen, gehören diese Namen nur Celtischen und Celtiberischen Orten an.

Or- kann zu den häufigsten Anfangssilben im Vaskischen gerechnet werden, und der Vokal o, der Anfangsbuchstabe von oña, Hügel, und der Hauptwurzellaut in gora und goia, hoch, drückt, auch für sich allein, wie in der Verbindung mit dem euphonischen r, sehr oft den Begriff der Höhe aus. Daher giebt es noch heute eine Menge Ortnamen, die mit o anfangen z. B. Oiz, Oienguren, Oienarte, Oion, Oizate, Oinaz, Oba, Oca, Oña, Oñate, Oria, Oguena u. s. w. Vergleicht man mit diesen Namen folgende alte, so drängt sich das Gefühl der Gleichheit der Sprachen auf. Obila (Ptol. II. 5. p. 41.) das Vorgebirge Oeaso, Orcelis (Ptol. II. 6. p. 47.) Oretani Orippo, das Gebirge Ortospeda (Ptol. II. 6. p. 43.) oder richtiger Orospeda (Strabo III. 4. p. 162.). In der Endung ist mit diesem das Gebirge Idubeda zu vergleichen; beide sind durchaus Vaskische Laute, o, hoch, r euphonisch, os ächt Vaskische Silbe, man mag sie nun von otza, kalt, oder otsa, Geräusch, ableiten: iduna, Nacken, eine auf Gebirge passende Metapher, be in der Endung. Oria, Oringis, Orgenomesci (Hard. ad Plin. I. 227, 5.) wo der erste Theil des Namens, wie das heutige O-guen-a, die letzte der Höhen heifsen kann, die Orniaci. Mannert führt (I. 419.) noch ein Volk der Orisser an, und beruft sich dabei auf eine Stelle Diodors von Sicilien (XXV. ecl. 2.). Wie aber die Stelle jetzt gelesen wird, ist in derselben nicht von einem Volke, sondern von einem König Orisson die Rede. Für den gegenwärtigen Zweck ist beides

gleich. Der Name, er gehöre einem Volk, oder König an, ist von dem Wohnen in einer Menge von Bergen hergenommen, und beweist im letzten Fall, dafs auch im Alterthum, wie jetzt in Biscaya, die Eigennamen von den Wohnsitzen herstammten, eine Sitte, die überall da herrschend seyn mufs, wo ein Volk das Nomadenleben aufgegeben hat, aber noch an abgesonderten Wohnungen hängt, und sich nicht in Städte vereinigt *). In der Periode, in welcher wir Spanien durch die Griechen und Römer kennen, bestand zwar schon beides daselbst, das zerstreute Ansiedeln und das Zusammenwohnen, allein das Erstere hatte im Innern, und bei den mit Pflanzvölkern unvermischten Eingebornen offenbar das Uebergewicht. Es finden sich aber unter den Iberischen Eigennamen auch solche, die von persönlichen Eigenschaften hergenommen sind. So Indortes (Diod. l. c.) unstreitig von indarra, stark.

---

*) Bei den Altpreufsischen Namen, welche Vater in seiner neuesten Schrift: die Sprache der alten Preufsen, aus Urkunden zusammengestellt hat, läfst sich dieselbe Bemerkung machen. Sehr viele sind von den Wohnungen hergenommen, und die Wohnung soll sogar ihren Namen auf jeden Besitzer übertragen. (S. 147.) Es war übrigens ein sehr glücklicher Gedanke, eine Sprache, deren Daseyn kaum bekannt war, wieder ans Licht zu ziehen, und wer sich je mit dem germanisch-slavischen Sprachstamm beschäftigt hat, zu dem sie gehört, wird bewundern, dafs die Schwierigkeiten, welche dem Zusammentragen einer Grammatik und eines Wörterbuchs der Altpreufsischen entgegenstanden, haben so glücklich überwunden werden können. Ich glaube mich durch das Litthauische, mit dem ich einmal ernstlicher beschäftigt gewesen bin, überzeugt zu haben, dafs auch der Zusammenhang der Slavischen Sprachen mit dem Griechischen, und den vermuthlich diesem zum Grunde liegenden Sprachen, durch das Studium dieser germanisch-slavischen Sprachen viel besser erkannt werden kann. Sie scheinen nemlich den Charakter der gemeinschaftlichen Ursprache treuer bewahrt zu haben, und ich halte sie bei weitem nicht für ein blofs später entstandenes Gemenge von Slavischem und Deutschem. Auch von dieser Seite ist die Vatersche Schrift von der gröfsesten Wichtigkeit für die Sprachkunde.

Da die Griechen und Römer, vorzüglich die letzteren, kaum einen andren Buchstaben als s hatten, um einige der eigenthümlichsten und schwierigsten Vaskischen Laute auszudrücken, so können in diesen ch (tsch) tz, z, tz verändert worden seyn. Um aber dem Etymologisiren nicht ein zu weites Feld zu öfnen, bleibe ich bei dem s und z der Vaskischen Wörter stehen, und überlasse es den Eingebornen weiter zu gehen, denen tiefere Sprachkenntnifs das Recht giebt, kühner zu seyn. Unter den mit sal und zal anfangenden Vaskischen Wörtern eignen sich zu Ableitungen von Ortnamen: saldu, verkaufen, da die Städte natürliche Marktplätze waren, saldoa, Heerde, zaldia, Pferd. Ohne die folgenden Namen gerade auf eins dieser Wörter bestimmt zurückzuführen, sondern mich an der Aehnlichkeit des Klanges begnügend, stelle ich die mit sal anfangenden hier zusammen. Sala (Ptol. II. 4. p. 39.) Salacia, Salaniana (auch Salmana, Salamana geschrieben. Itin. Anton. p. 427.) Salaria, Salduba, Saleni (Mela III. 1, 10.) der Flufs Salia (Ib.) Salica (Ptol. II. 6. p. 46.) Salionca (Ptol. II. 6. p. 45.) worin die Endung auch vorzüglich Vaskisch klingt (ona, gut) Salmantica, womit die obige Lesart Salmana, ferner Nemanturista (Ptol. II. 6. p. 48.) Septimanca (Itin. Anton. 435.) Almantica (Reichards Karte. F. i.) Termantia, und Numantia *) zu vergle-

*) Es ist hier nur der Zweck, das ähnlich Klingende zum Behuf fernerer Untersuchung zusammenzustellen. Erro erklärt (Alfab. p. 174.) N-umantia von n das, nach ihm, Höhe bedeuten soll, und umantia, Sumpf, See, als die an einem Wasser auf der Höhe liegende Stadt. Schon die Vergleichung mit dem ganz nahe gelegenen Termantia macht diese Etymologie wenig wahrscheinlich. Alle oben angeführte Orte (Almantica, und das auch in sich anders gebildete Nemanturista ausgenommen) befinden sich im Gebiet der Celtischen Namen (23.) und gehören vielleicht zu denselben. Doch ist mir, aufserhalb Spanien, nur Celmantia in Ungarn als durchaus ähnlich gebildet, aufgefallen.

chen ist, die Flüsse Salo (Martialis X. 103, 2.) und Salsus (Auct. inc. de bello Hisp. c. 7.) Saltiga (Ptol. II. 6. p. 47.) wieder mit sichtbar Vaskischer Endung. Nicht blofs der Flufs Salsus, sondern auch andre der hier zusammengestellten Namen sind vermuthlich ganz, oder zum Theil Römischen Ursprungs, und von Salzquellen hergenommen. Sogar kann derselbe Name an einem Orte diese, an einem andren eine andre Bedeutung haben. So ist es sehr wahrscheinlich, dafs Salduba am Mittelländischen Meere (Plin. I. 136, 20.) von den, nach Carter, (I. 256.) dort noch überall sichtbaren Salzquellen den Namen trug. Dagegen ist die gleiche Etymologie bei dem alten Namen von Caesaraugusta, das mitten im Lande lag, zweifelhaft. (17.)

Se- ist eine sehr häufige Anfangssilbe alt-spanischer Namen. In Vaskischen Wörtern ist sie, wenn man ce (wie in celaya, Ebne) hinzunimmt, auch sehr gewöhnlich. Dennoch finde ich unter diesen Namen viel weniger, als unter den übrigen, Anlafs, auf eine bestimmte Etymologie zu kommen, und auch Astarloa hat, ohne etwas darüber zu sagen, keinen dieser Art unter seine Ableitungsbeispiele aufgenommen. Besonders fremdartig klingen mir die mit Sege- und Segi anfangenden. Ich kenne kein Vaskisches Wort dieser Bildung. Sebendunum (Ptol. II. 6. p. 48.) Secerrae. (Itin. Anton. p. 398.) Segeda, das mit Segida, Segestica und Segobriga dasselbe scheint (Mannert. I. 403.) Segisa, (Ptol. II. 6. p. 47.) Segisama, Segisamum, Segisamunclo, Segobriga, Segovia. (Segubia des Ptolemaeus. II. 6. p. 46.) Man könnte verleitet werden, hierbei an das Vaskische gubia, Bogen, und die bei dem heutigen Segovia stehende Wasserleitung zu denken, allein der Ort mufste wohl schon vor diesem Römischen Bau seinen Namen haben, und Ptolemaeus Segubia ist nicht das heutige; dieses kommt im Itin. Anton.

vor. (Mannert. I. 398.) Segontia, Seguntia, Selambina (Plin. I. 137, 1.) Selensis, Selia, (Ptol. II. 4. p. 39.) Sepelaci, (Itin. Anton. p. 400.) Sepontia, (Ptol. II. 6. p. 45.) Seria (Plin. I. 139, 15.) Serippo, Setabis, Setelsis. (Ptol. II. 6. p. 48.) Setia, (Ptol. II. 4. p. 39. c. 6. p. 48.) Setida, (Ptol. II. 4. p. 39.) Setisacum, (Ptol. II. 6. p. 45.) Setortialacta (Ptol. II. 6. p. 46.).

Tar- und Ter- sind Anfangssilben, die nur äufserst selten im Vaskischen vorkommen. Tarraco, Tarraga, Tartessus, Termantia, Termessus.

21.

Namen von Individuen.

Andere Ueberbleibsel der Landessprache finden sich in den Personen- und Familiennamen. Doch ist von diesen natürlich eine viel geringere Zahl auf uns gekommen. Einige derselben sind offenbar Vaskischen Ursprungs, andre stimmen mit Ortnamen ganz oder zum Theil überein. Dafs in ihnen im Ganzen der Klang Vaskisch ist, zeigt vorzüglich die Vergleichung mit den Gallischen. Die häufigen Endungen dieser in -marus, (Civismarus, Induciomarus) -rix, (Ambiorix, Cingetorix) -dunus, (Conetodunus) -vicus, (Litavicus) sind Spanien ganz fremd. Einen eignen Charakter der Celtiberischen Namen zu bestimmen, erlaubt die geringe, zur Vergleichung vorhandene Zahl nicht. Da alle diese Iberischen Namen in den Schriftstellern zerstreut sind, so setze ich hier ein alphabetisches Verzeichnifs derselben her, das sich jedoch noch vermehren lassen wird. Ich habe auch die Namen bei Silius Italicus, die nicht, wie Phorcys, Aconteus und andre, offenbar fremden Ursprungs sind, aufgenommen, weil er, wie man aus Mandonius, Indibilis u. a. sieht, oft histori-

sche Namen zu seinem Gebrauch auswählte. Ob er selbst Spanischer Abkunft war, und noch mehr, ob er je die dortige Landessprache kannte, ist zwar höchst zweifelhaft. Allein unläugbar hat er zu einem Wettkampf den Namen Burrus, der von burruca, Kampf, stammt, sehr passend gewählt.

Abilyx, Saguntiner. (Polybius III. 98.) Abia, Vaskisch Gebüsch. Stadt Abula. (17.)

Alco, Saguntiner. (Liv. XXI. 12.) Vielleicht Griechischen Ursprungs, wie auch Livius durch den Gegensatz Alconem Saguntinum et Alorcum Hispanum andeutet. Es gab indefs auch eine Celtiberische Stadt Alce (Liv. XL. 48.) und al deutet auch im Vaskischen, als Stammsilbe, Stärke, Muth, Entschlossenheit an, wie man aus al, ahal, können, ahala (Labort. Dial.) pouvoir, force, und dem gleichbedeutenden Guipuzcoanischen alaidea sieht. Daher kommt vermuthlich auch der Name der Celtiberischen Stadt.

Aletes, Entdecker der Silberbergwerke, und deshalb göttlich verehrt. Ein Hügel bei Neu Carthago wurde nach ihm benannt. (Ptol. X. 10.) Unstreitig ein Fremder.

Allucius, Celtiberer. (Dio Cass. Ed. Reim. Vol. I. p. 26. fr. 58. nr. 2.) Städte Lucentum, Hucia (Liv. XXXV. 7.).

Alorcus, Spanier in Sagunt. (Liv. XXI. 12.) Stadt Horcum. (15.)

Amusitus, Auseianer. (Livius XXI. 61.)

Andobales s. Indibilis.

Ambo, Celtiberer, (Appianus. VI. 46.) verräth seinen Gallischen Ursprung, wenn man den Ambiorix, die Völkerschaften der Ambiani, Ambivareti, Ambarri, und das Gallische Wort Ambacti vergleicht. Hiernach scheint die nur durch Münzen bekannte Stadt Amba (Sestini descr. delle med. Isp. nel Mus. Hederv. p. 22.) eine Celtische gewesen zu seyn.

Arauricus aus Corduba. (Sil. Ital. III. 403.)

Arganthonius König von Tartessus (Herodot. I. 163.) Der Name mag wohl viele Veränderungen erlitten haben.

Attanes, Turdetaner. (Livius XXVIII. 15.)

Avarus, Numantiner (App. VI. 95.) Der Name ist aber ganz Vaskisch. Die Etymologie ist weiter oben (17. v. Octaviolca) bei Abarum angegeben.

Audax, Lusitaner. (App. VI. 74.) Der ganz Römische Klang ist sehr verdächtig.

Balarus, Vettone (Sil. Ital. III. 378.).

Besasis, kommt bei Belagerung der Bastetanischen Stadt Turba vor. (Livius XXXIII. 44.) Der Name kann mit besoa, der Arm, woher bes-cona, Waffe, deren man sich in der Nahe bedient, mit der man Arm gegen Arm kämpft, zusammenhangen.

Bilistages, Ilergete. (Livius. XXXIV. 11.)

Budar wird zugleich mit Besasis genannt.

Burrus, Lusitaner. (Sil. Ital. XVI. 560.) S. oben.

Caesaras, Lusitaner. (App. VI. 56.) Wohl fremden Ursprungs.

Caraunius, Beiname des Numantiners Rhetogenes. (App. VI. 94.) Gara, Höhe. Vielleicht war der unvaskisch klingende Name (10.) Rhetogenes sein Celtischer, neben dem er den Iberischen Caraunius, von gara, hoch, und unea, Gegend, Land, der Hochländer, führte.

Carus, Celtiberer aus Segeda. (App. VI. 45.) Wenn der Name einheimisch ist, von gara.

Caucaenus, Lusitaner. (App. VI. 57.) Stadt Cauca.

Cerdubellus (Livius XXVIII. 20.) Er befand sich mit andren Hispani convenae in Castulo; dieser Aufenthalt beweist also nichts für seine Abkunft. Der Name scheint Celtisch an der Endung -bellus. Der Anfang ist dem auch Celtiberischen Certima (3.) ähnlich.

Colichas (Ptol. XI. 20.) bei Livius (XXVIII. 13.) nach Verschiedenheit der Ausgaben und Handschriften, Colchas, Colcas, Culcas, und in eben diesen Verschiedenheiten mit vorgesetztem s, Scolchas u. s. w. Er regierte in Baetica.

Connobas (App. VI. 68.)

Corbis (Liv. XXVIII. 21.) Stadt der Suessetaner Corbio. Von gora, hoch.

Corribilo, auch Corbilio, aus der Stadt Litabrum im diesseitigen Spanien. (Liv. XXXV. 22.)

Ditalcon, Lusitaner. (App. VI. 74.)

Edeco, (Pol. X. 34.) der Vaskischen Ableitung nach, weniger richtig bei Livius (XXVII. 17.) Edesco. Die beiden Anfangssilben sind die Stammsilben des Namens der Edetaner, und die Endung die gewöhnliche Vaskische Adjectivendung. (15.) Dafs er ein Edetaner war, wird nicht ausdrücklich gesagt, es ist aber nach dem Zusammenhang der Erzählung von ihm, da er in der Nachbarschaft von Tarraco regiert zu haben scheint, und nach einer Lesart bei Polybius, wahrscheinlich.

Galbus, Carpetaner. (Liv. XXIII. 26.) Der Name scheint Celtisch. Galba war auch der Name eines Belgischen Königs, (Caes. de bello Gall. II. 4.) und galba soll auf Gallisch einen sehr fetten Menschen (Suet. Galba. 3.) bedeutet haben.

Gargoris, einer der ältesten Könige der Tartessier. (Just. XLIV. 4.) Nach dem Pariser handschriftlichen Wörterbuch heifst garia, dünn, mager, grêle mince de corsage.

Glagus. S. II.

Habis, der oft ausgesetzte und wundersam gerettete Iberische Triptolem (Justinus. XLIV. 4.) Da er in den Wäldern mit den Hirschen lebte, so rührt sein Name von abea, Gebüsch, her. (17.) Im Vizcayischen Dialect heifst

dies Wort abia, im Labortanischen (obgleich mit etwas verschiedener Bedeutung) habea, so dafs die Sprachanalogie vollkommen vorhanden ist.

Hilermus, auch, nach einer andren Lesart, Hilernus, (Liv. XXXV. 7.) wird in einer Schlacht gegen die Vaccaeer, Vettonen und Celtiberer genannt. Hiltcea (Lab. Dial.) tödten; Ermua, noch heute ein Ortname in Biscaya; ernatea, erwecken.

Herdes. (Sil. Ital. XVI. 567.) Vielleicht blofs vom Dichter nach der Stadt Herda gebildet.

Imilce, aus Castulo, Hannibals Gemahlin. (Sil. Ital. III. 106. Vergl. Liv. XXIV. 41.) Der Name scheint aber eher Punisch, als Iberisch. Silius nennt ihn eine Verdrehung des Griechischen Namens Milichus.

Indibilis aus der Gegend des Iberus, da er an einer Stelle des Livius (XXVIII. 24.) ein Lacetaner, an einer andren, wo aber die Lesart zweifelhaft ist, ein Ilergete (XXIX. 1.) heifst, auch mit diesen, und ein anderesmal mit den Suessetanern (Liv. XXV. 34.) gegen die Römer kämpft. Bei Polybius (III. 76, 7.) heifst er Andobales, vielleicht von andia, grofs. Stadt Intibili.

Indortes in Baetica. (20.)

Indo (Auct. inc. de bello Hisp. 10.) Mehrere Vaskische Wörter fangen mit ind- an, indarra, stark, indea, Schmerz u. a.

Istolatius in Baetica. (Diod. XXV. Ed. Bip. p. 355.) Die Endung ist fremd. Am übrigen Wort ist die Localsilbe ola kenntlich. Der Anfang kann von istilia, Sumpf, Lache, oder istoa, Pfeil, herkommen, je nachdem der Name von dem Wohnsitz, oder einer persönlichen Eigenschaft entlehnt angenommen wird.

Lamus (Sil. Ital. XVI. 476.)

Larus, ein Cantabrer. (Sil. Ital. XVI. 46. 47.)

Leuco, Celtiberer. (App. VI. 46.)

Litenno, Celtiberer. (App. VI. 50.) Wohl ein Celtischer Name; in Gallien Litavicus.

Luscinus im jenseitigen Spanien. (Liv. XXXIII. 21.) Der Name klingt sehr Römisch.

Mandonius kommt zugleich mit Indibilis vor, und wird auch ein Lacetaner genannt, nicht aber, wie dieser, ein Ilergete. Vielleicht von manatu, befehlen. Mandiota ist ein Pracht-, ein Versammlungssaal. Man könnte auch an mandoa, Maulthier, denken. Doch giebt es auch in Gallien die Mandubier, und Mandubratius, so dafs die Ableitung sehr ungewifs ist.

Megara (nach andren Lesarten Megaravictus und Megaravistus) Numantiner (Florus. II. 18, 4.).

Mericus. (Liv. XXV. 30.). Mehrere Städte Meri- und Merobriga. (23.)

Minurus, Lusitaner. (App. VI. 74.)

Norax. (32.)

Olonicus (Epit. Liv. XLIII.) wird für denselben mit Salondicus gehalten (Supplem. Freinshemii. XLIII. 4.) Doch ist die Sache sehr ungewifs.

Orisson. (20.)

Orsua. (Liv. XXVIII. 21.) Die Stadt Urson heifst auch Orson.

Rhetogenes. S. Caraunius. Bei Valerius Maximus (V. 1, 5.) Rethogenes.

Rhyndacus, Celtiberer. (Sil. Ital. III. 384.) Da Silius Italicus der Stadt Uxama Sarmatische Mauern beilegt, so gründet sich dies vermuthlich auf eine Sage der ausländischen Abkunft ihrer ersten Bevölkerer. Daher bemerken schon die Ausleger zu dieser Stelle, dafs auch Rhyndacus vermuthlich fremd und dem Namen des Mysischen Flusses nachgebildet ist.

Salondicus, Celtiberer. (Florus. II. 17. 14.) S. Olonicus.

Spanus. (18.)

Tanginus (App. VI. 77.).

Tantalus (App. VI. 75.) Lusitaner, und Viriathus Nachfolger in der Feldherrnwürde. Der Name ist vermuthlich falsch. Bei Diodor (Frag. XXXIII. Ecl. 5. Ed. Bip. p. 72.) heifst er Tautamos.

Turrus oder Thurrus, Celtiberer. (Liv. XL. 49.)

Viriathus, der bekannte Lusitanische Anführer. Da der Name doch nur einheimisch seyn kann, so erinnert er an die vorzüglich, obgleich nicht ausschliefsend, zum Schmuck der Manner bestimmten Armketten, viriae Celtibericae. (Plin. II. 609, 3.) Man will dies Wort von vir herleiten. Allein da, nach Plinius, die Sache aus Gallien und Celtiberien (und wohl aus Iberien durch Celtiberer nach Gallien) kam, so entstand auch der Name vermuthlich aufserhalb Italien. Biruncatu heifst im Vaskischen drehen, wenden, und dieser Begriff, der sehr gut auf eine Spange pafst, die sich um den Arm windet, ist der ursprüngliche in der Silbe bir. Da ein Name nicht bei jedem, sondern nur bei dem ersten, der ihn trägt, bedeutend zu seyn braucht, so widerspricht Viriathus Abneigung gegen allen Schmuck (Diod. Fragm. XXXIII. Ecl. 5. Ed. Bip. p. 80.) dieser Etymologie nicht. Wäre der Name Celtiberisch, so könnte man an bir, ber, Spiefs, Speer, Lanze, denken *).

*) Ich bin hier nicht sowohl wegen des Namens des Viriathus, als wegen der dabei berührten einheimischen Worter ausführlich gewesen. Die lateinischen vertere, und veru, über deren Ableitung aus dem Griechischen man sehr in Verlegenheit ist, scheinen zu diesen Baskischen und Celtischen Wurzeln zu gehören. S. 30. über die Berones.

22.

Uebereinstimmung der Iberischen Ortnamen mit der Vaskischen Sprache im Allgemeinen.

Es war bei den bisherigen Untersuchungen meine Absicht darzuthun, dafs die alt-iberischen Ortnamen, dem gröfsten Theile und ihrer Masse nach, aus der Vaskischen Sprache abstammen, und dafs dieser Ursprung sich aus der heutigen noch hinlänglich herleiten und an ihr erkennen läfst. Ich habe zu diesem Behuf zuerst (8—11.) die Uebereinstimmung des Lautsystems in der Sprache, und den Namen gezeigt, dann (13—16.) die Reihen der letzteren aufgesucht, die sich an dieselbe Wurzel anschliefsen, hierauf (17.) eine Anzahl einzelner ausgehoben, die, ebenso wie jene Reihen, eine vollständige Erklärung aus dem Vaskischen zulassen, und endlich (19. 20.) einen sehr grofsen Theil der noch übrigen Namen, nach ihren End- und Anfangssilben classificirt, hinter einander aufgestellt, um, ohne bestimmtes Etymologisiren der einzelnen, die Aehnlichkeit der Wort- und Silbenendung, und des Klanges zu zeigen. Auf dies letzte Argument würde ich wenig Werth legen, wenn es nicht mit den vorhergehenden verbunden gewesen wäre. Wenn aber eine bedeutende Anzahl von Namen sich als Vaskisch ergiebt, wenn die Analogie der Namen und der Sprache sich durch ganze Reihen durchführen läfst, wenn sie in einigen Wörtern durch ausdrückliche Zeugnisse der Schriftsteller bestätigt wird, so ist es natürlich, und logisch folgerecht, nunmehr auch da, wo die Aehnlichkeit nur in einzelnen Elementen liegt, und vorzüglich nur durch den gleichen Laut begünstigt wird, dieselbe Analogie anzunehmen. Ich glaube daher meinen obigen Zweck erreicht, und den Beweis der Gleichheit der Namen und

der Sprache bis zur Ueberzeugung geführt, mithin die Behauptung der oben angeführten Schriftsteller, dafs das Vaskische schon vor der Zeit der fremden Ansiedelungen Localsprache war, von dem Verdacht der Partheilichkeit gereinigt zu haben. Es entsteht aber nun die Frage, ob die Vaskische Sprache die allgemeine, und einzige Ursprache des Landes war, und wenn dies nicht der Fall seyn sollte, innerhalb welcher Gränzen sie beschränkt blieb? Neben der jetzt gezeigten Gleichheit, mufs man daher auch die Verschiedenheit aufsuchen, die sich vielleicht zwischen einem Theil der alten Namen, und dem Vaskischen finden möchte. Dies nun ist allemal ein viel schwierigeres Unternehmen. Denn da alle Begriffe unter einander zusammenhangen, und die meisten, wenigstens metaphorisch, auf einander bezogen werden können, und da alle Sprachen ungefähr aus derselben Zahl von Lauten bestehen, die vielfacher Umänderungen und Uebergänge in einander fähig sind, so fällt der Beweis, dafs eine Anzahl Wörter gar keine Verwandtschaft mit einer gegebenen Sprache habe, immer sehr schwer. Die Sprachen besitzen überhaupt eine solche Neigung der Annäherung und des Uebergangs in einander, dafs man viel weniger dazu gelangt, Scheidewände zwischen ihnen aufzustellen, als Verwandtschaften zu entdecken. Wir haben nun zwar im Vorigen drei Classen von Namen (die mit Ner- und Se- anfangenden, und mit -ippo schliefsenden) auch viele einzelne gefunden, welche keine leichte Herleitung aus dem Vaskischen erlauben. Aber dies allein entscheidet noch nicht. Es müfste hier bewiesen werden, dafs diese Namen gar nicht aus der Sprache hergeleitet werden können, und wenn dieser Beweis unmittelbar und geradezu geführt werden sollte, so würde derselbe eine vollständige Kenntnifs des Vaskischen in allen seinen Mundarten voraussetzen, ohne noch zu gedenken, dafs eine Menge

einzelner Wörter, ja ganze Mundarten verloren gegangen seyn mögen. Die bisherige Untersuchung aber konnte noch weniger dahin führen, da in derselben mit Fleifs jede, auch noch so gelinde Umänderung der Töne vermieden worden ist, durch die man doch, nothwendiger Weise, wieder die Umänderungen aufheben müfste, welche die Zeit in der Ueberlieferung gewifs mit den meisten vorgenommen hat, so merkwürdig und wunderbar es auch ist, dafs doch gewisse Wurzellaute sich noch immer kenntlich erhalten haben. Aller dieser Hindernisse ungeachtet, findet sich dennoch unter den alt-iberischen Namen eine Classe, welche sich, meinem Urtheile nach, nicht nur der Herleitung aus dem Vaskischen widersetzt, sondern auch zu Führung eines indirecten Beweises dient, und dadurch zur Entscheidung der Frage beitragen kann, ob die Halbinsel nur Einen Stamm von Bewohnern, oder mehrere mit verschiedenen Sprachen vor der Ankunft der Phönicier, Griechen und Römer besafs? Ich habe hierbei die auf -briga ausgehenden Ortnamen im Sinn, die mit Fleifs im Vorigen von mir übergangen worden sind. Um aber auch hier, ohne alle vorgefafste Meinung, blofs die Thatsache aufzusuchen, will ich zuerst alle Namen dieser Art, mit Aussonderung derer, die nur Verschreibungen sind, zusammenstellen, die Gegenden, wo sie vorkommen, bemerken, und, wo es angeht, Vermuthungen über die mit der Endsilbe verbundenen Vorsilben hinzufügen.

23.

Ortnamen mit der Endung briga.

Namen in -briga finden sich nun:

I. bei den Celtischen Völkerschaften:

1) den Celtikern in Baetica:

Nertobriga.

Turobrica. (Plin. I. 140, 1. Man vergleiche 16.)

2) bei den Celtikern in Lusitanien:

Caetobrix (Mannert. I. 342.) oder Cetobriga (VV. DD. ad Itin. Anton. p. 417. v. Catobriga.)

Lancobrica. (14.)

Medobriga und mehrere Meribriga und Merobriga. Medubriga, Medobriga, und Meribriga und Merobriga sind unstreitig dieselben Namen. (Mannert. I. 344.) Es ist schon im Vorigen (8.) gezeigt worden, wie sich auch im heutigen Vaskischen das einfache r in der Aussprache dem d nähert *). Bei Plinius (I. 230, 1.) haben die Medubricenses den Beinamen Plumbarii, offenbar von den Bleigruben. Beruna ist das Vaskische Wort für Blei, b und m wird aber an sich, und auch im Vaskischen nicht selten verwechselt, und so könnte dies Wort in Merobriga verborgen seyn.

3) bei den Celtikern in der Nordwestspitze der Provinz Tarraconensis:

Adobrica (Mela III. 1, 9.) und Abobrica. (Plin. I. 227, 12.) Beide Namen gehören vermuthlich demselben Ort an, und der letztere scheint der wahre. Mannert (I. 359.) hält Abobrica und Brigantium für dieselbe Stadt, aber

*) Auch in Bengalen wird eine gewisse Art des d wie ein sehr stumpfes (very obtuse) r ausgesprochen. (Wilkins' Sanskrit Grammatik. p. 8.) Allein dort scheint die Aussprache des r auf das d überzugehen, und es härter zu machen. Die Aehnlichkeit beider Buchstaben mag dort darin liegen, dafs der Laut beider aus der innersten oberen Höhlung des Mundes hergenommen wird. Denn das in Bengalen so ausgesprochene d ist gerade dasjenige, welches man im Sanskrit Alphabet, als käme es aus dem Innern des Kopfes, das cerebrale nennt, der dritte Buchstabe der dritten Consonanten-Classe des Deva-nägari Alphabets. Im Vaskischen wird im Gegentheil aus dem r nicht ein d, und das r verliert sein ihm sonst eigenthümliches Schnarren. Das Vaskische d hat wenigstens meinem Ohr nie verschieden von dem unsrigen geklungen.

Reichard hat sie, meines Erachtens richtiger, auf seiner Karte abgesondert.

1) bei den Celtiberern, indem ich unter diesem Namen alle sechs Celtiberischen Völkerschaften zusammenfasse:

Arcobriga.

Augustobriga.

Centobriga, wenn dies wirklich ein verschiedener Ort, nicht blofs ein andrer, vielleicht verschriebener Name ist. (Mannert. I. 403.)

Nertobriga.

Segobriga.

II. bei den Iberischen Völkerschaften:

1) bei den Turdetanern zwischen dem Anas und der Küste des Oceans:

Lacobriga. (14.)

Merobrica.

ferner in Baeturien:

Mirabriga.

2) bei den Lusitanern:

Arabriga. (16.)

Conimbrica. (19.)

Ercobriga. (Reichards Karte. D. b.)

Ierabrica. (Itin. Anton. p. 419.)

Mundobriga. (Itin. Anton. 420.)

Talabriga.

3) bei den Vettonen:

Augustobriga.

Caesarobriga.

Castobrix. (Reichards Karte. F. a.) Man vergleiche über diesen sehr bestrittenen Ort, und die verschiedenen Lesarten des Namens, die Ausleger zu Anton. Itin. 417.

Cottaeobriga. (Ptol. II. 5. p. 41.)

Deobriga, womit Dea *) Vocontiorum in Gallien zu vergleichen ist.

4) bei den Callaikern:

Coeliobriga. (Ptol. II. 6. p. 44.)

Tuntobriga. (Ptol. II. 6. p. 44.)

5) bei den Asturern:

Nemetobriga.

6) bei den Cantabrern:

die Juliobrigenses, die Einwohner des Portus Victoriae an der Küste.

Juliobriga, im Innern des Landes. (Mannert. I. 370.)

7) bei den Murbogern:

Deobrigula (14.)

Auf der Gränze der Murboger und Vaccaeer Dessobrica. (Itin. Anton. p. 449.)

8) bei den Autrigonen:

Deobriga.

Flaviobriga.

9) bei den Vaccaeern:

Amallobrica. (Itin. Ant. p. 435.)

Lacobrica.

10) bei den Oretanern:

Merobriga. (Ptol. II. 6. p. 46.)

In der Geographie des Anonymus Ravennas kommen noch folgende andre Orte in -brica vor: Abulobrica in der Nähe von Intercatia, also wohl bei den Vaccaern (IV. 44.) Porbriga bei Abelterium und Aritium Praetorium, also bei den Lusitanern. (l. c.) Sobobrica und Tonobrica in der Gegend von Virovesca und Segisamum, also bei den Cantabrern und Autrigonen. (l. c. 45.)

*) Dafs dies dea nicht das lat. Wort ist, bestätigt auch Wesseling ad Itin. Anton. p. 457. Der Name hängt wohl mit dem Celtischen Wort Divona zusammen. (Mannert. Th. 2. II. 2. S. 86. not. a.)

Terebrica bei Olysippo, und Langobrica in Lusitanien. (l. c. 43.) Tenobrica an dem Ocean. Ich habe diese hier besonders zusammengestellt, weil man sich bei diesem Schriftsteller weder auf die Richtigkeit der Namen, noch der Lage verlassen kann.

Giebt man darauf Acht, bei welchen Völkerschaften sich diese Namen finden, so läfst sich, um ihr Gebiet zu bezeichnen, eine Linie ziehen, die an der Nordküste des Oceans an der Gränze der Autrigonen, welche ihr westlich bleiben, anfängt, dergestalt südlich hinabsteigt, dafs die Caristier und Varduler ihr östlich liegen, bis sie die Gränze der Vasconen und Celtiberer erreicht, von da an aber der Gränze erst der Celtiberer, dann der Oretaner und endlich dem Baetis bis ans Meer folgt. Was dieser, queer durch ganz Spanien laufenden Linie nördlich und westlich liegt, ist das Gebiet der in -briga endenden Namen, die sich in allen Theilen desselben, dagegen in keinem des Striches finden, der östlich und südlich an den Pyrenaeen und dem Mittelländischen Meer hinstreift. Bemerkenswerth ist, dafs in diesen letzteren keine Celtische und Celtiberische Völkerschaft fällt, dagegen Biscaya mit seiner Küste von Bilbao an, und im Innern mit seiner östlichen Hälfte, ferner ganz Navarra, folglich gerade der gröfste Theil derjenigen Spanischen Provinzen, in welchen itzt Vaskisch gesprochen wird, so wie die ganze Küste des Mittelländischen Meeres. Innerhalb des Gebietes der Namen mit der Endung -briga befinden sich dagegen die Cantabrer, alle Bewohner der Küste des Oceans von ihnen an bis zum Baetis, alle Celtischen und Celtiberischen Stämme, und die Völker des Mittellandes von ihnen aus gegen Westen gerechnet. Dieses Gebiet nimmt den gröfsesten Theil von Spanien ein, doch hat auch jener Strich an den Pyrenaeen eine bedeutende Breite, und läuft nur am Meere schmal hin. Man könnte

zwar einwenden, dafs diese in -briga ausgehenden Namen wohl durch ganz Spanien verbreitet gewesen seyn, sich aber nur in Beispielen aus den angeführten Volksstämmen erhalten haben möchten. Allein dies wäre ein wunderbares Spiel des Zufalls, und die Theilung der ganzen Halbinsel in zwei so zusammenhangende Ländertheile, die zum Theil durch Flüsse, den Iberus und Baetis, zum Theil durch die Gebirgskette des Idubeda geschieden sind, ist so auffallend, dafs man sich wundern mufs, dafs niemand bisher darauf aufmerksam gemacht hat.

24.

Ortnamen, in welchen r mit vorhergehendem stummen Consonanten vorkommt.

In der Endung -briga klingt schon das br unvaskisch. Indefs ist die Verbindung des r mit einem vorhergehenden stummen Buchstaben viel häufiger, als die des l, und ich will jetzt die unter 11. aufgeschobene Zusammenstellung der Namen dieser Art hier nachholen. Es finden sich

in Baetica: Abra (Sestini desc. delle med. Isp. nel Mus. Hederv. p. 19.) Baebro. Brana, (Plin. I. 140, 7.) Brutobria. (Steph. Byz. h. v.) Episibrium, (Plin. I. 137, 17.) Merucra, (Plin. I. 139, 8.) Nebrissa. Sucrana (Plin. I. 139, 8.) Trite, (Steph. Byz. h. v.) Ipagrum oder Egabrum, (Itin. Anton. 412.)

bei den Celtikern in Lusitanien: Bretolaeum, (Ptol. II. 5. p. 41.) Catraleucus, (l. c.)

bei den Lusitanern: Chretina (l. c.) Eburobritium (Plin. I. 228, 7.) Die Insel Londobris, Landobris (Ptol. II. 5. p. 41.) oder Lanucris (Marcianus Heracleota. Huds. geogr. min. Vol. I. p. 43.) Oxthracae. Tribula.

bei den Callaikern: Die Callaici Bracarii. Brevae. Brigantium. Flavia Iambris, (Ptol. II. 6. p. 44.) auch Lambriaca. (Mela. III. 1, 8.) Die Gravii oder Grovii. Pria, (Itin. Anton. 430.) Trigundum, (Itin. Ant. p. 424.) Volobria, (Ptol. II. 6. p. 44.)

bei den Celtikern in der Nordwestspitze der Provincia Tarraconensis: die Praesamarcae.

bei den Asturern: Brigaecium, wo -aecium griechischen Ursprungs, oder griechischer Verdrehung von οἰκέω, und Brig einheimisch seyn kann. Die Trigaecini, wenn der Name nicht ein Schreibfehler ist. (Mannert. I. 367.)

bei den Cantabrern: Brauon. (Ptol. II. 6. p. 45.)

die Autrigones, und bei ihnen Lucronium, (Reichards Karte. B. h.) Tritium.

bei den Vardulern: Tritium Tuboricum.

bei den Vasconen: der Fluſs Magrada.

bei den Vaccaeern: Sarabris, (Ptol. II. 6. p. 45.)

bei den Carpetanern: Brutobria, (Reichards Karte. D. g.) Consabrum, (Itin. Ant. p. 446.) Contrebia.

bei den Oretanern: Trogilium. (Reichards Karte. E. e.)

bei den Celtiberischen Völkerschaften: Tritium Metallum. Tucris.

bei den Contestanern: Eliocroca, (Itin. Anton. 401.) Sucro. Die Insel Strongyle. (Avieni ora marit. v. 453.)

bei den Ilergaoniern: Tenebrium. Traete.

bei den Laletanern: der Fluſs Rubricatus.

bei den Indigeten: der Fluſs Sambroca.

im diesseitigen Spanien, ohne daſs die Lage sonst genauer bekannt ist, Litabrum. (Liv. XXXV. 22.)

Cantabria, Cantabri und Artabri habe ich weggelassen, da der Laut, auf den es hier ankommt, in diesen

Namen in der, von Griechen und Römern gegebenen Endung liegen kann.

Die Namen dieser Art sind, wie sich voraussetzen liefs, durch ganz Spanien zerstreut, und es wäre kaum nöthig gewesen, sie einzeln aufzuführen. Ich habe es jedoch absichtlich gethan, weil aus der Vergleichung derselben mit den in -briga endenden noch deutlicher hervorgeht, dafs ein besondrer Grund vorhanden seyn mufs, warum diese einen abgeschlossenen Theil des Landes einnehmen. Es ist indefs auch unter den hier zusammengestellten Namen ein Unterschied. Diejenigen, in deren Anfangs- oder Endsilben bri, brig, brum, bret, britium vorkommt, finden sich nur in denselben Gegenden, als das, wie es scheint, mit ihnen verwandte briga. Denn auch Stephanus Brutobria *), von welchem allein dies zweifelhaft scheinen könnte, lag immer in der Nähe des Baetis. Unter den übrigen, namentlich denen in Baetica, und an der ganzen Mittelländischen Küste sind natürlich viele, durch Griechen und Römer **) entstandene, wie Strongyle, oder durch

*) Nach Stephanus Byz. lag dieser Ort zwischen dem Baetis und den Tyritanern, woraus man Turdetanern (da Tyritaner nichts bedeutet) gemacht hat. Wenn diese Veränderung richtig ist (und Gronovius Vorschlag: zwischen den Tritanern, von der Stadt Trite, scheint nicht empfehlungswürdig) so mufs man wohl unter den Turdetanern die jenseits des Anas wohnenden verstehen, und die Stadt zwischen beide Flüsse stellen. Denn weil auf diese Weise Celten dazwischen wohnten, so konnte man auf dieser Seite allenfalls: zwischen dem Baetis und den Turdetanern sagen, was auf der andren Seite, gegen die Säulen zu, abgeschmackt gewesen wäre, da dort vom Baetis an blofs Turdetaner waren.

**) Doch ist nicht allen Etymologieen von Städtenamen in dieser Gegend aus dem Griechischen, welche die Alten anführen, Beifall zu geben. So ist die des Namens Nebrissa von νεβρίς (Sil. Ital. III. 393.) offenbar verwerflich, und Florez (Medallas. III. 98.) ist dadurch verleitet worden, auf einer Münze einen Stier für einen Hirsch anzusehen. Es scheint übrigens, wenn auch der Beweis aus der einzigen

sie verdrehte, wie vermuthlich Episibrium, Tenebrium und andere. Denn statt dafs, wie Silius Italicus bei Gelegenheit der Grovier und Castuler meint, (III. 107. 366.) die barbarische Zunge ursprünglich Griechische Namen entstellte, haben Griechen und Römer wohl viel häufiger die einheimischen zu den Lauten ihrer Sprachen hinübergebeugt. Namen, welche offenbar lateinisch oder griechisch sind, wie Scombraria, Contributa, Transducta, Evandria habe ich natürlich unerwähnt gelassen.

25.

Versuche, die Endung briga aus dem Vaskischen abzuleiten.

Es fragt sich nun, ob die Endung briga Vaskisch, oder ein fremdes Element unter den übrigen Namen ist? Larramendi (Lex. v. briga) und Astarloa (Apol. p. 215-223) behaupten das erstere. Beide leiten das Wort von uria, Stadt, ab, jener mit dem Zusatz der Localsilbe aga, dieser des privativen Affixum ga. Astarloa erinnert mit Recht, dafs in aga das a nie verloren gehe. Seine eigne Etymologie ist aber die gezwungenste, die man sich denken kann. Bri-ga soll städtelos, also unbebaut, wüst, heifsen. Die gesetz- und ordnungslosen Versammlungen, welche die Nationen vor der Einsetzung bürgerlicher Einrichtungen hielten, kamen in solchen Gegenden zusammen, und hiefsen danach. Mit der Zeit wurden diese Versammlungen geordnet, permanent, und verwandelten sich in feste Ansiedelungen, Städte. So ging der Name auf den Begriff über,

Münze, die man auf diese Stadt deutet, ziemlich schwach ist, richtiger, Nabrissa zu schreiben. Man sehe die Anmerkungen zu Strabo III. 3. p. 143. in der von Siebenkees angefangenen Ausgabe, und Sestini descr. delle med. Isp. nel Mus. Hedervariano p. 70.

der seinem Ursprung gerade entgegengesetzt war. Es würde unnütz seyn, solche Behauptungen widerlegen zu wollen. Sollte briga einmal ein Vaskisches Wort seyn, so wäre wohl das natürlichste, es blofs für eine Dialectveränderung von uria zu erklären, zu welcher fremde Verdrehung hinzugekommen seyn könnte. Dafs u hier in b übergegangen sey, behaupten auch Larramendi und Astarloa, und zwischen die Endvocale ia schiebt auch jetzt der Vizcayische Dialect einen Consonanten ein. Dessen ungeachtet halte ich es für ausgemacht, dafs dieses Wort weder selbst ein Vaskisches, noch aus einem Vaskischen verdreht ist. In keinem der Vaskischen Dialecte kommt eine Verwechselung des b und u vor, Larramendi und Astarloa berufen sich dabei auch nur auf andre Sprachen, und der zwischen die Endvocale eingeschobene Consonant in dem Vizcayischen uri-j-a, ist nur ein Zischlaut (ein sanftes tsch) wie er sich leicht zwischen zwei Vocale schiebt, um ihr Zusammenkommen zu verhindern. Die Verbindung von b mit r ist überdies im Vaskischen ein ungesetzmäfsiger Laut, und die Vaskischen Dialecte folgen, ihrer Verschiedenheiten ungeachtet, immer dem Lautsystem der ganzen Sprache. Was aber, meines Erachtens, die Frage entscheidet, ist die Vergleichung, die sich zwischen den Endungen uris und briga, diesem Wort und dem unbestrittenen Vaskischen iria oder uria, mit dem es in der Bedeutung allerdings übereinzukommen scheint, anstellen läfst. Nirgends wird das eine mit dem andren verwechselt, Lacuris und Laco-briga sind zwei durchaus geschiedene Namen, nicht blofse Dialectveränderungen, oder Verdrehungen; beide Arten der Namen findet man bei denselben Völkerschaften neben einander, so im Gebiet der Callaiker Iria Flavia und Cocliobriga nebst andren in briga ausgehenden. Ferner zeigen sich die rein und ächt Vas-

kischen Formen Calaguris, Graccuris, Lacuris, soviel mir bekannt ist, nirgends aufser der Iberischen Halbinsel, wenn auch sonst wohl einige wenige Namen, die mit iria und uria übereinzukommen scheinen. Dagegen trift man briga nicht, wie Astarloa behauptet, blofs in Samarobriva und Artobriga, sondern auch sonst in Gallien, in Britannien, in den südlichen Donaugegenden, und, wenn man bria für dasselbe Wort hält, bis in Thracien an. In der Halbinsel selbst aber nimmt briga nur ein bestimmtes Gebiet ein. Ich halte es daher entschieden für keinen Iberischen Laut. Das einzige, was man mit einem Scheine des Rechts dafür angeführt hat, dafs nemlich die Zusammensetzungen mit diesem Wort, in Verhältnifs des Raumes, viel häufiger in Spanien, als anderwärts sind, kann, wie man weiter unten sehen wird, auch auf andre Weise erklärt werden. Aus der Beschaffenheit der mit der Endung briga verbundenen Wörter läfst sich kein Schlufs ziehen, da ebensogut, als Römische Namen und Wörter mit derselben zusammengesetzt sind, es auch Vaskische seyn können, wie fremde Völker sehr oft vorgefundene Namen in den neuen, von ihnen herkommenden zum Theil beibehalten.

26.

Ortnamen Aquitaniens.

Ehe ich mich aber zu den Ableitungen von briga aus andren Sprachen wende, ist es der Ort, itzt, wo die Untersuchung uns von selbst über die Gränzen der Halbinsel hinüberführt, die Ortnamen erst der angränzenden, dann entfernterer Länder mit den Spanischen zu vergleichen. Ich werde hierbei, wie im Vorigen, fürs erste blofs bei dem Eindrucke stehen bleiben, welchen die Gleichheit, oder ent-

schiedene Aehnlichkeit der Laute macht, ohne mich von den Zeugnissen der Alten über die Wanderungen der Völker, oder den Meinungen der Neueren leiten zu lassen, da ich den letzteren vielmehr neue Thatsachen aus diesem Gebiet unterzulegen wünschte. Ich fange mit Aquitanien an. Dafs dieser Theil Galliens nur eine Fortsetzung Iberischer Wohnsitze war, bestätigt sich auch durch die Vergleichung der Namen. Zu Belegen dieser Behauptung können folgende dienen:

Calagorris (Itin. Anton. p. 457.) bei Hieronymus, der es geradezu mit dem Spanischen zusammenstellt.

Die Vasates und Basabocates von basoa, Wald.

Iluro, wie die gleichnamige Stadt der Cosetaner. (15.)

Bigorra, von bi, zwei, und gora, hoch, die Garites *), von gara, hoch, die Auscii mit ihrer Stadt Elimberrum und die Osquidates (18.) sind unläugbar Vaskische Namen.

Das Vorgebirge Curianum, neben welchem sich das bassin d'Arcachon mit einer Krümmung ins Land zieht, die sich an der ganzen Küste auszeichnet, dem litus Corense (17.) vergleichbar, von der Stammsilbe gur, krumm, die Bercorcates, von demselben Stamm, wie Bigorra, (20.) und die Bigerriones, dem Iberischen Bigerra gleich, lassen sich ebenfalls mit Wahrscheinlichkeit aus dem Vaskischen ableiten.

Dagegen kommt bei den ächt Aquitanischen Stämmen kein den Celten ganz eigenthümlicher Name vor, kein in -dunum, -magus, oder -vices ausgehender, ebensowe-

*) Von derselben Wurzel abstammend ist der Name der Garoceli, den man in Caesar (de bello Gall. I. 10.) las, ehe er, blofs, wie es scheint, weil das Volk in den Grajischen Alpen wohnte, in Grajoceli umgeändert wurde. Doch hat auch Reichard auf seiner Karte von Gallien Grajoceli beibehalten.

nig einer in -briga. Die Rutener, deren Hauptstadt Segodunum hiefs, werden schon von einigen zur Narbonensischen Provinz gerechnet, und gehörten wenigstens nicht zum eigentlichen Aquitanien. (Mannert. Th. 2. B. I. p. 133.) Lugdunum lag zwar in diesem, gehörte aber den Convenae, d. h. einem Gemisch von Menschen mehrerer Völkerschaften aus dem Heer des Sertorius. Eine wunderbare Erscheinung aber ist es, dafs die einzige, im eigentlichen Aquitanien wohnende Völkerschaft, welche, nach Strabo's ausdrücklichem Zeugnifs, Celtisch war, und daher auch nicht zum Aquitanischen Völkerverein gehörte (IV. 2, 1. p. 190.) die Bituriges, einen durchaus Vaskischen, und mit Ausnahme der Endung, bei den Spanischen Vasconen selbst vorkommenden Namen trägt. Man vergleiche Bituris (15.). Wir werden zwar in der Folge sehen, dafs die Namen, welche von dem Wort, welches Vaskisch und Celtisch Wasser bedeutet, abstammen, sich in Gallien und Spanien nur durch das hinzugefügte d unterscheiden, welches vielleicht auch, obgleich selten, wie im Flufs Aturis (Ptolemaeus II. 7. p. 49.) in t übergieng *). Soweit wäre daher der Name, als der einer Celtischen Völkerschaft, nicht sonderbar zu nennen. Allein die ganze Bildung ist unläugbar Vaskisch, und dennoch ist es nicht wahrscheinlich, wenn auch der Ort schon vor dem Einwandern der Völkerschaft so geheifsen haben sollte, dafs diese von ihm einen fremden Namen angenommen habe. Die Endsilben riges finden sich in den gleichfalls Celtischen Caturiges in den hohen Alpen zwischen Gallien und Italien wieder, die aber früher auch von Iberern besetzt waren.

*) Mannert sagt, (Th. 2. B. I. p. 116.) dafs bei Ausonius Aduras stehe. In den Ausgaben aber, die ich nachgeschlagen, finde ich diese Lesart nicht angemerkt, wohl aber (Parent. IV. 11. Mosella. 462.) des Silbenmafses wegen, Aturrus.

27.

Ortnamen der Südküste Galliens.

In dem Narbonensischen Gallien an der Seeküste gab es, den Zeugnissen der Schriftsteller zufolge, noch Ueberreste Iberischer Völkerschaften, welche früher mit Ligurern vermischt daselbst wohnten. Von Namen mit entschieden Iberischem Laut finde ich jedoch nur Illiberis der Bebrycer, und Vasio der Vocontier. Dafs Dea der Vocontier, wenn es wirklich in Deobriga wiederkehrt, ein Celtischer Name in Spanien, nicht aber ein Iberischer in Gallien ist, habe ich schon im Vorigen (23.) erwähnt. Die Bebryces erklärt Mannert (Th. 2. B. I. p. 57.) für ein Volk von Iberischer Abkunft, an einer andren Stelle (p. 60.) nennt er dies jedoch nur wahrscheinlich. Ausdrücklich wird es von keinem alten Schriftsteller, soviel mir bekannt ist, behauptet, und dem Laut nach zu urtheilen, sollte man eher glauben, dafs dies Volk nur in Iberische Wohnsitze eingewandert sey. Die Bebrycer erinnern an die Briger, und mit ihnen verwandt kann die Endung des Namens Allo-broger (bei Stephanus Byzantinus Allobryger, und wie er sagt, am häufigsten, nemlich bei Griechischen Schriftstellern, Allobriger) seyn. Von dieser aber heifst es bei dem Scholiasten des Juvenalis (ad sat. 8. v. 234.) dafs sie Celtisch sey, und Ackerland, Gegend, bedeute.

28.

Ortnamen des übrigen Gallien.

In dem übrigen Gallien fühlt man, indem man die Namen durchgeht, dafs man in eine andre Sprache eintritt. Diese werden uns daher behülflich seyn, auch in Spanien

mehreres nunmehr als wirklich fremdartig zu erkennen, was wir bisher nur Schwierigkeit fanden, aus dem Vaskischen abzuleiten. Zwar gebricht es auch nicht an Namen, welche in ihren Anfangslauten denen auf der Halbinsel ähnlich sehen. In den Endungen, wie in Gelduba, das man mit Corduba, Salduba u. a. m. vergleichen könnte, dessen Endung aber vermuthlich mit den Ubiern, zu welchen die Stadt gehörte, zusammenhängt, ist dies seltner. Es giebt Ardyes um die Rhone von ihrer Quelle bis zum Genfer See, Arialbinum in Germania superior, Arverner und Arvii, (vergl. 19.) die Cadurci, wie das Spanische Ilurci, (14.) die Caracates, Carasa, Carcaso, Carnutes, Carocotinum, Carpentoracte, Carsici, Corbilo, (vergl. 20.) Turones, (vergl. 16.) u. s. w. Es wäre aber ein durchaus unrichtiges Verfahren, diese Namen darum für Vaskisch, oder die ähnlichen in Spanien für Celtisch zu halten. Es liegt in der Natur der Sprachen, dafs dieselben Silben mehr oder weniger in allen mit verschiedenen Bedeutungen wiederkehren. Als wirklich aus dem Vaskischen abstammend, konnten die Namen dieser Art nur in Spanien wegen des Umstandes betrachtet werden, dafs dort wirklich noch heute Vaskisch gesprochen wird, und dafs es unter den alt-iberischen Namen eine bedeutende Anzahl unläugbar und ihrem ganzen Bau, nicht einer einzelnen Silbe nach, aus dieser Sprache abzuleitender giebt. Wo dies letzte fehlt, kann die blofse Aehnlichkeit und selbst Gleichheit einer Anfangssilbe nicht einmal zu einer Vermuthung berechtigen, wenn nicht andre Beweise hinzutreten. Dies ist aber hier so wenig der Fall, dafs man, Aquitanien und die Küste des Mittelländischen Meers ausgenommen, kaum einen einzigen Namen mit wahrhaft Vaskischem Gepräge in Gallien antrifft. Die Bituriges habe ich ausnahmsweise oben angeführt.

29.

Ortnamen der von Celten bewohnten Länder. Endungen derselben.

Die Eigenthümlichkeit der Celtischen Namen, soweit Celten ihre Wohnsitze erstreckten, zeigt sich in den Endungen -briga, -dunum, -magus und vices. Ohne hier auf eine Ableitung von briga einzugehen, nenne ich -briga nur insofern Celtisch, als Namen dieser Art in Gallien, Britannien, dem von Celten besetzten Striche Deutschlands, und Spanien vorkommen. Gleich allgemein verbreitet sind die Namen Brigantium und Brigantes. In Spanien fanden wir (24.) ein Brigantium bei den Callaikern, und ein Brigaecium bei den Asturern. In Gallien ist gleichfalls ein Brigantium, und der Name des Hafens Brivates gehört wohl zu dem gleichen Stamm. In Britannien machten die Briganten, von welchen die Stadt Isubrigantum den Namen hat, nicht blofs die bedeutendste Völkerschaft aus, sondern derselbe Volksname findet sich auch in Irland. An der Ostspitze des Bodensees, also im Celtischen Deutschland, lag Brigantium, und an der Donau im heutigen Ungarn Bregetium. Vielleicht haben nicht alle diese, von dem westlichen Ende Spaniens bis zum östlichen Pannonien zerstreute Namen einerlei Etymologie. Die Stadt Brigobanne an den Quellen der Donau scheint wirklich ihren Namen von dem Flusse Brig zu führen. Sie ist auch die einzige, mir bekannte, wo in zusammengesetzten Namen brig- vorangeht. Dennoch dringt sich die Ueberzeugung auf, dafs ein Name, der überall erscheint, wo Celten gewohnt haben, ihnen angehört haben mufs. Composita von -briga sind nun,

wenn man bria und briva hinzurechnet, in Gallien: an der Südküste der Name der Segobrigier;

in dem von den Römern zum eigentlichen Aquitanien hinzugeschlagenen Lande, der der Nitiobrigier;

Samarobriva, das heutige Amiens;

Eburobrica (Itin. Anton. 361.) zwischen Auxerre und Troyes.

Baudobrica (Itin. Anton. p. 374.) Bontobrice und ad Magetobria in der Rhein- und Moselgegend, wo schon Celtische und deutsche Völkerschaften neben einander wohnten; in der Schweiz der Name der Latobriger oder Latobrogier. (Caes. de bello Gall. I. 28. Orosius. VI. 7.)

In Britannien gab es ein doppeltes Durobrivae, und Durocobrivae.

Im Celtischen Deutschland findet man Artobriga, Regensburg.

Ich bin bei den Namen in briga ausführlicher gewesen, weil es darauf ankommt, zu entscheiden, ob Celtische Stämme sie in Iberien ein-, oder Iberische in andre Länder ausgeführt, oder bei einem ehemaligen Durchzuge zurückgelassen haben.

Die Namen mit den Endungen dunum, durum, magus, vici und vices sind theils anerkannt Celtischen Ursprungs, theils wenigstens nie für Iberisch gehalten worden. Es würde daher unnütz sein, dieselben einzeln aufzuführen: es kommt blofs auf ihre Beziehung auf die altiberischen Ortnamen an. Im Ganzen finden sich dieselben, wie die in briga, und häufiger, in allen ehemals hauptsächlich von Celten besetzten Ländern, also in Gallien, Britannien und dem südlichen Deutschland.

Die Endung dunum ist Spanien nicht ganz fremd: es giebt bei den Bracarischen Callaikern ein Caladunum (Ptol. II. 6. p. 44.), in Baetica Arialdunum (Plin. I. 137, 17.)

bei den Castellanen Sebendunum *) (Ptol II. 6. p. 48.). Es würde aber voreilig seyn, diese Namen darum alle, oder auch nur zum Theil für Celtisch zu halten. Die Sache ist aufs mindeste sehr ungewifs. Dun, mit dem Artikel duna, ist eine sehr gewöhnliche Endung der Vaskischen Adjective, und zeigt Ueberflufs an; so ist ar-dun-a, voll Würmer, von arr-a, Wurm, erstu-ra-dun-a, angstvoll, von erstura, Angst, und viele andre. Auch Volksnamen werden so gebildet, Eusc-ara die Art, Sprache der Eusken, Vasken, Eusc-al-dun-ac (mit Veränderung des r in l) die Eusken oder Vasken. (18.) Dies letzte konnte vorzüglich leicht zu Ortnamen Anlafs geben. Caladunum kann Vaskisch eine Gegend bedeuten, die an Binsen reich ist. (Man vergl. Calaguris 14.)

Durum macht sowohl die Anfangs- als Endsilbe von Namen aus; so ist in Gallien Durocasis und Divodurum, in Britannien Durovernum, in Deutchland Bojodurum, in Nieder-Moesien Durostorum u. a. m. In Spanien und Portugal finde ich blofs den Flufs Durius, Octodurum (Ptol. II. 6. p. 45.) und Ocelloduri, (17.) beides Städte der Vaccaeer. Auch könnte man noch Udura (Ptol. II. 6. p. 48.) bei den Lacetanern hierher rechnen. Doch gehört der letzte Name vermuthlich nicht hierher, und die ersten sind sämmtlich in dem Gebiet der Namen in briga. Die Namen, in welchen tur die Hauptsilbe ist, und die ich grofsentheils von iturria, Quell, abgeleitet habe, (16.) ziehe ich nicht hierher, weil in diesem

*) Cellarius (I. p. 117.) macht hieraus Besen- oder Beseldunum, und vergleicht den Ort mit dem heutigen Besalu, indem er dabei den Ptolemaeus anführt. In der Bertischen Ausgabe ist keine solche Variante angemerkt. Am Münzen soll der Name, nach Sestini (descr. delle med. isp. nel Mus. Hedervariano p. 164.) jedoch in Celtiberischer Schrift, Subendunum heifsen.

durum der harte Laut nicht scheint mit dem weichen verwechselt worden zu seyn *). Denn bei so vielen Namen dieser Art kommt doch, soviel ich gesehen, diese Veränderung nicht vor, und die in Hispanischen Ortnamen so häufige Silbe tur ist in den von Celten besetzten Ländern sogar verhältnifsmäfsig selten. Es ist überhaupt sehr merkwürdig, mit welcher Beständigkeit einzelne Buchstaben sich durch viele Jahrhunderte unverändert selbst in Fällen erhalten, wo die Umänderung gewissermafsen gleichgültig wäre, und dies beweist, wie fest verbunden mit den Organen, der Einbildungskraft und der Denkart der Nationen die kleinsten und scheinbar unbedeutendsten Sprachelemente sind. Der Durius, noch heute Duero, konnte seinen Anfangsconsonanten wegwerfen, oder ihn in den harten Laut umwandeln, und die Bedeutung des Namens, als der einer Wassermenge, blieb immer dieselbe. Dennoch erhielt sich das ursprüngliche d (das vermuthlich nicht einmal zum Wurzellaut gehört) **) mitten in einem Lande, wo die andren Formen vorherrschend waren. Astarloa (Apol. 250 bis 252.) zeigt auf eine Weise, die keinen Verdacht einer willkührlichen Erklärung erregt, dafs in vielen Vaskischen Namen das d blofs, ohne irgend eine Abänderung der Bedeutung, dem Vocal vorgesetzt wird. Dennoch scheint es mir nicht richtig, wenn er, weiter gehend, durum geradezu für Vaskisch (aus ura) erklärt. Das dur oder dour

*) Ob der Aturis hiervon eine Ausnahme macht, (26.) ist noch sehr zweifelhaft.

**) Nach Lhuyd (Archaeol. Brit. p. 288. col. 3.) findet sich die alte Wurzelsilbe uy noch in Flufsnamen von Wales. Der Punkt unter dem u deutet an, dafs das u lang ist, und vor dem y eine eigne Silbe macht. Owen (lex. h. v.) leitet dur von wr ab. Er folgt hierin dem oben (4.) erwähnten System der Wortherleitung aus Ursilben allgemeiner Bedeutung. Wr bezeichnet den Zustand des darauf, darüber, oder dabei Seyns. (of being on, over, or at.)

der Celtischen Sprachen (Wasser) mag ursprünglich allerdings dasselbe Wort nicht nur mit dem Vaskischen ura, sondern auch mit dem Grundlaut von ὕδωρ seyn. Allein man würde in alle Sprachuntersuchungen nur Verwirrung bringen, wenn man nicht stufenweise rückwärts gienge, und zunächst den Zustand vor Augen behielte, in welchem sogar solche Sprachen, die gemeinschaftliche Abstammung haben, von einander bestimmt verschieden sind. Dafs aber eine solche Verschiedenheit in dem Vaskischen ura und dem Celtischen dur in der That vorhanden ist, beweist der Umstand, dafs die Iberischen Namen sich (selbst wenn man Astarloa's Meinung annimmt, bis auf wenige Ausnahmen) in jenem, die Celtischen durchaus in diesem gleich bleiben. Ich kann daher Durius, Ocelloduri, Octodurum nicht für zufällige Abänderungen alt-iberischer Namen, sondern nur für Celtische, von eingewanderten Celten mitgebrachte, halten.

Mit magus verbundene Namen giebt es in der Iberischen Halbinsel nicht, und das Gleiche läfst sich von den in vici und vices endenden sagen. Ergavica (Ptol. II. 6. p. 46.) gehörte zwar zu den Celtiberern, allein es wird bei Livius (XL. 50.) blofs Ergavia genannt. Eben so kommt es auch, als Ort der Vaskonen, bei Ptolemaeus vor, (l. c. p. 48.) welcher ebendaselbst eine andre gleichnamige Stadt in noch einfacherer Form, Erga, erwähnt. Der eigentlich einheimische Laut ist also wohl Erga und Ergavi, und ca nur die Römische Endung.

30.

Aufsuchung einzelner Celtischer Namen unter den Ortnamen Iberiens.

Auf demselben Wege, den wir hier mit Silben, welche ganze Classen von Namen bilden, eingeschlagen haben,

lassen sich nun auch andre fremde Elemente unter den alt-iberischen Namen entdecken.

Ich nenne hier zuerst Ebora oder Ebura. Dieser Name kommt mehreremale in Spanien vor, an der Küste von Baetica, (Mela. III. 1, 4.) bei den Turdulern tiefer im Lande *), (Ptol. II. 4. p. 39.) bei den Edetanern, (Ptol. II. 6. p. 47.) bei den Carpetanern, (Aebura geschrieben. Livius XL. 30. und auf Reichards Karte) bei den Lusitanern, (Plin. I. 229, 10.) bei der Celtischen Völkerschaft der Praesamarker. (Mela. III. 1, 8.) Aufserdem gab es noch die schon oben erwähnten Orte Ripepora (10.) gleichfalls in Baetica, und Eburobritium (24.) bei den Lusitanern. Der Name war also häufig in Spanien, und nicht auf einen einzelnen Strich des Landes beschränkt. Wie die Namen in briga und dunum, kann man ihn aber auch aufser Spanien in allen, hauptsächlich von Celten bewohnten Gegenden verfolgen. In Gallien finden sich Eburobrica, (Itin. Anton. p. 361.) Eburodunum (l. c. p. 342.) an der Südküste gegen Italien hin, die Aulerci Eburovices (Plin. I. 225, 7.) in der heutigen Normandie; in Britannien das bekannte Eboracum oder Eburacum; in Süddeutschland wieder ein Eburodunum (Mannert. III. 471.) in Oesterreich; in Ober-Ungern Eburum. (l. c. p. 467.) Die Eburones sind zwar auch eine deutsche Völkerschaft, (Caes. de bello Gall. II. 4.) dies kann aber nicht gegen den Celtischen Ursprung des Namens beweisen, da sie auf der linken Seite des Rheins, nahe bei den Trevirern, und also mitten unter Celten wohnten, dieser Name auch vielleicht nicht der war, den sie sich selbst gaben, sondern den ih-

*) Nach der franz. Uebersetzung des Strabo (Th. I. p. 396. nt. 1.) könnten diese beiden Städte eine und dieselbe seyn. Auf Reichards Karte aber liegt die eine am Meer, die andre im Gebiet der Turduler am Baetis.

nen die Gallier beilegten, von welchen ihn Caesar hörte. Auf jeden Fall aber ist durch das Gesagte klar, dafs er kein Iberischer seyn kann. Ob die Eburini (Plin. I. 165, 17.) in Lucanien auch hierher gehören, bleibt zweifelhaft, da sie ganz aufser den Strichen liegen, in welchen wir Celtische Wanderungen historisch kennen. Auch eines Galliers, der den Namen Eporedirix führte, wird bei Caesar (de bello Gall. VII. 38.) erwähnt *).

Der Name der Segobrigier, der nachherigen Commoner (Ptol. II. 10. p. 55. Mannert II. Band 1. S. 81.) an der Südküste Galliens, ist derselbe, als der der Stadt Segobriga. (23.) Alles trift hier zusammen, nicht blofs den letzten, sondern auch den ersten Theil dieses Namens für Celtisch, und nicht für Iberisch zu halten. Die Stadt gehört den Celtiberern an, und wenn auch an der Gallischen Küste des Mittelländischen Meeres Iberische Völkerschaften wohnten, so hielt Justinus (XLIII. 4.) die Segobrigier offenbar für Gallier. Wir haben auch oben (20.) gesehen, dafs überhaupt die mit Se- besonders aber mit Seg- anfangenden Namen wenig Verwandtschaft mit Vaskischen Wurzeln zu haben scheinen. Alle diese, oben einzeln zusammengestellten Namen kommen innerhalb des (23.) Gebietes der in -briga ausgehenden vor, die meisten bei den Celtiberern selbst. Unter den Celtischen Völkerschaften sind diese Namen sehr häufig; so findet sich Segodunum (ganz gleich mit Segobriga) in Gallien, zwar nahe am

*) Davies (Celtic researches. p. 207.) erklärt die beiden ersten Silben von Ebo-durum durch Koth, (mud) so dafs das Ganze: Ort des schmutzigen, sumpfigen Wassers hiefse. Auf Ebora würde diese Etymologie wohl nicht angewendet werden können. Ich finde nicht einmal bei Lhuyd die Irischen Wörter eban, eab, auf die er sich beruft. Der Name der auf Münzen vorkommenden Stadt Bora von unbekannter Lage (Florez Medallas. III. 17.) scheint nicht mit Ebora zusammenzuhängen.

eigentlichen Aquitanien, aber nicht in demselben, und im südlichen Deutschland am Main, ferner mit bloßer Umänderung des o in e *) Segedunum in Britannien (Camden's Britannia 858. Cellarii not. orb. ant. I. 346. bei Mannert II. 2. p. 121. und Reichard unrichtig Sagedunum) Segontia in Britannien, durchaus wie das Spanische, und andre Orte ebendaselbst und in Gallien, die jeder leicht für sich auffinden wird. Ich gedenke nur noch der Stadt Segestica der Pannonier. Der ganz gleiche Name findet sich in Spanien. Die Pannonier waren zwar eine Illyrische Völkerschaft, vergleicht man aber alle übrigen ähnlichen Namen, so ist es doch natürlicher, anzunehmen, dafs die Pannonier den Ort, ehe sie dahin kamen, schon so benannt fanden, als die Analogie, die in allen dieser Art liegt, aufzugeben, und ihn nicht für Celtisch ansehen zu wollen.

Ich habe schon oben (20.) Zweifel gegen die von Astarloa versuchte Ableitung des Namens der Celtiberischen Stadt Mediolum von dem Vaskischen mendia, Berg, geäufsert. Man kann in der That denselben kaum als einen Celtischen verkennen. In Gallien gab es ein doppeltes Mediolanum, bei den Santonen und den Aulerci

*) Camden setzt Segedunum an den Platz von Seghill (was aber Mannert II. Heft 2. p. 124. 126. für unrichtig zu halten scheint) und fügt hinzu, dafs Segedunum Brittisch dasselbe heifse, als Seg im Englischen. Aber dies veraltete Englische Wort für sedge, eine Wasserpflanze, Binsen, ist Sächsischen Ursprungs (Niedersächsisch Segge) und taugt auch wenig zu einer Wurzel für häufige Ortsnamen. Lascher (literator Celta. p. 40.) bemerkt auch, dafs die Namen dieser Orte Celtischen Ursprungs sind. Aber seine Herleitung von dem Deutschen Sieg ist durchaus unstatthaft, da dies Wort nicht Celtischer, sondern Germanischer Abkunft ist. Ich bin weit entfernt, Etymologieen aus der Sprache von Wales, die mir nicht genug bekannt ist, zu wagen, aber seg heifst in dieser unzugänglich, was sehr gut auf Ansiedelungen paſst, bei welchen Befestigung der Hauptzweck war.

Eburovices; die schon früh nach Italien überwandernden Gallier gaben ihrer neuen, dort errichteten Stadt denselben Namen, (Mannert Th. 2. B. 1. p. 22.) Auch in Britannien, und in Deutschland, jedoch wahrscheinlich Gallischen Ursprungs, (Mannert. III. 454.) war ein Mediolanum oder Mediolanium, da der Name wechselt. Zu derselben Wurzel mit diesem mufs man nun auch den Mons Medullius der Callaiker rechnen, welcher an die Medulli, eine Gallische Völkerschaft an der östlichen Südküste, erinnert, und wohl bemerken, dafs der Berg und die Stadt in den Gegenden liegen, wo sich auch die in -briga ausgehenden Namen finden.

In denselben kennen wir Nemetobriga (23.) und die Nemetater. (Ptol. II. 6. p. 41.) Auch diese Namen scheinen Celtisch, wenn man die ganz ähnlichen in Gallien: Augustonemetum im heutigen Auvergne, Nemetacum und Nemetocenna (wenn dies nicht blofs ein andrer Name desselben Orts ist) damit vergleicht. Der Name der Nemeter in Germania superior kann wohl derselbe seyn, obgleich dies eine Deutsche, nur nach Gallien übergewanderte Völkerschaft war. Bullet (I. 71.) leitet Augustonemetum von nemet, nach ihm, Tempel, geheiligter Ort, ab, und wirklich heifst naomhtha im Irländischen (Lhuyd h. v.) heilig. Der alte Name von Nismes, Nemausus, scheint desselben Ursprungs *).

*) Bullets wunderbares Unternehmen, verschiedene Sprachen in Ein Wörterbuch zusammenzuwerfen, ist schon von Schlözer (Allgem. Welthistorie XXXI. 340. st. N.) gehörig gewürdigt worden. Es mufste aber Schlözern noch abenteuerlicher erscheinen, da er einen viel gröfsern Unterschied zwischen dem Gallischen und der von ihm kymrisch genannten Sprache voraussetzt, als in der That vorhanden ist. Ein noch gröfserer Fehler Bullets, als dieser der ganzen Anlage seines Werks, ist seine Unzuverlässigkeit in den einzelnen Wörtern, die ich wenigstens im Vaskischen bemerkt habe. Sie wirkt natürlich auf seine

Der Name der Celtiberischen Völkerschaft der Beroner kann mit dem noch heute in Wales üblichen Worte ber, Speer, Spiefs (Owen) zusammenhangen, das auch in Nieder-Bretagne gewöhnlich ist, wo es noch ein andres verwandtes bir, Pfeil (Le Pelletier) giebt. Ich möchte daher das Wort berones bei Hirtius (de bello Alexandr. 53.) weder für den Volksnamen, noch, da alle Codices, nach Oudendorp, darin übereinstimmen, für eine falsche Lesart halten. Es war unstreitig ein Celtischer Ausdruck für Be-

---

Etymologieen zurück. So leitet er (I. 409.) Astura von einem Celtischen Wort stur, Flufs, ab, und zerschneidet daher den Namen ganz unrichtig. Von Stura wird in der Folge (32.) die Rede seyn. Allein wenn wirklich im Celtischen ein Flufs stur geheifsen haben sollte, so hat dies Wort wenigstens mit dem Spanischen Namen Astures u. s. f. nichts zu thun. In andren Fällen drückt er sich wenigstens nicht genau genug aus. Bei einem Flufs der Pyrenaeen, la Cava, heifst es an der angeführten Stelle bei ihm: Cav, nom appellatif de rivière, devenu propre de celle-ci. Hieraus sollte man schliefsen, dafs es noch itzt im Vaskischen ein Wort cav, Flufs, gäbe, oder doch ein solches verloren gegangenes bekannt wäre. Dies ist aber nicht der Fall. Die Sache ist blofs die, dafs mehrere Bäche der französischen Pyrenaeen gave heifsen, und nur nach den Orten unterschieden werden, an denen sie fliefsen, und dafs man hieraus allerdings sieht, dafs ein Appellativum zu einem Nomen proprium geworden ist. Dies Appellativum ist aber darum noch nicht nothwendig eines, welches Flufs bedeutet. Vergleicht man vielmehr die Stammsilbe gav mit cavus, κοῖλος, hohl, so sieht man, dafs ihre ursprüngliche Bedeutung die der Höhlung, Spalte, Lücke, ist. Hiermit stimmen auch die davon metaphorisch abgeleiteten Vaskischen Wörter gabenda, (Fehler, Unvollkommenheit) gabe (Praepos. ohne, und Verneinung anzeigende Endung) und gava, oder gaba (Nacht) überein. Erst auf diese Weise wird die Silbe auf das Flufsbette, als eine Höhlung, Spalte im Felsen, oder dem Erdboden, angewandt, und zwar, wie oben gesagt, auch nur in Namen, und nur im Französischen Basquenlande. Ich berufe mich daher auf Bullet nur da, wo ich ihn durch sichrere Gewährsmänner bestätigt finde. Aus diesem Grunde wird weiter unten seiner Herleitung einiger, mit Vin- und Vind- anfangenden Namen, von einem Schottischen Wort Bin oder Vin, Hügel, nicht erwähnt.

wafnete, und der Ursprung des Namens der Völkerschaft *).

Den Namen der Suessetaner für einen Celtischen zu erklären, dürfte der der Suessionen in Gallien allein nicht hinreichend seyn. Von Italien, wo derselbe Laut wiederkehrt, nachher.

Ueber Amba s. 21.

Wenn man mit Mannert (III. 655.) -mina für eine Celtische Endung halten darf, so muſs hier auch die Stadt der Callaiker Talamina (Ptol. II. 6. p. 44.) erwähnt werden, deren Anfangssilben in einem andren Lusitanischen Stadtnamen, Talabriga, mit -briga verbunden sind.

Durch einen groſsen Theil des Gebiets hin, in welchem die Celtischen Namen sich vorzugsweise finden, von den Callaikern bis zu den Cantabrern, zog sich die Gebirgskette des Vindius (Ptol. II. 6. p. 43.) oder Vinnius, wie sie Florus (IV. 12, 49.) wohl fälschlich nennt. Unfern des östlichen Endes derselben lag die Stadt Vindeleja (Itin. Anton. pag. 454.) Vendelia bei Ptolemaeus (II. 6. p. 45.). Ein ähnlicher dritter Name ist mir in der Halbinsel nicht bekannt. Dagegen giebt es in Gallien und Britannien zehn bis zwölf, welche Vind- zur Anfangssilbe haben, und nur in der Endung verschieden sind. Dies

*) Der Name der Celtiberischen Völkerschaft der Arevaci kann auch ein Celtischer scheinen, wenn man seine Endung mit der des Namens der Gallischen Bellovaci (Caes. de bello Gall. II. 4.) vergleicht, und hinzunimmt, daſs die Anfangssilben des letzteren an einen andren Celtiberischen Stamm, die Belli, erinnern. Allein Ebro, (Alf. prim. 194—196.) zeigt sehr richtig, daſs die ersten drei Silben des Namens (areva, oder areba) von den Vaskischen Wörtern area und ba herkommend, tiefe Ausdehnung, niedrige Ebne bedeuten, und diese Ableitung wird durch Plinius Zeugniſs (I. 140, 28.) bestätigt, nach welchem die Völkerschaft ihren Namen von dem Flusse Areva erhielt.

reicht, meines Erachtens, hin, diese Namen für Celtisch anzuerkennen, und ich weifs nicht, ob die etymologischen Gründe, die Vindelici für Wenden anzusehen, so erheblich seyn dürften, als Mannert (III. 526.) sie hält. Die Analogie der Gallischen und Britannischen Namen, verbunden mit den Wohnsitzen des Volks, machen es vielmehr natürlicher, sie selbst und ihren Namen für Celtisch zu erklären. Auch der der Breones oder Briones, eines Zweiges von ihnen, hat einen Celtischen Laut, und ist mit Brigantium und Briga verwandt. Wenn die anderweitigen Gründe, in den Vindelici Wenden zu erkennen, in sich überwiegend wären, so würden allerdings die hier für das Gegentheil aus ihren Namen hergenommenen nicht hinreichen, sie zu entkräften. Allein ein Anderes ist es, wenn, wie Mannert selbst zu meinen scheint, jene Gründe nur den etymologischen unterstützen sollen. Der Name Vindobona, oder Vindomina erscheint hiernach ganz Celtisch, und die Wegwerfung des d in Vianiomina, und dem heutigen Wien ist nicht auffallender, als die Abänderung des mons Vindius in Vinnius. (Mannert l. c. p. 655.) Den itzigen Namen hat die Stadt übrigens von dem kleinen Flufs Wien, wie sie auch in alten Ausfertigungen Stadt an der Wien genannt wird *).

Sicor, den Gallischen Hafen, dem Spanischen Flufs Sicoris gleich, übergehe ich, weil sich aus einem einzelnen Namen nichts mit Sicherheit schliefsen läfst.

---

*) Dieselbe Meynung über Vindobona, und dieselbe Vermuthung über die Vindelici äufsert auch Löscher (literator Celta. p. 36.) indem er hinzusetzt, dafs Vinde einen wasserreichen Ort bedeute.

31.

Aufsuchung einzelner Vaskischer Namen unter den Ortnamen der Celtischen Länder.

Ich glaube durch das Vorige überzeugend dargethan zu haben, dafs es, aufser den Phönicischen, Griechischen und Römischen, unter den Spanischen Ortnamen andre unvaskische, und solche giebt, die unstreitig schon vor dem Eindringen jener gebildeten Nationen, in der Halbinsel vorhanden waren. Auch scheint mir der Celtische Ursprung der angeführten aufser Zweifel gesetzt. Mehrere gleicher Art mag es noch unter den mit Stillschweigen übergangenen geben. Eine genaue Aussonderung im Einzelnen würde indefs ein vergeblicher und trüglicher Versuch seyn. Es genügt, durch solche Reihen von Beispielen, als erforderlich sind, einen Beweis durch Induction hervorzubringen, die Sätze, auf die es ankommt, zu begründen. Itzt aber mufs dieselbe Vergleichung der fremden Namen auch die Frage beantworten, ob unter diesen unläugbar Vaskische gefunden werden? Von Gallien haben wir das Gegentheil schon im Vorigen (28.) gesehen. In Britannien und den südlichen Donaugegenden kommen einige, solchen Spanischen, deren Iberischen Ursprung man nicht in Zweifel ziehen kann, ähnliche, oder gleiche Namen vor. Ich setze, zu ganz unpartheiischer Prüfung, alle her, die ich von dieser Art gefunden habe, und übergehe nur diejenigen, in welchen die Aehnlichkeit blofs in einzelnen Silben besteht, über die ich mich 28. ausführlich erklärt habe.

In Britannien ist der Flufs Ilas (Ptol. II. 3. p. 35, wo Ἴλα der Genitiv ist) mit Ula (11.) zu vergleichen, Isca mit Osca, (18.) Isurium mit dem Spanischen Esuris (14.) und wegen der ganz gleichen Endung mit Verurium und

Solurius mons (15.) das Vorgebirge Ocelum, oder Ocellum mit dem Ocelum der Callaiker, und andren ähnlichen Namen (17.) in Spanien, die aber alle nur in Gegenden vorkommen, die sonst viel Celtische haben, und die ich hier nur darum mit erwähne, weil doch eine Vaskische Spur in ihrem Anfangs-o liegt.

In den Donaugegenden findet sich das ganz Vaskische Astura auf der Gränze zwischen Noricum und Pannonien, der Fluſs Carpis (Mannert. III. 510.), des Volks der Carpi, über deren Abkunft Ungewiſsheit herrscht, (l. c. 397.) nicht zu gedenken, und noch weiter östlich Urbate, und der Fluſs Urpanus.

Ich erwähne hier auch der Berunenses in Rhaetien. Beruna heiſst im Vaskischen Blei. Man vergleiche das oben (23.) über Medobriga Gesagte. Ich bemerke hierbei, daſs ich immer am wenigsten auf Herleitung halten würde, wo der alte Name völlig mit einem heutigen Wort übereinkommt. Dieſs ist gewiſs meistentheils nur Spiel des Zufalls. Das Natürliche ist, daſs sich bloſs die Wurzellaute erhalten. Nur solche Fälle können nicht hierher gerechnet werden, wo, wie in iria, ura u. a. m. das heutige Wort fast nur aus dem reinen Wurzellaut besteht.

* Einige der hier angeführten Namenähnlichkeiten, wie z. B. die von Astura, sind allerdings sehr auffallend. Allein sie können, meines Erachtens, nicht berechtigen, anzunehmen, daſs Vasken diese Gegenden besessen, oder durchwandert haben. Sie finden sich auch in viel entfernteren Ländern. So giebt es einen Ort Bituris in Assyrien, einen Fluſs Deba in Mesopotamien, und andre Namen mehr, die mit Hispanischen übereinkommen. Ich erwähne dieser Aehnlichkeiten hier mit Fleiſs, weil man aus ihnen eine Einwendung gegen jede Art der Untersuchung, wie die gegenwärtige ist, hernehmen und meinen könnte, daſs, da

an so vielen Orten ähnlich lautende Namen vorkommen, sich daraus überhaupt nichts schliefsen lasse, und jede Vergleichung von Ortnamen unfruchtbar und unnütz bleibe. Ein solches Raisonnement wäre offenbar unrichtig. Wenn man erst alle Hispanischen Ortnamen mit Aufmerksamkeit durchgeht, und dabei geographisch diejenigen Striche zusammennimmt, in welchen sich die einheimischen reiner, oder vermischter mit andren finden, hernach dasselbe mit den Gallischen versucht, so drängt sich das Gefühl auf, dafs man die Wohnplätze verschiedener Völkerstämme vor sich hat. So entschieden Vaskische Laute, und so leicht und ungezwungen Vaskisch zu etymologisirende Namen, als ich 13 — 17. zusammengestellt habe, bietet weder Gallien, noch Britannien, noch der Strich an der südlichen Donau dar, um nur bei diesen Ländern stehen zu bleiben, und erst einen Unterschied zwischen Iberischen und Celtischen Namen festzuhalten. Besonders fühlbar wird dies durch die Prüfung der Namen des zwischen inne liegenden Aquitaniens, das man, obgleich es einen Theil Galliens ausmacht, ganz verschieden vom Ueberrest erkennt. Kommen nun auch in andren Ländern einzeln und zerstreut Namen vor, welche Iberischen, d. i. Vaskischen, ähnlich sind, so dürfen uns diese nicht an jenem Totaleindruck irre machen. Sie können aus so mannigfaltigen Ursachen entstanden seyn, dafs sich aus ihnen schlechterdings keine sichere Folgerung ziehen läfst. Oft ist ihre Aehnlichkeit nur scheinbar; auch vollkommen identische Namen, wie Bergium in Deutschland, (Bamberg) und Vergium, oder Bergium der Ilergeten, können verschiedne Wurzeln haben, und haben sie höchst wahrscheinlich. In weit von einander entfernten Sprachen finden sich gleiche Stammsilben, wie das Vaskische gora, das Polnische göra, (ausgesprochen gura) das Sanskritische giri, hoch, Berg. Die Aehnlichkeit der

daher entspringenden Namen beweist mithin nichts für die Gleichheit der Nationen. Es können auch einzelne Umstände, ganz eigentliche Zufälligkeiten, ohne Wanderung, oder Vermischung der Völker selbst, einen einzelnen Namen in entfernte Gegenden versetzen. Man mufs immer in der Geschichte dasjenige unterscheiden, was eine Folge der allgemeinen Natur des Menschen, seiner Bedürfnisse und Neigungen, und der gleich allgemeinen Ortverhältnisse ist, und dasjenige, was aus dem Entschlufs, der Willkühr, und dem Geschick der Individualität hervorgeht. Nur nach diesem doppelten Grundstoff kann man das Gewebe der Weltgeschichte von Faden zu Faden verfolgen, und den Spuren der schaffenden Kräfte in ihr nachforschen. Man darf ferner hier nicht die besondre Natur der Namen vergessen, vorzüglich der Namen der Städte, oder, wenn dies Wort zu vornehm klingt, der zu bleibendem und sichrem Wohnsitz bestimmten Ansiedelungen *). Die Gründung und die Benennung solcher Ansiedelungen war weder eine gleichgültige, noch leichte Sache, sie gehört schon einem Grade der Cultur an, man folgte also dabei der Analogie, und wie man das Bauen der Häuser, das Befestigen der Mauern von andren gelernt hatte, so machte man ihnen wohl auch die Namen nach. In diese war meistentheils ein allgemeines Wort, wie Wohnplatz, Stadt oder dergleichen, verwebt, und in einem gewissen Bereich bediente man sich, da der Mensch immer der Analogie folgt, gern der nemlichen. Auch jetzt findet man meistentheils ähnliche Namen gruppenweise bei einander, bei uns z. B. in einer Gegend viele

*) Man vergleiche die Beschreibung, welche Strabo (IV. 5, 2. p. 200.) von den Städten (πολεις) der Britannen macht. Es waren bloße, mit Verhauen umgebene Waldplätze, in welchen sich Hütten und Ställe befanden. Die Gallischen und Iberischen Städte waren aber freilich anderer Art, und großentheils mit Mauern versehen.

in -heim, in einer andren in -leben u. s. f. ausgehende. Einzeln verschlagene Völkerhaufen, Familien, ja Individuen benennen auch wohl den neuen Wohnsitz nach dem alten entfernten. Es läfst sich daher wohl erklären, wie einzelne Vaskische Namen wirklich hatten in entfernte Gegenden gelangen können. Dagegen sieht man auch ein, wie es möglich war, dafs von den gleich Celtischen Endungen -briga und -magus die letzte gar nicht, die erste häufig und beinahe ausschliefslich in Spanien gefunden wird. Man braucht darum nicht einmal, obgleich auch das denkbar wäre, diese Endungen für Dialectverschiedenheiten zu halten. Endlich mufs man bedenken, dafs die Wanderungen der Völker sehr verschiedene Epochen gehabt haben. Aus jeder können, auch in Ortnamen, Spuren übrig seyn. Aber der Geschichtsforscher kann nur den deutlichen, den sich häufig zeigenden, nicht den ganz isolirt da stehenden folgen. Dafs nun zu der Zeit, aus welcher die alt-iberischen Ortnamen herstammen, welche die Griechen und Römer vorfanden, die Iberer mit Celten vermischt Spanien bewohnten, dafs aber zu eben dieser Zeit, oder kurz vorher, nicht umgekehrt auch Iberer das nördliche Gallien und die Donaugegenden besafsen, oder durchstrichen, ist, auch aus den Ortnamen, klar. Dies hindert aber nicht, dafs die Iberer nicht frühere Wanderungen gemacht haben können, von welchen isolirte Merkmale geblieben sind. Auf ähnliche Weise findet man Spuren der lebenden Geschöpfe in verschiedenen Erdstraten, nur dafs die Strata, welche die Geschichte durchsuchen kann, nicht so kennbar geschieden sind. So lange aber die Merkmale, wie hier, zu sehr vereinzelt da stehen, ist es weiser, sich der zu leicht irrigen Deutung zu enthalten.

32.

Vaskische Namen in Italien.

Ich habe von der bisherigen Untersuchung Italien abgesondert, weil dies Land eine andre Behandlung erfordert. Wenn auch Celtische Namen in demselben vorkommen, wie Mediolanum, (30.) die beiden sich in den Po ergiefsenden Ströme Duriae (Plin. I. 173, 8.) Segesta Tigulíorum (Plin. I. 150, 2.) in Ligurien u. a. m. so gehören sie fast ausschliefslich den Provinzen an, welche wirklich von Galliern besetzt worden waren, und von ihnen den Namen führten. Doch scheinen auch diesen die bekannten Celtischen Endungen briga, dunum und vices fremd zu seyn. Magus findet sich in dem ehemaligen Namen der Ligurischen Stadt Industria, Bodincomagum. (Plin. I. 174, 5.) Er war dem Ort von seiner Lage am Padus gegeben, welchen die Ligurer, in ihrer Sprache, Bodincus (Polybius II. 16, 12. *Βόδεγκος*) den bodenlosen, nannten. Plinius sondert in dieser Stelle die Ligurische Sprache von der Gallischen Sprache ab. Dieser gehörte der Name Padus an, der von den am Ufer wachsenden Fichten hergenommen seyn soll. Bodincus erinnert an das Deutsche Boden und den Bodensee, so wie an die Wörter andrer Sprachen, die mit jenem Deutschen Worte zusammenhängen. Tiefe und Grund sind verwandte Begriffe, wie das Griechische *βυθός* und *πυθμήν* zeigen, und so gehen die sie bezeichnenden Appellativa sehr gut in Benennungen von Flüssen und Seen über.

Man kann daher Italien nicht wie diejenigen Gegenden behandeln, worin gerade die Celtischen Namen die herrschenden seyn mufsten. Es fehlt auch noch an allen sichren Kennzeichen, nach welchen die wahrhaft alt und ein-

heimisch Italischen Namen, die ohne Zweifel unter den vorhandenen noch verborgen liegen, als Einem grofsen Volk angehörig, zusammengefafst werden könnten. Keine der früheren einheimischen Sprachen ist mehr in lebendigem Gebrauch, und die schriftlichen Denkmale, schon mit Griechischem und Lateinischem vermischt, erwarten noch die Bearbeitung, die es möglich machte, sichere Resultate dieser Art aus ihnen zu ziehen. Die beiden Länder, welche im Alterthum die gebildetste Sprache und die blühendste Literatur besafsen, Griechenland und Italien, theilen das Schicksal, dafs über ihre früheren Bewohner viel gröfsere Ungewifsheit, als über die von Barbaren besetzten herrscht, und dies ist eine natürliche Folge ihrer gebildeten Sprachen selbst, die alles, was nicht mit ihnen zusammenfliefsen konnte, verdunkelten und in Vergessenheit brachten. Da Italien auf diese Weise selbst keinen festen Anhaltungspunkt darbietet, so können dessen Ortnamen nicht, wie die Celtischen, gebraucht werden, um durch sie die fremdartigen auf der Hispanischen Halbinsel zu erkennen. Wir werden uns vielmehr begnügen müssen, diejenigen auszusondern, welche mit den als wahrhaft Iberisch und Vaskisch anerkannten eine auffallende Aehnlichkeit haben. Ich beschränke mich dabei blofs auf die Angabe dieser Aehnlichkeit, ohne für jetzt an mögliche Folgerungen daraus zu denken, oder gar von vorausgesetzten Vermuthungen aus, zu der Prüfung der Namen überzugehen.

Iria (Plin. I. 150, 6.) bei den Taurinern, (Mannert. III. 487.) erinnert an das Vaskische Wort Stadt, und Iria Flavia der Callaiker. Da aber Ptolemaeus die Spanische Stadt (II. 6. p. 41.) Ἴρια, die Italische (III. 1. p. 71.) Εἴρια schreibt, so scheint der Anfangsvocal dieser die mit dem e-Laut vermischte Aussprache gehabt zu haben, welche Anlafs gab, einige Silben im Lateinischen früher durch ei,

und nachher durch ein langes i auszudrucken. Dies macht daher die Abstammung zweifelhaft.

Die Ilienses in Sardinien. Sie sollen zwar Trojaner gewesen seyn, und ihr Name soll von Ilium abstammen: abgerechnet indefs, dafs alle Erzählungen dieser Art grofsen Zweifeln ausgesetzt sind, so ist gewifs, dafs zu Pausanias Zeit (X. 17, 4.) dies Volk das Gebirge bewohnte, und sich in Kleidung und Lebensart in nichts von denen unterschied, die Pausanias Libyer nennt. Bei ihnen selbst, die wie Barbaren lebten, konnte mithin keine Spur des Trojanischen Ursprungs zu finden seyn, und es ist vielmehr sehr wahrscheinlich, dafs nur ihr Name auf diese Vermuthung führte, und dafs man hernach das Mährchen hinzudichtete, dafs ihre Vorfahren von Aeneas übrigen Begleitern durch widrige Winde abgekommen, und das Volk später vor den Libyern (deren Lebensart es doch angenommen haben soll) in die Gebirge geflüchtet sey, und sich hinter unwegsamen Klippen und Abgründen befestigt habe. Dafs diese Ilienser auch der Gestalt nach (τὰς μορφάς) den Libyern ähnlich gewesen wären, ist noch widersprechender, wenn man den Ausdruck nicht von dem durch Tracht, Waffen und Haltung hervorgebrachten Aeufsern versteht. Schon aus andren Gründen hat man Ilienses für eine Verdrehung aus Jolaenses gehalten. (VV. DD. ad Melam. II. 7, 19.) Es ist aber viel wahrscheinlicher, dafs sich ein barbarisches, ursprünglich da wohnendes, oder sehr früh eingewandertes Gebirgsvolk mit diesem Namen dort fand. Auf diese Weise ist ihr hartnäckiger Widerstand noch erklärlicher, den sie den Römern in solchem Grade leisteten, dafs Livius sie (XL. 34.) gentem ne nunc quidem omni parte pacatam nennt. Ist ihr Name Vaskisch, so hiefs ihr befestigter Wohnort Iria, oder Ilia, und sie selbst bei Griechen und Römern Ἰλιεῖς und Ilienses.

Dafs Iberer nach Sardinien einwanderten, sagt Pausanias ausdrücklich (l. c.) so wie, dafs sie zuerst eine Stadt auf der Insel gründeten. Nur erinnert der Name derselben, Nora, und des Iberischen Anführers Norax, mich an keinen Vaskischen Wurzellaut. (Ritter's Vorhalle. 356.)

Uria (Plin. I. 167, 4.) in Apulien, kommt mit dem Vaskischen Worte uria, und der Stadt Urium der Turduler überein. (14.) Ptolemaeus hat zwar Hyrium, aber es ist zweifelhaft, ob es derselbe Ort ist.

Namen, die man als abgeleitet von dem eben angeführten, oder von ura, Wasser, (15.) ansehen kann, sind folgende: Urba Salovia bei den Picenern (Ptol. III. 1. p. 72. die Lesart ist zweifelhaft, doch nicht in der Silbe, auf die es hier ankommt) Urbinum, Ort von zwei Gewässern, (15.) Urcinium, (Ptol. III. 2. p. 75.) auf Corsica, gleichlautend mit Urce der Bastetaner; die kleine Insel Urgo, (Plin. I. 159, 23. doch bei Steph. Byz. Orgo) zwischen Corsica und Etrurien, übereinkommend mit Urgao in Baetica; die Ursentini (Plin. I. 166, 1.) in Lucanien, wie Urso, Ursao in Baetica; vielleicht Agurium (Ptol. III. 4. p. 79.) in Sicilien, doch giebt es keinen ganz ähnlichen Namen in Spanien. Denn Agiria im Itin. Anton. (p. 447.) ist zu ungewifs, da man auch Argiria liest, und der Ort sonst nicht genannt wird.

Astura (Plin. I. 152, 16.) Flufs und Insel bei Antium. Festus nennt den Flufs Stura, und setzt hinzu: flumen quod quidam Asturam vocant. Dies macht nun sehr zweifelhaft, ob das a ursprünglich zum Worte gehörte, und nur mit der Zeit verloren gieng, oder, wie so vielfältig, ein blofser Vorschlag der Aussprache war. In Spanien erlaubt die Analogie vieler andren, zum Theil heutiger und Vaskischer Orte, ebenso wie das Formationssystem der Sprache, keine andre Etymologie, als die oben (13.) vor-

getragene. In Italien kann dasselbe Wort auf andre Weise und aus einer andren Sprache gebildet seyn, und wirklich habe ich, als ich selbst an dem Ort war, keine Spur eines Felsen dort gefunden, nemlich bei dem Thurm, der jetzt Astura genannt wird. Das ganze Ufer von da bis Nettuno (Antium) ist flach und sandig.

Asta im inneren Ligurien (Plin. I. 150, 8.) wie das Vaskische Wort für Fels, und Asta der Turdetaner. Sonst finde ich keinen von dieser Wurzel abstammenden Namen, deren es mehrere (13.) im alten, und ungemein viele im heutigen Spanien giebt. Man mufs indefs bei diesem Namen nicht vergessen, dafs er auch vom Griechischen ἄστυ, ἄστυρον (Astura) abstammen kann. Die Möglichkeit der Abstammung von ähnlich klingenden Griechischen Wörtern mufs man bei allem Etymologisiren Italischer Namen gegenwärtig haben.

Die Osci kann man nicht mit dem Spanischen Osca, und andren gleichnamigen Städten zusammenstellen, da sie eigentlich Opici hiefsen, woraus Opsci wurde, und da mithin das s nicht zur Wurzel gehört. Noch weniger können die Volsci hierher gerechnet werden, deren Name vielmehr von einem ganz andren Wortstamm herzukommen scheint *).

Die Ausones erinnern allerdings an das Spanische Ausa und die Ausetaner. Sollte aber ihr Name doch

*) Ich trete hierin der in den Heidelberger Jahrbüchern (Jahrgang 9. S. 851.) geäufserten Meinung bei. Die Wurzeln beider Namen sind sichtbar verschieden, so wie auch die von Ausones und Aurunci. Lanzi (III. 617.) findet auch zwischen Volsci, Tusci und Etrusci eine grofse Verwandtschaft, worin ihm aber wohl niemand beistimmen wird. Nach Niebuhr (Römische Geschichte I. 50.) war zwischen Opscus und Tuscus in der alten Sprache sicher ein Gegensatz, eine Behauptung, die sich, da keine Gründe angegeben sind, schwer prüfen läfst. So verschieden urtheilen Männer von anerkannter Gelehrsamkeit über dieselben Namen.

dem der Aurunci verwandt seyn, so müfste er andre Wurzeln haben.

Der Flufs Arsia (Plin. I. 175, 19.) in Istrien, erinnert an arsa in Baeturien.

Basta in Calabrien (Plin. I. 166, 14.) kommt mit Basti der Bastetaner überein. (18.)

Die Basterbini (Plin. I. 168, 7.) ein Zweig der Salentiner. Das Vaskische erbestatu heifst auswandern, sein Land (erria) vertauschen; hiervon, und von dem oben erwähnten basoa, Wald, könnte man den Namen herleiten, und ihn so erklären, als zeigte er Ausgewanderte aus dem Volk des Waldgebirgs an. Erbita kommt (Diod. XIX. 6.) in Sicilien vor.

Biturgia (Ptol. III. 1. p. 72.) in Etrurien, fast gleichlautend mit Bituris des Vasconen. (14.)

Campania. Stephanus Byzantinus (v. *Κάμπος*. Etymol. magn. v. *Καμπανοί*. p. 488, 39. ed. Sylb.) leitet den Namen von dem der Stadt Campus, und diesen von ihrem Gründer Campanus ab. Die wahre Etymologie ist aber von campus, Feld, und auch die Alten fühlten schon diesen Zusammenhang, wie aus dem Etymol. magnum (l. c. u. v. *καμπή*) hervorgeht, wo nur die Ordnung der Ableitung umgekehrt, und das Wort aus dem Namen genommen wird. Eustathius zum Dionysius führt ausdrücklich auch diese Etymologie an. Man vergleiche auch Vossius Etymologicon h. v. Im Lateinischen sowohl als im Griechischen, soweit das Wort zugleich Griechisch ist, scheint sein Ursprung in Sicilien zu liegen, wie Hesychius (v. *κάμπος*) bezeugt, dafs die Rennbahn dort so genannt wurde. Die Benennung schrieb sich wohl nicht von der Beugung beim Wettrennen, sondern von der Ebne her, und der Sicilianische Ursprung des Worts ist deswegen merkwürdig, weil der wahre Sitz desselben im Vaskischen zu seyn

scheint. Denn Vaskisch ist campoan, draufsen, der Gegensatz von barruan, (Larram. Gramm. 324.) drinnen. Von dieser Bedeutung kommen Verba her, die herausnehmen, herausgehen heifsen; als Feld, Ebne wird das Wort viel weniger gebraucht. Der ursprünglichere Begriff des draufsen Seyns, des Freien, Offnen, ist also im Vaskischen. Doch scheint das Kretische *καμὰν*, Acker, (Hesychius h. v.) was wohl ganz unrichtig von *κάμνω* abgeleitet wird, auf eine noch einfachere Stammsilbe, sowohl des Vaskischen, als lateinischen Worts hinzuführen. Es ist vermuthlich mit *γάω, γαῖα* verwandt. Iberische Ortnamen, die sich mit einiger Sicherheit hier anführen liefsen, finde ich nicht.

Curenses (Plin. I. 169, 5.) der Sabiner, wie das litus Corense in Baetica, und fast gleichlautend Gurulis in Sardinien (Ptol III. 3. p. 77.) Vergl. 17. Der erste Name aber hat allerdings eine andre natürlichere, und mehr italische Ableitung *).

*) Es sey mir hier eine kurze Zusammenstellung einiger Wörter erlaubt, deren Aehnlichkeit mir zu auffallend scheint, um sie nicht für verwandt zu halten. Curia war, nach Servius ein alt-italisches Wort. Es kam gewifs nicht von cura her. Ich erkenne darin dieselbe Wurzel, als in urbs. Das c streitet dagegen nicht. Urvus war dasselbe als curvus, und beide Wörter gehören gerade auch hierher. Urvus deutete die in sich zurückkehrende Krümmung an, woher urvare, umgehen, und so war der Hauptbegriff in urbs und urvus, das Einschliefsen, Absondern eines besondern Platzes vom allgemeinen. Derselbe scheint mir in Curia zu liegen. Für die ursprüngliche Bedeutung möchte ich den den Curien bestimmten Tempel halten. Es war natürlicher, die Volksabtheilung nach dem Gebäude, in dem sie opferte, als dieses nach ihr zu nennen. Sowohl hier bei der Curie, als bei der urbs, war der Begriff des Ziehens der Gränze nicht der gewöhnliche des Bezeichnens, sondern der heilige der Weihung, der Absonderung des geweihten vom ungeweihten Platze. Das Ziehen der Umkreislinie geschah mit dem aratrum, namentlich dem urvum aratri. In arare habe ich immer nur den Begriff des Ziehens der Furche, einer geraden Linie, zu finden geglaubt. Es ist das, was den an Ackerbau noch nicht gewöhnten Menschen am meisten in Erstaunen setzen mufste,

Hispellum (18.) in Umbrien.

Der Flufs Lambrus (Plin. I. 173, 8.) der sich in den Po ergofs, kann mit Lambriaca und Flavia Iambris der Callaiker (17.) verglichen werden.

Murgantia, eine Stadt der Siculer (Diodorus Sic. XIV. 78.) die mit mehreren Abänderungen ihres Namens bei den Schriftstellern vorkommt. Sie wurde, nach Strabo's Vermuthung (VI. 2, 4.) von einem barbarischen gleichnamigen Volke gegründet. Dies Volk sondert Strabo zwar von den Iberern ab, die, laut Ephorus Zeugnifs, noch früher nach Sicilien kamen, aber hierin läfst sich wohl der Nachricht nicht buchstäblich trauen, und wenn ein Volks-

---

eine gerade Linie, offenbares Werk der Menschenkunst, in der unregelmäfsigen, unsymmetrischen Natur. So rühmt sich Ulyfs, die Furche schnurgerade ziehen zu können. Es stimmten daher bei der Gründung der Städte auf Italische, wie es scheint, bei den Etruskern zuerst beginnende Weise das praktische Bedürfnifs, die religiöse Sitte, und die Sprache in ihren uralten Wurzellauten zusammen. Im Griechischen ist dieselbe Analogie in ὄρος, und ὀρόω, auch in κυρτός, nur dafs eine Form des letzten, ohne Anfangsconsonanten, fehlt. Aber die heilige und politische Anwendung dieser Laute auf Tempel, Städtegründung und Volkseintheilung ist nicht vorhanden. Im Deutschen ist aeren, pflügen, krumm, Reihe. Im Vaskischen ist ara-tu, pflügen, aber der Grundbegriff von Linie, gerader Linie, Regel, in ara und era, (s. S. 61. Anm. **) ebenso abwechselnd im Vocallaut, wie im Griechischen ἄρω und ἴρω; gur, ist die Krümme andeutende Wurzelsilbe, und uria, Stadt. Diese heifst zwar auch iria, allein es fragt sich, ob in allen diesen Wörtern nicht das r (der schneidende Buchstabe, auf dem sich lange in demselben Tone fortschnarren läfst) wie unser Reihe zu beweisen scheint, der wesentliche Laut ist. Auch das deutsche Wort Ort gehört zu dieser Familie; der Beweis würde mich nur hier zu weit führen. In dieser Zusammenstellung, in der mir nichts gezwungen scheint, und in welcher jeder einzelne Punkt sich aus bekannten Zeugnissen erweisen läfst, stehen den Römern die Vasken am nächsten, und der Uebergangspunkt sind die Etrusker. Die Sprache scheint Gleichheit in der Cultur durch Ackerbau, und in den politischen Instituten darzuthun. Ich bin indefs weit entfernt, darum schon die Etrusker zu Stammvätern der Iberer, oder umgekehrt machen zu wollen.

stamm mit Vaskischem Namen da gefunden wird, wo es, der Erzählung nach, auch Iberer gab, so kann man wohl annehmen, dafs dieser Stamm wirklich ein Iberischer war. Der gleichnamige Ort in Spanien ist Murgis, die Wurzel (17.) murua, und was für diesen Ursprung des Namens spricht, ist, dafs die Form Morgetes, Morgantina nur bei den Griechen vorkommt, die alles Barbarische verdrehten, dagegen bei den Römern, deren Sprache alt-italische Laute beibehalten hatte*), durchaus die in u die herrschende ist.

Suessa in Latium und Campanien (Plin. I. 154, 10. 383, 9.) wie die Suessetaner, ein Stamm der Ilergeten. (30.) Zu Suessa verhält sich Suessula (Plin. I. 155, 9.) als Namensform, eben so, wie Deobrigula zu Deobriga und mehrere andre, oben (14.) angeführte Spanische Städte zu einander.

33.

Vaskische Namen in Thracien.

Ehe ich diese kurze Musterung der Ortnamen eines Theils des westlichen Europa beschliefse, mufs ich noch mit wenigen Worten einiger Thracischen erwähnen. Denn wenn man sich die Völker von Osten nach Westen wandernd denkt, so ist Thracien ein Theil der grofsen Heerstrafse dieser Wanderungen. Von den Celten dürfte aufserdem kaum zu läugnen seyn, dafs sie diese Gegenden berührten, da sich Spuren ihrer Züge und Wohnsitze von Pannonien bis Lusitanien hin finden. Ganz speciell aber führt eine Familie von Namen die Forschung hierher, die in -briga und -bria, von welcher sogar der Ursprung hier gesucht wird. Bria soll nehmlich auf Thracisch eine

*) Für ein solches alt-italisches Wort, dem Vaskischen verwandt, möchte ich murus halten. Man vergleiche S. 55. Anmerkung **).

Stadt heifsen. (Steph. Byz. v. *Μεσημβρία*. Strabo VII. 6, 1. p. 319.) Drei Städte, Mesembria, (Herodotus VI. 33.) *) Selymbria (Strabo l. c.) und Poltyobria (Nicolaus Dam. fragm. l. 5.) führen diese Endung, und sind, dem Zeugnifs der Griechischen Schriftsteller nach, aus fremden Namen der sie gründenden Pflanzer, und einem einheimischen Appellativum zusammengesetzt. Dasselbe ist bei vielen Städten des Alterthums, auch bei einigen Spanischen, der Fall, aber bei Mesembria, oder Mesambria, wird dieser Ursprung zweifelhaft, da es noch einen zweiten Ort dieses Namens in einer ganz andren Gegend, am Aegaeischen Meer, (Herodotus VII. 108.) gab. Das einfache Wort findet sich, nur mit verändertem Vocal, in der Thracischen Stadt Brea, nach welcher (Hesychius v. *Βρία*) die Athenienser eine Colonie schickten. Keine Stadt, sondern eine Gegend bezeichnet der Name Briantica, welchen der ganze dortige Strich um den Flufs Lissus herum trug, und merkwürdig ist es, dafs dieser Name neu war, und an die Stelle des früheren, Gallaica, trat. Auch die bekannte Völkerschaft der Bryger oder vielmehr Briger (Ritter's Vorhalle Europ. Völkergesch. 254.) kann hier nicht unerwähnt bleiben, so wenig ich es für gewifs halte, dafs zwischen ihr, und jenen Namen in -bria und -briga **) Zusammenhang ist.

Von Namen, die den Vaskischen entschieden ähnlich wären, bemerke ich nur folgende: Iliga (Itin. Hierosolym. p. 567). Es soll eine Verdrehung von Helice (Itin. An-

*) In dieser Stelle billigt zwar Wesseling die Veränderung von *οἰκησαν* in *οἴκισαν*. Allein jenes ist offenbar richtiger, da die Stadt nicht neu gegründet wurde, sondern schon vorhanden war.

**) Daraus, dafs Herodianus (Stephanus Byz. v. *Βιέγες*) dies Volk *Βιέγαντας* nannte, läfst sich geographisch, oder historisch, nichts folgern. Es ist eine blofs grammatische Bemerkung.

ton. p. 136.) seyn, allein Helice selbst sieht vielmehr wie eine Umbeugung des wahren einheimischen Namens in Griechische Laute aus. Der Ort lag in einer rauhen Gegend, die, wenn man Vaskisch etymologisiren wollte, wohl deshalb, vor Erbauung des Fleckens, die Städtelose geheifsen haben könnte.

Des Flusses Arsia ist schon bei Italien (32.) gedacht worden.

Oescus Triballorum, ein alter einheimischer Ort- und Flufsname, allenfalls mit Osca zu vergleichen.

Wären der Aehnlichkeiten auch mehrere und nähere, so würde ich nicht glauben, darauf achten zu dürfen. In einem so entfernten Lande, wo jeder sichre historische Grund, nach Namenähnlichkeiten zu suchen, aufhört, können auch entschieden gleiche Laute allzu leicht von ganz verschiednen Wurzeln herstammen.

34.

Rückblick auf den Gang der Untersuchung, Aufstellung der zu beantwortenden Fragen.

Die Grundlage dieser, hauptsächlich auf die aus dem Alterthume her noch sichtbar gebliebenen Spuren der Vaskischen Sprache gerichteten Arbeit, war die Prüfung der Ortnamen, als der fast einzigen übrigen Denkmale, in den Ländern, in welchen sie muthmafslich angetroffen werden konnten. Itzt, da diese vollendet ist, kommt es darauf an, auf dieselbe weiter fortzubauen, dabei aber vorzüglich die Zeugnisse der alten Schriftsteller zu Hülfe zu nehmen, da etymologischen Beweisgründen allein zu folgen immer ein mifsliches Unternehmen ist. Ob die Vorfahren der heutigen Vasken wirklich die alten Iberer waren? ob nur ihnen, und ihnen sprachverwandten Stämmen, oder zugleich auch

anders redenden dieser Völkername zukam? ob diese Iberer, oder auch andre, und welche Nationen (aufser den bekannten Ansiedelungen der gebildeten Völker des Alterthums) die Spanische Halbinsel bewohnten? wie weit die Iberer aufserhalb derselben angetroffen werden? und ob sich über ihre Abkunft auch nur muthmafslich etwas bestimmen läfst? sind die hier zu beantwortenden Fragen.

35.

Unbestreitbare Sitze Vaskisch redender Iberer.

Die Ortnamen der Vasconen, wie Ptolemaeus (II. 6. p. 48.) sie zusammenstellt, enthalten nicht nur gerade die am meisten, als Vaskisch zu erkennenden Laute, sondern sie sind auch von fremden, wie sie sich in andren Theilen Spaniens finden, rein.

Gerade in ihren Wohnsitzen wird noch heute Vaskisch gesprochen, und wir können daher von keinem Punkt ausgehen, von dem es gewisser wäre, dafs die heutige Sprache, natürlich mit den durch die Zeit hervorgebrachten Veränderungen, auch die der alten Iberer war. Gerade dies Volk litt auch am wenigsten von den Ereignissen, welche das übrige Spanien trafen. Die einzige verzweifelte Gegenwehr von Calaguris abgerechnet, waren sie nicht mit den Römern in Kriege verwickelt, und konnten sich in ihren Gebirgen leicht, wenn auch nicht von ihrer Herrschaft, doch von der Gemeinschaft mit ihnen frei erhalten. Dieselben Verhältnisse fanden bei ihren nächsten Nachbarn gegen das Mittelländische Meer, und bei den Völkern jenseits der Pyrenaeen Statt. Ebendaselbst aber bieten auch die Ortnamen (23. 26.) theils das wenigste Fremdartige, theils das Vaskisch Eigenthümlichste dar. Hier also, in und auf beiden Seiten der Pyrenaeen, wo, nach dem ein-

stimmigen Zeugnifs des Alterthums, Iberer wohnten, kann über die Einerleiheit dieser Iberer mit den Stammvätern der heutigen Vasken nicht einmal ein scheinbarer Zweifel entstehen. Aquitanien hatte auch, wie die Vasconen selbst, von Heereszügen der Römer wenig zu erdulden. Dafs aber bei Französischen und Spanischen Schriftstellern die Vasken gerade Cantabrer genannt werden, ist, wenn man vom Alterthum spricht, offenbar unrichtig. Denn wenn die Versetzung, die August veranstaltete, oder Einfälle, die sie selbst später zur Gothen-Zeit vornahmen, die Cantabrer bis in das heutige Biscaya brachten, so gehört dies nicht hierher. Diese Voraussetzung selbst aber ist noch höchst zweifelhaft, und kann leicht nur daher entstanden seyn, dafs die Nationaleitelkeit sich sträubte, die heutigen Biscayer als Nachkommen der in der Geschichte wenig berühmten, und als unkriegerisch geachteten Caristier und Varduler anzusehen. (Oihenart. Not. utriusque Vasc. c. 6. p. 18.) An sich waren nicht nur die Wohnsitze der Cantabrer von den Vasconen noch durch jene beiden Völker, und die Autrigonen getrennt, sondern bei den Cantabrern, und ihren östlichen Nachbarn beginnt auch die Vermischung der Ortnamen mit Lauten, die ich nicht für Vaskisch erkennen kann *). Selbst im Charakter beider Nationen, wie ihn die Alten schildern, ist ein Unterschied. Die Cantabrer waren so kriegerisch, dafs dieser Charakterzug ihnen gleichsam zum beständigen Beiworte dient. Der Vascone wird als nicht minder tapfer bezeichnet, er verachtete sogar,

*) Juvenal scheint sich (Sat. XV. v. 93—110) der beiden Namen Vasconen und Cantabrer als gleichbedeutend zu bedienen. Es kann aber aus dieser Stelle, wenn man sie genau betrachtet, nichts gegen die Verschiedenheit gefolgert werden. Da, wo er, vermuthlich nur des Versen wegen, Cantaber für Vasco setzt, kam es nicht darauf an, gerade dies Volk, sondern nur im Allgemeinen die Gegend zu bezeichnen, die es bewohnte.

sich in der Schlacht mit einem Helm zu bedecken, und heifst daher der des Helms Ungewohnte. (Sil. Ital. III. 358. V. 197. IX. 232.) Diese Sitte mag mit seiner überhaupt leichten Bewaffnung (Sil. Ital. X. 15.) zusammenhängen. Hätte aber der Krieg zu den gewohnten Beschäftigungen der Nation gehört, so würde daraus von selbst der Gebrauch sichrer schützender Waffen entstanden seyn. Der friedlichere Sinn der Vasconen geht auch sonst aus der Geschichte hervor, und war wohl eine Folge der Ruhe, deren sie in ihren Gebirgssitzen genossen.

36.

Zusammenstellung der Vaskischen Ortnamen Iberiens nach den Völkerschaften der Halbinsel.

Entschieden und unläugbar Vaskische Namen sind über die ganze Hispanische Halbinsel verbreitet. Dies beweist die oben (13—20.) vorgenommene Musterung ihrer Ortnamen. Da ich diese aber dort, ohne Rücksicht auf die geographische Lage, nach ihren Wurzeln durchgieng, so will ich sie hier nach den Völkerschaften zusammenstellen, doch nur die entschieden beweisenden, mit Auslassung aller, die sich, blofs dem Klange nach, an jene, als Reihen, anschliefsen, oder von denen die Etymologie gewagter scheinen könnte. Denn es kommt hier gar nicht darauf an, viel, sondern sicher zu beweisen.

I. Baetica.

a. die Iberischen Völkerschaften, die Turdetaner und Turduler.

Astigi, dreifach. Astapa. Asta. (13.) Esuris. Ulia. Hipa. Hipula, doppelt. Hiberi. (14.) Urbona. Urgia. Urgao. Urso. Ucubis. Hurco. Hurgis. (15.) Hiturgis. (16.) Aranditani. Arsa. Artigi. Balda. Balsa.

Litus Corense. Escua. Malaca. Munda. Murgis. Onuba. Salduba. Selambina. (17.) Vesci. Osca, doppelt. (18.) Menoba. (19.) Carissa. (20.)

b. die Celtischen Völkerschaften.

Laconimurgi. (14.) Turiga (16.) und Curgia, (17.) die aber vielleicht Eins sind.

2. Lusitanien.

a. überhaupt, und die Lusitaner.

Langobriga. Langobriten. (14.) Verurium. (15.) Aravi. Moron. Fl. Munda. Mundobriga. Talabriga. Talori. (17.) Mendiculea. (30.)

b. die Vettonen.

Laconimurgum. (14.)

c. die Celtischen Völkerschaften.

Lancobrica. (14.)

3. Provincia Tarraconensis.

a. die Völkerschaften des Nordens.

aa. die Callaici, die dortigen Celtici mit eingeschlossen.

Iria Flavia. Ulla. (14.) Mearus. Navilubio. Lambriaca. Lapatia. Talamina. (17.)

bb. die Astures.

Ihr Name selbst. Asturica. (13.) Die Bedunesier. Flavionavia. Laberris. Maliaca. (17.)

cc. die Cantabri.

Aracillum. Murbogi. Octaviolca. Fl. Sanda. (17.)

dd. die Caristii.

Ihr eigner Name, vorzüglich in der Form: Carietes. (3.)

ee. die Varduli.

Alba. Morosgi (17.) Menosca. (18.)

ff. die Vascones.

Graccuris. Calaguris. (14.) Bituris. (15.) Iturissa. (16.) Alavona. Balsio. Die Curgonii. Edu-

lius mons. Tarraga. (17.) Bascontum. (18.) Menlascus. Oeaso. (20.)

b. die Völkerschaften des Mittellandes.

Solurius mons. Urbiaca. (15.) Albonica. (17.) Die Gebirge Orospeda, Idubeda. (20.)

aa. die Vaccaeer.

Albocella. (17.)

bb. die Carpetaner.

Ihr Name, vorzüglich in der Form: Carpesii. (20.) Hurbida. (15.) Harcuria. (14.) Arriaca. (17.)

cc. die Oretani.

Ihr eigner Name Oria. (20.) Lacuris. (14.)

dd. die Ilergetes.

Calaguris. (14.) Ileosca. Vescitania. Osca. (18.)

ee. die Lacetani.

Ascerris. (13.)

ff. die Celtiberischen Völkerschaften.

Urcesa. (15.) Turiaso. (16.) Alaba. Bilbilis. Larna. Malia. (17.)

gg. die Castellaner.

Egosa. (17.) Basi. (18.)

c. die Südküste.

Ildum. (17.)

aa. die Bastetaner.

Ihr eigner Name. Basti. (18.) Urce. (15.) Abula. (17.)

bb. die Contestaner.

Lucentum. (17.)

cc. die Edetaner.

Hedeta. (19.) Uduba. (15.) Leonica. Salduba (17.)

dd. die Ilercaoner.

Ihr eigner Name, vorzüglich in der Form: Illurgavonenses. (15.) Biscargis. (18.)

ee. die Cosetaner.
Haro. (15.)
ff. die Laletaner.
Fl. Larnum. (17.)

37.

Verbreitung der Vaskischen Sprache über die ganze Halbinsel.

Wenn man dieses Verzeichnifs mit Aufmerksamkeit durchgeht, so kann man, wie es mir scheint, sich der Ueberzeugung nicht erwehren, dafs es keinen ausgedehnten Strich der Halbinsel giebt, in welchem nicht Orte, oder Gegenden durch Völker benannt worden sind, die eine, dem heutigen Vaskischen in dem Lautsystem, den Wurzelwörtern, den Endungen und Zusammensetzungen gleiche Sprache redeten. Bei allen gröfseren Stämmen finden sich solche, und wenn sie bei den Autrigonen, Lobetanern, Olcadern, Cerretanern, Ausetanern und Indigeten fehlen, so sind dies gerade die kleineren Völkerschaften, von denen überhaupt weniger Namen auf uns gekommen sind. Der Zufall kann sehr oft gemacht haben, dafs die ächt Ibetischen Namen nicht von den Schriftstellern erhalten wurden, und die Ursach kann theils in der Fremdheit der Laute, theils darin liegen, dafs sie unbedeutende Flecken und Dörfer bezeichneten. Die bedeutenderen Städte bekamen oft ihre Benennungen von Fremden. Dafs viele Ortsnamen auch Vaskisch seyn mögen, die sich nur von uns nicht mehr sicher etymologisiren lassen, mufs ohnehin immer vorbehalten bleiben. Indefs ist es gewifs, dafs die Vaskischen Namen auf der Halbinsel ungleich vertheilt sind. Die meisten finden sich, dem Verhältnisse des Raumes nach, bei den Vasconen, nächst ihnen bei den Turdetanern

und Turdulern in Baetica. Die Häufigkeit der ächtesten und ursprünglichsten Laute in den Namen dieser Provinz läfst kaum einen möglichen Zweifel übrig, dafs die Turdetanische Mundart dieselbe, oder wenigstens eine ganz ähnliche mit der heutigen Vaskischen war *). Auffallend wenig Vaskische Namen, nach der Gröfse des Landes, sind in Lusitanien, obgleich einige gar nicht zu bezweifelnde. Der Grund kann aber darin liegen, dafs gerade in Lusitanien die Endung briga die herrschende Form der Namen der gröfseren Städte ist, und nun sind es doch nur diese, von welchen die Geographen und Geschichtschreiber gewöhnlich reden. Es blieb also wenig Gelegenheit übrig, wahrhaft einheimische Namen auf uns zu bringen. In dem ganzen, im Vorigen angedeuteten Gebiet der Namen, die mir fremd, unlerisch scheinen, sind die Vaskischen dünner gesäet. Ständen dieselben aber auch ganz vereinzelt da,

*) In Niebuhrs Römischer Geschichte (I. III.) wird gerade das Gegentheil, als eine ganz ausgemachte Sache, behauptet. Aber, heifst es, gäbe selbst diese Untersuchung (nemlich die der Wörter der Bergnamen durch einen des Vaskischen Kundigen) ein anderes Resultat, so wäre die Hypothese dennoch nicht widerlegt, indem die Sprache der Turdetaner von derjenigen, wozu die baskische, als Dialect, gehört, ganz verschieden war, und für uns völlig verloren ist. Es ist sehr zu bedauern, dafs diesem Ausspruche kein Beweis beigefügt ist. Meine Untersuchungen führen mich auf das entgegengesetzte Resultat. Ich sehe schlechterdings keinen Grund, warum die Turdetanische Sprache hätte eine andre seyn sollen: ich finde in den Ortnamen einen vollkommen genügenden Beweis der Einerleiheit derselben mit der Vaskischen, und ich wüfste, ohne diese anzunehmen, nicht einmal ein Mittel, die beträchtliche Anzahl ächt Vaskischer Namen in Baetica zu erklären. Den Celten in der Provinz kann man sie weder geographisch, noch linguistisch beimessen, und die Turdaler, zu die sich hier allenfalls denken liefse, waren, nach Strabo (III. 1. p. 139.) so innig mit den Turdetanern verbunden, dafs nicht zwei verschiedene Sprachen bei beiden angenommen werden können. Carter (Journey from Gibraltar to Malaga I. 84.) sagt, dafs, nach Plinius, die Turdetanische Sprache ein Dialect der Celtiberischen war. Es ist nicht einzusehen, auf welche Stelle des Plinius er sich hierbei beziehen mag.

gäbe es blofs in Baetica Astapa, Iliberis, Urgao, in Lusitanien Mendiculea, an der Nordküste Iria, Flavionavia, im Innern Oria, den Orospeda und Idubeda, an der Südküste Lucentum, Iluro u. s. f., so würden diese isolirten Namen immer zeigen, dafs dort Vaskisch redende Iberer hingedrungen, oder von da verdrängt worden waren, und nothwendig würden sie auch die Zwischenländer, durch die man zu diesen Orten gelangt, einmal haben durchziehen müssen. Ich glaube daher, die auch sonst schon aufgestellte Behauptung, dafs die alten Iberer Vasken waren, den heutigen in der Sprache gleich, oder ähnlich, und dafs diese Iberer in allen Gegenden Spaniens wohnten, ohne auf einen einzelnen Theil des Landes beschränkt zu seyn, aufser allen Zweifel gesetzt zu haben.

Einen in der jetzigen Sprache selbst liegenden, und mir sehr wichtigen Beweis ihrer weiten ehemaligen Verbreitung, die ungemein grofse Vielfachheit ihrer Wort- und grammatischen Formen, habe ich schon in meiner früheren Schrift angeführt *). Dafs so zahlreiche Formen in beschränkten Wohnplätzen, und bei einem, oder wenigen Volksstämmen entständen, wäre durchaus unnatürlich. Dagegen begreift man dieselben vollkommen, wenn man annimmt, dafs eine Menge in grofser Verbreitung lebender Stämme durch Zeit und Begebenheiten in wenige Gebirgsthäler zusammengedrängt wurde.

Endlich sey es mir vergönnt, hier einer merkwürdigen Verwandtschaft von Begriffen in der Sprache zu erwähnen, die vielleicht nicht ganz unbeweisend ist. Atzean heifst zurück, hinter, und atzea, der Fremde. Das Volk dachte sich also ursprünglich den Fremden nur hinter sich. Sollte dies nicht anzeigen, dafs die Nation seit undenklichen Zei-

*) Zusätze zum Mithridates S. 82.

ten zwischen den Pyrenäen und dem Ocean am Ende Europa's safs, lange unvermischt blieb, und nur durch Ueberlieferung wufste, dafs hinter ihr, in den von ihren Vätern einmal durchwanderten Gegenden, andre Völker wohnten?

38.

Die Iberer machten ein grofses Volk aus.

Bildeten aber alle Iberer nur Ein Volk mit mehreren Mundarten, oder mehrere mit wahrhaft verschiedenen Sprachen? und gab es auch vielleicht, aufser ihnen und den Celten, noch andre einheimische Völkerschaften auf der Halbinsel? Denn die punischen, griechischen und römischen Ansiedelungen bleiben, wie schon oben bemerkt worden, ein für allemal von dieser Untersuchung ausgeschlossen. Die so eben aufgestellten Fragen sind nicht ganz leicht zu beantworten. Der Name der Iberer ist nicht blofs ein ethnographischer, sondern grofsentheils ein geographischer. Nur die Bewohner der Nordküste des Mittelländischen Meeres, vom Rhodanus an westlich, wurden ursprünglich mit demselben belegt. Dem inneren Spanien wurde anfangs noch kein gemeinschaftlicher Name gegeben. Polybius (III. 37, 10.) sagt ausdrücklich, dafs zu seiner Zeit der am Ocean liegende Theil der Halbinsel noch keinen solchen hatte. Herodots Iberien (I. 163.) war offenbar nur das Küstenland, und nur von der Küste, vermuthlich, da ihrer zugleich mit Ligyern gedacht wird, von der Gallischen, waren wohl die Iberer, die er als Miethstruppen (VII. 165.) in Sicilien erwähnt. Erst viel später dehnte man den Namen Iberien auf das ganze Land aus, und es ist nicht anzunehmen, dafs dieser Ausdehnung Forschungen zum Grunde lagen, durch die man sich wirklich von der Gleichartigkeit der nördlichen und südlichen Stämme über-

zeugt hätte. Mannert, der in allen seinen Urtheilen sehr vorsichtig ist, bemerkt mit Recht, dafs sich, (nemlich aus den Alten) nicht beweisen lasse, dafs die nördlichen und westlichen Bewohner mit den eigentlichen Iberern im Südosten des Landes von einerlei Ursprung sind. (I. 238.) Dafs sich die Alten auch diese gemeinschaftliche Abstammung nicht deutlich vorstellen mochten, scheinen mehrere Stellen, und unter diesen eine Diodors von Sicilien (V. 34.) über die Vaccaeer zu beweisen. Denn indem er dies Volk, als ein eignes, von den Celtiberern absondert, sagt er nicht, dafs es ein Iberisches war. Es scheint nach ihm ein Volk für sich auszumachen. Die Lusitaner rechnet er jedoch zu den Iberern. Appian dagegen nennt *) die Vaccaeer ausdrücklich einen Stamm der Celtiberer (VI. 51, 43. 54, 26.) so dafs man sieht, wie unsicher die Kenntnifs der Alten von diesen Völkerschaften war. Auf diese Weise wäre es daher gar nicht unmöglich, dafs im Norden und Westen Völkerschaften gewohnt hätten, die, ohne zu den Celten zu gehören, doch nicht Iberer, oder wenigstens Iberer mit ganz verschiedener Sprache gewesen wären. Mehr als diese blofse Möglichkeit dürfte gleichwohl nicht vorhanden seyn. Auch nach Mannerts Urtheil, steht der Voraussetzung der Gleichheit aller Bewohner Spaniens, aufser den Celten, nichts entgegen, und man kann weiter gehen, und sagen, dafs, wenn man sich auch blofs auf die Schriftsteller beschränkt, gar kein Anlafs ist, eine andre Meinung zu hegen. Zwei bestimmte und positive Gründe aber, der Name der Celtiberer, und die Resultate der Untersuchung aller

*) In der Stelle der Einleitung zu seiner Geschichte (c. 3.) *Ἰβηρία τε πᾶσα* bis *κλειστῶντες* mufs dies Participium, dem Sinn nach, auch auf *Ἰβηρία* bezogen werden. Es ist also daraus nichts über die besonderen Wohnsitze der Celtiberer zu ersehen. Sie werden nur erwähnt, weil sie mit den Iberern die ganze Bevölkerung des Landes ausmachten.

Ortnamen sprechen entschieden für die Annahme, dafs nur Iberer und Celten (und kein drittes Volk mit ihnen) die Halbinsel bewohnten. Der Name der Celtiberer geht offenbar in sehr frühe Zeiten hinauf, und da die Vermischung der Celten mit Iberern nicht an der Küste, sondern gewifs nördlicher, wenigstens im Mittellande, geschah, so mufste man doch auch dort schon damals Iberer kennen. Wenn ich annehme, dafs dieser Name zwar bei Fremden, aber doch durch die Erzählungen der Eingebornen entstand, so erhellt, dafs diese im Stande waren, über ihre Nachbarn im Innern ein richtiges Urtheil zu fällen. Indefs ist hier immer die Gränze ungewifs, wie tief hinein die Iberer sich erstreckten. Dagegen läfst der Beweis aus den Ortnamen keine Unbestimmtheit übrig. Wir haben gesehen, dafs die Vaskischen über die ganze Halbinsel, ohne alle Ausnahme, verbreitet sind. Nun vorauszusetzen, dafs dessen ungeachtet die Iberer der Nordküste und im Westen, aufser den Celten, noch mit einem andren Volke vermengt gelebt hätten, von dem weder die alten Schriftsteller, noch die Ortnamen irgend eine deutliche Spur enthalten, wäre eine grundlose und höchst unwahrscheinliche Vermuthung *).

*) Der Meinung, dafs die Ligurer, welche, mit Iberern untermischt, an der Südküste Galliens wohnten, Theile Spaniens innegehabt hätten, (Risco's Fortsetzung der España sagrada. T. 32. p. 7—9.) habe ich nicht erwähnen zu dürfen geglaubt. Sie beruht blofs auf Thucydides (VI. 2.) Nachricht von der Vertreibung der Sicaner aus Iberien durch Ligyer, und Mannert hat (I. 447. 448.) sehr richtig gezeigt, dafs diese Sicaner, welche Beschaffenheit es mit ihnen haben mag, nicht aus Iberien, sondern höchstens aus den iberischen Wohnsitzen an der Südküste Galliens haben kommen können. Wäre dies nicht, so müfste der Ligurer in Spanien auch von andren Schriftstellern Erwähnung geschehen seyn. Risco bezieht sich auf Avienus Ora maritima (v. 129—139.). Aus dieser Stelle geht aber über die Ligurer nichts anders hervor, als was auch sonst über ihre Wohnsitze in Gallien bekannt ist. (Mannert. Th. 2. Band I. p. 2.)

39.

Die Iberer hatten nur Eine Sprache.

Die Iberer machten Ein Geschlecht (γένος) aus, das aber, nach seinen Stämmen (φῦλα) in verschiedene Namen abgesondert war. Dies bezeugt Herodorus (Vossius de hist. graecis. III. p. 374.) in einer bei Stephanus von Byzanz (v. Ἰβηρίαι) aufbehaltenen Stelle seines 10. Buchs der Geschichte des Hercules. Mit gleicher Bestimmtheit druckt sich, soviel mir bekannt ist, kein andrer alter Schriftsteller hierüber aus, allein keiner auch redet von einer solchen Verschiedenheit der Iberischen Stämme, dafs sie auch Verschiedenheit der Sprache voraussetzte. Plinius, der den Unterschied zwischen den Iberern und Celtikern in Iberien so bestimmt und gleichsam schneidend angiebt, würde gewifs das nemliche in Absicht grofser Verschiedenheit unter den Iberern selbst thun. Es kommt aber nirgends nur die mindeste Spur davon bei ihm vor. Man beruft sich dagegen auf Strabo (III. 1. p. 139.) und auf den ersten Anblick scheint der aus ihm hergenommene Beweis allerdings unwiderleglich. Indem er von den Turdetanern, ihren alten schriftlichen Denkmalen und Gedichten spricht, sagt er: „auch die andren Iberer bedienen sich der Schrift, nicht „auf eine Weise; denn auch nicht Einer Sprache." *) Die-

*) καὶ οἱ ἄλλοι δ' Ἴβηρες χρῶνται γραμματικῇ, οὐ μιᾷ ἰδέᾳ, οὐδὲ γὰρ γλώττῃ μιᾷ. In der neuesten Pariser Uebersetzung heifst diese Stelle: Les autres Ibères s'appliquent aussi aux belles lettres; mais leur littérature n'est pas partout la même, parcequ'ils ne parlent pas tous la même langue. Den Worten Strabo's diesen Sinn zu geben, hindert schon die Bildungsstufe, auf der jene Völker natürlich stehen mufsten. Auch würde er schwerlich haben sagen wollen, dafs ihre Literatur nicht überall dieselbe wäre, da dies die Literatur nirgends seyn kann. Der Epitomator Strabo's (Hudson's Geogr. min. Vol. II. p. 25.) hat den Ausdruck Grammatik von der wahren und eigentlichen Sprach-

jenigen, welche die ausschliefsende Herrschaft des Vaskischen im alten Spanien vertheidigen, haben diese Worte gewöhnlich so ausgelegt, als redete Strabo nur von verschiedenen Mundarten. In der That verachteten die Griechen und Römer so sehr alle Bemühung, sich von dem, was die barbarischen Völker betraf, genau, und seiner Eigenthümlichkeit gemäfs zu unterrichten, dafs eine solche Verwechslung, die auch uns noch bei Sprachen andrer Welttheile oft genug begegnet, wohl möglich wäre. Sie wäre sogar um so verzeihlicher, als noch heute die Dialecte der so nah neben einander wohnenden Vasken dergestalt in Aussprache und grammatischen Formen verschieden sind, dafs immer einige Gewöhnung dazu gehört, wenn sie einander geläufig verstehen sollen. Zur Zeit der Ver-

---

lehre genommen. *Ἀλλὰ καὶ ἄλλοι Ἴβηρες οὐχ ὁμόγλωσσοι ὄντες, γραμματικαῖς χρῶνται τέχναις ἕκαστοι κατὰ τὴν ἰδίαν γλῶσσαν.* Vermuthlich hat er dadurch ausdrucken wollen, dafs sie in Regeln gebrachte Sprachlehren besäfsen. Aber der natürliche Sinn ist der oben von mir angegebene, und derselbe, in welchem Harpocration in der in Wolfs Prolegomena zum Homer p. 63. nt. 29. angeführten Stelle das Wort braucht. V. *Ἀττικοῖς γράμμασι· τὴν γὰρ τῶν εἴκοσι τεσσάρων στοιχείων γραμματικὴν ὄψέ ποτε παρὰ τοῖς Ἴωσιν εὑρεθῆναι.* Ganz ähnlich ist das Lateinische literatura, ut antiqui vocabant, die Kunst, per quam pueris elementa traduntur. (Sen. epist. 88. Ed. Bip. 344. 345.) Dieser Sinn wird im Strabo auch durch die unmittelbar vorhergehende, von den Turdetanern handelnde Stelle bestätigt. Sie bedienen sich, heifst es, der Schrift (*γραμματικῇ*) und besitzen die Schriften (*τὰ συγγράμματα*) ihrer alten Ueberlieferungen. Beide Worte beziehen sich hier offenbar auf einander. Ganz denselben Sinn hat die Stelle, welche in der Pariser Uebersetzung (p. 435. nt. 3.) nach Vossius citirt ist, und auch bei Stephanus vorkommt: *γραμματικῇ δὲ χρῶνται τῇ τῶν Ἰταλῶν οἱ παρὰ θάλατταν οἰκοῦντες τῶν Ἰβήρων.* Hier pafst weder Literatur, noch Grammatik. Hätte das letztere ausgedrückt werden sollen, so war Sprache das rechte Wort. Aber Schrift und Schriftart geben den wahren Sinn, und die Schrift konnte ebensowohl zum Schreiben in der einheimischen, als der fremden Sprache gebraucht werden. Florez hat diese Stelle vollkommen richtig gefafst. (Medallas. II. 522.)

breitung der Nation über einen ungleich gröſseren Raum konnte es mehrere, und noch weiter von einander abweichende Mundarten geben. Es lieſs sich aber dagegen erinnern, daſs Strabo bei der Schilderung Galliens (IV. 1. p. 176.) wohl zeigt, daſs er Mundart und Sprache nicht miteinander vermischt. Denn indem er auch von den Galliern sagt, daſs sie nicht einerlei Sprache reden, bestimmt er dies näher dahin, daſs einige ein wenig in ihren Mundarten abweichen, bezeugt dagegen an derselben Stelle die gänzliche Verschiedenheit der Aquitanischen und Gallischen Sprache. In Gallien stellt er den Unterschied eher zu klein dar, und setzt sich dadurch in Widerspruch mit Caesar, der (de bello Gallico I. 1.) die drei Theile Galliens verschieden an Sprache, Einrichtungen und Gesetzen nennt *). Wären die Sprachen, welche Strabo unter den Iberern annimmt, so verschieden, als diejenigen, deren Quellen wir im alten Gallien zu suchen haben, so wären sie wohl abgesonderte Sprachen, nicht aber Mundarten zu nennen. Denn das Bas Breton, und das Gallische weichen bei weitem mehr, wie bloſse Mundarten, von einander ab. Die Stelle des Strabo muſs aber, meines Erachtens, von einer andren Seite richtiger gedeutet werden. Das Miſsverständniſs liegt in dem Ausdruck Iberer. Wie schon im Vorigen gesagt ist, gieng dieser Name zwar von einem Volk aus, nachher aber auf ein Land über, und ist daher sehr oft mehr geographisch,

*) Schlözer Allgem. Welthist. XXXI. 339. erklärt sich zwar hier sehr richtig für Caesars Meinung. Doch geht er auf der andren Seite zu weit, und hält Vasken, Galen und Kymren, wie er sie nennt, für gleich verschiedene Volksstämme, da ihre, noch heute bekannten Sprachen, deutlich zeigen, daſs sie nur zwei ausmachten, und Galen und Kymren zu demselben gehörten. Indeſs bleibt die angeführte, ganz in dem eigenthümlichen Geiste des trefflichen Mannes geschriebene Stelle immer die erste, welche Licht über diese, damals noch sehr dunkle Materie verbreitete.

als ethnographisch. Auf diese Weise nun nimmt ihn Strabo gewöhnlich *). Iberer sind ihm Bewohner Iberiens, gleichbedeutend unsrem heutigen Spanier, wenn dieser Name für die ganze Halbinsel gälte. Die völlig in Römer verwandelten Iberer, sagt er, (III. 2. p. 151.) heifsen togati, und unter diesen sind auch die Celtiberer begriffen. In gleicher Allgemeinheit braucht er das Wort an vielen andren Stellen. (III. 1. p. 137. c. 2. p. 141. 146. c. 4. p. 163. 165.) Er scheint nicht einmal von den Iberern, als eignem Volke, unabhängig von ihren Wohnsitzen, einen richtigen Begriff zu haben. Denn da er von den Völkern des eigentlichen Aquitaniens spricht, (IV. 1. p. 176. c. 2, 1. p. 189.) sagt er nicht, dafs sie Iberer sind, sondern nur, dafs sie den Iberern gleichen. Daraus ist sogar ein Mifsverständnifs in einer Stelle seiner Beschreibung der Pyrenaeen entstanden. Die Thäler derselben, heifst es, (III. 4. p. 162.) sind von den Cerretanern besetzt, die zum gröfsten Theil ein Iberisches Volk sind. Er meint damit, dafs die gerade auf der Gränzscheide ansässigen Cerretaner theils zu Iberien, theils zu Gallien gehören, man hat ihn aber meistentheils so verstanden, als hätten die Cerretaner, die ganz Iberer wären, nur einen Theil der Thäler inne gehabt **). In andren Stellen werden die Iberer zwar offenbar als ein abgesondertes Volk, im Gegensatz der eingewanderten Bewohner

*) Diodor von Sicilien in der merkwürdigen Stelle über die Celtiberer ist hierin genauer; er spricht von Iberern und Iberien nur als Nation, und Wohnsitz einer Nation, und sagt, als er von den Pyrenaeen redet, (V. 35.) ausdrücklich, dafs sie Gallien von Iberien, und auch von Celtiberien scheiden. Dagegen braucht Polybius (XI. 31. und fr. 14. ed. Schweigh. T. V. p. 57.) Iberer und Celtiberer als durchaus gleichbedeutend.

**) In der neuesten Pariser Uebersetzung wird zwar (I. 473. Anm. 1.) die richtige Erklärung, die schon Marca angab, angeführt, allein blofs mit dem Zusatz, dafs die Stelle auch diesen Sinn haben könne.

Spaniens, genannt (III. 3. p. 152. c. 4. p. 163. 164.); allein alsdann ist der Gegensatz immer ausdrücklich hinzugefügt, oder durch den Zusammenhang angedeutet. In der Stelle nun, von der wir hier reden, ist es klar, dafs der Ausdruck Iberer blofs in der allgemeinen geographischen Bedeutung genommen wird. Denn wenige Zeilen vorher sagt Strabo, dafs die Turdetaner die Verständigsten und Gebildetsten unter den Iberern *) sind, und will ihnen doch unstreitig damit den Vorzug vor allen Bewohnern der Halbinsel einräumen. Versteht man die Stelle auf diese Weise, so dafs nicht unter den Iberern, wohl aber in Iberien mehr als Eine Sprache geredet wurde, so bringt man Strabo mit Plinius, und den übrigen alten Schriftstellern in Einklang, und findet noch heute durch die übriggebliebenen Ortnamen diese Aussage bestätigt. Denn offenbar wurde von den Celten auf der Halbinsel Celtisch, und da vermuthlich nicht alle aus einer Gegend, und zu Einer Zeit einwanderten, vielleicht Celtisch auf verschiedene Weise, wie in Gallien selbst, gesprochen **). Die gleiche Bestätigung in Absicht der Schrift ergiebt sich selbst aus den noch so sehr mangelhaften Untersuchungen über die alt-spanischen Münzen und Inschriften. Man findet darin nur Ein Turdetanisches, d. i. Iberisches Alphabet, aber ein davon verschiedenes Celtiberisches, und vielleicht auch ein zum Theil Phönicisches ***). Auch Erro (Alfabeto de la lengua primitiva

*) Δοκιμώτατοι βέλτιστοι τῶν Ἰβήρων.

**) Mannert scheint die Sache ebenso zu nehmen, obgleich er sich auf die Frage nicht ausdrücklich einläfst. Die reinen Iberer haben, nach ihm, nur Eine Sprache (I. 238.), von den Turdetanern, die zu den vermengten gehören, schweigt er in dieser Hinsicht. Strabo erwähnt in der Stelle, wo er von der Gleichheit der Sitten und Lebensart aller Bewohner der Nordküste (III. 3. p. 155.) redet, der Sprache nicht besonders, sondern es läfst sich nur hinzuschliefsen, dafs die Gleichheit sich auch auf sie ausdehnte.

***) Velasquez (Ensayo sobre los Alfabetos de las letras desconо-

p. 98. 244.) giebt eine Verschiedenheit der Buchstaben auf den Celtiberischen und Turdetanischen Münzen zu.

40.

Vermischung der Iberischen Völkerschaften mit Celtischen Stämmen.

Zwei Sätze scheinen mir, nach dem Vorigen (35—39.) fest zu stehen. Die alten Iberer sind das Stammvolk der heutigen Vasken, und diese Iberer machten, über die ganze Halbinsel verbreitet, Eine, dieselbe Sprache redende, nur in Völkerschaften mit verschiedenen Mundarten getheilte Nation aus. Die Vaskische Sprache war also die einzige desjenigen Volks in Hispanien, dessen Einwanderung, wenn es nicht autochthonisch dort safs, vor alle auf uns gekommene Ueberlieferung fällt. Wir müssen itzt sehen, mit welchen fremden Nationen diese Iberer vermischt lebten, da die Untersuchung der Ortnamen uns auf fremde, neben den Vaskischen, geführt hat. An den Küsten siedelten sich, und sehr früh, Phönicier, Griechen und Carthager an, und drangen mehr oder weniger tief in das Land selbst ein. Plinius erwähnt (I. 137, 3.) nach M. Varro, auch Perser, von deren Zügen nach Spanien wohl sonst nichts vorkommt. Die Römer verwandelten einen grofsen Theil der Halbinsel, mit Ausrottung der einheimischen Sitten und Sprache, in eine, Italien durchaus ähnliche Provinz. Alle diese Einwanderungen aber übergehe ich hier, und verweile nur bei denjenigen fremden Völkerschaften, die, auch Barbaren (in

---

ciidas p. 40.) nimmt ausdrücklich drei Alphabete, ein Turdetanisches, Celtiberisches und Bastulo-Phönicisches an. Auch nach Bellermanns Untersuchungen (Ueber die Phönicischen Münzen. St. 3. p. 27.) sind die punischen Inschriften auf Spanischen Münzen nicht alle rein punisch, sondern mit andren Charakteren vermischt.

dem Sinn, den die Alten diesem Worte gaben) und dem westlichen Europa angehörend, sich in Spanien niedergelassen hatten. Dies sind blofs Celten, und sie kommen bei den alten Schriftstellern in doppelter Gestalt vor, rein Celtisch am Anas, (Strabo III. 1. p. 139.) und mit diesen verwandt (l. c. c. 3. p. 153.) in der äufsersten Nordwestspitze des Landes, dem heutigen Galicien, dann mit den Iberern zu Einem Volke verschmolzen, als Celtiberer. Jene werden bei Römischen und Griechischen Schriftstellern gewöhnlich nicht Celten, noch Gallier, oder Galater, sondern Celtici genannt, vermuthlich, um sie dadurch, als einen abgesonderten, zu den Celten gehörenden, von ihnen hergekommenen, aber nicht sie selbst ausmachenden Zweig zu bezeichnen. Die Stadt Celti (Plin. I. 138, 8.) hat unstreitig von ihnen den Namen. Sie lag zwar nicht eigentlich im Gebiet der Celtiker, aber doch, zwischen Ecija und Merida, in einer Gegend, die von diesen Stämmen nicht unbesucht bleiben konnte. Sie bildete aber bei den Römern ihr Adjectivum nicht in -eus, sondern in -tanus (Celtitanus) (Florez Medallas I. 361.) nach Art der andren Spanischen, in i endenden Städte. Die Ansiedelung im Nordwesten war noch geschichtlich mit den Umständen, unter welchen sie sich zugetragen, bekannt, und war die jüngste. Sie geschah von der am Anas aus. Die an diesem Flufs Wohnenden stammten, nach Plinius, von den Celtiberern (I. 139, 14.) ab. Warum aus diesen beiden Stämmen, und ihren Nachbarn nicht auch ein Mischvolk wurde, ist itzt wohl nicht mehr zu erklären. Ebensowenig läfst sich etwas über die Zeit der Einwanderung der zu Celtiberern gewordenen bestimmen. Die bekannten Stellen der Alten über sie (die hauptsächlichste ist bei Diodorus Sic. V. 33.) enthalten nichts, was dazu führen könnte. Es bleibt sogar zweifelhaft, ob Sagen von ihrer Einwan-

derung, und ihrem Verschmelzen mit den Eingebohrnen vorhanden waren, oder ob beides nur als Erklärung der Thatsache, dafs man Celten und Iberer vermischt fand, hinzuerfunden ward. Eins oder das Andre mufs nothwendig der Fall seyn, und vermuthlich entstand der Name bei den fremden Pflanzvölkern Spaniens, aber nach Berichten, die sie von den Eingebohrnen erhielten. Auf jeden Fall ist er viel älter, als wir ihn zuerst in der Römischen Geschichte antreffen, und beweist dadurch, wie schon oben bemerkt worden, dafs auch damals die Bewohner des Mittellandes, und nicht blofs die der Küste Iberer hiefsen. Dafs er dem Volke von Fremden gegeben ist, bleibt sichtbar. Es kommen noch zwei ähnliche, nur nicht gleich berühmt gewordene Namen vor, der der Celtoscythen (Plut. Marius II.) mit dem man, aus Unkunde des wahren, die in Italien einbrechenden Cimbern und Teutonen benannte, und der der Celtoligyer (Strabo. IV. 6, 3. p. 202.) den man den Salyern, oder Salluviern beilegte. Von diesem wird ausdrücklich gesagt, dafs er kein ursprünglicher, sondern ein erst später entstandener sey. Vermuthlich kannte man die Völkerschaften nicht gleich so genau, oder die Vermischung erfolgte auch vielleicht erst später. Nicht blofs bei den Celtiberern sondern auch bei den Celtikern finden sich einige, jedoch bei den letzteren sehr wenige Vaskische Ortnamen (36.) Plinius bezeugt ausdrücklich (l. 139, 14.) dafs die Ortnamen der Celtiker ihren fremden Ursprung verriethen, und seine ganze Nachricht ihrer Abstammung von den Celtiberern gründet sich nur auf diese Verschiedenheit der Namen, der Sprache, und heiligen Gebräuche, nicht, wie es scheint, auf wirkliche Sage. Ihre Ortnamen kamen auch in Celtiberien vor, und auch in ihren neuen Wohnsitzen in Baetica führten ihre Städte eigne Beinamen. Diese Beinamen sind, bis auf den letzten der von Plinius

angegebenen, alle Lateinische. Der letzte, Emanici, scheint es nicht, und könnte wohl ein Turdetanischer, also Vaskischer, seyn. Eman, geben, ist ein Vaskisches Wort, doch soll dies hier nur für den Laut, nicht die Etymologie beweisen. Zu bedauern ist, dafs in dem andren Beispiel dieser Art in dieser Stelle: Ucultuniacum quae et Turiga nunc est (Harduin ad. h. l.) ein Schreibfehler zu seyn scheint *), da der erstere Name, um nicht die ganz gleich fortlaufende Construction zu unterbrechen, ein Dativus seyn müfste. Auf jeden Fall ist Turiga ein Vaskischer Name, und durch das nunc scheint nur angedeutet, dafs der neue Ort von seinen Iberischen Anwohnern damit belegt wurde. Beiläufig mufs ich hier noch erwähnen, dafs Astarloa (Apologia p. 198.) alle Verschmelzung von Celten und Iberern verwerfend, Celtiberia für eine Verdrehung von Zaltiberia hält, und dies durch pferdereiches Ufer erklärt.

41.

Ausdehnung und Gränzen dieser Vermischung.

Aufser den Celtiberern, und den beiden rein Celtischen Stämmen, wohnten aber, meiner Ueberzeugung nach, auch noch in andren Theilen der Halbinsel Celten und Iberer mit einander vermischt. Mannert hierüber (I. 237—240.)

*) Das unmittelbar vorhergehende Beispiel Contributae Julia hat das Besondre, dafs der aus Celtiberien kommende Name kein einheimischer ist. Sollte daher vielleicht Plinius dieser Stadt den Celtiberischen, welchen die Celtiberer ihr vermuthlich auch in ihrer Sprache gaben, hinzugefügt haben, und sollte dieser Name Ucultuniacum (als Apposition von Julia) seyn? Turiga wäre dann der Turdetanische Name, und die Stadt hätte vier, zwei Römische (einen in Celtiberien, den andern in Baetica) einen Celtiberischen, und einen Turdetanischen. Da neuere Ausgaben des Plinius hinter Julia blofs ein Comma setzen, so scheinen sie diese Construction wirklich andeuten zu wollen.

ein andres System aufgestellt. Nach ihm ist die Südküste von Iberern bewohnt, zu welchen sich fremde Pflanzvölker gesellt haben. Im Mittellande waren die Iberer mit den Celten vermengt: diese Mischung trift vorzüglich die Vaccaeer, Carpetaner, Oretaner und andre dort befindliche Stämme, die er jedoch immer von den eigentlichen Celtiberern trennt. Sie geht aber nur das Mittelland an: die übrigen Iberer (also die der Nordküste, und nach ihm wohl auch der gröfsere Theil der Lusitaner) blieben unvermengt. Ich dagegen glaube, dafs die Vermengung auch die Nordküste bis zu den Vardulern hin, und alle Bewohner Lusitaniens traf, und dafs die ganz unvermischten Iberer nur von den Vardulern an, um die Pyrenaeen bis gegen das Mittelländische Meer zu suchen sind, an diesem aber die Vermischung mit zur See gekommenen Pflanzvölkern, jedoch ohne Celtischen Zusatz, anhebt. Der besondre Name des Landes und Volks der Celtiberer bleibt jedoch immer auf das ganz mittelländische Gebiet der sechs bekannten Völkerschaften beschränkt, so wie es Livius sehr richtig bestimmt: Celtiberia quae media inter duo maria est. (XXVIII. 1.) Keine mir bekannte Stelle eines alten Schriftstellers beschränkt die Ausdehnung der Celtiberer auf die von Mannert angegebene Weise. Vielmehr schreiben ihnen einige ausdrücklich eine unbestimmte Verbreitung zu. „Da ihre Macht angewachsen war," sagt Strabo (III. 2. p. 148.) „machten sie, dafs auch das ganze um sie her gelegne Land nach ihnen benannt wurde." Plinius setzt sie bestimmt an den westlichen und nordwestlichen Ocean (I. 139, 14.) in der Stelle, wo er die Celtiker am Anas von ihnen aus Lusitanien herkommen läfst, und da, wo er sagt (I. 230, 6.), dafs die Cassiterischen Inseln Celtiberien gegenüber liegen. Denn da er immer sorgfältig Celtiberer und Celtiker unterscheidet, so kann er hiermit nicht die

Artabrer meinen *). Auch neuere Schriftsteller haben schon dieselbe Meinung einer gröfseren Verbreitung der Celtischen Stämme gehabt, wie man bei Harduin zu den angeführten Stellen des Plinius, und in den Anmerkungen zur neuesten Pariser Uebersetzung des Strabo (I. 389. nt. 3.) nachsehen kann. Was aber diese Meinung zur Gewifsheit erhebt, und zugleich die Gränze der Vermischung mit Celten angiebt, ist, dünkt mich, die oben versuchte Ausscheidung der Celtischen Ortnamen, und die (23.) angegebene, ihr Gebiet umschliefsende Linie. Zwischen dieser und dem Ocean ist wenigstens kein grofser Strich des Landes von Celtischer Beimischung frei geblieben; zwischen ihr, den Pyrenaeen, und dem Mittelländischen Meere dagegen hat wenigstens nie ein bedeutendes Eindringen statt gefunden, wenn auch einzelne Punkte mögen Celtisch geworden seyn, wie Ebura in Baetica und Edetanien (30.) anzudeuten scheint. Livius erzählt (XXXIX. 56.) dafs die Römer mit den Celtiberern in agro Ausetano, also ziemlich entfernt von ihren Gränzen gegen die Pyrenaeen hin, fochten, und einige Städte eroberten, welche diese daselbst befestigt hatten. Es geht aus der Stelle auch nicht hervor, dafs die Celtiberer dies blofs als Hülfsvölker der Ausetaner, oder

*) Risco (España sagrada T. 32. p. 15.) bezieht sich, um zu beweisen, dafs die ganze Nordküste von Celten besetzt war, auch auf Appianus VI. 28. wo es heifst, dafs Asdrubal, als er Soldaten an der Nordküste zusammen zu bringen suchte, mit den in Sold genommenen Celtiberern nach Gallien übergieng. Aber unter diesen verstand er nicht die Mannschaft, die er erst beschäftigt war, sich an der Nordküste zu verschaffen, sondern diejenige, welche er früher in Celtiberien gemiethet hatte. Dies ist aus c. 24 klar. Mehr würde die gleichfalls von Risco angeführte Stelle des Xiphilinus (Exc. e Dionis libr. 53. ed. Leunclavii p. 71.) beweisen, worin derselbe die Asturer und Cantabrer *Κελτικὰ ἔθνη* nennt, wenn dieser späte Epitomator überhaupt da als eine Autorität gelten könnte, wo er offenbar etwas anders, als Dio selbst, sagt.

gar als Miethstruppen, wie sie sonst wohl bei Spanischen Völkerschaften waren (Livius XXXIV. 17.), gethan hätten. Indefs mochte diese Besetzung eines ihnen fremden Gebiets nur zufällig und vorübergehend seyn. Allein die Fälle dieser Art beweisen immer, dafs man die Vermischung der Iberer mit Celten wenigstens nicht mehr beschränken kann, als hier geschehen ist. Plinius Meynung über Lusitanien insbesondere wird durch diese Untersuchung auf das stärkste bestätigt, da ein grofser Theil aller Celtischen Namen sich in dieser Provinz befindet. Ich glaube, (25. 29 — 31.) den Beweis der Fremdartigkeit, und des Celtischen Ursprungs gewisser Spanischer Namen dergestalt geführt zu haben, dafs billigerweise kein Zweifel übrig bleiben kann. Die in -briga endenden Namen geben hierbei den Leitfaden an die Hand, und wenn Etymologieen, wie wahrscheinlich sie auch seyn mögen, doch oft noch Ungewifsheit übrig lassen, so bleibt gegen die von mir gewählte Art der Beweisführung, meines Erachtens, nichts bedeutendes einzuwenden. Wenn es offenbar ist, dafs diese Namen, aufser Spanien, überall da vorkommen, wo Celten Wohnsitze, oder Wanderungsstrafsen gehabt haben, wenn dasselbe auch in Spanien da der Fall ist, wo der Aufenthalt Celtischer Völker historisch sicher ist, so läfst sich wohl mit Gewifsheit zurückschliefsen, dafs auch da Celten gewohnt haben werden, wo sich diese Namen finden, ohne dafs geschichtlich bekannt ist, dafs der ursprüngliche Volksstamm dort mit Fremden vermischt gewesen sey. Wie mit den in -briga ausgehenden Namen, verhält es sich aber, wie ich gezeigt, mit einer Anzahl von andren, die immer hinreicht, einen Beweis durch Induction zu begründen.

42.

Etymologie der Endung -briga.

In Absicht der Etymologie glaube ich dargethan zu haben, dafs briga kein Vaskischer Laut ist. Bei keinem alten Schriftsteller wird es ein Spanisches Wort genannt *). Festus sagt, (v. Lacobriga) nur, dafs der Name Lacobriga aus lacus und der Spanischen Stadt Briga (also einem nomen proprium) zusammengesetzt sey. Dagegen giebt es zwei Ableitungen sehr nahe verwandter Wörter bei den Alten, die eine aus dem Celtischen, die andre, schon oben (33.) angeführte, aus dem Thracischen. Nach dem Scholiasten des Juvenal (ad Sat. 8. v. 234.) heifsen Allobroger aus einem andren Lande hergekommene Leute von brogae, auf Celtisch bei den Galliern Acker, und Alla, ein andrer **). In der That heifst noch itzt in beiden Mundarten der Nieder-Bretagne und Wales bro nicht blofs ein bebautes Feld, sondern auch überhaupt eine Gegend, ein Land, und all, ein andrer. (Owen's und Le Pelletier's Wörterbücher hh. vv.) Dasselbe Wort führten auch die Nachbarn der Allobroger, die Latobroger im Namen, die aber gewöhnlicher Latobriger genannt werden, und ein von Caesar (de bello Gall. II. 3.) erwähnter Remer Antebrogius. Des Thracischen Ursprungs von *βρία* ist oben (33.) gedacht worden. Es war aber, nach Hesychius, auch ein Griechisches Wort, jedoch vielleicht nur von den Thraciern zu den sich so häufig in Thracien ansiedelnden Grie-

*) Bei neueren kommt es vor, jedoch ohne gültige Zeugnisse. So bei Resende de antiquitate Lusitaniae. I. 4. p. 196.

**) Ideo autem dicti Allobrogae, quoniam brogae Galli agrum dicunt, alla autem aliud. Dicti igitur, quia ex alio loco fuerant translati.

chen herübergekommen. Es bedeutete ein Dorf auf dem Lande, und seine Bedeutung hatte sich also schon erweitert, oder war noch nicht beschränkt worden. Denn das eine und das andere kann der Fall gewesen seyn, je nachdem man Stadt, oder Gegend als die ursprüngliche annimmt. Man könnte briga auch mit πύργος (wie man es mit Burg verglichen hat) für Ein Wort, mit versetztem Consonanten, was eine nicht ungewöhnliche Sprachform ist, halten, und Elibyrge (14.) in Tartessus bei Stephanus führt darauf. Allein alle solche Ableitungen von Wortformen gebildeter Sprachen, wozu vorzüglich die Cluverische (Germania antiqua. p. 49—51.) von Brücke gehört, sind höchst unwahrscheinlich, und ich glaube nicht, dafs man weiter gehen kann, als zu sagen, dafs es eine alte Wurzelsilbe bri, oder bro gab, die Land, Ansiedelung, Stadt bedeutete, und von welcher alle diese Namen abstammen. Dafs diese Silbe den Celten angehörte, scheint erwiesen. Sie mochte aber auch zugleich einer andren Sprache eigen seyn, wie es mehrere, den meisten Europäischen Sprachen gemeinschaftliche Stammwörter giebt. Es ist mir sogar wahrscheinlich, dafs die Vaskischen iri und uri, wenn man die Verwandtschaft in entfernteren Stufen aufsucht, damit zusammenhiengen. Auf diese Weise braucht man nicht mit Goropius Becanus (Hispanica p. 24.) zu behaupten, dafs die Iberer und Thracier dieselbe Sprache redeten, um doch das Thracische bria dem Celtischen briga in Spanien und Portugal nicht fremd zu halten. Mehr dem Laut, als der Bedeutung nach, verschieden von briga sind die Endungen britium (Eburobritium. 21.) und briva (Samarobriva. 29.) -britium scheint mit Celtischen Wörtern, die Gericht bedeuten, zusammenzuhangen. Vergobretus hiefs (Caes. de bello Gall. I. 16.) die höchste Magistratsperson bei den Aeduern, und Oberlin (ad l. c.)

erklärt dies sehr richtig aus dem Irländischen durch fear go breith, (Schottl. breath) Mann zum Gericht. In Nieder-Bretagne heifst breuta, Processe führen, und Breut, Gericht. (Le Pelletier v. Breugeou) in Wales brawd, Gericht, und brawdwr, Richter. (Owen). Da die Gerichte der Lehnsherren in Nieder-Bretagne breugeou, breujou genannt werden, so könnte die Bedeutung von briga, als Stadt, selbst davon herkommen. Allein das oben Gesagte scheint mir richtiger. — briva erklärt man durch Brücke. Dies ist einzig aus Samaro-briva, Brücke der Somme, hergenommen, obgleich Mannert (Th. 2. B. I. S. 196.) mit Recht erinnert, dafs man für den Namen des Flusses, da er nie besonders bei den Alten vorkommt, auch keinen andren Beweis, als den Namen der Stadt hat. Indefs ist auf der andren Seite richtig, dafs die einzigen Orte, in welchen die Endung sich sonst findet, solche sind, in welchen der Ueberrest des Namens Wasser anzeigt. Es sind dies nemlich in Britannien Durocobrivae und zwei Durobrivae. Wenig entfernt von dem einen von diesen lag der Ort Durolipons, der eine Uebersetzung desselben scheint. Indefs ist es immer auffallend, dafs sich für diese Bedeutung in den noch übrigen Celtischen Sprachen gar kein ähnliches Wort aufweisen läfst, welches Brücke hiefse.

43.

Verhältnifs der Iberischen Celten zu den Iberern und Galliern. Sitten, Charakter und gottesdienstliche Gebräuche dieser Stämme.

Auf welche Weise aber die Verschmelzung der beiden Völker zu Stande kam, ob beide sich zu einer Verfassung verbanden, oder ob die Eingebornen von den Einwandernden theilweise verdrängt, und unterjocht wurden, welchen

Einfluſs die Vereinigung auf die Sitten ausübte? über alle diese wichtigen Fragen lassen uns die alten Schriftsteller durchaus im Dunkel. Ihre Schilderungen gewähren uns nur im Ganzen den Eindruck, daſs die Celtischen Völkerschaften in Iberien in Character und Sitten bedeutend verschieden waren von den Galliern, und daſs sich unter den Völkern der Halbinsel selbst kein so groſser und auffallender Unterschied zeigt, als man bei zwei selbstständigen Nationen von verschiedener Abkunft hätte vermuthen sollen. Die Vereinigung muſs viele Jahrhunderte bestanden haben, und auch nicht auf sehr gewaltsamem Wege geschehen seyn, um dem Eingebornen genug Kraft und Selbstständigkeit zu lassen, seine Eigenthümlichkeit zu der vorwaltenden zu machen. Denn es ist nicht zu läugnen, daſs die Celten der Halbinsel mehr zu Iberern, als umgekehrt diese zu jenen geworden waren, und daſs der Totaleindruck, den ihre Bewohner in allen Schilderungen und Erzählungen hervorbringen, fast ein ebenso verschiedener von dem der Gallischen Völker ist, als wir das nemliche oben (31.) von den Ortnamen behaupteten. Beide Erscheinungen sind einander beinahe vollkommen gleich. Dennoch waren die Celtischen Stämme sehr bedeutend an Zahl, und von überwiegendem politischen Einfluſs. Denn die Celten waren das bei weitem mächtigste und am schwersten zu bekriegende Volk auf der Halbinsel, und verbreiteten sich, wenn wir auch alle Beweise aus bloſsen Namen aufgeben, über das ganze Mittelland und einen groſsen Theil der Westküste. Es fragt sich indeſs auch sehr, ob man die Iberischen Celten so geradezu mit den Galliern vergleichen kann. Die Alten gehen hierbei mit vieler Vorsicht zu Werke. Sie bedienen sich nicht einmal desselben Namens, nennen jene ausschlieſsend Celtici, und brauchen wiederum diesen Namen nicht wenn von den Celten über-

haupt, oder den Galliern die Rede ist *). (Strabo: *Κελτοί.* III. 4. p. 164.) Dafs nach und aus Gallien Wanderungen vorfielen, wissen wir; die Gallier, welche wir zu Caesars Zeit, und überhaupt, auch früher, durch die Römer kennen, mögen daher von noch früheren, und gewissermafsen ursprünglicheren sehr verschieden gewesen seyn. Selbst ohne Wanderungen, können sie im Laufe der Zeit Einrichtungen und Sitten angenommen haben, die ihnen vorher fremd waren. Es scheint sogar weder nothwendig, noch richtig, sich die Iberischen Celten gerade als Colonieen, abgerissene Volkshaufen der in Gallien wohnenden zu denken. Mannert (Th. 2. B. 1. S. 23.) bemerkt sehr richtig, dafs sie sich wahrscheinlich schon beim ersten Zug der Celten nach Gallien bis nach Iberien vorgedrängt haben. Hat es mehr als Einen solchen Zug gegeben, so können die Stämme, welche nachher in Iberien erscheinen, in Gal-

*) Eine Ausnahme machen die Excerpte aus Diodor's 25. Buch (Ecl. 2.) wo Istolatios, der gegen den Hamilcar focht, στρατηγὸς τῶν *Κελτῶν* genannt wird, und wo doch nur von Celtischen Stämmen in Spanien die Rede seyn kann. Der Name steht hier ebenso, wie bei Herodot, und man mufs die oben bemerkte genauere Unterscheidung als der späteren Zeit, wo das Land mehr bekannt war, angehörend ansehen. Eratosthenes setzte an einer Stelle seines Werks sogar Galater (Gallier) bis Gades hin, erwähnte derselben aber hernach bei seiner Beschreibung Iberiens gar nicht. Polybius rügt (XXXIV. 7. aus Strabo II. p. 107.) diesen Widerspruch. In einem Treffen des Cn. Scipio gegen Mago und Hasdrubal kommen bei Livius (XXIV. 42.) Gallica spolia, und duo reguli Gallorum, Moenicaptus et Civismarus vor. Dies ist aber nicht von Celtikern, oder Celtiberern, sondern von Hülfstruppen aus Gallien zu verstehen. Der Ausdruck Galli wird nie von Spanischen Celten gebraucht, und die Endung des Namens Civismarus findet sich mehreremale in Gallien, nie aber in Spanien. Indefs wüfste ich nicht, dafs sonst irgendwo Gallische Hülfstruppen im Carthagischen Heer in Spanien genannt würden. Die Worte derselben Stelle: sed gens nata instaurandis reparandisque bellis, die man, des Folgenden wegen, auf Gallien beziehen könnte, gehen aber auf Spanien, wie die Vergleichung von XXIII. 49. und XXVIII. 12. zeigt.

lien, als ältere Bewohner, neuen Einwanderungen Platz gemacht haben. Es wäre sogar nicht unmöglich, dafs sie mit den Iberern autochthonisch in der Halbinsel selbst gesessen hätten, und erst mehr zusammengedrängt worden wären, als die Südküste von Fremdlingen besetzt wurde. Denn, dafs Celten einen Theil von Gallien, den östlichen, soweit unsre Geschichte reicht, bewohnten, leidet keinen Zweifel, und es ist durchaus ungewifs, wie weit sich diese Wohnsitze erstreckt haben, und ob sie nicht so weit gegangen sind, als es die der Iberer und Ligurer erlaubten. Auf die Nachricht bei Diodor von Sicilien und Appian (VI. 2.) von ihrem Eindringen, dem Kriege gegen die Iberer, und ihrer Versöhnung mit ihnen, ist nicht wie auf etwas historisch Ausgemachtes zu fufsen, obgleich auch Strabo allerdings (III. 4. p. 158.) die Sache so ansah. Das einzige, wahrhaft historische Factum war das Zusammenwohnen der beiden Nationen, und um dies zu erklären, bildete man, ohne Zweifel, jene Sage aus. Es ist nicht wahrscheinlich, dafs sich durch unabhängige Ueberlieferung eine solche aus so frühen Zeiten, und so wenig bekannten Gegenden her sollte erhalten haben. Indefs gestehe ich, dafs ich mich immer für die Meinung der Einwanderung erklären würde. Hätten Iberer und Celten vor allem Menschengedenken zugleich und nicht so, dafs die einen in die Ansiedelungen der andren zogen, Spanien besetzt gehalten, so fänden wir sie höchst wahrscheinlich auch in geschiedenen Wohnplätzen. Die Vermengung, wie sie, nach dem Zeugnifs der Schriftsteller und der Ortnamen, vorhanden war, ist bei dieser Hypothese nicht zu erklären. Dafs übrigens in dem Theile von Iberien, welcher schon wirkliche, einheimische Bildung besafs, die noch rauheren Celten auch mehr von dieser Bildung annahmen, ist natürlich, und wird von den Celtikern am Anas von Strabo, nach Polybius Zeugnifs (III. 2. p. 151.)

ausdrücklich gesagt. Man sieht aus derselben Stelle, dafs auch da, wo nicht die innigere Vermischung Statt gefunden hatte, welche den vereinten Namen hervorbrachte, doch Iberer und Celten Heirathen unter einander schlossen. Denn die aus solchen Verbindungen entspringende Gemeinschaft der Abkunft hatte wohl Strabo im Sinn, wenn er in der angeführten Stelle sagt, dafs die Celtiker durch die Nachbarschaft und Verwandtschaft (*συγγένειαν*) mit den Turdetanern mildere Sitten und politische Einrichtungen erhielten. An eine wahre Bluts- und Stammverwandtschaft, wie Strabo dieselbe, indem er sich desselben Wortes bedient, (III. 3. p. 153.) zwischen den Celtikern am Anas und an der Nordwestküste annimmt, kann hier nicht gedacht werden, da einer solchen zwischen Iberern und Celten sonst nirgend erwähnt wird, und diese Stelle auch offenbar nur die Folgen des Zusammenwohnens dieser Celtiker mit den Turdetanern zu schildern bestimmt ist *).

*) Indem ich hier annehme, dafs sich die Celten auch über die Nordküste Spaniens verbreiteten, und dafs sie nicht nothwendig von den Galliern, wie wir diese kennen, abzustammen brauchen, kann ich nicht unerwähnt lassen, dafs Risco (Espana sagrada. T. 32. p. 1—33.) diese Behauptungen gleichfalls aufstellt. Allein er thut dies in Gefolge eines ganz andren, und meines Erachtens, durchaus unrichtigen Systems. Nach ihm ist Spanien und Portugal die eigentliche Heimath, und der ursprüngliche Sitz der Celten: sie sind es, die von dort die Iberer und Ligurer vertreiben, über die Pyrenaeen ziehen, und Gallien erst mit Celten bevölkern. Die Mischung mit Iberern findet nur in kleinen Massen, und auf diesem Zuge Statt: Lusitanien ist ihr anfänglicher und hauptsächlichster Wohnsitz, von da aber verbreiten sie sich über die ganze Nord- und Westseite, so dafs die Cantabrer, Vasconen und die Bewohner Aquitaniens reine Celten sind. Diese Meinung gründet er auf die bekannten, von ihm offenbar falsch gedeuteten Stellen Herodots, auf das Zeugnifs des Plinius von den Sitzen der Celten in Lusitanien, die Aussage Strabo's von der Gleichheit der Sitten aller Bewohner der Nordküste, und die weiter oben gedachte, auch mifsverstandene Stelle des Avienus von der Vertreibung der Ligurer durch die Celten. Die Widerlegung dieser Ansicht liegt von selbst in

Dafs Celten und Iberer durchaus verschiedene Völkerstämme sind, jeder mit eigenthümlicher Sprache, bezeugen die Alten deutlich und bestimmt. (Strabo IV. 1. p. 176. c. 2, 1. p. 189.) Auch die bewährtesten neueren Schriftsteller kommen darin überein *). Nur diejenigen suchen es in Zweifel zu ziehen, welche, wie Bullet, Vallançay und andere, das ganze westliche Europa ausschliefslich den Celten zutheilen möchten. Die Iberer waren im Ganzen mehr ein friedliches, und ruhiges Volk. Statt dafs sie selbst auswärtige Züge versucht haben sollten, wurden sie nach und nach mehr von der Rhone nach Westen weggedrängt. Es möge nun dies in ihrem Character gelegen haben, oder darin, dafs sie, wie Strabo (III. 4. p. 158.) sagt, aus trotzigem Selbstvertrauen, Verbindungen mit andren scheuten, und daher, ohne zu grofsen Unternehmungen **) zu kommen, nur zu kleinen Räubereien aufgelegt waren, so bleibt die Erscheinung immer dieselbe, und unterscheidet sie bestimmt von den Galliern. In den Kriegen gegen die Römer waren sie hartnäckig und ausdauernd, aber auch vor-

---

der ganzen gegenwärtigen Untersuchung. Risco begeht den wesentlichen Fehler, gar keinen bestimmten Begriff der verschiedenen Völkernamen zum Grunde zu legen, und um das Einzige, woran sich die Stämme unterscheiden lassen, die Sprachen, ganz unbekümmert zu bleiben. Seinem System nach, müfsten Gallien und Iberien dieselben Sprachen gehabt haben, oder wenigstens, wenn auch mit Nuancen, blofs Celtische. Den Völkerstamm der Iberer übersieht er fast ganz, und nirgends ist aus seiner Abhandlung zu erkennen, welche Meinung er eigentlich über die Turdetaner, und die übrige Südküste hegt. Er begünstigt daher auch durchaus die von mir, als unwahrscheinlich vorgestellte Hypothese, dafs die Celten Spanien autochthonisch inne hatten. Indefs geht immer deutlich hervor, dafs er gefühlt hat, dafs man die Celtischen Stämme in Iberien nicht auf einen zu kleinen Raum beschränken darf, und dafs zwischen ihnen und den nachher bekannten Galliern bestimmte Unterschiede obwalteten.

*) Niebuhr Röm. Gesch. I. 113.

**) Florus. II. 17, 3.

züglich nur die mit Celten vermischten. Auch darf man nicht vergessen, dafs sie meistentheils erst von den Römern aufgereizt wurden, dafs viele Kriege durch die Raubsucht der Praetoren, mehrere ohne, einige gegen den Willen des Römischen Volkes entstanden. Einmal gereizt, war ihre Vaterlandsliebe, ihre Anhänglichkeit an ihre Freiheit, und ihre Freunde, ihre Todesverachtung, und ihre aus diesem Allem entspringende Wildheit ohne Gränzen. Räubereien nahmen vorzüglich die Bergbewohner und Lusitaner allerdings regelmäfsig vor. Aber sie wurden durch die Noth, und durch die immer wachsende Volksmenge dazu gedrängt. Die ordentlich verfassungsmäfsig gewordene Gewohnheit des jährlichen Ausziehens eines Theils der waffenfähigen Mannschaft erklärt dies zur Gnüge. Der Kriegszustand, welcher durch die Römer in Spanien fast bleibend wurde, mufste auch die Verwilderung, und dadurch das Uebel selbst vermehren, das er vertilgen sollte. Hierin konnte erst die völlige Unterjochung eine Aenderung bewirken. Diese aber gelang nur allmählich, und wie Mannert sehr scharfsinnig gezeigt hat, erst seitdem Sertorius die verschiedenen Völkerschaften vereinigt, und Römischen Sitten und Einrichtungen näher gebracht hatte. Wenn man erwägt, dafs die Iberer früher den gröfsten Theil der Gallischen Südküste inne hatten, und sich, wie wir weiterhin sehen werden, auf allen gröfseren Inseln des Mittelländischen Meeres fanden, so scheint es, dafs wir sie nur in der Zeit kennen lernten, wo ihre Verbreitung und Gröfse im Abnehmen waren, und dafs sie gegen die uns bekannt gewordenen Bewohner Galliens, da solche Bestimmungen immer nur relativ seyn können, zu einem früheren Völkergeschlechte gehörten. Darauf deutet auch der Bau ihrer Sprache, verglichen mit dem der alt-britischen hin. Nun aber scheint es mir nicht blofs ein dichterischer Wahn, dafs

diese früheren Menschengeschlechter ihre Wohnsitze friedlicher inne hatten und wechselten. Nimmt man allmähliche Bevölkerung des Erdbodens an, so kann das Drängen und Streiten um die ernährende Spanne des Raums nur einer späteren Epoche angehören. Wir besitzen kaum Bruchstücke über die Verfassung der einzelnen Völker. Aber das von der jährlichen Ackervertheilung, und der Gemeinschaft der geernteten Früchte bei den Vaccaeern Erzählte (Diodorus Sic. V. 34) erinnert an einen durchaus ursprünglichen Zustand der Gesellschaft. Die Iberer flößten auch, seit ihrer Vereinigung mit Celten, nie ihren Nachbarn aufserhalb Spanien Besorgnisse feindlicher Heereszüge ein. Schon hierin liegt ein bedeutender Unterschied gegen Gallien. Entscheidender aber und wichtiger ist es, dafs einige, den Galliern eigenthümliche Einrichtungen und Charakterzüge den Iberischen Celten gänzlich fremd gewesen zu sein scheinen. Von den ersteren fehlte ihnen das Druiden- und Bardeninstitut und das Priesterregiment. Denn gewifs würden die alten Schriftsteller nicht davon geschwiegen haben, wenn auch die Hispanichen Celten diese Einrichtungen gekannt hätten. Es ist merkwürdig, dafs die Druiden, nach Caesar (de bello Gall. VI. 13.), aus Britannien nach Gallien gekommen waren. Sollte diese Sage auch unrichtig seyn, oder anders erklärt werden müssen, so beweist sie wenigstens, dafs man das Druideninstitut nicht als allen Celtischen Stämmen ursprünglich eigen ansah. Es mufs auch den Iberern unbekannt gewesen seyn, da nirgends desselben Erwähnung geschieht, und da dasselbe, wenn es im alten Spanien, wie in Gallien, geherrscht hätte, eine Vereinigung der einzelnen Völkerschaften bewirkt haben würde, die man dort schlechterdings nicht antrifft. Denn alle Druiden, unter deren Einflufs die einzelnen Nationen standen, hat-

ten bekanntlich Ein Oberhaupt, und gemeinschaftliche Versammlungen.

Vielleicht hängt es hiermit zusammen, dafs, wie oben (5.) bemerkt worden, der Vaskischen Sprache der regelmäfsige Uebergang der Buchstaben in einander, nach den Stellungen, die sie in der Rede annehmen, und die gleich feste Zurückführung der Wörter auf Wurzellaute nicht wie z. B. der von Wales eigen ist. Denn es dürfte wohl keine ganz unrichtige Voraussetzung sein, dafs eine so künstliche Ausbildung des grammatischen Sprachbaues vorzüglich der Sorgfalt der Priester- und Sängerinstitute zuzuschreiben ist, die sich allein im Besitz aller gelehrten Kenntnisse befanden.

In den Sitten und dem Charakter der Celten diesseits und jenseits der Pyrenaeen findet sich auch manche Verschiedenheit. Die Gallier werden, sei es mit Recht oder Unrecht, eines grofsen Hanges zur Knabenliebe beschuldigt. (Athenaeus XIII. 79. Diodorus Sic. V. 32.) Von den Celtiberern wird nichts erwähnt, was auf diese unnatürliche Gewohnheit schliefsen liefse. Sie scheinen in diesem Punkt den Iberern ähnlich gewesen zu sein, die lieber ihr Leben, als ihre Keuschheit aufopferten. (Strabo III. 4. p. 164.) Auch von der lärmenden Wildheit, der leeren Prahlsucht, und den Uebertreibungen, welche den Galliern (Diodorus Sic. V. 31.) vorgeworfen werden, scheinen ihre Stammverwandten in Iberien frei geblieben zu sein.

Werden aber auch einige der hauptsächlichsten Züge Gallischer Sitten und Einrichtungen bei den Iberischen Celten nicht gefunden, so unterscheiden sie sich darum doch immer von den unvermengten Iberern. Plinius Zeugnifs läfst hierüber keinen Zweifel übrig. Dafs die Celtiker, sagt er, von den Celtiberern aus Lusitanien gekommen sind, ist sichtbar an ihrem Gottesdienst, ihrer Sprache und

ihren Ortnamen. Hiernach war also bei den Celtiberern Sprache und Gottesdienst rein Celtisch geblieben, und hatte sich nicht mit Iberischer Weise vermischt, wenn man nicht etwas von dem Schneidenden in dieser Behauptung auf die Eigenthümlichkeit dieses Schriftstellers schieben darf, der gern seinem Stil grelle und auffallende Farben giebt. Bei keinem andren alten Schriftsteller ist wenigstens der Contrast so stark gezeichnet, und es ist auf jeden Fall zu bedauern, dafs dem im Ganzen so scharf angedeuteten Gemälde die Auszeichnung der einzelnen Züge fehlt. Strabo hat bei seiner Sittenschilderung Iberiens offenbar einen andren, als den ethnographischen Zweck. Er will zeigen, wie die Verschiedenheit der Sitten Folge des Klimas, des Bodens, und der gesellschaftlichen Lage ist. Er beschreibt zuerst die zu einem hohen Grade der Bildung schon durch sich selbst gelangten Turdetaner (III. 1. p. 139.) dann die Lusitaner, oder genauer genommen die Bewohner des Striches zwischen dem Tagus und den Celtikern in Nordwesten (3. p. 154.), und nach ihnen die Bergbewohner *) (p. 155.) zu welchen er alle Völker der Nordküste von den Callaikern bis zu den Vasconen und zu den Pyrenaeen zählt, endlich fügt er (4. p. 163—165.) einige allgemeine Züge über alle Iberer hinzu. Der Celtiberer erwähnt er nur, insoweit ihn jene Schilderungen gelegentlich darauf

---

*) Die neueste Pariser Uebersetzung (I. 447.) bezieht diese ganze Stelle der Bergbewohner noch auf die Lusitaner. Sie übersetzt daher: *Ἅπαντες δὲ οἱ ὄρειοι* tous ces montagnards, und *Τραγοφαγοῦσι κ. τ. λ.* Les Lusitans préfèrent cet. Dies scheint nicht richtig. Nur insofern die Lusitaner Bergbewohner sind, pafst auch auf sie das Gesagte. Das Land zwischen dem Tagus und der obern Küste hatte aber auch Ebenen, und der Zusammenhang zeigt offenbar, dafs Strabo bis zu den Worten: *α δ. οἱ ὀ.* ausschliefsend von den Lusitanern reden wollte, von da an aber nicht mehr von einem Volksstamm, sondern von Bewohnern einer gleichen Gegend.

führen: absichtlich und abgesondert beschreibt er sie nicht, und noch weniger so, dafs er ihre Verschiedenheit von den Iberern angäbe. Nicht einmal, dafs sie ihre eigne Sprache reden, kommt vor, was um so mehr beweifst, dafs er dies schon an einer anderen Stelle angedeutet zu haben glaubte. Diodor von Sicilien aber schildert in der oft angeführten Stelle die Celtiberer besonders, und vergleicht sie auch mit den Lusitanern. Der Hauptunterschied liegt nun hier in der Art Krieg zu führen, und den Charakterseiten, die diese bestimmen, und durch sie entwickelt werden. Mannert (I. 393.) hat ihn sehr treffend gezeichnet. Die Lusitaner kämpften mehr mit List, Schnelligkeit und Gewandtheit, da diese die angestammten Charakterzüge der Iberer waren (Strabo III. 4. p. 158. 163.) den Celtiberern fehlte es eben so wenig an Gewandtheit und Schnelligkeit, aber sie waren gewaltiger und muthiger im offnen Angriff und stehenden Kampfe, als jene. Auch in den Waffen war Unterschied, doch der bedeutendste nur in der Gröfse der Schilde. Die Celtiberer hatten den langen Gallischen *) beibehalten, indefs der Lusitaner, seiner Art zu kämpfen nach, einen kleinen vorzog, den er leicht nach allen Seiten dem Stofs entgegenwandte. Der freie Angriff der Celtiberer forderte überhaupt besser schützende Waffen, sie sahen daher auch mehr auf Sicherung durch Helm und

*) Wenn die Iberischen und Gallischen Schilde als gleich, oder wenigstens ähnlich (Polybius III. 114. Livius XXII. 46.) beschrieben werden, so kann dies nur von den Celtiberischen, wenigstens nicht von den Lusitanischen, gelten. Dafs zwar auch der Gallische Schild den Körper nicht vollkommen deckte, geht aus Polybius (II. 30, 3.) und Livius (XXXVIII. 21.) hervor. Es war aber nicht, weil es ihm an Länge, sondern an Breite und Wölbung fehlte. Wesseling (ad Diod. V. 30.) hat dies zur Genüge aufgeklärt, und mit den Beweisstellen belegt. Es ist daher unrichtig, wenn es in den Schweighäuserschen Noten zu Polybius (Vol. V. p. 699.) von den Gallischen Schilden heifst: scilicet brevia erant.

Panzer. Die Lusitanische Schildbewafnung wurde als die eigenthümliche des ganzen jenseitigen Spaniens, die Celtiberische als die des diesseitigen angesehen (scutatae citerioris provinciae, et cetratae ulterioris Hispaniae cohortes. Caes. de bello civ. I. 39.) Da aber zur vollständigen Kriegführung beide, die leichte und schwere, verbunden werden mufsten, so kommen auch kleine Schilde und milites cetrati bei den Celtiberern (Diodorus Sic. V. 33.) den Carpetanern (Livius XXIII. 26.) und überhaupt im diesseitigen Spanien (cetrati citerioris Hispaniae. Caesar de bello civ. I. 48.) vor. Nur dafs die Lusitaner sich je zu den langen und schweren Schilden bequemt hätten, findet man nirgends *). In den Reutertreffen scheint kein Unterschied gewesen zu seyn. Das abwechselnde Fechten zu Fufs und zu Pferde war beiden gemein. Dagegen war die gewöhnliche Lebensweise nicht dieselbe. Die Iberer waren mäfsiger, auch die Wohlhabenden afsen nur sparsam und zwar, wie sie beschuldigt werden, aus Geiz. (Athen. II. 21.) Die Bergbewohner nährten sich zwei Drittheile des Jahres hindurch von Brod, das sie aus zerriebenen Eicheln **) ver-

*) Eine nach den Münzen gemachte ausführliche Beschreibung der Spanischen Bewafnung findet sich in Florez. (Medallas. I. III. u. f.) Nach Diodor von Sicilien wanden die Celtiberer aus Haaren gemachte Bedeckungen um die Beine, καὶ περὶ τὰς κνήμας τριχίνας εἱλοῦσι κνημῖδας. Dies ist noch heutiges Tages Sitte im eigentlichen Vizcaya, nur dafs die Bedeckung, welche Chapinua heifst, nicht aus Haaren und Filz, sondern aus Wolle besteht. Statt der Strümpfe werden nemlich Streifen von wollenem Zeuge von der Fufsspitze aus um das Bein gewunden und mit Bindfaden fest umwickelt und gebunden, der an der Abarca, einer Sohle, die sich nur ein wenig um den Fufs in die Höhe krempt, befestigt ist. Der Landmann verfertigt sich diese Sohlen aus Rindsleder selbst. So hat sich also eine Celtiberische Sitte bei den heutigen Vasken erhalten. Die Beschuhung, an welcher Seneca noch in seiner Zeit (Consolatio ad Helviam 8.) die Abkömmlinge der Cantabrer erkannte, war vermuthlich die nemliche.

**) Artea ist eine Eichenart. Wenn auch diejenige diesen Na-

fertigten. Die Celtiberer dagegen lebten reichlicher, aſsen viel Fleisch allerlei Art, und die Gastfreiheit war bei ihnen Tugend und Ehrenpunkt. Der Butter wird nur bei den Bergbewohnern des Nordens, nicht bei den Celtiberern insbesondere erwähnt *). Auch in den Getränken beider Nationen findet sich ein Unterschied. Die Iberer der Gebirge tranken, aufser dem Wasser, Zythus, einen aus Gerste bereiteten Trank, die Celtiberer eine Art Meth, da es in ihren Waldgebirgen viel Bienen gab. Doch kommt auch bei ihnen jener, unter dem einheimischen Namen Celia vor **), (Florus II. 18, 12.) so wie sie, ebensowohl, als die Iberer, Ackerbau trieben ***). Man mufs sich überhaupt

---

men trägt, welche die eſsbare Eichel giebt, und die auch im nördlichen Spanien wächst, so kommt das Vaskische artoa, Brod, vermuthlich davon, und von der Gewohnheit des alten Eichelbrodes, dessen auch in Juvenals (VI. 10.) glandem ructante marito gedacht wird. Diese Ableitung ist wenigstens näher, als die von aratu, ackern, und wahrscheinlicher, als die vom Griechischen ἄρτος.

*) Man vergleiche, was über den Ursprung der Butterbereitung, die von den Barbaren zu den Griechen kam, und eine auszeichnende Sitte der Nordischen und Germanischen Völker blieb, sehr treffend und scharfsinnig in Ritters Vorhalle Europäischer Völkergeschichten (p. 357.) bemerkt ist. Dafs sie auch den Iberern eigen war, deutet auf den Ursprung des Volkes hin.

**) Orosius beschreibt (V. 7. ed. Havercampi p. 302.) die Bereitung, und leitet das Wort a calefaciendo ab. Da er wohl nicht celia von calidus ableiten konnte, und ein geborner Spanier war, so deutete er vermuthlich bei dieser Etymologie auf ein Spanisches Wort hin, das diesen Begriff ausdrückte. Im heutigen Vaskischen kenne ich nur quea, Rauch (auch guea und im Labort. Dial. kea) und quedarra, Rufs (im Labort. Dial. kelderra) die allenfalls Veranlassung zu solcher Ableitung geben konnten. Obgleich aber das Spanische quemar von ihnen herkommt, so finde ich doch kein Vaskisches abgeleitetes Wort dieser Stammsilben, welches brennen, kochen oder dörren hiefse.

***) Mannert (I. 394.) spricht ihnen denselben ab. Allein mehrere Stellen der Alten beweisen das Gegentheil. Ich führe nur aus Appian an, dafs der aus dem Müssiggehen ihrer Aecker entstehende Mangel

hüten, die Völker, welche die alten Barbaren nennen, mit den Wilden, wie wir sie heut zu Tage in Amerika und der Südsee finden, zu verwechseln. Sie standen durchaus auf einer andren Bildungsstufe, und es ist überhaupt sehr die Frage, ob jener Zustand der Wildheit, der aber auch in Amerika vielerlei Modificationen erleidet, der einer werdenden, oder vielmehr der einer durch grofse Umwälzungen und Unglücksfälle zerschlagenen, aus einander gerissenen, und untergehenden Gesellschaft ist. Ich halte das letztere bei weitem für wahrscheinlicher. Aufser den hier genannten finde ich kaum andre irgend bedeutende Verschiedenheiten zwischen den Iberern und Iberischen Celten bemerkt. Dagegen hatten beide Mehreres mit einander gemein. Zum grofsen Theil läfst sich zwar hieraus keine Folgerung ziehen. Viele Züge in den Schilderungen der Berg-Iberer, ihr Wassertrinken, ihr Liegen auf dem Boden *), die Einfachheit ihrer Lebensweise, die Sorglosigkeit um jede Verbesserung derselben, die Verachtung aller häuslichen Geschäfte, die gänzlich den Weibern anheim fielen, die Stärke **) und Abhärtung dieser letzteren, der Muth, und die fast gleichgültige Todesverachtung, sind allgemeiner Natur, und verrathen nicht einen bestimmten Nationalcharakter, sondern den gesellschaftlichen Zustand überhaupt,

---

die Numantiner (VI. 79, 29.) zu Friedensvorschlägen bewog, dafs Scipio bei Numantia das Getreide grün abmähen liefs (VI. 87, 16.) dafs Gracchus den Dürftigen unter den Einwohnern von Complega (einer Celtiberischen Stadt) Ländereien anwies u. s. f. (VI. 34, 83.)

*) Hom. Ilias. XVI. 233—235.

**) Die Abhärtung des weiblichen Geschlechts hat sich in Biscaya und den angränzenden nördlichen Provinzen Spaniens erhalten; nirgends verrichten die Weiber beschwerlichere Arbeiten, und tragen so grofse Lasten. Dafs dies wirklich noch Stammeigenthümlichkeit ist, läfst sich daraus schliefsen, dafs dieselbe nur dort, in den Provinzen, wo sich die Nachkommen der Urbewohner unvermischter erhalten haben, nicht im übrigen Spanien, angetroffen wird.

und die Bildungsstufe des Volks. Doch zeichnet sich Einiges auch hierin wieder besonders aus. So war die Todesverachtung bei den Iberern durchaus nur auf edle Beweggründe gebaut, und man findet kein Beispiel, dafs sie, wie von den Galliern (Athen. IV. 40.) erzählt wird, ihr Leben für Geld, oder für eine Anzahl Becher Wein feilboten, ein Wahnsinn, der an das Unglaubliche gränzt. Einige Gewohnheiten und Charakterseiten, die weniger allgemeiner Natur sind, hatten die Iberer mit den Galliern gemein. Hierhin gehört vor allem die Sitte, sich und ihr Leben einem geachteten Manne zu weihen. Sertorius hatte, nach Plutarchs (c. 14.) vielleicht vergrößernder Erzählung, Myriaden solcher Krieger um sich. Diese überlebten niemals im Kampfe denjenigen, welchem sie sich weihten, und kam er entfernt von ihnen um, so hingen sie seinem Namen auch nach seinem Tode an, wie die Calaguritaner *) durch ein furchtbares Beispiel, und die gräfslichste Aufopferung aller ihrer Weiber und Kinder (Val. Max. VII. 6. Ext. 3.) bewiesen. Ob es aber auch bei ihnen als Pflicht galt, zu sterben, wenn er das Leben durch Krankheit, oder einen Zufall verlor, wie bei den Galliern (Athen, VI. 54.) wird nicht gesagt, und scheint mir zweifelhaft. Bei Sertorius Tode würde es erwähnt worden seyn. Diese Uebertreibung einer natürlich edlen Gesinnung mochte von dem Aberglauben, oder der Ruhmsucht herstammen, deren die Römischen und Griechischen Schriftsteller die Gallier beschuldigen. Dafs diese Weihungen

*) Die Inschrift, welche Swinburne aus den Catalonischen Annalen genommen hat (Pariser Uebers. des Strabo I. 487.) und die von der Weihung vieler Schaaren an die Manen des Sertorius handelt, kann wohl nicht als ächt angesehen werden. Schon die Erwähnung der terrae mortalium omnium parentis macht sie, dünkt mich, verdächtig.

auch den Celtiberern eigen waren, sagt Valerius Maximus (II. 6, 11.) ausdrücklich. Iberer und Celten nahmen ferner ihr Mahl sitzend ein, nicht liegend, wie Griechen und Römer; jedoch die Gallier auf der Erde, die Iberer auf Sitzen, die an den Wänden des Hauses angebracht waren. Beide beobachteten auch einen Rangunterschied in den Plätzen, und dem Vertheilen der herumgetragenen Speisen. (Athen. IV. 36.) Den Cantabren und Celten war die Gewohnheit gemein, dafs Männer und Weiber sich mit Urin wuschen, und die Zähne damit rieben, eine Sitte die aus Gesundheitsgründen auch von den sonst ausdrücklich als reinlich beschriebenen Celtiberern beibehalten wurde. Dafs sie auch in andren Theilen Iberiens üblich war, wird nicht gesagt. In der Farbe der Kleidung unterschieden sich die Iberer von den Galliern bestimmt, und hierin hatten die Celtiberer die vaterländische Sitte mit der fremden vertauscht. Die Männer trugen alle schwarze Kleider von grober haarähnlicher Wolle, und die Weiber wenigstens zum Theil solche Schleier; die Gallier schmückten sich farbig und bunt. Die schwarze Farbe galt wohl aber nur von der häuslichen Bekleidung der Spanier im Frieden. In der Schlacht bei Cannae (Polybius III. 114. Livius XXII. 46.) zeichneten sich gerade die Spanier durch die glänzende Weifse ihrer linnenen, mit Purpurstreifen geschmückten Gewänder aus. Auf diese Weise wechseln die Nuancen der Aehnlichkeit und Verschiedenheit zwischen den Iberern und Iberischen Celten dergestalt ab, dafs auch die sorgfältigste Vergleichung bei weitem nicht soviel Aufschlüsse über ihre gegenseitige Eigenthümlichkeit liefert, als nöthig wäre, um den Grad der Verschmelzung beider Nationen mit einiger Sicherheit beurtheilen zu können.

Da Plinius ausdrücklich, als Beweis der verschiedenen Abkunft der Celtiker, ihren Gottesdienst anführt, so ist sehr

zu beklagen, dafs die Geographen und Geschichtschreiber der Alten uns hierüber so dürftige Nachrichten hinterlassen haben. Aus der Erwähnung der Opfer aller Art, des Schlachtens eines Bocks zu Ehren des Mars, des Opferns gefangener Menschen und Pferde, des Wahrsagens nach den, im Leibe des Opfers bleibenden Eingeweiden, und nach dem Fall und dem Todeskampf der Gefangenen läfst sich, obgleich auch hier kleine Verschiedenheiten vorkommen, wenig folgern, da diese Gewohnheiten mehreren Völkern, und namentlich auch den Galliern mehr oder weniger angehörten. Dafs aber die Religion der Iberer und Celtiberer von demjenigen abwich, was Griechen und Römer bei sich, und vermuthlich auch in Gallien zu sehen gewohnt waren, geht aus kurzen, sich bei ihnen findenden Andeutungen hervor. Einige, heifst es (III. 4. p. 164.) bei Strabo, sprechen den Callaikern allen Glauben an die Götter ab, und sagen, dafs die Celtiberer und ihre nördlichen Nachbarn in den Vollmondnächten vor den Thüren mit ihren ganzen Familien einem namenlosen Gott zu Ehren die Nacht in Tänzen und Feier zubringen *). Beider Ausdrücke, des Abläugnens aller Religion, und des namenlosen Gottes, bedienen sich die Alten (Strabo XVII. 2, 3. p. 822.) auch bei andren Nationen, und es läfst sich wohl einzig daraus schliefsen, dafs sie der wahren Gottesverehrung dieser Völker unkundig waren, zugleich aber doch auch, dafs bei denselben gar nicht, oder nicht auffallend

*) In der neuesten Pariser Uebersetzung wird zu dieser Stelle θύειν (I. 481. nt. 3.) hinzugesetzt, und Corai hat in seiner Ausgabe des Strabo dies Wort, jedoch zwischen Klammern, in den Text aufgenommen. Obgleich die Construction durch diesen Zusatz allerdings leichter und fliefsender wird, so ist er doch keineswegs nothwendig, und da hier von einem ganz eignen Dienst eines namenlosen Gottes die Rede ist, so ist es noch sehr zweifelhaft, ob bei diesen Nachtfeiern wirklich geopfert wurde.

Vielgötterei Statt fand. Auf diese Mondfeiern bezieht Erro (Alfab. 129—144.) einen halbmondförmigen Kreis, oft mit einem Punkt, oder Häkchen in der Mitte, welcher sehr häufig auf alt-spanischen Münzen vorkommt, und es spricht für diese Auslegung, dafs dies Zeichen auch nicht selten von einem Sterne begleitet ist. Ein Vollmond aber findet sich niemals, so viel ich weifs. In Bellermann's Bemerkungen über die Phönicischen und Punischen Münzen (St. 3. p. 25.) wird diese Linie für ein Jod, die Zahl 10 bedeutend, und das Werthzeichen der Münze angebend, erklärt. Wenn man aber bei Florez (Medallas. I. 154. und Taf. 3. nr. 10. 13. und in andren Beispielen) die Münzen mit deutlicher Abbildung des Mondviertels, und eines, oder mehrerer Sterne sieht, so kann man nicht zweifelhaft bleiben, dafs die Spanischen Münzen Gestirne in ihr Gepräge aufnahmen. In einer, wie es scheint, sehr alten Münze von Asido ist der Stern blofs durch ein Kreuz (l. c. Taf. 4. nr. 5.) angedeutet. Wichtig ist Florez Bemerkung, dafs auf den älteren Münzen Baetica's der Stier immer von einem Halbmonde begleitet ist, den er auf den Münzen andrer Provinzen nicht führt. Florez hält ihn auf diesen für ein blofses Symbol des Ackerbaues, allein auf jenen, in Verbindung mit dem Monde, für eine religiöse, aus dem Orient kommende Vorstellung. (I. 164.) Welche Beschaffenheit es aber auch hiermit, und mit der Religion der Celtiberer überhaupt habe, so ist aus der obigen Stelle klar, dafs sie ihnen nicht ausschliefslich angehörte, sondern auch einem Theile der an sie stofsenden Nordküste. Dafs auch die gottesdienstlichen Gebräuche einander so ähnlich waren, zeigt, dafs entweder die Celtiberer sich, wie es die Ortnamen angeben, über die ihnen namentlich zugeschriebenen Wohnsitze hinaus verbreiteten, oder dafs beide Nationen sich in Sitten und Gewohnheiten dergestalt genähert hat-

ten, dafs diese auch in den unvermengten Stämmen mit einander übereinkamen. Von Tempeln findet sich in den Theilen der Halbinsel, die nicht mit südlichen Pflanzvölkern in Verbindung standen, keine Erwähnung, obgleich wohl, wie es scheint, Spur in Celtischen Ortnamen, wie Nemetobriga (30.). In der sehr dunkeln Stelle Strabo's (III. 1. p. 138.) wo er Artemidorus und Ephorus Meinungen über den angeblichen Tempel des Hercules auf dem Vorgebirge Cuneus einander entgegenstellt, ist von gewissen Steinen die Rede, von denen an mehreren Stellen immer drei oder vier zusammen lagen, und welche mit gottesdienstlichen Gebräuchen in Verbindung zu stehen schienen. (Pariser Uebersetzung. I. 385. nt. 4. 5.) Man sieht aber nicht, ob sich auch in dem übrigen Spanien *) solche Steinhaufen fanden, und in dieser Stelle ist aufserdem von fremden Ankömmlingen die Rede, obgleich die Steine wohl der Landessitte und nur die hinzugefügten Mährchen Fremdlingen angehören könnten **). Einer eignen Sitte der Ibe-

*) Ich erinnere mich, in einem der Englischen Reisebeschreiber Spaniens gelesen zu haben, dafs man an der Gränze von Galicien grofse Steinhaufen antrifft, die davon herrühren, dafs jeder Galizier, welcher auswandert, um, nach der dort herrschenden Gewohnheit, im übrigen Spanien Arbeit zu suchen, entweder beim Weggehen, oder beim Wiederkommen, einen Stein auf diese Haufen wirft. Sollte hierin vielleicht ein Ueberrest einer ehemaligen, itzt nur anders gedeuteten und angewendeten Sitte verborgen seyn?

**) Diese allerdings sehr schwierige Stelle scheint mir durch die Veränderungen und Zusätze der Ausleger noch nicht auf eine befriedigende Weise hergestellt. Der hauptsächlichste Fehler liegt in dem Wort ψευδοποιησαμένων. Corai's σκανδοποιησαμένων empfiehlt sich, wenn man blofs auf den Zusammenhang der Construction sieht, als eine glückliche Verbesserung. Allein es scheint mir doch sehr bedenklich, in einer Stelle, die gerade von heiligen Gebräuchen handelt, einen neuen durch blofse Muthmafsung hinzuzufügen. Denn die Andeutung der Libationen, welche Corai in dem nachfolgenden θέειν findet, dürfte doch wohl zu schwach seyn. Da schon das Bewegen und Forttragen der Steine eine gottesdienstliche Sitte scheint, so findet das

rer erwähnt Aristoteles (Polit. VII. 2, 6.) dafs sie nemlich soviel Spiefse (ὀβελίσκους) um das Grabmal eines Kriegers steckten, als er Feinde umgebracht hatte. (Zoëga de obeliscis. p. 349.) Kein Schriftsteller gedenkt bei den Iberern der Gallischen Sitte, den Göttern kostbare Geschenke, vorzüglich ungemünztes Gold, zu weihen, es entweder in heilige Teiche zu versenken, oder auch in Tempel, oder auf offne geweihte Plätze zu legen, wo es gegen den Raub nur durch die Scheu vor den Göttern geschützt war *). (Strabo IV. 1, 13. p. 188. Diodorus Sic. V. 27.) Nur Justin hat uns eine Sitte aufbewahrt, die damit in Beziehung stehen könnte, und zugleich die Callaiker gegen den, ihnen

---

Opfern hieran einen hinlänglichen Gegensatz. Soll noch ein andrer gesucht werden, so bleibt die Wahl immer willkührlich, wie denn andre Ausleger auch auf Gebete (εὐχάς) gekommen sind. In einer Anmerkung Xylanders findet sich die Lesart φανδοκιωῖσθαι, welche er verwirft, indem er sagt, dafs er nicht begreife, was sie bedeuten solle. Würde aber die Construction nicht ungemein hart durch die Stellung dieses Infinitivs, unmittelbar nach μεταφέρεσθαι, so gäbe diese Lesart den einfachsten und natürlichsten Sinn. Die Stelle hiefse alsdann blofs: es lägen dort Steine, von welchen gefabelt werde, dafs sie von Ankömmlingen nach einer vaterländischen Sitte umgedreht, und von einem Orte zum andern getragen würden. Zu opfern sey nicht gestattet, noch u. s. w. στρέφεσθαι und μεταφέρεσθαι stehen in natürlicher Beziehung auf die vorhergehenden Worte κατὰ πολλοὺς τόπους. Was vom Bekränzen der Steine, von ihren eignen Ortbewegungen, von Gebeten, im Gegensatz der Opfer, bei den Auslegern vorkommt, scheint mir willkührlich in die Stelle hineingetragen. Ephorus hatte von einem Tempel des Hercules erzählt. Er oder andre hatten das von dem Umwenden der Steine hinzugesetzt. Artemidorus läugnet beides. — Erro (Alfab. 132.) deutet diese Stelle ganz unrichtig, wenn er darin finden will, dafs es überhaupt in Baetica keine Tempel und Opfer gab; Strabo redet blofs von einer einzelnen Gegend. Erro legt auch, indem er doch den Strabo citirt, dem Ephorus gerade die entgegengesetzte Meinung von der bei, welche Strabo von ihm erzählt.

*) Im Tempel des Hercules in Gades gab es jedoch Weihgeschenke, die Caesar, nach der Besiegung der Söhne des Pompejus, nicht unangegriffen liefs. (Dio Cassius. 43, 39.) Der Gottesdienst in diesem Tempel war aber noch zu Appians Zeit (VI. 2, 35.) Phönicisch.

gemachten Vorwurf der Götterverachtung rechtfertigt. Das Land, sagt er, (XLIV. 3.) ist so goldreich, dafs sie oft mit dem Pflug Goldschollen herausreifsen. Innerhalb der Gränzen desselben ist ein heiliger Berg, den es frevelhaft gehalten wird, mit dem Eisen zu verletzen. Wird aber einmal die Erde vom Blitze getroffen, was in diesen Gegenden häufig geschieht, so ist es erlaubt, das aufgedeckte Gold, wie ein Geschenk der Gottheit, zu sammeln. Es bleibt zweifelhaft, ob die Heiligung des Berges hier in irgend einem Bezuge auf das Gold, als ein Lieblingseigenthum der Gottheit geschehen war. Bestand sie in blofser Weihung der Erde, so haben wir hier ein Beispiel eines Weiheplatzes, wie sie in Gallien vorhanden waren. Heiligkeit der Bäume, wie bei den Germanen, scheint hier gar nicht gemeint zu seyn. Das in der Stelle erwähnte Eisen ist offenbar nur das des Pfluges.

44.

Ueber den Aufenthalt Iberischer Völkerschaften aufserhalb Iberien; in den von Celten bewohnten Ländern.

Ich habe bis hierher zu zeigen versucht, welche Sprache redend, mit welchen Völkern, in welchen Gränzen, und auf welche Weise vermischt, die Iberer die Spanische Halbinsel bewohnten, es bleibt jetzt noch übrig, zu sehen, ob und wo sie aufserhalb derselben gefunden werden? Ueber Gallien ist in dieser Beziehung schon im Vorigen geredet worden. Sie hatten einen Theil der Südküste und Aquitaniens inne, und diese Gegenden gehörten eben so wohl, als Spanien selbst, zu ihren ursprünglichen, d. h. zu den Wohnsitzen, worin die Geschichte sie zuerst kennt. In den übrigen Theilen Galliens aber kann ich keine irgend sichre

Spur ihres Daseyns finden, und daher auf keine Weise annehmen, dafs sie auch in diesen ehemals gewohnt hätten, und nur in jene nach und nach zurückgedrängt worden wären.

Das Gleiche gilt, meines Erachtens, von Britannien. Indefs ist doch die Meinung von nach Irland und England übergegangenen Iberern seit den Zeiten der Römer vielfältig gehegt worden, und Tacitus (Agricola 11.) findet sie durch die braunere Gesichtsfarbe der Silurer, ihr gekräuseltes Haar, und die Lage ihres Landes bestätigt. Man sieht indefs, wie schwach diese Gründe sind. In den mit Städten besetzten, von den Römern oft durchzogenen Theilen der Britischen Inseln findet sich keine Spur Vaskischer Abkunft, dagegen die deutlichsten der Uebereinstimmung mit dem gegenüberliegenden Gallien. Blofs über die, den Alten nur durch einzelne Kriegszüge, und selbst dadurch nur wenig bekannten Caledonier im Norden von Schottland kann man zweifelhaft bleiben. Mannert (Th. 2. H. 2. S. 93.) hält es für sehr wahrscheinlich, dafs sie mit den Iberern zu einerlei Stamm gehörten. Für Celten glaubt er sie auf keinen Fall, schon wegen ihrer Feindseligkeiten gegen diese, erklären zu können. Da sie aber dies nicht waren, so sieht er sie für die, seiner Annahme nach, vor der Einwanderung der Celten in West-Europa vorhandene Nation an, die nun entweder wirklich die von den Celten zugleich nach Spanien und Nord Schottland zurückgedrängte Iberische war, oder eine andre, von allen Völkern Europens abgesondert da stehende. Er erwartet die Entscheidung hierüber von einer genauen Vergleichung der Vaskischen mit der Galischen *) Sprache. Es ist gewifs

*) Ich schreibe Galische nicht Gaelische Sprache nach Stewarts Vorgang. Ausgesprochen mufs das Wort aber immer nach der Englischen Aussprache werden, die sich allerdings der Deutschen von

sehr richtig gesehen, dafs diese Streitfrage nur aus den Sprachüberbleibseln, nicht aber aus den geographischen und geschichtlichen Nachrichten bei den Alten entschieden werden kann. Diese wufsten offenbar zu wenig von diesen Gegenden, und nicht einmal Ortnamen bieten einen Anhalt dar, da keine Orte mit Namen, die der Römer gekannt hätte, darin vorhanden waren. Wenn aber Mannerts Behauptung mehr, als blofse Muthmafsung seyn soll, so müfste nicht nur eine nahe Verwandtschaft zwischen dem Vaskischen und Galischen, sondern auch eine Verschiedenheit beider von den alten Sprachen Galliens erwiesen werden. Denn sonst würde das Vaskische und Galische blofs zu Celtischem gemacht. Nun aber widersetzt sich, meines Erachtens, gerade das Studium aller dieser Sprachen, so wie sie noch heute vorhanden sind, durchaus einer solchen Annahme, da auf der einen Seite das Vaskische sich sehr bestimmt vom Galischen absondert, und auf der andren die nahe Verwandtschaft, und sogar die Identität alt-gallischer Mundarten mit dem Galischen höchst wahrscheinlich ist. Eine genaue und ausführliche Vergleichung der vier hier in Rede stehenden Sprachen (der Vaskischen, Galischen, Irländischen und Nieder-Bretagnischen) ist zwar noch nicht vorgenommen worden, und es ist auch, bei der Ungleichheit der Hülfsmittel, sehr schwierig, gleich gründliche Kenntnifs aller zu besitzen. Aber dafs die drei letzten zu Einem und demselben Stamme gehören, ist von bewährten Sprachforschern anerkannt *). Von der Vaskischen

Gaelisch nähert. Sieht man jedoch Gaelic, als die richtige Orthographie in der Sprache selbst an, so bemerkt Stewart in seiner Grammatik p. 5. nt. 8. dafs zwischen Gaelic und Gailic erst nach der, noch nicht vollkommen ausgemachten Etymologie des Worts entschieden werden könne.

*) Dafs diese drei Sprachen wirklich verschiedene Sprachen, und nicht blofs verschiedene Mundarten Einer Sprache sind, ist gewifs.

hat man bis jetzt nur Gleichheit einzelner Wörter, und auch diese zum Theil sehr unsicher nachgewiesen. Von diesem Verhältniſs dieser Sprachen zu einander kann sich auch jeder überzeugen, der nur ihre Grammatik mit einiger Sorgfalt durchgeht. Bei dem Vaskischen befindet man sich durchaus auf einem andren Gebiet, und schon der erste Anblick lehrt, daſs, wenn überhaupt zwischen der Vaskischen und den Britischen Sprachen eine andre, als ganz allgemeine Aehnlichkeit und Verwandtschaft vorhanden seyn sollte, es in viel entfernteren Graden der Fall ist. Daſs die Uebereinstimmung zwischen der Vaskischen und den Britischen Sprachen nicht so groſs ist, als zwischen diesen letzteren selbst, ist offenbar, und leidet keinen Zweifel. Die Frage, welche ich noch nicht mit Sicherheit zu beantworten wagen möchte, kann bloſs die seyn: ob sich zwischen der Vaskischen und den Britischen Sprachen überhaupt gar keine Verwandtschaft findet? oder ob die etwa vorhandene wenigstens nur eine solche ist, wie man auch zwischen dem Vaskischen und dem Lateinischen, Griechischen und Deutschen antrift? Was dagegen die Sprachen des alten Galliens betrift, so beschränkt sich die Gleichheit der Sprache von Gallien und Britannien, so weit sie sich durch das Zeugniſs der Schriftsteller und die Gemeinschaft der Sängerinstitute beweisen läſst, zwar nur auf die den Römern genau bekannten Gegenden, nemlich Eng-

Auch leidet es keinen Zweifel, daſs die Galische und Irländische viel näher unter einander, als mit der von Nieder-Bretagne und Wales, verwandt sind. Nur die Grade dieser Verwandtschaft bedürfen einer genaueren Bestimmung. Es wäre daher doppelt wünschenswerth, daſs Ahlwardt, der diese Sprachen genauer kennt, als dies je der Fall bei einem Ausländer gewesen ist, und sie vorurtheilfreier, und aus allgemeineren Gesichtspunkten betrachtet, als Eingeborne es zu thun pflegen, Veranlassung fände, die Resultate seiner Untersuchungen hierüber bekannt zu machen.

land und einen Theil von Irland. Allein die alt-gallischen Sprachen können unmöglich von dem Galischen und der Sprache von Wales verschieden gewesen seyn. Dies beweisen die Namen der Personen und Orte, die sich grofsentheils aus beiden Sprachen ableiten lassen, mehrere noch übrige Wörter, und der Umstand, dafs auch nicht die mindeste Spur die Annahme einer dritten gänzlich untergegangenen Sprache unterstützt. Wäre indefs auch die von Nieder Bretagne allein die herrschende gewesen, so wäre ebendamit doch zugleich bewiesen, dafs auch die ihr verwandte Galische zu den Celtischen gehörte. Nimmt man nun noch hinzu, dafs die letztere, so lange wir geschichtliche Nachrichten besitzen, die Landessprache Schottlands war, so scheint mir dem Beweise der Celtischen Abkunft der Caledonier nichts weiter zu mangeln. Mit dieser Voraussetzung stimmt es auch überein, dafs Tacitus (Agricola 11.) den Caledoniern röthliches Haar zuschreibt, weshalb er ihnen einen Germanischen Ursprung anweist. Ihre Feindseligkeiten gegen die Celten können hiergegen keinen Beweis abgeben. Nationalfeindschaft ist oft zufälliger und politischer Natur, und gerade am heftigsten unter verwandten Stämmen, wenn einmal Eifersucht unter ihnen Wurzel fafst.

Wie nun diese beiden Hauptzweige der Britischen Sprachen (die von Wales, und die Galische nebst der Irländischen) neben einander in Gallien bestanden, wo doch, nach Strabo's Urtheil, die Mundarten nicht so weit von einander abwichen, oder ob sie wirklich beide dort zugleich und dauernd vorhanden waren, ob sie ehemals schon an sich mehr übereinstimmten, oder doch durch den gemeinschaftlichen Wohnsitz in Gallien sich einander mehr näherten, ob gerade die Absonderung der Caledonier dazu beitrug, ihre Verschiedenheit zu bilden, und zu erhalten? alles dies sind Fragen, die nicht in den Kreis der gegenwärtigen

Untersuchung gehören. Mir genügt es zu zeigen, dafs Iberer an der Bevölkerung Nord- und Mittel-Galliens und Britanniens keinen Antheil hatten, soviel wenigstens die Geschichte, auch nur nach dem Zeugnifs der Ortnamen, davon urtheilen kann.

45.

Iberer auf den drei grofsen Inseln des Mittelländischen Meeres.

Da wir die Iberer aufserhalb Spanien nicht im Norden verbreitet finden, so müssen wir uns gegen Süden wenden. Dafs sie nun hier die drei grofsen Inseln des Mittelmeeres, Corsica, Sardinien und Sicilien, zum Theil inne hatten, ist in hohem Grade wahrscheinlich. Die Alten behaupten es, und es giebt, wie es mir scheint, keinen Grund, es zu bezweifeln. Die Iberer mochten nach Spanien und Gallien eingewandert, oder dort autochthonisch im Besitz des Landes gewesen seyn, so war ihre Verbreitung auf so wenig entfernte Inseln leicht und natürlich. Einige wenige, aber zuverlässig scheinende Sprachspuren in den Ortnamen (32.) bestätigen die Vermuthung.

Ueber Corsica ist die Hauptstelle die bekannte des Seneca (Consolatio ad Helviam. 8.). Indem er über den häufigen Wechsel der Einwohner der Länder Betrachtungen anstellt, geht er die verschiedenen, nach Corsica gekommenen Colonieen durch; erst Phocaeer, dann Ligurer, und auch Spanier. Die letzten erkennt er an der Aehnlichkeit der Gebräuche; gleiche Kopfbedeckung, gleiche Beschuhung mit den Cantabrern, auch einige Wörter. Denn die ganze Sprache war in dem Umgang mit den Griechen und Ligurern von der vaterländischen abgewichen. Gegen

dies Zeugnifs Seneca's, der selbst ein Spanier war, scheint sich nichts einwenden zu lassen. Da er aber Spanier und Cantabrer, die auch schon mit Celten vermischt waren, erwähnt, so geht nicht klar hervor, dafs die Ansiedler gerade Iberer waren, und noch weniger, ob sie einen bedeutenden Theil der Insel einnahmen. Niebuhr (Röm. Gesch. I. 110.) nennt, indem er sich auf diese Stelle bezieht, die Iberer ältere Bewohner, als die Ligurer. Dies scheint aber nicht in Seneca's Worten zu liegen. Es giengen, sagt er, darauf Ligurer über, auch Spanier. Die Gewohnheit der Muttersprache konnten sie durch den Umgang mit den Völkern verloren haben, die sie vorfanden, und an die sie sich anschliefsen mufsten. Wenn Diodor von Sicilien (V. 14.) den Bewohnern von Corsica eine verdrehte und schwer zu verstehende Mundart beilegt, so meint er damit nicht eine eigenthümliche Landessprache, welche Fremde gar nicht verstanden hätten, sondern nur verdorbenes und ausgeartetes Griechisch.

Pausanias Erzählung von der Gründung der ersten Sardischen Stadt durch Iberer habe ich schon oben (32.) angeführt. Es ist sonderbar, dafs weder in Niebuhr's Römischer Geschichte, noch in der Beurtheilung derselben in den Heidelberger Jahrbüchern (Jahrg. 9. S. 862.) wo die Bevölkerung Sardiniens durch Iberer bestritten wird, dieser Stelle Erwähnung geschieht. Ganz zu verachten scheint doch die Sage nicht zu seyn. Dafs sich aber noch Vaskische Wörter im heutigen Sardischen Dialect finden sollten, ist auch mir sehr unwahrscheinlich. Wenigstens sind mir in den Büchern, die ich von diesem Dialect besitze, keine solche aufgefallen.

Soviel auch über Sicilien, und die Abkunft der Sicaner gestritten worden ist, so bleibt es doch immer gewifs, dafs diese Insel in den frühesten Zeiten, dem Zeugnifs der

alten Schriftsteller nach, Iberische Bewohner hatte *). Die Sicaner mögen aus Spanien gekommen seyn, oder man mag die Gallische Südküste, von der sie eigentlich herstammten, mit dem, ausschliefslich Iberien genannten Lande verwechselt haben, so steht jene Thatsache immer fest. Es kommt hierbei nicht einmal darauf an, ob die Sicaner Iberer gewesen sind, denn auch aufser den Sicanern werden Iberer auf der Insel genannt. Für die gegenwärtige Untersuchung, welche diese Fragen nur aus dem beschränkteren Gesichtspunkt der in den Ortnamen noch übrigen Sprachspuren in ihren Kreis zieht, genügt es, an das oben (32.) über die Morgeten und Murgantia Gesagte zu erinnern, und den Zeugnissen der Alten diese Bestätigung hinzuzufügen.

Auf allen diesen Inseln werden jedoch andre ursprüngliche Bewohner, als die Iberer, angegeben, ja auf Corsica und Sardinien diese gänzlich und einzig als Einwanderer angesehen. In Sicilien dagegen sind die Meinungen getheilt, und einige Schriftsteller zählen die Iberer ebensowohl, als die Cyclopen und Laestrygonen, den Urbewohnern bei. Sicilien also, oder wenigstens ein Theil dieser Insel wird ebenso geschildert, als Iberien und die Gallische Südküste, wo vor den Iberern die Geschichte auch kein andres Volk kennt, wenigstens, wenn sie auch die Kyneten nennt, keines, als von den Iberern oder Celten verschieden mit Bestimmtheit bezeichnet.

46.

Iberer in Italien.

Ehe es aber möglich ist, eine Vermuthung über die Art zu wagen, wie die Iberer diese Inseln inne gehabt ha-

*) Man vergleiche Niebuhr's Römische Geschichte I. 110. Heidelb. Jahrbücher Jahrg. 9. S. 862. Mannert. I. 447. 448. und aufser den dort angeführten Stellen, Strabo IV. 2, 4. p. 270.

ben mögen, ist es nothwendig, einen Blick auf Italien, als das ihnen zunächst gelegene Land, zu werfen. Die Prüfung der Ortnamen (32.) führt zu dem Resultat, dafs sich nicht hinlängliche Spuren des Vaskischen in ihnen finden, um das Daseyn von Iberern in Italien danach allein mit irgend einem Grade der Gewifsheit, ja selbst nur mit hoher Wahrscheinlichkeit anzunehmen. Indefs sind doch einige solche Spuren unläugbar vorhanden, und mehr, als in den Ländern, die wir, aufser Hispanien selbst, von Celten besetzt kennen. Eine aus andren Gründen entspringende Muthmafsung kann sich daher auch dieses Anhaltpunktes bedienen. Es wird also immer auf anderweitige Untersuchungen über die früheste Bevölkerung Italiens ankommen. Dafs diese durch Lanzi's Bemühungen, so verdienstvoll dieselben an sich sind, bereits abgeschlossen und vollendet wären, hat mir nie einleuchten wollen. Bei wiederholtem und aufmerksamem Lesen seines Buchs hat es mir immer geschienen, als überzeugte es nicht, risse aber allerdings den Leser von Schritt zu Schritt in einem Systeme fort, wo man sich am Ende die gewaltsamsten Erklärungen gefallen läfst, weil man stufenweise von Gewaltsamkeit zu Gewaltsamkeit geführt worden ist *). Da diese Forschungen jetzt von einem Manne angestellt worden sind, der ausschliefslich durch die Kenntnifs der alten Sprachen, und der aus ihnen hervorgegangenen neueren gebildet war, so müfsten sie, wenn man klar sehen wollte, nunmehr von einem andren wiederholt werden, der sich zugleich vorzugsweise im Besitz der Ursprachen des westlichen Europa befände. Ich gestehe indefs, dafs ich zweifle, dafs auch

*) Auch Niebuhr (Römische Geschichte. I. 65.) hat, und wie es mir scheint, mit vollem Rechte, Zweifel gegen die Art erhoben, wie die Italienischen Gelehrten die Sprachen der Urvölker Italiens behandeln.

ein solches Unternehmen eine belohnende Ausbeute liefern würde. Ich wenigstens habe durchaus nicht hinlängliche Spuren Vaskischer Wurzelwörter in den von Lanzi erklärten Inschriften gefunden, um irgend ein bedeutendes Resultat daraus zu ziehen. Es hat mir immer geschienen, dafs diese Inschriften überhaupt nicht gemacht sind, um einer Untersuchung über die Bewohner Italiens vor aller Einwanderung Griechischer Stämme, zum Grunde gelegt zu werden. Alle, die wir kennen, sind aus einer Zeit, in welcher, wie sie selbst offenbar beweisen, schon eine grofse Vermischung der Ursprache Statt fand, wenn auch, wie ich gewifs glaube, eine solche in ihnen zugleich verborgen ist. Es ist mir nicht unwahrscheinlich, dafs die Fragen über die frühesten Bewohner Italiens in der That zu den nicht mehr aufzulösenden gehören. Können aber noch Aufklärungen darüber erhalten werden, so scheint es mir nur durch die Untersuchung, nicht der inschriftlichen Denkmale zunächst, obgleich sie hernach zu Hülfe genommen werden müssen, sondern durch die der Sprachen selbst möglich. Die Vaskische, die Britischen und Germanischen Sprachen müssen zugleich genau und behutsam, und vorzüglich, mit Absonderung einer regellos Alles verbindenden, und jede Aehnlichkeit auffassenden Etymologie, an der leitenden Hand strenger und gesetzmäfsiger Analogie, mit den Sprachen des Alterthums und untereinander verglichen werden. Auf diesem Wege wird es sich ergeben, ob eine dieser Sprachen, und welche vorzugsweise, der Lateinischen in ihrer, sie von der Griechischen unterscheidenden Eigenthümlichkeit verwandt ist, und hieraus werden sich alsdann weitere Folgerungen ziehen lassen *). Wenn ich dasjenige,

*) In einer 1816 erschienenen kleinen Schrift: de latinae linguae accentibus libellum primum in publico proposuit Fridericus Lindemann verspricht der Verfasser ein ausführliches Werk über die alten Spra-

was mir bis jetzt hierüber bekannt ist, mit den hier angestellten Untersuchungen zusammennehme, so würde ich die Muthmafsung wagen, dafs die Iberer in der frühesten Zeit auch über Italien und die Inseln des Mittelmeeres, als Autochthonen verbreitet gewesen sind, oder dafs, wenn man einmal alle Völker von Osten nach Westen wandern läfst, die Iberer sich von der grofsen Völkerstrafse Thraciens südwärts, die Celten nordwärts geschlagen haben. Iberische Colonien mögen wohl auch von der Nordküste des Mittelmeeres nach den Inseln einzeln gegangen seyn, allein wenn die Besetzung dieser durch Iberer, als Urvölker, bedeutend war, so konnte sie nicht auf diesem Wege geschehen. Alsdann waren jene Nordküsten natürlicher die späteren Wohnsitze. Denn bedeutende Länderbesetzungen können nur durch grofse und entschiedene Völkerwanderungen gedacht werden, und diese konnten, dem Charakter der Iberer und der Lage Spaniens nach, nur nach diesem Lande hin-, nicht von ihm ausgehen.

47.

Ueber die Verwandtschaft der Iberer mit den Celten.

Wenn ich im Laufe dieser Untersuchung bisweilen von Autochthonen rede, so ist es nicht meine Absicht, dadurch etwas objectives zu entscheiden, sondern nur die zufällige

---

chen der Italischen Völkerschaften. Es ist mir aber nicht bekannt, dafs bis itzt etwas davon erschienen sey. Die eben genannte Schrift enthält schon die Herleitung einer beträchtlichen Anzahl lateinischer Wörter, die nicht Griechischen Ursprungs sind. Es wäre aber zu wünschen, dafs sich der Verfasser bestimmter über dasjenige erklärte, was er unter Celtischen Sprachen versteht. Nach mehreren Beispielen zu urtheilen, scheint er dieselben nicht so scharf von den Germanischen abzusondern, als es von den besten Sprachforschern neuerer Zeit, und meinem Urtheile nach, mit Recht, geschehen ist.

Gränze unserer Kenntnifs zu bezeichnen. Ureinwohner sind mir nur diejenigen, welche uns die Geschichte weder nöthigt, noch veranlafst, als eingewandert anzusehen. Nur in diesem Verstande habe ich auch die Iberer in Spanien, Gallien und den Inseln des Mittelmeeres mit diesem Namen belegen, nicht die Frage, woher nun diese Iberer gekommen seyn mögen? abschneiden wollen. Hier indefs, wo es nicht der Ort ist, die zur Entscheidung derselben nöthigen Sprachuntersuchungen anzustellen, berühre ich sie nur, um einem möglichen Misverständnisse vorzubeugen. Ich habe weiter oben (43.) die Iberer als in Stamm, Sprache und Charakter von den Celten verschieden dargestellt, und halte dies auch für die richtige ethnographische Ansicht. Ich habe indefs dadurch nicht ausschliefsen wollen, dafs nicht vielleicht doch früher beide Nationen zu Einem Völkergeschlecht hätten gehören, ja die Iberer sogar ein Zweig des grofsen Celtischen seyn können. Was Mannert *) von den Ligurern scharfsinnig geäufsert hat, dafs sie zwar nicht von denjenigen Celten abstammen, die man in Gallien kennen lernte, aber doch wohl mit ihnen gemeinschaftliche Zweige eines älteren östlichen Stammes gewesen seyn mögen, kann auch von den Iberern gelten. Allein so lange tiefere Sprachuntersuchungen nicht darüber ein helleres Licht verbreiten, bleiben alle Meinungen dieser Art allein im Felde der Muthmafsungen.

48.

Ueber die Meinung der nahen Verwandtschaft des Vaskischen mit Americanischen Sprachen.

Um nunmehr zu der Vaskischen Sprache zurückzukehren, deren Anwendung auf die geschichtlichen Denk-

*) Th. 2. B. 1. S. 17. Ritter's Vorhalle. S. 373.

male und Zeugnisse von den frühesten Bewohnern Spaniens den Zweck dieser Untersuchung ausmacht, so gehet, dünkt mich, aus allem Bisherigen deutlich hervor, dafs dieselbe eine rein Europäische, und zwar eine der ältesten, und wenn man sich des Ausdrucks bedienen darf, der ursprünglichen unsers Welttheils ist. Sie gehört keinem vereinzelten, vielleicht aus fernen Welttheilen verschlagnen Völkerhaufen, sondern einem alten, weit verbreiteten, in die frühesten Schicksale West-Europas eng verwebten Völkerstamme an. Man hat, und mit Recht, auf die Sonderbarkeit ihres grammatischen Baues, namentlich ihrer Conjugation, aufmerksam gemacht, und ihre Aehnlichkeit hierin mit den Amerikanischen Sprachen bemerkt. Zuerst, und auf eine in den allgemeinen Bau der Sprachen eindringende Weise, hat dies Vater gethan (Untersuchungen über Amerika's Bevölkerung S. 210.) dem die Sprachkunde in der Vollendung des Adelungischen Mithridates, welcher in seiner Bearbeitung eine durchaus andre und ungleich befriedigendere Gestalt erhalten hat, eine Grundlage verdankt, ohne die es keinem Einzelnen leicht werden würde, in ihr neue Fortschritte zu machen. Diese Vergleichung ist in sich treffend, und im höchsten Grade merkwürdig. Sie kann auch weiter ausgedehnt werden, als auf die Conjugation, und trift sogar in mehr zufällig scheinenden Dingen zu. So mangelt z. B. der f-Laut den meisten Americanischen Sprachen, wie der Vaskischen, und so herrscht in jenen, wie in dieser, eine Abneigung gegen alle unmittelbare Verbindung stummer und flüssiger Consonanten, bei welcher die flüssigen in der nemlichen Silbe folgen sollen. Dagegen gehen die letzteren in den Americanischen Sprachen eher voran. In der Othomi Sprache z. B. giebt es Verbindungen von n mit fast allen andren, denselben unmittelbar folgenden Consonanten. Allein keine dieser gram-

matischen Aehnlichkeiten kann dazu berechtigen, unmittelbare Abstammung, oder Verwandtschaft anzunehmen. Ob die Wurzelwörter gleichfalls Aehnlichkeit bewähren, läfst sich noch nicht hinlänglich entscheiden, da es hierin noch an der gehörigen Bearbeitung der Americanischen Sprachen fehlt. Das bis jetzt davon Angemerkte ist, soviel ich es kenne, sehr unbedeutend. Besteht man daher doch darauf, Verwandtschaft zu finden, so kann es nur die entfernte, sich in die äufserste Dunkelheit der Vorwelt, wo die Forschung aller Geschichte und Ueberlieferung entrathen mufs, zurückziehende seyn, wo entweder die Völker noch auf einem kleinen Raum beisammen lebten, von dem aus sie sich erst später verbreiteten, oder wo Meer und Land noch anders vertheilt, verbunden und geschieden war *), und wo der Einbildungskraft freier Spielraum bleibt. Meines Erachtens aber mufs über diese Aehnlichkeiten ein ganz andres Urtheil gefällt werden. Zuerst ist zu bemerken, dafs sie, bei genauer Untersuchung, theils nicht so grofs, theils nicht so sonderbar erscheinen. Die Vaskische Conjugation bietet in ihrem Zusammenhange eine Form

*) Eine solche Hypothese ist in einer in America herausgekommenen, in Europa vielleicht noch wenig bekannten Schrift aufgestellt. Researches on America being an attempt to settle some points relative to the Aborigines of America, by James H. Mac Culloch, jun. M. D. Baltimore, by Jos. Robinson. 1817. 8. Der Verfasser führt darin aus (p. 35.) dafs es keine zu gewagte, oder voreilige Behauptung sey, dafs es ehemals Continente von grofsem Umfange in dem Stillen, Indischen und Atlantischen Meere gab, ohne Zweifel seit der Sündflut schon sehr zerrissen und zerstückt, doch noch nicht in dem Grade, um Menschen und Thiere zu verhindern, in ihren weiten Gegenden hin und her zu streifen: dafs während dieser Wanderungen dies Land untergieng, allein die davon übrigen Trümmer eine Anzahl von Thieren und Menschen erhielten, welche nun abgesondert und vereinzelt blieben, bis die Schiffahrt sie wieder mit einander vereinigte. Diese Zerstörung soll sich 2323 Jahre vor Christi Geburt zugetragen haben, 846 Jahre nach der Sündflut, und 15 nach der Babylonischen Sprachverwirrung. (p. 84.)

dar, die ich in keiner Americanischen Sprache auf diese Weise angetroffen habe. Ein höchst wichtiger Unterschied liegt schon darin, dafs die regelmäfsige Conjugation immer mit einem Hülfsverbum zusammengesetzt ist, in den Americanischen Sprachen dagegen die Conjugation mit einem Hülfsverbum, meiner Erfahrung nach, sogar selten angetroffen wird. Dagegen finden sich Spuren von der Eigenthümlichkeit der Vaskischen Conjugation, namentlich von der Andeutung des Objects in der Flexion der Conjugation, auch in andren Europäischen Sprachen. Die grammatischen Eigenthümlichkeiten dieser Art haben mir aber immer mehr Zeichen der Bildungsstufen, als der Verwandtschaft der Sprachen geschienen, und viel genauere Untersuchungen, als man bisher angestellt hat, müssen erst ausweisen, ob sich mit einiger Zuverlässigkeit bestimmen läfst, was darin nur hierauf, und was wirklich auf gleiche Abstammung zu schliefsen berechtigt. Die meisten Eigenthümlichkeiten der Sprachen noch ganz uncultivirter Nationen in dem Declinations- und Conjugationssystem lassen sich daraus erklären, dafs der Wilde, um grammatische Formen zu bilden, bedeutsame und, dem Sinn nach, zusammengehörende Silben, so eng als möglich, verbindet. Dies leidet besonders auf die Verbindung des Objects mit dem Verbum Anwendung. Die vielfachen dadurch entstehenden Formen können alle aus jenem Verfahren abgeleitet werden, ohne dafs es nöthig wäre, anzunehmen, dafs die Nationen besondre Vorliebe dafür besäfsen, oder besondren Scharfsinn gerade auf diesen Theil der Grammatik gewandt hätten. Die Sache liegt sogar oft weit mehr in der Abtheilung des Ganzen der Rede in Worte, als in einer Verschiedenheit der logischen Ansicht. Man geräth in der That bei diesen Sprachen sehr oft in grofse Verlegenheit, ob man Silben und Wörter als zu Einem Wort

verbunden ansehen soll, oder nicht? Denn, genau genommen, wird die Einheit des Worts nur durch den Accent bestimmt, dieser aber ist meistentheils unbekannt *). Es kommt dabei ferner die Zurückziehung des Tons von enclitischen Silben und die Frage in Betrachtung, ob es Zusammenziehung in Ein Wort anzeigt, wenn der Anfangsbuchstabe des einen der auf einander folgenden durch den Endbuchstaben des andren Veränderungen erleidet. Daher wird die Entscheidung manchmal sehr schwierig. Ein Beispiel giebt die Mixteca Sprache, bei der man ungewifs bleibt, ob sie das regierte Substantivum dem Verbum, wie die Mexicanische, einverleibt, oder demselben nur, wie unsre Sprachen, folgen läfst. Die feste Wortabtheilung, aus welcher nachher die Abschleifung mancher Wort-Elemente und verschiedener Laut entsteht, gehört erst den Fortschritten der Bildung an, und daher steht auch die eben erwähnte Conjugationsart, insofern sie auf der Wortabtheilung beruht, mit jenen Fortschritten in Verbindung. Wenn sich aber der eigenthümliche Bau der Vaskischen Sprache wirklich so ansehen läfst, dafs er die Bildungsstufe, und das Alter derselben bezeichnet, so möchte ich, so schwer es auch ist, in diesem Gebiet Behauptungen von solcher Allgemeinheit zu wagen, sie ohne Ausnahme für diejenige unter den Europäischen Sprachen halten, welche sich am wenigsten verändert hat, und demjenigen Baue, welcher für den ursprünglichen gelten kann, am nächsten geblieben ist. Dafs hierin eine neue Bestätigung der, auch aus andren Gründen, wahrscheinlichen Vermuthung liegt, dafs die

*) Es ist merkwürdig, dafs auch aus der späteren und jetzigen wissenschaftlichen Bearbeitung des Sanskrit's die Accentlehre gänzlich ausgeschlossen scheint, da doch die Handschriften der Vedas die Zeichen drei verschiedener, den Griechischen ganz ähnlichen, Accente enthalten sollen.

Iberer zu den frühesten und ältesten uns bekannt gewordenen Europäischen Völkern gehören, ist schon oben (43.) bemerkt worden. Sie reichen sichtlich über diejenigen, deren Sprachen uns bekannt geworden sind, namentlich über die Römer und Griechen hinaus, und können, wenn man einen Vergleichungspunkt sucht, nur mit den vorhellenischen Pelasgern in Eine Linie gestellt werden.

49.

Resultate der bisherigen Untersuchungen.

1. Die Vergleichung der alten Ortnamen der Iberischen Halbinsel mit der Vaskischen Sprache beweist, dafs die letztere die Sprache der Iberer war, und da dies Volk nur Eine Sprache gehabt zu haben scheint, so sind Iberische Völker und Vaskisch redende gleichbedeutende Ausdrücke.

2. Die Vaskischen Ortnamen finden sich, ohne Ausnahme, auf der ganzen Halbinsel, und die Iberer waren daher auf derselben in allen ihren Theilen verbreitet.

3. Es giebt aber unter den Ortnamen der Halbinsel andre, von welchen die Vergleichung mit den Ortnamen der von Celten bewohnten Länder zeigt, dafs sie Celtischen Ursprungs sind, und an diesen lassen sich die Wohnsitze der mit den Iberern vermischten Celten auch da auffinden, wo uns die geschichtlichen Zeugnisse verlassen.

4. Hiernach wohnten nun die mit Celten unvermengten Iberer nur um die Pyrenaeen herum, und an der Südküste. Die Vermischung beider Nationen nahm die Mittelländer, Lusitanien, und den gröfsten Theil der Nordküste ein.

5. Die Iberischen Celten waren zwar den Celten, von welchen die Gallischen und Britischen alten Ortnamen, nebst den noch in Grofsbritannien und Frankreich lebenden einheimischen Sprachen herstammen, in der Sprache gleich; allein sie waren vermuthlich keine blofsen Pflanzvölker Gal-

lischer Stämme (aus einem zurückbleibenden Stamm einzeln auswandernde Mannschaft) wie die Verschiedenheit des Charakters und der Einrichtungen zeigt. Sie mochten in Gallien vor Menschen-Gedenken sitzende, oder früher eingewanderte Volkshaufen seyn. Auf jeden Fall war in ihrer Vermischung mit den Iberern nicht der uns von den Römern her bekannte Gallische Charakter, sondern der Iberische vorwaltend.

6. Aufserhalb Spaniens gegen Norden findet sich, wenn man das Iberische Aquitanien, und einen Theil der Küste des Mittelmeers ausnimmt, keine Spur von Iberern. Namentlich gehörten die Caledonier nicht zu dem Iberischen, sondern zu dem Celtischen Stamm.

7. Gegen Süden aber safsen die Iberer auf den drei grofsen Inseln des Mittelmeeres, wie geschichtliche Zeugnisse und Vaskische Ortnamen zugleich beweisen. Doch waren sie vermuthlich, wenigstens nicht alle, aus Iberien, oder Gallien dort eingewandert, sondern hielten diese Wohnsitze vor Menschen-Gedenken inne, oder kamen aus dem Osten her.

8. Ob sie auch zu den Urvölkern des festen Landes von Italien gehörten ist zweifelhaft. Doch finden sich mehrere Vaskische Ortnamen daselbst, die eine solche Vermuthung begründen können.

9. Die Iberer sind von den Celten, wie wir diese durch Griechen und Römer, und in den Ueberresten ihrer Sprachen kennen, in Charakter und Sprache verschieden. Es giebt indefs keinen Grund, alle Verwandtschaft zwischen beiden Nationen abzuleugnen: die Iberer können vielmehr sehr wohl selbst ein zu den Celten gehöriger, nur früher von ihnen abgezweigter Stamm seyn.

Alle diese Sätze hat die gegenwärtige Untersuchung aber nur in so weit feststellen können, als dies durch die

Vergleichung der Ortnamen, als einer Reihe durch sich selbst sprechender Geschichtsdenkmale, mit dem Vaskischen möglich war. Es war ihr Zweck, sich hierauf zu beschränken, und auf diese Weise die bisherigen Untersuchungen, welche gröfstentheils die einheimische Sprache Iberiens aus ihrem Kreise ausgeschlossen hatten, zu prüfen, zu bestätigen, und zu erweitern. Um aber die Untersuchungen über die Urbewohner der Halbinsel vollkommen abzuschliefsen, müfste man noch, unabhängig von geschichtlichen Zeugnissen und Ortverhältnissen, das Vaskische, als Sprache, mit den übrigen Westeuropäischen Sprachen vergleichen, wodurch namentlich der letzte der hier aufgestellten Punkte allein gehörig aufgehellt werden kann. Dies aber ist ein viel schwierigeres, ganz andre Vorarbeiten forderndes Unternehmen.

50.

Iberische Denkmale mit einheimischer Schrift.

Es wird vielleicht befremdend scheinen, dafs ich mich in dieser Abhandlung nicht zugleich über die Inschriften auf Steinen, Metallplatten, irdenen Gefäfsen und Münzen erklärt habe, die man in schwer zu entziffernder Schrift in Spanien gefunden hat. Es läfst sich, wenn man auch noch keine der bisherigen Entzifferungen für befriedigend annehmen will, mit Grunde voraussetzen, dafs ein grofser Theil dieser Inschriften in der Landessprache abgefafst ist, und sie gehören daher allerdings in eine Arbeit, die bestimmt ist, jede Aufklärung zu benutzen, welche die Vaskische Sprache über die Urgeschichte Spaniens zu liefern vermag. Ich habe auch schon seit Jahren nicht vernachlässigt, mich mit diesen Gegenständen zu beschäftigen. Ich habe mich aber überzeugt, dafs dies ganze Studium sich noch selbst in solcher Dunkelheit und Verwirrung befindet, dafs man vergebens hoffen würde, andere Fragen durch dasselbe auf-

zuhellen. Es ist bis itzt nur von Personen behandelt worden, welche entweder des Vaskischen unkundig, oder partheiisch für dasselbe eingenommen waren. Beide sind meistentheils nur ihren Einfällen gefolgt, und selbst die erste und wesentlichste Vorarbeit, die Aufsuchung der Zeichen und ihrer Bedeutung, ist noch von keinem nach einem regelmäfsigen Plane angelegt, und vollständig ausgeführt worden. Soll dies Studium je zu sichren Resultaten führen, so mufs man anfangen, von neuem die Denkmale, meistentheils Münzen, in den Sammlungen aufzusuchen, da man sich auf die Abbildungen bei Velasquez, Lastanosa Florez u. a. m. wohl schwerlich überall verlassen kann, die, Inschriften dann nach den Orten, zu denen sie gehören, ordnen, und nun ein genaues und vollständiges Verzeichnifs der auf ihnen vorkommenden Buchstaben und Zeichen anlegen. Nach diesem allein kann ein vollständiges Alphabet festgestellt werden, und erst, wenn dies geschehen, läfst sich an eine Erklärung denken. Bei dem einen und dem andern darf man aber nicht vergessen, dafs man höchst wahrscheinlich Inschriften ganz verschiedner Sprachen, Vaskische, Punische und Celtische vor sich hat. Den jetzigen Erklärungen fehlt es noch durchaus an einer solchen sichren Grundlage, und ebenso ist auch schon in Spanien selbst geurtheilt worden. D. Antonio Valcarcel versprach in einer kleinen, 1773 in Valencia erschienenen Abhandlung *) durch hundert bisher nicht herausgegebene Münzen zu zeigen, wie weit man noch entfernt sey, die wahre Art der Lesung dieser unbekannten Schrift zu verstehen, und es ist nicht zu glauben, dafs die seit seiner Zeit gemachten Versuche ihn bewegen würden, diese Behauptung zurückzunehmen. Denn auch seitdem sind diese Inschriften von

*) Medallas de las Colonias, municipios y pueblos antiguos de España por D. Antonio Valcarcel Pio de Saboya i Spinola p. 21.

jedem, der sich damit beschäftigt hat, verschieden, und immer auf eine zu einseitige Weise behandelt worden. Sestini nimmt in seiner Erklärung der Spanischen Münzen des Hedervarischen Cabinets das Griechische Alphabet zur Grundlage der Entzifferung an. Erro hat sich zwar selbst ein Alphabet zusammengestellt; er bezeichnet aber bald denselben Buchstaben mit drei, vier und fünf verschiedenen Zeichen, bald verschiedene mit demselben; er liest bald vorwärts, bald rückwärts, nimmt Auslassungen von Vocalen, Zusammenziehungen von Buchstaben und Abkürzungen von Wörtern an; und man sieht nicht, dafs diese Annahmen sich auf eine hinlängliche Menge von Beispielen gründen, um die Besorgnifs aufzuheben, dafs sie nur gebraucht werden, irgend eine Erklärung herauszubringen. Bei dieser Verschiedenheit der Meinungen und dieser Unvollständigkeit des Verfahrens habe ich bedenken getragen, mehrere bisher ganz unbekannte Ortnamen anzuführen, welche Erro und Sestini auf Münzen mit einheimischer Schrift entdeckt haben wollen. Den, besonders bei den Römischen Schriftstellern, vorkommenden doppelten einheimischen und Lateinischen Ortnamen entsprechend ist es, dafs eine grofse Menge von Münzen Inschriften in zwei Sprachen, der Lateinischen und einer andren, enthalten, und dafs diese Inschriften (soviel sie itzt erklärt sind) zwar manchmal, bei weitem aber nicht immer Uebersetzungen von einander ausmachen. Dasselbe haben wir auch bei den Namen gefunden.

Unter diesen Umständen schien es mir nicht rathsam, durch die Einmischung dieser, noch gar nicht gehörig erklärten Inschriften noch mehr Ungewifsheit in eine Untersuchung zu bringen, die schon an sich mit grofser Behutsamkeit und Vorsicht geführt werden mufs.

Register.

(Die Zahlen zeigen die Seitenzahl an.)

I.

Namenregister.

A.

Aharum. 57.
Abilyx. 82.
Abobrica. 91.
Abra. 95.
Abula. 57. 137.
Abulobrica. 98.
Acatucci. 39.
Acci. 29. 69.
Acinippo. 72.
Adeba. 69.
Adobrica. 91.
Aebura. 110.
Agiria. 125.
Aglaminor. 26.
Agurium. 125.
Alaba. 41. 69. 72. 137.
Alavona. 43. 72. 136.
Alba. 42. 136.
Albocella. 42. 137.
Albonica. 42. 76. 137.
Albuccila. 42.
Alce. 82.
Alco. 82.
Aletes. 82.
Allobon. 43.
Allobriges. 103.
Allobroges. 156.
Allotriges. 8.
Allucius. 82.
Almantica. 79.
Alone. 43. 72.
Alontigiceli. 44. 72.
Alorcus. 82.
Alostigi. 44. 72.
Amallobrica. 93.
Amba. 82.
Ambarri. 82.
Ambiani. 82.
Ambiorix. 81.
Ambivareti. 82.
Ambo. 82.
Amusitus. 82.
Anas. 18.
Andobales. 82.
Anistorgis. 71.
Anitorgis. 71.
Antebrogius. 156.
Arabriga. 43. 72. 92.
Aracillum. 43. 136.
Arandis. 43. 69.
Aranditani. 69. 135.
Aratispi. 43. 72.
Arauricus. 83.
Aravi. 43. 72. 136.
Arcilacis. 72.
Arcobriga. 18. 72. 92.

Ardyes. 104.
Areva. 72.
Arevaci. 72. 115.
Arganthonius. 83.
Argiria. 125.
Arialbinum. 104.
Arialdunum. 72. 106.
Ariorum montes. 73.
Aritium. 44. 73.
Arocelitani. 73.
Arotrebes. 9.
Arriaca. 44. 73. 137.
Arsa. 44. 73. 135.
Arsia. 127.
Artabri. 9. 96.
Artigi. 44. 73. 135.
Artobriga. 106.
Arucci. 73.
Aruci. 73.
Arunci. 43. 73.
Arunda. 43. 73.
Arverni. 104.
Arvii. 104.
Ascerris. 29. 73. 137.
Ascua. 29. 51.
Asido. 73. 175.
Asindum. 73.
Aspaluca. 45.
Aspavia, 45. 73.
Aspis. 45. 73.
Asseconia. 73.
Asso. 73.
Asta. 27. 28. 73. 125. 135.
Astapa. 28. 69. 73. 135.
Astigi. 25. 69. 73. 135.
Astura. 28. 114. 118. 125.
Astures. 28. 35. 73. 126. 154.
Asturica. 28. 35. 126.
Attacum. 45.
Attanes. 83.
Attegua. 45.
Attiaca. 44.
Attubi. 45.
Aturis. 39. 102.
Audax. 83.
Augustobriga. 92.
Augustonemetum. 113.
Aulerci Eburovices. 110. 112. 113.
Aurunci. 127.
Auscii. 62. 101.
Ausetani. 70. 137. 154.
Ausones. 126.
Autrigones. 96. 137.
Avarus. 83.

B.

Baebro. 74. 95.
Baecor. 74.
Baecula. 57. 74.
Baedyi. 74.
Baelo. 74.
Baenis. 74.
Baesippo. 72. 74.
Baetica. 175.
Baetis. 9. 73.
Baetulo. 57. 74.
Baeturia. 41. 74.
Bailo. 74.
Balarus. 83.
Balda. 46. 135.
Balsa. 46. 135.
Balsio. 46. 136.
Barbesula. 57. 74.
Barcino. 47. 74.
Bardo. 47. 74.
Bardyali. 9.
Bardyetae. 8. 9. 74.
Barea. 46. 74.
Bargiacis. 74.
Bargusii. 74.
Barnacis. 46. 74.
Barria. 47.
Barum. 46.
Basabocates. 101.
Bascontum. 61. 137.
Basi. 61. 137.
Basilippo. 72.
Basitania. 61.
Basta. 127.
Basterbini. 127.
Bastetani. 61. 70.
Basti. 60. 137.
Bastitani. 60. 137.
Bastuli. 57.
Baudobrica. 106.
Bebryces. 103.
Bebulo. 74.
Bedunesii. 47. 136.
Belia. 69.
Belippo. 72. 74.
Belli. 115.

Bellovaci. 115.
Bercorcates 101.
Bergidum. 75.
Bergistani. 70.
Bergium. 75. 119.
Bergula. 57. 75.
Bernama. 75.
Berunenses. 107.
Berurium. 75.
Besaro. 74.
Besasis. 83.
Biatia. 75.
Bibali. 75.
Bigerra. 75. 101.
Bigerriones. 101.
Bigorra. 101.
Bilbilis. 47. 69. 137.
Bilistages. 83.
Biscargis. 66. 137.
Biscaya. 66.
Biturgia. 127.
Bituriges. 93.
Bituris. 37. 75. 118. 136.
Blanda. 26.
Blendium. 26.
Bletisa. 26.
Bodensee. 122.
Bodincomagum. 122.
Bodincus. 122.
Bojodurum. 107.
Bontobrice. 106.
Bora. 111.
Bortinae. 47.
Bracarii. 96.
Brana. 95.
Brauon. 96.
Brea. 131.
Bregetium. 105.
Breones. 116.
Bretolaeum. 95.
Brevae. 96.
Briantica. 131.
Briga. 157.
Brigaecium. 96.
Brigantium. 96. 105.
Briges. 103. 131.
Brigobanne. 105.
Briones. 116.
Brivates. 105.
Brutobria. 95. 96. 97.
Budar. 83.
Burdua. 48.
Burrus. 82. 83.
Buruesca. 48.
Burum. 48.

C.

Cadurci. 104.
Caecilionicum. 76.
Caesaras. 83.
Caesarobriga. 92.
Caetobrix. 91.
Caladunum. 107. 108.
Calagorris. 101.
Calaguris. 31. 136. 172.
Calduba. 58. 75.
Cale. 75.
Caledonii. 179. 195.
Calenda. 75.
Callaici. 75. 174. 177.
Callet. 75.
Calpe. 75.
Calucula. 57.
Campania. 127.
Campus. 127.
Cantabri. 154. 169. 173.
Cantabria. 96. 134.
Carabis. 48. 76.
Caracates. 104.
Caracca. 44. 76.
Caranicum. 76.
Carasa. 104.
Caraunius. 83.
Carbula. 57. 76.
Carca. 76.
Carcaso. 104.
Carcubium. 76.
Cares. 76.
Carietes. 136.
Carissa. 76. 136.
Caristii. 76.
Carmona. 76.
Carnutes. 104.
Carocotinum. 104.
Caronium. 76.
Carpentoracte. 104.
Carpesii. 76. 137.
Carpetani. 70. 76. 137. 153. 169.
Carpis. 107.
Carsici. 104.
Cartama. 43.

Carteja. 76.
Carus. 83.
Castobrix. 92.
Castulo. 57.
Catraleucus. 95.
Caturiges. 102.
Cauca. 83.
Caucaenus. 83.
Caviclum. 26. 48.
Cavidum. 26. 48.
Celtae. 150. 159. 189. 194.
Celti. 150.
Celtiberi. 142. 143. 147. 150. 153. 166. 167. 190.
Celtiberia. 151. 152.
Celtici. 150. 159.
Celtische Spr. 11.
Celtoligyes. 151.
Celtoscythae. 151.
Centobriga. 92.
Cerdubellus. 83.
Cerretani. 19. 70. 137. 147.
Certima. 9.
Certis. 9. 73.
Cetobriga. 91.
Characitani. 70.
Chretina. 95.
Cilini. 75.
Cingetorix. 81.
Civismarus. 81. 159.
Climberrum. 63.
Clunia. 26.
Coeliobriga. 93.
Coere. 49.
Colichas. 84.
Collippo. 72.
Complega. 171.
Conetodunus. 81.
Conii. 8. 49. 71.
Conimbrica. 50. 71. 92.
Conistorgis. 71.
Connobas. 84.
Consabrum. 96.
Contestani. 70.
Contrebia. 96.
Contributa. 152.
Corbilo. 104.
Corbio. 76.
Corbis. 84.
Corduba. 58. 76.
Corense litus. 48. 101. 136.
Corribilo. 84.
Corn. 76.
Coretania. 19. 70.
Cottaeobriga. 92.
Cunbaria. 50. 71.
Cuneus. 49. 176.
Cunii. 8. 49.
Cunistorgis. 50.
Curenses. 128.
Curgia. 49. 136.
Curgonii. 136.
Curianum. 101.
Curnonium. 49.
Cynesii. 9.

D.

Dea Vocontiorum. 93. 103.
Deba. 118.
Deobriga. 33. 93.
Deobrigula. 33. 93. 130.
Dessobrica. 93.
Diluron. 37.
Ditalcon. 84.
Divodurum. 107.
Duriae. 122.
Durius. 107. 108.
Durobrivae. 106. 158.
Durocasis. 107.
Durocobrivae. 106. 158.
Durolipons. 158.
Durostorum. 107.
Durovernum. 107.

E.

Ebora. 110.
Eboracum. 110.
Ebura. 154.
Eburini. 111.
Eburobrica. 106. 110.
Eburobritium. 95. 110.
Eburodunum. 110.
Eburones. 110.
Eburum. 110.
Edeco. 84.
Edetani. 18. 70.
Edulius mons. 50. 136.
Egabrum. 95.
Ego. 50.
Egosa. 50. 137.

Egovarri. 50.
Egurri. 50.
Εἵρια. 123.
Elibyrge. 34. 157.
Elimberrum. 63. 101.
Eliocroca. 96.
Emanici. 152.
Episibrium. 95. 98.
Eporedirix. 110.
Erbita. 127.
Ercobriga. 92.
Erga. 109.
Ergavica. 109.
Escadia. 51.
Escua. 50. 136.
Esuris. 33. 50. 135.
Etosca. 34. 62.
Etrusci. 126.
Exitani. 70.

F.

Flavia Lambris. 52. 96. 129.
Flaviobriga. 93.
Flavionavia. 136.
Florius. 24.
Fraxinus. 24. 53.

G.

Galatae. 159.
Galba. 84.
Galbus. 84.
Galische Spr. 179. 180.
Gallaica. 131.
Galli. 159.
Gargoris. 84.
Garites. 101.
Garoceli. 42. 101.
Gelduba. 104.
Gili. 75.
Glagus. 26. 84.
Glaudomerum. 26.
Graccuris. 30. 136.
Grajoceli. 42. 101.
Gravii. 96.
Grovii. 96.
Gurgonii. 49.
Gurulis. 128.

H.

Habis. 84.
Hedeta. 70. 137.
Helice. 132.
Hilermus. 85.
Hippo. 72.
Hispalis. 67.
Hispania. 67.
Hispellum. 129.
Honosca. 62.
Hyrium. 125.

I. J.

Jaccetani. 70.
Iberi. 141. 143. 149. 153. 163. 188. 189. 194.
Iberia. 67.
Iberus. 68.
Ibia. 68.
Ibis. 68.
Ibylla. 68.
Idubeda. 77. 127.
Jerabrica. 92.
Ilarcuris. 31. 127.
Ilas. 117.
Ildum. 51. 137.
Ilduri. 51.
Ileosca. 34. 62. 137.
Ilerdes. 85.
Ilergaones. 37.
Ilia. 30.
Iliberi. 33. 135.
Ilienses. 124.
Iliga. 131.
Iligor. 9.
Ilipa. 69. 135.
Ilipula. 33. 135.
Iliturgis. 41. 135.
Illiberis. 103.
Illunum. 51.
Illureis. 30.
Illurco. 37. 135.
Illurgavonenses. 37. 137.
Ilorcum. 37.
Ilucia. 82.
Ilurbida. 37. 137.
Ilurci. 35.
Ilurgis. 37. 40. 135.
Iluro. 37. 101. 138.
Imilce. 85.
Indibilis. 85.
Indigetes. 137.
Indo. 85.
Indortes. 78. 85.

Inducionarus. 81.
Industria. 122.
Interfluentes. 29.
Intibili. 85.
Ipagrum. 95.
Ipasturgi. 67.
Iria. 123. 129.
Iria Flavia. 29. 136.
Irippo. 30. 72.
Irländische Spr. 180.
Isca. 117.
Istolatius. 85. 159.
Istonium. 51.
Isubrigantum. 105.
Isurium. 117.
Italia. 186.
Itucci. 39.
Iturisa. 39.
Iturissa. 136.
Julia. 152.
Juliobriga. 93.
Juliobrigenses. 93.

L.

Laberris. 52. 136.
Lacetani. 32. 70.
Lacibi. 32.
Lacipea. 32.
Lacippo. 32. 72.
Lacobrica. 93.
Lacobriga. 31. 92.
Laconimurgi. 31. 136.
Laconimurgum. 31. 136.
Lacuris. 31. 137.
Lacetani. 70.
Laletani. 70.
Lambriaca. 52. 96. 129. 136.
Lambrus. 129.
Lamus. 85.
Lancobrica. 136.
Lancobriga. 32. 91.
Landobris. 95.
Langobrica. 32. 94.
Langobriga. 136.
Langobrites. 32. 136.
Lanucris. 95.
Lapatia. 52. 136.
Larna. 52. 137.
Larnenses. 52.
Larnum. 52. 138.
Larus. 85.
Lastigi. 52.
Latobriges. 106. 156.
Latobroges. 156.
Lavara. 52.
Leonica. 52. 76. 137.
Leuco. 86.
Ligures. 143. 162. 190.
Ligyes. 144.
Lissa. 53.
Litabrum. 84. 96.
Litavicus. 81.
Litenno. 86.
Lobetani. 137.
Lobetum. 53.
Londobris. 95.
Lubia. 53.
Lucenses. 53.
Lucentum. 53. 137.
Lucronium. 96.
Lugdunum. 102.
Luscinus. 86.
Lusitania. 139. 162.
Lusitani. 70. 142. 153.
Luxia. 29.

M.

Magetobria. 106.
Magrada. 96.
Malaca. 53. 136.
Malceca. 53.
Malia. 53. 137.
Maliaca. 53. 136.
Mandonius. 86.
Mandubii. 86.
Mandubratius. 86.
Mariorum montes. 73.
Mearus. 54. 136.
Mediolanum. 112. 113. 122.
Mediolum. 69. 112.
Medobriga. 91.
Medubriga. 91.
Medulli. 113.
Medullius mons. 113.
Megara. 86.
Mellaria. 76.
Mendiculea. 76. 136.
Menlaria. 76.
Menlascus. 76. 137.
Menoba. 69. 76. 136.

Menosca. 62. 76. 136.
Mentesa. 76.
Mentisa. 76.
Mercalium. 26.
Mergablum. 26.
Meribriga. 91.
Mericus. 86.
Merobrica. 91.
Merobriga. 91. 93.
Merucra. 95.
Mesambria. 131.
Mesembria. 131.
Metarus. 54.
Mexicanische Spr. 193.
Miacum. 54.
Minius. 54.
Minurus. 86.
Mirabriga. 92.
Mixteca Spr. 193.
Moenicaptus. 159.
Monda. 55.
Morgantina. 130.
Morgetes. 130.
Moron. 54. 136.
Morosgi. 54. 136.
Munda. 55. 136.
Mundobriga. 55. 92. 136.
Murbogi. 56. 136.
Murgantia. 129.
Murgis. 56. 129. 136.
Murus. 56.
Muscaria. 30.

N.

Nabius. 56.
Navarra. 19.
Navilubio. 56. 136.
Nebrissa. 95. 97.
Nema. 41.
Nemanturista. 40. 79.
Nemetacum. 113.
Nemetes. 113.
Nemetobriga. 93. 113. 176.
Nemetocenna. 113.
Nerii. 77.
Nerium. 77.
Nertobriga. 77. 90. 92.
Nerva. 77.
Nescania. 43.
Nieder-Bretagnische Spr. 180.
Nitiobriges. 106.
Noliba. 69.
Nora. 125.
Norax. 86. 125.
Norba 69.
Numantia. 79. 171.

O.

Obila. 77.
Obucula. 56.
Obulcula. 33.
Obulcum. 33.
Ocelloduri. 42. 107.
Ocellum. 42.
Ocelum. 42. 118.
Ocilis. 42.
Octaviolca. 56. 136.
Octodurum. 107.
Oeaso. 77. 137.
Oescus Triballorum. 132.
Olcades. 137.
Olonicus. 86.
Onuba. 58. 136.
Opici. 126.
Opsci. 126.
Orcelis. 77.
Oretani. 70. 77. 137. 153.
Orgenomesci. 77.
Orniaci. 77.
Orgo. 125.
Oria. 77. 137.
Oringis. 71. 77.
Orippo. 72. 77.
Orisson. 77. 86.
Orospeda. 77. 137.
Orson. 35.
Orsua. 86.
Ortospeda. 77.
Osca. 62. 63. 64. 126. 136. 137.
Osci. 65. 126.
Osquidates. 63.
Ostippo. 72.
Ostur. 38.
Othomi Spr. 190.
Otzerri. 52.
Oxthracae. 95.

P.

Padus. 122.
Pelasgi. 194.

Perces. 9.
Φορναξίς. 24.
Pinetus. 58.
Pintia. 57.
Planesia. 26.
Pleutauri. 8. 26.
Poltyobria. 131.
Porbriga. 93.
Praesamarcae. 96.
Pria. 96.

R.

Rarapia. 25.
Rauda. 25.
Rethogenes. 25. 86.
Rhegina. 25.
Rhoda. 25.
Rhyndacus. 25. 86.
Rigusa. 25.
Ripepora. 25. 111.
Rubricatus. 25. 96.
Rusticana. 25.
Ruzonia. 25.

S.

Sabora. 43.
Saduce. 18.
Saetabicula. 33.
Saetabis. 33.
Saguntum. 19.
Sala. 79.
Salacia. 79.
Salamana. 79.
Salaniana. 79.
Salaria. 79.
Salduba. 58. 69. 79. 80. 136. 137.
Saleni. 79.
Salia. 79.
Salica. 79.
Salionca. 79.
Salluvii. 151.
Salmana. 79.
Salmantica. 79.
Salo. 80.
Salondicus. 78.
Salsus. 80.
Saltiga. 80.
Salyes. 151.
Samarobriva. 106. 158.
Sambroca. 96.
Sanda. 58. 156.
Sanskrit Spr. 14. 193.
Sarabris. 59. 96.
Sarapia. 25.
Sars. 59.
Saunium. 58.
Savia. 58.
Sebendunum. 80. 107.
Secerrae. 80.
Sedetani. 70.
Segeda. 80.
Segedunum. 112.
Segesta Tiguliorum. 122.
Segestica. 80. 112.
Segida. 80.
Segisa. 80.
Segisama. 80.
Segisamum. 80. 93.
Segisampuclo. 80.
Segobriga. 80. 92. 111.
Segobrigii. 106. 111.
Segodunum. 104. 111.
Segontia. 81. 112.
Segovia. 80.
Segubia. 80.
Seguntia. 81.
Selambina. 59. 80. 136.
Selensis. 81.
Selia. 81.
Selymbria. 131.
Sepelaci. 81.
Sepontia. 81.
Septimanca. 79.
Seria. 59. 81.
Serippo. 59. 72. 81.
Serpa. 59. 69.
Setabis. 81.
Setelsis. 81.
Setia. 81.
Setida. 81.
Setisacum. 81.
Setortialacta. 81.
Sibaria. 71.
Sicani. 144.
Sicor. 116.
Sicoris. 116.
Silbis. 59.
Silicense fl. 59.
Silpia. 59.
Silures. 179.

Singulis. 57.
Sobobrica. 93.
Solorius mons. 38.
Solurius mons. 118. 137.
Soricaria. 19.
Sorilaria. 19.
Soritia. 19.
Spanus. 67.
Staber. 25.
Strongyle. 96. 97.
Stura. 125.
Subis. 59.
Subur. 59.
Sucrana. 95.
Sucro. 96.
Suessa. 130.
Suessetani. 70. 115.
Suessiones. 115.
Suessula. 130.

T.

Tader. 25.
Talabriga. 60. 92. 115. 136.
Talamina. 60. 115. 136.
Talori. 60. 136.
Tanginus. 87.
Tantalus. 87.
Tarraco. 81.
Tarraga. 81. 44. 137.
Tartessus. 9. 81.
Tautamos. 87.
Telobis. 48.
Tenebrium. 96. 98.
Tenobrica. 94.
Terebrica. 94.
Tereps. 25.
Termantia. 79. 81.
Termessus. 81.
Tiariulia. 30.
Tingentera. 60.
Tonobrica. 93.
Tracte. 96.
Tribola. 56.
Tribula. 95.
Trigaecini. 96.
Trigundum. 96.
Trite. 95.
Tritium Tuboricum. 96.
Tritium Metallum. 96.
Trogilium. 96.
Tucci. 39.
Tucris. 96.
Tuntobriga. 93.
Turas. 39.
Turba. 33.
Turbula. 18. 33. 57.
Turdetani. 40. 57. 70. 138. 139. 148. 162.
Turduli. 40. 57. 139.
Turiaso. 39. 137.
Turiga. 40. 136. 152.
Turissa. 39.
Turmodigi. 40.
Turobrica. 40.
Turoca. 39.
Turodi. 39.
Turones. 104.
Turrige. 39.
Turrus. 87.
Tusci. 126.

U.

Ucubis. 36. 135.
Ucultuniacum. 40. 152.
Uduba. 37. 137.
Udura. 107.
Ulia. 30. 135.
Ulla. 35. 136.
Ulysippo. 72.
Urba Salovia. 125.
Urbate. 118.
Urbiaca. 36. 137.
Urbicua. 36.
Urbinum. 125.
Urbona. 36. 135.
Urce. 35. 137.
Urcesa. 35. 137.
Urcinium. 125.
Urgao. 35. 135.
Urgia. 35. 135.
Urgis. 35.
Urgo. 125.
Uria. 125.
Urium. 29.
Urpanus fl. 118.
Ursaon. 35.
Ursentini. 125.
Urso. 35. 135.
Uxama Argellae. 72.

V.

Vaccaei. 142. 153. 165.
Varduli. 57. 74. 153.
Vasates. 101.
Vascones. 61. 134. 138.
Vasio. 103.
Vaskische Spr. 179. 180. u. a. v. St. m.
Vendelia. 115.
Ventippo. 72.
Vergentum. 75.
Vergilia. 75.
Vergium. 119.
Verurium. 37. 136.
Vescelia. 62.
Vesci. 62. 136.
Vescitania. 62. 137.
Vindeleja. 115.
Vindelici. 116.
Vindius mons. 115.
Vindobona. 116.
Vindomina. 116.
Viriathus. 87.
Virovesca. 48. 93.
Volobria. 96.
Volsci. 126.

Z.

Zaltiberia. 152.

II.

Wortregister.

A.

A. 12. 20.
Aarra. 17.
Abarca. 169.
Abea. 57.
Aberea. 24.
Abia. 48. 57.
Abies. 57.
Acha. 27.
Aeren. 129.
Afaldu. 23.
Aga. 36. 98.
Ahal. 82.
Aitza. 27. 38.
Al. 82.
Ala. 43.
Alaidea. 82.
Alalecua. 43.
Alboa. 42.
Aldea. 61.
Alere. 43.
Alhagoa. 43.
Alhor. 43.
All. 156.
Alla. 156.
Ambacti. 82.
An. 12.
Anderia. 24.
Andia. 43.
Aoa. 64.
Apaldu. 23.
Ara. 42. 43. 61. 129.
Araldetu. 61.
Arare. 128.
Aratu. 129. 170.
Araua. 61.
Arauz. 61.
Arcu. 18.
Arduna. 107.
Aria. 42. 44.
Ἀρόω. 129.
Ἄρω. 129.
Arra. 19. 107.
Arria. 43. 44.
Artea. 44. 170.
Artoa. 170.
Ἄρτος. 170.
Arua. 57.
As. 45.
Asi. 20.
Aspi. 45.
Aspicua. 45.
Aspija. 45.
Asta. 27. 38.
Ἄστυ. 126.
Astuna. 27.
Ἀστυφον. 126.
Atarbea. 46.
Atea. 46.
Atz. 38.
Atzea. 140.
Atzean. 38. 140.
Atzera. 38.
Atzeratu. 38.
Atzitic. 38.
Auhena. 64.
Autsa. 70.
Axe. 12.
Az. 45.
Azpian. 45.
Azquena. 50.

B.

Ba. 69.
Balsa. 46.
Balsatu. 46.
Baratu. 74.
Barna. 46. 74.
Barnacoya. 46.

Barrena. 46. 74.
Barria. 47. 74.
Barroan. 46. 128.
Barrumbea. 46.
Barruquea. 46.
Barrutia. 74.
Basa. 38.
Basaurdea. 38.
Baseta. 60.
Basoa. 38. 60. 101.
Basoroa. 61.
Be. 45.
Beecua. 56.
Belaña. 75.
Belz. 18.
Ber. 37. 75. 87. 114.
Bercea. 75.
Bereun. 37.
Beroguei. 37.
Berones. 114.
Berri. 33. 75.
Beruna. 91. 118.
Bescona. 83.
Besoa. 83.
Bi. 36. 38.
Bidea. 37.
Biderbia. 38.
Bidertatu. 38.
Bil. 47.
Bildu. 46. 47.
Bin. 114.
Bir. 87. 114.
Biri. 47.
Biribillatu. 47.
Biruncatu. 87.
Bitan ambat. 38.
Bitsa. 67.
Bizcarra. 66.
Boden. 122.
Bola. 18.
Borda. 47.
Brawd. 158.
Brawdwr. 158.
Breath. 158.
Breugeou. 158.
Breujou. 158.
Breut. 158.
Breuta. 158.
Bria. 131. 156.
Briga. 98. 105. 121. 122 131. 139. 156. 157.
Britium. 157.
Briva. 158.
Bro. 156.
Brogae. 156.
Brücke. 158.
Burdina. 48.
Burg. 156.
Burruca. 82.
Burtina. 47.
Burua. 48.
Βυθός. 122.

C.

Ca. 51.
Cabia. 48.
Calamua. 31.
Caltea. 75.
Campoan. 128.
Campus. 127.
Capio. 48.
Caraza. 51.
Cav. 114.
Cavus. 114.
Caya. 66. 67.
Celaya. 59. 80.
Celia. 170.
Cerra. 59.
Cerro. 59.
Chapinua. 169.
Chirripac. 55.
Cia. 18. 30.
Ciloa. 59.
Co. 51.
Coa. 36.
Cortea. 51.
Cur. 49.
Cura. 128.
Curia. 128.
Curvus. 48. 128.

D.

Di. 51.
Divona. 93.
Dour. 108.
Dun. 107.
Duna. 61.
Dunum. 106. 122.
Dur. 108.
Durum. 106. 107

E.

Eab. 111.
Eban. 111.
Echanderia. 24
Echea. 51.
Edastea. 23.
Edea. 18.
Edurra. 50.
Egoitza. 50.
Egon. 50.
Egui. 44.
Egurra. 50.
Eiagora. 63.
Elurra. 50.
Eman. 152.
Emea. 17.
Era. 61. 129.
Erastea. 23.
Erbestatu. 127.
Erdaldunac. 65.
Erdara. 61. 66.
Eruatea. 85.
Eroa. 68.
Erregue. 23.
Ἔρως. 129.
Erria. 28. 66. 127.
Erstura. 107.
Ersturaduna. 107.
Erurra. 49
Esc. 61.
Escaratza. 51.
Escortea. 51.
Escuara. 61.
Escuatzean. 38.
Escuostean. 38.
Esi. 33.
Esia. 51.
Esitu. 51.
Eta. 69.
Eurra. 49.
Eusc. 61.
Euscaldunac. 61. 64. 107.
Euscalerria. 61.
Euscara. 61. 64. 107.
Eusi. 63.
Eusia. 63.
Eusquera. 61.
Eusquererria. 61.
Ezpaña. 67.

F.

F. 23. 24.
Fear go breith. 158.

G.

Ga. 71.
Gaba. 114.
Gabe. 114.
Gabenda. 114.
Γαία. 128.
Galba. 84.
Galdu. 76.
Gara. 48.
Garia. 84.
Gave. 114.
Γάω. 128.
Giri. 119.
Goia. 77.
Gora. 77. 119.
Göra. 119.
Gortea. 51.
Gubia. 80.
Guea. 170.
Guena. 49.
Gui. 71.
Gun. 49.
Gunea. 47. 75.
Gur. 49. 129.

H.

Habea. 67.
Habia. 48.
Halbe. 42.
Happen. 51.
Heguia. 44.
Hildoa. 51.
Hiltcea. 77.
Hitza. 61.
Hizcuntza. 61.
Hohl. 114.

I. J.

I. 12.
Jatza. 70.
Ibarra. 68.
Ibaya. 68.
Ibeni. 68.
Ibilli. 68.
Ica. 31.
Icbea. 51.
Ichi. 51.
Iduna. 77.
Ilarra. 31.
Ilia. 29.
Illuna. 51.
Im. 18.
Indarra. 78.
Ingurum. 49.
Iria. 28. 129. 157.
Istilia. 51. 85.
Istoa. 85.
Iturria. 38. 39.
Itz. 12.

K.

Καμάρ. 128.
Κάπτω. 48.
Kea. 170.
Kelderra. 170.
Κοῖλος. 114.
Krumm. 128.
Κυρτός. 48. 128.

L.

Labea. 52.
Lamboa. 52.
Lambroa. 52.
Langotua. 32.
Lapa. 52.
Larazquena. 52.
Larrea. 52.
Larritu. 52.
Lasta. 52.
Lastoa. 52.
Lastola. 52.
Latza. 70.
Lauba. 52.
Laubaro. 52.
Le. 12.
Lecua. 43. 45.
Leizarra. 53.
Leorpea. 53.
Leorra. 53.
Leuna. 53.
Lizarra. 53.
Lobioa. 53.
Locus. 43.
Lubeta. 53. 56.
Lucea. 53. 70.
Lurra. 53.

M.

Macurra. 49.
Magus. 109. 121. 122.
Mal. 55.
Malcarra. 53.
Malcorra. 53.
Malda. 53.
Malla. 53.
Manatu. 86.
Mandiota. 86.
Mandoa. 86.
Mea. 54.
Meatzca. 54.
Mehea. 54.
Men. 54.
Mendia. 62. 76.
Mihia. 54.
Miña. 54. 115.
Mintza. 54.
Mintzoa. 61.
Mon. 55.
Monhoa. 55.
Mons. 55.
Montoa. 55.
Mortua. 55.
Mortuco. 55.
Morutu. 54.
Mul. 55.
Mun. 55.
Munoa. 55.
Murua. 32. 54. 55. 56. 130.
Murus. 55. 130.

N.

N. 79.
Na. 18.
Nabarra. 20. 23.
Naomhtha. 113.
Nava. 20.
Nemet. 113.
Ño. 54.

O.

O. 69. 77.
Ojua. 63.
Oia. 50.
Ona. 36.
Oña. 58. 77.
Ὄρος. 129.
Orrenarauz. 61.
Ort. 129.
Osoa. 39.
Ost. 38.
Ostean. 38.
Ostera. 38.
Osteratu. 38.
Ostitic. 38.
Ostoa. 38.
Otsa. 63. 64.
Otza. 77.

P.

Pa. 69.
Pean. 45.
Pi. 45.
Pian. 45.
Pil. 47.
Pilla. 47.
Pillatu. 47.
Pinua. 57.
Pulua. 33.
Πύργος. 157.
Πυθμήν. 122.

Q.

Quea. 170.
Quedarra. 170.
Quemar. 170.

R.

R. 23. 24. 129.
Rehalsar. 46.
Reihe. 129.

S.

Sa. 39.
Saldoa. 58. 79.
Saldu. 79.
Sar. 59.
Saroya. 59.
Savia. 58.
Sedge. 112.
Seg. 112.
Segge. 112.
Sehne. 58.
Sieg. 112.
Soloa. 38.
Σῶς. 39.
St. 23.
Stur. 114.
Suna. 39.

T.

Ta. 12.
Tala. 60.
Tan. 12.
Teguia. 44. 52. 70.
Tinca, 60.
Troquina. 24.
Tz. 12.
Tza. 52.

U.

U. 12.
Ubera. 37. 58.
Ula. 57.
Ule. 12.
Uli. 57.
Ulia. 30.
Ulo. 57.
Umantia. 79.
Unea, unia. 47. 83.
Ura. 12. 28. 35. 38.
Urbs. 49. 128.
Urdea. 38.
Uria. 29. 128. 157.
Urvare. 128.
Urvum. 128.
Urvus. 128.
Uy. 108.

V.

Vergobretus. 157.
Vertere. 87.
Veru. 87.
Vices. 122.
Vici. 109.
Vinde. 116.
Viriae. 87.

W.

Wr. 108.

X.

Xe. 12.

Z.

Za. 35.
Zain. 58.
Zaina. 58.
Zaldia. 58. 71.
Zamaria. 71.
Zau. 18.
Zaua. 58.
Zubia. 60.

Inhaltsanzeige.

1. Bisherige Versuche, die Vaskische Sprache bei den Untersuchungen über die Urbewohner Spaniens zu benutzen. . . . . S. 4.
2. Anwendung der Sprache auf die Ortnamen. . . - 6.
3. Die Ortnamen sind mangelhaft und entstellt auf uns gekommen. . . . . - 7.
4. Grundsätze, nach welchen die Vaskische Sprache etymologisch behandelt worden ist. . . . . - 10.
5. Beurtheilung dieser Grundsätze. . . . . - 13.
6. Uebertragung dieser Grundsätze auf die Ableitung der Ortnamen. . . . . - 18.
7. Aufstellung der in der gegenwärtigen Untersuchung zu befolgenden Grundsätze. . . . . - 20.
8. Lautsystem der Vaskischen Sprache. . . . - 23.
9. Ortnamen, worin ein f vorkommt; . . . - 24.
10. die mit r anfangen; . . . . . - 25.
11. oder mit st; oder in welchen ein liquider Buchstabe auf einen stummen folgt. . . . . - 25.
12. Allgemeiner Eindruck der Iberischen Ortnamen. . - 26.
13. Ortnamen, die von asta abstammen; . . . - 27.
14. von iria; . . . . . - 29.
15. von ura; . . . . . - 34.
16. von iturria. . . . . - 39.
17. Ableitung mehrerer Ortnamen von verschiedenen Wurzelwörtern. . . . . - 41.

18. Etymologie der Namen: Vasken, Biscaya, Hispanien, Iberien. . . . . S. 60.
19. Endungen der alt-iberischen Ortnamen. . . . - 68.
20. Classen der alt-iberischen Ortnamen nach ihren Anfangssilben. . . . . - 72.
21. Namen von Individuen. . . . . - 81.
22. Uebereinstimmung der Iberischen Ortnamen mit der Vaskischen Sprache im Allgemeinen. . . . . - 88.
23. Ortnamen mit der Endung briga. . . . . - 90.
24. Ortnamen, in welchen r mit vorhergehendem stummen Consonanten vorkommt. . . . . - 95.
25. Versuche, die Endung briga aus dem Vaskischen abzuleiten. . . . . - 98.
26. Ortnamen Aquitaniens; . . . . . - 100.
27. der Südküste Galliens; . . . . . - 103.
28. des übrigen Gallien. . . . . - 103.
29. Ortnamen der von Celten bewohnten Länder. Endungen derselben. . . . . - 105.
30. Aufsuchung einzelner Celtischer Namen unter den Ortnamen Iberiens; . . . . . - 109.
31. einzelner Vaskischer unter den Ortnamen der Celtischen Länder; . . . . . - 117.
32. Italiens; . . . . . - 122.
33. Thraciens. . . . . - 130.
34. Rückblick auf den Gang der Untersuchung; Aufstellung der zu beantwortenden Fragen. . . . - 132.
35. Unbestreitbare Sitze Vaskisch redender Iberer. . - 133.
36. Zusammenstellung der Vaskischen Ortnamen Iberiens nach den Völkerschaften der Halbinsel. . . . - 135.
37. Verbreitung der Vaskischen Sprache über die ganze Halbinsel. . . . . - 138.
38. Die Iberer machten Ein grofses Volk aus. . . - 141.
39. Sie hatten nur eine Sprache. . . . . - 144.
40. Vermischung der Iberischen Völkerschaften mit Celtischen Stämmen. . . . . - 149.
41. Ausdehnung und Gränzen dieser Vermischung. . - 152.
42. Etymologie der Endung briga. . . . . - 156.
43. Verhältnifs der Iberischen Celten zu den Iberern und Galliern. Sitten, Charakter und gottesdienstliche Ge-

brauche dieser Stämme. . . . . - 158.
44. Ueber den Aufenthalt Iberischer Völkerschaften auſserhalb Iberien; in den von Celten bewohnten Ländern; - 178.
45. auf den drei groſsen Inseln des Mittelländischen Meers; - 183.
46. in Italien. . . . . - 185.
47. Ueber die Verwandtschaft der Iberer mit den Celten. - 188.
48. Ueber die Meinung der nahen Verwandtschaft des Vaskischen mit Amerikanischen Sprachen. . . - 189.
49. Resultate der bisherigen Untersuchungen. . . - 194.
50. Iberische Denkmale mit einheimischer Schrift. . - 196.

Ueber

Goethe's zweiten Römischen Aufenthalt

von Juni 1787 bis April 1788.

(Goethe's Werke. Vollständige Ausg. letzter Hand. Band 29. Stuttgart u. Tübingen. 1829. 12.)

Goethe beschreibt in dem neu erschienenen Bändchen seiner Italiänischen Reise seinen zweiten längeren Aufenthalt in Rom. Er reiste im Herbst des Jahres 1786 schnell, um bald den Punkt zu erreichen, auf den alle seine Erwartungen gespannt waren, hielt sich dann vier Monate in Rom auf, gieng nach Neapel, besuchte Sicilien, und kehrte gegen den Anfang des Sommers des Jahres 1787 nach Rom zurück, um daselbst bis zum folgenden Frühling zu verweilen. Erst in dieser Periode konnte er mit vollkommener Ruhe die grofse Umgebung geniefsen, und ungestört die ernsten Studien verfolgen, die ihn in wahrhaft leidenschaftlichem Drange über die Alpen geführt hatten. Kein Ort verträgt sich so wenig, als Rom, mit dem an sich lobenswerthen Eifer des Reisenden, der rastlos alles Einzelne zu sehen, die daraus geschöpfte Belehrung mit hinwegzunehmen strebt, und fertig zu seyn glaubt, wenn er die Reihe des Schenswürdigen auf diese Weise durchgemacht hat. Rom verlangt Ruhe, und dafs man die Erinnerung der Nothwendigkeit der Rückreise, wie fest sie bevorstehe, mög-

lichst fern halte. Man muſs sich erst selbst leben, ehe man ihm leben kann, sich dem Eindruck still und ungestört überlassen. In keiner anderen Umgebung geht aus der reinen und wahren Empfänglichkeit so unmittelbar auch die geeignete Thätigkeit hervor, es möge sich nun Neues durch neues Studium entwickeln, oder man möge forttreiben, was man zu treiben gewohnt war, den Gedanken, Gefühlen, Bildern nachhängen, welche zu Hause die Seele am lebendigsten bewegten. Auch so wird man sich, auf gewisse Weise umgestaltet und wiedergeboren, wie in einem neuen und anregenderen Elemente befinden; vor der reinen Natur, in die man versetzt wird, der gediegnen Bestimmtheit, vor die man tritt, schwindet dann von selbst das Dunkle, Ungewisse, Form- und Wesenlose dahin. Wie durch eine besondere Gunst des Geschickes, der wir uns dankbar erfreuen können, steht Rom für uns da zugleich als ein Vollendetes und Unendliches der Einbildungskraft und der Idee, das sich aber in lebendigem Daseyn erhalten hat, mit leiblichen Augen geschaut werden kann. Goethe nennt dies (S. 180) sehr ausdrucksvoll „die Gegenwart des classischen Bodens, die sich dem Gefühl, dem Begriff, der Anschauung offenbart." Wie der Künstler sich eines Modelles bedient, um sich von der festen Grundlage der Wirklichkeit zur Idee zu erheben, so ist umgekehrt in dieser Stadt und ihren Umgebungen die Idee des höchsten Kunstschönen, der Begriff des welthistorischen Ganges der Menschheit, das Gefühl des nothwendigen Sinkens alles Bestehenden in der Zeit, wie in einem ungeheuren Bilde auf alle Zeiten verkörpert hingestellt. Die Wirkung Roms beruht nicht auf dem Reichthum, den es in sich faſst, es gilt durch sich selbst. Es gewährt „die sinnlich geistige Ueberzeugung, daſs dort das Groſse war, ist und seyn wird." (S. 180.) Seine Gröſse liegt, neben so unendlich vielem Einzelnen,

in etwas, das unentreifsbar an das Ganze, an das Gemisch antiker und moderner Pracht, die Trümmer, welche das Auge meilenweit verfolgt, die umgebende Ebene, die sie begränzenden Gebirge, die lange Reihenfolge historischer Erinnerungen und dunkler Ueberlieferungen geheftet ist. Dies zeigte sich deutlich in der Zeit, wo es seiner besten Kunstschätze, der merkwürdigsten Ueberreste des Alterthums, auf unwürdige und schmachvolle Weise beraubt war. Es bleibt ein ewiger Unterschied zwischen den Ländern und Städten, welche selbst der Schauplatz des classischen Alterthums waren, und denen, welche jener die Menschheit früh erwärmende Hauch nie berührte. Hier gleichen die antiken Kunstwerke, und dies geht zum Theil auch auf die ihnen so nahe verwandten modernen über, nur aus der Fremde zusammengetragenem Geräth. Dort ist gleichsam der Boden selbst mit ihrem Sinne geschwängert, und scheint sie unerschöpflich, wie Bäume und Früchte, zu tragen. Rom hat, was in diesem Verstande von keiner anderen Stadt gesagt werden kann, das Eigenthümliche, dafs es in seinem wahren Gehalt nur mit vollkommen gesammeltem Gemüth, wie ein grofses Kunstwerk, nur indem man das Beste in seinem Innern in Bewegung setzt, empfunden und gefafst werden kann. Es weckt aber auch die Stimmung, die es fordert, und die besten und edelsten Kräfte gehen dort in reger und freudiger Thätigkeit auf. „Der Strom," wie Goethe einen seiner Briefe beschliefst, „trägt fort, sobald man nur das Schifflein bestiegen hat" (S. 217.). Die Römer, so stolz sie auf ihren Namen und ihre Stadt sind, erkennen beide mehr aus dem Wiederscheine des Eindrucks, den sie auf die Fremden machen. Ihnen ist Rom die Wirklichkeit, in der sie sich täglich bewegen, nicht, wie uns, ein Land der Einbildungskraft und der Sehnsucht. Mit den eigentlichen Reisenden fühlt man

sich, wenn man selbst länger in Rom war, selten recht in Uebereinstimmung. Auch Goethe äufsert dies in einigen Stellen. Wahrhaft empfunden wird daher Rom nur von denen, welche auf längere oder kürzere Zeit wirklich ihr inneres Leben, wie in eine neue, geistige Heimath, dahin versetzen, Studien beginnen, oder an längst begonnene anknüpfen, oder sich frei dem reinen Genusse der sich so lieblich allen Sinnen erschliefsenden und doch eine so unergründliche Tiefe darbietenden Erscheinung überlassen. Zu dieser Classe der Fremden sind, durch ihr Leben und ihre Beschäftigung selbst, die ausländischen Künstler hingewiesen. Zu dieser gesellte sich natürlich, und auf wahrhaft einzige Weise, auch Goethe vom ersten Augenblick seiner Ankunft an, allein da die auf das Unbekannte gerichtete Neugier und das freudige Staunen bei dem zum erstenmale Erblickten immer störend einwirken, noch voller und eigner während der Zeit seines zweiten Aufenthalts.

Es ergiebt sich aus dem Vorigen, dafs die Schilderung eines solchen Aufenthalts, eines inneren Lebens in Rom, eine wirkliche Selbstschilderung ist, und diese hat der Verf. hier mit einer Offenheit und Wärme, einem so scharf und richtig eindringenden Blick, einer so liebenswürdigen, durch den Moment der glücklichsten Gegenwart inspirirten Heiterkeit gegeben, dafs man zweifelhaft bleibt, ob man darin mehr die Tiefe oder die Anmuth bewundern soll. Der grofsen, gediegnen, das gesammte Gebiet der Kunst und das Wesen und die Formen der Natur, als die Grundlage des Dichtens, das selbst ein begeistertes Entziffern der Natur ist, aufsuchenden Sinnesart des Mannes steht überall das reiche, ungeheure Rom mit Allem, was es in sich fafst, und woran es erinnert, gegenüber. Goethe fühlte sich durch ein unwiderstehliches Bedürfnifs nach Rom, wie nach einem Mittelpunkt, hingezogen, die heimathlichen Umgebun-

gen erschienen ihm als ungenügend, darin sein höchstes und eigenstes Streben zu verfolgen. So war die Zeit seines Entschlusses zur Italiänischen Reise sichtlich eine merkwürdige Epoche in seinem Leben, so wie der Aufenthalt in Rom unläugbar eine entscheidende für die Folge desselben geworden ist. Diese Sehnsucht nun, welche der erste aus Rom geschriebene Brief als eine Art von Krankheit schildert, und die durch sie eingetretene Stockung lösen sich auf die befriedigendste, heiterste, lichtvollste Weise in Rom durch den Anblick und die Gegenwart der größten und würdigsten Gegenstände, welche sich in Natur und Kunst der sinnlichen Anschauung darbieten können. Von seinem Eintritt in Italien an, ist Goethe unablässig beschäftigt, sieht, studirt Gemälde, Bildwerke, Alterthümer, zeichnet, malt, modellirt, stellt musikalische Versuche an, sucht das Italiänische Theater in seinen Kreis zu ziehen, verfolgt seine Naturstudien, und — was deutschen Lesern diesen Aufenthalt vorzüglich werth macht, dichtet. Die Göschensche Ausgabe seiner Schriften war bei seiner Abreise eben im Druck begriffen, und er verlor sie die ganze Reise hindurch nicht aus den Augen. Erwin und Elmire, Claudine von Villabella, und Egmont werden umgearbeitet und vollendet; der Plan zum Tasso wurde, da das Stück, nach dem Urtheile des Dichters, wie es damals war, weder geendigt, — noch weggeworfen werden konnte, umgeändert; von dem funfzehn Jahre früher angefangenen Faust wurde nicht blofs der Plan zu Ende gebracht, sondern auch eine Scene ausgeführt; aufserdem entstanden in dieser Zeit mehrere der kleinen Gedichte, von denen ich hier nur das wunderliebliche: *Amor als Landschaftsmaler* erwähne. Der Elegieen und Epigramme wird in diesen Briefen nicht gedacht. Die Ideen über die Metamorphose der Pflanzen gediehen vorzüglich in Sicilien zur Reife; und traten da ein-

mal störend der Nausikaa in den Weg, von welcher die neue Ausgabe ein Fragment mittheilt, über deren Idee und Plan sich aber dieser Briefwechsel näher erklärt. Auf die Theorie über die Farbenentstehung deutet nur eine einzige Stelle hin. Die meisten dieser Beschäftigungen wurden in fördernder und erheiternder Gesellschaft vorgenommen, und verbinden sich mit einem schauenden und geniefsenden Leben, aus dem auch kleine gesellschaftliche Ereignisse und Abentheuer eingewebt sind. Namen, die man auch sonst mit Rom, seinen Kunstschätzen und Alterthümern zusammenzudenken gewohnt ist: Angelica Kaufmann, Rezzonico, Reifenstein, Hirt, Heinrich Meyer, Tischbein, Hackert, Moritz, der Musiker Kaiser, kehren in dem Briefwechsel oft wieder, und vergegenwärtigen dem mit Römischem Aufenthalt nicht ganz Unvertrauten noch lebendiger die Epoche, von welcher die Rede ist. Die bedeutendsten Punkte in Rom, dessen reizendsten Umgebungen, Tivoli, Frascati, Albano, werden erwähnt und gelegentlich geschildert, ebenso einzelne Kunstwerke, Gemälde und Statuen, von treffenden und geistreichen Bemerkungen begleitet. An solchen Bemerkungen auch über viele andere Gegenstände, über Raphael und Michelangelo und die Vergleichung beider mit einander, Tasso und Ariost, die ältere und neue Italiänische Literatur, einige merkwürdige Italiänische Charaktere, wie Filippo Neri, die Eigenheiten des Volks, seine Belustigungen, das Theater u. s. f. sind diese Briefe überhaupt sehr reich. So enthalten und berühren dieselben eine unglaubliche Menge von Einzelnheiten, und der Reiz der Schilderungen und Raisonnements wird dadurch erhöht, dafs diese an keinem anderen Faden hinlaufen, als an dem des zufälligen täglichen Lebens. Die Reise ist übrigens alles eher, als eine beschreibende. Zwar enthält sie einzelne Schilderungen, die nur Goethen so gelingen konnten, und alle,

auch die kürzesten, tragen den Stempel seiner Art, immer das Bezeichnende herauszuheben, auf das hinzuzeigen, woran der Gegenstand begriffen werden muſs, und ihn, wie er klar gesehen worden, wieder klar vor das Auge zu stellen. Ich erinnere hier unter Vielem nur an die Stellen über die *Aqua Paola* (S. 175) und den Anblick von Frascati bei Mondschein (S. 101). Indeſs spricht doch Goethe im Ganzen von den Gegenständen, wie man zu Leuten redet, welche dieselben schon soweit kennen, daſs ihnen nur der lebendige Anblick fehlt. Die Schilderung der groſsen *Gegenwart* ist eigentlich das Thema des Buchs. Durch Beschreibung und bildliche Anschauung war Goethen und denen, an die er sich wendet, Rom längst bekannt. Sehr schön vergleicht er im ersten aus Rom geschriebenen Briefe diesen lebendigen Eindruck mit der Belebung der Statue Pygmalions. „Als sie endlich auf den Künstler zukam und sagte: ich bin's! wie anders war die Lebendige, als der gebildete Stein" (S. 203). Dennoch giebt es, und wird es schwerlich eine treffendere und anschaulichere Schilderung Roms geben, als diese Briefe enthalten. Denn Rom in allen seinen mannigfaltigen Beziehungen schildert sich gleichsam durch die That in dem Eindruck auf einen Mann, der es nicht besucht um bloſs zu genieſsen, oder enthusiastisch erregt zu werden, sondern erfüllt von dem wahren, gediegenen, groſsen Begriffe der Kunst in ihrer Verbindung mit der Natur und der Menschheit, ernsthafte Studien an dem einzigen kolossalen Gegenstande vorzunehmen, welcher diesen Begriff noch in der gröſsesten Treue und Reinheit an sich trägt. Zugleich aber gestaltet sich das Bild der inneren Bestrebungen Goethe's in ihrer bewunderungswürdigen Ausbreitung und Einheit auf die befriedigendste Weise vor uns, und wir sehen, vorzüglich durch die Schilderung des zweiten Römischen Aufenthaltes,

wie die befriedigte Sehnsucht, die nach allen Seiten hin gemachten Fortschritte, die Früchte eines angestrengten, aber noch weit mehr eines begeisterten Studiums für die ganze Folgezeit hin fortwirken konnten, deren wir uns nun schon über vierzig Jahre erfreuen und hoffentlich noch lange erfreuen werden. Die Art des Einflusses des Römischen Aufenthalts wird dadurch noch deutlicher, dafs in diesem 29. Theil nach jedem monatlichen Abschnitt der Correspondenz Berichte eingewebt sind, welche theils längere Ausführungen einzelner Gegenstände enthalten, theils den Briefwechsel, wo er dessen bedarf, erklären oder ergänzen. Man wird dadurch oft in den Stand gesetzt, den augenblicklichen Eindruck der Gegenwart mit einem späteren Urtheil zu vergleichen.

Eine der angelegentlichsten Beschäftigungen Goethe's in Rom, ja man kann sagen, die hauptsächlichste, war das Zeichnen und eigne Ausüben der bildenden Kunst. Von den ersten Wochen nach der Ankunft an, wurde es vorgenommen und bis in die letzten fortgesetzt, und richtete sich sowohl auf Landschaften, als Figuren. Es war sichtbar ein selbständiger, leidenschaftlicher Drang, unabhängig von dem poetischen, der ihn zur bildenden Kunst hintrieb. Auch verfolgte er die dazu nöthigen Studien, als sollten sie keinen anderen Zweck haben, als der in ihnen selbst lag. Das Dichten und Arbeiten an seinen Werken nahm nur daneben seinen Fortgang, und erscheint bisweilen so untergeordnet, wie es wohl ein Geschäft einer Lieblingsneigung ist. Indem er sich aber so zwischen beiden theilte, Zeichner und Dichter zugleich war, konnte es ihm nicht entgehen, wie beides doch nur aus derselben Quelle in ihm flofs, aus seiner grofsartigen, naturgemäfsen Art dichterischer Darstellung, *wie* diese es ihm zum Bedürfnifs machte, die Natur zu sehen, und wie *dies* Sehen von selbst den

Trieb mit sich führte, das Gesehene in allen Formen darzustellen, deren die Kunst fähig ist. Er drückt sich hierüber selbst sehr treffend in zwei, gegen das Ende seines Römischen Aufenthalts geschriebenen Stellen aus. „Dafs ich zeichne und die Kunst studire, sagt er, hilft dem Dichtungsvermögen auf, statt es zu hindern, denn schreiben mufs man nur wenig, zeichnen viel." (S. 163.) Zwei Monate später heifst es: „Ich bin fleifsig und vergnügt, und erwarte so die Zukunft. Täglich wird mir's deutlicher, dafs ich eigentlich zur Dichtkunst geboren bin, und dafs ich die nächsten zehn Jahre, die ich höchstens noch arbeiten darf, dieses Talent excoliren, und noch etwas Gutes machen sollte, da mir das Feuer der Jugend manches ohne grofses Studiren gelingen liefs. Von meinem längern Aufenthalt in Rom werde ich den Vortheil haben, dafs ich auf das Ausüben der bildenden Kunst Verzicht thue." (S. 281.) Diese Stelle ist in mehreren Rücksichten ungemein merkwürdig. So bestimmt also war der Drang zur bildenden Kunst, so entschieden die Anlage dazu, dafs Goethe dadurch gewissermafsen über seine Bestimmung irre und ungewifs werden konnte, und jetzt erst, wo man schon entschieden Grofses von ihm besafs, und wo er an den bedeutendsten seiner Dichtungen, welche der Römische Aufenthalt und die nächstfolgenden Jahre zur Reife brachten, schon wesentlich vorgearbeitet hatte, zur Ueberzeugung gelangte, dafs er eigentlich zum Dichter geboren sey. Zugleich kann man nicht ohne die innigste Rührung lesen, welch' eine kurze Spanne der Dichtungszeit er sich noch zumifst, und wie bescheiden und anspruchlos er sich über das Geleistete und noch zu Leistende ausspricht. Nie kann Deutschland dem Schicksal dankbar genug für die Gunst seyn, die es ihm in der rüstigen Lebensdauer dieses Mannes verlieh. Als er jene Stelle schrieb, hatte er noch

nicht die Hälfte seines bis jetzt durchwanderten Lebens zurückgelegt, und noch bewundern wir in seinen, sich immer folgenden Productionen immer neue Entwickelung jener dichterischen Kraft, immer neue Mannigfaltigkeit der Erfindung, und die Reife der Kunstform, die nur da möglich ist, wo das Genie es nicht verschmäht, sich mit immer fortgesetztem Studium zu verbinden.

Das bisher Gesagte zeigt den Punkt, auf welchen dieser sich über eine Masse von Gegenständen einzeln, abgerissen und zufällig verbreitende Briefwechsel den Leser, als das sich im Ganzen aus ihm Ergebende führt. Wir finden Goethe in einer Zeit, wo eine grofse Zahl seiner bedeutendsten Werke theils noch gar nicht vorhanden, theils nur unvollendet, oder in noch unvollkommener Gestalt blofs einem engen Kreise vertrauter Freunde, oder auch diesen nicht einmal bekannt war. Wir werden seinem inneren Schalten und Weben nahe geführt, in die Mitte seiner Studien in der regsamsten Periode derselben versetzt. Wir thun also hier, was gewifs jeder längst aus Goethe's Schriften versuchte, auf einem anderen Wege, gleichsam in der Werkstatt seiner Hervorbringung, mit neuer Bewunderung erfüllte Blicke in ein Leben, an welches sich in den Meisten von uns grofsentheils das Beste und Höchste des Gedachten und Empfundenen anschliefst. Indem wir aber so auf den Mann gerichtet sind, zeigt sich uns zugleich, wie er in Römischer Gröfse neuen Schwung, in Römischer Helle und Klarheit neuen inneren Einklang gewinnt, und wie das — was es immer auch sey, denn die leblosen Mauern und der todte Stein sind es nicht — was dem Menschen, und man kann es mit Stolz, wie mit Wahrheit sagen, vor Allen dem Deutschen von Geist und Gemüth in dieser wundervollen Stadt entgegentritt, Goethen zu einem Elemente wurde, in welchem seine Thätigkeit neues Leben, sein Blick in Natur und Kunst neue Ansichten gewann.

Diesen zugleich begeisternden und bildenden Einfluſs drückt er, was überhaupt die in diesen Briefen zerstreuten Aussprüche vorzugsweise bezeichnet, sehr kurz und passend in den Worten aus: „Wenn ich bei meiner Ankunft in Italien wie neu geboren war, so fange ich jetzt an, wie neu erzogen zu seyn." (S. 163.) Es ist vielleicht dem Leser nicht unerwünscht, hier über beide, den Dichter und den Ort, gerade in ihrer hier erwähnten gegenseitigen Stellung auf einander noch einige Betrachtungen zu finden.

Man wird sehr leicht veranlaſst, Goethen bald mit den Alten, bald mit einigen groſsen neueren Dichtern zu vergleichen. Zu dem Ersteren führt so Vieles in der ganzen Manier, Stellen von Homerischer Einfachheit gleich im Werther, ganze Compositionen: Iphigenia, Hermann und Dorothea; mehrere Elegieen und Epigramme; zu dem Letzteren vorzüglich einige dramatische Stücke, Götz, Egmont, einzelne Lieder. Allein wie vieles tritt in der Iphigenia still und groſs aus den Schranken des Alterthums heraus; welch' ein anderer Geist weht in Egmont, als in irgend einem anderen neueren Dichter. Nimmt man nun gar einige ganz Goethische Producte, Tasso, Faust, mehrere der Balladen, so viele der lyrischen Gedichte, so scheint es mir, findet man keine Vergleichung recht fruchtbar, und bleibt ruhig dabei stehen, daſs Goethe nur mit sich selbst vergleichbar ist. Was einen Dichter gerade als den bezeichnet, der er ist, läſst sich immer schwer auch nur ungefähr mit Worten angeben. Es kommt aber hier auch nicht auf eine Schilderung, und noch weniger auf eine Würdigung Goethe's, als Dichter, an. Die Absicht ist hier bloſs, auf das hinzuweisen, was sich über sein Dichten und Studiren aus seinen eignen hier gemachten Mittheilungen ergiebt, und da wird man vorzüglich auf Folgendes geführt. Goethe's Dich-

tungstrieb, verschlungen, wie so eben angeführt worden ist, in seinen Hang und seine Anlage zur bildenden Kunst, und sein Drang, von der Gestalt und dem äufseren Objekt aus dem inneren Wesen der Naturgegenstände und den Gesetzen ihrer Bildung nachzuforschen, sind in ihrem Princip Eins und ebendasselbe, und nur verschieden in ihrem Wirken. Denn so rein und entschieden sich auch Goethe, wenn man nicht gerade auf diesen Zusammenhang achtet, als Dichter und Naturforscher, zu diesen getrennten Richtungen hinwendet, so scheint es gewifs, dafs, ohne jene Naturansicht, sein Dichten ein verschiedenes seyn würde und so entsteht gar sehr die Frage, ob, hätte ihn nicht das Dichten so mächtig gedrängt, das Wort in Anschauung zu verwandeln, und gerade in der sinnlichen Erscheinung eine reinere und tiefere Wahrheit zu suchen, er zu dieser eigenthümlichen, sich nur in eignen Entdeckungen bewegenden Erforschungsweise der Natur gekommen wäre? Goethe selbst spricht diesen Zusammenhang nicht, wie den der Poesie mit der bildenden Kunst aus, er beklagt sich vielmehr scherzhaft, und beinahe im halben Ernst „über die vielerlei Geister, von welchen der Mensch verfolgt und versucht wird" und fragt, „warum die Neuern doch so zerstreut, so gereizt zu Forderungen sind, die sie nicht erreichen, noch erfüllen können?" (S. 44.) Allein die Sache kann schwerlich zweifelhaft bleiben. Die Dichtung ist in jedem wahren Dichter immer zugleich eine Weltansicht, sie entspringt aus der Art, wie sich seine Individualität den Erscheinungen gegenüber stellt, und bestimmt dieselbe hinwiederum, beides in so innig durchdrungener Wechselwirkung, dafs das den ersten Impuls Gebende nicht zu erkennen ist. Auch kleinere Gedichte machen die gleiche Anforderung; die von dem Dichter zu lösende Aufgabe, den Gegenstand in seiner lebendigen Erscheinung, seinen noth-

wendigen Verknüpfungen aufzufassen und darzustellen, kehrt ebensowohl bei einem Einzelnen, als bei einem Ganzen der Erscheinungen zurück. Genau betrachtet, steht die bildende Kunst in ganz gleicher Beziehung auf den ganzen organischen Bau der Natur, und nimmt ebenso die Gesammtheit der Kräfte des Künstlers in Anspruch. Allein ihre, von der poetischen verschiedene Wirkungsweise bringt dennoch eine Verschiedenheit auch hierin hervor. Der Dichter kann nicht unmittelbar sinnlich den Sinnen darstellen, er kann nur die Phantasie des Zuhörers anregen, das Bild aus sich selbst, aber in der von ihm bestimmten Form hervorzubringen. Dazu aber bedarf er seiner ganzen Persönlichkeit, da das Wort, wenn es lebendige Kraft besitzen soll, seine Wurzeln in alle Tiefen des Gemüths schlagen muſs. Die Poesie kann daher nie, gleich einem abgesonderten Talent, in der Seele daliegen, sie umspannt immer die ganze Persönlichkeit, wenn gleich es allerdings viele Fälle geben kann, wo der Mensch dem poetisch Ergriffenen und Dargestellten im prosaischen Bewuſstseyn nicht nahe zu kommen vermag. Aus der hier angegebenen Verschiedenheit stammt es auch, daſs sich die Poesie nicht auf gleiche Weise, als die bildende Kunst, üben läſst. Denn das Erfinden läſst sich in ihr nicht gleich rein vom Nachahmen trennen, Rhythmus und Sprache lassen sich nicht, wie das Auge und wie die Hand beim Zeichnen gewöhnen, ohne den Gedanken und die Empfindung in einer Unterordnung zu halten, die ihm nicht gebührt. Das nur aus innerer Freiheit hervortretende Dichten, kann auch nicht ohne Schaden zu sehr äuſserlich und mechanisch angeregt werden. Darum sagt Göthe in der vorhin angeführten Stelle so wahr: „schreiben muſs man wenig und zeichnen viel." Er deutet damit an, daſs der Dichter die Uebung, den Gegenstand aus der Wirklichkeit in die künstlerische

Darstellung überzutragen, in der schwesterlich verwandten Kunst zu erlangen suchen soll, um den hierin geübten Sinn analog auf die seinige anzuwenden. Allein das bis zu diesem Grade lebendige Gefühl der Verwandtschaft dieser Künste und beider mit der Naturforschung mufs vorzugsweise in der Individualität des grofsen Künstlers gesucht werden, und so führt uns dies zur genaueren Betrachtung dieser zurück.

Der Weg, den die sinnliche Anschauung im Zeichnen nimmt, um wieder dem Auge darstellbar zu werden, ist an sich sehr verschieden von dem, auf welchem der Dichter sie durch ein ganz anderes Medium gleichsam vor das Auge des Geistes führt. Das Ziehen der Contoure ist da verschieden, das Malen gleicht da ein wenig dem des Amor im Goethischen Gedicht; der in Glut getauchte Finger bewegt sich nur in flüchtigem Auftupfen, und die Gegenstände stehen hingezaubert da, regen sich, glänzen und rauschen. Der Punkt der Aehnlichkeit und das Charakteristische in der Goethischen Dichtungsweise, da die Dichtung in jedem grofsen Geiste einen individuellen Gang nimmt, liegt in der Art der Auffassung. Bei organischen oder unorganischen Dingen die Gestalt in der Gestalt aufsuchen, die wahre in der erscheinenden, ist, oft ihm selbst unbewufst, das Geschäft des bildenden Künstlers. Mit anderen Worten heifst dies versuchen, die Gestalt aus ihrem Mittelpunkt, ihren nothwendigen Bedingungen zu begreifen. Darum studirt der Zeichner Anatomie — zerstört die Erscheinung, um sie wieder aufzubauen — Pflanzen, die Form der Berge, charakterisirt durch die sie bildenden Gebirgsarten. Auf dieser breiten Basis ruht auch in Goethe's Dichtungen alles, was in der dichterischen Wirkung davon abhängig seyn kann. Ueberall ist ein festgegliederter Bau, jede Gestalt bewegt sich, wie aus ihrem Wesen hervor, ist erst wahr,

ehe sie Anspruch darauf macht, schön zu seyn. Darum ist aber auch für Goethe und für jeden, der mit ihm zu empfinden vermag, die künstlerisch nachahmbare Gestalt der Dinge etwas unendlich Hohes. Um dies darzuthun, zu zeigen, welch einen Abgrund, ein Labyrinth (das sind seine eignen Ausdrücke S. 38, 214.) er in ihr und vor Allem in der menschlichen fand, brauche ich nur einige seiner zerstreuten Aeufserungen hier zusammenzustellen. „Das Studium des menschlichen Körpers hat mich nun ganz. Alles andere verschwindet dagegen. Es ist mir damit durch mein ganzes Leben, auch jetzt wieder sonderbar gegangen. Darüber ist nicht zu reden." (S. 212.) „Das Interesse an der menschlichen Gestalt hebt nun alles andere auf. Ich fühlte es wohl und wendete mich immer davon weg, wie man sich von der blendenden Sonne wegwendet, auch ist alles vergebens, was man aufser Rom darüber studiren will. Ohne einen Faden, den man nur hier spinnen lernt, kann man sich aus diesem Labyrinthe nicht herausfinden. Leider wird mein Faden nicht lang genug, indessen hilft er mir doch durch die ersten Gänge." (S. 213.) „Meine titanischen Ideen waren nur Luftgestalten, die einer ernsteren Epoche vorspukten. Ich bin nun recht im Studio der Menschengestalt, welche das *non plus ultra* alles menschlichen Wissens und Thuns ist. Meine fleifsige Vorbereitung im Studio der ganzen Natur, besonders die Osteologie, hilft mir starke Schritte machen. Jetzt seh' ich, jetzt geniefs' ich erst das Höchste, was uns vom Alterthum übrig blieb, die Statuen. Ja, ich sehe wohl ein, dafs man ein ganzes Leben studiren kann, und am Ende doch noch ausrufen möchte: *jetzt* seh ich, *jetzt* geniefs' ich erst." (S. 216.) „Wie könnt' ich ausdrücken, was ich hier (in der Gypssammlung der Französischen Akademie) wie zum Abschied empfand? In solcher Gegenwart wird man mehr, als man ist; man

fühlt, das Würdigste, womit man sich beschäftigen sollte, sey die menschliche Gestalt, die man hier in aller mannigfaltigen Herrlichkeit gewahr wird. Doch wer fühlt bei einem solchen Anblick nicht allsobald, wie unzulänglich er sey; selbst vorbereitet steht man wie vernichtet. Hatte ich doch Proportion, Anatomie, Regelmäfsigkeit der Bewegung mir einigermafsen zu verdeutlichen gesucht, hier aber fiel mir nur zu sehr auf, dafs die Form zuletzt alles einschliefse, der Glieder Zweckmäfsigkeit, Verhältnifs, Charakter und Schönheit." (S. 322.) Aus diesen Stellen, denen man andere ähnliche zugesellen könnte, zeigt sich, welches Sehen der Gegenstände hier gemeint ist, und wie die Erscheinung den ergreift und festhält, der ihr so zu begegnen weifs. Zum Grunde liegt, was Goethe an einer andren Stelle von sich erwähnt, der ihm von Jugend an inwohnende Trieb, nicht zu ruhen, bis ihm nichts mehr Wort, Name, Ueberlieferung, Alles lebendiger Begriff, anschauende Kenntnifs ist, (S. 7. 29) „die Uebung, alle Dinge, wie sie sind, zu sehen und abzulesen, die Treue, das Auge Licht seyn zu lassen" (Italiän. Reise 1ster Theil, S. 217.) also eine vollkommene Abwesenheit aller Täuschung durch Phantasie oder Ueberwürdigung. Dies ist besonders in dieser Italiänischen Reise merkwürdig. Von den ersten Tagen in Rom an, nach dem leidenschaftlichen Drange, dahin zu gelangen, ist es nur, als wäre die Zunge der vorher schwankenden Wagschale nun in ihr Gleichgewicht eingetreten. Alles ist Klarheit und Ruhe, und ein gelafsnes Empfangen der Eindrücke, eine der ersten Selbstwahrnehmungen: die Dinge nie richtiger geschätzt zu haben, als da. Eine solche Anschauung geht auf den Begriff der Gestalt; das Gesetz ihrer innern Verknüpfung, die Reihe ihrer Entfaltungen wird zum Studium, und man besorgt nicht, dadurch den Zauber der Erscheinung zu zerstören. Allein Begriff und Studium

können nur Vorbereitungen, Hülfsmittel seyn, Maafs angeben, Schranken setzen; die Gestalt ist immer Eins und ein Ganzes, immer mehr und ein Andres. Da tritt nun das Unbegreifliche, durch kein Studium Erreichbare ein, das was nur gefühlt und geschaffen, nicht gemacht werden kann. So geht das Kunstwerk wieder in ein Naturwerk über. Dies ist unnachahmlich in einer Stelle gesagt, die auch beweist, dafs, was Goethe hierin über die bildende Kunst ausspricht, ihm in gehöriger Anwendung auch durchaus für die Poesie gilt. „Soviel ist gewifs, die alten Künstler haben ebenso grofse Kenntnifs der Natur und einen ebenso sicheren Begriff von dem, was sich vorstellen läfst und wie es vorgestellt werden mufs, gehabt, als Homer. Leider ist die Anzahl der Kunstwerke der ersten Classe gar zu klein. Wenn man aber auch diese sieht, so hat man nichts zu wünschen, als sie recht zu kennen, und in Frieden hinzufahren. Diese hohen Kunstwerke sind zugleich als die höchsten Naturwerke von Menschen nach wahren und natürlichen Gesetzen hervorgebracht worden. Alles Willkührliche, Eingebildete fällt zusammen, da ist die Nothwendigkeit, Gott." (S. 80.) Die Entwicklungslehre der organischen Bildungen schliefst sich hier an, geht aber weiter. Es werden die Gesetze ganzer Reihen von Gestalten aufgesucht, ihre Entfaltung nicht blofs im Raum, sondern auch in der Zeit, was dem Inneren des Menschen näher tritt, die mannigfaltigste Anwendung auf den Gedanken und die Empfindung verstattet. So schliefsen sich in Goethe Natur, Kunst und Poesie in dem auf jede von ihnen unabhängig gerichteten Anschauungsvermögen zusammen, und die Dichtung ruht auf der Basis einer Wahrnehmung, die gerade dadurch, dafs sie sich recht an das Endliche, einzeln Erscheinende hält, zeigt, wie unendlich die Welt des zu Schauenden und Darzustellenden, wie unergründlich ge-

rade das Einzelne ist. Die festen Verhältnisse der Dinge, die Entwickelungsgesetze ihrer Verwandlungen, die reinen Maafse der Schönheit, alles in dieser Dichterindividualität geschöpft, erkannt, geahndet an der sinnlichen Anschauung selbst durch das künstlerische und naturbeobachtende Auge, und der Phantasie überliefert, macht die Form aus, in welcher nun erst das individuell und einzeln Interessirende würdig und poetisch auftreten kann. Dadurch dafs ihm sein Genius die Bürgschaft verleiht, dafs Alles, was er poetisch empfindet, sich von selbst in diese Form giefst, trägt Goethe's Dichtung das Gepräge an sich, das unsere mit Recht immer gesteigerte Bewunderung erweckt.

Wenn man irgend ein, gröfseres oder kleineres, Goethisches Gedicht liest, und ein solches auswählt, wo der Gegenstand die hier erwähnte Behandlungsweise hervortreten läfst, so fühlt man mehr, dafs der Dichter sich nach lebendiger, ihm in der Realität sinnlich zuströmender Klarheit und Fülle sehnen mufste, als dafs man sich überzeugen kann, dafs er dieser äufseren Zugabe wirklich bedurft hätte. Die Fülle und Klarheit, von der man umgeben ist, die Wahrheit und der Glanz, die einander erhöhen, statt sich zu schaden, strömen so unmittelbar aus dem Charakter dieser Dichtung hervor, dafs der Geist, der sie schuf, sie nicht einem fremden Einflufs verdanken konnte. Goethe, das fühlt jeder, wäre immer derselbe Dichter gewesen, wäre auch seine Sehnsucht nach Italien nie befriedigt worden. Aber man begreift diese Sehnsucht besser und mehr, je reiner man sich dem Eindrucke dieser Individualität in allen ihren Erscheinungen überläfst. Ein südliches Land, eine in vielem Betracht neue Naturumgebung, das Meer, das Goethe vorher nicht gesehen zu haben scheint, und dessen erstes Erblicken immer bei jedem, der Natur nicht Verschlossenen Epoche macht, das Anschauen alter und neuer

Kunst, die in Rom wie in einander verschlungen stehen, und endlich das Unaussprechliche, wodurch diese Stadt auf uns wirkt, mufste die Sehnsucht eines Gemüthes erregen, das im Sehen, Fühlen und Bilden sich gerade allen diesen Einflüssen zuneigte. Goethe schreibt über die ihm nach Rom nachgeschickten vier ersten Bände seiner Schriften: „ich kann wohl sagen: es ist kein Buchstab darin, der nicht gelebt, empfunden, genossen, gelitten, gedacht wäre, und sie sprechen mich nun desto lebhafter an." (S. 86.) In ein so reiches, so aus seinen innersten Tiefen schaffendes Daseyn mufste sich Römische und Italiänische Gegenwart mächtig und innig verweben.

Man fühlt indefs bald, dafs diese Wahrnehmung und Darstellung voll ewiger Naturwahrheit und aufser aller Wirklichkeit liegender Reinheit und Gröfse, doch nur gleichsam eine Hälfte der Eigenthümlichkeit Goethischer Dichtung ausmacht, und auf etwas anderes hinweist, das ihr scheinbar entgegensteht, dem aber unser Gemüth versucht ist, einen noch mächtigeren Antheil an der Totalwirkung zuzuschreiben. Ich meine hier den inneren leidenschaftlichen Drang der Seele, die Mächte des Busens, die der Aufsenwelt nicht zu bedürfen scheinen, die Welt der Gedanken und Empfindungen. Ich brauche keine der Stellen und Gedichte namhaft zu machen, in welchen dies vorzugsweise lebendig ist. Sie haben alle in unserem Innern oft wiedergeklungen. Was wäre das Leben, ohne die Begleitung der Dichter, deren edles Vorrecht es ist, ihren Aussprüchen ein solches Gepräge zu ertheilen, dafs sie bei allen Vorfällen des Tages in uns zurückkehren, unbedeutenderen einen sinnvollen Gehalt geben, bei den bedeutendsten aber der Wirklichkeit entrücken, bald in tiefe Wehmuth versenken, bald auf einen Gipfel tröstender Beruhigung erheben? Wer verdankt nicht auch in dieser

Art Goethen und Schillern, die beide, wie verschieden in sich, gleiche Macht auf das Gemüth ausüben, unendlich viel? wer gesellt nicht, nach Maſsgabe eignen Gefühls und eigner Dankbarkeit, diesen Namen andere bei? Wenn man sich nun näher vergegenwärtigt, was in dem hier berührten Gedanken- und Empfindungsgange wiederum Goethen eigenthümlich bezeichnet, wie — um nur Einiges anzuführen — die höchste Fülle und Kraft hervorzubrechen scheint aus einem Heiligthume, in dem sie lange verschlossen kochte und webte, wie die schrankenloseste Freiheit doch immer innerlich gehalten wird durch die Scheu vor höher, wenn gleich dunkel waltenden Mächten, wie das fertige Werk einem Symbole gleicht, das weniger sich selbst enthüllt, als zum Enträthseln des tiefen Sinnes begeistert, wie es, von den verwickeltsten, unklarsten Empfindungszuständen an bis zum zartesten Hauche sich selbst unbewuſster Unschuld keine Falte des Busens giebt, die der Dichter nicht unverändert darzulegen verstände, so fühlt man doppelt die Macht der Verknüpfung dieser nach den beiden Endpunkten unsres Daseyns ziehenden Elemente, der eben geschilderten Individualität der Empfindung mit jenem Drange nach Leben und sinnlicher Klarheit, jener die Gestalt in den ewigen Gesetzen ihrer Bildung suchenden Naturauffassung.

Das bewegteste und bewegendste Gemüth tritt poetisch in die Form der sinnvollsten, sich sonnenklar darlegenden Anschauung. Das künstlerische und poetische Wirken ist ein unendlicher Trieb nach aufsen, der, wie durch einen Zauberschlag, durch das plötzlich überraschende Gefühl, dafs dieser Trieb doch nur im Innern Befriedigung finden kann, zurückgedrängt wird, und nun in sich zu Fülle und Ruhe anschwillt. Dies ist gewifs jedem Leser Goethe's bei dem schönen Sonett: *ein Strom entrauscht um-*

wölktem Felsensaale u. s. f. wieder klar geworden, obgleich das Bild dort in allgemeinerem Sinne steht. Auf keinen anderen Dichter aber paſst es so, wie auf Goethe. In Allem ist Besonnenheit ein charakteristischer Zug in ihm, aber die Besonnenheit, die ganz aus der Stärke und Reinheit des Triebes zu bilden und zu schaffen hervorsteigt. Ich habe jedoch auf diese Dinge nur hindeuten wollen. Ueber einen Dichter reden oder schreiben, ist nie mehr als ein Herumgehen um das Unaussprechliche.

Was sich aus diesen Römischen Briefen noch vorzüglich ergiebt, und darin hauptsächlich Beachtung verdient, ist die Sorgfalt des künstlerischen und auch des poetischen Studiums, das Vergleichen des genommenen mit dem einzuschlagenden Wege, das Nachdenken über die Hervorbringung dessen, was, wenn es hervorgebracht ist, blofs eine unfreiwillige Gabe des Genies scheint. Goethe bemerkt irgendwo, dafs sich in der Malerei über das eigentliche *Machen* der Meister viel mehr auffinden lasse, als man gemeinhin denke, und es ist in der Poesie gewifs nicht viel anders. Der neuere Dichter ist fast nothwendig auf den Punkt gestellt, sich Rechenschaft von seinem Schaffen geben zu müssen. Alles fordert ihn dazu auf; der Hang des Zeitalters, auch in dem, was sich unter kein Gesetz zu beugen scheint, doch allgemeine Gesetze aufzusuchen, dann die Vielfachheit der vor ihm betretenen Bahnen; Vergleichungen und Rückblicke auf sein eigenes Thun drängen sich ihm auf. Am wenigsten darf diese Betrachtung bei Goethe und Schiller aus den Augen gelassen werden, sie gehört nothwendig zu ihrer Charakterisirung und Beurtheilung. Beide haben sich auch darüber mit so ungemeiner Klarheit ausgesprochen, gegeneinander in ihrem ewig denkwürdigen Briefwechsel, jeder besonders, Schiller in den Briefen an Körner und mich, Goethe in so vielen

Stellen seiner Schriften, aber ganz vorzüglich in dieser Reise. In beiden aber entsprang diese Wachsamkeit auf das eigene Schaffen aus viel höheren Gründen, als den oben berührten. In beiden lebte ein Ideal der Poesie und Kunst, das ihnen in ihrer an Produktionen so reichen Laufbahn immer klarer zur Anschauung kam; für dieses arbeiteten sie. Der Künstler ist nur dadurch Künstler. Es mischt sich aber wohl Rücksicht der Persönlichkeit, Beziehung auf Zeit und Publicum bei. In ihnen ist die würdevollste Stellung derer, welchen der Dichter sein Werk zunächst bestimmt, die richtigste Bewahrung der Unabhängigkeit von fremdem Urtheil und eine totale Entäufserung von aller Prätension und Persönlichkeit der Kunst gegenüber. Der Sinn für das Ganze der Kunstform, auch im Poetischen, mufste in dem Römischen Element vorzüglich reiche Nahrung finden.

Nach einem vierwöchentlichen Aufenthalte auf dem Lande beginnt der erste, wieder aus Rom geschriebene Brief: „Ich bin in diesem Zauberkreise wieder angelangt, und finde mich gleich wieder wie bezaubert, zufrieden, stille hinarbeitend, vergessend alles, was aufser mir ist, und die Gestalten meiner Freunde besuchen mich friedlich und freundlich." (S. 119.) Wem es das Schicksal vergönnt hat, an einen längeren Aufenthalt in Rom zurückdenken zu können, dem mufs diese einfache Schilderung der Rückkehr dahin wie aus der Seele geschrieben seyn. Schon das Wiedereinfahren in eines dieser Thore giebt das Gefühl, das man nicht mit dem der ersten Ankunft verwechseln mufs. Frau von Staël hat sehr treffend, und in dem Sinn, in dem sich ihren Worten immer die Seele beimischte, gesagt, dafs einem nur da wohl ist, wo man schon war; und von Rom gilt das mehr, als von jedem anderen Ort. Wie tief Goethe Rom fühlte, zeigt sich in diesen Briefen bis-

weilen an ganz kleinen Zügen. „Nach der Villa Patrizzi, um die Sonne untergehen zu sehen, der frischen Luft zu genieſsen, meinen Geist recht mit dem Bilde der groſsen Stadt anzufüllen, durch die langen Linien meinen Gesichtskreis auszuweiten und zu vereinfachen u. s. w." (S. 37.) Diese langen Linien, die sich wahrhaft und wirklich in den sich weit hindehnenden Mauern der Stadt, den Gräbern der Appischen Straſse, und den die Ebne durchschneidenden Aquaeducten vor dem Auge überall zeichnen, wo man Rom von irgend einem hohen Punkte übersieht, sind wirklich unendlich bedeutsam in dem groſsen und einfachen Bilde; noch in der Erinnerung scheint sich die immer lebende Sehnsucht an ihnen hinzuziehen. Sie passen so ganz in den Charakter, welchen die römische Gegend überhaupt an sich trägt; eine weite nirgends beschränkte, nur vom Meer und Gebirgen fern begränzte Ebne, und in dieser, die so Zahlreiches in sich schlieſst, Fülle ohne Ueppigkeit, Gröſse mit unendlicher Stille, Anmuth, die sich unmittelbar schwesterlich mit Wehmuth paart, Umrisse der Berge von einem Zauber, den man sonst nirgends anzutreffen glaubt. Selbst wenn die Phantasie diesen Eindrücken hinzufügte, ist es doch die Wirklichkeit dieser Localität, die sie dazu anregt.

Man enthält sich billig gern der oft wiederholten Ausdrücke des ewigen, einzigen Roms. Wenn man aber wieder in den vorliegenden Briefen den groſsen und dauernden Einfluſs sieht, den Rom erst in der Sehnsucht dahin, dann in der Gegenwart auch auf Goethe hervorbrachte, so kehrt doch die längst gehegte Ueberzeugung mit doppelter Stärke zurück, dafs an diesen Mauern etwas das Höchste und Tiefste im Menschen Berührende haftet, das sonst kein Ort, kein Denkmal des classischen Alterthums bewahrt. Findet auch vor allen andren das Studium der bildenden Kunst dort Nahrung, so bleibt es doch unverkennbar, dafs die

Wirkung nicht darauf beschränkt, sondern ganz allgemeiner Natur ist. Was in uns menschlich erklingt, durch welche Gattung der Thätigkeit, an welchem Faden des Menschen- und Weltschicksals es in uns wach werden möge, tönt in dieser Umgebung reiner und stärker wieder. Der Geist des Alterthums hat in Rom eine Macht gefunden, die, indem sie ihn durch Jahrhunderte hindurch trug, statt ihn durch irdisches Gewicht zu erdrücken, selbst vorzugsweise als geistige Gröfse strahlte, und in ihren zahlreichen und gewaltigen Umwandlungen die Bilder des Untergangs und des Wiederauflebens gleichsam in einander mischt. So läfst sich vielleicht kurz und doch nicht unvollständig der Grund der wundervollen Erscheinung angeben. Unsere heutige Bildung ruht in ihren wesentlichsten Punkten auf der Grundlage des Alterthums, Kunst und Wissenschaft auf Griechenland, Gesetze und Einrichtungen auf Rom, so viele Dinge, die uns im täglichen Leben umgeben, auf beiden. Kein uns bekanntes Zeitalter hat so, wie das unsrige, den bildenden Gegensatz eines früheren erfahren, das vollkommen geschichtlich ist, aber weil wir so viele Verknüpfungspunkte der Wirklichkeit theils nicht kennen, theils absichtlich übersehen, vor uns mehr als ein Werk der Einbildungskraft dasteht. Denn wir sehen offenbar das Alterthum idealischer an, als es war, und wir sollen es, da wir ja durch seine Form und Stellung zu uns getrieben werden, darin Ideen und eine Wirkung zu suchen, die über das, auch uns umgebende Leben hinausgeht. Von diesem idealisch angeschauten Alterthum ist uns Rom als das sinnlich lebendige Bild stehen geblieben. Dadurch unterscheidet es sich für uns von allen anderen Städten, auch des classischen Bodens. Die Erklärung, wie jene, um sie kurz zu benennen, idealische Eigenthümlichkeit des Alterthums sich aus der historischen Wirklichkeit entwickelte (da jene Wirkung doch

auf keiner Täuschung beruht) ist die Geschichte schuldig, allein bis jetzt von keiner Geschichte Griechenlands irgend vollständig geleistet worden. Nur da aber ist sie zu erwarten. Denn was aus dem Alterthum herüber auf uns am innerlichsten und geistigsten wirkt, gehört dem Griechischen Geist an, der, indem er, gleich einer natürlichen Blüthe, aus dem Lande und Volke emporwuchs, wie vom Weltschicksal gestempelt erscheint, die Bildung künftiger Jahrtausende in sich zu tragen. Gerade in seiner Form liegt auch diese seine Eigenschaft, und wie weit auch noch Forschung und Gelehrsamkeit führen mögen, wird man den Kreis des *classischen* Alterthums schwerlich jemals erweitern dürfen. Aber die Griechische Bildung erhielt nicht nur in der Römischen eine bewunderungswürdige Zugabe, sondern hätte auch schwerlich, ohne die Römische Macht, Dauer und Verbreitung gewonnen. Auch davon lassen sich die Gründe historisch nachweisen. Es erscheint gerade hier in der Weltgeschichte eine der gröfsesten Verkettungen geistiger Zwecke und nach Irdischem strebender Kräfte. Vor allem aber darf man in Rom nicht Italien vergessen. An dem Geiste des Alterthums mufste sich die neuere Bildung emporschlingen, um sich zu etwas allseitiger Vollendetem zusammenzuwölben, und in dieser entscheidenden, von allen Punkten ihres Erscheinens aus anziehenden Umgestaltung spielt dies wundervolle, in Himmel, Lage, Erzeugnissen, Schönheit und Anlagen der Menschennatur so begünstigte Land die erste und bedeutendste Rolle. In den meisten künstlerischen, wissenschaftlichen, philosophischen, bürgerlichen, politischen, dann in den grofsen, durch Handlungs- und Forschungsgeist geleiteten länderverbindenden Entwickelungen menschlicher Thätigkeit schritt Italien dem übrigen Abendlande in jenen denkwürdigen Jahrhunderten, in welchen das Moderne sich zuerst

in geistiger Würdigkeit dem Antiken gegenüberzustellen anfing, voran. Auch kann sich kein Land in der Zahl hervorstechend leuchtender Männer, die es hervorgebracht, mit Italien messen, und merkwürdig ist es, dafs gerade in der oben erwähnten Verbindung Kunst und Naturstudium, beide in allen ihren Zweigen, vorzugsweise in dieser Nation blühten. Gerade die bedeutendsten Entdeckungen in Physik, Anatomie u. s. f. nahmen dort ihren Ursprung. Aber auch die Sprache bezeichnet durch ihren Ton, ihre gediegene Kraft, ihren reichen, anmuthig poetischen Schwung, am sichtbarsten unter allen Töchtersprachen des Lateinischen, das in der Culturgeschichte in dieser Art fast beispiellose Entstehen dieses Sprachzweiges. Wörter und Formen mischen und vertauschen sich im Gedränge wandernder Horden und Nationen. Aber eine neue Sprache entsteht nur, wo ein neuer Geist in den Völkern aufflammt. Die Sprache ist ein Organismus, der eines Einheit schaffenden Princips, einer Urform zu neuer Krystallisation, bedarf. Nur durch ein solches neues Princip, das sich immer an einem neuen Charakter offenbart, entstanden aus älterem, jetzt deutlich erkanntem Stoff, die Griechische und Lateinische Sprache. Allein die Umgestaltung der aus der letzteren entsprungenen ist, zwar dunkel und geheimnifsvoll, wie Alles, wo der menschliche Geist wie Natur wirkt, aber doch zu einer Zeit vorgegangen, die uns vollkommen historisch bekannt ist. In keiner dieser Sprachen nun, als in der Italiänischen, hat dieser neue Geist, in vollständiger Unabhängigkeit und in eigenthümlicherem Charakter treuere Anhänglichkeit an das Antike bewahrt. Indem man in Rom noch heute fast altrömischen Klang zu vernehmen meint, schliefst sich in ihm eine eigne, anders gestaltete Welt auf. An diesem neueren Ruhme Italiens haben zwar, wenn man gerecht seyn will, andere Städte gröfseren Antheil, als ge-

rade Rom. Allein alles floſs doch in Italien zu diesem Mittelpunkte zurück, und die Glorie legt sich gleichsam freiwillig um das Haupt, das schon so viele Kronen zieren. So ist Rom für uns Eins geworden mit den zwei gröſsten Zuständen, auf welche sich unser geistiges Daseyn gründet, dem classischen Alterthum, und dem Emporwachsen moderner Gröſse an der antiken, und zwar beruht dies nicht auf trocknen, eingeredeten Verstandesbegriffen. Rom spricht uns in Allem damit an, in ungeheuren Ueberresten, in seelenvollen Kunstwerken, und wohin man den Fuſs setzt, in nicht abzuwehrenden Erinnerungen. Es ist wohl zugleich ein Hauch der Einbildungskraft, ein dichterischer Schimmer, der diese Stadt umschwebt, ein Schein, der vor einer nüchternen Betrachtung gewisser Art, wie Morgenduft, verrinnt, aber ein Schein, welcher, wie der künstlerische und poetische, die Wahrheit reiner und gediegener in sich hält, als die gewöhnlich so genannte Wirklichkeit. Mit diesen Betrachtungen sey es erlaubt, diese Goethische Schrift zu verlassen, die desto lebendiger zu ihnen hinführt, je weniger sie dieselben geradezu ausspricht.

Wie weit darf sich die Sorgfalt des Staats um das Wohl seiner Bürger erstrecken?

Der wahre Zweck des Menschen, nicht der, welchen die wechselnde Neigung, sondern welchen die ewig unveränderliche Vernunft ihm vorschreibt — ist die höchste und proportionirlichste Bildung seiner Kräfte zu einem Ganzen. Zu dieser Bildung ist Freiheit die erste, und unerlafsliche Bedingung. Allein aufser der Freiheit, erfordert die Entwickelung der menschlichen Kräfte noch etwas anders, obgleich mit der Freiheit eng verbundenes, — Mannigfaltigkeit der Situationen. Auch der freieste, und unabhängigste Mensch in einförmige Lagen versetzt, bildet sich minder aus. Zwar ist nun einestheils diese Mannigfaltigkeit allemal Folge der Freiheit, und anderntheils giebt es auch eine Art der Unterdrückung, die, statt den Menschen einzuschränken, den Dingen um ihn her eine beliebige Gestalt giebt, so dafs beide gewissermafsen Eins und dasselbe sind. Indefs ist es der Klarheit der Ideen dennoch angemessener, beide noch von einander zu trennen. Jeder Mensch vermag auf Einmal nur mit Einer Kraft zu wirken, oder vielmehr sein ganzes Wesen wird auf Einmal nur zu Einer Thätigkeit gestimmt. Daher scheint der Mensch zur Ein-

seitigkeit bestimmt, indem er seine Energie schwächt, sobald er sich auf mehrere Gegenstände verbreitet. Allein dieser Einseitigkeit entgeht er, wenn er die einzelnen, oft einzeln geübten Kräfte zu vereinen, den beinah schon verloschnen wie den erst künftig hell aufflammenden Funken in jeder Periode seines Lebens zugleich mitwirken zu lassen, und statt der Gegenstände, auf die er wirkt, die Kräfte, womit er wirkt, durch Verbindung zu vervielfältigen strebt. Was hier gleichsam die Verknüpfung der Vergangenheit und der Zukunft mit der Gegenwart wirkt, das wirkt in der Gesellschaft die Verbindung mit andern. Denn auch durch alle Perioden des Lebens erreicht jeder Mensch dennoch nur Eine der Vollkommenheiten, welche gleichsam den Charakter des ganzen Menschengeschlechts bilden. Durch Verbindungen also, die aus dem Innern der Wesen entspringen, mufs einer den Reichthum des andern sich eigen machen. Eine solche charakterbildende Verbindung ist, nach der Erfahrung aller auch sogar der rohesten Nationen, z. B. die Verbindung der beiden Geschlechter. Allein wenn hier der Ausdruck, sowohl der Verschiedenheit, als der Sehnsucht nach der Vereinigung gewissermafsen stärker ist: so ist beides darum nicht minder stark, nur schwerer bemerkbar, obgleich eben darum auch mächtiger wirkend, auch ohne alle Rücksicht auf jene Verschiedenheit, und unter Personen desselben Geschlechts. Diese Ideen weiter verfolgt und genauer entwickelt, dürften vielleicht auf eine richtigere Erklärung des Phänomens der Verbindungen führen, welche bei den Alten, vorzüglich den Griechen, selbst die Gesetzgeber benutzten, und die man oft zu unedel mit dem Namen der gewöhnlichen Liebe, und immer unrichtig mit dem Namen der blofsen Freundschaft belegt hat. Der bildende Nutzen solcher Verbindungen beruht immer auf dem Grade, in welchem sich die

Selbstständigkeit der Verbundenen zugleich mit der Innigkeit der Verbindung erhält. Denn wenn ohne diese Innigkeit der eine den andern nicht genug aufzufassen vermag, so ist die Selbstständigkeit nothwendig, um das Aufgefaßte gleichsam in das eigne Wesen zu verwandeln. Beides aber erfordert Kraft der Individuen, und eine Verschiedenheit, die, nicht zu groß, damit einer den andern aufzufassen vermöge, auch nicht zu klein ist, um einige Bewundrung dessen, was der andre besitzt, und den Wunsch rege zu machen, es auch in sich überzutragen. Diese Kraft nun und diese mannigfaltige Verschiedenheit vereinen sich in der Originalität, und das also, worauf die ganze Größe des Menschen zuletzt beruht, wonach der einzelne Mensch ewig ringen muß, und was der, welcher auf Menschen wirken will, nie aus den Augen verlieren darf, ist Eigenthümlichkeit der Kraft und der Bildung. Wie diese Eigenthümlichkeit durch Freiheit des Handelns und Mannigfaltigkeit des Handelnden gewirkt wird; so bringt sie beides wiederum hervor. Selbst die leblose Natur, welche nach ewig unveränderlichen Gesetzen einen immer gleichmäßigen Schritt hält, erscheint dem eigengebildeten Menschen eigenthümlicher. Er trägt gleichsam sich selbst in sie hinüber, und so ist es im höchsten Verstande wahr, daß jeder immer in eben dem Grade Fülle und Schönheit außer sich wahrnimmt, in welchem er beide im eignen Busen bewahrt. Wieviel ähnlicher aber noch muß die Wirkung der Ursache da seyn, wo der Mensch nicht blos empfindet und äußere Eindrücke auffaßt, sondern selbst thätig wird?

Versucht man es, diese Ideen, durch nähere Anwendungen auf den einzelnen Menschen, noch genauer zu prüfen; so reducirt sich in diesem alles auf Form und Materie. Die reinste Form mit der leichtesten Hülle nennen

wir Idee, die am wenigsten mit Gestalt begabte Materie, sinnliche Empfindung. Aus der Verbindung der Materie geht die Form hervor. Je gröſser die Fülle und Mannigfaltigkeit der Materie, je erhabener die Form. Ein Götterkind ist nur die Frucht unsterblicher Eltern. Die Form wird wiederum gleichsam Materie einer noch schöneren Form. So wird die Blüthe zur Frucht, und aus dem Saamenkorn der Frucht entspringt der neue, von neuem blüthenreiche Stamm. Je mehr die Mannigfaltigkeit zugleich mit der Feinheit der Materie zunimmt, desto höher die Kraft. Denn desto inniger der Zusammenhang. Die Form scheint gleichsam in die Materie, in die Materie die Form verschmolzen; oder, um ohne Bild zu reden, je ideenreicher die Gefühle des Menschen, und je gefühlvoller seine Ideen, desto unerreichbarer seine Erhabenheit. Denn auf diesem ewigen Begatten der Form und der Materie, oder des Mannigfaltigen mit der Einheit beruht die Verschmelzung der beiden im Menschen vereinten Naturen, und auf dieser seine Gröſse. Aber die Stärke der Begattung hängt von der Stärke der Begattenden ab. Der höchste Moment des Menschen ist dieser Moment der Blüthe *). Die minder reizende, einfache Gestalt der Frucht weist gleichsam selbst auf die Schönheit der Blüthe hin, die sich durch sie entfalten soll. Auch eilt nur alles der Blüthe zu. Was zuerst dem Saamenkorn entsprieſst, ist noch fern von ihrem Reiz. Der volle dicke Stengel, die breiten, aus einander fallenden Blätter bedürfen noch einer mehr vollendeten Bildung. Stufenweise steigt diese, wie sich das Auge am Stamme erhebt; zartere Blätter sehnen sich gleichsam, sich zu vereinigen, und schlieſsen sich enger und enger,

*) Blüthe, Reife. Neues deutsches Museum, 1791. Junius, 22, 3.

bis der Kelch das Verlangen zu stillen scheint *). Indefs ist das Geschlecht der Pflanzen nicht von dem Schicksal gesegnet. Die Blüthe fällt ab, und die Frucht bringt wieder den gleich rohen, und gleich sich verfeinernden Stamm hervor. Wenn im Menschen die Blüthe welkt; so macht sie nur jener schöneren Platz, und den Zauber der schönsten birgt unserm Auge erst die ewig unerforschbare Unendlichkeit. Was nun der Mensch von aufsen empfängt, ist nur Saamenkorn. Seine energische Thätigkeit mufs es, seys auch das schönste, erst auch zum seegenvollsten für ihn machen. Aber wohlthätiger ist es ihm immer in dem Grade, in welchem es kraftvoll, und eigen in sich ist. Das höchste Ideal des Zusammenexistirens menschlicher Wesen wäre mir dasjenige, in dem jedes nur aus sich selbst, und um seiner selbst willen sich entwickelte. Physische und moralische Natur würden diese Menschen schon noch an einander führen, und wie die Kämpfe des Kriegs ehrenvoller sind, als die der Arena, wie die Kämpfe erbitterter Bürger höheren Ruhm gewähren, als die getriebener Miethsoldaten; so würde auch das Ringen der Kräfte dieser Menschen die höchste Energie zugleich beweisen und erzeugen.

Ist es nicht eben das, was uns an die Zeitalter Griechenlands und Roms, und jedes Zeitalter allgemein an ein entfernteres, hingeschwundenes so namenlos fesselt? Ist es nicht vorzüglich, dafs diese Menschen härtere Kämpfe mit dem Schicksal, härtere mit Menschen zu bestehen hatten? Dafs die gröfsere ursprüngliche Kraft und Eigenthümlichkeit einander begegnete, und neue wunderbare Gestalten schuf. Jedes folgende Zeitalter — und in wieviel schnelleren Graden mufs diefs Verhältnifs von jetzt an stei-

*) Gothe, über die Metamorphose der Pflanzen.

gen? — mufs den vorigen an Mannigfaltigkeit nachstehen, an Mannigfaltigkeit der Natur — die ungeheuren Wälder sind ausgehauen, die Moräste getrocknet u. s. f. — an Mannigfaltigkeit der Menschen, durch die immer gröfsere Mittheilung und Vereinigung der menschlichen Werke, durch die beiden vorigen Gründe *). Dies ist eine der vorzüglichsten Ursachen, welche die Idee des Neuen, Ungewöhnlichen, Wunderbaren so viel seltner, das Staunen, Erschrecken beinahe zur Schande, und die Erfindung neuer, noch unbekannter Hülfsmittel, selbst nur plötzliche, unvorbereitete und dringende Entschlüsse bey weitem seltner nothwendig macht. Denn theils ist das Andringen der äufseren Umstände gegen den Menschen, welcher mit mehr Werkzeugen, ihnen zu begegnen, versehen ist, minder grofs; theils ist es nicht mehr gleich möglich, ihnen allein durch diejenigen Kräfte Widerstand zu leisten, welche die Natur jedem giebt, und die er nur zu benutzen braucht; theils endlich macht das ausgearbeitetere Wissen das Erfinden weniger nothwendig, und das Lernen stumpft selbst die Kraft dazu ab. Dagegen ist es unläugbar, dafs, wenn die physische Mannigfaltigkeit geringer wurde, eine bei weitem reichere und befriedigendere intellectuelle und moralische an ihre Stelle trat, und dafs Gradationen und Verschiedenheiten von unserm mehr verfeinten Geiste wahrgenommen, und unserm, wenn gleich nicht eben so stark gebildeten, doch reizbaren kultivirten Charakter ins praktische Leben übergetragen werden, die auch vielleicht den Weisen des Alterthums, oder doch wenigstens nur ihnen nicht unbemerkt geblieben wären. Es ist im ganzen Menschengeschlecht, wie im einzelnen Menschen gegangen. Das Gröbere ist abgefallen, das Feinere ist geblieben. Und so

*) Eben dies bemerkt einmal Rousseau im Emil.

wäre es ohne allen Zweifel seegenvoll, wenn das Menschengeschlecht Ein Mensch wäre, oder die Kraft eines Zeitalters ebenso als seine Bücher, oder Erfindungen auf das folgende übergienge. Allein dies ist bei weitem der Fall nicht. Freilich besitzt nun auch unsere Verfeinerung eine Kraft, und die vielleicht jene gerade um den Grad ihrer Feinheit an Stärke übertrift; aber es fragt sich, ob nicht die frühere Bildung durch das Gröbere immer vorangehen mufs? Ueberall ist doch die Sinnlichkeit der erste Keim, wie der lebendigste Ausdruck alles Geistigen. Und wenn es auch nicht hier der Ort ist, selbst nur den Versuch dieser Erörterung zu wagen; so folgt doch gewifs soviel aus dem Vorigen, dafs man wenigstens diejenige Eigenthümlichkeit und Kraft, nebst allen Nahrungsmitteln derselben, welche wir noch besitzen, sorgfältigst bewachen müsse.

Bewiesen halte ich demnach durch das vorige, dafs die wahre Vernunft dem Menschen keinen andern Zustand als einen solchen wünschen kann, in welchem nicht nur jeder Einzelne der ungebundensten Freiheit geniefst, sich aus sich selbst, in seiner Eigenthümlichkeit zu entwickeln, sondern in welchem auch die physische Natur keine andre Gestalt von Menschenhänden empfängt, als ihn jeder Einzelne, nach dem Maafse seines Bedürfnisses und seiner Neigung, nur beschränkt durch die Gränzen seiner Kraft und seines Rechts, selbst und willkührlich giebt. Von diesem Grundsatz darf, meines Erachtens, die Vernunft nie mehr nachgeben, als zu seiner eignen Erhaltung selbst nothwendig ist. Er mufste daher auch jeder Politik, und besonders der Beantwortung der Frage, von der hier die Rede ist, immer zum Grunde liegen.

In einer völlig allgemeinen Formel ausgedrückt, könnte man den wahren Umfang der Wirksamkeit des Staats alles dasjenige nennen, was er zum Wohl der Gesellschaft zu thun vermöchte, ohne jenen oben ausgeführten Grundsatz zu verletzen; und es würde sich unmittelbar hieraus auch die nähere Bestimmung ergeben, dafs jedes Bemühen des Staats verwerflich sey, sich in die Privatangelegenheiten der Bürger überall da einzumischen, wo dieselbe nicht unmittelbaren Bezug auf die Kränkung der Rechte des einen durch den andern haben. Indefs ist es doch, um die vorgelegte Frage ganz zu erschöpfen, nothwendig, die einzelnen Theile der gewöhnlichen oder möglichen Wirksamkeit der Staaten genau durchzugehen.

Der Zweck des Staats kann nemlich ein doppelter seyn; er kann Glück befördern, oder nur Uebel verhindern wollen, und im letzteren Fall Uebel der Natur oder Uebel der Menschen. Schränkt er sich auf das letztere ein, so sucht er nur Sicherheit, und diese Sicherheit sey es mir erlaubt, einmal allen übrigen möglichen Zwecken, unter dem Namen des positiven Wohlstandes vereint entgegen zu setzen. Auch die Verschiedenheit der vom Staat angewendeten Mittel giebt seiner Wirksamkeit eine verschiedene Ausdehnung. Er sucht nemlich seinen Zweck entweder unmittelbar zu erreichen, sey's durch Zwang — befehlende und verbietende Gesetze, Strafen — oder durch Ermunterung und Beispiel; oder mit allen, indem er entweder der Lage der Bürger eine demselben günstige Gestalt giebt, und sie gleichsam anders zu handeln hindert, oder endlich, indem er sogar ihre Neigung mit demselben übereinstimmend zu machen, auf ihren Kopf oder ihr Herz zu wirken strebt. Im ersten Falle bestimmt er zunächst nur einzelne Handlungen; im zweyten schon mehr die ganze Handlungsweise; und im dritten endlich, Charakter und

Denkungsart. Auch ist die Wirkung der Einschränkung im ersten Falle am kleinsten, im zweyten gröſser, im dritten am gröſsesten, theils weil auf Quellen gewirkt wird, aus welchen mehrere Handlungen entspringen, theils weil die Möglichkeit der Wirkung selbst mehrere Veranstaltungen erfordert. So verschieden indeſs hier gleichsam die Zweige der Wirksamkeit des Staats scheinen, so giebt es schwerlich eine Staatseinrichtung, welche nicht zu mehreren zugleich gehörte, da z. B. Sicherheit und Wohlstand so sehr von einander abhängen, und was auch nur einzelne Handlungen bestimmt, wenn es durch öftere Wiederkehr Gewohnheit hervorbringt, auf den Charakter wirkt. Es ist daher sehr schwierig, hier eine, dem Gange der Untersuchung angemessene Eintheilung des Ganzen zu finden. Am besten wird es indeſs seyn, zuvörderst zu prüfen, ob der Staat auch den positiven Wohlstand der Nation oder bloſs ihre Sicherheit abzwecken soll, bei allen Einrichtungen nur auf das zu sehen, was sie hauptsächlich zum Gegenstande, oder zur Folge haben, und bei jedem beider Zwecke zugleich die Mittel zu prüfen, deren der Staat sich bedienen darf.

Ich rede daher hier von dem ganzen Bemühen des Staats, den positiven Wohlstand der Nation zu erhöhen, von aller Sorgfalt für die Bevölkerung des Landes, den Unterhalt der Einwohner, theils geradezu durch Armenanstalten, theils mittelbar durch Beförderung des Ackerbaues, der Industrie und des Handels, von allen Finanz- und Münzoperationen, Ein- und Ausfuhr-Verboten u. s. f. (in so fern sie diesen Zweck haben) endlich allen Veranstaltungen zur Verhütung oder Herstellung von Beschädigungen durch die Natur, kurz von jeder Einrichtung des Staats, welche das physische Wohl der Nation zu erhalten, oder zu befördern die Absicht hat. Denn da das Moralische

nicht leicht um seiner selbst willen, sondern mehr zum Behuf der Sicherheit befördert wird, so komme ich zu diesem erst in der Folge.

Alle diese Einrichtungen nun, behaupte ich, haben nachtheilige Folgen, und sind einer wahren, von den höchsten, aber immer menschlichen Gesichtspunkten ausgehenden Politik unangemessen.

1. Der Geist der Regierung herrscht in einer jeden solchen Einrichtung, und wie weise und heilsam auch dieser Geist sey, so bringt er Einförmigkeit und eine fremde Handlungsweise in der Nation hervor. Statt dafs die Menschen in Gesellschaft traten, um ihre Kräfte zu schärfen, sollten sie auch dadurch an ausschliefsendem Besitz und Genufs verlieren; so erlangen sie Güter auf Kosten ihrer Kräfte. Gerade die aus der Vereinigung Mehrerer entstehende Mannigfaltigkeit ist das höchste Gut, welches die Gesellschaft giebt, und diese Mannigfaltigkeit geht gewifs immer in dem Grade der Einmischung des Staats verloren. Es sind nicht mehr eigentlich die Mitglieder einer Nation, die mit sich in Gemeinschaft leben, sondern einzelne Unterthanen, welche mit dem Staat, d. h. dem Geiste, welcher in seiner Regierung herrscht, in Verhältnifs kommen, und zwar in ein Verhältnifs, in welchem schon die überlegene Macht des Staats das freye Spiel der Kräfte hemmt. Gleichförmige Ursachen haben gleichförmige Wirkungen. Je mehr also der Staat mitwirkt, desto ähnlicher ist nicht blofs alles Wirkende, sondern auch alles Gewirkte. Auch ist dieſs gerade die Absicht der Staaten. Sie wollen Wohlstand und Ruhe. Beide aber erhält man immer in eben dem Grade leicht, in welchem das Einzelne weniger mit einander streitet. Allein was der Mensch beabsichtet und beabsichten mufs, ist ganz etwas anders, es ist Mannigfaltigkeit und Thätigkeit. Nur dieſs giebt vielseitige und

kraftvolle Charaktere, und gewifs ist noch kein Mensch tief genug gesunken, um für sich selbst Wohlstand und Glück der Gröfse vorzuziehen. Wer aber für andre so raisonniret, den hat man, und nicht mit Unrecht, in Verdacht, dafs er die Menschheit miskennt, und aus Menschen Maschinen machen will.

2. Das wäre also die zweite schädliche Folge, dafs diese Einrichtungen des Staats die Kraft der Nation schwächen. So wie durch die Form, welche aus der selbstthätigen Materie hervorgeht, die Materie selbst mehr Fülle und Schönheit erhält — denn was ist sie anders, als die Verbindung dessen, was erst stritt? eine Verbindung, zu welcher allemal die Auffindung neuer Vereinigungspunkte, folglich gleichsam eine Menge neuer Entdeckungen nothwendig ist, die immer in Verhältnifs mit der gröfseren, vorherigen Verschiedenheit steigt — eben so wird die Materie vernichtet durch diejenige, die man ihr von aufsen giebt. Denn das Nichts unterdrückt da das Etwas. Alles im Menschen ist Organisation. Was in ihm gedeihen soll, mufs in ihm gesäet werden. Alle Kraft setzt Enthusiasmus voraus, und nur wenige Dinge nähren diesen so sehr, als den Gegenstand desselben als ein gegenwärtiges, oder künftiges Eigenthum anzusehen. Nun aber hält der Mensch das nie so sehr für sein, was er besitzt, als was er thut, und der Arbeiter, welcher einen Garten bestellt, ist vielleicht in einem wahreren Sinne Eigenthümer, als der müfsige Schwelger, der ihn geniefst. Vielleicht scheint diefs zu allgemeine Raisonnement keine Anwendung auf die Wirklichkeit zu verstatten. Vielleicht scheint es sogar, als diente vielmehr die Erweiterung vieler Wissenschaften, welche wir diesen und ähnlichen Einrichtungen des Staats, welcher allein Versuche im Grofsen anzustellen vermag, vorzüglich danken, zur Erhöhung der intellectuellen Kräfte

und dadurch der Kultur und des Charakters überhaupt. Allein nicht jede Bereicherung durch Kenntnisse ist unmittelbar auch eine Veredlung, selbst nur der intellectuellen Kraft, und wenn eine solche wirklich dadurch veranlaſst wird, so ist dieſs nicht sowohl bei der ganzen Nation, als nur vorzüglich bei dem Theile, welcher mit zur Regierung gehört. Ueberhaupt wird der Verstand des Menschen doch, wie jede andere seiner Kräfte, nur durch eigne Thätigkeit, eigne Erfindsamkeit, oder eigne Benutzung fremder Erfindungen gebildet. Anordnungen des Staats aber führen immer, mehr oder minder, Zwang mit sich, und selbst, wenn dieſs der Fall nicht ist, so gewöhnen sie den Menschen zu sehr, mehr fremde Belehrung, fremde Leitung, fremde Hülfe zu erwarten, als selbst auf Auswege zu denken. Die einzige Art beinah, auf welche der Staat die Bürger belehren kann, besteht darin, daſs er das, was er für das Beste erklärt, gleichsam das Resultat seiner Untersuchungen, aufstellt, und entweder direkt durch ein Gesetz, oder indirekt durch irgend eine, die Bürger bindende Einrichtung anbefiehlt, oder durch sein Ansehn und ausgesetzte Belohnungen, oder andre Ermunterungsmittel dazu anreizt, oder endlich es bloſs durch Gründe empfiehlt; aber welche Methode er von allen diesen befolgen mag, so entfernt er sich immer sehr weit von dem besten Wege des Lehrens. Denn dieser besteht unstreitig darin, gleichsam alle mögliche Auflösungen des Problems vorzulegen, um den Menschen nur vorzubereiten, die schicklichste selbst zu wählen, oder noch besser, diese Auflösung selbst nur aus der gehörigen Darstellung aller Hindernisse zu erfinden. Diese Lehrmethode kann der Staat bei erwachsenen Bürgern nur auf eine negative Weise, durch Freiheit, die zugleich Hindernisse entstehen läſst, und zu ihrer Hinwegräumung Stärke und Geschicklichkeit giebt; auf eine positive Weise aber

nur bei den erst sich bildenden durch eine wirkliche Nationalerziehung befolgen. Eben so wird in der Folge der Einwurf weitläuftiger geprüft werden, der hier leicht entstehen kann, dafs es nämlich bei Besorgung der Geschäfte, von welchen hier die Rede ist, mehr darauf ankomme, dafs die Sache geschehe, als wie der, welcher sie verrichtet, darüber unterrichtet sey, mehr, dafs der Acker wohl gebaut werde, als dafs der Ackerbauer gerade der geschickteste Landwirth sey.

Noch mehr aber leidet durch eine zu ausgedehnte Sorgfalt des Staats die Energie des Handlens überhaupt, und der moralische Charakter. Dies bedarf kaum einer weiteren Ausführung. Wer oft und viel geleitet wird, kommt leicht dahin, den Ueberrest seiner Selbstthätigkeit gleichsam freiwillig zu opfern. Er glaubt sich der Sorge überhoben, die er in fremden Händen sieht, und genug zu thun, wenn er ihre Leitung erwartet und ihr folgt. Damit verrücken sich seine Vorstellungen von Verdienst und Schuld. Die Idee des ersteren feuert ihn nicht an, das quälende Gefühl der letzteren ergreift ihn seltener und minder wirksam, da er dieselbe bei weitem leichter auf seine Lage, und auf den schiebt, der dieser die Form gab. Kommt nun noch dazu, dafs er die Absichten des Staats nicht für völlig rein hält, dafs er nicht seinen Vortheil allein, sondern wenigstens zugleich einen fremdartigen Nebenzweck beabsichtet glaubt, so leidet nicht allein die Kraft, sondern auch die Güte des moralischen Willens. Er glaubt sich nun nicht blofs von jeder Pflicht frei, welche der Staat nicht ausdrücklich auflegt, sondern sogar jeder Verbesserung seines eignen Zustandes überhoben, die er manchmal sogar, als eine neue Gelegenheit, welche der Staat benutzen möchte, fürchten kann. Und den Gesetzen des Staats selbst sucht er, soviel er vermag, zu entgehen, und hält jedes

Entwischen für Gewinn. Wenn man bedenkt, dafs bei einem nicht kleinen Theil der Nation die Gesetze und Einrichtungen des Staats gleichsam den Umfang der Moralität abzeichnen; so ist es ein niederschlagender Anblick, oft die heiligsten Pflichten und die willkührlichsten Anordnungen von demselben Munde ausgesprochen, ihre Verletzung nicht selten mit gleicher Strafe belegt zu sehen. Nicht minder sichtbar ist jener nachtheilige Einflufs in dem Betragen der Bürger gegen einander. Wie jeder sich selbst auf die sorgende Hülfe des Staats verläfst, so und noch weit mehr übergiebt er ihr das Schicksal seines Mitbürgers. Diefs aber schwächt die Theilnahme, und macht zu gegenseitiger Hülfsleistung träger. Wenigstens mufs die gemeinschaftliche Hülfe da am thätigsten seyn, wo das Gefühl am lebendigsten ist, dafs auf ihm allein alles beruhe, und die Erfahrung zeigt auch, dafs gedrückte, gleichsam von der Regierung verlassene Theile eines Volks immer doppelt fest unter einander verbunden sind. Wo aber der Bürger kälter ist gegen den Bürger, da ist es auch der Gatte gegen den Gatten, der Hausvater gegen die Familie.

Sich selbst in allem Thun und Treiben überlassen, von jeder fremden Hülfe entblöfst, die sie nicht selbst sich verschaften, würden die Menschen auch oft, mit und ohne ihre Schuld, in Verlegenheit und Unglück gerathen. Aber das Glück, zu welchem der Mensch bestimmt ist, ist auch kein andres, als welches seine Kraft ihm verschaft; und diese Lagen gerade sind es, welche den Verstand schärfen, und den Charakter bilden. Wo der Staat die Selbstthätigkeit durch zu specielles Einwirken verhindert, da — entstehen etwa solche Uebel nicht? Sie entstehen auch da, und überlassen den einmal auf fremde Kraft sich zu lehnen gewohnten Menschen nun einem weit trostloseren Schicksal. Denn so wie Ringen und thätige Arbeit das Unglück

erleichtern, so und in zehnfach höherem Grade erschwert es hoffnungslose, vielleicht getäuschte Erwartung. Selbst den besten Fall angenommen, gleichen die Staaten, von denen ich hier rede, nur zu oft den Aerzten, welche die Krankheit nähren, und den Tod entfernen. Ehe es Aerzte gab, kannte man nur Gesundheit oder Tod.

3. Alles, womit sich der Mensch beschäftigt, wenn es gleich nur bestimmt ist, physische Bedürfnisse mittelbar oder unmittelbar zu befriedigen, oder überhaupt äufsere Zwecke zu erreichen, ist auf das genaueste mit innern Empfindungen verknüpft. Manchmal ist auch, neben dem äufseren Endzweck, noch ein innerer, und manchmal ist sogar dieser der eigentlich beabsichtete, jener nur, nothwendig oder zufällig, damit verbunden. Je mehr Einheit der Mensch besitzt, desto freier entspringt das äufsere Geschäft, das er wählt, aus seinem innern Sein; und desto häufiger und fester knüpft sich dieses an jenes da an, wo dasselbe nicht frei gewählt wurde. Daher ist der interessante Mensch in allen Lagen und allen Geschäften interessant; daher blüht er zu einer entzückenden Schönheit auf in einer Lebensweise, die mit seinem Charakter übereinstimmt.

So liefsen sich vielleicht aus allen Bauern und Handwerkern Künstler bilden, d. h. Menschen, die ihr Gewerbe um ihres Gewerbes willen liebten, durch eigen gelenkte Kraft und eigne Erfindsamkeit verbesserten, und dadurch ihre intellectuellen Kräfte kultivirten, ihren Charakter veredelten, ihre Genüsse erhöhten. So würde die Menschheit durch eben die Dinge geadelt, die jetzt, wie schön sie auch an sich sind, so oft dazu dienen, sie zu entehren. Je mehr der Mensch in Ideen und Empfindungen zu leben gewohnt ist, je stärker und feiner seine intellectuelle und moralische Kraft ist; desto mehr sucht er allein solche äufsre Lagen zu wählen, welche zugleich dem

innern Menschen mehr Stoff geben, oder denjenigen, in welche ihn das Schicksal wirft, wenigstens solche Seiten abzugewinnen. Der Gewinn, welchen der Mensch an Gröfse und Schönheit einerntet, wenn er unaufhörlich dahin strebt, dafs sein inneres Daseyn immer den ersten Platz behaupte, dafs es immer der erste Quell, und das letzte Ziel alles Wirkens, und alles Körperliche und Aeufsere nur Hülle und Werkzeug desselben sei, ist unabsehlich.

Wie sehr zeichnet sich nicht, um ein Beispiel zu wählen, in der Geschichte der Charakter aus, welchen der ungestörte Landbau in einem Volke bildet. Die Arbeit, welche es dem Boden widmet, und die Ernte, womit derselbe es wieder belohnt, fesseln es süfs an seinen Acker und seinen Heerd; Theilnahme der segenvollen Mühe und gemeinschaftlicher Genufs des Gewonnenen schlingen ein liebevolles Band um jede Familie, von dem selbst der mitarbeitende Stier nicht ganz ausgeschlossen wird. Die Frucht, die gesäet und geerntet werden mufs, aber alljährlich wiederkehrt, und nur selten die Hoffnung täuscht, macht geduldig, vertrauend und sparsam; das unmittelbare Empfangen aus der Hand der Natur, das immer sich aufdringende Gefühl: dafs, wenn gleich die Hand des Menschen den Saamen ausstreuen mufs, doch nicht sie es ist, von welcher Wachsthum und Gedeihen kommt; die ewige Abhängigkeit von günstiger und ungünstiger Witterung, flöfst den Gemüthern bald schauderhafte, bald frohe Ahndungen höherer Wesen, wechselweis Furcht und Hoffnung ein, und führt zu Gebet und Dank; das lebendige Bild der einfachsten Erhabenheit, der ungestörtesten Ordnung, und der mildesten Güte bildet die Seelen einfach grofs, sanft, und der Sitte und dem Gesetz froh unterworfen. Immer gewohnt hervorzubringen, nie zu zerstören, ist der Ackerbau friedlich, und von Beleidigung und Rache fern, aber erfüllt von

dem Gefühl der Ungerechtigkeit eines ungereizten Angriffs und gegen jeden Störer seines Friedens mit unerschrockenem Muth beseelt.

Allein freilich ist Freiheit die nothwendige Bedingung, ohne welche selbst das seelenvollste Geschäft keine heilsamen Wirkungen dieser Art hervor zu bringen vermag. Was nicht von dem Menschen selbst gewählt, worin er auch nur eingeschränkt und geleitet wird, das geht nicht in sein Wesen über, das bleibt ihm ewig fremd, das verrichtet er nicht eigentlich mit menschlicher Kraft, sondern mit mechanischer Fertigkeit. Die Alten, vorzüglich die Griechen, hielten jede Beschäftigung, welche zunächst die körperliche Kraft angeht, oder Erwerbung äufserer Güter, nicht innere Bildung, zur Absicht hat, für schädlich und entehrend. Ihre menschenfreundlichsten Philosophen billigten daher die Sklaverei, gleichsam um durch ein ungerechtes und barbarisches Mittel einem Theile der Menschheit durch Aufopferung eines andern die höchste Kraft und Schönheit zu sichern. Allein den Irrthum, welcher diesem ganzen Raisonnement zum Grunde liegt, zeigen Vernunft und Erfahrung leicht. Jede Beschäftigung vermag den Menschen zu adeln, ihm eine bestimmte, seiner würdige Gestalt zu geben. Nur auf die Art, wie sie betrieben wird, kommt es an; und hier läfst sich wohl als allgemeine Regel annehmen, dafs sie heilsame Wirkungen äufsert, so lange sie selbst, und die darauf verwandte Energie vorzüglich die Seele füllt, minder wohlthätige, oft nachtheilige hingegen, wenn man mehr auf das Resultat sieht, zu dem sie führt, und sie selbst nur als Mittel betrachtet. Denn alles, was in sich selbst reizend ist, erweckt Achtung und Liebe, was nur als Mittel Nutzen verspricht, blofs Interesse; und nun wird der Mensch durch Achtung und Liebe eben so sehr geadelt, als er durch Interesse in Gefahr ist, ent-

ehrt zu werden. Wenn nun der Staat eine solche positive Sorgfalt übt, als die, von der ich hier rede, so kann er seinen Gesichtspunkt nur auf die Resultate richten, und nun die Regeln feststellen, deren Befolgung der Vervollkommnung dieser am zuträglichsten ist.

Dieser beschränkte Gesichtspunkt richtet nirgends gröfseren Schaden an, als wo der wahre Zweck des Menschen völlig moralisch, oder intellectuell ist, oder doch die Sache selbst, nicht ihre Folgen beabsichtet, und diese Folgen nur nothwendig oder zufällig damit zusammenhängen. So ist es bei wissenschaftlichen Untersuchungen, und religiösen Meinungen, so mit allen Verbindungen der Menschen unter einander, und mit der natürlichsten, die für den einzelnen Menschen, wie für den Staat, die wichtigste ist, mit der Ehe.

Eine Verbindung von Personen beiderlei Geschlechts, welche sich gerade auf die Geschlechtsverschiedenheit gründet, wie vielleicht die Ehe am richtigsten definirt werden könnte, läfst sich auf eben so mannigfaltige Weise denken, als mannigfaltige Gestalten die Ansicht jener Verschiedenheit, und die, aus derselben entspringenden Neigungen des Herzens und Zwecke der Vernunft anzunehmen vermögen; und bei jedem Menschen wird sein ganzer moralischer Charakter, vorzüglich die Stärke, und die Art seiner Empfindungskraft darin sichtbar sein. Ob der Mensch mehr äufsere Zwecke verfolgt, oder lieber sein innres Wesen beschäftigt? ob sein Verstand thätiger ist oder sein Gefühl? ob er lebhaft umfafst und schnell verläfst; oder langsam eindringt und treu bewahrt? ob er losere Bande knüpft, oder sich enger anschliefst? ob er bei der innigsten Verbindung mehr oder minder Selbstständigkeit behält? und eine unendliche Menge andrer Bestimmungen modifiziren anders und anders sein Verhältnifs im ehelichen Leben.

Wie dasselbe aber auch immer bestimmt seyn mag; so ist die Wirkung davon auf sein Wesen und seine Glückseligkeit unverkennbar, und ob der Versuch die Wirklichkeit nach seiner innern Stimmung zu finden oder zu bilden, glücke oder mifslinge? davon hängt gröfstentheils die höhere Vervollkommnung, oder die Erschlaffung seines Wesens ab. Vorzüglich stark ist dieser Einfluſs bei den interessantesten Menschen, welche am zartesten und leichtesten auffassen, und am tiefsten bewahren. Zu diesen kann man mit Recht im Ganzen mehr das weibliche, als das männliche Geschlecht rechnen, und daher hängt der Charakter des ersteren am meisten von der Art der Familienverhältnisse in einer Nation ab. Von sehr vielen äuſseren Beschäftigungen gänzlich frei; fast nur mit solchen umgeben, welche das innere Wesen beinah ungestört sich selbst überlassen; stärker durch das, was sie zu seyn, als was sie zu thun vermögen; ausdrucksvoller durch die stille, als die geäuſserte Empfindung; mit aller Fähigkeit des unmittelbarsten, zeichenlosesten Ausdrucks, bei dem zarteren Körperbau, dem beweglicheren Auge, der mehr ergreifenden Stimme, reicher versehen; im Verhältnifs gegen andre mehr bestimmt, zu erwarten und aufzunehmen, als entgegen zu kommen; schwächer für sich, und doch nicht darum, sondern aus Bewunderung der fremden Gröfse und Stärke inniger anschlieſsend; in der Verbindung unaufhörlich strebend, mit dem vereinten Wesen zu empfangen, das Empfangene in sich zu bilden, und gebildet zurück zu geben; zugleich höher von dem Muthe beseelt, welchen Sorgfalt der Liebe, und Gefühl der Stärke einflöfst, die nicht dem Widerstande, aber dem Erliegen im Dulden trotzt — sind die Weiber eigentlich dem Ideale der Menschheit näher, als der Mann; und wenn es nicht unwahr ist, daſs sie es seltner erreichen, als er; so ist es vielleicht nur, weil es

überall schwerer ist, den unmittelbaren steilen Pfad, als den Umweg zu gehen. Wie sehr aber nun ein Wesen, das so reizbar, so in sich Eins ist, bei dem folglich nichts ohne Wirkung bleibt, und jede Wirkung nicht einen Theil sondern das Ganze ergreift, durch äufsre Mifsverhältnisse gestört wird, bedarf nicht ferner erinnert zu werden. Dennoch hängt von der Ausbildung des weiblichen Charakters in der Gesellschaft so unendlich viel ab. Wenn es keine unrichtige Vorstellung ist, dafs jede Gattung der Trefflichkeit sich — wenn ich so sagen darf — in einer Art der Wesen darstellt; so bewahrt der weibliche Charakter den ganzen Schatz der Sittlichkeit.

Nach Freiheit strebt der Mann, das Weib nach Sitte,

und wenn, nach diesem tief und wahr empfundenen Ausspruch des Dichters, der Mann sich bemüht, die äufseren Schranken zu entfernen, welche dem Wachsthum hinderlich sind; so zieht die sorgsame Hand der Frauen die wohlthätige innere, in welcher allein die Fülle der Kraft sich zur Blüthe zu läutern vermag, und zieht sie um so feiner, als die Frauen das innre Dasein des Menschen tiefer empfinden, seine mannigfaltigen Verhältnisse feiner durchschauen, als ihnen jeder Sinn am willigsten zu Gebote steht, und sie des Vernünftelns überhebt, das so oft die Wahrheit verdunkelt.

Sollte es noch nothwendig scheinen, so würde auch die Geschichte diesem Raisonnement Bestätigung leihen, und die Sittlichkeit der Nationen mit der Achtung des weiblichen Geschlechts überall in enger Verbindung zeigen. Es erhellt demnach aus dem Vorigen, dafs die Wirkungen der Ehe eben so mannigfaltig sind, als der Charakter der Individuen; und dafs es also die nachtheiligsten Folgen haben mufs, wenn der Staat eine, mit der jedesmahligen Beschaffenheit der Individuen so eng verschwisterte

Verbindung, durch Gesetze zu bestimmen, oder durch seine Einrichtungen, von andern Dingen, als von der bloſsen Neigung, abhängig zu machen versucht. Dieſs muſs um so mehr der Fall seyn, als er bei diesen Bestimmungen beinah nur auf die Folgen, auf Bevölkerung, Erziehung der Kinder u. s. f. sehen kann. Zwar läſst sich gewiſs darthun, daſs eben diese Dinge auf dieselben Resultate mit der höchsten Sorgfalt für das schönste innere Daseyn führen. Denn bei sorgfältig angestellten Versuchen, hat man die ungetrennte, dauernde Verbindung Eines Mannes mit Einer Frau der Bevölkerung am zuträglichsten gefunden, und unläugbar entspringt gleichfalls keine andre aus der wahren, natürlichen, unverstimmten Liebe. Eben so wenig führt diese ferner auf andre, als eben die Verhältnisse, welche die Sitte und das Gesetz bei uns mit sich bringen; Kindererzeugung, eigne Erziehung, Gemeinschaft des Lebens, zum Theil der Güter, Anordnung der äuſsern Geschäfte durch den Mann, Verwaltung des Hauswesens durch die Frau. Allein, der Fehler scheint mir darin zu liegen, daſs das Gesetz befiehlt, da doch ein solches Verhältniſs nur aus Neigung, nicht aus äuſsern Anordnungen entstehn kann, und wo Zwang oder Leitung der Neigung widersprechen, diese noch weniger zum rechten Wege zurückkehrt. Daher, dünkt mich, sollte der Staat nicht nur die Bande freier und weiter machen, sondern — wenn es mir erlaubt ist, hier, wo ich nicht von der Ehe überhaupt, sondern einem einzelnen, bei ihr sehr in die Augen fallenden Nachtheil einschränkender Staatseinrichtungen rede, allein nach den im Vorigen gewagten Behauptungen zu entscheiden — überhaupt von der Ehe seine ganze Wirksamkeit entfernen, und dieselbe vielmehr der freien Willkühr der Individuen, und der von ihnen errichteten mannigfaltigen Verträge, sowohl überhaupt, als in ihren Modifikationen, ganz-

lich überlassen. Die Besorgniſs, dadurch alle Familienverhältnisse zu stören, oder vielleicht gar ihre Entstehung überhaupt zu verhindern — so gegründet dieselbe auch, bei diesen oder jenen Lokalumständen, seyn möchte — würde mich, in so fern ich allein auf die Natur der Menschen und Staaten im Allgemeinen achte, nicht abschrecken. Denn nicht selten zeigt die Erfahrung, daſs gerade, was das Gesetz löst, die Sitte bindet; die Idee des äuſsern Zwangs ist einem, allein auf Neigung und innrer Pflicht beruhenden Verhältniſs, wie die Ehe, völlig fremdartig; und die Folgen zwingender Einrichtungen entsprechen der Absicht schlechterdings nicht.

Pindars erste Olympische Ode.

An Hieron, aus Syrakus, den Sieger zu Pferde.

---

1. Strophe.

Das edelste ist das Wasser; gleich dem
Leuchten der lodernden Flamme
zur Zeit der Nacht, strahlt das Gold vor allem
männererhebenden Reichthum.
Willst du Kämpfe besingen,
liebe Seele, so schau nach keinem
mehr erwärmenden
heller leuchtenden Tagsgestirne,
in der Wüste des
Aethers, als nach der Sonne;
so lafst uns keinen edlern Kampf,
als den Olympischen, preisen,
(von wo sich um der Dichter Begeistrung der schallende Hymnus,
zu der Feier Kronions,
windet) wenn Hierons reicher,
seeliger Heerd uns versammelt,

1. Antistrophe.

der in der triftengesegneten Sikelien Fluren der Herrschaft
gerechtes Scepter fuhrt, brechend jeder
Tugend holdselige Bluthe.

Auch die Weihe der Musen
schmückt ihn, wie wir im trauten
an dem Mahle der
Freunde oft ihn umspielen. Aber
nimm die Dorische
Leier jezt von der Säule,
wenn deine Seele Pisas Glanz,
wenn Pherenikos sie in der
Begeistrung süfse Sorge senkt,
wie an Alpheos Gestade,
frei vom Stachel, er hinflog,
strekkend im Laufe den Leib, und
seinen Gebieter zum Siege

1. Epode.

trug, den Syrakusischen, rosser-
freueten König. Es glänzt sein
Ruhm bei des Lydischen Pelops
grofsgesinntem Pflanzvolk, für den der
übermächtige Erdumgürter Poseidon
liebend entglomm, als ihn Klotho aus
leuchtendem Kessel emporhob, die
Schulter strahlend von Elfenbeine gebildet.
Wundergeschichten und Sagen,
mit der Erdichtung Gewebe
vielfach geschmückt, fesseln dem Pfade
schlichterer Wahrheit entführend
oftmals der Sterblichen Sinne.

2. Strophe.

Der Dichtung Zauberreiz, welcher jede
süfsere Anmuth den Menschen
gewähret, macht oft, der Wahrheit über-
redendes Ansehn ihm leihend,
auch Unglaubliches glaublich.

Doch der sicherste Zeuge ist die
Zukunft. Gutes zu
reden ziemt es von Göttern Menschen,
und geringer ist
dann des Irrthums Vergehen.
Sohn Tantalos, entgegen der
Sage besing' ich Dich, singe,
dafs, als Dein Vater einst, die Bewirthung erwiedernd, die Götter
zum gesezlichen Mahl, zur
reizenden Sipylos lud, der
Dreizakgeschmückte Dich raubte,

2. Antistrophe.

und dafs, von sehnender Lust das Herz durchglüht, er mit goldenen Rossen
empor zu des allverehrten Zeus erhabenem Size Dich führte,
wohin früher auch Ganymedes kam, einst von Zeus zum Liebling
ersehn. Als aber
Du auf einmal verschwandest, und Dich
nicht der Mutter die
ängstlich Suchenden brachten;
da flüstert' im Verborgnen gleich
einer der neidischen Nachbarn,
sie hätten Deine Glieder am
Feuer im siedenden Wasser
mit dem Erze zerschnitten,
hätten die Stücke dann um die
Tafel vertheilt und gegessen.

2. Epode.

Aber ich mag wütenden Hungers
keinen der Seeligen zeihen.

Schaudervoll beh' ich zurück. Un-
segen erntet oft der Verläumder.
Und wenn je des Olympos Wächter der Menschen
Einen geehrt, so war Tantalos
dieser, allein er vermochte das
hohe Glück nicht zu tragen. Sättigung stürzte
ihn in die schreckliche Quaal, die
über ihn hängte der Vater —
jenen gewaltgen Fels. Ewig sein Haupt mit
schmetterndem Sturze bedrohend,
raubt er ihm jegliche Freude.

3. Strophe.

Mit dreien der vierte, duldet er diefs
jammerbeladene Leben,
die ewig mühende Arbeit, weil er,
raubend den Himmlischen, Nektar
und Ambrosia, womit sie
unvergänglich ihn machten, seiner
Trinkgelage Ge-
nossen gab. Wer, Verborgnes sinnend
den Unsterblichen
zu entrinnen hofft, irrt. Dar-
um sendeten die Götter ihm
wieder den Sohn vom Olymp zum
kurzdauernden Geschlechte der
Menschen herab. Als nun in der
Jugend Reife der Bart das
Kinn ihm umschattete, strebt er
nach der bereiten Vermählung.

3. Antistrophe.

von Pisas Herrscher die hochberuhmte
Hippodameia im Kampf zu
erringen. Nahend dem grauen Meere

einsam um Mitternacht, rief er
dem lauttosenden Erder-
schütterer; und es erschien alsbald ihm
nahe stehend der
Gott. Da sprach er zu ihm: „wenn irgend
„Dich noch Kypriens
„holde Gaben erfreuen,
„so hemme, Poseidaon, Oi-
„nomaos eherne Lanze,
„führe mich auf beflügeltem
„Wagen in Elis Gefilde,
„und verleih mir den Sieg. Denn
„dreizehn der liebenden Männer
„mordend, verschiebt er der Tochter

3. Epode.

„Heirath. Zweifelvolle Gefahr sinkt
„nicht auf des Schwächlings Haupt. Wefs des
„Todes Nothwendigkeit harret,
„was verzehrte — schleichend im Dunkel
„der vergebens ein ruhmentbehrendes Alter,
„jegliches Schmukkes beraubt? Ich will
„jetzt diese Arbeit bestehen; doch
„du verleihe des Strebens süfses Gelingen."
Sprachs, und es krönte die Bitte
holde Gewährung. Ihn ehrend
gab ihm der Gott den goldenen Wagen,
gab ihm der Rosse Gespann mit
nimmer ermüdendem Flügel.

4. Strophe.

Und er besiegte Oinomaos Macht,
nahm zu des Bettes Genossin
die Jungfrau, und erzeugte mit ihr sechs
Fuhrer der Völker, von jeder

Tugend sorgsam gepflegt. Jezt,
an Alpheos Gestade ruhend,
ehrt ihn glänzende
Todtenfeier auf hocherhöhtem
Grabmahl, nahe am
freundlingwimmelnden Altar.
Weit leuchtet des Olympischen
Kampfes Ruhm, da wo in Pelops
Rennbahn der Füfse Schnelligkeit
wetteifernd kämpft, und die Reife
arbeitseliger Stärke.
Aber dem Sieger umkränzt mit
heiterer Wonne die Palme

4. Antistrophe.

der Tage Ueberrest. Dieser nimmer
weichende Schmuck ist das Höchste,
was irgend einen Sterblichen krönt. Mir
aber geziemet es, Jenem
in Aeolischer Weise
rossepreisende Siegeshymnen
schön zum Kranze zu
flechten. Nimmer besing' ich wieder
mit des schallenden
Hymnos Fall einen Gastfreund —
so viel jezt leben — jegliches
Schönen so kundig, so mächtig
herrschend, als er. Ein schüzender
Gott bewacht, Hieron, — diefs ist
seine Sorgfalt — Dein Streben.
Wendet er plötzlich sich nicht, so
hoffe ich bald noch den süfsern

4. Epode.

Sieg im schnellen Wagen zu feiern,
leitende Pfade des Liedes

bahnend, zu Kronions hohem,
sonnenreichem Gipfel zu gehen. Mir
nährt die Muse der Pfeile stärksten mit Kraft. In
Andrem sind andre grofs. Doch das
Höchste erhebt sich den Königen.
Weiter schweife der Blick nicht. Dir sei in dieser
schwindelnden Höhe zu wandern
lang noch vergönnet, und mir, mich
unter die Siegerringer zu mischen,
glänzend vor allen Hellenen
durch der Begeisterung Weisheit.

Pindars dritte Olympische Ode.

An Theron aus Akragas.

1. Strophe.

Den Tyndariden und der schönlokkigen
Helena zu gefallen
streb' ich und weihe, preisend die herrliche
Akragas, Therons Sieg den
Hymnos, den blühenden Schmuck der
Rosse mit unermüdeten Füfsen.
Dazu hilft mir in neuer, niebewunderter
Weise freundlich die Muse, mit dem Dorischen
Rhythmos die festeschmückende Stimme

1. Antistrophe.

zu gatten. Der Kranz, welcher des Reigens Haar
wehend umflattert, heischt von
mir diese Schuld, die wechselnd ertönende,
göttliche Leier, und der
Flöten lautschallende Stimme
in des Gesangs harmonische Fügung
schön für Aenesidamos Sohn zu flechten. Es
fordert Pisa mich auf, woher die Sterblichen
göttergesandte Hymnen besuchen;

1. Epode.

wenn, vollbringend Herakles alte Befehle,
wahrheitliebenden Sinnes,
der Aetolische Mann, der Richter des Kampfes,

Haar und Stirn mit des wilden
Oelbaums grünlichem Schmuck umwindet.
Diesen brachte zu des Olympischen Sieges
nimmer verwelkendem Denkmal
einst der Amphitryonide
von des Isters düsterumschatteten Quellen.

2. Strophe.

Vom Diener Phoibos, Hyperboreens Volk,
fordert' er, seiner Spiele
treu eingedenk, Zeus wirthlicher Stätte den
schattigen Baum, der Menschen
Ehre, die Krone der Tugend.
Denn auf des Vaters heiliggeweihten
Altar hatte schon, in des Monats Hälfte, von
goldnem Wagen Selene, mit dem stralenden
Auge des Abends, voll ihm geschimmert;

2. Antistrophe.

und an Alpheus lieblichem Felsenhang
hatte er schon der hohen
fünfjähr'gen Spiele heilig Gericht bestellt.
Aber noch grünten nicht in
Kronions Tiefen, geschmückt mit
luftigen Bäumen, Pelops Gefilde,
und er sahe die nackte Flur dem stechenden,
scharfen Strahle der Sonne dienstbar. Fern zu der
Istrier Gränzen trieb ihn sein Muth zu

2. Epode.

wandern; da, wo, als er Arkadiens Nacken,
und das vielfachgewundne
Thal verlassen, ihn Lato's Tochter empfing, die
rosserfreuete Göttin.
Denn Zeus eherner Wille zwang ihn,
Eurystheus gehorchend, die Hindin mit goldnen

Hörnern im Lauf zu ereilen,
sie die Taygeta einst zum
heil'gen Eigenthume Orthosien weihte.

3. Strophe.

Diese verfolgend, sah er auch jenes Land,
hinter des Nordens kaltem
Hauch. Dort erblikt' er staunend den Schattenhain,
und es ergriff ihn süfse
Lust um der Rennbahn der Rosse
zwölfmalumlenktes Ziel ihn zu pflanzen.
Aber jezo besucht er gnädig schauend diefs
Fest, begleitet vom göttergleichen Zwillings-
Paare der hochgegürteten Leda.

3. Antistrophe.

Denn ihm vertraut' er, gehend zum Himmel, der
herrlichen Spiele Pflege,
des Kampfes um der Tugend der Männer Preis,
und der Gespanne leicht dem
Ziele zurollendes Eilen.
Mich aber treibt zu singen mein Herz, wie
Therons Haupt und der Emmeniden Tyndaros
Heldensöhne umkränzt, die sie mit wirthlicher
Tafel vor allen Sterblichen ehren,

3. Epode.

frommen Sinnes der Sel'gen Opfer bewahrend.
Wenn das Edelste Wasser
ist, und mehr als ein andres Kleinod das Gold strahlt;
so erreicht, zu der Menschheit
Gränze jezt sich durch Tugend schwingend,
Theron nun vom Heerde der Vater Herakles
Säulen. Darüber ists beiden,
Weisen und Thoren, unwegsam.
Ich versuch es nimmer. Es wäre vergebens.

Pindars vierte Olympische Ode.

An Psaumis, aus Camarina, den Sieger im vierspännigen Wagen.

Strophe.

Höchster Schleudrer des Blitzes
mit unermüdetem Fittig, Zeus! Denn
Deine kreisenden Horen
sendeten mich mit der liederreichen
Harfe Gesang zum
Zeugen der ersten der Kämpfe.
Bei dem Glücke der Freunde
schwellt mit Wonne der Edlen
Busen die liebliche Botschaft.
Aber o! Kronos
Sohn, der Du den Aetna bewohnest,
Typhons, des rüstigen Hundertköpfigen,
sturmumbrauste Bürde, empfahe
ob des Olympischen Sieges Glanz diesen
festlichen Hymnos,

Antistrophe.

der weitwaltenden Tugend
nimmerverlöschendes Licht! Auf Psaumis
Wagen kommt er frohlockend,
der in des Pisischen Oelzweigs Schmuck mit
Ruhm Kamarina
schön zu bekränzen eilt. Günstig
sei die Gottheit auch seiner
Wünsche Ueberrest. Denn ich

preis' ihn, Gespanne zum Sieg zu nähren bereit, an
gästereicher Tafel sich freuend,
und zu beglückender Bürgereintracht mit
reinem Sinn gekehrt. Nie entweih' ich
lugend die Rede. Der Ausgang richtet der Sterblichen Worte.

Epode.

Er, der auch Klymenos
Sohn von der Lemnischen Weiber
Schmähungen rettete,
als er, in eherner Rüstung laufend, den Sieg errang.
Freudig den Kranz aus Hypsipyleens
Händen empfangend, sprach er zu ihr: „dieſs
„bin ich; der Füſse Schnelligkeit gleicht das
„Herz, gleicht der Hände rüstige Stärke.
„Doch auch der Jugend Haupt
„umglänzen oft, eh' die Jahre
„es heischen, silberne Locken."

Pindars fünfte Olympische Ode.

An Psaumis, aus Camarina, den Sieger im vierspännigen Wagen.

Strophe.

Hoher erhabener Tugenden
und der Kränze süfse Blume
der in Olympia,
empfang, Okeanos Tochter,
lächelnden Herzens,
des rastlos enteilenden Maulergespannes
und Psaumis Geschenk;
der verherrlichend deine
völkernährende Stadt, Kamarina, sechs
Zwillingsaltäre nun
mit Götterfesten geschmücket,
unter dem Flammen
der Stieropfer und wetteifernder Spiele
fünftägigem Kampf,
mit dem Viergespann, den Maulern, und
Einzelrofs. Dich aber
kränzt' er singend mit schmeichlendem Ruhme und den
als Vater er ausrief, Akron, und den neu
gegründeten Sitz.

Antistrophe.

Von Oenomaos lieblichen
Fluren kehrend und Pelops, o Pallas, Du
Städtebeschützerin,
besingt erhebend er Deinen
heiligen Hain jezt,
und Oanos schäumende Wogen, und

den heimischen See,
und die rieselnden Pfade, mit
welchen Hipparis heiliger Strom die Stadt
netzt, und zusammen schnell
der festen Wohnungen hochauf-
strebenden Wald fügt,
zum Licht plötzlich dunkler Verlegenheit Nacht
entrufend das Volk.
Um der Tugend weitleuchtenden
Preis kämpft Müh' und Aufwand
zu Gefahren-umhülletem Werke stets.
Doch wem es gelingt, der wird weis' auch in dem Mund
der Bürger genannt.

Epode.

Wolkenthronender Zeus, Du, o
Retter, der Du den Kronischen Hügel umwohnst,
ehrest Alpheios breit
ergossnen Strom, und des Idas
heilige Grotte,
zu Dir schallt jezt, Lydischen Flöten enttönend
mein Flehegesang,
bittend Dich, dafs mit ruhmvollen
Edelthaten Du schmückest die Stadt; Dich aber
Sieger Olympias,
defs edle Brust an Poseidons
schäumenden Rossen
sich freut, still das Alter geleit' an des Lebens
sanftlächelndes Ziel,
in der Söhn', o Psaumis, lieblicher
Nähe. Wer harmloses
Glück nährt, und zu genügender Schätze Mafs
gesellet des Ruhms Preis, der strebe zum Gott auf
vermessen nicht mehr!

Pindars sechste Olympische Ode.

Vers 1 — 47.

An Agesias, aus Syrakus, Sieger im vierspännigen Wagen.

1. Strophe.

Auf goldener Säulen Gesims
stützend des Saals sicher gegründete
Halle, der Zinne des hohen Pallasts gleich,
prange mein Bau! dem beginnenden Werk ziemt
hellleuchtendes Antlitz; und
wenn Sieger Olympias jener
Mann ist, und Zeus Seheraltars Schafner
in Pisa, und Mitgründer der herrlichen
Syrakusa; welches Gesangs Preis
mangelte dann ihm, zu neidloser Bürger
süfstönendem Hymnos gesellet?

Antistrophe.

Denn dieses Ruhms Stufe betritt,
hör' es erstaunt, glücklich dein Fufs dir jetzt,
Sostratos Sprösling! Gefahrlose Tugend
wird nicht im Männergetümmel, im hohlen
Schiff nicht geehrt. Ruhmvolle
That aber preist Vieler Gedächtnifs.
Agesias, Dir, o! gebührt jezo
das Wort, das wahrhaft einstmals Adrastos Zung'
zum Oikleiden Amphiaraos
sprach, als der gähnende Abgrund ihn fafste,
ihn selbst, und die herrlichen Rosse.

Epode.

Denn als die Scheiterhaufen vollbracht der sieben
Leichname nun waren, begann
vor dem Thebervolk des Talaionide dies Wort:
ich vermisse des Heers
weit waltendes Aug', zweifach erprüft,
Zukunft zu erspähen,
und kühn im Lanzenstreit. So auch
glänzet mir des Festgesangs
Herrscher, jezt, der Syrakusische Mann.
Nimmer zu hadern bereit,
bin ich, noch des Streites ein Freund,
aber mit kräftigem Eidschwur
will ich ihn laut dies bezeugen, und der honigsüfsen Musen Gunst wird gnädig es gewähren.

2. Strophe.

Doch jezo, beflügelnd das Werk,
spanne die Kraft, Phintis, der Mäuler mir
an, dafs auf ebenem Pfad wir den Wagen
lenken, und fern auch der Männer Geschlecht
ich schaue, denn vor allen
kundreich den Weg dorthin zu führen
sind jene, da noch in Olympias Kampf
des Sieges Kranz sie schmückte. Weit öfne vor ihnen
nun der Hymnen schallendes Thor sich!
Denn an Eurotas Gewässer, zu Pitanen ziemt
uns heute noch eilend zu kommen!

Pindars zwölfte Olympische Ode.

An Ergoteles, aus Himera, den Sieger im langen Lauf.

I. Strophe.

Ich flehe zu Dir, Zeus des Befreiers
Tochter, Erhalterinn Tyche, für Himera,
die weitherrschende Stadt. Denn Dir gehorchen im Meere die schnellen
Schiffe, Dir auf der Veste die plötzlicherregten Kriege,
und die Versammlung des Raths. Oft in die Höhe,
oft auch herab zur Tiefe,
— windige Lüge verheifsend —
wälzt sich der Sterblichen Hoffnung.

Antistrophe.

Ein sicheres Zeichen, werdendes Schicksal
von den Unsterblichen truglos zu spähen, fand
noch der Irrdischen keiner.
Blind der Zukunft ist jegliche Klugheit,
Oftmals täuscht der Erfolg die Erwartung der Menschen, ihre
Freuden vereitelnd; und wen Stürme des Unglücks
düster umwehen, verwechselt
wieder in plötzlichem Tausch mit
tieferer Wonne die Trauer.

Epode.

Sohn Philanors, so wäre auch Deiner Füfse
Ruhm — gleich dem daheim kämpfenden Hahn —
bei dem Heerde der Väter,
unbesungen dahingewelkt;
hätte Dich nicht der männerentzweiende
Aufruhr des Knossischen Vaterlandes beraubt.
Aber jezt gekrönt in Olympia,
und zweimal im Isthmos und Python,
verherrlichst Du, Ergoteles, der Nymphen
warme Quellen, die eigengewordenen Gefilde bewohnend.

Pindars vierzehnte Olympische Ode.

An Asopichos, aus Orchomenos, der als Kind im Laufe gesiegt hatte.

1. Strophe.

Die Ihr Kephisos Gewässer umwohnt — denn dieses
rosseprangende Land ward Euch zum Sitz verliehn —
vielgepriesene Königinnen des glänzenden
Orchomenos, Charitinnen, Beschützerinnen
des alten Minyerstamms,
hört, ich flehe zu Euch.
Denn durch Euch wird den Sterblichen
alles Süfse und Liebliche,
wenn weise ein Mann, wenn er schön, wenn er glänzend ist.
Auch die Götter begehen,
ohne die erhabenen Charitinnen,
nimmer weder den Reigen,
noch das Mahl. Aller Dinge
Schafnerinnen im Himmel,
stellen neben den bogenbewafneten
Pythischen Phoebos sie ihre Throne,
und feiern des Olympischen Vaters
nimmerversiegenden Preis.

2. Strophe.

Hehre Aglaia und gesangliebende
Euphrosyne Du, Töchter des mächtigsten
unter den Göttern, höret mich jezt, und Du
Freundin des Lieds, Thalia,
sehend diesen festlichen Chor
leicht dahin ob dem heiter lächelnden Glucke schreiten.

Denn in Lydischer Weis', im lang geübten Gesange
den Asopichos feiernd, komm' ich, da in Olympia
Siegerin ist die Minyer-Stadt durch Dich.
Zu dem schwarzummauerten Hause
der Persephone gehe mir, Echo,
bringend dem Vater die herrliche Botschaft,
dafs Kleodamos Du sehend den Sohn ihm verkündest,
wie in der hochberühmten
Pisa busigten Thälern
er mit des ruhmvollen Sieges Fittig
kränzte sein jugendlich Haar.

Pindars erste Pythische Ode.

An Hieron aus Syrakus, der im vierspännigen Wagen gesiegt hatte.

1. Strophe.

Goldne Leier, Phoebos und der
Musen mit wallenden Locken
ewig süfs begleitender Schmuck.
Du gebietst dem Tanz, dem Beginner des Freudenfests,
Deinem Wink gehorcht der Sänger, wenn
Du des reigenführenden Liedes Erstlings-
Töne Deinen bebenden Saiten entlockst.
Dann erlischt des Blitzes ewig rastlose,
drohende Flamme, und es
schlummert, eingewiegt auf dem Scepter, Kronions
Adler, und senkt zu beiden Seiten nieder den
schnellen Fittig,

1. Antistrophe.

des Geflügels Herrscher. Eine
nächtliche Wolke — der Augen
süfse Fessel — gieſsest Du um
sein gebognes Haupt, und ergriffen vom Wechselfall
Deiner Töne wiegt er schlafend den
wogenden Rücken. Denn auch der starke Ares,
fern verlassend starrender Lanzen Gewühl,
labt sein Herz an des Gesanges festlicher
Fröhlichkeit; also durchdringt
Deines Zaubers Pfeil auch der Himmlischen Busen
durch des Latoiden und der hochgegürteten
Musen Weisheit.

1. Epode.

Aber so viele nicht Zeus liebt
fliehn bestürzt, der Pieriden
schallende Stimme vernehmend,
auf der Erde, wie im unendlichen Meer.
Auch der tief im grausenvollen
Tartaros liegt, der Götter
Feind, der hundertköpfige Typhos,
welchen einst Kilikien in viel
besungner Höhle nährte. Aber
jezo lastet schwer ihm die zottige Brust über
Kyme, die meerumzingelte Küste,
und Sikelien; bändigt ihn die
Säule des Himmels, vom Sturm
umbraust, Aetna, schneidenden Schnees
Nährer, so lang das kreisende Jahr rollt.

2. Strophe.

Tief aus seinen Schlünden brechen
grausenerregenden Feuers
reine Quellen tosend hervor.
Dicken Dampfes glühende Wogen rollt Tags der Strom
zu den Wolken. Aber nächtlich wälzt
sich im Dunkel, donnernde Felsen schleudernd
in des Meeres Tiefe, die lodernde Glut.
Diese wilden Ströme Hephästos speit das
kriechende Unthier empor.
Starrer Schauder fafst, wer mit Augen es anschaut;
selbst noch ein Wunder, fern nur von des Wallers Mund
zu vernehmen,

2. Antistrophe.

wie gefesselt zwischen Aetnas
dunkelumschattetem Gipfel
und dem Fufs er liegt; es durchfurcht
ihm den gegenstemmenden Rücken das Felsenbett! —

Dir, o Zeus, ach! Dir sey's zu gefallen!
der Du diesen Gipfel, des reichen Eilands
Stirn umwaltest. Mit seinem Namen erhebt
jezt die nachbarliche Stadt der herrliche
Gründer im Pythischen Kampf.
Denn dort nannte preisend des rufenden Herolds
Stimme sie, laut verkündend ihres Hierons
Sieg im schnellen

2. Epode.

Wagen. Des flutengetragenen
Schiffers erste Freude ist es,
wenn im Beginnen der Meersfahrt
günstig ihm die Segel der Wind schwellt. Denn gleich
ist dann — so vertraut er — auch am
Ende die Rückkehr. Also
giebt auch dieses Glückes Gewährung
später Zukunft sichren Besitz:
noch oft verherrlichen Siegeskränze,
Rosse oft und schallende Feste die junge Stadt.
Der Du in Lykien herrschest und Delos,
Phoebos, und Kastaliens Fluten
liebst, des Parnassischen Quells,
trag' in nie vergessendem Sinn
diefs und das Land, die Wiege der Männer!

3. Strophe.

Denn nur von den Göttern stammt der
Tugend der Sterblichen jede
Kraft, wer weise, kundig des Kampfs,
oder Meister siegender Rede ward. Jenen Mann
streb' ich heut' zu preisen, und es irrt,
ich ahnd' es, geschleudert von nervigtem Arm,
nicht mein ehernwangigt Geschofs von der Bahn;
mächtig überfliegt es weit der Gegner Schwarm.

Möchte doch so auch der Zeit
späte Dauer Seegen verleihen, und süfser
Gaben Geschenk und die Erinnrung jeglicher
Mühe tilgen!

3. Antistrophe.

Dann gedenk er wieder, welche
drohende Schlachten des Krieges
er mit ruhig duldendem Muth
focht, da durch der Götter Hand Ehre sie fanden, wie
der Hellenen Keiner noch pflückte,
ihres Reichthums stralende Krone. Warlich
Philoktetes Schicksal erfahrend, stritt er
jezo, welchem freundlich schmeichelnd, auch wer Stolz
in der unbiegsamen Brust
trug, sich nahte. Denn als an folternder Wund' er
litt — so erzählt man — kamen, ihn zu suchen, zu
Lemnos Eiland

3. Epode.

einst die unsterblichen Helden —
Poeas hogenrüstigen Sohn, der
Priamos Veste zerstörte,
und ein Ziel der Arbeit der Danaer gab.
Kraftlos wankte zwar sein Tritt; doch
heischt' es des Schicksals Ausspruch.
Werde nun auch Hieron also
in der Zeiten Folge der Gott
ein Retter, jeden Wunsch ihm gewährend.
Lafs', o Muse, auch bei Dinomenes jezt den Siegs-
ruhm jenes Viergespannes ertönen.
Denn nicht fremd ist ob des Vaters
Siegen die Wonne dem Sohn.
Auf! auch Aetnas Herrscher ersinne
nun einen freundlich tönenden Hymnos!

4. Strophe.

Ihm, dem mächtig jene Stadt mit
götterumwalteter Freiheit,
im Gesetz des Hyllischen Rechts,
Hierons Hand gründete; denn von Aegimios
alter Satzung wollen Pamphylos
und der Herakliden Geschlechte nimmer
weichen, weichen nimmer der Dorische Stamm
um Taygetos Höhn. Fern vom Pindos her
stürmend, eroberten sie,
nah bei Tyndars Söhnen mit schimmernden Rossen,
ehrebekrönt Amyklae, wo nun ewig ihr
Lanzenruhm strahlt.

4. Antistrophe.

Zeus, bei Amenas Gewässern
sichre den Herrschern und Bürgern
ewig dieses Heiles Besitz,
stets des Rechtes Pfad mit geradem Blick zu erspähn.
Mit Dir führe sanft der greisende
König zu harmonischer Ruhe den Sohn,
dem der Herrschaft Macht er verlieh, und das Volk!
Gieb, ich flehe, gieb, Kronion, huldreich, dafs
friedlich in heimischer Stadt
der Phöniker weil' und der wilden Tyrsener
Schlachtengeschrei, sehend ihrer Flotte seufzende
Schmach vor Kyme,

4. Epode.

und was sie von Syrakusas
Herrschern litten, einst besiegt von
seinen schnellwandelnden Schiffen;
welcher ihre Jugend ins stürmende Meer
warf, und schwerer Knechtschaft Fesseln
Hellas entrifs. Ich wähle
Salamis zum Preis der Athener

mir; in Sparta tönet der Kampf
am Waldgebirge Kithaerons mein Lied,
wo der bogenrüstige Meder Verderben litt.
Aber am quellenreichen Gestade
Himeras erschalle mir der
Kinder Dinomenes Ruhm,
den ihr Heldenmuth sich errang,
triefend vom Blut der feindlichen Männer.

5 Strophe.

Sprichst nur, was die Stunde heischt, Du
weislich, und ziehst Du von vielem
nur die Summe drängend in Eins,
folget mindrer Tadel Dir nach. Denn es lähmt des Geists
schnellen Flug der Fülle Ueberdruſs.
Fremder Ruhm drückt heimlich des Bürgers Brust; doch
schwerer noch bei ihm unerreichbarem Glück.
Dennoch aber — Neid ist besser denn Mitleid —
klimme zum Gipfel des Ruhms.
Lenke mit dem Steuer des Rechtes Dein Volk, und
schmiede der Zunge Richterspruch auf trugloser
Wahrheit Ambofs.

5. Antistrophe.

Denn entsprühet Kleines ihr auch,
achtet von dir man es dennoch
hoch: von Vielem Schaffner bist Du;
Deiner Thaten jede beachten der Zeugen viel.
Schwellt des Ruhmes Blüthe sehnsuchtsvoll
Dir die Brust, soll ewig des süfsen Preises
Wonne Dir seyn; schone der Schätze nicht karg.
Gieb, des Schiffes weisem Führer ähnlich, die
lusigten Seegel dem Wind.
Gleisnerischen Vortheils Gewinnst lass', o Freund, Dich
nimmer verblenden. Nur des überlebenden
Ruhmes Stimme

5. Epode.

dringt — wenn vom Leben wir scheiden
unsres Wandels Zeug', ins Ohr dem
Thatenverkünder und Sänger.
Nie stirbt Kroesos menschenbeglückende Huld.
Aber Phalaris, den wilden
Mörder in ehrnem Stier, weiht
überall dem Abscheu der Nachruf.
Nie gesellt bei häuslichem Mahl
die frohertönende Leyer ihn der
Jugend der lieblichlispelnden Wonnegemeinschaft zu!
Glücksgenufs ist der erste der Preise,
edlen Rufs Besitz das zweite
Loos, und wo irgend ein Mann
beide Gaben fand und errang,
der hat der Kränze schönsten gebrochen.

Pindars zweite Pythische Ode.

1. Strophe.

Weitummauerte Syrakusa,
Du, des kampfeschnaubenden
Ares Heiligthum, der waffenfrohen
Männer und Rosse
göttliche Nährerin,
Dir von der glänzenden Thebe Fluren
tragend kommt' ich dies Lied, des erderschütternden
Viergespanns heilbringende Botschaft;
auf welchem, ein Sieger im Prachtgeschirr,
Hiero mit weitstralender Kränze Schmuck
Ortygia umwand,
der Flüssebeschützerin Artemis Sitz.
Denn sonder diese nicht bezwang er mit
ruhigen Händen
die buntgezügelten Füllen.

1. Antistrophe.

Denn der bogenerfreuten Jungfrau,
und des wettkampfslenkenden
Hermes Zwillingshand legt ehrend selbst den
stralenden Schmuck auf,
wann er der Rosse Kraft
jetzt an die zügelgehorchenden Rader
und den leuchtenden Wagen spannt, laut rufend zum
hehren Dreizackschwinger Poseidon.
Für andre der Herrscher ertönte einst
andrer Sänger weithallender Preisgesang.

erhebend rauscht oft noch der Kyprier Lied,
unsterblicher Tugend Lohn,
um Kinyras, ihn, den wohlwollend
einst der Latoide,
der lockenstrahlende, lichte,

1. Epode.

Aphroditens heimischen Priester.
Für empfangener Wohlthat Reiz
führt des Herzens ehrender
Dank zum Preis. Dich, o Sohn des Deinomenes, singt
rühmend die Jungfrau, die Zephyrische
Lokrerin vor dem Hause,
aus unseligen Schlachtengewühles Drangsal
sicher entronnen durch deine rettende Macht.
Auf der Götter Geheifs
verkündet, sagt man, Ixion
den Sterblichen, im geflügelten Rade
ewig herumgewälzt:
dem Wohlthäter, entgegnend wieder
süfse Vergeltung, zu lohnen.

2. Strophe.

Klar hat er es erprüft. Ein süfses
Leben pflückend hoch in der
mildgesinnten Götter Rath, ertrug er
nicht das erhabne
Glück, als in Liebeslust,
rasenden Sinns, er für Here brannte, Zeus
wonnumstraletem Lager hochvermählete.
Doch in grundlos gähnend Verderben
stürzt da ihn des Stolzes Vermessenheit,
und gerechtes bald leidend, erseufzet er
in auserwählter Pein
unselger Muh. Zwiefacher Frevel verhängt

ihm Busung, dafs verwandtes Blut zuerst, nicht ohne
tückische Kunst, er
den Erdgebohrnen verspritzte;

2. Antistrophe.

und Zeus Gattin versuchte in des
hohen weitgeöfneten
Brautgemachs unendlichen Räumen. Kluglich
schaue ein jeder
immer das eigne Maafs.
Frevelnde Liebesgemeinschaft stürzt' oft
auch gelingend ins Elend. Denn nach schmeichelnder
Tauschung Trugbild haschend umarmte
ein nichtiges Wolkengebild der Thor.
Aehnlich an Gestalt glich sie der himmlischen
erhabnen Tochter Kronos,
allein zum Trug hatte mit künstlicher Hand
Zeus sie — ein stralend Ungluck — ihm gesetzt.
Selber bereitet'
er die vierspeichige Fessel

2. Epode.

sich nun, sein Verderben; von deren
unentrinnbarer Schling' umfafst
laut den allverbreiteten
Spruch er ruft. Von den Chariten fern da gebahr
einsam den einsam übermüthigen
Sohn sie ihm, — in der Menschen
Kreis ein Fremdling und fremd in der Götter Sitzen.
Aber sie nährt ihn und nennt Kentauros ihn, und
er vermischet sich wild
an Pelion's waldigter Ferse
mit Stuten Magnesiens, da entsteht — ein
Wunder zu schaun — ein Volk
der Abkunft gleich, von unten der Mutter,
aber dem Vater von oben.

3. Strophe.

Gott führt jegliches Hoffen leicht zum
Ziel, dem schnellvollendenden.
Gott, der hoch des Adlers Schwing' ereilet,
und den Delfin, den
flutendurchschneidenden
schnell überflügelt, in Staub oft beugte,
wer der Sterblichen hochgesinnt war, anderen
aber niemals alternden Ruhm gab.
Verläumdung das mächtige Ungeheuer
flieh' ich. Denn von fern sah' ich Archilochus,
des bittren Tadels Freund,
so oft, an schmähsüchtiger Feindschaft sein Herz
er weidete, von Noth umdränget. Reich
seyn mit der Weisheit
bescheidnem Theil, ist das beste.

3. Antistrophe.

Dir, o Waltender, ward dieſs herrlich
in der Freiheit athmenden
Seele zu verleihn, Du König vieler
mächtig umkränzten
Strafsen und Volks. Denn wenn
einer der frühergebohrnen einen
mehr als Dich in der Ehren Glanz und Reichthum in
Hellas grofs nennt, ringet umsonst er
in eitel von Prahlsucht geblähtem Sinn.
Deine Tugend laut schallend verkündend werd'
ich festlich den blumen-
geschmückten Schiffszug Dir besteigen. Es hilft
der wilden Schlachten Muth der Jugend. Darum
sag' ich, erwarbst Du
des Ruhms unsterblichen Preis Dir

3. Epode.

bald den rossetummelnden Männern
Dich gesellend im Kampf, bald des
Fufsvolks Reihen. Aber des
Alters weiserer Rathschlufs zeigt überall
frei und gefahrlos stets des preisenden
Liedes Pfade mir. Heil dir!
Gleich Phoenikischer Waare wird auf des Meeres
grauliehen Fluten dir dieser Hymnos gesandt.
Mit gefälligem Blick
empfange dann das Kastorische Lied,
Aeoliens Saiten begegnend, der sieben-
tönigen Leier Geschenk.
Sei stets wie du gelernt zu seyn. Immer
heifset bei Kindern der Affe

4. Strophe.

schön. Allein Rhadamanthys theilt der
Seelgen Loos, weil tief er des
Sinnes tadellose Frucht brach, nie von
thörichtem Truge
eitel das Herz geschwellt;
wie er verläumderisch stets der Schmeichler
Zung' entrieft. Ein Verderben, nie zu besiegen sind
der Verläumdung Priester für beide,
der Füchse betrüglicher Art verwandt.
Aber Frommen? Was frommte ihnen nun
der Ränke Hinterlist?
Wann tief im Grund mühsam der Wogen Gedrang
das Netz durchkämpft, schwimm' ich uneingetaucht,
ähnlich dem Korke,
hoch auf der Fläche der Salzflut.

4. Antistrophe.

Nie kann frei in der Edlen Kreis' ein
starkes Wort des trugrischen

Bürgers Brust entströmen. Gleich stets jeden
kosend umschmeichelnd
wirret er all' in Eins.
Fern sey sein Frevel von mir. Den Freund zu
loben wahl' ich mir; doch dem Feinde kämpf' ich nach
Wolfes Art feindselig entgegen,
betretend bald hier den gekrümmten Pfad, bald dort.
Stets gewinnt ein gradzüngiger Mann den Preis
in jeder Satzung Recht;
bei Herrschernacht, da wo das stürmende Volk
regiert und wo der Weisen Rath die Stadt
schützte. Doch mit Gott
mufs nie vermessen man streiten,

4. Epode.

welcher bald erhebt die einen,
bald mit stralendem Ruhm wechselnd
andre hoch umkränzt. Allein
dies auch gnüget erfreuend der Neidischen Herz
nicht, und an ungleich schwankender Wage
Schaalen ziehen sie, heftend
tiefend die schmerzende Wunde der eignen Brust ein,
eh' was im Busen sie heimlich brüten gelingt.
Mit zufriedenem Sinn
des Nackens schicksalbeschiednes
Joch tragen, ist besser. Gegen den Stachel
lecken ist schlüpfriger
Pfad. Mir sey es vergönnt mich prüfend
unter die Guten zu mischen.

Pindars vierte Pythische Ode.

An Arkesilaos, König von Kyrene, nach einem Wagensiege in den Pythischen Spielen.

Die vierte Pythische Ode zeichnet sich durch ihre Länge, durch den Reichthum und die Mannigfaltigkeit der Bilder, welche sie der Phantasie darbietet, und durch ihren zum Theil völlig epischen Gang unter allen, uns von Pindar übrig gebliebenen Gedichten aus. Man hat ihr sogar diese Eigenthümlichkeiten zum Vorwurf gemacht, und die unverhältnifsmäfsige Länge der episodisch eingewebten Schilderung des Argonautenzugs getadelt. Ich lasse es dahingestellt seyn, inwiefern eine solche Digression mit der Einheit der lyrischen Composition verträglich seyn mag, oder nicht. Aber gewifs, und auch sonst schon bemerkt ist es, dafs die Beurtheilung der poetischen Einheit bei den alten Dichtern andre Regeln, als bei den neuern voraussetzt, und dafs man nie vergessen darf, dafs die erstern insgesammt, nur mehr oder weniger, öffentliche Personen waren, bei bestimmten Gelegenheiten und vor bestimmten Versammlungen, nicht wie die letzteren, vor einem allgemeinen, unbestimmt gedachten Publikum, oder vielmehr blofs vor dem Richterstuhl des Geschmacks in ihnen selbst auftraten. Wenn diese Eigenthümlichkeit, die, ihrer Natur nach, sowohl Vorzüge als Mängel erzeugen mufs, schon auf die Epopee, die Tragödie, vorzüglich auf die Komödie, endlich, da sie innigst in die griechische Vorstellungsart verwebt war, auf alle Productionen des griechischen Gei-

stes einen nicht geringen Einfluſs ausübte; so ist sie in einem weit vorzüglicheren und nicht selten Nachsicht erheischenden Grade in den Siegeshymnen sichtbar, welche von Pindar allein auf uns gekommen sind, und die schwerlich, wie vortrefflich sie auch selbst sind, den besten und interessantesten Theil seiner so mannigfaltigen Werke ausmachen mochten. Sollte man aber auch diese Bemerkung gleich in der gegenwärtigen Ode noch so sehr bestätigt finden, so zeigt doch keine andre Pindars Genie in einer solchen Erweiterung, da er in ihr zugleich bewundernswürdige Talente des epischen Dichters entwickelt, und seine meisterhafte Kunst in der Charakterschilderung nirgends so sehr, als hier, erscheint. Je sorgfältiger man die Stelle, wo Jason zuerst nach Hause zurückkehrend, plötzlich unter seinen Bürgern auf dem Markt erscheint, untersucht, je genauer man die Gegeneinanderstellung des geraden und muthigen Jünglings mit der furchtsamen Verschlagenheit des alten Pelias vergleicht, desto mehr wird man finden, daſs jeder kleinste Zug das Gepräge des Charakteristischen an sich trägt. Selbst bei der Aufzählung der einzelnen Helden, die sich dem Jason zugesellten, macht fast ein jeder ein individuelles, in scharfen Umrissen gezeichnetes Bild aus. Da aber Pindar auch bei der Erzählung des Argonautenzuges sich fast bloſs an die Schilderung der Charaktere hält, und nur sehr wenig in die eigentliche fortlaufende Beschreibung der Handlung eingeht, so beweiset er dadurch zugleich, wie künstlich und vorsichtig er seinen Gegenstand selbst da noch lyrisch behandelt, wo er in der That schon episch zu werden anfängt.

Immer bleibt es der Einbildungskraft schwer, das Ganze dieser Ode in Ein Bild zusammenzufassen, und diese Schwierigkeit wird noch dadurch erhöht, daſs der Dichter auf mehrere historische Umstände anspielt, welche, da sie ei-

nen nicht gerade sehr wichtigen Theil der alten Geschichte betreffen, nur den wenigsten Lesern sogleich gegenwärtig seyn können. Um die Uebersicht des Ganzen zu erleichtern, dürfte es daher nicht überflüssig seyn, den Gang der Ode in wenigen Zügen vorzuzeichnen, und zugleich die nöthigsten historischen Notizen hier in einer zusammenhängenden Erzählung vorauszuschicken, damit die Aufmerksamkeit bei der Lesung des Gedichts selbst nicht zu oft durch einzelne Anmerkungen unterbrochen werde.

Pindar besingt in diesem Hymnus den Wagensieg, welchen der Kyrenäische König Arkesilaos in den Pythischen Spielen davongetragen hatte. Allein aufser der Feier dieses Sieges hat er, wie das Ende dieser Ode deutlich beweiset, noch die Absicht einen gewissen Damophilos, einen Kyrenäer, der, wie es scheint, bei ausgebrochenen innerlichen Unruhen vom Arkesilaos aus seinem Vaterlande vertrieben, und nach Theben geflüchtet war, wieder mit seinem Könige auszusöhnen. Nur aus diesem letztern Standpunkte angesehn, wird die sonst sonderbare Anlage des Ganzen verständlich. — Arkesilaos hatte in den Pythischen Spielen, also bei Delphi gesiegt, das delphische Orakel hatte auch zuerst die Anlegung der Kyrenäischen Kolonie veranlafst, und daher nimmt der Dichter Gelegenheit, unmittelbar von der Erwähnung des Sieges auf die Gründung der Stadt überzugehen, welche der Sieger beherrschte, und diese zum Hauptthema seines Gedichts zu wählen, dadurch wird er erst auf die Geschichte der Insel Thera, und hernach auf den Argonautenzug geführt.

Arkesilaos Vorfahren stammten nemlich ursprünglich von den Argonauten ab. Denn als diese auf ihrem Zuge grade zu der Zeit in Lemnos landeten, als die Lemnierinnen ihre Männer getödtet hatten, so vermählten sie sich mit denselben, und die Abkömmlinge der von ihnen dort

erzeugten Kinder kamen, von den Pelasgern aus Lemnos vertrieben, nach Lacedaemon, wo man sie, vorzüglich in Rücksicht auf die Tyndariden, die dem Zuge beigewohnt hatten, aufnahm. Weil sie aber Unruhen zu stiften anfingen, wurden sie ins Gefängnifs geworfen, und als sie von da mit List entkamen, berathschlagte man sich, wie man sie greifen und hinrichten wolle. Zu eben dieser Zeit war Theras, welcher als Vormund für seine Schwestersöhne die Regierung in Sparta geführt hatte, und nach ihrer Grofsjährigkeit nicht wieder von ihnen beherrscht seyn wollte, im Begriff eine Kolonie nach Kallista, die nachher Thera hiefs, (einer kleinen Insel im Aegäischen Meere) zu führen, um sich dort mit seinen Verwandten zu vereinigen. Denn Kallista wurde damals von Abkömmlingen des Kadmos bewohnt, von welchem auch Theras sein Geschlecht durch Polynikes und Oedipus ableitete. Dieser schiffte die verurtheilten Abkömmlinge der Argonauten mit sich ein, und führte einen Theil von ihnen nach Thera. Unter den Nachkommen derselben war ein gewisser Battos, der in der siebzehnten Generation von Euphemos, einem der Argonauten, und einer Lemnierinn abstammte. Dieser, um mit Pindar der Sage der Kyrenäer zu folgen, (denn die der Theräer wich hiervon ab) hatte eine fehlerhafte, stotternde Sprache und fragte das Delphische Orakel, wie er von diesem Uebel befreit werden könne? Die Pythia aber antwortete hierauf nicht, sondern befahl ihm zu verschiedenen Malen eine Kolonie nach Libyen zu führen. Auf den wiederholten Befehl des Orakels entschlofs er sich endlich dazu, und baute, nach zweimal verändertem Wohnsitz, Kyrene, das auf diese Weise unmittelbar eine Pflanzstadt von Thera, mittelbar aber von Lacedämon war. Von Battos stammte Arkesilaos in der achten Generation ab.

Der erste Theil der Ode (v. 1—103) beschäftigt sich

allein mit der ersten Veranlassung zur Gründung von Kyrene. Auf der Nordküste von Afrika hatte eine Gottheit des Landes den zurückkehrenden Argonauten eine Erdscholle zum Gastgeschenk angeboten. Euphemos hatte sie angenommen, brachte sie aber nicht mit sich nach Hause zurück; sondern da sie aus Versehen aus dem Schiffe fiel, schwamm sie an das Ufer der Insel Thera. Den Sinn dieses Vorfalls und wie an diese Scholle das Recht auf die Bevölkerung und den Besitz von jener Küste geknüpft sey, erklärt Medea den Argonauten, indem sie ihnen zugleich den Zug ihrer Abkömmlinge nach Thera und die von dort nach Kyrene gesandte Kolonie weissagend vorherverkündigt.

Nachdem der Dichter hierauf die Erfüllung dieser Weissagung berührt, und sich an den Sieger gewendet hat, (v. 104 — 123) gehet er zum Argonautenzuge, als der ursprünglichen Veranlassung der Bevölkerung von Kyrene, über.

Dieser war seiner Absicht in doppelter Hinsicht angemessen, da er ihm Gelegenheit gab, den Ahnherrn seines Siegers, den Euphemos, in einer glänzenden Verbindung mit den ersten Helden Griechenlands zu zeigen, und zugleich in Iasons grofsmüthigem und gemäfsigtem Betragen gegen Pelias ein Muster der Versöhnlichkeit unter Verwandten und Bürgern aufzustellen. Er verweilt daher am längsten bei der Veranlassung des Zuges und der Abfahrt der Helden und fafst alles Uebrige nur in wenigen Strophen zusammen (v. 124—438). Ueber den Weg, welchen Pindar den Argonauten anweiset, ist viel von den Auslegern gemuthmafst worden. Um sich aber aus der Verwirrung zu retten, in welche diese Muthmafsungen führen, und sich den Zug auf eine einfache und zugleich sinnliche Weise darzustellen, darf man nur einen Blick auf die Homerische

Welttafel werfen, welche Voſs seiner Uebersetzung der Odyssee beigefügt hat — eine meisterhafte Arbeit und die allein hinreichend beweiset, daſs ihr Verfasser mit eben so tiefem Forschungsgeiste in die Vorstellungsweise des Alterthums eindringt, als er mit bewundernswürdigem Genie die dichterischen Produkte desselben in unsre Sprache überträgt. Auch Pindar bleibt im Ganzen genommen hier den ersten Begriffen der Erdkunde getreu, nur daſs er einige, jener frühern Zeit unbekannte Namen einmischt. Seiner Beschreibung und jenen Begriffen nach, kann man sich, dünkt mich, die Reise der Argonauten nicht anders, als folgendermaſsen denken. Von Iolkos, Iasons Vaterstadt in Thessalien, schifften sie durch den Hellespont und Propontis (die Pindar jedoch nicht nennt) in den Pontus Euxinus, welcher aber damals noch nicht *Euxinus*, (der wirthliche, von den griechischen Pflanzstädten an seinen Küsten) sondern *Axinus* (der unwirthliche, wegen der ihn umwohnenden Barbaren) hieſs. Von dort gelangten sie durch den Phasis nach Kolchis, den Rückweg nahmen sie gerade in der entgegengesetzten Richtung. Durch den Phasis strömte nemlich, wie man sich vorstellte, der die ganze Erde umfliefsende Okeanos auf der Ostseite ein. In diesen kamen sie vom Phasis aus, und so weiter an die östliche und südliche Küste von Libyen (Afrika), wo Pindar das rothe Meer nennt. Um Afrika segeln sie nicht herum, sondern gehen von Süden nach Norden, indem sie die Argo auf den Schultern tragen, zu Fuſs über das Land bis an den See Triton. Da, jenen Vorstellungen zufolge, Afrika überhaupt überaus schmal war, an dieser Stelle aber die Bucht bei der Syrte seine Breite noch vermindert, und man sich den Tritonischen See tief innerhalb des Landes und vermittelst eines schmalen Stromes ins Meer ausfliefsend dachte, so war dieser Landweg, den Pindar auf zwölf Tagereisen be-

stimmt, nicht übermäfsig grofs. Von dem Tritonischen See endlich steuerten sie durch das Aegäische Meer bei Thera vorbei nach Hause, kamen aber, vielleicht durch den Wind verschlagen, zuerst weiter nördlich nach Lemnos.

Mit einer Wendung, welche auch noch in andern Oden auf eine ähnliche Weise wiederholt ist, bricht der Dichter jetzt die lange Digression vom Argonautenzuge plötzlich ab, und wendet sich nunmehr allein zu seinem Hauptgegenstand, den Sieger, und Damophilos Bitte um seine Rückkehr nach Kyrene. Hier (v. 439) beginnt derjenige Theil des Gedichts, welcher leicht in den Augen der meisten Leser als der schönste und wichtigste erscheinen dürfte. In einer Reihe trefflicher Sentenzen, in welchen die Tiefe des Sinnes mit der Kürze und der Kühnheit der Diktion wetteifert, fodert Pindar den Arkesilaos zur Grofsmuth und Mäfsigung gegen seine Feinde auf, zeigt ihm (v. 467 — 479) zugleich in einer feinen und räthselhaften Einkleidung die nachtheiligen Folgen, mit welchen allzu grofse Strenge sich selbst zu bestrafen Gefahr läuft, und empfiehlt den verbannten Damophilos. Ob man nun gleich aus diesem Schlusse wohl sieht, dafs unter Arkesilaos Regierung bürgerliche Unruhen ausgebrochen seyn müssen, deren Theilnehmer Arkesilaos mit grofser Strenge verfolgte, so weifs man doch übrigens von dem genaueren Detail dieser Begebenheiten fast nichts, so wie überhaupt nur sehr wenig von der letzten Periode der Kyrenäischen Könige aus dem Geschlecht der Battiaden. Von Battos, dem ersten Erbauer von Kyrene, an, herrschten nemlich, wie auch das Orakel zu Delphi geweissagt hatte, acht Könige über Kyrene, welche wechselsweis den Namen Battos und Arkesilaos führten. Die Geschichte der ersten sechs derselben erzählt Herodot ausführlich. Aber von den beiden letzten finden sich nur wenige und zerstreute Nachrichten. Der

Sieger, an den diese Ode gerichtet ist, war der letzte von ihnen, Arkesilaos IV., mit dessen Ermordung die Herrschaft der Battiaden über Kyrene aufhörte, und eine Volksregierung an ihre Stelle trat. Seinen gegenwärtigen Sieg in den Pythischen Spielen trug er, wie der Scholiast des Pindar, übereinstimmend mit den übrigen Geschichtsumständen, bezeugt, in der 31. Pythiade (461 v. Chr. G., wenn man die erste Pythiade in das Jahr 581 v. Chr. G. setzt) davon, und die Verfertigung dieser Ode fällt daher in die letzten zehn Lebensjahre Pindars *).

Soviel wird zum Verständnifs der Ode im Ganzen hinreichend seyn.

Ueber die Uebersetzung füge ich hier, wo es nur vorzüglich darauf ankömmt, Leser, die des Griechischen unkundig sind, mit einem der vorzüglichern Stücke Pindars bekannt zu machen, nichts weiter hinzu. Nur bemerken mufs ich, dafs sie schon seit einigen Jahren fertig liegt und dafs ich sie jetzt, bei nochmaliger Durchsicht, an noch mehreren einzelnen Stellen umgeändert haben würde, wenn ich nicht gefürchtet hätte, der Einheit des Ganzen zu schaden, von welcher die Hauptwirkung abhängt.

Das Silbenmaafs kommt mit dem des Originals in der Wiederkehr ähnlicher rhythmischer Perioden, nicht aber in Absicht der einzelnen Verse überein, welches letztere ich erst späterhin versucht habe. Mich über die Nachbildung der lyrischen Silbenmaafse der Griechen im Deutschen genauer zu erklären, verspare ich, bis ich, wie ich bald hoffe, im Stande bin, über die Pindarischen Silbenmaafse selbst Rechenschaft abzulegen, — eine Arbeit, die um so nothwendiger ist, als gerade die neuesten und berühmtesten Her-

*) Hier ist die Berichtigung S. 328 dieses Bandes zu vergleichen.

ausgeber des Pindar sie zum nicht geringen Nachtheil der genaueren kritischen Behandlung des Dichters so gut als gänzlich vernachläfsigt haben.

I. Strophe.

Heute ziemt es Dir, Muse, dem theuren Mann zur
Seite zu stehen, der rossereichen Kyrene
Herrscher, heut', an Arkesilas Siegesfeste,
Pytho der schuldigen Hymnen Hauch und den Kindern
Leto's zu schwellen;
da, wo einst, in Kronions
goldener Adler Mitte —
Phöbos weilte nicht fern — die
Jungfrau dem Battos Libyens
fruchtbare Fluren
zu bebauen weissagend gebot,
dafs weichend vom heilgen Eiland, auf des
Landes silberschimmernder Höh',
die wagenrüstige Stadt er gründe.

I. Antistrophe.

Also sollt' er, nach sechzehn dahingeschwundnen
Menschengeschlechtern, das Wort Medeens vollbringen,
welches einst mit begeistertem Mund' in Thera
Kolchis Gebietrin, Aeetes muthige Tochter
ahndend verkündet.
Also sprach sie zu Jasons
götterentsprofsnen Schiffern.
„Hört mich, Söhne der tapfern
„Helden und Götter, denn ich
„sag' Euch, es pflanzt aus
„diesem wogenirrenden Land,
„sich Epaphos Tochter in Kronion-

„Ammons Sitzen einst einen Stamm
„von Städten, aller irrdischen Sorgfalt.

1. Epode.

„Mit kurzbeschwingten Delphinen
„werden sie schnelle Rosse vertauschen,
„und an der Ruder Statt, Zügel
„lenken, und windschnell eilende Wagen.
„Jenes Zeichen wird Erfüllung
„krönen, Thera zur Mutter mächtiger
„Städte machen — jene Scholle
„Erde, welche zum Gastgeschenke, bei
„des Tritonischen Sees
„Mündung, springend herab vom Schiff, Euphemos
„aus des menschenähnlichen Gottes
„Hand empfing. Heilverheifsend sandte Vater
„Zeus ihm einen rollenden Donner.

2. Strophe.

„Lichtend hängten wir eben den erzbeschlagnen
„Anker, der eilenden Argo Zaum, an das Schiff; da
„kam er zu uns. Zwölf Tage lang hatten wir das
„wogendurchwandelnde Fahrzeug vom Ozeane
„über der Erde
„wüsten Rücken — denn also
„rieth ich es Euch — getragen.
„da begegnet' in eines
„ehrwürd'gen Helden hehres
„Antlitz gehüllet,
„uns der einsamwandernde Gott;
„und trauliche Worte sprach er — also
„ladet wohl der gastfreie Mann
„den kommenden Fremdling freundlich zum Mahl.

2. Antistrophe.

„Doch die süfsre Rückkehr verbot uns dort zu
„weilen. Da nannt' er Eurypylos seinen Namen,

„rühmte sich des nie alternden Erdumgürters
„Sohn, und erkannte die Eil der dringenden Heimfahrt.
„Schnell griff er Erde
„mit der Rechten vom Boden,
„uns zum Geschenk zu geben.
„Nicht die Gabe verschmähend,
„schwang sich Euphem ans Land, und
„freudig empfing er
„da die göttliche Scholle von ihm.
„Jetzt aber, vernehm' ich, ging sie plötzlich
„von des Meeres salziger Flut
„hinweggespült aus dem schnellen Schiffe,

2. Epode.

„hin mit des Ozeans Wogen.
„Oftmals befahl ich zwar sie zu hüten
„den mühentladenden Dienern,
„doch es entschwand dem Sinn der Vergefsnen.
„Und zu früh ist nun in diesem
„Eiland Libyens unvergänglicher
„Saame verstreut. Denn wenn in der
„heiligen Taenaron, an des Aïdes
„unterirrdischen Mündung,
„einst heimkehrend Euphemos, Poseidaons
„Sohn, des Rofsbezähmers, ihn legte —
„er, den Tityos Tochter einst, Europa,
„an Kephissos Ufern gebohren —

3. Strophe.

„dann errang ihm sein Blut in der späten Enkel
„viertem Geschlechte mit Hellas Söhnen die weite,
„unermefsliche Küste. Denn dann verlassen
„sie Lakedämons Flur, dann Mykene und Argos
„trauernden Busen.
„Doch nun zeugt er in fremder
„Weiber Umarmung einen

„auserlesenen Stamm, dem
„ehrend die Götter dieses
„Eiland verleihen.
„Und aus ihm entsprosset der Mann,
„der schwarzumwölkten Gefilde Herrscher,
„dem, vom goldumschimmerten Thron,
„wenn forschend zu Pythos Tempel er kommt,

3. Antistrophe.

„einst Apollon weissagend gebeut, dafs, Schiffe
„rüstend, er viele der Schaaren hin zu des Nilos,
„Kronos Sohns, fetten, heiligen Auen führe."
Also die Rede Medeens. Und unbeweglich
safsen verstummend,
ob der Weisheit der Deutung
staunend, die Göttersöhne.
Seelger Sohn Polymnestos,
Dich verherrlichte da der
Delphischen Jungfrau
unentlockt ertönender Spruch.
Denn dreimal mit freudigem Willkommen
Dich begrüfsend, nannte sie Dich
Kyrenens schicksalbestimmten König,

3. Epode.

als nach der stotternden Stimme
Lösung Du forschtest, welche die Götter
verhiefsen? Und jetzt auch grünet,
wie in des purpurblumigen Frühlings
Jugend, seiner hohen Enkel
achter Sprölsling, Arkesilas, welchen
mit des Wagensieges Ruhm nun
durch der Amphiktyonen Richterspruch
Phoebos kränzet und Pytho.
Ihn soll heute mein Lied den Musen weihen,

und des Widders goldenes Vliefs. Denn
als nach diesem die Minyer schifften, pflanzten
hohe Würden ihnen die Götter.

4. Strophe.

Welchem Anfang entspann sich der Zug der Helden?
Welcher Gefahren Macht drängte sie mit des Erzes
Keil? Verheifsen war Pelias einst von Aeols
muthvollen Söhnen zu fallen, ihrer Hand, oder
siegendem Rathschlufs.
Denn von der heiligen Jungfrau
Mund auf der waldumkränzten
Erde Mitte geweissagt,
kam ihm ein schauervoller
Ausspruch und warnte
ihn vor dem einschuhigen Mann,
wenn von des Gebirges Heerden einst er
zu Jolkos sonniger Flur,
ein Fremdling, oder ein Bürger, käme.

4. Antistrophe.

Und er kam mit den kreisenden Monden. Zween
mächtige Speere schwang sein Arm, ein ungeheurer
Mann; ein doppeltumhüllend Gewand bedeckt ihn;
eins nach Magnesischem Brauch der herrlichen Glieder
Schönheit umfliefsend;
drüber wehrte des Pardels Haut
den stürmenden Wettern.
Glänzend umwallten ringelnd,
nimmer verletzt vom scharfen
Stahle, die Locken
seinen ganzen Rücken. So stand
er furchtlos schreitend, erprüfend seines
Busens unerschütterten Muth,
vom Volk umdrängt, in des Marktes Mitte.

4. Epode.

Sie kannten ihn nicht, und staunend
redete also einer zum andern:
„diefs ist nicht Phoebos Apollon;
„nicht Aphroditens Liebling mit eh'rnem
„Wagen. Fern in Naxos Auen
„sanken Iphimedeens Kinder — so
„geht die Sage — Otos hin, und
„Du, vermessener Epialtes. Auch
„traf den Tityos mordend
„längst schon Artemis schneller Pfeil, der Göttin
„niebesiegtem Köcher entstürmend,
„dafs erreichbare Liebe nur der Menschen
„Busen zu erstreben sich wähle."

5. Strophe.

So der Staunenden Wechselgespräch. Da kam mit
eilenden Maulern im schöngeglätteten Wagen
Pelias plötzlich herbei, und Entsetzen fafst' ihn,
als er den kenntlichen Schuh allein an dem rechten
Fufse bemerkte.
Doch verschlagen den bangen
Kummer im Herzen bergend,
fragt er freundlich ihn: „welches
„Landes Entsprofsnen nennst Du
„rühmend Dich, Fremdling?
„Welches erdgeborene Weib
„trug Dich, als Mutter im edlen Schoofs? nicht
„Deinen Mund mit schändlichem Trug
„entweihend, verkünd uns Deine Abkunft."

5. Antistrophe.

Unerschrocken erwiedert' er ihm mit sanften
Worten: „Ich rühme mich Chirons Lehre zu üben.
„Denn von seiner umschatteten Höle komm' ich,

„Philyra und Chariklo verlassend, wo sorgsam
„mich des Kentauren
„reine Töchter erzogen.
„Aber nie sie mit Worten,
„noch mit Werken erzürnend,
„kehr ich jetzo, nach zwanzig
„Jahren, nach Hause,
„um des Vaters, nun sonder Recht
„verwaltete, alte Würde, die dem
„Völkerführer Aeolos einst
„und seinem Stamm Zeus verlieh, zu nehmen.

5. Epode.

„Denn frevlerisch hat sich, hör' ich,
„seines Ehrgeizes Uebermuth folgend,
„gewaltsam Pelias meiner
„Eltern uralter Herrschaft bemächtigt,
„die, als ich zuerst den jungen
„Tag erblickte, den unversöhnlichen
„Herrscher fürchtend, schnell mit düstrer
„Trauer, als wär' ich todt, und jammerndes
„Weibes Klagegeheul das
„Haus erfüllten, und mich, in Purpurwindeln
„eingehüllt, und heimlich die Nacht mir
„zur Genossin des Weges wählend, sandten
„Chiron mich zur Pflege zu geben.

6. Strophe.

„Doch jezt wisset Ihr kurz meines Lebens Schicksal.
„Zeiget mir wahrhaft nun, edle Bürger, die Wohnung
„meiner Ahnherrn mit schimmernden Rossen. Denn ein
„Sprößling des Landes, und Aesons Sohn, komm ich, nicht ein
„Fremdling zu Fremden,
„Iason nannte mich Chiron,
„Kronos Erzeugter." Also
sprach er, und es erkannt' ihn,

wie es ihn sah, des Vaters
Auge; da heben
Thränen von der Wimper dem Greis,
es freut sich innig das Vaterherz, nun
wieder zu erblicken den Sohn,
den schönsten der erdgebornen Mütter.

6. Antistrophe.

Schnell besuchen ihn freudig die beiden Brüder,
hörend den schallenden Ruhm des Sohns, aus der Nähe
Pheres, den Hypereischen Quell verlassend,
und aus Messenien Amythaon; auch eilen,
dafs sie des Oheims
Sohn begrüfsen, Admetos
hin und Melampos. Alle
nimmt am fröhlichen Mahl mit
kosender Rede Iason
freundlich auf, spendet
süfse Freundschaftsgaben, und weckt
jeglicher Freude Reiz. Also pflücken
sie fünf Tag' und Nächte hindurch
des Vollgenusses heilige Blume.

6. Epode.

Am sechsten aber legt er von
Anfang die ganze männliche Rede
den Freunden prüfend vor. Alle
geben ihm Beifall, und er verläfst mit
ihnen schnell des Vaters Hütte.
Eilend stehen sie bald an Pelias
Schwelle. Sie vernehmend gehet
der schönlockigen Tyro hehrer Sohn
freundlich ihnen entgegen.
Da beginnt mit sanfter Stimme, mit des
Friedens sufs hinströmender Rede,
Iason weiser Gespräche Grund zu legen.
„Sohn des Erdumgürters Poseidon!

7. Strophe.

„Schneller eilet der Sterblichen Herz, des Truges
„schnöden Gewinnst, denn des Rechtes Pfade, zu wählen;
„schleicht es gleich so zu bittrer Reue Qualen.
„Uns aber ziemt es, der Brust Begierden besiegend,
„friedlich der Zukunft
„Heil zu weben. Von Einer
„Mutter — Du weifst es — stammte
„Kretheus ab, und Salmoneus
„frevelnde Kühnheit. Und von
„ihnen, die dritten
„Enkel, sprossend, sehen jetzt wir
„der Sonne goldene Kraft. Die Moiren
„riefen, wenn, verhüllend die Schaam,
„Zwist Eines Blutes Entsprofsne spaltet.

7. Antistrophe.

„Nicht mit schildezertrennenden Schwerdtern, nicht mit
„Lanzen gebührt es uns, der herrlichen Ahnherrn
„hohe Würde zu theilen. Ich lasse Dir die
„Heerden der Schaafe, die röthlichen Rinder, und alle
„Aecker, womit Du,
„meinen Eltern sie raubend,
„jetzt Deinen Reichthum nährst. Es
„kränkt mich nicht, dafs Dein Haus diefs
„glänzend erhebe. Doch den
„Scepter der Herrschaft
„und den Thron, von welchem herab
„einst der Kretheide des Rechtes Granze
„seinem rossezähmenden Volk
„mit Weisheit schied, den gieb jetzt uns wieder,

7. Epode.

„dafs friedlich wir uns schlichten, und
„nicht Du ein neues Unheil erweckest.“

So sprach er, und schwieg. Da sagte
freundlich erwiedernd Pelias ihm: „So
„will ich es. Doch schon umdämmert
„mich des sinkenden Alters Abend. Dir
„glüht der Jugend Blüthe noch. Du
„könntest jetzo der unterirrdischen
„Götter Rache mir wenden.
„Seinen Schatten zu rufen, mahnt mich Phrixos,
„ziehend zu Aeetes Pallästen,
„dort des wolligen Widders Vliefs zu holen,
„der ihn einst des Ozeans Wogen,

8. Strophe.

„und der Stiefmutter frevelndem Arm entrissen.
„Also verkündete mirs ein Wundergesicht im
„Traum. Da fragt' ich Kastaliens Seher, ob ich
„Wahrheit erspähte? und schnell befahl mir den Schiffszug
„Phöbos zu rüsten.
„Diese Arbeit vollbringe
„willig mir nun; dann, schwör' ich,
„geb' ich weichend den Scepter
„Dir und die Herrschaft. Unsrer
„beiden Geschlechte
„Vater, Zeus — ein mächtiger Schwur —
„sey Zeuge." Auf dieses Bündnifs schieden
beide, nun geschlichteten Sinns.
Und Iason entbot Heroide eilend,

8. Antistrophe.

überall den gerüsteten Zug mit lautem
Ruf zu verkünden. Da kamen, nimmermüdend
in des Kampfes Getümmel, drei Söhne Zeus, die
Kinder Alkmenens und der schwarzäugigen Leda.
Herrlich mit weh'ndem
Helmbusch eilten, Poseidons
Abkunft, zwei Helden, ehrend

ihre Stärke, herbei von
Taenarons Höhe und Pylos.
Strahlend erhebt ihr
Ruhm sich, Periklymenos Kraft,
und Deine, Euphemos. Von Apollon
naht' Orpheus, der Vater des Lieds,
der vielgepriesene Harfensänger!

8. Epode.

Hermes mit goldenem Stabe
sandte zur harten Arbeit der Helden
das Zwillingspaar, Echion in
schäumender Jugend, und Erytos. Auch
die des luftigen Pangäos
Fufs umwohnten, gesellten sich zu der
Schaar. Denn frohen Muthes rüstet
schnell der König der Winde, Boreas,
seinen Kalais, willig
seinen Zetes zum Zuge. Beiden decken
leichte Purpurschwingen den Rücken.
So entzündete süfser Sehnsucht Zauber
zu der schnellen Argo im Busen

9. Strophe.

aller Götterentsprossenen Here, dafs im
Schoofse der Mutter gefahrlos keiner die Tage
fern verzehrte, den Freunden zur Seite lieber
auch mit dem Tod seiner Tugend ewige Dauer
jeder erränge.
Schnell erreichte der Schiffer
Blüthe Iolkos Fluren.
Ruhmend musterte alle
Iason. Dann aus der Vögel
günstigem Fluge,
und des Looses heiligem Wurf
weissagend, vertraute Scher Mopsos

sichern Muths der Argo die Schaar,
und lichtend hängten sie hoch die Anker.

9. Antistrophe.

In den Händen die goldene Schaale, fleht am
Steuer der Führer des Zugs zum Vater der Götter
laut, dem blitzbewaffneten Zeus, der Wellen
eilendem Sturz, und der Winde, rufet des Meeres
Pfaden, den Nächten,
heiter lächelnden Tagen,
und der ersehnten Rückkehr.
Heilverkündend ertönt ihm
hoch da des Donners Stimme;
nieder vom Aether
zückt des Blitzes röthlicher Strahl.
Des Gottes Zeichen sich vertrauend,
stehen, neugewaffnet mit Muth,
die Göttersöhne, und treibend mahnet

9. Epode.

der Seher sie jetzt, furchtlose
Hoffnung verheifsend, muthig zu rudern.
Leicht eilte unter der Helden
Händen der Ruder rastloser Schlag. Von
Notos schnellem Hauch geleitet,
sahen sie des Axinos Mündung. Hier
weihten sie dem Meerbeherrscher
Poseidaon — denn eine Thrakische
Heerde röthlicher Rinder,
und ein steinerner gottgeformter Altar
war dort — eine heilige Stätte;
und nach tiefen Gefahren heifsverlangend
flehten sie zum Herrscher der Schiffe,

10. Strophe.

dafs der donnernden Eile der nie bezähmten,
wild sich begegnenden Felsen Argo entrönne.

Denn sie lebten die Zwillingsfelsen! schneller
wälzten sie sich, denn der furchtbartosenden Stürme
Heere zusammen.
Jener Zug aber brachte
ihnen den Tod. Im Phasis
landend, nahten den braunen
Kolchern sie ihre Kraft, und
König Aeetes.
Aber damals brachte zuerst
den Sterblichen vom Olymp, unlösbar
künstlich im vierspeichigen Rad
gefesselt, den bunten Iynx, jenen

10. Antistrophe.

lieberasenden Vogel, der scharfsten Pfeile
Herrscherin, Kypris, und lehrte schmeichelnder Bitte
Zauberkraft den verständigen Aesoniden,
dafs er im Busen Medeens tilgte der Eltern
ehrende Scheu, und
Hellas lieblicher Reiz die
Geifsel der Ueberredung
auf die glühende schwänge.
Und sie enthüllt des Vaters
Arbeit Vollbringung
ihm, und giebt ihm, mischend mit Oel,
der folternden Schmerzen Gegenmittel.
Dann geloben beide sie sich
der süfsen Vermählung Band zu knüpfen.

10. Epode.

Doch als Aeetes, von Iasons
Helden umringt, dem ehernen Pflug, und
den Stieren sich nahet, die aus
leuchtenden Rachen glühenden Feuers
Flammen sprühn, und mit dem Huf von
Erze wechselnd den Boden schlagen, da

führt er leicht allein sie zum Joch.
Grade Furchen hinstreckend, treibt er sie
dann, und spaltet der Erde
schollenthürmenden Rücken eine Klafter
tief. „Diese Werke vollbringe," beginnt er,
„um der Herrscher des Schiffes mir, und nehme
„dann den unvergänglichen Teppich,

11. Strophe.

„jenes Vliefs hell von goldenen Quasten umschimmert."
Also der König, und Iason warf von der Schulter
schnell das Safrangewand, und dem Gott vertrauend
ging er ans Werk. Es bewegt die Flamme ihn nicht. Es
wehrt ihr der Jungfrau
zauberkundiger Rath. Drauf
zieht er den Pflug zu sich hin,
beugt den Nacken der Stiere
unter des Joches Zwang, und
treibt die gewaltge
Seite mit dem stachelnden Erz.
So endet der Held das aufgegebne
Maafs. Aeetes birgt in der Brust
den Schmerz, und jauchzt bewundernd ihm Beifall.

11. Antistrophe.

Freudig reicht dem gewaltigen Mann der Freunde
Haufe die Hände, umschmückt mit Kränzen von Gras ihn,
und begrüfst ihn mit schmeichelnder Rede. Aber
Helios strahlender Sohn entdeckt ihm des Widders
schimmerndes Vliefs, wo
ausgebreitet es Phrixos
Schwerdt angeheftet. Diese
Arbeit würde, so hofft' er,
nicht er bestehn. Denn tief im
Dickicht des Waldes
lag es, und mit gierigem Schlund

bewacht' es ein Drache, länger und stärker,
als das funzigrudrige Schiff,
das bildend des Stahles Schläge bauten.

11. Epode.

Lang ist es, kehr' ich auf ebnem
Wege zurück; es dränget die Stunde,
und einen kurzen Pfad kenn' ich,
vielen in dieser Weisheit ein Führer.
Er erlegt, Arkesilas, schlau
den blauäugigen, buntgesprenkelten
Drachen, und entführt Medeen
heimlich, Pelias kühne Mörderin.
So erreichen sie schiffend
bald des Ozeans Flut, das rothe Meer, und
Lemnos männertödtende Weiber.
Hier bewiesen sie kämpfend ihrer Glieder
Heldenkraft, enthüllt vom Gewande,

12. Strophe.

und umarmten die Weiber. Dort auf fremdem
Eiland empfing der verhängnifsschwangre Tag einst,
oder heilige Nächte Eures Glückes
werdende Strahlen. Denn dort gesäet blühet
ewige Tage
nun Euphemos Geschlecht. Nach
Spartas Gefilden wandernd,
wählten sie mit der Jahre
Laufe Kallista sich zum
Wohnsitz. Von da gab
Leto's Sohn Euch, dafs mit der Gunst
der Götter Ihr Libyens Fluren schmücktet,
und die goldenthronende Stadt
der göttlichen Kyrene beherrschtet,

12. Antistrophe.

weise strenger Gerechtigkeit Rath ersinnend.
Fasse nun Oedipus Weisheit! Wenn mit dem scharfen
Beil ein Mann der gewaltigen Eiche hohe
Zweige verstummelt, und ihres herrlichen Wuchses
Bildung entstellet;
giebt sie doch, auch der Früchte
zeugende Kraft verlierend,
ihrer Stärke Beweise,
wenn sie des Winters Feuer
endlich verzehret,
oder sie im Hause des Herrn,
von schlanken Säulen gestützt, in fremder
Mauer unter drückender Last
erseufzt, der heimischen Flur entrissen.

12. Epode.

Du bist der beste der Aerzte,
Päan umstrahlet ehrend Dein Leben!
Sanft schonender Hand Berührung
fodert der Wunde reizbarer Schmerz. Denn
leicht ists, auch dem minder Starken,
schnell die Stadt zu erschüttern, aber auf
festen Grund sie wieder stützen,
ist schwer, wenn unvermuthet nicht sich ein
Gott den Herrschern als Führer
zugesellet. Doch Dir ward dieses Glückes
holder Reiz vom Schicksal gewoben.
Harre duldend nur aus, Kyrenens seelgen
Mauern jede Sorgfalt zu weihen!

13. Strophe.

Von Homeros erwag' auch diesen Spruch im
Herzen und ehr' ihn. Ein weiser Bote verleihet,
sagt er, jedem Geschäfte die höchste Würde.

Auch die erhabenen Musen schmücket gerechte
Sendung. Kyrene
kennt und Battos erlauchter
Pallast Damophilos stets
reinen, schuldlosen Busen.
Denn in der Jugend Schaar ein
Jüngling, ist er im
Rath ein hundertjähriger Greis.
Er schweigt mit Weisheit des Lästrers kühner
Zunge laut entschallendes Wort;
lernte den Uebermüthigen hassen;

13. Antistrophe.

streitet nimmer den Edlen entgegen, verzögert
keines Beginnens Vollbringung. Denn schnell verblühet
der Gelegenheit flüchtiger Augenblick. Er
kennt sie, ein folgsamer Diener begleitet er sie, kein
flüchtiger Sklave.
Das ist, sagt man, des Unglücks
Gipfel, das Schöne kennen,
und gezwungen entbehren.
Gegen des Himmels Bürde
ringt jetzt, ein Atlas,
dieser, von der Heimath entfernt,
und seinen Schätzen. Doch die Titanen
löste selbst der ewige Zeus;
und schweigt der Sturm, so wechselt der Schiffer

13. Epode.

die Segel. Er sehnt sich endlich,
nach der durchkämpften schmerzenden Krankheit,
sein Haus zu sehn, an Apollons
heiligem Quell, bei fröhlichen Mahlen,
heitrer Jugendfreude wieder
seine Seele zu geben; oft auch in
weiser Bürger Mitte friedlich

der melodischen Leier Saiten zu
rühren, keinem Verderben
sinnend, wieder von keinem selbst es duldend.
Dann erzählt er auch, welchen neuen
Quell unsterblicher Lieder er für Arkesilas
fand, jüngst ein Thebischer Gastfreund.

Anmerkungen.

V. 6—9. Delphi heifst bei den Alten häufig der Nabel, oder die Mitte der Erde. Einer alten Sage zufolge, hatte Zeus, um die Mitte der Erde kennen zu lernen, zwei Adler, einen von Westen und den andern von Osten ausfliegen lassen, um die Mitte der Erde zu finden. Beide begegneten einander auf dem Parnafs bei Delphi. Zum Andenken dieser Begebenheit standen zwei goldene Adler zu beiden Seiten des Sitzes der Pythia, die aber im Phokischen Kriege aus dem Tempel geraubt wurden.

V. 12. Eiland) Thera.

V. 14. Stadt) Kyrene, die auf einem Hügel lag, und wegen ihrer Pferdezucht berühmt war.

V. 26—28. Epaphos Tochter ist die Nymphe Libya, nach welcher das Land den Namen führt. Ein Stamm von Städten heifst Kyrene, weil sie die Mutterstadt mehrerer Kolonien war.

V. 57. Eurypylos, dessen Gestalt der Gott hier annimmt, war ein Sohn Poseidons und ein Fürst jener Gegend.

V. 77. Taenaron, das bekannte Vorgebirge zwischen dem Lakonischen und Messenischen Meerbusen. Eine tiefe Höle in der Nähe hielt man für den Eingang in die Unterwelt.

V. 82. Kephissos) ein Flufs in Böotien.

V. 84—92. Medea erklärt den Unterschied, welcher gewesen seyn würde, wenn die Erdscholle, mit welcher das Schicksal der Gründung von Kyrene verbunden war, statt an Thera anzuschwimmen, mit in den Peloponnes gekommen wäre. In diesem letzten Fall hätte die vierte Generation von Euphemos an, unmittelbar vom Peloponnes aus, Kyrene erbaut; jetzt

in dem ersteren thut es die siebzehnte von Thera aus, wohin jene vierten Abkömmlinge vorher schiffen mufsten.

V. 93. Mann) Battos, Polymnestos Sohn.

V. 94. schwarzumwölkten Gefilde) wegen des vielen Regens in der Gegend von Kyrene. So sagten, nach Herodot (B. 4. K. 158.) die Libyer, welche die, vorher östlicher wohnende Kolonie des Battos in die Gegend von Kyrene führten, zu den Griechen: „Hellenische Männer, hier ist es Euch bequem zu wohnen; denn hier ist der Himmel durchbohrt."

V. 98. 99. Nilos — Auen) Der Dichter nennt hier Aegypten poetisch für Libyen. Der Nil heifst Kronos Sohn, so wie auch sonst der Aegyptische Jupiter, weil ihn die Aegyptier als ihre gröfseste Gottheit verehrten, und ihn manchmal mit dem Namen des Osiris belegten, obgleich sie ihn nicht mit diesem verwechselten, sondern ihn als einen Ausflufs des Osiris ansahen.

V. 107. Die Pythia antwortete manchmal nicht auf die vorgelegte Frage, sondern weissagte, oder befahl etwas anderes — welches man vielleicht für einen noch gewissern Orakelspruch hielt. So auch hier; denn als Battos sie fragte, wie er des Stotterns los werden könne? befahl sie ihm zu drei verschiedenen Malen die Kolonie nach Libyen.

V. 118. der Amphiktyonen) Die Amphiktyonen waren die Richter bei den Pythischen Spielen.

V. 122. Minyer) Die Argonauten, die auch Minyer genannt werden, weil mehrere von ihnen von dem Minyas abstammten.

V. 138. zween Lanzen) Die Helden des Alterthums haben immer zwei Lanzen im Kriege, eine, um den Gegner damit niederzuwerfen, oder seinen Schild zu spalten, die andre, ihn damit in der Nähe zu tödten.

V. 144. des Pardels Haut) Die Heroen trugen die Häute der wilden Thiere, die sie erlegt hatten.

V. 155. Aphroditens Liebling) Mars.

V. 158. 159. Otos — Epialtes) Otos und Ephialtes (dorisch: Epialtes) Söhne der Iphimedea und Poseidons, gewöhnlich von ihrem Stiefvater Aloeus die Aloiden genannt, waren die gröfsesten, und, nach Orion, schönsten Menschen. Schon im 9. Jahre maafs ihre Breite neun Ellen und ihre Länge neun Klafter. Sie banden den Mars und hielten ihn dreizehn Mo-

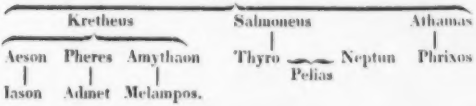
nate gefangen und versuchten auch den Olymp zu stürmen. Allein Apoll tödtete sie in Naxos. Vgl. Homers Ilias G. 5. v. 385 — 391. Odyssee G. 11. v. 304 — 319.

V. 160. Tityos) Ein Sohn der Erde. Er wurde von der Artemis getödtet, weil er die Leto, als sie nach Delphi gehen wollte, zu entehren versuchte.

V. 168. 169. Iason hatte den linken Schuh beim Durchwaten durch den Flufs Anauros verloren.

V. 182. Philyra — Chariklo) Philyra, Chirons Mutter; Chariklo, seine Gattin.

V. 191. Zum bessern Verständnifs der folgenden Strophen wird nachstehende Stammtafel dienen:



V. 222. Hypereischen Quell) in Thessalien.

V. 254. 255. Salmoneus) Er ahmte den Blitz und den Donner nach und wurde deswegen von Zeus mit dem Blitze getödtet.

V. 284. Phrixos) Athamas hatte von der Nephele zwei Kinder, Helle und Phrixos. Nach der Nephele Tode heirathete er die Ino. Diese suchte den Phrixos zu verführen, und als ihr dieſs nicht gelang, trachtete sie ihm und seiner Schwester nach dem Leben. Zu diesem Ende überredete sie die Frauen des Landes, den zur Saat bestimmten Weizen vorher zu dörren. Dieſs geschah und auf die darauf erfolgende Unfruchtbarkeit beschlofs Athamas, das Orakel in Delphi um Rath zu fragen. Nun bestach Ino die dahin Abgeordneten, und liefs sie berichten, Phoebos verlange Helles und Phrixos Tod. Als hierauf Athamas schon im Begriff war, sie zu opfern, erschien ihnen ihre rechte Mutter, und brachte ihnen einen Widder mit goldenem Fell, um darauf zu entfliehen. Dieser trug sie auch glücklich durch die Luft über das Meer. Aber Helle fiel herab, und gab durch ihren Tod dem Hellespont den Namen. Phrixos entkam nach Kolchis, heirathete daselbst die Tochter des Königs Aeetes, zeugte vier Kinder mit ihr und

starb dort. Den Widder schlachtete er dem Zeus, dem Flüchtlingsretter und breitete sein Vliefs als Weihgeschenk aus.

V. 284. Schon aus dem Homer ist bekannt, dafs man die, fern von der Heimath Gestorbenen noch mit einem dreimaligen Zuruf begrüfste, und hierauf könnte auch in der gegenwärtigen Stelle angespielt seyn. Indefs sagt der Scholiast zu diesem Verse, dafs es Sitte gewesen sey, wenn jemand fern von seinem Vaterlande gestorben, seinen Schatten durch gewisse Mysterien zum Vaterlande zurückzurufen, und diefs giebt hier freilich einen bei weitem angemefsnern Sinn.

V. 285. Aeetes) Sohn des Helios, und König in Kolchis.

V. 290. Kastaliens) Kastalia, ein Quell am Fufs des Parnafs, dicht am Delphischen Tempel.

V. 298. Sowohl Iason, als Pelias stammten durch Aeolos von Zeus ab.

V. 312. Periklymenos) Ein Sohn des Neleus und Bruder des Nestor.

V. 312—314. Orpheus) Gewöhnlich nannte man den Oeagros Orpheus Vater, und so, nach des Scholiasten Zeugnifs, auch Pindar. Alsdann wird Orpheus nur darum gerade von Apoll geschickt, weil er ein Sänger ist. Indefs war nach einem, in den Scholien angeführten Orakelspruch Orpheus wirklich Apollons Sohn, und andre gaben ihm sogar die Kalliope zur Mutter, und den Hymenäos und Jalemos zu Brüdern.

V. 320. Pangäos) Ein Berg in Thrakien.

V. 324. Zetes — Kalais) Boreas und der Orithyia Söhne.

V. 339. Looses Wurf) Das Loosen war eine bei den Alten übliche Art, die Zukunft zu erforschen. Es geschah auf den heiligen Opfertischen. Der Weissager dachte sich einen Wurf des Looses, und das Gelingen des Unternehmens hing dann von dem Eintreffen desselben ab.

V. 370—376. Die Symplegaden oder Kyaneischen Felsen sind zwei einzelne Felsen im Bosporos am Eingange des Pontos, der eine Europa, der andre Asien näher, und in einer Entfernung von 20 Stadien unter einander. In den ältesten Zeiten hielt man sie für beweglich, und glaubte, sie vereinigten sich und prallten dann wieder aus einander. Es war aber ein Orakelspruch vorhanden, dafs, sobald ein Schiff zwischen ihnen durchgefahren sey, sie fest seyn würden. Diefs erste

Schiff war nun die Argo. Die Veranlassung zu dieser Fabel gab wahrscheinlich, wie schon Plinius glaubte, ein optischer Betrug. Denn da nur ein kleiner Zwischenraum sie trennte, so sah man sie bei der Einfahrt erst beide in ihrer natürlichen Lage; darauf, wenn sich das Auge ein wenig wandte, bedeckten sie einander, und man glaubte nur Einen zu sehen.

V. 377. 378. Auch Herodot gedenkt der schwärzlichen Haut und des krausen Haars der Kolchier, woraus er ihre Aegyptische Abkunft schliefst.

V. 380—385. Der Iynx, die *torquilla* des Linnäus, bei uns der Dreh- oder Wendehals, ist ein kleiner bunter Vogel mit einem sehr langen Halse und einer langen wurmförmigen Zunge. Sein Charakteristisches besteht in dem Herausstecken der Zunge und dem ewigen Drehen des Halses. Die Alten schreiben diesem Vogel eine bezaubernde Kraft zu, jemanden zur Gegenliebe zu zwingen. Zauberinnen banden ihn auf ein vierspeichiges Rad, oben mit den Flügeln, unten mit den Füfsen festgemacht, und dies Rad drehten sie an einem Riemen schnell herum und murmelten Zauberformeln dabei. Der Iynx war bald ein wirklicher, bald ein nachgebildeter von Erde u. s. f. Der Grund der Idee mochte vielleicht darin liegen, dafs, da der Iynx in beständiger Bewegung war, und diese noch durch das Umdrehen im Rade vermehrt wurde, derjenige, den man bezaubern wollte, auf ähnliche Weise in Angst gesetzt werden sollte, bis er sich zur Gegenliebe entschlösse. Der Scholiast erzählt: Iynx, eine Tochter der Echo, oder nach andern der Peitho (Suada) habe den Zeus zur Liebe zu Io bezaubert, und sey deshalb von der Here in diesen Vogel verwandelt worden.

V. 413. Safrangewand) Safranfarbig wurde bei den Alten für schön und geehrt gehalten, und ein Safrangewand ist also ein festliches Kleid.

V. 426. Eine sehr alte und wohl die älteste Art des ehrenvollen Bekränzens.

V. 437. funfzigrudrige Schiff) Die Argo, welcher ausdrücklich funfzig Ruder bei den alten Schriftstellern gegeben werden.

V. 446. Pelias Mörderin) Medea versprach den Töchtern des Pelias, ihren Vater zu verjüngen, und beredete sie, ihn zu diesem Endzweck zu tödten.

V. 449. Lemnos männertödtende Weiber) Die Lemnischen Weiber vernachläfsigten den Dienst Aphroditens. Die Göttin, um sich zu rächen, machte ihre Männer von ihnen abwendig; und als nun diese, nach einem Feldzug in Thrakien, die gefangenen Weiber zu Beischläferinnen nahmen, beschlossen die Lemnierinnen, sie sämmtlich zu ermorden, und hatten diesen Entschlufs gerade ausgeführt, als die Argonauten in Lemnos ankamen.

V. 467. Oedipus Weisheit) Oedipus rettete Theben durch die Auflösung des Räthsels der Sphinx. Darauf bezieht sich dieser Ausdruck. Das Gleichnifs selbst geht auf Arkesilaos Strenge gegen seine Gegner, vor deren gefährlichen Folgen er ihn warnte.

V. 481. Päan) Der Heilende, ein Beiname Apollons. Pindar vergleicht den Arkesilaos einem Arzt, weil er die Unruhen in Kyrene stillte. Indefs ist freilich diefs Lob mehr als Ermunterung und Aufforderung zu nehmen.

V. 493. Homeros) Homers Ilias. G. 15. v. 207 (Vossische Uebersetzung).

Warlich ein gutes Ding, wenn ein Bote weifs, was geziemet.

V. 515—518. Gegen — Schätzen) Atlas ist, der älteren Fabel zufolge, einer der Titanen, und mufs zur Strafe den Himmel tragen. So erzählt in Aeschylos gefesseltem Prometheus der Chor von ihm:

Nur Einen sah' ich noch
der Titanen, Atlas,
in nieermüdender Arbeit gefesselt.
Mit ewig neuer, überschwenglicher Stärke
trägt er seufzend
des Himmels Pol auf den Schultern.
Es klagt mit ihm des Meeres
nachbarliche Woge, die Tiefe stöhnt;
unter der Erd' ertönt Aïdes finstre Kluft,
und der schimmernden Ströme reine Quellen
besenfzen sein jammernswürdiges Schicksal.
V. 425—435.

Pindar vergleicht hier den Damophilos mit ihm.

V. 518. 519. Doch — Zeus) So gab es auch einen befreiten Prometheus des Aeschylos.

V. 523. 524. Apollons — Quell) Dieses Quells gedenkt auch Herodot. Vielleicht spielt Pindar hier auf ein Fest an, das aus Lakedaemon nach Thera, und von da nach Kyrene verpflanzt wurde, und Kannea hiefs.

Berichtigung zu S. 304.

In der Einleitung zu der Uebersetzung dieser Ode ist aus einem zu spät bemerkten Versehen bei der Reduction der Pythiaden auf Jahre vor Christi Geburt S. 181 ein Irrthum begangen worden. Diejenige Feier der Pythischen Spiele nämlich, von welcher an die Pythiaden gerechnet werden, fällt nicht, wie dort gesagt wird, (und wie Barthelemy in seinem, der Reise des jüngern Anacharsis angehängten chronologischen Tafeln, wahrscheinlich nach *Dodwell de cyclis.* 5. §. 1. und *Corsini diss. agonist. diss.* 2. §. 5. annimmt) in das 581ste, sondern in das 586ste Jahr vor Christo, und daher die 31ste Feier, in welcher Arkesilaos siegte, eben so wenig in das 461ste, sondern in das 466ste Jahr v. Chr. (man vergleiche hierüber Pausanias Buch 10. §. 7. und den Scholiasten des Pindar *ed. Oxon. p.* 163). Die Verfertigung der Ode trifft daher auch nicht nothwendig in die letzten zehn, sondern in die letzten funfzehn Lebensjahre Pindars, wenn nämlich sein Tod, wie gewöhnlich in *Ol.* 82, 1. gesetzt wird.

Pindars neunte Pythische Ode.

An Telesikrates, aus Kyrene, der im bewafneten Laufe gesiegt hatte.

Der Kyrenäer Telesikrates, dessen Sieg in dieser Ode gefeiert wird, ist sonst aus der Geschichte nicht bekannt. Nur dafs er noch einmal später in den Pythischen Spielen siegte, und dafs seine Bildsäule, mit einem Helme versehen, in Delphi aufgerichtet war, erzählt uns der Scholiast. Auch erwähnt der Dichter keines andern Umstandes seines Lebens, sondern beschäftigt sich blofs mit der Vaterstadt desselben, Kyrene, und einem seiner Vorfahren Alexidamos.

Die Nymphe Kyrene war die Tochter des Hypeseus, des Königs der Lapithen, und der Kreusa, der Tochter der Erde. Sie lebte in der Nachbarschaft des Chiron und liebte vorzüglich die Jagd. Ihrer Gefechte mit Löwen gedenken, aufser Pindar, noch mehrere Dichter. In einem solchen Kampfe sah sie Apollon, entbrannte vor Liebe zu ihr, und entführte sie nach Libyen (Afrika), wo sie der, später durch Pflanzvölker aus der Insel Thera erbaueten Stadt Kyrene den Namen gab. Der junge Apollon an der Seite des Chiron ist eine überaus schöne, und vielleicht in der ganzen Griechischen Dichterwelt einzige Gestalt. Seine alles durchdringende Schicksalskunde und seine Götterweisheit liegen gleichsam noch verhüllt in ihm, und sich ihrer selbst nicht bewufst, sucht er mit jugendlicher Schüchternheit Rath bei dem erfahrnen Kentauren. Dieser, von Ehrfurcht für seine höhere Natur durchdrungen, ertheilt dem

Jüngling seine Lehre und zügelt seine stürmische Leidenschaft; aber er fühlt, dafs der Gott dieser Lehre nicht bedarf. Nachdem der Dichter diese grofsen und reizenden Bilder verlassen hat, streut er (von 133 u. f.) ein Lob auf seine Vaterstadt Theben, und einige ihrer einheimischen Heroen, den Amphitryon, Herkules und Iolaos, ein, und kehrt dann zu einem der Vorfahren des Siegers, dem Alexidamos, zurück. Dieser hatte sich nämlich um die Tochter des Antäos beworben, und sie im Wettlauf, durch den ihr Vater, nach dem Beispiel des Danaos, die Wahl eines Eidams zu entscheiden beschlossen hatte, seinen Mitbewerbern abgewommen.

Die gegenwärtige Ode gehört nicht zwar gerade durch die Composition des Ganzen, aber durch ihre einzelnen Schilderungen zu den schönsten, von Pindar auf uns gekommenen Stücken. Pindar übt darin in bewundernswürdigem Grade die Kunst aus, deren er selbst v. 134 gedenkt, grofse Bilder durch wenige, aber mit Kühnheit und Bestimmtheit gezeichnete Züge vor das Auge des Lesers zu stellen. Ueberhaupt gehört sie ganz und gar zu den schildernden, nicht zu den spruchreichen Hymnen. Die Verbindungen ihrer einzelnen Theile sind fast noch mehr, als in irgend einer der übrigen lose, und mit einer gewissen Nachlässigkeit geknüpft. Der bloſse Name der Stadt Kyrene reicht dem Dichter hin, auf die Nymphe gleiches Namens überzugehen; mit einer absichtlichen Wendung ruft er sich wie gewöhnlich von der Erzählung ihrer Schicksale zurück, geräth bloſs, um ein Beispiel zu einer Sentenz anzuführen, auf den Iolaos und Theben, und kehrt von da, ohne allen künstlichen Uebergang, geradezu zu dem Sieger zurück. Es ist nicht seine Absicht, in dem Gemüthe des Hörers durch Ein durchgeführtes Thema ein bestimmtes Gefühl rege zu machen; es ist ihm genug, ihn durch meh-

rere einzelne grofse und glänzende Bilder, durch tiefe und gedankenreiche Sprüche zu den Empfindungen der Gröfse und Erhabenheit überhaupt zu stimmen, welche die Feier eines Siegs in den grofsen Spielen forderte, und die durch den Beifall der zujauchzenden Menge, durch das ehrwürdige Alter der Feier, endlich durch Musik und Tanz so mächtig unterstützt wurden. Eine solche musikalische Einheit aber ist in allen Pindarischen Hymnen, und offenbart sich sehr deutlich in den verschiedenen Stimmungen, welche jede einzelne hervorbringt. Bald schreitet ein abgemessener und volltönender Rhythmus langsam und feierlich einher, bald tanzt ein lachender und hüpfender gefälliger dahin, bald führt ein rauherer und mehr abgebrochner den Ernst des Schicksals und die Macht der Götter in gediegenen und warnenden Sprüchen vor das bewegte Gemüth, bald endlich reifst ein rascher und feuriger es in einem leichteren und minder gehemmten Schwunge mit sich fort. Dieſs letztere ist in der folgenden Ode vorzüglich der Fall, und wird selbst durch die raschen und unvorbereiteten Uebergänge noch vermehrt. Der Wirkung des Ganzen nachtheilig ist es, dafs die schöne und charakteristische Schilderung des Apollon und der Kyrene im Anfang sich des Lesers zu sehr bemächtigt, als dafs der Ueberrest noch grofse Aufmerksamkeit erregen könnte. Doch läfst der Wettlauf des Alexidamos am Schlufs ein lebendiges und gefälliges Bild in der Phantasie zurück.

---

1. Strophe.

Den schildbewafneten Sieger im Pythischen Kampf,
Telesikrates, will ich singen,
verkünden mit der tiefgegürteten Charitinnen Gunst,

ihn, den dreimalbeglückten,
der rossetummelnden Kyrene Schmuck;
die aus des Pelios
winddurchbrausten Tiefen
einst der lockenumwallte Latoide
raubte, die Freundin der Jagd,
und, sie auf goldnem Wagen entführend,
zu des heerdenreichen,
fruchtbaren Landes
Herrscherin machte,
dafs sie glücklich des Erdkreises dritte,
liebliche Wurzel bewohne.

1. Antistrophe.

Da empfing den Delischen Fremdling
die silberfüfsige Aphrodite, und enthub
mit leichtberührenden Händen beide dem Götterwagen.
Ueber das süfse Lager
gofs sie ihnen erröthende Scheu,
und gesellte in heilger Vermählung
dem Gotte das Mädchen bei,
Hypseus, des weitwaltenden, Tochter.
Der übermüthigen Lapithen König,
herrschte damals der Held,
der zweite von Okeanos Abkunft.
Ihn gebahr einst in des Pindos
herrlichen Thälern,
sich der Pennos Umarmung erfreuend,
die Najade Kreusa,

1. Epode.

der Erde Tochter. Er aber erzeugte
die schönarmige Jungfrau Kyrene.
Nimmer liebte sie des Gewebes
ewig wiederkehrende Wege,

nicht, an der Gespielinnen Seite,
des häuslichen Mahles Ergötzung.
Aber mit ehernem Wurfspiefs
und mit dem Schwerdte kämpfend,
verscheuchte sie die Thiere des Waldes,
sichre, friedliche Ruhe
den väterlichen Heerden bereitend.
Wenig kostete sie des süfsen Schlafes,
des Lagergenossen, wenn er entgegen der dämmernden
Frühe die Augenwimpern ihr senkte.

2. Strophe.

Und es fand sie mit dem furchtbaren Leuen
einsam und unbewafnet ringen
einst — auf der Schulter den mächtigen Köcher —
der Fernhintreffer Apollon.
Plötzlich rief er den Chiron
aus dem Gemach, und sprach:
„Bewundre des Weibes Muth,
„und ihre mächtige Kraft,
„wie sie mit furchtlosschauendem Haupte
„den Kampf vollbringt. Warlich ein Herz,
„über die Arbeit erhaben,
„trägt die Jungfrau. Keine Furcht
„umstürmt ihren Busen.
„Wer der Menschen gebahr sie?
„Von welchem Stamm entsprossen,

2. Antistrophe.

„bewohnt sie des Waldgebirgs schattige Tiefen?
„Unendlicher Kraft geniefst sie.
„Erlaubt es die Sitte,
„die Götterhand ihr zu nahen,
„die honigsüfse Frucht
„ihrer Umarmung zu pflücken?"

Da erwiederte, sanft lächelnd
unter den milden Augenbraunen, ihm
nach seines Rathschlusses Tiefe, der ernste Kentaure:
„Heimliche Schlüssel giebt es
„weiser Ueberredung zur heiligen Liebe,
„o Phöbos, und unter der Menschen
„und der Götter Geschlechte zugleich
„verbeut die Schaam, ohne verhüllenden Schleier,
„zuerst das süfse Lager zu kosten.

2. Epode.

„Denn auch Dich, den die Lüge nimmer berühret,
„trieb die verführende Sehnsucht,
„diese Rede zu wagen.
„Aber der Jungfrau Ahkunft,
„warum erkundest Du sie, o Herrscher,
„der Du aller Dinge schicksalbestimmtes Ende
„weifsest und jegliche Pfade;
„wie viele Blätter des Frühlings
„die Erde hervorsprofst,
„wie viel Körner des Sands im Meer und den Strömen
„der Wogen Sturz und der Winde wälzt,
„der Du, was zu werden bestimmt ist,
„und, wann es geschehen wird, kennst. —
„Aber ziemt es sich dennoch, sich mit dem Weisen zu messen,

3. Strophe.

„so will ich es sagen. Der Gatte dieser
„kamst Du in dieses Thal,
„sie jenseit des Meers,
„in Zeus auserwählten Garten zu führen.
„Dort wirst Du zur Königin von Städten sie machen,
„auf den ringsumschauenden Hügel
„versammelnd das Inselvolk.
„Im goldnen Gemache

„wird die triftenreiche, erhabene Libya
„die herrliche Braut Dir
„gütig empfangen, und alsbald,
„— dafs sie gesetzlich mit ihr ihn beherrsche —
„einen Theil des Landes ihr schenken,
„der nicht arm an früchtereichen Gewächsen,
„noch fremd den Thieren des Feldes sey.

3. Antistrophe.

„Dort wird einen Sohn sie gebähren,
„den der erhabene Hermes,
„von der geliebten Mutter ihn nehmend,
„den goldenthronenden Horen und der Erde bringt.
„Sie, den Knaben auf die Knie sich setzend,
„werden Nektar ihm in die Lippen
„und Ambrosia träufeln,
„und zum unsterblichen Zeus
„ihn erheben, und zum reinen Apollon,
„dafs er die Freude der Menschen,
„der treuste Begleiter der Heerden,
„der Jagd und der Triften Beschützer,
„aber Aristäos bei anderen heifse."
Also redend trieb er den Gott
der Vermählung liebliches Band zu knüpfen.

3. Epode.

Schnell ist der eilenden Götter
Vollbringung und kurz ihre Pfade.
Jenes entschied jener Tag.
In Libyens goldumschimmerten Brautgemach
umarmten sie sich,
da, wo sie die schönste der Städte,
die hochberühmte in Kämpfen, umwaltet.
Und auch nun in der göttlichen Pytho
gesellte Karneades Sohn

einem herrlich blühenden Glücke sie bei,
als er siegend Kyrene verkündete.
Wohlwollend empfängt sie ihn nun, wenn er
seinem reich mit schönen Weibern prangenden Vaterland
lieblichen Ruhm von Delphi entgegenführt.

4. Strophe.

Lang zu verkünden sind erhabene Tugenden.
Aber in Grofsem Weniges glänzend bezeichnen, ist Genufs
dem Weisen. Doch überall herrscht
der Gelegenheit schicklicher Augenblick.
Diesen nicht sorglos verachten
sahe den Iolaos
einst die siebenthorige Thebe,
den sie, als Eurystheus Haupt
nieder mit des Schwerdtes Schärfe gemäht,
in des wagentummelnden Amphitryons Grabmal
unter der Erde verbarg,
da wo des Vaters Vater ihm ruhte,
der Gastfreund der Drachengesäeten Männer,
der der rosseprangenden Kadmeer Strafsen
einst sich zum Wohnsitz gewählet.

4. Antistrophe.

Von seiner und Kronions Umarmung gebahr
in Einem Geburtsschmerz die kluge Alkmene
der Zwillingssöhne kampfausharrende Stärke.
Stumm wäre der Mann, der dem Herakles
nicht stets seine Stimme weihte,
nicht der Dirkeischen Gewässer
immer gedächte, die ihn
erzogen und Iphikles.
Reichliche Wohlthat von ihnen empfangend,
will ich, dem Gelübde folgsam, sie feiern.
Möge nur nie der weithinschallenden Charitinnen

reines Licht mich verlassen.
Denn in Aegina, sag' ich,
und auf dem Hügel des Nisos verherrlichte,
dreimal diese Stadt Telesikrates.

1. Epode.

sprachloser Verlegenheit durch Thaten entfliehend.
Darum, wenn einer der Bürger ihm Freund,
wenn einer ihm Gegner ist,
so müss' er doch nie,
des Meergreises Spruch verletzend,
ihm das herrlich Gelungne verhüllen.
Denn auch den Feind gebot jener
mit herzlichem Sinn, und nach dem Rechte,
wenn er etwas Schönes vollbracht, zu preisen.
Und ich sah Dich auch in der Pallas
jährlich wiederkehrenden Feier
mächtig siegen — dafs jegliche Jungfrau
heimlich sich Dich zum geliebten Gatten,
o Telesikrates, oder zum Sohn ersehnte —

5. Strophe.

und in Olympias und der tiefbusigten Erde
Kämpfen und in den einheimischen allen.
Aber mich, der ich den Durst
nach Gesängen heile,
fodert jetzt einer, dafs ich der Väter
alten Ruhm ihm erwecke,
wie um die Libysche Jungfrau
zur Stadt Irasa einst
die Freier kamen,
zu Antäos Lockenumwallten,
herrlichen Tochter.
Viele der ersten der Manner
warben um sie, viele verwandten Stamms.

viel auch der Fremden;
denn staunenswürdig war ihre Gestalt.

5. Antistrophe.

Es gelüstete sie der goldumkränzten Jugend
blühende Frucht zu pflücken.
Aber der Vater, eine herrlichere Vermählung
der Tochter bereitend,
hörte von dem Argivischen Danaos,
wie seinen acht und vierzig Töchtern,
eh' noch der Tag die Mitte
seines Laufes ereilte,
eine schnelle Hochzeit er fand.
Er stellte den ganzen Reigen
alsbald an das Ende der Rennbahn.
Dann gebot er, mit der Füfse
Wettstreit zu entscheiden,
welche jeder der Helden nähme,
so viel ihm der Eidame kamen.

5. Epode.

So auch gab der Libyer
einen Gatten der Tochter.
Geschmückt stellt er sie an das Ziel,
der letzte Lohn zu seyn.
Dann sprach er zu allen: „es führe sie hin,
„wer, vorüber den andern eilend
„zuerst ihr Gewand berührt."
Da ergriff Alexidamos,
hinfliegend im leichten Lauf,
der edlen Jungfrau Hand mit der seinen,
und führte sie durch den rossezähmenden Nomaden Haufen.
Dicht bewarfen sie ihn
mit Laub und mit Kränzen.
Viele Flügel des Siegs hatt' er schon vormals empfangen.

Anmerkungen.

V. 1. den schildbewafneten Sieger). Es war eine eigne Art des Wettlaufs, in welchem die Läufer mit Helm, Schild und Beinschienen bewafnet liefen, und in diesem hatte Telesikrates gesiegt.

V. 5. Kyrene — die u. s. f.). Die Städte und die Nymphen, die sie beschützten, und ihnen den Namen gegeben hatten, werden von Pindar oft verwechselt.

V. 8. Latoide) Apollon, Sohn der Leto (Latona).

V. 14. 15. dritte — Wurzel) Afrika. Die Welttheile, gleichsam die Wurzeln der Erde.

V. 33. 34. Des Gewebes ewig wiederkehrende Wege). Der Webstuhl der Alten war perpendikulär, nicht, wie bei uns, horizontal. Die Weberin stand davor, und wenn das Gewebe grofs war, mufste sie von einer Seite zur andern hin und wieder gehen.

V. 92. Zeus Garten). Die Gegend um Kyrene heifst Zeus Garten wegen der Nähe des Tempels des Jupiter Ammon.

V. 95. Inselvolk). Die Bewohner von Thera, einer kleinen Insel im Aegäischen Meer, von welcher aus die Kolonie in Kyrene gestiftet worden war.

V. 115. Aristäos) Aristäos wurde zu den frühesten Wohlthätern des menschlichen Geschlechts gezählt, der zuerst die Regeln der Viehzucht und der Jagd, das Auspressen des Oels, die Bienenzucht und den Gebrauch der Laserpflanze aus Kyrene (*silphium*) lehrte. Zur Dankbarkeit wurde er an mehrern Orten göttlich verehrt. Seine gewöhnlichsten Beinamen sind: Agreus, der Jagd- und Nomios, der Heerden-Beschützer. Man rief ihn aber auch unter dem Namen des Jupiter Aristäos und des Apollon Nomios an. Sein eigentlicher Name Aristäos deutet, der griechischen Etymologie nach, zugleich auf seinen wohlthätigen Charakter, und wird daher hier von Pindar mit einem gewissen Nachdruck gebraucht.

V. 127. Karneades Sohn). Der Sieger Telesikrates.

V. 138. Iolaos). Alkmene gebahr zugleich dem Jupiter den Hercules und dem Amphitryon den Iphikles. Dieser erzeugte den Jolaos, der seinen Oheim bei mehreren seiner Arbeiten

begleitete. Als nach seinem und des Herkules Tode Eurystheus die Herakliden verfolgte, und von den Athenern, zu denen sie sich geflüchtet hatten, ihre Auslieferung forderte, soll er von den Göttern erlangt haben, wieder ins Leben zurückzukehren, um dem Eurystheus Einhalt zu thun, und nach dessen Ermordung wieder gestorben seyn. Nach einer andern Erzählung aber, der Euripides in den Herakliden (v. 844 u. f.) folgt, lebte er damals noch, und hat die Götter nur wieder jung zu werden, um die Söhne seines Wohlthäters von ihrem Verfolger zu befreien. Auf diese Fabel spielt Pindar hier an. Auch noch in der Unterwelt versäumte Jolaos nicht den Moment, eine grofse und edle That zu vollführen.

V. 145. Gastfreund — erwählt). Amphytrion wurde, weil er seinen Schwiegervater Elektryon unvorsichtigerweise ermordet hatte, aus seinem Vaterlande Argos vertrieben, und zog nach Theben. Drachengesäete Männer heifsen die Thebaner nach der bekannten Fabel des Kadmos.

V. 153. der Dirkeischen Gewässer) der Quell Dirke in Theben.

V. 161. dem Hügel des Nisos) in Megara, wo Nisos ein durch die Verrätherei seiner Tochter bekannter König war.

V. 163. sprachloser Verlegenheit — entfliehend). Pindar schildert an mehreren Stellen seiner Gedichte, wie die in Kämpfen Besiegten stumm umhergingen, und den Anblick ihrer Mitbürger vermieden. Dieser Verlegenheit war Telesikrates durch seinen Sieg entgangen.

V. 167. des Meergreises). Nereus, dem die Gabe der Weissagung vorzuglich eigen war.

V. 184. Irasa). Eine Stadt in Afrika, in der Gegend von Kyrene.

V. 196. Danaos). Diefs geschah nämlich, als er sie zum zweitenmale, nachdem sie ihre ersten Männer, die Söhne des Aegyptos, getödtet hatten, verheirathete. Pindar nennt nur acht und vierzig, weil Hypermnestra des Lynkeus verschont hatte, und Amymone von Poseidon entführt worden war.

Pindars vierte Nemeische Ode.

1. Strophe.

Der beste Arzt durchkämpfter
erprüfter Arbeit ist die
Freude. Der Musen weise
Tochter, des Gesanges Stimme, mischt
mit ihr vereint, ihr süfser Zauber bei.
So umschmeichelt mit Labung nicht
die müden Glieder des
Bades laue Flut, als der Rede
Einklang, der Gefährte der Leyer.
Länger lebt, als Thaten, das Wort
zur späteren Nachwelt,
das mit der Charitinnen Gunst
die Zunge dem tiefen Sinn entnimmt.

Pindars sechste Nemeische Ode.

1. Strophe.

Eins ist der Menschen, eins der Götter Geschlecht,
und von Einer Mutter
athmen wir beide.
Aber mächtig geschieden trennt uns der Kräfte
Vermögen, dafs das Eine nichts ist.
Aber der eherne Himmel ein ewig
sicherer Sitz bleibt. Dennoch gleichen in etwas,
in des Geistes Adel, und der Natur,
wir den Unsterblichen;
wissen wir gleich nicht welchem Ziel,
weder bei Tage,
noch bei Nacht, das Schicksal
uns entgegen zu laufen gebeut.

Pindars zehnte Nemeische Ode.

An Theaios, den Sohn des Ulias, den Ringer.

---

1. Strophe.

Danaos Stadt und der funfzig
herrlichthronenden Jungfraun preiset,
o Charitinnen, Argos, Heres göttergeziemende
Wohnung. Zahlloser Tugenden
Glanz umstrahlt sie, gefahrvoller Thaten Lohn.
Lang ist Perseus muthiger Kampf
mit der Gorgo Medusa;
viel der Vesten haben an Aegyptos Gestaden
Epaphos Hände gegründet;
von dem Pfad des Rechts wich Hypermnestra nicht
als nur sie den Mordstahl in der Scheide barg.

1. Antistrophe.

Den Diomedes erhob zu den Unsterblichen
einst die blauäugigte, blonde Göttin.
In Thebe empfing die Erde, von Zeus
Donnergeschossen gespalten,
den Seher, den Oikleiden, die Wolke des Kriegs.
Auch mit schöngelockten Weibern,
prangt sie. Lang schon bewährte
Zeus, zu Alkmenen und Danaen
kommend, diesen Ausspruch.
Und dem Vater Adrasts und dem Lynkeus verlieh er
der Weisheit Frucht, gesellt zu gerader Gerechtigkeit.

1. Epode.

Er rustete Amphitryons Speer
mit Kraft. Dann er selber, der Allselige,
mischt er seinem Geschlechte sich bei.
Denn als jener in ehernen Waffen
die Teleboer tödtete, kam,
ihm gleichend an Gestalt,
der König der Unsterblichen in seinen Pallast,
pflanzend den unbezwingbaren Saamen
Herakles, dessen Gattin jetzt,
Hebe, in dem Olympos
bei der vermählungknüpfenden Mutter
weilt, der Göttinnen schönste.

2. Strophe.

Schwach ist mein Mund, jegliches herzuzählen
wo vieles Guten Besitz der Argeier
heiliges Land fafst. Schwer auch ists
zu begegnen dem Ueberdrusse der Menschen.
Aber dennoch erwecke die wohlbesaitete
Leier, und ergreife die Sorgfalt
der Ringerspiele. Ein eherner Kampf
treibt das Volk zu dem Opfer der Here
und des Wettkampfs Entscheidung,
da wo Ulias Sohn, Theaios, zweimal siegend
der leicht gelungenen Arbeit Vergessenheit pflückte.

2. Antistrophe.

Auch in Pytho besiegt' er einst
der Hellenen Schaar. Begleitet vom Glück
nahm er in Nemea und im Isthmos den Kranz,
und gab ihn den Musen zu pflanzen;
dreimal ein Sieger in den Thoren des Meeres
dreimal auf dem heiligen Boden
in Adrastos Gebiet. —

Vater Zeus, wonach das Herz im Busen sich sehnet, davon
schweigt sein Mund. Aber in Dir ruht
jeglicher Thaten Ende. Nicht mit arbeitlosem Sinn,
kühnen Muth in der Brust, fleht er um Deine Gunst.

2. Epode.

Unverborgnes sing ich, dem Gotte
und jedem, der um den Gipfel
der ersten der Kämpfe ringt:
„Pisa besitzt das höchste der Spiele,
„von Herakles gegründet." — Aber schon zweimal
feierte ihn nacheinander
der Athener Stimme beim Feste;
und in feuergebrannter
Erde kam da des Oelbaums
Frucht zu Heres muthigem
Volke, in des Gefäses
buntgeschmückter Umzäunung.

3. Strophe.

Strahlender Ruhm folgt oftmals,
o Theaios, Deiner mütterlichen Ahnherrn
vielbesungnem Geschlecht, durch der Charitinnen
Gunst und der Tyndariden.
Warlich, wär' ich Thrasyklos
verwandt und Antias, ich würdigte,
nicht zu verbergen in Argos der Augen
Licht. Mit wie vielen Siegeskämpfen
blüht Proitos rossenährende Burg;
in dem Winkel Korinths,
und viermal bei den Männern Kleones.

3. Antistrophe.

Und von Sikyon kehrten sie wieder
silberbeladen mit Bechern des Weins;

aber aus Pellene, den Rucken
mit weicher Wolle bekleidet.
Aber des Erzes unendlichen Haufen vermag ich
nicht zu schildern; dieses zu zählen
bedurfte längerer Muſse,
welches Kleitor und Tegea und der Achaier
hochthronende Städte, und Lykaion
legten an Zeus Altar, mit dem Laufe der Fuſse
zu erstreiten, und mit der Hände Kraft.

3. Epode.

Da Kastor zu gastfreundlicher Bewirthung
zu Pamphaes kam und der Bruder
Polydeukes, kein Wunder da,
dafs angestammt ihnen ist,
trefliche Kämpfer zu seyn.
Denn die Schafner der weiten Sparta
verwalten mit Hermes
und mit Herakles
der Kämpfe blühendes Loos;
wachsame Sorgfalt führend
für die Gerechten unter den Sterblichen;
ein treues Geschlecht der Götter.

4. Strophe.

Wechselnd in wechselnder Folge wohnen
einen Tag sie bei dem geliebten
Vater Zeus; aber den andern
in den Tiefen der Erde, den Klüften Therapnes,
einerlei Schicksal erfüllend. Denn
dieses Leben, lieber als ganz
ein Gott seyn, und den Himmel bewohnen,
wählte einst Polydeukes, da Kastor
gesunken war in der Schlacht.
Ihn hatte Idas, zürnend über die Rinder,
durchbohrt mit der Spitze der ehernen Lanze.

4. Antistrophe.

Vom Taygetos schauend, sah ihn
sitzen auf dem Stamme der Eiche
Lynkeus, denn ihm war
unter den Irrdischen allen das schärfste
Auge. Mit leichten Füfsen ereilten sie
bald ihn, und vollbrachten rasch da das grofse Werk.
Aber Furchtbares litten wieder
von Zeus Händen die Apharetiden.
Denn plötzlich kam, sie verfolgend
der Sohn der Leda. Sie aber standen
ihm entgegen nahe dem Grabmal des Vaters.

4. Epode.

Hier wegreifsend Aides
Schmuck, den geglätteten Stein,
warfen sie ihn auf die Brust
Polydeukes; doch sie zerschmetterten
nicht ihn, drängten ihn nicht zurück.
Losstürmend trieb mit dem schnellen Wurfspiefs
er in Lynkeus Seite das Erz.
Aber gegen Idas schleuderte Zeus
den feurigen, dampfenden Donnerkeil.
Einsam verbrannten sie da zugleich.
Schwer ist der Zwist den Sterblichen
mit dem Stärkeren zu beginnen.

5. Strophe.

Schnell nun kehrte der Tyndaride
zu der Kraft des Bruders zurück.
Noch nicht gestorben, aber röchelnd
in des Odems Beraubung fand er ihn.
Seufzend heifse Thränen vergiefsend,
rief er laut: „Vater Kronion,
„wo ist ein Ziel dieser Trauer?

„Gieb mir zugleich mit diesem den Tod, o Herrscher,
„denn es schwindet des Mannes Ruhm, wenn er
„der Freunde beraubt ist. Wenige nur
„der Sterblichen sind treu in der Gefahr,

5. Antistrophe.

„mitzutheilen die Arbeit."
Also sprach er; aber Zeus kam ihm entgegen,
und sagte die Worte: „Du bist
„mein Sohn. Diesen pflanzte nachher
„— einen sterblichen Saamen — der Held, Deiner Mutter
„als Gatte sich nahend. Dennoch, wohlan!
„geb' ich Dir hiervon die Wahl.
„Wenn Du, entfliehend dem Tode,
„und dem verhafsten Alter,
„willst den Olympos bewohnen, mit mir
„und Athenen, und dem schwarzgepanzerten Ares,

5. Epode.

„so ist dies Loos Dir beschieden.
„Aber willst Du für den Bruder
„streiten; gedenkst Du von allem
„mit ihm nur das Gleiche zu theilen,
„so magst Du die Hälfte leben, unter der Erde
„weilend, aber die andre
„in des Himmels goldenen Wohnungen."
„Als der Gott also gesprochen, da theilte
nicht mehr zwiefacher Rathschlufs Polydeukes Seele;
eilend löste er wieder
die Augen, dann die Stimme
des erzbehelmeten Kastors.

Pindars zweite Olympische Ode.

Metrisch übersetzt.

An Theron aus Agrigent der im Wagenrennen den Preis erhalten hatte.

---

1. Strophe.

Leierbeherrschende Hymnen,
wen der Götter, wen der Heroen,
wen der sterblichen Menschen singt ihr?
Heilig dem Zeus ist Pisa,
und den Olympischen Wettkampf
hat von des Krieges Beute
Herakles' Macht gegründet.
Theron preiset, o Saiten,
und sein sieg-erringendes
Viergespann!
Ihn, den gerechten Gastfreund,
Akragas Stütze,
seiner hochverherrlichten Väter
Blume, ihn, den Städteerhalter!

1. Antistrophe.

Vieles erduldend im Herzen,
bauten sie die heilige Stadt am
Flusse, waren Sikeliens Auge.
Und es umkränzte sie mit
glücklichen Tagen das Schicksal,
Herrschaft und Wonne gattend
mit ächter Tugenden Glanz.
Rhea's Sohn, o Kronion,

über die Olympische
Veste, die
Blüthe der Spiele, und Al-
pheos' Gestade
waltend, gieb, erfreut vom Gesange,
huldreich noch die Herrschaft der Väter

1. Epode.

ihren künftigen Enkeln. Was einmal ge-
schehn ist, davon, sei es gerecht,
sei es nicht, vermag selbst
die Zeit, die Allerzeugerin,
nicht mehr den Ausgang zu wandeln.
Aber Vergessenheit führt glückliches Schiksal herbei,
und in der Fülle treflicher Freuden
stirbt besiegt dahin das zürnende Unglük,

2. Strophe.

wenn der Unsterblichen Wille
Segen sendet. Also bei Kadmos'
herrlichthronenden Töchtern. Viel zwar
duldeten sie, doch sank die
jammererregende Trauer
hin vor der schönren Freude.
Getödtet von des Blitzes
Donner, lebt in dem Kreis der
Götter die schönlokkige
Semele.
Ewig nun liebt sie Pallas,
ewig und herzlich
Vater Zeus, und inniger liebt sie
noch, der Sohn, der Epheuumkränzte!

2. Antistrophe.

Auch in des Meeres Tiefen —
geht die Sage — unter den Töchtern

Nereus', gaben die Götter nimmer
alternde Jugend Ino'n
ewige Dauer hindurch. So
siehet der Menschen keiner
des Todes Ende voraus;
weifs nicht, ob er nur Einen
heitern Tag — das freundliche
Sonnenkind —
sicher und harmlos ende.
Andre und andre
Ströme, Freude rollend und Mühe,
tragen ewig wechselnd die Menschen.

2. Epode.

Also auch das Geschik, das der Väter beglükte Tage lange geschürzt!
Denn es führte, neben
dem Gottverliehnen Heile, auch,
wieder gewandelten Sinns, ein
Unglük herbei, da des Sohns schiksalgeleitete Hand,
Laios in der Ende des Pfades
tödtend, Pythons alten Ausspruch vollbrachte.

3. Strophe.

Aber es sah's der Erinne
Späherblik, und unter einander
tilgt sich wechselnd der Stamm der Krieger!
Nach Polyneikes' Sturze
blieb nur Thersander zurück, gekehrt in der Jugend Kämpfen,
und in den Schlachten des Kriegs,
ein Adrastischer Sprößling,
seines Hauses schüzender
Retter. Von
seinem Geschlechte stammet

Aenesidemos'
Sohn; ihn, ziemt es, mit des Gesanges
Preise, mit der Leier zu feiern!

3. Antistrophe.

Denn den Olympischen Preis empfieng er; und in Python, im Isthmos
reichte ihm und dem gleicherhabnen
Bruder des Glükkes Schwesteranmuth die Blume des Lohns der
zwölfmal umflognen Rennbahn.
Des Siegs Erreichung befreit,
wer, des Kampfes versuchend,
rang, von Sorgen. Reichthum, von
Tugend umkränzet, gewährt bei jedem
Wanken des Schiksals
sichre Hülfe; führet zu höhrer
ernsterfüllter Ansicht der Dinge;

3. Epode.

ist ein funkelnd Gestirn, ist der Sterblichen
Wahrheitsflamme. Wer ihn besizt,
kennt die Zukunft, weifs, dafs
der Abgeschiednen Frevelsinn
sicher die Bufsung erfährt. Denn
was in Kronions Gebiet frevelt das Menschengeschlecht,
richtet im Reich der Schatten unwandelbar Nothwendigkeit mit grausem Geseze.

4. Strophe.

Aber stets leuchtende Sonne
Tages, ewig leuchtende Nachts geniefsend, pflükken die Guten, fern von

Arbeit, ein leichtes Leben;
nimmer durchfurchend die Erde,
nimmer des Meeres Fluten —
getrieben vom Bedürfnifs —
mit der Stärke der Hände.
Thränenlos entfliehen die
Tage, wem
Frömmigkeit hold war, bei der
Götter Gepriesnen.
Marter, nie von Augen geschauet,
schöpft indefs der hüfsende Frevler.

4. Antistrophe.

Wer nun mit Kühnheit gewagt, hier
dreimal, dreimal drunten verweilend,
frei von Unrecht, und rein das Herz zu
halten, vollbringt Zeus' Weg zu
Kronos' erhabener Veste;
da, wo des Meeres Lüfte
der Sel'gen Insel umwehn;
da, wo goldene Blumen
leuchten; — hier entsprossen dem
Boden, dort
glänzenden Bäumen, dort er-
zeugt von des Wassers
Flut — in schöngewundner Geflechte
Kranz die Arme diesen umschlingend.

4. Epode.

So befiehlt's Rhadamanthens gerechte Ent-
scheidung, welcher ewig bereit
Vater Kronos beisizt,
dem Gatten Rhea's, deren Thron
höher, als alle, emporstralt.
Ihnen zur Seite wird hier Peleus und Kadmos geehrt;

und auch Achillen führte, Kronions
Herz mit Bitten lenkend, hieher die Mutter;

5. Strophe.

ihn, der den Hektor, einst Troia's
feste, nie erschütterte Säule,
stürzte, Kyknos dem Tode gab, und
Memnon, den Sohn der Eos.
Viele gefiederte Pfeile,
ruhend versteckt im Köcher,
trägt meine Schulter noch. Ver-
ständ'gen tönen sie. Denn beim
Volk bedarf ich Deutung. Dem
Weisen giebt
vielfache Kunde die Na-
tur; doch der Schüler
Haufe krächzt mit gierig geschwäz'ger
Zunge, gleich den Raben, Kronions

5. Antistrophe.

göttlichem Vogel entgegen.
Auf! Begeistrung, spanne den Bogen
jezt zum Ziele! Und wen trift, abge-
schnellet vom freundlich holden
Sinn, dein hochfliegend Geschofs? Zielst
nicht du auf Akragas hin?
Durchglüht von unentweihter
Wahrheit, sprech' ich es schwörend
aus: es hat nie eine der
Städte, Jahr-
hunderte durch, solch einen
Helden erzeugt, so
gegen Freunde edelgesinnten
Herzens, so freigebiger Hand, als

5. Epode.

Theron. Aber wahnsinniger Menschen Bethörung kämpft entgegen dem Preis;
Wider Recht erhebt sie
die Stimme, will mit Schande die
Feier der Edlen verhüllen.
Aber den Sand am Gestad' fliehet die messende Zahl;
Und wieviel Theron rund um sich her der
Freuden streute, wer vermag es zu sagen?

1.

Die Sonette.

Mich kümmert nicht, dafs oft dieselben Töne
In diesen flücht'gen Reimen wiederkehren,
Ich will die Schwierigkeit nicht streng vermehren,
Mir gnügt, dafs mit dem Laut der Sinn versöhne.

Ich suche nur das Wahre, Gute, Schöne,
Und den Gefühlen nicht der Brust will wehren,
Pedantisch nicht die Silbenweise lehren,
Dafs stolzes Ohr mit seinem Lob mich kröne.

Ich dichte nicht für fernhin künft'ge Zeiten,
In Lethe's Wellen sinkt am andren Morgen,
Was ich am Abend sorglos niederschreibe.

Ich nur allein doch kann enträthselnd deuten
Den Sinn, der oft liegt tief darin verborgen,
Und bin zufrieden, dafs mir der nur bleibe.

2.

Heimfahrt.

So sind die flücht'gen Jahre denn vergangen,
Wo meine Seele Kummer nie getrübet,
Wo, liebend, wieder inniglich geliebet,
Ich reines Glück aus güt'ger Hand empfangen?

Jetzt glüht nicht Freude mehr auf meinen Wangen,
Das Menschenschicksal hat sein Recht geübet,
Es nimmt zurück die Gaben, die es giebet,
Und löst die Arme, die sich treu umschlangen.

Des Schiffes Segel ist schon aufgezogen,
Das mich zur Küste gegenüber träget,
Vom Wind umspielt, sein Wimpel flatternd wehet

Wenn auch die Fahrt durch mächt'ge Wellen gehet,
Wenn nur dieselbe Hand mein Loos dort wäget,
Die hier mir Seligkeiten zugewogen.

3.

Entfärbtes Leben.

Ich kann mich nicht an deinem Anblick weiden,
Mit Schmerz seh ich dich, Sonne, niedersinken
Und glühend heifs des Meeres Kühle trinken;
Mit Nebelflor umziehet mich dein Scheiden.

Die Nacht verdoppelt meiner Sehnsucht Leiden,
Die Sterne Wehmuth mir hernieder winken,
Und meinem Busen stille Zeugen dünken,
Dafs nie mir wieder blühn des Lebens Freuden.

Auf welchem Boden sollten sie mir sprieſsen,
Da, die kein Strahl des Erdenlichts durchdringet,
Woher kein Ton je süfser Antwort klinget,

Mein Glück die stillen Schatten in sich schlieſsen,
Und aus den lebenabgeschiednen Räumen
Sein Bild nur schwankend kehrt in dunklen Träumen?

4.

Der Jugend Genius.

Wer seiner Jugend treu bleibt durch das Leben,
Und hoch im Herzen achtet diese Treue,
Bewahret Einheit in des Geistes Streben,
Und kennt den Stachel niemals bittrer Reue.

Des Alters Brust noch die Gefühle heben,
Die heiligten der Jugend Blüthenweihe;
Der ersten Sehnsucht leises Wonneleben
Dem ganzen Daseyn glänzt, wie Himmelsbläue.

Denn von den duftgen Lebenskränzen allen
Am duftigsten der Kranz der Jugend schwillet,
Bis hin zum Grabe Balsam ihm entquillet.

Die andern auf Momente nur gefallen,
Die Hand der Zeit ein Herz läßt unberühret,
Das fromm und treu der Jugend Genius führet.

5.

Die Cypressen-Allee.

Verblühet hinter mir, die Jugend lieget,
Wie ödes Feld, das keine Frucht getragen;
Viel Schmerz hat meine starke Brust besieget,
Doch andrer droht des späten Alters Tagen.

Schwer über mir sich euer Wipfel wieget,
Cypressen, die zum finstren Himmel ragen.
Allein auch Hartes oft das Schicksal füget,
Euch zu durchschreiten will ich kühn drum wagen.

Gießt eure Schatten furchtbar auf mich nieder!
Was eure Nacht mir auch für Schauder sende,
Ich gehe muthvoll in euch hin und wieder;

Wie Jahrsbeginn sich schließt an Jahresende,
So setz' ich stillgefaßt durch eure Mitte,
In Gram gehüllt, die alterschweren Schritte.

6.

Ergebung.

Auch mir kann der Verderbensstral erscheinen,
Der feurig sich vom Riesendach erhebet;
Doch meine felsenfeste Brust nicht bebet,
Und kindisch feige nicht die Augen weinen;

Was liegt verborgen in des Schicksals Schreinen,
Von unerforschtem Dunkel ist umschwebet;
Doch Alles, was auf Erden athmend lebet,
Muſs sich ihm beugen, es verschonet keinen.

Drum hebe, Flamme, dich in nächt'ger Stille!
In langer Reihe süſs verlebter Jahre
Genossen habe ich der Freuden Fülle;

Muſs jetzt ich schmecken des Geschickes Strenge,
Ich mit Gelassenheit darin gewahre
Der Dinge Wechsel in der Zeiten Länge.

7.

Wiedererkennen.

Wenn man ein fernes Land im Sinne traget,
Das man mit Augen niemals hat erblicket,
Ist, wie in wachem Traum, man oft entzücket,
Und tausend Wunderdinge bei ihm leget.

Doch wenn der Sehnsucht, die sich mächtig reget,
Befriedigung dann endlich mühvoll glücket,
Fühlt man sich in kein Feenland entrücket,
Und bald, wie in der Heimath, sich beweget.

So ist es auch vielleicht mit jenem Lande,
Des dunklen Todesstroms jenseitgem Strande,
Dem man sehnsüchtig oft entgegenringet.

Wie Heimath es vielleicht uns einst durchdringet,
Dafs, wenn wir von der Erde dort genesen,
Uns ist, als wären längst wir da gewesen.

8.

Freie Bewegung.

Schifft man denn immer nur um anzulanden?
Ists süfser nicht, nur schaukeln sich zu lassen,
Des offnen Meeres Anblick zu umfassen,
Den Wind zu sehn gelöst von allen Banden;

Wo niemals hochgethürmte Wogen branden
An schroffer Küste finstren Felsenmassen,
Die freien Fluten nicht den Segler hassen,
Ihr tanzend Bäumen lässet nicht ihn stranden?

Wohl dem, der auch im Leben kann beschiffen,
Nach Lust, des Denkens unbegränzte Fläche,
Fern von der Welt und ihren Tandgeschäften.

Fest an den Nordstern kann den Blick er heften,
Und wie sich stürmisch Well' an Welle breche,
Gesichert segeln hin vor allen Felsenriffen.

9.

Morgen des Glückes.

Im kleinen Raum von Erfurts reichen Auen
Bis wo aus Schwarzburgs engem Fichtenthale,
Sich lieblich windend, rauschend strömt die Saale,
Vermocht' ich wohl mein keimend Glück zu schauen.

Ich sah den Morgen dort des Lebens grauen,
Wenn Morgen heifset, wann zum erstenmale
Hernieder aus der Liebe goldner Schaale
Dem Geist des tiefen Sinnes Perlen thauen.

Denn die der Kranz des Dichterpreises schmückte,
Die beiden strahlverwandten Zwillingssterne,
Die spät noch glänzen in der Zukunft Ferne,

In Freundesnähe mir das Schicksal ruckte,
Da Bande, von der Liebe süfs gewoben,
Empor mich, wie auf lichter Wolke, hoben.

10.

Blumen und Sterne.

Wenn man ein anmuthreiches Thal sich denket,
Mit tausend duft'gen Blumen angefüllet,
Von denen jede farb'gen Reiz enthüllet,
Mit Perlen von des Himmels Thau getränket:

Wenn man den Blick zum nächt'gen Himmel lenket,
Wo stralend Licht aus tausend Sternen quillet,
Und Licht und Nacht der Seele Sehnsucht stillet
Die gern sich in der Schatten Tiefe senket:

Kann man in beiden Bildern sie erkennen,
Die meine Lippen langvermissend nennen,
Von jedem weiblich holden Reiz umblühet,

In sanften Frohsinns seelenvollem Scherze,
Doch mehr noch heimisch da in Ernst und Schmerze,
Wohin das Göttlichste den Menschen ziehet.

11.

Die Geliebte.

Zur Zeit, die lang im Jahr den Abend dehnet,
Sah sie, auf einen Arm das Haupt gelehnet,
Betrachtend Werk von sinn'gen Künstlers Händen,
Man sah kein Auge sie vom Blatte wenden.

Ich stand; — nie hatt' ich reizend sie gewähnet,
Wie sie mir schien, aus tiefster Brust ersehnet,
Da reiner Schönheit Stralen zu entsenden;
Ich konnte nicht, sie anzublicken, enden.

Der Arm, der ist des Haupts anmuth'ge Säule,
Dacht' ich, wird treu mich halten fest umschlungen;
Der Blick, von Himmelsahndung tief durchdrungen,

Wird auf mir ruhn in himmlisch stiller Weile.
Kann solch ein Glück ein irdscher Busen fassen?
Es wurde mir, und wird mich nie verlassen.

12.

Der süfse Traum. I.

Ich sah sie heut im Traume mit den Zügen,
Die Leben malen, nicht es, täuschend, lügen;
So trat sie aus der Thüre mir entgegen,
So sah den Blick ich sie nach mir bewegen.

O kann ein Traum in Seligkeit so wiegen,
Und die Vertilgungskraft der Zeit besiegen,
Dafs der Vergangenheit verschwundner Segen
Sich um die wunde Brust kann schmeichelnd legen?

Ihr heil'gen Nächte, bleibet mir gewogen,
Und mich mit euren Geistertritten führet,
Wo lebenathmend mich ihr Bild umschwebet;

Mein Geist dann überselig Leben lebet,
Wie noch vom Hauch der Gegenwart berühret,
Und hier schon zu den Schatten hingezogen.

13.

Der süfse Traum. II.

Wenn Traum, der lange ausblieb, wiederkehret,
Ist er, wie altbewährter Freund, willkommen,
Der liebreich seinen Weg zu uns genommen,
Da lange seiner Nähe wir entbehret.

Doch wer so unsre nächt'gen Freuden mehret,
Und wecket Funken, der schien ausgeglommen?
Und wem kann unsrer Sehnsucht Täuschung frommen,
Dafs er geliebtem Bild zu nahen wehret?

Giebts eine Traumwelt in des Dunkels Reichen,
Aus der herumzuwandern still auf Erden,
Entlassen unsrer Freuden Schatten werden?

Dann können nicht wir mit dem Schicksal rechten.
Ach! läg' es in des Herzens eignen Mächten,
Nie würde sie aus meinen Träumen weichen.

14.

Hoffnungslose Sehnsucht.

Warum willst Sehnsucht Du, nie endend, nähren?
Die Trauer kann den Busen nie verlassen,
Man kann die Schmerzen leiden, doch nie hassen,
Nicht wünschen, ihren Becher je zu leeren.

Doch Sehnsucht ist ein eiteles Verzehren,
Worin nur Gegenwart kann, lebend, prassen;
Will sie mit Geisterarmen Tod erfassen,
Verlangt, was keine Gottheit kann gewähren.

Ich weifs es wohl, mich Hoffnungen nicht trügen,
Der Tropfen, der dahin flofs, niemals kehret,
Doch der Gewalt der Sehnsucht das nicht wehret;

Sie zieht in schmerzensreichem Wonnestreben
Aus der Unmöglichkeit ihr quillend Leben,
Und wächst, je ferner ihre Güter liegen.

15.

Die getrennten Gräber.

Der theuren Kindergräber stiller Friede
Umschwebt in Rom die ernste Pyramide,
Die Mutter ruht davon in weiter Ferne,
Doch beide ewig schaun die gleichen Sterne.

Ach! wenn der Himmel auch, zerreifsend, schiede,
Was sich auf Erden trennet, lebensmüde,
Wer, dafs er Tod im Tode dulden lerne,
Dann spönne ab den Lebensfaden gerne?

Doch, wie dieselbe Sonne freudig scheinet
Den sieben Hügeln und des Nordens Zone,
Wo man im dunklen Schattenhaus auch wohne,

Das ewge Licht des Jenseits auch vereinet,
Was sich gefasset hat hier, Herz im Herzen,
In Schicksalswonne und in Schicksalsschmerzen.

16.

Sieg des Willens.

Die Sonne scheint zu kommen und zu gehen,
Die Menschen zu betrüben und erfreuen;
Doch ihre Stralen ewig leuchtend stehen,
Und, frei von Wolken, immer Licht verleihen.

So auch im Menschen ist des Geistes Wehen,
Dess Schöpfungen sich zauberisch erneuen,
Wenn sich der Mensch will seinem Licht zu drehen,
Und der Gedanken leeren Tand zerstreuen.

Denn ihr verwirrend nichtiges Gewimmel,
Das nebelgleich entsteigt dem Weltgetümmel,
Wie schwarze Wolke, vor dem Sinne hänget,

Und schwer durch ihre wesenlosen Geister,
Wenn ernster Wille nicht wird ihrer Meister,
Ein Stral des wahren Lichts sich einzeln dränget.

17.

Omen accipio.

Wenn man ein Wort hält in der Brust gefangen,
Weil es Entweihung scheint, es auszusprechen,
Und es aus fremdem Mund hört plötzlich brechen,
Fühlt man befriedigt innerlich Verlangen.

Die Töne wirklich nun dem Ohre klangen,
Und ihre Weihe kann der Laut nicht schwächen,
Sie haben sich an keiner Schuld zu rächen,
Da Dasein sie vom Zufall nur empfangen.

Wie günstig Zeichen her vom Himmel blitzet,
Wie Adlersflug erscheint zur rechten Seite,
Geziemts, dafs man solch Worterschallen deute.

Denn mit dem Menschen in geheimem Bunde
Steht die Natur, und in geweihter Stunde
Verkündet ihm, dafs sie den Armen schützet.

18

Die Lotospflanze.

Die Lotospflanze auf dem Wasser schwimmet,
Den nackten blätterlosen Stiel nichts schmücket,
Die Blüthe nur voraus der Feuchte blicket,
Sie nichts als Wasser aus der Schöpfung nimmet.

Zum Reinesten von der Natur bestimmet,
Ist sie der Erde Boden weit entrücket;
Sie Wurzeln nicht zum Grund des Wassers schicket,
Ihr Stiel sich nach der freien Welle krümmet.

So giebts auf Erden weiblich reine Wesen,
Die nur das Edelste stets an sich ziehen,
Und an dem Duft sich des Gedanken nähren.

Beglücket die, die ihnen zu gewähren
Das Element, in dem sie freudig blühen,
Sind von der Gunst des Schicksals auserlesen.

19.

Muth und Geduld.

Der Wille kann aus sich die That erzeugen,
Im Anstofs stark und fest im Widerstande,
Er kann zerreifsen enggeknüpfte Bande,
Und zwar das Schicksal brechen nicht, doch beugen.

Ich mir schon frühe machte ihn zu eigen,
Und stähl ihn fort bis zu des Grabes Rande,
Weil Unentschlossenheit dem Greis ist Schande;
Gereift mufs er die Frucht des Lebens zeigen.

Wenn Muth ihm und Geduld zur Seite stehen,
Kann er durch alle Lebensdunkel gehen;
Sich wapnen mufs er still und ernst mit beiden.

Denn Glück und Ruhe sind dahin geronnen,
Wenn nicht der Mensch vermag, gefafst besonnen,
Was ihm das Schicksal sendet, stark zu leiden.

20.

Weihe der Zeit.

Erhaben tönet erst des Donners Rollen,
Wenn fern vom fürchterlichen Schlag man stehet;
In Wolkenbild der Nebel übergehet
Erst, wenn man nicht von ihm ist mehr umquollen.

Wenn sich Gestalt und Ton entfalten sollen,
Muſs man durch leeren Raum sie fern erspähen;
Denn auch im Leben scheint verwirrtes Drehen
Der Menschen augenblicklich Thun und Wollen.

Nur in der Weltgeschichte ruh'ger Klarheit
Erschauet man der Vorzeit tiefe Wahrheit,
Wenn die Erscheinung längst entfloh den Sinnen;

Dann wann die Stille der Betrachtung sieget,
Und Zug vor Zug zum Bild zusammenfuget,
Kann sie Gestalt erst vor dem Blick gewinnen.

21.

Tagesschluſs.

Vor Helios Gespanne rüstig schreitet
Eos, und in der Hand die Fakel träget,
Mit Rosenglanz den Himmel überbreitet,
Und wie sie kommt, die frohe Welt sich reget.

Denn um zu spähn, was ihm der Tag bereitet,
Dem Tagsgestirn sich jeder zu beweget,
Und wie des Morgenrothes Schein er deutet,
Sich um die Brust ihm Furcht und Hoffnung leget.

Doch wenn auch Ruhm und Macht ihm fröhlich spriefset,
Wird doch er bald des Tagesglanzes müde,
Und nach dem stillen Dämmerlicht sich sehnet.

So sich der Lauf der Tageszeiten dehnet,
Bis ihn geweihter, mitternächt'ger Friede
Im Angesicht der Sterne sanft beschliefset.

22.

Gewählte Gesellschaft.

Nichts hin mich zu den Menschen jemals ziehet,
Und gern ich fern von ihren Pfaden bleibe;
Muſs ich sie sehn, ich mich nicht thörigt sträube,
Doch fühle etwas in mir, das sie fliehet.

Mein Glück mir still im tiefen Busen blühet,
Sorglos um leer verwirrtes Weltgetreibe,
Und wie des Mondes nachtbedeckte Scheibe,
Bin ich, dem Blick mich zu entziehn, bemühet.

Doch die der Brust Gefühle mit mir theilen,
Wenn sie auch nicht mehr auf der Erde weilen,
Derselbe Kreis der Einsamkeit umschlinget;

Denn ohne Liebesglut verwandter Herzen,
Die Süſsigkeit der Einsamkeit nur Schmerzen
Und unbefriedigte Verlangen bringet.

23.

Agamemnon.

Atride, Führer der Achaier Schaaren,
Dein Fufs, Zertrümmerer von mächt'gen Städten.
Stand an, die Teppichpfade zu betreten,
Die purpurstralend dir bereitet waren.

Nach zehn vor Ilion durchkämpften Jahren,
Die, wie der Wiese Gras, die Völker mähten
Und viel Verwaisten langen Jammer säten,
Wolltest die Scheu der Götter du bewahren.

Denn Nemesis, die keinen mild verschonet,
Verfolgt, bewaffnet mit dem Racheschwerte,
Auch des gekrönten stolz Vermessnen Fährte.

Drum wohl dem Sterblichen, dem Demuth wohnet
Im Busen, wenn auch nach der Thaten Werthe
Der Götter Gunst mit üpp'gem Glück ihm lohnet.

24.

Orest und Pylades.

In Pylades sich immer gleicher Treue
Erfuhr Orest der ächten Freundschaft Weihe;
Sorgsam in tiefer Brust von ihm getragen,
Fühlt' er das eigne Herz im Freunde schlagen.

Gequälet von des Muttermordes Reue,
Angstvoll, ob Heilung ihm ein Gott verleihe,
In Freundes Brust ausgiefsend seine Klagen,
Empfand er wieder hart der Schmerzen Nagen.

Doch herrlicher die Freundschaft sich erhebet,
Wenn nur der Seele ungetrübter Spiegel
Giebt der Begeisterung des Freundes Flügel;

Wenn keiner hat dem anderen zu danken,
Nur die Gefühle sich so dicht umranken,
Dafs jeder in sich doppelt Leben lebet.

25.

Wolkenbilder.

Der Himmel oft von Farben glänzend scheinet,
Die, sanft verschmelzend, in einander gehen;
Gebirgen gleich gethürmt, Gewölke stehen,
Man Wolkenlandschaft zu gewahren meinet.

Doch nur der Menschenblick das Bild vereinet;
In sich nur Düfte wüst chaotisch wehen,
Und sich im Sonnenlichte wirbelnd drehen,
Bis sie erblassen, wenn die Nacht sich bräunet.

Doch was den Busen so gewaltig rühret,
Ist blindlings nicht aus blofsem Duft gewoben,
Nur Stoff und Farbe leihn die Luftgefilde.

So wie wir Schauer sind, so dichtend führet
Den Pinsel unsichtbar ein Geist dort oben,
Und schafft die mächtgen Phantasiegebilde.

26.

Die Beglückteren.

Wenn sich die Pappeln zu einander neigen,
Sie Liebliches sich wohl vertraulich sagen;
Vielleicht sie, flüsternd, freudig sich bezeigen,
Dafs schwesterlich sie darf der Boden tragen,

Dafs schöngeordnet sie, wie Jungfraunreigen,
Empor in freundlichem Vereine ragen,
Nicht, einsam trauernd, in die Lüfte steigen,
Dem öden Wind nicht ihre Sehnsucht klagen.

Wenn Bäume nah, geliebt und liebend, stehen,
Des Schicksals Loose günstger ihnen wehen,
Als uns, die rauhe Stürme hart oft trennen.

Sie, festgewurzelt, frei die Kronen regen,
Sich an einander, süfs geschwätzig, legen,
Und Scheidungsschmerz allein im Tode kennen.

27.

Höchste Gerechtigkeit.

Wenn Güte und Gerechtigkeit verbunden,
In Einer Brust, wie Zwillingsschwestern, wohnen,
Ist die, worin die Gottentsprossnen thronen,
Von Ernst und Milde, streng und sanft, umwunden.

Sie theilen nicht sich in des Tages Stunden,
Nach Laun' und Zufall nicht verzeihn und lohnen.
Ihr strenges Ahnden und ihr mildes Schonen
Nach reifer Weisheit schlägt und heilet Wunden.

Wenn eine beider Himmelsschwestern fehlet,
Ist finstre Schattenseite im Gemüthe.
Doch giebt es auch Naturen, auserwählet,

Wo die Gerechtigkeit so Wurzel schläget,
Und Schuld und Unschuld so erhaben wäget,
Dass sie vertritt die Stelle aller Güte.

28.

Zoroaster.

Wir dich des Perserlandes Weisen nennen,
Nicht weil wir wissen, dafs du hast gelebet,
Nur weil seit grauer Zeit dein Name schwebet
Um Lehre, die wir selbst nur dunkel kennen.

Du sahst die Gottheit in des Feuers Brennen,
Das sich empor mit spitz'ger Flamme hebet,
Den Stoff zu läutern durch Verzehrung strebet,
Und Ird'sches weifs von Himmlischem zu trennen,

Wenn es, umfassend ihn mit tausend Zungen,
Am Körper alles Irdische ertödtet;
Zum Himmel, den es fernhinstrahlend röthet,

Hat längst die Seele aufwärts sich geschwungen,
Und treue Urne birgt in kleinem Raume
Den letzten Ueberrest vom Lebenstraume.

29.

Erfüllte Bestimmung.

Dem ziemt der Preis, daſs wahrhaft er gelebet,
Der, hätt' er wenig auch in That erstrebet,
Als Lücke in der Menschheit wird empfunden,
Wenn er den Lebensfaden abgewunden.

Denn an der Menschheit reichem Teppich webet
Nur, wer aus innrer Kraft sich frei erhebet,
Und wer in ihren Blüthenkranz gebunden,
Was nur er konnt' in eigner Brust erkunden.

Der lebt dann fort im menschlichen Gemüthe,
Wie jeden Lenz der Erde sich entwindet
Auf seinem Grabe neu verjüngte Blüthe;

So, wenn in Dunkel auch sein Name schwindet,
Das Feuer, das ihn heilig einst durchglühte,
In später Zeit noch lichte Funken zündet.

30.

Schlimme Zeit.

Es geht auf Erden zweifelhafte Sage,
Es sei der Mensch auf ihr zum Glück geboren.
Ich glaube mich zum Unglück auserkoren,
Das ohne Furcht und mit Geduld ich trage.

Was ist denn Unglück, dafs so bang man zage?
Es wandeln gleichen Schritts des Jahres Horen,
Der Busen sei in Schmerz, in Lust verloren,
Und endlich kommt der Abend aller Tage.

In dieses Abends mildem Ahndungsschauer
Blickt man auf Leiden nicht zurück mit Trauer.
Es hat den festen Muth der Brust gehoben,

Und zart Gewebe um das Herz gewoben,
Wo um das Höchste, was sich läfst erringen,
Sich unzerreifsbar alle Fäden schlingen.

31.

Das Bleibende.

Von dem, was Dichter voll Begeistrung sangen,
Was ist in freier Rede Flufs geschrieben,
Ist Weniges nur bis auf uns geblieben,
Unendliches ist unter längst gegangen.

Kann keine Dauer Geisteswerk erlangen,
Kann Geisteskraft auch nie in Nichts zerstieben;
Das Werk ist Blüthe nur, die sie getrieben;
Die welkt, ihr bleibt ihr strebendes Verlangen.

Wohin die Körperlose einst entschwebet,
Ist zwar in ew'gen Dunkels Nacht gehüllet,
Doch dafs sie aufwärts nicht vergebens strebet,

Verbürgt die Glut, die hier schon in ihr lebet;
An neuem Stoffe sie die Sehnsucht stillet,
Und neuer Born ihr höh'ren Fühlens quillet.

32.

Thun und Wollen.

Im Inselmeer bin wieder ich befangen,
Defs Fluten in des Südens Milde rollen,
Der Stunden regen Fleifs mufs ihm ich zollen,
Darf nicht nach andren Zonen hinverlangen;

Wohl lieblicher mir andre Töne klangen,
Des Busens tieferem Gefühl entquollen;
Des Menschen Thun nicht immer ist sein Wollen,
Auch wo nicht äufsere Geschicke zwangen.

Der Zufall richtet blind die ersten Schritte,
Dann findet sich der Fufs in Pfades Mitte,
Wo Erd' und Anfang sich verhüllt dem Blicke;

Soll vorwärts er? soll schaamvoll er zurücke?
So wird der Mensch zu Ziele hingetrieben,
Das anfangs unerstrebt ihm war geblieben.

33.

Schriftenthüllung.

Inschrift in uns nicht mehr bekannten Zügen
Doch den Gedanken sicher weiter träget,
Wie man die Zeichen kann zum Sinne fügen,
Er klar und hell sich auseinander leget.

Das Wort, des Klänge dann entfesselt fliegen,
Vernehmlich an das Ohr des Hörers schläget,
Froh, wieder sich an Menschenbrust zu schmiegen,
Die es in ihrem stillen Ernste wäget.

So ruhend oft in Schlummers dunklem Bette,
Die Wahrheit doch durch alle Zeiten gehet
In engverbundener Gedankenkette,

Wenn oft auch erst sie spät Geschlecht verstehet.
Denn wie der Zeiten Graus es mag bedecken,
Kann, was der Mensch gedacht, Mensch wieder wecken.

34.

Hieroglyphen.

Wenn einem Volke sinnreich es gelinget,
In Zeichen den Gedanken stumm zu hüllen,
Oft nach Jahrtausenden hervor er springet,
Noch später Nachwelt Wifsbegier zu stillen.

Was so von Volk zu Volk sich geistig schlinget,
Ist überirdisch ew'ges Wahrheitquillen,
Abhängig nicht von dem, was Mensch vollbringet,
Stark durch sich selbst, der Zeiten Raum zu füllen.

Denn gleich kostbarer Steine edlen Minen,
Im Schoofs der Zeit der Wahrheit Schätze liegen,
Und sich des Munds der Sterblichen bedienen.

Was nun der Blöden Stimme wahr entschallet,
Voll Kraft, des Irrthums Dunkel zu besiegen,
Das her aus jener ew'gen Tiefe hallet.

XV.

Griechische Sprache

Der Völker Sprachen grüblend zu vergleichen.
Heifst tief in ihres Geistes Wesen dringen;
Denn wie die Welt zu fassen sie erreichen,
So sinnbegleitend ihre Töne klingen.

Das Leiseste mufs finden schallend Zeichen,
Der Laut umsonst nicht mit dem Geiste ringen.
Und wie der Siegerwagen flucht'ge Speichen,
Mufs sich der Rede Wechselfügung schwingen.

Nicht alle Völker dieses Ziel ereilen,
Nicht alle dieses Sieges Palme theilen,
Doch Einem war dies hohe Loos beschieden:

Dem Volk von der Pelasger altem Stamme
Entbrennete des Geistes heilge Flamme
Tonreich, wie keinem andern Volk hienieden.

36.

Mars.

Von der, die traulich nah' dir stand, geschieden,
Sitzest du da, mit ernstgefärbtem Blicke,
Als wenn zurück du nach entwichnem Glücke
Schautest, wie Menschen müssen oft hienieden.

Du fühlst nicht Kampflust mehr im Busen sieden,
Dich kümmern nicht der Throne Wehgeschicke;
Dafs alle Erdgeschlechte Ruh' entzücke,
Tauchst du die Brust in tiefen, stillen Frieden.

Zu deinen Füfsen Amor schalkhaft spielet,
Allein dein Herz nicht seine Pfeile fühlet;
Du willst nicht lassen neue Liebe keimen.

Nur einzig sehnsuchtsvoll in die versenket,
Die dich mit ihrem Nektar süfs getränket,
Lebst du mit ihr vereint in goldnen Träumen.

37.

China.

Voll Eigenheiten ist das Reich der Mitte,
Und ehern eingewohnt in alte Sitte;
Des Lautes Zeichen schreibend es verschmähet,
Und nur nach dem Begriff, dem reinen, spähet.

Doch hemmt es selber seines Fortgangs Schritte,
Als wenn Verbesrung mit dem Guten stritte,
Und auch der Wahrheitforschung zugedrehet,
Erreicht es nicht, was aus der Tiefe wehet.

Sein Dichten sich in Künstlichkeit verlieret,
Und von Despotenzwang zurückgedränget,
Der Rede strömende Gewalt nicht rühret.

So doch das Volk das Menschlichste entbehret,
Und seinen Geist, verschnörkelt und beenget,
In wesenloser Kleinlichkeit verzehret.

38.

Die Seelenwanderung.

Unzahl'ge Jahre hat mich Brahmas Gnade
Geführet durch die Seele vieler Frauen;
Nach jedem Tode mufst ich Leben schauen,
Und wieder gehn der Erde dunkle Pfade;

Viel Loose zog ich aus des Schicksals Rade,
Oft sah' ich Freuden meinen Weg umthauen,
Oft mufst' ich hartem Mann mich anvertrauen,
Dafs auf mich Schmerz und saure Müh' er lade.

Die Freuden nun, die Leiden sind verschwunden,
Seit mich hat Indra's Himmel aufgenommen,
Wie schwerer Traum davon mir vor nur schwebet;

Doch Ein Bild deutlich strahlend in mir lebet,
Und niemals wird aus meiner Seele kommen,
Der Mann, mit dem ich ward zuerst verbunden.

39.

Vorahndung.

Ich saſs im Saal, den Bilder rings umstehen,
Und vor mir tanzten holde Mädchenpaare;
Es flatterten die losgelaſsnen Haare
Von ihrer Füſse leichtem Wirbeldrehen.

Doch wie, wer andres, als die Augen sehen,
Fühlt, daſs er in der tiefen Brust gewahre,
Flogen vorüber die verlebten Jahre
An mir, wie dunklen Regenwindes Wehen.

Bald wird mich anderes Gemach umfangen,
Und diese Bilder werden suchend blicken
Nach dem, der dann nicht weilet mehr hienieden.

Ich aber werd' hin an den Ort gelangen,
Der, rein von allem irdischen Entzücken,
Allein umwehet ist von Himmelsfrieden.

40.

Das Grabmal.

In Sonnenschein strahlst du mir hell entgegen,
O Hoffnung, mir gestellt zu ew'gem Heile;
Doch du verschwindest trüb' auf deiner Säule,
Wenn Wolken hangen finster, schwer von Regen,

Und dann dem Tag fehlt des Gelingens Segen,
Er schwindet rasch nicht hin in thät'ger Eile,
Schleicht still nicht fort in seelenvoller Weile,
Wehmüthge Bilder nur das Herz bewegen.

Du, die du ruhst in diesem Heiligthume,
Mir leuchtetest mit immer gleichen Strahlen,
Nie schwankten deiner schönen Seele Schaalen,

Und jeder Tag bot neue duftge Blume
Zum Freudenkranze mir, dem dichtbelaubten,
Den mir des Schicksals ernste Sprüche raubten.

11.

Der letzte Traum.

Ich lag umschwebt von süßen Morgenträumen,
Da ward ich wider Willen aufgewecket,
Und lang nun hin der öde Tag sich strecket,
Die lieben Sternlein zu erscheinen säumen.

Und doch die schönsten Blüthen nur entkeimen
Der Brust, wenn sie die goldne Ruhe schmecket,
Der Schlummer sie mit zartem Schleier decket,
Und Tag und Licht ihr Recht der Nacht einräumen.

Wenn aber reißt im Tod des Daseins Faden,
Dann wird das Leben wieder selbst zum Traume,
Allein zu Traum, der leer verfliegt in Schaume;

Das Träumen, zu dem Lieb' und Sehnsucht laden,
Zeigt den in Erdenschlaf gebundnen Blicken
Ein tief dem Busen bleibendes Entzücken.

Wilhelm von Humboldt's

gesammelte Werke.

Dritter Band.

Berlin,
gedruckt und verlegt bei G. Reimer.
1843

A D
BIBL. UNIV.
MONAC.

Universitäts-
München
Bibliothek

Inhalt.

Seite

Aeschylos Agamemnon. Metrisch übersetzt. . . 1 — 96

(Leipzig 1816. 4. XXXVII und 86 S.)

Die Eumeniden. Ein Chor aus dem Griechischen des Aeschylos. . . . . 97—102

(Berlinische Monatsschrift herausgegeben von Biester. 1793. Bd. 22. S. 149—156.)

Socrates und Platon über die Gottheit, über die Vorsehung und Unsterblichkeit. . . . . 103—141

(Joh. Friedr. Zöllner's Lesebuch für alle Stände. Theil 8. S. 156—256. Berlin 1787. 8.)

Ueber die gegenwärtige französische tragische Bühne. Aus Briefen. . . . . 142—172

(Goethe's Propyläen. 1799. Band III. Stück 2. S. 96—109.)

Seite

Der Montserrat, bey Barcelona. . . . . 173—212

(Allgemeine geographische Ephemeriden, herausgegeben von Gaspari und Bertuch. Band XI. Stück 3. März 1803. S. 265—313.)

Reiseskizzen aus Biscaya. (Handschriftlich.) . . 213—240

1. St. Jean de Luz. . . . . 213—216
2. Spanische Gränze. . . . . 216—221
3. Guipuzcoa. Anblick des Landes. . . . . 222—235
4. Vitoria. . . . . 235—240

Ueber das vergleichende Sprachstudium in Beziehung auf die verschiedenen Epochen der Sprachentwicklung. . . . . 241—268

(Abhandlungen der historisch-philologischen Klasse der Königlichen Akademie der Wissenschaften zu Berlin. 1820—21. Berlin 1822. 4. S. 239—60.)

Ueber das Entstehen der grammatischen Formen und deren Einfluss auf die Ideenentwicklung. . 269—306

(Ebend. 1822—23. Berlin 1824. 4. S. 402—430.)

Berichte aus den Verhandlungen des Vereins der Kunstfreunde im Preufsischen Staate. . . . . 307—383

Sonette. (Handschriftlich.) . . . . . 384—428

1. Die Milchstrafse 384
2. Niobe 385

Seite

3. Die Danaiden 386
4. Hoffnung der Liebe 387
5—9. Phantasien. I—V. . . . . 388—392
10—12. Des Lebens Ausgang. I—III. . . . . 393—395
13. Letztes Eigenthum 396
14. Saat Gottes 397
15. Kypris 398
16. Andromeda 399
17. Die Nymphe 400
18—20. Friede mit dem Schicksal. I—III. . . . . 401—403
21. Die Klamm 404
22. Wurzeln und Zweige 405
23. Freigebigkeit der Natur 406
24. Morgengruſs der Geliebten 407
25. Die glückliche Zeit 408
26. Der Blitzableiter 409
27. Die Dryas 410
28. Licht und Dunkel 411
29. Penelope 412
30. Frauenliebe 413
31. Amor im Wagen 414
32. Die Stummheit 415
33. An Ihn 416
34. Petrarca 417
35. Kranz und Gedicht 418
36. Der Schwan 419
37. Die Weinrebe 420

Seite

38. Reiz der Heimath 421

39. Der Montserrat 422

40. Die Gegenwart 423

41. Corinna 424

42. Das Reich der andern Welt 425

Aeschylos Agamemnon.

Metrisch übersetzt *).

Einleitung.

Unter allen Werken der Griechischen Bühne kommt keines dem Agamemnon an tragischer Erhabenheit gleich. So oft man dies wundervolle Stück von neuem durchgeht, empfindet man tiefer, wie bedeutungsvoll jede Rede, jeder Chorgesang ist, wie alles Einzelne, wenn gleich äufserlich scheinbar locker verbunden, innerlich nach Einem Punkte hinstrebt, wie jeder aus zufälliger Persönlichkeit geschöpfte Bewegungsgrund entfernt ist, wie nur die gröfsesten und dichterischsten Ideen die überall waltenden und herrschenden sind, und wie der Dichter dergestalt alles blofs Menschliche und Irrdische vertilgt hat, dafs es ihm gelungen ist, das reine Symbol des menschlichen Schicksals, des gerechten Waltens der Gottheit, des ewig vergeltenden Verhängnisses hinzustellen, das unerbittlich Schuld durch Schuld so lange rächt, bis ein Gott mitleidsvoll die zuletzt begangene versöhnt.

Dike und Nemesis, die beiden reinsten Götterbegriffe des Alterthums, an welche der einfach erhabne Sinn der Griechen die ganze Weltregierung knüpfte, so dafs unter

*) Der erste Abdruck (Leipzig 1816. 4.) ist mit der Widmung „an Caroline von Humboldt geborne von Dacheröden" versehen.

ihrer Leitung Begebenheit sich aus Begebenheit entwickelte, sind es, auf denen der ganze Sinn und Begriff der Dichtung ruht. Die früheste geschichtliche Ueberlieferung gestaltete sich in dem glücklichen Griechischen Geiste von selbst zum Stoffe der Kunst, ein Vorzug, der wohl hauptsächlich der in ihrem ersten Ursprung dichterischen Sprache zuzuschreiben ist, da die Form immer die Materie besiegt, die nur, wo jene mangelhaft ist, sich in ihrer rohen Unbeholfenheit hervordrängt; die Ereignisse in Argos, in Theben, in Ilion scheinen sich an einander zu reihen, wie der gelungenste Flug der Einbildungskraft sie auf der Bühne zu ordnen vermöchte. Das Geschlecht der Pelopiden gehört vorzugsweise zu diesen, ohne alle vorgängige Bearbeitung, dichterischen Stoffen. Eine Reihe schwerer Blutschuld folgt von Myrtilos Ermordung an auf einander; Atreus und Thyestes Zwist, die Schlachtung der Kinder des letzteren, Iphigenias Opfer, Agamemnons Ermordung; jeder der Strafbaren handelt weniger durch sich selbst, als vom Verhängniſs getrieben, um Werkzeug der Strafe und der Rache zu seyn; endlich findet Orestes den Tod des Vaters an der eigenen Mutter, und nun setzen zwei heilende Gottheiten dem Frevel ein Ziel, versöhnen ihn, beschwichtigen die Eumeniden, und verbannen auf immer den „Wahnsinn des Wechselgemords" aus dem Hause der Plistheniden. Aeschylos Tetralogie, der Agamemnon, die Choëphoren und die Eumeniden, durchlaufen den ganzen letzten Theil dieser gräuelvollen Frevel, aber schon der Agamemnon allein enthält, in Erinnerung und Andeutung, die ganze Folge von ihrem Ursprunge an, die Kassandras Weissagungen auf die erhabenste Weise an einander knüpfen. Auch daſs Orestes diesem Verderben den Gipfel aufsetzen wird, verkündigt sie, so daſs das aufgeregte Gemüth schon in diesem Stück allein die Beruhigung findet, ohne die jede

künstlerische Wirkung ihre wahre Auflösung vermifst. Neben der Frevelreihe der Pelopiden geht, nicht ohne Schuld von allen Seiten, der Krieg vor Ilion, und die Zerstörung der Stadt her. Paris hat durch die Entführung der Helena das Verderben über Troja gebracht; Agamemnon und Menelaos haben für die Beleidigung ihres Hauses ganz Griechenland in den Kampf geführt, haben „unwilligen Muth den zum Tod Hinwandernden geweckt," und viele, für das Weib eines Andren Gefallene deckt feindlicher Boden. Diese doppelte Reihe von Ereignissen, von denen die eine nur den Argeïschen Königsstamm angeht, die andre ganz Griechenland und Asien, Alles, was die damalige Welt Grofses kannte, umfafst, verknüpft das Opfer der Iphigenia, und aufser allem diesem wird das Haupt Agamemnons von der Last des Glückes, den bedeutendsten und langwierigsten Krieg, den man bis dahin erfahren hatte, beendigt zu haben, durch das Gewicht der Zerstörung einer Stadt uralter Macht und Reichthums, den Untergang eines grofsen und weitgepriesenen Königsstammes niedergedrückt. So ist der zurückkehrende König, wie er seine Heimath betritt, wie mit nicht zu überspringenden Netzen umstellt. Väterschuld und eigne, heimlich schleichender Volkshafs und Neid des Schicksals ziehen ihn unwiederbringlich ins Verderben, und er fällt mehr vom Verhängnifs, als dem Arm seines Weibes, die selbst wieder einem gleichen Geschicke entgegengeht.

Obgleich der Begriff der Nemesis an mehr, als Einer Stelle, vorzüglich aber in dem Chorgesange, auf den das Erscheinen der Kassandra folgt, angedeutet ist, waltet doch der des strafenden Rechtes vor. Der Chor legt sogar hierüber seine Meynung an einer Stelle (v. 732—742.) ausdrücklich dar. Es ist ein irriger Wahn, sagt er, wenn man glaubt, dafs auf das grofse Glück immer Unsegen folge; in

dem Hause des Gerechten pflanzt es sich harmlos fort, und nur da, wo es mit Frevel gepaart ist, führt es von Stufe zu Stufe des Unheils. Diese ewig wachsame Gerechtigkeit der Gottheit, die manchmal späte, aber immer unfehlbare Ahndung des Unrechts, die sich der Frevelhafte selbst durch die Verblendung zuzieht, in welche ihn die Uebelthat verstrickt, wird auf die mannigfaltigste und erhabenste Weise durch das ganze Stück gefeiert. Götterscheu und Frömmigkeit sprechen sich stärker und reiner, als in irgend einem andren, darin aus, und es ist überhaupt mehr, als sonst eines, reich an Lehren und Weisheitssprüchen. Es kommt dies grofsentheils von dem Vorwalten der lyrischen Formen her, da dem Chor viel mehr darin eingeräumt ist, als in den späteren Tragödien. Die Chorgesänge selbst aber sind, auf eine den Pindarischen ähnliche Weise, mit der kraftvollen, alterthümlichen Einfachheit behandelt, nicht in der durchgängigen Farbe milder und leichter Anmuth, wie bei Sophokles, obgleich auch diese sich in einzelnen Stellen findet, noch mit der Ueppigkeit der Bilder, die man in ihnen oft bei Euripides antrift.

Klytämnestra ist der Hauptcharakter des Stücks, da eigentlich sie allein handelt. Im Anfange erscheint sie zwar listig und verstellt über einem tief versteckten Anschlag brütend, und bis zur Vollendung spielt der Dichter nur durch Andeutungen des Chores ihrer Entschuldigung vor, doch läfst sie selbst deutlich genug blicken, was sie vollenden will; aber nachdem die That geschehen ist, tritt sie frei und sicher, in schauderhafter Gröfse, mit ihrem Geständnifs und ihrer Rechtfertigung ans Licht. Jeder Bewegungsgrund, der mehr in besondrer Individualität, als dem einfachen Naturcharakter liegt, ist hier entfernt; einer Leidenschaft zu Aegisthos wird nirgend gedacht; gleiche Begierde sich zu rächen hat beide verbunden; sie erwähnt

seiner nur als eines Beistandes, einer Stütze. Die einzige Triebfeder ihres Handelns ist der Schmerz um Iphigenia, den sie auch auf die natürlichste Weise, als das Gefühl der in ihren Hofnungen getäuschten Mutter, angiebt; mein Kind, sagt sie, hat er geopfert, die liebste meiner Wehen. Nur als ein hinzukommender Grund erscheint die Eifersucht auf Kassandra, und nur als eine Rechtfertigung auch ihrer Ermordung. Der Tod der Iphigenia ist der nächste Grund der ganzen Handlung des Stücks; die beiden Massen der Schuld und der Schicksalsmisgunst, die sich gegen Agamemnon aufthürmen, verknüpfen sich in ihm; daher fängt auch das Stück fast mit der Erzählung ihres Opfers an, und wie es die Art der ältesten Griechischen Dichter, und vorzüglich des Aeschylos ist, die Haupttriebfedern, so wie Alles, worauf die Wirkung vorzüglich berechnet wird, in grofser Breite und Festigkeit hinzustellen, damit das Ganze sicher auf ihm ruhen könne, die weiteren Entwicklungen aber kurz zu behandeln; so ist dem Tode der Iphigenia ein ganzer, und der längste Chorgesang gewidmet, der mit dem herrlichen Bilde der Abfahrt nach Ilion, eines erscheinenden Zeichens, und einer Weissagung des Kalchas beginnt. Die Freude, die ihr die Rache gewährt, führt Klytämnestra in der gröfsesten Furchtbarkeit, und mit der bittersten Ironie aus; Iphigenia wird dem Vater bei den Schatten entgegen kommen, ihn am Acheron begrüfsen, wie es der Tochter geziemt. Nirgend thut sie einen bedauernden Rückblick auf die That; sie ist nicht Agamemnons Weib gewesen, sie ist der Rachdämon des Geschlechts, das sich selbst den Untergang bereitet. Eine desto stärkere Wirkung bringt, gegen das Ende des Stücks, die Milde hervor, mit der sie sich, mit jedem Geschick zufrieden, wenn nur des ewig vergeltenden Gemordes ein Ende wird, nach Versöhnung sehnt, die aber erst dem zu Theil wer-

den kann, der blofs als Werkzeug, und auf den unmittelbaren Befehl der Gottheit gehandelt hat.

Aegisthos tritt nur auf, um auch von seiner Seite zu beurkunden, dafs er in dem Enkel den Frevel des Ahnherrn strafte. Sein ganzer Zwist mit dem Chor kann beim ersten Anblick überflüssig, und das Stück besser mit den letzten Anapästen, die Klytämnestra sagt, zu enden scheinen. Aber diese letzte Scene gleicht dem Schlufston eines Accords, ohne den die wahre Auflösung fehlen würde, vorzüglich in dem Gegensatz der Heftigkeit Aegisths, und der nun milden Klytämnestra, und in den schönen Versen: (1642. 1643. 1646. 1649.)

Lafs' uns stiften neues Leid nicht, o der Männer theuerster!
Schon zu mähen dieses Viele, ist uns Ernte jammervoll;
— — — — was wir thaten, mufste seyn.
Dieses ist des Weibes Rede, wenn Gehör ihr einer leiht.

Auf dieselbe Weise könnte man auch vielleicht die, sonst so dichterische Beschreibung der Trennung des Menelaos vom übrigen Heer durch einen Sturm für eine entbehrliche Episode halten. Aber die Frage mufste beantwortet werden, ob Menelaos nicht zurückkehrte, die That verhindern, oder rächen könnte? Aufserdem war der Abfahrt beider Könige im ersten Chorgesange gedacht, es durfte bei der Rückkehr nicht blofs Einer genannt werden. Ein solches Streben nach dichterischer Symmetrie und Vollständigkeit ist der Griechischen Dichtung und Kunst besonders eigen.

Agamemnon wird eben so sehr, und sogar mehr durch dasjenige gezeichnet, was seinem Erscheinen vorhergeht, als durch dies Erscheinen selbst. Er soll, als der gröfseste und glücklichste Sterbliche, den die Götter je mit Ruhm und mit Sieg gekrönt haben, auftreten. Dies wird durch die Erzählung von der Einnahme Trojas, dem Triumphzug

des Heers nach der Heimath, der Freude, diese nach zehnjähriger Abwesenheit wiederzusehen, die sich in dem Herold auf eine so rührende Weise ausspricht, vorbereitet. Aber zugleich wird alle diese Erhabenheit, als den unmittelbar nachfolgenden Fall drohend, dargestellt. So tritt der König selbst auf, und nach wenigen Worten über die Gröfse des vollbrachten Unternehmens, und die Nothwendigkeit nunmehr Stadt und Haus zu ordnen, athmen alle seine Reden nur Besorgnifs vor dem Neid und der Misgunst des Geschicks, Milde, wie gegen Kassandra, und die Sehnsucht, sein Leben fern von Glanz, in weiser Mäfsigkeit und fröhlicher Heiterkeit zu beschliefsen. Dieser Wunsch, in bewegender Einfachheit, vor der, die ihm den Tod bereitet, und wenige Augenblicke, ehe sie die That vollendet, ausgedrückt, bringt die rührendste Wirkung hervor. Bei seinem Fall spricht er blofs die, tödtlich empfangene Wunde aus. Das so meisterhaft behandelte Ausbreiten der Purpurteppiche wird nicht als eine mitwirkende Ursach, sondern nur als ein Bemühen Klytämnestras vorgestellt, den Neid der Götter und Menschen durch überirrdische Ehrenbezeigungen auf ihr Schlachtopfer zu häufen. Es macht, dafs Agamemnons Stimmung, seine Neigung, die Last seines Ruhms und seiner Gröfse zu vermindern, sich besser aussprechen kann, und giebt zu einigen sehr dichterischen Schilderungen Anlafs.

Kassandra füllt den schrecklichsten Moment des Stückes aus, den zwischen Agamemnons Eintritt in den Pallast, bei dem sein Schicksal nicht mehr zweifelhaft ist, und seiner Ermordung. Nichts im ganzen Alterthum reicht an die Erhabenheit dieser Scene, ist gleich erschütternd und rührend. Die nun als Gefangene dienende Königstochter löst nach und nach ihr starres Schweigen; bricht erst in Wehklagen, blofse unarticulirte Laute und Ausrufungen, dann in Weis-

sagungen aus; anfangs in dunkle; darauf, wo auch das Silbenmafs so schön und bedeutungsvoll von den wechselnden Chorweisen zu den festen und klaren Trimetern übergeht, entfernt sie jedes Dunkel; unverhüllt soll der Seherspruch der Sonne entgegen treten. Die furchtbarsten Bilder aus der Vorzeit des fluchbeladenen Hauses, in das sie, todbestimmt, gehen soll, wechseln mit den rührendsten ihrer Jugend, des Glücks, das sie ehemals genofs, des Untergangs ihrer Vaterstadt. Mit wenigen, aber den lebendigsten Zügen ist das Elend einer, immer Unglück verkündenden, aber nie von ihren Mitbürgern geglaubten Weissagerin gezeichnet; und über der ganzen Scene liegt, wie das Dunkel einer schwülen Gewitternacht, die düstre Farbe eines ewig drohenden Verhängnisses, unglückschwangrer Verheifsungen. Kassandras Unglück, und das ihres Stammes ist rettungslos, und wendet sich nicht wieder zum Bessern. Das Geschlecht der Pelopiden dauert fort, und erhebt sich wieder, Zeus gedenkt noch nicht, es zu vertilgen, (v. 666.) aber dem Priamos brachten seine Frömmigkeit und seine Opfer kein Heil, die Götter sind von Ilion gewichen, es steigt nicht wieder aus der Asche empor. Die Schilderung eines solchen Unglücks findet ihre dichterische Auflösung nur in starrer Ergebung, in entschlossenem Umfassen des Unvermeidlichen. Auch antwortet der Chor auf alle Gründe, die Kassandra dafür anführt, dafs sie dem vorausgesehenen Tode nicht zu entfliehen versucht: (v. 1278.)

niemals vernehmen solches Wort die Glücklichen.

Die Chöre sind nur bis zu Agamemnons Eingehen in den Pallast, als Monologen, zwischen die Scenen gestellt. Von da aus schreitet die Handlung zu bewegt vor, und die Gesänge des Chors mischen sich den Scenen selbst ein. Die vier grofsen einzelnen Gesänge bereiten die Handlung vortreflich vor, und unterstützen ihren Gang. Der erste

ist eine vollständige, aber lyrische Exposition des ganzen folgenden Stücks, von desto gröſserer Wirkung, als sie das hereinbrechende Unglück noch dunkel und ungewiſs andeutet. Schon bei der Abfahrt der Atreiden zeigten sich zwar günstige, aber zugleich mit Sorge erfüllende Zeichen. Möge nicht kindrächender Groll im Hause zurückgeblieben seyn! Nun folgt eine ausführliche Schilderung des unseligen Opfers, das der Grund zur Rache ward, und ungewisse Ahndung der Zukunft. Der zweite und dritte beziehen sich auf den Krieg und den Untergang Ilions; jener, bei dem der Chor, da der Herold noch nicht erschienen ist, noch des Ausgangs nicht gewiſs zu seyn glaubt, spricht mehr von dem Verluste, den Hellas erlitten, dem Murren des Volkes darüber, dem heimlich gegen die Atreiden schleichenden Haſs; dieser, wo der Herold das groſse Vollbrachte verkündigt hat, und Agamemnon auftreten soll, stellt die Zerstörung der feindlichen Stadt, als die gerechte Ahndung für Paris Frevel dar. Der vierte, wo Klytämnestra, bei Agamemnons Eingehen in das Haus, eben den bedeutungsvollen Anruf an Zeus gerichtet hat, (v. 949. 950.) drückt nur verwirrte, dunkle Besorgniſs und Schwermuth, unbestimmte Ahndung auf übermäſsiges Glück folgenden Unheils aus.

Der einzelnen Handlung des Stücks ist — und darauf beruht groſsentheils seine so mächtige Wirkung — ein ungeheurer Hintergrund gegeben. Von der ersten Scene an bis zum Erscheinen Agamemnons steht der ganze Troische Krieg mit allem Verderben, das er über einzelne Familien Griechenlands brachte, und allem Glanze, mit dem er die Nation verherrlichte, dem Zuschauer lebendig vor Augen; eine Fackelreihe verbindet in einer glanzvollen Nacht Asien und Europa. Dadurch daſs der Dichter gerade diese Sage heraushob, gewinnt er nicht nur eine der reizendsten und

dichterischsten Schilderungen, und erregt eine für seinen Zweck ungleich dankbarere Spannung der Erwartung auf die Bestätigung der ersten Verkündigung, sondern der Fall Ilions wird nun auch ungleich lebendiger vor die Einbildungskraft geführt, und der Gang des Ganzen erhält eine viel gröfsere Raschheit durch das unmittelbar nachfolgende Erscheinen des Agamemnon, so dafs man die schon im Alterthum gerügte Unwahrscheinlichkeit leicht der magischen Wirkung des Wundervollen verzeihen kann. Wenn man bedenkt, dafs den Griechen, wie aus dem Anfang der Geschichte Herodots sichtbar ist, der Troische Krieg gleichsam als eine Vorbedeutung ihrer späteren Siege über die Perser galt, und dafs die Entsündigung Orests der Anlafs wurde, dafs Pallas selbst das angesehenste Gericht in Athen gründete, so fühlt man, wie auch diese Umstände die Wirkung des Stücks vermehrt haben müssen, so wenig es des hinzukommenden Interesses solcher historischen Beziehungen bedarf.

Dafs, wie so eben erwähnt ward, das Erblicken des Flammenzeichens und die Rückkehr Agamemnons nur durch wenige hundert, ohne Unterbrechung gesprochene und gesungene Verse getrennt sind, wird den mit den Werken des Alterthums Vertrauten nicht wundern. Man würde sogar schon irren, wenn man bestimmt und fest annähme, dafs Aeschylos die Rückfahrt hätte in Eine Nacht zusammendrängen, oder ihr die natürliche Zeit lassen wollen. Dem ersten widerspricht er nicht undeutlich in der Erzählung der Zerstreuung der Flotte durch einen Sturm, und durch die Schilderung des Herolds, wie das Heer auf seinem Zuge die Kriegsbeute den Tempeln angeheftet hat. (v. 565—567.) Das letzte würde gänzlich den schönen und raschen Gang des Stückes stören, in dem die durch das Fackelzeichen erregte zweifelnde Erwartung eine au-

genblickliche Auflösung fordert. Die Frage selbst konnte nicht in einem Dichter von Aeschylos Zeit entstehen, und es enthielt in seinem Begriff einer Tragödie keinen Widerspruch, den Agamemnon und sein Heer unmittelbar erscheinen zu lassen, ohne darum von der Länge oder Kürze seiner Fahrt Rechenschaft abzulegen. Die alten Kunstwerke verschmähen sehr häufig diese Sorgfalt, die einzelnen Glieder ihrer Darstellung auch gewissermafsen äufserlich, und wie es in der Natur zu seyn pflegt, zu verknüpfen. Auch die bildende Kunst benutzt diese Freiheit, und es ist ungefähr ebenso, wenn auf Basreliefs und geschnittenen Steinen die Pferde, auch in voller Bewegung, ohne alle Andeutung des Geschirres, blofs vor den Wagen gestellt sind. Die Alten konnten indefs auch leicht über solche Nebendinge hinweggehen, da sie es so meisterhaft verstanden, die Einbildungskraft bei den wesentlichen zu fesseln. Dies wird vorzüglich in lyrischen Dichtungen klar, die einen ganz andren, mehr aus dem Gemüth selbst herkommenden Zusammenhang fodern, als die an sich mehr, bei den Griechen aber, bei denen alles objectiv ist, nur auf andre Weise objectiven epischen. Das Lyrische und Epische, das in der ausgebildeten Tragödie in dem Begriff einer, als augenblicklich gegenwärtig vorgestellten Handlung einzeln verschwindet, erscheint bei den Alten noch mächtig in ihr geschieden. Im Agamemnon waltet bei weitem das Lyrische vor, und indem vom ersten bis zum letzten Verse vorzüglich, aber doch nicht allein, durch den Chor, durch blofs gestaltlose Anregung von Empfindungen die entsprechende Stimmung im Zuschauer hervorgebracht wird, werden zugleich mit der gröfsesten Festigkeit und Bestimmtheit auftretende Gestalten hingestellt, mehr einzeln, als in enger Verbindung, mehr still und ruhig, als in zu reger Bewegung, so dafs vor der Einbildungskraft gewissermafsen

eine Verbindung musikalischer und plastischer Eindrücke entsteht. Diese Verknüpfung der am meisten entgegengesetzten, aber an sich mächtigsten aller Künste ist der neueren Dichtkunst fremd, und so auffallend grofs und ergreifend nur in Aeschylos und in Pindaros. Bei diesem ist es, der Natur seiner Dichtungen nach, vielleicht noch mehr der Fall; man erinnere sich nur an Iasons Erscheinen auf dem Markt von Iolkos, an den auf Zeus Scepter schlummernden Adler, und so viele andere Stellen; in diesem Sinne könnte man ihm wohl bestreiten, was er in einem andren so schön sagt, dafs er kein Bildner ist, auf festem Fufsgestell weilende Gebilde zu machen. Im Agamemnon wird das Gemüth durch die Besorgnisse des Chors, die dunkeln, aber immer furchtbaren Andeutungen Klytämnestras, die Wehklagen und Weissagungen Kassandras vom ersten Verse an, wie mit schwermüthigen Melodien, mit trüben und schwarzen, aber unbestimmten Ahndungen erfüllt, und auf diesen Grund nun treten, auf ihm bewegen sich die grofsen, theils furchtbaren, wie Klytämnestra, theils herrlichen Gestalten, wie Agamemnon und Kassandra. Welcher schönere Gegenstand, auch für die plastische Kunst, könnte gedacht werden, als Kassandra auf dem Wagen des Mannes, der sie gefangen aus ihrer zerstörten Vaterstadt geführt hat, und vor der Thür des Pallastes, der ihm und ihr den Tod bringt! Hiermit übereinstimmend sind nun auch Sprache und Stil, nicht so zart verschmolzen, so geschmeidig, und sich dem Gespräch nähernd, wie bei Sophokles, aber einfach, kraftvoll, grandios, alterthümlich, manchmal selbst abgebrochen, dunkel und fast überreich.

Ein solches Gedicht ist, seiner eigenthümlichen Natur nach, und in einem noch viel anderen Sinne, als es sich überhaupt von allen Werken grofser Originalität sagen läfst, unübersetzbar. Man hat schon öfter bemerkt, und die Un-

tersuchung sowohl, als die Erfahrung bestätigen es, dafs, so wie man von den Ausdrücken absieht, die blofs körperliche Gegenstände bezeichnen, kein Wort einer Sprache vollkommen einem in einer andren gleich ist. Verschiedene Sprachen sind in dieser Hinsicht nur ebensoviel Synonymieen, jede drückt den Begriff etwas andres, mit dieser oder jener Nebenbestimmung, eine Stufe höher oder tiefer auf der Leiter der Empfindungen aus. Eine solche Synonymik der hauptsächlichsten Sprachen, auch nur (was gerade vorzüglich dankbar wäre) des Griechischen, Lateinischen und Deutschen, ist noch nie versucht worden, ob man gleich in vielen Schriftstellern Bruchstücke dazu findet; aber bei geistvoller Behandlung müfste sie zu einem der anziehendsten Werke werden. Ein Wort ist so wenig ein Zeichen eines Begriffs, dafs ja der Begriff, ohne dasselbe, nicht entstehen, geschweige denn festgehalten werden kann; das unbestimmte Wirken der Denkkraft zieht sich in ein Wort zusammen, wie leichte Gewölke am heitren Himmel entstehen. Nun ist es ein individuelles Wesen, von bestimmtem Charakter und bestimmter Gestalt, von einer auf das Gemüth wirkenden Kraft, und nicht ohne Vermögen sich fortzupflanzen. Wenn man sich die Entstehung eines Worts menschlicher Weise denken wollte (was aber schon darum unmöglich ist, weil das Aussprechen desselben auch die Gewifsheit verstanden zu werden voraussetzt, und die Sprache überhaupt sich nur als ein Product gleichzeitiger Wechselwirkung, in der nicht einer dem andren zu helfen im Stande ist, sondern jeder seine und aller übrigen Arbeit zugleich in sich tragen mufs, gedacht werden kann), so würde dieselbe der Entstehung einer idealen Gestalt in der Phantasie des Künstlers gleich sehen. Auch diese kann nicht von etwas Wirklichem entnommen werden, sie entsteht durch eine reine Energie des

Geistes, und im eigentlichsten Verstande aus dem Nichts; von diesem Augenblick aber tritt sie im Leben ein, und ist nun wirklich und bleibend. Welcher Mensch, auch ausser dem künstlerischen und genialischen Hervorbringen, hat sich nicht, oft schon in früher Jugend, Gebilde der Phantasie geschaffen, mit denen er hernach oft vertrauter lebt, als mit den Gestalten der Wirklichkeit? Wie könnte daher je ein Wort, dessen Bedeutung nicht unmittelbar durch die Sinne gegeben ist, vollkommen einem Wort einer andren Sprache gleich seyn? Es mufs nothwendig Verschiedenheiten darbieten, und wenn man die besten, sorgfältigsten, treuesten Uebersetzungen genau vergleicht, so erstaunt man, welche Verschiedenheit da ist, wo man blofs Gleichheit und Einerleiheit zu erhalten suchte. Man kann sogar behaupten, dafs eine Uebersetzung um so abweichender wird, je mühsamer sie nach Treue strebt. Denn sie sucht alsdann auch feine Eigenthümlichkeiten nachzuahmen, vermeidet das blofs Allgemeine, und kann doch immer nur jeder Eigenthümlichkeit eine verschiedene gegenüberstellen. Dies darf indefs vom Uebersetzen nicht abschrecken. Das Uebersetzen, und gerade der Dichter, ist vielmehr eine der nothwendigsten Arbeiten in einer Literatur, theils um den nicht Sprachkundigen ihnen sonst ganz unbekannt bleibende Formen der Kunst und der Menschheit, wodurch jede Nation immer bedeutend gewinnt, zuzuführen, theils aber, und vorzüglich, zur Erweiterung der Bedeutsamkeit und der Ausdrucksfähigkeit der eigenen Sprache. Denn es ist die wunderbare Eigenschaft der Sprachen, dafs alle erst zu dem gewöhnlichen Gebrauche des Lebens hinreichen, dann aber durch den Geist der Nation, die sie bearbeitet, bis ins Unendliche hin zu einem höheren, und immer mannigfaltigeren gesteigert werden können. Es ist nicht zu kühn zu behaupten, dafs in jeder, auch in den

Mundarten sehr roher Völker, die wir nur nicht genug kennen, (womit aber gar nicht gesagt werden soll, dafs nicht eine Sprache ursprünglich besser, als eine andre, und nicht einige andren auf immer unerreichbar wären) sich Alles, das Höchste und Tiefste, Stärkste und Zarteste ausdrücken läfst. Allein diese Töne schlummern, wie in einem ungespielten Instrument, bis die Nation sie hervorzulocken versteht. Alle Sprachformen sind Symbole, nicht die Dinge selbst, nicht verabredete Zeichen, sondern Laute, welche mit den Dingen und Begriffen, die sie darstellen, durch den Geist, in dem sie entstanden sind, und immerfort entstehen, sich in wirklichem, wenn man es so nennen will, mystischen Zusammenhange befinden, welche die Gegenstände der Wirklichkeit gleichsam aufgelöst in Ideen enthalten, und nun auf eine Weise, der keine Gränze gedacht werden kann, verändern, bestimmen, trennen und verbinden können. Diesen Symbolen kann ein höherer, tieferer, zarterer Sinn untergelegt werden, was nur dadurch geschieht, dafs man sie in solchem denkt, ausspricht, empfängt und wiedergiebt, und so wird die Sprache, ohne eigentlich merkbare Veränderung, zu einem höheren Sinne gesteigert, zu einem mannigfaltiger sich darstellenden ausgedehnt. Wie sich aber der Sinn der Sprache erweitert, so erweitert sich auch der Sinn der Nation. Wie hat, um nur dies Beispiel anzuführen, nicht die Deutsche Sprache gewonnen, seitdem sie die Griechischen Silbenmafse nachahmt, und wie vieles hat sich nicht in der Nation, gar nicht blofs in dem gelehrten Theile derselben, sondern in ihrer Masse, bis auf Frauen und Kinder verbreitet, dadurch entwickelt, dafs die Griechen in ächter und unverstellter Form wirklich zur Nationallecture geworden sind? Es ist nicht zu sagen, wieviel Verdienst um die Deutsche Nation durch die erste gelungne Behandlung der antiken Silben-

mafse Klopstock, wie noch weit mehr Vofs gehabt, von dem man behaupten kann, dafs er das klassische Alterthum in die Deutsche Sprache eingeführt hat. Eine mächtigere und wohlthätigere Einwirkung auf die Nationalbildung ist in einer schon hoch cultivirten Zeit kaum denkbar, und sie gehört ihm allein an. Denn er hat, was nur durch diese mit dem Talente verbundene Beharrlichkeit des Charakters möglich war, die denselben Gegenstand unermüdet von neuem bearbeitete, die feste, wenn gleich allerdings noch der Verbesserung fähige Form erfunden, in der nun, so lange Deutsch gesprochen wird, allein die Alten deutsch wiedergegeben werden können, und wer eine wahre Form erschafft, der ist der Dauer seiner Arbeit gewifs, da hingegen auch das genialischste Werk, als einzelne Erscheinung, ohne eine solche Form, ohne Folgen für das Fortgehen auf demselben Wege bleibt. Soll aber das Uebersetzen der Sprache und dem Geist der Nation dasjenige aneignen, was sie nicht, oder was sie doch anders besitzt, so ist die erste Forderung einfache Treue. Diese Treue mufs auf den wahren Charakter des Originals, nicht, mit Verlassung jenes, auf seine Zufälligkeiten gerichtet seyn, so wie überhaupt jede gute Uebersetzung von einfacher und anspruchloser Liebe zum Original, und daraus entspringendem Studium ausgehen, und in sie zurückkehren mufs. Mit dieser Ansicht ist freilich nothwendig verbunden, dafs die Uebersetzung eine gewisse Farbe der Fremdheit an sich trägt, aber die Gränze, wo dies ein nicht abzuläugnender Fehler wird, ist hier sehr leicht zu ziehen. So lange nicht die Fremdheit, sondern das Fremde gefühlt wird, hat die Uebersetzung ihre höchsten Zwecke erreicht; wo aber die Fremdheit an sich erscheint, und vielleicht gar das Fremde verdunkelt, da verräth der Uebersetzer, dafs er seinem Original nicht gewachsen ist. Das Gefühl des uneingenomme-

nen Lesers verfehlt hier nicht leicht die wahre Scheidelinie. Wenn man in ekler Scheu vor dem Ungewöhnlichen noch weiter geht, und auch das Fremde selbst vermeiden will, so wie man wohl sonst sagen hörte, dafs der Uebersetzer schreiben müsse, wie der Originalverfasser in der Sprache des Uebersetzers geschrieben haben würde, (ein Gedanke, bei dem man nicht überlegte, dafs, wenn man nicht blofs von Wissenschaften und Thatsachen redet, kein Schriftsteller dasselbe und auf dieselbe Weise in einer andren Sprache geschrieben haben würde) so zerstört man alles Uebersetzen, und allen Nutzen desselben für Sprache und Nation. Denn woher käme es sonst, dafs, da doch alle Griechen und Römer im Französischen, und einige in der gegebenen Manier sehr vorzüglich übersetzt sind, dennoch auch nicht das Mindeste des antiken Geistes mit ihnen auf die Nation übergegangen ist, ja nicht einmal das nationelle Verstehen derselben (denn von einzelnen Gelehrten kann hier nicht die Rede seyn) dadurch im Geringsten gewonnen hat?

Dieser hier eben geschilderten Einfachheit und Treue habe ich mich, um nach diesen allgemeinen Betrachtungen auf meine eigene Arbeit zu kommen, zu nähern gesucht. Bei jeder neuen Bearbeitung habe ich gestrebt immer mehr von dem zu entfernen, was nicht gleich schlicht im Texte stand. Das Unvermögen, die eigenthümlichen Schönheiten des Originals zu erreichen, führt gar zu leicht dahin, ihm fremden Schmuck zu leihen, woraus im Ganzen eine abweichende Farbe, und ein verschiedener Ton entsteht. Vor Undeutschheit und Dunkelheit habe ich mich zu hüten gesucht, allein in dieser letzteren Rücksicht mufs man keine ungerechte, und höhere Vorzüge verhindernde Forderungen machen. Eine Uebersetzung kann und soll kein Commentar seyn. Sie darf keine Dunkelheit enthalten, die aus

schwankendem Wortgebrauch, schielender Fügung entsteht; aber wo das Original nur andeutet, statt klar auszusprechen, wo es sich Metaphern erlaubt, deren Beziehung schwer zu fassen ist, wo es Mittelideen ausläfst, da würde der Uebersetzer Unrecht thun, aus sich selbst willkührlich eine den Charakter des Textes verstellende Klarheit hineinzubringen. Die Dunkelheit, die man in den Schriften der Alten manchmal findet, und die gerade der Agamemnon vorzüglich an sich trägt, entsteht aus der Kürze, und der Kühnheit, mit der, mit Verschmähung vermittelnder Bindesätze, Gedanken, Bilder, Gefühle, Erinnerungen und Ahndungen, wie sie aus dem tief bewegten Gemüthe entstehen, an einander gereiht werden. So wie man sich in die Stimmung des Dichters, seines Zeitalters, der von ihm aufgeführten Personen hineindenkt, verschwindet sie nach und nach, und eine hohe Klarheit tritt an die Stelle. Einen Theil dieser Aufmerksamkeit mufs man auch der Uebersetzung schenken, nicht verlangen, dafs das, was in der Ursprache erhaben, riesenhaft und ungewöhnlich ist, in der Uebertragung leicht und augenblicklich faſslich seyn solle. Immer aber bleiben Leichtigkeit und Klarheit Vorzüge, die ein Uebersetzer am schwersten, und nie durch Mühe und Umarbeiten erringt; er dankt sie meistentheils einer ersten glücklichen Eingebung, und ich weifs nur zu gut, wieviel meine Uebersetzung mir hierin zu wünschen übrig läfst.

Bei der Berichtigung und Auslegung des Textes habe ich mich der Hülfe des Herrn Professors Hermann erfreut. Mit einer neuen Ausgabe des Aeschylos beschäftigt, hat mir derselbe die Freundschaft erzeigt, mir von seiner Bearbeitung des Agamemnons alles mitzutheilen, was mir bei der Uebersetzung nützlich seyn konnte. Durch diese gütige Unterstützung, ohne die ich, vorzüglich die Chorgesänge nie gewagt haben würde, dem Publicum vorzulegen, bin

ich in Stand gesetzt worden, meiner Uebersetzung einen durchaus neu geprüften Text zum Grunde zu legen, und jeder Kundige wird bald gewahr werden, wieviel glückliche Veränderungen einzelne Stellen erhalten, wieviel aufserdem die Chöre und Anapaestischen Systeme durch richtigere Versabtheilung gewonnen haben. Die sich auf den Sinn beziehenden Veränderungen des Textes sind in den Anmerkungen von Herrn Professor Hermann selbst kurz angegeben worden, die das Metrum betreffenden zeigt die Vergleichung der Uebersetzung mit den vorigen Ausgaben.

Diesem Texte bin ich nunmehr auch so genau, als es mir möglich war, gefolgt. Denn ich habe von jeher die eklektische Manier gehafst, mit welcher Uebersetzer manchmal unter den hundertfältigen Varianten der Handschriften und Verbesserungen der Kritiker, nach einem nothwendig oft irre leitenden Gefühl, willkührlich auswählen. Die Herausgabe eines alten Schriftstellers ist die Zurückführung einer Urkunde, wenn nicht auf ihre wahre und ursprüngliche Form, doch auf die Quelle, die für uns die letzte zugängliche ist. Sie mufs daher mit historischer Strenge und Gewissenhaftigkeit, mit dem ganzen Vorrath ihr zum Grunde liegender Gelehrsamkeit, und vorzüglich mit durchgängiger Consequenz unternommen werden, und aus Einem Geiste herfliefsen. Am wenigsten darf man dem sogenannten ästhetischen Gefühl, wozu gerade die Uebersetzer sich berufen glauben könnten, darauf Einfluſs gestatten, wenn man (das Schlimmste, was einem Bearbeiter der Alten begegnen kann) nicht dem Text Einfälle aufdringen will, die über kurz oder lang andren Einfällen Platz machen.

Auf den metrischen Theil meiner Arbeit, vorzüglich auf die Reinheit und Richtigkeit des Versmafses, da diese die Grundlage jeder andren Schönheit ist, habe ich soviel Sorgfalt, als möglich, gewandt, und ich glaube, dafs hierin

kein Uebersetzer zu weit gehen kann. Der Rhythmus, wie er in den Griechischen Dichtern, und vorzüglich in den dramatischen, denen keine Versart fremd bleibt, waltet, ist gewissermafsen eine Welt für sich, auch abgesondert vom Gedanken, und von der von Melodie begleiteten Musik. Er stellt das dunkle Wogen der Empfindung und des Gemüthes dar, ehe es sich in Worte ergiefst, oder wenn ihr Schall vor ihm verklungen ist. Die Form jeder Anmuth und Erhabenheit, die Mannigfaltigkeit jedes Charakters liegt in ihm, entwickelt sich in freiwilliger Fülle, verbindet sich zu immer neuen Schöpfungen, ist reine Form, von keinem Stoffe beschwert, und offenbart sich an Tönen, also an dem, was am tiefsten die Seele ergreift, weil es dem Wesen der inneren Empfindung am nächsten steht. Die Griechen sind das einzige Volk, von dem wir Kunde haben, dem ein solcher Rhythmus eigen war, und dies ist, meines Erachtens, das, was sie am meisten charakterisirt und bezeichnet. Was wir bei andren Nationen davon antreffen, ist unvollkommen, was wir, und selbst (wenn man einige wenige, bei ihnen sehr gelungene Versarten ausnimmt) die Römer besitzen, nur Nachhall, und zugleich schwacher und rauher Nachhall. Man hat bei Beurtheilung der Sprachen und Nationen viel zu wenig auf die gewissermafsen todten Elemente, auf den äufseren Vortrag geachtet; man denkt immer Alles im Geistigen zu finden. Es ist hier nicht der Ort dies auszuführen; aber mir hat es immer geschienen, dafs vorzüglich der Umstand, wie sich in der Sprache Buchstaben zu Silben, und Silben zu Worten verbinden, und wie diese Worte sich wieder in der Rede nach Weile und Ton zu einander verhalten, das intellektuelle, ja sogar nicht wenig das moralische und politische Schicksal der Nationen bestimmt, oder bezeichnet. Hierin aber war den Griechen das glücklichste Loos gefallen, das ein Volk sich

wünschen kann, das durch Geist und Rede, nicht durch Macht und Thaten herrschen will. Die Deutsche Sprache scheint unter den neueren allein den Vorzug zu besitzen, diesen Rhythmus nachbilden zu können, und wer Gefühl für ihre Würde mit Sinn für Rhythmus verbindet, wird streben, ihr diesen Vorzug immer mehr zuzueignen. Denn er ist der Erhöhung fähig; eine Sprache mufs, gleich einem Instrument, vollkommen ausgespielt werden, und noch mehr Uebung bedarf das Ohr vieler, durch die Willkühr der Dichter irre gewordener, auch an nicht so häufig vorkommende Versmafse weniger gewöhnter Leser. Ein Uebersetzer, vorzüglich der alten Lyriker, könnte oft nur gewinnen, indem er sich Freiheiten erlaubte; wenige werden ihm in den Chören genau genug folgen, um den richtigen, oder unrichtigen Gebrauch einer Silbe zu prüfen; ja bei gleicher Richtigkeit ziehen, wie schon Vofs sehr wohl bemerkt hat, viele eine gewisse Natürlichkeit einer höheren Schönheit des Rhythmus vor. Allein hier mufs ein Uebersetzer Selbstverläugnung und Strenge gegen sich ausüben; nur so wandelt er in einer Bahn, auf der er hoffen kann, glücklichere Nachfolger zu haben. Denn Uebersetzungen sind doch mehr Arbeiten, welche den Zustand der Sprache in einem gegebenen Zeitpunkt, wie an einem bleibenden Mafsstab, prüfen, bestimmen, und auf ihn einwirken sollen, und die immer von neuem wiederholt werden müssen, als dauernde Werke. Auch lernt der Theil der Nation, der die Alten nicht selbst lesen kann, sie besser durch mehrere Uebersetzungen, als durch eine, kennen. Es sind ebensoviel Bilder desselben Geistes; denn jeder giebt den wieder, den er auffafste, und darzustellen vermochte; der wahre ruht allein in der Urschrift.

Zuerst habe ich es dahin zu bringen gesucht, dafs auch der ungeübtere Leser über das Silbenmafs nicht zweifel-

haft bleiben könne. Es giebt im Deutschen eine grofse Anzahl mittelzeitiger Silben, die nicht allein ohne Nachtheil, sondern auch mit Erhöhung der Mannigfaltigkeit des Wohllauts bald kurz, bald lang gebraucht werden können. In hexametrischen, und überhaupt in allen Gedichten, wo dieselbe Versart durchaus, oder doch mit wenigen Unterbrechungen fortgeht, setzt sich der Rhythmus in dem Ohre so fest, dafs jeder nur irgend geübte Leser, ohne Schwierigkeit, erkennt, wie er Länge und Kürze auf die mittelzeitigen Silben zu vertheilen hat. Allein wo, wie in einer Griechischen Tragödie, die mannigfaltigsten Versfüfse verbunden sind, ist kein Leser im Stande, das richtige Mafs aufzufinden, wenn ihm der Dichter nicht dadurch zu Hülfe kommt, dafs er sich an festere Regeln hält, als sonst nothwendig scheinen. Selbst die Alten erlauben sich die Verlängerung einer kurzen Silbe durch die Arsis des Verses meistentheils nur im daktylischen Metrum. Ich habe es mir daher zum Grundsatz gemacht, die mittelzeitigen Silben an den Stellen des Verses, die ein bestimmtes Mafs erheischen, mit äufserst wenigen Ausnahmen, entweder immer lang, oder immer kurz zu gebrauchen. Pronomina und Praepositionen habe ich schlechterdings immer verkürzt, diejenigen Stellen ausgenommen, wo ihnen der Sinn selbst vorherrschende Länge giebt, die es mir daher auch überflüssig geschienen hat, durch verschiedenen Druck, wie sonst gewöhnlich ist, herauszuheben. Der Trimeter gewinnt noch aufserdem ungemein, wenn alle nothwendige Längen und Kürzen in ihm recht bestimmt gegen einander abstehen. Die aus der Mittelzeitigkeit vieler Silben entstehende Mannigfaltigkeit kann er doch in den unbestimmt bleibenden Stellen benutzen. Conjunctionen, welche die auf sie folgenden Sätze regieren, wie als, oder gewissermafsen elliptisch den vorhergehenden in sich enthalten, wie denn,

habe ich meistentheils lang gebraucht. Einige habe ich versucht, nach der Art der Griechen, dem Sinn der Rede gemäfs, enklitisch, oder betont, zu behandeln. So nun und nur z. B. lang im Trimeter v. 311. 312.

jetzt möcht' ich unaufhörlich dieses Wort, wie du
es hier erzählst, bewundernd hören nur von dir

ich möchte nichts andres thun, als immer aufs neue von dir hören. Dagegen kurz in dem aufgelösten Dochmischen 1126. Verse:

wo nur entspringt der Pfad göttlicher Kunde dir?

Ich mufs es dahingestellt seyn lassen, ob dies Beifall finden dürfte, aber wenigstens wird man Uebereinstimmung mit mir selbst antreffen. Mittelzeitige Endsilben, wie —bar und —sam, habe ich nur höchst selten lang gebraucht. Bei dieser Vorsicht, das Versmafs nicht zweifelhaft werden zu lassen, und namentlich bei der beständigen Verkürzung der Pronominum und Praepositionen war eine andre Klippe zu vermeiden, nicht durch Verkürzung solcher Silben, die durch ihre Elemente und deren Verbindung eine Verlängerung in der Aussprache bewirken, wie uns, mir, ihm u. a. m. das Ohr zu beleidigen. In den Trimetern lassen sich diese Silben in die unbestimmten Stellen des Verses vertheilen, allein bei den übrigen Versarten ist dies selten möglich. Doch habe ich durch nie kurz, auch immer lang gebraucht. Zu Anfangssilben der Anapästischen Verse hätte ich gern noch seltner Silben genommen, die, ungeachtet ihrer entschiednen Kürze, doch, bei der hinzukommenden Hebung des Versanfanges, leicht im Lesen zu lang gehalten werden. Diese Gewohnheit der Hebung ist aber, wenn Anapästen und Chorverse richtig gelesen werden sollen, durchaus zu verbannen. In den Griechischen Namen habe ich mich so nah, als möglich, an die Geltung der Griechischen Silben gehalten. Daher sind Agamemnon, Mene-

laos immer wie dritte Paeone, nie wie Ditrochaeen zu lesen. Bei dem Namen Klytämnestra, der ein erster Epitritus ist, und bei uns, wegen der Senkung der Endsilbe ein Antispast werden würde, habe ich eine vielleicht willkührlich und hart scheinende Ausnahme gemacht, da ich ihn auch als einen dritten Paeon behandle. Allein da kein Deutscher Leser den Namen Klytaémnéstrá aussprechen wird, und im Anapästischen Verse die erste Länge des Namens immer hätte in eine Tonhebung fallen müssen, wie z. B.

Da von Tyndaros Stamm, o Klytämnestra,

so hätte er in diesem nie einen Platz finden können. Da eben dies der Fall mit jedem Antispastischen Worte im Deutschen ist, so habe ich auch Alexandros als dritten Paeon brauchen müssen. Strophios und Priamos müssen, da wir keine aus zwei, oder mehreren Kürzen bestehende Wörter haben, noch, unsrer Tonsetzung nach, aussprechen können, bei uns Daktylen werden. Allein so wie in Deutschen Ableitungen denselben Namen eine lange Silbe zuwächst, habe ich die ursprüngliche Kürze der Endsilbe wieder eintreten lassen; und so hoffe ich, wird niemand folgenden Vers: (525.)

so büfsten zwiefach die Priamiden ihre Schuld

so lesen, dafs er zwiefach zum Trochaeus machte. Von der Regel, die Endsilbe zweisilbiger, von einer Länge anhebender Namen zu verkürzen, habe ich mir nur einmal eine Ausnahme v. 151. erlaubt, wo ich Kalchas als zwei Längen, deren erste einen Spondeus beschliefst, die zweite einen Daktylus anhebt, zu brauchen versucht habe. Atreus hat mir geschienen immer als Spondeus gelten zu müssen.

Was die Schönheit aller Verse so sehr erhöht, allein vorzüglich den Trimetern des Aeschylos soviel Kraft und Gröfse giebt, die harmonische Vertheilung und Verschrän-

kung der rhythmischen und prosodischen Einschnitte, und die Sorgfalt für vollklingende Wortfüfse ist im Deutschen überaus schwer, und in der gleichen Vollkommenheit unmöglich zu erreichen. Ich habe nach meinen Kräften dahin gestrebt, und wenigstens die allzuhäufigen einsilbigen Ausgänge zu vermeiden gesucht, welche die Natur unsrer Sprache und Construction bis zum Ueberdrufs herbeiführt. Der Abschnitt nach der sechsten Silbe, wo er der einzige ist, mufs allerdings im Trimeter vermieden werden. Allein neben einem andren, überwiegenderen, schadet er dem Verse nicht, der, seinem übrigen Bau nach, nicht leicht mit dem gewöhnlichen Alexandriner verwechselt werden kann. Auch die griechischen Tragiker haben diesen Abschnitt, und in einigen Versen diesen allein. Ein wahrer Alexandriner ist v. 44. in Sophokles Elektra. Den von Porson gerügten Abschnitt nach der ersten Silbe des fünften Fufses, wenn diese lang ist, habe ich mehr vermieden, weil er den Vers fast immer schwerfällig macht, als weil er nicht bei den Tragikern gefunden würde. Dafs er sogar häufig, und wenn man auch die Regel ganz gelten lassen will, als gesetzmäfsige Ausnahme steht, wenn die folgende Länge ein einsilbiges Wort ist, leidet keinen Zweifel. Der Anapästische Vers schliefst zwar, auch wenn kein Daktylus unmittelbar vorhergeht, einigemal bei Aeschylos mit einem Daktylus. Allein man mufs diese wenigen Fälle doch wohl als Ausnahmen ansehen, da es bei Sophokles nur ein einzigesmal (Oed. Col. v. 235.) und nicht in einem rein Anapästischen System vorkommt. Auch hat dieser Ausgang, vorzüglich, wenn der Schlufsdaktylus auf einen Anapästen folgt, wirklich etwas dem Ohr Ungefälliges. Ich habe mir ihn daher nie erlaubt. In der Art, wie die Anapästen in die Wortfüfse einschneiden, habe ich bei den Tragikern eine Regel bemerkt, die es im Deutschen fast un-

möglich seyn würde, nachzuahmen. Sie verlangen nemlich, dafs, wenn die letzte Silbe des Anapästen ein einsilbiges Wort ist, auch die erste ein Wort ausmache, oder beginne wie v. 90.

der im Kreis des Olymps

und Anapästen, wo in diesem Fall die erste, oder gar die beiden ersten Silben Endsilben des vorhergehenden Wortes sind, wie v. 45.

zu der Hülfe des Kriegs von dem heimischen Land

finden sich bei Aeschylos und Sophokles *) nur äufserst selten, häufiger bei Euripides, und bei Aristophanes so oft, dafs sie nicht mehr angezeigt zu werden verdienen.

Bei den Chorversen habe ich mich nie begnügt, die Längen und Kürzen gleichsam mechanisch nachzuahmen, sondern bin immer von der Festsetzung des Silbenmafses ausgegangen. Nur so läfst sich der Rhythmus bewahren, und nur so ist es möglich, die Aenderungen anzubringen, welche das Versmafs erlaubt. Auf diese Weise aber widersetzt sich unsre Sprache auch der regelmäfsigsten Nachbildung keiner Versart. Mit den Abänderungen mufs man jedoch behutsam umgehen; die Tragiker erlauben sich dieselben in den Chören nicht häufig, und der Grund dieser Stätigkeit scheint mir grofsentheils in dem Bau ihrer Strophen zu liegen. Mehrere Verse (Cola) haben, vorzüglich, wenn nicht zuviele Füfse in denselben auf einander folgen, eine oft so grofse Aehnlichkeit unter einander, dafs sie, als zu mehreren Versarten zugleich gehörig angesehen werden können. Sie verlieren aber diese Aehnlichkeit, wenn

*) Zu diesen seltnen Ausnahmen gehören Aesch. Persae v. 47. Agam. v. 1555. wo aber das einsilbige Wort es nur durch Apostrophirung wird, Choëph. v. 1007. Soph. Ajax. v. 104. wo aber die beiden kurzen Silben in eine lange zusammengezogen werden können, Phil. v. 491.

man sie nach den Gesetzen einer von diesen umändert, oder behalten sie wenigstens nicht bei jeder Umwandlung bei. So kann z. B. v. 1132.

froh ich genährt empor

sowohl ein logaödischer, als ein choriambischer, und dochmischer Vers seyn. Aendert man ihn aber, nach den Gesetzen dieser letzteren Versart, so um:

froh ich genährt aufwuchs

oder

froh ich und ungetrübt war

so entfernt er sich gänzlich von den beiden ersteren Versarten. Nun scheint es Grundgesetz bei der Zusammenfügung der Strophe zu seyn, bei der Verbindung verschiedener Versmafse lieber die einander ähnlichen, als unähnlichen Formen zu wählen; ja manchmal wird durch solche, zwei Silbenmafsen zugleich angehörenden Verse der Uebergang von einem zum andren gleichsam vorbereitet. Zu einem Beispiel kann die dritte Strophe des ersten Chorgesangs dienen. (v. 185—197.) Sie fängt mit Iamben an, hat in der Mitte (v. 189.) einen bestimmt Antispastischen Vers, und schliefst mit einem rein Choriambischen System. Die allgemeine Verwandtschaft dieser Silbenmafse liegt im Iambus, der sich eben so gut dem Antispasten, als dem Choriamben anschliefst. Daher auch zwei blofs Iambische, und sich keinem andren Versmafs nähernde Verse (187. 191.) eingeschoben sind. Allein für die übrigen Iambischen Verse sind nur solche Formen gewählt, die auch Antispastische seyn könnten, und das Choriambische System wird durch zwei Verse (192. 193.), die den Choriamben und Antispasten zugleich angehören, eingeführt. Diese kunstvolle Harmonie stört nun der Uebersetzer, der sich in solchen Fällen auch sonst ganz erlaubte Aenderungen verstattet, und man dürfte, wenn man vollkommene Genauigkeit erreichen

könnte, dies also nur da thun, wo auch solche Gründe nicht eintreten. Ein merkwürdiges Beispiel der Stätigkeit der Verse in den Chören giebt ein Vers, den Aeschylos im Agamemnon oft gebraucht, und der in folgenden Gestalten vorkommt:

v. 234. Wie sonst nach Anrede, weil
231. und sanft des Mitleids Geschosse
363. zu achten nicht derer, sagt einer wohl
220. da achtet nicht mehr des Vaters Wehruf
190. und Argos Volks Blüthe welkte matt dahin.

Diese Verse können Antispastische, oder Asynarteten aus blofs Iambischen, oder zugleich aus Iambischen und Trochaeischen Versen seyn. Allein wenn man alle Stellen, wo sie vorkommen, mit einander vergleicht, so bleibt schwerlich ein Zweifel übrig, dafs der Anfang in allen ein zweisilbiger überzähliger Iambischer Vers ist, an den sich bald (v. 220.) ein ganz gleicher, bald (v. 190.) ein dreifüfsiger, bald ein einzelner Iambus, mit (v. 231.) oder ohne (v. 234.) eine überschiefsende Silbe, bald aber (v. 363.) ein Antispast anschliefst. Hiernach wäre also die fünfte Silbe gleichgültig, sie ist aber bis auf v. 754. beständig lang, wovon mir der Grund blofs darin zu liegen scheint, dafs der Dichter in diesen, übrigens blofs Iambischen Asynarteten die den Antispastischen Versen, mit denen er sie in derselben Strophe verband, ähnliche Form bewahren wollte. Ich bin daher nur ungern in drei Stellen davon abgewichen. Selbst was auf den ersten Anblick durchaus gleichgültig scheint, beruht manchmal auf nicht zu vernachlässigenden Gründen. So z. B. erlaubt der Antispastische und Dochmische Vers unbedenklich die Auflösung jeder der beiden Mittellängen des Antispasts in zwei kurze Silben, und bei aufgelösten die Zusammenziehung solcher zwei Kürzen in eine Länge. In der Scene der Kassandra, und in der vorletzten des gan-

zen Stücks, der mit der Klytämnestra, in welchen beiden der dochmische Rhythmus vorherrschend ist, sind fast alle Antispasten ganz, oder zum Theil in Kürzen aufgelöst, was im Deutschen wegen der nothwendigen Bewahrung des Rhythmus, da die erste der beiden aus der Auflösung der Länge entstandenen Kürzen immer betont seyn mufs, manche Schwierigkeit findet. Dennoch war es schlechterdings nothwendig, in diesen Scenen soviel Auflösungen, als möglich, auch in der Uebersetzung, beizubehalten, da gerade durch diese Auflösungen der klagende und jammernde Charakter verstärkt wird, der diese Scenen bezeichnet.

Dieser Bewahrung des Rhythmus durch richtige Tonsetzung mufs ich noch mit einigen Worten gedenken. Es ist jetzt wohl allgemein anerkannt, dafs in keine Versart ein Rhythmus aufgenommen werden kann, der mit ihrem Grundrhythmus in Widerspruch steht, dafs daher der Daktylische Vers sich senkende Spondeen liebt, der Anapästische sich hebende fordert, der Antispast bei gleichschwebenden am schönsten ist. Es folgt zugleich daraus, dafs, wo diese Verse die Auflösung einer Länge gestatten, die zwei Kürzen genau an die Stelle derselben treten müssen, und also in den Trimetern und Anapästen die Daktylen und Tribrachen, so wie in den Antispasten die aufgelösten Kürzen der Mittellängen die vorletzte Kürze betonen müssen. Dies Betonen einer Kürze ist nun in unsrer Sprache allerdings möglich, da man sich einen ganz falschen Begriff unsrer Metrik machen würde, wenn man sich einbildete, Ton und Länge wären in derselben Eins und dasselbe, und könnten gleichsam mit einander verwechselt werden. Denn unsre Aussprache unterscheidet, auch im gewöhnlichsten Reden, sehr gut das Verweilen der Stimme von dem Heben derselben, und wenn auch Länge bei uns ohne Betonung nicht gedacht werden kann, sondern sie vielmehr im-

mer dem Hauptton folgt, so hören doch Kürzen durch das Heben der Stimme in der Betonung gar nicht auf, Kürzen zu bleiben, und werden nicht dadurch in Längen verwandelt. Die Unmöglichkeit einer tonlosen Länge schliefst daher gar nicht die Möglichkeit einer betonten Kürze aus. Allein gewifs ist es, dafs wenn der Leser genau unterscheiden soll, wo die Kürze wirkliche, aber betonte Kürze ist, man in dem Gebrauch der Kürzen und Längen selbst den festeren Regeln folgen mufs, von denen ich weiter oben sprach. Auch alsdann noch ist es nichts weniger, als leicht, in allen einzelnen Fällen richtig zu unterscheiden, welche Silbe wirklich, als betont, gelten kann? und auf der andren Seite zu vermeiden, dafs nicht, statt der betonten Kürze, eine zur Länge werdende Mittelzeit eintrete. Es mangelt über diesen Punkt noch unter uns sowohl an hinreichend sichren Grundsätzen, als an häufigen und zuverlässigen Beispielen, und ich möchte daher nicht behaupten, dafs ich nicht in diesem Theile der metrischen Behandlung, der, wegen der vielen aufgelösten Dochmischen Verse, im Agamemnon sehr wichtig ist, hier und da gefehlt haben sollte. Worüber jedoch kein Zweifel obwalten kann, ist, dafs eine entschieden kurze Silbe, die in einem Wort auf eine entschieden lange folgt, nie betont seyn kann. Verse daher, die Daktylen, wie folgende, enthielten, habe ich in meinen späteren Umarbeitungen des Agamemnon alle, ohne Ausnahme, verbessert.

Ilion besitzet Argos Heer an diesem Tag.
Strophios aus Phokis jene doppelt drohende
Folge, so du folgen willst, vielleicht auch folgst du nicht.
Doch der Himmlischen hört einer, es sey Zeus,
Blieben daheim hier ungeehret zurück.
Oben und tief dort

Das Gleiche habe ich auch bei allen Versen, die unbestreit-

bar aufgelöste Antispastische sind, gethan, und es nur ungern, und blofs aus höheren Rücksichten in wenigen Fällen selbst da aufgegeben, wo die Verse zwar nicht an sich antispastisch gelesen zu werden brauchen, wo aber, nach meiner obigen Auseinandersetzung, der Dichter mit Fleifs ihnen eine Doppelnatur (zugleich als Antispastische und Choriambische) erhalten hat, welche sie nun in meiner Uebersetzung verloren haben. Beispiele dieser Art sind v. 192. 193. 206. Auf gleiche Weise habe ich die Verse verändert, welche allzusehr sinkende Spondeen hatten, wie z. B.

Verschiednen Schicksals Doppelloos zwiefach getheilt
Herold der Schaaren Argos, Heil und Freude dir!
Ledas Entsprofsne, meines Hauses Wächterin,
Kraftlos hin, gleich unmündigem Kind,
Rufend den dreimal

In allen diesen Versen wird jedoch, wenn auch der Rhythmus gestört ist, das Versmafs selbst nicht zweifelhaft. Allein der aufgelöste Antispast läfst sich in vielen Fällen schlechterdings nur am Rhythmus von andren Versarten unterscheiden. So kann von folgenden beyden, dem Versmafse nach, vollkommen gleichen Versen nur der letzte für einen Dochmischen gelten, der erste ist unverkennbar blofs ein Choriambischer, und dieser Unterschied wird einzig durch die Betonung begründet.

Bittreres Mittel, Zukunft
Schwer zu entscheiden ist dies

Um nun die Betonung hervorzubringen, mufs man eine Kürze wählen, die sich vor der ihr unmittelbar folgenden merklich hervorhebt. So erhebt sich zum Beispiel ein Pronomen, oder eine Conjunction über eine Praeposition, oder den Artikel:

v. 499. Genug erschienst uns feindlich du am Skamandros einst.

v. 1290. Nicht wie ums Gebusch der Vogel jammr' ich furchtbewegt.
355. Den erhabenen Zeus ehr' ich, den Gasthort
769. Und im Innren erfreut sehn sie der Nacht gleich.
1122. Und wo entstammend rauschten dir von Gott gesandt
1142. O Heerdenzahl, fromm von des Vaters Hand

oder irgend ein einsilbiges Wort, selbst der Artikel, über eine entschieden kurze Anfangssilbe des folgenden Worts:

v. 1585. Und wünschet den Pelopiden grausen Untergang
684. Zu dem gewaltigen Hader

oder eine Anfangssilbe, auf welche eine offenbar gegen sie tonlose folgt:

v. 772. dem bleibet des Manns Aug' unerkannt nicht
975. sehr ist unerfreulich

oder die vorletzte, sich über eine Endsilbe erhebende Silbe; diese Classe betonter Kürzen ist die zweifelhafteste, und wo das Ohr sich am leichtesten täuschen kann:

v. 474. und verführerischer sich verbreiten Weibergerüchte leicht.
1251. statt väterlichen Altares harret rauchend bald
1255. ein vaterrächend, muttermörderisches Gewächs.
1116. statt des Gestöhns, die grauröthliche Nachtigall
1126. wo nur entspringt der Pfad göttlicher Kunde dir?
1130. Skamandros heimathlicher Vatertrank
1383. was für ein meerentspült trinkbares kostetest

oder eine, ihrer Natur nach, mehr, als die zunächst folgende Silbe, betonte Endsilbe:

v. 1143. einst für der Mauern Beschirmung geopfert, Heil
1149. hereinbrechend, heifst furchtbar und feindgesinnt

oder endlich, wo eine solche Endsilbe an sich zwar unbetont ist, allein durch die gewöhnliche, in daktylischen Wörtern, oder denen, die einen solchen Schluſs haben, die Endsilbe hebende Aussprache Betonung gewinnt:

v. 313. Es haben Ilion die Achaier an diesem Tag.

Dies ist aber die am wenigsten zu empfehlende Art, da sie eine fehlerhafte Betonung begünstigt.

Dies wäre ungefähr dasjenige, was ich bei der Beurtheilung der gegenwärtigen Uebersetzung berücksichtigt wünschte. Schliefslich mufs ich noch bemerken, dafs ich dieselbe im Jahr 1796 anfieng, sie 1804 in Albano umarbeitete und endigte, und dafs seitdem nicht leicht ein Jahr verstrichen ist, ohne dafs ich daran gebessert hätte.

Ich sage dies nicht, um mir diese Sorgfalt zum Verdienst anzurechnen, sondern damit es zur Entschuldigung diene, wenn vielleicht an dieser oder jener Stelle die Leichtigkeit und Geschmeidigkeit vermifst würde, die durch häufigeres Umarbeiten oft verloren geht.

Frankfurt am Main, am 23. Februar 1816.

Personen.

Der Wächter.
Chor Argeiischer Greise.
Klytämnestra.
Der Herold.
Agamemnon.
Kassandra.
Aegisthos.

Prolog.

1. Scene.

Der Wächter allein.

Die Götter fleh' um dieser Arbeit End' ich an,
der langen Jahreswache Ziel, zu welcher hier,
dem Hunde gleich, gelagert auf der Atreiden Dach,
ich schaue rings der Nachtgestirne Kreis umher,
und die den Winter führen, gleich dem Sommer, uns,
die lichten Herrscher, strahlumglänzt in Aethershöh,
die Sterne, wann sie sinken, andrer neu Erstehn.

Auch jetzt beacht' ich sorglich hier das Fackellicht,
der Flamme Zeichen, bringend Ruf von Ilion,
und ihrer Stürmung Kunde. Denn so heischet es
des Weibes mannhaft kühnes, tückisch hoffend Herz.
Wann hier mich nachtdurchirrend Lager, thaubenetzt,
von Traumgesichten freundlich nie besuchet, hält;
denn, statt des Schlafs, steht immer Furcht zur Seite mir,
dafs nie ich, schlummernd, schliefse fest das Augenlied;
wann dann Gesang mich, oder Klaggetön erfreut,
Heilmittel so versuchend, schlafabwehrendes,
dann wein' ich seufzend dieses Hauses Misgeschick,
des nicht, wie vormals, trefflich mehr verwalteten.
O, käme jetzt mir dieser Arbeit End' heran
im Schein des nächtigen Heilverkünderflammenlichts.
Triumph, Triumph!
Gegrüfset sey mir, Strahl der Nacht, der Helligkeit
des Tags entgegen Argos glänzt, und vieler, bald
ob diesem Glück geweihten Reigen Festgesang.
Agamemnons Gattin eil' ich es zu verkündigen;
vom Lager schnell aufstehend, mög' im Hause sie
ein lautes Segensjauchzen diesem Fackelglanz
alsbald entgegentönen, wenn hin Ilion,
erstürmet, sank, wie dieser Flammenbot' es strahlt.
Ich selbst beginne solcher Freude Reigentanz.
Denn glücklich werd' ich wenden jetzt der Herrscher Loos,
da dieser Fackelwachen höchster Wurf gelang.
Des Fürsten vielgeliebte Hand, des kehrenden,
in meine Hand zu fassen, dies nur werde mir.
Vom Andren schweig' ich; schwere Fessel bindet fest
die Zunge. Aber dieses Haus beköm' es einst
nur Sprache, zeugt' am besten selbst. Gern red' ich wohl
mit Kundigen, doch Unkund'gen bleib' ich unerkannt.

(Er geht ab.)

2. Scene.

Chor.

Zehn Jahre nun sind's, seit Priamos Feind
Recht heischend mit Macht,
Menelaos, der Fürst, Agamemnon zugleich,
zwiefältig mit Thron, und dem Stab der Gewalt
von Kronion geehrt, der Atreiden Gespann,
zu der Hülfe des Kriegs von dem heimischen Land
fern lösten den Zug
einst tausend Argeiischer Segel;
aus der Brust die Begier laut schnaubend des Kampfs,
wie der Geier Geschlecht, die, betrauernd in Schmerz
die geraubete Brut, um das felsige Nest
hochwirbelnd sich drehn,
mit der Fittige Schlag durchrudernd die Luft,
nun die schützende Müh
des verödeten Lagers verlierend.
Doch droben vernimmt bei den Himmlischen Zeus,
Pan, oder Apollon, des Vögelgeschreis
Wehklagegestöhn,
und er sendet herab der entsiedelten Brut
spät rächende Strafe den Frevlern.
So sendete auch die Atreiden dahin
der das Gastrecht schützt, der gewaltige Zeus
Alexandros zur Schmach; abmattenden Kampfs
Müh lang um das männerumbuhlete Weib
mit zum Boden gestemmt arbeitendem Knie,
mit zersplittertem Speer in der Reihen Beginn
dem Achaiischen Volke bescheidend,
und den Troern zugleich. Wie nun es ist, so
ist's, aber es führt das Geschick es zum Ziel.
Nicht Weinen versöhnt, nicht Klagegestöhn,
nicht Jammern den nie auslöschenden Zorn
ob des Opfers vermisseter Flamme.

Wir aber beraubt nun der Ehre des Zugs,
weil nieder die Last uns des Alters gedrückt,
einst blieben daheim,
kindähnlich die Kraft aufstützend dem Stab.
Denn jüngeres Mark, wie es strebend sich regt
tief in der Brust, ist
greisähnlich, und darbt noch der Stärke des Kampfs.
Was dem Alter erliegt, wenn herbstlich das Laub
hinwelket, das schleicht dreifüfsigen Pfad
nichts besser als schwach unmündiges Kind,
an der Helle des Tages ein Traumbild.

(Indefs der Chor dies spricht, werden die umstehenden Altäre mit Geschenken beladen, und die Opferflamme steigt empor. Klytämnestra erscheint in der Ferne, um die Altäre beschäftigt. Der Chor naht sich ihr noch nicht, sondern redet sie nur von fern an.)

Doch, Königin, sprich!
Klytämnestra, du Tochter von Tyndaros Stamm,
welch Schauspiel hier? was des Neuen erscholl?
welch plötzlich Gerücht
hiefs Opfer dich senden vertrauend umher?
Denn Aller Altar, der Beschirmer der Stadt,
dort oben und tief,
der im Kreis des Olymps, und der Schützer des Markts,
flammt jetzo von Opfergeschenken.
Von des heiligen Oels süfs schmeichelndem Duft
rein athmend umwallt,
mit der Gabe genährt aus dem Herrscherpallast,
hebt hier sich und dort zu dem Himmel hinan,
auftanzend, die lodernde Flamme.
Jetzt sagend von dem, was zu sagen vergönnt,
und zu reden erlaubt,
sey helfender Arzt mir der ängstlichen Pein,
die mit Sorge mich oft, und mit Ahnden erfüllt;
doch strahlt auch heil aus dem Opfergeduft

oft Hoffen mir auf, abwehrend der Brust
die in Wehmuth nagende Trauer.

(Da Klytämnestra, noch mit dem Opfer beschäftigt, nicht auf die Fragen der Greise achtet, fangen sie indefs einen Chorgesang an.)

Strophe.

Feiernd zu singen vermag ich die heilvoll reisige Heersmacht,
jener Erhabnen; Vertrauen, mir, götterentstammt, noch
haucht dies Lied ein,
Kriegsschaarjugend in Vollkraft,
als einst Achaia's
zweithronige Macht, der Hellenen
Führer, in Eintracht
sandte mit Speer, und mit rächendem Arm hoch
stürmend der Vogel zum Teukrischen Land hin.
Nah dem Pallast, rechtsher, wo die Lanze sich
bäumet, erschien den Beherrschern des Schiffsheers,
der eine schwarz, der
weifs hinten, der Vögel Beherrscher,
fernher leuchtend vom Felssitz,
zehrend am Bauche, dem reich fruchtschwangren der Gattin des Hasen,
die hier der letzte Lauf getäuscht.
Jammern, o! Jammern ertöne; doch Heil sey siegreich!

Antistrophe.

Aber der Seher des Heers zwiefach die Atreiden erblickend
beid' an Gesinnung, erkannt' in den Zehrern des Jagdraubs
Kriegszugs Leitpaar;
so drauf deutend die Zukunft:
im Lauf der Zeit einst
stürmt Priamos Veste der Pfad hier;
alle die zahllos
prangende Habe, des Volkes Besitz einst,
raubt, mit Gewalt einbrechend, das Schicksal.
Nimmer umdunkle nur Irrwahn Ilions

mächtiges, früher verletztes Gebifs einst,
das hin da zeucht. Heim
den geflügelten Hunden des Vaters
bleibt Groll Artemis tragend,
dass sie, noch eh' er geboren, erwürgen den winselnden Flüchtling;
ein Gräu'l ihr ist der Adler Mahl.
Jammern, o! Jammern ertöne; doch Heil sey siegreich!

Epode.

Die Hehre, die wohlwollend so
die zarten Sprößlinge der gelben Leuen
schirmt, sammt jeglicher Thiere des Bergwalds
zart milchdürstenden Jungen, mahnt zu deuten
heilvollendend die Schau, die
günstig, doch auch in der Vögel Geschichte voll Sorg' ist.
Zu Päan ruf' ich, zu dem Schutzgott flehend,
dafs sie in streitender Stürme Gewühl nicht
Schiffahrtszögrung der Danaer Volk schickt,
rüstend ein Unglücksopfer, von Mahl fern, schwarz und gesetzlos,
Zwist anregend, verwandten, und Mann nicht scheuend, da tückvoll,
wieder erstehend und furchtbar,
ewig gedenkender Groll, kindrächend, im Hause zurückbleibt.
Solches verhiefs Kalchas mit unendlichem Guten zugleich auch,
deutend der reisigen Vögel Gesicht in dem Königspallast hier;
diesem entsprechend
Jammern, o! Jammern ertöne; doch Heil sey siegreich!

I. Strophe.

Zeus, wer immer auch er möge seyn,
wenn ihn dieser Ruf erfreut,
red' ich also jetzt ihn an.
Nirgends weifs ich auszuspähn,
sinnend überall im Geist,

aufser bei Zeus, ob mit Recht ich vom Herzen die Bürde
dieser Sorge wälzen darf.

1. Antistrophe.

Denn wer vormals grofs und mächtig hiefs,
strotzend kampfbegierig frech,
kein Erwähnen ist defs mehr.
Wer beherrschend nach ihm kam,
fiel des dritten Kämpfers Hand,
doch wer, heiliggesinnt, dem Kroniden Triumph jauchzt,
pflücket ganz des Geistes Frucht;

2. Strophe.

ihm, der lenkt zur Weisheit uns,
dafs aus Leiden Lehre fliefst,
setzend ewig festbestimmt.
Denn auch schlafumquollner Busen fühlt
schuldbewufst Missethatangst; es kommt
wider Willen Weisheit auch.
Huld der Götter ist dies, die gewaltsam
thronen hoch am Rudersitz.

2. Antistrophe.

Also dort der ältere
Führer Argos Heereszugs,
scheltend keines Sehers Spruch,
Zufalls Fügung tragend still gefafst,
als nun abzehrend Windstille schwer
drängt' Achaia's Völker, die
Chalkis Küsten gegenüber, fesselt'
Aulis strudelreiche Flut;

3. Strophe.

— vom Strymon her wehend, tobte Sturmwind,
verzögernd, aussergend, wehrend Landung,
die Menschen irr'

entführend, nicht Kiel verschonend, Tau nicht,
der Zeit Kreislauf mit Harr'n verdoppelnd;
und Argos Volks Blüthe welkte matt dahin –
doch als des bittren Sturms
bittreres Mittel, Zukunft
deutend, den Führern Kalchas
endlich enthüllt, Artemis Zorn
nennend, und, nicht haltend des Grams
Thräne zurück, wild mit dem Stab
stampften die Enkel Atreus;

3. Antistrophe.

da hub das Wort an der ältre König:
ein schweres Loos ist es, nicht zu folgen,
ein schweres auch,
wenn selber mein Kind, des Hauses Kleinod,
ich frech hinwürg', ins Blut der Jungfrau
nun tauche nah beim Altar die Vaterhand.
Was bleibt da sonder Schmerz?
Wie nun die Flott' entbehr' ich,
missend des Zugs Gespannschaft?
Traun! nach dem Sühnopfer des Sturms
heischet Begier heftig das Recht,
grausam das jungfräuliche Blut
geudend dahin; drum Heil bring's!

4. Strophe.

Doch als der Nothwendigkeit Gebiss an
er legt', im Geist athmend Sinneswandlung,
unreine, gottvergessene,
da, umgewandt schnell, beschlofs die That er
Denn Frevelkühnheit dem Menschen gottlos
einhaucht der Urschuld Verblendungswahnsinn.
Er wagt selbst des eignen Kinds Opfrer zu seyn
zum Schutz des weibrächenden Kriegs, als Erstlings
Weihe des Zugs der Schiffe.

4. Antistrophe.

Da achtet nicht mehr zum Vater Wehruf,
das Leben nicht mehr der holden Jungfrau
der Richter kampfbegier'ge Schaar.
Und gleich der Geis hiefs des Opfers Dienern
der Vater vorwärts, nach Götteranruf,
mit Armeskraft zum Altare rüstig
die dicht Schleierhüll' umwallt, schwingen, des Munds
des lieblich reizstrahlenden, schwarzem Fluchlaut
wehrend, dem Hausverderber,

5. Strophe.

mit Zaum, und sprachlosen Zwangs harter Kraft.
Des Safrans Tünchung zum Boden giefsend,
und sanft des Mitleids Geschosse
vom Blick der Opfrer jedem sendend,
erschien sie bildähnlich dort, verlangend noch,
wie sonst, nach Anrede, weil
sie oft im Männergemach des Vaters
versammelt einst weilten. Fromm ehrte dann
ihres Vaters hoch
beglückt Loos aus kindlicher
Brust Stimme sie nicht ergrimmet.

5. Antistrophe.

Was ferner wird, weifs ich nicht, sag' ich nicht.
Doch nimmer fehlt Kalchas Kunst Erfüllung.
Es sendet Unglückerfafsten
das Recht noch Kunde später Zukunft.
Voraus das Ende vernehmen, sey mir fern!
Voraus bewehklagen ist's,
und sicher kommt es, dem Tag entsprechend.
O! möge blofs Heil von jetzt an uns neu
blüh'n, wie wünscht, die nah
uns hier sichet Apia's
Land, schirmend, allein beherrschend.

---

3. Scene.

Chor und Klytämnestra.

Chor.

Klytämnestra, tief verehrend komm' ich deine Macht.
Denn wohl gebühret Huldigung des Königes
Gemahlin, wenn verwaiset steht der Männerthron.
Ob, sichre Botschaft spähend, oder ungewifs
du erst in froher Kunde Hoffnung opferest,
vernähm' ich gern, doch zürn' ich nicht der Schweigenden.

Klytämnestra.

Zu froher Kund' entsteige, sagt ein alter Spruch,
dem nächt'gen Mutterschoofse hell das Morgenroth!
Du wirst ein Glück erfahren, über Hoffen grofs.
Die Veste Priamos nahmen Argos Schaaren ein.

Chor.

Wie sagst du? Denn ungläubig fafst' ich nicht das Wort.

Klytämnestra.

Dafs Ilion der Achaier ist. Verstehst du nun?

Chor.

Es überwallet Wonne, thränenlockend, mich.

Klytämnestra.

Es strahlt der Brust Wohlwollen klar aus deinem Blick.

Chor.

Wie aber? bürgt dir sichres Zeichen auch dafür?

Klytämnestra.

Wie anders? Sichres warlich, wenn nicht täuscht der Gott.

Chor.

Vertraust du, leichtberedet, süfsem Traumgesicht?

Klytämnestra.

Nie würd' ich Glauben schlafumhülltem Sinne leih'n.

Chor.

So schmeichelt wohl dir junghefiedert Volksgerücht?

Klytämnestra.

Wie eines jungen Kindes schiltst du meinen Sinn.

Chor.

Seit welcher Zeit nun aber ist die Stadt erstürmt?

Klytämnestra.

In dieser Nacht, die dieses Tages Licht gebahr.

Chor.

Wer aber kam verkündend also schnell hieher?

Klytämnestra.

Hephästos, fern vom Ida sendend Feuerglanz.
Es schickte strahlend Fackel stets im Flammenlauf
hierher die Fackel; Ida erst zu Hermes Höh'n
auf Lemnos Eiland; aber dann, die dritt', empfieng
des Athos zeusgeweihte Scheitel ihren Strahl,
und hoch des Meeres Rücken überleuchtend, sprang,
auflodernd, fernen Wanderlichtes frohe Kraft —
die goldumstrahlte Fichte, flammend sonnengleich —
Makistos Hochwacht neuen Glanz verkündigend.
Die, zaudernd träg nicht, unbehutsam nicht besiegt
vom Schlummer, wahrten ihres Heroldsamtes treu;
und Kunde bringt, Euripos Wirbelstrome nah,
Mesapios Wächtern, schreitend fern, das Fackellicht.
Die, gegenstrahlend, sandten weit die Flamme hin,
anzündend trocknes, hochgethürmtes Heidekraut.
Beseelt von ewig reger Kraft, umwölket nie,
hinspringend über Asopos fette Fluren, traf
Kithärons Stirn, Selenens heitrer Scheibe gleich,
die Fackel, weckend immer neuen Feuerschein.
Der Flamme fernhin gleitend Licht verweigerte
da nicht der Wächter; heller stieg sie hoch empor.
Des Sees Gorgopis Wogen überhüpfend, schlug
ihr Glanz an Aegiplanktos ferne Bergeshöh'n,
dafs nimmer fehle meiner Fackelreih Gesetz.
Der Lohe Kraft entzündend, senden prasselnd sie
die mächt'ge Flammensäule hin, des Saronischen
Meerbusens weit den Blicken offnen Strand von fern
zu überstrahlen; hoch sich hebend weiter trifft

Arachnäos Felsenwache nah sie dieser Stadt.
Von dort erreichet endlich dies der Atreiden Dach
das Licht, noch Ida's Vaterstrahl nicht unverwandt.
So war der Fackelsender Reihe dort bestellt;
in steter Folge wahrte jeder seines Amts;
doch sieget, wer der erste, wer der letzte läuft.
Ein solches Zeichen, solche Kunde sag' ich dir,
die mein Gemahl von Troia her mir sendete.

Chor.

Den Göttern zoll' ich meinen Dank nachher, o Weib!
jetzt möcht' ich unaufhörlich dieses Wort, wie du's
uns hier erzählst, bewundernd hören nur von dir.

Klytämnestra.

Es haben Ilion die Achaier an diesem Tag.
Feindsel'ger Misklang meyn' ich, traun! durchstürmt die Stadt.
Wer Oel und Essig, mischend, gießt in Ein Gefäfs,
sieht stets sie, unbefreundet, fremd einander fliehn;
so tönt der Unterjochten dort und Sieger Schrein
gesondert, weit verschiedner Schickung Doppelloos.
Die einen, hingesunken über Leichnamen
erschlagner Männer, Brüder — Kinder liegend bang
auf Greisen, ihren Vätern — weinen, schluchzend laut
aus nicht, wie sonst, mehr freier Brust, der Liebsten Tod.
Die andern führt des Schweifens nachtdurchirrendes
Gewühl, des Kampfes Müh den Mahlen zu, wie sie
die Stadt gewährt, nach fester Ordnung nicht vertheilt;
wie jeder eben kommend zieht zufällig Loos,
sind jetzt in Troia's siegerstürmten Wohnungen
sie rings gelagert, unter Daches Schutz befreit
von Himmelsthau und nächt'gem Frost. Die ganze Nacht
durchruhn da werden, unbewacht, sie, Göttern gleich.
Wenn fromm des eingenomm'nen Landes Götter sie
die Stadtbeschirmer, ehren, sammt der Götter Sitz,
dann sinken nicht sie, stürzend, wieder selbst gestürzt.
Verblendung nur befalle früher nicht das Heer,

was nicht sich ziemt, zu heischen, habsuchtsvoll bethört.
Denn noch zur Rettungs-Wiederkehr bedürfen sie,
zurück zu beugen ihres Zuges Doppellauf.
Doch kehrt das Heer den Göttern schuldbewufst zurück,
erwachet leicht der Abgeschiednen Trauerloos
vom Schlummer, wenn nicht neues Misgeschick ersteht.
Dies, Greise, hört von einem Weib ihr jetzt von mir.
Es siege blofs das Gute, sonder Doppelsinn!
Denn nur Genufs des vielen Glückes wünsch' ich noch.

Chor.

O, Weib! mit Männerweisheit sprichst du wohlgesinnt.
Ich aber hörend sichre Kunde hier von dir,
nun eile fromm die Götter dankbar anzuflehn.
Denn ungeehret schwindet nicht die Müh dahin.

(Klytämnestra geht ab.)

4. Scene.

Chor.

Allwaltender Zeus, und o! freundliche Nacht,
des unendlichen Glanzes Erkämpfrin,
die um Ilion's Burg du das Trugnetz warfst,
dafs niemand einst, der Erwachsenen nicht,
noch der Jüngeren Schaar, dem gewaltigen Garn
in das knechtische Joch
hinreifsenden Jammers entschlüpfte.
Den erhabenen Zeus ehr' ich, den Gasthort,
der dies jetzt that, und den Bogen von lang
her hielt auf das Haupt Alexandros gespannt,
dafs nicht vor der Zeit, zu der Sterne Gezelt
nicht eitel der Pfeil ihm entschwirrte.

I. Strophe.

Die Hand Zeus klagen jetzt sie können,
und deutlich ist der Spur zu folgen.

Dem Schlufs gemäfs, vollführt' er's. Götter würd'gen
zu achten nicht derer, sagt einer wohl,
so vieler Fufs heilig Recht
zertritt; doch nicht ist das fromm.
Der Ahnherrn Enkel sah's,
die Unthat schnoben frech in Kampfgier,
denen mehr, als Recht ist,
das Haus einst stolz in Ueberflufs schwamm.
Das Höchste ist dies. Doch harmlos, und so,
dafs der Habe Mafs still gnügt,
sey es, bei Sinnes Weisheit.
Denn es wehret der Reichthum,
wenn des Frevelnden Fufs, satt,
Dike's hohen Altar entweiht,
nicht dem Sturz der Vernichtung.

1. Antistrophe.

Es reifst unselig Frevelkühnheit
verblendend fort, das Kind der Arglist.
Die Heilung ist vergeblich. Nicht versteckt bleibt,
es glänzt, ein graunvoll umstrahlt Licht, die Schuld.
Verfälschtem Erz gleich, erzeigt
bei Stofs und Angriffe sich,
erprobt, schwarzfarbig, folgt
bethört Lockvogels Flug in Leichtsinn
nach der Knab', und steckt frech
mit nie heilbarem Weh die Stadt an.
Es höret kein Gott da huldreich ihr Flehn;
hin des Frevels Anstifter
tilgt er, den ungerechten,
so wie, kommend, nun Paris
hier ins Haus der Atreiden,
kühn einst schmähte des Gastgebots
Tisch durch Weibes Entführung.

2. Strophe.

Zurück der Heimath des Kriegsspeers Gewühl,
der Schild' Anklang lassend, sammt Waffenschaar des Schiffszugs,
zum Brautgeschenk Verderben bringend Ilion,
entwich leichtfüfsig sie aus dem Thor,
unwagbar's wagend. Tief erseufzend da,
begannen laut so des Hauses Seher:
O, weh! Pallast! weh! Pallast und Fürsten, ihr!
O, Lager! Weh! Weh! der Gattenliebe Spur!
Er stehet stumm, die entflohen
vergessend nie,
nicht ehrend, scheltend nicht, zu schaun.
Ersehnt, noch herrscht, scheint es, im
Haus', als Geist, dort die Meerentführte.
Reitz nachahmender Bilder
ist dem Manne verhasset,
weil in Blickes Entbehrung kalt
jede Liebe dahin welkt.

2. Antistrophe.

Vom Schlaf gesandt, schmeicheln Wahnbilder ihm
im Traum, kummermehrend hinschwindend, oft mit Trugreitz,
da nichtig, wenn man Gutes schlummernd wähnt zu sehn,
dahin bald schlüpfet, wie aus der Hand,
mit leisem Fittig schnell das Traumgesicht,
auf süfsen Schlafs Pfaden leicht entirrend.
Nun solchen Weh's Trauer drücket, lastend schwer,
des Herrschers Heerd jetzt, und andre gröfsre noch.
Doch auch um alle Achaia
Entstürmete
hüllt jedes Haus, brustspaltend, Schmerz
in schwarzen Grams Schleier ein.
Vieles dringt tief zum Herzen bang nun.
Denn wen einer entsandte

weils er; doch an der Männer
Statt, kehrt Asche und Waffenschmuck
heim in Jegliches Wohnung.

3. Strophe.

Der Leichen austauscht für Gold, der im Kampf,
Ares, kühn hält die Wag' im Speergewühl,
entsendet jetzt Ilion
der Männerschaar Ueberrest,
heifser Asche bittren Staub,
heim den Freunden, thränenwerth,
füllend schöner Urnen Schoofs.
Beseufzend rühmen laut sie dann,
dafs schlachtenkundig dieser war,
voll Ruhm im Kampfgemetzel jener
für des Andren Weib dahinsank,
da nun heimlich so das Volk murrt,
und des Zwists Beginnern, neidvoll,
den Atreiden, Hafs schleicht.
Die fern aber bewohnen
still dort rund um die Mauern
Troia's Gräber, und feindlicher
Boden deckt da die Edlen.

3. Antistrophe.

Des Bürgerzorns Schmähungswort lastet schwer,
zahlt die Schuld spät erfüllten Völkerfluchs.
Beständig bleibt Sorge mir,
zu schau'n, was Nacht schwarz umhüllt.
Denn der Morde Stifter läfst
nie der Götter Auge frei.
Wider Recht Beglückte stürzt
der Eumeniden schwarze Schaar
im spät gewandten Lebensloos
in nächtig Dunkel. Ihnen hin ist,
da vernichtet, jede Kraft dann.

Von dem Volk umgrollter Ruhm bleibt
unerfreulich. Denn das Haupt trift
aus der Höhe Zeus Blitz.
Glück fern wähl' ich von Neid mir.
Nicht seyn Städteverwüster,
nicht auch schauen, gefangen selbst,
mög' ich Leben der Knechtschaft.

Epode.

Des Wanderstrahls froh Gerücht
durchschweifet jetzt schnell die Stadt;
aber ob mit Wahrheit auch,
wer weifs es? wer, ob Göttertäuschung nicht es ist?
wer ist so kindisch wahnbethörten Sinnes wohl,
von dieses Lichts neuer Kund'
im Busen auflodernd, drauf zu kranken an
andrer Rede Wechselruf?
Doch wo ein Weib herrschet, ziemt
des lauten Danks Feier, eh' erscheint das Glück;
und verführerischer sich verbreiten Weibergerüchte leicht
sich verkündend schnell; doch verschwindend schnell
erstirbet auch wieder weibgepriesner Ruhm.

---

5. Scene.

Chor und Klytämnestra.

Klytämnestra.

Bald werden jetzt wir jenes lichten Wanderstrahls,
der Fackelwachen, Feuerwechsel Kund' empfahn,
ob wahr sie sprachen, oder, gleich dem Traumgesicht,
dies Licht uns, freudig eilend, hat mit Wahn bethört.
Ich seh den Herold kommen dort vom Meeresstrand,
von Oelgezweig' umschattet; steigend hoch empor
bezeugt der Staub, des Schlammes durstiger Bruder, mir,
dafs nicht er sprachlos, nicht des Waldgebirgs Gehölz

anzündend, Botschaft bringet, nicht mit Flammenrauch.
Es spricht entweder, redend, mehr die Freud' uns aus;
das Gegentheil zu sagen, bebt mein Mund zurück.
Zum Frohen füge Frohes auch sich wiederum!

Chor.

Wer dies im Busen anders wünschet dieser Stadt,
der schmecke selber seines Frevelsinnes Frucht.

---

6. Scene.

Die Vorigen und der Herold.

Herold.

O! vaterländischer Boden, Argos theures Land!
In dieses zehnten Jahres Lichte kehr' ich dir,
da viele rissen, Einer Hoffnung doch gewährt.
Denn nimmer, wähnt' ich, würde mehr in Argos Land
des vielgeliebten Grabes Theil mir Sterbenden.
Gegrüfset sey mir, Erde, jetzt, du, Sonnenlicht,
des Landes Höchster, Zeus, und, Pytho's Herrscher, du,
dess Bogen nicht Geschosse mehr uns niederschickt.
Genug erschienst uns feindlich du am Skamandros einst;
sey Kampfbefreier wieder jetzt, und Retter uns,
erhabner Phoibos! Alle, Kampfgottheiten, Euch,
dich, meinen Ehrenspender, Hermes, red' ich an,
dich, theuren Herold, jedem Herold tief verehrt,
und euch, Heroen, sendend einst, wohlwollend auch
jetzt aufzunehmen dieses speerverschonte Heer.
Und ihr, o Herrschermauern, theure Wohnungen,
ehrwürd'ge Sitze, Götter, sonnenlichtbestrahlt,
wenn irgend einst, empfanget heut, nach langer Zeit,
den König hier geziemend, heitren Angesichts.
Denn euch, und allen diesen Licht in Finsternifs
zuführend, kehrt Agamemnon jetzt, der Herrscher, heim.
Begrüfst ihn aber freundlich, denn so ziemt es ihm,
der Ilion mit Kronions frevelstrafendem

Karst niederriſs, daſs umgewühlt ihr Feld nun liegt.
Altär' und Göttersitze sind dahin gestürzt,
im Keim, des ganzen Landes Samen weggetilgt.
Nachdem um Troia's Nacken solch ein Joch er warf,
nun kehrt, ein hochbeglückter Mann, der ältere
Atreide heim, der Ehre werth den Sterblichen
vor allen jetzt. Denn Paris nicht, nicht seine Stadt
erheben über ihre Leiden mehr die That.
Beladen mit der Entführung und des Betruges Schuld,
verfehlt' er seiner Beute Raub, und stürzt' in Staub
zerschellet hin des Landes alten Vaterthron.
So büſsten zwiefach die Priamiden ihre Schuld.

Chor.

Heil sey, o Herold unsres Heers, und Freude dir!

Herold.

Wohl Freude! nicht den Göttern weigr' ich mehr den Tod.

Chor.

Der Vatererde Liebe also quälte dich?

Herold.

Daſs jetzt der Freude Thräne meinem Aug' entquillt.

Chor.

Theilhaftig jener süſsen Krankheit waret ihr?

Herold.

Wie kann, belehrt, ich besser dieses Wort verstehn?

Chor.

Für die, so hier euch liebten, sehnsuchtsvoll entflammt?

Herold.

Ersehnet ward sich sehnend, sagst du, das Heer vom Land?

Chor.

Aus schwarzumwölktem Busen seufzt' ich oft empor.

Herold.

Allein woher kam diesem Volke finstrer Gram?

Chor.

Heilmittel ist mir Schweigen lang im Ungemach.

Herold.

Wie fürchten, wenn die Herrscher fern dir weileten?

Chor.

Wie dir nun ist zu sterben lautre Wonne mir.

Herold.

Vollbracht, ja! ist es glücklich. Doch in langer Zeit
nennt einer fröhlich manches; aber anderes
ungünstig auch. Wer, aufser Ueberirrdischen,
erfreuet harmlos eines ganzen Lebens sich?
Denn zählt' ich her des Schiffens Müh' und Misgeschick,
sparsames Landen, schlechtes Lager, welcher Theil
des Tags da bliebe unbeseufzet irgendwo?
Was am Land' uns aber drohte, war noch schrecklicher.
An unsrer Feinde Mauern stiefs das Lager an.
Vom Himmel dort hernieder, auf vom feuchten Grund
der Wiese kam, der Kleider immerwährendes
Verderben, Thau, verwildernd struppig unser Haar.
Wer dann den Winter beschreibt, den vögelmordenden,
wie, starrend, Ida's Bergesschnee ihn sendete,
die Hitze, wann in schwüler Mittagsglut das Meer
auf wellenlosem Lager stumm hinsinkend schlief!
Allein warum noch dies betrauern? vorüber geht
die Müh', vorüber jedem Hingestorbenen,
dafs selbst der Wunsch erwachet nicht der Wiederkehr.
Was soll der Hingetilgten Schaar der Lebende
aufzählend nennen, jammern über Trauerloos?
Nun jedem Unglück sage fern ich Lebewohl.
Denn uns, von Argos Kriegesschaaren Uebrigen,
siegt weit das Heil; gleich schwanket nicht ihm Misgeschick.
Wir, hingeflogen über Land und Meeresflut
an dieses Tages Sonne, rühmen siegbekrönt:
Erstürmend Troia's Veste hat nun überall
den Göttern diese Beute Argos Heereszug
in Hellas Tempeln angeheftet, alten Glanz.
Dies hörend ziemt es, jetzo laut der Führer Glück,

und dieser Stadt zu feiern. Auch gepriesen sey
Zeus Gunst, die dies vollbrachte. Alles weifst du nun.

Chor.

Besiegt von deiner Rede zweifl' ich fürder nicht.
Genau zu forschen strebet immer Greisessinn,
Am meisten mufs Klytämnestra zwar, und dieses Haus
dies billig kümmern, aber mir auch seyn Gewinn.

Klytämnestra.

Frohlockend jauchzt' ich lange schon, von Freud' entzückt,
wie des Feuers erster, nachtgesandter Verkündiger
die Stürmung meldend kam, und Ilion's Untergang.
Da sagte mancher spöttisch: wie? durch Fackellicht
beredet, wähnst du siegzerstöret Ilion?
Recht Weiberart ist's, eitlen Wahns das Herz zu blähn.
So schien ich unbesonnen, solchen Reden nach.
Doch bracht' ich freudig Opfer; folgsam weiblichem
Gebot, erhob hier einer, dort ein anderer
in der Stadt ein heilig Jauchzen fromm; weihrauchgenährt
entstieg der Götter Sitzen duftiger Flammenglanz.
Was aber sollst du weiter noch verkünden mir?
Vom Herrscher selbst erfahre bald ich Jegliches.
Geziemend aufzunehmen meinen kehrenden
ehrwürd'gen Gatten eil' ich jetzt. Denn wo erscheint
dem Weib ein süfser strahlend Licht je anzuschaun,
als, wenn der Gott führt rettend heim vom Krieg den Mann,
ihm die Thür zu öffnen. Dies verkünd' ihm jetzt von mir;
so schnell, als möglich, komm' er, theuer seiner Stadt,
dafs, heimgekehrt, sein treues Weib er finde, wie
er sie einst verliefs, des Hauses sichre Wächterin,
ihm wohlgesinnt, feindselig gegen seinen Feind,
und gleich sich auch in Allem sonst; kein Siegel ihm
der Pflicht verletzend langer Jahre Zeit hindurch.
Es sind die Freuden eines Andren, Tadelsruf
mir, gleich des Schwerdtes Purpurwunden, unbekannt.

Herold.

Ein solcher Ruhm, der lautrer Wahrheit rein entquillt,
steht einem edlen Weibe wohl zu sagen an.

(Klytämnestra geht ab.)

---

7. Scene.

Chor und der Herold.

Chor.

Es hat dir diese künstlich ihre Sache jetzt
durch zuverlässige Deuter, warlich! dargestellt.
Du aber, Herold, sage von Menelaos mir,
ob, froh errettet, kehret wiederum zurück
mit euch nun dieses Landes theure Herrschermacht?

Herold.

Nicht kann ich gute Kunde bringen trügerisch,
dafs lange Zeit die Freunde pflücken ihre Frucht.

Chor.

O! sprächst du Wahrheit lieber schön und segensvoll!
Denn abgesondert bleibet nicht es leicht verhüllt.

Herold.

Verschwunden ist aus Argos Heereszug der Mann,
sein Schiff und er. Ich sage keine Lüge dir.

Chor.

Von Ilion segelnd, allen sichtbar, oder riſs
ihn fort ein Sturm, des ganzen Heeres Jammerloos?

Herold.

Du trafest, wackrem Bogenschützen gleich, das Ziel.
Ein langes Unglück sprachest kurzgefafst du aus.

Chor.

Vernahmt vom Ungekommnen, oder Lebenden
seit dieser Zeit ihr Kunde andrer Schiffender?

Herold.

Ihn keiner zuverlässig auszuspähen weifs,
wenn nicht der Erdenkräfte Nährer, Helios.

Chor.

Wie aber kam den Schiffen, sagst du, Sturm, vom Zorn
der Götter wild aufwogend, dann beschwichtiget?

Herold.

Den Tag des Heils mit Trauerkunde schnöd' entweihn
gebühret nicht; fern bleibt der Götter Lohn davon.
Wann bringt der Herold, finstren Angesichts, der Stadt
des gefall'nen Heeres fluchbeladnes Wehgeschick,
verkündet erst des ganzen Volkes Trauer er,
dann viel aus vielen Häusern Männer weggepeitscht
durch jene Zwillingsgeifsel, welche Ares liebt,
das Mordgespann, der beiden Speere Doppelwut;
mit solchem Unheil schwer belastet, wohl gebührt
zu singen diesen Päan ihm der Erinnyen;
doch wann, gelungner Rettung Heilverkündiger,
zur Stadt er kehret, welche hohen Glücks sich freut — —
wie soll, zum Guten Böses mischend, schildern ich
der Schiffe Sturm, nicht unerregt von Götterzorn?
Denn sie, die sonst sich feindlich fliehn, verschworen jetzt
sich, Flamm' und Meer, und zeigten ihren Freundesbund,
zerstörend Argos jammervollen Heereszug.
Nachts hob der Flut Verderben unheilwogend an.
Denn Thrakiens lofsgerifsne Stürme schmetterten
an einander da die Schiffe, dafs umher gepeitscht
von Ungewitters wilder Wut und Regenguſs
sie untergehn in ihres Führers Wirbelsturz.
Doch als nun stieg der Sonne helles Licht empor,
da sahn von Trümmern unsrer Schiff' und Leichnamen
Argeiischer Männer wimmeln rings wir Hellas Meer.
Uns aber sammt des Schiffes unversehrtem Bau
entführte damals, oder rettet' unvermerkt
ein Gott, das Ruder fassend, nicht ein Sterblicher.
Das Glück bestieg, ein Retter, lenkend unser Schiff,
dafs nicht es strandend wiche wildem Flutendrang,
am Felsenriff nicht, angeschleudert, scheiterte.

Entflohen drauf des Meeres finstrem Wellengrab,
doch nicht dem Glück vertrauend, auch im Tagesglanz,
beweget' unsren Busen neues Misgeschick,
zu schaun mit Mühe ringen, weit zerstreut, das Heer.
Und wenn noch Odem einer jetzt von jenen schöpft,
gedenkt, als Umgekommner, traun! er unserer,
uns aber scheint von ihnen dieses wiederum.
O! mög' es bald sich günstig wenden! Sicherlich
erwarte dann, Menelaos hier zuerst zu sehn.
Denn wenn ein Strahl der Sonne noch ihn wo erspäht,
noch lebend, schauend Tageslicht durch Zeus Geschick,
der sein Geschlecht noch auszutilgen nicht gedenkt,
so bleibet Hoffnung übrig seiner Wiederkehr.
Dies hörend, wisse, dafs du Wahrheit jetzt vernahmst.

(Der Herold geht ab.)

---

8. Scene.

Chor.

1. Strophe.

Wer benannte treffend so,
ganz nach ächter Deutung Sinn —
lenket', unerschauet, nicht, ahndungsvoll
defs, was vorbestimmet war,
einer recht der Zunge Wort? —
Helena einst, die speervermählte,
die umstrittne Braut, da wahrhaft
sie, verwüstend Männer und Schiff' und Stadt,
wegschiffte, verlassend
der Gemächer reine Prunkhüll'n,
mit des Gigas Zephyrs Wehen.
Und der schildtragenden Jäger Schaar, verfolgend
die der Flut entschwundne Schiffsspur,
knüpft' an Simois waldigtes
Ufer den Nachen, landend
zu dem gewaltigen Hader.

1. Antistrophe.

Wahre Trauerschwägerschaft
sandte hin nach Ilion,
fest beharrend jener Zorn, rächte schwer
noch nachher des Gastgebots,
sammt des Heerdbeschützers Zeus
Schmähung an denen, die zu rauschend
der Vermählung Lied geehret,
das den Schwähern dort vom Geschicke zum
Brauthymnos bestimmt war.
Sie verlernen diese Sangart
in der Thränen lautem Klagton;
es erseufzt Priamos alte Stadt, den Paris
den in Weh Vermählten rufend,
jammert bang ob der Bürger hin
theuer gesunkenem Leben
und dem vergossenen Blute.

2. Strophe.

So wohl freundlich ernähret
den Leu'n, des Hauses Verderben,
ein Mann, den Euterbegier'gen,
der in des Lebens Beginnen
zahm, und den Kindern gewogen
ist, und den Greisen erfreulich.
Und in dem Arme liegt er oft,
so wie das neugebohrne Kind,
folgsam gerne der Hand, des Bauchs
Gierden fröhnend mit Schmeicheln.

2. Antistrophe.

Doch aufwachsend verräth er
der Eltern alte Gemüthsart.
Abzahlend tückisch den Pfleglohn,
macht er im Würgen der Heerden
selbst unbefehligt das Mahl sich:

Blut ihm besudelt die Schwelle; —
ein unbezwinglich Mordgeschick,
und den Bewohnern grauenvoll.
Von den Göttern bestellt im Haus'
ist er Priester des Unheils.

3. Strophe.

So, sag' ich, kam auch zur Veste Ilions
sie, sanftmüth'gen Sinnes, gleich heitrer Meeresstille,
des Reichthums glanzumstrahlte Zierde,
süfses Geschofs dem trunknen Aug',
Eros seelenersehnte Blume.
Doch, gewandt, brachte nachher sie
der Vermählung bittres Ende,
unvertragsam, ungesellbar
zu dem Stamm Priamos nahend
durch Zeus, des Gastlichen, Hand,
wehvermählte Erinnys.

3. Antistrophe.

Von grauer Zeit her besteht den Sterblichen
ein uralter Spruch: des Manns allgewalt'ges Glück zeug'
aufs Neu' einst, sterbe nimmer kindlos;
denn des Geschickes Gunst entkeim'
unersättliches Weh dem Enkel.
Doch für mich heg' ich, gesondert
von den Andren, Meynung. Frevel
in der Folg' auch noch erzeugt mehr
sich des Unheils, das dem Stamm gleicht.
Stets aber segenumkränzt
blüht das Haus des Gerechten.

4. Strophe.

Denn immer lieht alte Schuld
ein der Gottlosen Brust
neue Schuld zu pflanzen, wann, voraus

bestimmet, jetzt oder jetzt, das Schicksal kommt,
neu leuchtend Dunkel, sie,
die nie besieghare, unheilige Gottheit, den Frevelmuth
des nachtfinsteren Hausverderbens,
seinen Erzeugern ähnlich.

4. Antistrophe.

Gerechtigkeit aber strahlt
auch von rufsvoller Wand;
ehrt geraden Wandels Lebenspfad;
verlassend goldnes Getäfel, weg den Blick
gewendet, wenn es Schuld
befleckt, strebt sie nach ihm nur heilig und rein, ehrt nicht
die Macht
mit Lob fälschlich gepriesnen Reichthums;
Alles zum Ziele lenkt sie.

---

9. Scene.

Chor, Agamemnon und Kassandra.

Chor.

Auf, König, wolan! du Erstürmer der Stadt
vom Atreidischen Stamm,
wie red' ich dich an, wie ehr' ich dich recht,
nicht steigernd zu hoch, noch erniedernd zu tief
dir des Preises Gebühr?
Viel Sterbliche sind, die das Scheinen dem Seyn
vorziehen, entgegen dem Rechte.
Mit dem Jammernden laut zu erheben Gestöhn,
ist jeder bereit, kein schmerzender Pfeil
dringt aber verwundend zum Herzen;
und im Innern erfreut sehn sie der Nacht gleich
in des finstren Gesichtes erzwungenem Ernst.
Wer aber die Heerde zu prüfen versteht,
dem bleibet des Manns Aug' unerkannt nicht.

zwar scheinend aus frei wohlwollender Brust,
doch verdächtiger Freundschaft, zu glänzen.
Auch du einst warst, da um Helena hier
du entsandtest den Zug, ich verberg' es dir nicht,
damals von mir sehr ungünstig gesehn,
nicht steuernd gerecht mit dem Ruder des Sinns,
unwilligen Muth
den zum Tod Hinwandernden weckend.
Doch im tiefen Gemüth jetzt freundlich erscheint
die mit Glücke bestandene Mühe.
In der Folge der Zeit kennst prüfend du leicht,
wer billig und recht, wer sonder Gebühr
dir der Bürger die Mauern verwaltet.

Agamemnon.

Zuerst geziemt es, Argos sammt den heimischen
Gottheiten hier zu grüßen, sie, der Wiederkehr
mir Helfer, und des Gerichts, das über Ilion
ich hegte. Denn der Rednerzunge rechtend Wort
nicht hörend, legten Troias Untergang, den Tod
der Männer, doppelt nicht getheilt, ins Blutgefäs
die Götter stimmend; doch der andren Urne Schoofs,
dem leeren, kam die Hoffnung nur der Hand genaht.
Am Rauch noch kenntlich ist die eingenommne Stadt.
Des Verderbens Stürme wehen; selbst mitsterbend schickt
des alten Reichthums fetten Duft die Asch' empor.
Dafür gebührt's, den Göttern Dank, lautschallenden,
zu weihen, weil die zornerfüllte Hinterlist
vollbracht wir jetzt, und eines Weibes wegen wild
die Stadt verwüstet Argos Ungeheuer hat,
die Brut des Rosses, schildbewehrte Völkerschaar,
im Sprunge stürmend um der Pleiaden Untergang;
kühn über ihre Mauern setzend, schlürfete
sich satt der gierentbrannte Leu am Königsblut.
Den Göttern sprach ich dieser Erstlingsworte Grufs.
Wie aber du bist mir gesinnet, hört' ich wohl,

und gebe Recht dir, denke gleichgestimmt mit dir.
Nur wenig Menschen eigen ist die Sinnesart,
neidlos den Freund, den frohbeglückten, anzuschaun.
Ein feindlich Gift, in seinen Busen festgebannt,
verdoppelt dem, der diese Krankheit nährt, die Qual;
er härmt im eignen Ungemach sich leidend ab,
und seufzt, so oft auf fremdes Wohl sein Auge blickt.
Aus eigner Kunde red' ich, denn ich kannte wohl
der Gefährten Kreis; Gestalt des Spiegels, Schattenbild
erfand ich, die mir schienen günstig sehr gesinnt.
Allein Odysseus, wider Willen schiffend erst,
zog, einverbündet, stets am gleichen Joch mit mir;
ich mag vom Todten, oder mag vom Lebenden
nun reden. Was die Götter sammt der Stadt betrifft,
lafst, schnell versammelnd allgemeinen Volksrath,
uns jetzt beschliefsen. Was gesund wir dann und gut
erfinden, müss' auch fürder dauernd so bestehn;
doch wo der Heilungsmittel etwas auch bedarf,
da brennend, oder schneidend, lafst wohlwollend uns
des Uebels Krankheit abzuwenden gleich uns mühn.
Doch jetzt ins Haus, zum Heerd, dem vaterländischen,
eingehend, werd' ich grüfsen erst die Himmlischen,
die, fern mich sendend, wieder auch mich heimgeführt.
Mir folgend einmal, bleibe fest das Siegesglück!

---

10. Scene.

Die Vorigen und Klytämnestra.

Klytämnestra.

Ihr Bürger Argos, dieses Volkes Aelteste,
ich werde nicht mein gattenliebend, treu Gemüth
vor euch mich auszusprechen scheuen. Denn die Zeit
erstickt die Schaam im Menschen. Nicht von Anderen
es hörend, schildr' ich meines Lebens Elend euch,
so lange dieser weilte dort vor Ilion.

Dafs fern ein Weib vom Gatten einsam sitzt daheim,
ist schon zuvörderst überschweres Misgeschick;
dafs dann Gerücht sie vieler Unglückssagen hört,
jetzt einer kommt, ein zweiter Unheilvolleres,
als jener Unheilvolles, redend bringt ins Haus.
Denn hätte soviel Wunden dieser Mann empfahn,
als oft des Rufes Stimme her verkündete,
er wäre mehr durchbohret, warlich, denn ein Netz.
und wär' er umgekommen, jeder Sage nach,
so hätt', ein zweiter, dreigestaltiger Geryon,
er oben, denn von jener unten red' ich nicht,
mit Recht gerühmt dreifacher Erdenhülle sich,
einmal vom Tode weggerafft in jeglicher.
Um solcher Schreckgerüchte willen löseten
von meinem Halse Andre oft die Todesschnur,
und hielten ab die heftig Widerstrebende.
Drum stehet auch zur Seite nicht dein Sohn uns hier,
Orestes, unsrer Treue sichres Unterpfand,
wie sonst sich ziemte; hege nicht Verwunderung.
Ihn nähret fern dein treuer Kriegesgastgenofs
aus Phokis, Strophios, jene doppelt drohende
Gefahr mir nennend, deine dort vor Ilion,
und wenn des Volks empörte Herrscherlosigkeit
den Rath daniederwürfe; Menschensinnesart
sey's immerdar, zu stürzen mehr den Fallenden.
Solch eine Ursach birget keine Hinterlist.
Mir aber ist der Thränen ewig rinnender
Quell ausgelöscht; kein Tropfen blieb darin zurück.
Mein spät entschlummernd Auge kranket schmerzerfüllt,
beweinend jenen, deiner immer harrenden,
umsonst ersehnten Fackelglanz. Emporgeschreckt
im Traum vom Summen leisen Mückenflügelschlags,
ward oft ich, schauend blut'ge Bilder mehr von dir,
als je die schlummergleiche Zeit umfassete.
Jetzt da ich, unglückfreie, erduldet alles dies,
mag wohl ich nennen diesen Mann der Hürden Hund,

des Schiffes Rettungsanker, hohen Hauses fest
gepflanzte Säule, des Vaters Eingeborenen,
erscheinend nicht gehofftes Land dem Schiffenden,
den Tag der Heitre, froh zu schaun nach Wettersturm,
der Quelle Rieseln durstgequältem Wanderer.
Denn jeder Drangsal freudig ja der Mensch entrinnt.
Ihn würdig acht' ich solcher Heilbegrüfsungen.
Allein der Neid sey ferne. Viel am Vorigen
erlitten schon wir Uebles. Jetzt, geliebtes Haupt,
verlafs den Wagen, doch zur Erde setze nicht,
o Herrscher, deinen Fufs, den Stürmer Ilions.
Warum noch säumt ihr, Mägde, denen anvertraut
des Weges Bahn zu decken war mit Teppichen?
Es breite purpurstrahlend schnell ein Pfad sich hin,
dafs ein ins Haus ihn führe, nicht gehofft, das Recht.
Das Andre jetzt fügt Sorge, die kein Schlaf besiegt,
gerecht mit Götterhülfe, wie es vorbestimmt.

Agamemnon.

Entsprofsne Ledas, meines Hauses Wächterin,
der Dauer meiner Ferne sprachst du zwar gemäfs,
die Rede lang ausspinnend, doch gebührendes
Lob kommt zum Lohn von Andrer Mund mir billiger.
Auch nicht, nach Weibersitte, wolle sklavisch sonst
mir schmeicheln, noch mir senden, gleich ausländischem
Weichlinge, staubgesunknen Ehrfurchtsruf empor;
noch öffnen hier mir, breitend Purpurteppiche,
neidvolle Bahn. Den Göttern solcher Dienst geziemt;
allein auf buntgestickter Pracht, ein Sterblicher,
einherzuschreiten, wag' ich nimmer sonder Scheu.
Nach Menschenart, nicht überirrdisch ehre mich.
Schon sonder reichgetünchten Glanz und Deckenpracht
schallt laut der Ruf. Unweisen Sinnes nicht zu seyn,
ist schönste Göttergabe. Glücklich preiset man,
wer seine Tage freundlich schliefst in Heiterkeit.
Gelinget so mir Alles, heg' ich Zuversicht.

Klytämnestra.

Doch widerstrebe darum meinen Wünschen nicht.

Agamemnon.

Nicht ändr' ich, wiss' es, meinen Sinn in Wankelmuth.

Klytämnestra.

Hast dies aus Furcht den Göttern denn du angelobt?

Agamemnon.

Wie keiner, sprach ich unverbrüchlich dieses Wort.

Klytämnestra.

Was hätte Priamos, glaubst du, siegend wohl gethan?

Agamemnon.

Den Purpurpfad betreten, glaub' ich sicherlich.

Klytämnestra.

Drum scheue nicht der Menschen Ruf, den tadelnden.

Agamemnon.

Des Volks verbreitet Murren hat ein schwer Gewicht.

Klytämnestra.

Nicht herrlich glänzt, wer unbeneidenswerth erscheint.

Agamemnon.

Es ziemt dem Weib nicht, streitbegierig auszuharrn.

Klytämnestra.

Besiegt sich geben, stehet wohl dem Glücklichen.

Agamemnon.

Erringen willst du wirklich streitend diesen Sieg?

Klytämnestra.

Freiwillig folg', und überlafs ihn selber mir.

Agamemnon.

So löse, wenn du so es forderst, einer schnell
die Schuh, die diensthar meiner Füfse Tritt umhülln,
dafs nicht auf Purpurdecken hier mich Wandlenden
fernher von eines Gottes Auge treffe Neid.
Schaam bringts, das Haus verwüsten, tretend stolz in Staub
der Schätze Pracht, Gewebe, silberschwer erkauft.
Doch jenes also. Führe diese jetzt hinein,

die Fremde, gütig. Mildgesinnet Herrschende
schaut auch die Gottheit freundlich an hinwiederum.
Denn keiner trägt freiwillig je des Dienstes Joch;
und sie, die Blume vieler Schätze, folgete
mir her, zum Kleinod auserwählt vom Kriegesheer.
Doch da besiegt gehorchen deinem Wort ich will,
betret', ins Haus, ich, gehend, jetzt den Purpurpfad.

Klytämnestra.

Stets nährt das Meer (wer löschet je sein Flutgewog?)
viel silbergleichen Purpurs neu aufschäumenden
Glanz unerschöpft, die Tünchung reicher Teppiche.
Dein Haus vermag, o König, defs durch Göttergunst
zu haben; darben kennet nimmer dein Pallast.
In Staub zu treten vieler Decken Farbenpracht,
auf Seherausspruch, hätte gern ich einst gelobt,
um rettend so zu zahlen dieses Hauptes Preis.
Denn bleibt die Wurzel, überschattet üppiges
Gezweig das Dach, abwehrend Sirios Sonnenglut.
Und jetzt zum Heimathsheerde wiederkehrend uns,
verkündest mild du Sonnenwärm' in Winterszeit;
doch wenn aus herb unreifer Traube Kronos Sohn
den Wein bereitet, wehet kühler Labehauch
da, wo der Mann im Hause frei vollendend herrscht.
Vollender Zeus, vollende gütig mein Gebet,
und was du willst vollenden, defs gedenk' anitzt!

(Agamemnon und Klytämnestra gehn in den Pallast.)

---

11. Scene.

Chor und Kassandra.

Chor.

I. Strophe.

Wie doch schwebt mir immer vor
unverrücket jene Furcht,
meinen ahndungsschwangern Sinn umflatternd?

tönet mir deutendes Lied unbelohnt, unbefehligt?
kehret, räthselhaftem Traum
gleich, es fern verbannend, nie
wieder sicherer Muth mir
zum Sitz der lieben Brust? Die Zeit entschwand
schon lange, seit das Ankertau
in die Nachen am Sandgestad,
brechend auf nach Ilion,
warf der Schiffe Heeresschaar.

1. Antistrophe.

Jetzt mit Augen Zeuge selbst,
seh' ich zwar die Wiederkehr,
dennoch, klagend, singt das leierferne
Lied der Erinnyen, tief aus dem Innern geschöpft, mit
stets die Brust, zu hegen nie
freudig kühne Zuversicht.
Nicht sch[illegible]at eitel der Busen,
da rings von Wirbeln, wahr und schicksalschwer,
wild umgetrieben pocht das Herz.
Möge, fleh' ich, entgegen nur
meines Ahndens Bangigkeit
hin es sinken ganz in Nichts!

2. Strophe.

Sehr ist unerfreulich,
wo voll die Gesundheit
blüht, endlich ihr Ziel; nah wohnt Krankseyn,
Wand stofsend an Wand, ihr zur Seite.
Also zerschellet des Manns
segelndes Glück an . . . .
. . . . verborgner Klippe.
Werfend dann der Schätze Last
weg, der reich erworbenen,
schleudernd wohl nach weisem Mafs,
sinkt dahin nicht ganz das Haus,

wenn mit Weh erfüllet auch,
noch das Schiff zum Meeresgrund.
Reichthumsgabe, von Zeus unermefslich gespendet, und
jähriger Furchen Gewinn scheucht
bald des Darbens Noth hinweg.

2. Antistrophe.

Doch wo zur Erd' einmal
dahin mit dem Tod fliefst
zu den Füfsen des Manns, schwarz strömend, das Blut,
wer rufet zurück es beschwörend?
Nimmer den Kundigen sonst
Todte zu führen herauf,
hätte Zeus gehemmet zu Mordes Abwehr.
Wenn die Stunde, gottbestimmt,
nicht die Stunde wiederum,
mehr zu bringen, hielt zurück,
gofs das Herz, voreilend, sich
über meine Lippen aus.
Doch im Dunkel murrt es jetzt,
schwermuthbrütend, und nicht das Gespinnst zur gebührenden
Zeit zu entknäueln noch hoffend,
da bewegt ist tief der Sinn.

---

12. Scene.

Die Vorigen und Klytämnestra.

Klytämnestra.

Auch du, zu dir, Kassandra, red' ich, geh hinein.
Da Zeus dich einem Hause, frei von Groll, gesandt,
Genossin hier der Wasserspreng' im weiten Kreis
der Sklaven nah dem reichbegabten Altar zu stehn;
so tritt aus diesem Wagen, nähre keinen Stolz.
Alkmenens Sprösling, sagt man, auch erduldete
verkauft, und schmeckte wider Willen einst das Joch.

Trifft aber einmal solchen Loses jäher Schlag,
so werden uraltreiche Herrscher wohl geschätzt.
Die plötzlich Reichthum, nicht es hoffend, ernteten,
sind über Maſs den Sklaven immer hart gesinnt.
Du findest, was die Sitte heischet, hier bei uns.

Chor.

Dir hat der Rede klaren Sinn sie jetzt gesagt.
Einmal im schicksalvollen Netze tief verstrickt,
folg'! wenn du folgen willst; vielleicht auch folgst du nicht.

Klytämnestra.

Doch wenn sie nicht, der Schwalbe gleich, gewöhnet ist
an Stimme unbekannter Fremdlingssprache nur,
berede nachdrucksvoll ich sprechend, dennoch sie.

Chor.

Gieb nach! Das Best' in dieser Lage saget sie.
Gehorch' und steige nieder jetzt vom Wagensitz.

Klytämnestra.

Nicht draufsen ist mir Muſse mehr, bei dieser hier
zu weilen; denn in Hauses Mitte stehn bereit
die Lämmer schon zur Feuerschlachtung nah dem Heerd,
da nimmer diese Freude mehr wir hoffeten.
Drum willst du dessen etwas thun, so säume nicht.
Wenn ungeübt du aber nicht mein Wort begreifst,
so spreche, statt der Stimme Laut, die fremde Hand.

Chor.

Die Ferngeborne scheinet klugen Deuters noch
bedürftig; frischgefangnem Wilde gleichet sie.

Klytämnestra.

Ja, rasend wahrlich ist sie, folgt verkehrtem Sinn,
die eben lassend ihre Mauern kriegzerstört,
herkommend, nicht zu tragen lernt des Zaums Gehifs,
eh nicht sie blutend abgeschäumt den Uebermuth.
Doch nicht mich lass' ich, länger schwatzend, mehr verschmähn.

(Sie geht in den Pallast.)

13. Scene.

Chor und Kassandra.

Chor.

Ich werde nicht dir zürnen, denn du schmerzest mich.
Verlassend, Unglückselge, deinen Wagensitz,
erprüfe jetzt, nachgebend dieser Noth, das Joch.

Kassandra.

1. Strophe.

O, o, o, o weh! o weh! ach!
Apollon, Apollon!

Chor.

Was klagst du jammernd also laut zu Loxias?
Er ist der Gott nicht, welchem Trauersang geziemt.

Kassandra.

1. Antistrophe.

O, o, o, o weh! o weh! ach!
Apollon, Apollon!

Chor.

Unheilgen Lautes wieder ruft sie auf zum Gott,
dem nicht der Trauerklage beizustehn gebührt.

Kassandra.

2. Strophe.

Apollon, Apollon!
du Wegschützer, Wehbringer mir!
In Weh zum zweitenmale senktest tief du mich.

Chor.

Ihr eignes Unglück kündigt, scheint es, jetzt sie an.
Es weilt im Sklavensinne noch das Göttliche.

Kassandra.

2. Antistrophe.

Apollon, Apollon!
du Wegschützer, Wehbringer mir!
O weh! wohin mich führtest, welchem Dach du zu?

Chor.

Zum Dach von Atreus Söhnen. Wenn du nicht es weifst,
vernimm's, und keiner Lüge wirst das Wort du zeihn.

Kassandra.

3. Strophe.

Zu dem von Gott gehafsten, sich bewufsten viel
heimischen Mords und der Todesschnur,
des Mannes Schlachtbank, Bodens Blutbesudelung.

Chor.

Wohlwitternd scheint die Fremde, gleich dem Hund der Jagd,
zu seyn; sie spüret, wessen Mord sie finden wird.

Kassandra.

3. Antistrophe.

Denn mir zu Zeugen nehm' ich da die Kinder, die
jammern in Weh ob der Schlachtung Tod,
das Fleisch, vom eignen Vater einst zum Mahl verzehrt.

Chor.

Bekannt uns ist vom Rufe wohl dein Seherruhm;
bekannt, doch suchen keine Zukunftdeuter wir.

Kassandra.

4. Strophe.

O weh! o weh! was nur beginnet sie?
Was für ein neu, schwer drohendes,
heilloses Unglück spinnt sie diesem Hause an,
dem Freund nicht ertraglar, und nie heilend, weil fern
uns der Befreier weilt.

Chor.

Unkundig bin ich dieser Weissagungen noch;
wohl aber kenn' ich jenes, laut durchhallt's die Stadt.

Kassandra.

4. Antistrophe.

Unselge, weh! und das verübest du?
den dir im Bett geselleten
Gemahl im Bad' erquickend, wie vollend' ich es?

Doch bald wird es da seyn; und Hand schon auf Hand streckt
wild sie verlangend aus.

Chor.

Noch fass' ich nicht es; denn aus räthselhaftem Wort
verstrick' ich mehr in dunkle Weissagungen mich.

Kassandra.

5. Strophe.

O, o, o weh! was mir erscheinet dort?
Ist Schlinge dies des Hades?
Die Bettgenossin ist's, die Mitvollbringerin
des Mords. Der Chor tön' unersättlich Weh
zu dem Geschlecht, des todwerthen Rachopfers Lohn.

Chor.

Ob welcher hier der Erinnyen heifsest diesem Haus
du Wehe rufen? nimmer kann das Wort mich freu'n;
und zu dem Herzen dränget sich mir safrangelb
des Bluts Tropfen, der vom Speer fällt zur Erd',
auch mit des Lebensstrahls Scheiden schwindend.
Denn rasch hin eilt Ate's Fufs.

Kassandra.

5. Antistrophe.

O, o, ha, schaue, schaue! von der Färse schnell
hinweg den Stier! In Schleier
ihn hüllend, stöfst mit ihrer finsterhorngen Wehr
sie zu! er sinket in des Bads Gefäfs.
Dir von des Kessels trugvoller Anstalt red' ich.

Chor.

Ich rühme nicht mich dunkler Seherdeutungen
erfahren; unglückdrohend aber scheinet dies;
und wo nur kam den Menschen von der Seher Mund
je freudvoll Gerücht? Durch Unglücksgeschick
bringt des Entsetzens Furcht, wahr zu lernen,
der Deutung uralte Kunst.

Kassandra.

6. Strophe.

O, o, o mein, der Unseligen, Entsetzensloos!
Denn um mich selber jammer' ich, die Klag' einmischend.
Warum mich Arme führtest grausam hier du her?
Zu nichts, als mitzusterben gleichen Tod; was sonst?

Chor.

In des Gemüths Verirrung, und von Gott erfaßt
beginnst selber uns
um dich du des Gesangs unsinghar Lied;
so seufzt: Itys! stets: Itys! wehklagend, nie
satt des Gestöhns, die grauröthliche Nachtigall,
von Unglück umblüht.

Kassandra.

8. Antistrophe.

O, o der Nachtigall Tod, der Hellschmetternden,
da ja in leichtbefiederte Gestalt die Götter,
und süßes Leben, thränenlos, sie kleideten.
Mein aber harret doppelschneidiger Lanzenstreich.

Chor.

Und wo entstammend rauschten dir, von Gott gesandt,
des Wahns Schrecken zu?
da so du nun des Leides Ton graunvoll
in Wehlauts Gesangweise an, jammernd, stimmst.
Wo nur entspringt der Pfad göttlicher Kunde dir
mit Unheil besät?

Kassandra.

7. Strophe.

O Paris Ehe, Eh',
o du, der Freunde Jammerloos,
Skamandros heimathlicher Vätertrank!
Einst da um dein Gestad wuchs in der Jugend Zeit
froh ich genährt empor;
doch jetzo, werd' ich, scheint es, zukunftkündigend,
umwandern bald Kokytos Strand, und Acherons.

Chor.

Was so verständlich uns hier du und klar gesagt,
erkennte leicht auch jüngrer Sinn.
Allein blutger Schwerdtstreich mir die Brust verletzt,
wie wehvoll du winselst in des Leidens Schmerz,
schreckhaft zu hören mir.

Kassandra.

7. Antistrophe.

O Wehe, Wehgeschick
der in den Staub gesunknen Stadt!
O Heerdenzahl, fromm von des Vaters Hand
einst für der Mauern Schutz reichlich geopfert! Heil
nicht ihm gewährten sie,
dafs nicht die Stadt, wie jetzt sie lieget, stürzete.
Ich aber sinke sterbend bald zum Boden hin.

Chor.

Aehnliches, wie vorher, wiederum sagtest du;
doch welcher Dämon, überschwer
hereinbrechend, heifst, furchtbar und feindgesinnt,
dich wehklagen düster, wie in Todesnacht?
Wie nur entwirrt sich dies?

Kassandra.

So wird denn nicht aus Schleiern mehr der Seherspruch
verhüllet schauen, gleich der neuvermählten Braut!
der Sonne Morgengrufse wird er, hellumstrahlt,
entgegenschreiten wehend, dafs, wie Wogendrang,
ein gröfsres Unheil, rauschend furchtbar, schlag' ans Licht,
als dieses; denn nicht warne mehr ich räthselvoll.
Ihr sollet wahrhaft zeugen, dafs die Frevelspur,
aufjagend altbegangner That ich wittere.
Denn nie verlässet jener Reigen dieses Dach,
einstimmig, nicht wohlklingend — denn nicht tönt er fromm —
und satt getrunken, ärger frechheitvoll zu glühn,
an Menschenblut, weilt, schwer hinweg zu bannen, drin
das Gastgelag der nah verwandten Erinnyen.

Dem Hause fest gesellt, den Hymnos singen sie,
die erste Unthat, fluchen abscheuvoll zugleich
des Bruders Ehbett, seines Frevlers Untergang.
Verfehlt' ich, oder traf ich, wackrem Schützen gleich?
Bin lügenhaft ich eitle Hausdurchirrerin?
Bezeuget erst mir schwörend, dafs mir wohlbekannt
die alten Gräuelthaten dieses Hauses sind.

Chor.

O! könnte Schwur, ein fester, fromm geknüpfter Bund,
Heilmittel werden! Aber Staunen fasset mich,
dafs, fern genährt du überm Meer, als hättest selbst
du's mitgeschaut, von fremder Sprache Stadt erzählst.

Kassandra.

Der Seher Phoibos setzte diesem Amt mich vor.

Chor.

Ergriffen hatt' auch Liebessehnen ihn, den Gott.

Kassandra.

Dies auszusprechen hielt mich sonst die Schaam zurück.

Chor.

Weil zarter stets der mehr Beglückt', und weichlicher.

Kassandra.

Reizathmend war er übermächtiger Streiter mir.

Chor.

Entblühten auch, nach Sitte, Kinder eurem Bund?

Kassandra.

Nachdem ichs zugesaget, täuscht' ich Loxias.

Chor.

Ergriffen, gottbegeistert, schon von Deuterkunst?

Kassandra.

Weissagend schon den Bürgern all' ihr Jammerloos.

Chor.

Wie aber liefs des Gottes Zorn dich unbestraft?

Kassandra.

Es glaubte niemand nichts mir, seit ich dies verbrach.

Chor.

Uns scheinet wahr verkündend doch dein Seherspruch.

Kassandra.

O weh! o weh! Unglück, o weh!
Schon wieder treibt mich wahrer Zukunftdeutungen
Wut stachelnd um, vortönend unheilvollen Laut.
Erblicket wohl ihr diese Kinder, die das Haus
umlagern, gleich Wahnbildern nichtigen Traumgesichts?
Arglistig hingemordet, als von Freundesarm,
mit ihres eignen Fleisches Mahl die Händ' erfüllt,
und tragend selbst des Eingeweides grause Last
erscheinen dort sie, das der Vater kostete.
Für diese sinnet Rachvergeltung, sag' ich euch
ein feiger Löwe, welcher frech im Bett sich wälzt,
auflaurend, weh! im Hause meinem kehrenden
Gebieter, denn mir ziemet jetzt des Dienstes Joch.
Der Schiffe Oberherrscher, Tilger Ilions,
weifs nicht, wie dieser Hündin Zunge ihre List
die Rede lang ausspinnend, heitren Angesichts,
vollbringt, verborgner Ate gleich, durch bös Geschick.
Ein Solches waget kühn ein Weib, wird Mörderin
des Mannes. Welch feindselig Ungeheuer nenn'
ich treffend diese? giftge Natter, Skylla fern
in Klippen wohnend, aller Schiffer Untergang,
wutvolle Hades-Mutter, götterfernen Fluch
den Freunden schnaubend? — Wie sie laut frohlockete,
die Allverwegne, jauchzend, als in Siegeskampf!
Erfreuet scheint sie ob der gelungnen Wiederkehr.
Wenn defs ich nicht dich jetzo überführe — sey's!
Es kommt die Zukunft, Zeuge selbst in Kurzem, wirst
du nennen, mitleidsvoll, mich Wahrheitseherin.

Chor.

Thyestes unglückselig Mahl vom Kinderfleisch
versteh' ich wohl, und schaudr', und Schrecken fasset mich,

es also wahr vernehmend, nicht aus Lug gewebt.
Das Andre hörend, irr' ich ab aus allem Gleis.

Kassandra.

Agamemnons Mordverhängnifs, sag' ich, wirst du schaun.

Chor.

Beschwichtge, Unglückselge, deinen Frevelmund.

Kassandra.

Doch nimmer wird ein Retter diesem Wort erstehn.

Chor.

Nicht wenn's zur That wird; aber nimmermehr gescheh's.

Kassandra.

Du flehest betend, aber jene sinnen Mord.

Chor.

Vollbracht von welchem Manne wird die Jammerthat?

Kassandra.

Weit hast du warlich meinen Seherspruch verfehlt.

Chor.

Wer sey der Thatvollbringer? hab' ich nicht gefafst.

Kassandra.

Und dennoch bin mit Hellas Sprach' ich wohlbekannt.

Chor.

Nicht minder Pytho's Sprüche, dennoch räthselhaft.

Kassandra.

Weh! welche Flamme plötzlich, die mich überströmt!
Apollon, du, Lykeios! wehe, wehe mir!
Sie selbst, die doppelfüfsge Löwin, beigesellt
dem Wolf, da fern der edle Löwe weilete,
wird hin mich, Arme, morden; gleich wie Giftestrank
bereitend, ihrem Groll zu mischen Rach' an mir,
rühmt frevelhaft sie, wetzend ihrem Mann das Schwerdt,
mit Mord für mein Herkommen auch zu lohnen ihm.
Allein warum noch trag' ich dieses Spottgepräng,
den Scepter hier, und meines Halses Seherschmuck?
Dich weihn dem Untergange will vor mir ich hier.

Stürzt hin verderbend! gleiche Gunst vergelt' ich euch.
Bereichert unheilschwanger eine andere!
Es ziehet, schauet! Apollon selbst das Seherkleid
mir aus. Er sah mir also auch frohlockend zu,
als dort in diesem Schmucke, sichtbar feindgesinnt,
die Freunde meiner, wahnverblendet, spotteten —
denn Zauberweib genennet, landdurchstreichendes,
arm, flüchtig, elend, hungersterbend duldet' ich —
er hat, mich, Seher, bildend erst zur Seherin,
mich jetzo diesem Todverhängnifs zugeführt.
Statt väterlichen Altares harret, rauchend bald
von Blut, die Schlachtbank jetzt der Hingewürgeten.
Doch nicht von Göttern ungerochen, sterben wir.
Ein Vergelter kommt, ein andrer, uns auch wiederum,
ein vaterrächend, muttermörderisches Gewächs.
Der jetzt, ein Flüchtling, irret, kehret einst zurück
den Freunden, krönend dieses Stammes Misgeschick.
Denn fest ja ist der Götter grofser Schwur gelobt,
dafs wieder her ihn führt des Vaters Todessturz.
Doch was vor diesem Hause seufz' ich klagend noch?
Nachdem ich einmal also sahe Ilion
erleiden, was sie litt, und die drin weileten,
vom Strafgericht der Götter also heimgesandt;
so werde ich auch gehend dulden jetzt den Tod.
Doch erst noch red' ich diese Hadespforten an:
ich flehe, lafst mich tödtlich meinen Streich empfahn,
dafs, sonder krampfhaft Zucken, rein den Todesstrom
des Bluts vergeudend, schliefsen dieses Aug' ich kann.

Chor.

O, tief du unglückselges, tief auch wiederum
du weises Weib. Du sprachest lang. Doch wenn gewifs
den Tod du schauest, warum schreitest mutherfüllt,
du, gottgetriebner Färse gleich, zum Opfertisch?

Kassandra.

Zum Fliehen ist mehr keine Zeit, ihr Fremdlinge.

Chor.

Doch trägt der letzte stets den Preis der Zeit davon.

Kassandra.

Gekommen ist die Stunde, wenig frommet Flucht.

Chor.

Unglücklich macht dich, wiss' es, diese Zuversicht.

Kassandra.

Doch ruhmbekrönt zu sterben, ist dem Menschen süfs.

Chor.

Niemals vernehmen solches Wort die Glücklichen.

Kassandra.

Weh, Vater, dein und deiner edlen Kinder Loos.

Chor.

Was hast du? welch Entsetzen fafst dich abgewandt?

Kassandra.

Weh, weh!

Chor.

Was rufst du weh! wenn Schauder nicht dich bang ergreift?

Kassandra.

Mord hauchen diese Mauern her, bluttriefenden.

Chor.

Wie so vom Opfermahl des Heerdes duftet es?

Kassandra.

Duft ist es, ähnlich jenem, der dem Grab entsteigt.

Chor.

Du rühmest nicht dem Hause Reize Syriens.

Kassandra.

Allein ich gehe, drinnen auch Agamemnons Loos,
und meins zu weinen. Denn genug des Lebens sey's!
Weh, Fremdlinge!
Nicht wie ums Gebüsch der Vogel, jammr' ich, furchtbewegt,
umsonst. Gewähret Zeugnifs defs der Sterbenden,
wenn mir, dem Weib, zur Rache sinkt in Staub das Weib,

der Mann, der Unheilgatte, fällt für ihn, den Mann.
So ein ins Gastrecht trete jetzt ich, todgeweiht.

Chor.

Du Arme, dein verheifsnes Sterben schmerzt mich tief.

Kassandra.

Einmal noch will ausgiefsen Trauerklageton
ich über mich. Ich erflehe laut von Helios
beim letzten Strahl des Lichtes! meinen Rächern auch,
dafs meine Feind' und Mörder büfsen meinen Tod,
der Sklavin Tod, den leichten Siegs errungenen.
O Menschenschicksal! Hoch in Glück Gepriesenes
stürzt leicht ein Schatten; aber nahet Misgeschick,
so tilget bald ein feuchter Schwamm das Bild hinweg.
Weit mehr, als jenes, scheinet dies mir jammernswerth.
(Sie geht in den Pallast.)

---

14. Scene.

Chor.

Am Genusse des Glücks nicht sättiget je
sich der Menschen Geschlecht. Von dem reichen Pallast,
den mit Fingern man zeigt, weist keiner es fort:
geh nicht hier ein! ihm gebietend.
Auch diesem zu stürmen verliehn vom Geschick
ward Priamos Stadt;
und er kehret nach Haus, von den Göttern geehrt.
Wenn aber das Blut er der Väter nun büfst,
und den Todten mit Tod, abtragend, die Schuld
zahlt andren verübeten Todes;
welch Irrdischer rühmt, dies hörend, mit stets
harmlosem Geschick sich geboren?

Agamemnon.

(hinter der Scene im Pallast.)

Weh, weh! ich bin getroffen tief von Todesstreich.

1. Greis des Chors.

Schweige! Wer dort klagt verwundet, jammernd über Todesstreich?

Agamemnon.

(wie oben.)

Weh, weh! getroffen wieder jetzt zum zweitenmal!

2. Greis.

Schon die That vollendet zeiget an des Königs Angstgestöhn.

3. Greis.

Aber lafst zu sichrem Rath uns hier sogleich zusammenstehn!

4. Greis.

Freimüthig will ich meine Meynung sagen euch,
zur Hülf' ins Haus zu rufen rasch der Bürger Schaar.

5. Greis.

Gleich selber einzudringen scheinet besser mir,
die That zu überraschen, kühn das Schwerdt gezückt.

6. Greis.

Theilnehmer gleichfalls dieses Rathes, stimm' ich auch,
dafs hier gehandelt werde. Nicht zu säumen gilt.

7. Greis.

Klar ist's zu schaun. Beginnend spielen also vor,
die kühn bedrohen ihre Stadt mit Herrschgewalt.

8. Greis.

Weil säumig wir; doch die den Ruhm der Zögerung
zu Boden treten, ihnen schlummert nicht die Hand.

9. Greis.

Nicht weifs ich, welchen Rath ich redend geben soll.
Wer handelt, mufs auch überlegen weiterhin.

10. Greis.

Die gleiche Meynung heg' ich auch; begreife nicht,
wie auferstehen kann der Todte wiederum.

11. Greis.

Und sollen, hin das Leben schleppend, weichen wir
des Hauses Schmachbefleckern, diesen, unterthan?

12. Greis.

Nicht wär' es auszuhalten; besser ist der Tod.
Denn sterben ist ein milder Loos, als Herrschgewalt.

13. Greis.

Und werden, blofs des Angstgestöhns Anzeige nach,
wir hier erahnden ungewifs den Tod des Manns?

14. Greis.

Gegründet mufs auf sichre Kunde seyn der Rath.
Denn Andres ist vermuthen; Andres wissen klar.

Choranführer.

Zusammentreten, dies zu billigen lasset uns:
wie's ist mit Atreus Sohne, deutlich auszuspähn.

---

15. Scene.

Chor und Klytämnestra.

Klytämnestra.

Von vielem vorher zeitgemäfs Gesprochenem
das Gegentheil zu sagen, werd' ich nicht mich scheu'n.
Denn wie, begegnend Feinden feindlich, welche Freund'
erscheinen, spinnst Verderben sonst du, netzumstellt,
hochthürmend an, dafs nimmer Rettungssprung befreit?
Mir aber kam seit Jahren unvorherbedacht
nicht dieses alten Zwistes Kampf, wenn zögernd gleich
Da, wo er hinsank, steh' ich jetzt auf voller That.
Ich macht' es so; denn läugnen werd' ich's nimmermehr,
dafs nicht Entfliehn vom Tode blieb, nicht Gegenwehr.
Erst werf' ich ringsumfahend, fischgarnähnliches,
endlos Gewand ihm über, Unglückskleiderschmuck.
Drauf treff' ich zweimal; zweimal stöhnend sinket er,
die Glieder aufgelöset, hin; dem Gesunkenen
den dritten Streich versetz' ich, dem im Schattenreich,
dem Retter unten, Aïdes, gelobt Geschenk.
So haucht er aus das Leben, fallend hin in Staub,
und von sich schiefsend seiner Schlachtung bittren Strom,

bespritzt mit schwarzen Tropfen blutigen Thaus er mich,
die dies erfreut, wie Kronos Sohnes üppger Süd
die Saaten, wenn fruchtschwanger auf die Kelche schwellt'n.
Weil dieses also, Argos Volkes Aelteste,
seyd freudig, wenn's euch freuet; ich frohlocke drob.
Geziemet' Opfersprenge auch bei Leichnamen,
so wäre hier gerecht sie, warlich vollgerecht.
So vielen fluchbeladnen Wehes Becher einst
im Hause füllend, leert er selbst ihn, heimgekehrt.

Chor.

Wir staunen deiner Zunge frecher Lästerung,
dafs über deinen Gatten solches Wort du rühmst.

Klytämnestra.

Versucht, als unbesonnen Weib, mich immerhin!
Furchtlos mit sichrem Muthe, dafs ihr's wisset, sprech'
ich's aus vor euch; ob loben, ob ihr's tadeln wollt,
gilt einerlei mir; dieser ist Agamemnon, mein
Gemahl, ein Leichnam, dieser meiner rechten Hand,
gerechter Thatbeginn'rin, Werk. Denn also ist's.

Chor.

Strophe.

Was für ein Gift, o Weib,
was für ein der Erd' efsbar entstammt,
was für ein meerentspült trinkbares kostetest
du, und erfafstest Wut so, und des Volkes Fluch?
Du stürztest, schlachtetest;
Doch aus der Stadt verbannt,
bleibst ein Hafs du den Bürgern.

Klytämnestra.

Mir jetzt bestimmst du ferne Vaterlandesflucht
zu tragen, sammt der Bürger Hafs und Volksfluch,
entgegen wälzend dessen diesem Manne nichts,
der, gleich des Lammes achtend ihren Untergang,
da wollenreich der Heerde Vliefse strotzeten,
hinwürgte seine Tochter, mir die theuerste

der Weh'n, zur Sühne wilder Stürme Thrakiens.
Verbannen fern vom Lande mufstest nicht du den
zum Lohn des sündigen Frevels? Doch nun meine That
vernehmend, übst du strenges Recht. Ich sage dir:
du drohest jetzt mir, willig schon erwartenden,
dafs, wenn nun deine Rechte sieget wiederum,
du herrschest; aber füget Zeus das Gegentheil,
wirst spät du lernen weise seyn, gewitziget.

Chor.

Antistrophe.

Kühn in die Höhe strebst
du, und mit gewaltsamem Sinne; rühmst,
da dir die Brust, an Mord frech sich ergötzend, rast,
dafs dir des Blutes Mahl stets ungerochen glänz'
am Auge; doch beraubt
auch noch der Freunde, mufst
büfsen Mord du mit Morde.

Klytämnestra.

Und weiter hörst du meiner Schwüre heilig Recht:
bei meines Kindes hoher Rachvollenderin,
Erinnys und Ate, welchen den ich schlachtete,
nicht sorg' ich, dafs einschreite je die Furcht zu mir,
so lange meines Heerdes Flamme zündet an
Aegisthos, fürder auch, wie sonst, mir wohlgesinnt.
Denn dieser ist kein kleiner Schild des Muthes mir.
Gesunken liegt mein, seines Weibs, Beleidiger,
mir Sühne jener Chryseiden vor Ilion,
ihm zugesellt die kampferrungne Seherin,
die Bettgenossin, seine zeichendeutende
getreue Gattin, hergeführt auf gleichem Brett
des Ruderschiffs; doch übten nicht sie's unbestraft.
Denn also er; sie aber, noch nach Schwanes Art,
aufsingend ihrer Todesweise letztes Lied,
liegt, seine Buhl', im Staube da, und bringet mir,
so liegend, Ueberwürze meines Wonngefühls.

Chor.

1. Strophe.

O, dafs in Eile doch, schmerzumumlagert, und
lang nicht streckend ins Siechbett,
den ewgen Schlaf, nie erweckt, uns bringend,
käm' ein Geschick, da in Staub bezwungen
nun uns der milde Wächter liegt, viel
duldend Unheil von Weibstücke schwer.
Unter Weibtücke gofs den Geist er hin.

2. Strophe.

Weh, Helena, weh, Wahnsinnige du,
die die einzige viel, so viel in den Tod
du der Seelen gestürzet um Troia.
Die gewaltige jetzt . . . . . .
. . . . . .
. . . . . .
. . . . . .

3. Strophe.

. . . ungetilget befleckte das edle Blut dich.
Zwist war im Hause damals,
schwer dem Gemahl zu besiegend Unheil.

Klytämnestra.

4. Strophe.

Nicht wünsche das Loos dir des Todes herbei,
hierüber betrübt,
noch zu Helenas Haupt drum kehre den Groll,
dafs Seelen soviel hintilgend allein,
sie, den Danaern einst ein Verderbensgeschick,
nie heilende Leiden bereitet.

Chor.

1. Antistrophe.

Dämon, der schwer im Haus du, und auf Tantalos
Zwillingsenkel hereinbrichst,

du giebst des Kampfs Preis den gleichgeartet
frevelnden Weibern, mir herzzerspaltend,
und auf dem Leichnam, feindgesinntem
Raben gleich, stehend, stimmt Siegsgesang
wider Recht laut sie rühmend an . . .

Klytämnestra.

4. Antistrophe.

Jetzt klüglicher hast du verbessert das Wort,
da du dieses Geschlechts
Rachgeist anrufst, den gewaltigen, laut.
Denn stammend von ihm, nährt ewig der Bauch
blutleckende Gier; das vergossene Blut
raucht noch; schon strömet das neue.

Chor.

5. Strophe.

Einen gewaltigen, Blut
triefenden grollenden Hymnos tönst du.
weh! weh! dem Pallaste, preisend,
nimmer endenden Unheils,
ha weh! ha weh! o Zeus, durch dich,
der Alles schafft, der Alles fügt!
Denn was geschieht den Menschen ohne Zeus Macht?
Was je ist ungefügt von Göttern?

6. Strophe.

Weh, weh! Weh, weh!
O du Fürst, o du Fürst! wie wein' ich dich recht?
Was sag' ich aus freundlicher Seele?
In der Spinne Gespinnst dort liegst du, verhauchst,
gottlos da gemordet das Leben.

7. Strophe.

Weh, weh, hinsankst unwürdigen Falls besiegt
du von rankevollem Tod
nah mit dem Schwerdte, dem doppelschneid'gen.

Klytämnestra.

8. Strophe.

. . . . . .

. . . . . .

Vollführet von mir sey, rühmst du, die That;
doch nenne dabei
nicht auch mich zugleich Agamemnons Gemahl.
In des Weibes des Manns, des erschlagnen, Gestalt
straft ihn des Atreus rachsinnender Geist,
des Verzehrers der Kost bluttriefenden Mahls,
hinopfernd im Groll
den Erwachsnen, gesellet den Knaben.

Chor.

5. Antistrophe.

Dafs du des Mords schuldlos
seyst, des verübeten, wer bezeugt es?
Wie? Wie? doch vom Vater her schon
half vielleicht dir der Dämon.
Gewaltsam fortgetrieben stets
von Strömen gleich entstammten Bluts,
wird, wo er geht, sie neu der schwarze Ares
des Blutmahles Entsetzen geuden.

6. Antistrophe.

Weh, weh! Weh, weh!
O du Fürst, o du Fürst! wie wein' ich dich recht?
Was sag' ich aus freundlicher Seele?
In der Spinne Gespinnst dort liegst du, verhauchst
gottlos da gemordet, das Leben.

7. Antistrophe.

Weh, weh! hinsankst unwürdigen Falls besiegt
du von ränkevollem Tod
nah mit dem Schwerdte, dem doppelschneid'gen.

Klytämnestra.

8. Antistrophe.

Unwurdiger Tod nicht, dünket mich, ward
hier diesem zu Theil.

Denn spann er zuerst des Verderbens Betrug
nicht an im Pallast?
Nicht mög' ob dem Kind, das, ein Sprößling, an ihm
mir erwuchs, viel, Iphigeneia, umweint,
da Verdientes er that, da Verdientes er litt,
mehr brüsten er laut sich im Hades mit Ruhm
mit dem tilgenden Schwerdt
abbüßend, was selbst er begonnen.

Chor.

9. Strophe.

Des sichren Raths Bahn verlierend, schwank' ich,
wie die geschäftge Sorgfalt
ich wenden soll jetzt, da hin das Haus stürzt.
Des Regens Guß fürcht' ich, hauserschütternden,
den blutgen; denn nicht enttröpfelt Thau mehr.
Zu andren Unheilthaten wetzt das Schwerdt des Rechts
das Schicksal neu an andrem Wetzstein.

2. Antistrophe.

Weh, Erde! o Erd'! ach! hätt'st mich empfahn
du, eh' diesen gestreckt in des Silbergeschirrs
staubniedrigem Bett ich erblickte!
Wer gräbt ihm das Grab? wer trauert ihm nach?
Wirst dieses zu thun du wagen, die selbst
hinwürgtest den Mann? aufjammernd in Weh
für die furchtbare That ungünstige Gunst
gottlos darbringen dem Schatten?

3. Antistrophe.

Was für ein Grabesgesang um den Göttergleichen
wird, aus in Thränen brechend,
in des Gemüths Wahrheit, preisend, trauern?

Klytämnestra.

10. Strophe.

Nicht dir es geziemt, von der Sorge darob
nun zu reden. Von uns starb, sank er dahin,
und bestatten zur Gruft

auch werden ihn wir, nicht klagend im Haus;
. . . . . .
. . . . . .
doch Iphigeneia, die Tochter, ihn wird,
wie dem Vater gebührt,
ihm begegnend mit freundlichem Gruſs an des Wehs
schnellrauschender Furth
da mit liebenden Armen umschlingen.

Chor.

9. Antistrophe.

So kommt jetzt diese Schmach für Schmach auch.
Schwer zu entscheiden ist dies.
Den Tilger tilgt Tod; es büſst der Mörder,
so lange Zeus waltend bleibet, bleibt es fest:
es leidet, wer ühte. Wer verbannt leicht,
mit Fluch bedroht, des Hauses ächt entsprofsnes Kind?
Unlösbar haftet Blutsverwandtschaft.

Klytämnestra.

10. Antistrophe.

Wohl wahrhaft hast du gesprochen das Wort
jetzt. Aber ich will
gern Plisthenes Stamms Rachdämon mit Schwur
zusagen, nun dies zu erdulden, wie schwer
zu ertragen es ist, wenn künftig er fern
vom Pallaste nur weicht, dafs ein andres Geschlecht
er vertilge mit selbst hinwürgendem Mord.
Wird wenig mir auch
von der Habe zu Theil, reicht Alles mir hin,
nur des Wechselgemords
Wahnsinn aus dem Hause verbannend.

16. Scene.

Die Vorigen und Aegisthos.

Aegisthos.

O, freudig Licht des Tags, des Rechtgewährenden!
Wohl sag' ich jetzt, dafs Rächer droben den Sterblichen,
die Götter schau'n auf dieser Erde Weh herab,
im dichtgewebten Schleier hier der Erinnyen,
zur Freude mir, gesunken sehend diesen Mann,
den listgen Frevel büfsen schwer der Vaterhand.
Denn dieses Vater, Herrscher unsres Landes einst,
Atreus, vertrieb Thyestes, meinen Vater, ihn,
den leiblich eignen Bruder, dafs ihr's klar vernehmt,
um Recht der Herrschaft streitend, fern von Stadt und Haus.
Und Schutz am Heerd erflehend heimgekehrt, erlangt
Thyestes, unglückselig duldend, Sicherheit,
dafs nicht mit Blut die Vatererd' er tünchete,
Allein zum Bürgergastgeschenk bereitete
Atreus, der Vater dieses, meinem Vater hier,
vorgebend gottlos Festesfeier, eifrig mehr,
als freundgesinnet, seiner Kinder Fleisch zum Mahl.
Der Füfs' und Hände äufsre Stücke, gliederreich,
. . . . . .
das Kleingeschnittne oben, sitzend Mann an Mann.
Unkundig nehmend gleich das nicht Erkennbare,
verzehrt er Unheilspeise, siehst du, diesem Stamm.
Doch als er endlich inne wird der Greuelthat,
seufzt tief er auf, sinkt nieder, speiend aus den Mord,
und wünschet den Pelopiden grausen Untergang,
des Mahls Entweihung liefernd laut gerechtem Fluch:
umkommen also möge Plisthenes ganzes Haus!
Darum nun kannst du diesen hier gestürzet sehn,
und ich mit Recht bin's, der den Mord ihm webete.
Denn ich, zu zehn der dritte, ward verbannt von ihm,
sammt meinem Unglücksvater, klein in Windeln noch.

Doch her mich führt' erwachsen wiederum das Recht,
und weilend fern vom Vaterlande, knüpft' ich an
schon diesem Mann den ganzen Rath des Misgeschicks.
So scheinet selbst zu sterben schön und herrlich mir,
gefangen sehend diesen hier im Garn des Rechts.

Chor.

Aegisthos, Höhnen ziemet nicht bei Frevelthat.

. . . . . .

Doch wenn du sagst, dafs den mit Fleifs du tödtetest,
des jammervollen Mordes Rath allein entwarfst,
so, meyn' ich, wird entkommen nicht im Volksgericht
dein Haupt, vernimm es, fluchbeladner Steinigung.

Aegisthos.

Du drohest dies, du, der der Ruder unterstes
führst, da das Schiff regieren, die am Steuer sind?
Als Greis noch wirst du lernen weise seyn, den Spruch
erkennend, dafs gewitzigt schwer das Alter wird.
Doch auch das Alter bessern harte Hungerschmach
und Fesseln, starren Sinnes ausgesuchteste
Lehrmeisterinnen. Siehst du sehend nicht das klar?
Leck nicht dem Stachel entgegen, unheilbringend dir.

Chor.

Du Weib, daheim den eben Wiederkehrenden
vom Kampfe schlau auflauernd, hast sein Bett zugleich
befleckt, und Mord dem Schaarenführer ausgedacht?

Aegisthos.

Auch diese Worte werden Grund der Thränen dir.
Entgegen Orpheus Zunge ist die deinige.
Er zog entzückend Alles seiner Stimme nach,
du aber, kraftlos bellend, bist verhafst, und wirst
gezogen, aber zahmer wirst besiegt du seyn.

Chor.

Und du nun willst mir Herrscher seyn des Argeiervolks,
der nicht du, sinnend diesem Manne Meuchelmord,
mit eigner Hand zu üben, hast die That gewagt?

Aegisthos.

Des Truges List fiel offenbar dem Weibe heim.
Ich war verdächtig, lange schon als Feind bekannt.

. . . . . .

Mit dieses Mannes Schätzen jetzt versuch' ich dreist
die Bürgerherrschaft. Wer da künftig nicht gehorcht,
fühlt meine Geifsel, nicht ein kräftig ziehendes,
von Gerste sattes Füllen mehr, denn Finsternifs
gesellter, bittrer Hunger wird bald zahm ihn sehn.

Chor.

Warum in feiger Seele hast du diesen Mann
nicht selber hingemordet? hat ihn hier das Weib,
des Lands, und unsrer vaterländischen Götter Schmach,
erwürgt? Es schaut Orestes wohl noch wo das Licht?
dafs jetzt ins Haus er heilbegleitet wiederkehr',
und Mörder diesen beiden werde, siegbekrönt!

Aegisthos.

Da du wagest so zu handeln, so zu sprechen, wirst du sehn.

Chor.

Auf! o wackre Kriegsgenossen, nicht entfernt ist mehr der Kampf.

Aegisthos.

. . . . . .

Chor.

Auf! die Hand an Schwerdt! es halte jeder jetzt sich wohl bereit.

Aegisthos.

Ja! die Hand am Schwerdte, scheu' auch ich das Loos des Todes nicht.

Chor.

Uns erwunscht nennst deinen Tod du; mag das Gluck entscheiden nur!

Klytämnestra.

Lafs uns stillen neues Leid nicht, o der Manner theuerster!
Schon zu mahen dieses Viele, bleibet Ernte jammervoll.

Auch genug ja ward des Unheils, fliefset jetzt gleich nicht uns Blut.

Aber geht, o Greise, heim jetzt in die beschiedenen Wohnungen,
ehe, wer gefehlet, leidet. Was wir thaten, mufste seyn.
Hätten nicht genug wir Mühsal, mehr verlangend, wollen wir
von des Gottes schwerem Zorn sie nehmen, wehevoll erfafst.
Dieses ist des Weibes Rede, wenn Gehör ihr einer leiht.

Aegisthos.

Aber dafs der eitlen Zunge jetzt sie straflos so sich freun,
dafs sie, kühn ihr Glück versuchend, wagen solche Schmähungen,
aller Klugheit Mafs vergessen, dies den Herrscher . . .

Chor.

Nicht Argeiersitte wär' es, schmeicheln einem Bösewicht.

Aegisthos.

Noch in späten Tagen wirst du schwer von meiner Rach' ereilt.

Chor.

Nicht, wofern Orestes Schritte lenkt der Gott hieher zurück.

Aegisthos.

Ja! ich weifs, Verbannte weiden leer sich noch an Hoffnungen.

Chor.

Wute, prasse, schände jedes Recht, so lang es frei dir steht.

Aegisthos.

Wisse, schwer mir büfsen sollst du diese Unbesonnenheit.

Chor.

Prahle muthvoll gleich dem Hahne, feig der Henne beigesellt.

Klytämnestra.

Wolle nicht auf dieses eitle Schwatzen achten! Ich und du
werden, dieses Haus beherrschend, ordnen bald dies wiederum.

Die Kritik hat überall drey Perioden. Anfangs, bey noch beschränkter und mangelhafter Kenntnifs ihres Stoffes, begnügt sie sich, blofs offenbare und ausgemachte Fehler wegzuschaffen. Später, wenn bey zunehmender Bekanntschaft mit demselben sich immer mannigfaltigere Zweifel und immer verwickeltere Fragen hervorthun, wird nach und nach alles unsicher und problematisch, und neben einigem unrichtigen, das verbessert wird, wird mehr noch richtiges verdorben. Endlich erst, wenn das verworrene geordnet, das schwankende bestimmt worden, und so die Kenntnifs des Stoffes ihrer Vollendung näher rückt, wird das bisherige Verfahren als Vermessenheit erkannt, und es entsteht die Einsicht, dafs ungleich wenigeres in den Schriften der Alten einer Verbesserung, als einer verständigen Erklärung bedarf; und nur erst, wenn die Kritik das verdorbene von dem unverdorbenen unterscheiden gelernt hat, ist sie daran, ihr Ziel zu erreichen. Die Kritik der Griechischen Tragiker, und vornehmlich des Aeschylus, ist bisher blofs in jener mittlern Periode stehen geblieben, wie, namentlich in dem Agamemnon, noch die neuesten Versuche zeigen. Deshalb konnte bei einer Uebersetzung, die nicht blofs einen unbestimmten schwankenden Schatten des Urbilds darstellen sollte, keine der neuern Recensionen zum Grunde gelegt werden, sondern es wurde im Ganzen der aus der Stephanischen Ausgabe in die Ausgaben von Canter, Stanley, und Pauw aufgenommene, und in der Glasgauer Ausgabe am bescheidensten berichtigte Text gewählt. Wie die Versmaafse bestimmt worden, wird jeder, da dieselben treu in der Uebersetzung wiedergegeben sind, wenn ihm die erforderliche Kenntnifs der Metrik nicht abgeht, durch Abtheilung des Textes nach demselben Maafsstabe mit leichter Mühe selbst finden. Eben so wird, welche von hinlänglich bekannten Lesarten oder Verbesserungen befolgt sind, dieis aus der Uebersetzung selbst erhellen. Nur die noch nicht, oder nicht allgemein bekannten Umänderungen der Lesart, welche auf den Sinn oder das Versmaafs bedeutendern Einfluss haben, und nicht sogleich aus der Uebersetzung selbst zu erkennen sind, werden in den folgenden Anmerkungen kürzlich angezeigt. — Die Verszahlen richten sich nach der Uebersetzung.

V. 22. Der Ausruf ἰοῦ ἰοῦ, der den 25. Vers ausmachte, ist hier her gesetzt worden.

76. ἀνάσσων.

102. φροντίδ' ἄπληστον τῆς θυμοβόρου φρένα λύπης.

130. ἄγα.

139. δρόσοις ἀέπτοις.

145. ἰχενῇδας.

160. εἰ τὸ μάταν.

178. οὐδὲν ἂν λέξαι.

213. τόθεν τὸ παντότολμον φροντεῖν μετέγνω. βροτοὺς θρασύνει γὰρ αἰσχρόμητις u. s. w.

236. κατ' ἀνδρῶνας εὐτραπέζους ἐμίχθεν.

Die folgenden Verse, 236—239 beziehen sich auf die Bereitwilligkeit der Iphigenia zu sterben, um dem Vater Ruhm vor Troja zu bewirken. Vielleicht ist Ἄιδᾳ, „durch ihren Tod," statt αὐδᾷ zu lesen.

244. τὸ προκλύειν δ' ἤλυσιν προχαιρέτω.

246. σύναρθρον αὐγαῖς.

330. ὡς δὲ δαίμονες.

343. τήνδ' ὄνησιν.

362. ἔπραξεν, ὡς ἔκρανεν. Das erstere ὡς weg.

386. πέφανται δ' ἐγγόνοις ἀτόλμητον Ἄρη πνεόντων μεῖζον' ἢ δικαίως, φλεόντων δωμάτων ὑπέρφευ· ὅπερ τὸ βέλτιστον.

398. πολλά.

402. vermuthlich: πάρεστι σιγάς, (so viel als σιγηλὸς) ἄτιμος, ἀλοίδορος, ἄληστος ἀφεμένων, ἰδεῖν.

412. vermuthlich πάρεισιν δόκαι.

433. γεμίζον λέβητας εὐθέτους. In der Antistrophe οὖν weg.

703. οὕτως ἀνήρ.

721. οὖν hier weg, so wie in der Antistrophe τοῖς.

746. εὖτ' ἂν für ὅταν.

747. νεαροφαῆ σκότον, δαίμονα τε τὰν ἄμαχον, ἀπόλεμον, ἀνίερον, θράσος μελαίνας μελάθροισιν Ἄτας, εἰδομέναν τοκεῦσιν.

756. ὅσια προσέβαλε, δύναμιν u. s. w.

769. νυκτὶ δὲ χαίρουσιν ὁμοιοπρεπεῖς.

958. vermuthlich: χρόνος δ' ἐπὶ πρυμνησίων ξυνεμβολαῖς ψαμμίας ἑκάτας παρήβασεν.

980. ἀνδρὸς ἔπαισε . . . .

. . . . ἄφαντον ἕρμα.

997. Ζεὺς ἂν αὖτ' ἔπαυσεν ἐπ' ἀβλαβείᾳ.

1082. προτείνει δὲ χεὶρ ἐκ χειρὸς ὀρέγματα.

1094. ἅτε γᾷ δορὶ πτώσιμος ξυνανυτεῖ βίου δύντος αὐγαῖς

1105. *κακῶν γὰρ διαὶ πολυετεῖς τέγναι Θεσπιῳδοὶ φόβον φέρουσιν μαθεῖν.*

1119. *περιβάλοντο οἱ πτεροφόρον δόμας γάρ.*

1138. *μινυρὰ Θρηνήσας*, ohne *κακά*.

1148. Das zweite *καὶ* weg.

1163. *κῶμος ἐν δόμοις μένει. δύστιμπτος ἔξω, ξυγγόνων Ἰφιγενίας.*

1172. Das Komma nach *πόλιν* weg.

1176—1179. zeigt schon die Uebersetzung an, wie die Verse zu versetzen sind.

1235. *ἐνθήσειν κάτω ἐτεύχεται. θήρουσα* u. s. w.

1245. *καταγελωμένην μέγα φίλων ὑπ' ἐκθρῶν οὐ διοφθόπως μάτην* —

1258. Der weiter unten in den Ausgaben an einer unrechten Stelle stehende Vers gehört hierher:

ὁμόσποι γὰρ ὅρκος ἐκ θεῶν μέγας,
ἄξιον τιν ἐκτίσασα πατρὸς πατρός

1277. 1278. Die Verse sind, wie die Uebersetzung zeigt, umzustellen.

1290. *οὗτοι δυοῖζω, θάμιτον ἃς ὄρνις. φόβῳ πᾶλιν.*

1296. *ἐύσσων θρῆνον.*

1299. *ἰμοῦ δούλης θυτούσης* u. s. w.

1307. *οὗτις ἀπιστὸν τέρας μελάθρων, μητρὶ' ἐχίδης τόδε, φωτῶν.*

1314. *πουνὸς θανάτων ἐκπρεπέστ.*

1330. *τῆς μελλοῦς κλέος πεδεῖ πατοῦντες*, zum Theil aus dem Trypho von den Tropen.

1366. *γαπᾶ στορχτός.*

1370. *τόδ' ἂν δικαίως ἦν, ἐπιρρόπως μὲν οὖν.*

1383. *ἐμπᾶς.*

1386. *ἐπόπολις.*

1404. *λέπος ἐκ' ὀρμάτων αἵματος ἐμπρέπειν ἀθέσφατον· ἐκ [οι] χρὴ* u. s. w.

1426. In den folgenden Strophen, die zusammen ein regelmäßig geordnetes System bilden, sind die Lücken des Textes in der Uebersetzung angedeutet.

1433. *παράνους.*

1450. *ὃς ἐμπεσεῖς δώμασι καὶ διηνέκοις Ταντάλιδαισιν, κράτος τ' ἀάφυκτον ἐκ γυναικῶν καρδιόθηκτον ἐμοὶ κρατύνεις.*

1464. Vielleicht, *ἢ μέγαν οἶκοις τοῖσδ' αἶμαν* u. s. w.

1496. *πάσχω.*

1509. Wahrscheinlich, *ἀλλ' ἐμὲν ἐκ τοῦδ' ἐμὸς ἀρθὲν τῆς πολυκλαύτης Ἰφιγενείας, ἄξια δρώσας, ἄξια πάσχων*, d. i. *ἄξια ἀξίων δραμάτων πάσχων.*

1520. δίκην δ' ἐπ' ἄλλο πρᾶγμα θηγάνει βλάβης u. s. w.

1548. θέσμιον γὰρ τίς ἂν γονὰν ἀρῶν ἐκβάλοι δόμων; κεκόλληται γένος πρὸς ἄφη.

1551. ἐνέβης.

1574. πέδον. ἀστοξένια δὲ u. s. w.

1580. εὐθρυπτ' ἄνωθεν.

1606. τὸ τηλικούτῳ σωφρονεῖν εἰρημένον.

1644. Vermuthlich, πημονῆς δ' ἅλις γ' ὑπάρχει μηδὲν ἡματωμένους.

1646. Wahrscheinlich, πρὶν παθεῖν ἐρξαντ' ἄκαιρα.

G. Hermann.

Die Eumeniden.

Ein Chor aus dem Griechischen des Aeschylos.

Vorerinnerung.

Die Chöre der dramatischen Dichter der Griechen gehören nicht nur an sich zu den schätzbarsten Ueberresten der Dichtkunst, welche aus dem Alterthume auf uns gekommen sind; sondern ihr Studium ist auch unumgänglich nothwendig, um die Griechische Lyrische Poesie in ihrem ganzen Umfange zu übersehen. Es hat mir daher immer wünschenswerth geschienen, diese Stücke vollständig zu sammeln, und, zugleich von Deutschen metrischen Uebersetzungen begleitet, besonders herauszugeben: um auf diese Weise das Studium sowohl der Verwandtschaft dieser Gattung der Poesie mit den übrigen lyrischen, als auch ihrer eigenthümlichen Verschiedenheiten, zu erleichtern; da sie itzt nur zerstreuet, und mit einer auf das ganze Stück, dem sie einverleibt sind, vertheilten Aufmerksamkeit gelesen zu werden pflegen.

Der — wenn gleich weiter hinausgeschobene — Plan, mit der Zeit selbst einmal eine solche Sammlung zu veranstalten, hat einige Versuche von Uebersetzungen bei mir hervorgebracht; und ich theile davon gerade gegenwärtigen Chor aus den Eumeniden des Aeschylos (im Original

V. 299—399) mit, weil er — vereint mit einem zweiten (V. 493—568), den ich vielleicht ein anderes mal zu liefern Gelegenheit habe — eine der wichtigsten Ideen des Griechischen religiösen Glaubens: die Bestrafung des Lasters durch eigne dazu bestimmte Gottheiten, sehr ausführlich behandelt. Diese Idee vollständig auseinander zu setzen; und, so viel es geschehen kann, sorgfältig zu unterscheiden: wieviel darin wirklicher Volksglaube war, und was allein auf die Behandlung der Dichter zu rechnen ist? müfste ein, nicht allein an sich, sondern auch zu Vergleichungen mit den Meinungen andrer Nationen und Zeiten, interessantes Geschäft sein. Allein, da freilich die Materialien hierzu aus dem gesammten Alterthum geschöpft werden müfsten; so erlaubt dies mein gegenwärtiger Endzweck nicht.

Bemerken mufs ich nur noch, dafs das hier gelieferte Stück mir zugleich darum in ästhetischer Rücksicht äufserst merkwürdig scheint, weil es ein vortreffliches Muster an die Hand giebt: wie der Dichter Gegenstände behandeln soll, deren schauderhafte Gröfse leicht empören und zurückschrecken kann? Die gränzenlose Rachbegierde der Eumeniden, ihr vollkommener Mangel an allem theilnehmenden Mitgefühl mit den Leiden des Schuldigen, könnte nicht anders als das sittliche Gefühl jedes sanftgesinnten Menschen beleidigen: wenn nicht der Dichter durch die erhabenen Ideen des ehrwürdigen Alters dieser furchtbaren Gottheiten; des ihnen vom Schicksal selbst übertragenen Amtes, die Menschen im Zaum zu halten, und die Götter — diese ewig glücklichen, leicht lebenden Wesen — eines verhafsten Geschäfts zu überheben; der unerbittlichen Nothwendigkeit, für Böses Böses zu leiden; des Abscheues jener Rachgottheiten gegen das Verbrechen; und ihres Eifers durch ihren strengen Ernst und die Qualen des Verbrechers die

Unschuld zu sichern — auf der andern Seite jenem üblen Eindrucke entgegen gearbeitet hätte. Allein, hier kam ihm auch der Volksglaube gar sehr zu Statten. Denn, Verführung zum Bösen, und hämische Schadenfreude an dem wirklich begangenen, war den Erinnyen der Griechen gänzlich fremd.

Mich über die Einwürfe zu erklären, welche der Kenner des Originals gegen die Uebersetzung einer oder der andern schwierigen Stelle etwa machen könnte, findet sich vielleicht ein andermal eine schickliche Gelegenheit.

* * *

(Orest ist den schlafenden Eumeniden, die ihn wegen der Ermordung der Klytämnestra verfolgen, entflohen; und hat sich in Athenens Tempel geflüchtet. Sie eilen ihm nach, und finden ihn. Die Scene ist im Tempel.)

Die Eumeniden.

Nicht Apollon, nicht Athenens Kraft vermag Dich zu retten, dafs Du nicht verlassen dahinirrest, je wieder erfahrest, wo in der Seele die Freude weilt, nicht zum Schatten werdest, zum blutlosen Raube der unterirdischen Götter! . . . Du antwortest nichts, und verschmähst unsre Worte; Du uns aufbewahrtes, uns geweihtes Opfer? Lebend, nicht geschlachtet am Altar, wirst Du uns nähren! — Vernimm diesen Hymnos, über Deinen Banden gesungen.

Auf nun, und schlinget den Reigen!
Lasset ertönen
Den grausen Gesang!
Singt, wie den Sterblichen
Unsre Schaar des Schicksals Loose vertheilt:
Wie sie, strenges Recht zu üben, sich freut!
Denn, wer in schuldloser Reinheit
Seine Hände bewahret,
Den besucht nie unser Zorn;

Fern von Unglück durchwallt er das Leben.
Aber, wer, wie Dieser, frevelnd
Hände des Mordes birgt;
Dem gesellen wir uns rächend bei,
Zeugen wahrhaft den Erschlagenen gegen ihn,
Fordern von ihm das vergossene Blut.

Strophe 1.

Mutter, die Du uns gebarest,
Nacht den Schauenden und Blinden,
Mutter, höre die Erinnyen!
Unsre Ehre schmälert Leto's Sohn;
Reißt aus unsrer Hand den Flüchtling,
Den des Muttermordes Frevel
Unserm Rächerarm geeignet.
Ueber dem geweihten Opfer
Sei dies unser Lied! Sinneraubend,
Herzzerrüttend, wahnsinnhauchend,
Schallt der Hymnos der Erinnyen,
Seelenfesselnd, sonder Leier,
Und des Hörers Mark verzehrend.

Antistrophe 1.

Denn des Schicksals Richteraussprüch
Gab zum sichern Eigenthume
Dieses Loos uns. Wessen Frevlerarm
Mordend unschuldvolles Blut verspritzt,
Dem zu folgen, bis er zu den
Schatten walle. Aber sterbend
Wird er nicht der Banden ledig.
Ueber dem geweihten Opfer
Sei dies unser Lied! Sinneraubend,
Herzzerrüttend, wahnsinnhauchend,
Schallt der Hymnos der Erinnyen,
Seelenfesselnd, sonder Leier,
Und des Hörers Mark verzehrend.

Strophe 2.

Seit die Mutter uns geboren,
Ward dies Loos uns zugetheilet.
Aber den Unsterblichen
Darf sich unsre Hand nicht nahn.
Kein Genosse theilt mit uns das Mahl.
Weifser Schleier reinen Schimmer
Müssen ewig wir entbehren.
Denn wir lieben der Geschlechte Sturz,
Wo ein Zwist, im Schoofs des Friedens,
Feinde mordet; da verfolgen
Wir den allgewaltgen Frevler,
Und vertilgen ihn vergeltend
Ob dem frisch vergossnen Blute.

Antistrophe 2.

Sorgsam eilen wir, Kronion
Dieser Bürde zu entladen;
Dafs, durch unsre Wachsamkeit,
Fern der Chor der Seligen
Von des Strafgerichtes Schwelle sei.
Denn es würdigt seines Anblicks
Zeus nicht dieses blutbespritzte,
Dieses hassenswürdige Gezücht.
Schwingt sich hoch auch in des Aethers
Glanz der Stolz der Menschen; sonder
Ehre schmilzt er bei den Schatten,
Hin von unserm schwarzen Zuge,
Unsers Fufses blutgem Tanze.

Epodos.

Plötzlich aus der Höhe stürzend,
Hemmen wir des flüchtgen
Bösewichts unsichern Schritt.
Unter seiner Unthat Bürde
Wankt im irren Lauf sein Fufs.

Und er sinkt; und sieht es
In des Wahnsinns Irrthum nicht.
So umhüllt mit Blindheit ihn der Frevel,
Da des Unglücks tiefes Dunkel seinem
Hause das Gerücht entgegenstöhnt.

Strophe 3.

Denn er weilt dort. Aber, immer
Rüstig, nimmer fehlend, jedes
Frevels ewig rächend eingedenk,
Schwer den Sterblichen versöhnbar,
Folgen wir mit sonnenscheuer Fackel
Fern vom Sitz der Seligen getrennt,
Unsers Schicksals grausem Loos' auf
Pfaden, Schauenden und Blinden gleich unwegsam.

Antistrophe 3.

Wen der Sterblichen ergreift nicht
Zittern? wen nicht banges Grausen?
Hört er unsre Rechte, vom Geschick
Und den Göttern unverbrüchlich
Uns verliehen? Alt und hehr ist unsre
Würde, und Verehrung fehlt uns nie;
Ist gleich in der Erde Schooſse
Unsre Wohnung, und in sonnefernem Dunkel!

Sokrates und Platon

über

die Gottheit, über die Vorsehung und Unsterblichkeit.

Untersuchungen über das Daseyn Gottes, und über die Wahrheiten der natürlichen Religion überhaupt scheinen der Lieblingsgegenstand der Philosophie unsrer Zeit geworden zu seyn. Man hat diejenigen Theile der Philosophie verlassen, die, ohne auf brauchbare Resultate für das praktische Leben zu führen, nur dem Scharfsinn einige Nahrung versprachen; man hat die Gränzen des menschlichen Verstandes näher bestimmt, und Fragen, die aufser demselben zu liegen scheinen, und nur durch ungewisse Muthmafsungen beantwortet werden können, lieber unerörtert gelassen. Wenn man vormals alle Künste der Dialektik aufbot, um irgend eine Hypothese mit neuen Gründen zu unterstützen; so hat man jetzt alle Kräfte der Vernunft angewandt, um Wahrheiten in ein helleres Licht zu setzen, von denen nicht blofs die Glückseligkeit des einzelnen Menschen, von denen die Ruhe ganzer Staaten abhängt. Aber man ist verschiedene Wege eingeschlagen. Einige haben strenge Demonstrationen gefordert, haben die Blöfsen der bisherigen Beweisgründe mit kühner Hand aufgedeckt, und sich in die dunkelsten Tiefen der Metaphysik gewagt, um dort neue, unumstöfsliche zu finden. Andre haben jene

Wahrheiten mehr dem geraden Menschenverstande empfohlen, zufrieden, wenn der uneingenommene Wahrheitsfreund sie überzeugend fände, doch unbekümmert, ob ein spitzfündiger Kopf noch Zweifel dagegen erregen konnte. Beide Methoden haben ihren unstreitigen Werth. Man muſs, wenn es möglich ist, Beweise haben, die jedem Einwurf, die jedem Zweifel Trotz bieten; aber sie allein, was werden sie wirken? Sie gleichen einem Feuer, das leuchtet, ohne zu erwärmen; und wenn sie Ueberzeugung hervorbringen: ist diese Ueberzeugung darum die fruchtbare Mutter edler Gesinnungen und Thaten? Jene andern hingegen beleben das Herz, daſs es, von den Wahrheiten der natürlichen Religion durchdrungen, die Pflicht jedes Verhältnisses williger erfüllt, jeden Schmerz des Lebens leichter trägt, jede Freude höher empfindet. Denn gewiſs ist es nur das Eigenthum weniger Edlen, in dem bloſsen Anschaun ihrer eigenen Güte, und der Vollkommenheit des Ganzen glücklich zu seyn.

Wenn etwas unserm Zeitalter Ehre bringt, wenn etwas seine gröſsere Aufklärung bewährt; so ist es vielleicht eben diese Richtung unsrer Philosophie, von der ich rede. Denn was heiſst Aufklärung des Zeitalters, wenn nicht allgemeiner verarbeitete, vorurtheilfreye Schätzung der Dinge, auf denen in jedem Verhältniſs das Glück des denkenden Geistes beruht, wenn nicht die glücklichere Wahl der Mittel zu Erreichung dieses Zwecks, wenn nicht die muthvollere Bekämpfung der Hindernisse, die diesem Zweck entgegen sind? Anders den Begriff der Aufklärung bestimmt, und Licht und Finsterniſs, und fruchtbare Weisheit und todte Gelehrsamkeit, alles ist Eins.

Dennoch ist wiederum unleugbar, daſs auch eben jetzt viele sich weit von dem Wege der Vernunft und der ächten Weisheit entfernen. Diese scheinen sich vorzüglich

auf zwei ganz entgegengesetzte Abwege zu verirren. Die einen stürzen nicht blofs die Beweisgründe um, worauf die Philosophie bisher die Wahrheiten der natürlichen Religion baute, sie leugnen diese Wahrheiten selbst, oder machen sie wenigstens durch Sophistereien von mancherlei Art so zweifelhaft und ungewifs, dafs sie alles das Ermunternde und Beruhigende verlieren, was sie den Weisen aller Zeiten so schätzbar und ehrwürdig machte. Gehn sie vielleicht seit kurzem eine andre Bahn, folgen sie nicht mehr, blind gehorsam, den Pfaden Epikurs, und seines Nachahmers Lukrez, und sind auch ihnen gedankenloses Ungefähr, und bildende Natur nur leere Schälle, ohne Sinn; so leihen sie dafür jetzt die Waffen der spitzfündigsten Metaphysik; so erschüttern sie die Gewifsheit aller menschlichen Erkenntnifs bis in ihre ersten Grundfesten; so lassen sie zwar der menschlichen Vernunft die Nothwendigkeit, diefs für Wahrheit zu halten. Aber wenn sie fragen: ob es auch Wahrheit sey? — führen sie uns dann nicht durch diesen höchsten Grad des Skepticismus zu eben dem Resultate als ihre Vorgänger? Die andern hingegen nehmen zwar die Wahrheiten der Religion an, aber sie sprechen der Vernunft die Fähigkeit ab, sie beweisen zu können; sie wollen nicht räsonniren, sie wollen glauben; nicht denken, sondern empfinden. Denn diefs, dünkt mich, sind die charakteristischen Kennzeichen der Schwärmer, von denen unser Zeitalter uns nur zu viele Beispiele aufstellt. Was Wunder, wenn man auf einem solchen Wege leicht ausgleitet? Wer der kalten Vernunft folgt, hat einen sichern Führer, hat feste Regeln, die ihn bald erinnern, wenn er sich vielleicht einmal vom Wege der Wahrheit entfernt. Aber wer führt uns, wenn wir uns blofs dunklen Gefühlen, Ahndungen, Träumen überlassen? wer bewahrt uns dann vor Glauben an Visionen, an Prophezeiungen, und Wunder-

kuren, und vor jeder andern Verirrung des menschlichen Verstandes?

Gleichzeitige Erscheinungen von so ganz verschiedener Natur haben in der That etwas Befremdendes. Es scheint sonderbar, den blindesten Glauben neben der erklärtesten Zweifelsucht zu sehn. Dennoch ist dieſs Phänomen in der Geschichte des menschlichen Verstandes nicht selten, so wenig selten, als bei dem nemlichen Menschen der Uebergang vom Unglauben zur Schwärmerei, oder vom Allglauben zum Nichtsglauben. Auch sind diese Uebergänge in der That weniger unerklärbar, als sie es beim ersten Anblicke scheinen. Wenn der eine die Frucht des gewöhnlichen Unterrichts seyn mag; so haben, um den andern begreiflich zu machen, unpartheiische Wahrheitsforscher schon längst gezeigt, wie leichten Eingang die Grundsätze der natürlichen Religion in die Köpfe und Herzen der Menschen finden, wie beides ihre Einfalt und ihre Faſslichkeit sie dem Verstande empfehlen, und wie dieser erst gleichsam verstimmt seyn müsse, um ihnen seinen Beifall zu versagen. Diejenigen also, welche jene Wahrheiten leugnen, sind selten gewohnt, eigene Untersuchungen mit Schärfe und Genauigkeit anzustellen. Auch ist es bequemer, dasjenige System ungeprüft anzunehmen, was den Neigungen und Leidenschaften am meisten schmeichelt, was der Mühe eines beschwerlichen Nachdenkens überhebt. Dennoch finden sich oft in ihrem Leben Verhältnisse, wo auch sie das Bedürfniſs einer beruhigenden Ueberzeugung fühlen, einer Ueberzeugung, die sie in ihren ehemaligen Grundsätzen vergebens suchen, und da sie nicht gewohnt sind zu räsonniren, so glauben sie.

Unter diesen Umständen, bei diesen häufigen Angriffen auf Vernunft und Wahrheit von der einen, und den eben so häufigen Vertheidigungen derselben von der an-

dern Seite, schien es mir nicht uninteressant zu seyn, einmal zu untersuchen, wie man in den blühendsten Zeiten Athens und Roms über diese Gegenstände gedacht habe. Ich faſste daher den Vorsatz, aus den philosophischen Schriften der Griechen und Römer mehrere Stücke, welche diese Materie behandeln, in unsre Sprache zu übersetzen, und zu versuchen, ob ich sie zu einem Ganzen ordnen könnte. Unter mehreren Vortheilen, die ich mir von dieser Arbeit versprach, schien sie mir vorzüglich die Vergleichung zwischen unsrem, und jenem Zeitalter erleichtern zu können — eine Vergleichung, die gewiſs in mehrern Rücksichten wichtig seyn würde, zu welcher aber auch die gleich beim ersten Anblick auffallende Aehnlichkeit beider Perioden in dem beständigen Kampfe der Wahrheit und Vernunft gegen Zweifelsucht und Schwärmerei eine angenehme Veranlassung giebt. Zwar bedarf die Wahrheit zu ihrer Empfehlung keiner Autoritäten; es ist vielmehr gefährlich, sich ihrer zu dieser Absicht zu bedienen. Allein dennoch scheint sie gleichsam an Würde, an Stärke der Ueberzeugung zu gewinnen, wenn man sieht, mit welchem Eifer die Weisen des Alterthums sie behauptet haben, nachdem sie dieselben fast auf eben den Wegen, als die Forscher neuerer Zeiten, gefunden hatten; und aus gleichem Grunde erscheinen Zweifel und Angriffe minder gefährlich, die man auch damals schon mit so wenig glücklichem Erfolge versucht hat. Besonders aber könnte diese Vergleichung zu einem richtigeren Urtheil über unser Zeitalter Veranlassung geben. Die Betrachtung der Höhe, zu der die Philosophie in unsren Tagen gestiegen ist, kann leicht dazu verführen, mit undankbarer Vergessenheit dessen, was die heutige Philosophie den älteren griechischen und römischen Weltweisen schuldig ist, unser Jahrhundert für unendlich aufgeklärter, als alle vorhergehenden, zu halten. Und eben so kann auf

der andern Seite der Anblick so grofser Verirrungen des Verstandes, und der so häufigen Uebel, welche Zweifelsucht und Schwärmerei hervorbrachten, zu Ungerechtigkeiten gegen unser Zeitalter, und zu einem Urtheil verleiten, das demselben die Stufe der Aufklärung abspricht, auf der es steht. Noch mehr wurde ich in dem Vorsatze, diese Uebersetzungen zu verfertigen, bestärkt, da ein Mann, in dem Deutschland schon längst nicht blofs einen seiner scharfsinnigsten Philosophen, sondern auch einen seiner feinsten Schriftsteller verehrt, und dem ich den gröfsten Theil meiner Bildung schuldig zu seyn mit innigster Dankbarkeit bekenne, dieser Idee seinen Beifall schenkte. Auch war ich schon zur Ausführung geschritten, als andre Beschäftigungen, andre Studien, besonders aber das Gefühl der Schwierigkeiten, und meiner nicht hinreichenden Kräfte bei meiner Arbeit, die neben der ausgebreitetsten Bekanntschaft mit den Werken der neuern Weltweisheit zugleich die gröfste Belesenheit in den Schriften der Alten, und eine nicht gemeine Kenntnifs ihrer Philosophie erfordert, als, sag' ich, alle diese Gründe mich nöthigten, die bereits angefangene Arbeit wieder aufzugeben. Ich lasse indefs hier einige Fragmente, die ich vollendet hatte, folgen, und ich werde glauben, nichts ganz unnützes gethan zu haben, wenn diese Probe vielleicht einem Manne von gröfserer Sach- und Sprachkenntnifs Veranlassung giebt, seine Mufse der Ausführung dieses Planes zu widmen.

Die hier übersetzten Stücke hab' ich aus dem Platon und Xenophon gewählt. Ueberaus vortreflich ist gewifs Platons Beweis für das Daseyn Gottes. Wenigstens hat uns die Philosophie noch bis auf den heutigen Tag keinen besseren und überzeugenderen geliefert. Herr Garve sagt in seinen Anmerkungen zu Fergusons Grundsätzen der Moralphilosophie: „Mich dünkt, die Frage: ist ein Gott? wenn

„sie auf die ersten Grundbegriffe zurückgeführt wird, wo-
„raus sie entstanden war, ist keine andre, als diese: ist
„das Denken der Grund aller Bewegung, oder ist die Be-
„wegung der Grund des Denkens? sind die mechanischen
„Kräfte die Quelle der geistigen; oder die geistigen Kräfte
„die Quelle der körperlichen?" und in einer andern Stelle:
„der, welcher glaubt, dafs der Geist und die denkende Kraft
„das erste, und älteste war; dafs diese Kraft ursprünglicher
„und unabhängiger ist, als die Kräfte der Materie; dafs
„durch sie die Bewegungen der Körperwelt ihren Ursprung
„nahmen: der ist der Deist im allgemeinsten Verstande."

Was aber sucht Platon so sehr, und mit so vielen Gründen zu beweisen, als eben dieses, dafs das Immaterielle — was er unter dem Ausdruck: Seele versteht — früher existirte, als die Körperwelt; dafs diese erst durch jenes geordnet, und in Bewegung gesetzt ward? Es wäre hier eine nicht unschickliche Gelegenheit zu weitläuftigeren Untersuchungen, worin der Zusammenhang dieser Ideen des Platon mit andern Systemen seines Zeitalters gezeigt werden könnte; allein ich mufs mich begnügen, nur Eine Anmerkung hinzuzufügen, die vielleicht zum besseren Verständnifs des Folgenden nicht unnütz seyn wird. Platon redet blofs von Bewegung, und scheint keine andre Veränderung in der Natur zu kennen. Die neuere Philosophie reduzirt alle Veränderungen auf zwei Klassen, auf Vorstellung und Bewegung — jene in der Geister , diese in der Körperwelt. Ich lasse es jetzt unerörtert, inwiefern alle Veränderungen der Körper auf den einzigen Begriff der Bewegung zurückgeführt werden können. Genauere Untersuchungen über die Beschaffenheit unsrer Sinne, und die Art, wie sie Eindrücke von aufsen her empfangen, scheinen andre Resultate zu geben. Aber die ausführlichere Auseinandersetzung dieser Materie würde mich zu weit von mei-

nem Zweck entfernen. Auf alle Fälle hat Platon die Art, wie Geister, und wie Körper wirken, nicht gehörig von einander unterschieden, sondern Vorstellung und Bewegung in Eine Klasse geworfen; ein Fehler, der indefs in einem Zeitalter, wo die Begriffe von der Immaterialität der Seele noch so wenig allgemein, und gereinigt waren, desto verzeihlicher ist, da noch jetzt manche Philosophen in einen ähnlichen Irrthum zu verfallen scheinen.

Xenophons Beweise sind weniger streng und genau, aber desto fafslicher für den Menschenverstand, desto empfehlender für das Herz!

Die Einwürfe gegen diese Beweisthümer sind schon eben die, welche man nachher in so verschiedenen Einkleidungen wiederholt hat.

Wenn man den Platon das System seiner Gegner vortragen hört, so sollte man glauben, er habe es aus la Mettrie, oder dem *Système de la nature* entlehnt. Eben die Ideen von einem blinden Verhängnifs, von einer ordnenden Natur, von Bewegungen in der Materie ohne bewegende Ursach. Auch die Einwürfe gegen die Vorsehung sind noch jetzt fast die nämlichen. Ist das Auge darum zum Sehen geschaffen, weil es zum Sehen bequem ist? Ist es der Würde der Gottheit nicht unanständig, auch für das Einzelne, für das Kleine zu sorgen? Warum, wenn eine weise Güte die Schicksale der Menschen lenkt, ist das Laster so oft glücklicher, als die Tugend? u. s. f.

Ich sollte mich vielleicht noch einen Augenblick dabei verweilen, zu zeigen, dafs es auch in dem Zeitalter der Sokrate und Platone Schwärmer und Betrüger, wie jetzt, gab, und dafs nur vielleicht die Mittel verschieden waren, deren sie sich zu ihren Zwecken bedienen. Es würde mir leicht werden, mehrere Stellen, als Beläge hiezu, selbst aus dem Platon zu sammlen, der sich in den bittersten Aus-

drücken über sie beklagt, und ihnen im 10ten Buch seiner Gesetze kein mildes Schicksal bestimmt. Allein grofsentheils sind diefs bekannte, schon mehrmals gesagte Dinge, und noch neuerlich hat Herr Wolf diese Materie ausführlich abgehandelt.

Xenophons Denkwürdigkeiten des Sokrates.

B. I. K. 4.

Sokrates und Aristodem.

Sokrates erfuhr, dafs Aristodem der Kleine (so nannte man ihn,) weder den Göttern opferte, noch die Orakel befragte, sondern jeden, den er dies thun sah, verlachte. Hör einmal, sprach er eines Tages zu ihm, hast Du wohl schon Menschen wegen ihrer Geschicklichkeiten, wegen ihrer Talente bewundert?

„O ja, schon oft, Sokrates" antwortete Aristodem.

Und diefs wären?

„In der Epopee Homer, im Dithyramb Melanippides, im Trauer-„spiel Sophokles, in der Bildhauerkunst Polyklit, in der Malerei „Zeuxis."

Aber wer verdient Deinem Urtheile nach mehr Bewunderung: der Künstler, der unbeseelte, unbewegliche Bilder hervorbringt, oder der Schöpfer beseelter, selbstthätiger Wesen?

„Offenbar der letztere, Sokrates, vorausgesetzt, dafs er nicht „zufälligerweise, sondern mit Absicht handle."

Wo Du also einen augenscheinlichen Zweck, einen augenscheinlichen Nutzen siehst, schreibst Du das dem Zufalle, oder einer verständigen Absicht zu?

„Wenn ein Zweck da ist, offenbar einer verständigen Absicht."

Der nun, welcher die Menschen zuerst schuf, beabsichtigte doch wohl nur ihren Nutzen, indem er ihnen die sinnlichen Werkzeuge beilegte: das Auge, um was sichtbar ist, zu sehn, das Ohr, um, was hörbar ist, zu hören? Wozu dienten ihnen alle Gerüche, hätte er ihnen nicht eine Nase gegeben, sie zu empfinden? Wie

könnten sie das Süfse und Scharfe schmecken, wie alles das Vergnügen genieſsen, das ihnen der Gaumen verschaft, hätten sie nicht die Zunge von ihm erhalten, durch die sie die verschiedenen Arten des Geschmacks unterscheiden? Scheint es Dir nicht ferner eine absichtsvolle Einrichtung zu seyn, dafs unser Auge, weil es so überaus empfindlich ist, durch die Augenlieder, wie durch Thüren, verschlossen wird, die sich öfnen, so oft wir das Auge zum Sehen brauchen, und sich im Schlaf wieder schlieſsen; dafs die Augenwimpern die Stelle eines Schleyers *) vertreten, damit auch die Luft dem Auge nicht schade; dafs die Augenbraunen, gleich einem Dache, den Schweifs, der etwa vom Kopfe herabträufelt, abhalten; dafs das Ohr alle Schälle empfängt, und nie voll wird; dafs die Vorderzähne bei allen Thieren mehr zum Zerschneiden, die Backenzähne, mehr zum Zermalmen bestimmt sind; dafs der Mund, durch den alle Thiere die Speisen, die sie lieben, genieſsen, nah' an die Augen und an die Nase gestellt ist; dafs hingegen das, was Ekel erregt, durch Kanäle abgeführt wird, die weit von den sinnlichen Werkzeugen entfernt sind. Kannst Du alle diese absichtsvollen Einrichtungen dem Zufalle zuschreiben, oder vielmehr, kannst Du nur noch darüber zweifelhaft seyn?

„Nein, in der That nicht, Sokrates; sondern ich erkenne „darin, wenn ich es so betrachte, das Werk eines Urhebers, der „weise, und für die Lebendigen mit zärtlicher Liebe besorgt ist."

Und noch mehr. Dafs allen Menschen die Begierde angeboren ist, andere Geschöpfe ihrer Art hervorzubringen, dafs den Müttern vorzüglich die Neigung eingepflanzt ist, ihre Jungen zu ernähren, und zu beschützen; diefs, so wie die heftige Liebe zum Leben, und die eben so heftige Furcht vor dem Tode, die jeder Kreatur eigen ist, zeigt gewifs von den Anordnungen eines Wesens, welches das Daseyn und die Erhaltung der Lebendigen will. Aber auch auf einem andern Wege kannst Du Dich von der Wirk-

*) ἡθμός, ein Seigetuch, Durchschlag. Diese Metapher schien mir im Deutschen unverständlich. Auch Cicero in seiner Nachahmung dieser Xenophontischen Stelle hat sie nicht beibehalten. Er sagt *vallo pilorum*. Nat. Deor. II. 57.

lichkeit eines solchen Wesens überzeugen. Du glaubst doch Verstand zu besitzen, nicht wahr?

„O! Frage weiter, lieber Sokrates, und ich werde Dir ant„worten."

Aufser Dir aber sollte es nichts Verständiges mehr geben? Du weifst doch, dafs Du von allen den Substanzen, aus welchen Dein Körper zusammengesetzt ist, immer nur einen kleinen Antheil empfangen hast; dafs von einer jeden noch eine ungeheure Menge aufser Dir in der übrigen Welt zerstreut ist. In welchem Verhältnisse steht z. B. die wenige Erde und das wenige Wasser in Deinem Körper, gegen die Masse der Erde und des Wassers, die noch aufser Dir existirt? Und den Verstand solltest Du durch ein glückliches Ohngefähr allein an Dich gerissen haben? Nur der sollte aufser Dir nirgends vorhanden seyn? Und alle jene bewundernswürdigen, zahllosen Dinge sollten ihre vortrefliche Ordnung unverständigen Ursachen danken?

„Doch, Sokrates. Denn ich sehe ja nirgends die Schöpfer „und Beherrscher der Erde, so wie ich die Künstler irdischer „Kunstwerke sehe."

Aber Du siehst auch Deine eigene Seele nicht, und doch beherrscht sie Deinen Körper. Du könntest also auch mit gleichem Rechte Deine eigenen Handlungen dem Zufalle, nicht der Ueberlegung zuschreiben.

„Ich verkenne, ich verachte ja auch die Gottheit nicht, er„wiederte Aristodem; ich halte sie ja vielmehr für ein zu erhabe„nes Wesen, als dafs sie meines Dienstes bedürfte."

Je erhabener das Wesen ist, Aristodem, das Dich seiner Sorgfalt würdigt, destomehr solltest Du es ehren.

„Ich würde die Götter auch nicht vernachläfsigen, Sokrates, „wenn ich nur glaubte, dafs sie sich um die Menschen bekümmerten."

Und Du kannst noch daran zweifeln? Den Menschen allein unter allen Thieren stellten sie aufrecht: ein Vortheil, durch den er nicht allein weiter um sich blicken, und den Himmel und die Gestirne, und alles, was über ihm ist, besser betrachten kann,

sondern wodurch er auch mehr vor Gefahren gesichert ist. Allen übrigen Thieren gaben sie nur Füfse, um sich damit von einem Orte zum andern zu bewegen; nur der Mensch empfing noch die Hände, und durch sie fast alle die Vortheile, welche ihn glücklicher machen, als es die Thiere sind. Alle Thiere sind mit einer Zunge versehn; doch nur die Zunge des Menschen ist so gebildet, dafs sie durch tausend mannigfaltige Bewegungen artikulirte Töne hervorbringt, durch die wir einander unsere Gedanken, wie es uns gefällt, mittheilen können. Die Vergnügungen der Liebe endlich sind allen übrigen Thieren nur in einer gewissen, bestimmten Zeit des Jahres vergönnt: uns allein steht es frei, sie bis ins Alter ununterbrochen fortzugenieſsen. Aber Gott begnügte sich nicht, nur für unsern Körper zu sorgen; er verlieh (und diefs ist sein wichtigstes Geschenk) auch dem Menschen die vollkommenste Seele. Denn wo ist ein Geschöpf auf dem Erdboden aufser dem Menschen, dessen Seele sich emporzuschwingen vermögte bis zum Daseyn der Götter, die so viele grofse erhabene Dinge so bewundernswürdig geordnet haben? Wer aufser dem Menschen verehrt sie? Welches Thier ist fähiger, als der Mensch, sich vor Hunger, oder Durst, oder Kälte, oder Hitze zu verwahren, sich in Krankheiten zu heilen, seinen Leib zu stärken und auszubilden, neue Kenntnisse zu erwerben, und, was es gehört, gesehen, erfahren hat, ins Gedächtnifs zurückzurufen? Und doch bist Du noch nicht überzeugt, dafs der Mensch in Vergleichung mit den übrigen Thieren gleich einem Gotte lebt, und sich eben so sehr durch die Vorzüge seines Körpers, als durch die Vorzüge seines Geistes über sie erhebt? Ich sage durch beide. Denn verbände er z. B. den Leib eines Stiers mit der Vernunft eines Menschen, so würde er nicht nach seinem Wohlgefallen handeln können. Auf der andern Seite haben die Thiere, welchen die Natur zwar Hände, aber nicht menschliche Vernunft gab, nichts voraus. Wie kannst Du also, Du, der Du beide so wichtige Vortheile in Dir vereinigst, noch zweifeln, ob die Götter für Dich Sorge tragen? Was müfsten sie denn thun, um Dich zu überzeugen?

„Sie müfsten mir Rathgeber senden, wie Du sagst, dafs sie „thun, um mich in meinen Handlungen zu leiten."

Aber wenn sie den Athenern durch Orakel weissagen, weissagen sie dann nicht auch Dir? Und nicht eben so, wenn sie allen Griechen, oder dem ganzen Menschengeschlechte Zeichen und Vorbedeutungen senden? Oder bist Du immer allein ausgeschlossen, immer allein vernachläfsigt? Glaubst Du wohl, dafs die Götter den Menschen das Vorurtheil eingepflanzt hätten, als wären sie fähig, ihnen Gutes und Böses zuzufügen, wenn sie diese Macht nicht wirklich besäfsen? Würden denn die Menschen die Täuschung so viele Zeitalter hindurch nicht inne geworden seyn? Und siehst Du nicht auch dafs die ältesten, und weisesten unter den Sterblichen, die ältesten und weisesten Städte und Nationen die Götter am meisten verehrten, und dafs die aufgeklärtesten Zeitalter auch die meiste Religion besafsen. Bedenke, Lieber, fuhr Sokrates fort, dafs Deine Seele Deinen Körper nach ihrer Willkühr regiert. Sollte nun nicht eben so auch die Seele des Weltalls alle Dinge nach ihrem Gefallen beherrschen? Dein Auge reicht auf mehrere Stadien hinaus, und das Auge der Gottheit sollte nicht alles auf einmal überschauen können? Deine Seele kann sich um Dinge, die hier, die in Aegypten, die in Sicilien vorgehn, bekümmern; und dem göttlichen Verstande sollte es unmöglich seyn, für alles auf einmal Sorge zu tragen? So wie Du im Umgange mit Menschen durch Gefälligkeiten und Dienste, die Du ihnen leistest, diejenigen kennen lernst, die Dir wieder Dienste und Gefälligkeiten erweisen wollen; so wie Du ihre Klugheit prüfst, indem Du sie um Rath fragst; so mache es auch mit den Göttern. Diene ihnen, und versuche, ob sie Dir vielleicht etwas von dem entdecken, was den Menschen verborgen ist; und Du wirst gewifs die Gottheit für ein so grofses, so erhabenes Wesen erkennen, dafs sie alles auf einmal überschauen, alles wahrnehmen, überall zugleich gegenwärtig seyn, und ihre Sorgfalt auf alles erstrecken kann.

Sage mir, sprach eines Tages Sokrates zum Euthydem, ist es Dir wohl je eingefallen, darüber nachzudenken, wie gütig die Götter für alle Bedürfnisse der Menschen gesorgt haben?

„Noch nie, Sokrates, erwiederte Euthydem."

Aber sie gaben uns doch, um dies zuerst zu erwähnen, das Licht; und Du weifst doch, dafs wir dessen bedürfen?

„Allerdings. Denn vermöge der Einrichtung unsres Auges „würden wir ohne Licht den Blinden ähnlich seyn."

Wir bedürfen ferner der Ruhe; und sie haben dazu die bequemste Zeit, die Nacht, geschaffen.

„Auch dies verdient unsern Dank."

Die Sonne, die ein lichtvoller Körper ist, zeigt uns die Zeiten des Tages an, und erleuchtet alle Gegenstände für unser Auge. Weil aber die Nacht finster ist und alle Gegenstände unkenntlich macht; so lassen die Götter die Gestirne aufgehen, welche die Zeiten der Nacht bestimmen, und uns eine Menge unsrer Geschäfte erleichtern. Und der Mond deutet uns nicht nur die Theile der Nacht, sondern auch die Theile des Monats an.

„Allerdings."

Ferner lassen die Götter die Nahrung die wir brauchen, auf dem Erdboden wachsen, lassen dazu schickliche Jahrszeiten mit einander abwechseln, und verschaffen uns dadurch tausend mannigfaltige Dinge, nicht allein zu unserm Nutzen, sondern auch zu unserm Vergnügen.

„Auch dies zeugt von ihrer Liebe für die Menschen."

Sie haben uns auch das Wasser gegeben, dessen Nutzen für uns so vielfach ist. Denn durch das Wasser keimen und wachsen mit Hulfe der Erde und der Jahrszeiten alle uns nützliche Pflanzen; das Wasser ernährt uns selbst, und macht alle unsere Speise verdaulicher, gesunder, und angenehmer. Und eben darum, weil wir desselben zu so vielem Gebrauche bedürfen, haben sie es uns auf das reichlichste mitgetheilt.

„Abermals ein Beweis ihrer Fürsorge!"

Nebst dem Wasser haben sie uns das Feuer verliehen, das uns gegen Kälte und Finsternifs schützt, und zu jedem Handwerk, zur Verfertigung aller den Menschen nützlichen Werkzeuge nothwendig ist. Denn fast keins von allen Geräthen, die wir im Leben brauchen, wird ohne Feuer verfertigt.

„Auch diefs zeigt eine überschwengliche Sorgfalt für die „Menschen."

Und ist es nicht wunderbar, dafs sie uns von allen Seiten so reichlich mit Luft umgossen haben, durch die wir nicht nur unser Leben erhalten, sondern die Meere durchschiffen, um uns einer dem andern unsre Bedürfnisse aus den entferntesten Gegenden zuzuführen? nicht wunderbar, dafs die Sonne, wenn sie sich im Winter wendet, zu uns kommt, einige Pflanzen zur Reife bringt, andere, deren Zeit vorüber ist, trocknet, dafs sie sich, nach Vollendung dieses Geschäfts nicht weiter nähert, sondern gleichsam aus Furcht, uns durch zu grofse Hitze zu schaden, sich von neuem wegwendet, drauf weil wir, gienge sie noch weiter fort, vor Kälte erstarren müfsten, wieder umdreht, sich uns abermals nähert, und den Standpunkt am Himmel wählt, der für uns der vortheilhafteste ist.

„Allerdings scheint auch diese Einrichtung den Nutzen der „Menschheit zu beabsichten."

Und das gewifs nicht minder, dafs die Sonne sich so allmählig nähert, und so allmählig wieder entfernt, dafs wir, ohne es selbst zu merken, den äufsersten Grad beider Arten von Witterung erreichen. Denn wir würden gewifs weder die Hitze, noch die Kälte ertragen können, wenn sie auf einmal einbrächen.

„Sehr richtig, Sokrates; nur das Eine überleg' ich noch, ob „die Götter wohl noch eine andere Absicht hatten, als für die „Menschen zu sorgen; und da stofse ich nur bei der einzigen Be„trachtung an, dafs doch auch die Thiere alles diefs mit uns ge„nieifsen."

Gut, Euthydem, sind aber die Thiere nicht selbst zu unserm Nutzen geschaffen? Denn welches Thier zieht wohl so viel Vortheile von den übrigen Thieren, als der Mensch, dem sie noch

mehr Nutzen gewähren, als selbst die Pflanzen? Wenigstens nährt und bereichert er sich durch sie, nicht weniger als durch diese. Viele Völker bedienen sich gar nicht der Erdfrüchte zu ihren Speisen, sondern leben blofs von der Milch, von dem Käse, von dem Fleisch ihrer Heerden; und überall werden die nützlichsten Thiere gebändigt und zahm gemacht, und als Gehülfen im Kriege, und in tausend andern Geschäften gebraucht *).

„Auch hierin mufs ich Dir Recht geben. Denn täglich sieht „man selbst diejenigen unter ihnen, die weit stärker als der Mensch „sind, ihm so unterthan werden, dafs er sich ihrer nach Gefallen „bedienen kann."

Es giebt so viele nützliche vortrefliche Dinge, die aber von verschiedener Natur und Beschaffenheit sind. Daher verliehen uns die Götter für eine jede Gattung derselben angemessene sinnliche Werkzeuge, durch die wir alle diese Güter geniefsen. Aufserdem aber machten sie uns durch den Verstand fähig, uns an

*) Sokrates schränkt hier die Liebe, und Sorgfalt der Gottheit in viel zu enge Gränzen ein. Bei allen ihren wohlthätigen Einrichtungen soll sie blofs den Nutzen der Menschen beabsichtet, die Thiere blofs seinetwegen geschaffen haben. Weit edler, der Gottheit weit würdiger ist es gewifs, alle Lebendigen zum Zweck der gütigen Veranstaltungen des Schöpfers zu machen. Und diese Wahrheit ist auch in der Natur unverkennbar. Freilich nützen die Thiere dem Menschen, freilich sind sie seinetwegen geschaffen. Allein diefs ist nicht ihre einzige, nicht einmal ihre vorzüglichste Bestimmung. Sie sind geschaffen, um Wohlseyn zu geniefsen; denn sie sind des Wohlseyns fähig. Aber der Schöpfer verband immer mehrere Endzwecke mit einander. Daher sollen sie auch die Glückseligkeit der Menschen befördern. Befördern nicht auch gegenseitig die Menschen das Wohlseyn der Thiere? Sind nicht auch sie wiederum wegen der Thiere geschaffen? Denn nirgends in der ganzen Schöpfung kann man sagen: diefs ist das Mittel, diefs ist der Zweck. Alles ist Mittel, alles ist Zweck. — Aber Sokrates, oder vielmehr Xenophon, bedarf keiner Vertheidigung wegen dieser Stelle. Wenn er sich so einseitig ausdrückt; so folgt daraus nicht, dafs er sich wirklich so eingeschränkte Begriffe von den Absichten Gottes machte. Er wollte hier blofs den Einwurf des Euthydem beantworten, und dazu war, was er sagte, schon hinlänglich.

ehemalige sinnliche Empfindungen zu erinnern, Folgerungen daraus zu ziehn, auf diese Weise die Brauchbarkeit jedes einzelnen Dinges kennen zu lernen, und Veranstaltungen zu treffen, wie wir das Nützliche geniefsen, und das Schädliche vermeiden können. Und dafs sie uns die Sprache verliehen, durch die wir einander Unterricht über alles Nützliche mittheilen, in Gesellschaft leben, Gesetze geben, und Staaten verwalten können!

„Du hast Recht, Sokrates, die Götter tragen gewifs eine grofse „Sorgfalt für uns."

Auch bei zukünftigen Dingen, und wann wir nicht im Stande sind, vorauszusehn, was uns nützlich seyn wird, helfen sie uns, enthüllen uns auf unser Befragen durch Orakel die Zukunft, und lehren uns, wie sie am besten für uns ausfallen werde.

„Dich, Sokrates scheinen sie hierin noch mehr zu begünsti-„gen, da sie Dir, auch unbefragt, anzeigen, wie Du handlen sollst."

Doch auch Du, Euthydem, wirst gewifs erfahren, dafs ich die Wahrheit rede; warte nur nicht, bis Du die Gestalten der Götter erblickst, sondern begnüge Dich, sie aus ihren Werken zu erkennen, um sie zu verehren und anzubeten. Bedenke nur, dafs diefs die Art ist, wie Götter sich offenbaren. Denn auch die übrigen Wesen in der Natur, die uns Wohlthaten erweisen, thun diefs nicht vor unsern Augen; und der, welcher die ganze Welt, in der so viel Schönes, so viel Vortreffliches ist, geschaffen hat, und fortdauern läfst, der sie zu unsrem Nutzen ewig unentkräftet, ewig blühend, und unveraltet erhält, dem sie unwandelbar, und schneller als ein Gedanke gehorcht; er ist zwar in seinen erhabenen Wirkungen sichtbar, allein ihn selbst, wie er diefs anordnet, sehen wir nicht. Verstattet denn selbst die Sonne, die doch allen sichtbar ist, starr in sie hineinzusehn? Blendet sie nicht das Auge, das sie verwegen anzublicken wagt? Auch die Diener der Gottheit sind unsichtbar, wie Du finden wirst. Wir werden wohl gewahr, dafs der Blitz von oben herabfährt, dafs er zerschmettert, worauf er stöfst; aber wie er herabschiefst, wie er trift, wie er wieder verschwindet, sehen wir nicht. Eben so ist es auch mit dem Winde. Wir bemerken seine Wirkungen, wir empfinden

sein Annähern, aber ihn selbst sehn wir nicht. Ferner: wenn irgend etwas Verwandtschaft mit der Gottheit hat, so ist es gewifs unsre Seele; und auch sie sehen wir nicht, fühlen nur, dafs sie uns beherrscht. Alles diefs mufs man erwägen, nicht, was unsichtbar ist, geringschätzen, sondern die Macht aus den Wirkungen erkennen, und darum die Gottheit verehren.

„Gewifs, lieber Sokrates, ich werde sie nie, auch nicht in „dem kleinsten Stücke vernachläfsigen. Nur das macht mich „muthlos, dafs, wie es mir scheint, kein Sterblicher im Stande „ist, die Wohlthaten der Götter mit gleichem Dank zu erwiedern."

Werde darum nicht muthlos, Euthydem. Du erinnerst Dich wohl noch, dafs jemand das Orakel zu Delphi fragte, wie er den Göttern wohlgefällig werden könne. Durch das Gesetz des Staats, war die Antwort des Gottes. Nun ist es überall Gesetz, sich die Götter nach seinem Vermögen durch Opfer günstig zu machen. Kann man sie aber besser, frömmer verehren, als wie sie selbst es gebieten?*) Allein man mufs nicht weniger thun, als man vermag. Sonst zeigt man, dafs man sie nicht achtet. Man mufs sie aus allen Kräften verehren, und dann mit Zuversicht die gröfseste Glückseligkeit von ihnen erwarten. Von wel-

*) Man tadelt vielleicht die Anwendung, welche Xenophon hier von dem in der That so vortreflichen Orakelspruch blofs auf Opfer und äufserlichen Gottesdienst macht. Allein er bleibt doch dabei nicht stehn, er empfiehlt doch auch Gehorsam, Vertrauen, Liebe gegen die Götter. Uebrigens ist sowohl diese Stelle, als so viele andre in den obigen Gesprächen ein Beweis, wie ehrwürdig und heilig den weisesten Männern zu allen Zeiten die Religion des Staates war, weil sie einsahn, dafs aus ihr allein der gröfste Theil der Bürger seine Verbindlichkeiten gegen den Staat, und gegen seine Mitbürger herleitet, dafs er auf sie allein alle seine Hofnungen baut, und nur im Vertrauen auf sie sein Leben für das Vaterland wagt. In der Periode, in welcher Sokrates lebte, kam nun noch hinzu, dafs sich überhaupt fast gar keine Aufklärung fand, dafs jezt allgemeinbekannte Wahrheiten, blofs geheim gehaltnes Eigenthum einiger wenigen Weisen blieben, und dafs Religion und Staatsverfassung zu nah mit einander verbunden waren, als dafs man die erstere, ohne Schaden der leztern, hätte angreifen können.

chen andern Wesen auch, als von ihnen, da sie die wichtigsten Wohlthaten zu gewähren im Stande sind, dürfte man sich gröfsere Hofnungen machen; und auf welche andre Weise, als wenn man ihnen zu gefallen strebt. Aber gefallen kann man ihnen nur durch den strengsten Gehorsam.

Platon.

Zehntes Buch der Gesetze.

Einst auf einer Reise nach Kreta begegnete Platon nahe bei Gnossus dem Megill und Klinias. Der erstere war ein Sparter, der andre ein Kreter, und beide hatten von den Gnossiern den Auftrag erhalten, Anführer und Gesetzgeber eines neuen Pflanzvolks zu werden. Diefs gab zu häufigen Unterredungen über die Gesetzgebung zwischen ihnen und dem Platon Anlafs, und aus diesen Gesprächen entstanden die vortreflichen Bücher über die Gesetze; worin also nicht, wie sonst, Sokrates, sondern Platon selbst unter dem Namen des Athenischen Fremdlings auftritt.

Den ganzen Plan des Platonischen Werks zu entwickeln, gehört nicht zu meiner gegenwärtigen Absicht; ich begnüge mich, nur den Zusammenhang anzuzeigen, in dem die folgende Untersuchung über das Daseyn, und die Vorsehung Gottes mit dem eigentlichen Gegenstande des Gesprächs steht.

Plato kommt im zehnten Buch seines Werks auf diejenigen Verbrechen, die, wie er sagt, vorzüglich Folgen der Ausschweifungen, und der Zügellosigkeit der Jugend sind. Er nennt Verletzung der obrigkeitlichen Rechte, Uebertretung der kindlichen Pflichten, Entweihung heiliger Oerter, Verachtung und Beleidigung der Gottheit. Bei diesem leztern Punkte hält er sich am längsten auf, weil er darin den

Ursprung der meisten andern Verbrechen zu finden glaubt. Er sucht also nicht blofs hier die wirksamste Strafe festzusetzen, sondern auch die Ursachen aus dem Wege zu räumen, aus welchen diese Verachtung der Götter entstehn könnte.

„Nur aus einer der drei folgenden Ursachen, sagt er, kann „es herrühren, wenn die Menschen über die Götter spotten, oder „sie auf irgend eine andre Art durch Worte oder Handlungen be„leidigen. Entweder glauben sie überhaupt nicht, dafs es Götter „giebt; oder wenn sie auch an ihrem Daseyn nicht zweifeln, so „sind sie doch nicht überzeugt, dafs sie sich um die Regierung „der Welt, und vorzüglich um die Angelegenheiten und Schiksale „der Menschen bekümmern, oder bilden sich gar ein, die Götter, „wenn sie auch einmal über ihre Laster erzürnt wären, durch „Opfer und Geschenke besänftigen zu können. Denn nach den „Religionsbegriffen, welche die Gesetze sie lehren, würde die Furcht „vor dem Unwillen, und der künftigen Strafe der Götter ihnen „nie eine gesetzwidrige Handlung, oder einen irreligiösen Ausdruck „erlauben. Doch wie, fährt er fort, ist dem Uebel zu steuern? „Da könnten sie uns leicht mit Recht den Vorwurf machen, dafs „wir die sanften Gesetzgeber nicht wären, für die wir gelten woll„ten; und von uns fordern, sie erst zu überzeugen, und die Schrif„ten der Dichter und Redner zu widerlegen, woraus sie ihre Re„ligionsmeinungen schöpfen."

„Und sollte es denn so schwer seyn, fällt ihm hier Klinias „ins Wort, das Daseyn der Götter zu beweisen. Die Betrach„tung der Sonne, der Erde, und der Gestirne, des zweckmäfsigen „Wechsels der verschiedenen Jahrszeiten; dafs alle Völker, Grie„chen und Nichtgriechen, eine Gottheit verehren — Mit diesen „Beweisen, unterbricht ihn der Athenische Fremdling, möchten sie „Dich bald verlachen. Die Ursache ihrer Verirrungen ist nicht „blofs, wie Du vielleichst glaubst, ein ungemäfsigter Hang zum „Vergnügen, eine zügellose Begierde allen ihren Leidenschaften „zu fröhnen; es ist etwas weit schlimmeres, das Ihr Ausländer gar

„nicht kennt, eine grobe Unwissenheit, die dabei das Ansehn der „tiefsten Weisheit hat. Du mufst nemlich wissen, dafs es bei uns „theils in prosaischen, theils in poetischen Schriften, verschiedene „Systeme über die Entstehung der Welt und den Ursprung der „Götter giebt — dergleichen man bei Euch, wegen der Vortref„lichkeit Eurer Gesetzgebung gar nicht findet. Nach diesen hat „der Himmel und die übrige Körperwelt *) zuerst und früher als „alle andre Dinge existirt, und erst nachher sind die Götter ent„standen, deren Schicksale und Begebenheiten denn der Reihe „nach erzählt werden. Inwiefern nun diese Systeme zu andern „Zwecken nützlich seyn mögen, ist bei ihrem Alter schwer zu ent„scheiden. Aber zu einer eifrigeren Verehrung der Götter, oder „zu einer gröfseren Ehrfurcht gegen die Eltern tragen sie gewifs „nichts bei. Doch ich überlasse jene ältere Weltweisen ihrem „Schiksale. Auch unsre neuern Philosophen haben Schuld an „dem Unheil. Wenn wir ihnen die Beweise für das Daseyn Got„tes vortrügen, die du erwähntest, wenn wir ihnen Sonne, Mond, „Gestirne, und Erde, als eben so viel Gottheiten und göttliche „Wesen vorstellten; so würden sie uns mit ihrer Weisheit bald „überführen, dafs diefs alles nur todte Stein- und Erdmassen sind, „die sich um die menschlichen Angelegenheiten nicht bekümmern „können, und dafs alles, was man von ihnen erzählt, nur in aus„geschmückten, wahrscheinlich gemachten Mährchen bestehe. Was „sollen wir nun aber thun, meine Freunde? Sollen wir die Sache „der Götter wider ihre Gegner vertheidigen, und diefs gleichsam „als eine Einleitung unsren Gesetzen über diesen Gegenstand vor„ausschicken? Oder sollen wir diese Untersuchungen fahren las„sen, und in unsrem Hauptgeschäfte, in der Gesetzgebung, ununter-

*) *οὐρανοῦ τῶν τε ἄλλων*. Serranus übersetzt zwar *coeli aliorumque deorum*. Allein diefs scheint mir nicht richtig. Denn einmal ist es grammatisch nicht nothwendig das Wort *ἄλλων* an das vorhergehende *θεῶν* zu ziehn; und zweitens pafst auch *deorum*, dünkt mich, nicht gut in den Sinn. Denn Platon tadelt immer, wie man aus dem ganzen Gespräche sieht, dafs man die Entstehung der Körperwelt, der Entstehung der Geisterwelt vorangehen läfst. Aus dem Hesiodus Theog. v. 43. erhellet das hier gesagte noch mehr.

„terbrochen fortfahren? Denn freilich dürfte wohl die Einleitung „länger werden, als das Gesetz selbst. Ein System, wie das, was „ich Euch oben vorgelegt habe, würde, auch wenn es nur Einer „behauptete, schon schwer zu widerlegen seyn; wie vielmehr aber „jezt, da es so viele Anhänger findet?

Klinias und Megill stimmen der erstern Meinung bei.

„Schon oft, sagen sie, wiederholten wir es, dafs wir bei un„serm Geschäfte weder auf Kürze, noch auf Länge Rücksicht neh„men müssen. Es treibt uns ja niemand, und würde es nicht „lächerlich seyn, das Kürzere dem Besseren vorzuziehn? um so „mehr da es doch sicherlich überaus wichtig ist, Gewifsheit in der „Ueberzeugung zu haben, dafs es eine gütige, die Gerechtigkeit „mehr, als irgend ein Mensch, liebende Gottheit giebt. Welchen „schöneren vortrefflicheren Eingang könnten wir zu unsren Gesetzen „finden? Lafs uns daher, Athenischer Fremdling, diese Untersu„chung mit der möglichsten Genauigkeit anstellen, und nichts über„gehen, was nur irgend dazu gehört."

Hierauf beginnt die Untersuchung auf folgende Art:

Der Athener. Deine Bitte, Klinias, ist zu dringend, als dafs ich länger zögern könnte. Aber wie ist es möglich, sich ohne Erbitterung in der Nothwendigkeit zu sehn, das Daseyn der Götter noch beweisen zu müssen? Wie ist es möglich, nicht auf diejenigen zu zürnen, die uns zu diesen Untersuchungen nöthigen? Von ihrer Kindheit, ja von der Muttermilch an, hören sie diese Lehren bald im Scherze, bald im Ernste von Müttern und Ammen; waren bei den Opfern, und den sie begleitenden Schauspielen zugegen, wo alles nur darauf Bezug hatte, und die Kinder sonst so viel Vergnügen machen; wufsten, wie ihre Eltern mit der eifrigsten Inbrunst zu den Göttern beteten, und sie für sich, und für sie anriefen; sahen und hörten, wie alle Griechen und Ausländer, beim Aufgange und Untergange der Sonne und des Mondes, die Gottheit verehrten, und dadurch jeden Verdacht, als bezweifelten sie nur im geringsten ihr Daseyn, vertilgten; und dennoch setzen sie sich jezt über diefs alles hinweg, und nöthigen uns, ohne nur

irgend Einen triftigen Grund für sich zu haben, die jezigen Untersuchungen anzustellen. Wie kann man sie, wenn man dieſs bedenkt, mit sanften Worten zurecht weisen, und sie über das Daseyn der Götter belehren? Und dennoch müssen wir es versuchen, dürfen uns dennoch nicht eben so vom Zorn hinreiſsen lassen, als sie von dem Taumel der Sinnlichkeit. Laſst uns daher allen Unmuth in uns unterdrücken und ohne Erbitterung mit Sanftmuth zu diesen armen, seelekranken Menschen reden. Wir wollen thun als hätten wir einen von ihnen vor uns: „Mein Sohn" wollen wir zu ihm sagen, „Du bist noch jung. Du wirst noch oft „bei reifern Jahren viele der Grundsätze, die Du jezt für wahr „hältst, verändern, und zu ganz entgegengesetzten übergehn. Warte „doch also bis dahin, ehe Du Dich über das entscheidest, was das „wichtigste ist. Was aber kann es mehr seyn, als richtig über „die Götter zu denken, und edel zu leben? Bilde Dir auch nicht „etwa ein, dafs Du und Deine Freunde zuerst die Meinungen über „die Götter hegten. Ich kann Dir mit Gewifsheit das Gegentheil „versichern. Zu allen Zeiten sind bald mehrere, bald wenigere „von dieser Krankheit angesteckt. Aber keiner — auch das kannst „Du mir glauben — hat das Daseyn der Götter in seiner Jugend „geleugnet, der bis in sein Alter dabei verharret wäre. Noch „eher haften zwar auch nicht bei vielen, aber doch bei einigen, „die beiden andern vorerwähnten Krankheiten, dafs die Götter „sich nicht um die Menschen bekümmern, oder sich doch leicht „durch Gebete und Opfer versöhnen lassen, wenn sie auch daran „Theil nehmen. Warte daher, wenn Du mir folgen willst, mit „Deinem Urtheil, bis diese Materien Dir deutlicher sind, überlege „nur indefs fleifsig, wie es sich wohl damit verhalten könnte, und „versäume nicht, Dich des Unterrichts andrer, vorzüglich des Ge„setzgebers, zu bedienen. Denn ihm kommt es zu, Dich jezt und „künftig, über diese Gegenstände zu belehren. Wage es aber ja „nicht, bis zu diesem Zeitpunkte auf irgend eine Weise gegen die „Götter zu handlen."

Klinias. Bis hieher, Fremdling, ist, was Du gesagt hast, vortreflich.

D. A. Aber bemerkst Du auch wohl, dafs wir uns hier, ohne selbst gewahr zu werden, in ein sonderbares System verwickelt haben?

Kl. In welches, Fremdling?

D. A. In ein System, das von vielen für das weiseste unter allen gehalten wird!

Kl. Erkläre Dich deutlicher!

D. A. Sogleich. Sie behaupten, dafs alles, was gewesen ist, ist, und seyn wird, sein Daseyn entweder der Natur, oder der Kunst, oder dem Zufall zu danken habe.

Kl. Und sollten sie darin nicht Recht haben?

D. A. Wie könnten Weise, wie sie, irren? Lafs uns ihnen aber doch ein wenig folgen, und sehn, was sie sich eigentlich gedacht haben!

Kl. Von Herzen gern!

D. A. Aller Wahrscheinlichkeit nach, sagen sie, sind die gröfsesten, vortreflichsten Dinge Werke der Natur und des Zufalls, der Kunst gehören die unbedeutenderen zu. Denn sie borgt den ersten Hauptstoff von der Natur, und formt nur, und bildet daraus die kleineren Dinge, die wir Kunstwerke nennen.

Kl. Wie verstehen sie diefs?

D. A. Ich will mich gleich deutlicher erklären. Ihrem System nach sind die Erde, das Feuer, das Wasser, die Luft insgesammt durch die Natur und den Zufall — beides leblose Wesen — hervorgebracht; die Kunst hat keinen Theil daran. Eben so sind alle übrigen Körper entstanden; unser Erdball, die Sonne, der Mond, und die Gestirne. Denn der Zufall hat alles, ein jedes nemlich nach den ihm eigenen Kräften, unter einander geworfen, und so hat es sich nach seinen verschiedenen Beschaffenheiten mit einander verbunden, das Warme mit dem Kalten, das Trockne mit dem Nassen, das Weiche mit dem Harten, und so fort durch eine blinde Nothwendigkeit immer ein Entgegengesetztes mit dem andern. Hieraus und auf diese Weise ist der ganze Himmel entstanden, und alles, was unter dem Himmel ist, die Thiere, die Pflanzen, der Wechsel der Jahrszeiten, nicht mit Hülfe eines Ver-

standes, oder eines Gottes, oder der Kunst, sondern durch die Natur und den Zufall. Aus diesen, und später als sie, ist die Kunst entsprungen — sterblich und von sterblichen Menschen erfunden — und hat lange nachher Werke hervorgebracht, die ohne eigentlich etwas Wahres, Reelles, an sich zu tragen, nur Phänomen sind, die blofs unter einander Verwandtschaft haben, wie Werke der Malerei, der Musik, und der übrigen mit diesen beiden wetteifernden Künste. Soll die Kunst ja etwas Reelles hervorbringen; so mufs sie sich mit der Natur vereinigen, wie es in der Heilkunst, Oekonomik, und der Gymnastik geschieht. Selbst die Staatskunst hat nur wenig Verwandtschaft mit der Natur, und die Gesetzgebungskunst gar keine. Daher sie denn auch lauter falsche Grundsätze aufstellt.

K l. Wie das?

D. A. Die Götter, um ihrer zuerst zu erwähnen, existiren, (ich rede noch immer in ihrem System fort,) nicht wirklich in der Natur, sondern danken ihr Daseyn allein der Kunst und den Gesetzen. Daher sind sie auch nach den verschiedenen Nationen verschieden, je nachdem sich die Gesetzgeber mehr oder weniger einander genähert haben. Eben so ist, was wir Tugend nennen, etwas andres nach der Natur, etwas andres nach den Gesetzen; und was gerecht ist, läfst sich nach der Natur ganz und gar nicht bestimmen. Die Menschen sind von jeher darüber uneins gewesen, haben ihre Meinungen bald auf diese, bald auf jene Weise verändert, und immer das angenommen, und durch Gesetze bestätigt, was ihnen jedesmal das richtigste schien. Natur und Wahrheit aber haben keinen Theil daran. Solche Lehrsätze, lieben Freunde, empfehlen jene weisen Männer der Jugend bald in prosaischen, bald in poetischen Schriften, und setzen dann noch hinzu: nur das sei Recht, was jeder mit Gewalt sich erringe. Diefs ist denn die Quelle der Zügellosigkeit unsrer jungen Bürger, dafs sie die Götter nicht glauben, die das Gesetz zu glauben befiehlt! Diefs ist die Quelle der Unruhen im Staat, dafs sie nach der, ihrem Wahn nach, einzig natürlichen Glückseligkeit streben: über alle zu herrschen, und keiner von den Gesetzen verordneten Gewalt zu gehorchen.

Kl. Was für ein System hast Du uns vorgetragen, Fremdling, welche Pest für die Jugend, zum Verderben des Staats und ihrer Familien!

D. A. Sehr richtig, Klinias. Aber was soll der Gesetzgeber thun, wenn dieſs schon lange gegen ihn vorbereitet ist? Soll er sich mitten in der Stadt hinstellen, und blofs befehlen, die von den Gesetzen angenommenen Götter zu glauben und zu verehren, und über alles, was edel und gerecht ist, was sich auf Tugend und Laster bezieht, den Vorschriften der Gesetze gemäfs zu denken, und so zu handlen? ihnen drohen, wenn sie seinen Gesetzen nicht gehorchen würden, diesen mit dem Tode, jenen mit Geifsel und Kerker, einen andren mit Schande, Mangel, und Verbannung zu bestrafen? Und soll er nirgends Ueberzeugungsgründe hinzufügen, ihre Herzen zu erweichen, und sie zurückzuführen?

Kl. Ganz und gar nicht, Fremdling. Vielmehr, giebt es irgend, auch noch so kleine, Ueberzeugungsgründe für diese Wahrheiten; so darf der Gesetzgeber — wenn er nur irgend diesen Namen verdienen soll — nicht müde werden; sondern das hergebrachte Gesetz durch Beweise für das Daseyn der Götter unterstützen, der Kunst und den Gesetzen das Wort reden, und zeigen, dafs sie durch die Natur, oder nicht weniger, als die Natur selbst, existiren, weil sie Früchte des Verstandes sind. Denn diefs hast Du, dünkt mich, auf die überzeugendste Art dargethan.

D. A. Du bist sehr enthusiastisch für unser Unternehmen, lieber Klinias; aber bedenkst Du auch wohl, ob es nicht zu schwer seyn wird, so lange und verwickelte Beweise dem Volke vorzutragen? *)

Kl. Wir haben uns ja bei andren Dingen, bei den Gastmälern, bei der Tonkunst so lange, ohne zu ermüden verweilt; und bei Untersuchungen über die Gottheit wollten wir es nicht? Eine

*) Ich gehe zwar in dieser Stelle von Serrans und Ficins Uebersetzungen ab. Aber sowohl wegen des Zusammenhangs, als besonders der Worte εἰς πλῆθος λεγόμενα scheint mir der Sinn, wie ich ihn ausgedrückt habe, richtiger gefafst zu seyn.

vernünftige Gesetzgebung erhält gewifs keine geringe Stütze dadurch, wenn das Gesetz immer zugleich Grund und Beweis angiebt. Denn alsdann bleibt es gewifs unumstöfslich. Was schadet es auch, wenn unsre Gesetze anfangs ein wenig schwer zu verstehn sind? Der langsamere Kopf kann sie ja öfter überlesen. Und was Du von der Länge sagst; so darf uns diese, wenn wir den Nutzen erwägen, nicht zurückhalten. In der That es wäre unverzeihlich, Sätze von der Art nicht nach allen Kräften zu vertheidigen.

Megill. Klinias, dünkt mich, hat Recht, Fremdling.

D. A. Das hat er, und wir müssen ihm folgen. Wären die Grundsätze, deren ich vorhin erwähnte, nicht gleichsam in der ganzen Welt ausgebreitet, so brauchten wir freilich nicht das Daseyn der Götter zu vertheidigen; allein so ist es nothwendig. Und wem ziemt diese Vertheidigung mehr, als dem Gesetzgeber, da jene schändlichen Menschen die ehrwürdigsten Gesetze unter die Füfse treten?

Kl. Gewifs keinem.

D. A. So sage mir denn von neuem, Klinias — denn wir müssen immer gemeinschaftlich untersuchen — scheint es Dir nicht auch, dafs unsre Gegner Feuer, Wasser, Erde und Luft für die ersten aller Dinge halten, dafs sie diese zusammengenommen die Natur nennen, und dafs sie erst aus ihnen die geistige Substanz, die Seele, entstehn lassen. Mich dünkt sogar, diefs scheint nicht blofs so, sondern es liegt offenbar in ihren Behauptungen.

Kl. Allerdings.

D. A. Hätten wir da nicht auf einmal die Quelle von allen den unsinnigen Meinungen derer entdeckt, die sich bis jetzt mit Untersuchungen über die Natur beschäftigt haben. Denke ja recht aufmerksam darüber nach. Denn es wäre doch in der That kein kleiner Gewinn für uns, wenn die Anhänger und Vertheidiger so gotteslängnerischer Systeme sich unrichtiger Schlufsfolgen schuldig gemacht hätten. Und mir kommt es so vor.

Kl. Auch mir, Fremdling. Doch sage mir, worin eigentlich sie geirrt haben.

D. A. Aber ich werde fremde, unbekannte Sätze zu Hülfe nehmen müssen.

Kl. Immerzu. Du fürchtest, wie ich sehe, Dich von den Gränzen der Gesetzgebung zu entfernen; aber können wir auf keinem andren Wege das Daseyn der Götter vertheidigen, so müssen wir auch diesen einschlagen.

D. A. Ich würde daher, wie ungewohnt es auch klingen mag, also anfangen. In allen den Systemen, aus welchen jene verkehrten Grundsätze über die Götter entstanden sind, wird das, was die erste Ursache alles Entstehens und alles Untergehens ist, nicht für das Erste, sondern für das Letzte angenommen; das Letzte hingegen wird an die Stelle des Ersten gesetzt. Daher alle Irrthümer über das Wesen der Götter.

Kl. Ich verstehe Dich noch nicht recht.

D. A. Alle jene Philosophen haben, dünkt mich, die Seele *), ihre Kräfte, und vorzüglich ihre Entstehung sehr wenig gekannt. Denn sie haben nicht gewufst, dafs sie früher als alle andre Dinge, folglich auch früher, als die ganze Körperwelt existirt hat, und dafs sie allein jede Veränderung, jede Umbildung hervorbringt. Und wenn diefs wahr ist, wenn die Seele wirklich älter ist, als der Körper; so mufs auch, was mit der Seele verwandt ist, früher da gewesen seyn, als das, was zum Körper gehört.

Kl. Wie anders?

D. A. Alles Geistige, Meinung, Fürsorge, Verstand, Kunst, Gesetz u. s. w. war also eher da, eh' es etwas Körperliches, etwas Hartes und Weiches, etwas Schweres und Leichtes gab; und die gröfsesten, ersten Dinge und Veränderungen sind folglich Werke der Kunst, da hingegen die Werke der Natur, so wie die Natur selbst — von der sie auch einen unrichtigen Begriff haben — später entstanden, und der Kunst und dem Verstande untergeordnet sind.

*) Platon versteht unter ψυχή in diesem ganzen Gespräche alles Immaterielle überhaupt. Mir schien vorzüglich in Rücksicht auf die Weltseele, auf die im Folgenden verschiedentlich angespielt wird, der Ausdruck Seele im Deutschen der passendste.

Kl. Inwiefern tadelst Du ihren Begriff von der Natur?

D. A. Sie nennen die Natur die Entstehung der ersten Dinge, und setzen die Körper voran. Wenn aber nicht das Feuer, nicht die Luft, sondern die Seele zuerst existirt hat; so kann man ja dieſs mit Recht die natürliche Ordnung der Dinge nennen. Aber freilich muſs erst bewiesen werden, daſs die Seele älter ist, als die Körper; und wollen wir nicht gleich zu diesem Beweise schreiten?

Kl. Warum nicht?

D. A. So müssen wir uns denn nur hüten, daſs uns nicht irgend ein junger sophistischer Trugschluſs täusche. Wenn er uns, die wir schon Greise sind, lockte, und uns auf einmal wieder entschlüpfte; so gäbe er uns gewiſs dem Gelächter der Leute Preiſs, und zeigte ihnen, daſs wir, die wir so groſse Dinge unternehmen, auch in den kleinsten verunglücken. Wir wollen uns einmal vorstellen, wir hätten, wir drei, durch einen Fluſs zu gehn. Würd' es Euch da nicht vernünftig scheinen, wenn ich, als der jüngste von Euch, und der am meisten gewohnt wäre, Flüsse zu durchwaten, Euch vorschlüge, zuerst zu versuchen, und Euch indeſs am sichern Ufer zu lassen. Denn ich könnte ja dann sehn, ob wohl auch Ihr, Aeltere, durchkommen könntet, und wenn ich das sähe, Euch mit meiner gröſseren Erfahrung helfen; fände ich aber das Gegentheil, so hätte ich die Gefahr über mich genommen. Der Fall, in dem wir uns jezt befinden, ist diesem fast gleich. Unsre Untersuchung ist tief, und für Eure Kräfte vielleicht unergründlich; leicht kann Euch ein Schwindel befallen; leicht könnt' Ihr durch Fragen, an die Ihr nicht gewöhnt seid, gefangen werden; und dann würdet Ihr Verdruſs und Schande davon haben. Ich will mich selbst erst fragen; indeſs sollt Ihr ganz ruhig zuhören; und dann will ich mir selbst wieder antworten. Und so will ich die ganze Untersuchung durchgehn, bis ich bewiesen habe, daſs die Seele früher da gewesen ist, als der Körper.

Kl. Vortrefflich, Fremdling; mach' es nur wie Du sagst.

D. A. Nun wohlan denn! Wenn wir aber je die Gottheit anrufen müssen, so laſst uns jezt bei dem Beweise ihres eigenen

Daseyns ihren Beistand erbitten, und durch ihn, wie durch einen festen Anker gesichert, die Untersuchung beginnen. Wenn man mir, wie ich eben sagte, Fragen vorlegte; so glaub' ich auf folgende Art am sichersten antworten zu können. Gesetzt z. B. man fragte mich: „Wir, Fremdling, ist alles in Ruhe, oder alles in Be„wegung, oder giebt es Dinge, die sich bewegen, und Dinge, die „ruhen?" so würde ich antworten: es giebt Dinge die ruhen, und Dinge, die sich bewegen. — „Mufs aber nicht immer ein Ort da „seyn, in welchem das Ruhende ruht, und das sich Bewegende „sich bewegt?" — Allerdings. — „Und geschieht die Bewegung „nicht bei einigen Dingen in Einem, bei andern in mehreren Or„ten?" — Du verstehst doch unter der Bewegung in Einem Orte diejenigen Dinge, die ohne ihren Standpunkt zu verändern, nur in der Mitte einen Schwung erhalten, so wie man von Kugeln sagt, dafs sie still stehn, da sie sich doch im Grunde herumdrehn. — „Ganz recht." — Bei diesem Herumdrehn mufs dieselbe Bewegung den gröfsesten und den kleinsten Zirkel herumtreiben, sich verhältnifsmäfsig unter die kleineren, und unter die gröfseren vertheilen, und also selbst nach eben diesem Verhältnifs bald kleiner bald gröfser seyn. Darum ist sie eben so bewundernswürdig, weil sie, was beinah unmöglich scheinen sollte, nach richtigem Verhältnifs zugleich den kleineren und den gröfseren Zirkeln Langsamkeit und Geschwindigkeit mittheilt. — „Du hast vollkommen Recht." — Und mit der Bewegung in mehreren Orten meinst Du doch solche Körper, die während der Bewegung ihre Stelle verändern, sie mögen nun immer denselben Mittelpunkt zur Basis haben, oder mehrere, wie beim Herumwälzen. Wenn sie so aufeinander stofsen, so trennen sie sich wenn sie ruhenden Körpern begegnen; treffen sie aber auf Körper, die gleichfalls in Bewegung, und nach Einem Punkte mit ihnen gerichtet sind; so verbinden sie sich untereinander, und mit den Körpern, die sich zwischen ihnen beiden befinden. — „Du hast meine Meinung „völlig richtig gefafst." — Nun aber nehmen die Körper durch die Verbindung mit andern zu, so wie sie durch die Trennung abnehmen; vorausgesetzt nämlich, dafs jeder seine vorige Beschaf-

fenheit behält. Denn sonst werden sie durch jede dieser Veränderungen vernichtet. — „Allein was mufs mit ihnen vorgehen, „wenn sie entstehn sollen?" — der erste Stofs mufs einen Zuwachs erhalten, durch den er in den zweiten Zustand, und von diesem in den folgenden übergeht. Denn erst nach drei verschiedenen Zuständen wird er den Sinnen bemerkbar. Durch diese Veränderungen, und Uebergänge entstehen alle Dinge; und so lange sie ihre erste Beschaffenheit behalten, existiren sie, sobald sie aber diese verändern, werden sie vernichtet. Sind wir nicht jezt, meine Freunde, alle Arten der Bewegung durchgegangen, zwei allein ausgenommen?

Kl. Und diese zwei sind?

D. A. Eben die, Lieber, um die wir diese ganze Untersuchung angestellt haben.

Kl. Erkläre Dich ein wenig deutlicher.

D. A. Wir redeten doch von der Seele?

Kl. Nun ja! —

D. A. So höre dann! Die eine dieser Bewegungen ist die, welche andere Dinge bewegt, sich selbst aber nie bewegen kann; die andre hingegen die, welche sich und andre Dinge beständig fort in Bewegung setzt, indem sie alle Verbindung und Trennung, alle Zunahme und Abnahme, alles Entstehen und Untergehen, hervorbringt. Wollen wir nun nicht die erste dieser Bewegungen, die andre Dinge verändert, aber wiederum stets von andren verändert wird, für die neunte Art der Bewegung annehmen, und derjenigen, welche sich und andre Dinge in Bewegung setzt, zu jeder Art des Handelns, und des Leidens fähig ist, und mit Recht der Grund aller Veränderung und aller Bewegung genannt werden kann, den zehnten Platz anweisen?

Kl. Allerdings.

D. A. Aber welcher unter diesen Arten von Bewegung werden wir in Absicht der Wirksamkeit und der Thätigkeit den Vorzug geben?

Kl. Natürlich keiner andern, als der selbstthätigen; denn dieser mussen alle übrigen nachstehn.

D. A. Sehr richtig! Jezt haben wir nur noch einen oder zwei Punkte in dem bisher gesagten zu verbessern.

Kl. Und welche, Fremdling?

D. A. Einmal war es falsch, dafs wir der Bewegung, von der wir zuletzt redeten, den zehnten Platz anwiesen, da sie doch, wie Du selbst zugiebst, sowohl der Entstehung, als der Wirksamkeit nach, die erste ist; dann hätten wir die, welche nach dieser die zweite ist, nicht für die neunte annehmen sollen.

Kl. Aus welchem Grunde nicht?

D. A. Aus folgendem. Wenn ein Ding von einem andern bewegt wird, und dieses wieder von einem andern, und dieses wieder von einem dritten, und immer so fort; wird dann irgend eins dieser Dinge den Grund der Bewegung enthalten? Unmöglich. Wie kann etwas, das von einem andern Dinge bewegt wird, der Grund der Bewegung seyn? Aber wenn etwas sich selbst Bewegendes eine Veränderung in einem andern Dinge hervorbringt, und dieſs wieder in einem andern, und wenn auf diese Art tausend und zehntausend Dinge verändert werden, was wird alsdann den Grund aller dieser Veränderung enthalten, wenn nicht die erste Veränderung der sich selbst bewegenden Substanz?

Kl. Offenbar nur sie.

D. A. Auch folgende Frage wollen wir uns wieder zur eigenen Beantwortung vorlegen. Wenn alles zugleich still stände — eine Hypothese, welche die meisten unsrer Gegner kühn genug sind anzunehmen — wo, bei welchen Substanzen müfste alsdann die erste Bewegung anfangen?

Kl. Nothwendig bei den selbstthätigen. Denn diese können nicht vorher durch etwas andres in Bewegung gesetzt werden, da vor ihnen gar keine Bewegung vorhanden ist.

D. A. Also liegt der Grund aller Bewegungen, sowohl derjenigen, welche nun schon aufgehört hat, als derjenigen, welche noch immer fortdauert, allein in der selbstthätigen Bewegung. Müssen wir nicht daher dieser das höchste Alter, und die gröfseste Wirksamkeit zuschreiben? und den Dingen, welche selbst von andern die Bewegung erhalten, die sie wiederum andern mittheilen, die zweite Stelle nach ihnen anweisen?

Kl. Wie könnten wir anders?

D. A. So weit wären wir jezt in unserm Beweise gekommen. Nun weiter! Was legen wir einem Körper für eine Eigenschaft bei, wenn wir in ihm — er bestehe nun aus Erde, Wasser oder Feuer, er sei einfach, oder zusammengesetzt — eine solche erste Bewegung erblicken?

Kl. Fragst Du mich vielleicht, ob wir einem solchen Körper, der sich durch sich selbst bewegt, Leben zuschreiben?

D. A. Nichts anders; ob wir ihm Leben zuschreiben?

Kl. Allerdings.

D. A. Und wie? Wenn wir in einem Körper eine Seele gewahr werden, suchen wir denn nicht den Grund seines Lebens allein in ihr.

Kl. Allein in ihr.

D. A. Nun gieb einmal recht Acht! Kannst Du nicht an jeglichem Dinge dreierlei unterscheiden, die Substanz, oder die Sache selbst, die Erklärung und den Namen desselben. Kannst Du nicht gleichfalls über jedes Ding zwei Fragen aufwerfen: die eine mit Voraussetzung des Namens nach der Erklärung; die andere umgekehrt mit Voraussetzung der Erklärung nach dem Namen? Ich will mich durch ein Beispiel erklären. Es giebt Zahlen, wie Du weifst, die aus zwei gleichen Theilen bestehn. Ihr Name ist: gerade Zahlen. Ihre Erklärung: Zahlen, die in zwei gleiche Theile zerfallen. Nun ist es völlig gleichviel, ob ich Dir den Namen sage, und Dich nach der Erklärung frage; oder ob ich umgekehrt Dir die Erklärung sage, und Dich nach dem Namen frage. Denn beide, sowohl Name, als Erklärung bezeichnen nur Eine und ebendieselbe Zahl.

Kl. Sehr richtig.

D. A. Was ist nun die Erklärung dessen, was wir Seele nennen? Ist nicht die Seele eben das, wovon wir sprechen: eine selbstthätige Bewegungskraft?

Kl. Als eine selbstthätige Bewegungskraft erklärst Du daher das Wesen, das wir insgemein Seele nennen?

D. A. Ja, und wenn dies richtig ist, so haben wir unwider-

sprechlich bewiesen, dafs die Seele der Grund des Entstehens, und der Bewegung aller Dinge ist, soviel ihrer sind, gewesen sind, und noch seyn werden. Denn von ihr allein entspringt jede Veränderung und jede Bewegung. Oder scheint Dir der Beweis noch mangelhaft.

Kl. Keinesweges. Es ist vielmehr auf das vollkommenste dargethan, dafs die Seele früher, als alle übrigen Dinge existirt hat, und die Quelle aller Bewegung ist.

D. A. Wird nicht ferner die Bewegung der leblosen Körper, die nicht durch sie selbst, sondern durch andre in ihnen hervorgebracht wird, um Eine, oder um so viel Stufen, als man will, jener ersteren nachstehn!

Kl. Offenbar.

D. A. Es war also völlig richtig, wahr, und unwiderleglich, was wir vorhin behaupteten, dafs die Seele früher da gewesen ist, als der Körper, und dafs derselbe der Seele untergeordnet ist, die ihn nach den Gesetzen der Natur beherrscht.

Kl. Allerdings.

D. A. Nun aber gaben wir doch zu — Du erinnerst Dich dessen noch? — dafs, wenn die Seele älter wäre, als der Körper, auch die Eigenschaften der Seele älter seyn müfsten, als die Eigenschaften des Körpers?

Kl. Das gaben wir zu.

D. A. Folglich sind Denkungsart, Charakter, Wille, Nachdenken, Wahrheit, Fürsorge, und Gedächtnifs früher da gewesen, als körperliche Länge, Breite, Tiefe, und Stärke, vorausgesetzt nemlich, dafs die Seele eher existirt hat, als der Körper.

Kl. Nothwendig.

D. A. Müssen wir nicht auch, wenn wir einmal die Seele zur Ursache aller Dinge annehmen, eingestehn, dafs sie die Quelle alles Guten und Edlen, sowie alles Schlechten und Unedlen, alles Gerechten und Ungerechten, und aller übrigen einander entgegengesetzten Eigenschaften ist?

Kl. Wie könnten wir anders?

D. A. Ferner: wenn die Seele alle Dinge, die sich nur ir-

gendwo bewegen, regiert und belebt, mufs sie denn nicht auch den Himmel regieren?

Kl. Nothwendig auch ihn.

D. A. Regiert ihn aber nur Eine, oder mehrere? Ich will für Euch antworten: Mehrere. Denn weniger als zwei dürfen wir nicht annehmen; eine wohlthätige, und eine, die das Gegentheil davon ist *).

Kl. Sehr richtig.

D. A. So lenkt also die Seele alles, was im Himmel, auf der Erde, und im Meere geschieht, mit den ihr eignen Arten der Bewegungen, die wir Wollen, Ueberlegen, Sorgen, Entschliefsen, richtig und falsch urtheilen, die wir Freude und Betrübnifs, Muth und Furcht, Hafs und Liebe nennen. So bringen alle diese Grundbewegungen, indem sie die Bewegungen der Körper, welche gleichsam eine zweite untergeordnete Klasse ausmachen, mit sich vereinigen, alle Zunahme und Abnahme, alle Verbindung und Trennung hervor; ferner alles, was hieraus entsteht, das Heifse und Kalte, das Schwere und Leichte, das Harte und Weiche, das Schwarze und Weifse, das Herbe, Süfse, und Bittre. Und so lange die Seele mit der Vernunft vereint ist — sie, selbst eine Gottheit mit einer Gottheit — so beglückt sie alles durch ihre Weisheit; gesellt sich aber die Thorheit zu ihr, so geschieht gerade das Gegentheil. Ist diefs nun so richtig, oder bleibt noch ein Zweifel übrig?

Kl. Keiner.

D. A. Doch zu welcher Gattung der Seelen werden wir diejenige rechnen, welche den Himmel, die Erde, und dieses ganze

*) Der Irthum, dafs Platon hier zwei Grundwesen annimmt, ein gutes und ein böses, kann seiner Philosophie wohl nicht zu einem grofsen Vorwurf gereichen, wenn man bedenkt, wie sichtbare Spuren sich noch bis in unsre Zeiten von dieser Idee erhalten haben. Auch wurden in der That viele Schritte dazu erfordert, ehe man zu der Einsicht gelangen konnte, dafs auch die scheinbaren Unvollkommenheiten in den Plan des weisesten und gütigsten Schöpfers gehören, weil sie in Rücksicht aufs Ganze nicht mehr Unvollkommenheiten sind.

Weltgebäude beherrscht? zu den vernünftigen und tugendhaften, oder zu den entgegengesetzten? Sollten wir vielleicht, auf folgende Art hierauf antworten?

Kl. Wie meinst Du, Fremdling?

D. A. Also, Lieber. Wenn die Umwälzung und die Laufbahn des Himmels und der himmlischen Körper, den Bewegungen, den Wirkungen, oder besser dem Denken des Verstandes gleicht, wenn beide mit einander in Verwandtschaft stehn; so ist offenbar, dafs die vortreflichste Seele die Welt beherrscht, und dafs sie es ist, welche die Welt diese Laufbahn führt.

Kl. Offenbar.

D. A. Und dafs es im Gegentheil die unvollkommene Seele ist, wenn die Welt sich auf eine unzweckmäfsige, unordentliche Weise bewegt.

Kl. Auch diefs ist vollkommen richtig.

D. A. Allein welches ist nun die Bewegung des Verstandes? Hierauf ist es in der That schwer, richtig zu antworten. Billigerweise mufs ich also die Antwort mit Euch gemeinschaftlich übernehmen, meine Freunde.

Kl. Freilich.

D. A. Aber wollen wir mit unsern sterblichen Augen den Verstand selbst anblicken und erforschen? dafs es uns da nur nicht eben so gehe, als wenn man zu starr in die Sonne sieht. Man ist dann am hellen Mittag mitten im Finstern. Weit sichrer werden wir unsre Blicke auf das Bild des Verstandes wenden.

Kl. Wie verstehst Du das?

D. A. Ich meine, welcher Bewegung der Verstand wohl ähnlich ist, wenn wir sein Bild von einer jener zehn Bewegungen hernehmen wollen? Ich werde sie noch einmal in Euer Gedächtnifs zurückrufen, und dann lafst uns gemeinschaftlich antworten.

Kl. Sehr wohl.

D. A. Soviel ich mich noch erinnere, nahmen wir zuerst an, dafs einige Dinge in Bewegung, andre in Ruhe sind.

Kl. Ja!

D. A. Ferner, dafs von den Dingen, welche in Bewegung sind, einige sich in Einem, andre in verschiedenen Orten bewegen.

Kl. Auch dieſs ist ganz richtig.

D. A. Und die erstere dieser Bewegungen — die sich wie die Kugeln, die man zu drechseln pflegt, immer am Einen Mittelpunkt herumdreht — ist es, welche den Bewegungen des Verstandes nothwendig am nächsten kommen, und ihnen unter allen andern am ähnlichsten seyn muſs.

Kl. Wie so, Fremdling?

D. A. Beide, der Verstand, und jene dem Herumdrehen solcher gedrechselten Kugeln so ähnliche Bewegung um Einen feststehenden Mittelpunkt herum, bewegen sich immer auf die nämliche Weise, in dem nemlichen Ort, in der nemlichen Lage sowohl gegen den Mittelpunkt, als der Theile gegen einander, nach der nemlichen Regel, und der nemlichen Ordnung *). Niemand wird uns, wenn wir dieſs behaupten, den Vorwurf machen können, daſs wir uns schlecht auf treffende Gleichnisse verständen.

Kl. Gewiſs nicht.

D. A. Aus eben diesem Grunde aber ist auf der andern Seite diejenige Bewegung, welche sich nie auf die nemliche Weise, nie an dem nemlichen Orte, nie in der nemlichen Lage, weder gegen den Mittelpunkt, noch der Theile gegen einander bewegt, in der es ferner weder Regel, noch Ordnung, noch Verhältniſs giebt, der Bewegung des Unverstandes am ähnlichsten.

Kl. Allerdings.

D. A. Nun ist es nicht mehr schwer zu entscheiden, ob, da doch eine Seele alles lenkt, die Umwälzung des Himmels unter der Fürsorge und Leitung einer vollkommenen, oder einer unvollkommenen stehe?

Kl. Nein, Fremdling, nach dem, was wir jezt mit einander

*) Diese Vergleichung scheint beim ersten Anblick sehr sonderbar. Allein man bedenke nur, daſs Körper, die sich um einen feststehenden Mittelpunkt schwingen, nie ihren Ort verändern, und daſs diese Art der Bewegung gewiſs die regelmäſsigste unter allen nur denkbaren ist; und man wird finden, daſs, wenn die Operationen des Verstandes mit irgend einer körperlichen Bewegung verglichen werden sollen, diese wenigstens die einzige dazu schickliche ist.

abgemacht haben, dürfen wir nicht anders annehmen, als dafs eine mit jeder Vollkommenheit ausgerüstete Seele das Weltgebäude beherrscht, sei es nun allein, oder in Gemeinschaft mit mehreren.

D. A. Du hast unsre Schlüsse vortreflich gefafst, Klinias. Merke nur noch ein wenig auf Folgendes. Wenn die Seele alle Dinge zusammen genommen, die Sonne, den Mond, und die übrigen Gestirne lenkt, lenkt sie denn nicht auch jedes einzelne?

Kl. Wie könnte sie anders?

D. A. So wollen wir denn einmal über einen dieser Körper mit einander reden. Was wir von ihm sagen, werden wir auf alle übrigen Dinge anwenden können.

Kl. Und welchen wählst Du zu dieser Absicht?

D. A. Die Sonne z. B. Jedermann sieht ihren Körper, niemand aber ihre Seele, eben so wenig als die Seele irgend eines Thiers, es mag leben oder todt seyn. Sehr wahrscheinlich also, dafs sie, ihrer Natur nach, keinem unsrer körperlichen Sinne empfindbar ist, dafs sie nur von dem Geiste gedacht werden kann. Mit dem Verstande allein müssen wir daher versuchen, uns folgenden Begriff von ihr zu machen.

Kl. Welchen, Freiadling?

D. A. Wenn die Seele die Sonne regiert, so mufs es auf eine von folgenden drei Arten geschehn. Diefs können wir, ohne Gefahr zu irren, behaupten.

Kl. Von was für Arten redest Du?

D. A. Sie mufs entweder den runden sichtbaren Körper selbst bewohnen, und ihn eben so überall hinbewegen, als unsre Seele uns bewegt; oder, selbst mit einem feuer- oder wie einige behaupten, luftartigen Körper bekleidet, durch die Kraft ihres Körpers den Körper der Sonne von aufsen fortstofsen, oder endlich, und diefs ist die dritte Art — alles Körpers entblöfst seyn, und sich andrer höchst wundervoller, unbegreiflicher Kräfte bedienen.

Kl. Allerdings.

D. A. Auf eine von diesen drei Arten mufs also die Seele nothwendig die Sonne regieren. Aber dem sey, wie ihm wolle, ob diese Seele die Sonne und das Licht gleichsam wie in einem Wa-

gen uns zuführe, oder ob sie von aufsen, oder auf irgend eine andre Weise, welche es auch sey, auf sie wirke; so mufs doch jeder Mensch eingestehn, dafs sie ein Wesen höherer Art, dafs sie eine Gottheit ist. Oder kann er es anders?

Kl. Ohne den äufsersten Grad des Unverstandes gewifs nicht.

D. A. Werden wir aber anders von dem Monde, und den übrigen Gestirnen, von den Jahren und Monaten, von dem Wechsel der Jahrszeiten reden. Auch diefs alles ist von Einer, oder mehreren mit jeglicher Vollkommenheit begabten Seelen hervorgebracht. Werden wir nicht auch diese Seelen für Gottheiten erkennen, sie mögen nun, indem sie den Himmel beherrschen, in den Körpern selbst wohnen, oder auf diese, oder jene Weise dabei wirksam seyn. Und mufs man also nicht eingestehn, dafs das ganze Weltall mit Göttern angefüllt ist?

Kl. Niemand, Fremdling, ist thöricht genug, es zu leugnen.

D. A. So können wir denn nun, lieber Klinias und Megill, diejenigen verlassen, welche das Daseyn der Götter bisher nicht glaubten. Wir haben ihnen nun enge Schranken gesetzt, haben ihnen nun genau den Weg vorgeschrieben, den sie gehn müssen, wenn sie uns antworten wollen.

Kl. Welche Schranken, welchen Weg meinst Du?

D. A. Den dafs sie nun entweder uns folgen, und den übrigen Theil ihres Lebens hindurch das Daseyn der Götter für wahr halten; oder uns zeigen müssen, dafs wir Unrecht hatten, die Seele für das erste aller Dinge, für den Ursprung aller übrigen anzunehmen, so wie alles, was wir aus diesem Satz weiter folgern. Lafst uns nur noch einmal sehn, ob wir ihnen das Daseyn der Götter hinreichend bewiesen haben, oder ob unsrem Beweise noch etwas fehlt?

Kl. Gewifs nicht das geringste, Fremdling.

D. A. Nun so haben denn diese Untersuchungen ein Ende; und so wollen wir denn jezt die zurückzuführen suchen, die zwar das Daseyn der Götter nicht bezweifeln, aber doch nicht glauben, dafs sie sich um die menschlichen Angelegenheiten bekümmern.

Über

die gegenwärtige französische tragische Bühne.

Aus Briefen.

Paris im August 1799.

— Besonders über die Schauspielkunst hatte ich Ursache viel zu denken und es ist mir über sie manches neue Licht aufgegangen.

Ich bin weit entfernt zu behaupten dafs die hiesigen Schauspieler, auch die bessern, mehr und etwas höheres wären als unsere guten, oder wenigstens als diese seyn würden, wenn bei uns diese Kunst mehr begünstigt wäre; aber die Mimik ist hier mit den bildenden Künsten in genauere Verbindung gebracht. Wenn sie bei uns nur zur Einbildungskraft, zur Empfindung spricht, so gewährt sie hier auch dem blofsen Auge einen gröfsern Reiz. Da man in dem französischen Schauspiele zugleich den Maler, den Bildhauer und den pantomimischen Tänzer vereinigt sieht, da auch derjenige Theil seines Spiels, der an sich nicht bedeutend ist, künstlerische Harmonie und Schönheit besitzt; so glaubt man einen engern Bund aller Künste zu erblicken und ahndet eine, vielleicht minder grofse und tiefe, aber gewifs eine ästhetische Stimmung. Der Mensch, blos

als Mensch betrachtet, hat ohnstreitig bei dem hiesigen Theater einen kleinern Genuſs; allein einen desto höhern der Künstler. Besonders würde der fremde Schauspieler gezwungen werden hier über seine Kunst nachzudenken, zu reflectiren, da er hier deutlichere Spuren des Kunstfleiſses als bei uns entdecken müſste.

Freilich aber ist die französische tragische Bühne jetzt eigentlich wenig; was ich hier sage habe ich blos von einem einzigen Schauspieler abstrahirt, von *Talma*.

Was die übrigen betrift, so kann man nur bei einigen die Vorzüge dieses Mannes in sehr mäſsigem Grade, bei andern, was in ihm vielleicht Element eines Fehlers genannt werden könnte, in Carikatur sehen. Zwar giebt es noch sehr gute Schauspieler für die Comödie, *Molé*, *Fleury*, Mlle. *Contat*, *Baptiste*, *Dugazon*, *Grandmesnil*, von welchen nachher einige Worte besonders. Gegenwärtig von den tragischen Schauspielern.

Talma ist erst seit 11 bis 12 Jahren auf dem Theater, er hat *le Kain* nicht mehr gesehen und niemand zum Muster nehmen können. Er spielt jetzt, und schon seit der Revolution, sehr oft, da man die alten Stücke selten giebt, Rollen die vor ihm nie gespielt worden sind, und die er neu hat schaffen müssen. Er hatte also einige Freiheit und nähere Veranlassung sich einen eignen Styl zu bilden und ob es gleich für den, der die ältern und besten französischen Schauspieler nicht mehr gesehen hat, bedenklich ist eine solche Behauptung zu wagen; so glaube ich doch mit Grunde sagen zu können: daſs die französische Schauspielkunst durch ihn eine Erweiterung genommen hat. In der malerischen Schönheit der Stellungen und Bewegungen kann er nicht leicht von jemand übertroffen worden seyn, da ihn für diesen Theil der Kunst schon die Natur so sehr begünstigt hat.

Zwar ist er eher klein als grofs und so geht ihm etwas allerdings für den Ausdruck der Würde verloren; allein sonst ist er eine der wohlgebildetsten und harmonischsten Gestalten die man sehen kann. Sein Gesicht ist zugleich von feinem und kraftvollem Ausdruck, ein kleines rundliches Oval, eine kleine, an der Stirn etwas eingebogne, aber fein geschnittne Nase, schwarze, feurige Augen, sehr ausgearbeitete und ausdrucksvolle Wangenzüge, besonders um den Mund herum. Sein Wuchs ist schlank und fein, die Arme, auf die es beim Heldenkostüm, wo man sie oft nackt sieht, sehr ankommt, gut gebildet, die Lenden, Schenkel und Füfse von musterhafter Schönheit.

Mit dieser Gestalt verbindet er offenbar eine sehr malerische Einbildungskraft. Er hat, wie seine Kunst überhaupt, so insbesondere das Kostüm sehr sorgfältig und nach den besten Hülfsmitteln studirt. Er zeichnet selbst und man sieht ihm an dafs jede Situation die er sich denkt, auch vor seiner Phantasie als malerische Gestalt dasteht. Auf dem Theater ist jede seiner Bewegungen schön und harmonisch, sein Anstand durchaus edel und gratiös. Er mag sitzen, stehen, niederknien, so wird es der Maler immer werth finden diese Stellungen zu studiren. Wenn man bei andern Schauspielern wohl hie und da einzeln ein schönes Gemälde, wie man es hier nennt, bemerkt, so zeigt sein Spiel eine ununterbrochene Folge derselben, einen harmonischen Rhythmus aller Bewegungen, wodurch denn das Ganze wieder zur Natur zurückkehrt, aus der diese Art zu spielen, einzeln genommen, schlechterdings heraustritt.

In diesem Theil der Kunst mag indefs *Talma* seine Vorgänger nur erreicht oder übertroffen haben, eigen ist wohl sein Studium des Kostüm, in welchem er ohnstreitig unübertreffbar ist, so wie auch dafs er, dasjenige was die übrigen vielleicht nur als blofsen Anstand und Heldenwürde

angesehen haben, auf eine ächt künstlerische Weise, als schöne und malerische Natur, behandelt.

Worinn er aber vorzüglich um einige Schritte weiter gegangen zu seyn scheint ist die Wahrheit und Stärke des Ausdrucks. Man sieht dafs er nicht, wie es sonst die Art der hiesigen Schauspieler ist, welche die meisten ihrer Rollen durch Tradition empfangen, nur andere Schauspieler, sondern dafs er die Natur selbst studiert hat, und es ist nicht unwahrscheinlich dafs ihm die Begebenheiten der Revolution hierzu einen reichen Stoff dargeboten haben.

Sein Minenspiel ist erstaunlich ausdrucksvoll, seine Gebärden natürlich und minder regelmäfsig abgemessen. Er läfst den Zuschauer nie kalt, sondern reifst ihn hin und erschüttert ihn. Das blofse rührende würde ihm, glaube ich, weniger gelingen.

Er nimmt sich mehr Freiheiten als es die französische Bühne sonst erlaubt. Er spricht wirklich mit den Personen des Stücks, nicht wie es hier noch meistentheils geschieht, mit den Zuschauern. Er thut, wenn es Gelegenheit giebt, einige Schritte gegen den Hintergrund des Theaters und zeigt den Zuschauern den Rücken, er hält nie, wie andere, in einzelnen Gemälden, auch wenn ihn der Beifall des Publikums unterbricht, so statuenhaft inne, mit einem Wort er ist bei weitem ungebundener und natürlicher.

Einige haben behaupten wollen dafs er sich nach der englischen Bühne gebildet habe, aber dies Vorgeben scheint keinen Grund zu haben. Zwar ist er gröfstentheils in England erzogen worden, doch da er sich damals noch nicht zum Schauspieler bestimmte, so hat er, wie ich ihn selbst bedauern hörte, das dortige Theater nicht benutzen können. Seinen eigentlichen Schauspielerunterricht hat er in der *école Dramatique*, die es hier ehemals vor der Revolution gab, erhalten, und sein besonderer Lehrer ist *Dugazon* ge-

wesen, ein guter komischer Schauspieler, der auch sonst viel Theaterkenntnifs besitzen soll.

Seine gewöhnlichen Rollen, so viel ich sie kenne sind: *Titus* im *Brutus*, *Nero* im *Britannicus*, und in dem neuen Legouvischen Stück *Neron et Epicharis*, *Orest* in *Iphigenie* von *de la Touche*, *Aegisth* im *Agamemnon*, *Macbeth* und *Othello*, in den Umarbeitungen dieser Stücke von *Ducis*, *Carl IX.*, in *Chenier's* Stück, *Moncassin* in den *Venitiens* von *Arnault* (einem Stück das viel tragisches Talent verräth) u. s. f.

Carl IX. hat ihm zuerst Namen verschafft, ob er gleich auch vorher, wo er wegen seiner Jugend nur Nebenrollen erhielt, schon einige von diesen sehr herauszuheben verstand.

Sein Organ, das vielleicht keinen sehr grofsen Umfang hat, weifs er sehr geschickt zu brauchen und in sich hat es einen unendlich tragischen Ton, der unmittelbar das Innerste ergreift.

Talma's Stärke überhaupt liegt wohl in dem Ausdruck der hochtragischen, finstern und melancholischen Momente, wo der Geist und die Leidenschaft über sich selbst brüten und die letztere noch verhalten ist. Wenigstens hat er auf mich in diesen Stellen einen gröfsern Eindruck gemacht, als in denen wo die Leidenschaft in Heftigkeit ausbricht; ob er gleich auch da nicht allein das nöthige Feuer besitzt, sondern sich immer mit Weisheit mäfsigt und beherrscht. Ob ihm das blos zärtliche und rührende gut gelingen würde? möchte ich nicht sagen.

Ich habe erst hier ein sehr sonderbares Stück kennen lernen *Abufar* von *Ducis*. Theils des Mangels an Handlung, theils der Entwicklung wegen, ist es kaum eine Tragödie zu nennen; aber es mangelt ihm nicht an tragischem Stoff.

In der Familie eines Anführers einer arabischen Horde, verlieben sich Bruder und Schwester in einander. Der

Bruder entflieht, um seiner Leidenschaft zu entgehen, allein eben dieselbe treibt ihn wieder zurück; und da er auch jetzt nicht hoffen kann, auf irgend eine Weise in seiner Liebe glücklich zu seyn, so entschliefst er sich endlich zu einer neuen Flucht. Er entdeckt es seiner geliebten *Zulima* und sein Vater *Abufar* erfährt nun das Geheimnifs. Es zeigt sich jetzt dafs *Zulima* nur ein angenommenes Kind, nicht dessen Tochter ist und beide Liebende werden mit einander verbunden.

Dies ist der einfache Plan dieses sonderbaren, aber an schönen Versen und dichterischen Nebenbeschreibungen reichen Stücks, das durch eine Episode noch einigermafsen verwickelt wird.

Talma spielt die Rolle des *Pharan*, des entflohenen und zurückkehrenden Sohnes und sie gelingt ihm vortrefflich. Er weifs die fürchterliche und schwarze Stimmung, welche der Seele die hoffnungslose Verzweiflung, eine von Göttern und Menschen gemifsbilligte Leidenschaft, das Verlassen eines geliebten und, nach den Sitten seines Volks, beinah göttlich verehrten Vaters, und der Entschlufs zu einer Flucht in die Wüste, bei der er sich jeden Gedanken an Rückkehr abschneidet, einflöfst, auf eine solche Art zu schildern, dafs man sich ganz in diese Lage versetzt und in die Empfindung mit fortgerissen fühlt.

Er wird auch hier sehr gut durch die Schauspielerin, welche *Zulima* spielt, unterstützt. Mlle *Vanhove* besitzt ein vorzügliches tragisches Talent, das besonders in einigen Rollen eine bewundernswürdige Wirkung hervorbringt. Am besten finde ich sie in der Cassandra, in *Lemercier's* Agamemnon, eine Rolle die ihr auch ganz eigenthümlich angehört, da bisher auf der französischen Bühne keine ähnliche vorhanden war.

Mit grofsem Vergnügen habe ich neulich auch *Talma* im *Cid* gesehen. Er hatte, was viel sagen will, Würde genug um das Gigantische dieses Stücks nicht lächerlich erscheinen zu lassen. Die Scene, wo er zwischen Liebe und Ehre kämpft, die Scene, wo er in Chimenes Haus tritt, und andere, spielt er meisterhaft. Was soll man überhaupt zu diesem Stücke sagen! Es gehört doch etwas dazu, einen solchen Stoff und zum Theil eine solche Ausführung zu wagen und noch jetzt hier Theilnahme und Bewunderung zu erregen.

Es ist äufserst schwer bei einer so schnell vorübergehenden Kunst wie die Mimik ist Vergleichungen zwischen zwei verschiedenen Stylen anzustellen, wenn man den einen unmittelbar vor sich hat und den andern blos im Gedächtnifs trägt. Wie man in einer Gallerie von dem Bilde eines Meisters zu dem eines andern übergeht, so habe ich oft gewünscht mich in wenig Minuten von hier auf ein deutsches oder englisches Theater versetzen zu können.

Die französische Bühne hat indefs doch einige sehr auffallende Eigenthümlichkeiten, und ich glaube nicht zu irren, wenn ich folgende Züge charakteristisch an ihr nenne.

Der französische tragische Schauspieler hat durchaus einen mehr leidenschaftlichen Ausdruck als der Deutsche. Er spielt, wenn ich so sagen darf, mehr die Leidenschaft als den Charakter, hält den Zuschauer mehr bei dem augenblicklichen Zustand seines Gemüths fest, läfst ihn weniger in das Innere seiner Seele und den Gang seiner Empfindungsart schauen. Daher ist in verschiedenen Rollen weniger Abwechslung und weniger Individualität. Man könnte ein Bild eines tragischen Helden im allgemeinen entwerfen, und würde in einzelnen Rollen dasselbe Bild, mit ziemlicher Vollständigkeit, wieder finden.

Eben daher ist, ohngeachtet der, bei guten Schauspie-

lern freilich sehr künstlich berechneten Steigerung des Affekts, doch der Ausdruck auch gleich von Anfang herein bewegter und leidenschaftlicher als bei uns.

Bei seinem ersten Hereintreten sieht man es dem Schauspieler an, dafs er von Leidenschaften bestürmt, mit schrecklichen Ereignissen im Kampf seyn werde. Der Ausdruck der Leidenschaft selbst ist weit mehr der physische der Natur, als der höhere und idealische. Die Leidenschaft ist vorzüglich von der Seite des Erliegens unter einer fremden Gewalt genommen, und es ist vergessen dafs sie auf der andern Seite, in edlen und grofsen Individuen, aus einer Tiefe herstammt, die wir selbst nicht ergründen können, und dafs sie dort selbst mit unsern höchsten Kräften, sogar mit der Vernunft in Uebereinstimmung stehen kann, der sie nur, entweder in einzelner Anwendung, oder in dem was wir uns mit Begriffen deutlich zu machen und zu entziffern verstehen, widerspricht.

Der französische Schauspieler fühlt nicht, und läfst den Zuschauer nicht empfinden, dafs die Leidenschaft oft Ausbruch einer Seele ist, die, aus Unvermögen unentwickelter Kräfte, also aus Dumpfheit; oder aus Fülle und Gröfse der Kraft, wo alsdann der Moment der Leidenschaft zugleich der Moment der höchsten Klarheit ist, sich sonst nicht verständlich zu machen weifs.

Was ich bei den hiesigen Schauspielern Naturausdruck von Leidenschaft nenne, kann ich Ihnen durch einige Beispiele deutlich machen.

Unter den Schauspielerinnen zeigt jetzt Mlle *Raucour* unstreitig am meisten die Reste der ehemaligen grofsen Talente. Niemand kann ihr absprechen dafs sie ihre Rollen mit vieler Einsicht behandelt, dafs sie den Ausdruck der Leidenschaft in ihrer Gewalt hat, dafs sie mit dem spielt was man hier *Ame* nennt, und was ich zu schwach mit

Empfindung, und nicht ganz richtig mit Seele übersetzen würde; da dies letztere Wort bei uns eine sanftere und feinere Bedeutung hat.

Ich habe sie meistentheils stolze, ehrgeizige und heftige Rollen spielen sehen. Ihre Gestalt und ihr jezt zu starkes, männliches Organ machen sie dazu vorzüglich geschickt; aber stellenweise findet sich manches Anstößige. Plötzliche und rasch veränderte Beugungen der Stimme, abgebrochne Bewegungen der Arme, ein, uns wenigstens, oft widriges Werfen des Kopfs, ein affectirter Gang und besonders ein Ton der Stimme, der nur der Ton des heftig geäußerten Affects, nicht der einer tief empfundenen Leidenschaft ist, kurz wenn man es stark ausdrücken soll: wie man es bei wirklich schlechten Schauspielern sieht, ein stolzes und anmasliches Wesen, das unmittelbar ans Gemeine grenzt.

Ich bescheide mich dafs *Clairon* und *Dumesnil* noch weniger in diese Fehler verfallen sind; aber Gattung und Styl müssen im Ganzen immer dieselben gewesen seyn.

Bei kämpfenden Leidenschaften fehlt dem hiesigen Spiel, wie mich dünkt, vorzüglich der Ausdruck des Punkts aus dem sie, im Innern der Seele, gemeinschaftlich entspringen. Zu häufig wird hier die eine als wahre innere Empfindung dargestellt, die andere als entstünde sie aus Betrachtung des fremden Urtheils und so verliert das Ganze an Idealität.

So erinnere ich mich dafs z. B. die *Rancour* jene Stelle in der Phädra, wo diese in eine Art wahnsinniger Träumerei versinkt, meisterhaft spielte und vorzüglich die schönen Verse:

Dieux! que ne suis-je assise aux ombres des forêts!
Quand pourrai je au travers d'une noble poussière
Suivre de l'oeil un char fuyant dans la carrière.

vortreflich sagte.

Wie sie nun aber wieder zu sich kam waren Ton und Gebärde zu brüsque, gar nicht mehr auf die innere Empfindung, nur auf das äufsere Urtheil berechnet.

Statt inneren Schmerzens und innerer Verwirrung über diese unglückliche Zerrüttung ihres Gemüths, schien sie nur in Verdrufs auszubrechen, sich so verrathen zu haben und das höhere und idealische Gefühl wurde dem kleinlichen aufgeopfert. Freilich zeigte ihr der Dichter hier selbst das Spiel an; allein die wahrhaft seelenvolle Schauspielerin würde den Contrast hier lieber gemildert haben, statt ihn herauszuheben.

An *Talma* würde man so etwas nicht sehen. Er ist durchaus edel und zeigt die ächte Würde des Characters, nicht den blos angeerbten Heldenstolz. Er ist in allem natürlicher und freier, aber auch in ihm ist der Naturausdruck der Leidenschaft stärker als wir es wenigstens immer wünschen. Die Arbeit seines Gemüths zeigt sich oft für uns zu stark in seinen Athemzügen und seinen Stellungen; seine Gesichtszüge verrathen ganz eigentliches Leiden, und wenn Homers Helden sich nicht scheuen zu weinen, so scheut der französische Schauspieler sich nicht die physische Anstrengung der Leidenschaft zu zeigen, sollte auch das Erliegen unter derselben ins unmännliche übergehen. Ja er hütet sich sogar nicht immer vor unästhetischen Verzerrungen des Gesichts. Sein Spiel drückt also mehr Leidenschaft, als Charakter und Gemüth aus, die Leidenschaft mehr in ihren physischen Aeufserungen, als in ihrer innern Gestalt, ihren Wirkungen auf die Empfindung. Er stellt weniger den idealischen als den Naturmenschen dar.

Wird diese Manier übertrieben, so ist sie entsetzlich und weder Natur noch Idealität, sondern die, mit sichtbarer, und daher natürlicherweise manierirter Kunst, nachgeahmte gemeine Wirklichkeit.

Ist sie durch natürliches Gefühl und ästhetischen Sinn gemäfsigt, so macht sie eine grofse und starke Wirkung; aber ich habe wenigstens immer dabei zu empfinden geglaubt dafs die Seele nicht ganz befriedigt wird und dafs noch etwas höheres erwartet wird.

Doch sind bei den guten Schauspielern die Schattirungen natürlich sehr fein, und es fehlt da nur die letzte Vollendung der innern Harmonie der Empfindung. Die Wirkung ist nur nicht so geistig als man wünschte, sie setzt unser Gemüth nicht in eine so energische und fruchtbare Bewegung.

In dem Gebärdenspiel ist der französische Schauspieler, wie schon oben bemerkt worden, mehr malend als der Deutsche, der nur fast ausdrückende Gebärden kennt; doch läfst sich bei guten Schauspielern hierinn nur selten eine Uebertreibung wahrnehmen.

Es sind nicht die häufigen Gesten der mittäglichen Völker; aber es sind zum Theil, der Zahl und der Art nach, von dem Sinn der Rede wenigstens nicht nothwendig hervorgebrachte Bewegungen. Es scheint vielmehr als müsse der Rhythmus und die Cadence der Verse zugleich durch eine eben solche Folge von Bewegungen begleitet werden, die nur da wo der Sinn mehr Gewicht bekömmt eigentlich bedeutend werden. Dies hängt genau mit der Versifikation der Stücke zusammen, mit der Feierlichkeit der ganzen Komposition einer Tragödie, und mit der Art der Declamation.

Die Declamation ist zwar ganz frei, der Reim wird sogar absichtlich versteckt, und der Vers in andere Glieder zertheilt, als ihm die Scansion anweis't; allein da die französische Sprache und Declamation keinen Sylbenaccent kennt; da die Franzosen im Lesen mit einer besondern Eigenthümlichkeit, die, so viel ich weifs, keine andere Nation

hat, nicht ihre Accente nach dem Sinngewicht der Worte, oder doch wenigstens nicht beständig und regelmäfsig vertheilen, sondern hierin mehr einem, durch Gebrauch und Wohlklang bestimmten Rhythmus folgen, nach welchem oft das Adjectivum vor dem Substantivum, oft eine Partikel vor beiden, und meistentheils das unbedeutende Endwort eines Comma's vor seinen bedeutenden Vorgängern, den Vorzug erhält; da in der poetischen Declamation gewöhnlich in jedem Vers ein Wort herausgehoben wird; so mufs auch das Gebärdenspiel, das die Declamation begleitet, solchen Gesetzen folgen.

In dieses mischt sich nun aber vornehmlich das Bestreben nach malerischen Bewegungen, das überall auf der Bühne herschend ist, daher sieht man auch oft Attitüden verlängern, die bei uns schneller wechseln würden. So geht der Schauspieler, nach einer bedeutenden Scene, mit einer gleichsam verlängerten Gebärde von der Bühne ab, da wir es nicht billigen würden, wenn sich jemand, z. B. mit aufgehobenen Armen entfernen und, bis er vor dem Zuschauer verschwindet, so bleiben wollte.

Wenn es bei uns geschähe, würde es wenigstens mit Heftigkeit und Schnelligkeit geschehen, hier behält es noch immer die zögernde Ruhe, die allen ästhetischen Stellungen eigen ist.

Das Malerische des Spiels macht hier einen wichtigen Theil aus, und hierin mufs man, glaub' ich, einen Vorzug selbst über das zugestehen, was wir von unsern Schauspielern auch nur wünschen.

Dies für uns fremdartige Gebärdenspiel mag, ob ich es gleich historisch nicht weifs, verschiedne Stufen durchgegangen seyn. Anfangs war es vielleicht blos Ausdruck pathetischer Würde und man bewegte die Arme vermuthlich eben so regelmäfsig als man die Alexandriner, nach

ihren Abschnitten, herrollen lies. Nachher mischte sich einerseits der Verstand hinein und brachte das Malen hervor, und anderseits gab der besser gebildete, ästhetische Sinn Rhythmus und gefällige Harmonie, spät erst haben Empfindung und Ausdruck ihr Recht erhalten.

Was mir *Talma's* Spiel so werth macht ist dafs er dies alles so gut verbunden hat, dafs er das Malerische der Stellungen, den Ausdruck der Empfindung und die Feierlichkeit, die man der französischen Tragischen Bühne schlechterdings nicht nehmen darf, weil einmal die Dichtungen selbst alle darauf berechnet sind, vollkommen mit einander zu verschmelzen weifs.

Der letzte charakteristische Zug der französischen Schauspieler scheint mir endlich der: dafs sie mehr als unsere an das Publikum denken. Wie unsere Schriftsteller oft nur für sich schreiben, so spielen auch unsere Schauspieler oft nur für sich, und glücklich genug, wenn sie nur noch an die Personen denken mit denen sie reden. Dies wird dem Franzosen nie begegnen; aber er verfällt in den entgegengesetzten Fehler, viel zu viel gegen das Publikum zu reden.

Ueber die Art wie sie sich im Gespräch gegen einander stellen liefse sich überhaupt, besonders wenn man im Ganzen nicht blos von den besten redet, mancherlei aussetzen.

Sobald sie mit einander in Uneinigkeit sind, so wenden sie sich leicht, auf eine wirklich unhöfliche Weise, von einander ab, und drehen sich, so viel sie nur können, den Rücken zu, als wollten sie nun auch gar nichts mehr von einander wissen und hören.

Im Ganzen scheint es mir also, als gäbe uns zwar die französische Schauspielkunst ein weniger hohes und idealisches Bild von dem Menschencharakter, als das ist nach dem wir bei uns streben; aber sie trägt offenbar mehr den

Charakter der Kunst, im besten Verstande, an sich, ist immer ästhetisch und benutzt mehr die Vorzüge der ihr verwandten Künste.

Wir Ausländer pflegen ihr Unwahrheit und Unnatur zuzuschreiben, und unstreitig nicht ohne Grund. Die Franzosen selbst glauben hingegen jetzt der Natur so nahe zu seyn, als es nur immer möglich ist ihr zu kommen. Wie soll man diesen Widerspruch auflösen?

Eine Auflösung ist eigentlich nicht möglich; erklären läfst er sich aber vielleicht dadurch: dafs jede Nation einen eignen Begriff von Natur hat, dafs sie das so nennt was ihr leicht und gewöhnlich ist. Kein Begriff ist bei der Kenntnifs materieller Verschiedenheiten so wichtig, und keiner vielleicht müfste, zum Behuf der Charakterbildung, so sorgfältig bestimmt werden. Denn wer sich den reinsten und würdigsten Begriff von dem was man Natur nennt zu eigen gemacht hat, ist unstreitig auch der gehaltvollste Mensch, da man immer von selbst alsdann zu einer solchen Natur hinstrebt.

Die Franzosen verbinden mit dem Ausdruck Natur fast ausschliefsend den Begriff des Einfachen, Leichten, durchaus Gehaltnen. Da sie nun auch die Kunst nur fast von eben dieser Seite, der Seite des Geschmacks, der sich nichts Anstöfsiges erlaubt, kennen; so verbinden sich diese beiden Begriffe leicht mit einander und so ist es begreiflich dafs sie ihr Spiel durchaus natürlich nennen, weil es nach ihrem Geschmack nichts übertriebnes enthält. Wenn wir gleich, was eben freilich mehr die Schuld der Dichter als der Schauspieler ist, den Gehalt, die Wahrheit und die auf sich selbst beruhende Freiheit der Natur vergebens darin aufsuchen. An einen reinen Gegensatz der Natur und Kunst ist, so scheint es, bei ihnen nicht zu denken; aber weil sie einen sehr leicht gereizten Ekel vor der rohen und selbst

der derben Wirklichkeit haben; so erscheinen sie oft ästhetischer als sie eigentlich sind.

Ist aber der Begriff der Kunst und Natur irgendwo schwer zu unterscheiden, so ist er es in der Schauspielkunst, welche die Kunst der Kunst, nicht die Darstellung der Natur, sondern die Darstellung einer andern vorhergegangenen künstlerischen Darstellung ist.

Welche Veränderung geht eigentlich mit der Natur vor wenn sie zum Kunstwerk gemacht wird? sie wird in einen Gedanken umgeschaffen, dadurch erhält sie zweierlei: sie wird der menschlichen Natur ähnlicher gemacht, da menschliche Kräfte sie in ihrer Vorstellung zusammenfassen, und sie erhält eigne, einschränkende Grenzen und wechselseitige Bestimmung ihrer Theile von der Phantasie, weil aus dem unermeßlichen All der Natur ein Stück herausgerissen und in ein selbstständiges Ganze verwandelt ist.

In der Natur ist immer mehr als in der Kunst, immer etwas unendliches; aber diesen Charakter uns mit unserer Einbildungskraft vorzustellen kann uns nur ein Kunstwerk begeistern, weil es uns, an einem Theil der Natur, ein Bild der Harmonie und Vollendung zeigt, welche sie zwar in der Wirklichkeit, aber nur in ihrem für uns unübersehbaren Ganzen an sich trägt. Die Kunst führt nie wieder auf die Kunst, sondern nur auf die Natur hin und Niemanden wird es einfallen sich, bei Lesung einer Tragödie, die Schauspieler und nicht die handelnden Personen zu denken.

Da alle Kunst ihrem Wesen nach Nachahmung ist; so hat der Künstler immer ein Vorbild, das er auf seine Weise darstellt. Das Vorbild des Schauspielers nun ist nicht gerade die Natur, sondern ein vor ihm und sogar unabhängig von ihm gemachtes Kunstwerk, die Tragödie des Dichters. Seine Kunst ist daher gebundner als andre und das Natürliche oder Unnatürliche seines Spiels darf daher nicht

mehr durch eine unmittelbare Vergleichung mit der Natur, sondern durch eine mittelbare, mit der Behandlung derselben durch den Dichter beurtheilt werden. Man darf nicht fragen: könnte Agamemnon, könnte Klytämnestra diese Bewegungen machen? sondern: könnte es der Agamemnon, der diese Gesinnungen äufsert, diese Worte sagt?

Die Kunst verräth sich durch zweierlei als Kunst, durch ihre höhere, über die Wirklichkeit hinausgehende Idealität, und durch das was in ihr, als einem Machwerk des Menschen, an Willkühr und Convention erinnert. Je mehr Conventionelles nun das Werk des Dichters enthält, einen desto gröfsern Antheil davon wird man auch im Schauspieler ertragen, ohne sein Spiel unerträglich zu nennen, ja man wird es von ihm fordern, weil sonst offenbar die nothwendige Harmonie gestört ist. Darum können die Franzosen, die einmal, aus andern Gründen, ihre Tragödie natürlich finden, unmöglich von ihren Schauspielern ein entgegengesetztes Urtheil fällen. Sie können sie nicht einmal da übertrieben nennen, wenn sie uns so erschienen. Denn es gehört mit zu der, durch den Dichter und mit Bewilligung des Zuschauers, festgesetzten Uebereinkunft, dafs der tragische Held ein anderer Mensch ist als der gewöhnliche Mensch, und daher auch stärkere Aeufserungen seiner Empfindung hat, wozu denn die gröfsere natürliche Lebhaftigkeit der Nation noch aufserdem das ihrige beiträgt.

Gegen den Dichter gehalten, ist dann der Schauspieler wieder mehr Natur, mehr Wirklichkeit, da er uns das Werk des Dichters anschaulich macht und dies neue Verhältnifs bringt auch neue Momente in unserer Beurtheilung hervor. Bei allem Kunstgenufs macht die Einbildungskraft allein die Unkosten, es ist nie das Kunstwerk selbst und allein das uns entzückt, es ist das Bild das wir, durch dieselbe begeistert, vielleicht eben so sehr in dasselbe hinein, als aus

ihm heraussehen. Nun zerfallen alle darstellenden Künste in zwei Klassen, solche wo die Einbildungskraft den Gegenstand selbst, ganz oder zum Theil, bilden muſs, und solche, die ihn selbst unmittelbar hinstellen und wo sie nun gleichsam das Idealische darin mit hervorbringen hilft. Die letztern, glaube ich mit Sicherheit behaupten zu können, müssen einen weit höhern Grad der Vollkommenheit besitzen um einen gleich starken Eindruck zu machen. Von einem Gemälde und von einer Statue z. B. die gleich mittelmäſsig sind wird doch das erstere noch mehr interessiren, weil es uns doch wenigstens das Geschäft auferlegt uns die dargestellte Scene, die dort nur in Umrissen und Farben gezeichnet ist, wirklich vorzustellen.

Die Statue läſst uns durchaus kalt und ist uns dann nicht mehr als der rohe Stein. Der schlechte Schauspieler geräth sogar in Gefahr uns Ekel zu erregen; und je reizbarer der Zuschauer gegen die rohe Wirklichkeit ist, desto mehr muſs sich jener auf der Linie der Kunst halten. Die Franzosen nun besitzen nicht nur diese Reizbarkeit in hohem Grade, sondern sie suchen auch in der Kunst weniger die hoch idealisirte Natur als nur die Kunstmanier, die Regelmäſsigkeit, Zierlichkeit und Symmetrie, die den Künstler verräth. Sie nennen daher die letzte Linie natürlich, von der man nicht tiefer herabsteigen dürfte, ohne ihren Begriffen nach, dem Kunstcharakter zu schaden. Eine Linie, die wir ganz anders bestimmen würden.

Der deutsche Schauspieler, könnte man vielleicht sagen, setzt mehr, nur auf seine Weise, blos die Arbeit des Dichters fort, die Sache, die Empfindung, der Ausdruck sind ihm das erste, oft das einzige worauf er sieht. Der französische verbindet mehr mit dem Werke des Dichters das Talent des Musikers und des Malers, darum ist er aber auch weniger stark in dem Charakterausdruck und macht

eine weniger tiefe Wirkung. Allein eigentlich ist selbst dies nur die Schuld des Dichters, der wieder auch hier mehr Kunstmanier als künstlerisch dargestellte Natur hat.

Wenn man sich ein Ideal eines Schauspielers denkt, so ist kein Zweifel dafs derselbe beide Vorzüge mit einander verbinden sollte. Er soll den handelnden Menschen, und zwar in seiner ganzen Persönlichkeit, darstellen, und wenn gleich in der Natur gewifs nicht alle Stellungen und Bewegungen, selbst des am meisten idealisch gebildeten Menschen, immer edel und gratios sind; so ist der Schauspieler dafür Künstler dafs er sich diese Ungleichheit in der Natur nicht zu Schulden kommen lassen soll. Da er als Künstler die Natur durch eigne Mittel nachahmt, so ist er verbunden, was er hinzufügt, vollkommen künstlerisch zu verarbeiten und in durchgängige Harmonie zu bringen.

In der Wirklichkeit kann und mufs vieles unbedeutend bleiben, man verzeiht sogar eins um des andern willen und compensirt das einzelne gegen einander, indem man sich allein an das Resultat hält. In der Kunst hingegen ist nichts gleichgültig, kann nichts auf Verzeihung, oder Entschuldigung rechnen. Auf dem Theater besonders, wo das ganze Leben eines Menschen in wenige Stunden zusammengedrängt wird, mufs alles bedeutend seyn, alles sich wechselseitig halten und tragen. Gerade wenn der Schauspieler auch nur einen einzigen Augenblick seine Natur sehen läfst, erinnert er daran dafs der Ueberrest Kunst ist. Diese Bedeutung jedes, auch des kleinsten, einzelnen Theils, diese enge Verbindung aller, dieses genaue Zusammenschliefsen derselben in ein engbeschränktes Ganzes, giebt gerade das nothwendige und wesentliche Gepräge eines Kunstwerks, den feinen glänzenden Hauch, der es begleiten mufs, wenn der feiner gebildete, denn der andere bemerkt ihn nicht,

oder liebt ihn nicht einmal, einen ächt künstlerischen Genuſs daran finden soll.

Daſs die Franzosen dies mehr und strenger fordern, würde wirklich mehr ästhetischen Sinn in ihnen beweisen, wenn sie theils das innere Wesen der Kunst tiefer fühlten, theils stark genug beleidigt würden, wenn jener höhere Glanz der Kunst nicht mehr blos als die natürliche Blüthe eines jugendlichen und kraftvollen Körpers, sondern als willkührlich aufgetragene Schminke erscheint. Denn gewiſs ist die Grenzlinie hier fein gezogen und der Geschmack sehr selten, welchen die manierirte Kunst eben so anekelt als die rohe Natur.

Uns Deutschen kann man, glaub' ich, den Vorwurf machen daſs wir auf diesen eigentlichen Kunstglanz zu wenig Gewicht legen. Die Ursache mag darin zu suchen seyn, daſs wir nicht sinnlich genug ausgebildet sind, unser Ohr nicht musikalisch, unser Auge nicht malerisch genug. Mir ist oft aufgefallen daſs der Deutsche, in Vergleichung mit dem Franzosen, ich möchte sagen mit dem Ausländer, aber ich wage nicht über meine Betrachtungen hinaus zu gehen, weniger die Nothwendigkeit der Zeichen kennt, daſs er unmittelbar und unabhängig von denselben auf die Sache zu gehen strebt.

Der Franzose, dies giebt schon die gemeinste Beobachtung, hat für jeden Gedanken einen fertigen Ausdruck, auch der ungebildete spricht geläufig, klar und präcis; der Deutsche sucht seinen Ausdruck mit Mühe, stockt nicht selten und auch der fertigste spricht nicht immer so rund als er wünscht. Jener zählt blos sein Geld, dieser prägt sich seine Münze selbst. Daher giebt der Franzose, weil in diesem Tauschhandel kein Wechseln gilt, bald mehr bald weniger als er sollte, und ohne es zu wissen, da der Deut-

sche sich immer bewufst ist, wie vollwichtig, oder nicht seine Münze sey.

Wollen Sie andere Beweise, so nehmen Sie den verschiedenen Geist beider Sprachen, auf deren Bildung nichts so viel Einflufs gehabt hat als diese Eigenthümlichkeit. Nehmen sie wie der Franzos, im Gespräch, bei seinen Schriftstellern, seinen Dichtern, immer beim Ausdruck zuerst stehen bleibt, daran krittelt und klaubt, oft nicht tiefer eingeht und nicht selten der gemeinsten Empfindung, dem gewöhnlichsten Gedanken, wegen einer glücklichen Wendung, Eingang verstattet. Wie gutmüthig dagegen der Deutsche immer gleich nach dem Sinn hascht, Dunkelheit und selbst Uncorrektheit verzeiht, wenn nur sein Herz und sein Geist Befriedigung findet.

Nehmen Sie wie die französische Metaphysik, wenn es eine solche giebt, fast einzig in dem Einflufs der Zeichen auf die Begriffe das ganze Geheimnifs der Philosophie vergraben glaubt und alles auf Wortstreit zurückführen will. Ein Wahn, den bei uns nur die Popularphilosophie gehegt, unter unsern eigentlichen Philosophen aber nur Mendelsohn, in seinen letzten Zeiten, begünstigt hat.

Der Deutsche möchte unmittelbar mit seinem Geist und seiner Empfindung vernehmen, er möchte die Kluft überspringen, die Seyn von Seyn und Kraft von Kraft so trennt, dafs sie sich nur durch vermittelnde Zeichen verständlich machen können. Was er fühlt und denkt stellt sich nicht sogleich in Ausdruck dar, dem Sprechenden nicht in bestimmten Worten, dem Dichter nicht immer in Harmonie und Rhythmus, dem Maler und Bildner nicht sogleich in Gestalt und vor allen dem Schauspieler, weil wir wirklich eine sehr gebärdenlose Nation sind, nicht sogleich in Miene und Gebärde. Er hat in der That weniger Sprache als andere Nationen, und doch, ich sage es frei, weil ich

es einmal nicht anders empfinden kann, hätte er sich so viel mehr und bessers zu sagen.

Der Kunst kann diese Stimmung ohne Zweifel nachtheilig werden. Sie macht dafs unsere Dichter z. B. meistentheils in dem Reichthum und der Schönheit des Rhythmus, in der sinnlichen Pracht der Diction, nicht nur den Alten, sondern oft auch den Neuern nachstehen und dadurch, wenn nicht geringere Kraft, doch wenigstens geringern poetischen Schwung besitzen.

Es ist, dies im Vorbeigehen zu bemerken, wunderbar dafs ein ächt deutsch gebildetes Genie, dafs ein Mann der, wenn gleich mit allen Musen des Auslands vertraut, gewifs keiner nachahmend gehuldigt hat, dafs gerade Vofs hierin die Ausnahme macht. Wenn man erst, was jezt noch lange der Fall nicht ist, dahin gekommen seyn wird, allgemein zu verstehen was er fordert und leistet; so mufs in diesem Punkt eine Revolution entstehen, die um so wohlthätiger seyn wird, als sie blos uns selbst angehört.

Wie unendlich mehr ist, eben von dieser Seite, an unserm Schauspiel zu vermissen! Man hat oft geklagt, dafs es auf unserer Bühne an edlem, feinem und gratiösem Anstand fehle; allein was ich hier meine ist noch mehr und etwas anders.

Es geschieht bei unserer Tragödie überhaupt nicht genug für das Auge, nicht genug in ästhetischer und noch weniger in sinnlicher Rücksicht. Und doch wäre wenigstens das erstere durchaus nothwendig. Wir verlangen ja von einer guten malerischen Composition, dafs die verschiedenen Gruppen, auch nur als Massen und Formen, und ohne Rücksicht auf den Sinn der Darstellung betrachtet, in angenehmen Verhältnissen stehen und gefällige Umrisse bilden sollen. Die gleiche Forderung ergeht an die rhythmischen Verhältnisse der Perioden bei dem Dichter und selbst

dem Prosaiker, und sogar von einer Reihe nach einander erregter Empfindungen wollen wir noch dafs sie, wie eine Reihe zusammenstimmender Töne, eine harmonische Folge ausmachen. Es giebt mit einem Wort eine eigne Energie unserer Einbildungskraft, vermöge welcher sie blos mit leeren Formen spielt und die blofsen Theile des Raumes und der Zeit in gefälligen Verhältnissen an einander zu reihen strebt, und dies reine ästhetische Bedürfnifs unserer Phantasie fordert bei jedem Werke Befriedigung, das irgend einen Anspruch auf Kunst zu machen wagt. Diese Befriedigung darf auch der Schauspieler dem Zuschauer nicht versagen, und er, der bestimmt ist zugleich als redender und als bildender Künstler zu wirken, leistet nur das erstere, wenn er jenen Vorzug vernachlässigt. Selbst den blofs sinnlichen Theil der Kunst sollte man weniger verachten. Decoration, Kostum und, wenn der Schauspielerkunst eine eigne Erziehung gewidmet würde, vor allem die Bildung des Körpers selbst, sollte mit mehr Sorgfalt behandelt werden. Freilich müfsten denn auch unsere Tragödien um eine Stufe höher steigen und sich in ein Gewand kleiden, das auch auf den blofsen Sinn einen gröfsern Eindruck machte. Ein Schritt geschieht schon dadurch dafs die Versification zu einem wesentlichen Erfordernifs gemacht wird, auf diesen können die andern leicht folgen.

Aber für den Schauspieler bleibt immer das Wesentliche das: dafs er das Dichterische und Malerische seiner Kunst nicht trenne und noch weniger dem letztern den Vorzug einräume, denn sonst sinkt er nicht blos vom Gipfel der wahren Kunst herab, sondern versperrt sich auch auf ewig allen Rückweg dazu. Keine Kunst ist der Schauspielkunst in gewisser Rücksicht so nahe verwandt als der Tanz. Wie nun der gute Tänzer sich nie begnügt einzelne Schönheiten zu zeigen, sondern nach Schönheit und Har-

monie im Ganzen strebt, wie er nie einzelne edle und gratiöse Bewegungen, sondern einen Körper zeigen will, der sich nicht anders als edel und gratiös zu bewegen vermag, wie er den Zuschauer endlich dahin bringt, nichts als die innere organische Kraft zu bewundern, die sich in tausend mannichfaltigen Gestalten entwickelt und alle beherrscht und in allen ästhetisch harmonisch erscheint; so muſs der Schauspieler die Einbildungskraft seines Zuschauers allein auf die Seele versammeln die ihn belebt, und die zugleich aus seiner Stimme, seinen Mienen und Gebärden hervorstrahlt.

Dies thut der französische nie und kann es nicht, bis sein Spiel die Werke anderer Dichter begleitet. Er zeigt und malt den ganzen Zustand der Seele, die Empfindung, die Leidenschaft, den Entschluſs; aber nicht das von Empfindungen zerrissne, von Leidenschaften bestürmte, zu kühnen und raschen Entschlüssen gestählte Herz selbst.

Wie könnte aber der Schauspieler darstellen, was seinem Wesen nach nicht darstellbar ist? Freilich kann er uns nur die Aeuſserungen zeigen; aber es giebt unleugbar eine Stimmung im Menschen, wo, in der engsten Verbindung aller Empfindungen und Gesinnungen, jeder sein individuelles Wesen ganz und rein fühlt. Wenn sich der Schauspieler in diese Stimmung versetzt, wenn er Stimme, Miene, Gebärde allein nur aus ihr abfliefsen läſst; so erregt er dieselbe Stimmung in uns und es entsteht nun wirklich, was bei jedem grofsen Kunsteffect der Fall ist, daſs der Zuschauer mehr sieht als der Künstler unmittelbar darzustellen vermag.

Es ist in der That eine ungeheure Aufgabe, alle Gefühle der Menschheit zu erregen, die tiefsten und mächtigsten Kräfte der Natur zu beschwören und sie doch nur als Kunst wirken zu lassen und ästhetisch zu beherrschen. Und

dies ist doch, was wir vom Schauspieler verlangen, dessen Kunstsprache, wenn ich so sagen darf, das ganze menschliche Empfinden, Reden und Handeln ist. Das Studium seiner Kunst führt auf die äufsersten Feinheiten der Psychologie. Wie jeder Künstler ist er verbunden zu idealisiren, sein Idealisiren aber besteht darin dafs er seiner Rolle durchaus Charakter giebt, dafs er alle Eigenschaften die ihr der Dichter beilegt als Individualität darstellt. Wie individuell auch die Poesie sey, so hat sie immer als blofses Gedankenbild etwas Vages und Unbestimmtes, dies soll der Schauspieler fixiren und zwar fixiren in seiner wirklichen Person, die ihm oft fast unübersteigliche Hindernisse in den Weg legt. Was er also zu studiren hat ist die Form des Charakters, die Art wie der Mensch durchgängige Einheit und Nothwendigkeit besitzen kann.

In der Wirklichkeit wäre diese Aufgabe unausführbar, denn sie hiefse nichts anders als ein idealisch gebildeter Mensch, und noch dazu in einer fremden Individualität seyn. Er soll sie aber vor der Einbildungskraft und durch dieselbe ausführen, machen dafs alle seine einzelnen Aeufserungen aus einer Einheit herzustammen scheinen und uns veranlassen diese zu suchen, zu ahnden und zu finden. Das letzte ist ohne Täuschung nicht möglich und diese Täuschung hervorzubringen ist das Geheimnifs des Schauspielers. Er mufs in allem was Ausdruck von Gedanken, Empfindung und Gesinnungen ist, die Kraft und die Wahrheit der Natur zeigen, ganz darin zu leben, damit allein beschaftigt scheinen und im Zuschauer alles wecken was darauf Bezug hat; zugleich aber mufs sein Spiel durchaus kunstlerisch berechnet seyn, Stimme, Miene und Gebärde mussen die Einheit, die Nothwendigkeit, die Wechselbestimmung des gebundensten Kunstwerks besitzen, beides mufs er so eng verbinden, dafs auch der geübteste Zu-

schauer es nicht mehr trennen kann. Diese Verbindung wird ihm unfehlbar gelingen sobald er in seinem Studium ganz Künstler ist, in der Ausführung aber nur den Menschen zu zeigen sucht, alsdann ist der Zuschauer ganz und gar, wie bei den Franzosen fast nie der Fall seyn kann, mit der Gesinnung und dem Charakter der handelnden Person, also mit dem Wesentlichen des Gedichts, beschäftigt und glaubt die Einheit und Nothwendigkeit, die eigentlich in der gebundnen Form des Kunstvortrags liegt, in diesem zu erblicken und so ist die Idealisirung geschehen, welche der Schauspieler der Idealisirung durch den Dichter hinzufügt.

Denn hinzufügen soll er, nicht blofs den Dichter begleiten. Versäumt er die feinere Kunstform, die Regelmäfsigkeit und Schönheit seines Spiels, so thut er, im besten Falle, nichts als die Wirkung des Dichters, durch den lebendigen Vortrag, verstärken. Geht er aber darin noch einen Schritt weiter, so wirkt er gar nicht mehr als Künstler, sondern so wie es der Anblick der Natur, wenn man sie ohne künstlerische Absicht blofs nachahmt, thun würde und verläfst entweder den Dichter, oder zieht ihn mit zu sich herab.

An eine eigentliche Verschmelzung des Menschen mit dem Künstler im Schauspieler ist in Frankreich nicht zu denken, vielmehr sucht er, so wie sein Publikum, hier immer nur eine blofse Verbindung declamatorischer, musikalischer, mimischer und malerischer Schönheiten. Darum ist auch das hiesige Spiel so oft manierirt, ein Fehler, von dem selbst die besten Schauspieler nicht frei sind. Bald sind sie manierirt in dem malerischen Theile, man sieht Stellungen, welche der Sinn der Rede nicht fordert, oder Verlängerungen anderer, welche die Natur nicht verträgt, oder ein plötzliches Abbrechen und Wechseln, das dem

hiesigen Geschmack vielleicht piquant vorkommt; aber den, der alle Bewegungen nur aus Einer Quelle will herfliefsen sehen, nur stört. Eine andere Art des Manierirten ist die Uebertreibung und nicht gehörig abgemessene Abstufung des Ausdrucks; eine dritte, die zwar bei guten Schauspielern am seltensten vorkommt, mir aber auch am meisten widersteht, ist die Wiederholung gewisser Tiraden von Gesten, wenn ich so sagen darf, die ein Schauspieler dem andern nachmacht und die gleichsam Theatergewohnheit sind. Vorzüglich in Momenten des heftigsten Affects fällt, habe ich bemerkt, manchmal ein Punkt ein, wo derjenige, der an die hiesige Bühne gewöhnt ist, nun die ganze Folge von Zuckungen und Verzerrungen voraussieht, die ihm bevorsteht.

Wie unsere Bühne und besonders, wie unsere dramatischen Dichter, auf der einen Seite den sinnlichen Schwung und Glanz, auf der andern die reine ästhetische Freiheit und Vollendung, die uns im Ganzen, meiner Meinung nach, noch fehlen, erlangen können, glaube ich deutlich einzusehen, es ist dazu nur ein Fortschreiten nöthig. Wie dagegen die französische Tragödie zur Kraft und Wahrheit der Natur, zu einer seelenvollen und idealischen Darstellung der Menschheit kommen solle, sehe ich nicht ab. Ich glaube in der That sie müssen erst zum Drama zurück, und von da zur bürgerlichen Tragödie, ehe sie wieder an eine heroische denken können. Ein solches Umkehren aber ist ein saurer Schritt; denn offenbar ist das Drama, das sie jezt haben könnten, ihre Tragödie nicht werth. Indefs glaube ich doch in ihren neuen Stücken eine Tendenz dahin zu bemerken und diese macht dafs ich am meisten Lemercies Agamemnon liebe, weil er mir noch das reinste Bild der ehemaligen Gattung giebt

Wunderbar ist es dafs die sonst so verschiedenen Griechen einen ähnlichen Weg gingen: denn ich stimme ganz ihrer Meinung bei: dafs einige Stücke des Euripides sich zum Drama hinneigen. Es ist nicht mehr die furchtbare Herrschaft des Schicksals, es sind mehr menschliche Leidenschaften und Gesinnungen, es sind nicht mehr die tragische Furcht und das Schrecken, es ist mehr Rührung, es ist endlich nicht mehr der rasche gebundene Gang, es ist mehr Laxität und Breite. Ich finde schon im Euripides nicht mehr die Kraft und Gröfse seiner Vorgänger, ich sehe nicht, wie man nach ihm in dieser noch hätte weiter kommen können. Ewig schade dafs Agathon und andere für uns verloren sind und dafs wir kein Stück haben, dessen Stoff selbst dem Dichter angehört, wie sie deren besafsen.

Wie überall, so kommt es auch bei dem Schauspieler aufserordentlich darauf an, in welchen Gesichtspunkt er sich stellt. Immer zwar hat er eine ihm vom Dichter gegebene Rolle vor einem Publikum vorzutragen; allein sein Spiel ist anders, je nachdem er sich einen oder den andern Theil dieses Geschäfts mehr oder minder deutlich denkt.

Der französische Schauspieler ist weit mehr Declamator seiner Rolle, das heifst er geht mehr davon aus und bleibt strenger dabei, seine Rolle herzusagen und mit Gebärden zu begleiten und spielt weniger frei aus sich heraus, um eigentlich den Charakter der ihm angewiesen ist darzustellen. Er äufsert mehr Achtung für den Dichter und hebt jede einzelne Schönheit sorgfältiger in ihm heraus, als der Deutsche, der nur zu oft dem Dichter Unrecht thut und blos auf den Effect im Ganzen hin arbeitet. Aufser dem, den Franzosen, wie ich schon oben äufserte, eigenthümlichen gröfsern Respect für den Ausdruck, thut dazu die gebundene Form der Dichter sehr viel. Es ist ganz etwas anders Prosa, als Verse und wieder gereimte Alexan-

driner, als Jamben vorzutragen. Der französische Schauspieler geht wirklich in Fesseln, in denen sich nur eine aufserordentliche Kraft noch mit Freiheit und Leichtigkeit bewegen kann.

Wahrscheinlich aber kommt es von der Gewohnheit dieses Zwanges dafs die französischen Schauspieler so wenig im Drama befriedigen. Ich wenigstens gestehe gern dafs ich hier auch bei den guten, wie z. B. *Molé*, *Monvel*, der *Contat*, (*Talma* spielt es nur aufserordentlich selten) bald Stücke tragischen bald comischen Spiels, nirgends aber Einheit und Harmonie gefunden habe. Sobald überhaupt keine Gelegenheit mehr zu malerischen Schönheiten da ist, und sich auch nicht die gesellschaftliche, ganz unpathetische Leichtigkeit der guten Comödie, in der sie wohl unübertroffne Meister sind, zeigen kann, so verliert ihre Kunst den gröfsten Theil ihrer Vorzüge. So kann z. B. zwar niemand leugnen, dafs *Monvel* mit grofser Kunst und Einsicht spielt, dafs seine Declamation und sein Mienenspiel eine ungewöhnliche Stärke und Wahrheit besitzen, dafs er auf der französischen Bühne sich seinen eigenen Charakter geschaffen hat, und in diesem allein dasteht; aber weil er alt ist, weil er ein unangenehmes Organ, eine wahre Grabstimme hat, weil er nichts Malerisches in seinen Stellungen und Bewegungen besitzt, so erscheint sein Spiel doch trocken und hart, bringt nur heftige Erschütterung hervor, oder zwingt uns kalte Bewunderung ab. Wir sehen ihn gern, aber vorzüglich nur weil wir ihn immer studiren können, er hat einige Hauptvorzüge seiner Nation aufgegeben und auf der andern Seite doch nicht das Höchste erreicht, es fehlt ihm besonders an Schönheitssinn, an ästhetischer Harmonie und Milde.

Ein sehr merklicher Unterschied zwischen dem deutschen und französischen Schauspieler ist es noch, wie ich

schon oben sagte, dafs bei diesem letztern das Gefühl der Gegenwart des Publikums immer gleich lebhaft ist, da die erstern dieselbe wirklich manchmal zu vergessen scheinen. Sie erinnern sich vielleicht dafs Diderot vorgiebt seinen natürlichen Sohn gesehen zu haben, wie ihn die handelnden Personen, als die Wiederholung einer wirklichen Begebenheit, spielten. Er läfst deutlich merken dafs er nur da eigentlich Natur und Wahrheit gesehen habe, dafs da der Dichter und Schauspieler gleich viel hätten lernen können. Es mag eine erbauliche Sittenübung seyn eine interessante Scene des Lebens gleichsam theatralisch zu wiederholen, was das aber für ein Kunstwerk seyn könnte, das auf keinen Zuschauer berechnet wäre, begreife ich nicht und eben so wenig, was Diderot als Künstler, in seiner Ecke, in der er versteckt safs, daraus lernen konnte; er sah wenigstens gewifs weder Natur noch Kunst und ein drittes ist doch nun einmal nicht zu finden.

In Paris indefs begreift man es dennoch wie Diderot auf diesen bizarren Einfall gerathen konnte, denn unter allen Mifsbräuchen der hiesigen Bühne ist das Buhlen um das Beifallklatschen des Publikums das unangenehmste in meinem Auge. Indefs ist auch das Publikum selbst schuld daran. Auf der einen Seite zwar ist es offenbar kritischer als das unsrige und kommt gröfstentheils, um den Dichter, den Schauspieler zu beurtheilen, aber diesen trennt es von seiner Rolle, ergötzt sich an *tours de force*. Es bleibt mit seinem Beifall und Tadel bei dem Einzelnen stehen, und übersieht das Spiel nicht im Ganzen. Der eigentliche Genufs wird selbst durch das häufige, lange und entsetzliche Klatschen, mir wenigstens, auf eine unleidliche Weise gestört; aber diese starken Aeufserungen des Beifalls gehören zur Lebhaftigkeit der Nation. Man klatscht hier auch in einer Gesellschaft wo jemand singt, spielt, oder ein Ge-

dicht hersagt; man klatscht in den öffentlichen Versammlungen des Instituts, wo man doch nicht die Rechte des Theaterpublikums hat, kurz sehr oft da wo bei uns ein so dreist ertheilter und lärmender Beifall unanständig scheinen würde.

Wenn man von den Mängeln spricht, die allen Schauspielern eines Volks gemeinschaftlich sind, so klagt man eigentlich mit Unrecht sie an. Der Schauspieler steht so gedrängt und gebunden zwischen dem Dichter und der Nation, dafs er nur den Richtungen folgen darf die beide ihm geben. Er kann keine andern Charaktere zeigen als er vom Dichter empfängt und diese nicht anders darstellen als die Nation sich selbst darstellt. Wenn der französische nur Leidenschaft und fast niemals eigentlichen Charakter schildert, so ist das die Schuld seiner Dichter, die auch nur Leidenschaft zeichnen und fast nie lebendige Individuen schaffen, die Schuld der Philosophen die, fast nur mit dem logischen Theil ihrer Wissenschaft beschäftigt, das Gebiet der Empfindung und Gesinnungen nicht genug in seiner Mannichfaltigkeit beobachten und bearbeiten, die Schuld der Metaphysiker, die nie auf das zurückgehen, nie das anerkennen wollen was ursprünglich und unerklärbar ist.

Wenn die französischen Schauspieler oft manierirt sind, wenn sie, auch noch in pathetischen Stellen, das Frappirende und Contrastirende suchen und überhaupt, zum Nachtheil des Ganzen, das Einzelne herausheben; so ist es die Schuld der Nation, die das will und oft selbst thut. Eben so liefsen sich die Fehler der unsrigen erklären, nur mit dem Unterschiede dafs die französische Bühne wohl ihr mögliches Ziel erreicht hat, da die unsrige hinter den Fortschritten der übrigen Künste zurück zu seyn scheint.

An eine vollständige Zergliederung der Schauspielkunst einer Nation müfste sich also eine gleich ausführliche ihrer

Dichtkunst und ihres Charakters überhaupt anschliefsen. Um ganz zu begreifen wie die französischen Schauspieler diesen hohen Grad von Vollkommenheit besitzen und doch zu keinem höhern hinaufsteigen, müfste man aus dem Leben und den Schriftstellern, vorzüglich aus denen, welche Empfindung und Charaktere schildern und zergliedern, ein Bild der französischen Empfindungsweise zusammentragen; aber ich erschrecke vor dem Umfange eines solchen Geschäfts und breche eine Erörterung ab, die schon bei weitem zu lang für einen Brief ist.

Der

Montserrat, bey Barcelonn.

Sie wünschen, lieber Freund, dafs ich fortfahre, Ihnen etwas Ausführlicheres über meine Spanische Wanderung zu sagen, so wie ich es im Anfange derselben, bis Madrid hin, that; und ich erfülle Ihren Wunsch um so lieber, als ich ohnehin jetzt damit beschäftigt bin, meine auf der Reise gesammelten Materialien noch einmal durchzugehen, und mit Spanischen und ausländischen Schriften zu vergleichen.

Mir von fremdartigen Eigenthümlichkeiten einen anschaulichen Begriff zu verschaffen, war, was ich vorzüglich bei meinem Reisen beabsichtigte. Um das Ausland wissenschaftlich zu kennen, ist es nur selten nöthig, es selbst zu besuchen; Bücher und Briefwechsel sind dazu weit sichrere Hülfsmittel, als eignes Einholen immer unvollständiger und selten zuverlässiger Nachrichten. Aber um eine fremde Nation eigentlich zu begreifen, um den Schlüssel zur Erklärung ihrer Eigenthümlichkeit in jeder Gattung zu erhalten, ja selbst nur um viele ihrer Schriftsteller vollkommen zu verstehen, ist es schlechterdings nothwendig, sie mit eignen Augen gesehen zu haben.

Auch die treuesten und lebendigsten Schilderungen ersetzen diesen Mangel nicht. Wer nie einen Spanischen Eseltreiber mit seinem Schlauch auf einem Esel sah, wird

sich immer nur ein unvollständiges Bild Sancho Pansa's machen; und Don Quixote (gewifs ein unübertreffliches Muster wahrer Naturbeschreibung) wird doch nur immer demjenigen ganz verständlich seyn, der selbst in Spanien war, und sich selbst unter Personen der Classen befand, welche ihm *Cervantes* schildert. Der andere wird oft, statt der wahren Gestalten, nur Carricaturen sehen; und da er blofs die Züge verbinden kann, welche der Dichter abgesondert heraushob, so werden ihm die meisten ergänzenden und mildernden Nebenzüge mangeln.

Denn darauf gerade kommt es an, jede Sache in ihrer Heimath zu erblicken, jeden Gegenstand in Verbindung mit den andern, die ihn zugleich halten und beschränken.

Wie sichtbar ist dies nicht sogar bei der leblosen Natur! was ist eine Pflanze, die, ihrem vaterländischen Boden entrissen, auf fremden verpflanzt ist? was ein Orangenbaum oder eine Dattelpalme in unsern Treibhäusern und künstlichen Gärten, und was in den beg'ückten Fluren Valencia's und in den Palmenhainen von Elche?

Es giebt eine grofse Menge von Verrichtungen im Leben, zu welchen der blofs durch Ueberlieferung erhaltne Begriff hinreicht; aber wenn Gefühl und Einbildungskraft in uns rege werden sollen, so wird immer mehr und etwas Lebendigeres erfodert. Ueberhaupt begnügen sich wohl alle untergeordneten Kräfte des Menschen, der sammelnde Fleifs, das aufbewahrende Gedächtnifs, der ordnende Verstand an dem Zeichen, dem Begriff oder dem Bilde. Aber die höchsten und besten in ihm, diejenigen, welche seine eigentliche Persönlichkeit bilden, die Phantasie, die Empfindung, der tiefere Wahrheits- und Schönheitssinn, bedürfen zu ihrer kräftigeren Nahrung auch der Sache, der Anschauung und der lebendigen Gegenwart.

Wenn nur wenige Reisende eigentlich diesen Gesichtspunkt, sich von jedem Gegenstand, der ihre Aufmerksamkeit an sich zieht, ein vollkommen individuelles Bild zu verschaffen, sein Daseyn und seine Natur aus den Dingen, die ihn umgeben, und auf ihn einwirken, zu begreifen, und diesen anschaulichen Begriff wiederum andern gleich vollständig und lebendig zu überliefern — wenn, sag' ich, nur wenige diesen Gesichtspunkt gefafst haben, oder doch nur die Beschreibungen Weniger in dieser Rücksicht grofsen Nutzen gewähren; so scheint mir dies nicht sowohl daher zu rühren, dafs es ihnen an Empfänglichkeit mangelte, einen fremden Eindruck rein und unverändert aufzunehmen, sondern daher, dafs sie sich dieser Empfänglichkeit nicht genug überliefsen. Bei dem Eintritte in ein fremdes Land fallen dem Reisenden immer eine Menge von Fragen ein, die er sich künftig einmal vorlegen könnte; auf alle sucht er die genügende Antwort, und eigne Erfahrung hat mich gelehrt, dafs man darüber oft dasjenige versäumt, was man hernach nie wieder einholen kann. Man vergifst zu leicht, dafs man auf einer (nicht zu einer einzelnen Untersuchung bestimmten) Reise, die immer ein Abschnitt im thätigen Leben und allein dem beschauenden gewidmet ist, blofs herumstreifen, Menschen sehen und sprechen, leben und geniefsen, jeden Eindruck ganz empfangen, und den empfangnen bewahren soll.

Dies habe ich auch zu thun versucht, aber wenn ich mich freylich meistentheils nur an das hielt, was ich selbst sah, so bin ich doch auch oft daneben von dem gegenwärtigen Zustand des Landes in den ehemaligen zurückgegangen, da das Bild des Menschen immer erst in einer Folge von Zeiten vollständig ist. Auch habe ich die Schriftsteller der Nation sorgfältig verglichen, um wo möglich auch in

ihnen nichts vorbeizulassen, was vorzüglich charakteristisch scheinen konnte.

Wir umfassen mit unsrer unmittelbaren Erfahrung nur eine so kleine Spanne des Raums und der Zeit, und doch können wir es uns nicht verläugnen, dafs wir nur dann das Leben vollkommen genieſsen und benutzen, wenn wir uns bemühen, den Menschen in seiner gröfsesten Mannigfaltigkeit, und in dieser lebendig und wahr zu sehen.

Sollte es daher nicht der Mühe werth seyn, mehr als bisher geschehen ist, Gestalten der Natur und der Menschheit aufzufassen und zu zeichnen? zu sehen, was die ersteren wirken, und wozu sich die letzteren ausbilden können?

Freilich giebt es nicht gerade ein einzelnes Fach weder der Wissenschaften, noch der Beschäftigungen, in welches diese Bemühung unmittelbar eingreifen könnte. Für die Menschenkenntnifs, welche das geschäftige Leben fodert, dürfte sogar diese allgemeine den Sinn nur verwirren und abstumpfen.

Aber dem Künstler und dem Menschen überhaupt, jenem um sein Werk, diesem um sich selbst zu bilden, müfste, dünkt mich, ein solcher Versuch höchst erwünscht seyn; und ich darf daher hoffen, dafs Ihnen meine Schilderungen gerade darum willkommner seyn werden, weil sie von diesem Gesichtspunkte ausgehn.

Für heute wünsche ich Sie in eine Gegend zu führen, mit der wohl nur aufs höchste noch ein Paar andre in Europa verglichen werden können, wo die Natur und ihre Bewohner in wunderbarer Harmonie mit einander stehen, und wo selbst der Fremde, sich auf einige Augenblicke abgesondert wähnend von der Welt und den Menschen, mit sonderbaren Gefühlen auf die Dörfer und Städte hinabblickt, die in einer unabsehlichen Strecke zu seinen Füfsen liegen — in die Einsiedlerwohnungen des *Montserrats* bei *Barcelona*.

Ich habe zwey unvergefslich schöne Tage dort zugebracht, in denen ich unendlich oft Ihrer gedachte. Ihre *Geheimnisse* schwebten mir lebhaft vor dem Gedächtnifs. Ich habe diese schöne Dichtung, in der eine so wunderbar hohe und menschliche Stimmung herrscht, immer aufserordentlich geliebt, aber erst, seitdem ich diese Gegend besuchte, hat sie sich an etwas in meiner Erfahrung angeknüpft; sie jst mir nicht werther, aber sie ist mir näher und eigner geworden.

Wie ich den Pfad zum Kloster hinaufstieg, der sich am Abhange des Felsen langsam herumwindet, und noch ehe ich es wahrnahm, die Glocken desselben ertönten, glaubte ich Ihren frommen Pilgrimm vor mir zu sehn; und wenn ich aus den tiefen grünbewachsnen Klüften emporblickte, und Kreuze sah, welche heiligkühne Hände in schwindelnden Höhen auf nackten Felsspitzen aufgerichtet haben, zu denen dem Menschen jeder Zugang versagt scheint, so glitt mein Auge nicht, wie sonst, mit Gleichgültigkeit an diesem durch ganz Spanien unaufhörlich wiederkehrenden Zeichen ab. Es schien mir in der That das,

zu dem viel tausend Geister sich verpflichtet,
zu dem viel tausend Herzen warm gefleht.

Und wie sollt' es auch anders seyn? Die Gröfse der Natur und die Tiefe der Einsamkeit erfüllen das Herz mit Gefühlen, die selbst der leersten Hieroglyphe bedeutenden Inhalt zu geben vermöchten, und wie wir auch über eine Meynung oder einen Glauben denken mögen, so steht immer, als Vermittler, zwischen uns und ihm der Mensch, aus dessen Empfindungen er entsprang. In dem Getümmel der Welt vergessen wir das oft, und urtheilen rasch und hart darüber ab; aber milder gestimmt in der Stille der Einsamkeit, ist uns alles, was menschlich ist, auch näher verwandt.

Lange hab' ich mich nicht losreifsen können von dem Gipfel dieses wunderbaren Bergs, lange hab' ich wechselsweise meine Blicke auf die weite Gegend vor mir, die hier von dem Meere und einer schneebedeckten Gebirgskette umgränzt ist, dort sich ins Unabsehliche hin verliert, bald auf die waldigten Gründe unter mir geworfen, deren tiefe Stille nur von Zeit zu Zeit der Ton einer Einsiedlerglocke unterbricht. Ich habe mich nicht erwehren können, diesen Platz als den Zufluchtsort stiller Abgeschiedenheit von der Welt anzusehen, wo die gewifs nur Wenigen ganz fremde Sehnsucht, mit sich und der Natur allein zu leben, volle und ungestörte Befriedigung genösse; und sollte nicht billigerweise jeder rein menschlichen Empfindung auf Erden ein von der Natur besonders für sie begünstigter Ort geheiligt seyn, zu welchem der Mensch, wenn nicht sich selbst, doch wenigstens seine Einbildungskraft und seine Gedanken retten könnte.

Aber ich kehre zurück, Ihnen meine Wanderung von Anfang an zu beschreiben.

Der *Montserrat* liegt nordwestlich von *Barcelona* (2′ 6″ westl. Länge von Paris; 41° 36′ 15″ der Breite), und der Fufs desselben ist etwa neun kleine Stunden *) von dieser Stadt entfernt. Es führen zwei Wege zu dem Kloster, das ein wenig über der Mitte der Höhe des Berges liegt, ein kürzerer und steiler, den man nur gehen oder reiten kann, und ein andrer, auf dem man zu Wagen bis in den Hof des Klosters gelangt, aber einen halben Tag mehr Zeit braucht. Männer wählen gewöhnlich den ersteren.

---

*) Hr. *Méchain* schätzt diese Entfernung in gerader Linie, und die Krümmungen des Wegs abgerechnet, ohngefähr auf 20000 Toisen.

Etwa zwey Stunden weit, bis an die lange und prächtige Brücke des *Llobregat* (des Rubricatus der Alten) ist der Weg derselbe mit dem nach Valencia. Ich sage Ihnen nichts von diesem Theile. Sie haben unstreitig die neulich erschienene Fischersche *) Reisebeschreibung gelesen, die neben andern Vorzügen vor ihren Vorgängern besonders den treuer und anziehender Naturbeschreibungen hat, und kennen daher alle Reize der Katalonischen Gegenden, die liebliche Abwechslung waldigter Hügel mit schön bebauten Thälern, die sorgfältige und doch nicht kleinliche Cultur des Landes, die Reinlichkeit und Zierlichkeit der Dörfer und Landhäuser in dieser Nähe der Stadt, die überall Wohlstand und Fröhlichkeit athmen.

Wie man den Laubengang verläfst, den dicht an der Brücke die an der Chaussée hin gepflanzten Bäume über dem Wege bilden, und auf der Brücke steht, sieht man den Flufs hinauf den Weg vor sich, den man nehmen mufs. Denn unmittelbar hinter derselben wendet man sich rechts, und bleibt nunmehr immer am rechten Ufer des Flusses.

Der *Llobregat* ist hier von beträchtlicher Breite. Er wälzt sich, wie die meisten Spanischen Flüsse, die, als Gebirgströme, im Sommer unbedeutend scheinen, aber im Winter und Frühjahr, oft zu nicht geringer Gefahr des Reisenden, plötzlich anschwellen, in einem weiten Bette hin. Zu seiner Linken sind anmuthige Wiesen. Aber zur Rechten ist der Weg nach dem Montserrat meistentheils von Bergen eingeschränkt. Erst gegen Martorell hin öffnet sich in Nordwesten ein weites romantisches Thal, und in der Mitte desselben erhebt sich der Montserrat, den man hier zum erstenmal erblickt.

*) Reise von Amsterdam über Madrid und Cadix nach Genua in den Jahren 1797 und 1798 von *Chr. Aug. Fischer*. Berlin bey Unger. 1799. 8.

Er steht wie eine hohe und lange Wand vor der Gegend vor, und da er sich überall von der freyen Ebne emporhebt, ohne mit einem andern Gebirge zusammenzuhängen, so giebt ihm dies noch ein majestätischeres Ansehen. Er ist (wie es sein Name sagt) sägenförmig eingeschnitten, und zeigt eine Menge wunderbarer Ecken. Aber da die Entfernung dem Auge die kleineren zuckerhutähnlichen Spitzen verbirgt, die ihm, besonders auf den karrikaturähnlichen Holzschnitten der Jungfrau des Montserrats, beynahe das Ansehen eines Gletschers geben, so erscheint er von hier gröfser und ernster, als in der Nähe.

Vor dem Eintreten in *Martorell* besuchte ich die Brücke, die hier über den Flufs geht, und welcher das Volk den Namen der Teufelsbrücke giebt. Sie ist offenbar neu, und Gothischer Bauart; sie bildet ein hohes, spitz zulaufendes Gewölbe, und in ihrer Mitte ist ein kleiner Bogen angebracht, um das Hinüberfahren zu verhindern, das ohnedies wegen der Steile sehr beschwerlich seyn würde. An dem der Stadt gegenüberliegenden Ende der Brücke steht ein alter, auf den Seiten sichtbar zerstörter Bogen, von grofser und fester, aber so einfacher Bauart, dafs es unmöglich ist, einen bestimmten Stil daran zu erkennen.

Man nennt diesen Bogen, gewöhnlich einen Triumphbogen, welchen Hannibal seinem Vater Hamilcar zu Ehren errichtete, ohne dafs ich eine andre Autorität für diese Meinung kenne, als die in Dillon's *) Reise abgedruckte Spanische Inschrift der Brücke. Etwas, das ihn als einen Triumphbogen charakterisirte, hat er schlechterdings nicht, und stand **) wirklich schon ehemals, wie es wahrschein-

*) *Travels through Spain by John Talbot Dillon.* Lond. 2 ed. 1782. 4. p. 382.

**) *Cellarius* (*Geogr. ant.* T. I. p. 147) setzt an die Stelle des heutigen Martorells das alte Telobis, (Τελοβὶς) dessen Ptolemaeus

lich ist, eine Stadt an der Stelle des jetzigen Martorell's, und gieng dieselbe, weiter nach Barcelona hin, bis dicht an die Brücke heran, so machte dieser Bogen vielleicht das äufsere Stadtthor aus, oder war auch eine blofse Brükkenverzierung, wie die Bögen an der Brücke von St. Chamas über die Touloubre zwischen Aix und Arles, und an der über die Charente bei Saintes. Freilich aber sind dort zwei Bögen, einer zu jeder Seite der Brücke, da hier auf der andern Seite keine Spur von Trümmern zu sehen ist. Auffallend bleibt es indefs, dafs nicht die mindeste Verzierung und keine Spur einer Inschrift an demselben zu sehen ist, und dieser Grund reichte vielleicht hin, ihn über die Römerzeiten hinauszusetzen, wenn man sonst irgend ein Werk Karthagischer Baukunst in Spanien mit Sicherheit aufweisen könnte.

Die Brücke ist im Jahre 1768 wieder hergestellt worden, und ich weifs nicht, in wiefern man ihre vorige Gestalt beibehalten hat *). Jetzt steht sie auf den Ueberbleib-

(l. 2. c. 6.) und Pomponius Mela (l. 2. c. 6.), in dessen neuesten Ausgaben es aber nach besseren Handschriften Tolobis geschrieben wird, erwähnen. Diese Bestimmung rührt von *Petrus de Marca* her, der es (*Lönez Hispan.* l. 2. c. 23. §. 11) für einerley mit dem Orte hält, den das itinerarium Antonin's unter dem Namen Fines um 20,000 Schritte von Barcelona entfernt setzt. Andre geben ihm eine andre Lage, *Florez* in seiner *España sagrada* (T. 24. p. 20) bemerkt sehr richtig, dafs bey der kleinen Entfernung, in welcher alle Oerter, die hier in Betrachtung kommen können, von einander liegen, nicht eher mit Sicherheit hierüber entschieden werden könne, als bis man eine Inschrift, oder ein andres ähnliches Dokument darüber auffinde. — Gewifs scheint es, dafs die ganze umliegende ziegend des Monserrats ehemals von den Laccetanern (wie sie die Römischen) oder den *Jaccetanern* (wie sie die Griechischen Schriftsteller nennen) bewohnt wurde, welche Hannibal vor seinem Zuge nach Italien besiegte, und in deren Gebiet hauptsächlich der Krieg zwischen Sertorius und Pompejus geführt wurde.

*) In dem 1745 von *Carl Christ. Schramm* in Leipzig herausgegebenen „*Historischen Schauplatz*, in welchem die merkwürdigsten

seln der Pfeiler einer alten, die mit dem Bogen von gleicher Bauart gewesen zu seyn scheint, auf, und ist etwa 4 Schuh schmaler, als der Bogen, der, nach einer ungefähren Schätzung, 18 Schuh Breite und 40 Schuh Höhe haben mag.

In Martorell sah ich denselben Fleifs, der fast alle Katalonischen Städte auszeichnet. Vor allen Thüren sitzen Weiber und Mädchen, und verfertigen Spitzen. Oft finden Sie ganze Familien, Mütter mit vier bis fünf Kindern, bei dieser Arbeit versammelt.

Hinter Martorell reitet man durch die *Noya*, die sich hier mit dem Llobregat vereinigt. Das Land fängt nun schon an, allmälig aufzusteigen und der Montserrat zeigt sich immer mehr und mehr in seiner wahren Gestalt. Seine hundertfältigen Spitzen kommen nun deutlicher ins Gesicht, und zwischen ihnen sieht man weifse Punkte schimmern, über die man lange zweifelhaft bleibt, bis man nach und nach erkennt, dafs es die Einsiedeleien sind, welche fromme Schwärmerey auf Gipfel und in Felsspalten hingepflanzt hat, welche vorher gewifs auch ein einzelner Wandrer nur mit Mühe besucht hätte. Allein auch die nächsten Gegenstände um den Weg her, sind nichts weniger, als uninteressant. Er läuft in beständiger Abwechslung von Fruchtfeldern, Wiesen und Gebüschen hin, und vorzüglich hübsch nehmen sich in der Ferne einige Gruppen und Wäldchen von Pinien mit ihren palmenartig ästelosen Stämmen und ihren kuglichten Kronen aus.

Einige Stellen dieses Weges fielen mir besonders durch ihre Schönheit auf, ein Hohlweg zwischen Felsen, über denen immergrünes Gesträuch romantisch herüberhängt, und ein Standpunkt, wo das Auge von einer kleinen Anhöhe

Brücken der Welt u. s. w. vorgestellt sind" soll sich eine Abbildung dieser Brücke befinden, aus welcher dies klar seyn müfste. Ich habe aber dies Werk hier nicht auftreiben können.

das Thal des schlängelnden Llobregats mit seinen reizenden Aeckern, Wiesen und Gebüschen eine weite Strecke hin verfolgt. In den letzten Tagen des Märzes, in welchen ich diese Gegend besuchte, erreicht dort gerade der Frühling den kurzdauernden, aber entzückenden Moment, wo sein jugendliches Aufknospen in seine volle Pracht übergeht. Ich würde Ihnen vergebens zu schildern versuchen, welch eine bezaubernde Mannigfaltigkeit der Farben die zahllosen Blüthen gewährten, mit welchem unnachahmlich zarten Grün, wie mit einem feinen Duft, die Bäume umgeben waren, deren Laub sich eben erst aus der Knospe entfaltete, wie schön dies mit dem Dunkel der immergrünen Gewächse abstach, deren das südliche Clima eine bewundernswürdige Menge erzeugt. Die reinere Luft und der reichliche Thau, der doch an dem kräftigeren Strale der Sonne so leicht wieder verduftet, geben allen Pflanzen in diesem glücklichen Himmelsstrich eine üppige Frische, eine unbeschreibliche Feinheit und Zartheit der Farben, einen Glanz, der die Sinne augenblicklich entzückt und sich der Phantasie dauernd einprägt.

Colbaton ist das letzte Dorf auf diesem Wege. Es ist klein und schlecht gebaut, und liegt nur noch etwa eine Viertelstunde von dem eigentlichen Fuse des Berges entfernt.

Man steigt etwa zwey Stunden von hier bis zum Kloster auf. Der Fussteig ist in Schlangenlinien um die Seite des Berges herumgeführt, aber dennoch stellenweise sehr steil. Wenigstens fanden meine Reisegesellschafter und ich es für rathsamer, unsre Maulthiere zu verlassen, und zu Fus hinaufzugehen.

Man behält auf diesem ganzen Wege immer die Höhe des Berges zur Linken, zur Rechten aber den Grund, der erste Theil ist nicht interessant. Der Berg hat überhaupt erst gegen den Gipfel zu mehr Dammerde und einen schö-

neren Pflanzenwuchs. Zwar geniefst man auch hier bereits einer weiten Aussicht. Aber was sind diese Aussichten, wo nicht einzelne Gegenstände sich herausheben, und nicht ein schöner Vorgrund den ungeheuren Gesichtskreis zu einem Gemälde beschränkt?

Wir fiengen schon an, die nicht hinlänglich belohnte Beschwerde des Steigens unangenehm zu empfinden, als der Pfad sich plötzlich um eine Ecke drehte, und uns in einen weiten Busen des Bergs führte. Nie hab' ich einen gleichen Anblick genossen! Stellen Sie Sich zwei lieblich geformte Vorhügel vor, die sich zu beiden Seiten von dem Berge aus in die Ebne erstrecken; bekränzen Sie dieselben, so romantisch Ihre Phantasie es vermag, mit Gebüschen, und denken Sie Sich dazwischen im Thale zu Ihren Füfsen den Lauf des Llobregats bis zum Meere hin, das sich majestätisch am Horizonte erhebt. Ich verweilte lange an dem Stamme einer Eiche, die in der Mitte dieses Busens steht, und in der That vereinigt dieser Standpunkt alles, was einer Landschaft Gröfse und Schönheit zu geben vermag. Die Seiten des Bergs sind wild und abentheuerlich durch die Pyramiden- und Cylinderförmigen Massen, die man erst hier in ihrer ganzen Sonderbarkeit sieht; die Vorhügel und die nächsten Ufer des Flusses geben das Bild einer anmuthigen und freundlichen Natur, und hinten verliert sich der Blick auf der unbegränzten Fläche des Meeres.

Man hat ein wenig hinabsteigen müssen, um in die Mitte dieser Falte des Berges zu kommen, man steigt jetzt wieder ebensoviel bis zu ihrem andern Ende hinauf, wendet sich um eine Ecke, und sieht bald darauf das Kloster vor sich liegen.

Es ist ein weitläuftiges Gebäude, und gleicht mit allen andern dazu gehörenden einer kleinen Stadt. Das Kloster selbst ist hoch, hat eine Menge kleiner Fenster und ist von

gelblicher Farbe. In dem neueren Theile desselben ist ein kleiner runder Thurm. Der Eingang ist besonders finster und wunderbar. Auf zwey Säulen von ehrwürdigem Alter stehen der H. Benediktus und seine Schwester die H. Scholastica. Letztere hält ein Buch in der Hand, auf der ein Vogel sitzt, den man leicht für einen Papagey halten kann, der aber unstreitig eine Taube vorstellen soll, weil, nach Gregors Erzählung, der H. Benedict in einer Erscheinung die Seele seiner Schwester in Gestalt einer Taube gen Himmel fliegen sah. Architektonische Schönheit mufs man hier nicht suchen; das Ganze hat blofs eine sonderbare Gestalt, pafst aber dadurch nur noch besser zu der Stelle, auf der es steht.

Nichts kann in der That sonderbarer seyn, als dieser Platz, den der Berg absichtlich geöffnet zu haben scheint, um dort Menschenwohnungen in seinen Schoofs aufzunehmen. Die Gebäude stehen nach der Ebne zu an einem furchtbar schroffen Abgrund; der Haupteingang des Klosters aber ist an der Bergseite, und hier ist vor den Gebäuden ein länglicht schmaler Platz, den vorn und zu beyden Seiten ungeheure Felsen einschliefsen. Neugierig späht das Auge des Reisenden an ihren glatten und senkrechten Wänden umher, und sucht vergebens nach einem Eingange zu den Einsiedeleyen, deren er einige unmittelbar über sich im eigentlichen Sinne des Worts in den Lüften schwebend erblickt; und mit ängstlicher Beklemmung fühlt sich seine überraschte Phantasie auf einmal zwischen ungeheuern Naturmassen, und einer finstern, Schwermuth erregenden Mönchswohnung eingeengt.

Zur rechten Seite des Klosters tritt ein grofser Felscylinder beträchtlich über seine Grundfläche über, und dafs die schauderhafte Empfindung, welche eine solche überhängende Masse erregt, nicht ungegründet ist, beweisen

einige Beispiele hier wirklich heruntergefallener Felsstücke. So finde ich unter andern in einer Portugiesischen Reisebeschreibung *) aus dem 16. Jahrhundert erzählt, dafs im März 1546 eines auf das Hospital des Klosters stürzte, und 9 Personen tödtete und mehr als 40 verwundete.

Auf diesem übertretenden Felsen sollen, wie mir ein Mönch sagte, Reste von Mauern und ein Kreuz stehen, zu denen aber der Zugang gefährlich sey. Die Volkssage leitet diese Ueberbleibsel von der Wohnung des Teufels her, der hier, wie ich Ihnen gleich erzählen werde, den frommen Vater Guarin verführte.

Die Zahl der Menschen, welche diese Einöde versammelt, beträgt etwa dritthalbhundert, unter denen sich einige siebzig Mönche befinden, die übrigen sind Laienbrüder, Chorknaben, Aufwärter und Personen, welche die Oekonomie besorgen.

Der Ursprung des Klosters des Montserrats ist mit Dunkelheit umhüllt, und die Geschichtschreiber, welche desselben erwähnen, weichen um beynahe 200 Jahre von einander ab. Kirchen und Kapellen scheinen schon seit den ältesten Zeiten, und wenigstens gewifs im Laufe des 9. Jahrhunderts auf dem Berge gewesen zu seyn; sichere Spuren eines Klosters aber findet man erst in der Mitte des 11. Jahrhunderts, wo es der Benedictinerabtey von Ripoll einverleibt war. Im 14. Jahrhundert fing es an, sich nach und nach von dieser unabhängig zu machen und im Jahr 1410 erhob der Pabst Benedict 13. das Priorat des Montserrats förmlich zu einer unabhängigen, nur dem Römischen Stuhle unterworfenen Abtei, und Martin 5. und Eugen 6. bestätigten diese Erhebung. Damals hatte das Kloster nur

*) Chorographia de algunas Lugares que stam an hum caminho, que fez Gaspar Barreiros ó anno de 1546. commeçando na cidade de Badajoz te à de Milam em Italia. Coimbra 1561. 4. f. 116.

12 Mönche und so dauerte es bis 1493 fort, wo es der Benedictiner-Congregation von Valladolid einverleibt wurde, und die Zahl der Mönche nun seitdem bis auf die jetzige anwuchs. Diese Verbesserung bewirkte vorzüglich der damalige Abt des Klosters Garuá de Cisneros, der Neffe des Cardinals Ximenes, welcher auch der geistliche Reformator und Stifter der jetzigen Disciplin des Klosters wurde.

Die erste Veranlassung zu einem Kirchen- und Klosterbau in dieser Gegend soll die Auffindung des Bildes der Mutter Gottes gegeben haben, das noch jetzt dort verwahrt wird. Man setzt dieselbe gewöhnlich in das Ende des 9. Jahrhunderts. Schäferknaben sahen in der Nacht Lichter im Berge und hörten melodische Stimmen, wie von Engeln. Sie hinterbrachten es dem Bischof in dem nahegelegenen Manresa, und nach geschehener Nachsuchung fand man das Wunderbild. Man wollte es nach Manresa bringen, allein als es auf der Stelle des heutigen Klosters ankam, widersetzte es sich allen Versuchen, es von da wegzunehmen.

Zu gleicher Zeit entdeckte sich die Ursach der Vorliebe, welche das Bild für diese Stelle bewies.

Wifred II. mit dem Beinamen: der Zottige (el velloso) damaliger Graf von Barcelona, hatte nämlich mehrere Jahre vorher seine besessene Tochter Riquilda zu einem frommen Mann Johann Guarin gebracht, der als Einsiedler im Montserrat lebte, und dieselbe — der Gegenvorstellungen Guarins, der seiner Stärke mistraute, ungeachtet — bei ihm gelassen, um neun Tage mit ihm allein in seiner Höle zu leben. Guarin war, besonders durch die Zuredungen des Teufels (der sich in der Gestalt eines andern Einsiedlers neben ihm angebaut hatte, und von dessen Wohnung jene erst erwähnten Trümmer herrühren sollen) sicher gemacht, der Versuchung unterlegen, und hatte der Jungfrau

Gewalt angethan. Er klagte es seinem Freunde, und dieser rieth ihm, um der Verfolgung des Vaters zu entgehen, sie zu ermorden und zu entfliehen. Dies that Guarin; er verscharrte den Leichnam vor seiner Höle und entfloh; ging aber nach Rom, wo ihm der Pabst, gerührt über seine Reue, Vergebung seines Vergehens ertheilte. Allein nun legte er sich die Büfsung auf, sein übriges Leben hindurch nakt auf allen Vieren im Montserrat herumzukriechen, und nur mit den wilden Thieren zu schlafen und zu essen. Dies that er sieben Jahre hindurch.

Als um die Zeit der Auffindung des heiligen Bildes sich viele Menschen im Montserrat versammeln, hält Wifred 2. dort eine Jagd. Seine Hunde finden den Einsiedler, und stehen bellend vor der unbekannten behaarten Gestalt still. Ein beherzter Jäger geht hinan, legt dem Unthier einen Strick an und führt es nach Barcelona. Da Guarin keinen menschlichen Laut von sich giebt, läfst ihn der Graf um seine Tafel führen, um ihn seinen Gästen zu zeigen. Er folgt geduldig, ifst aber nur mit den Hunden von den Brosamen des Tisches. Die Amme des erst drey Monate vorher geborenen Sohnes des Grafen eilt gleichfalls, den Säugling im Arm, zu diesem Wunder herbei. Wie das Kind den Einsiedler erblickt, ruft es aus: „Stehe auf, und schaue den Himmel an; Gott hat dir vergeben!" und augenblicklich darauf kehrt es zum Kindergeschrey zurück.

Guarin umfafst nun des Grafen Kniee, entdeckt ihm sein Vergehen, erhält seine Verzeihung und beide eilen, den Leichnam der Ermordeten aufzusuchen. Es findet sich, dafs das Wunderbild auf ihrem Grabe geblieben ist. Wie man dasselbe öffnet, steigt die Erschlagene lebendig und blühender, als sie vorher war, aus der Erde empor. Der erfreute Vater will sie mit sich nach Barcelona führen und verheirathen; aber sie will die Liebe, die ihr Maria bewie-

sen, nicht unerwiedert lassen, und verlangt von ihrem Vater, dafs er von ihrer Aussteuer der Jungfrau an dieser Stelle ein Kloster errichte, in dem sie Aebtissin und Guarin Seelsorger wird.

So wenigstens verbinden gewöhnlich die eifrigen Verehrer des Montserrats diese Legende (deren ich, als eines wunderbaren Gemisches von Abgeschmacktheit, Rohheit und Wollust mit wenigen Worten erwähnen zu müssen glaubte) mit der ersten Auffindung des Wunderbildes und der Gründung des Klosters. Kritischere Geschichtschreiber aber trennen die Errichtung einer Kirche im Berg, von der Stiftung des Klosters. Die erstere setzen sie sehr hinauf, die letztere aber so wie die damit zusammenhängende Geschichte Guarins nur in das 11. Jahrhundert. Die Legende Guarins gründet sich (nach Petrus de Marca) auf eine Urkunde aus der Mitte des 14. Jahrhunderts, welche dieselbe, ohne Bestimmung der Zeit, erzählt und sein Name findet sich zuerst in einer an ihn gerichteten Schenkungsurkunde von 1063. In Barcelona stehen noch jetzt in einem Hause (welches der Graf, dessen Tochter er heilte, besessen haben soll und das jetzt den Bernardinermönchen de Santas Cruces gehört) zwey alte Bildsäulen, deren eine den Einsiedler knieend, die andere die Amme mit dem Kinde im Arme vorstellt. Gab es daher auch wirklich, wie nicht unwahrscheinlich ist, einen Einsiedler dieses Namens, welcher sich für irgend ein Vergehen eine aufserordentliche Büfsung auferlegte, so hat ihn unstreitig nur fromme Erdichtung bis in das 9. Jahrhundert hinaufgesetzt, um den fabelhaften Zusätzen, mit welchen man diese Geschichte ausschmückte, dadurch mehr Glauben zu verschaffen *).

*) Ausführlich findet man die Geschichte des Montserrats in Fr. Antonio de Yepes cronica general de la Orden de S. Benito. 1609. Vol. 4. fol. 224 u. f. in Petrus de Marca (Limes Hispan. l. 3.

Es war schon weit über Mittag, als wir im Kloster ankamen, und wir wandten den Rest des Tages dazu an, die inneren Merkwürdigkeiten desselben zu besehen, den Abt und einige Mönche zu sprechen. Sie empfingen uns mit der Gastfreundschaft, die sie gegen jeden Fremden ausüben, der ihre Einöde besucht, und wir genossen noch besonders der freundschaftlichen Sorgfalt eines Landsmanns, des Paters Schilling aus Erfurt, der durch eine Reihe von Umständen erst in Spanische Kriegsdienste und dann in dies Kloster gekommen ist, aber im Geringsten nicht unzufrieden scheint, sein Vaterland gegen diese Einsamkeit vertauscht zu haben.

Die Mönche sind, wie ich Ihnen schon vorhin sagte, Benedictiner, und zwar von der Valladolider Congregation, congregatio Vallisoletana. Diese fügt zu den drey bekannten Mönchsgelübden der Armuth, Keuschheit und des Gehorsams noch das der Clausur hinzu. Sie dürfen sich also ohne Erlaubniſs des Abtes nicht aus dem Kloster entfernen, nicht einmal um in den Berg zu gehen. Indeſs giebt es zwey Monate im Jahre, wo ihnen sogar den Berg zu verlassen und zu verreisen erlaubt ist. Sie machen ein Kapitel zusammen aus, und wählen ihren Abt selbst, der es nur immer vier Jahre bleibt.

Mit dem innern des Klosters werde ich Sie nicht lange aufhalten; alles verschwindet hier vor der Gröſse und Sonderbarkeit der Natur.

---

app. §. 3. p. 337.) und Florez Espanna sagrada T. 28. p. 35. erzählt. Yepes läſst gleich vom Ende des 9. Jahrh. an, ein Benedictinernonnenkloster im Berge bestehen, das erst 976 gegen ein Mönchskloster vertauscht wird. Marca und Florez verfahren kritischer und genauer. — Von Christoval Virues epischem Gedicht über die Gründung des Klosters im Montserrat, dessen Cervantes bei der Sichtung der Büchersammlung Don Quixote's mit groſsen, und (man kann mit Recht hinzufügen) übermäſsigen Lobsprüchen erwähnt, gebe ich Ihnen ein andermal einige Nachricht.

Die Kirche ist geräumig und bildet ein flaches aber sehr breites Gewölbe. Sie ist mit ungeheurer Pracht durchaus vergoldet und mit Arabesken bedeckt. Aber so wenig auch das Einzelne geschmackvoll genannt werden kann, so macht dennoch das Ganze einen prächtigen und feyerlichen Eindruck.

Der Platz um den Hochaltar ist durch ein bronzenes Gitter von der übrigen Kirche abgesondert und durch einige 80 silberne Lampen beständig erleuchtet. Ueber demselben in einer Nische steht das heilige Bild, zu dem noch beständig eine Menge von Wallfarthen geschehen.

Das Schnitzwerk des Chors hat Verdienst in der richtigen und edlen Zeichnung der Figuren, enthält aber bey weitem keinen solchen Reichthum künstlerischer Erfindung, als man an ähnlichen Arbeiten in andern Kirchen findet. Man schreibt es *Christoph von Salamanca* zu, und sowohl diese Arbeit, als der Hochaltar, ein Werk *Stephan Jordans* aus Valladolid, ist aus dem Ende des 16. Jahrhunderts, wo die Bildhauer- und Baukunst mehr in Castilien, als im übrigen Spanien blühte. Denn erst 1599 brachte man, wie eine eigene lateinische Inschrift sagt, das heilige Bild, in Gegenwart Königs Philipp 3. aus der damaligen alten Kirche in diese neue.

Der Gottesdienst des Montserrats zeichnet sich durch eine besondere Feyerlichkeit und vorzüglich durch eine treffliche Kirchenmusik aus. In dem daselbst befindlichen Institut für Knaben zum Chorgesang haben sich selbst profane Künstler gebildet.

Der sogenannte Schatz besitzt eine Last von Gold, Silber und Edelsteinen. In Rücksicht auf die Kunst ist nur der auch schon sonst bekannte in einen Onyx geschnittene Medusenkopf merkwürdig.

Die Bibliothek hatte ich nicht Zeit zu untersuchen. Man sagt, dafs sie eine beträchtliche Anzahl von Hand-

schriften enthalte, von denen die meisten die Katalonische Geschichte zu betreffen scheinen.

Von Gemälden ist nur ein jüngstes Gericht, das vor der Bibliothek hängt, bemerkenswerth, auf dem die Einbildungskraft des Künstlers heidnische und christliche Höllenstrafen auf eine in der That schauderhafte Weise zu vervielfältigen und darzustellen gewufst hat. Ueber dieses erfahren Sie mehr, wenn ich Ihnen die ausführliche Beschreibung aller merkwürdigen Gemälde Madrids, der Königl. Lustschlösser, und des ganzen mittäglichen Spaniens schicke, von der ich Ihnen schon einigemale sprach.

Das Heil. Bild ist von Holz, und wie die meisten andern dieser Art, von schwarzer Farbe an Händen und Gesicht — ein Umstand, der wohl dem Alter, dem Staube und dem Lampen- und Weihrauchdampfe zuzuschreiben ist. Die Gesichtszüge desselben sind rein und edel. Ich brauche Ihnen nicht erst zu sagen, in welcher Heiligkeit es seit Jahrhunderten von den Gläubigen gehalten worden ist. Kaiser und Könige stellten Wallfarthen dahin an; Madrid, Wien und selbst Rom weisen Kirchen des Montserrats auf; die Söhne mehrerer der ersten Familien Spaniens wurden in die Zahl der, ihrem Dienste geweihten Knaben theils eingeschrieben, theils wirklich aufgenommen; Ludwig 14. verschafte denjenigen seiner Unterthanen, welche zu ihr wallfarthen würden, geistliche Vortheile vom Pabst; Johann von Oesterreich, der Sieger bei Lepanto, sandte ihr nach der Schlacht einige Fahnen und die erbeutete Leuchte des türkischen Admiralsschiffs, und soll selbst die Absicht gehabt haben, seine Tage als Einsiedler in dieser Einöde zu beschliefsen; und Karl 5. der sie zu neun verschiedenenmalen besuchte, starb, eine an ihrem Altar geweihte Kerze in der Hand.

Wir machten uns am andern Morgen mit Anbruch des

Tages auf, die Einsiedeleyen zu besuchen. Da das Wetter nicht ganz sicher schien, so eilten wir zuerst der Spitze des Berges zu, um von da die Gegend zu überschauen.

Auf der linken Seite des schmalen Platzes vor dem Klosterthor windet sich eine schmale Treppe zwischen den Felsen hinauf, durch die man zunächst in die Einsiedeley der Heil. Anna kömmt.

Wir begegneten hier einem Einsiedler, der, weil er alt und nicht wohl war, in das Kloster hinabstieg, um einige Wochen in der Krankenstube desselben zu bleiben. Es war ein kleiner, stämmiger Mann mit fester und entschlossener Mine, und seine graue härene Kutte, sein Stab, und sein langer ungekämmter Bart gaben ihm zwischen diesen rauhen Felsen ein Ansehen von Wildheit, das mich überraschte. Nothwendig aber gränzt das Einsiedler- und Heiligen-Leben, das immerfort mit allem Ungemache der Natur ringt, an den Zustand der Natur-Wildheit.

Wir hatten schon beträchtlich steigen müssen, als wir an der Thür der Einsiedeley der Heil. Anna standen. Wir klopften an, und der Einsiedler öffnete uns sogleich. Er setzte sich erst, ehe er ein Wort sprach, einen Augenblick zum Gebet in seiner Kapelle nieder; dies ist eine allgemeine Sitte; dann sprach er mit uns, und behandelte uns mit vieler Freundlichkeit.

Es war ein hübscher Mann mit einer milden und sanften Mine und einer einnehmenden Gesichtsbildung. In dem schlichten Ebenmafse seiner Züge, der kleinen aber offnen Stirn, dem hellen und ruhigen Blicke seiner Augen, der gerade absteigenden Nase, und dem schönen, Ehrfurcht erweckenden Barte zeichnete sich ein milder Ernst, genügsame Heiterkeit und stiller Seelenfrieden. Er erzählte uns, dafs er aus Valladolid gebürtig sey und ehemals eine angesehene Stelle in der Königl. Schatzkammer bekleidet habe.

Auf unsre Frage: wie lange er schon den Berg bewohne? sagte er: „Achtzehn Jahre, aber diese achtzehn Jahre sind „mir wie achtzehn Tage verstrichen. Nichts hat je meine „Ruhe gestört, als das Andenken an meine Fehler." Ich fragte ihn weiter, was ihn vermocht habe, die Welt zu verlassen? Aber hierauf gab er mir keine directe Antwort. Er zeigte zum Himmel und sagte: dies komme nicht aus dem Menschen, es werde von oben eingegeben, der Mensch könne nur folgen. Er führte uns dann durch seine Wohnung und seinen Garten, und zeigte uns alles, was zu seiner Oekonomie gehörte. Nur das Bett Fremde sehen zu lassen, ist, wie er uns sagte, gegen den Einsiedler-Anstand.

Diese Einsiedeleyen sind niedrige, aber für ihre Bestimmung hinlänglich geräumige Gebäude von Einem Stockwerk und verschiedener Bauart nach der Verschiedenheit ihrer Lage. Indefs haben alle eine Kapelle, mehrere Stuben, eine Küche, eine Cisterne, und die meisten noch einen Säulengang um die Wohnung, oder doch eine Vorlaube. Bey jeder finden Sie ein oder mehrere kleine Gartenstücke auf den Terrassen, welche die Felsen ringsherum bilden. Ueberall wurde ich durch eine aufserordentliche Reinlichkeit in der Kleidung und den Wohnungen der Einsiedler und durch die sorgfältige Zierlichkeit ihres Gartenbaues überrascht.

Die Einsiedeley der Heil. Anna dient zugleich sämmtlichen Einsiedlern zur Pfarrkirche, in der sie an bestimmten Tagen (oft einigemale in der Woche) zusammenkommen, und von einem Mönche, der ihr Seelsorger ist, und mitten unter ihnen (in der Einsiedeley des Heil. Benedictus) wohnt, das Sacrament empfangen. Die Kapelle dieses Einsiedlers bildet also einen kleinen Saal, in welchem aufser seinem eigenen Betstuhle noch zu beyden Wänden zwey

Reihen ordentlicher Chorstühle für seine 11 Mitbrüder stehen.

Es mufs ein abentheuerlicher Anblick seyn, hier im Winter, noch in der Nacht (um 4 Uhr Morgens) die Einsiedler, halb erstarrt vor Frost, mit Fackeln den Berg durch die engen Felswege herunterkommen, und dann zum Gottesdienst in dieser schauderhaft einsamen Höhe versammelt zu sehen.

Von der Heil. Anna bis zur Einsiedeley des Heil. Hieronymus, die dem Gipfel sehr nahe liegt, aber jetzt leer steht, hatten wir einen beträchtlichen Weg durch das Gebirge zu machen.

Der ganze Montserrat besteht aus etwa 6 bis 7 Stockwerken, d. h. senkrechten Wänden, welche durch 6 bis 7 kleine schräge Ebenen verbunden sind. Das unterste Stockwerk trägt noch Weinreben, und alle Ebenen sind auf das üppigste mit Bäumen, Gesträuchen und Kräutern mannigfaltiger Art bewachsen. Bis auf die höchste Spitze geht noch die Vegetation fort, und selbst in den Spalten der Felsen rankt sich noch einiges Gesträuch hin. Dieser schöne Pflanzenwuchs ist, da es dem Berg unläugbar an Quellwasser mangelt, nur der Reichlichkeit des Thaues beyzumessen.

Aus dem dichtverwachsnen, üppig rankenden, dunkelgrünen Gebüsche heben sich nun die glatten und nackten Scheitel der Felssäulen und Kegel empor, deren, je mehr man sich dem Gipfel nähert, immer mehrere und sonderbarere sichtbar werden. Ich würde es umsonst versuchen, Ihnen die wundersamen Gruppen zu schildern, die sie bilden, und deren Anblick bey jeder neuen Wendung des schlängelnden Fufspfades unaufhörlich wechselt. Wenn ich ein Einsiedlerleben in diesem Berge führen sollte, würde es mir, dächt' ich, eine anziehende Beschäftigung seyn, diese

Gipfel unterscheiden zu lernen, und ihnen Namen zu geben, sie bey der aufgehenden Sonne zu begrüfsen, ihnen bey der scheidenden Lebewohl zu sagen.

Der Montserrat hat nicht den ernsten, grofsen und feyerlichen Charakter nordischer Gebirge, der Alpen, unsrer Bergketten, oder auch der Pyrenäen. Ein inselförmig allein stehender Berg, in unzählige kleinere Felsmassen zerspalten, mit meistentheils niedrigem Gesträuche bewachsen, ist er rauh, wild, chaotisch-gestaltet in seinen Gipfeln, anmuthig und freundlich in seinen Gründen, wunderbar und abentheuerlich im Ganzen, aber nicht eigentlich grofs und erhaben. Es fehlen ihm die mächtigen Wände, die ungeheuren Flächen, auf denen das Auge weit hinausschweift; er hat keine fürchterlich rauschenden Wasserfälle, keine Gruppen finstrer Tannen, keine Eichen, deren dicker Stamm und deren knotige, mannigfaltig gewundene Aeste den Kampf bezeugen, den sie vielleicht schon ein ganzes Jahrhundert hindurch gegen die Macht der Elemente bestanden. Die Bäume, die man hier sieht, sind kleiner und schwächer; Nadelholz ist nur wenig, und was man am häufigsten findet, ist immergrünes Gesträuch mit einem dunkelglänzenden Laube. Was indefs diesem Berge an Gröfse abgeht, ersetzt er durch die wunderbare Verbindung von Anmuth und Wildheit und durch die feyerliche Stille, die in ihm herrscht. Zu ihren Füfsen ist eine reizende und blumige Ebne, und einen einzigen Blick in die Höhe gerichtet, und Sie schauen in ein Chaos von Klippen, das den Trümmern einer ungeheuren Felsenstadt gleicht.

S. Geronimo hat ohne Zweifel unter allen Einsiedeleyen des Montserrats die schönste und romantischste Lage. Der Morgen, an dem wir diese Gegend besuchten, war neblig, aber der Nebel lag noch tief im Thale, der Himmel war heiter und blau, und die Sonne schien sehr warm

herunter. Vor uns gegen das Kloster zu und zu unsrer Linken erheben sich die Spitzen des Berges inselartig aus dem feuchten Duftmeere, das die ganze Fläche bedeckte. Vorzüglich schön stieg gerade gegen uns über, gleich einem mächtigen Eiland, eine Gruppe von Felsmassen empor, die man vom ganzen Berge aus leicht bemerkt und die sich gerade hinter und über dem Kloster zu erheben scheint. Zur Linken standen die Felsen mehr einzeln und abgeschnitten. Zu beyden Seiten öffnete sich der Blick in die Gegend. Aber zur Linken lagen die weifsen Nebelwolken noch still und dicht, wie ein Meer; langsam, aber in steter Bewegung, zogen sie sich von da durch die Spitzen vor uns, und lagerten sich, aber dünner und zerrifsner auf die, in wechselnden Gestalten durch sie durchschimmernde Fläche.

Zur rechten Seite dieser Einsiedeley ist ein furchtbarer, kraterähnlicher Abgrund; Steine, die meine Begleiter hineinwarfen, tönten lang und dumpf nach; aus der Mitte der schauderhaften Tiefe steigen einige Felsspitzen thurmartig auf.

Der Weg von S. Geronimo zum äufsersten Gipfel des Berges ist kurz, aber steil und mühsam. Dieser Gipfel erhebt sich, wie ein schroffes Vorgebirge, und ist überall, die Seite allein ausgenommen, von welcher der Fufssteig hinaufführt, von jähen Abgründen umgeben. Auf demselben steht eine kleine, der Jungfrau gewidmete Kapelle, zu welcher gewöhnlich der Einsiedler in S. Geronimo den Schlüssel hat. Jetzt da diese Einsiedeley leer stand, war sie verschlossen, aber wir fanden ein Paar Löcher in die Thür geschlagen, die, wie man uns nachher sagte, von einem Blitz herrührten, der sie wenige Tage vorher getroffen hatte.

Rund um die Kapelle ist nur noch ein schmaler, mit einem Geländer umgebener Gang, und von hier übersieht man nicht nur eine ungeheure Fläche Landes und das Meer,

sondern auch einen Theil des Umkreises des ganz isolirt stehenden Berges. Denn diese Höhe befindet sich gerade an dem einen Ende desselben, wo er mit seiner, nach den östlichen Pyrenäen zugekehrten Seite sehr schnell abstürzt.

Uns erlaubte das Wetter nicht, die Aussicht des Landes in ihrer ganzen Ausdehnung zu geniefsen; aber wir gewannen vielleicht nur dabey, weil wir das prächtigste und gröfseste Wolkenschauspiel sahen, dessen ich mich je erinnere.

Da die Sonne noch hell von dem heitern Himmel herabschien, so war auch der äufserste Horizont an den Gebirgen von Roussillon und den dahinter hervorblickenden Pyrenäen noch rein, und man übersah vortreflich die ganze beschneite Bergkette. Aber näher am Berge und auf dem ganzen flachen Lande lagen Nebelwolken. Am dichtesten waren sie im Abend gethürmt, von da ging ihre Bewegung aus, und so zogen sie sich rund zu unsern Füfsen herum. In der untersten Tiefe wälzten sie sich schwer und langsam, höher jagte der feine Duft schnell durch die Felsenritzen und im Morgen und Mittag war ein sonderbares Gewühl und Gemisch. Die Berge des Landes, das Meer und die Gewölke des Nebels verschwammen so in einander, dafs schlechterdings keine sondernde Gränze mehr sichtbar blieb. Aus dem Nebelmeere erhoben sich lange zart und leicht geflockte Wolken zum reinen Himmel empor. Nach und nach kamen mehrere und gröfsere dieser Gewölke, zwey grofse, eins tiefer, das andre höher, neigten sich mit ihren immer verlängerten Spitzen gegen einander und verschlangen immer mehr die heitere Bläue; der feine Duft jagte schon höher um uns her, die Sonne wurde selbst schon leicht bedeckt und alles kündigte trüberes Wetter an. Wir eilten nun hinunter und auf *S. Onofre* zu, eine Einsiedeley, die ganz an der andern Seite des Berges liegt, aber, wie

man uns gesagt hatte, die wunderbarste Lage im Felsen haben sollte.

Wir giengen jetzt durchaus in Nebel gehüllt. Alle Aussicht war uns benommen; wir sahen nur die nächsten Felsen in dem Augenblicke, da wir davor standen, aber ihr einzelnes und plötzliches Erscheinen vermehrte nur noch ihr abentheuerliches Ansehen.

Die erste Einsiedeley, zu der wir auf unserm Wege gelangten, und deren Namen ich mich nicht mehr erinnere, ist an einer hohen, wilden und einsamen Gegend des Gebirges gebaut und von einigen Cypressen umgeben. Ihre Gartenstücke überraschten uns durch die zierliche Sorgfalt, mit der sie bepflanzt waren. Nicht gleich freundlich aber war ihr Bebauer. Er empfieng uns mit verdriefslicher Mine, verrichtete sein Gebet mit finsterm Gesichte, und schlug uns geradezu ab, uns seine Wohnung zu zeigen. Seiner Physiognomie nach zu schliefsen, war dieser Charakter (den die Spanier mit einem ausdrucksvollen Wort ein *genio adusto* nennen) in ihm tief in seiner Organisation gegründet. Er war grofs und hager, hatte eine sonderbare Schädelform, eine sehr hohe schwärmerische Stirn, einen trotzig aufgeworfenen Mund, eingefallene Wangen und grofse finstere Augen.

Man sagte mir nachher, dafs er ein Aragonier sey; und man legt den Aragoniern gewöhnlich finstern Ernst, Stolz und eigensinnigen Trotz zur Last. Sie wissen schon aus andern Reisebeschreibungen, was es mit diesen, von allen Provinzen Spaniens gegenseitig einander zugeworfenen Beschuldigungen zu bedeuten hat. Wahr mag es indefs seyn, und gewifs gereicht es den Aragoniern nicht zum Nachtheil, dafs in ihnen das fortwirkende Andenken ihrer ehemaligen Verfassung, einen unabhängigern Sinn, mehr Selbstständigkeit und einen wärmern Nationalstolz erhalten hat.

Nachdem wir diese Einsiedeley verlassen und einen beträchtlich weiten Weg zurückgelegt hatten, befanden wir uns auf einmal an dem Fuſse zweyer dicht an einander stehender senkrechter Felssäulen, durch welche blos eine ganz schmale, über 80 Stufen hohe Treppe zu dem obern Stockwerke des Berges führt. Diese Treppe ist der Zugang zu drey dicht bey einander gelegenen Einsiedeleyen, *Sta. Magdalena, S. Onofre* und *S. Juan*.

Die erstere liegt allein zur Rechten, und hat einen sehr unbequemen Eingang über groſse Felsstücke hin. Ihr Bewohner war ein hübscher, freundlicher Mann, der uns überall herumführte. Er schien in seiner kleinen Oekonomie, der er sich, wie man an der durchgängigen Ordnung und Reinlichkeit bemerkte, eifrig annahm, ein einsames, aber heitres häusliches Leben zu führen. Er ist, wie mehrere Einsiedler des Bergs, ein Tischler, und seine Wohnung war reichlicher und zierlicher, als wir bey den andern bemerkt hatten, mit Kommoden, Stühlen, Tischen und andern Hausrathe versehen.

S. Onofre und *St. Juan* hängen gleich Adlernestern am Felsen. An einer schroffen und langen senkrechten Wand ist vermuthlich ein länglichter Riſs, gleich einer Höle, gewesen. Diesen hat man benutzt, Einsiedeleyen darin anzulegen. Daher sind ihre Hauptwände der natürliche Fels. Nur die vordere ist ganz gemauert, und verschlieſst blos die Felsspalte. Die Hinterwand und zum Theil das Dach giebt diese selbst her. Der Eingang ist bey jeder der beyden Einsiedeleyen zur Seite durch hohe und beschwerliche Treppen am Felsen, und die Gärten liegen auf tiefer unten befindlichen Terrassen.

Wir besuchten *S. Onofre*. Der Einsiedler, der hier wohnt, hat aus seinem Fenster eine herrliche und ungeheuer weite Aussicht auf das Land und das Meer; da der

Himmel wieder helle geworden war, konnten wir sie jetzt mit genieſsen; doch war es nicht klar genug, um, wie sonst, die Insel Mallorca zu sehen. Zur Linken steht ihm die Einsiedeley der Heil. Magdalena und eine furchtbar steile, der seinigen ähnliche Felswand. Er ist ein Franzose, und wir fanden in ihm einen freundlichen und gefälligen Mann, in dem sich die Spuren des Charakters seiner Nation nicht verwischt hatten. Mitten in dieser schrecklichen Einöde hatte er ihre fröhliche Laune, ihre Gesprächigkeit und Lust an gesellschaftlichem Umgange nicht verloren. Er hatte vordem in einem der angesehensten und gesellschaftlichsten Handlungshäuser Barcelona's gelebt, erzählte uns aber, daſs er sich immer nach dieser Stelle gesehnt habe, und daſs, seitdem er hier wohne, nichts seiner Heiterkeit und Zufriedenheit mangle. Er setzte uns ein schmackhaftes Frühstück vor, und wollte uns schlechterdings auch zum Mittag bey sich behalten.

S. Juan ist dicht neben ihm an, und unter einem Dache gebaut. Ein Spanischer lebenssatter Graf soll diese Einsiedeley angelegt und die Erlaubniſs erhalten haben, mit dem Einsiedler in S. Onofre in Gemeinschaft zu leben. Nach seinem Tode aber hat man die Verbindungsthüre zugemauert, und jetzt müssen beyde Einsiedler, deren Fenster nur um wenige Schuhe von einander entfernt sind, eine Stunde Weges machen, um den Felsen herunter und hinauf zu einander zu gelangen.

Auf dem Rückwege von hier nach dem Kloster besuchten wir noch einige Einsiedeleyen, in denen wir aber weiter nichts Bemerkenswerthes antrafen.

Die zwölf Einsiedler (der unter ihnen wohnende Mönch macht die Zahl der dreyzehn Einsiedeleyen voll) sind gleichfalls Mönche und thun dieselben Gelübde, als die im Kloster. Nur sind sie nicht zu Priestern geweiht, haben stren-

gere Pflichten und dürfen unter keinerley Bedingung den Berg verlassen, der ihre Clausur ist, und vier kleine Spanische Meilen im Umfange hat. Ihr Leben sieht auf den ersten Anblick sehr reizend aus — ungestörte Einsamkeit, eine prächtige Natur und scheinbare Unabhängigkeit. Allein wenn man genauer nachfragt, verschwindet diese glänzende Aufsenseite gar sehr.

Der arme Einsiedler ist den ganzen Tag mit Andachtsübungen beladen, und behält kaum zwey bis drey Stunden übrig, sein Gärtchen zu bestellen und einige Handarbeit zu verrichten. Um zwey Uhr Morgens mufs er aufstehen und bis sechs oder sieben Uhr in Gebet, Meditation und Lesung heiliger Bücher zubringen. Dann besorgt er seine kleine Wirthschaft und seine Küche. Nachher gehen andre Andachtsübungen bis Mittag an, und so den ganzen Tag. Um jede dieser Stunden mufs sein Glöckchen die Glocken des Klosters begleiten. Er darf zwar seine Einsiedeley verlassen; aber abgerechnet, dafs ihm seine Beschäftigungen weite Entfernungen verbieten, so würde er bald getadelt werden, wenn er gröfsere oder häufigere Spatziergänge blofs zum Vergnügen, vorzüglich auf gangbaren Wegen anstellte. Ob es ihm gleich nicht geradezu untersagt ist, seine Mitbrüder zu besuchen, so ist es doch gegen die Strenge seiner Pflicht, dies öfter, oder überhaupt anders, als im Nothfalle, zu thun.

Dabei sind die körperlichen Beschwerden, welche die Einsiedler zu erdulden haben, sehr grofs. Im Winter sind sie in den Felshöhen, die sie bewohnen, einer empfindlichen Kälte, und fast zu allen Zeiten einem unangenehmen Winde ausgesetzt. Vor Tage müssen sie Sommers und Winters, in dieser letztern Zeit mit Fackeln in ihr Versammlungshaus kommen, und thun auf diesen weiten und beschwerlichen Wegen oft gefährliche Fälle. Das ganze Jahr hin-

durch dürfen sie kein Fleisch essen, und müssen sich, da sie sich nicht immer Milch, Butter oder Eyer verschaffen können, meist mit getrocknetem Fisch, Oliven u. s. f. begnügen. Diese Pflicht hängt eigentlich mit ihrem Wohnen im Berge zusammen. Denn niemand, weder ein Mönch des Klosters, noch ein Laie, darf zu irgend einer Zeit des Jahres in einer Einsiedeley etwas anders, als Fastenspeise genieſsen, und der Einsiedler würde dem Fremden kein Feuer geben, von dem er vermuthen könnte, daſs er sich im Berge Fleisch zubereiten wollte. Zum Kloster steigen sie nur an bestimmten Tagen (etwa 15 bis 20 male im Jahr) zum Gottesdienst, wo sie alsdann mit den Mönchen essen, oder wenn ein Mönch begraben wird, oder wenn sie krank oder zu alt sind, die Beschwerlichkeiten des Berglebens zu ertragen, hinab. In diesem Falle kommen sie immer herunter, und man wuſste mir kein Beyspiel eines im Berge gestorbenen anzugeben.

Jenes Zwanges und dieser Beschwerden ungeachtet, fehlt es nie an Leuten, die sich um Stellen in diesen Einsiedeleyen bemühen. Zu zweyen, die jetzt leer standen, waren so viele Bewerber, daſs der Abt, wie er mir selbst sagte, sich nicht entschlieſsen konnte, eine Wahl zu treffen, um nicht die Zurückgewiesenen dadurch zu beleidigen. Darüber dürfte man sich vielleicht weniger wundern, wenn es bloſs oder doch vorzüglich Geistliche und namentlich Ordensgeistliche wären, welche diese Plätze suchten. Des Despotismus und der Verfolgung, die so oft in der Klostergemeinschaft herrschen, überdrüssig, könnten sie vielleicht doch der unmittelbaren Aufsicht los zu werden, und wenigstens in einem Stande, den sie einmal nicht verlassen dürfen, das Erträglichste zu wählen wünschen. Allein es sind unter den Bewerbern Leute der verschiedensten Stände, sogar angesehene Militairpersonen. Da nicht leicht jemand

unter 30 Jahren oder mehr eine solche Stelle bekommt, so ist auch jugendliche Uebereilung oder älterliche Ueberredung nicht leicht die Ursache dieses Entschlusses.

Man sollte daher auf die Vermuthung gerathen, dafs religiöse Schwärmerey daran Schuld, und diese unter allen Ständen Spaniens noch sehr allgemein verbreitet sey. Ohne über dies letztere entscheiden zu wollen, mufs ich dennoch gestehen, dafs der Anblick der Einsiedler des Montserrats diese Vermuthung keinsweges in mir bestätigte. Alle die ich sah, und die mir andre, Reisende und Einheimische, schilderten, sind stille und ruhige, dem Ansehen und vermuthlich auch der Wahrheit nach fromme Menschen, aber, einen oder ein Paar vielleicht ausgenommen, ohne einige Spur von Ueberspannung oder Schwärmerey. Die Reinlichkeit, in der sie ihre Einsiedeleyen erhalten, die Sorgfalt, mit welcher sie den Altar ihrer kleinen Kapelle mit Blumen, kleinen Gefäfsen, oder wie sie sonst können, verzieren, der Fleifs, den sie auf ihre Gärten, die Mauern und Hecken vor ihren Wohnungen, die Felstreppen ringsherum verwenden, zeigt (vorzüglich unter einer sonst nicht sonderlich auf diese Dinge aufmerksamen Nation) dafs sie sich mit Liebe dieser häuslichen Geschäfte annehmen, die sie, da alle dreyzehn nur Einen Tageweis umgehenden Aufwärter haben, natürlich selbst verrichten müssen. In keinem einzigen, den ich besuchte, bemerkte ich einen träumerischen, oder in Grübeleyen vertieften, oder trägen Charakter, und wenn man sieht, wie genau sie jeden Grashalm um ihre Einsiedeley herum kennen, mit welcher Neugierde sie aufmerken, wenn der Fremde, der zu ihnen kommt, ein Moos oder eine Pflanze in die Hand nimmt, und sogleich nach dem Namen, den Eigenschaften und den Heilkräften derselben forschen; so vergifst man leicht, dafs diese Menschen nur mit dem Himmel beschäftigt sind.

Der Einsiedler lebt, wie der Wilde, beständig mit der Natur, er beschreibt nur einen kleinen Kreis um seine Zelle; aber dieser kleine Kreis ist seine Welt und in ihr bleibt kein Punkt ihm verborgen, oder unbenutzt. Wie der Wilde hat er oft mit der Macht der Elemente zu kämpfen, wie er, klimmt er mit Behendigkeit und Kühnheit an fast senkrechten Felswänden hin; nur ist er glücklich genug, in einer Lage zu seyn, in der nicht leicht ein feindseliges Gefühl den Frieden seiner Brust stören kann. Selbst den Vögeln des Waldes um ihn her ist er nicht gefährlich; auch kommen sie auf sein Locken und nehmen vertraulich ihre Nahrung aus seiner Hand. Mehr daher, als von einem eigentlichen Verbote mag es herrühren, dafs man bey keinem Vögel in Käfigen antrifft.

In den Stunden ihrer Mufse und wenn ihr Garten und ihre Wohnung keine Sorgfalt mehr fodert, beschäftigen sich diese Einsiedler mit mechanischen Arbeiten. Die meisten machen kleine Kreuze von verschiedenen Farben, welche das Volk begierig kauft. Einer hatte — wie weiland Kaiser Karl V. — mehrere Wanduhren in seiner Zelle. Kein Wunder! Das blofse Fortrücken der Zeit, das uns nur ein ärgerliches Hindernifs ist, das wir gern vergessen möchten, ist für ihn eine wichtige Begebenheit.

Es mufs ein wunderbares Gefühl seyn, auf das Vorrecht des Menschen, nicht wie die näher an den Boden geknüpften Thiere, nur innerhalb gewisser enger Gränzen zu bleiben, sondern nach Neigung und Lust herumzuschweifen, Verzicht zu thun, alle seine Kräfte und seine Wünsche in eine Spanne Land einzuschliefsen, und eine halbe fruchtbare Provinz, weitumschauende Berggipfel und das gränzenlose Meer im Gesichte, allem andern zu entsagen, als ihr und dem Himmel. Selbst eine so wunderbare Stimmung der Einbildungskraft und des Gefühls, die vermögend

ist, ohne eigentlichen Gegenstand, durch ein blofs behagliches Hin- und Herbewegen eines gleichsam formlosen Stoffs, die Seele genügend zu erfüllen, als *Rousseau* hatte, oder zu haben wähnte, wenn er halbe Tage lang, auf den Rücken ausgestreckt, in einem Kahn auf dem See um die Peters-Insel herum schwamm, oder die angestrengteste Beschäftigung mit durchaus abstracten Ideen, scheinen kaum stark genug zu bewirken, was hier ganz gewöhnliche und alltägliche Menschen, und ich wiederhole es noch einmal, ich glaube, ohne sonderliche Religions-Schwärmerey, verrichten. Aber auf dem Flecke selbst, mitten unter ihnen, erscheint dies psychologische Phänomen bey weitem weniger wunderbar.

Häufiger als in anderen Ländern, glaube ich, findet man in Spanien Menschen, die bereit sind, Unabhängigkeit mit Einsamkeit zu erkaufen. Der Spanier ist sinnlicher, aber nicht so materiell, als der Nordländer, und bey weitem reizbarer; es liegt ihm also mehr daran, ungestört zu leben. Er ist in Gesellschaft aufgeweckt und witzig, aber er bedarf ihrer nicht gerade und sucht sie nicht mit Aemsigkeit. Da seine Nation noch nicht cultivirt genug ist, so kennt er die unruhige Geschäftigkeit des Geistes nicht, die man z. B. an dem Franzosen wahrnimmt; er geht immer mehr in die Tiefe, als in die Weite; sein Charakter beschäftigt ihn mehr, als seine intellektuellen Kräfte, und bey allen Menschen dieser Art ist ein gewisser Hang zu dem, was andere Müfsiggang nennen würden (was aber oft nur eine sehr edle Phantasiebeschäftigung mit ihren Gefühlen ist) bemerkbar. Durch ihren Charakter nur auf einige wenige Punkte, aber auf diese mit aller Energie gerichtet, können sie eigentlich vom Nichtsthun nur zu einer auf diese Punkte Bezug habenden Thätigkeit übergehen, nur zu einer grofsen und wichtigen. Alle andre scheint ihnen leicht, blofs mechanisch und ihrer unwürdig.

In dieser Gemüthsstimmung, besonders bey unaufgeklärten Leuten, pafst nun ein Einsiedlerleben sehr gut. Der Einsiedler lebt allein und ungestört; er kann seinen ganzen Tag sich selbst, seinen Gefühlen und den Dingen, die ihm lieb sind, widmen. Die geistliche Knechtschaft und die ewigen Andachtsübungen können dem einmal religiösen Menschen nicht schwer fallen. In der Einsamkeit des Einsiedlers sind die Andachtsübungen, einzelne Momente tieferen Gefühls abgerechnet, nichts als ein unbestimmtes Hinbrüten der Seele über einmal gewohnten Empfindungen, wie es leicht jeder, nur an andern Gegenständen, an sich selbst erfahren wird, da es wohl nur wenige Menschen giebt, welche nicht einen grofsen Theil ihres Lebens hindurch gewisse Lieblingsempfindungen, Plane oder auch nur Träume begleitet hätten. Die körperlichen Beschwerden schrecken den Spanier weniger ab, da er, wie ich Ihnen einmal künftig näher auseinandersetzen werde, härter gewöhnt ist, und besser der Bequemlichkeiten des Lebens entbehrt, als viele andre Europäische Nationen. Selbst die Verschiedenheit der Stände unter den Bewerbern um die Einsiedeleyen ist minder befremdend, da (sogar noch abgerechnet, dafs der geistliche alle übrige vereinigt und gleich macht) diese Verschiedenheit in den Sitten, der Lebensart und der Freyheit des Umgangs bey weitem weniger grofs ist, als ehemals in Frankreich und noch jetzt bey uns.

Wie es mir vorkommt, ist es also weit mehr Sehnsucht nach einem sorgenlosen sichern Unterhalt und einem unabhängigen und ungestörten Leben, welche den Spanier in Einsiedeleyen lockt, als Religionsschwärmerey. Allerdings wirken gewifs immer mehrere Ursachen zugleich, und wohl mag Frömmigkeit in den Augen dieser Menschen selbst immer die erste Triebfeder seyn. Nur zweifle ich, dafs sie allein genug Stärke besäfse, wenn nicht, ihnen selbst unbe-

wufst, ihr Gemüth von selbst sich zu einem solchen Leben hinneigte. Oft mögen auch freylich einzelne Unglücksfälle, Schrecken des Gewissens oder der Einbildungskraft Menschen in die Einsamkeit treiben; doch sind dies nur die Ausnahmen.

Die Spanier pflegen diejenigen, welche in Einsiedeleyen gehen, *gente retirada y desengannada* zu nennen, zurückgezogene Leute, die von den Täuschungen des Weltlebens zurückgekommen sind.

Das Spanische: *desengannar* entspricht nämlich dem Französischen: désabuser. Merkwürdig aber ist es zu sehen, wie die verschiedenen Stufen der Cultur, auf welcher beyde Nationen stehen, auf den Gebrauch dieser Wörter eingewirkt haben. Das Spanische: *desengano* hat fast immer einen pathetischen Sinn, es ist das feyerliche Wort des Dichters, wenn der täuschende Schleyer der Liebe zerreifst, oder eine schwärmerische Stimmung die Seele von der Eitelkeit irdischer Freuden zum Himmel emporreifst. Das Französische: désabuser dagegen (in seinem neuesten, freylich indefs erst seit 10 bis 15 Jahren üblichen Gebrauch) deutet einen nur im gröfsesten Gewühl der Gesellschaft möglichen Begriff an, ist der Tod aller dichterischen, wie überhaupt jeder höheren Stimmung, und drückt den Zustand eines durch unaufhörliches Umtreiben in verwickelten Weltverhältnissen ganz und gar erkalteten Gemüths aus.

Uns Deutschen fehlt es an einem Worte für das Zurückkommen von einer Täuschung oder Verblendung, wir mögen den ersteren oder den letzteren Zustand bezeichnen wollen; ein Mangel, der daher rühren mag, dafs unsern Sitten die Ueberverfeinerung gesellschaftlicher Verhältnisse, die man in Frankreich kennt, und unserm Charakter die leidenschaftliche Verblendung des Spaniers fremd ist. Dagegen dürfte nicht leicht eine andre Sprache ein so schönes

Wort für diesen Begriff überhaupt aufzuweisen haben, als unser *nüchtern* ist, da ein *nüchterner Sinn* eine Freyheit von Wahn und Verblendung anzeigt, die nicht erst durch eine neue Täuschung oder durch ein gänzliches Erstarren des Gefühls erkauft ist, sondern sich vielmehr immer Stärke und Weisheit in ihm vereinigt, und das Wort, schon seiner blofsen Ableitung (von *Nacht*) nach, die Frische und Freyheit des Gemüths bezeichnet, mit der man, nach der Stille und Einsamkeit nächtlicher Ruhe, noch unbeschwert von den Eindrücken des Tages am Morgen erwacht.

Um Ihnen, lieber Freund, noch einen Beweis mehr zu geben, dafs meine Schilderung der Einsiedler des Montserrats wirklich der Natur entspricht, will ich Ihnen aus einem Briefe meines Bruders eine Anekdote abschreiben, die er, als er ein Jahr vor mir den Montserrat besuchte, dort erlebte.

„Ich befand mich," so lautet seine Erzählung, „bey dem „Einsiedler von Santiago und suchte Kräuter in der Nach„barschaft seiner Einsiedeley. Der Eremit hörte im Walde „rufen, wurde unruhig, öffnete alle Fenster seiner Warte, „und wollte schon zu Hülfe eilen. In demselben Augen„blicke stürzte ein junger Maulthiertreiber weinend und au„fser Athem herzu. Er schrie: sein *macho* (ein Wort das, „von *masculus* abstammend, eigentlich alles Männliche der „Thiere bedeutet, aber vorzugsweise für Maulthiere ge„braucht wird), sein armer, lieber *macho* sey in den Ab„grund gestürzt. Er weinte, wie ein Kind, und rief tau„sendmal die Mutter Gottes und alle Heilige an. Der Ein„siedler schleppte ihn hastig in sein Zimmer und hing ihm „einen Rosenkranz um. Ich fürchtete schon, dies sey die „ganze Hülfe. Allein es war nur, um den ersten Schmerz „zu lindern. Er stürzte sich sodann, ohne dem Wege zu „folgen, die Felswände hinab bis zu dem Orte, wo das

„Maulthier lag. Der Treiber und ich kamten erst später „nachkommen. Das Thier hing nur noch an Einem Beine, „das sich um einen Baum geschlungen hatte, mit dem Kopfe „nach unten zu, so schräg über dem Abgrunde, dafs es, „sich selbst überlassen, nothwendig hätte hinunterstürzen „müssen. Der Treiber heulte unentschlossen, küfste das „arme Thier, und setzte verbindliche Anreden an alle Hei„ligen hinzu, welche dem Viehe für nützlich erachtet wer„den. Der Einsiedler schalt seine unthätige Zagheit, hier „sey der Moment zum Handeln. Er stellte sich stämmig „unter das Thier, um dem Kopfe eine Richtung zu geben. „Ein wirklich schauerlicher Anblick! denn fiel das Thier zu „schnell, so zog es ihn, ohne Rettung, mit in den Abgrund „hinab. Aber der Einsiedler lächelte der Gefahr, liefs ei„nen Strick um den Fufs des Thieres schlingen, und wälzte „es so, den Kopf lenkend, glücklich in die Höhe. Nun „folgte eine lange Strafpredigt über den Mangel an Ent„schlossenheit. Leider war der Rosenkranz bei der Arbeit „verloren gegangen. Aber der Einsiedler suchte ihn nicht „ängstlich; denn es war ihm leicht, sich einen andern zu „drechseln."

Es ist Ihnen vielleicht nicht unlieb, wenn ich Ihnen aus demselben Briefe meines Bruders etwas über die mineralogische Beschaffenheit dieses Berges abschreibe.

„Die ganze Ebene von Barcelona besteht aus Sand„stein, nämlich so, dafs immer das grobkörnige Conglomerat „mit feinkörnigem Sandstein abwechselt. Unter diesen „Sandsteine kommt hier und da Kalkstein, und unter diesem, „aber von unregelmäfsigem Falle, um Colbaton, Thonschie„fer mit Quarzgängen durchtrümmert vor. Der Montserrat „selbst besteht vom Fufse bis zum Gipfel aus einem Con„glomerat, das meist sehr grobkörnig ist; zwar sind gegen „den Gipfel zu feinkörnige Sandsteinschichten häufiger, doch

„bilden sie kaum ¼ des Ganzen. Die Geschiebe sind zum „Theil 14 Zoll dick, grofse und kleine gemengt, meisten„theils graulich weifser Kalkstein; doch kommt auch etwas „gelber und schwarzer, der leicht mit Lydischem Stein zu „verwechseln ist, darin vor. Die Crête des Berges streicht „St. 8. Im Conglomerat ist etwas weifser Quarz, als Ge„schiebe. Die Schichten sind alle meist seiger mit 80 — 90° „und meist St. 3 — 4. Daher ist das Serratum (die Ein„schnitte) eine Folge der Schichtung. Die Bänke haben „sich abgelöst, und da der Sandstein dazu leicht verwitter„bar ist, so haben sich Kegel gebildet, von denen immer „5 — 6 zu den sonderbarsten Gruppen zusammengehäuft „sind."

Die Höhe des Gipfels des Berges, da wo die Kapelle der Jungfrau über der Einsiedeley des H. Hieronymus steht, beträgt, nach den, von Hrn. *Méchain* in dieser Gegend neuerlich angestellten Messungen, deren Resultate er mir mitzutheilen die Gütigkeit gehabt hat, etwas über 634 Toisen, folglich etwas über 3937 Rheinländische Fufs *).

Sein Schatten soll, wie mich die Mönche des Klosters versicherten, auf 7 Spanische Meilen weit im Meere sichtbar seyn; eine Behauptung, deren vollständige Prüfung zwar eine genauere Bestimmung der Entfernung des Berges vom Meeresufer voraussetzen würde, als mir wenigstens bekannt ist, die aber an sich nichts Unglaubliches enthält, da berechnet ist **), dafs der Athos nur 518 Toisen hoch zu seyn brauchte, um in einer Entfernung von beynahe 26 französischen Meilen eine Bildsäule auf dem Markte von Myrina auf der Insel Lemnos zu erreichen.

*) Nach dem Verhältnisse des Pariser Fufses zum Rheinländischen wie 59 zu 57.

**) *Voyage dans la Troade par Le Chevalier.* 2. éd. p. 23. 24.

Ich schliefse für heute, mein Lieber. In meinem nächsten Briefe erhalten Sie eine Beschreibung der Ueberbleibsel des Theaters von Murviedro (dem alten Sagunt), das man vor einer, von einem Bewohner Murviedro's darüber geschriebenen Abhandlung, aus der ich Ihnen einen Auszug mittheilen werde, nur aus weniger genauen und vollständigen Nachrichten kannte.

Reiseskizzen aus Biscaya.

1.

St. Jean de Luz.

Unsre Ungeduld, die Spanische Gränze zu begrüfsen, wurde noch einen Tag länger hingehalten, als wir geglaubt hatten. Der Weg war unglaublich schlecht; das Pflaster der Chaussée war wie von Grund aus aufgewühlt, und die Steine lagen haufenweis mitten in der Strafse aufgethürmt.

Doch waren dies nicht die einzigen Spuren, welche uns an den letzten Krieg zwischen Frankreich und Spanien und an die Vernachlässigung der innern Administration seit der Zeit der Revolution erinnerten. Die sprechendsten Beweise davon fanden wir in Saint Jean de Luz. Ein Arm des Meeres strömt daselbst in das Land ein und theilt diesen kleinen Ort in zwei Theile. Ueber diesen Arm ist eine lange hölzerne Brücke gebaut; und da das Meer hier überaus stürmisch ist, so sind die Ufer mit prächtigen steinernen Quais eingefafst. Seit Jahren aber hat man diese Schutzwehren gegen die Gewalt der andringenden Wogen gänzlich vernachlässigt; die Quais sind beschädigt und zum Theil eingestürzt; die Flut hat schon einige der dem Ufer zunächst stehenden Fischerhütten weggerissen und droht andren denselben Untergang; und die Brücke ist so verfal-

len, dafs nur noch Fufsgängern darüber zu gehen erlaubt wird. Geschieht den Eingriffen des Meeres nicht bald Einhalt, so läuft der ganze Theil des Orts um den Hafen herum sichtbare Gefahr.

Wir kamen gerade zur Zeit der einströmenden Flut in dem Orte an; und da unser Wagen durch das Wasser fahren mufste, so waren wir genöthigt, die Ebbe abzuwarten und gegen unsern Vorsatz hier zu übernachten. Wir machten einen Spaziergang an den Hafen, setzten uns auf dem verfallenen Quai neben einigen Fischern, deren starke, aus den Lumpen, die sie umhüllten, nackt hervorblickende Glieder und deren armseliger Fang uns lebhaft an den Theokritischen erinnerte, neder und ergötzten uns unendlich an dem Schauspiel des vom Sturm bewegten Meeres.

Der Meerbusen von St. Jean de Luz ist vorzüglich malerisch. Klein, aber durch zwei Vorgebirge, rechts durch das Fort St. Barbe, links durch das, welches den Namen des Orts trägt, gut begränzt, bietet er dem Auge gerade die Fläche dar, die es leicht übersieht. Die Wogen rollten majestätisch von der Höhe des Meers auf uns zu; vom Widerstand der zurückprallenden Wellen aufgehalten, brach sich ihre finsterthürmende Spitze in weifsen Schaum, der vom Mittelpunkt aus wie ein plötzlich entzündetes Feuer zu beiden Seiten in unabsehlichen Reihen hinlief; dann sich mit verdoppelter Gewalt überwälzend, stürzten sie lautbrausend in die Mündung des Hafens. Dieselbe Flut aber, die hier vor uns eingeengt im Drange des Ein- und Zurückströmens wild auftobte, ergofs sich hinter uns mit pfeilschneller Geschwindigkeit in lieblichen Schlangenlinien über das glattgespülte Ufer; und, — so rasch war die Bewegung —, wenn die zweite Welle der ersten zurückkehrenden begegnete, sah man, wie in einem durchsichtigen Krystall, zwei zusammenhangende Spiegelflächen über einander

in entgegengesetzten Richtungen hingleiten. In der Ferne vernahm man nur ein dumpfes Toben, ein verwirrtes Gewühl der Wogen; an hervorragenden Klippen spritzte Schaum aus der dunkeln Flut empor, und auf der äußersten Höhe des Meeres schwankten von Zeit zu Zeit die schimmernden Segel eines Schiffes vorüber.

In den Pyrenäen hatten mich oft jene ungeheuren, von keinem mildernden Grün umkleideten Felsmassen in die frühesten Alter der ersten Weltbildung zurückversetzt. Sie sind das Bild einer ewig unthätigen Ruhe, einer Last, die, immer auf den Mittelpunkt ihrer Schwere drückend, nur zusammenzustürzen droht, um sich noch fester an einander zu ballen. Was dagegen bei dem Anblick des Meers die Einbildungskraft bis zum Entsetzen anspannt, ist die fürchterliche, sich mit unglaublicher Geschwindigkeit nach allen Seiten zugleich fortpflanzende, von dem unbedeutendsten Stofs die ungeheuerste Tiefe aufwühlende, den ganzen Erdkreis bedrohende Beweglichkeit. Jene ewige Ruhe, dies ewige Rollen, beide nach blinden Gesetzen, beide in todten ungeschiedenen und ungeheuren Massen, die wüsten Elemente des Chaos, sind die Gestalten, in welchen die leblose Natur uns ihre Erhabenheit zeigt, in denen eine dunkle und unverstandene Kraft waltet, und neben welchen jede geistige verstummt und verschwindet.

Wie die Pflanze, die, sich aus der Ritze des Felsens hervorwindend, seine schroffen Ecken umklammert, erhält sich mitten unter ihrer Verwüstung die lebendige Organisation, und wie der im Stein verborgene Funke, springt der Trieb der Bildung aus ihr selbst hervor.

In jedem gefühlvollen Zeichen der Natur hat eines dieser zwiefachen Elemente, die todte oder die beseelende Kraft, ein sichtbares Uebergewicht. Homer und die Griechen schildern die Natur lieber in der Mannigfaltigkeit ih-

rer Gestalten und der Fülle ihrer Bewegung; die nordische Phantasie Ossians verweilt vorzugsweise bei ihren rohen, wüsten und finsteren Massen. Aber noch fehlt uns der Dichter, welcher, tiefer eindringend, den formlosen Stoff wahrhaft mit dem Bildungstrieb gattete und, matte Beschreibungen aus seinem Kreise verbannend, den Kampf und die Vereinigung der Schöpfungskräfte selbst einführte.

Er würde vielleicht die Kosmogonie einige Schritte weiter führen, oder wenigstens gewifs den unbebautesten Theil der Dichtkunst, die didaktische, mit einem unbekannten Muster bereichern. Denn nicht Welten durch Welten zu entzünden und Fabeln an Fabeln zu reihen, ist es, was die dichterische Einbildungskraft hier sucht. Sie will im Menschen die Kräfte erregen, durch die er eine solche Schöpfung aufser sich begreifen, eine ähnliche in sich nachbilden kann.

Denn auch in ihm streitet ein formloser Stoff, ein unbestimmtes Streben und ein unbestimmter Trieb mit dem ordnenden Gedanken und der gestaltenden Anschauung; auch in sich begreift er diese Elemente nur einzeln; und nur der Einbildungskraft ist es gegeben, sie wenigstens auf Augenblicke zu ihrer ursprünglichen Einheit zu verknüpfen.

2.

Spanische Gränze.

Die westliche Seite der Pyrenäen senkt sich gegen das Meer zu allmählich herab *) und verliert sich an dem Ufer desselben in unbedeutende Hügel. Die östliche dagegen ist steil und setzt dem Mittelmeer schroffe Vorgebirge entgegen. Daher hat der Weg von Perpignan aus

*) Ueber dies etagenmäfsig abnehmende Absteigen der Pyrenäen s. Mém. sur la guerre entre la France et l'Espagne p. II. nt. (I.)

nach Spanien mit Mühe durch den Fels gehauen werden müssen, da der von Bayonne nur zwischen kleinen Anhöhen hinläuft.

Die Aussicht ist hier mehr anmuthig, als grofs; doch fehlt es ihr nicht an Mannigfaltigkeit. Man ist immer von gröfseren oder kleineren Bergen umgeben, behält beständig einige der hohen Pyrenäen im Gesicht, und erblickt bisweilen über den niedrigeren Hügeln zur Rechten das Meer.

Die Gränze zwischen Frankreich und Spanien macht, wie bekannt, die Bidassoa *) bei dem pas de Beodid. Von einer kleinen Anhöhe sieht man beide Länder liegen.

Die Linie, welche zwei Reiche von einander scheidet, ist immer ein interessanter Anblick, wie wenig auch zunächst um sie herum Boden und Bewohner verschieden seyn mögen. Es ist eine Scheidewand, durch welche die Willkühr oder der Zufall zwei Menschenhaufen zu verschiedenen Schicksalen verurtheilt hat.

Es schiene natürlich, dafs sich Völkerstämme, wie andre Gewächse des Bodens, so weit verbreiteten, als es ihnen, nicht ihre zerstörenden, aber ihre anbauenden Kräfte verstatteten. Ihre politischen Gränzen würden sich dann wahrscheinlich von selbst mit den Natur-Abtheilungen des Landes, das sie bewohnten, in Verbindung setzen. Bei einer weiteren Ausdehnung würden sie lieber in demselben Thale die Ufer desselben Flusses weiter verfolgen, als über das Gebirge in ein neues hinübergehen, wo sie ein andres Klima, einen anderen Boden und, was auf den Menschen,

*) Man hält diesen Fluls gewöhnlich für die Magrada der Alten (Oihenart p. 87. Florez XXIV. 15. Mannert I. 355.). Dem Fortsetzer des Esp. sagr. Risco scheint XXXII. p. 90. die Stelle des Mela, wo er dieses Flusses erwähnt (den sonst keiner der andren alten Schriftsteller nennt), zu sehr verdorben, um etwas darauf bauen zu können.

der immer, auch schon in seinem rohesten Zustande, Eindrücken auf die Empfindung und die Einbildungskraft folgt, gleich mächtig wirkt, eine andre Gestalt des Landes und der Vegetation anträfen. Auch kann man in den frühesten Zeiten des bewohnten Europas, wo nicht besondre Umstände aufserordentliche Völkerbewegungen veranlafsten, die Gränzscheidungen der Flüsse mit ziemlicher Sicherheit zugleich als Gränzscheidungen der Völkerstämme ansehen.

Im Zustande der Bildung, wenn der Mensch auf dem Boden Kraft genug gewonnen hat, sich über denselben zu erheben, entsteht eine andre Art natürlicher Gränze zwischen verschiednen Nationen, die Verschiedenheit der Sprache und der Cultur.

Der Zufall, oder das Schicksal, welches die menschlichen Begebenheiten lenkt, hat die eine und die andre dieser natürlichen Scheidewände übersprungen; die verschiedensten Völkerstämme haben sich mit einander vermischt; vorhandene Sprachen sind untergegangen, und aus ihren Trümmern sind neue entstanden. Bei allen diesen Veränderungen hat sich die Uebermacht gezeigt, welche die moralischen Einwirkungen im Menschen über die physischen ausüben. Der Einflufs der Gleichheit des Klimas und sogar der Abstammung verschwindet, und derselbe Völkerstamm nimmt eine verschiedne Gestalt an, je nachdem der Zufall einen seiner Theile mit einer andren Nation verbunden hat.

Dies glaubte ich auch hier zu bemerken. Der unleugbaren Nationalähnlichkeit zwischen beiden ungeachtet, tragen doch die Französischen Basken mehr Französische Leichtigkeit, die Spanischen Biscayer mehr Spanischen Ernst an sich. Die ersteren, die zu der Zeit des gänzlichen Verfalls des abendländischen Kaiserthums, — vermuthlich am Ende des 4ten Jahrhunderts —, theils von selbst, theils

später von den Herzogen von Aquitanien als Miethstruppen herübergerufen, ihre alten Wohnsitze verliefsen *) und sich in Frankreich festsetzten, haben sich daher dem allgemeinen Charakter der mittäglichen Franzosen genähert, und vorzüglich die gebildeten Classen unter ihnen sind mit den Gascons nicht nur in demselben Namen, sondern auch in demselben Charakter zusammengeschmolzen; die letzteren hingegen sind zwar auf allen Stufen der Ausbildung eigenthümlicher geblieben, indefs dennoch im Ganzen den Spaniern, deren Sprache sie sogar zum Theil zu der ihrigen gemacht haben, ähnlicher geworden.

Freilich ist aber auch das Schicksal, welches beide erfahren haben, überaus verschieden. Das Spanische Biscaya, eine zusammenhangende Provinz von beträchtlicher Gröfse, ist, auch in seiner Abhängigkeit von Spanien, noch gewissermafsen ein selbstständiges Land geblieben, regiert sich durch Personen aus seiner Mitte und nach seinen eignen Gesetzen, und geniefst Freiheiten, über deren Beibehaltung es mit Eifersucht wacht. Durch die Industrie seiner Bewohner und seine dem Handel günstige Lage hat es sich zu einem Grade des Wohlstands erhoben, in welchem im ganzen übrigen Spanien nur Catalonien und Valencia mit ihm wetteifern können. Es ist daher nicht zu verwundern, dafs die Biscayer in Spanien auch noch als Nation eine bedeutende Rolle spielen, dafs der minder unternehmende und thätige Castilianer mit sichtbarer Eifersucht auf sie blickt, und dafs selbst die Vornehmsten und Reichsten unter ihnen, die in Spanischen Collegien erzogen, selbst ihre Sprache entweder nie erlernt oder gänzlich vergessen haben, dennoch mit enthusiastischem Stolze an ihrem Vaterlande hangen.

*) Oihenarti notitia utriusque Vasconiae p. 385. 394.

Die Französischen Basken hingegen bewohnen blofs die kleinen und unbedeutenden Districte, haben schlechterdings kein politisches nationelles Band unter einander, und verlieren sich in der Masse der Nation, zu der sie gerechnet werden, ohne durch etwas andres, als durch ihre Sprache, ihre Sitten und ihre leidenschaftliche Liebe zu ihrer Heimath, ein selbstständiges Ansehen gewinnen zu können. Immer aber sind diese Züge noch charakteristisch genug, um sie als einen völlig eignen, von allen ihren übrigen französischen Nachbaren geschiedenen Völkerstamm zu bezeichnen; und das hat man von jeher so sehr gefühlt, dafs weder die ehemalige monarchische, noch die nachherige republikanische Regierung, die doch alle Localverschiedenheiten zu einer allgemeinen Gleichheit herabsetzte, es je versucht haben, die Basken in der Armee unter verschiedene Corps zu vertheilen. Vielmehr hat man sie immer zu eignen Regimentern unter Anführung ihrer eignen Officiere gebildet, und sie, soviel mir bekannt ist, auch nie aufserhalb Frankreichs gebraucht.

Indefs ist dies auch die einzige Gestalt, unter der sie in Frankreich noch gewissermafsen nationell auftreten.

Etwa eine Stunde diesseits der Spanischen Gränze stiefsen wir auf einen alten Mann, mit dem wir uns in ein Gespräch einliefsen. Er zeigte uns, da wir ihn nach der Entfernung des Gränzorts fragten, einen Hügel, auf dem die erste Spanische Kapelle lag. „Dorthin," sagte er, „ging ich „sonst wöchentlich, um meine Andacht zu verrichten. Jetzt, „da ich alt und schwach geworden bin, kann ich mit Mühe „Einmal des Jahres dahin kommen; und vielleicht mufs ich „sterben, ehe ich sie wiedersehe." Es lag etwas ungemein Rührendes in der Sehnsucht, mit welcher dieser fromme Greis in ein fremdes Land hinüberschaute, um dort einen

Trost zu suchen, der ihm in seinem eignen, gerade da er dessen am meisten bedurft hätte, geraubt war.

Die sogenannte Fasaneninsel ist so klein, dafs man Mühe hat zu begreifen, wie sie zu einer politischen Zusammenkunft *) dienen konnte. Auch konnte nur die Strenge des Cärimoniels diesen Ort dazu auswählen. Bei einer früheren Zusammenkunft ähnlicher Art war man nicht gleich gewissenhaft. Als Heinrich IV. von Castilien hier mit Ludwig XI. zusammenkam, blieb Ludwig innerhalb seines Gebiets. Heinrich setzte mit seiner aufs reichste ausgeschmückten Begleitung in mehreren Barken über den Flufs. Schon vom Flufs aus begrüfsten beide Könige einander; als aber Heinrich ans Land gestiegen war, umarmten sie sich und gingen an einen niedrigen Fels am Ufer des Flusses. Hier war Heinrich an den Felsen angelehnt, Ludwig stand ihm gegenüber, und zwischen sie trat ein grofser und schöner Jagdhund, auf den beide Könige ihre Hände legten. So besprachen sie sich mit einander und unterzeichneten den vorher verabredeten Vergleich. Dann kehrte Heinrich über den Flufs zurück und übernachtete in Fuentarrabia. Der Spanische Chronikenschreiber, welcher uns diese Details hinterlassen hat, ist aber auch auf das äufserste über die Schande erbittert, die er darin für seinen König erblickt, er macht dem Erzbischof von Toledo und dem Marques de Villena einen bitteren Vorwurf daraus, dies so veranstaltet zu haben, und ergiefst seinen Unwillen, auf ächt Spanische Weise, in ein Wortspiel, das sich schwerlich in eine andere Sprache möchte übersetzen lassen **).

*) Bekanntlich wurde hier 1660 der sogenannte Pyrenäen-Friede durch den Cardinal Mazarin und D. Luis Mendez de Haro y Guzman geschlossen. (Florez II 341. nennt den Flufs Vendaya.)

**) E porque todo lo que al rey convenia, fuese de mal en peor, quisieron que en aquellas *cistas*, ó mas propiamente *cirgos* que-

3.

Guipuzcoa. Anblick des Landes.

Auf welcher Seite der Pyrenäen ein Reisender Spanien betritt, wird er durch unerwartet angenehme Eindrücke überrascht; und ebenso wird er sich schwerlich wieder davon trennen können, ohne dafs hier die letzten Tagereisen eine gewisse Sehnsucht in ihm zurücklassen. Denn gerade Biscaya und Catalonien sind, zwar vielleicht nicht die merkwürdigsten Provinzen Spaniens, wenigstens nicht die, welche den Nordländer am meisten durch die Neuheit der Gegenstände befremden, aber sie sind bei weitem die freundlichsten, diejenigen, in welchen die Abwechslung der Gegenden, der Wohlstand des Landes und der Charakter der Einwohner am meisten zusammenkommen, dem Gemüth eine angenehme und heitere Stimmung zu geben; da das zwischen ihnen liegende Arragonien, und wenigstens ein Theil von Navarra, allen Beschreibungen nach, einen traurigen und dürftigen Anblick gewähren.

Beide zugleich Berg- und Küstenländer, beide gut bevölkert und trefflich angebaut, bieten sie eine Mannigfaltigkeit von Gegenständen und ein Leben und eine Bewegung dar, welche mit der Einförmigkeit der Natur und der Unthätigkeit der Bewohner in dem übrigen Spanien in nur zu auffallendem Gegensatz stehen. Berge und Thäler wechseln in ihnen in fast immer gleich lieblichen Formen mit einander ab; die Vegetation ist frisch und reich; Dörfer

---

dase antes ofendido el Rey que honrado, mas desabtorizado que tenido en estima. Ca lo que debiera ver en medio de los terminos de Castilla é de Francia, hicieronle que pasase todo el rio y entrase en el reyno ageno, no mirando á lo que la lealtad les obligaba é á la decencia de su rey convenia. (Chronik Heinrichs IV., bei Sancha gedruckt, aber noch nicht ausgegeben.)

und Städte zeugen von dem Wohlstand, den Ackerbau und Industrie, die Landstrafsen von dem Verkehr, den der Handel hervorbringt. Ihre Bewohner, denen ihre Lage im Gebirge und am Meer ohngefähr gleiche Neigungen einflöfst und gleiche Beschäftigungen giebt, zugleich kühn und behende, zeigen schon in ihrer Gestalt und ihrer Physiognomie Muth, Entschlossenheit und Thätigkeit. Doch hat der Biscayer mehr die gewandte Kühnheit eines Gebirgsbewohners, der Catalane mehr den derben Trotz der Wohlhabenheit, welche die Frucht gröfseren Fabrikfleifses und eines mehr ausgebreiteten Handels ist. In dem ersteren sieht man die Spuren eines rohen und ungebildeten, aber auch unverdorbenen und von der Natur mit Kraft und Feuer ausgestatteten Urstamms; in dem letzteren die Ueberreste eines ehemals ansehnlichen, durch politischen Einfluss und inneren Reichthum mächtigen Handelsvolkes. Beide sind, genau betrachtet, in jeder Rücksicht einander unähnlich, verrathen eine verschiedene Abstammung, wie verschiedene Schicksale; aber wer beide gesehn hat, wird sich doch schwerlich enthalten können, sie einen Augenblick mit einander zu vergleichen, da ihnen ihre Thätigkeit, ihr Unternehmungsgeist, und selbst ihre körperliche Schnelligkeit, — die Catalanen sind bekanntlich ebenso in Spanien, als die Basken in Frankreich, als die besten Läufer berühmt - , eine Aehnlichkeit geben, welche noch mehr durch den Gegensatz mit den übrigen Spaniern ins Auge fällt.

Catalonien wird von Französischen Reisenden nicht selten noch als eine Fortsetzung Frankreichs angesehen. In der That erhalten sich auch noch bis Barcelona hin gewissermafsen Französische Sitten und Französische Gemächlichkeit; die Sprache des Landes ist nur ein verschiedener Dialekt von der des mittäglichen Frankreichs, und diese ganze Küste des Mittelmeeres theilte lange Zeit hindurch

dieselben Schicksale. Biscaya hingegen hat ein schlechterdings eigenthümliches Ansehen, und, in der Mitte zwischen Frankreich und Spanien, trägt es, vorzüglich in seinen Bewohnern, weder den Charakter des einen, noch des andren an sich. Sitten und Gesichtsbildung sind verschieden; die Sprache ist in ihren Wörtern, ihrer Bildung und ihrem Ton eigenthümlich, und dem Fremden auch bis auf das unbedeutendste Wort unverständlich; und sogar die Namen der Oerter, die fast alle aus ihr, und zum Theil aus ihren ältesten Wurzelwörtern hergenommen sind, klingen befremdend und ungewöhnlich.

Der erste Flecken, in dem wir in Spanien zu Mittag afsen, war Oyarzun. Es ist zugleich einer von den wenigen, welche auf eine auffallende Weise die Gleichförmigkeit beweisen, in welcher sich die Biscayische Sprache seit den ältesten Zeiten erhalten hat. Die Alten erwähnen nämlich in diesem Theile der Küste eines Vorgebirges, das sie als das äufserste gegen die Pyrenäen hin angeben. Der Name desselben hat vermuthlich durch die Abschreiber vielerlei Abänderungen erlitten. Er heifst bei den verschiedenen Geographen *Ocaso, Eason, Jarso* und *Olarso*. Diese letztere Lesart kommt dem wahren Namen am nächsten, und Plinius, der den Ort so anführt, setzt hinzu, dafs es ein Wald der Vasconen (*Vasconum saltus Olarso*) sey. Noch jetzt aber heifst *oyanà* auf Biscayisch ein Bergwald, *Oyarzo* hat nach dem Zeugnifs Biscayischer Schriftsteller *) dieselbe Bedeutung; und man sieht daher deutlich, dafs schon die Römer diese Gegend mit demselben Namen belegt fanden, den sie noch heute trägt und den sie ihrer natürlichen Beschaffenheit verdankt, und dafs sie ihn nur aus Unkunde der Sprache in einem einzigen Buchstaben veränderten.

*) Oihenart p. 169.

Nach den Römerzeiten, im Mittelalter, findet man das Thal Oyarzo in Urkunden wieder, und damals erstreckte es sich von dem Hafen S. Sebastian bis an die Bidassoa. Es liegt daher um den Busen herum, den das Meer dort macht, und wird von den Spanischen Schriftstellern vorzüglich wegen des Muths und der Leibesstärke seiner Bewohner gerühmt. Deswegen ertheilten die Könige von Spanien demselben von sehr alter Zeit her besondre Privilegien und Vorrechte. Seit dem 13. Jahrhundert aber haben einige der dazu gehörenden Orte eigne Freiheiten und Gerichtsbarkeiten erhalten; seitdem ist daher der Name Oyarzo auf einen kleineren District beschränkt worden, und jetzt trägt ihn nur die umliegende Gegend des Fleckens Oyarzun. In der ehemaligen Ausdehnung begriff er aufser diesem letzten die Orte Fuenterrabía, Rentería und Irun unter sich; und der Hafen, der jetzt el Passage heifst, hiefs damals der Hafen von Oyarzo. Noch jetzt ist das Thal so waldreich, dafs es Zeiten gegeben hat, in welchen der Flecken Rentería allein 29 aus seinen eignen Waldungen erbaute Kauffartheischiffe besafs. Zu den Zeiten der Römer erstreckte sich der Strich Landes, welcher diesen Namen führte, gleich weit und bis nah an S. Sebastian heran; und das Vorgebirge Oeaso der Alten ist vermuthlich der heutige Berg Jaizquivel *), der von la punta del Higuer bis an den Hafen el Passage hinläuft und an

*) Dieser Name ist neu. Die Etymologie seiner ersten Stammsylbe ist mir unbekannt. Die Endung kommt von *quibeta*, der Rücken, her und bedeutet, dafs der Berg hinter einem andren, in der Stammsylbe angezeigten Ort liegt. So sagt man, mit nur kleiner Veränderung der Buchstaben, *eliz-guibelean*, hinter der Kirche (*elizá, iglesia, église*). — Risco setzt die Stadt Oeaso eigentlich oberhalb des Hafens el Passage gegen eine Anhöhe zu, die man Wasanoaga nennt (XXXII. 187.). Mannert (I. 355.) sagt, dafs Oeaso tiefer am Busen lag. (?) Vielleicht ging auch das Meer

dessen Fuſs das oben erwähnte Thal liegt, und die Stadt mag in der Gegend des heutigen Oyarzun gestanden haben, es sey nun, daſs Oeaso und Olarso *) verschiedene

---

ehemals tiefer ins Land hinein. Bei Rentería ist dies noch jetzt zu sehen. Was ehemals ein Schiffswerft war, sind jetzt Gärten, und der Hafen läuft Gefahr, sich immer mehr und mehr zu versanden. S. Risco l. c. p. 186.

*) Hermolaus Barbarus will nach der Lesart des Plinius: Olarso, die andren der übrigen Geographen umändern. Allein abgerechnet, daſs der Verbesserer doch nur das in den Text seines Schriftstellers bringen darf, was dieser sagen wollte, nicht, was er hätte sagen sollen, so ist dieser Vorschlag auch darum unstatthaft, weil es sehr zweifelhaft scheint, welche Abänderungen das ursprüngliche Biscayische Wort selbst haben konnte. Daſs oy und oe verwechselt werden, sieht man deutlich daraus, daſs *oya* und *oca* gleich viel gelten und beide das Bett heiſsen. Ja es dürfte vielleicht nicht unrichtig seyn, dies Wort als die Wurzel von *oyaná* und *oyarzo* anzusehen. *Oya*, *oca*, *ontzea* und *ohatzea* heiſst in der einfachen Zahl ein Bett oder ein Nest, in der mehrfachen, *oyac* und *ocac*, das Zahnfleisch. Dies letztere wird auch *obiac* genannt, und *obia* heiſst das Grab. Diese verschiedenen Bedeutungen, die schwerlich unmittelbar auf einander übertragen worden sind, scheinen auf eine gemeinschaftliche Urbedeutung zu führen; und hier scheint die passendste die des Hohlen und des Leeren, die auch in unsern Oede zusammenkommen. Vergleicht man dies Letzte, wie einige Sprachforscher thun, mit dem Griechischen οἶος, und hält man das *d* nicht für radical darin, so könnte das Biscayische *oya*, *oca*, *obia* (lauter verwandte Töne) zu derselben Wurzel gehören, ursprünglich hohl bedeuten und so auf das Grab, das Nest und das Zahnfleisch (als die Höle der Zähne) übertragen seyn, dann leer, und daher etwas, was zur Unterlage dienen kann, ein Bett, endlich leer von Anbau, unbeackert, wüst, welche Gegenden dann natürlich mit Wald und Gebüsch bewachsen, woraus sich die Bedeutung eines Buschwerks ergieht. — Da *olá* auf Biscayisch ein Brett heiſst, so könnte man vielleicht dies auch zur Rechtfertigung von *Olarso* anführen. Allein dies Wort scheint zu einer andren Familie zu gehören. Beiläufig sey es mir erlaubt hier zu bemerken, daſs von diesem Wort *ottza*, ein Haufe aus einem Baum geschnittener Bretter, *tablage*, herkommt, wobei man sich wohl schwerlich enthalten kann, sich an unser Holz zu erinnern. — Diese Aehnlichkeit Biscayischer und Deutscher Wörter darf um so weniger befremden, als in der That zwischen den

Namen zur Bezeichnung der Stadt und des Thals, oder nur Abänderungen desselben waren *).

Ein anderes Beispiel eines Alt-Biscayischen, in späteren Zeiten aber veränderten Namens giebt die kleine, durch die Kriege zwischen Spanien und Frankreich bekannte Gränzfestung Fuenterrabía. Diese wird in Urkunden des 13. Jahrhunderts Ondarribia und Undarribia genannt **), und hat diesen Namen, wie ein anderer Ort an dieser Küste, Ondarroa, von ihrer Lage im Ufersande des sich in ihrer Nähe ins Meer ergiefsenden Stromes erhalten. Aus demselben, den ich als den ursprünglichen ansehe und welchem gemäfs die Biscayer sie noch heute Ondarrabia nennen, haben die Franzosen und Spanier Fontarabie und Fuenterrabía gemacht; und einige Lateinische Schriftsteller übersetzen dies gar durch *fons rapidus* oder *rabidus* — eine Eleganz, gegen welche sich der gesunde Geschmack wohl ebensosehr, als die Etymologie, erheben wird.

In einem Lande, das durchaus eigenthümlich ist, wo fast alles den Eingebornen und fast nichts Fremden angehört, war es vielleicht nicht unnütz auch auf kleinere Umstände aufmerksam zu machen, die dies beweisen, und welche dem blofs Durchreisenden leicht entgehen können. Sonst findet die Erinnerung an die lieblichen Thäler Gui-

---

Stammwörtern beider Sprachen eine nicht geringe Verwandschaft herrscht. Dies hat schon Eccard (*de origin. Germanorum, ed. Scheidii p.* 28.) bemerkt. Er vergleicht daselbst sogar mit dem Biscayischen oca das Deutsche *eja* und Wiege, worin ihm aber wenigstens für das Letztere wohl niemand beistimmen dürfte. Doch mehr hiervon künftig an einem schicklicheren Orte.

*) Man vergleiche über die Geschichte dieses Thals Risco's Fortsetzung der *España sagrada T.* 32. *p.* 146.

**) Oihenart p. 168. Risco XXXII. 150. Der Letztere behauptet zwar, dafs der Name Ondarribia später sey, als der heutige in Spanien und Frankreich gewöhnliche (p. 153.), aber ohne hinlängliche Gründe anzuführen.

puzcoa's, durch welche unser Weg uns führte, einen zu reichlichen Stoff in der Natur der Gegend und ihrer Bewohner, um lange bei trocknen Namen zu verweilen.

Seitdem wir Oyarzun verlassen hatten, befanden wir uns zu tief im Lande, um noch den Anblick des Meeres zu geniefsen. Wir hatten schon vorher von ihm Abschied genommen, doch nur mit dem Vorsatz und der Hoffnung, es auf der andren Seite Spaniens wieder aufzusuchen und dort nicht so unruhig und stürmisch, als es sich von der Höhe herab in den engen Busen Biscayens, der daher immer der Schiffahrt gefährlich ist, zusammendrängt, vielleicht nicht mit so malerischen Ufern, als die nördliche Küste, aber gröfser und majestätischer, in der schönen Bay von Cadiz wiederzusehen.

Wenn man die Wildheit und die furchtbare Gröfse einer Gebirgsgegend bis zur anmuthig überraschenden Abwechslung von Bergen und Thälern, die Rauheit eines nördlichen Klimas bis zur erquickenden Kühle und stärkenden Frische mildert; wenn man der trägeren Vegetation des Nordens einen schnelleren und kräftigeren Wuchs leiht, den kalten, manchmal finstern Ernst seiner Bewohner mit einem Theil der Lebhaftigkeit und der Heiterkeit des Südländers versetzt; so hat man ein treues Bild des Theils von Biscaya, durch den wir reisten. Man fühlt, dafs man sich im Norden befindet; die Luft ist schon im Anfang des Herbstes nicht mehr eigentlich milde, die Producte, die wir bei uns und im nördlichen Frankreich sehen, finden sich auch hier; die zarteren des Südens, die Orangen, Palmen, Mandeln, selbst die Olivenbäume, fehlen; und dies unterscheidet diese Provinz besonders sehr auffallend von Catalonien, das sonst, wie ich schon oben bemerkte, mehr als Einen Vergleichungspunkt mit ihr darbietet. Aber dieser Norden ist der Norden Spaniens, und die Vegetation findet in der

reichlichen Bewässerung des Landes einen mehr als hinlänglichen Ersatz für die anhaltendere und strengere Kälte. Daher ist das Biscayische Obst so vorzüglich, Kirschen, Aepfel, Birnen von verschiedenen Gattungen sind in Ueberfluſs; dem Wein fehlt es nur an gehörig sorgfältiger Bereitung, um vielleicht sogar auswärts berühmt zu seyn; und selbst die, im ganzen übrigen Spanien nicht häufigen Pfirschen *) sind hier so zart und saftreich, daſs sie, zur Zeit der Reife gepflückt, nicht einmal nach Madrid verschickt werden können. Die Pfirschen in den königlichen Gärten in Aranjuez stammen von diesen ab, erreichen aber ihre Vortrefflichkeit nicht.

Thäler und Berge sind in Guipuzcoa lieblicher an einander gereiht und in einander verschränkt, als leicht in irgend einem andren Lande. Mit jedem Augenblick verändert sich der Anblick; fast überall ist die Aussicht geschlossen, und das Auge übersieht immer nur kleinere Parthien, nirgends aber so groſse Fluſsthäler, noch so weit hinlaufende Berge, als in dem gleich mannigfaltigen, aber weiteren Catalonien. Das Ganze trägt das Ansehen eines Gebirgslandes; kleine, schnell rieselnde Bäche durchschneiden fast jeden Anger in ihren vielfachen Windungen; eine Menge von Mühlen werden durch diese schmalen, aber gewaltsam hinrauschenden Wasserströme getrieben, und von Zeit zu Zeit stöſst man auf Hüttenwerke; vorzüglich aber zeigt der sichre und kühne Gang des Volkes, daſs es an die Beschwerden des Bergsteigens gewöhnt ist. Fast nirgends sieht man nackte Felsen; die Berge sind bis auf ihren Gipfel mit Grün bedeckt; Acker-, Wiesen- und Waldstücke wechseln mit einander ab; die letzteren bestehen meist aus den beiden Arten Eichen (*quercus robur*

*) Vorzüglich die, welche man *melocotones* oder *pavias* nennt. (Bowles *hist. nat. de España p.* 285.)

und *quercus ilex*), die man durch ganz Spanien häufig antrifft. Die Steineichen (*robles*) stehen meistentheils tiefer, als die andren (*enzinas*); und beide haben, da sie bei ihrem sehr blätterreichen Wuchs oft geköpft werden, ein krauses und kräftiges Ansehn. Man findet hier nicht mehr die Ueppigkeit der Vegetation, welche den Ufern der Garonne einen so hohen Reiz giebt; es sind nicht mehr Reben, die sich weite Strecken fort hoch um schlanke Ulmen schlingen; aber man vermifst sie nicht, da der stämmige Wuchs der Bäume, das minder hohe, aber gleich dichte und krause Aufschiefsen des Grases und des Korns eine männliche Schönheit besitzt, die sich besser für den Charakter einer Gebirgsgegend schickt.

Biscaya kennt nicht die der Bevölkerung und Cultur so verderbliche, die Kräfte einer sorgfältigen Bearbeitung übersteigende Gröfse der Besitzungen; in Guipuzcoa besonders hat die Kleinheit der Eigenthumsstücke fast ihren höchst möglichen Grad *) erreicht; auch sind dieselben nicht, wie in den meisten andren Provinzen Spaniens, der Verwüstung der Heerden und dem Muthwillen der Vorübergehenden **) offen gelassen, sondern meistentheils mit lebendigen Hecken befriedigt, wodurch schon das Auge selbst beim blofsen Durchreisen ergötzt wird. Ueberhaupt bemerkt man überall Spuren der unermüdeten Thätigkeit und des Fleifses der Bewohner, und nichts kann sie auffallender von ihren Nachbaren in Castilien unterscheiden. Nur diesem Fleifse ist es zuzuschreiben, dafs sie ihrem undank-

*) Jovellanos *sobre la ley agraria p.* 27.

**) Ueber diesen klagt schon Herrera l. 1. c. 17. Man säe, sagt er, die Erbsen weit vom Wege ab. Sonst geht, wenn sie jung und zart sind, niemand vorüber, sey es auch ein Mönch in der Fastenzeit, der nicht eine Handvoll mit wegnimmt. Die Schäfer setzen ihnen besonders zu; und wie erst, wenn die Weiber darauf fallen? Kein Hagelwetter richtet solchen Schaden an.

bareren Boden und ihrem rauheren Himmelsstrich durch wahrhaft unselige Arbeit Früchte abgewinnen, wie sie kaum die von der Natur am meisten begünstigten Provinzen Spaniens erzeugen. Der Boden vorzüglich setzt ihnen, besonders in einigen Gegenden, unglaubliche Schwierigkeiten entgegen, und ist so steinig und thonigt, dafs er ohne eine ganz besondre Bearbeitung nur Dornen und schlechtes Buschwerk tragen würde. Die Arbeit des Pflugs und der Egge reicht nicht hin, die Festigkeit der Erdschollen, welche jedes Eindringen feinerer Wurzeln unmöglich machen würde, zu überwinden; es mufs die unmittelbare der Menschenhände hinzukommen; da Ein Arbeiter dabei nichts ausrichten würde, müssen sich mehrere dazu vereinigen und sich dabei eines eignen, nur hier üblichen, zangenähnlichen Werkzeugs bedienen, mit welchem grofse Erdstücke losgerissen und hernach, wie mit dem Spaten, herumgeworfen werden. Man nennt dies Werkzeug, in dessen Beschreibung *) ich nicht weiter eingehen will, *laya* **); und da immer Mehrere gemeinschaftlich damit arbeiten, so ist daraus ein Spanisches Sprichwort entstanden, das vorzüglich in Andalusien gebräuchlich ist. „Sie sind von Einer *laya* (*son de una misma laya* ***)," sagt man, wie bei uns: sie sind Eines Gelichters. Bei dieser Arbeitsamkeit sind die Biscayer die gutmüthigste und fröhlichste Nation, die man sehen kann; und auf das sauerste Tagewerk folgt sehr oft Musik und Tanz; keinem Reisenden kann der Gegensatz ihrer Heiterkeit mit dem trägen Ernst des Castiliers entgehen. Aber

*) Wer dasselbe und das ganze Verfahren näher zu kennen wünscht, sehe Bowles l. c. p. 289.

**) *Laya, layatu, layaria*, womit man das Werkzeug, die Handlung und den Arbeiter bezeichnet, scheinen mit *layana*, Gesellschaft, verwandt, und stammen vielleicht von einander her.

***) *dos ó tres dumas de la misma laya.* (Gil Blas I. 321.)

sie leben auch nicht in Dürftigkeit und Bedrückung, wie er, sondern in aller Gemächlichkeit des Wohlstandes, — wo man Bettler antrifft, sind es selten Einheimische, sondern meist Fremde - ; und nähren eine edle Vaterlandsliebe, einen auffallenden Stolz auf die Vorrechte ihres Landes, das Alter und den Ruhm ihrer Nation in ihrer Brust; wenn man mit ihnen redet, wenn man sie unter sich erblickt, ja wenn man nur ihren leichten, behenden Gang, die kühne Zuversicht ihres Blickes sieht, so fühlt man es deutlich, dafs sie sich ihrer selbst und ihrer Heimath freuen und ihr nichts an die Seite setzen. Sie haben sogar ein sichtbares Bestreben, den Fremden selbst darauf aufmerksam zu machen. Ich erinnere mich, dafs ich, als ich in Bergara am Flufs spazieren ging, einem unbekannten Menschen aus dem Volk begegnete. Er redete mich an, lobte das Land, fragte mich, wohin ich gehe; und als ich: nach Madrid sagte, lobte er auch Castilien, seine Gröfse, seine Fruchtbarkeit u. s. f. „Aber die Menschen," setzte er mit Lebhaftigkeit hinzu, „sind dort nicht so gut, als hier, nicht „so brav und edel, als die Biscayer;" und nachdem er sich blofs aufgehalten hatte, mir das Lob seiner Nation zu hinterlassen, eilte er schnell wieder fort. Diese Gesinnungen und Empfindungen sind im Volke und bei allen, welche noch nicht den Nationalcharakter durch fremde Ausbildung verloren haben, allgemein, sie sind von ihren Vätern auf sie übergegangen; und wo dieselben in einer Nation herrschen, und aufserdem bürgerlicher Wohlstand, eine dem Lande angemefsne Verfassung und fast völlige Gleichheit der Stände hinzukommt, da mufs heiteres und gesundes Blut in den Adern rollen und der Mensch gleich bereit zu den Beschwerden der Arbeit und den Erholungen des Vergnügens seyn.

Gleiches Ansehen von Wohlstand haben die Städte und

selbst die Dörfer. Sie sind reinlich und hübsch gebaut. Die Ecken der Häuser, so wie die Einfassungen der Fenster und Thüren sind immer von Quadersteinen; die Städte haben meistentheils Trottoirs für die Fufsgänger zu den Seiten. Aber die Bauart ist, von dem ersten Hause jenseits der Bidassoa an, ganz und gar von der Französischen verschieden, und ächt Spanisch. Die Dächer sind flacher, die Häuser haben weit mehr Tiefe und sind fast völlige Vierecke; die Fenster werden schon seltner, und überall sieht man die Balcons, die in den Spanischen Romanen und Komödien eine so wichtige Rolle spielen.

Dies bemerkten wir vorzüglich in Tolosa, unserm ersten Nachtquartier, einem hübschen Landstädtchen, am Flufs Oria oder Araxes. Man hat dasselbe fälschlich für das Iturissa der Alten gehalten. Der Araxes aber scheint der Menlascus zu seyn, so zweifelhaft es auch ist, welchen der vier kleinen Flüsse dieses Theils der Küste man dafür ansehen soll *). Es überrascht nicht wenig, unter einer Menge nationeller und einigen Römischen Ortsnamen auf einmal einen kleinen Flufs mit einem so orientalischen anzutreffen, als der Araxes ist. Spanische Schriftsteller haben in dieser Namensgleichheit eines Biscayischen Flusses mit einem Armenischen die Spuren der frühen Bevölkerung dieses Landes zu sehen geglaubt; und wenn man ihnen trauen darf, so setzten sich die unmittelbaren Nachkommen Noah's hier fest und gaben den Bergen und Flüssen dieser Gegend die gleichen Namen mit denen, in deren Nachbarschaft die Arche ihres Stammvaters zuerst landete. Das Gebirge Ararat und die Biscayische Bergreihe Aralar, der Berg Gordieyus bei Josephus und der Gorbeya in Alava, Armenien selbst und die kleine Stadt Armentia müssen zu

*) Risco XXXII. 184.

Beweisen dieser sonderbaren Behauptung dienen. So leicht es indefs auch ist, Träumereien dieser Art auf ihren wahren Werth herabzusetzen, so bleibt der durchaus fremde Name Araxes in dieser Gegend dennoch immer merkwürdig, und dies um so mehr, als er nicht bei Römischen Schriftstellern vorkommt und man auch sonst Aehnlichkeiten der Biscayischen mit einigen Asiatischen Sprachen *) bemerkt hat. Plin. VI. 22. I. 320. 2. hat auch einen Flufs Cantabras, der in den Indus fällt. Der Verf. der *noblesse des Basques* schliefst aus dieser Behauptung p. 63. gleich eine Wanderung der Basken nach Indien.

Das Gefühl, dafs wir uns in einem fremden Lande befanden, wurde uns von den ersten Schritten in Guipuzcoa an auch durch ein sonderbares Geräusch erneuert, welches den Reisenden, ehe er daran gewöhnt ist, wunderbar überrascht. Es ist das knarrende Pfeifen der kleinen Ochsenkarren, denen man hier alle Augenblicke begegnet. Die Räder dieser Wagen sind nämlich vollkommene Scheiben, ohne getrennte Speichen; und statt dafs sie sich um die Achse drehen sollten, dreht sich die Achse selbst mit ihnen um. Dies giebt ein so langsam gezogenes und doch eindringendes Pfeifen, dafs es, besonders am Abend und in der Ferne gehört, so dafs man nicht augenblicklich die Ursach davon entdeckt, einen sonderbar traurigen und schwermüthigen Eindruck hervorbringt. Townsend, der diese Wagen in Asturien sah und ausführlich beschreibt, findet in diesem Geräusch „eine nimmer versiegende Quelle eines „ruhigen Vergnügens für den Spanier" **), und behauptet, dafs es absichtlich zur Ermunterung der Ochsen bewirkt werde. Das Letztere mag wohl gegründet seyn, das Erstere ist es

*) Risco XXXIII. 231.

**) *the never failing source of calm enjoyment.* II. 30.

schwerlich, wenigstens hier. Der muntere und rasche Biscayer bedarf keiner so traurigen und einschläfernden Melodie. Dies Pfeifen hat zu einem National-Sprichwort unter den Biscayern Anlafs gegeben; „da der Stier sich beklagen sollte," sagen sie, „thut es der Wagen," *) — ein Beweis, wie auffallend diese einförmigen Klagetöne auch dem Volke gewesen sind und wie schon dieselben gleichsam zu der Physiognomie des Landes gehören.

Mit diesem Geräusch wechselt das der Maulthierzüge ab, die man auf der Strafse von Madrid nach Bayonne unablässig antrifft. Jedes Maulthier hat nämlich kleine Schellen um den Hals, das letzte des Zugs aber trägt zur Seite hinter dem Gepäck eine ungeheuer grofse Glocke, die man *cencerro zumbon* nennt. Wenn sich ihr langsam anschlagender dumpfer Ton zu dem Geräusch der Ochsenkarren gesellt, so giebt es nicht eines der angenehmsten, aber wenigstens der sonderbarsten Concerte.

4.

Vitoria.

Dicht hinter Salinas, das etwa auf der Hälfte des Weges zwischen Mondragon und Vitoria liegt, verläfst man Guipuzcoa und tritt in Alava ein. Nachdem man einen hohen Berg überstiegen hat, gelangt man in ein flacheres

*) Es ist unmöglich, die Kürze der Biscayischen Sprache, vorzüglich in sprichwörtlichen Redensarten, nachzuahmen. Hier z. B. sagt sie blofs: da der Stier klagen sollte, der Wagen, *idinc erassi behurrean gurdinc*. Und doch ist alle Undeutlichkeit vermieden; denn sie zeigt, allein unter allen mir bekannten Sprachen, durch einen dem Substantivum angehängten Buchstaben an, ob dasselbe sich im Zustande des Handelns oder des Leidens befindet. Sie setzt nämlich im ersten Fall ein *c* oder *ic* hinter das Wort an, das im letzteren wegbleibt; und dieser Zusatz allein drückt aus, wozu wir ein eignes Verbum brauchen müssen.

Land; und die lieblichen Berge und Thäler, die man bis hierher beständig zur Seite hatte, verlieren sich nun in eine noch fruchtbare und gut angebaute, aber minder anmuthige Gegend.

Vitoria verdankt sein Emporkommen dem Könige Sancho dem Weisen von Navarra. Dieser hatte mehrere Jahre hindurch Gränzstreitigkeiten mit Alphons dem Edlen (bei Einigen der 3te, bei Andren der 8te genannt) von Castilien, die er endlich nach mehreren deshalb vergeblich gemachten Versuchen in einer Zusammenkunft mit Alphons zwischen Najera und Logroño durch einen Vergleich beilegte, vermöge dessen der kleine Flufs Zadorra die östliche Gränze seiner Besitzungen wurde. Um dieser Gränze mehr Festigkeit zu verschaffen, umgab er einen kleinen Ort Gasteiz an derselben mit Mauern, vergröfserte ihn durch neu dahin geführte Einwohner, befestigte ihn nach damaliger Sitte mit Thürmen, und legte ihm den Namen Victoria bei. Dies geschah im Jahr 1181. Seitdem gerieth Armentin, das bis dahin der Sitz der Bischöfe gewesen war und jetzt nur noch aus einigen Häusern besteht, in Verfall, und Vitoria erhob sich, durch die ihm von Sancho und den nachfolgenden Königen verliehenen Vorrechte, zur Hauptstadt der Provinz Alava. Noch jetzt sieht man an der Mitternachtsseite der Collegiatkirche einen Thurm und ein beträchtliches Stück Mauer des Castells, das Sancho hier anlegte.

Die Biscayer behaupten, dafs der Name der Stadt Biscayischen Ursprungs sey, und leiten ihn von *bitorea*, vortrefflich, hervorstechend, ab. Sie verwerfen daher die hier und da gewöhnliche Schreibart *Victoria*. Liest man aber die Gründungsurkunde Sancho's *), so sieht man deutlich,

*) Man vergleiche dieselbe bei Moret *investigaciones historicas de*

dafs derselbe der Stadt einen Lateinischen Namen zu geben glaubte, und vermuthlich wählte man den heutigen in der Voraussetzung, dafs ehemals in derselben Gegend eine Römische Stadt gleiches Namens gestanden habe, — eine Meinung, die auch neuerlich Anhänger gefunden hat, aber an sich sehr wenig Wahrscheinlichkeit besitzt.

Vitoria trägt durchaus das Ansehen einer durch Handels- und Erwerbfleifs blühenden Provinzialstadt. Man erblickt überall Leben und Wohlstand, und bemerkt mehrere grofse neu aufgeführte Gebäude, unter welchen sich vorzüglich der erst 1791 fertig gewordene Marktplatz auszeichnet. Er ist viereckt, ganz aus Stein aufgeführt, und besteht aus 34 Häusern, unter welchen das Rathhaus der Stadt (*la casa consistorial*) das gröfste ist. Der Baumeister hat sich übrigens in nichts von der gewöhnlichen Bauart der Marktplätze in Spanien entfernt. Auch hier läuft unten ein offner Bogengang herum, und jedes Fenster hat seinen eisernen Balcon, eine Einrichtung, die insofern nothwendig ist, als in den Städten, welche kein eignes Amphitheater für die Stiergefechte haben, der Markt zu diesem Behufe gebraucht wird. Auf den äufseren Seiten desselben umgeben ihn vier breite Strafsen, so dafs jedes Haus dadurch einen zweiten, nicht durch das Getümmel des Markts gehinderten Eingang bekommt.

Der Reisende wird die Zeit, welche er sich ohnehin

---

las antigüedades de Navarra p. 669. *Vobis omnibus populatoribus meis de nova Victoria — — et in praefata villa cui novum nomen imposui, scilicet Victoria, quae antea vocabatur Gasteiz.* In Sancho's Zeiten wurde alles, was eine gewisse Gröfse mit sich führen sollte, aus dem Lateinischen abgeleitet. Hätte man bei dieser Urkunde ein vaterländisches Wort im Sinne gehabt, so hätte man es vermuthlich angezeigt. Man änderte aber vielmehr den unbekannten Namen, um einen prangenden und gelehrten an die Stelle zu setzen. Cf. Oihenart p. 22.

wegen der Durchsuchung seines Gepäcks in Vitoria aufhalten mufs, gern dazu anwenden, einige Gemälde in Kirchen und Privatsammlungen, deren es hier mehrere giebt, zu besehen. Unter denselben zog unsre Aufmerksamkeit am meisten eine Titiansche Magdalena im Hause des Marques de Alameda auf sich. Die Figur ist in Lebensgröfse, stehend und ganz bekleidet. Ihr Kopf ist gegen die rechte Seite gewandt und die Haare fallen ihr über die Schulter auf den Busen herab. Die Schönheit dieses Gemäldes besteht vorzüglich in der hohen Würde, welche der Maler der Gestalt und der Physiognomie mitten in dem Ausdruck der Reue zu erhalten gewufst hat. Frei von der kleinlichen Absicht, dem verführerischen Bilde weiblicher Schönheit durch das Bekenntnifs der Schuld nur einen noch höheren Reiz zu leihen, — wodurch man eine der edelsten Darstellungen der neueren Kunst so oft zu einer der gemeinsten herabgewürdigt sieht —, hat Titian vielmehr seinen Gegenstand durchaus erhaben behandelt. Die Magdalena, die er uns darstellt, entkleidet sich nicht eines Schmucks, der an ihren Vergehungen keinen Theil hat; sie hebt nicht mit schwachen und furchtsamen Thränen flehende Augen zum Himmel empor; ihre Hand fafst an das Herz, ihr Blick ist in sich gekehrt, zwar scheu und gespannt, aber trocken und starr auf Einen Fleck gerichtet. Sie bebt nicht vor einem fremden, strafenden Richter, sie erkennt mit Entsetzen den unerbittlichen mifsbilligenden in sich selbst. Sie giebt die Würde der Menschheit nicht in reuiger Zerknirschung auf; sie fühlt vielmehr ihr Zurückkehren, und ist dadurch betroffen, aber gestärkt.

In dem Hause der patriotischen Gesellschaft, deren Entstehen und Verdienste aus andren Reisebeschreibungen hinlänglich bekannt sind, befinden sich mehrere in der Provinz Alava gefundene Römische Inschriften. Auch sah ich

daselbst zwei Stücke von Mosaikfufsböden, die aber nur Verzierungen darstellten.

Unter den Personen, die sich in Vitoria mit Literatur beschäftigen, lernte ich einen gelehrten und verdienstvollen Geistlichen, D. Lorenzo Trestumero, kennen, dessen freundschaftlichen Bemühungen ich auch seit meiner Rückkunft aus Spanien viele interessante Nachrichten, vorzüglich über die Biscayische Sprache, verdanke. Er hat sich seit mehreren Jahren damit beschäftigt, Materialien zu einer Beschreibung von Alava zu sammeln; und wenn er seinem Entschlusse getreu bleibt, diese Arbeit der Akademie der Geschichte in Madrid zum Behufe des geographisch-historischen Wörterbuchs, das sie veranstaltet, mitzutheilen, so dürfte sich dieser Artikel vor vielen andren durch Genauigkeit und Vollständigkeit auszeichnen. Denn er hat den ganzen physischen und politischen Zustand seiner Provinz umfafst, ist in die Geschichte jedes einzelnen Orts, jeder Stadt, jedes Klosters eingegangen; und unter den Vorarbeiten, die er mir zeigte, sah ich nicht blofs ausführliche und mühsam ausgearbeitete Tabellen über die Anzahl der Einwohner, den Betrag der Ernten, Topographien der verschiednen Districte, Angaben der Berghöhen und Ortsentfernungen, sondern auch Abschriften ungedruckter Privilegien und Verordnungen, etymologische Untersuchungen über die Namen der Oerter u. s. f. Vorzüglich hat dieser fleifsige Mann alles, was auf die Alterthümer Bezug hat, mit der genauesten Sorgfalt untersucht; und er zeigte mir zwei Foliobände von Inschriften älterer und neuerer Zeit, die blofs innerhalb der Gränzen Alava's theils gefunden, theils noch vorhanden sind. Die Anzahl der Römischen ist so grofs, dafs, wie er mir sagte, die Kirche in San Roman grofsentheils aus Inschriftsteinen gebaut ist, von denen aber

freilich die meisten halb zerschlagen und nicht mehr zu entziffern sind.

Von Vitoria bis an die Ufer des Ebro ist der Weg wieder flach und die Gegend unbedeutend. Ehe wir aber über den Fluſs in die dürren Fluren Castiliens übergehen, wird es gut seyn, noch einen Blick zurück auf das lieblichere Biscaya zu werfen.

Ueber

das vergleichende Sprachstudium in Beziehung auf die verschiedenen Epochen der Sprachentwicklung.

1. Das vergleichende Sprachstudium kann nur dann zu sichern und bedeutenden Aufschlüssen über Sprache, Völkerentwicklung und Menschenbildung führen, wenn man es zu einem eignen, seinen Nutzen und Zweck in sich selbst tragenden Studium macht. Auf diese Weise wird zwar allerdings selbst die Bearbeitung einer einzigen Sprache schwierig. Denn wenn auch der Totaleindruck jeder leicht zu fassen ist, so verliert man sich, wie man den Ursachen desselben nachzuforschen strebt, in einer zahllosen Menge scheinbar unbedeutender Einzelheiten, und sieht bald, dafs die Wirkung der Sprachen nicht sowohl von gewissen grofsen und entschiedenen Eigenthümlichkeiten abhängt, als auf dem gleichmäfsigen, einzeln kaum bemerkbaren Eindruck der Beschaffenheit ihrer Elemente beruht. Hier aber wird gerade die Allgemeinheit des Studiums das Mittel, diesen feingewebten Organismus mit Deutlichkeit vor die Sinne zu bringen, da die Klarheit der in vielfach verschiedner Gestalt doch immer im Ganzen gleichen Form die Forschung erleichtert.

2. Wie unsere Erdkugel grofse Umwälzungen durchgangen ist, ehe sie die jetzige Gestaltung der Meere, Gebirge und Flüsse angenommen, sich aber seitdem wenig verändert hat, so giebt es auch in den Sprachen einen Punkt der vollendeten Organisation, von dem an der organische Bau, die feste Gestalt sich nicht mehr abändert. Dagegen kann in ihnen, als lebendigen Erzeugnissen des Geistes, die feinere Ausbildung, innerhalb der gegebenen Gränzen bis ins Unendliche fortschreiten. Die wesentlichen grammatischen Formen bleiben, wenn eine Sprache einmal ihre Gestalt gewonnen hat, dieselben; diejenige, welche kein Geschlecht, keine Casus, kein Passivum oder Medium unterschieden hat, ersetzt diese Lücken nicht mehr; eben so wenig nehmen die grofsen Wortfamilien, die Hauptformen der Ableitung ferner zu. Allein durch Ableitung in den feineren Verzweigungen der Begriffe, durch Zusammensetzung, durch den inneren Ausbau des Gehalts der Wörter, durch ihre sinnvolle Verknüpfung, durch phantasiereiche Benutzung ihrer ursprünglichen Bedeutungen, durch richtig empfundene Absonderung gewisser Formen für bestimmte Fälle, durch Ausmerzung des Ueberflüssigen, durch Abglättung des rauh Tönenden geht in der, im Augenblick ihrer Gestaltung armen, unbehülflichen und unscheinbaren Sprache, wenn ihr die Gunst des Schicksals blüht, eine neue Welt von Begriffen, und ein vorher unbekannter Glanz der Beredsamkeit auf.

3. Es ist eine bemerkenswerthe Erscheinung, dafs man wohl noch keine Sprache jenseits der Grenzlinie vollständigerer grammatischer Gestaltung gefunden, keine in dem flutenden Werden ihrer Formen überrascht hat. Es mufs, um diese Behauptung noch mehr geschichtlich zu prüfen, ein hauptsächliches Streben bei dem Studium der Mundarten wilder Nationen bleiben, den niedrigsten Stand der

Sprachbildung zu bestimmen, um wenigstens die unterste Stufe auf der Organisationsleiter der Sprachen aus Erfahrung zu kennen. Meine bisherige aber hat mir bewiesen, dafs auch die sogenannten rohen und barbarischen Mundarten schon Alles besitzen, was zu einem vollständigen Gebrauche gehört, und Formen sind, in welche sich, wie es die besten und vorzüglichsten erfahren haben, in dem Laufe der Zeit das ganze Gemüth hineinbilden könnte, um, vollkommener oder unvollkommener, jede Art von Ideen in ihnen auszuprägen.

4. Es kann auch die Sprache nicht anders, als auf einmal entstehen, oder um es genauer auszudrücken, sie mufs in jedem Augenblick ihres Daseins dasjenige besitzen, was sie zu einem Ganzen macht. Unmittelbarer Aushauch eines organischen Wesens in dessen sinnlicher und geistiger Geltung, theilt sie darin die Natur alles Organischen, dafs Jedes in ihr nur durch das Andere, und Alles nur durch die eine, das Ganze durchdringende Kraft besteht. Ihr Wesen wiederholt sich auch immerfort, nur in engeren und weiteren Kreisen, in ihr selbst; schon in dem einfachen Satze liegt es, soweit es auf grammatischer Form beruht, in vollständiger Einheit, und da die Verknüpfung der einfachsten Begriffe das ganze Gewebe der Kategorien des Denkens anregt, da das Positive das Negative, der Theil das Ganze, die Einheit die Vielheit, die Wirkung die Ursach, die Wirklichkeit die Möglichkeit und Nothwendigkeit, das Bedingte das Unbedingte, eine Dimension des Raumes und der Zeit die andere, jeder Grad der Empfindung die ihn zunächst umgebenden fordert und herbeiführt, so ist, sobald der Ausdruck der einfachsten Ideenverknüpfung mit Klarheit und Bestimmtheit gelungen ist, auch der Wortfülle nach ein Ganzes der Sprache vorhanden. Jedes Ausgesprochene bildet das Unausgesprochene, oder bereitet es vor.

5. Es vereinigen sich also im Menschen zwei Gebiete, welche der Theilung bis auf eine übersehbare Zahl fester Elemente, der Verbindung dieser aber bis ins Unendliche fähig sind, und in welchen jeder Theil seine eigenthümliche Natur immer zugleich als Verhältnifs zu den zu ihm gehörenden darstellt. Der Mensch besitzt die Kraft, diese Gebiete zu theilen, geistig durch Reflexion, körperlich durch Artikulation, und ihre Theile wieder zu verbinden, geistig durch die Synthesis des Verstandes, körperlich durch den Accent, welcher die Sylben zum Worte, und die Worte zur Rede vereint. Wie daher sein Bewufstsein mächtig genug geworden ist, um sich diese beiden Gebiete mit der Kraft durchdringen zu lassen, welche dieselbe Durchdringung im Hörenden bewirkt, so ist er auch im Besitz des Ganzen beider Gebiete. Ihre wechselseitige Durchdringung kann nur durch eine und dieselbe Kraft geschehen, und diese nur vom Verstande ausgehen. Auch läfst sich die Artikulation der Töne, der ungeheure Unterschied zwischen der Stummheit des Thiers und der menschlichen Rede nicht physisch erklären. Nur die Stärke des Selbstbewufstseins nöthigt der körperlichen Natur die scharfe Theilung und feste Begrenzung der Laute ab, die wir Artikulation nennen.

6. Die feinere Ausbildung hat sich schwerlich gleich an das erste Werden der Sprache angeschlossen. Sie setzt Zustände voraus, welche die Nationen erst in einer langen Reihe von Jahren durchgehen, und inzwischen wird gewöhnlich das Wirken der einen von dem Wirken anderer durchkreuzt. Dieses Zusammenfliefsen mehrerer Mundarten ist eins der hauptsächlichsten Momente in der Entstehung der Sprachen; es sei nun, dafs die neuhervorgehende mehr oder weniger bedeutende Elemente von den andern sich mit ihr vermischenden empfange, oder dafs, wie es bei der Verwilderung und Ausartung gebildeter Sprachen geschieht,

des Fremden wenig hinzukomme, und nur der ruhige Gang der Entwicklung unterbrochen, die gebildete Form verkannt und entstellt, und nach anderen Gesetzen gemodelt und gebraucht werde.

7. Die Möglichkeit mehrerer, ohne alle Gemeinschaft unter einander, hervorgegangener Mundarten, läfst sich im Allgemeinen nicht bestreiten. Dagegen giebt es auch keinen nöthigenden Grund, die hypothetische Annahme eines allgemeinen Zusammenhanges aller zu verwerfen. Kein Winkel der Erde ist so unzugänglich, dafs er nicht Bevölkerung und Sprache habe anderswoher bekommen können; und wir vermögen nicht einmal über die, von der jetzigen vielleicht ganz verschiedene ehemalige Vertheilung der Meere und des festen Landes abzusprechen. Die Natur der Sprache selbst, und der Zustand des Menschengeschlechts, so lange es noch ungebildet ist, befördern einen solchen Zusammenhang. Das Bedürfnifs, verstanden zu werden, nöthigt, schon Vorhandenes und Verständliches aufzusuchen, und ehe die Civilisation die Nationen mehr vereinigt, bleiben die Sprachen lange im Besitz kleiner Völkerschaften, die, eben so wenig geneigt, ihre Wohnsitze dauernd zu behaupten, als fähig, sie mit Erfolg zu vertheidigen, sich oft gegenseitig verdrängen, unterjochen und vermischen, was natürlich auf ihre Sprachen zurückwirkt. Nimmt man auch keine gemeinschaftliche Abstammung der Sprachen ursprünglich an, so mag doch leicht später kein Stamm unvermischt geblieben sein. Es mufs daher als Maxime in der Sprachforschung gelten, so lange nach Zusammenhang zu suchen, als irgend eine Spur davon erkennbar ist, und bei jeder einzelnen Sprache wohl zu prüfen, ob sie aus Einem Gufse selbstständig geformt, oder in grammatischer oder lexicalischer Bildung mit Fremdem, und auf welche Weise vermischt ist?

8. Drei Momente also können zum Behuf einer prüfenden Zergliederung der Sprachen unterschieden werden:

die erste, aber vollständige Bildung ihres organischen Baues;

die Umänderungen durch fremde Beimischung, bis sie wieder zu einem Zustande der Stätigkeit gelangen;

ihre innere und feinere Ausbildung, wenn ihre äufsere Umgrenzung (gegen andere) und ihr Bau im Ganzen einmal unveränderlich feststeht.

Die beiden ersten lassen sich nicht mit Sicherheit von einander absondern. Aber einen entschiedenen und wesentlichen Unterschied begründet der dritte. Der Punkt, welcher ihn von den andern trennt, ist der der vollendeten Organisation, in welchem die Sprache im Besitz und freien Gebrauch aller ihrer Funktionen ist, und über den hinaus sie in ihrem eigentlichen Bau keine Veränderungen mehr erleidet. Bei den Töchtersprachen der Lateinischen, bei der Neu-Griechischen und bei der Englischen, welche für die Möglichkeit der Zusammensetzung einer Sprache aus sehr heterogenen Theilen eine der lehrreichsten Erscheinungen und der dankbarsten Gegenstände für die Sprachuntersuchung ist, läfst sich die Organisationsperiode sogar geschichtlich verfolgen, und der Vollendungspunkt bis auf einen gewissen Grad ausmitteln; die Griechische finden wir bei ihrem ersten Erscheinen in einem, uns sonst bei keiner bekannten Grade der Vollendung; aber sie betritt, von diesem Moment an, von Homer bis auf die Alexandriner, eine Laufbahn fortschreitender Ausbildung; die Römische sehen wir einige Jahrhunderte hindurch gleichsam ruhen, ehe feinere und wissenschaftliche Cultur in ihr sichtbar zu werden beginnt.

9. Die hier versuchte Absonderung bildet zwei verschiedene Theile des vergleichenden Sprachstudiums, von

deren gleichmäfsiger Behandlung die Vollendung desselben abhängt. Die Verschiedenheit der Sprachen ist das Thema, welches aus der Erfahrung, und an der Hand der Geschichte bearbeitet werden soll, und zwar in ihren Ursachen und ihren Wirkungen, ihrem Verhältnifs zu der Natur, zu den Schicksalen und den Zwecken der Menschheit. Die Sprachverschiedenheit tritt aber in doppelter Gestalt auf, einmal als naturhistorische Erscheinung, als unvermeidliche Folge der Verschiedenheit und Absonderung der Völkerstämme, als Hindernifs der unmittelbaren Verbindung des Menschengeschlechts; dann als intellectuellteleologische Erscheinung, als Bildungsmittel der Nationen, als Vehikel einer reicheren Mannichfaltigkeit und gröfseren Eigenthümlichkeit intellectueller Erzeugnisse, als Schöpferin einer auf gegenseitiges Gefühl der Individualität gegründeten, und dadurch innigeren Verbindung des gebildeteren Theils des Menschengeschlechts. Diese letzte Erscheinung ist nur der neuern Zeit eigen, dem Alterthume war sie blofs in der Verbindung der Griechischen und Römischen Literatur, und da beide nicht zu gleicher Zeit blühten, auch so nur unvollkommen bekannt.

10. Der Kürze wegen, will ich, mit Uebersehung der kleinen Unrichtigkeit, welche daraus entsteht, dafs die Ausbildung auch auf den schon feststehenden Organismus Einfluſs hat, und dafs dieser, auch ehe er diesen Zustand erreichte, schon die Einwirkung jener erfahren haben kann, die beiden beschriebenen Theile des vergleichenden Sprachstudiums durch

die Untersuchung des Organismus der Sprachen, und
die Untersuchung der Sprachen im Zustande ihrer Ausbildung

bezeichnen.

Der Organismus der Sprachen entspringt aus dem allgemeinen Vermögen und Bedürfniſs des Menschen zu reden und stammt von der ganzen Nation her; die Cultur einer einzelnen hängt von besonderen Anlagen und Schicksalen ab, und beruht groſsentheils auf nach und nach in der Nation aufstehenden Individuen. Der Organismus gehört zur Physiologie des intellectuellen Menschen, die Ausbildung zur Reihe der geschichtlichen Entwickelungen. Die Zergliederung der Verschiedenheiten des Organismus führt zur Ausmessung und Prüfung des Gebiets der Sprache und der Sprachfähigkeit des Menschen; die Untersuchung im Zustande höherer Bildung zum Erkennen der Erreichung aller menschlichen Zwecke durch Sprache. Das Studium des Organismus fordert, soweit als möglich, fortgesetzte Vergleichung, die Ergründung des Ganges der Ausbildung, Isoliren auf dieselbe Sprache, und Eindringen in ihre feinsten Eigenthümlichkeiten, daher jenes Ausdehnung, dieses Tiefe der Forschung. Wer folglich diese beiden Theile der Sprachwissenschaft wahrhaft verknüpfen will, muſs sich zwar mit sehr vielen verschiedenartigen, ja, wo möglich, mit allen Sprachen beschäftigen, aber immer von genauer Kenntniſs einer einzigen, oder weniger, ausgehen. Mangel an dieser Genauigkeit bestraft sich empfindlicher, als Lücken in der doch nie ganz zu erreichenden Vollständigkeit. So bearbeitet kann das Erfahrungsstudium der Sprachvergleichung zeigen, auf welche verschiedene Weise der Mensch die Sprache zu Stande brachte, und welchen Theil der Gedankenwelt es ihm gelang in sie hinüberzuführen? wie die Individualität der Nationen darauf ein-, und die Sprache auf sie zurückwirkte? Denn die Sprache, die durch sie erreichbaren Zwecke des Menschen überhaupt, das Menschengeschlecht in seiner fortschreitenden Entwicklung, und die einzelnen Nationen sind die vier Gegenstände, welche

die vergleichende Sprachforschung in ihrem wechselseitigen Zusammenhang zu betrachten hat.

11. Ich behalte alles, was den Organismus der Sprachen betrifft, einer ausführlichen Arbeit vor, die ich über die amerikanischen unternommen habe. Die Sprachen eines grofsen, von einer Menge von Völkerschaften bewohnten und durchstreiften Welttheils, von dem es sogar zweifelhaft ist, ob er jemals mit andern in Verbindung gestanden hat, bieten für diesen Theil der Sprachkunde einen vorzüglich günstigen Gegenstand dar. Man findet dort, wenn man blofs diejenigen zählt, über welche man ausführlichere Nachrichten besitzt, etwa dreifsig noch so gut als ganz unbekannte Sprachen, die man als eben so viel neue Naturspecies ansehen kann, und an welche sich eine viel gröfsere Anzahl anreihen läfst, von denen die Data unvollständiger sind. Es ist daher wichtig, diese sämmtlich genau zu zergliedern. Denn was der allgemeinen Sprachkunde noch vorzüglich abgeht, ist, dafs man nicht hinlänglich in die Kenntnifs der einzelnen Sprachen eingedrungen ist, da doch sonst die Vergleichung noch so vieler nur wenig helfen kann. Man hat genug zu thun geglaubt, wenn man einzelne abweichende Eigenthümlichkeiten der Grammatik anmerkte, und mehr oder weniger zahlreiche Reihen von Wörtern mit einander verglich. Aber auch die Mundart der rohesten Nation ist ein zu edles Werk der Natur, um, in so zufällige Stücke zerschlagen, der Betrachtung fragmentarisch dargestellt zu werden. Sie ist ein organisches Wesen, und man mufs sie, als solches, behandeln. Die erste Regel ist daher, zuvörderst jede bekannte Sprache in ihrem inneren Zusammenhange zu studiren, alle darin aufzufindenden Analogien zu verfolgen und systematisch zu ordnen, um dadurch die anschauliche Kenntnifs der grammatischen Ideenverknüpfung in ihr, des Umfangs der be-

zeichneten Begriffe, der Natur dieser Bezeichnung und des ihr beiwohnenden mehr oder minder lebendigen geistigen Triebes nach Erweiterung und Verfeinerung, zu gewinnen. Aufser diesen Monographien der ganzen Sprachen, fordert aber die vergleichende Sprachkunde andere einzelne Theile des Sprachbaues z. B. des Verbum durch alle Sprachen hindurch. Denn alle Fäden des Zusammenhangs sollen durch sie aufgesucht und verknüpft werden, und es gehen von diesen einige, gleichsam in der Breite, durch die gleichartigen Theile aller Sprachen und andere, gleichsam in der Länge, durch die verschiedenen Theile jeder Sprache. Die ersten erhalten ihre Richtung durch die Gleichheit des Sprachbedürfnisses und Sprachvermögens aller Nationen, die letzten durch die Individualität jeder einzelnen. Durch diesen doppelten Zusammenhang erst wird erkannt, in welchem Umfang der Verschiedenheiten das Menschengeschlecht, und in welcher Consequenz ein einzelnes Volk seine Sprache bildet, und beide, die Sprache und der Sprachcharakter der Nationen, treten in ein helleres Licht, wenn man die Idee jener in so mannichfaltigen individuellen Formen ausgeführt, diesen zugleich der Allgemeinheit und seinen Nebengattungen gegenüber gestellt erblickt. Die wichtige Frage, ob und wie sich die Sprachen, ihrem inneren Bau nach, in Classen, wie etwa die Familien der Pflanzen, abtheilen lassen, kann nur auf diese Weise gründlich beantwortet werden. Das bisher darüber Gesagte bleibt, wie scharfsinnig es geahnet sein möchte, ohne strengere factische Prüfung, dennoch nur Muthmafsung. Die Sprachkunde, von der hier die Rede ist, darf sich aber nur auf Thatsachen, und ja nicht auf einseitig und unvollständig gesammelte stützen. Auch zu der Beurtheilung der Abstammung der Nationen von einander nach ihren Sprachen müssen die Grundsätze durch eine noch immer mangelnde genaue Analyse solcher

Sprachen und Mundarten gefunden werden, deren Verwandtschaft anderweitig historisch erwiesen ist. So lange man nicht auch in diesem Felde vom Bekannten zum Unbekannten fortschreitet, befindet man sich auf einer schlüpfrigen und gefährlichen Bahn.

12. Wie genau und vollständig man aber auch die Sprachen in ihrem Organismus untersuche, so entscheidet, wozu sie vermittelst desselben werden können, erst ihr Gebrauch. Denn was der zweckmäfsige Gebrauch dem Gebiet der Begriffe abgewinnt, wirkt auf sie bereichernd und gestaltend zurück. Daher zeigen erst solche Untersuchungen, als sich vollständig nur bei den gebildeten anstellen lassen, ihre Angemessenheit zur Erreichung der Zwecke der Menschheit. Hierin also liegt der Schlufsstein der Sprachkunde, ihr Vereinigungspunkt mit Wissenschaft und Kunst. Wenn man sie nicht bis dahin fortführt, nicht die Verschiedenheit des Organismus in der Absicht betrachtet, dadurch die Sprachfähigkeit in ihren höchsten und mannichfaltigsten Anwendungen zu ergründen, so bleibt die Kenntnifs einer grofsen Anzahl von Sprachen doch höchstens für die Ergründung des Sprachbaues überhaupt, und für einzelne historische Untersuchungen fruchtbar, und schreckt den Geist nicht mit Unrecht von dem Erlernen einer Menge von Formen und Schällen zurück, die am Ende doch immer zu demselben Ziel führen, und dasselbe, nur mit anderm Klange, bedeuten. Abgesehen vom unmittelbaren Lebensgebrauch, behält dann nur das Studium derjenigen Sprachen Wichtigkeit, welche eine Literatur besitzen, und es wird der Rücksicht auf diese untergeordnet, wie es der ganz richtig gefafste Gesichtspunkt der Philologie ist, insofern man dieselbe dem allgemeinen Sprachstudium entgegensetzen kann, welches diesen Namen führt, weil es die Sprache im Allgemeinen zu ergründen strebt, nicht weil es alle Sprachen

umfassen will, wozu es vielmehr nur wegen jenes Zweckes genöthigt wird.

13. Werden wir nun aber so zu den gebildeten Sprachen hingedrängt, so fragt es sich zuvörderst, ob jede Sprache der gleichen, oder nur irgend einer bedeutenden Cultur fähig ist? oder ob es Sprachformen giebt, die nothwendig erst hätten zertrümmert werden müssen, ehe die Nationen hätten die höheren Zwecke der Menschheit durch Rede erreichen können. Das letztere ist das Wahrscheinlichste. Die Sprache mufs zwar, meiner vollsten Ueberzeugung nach, als unmittelbar in den Menschen gelegt, angesehen werden; denn als Werk seines Verstandes in der Klarheit des Bewufstseins ist sie durchaus unerklärbar. Es hilft nicht, zu ihrer Erfindung Jahrtausende und abermals Jahrtausende einzuräumen. Die Sprache liefse sich nicht erfinden, wenn nicht ihr Typus schon in dem menschlichen Verstande vorhanden wäre. Damit der Mensch nur ein einziges Wort wahrhaft, nicht als bloßen sinnlichen Anstofs, sondern als articulirten, einen Begriff bezeichnenden Laut verstehe, mufs schon die Sprache ganz und im Zusammenhange in ihm liegen. Es giebt nichts Einzelnes in der Sprache, jedes ihrer Elemente kündigt sich nur als Theil eines Ganzen an. So natürlich die Annahme allmähliger Ausbildung der Sprachen ist, so konnte die Erfindung nur mit Einem Schlage geschehen. Der Mensch ist nur Mensch durch Sprache; um aber die Sprache zu erfinden, müfste er schon Mensch sein. So wie man wähnt, dafs dies allmählig und stufenweise, gleichsam unzechig, geschehen, durch einen Theil mehr erfundener Sprache der Mensch mehr Mensch werden, und durch diese Steigerung wieder mehr Sprache erfinden könne, verkennt man die Untrennbarkeit des menschlichen Bewufstseins und der menschlichen Sprache, und die Natur der Verstandeshandlung, welche

zum Begreifen eines einzigen Wortes erfordert wird, aber hernach hinreicht, die ganze Sprache zu fassen. Darum aber darf man sich die Sprache nicht als etwas fertig Gegebenes denken, da sonst eben so wenig zu begreifen wäre, wie der Mensch die gegebene verstehen und sich ihrer bedienen könnte Sie geht nothwendig aus ihm selbst hervor und gewifs auch nur nach und nach, aber so, dafs ihr Organismus nicht zwar als eine todte Masse im Dunkel der Seele liegt, aber als Gesetz die Functionen der Denkkraft bedingt, und mithin das erste Wort schon die ganze Sprache antönt und voraussetzt. Wenn sich daher dasjenige, wovon es eigentlich nichts Gleiches im ganzen Gebiete des Denkbaren giebt, mit etwas anderem vergleichen läfst, so kann man an den Naturinstinkt der Thiere erinnern, und die Sprache einen intellectuellen der Vernunft nennen. So wenig sich der Instinkt der Thiere aus ihren geistigen Anlagen erklären läfst, eben so wenig kann man für die Erfindung der Sprachen Rechenschaft geben aus den Begriffen und dem Denkvermögen der rohen und wilden Nationen, welche ihre Schöpfer sind. Ich habe mir daher nie vorstellen können, dafs ein sehr consequenter und in seiner Mannichfaltigkeit künstlicher Sprachbau grofse Gedankenübung voraussetzen, und eine verloren gegangene Bildung beweisen sollte. Aus dem rohesten Naturstande kann eine solche Sprache, *die selbst Produkt der Natur*, aber der Natur der menschlichen Vernunft ist, hervorgehen. Consequenz, Gleichförmigkeit, auch bei verwickeltem Bau, ist überall Gepräge der Erzeugnisse der Natur, und die Schwierigkeit, sie hervorzubringen, ist nicht die hauptsächlichste. Die wahre der Spracherfindung liegt nicht sowohl in der Aneinanderreihung und Unterordnung einer Menge sich auf einander beziehender Verhältnisse, als vielmehr in der unergründlichen Tiefe der einfachen Verstandeshandlung, die

überhaupt zum Verstehen und Hervorbringen der Sprache auch in einem einzigen ihrer Elemente gehört. Ist dies geschehn, so folgt alles Uebrige von selbst, und es kann nicht erlernt werden, mufs ursprünglich im Menschen vorhanden sein. Der Instinkt des Menschen aber ist minder gebunden, und läfst dem Einflusse der Individualität Raum. Daher kann das Werk des Vernunftinstinkts zu gröfserer oder geringerer Vollkommenheit gedeihen, da das Erzeugnifs des thierischen eine stätigere Gleichförmigkeit bewahrt, und es widerspricht nicht dem Begriffe der Sprache, dafs einige in dem Zustande, in welchem sie uns erscheinen, der vollendeten Ausbildung wirklich unfähig wären. Die Erfahrung bei Uebersetzungen aus sehr verschiedenen Sprachen, und bei dem Gebrauche der rohesten und ungebildetsten zur Unterweisung in den geheimnifsvollsten Lehren einer geoffenbarten Religion zeigt zwar, dafs sich, wenn auch mit grofsen Verschiedenheiten des Gelingens, in jeder jede Ideenreihe ausdrücken läfst. Diefs aber ist blofs eine Folge der allgemeinen Verwandtschaft aller und der Biegsamkeit der Begriffe und ihrer Zeichen. Für die Sprachen selbst und ihren Einflufs auf die Nationen beweist nur was aus ihnen natürlich hervorgeht; nicht das wozu sie gezwängt werden können, sondern das, wozu sie einladen und begeistern.

14. *Den Gründen der* Unvollkommenheit einiger Sprachen mag die historische Prüfung im Einzelnen nachforschen. Dagegen mufs ich hier eine andere Frage anknüpfen: ob nämlich irgend eine Sprache zur vollendeten Bildung reif ist, ehe sie nicht mehrere Mittelzustände und gerade solche durchgangen ist, durch welche die ursprüngliche Vorstellungsweise dergestalt gebrochen wird, dafs die anfängliche Bedeutung der Elemente nicht mehr völlig klar ist? Die merkwürdige Beobachtung, dafs eine charakteristische Eigenschaft der rohen Sprachen Consequenz, der

gebildeten Anomalie in vielen Theilen ihres Baues ist, und auch aus der Natur der Sache geschöpfte Gründe machen diefs wahrscheinlich. Das durch die ganze Sprache herrschende Princip ist Artikulation; der wichtigste Vorzug jeder, feste und leichte Gliederung; diese aber setzt einfache und in sich untrennbare Elemente voraus. Das Wesen der Sprache besteht darin, die Materie der Erscheinungswelt in die Form der Gedanken zu giefsen; ihr ganzes Streben ist formal, und da die Wörter die Stelle der Gegenstände vertreten, so mufs auch ihnen, als Materie, eine Form entgegenstehen, welcher sie unterworfen werden. Nun aber häufen die ursprünglichen Sprachen gerade eine Menge von Bestimmungen in dieselbe Silbengruppe und sind sichtbar mangelhaft in der Herrschaft der Form. Ihr einfaches Geheimnifs, welches den Weg anzeigt, auf welchem man sie, mit gänzlicher Vergessenheit unserer Grammatik, immer zuerst zu enträthseln versuchen mufs, ist, das in sich Bedeutende unmittelbar an einander zu reihen. Die Form wird in Gedanken hiezu verstanden, oder durch ein in sich bedeutendes Wort, das man auch als solches nimmt, mithin als Stoff, gegeben. Auf der zweiten grofsen Stufe des Fortschreitens weicht die stoffartige Bedeutung dem formalen Gebrauch, und es entstehen daraus grammatische Beugungen und Wörter grammatischer, also formaler Bedeutung. Aber die Form wird nur da angedeutet, wo sie durch einen einzelnen, im Sinn der Rede liegenden Umstand, gleichsam materiell, nicht wo sie durch die Ideenverknüpfung formal gefordert wird. Der Plural wird wohl als Vielheit, aber der Singular nicht gerade als Einzelnes, sondern nur als der Begriff überhaupt gedacht, Verbum und Nomen fallen zusammen, wo nicht gerade Person oder Zeit auszudrücken ist; die Grammatik waltet noch nicht in der Sprache, sondern tritt nur im Fall des Bedürfnisses auf.

Erst wenn kein Element mehr als formlos gedacht, und der Stoff als Stoff ganz in der Rede besiegt wird, ist die dritte Stufe erstiegen, welche aber insofern, dafs auch in jedem Element die Form hörbar angedeutet wäre, kaum die gebildetsten Sprachen erreichen, obgleich darauf erst die Möglichkeit architektonischer Eurythmie im Periodenbau beruht. Auch ist mir keine bekannt, deren grammatische Formen nicht noch, selbst in ihrer höchsten Vollendung, unverkennbare Spuren der ursprünglichen Silben-Agglutination an sich trügen. So lange nun auf den früheren Stufen das Wort, als mit seiner Modification zusammengesetzt, nicht als in seiner Einfachheit modificirt erscheint, fehlt es an der leichten Trennbarkeit der Elemente, und wird der Geist durch die Schwerfälligkeit des Bedeutenden, mit der jedes Grundtheilchen auftritt, niedergedrückt, nicht durch Gefühl des Formalen wieder zu formalem Denken angeregt. Der dem Naturstande noch nahestehende Mensch verfolgt auch eine einmal angenommene Vorstellungsweise leicht zu weit, denkt jeden Gegenstand und jede Handlung mit allen ihren Nebenumständen, trägt dies in die Sprache über und wird nachher wieder von ihr, da der lebendige Begriff doch in ihr zum Körper erstarrt, überwältigt. Dies nun auf das wahre Maafs zurückzuführen und die Kraft des materiell Bedeutenden zu mindern, ist Kreuzung der Nationen und Sprachen durch einander ein höchst wirksames Mittel. Eine neue Vorstellungsweise gesellt sich zu der bisherigen; die sich vermischenden Stämme kennen gegenseitig nicht die einzelne Zusammensetzung der Wörter ihrer Mundarten, sondern nehmen sie blofs als Formeln im Ganzen auf, das Unbequemere und Schwerfälligere weicht, bei der Möglichkeit der Wahl, dem Leichteren und Fügsameren, und da Geist und Sprache nicht mehr so einseitig verwachsen sind, so übt jener eine freiere Gewalt über diese aus. Der ur-

sprüngliche Organismus wird allerdings gestört, aber die neu hinzutretende Kraft ist wieder eine organische, und so wird das Gewebe ununterbrochen, nur nach gröfserem und mannigfaltigerem Plane fortgesetzt. Das anscheinend verwirrte und wilde Durcheinanderziehen der Völkerstämme der Urzeit bereitete also die Blüthe der Rede und des Gesanges in lange darauf folgenden Jahrhunderten vor.

15. Auf die eben berührte Unvollkommenheit einiger Sprachen darf aber hier nicht gesehen werden. Nur durch die Prüfung gleich vollkommener oder doch solcher, deren Unterschied nicht blofs dem Grade nach gemessen werden kann, läfst sich die allgemeine Frage beantworten, wie die Verschiedenheit der Sprachen überhaupt im Verhältniss zur Bildung des Menschengeschlechts anzusehen ist? ob nur als ein zufälliger, das Leben der Nationen begleitender Umstand, der aber mit Geschicklichkeit und Glück benutzt werden kann, oder als ein nothwendiges, sonst durch nichts zu ersetzendes Mittel zur Bearbeitung des Ideengebiets? Denn zu diesem neigen sich alle Sprachen wie convergirende Strahlen, und ihr Verhältniss zu ihm, als ihrem gemeinschaftlichen Inhalt, ist daher der Endpunkt unserer Untersuchung. Kann dieser Inhalt von der Sprache unabhängig, oder ihr Ausdruck für ihn gleichgültig gemacht werden, oder sind beide diefs schon von selbst, so hat die Ausbildung und das Studium der Verschiedenheit der Sprachen nur eine bedingte und untergeordnete, im entgegengesetzten Fall aber eine unbedingte und entscheidende Wichtigkeit.

16. Am sichersten wird dies beurtheilt an der Vergleichung des einfachen Worts mit dem einfachen Begriff. Das Wort macht zwar nicht die Sprache aus, aber es ist doch der bedeutendste Theil derselben, nämlich das was in der lebendigen Welt das Individuum. Es ist auch schlechterdings nicht gleichgültig, ob eine Sprache umschreibt, was

eine andere durch Ein Wort ausdrückt, nicht bei grammatischen Formen, da diese bei der Umschreibung gegen den Begriff einer bloßen Form, nicht mehr als modificirte Ideen, sondern als die Modification angebende erscheinen; aber auch nicht in der Bezeichnung der Begriffe. Das Gesetz der Gliederung leidet nothwendig, wenn dasjenige was sich im Begriff als Einheit darstellt, nicht eben so im Ausdruck erscheint, und die ganze lebendige Wirklichkeit des Worts als Individuum, fällt für den Begriff weg, dem es an einem solchen Ausdrucke fehlt. Dem Verstandesact, welcher die Einheit des Begriffes hervorbringt, entspricht, als sinnliches Zeichen, die des Worts, und beide müssen einander im Denken durch Rede möglichst nahe begleiten. Denn wie die Stärke der Reflection Trennung und Individualisirung der Töne durch Artikulation hervorbringt, so muß diese wieder trennend und individualisirend auf den Gedankenstoff zurückwirken und es ihm möglich machen, vom Ungeschiedenen ausgehend und zum Ungeschiedenen, der absoluten Einheit, hinstrebend, diesen Weg durch Trennung zurückzulegen.

17. Das Denken ist aber nicht bloß abhängig von der Sprache überhaupt, sondern bis auf einen gewissen Grad, auch von jeder einzelnen bestimmten. Man hat zwar die Wörter der verschiedenen Sprachen mit allgemein gültigen Zeichen vertauschen wollen, wie dieselben die Mathematik in den Linien, Zahlen und der Buchstabenrechnung besitzt. Allein es läßt sich damit nur ein kleiner Theil der Masse des Denkbaren erschöpfen, da diese Zeichen, ihrer Natur nach, nur auf solche Begriffe passen, welche durch bloße Construction erzeugt werden können, oder sonst rein durch den Verstand gebildet sind. Wo aber der Stoff innerer Wahrnehmung und Empfindung zu Begriffen gestempelt werden soll, da kommt es auf das individuelle Vorstellungsvermögen des Menschen an, von dem seine Sprache unzer-

trennlich ist. Alle Versuche, in die Mitte der verschiedenen einzelnen allgemeine Zeichen für das Auge, oder das Ohr zu stellen, sind nur abgekürzte Uebersetzungsmethoden, und es wäre ein thörichter Wahn, sich einzubilden, dafs man dadurch, ich sage nicht aus aller Sprache, sondern auch nur aus dem bestimmten und beschränkten Kreise seiner eigenen hinauträte. Es läfst sich zwar allerdings ein solcher Mittelpunkt aller Sprachen suchen und wirklich finden, und es ist nothwendig, ihn auch bei dem vergleichenden Sprachstudium, sowohl dem grammatischen als lexikalischen Theile, nicht aus den Augen zu verlieren. Denn in beiden giebt es eine Anzahl von Dingen, welche ganz a priori bestimmt und von allen Bedingungen einer besondern Sprache getrennt werden können. Dagegen giebt es eine weit gröfsere Menge von Begriffen und auch grammatischen Eigenheiten, die so unlösbar in die Individualität ihrer Sprache verwebt sind, dafs sie weder am bloßen Faden der innern Wahrnehmung zwischen allen schwebend erhalten, noch ohne Umänderung in eine andere übertragen werden können. Ein sehr bedeutender Theil des Inhalts jeder Sprache steht daher in so unbezweifelter Abhängigkeit von ihr, dafs ihr Ausdruck für ihn nicht mehr gleichgültig bleiben kann.

18. Das Wort, welches den Begriff erst zu einem Individuum der Gedankenwelt macht, fügt zu ihm bedeutend von dem Seinigen hinzu, und indem die Idee durch dasselbe Bestimmtheit empfängt, wird sie zugleich in gewissen Schranken gefangen gehalten. Aus seinem Laute, seiner Verwandtschaft mit andern Wörtern ähnlicher Bedeutung, dem meistentheils in ihm zugleich enthaltenen Uebergangsbegriff zu dem neu bezeichneten Gegenstande, welchem man es aneignet, und seinen Nebenbeziehungen auf die Wahrnehmung oder Empfindung, entsteht ein bestimmter Eindruck, und indem dieser zur Gewohnheit wird, trägt er ein neues

Moment zur Individualisirung des in sich unbestimmteren, aber auch freieren Begriffs hinzu. Denn an jedes irgend bedeutendere Wort knüpfen sich die nach und nach durch dasselbe angeregten Empfindungen, die gelegentlich hervorgebrachten Anschauungen und Vorstellungen, und verschiedene Wörter zusammen bleiben sich auch in den Verhältnissen der Grade gleich, in welchen sie einwirken. So wie ein Wort ein Object zur Vorstellung bringt, schlägt es auch, obschon oft unmerklich, eine zugleich seiner Natur und der des Objects entsprechende Empfindung an, und die ununterbrochene Gedankenreihe im Menschen ist von einer eben so ununterbrochenen Empfindungsfolge begleitet, die allerdings durch die vorgestellten Objecte, allein zunächst und dem Grade und der Farbe nach, durch die Natur der Wörter und der Sprache bestimmt wird. Das Object, dessen Erscheinung im Gemüth immer ein durch die Sprache individualisirter, stets gleichmäfsig wiederkehrender Eindruck begleitet, wird auch in sich auf eine dadurch modificirte Art vorgestellt. Im Einzelnen ist diefs wenig bemerkbar; aber die Macht der Wirkung im Ganzen liegt in der Gleichmäfsigkeit und beständigen Wiederkehr des Eindrucks. Denn indem sich der Charakter der Sprache an jeden Ausdruck und jede Verbindung von Ausdrücken heftet, erhält die ganze Masse der Vorstellungen eine von ihm herrührende Farbe.

19. Die Sprache ist aber kein freies Erzeugnifs des einzelnen Menschen, sondern gehört immer der ganzen Nation an; auch in dieser empfangen die späteren Generationen dieselbe von früher da gewesenen Geschlechtern. Dadurch dafs sich in ihr die Vorstellungsweise aller Alter, Geschlechte, Stände, Charaktere und Geistesverschiedenheiten desselben Völkerstamms, dann durch den Uebergang von Wörtern und Sprachen verschiedener Nationen, endlich bei zunehmender Gemeinschaft des ganzen Menschenge-

schlechts mischt, läutert und umgestaltet, wird die Sprache der grofse Uebergangspunkt von der Subjectivität zur Objectivität, von der immer beschränkten Individualität zu Alles zugleich in sich befassendem Dafein. Erfindung nie vorher vernommener Lautzeichen läfst sich nur bei dem, über alle menschliche Erfahrung hinausgehenden Ursprung der Sprachen denken. Wo der Mensch irgend bedeutsame Laute überliefert erhalten hat, bildet er seine Sprache an sie an, und baut nach der durch sie gegebenen Analogie seine Mundart aus. Diefs liegt in dem Bedürfnifs, sich verständlich zu machen, in dem durchgängigen Zusammenhange aller Theile und Elemente jeder Sprache und aller Sprachen unter einander und in der Einerleiheit des Sprachvermögens. Es ist auch selbst für die grammatische Spracherklärung wichtig, fest im Auge zu behalten, dafs die Stämme, welche die auf uns gekommenen Sprachen bildeten, nicht leicht zu erfinden, aber da, wo sie selbstthätig wirkten, das von ihnen Vorgefundene zu vertheilen und anzuwenden hatten. Von vielen feinen Nuancen, grammatischen Formen läfst sich nur dadurch Rechenschaft geben. Man würde schwerlich verschiedene Bezeichnungen für sie erfunden haben; dagegen war es natürlich, die schon vorhandenen verschiedenen nicht gleichgültig zu gebrauchen. Die Hauptelemente der Sprache, die Wörter, sind es vorzüglich, die von Nation zu Nation überwandern. Den grammatischen Formen wird diefs schwerer, da sie, von feinerer intellectueller Natur, mehr in dem Verstande ihren Sitz haben, als materiell und sich selbst erklärend an den Lauten haften. Zwischen den ewig wechselnden Geschlechtern der Menschen, und der Welt der darzustellenden Objecte stehen daher eine unendliche Anzahl von Wörtern, die man, wenn sie auch ursprünglich nach Gesetzen der Freiheit erzeugt sind, und immerfort auf diese Weise gebraucht werden, eben sowohl,

als die Menschen und Objecte, als selbstständige, nur geschichtlich erklärbare, nach und nach durch die vereinte Kraft der Natur, der Menschen und Ereignisse entstandene Wesen ansehen kann. Ihre Reihe erstreckt sich so weit in das Dunkel der Vorwelt hinaus, dafs sich der Anfang nicht mehr bestimmen läfst; ihre Verzweigung umfafst das ganze Menschengeschlecht, so weit je Verbindung unter demselben gewesen ist; ihr Fortwirken und ihre Forterzeugung könnte nur dann einen Endpunkt finden, wenn alle jetzt lebende Geschlechter vertilgt und alle Fäden der Ueberlieferung auf einmal abgeschnitten würden. Indem nun die Nationen sich dieser, schon vor ihnen vorhandenen Sprachelemente bedienen, indem diese ihre Natur der Darstellung der Objecte beimischen, ist der Ausdruck nicht gleichgültig und der Begriff nicht von der Sprache unabhängig. Der durch die Sprache bedingte Mensch wirkt aber wieder auf sie zurück, und jede besondere ist daher das Resultat drei verschiedener zusammentreffender Wirkungen, der realen Natur der Objecte, insofern sie den Eindruck auf das Gemüth hervorbringt, der subjectiven der Nation und der eigenthümlichen der Sprache durch den fremden ihr beigemischten Grundstoff, und durch die Kraft, mit der alles einmal in sie Uebergegangene, wenn auch ursprünglich ganz frei geschaffen, nur in gewissen Grenzen der Analogie Fortbildung erlaubt.

20. Durch die gegenseitige Abhängigkeit des Gedankens und des Wortes von einander leuchtet es klar ein, dafs die Sprachen nicht eigentlich Mittel sind, die schon erkannte Wahrheit darzustellen, sondern weit mehr, die vorher unerkannte zu entdecken. Ihre Verschiedenheit ist nicht eine von Schällen und Zeichen, sondern eine Verschiedenheit der Weltansichten selbst. Hierin ist der Grund und der letzte Zweck aller Sprachuntersuchung enthalten. Die

Summe des Erkennbaren liegt, als das von dem menschlichen Geiste zu bearbeitende Feld, zwischen allen Sprachen und unabhängig von ihnen in der Mitte; der Mensch kann sich diesem rein objectiven Gebiet nicht anders, als nach seiner Erkennungs- und Empfindungsweise, also auf einem subjectiven Wege, nähern. Gerade da, wo die Forschung die höchsten und tiefsten Punkte berührt, findet sich der von jeder besonderen Eigenthümlichkeit am leichtesten zu trennende mechanische und logische Verstandesgebrauch am Ende seiner Wirksamkeit, und es tritt ein Verfahren der inneren Wahrnehmung und Schöpfung ein, von dem blofs so viel deutlich wird, dafs die objective Wahrheit aus der ganzen Kraft der subjectiven Individualität hervorgeht. Dies ist nur mit und durch Sprache möglich. Die Sprache aber ist, als ein Werk der Nation und der Vorzeit, für den Menschen etwas Fremdes; er ist dadurch auf der einen Seite gebunden, aber auf der andern durch das von allen früheren Geschlechtern in sie Gelegte bereichert, erkräftigt und angeregt. Indem sie dem Erkennbaren, als subjectiv, entgegensteht, tritt sie dem Menschen, als objectiv, gegenüber. Denn jede ist ein Anklang der allgemeinen Natur des Menschen, und wenn zwar auch der Inbegriff aller zu keiner Zeit ein vollständiger Abdruck der Subjectivität der Menschheit werden kann, nähern sich die Sprachen doch immerfort diesem Ziele. Die Subjectivität der ganzen Menschheit wird aber wieder in sich zu etwas Objectivem. Die ursprüngliche Uebereinstimmung zwischen der Welt und dem Menschen, auf welcher die Möglichkeit aller Erkenntnifs der Wahrheit beruht, wird also auch auf dem Wege der Erscheinung stückweise und fortschreitend wiedergewonnen. Denn immer bleibt das Objective das eigentlich zu Erringende, und wenn der Mensch sich demselben auf der subjectiven Bahn einer eigenthümlichen Sprache naht,

so ist sein zweites Bemühen, wieder, und wäre es auch nur durch Vertauschung einer Sprach-Subjectivität mit der andern, das Subjective abzusondern und das Object möglich rein davon auszuscheiden.

21. Vergleicht man in mehreren Sprachen die Ausdrücke für unsinnliche Gegenstände, so wird man nur diejenigen gleichbedeutend finden, die, weil sie rein construirbar sind, nicht mehr und nichts anders enthalten können, als in sie gelegt worden ist. Alle übrigen schneiden das in ihrer Mitte liegende Gebiet, wenn man das durch sie bezeichnete Object so benennen kann, auf verschiedene Weise ein und ab, enthalten weniger und mehr, andere und andere Bestimmungen. Die Ausdrücke sinnlicher Gegenstände sind wohl insofern gleichbedeutend, als bei allen derselbe Gegenstand gedacht wird; aber da sie die bestimmte Art, ihn vorzustellen, ausdrücken, so geht ihre Bedeutung darin gleichfalls auseinander. Denn die Einwirkung der individuellen Ansicht des Gegenstandes auf die Bildung des Wortes bestimmt, so lange sie lebendig bleibt, auch diejenige, wie das Wort den Gegenstand zurückruft. Eine grofse Menge von Wörtern entspringt aber aus der Verbindung sinnlicher und unsinnlicher Ausdrücke, oder aus der intellectuellen Bearbeitung jener, und alle diese theilen daher das sich nicht so wiederfindende individuelle Gepräge der letzteren, wenn auch das der ersteren sollte im Laufe der Zeit erloschen sein. Denn da die Sprache zugleich Abbild und Zeichen, nicht ganz Produkt des Eindrucks der Gegenstände, und nicht ganz Erzeugnifs der Willkühr der Redenden ist, so tragen alle besonderen in jedem ihrer Elemente Spuren der ersteren dieser Eigenschaften, aber die jedesmalige Erkennbarkeit dieser Spuren beruht, aufser ihrer eigenen Deutlichkeit, auf der Stimmung des Gemüths, das Wort mehr als Abbild, oder als Zeichen nehmen zu wollen.

Denn das Gemüth kann, vermöge der Kraft der Abstraction, zu dem letzteren gelangen, es kann aber auch, indem es alle Pforten seiner Empfänglichkeit öffnet, die volle Einwirkung des eigenthümlichen Stoffes der Sprache aufnehmen. Der Redende kann durch seine Behandlung zu dem einen und dem andern die Richtung geben, und der Gebrauch eines dichterischen, der Prosa fremden Ausdrucks hat oft keine andere Wirkung, als das Gemüth zu stimmen, ja nicht die Sprache als Zeichen anzusehen, sondern sich ihr in ihrer ganzen Eigenthümlichkeit hinzugeben. Will man diesen zwiefachen Gebrauch der Sprache in Gattungen einander gegenüberstellen, welche ihn schärfer trennen, als er es in der Wirklichkeit sein kann, so läfst sich der eine der wissenschaftliche, der andere der rednerische nennen. Der erstere ist zugleich der der Geschäfte, der letztere der des Lebens in seinen natürlichen Verhältnissen. Denn der freie Umgang löst die Bande, welche die Empfänglichkeit des Gemüths gefesselt halten könnten. Der wissenschaftliche Gebrauch, im hier angenommenen Sinne, ist nur auf die Wissenschaften der reinen Gedanken-Construction, und auf gewisse Theile und Behandlungsarten der Erfahrungswissenschaften anwendbar; bei jeder Erkenntnifs, welche die ungetheilten Kräfte der Menschen fordert, tritt der rednerische ein. Von dieser Art der Erkenntnifs aber fliefst gerade auf alle übrigen erst Licht und Wärme über; nur auf ihr beruht das Fortschreiten in allgemeiner geistiger Bildung, und eine Nation, welche nicht den Mittelpunkt der ihrigen in Poesie, Philosophie und Geschichte, die dieser Erkenntnifs angehören, sucht und findet, entbehrt bald der wohlthätigen Rückwirkung der Sprache, weil sie durch ihre eigene Schuld sie nicht mehr mit dem Stoffe nährt, der allein ihr Jugend und Kraft, Glanz und Schönheit erhalten kann. In diesem Gebiet ist der eigentliche Sitz der Bered-

samkeit, wenn man nämlich darunter in der weitumfassendsten und nicht gerade gewöhnlichen Bedeutung, die Behandlung der Sprache insofern versteht, als sie entweder von selbst wesentlich auf die Darstellung der Objecte einwirkt, oder absichtlich dazu gebraucht wird. In dieser letzteren Art kann die Beredsamkeit auch, mit Recht oder Unrecht, in den wissenschaftlichen und den Geschäftsgebrauch übergehen. Der wissenschaftliche Gebrauch der Sprache mufs wiederum von dem conventionellen geschieden werden. Beide gehören insofern in Eine Klasse, als sie, die eigenthümliche Wirkung der Sprache, als eines selbstständigen Stoffes, vertilgend, dieselbe nur als Zeichen ansehen wollen. Aber der wissenschaftliche Gebrauch thut dies auf dem Felde, wo es statthaft ist, und bewirkt es, indem er jede Subjectivität von dem Ausdruck abzuschneiden, oder vielmehr das Gemüth ganz objectiv zu stimmen versucht, und der ruhige und vernünftige Geschäftsgebrauch folgt ihm hierin nach; der conventionelle Gebrauch versetzt diese Behandlung der Sprachen auf ein Feld, das der Freiheit der Empfänglichkeit bedürfte, drängt dem Ausdruck eine nach Grad und Farbe bestimmte Subjectivität auf, und versucht es, das Gemüth in die gleiche zu versetzen. So geht er hernach auf das Gebiet des rednerischen über, und bringt entartete Beredsamkeit und Dichtung hervor. Es giebt Nationen, welche, nach der Individualität ihres Charakters, den einen oder andern dieser falschen Wege einschlagen, oder dieser richtigen einseitig verfolgen; es giebt solche, die ihre Sprache mehr oder minder glücklich behandeln; und wenn das Schicksal es fügt, dafs ein dem Gemüthe, Ohr und Tone nach vorzugsweise für Rede und Gesang gestimmtes Volk gerade in den entscheidenden Congelationspunkt des Organismus einer Mundart eintritt, so entstehen herrliche und durch alle Zeit hin bewunderte

Sprachen. Nur durch einen solchen glücklichen Wurf kann man das Hervorgehen der Griechischen erklären.

22. Diesen letzten und wesentlichsten Anwendungen der Sprache kann der ursprüngliche Organismus derselben nicht fremd seyn. In ihm liegt der erste Keim zur folgenden Ausbildung, und die beiden im Vorigen geschiedenen Theile des vergleichenden Sprachstudiums finden hier ihre Verbindung. Aus der Erforschung der Grammatik und des Wortvorrathes aller Nationen, soweit Hülfsmittel dazu vorhanden sind, und aus der Prüfung der schriftlichen Denkmale der gebildeten mufs die Art und der Grad der Ideenerzeugung, zu welcher die menschlichen Sprachen gelangt sind, und in ihrem Baue der Einflufs ihrer verschiedenen Eigenschaften auf ihre letzte Vollendung zusammenhängend und lichtvoll dargestellt werden.

23. Es ist hier nur meine Absicht gewesen, das Feld der vergleichenden Sprachuntersuchungen im Ganzen zu überschlagen, ihr Ziel festzustellen und zu zeigen, dafs, um es zu erreichen, der Ursprung und die Vollendung der Sprachen zusammengenommen werden mufs. Nur auf diesem Wege können diese Forschungen dahin führen, die Sprachen immer weniger als willkührliche Zeichen anzusehen und auf eine, tiefer in das geistige Leben eingreifende Weise, in der Eigenthümlichkeit ihres Baues Hülfsmittel zur Erforschung und Erkennung der Wahrheit, und Bildung der Gesinnung und des Charakters aufzusuchen. Denn wenn in den zu höherer Ausbildung gediehenen Sprachen eigene Weltansichten liegen, so mufs es ein Verhältnifs dieser nicht nur zu einander, sondern auch zur Totalität aller denkbaren geben. Es ist alsdann mit den Sprachen wie mit den Charakteren der Menschen selbst, oder um einen einfacheren Gegenstand zur Vergleichung zu wählen, wie mit den Götteridealen der bildenden Kunst, in welchen sich Totalität

aufsuchen und ein geschlossener Kreis bilden läfst, da jedes das allgemeine, als gleichzeitiger Inbegriff aller Erhabenheiten nicht individualisirbare Ideal von Einer bestimmten Seite darstellt. Dafs dies je in irgend einer Gattung der Vorzüge rein vorhanden wäre, darf man allerdings nicht wähnen, und man würde der Wirklichkeit nur Gewalt anthun, wenn man Charakter und Sprachverschiedenheiten historisch so darstellen wollte. Allein die Anlagen und nur nicht rein durchgeführten Richtungen sind vorhanden, und es läfst sich weder bei Menschen und Nationen, noch bei Sprachen eine Charakterbildung (die nicht Unterwerfung der Aeufserungen unter ein Gesetz, sondern Annäherung des Wesens an ein Ideal ist) denken, als wenn man sich auf einer Bahn begriffen ansieht, deren, durch die Vorstellung des Ideals gegebene Richtung bestimmte andere, erst alle Seiten desselben erschöpfende voraussetzt. Der Zustand der Nationen, auf welchem dies in ihren Sprachen Anwendung finden kann, ist der höchste und letzte, zu welchem Verschiedenheit der Völkerstämme führen kann; er setzt verhältnifsmäfsig grofse Menschenmassen voraus, weil die Sprachen diese erfordern, um sich zu ihrer Vollendung zu erheben. Ihm zum Grunde liegt der niedrigste, von dem wir ausgingen, der aus der unvermeidlichen Zerstückelung und Verzweigung des Menschengeschlechts entsteht und dem die Sprachen ihren Ursprung schuldig sind; dieser setzt viele und kleine Menschenmassen voraus, weil das Entstehen der Sprachen in diesen leichter ist, und viele sich mischen und zusammenfliefsen müssen, wenn reiche und bildsame hervorgehen sollen. In beiden vereinigt sich, was in der ganzen Oeconomie des Menschengeschlechts auf Erden gefunden wird, dafs der Ursprung in Naturnothwendigkeit und physischem Bedürfnifs liegt, aber in der fortschreitenden Entwicklung beide den höchsten geistigen Zwekken dienen.

Ueber

das Entstehen der grammatischen Formen, und ihren Einfluss auf die Ideenentwicklung.

Indem ich versuchen werde, den Ursprung der grammatischen Formen, und ihren Einfluſs auf die Ideenentwicklung zu schildern, ist es nicht meine Absicht, die einzelnen Gattungen derselben durchzugehen Ich werde mich vielmehr nur auf ihren Begriff überhaupt beschränken, um die doppelte Frage zu beantworten:

„wie in einer Sprache diejenige Bezeichnungsart „grammatischer Verhältnisse entsteht, welche eine „Form zu heiſsen verdient?" und

„inwiefern es für das Denken und die Ideenent„wicklung wichtig ist, ob diese Verhältnisse durch „wirkliche Formen, oder durch andere Mittel be„zeichnet werden?"

Da hier von dem allmähligen Werden der Grammatik die Rede ist, so bieten sich die Verschiedenheiten der Sprachen, von dieser Seite aus betrachtet, als Stufen in ihrem Fortschreiten dar.

Nur muſs man sich wohl hüten, einen allgemeinen Typus allmählich fortschreitender Sprachformung entwerfen,

und alle einzelnen Erscheinungen nach diesem beurtheilen zu wollen. Ueberall ist in den Sprachen das Wirken der Zeit mit dem Wirken der Nationaleigenthümlichkeit gepaart, und was die Sprachen der rohen Horden Amerikas und Nordasiens charakterisirt, braucht darum nicht auch den Urstämmen Indiens und Griechenlands angehört zu haben. Weder der Sprache einer einzelnen Nation, noch solchen, welche durch mehrere gegangen sind, läfst sich ein vollkommen gleichmäfsiger, und gewissermafsen von der Natur vorgeschriebener Weg der Entwicklung anweisen.

Die Sprache, in ihrer gröfsesten Ausdehnung genommen, kennt aber einen letzten Mittelpunkt im Menschengeschlecht überhaupt, und wenn man von der Frage ausgeht: in welchem Grad der Vollendung der Mensch bisher die Sprache zur Wirklichkeit gebracht hat? so giebt es alsdann einen festen Punkt, nach welchem sich wieder andere, gleich feste bestimmen lassen. Auf diese Weise nun ist eine fortschreitende Entwicklung des Sprachvermögens, und zwar an sicheren Zeichen, erkennbar, und in diesem Sinn kann man mit Fug und Recht von stufenartiger Verschiedenheit unter den Sprachen reden.

Da hier nur von dem Begriffe grammatischer Verhältnisse überhaupt, und ihrem Ausdruck in der Sprache die Rede seyn soll, so haben wir uns nur mit der Auseinandersetzung des ersten Erfordernisses zur Ideenentwicklung, und der Bestimmung der untersten Stufen der Sprachvollkommenheit zu beschäftigen.

Es wird aber zunächst sonderbar scheinen, dafs nur der Zweifel erregt wird, als besäfse nicht jede Sprache, auch die unvollkommenste und ungebildetste, grammatische Formen im wahren und eigentlichen Verstande. Nur in der Zweckmäfsigkeit, Vollständigkeit, Klarheit und Kürze dieser Formen wird man Verschiedenheiten unter den Sprachen

aufsuchen. Man wird sich noch aufserdem darauf berufen, dafs gerade die Sprachen der Wilden, namentlich die Amerikanischen, vorzüglich zahlreiche, planmäfsig und künstlich gebildete aufweisen. Alles dies ist vollkommen wahr; es fragt sich nur, ob diese Formen auch wahrhaft als Formen anzusehen sind, und es kommt daher auf den Begriff an, den man mit diesem Worte verbindet. Um dies vollkommen deutlich zu machen, mufs man zuvörderst zwei Mifsverständnisse aus dem Wege räumen, die hier sehr leicht entstehen können.

Wenn man von den Vorzügen und Mängeln einer Sprache redet, so darf man nicht das zum Mafsstabe nehmen, was irgend ein, nicht ausschliefsend durch sie gebildeter Kopf, in ihr auszudrücken im Stande wäre. Jede Sprache ist, trotz ihres mächtigen und lebendigen Einflusses auf den Geist, doch auch zugleich ein todtes und leidendes Werkzeug, und alle tragen eine Anlage nicht blofs zum richtigen, sondern selbst zum vollendetsten Gebrauche in sich. Wenn nun derjenige, welcher seine Bildung in andern Sprachen erlangt hat, irgend eine minder vollkommene studirt, und sich ihrer bemeistert, so kann er, vermittelst derselben, eine ihr an und für sich fremde Wirkung hervorbringen, und es wird dadurch in sie eine ganz andere Ansicht hinübergetragen, als welche die allein unter ihrem Einflusse stehende Nation von ihr hegt. Auf der einen Seite wird die Sprache ein wenig aus ihrem Kreise herausgerissen; auf der andern wird, da alles Verstehen aus Objectivem und Subjectivem zusammengesetzt ist, etwas anderes in sie hineingelegt; und so ist kaum zu sagen, was nicht in ihr, und durch sie erzeugt werden könnte.

Sieht man blofs auf dasjenige, was sich in einer Sprache ausdrücken läfst, so wäre es nicht zu verwundern, wenn man dahin geriethe, alle Sprachen im Wesentlichen unge-

fähr gleich an Vorzügen und Mängeln zu erklären. Die grammatischen Verhältnisse insbesondere hängen durchaus von der Absicht ab, die man damit verbindet. Sie kleben weniger den Worten an, als sie von dem Hörenden und Sprechenden hineingedacht werden. Da, ohne ihre Bezeichnung, keine Rede, und kein Verstehen denkbar sind, so muſs jede noch so rohe Sprache gewisse Bezeichnungsarten für sie besitzen, und diese mögen nun noch so dürftig, noch so seltsam, vorzüglich aber noch so stoffartig seyn, als sie wollen, so wird der einmal durch vollkommenere Sprachen gebildete Verstand sich ihrer immer mit Erfolg zu bedienen, und alle Beziehungen der Ideen mit denselben genügend anzudeuten verstehen. Die Grammatik läſst sich in eine Sprache viel leichter hineindenken, als eine groſse Erweiterung und Verfeinerung der Wortbedeutungen; und so muſs man nicht überrascht werden, wenn man in den Darstellungen ganz roher und ungebildeter Sprachen die Namen aller Formen der höchstgebildeten antrifft. Die Andeutungen zu allen sind wirklich vorhanden, da die Sprache dem Menschen immer ganz, nie stückweise beiwohnt, und der feinere Unterschied, ob und inwiefern diese Bezeichnungsarten grammatischer Verhältnisse nun wirkliche Formen sind, und als solche auf die Ideenentwicklung der Eingebornen einwirken, wird leicht übersehen.

Dennoch ist dies gerade der Punkt, auf den es ankommt. Nicht, was in einer Sprache ausgedrückt zu werden vermag, sondern das, wozu sie aus eigner, innerer Kraft anfeuert und begeistert, entscheidet über ihre Vorzüge, oder Mängel. Ihr Maſsstab ist die Klarheit, Bestimmtheit und Regsamkeit der Ideen, die sie in der Nation weckt, welcher sie angehört, durch deren Geist sie gebildet ist, und auf die sie wiederum bildend zurückgewirkt hat. Verläſst man aber diesen ihren Einfluſs auf die Entwicklung

der Ideen und die Erregung der Empfindungen; will man prüfen, was sie als Werkzeug überhaupt hervorzubringen und zu leisten vermöchte: so geräth man auf einen Boden, der keiner Begränzung mehr fähig ist, da der bestimmte Begriff des Geistes fehlt, der sich ihrer bedienen soll, alles durch Rede Gewirkte aber immer ein zusammengesetztes Erzeugnifs des Geistes und der Sprache ist. Jede Sprache mufs in dem Sinne aufgefafst werden, in dem sie durch die Nation gebildet ist, nicht in einem ihr fremden.

Auch wenn die Sprache keine ächten grammatischen Formen besitzt, kann, da es ihr doch niemals an anderen Bezeichnungsarten der grammatischen Verhältnisse mangelt, nicht nur die Rede, als materielles Erzeugnifs, recht gut bestehen, sondern es kann auch vielleicht jede Gattung der Rede in solche Sprachen übergetragen, und in ihnen gebildet werden. Dies letztere ist aber nur die Frucht einer fremden Kraft, die sich einer unvollkommneren Sprache in dem Sinn einer vollkommneren bedient.

Darum, dafs sich mit den Bezeichnungen fast jeder Sprache alle grammatischen Verhältnisse andeuten lassen, besitzt noch nicht auch jede grammatische Formen in demjenigen Sinne, in dem sie die hochgebildeten Sprachen kennen. Der zwar feine, aber doch sehr fühlbare Unterschied liegt in dem materiellen Erzeugnifs und der formalen Einwirkung. Dies wird die Folge dieser Untersuchung deutlicher darstellen. Hier war es genug, abzusondern, was eine beliebig angenommene Kraft mit einer Sprache hervorzubringen und was sie selbst durch stetigen und habituellen Einflufs auf die Ideen und ihre Entwicklung zu wirken vermag, und dadurch das erste hier zu befürchtende Mifsverständnifs zu heben.

Das zweite entsteht aus der Verwechslung einer Form mit der andern. Da man nehmlich gewöhnlich zu dem Stu-

dium einer unbekannten Sprache von dem Gesichtspunkt einer bekannteren, der Muttersprache, oder der Lateinischen, hinzugeht, so sucht man auf, wie die grammatischen Verhältnisse dieser in der fremden bezeichnet zu werden pflegen, und benennt nun die dazu gebrauchten Wortbeugungen oder Stellungen geradezu mit dem Namen der grammatischen Form, die in jener Sprache, oder auch nach allgemeinen Sprachgesetzen dazu dient. Sehr häufig sind diese Formen aber gar nicht in der Sprache vorhanden, sondern werden durch andere ersetzt und umschrieben. Man mufs daher, um diesen Fehler zu vermeiden, jede Sprache dergestalt in ihrer Eigenthümlichkeit studiren, dafs man durch genaue Zergliederung ihrer Theile erkennt, durch welche bestimmte Form sie, ihrem Baue nach, jedes grammatische Verhältnifs bezeichnet.

Die Amerikanischen Sprachen liefern häufige Beispiele solcher irrigen Vorstellungen, und das Wichtigste, was man bei Umarbeitungen der Spanischen und Portugiesischen Sprachlehre derselben zu thun hat, ist, die schiefen Ansichten dieser Art wegzuräumen, und den ursprünglichen Bau dieser Sprachen sich rein vor Augen zu stellen.

Einige Beispiele werden dies besser ins Licht setzen. In der Karaïben-Sprache wird *aveiridaco* als die 2. pers. sing. imperf conjunct. wenn du wärest angegeben. Zergliedert man aber das Wort genauer, so ist *veiri* seyn, *a* das Pron. 2. pers. sing., das sich auch mit Substantiven verbindet, und *daco* eine Partikel, welche Zeit anzeigt. Es mag sogar, obgleich ich es in den Wörterbüchern nicht so aufgeführt finde, einen bestimmten Zeittheil bedeuten. Denn *oruacono daco* heifst am dritten Tage. Die wörtliche Uebersetzung jener Bedeutung ist also: am Tag deines Seyns, und durch diese Umschreibung wird die in dem Conjunctiv liegende hypothetische Annahme ausgedrückt. Was hier

Conjunctiv genannt wird, ist also ein Verbalnomen mit einer Präposition verbunden, oder wenn man es einer Verbalform annähernd ausdrücken will, ein Ablativ des Infinitivs, oder das lateinische Gerundium in *do*. Auf dieselbe Weise wird der Conjunctiv in mehreren Amerikanischen Sprachen angedeutet.

In der Lule-Sprache wird ein part. pass. angegeben, z. B. *a-le-ti-pan*, aus Erde gemacht. Wörtlich aber heifst diese Sylbenverbindung: Erde aus sie machen (3. pers. plur. praes. von *tic*, ich mache).

Auch der Begriff des Infinitivs, wie ihn die Griechen und Römer kannten, wird den meisten, wenn nicht allen Amerikanischen Sprachen nur durch Verwechslung mit anderen Formen zugeschrieben. Der Infinitivus der Brasilianischen Sprache ist ein vollkommenes Substantivum; *iuca* ist morden und Mord; *caru*, essen und Speise. Ich will essen heifst entweder *che caru ai-pota*, wörtlich: mein Essen ich will, oder mit dem Verbum einverleibtem Accusativ *ai-caru-pota*. Nur darin behält diese Wortstellung die Verbalnatur bei, dafs sie andere Substantiva im Accusativ regiert. Im Mexikanischen ist dieselbe Einverleibung des Infinitivs, als eines Accusativs, in das ihn regierende Verbum. Allein der Infinitivus wird durch diejenige Person des Futurum vertreten, von der die Rede ist, *ni-tlaçotlaz-nequia*, ich wollte lieben, wörtlich: ich, ich werde lieben, wollte. *Ninequia* heifst ich wollte, und indem dies die 1. pers. sing. fut. *tlacotlaz*, ich werde lieben, in sich aufnimmt, wird aus der ganzen Phrase Ein Wort. Dasselbe Futurum kann aber auch dem regierenden Verbum, als ein eignes Wort, nachstehen, und wird dann nur, wie im Mexikanischen überhaupt geschieht, im Verbum durch ein eingeschobenes Pronomen, *c*, angedeutet; *ni-c-nequia tlaçotlaz*, ich das wollte, nehmlich: ich werde lieben. Die

gleiche doppelte Stellung zum Verbum ist auch den Substantiven eigen. Die Mexikanische Sprache verbindet also im Infinitivus den Begriff des Futurum mit dem des Substantivs, und giebt jenen durch die Beugung, diesen durch die Construction an. In der Lule-Sprache läfst man die beiden Verba, von denen das eine den Infinitivus regiert, blofs als zwei *verba finita* unmittelbar auf einander folgen; *caic-tucuec*, ich zu essen pflege, aber wörtlich: ich esse, ich pflege. Selbst im Alt-Indischen ist, wie Herr Professor Bopp scharfsinnig gezeigt hat, der Infinitivus ein im Accusativ stehendes Verbalnomen, in der Form vollkommen dem Lateinischen Supinum ähnlich *). Er kann daher nicht so frei gebraucht werden, als der Griechische und Lateinische, welche der Natur des Verbum näher bleiben. Er hat auch keine passive Form. Wo diese erforderlich ist, nimmt sie, statt seiner, das ihn regierende Verbum an. Man sagt demnach: es wird essen gekonnt, statt es kann gegessen werden.

Aus diesen Beispielen folgt, dafs man in allen diesen Sprachen den Infinitiv nicht als eine eigne Form aufführen, sondern vielmehr die Arten, durch welche er ersetzt wird, in ihrer wahren Natur darstellen, und bemerken sollte, welche Bedingungen des Infinitivs durch jede derselben erfüllt werden, da keine allen ein Genüge leistet.

Sind nun die Fälle, wo die Beziehung eines grammatischen Verhältnisses dem Begriff der wahren grammatischen Form nicht genau entspricht, häufig, machen sie die Eigenthümlichkeit und den Charakter der Sprache aus, so ist eine solche, wenn man auch im Stande wäre, Alles in ihr auszudrücken, noch weit von der Angemessenheit zur Ideenentwicklung entfernt. Denn der Punkt, auf dem diese besser zu gelingen beginnt, ist der, wo dem Menschen,

*) Ausgabe des Nalus, p. 202. nt. 77. p. 204. nt. 83.

aufser dem materiellen Endzweck der Rede, ihre formale Beschaffenheit nicht länger gleichgültig bleibt, und dieser Punkt kann nicht ohne die Ein- oder Rückwirkung der Sprache erreicht werden.

Die Wörter, und ihre grammatischen Verhältnisse, sind zwei in der Vorstellung durchaus verschiedene Dinge. Jene sind die eigentlichen Gegenstände in der Sprache, diese blofs die Verknüpfungen, aber die Rede ist nur durch beide zusammengenommen möglich. Die grammatischen Verhältnisse können, ohne selbst in der Sprache überall Zeichen zu haben, hinzugedacht werden, und der Bau der Sprache kann von der Art seyn, dafs Undeutlichkeit und Misverstand dabei dennoch, wenigstens bis auf einen gewissen Grad, vermieden werden. Insofern alsdann den grammatischen Verhältnissen doch ein bestimmter Ausdruck eigen ist, besitzt eine solche Sprache für den Gebrauch eine Grammatik ohne eigentlich grammatische Formen. Wenn eine Sprache z. B. die Casus durch Präpositionen bildet, die an das immer unverändert bleibende Wort gefügt werden, so ist keine grammatische Form vorhanden, sondern nur zwei Wörter, deren grammatisches Verhältnifs hinzugedacht wird; *e-tiboa* in der Mbaya-Sprache heifst nicht, wie man es übersetzt, durch mich, sondern ich durch. Die Verbindung ist nur im Kopf des Vorstellenden, nicht als Zeichen in der Sprache. *L-emani* in derselben Sprache ist nicht er wünscht, sondern er und Wunsch oder wünschen, ohne etwas dem Verbum Eigenthümliches, verbunden, um so ähnlicher dem Ausdruck: sein Wunsch, als das Präfixum *l* eigentlich ein Besitzpronomen ist. Auch hier wird also die Verbalbeschaffenheit hinzugedacht. Dennoch drücken jene und diese Form hinlänglich bequem den Casus des Nomen und die Person des Verbum aus.

Soll aber die Ideenentwicklung mit wahrer Bestimmt-

heit, und zugleich mit Schnelligkeit und Fruchtbarkeit vor sich gehen, so mufs der Verstand dieses reinen Hinzudenkens überhoben werden, und das grammatische Verhältnifs ebensowohl durch die Sprache bezeichnet werden, als es die Wörter sind. Denn in der Darstellung der Verstandeshandlung durch den Laut liegt das ganze grammatische Streben der Sprache. Die grammatischen Zeichen können aber nicht auch Sachen bezeichnende Wörter seyn; denn sonst stehen wieder diese isolirt da, und fordern neue Verknüpfungen.

Werden nun von der ächten Bezeichnung grammatischer Verhältnisse die beiden Mittel: Wortstellung mit hinzugedachtem Verhältnifs, und Sachbezeichnung ausgeschlossen, so bleibt zu derselben nichts als Modification der Sachen bezeichnenden Wörter, und dies allein ist der wahre Begriff einer grammatischen Form. Dazu stofsen dann noch grammatische Wörter, das ist solche, die allgemein gar keinen Gegenstand, sondern blofs ein Verhältnifs, und zwar ein grammatisches, bezeichnen.

Die Ideenentwicklung kann erst dann einen eigentlichen Schwung nehmen, wenn der Geist am blofsen Hervorbringen des Gedankens Vergnügen gewinnt, und dies ist allemal von dem Interesse an der blofsen Form desselben abhängig. Dies Interesse kann nicht durch eine Sprache geweckt werden, welche die Form nicht als solche darzustellen gewohnt ist, und es kann, von selbst entstehend, auch an einer solchen Sprache kein Gefallen finden. Es wird also, wo es erwacht, die Sprache umformen, und wo die Sprache auf einem andern Wege solche Formen in sich aufgenommen hat, plötzlich durch sie angeregt werden.

In Sprachen, welche diese Stufe nicht erreicht haben, schwankt der Gedanke nicht selten zwischen mehreren grammatischen Formen, und begnügt sich mit dem realen

Resultat. In der Brasilianischen Sprache heifst *tuba* ebensowohl in substantivischem Ausdruck sein Vater, als im Verbalausdruck er hat einen Vater, ja das Wort wird auch für Vater überhaupt gebraucht, da Vater doch immer ein Beziehungsbegriff ist. Auf dieselbe Weise ist *xe-r-uba*, mein Vater, und ich habe einen Vater, und so alle Personen hindurch. Das Schwanken des grammatischen Begriffs in diesem Fall geht sogar noch weiter, und *tuba* kann, nach anderen in der Sprache liegenden Analogien, auch er ist Vater heifsen, so wie das ganz ähnlich, nur im Süd-Dialekte der Sprache, gebildete *iaba*, er ist Mensch, heifst. Die grammatische Form ist blofs Nebeneinanderstellung eines Pronomen und Substantivs, und der Verstand mufs die dem Sinn entsprechende Verknüpfung hinzufügen.

Es ist klar, dafs der Eingeborne sich in dem Worte nur Er und Vater zusammen denkt, und dafs es nicht geringe Mühe kosten würde, ihm den Unterschied der Ausdrücke klar zu machen, die wir darin mit einander verwirrt finden. Die Nation, die sich dieser Sprache bedient, kann darum in vieler Rücksicht verständig, gewandt und lebensklug seyn, aber freie und reine Ideenentwicklung, Gefallen am formalen Denken, kann aus einem solchen Sprachbau nicht hervorgehen, sondern dieser würde vielmehr nothwendig gewaltsame Aenderungen erfahren, wenn von anderen Seiten her eine solche intellectuelle Umwandlung in der Nation herbeigeführt würde.

Man mufs daher bei Uebersetzungen so gearteter Phrasen solcher Sprachen wohl im Auge behalten, dafs diese Uebertragungen, soweit sie die grammatischen Formen angehen, fast immer falsch sind, und eine ganz andere grammatische Ansicht gewähren, als der Sprechende dabei gehabt hat. Wollte man dies vermeiden, so müfste man auch

der Uebertragung immer nur soweit grammatische Form geben, als in der Originalsprache vorhanden ist; man stöfst aber dann auf Fälle, wo man sich aller möglichst enthalten müfste. So sagt man in der Huasteca-Sprache *nana ta-nin-tahjal* ich werde von ihm behandelt, aber genauer übersetzt: ich, mich behandelt er. Es ist also hier eine active Verbalform mit dem leidenden Object als Subject verbunden. Das Volk scheint das Gefühl einer Passivform gehabt zu haben, aber von der Sprache, die nur Activa kennt, zu diesen hinübergezogen zu seyn. Man mufs aber bedenken, dafs es gar keine Casusformen in der Huasteca-Sprache giebt. *Nana* als pron. 1. pers. sing. ist ebensowohl ich, als meiner, mir und mich, und zeigt blofs den Begriff der Ichheit an. In *nin* und dem vorgesetzten *ta* liegt grammatisch auch nur, dafs das Pronomen 1. pers. sing. vom Verbum regiert wird *). Man sieht daher deutlich, dafs von dem Sinn der Eingebornen hier nicht sowohl der Unterschied der Passiv- oder Activform gefafst, als blofs der grammatisch ungeformte Begriff der Ichheit, mit der Vorstellung der auf dieselbe gemachten fremden Einwirkung verbunden wird.

Welch eine unermefsliche Kluft ist nun zwischen einer solchen Sprache, und der höchstgebildeten, die wir kennen, der Griechischen. In dem künstlichen Periodenbau dieser bildet die Stellung der grammatischen Formen gegen einander ein eignes Ganzes, das die Wirkung der Ideen ver-

*) Die Huasteca-Sprache hat nehmlich, wie die meisten Amerikanischen, verschiedene Pronominal-Formen, je nachdem die Pronomina selbstständig, das Verbum regierend, oder von ihm regiert gebraucht werden; *nin* dient nur für den letzten Fall. Die Sylbe *ta* deutet an, dafs das Object am Verbum ausgedrückt ist, wird aber nur da vorgesetzt, wo das Object in der ersten oder zweiten Person steht. Die ganze Art, das Object am Verbum zu bezeichnen, ist in der Huasteca-Sprache sehr merkwürdig.

stärkt, und in sich durch Symmetrie und Eurythmie erfreut. Es entspringt daraus ein eigner, die Gedanken begleitender, und gleichsam leise umschwebender Reiz, ohngefähr eben so, als in einigen Bildwerken des Alterthums, aufser der Anordnung der Gestalten selbst, aus den blofsen Umrissen ihrer Gruppen wohlgefällige Formen hervorgehn. In der Sprache aber ist dies nicht blofs eine flüchtige Befriedigung der Phantasie. Die Schärfe des Denkens gewinnt, wenn den logischen Verhältnissen auch die grammatischen genau entsprechen, und der Geist wird immer stärker zum formalen, und mithin reinen Denken hingezogen, wenn ihn die Sprache an scharfe Sonderung der grammatischen Formen gewöhnt.

Dieses ungeheuern Unterschiedes zwischen zwei Sprachen auf so verschiedenen Stufen der Ausbildung ungeachtet, mufs man jedoch gestehen, dafs auch unter denen, welche man grofser Formlosigseit anklagen kann, viele sonst eine Menge von Mitteln besitzen, eine Fülle von Ideen auszudrücken, durch die künstliche und regelmäfsige Verbindung weniger Elemente vielfache Verhältnisse der Ideen zu bezeichnen, und dabei Kürze mit Kraft zu verbinden. Der Unterschied zwischen ihnen, und den vollkommener gebildeten liegt nicht darin; sie würden in dem, was ausgedrückt werden soll, mit Sorgfalt bearbeitet, sehr nahe dasselbe erreichen; indem sie aber wirklich so Vieles besitzen, fehlt ihnen das Eine, der Ausdruck der grammatischen Form, als solcher, und die wichtige und wohlthätige Rückwirkung dieses auf das Denken.

Bleibt man aber hierbei einen Augenblick stehen, und blickt man auf gleiche Weise auf die hochgebildeten Sprachen zurück, so kann es scheinen, als fände auch in ihnen, wenn auch in etwas anderer Art, Aehnliches statt, und als

geschehe jenen Sprachen Unrecht durch den ihnen gemachten Vorwurf.

Jede Stellung, oder Verbindung von Worten, kann man sagen, die einmal der Bezeichnung eines bestimmten grammatischen Verhältnisses gewidmet ist, kann auch für eine wirkliche grammatische Form gelten, und es kann nicht soviel darauf ankommen, wenn auch jene Bezeichnungen durch für sich bedeutsame, etwas Reales anzeigende Wörter geschehen, und das formale Verhältnifs nur hinzugedacht werden mufs. Auch die wahre grammatische Form kann ja kaum je anders vorhanden seyn, und jene höher gestellten Sprachen von künstlerischem Organismus haben ja auch von roherem Baue angefangen, und tragen die Spuren desselben noch sichtbar in sich.

Diese unläugbar sehr erhebliche Einwendung mufs, wenn die gegenwärtige Untersuchung auf sicherem Grunde ruhen soll, genau beleuchtet werden, und um dies zu thun, ist es nothwendig, zuerst, was in ihr unbestreitbar wahr ist, anzuerkennen, und dann zu bestimmen, was demungeachtet auch in den angegriffenen Behauptungen, als richtig zurückbleibt.

Was in einer Sprache ein grammatisches Verhältnifs charakteristisch (so, dafs es im gleichen Fall immer wiederkehrt) bezeichnet, ist für sie grammatische Form. In den meisten der ausgebildetsten Sprachen läfst sich noch heute die Verknüpfung von Elementen erkennen, die nicht anders, als in den roheren, verbunden worden sind: und diese Entstehungsart auch der ächten grammatischen Formen durch Anfügung bedeutsamer Sylben (Agglutination) hat beinahe die allgemeine seyn müssen. Dies geht sehr klar aus der Aufzählung der Mittel hervor, welche die Sprache zur Bezeichnung dieser Formen besitzt. Denn diese Mittel bestehen in folgenden:

Anfügung, oder Einschaltung bedeutsamer Sylben, die sonst eigne Wörter ausgemacht haben, oder noch ausmachen,

Anfügung, oder Einschaltung bedeutungsloser Buchstaben, oder Sylben, blofs zum Zweck der Andeutung der grammatischen Verhältnisse,

Umwandlung der Vocale durch Uebergang eines in den andern, oder durch Veränderung der Quantität, oder Betonung.

Umänderung von Consonanten im Innern des Worts,

Stellung der von einander abhängigen Wörter nach unveränderlichen Gesetzen,

Sylbenwiederholung.

Die blofse Stellung gewährt nur wenige Veränderungen, und kann, wenn jede Möglichkeit der Zweideutigkeit vermieden werden soll, auch nur wenige Verhältnisse bezeichnen. In der Mexikanischen, und einigen anderen Amerikanischen Sprachen erweitert sich zwar der Gebrauch dadurch, dafs das Verbum Substantiva in sich aufnimmt, oder an sich anschliefst. Allein auch da bleiben die Gränzen immer noch enge.

Die Anfügung und Einschaltung bedeutungsloser Wortelemente, und die Umänderung von Vocalen und Consonanten wäre, wenn eine Sprache durch wirkliche Verabredung entstände, das natürlichste und passendste Mittel. Es ist die wahre Beugung (Flexion) im Gegensatz der Anfügung, und es kann eben sowohl Wörter geben, welche Begriffen von Formen, als welche Begriffen von Gegenständen entsprechen. Wir haben sogar oben gesehen, dafs die letzteren im Grunde zur Bezeichnung der Formen nicht taugen, da ein solches Wort wieder durch eine Form an die anderen angeknüpft seyn will. Es ist aber schwer zu denken, dafs jemals bei Entstehung einer Sprache eine solche

Bezeichnungsart vorgewaltet habe, die eine klare Vorstellung und Unterscheidung der grammatischen Verhältnisse voraussetzen würde. Sagt man, dafs es wohl Nationen gegeben haben kann, die einen auf diese Weise klaren und durchdringenden Sprachsinn besessen haben, so heifst dies den Knoten zerhauen, statt ihn zu lösen. Stellt man sich die Dinge natürlich vor, so sieht man leicht die Schwierigkeit ein. Bei Wörtern, die Sachen bezeichnen, entsteht der Begriff durch die Wahrnehmung des Gegenstandes, das Zeichen durch die leicht aus ihm zu schöpfende Analogie, das Verständnifs durch Vorzeigen desselben. Bei der grammatischen Form ist dies Alles verschieden. Sie kann nur nach ihrem logischen Begriff, oder nach einem dunkeln, sie begleitenden Gefühle erkannt, bezeichnet und verstanden werden. Der Begriff läfst sich erst aus der schon vorhandenen Sprache abziehen, und es fehlt auch an hinreichend bestimmten Analogien, ihn zu bezeichnen, und die Bezeichnung deutlich zu machen. Aus dem Gefühl mögen wohl einige Bezeichnungsarten entstanden seyn, wie z. B. die langen Vocale und Diphthongen, mithin ein anhaltenderes Schweben der Stimme im Griechischen und Deutschen für den Conjunctivus und Optativus. Allein da die ganz logische Natur der grammatischen Verhältnisse ihnen auch nur sehr wenig Beziehungen auf die Einbildungskraft und das Gefühl verstattet, so können dieser Fälle nur wenige gewesen seyn. Einige merkwürdige finden sich jedoch noch in den Amerikanischen Sprachen. In der Mexikanischen besteht die Bildung des Plurals bei Wörtern, die in Vocale ausgehen, oder ihre Endconsonanten absichtlich im Plural wegwerfen, darin, dafs der Endvocal mit einem, dieser Sprache eignen, starken, und dadurch eine Pause in der Aussprache verursachenden Hauche, ausgesprochen wird. Hierzu tritt zuweilen zugleich die Sylbenverdopplung *ahuatl*,

Weib, *teotl*, Gott, plur. *ahuâ*, *tetcô*. Bildlicher läfst sich durch den Ton der Begriff der Vielheit nicht bezeichnen, als indem die erste Sylbe wiederholt, der letzten ihr scharf und bestimmt abschneidender Endconsonant genommen, und dem dann bleibenden Endvocal eine so verweilende und verstärkte Betonung gegeben wird, dafs der Laut sich gleichsam in der weiten Luft verliert. Im südlichen Dialect der Guaranischen Sprache wird das Suffixum des Perfectum *yma* in dem Grade mehr oder weniger langsam ausgesprochen, als von einer längeren oder kürzeren Vergangenheit die Rede ist. Eine solche Bezeichnungsart geht beinahe aus dem Gebiete der Sprache heraus, und gränzt an die Geberde. Auch die Erfahrung spricht gegen die Ursprünglichkeit der Beugung in den Sprachen, wenn man einige wenige, den eben berührten ähnliche, Fälle ausnimmt. Denn so wie man eine Sprache nur genauer zu zergliedern anfängt, zeigt sich die Anfügung bedeutsamer Sylben auf allen Seiten, und wo sie nicht mehr nachzuweisen ist, läfst sie sich aus der Analogie schliefsen, oder es bleibt wenigstens immer ungewifs, ob sie nicht ehemals vorhanden gewesen ist. Wie leicht offenbare Anfügung zu scheinbarer Beugung werden kann, läfst sich an einigen Fällen in den Amerikanischen Sprachen klar darthun. In der Mbaya-Sprache heifst *daladi*, du wirst werfen, *nilabuitete*, er hat gesponnen, und das Anfangs-*d* und *n* sind die Charakteristiken des Futurum und Perfectum. Diese durch einen einzigen Laut bewirkte Abwandlung scheint daher alle Ansprüche auf den Namen wahrer Beugung machen zu können. Dennoch ist es reine Anfügung. Denn die vollen Charakteristiken beider tempora, die auch wirklich noch oft gebraucht werden, sind *quide* und *quine*, aber das *qui* wird ausgelassen, und *de* und *ne* verlieren vor anderen Vocalen ihren Endvocal. *Quide* heifst spät, künftig, *co-quidi* (*co*

von *noco*, Tag) der Abend. *Quine* ist eine Partikel, die und auch bedeutet. Wie manchen solcher Abkürzungen von ehemals bedeutsamen Wörtern mögen die sogenannten Beugungssylben unserer Sprachen ihren Ursprung verdanken, und wie unrichtig würde die Behauptung seyn, dafs die Voraussetzung der Anfügung da, wo sie sich nicht mehr nachweisen läfst, eine leere und unstatthafte Hypothese sey. Wahre und ursprüngliche Beugung ist gewifs in allen Sprachen eine seltene Erscheinung. Demungeachtet müssen zweifelhafte Fälle immer mit grofser Behutsamkeit behandelt werden. Denn dafs auch ursprünglich Beugung vorhanden ist, scheint mir, nach dem Obigen, ausgemacht, und sie kann daher eben so gut als die Anfügung in Formen vorhanden seyn, wo sie jetzt nur nicht mehr zu unterscheiden ist. Ja man mufs, glaube ich, noch weiter gehen und darf nicht verkennen, dafs die geistige Individualität eines Volks zur Sprachbildung und zum formalen Denken (welche beide unzertrennlich zusammenhängen) vorzugsweise vor anderen geeignet seyn kann. Ein solches Volk wird, wenn es ursprünglich, gleich allen übrigen, zugleich auf Agglutination und Flexion kommt, von der letzteren einen häufigeren und scharfsinnigeren Gebrauch machen, die erstere schneller und fester in die letztere verwandeln, und früher den Weg der ersteren gänzlich verlassen. In anderen Fällen können äufsere Umstände, Uebergänge einer Sprache in die andere, der Sprachbildung dieser schnelleren und höheren Schwung geben, so wie entgegengesetzte Einwirkungen Schuld seyn können, dafs die Sprachen sich in schwerfälliger Unvollkommenheit fortschleppen.

Alles dies sind natürliche, aus dem Wesen des Menschen und den Ereignissen der Nationen erklärliche Wege, und meine Absicht ist nur, nicht die Meinung zu theilen,

welche gewissen Völkern, vom ersten Ursprunge an, eine blofs durch Flexion und innere Entfaltung fortschreitende Sprachbildung zuschreibt, und anderen alle Bildung dieser Art abspricht. Diese viel zu systematische Abtheilung scheint mir aus dem naturgemäfsen Wege menschlicher Entwicklung hinauszugehen, und wird, wenn ich den von mir angestellten Forschungen trauen darf, bei genauem Studium vieler und verschiedenartiger Sprachen durch die Erfahrung selbst widerlegt.

Es kommt aber zur Agglutination und Flexion auch noch eine dritte, sehr häufige Bildungsart hinzu, die man, da sie immer absichtlich ist, in dieselbe Klasse mit der Beugung setzen mufs, nehmlich wo der Gebrauch eine Wortform ausschliefslich zu einer bestimmten grammatischen stempelt, ohne dafs sie, weder durch Anfügung, noch durch Beugung, etwas gerade dieser Charakteristisches an sich trägt.

Die Sylbenwiederholung beruht auf einem durch gewisse grammatische Verhältnisse erregten dunkeln Gefühle. Wo dies Wiederholung, Verstärkung, Erweiterung des Begriffs mit sich führt, steht sie an ihrer Stelle. Wo dies nicht ist, wie so oft in einigen Amerikanischen Sprachen, und in allen Verben der 3. Conjugation im Alt-Indischen, entspringt sie aus blofs phonetischer Eigenthümlichkeit. Dasselbe läfst sich von der Vocalumänderung sagen. In keiner Sprache ist diese so häufig, so wichtig, und so regelmäfsig, als im Sanskrit. Aber nur in den wenigsten Fällen beruht auf ihr das Charakteristische grammatischer Formen. Sie ist nur mit gewissen derselben verbunden, und dann meistentheils mit mehreren zugleich, so dafs das Charakteristische jeder einzelnen doch in etwas anderem aufgesucht werden mufs.

Immer bleibt also die Anfügung bedeutsamer Sylben

das wichtigste und häufigste Hülfsmittel zur Bildung grammatischer Formen. Hierin sind sich die rohen und gebildeten Sprachen gleich; denn man würde sehr irren, wenn man glaubte, dafs auch in jenen jede Form sogleich in lauter in sich erkennbare Elemente zerfiele. Auch in ihnen beruhen Unterschiede von Formen auf ganz einzelnen Lauten, die man eben so wohl, ohne an Anfügung zu denken, für Beugungslaute halten könnte. Im Mexikanischen wird das Futurum, nach Verschiedenheit der Stammwörter, durch mehrere solcher einzelnen Buchstaben, das Imperfectum durch ein End-*ya*, oder End-*a* bezeichnet. *O* ist das Augment des Praeteritum, wie *a* im Sanskrit, ε im Griechischen. Nichts in der Sprache deutet an, dafs diese Laute Ueberreste ehemaliger Wörter sind, und will man im Griechischen und Lateinischen ähnliche Fälle nicht als Anfügung, von jetzt unbekanntem Ursprung, gelten lassen, so mufs man auch der Mexikanischen Sprache hier, so gut wie diesen classischen, Beugung zugestehen. In der Tamanaca-Sprache ist *tareccha* (das Verbum bedeutet tragen) ein Präsens, *tarreccke* ein Präteritum, *tarecchi*, ein Futurum. Ich führe diese Fälle nur an, um zu beweisen, dafs die Behauptung, welche gewissen Sprachen Anfügung und anderen Beugung zutheilt, bei genauerem Eindringen in die einzelnen Sprachen, und gründlicherer Kenntnifs ihres Baues, von keiner Seite haltbar erscheint.

Wenn man daher genöthigt ist, auch in den hochgebildeten Sprachen Anfügung anzunehmen, und in mehreren Fällen dieselbe sogar sichtbar erkennt, so ist die Einwendung ganz richtig, dafs man, auch bei ihnen, das wahre grammatische Verhältnifs hinzudenken mufs. In *amacit* und *ἐποίησας* kommen, wie sich wohl nicht läugnen lassen dürfte, Bezeichnungen des Stammworts, des Pronomen und des Tempus zusammen, und die wahre, in der Synthesis des

Subjects mit dem Prädicat liegende Verbalnatur hat darin keine besondere Bezeichnung, sondern mufs hinzugedacht werden. Wollte man sagen, dafs, ohne gerade über diese Formen entscheiden zu wollen, einigen derselben Art das Hülfsverbum einverleibt seyn, und diese Synthese andeuten könne, so reicht dies nicht aus, da doch auch das Hülfsverbum erklärt werden mufs, und nicht immerfort ein Hülfsverbum in dem andern eingeschachtelt liegen kann.

Alles hier Zugegebene aber hebt den Unterschied zwischen wahren grammatischen Formen, wie *amavit*, *ἐποίησας*, und zwischen solchen Wort- oder Sylbenstellungen, als die meisten roheren Sprachen zur Bezeichnung der grammatischen Verhältnisse brauchen, nicht auf. Er liegt darin, dafs jene Ausdrücke, wirklich wie in Eine Form zusammengegossen, in diesen die Elemente nur an einander gereiht erscheinen. Das Zusammenwachsen des Ganzen bringt die Bedeutung der Theile in Vergessenheit, die feste Verknüpfung derselben unter Einem Accent verändert zugleich ihre abgesonderte Betonung, und oft sogar ihren Laut, und nun wird die Einheit der ganzen Form, die oft der grübelnde Grammatiker nicht mehr zu zergliedern vermag, die Bezeichnung des bestimmten grammatischen Verhältnisses. Man denkt als Eins, was man nie getrennt findet; man betrachtet als wahren, einmal fest organisirten Körper, was man nicht auseinander nehmen, und in andere beliebige Verbindungen bringen kann; man sieht nicht als selbständigen Theil an, was auf diese Weise sonst nicht in der Sprache erscheint. Wie dies entstanden, ist für die Wirkung gleichgültig. Die Bezeichnung des Verhältnisses, wie selbständig und bedeutsam sie gewesen seyn mag, wird nun, wie sie soll, zur blofsen Modification, die sich an den immer gleichen Begriff heftet. Das Verhältnifs, das zu den bedeutsamen Elementen erst blofs hinzugedacht werden

mufste, ist nun in der Sprache, eben durch das Zusammenwachsen der Theile zum festen Ganzen, wirklich vorhanden, wird mit dem Ohre gehört, mit dem Auge gesehen.

Die Sprachen, welche der Vorwurf trifft, dafs ihre grammatischen Formen nicht so formaler Natur sind, gleichen in Vielem den oben beschriebenen allerdings auch.

Die, wenn auch nur lose an einander gereihten Elemente fliefsen meistentheils auch in Ein Wort zusammen, und sammeln sich unter Einen Accent. Aber einestheils geschieht dies nicht immer, und anderntheils treten dabei andere, die formale Natur mehr oder weniger störende Nebenumstände ein. Die Elemente der Formen sind trennbar und verschiebbar; jedes behält seinen vollkommenen Laut, ohne Abkürzung oder Veränderung; sie sind in der Sprache sonst selbständig vorhanden, oder dienen auch zu anderen grammatischen Verbindungen, z. B. Pronominal-Affixa als Besitzpronomina bei dem Nomen, als Personen bei dem Verbum; die noch unflectirten Wörter tragen nicht, wie es in einer Sprache seyn mufs, in welche die grammatische Bildung tief eingegangen ist, schon Kennzeichen verschiedener Redetheile an sich, sondern werden erst zu derselben durch die Anfügung der grammatischen Elemente gemacht, der Bau der ganzen Sprache ist so, dafs die Untersuchung gleich auf die Absonderung dieser Elemente geführt wird, und diese Absonderung ohne bedeutende Mühe gelingt, neben der Bezeichnung durch Formen, oder diesen ähnliche Wortverbindungen, werden dieselben grammatischen Verhältnisse auch durch blofses Nebeneinanderstellen, mit offenbarem Hinzudenken der Verknüpfung, angedeutet.

Je mehr nun in einer Sprache die hier aufgezählten Umstände zusammenkommen, oder je mehr sie sich nur einzeln finden, desto weniger oder mehr befördert sie das formale Denken, und desto mehr oder weniger entfernt sich

ihre Bezeichnungsart der grammatischen Verhältnisse von dem wahren Begriff grammatischer Formen. Denn nicht was einzeln und zerstreut in der Sprache vorkommt, sondern dasjenige was ihre Wirkung auf den Geist ausmacht, vermag hier zu entscheiden. Diefs aber hängt von dem Totaleindruck, und dem Charakter des Ganzen ab. Einzelne Erscheinungen können nur angeführt werden, um, wie es im Vorigen geschehen ist, zu allgemein gewagte Behauptungen zu widerlegen. Sie können aber nicht machen, dafs man die Verschiedenheit der Stufen verkenne, auf welchen zwei Sprachen, dem Ganzen ihres Baues nach, stehen.

Je mehr sich eine Sprache von ihrem Ursprung entfernt, desto mehr gewinnt sie, unter übrigens gleichen Umständen, an Form. Der blofse längere Gebrauch schmelzt die Elemente der Wortstellungen fester zusammen, schleift ihre einzelnen Laute ab, und macht ihre ehemalige selbständige Form unkenntlicher. Denn ich kann die Ueberzeugung nicht verlassen, dafs doch alle Sprachen hauptsächlich von Anfügung ausgegangen sind.

So lange die Bezeichnungen der grammatischen Verhältnisse, als aus einzelnen, mehr oder weniger trennbaren Elementen bestehend angesehen werden, kann man sagen, dafs der Redende mehr die Formen in jedem Augenblick selbst bildet, als sich der vorhandnen bedient. Daraus nun pflegt eine bei weitem gröfsere Vielfachheit dieser Formen zu entstehen. Denn der menschliche Geist strebt schon in seiner natürlichen Anlage nach Vollständigkeit, und jedes, auch noch so selten vorkommende, Verhältnifs wird in demselben Verstande, als alle übrigen, zur grammatischen Form. Wo dagegen die Form in einem strengeren Sinne genommen, und durch den Gebrauch gebildet wird, nun aber fernerhin das gewöhnliche Reden nicht in neuem Bil-

den besteht, da giebt es Formen nur für das häufig zu Bezeichnende, und das seltner Vorkommende wird umschrieben, und durch selbständige Wörter bezeichnet. Zu diesem Verfahren gesellen sich noch die beiden anderen Umstände, dafs der noch uncultivirte Mensch gern jedes Besondere in allen seinen Besonderheiten, nicht blofs in den, zu dem jedesmaligen Zweck nothwendigen darstellt, und dafs gewisse Nationen die Sitte haben, ganze Sätze in angebliche Formen zusammenzuziehen, z. B. den vom Verbum regierten Gegenstand, vorzüglich wenn er ein Pronomen ist, mitten in den Schoofs des Verbum aufzunehmen. Hieraus entsteht, dafs gerade die Sprachen, denen es an dem wahren Begriff der Form wesentlich gebricht, doch eine bewundernswürdige Menge, in strenger Analogie, zusammen Vollständigkeit bildender, angeblicher Formen besitzen.

Hinge der Vorzug der Sprachen von der Vielheit, und der strengen Regelmäfsigkeit der Formen ab, von der Menge der Ausdrücke für ganz besondere Verschiedenheiten (wie in der Sprache der Abiponen das Pron. der 3. Person verschieden ist, je nachdem der Mensch ab- oder anwesend, stehend, sitzend, liegend, oder herumgehend gedacht wird), so müfste man viele Sprachen der Wilden über die Sprachen der hochcultivirten Völker stellen, wie denn dies auch nicht selten, selbst in unsern Tagen, geschieht. Da aber der Vorzug der Sprachen vor einander vernünftiger Weise nur in ihrer Angemessenheit zur Ideenentwicklung gesucht werden kann, so verhält es sich damit gerade entgegengesetzt. Denn diese wird durch diese Vielfachheit der Formen vielmehr erschwert, und es ist ihr lästig, in so viele Wörter Nebenbestimmungen mit aufnehmen zu müssen, deren sie durchaus nicht in jedem Falle bedarf.

Ich habe bisher nur von grammatischen Formen ge-

sprochen; allein es giebt auch in jeder Sprache grammatische Wörter, auf die sich das Meiste von den Formen geltende gleichfalls anwenden läfst. Solche sind vorzugsweise die Präpositionen und Conjunctionen. Als Bezeichnungen grammatischer Verhältnisse stehen dem Ursprunge dieser Wörter, als wahrer Verhältnifszeichen, dieselben Schwierigkeiten, wie dem Ursprunge der Formen entgegen. Es liegt nur darin ein Unterschied, dafs sie nicht alle, wie die reinen Formen, aus blofsen Ideen abgeleitet werden können, sondern Erfahrungsbegriffe, wie Raum und Zeit, zu Hülfe nehmen müssen. Man kann daher mit Recht bezweifeln, wenn es auch noch neuerlich von Lumsden in seiner Persischen Grammatik mit Heftigkeit behauptet worden ist, dafs es ursprünglich Präpositionen und Conjunctionen im wahren Sinne des Wortes gegeben habe. Alle haben vermuthlich, nach Horne Took's richtigerer Theorie, ihren Ursprung in wirklichen, Gegenstände bezeichnenden Wörtern. Die grammatisch-formale Wirkung der Sprache beruht daher auch auf dem Grade, in welchem diese Partikeln nach ihrem Ursprunge näher, oder entfernter stehen. Ein merkwürdigeres Beispiel zu dem hier Gesagten, als vielleicht irgend eine andere Sprache, liefert die Mexikanische in den Präpositionen. Sie besitzt drei verschiedene Arten derselben: 1) solche, in welchen sich, so wahrscheinlich gleich auch bei ihnen dieser Ursprung ist, schlechterdings nicht mehr der Begriff eines Substantivum entdecken läfst, z. B. *c*, in. 2) Solche, in welchen man eine Präposition mit einem unbekannten Element verbunden findet. 3) Solche, die deutlich ein mit einer Präposition verbundenes Substantivum enthalten, wie z. B *itic*, in, aber eigentlich, zusammengesetzt aus *itc*, Bauch, und *c*, in. im Bauch. *Ilhuicatl itic* heifst nun nicht, wie man es übersetzt, im Himmel, sondern im Bauche des Himmels,

da Himmel im Gen. steht. Pronomina werden nur mit den beiden letzten Arten der Präpositionen verbunden, und da alsdann nie die persönlichen, sondern die possessiven genommen werden, so zeigt dies deutlich das in der Präposition steckende Substantivum an. *Notepotzco* wird zwar durch hinter mir übersetzt, es heifst aber eigentlich hinter meinem Rücken, von *teputz*, der Rücken. Man sieht hier also die Stufenfolge, in welcher die ursprüngliche Bedeutung sich verloren hat, und zugleich den sprachbildenden Geist der Nation, der, wenn ein Subst. Bauch, Rücken im Sinne einer Präposition gebraucht werden sollte, denselben, um die Wörter nicht grammatisch unverbunden zu lassen (nach Art des Lateinischen *ad instar* und des Deutschen immitten) eine schon vorhandene Präposition hinzufügte. Die in diesem Punkt grammatisch unvollkommner gebildete Mixteca-Sprache drückt vor, hinter dem Hause, geradezu durch *chisi, sata huahi,* Bauch, Rücken, Haus aus.

Das Verhältnifs, das sich in den Sprachen zwischen den Beugungen und grammatischen Wörtern bildet, begründet neue Verschiedenheiten unter denselben. Dies zeigt sich z. B. darin, dafs die eine mehr Bestimmungen durch Casus, die andere mehr durch Präpositionen, die eine mehr Tempora durch Beugung, die andere durch Zusammensetzung mit Hülfsverben macht. Denn diese Hülfsverba, wenn sie blofs Verhältnisse der Theile des Satzes bezeichnen, sind gleichfalls nur grammatische Wörter. Von dem griechischen *τυγχάνειν* ist eine wahrhaft materielle Bedeutung gar nicht mehr bekannt. Im Sanskrit wird auf dieselbe Weise, aber viel seltener *schtha,* stehen, gebraucht. Es läfst sich aber die Norm zur Beurtheilung der Vorzüge der Sprachen in diesem Punkt nach allgemeinen Grundsätzen aufstellen. Wo die zu bezeichnenden Verhältnisse sich, ohne Hinzukunft eines besondern Begriffs, blofs aus

der Natur eines höheren und allgemeineren Verhältnisses ergeben, da geschieht die Bezeichnung besser durch Beugungen, sonst durch grammatische Wörter. Denn die an sich durchaus bedeutungslose Beugung enthält nichts, als den reinen Begriff des Verhältnisses. In dem grammatischen Wort liegt aufserdem der Nebenbegriff, der auf das Verhältnifs, um es zu bestimmen, bezogen wird, und der, wo das reine Denken nicht ausreicht, immer hinzukommen mufs. Daher sind der dritte und selbst der siebente Casus der Sanskrit-Declination nicht eben beneidenswerthe Vorzüge dieser Sprache, da die durch sie bezeichneten Verhältnisse nicht bestimmt genug sind, um des schärferen Abgränzens durch eine Präposition entbehren zu können. Eine dritte Stufe, welche aber wahrhaft grammatisch gebildete Sprachen immer ausschliefsen, ist wenn ein Wort in seiner ganzen materiellen Bedeutung zum grammatischen Worte gestempelt wird, wie wir weiter oben an den Präpositionen gesehen haben.

Man mag nun die Beugungen, oder die grammatischen Wörter vor Augen haben, so kommt man immer auf dasselbe Resultat zurück. Sprachen können die meisten, vielleicht alle grammatischen Verhältnisse mit hinlänglicher Deutlichkeit und Bestimmtheit bezeichnen, ja sogar eine grofse Vielfachheit angeblicher Formen besitzen, und es kann ihnen dennoch der Mangel ächter grammatischer Formalität im Ganzen und im Einzelnen ankleben.

Ich habe bisher vorzüglich gestrebt, Analoga grammatischer Formen, wodurch die Sprachen sich erst diesen zu nähern versuchen, von diesen selbst zu unterscheiden. Dabei überzeugt, dafs nichts dem Sprachstudium so empfindlichen Schaden zufügt, als allgemeines, auf nicht gehörige Kenntnifs gegründetes Raisonnement, habe ich, soviel es ohne übermäfsige Weitläuftigkeit geschehen konnte, jedes

Einzelne mit Beispielen belegt, obgleich ich wohl fühle, dafs die wahre Ueberzeugung nur aus dem vollständigen Studium wenigstens einer der hier betrachteten Sprachen hervorgehen kann. Um zu einem entscheidenden Resultat zu gelangen, wird es aber nun noch nothwendig seyn, die ganze hier berührte Frage, jetzt ohne Factisches beizumischen, in ihren Endpunkten zusammen zu fassen.

Dasjenige, worauf Alles bei der Untersuchung des Entstehens, und des Einflusses grammatischer Formalität hinausläuft, ist richtiges Unterscheiden zwischen der Bezeichnung der Gegenstände und Verhältnisse, der Sachen und Formen.

Das Sprechen, als materiell, und Folge realen Bedürfnisses, geht unmittelbar nur auf Bezeichnen von Sachen; das Denken, als ideell, immer auf Form. Ueberwiegendes Denkvermögen verleiht daher einer Sprache Formalität, und überwiegende Formalität in ihr erhöhet das Denkvermögen.

1) Entstehen grammatischer Formen.

Die Sprache bezeichnet ursprünglich Gegenstände, und überläfst das Hinzudenken der redeverknüpfenden Formen dem Verstehenden.

Sie sucht aber dies Hinzudenken zu erleichtern durch Wortstellung, und durch auf Verhältnifs und Form hingedeutete Wörter für Gegenstände und Sachen.

So geschieht, auf der niedrigsten Stufe, die grammatische Bezeichnung durch Redensarten, Phrasen, Sätze.

Dies Hülfsmittel wird in gewisse Regelmäfsigkeit gebracht, die Wortstellung wird stetig, die erwähnten Wörter verlieren nach und nach ihren unabhängigen Gebrauch, ihre Sachbedeutung, ihren ursprünglichen Laut.

So geschieht, auf der zweiten Stufe, die grammatische

Bezeichnung durch feste Wortstellungen, und zwischen Sach- und Formbedeutung schwankende Wörter.

Die Wortstellungen gewinnen Einheit, die formbedeutenden Wörter treten zu ihnen hinzu, und werden Affixa. Aber die Verbindung ist noch nicht fest, die Fugen sind noch sichtbar, das Ganze ist ein Aggregat, aber nicht Eins.

So geschieht auf der dritten Stufe die grammatische Bezeichnung durch Analoga von Formen.

Die Formalität dringt endlich durch. Das Wort ist Eins, nur durch umgeänderten Beugungslaut in seinen grammatischen Beziehungen modificirt; jedes gehört zu einem bestimmten Redetheil, und hat nicht blofs lexikalische, sondern auch grammatische Individualität; die formbezeichnenden Wörter haben keine störende Nebenbedeutung mehr, sondern sind reine Ausdrücke von Verhältnissen.

So geschieht auf der höchsten Stufe die grammatische Bezeichnung durch wahre Formen, durch Beugung, und rein grammatische Wörter.

Das Wesen der Form besteht in ihrer Einheit, und der vorwaltenden Herrschaft des Worts, dem sie angehört, über die ihm beigegebenen Nebenlaute. Dies wird wohl erleichtert durch verloren gehende Bedeutung der Elemente, und Abschleifung der Laute in langem Gebrauch. Allein das Entstehen der Sprache ist nie ganz durch so mechanische Wirkung todter Kräfte erklärbar, und man mufs niemals darin die Einwirkung der Stärke und Individualität der Denkkraft aus den Augen setzen.

Die Einheit des Worts wird durch den Accent gebildet. Dieser ist an sich mehr geistiger Natur, als die betonten Laute selbst, und man nennt ihn die Seele der Rede, nicht blofs weil er erst das eigentliche Verständnifs in dieselbe bringt, sondern auch, weil er wirklich unmittelbarer, als sonst etwas in der Sprache, Aushauch der die Rede

begleitenden Empfindung wird. Dies ist er auch da, wo er Wörter durch Einheit zu grammatischen Formen stempelt; und wie Metalle, um schnell und innig zusammenzuschmelzen, rasch und stark glühender Flamme bedürfen, so gelingt auch das Zusammenschmelzen neuer Formen nur dem energischen Act einer starken, nach formaler Abgränzung strebenden Denkkraft. Sie offenbart sich auch an den übrigen Beschaffenheiten der Formen, und so bleibt es unumstöfslich gewifs, dafs, welche Schicksale auch eine Sprache haben möge, sie nie zu einem vorzüglichen grammatischen Bau gelangt, wenn sie nicht das Glück erfährt, wenigstens einmal von einer geistreichen, oder tiefdenkenden Nation gesprochen zu werden. Nichts kann sie sonst aus der Halbheit träge zusammengefügter, die Denkkraft nirgends mit Schärfe ansprechender Formen retten.

2) Einflufs der grammatischen Formen.

Das Denken, welches vermittelst der Sprache geschieht, ist entweder auf äufsere, körperliche Zwecke, oder auf sich selbst, also auf geistige gerichtet. In dieser doppelten Richtung bedarf es der Deutlichkeit und Bestimmtheit der Begriffe, die in der Sprache grofsentheils von der Bezeichnungsart der grammatischen Formen abhängt.

Umschreibungen dieser durch Phrasen, durch noch nicht zur sichern Regel gewordne Wortstellungen, selbst durch Analoga von Formen bringen nicht selten Zweideutigkeit hervor.

Wenn aber auch das Verständnifs, und damit der äufsere Zweck geborgen ist, so bleibt doch sehr oft der Begriff in sich unbestimmt, und da, wo er, als Begriff, offenbar auf zwei verschiedene Weisen genommen werden kann, ungesondert.

Wendet sich das Denken zu wirklicher innerer Be-

trachtung, nicht bloſs zu äuſserem Treiben, so bringt auch die bloſse Deutlichkeit und Bestimmtheit der Begriffe andere, und auf jenem Wege immer nur schwer zu erreichende Forderungen hervor.

Denn alles Denken geht auf Nothwendigkeit und Einheit. Das Gesammtstreben der Menschheit hat dieselbe Richtung. Denn es bezweckt im letzten Resultat nichts anderes, als Gesetzmäſsigkeit forschend zu finden, oder bestimmend zu begründen.

Soll nun die Sprache dem Denken gerecht seyn, so muſs sie in ihrem Baue, soviel als möglich, seinem Organismus entsprechen. Sie ist sonst, da sie in Allem Symbol seyn soll, gerade ein unvollkommenes dessen, womit sie in der unmittelbarsten Verbindung steht. Indem auf der einen Seite die Masse ihrer Wörter den Umfang ihrer Welt vorstellt, so repräsentirt ihr grammatischer Bau ihre Ansicht von dem Organismus des Denkens.

Die Sprache soll den Gedanken begleiten. Er muſs also in stetiger Folge in ihr von einem Elemente zum andern übergehen können, und für Alles, dessen er für sich zum Zusammenhange bedarf, auch in ihr Zeichen antreffen. Sonst entstehen Lücken, wo sie ihn verläſst, statt ihn zu begleiten.

Obgleich endlich der Geist immer und überall nach Einheit und Nothwendigkeit strebt, so kann er beide doch nur nach und nach aus sich, und nur mit Hülfe mehr sinnlicher Mittel entwickeln. Zu den hülfreichsten unter diesen Mitteln gehört für ihn die Sprache, die schon ihrer bedingtesten und niedrigsten Zwecke wegen, der Regel, der Form, und der Gesetzmäſsigkeit bedarf. Je mehr er daher in ihr ausgebildet findet, wonach er auch für sich selbst strebt, desto inniger kann er sich mit ihr vereinigen.

Betrachtet man nun die Sprachen nach allen diesen,

hier an sie gestellten Forderungen, so erfüllen sie dieselben nur, oder doch vorzugsweise gut, wenn sie ächt grammatische Formen, und nicht Analoga derselben besitzen, und so offenbart sich dieser Unterschied in seiner ganzen Wichtigkeit.

Das Erste und Wesentlichste ist, dafs der Geist von der Sprache verlangt, dafs sie Sache und Form, Gegenstand und Verhältnifs rein abscheide, und nicht beide mit einander vermenge. So wie sie auch ihn an diese Vermengungen gewöhnt, oder ihm die Absonderung erschwert, lähmt und verfälscht sie sein ganzes inneres Wirken. Gerade aber diese Absonderung wird erst rein vorgenommen bei der Bildung der ächt grammatischen Form durch Beugung, oder durch grammatische Wörter, wie wir oben bei dem stufenartigen Bezeichnen der grammatischen Formen gesehen haben. In jeder Sprache, die nur Analoga von Formen kennt, bleibt Stoffartiges in der grammatischen Bezeichnung, die blofs formartig seyn sollte, zurück.

Wo die Zusammenschmelzung der Form, wie sie oben beschrieben worden, nicht vollkommen gelungen ist, da glaubt der Geist noch immer die Elemente getrennt zu erblicken, und da hat für ihn die Sprache nicht die geforderte Uebereinstimmung mit den Gesetzen seines eigenen Wirkens.

Er fühlt Lücken, er bemüht sich sie auszufüllen, er hat nicht mit einer mäfsigen Anzahl in sich gediegener Gröfsen, sondern mit einer verwirrenden halb verbundener zu thun, und arbeitet nun nicht mit gleicher Schnelligkeit und Gewandtheit, mit gleichem Gefallen am leicht gelingenden Verknüpfen besonderer Begriffe zu allgemeineren, vermittelst wohl angemessener, mit seinen Gesetzen übereinstimmender Sprachformen.

Darin nun offenbart es sich, wenn man die Frage auf

die äufserste Spitze stellt, dafs, wenn eine grammatische Form auch schlechterdings kein anderes Element in sich schliefst, als welches auch in dem sie nie ganz ersetzenden Analogon liegt, sie dennoch in der Wirkung auf den Geist durchaus etwas anderes ist, und dafs dies nur auf ihrer Einheit beruht, in der sie den Abglanz der Macht und der Denkkraft an sich trägt, die sie schuf.

In einer nicht dergestalt grammatisch gebildeten Sprache findet der Geist lückenhaft und unvollkommen ausgeprägt das allgemeine Schema der Redeverknüpfung, dessen angemessener Ausdruck in der Sprache die unerlafsliche Bedingung alles leicht gelingenden Denkens ist. Es ist nicht nothwendig, dafs dies Schema selbst ins Bewufstseyn gelange; dies hat auch hochgebildeten Nationen gemangelt. Es genügt, wenn, da der Geist immer unbewufst danach verfährt, er für jeden einzelnen Theil einen solchen Ausdruck findet, der ihn wieder einen andern mit richtiger Bestimmtheit auffassen läfst.

In der Rückwirkung der Sprache auf den Geist macht die ächt grammatische Form, auch wo die Aufmerksamkeit nicht absichtlich auf sie gerichtet ist, den Eindruck einer Form, und bringt formale Bildung hervor. Denn da sie den Ausdruck des Verhältnisses rein, und sonst nichts Stoffartiges enthält, worauf der Verstand abschweifen könnte, dieser aber den ursprünglichen Wortbegriff darin verändert erblickt, so mufs er die Form selbst ergreifen. Bei der unächten Form kann er dies nicht, da er den Verhältnifsbegriff nicht bestimmt genug in ihr erblickt, und noch durch Nebenbegriffe zerstreuet wird. Dies geschieht in beiden Fällen bei dem gewöhnlichsten Sprechen, durch alle Classen der Nation, und wo die Einwirkung der Sprache günstig ist, geht allgemeine Deutlichkeit und Bestimmtheit der Begriffe, und allgemeine Anlage auch das rein Formale

leichter zu begreifen, hervor. Es liegt auch in der Natur des Geistes, dafs diese Anlage, einmal vorhanden, sich immer ausbildet, da, wenn eine Sprache dem Verstande die grammatischen Formen unrein und mangelhaft darbietet, je länger diese Einwirkung dauert, je schwerer aus dieser Verdunkelung der rein formalen Ansicht herauszukommen ist.

Was man daher von der Angemessenheit einer nicht solchergestalt grammatisch gebildeten Sprache zur Ideenentwicklung sagen möge, so bleibt es immer sehr schwer zu begreifen, dafs eine Nation auf der unverändert bleibenden Basis einer solchen Sprache von selbst zu hoher wissenschaftlicher Ausbildung sollte gelangen können. Der Geist empfängt da nicht von der Sprache, und diese nicht von ihm dasjenige, dessen beide bedürfen, und die Frucht ihrer wechselseitigen Einwirkung, wenn sie heilbringend werden sollte, müfste erst eine Veränderung der Sprache selbst seyn.

Auf diese Weise sind also, soviel dies bei Gegenständen dieser Art geschehen kann, die Kriterien festgestellt, an welchen sich die grammatisch gebildeten Sprachen von den anderen unterscheiden lassen. Keine zwar kann sich vielleicht einer vollkommenen Uebereinstimmung mit den allgemeinen Sprachgesetzen rühmen, keine vielleicht ist durch und durch, in allen Theilen geformt, und auch unter den Sprachen der niedrigeren Stufe giebt es wieder viele annähernde Grade. Dennoch ist jener Unterschied, der zwei Classen von Sprachen bestimmt von einander abgesondert, nicht gänzlich ein relativer, ein blofs im Mehr oder Weniger bestehender, sondern wirklich ein absoluter, da die vorhandene, oder fehlende Herrschaft der Form sich immer sichtbar verkündet.

Dafs nur die grammatisch gebildeten Sprachen vollkommene Angemessenheit zur Ideenentwicklung besitzen,

ist unläugbar. Wieviel auch noch mit den übrigen zu leisten seyn dürfte, mag allerdings der Versuch, und die Erfahrung beweisen. Gewifs bleibt indefs immer, dafs sie niemals in dem Grade, und der Art, wie die anderen, auf den Geist zu wirken im Stande sind.

Das merkwürdigste Beispiel einer seit Jahrtausenden blühenden Litteratur in einer fast von aller Grammatik, im gewöhnlichen Sinne des Worts, entblöfsten Sprache bietet die Chinesische dar. Es ist bekannt, dafs gerade in dem sogenannten alten Stil, in welchem die Schriften des Confucius und seiner Schule verfafst waren, und der noch heute der allgemein übliche für alle grofsen philosophischen und historischen Werke ist, die grammatischen Verhältnisse einzig und allein durch die Stellung, oder durch abgesonderte Wörter bezeichnet werden, und dafs es oft dem Leser überlassen bleibt, aus dem Zusammenhang zu errathen, ob er ein Wort für ein Substantivum, Adjectivum, Verbum, oder für eine Partikel nehmen soll *). Der Mandarinische und literarische Stil haben zwar dafür gesorgt, mehr grammatische Bestimmtheit in die Sprache zu bringen, aber auch in ihnen besitzt sie keine wahrhaft grammatische Formen, und jene eben erwähnte Literatur, die berühmteste der Nation, ist von dieser neueren Behandlung der Sprache durchaus unabhängig.

Wenn, wie Etienne Quatremère **) scharfsinnig zu beweisen gesucht hat, die Coptische Sprache die Sprache der alten Aegyptier gewesen ist, so kommt auch die hohe wissenschaftliche Bildung, auf welcher die Nation gestanden haben soll, hier in Betrachtung. Denn auch das gramma-

*) *Grammaire Chinoise par M. Abel-Remusat. p. 35. 37.*

**) *Recherches critiques et historiques sur la langue et la litterature de l'Egypte.*

tische System der Coptischen Sprache ist, wie Silvestre de Sacy *) sich ausdrückt, vollkommen ein synthetisches, das heifst, ein solches, in welchem die grammatischen Bezeichnungen den, Sachen bedeutenden Wörtern abgesondert vor- oder nachgesetzt werden. Silvestre de Sacy vergleicht es namentlich hierin dem Chinesischen.

Wenn nun zwei der merkwürdigsten Völker die Stufe ihrer intellectuellen Bildung mit Sprachen zu erreichen vermochten, die ganz, oder gröfstentheils der grammatischen Formen entbehren, so scheint hieraus eine wichtige Einwendung gegen die behauptete Nothwendigkeit dieser Formen hervorzugehen. Es ist indefs noch auf keine Weise dargethan, dafs die Literatur dieser beiden Völker gerade diejenigen Vorzüge besafs, auf welche die Eigenschaft der Sprache, von der hier die Rede ist, vorzüglich einwirkt. Denn unläugbar zeigt sich die durch eine reiche Mannigfaltigkeit bestimmt und leicht gebildeter grammatischer Formen begünstigte Schnelligkeit und Schärfe des Denkens, am glänzendsten im dialektischen und rednerischen Vortrag, daher sie sich in der Attischen Prosa in ihrer höchsten Kraft und Feinheit entfaltet. Von dem Chinesischen alten Stil geben selbst diejenigen, welche sonst ein günstiges Urtheil über die Literatur dieses Volkes fällen, zu, dafs er unbestimmt und abgerissen ist, so dafs der auf ihn folgende, dem Bedürfnifs des Lebens besser angepafste dahin trachten mufste, ihm mehr Klarheit, Bestimmtheit und Mannigfaltigkeit zu geben. Diefs beweist daher im Gegentheil für unsere Behauptung. Von der Alt-Aegyptischen Literatur ist nichts bekannt; was wir aber sonst von den Gebräuchen, der

*) In Millin's *Magasin encyclopédique Tom. IV.* 1808. S. 255, wo zugleich eben so neue, als geistreiche Ideen über den Einfluss der hieroglyphischen und alphabetischen Schrift auf die grammatische Bildung der Sprachen entwickelt werden.

Verfassung, den Bauwerken und der Kunst dieser merkwürdigen Länder wissen, deutet mehr auf streng wissenschaftliche Bildung, als auf ein leichtes und freies Beschäftigen des Geistes mit Ideen hin. Hätten indefs auch diese beiden Völker gerade die Vorzüge erreicht, die man billigerweise Anstand nehmen mufs, ihnen beizulegen, so würde dadurch das oben Entwickelte nicht widerlegt seyn. Wo der menschliche Geist durch ein Zusammentreffen begünstigender Umstände mit glücklicher Anstrengung seiner Kräfte arbeitet, gelangt er mit jedem Werkzeuge zum Ziel, wenn auch auf mühevollerem und langsamerem Wege. Allein darum dafs er die Schwierigkeit überwindet, ist die Schwierigkeit nicht minder vorhanden. Dafs Sprachen mit keinen, oder sehr unvollkommenen grammatischen Formen störend auf die intellectuelle Thätigkeit einwirken, statt sie zu begünstigen, fliefst, wie ich gezeigt zu haben glaube, aus der Natur des Denkens und der Rede. In der Wirklichkeit können andere Kräfte diese Hemmungen schwächen, oder aufheben. Allein bei der wissenschaftlichen Betrachtung mufs man, um zu reinen Folgerungen zu gelangen, jede Einwirkung als ein abgesondertes Moment, für sich und so, als würde sie durch nichts Fremdartiges gestört, beurtheilen, und dies ist hier mit den grammatischen Formen geschehen.

In wie fern auch in den Amerikanischen Sprachen eine höhere Bildungsstufe erreicht wird, darüber läfst sich keine reine Erfahrung zu Rathe ziehen. Die Schriften von Eingebornen in *) Mexikanischer Sprache, die man besitzt, rühren nur von der Zeit der Eroberung her, und athmen daher schon fremden Einflufs. Doch ist sehr zu bedauern,

*) A. v. Humboldt's *Essai politique sur le royaume de la Nouvelle Espagne. p. 93.* Desselben *Vues des Cordillères et monumens des peuples de l'Amérique. p. 126.*

dafs man keine davon in Europa kennt. Vor der Eroberung gab es kein Mittel schriftlicher Aufzeichnung in jenem Welttheil. Man könnte schon dies als einen Beweis ansehen, dafs in demselben kein Volk mit der entschiedenen Stärke der Denkkraft aufgestanden seyn mufs, welche die Hindernisse bis zur Erfindung des Alphabets durchbricht. Allein diese Erfindung ist wohl überhaupt nur sehr wenige male geschehen, da die meisten Alphabete, durch Ueberlieferung, eines aus dem andern entstanden sind.

Die Sanskrit-Sprache ist unter den uns bekannten die älteste und erste, die einen wahrhaften Bau grammatischer Formen und zwar in einer solchen Vortrefflichkeit und Vollständigkeit des Organismus besitzt, dafs in dieser Rücksicht nur wenig später hinzugetreten ist. Ihr zur Seite stehen die Semitischen Sprachen; allein die höchste Vollendung des Baues hat unstreitig die Griechische erreicht. Wie nun diese verschiedenen Sprachen sich in den hier betrachteten Rücksichten gegen einander verhalten, und welche neue Erscheinungen durch das Entstehen unserer neueren Sprachen aus den classischen hervorgegangen sind, bietet reichlichen Stoff zu weiteren aber feineren und schwierigeren Untersuchungen dar.

Berichte

aus den

Verhandlungen des Vereins der Kunstfreunde

im

Preufsischen Staate *).

Programm.

Den 23sten August 1825.

Vor länger als einem Jahre traten mehrere hiesige Künstler und Kunstfreunde, die ehemals in Italien gewesen waren, zusammen, um durch jährliche Beiträge den in Rom studirenden vaterländischen Künstlern Gelegenheit zu Arbeiten zu eröffnen, welche blofs ihr Fortschreiten in der Kunst zur Absicht haben sollten. Der Gedanke erhielt Beifall, das Unternehmen gewann, auch aufser dem ursprünglichen Kreise, Theilnehmer, es schien angemessen, die erste Anlage zu erweitern, und so bildete sich der Plan zu einem Verein der Kunstfreunde in dem Preufsischen Staate. Mehrere Städte in und aufser Deutschland besitzen Vereine dieser Art, der unsrigen fehlte ein solcher

*) Diese Berichte haben einem grofsen Theile ihres Inhalts nach blos locale Beziehung; es sind hier nur die Stellen aus denselben mitgetheilt, welche allgemeines Interesse bieten. Der erste am 29sten Januar 1826 gehaltene Bericht ist indessen vollständig abgedruckt.

bisher, und demnach scheint er doppeltes Bedürfniſs in einem Augenblick, wo, wie man mit Wahrheit behaupten kann, das Streben der Künstler nach Vollendung und der rege und einsichtsvolle Antheil des Publicums an ihren Werken mit einander wetteifern, der Kunst ein noch schöneres Emporblühen zuzusichern. Es gehört zu den erfreulichsten Erscheinungen unserer Zeit, daſs die bildende Kunst seit etwa 30 bis 40 Jahren einen Aufschwung gewonnen hat, den zu hoffen die unmittelbar vorhergehende Epoche kaum berechtigte. Sie dankt dies auſser andern zusammentreffenden Ursachen, offenbar dem richtigen Wege, den sie genommen hat, indem sie, sich von der Herrschaft einseitiger Manier befreiend, zu einem ernsteren und strengeren Studium der Natur zurückgekehrt ist, und das Alterthum und die groſsen Wiederhersteller der Malerei zu Vorbildern gewählt hat. Auf diesem Standpunkte spricht die Kunst jedes unverstimmte Gemüth an, sagt jedes Unbefangenen Sinn zu, und erweckt allgemeine Theilnahme, da sie, frei von Prunk und Ueberladung, sich leicht und einfach mit Allem verbindet, was ihre Form anzunehmen fähig ist, und das ganze Leben mit Schönheit und gefälliger Anmuth begleitet. Diese, nicht bloſs der Kunst, sondern allen sich mit ihr verbindenden menschlichen Bestrebungen wohlthätige Stimmung zu erhalten und zu befördern, scheint nichts so geeignet, als die Hervorbringung bedeutender Kunstwerke zu erleichtern, und eine gröſsere Anzahl derselben zu verbreiten, und beides macht den Zweck des sich bildenden Vereins aus, nur mit der Beschränkung, daſs er blos für die vaterländische Kunst, das heiſst für preuſsische Künstler wirksam sein wird.

Auch dem Künstler von Talent fehlt es nicht selten an Bestellungen gröſserer Arbeiten, und er sieht sich alsdann längere Zeit hindurch auf solche beschränkt, die we-

der der Kunst, noch ihm die eigentliche Befriedigung gewähren.

Noch leichter und bei weitem verderblicher aber tritt derselbe Umstand dem Studium des sich bildenden Künstlers in den Weg. Die kostbarste, ihm (wie z. B. bei Bildungsreisen ins Ausland), bestimmt und eng zugemessene Zeit sieht er sich genöthigt, mit Beschäftigungen zu zersplittern, die ihn seinem wahren Ziele nicht näher führen, wenn nicht gar davon entfernen. Gleich grofs ist auf der andern Seite für diejenigen, welche die Kunst, ohne sie selbst zu üben, kennen, und mit Geschmack lieben, die Schwierigkeit, sich den Besitz wahrhaft guter Kunstwerke zu verschaffen. Zwar giebt es in den gröfsern Städten der Monarchie, und namentlich in Berlin, gröfsere und kleinere Privatsammlungen, und was die einsichtsvolle Beförderung der Thätigkeit der vaterländischen Künstler betrifft, so verdankt die Kunst hierin dem huldreichen Schutze Sr. Majestät des Königs und des Königlichen Hauses so viel, dafs es kaum der einfachen Erinnerung daran bedarf. Manches ist auch von Kirchen und andern Instituten und von Privatleuten geschehen. Alles dies aber scheint nur um so mehr zu beweisen, dafs es gerade jetzt der angemessene Zeitpunkt ist, eine noch allgemeinere Theilnahme anzuregen und möglich zu machen.

Die Absicht des Vereins ist nun, Preisbewerbungen für anzufertigende Kunstwerke anzustellen, die Ausführung entworfener, und die Vollendung angefangener zu erleichtern, schon fertige an sich zu kaufen und diejenigen, welche auf diesem Wege an ihn übergehen, unter seine Mitglieder zu verloosen. Auf diese Weise bleibt dem Künstler mit der Freiheit der Wahl seines Gegenstandes die Sicherheit, seine Zeit ohne Gefahr, einem gröfsern Werke widmen zu können. Die Verloosung der Kunstwerke aber

schien den Stiftern des Vereins besser und der Kunst förderlicher, als wenn man sie hätte verkaufen, oder aus ihnen eine Sammlung des Vereins bilden wollen. Sie werden auf diesem Wege in alle Provinzen der Monarchie verbreitet und kommen auch in den Besitz derer, die sie sich sonst nicht hätten verschaffen können.

Auch ist wohl nicht zu verkennen, dafs ein gutes Kunstwerk in einer Privatwohnung, als Familienbesitz, wo es einzeln, oft, in verschiedenen Stimmungen, und nach und nach doch von sehr vielen betrachtet wird, einen tieferen und richtigeren Eindruck auf das Gemüht hervorbringt, als wenn man es in öffentlichen Ausstellungen und Sammlungen jedesmal absichtlich aufsuchen mufs. Die Preisbewerbungen hat der neue Verein für den Augenblick nur für diejenigen Preufsischen Künstler bestimmt, die sich, zum Behuf ihrer Studien, in Italien aufhalten. Diese Beschränkung hört aber sogleich auf, als dem Vereine seine Mittel weiter zu gehen erlauben, auch ist dieselbe schon vor dieser Zeit dem höhern Gesetz untergeordnet, dafs der Verein seine Unterstützungen immer nur auf wirklich ausgezeichnete Kunstwerke verwendet. — —

Bericht, vom 29sten Januar 1826.

Der Verein der Kunstfreunde in unsrem Vaterlande hat, unter dem Schutze und durch die huldreiche Begünstigung Sr. Majestät des Königs und der königlichen Prinzen und Prinzessinnen, und die gütige Theilnahme der Freunde der Kunst in allen Ständen, einen so erwünschten Fortgang gewonnen, dafs, da die erste öffentliche Versammlung, dem Statute nach, bis zum Jahre 1827 hinausgeschoben war, wir uns schon heute veranlafst gesehen, uns eine Zusammenkunft der hier anwesenden Mitglieder zu erbitten. In

den wenigen, seit dem Entstehen des Vereins verflossenen Monaten, und gröſstentheils vor dem für den Anfang seiner Wirksamkeit bestimmten Zeitpunkt, ist eine bedeutende Anzahl von Mitgliedern hinzugetreten, und da mehrere sich mit höheren Beiträgen unterzeichnet haben, eine für die Kürze der Zeit ansehnliche Geldsumme zusammengekommen. Von beiden giebt die Liste, welche den Mitgliedern gedruckt vorgelegt werden wird, die nähere Auskunft.

Dieser schnelle Erfolg ist ein neuer erfreulicher Beweis, daſs es nur eines einfach zum Zweck führenden Anfangs bedarf, um allem auf Verbreitung des Guten und Schönen Gerichteten in unsrem Vaterlande rege und thätige Theilnahme zu verschaffen. Die Unternehmer des Vereins haben noch besonders darin mit lebhaftem Vergnügen erkannt, daſs sie in dem Gedanken gemeinschaftlicher Beförderung der vaterländischen Kunst nur einen schon von vielen und lange gehegten Wunsch aussprachen. Sie haben sich aber durch diese gütige und bereitwillige Aufnahme ihres Vorschlags auch doppelt verpflichtet gefühlt, die ihren Händen anvertrauten Mittel gleich jetzt für den Zweck des Vereins in Wirksamkeit zu setzen, und es ist ihnen vor allem ein dringendes Bedürfniſs gewesen, die geehrten Mitglieder des Vereins selbst zu versammeln, ihnen Rechenschaft von dem Angefangenen abzulegen, und ihre Meinung und Entscheidung über die fernere Leitung der Geschäfte der Gesellschaft einzuholen.

Die Anordnung von Preisbewerbungen unter den Preuſsischen, in Italien studirenden Künstlern gehört statutenmäſsig zu den ersten und wichtigsten Zwecken des Vereins. Der Künstler-Ausschuſs desselben hat daher einen Gegenstand zur Aufgabe gewählt, und die Aufforderung, denselben zu bearbeiten, ist nach Rom abgegangen, um durch die dortige Königl. Gesandtschaft den sich jetzt in Italien auf-

haltenden Künstlern mitgetheilt zu werden. Der Preis für das vollendete Gemälde, das eine Länge von vier Rheinländischen Fufsen und eine verhältnifsmäfsige Höhe haben soll, ist auf 600 bis 650 Rthlr. bestimmt. Man wird sich jedoch über die Bestellung des auszuführenden Bildes erst nach den vorher einzusendenden Skizen entscheiden. Für diese Skizen ist ein besonderer Preis von 50 Rthlr. ausgesetzt, welcher, wenn keine zur Bestellung eines Bildes einladen sollte, der besten unter denselben, sonst derjenigen zufällt, welche für die gelungenste nächst der im Grofsen auszuführenden erklärt wird.

Zum Gegenstande der Aufgabe ist die Befreiung der Andromeda gewählt worden, und zwar in dem Augenblick, wo Amor, nach vollendetem Kampfe, die Gefesselte löst, um sie dem Perseus zuzuführen. Diejenigen, welche mit Philostratos Gemäldebeschreibung, entweder aus dem Originale des griechischen Redners, oder aus deutschen Bearbeitungen bekannt sind, unter denen vorzüglich die in Göthe's Kunst und Alterthum Erwähnung verdient, werden sich erinnern, dafs dort dieser Gegenstand auf die gesagte Weise aufgefafst ist. Auch sind die Künstler, an welche die Aufgabe ergangen, gebeten worden, der Philostratischen Beschreibung, nicht zwar in den Nebensachen und Zufälligkeiten der Ausführung, aber in der Auffassung des Augenblicks der Handlung und dem Wesentlichen der Darstellung, getreu zu bleiben.

Eine zur Bewerbung um einen Preis bestimmte Arbeit kann nicht anders, als bis auf einen gewissen Grad bedingt seyn, da eine genau und vollständig abwägende Beurtheilung der Werke verschiedener Künstler Einheit des Gegenstandes fordert, und auch möglichste Einheit der Auffassung desselben, wenn er von mehreren Seiten genommen werden kann, wünschenswerth macht. Es gehört zu

der Vollendung des Künstlers, ebensowohl einen Gegenstand selbst wählen, als einen gegebenen behandeln zu können, und die Freiheit, der er zu seinen Arbeiten bedarf, hat, wie jede aus der Tiefe und inneren Kraft des Gemüthes entspringende, das Eigenthümliche, dafs sie mit den Fesseln wächst, die sie sich anlegt.

Aber auch abgesehen von den Forderungen einer Preisbewerbung würde sich die Philostratische Beschreibung des eben erwähnten Gegenstandes unbedenklich von selbst zur Nachbildung empfehlen. Sie nimmt die vorzustellende Handlung in dem glücklichsten Momente auf. Der Kampf eines geflügelten Helden mit einem Meerungeheuer trägt vieles an sich, das der künstlerischen Darstellung widerspricht; bei der Wahl dieses Standpunkts der Handlung kann man auch nur den Anfang derselben bezeichnen. Die Darstellung des vollendeten Sieges enthält sie ganz, knüpft den Vorgang an seinen Erfolg, das erlittene Unglück, die gefürchtete Gefahr an die glückliche Errettung, die Heldenarbeit an den Heldenlohn. Sie verbreitet auch über das Kunstwerk eine edle, aus gelungener Anstrengung hervorgehende Ruhe. Auch in den Bildwerken des Alterthums, welche diesen oder ähnliche Gegenstände vorstellen, ist daher meistentheils dieser Moment vorgezogen worden. Aber Philostratos Darstellung zeichnet sich noch dadurch aus, dafs Amor, und zwar nicht als gaukelnder Knabe, sondern als Jüngling, der an dem Kampfe Theil genommen, die ihrer Fesseln entledigte Andromeda dem Helden übergiebt, und die Gegenwart des zugleich durch ihn geretteten Volks den Kampf zu der Reihe Heroen verherrlichender und Völker beglückender Thaten erhebt.

Die Wahl dieses Gegenstandes zur Preisaufgabe erinnert an einen Künstler, dessen Erwähnung an diesem Ort und in dieser Versammlung vorzüglich passend scheint.

Asmus Karstens, der bekanntlich während seines Studienaufenthaltes in Rom starb, hatte die Befreiung der Andromeda nach Philostratos Beschreibung dargestellt, und diese Zeichnung, obgleich mehr entworfen, als ausgeführt, gehört zu seinen gelungensten. Sie befindet sich, soviel ich weifs, in den Grofsherzoglichen Sammlungen in Weimar. Denn dort sind die meisten seiner Arbeiten hingekommen. Indefs besitzt man auch hier aufser einigen Zeichnungen eine singende Parze von ihm, eine zum Behuf einer malerischen Composition modellirte, durch Freunde seines Andenkens aufbewahrte und hergestellte, und nun auch in Bronze gegossene Figur, die den sinnigsten und graziösesten und am meisten im Geiste des Alterthums gedachten beigezählt zu werden verdient. Dieser genievolle Künstler, der, wie das eben erwähnte Werk beweist, die Kunst nicht auf Einem Wege verfolgte, sondern sie sich in ihrem ganzen Umfange anzueignen suchte, schien mit Vorliebe antike Gegenstände zu behandeln. Sein frühzeitiger Tod ist um so mehr zu bedauern, als seine Werke wiederum gezeigt haben würden, wie in jeder Gattung der Kunst diese Bahn mit Genie betreten, und dem aus dem Alterthum geschöpften Stoff Geltung und neues Leben durch die Art der Behandlung verschafft werden kann.

Da die Mittel des Vereins schon jetzt seinen Wirkungskreis zu erweitern erlaubten, haben wir geglaubt, den Wünschen der Mitglieder zu entsprechen, wenn wir sogleich auch zu einem Ankauf von Gemälden schritten, die unter sie verlost werden könnten. Diese Art der Wirksamkeit des Vereins dürfte, wenn sich die Theilnahme an dem Unternehmen erhält, die wohlthätigste und belebendste für die Kunst seyn. Wenn der Verein alljährlich, und vielleicht mehr als einmal im Jahr, Bilder zu kaufen im Stande ist, so wird ein Wetteifer in den Künstlern entstehen, fertige

für seine Wahl in Bereitschaft zu halten, eine freiwillige, an keinen bestimmten Gegenstand geheftete Preisbewerbung. Jedes gröfsere Bild erfordert einen so beträchtlichen Zeitaufwand, eine mit so mancher, auch von denen, welche gern Bilder besitzen, nicht immer gehörig gewürdigten Aufopferung des Künstlers verbundene Anstrengung, dafs dieser sich, ohne bestimmtere Aussicht, auch einen äufseren Gebrauch davon zu machen, nur schwer dazu entschliefsen kann. Wie wenige, ja wie fast gar keine unbestellte Bilder, wenigstens in diesem Augenblick und hier, bei den Künstlern vorhanden sind, davon hat man Gelegenheit gehabt, sich bei dem jetzigen Ankauf zu überzeugen. Man hat sich aber um so mehr beeifert, die beiden jetzt angekauften auszuwählen, um mit dieser Wirksamkeit des Vereins einen anregenden Anfang zu machen. Die beiden hier aufgestellten Gemälde des Herrn Professors Dähling und Herrn Lengerich, der erst vor kurzem aus Rom zurückgekehrt ist, sind dem Publicum schon aus frühern Ausstellungen bekannt, und haben sich mit Recht des Beifalls der Kenner und Liebhaber erfreut. Ich würde es daher für überflüssig halten, etwas über sie hinzuzufügen *).

*) Für die nicht in Berlin einheimischen Mitglieder des Vereins dürfte indefs folgende kurze Beschreibung dieser beiden Bilder angenehm seyn.

Gemälde des Herrn Professor Dähling,
hoch 3′ 4″, breit 3′ 8″.

In einem Burgzwinger, der an den Seiten von Baumwerk eingeschlossen, nach hinten durch vergoldete Bronzestäbe eine Aussicht auf Baumwesen, den Theil einer Stadt und Anhöhen dahinter gewährt, oben aber sich zu einer hohen Weinlaube zusammenwölbt, hört eine Gesellschaft von Edlen und Rittern aus der Zeit des Mittelalters in gröfster Behaglichkeit einem jungen Sänger zu, welcher in ihrer Mitte sitzend seinen begeisterten Gesang auf der Laute begleitet. Die Wirkung dieses Gesanges auf alle ihn in verschiedenen Lagen und Stellungen Umgebenden ist in mehrfachen Abstufungen nach Art, Alter und Geschlecht eines jeden

Das Directorium des Vereins hat angestanden, aufser diesem Ankauf noch einen anderen vorzunehmen, oder eine Bestellung eines Gemäldes zu machen, weil es ihm rathsam geschienen hat, die vorhandenen Mittel bis zu der akademischen Ausstellung zusammen zu halten, die im Herbste dieses Jahres statt finden wird. Diese, die Kunst von so vielen Seiten fördernden Ausstellungen bieten für unsern Zweck den zwiefachen Vortheil dar, dafs sie eine bedeutende Zahl vorzüglicher, zum Theil noch unbestellter Kunstwerke vereinen, und dafs das Urtheil des Publikums darüber sich in der mehr und minder bei jedem verweilenden Aufmerksamkeit ausspricht. Indem nun die den Verein leitenden Künstler, bei der Bestimmung von Kunstwerken für denselben, sich an die strengen Forderungen der Kunst halten, und gewifs in dem Grade mehr den Wünschen der Mitglieder entsprechen, in welchem sie diesen Weg mit Festigkeit verfolgen, übersehen sie gewifs nicht den Eindruck, den ein einzelnes Kunstwerk in dieser oder

---

ausgedrückt, von der sanftbewegten Jungfrau, welche die Augen niedersenkt, bis zu dem lebhaft ergriffenen Mann, der den Sänger freudigen Muthes unverwandt anschaut, von dem bewufstlosen Anhören der Kinder bis zur ruhigen und klaren Theilnahme des Greises. Ein Page ist im Begriff, dem Sänger einen goldnen Becher mit Wein darzureichen. Ganz im Vorgrunde befindet sich ein Springbrunnen, daneben Trinkgefäfse auf einem kleinen Untersatz und ein Korb mit Früchten.

Gemälde des Herrn Lengerich aus Stettin,

hoch 5′ 5″, breit 3′ 11″.

Portrait eines Pagen des römischen Senators in seinem Costüm. Ganze Figur. Im Federhut mit weifsem Halskragen, Rock und Hosen von dunkelrother, Weste und Strümpfen von goldgelber Farbe, steht er, mit der Rechten den Degen haltend, auf dessen in einen Adlerskopf endigenden Griff das S. P. Q. R. befindlich, die Linke in die Seite gestützt, ruhig und bequem da, das Gesicht von angenehmen Zügen auf den Beschauer gewandt. Den Hintergrund bildet links ein grüner Vorhang, rechts sieht man über eine Balustrade in der Ferne das Kapitol.

jener Art hinterlassen hat. Gerade dem Künstler, der am tiefsten empfindet, dafs das Höchste und Letzte in einem Kunstwerk nur aus dem Gefühle entspringt, und auf das Gefühl zurückwirkt, flöfst die Stimme eines gebildeten und fein empfindenden Publikums immer die gröfseste Achtung ein. Durch die Art, auf welche in Vereinen, wie der unsrige ist, das Urtheil der Künstler, die hier die Rolle des Publikums übernehmen, wählen, bestellen und kaufen, dem Urtheil der Mitglieder gegenübertritt, können durch gegenseitige Berichtigung und Bewahrung vor Einseitigkeit solche Vereine einen, sich noch über ihren besonderen Zweck hinaus verbreitenden wohlthätigen Einfluſs auf den Geschmack und die Kunstansicht überhaupt ausüben.

Das Directorium des Vereins hat die Absicht, alle Gemälde und andere Kunstwerke, die zur Verloosung kommen, radiren zu lassen, damit jedes Mitglied ein Exemplar dieser Nachbildungen besitzen kann. Es wird auf diese Weise bei jedem eine Sammlung der, seit seinem Beitritt, von dem Verein an sich gebrachten Kunstwerke in radirten Blättern entstehen, die nach mehreren Jahren zu interessanten Vergleichungen Anlafs geben kann. Das Directorium hofft, sich der Zustimmung der Mitglieder des Vereins bei dieser Einrichtung versichert halten zu können.

Die beiden hier aufgestellten Gemälde sollen nun unverzüglich verloost werden. Es hat uns aber besser geschienen, diese Verloosung auf die nächste Sitzung zu verschieben, um heute erst die Art, wie wir dieselbe vorzunehmen beabsichtigen, der geehrten Versammlung vorzulegen, und andere sich vielleicht darüber äufsernde Meinungen vernehmen zu können. Uns hat die einfachste Art der Verloosung folgende geschienen. Es werden zwei Gefäfse, eins für die Nummern der Beitrags-Quittungen der Mitglieder, die hier die Stelle der Namen derselben vertreten,

und eins für die gewinnenden und verlierenden Loose bestimmt. Aus beiden wird, Zug um Zug, immer eine Nummer und ein Loos gezogen. Da der Beitrag der Mitglieder ungleich ist, so wird die Nummer eines jeden Mitgliedes in so viel besonderen Zetteln in das Gefäfs der Namen gelegt, als sein Beitrag 5 Rthlr. enthält, und hiernach richtet sich natürlich auch die Anzahl der Loose im anderen Gefäfs. Wer daher z. B. mit einem jährlichen Beitrag von 10 Rthlr. unterzeichnet hat, dessen Nummer wird zweimal und mit zwei Loosen gezogen, und er hat mithin eine zwiefache Möglichkeit zu gewinnen für sich. Da noch täglich neue Mitglieder aufgenommen werden, so hat man, indem bei der Verloosung doch die Anzahl der Mitglieder bestimmt seyn mufs, die Liste der Mitglieder, welche an dieser Verloosung Antheil nehmen können, mit einem bestimmten Tage, jedoch natürlich nur zu diesem Zweck, schliefsen müssen, und zu diesem Tage ist nach wiederholter Bekanntmachung in den öffentlichen Blättern, der heutige angenommen worden. Diese so angefertigte Liste liegt hier zur Einsicht offen. Um die beiden jetzt angekauften Gemälde in ihrer Gegenwart zu verloosen, laden wir die geehrten Mitglieder am 15. Februar zu einer zweiten hier zu haltenden Versammlung ein. Wir nehmen uns aber die Freiheit, Sie zugleich zu bitten, drei Personen aus Ihrer Mitte zu bestimmen, welche, während der Verloosung, dieselbe zugleich mit uns beaufsichtigen, und mit denen wir auch vorläufig in der Zwischenzeit alles zur Verloosung Gehörende verabreden können.

Diese drei Personen könnten zugleich die nach §. 25. des Statuts zu wählende Commission bilden, welche die Rechnung des Vereins prüfen und den Cassenzustand untersuchen soll. Sie würde alsdann der Versammlung in der nächsten Sitzung ihren Bericht abstatten. Die hier

angegebene Art der Verloosung ist dem Statute genau und pünktlich entsprechend. Sie bestimmt einen ungleichen Antheil der Mitglieder an derselben nach der Höhe des Beitrags, wie das Statut es §. 27. vorschreibt, berechtigt dagegen zu keinem solchen nach der Verschiedenheit der Zeit des Beitritts zum Vereine, da der eben angeführte Paragraph, jene einzige Ausnahme abgerechnet, nur allgemein bestimmt, dafs die angekauften Kunstwerke unter den Mitgliedern verloost werden sollen, und §. 9. festsetzt, dafs der Beitrag eines neuen Mitgliedes für den 1sten Januar des Jahres gilt, in welchem dasselbe eingetreten ist.

Hieraus entsteht nun allerdings, dafs an derselben Verloosung und mit durchaus gleichem Rechte Mitglieder Theil nehmen, welche einen, und solche, welche zwei Beiträge geleistet haben, oder noch zu leisten verpflichtet sind. Es wird auch, wie leicht einzusehen ist, derselbe Fall bei künftigen Verloosungen wiederkehren.

Wollte man also den Grundsatz aufrecht erhalten, dafs jedes Mitglied, eben als wäre der Verein eine Lotterie von Kunstwerken, genau nach Mafsgabe des nach und nach beigetragenen Geldes an jeder Verloosung Theil nehmen sollte, so liefse sich das nur entweder so erreichen, dafs man die Einkünfte jedes Jahres absonderte, und an der Verloosung der mit diesen Einkünften erkauften Kunstwerke auch nur diejenigen Theil nehmen liefse, welche dem Vereine bis dahin angehört hätten, oder so, dafs man, so lange bei einer Verloosung noch Geld aus einer bestimmten Epoche verwendet worden wäre, denjenigen, die in dieser Epoche Mitglieder waren, ein gröfseres Anrecht als den später eingetretenen verliehe.

Das erste Auskunftsmittel, bei dessen Anwendung diejenigen Mitglieder, welche erst für das Jahr 1826 unterzeichnet haben, hätten von der jetzigen Verloosung ausge-

schlossen bleiben müssen, würde den Kunstzweck durch die Zerstückelung der zur Verwendung bereit liegenden Mittel in lauter Jahreseinkünfte, und durch die Rücksicht, welche bei dem Ankauf auf diese abgesonderten Geldsummen genommen werden müfste, durchaus zerstören. Das zweite jener Auskunftsmittel würde zu den weitläuftigsten und verwickeltsten Rechnungen nöthigen, um zu bestimmen, aus welchem Jahre jede zu verwendende Summe herstammte, und dennoch nicht einmal ausführbar seyn, da bei einer Verloosung eine solche Summe aus einer früheren Epoche könnte verwandt worden seyn, die nicht hinreichte, einem jeden an derselben theilnehmenden Mitgliede ein ganzes Loos mehr zu bestimmen.

Gegen beide Vorschläge reden noch die beiden anderen wichtigen Umstände, dafs der Verein doch auch allgemeine Unkosten hat, und dafs er, seinem Zweck und seinem Statute nach, Unterstützungen gewähren kann, durch die kein Kunstwerk in seinen Besitz und mithin nichts zur Verloosung kommt. Nach welchen Grundsätzen nun sollte man diese vertheilen?

Es scheint daher nichts übrig zu bleiben, als die jedesmal vorhandenen Geldmittel als Eine Masse zu betrachten, auf die jeder, zu welcher Zeit er beitrete, nach der Höhe seines Beitrages gleiches Recht hat. Dies ist es auch, was das Statut festsetzt, und vielleicht habe ich mich sogar schon zu lange bei diesem Punkte aufgehalten, da den geehrten Mitgliedern dieser Versammlung gewifs dasjenige vorgeschwebt hat, was alle jene Zweifel und Bedenken von selbst niederschlägt, die Erwägung des Zwecks des Vereins und des Verhältnisses, in welchem die Verloosung zu diesem steht. Als ein blofses Mittel über die in den Besitz des Vereins kommenden Kunstwerke zu verfügen, mufs sie der höheren Bedingung der Beförderung der Kunst un-

tergeordnet bleiben. Diejenigen, die dem Vereine beigetreten sind, haben gewifs diesen höheren Gesichtspunkt gefafst und ihre Genugthuung darin gesucht, an der Beförderung des Kunstzweckes mit zu arbeiten, beständige Zeugen der Art zu seyn, wie der Verein darauf hinwirkt, und durch ihren Beitrag sowohl, als ihren persönlichen Antheil an den Wahlen und den Versammlungen dafür thätig zu seyn. Namentlich beweist dies der rege Eifer derer, die, wiewohl vorauszusehen war, dafs im vergangenen Jahre keine Verloosung würde statt finden können, es dennoch vorzogen, ihre Namen der Liste des Vereins gleich bei der ersten Aufforderung einzuzeichnen, dadurch dem Unternehmen im ersten Augenblick Leben und Schwung zu geben, und die eigentlichen Stifter des Vereins zu werden.

Das Directorium hat es nur für seine Pflicht gehalten, sich dennoch durch vollständige Darlegung der Grundsätze, nach welchen es auch in diesem Punkte gehandelt hat, der Zustimmung der geehrten Mitglieder des Vereins zu versichern.

Die Personen, die jetzt das Directorium und den Ausschufs des Vereins bilden, haben sich nur vorläufig diesem Geschäft unterziehen können, und es mufs nach §. 15. des Statuts in der heutigen ersten Versammlung über ihre Bestätigung oder Erneuerung entschieden werden. Wir müssen daher die hier anwesenden geehrten Mitglieder bitten, auf den ihnen einzuhändigenden Wahlzettel, wenn sie eine Veränderung wünschen sollten, an die Stelle der jetzt darauf genannten Personen die Namen derjenigen Mitglieder zu setzen, denen sie ihre Stimme ertheilen. Diejenigen, welche die Beibehaltung der jetzigen Personen wünschen, geben die Zettel unverändert zurück.

Auf diesen Zetteln bitten wir zugleich die Namen der drei zur Prüfung der Rechnung zu ernennenden Commissarien zu verzeichnen.

Schon die jetzige kurze Erfahrung hat gezeigt, dafs es zweckmäfsig seyn wird, auch dem Ausschufs der Künstler einen Secretair beizuordnen, und hierzu eine Person auszuwählen, welche die nothwendigen Sprach- und Kunstkenntnisse besitzt, da bei den Berathungen des Künstler-Ausschusses Untersuchungen und Arbeiten, welche sie erfordern, vorkommen können. Wir haben daher gut zu thun geglaubt, auf den Wahlzetteln für diese Stelle einen Vorschlag zu machen.

Nach §. 7. des Statuts soll jedes Mitglied ein Patent erhalten. Dies ist bis jetzt noch nicht geschehen, weil es uns schien, dafs es eines der Kunst gewidmeten Vereins würdig sey, diesen Patenten auch einen wirklichen Kunstwerth zu ertheilen. Es ist daher die Absicht, eine Zeichnung dazu in dem Ausschufs der Künstler zu entwerfen, die, in geschmackvoller Anordnung, sinnige Andeutungen der verschiedenen Künste in ihren merkwürdigsten Epochen enthalte, und diese Zeichnung so ausführen zu lassen, dafs jedes Mitglied in dem Patent zugleich einen gelungenen Kupferstich besitzt. Es wird unstreitig allen Theilnehmern an dem Vereine angenehmer seyn, dafs hierauf, wenn es auch allerdings eine längere Zeit erfordern dürfte, grofse Sorgfalt verwendet, als ein unbedeutendes Patent in Schnelligkeit ausgetheilt werde.

Das Directorium des Vereins hat aus ihm zugekommenen Aeufserungen ersehen, dafs Personen, die seit dem Anfang dieses Jahres dem Verein haben beitreten wollen, in dem §. 7. des Statuts eine Schwierigkeit zu finden geglaubt haben, nach welchem die nach dieser Epoche Aufzunehmenden von zwei Mitgliedern vorgeschlagen werden sollen. Es ist aber vollkommen hinreichend, wenn diejenigen, welche von jetzt an aufgenommen zu werden wünschen, diesen Wunsch einem der Mitglieder des Directo-

riums des Vereins zu erkennen geben, welches alsdann von selbst bemüht seyn wird, ihre Aufnahme statutenmäſsig zu besorgen.

Indem ich glaube, jetzt alle Punkte berührt zu haben, von welchen es nothwendig war, dieser geehrten Versammlung Rechenschaft abzulegen, bleibt mir nichts mehr übrig, als im Namen des Directoriums und Ausschusses den anwesenden und abwesenden Mitgliedern des Vereins unsern lebhaften und aufrichtigen Dank für ihre gütige Theilnahme abzustatten, und das Unternehmen, dessen Bestehen und Gedeihen von dieser Theilnahme abhängig ist, der Fortdauer derselben angelegentlichst zu empfehlen.

Aus dem Bericht vom 5ten Februar 1827.

— — Das Directorium ist in Verbindung mit dem Künstler-Ausschuſs bemüht, diese vorhandenen Mittel, zu welchen noch die Einnahme des Jahres 1827 hinzutritt, zu neuen Ankäufen zu verwenden, und wird, mit Rücksicht auf die schon gemachten, durch die Mannigfaltigkeit der zu wählenden Gegenstände dem verschiedenen Talent der Künstler und dem verschiedenen Geschmack des Publikums möglichst zu entsprechen versuchen. Denn die Kunst ist mannigfaltig wie die Natur, und ein Verein, der sie zu befördern bestimmt ist, könnte in keinen schlimmeren Fehler verfallen, als in den der Einseitigkeit. Diejenigen, welche ihre Gegenstände unmittelbar aus der Natur, der leblosen oder lebendigen, ja selbst aus den Alltagskreisen des Lebens wählen, beobachten künstlerisch dasselbe Verfahren, als die, welche das Ideal körperlicher Schönheit oder sittlicher Gröfse darzustellen streben. Auch die letzteren müssen, was nicht unmittelbar erscheint, in die Wirklichkeit

herüberführen, und alle, ehe das verschiedene Talent von diesem Punkte aus verschiedene Richtungen nimmt, aus der eng und augenblicklich bedingten Wirklichkeit hinüber in das Gebiet der Kunst, in welchem die Einbildungskraft einen desto freiern Aufflug gewinnt, je bestimmter sie sinnlich gebunden ist. Keine Kunst kann bei der unmittelbaren, augenblicklichen Erscheinung stehen bleiben. Dies beweist vor Allem ein gelungenes Bildnifs, wie die letzte Ausstellung mehrere in so verschiedener Art musterhafte aufwies. Die treueste und pünktlichste Aehnlichkeit ist die erste und unerlafsliche Bedingung des Bildnisses, welches das Gefühl derer, für die es bestimmt ist, gewissermafsen ganz der Freiheit der Kunst entreifsen möchte, um so viel als möglich nur die Wirklichkeit selbst zu besitzen. Allein das wahrhaft gute Bildnifs zeigt niemals die Züge des Augenblicks, sondern die Züge, wie sie dem ganzen Innern in allen ihm eigenen Stimmungen und Gedankenentfaltungen entsprechen, wie sie auf eine mit Worten nicht darzustellende Weise, über jedes abgeschnittene Einzelne hinausgehend, den ganzen Charakter umschliefsen. Dies aber vermag nur das Genie des Künstlers, und je weniger ihm Schranken gesetzt werden, das Bildnifs zum Gemälde zu erheben, desto mehr verstärkt der hellere Wiederschein der Kunst auch den Eindruck der blofsen Aehnlichkeit.

Den scheinbaren Widerspruch, dafs die Kunst nur innerhalb der Natur lebet und webt, und der Künstler doch sich den Schranken der Wirklichkeit entheben soll, löst das ihm eigenthümliche Studium der Natur, das sich von dem zu jedem andern Zwecke bestimmten unterscheidet. Wenn auch der Künstler sich nur mit Umrifs und Farbe, also mit der äufseren, anschaubaren Erscheinung und der Oberfläche der Körper zu beschäftigen scheint, so geht sein Verfahren doch nothwendig von innen nach aufsen, vom

Unsichtbaren zum Sichtbaren. Er ahmt die Erscheinung nicht einzeln und mechanisch nach, sondern forscht nach ihrem Begriff und lernt sie erst aus diesem verstehen. Er dringt also in den Begriff und nicht blofs des Individuums, sondern der Gattung ein, aber fafst denselben nur so auf, wie er sich auf die Erscheinung bezieht. Darin, dafs sich Begriff und Erscheinung nicht in ihm scheiden, sondern einander energisch durchdringen, beruht sein Künstlerberuf. Er leiht der Natur nicht subjective, aus leerer Einbildungskraft entlehnte Verhältnisse, aber er findet in ihr immer etwas Andres und Höheres, als was von ihr unmittelbar und ohne mit seinem Auge angesehen zu werden, in der Wirklichkeit erscheint.

Dafs die deutsche Kunst vorzugsweise einen hohen Grad der Vortrefflichkeit schon in früheren Jahrhunderten erreichte, und dafs sie sich auch in den heutigen Künstlern bewährt, liegt vor Allem in diesem so gearteten Studium der Natur. Denn es ist eine Eigenthümlichkeit des deutschen Geistes, von jeder Seite aus die Tiefe des Begriffs jedes Wesens zu ergründen und jedes in seiner ursprünglichen Beschaffenheit aufzufassen, so wie eine andre, von den äufseren Erscheinungen auf ihre inneren Gründe zurückzugehen, und beide sich von einander durchdrungen zu denken. Auch die deutsche Sprache zeichnet sich durch reine Objectivität, philosophische Auffassung und tiefe Innerlichkeit des Ausdrucks aus. Ist nun das Kunstgenie mächtig genug, alle Vermögen des Geistes in vollendeter Reinheit in seiner Form auszuprägen, so führt gerade jene Eigenthümlichkeit zu der ächten, von Manier freien, ganz der Natur angehörenden, und eben darum am meisten idealischen Kunst.

Ich mufs die Nachsicht der Versammlung in Anspruch nehmen, diese allgemeinen Betrachtungen hier eingestreut

zu haben. Aber die Aufforderung dazu schien mir in dem Zweck unsers Vereins und den höchst erfreulichen und zu noch gröfseren Hoffnungen berechtigenden Resultaten der letzten Akademischen Ausstellung für die deutsche Kunst zu nahe zu liegen, um sie unterdrücken zu können.

Aus dem Bericht vom 1sten Februar 1828.

— — Nachdem die Skizzen zu der ersten für die Preufsischen Maler in Rom veranstalteten Preisbewerbung eingegangen waren, ertheilte der Künstlerausschufs des Vereins den Preis einstimmig der des Herrn v. Kloeber aus Schlesien. Eine hochgeehrte Versammlung erinnert sich, dafs der Gegenstand dieser Preisbewerbung die Befreiung der Andromeda durch den Perseus war. Diesen nach der gekrönten Skizze im Grofsen auszuführen, ist also Hrn. v. Kloeber aufgetragen worden, und der Verein sieht in den nächsten Monaten der Ankunft dieser Arbeit entgegen. Der Preis des vollendeten Gemäldes war anfänglich auf 600 bis 650 Thaler festgesetzt; da sich jedoch das Directorium überzeugt hat, dafs derselbe nach der Zeit, welche der Künstler diesem Werke widmen mufs, und wegen der vielen Studien nach der Natur, welche die Ausführung der einzelnen Figuren erfodert, nicht ausreichend seyn würde, so hat es keinen Anstand genommen, denselben in diesem besondren Falle auf 900 Thaler zu erhöhen, wie die geehrten Mitglieder aus der heute abzulegenden Rechnung ersehen werden. Von den andren, zugleich mit der gekrönten eingegangenen Skizzen sind zwei, die eine von Herrn Grahl aus Berlin, die andre von Herrn Temmel aus Schlesien, jede für 50 Thaler, angekauft worden.

Eine solche Berücksichtigung derjenigen Arbeiten, welche für die besten nach der gekrönten erklärt werden, scheint nothwendig, um den Künstlern den Muth zu erhalten, einer in ihrem Erfolge immer ungewissen Preisbewerbung ihren Fleifs und ihre Zeit zu widmen. Sie gewährt aufserdem den Vortheil, dafs die Arbeiten einer gröfseren Anzahl angehender Künstler dem Publikum bekannt werden, und selbst fluchtig hingeworfene Skizzen sind vorzüglich geeignet, Talent und Künstlerberuf danach zu beurtheilen.

Unmittelbar nach der in der ersten Preisbewerbung gefallten Entscheidung wurde eine zweite eröffnet, und von den Preufsischen Künstlern in Rom mit noch lebendigerem Antheil, als die erste, aufgenommen. Der Gegenstand war aus dem alten Testament *) gewählt, Moses, wie er die Töchter Reguels, des Priesters in Midian, am Brunnen gegen die Hirten beschützt. Zwei der eingegangenen Skizzen waren so gut gelungen, dafs es angemessen schien, beide im Grofsen ausführen zu lassen. Die eine rührte von Herrn Dräger aus Trier, die andre von Herrn Temmel aus Schlesien, dem nämlichen her, dessen Skizze bei der ersten Preisbewerbung angekauft worden ist. Beide erhielten daher die nöthigen Aufträge, und die Skizze des Herrn v. Kloeber, der sich auch wieder unter den Preisbewerbern befand, wurde vom Vereine für 50 Thaler gekauft.

Es waren nun nach einander zwei einzelne Gegenstände, ein mythologischer und ein biblischer, zu Preisbewerbungen hingegeben worden. Es schien jetzt angemessen, auch einmal zu versuchen, die Wahl des Gegenstandes den Künstlern selbst zu überlassen. Wenn die Verschiedenheit der Gegenstände bei der Zuerkennung des Preises

*) 2. B. Mose 2, 16—19.

die Schwierigkeit der Beurtheilung vermehrt, so arbeitet dagegen der Künstler mit mehr Liebe und Freiheit an einem selbst gewählten Stoff. Er bewegt sich in einem Kreise, in dem seine Phantasie schon einheimisch ist, und fühlt sich des Erfolges gewisser, wenn er ausführen kann, wozu sein Talent sich von selbst hinneigt. Zwar ist bei dieser Preisbewerbung die Bedingung hinzugefügt worden, den Gegenstand aus der Griechischen Mythologie, dem alten Testament, oder den drei grofsen Italienischen Dichtern, Dante, Ariost und Tasso herzunehmen. Den Künstler durch diese Andeutung auf eine reiche Mannigfaltigkeit naiver und lieblicher, grofser und erhabner Gestalten aus dem ehrwürdigsten und aus dem reizendsten Alterthum, aus grofsartig tiefsinniger und das bewegteste Leben zauberisch mischender Dichtung hinweisen, hiefs nicht sowohl seine Wahl beschränken, als sie auf ein Gebiet hinlenken, wo er sicher ist, in den Gränzen des eigentlich künstlerisch Darstellbaren zu bleiben, und die Natur, die er wiederzugeben bestimmt ist, in der vollen und sinnlichen Wahrheit ihres Lebens und ihrer Bewegung anzutreffen. Es ist vorauszusehen, dafs die Künstler die Lösung einer so frei und weit gestellten Aufgabe mit doppelter Bereitwilligkeit übernehmen werden.

Die vorzügliche Rücksicht, welche unser Verein nach §. 5. des Statuts auf die in Italien studirenden Künstler, als auf diejenigen nimmt, welche ihre höhere Ausbildung in dem Lande suchen, dem die alte Kunst ihre Erhaltung, und die neuere gröfstentheils ihr Daseyn verdankt, schliefst eine gleiche Sorgfalt für die im Inlande Wohnenden nicht aus. Es wurde daher auch für sie eine Preisbewerbung veranstaltet. Der Ausschufs der Künstler hatte die bekannte Erzählung von Hero und Leander zum Gegenstande gewählt, und für die Darstellung den Augenblick bezeichnet,

wo die Wellen den Leichnam des Leander ans Ufer geworfen haben, die Meeresnymphen sich klagend um ihn versammeln und Hero sich bei diesem Anblick vom Thurme herabstürzt. Von den neun eingegangenen Skizzen wurde der des Herrn Wolff in Berlin einstimmig der Preis zuerkannt, und ihm die Ausführung derselben im Grossen, welche im Frühjahr vollendet seyn wird, aufgetragen. Zugleich wurden, als die zunächst gelungenen, die der gleichfalls hier wohnenden Herren Boutterweck und Schoppe, jede zu 50 Thalern, angekauft.

Nicht gleich glücklich, als in diesen Bemühungen, war der Verein in einer andren, auch auf die Maler im Inlande gerichteten. Sie wurden durch die öffentlichen Blätter aufgefodert, bis zum 20sten December des vorigen Jahres Bilder zum Ankauf des Vereines einzusenden. Der Gegenstand war ihrer Wahl überlassen worden, und nur die Bedingung hinzugefügt, dafs er der Geschichtsmalerei angehören müsse. Man hat es wohl nur zufälligen Umständen, vielleicht vor allem der Neuheit solcher Aufforderungen beizumessen, dafs nur sehr wenige Bilder einliefen, und keines die Bedingungen der Aufgabe in dem Grade erfüllte, dafs sich der Künstlerausschufs hätte zu einem Ankauf entschliefsen können. Der Verein wird aber fortfahren, von Zeit zu Zeit ähnliche Aufforderungen ergehen zu lassen, und hofft künftig darin glücklicher zu seyn. Bei der Unmöglichkeit, alle Bilder, vorzüglich in der Provinz, selbst zu kennen, welche der Aufmerksamkeit der Kunstfreunde würdig seyn dürften, scheinen solche Aufforderungen allein geeignet, zu bewirken, dafs keines dieser Art übersehen bleibe. Der Verein darf auch hoffen, dafs die Künstler, welche seinem Unternehmen ihren Beifall schenken, sich auf diese Weise eher veranlafst fühlen werden, sich gröfseren, längere Zeit erfordernden Arbeiten zu überlassen.

Nur wenn die den Verein leitenden Personen und die Künstler ihr gemeinschaftliches Streben recht innig zu vereinigen suchen, können die Anforderungen, welche das Publikum mit Recht an den Verein macht, immer mehr und mehr befriedigt werden.

Von den beiden Bildern, deren Bestellung in der am 28sten Dezember 1826 gehaltenen Versammlung erwähnt wurde, ist erst eines vollendet, das des Hrn. Professors Begas, welches den Gegenstand der heutigen Verloosung ausmacht, und den Tobias vorstellt, wie er an der Seite des ihn begleitenden Engels vor dem grofsen Fische im Tigris erschrickt. Es würde überflüssig seyn, über einen längst rühmlich bekannten Meister, den wir uns freuen, seit Jahren zu unsren Mitbürgern zu zählen, und über ein Bild, das vor einer hochgeehrten Versammlung selbst hier aufgestellt ist, weiter etwas hinzuzufügen *).

Zwei neue Bestellungen sind bei Preufsischen Künstlern in Rom gemacht worden. Dem einen hat man zwei Zeichnungen, die eine aus dem alten Testament, die andre

---

*) Für die nicht in Berlin einheimischen Mitglieder des Vereins folgt hierbei eine kurze Beschreibung des Bildes, dessen Gröfse 6 Fufs $\frac{1}{2}$ Zoll in der Höhe, 4 Fufs $11\frac{1}{4}$ Zoll in der Breite beträgt. Der Gegenstand desselben ist nach den ersten fünf Versen vom 6ten Capitel des Buches Tobiae genommen. Die Scene geht in einer heitern Landschaft vor, deren Horizont von Gebirgen geschlossen wird. Den Vorgrund bildet ein klares, angenehm von Bäumen eingefafstes Wasser. Der junge Tobias, bis auf ein um Hüften und Lenden geschlungenes Gewand nackt, entsetzt sich vor dem grofsen Fisch, welcher ihm aus dem Wasser, worin er sich die Füfse baden wollte, entgegen fährt, und strebt ängstlich Schutz suchend gegen den am Ufer stehenden Engel Raphael empor. Dieser, als ein nur leicht bekleideter Jüngling ohne Flügel dargestellt, und nur durch einen Nimbus als Engel bezeichnet, beugt sich schützend über den jungen Tobias und bedeutet ihn mit der Rechten auf eine sehr sprechende Weise, den Fisch zu greifen. Beide Figuren bilden eine sehr wohl geschlossene Gruppe.

aus dem Kreise der Griechischen Mythologie, aufgetragen, dem andren ein Oelgemälde von vier Fuſs Länge und verhältnifsmäſsiger Breite. Dies letztere soll eine Composition von zwei bis drei Personen enthalten, im Uebrigen aber ist die Wahl des Gegenstandes dem Künstler ohne alle Beschränkung freigestellt.

Der Verein hatte bisher seine Bemühungen, seiner ersten und ursprünglichen Bestimmung nach, nur der Malerei und Zeichnung gewidmet. Seine Mittel erlauben ihm aber nun auch allmählich auf die Erweiterung seines Zweckes, wie solche im §. 4. des Statuts angedeutet ist, zu denken. Er hat geglaubt, hierin seine Aufmerksamkeit zuerst auf die Kupferstecherkunst richten zu müssen, die bis jetzt noch nicht genug unter uns begünstigt und ausgebildet wird, so sehr ihrer auch die Malerei als einer nothwendigen Gefährtin bedarf, und so viel gerade sie, bei der leichten Verbreitung ihrer Werke, zur Beförderung des Geschmacks und der Kunstliebe beiträgt. Schon bei der Anordnung, die verloosten Bilder radiren zu lassen, hatte der Verein hierauf Rücksicht genommen. Das Directorium hat aber gegenwärtig die Bestellung eines groſsen, vollständig ausgeführten Kupferstiches gemacht. Die nähere Veranlassung dazu bot das schöne Gemälde Raphaels aus dem Pallast Colonna in Rom dar, mit welchem die unermüdliche Sorgfalt Sr. Majestät des Königs für die Beförderung der Kunst die hiesigen öffentlichen Sammlungen bereichert hat. Dies Bild, die Jungfrau mit dem Kinde vorstellend, ist allen Freunden der Kunst, vorzüglich denen, welche selbst Rom besuchten, zu bekannt, als daſs es nöthig seyn sollte, etwas über seine hohe Schönheit und die darin herrschende unnachahmliche Grazie hinzuzusetzen. Dadurch, daſs es jetzt zu den Königlichen Sammlungen gehört, erhält es für die Mitglieder des Vereins noch einen besonderen localen Werth.

Eine ausgezeichnet treffliche Zeichnung dieses schönen Gemäldes, die von dem verstorbenen Kupferstecher Rist herrührt, befindet sich im Besitz des Prinzen Wilhelm, Sohnes Sr. Majestät des Königs, und Se. Königl. Hoheit haben mit der den Mitgliedern des Königlichen Hauses so eignen Bereitwilligkeit, die Bemühungen der Künstler zu unterstützen, die Benutzung dieser Zeichnung für den Stich bis zur Vollendung der Platte zu gestatten geruht. Der Auftrag des Stiches ist Herrn Caspar gemacht worden, der hier studirt, nachher vermittelst einer Unterstützung des Königlichen Ministeriums des Innern Italien besucht hat, um sich unter Longhi's und Anderloni's Leitung als Kupferstecher weiter auszubilden, und der jetzt hier ansäfsig ist. Das Directorium hat sich um so bereitwilliger zu dieser Bestellung entschlossen, als dadurch, gerade so wie es mit den radirten Blättern geschieht, jedes Mitglied des Vereins in den Besitz eines Exemplars dieses Kupferstichs gelangen wird.

Es ist dem Directorium des Vereins leid gewesen, dafs es bis jetzt für die Sculptur noch gar nicht hat geschäftig seyn können. Die Theure des Marmors bei irgend bedeutenden Werken, da zu verloosende Arbeiten doch in diesem ausgeführt seyn müfsten, haben bisher noch immer gerechtes Bedenken erregt, Bestellungen bei Bildhauern zu machen, oder eine Preisbewerbung zu veranstalten, die man ohnehin nicht, wie bei den Malern, würde auf Rom beschränken können, da die Zahl der Preufsischen Bildhauer dort zu gering ist. Das Directorium wird indefs bemüht seyn, auch diesem Zweige der Kunst nach Möglichkeit förderlich zu werden, und die Vervollkommnung, welche das Giefsen in Erz immer mehr unter uns erhält, dürfte dazu in Kurzem behülflich seyn.

Aus dem Bericht vom 30sten December 1828.

— — Die Vorzüglichkeit der diesjährigen Ausstellung, die ungetheilte Anerkennung, die sie im Publicum gefunden, und der gesteigerte Antheil, der in diesem Jahre auch unserem Vereine geschenkt worden ist, sind ein höchst erfreulicher Beweis, dafs die Bemühungen der Künstler und ihre Aufnahme im Publicum in einem schönen, zu noch gröfseren Hoffnungen berechtigenden Bunde mit einander stehen. Es giebt kaum eine Gattung der Plastik und Malerei von dem Bildnifs und dem aus dem gewöhnlichen Lebenskreise entnommenen Genrebild an bis zur Darstellung malerischer Naturansichten, geschichtlicher Scenen, romantischer Dichtung und religiöser Gegenstände, von welcher die Ausstellung nicht einzelne gelungene Werke aufzuweisen gehabt hätte; die Theilnahme verbreitete sich über alle diese Gattungen, und beides zeigt den richtigen Weg, welchen die Kunst und ihre Beurtheilung genommen hat. Es ist nicht eine Gattung von Gegenständen, an welche sich die Einbildungskraft einseitig hängt, es ist der rege und lebendige, Alles in characteristische und idealische Form verwandelnde Kunstsinn, welcher die Stille der Natur und die Bewegung des Lebens, die Vor- und Mitwelt, die Wirklichkeit und Dichtung in sein Gebiet schöpferisch hinüberzieht.

Dieser ächte Sinn, der in jeder rein gestimmten Brust ein entsprechendes Gefühl antrifft, ist es allein, der die Kunst wahrhaft ins Leben einführt, und ein gegenseitig verknüpfendes Band zwischen dem Künstler und seiner Nation schlingt. Die volle Wahrheit der Naturanschauung mit der rein künstlerischen Idee vermählend, regt er dasjenige im Menschen an, woraus die Kunst selbst nur als die zarteste und bewundernswürdigste Blüthe emporsprieſst, das Verlangen nach dem Höheren, Geistigen, das Streben,

die Erhabenheit und Anmuth, welche erst dann aufstrahlt, wann die Phantasie sich der Wirklichkeit bemeistert, in die, ohne jenen begeisternden Einfluſs, engen und dunkeln Verhältnisse des Lebens zu bringen. Wo die Kunst aus dieser Mitte des menschlichen Gemüthes entspringt, da schreitet sie, vor jedem Irrwege sicher, ewig jugendlich auf einer Bahn fort, die ihr erlaubt, sich nach allen Seiten hin in unbeschränkter Freiheit zu bewegen. Wo sie eine andre, mehr äuſserliche Richtung nimmt, oder nicht einzig der Fülle der Empfindung und der Phantasie entströmt, da dreht sie sich, selbst bei bedeutender technischer Vollkommenheit, bald in einem ewig in sich zurückkehrenden Kreise herum, und wirkt nicht wohlthätig auf das Gemüth und das Innere des Menschen zurück.

Man hat oft mehrere Beförderungs- und Erweckungsmittel der Kunst namhaft gemacht. In verschiednen Epochen haben verschiedne gewirkt. Wir sehen mehrere, deren belebenden Einflusses die Kunst sich unter uns erfreut: schützende Gunst des erhabenen Monarchen, der die Hauptstadt mit glänzenden Gebäuden verschönert, die vorhandenen Kunstschätze durch Ankäufe bereichert und jedes Talent aufmunternd, Werke der Künstler Seiner Zeit um Sich versammelt; religiösen Sinn; edles Streben der Bürger, ihre Städte mit Denkmälern zu schmücken; mannigfache Befreundung mit der Kunst im häuslichen Kreise des Privatlebens; geläuterten Geschmack, der, zur Anmuth des Alterthums zurückkehrend, sinnige Kunstform an die Stelle leerer Pracht und bedeutungsloser Verzierung setzt. Was aber die Kunst in unserer Zeit, und vorzüglich in Deutschland, neben allen jenen so mächtigen Beförderungsmitteln, tragen und heben, was ihr den Character aufprägen mufs, stammt aus dem Innern her, und gehört der Ideenentwicklung an. Es ist die Höhe des geistigen Strebens, auf welche

unsre Zeit durch die Arbeit der verflossenen und den Genius grofser Männer gestellt worden ist, die Bildung, die reich und fruchtbar, wie die tausendfältigen Forschungen, die sie uns zuführen, und tief und gediegen in Dichtung, Philosophie und jedem wissenschaftlichen Bemühen, aus Mannigfaltigkeit Einheit schafft. Indem sie die ernste Forderung enthält, jede geistige Thätigkeit in ihrer wahren und vollen Natur zu verfolgen, und durch die reine Stimmung der einzelnen alle in den harmonischsten Einklang zu bringen, lenkt sie die Kunst zu ihrem wahren Ziele, und setzt sie mit Allem in Wechselwirkung, was das Gemüth von der Welt erfafst, und ihr aus seinen Tiefen zurückgiebt. Die Behauptung scheint nicht zu kühn, dafs die Kunst sich jetzt unter uns in dieser Bahn befindet, und es wird doppelt unsre Pflicht, ihr auf derselben unsre befördernde Theilnahme zu widmen.

Ich habe jedoch nur darum gewagt, dieser allein zum Ziele führenden künstlerischen Richtung zu gedenken, weil von ihr auch die wohlthätige Rückwirkung der Kunst auf diejenigen abhängt, für welche der Künstler arbeitet, und weil unser Verein dergestalt in die Mitte zwischen dem Künstler und dem Publicum gestellt ist, dafs diese Rückwirkung hauptsächlich unsre Aufmerksamkeit auf sich ziehen mufs. Ja, es läfst sich nicht läugnen, dafs dieselbe sogar höher, als die Kunst selbst, steht, da diese, wenn man einen Augenblick vergifst, dafs alles Geistige seinen Zweck nur in sich trägt, ihren Werth erst durch ihren Einflufs auf den Menschen und seine allgemeine Bildung erhält.

Es hat mir sogar geschienen, dafs diese Beziehung unsres Vereins nicht immer gehörig erkannt und gewürdigt, und derselbe oft zu einseitig als ein blofs für den Künstler bestimmtes Beförderungsmittel der Kunst angesehen wird.

In sich und zuletzt ist dies zwar auch vollkommen wahr, da auch die im Publicum geweckte und unterhaltene Kunstliebe wieder wohlthätig auf den Künstler zurückwirkt. Aber in seiner unmittelbaren Bestimmung ist der Verein recht eigentlich und seinem ursprünglichsten Zweck nach, auch eine von Freunden der Kunst, wie er den Namen trägt, in der Absicht gestiftete Verbindung, in ihm eine Gelegenheit, ja eine Aufforderung und Verpflichtung zu finden, sich mit Kunstgegenständen zu beschäftigen, und die Liebe zu dieser Beschäftigung, jeder in seinem Kreise, zu verbreiten. Darum ist gleich Anfangs die Verloosung der Bilder bestimmt worden, damit sie nicht kalt und nüchtern gesammelt und aufgestellt würden, sondern ins Leben ausgingen, Liebe und Eifer zu wecken. Darum hat man in früheren Versammlungen das allgemeine Vertheilen der radirten Blätter beschlossen, und fährt, trotz der bedeutenden damit verbundenen Aufopferungen, sorgfältig darin fort, damit jedes Mitglied, da die Kunst nichts ohne Anschauung ist, etwas Anschauliches über die Unternehmungen des Vereins zur Erhaltung und Beschäftigung seiner Theilnahme in die Hände bekomme.

Diese Rücksichten haben nun auch das Directorium und den Künstler-Ausschufs bei den diesjährigen Ankäufen geleitet. Man hat geeilt, sich solcher Bilder zu versichern, welche die würdigsten schienen, unter die Mitglieder des Vereins verbreitet zu werden. Man hat bei der Auswahl selbst so streng, als es thunlich war, neben den technischen Forderungen, auf den wahren Begriff ächter Kunst, die Arbeit der Einbildungskraft, die Wärme der Empfindung gesehen, die, wenn sie sich durch alle Theile eines Kunstwerkes hindurch ungeschwächt gleich bleibt, immer den ächten Künstlerberuf beurkundet.

Wenn ich hier in flüchtigen Worten andeute, was der

Künstler-Ausschufs zu erreichen gesucht hat, so werden die hier anwesenden geehrten Mitglieder des Vereins um so unpartheiischer, was er geleistet, beurtheilen, da wohl den Meisten der Kreis bekannt ist, in welchem die Auswahl allein möglich blieb.

Auf diesen beschränkt, hat der Verein nur drei gröfsere historische Bilder ankaufen können, obgleich er gerade aus dieser Gattung gern den an sich gebrachten andere beigefügt hätte. Aufser diesen sind zwei allegorische Gemälde, fünf Landschaften und fünf Genrebilder ausgewählt worden. Unter den letzteren befindet sich aber eins, das Erhardische, das, indem es einen Moment ernster und tiefer Gemüthsbewegung schildert, etwas Höheres erreicht, und über den Kreis blofser Behaglichkeit, Naturwahrheit und Anmuth hinausgeht, in dem sich sonst diese Gattung von Bildern vorzugsweise zu gefallen pflegt. Eine ausführlichere Angabe dieser vierzehn auf der Ausstellung angekauften Bilder würde unnütz sein. Die hier anwesenden Mitglieder sehen sie hier aufgestellt, und für die entfernten würde jede Schilderung dennoch ungenügend bleiben.

Das Ankaufen von Bildern, welche fertig vor der kunstverständigen Beurtheilung da liegen, hat so entschiedene Vorzüge vor dem blofsen Bestellen mit oder ohne Angabe des Gegenstandes, dafs das Directorium des Vereins es immer vorzugsweise wählt, ja sich ausschliefslich darauf beschränken würde, wenn die Natur der Sache und seine Zwecke es ihm erlaubten. Der Ankauf aber hängt vom Zufall ab, und da die Künstler ihre nicht bestellten Werke lieber der Concurrenz der akademischen Kunstausstellung überlassen, so findet sich, aufser den Ausstellungen, jetzt selten Gelegenheit dazu. Es liegt aber auch wesentlich im Zwecke des Vereins, gerade durch Bestellungen den Künstler in den Stand zu setzen, Bedeutenderes zu unternehmen.

Die Preisbewerbungen in Rom, die bei der so sehr verschiedenen Natur der Skizze und der Ausführung, wirkliche Bestellungen sind, machen einen Theil unsers Statuts aus. Die Sorge für die im Auslande sich der höheren Kunstausbildung Widmenden ist ein Theil seines ursprünglichen Zwecks. Gerade die Bestellung, die es ihm möglich macht, mit Sicherheit an die Ausführung einer Idee zu gehen, hat für den Künstler eine gröfsere Wichtigkeit als das Kaufen des Fertigen, das, wenn es sich auszeichnet, bei der Kunstliebe und dem Geschmacke des Publicums, schon von selbst seinen Käufer findet. Es ist daher die oft berathene und wohlgeprüfte Meinung des Directoriums, dafs der Verein auch künftig beide Wege, den des Ankaufs des Fertigen, und den, in Absicht des Erfolges ungewisseren der Bestellung, mit einander verbinden, und indem er der statutarischen Vorschrift der Preisbewerbungen, ohne Ausnahme, getreu bleibt, wie es die Gelegenheit giebt, bald diesen, bald jenen einschlagen mufs. Bei der unpartheiischen Sorgfalt, welche das erste Gesetz des Künstler-Ausschusses ausmacht, ist das Gelingen der Bestellungen immer mit hoher Wahrscheinlichkeit zu erwarten, und was darin Ungewisses oder Unentschiedenes zurückbleibt, hat den unläugbaren Vortheil, dafs das Publicum die Künstler, und die Künstler das Publicum kennen lernen.

Ich habe jetzt einer hochgeehrten Versammlung von dem Erfolge der in unsern drei letzten Zusammenkünften angekündigten Preisbewerbungen und Bestellungen Bericht zu erstatten.

Um zunächst von den ersteren zu reden, so sind die beiden, welche Perseus und Andromeda und Hero und Leander zum Gegenstande hatten, nunmehr erledigt. Die Bilder des Hrn. v. Klöber, der vor Kurzem, nach Vollendung seiner dortigen Studien, von Rom zurückgekommen

ist, und des Hrn. Wolf hierselbst, werden heute zur Verloosung kommen. Dagegen haben die Herren Dräger aus Trier nnd Temmel aus Schlesien, beide gegenwärtig in Rom, ihre in Folge der dritten Preisbewerbung, Moses mit den Töchtern Reguels vorstellend, unternommenen Gemälde noch nicht eingesendet. Sie sind aber so weit mit ihrer Arbeit vorgerückt, dafs dieselben gewifs mit dem nächsten Frühjahr hier eintreffen werden.

Von einer vierten Preisbewerbung für die in Rom studirenden Künstler, bei welcher die Wahl des Gegenstandes den Künstlern selbst überlassen war, hatte sich das Directorium und der Künstler-Ausschufs ein besonders glückliches Gelingen versprochen. Es sind acht Skizzen eingegangen, von welchen einer der Preis zuerkannt, und eine zweite für 50 Thlr. angekauft worden ist. Die erstere hat Moses, wie er Wasser aus dem Felsen schlägt, und das Volk, das in mannigfaltigen Gruppen mit dem Schöpfen desselben beschäftigt ist, zum Gegenstande, die zweite die Verstofsung der Hagar. Von wem diese beiden Bilder herrühren, ist uns bis jetzt unbekannt.

Die in Rom bestellten beiden Zeichnungen sind eingegangen, und werden heute mit verloost werden. Sie sind von Hrn. Genelly, dem Sohne des geschätzten Landschaftsmalers, dessen sich gewifs mehrere in dieser hochgeehrten Versammlung erinnern werden. Die Gegenstände hatte der Verein freigelassen. Der Künstler hat Perseus und Andromeda und das Ringen Jacobs mit dem Engel gewählt. Zwei noch in Rom bestellte Gemälde sind zur diesjährigen Verloosung nicht fertig geworden. Das eine ist Hrn. Catel aufgetragen. Er hat eine Scene aus dem Römischen Alterthum behandelt, die sich glücklich einer landschaftlichen Darstellung anschliefsen läfst. Herr Philipp

Veit, der das zweite dieser Bilder verfertigt, malt die Aussetzung des Moses.

Der Kupferstich nach der im Besitze Sr. Majestät des Königs befindlichen Raphaelischen Madonna durch Herrn Caspar ist bereits weit vorgerückt, und verspricht in jeder Art vorzüglich zu werden. Die Gewandpartieen sind, wie man aus einem von Hrn. Caspar mitgetheilten Probeabdruck sieht, schon völlig beendigt

Der gerechte und ungetheilte Beifall, welchen die Bilder des Hrn. Hübner und Hrn. Sohn auf der akademischen Kunstausstellung gefunden haben, sind uns eine erfreuliche Veranlassung geworden, bei jedem ein Bild von 4 Fufs Länge und 3 Fufs Höhe zu bestellen. Indem sich von diesen beiden Künstlern sehr vorzügliche Arbeiten erwarten lassen, ist es dem Directorium und Künstler - Ausschufs des Vereins zugleich angelegen gewesen, die Verdienste dieser beiden Schüler des Hrn. Directors Schadow in Düsseldorf durch diese Bestellung öffentlich anzuerkennen, da wir bedauern mufsten, keine ihrer fertigen Bilder ankaufen zu können.

Auch Herrn Meister, der durch seine Bilder auf der Ausstellung ein so entschiedenes Talent in seinem Fache bewiesen, ist ein Bild von gleicher Höhe, da die auf der Ausstellung den Maasstab des Vereins für das Aufbewahren in Privatwohnungen überstiegen, aufgetragen.

Die Wahl der Gegenstände hat man bei diesen Bestellungen lediglich den Künstlern überlassen.

Ich hatte schon in der letzten Zusammenkunft Gelegenheit, des Planes des Directoriums zu erwähnen, es durch einen Erzabgufs möglich zu machen, dafs unser Verein auch anfangen könnte, für die Sculptur thätig zu seyn. Hrn. Wredows schöne Statue des Ganymed, deren sich gewifs alle hier anwesende Mitglieder von der Kunstausstel-

lung her erinnern, bot hierzu eine glücklichere Gelegenheit dar, als man sich leicht hätte zu finden schmeicheln dürfen.

Der Gyps ist dem Künstler für 200 Rthlr. abgekauft worden, um dadurch zugleich das Recht zu erlangen, ihn in Erz gießen zu lassen. Herr Geh. Ober-Finanz-Rath Beuth will die Geneigtheit haben, den Guß, bloß gegen Erstattung der Kosten des Erzes und des Feuermaterials, auf dem Königl. Gewerbe-Institute zu besorgen, einer Anstalt, die durch sinnreiche und zweckmäßige Verflechtung des Gewerbes mit der Kunst beiden einen nicht zu berechnenden Gewinn zusichert.

Auf diese Weise wird der Ausguß in der Versammlung des nächsten Jahres zur Verloosung kommen können, und in dauernder und schönerer Gestalt ein Bildwerk wiedergeben, das diese Verewigung verdient, da nur ein sehr ausgezeichnetes Talent mit so glücklicher Individualität so treu, und rein von allem modernen Charakter zu den allgemeinen classischen Formen des Alterthums zurückzukehren vermag.

Wenn ich mich hier des Ausdrucks der Rückkehr zum Alterthum bediene, und von einem Gegensatze mit dem Modernen rede, so behaupte ich darum keinesweges, daß gerade die Plastik bloß zu einem unfruchtbaren Ringen mit der Antike verurtheilt sey.

Der Lauf der Jahrhunderte hat Gedanken und Gefühle entwickelt, welche den früheren fremd waren; jede Zeit schafft sich ihren eignen Character, und der geniale Künstler haucht seinem Werke ein Leben ein, das durch Alles erhöht ist, was der Kunst Größe, Reichthum und Tiefe zu geben vermag. Er schafft sich sein Ideal, statt einem fremden, ihm gegebenen nachzustreben. Nur das Moderne, was dem einfachen, naturwahren und rein künstlerischen Sinne des Alterthums widerstrebt, muß mit Strenge zurückge-

wiesen werden, aber das Grofse, was jeder Zeit angehört, wenn auch nicht jede es sich anzueignen gewufst hat, schliefst damit einen schönen und freiwilligen Bund. Die vorzüglichen Bildhauer unsrer Zeit haben gezeigt, dafs sie es verstehen, sich in den Gränzen der antiken Kunst zu bewegen, ohne sich diese Gränzen zu einengenden Schranken werden zu lassen. Es strahlt aus ihren Werken, sie mögen antike oder moderne Darstellungen behandeln, eine nur ihrer Zeit angehörende Gröfse, Tiefe und Zartheit des Gemüthes hervor.

Ich darf hier nur eines Bildwerks erwähnen, das erst vor Kurzem unsre Bewundrung um so lebhafter an sich zog, als sein Gegenstand eine durch alle Gefühle tiefer und innig empfundener Ehrfurcht geheiligte Erinnerung zurückrief.

Der Zuwachs, welchen die Kunst, als solche, gegen das Griechische und Römische Alterthum gehalten, der neueren Zeit schuldig ist, liegt, wenn man es mit einem kurzen Gegensatz ausdrücken soll, in der vorzüglicheren und ausschliefslicheren Entwicklung dessen, was gestaltlos durch blofse Nüancirung und Gradation, gehalten von den Gesetzen des Rhythmus und der Harmonie, auf die Einbildungskraft zu wirken vermag, und also in letzter Beziehung unmittelbarer die Empfindung berührt. Hierin allein bewegt sich und herrscht die in ihrer höheren Bedeutung ganz der neueren Zeit angehörende Musik, darauf beruht die Wirkung der in diesem Umfange dem Alterthume auch unbekannt gebliebenen Farbenbehandlung in der Malerei, durch welche, so wie durch andre Mittel, ein Ganzes der Darstellung in verschiedenen Planen in Einheit aus der Fläche emporsteigen zu lassen, die Malerei zu einer ganz neuen Kunst geworden ist. Durch dies, der starren Gestalt entgegengesetzte Gestaltlose wird das Leben in der Kunst hervorgebracht, da auch das wirkliche Leben nur in

einer Folge sich gegenseitig bedingender Gefühle besteht, und dies Leben mufs der Bildhauer, was die Alten so meisterhaft verstanden, mühevoll dem Stein einhauchen, da es dem Maler, dessen erste Schwierigkeit das Plastische auf der Fläche ist, in der Frische und dem Reize der Farbe freiwilliger entgegenquillt.

Unsre ganze religiöse Kunst befindet sich in jenem eben bezeichneten Gebiete, und jeder Zuwachs an Tiefe und Innigkeit ist der neueren Kunst aus dieser Verbindung mit höheren Gefühlen und heiliger Ahndung geflossen. Auch was man mit einem schwer zu erklärenden, aber ausdrucksvollen Worte romantisch nennt, hat hierin seine Wurzel geschlagen. Ihren Gipfel aber erreichte die Malerei (was natürlich auch auf die Sculptur zurückwirkte) erst, als in Raphaels Werken der Geist seiner Zeit vom Geiste des Alterthums durchdrungen ward, und der grofse Gegensatz, der, innerlich aus der menschlichen Brust entquollen, die Weltgeschichte sichtbar in zwei Hälften spaltet, sich wenigstens in der Kunst, die immer dem Leben symbolisch vorauseilt, in harmonische Einheit zusammenschlofs.

Wie dies in den folgenden Jahrhunderten gewirkt hat, ist es hier nicht der Ort zu ergründen. Ich habe mir überhaupt nur diese so kurz, als möglich, zusammengedrängten Andeutungen erlaubt, weil es dem Directorium wichtig ist, die wenigen Momente, in welchen es den Vorzug geniefst, den Mitgliedern gegenüber zu stehen, zur Verständigung über gewisse leitende Grundsätze zu benutzen. Man hat in unsrem Verein bald mythologische, bald biblische, bald romantische Gegenstände zu Aufgaben gewählt, man hat dabei allerdings der Verschiedenheit des Geschmacks zu huldigen, und der Verschiedenheit des Talents zu Hülfe zu kommen gesucht, man ist aber von der Voraussetzung ausgegangen, dafs der sinnige und geniale Künstler keinen

dieser Gegenstände in einer gleichsam auf ihn beschränkten Manier, sondern jeden in dem allgemeinen Sinne behandeln würde, welcher die Kunst aller Zeiten verbindet. Dieser Wink liegt schon in der, von keiner Vorliebe geleiteten Zusammenstellung aller jener Gegenstände. Wenn auch mythologische an sich das Gefühl minder anregen, so soll ja das Kunstwerk nur die Wärme und das Leben in sich tragen, das der Künstler ihm einhaucht, und biblische Gegenstände verlieren darum nicht an Tiefe und Innigkeit des Gefühls, so wenig, als romantische an Kühnheit und Fülle der Einbildungskraft, wenn der Künstler sich an die ernsten Forderungen des Alterthums, an Correctheit, Wahrheit und Grazie der Gestalt hält.

Aus dem Bericht vom 7ten April 1830.

Ich muſs meinen heutigen Vortrag mit einer Entschuldigung der Verspätung der gegenwärtigen Versammlung beginnen. Wenn das Directorium diesmal länger, als gewöhnlich, gesäumt hat, die statutenmäſsige Rechenschaft von den Bemühungen und dem Zustande des Vereins abzulegen, so ist es dazu nur durch den Wunsch bewogen worden, eine gröſsere Anzahl von Bildern zur Verloosung zu bringen. Es darf sich vielleicht auch schmeicheln, die geehrten Mitglieder des Vereins für diese Zögerung durch die angeordnete Ausstellung entschädigt zu haben, die aber ohne die Sorgfalt, die Ankunft mehrerer noch fehlenden Bilder abzuwarten, nur hätte sehr ungenügend ausfallen können. Dennoch hätten das Directorium und der Künstlerausschuſs ungern dem Wunsche entsagt, diese Ausstellung so befriedigend zu machen, als es die Umstände erlaubten. Da die zur heutigen Verloosung kommenden Bilder dem Publicum

noch gröſstentheils unbekannt waren, so schien es für die Künstler und die Mitglieder gleich angemessen, sie vorher zu allgemeinerer Kenntniſs zu bringen, und soviel es der uns durch die Güte des Herrn Geheimen Ober-Finanz-Raths Beuth gewährte Raum verstattete, auch andere Personen, als bloſs Mitglieder des Vereins, daran Theil nehmen zu lassen. Die Vertheilung der Bilder in Privatwohnungen, auf welche sich unser Verein von seinem Ursprunge an beschränkt hat, gewährt unstreitig sehr groſse Vorzüge, wenn man die allgemeine Verbreitung eines geläuterten Geschmacks und den Einfluſs künstlerischer Darstellung zur Absicht hat. Wenn die Kunst auf das Leben einwirken soll, muſs man sie so enge, als möglich, mit dem Leben verbinden, und ein Gemälde wird nirgends so genossen, und so empfunden, als wo es Begleiter und Zeuge des ganzen häuslichen Daseins ist, wo man in einsamen Momenten und im vertraulichen Gespräch zu seiner Betrachtung zurückkehren, die glückliche und heitere Stimmung bald zu ihm hinzubringen, bald dankbar von ihm empfangen kann. Auf der anderen Seite aber ist ausschlieſslicher Genuſs eigentlich gegen die Natur eines Kunstwerks. Es ist bestimmt, von Vielen gesehen, gefaſst und beurtheilt zu werden, und der Künstler, der die Zuversicht in sich fühlt, mit den Höheren in seiner Kunst wetteifern zu können, sieht sein Werk, an dem er Jahre gearbeitet, das er mit Liebe umfaſst hat, das einen Theil seines Selbst mit sich hinwegnimmt, nur mit einer Art schmerzlichen Gefühls in einzelnen Besitz übergehen. Wenn auch die Erfahrung lehrt, daſs Meisterwerke allerdings endlich doch öffentlichen Sammlungen zuzufallen pflegen, so geschieht dies nur auf langem und ungewissem Wege. Hierin bieten nun Ausstellungen, welche die Arbeiten der Künstler auf eine Zeit wieder gleichsam zum gemeinschaftlichen Eigenthume ma-

chen, einen schönen Mittelweg dar. Man kann Besitzern von Kunstwerken nicht dringend genug empfehlen, dieselben im schönsten und ächtesten Sinne der Kunst zu befördern, und es ist eine höchst lobenswerthe Einrichtung, die mehr, als bisher geschehen, in Deutschland nachgeahmt zu werden verdiente, alle, dessen würdige, auch längst bekannte im Privatbesitze befindlichen Bilder nach und nach in jährlichen Ausstellungen, wie es in London geschieht, wieder vor die Betrachtung des Publicums zu bringen.

Aus dem Bericht vom 15ten Januar 1831.

Die Jahre der akademischen Ausstellungen pflegen auch diejenigen zu sein, wo unser Verein die reichste und mannigfaltigste Auswahl von Bildern der Verloosung darzubieten im Stande ist. Im gegenwärtigen aber mufs es ihm zu einer besondern Genugthuung gereichen, dafs gerade die beiden Gemälde, welche auch auf der Ausstellung vorzugsweise von Kennern und Liebhabern aufgesucht wurden, eine Frucht seiner Bestellungen sind. Ich brauche kaum zu erwähnen, dafs ich hierunter das Bild nach der Uhlandischen Ballade: das Schlofs am Meer von Herrn Lessing und den Raub des Hylas von Herrn Sohn meine. Beide Bilder haben, aufser der Erfüllung der künstlerischen Erfordernisse, noch das Merkwürdige, dafs sie Gegenstände behandeln, von welchen der eine der künstlerischen Darstellung, der andere dem Gemüthe wenig zu geben verspricht, und dafs sie diese Schwierigkeit auf eine Weise überwunden haben, die nicht einmal ahnden läfst, dafs sie vorhanden war. Gerade das ist es aber, was den wahren Künstler bezeichnet; ursprünglich in seiner ersten Auffassung erscheint ihm der Gegenstand so, dafs die Schwierig-

keiten verschwinden, ja oft sich zu eigenthümlichen Vorzügen umgestalten.

Wenn man das Uhlandische Gedicht liest, so fragt man sich mit Verwunderung, wie daraus ein Bild entstehen könne? Es schildert keine Handlung, es geht kaum eine Scene daraus hervor, an welche sich die malerische Einbildungskraft halten könnte; alles ist lyrisch, empfunden innerlich. Der Künstler der durch seine vielseitigen Leistungen zeigt, dafs er vorzugsweise fähig ist, jedem Gegenstande seine objective Eigenthümlichkeit abzugewinnen, ist auch hier eben dadurch glücklich gewesen. Er hat nicht gesucht, die Lücke, welche die darstellende Kunst in dem Gedichte finden konnte, durch andere Mittel zu ersetzen; er ist ganz in den Dichter eingegangen, und hat nichts als den Schmerz, concentrirt und vereinzelt, hingestellt. Des andeutenden Sorges hätte er leicht entrathen können, die Aussicht auf das Meer knüpft sein Bild nur lose an das Gedicht an, das Verständnifs der Darstellung, wie der Eindruck selbst, kommt allein von der stummen Trauer des sitzenden Paares. In dieser aber liegt eben darin das Originelle, dafs der Ausdruck des Schmerzes selbst seine Ursach und die ganze Situation zeichnet. Dies ist, wie man aus allen Beurtheilungen sieht, welche das Bild erfahren hat, allgemein gefühlt worden. Ein solcher Schmerz trauert nicht blofs um irdischen, weltlichen Verlust, es ist der Seele entwandt worden, was ein Theil ihrer selbst war; er ist zugleich ein gemeinschaftlicher; aber der feine Zug, durch welchen der Künstler in die Trauer der Mutter die Sorge der Gattin um das starre Versinken des Vaters in seine Empfindung gemischt hat, hält die Gruppe noch durch eine neue, doch aus dem gleichen Gefühl entspringende Beziehung fest und innig zusammen.

Der Raub des Hylas ist ganz nach der mythologischen

Erzählung genommen. Die Nymphen streben die irdische Schönheit des Jünglings mit ihrem unsterblichen Leben in ihren schattig feuchten Grotten zu vermählen; sie umwinden ihn mit ihren Armen und ziehen ihn herab. Er widerstrebt nicht, scheint aber besorglich über den Uebergang aus dem freundlichen, leichteren Elemente der Luft. Der Künstler hat sich nicht gescheut, dies bestimmt in seinen Gesichtszügen auszudrücken, und folgt hierin ganz den Dichtern, welche bei den Alten diese Fabel behandelten. Dadurch wird sein Bild zu einem schönen Gegenstück zu Herrn Hübners Fischer, der auf der vorletzten Ausstellung so gerechten Beifall erntete. Dort braucht die Bewohnerin der Fluth mehr die Gewalt der Ueberredung, sie preiset das Element, das sie umgiebt, in dem Ausdruck des Jünglings liegt schon die Stimmung vorbereitet, die sie hervorbringen will; das Ganze ist nach dem schönen Gedicht, das die antike Fabel sinnvoll ins Moderne umbildet, die Schilderung der Sehnsucht, welche der Anblick des tiefen blauen Wasserspiegels wirklich erregt. Man hat mythologischen Gegenständen in der Malerei wohl den Vorwurf der Kälte gemacht, und bei dem hier dargestellten war diese Gefahr leicht zu besorgen. Herr Sohn hat in die Gesichtszüge der Nymphen, einzeln und in ihrem Verhältnifs zu einander, den Ausdruck gelegt, in dem die schöne Sinnlichkeit mit einem tiefer und geistiger empfundenen Gefühle zusammenschmilzt, und ist darin über die Gränzen des Antiken und über die Dichter hinausgeschritten, aus denen er schöpfen konnte. Doch möchte es nicht gerade hierauf beruhen, dafs er jene Klippe glücklich vermied. Die Kunst gilt immer durch sich selbst, und ein Bild ist sicher, nicht kalt zu scheinen, wenn das volle Feuer der Phantasie des Künstlers es belebt.

So sehr auch die beiden hier erwähnten Bilder es ver-

dienen, betrachtend bei ihnen zu verweilen, so würde ich es mir doch kaum erlaubt haben, wenn sie nicht einen wichtigen Belag zu demjenigen abgäben, was über die Wahl der Gegenstände bei Kunstwerken hier schon mehreremale zu äufsern Veranlassung war. Auch die diesjährige Ausstellung ist hierin erfreulich gewesen. Die Künstler fühlen immer mehr, dafs sich die Kunst, frei von aller Einseitigkeit, wie die Natur, reich und vielfach entfalten mufs.

Aufser diesen beiden Bestellungen werden die hier anwesenden geehrten Mitglieder des Vereins schon auf der Ausstellung einige andere Bilder bemerkt haben, welche in der vorigjährigen Versammlung als noch nicht fertig angekündigt waren: die Beschützung der Töchter Reguels von den Herren Draeger aus Trier und Temmel aus Schlesien, eine Landschaft von Herrn Brüggemann und eine Ansicht des Römischen Forum vom Palatinischen Hügel aus, vom Herrn Architecturmaler Schultz.

Vorzüglich aber freuen wir uns, heute den Erzgufs des Ganymedes von Herrn Wredow zur Verloosung bringen zu können. Dies schöne Kunstwerk wird gewifs demjenigen, welchem es das Glück zuführt, um so erfreulicher sein, als auch der Gufs sich durch Leichtigkeit, und so sehr durch Reinheit und Gediegenheit auszeichnet, dafs er, so wie er aus der Form gekommen ist, unciselirt hingegeben wird. Eine solche Vollendung einer für die Sculptur so wichtigen Kunst konnte nur die Frucht unermüdeter einsichtsvoller Bemühungen sein, das Beste, was das Ausland jetzt in dieser Art zu liefern vermochte, nicht blofs zu uns her zu verpflanzen, sondern zu übertreffen.

Aus dem Bericht vom 1sten Mai 1832.

Die hier anwesenden geehrten Mitglieder des Vereins werden sich aus den Verhandlungen der beiden letzt verflossenen Jahre erinnern, welche Bestellungen von Gemälden theils schon damals noch rückständig, theils neu gemacht worden waren. Das Directorium war berechtigt, sich hiernach mit der Hoffnung zu schmeicheln, auch abgesehen von neuen Ankäufen, eine Reihe bedeutender Bilder zur heutigen Verloosung bringen zu können. Da aber Bestellungen von Kunstwerken, ihrer Natur nach, unsicher sind, weil das Gelingen von glücklicher Stimmung und einem Zusammentreffen günstiger Umstände abhängt, so ist von den bestellten Gemälden nur ein einziges eingegangen. Es ist dies die Landschaft von Herrn Catel, den Besuch des Pompejus beim Cicero auf dessen am Meere gelegenen Landgute vorstellend. Der Künstler-Ausschuſs ist so glücklich gewesen, zu diesem, durch den Gegenstand und die Ausführung gleich anziehenden Bilde zwei andere derselben Gattung dazu zu erwerben, und so können wir Ihnen drei Landschaften vorlegen, die eben so sehr durch die in jeder einzeln enthaltene Darstellung, als durch die Vergleichung untereinander das Interesse der Kunstfreunde zu erregen hoffen dürfen. Herrn Catels Bild schildert eine Gegend Italienischer Beleuchtung und Gebirgsfernen, wie sie in jenem zauberischen Lichte erscheinen, das, indem es den Gegenständen durch innige Farbenverschmelzung alle Härte benimmt, ihnen doch die volle Bestimmtheit ihrer Formen erhält. Diesem Bilde stellt sich das des Herrn Biermann zur Seite, die Darstellung einer romantischen Berggegend am Rhein, unserm deutschen vaterländischen Flusse, der sich wohl mit Recht rühmen kann, durch schön begränzte Wasserfälle, Farbe und groſsartige Anmuth seiner Ufer der

schönste Strom Europas zu sein. Der lieblichen und erquickenden Ruhe, die aus diesen beiden Bildern auf den Betrachter übergeht, dient die von Herrn Krause dargestellte Meeresbrandung an einer Klippe zu einem einladenden Gegensatz. Der Künstler hat sich darin an der schwierigen Aufgabe versucht, das ewig bewegliche Element in seinen aufgeregtesten Momenten vor die Augen zu bringen, und den alle Ruhe ausschliefsenden Gegenstand dergestalt zu heften, dafs er vor der Phantasie des Betrachters seine volle stürmische Bewegung wiedergewinnt.

Ich erwähne der andren zur heutigen Verloosung bestimmten Bilder nicht einzeln. Ich darf voraussetzen, dafs die geehrten Mitglieder des Vereins dieselben auf der Ausstellung gesehen haben, welche mehrere Tage lang statt gefunden hat. Wenn ich jener drei besonders gedachte, geschah es nur, um darauf aufmerksam zu machen, dafs sich die Verschiedenheit ihrer Gegenstände gewissermafsen zu einem Ganzen zusammenschliefst, und dafs sie dadurch zu mancherlei belehrenden Betrachtungen über die Landschaftsmalerei überhaupt Anlafs geben, welche das Eigenthümliche an sich trägt, dafs die Phantasie des Künstlers, nicht so strenge, wie bei der Darstellung der menschlichen Gestalt bedingt, darin freier zu walten scheint, da doch in der That auch hier dieselben Forderungen künstlerischer Nothwendigkeit an ihn ergehen.

An die Gemälde reiht sich in der heutigen Verloosung eine Zeichnung von Herrn Bouterweck an. Aufser dieser werden die geehrten Mitglieder des Vereins auf der Ausstellung noch zwei bemerkt haben, welche für jetzt zu einem anderen Zwecke bestimmt sind, ich meine die des trauernden Königspaares von Herrn Jentzen, und die des Bildes von Herrn Professor Krüger, das Innere eines Pferdestalles vorstellend, von Herrn Müller auf

Stein ausgeführt. In Absicht der ersteren mufs ich die heutige Versammlung mit einem beklagenswerthen Verluste bekannt machen, den der Verein dadurch erlitten hat, dafs eine mit dem höchsten Erfolge vollendete Zeichnung des Lessingschen Bildes auf Stein von Herrn Jentzen beim Mifsrathen des Druckes in dem hiesigen Königlichen lithographischen Institute gänzlich verdorben worden ist. Die lithographische Kunst scheint noch nicht so weit gediehen zu sein, dafs sich die Ursachen solcher Unglücksfälle immer mit Sicherheit ermitteln liefsen, und es ist daher dem Künstler-Ausschusse nichts andres übrig geblieben, als den geehrten Mitgliedern des Vereins den Besitz eines so edlen Kunstwerkes auf einem anderen Wege zu sichern. Die neu angefertigte Zeichnung Herrn Jentzens wird nun von Herrn Lüderitz in Kupfer gestochen werden. Herrn Müllers Zeichnung des Krügerschen Bildes, das sich durch eine so grofse Natur-Wahrheit und eine so ächt künstlerische Auffassung der Gestalt und des Charakters der Pferde auszeichnet, wird, sobald der Abdruck nach dem Steine vollendet ist, unter die geehrten Mitglieder vertheilt werden. Bei der Langsamkeit und den mancherlei Schwierigkeiten des Abdruckes einer grofsen Zahl von Exemplaren von einer Steinplatte, bleibt es aber noch ungewifs, ob es möglich sein wird, jedem Mitgliede einen Abdruck, so wie es mit den radirten Blättern geschieht, zuzutheilen, oder ob man sich wird begnügen müssen, eine geringere Zahl von Exemplaren in der nächsten General-Versammlung zur Verloosung zu bringen.

Herr Lüderitz, dessen ich so eben erwähnte, hat, da ihn die Königliche Akademie der Künste zu seiner ferneren Ausbildung nach Paris gesandt hat, einen Kupferstich von dem im Pariser Museum befindlichen, den heiligen Michael

vorstellenden, Gemälde Raphaels vollendet. Von diesem werden heute funfzig Exemplare zur Verloosung kommen.

Von Bildhauer-Arbeiten befanden sich auf der Ausstellung vier kleine Gyps-Modelle, welche den Preis von Hundert Thalern gewonnen haben, für den im vergangenen Jahre die Concurrenz eröffnet worden war. Die Künstler welche ihn davon getragen haben, sind:

Herr Bräunlich, von dem der Amor,

Herr Dracke, von dem die Maria mit dem Kinde,

Herr Möller, von dem der auf einem Panther sitzende Bacchant, und

Herr Troschel, von dem die Ariadne

herrührt. Diese sämmtlichen Figuren werden nun allmählich von dem akademischen Künstler Herrn Müller in Bronze gegossen, und sodann zur Verloosung gebracht werden.

Mit der Maria des Herrn Dracke ist bereits der Anfang gemacht worden.

Dagegen kommt schon zur heutigen Verloosung der schöne von Herrn Medailleur Voigt in Onyx geschnittene Camee, die Bändigung des Pegasus durch den Bellerophon vorstellend.

Eine Anzahl Glaspasten und dreifsig Gypspasten nach diesem Steine sollen für die nächste Verloosung gefertigt werden. Diese Pasten werden von Herrn Calandrelli herrühren. Man verdankt die Anwesenheit dieses in der Kunst des Gravirens in edlen Steinen so vorzüglich ausgezeichneten Künstlers, den alle Zweige der Kunst auf so mannigfaltige Weise fördernden Anordnungen des Herrn Geheimen Raths Beuth, der ihn veranlafst hat, aus Rom hierher zu kommen, um durch seinen Unterricht das Glasschneiden in den Preufsischen Staaten noch mehr zu veredlen, und wenn sich dazu fähige Talente finden, auch Graveurs in Steinen zu bilden.

Es gehört zu der ursprünglichen Anlage unsers Vereins, die Wirksamkeit desselben auf so viele Zweige der Kunst, als möglich, auszudehnen, und das Directorium schmeichelt sich mit der Hoffnung, dafs die geehrten Mitglieder mit Vergnügen bemerken werden, dafs wir uns diesem Ziele immer mehr und mehr nähern. Die Betrachtung und sorgfältige Vergleichung von Kunstwerken verschiedener Gattung ist es vorzüglich, welche den reinen Sinn für die Kunst zu wecken und zu unterhalten vermag. Ein einzelnes Bildwerk oder Gemälde nimmt leicht auf so vielfache Weise, durch den Ausdruck die Empfindung, durch die Composition und den Gegenstand den anordnenden und deutenden Verstand in Anspruch, dafs das eigentliche Kunstgefühl oft gar nicht den hauptsächlichsten Theil in dem Genusse des Betrachtenden ausmacht. Wenn man aber die Kunst durch ihre verschiedenartigen Erscheinungen hindurch verfolgt, und in allen das wahrnimmt, was niemand verkennt, und doch keine Sprache auszudrücken vermag, so gewinnt die Gleichartigkeit in dem Total-Eindruck das Uebergewicht. Der Begriff der Kunst springt reiner und tiefer eindringend aus der Verschiedenartigkeit des Stoffs und der Behandlung hervor. Man empfindet, wie sie überall die Natur in ihrer vollen Wahrheit, aber auf eigenthümliche Weise darstellt, wie sie ihr nichts nimmt und nichts hinzufügt, aber ein wundervolles Licht über sie ausgiefst, indem sie eine andere erscheinen läfst, so wie eine Gegend nicht mehr dieselbe ist an einem düstern und bewölkten Tage und in dem heitren Sonnenlichte eines südlichen Himmels. Es ist nun dieselbe Einbildungskraft in dem Betrachter geschäftig, deren der Künstler selbst bedarf, und wie stark Gedanke und Empfindung angeregt werden mögen, so räumt sie ihnen nicht ihre Stelle ein, sondern verkettet sich mit ihnen und benimmt ihnen die Schwere und Trockenheit der Wirklich-

keit. Vor allem aber, und dies ist vorzüglich wichtig, da die Kunst erst von der Seite ihrer Technik aus vollständig erkannt wird, führt die Vergleichung verschiedenartiger Kunstwerke in das Studium des Künstlers ein, und zeigt, wie er, um seiner allgemeinen Aufgabe zu genügen, die besondere zu lösen hat, die Schwierigkeiten und die Vorzüge seines Stoffs zu überwinden und zu benutzen, seine Darstellung mit den Forderungen und den Schranken seiner besonderen Kunst in Einklang zu bringen. Erst wenn der Seele auch davon ein lebendiges Bild vorschwebt, kann ein Kunstwerk vollkommen gewürdigt werden.

— — — — —

Da gegenwärtig in Deutschland mehrere Kunstvereine in der Art des unsrigen bestehen, so ist es erfreulich, das gegenseitige Streben zu bemerken, die Früchte ihrer Bemühungen einander mitzutheilen. Auf diese Weise haben der Rheinische, Sächsische und Würtembergische Verein uns ihre radirten und lithographirten Blätter nebst ihren Verhandlungen überschickt, und das Directorium hat diese Sendungen auf die gleiche Weise erwiedert, um diese nützlichen, die Kunst gemeinschaftlich fördernden Verbindungen sorgfältig zu unterhalten und immer enger zu knüpfen.

Indem ich hier der Beweise wohlwollenden Antheils erwähne, welche unser Verein seit unserer letzten Versammlung erhalten hat, würde ich es mir nicht verzeihen, nicht auch eines zu gedenken, an den sich bei Ihnen allen, die Sie hier anwesend sind, eine sehr schmerzliche, aber zugleich unendlich wohlthuende Erinnerung knüpfen wird. Es ist dies ein an Herrn Geh. Rath Beuth gerichteter Brief Goethes vom 4ten Januar dieses Jahres, in welchem er für die radirten Blätter dankt, die ihm im Namen des Vereins zugeschickt worden waren. Ich glaube am besten zu thun, Ihnen den Brief selbst vorzulesen.

Euer Hochwohlgeboren bereiteten mir, indem Sie einen langgehegten stillen Wunsch erfüllen, gar anmuthige Weihnachtsfeiertage. Sie wissen, dafs ich, insofern es meine Lage erlaubt, mannigfache Monumente älterer und neuerer Zeit um mich zu versammeln suche, wozu Sie ja, seit so manchen Jahren, die freundlichsten und wichtigsten Beiträge mir gegönnt haben, und was kann endlich interessanter sein, als zu erfahren, wie sich in den letzten Augenblicken die Kunst im Vaterlande bildet, wie sie erregt, gefördert und belohnt wird.

Ihre wichtige Sendung, für deren Mittheilung ich dem verehrten und in so hohem Grade wirksamen Kunstverein meinen lebhaften Dank auszudrücken bitte, hat mich schon viel denken und überlegen gemacht, denn nichts ist dazu auffordernder, als wenn wir die mannigfaltigsten Resultate vor uns sehen, welche aus zweckmäfsiger Anwendung grofser Mittel hervorgehen.

Mehr darf ich in diesem Augenblick zu sagen mir nicht erlauben, weil ich fürchten mufs gegenwärtiges zu verspäten, wobei ich mir jedoch vorbehalten darf, zunächst einige weitere Aeufserungen nachzubringen, besonders über Gegenstände, die den Künstlern vielleicht zu empfehlen wären, und wovon, bei den vielfach sich manifestirenden Talenten, vielleicht hie und da etwas angenehmes zu hoffen stände.

Ohne mit vielen Worten zu versichern und zu betheuern, dafs ich Euer Hochwohlgeboren unermüdete Thätigkeit zu bewundern und deren grenzenlose Folgen zu segnen weifs, darf ich mich wohl unterzeichnen als einen treu Theilnehmenden und aufrichtig Verpflichteten.

Es ist unendlich beklagenswerth, dafs wir auf die Belehrung Verzicht leisten müssen, die uns der Verewigte in diesen Zeilen zusagt. Dies Versprechen selbst aber beweist, wie sehr er bis zu den letzten Tagen seines Lebens damit beschäftigt war, jedem Kunstbestreben die fördernde Richtung zu geben. Dies Bemühen, auf die Geistes-Thätigkeit seiner Zeitgenossen einzuwirken, war ihm besonders

eigenthümlich, ja man kann mit gleicher Wahrheit hinzusetzen, dafs er ohne alle Absicht, gleichsam unbewufst, blofs durch sein Dasein und sein Wirken in sich den mächtigen Einflufs darauf ausübte, der ihn vorzugsweise auszeichnet. Es ist dies noch geschieden von seinem geistigen Schaffen, als Denker und Dichter, es liegt in seiner grofsen und einzigen Persönlichkeit. Dies fühlen wir an dem Schmerze selbst, den wir um ihn empfinden. Wir betrauern in ihm nicht blofs den Schöpfer so vieler Meisterwerke jeder Gattung, nicht blofs den Forscher, der das Gebiet mehrerer Wissenschaften erweiterte, und ihnen durch tiefe Blicke in ihre innerste Natur neue Bahnen vorzeichnete, nicht blofs den immer theilnehmenden Beförderer jedes auf Geistesbildung gerichteten Bestrebens. Es ist uns neben und aufser diesem allem, als wäre uns blofs dadurch, dafs er nicht mehr unter uns weilt, etwas in unsren innersten Gedanken und Empfindungen und gerade in ihrer erhebendsten Verknüpfung genommen. Indem wir aber dies schmerzlich empfinden, belebt uns zugleich wieder die Ueberzeugung, dafs er in seine Zeit und seine Nation Keime gelegt hat, die sich den künftigen Geschlechtern mittheilen und sich lange noch fortentwickeln werden, wenn auch schon die Sprache seiner Schriften zu veralten beginnen sollte.

Es giebt in jeder, zu einem höheren Grade der Bildung gelangten Nation ein Gemeinsames der Ideen und Empfindungen, das sie, wie ein geistiges Element, in welchem sie sich bewegt, umgiebt. Es beruht dies nicht auf einzelnen festen und bestimmten Ansichten, es liegt vielmehr in der Richtung aller, in der Form, von der in jeder Art der Seelenthätigkeit, Maafs und Weile, Ruhe und Lebendigkeit, Gleichgewicht und Uebereinstimmung abhängt, und es wirkt auf diese Weise zuletzt, durch die dadurch bedingte Anknüpfung des Sinnlichen an das Unsinnliche,

auf die ganze Anschauung der äufseren und inneren Welt. Auf diesen Punkt hin war Goethes Individualität zu wirken vorzugsweise bestimmt. In diefs geheimnifsvolle Innere, wo Ein geistiges Streben eine ganze Nation beseelt, drang er durch die Macht seiner Dichtung und die Sprache, welche allein ihm die Möglichkeit des Ausdrucks seiner Eigenthümlichkeit verstattete, die er aber wieder so kräftig und seelenvoll gestaltete. So drückte er, in einer Periode der Litteratur anfangend, wo derselbe wenig klar und entschieden da stand, dem deutschen wissenschaftlichen und künstlerischen Geiste, durch die lange Dauer seines Lebens fortwirkend, ein neues, ewig an ihn erinnerndes Gepräge auf. Die immer heitere Besonnenheit, die lichtvolle Klarheit, die lebendig anschauliche und immer von Kunstform oder einer noch tiefer geschöpften Gestaltung beherrschte Naturauffassung, die grofse Freiwilligkeit des Genies, alle diese Goethe so vorzugsweise auszeichnenden Eigenschaften führten ihm die Gemüther, wie von selbst, bildsam zu. Es hat in niemanden je eine gerechtere, mehr durch die innerste Eigenthümlichkeit begründete Scheu vor allem Verworrenen, Abstrusen, mystisch Verhüllten gegeben, als in ihm. Dies zusammen genommen machte seinen Einfluſs so allgemein, so leicht und so tief. Was sich so heiter und lichtvoll darstellte, was der Quelle, aus der es entsprang, so ohne Mühe und Anstrengung entfloſs, wurde eben so aufgenommen und fest gehalten, und wurzelte zu weiterer Entwicklung.

Da Goethe die Natur immer zugleich in der Einheit ihres Organismus und in der vollen Entfaltung ihrer gestaltenreichen Mannigfaltigkeit auffafste, so konnte die Gedanken- und Sinnenwelt nie einen schroffen Gegensatz in ihm bilden. Die Wirklichkeit gab in ihm ihre Gestalt nur auf, um eine neue aus der Hand der schaffenden Phantasie

zu empfangen. Dadurch, um diese Betrachtungen auf eine Weise zu schliefsen, die uns zu unserm Gegenstande zurückführt, wurde er vorzüglich der Kunst so wohlthätig. Er war mit ihr durch alle Anlagen seines Geistes verwandt, und hatte sich von allen Seiten mit ihr durch Anschauung, Sammeln und Ueben befreundet, jener oben erwähnte allgemeine Kunstsinn war in ihm tiefer als in irgend sonst jemand begründet. Er leistete unendlich viel unmittelbar für die Kunst durch Belehrung, Ermunterung und Förderung jeder Art, aber alles dies wurde durch das überwogen, was sie ihm mittelbar verdankte. Er bereitete durch das stille Wirken seines ihr geweihten und von ihr durchdrungenen Wesens ein langes Leben hindurch ihr den Boden in den Gemüthern seiner Zeitgenossen zu, weckte den schlummernden Funken der Liebe zu ihr, richtete aber die Neigung und die Forderung nur auf das Streben, was, gleich entfernt vom Zwange einengender Regeln und von phantastischer Willkührlichkeit, dem freien, aber durch innere Gesetze geleiteten Gange der Natur folgt.

Aus dem Bericht vom 19ten Mai 1833.

Obgleich nur die geringere Anzahl der im vorigen Jahre gemachten Bestellungen bis jetzt eingegangen ist, darf sich das Directorium dennoch schmeicheln, eine befriedigende Mannigfaltigkeit von Kunstwerken zur heutigen Verloosung darbieten zu können. Es hat die letzte Ausstellung der Königl. Akademie zu Ankäufen benutzt, und würde dies gern in gröfserem Maafse gethan haben, wenn nicht die meisten der ausgestellten Gemälde schon früher ihre Bestimmung gefunden hätten. Die Freunde der Kunst werden indefs weit entfernt sein, diesen Umstand zu bedauern.

Er zeugt vielmehr von der immer allgemeiner werdenden Liebe zu derselben, von dem immer zunehmenden Bedürfnifs, sich mit ihren Werken zu umgeben. Man darf dies mit Recht dem immer zahlreicher aufblühenden Talente, dem ebenso glücklichen als einsichtsvollen Einwirken einiger Malerschulen, endlich den an verschiedenen Punkten der Monarchie gestifteten Vereinen zuschreiben.

Wir haben uns bemüht, mit dem inneren Werthe der Kunstwerke abwechselnde Mannigfaltigkeit zu verbinden, und nähren die Hoffnung, dafs die geehrten Mitglieder des Vereines gern unter den zu verloosenden eine bedeutende Anzahl gelungener Landschaften antreffen werden. Der Landschaftsmaler geniefst des Vorzugs, in der Erwerbung der Zuneigung zu seinem Werke weniger von der Wahl seines Gegenstandes abzuhängen. Die grofse Scheidewand der antiken und modernen Gegenstände fällt für ihn gröfstentheils hinweg, da die Natur in allem Wechsel der Jahrtausende unwandelbar dieselbe ist, und die Zeitepoche, in welche sich der Künstler hineindenkt, nur an Nebenwerken erscheint. Er kann daher mit freier Sicherheit aus dem ganzen Reichthum schöpfen, den ihm die objective Verschiedenheit der Natur und die subjective der sie auffassenden Empfindung darbietet, da die Einheit der Landschaft auf diesen beiden, sich in der künstlerischen Phantasie verbindenden Elementen beruht. Es ergehen auch nicht an ihn die auf bestimmte Classen von Gegenständen gerichteten Forderungen, bei denen der Geschichtsmaler so oft zu kämpfen hat, das künstlerische Interesse nicht einem ganz fremden aufopfern zu müssen. Die Vorliebe für gewisse Gegenden ist nicht so entschieden, und wie sehr der Betrachter sich auch möge zur Darstellung südlicher Milde und zu dem blühenden Reichthum Italienischer Landschaft hingezogen fühlen, wird er dem Künstler doch auch gern

wieder in eine einheimische, ja bis in den tiefen Norden folgen, aus dem auch die heutige Verloosung einige Darstellungen enthält.

Unter den historischen Gemälden zeichnet sich schon durch den Umfang der Composition Herrn Hübner's Simson aus. Der Gegenstand rührt von seiner eigenen Wahl her. Es erforderte ein so vollendet geübtes Talent, als das des Herrn Hübner, von dem die akademische Ausstellung auch andere treffliche Werke aufzuweisen hatte, um die Schwierigkeiten des Gegenstandes auf eine so meisterhafte Weise in Zeichnung und Anordnung zu überwinden. An die landschaftlichen Darstellungen schliefsen sich mehrere architectonische Ansichten, so wie an die geschichtlichen einige Genre-Stücke an. Als ein solches, im höchsten Grade gelungenes darf ich wohl das des Herrn Schrödter herausheben. Es möchte nicht leicht einem Künstler gelungen sein, mit glücklicherer Laune und mehr komischem Effecte den Contrast zwischen einem verzweifelnden Schmerz und einem Lachen erregenden Unfalle darzustellen.

Herrn Hübner's Simson, Herrn Henning's Abschied Christi von seiner Mutter, Herrn Daege's Erfindung der Malerei, Herrn Nerly's Landschaft und Herrn Brüggemann's Verfolgung einer Griechischen Brigg sind eingegangene Bestellungen früherer Jahre.

Unter den Bildhauer-Arbeiten finden sich bei der heutigen Verloosung mehrere in Marmor ausgeführte. Wir dürfen hoffen, dafs dies den geehrten Mitgliedern auch im Interesse der Kunst erwünscht sein wird. Nur der Marmor erlaubt der Hand des Künstlers die letzte Vollendung, vor der alles Stoffartige des Steines entweicht und der Gedanke frei dasteht.

Von den bestellten, aber noch nicht eingegangenen Bildern dürfen wir, dem Versprechen der Künstler nach,

die von Herrn Sohn und Herrn Hildebrandt spätestens zum nächsten Herbst erwarten. Der erstere, der an der früheren Ablieferung seines Bildes durch Krankheit verhindert wurde, hat zum Gegenstand desselben Diana und Aktäon gewählt, der letztere eine in das sechszehnte Jahrhundert versetzte häusliche Scene. Ein kranker Rathsherr betrachtet im Gefühle seines nahen Hinscheidens wehmuthsvoll sein vor ihm stehendes Töchterchen. Das Kind trägt Gebetbuch und Rosenkranz, als wäre es im Begriff in die Kirche zu gehen. Im Hintergrunde erblickt man das Bildnifs der schon verstorbenen Mutter. Herr Lessing scheint sich noch für das bei ihm bestellte Bild zu keinem Gegenstande bestimmt zu haben. Herrn Professor Krüger hat eine lange Abwesenheit in Petersburg verhindert, das uns versprochene Bild abzuliefern. Herr Philipp Veit, dem, nach dem Inhalte der Verhandlungen des letzten Jahres, hatte ein Termin zur Einsendung seines Bildes bestimmt werden müssen, hat vorgezogen, auf dieselbe zu verzichten, und hat den empfangenen Vorschufs zurückgezahlt.

Der akademische Künstler Herr Müller hat von den ihm im vorigen Jahre aufgetragenen Bronze-Abgüssen der vier kleinen Gyps-Modelle, welche den damals ausgesetzten Preis erhalten hatten, nur einen, die Madonna mit dem Kinde von Herrn Dracke, vollendet. Die übrigen werden daher erst später nach und nach zur Verloosung kommen können.

Der Steindruck des Bildes des Herrn Professor Krüger, einen Pferdestall vorstellend, nach Hrn. Müller's Zeichnung, ist zwar vollendet, allein die schon von uns in den Verhandlungen des vorigen Jahres wegen der Schwierigkeiten des Abdrucks geäufserten Besorgnisse haben sich nur zu sehr bestätigt. Der durch die Langsamkeit des Abdrucks und durch die, bei einer grofsen Menge von Blättern noth-

wendig gewordenen Retouchen verursachte Aufenthalt ist auch an der verzögerten Vertheilung der Umrisse der im vorigen Jahre verloosten Bilder schuld, welche wir die geehrten Mitglieder des Vereines recht sehr zu entschuldigen bitten müssen. Die lithographische Anstalt des Herrn Sachse, welcher der Abdruck anvertraut war, hat zwar keine Anstrengungen gescheut, diese Schwierigkeiten zu beseitigen, und selbst einen Drucker aus Paris deshalb verschrieben. Leider blieb dieser aber aus, ein anderer verliefs die Arbeit. Hierzu gesellten sich die inneren Schwierigkeiten der Sache selbst. Der Stein bedarf von Zeit zu Zeit der Ruhe, wenn die Abdrücke gelingen sollen; er erlaubt auch nicht so viel taugliche, als die Zahl der Mitglieder unseres Vereines erfordert. Es werden daher nur etwa 800 ziemlich gute Abdrücke abgeliefert werden können; gegen die übrigen lassen sich mehr oder weniger Ausstellungen machen. Das Directorium hat jedoch nicht geglaubt sich erlauben zu dürfen, die mangelhaften Abdrücke eigenmächtig zu vernichten. Es schlägt auch hier den Weg der Verloosung vor, und wird, wenn die geehrten hier anwesenden Mitglieder nicht eine andere Bestimmung vorziehen sollten, eine eigne dieser Abdrücke in seiner Gegenwart veranstalten. Jedes Mitglied erhält alsdann den Abdruck, welchen das Loos ihm zutheilt. Indefs haben der Künstler-Ausschufs und das Directorium sich hierdurch überzeugt, dafs man in künftigen Fällen auf eine so grofse Vervielfältigung der Kunstwerke auf diesem Wege wird Verzicht leisten müssen.

Ueber den nach dem Lessing'schen trefflichen Bilde: das Schlofs am Meere, durch Herrn Lüderitz anzufertigenden Kupferstich, ist nun der Vertrag förmlich abgeschlossen, und die Platte wird am 1sten April 1835 zur Ablieferung bereit sein. Die Beseitigung der bei diesem

Unternehmen obwaltenden Schwierigkeiten verdankt der Verein den gemeinschaftlichen Bemühungen der Herren Lüderitz und Lessing, von denen wir uns nunmehr einen vollkommen gelingenden Erfolg versprechen dürfen. Da das Original sich bekanntlich jetzt in St. Petersburg befindet, so war für den Stich blofs der mifsrathene Abdruck der von Herrn Jentzen auf dem Stein verfertigten Zeichnung vorhanden. Wie befriedigend nun auch Herrn Jentzen's ursprüngliche Steinzeichnung war, und obgleich er den fehlerhaften Abdruck mit dem sorgfältigsten Fleifse retouchirt hatte, so konnte doch eine so entstandene Nachbildung für die Ausführung eines Stichs in Linienmanier nicht genügen. Dies fühlte Herr Lüderitz, und begab sich deshalb nach Düsseldorf zu Herrn Lessing, der ihm mit zuvorkommender Gefälligkeit seine Studien mittheilte und ihn auch sonst mit seinem Rathe und seiner Hülfe auf das bereitwilligste unterstützte.

— — — — —

Es war in der vorigjährigen General-Versammlung angezeigt worden, dafs der durch das von Seydlitzische Legat gestiftete, von zwei Jahren gesammelte Preis von 100 Rthlr. demjenigen Bilde der akademischen Ausstellung zuerkannt werden sollte, welches desselben am würdigsten erschiene. Der Künstlerausschufs des Vereines schlägt jedoch jetzt, mit Zustimmung des Directoriums, der geehrten Versammlung vor, jenen Bestand zwischen dem Bilde des Herrn Lessing: das Schlofs am Meer, und dem des Herrn Bendemann: die gefangenen Juden in Babylon, zu theilen. Von dem Lessing'schen Bilde, das einer Bestellung unsres Vereins seine Entstehung verdankt, ist gleich zur Zeit seines Erscheinens auch in dieser Versammlung mit lebendiger Theilnahme und gerechter Bewunderung gesprochen worden. Das Bendemannische hat eine

gleich rege erweckt. Es schien daher ein glücklicher Gedanke, gerade diese beiden Bilder, die sich in zwei aufeinander folgenden Kunstausstellungen am meisten ausgezeichnet haben, und mit dem entschiedensten Beifall des Publicums gekrönt worden sind, in der Zuerkennung des Preises mit einander zu verbinden. Denn indem beide einen grofsen, betäubenden Schmerz darstellen, ist die Behandlung dieses Ausdrucks, und selbst die jedem von beiden, wenn man das Gefühl tiefer auffafst, zum Grunde liegende Idee, so verschieden und doch wiederum so einander entsprechend, dafs sie im edelsten Sinne des Wortes Gegenstücke genannt werden können. Das Lessingische Gemälde stellt einen Vater und eine Mutter neben dem Sarge ihrer entschlafenen Tochter dar; das Bendemannische bringt an einer Gruppe von Personen verschiedenen Geschlechtes und Alters die Trauer eines seiner Heimath entfremdeten, in Gefangenschaft fortgeführten Volkes vor das Auge. Diese Unglücklichen beklagen aber nicht ihre körperliche, augenblickliche Lage, nicht die Beraubung ihrer Freiheit, die Leiden einer harten Gefangenschaft. Ihre Trauer geht einen höheren Verlust an, sie sind nicht blofs ihrer Heimath, auch dem Dienste des wahren Gottes entrissen, der Tempel des Höchsten steht verödet, und sie müssen ihre Tage unter Götzendienern verleben; ihre Harfe ist verstummt, da sie in der heidnischen Fremde nicht vom Lobe des Allmächtigen wiederhallen kann. Dies Eine Gefühl erfüllt ihre Seele, ihre Trauer entspringt aus diesen Gedanken; wir safsen, sagt der Text *), der dem Bilde zum Grunde liegt, und weineten, wenn wir an Zion gedachten. Hieraus entspringt eine sehr zarte, aber aus dem Innersten des Gegenstandes geschöpfte Verschiedenheit beider Bilder. In dem

*) Psalm 137, V. 1—4.

Lessingischen mischt sich in Haltung und Geberde der Trauer der Mutter um den Verlust der Tochter liebevolle Besorgnifs über den starren Schmerz des Vaters bei, das zerrissene Mutterherz richtet sich an die verwandte Empfindung. In dem Bendemannischen liegt auf eine andere Weise ein tiefer Sinn und eine unnachahmliche Lieblichkeit in der Verbindung und Vereinzelung der dargestellten Personen. Jede ist ungetheilt mit ihrem Schmerze beschäftigt, seine Gröfse giebt keinem andren Gefühle Raum; dies ist das unsichtbare Band, das sich durch alle gemeinschaftlich hindurchschlingt. Ohne dafs jedoch dieser Ausdruck irgend geschwächt würde, entsteht eine engere Verknüpfung durch das Aufruhen des Kopfes des jüngeren Mädchens auf dem Knie des betagten Mannes, und durch seine Richtung nach der Frau hin, welche das Kind in den Armen hält. Allein indem sich die Mitte der Gruppe also zusammenschliefst, starren die beiden Gestalten an den äufsersten Seiten derselben in der Betäubung des Schmerzes vor sich hin. So ist die Einheit des Ganzen auf liebliche Weise erhalten, indem doch der hauptsächlichste Ausdruck in eine endlose Ferne hinausgeht, und wenn dies mächtige Gefühl die Einbildungskraft gewaltig ergreift, so werden durch jene stille Harmonie alle sanfteren Empfindungen des Herzens angeregt.

Jedes gelungene gröfsere Gemälde läfst gewissermafsen mehr und etwas Höheres empfinden, als unmittelbar dargestellt erscheint. Diese Wirkung geht aber immer nur aus der künstlerischen Vollendung des Individuellen hervor. Dies wird gerade an dem Bilde, welches uns hier beschäftigt, vorzüglich klar. Obgleich es der Phantasie eine Gruppe einzelner Gestalten vorführt, ist es doch mehr die Versinnlichung einer Idee, als die Schilderung eines Ereignisses. Es stellt die Trauer eines Volkes und eine Trauer um Dinge dar, die das Gemüth unsichtbar ergreifen, um

ein verlornes Vaterland, um Wahrheiten, die das irdische Dasein unmittelbar an ein Unendliches knüpfen. Die Aufgabe gehört nicht allein zu den schwierigen, sie berührt gewissermafsen die Gränzen der Kunst. Jene Ideen selbst sind keiner Darstellung durch den Pinsel fähig, und stehen doch lebendig und klar in den einzelnen Gestalten da, aber nur dadurch, dafs diese mit einer solchen Meisterschaft in Zeichnung, Colorit und Anordnung behandelt sind, dafs allen technischen und künstlerischen Forderungen, von der niedrigsten bis zur höchsten, so vollkommen in ihnen genügt ist. Es wäre ein augenscheinlicher Irrthum, wenn man das Nämliche auf andrem Wege zu erreichen gedächte, wenn man die Idee unmittelbar andeuten zu können und die Forderungen an die vollendete Darstellung der Erscheinung ungestraft vernachlässigen zu dürfen glaubte. Was sich auch immer mit dem Individuellen verbinden möge, so mufs es die Phantasie in unauflöslicher Einheit mit ihm zusammenschliefsen, und der so aufgefafste künstlerische Gedanke mufs alle Theile der Ausführung durchdringen. Nur dann geht er ganz und rein in das Gemüth des Beschauers über. Der Künstler, von dem wir hier reden, hat aber sehr glücklich gefühlt, dafs vorzüglich sein Gegenstand noch ein Drittes erforderte, nämlich dafs der Gedanke sich auch auf so kurzem Wege, so unmittelbar als möglich, wieder der Phantasie mittheilte. Die Figuren sind daher mit meisterhaft geringem Aufwande von Mitteln hingezeichnet, und durch diese, wenn ich so sagen darf, wundervoll keusche Behandlung des Stoffs springt der unauflöslich mit ihm verbundene Gedanke in doppelt gröfserer Schärfe und Bestimmtheit hervor. Diese zugleich zarte und kühne Ausführung zeigt sich in der ganzen Gruppe, vorzugsweise aber in der Frau mit dem Kinde, einer in dieser Rücksicht unübertreffbaren Figur.

Wenn es keine selbstgefällige Täuschung ist, dafs die Kunst sich in unseren Tagen und gerade in Deutschland mehr ihrem wahren Standpunkt genähert hat, so liegt das Verdienst davon unstreitig in unsrer gesammten geistigen Bildung. Absichtslos und von selbst ist sie durch diese in eine Bahn geleitet worden, die sie vom Ringen nach einseitiger und willkührlicher Manier entfernt hält. Den vorzüglichsten Antheil hieran hat die vollere und richtigere Auffassung der einfachen Gröfse des Alterthums, welche der reinen Empfänglichkeit des Deutschen Sinnes besser gelungen ist. Den Alten war es vorzüglich eigen, den Gedanken so tief und so vollständig in die Erscheinung zu legen, dafs er gleich rein und lebendig wieder siegreich aus ihr hervorging. Eine Kunst, die nicht das Alterthum zu ihrer Grundlage nähme, nicht oft Gegenstände aus demselben behandelte, sich nicht die Nachahmung seiner vollen und durch nichts andres, als ihre innere organische Nothwendigkeit, bedingten Naturwahrheit zur festen Regel machte, würde bald in Formlosigkeit und ermüdende Leere versinken. Allein jenem grofsen naturgemäfsen Sinn sich anschliefsend, kann sie sich mit Vertrauen dem Geiste derer, welche sie üben, und dem Geiste des Jahrhunderts überlassen, und ist sicher, in jedem Fortschritte der Zeit ein angemessenes Gepräge zu finden, von keiner Richtung des Gedanken und keiner Schattirung der Empfindung ausgeschlossen zu bleiben.

Aus dem Bericht vom 29sten März 1834.

— — Mit besonderem Vergnügen werden die Mitglieder des Vereins auf der vom Directorium veranstalteten Ausstellung die beiden, nunmehr eingegangenen Bilder der Her-

ren Hildebrandt und Sohn gefunden haben. Wir überlassen es den Kennern und Kunstfreunden, die Verdienste dieser beiden, sich schon durch ihre Gröfse auszeichnenden Arbeiten zu würdigen. Nur über die Art, wie beide Künstler ihren Gegenstand aufgefafst haben, sei es mir erlaubt, einige Worte hinzuzufügen.

Der von Herrn Sohn gewählte, „Diana und Actäon," unterlag der grofsen Schwierigkeit, den einen Theil desselben, das Schicksal des Unglücklichen, der vielleicht nicht einmal die Schuld absichtlicher Neugier büfste, auf eine geschmackvolle und noch weit mehr auf eine, das Gefühl nicht unangenehm verletzende Weise darzustellen. Auch den antiken Bildwerken ist es nicht gelungen, diese Schwierigkeit zu besiegen. Herr Sohn hat die kühne, aber, wie auch die Wirkung bestätigt, sehr verständige Parthie ergriffen, diesen Theil des Gegenstandes aus der unmittelbaren Darstellung ganz wegzulassen. Er hat sich aber zugleich das Ziel gesteckt, ihn ganz und unverkennbar in den andern, für die künstlerische Behandlung gerade vorzugsweise geeigneten zu legen, und hat aus der Entfernung eines mifsfälligen Gegenstandes eine gehaltvollere Darstellung des übrigbleibenden höchst glücklich hervorgehen lassen. Daher kommt es nun, dafs man den Actäon auf dem Bilde vergebens sucht, aber eigentlich nicht sucht, da man ihn, sein Schicksal schon hinreichend angedeutet findend, gar nicht vermifst. Denn indem die ganze Gruppe, verbunden mit der Landschaft, eine Belauschung oder Ueberraschung im Bade zeigt, verräth der strafende Blick der Göttin die bevorstehende Vernichtung des Frevlers, und aus beiden zusammengenommen springt von selbst die Erinnerung an die sehr bekannte Fabel hervor. Den Contrast zwischen der Göttin und den sich zu ihr flüchtenden Nymphen hat der Künstler sehr charakteristisch zu zeichnen verstanden,

und es war schon ein sehr glücklicher Gedanke, sowohl für die Einheit, als die Anmuth der Composition, ihn zum hauptsächlichsten Motive derselben zu machen. Die Göttin ragt alleinstehend aus den um sie niedergebückten Nymphen hervor. Sowohl in dem Bau der Glieder, als in den Gesichtszügen liegt eine feine, aber ausdrucksvoll gehaltene Abstufung von der hohen göttlichen Natur zu der mehr untergeordnetern der Menschheit näher stehender Wesen. Auf dem Antlitz der Nymphen malen sich blofs Schrecken und Verwirrung, in dem Blicke der Göttin verbindet sich das Gefühl gerechter Erbitterung mit dem der Sicherheit der durch die Vernichtung des Schuldigen zu nehmenden Rache. Die treffliche Behandlung der Landschaft erhöht den Werth dieser schönen Composition.

Herrn Hildebrandt's, auch in den kleinsten Details so meisterhaft gelungenen Schilderung einer häuslichen Scene dürfen wir im Voraus die Gunst und die Theilnahme jedes gefühlvollen Gemüths versprechen. Das Bild hat etwas ungemein Rührendes und wehmüthig Bewegendes, und jeder würde ihm gern den Platz anweisen, an dem er sich am liebsten solchen Empfindungen überläfst. Der Künstler hat seinen Gegenstand aus den allgemeinen Ereignissen des menschlichen Daseins geschöpft und zu seiner Schilderung eine Stimmung gewählt, die, in mehr oder weniger verschiedener Gestalt, öfter im Leben wiederkehrt, die sorgenvolle Bekümmernifs der bevorstehenden Trennung von einem geliebten, schutzlos zurückbleibenden Wesen. Er hat diesen Stoff nicht an etwas Geschichtliches angeknüpft, so dafs der Beschauer schon eine bestimmte Individualität zu dem Bilde hinzubrächte. Durch diese Beschränkung auf die eigene Individualisirung, so wie durch die Natur des aus der allgemeinen Wirklichkeit aufgenommenen Stoffs hat er sich die zwiefach schwierige Aufgabe vollendeter

Naturwahrheit und desjenigen dichterischen Schwunges gestellt, den ein Stoff dieser Art am wenigsten entbehren kann. Denn ohne diese, allein aus der innern Auffassung des Künstlers herrührende Zugabe, artete die Wirkung einer solchen Darstellung unfehlbar in unkünstlerische Sentimentalität aus, eine für die Kunst viel gefährlichere Klippe, als die der gleichgültig lassenden Kälte, da ein Abweg immer verführerischer ist, zu dem ein in sich edles Gefühl verleitet. Durch die unübertreffliche Wahrheit, sowohl in den unbedeutendsten Beiwerken, als in der Haltung und den Gesichtszügen der Figuren, schliefst sich Herrn Hildebrandt's Arbeit an die edelsten Familien-Bildnisse an, und kann an die meisterhaftesten Genre-Bilder im höhern Style erinnern. Dennoch unterscheidet es sich gewifs von diesen beiden Gattungen. Das Genre-Bild schöpft seinen Stoff auch unmittelbar aus dem Leben, schildert aber ganz eigentlich das Leben selbst, und führt daher mehr in die Wirklichkeit hinaus, als in die Seele zurück. Es verläfst seine eigentliche Gattung, wenn es tiefere Empfindungen weckt. Es liebt nur leichtere anzuregen und steht daher gern dem Piquanten und Komischen nahe. Selbst dafs die Genre-Bilder gewöhnlich kleinere Bilder sind, hängt gewissermafsen mit ihrer Natur zusammen. Die scheinbare Anspruchslosigkeit und das Zusammendrängen eines in allen seinen Einzelnheiten auf einem kleinern Raume dargestellten Lebens in den Reflex Eines glücklich gewählten Moments erhöht sichtbar den Effect. Das Portrait unterliegt immer einer Beschränkung durch die Wirklichkeit. Selbst bei der freiesten, schönsten Behandlung des Künstlers ist es sogar seine Absicht zu zeigen, dafs er seine Freiheit der gegebenen Individualität unterordnete, und er erscheint offenbar anders, wenn er eine selbstgewählte Individualität nur als eine Stufe betrachtet, sich in der Ausführung zu

etwas Höherem zu erheben. In solcher frei dichtenden Stimmung kann er aber eben sowohl lyrische, als epische Gegenstände darstellen, und hier, im Gebiete des Elegischen, müssen wir die Wirkung des vorliegenden Gemäldes suchen. Es reiht sich in dieser Hinsicht an einige andere, neuerlich mit grofsem Beifall aufgenommene an, mit welchen es interessante Vergleichungspunkte darbietet, die es nur hier nicht der Ort zu verfolgen ist.

Die beiden, so eben erwähnten Bilder sind leider so frisch gemalt in diesem Jahre bei uns angekommen und sind zum Theil noch jetzt so nafs, dafs sie nicht vor dem Sommer gefirnifst werden können, ohne sie gänzlichem Verderben auszusetzen. Auch würde die Zeit zwischen ihrer Ankunft und der heutigen Verloosung zu kurz zur Anfertigung der Zeichnungen für die radirten Blätter gewesen sein, und doch ist es ein Grundsatz unsers Vereins, die verloosten Bilder immer unmittelbar nach der Verloosung abzuliefern, von dem sich das Directorium nicht abzugehen erlauben durfte. Unter diesen Umständen hat es uns das Angemessenste geschienen, diese Arbeiten von der heutigen Verloosung auszuschliefsen und für die nächstfolgende aufzubewahren. Wenn hieraus ein bedaurungswürdiger Aufschub entsteht, so wird es nun auf der andern Seite, was gewifs den Künstlern selbst, so wie allen Freunden der Kunst erwünscht sein wird, möglich, dieselben mit zu der akademischen Ausstellung im nächsten Herbste zu bringen.

Denselben Beschlufs und aus ganz ähnlichen Gründen hat das Directorium wegen eines dritten, von Herrn Hopfgarten angekauften Bildes fassen müssen, „der Wegführung von Christensclaven durch gelandete Barbaresken," einer an lieblich zusammengestellten Gruppen und reizenden Details reichen, sorgfältig und schön ausgeführten Composition.

In den zur heutigen Verloosung bestimmten Bildern

hat sich der Künstler-Ausschufs bemüht, den Mitgliedern des Vereins eine erfreuliche Mannigfaltigkeit gröfserer und kleinerer Darstellungen, unter welchen viele landschaftliche sind, darzubieten. Auch von den kleineren werden bei der Ausstellung gewifs einige die Aufmerksamkeit besonders auf sich gezogen haben. Ich darf hier um so mehr Herrn Meyerheim's Thor zu Tangermünde nennen, als sich die geehrte Versammlung gewifs mit Vergnügen der von diesem Künstler herausgegebenen schönen lithographirten Ansichten einiger Städte der Altmark erinnert. Bei dem von uns angekauften kleinen Gemälde wundert man sich mit Recht, wie es möglich war, einem scheinbar wenig künstlerischen Gegenstande ein so reizendes und anmuthvolles Bild abzugewinnen. Es zeigt sich hier, wie in andern ähnlichen Beispielen, dafs bei richtiger Auffassung der Natur der Künstler nur ein Stück aus ihr herauszuschneiden und gleichsam in einen Rahmen zu fassen braucht, um seiner Wirkung gewifs zu sein, wenn es ihm nur gelingt, seiner Nachbildung das einzuhauchen, was in dem Blicke lag, mit dem er selbst den Gegenstand ansah. Dies Talent, die Kunst und die Natur überall wechselseitig in einander überzutragen und dadurch die erstere wie eine Sprache zu behandeln, in welche die ganze Natur eingehen kann, aber aus der sie immer schöner und klarer wieder hervortritt, bei den Künstlern und Liebhabern zu fördern und zu wecken, dient, wenn es einmal nicht an Talent und an Schule mangelt, vor Allem die Häufigkeit der dargebotenen Gelegenheit, Gegenstände der verschiedensten Art zu malen und zu bilden, und hierin liegt der bestimmteste und entschiedenste Nutzen der Kunstvereine.

Das grofse historische Bild, „der Orest" des Herrn Bouterwek ist hier entworfen und angefangen, aber in Paris vollendet worden, da sich der Künstler, nach seinen

hiesigen akademischen Studien ein Jahr in der Werkstatt des Malers Laroche beschäftigt hat. Er befindet sich jetzt auf einer Reise nach München und Rom, wohin er sich zu seiner fernern Ausbildung begiebt. Das griechische Alterthum spricht *) von einem Steine im Lacedämonischen Gebiete in geringer Entfernung vom Meere, auf dem Orest von seinem Wahnsinn befreit wurde. Diese Erzählung scheint der Künstler in diesem Bilde, zugleich richtig und sinnvoll, so aufgefafst zu haben, dafs der Unglückliche, nachdem er mit der äufsersten Mühe das Ziel seiner Rettung erreicht hat, sich mit krampfhafter Anstrengung an dem Steine festhält, und der Zug der Eumeniden, die ihn nicht weiter verfolgen dürfen, in der Luft über ihn hinwegschwebt. — Den Gemälden hat der Künstler-Ausschufs einen in Marmor ausgeführten lieblichen Kopf einer Danaide von Herrn Stützel beigesellt. Auch kommen zur heutigen Verloosung die noch vorräthigen Zeichnungen der bereits an die Mitglieder des Vereins ausgegebenen Umrisse.

Aus dem Bericht vom 23sten März 1835.

Die vorigjährige akademische Kunstausstellung hat abermals sehr erfreuliche Beweise der Regsamkeit des Künstlers und des Eifers der Liebhaber und Kunstfreunde gegeben. Gleich bei der Eröffnung fand sich nur eine kleine Anzahl von Gemälden noch im Besitze ihrer Verfertiger, die meisten waren schon durch frühere Verabredungen versagt. Es ist nicht zu verkennen, dafs diese jetzt durch ganz Deutschland zahlreichen Ausstellungen, so wie die Kunstvereine, eine wichtige Stelle in unserer neuesten va-

*) Pausanias III, 22.

terländischen Kunstgeschichte einnehmen. Ihr Nutzen beschränkt sich nicht auf die Vervielfältigung und Verbreitung der Kunstwerke. Sie wirken vorzüglich auch dadurch wohlthätig ein, dafs sie die Kunst in einer ihr mehr angemessenen Richtung erhalten. Indem sie, in regelmäfsiger Wiederkehr, für eine gröfsere Menge von Kunstwerken Vereinigungspunkte vor einem die Kunst liebenden und ihre Fortschritte mit förderndem Antheil begleitenden Publicum stiften, bringen sie die Ausübung und die Kritik, die Künstler unter einander und mit dem Kreise der Kenner und Liebhaber in nähere und lebendigere Berührung. Die Kunstwerke machen immer seltner blofs den einsamen Weg von der Werkstatt des Künstlers zu der Wohnung, für die sie bestimmt sind. Sie treten zugleich in einen Kreis weiterer Beurtheilung. Der Künstler weifs, dafs seine Arbeit mannigfaltiger Prüfung unterworfen werden wird; er erfreut sich, wenn sie gelungen erscheint, des belohnenden Gefühls, einer zahlreichen, gebildeten Versammlung einen hohen geistigen Genufs zu gewähren, und die verschiedenartigen Talente, deren Werke sich neben einander befinden, stufen sich in richtigem Verhältnifs gegen einander ab, so dafs der besondere künstlerische Character einen Jeden sich rein und entschieden hervorhebt An der Spitze der Ausstellungen und Vereine stehen prüfende Künstler. Auch der Kenner fühlt sich durch die dargebotene Gelegenheit vielfacher Vergleichung in seinem Bestreben befestigt und gefördert, und das allgemeine Urtheil gewinnt allmählig an Richtigkeit und Schärfe. Die Künstler aber erhalten sich, da ihre Arbeiten bestimmt sind, zugleich und nebeneinander zu erscheinen, sicherer in der Bahn, die zu dem reinen und allgemeinen Begriffe der Kunst führt, in welchem doch alle, noch so verschiedenartigen Talente zuletzt zusammentreffen mussen. Von allen Seiten also arbeitet die Kunst

mehr unter den Augen der Kunst. Einseitige Richtungen können viel weniger aufkommen, da der gesunde Sinn des Publicums, gekräftigt durch so viele andere, solchen einzelnen Abirrungen entgegengesetzte Arbeiten, ihnen bald das Urtheil sprechen würde. Dagegen bewahrt aber auch der, eine richtige, wenn gleich kühnere Bahn verfolgende Künstler eine gröfsere Freiheit, da ihn der allgemeine Beifall gegen einzelne Mifsbilligung schützt. So wie daher der Künstler es immer jetzt ungern sieht, wenn ihm die Gelegenheit versagt wird, ein vollendetes Werk einer der gröfseren Ausstellungen zu übergeben, so wählen Kunstfreunde am liebsten ihre Erwerbungen da, wo denselben der errungene Beifall schon eine Bürgschaft ihres Werthes verleiht.

— — — — —

— — Ein neuer Antrag von 8 Mitgliedern unsers Vereins in Halberstadt geht darauf hin, in jedem Jahre die ausgezeichnetsten und sich weniger für den Privatbesitz eignenden Kunstwerke von der Verloosung auszunehmen und zur Bildung eines National-Museums zu bestimmen. —

— — Der aus diesem Schreiben hervorleuchtende warme Eifer für die Kunst und das sorgfältige Bemühen, für die vaterländische einen Vereinigungspunkt zu stiften, in welchem ihre gelungensten Werke gleichsam unter den Augen der ganzen Nation aufbewahrt würden, können gewifs nur höchst erfreuliche Erscheinungen genannt werden. Es ist ein sehr gerechter Wunsch, besonders ausgezeichnete Bilder unserer Künstler dadurch, dafs man sie der Entfremdung durch Privatbesitz entzieht, dem Publicum zugänglich zu erhalten. Der Kunstgenufs würde dadurch unläugbar allgemeiner verbreitet, was unfehlbar auf den Geschmack an Kunstwerken zurückwirken müfste. Den Künstlern diente eine solche Einrichtung zugleich zu einer grofsen Genug-

thuung bei schon gelungenen Werken und zum Sporn des Wetteifers bei erst zu versuchenden. Wenn aber die Idee eines National-Museums auf diese Weise alle auf die Kunst und auf die Ehre des Vaterlandes gerichtete Gefühle anspricht, so würde doch das Directorium des Vereins seinen Standpunkt zu verfehlen glauben, wenn es sich über dieselbe und ihre Ausführbarkeit im Allgemeinen verbreitete und nicht seine nächste Pflicht erfüllte, jene Idee in ihrer Beziehung zu den besonderen Verhältnissen unsers Vereins zu erwägen.

Die Stiftung eines National-Museums kann, unserer Ueberzeugung nach, nicht von einem einzelnen Vereine und selbst nicht von mehreren Vereinen zugleich ausgehen. Ein Verein, der sie unternehmen wollte, würde diesen Zweck höchst wahrscheinlich verfehlen und dagegen gewifs diejenigen in Gefahr setzen und wirklich beeinträchtigen, die er jetzt genügend erfüllt. Die Idee eines National-Museums, die gewifs die ernsthafteste und wohlwollendste Erwägung verdient, mufs für sich und unabhängig von einem andern Institute ins Leben gerufen werden. Einer solchen Anstalt müssen von allen Seiten her Bereicherungen zufliefsen, sie mufs ihre eignen Theilnehmer, ihre eignen Mittel, ihren eignen prüfenden, richtenden und beaufsichtigenden Vorstand besitzen. Erst wenn auf diese Weise die Gründung eines Vereinigungspunktes der ausgezeichneten Werke vaterländischer Kunst wirklich beschlossen und begonnen wäre, könnte die Theilnahme der jetzt bestehenden Kunst-Vereine daran in Berathung gezogen werden. Bei dem Vorschlage, wie er jetzt gemacht ist, stellt sich gleich ein sehr bedenkliches Mifsverhältnifs dar. Man würde im Anfange kaum zwei bis drei Bilder in Händen haben, die man, bei Beobachtung aller nothwendigen Rücksichten, zugleich auf die neue Anstalt und die Verhältnisse unsers Vereins,

jener zuwenden könnte, und müfste dennoch gleich den mit einem solchen Aufbewahrungsorte für Kunstwerke erforderlichen Nebenaufwand bestreiten. Die Kosten hiervon würden, wenn man nicht alles der Sparsamkeit zum Opfer bringen wollte, nicht unbedeutend sein, demungeachtet aber würde der Anfang des neuen Instituts unter allem dem bleiben, was auch die nachsichtsvollsten Erwartungen davon voraussetzen müfsten. Wenn man die Sache, wie sie ist, aussprechen soll, so wäre jetzt nichts Anderes möglich, als einzelne zur Verloosung bestimmte Kunstwerke derselben zu entziehen und für die mögliche, allein noch ganz ungewisse Gründung eines National-Museums zurückzustellen. Dies dürfte aber um so weniger rathsam erscheinen, als bei dem Vorschlage auch noch andere Bedenken eintreten, die ich es für meine Pflicht halte, hier auseinanderzusetzen.

Das erste betrifft die Wahl der für das Museum zu bestimmenden Gegenstände. Die Verfasser des Antrages haben die Nothwendigkeit gefühlt, bestimmte Kennzeichen dafür festzustellen. Sie geben ganz richtig den Kunstwerth und eine sich weniger für den Privatbesitz eignende Beschaffenheit an. Es sollen natürlich nur die ausgezeichnetsten Kunstwerke in die öffentliche Sammlung übergehen. Dennoch kann nicht die Meinung sein, dafs dies Kennzeichen allein und abgesondert von dem andern angewendet werde. Es würde sonst Alles, was den höchsten Kunstwerth besäfse, dem Privatbesitz entzogen, was ungerecht gegen die Mitglieder des Vereins, gewifs aber auch der Kunst selbst unvortheilhaft wäre. Denn auf dem Privatbesitze, in seiner Gesammtheit genommen, auf der täglichen, ruhigen Betrachtung der Kunstwerke, auf der Gewöhnung, sie als etwas Nothwendiges zum geistigen Leben anzusehen, beruht grofsentheils die Beförderung des Geschmacks

und die Verbreitung der Liebe zur Kunst. Das andere Kennzeichen aber ist von sehr unbestimmter und vielseitiger Natur. Es läfst sich wohl sagen, welche Gegenstände und welche Behandlungsart würdig sind, der öffentlichen Beschauung dargeboten zu werden. Dieselben Kunstwerke aber kann man darum keinesweges ungeeignet für den Privatbesitz nennen. Wie verschieden hierüber die Ansichten sein können, beweisen die in dem vorgelesenen Antrage gegebenen Beispiele. Mir, und vermuthlich theilen hierin die meisten der hier anwesenden geehrten Mitglieder meine Meinung, würde Herrn Hildebrandt's heute zur Verloosung kommendes Bild, gerade im Widerspruch mit der Aeufserung des Antrages, vorzugsweise geeignet für den Privatbesitz scheinen. Aus gefühlvoller Stimmung hervorgegangen, weckt es wieder eine solche, und wirkt daher am tiefsten, zufällig und natürlich im Laufe der täglichen Ereignisse, wie eine meisterhaft gelungene Schilderung einer rührenden Scene, gesehen. Wie man die Mannigfaltigkeit der bei unseren Verloosungen vorkommenden Kunstwerke in Gedanken durchgehen mag, so kann ich keinen andern Grund, aus dem eines sich vielleicht nicht zum Privatbesitze eignen könnte, als etwa seine Gröfse, entdecken. Auch diese aber ist nur ein relatives Hindernifs, da eine bedeutende Zahl unserer Mitglieder dadurch auf keine Weise in Verlegenheit gesetzt werden würde. Wenn aber je ein Kunstwerk durch den Zufall des Looses wirklich an einen Besitzer gelangt, der es nicht für sich geeignet findet, oder ihm einen Platz gönnt, auf dem es zur häufigern Ansicht kommt, so bleiben ja Kunstwerke nicht immer in derselben Hand. Zu allen Zeiten ist es ihr Gang gewesen, vom einzelnen Hausbesitz in Gallerien, häufig in öffentliche, zu kommen. Auch bei unserm Verein hat sich Aehnliches zugetragen. Bei so unbestimmter Natur des zweiten der an-

gegebenen Kennzeichen würde es mithin, gegen die ausgesprochene Absicht, doch für die wirkliche Entscheidung fast allein auf das erste, den künstlerischen Werth, ankommen.

So ehrend nun hierbei das dem Directorium und dem Künstler-Ausschufs bewiesene Vertrauen ist, mit welchem der in Rede stehende Antrag ihnen den Ausspruch über die Würdigkeit der zur öffentlichen Aufbewahrung bestimmten Kunstwerke überträgt, eben so schwierig würde die Ausübung dieses Richteramts sein. Ohne auch des beständigen Schwankens zwischen dem Interesse der Mitglieder des Vereins und dem der neuen Anstalt zu erwähnen, so würde gewifs jeder Künstler Bedenken finden, über das Werk eines andern einen auf diese Weise abtheilenden Ausspruch zu fällen. Denn es handelt sich hier nicht darum, einen einzelnen Preis zuzuerkennen, den nur Einer erlangen kann, sondern unter einer Reihe von Bildern eine Grenze der gröfsten und geringern Auszeichnung zu ziehen, und dies in einem Falle zu thun, der auf eine solche Weise bedeutend für die Würdigung des Künstlers ist. Denn wenn sich auch alle Stimmen für ein Kunstwerk erklärten und der Ausspruch der ihm zugewiesenen Auszeichnung sich leicht vertreten liefse, so würde die Schwierigkeit doch bei der Frage eintreten, warum nun das nächst vorzüglichste nach ihm nicht auch der gleichen Auszeichnung würdig gehalten werde? In der That könnte niemand sich herausnehmen, weder absolut, noch in einzelner Anwendung zu bestimmen, welcher Grad des Künstlerwerthes eben zur Aufnahme in das National-Museum erforderlich wäre. Diese Schwierigkeit aber entsteht nur, wenn eine solche Anstalt von einem Vereine ausgeht. Denn da hier immer mehrere Bilder in Concurrenz kommen, so ist die Auszeichnung kaum je von der Kränkung zu trennen. Ganz anders

ist es, wenn das vaterländische Museum, unabhängig für sich bestehend, Kunstwerke erwirbt. Es kommt alsdann blofs darauf an, ob das gewählte die getroffene Wahl rechtfertigt oder nicht? Die Ursachen, dafs andere nicht gewählt werden, können mannigfaltiger Art sein, ohne dafs auch nur scheinbar, ihr Verdienst dadurch geschmälert würde. Der Wetteifer des Künstlers könnte allerdings durch eine solche öffentliche Bestimmung erhöht werden. Es wären aber auch, nach dem so eben Bemerkten, Reizungen, Unzufriedenheit und Mifsstimmungen aller Art fast unzertrennlich mit der vorgeschlagenen Einrichtung verbunden, und dies könnte auch gerade im Gegentheil selbst vorzügliche Künstler dem Arbeiten für den Verein abgeneigt machen. Denn wer würde diesseits des Punktes bleiben wollen, der bei jeder Verloosung für die Würdigkeit zum National-Museum festgestellt würde? und die Feststellung eines solchen Scheidepunktes zwischen den in das Museum aufzunehmenden und davon zurückzuweisenden Kunstwerken, wäre doch bei dieser Einrichtung ganz unvermeidlich.

Endlich kann das Directorium nicht die Betrachtung unterdrücken, dafs es für das Fortbestehen und das Gedeihen des Vereins höchst bedenklich sein möchte, den Verloosungen gerade durch die Entziehung der besten Kunstwerke das Interesse zu nehmen, welches sie jetzt einflöfsen. Diese Kunstwerke wirken eben so, wie grofse Loose. Es ist ein sehr gerechter Wunsch, auf einem zugleich die allgemeinen Zwecke der Kunst befördernden Wege zu einem schönen Kunstwerke, welches sonst nicht zu erhalten sein würde, zu gelangen. Dabei ist der Wetteifer des Gewinnens, der Versuch, wie weit man vom Glücke begünstigt wird, ein gesellig erheiterndes Spiel. Es ist daher sehr begreiflich, dafs gerade die Verloosung den Vereinen eine gröfsere Zahl von Mitgliedern zuwendet, und von welcher

Seite man dies ansehen mag, so handelt es sich immer um einen edlen Erwerb, um den Besitz eines Kunstwerkes. Man mufs es daher in hohem Grade bedenklich finden, gerade in diesem Theile unsers Statuts eine Aenderung vorzuschlagen.

Unser Verein ist vom Anfang an ausschliefslich auf Verloosung und Bestimmung der Kunstgegenstände zum Privatbesitz gegründet worden. Das Directorium kann seine Ueberzeugung nicht anders, als dahin aussprechen, dafs es am besten sein wird, auch künftig hierbei stehen zu bleiben. Wir läugnen darum keinesweges, dafs es nicht einzelne Vorzüge haben könne, auch andere Zwecke damit zu verbinden. So ist es gewifs eine höchst würdige Anwendung der Mittel eines Vereins, öffentliche Denkmäler davon zu gründen oder auszuschmücken. Es liegt gewifs hierin eine höhere Bestimmung eines Kunstwerkes. Allein auch dabei finden sich Schwierigkeiten, welche die Erfahrung bestätigt.

Der Gedanke der Einrichtung eines Museums, nicht zwar eines allgemeinen vaterländischen, sondern eines Museums unsres Vereins, war schon bei Stiftung desselben in Betrachtung gezogen worden. Man glaubte aber schon damals, der Verloosung unter die Mitglieder den Vorzug geben zu müssen. Vielleicht ist es nicht unpassend, das in der ersten öffentlichen Aufforderung zur Theilnahme an dem Verein vom 23sten August 1825 darüber Gesagte hier jetzt wieder in Erinnerung zu bringen:

„Die Verloosung der Kunstwerke" heifst es in derselben, „schien den Stiftern des Vereins besser und der Kunst „förderlicher, als wenn man sie hätte verkaufen, oder aus „ihnen eine Sammlung des Vereins bilden wollen. Sie wer„den auf diesem Wege in alle Provinzen der Monarchie

„verbreitet und kommen auch in den Besitz derer, die sie „sich sonst nicht hätten verschaffen können."

„Auch ist wohl nicht zu verkennen, dafs ein gutes Kunst-„werk in einer Privatwohnung, als Familienbesitz, wo es „einzeln, oft, in verschiedenen Stimmungen, und nach und „nach doch von sehr vielen betrachtet wird, einen tieferen „und richtigern Eindruck auf das Gemüth hervorbringt, als „wenn man es in öffentlichen Ausstellungen und Sammlun-„gen jedesmal absichtlich aufsuchen mufs."

Diese damals geäufserte Meinung theilt das Directorium auch heute noch und hält es daher aus voller Ueberzeugung für besser, den bisher mit sichtbarem und entschiedenem Erfolge eingeschlagenen Weg ruhig fortzusetzen, ohne eine Aenderung in dem wichtigsten Theile unseres Statuts zu versuchen. —

Sonette.

I.

Die Milchstrafse.

Der golden-sternbesäte Himmelsbogen
Gleicht einem Meer, wo Glanz und Schimmer wogen,
Und doch getrennt da rollen Myriaden
Von Sonnen, die in Licht den Aether baden.

Der Mensch erkennt sie nicht; vom Schein betrogen,
Staunt er, vom Flammenanblick angezogen;
Herab des Himmels Götter möcht' er laden
Zu kommen auf den hellumstralten Pfaden;

Und sich aus ihnen eine Brücke bauen,
Die, was sein Herz in Lieb' umschliefst, verbände,
Wenn nicht mit jedes Morgens Dämmergrauen

Erbleichend wiederum die Brücke schwände.
Ach, alle Wege, die zum Himmel führen,
Sieht er sich nebelgleich in Duft verlieren.

2.

Niobe.

Du kniest, das schmerzenschwere Haupt gesenket,
Zur Tochter, die du todt siehst vor dir liegen;
Du strebst den schweren Kummer zu besiegen
Um die, die du an deiner Brust getränket.

Der Götter Spruch des Menschen Schicksal lenket,
Auch du mufst dich in ihren Willen fügen,
Und leerst mit langen, seufzervollen Zügen
Den Becher, der dir voll ward eingeschenket.

Du hieltest sie in treuen Mutterarmen,
Du fühltest Herz an Herz dir süfs erwarmen,
Und Thränenströme netzten deine Wangen.

Die Brust der Göttin kennet kein Erbarmen;
Des Pfeiles Federn durch die Lüfte klangen;
Die Arme mufs den Todesstreich empfangen.

3.

Die Danaiden.

In finstrer Unterwelt ein leeres Spielen
Das ewge Schöpfen scheint der Danaiden;
Vor Arbeitslast sie nicht die Arme fühlen,
Und kein Gelingen stellt die Brust zufrieden.

Im Leben auch, am Sonnenlicht hienieden,
Den Tag durchringet oft, den arbeitsschwülen,
Der Mensch, und dennoch ist ihm nicht beschieden,
Am Ziele sich in Schattenruh zu kühlen.

Dann zu der Thatkraft muſs der Blick sich wenden,
Das Mühen muſs, da, wo es anfängt, enden.
Wenn nichts der Arm auch äuſserlich erstrebet,

Die Sehnen innerlich an Kraft gewinnen.
So leer die Danaidenschaar nicht hebet
Den Sieb, wenn alle Wasser auch verrinnen.

4.

Hoffnung der Liebe.

Der Göttin heilger Liebe sonst geweihet,
Wardst du zur Hoffnung später umgestaltet,
Und doppelt so dein himmlisch Wesen waltet
In dem, was Ruh und Trost der Brust verleihet.

An Liebe sich natürlich Hoffnung reihet,
Die nie, bleibt Lieb' auch unerhört, erkaltet.
Denn Liebe wächst, wenn sie auch einsam schaltet,
Und keiner Schuld je den Geliebten zeihet.

Ihr Hoffen nicht sich nach Erhörung wendet;
Erhörung ist ein plötzlich Götterblitzen,
Das von des Himmels reinen Aethersitzen

Herab die hohe Gunst des Schicksals sendet.
Der Liebe Hoffnung jenseits und auf Erden
Ist, würdig mehr stets ihrer selbst zu werden.

5.

Phantasien.

I.

Das Leben ist an Möglichkeit gebunden,
Und ihre Gränzen sind oft eng gezogen;
Der Freude Maafs wird spärlich zugewogen,
Des Leidens Knäuel langsam abgewunden.

Allein der Mitternacht geheime Stunden
Sind günstiger dem Sterblichen gewogen,
Wer um des Tages Glück sich fühlt betrogen,
Der heilt in süfsem Traum des Wachens Wunden.

Die Phantasie da ungefesselt schweifet,
In Erde Himmel, Erd' in Himmel greifet;
Was kämpfend Ringen hätte nie erstritten,

Läfst sich von sanftem Traumgebild erbitten,
Und wenn der Schlaf entflieht, die Sterne bleichen,
Doch Nachgenufs nicht und Erinnrung weichen.

6.

II.

Ein reich Gemüth des Himmels Bläue gleichet,
Kein Blick in seine tiefen Gründe reichet.
So wie zwei Lichter dort die Herrschaft führen,
Verstand hier also, und Gefühl regieren.

Wenn auch in Nacht zurück ihr Strahlen weichet,
Des Geisterlebens Licht drum nicht erbleichet.
Denn Ahndungsflammen lichte Träume schüren,
Die, Sternen gleich, die Ewigkeit berühren.

Stumm in der Nacht geheimnifsvollem Weben,
An kein Gesetz der Möglichkeit gekettet,
Aus Grabestiefe auf Gestalten leben,

Und wenn die Seele sich zu ihnen rettet
Ermüdet, lang in Wirklichkeit gebettet,
Sie Seligkeiten ihr des Himmels geben.

7.

III.

Der Erdenfreuden wirkliches Geniefsen
Kann man in jene inneren Gefilde
Verpflanzen, wo, als Phantasiegebilde,
Mit lichtren Strahlen sie den Menschen grüfsen.

So kann die Welt er in sich einsam schliefsen,
Dafs auch das schroff erscheinend Rauhe, Wilde
Umkleidet lieblich sich mit sanfter Milde,
Und die Gefühle reicher wogend fliefsen.

Die Pflanze dann nicht Erdenfrüchte träget,
Und in die Erde nicht die Wurzel schläget.
Mit selbstgenährter Kraft sie froh sich hebet

Und frei im reinen Aether sich beweget.
Sie nimmer stirbt, da sie nicht irdisch lebet,
Und nur nach dem, was nie vergehet, strebet.

8.

IV.

O, schelte nicht der Träume Wahngestalten!
Irrlichtern gleich sie kommen und entschweben,
Doch süfsres Glück in stillen Nächten geben,
Als wo des Lebens Wirklichkeiten walten.

Mufs alles denn der Mensch, wie Körper, halten?
Schlingt fester nicht, als um den Ulmbaum Reben,
Sich um den Geist des Wohllauts Zauberbeben,
Und lebt, wenn seine Töne längst verhallten?

Wie leise kommt bei Sternenlicht geschlichen,
Der ist der Tag in Sehnsucht bang verstrichen,
Wenn Mond und Sonne zögernd niemals wichen,

So wenn im tiefen Schlaf die Sinne schweigen,
Herauf des Busens liebste Bilder steigen
Und über den Beglückten süfs sich neigen.

9.

V.

Ihr seid entflohen, goldne Phantasien,
Die mich in Dichtung tiefer Rührung ziehen,
Und da von Wehmuth sie sind trüb' umfangen,
In doppelt fesselnder Begeistrung glühen.

Ihr kennt nach euch mein seelenvoll Verlangen,
Wifst, wie mir süfs stets eure Stimmen klangen,
Wie mir des Lebens Glück und Sinn still blühen
Im schüchternen Erröthen eurer Wangen.

Ihr kehrt, und werdet niemals mich verlassen.
Wie ein Gestirn der Nacht zurück sich ziehet,
Und eine Zeit in Tagesglanz verblühet,

Von mir so weichen eure scheuen Schritte,
Doch in der innersten Gefühle Mitte
Lafst plötzlich ihr mich wieder euch umfassen.

10.

Des Lebens Ausgang.

I.

Wir alle gehn in langgedehnter Reihe
Dem Tode zu, dem wir anheimgefallen,
Langsamen Schritts wir still ergeben wallen
Zu der von dem Geschick empfangnen Weihe.

Denn dafs sich der Geschlechte Zahl erneue,
Vernahmen ernstes Wort wir vor uns schallen:
Der Lebenslaut soll euch in Luft verhallen,
Dafs Andere das Licht, die Nacht euch freue.

So flutet auf und ab des Daseins Welle,
Und Tod und Leben wechseln ihre Stelle.
Wer an des Sonnenlichtes süfser Helle

Gewärmet hat die kraftdurchsprühten Glieder,
Der sinket zu des Schattens Kühle nieder,
Und wer dort einmal war, kehrt niemals wieder

11.

II.

Mir hingestorben sind des Lebens Freuden,
Nur Sehnsucht es in meinen Busen gießet,
Die wundervoll im tiefen Kelch umschließet
Erinnrungslust und gegenwärtges Leiden.

Trennt sich vielleicht des Menschen Brust von beiden,
Wenn hin der Rest der flüchtgen Tage fließet?
Er kennt den Morgen nicht der dann ihn grüßet,
Sein Erdenziel ist auch sein Erdenscheiden.

Wenn los die Bande sich des Körpers winden,
Mag auch die irdische Erinnrung schwinden,
Der Geist mit neuen Schwingen aufwärts fliegen.

Allein der Wesen Wahrheit doch muß siegen,
Es kann nicht heilge Liebe täuschend lügen,
Was Eins ist, muß als Eins sich wieder finden.

12.

III.

Nach nichts mehr von der Welt geht mein Verlangen,
Nur nach dem Ausgang meine Augen sehen.
Mir süfser ist's, wenn Weste linde wehen,
Doch macht auch Sturmes Toben nicht mich bangen;

Wie sonst wohl sehe die Natur ich prangen.
Um meiner Freuden höchste ist's geschehen,
Doch mir im Geist Gestalten auferstehen,
Die lieblich sich um meine Jugend schlangen.

Noch in dem letzten Augenblicke sollen
Sie mich in heitrer Anmuth süfs umgeben,
Dafs beide Leben sanft zusammenschweben,

Mufs man der Erde treue Liebe zollen,
Und muthvoll Geist und Blick erheben,
Der Ewigkeit Erwartung aufzurollen.

13.

Letztes Eigenthum.

Der Mensch, was er besitzt und wirkt, verlassen
Auf Erden muſs, und nichts hilft ihm zu wähnen,
Den Nachruhm über's Grab hinaus zu dehnen,
Wenn wenig Bretter ihn des Sarges fassen.

Das, was ihm bleibt, sein Lieben ist und Hassen,
Des Busens tief unausgesprochnes Sehnen,
Was theuer er erkauft mit Schmerz und Thränen;
Was Zeit nicht tilgt, Geschlechter nicht verprassen.

Wenn um ihn schrumpft in Nichts die Welt zusammen,
Währt fort des Geistes unzerstörbar Flammen,
Und wenn er, wie auf Vesta's heilgem Heerde,

Mit stiller Treue diese Flamme nähret,
Die sich im Wandel keines Seins verzehret,
Verläfst er, weisem Pilger gleich, die Erde.

14.

Saat Gottes.

Wenn üppig prangt der goldnen Ernte Segen,
Die Halme dichtgedränget, reif zum Mähen,
Sich hin und her in mächtgem Wogen legen,
Wenn über sie die Winde rauschend gehen;

Dem zu vergleichen nicht ist, was entgegen
Uns blühet aus der Dichtung heilgem Wehen.
Wie Gras und Blumen auf der Wiese stehen,
Die Lieder sind, die uns das Herz bewegen.

Sie wachsen nicht, von Menschenhand gesäet,
Sie nur des Himmels Sonnenblick erzeuget,
Und wenn sie auch der Zeiten Hauch verwehet,

Ihr Klang doch hoch empor zum Aether steiget,
So auch verbreiten in die weiten Lüfte
Die Wiesenblumen ihre würzgen Düfte.

15.

Kypris.

Entsprungen Kypris war aus Meeres Schaume,
Aufblühend aus den leichtbewegten Wogen,
Dann durch Gespann von Schwanen-Silberflaume
Hin durch den Sonnenglanz der Flut gezogen,

Und sie empfangend an des Meeres Saume
Entführten Tauben sie zum Aetherbogen.
Da ewig wohnt sie in dem Götterraume,
Und Jovis Haupt der Tochter winkt gewogen.

Auch Erdenliebe also sich gestaltet;
Aus süßem Traum gestaltlos erst gewebet,
Sie dann in holdem Menschenbilde lebet,

Im irdschen Busen Göttliches erzeugend,
Und endlich auf zum reinen Himmel steigend,
Wo sie durch alle Ewigkeiten waltet.

16.

Andromeda.

Die Weiber oft im Leben Fesseln tragen,
Die keines Menschen Auge spähend siehet.
Ihr Fuſs durch dornenvolle Bahn sich mühet,
Doch aus der Brust entflieht kein leises Klagen.

Zum Lohn des also in des Lebens Tagen
Geübten Strahlenruhm vom Himmel sprühet;
Andromeda in Fesseln hart geschlagen
Ein Sinnbild dieser Tugend funkelnd glühet.

Wenn nun der Blick der stillen Dulderinnen
Sich zu dem nächtgen Aetherschatten hebet,
Das Sternenweib ein leuchtend Trostbild schwebet,

Und sanfter aller Schmerzen Thränen rinnen.
Denn was auf Erden unsanft wird verletzet,
Des Himmels Mild' in lichte Höh' versetzet.

17.

Die Nymphe.

Nach Wasser geht sie zu des Pindus Quelle;
Hoch auf der Schulter das Gefäfs sie träget,
Und um den Fufs das Kleid behutsam leget,
Dafs nicht benetzt es werde von der Welle.

Bestrahlt von wolkenlosen Tages Helle,
Der Bergbewohner Staunen sie erreget,
Wie selbst sich unbewufst sie Sorgfalt heget,
Dafs dem Geschäft sie Schönheitsreiz geselle.

Wie in des Mädchens einfachem Gemüthe,
Der gleiche Trieb in der Natur auch lebet.
Was wild in ihren Kräften gährt und webet,

Umkleidet sie mit milder Schönheit Blüthe.
Vulkane brennen, Berge stürzen nieder,
Und Anmuth lacht aus dem Ruine wieder.

18.

Friede mit dem Schicksal.

I.

Wenn einmal ist des Lebens Kreis gezogen,
Das Maafs des Glücks und Leidens zugewogen,
So frommt es nicht, selbst davon abzuschweifen,
Noch mitleidsvoll von aufsen einzugreifen.

Wie die Gestirne gehn am Himmelsbogen,
Wie rauschen auf und ab des Meeres Wogen,
So mufs der Mensch in seinem Dasein reifen,
Die Brust an seines Schicksals Fels abschleifen.

In lang geprüfet durchempfundnen Jahren,
Wo wechselnd Glück und Schmerz mir war beschieden,
Hab' ich es still ergeben so erfahren,

Und wer des Lebens Odem zieht hienieden,
Darf vom einmal Verhängten nichts sich sparen
In seiner Schickung engem Gleis zufrieden.

19.

Ich werde dem Verderben nicht entweichen.
Das Streben, mich darin zu fesseln, glühet,
Und immer engre Kreise um mich ziehet;
Es wird sein kalter Arm mich bald erreichen.

Ich achte still auf jedes leise Zeichen,
Es sträubt sich nicht die Hand, der Fuſs nicht fliehet,
Was mich verlangt, mich stumm erwarten siehet,
Wovor das Herz mir bebt, die Wangen bleichen.

Der Mensch mit kühnem Muth darf kämpfend streiten,
Wenn Elend Menschenhände ihm bereiten.
Doch wenn er liegt im Schicksalsnetz gefangen,

Sein Loos ist in sein Wesen eingeschrieben,
So darf er strafbar Rettung nicht verlangen,
Muſs willig duldenden Gehorsam üben.

20.

III.

Ich achte nur des Schicksals dunkle Mächte,
Die, mit den Kräften der Natur im Bunde,
Bestimmen die verhängnifsschwangre Stunde
Des Wohls und Wehs dem sterblichen Geschlechte.

Wer ehret seines Ausspruchs heilge Rechte,
Sinkt nicht, trifft ihn auch tiefen Unglücks Wunde,
Jauchzt nicht im Glücke mit vermessnem Munde,
Erkennt in Mild' und Strenge das Gerechte.

Wie ihre goldnen Bahnen gehn die Sterne,
So unverändert fest, nach Götter Weise,
Geht durch des Menschenwollens eitle Kreise

Das Schicksal, kommend aus geheimer Ferne.
So Linien in lockrem Sand gezogen,
Anrollend spülen fort des Meeres Wogen.

21.

Die Klamme.

Nur Spalte in den mächtgen Felsenmassen,
Die an einander stehen dicht gedränget,
Von Feuers oder Wassers Kraft gesprenget,
Hat die Natur dem Wandrer hier gelassen.

Die Gipfel schwarzen Wald von Tannen fassen,
Der mit den Wurzeln in den Ritzen hänget,
Und tief ein Bach, von Klippen eingeenget,
Geht seinen Pfad, den schlüpfrig ewig nassen.

Nur wenn am heftigsten die Sonne glühet,
Und im Zenith des höchsten Mittags stehet,
Sie ihren Strahl in diese Tiefe schiefset.

Der Bach dann freudig voller sich ergiefset,
Und wie mit tausend Sternen übersäet,
Aus jedem Tropfen eine Sonne sprühet.

22.

Wurzeln und Zweige.

Wenn man die Zweige, die dem Baum entsprieſsen,
Den Stamm umkehrend, in die Erde senket,
Und ihn aus frischem Quelle nährend tränket,
Als Wurzeln tief sie in den Boden schieſsen.

Denn Luft und Licht, die freundlich sie umflieſsen,
Den Blättern Farb' und Form und Frische schenket,
Doch wenn die Tiefe zu sich hin sie lenket
Sich ihre Schatten halb um sie ergieſsen.

So mir auch süſse Lebenswonne blühte,
Als mir an ihres Busens mildem Frieden
Der Glanz beglückter Tage heiter glühte.

Doch jetzt ich meine grün umsproſsten Zweige,
Da sie ist aus dem Kreis des Lichts geschieden,
Als Wurzeln zu der Nacht der Tiefe neige.

23.

Freigebigkeit der Natur.

Wohin kein Menschenfufs je klimmend dringet,
In steiler Klippen öden Wüsteneien
Bunt prangend stehen duftger Pflanzen Reihen,
Die die Natur hervor freiwillig bringet.

Wo sich hinab kein Lichtstrahl zitternd schwinget,
Des Dunkels ewge Nächte zu zerstreuen,
Im Meeresgrund sich Fische wimmelnd freuen,
Wo Farbenglanz mit Farbenglanze ringet.

Dafs je ein Auge nur die Wunder schauet,
Die sie herab vom Himmel mächtig thauet,
Und wovon reich die Erde blühend schimmert,

In stiller Gröfse die Natur nicht kümmert,
Zufrieden, dafs aus freier Fülle sprieſset,
Was, fruchtbegabt, ihr Blüthenkelch umschliefset.

24.

Morgengrufs der Geliebten.

So wie ich Morgens auf die Augen schlage,
Die vielgeliebten Züge sie erblicken,
Die mir mit stillempfundenem Entzücken
Umkränzten einst des Lebens goldne Tage.

Der Mensch weifs nicht, was mit dem letzten Schlage
Des Herzens das Geschick ihm kann entrücken.
Der Tod geht um ihn her, wie dunkle Sage,
Die tausend Lebensklänge dumpf ersticken.

Wie anders sich erschlofs des Morgens Pforte,
Als mir noch tönten ihrer Stimme Worte,
Als sie mit leisen, heifsersehnten Tritten

In meine Kammer liebend kam geschritten!
O dieser Paradiesestage Wonnen,
Wie sind sie alle nun in nichts zerronnen.

25.

Die glückliche Zeit.

Wie Einer Sonne alles Licht entquillet,
In das am Tag sich Erd' und Himmel hüllet.
Ein Mond, mit dem sich ihre Strahlen gatten,
Erhellt mit sanftem Schein die nächtgen Schatten;

So Eine Zeit, die mich mit Wonne füllet,
Und mir des Busens tiefe Sehnsucht stillet,
Läfst mich, sonst in Entbehrung lebenssatten,
Durch ihren fernen Schimmer nicht ermatten.

Da sie in aller Schönheit Reife prangte,
Und sie verbanden gleichgestimmte Triebe
Mit mir zuerst in schwesterlicher Liebe;

Drauf Jovis Stern trat zu des Löwen Herzen,
Und nun mit tiefem Glück, mit süfsen Schmerzen,
Der eine nach dem anderen verlangte.

26.

Der Blitzableiter.

Der Blitz, der aus des Himmels Wolke zücket,
Läfst sich, eh' er Verderben kann bereiten,
An Orte hin, wo nicht er schadet, leiten
Und Haus und Hof sind der Gefahr entrücket.

Auch wenn die Brust Verdrufs und Unmuth drücket,
Und widerwärtige Gefühle streiten,
Kann sie entladen sich nach andren Seiten,
Und was in ihr hell flammte, ruht ersticket.

Ob nun der Mensch ist solcher, der mufs dulden,
Dafs, ohne alles eigene Verschulden,
Sich fremder Unmuth dreist an ihm entlade,

Ob er vielmehr nach seiner Laune Willen,
Den eignen Unmuth kann an Andren stillen?
Hängt von des Schicksals Ungunst ab, und Gnade.

27.

Die Dryas.

Die, in des Baumes grünumlaubten Zweigen
Still wohnend, Knospen draus und Blüthen sprieſset,
Die Dryas auch, wenn sie zum Tod sich neigen,
Die reine Seele in den Aether gieſset.

Die dürren Aeste und der Wipfel Schweigen,
Wo frohes Säuseln nicht den Tag mehr grüſset,
Im dichten Wald sind wehmutsvolle Zeugen,
Wie Treue sich an den Geliebten schlieſset.

Sie stirbt mit dem, mit dem sie hat gelebet,
Und übend ihres Götterdaseins Rechte,
Mit seinem auch ihr letzter Hauch entschwebet.

So wird es nicht dem menschlichen Geschlechte.
Der Tod die Liebe trennt, und dunkle Sage
Nur tröstend spricht vom Wiedersehenstage.

28.

Licht und Dunkel.

Es sehnt der Mensch sich nach dem freudgen Lichte,
Wenn er mit glanzbestrahltem Angesichte
Dem Kommen Helios entgegenschreitet,
Und auf die Pracht des Tages sich bereitet.

Doch wieder, dafs er sich in Dunkel flüchte,
Ziehts ihn zur Nacht mit lastendem Gewichte,
Zur Nacht, in der die Brust sich still erweitet,
Und alles ruht, was an der Sonne streitet.

Doch wenn der Mensch sich nach dem Tode sehnet,
Was ist es, das ihm dann den Busen dehnet?
Ist es nach wechsellosem Licht Verlangen,

Ists Trieb, noch tiefres Dunkel zu umfangen?
Dann in des Erdenschofses Grabesschatten
Sich Himmelslicht und Erdendunkel gatten.

29.

Penelope.

In stiller Nacht, die Freier zu betrügen,
Löst ihr Geweb' Ikarios Tochter wieder,
Und Schlaf umhüllet erst die matten Glieder,
Wenn aufgetrennet alle Fäden liegen.

In gleiches Loos muſs oft der Mensch sich fügen,
Was mühvoll er gebaut, selbst stürzen nieder,
Wenn, wie der Wind zurückschnellt Pfeilgefieder,
Sein Streben nicht kann das Geschick besiegen.

Oft auch, was muthig er im Erdenleben
Beginnt, in sich zurück von selber irret,
Wenn, klar nicht schauend, was er kann erstreben,

Er in den eignen Fäden sich verwirret.
Er glaubt das Ziel zu sehen, wahnbefangen,
Und steht am Punkt, von dem er ausgegangen.

30.

Frauenliebe.

Wie Blumenstaub auf Lilienblättern lieget,
Und seinen Duft weit in die Luft verstreuet,
In Frauen also, zart und unentweihet,
Ist Neigung, die die Seele leis anflieget.

Sonst sich die Brust in schöner Ruhe wieget,
Und Denken sonnenklar an Denken reihet,
Dem Himmelslicht die Schwanenreinheit leihet,
Die jeder Färbung Schattenhauch besieget.

Ist auch die Neigung fein, wie Nebelschleier,
Gewebt hält doch sie fest wie Demantketten.
In Weibes Treu kann man sich sicher betten,

Und was in süfser Liebe Wonneschmerzen
Ist einmal eingewachsen ihrem Herzen,
Bleibt ihr für alle Ewigkeiten theuer.

31.

Amor im Wagen.

Im Vatikan, wo des Urbiners Hände
Verzierten sinnig des Gemaches Wände,
Sieht man zwei Nymphen angestrengt sich mühen,
Amorn im Wagen vorgebeugt zu ziehen. —

Ich in's Geschirr nicht zarte Mädchen bände,
Zu Fufs eh' ging, als so im Wagen stände.
Doch Freud' und Lust ihm aus den Augen sprühen
Bei ihrer Rosennacken Purpurglühen. —

Mag immer er uns spannen vor den Wagen,
Wir wollen schon die leichte Müh' ertragen,
Und gern, schont er mit tiefrer Wunden Qualen,

Ihm den Tribut mit diesem Spiele zahlen,
Wenn wir nur bleiben von ihm abgewendet,
Und nicht ins Herz er seinen Pfeil uns sendet.

32.

Die Stummheit.

Als ich zuerst von Stummheit ward befangen,
Erbleichten schreckergriffen meine Wangen,
Und heifser Thränenstrom sie bang bethaute
Vor Sehnsucht nach dem süfsen Menschenlaute.

Jetzt, da mir längst nicht meine Worte klangen,
Ist ausgestorben in mir das Verlangen,
Und eine innre Welt ich still mir baute
Aus dem, was sonst den Lippen ich vertraute.

Euch, die ihr auch mit hochgewölbten Zweigen
Dasteht, wie mir, in nie gelöstem Schweigen,
Den innren Drang die Rinde rauh verschliefset,

Verwandte Wesen in des Waldes Räumen
Mir suchend, red' ich stumm so zu den Bäumen,
Wenn sie mein Fufs, vorübereilend, grüfset.

33.

An Ihn.

O trüge dich der Zeiten ewge Welle,
Erhörend meiner Sehnsucht tief Verlangen,
Zurück vom Orte, der dich hält umfangen,
Verödet fändst du bei mir jede Stelle.

Kein Anderer betrat der Thüre Schwelle,
Durch die so oft dein Fufs ist still gegangen,
Und Einem nur netzt diese bleichen Wangen
Der heifsen Thränen ewig neue Quelle.

Wie man nur einmal wird ans Licht geboren,
Und einmal nur kann aus dem Leben scheiden,
So sind auf ewig auch der Liebe Freuden,

Wenn der Geliebte ging, der Brust verloren.
Was aus dem Himmel zieht sein reines Leben,
Kann irdisches Geschick nicht zweimal geben.

34.

Petrarca.

Petrarca, den der Liebe Dichter nannte
Die Welt, die wahre Liebe doch nicht kannte;
Sie oft ihm heifst ein menschlich süfses Irren,
Wahnbilder ihm den klaren Sinn verwirren.

Den Strahl der Wahrheit mir ein Gott erst sandte,
Als Liebe sich erbarmend zu mir wandte.
Erst da befreit von blöder Augen Flirren,
Sah ich nicht mehr mich Weltgebild' umschwirren.

Erhabnere und reinere Gestalten
Dem wüsten Chaos sonnenhell entstiegen,
Und alle Stürme der Begierden schwiegen

Vor höheren Gefühles heilgem Walten.
Denn Liebe, süfs vermählt mit stiller Treue,
Gab jeder Erdenregung Himmelsweihe.

35.

Kranz und Gedicht.

Auf ungepflegter Flur, auf freien Matten,
Verborgen tief in hohen Waldes Schatten,
Unzählge Blumen mannigfarbig sprieſsen,
Und Gottes Sonnenschein und Thau genieſsen.

Zum Kranze künstlich sie zusammenschlieſsen
Des Mädchens Finger, liebend zu begrüſsen,
Den langgewählt die stillen Wünsche hatten,
Und den sie bald umfängt als treuen Gatten.

So Dichterkläng' in farbgem Licht umschweben
Die Phantasie, und sie süſsschaukelnd heben,
Doch Liebe, die das tiefste Herz entzündet,

Zum Lied sie erst in Maaſs und Reime bindet.
Denn von der Liebe feucht verklärtem Glanze
Borgt Alles Licht, was strahlt im Dichterkranze.

36.

Der Schwan.

Wenn auf Kaykos Flut die Schwäne ziehen,
Gleich Segeln, hohl die weifsen Flügel schwellen,
Dann wölben stolzer sich des Stromes Wellen,
Und freudig schäumend ihren Zug umsprühen.

Denn Glanz und Weichheit dem Gefieder blühen,
Und sich dem Löwenmuth der Brust gesellen.
Des Wassers Blau die Schwimmenden erhellen,
Wie hoch die Wolken Lunas Silberglühen.

Und wenn sie fühlen sich das Leben enden,
Den Tod mit Zaubertönen sie begrüfsen,
Und erst des Busens Fülle dann erschliefsen.

Die Zunge nicht voreilig eitel stammelt,
Nur was gereift das Leben aufgesammelt,
Sie todbegeistert in die Lüfte senden.

37.

Die Weinrebe.

Die Rebe leicht die Wurzel nur vertrauet
Dem Boden, sie den Lüften angehöret,
Und von des Himmels Perlenquell umthauet,
Aus nacktem Stein emporwächst ungestöret.

Wenn auch das Alter schon das Haupt umgrauet,
Ihr glühnder Saft noch leichten Sinn bethöret.
Denn wie sie rankend nach dem Gipfel schauet,
So sprudelnd, Sinn und Brust der Wein empöret.

Der Rebe Locken ähnlich, schäumend steigen
In wahrheitgleichen, lichterhellten Träumen
Empor die glutbegeisterten Gedanken,

Und sind, enthebend sich der Erden Schranken,
Dort oben in den sternbesäten Räumen
Dem Menschen seines Aether-Daseins Zeugen.

38.

Reiz der Heimath.

Kastiliens Schnee mit duftger Mandelbluthe
Ersetzen will mir deine zarte Güte;
Allein die Sehnsucht nicht der Brust entweichet,
Wenn man für Schlechtres auch ihr Schönres reichet.

In kalter Ebne innre Funken sprühte
Die Liebe, die zur Vaterstadt mir glühte;
Kein Flurenschmuck für mich dem Hauche gleichet,
Der frisch vom heimischen Gebirge streichet.

Die Treue fragt nach Schönheit nicht, noch Gröfse,
Sie hängt an dem, was einmal sie geliebet,
Und liebt es fort in seiner nackten Blöfse,

Wenn seinen Lichtglanz mancher Fleck auch trübet;
Sie ab vom blühend Prangenden sich wendet,
Und bleibt dem scheinbar Dürftigen verpfändet.

39.

Der Montserrat.

Im Berg, von kühner Adler Flug umschwebet,
Wo zu des Himmels dunkelblauer Heitre,
Dafs sich der Blick auf Land und Meer erweitre,
An Felsensäule Felsensäule strebet,

Geweihte Zahl von edlen Klausnern lebet,
Gewifs, dafs nicht das Schiff des Glücks mehr scheitre,
Und jeder Tag die reine Brust noch läutre,
Ein Leben, still von Seelenruh gewebet.

Doch nicht des Montserrate Felsenzacken
Bedarf die Brust, dafs von der Erde Schlacken
Sich heilge einsam strenggeübter Wille.

Auch in der Menschen lärmendem Gewimmel
Schafft selger Ruhe ungetrübten Himmel
Sich dem Gedanken zugewandte Stille.

40.

Die Gegenwart.

Das Jetzt ist kaum nur im Moment zu fassen;
Ergreift mans, schnell es ins Gewesen fliehet,
Und zögert man, als künftig man es siehet;
So schwer ists, zwischen beid' es einzupassen.

Drum darf man Schmerz so meiden nicht und fassen;
Er ist kaum mehr, wenn eben recht er glühet,
Und ist er noch, der Hoffnung Funke sprühet,
Dafs seine Flammen bald nicht Nachklang lassen.

Allein auch deiner Freuden süfse Wonne
Nicht allzuviel der Gegenwart vertraue.
Sie brennet, wie des Sommers Mittags-Sonne;

Doch was Vergangenheit der Brust gewähret,
Wie Strahlenschein in duftgem Abendthaue,
Mit mildrer Rührung sie durchschauernd nähret.

41.

Corinna.

Sie lebet streng im Kreise ihrer Pflichten,
Sie weifs sie unverdrossen treu zu üben,
Fremd ist ihr eignes Hassen oder Lieben,
Sie hat nie Streit in ihrer Brust zu schlichten.

Gediegen ist und tuchtig stets ihr Tichten,
Sie wird durch Hoffnung nie von Lohn getrieben,
Ihr gnüget, wenn sie vorwurfsfrei geblieben
Von ihres eignen Busens ernstem Richten.

Dafs Demuth rein aus ihrer Seele quille,
Ist sorgsam sie im einfachen Gemüthe,
Sie freuet sich der anspruchlosen Blüthe,

Die aus der Pflichterfüllung Ruhe sprieſset,
Dafs, wo sie hintritt, sich in ihr erschlieſset
Der Seele Frieden und der Glieder Fülle.

42.

Das Reich der andern Welt

Ein geistig Reich sich nach und nach gestaltet,
Das zu der Sterne Pfad sich aufwärts schwinget,
In der Natur urtiefe Kräfte dringet,
Und da, wo rein nur der Gedanke waltet

Wem nie die Glut für dieses Reich erkaltet,
Wer seine Grenzen auszudehnen ringet,
Und nur zu leben glaubt, wenn dies gelinget,
Der in zwei Welten sicher herrschend schaltet.

Denn was er so in stillem Sinnen bauet,
Unlösbar in sein Wesen sich verwebet,
Und wenn der Geist dem Körper einst entschwebet,

Hinaus in unbekannte Sphären schreitet,
Es unzertrennlich ihn getreu begleitet,
Ihm Licht anzündend, das nie Nacht umgrauet

Wilhelm von Humboldt's

gesammelte Werke.

Vierter Band.

Berlin,
gedruckt und verlegt bei G. Reimer.
1843.

A D
BIBL. UNIV.
MONAC.

Universitäts
Bibliothek

Inhalt.

Seite

Ueber Göthe's Herrmann und Dorothea . . . . 1—268

(Aesthetische Versuche. Erster Theil. Braunschweig 1799. S. XXX. 360 S.)

Einleitung 1

I. Wirkung des Gedichts im Ganzen. — Es läßt einen rein dichterischen Eindruck in dem Gemüthe zurück 13

II. Hauptbestandtheile der dichterischen Wirkung. — Plan dieser Beurtheilung im Allgemeinen 16

III. Einfachster Begriff der Kunst 17

IV. Höhe der Wirkung, zu der die Kunst sich erhebt. — Idealität. — Erster Begriff des Idealischen, als des Nicht-Wirklichen 19

V. Zweiter und höherer Begriff des Idealischen, als eines Etwas, das alle Wirklichkeit übertrifft 21

VI. Nothwendigkeit, in der sich jeder echte Künstler befindet, immer das Idealische zu erreichen 25

VII. Nachahmung der Natur 25

VIII. Zweiter Vorzug der Kunst in ihrer letzten Vollendung: Totalität. — Zwiefacher Weg, dieselbe zu erhalten . . . 27

IX. Diese Totalität ist allemal eine nothwendige Folge der vollkommenen Herrschaft der dichterischen Einbildungskraft. 29

X. Einfluß des Idealischen in der Darstellung auf die Totalität. 32

XI. Uebersicht des ganzen Weges, welchen der Dichter von seinem ursprünglichen Zweck bis zu seinem höchsten Ziele zurücklegt 36

XII. Unterscheidung des hohen und echten Styls in der Dichtkunst von dem Afterstyl in derselben 39

Seite

XIII. Anwendung des Vorigen auf Herrmann und Dorothea. — Reine Objectivität dieses Gedichts. — Erste Stufe derselben 41

XIV. Zweite Stufe der Objectivität unsres Gedichts. — Verwandtschaft seines Styls mit dem Styl der bildenden Kunst. 43

XV. Verwandtschaft aller Künste unter einander. — Doppeltes Verhältnifs jedes Künstlers zur Kunst überhaupt und zu seiner besondren 46

XVI. Mittel, wodurch unser Dichter diese, der bildenden Kunst nahe kommende, Objectivität erlangt 49

XVII. Erläuterung des Gesagten an der Schilderung der Gestalt Dorotheens 52

XVIII. In wie fern macht unser Dichter, bei seiner Verwandtschaft mit der bildenden Kunst, die besondren Vorzüge der Dichtkunst geltend? 56

XIX. Eigenthümliche Natur der Dichtkunst, als einer redenden Kunst 59

XX. Dritte und letzte Stufe der Objectivität des Gedichts . 62

XXI. Zwiefache Gattung beschreibender Gedichte in Rücksicht auf ihre gröfsere oder geringere Objectivität — erläutert an Homer und Ariost 65

XXII. Homer verbindet die einzelnen Theile seiner Dichtungen fester zu einem Ganzen 68

XXIII. Ariost rechnet mehr auf den Effect, Homer wirkt stärker durch die reine Form 69

XXIV. Colorit 71

XXV. Homer ist mehr naiv; Ariost mehr sentimental. — Resultat der ganzen Untersuchung 74

XXVI. Einfluss dieser Verschiedenheit beschreibender Gedichte auf die Wahl der Versart 76

XXVII. Zu welcher jener beiden Gattungen unser Dichter gehört, beweist er durch die Zeichnung seiner Figuren . . 77

XXVIII. Vergleichung unsers Dichters mit Homer in diesem Stück. — Beispiel an Glaukus und Diomedes Waffentausch 78

XXIX. Schilderung Herrmanns und Dorotheens 81

XXX. Erste Einführung Dorotheens durch Herrmanns Erzählung von ihr 84

Seite

XXXI. Schilderung der Jungfrau in ihrer Wirkung auf Herrmann. 84

XXXII. Die Wirkung des Mädchens auf den Jüngling ist nicht in einer unbestimmten Gröfse, sondern in dem bestimmten Begriff der vollkommnen Angemessenheit beider Naturen gezeichnet 87

XXXIII. Dorotheens eignes Erscheinen 91

XXXIV. Erzählung des heroischen Muths der Jungfrau. — Ob der Dichter gut that, gerade diesen Zug aus ihrem Leben herauszuheben? 92

XXXV. Dorotheens Zusammenkunft mit Herrmann; — erst am Brunnen, dann auf dem Wege zu seinem Eltern 95

XXXVI. Eintritt der beiden Liebenden in das Zimmer der Eltern. — Dorotheens Benehmen bis zum Schlufs des Gedichts. — Anruf der Muse 99

XXXVII. Kurze Vergleichung dieser Schilderung mit dem im Vorigen Gesagten. — Reine Objectivität derselben — so wie des ganzen Gedichts 100

XXXVIII. Schlichte Einfalt und natürliche Wahrheit unsres Gedichts 102

XXXIX. Die Verbindung reiner Objectivität mit einfacher Wahrheit macht dies Gedicht den Werken der Alten ähnlich . 107

XL. Verschiedenheit unsres Gedichts von den Alten. — Mangel an sinnlichem Reichthum 109

XLI. Dieser Mangel an sinnlichem Reichthum zeigt sich auffallend in der Behandlung des Wunderbaren 114

XLII. Der Unterschied dieses Gedichts von den Werken der Alten offenbart sich aber auch in einem ihm eigenthümlichen Vorzug 117

XLIII. Erläuterung des Vorigen durch einige Beispiele . . 119

XLIV. Reicher Gehalt dieses Gedichts für den Geist und die Empfindung. — Eigenthümliche Behandlung desselben . . 125

XLV. Eigenthümlichkeit unsres Gedichts in der Verbindung dieses wahrhaft modernen Gehalts mit jener echt antiken Form 142

XLVI. Vaterländischer Charakter unsres Dichters in seiner Vergleichung mit den alten und den neuern Dichtern andrer Nationen gezeigt 145

Seite

XLVII. Einfluſs der geschilderten Eigenthümlichkeit des Gedichts auf die Totalwirkung desselben 138

XLVIII. Resultate. — Allgemeiner Charakter unsres Dichters. 139

XLIX. Rechtfertigung des bei der Zeichnung dieses Charakters gewählten Ganges 141

L. Flüchtiger Blick auf das Verhältniſs des Charakters unsers Dichters überhaupt zu dem besondren dieses Gedichts . . 143

LI. Zwiefache Beurtheilung eines Kunstwerks 145

LII. Epische Dichtung. — Unbestimmtheit des gewöhnlichen Begriffs derselben 146

LIII. Methode der Ableitung der verschiednen Dichtungsarten. 148

LIV. Allgemeiner Charakter der Epopee. — Aus welcher Stimmung der Seele das Bedürfniſs zur epischen Dichtkunst herfließt? 149

LV. Zustand allgemeiner Beschauung entgegengesetzt dem Zustande einer bestimmten Empfindung 150

LVI. Besondre Schilderung jenes allgemein beschauenden Zustandes 152

LVII. Verbindung des Zustandes allgemeiner Beschauung mit der Thätigkeit der dichterischen Einbildungskraft. — Entstehung des epischen Gedichts 154

LVIII. Eigenschaften des Zustandes allgemeiner Beschauung 157

LIX. Eigenschaften der dichterischen Einbildungskraft in Beziehung auf jenen Zustand 159

LX. In der Verbindung des Zustandes allgemeiner Beschauung und der dichterischen Einbildungskraft treten der Form nach gleichartige Eigenschaften mit einander in Wechselwirkung. — Einfluſs, welchen dies auf die epische Stimmung ausübt 162

LXI. Weitere Schilderung einer rein epischen Stimmung . . 164

LXII. Definition der Epopee 167

XLIII. Unterschied zwischen der Epopee und der Tragödie . 169

XLIV. Die Tragödie erregt eine bestimmte Empfindung, und ist daher lyrisch 173

LXV. Worin beide Dichtungsarten mit einander übereinkommen? und worin sie von einander abweichen? 176

Seite

LXVI. Warum die Werke der Alten vorzugsweise eine so grofse Ruhe hervorbringen? 179

LXVII. Unterschied zwischen der Epopee und der Idylle. — Charakter der letzteren in Rücksicht auf die Stimmung, aus der sie herfliefst 179

XLVIII. Charakter der Idylle in Rücksicht auf den Gegenstand, den sie schildert 182

LXIX. Unterschied zwischen der Epopee und andern erzählenden, aber nicht epischen Gedichten 185

LXX. Diese Gattung beschreibender Gedichte hat einen beschränkteren Zweck, als die Epopee, und steht ihr in dichterischer Vollendung nach 188

LXXI. Einwurf gegen die Anwendung des Begriffs der Epopee auf das gegenwärtige Gedicht 191

LXXII. Beantwortung dieses Einwurfs. — Begriff des Heroischen 193

LXXIII. Gewöhnlicher Begriff der grofsen Epopee. — Seiner Unbestimmtheit ungeachtet liegt ihm Wahrheit zum Grunde. 194

LXXIV. Beweis des Gesagten durch ein Beispiel aus der Iliade. 196

LXXV. Jener unbestimmte Begriff der Epopee wird bestimmt, sobald man ihn auf den des Heroischen zurückführt . . 198

LXXVI. Ankündigung des Gegenstandes und Anruf der Muse in der Epopee 199

LXXVII. Zwiefache Gattung der Epopee 201

LXXVIII. Eigenthümliche Gröfse des Gegenstandes unsres Gedichts 206

LXXIX. Hauptthema des Gedichts 208

LXXX. Gröfse in den darin aufgeführten Charakteren und Begebenheiten 210

LXXXI. Resultat des Ganzen. — Eigentlicher Stoff des Gedichts. 214

LXXXII. Gesetze der Epopee. — Gesetz der höchsten Sinnlichkeit 216

LXXXIII. Gesetz durchgängiger Stetigkeit 218

LXXXIV. Gesetz der Einheit 220

LXXXV. Gesetz des Gleichgewichts 222

LXXXVI. Gesetz der Totalität 224

LXXXVII. Gesetz pragmatischer Wahrheit 225

Seite

LXXXVIII. Plan des Gedichts. — Gang der Handlung . . . 229

LXXXIX. Echt dichterische Erfindung des Ganzen 233

XC. Augenblick, in welchem die Handlung anhebt 234

XCI. Entscheidende Umstände, durch welche die Handlung ihre Hauptwendungen erhält 236

XCII. Benutzung des Orts und der Zeit 241

XCIII. Stetigkeit in den nach einander erregten Empfindungen. — Ausnahme davon. — Mittel des Apothekers gegen die Ungeduld 244

XCIV. Charaktere des Gedichts. — Allgemeine Gattung, zu der dieselben gehören. — Ihre Aehnlichkeit mit den Homerischen 247

XCV. Verhältnifs der Cultur und einer cultivirten Zeit zu dem epischen Gebrauch 250

XCVI. Möglichkeit der heroischen Epopee in unsrer Zeit . . 253

XCVII. Darstellung einfacher Weiblichkeit in Dorotheen . . 255

XCVIII. Idealität in der Charakter-Schilderung. — Verhältnifs der Charaktere zu einander 257

XCIX. Diction 259

C. Einfachheit der Diction 261

CI. Periodenbau 264

CII. Versbau und Rhythmus 265

CIII. Uebereinstimmung des besondren Charakters des Gedichts mit dem allgemeinen der Gattung, zu der es gehört 267

CIV. Schlufs 268

Ueber den Geschlechtsunterschied und dessen Einflufs auf die organische Natur . . . . . 270—301

(Schiller's Horen. Erster Band. Tübingen 1795. 8. Stück 2. S. 99—132.)

Ueber vier Aegyptische, löwenköpfige Bildsäulen in den hiesigen Königlichen Antikensammlungen 302—333

(Abhandlungen der historisch-philologischen Klasse der Königlichen Akademie der Wissenschaften zu Berlin, 1825. Berlin 1826. 4. S. 145—168.)

Hiezu die Kupfertafel.

Seite

Sonette. (Handschriftlich.) . . . . . 334—390

1. Die steinernen Zeugen 334
2. Der Schatten 335
3. 4. Irdischer Zwiespalt. I. II. 336. 337
5. Das Unwiederbringliche 338
6. Das fremde Land 339
7. Kalter Trost 340
8. Die Gesinnung 341
9. Der Ritter 342
10. Die Treue 343
11. Wesen der Schönheit 344
12. Der Komet 345
13. Die Falkenberge 346
14. Die Brahmin und das Sudra-Weib 347
15. Hulda 348
16. Ate 349
17. Leben im Lebenlosen 350
18. Klarheit und Tiefe 351
19. Die Eiche. 352
20. Vereinigung 353
21. Der Schauspieler 354
22. Blinder Gehorsam 355
23. Durga 356
24. Das Gold 357
25. Freiheit und Gesetz 358
26. Die Wehmuth 359
27. Opfer der Tyrannei 360
28. Juno Ludovisi 361
29. Paros 362
30. Die Jungfrau Israels 363
31. Die Schauspielerin 364
32. Der Schmerz 365
33. Molly 366
34. Die Nonne 367
35. Die Doppelwesen 368
36. Ein alter Freund 369
37. Pflichterfüllung 370

		Seite
38.	Entschuldigung	371
39.	Die sieben Rischis	372
40.	Die Wolken	373
41.	Wasser und Feuer	374
42.	Die Säule	375
43.	Der Osten	376
44.	Eilen und Verweilen	377
45.	Die Legirung	378
46.	Heilsame Zucht	379
47.	Die Amazonen	380
48.	Macht und Ohnmacht	381
49.	Die Elemente	382
50.	Die Zeit	383
51.	Die Baguette	384
52.	Die Natur	385
53.	Der Tod	386
54.	Des Alters Gewinn. I — III.	387—389
57.	Irdisches Treiben	390

Ueber

Göthe's Herrmann und Dorothea.

Paris, im April 1798.

Einleitung.

Nichts vollendet so sehr den absoluten Werth eines Gedichts, als wenn es, neben seinen übrigen eigenthümlichen Vorzügen, zugleich den sichtbaren Ausdruck seiner Gattung und das lebendige Gepräge seines Urhebers an sich trägt. Denn wie grofs auch die einzelnen Schönheiten seyn mögen, durch welche ein Kunstwerk zu glänzen im Stande ist, wie regellos die Bahnen, welche selbst das echte Genie manchmal verfolgt: so bleibt es doch immer gewifs, dafs dasselbe da, wo es in seiner vollen Kraft thätig ist, auch immer in einer reinen und entschiedenen Individualität auftritt, und sich eben so wieder in einer reinen und bestimmten Form ausprägt. Wenn daher andere Producte der Kunst nur eine einseitige Bewunderung oder eine flüchtig aufbrausende Begeisterung hervorbringen: so sind es allein die, welche jenen Grad der Vollkommenheit besitzen, in welchen der Leser seine volle

und dauernde Befriedigung findet, und aus denen er wieder die Stimmung zu schöpfen vermag, die ihnen selbst das Daseyn gab. Vorzüglich aber sind sie ein dankbarer Gegenstand für die ästhetische Beurtheilung. Denn sie erheben zugleich mit sich auch ihren Beurtheiler empor, und führen von selbst eine Art der Kritik herbei, die in dem einzelnen Beispiel zugleich die Gattung, in dem Werke zugleich den Künstler schildert.

Eine solche Beurtheilung schien mir Göthe's Herrmann und Dorothea vorzugsweise zu verdienen. Denn in dem eigenthümlichen Geiste, der diese Dichtung beseelt, glaubte ich in vorzüglich sichtbarer Stärke die doppelte Verwandtschaft zu erkennen, in welcher derselbe auf der einen Seite mit der allgemeinen Dichter- und Künstlernatur überhaupt, auf der andern mit der besondern Eigenthümlichkeit ihres Verfassers steht. Die poëtische Gattung und die epische Art erscheint nur selten so rein und so vollständig, als in der meisterhaften Composition dieses Ganzen, der dichterischen Wahrheit dieser Gestalten, dem stetigen Fortschreiten dieser Erzählung: und wenn Göthe's Eigenthümlichkeit in einzelnen ihrer Vorzüge stärker und leuchtender aus andern seiner Werke hervorstralt, so findet man in keinem, so wie in diesem, alle diese einzelnen Stralen in Einem Brennpunkt versammelt.

Die kritische Zergliederung dieses Werks zu übernehmen, hiefs in einem noch eigentlicheren Verstande,

als es die ästhetische Beurtheilung immer thun mufs, in das Wesen der dichterischen Einbildungskraft einzudringen: und so trieb mich die Begierde, dieser geheimnifsvollsten unter allen menschlichen Kräften mit Begriffen näher zu kommen, nicht weniger, als die Liebe zu diesem Gedicht, den Versuch zu wagen, aus dem diese Schrift entstand.

Diesem Gesichtspunkte, von dem ich ausging, habe ich mich bemüht, in der Ausführung getreu zu bleiben. Ich habe die Betrachtung des Gedichts so wenig als möglich von der Betrachtung des Dichters getrennt, und dasselbe, so viel ich immer konnte, nur als den lebendig dargestellten Gedanken einer individuellen dichterischen Einbildungskraft beurtheilt. Denn die Natur eben dieser Einbildungskraft zu studieren, war mein hauptsächlichster Endzweck.

Dies bitte ich den Leser nicht aus den Augen zu verlieren, wenn er vielleicht finden sollte, dafs ich mich bisweilen zu sehr von meinem Gegenstande entferne, zu hoch zu allgemeinen Grundsätzen erhebe, oder zu weit auf andre Dichtungsarten und Dichternaturen verbreite. Beides war auf dem Wege, den ich einmal nahm, unvermeidlich. Denn um zu zeigen, dafs dies Gedicht die allgemeine Natur der Poësie und der Kunst reiner, als nicht leicht ein andres, sich zum besondern Charakter aneignet, mufste ich nothwendig, das Wesen der Kunst in ihren ersten Gründen aufsuchend, bis auf die höchsten Principien der Elemen-

tur-Aesthetik zurückgehn: und um demselben, so wie dem Dichter selbst, die ihnen gebührende Stelle unter den übrigen Kunstwerken und Künstlern anzuweisen, eben so nothwendig die verschiedenen Nebenarten aufführen, welche dieselbe Gattung mit ihnen befafst.

Ich wahlte aber diese Methode, immer zugleich bei meinem Gegenstande etwas Allgemeineres, die Poësie und die Dichternatur überhaupt, im Auge zu haben, nicht ohne Absicht. Jede philosophische Beurtheilung kann auf einen zwiefachen Endzweck hinarbeiten, mehr auf die objective Beschaffenheit des Werks, das sie zu würdigen versucht, oder mehr auf den Geist Rücksicht nehmen, der nothwendig war, es hervorzubringen. In dem ersteren Fall befördert sie die Gesetzmäfsigkeit unsrer Thätigkeit: in dem letzteren bildet sie die ihr günstige Stimmung unsres Gemüths. In dem Gemüthe des Menschen aber sind die Anlagen zu jeder Art der Kraftäufserung mit einander verwandt, und jede einzelne entwickelt sich freier und vollkommner, wenn sie durch die verhältnifsmäfsige Ausbildung der übrigen unterstützt wird. Von welchem Gegenstande man daher immer reden mag, so kann man ihn auf den Menschen, und zwar auf das Ganze seiner intellectuellen und moralischen Organisation beziehen. Bei jeder eigenthümlichen Philosophie, jedem weitumfassenden System der Naturforschung, jeder grofsen politischen Einrichtung kann man untersuchen, was dadurch der philosophische, natur-

historische, politische Geist allein und in ihrer Verbindung gewonnen haben. Man kann an diese Untersuchung die noch allgemeinere anknüpfen, um wie viel dadurch der menschliche Geist überhaupt dem letzten Ziele seines Strebens näher gerückt ist, dem Ziele nemlich: die ganze Masse des Stoffs, welchen ihm die Welt um ihn her und sein inneres Selbst darbietet, mit allen Werkzeugen seiner Empfänglichkeit in sich aufzunehmen, und mit allen Kräften seiner Selbstthätigkeit umzugestalten und sich anzueignen, und dadurch sein Ich mit der Natur in die allgemeinste, regste und übereinstimmendste Wechselwirkung zu bringen. Man mufs sogar immer beides, sobald man einen hohen praktischen Endzweck verfolgt, und man darf es wenigstens nie ganz vernachlässigen, wenn man von der Kunst spricht, die aus dem Innersten des menschlichen Gemüths selbst entspringt, und von einem Kunstwerke, das mit dem Gepräge einer grofsen Eigenthümlichkeit gestempelt ist.

Erwählt man nun diesen höheren Standpunkt, so bezieht man seinen einzelnen Gegenstand auf einen allgemeinen, aufser demselben liegenden Mittelpunkt, und arbeitet an einem mehr oder minder beträchtlichen Theil eines weiten und erhabenen Gebäudes. Dieser Mittelpunkt ist nemlich: die Bildung des Menschen; dies Gebäude: die Charakteristik des menschlichen Gemüths in seinen möglichen Anlagen und in den wirklichen Verschiedenheiten, welche die Erfahrung aufzeigt. Man besitzt nun-

mehr in der Summe der Vorzüge des Geistes und der Gesinnung, welche die Menschheit bisher dargethan hat, eine idealische, aber bestimmbare Gröfse, nach welcher sich der Einzelne beurtheilen läfst: man sieht ein Ziel, dem man nachstreben kann: man kennt einen Weg, auf dem es möglich ist, im höchsten Verstande des Worts Entdecker zu seyn, indem man durch die That als Dichter, Denker, oder Forscher, aber vor allem als handelnder Mensch, jener Summe etwas Neues hinzufügt, und damit die Grenzen der Menschheit selbst weiter rückt. Man gewinnt eine Idee, welche durch Begeisterung zugleich Kraft mittheilt, da das Gesetz die Schritte nur leitet, nicht auch beflügelt, und den Muth mehr daniederschlägt, als erhebt.

Es giebt keine freie und kraftvolle Aeufserung unsrer Fähigkeiten ohne eine sorgfältige Bewahrung unsrer ursprünglichen Naturanlagen: keine Energie ohne Individualität. Deswegen ist es so nothwendig, dafs eine Charakteristik, wie die eben geschilderte, dem menschlichen Geiste die Möglichkeit vorzeichne, mannigfaltige Bahnen zu verfolgen, ohne sich darum von dem einfachen Ziel allgemeiner Vollkommenheit zu entfernen, sondern demselben vielmehr von verschiedenen Seiten entgegen zu eilen. Nur auf eine philosophisch empirische Menschenkenntnifs läfst sich die Hoffnung gründen, mit der Zeit auch eine philosophische Theorie der Menschenbildung zu erhalten. Und doch ist diese letztere nicht blofs als allgemeine Grundlage zu ihren einzelnen Anwendungen, der Erziehung und Ge-

setzgebung. (die selbst erst von ihr durchgängigen Zusammenhang in ihren Principien erwarten dürfen) sondern auch als ein sicherer Leitfaden bei der freien Selbstbildung jedes Einzelnen ein allgemeines und besonders in unserer Zeit dringendes Bedürfniſs. Je gröſser die Anzahl der Richtungen ist, welche ihm offen liegen, je reichhaltiger der Stoff, welchen unsre Cultur ihm darbietet, desto mehr fühlt sich auch der bessere Kopf verlegen, unter dieser Mannigfaltigkeit eine verständige Wahl zu treffen, und auch nur Mehreres davon mit einander zu verbinden. Ohne diese Verbindung aber geht die Cultur selbst verloren. Denn wenn die Cultur des Menschen die Kunst ist, sein Gemüth durch Nahrung fruchtbar zu machen, so muſs er dazu seine Organe so harmonisch stimmen, und eine solche äuſsre Lage wählen, daſs er so Vieles, als möglich, sich aneignen kann, da ohne Aneignung kein Nahrungsstoff weder in das Gemüth, noch in den Körper übergeht.

Eine solche Charakteristik des Menschen durfte ich zwar nie zu einer eigentlichen Wissenschaft erheben, ob sie gleich mehr bestimmt wäre, philosophisch und zum Behuf höherer Ausbildung zu entwickeln, was der Mensch überhaupt zu leisten vermag, als historisch zu zeigen, was er bisher wirklich geleistet hat; aber sie würde dennoch nicht minder verdienen, als eine eigne, philosophisch geordnete Erfahrungstheorie von der Masse der übrigen philosophischen Kenntnisse abgesondert zu werden. In wie ferne sie

hierauf Ansprüche machen, und selbst eines eignen Namens bedürfen möchte, da sie sich auch in ihrem allgemeinen Theile von der Psychologie und Anthropologie wesentlich unterscheiden würde, ist hier nicht der Ort, auseinanderzusetzen. Ich glaubte ihrer nur überhaupt erwähnen zu müssen, um für die Beurtheilung dieser Blätter den entfernteren Zweck bestimmter anzudeuten, den ich bei Ausarbeitung derselben nie aus den Augen verlor.

Der Rückblick auf diesen entfernteren Zweck aber hat mich genöthigt, einen Gang zu wählen, der, wie ich fürchte, vielen zu lang und zu beschwerlich scheinen wird. Mein Raisonnement ist nemlich für die Individualität meines Gegenstandes vielleicht zu allgemein, für seine Anschaulichkeit zu philosophisch geworden. Wenn ich mir auch schmeicheln könnte, den Aesthetiker einiger Mafsen befriedigt zu haben, so darf ich nicht auch hoffen, dem Dichter unmittelbar bei seinem Geschäft nützlich zu werden. Die philosophische Höhe, zu der ich mich von meinem Standpunkte aus nothwendig erheben mufste, ist dem ausübenden Künstler weder bequem noch fruchtbar; er braucht mehr specielle und empirische Regeln. Wenn diese dem Philosophen zu eng und individuell sind, so erscheint ihm dagegen dasjenige, was für diesen gehörigen Gehalt und Tauglichkeit zum allgemeinen Gesetz hat, immer hohl und leer. So stehen beide in einem nothwendigen und unvermeidlichen Widerstreit mit einander.

Aber die Philosophie der Kunst ist auch nicht

hauptsächlich für den Künstler, und wenigstens nie für den Augenblick der Hervorbringung bestimmt. Es ist ein Vorzug und ein Unglück der Philosophie überhaupt immer nur den Menschen, nie die Ausübung zum unmittelbaren Endzweck zu haben. Der Künstler kann ohne sie Künstler, der Staatsmann ohne sie Staatsmann, der Tugendhafte ohne sie tugendhaft seyn: aber der Mensch bedarf ihrer, um, was er von ihnen empfängt, zu geniefsen und zu benutzen, um sich selbst und die Natur zu kennen und diese Kenntnifs fruchtbar zu machen: und jene sogar können ihrer nicht entbehren, wenn sie sich selbst verständlich werden und mit ihrer Vernunft dem Fluge ihres Genies oder der Tiefe und Richtigkeit ihres praktischen Sinns gleichkommen wollen. Eben so ist auch die Aesthetik unmittelbar nur für denjenigen bestimmt, welcher durch die Werke der Kunst seinen Geschmack, und durch einen freien und geläuterten Geschmack seinen Charakter zu bilden wünscht: der Künstler selbst kann sie nur gebrauchen, sich überhaupt zu stimmen, sich, wenn er sich eine Zeit hindurch seinem Genie überlassen hat, wieder zu orientiren, den Punkt zu bestimmen, auf dem er steht, und wohin er gelangen sollte. Ueber den Weg aber, der ihn zu diesem Ziele führt, kann ihm nicht mehr sie, sondern allein seine eigne und fremde Erfahrung Rath ertheilen.

Zwar wird ihm auch diese immer nur einzelne Bruchstücke zu liefern im Stande seyn, abgerissene Regeln, denen es nicht blofs an Vollständigkeit, son-

dern auch an Allgemeingültigkeit fehlt. Dessenungeachtet wäre es nicht minder wichtig, dieselben zu sammeln und zu ordnen, und jeder, welchem sein Talent die Bahn der Kunst mit entschiedenem Erfolge zu wandeln erlaubt, sollte sorgfältig aufzeichnen, was er auf derselben an sich selbst bewährt gefunden hat. Es würde dadurch nicht blofs der Kunst, sondern auch der Philosophie ein wesentlicher Dienst geleistet. Denn der Aesthetiker benutzt diese poëtischen Geständnisse eben so, als der Psycholog die moralischen, und freut sich, die Künstlernatur, die er sonst nur mit Mühe aus ihren Werken ahndet, nun durch unmittelbare Anschauung zu erkennen. Dies ist es, was Diderots ästhetischen Aufsätzen einen so grofsen Werth giebt, der Reichthum von Bemerkungen und Erfahrungen, der z. B. seine Versuche über die Malerei und seine Abhandlung über die dramatische Poësie so fruchtbar für den Künstler und Theoretiker macht.

Der Abstand, welcher sich zwischen dem allgemeinen Gesetz und dem individuellen Kunstwerk befindet, hindert oft, dafs das letztere sogleich vollkommen als der einzelne Fall erscheine, in welchem das erstere dargestellt ist. Sehr leicht könnte sich daher der Leser in der Folge dieser Versuche zu der Beschuldigung veranlafst finden, dafs ich den Charakter des beurtheilten Gedichts nicht treu genug vor Augen gehabt, und meine Behauptungen nicht durch vollkommen passende Beispiele gerechtfertigt hätte. Ehe er indefs ein solches Verdammungsurtheil ausspricht, mufs

ich ihn bitten, sich mit dem Geiste des Ganzen recht vertraut zu machen, und diesen auch bei einzelnen Stellen nie aus dem Gesicht zu verlieren. Denn auch mir hat immer der Totaleindruck vorgeschwebt, und ich kenne in ästhetischen Beurtheilungen keine andre Absonderungs-Methode, als diejenige, welche die einzelne Eigenschaft, auch zu einem augenblicklichen Gebrauche getrennt, noch immer durch das Ganze, mit dem sie verbunden ist, modificirt betrachtet.

Bei der Bestimmung der Dichtungsart, zu welcher Herrmann und Dorothea gehört, habe ich nöthig gefunden, eine eigne, von dem gewöhnlichen Begriff der Epopee abweichende Gattung derselben festzusetzen. Ich fürchte hiebei nicht den Vorwurf, zum Behuf eines einzelnen Gedichts ohne Noth eine neue Gattung geschaffen zu haben. Wer die Theorie der Kunst bearbeitet, befindet sich in dem gleichen Fall mit dem Naturforscher. Was diesem die Natur ist, das ist jenem das Kunstgenie. Wofern er nur gewifs ist, dafs dieses und zwar in seiner vollen und reinen Kraft gewirkt hat, (denn hierüber mufs er einen freien und eigenmächtigen Richterspruch fällen) so bleibt ihm nichts übrig, als die Geburten desselben gerade für das zu nehmen, wofür sie sich ankündigen, sie einfach zu beschreiben, und sein System, wenn sie sich seiner Classification widersetzen, nach ihrem Bedürfnifs zu erweitern.

Die Entwicklung philosophischer Theorieen an einzelnen zum Grunde gelegten Beispielen führt gewöhn-

lich mehr als Einen Nachtheil mit sich. Entweder leidet dadurch die Allgemeinheit der Theorie, oder es wird auch in dem einzelnen Fall, von dem man ausgeht, mehr hineingelegt, als sich sonst natürlich darin gefunden hätte. So wie ich in dieser Einleitung den Zweck auseinandergesetzt habe, auf den ich hinarbeitete, glaube ich keinen dieser beiden Vorwürfe mehr befürchten zu dürfen. Bei der Methode, die ich wählte, mufste sich zwar das gesammte Feld der Kunstphilosophie meinem Blicke zeigen, aber ich durfte mich nie von dem Standpunkte entfernen, auf den ich mich gestellt hatte. Wenn die erstere Betrachtung mir die Bahn, die ich zu durchlaufen hatte, eröffnete, so mufste die letztere sie zu begränzen dienen. Dies bitte ich den Leser besonders da nicht zu vergessen, wo ich über andre Dichtungsarten und Dichternaturen, wie z. B. über die Tragödie und über Ariost rede. Denn da ich ihrer immer nur in Beziehung auf meinen eigentlichen Gegenstand erwähne, so könnte mein Raisonnement in diesen Stellen, ohne diese Erinnerung, leicht schief und einseitig erscheinen. Freilich aber gestehe ich gern, dafs ein tieferes Eindringen in die Grundprincipien einer allgemeingültigen Philosophie der Kunst überhaupt mir bald zu reizend schien, um dasselbe als einen blofs untergeordneten Zweck meiner Arbeit zu betrachten, und dafs meine Bemühung vielmehr wesentlich darauf hinging, den gesammten Vorrath meiner Ideen über diesen Gegenstand zu einem, auch von jeder fremden

Beziehung unabhängigen und so viel möglich in sich selbst vollendeten Ganzen systematisch zu ordnen.

Sollte übrigens der geschmackvolle Kunstrichter die Resultate dieser Untersuchungen mit minderer Ausführlichkeit und mit einer gedrängteren Kürze dargestellt wünschen: so fühle ich vielleicht lebhafter, als irgend einer meiner Leser, die Billigkeit dieser Forderung, in so fern sie den Styl und den Vortrag ausschliefsend betrifft. Für einen grofsen Theil des Publicums hingegen glaub' ich meinen philosophischen Raisonnements sowohl mehr Klarheit, als mehr überzeugende Kraft dadurch ertheilt zu haben, dafs ich sie unmittelbar an die Zergliederung eines vollendeten Kunstwerks angeschlossen: und ich habe der Versuchung nicht widerstehen können, manche sonst nicht unwichtige Rücksichten dem höheren Interesse aufzuopfern, welches ein so allgemein beliebtes Meisterstück jedem nicht ganz mifslungenen Versuch seine Schönheiten zu entwickeln, unstreitig zu ertheilen vermag.

I.

Wirkung des Gedichts im Ganzen. — Es läist einen rein dichterischen Eindruck in dem Gemüthe zurück.

Die schlichte Einfachheit des geschilderten Gegenstandes und die Gröfse und Tiefe der dadurch hervorgebrachten Wirkung, diese beiden Stücke sind es, welche in Göthe's Herrmann und Dorothea die Bewunderung des Lesers am stärksten und unwillkührlichsten an sich reifsen.

Was sich am meisten entgegensteht, was nur dem Genie des Künstlers, und auch diesem allein in seinen glücklichsten Stimmungen zu verknüpfen gelingt, finden wir auf einmal vor unsrer Seele gegenwärtig — Gestalten, so wahr und individuell, als nur die Natur und die lebendige Gegenwart sie zu geben, und zugleich so rein und idealisch, als die Wirklichkeit sie niemals darzustellen vermag. In der blofsen Schilderung einer einfachen Handlung erkennen wir das treue und vollständige Bild der Welt und der Menschheit.

Der Dichter erzählt die Verbindung eines Sohns aus einer wohlhabenden Bürgerfamilie mit einer Ausgewanderten; er thut nichts, als die einzelnen Momente dieser Handlung, die einzelnen Theile dieses Stoffs aus einander legen, die Reihe der Umstände entwickeln, wie sie natürlich und nothwendig aus einander entspringen; er ist nie mit etwas andrem, als mit seinem Gegenstande beschäftigt; alle Hindernisse, durch die er den Knoten der Handlung schürzt, alle Mittel, durch die er ihn wieder löst, sind allein aus diesem und aus den Charakteren der handelnden Personen genommen; alles, wodurch er die Theilnahme des Lesers gewinnt, ist allein in diesem Kreise enthalten, und nie tritt er in seiner eignen Individualität hervor, nie schweift er in eine eigne Betrachtung, oder eine eigne Empfindung aus. Und auf welchen Standpunkt sieht sich dadurch der Leser versetzt! Das Leben in seinen gröfsesten und wichtigsten Verhältnissen und der Mensch in allen bedeutenden Momenten seines Daseyns stehen auf einmal vor ihm da, und er durchschaut sie mit lebendiger Klarheit.

Was seinem Herzen das Wichtigste ist, sein Nachdenken und seine Beobachtung am anhaltendsten beschäftigt, sieht er mit wenigen, aber meisterhaften Zügen in überraschender Wahrheit geschildert — den Wechsel der Alter

und Zeiten, die fortschreitende Umänderung in Sitten und Denkungsart, die Hauptstufen menschlicher Cultur, und vor allem das Verhältnifs häuslicher Bürgertugend und stillen Familienglücks zu dem Schicksal von Nationen und dem Strome aufserordentlicher Ereignisse. Indem er nur den Begebenheiten einer einzelnen Familie zuzuhören glaubt, fühlt er seinen Geist in ernste und allgemeine Betrachtungen versenkt, sein Herz zu wehmuthsvoller Rührung hingerissen, sein ganzes Gemüth hingegen zuletzt wieder durch einfache, aber gediegene Weisheit beruhigt. Denn die wichtige Frage, die sich in unsrer Zeit überall jedem aufdrängen mufs: wie soll bei dem allgemeinen Wechsel, in welchem Meynungen, Sitten, Verfassungen und Nationen fortgerissen werden, der Einzelne sich verhalten? findet er nicht allein in den mannigfaltigsten Gestalten aufgeworfen, sondern auch so beantwortet, dafs die Antwort ihm mit der Belehrung zugleich Kraft zum Handeln und Muth zum Ausharren in die Seele haucht.

Aus der Mitte aller Verhältnisse seiner Zeit und seines Vaterlandes, sieht er sich in eine Welt versetzt, in die er sonst nur, von der Erinnerung an die einfachsten und frühesten Menschenalter erfüllt, an der Hand der Alten einzugehen pflegt. Denn indem ihn der Dichter bei der ganzen Individualität seines Wesens ergreift, führt er ihn zu den reinen und ursprünglichen Naturformen zurück; und indem er in der Wirklichkeit alles vertilgt, was sie zur blofsen Wirklichkeit und untauglich zum Gebrauch für die Phantasie macht, benutzt er noch bis auf den kleinsten Zug ihre Individualität.

So rein dichterisch hat er seinen Stoff erfunden und ausgeführt.

II.

Hauptbestandtheile aller dichterischen Wirkung. — Plan dieser Beurtheilung im Allgemeinen.

Nichts ist ein so zuverlässiger Beweis des echt dichterischen Charakters, als die Verbindung des Einfachsten und des Höchsten, des durchaus Individuellen und vollkommen Idealischen (dieser beiden Hauptbestandtheile aller künstlerischen Wirkung) in derselben Schilderung und derselben Gestalt.

Denn durch einzelne Bilder der Phantasie den Geist auf einen hohen und weitumschauenden Standpunkt zu führen, ist die schöne Bestimmung des Dichters, vermittelst durchgängiger Begrenzung seines Stoffs eine unbegrenzte und unendliche Wirkung hervorzubringen, durch ein Individuum einer Idee Genüge zu leisten, und von Einem Punkt aus eine ganze Welt von Erscheinungen zu eröffnen.

Zwar kann es leicht scheinen, als sey das Geschäft, das ihm dadurch aufgelegt wird, nur die übertriebene Forderung eines undichterischen Zeitalters, das, indem es überall nach philosophischen Begriffen hascht, auch überall nur Ideen sucht, und das bloße und leichte Spiel der Sinne und der Einbildungskraft verschmäht. Man darf aber nur seine nächste und eigentlichste Bestimmung genau untersuchen, und man wird unläugbar finden, daß, indem er dieser vollkommen zu genügen strebt, er sich zugleich auf dem Wege befindet, jenes zu erreichen, sich zu Idealen zu erheben und eine gewisse Totalität zu erlangen.

Dies liegt uns jetzt zu zeigen ob. Denn wenn das Gedicht, das wir zu beurtheilen im Begriff sind, wirklich einen so rein dichterischen Eindruck zurückläßt, als wir so eben beschrieben haben, so wird uns nichts so sicher, als die Erörterung des Wesens der Dichtkunst selbst, bei der

Schilderung seines allgemeinen Charakters leiten; und diese Schilderung macht den ersten und hauptsächlichsten Theil unsres Geschäfts aus.

Haben wir diesen vollendet, so bleibt uns dann nur noch übrig, die Arbeit des Dichters mit den besondren Regeln der Gattung zu vergleichen, zu der sie gehört.

Denn nur, indem wir diese doppelte Beurtheilung mit einander verbinden, können wir gewifs seyn, weder der Originalität des Dichters, noch den gerechten Ansprüchen der Theorie der Kunst zu nahe zu treten.

III.

Einfachster Begriff der Kunst.

Das Feld, das der Dichter als sein Eigenthum bearbeitet, ist das Gebiet der Einbildungskraft; nur dadurch, dafs er diese beschäftigt, und nur in so fern, als er dies stark und ausschliefsend thut, verdient er Dichter zu heifsen. Die Natur, die sonst nur einen Gegenstand für die sinnliche Anschauung abgiebt, mufs er in einen Stoff für die Phantasie umschaffen. Das Wirkliche in ein Bild zu verwandeln, ist die allgemeinste Aufgabe aller Kunst, auf die sich jede andre, mehr oder weniger unmittelbar, zurückbringen läfst.

Um hierin glücklich zu seyn, hat der Künstler nur Einen Weg einzuschlagen. Er mufs in unsrer Seele jede Erinnerung an die Wirklichkeit vertilgen, und nur die Phantasie allein rege und lebendig erhalten. An seinem Objecte darf er dem Gehalt und selbst der Form nach nur wenig ändern; wenn man die Natur in seinem Bilde wiedererkennen soll, so mufs er sie streng und treu nachahmen; es bleibt ihm also nichts übrig, als sich an das Subject zu

wenden, auf das er wirken will. Liefse er auch den Gegenstand selbst, bis auf seine kleinsten Flecken, gerade so wie er in der Natur ist, so hätte er denselben nichts desto weniger zu etwas durchaus Verschiedenem gemacht; denn er hätte ihn in eine andre Sphäre versetzt. In der Wirklichkeit schliefst immer eine Bestimmung jede andere aus; was sie also dem Gegenstande durch ihre Beschaffenheit giebt, das nimmt sie ihm wieder durch ihr ausschliefsendes Daseyn; vor der Phantasie hingegen fällt diese Beschränkung, die nur aus der Natur der Wirklichkeit herfliefst, von selbst hinweg, da die Seele, von der Phantasie begeistert, sich über die Wirklichkeit erhebt.

Diese allgemeinste und einfachste Wirkung aller Kunst beweisen am besten diejenigen Gemählde, die sich begnügen, leblose Naturgegenstände darzustellen. Eine Pflanze, eine Frucht ist gerade so gemahlt, wie sie in der Natur vor uns daliegt, es ist nichts ausgelassen, nichts hinzugesetzt; warum macht sie dennoch einen anderen Eindruck, als der wirkliche Gegenstand? warum ist ein solches Stück in Rücksicht auf den allgemeinen Begriff der Kunst durchaus von demselben Werth in seiner Gattung wie jede andere Vorstellung in der ihrigen? Blofs darum, weil es gerade und rein zur Phantasie des Zuschauers geht, und eben so rein aus der Phantasie des Künstlers entsprungen ist.

Bis so weit ist die Kunst mehr beschrieben, als definirt; ihr Wesen mehr empirisch erläutert, als philosophisch entwickelt worden. Eine wahre Definition mufs sich, wenn sie nicht willkührlich scheinen soll, auf eine Ableitung aus Begriffen gründen. Eine solche kann für die Kunst nur aus der allgemeinen Natur des Gemüths Statt finden.

Wir unterscheiden drei allgemeine Zustände unserer Seele, in denen allen ihre sämmtlichen Kräfte gleich thätig, aber in jedem Einer besondern, als der herrschenden, un-

tergeordnet sind. Wir sind entweder mit dem Sammeln, Ordnen und Anwenden blofser Erfahrungskenntnisse, oder mit der Aufsuchung von Begriffen, die von aller Erfahrung unabhängig sind, beschäftigt; oder wir leben mitten in der beschränkten und endlichen Wirklichkeit, aber so als wäre sie für uns unbeschränkt und unendlich.

Der letztere Zustand kann, das begreift man leicht, nur der Einbildungskraft angehören, der einzigen unter unsern Fähigkeiten, welche widersprechende Eigenschaften zu verbinden im Stande ist. Was in demselben vorgeht, mufs eine zwiefache Eigenschaft in sich vereinigen. Es mufs 1) ein reines Erzeugnifs der Einbildungskraft seyn; und 2) immer eine gewisse, äufsere oder innere, Realität besitzen. Ohne das erstere wäre die Einbildungskraft nicht herrschend; ohne das andere wären die übrigen Kräfte unsrer Seele nicht zugleich thätig. Da aber die Realität, von der hier die Rede ist, sich nicht auf ein Daseyn in der Wirklichkeit beziehen darf, so kann dieselbe nur auf Gesetzmäfsigkeit beruhen.

Aus diesem Zustande nun entspringt das Bedürfnifs der Kunst.

Daher ist die Kunst die Fertigkeit, die Einbildungskraft nach Gesetzen productiv zu machen; und dieser ihr einfachster Begriff ist zugleich auch ihr höchster.

IV.

Höhe der Wirkung, zu der die Kunst sich erhebt. — Idealität. — Erster Begriff des Idealischen, als des Nicht-Wirklichen.

Die Einbildungskraft durch die Einbildungskraft zu entzünden, ist das Geheimnifs des Künstlers. Denn um die unsrige zu nöthigen, den Gegenstand, den er ihr schildert,

rein aus sich selbst zu erzeugen, muſs derselbe frei aus der seinigen hervorgehn. Dadurch aber, daſs jedes Kunstwerk, wie treu es auch seinem Urbilde sey, doch als eine vollkommen neue Schöpfung dem Künstler eigen ist, erleidet auch der Gegenstand eine Umänderung seines Wesens, und wird zu einer andren Höhe erhoben.

Das Reich der Phantasie ist dem Reiche der Wirklichkeit durchaus entgegengesetzt; und eben so entgegengesetzt ist daher auch der Charakter dessen, was dem einen oder dem andern dieser beiden Gebiete angehört. Mit dem Begriff des Wirklichen unzertrennbar verbunden ist es, daſs jede Erscheinung einzeln und für sich da steht, daſs keine als Grund oder Folge von der anderen abhängt. Denn nicht allein, daſs eine solche Abhängigkeit niemals wirklich angeschaut, immer nur durch Schlüsse eingesehen werden kann, macht auch der Begriff des Wirklichen selbst das Aufsuchen derselben überflüssig. Die Erscheinung ist da: dies ist genug, jeden Zweifel zurückzuweisen; wozu braucht sie sich noch durch ihre Ursache, oder ihre Wirkung zu rechtfertigen? Sobald man hingegen in das Gebiet des Möglichen übergeht, so besteht nichts mehr, als durch seine Abhängigkeit von etwas andrem: und alles, was nicht anders, als unter der Bedingung eines durchgängigen inneren Zusammenhanges gedacht werden kann, ist daher im strengsten und einfachsten Sinne des Worts idealisch. Denn es ist in so fern der Wirklichkeit, der Realität, geradezu entgegengesetzt.

Auf diese Weise idealisirt muſs daher alles werden, was die Hand der Kunst in das reine Gebiet der Einbildungskraft hinüberführt.

Wohin der Mensch nur immer seine Blicke richten mag, da sucht er den Begriff eines gegenseitigen Zusammenhanges, einer innern Organisation geltend zu machen. Ueber-

all den Zufall zu verbannen, zu verhindern, dafs in dem Gebiete des Beobachtens und Denkens er nicht zu herrschen scheine, im Gebiete des Handelns nicht herrsche, ist das Streben der Vernunft. Dadurch allein schon bewährt er, dafs er sich mit Recht einer höheren Abkunft rühmt, als die übrigen Geschöpfe, dafs er in ein besseres Land, als das der Wirklichkeit, dafs er in das Land der Ideen gehört.

Dahin auch die ganze Natur, treu und vollständig beobachtet, mit sich hinüber zu tragen, d. h. den Stoff seiner Erfahrungen dem Umfange der Welt gleich zu machen; diese ungeheure Masse einzelner und abgerissener Erscheinungen in eine ungetrennte Einheit und ein organisirtes Ganzes zu verwandeln; und dies durch alle die Organe zu thun, die ihm hierzu verliehen sind, — ist das letzte Ziel seines intellectuellen Bemühens.

Da jedoch diese Betrachtung in ihrer Allgemeinheit unserm Gegenstande fremd ist, so bleiben wir hier nur bei dem Antheile stehen, den an dieser grofsen Arbeit die Einbildungskraft und der Künstler insbesondere nimmt. Wir erinnern überhaupt nur daran, um zu zeigen, dafs die Kunst nicht zu den mechanischen und untergeordneten Geschäften gehört, durch die wir uns zu unsrer eigentlichen Bestimmung blofs vorbereiten, sondern zu den höchsten und erhabensten, durch die wir sie selbst unmittelbar erfüllen.

V.

Zweiter und höherer Begriff des Idealischen, als eines Etwas, das alle Wirklichkeit übertrifft.

Dadurch, dafs der Dichter seinen Gegenstand, selbst wenn er ihn unmittelbar aus der Natur entlehnt, doch immer von neuem durch seine Einbildungskraft erzeugt, wird die Gestalt bestimmt, die er denselben über seine wirkliche

Beschaffenheit, oder auch aufser derselben, giebt. Denn er tilgt nun jeden Zug in ihm aus, der nur in Zufälligkeiten seinen Grund hat, macht jeden von dem andern, und das Ganze nur von sich selbst abhängig; und die Einheit, die dadurch in ihm herrschend wird, ist dennoch keine Einheit des Begriffs, sondern durchaus nur eine Einheit der Form. Denn nur unter der doppelten Bedingung völliger Selbstbestimmung und völliger Formalität ist die Einbildungskraft im Stande, ihn sich selbst zu bilden. Gelingt ihm diese Arbeit, so stellt er zuletzt lauter reine Charakterformen auf, blofse Gestalten, welche die lautre, nicht durch einzelne wechselnde Umstände entstellte Natur an sich tragen; so ist jede mit dem Gepräge ihrer Eigenthümlichkeit gestempelt, und diese Eigenthümlichkeit liegt blofs in der Form, kann nie anders, als durch Anschauen gefafst, nie aber in einem Begriff ausgedrückt werden.

Nun erst wird die Natur durch die Kunst vorschönt und veredelt, nun erst erhält der Begriff des Idealischen seine höhere Bedeutung dessen, was keine Wirklichkeit erreichen und kein Ausdruck erschöpfen kann.

Auch hier mufs man sich indefs sorgfältig in Acht nehmen, weder die Art, wie der Künstler hierbei verfährt, zu verkennen, noch etwa gar in den Irrthum zu verfallen, als dürfe er nur grofse, nur fehlerfreie Charaktere schildern. Welches auch die Eigenthümlichkeit sey, die sie an sich tragen, wenn sie nur ganz und allein in ihnen erscheint, wenn sie nur als ein reines Object der Einbildungskraft behandelt ist — dies ist die einzige Forderung, der ihm Genüge zu leisten obliegt. Um aber diese zu erfüllen, hat er nicht eben Züge wegzulassen oder hinzuzufügen; wenigstens wird nur selten gerade darauf das Wesentliche seiner Wirkung beruhen. Selbst bei der sklavischsten Anhänglichkeit an die Natur kann er diese noch in ihrem ganzen Um-

lang erreichen. Denn sie hängt nicht von einzelnen Zügen, einzelnen Umänderungen, nur von der Farbe, von dem Glanze ab, den er seinem Werke überhaupt leiht, nur davon, dafs er ihm eine Einheit und eine Formalität giebt, die unmittelbar zu unsrer Phantasie spricht, ihn uns unmittelbar als ein reines Werk der Einbildungskraft, und als vollkommen real, durchaus übereinstimmend mit den Gesetzen der Natur und unsers Gemüths, also idealisch zeigt. Wodurch er indefs eigentlich diese Uebereinstimmung der Form unsrer Einbildungskraft mit der Form der Natur bewirkt, vermöchte er selbst nicht zu sagen; und so wie man es zu beschreiben versucht, geräth man immer in die Gefahr, es in eine blofs mechanische Arbeit zu verwandeln.

Der Ausdruck, dafs der Dichter die Natur erhöht, mufs daher immer mit Behutsamkeit gebraucht werden. Denn genau genommen ist er schlechterdings uneigentlich. Das Werk des Künstlers und das Werk der Natur stehen nicht mehr in demselben Gebiet, und erlauben daher auch nicht mehr denselben Mafsstab.

Der Gebrauch, den man vom Idealischen im Intellectuellen und Moralischen macht, verleitet sehr leicht, sich darunter immer etwas durch den Verstand Gedachtes, oder durch das Herz Empfundenes vorzustellen. Aber dieser Begriff ist ebensowohl auf blofs sinnliche Gegenstände anwendbar, und man darf sich nur an das vorhin gegebene Beispiel, den einfachsten Fall der Kunst, die blofse Nachahmung der Natur erinnern, um sich hiervon zu überzeugen.

An einer schön gemahlten Frucht bemerkt man ein Schwellen der Conture, eine Zartheit des Fleisches, eine flaumartige Weichheit der Haut, ein Glühen der Farben, das — so sehr ist es blofs idealisch — die Natur nie zu erreichen vermag. Man kann darum nicht sagen, dafs die gemalte Frucht schöner sey, als die natürliche; die Natur

ist überhaupt nie schön, als insofern die Phantasie sie sich vorstellt. Man kann nicht sagen, dafs die Umrisse in der Natur weniger vollendet, die Farben minder lebhaft wären; der Unterschied ist allein der, dafs die Wirklichkeit zu den Sinnen, die Kunst zu der Phantasie spricht, dafs jene harte und schneidende Umrisse, diese zwar immer bestimmte, aber immer auch unendliche giebt.

Selbst der unläugbare Widerspruch, der in diesen beiden Eigenschaften enthalten ist, beweist, dafs alle Wirkung der Kunst nur durch die Stimmung des Empfindenden hervorgebracht wird. Denn sonst ist es offenbar klar, dafs der Umrifs, der bestimmt, zugleich begrenzt, dafs, indem er angiebt, wie weit eine Linie, eine Fläche gehen soll, er zugleich alles Fernere ausschliefst; aber die Phantasie begrenzt nie, sie geht immer ins Unendliche fort, und sobald also das Genie des Künstlers sie begeistert, verbindet sie ihre Unendlichkeit mit den Formen, die er ihr vorlegt, ohne sich um einen Widerspruch zu bekümmern, der zwar den Verstand und die blofse sinnliche Anschauung, nicht aber sie angeht.

Eben daher kommt es auch, dafs die Kunst uns immer in uns zurück versenkt, da die Wirklichkeit uns aus uns herausführt, unsre Begierde zum Genufs, unsre Thätigkeit zum Handeln weckt. Das Werk der Kunst ist zu edel für den Genufs, und erregt zu sehr die innersten Kräfte des Menschen, um sie plötzlich in Bewegung zu setzen; es flöfst die höchste und schönste Begeisterung zu grofsen Thaten ein, aber erst indem es den Menschen sich selbst giebt, schenkt es ihn der Welt. Es spricht gar nicht zu demjenigen Theile seines Wesens, mit dem er der Wirklichkeit angehört.

VI.

Nothwendigkeit, in der sich jeder echte Künstler befindet, immer das Idealische zu erreichen.

Sobald man das Wesen der Kunst in den Gesetzen der Phantasie, durch die sie allein wirksam ist, aufsucht, gelangt man nothwendig auf den Begriff des Idealischen.

Denn so unbegreiflich auch das Verfahren des Künstlers ist, so gewifs darin immer Etwas — und gerade das Wesentliche — übrigbleibt, das der Dichter selbst nicht zu verstehen, und der Kritiker nie auszusprechen vermag; so ist indefs doch immer so viel gewifs, dafs der Künstler zuerst von nichts andern ausgeht, als nur etwas Wirkliches in ein Bild zu verwandeln; dafs er aber bald erfährt, dafs dies nicht anders, als durch eine Art lebendiger Mittheilung, nur dadurch möglich ist, dafs er gleichsam einen elektrischen Funken aus seiner Phantasie in die Phantasie andrer überströmen läfst, und dies zwar nicht unmittelbar, sondern so, dafs er ihn einem Object aufser sich einhaucht.

Dies ist der einzige Weg, der ihm offen liegt, und ohne es irgend zu wollen, blofs indem er seinen Dichterberuf erfüllt, und die Ausführung seines Geschäfts der Phantasie überläfst, hebt er die Natur aus den Schranken der Wirklichkeit empor, und führt sie in das Land der Ideen hinüber, schafft er seine Individuen in Ideale um.

VII.

Nachahmung der Natur.

Der Begriff des Idealischen, als etwas über die Wirklichkeit Erhabenen, erinnert an das Gesetz der Nachahmung der Natur, das man bisher gewöhnlich dem Künstler zu befolgen geboten, ja sogar als eine Definition der

Kunst selbst angesehen hat. In der That faſst er auch die beiden Hauptbegriffe derselben in sich: den der Realität in dem Ausdruck der Natur, und den, daſs dieselbe doch anders, als sie wirklich ist, dargestellt werden soll, in dem der Nachahmung, die nie eine völlige Uebereinkunft mit ihrem Vorbilde erlaubt. Aber es enthält eine Unbestimmtheit, die nur dadurch vermieden werden kann, daſs man das Wesen der Kunst nicht (wie man bisher nur zu oft gethan hat) in der Beschaffenheit ihres Gegenstandes, sondern in der Stimmung der Phantasie aufsucht.

Zwar hat man sich bemüht, dieser Unbestimmtheit auf eine doppelte Weise abzuhelfen. Man hat dem Künstler empfohlen, nur die schöne Natur, und diese nur schön nachzuahmen. Allein der Begriff des Schönen veranlaſst vielerlei Miſsverständnisse, ist von durchaus unbestimmter Ausdehnung, und läſst immer neue und höhere Grade zu. Der des Idealischen hingegen ist vollkommen bestimmt. Denn alles ist idealisch, was die Phantasie in ihrer reinen Selbstthätigkeit erzeugt, was daher vollkommne Phantasie-Einheit besitzt. Diese nun ist immer eine geschlossene Gröſse, obgleich, da kein Künstler hoffen darf, sie ganz zu erreichen, die Stärke der Phantasie in den einzelnen Individuen auch hier unzählige Grade — jedoch nur in der Ausführung, nicht in der Forderung — zuläſst.

Die andre Zweideutigkeit, welche der Ausdruck der Nachahmung veranlaſst, hat man dadurch vermeiden wollen, daſs es keine leidende Nachahmung, sondern eine selbstthätige Umwandlung der Natur seyn müsse. Aber auch die Grenzen und die Art dieser Umwandlung verlangten neue und, genau zu reden, unmögliche Bestimmungen.

Die einzige Art diesen Streit zu schlichten, bleibt daher der subjective Weg, den wir gewählt haben, und der dennoch nicht weniger zu einer vollkommen objectiven De-

finition der Kunst führt. Denn da der Künstler die Natur (unter der wir den Inbegriff alles dessen, was für uns Realität haben kann, verstehen) zu einem Gegenstande der Phantasie macht: so ist die Kunst *die Darstellung der Natur durch die Einbildungskraft*; und diese Definition unterscheidet sich so wenig von der oben (III.) gegebenen, dafs sie vielmehr nur ein objectiver Ausdruck derselben ist.

Diese Darstellung kann nun nicht anders, als schön seyn; denn sie ist ein Werk der Einbildungskraft. Sie mufs eine Umwandlung der Natur enthalten; denn sie versetzt dieselbe in eine andre Sphäre. Die Definition selbst aber fafst die Bestimmung in sich, welche Schönheit ihr angehören, welche Umwandlung die Natur erfahren soll; keine andre nemlich, als welche jene Versetzung in ein fremdartiges Medium von selbst mit sich bringt.

VIII.

Zweiter Vorzug der Kunst in ihrer letzten Vollendung: Totalität. — Zwiefacher Weg, dieselbe zu erhalten.

Wir haben nunmehr gezeigt, wie der Dichter zur *Idealität* gelangt; aber unsre Behauptung im Vorigen erstreckte sich noch weiter: wir sagten, dafs er allemal auch *Totalität* erreiche; wir bedienten uns des Ausdrucks einer *Welt*, und dieser Ausdruck sollte keine Metapher seyn.

Die Welt, als der geschlossene Kreis alles Wirklichen, läfst sich auf eine zwiefache Weise betrachten: einmal von den Gegenständen aus, die sie umfafst; dann von den Organen aus, womit der Mensch dieselben in sich aufnimmt. Denn nur insofern er entsprechende Organe besitzt, kann eine Aufsenwelt für ihn vorhanden seyn.

Der Dichter kann daher die Totalität, nach der er strebt, auch auf diese doppelte Weise erreichen, indem er entweder den Kreis der Objecte, oder den Kreis der Em-

pfindungen durchläuft, die sie hervorbringen. Das erstere ist gewöhnlich der Weg des beschreibenden, das letztere der des lyrischen Dichters, obgleich beide auch diese Methode umtauschen können, da es nicht auf die unmittelbare, sondern nur auf die letzte Wirkung ankommt, die sie zurücklassen.

Auf keinem von beiden Wegen ist es ihm schwer, zu diesem Ziel zu gelangen. Alle verschiedenen Zustände des menschlichen Wesens, (und schon darum, weil dies der Standpunkt ist, aus dem wir die Natur betrachten) auch alle Kräfte der Natur sind so nahe mit einander verwandt, halten und tragen sich so gegenseitig unter einander, dafs es kaum möglich ist, eine derselben lebendig darzustellen, ohne auch zugleich den ganzen Kreis mit in seinen Plan aufzunehmen. Für den beschreibenden Dichter insbesondere ist das Leben so reich an Verhältnissen, und es wird ihm so leicht, dieselben wiederum auf eine für den Menschen bedeutende Weise darzustellen, dafs er nur einen selbst zufällig aufgenommenen Stoff näher zu entwickeln, nur die angelegten Figuren mehr zu individualisiren braucht, um immerfort auf Lagen zu stofsen, die er dem Gemüth wichtig machen kann, und um bald nach und nach die ganze Masse von Gegenständen zu erschöpfen, welche sich seinem Blick von seinem Standpunkte aus darbieten.

In dieser Kunst, das ganze Leben der Phantasie vorzuführen, oder den ganzen Menschen in seinem Innersten zu erschüttern, und also immer auf einmal alles zu umfassen, was ihn zu rühren vermag, hat niemand die Alten übertroffen. Jede Hymne des Pindar, jeder gröfsere Chor der Tragiker, jede Ode des Horaz durchläuft, nur in unendlich abwechselnder Mannigfaltigkeit, denselben Kreis. Immer ist es die Erhabenheit der Götter, die Macht des Schicksals, die Abhängigkeit des Menschen, aber auch die

Gröfse der Gesinnung und die Höhe des Muths, durch welche er sich gegen das Schicksal zu behaupten, oder gar über dasselbe zu erheben vermag, welche der Dichter schildert. Und wie anders, wie lebendiger, reicher, sinnlich-klarer noch ist eben dies im Homer gezeichnet! Nicht blofs in seinem ganzen Gedicht, in jedem einzelnen Gesange, fast in jeder einzelnen Stelle liegt das ganze Leben offen und klar vor uns da, dafs die Seele auf einmal leicht und sicher, was wir sind und vermögen, was wir leiden und geniefsen, wo wir recht thun und wo wir fehlen, entscheidet.

Daher die beruhigende Wirkung, die jedes rein gestimmte Gemüth bei der Lesung der Alten erfährt; daher, dafs sie auch den leidenschaftlichsten Zustand heftiger Aufwallung oder erliegender Verzweiflung allemal zur Ruhe herab- und zum Muthe hinaufstimmen. Denn diese, Kraft einhauchende, Ruhe fehlt niemals, sobald nur der Mensch sein Verhältnifs zu der Welt und dem Schicksale ganz übersieht. Blofs wenn er gerade da stehen bleibt, wo die äufsere Macht seine innere Kraft, oder seine innere Heftigkeit das äufsere Gleichgewicht zu überwältigen droht, entsteht verzweifelnder Mifsmuth, und so günstig ist die ihm in der Reihe der Dinge angewiesene Stelle, dafs Harmonie und Ruhe immer sogleich zurückkehren, als er nur den Kreis der Erscheinungen vollendet, welche ihm die Phantasie in diesen Augenblicken einer ernsten Rührung, in welcher er mit dem Geschick Rechnung hält, vorführt.

IX.

Diese Totalität ist allemal eine nothwendige Folge der vollkommnen Herrschaft der dichterischen Einbildungskraft.

Aber es hängt nicht blofs von der oft zufälligen Wahl des Gegenstandes, nicht von der Individualität des Dichters

ab, sich dieser Totalität zu versichern, und auf einmal aller Empfindungen seines Zuhörers Meister zu werden. Er mufs es immer und durchaus, sobald er nur im absoluten Verstande Dichter zu heifsen verdient, d. i. sobald er es versteht, die Einbildungskraft herrschend und selbstthätig zu machen.

Denn weder die Zahl der Objecte, die er in seinen Plan aufnimmt, ist hierbei vorzüglich wichtig, noch auch die Nähe, in welcher dieselben zu dem höchsten Interesse der Menschheit liegen; beides, wie sehr es auch die Wirkung seiner Arbeit verstärken kann, ist für ihren künstlerischen Werth gleichgültig; alles, was er hierbei zu thun hat, ist nur seinen Leser in einen Mittelpunkt zu stellen, von welchem nach allen Seiten hin Stralen ins Unendliche ausgehen, und von dem er daher alle die grofsen und einfachen Naturformen überschauen kann, die sogleich da stehen, als man die wirklichen Gegenstände ihrer zufälligen Eigenthümlichkeiten entkleidet.

Es kommt daher gar nicht darauf an, alles, was an sich unmöglich wäre, oder auch nur vieles, was manche Gattungen der Kunst ausschliefsen würde, wirklich zu zeigen, sondern nur darauf, uns in die Stimmung zu versetzen, alles zu sehen. Er sammle nur unser eignes Wesen in Einen Punkt, und bestimme es, wie er als Künstler immer thun mufs, sich in einem Gegenstand aufser sich selbst hinzustellen (objectiv zu seyn), und es steht unmittelbar (welches dieser Gegenstand auch seyn möchte) eine Welt vor uns da. Denn unser ganzes Wesen ist dann in uns zugleich und in allen seinen Punkten rege, und ist schöpferisch; was es in dieser Stimmung hervorbringt, mufs ihm selbst entsprechen, und wieder Einheit und Totalität besitzen; nun aber sind es diese beiden Begriffe, die wir in dem Ausdruck einer Welt mit einander vereinigen.

Es ist nemlich hier wieder derselbe Fall, den wir vorhin bei der Erreichung des Idealischen fanden. Der Dichter versetze uns, wie er seinem ersten und einfachsten Berufe nach zu thun verbunden ist, aufserhalb den Schranken der Wirklichkeit, und wir befinden uns unmittelbar von selbst in der Region, in welcher jeder Punkt das Centrum des Ganzen, und mithin dieses schrankenlos und unendlich ist. Absolute Totalität mufs eben so sehr der unterscheidende Charakter alles Idealischen seyn, als das gerade Gegentheil davon der unterscheidende Charakter der Wirklichkeit ist. Sobald also der Dichter nur dahin gelangt, in uns jede auf die Kenntnifs der Wirklichkeit gerichtete Stimmung zu unterdrücken, und alle sonst damit beschäftigten Kräfte unsres Geistes allein der Einbildungskraft unterzuordnen, so hat er seinen Zweck erreicht. Denn nun ist diese letztere allein herrschend; nun knüpft sie auf einmal alles zusammen, worin sie eine für sich bestehende Kraft, ein eignes Lebensprincip entdeckt; und da alles Positive mit einander verwandt und eigentlich Eins ist, alle Absonderung von Individuen aber nur durch Beschränkung entsteht, so erfolgt hieraus nothwendig von selbst ein Streben nach einer in sich selbst geschlossenen Vollständigkeit. Das Gemüth also, auf das der Künstler so eingewirkt hat, ist immer geneigt, von welchem Objecte es auch ausgehen möchte, doch den ganzen damit verwandten Kreis zu vollenden, und immer im eigentlichsten Verstande eine Welt von Erscheinungen auf einmal zusammen zu fassen.

Mehr aber als das Gemüth zu stimmen ist nicht die Absicht des Dichters, die sich überhaupt nie über das Subject hinaus erstreckt, und die Gegenstände nie anders schildert, als um in ihnen den Menschen darzustellen; und so viel mufs er jedesmal leisten, er mag den einfachsten Stoff, einen Sonnenaufgang, einen schönen Sommerabend,

oder jede andre einzelne Naturscene besingen, oder eine Ilias, eine Messiade dichten. So unzertrennlich ist diese Forderung mit seinem Dichter- und überhaupt mit seinem Künstlerberufe verbunden.

Auch ist die Erfüllung derselben im genauesten Verstande nur das Werk der echten Künstlernatur. Denn statt dafs, wie man vielleicht zu glauben geneigt ist, nur der ernste, grofse, gehaltreiche Dichter am besten diese Totalität erreicht, führt uns gerade der ihr am nächsten, welchem der Genius der Kunst seine gröfseste Leichtigkeit verliehen hat, der die Einbildungskraft am zartesten und leisesten zu bewegen versteht, dessen Tönen sie am üppigsten entgegen schwillt, der sie mit einer unendlichen Sehnsucht nach immer neuen Verbindungen, immer neuen Flügen erfüllt. Denn darin eben besteht dies Allumfassende, das er ihr mittheilt, dafs sie nirgends so schwer auftritt, um sich an Einer Stelle festzuwurzeln, dafs sie immer weiter und weiter schweift, und doch immer den ganzen Kreis zugleich beherrscht, den sie durchstrichen hat; dafs ihre Wonne an Wehmuth, ihre Wehmuth an Wonne gränzt; dafs sie nichts mehr in der Farbe der Wirklichkeit, alles nur in dem Glanze erblickt, mit dem sie es, wie durch einen geheimnifsvollen Zauber, überkleidet.

Es ist nicht mehr schwer, eine Welt zu bewegen, wenn man einen Punkt aufserhalb derselben gefunden hat, auf den man mit Sicherheit fufsen kann.

X.

Einfluss des Idealischen in der Darstellung auf die Totalität.

Ist die Seele einmal künstlerisch gestimmt, hat ihr der Dichter einmal jene zarte Empfänglichkeit, jene leise Erregbarkeit mitgetheilt, so hängt es allein von seiner Willkühr

ab, wie viele einzelne Objecte er ihr wirklich vorführen, wie viele einzelne Empfindungen er in ihr rege machen will. Dies bestimmt die Natur seiner Gattung, die Wahl seines Stoffs, endlich seine Individualität. Dafs es ihm nicht schwer werden kann, aus jeglichem Stoff eine grofse Mannigfaltigkeit von Figuren zu entwickeln, ist schon im Vorigen gezeigt worden; aber es ist auch noch mehr. Die Art, wie er auch nur eine einzige dichterisch aufstellen mufs, bereitet die Phantasie von selbst zu, nicht blofs mehrere, sondern gerade so viele andre an dieselbe anzuknüpfen, als mit dieser einen geschlossenen Kreis bilden.

Dadurch, dafs die Einbildungskraft das Aehnliche mit dem Aehnlichen verknüpft, und selbst zwischen das Unähnliche noch verbindende Mittelglieder einschiebt, bringt sie nur Mannigfaltigkeit, nicht Totalität, hervor. Zu dieser letzteren mufs sie und ihr Object dichterisch gestimmt und zubereitet seyn, und dies ist der Fall, wenn der Dichter idealische Figuren aufstellt.

Zu beidem, zu dem Idealischen und zur Totalität, erhebt er sich nur in dem Gebiete der Einbildungskraft; nur nachdem er das beschränkte und getrennte Daseyn der Wirklichkeit, wie durch einen Machtspruch, aufgehoben hat. Beides mufs daher in genauer Verbindung mit einander stehen. Auch beruht das Idealische offenbar auf der Möglichkeit der Totalität; denn das Unterscheidende des Ideals besteht gerade darin, dafs es sich alles, aber alles nur auf seine Weise, aneignet. Und wiederum begränzt das Idealische die Totalität, da es die Menge der einzelnen Bestandtheile immer in Massen zusammenschliefst, die, aus Einem Punkt betrachtet, ein Ganzes für den Verstand oder die Anschauung bilden.

Wir nennen ein Ideal die Darstellung einer Idee in einem Individuum. Wir fordern daher von demselben eine

Eigenthümlichkeit ohne Einseitigkeit. Eine solche aber erhalten wir nicht anders, als indem wir alles, was einem gewissen Charakter (der jeder idealischen Figur immer zum Grunde liegen mufs) wesentlich ist, zusammennehmen; alles hingegen, was er nur zufällig an sich trägt, davon absondern. Alle Ideale erscheinen daher vollkommen als das und nur als das, was sie wirklich sind. Dadurch fällt bei mehreren unmittelbar der Punkt ihrer gemeinsamen Berührung und der Punkt ihres individuellen Contrastes ins Auge. Aber es kann auch nicht leicht eine Lücke unausgefüllt bleiben. Wo zwischen zweien ein Mittelglied fehlt, da mufs man es unmittelbar auch gewahr werden.

Durch diese Aehnlichkeit, die nie zur Einerleiheit, und diese Verschiedenheit, die nie zur Unverträglichkeit ausartet, sondert sich nun die ganze Welt vor dem idealisirenden Blick in eine unendliche Zahl einzelner Massen ab. Die Individuen treten in Gruppen, kleinere unter diesen in gröfsere, alle in ein Ganzes zusammen. Nicht anders ergeht es dem Dichter. Auch er zeigt nichts als Massen. Sein ganzer Stoff verbindet eine solche Beweglichkeit mit solchem Streben nach Form, dafs er, wo man nur einschneidet, überall in organische Massen aus einander flieht; wo man verbindet, sich wieder zu solchen zusammenrollt.

An demselben Faden nun, an dem das Genie des Dichters diese mannigfaltigen Gruppen aus einander entwickelt, an demselben geht die Phantasie seines Lesers von der einen zur andern über; und sobald einmal eine einzige idealisch gezeichnete Figur da steht, nöthigt sie von selbst andre, und wieder andre, und so viele hervorzurufen, bis sie einen Kreis vollendet hat, der für den jedesmaligen Grad der künstlerischen Stimmung hinlänglich grofs und umfassend ist.

Alle Gestalten nun, die der Dichter aufführen kann,

haben einen gemeinsamen Verbindungspunkt, ihre Beziehung auf die menschliche Natur. Von diesem Mittelpunkt aus kann er schlechterdings alle bewegen und beherrschen. Viele aber sind noch bei weitem näher mit einander verwandt, und bilden eine noch viel enger geschlossene Sphäre.

Wenn nun beides, die Einbildungskraft so gestimmt und der Gegenstand so bearbeitet ist, dafs die erstere bei keinem einzelnen Punkt stehen bleiben, und der letztere sie auf keinen einzelnen heften will; so kann nicht anders, als erst mit der Vollendung des ganzen Kreises, mit vollkommner Totalität, Stillstand und Ruhe eintreten.

Wie ist es z. B. möglich, das Alter des Jünglings lebendig zu schildern, ohne dafs der Phantasie zugleich das Kind, aus dem er hervorgeht, der Mann, dem seine Kraft entgegenreift, und der Greis, in dem die letzten Funken seines auflodernden Feuers verglimmen, gegenwärtig wären? Wie den Helden zu mahlen, der auf dem Schlachtfelde, mitten unter Leichnamen, den Tod gebeut, und das Verderben planmäfsig anordnet, ohne den ruhigen Denker, der zwischen seinen einsamen Wänden, fern von aller ausübenden Thätigkeit und den Ereignissen des Tages fremd, nur Wahrheiten nachspäht, die vielleicht erst kommenden Jahrhunderten segenvolle Früchte versprechen, oder den ruhigen Pflüger, der, nur für das Bedürfnifs des Tages besorgt, nur auf den Wechsel der sich immer von neuem abrollenden Jahrszeiten beschränkt, blofs der künftigen Ernte gedenkt, zugleich vor die Seele zu rufen?

Ein Zustand führt immer von selbst die übrigen herbei, durch welche nur gemeinschaftlich der einzelne Mensch oder die ganze Menschheit bestehen kann; und dies ist eben der grofse Gewinnst, den die künstlerisch gestimmte Einbildungskraft auch dem moralischen Menschen gewährt, dafs sie ihn gewissermafsen alle Epochen des Lebens zu verei-

nigen, die verflossene noch fortzusetzen und die nächstfolgende schon anzufangen lehrt, ohne dafs er darum doch der gegenwärtigen weniger eigenthümlich angehört.

XI.

Uebersicht des ganzen Weges, welchen der Dichter von seinem ursprünglichen Zweck bis zu seinem höchsten Ziele zurücklegt.

In keiner Art menschlicher Thätigkeit ist es möglich das Höchste zu erreichen, als nur innerhalb der Schranken ihrer Gattung. Nur dadurch, dafs er dasjenige vollkommen geltend macht, was er ist, erreicht der Mensch überhaupt, und der Einzelne insbesondre, seine letzte allgemeine und individuelle Bestimmung. Nicht anders der Dichter. Sein Geschäft ist es, die Einbildungskraft herrschend und productiv zu machen, und indem er dies Geschäft vollendet, gelangt er zu Idealen und erreicht er Totalität.

Dies glauben wir im Vorigen bewiesen zu haben; und wenn der Weg, den wir gingen, lang und unsrem nächsten Geschäft fremd schien, so wählten wir ihn dennoch nicht ohne Ursache. Nichts ist bei Beurtheilungen jeder Art von Arbeiten so wichtig, als die Forderungen streng vor Augen zu haben, deren genaue Erfüllung man mit Recht von ihnen erwarten kann. Zwar ist es nicht ungewöhnlich, vorzüglich ästhetische Werke mit unbestimmten Lobsprüchen zu erheben, sie mit anderen ihrer Gattung zu vergleichen, und ihnen gleichsam überverdienstliche Tugenden beizulegen. Nichts desto weniger bleibt die einzige richtige Art der Beurtheilung immer die, dieselben allein mit dem, was sie seyn sollen, mit den Grundsätzen der Aesthetik und dem Ideal der Kunst zu vergleichen, zu entscheiden, ob sie ihre Pflicht erfüllen, den gerechten und nothwendigen Ansprüchen der Kritik ein Genüge leisten. Ihr absoluter, nicht

ihr relativer Werth soll bestimmt werden. Bliebe man diesem Wege unverbrüchlich getreu, so würden die Beiwörter des Schönen, des Erhabenen, des Vortrefflichen sich von selbst in die des verständig Gedachten, planmäfsig Angeordneten, wahr Geschilderten, richtig Empfundenen, poëtisch Dargestellten verwandeln; man würde sich begnügen, einfach zu entscheiden, mit welchem Rechte das Werk den Namen eines Gedichts überhaupt und den der besondern Gattung führt, der es beigezählt wird.

Freilich verträgt nicht jedes Gedicht eine solche Beurtheilung; aber unverzeihlich würde es seyn, eine andre bei demjenigen anzuwenden, welches so grofse nothwendige und wesentliche Tugenden besitzt, und so sehr alles fremden und erborgten Schmuckes entbehrt.

Wir sind bei der Entwickelung des Wesens der Kunst bisher mehr einem raisonnirenden Gange gefolgt, und haben uns nur selten auf die Erfahrung berufen. Um uns indefs von den aufgestellten Behauptungen auch noch auf eine sinnliche Weise zu überzeugen, dürfen wir nur die Wirkung in uns zurückrufen, welche jedes vollendete Kunstwerk immer in uns hervorbringt: die Stimmung, in die uns der Belvederische Apoll oder eine Stelle des Homer versetzt.

Alle Fäden menschlicher Gefühle sind alsdann in uns aufgezogen; wir empfinden die menschliche Natur *zugleich* in allen ihren Berührungspunkten; nie gehen wir leiser von einer Empfindung zu einer andren über, nie ist jede, auch sonst heftige, Regung so milde und so gehalten, zugleich aber spiegelt sich alsdann in uns die Welt, die uns umgiebt, und setzt dieselbe Stimmung in uns fort. Denn die Vollendung und Harmonie, die wir vor uns erblicken, gehen in uns selbst über, und offenbaren sich durch Ruhe und Rührung — welche beide man vielleicht als die all-

gemeinste Wirkung jedes groſsen Kunstwerks ansehen darf: durch Ruhe, weil in diesem Zustande nichts Störendes, nichts Mifsklingendes Statt finden kann; durch Rührung, weil es immer das Herz mit Wehmuth ergreift, so oft wir in eine gewisse Tiefe der Natur oder der Menschheit blicken. Beide zusammen beweisen, daſs wir die Menschheit und das Schicksal, diese beiden ungeheuren Gegenstände, die auf einmal alles umfassen, was ein menschliches Herz zu rühren vermag, nie lebendiger durchschauen und energischer verknüpfen, als in diesen Momenten. In eine solche wunderbare und unbegreifliche Stimmung aber kann der Geist nicht anders versetzt, in eine solche Tiefe nicht anders versenkt werden, als wenn man ihn, von aller Wirklichkeit hinweg, in eine Welt von Idealen hinüberzaubert, in der er die Natur nur an ihren Elementen und ihren Kräften wiedererkennt, sonst aber überall blofs eine ihr fremde Vollendung und Schrankenlosigkeit antrifft.

Wenn man nunmehr den Weg übersieht, welchen der Dichter (und mit ihm jeder Künstler) durchläuft, so erstaunt man bei der Betrachtung, von welchem einfachen Ziel aus er sich zu welcher unbegreiflichen Höhe schwingt.

Den wirklichen Gegenstand nur gleichsam zum Spiel in ein Object der Phantasie zu verwandeln, fängt er an, und hört damit auf, das gröſseste und schwerste Geschäft, was dem Menschen als seine letzte Bestimmung aufgegeben ist, sich und die Aufsenwelt um ihn her auf das innigste mit einander zu verknüpfen, diese erst als einen fremden Gegenstand in sich aufzunehmen, dann aber als einen frei und selbst organisirten wieder zurückzugeben, auf seine Weise und mit den ihm angewiesenen Organen auszuführen.

Denn den ganzen Stoff, den ihm die Beobachtung darreicht, organisirt er zu einer idealischen Form für die Em-

bildungskraft, und die Welt um ihn her erscheint ihm nicht anders, als wie ein durchgängig individuelles, lebendiges, harmonisches, nirgends beschränktes noch abhängiges, nur sich selbst genügendes Ganzes mannigfaltiger Formen. So hat er seine eigne innerste und beste Natur in sie übergetragen, und sie zu einem Wesen gemacht, mit dem er nun vollkommen zu sympathisiren vermag.

XII.

Unterscheidung des hohen und echten Styls in der Dichtkunst von dem Afterstyl in derselben.

Ob der Dichter bis zu diesem Gipfel der Kunst gelangt, ob er seine Leser mit sich bis zu dieser Höhe erhebt? dies ist also der einzige echte Prüfstein seines wahren ästhetischen Werths. Denn an diesem Ziele müssen sich alle mit einander vereinigen, welche den Namen eines Künstlers mit Recht tragen wollen, wie verschieden auch der Weg sey, den sie, gezwungen durch die Gattung, die sie gewählt haben, oder eingeladen durch die Verschiedenheit ihrer Individualität, dahin einschlagen. Eine Nation, die noch nicht lebendig empfindet, dafs dort allein die künstlerische Vollendung gesucht werden darf, eine Sprache, die es ihren Dichtern nicht leicht macht, diese Bahn mit Glück zu verfolgen, sind von dem grofsen Styl in der Poësie noch entfernt, und entbehren noch aller der wohlthätigen Folgen, die damit für die Bildung überhaupt und den Charakter verbunden sind.

Denn allerdings giebt es aufser jenem grofsen und hohen Styl in der Kunst noch einen andern, der dem von Natur minder reinen, oder durch Verwöhnung verdorbenen Geschmack sogar noch gefälliger schmeichelt, und daher sehr oft mit jenem allein echten verwechselt wird. Ja, da

beide gewissermaßen in zwei verschiedenen Regionen hegen, so kann selbst die Kritik zwischen zwei Kunstwerken zweifelhaft seyn, von denen das eine in jenem minder hohen Styl mehr leistet, als das andre auf seinem besseren, aber auch steileren und gefahrvolleren Pfade.

Unter allen Künsten aber ist keine der Versuchung, ihre eigenthümliche Schönheit durch erborgten Schmuck zu entstellen, so nahe, als die Dichtkunst. Denn außerdem daß sie, wie jede andre Kunst, statt die Einbildungskraft völlig frei und selbstthätig zu erhalten, statt sie entschieden zu nöthigen, ein bestimmtes Object hervorzubringen, sie bloß mit angenehmen und gefälligen Bildern erfüllen, sie mit einem bunten, aber unbedeutenden Farbenspiel umgeben kann; so hat sie auch noch einen andren Abweg zu fürchten, der nur ihr allein angehört. Da sie durch die Sprache, also durch ein Mittel wirkt, das ursprünglich nur für den Verstand gebildet, erst einer Umarbeitung bedarf, um auch bei der Phantasie Eingang zu finden; so schweift sie leicht in das Gebiet der Philosophie hinüber, und interessirt unmittelbar den Geist und das Herz, statt bloß auf die Einbildungskraft einzuwirken. Mehr, als irgend eine ihrer Schwestern, im Stande, auch noch durch etwas, das gar nicht mehr Kunst ist, zu gelten, findet sie überall die mehresten Anhänger, da hingegen die Musik, die Mahlerei und vor allen die Plastik, in denen sich, vielleicht gerade in der hier angegebenen Stufenfolge, der Begriff der Kunst immer reiner und enger zusammendrängt, nur den immer seltneren echt ästhetischen Sinn zu fesseln vermögen.

Auf diesen Abwegen nun artet die Dichtkunst von ihrer eigenthlichen und höheren Natur aus, sucht abwechselnd durch mahlerische Bilder zu gefallen, und durch glänzende und rührende Sentenzen zu erstaunen und zu erschüttern, und sinkt von der Geburt des Genies zu einem bloßen

Werk des Talents herab. Zwar ist sie auch so noch immer einiger, und unter den Händen grofser Meister (die man auch hier nicht verkennen darf) noch sogar einer grofsen Wirkung fähig; sie kann zugleich die Einbildungskraft in Bewegung setzen, und sich des Geistes und des Herzens bemächtigen; sie kann durch Blitze des Genies Bewunderung und Rührung erregen: aber immer wird man seine erleuchtende und erwärmende Flamme entbehren, immer in dem Mangel jener innigen Begeisterung, jener hohen und harmonischen Ruhe die Gegenwart der echten Kunst vermissen.

Denn die Einbildungskraft, die hier nie frei und allein wirkt, vermag uns nicht aus dem Kreise aller Wirklichkeit hinaus in das Land der Ideale zu versetzen, und ohne das ist, welche Mittel man auch sonst anwenden möchte, niemals eine echt künstlerische Wirkung denkbar.

XIII.

Anwendung des Vorigen auf Herrmann und Dorothea. — Reine Objectivität dieses Gedichts. — Erste Stufe derselben.

Wenn wir uns bisher bemühten, den grofsen, oder vielmehr den reinen und echt dichterischen Styl demjenigen entgegenzusetzen, der nur mit Unrecht diesen Namen führt so war es in der That nicht, blofs zu beweisen, dafs das vorliegende Gedicht ungezweifelt dem ersteren angehört, diesen Beweis hätte uns die Empfindung des Lesers von selbst erlassen. Wir verweilten nur darum so lange bei der Entwicklung des Begriffs der Kunst, bei der Zergliederung ihrer Bestimmung und der Schilderung ihrer Wirkung, um desto voller zu empfinden, was es heifst, dafs der allgemeine Charakter aller Kunst so unverkennbar in demselben ausgeprägt ist, dafs er

dadurch zu seinem eigenthümlichen und unterscheidenden wird.

Was das letzte Ziel jedes künstlerischen Bemühens ist, dahin hat dies Gedicht in der That ein auffallendes und entschiedenes Streben, dahin gelangt es mit dem glücklichsten Erfolge. Der echte Dichter, haben wir gesehn, wirkt allein auf die Einbildungskraft: er bestimmt sie, frei und gesetzmäfsig einen Gegenstand aus sich selbst zu erzeugen; er stellt einzelne Gestalten vor ihr auf, und zeigt ihr in ihnen die Welt und die Menschheit in ihren letzten und gröfsesten Verbindungen. Gerade dasselbe erfährt auch der Leser Herrmanns und Dorotheens. Von dem ersten Gesange an fühlt er seine Phantasie mächtig angezogen: die einzelnen Theile der Handlung, die sich vor ihm bewegt, gehen wie von selbst aus ihr und aus einander hervor; er glaubt sich Theilnehmer des Familienkreises weniger Menschen, und wird zu einer Höhe der Ansicht erhoben, über die er selbst bewundernd erstaunt.

Nicht Worte sind es, die seinem Ohre nachhallen, nicht einzelne Gedanken und Aussprüche, die sich, aus dem Ganzen herausgerissen, seiner Seele eingeprägt haben; so vieles ihm auch davon noch gegenwärtig geblieben ist, das die Erinnerung bei ähnlichen Vorfällen des Lebens zurückführen wird, so sind in dem Momente, wo er dem Dichter bis ans Ende gefolgt ist, es doch nur die Sache, die Handlung, die Personen, die lebendig vor ihm dastehen.

Er sieht den Jüngling, dessen Gefühle bis dahin unentfaltet, ihm selbst unbewufst, gebunden schlummerten, durch eine plötzlich auflodernde Leidenschaft von den Banden befreit, die sein Inneres hemmten, sieht, da dieser Zauber in ihm gelöst ist, die edelsten und höchsten Entschlüsse in ihm aufkeimen, sieht ihn beim ersten Blicke das Mädchen erkennen, das die Natur für ihn bestimmt hat, und

sich mit reinem Vertrauen dieser Empfindung überlassen, sieht das Mädchen, das, muthig und thätig, in eigner Bedrängniſs noch hülfreich ist, eitlen Hoffnungen nicht träge vertraut, in wahrer Noth nicht feige verzweifelt, edler Liebe nicht unempfänglich stille Wünsche im bescheidenen Busen birgt, aber, wenn ihr Ehrgefühl aufgeregt wird, mit weiblichem Muth die verborgensten Falten ihres Herzens aufdeckt; sieht die Menschheit, wie sie in allen ihren Formen reine und grofse Charaktere bewahrt, wie sie einzeln vertheilt, was verbunden in geschlossenem Kreise innere Vollendung mit äuſserer Zufriedenheit paart; sieht endlich das Schicksal, wie es Individuen und Nationen aus einander schleudert, aber nichts gegen die unermüdliche Kraft des Menschen vermag, der, wo es ihn hinwirft, immer wieder von neuem Fuſs faſst, sich von neuem eine Hütte baut, neue Bande knüpft, sich ein neues Glück und neue Freuden schafft.

So vollkommen objectiv hat der Dichter seinen Stoff behandelt. So ist es immer Ein Gegenstand, der ihn beschäftigt, und dieser Eine rein erzeugt durch die Einbildungskraft.

XIV.

Zweite Stufe der Objectivität unsres Gedichts. — Verwandtschaft seines Styls mit dem Styl der bildenden Kunst.

Kein Begriff ist in der Theorie der Kunst so wichtig, als der der Objectivität; keiner erfordert zugleich eine so genaue und ausführliche Erörterung.

Denn eines Theils ist das Object der Kunst nie ein wirkliches Object und trägt daher immer nur gewissermaſsen uneigentlich diesen Namen. Die Kunst bleibt allem innerhalb des Kreises der Einbildungskraft, also innerhalb unsres Gemüths, es ist daher immer nur ein ideales Be-

ziehen derselben Kraft auf die Natur und die Sache, oder auf den Menschen und die Person. Von dieser Seite mufs man sich zuerst vor Verwechslung und Irrthum hüten.

Dann aber ist dieser Begriff auch andren Theils von sehr verschiedenem Umfange. Denn obgleich jeder Künstler ohne Ausnahme objectiv seyn mufs, so ist doch dem einen dies Gesetz noch strenger vorgeschrieben, als dem andren; es giebt einige, denen man in Vergleichung mit andren, sogar die entgegengesetzte Benennung geben könnte; und man mufs daher immer genau unterscheiden, in welchem Umfange der Begriff der Objectivität genommen, welchem andren er gerade an der Stelle, wo er vorkommt, entgegengesetzt ist.

Diese Vorsicht ist um so nothwendiger, als jene Vieldeutigkeit des Begriffs nicht von einem irrigen Gebrauche desselben herrührt, sondern in der That in der Sache selbst wesentlich gegründet ist. Der Künstler soll den Menschen mit der Natur in die engste und mannigfaltigste Verbindung bringen. Um dies Geschäft ganz zu vollenden, mufs er bald den äufsern Gegenstand, bald die innere Stimmung stärker geltend machen. Ja selbst ohne dies zu wollen, kann er es kaum vermeiden. Da er, um einen Gegenstand durch die Einbildungskraft zu erzeugen, zugleich bildend und stimmend verfahren, das Object darstellen und das Subject zubereiten mufs, so kann er in dem Verhältnifs, in dem er sich zwischen dieser doppelten Arbeit vertheilt, unmöglich immer dieselbe Gleichheit beobachten. Schwerlich findet man daher nur zwei Dichternaturen, die hierin vollkommen mit einander übereinstimmten.

Dennoch müssen sie alle eine gewisse Gränze bewahren. Schon im Allgemeinen dürfen sie weder den wirklichen Gegenstand selbst zeigen, noch die Empfindung unmittelbar (und anders als durch die Einbildungskraft) be-

rühren; und noch engere Schranken bestimmen ihnen einzelne Gattungen der Kunst. Diese allgemeine Aehnlichkeit macht jenen besondren Unterschied fein und schwer zu entdecken.

Diese Betrachtungen war es nothwendig vorauszuschicken, um im Folgenden Mifsdeutungen vorzubeugen. Denn die Entwicklung der reinen Objectivität unsres Gedichts ist es, die uns jetzt zunächst beschäftigen mufs.

Schon die Totalwirkung desselben beweist, wie emsig unser Dichter bemüht ist, blofs und allein die Form Eines Gegenstandes zu zeichnen. Im Einzelnen läfst sich dies nicht vollständiger zeigen, als dadurch dafs man diese Objectivität von Stufe zu Stufe beschreibt, und genauer beschränkt.

Bisher haben wir nur der ersten erwähnt, nur derjenigen, auf welcher sich dies Gedicht als ein grofses und echtes Kunstwerk bewährt, der Bestimmtheit, mit der es einen rein durch die Einbildungskraft erzeugten Gegenstand hinstellt.

Aber wie viel mehr ist das, was wir bei genauerer Betrachtung gewahr werden! Wenn wir länger bei demselben verweilen, wenn wir ihm in allen seinen einzelnen Theilen folgen, wenn wir dann sehen, wie vollendet alle Umrisse sind, wie fest sich jede Gestalt unsrer Phantasie einprägt, wie klar jede sich an die andere stellt, um zusammen eine schön geschlossene und leicht übersehbare Gruppe zu bilden: dann können wir uns nicht verläugnen, dafs die Stimmung, mit der wir es verlassen, der Stimmung ähnlich ist, mit welcher sonst ihrer Gattung nach ganz verschiedene Künste, mit welcher die Werke der Mahlerei und der Plastik auf uns einwirken. Denselben Charakter tragt auch die Bewegung an sich, die es uns darstellt. Nirgends reifst uns dieselbe gleichsam in lyrischem

raumel mit sich fort; doch überall ist sie so lebendig und mannigfaltig, dafs wir einer bewegten Welt zuzusehen meynen. Ueberall ist Handlung und Gestalt; wir fühlen so wenig, dafs wir blofs Zuhörer des Dichters sind, dafs wir unmittelbar vor dem Gemählde seines Pinsels zu stehen glauben.

Wir sehen daher hier eine höhere Stufe der Objectivität; wir erblicken die reinen Formen sinnlicher Gegenstände; wir können es als ein charakteristisches Merkmahl dieses Gedichts aufstellen, dafs es mehr an die Forderungen und das Wesen der Kunst überhaupt und der bildenden insbesondre, als einseitig an die eigenthümliche Natur der Dichtkunst erinnert.

XV.

Verwandtschaft aller Künste unter einander. — Doppeltes Verhältnifs jedes Künstlers zur Kunst überhaupt und zu seiner besondren.

Alle Künste umschlingt ein gemeinschaftliches Band; alle haben sie dasselbe Ziel, die Phantasie auf den Gipfel ihrer Kraft und ihrer Eigenthümlichkeit zu erheben. Sie haben sich nur getrennt, weil jede für sich etwas besitzt, wodurch sie diese allgemeine Wirkung auf eine eigne Art zu erreichen vermag, und was den andern, in Vergleichung mit ihr, mangelt. So fehlt der Mahlerei die Vollendung der Form, der Bildhauerkunst die Wirkung der Farben, beiden die lebendige Bewegung, der Musik die Schilderung der Gestalten, der Dichtkunst die Anschaulichkeit und die Stärke, mit welcher die mannigfaltigen Bestandtheile, die sie in sich vereinigt, jeder einzeln für sich, erscheinen.

Der Mensch, dem es daran liegt, die Kunst mit allen Sinnen in sich aufzunehmen, mufs es verstehen, sich in eine Mitte von allen zu stellen, mit dichterischem Sinn das

Werk des Mahlers, mit mahlerischem Auge das Werk des Dichters zu betrachten. Der Künstler, der nicht anders als von einem einzelnen Punkt aus wirken darf, mufs dennoch so das Ganze ins Auge fassen, dafs er immer eigentlich dem allgemeinen Ideal der Kunst nachstrebt, nur so, wie seine besondere Gattung es bestimmt. Durch diese Bearbeitung seiner Kunst nach den Forderungen aller Kunst überhaupt erhält er sich alle Verbindungen mit ihren Schwestern — denen er sich nie unmittelbar, sondern immer nur in jenem allgemeinen Verbindungspunkte nähern darf — leise und locker. Und diese Verbindungen sind es, welche die Phantasie wirklich einzugehen versuchen soll; keine Kunst soll den Menschen ausschliefslich für sich, jede ihn zugleich für alle andren, für die Kunst überhaupt stimmen; und in jedem grofsen Kunstwerk ist immer eine doppelte Eigenthümlichkeit auffallend: eine durch die es der besondren Kunst angehört, die es schuf, und eine, durch die es einen Styl an sich trägt, der durch alle übrigen Künste hindurch eine gleiche Anwendung erlaubt, und so sichtbar mit dem Gepräge dieser seiner Allgemeinheit gestempelt ist, dafs er sogar einladet, diese Anwendung selbst in Gedanken zu versuchen. Wem z. B. führt nicht der Belvederische Apoll das Wandeln des zürnenden Gottes in der Ilias, wem diese Stelle des Dichters nicht das göttliche Bild in die Seele zurück?

Der Künstler hat also zweierlei Ansprüche zu befriedigen, die Ansprüche der Kunst überhaupt, und die der besondren, die er gewählt hat. Die erstere verlangt, dafs er, ihre allgemeinen Forderungen streng im Auge, alle Mittel, die seine Kunst ihm in die Hände giebt, nur dazu anwende, diese zu befriedigen, nicht aber sie selbst einseitig glänzen zu lassen; die letztere fordert dagegen mit gleichem Recht, dafs er alle Vorzüge, die sie ihm darbietet, auch in ihrem

ganzen Umfange und in ihrer vollen Stärke geltend mache. Gegen die erstere Regel verstößt der Mahler, welcher dem Colorit ein verhältnifswidriges Uebergewicht über die Schönheit der Formen und die Anordnung des Ganzen erlaubt, gegen die zweite der, welcher dagegen, das Colorit vernachlässigend, die Lebhaftigkeit und Stärke verkennt, welche Farbe, Licht und Schatten seinem Werke zu geben im Stande sind. Endlich kann der Künstler, um die Aufzählung der Abwege, welche er, von diesem Standpunkt aus betrachtet, zu vermeiden hat, vollständig zu machen, auch drittens weder die Kunst überhaupt, noch seine eigne besondre, sondern eine dritte, ihm fremde, einseitig begünstigen und nachahmen. So giebt es Dichter, die fast durchaus blofs musikalisch wirken, und so kennen wir Mahler, deren Figuren mehr den Bildsäulen, als der Natur gleichen.

So wie der Künstler objectiv irren kann, indem er das wahre Verhältnifs zwischen der Kunst überhaupt, seiner eignen insbesondre und ihren Schwestern verfehlt, so kann er es auch subjectiv in Rücksicht auf das Verhältnifs seiner Individualität, der Natur des Künstlers überhaupt und der Eigenthümlichkeit anderer Künstler. Er kann der ersteren zu viel oder zu wenig einräumen, oder sie endlich ganz aufgeben und gegen eine fremde vertauschen.

Ueberall, wo er sich zu einseitig blofs auf seinen einzelnen Standpunkt beschränkt, da verfällt er ins Manierirte, sey es nun ins Manierirte der Kunst, wenn er seiner Kunst, oder ins Manierirte des Styls, wenn er seiner Individualität zu viel einräumt.

Dies sind alle möglichen Abwege, auf welche der Künstler in Rücksicht auf den allgemeinen Charakter seiner Werke gerathen kann, und es war nothwendig, dieselben vorher vollständig aufzuzählen, um über das Folgende ein helleres Licht zu verbreiten. Wir kehren jetzt zu unsrem Gedicht zurück.

XVI.

Mittel, wodurch unser Dichter diese, der bildenden Kunst nahekommende Objectivität erlangt.

Wir haben schon oben bemerkt, dafs der Dichter, gerade weil er auch unmittelbar auf den Verstand und das Herz einzuwirken vermag, mehr als ein anderer Künstler Gefahr läuft, weniger ausschliefsend die Einbildungskraft zu beschäftigen. Wenn er aber auch diesen Fehler vermeidet, und sich streng in dem Gebiete der Kunst erhält, so hat er es doch immer in seiner Gewalt, mehr den Geist und die Empfindung in Bewegung zu setzen, und die leichte und reine Wirkung auf die Sinne zu verschmähen. Von beiden Seiten betrachtet, kann er sich daher gegen den Künstler überhaupt und gegen den bildenden insbesondere in einer Art von Gegensatze befinden.

Wir erwähnen hier der Kunst überhaupt und der bildenden insbesondere als beinahe gleichbedeutend; wir scheuten uns schon im Vorigen nicht, den Styl unsres Dichters dem Styl der bildenden Kunst verwandt zu nennen, ohne darum den Vorwurf zu fürchten, dafs er, was allemal fehlerhaft ist, eine ihm fremde Gattung nachahme. In der That aber ist auch die bildende Kunst mit der Kunst überhaupt äufserst nah, und näher, als die Dichtkunst verwandt. Denn sie ist rein darstellend und sinnlich; und diese beiden Eigenschaften sind auch im allgemeinen Begriffe der Kunst die herrschenden. Wenn man daher von einem Gegensatze der Poësie mit der Kunst spricht, so kann man an keine andren Merkmahle derselben, als an diese beiden, also an die Seite denken, von welcher die Kunst überhaupt der bildenden insbesondere am nächsten kommt.

Herrmann und Dorothea nun ist nicht blofs von einem solchen Gegensatze frei, der reine, echte und allge-

meine Kunstsinn, welcher dies Gedicht beseelt, zeigt auch vielmehr, dafs das Genie des Dichters, der es schuf, auf das innigste mit dem Genius aller Kunst verwandt, und mit dem Gepräge gestempelt ist, welches die Kunst überhaupt, nicht diese oder jene einzelne ausschliefsend, bezeichnet — ein Vorzug, welcher ihm künftig (wir dürfen dies mit Sicherheit von der Gerechtigkeit der Nachwelt hoffen) unter allen neueren Dichtern eine vorzügliche Stelle anweisen wird. Denn in der That hat bis jetzt keine Nation einen andern aufzuweisen, der ihm hierin auch nur überhaupt nahe käme.

Unstreitig liegt der Grund hiervon darin, dafs er mehr, als ein andrer, die bildende Kraft der Phantasie in Bewegung zu setzen, mehr blofs den Gegenstand hinzustellen, und damit seine ganze Wirkung hervorzubringen versteht. Indefs ist dies immer noch nicht bestimmt und klar genug; auch andere Dichter sind gleich treue Mahler der Natur, ohne dafs man ihnen doch darum diesen Vorzug in gleichem Grade einräumen darf. Man mufs auch hier auf die Stimmung des Gemüths, in dem Dichter und in seinem Leser, zurückgehn; in ihr, in der Empfindung, mit der wir diesen Dichter und einen andren verlassen, liegt der feine aber wichtige Unterschied. Auch hier zeigt es sich wieder, dafs man es als den Grundirrthum aller bisherigen falschen ästhetischen Raisonnements ansehen kann, dafs man im Objecte aufgesucht hat, was allein im Subjecte verborgen ist, wenigstens nur an diesem eigentlich beschrieben, in jenem blofs empfunden werden kann.

Da, wo ein solcher allgemeiner Kunstsinn vorwaltet, ist es durchaus klar, heiter, ruhig und leicht in der Seele; die Phantasie allein ist thätig, und hier auf den äufsern Sinn bezogen, wie er, was er vor sich sieht, treu und still in sich aufnimmt. In diesem Zustande ist sie nie verwirrt,

weil sie jeden Umriſs deutlich von dem anderen absondert, nie unruhig oder trübe bewegt, weil sie bloſs beschaut, bloſs Gestalten, Leben und Bewegung vor sich erblickt, nie schwer oder drückend, weil sie in dieser Verbindung am leichtesten ihre bloſs idealische Natur beibehält. Wo hingegen die besondere Natur der Dichtkunst (insofern dieselbe nemlich, wie nun nach dem Vorigen klar seyn muſs, der Kunst überhaupt entgegengesetzt werden kann) das Uebergewicht hat, da ist die Einbildungskraft entweder wirklich nicht rein oder allein thätig, oder sie verliert doch durch die enge Verbindung, die sie nun mit dem Geist oder dem Herzen eingeht, von ihrer leichten und bloſs objectiven Natur. Das Gemüth ist nun nicht mehr bloſs mit dem Gegenstande beschäftigt, in jedem Augenblick wird zugleich die eigne Betrachtung oder die Empfindung rege, es ist ein unaufhörliches Uebergehen zu dem Subject, es ist mehr die Wirkung des Gegenstandes, als der Gegenstand selbst, dessen wir uns bewuſst sind.

Das Eigenthümliche der Behandlung in dem einen und dem andren Falle zu zeigen, ist, wie wir schon im Vorigen bemerkten, schwer; indeſs giebt es doch Einen hierbei äuſserst wichtigen Punkt, der schon bei einiger Aufmerksamkeit leicht ins Auge fällt. Wenn man die Poësie mit der Sculptur vergleicht, als welche am meisten dem reinen Begriffe der Kunst entspricht, so ist Ein Unterschied in beiden sogleich auf den ersten Anblick sichtbar. Die Sculptur (vorzüglich in dem einfachsten Fall, bei dem wir hier stehen bleiben, wo sie bloſs eine einzelne Figur aufstellt) kann allein durch die Form, und da die Form immer nur auf der ganzen Gestalt ruht, allein durch das Ganze wirken; und wenn bei einer Statue wirklich nur ein einzelner Theil, ein Arm oder ein Fuſs, gut gearbeitet, das Uebrige aber vernachlässigt ist, so gilt sie nur als ein schöner Arm,

ein schöner Fuſs, und der Begriff des Schönen wird nicht von diesem einzelnen Theil auf das Ganze übergetragen.

Der Dichter hingegen braucht nicht die ganze Figur hinzustellen; er kann nur den Theil zeichnen, und indem er die Schilderung desselben der Empfindung seines Lesers wichtig macht, diesen nöthigen, das Fehlende selbst auszumahlen. Sobald es ihm nun gelingt, z. B. in der Schilderung einer weiblichen Gestalt durch einen einzelnen Zug das Herz desselben zu gewinnen, so vollendet alsdann seine Phantasie von selbst nach demselben Maſsstab und in demselben Charakter auch die ganze übrige Figur, und kommt also dem Dichter dadurch auf halbem Wege entgegen. Freilich ist aber auch die Schilderung dann minder objectiv; die Gestalt zeichnet sich dem Blick weniger bestimmt, die Empfindung ahndet mehr ihren Charakter, als daſs ihre Umrisse dem Auge sichtbar würden.

Was wird daher der Dichter thun müssen, wenn er dem allgemeinsten und reinsten Begriff der Kunst treu bleiben will? Er wird das Ganze und nicht bloſs einzelne Theile schildern, den Gegenstand zeichnen, nicht die Empfindung erregen müssen. Zwar thut er dies letztere doch, und will es auch thun, allein nur durch den Eindruck des Ganzen, nicht durch den Effect einzelner Theile, nur durch den Gegenstand selbst, nicht unmittelbar durch einzelne ihm abgewonnene Züge; und gerade dadurch geschiehet es reiner und besser.

XVII.

Erläuterung des Gesagten an der Schilderung der Gestalt Dorotheens.

Um zu sehen, wie unser Dichter die Aufgabe einer wahrhaft künstlerischen Schilderung gelöst hat, wollen wir

einmal das Gemählde vergleichen, das er uns von Dorotheens Gestalt giebt.

Nachdem Herrmann sie nur mit wenigen Zügen (S. 29.) so gezeichnet hat, wie er sie zuerst antraf, wie sie ihre schwangre Verwandte rettet, und die Ochsen lenkt, die den Wagen führen, beschreibt er sie (S. 116. der neuen Ausgabe) den Freunden, die unter den übrigen Ausgewanderten Nachricht von ihr einzuziehen abgeschickt sind.

Und Ihr werdet sie bald,
sagt er,
vor allen andern erkennen:
Denn wohl schwerlich ist an Bildung ihr eine vergleichbar.
Aber ich geb' Euch noch die Zeichen der reinlichen Kleider.

Also nur nach den Kleidern wird die Gestalt geschildert. Dadurch gewinnt der Dichter einen doppelten Vortheil. Er ist gewifs, blofs dem Auge zu mahlen, durch keine Nebenvorstellung die Aufmerksamkeit von der Gestalt abzuziehen, auf welche sie geheftet seyn soll; und zugleich kann er auf diese Weise die ganze Figur in allen ihren Umrissen zeichnen. Wählte er dagegen die Bildung selbst, so konnte er immer nur einzelne Theile schildern, die Gestalt nur beschreiben, nicht unmittelbar vor die Augen stellen. Auch zeigt er sie uns in der That vom Haupte bis zu den Füfsen, und wählt lauter solche einzelne Züge aus, welche die äufsern Umrisse bezeichnen, die Wölbung des Busens, die Schlankheit des Wuchses, die Form des Kopfes. Vorzüglich sorgt er dafür, dafs der Phantasie in dem ganzen Contur schlechterdings keine Lücke bleibe. Er zeichnet genau, wie über der Brust um den Hals sich das Hemde zur Krause faltet, wie das Kinn daran anstöfst, und sich der Kopf darüber erhebt, und auch abwärts vollendet er die Figur bis zum Knöchel herunter.

Allein dies ist ihm noch nicht genug; er will sie der

Einbildungskraft nicht blofs zeigen, er will sie ihr unauslöschlich fest einprägen. Er verändert also die Stellung. Jetzt haben wir sie im Gehen gesehn; eine Strecke weiter zeichnet er sie uns (S. 140.) sitzend. Dieselbe Beschreibung kehrt mit denselben Worten zurück, nur mit den Veränderungen, welche diese Lage erfordert. Jetzt ist es, als hätten wir sie im Leben wirklich vor uns gesehen, wo auch dieselben Gestalten in mannigfaltigen Bewegungen erscheinen; jetzt hat sich uns dies Bild für die ganze Folge des Gedichts fest eingeprägt; wo sie nun auftritt, steht es vor uns da, begleitet alle ihre Worte, Gebehrden und Handlungen.

Die Wirkung, welche nun der Dichter durch diese einfache Schilderung hervorbringt, ist unendlich gröfser, als wenn er unmittelbar in dieselbe mehr Gehalt gelegt, mehr das Herz seines Lesers dafür interessirt, mehr, wie sonst der Dichter so oft thut, bei der Gestalt zugleich auch den innern Charakter beschrieben hätte. Man kann es nicht genug wiederholen: die Hoheit, die Gröfse, der innre Gehalt, das, was man in einem Gedicht eigentlich Seele nennt, mufs in dem Ganzen der Erfindung, der Handlung, der Personen, der Darstellung und des Tons liegen; es mufs das Resultat der lebendigen Schilderung auf das gehörig gestimmte Gemüth seyn.

Der Dichter hat es daher immer nur mit diesen beiden Dingen zu thun: mit der anschaulichsten Darlegung seines Stoffs, und mit der lebendigsten Stimmung des Lesers; diese beiden aber erreicht er, sobald er den Leser durchaus in die Mitte seiner Handlung versetzt; um alles Uebrige kann er schlechterdings unbekümmert bleiben. Er ist ja nur dadurch wahrer Künstler, dafs er gerade das Höchste und Beste seines Geschäfts seinem Genie überlassen, und sich für das, was er eigentlich, sich selbst be-

wulst, dabei thut, nur mit der verständigen Anordnung und der kunstmäfsigen Ausführung, also nur mit dem technischen Theile desselben, zu beschäftigen braucht. Vor allen andren aber gilt dies von dem epischen Dichter, und es mufs dem aufmerksamen Leser schon bei dem, was wir vorhin sagten, von selbst aufgefallen seyn, wie passend eine Schilderung, die nur Conture, aber diese in der gröfsesten Vollständigkeit zeichnet, für eine Gattung der Dichtkunst ist, deren ganze Wirkung nur auf nie still stehender Bewegung und ununterbrochener Stetigkeit beruht.

Ehe wir aber diese Stelle verlassen, müssen wir noch einen Augenblick bei den einzelnen Beiwörtern verweilen, mit welchen die einzelnen Theile der Gestalt bezeichnet sind. Kein einziges derselben hat für sich ein grofses und unverhältnifsmäfsiges Gewicht; alle sind von der Art, wie sie sich für das blofse ruhige und uneingenommene Beschauen des blofsen Sinnes schicken; alle zeigen die Bildung des Mädchens nur in reinlicher Zierlichkeit, in freier und heiterer Anmuth. Selbst die Stärke, die, mit der Leichtigkeit verbunden, den Hauptcharakter desselben ausmacht, ist gerade dahin verlegt, wo sie nur auf die Rüstigkeit des physischen Baus, und ganz und gar auf keine Nebenvorstellung, führen kann: in die Wölbung der Brust, die treffliche Gröfse, die Länge und Schönheit des Haars. Dadurch ist die Stimmung, welche diese, so wie überhaupt der Ton in allen Schilderungen dieses Gedichts hervorbringt, derjenigen ähnlich, in der wir gleichsam mit naturhistorischem, physiologischem Blick die Natur betrachten; und diese Stimmung ist ungleich poëtischer, als die ihr entgegengesetzte sentimentale, bei der wir in der Natur eigentlich nur uns selbst sehen. Denn sie führt eine zwar langsamer, aber inniger eindringende Wärme, und eine minder feurige, aber höhere und dauerndere Begeisterung mit sich.

Fragen wir aber weiter nach: wie kam der Dichter dazu, dafs er gerade diese Art der Schilderung wählte? so ist die einfache Antwort die: weil es ihm nicht möglich war, eine andere anzuwenden. Herrmann ist es, der seine Geliebte beschreibt, und er ist der Mensch nicht, dessen Herz mit dem Ausdruck seiner Empfindung die einfache Darstellung dessen, was er gesehen oder vernommen hat, unterbricht; er beschreibt sie seinen Freunden, um sie sicher und schnell aus dem Haufen herauszufinden, und mufs daher die Merkmahle auswählen, an denen sie dieselbe ohne Fehl wiederzuerkennen im Stande sind. An welchen andern nun ist dies leichter, als an den Umrissen der Gestalt, dem Schnitt und der Farbe der Kleidung?

Dafs dies aber so ist, dafs Herrmann diesen Charakter hat, ist wieder in andren Umständen, in andren Charakteren gegründet, und diese wieder in andren und in dem Ganzen, so dafs diese einzelne Schilderung mit allem zusammenhängt und durch alles bestimmt wird. Derselbe Geist also, den sie athmet, beseelt auch das Ganze, und was wir von ihr bewiesen haben, gilt zugleich von allen übrigen und von dem ganzen Gedicht selbst.

XVIII.

In wie fern macht unser Dichter, bei seiner Verwandtschaft mit der bildenden Kunst, die besondren Vorzüge der Dichtkunst geltend?

Dafs der Dichter, welcher den wesentlichen Forderungen der Kunst ein Genüge thut, zugleich das Wesen der Poësie in ihrem vollen Gehalte benutzt, versteht sich von selbst. Denn er hat geleistet, was die Kunst überhaupt verlangt, und keine andren Mittel gehabt, als welche seine besondre ihm darbot. In so fern bedürfte daher die aufgeworfene Frage keiner weitern Erörterung.

Allein das Wesen der Dichtkunst bietet demjenigen, der es ganz zu benutzen versteht, noch so reiche und eigenthümliche Hülfsquellen dar, dafs, um das Verdienst des Dichters vollkommen zu schätzen, es nicht möglich ist, dieselben mit Stillschweigen zu übergehen.

Wir reden jetzt nicht von dem Gehalte, welchen er den Gestalten unterlegen kann, die er gleichsam von der bildenden Kunst entlehnt; wir bleiben noch für jetzt allein bei dem Vorzug der Objectivität stehen, welchen er sich in einem bei weitem vollkommneren Grade, als jeder andre Künstler, zu verschaffen im Stande ist.

Die Bildhauerkunst besitzt blofs Formen, die Mahlerei nur diese und Colorit; beiden fehlt unmittelbare Bewegung, die sie nie anders, als durch eine Art der Täuschung hervorbringen können. Beide stellen also nur im Raum einen Gegenstand dar; haben nur Objectivität für die Sinne, die im Raume wirken. Durch die Macht, mit der die blofse Form hervortritt, erhält die Sculptur eine Einfachheit, die an Armuth zu gränzen scheint, und selbst der Mahler ist nur auf die Vorstellung gewisser Gegenstände, und selbst noch in der Darstellung dieser beschränkt.

Der Dichtkunst ist die Bewegung so eigenthümlich, dafs sie eigentlich keinen Ausdruck für das Stillstehende hat. Nur dadurch, dafs sie das Auge die Umrisse der Figur durchlaufen läfst, kann sie eine Gestalt zeichnen. Dies aber prägt dieselben der Einbildungskraft nur um so fester ein, da der Dichter sie nun vor ihr selbst erzeugt, sie im eigentlichsten Verstande nöthigt, sie selbst zu beschreiben. Sie wirkt ganz in der Zeit, greift dadurch tiefer, als die immer kältere, bildende Kunst, in unsre Empfindung ein, und beseelt ihre Schilderungen mit einem volleren Leben. Ihre Gemählde sind nicht blofs Gruppen, in denen sich Gestalt an Gestalt anschliefst; sie gleichen auch vollkommen

gegliederten Ketten, in welchen Bewegung aus Bewegung, Figur aus Figur entspringt.

Der Dichter vermag die Gestalt nur eben so uneigentlich, als der bildende Künstler die Bewegung, zu schildern. Aber der wichtige Unterschied zwischen beiden ist der, dafs die Bewegung eine gröfsere Lebhaftigkeit mit sich führt, dafs sie daher die Einbildungskraft besser stimmt, jenem Mangel aus eignem Vermögen abzuhelfen. Benutzt also der Dichter seinen ganzen Vortheil, so erlangt er eine gröfsere Objectivität, als dem bildenden Künstler möglich ist. Denn er bemeistert sich mehr aller Organe, durch die wir einen Gegenstand erfassen, derer, die im Raum, und derer, die in der Zeit wirken.

Es ist nicht blofs, dafs er Gestalten schildert und Handlungen beschreibt. Sein Schildern der Gestalt ist selbst eine Handlung, und seine Handlung wird zur Gestalt. Denn jeder vorige Zug, den ein nachfolgender verdrängt, bleibt doch in der ganzen Gruppe stehen. Wir sehen nun wirklich vor uns, was wir bei dem Gemählde immer nur unvollkommen hinzu denken, wie nemlich der vorgestellte Moment entstanden ist und wohin er übergeht.

Selbst die grofse sinnliche Realität, welche die bildende Kunst durch das wirkliche Aufstellen des Objectes besitzt, schadet ihr in Absicht auf diese Totalität. Denn diese lebendige Sinnlichkeit schlägt nun alles nieder, was die Einbildungskraft ihr noch hinzu setzen möchte.

Wie in jedem Verstande dichterisch nun die Objectivität ist, welche in Herrmann und Dorothea herrscht, bedarf nicht erst eines eignen Beweises. Nirgends ist blofse Beschreibung des Ruhenden, überall Schilderung des Fortschreitenden; nirgends ein abgetrenntes, einzeln da stehendes Bild, überall eine Reihe von Veränderungen, in welcher jede einzelne immer klar und geschieden umgrenzt ist; und

das Ganze selbst gleicht so wenig dem Gemählde eines blofs leidenden Zustandes, dafs es vielmehr überall als das Zusammenwirken einer Menge von Entschlüssen, Gesinnungen und Ereignissen erscheint.

XIX.

Eigenthümliche Natur der Dichtkunst, als einer redenden Kunst.

Wir haben die Dichtkunst im vorigen Abschnitt mehr, in so fern sie von der bildenden verschieden, als in so fern sie ihr entgegengesetzt ist, betrachtet. Von dieser letzteren Seite könnten wir auch dieselbe füglich ganz mit Stillschweigen übergehen, da sie von dieser das gegenwärtige Gedicht nicht berühren kann. Um indefs die ganze Materie vollständiger zu erschöpfen, sey uns noch diese Abschweifung erlaubt. Je mehr man die Natur der Dichtkunst, als einer blofs redenden Kunst, erörtert, desto klarer wird man begreifen, wie es möglich ist, sie als bildende zu behandeln.

Die Poësie ist die Kunst durch Sprache. In dieser kurzen Beschreibung liegt für denjenigen, welcher den vollen Sinn dieser beiden Wörter fafst, ihre ganze hohe und unbegreifliche Natur. Sie soll den Widerspruch, worin die Kunst, welche nur in der Einbildungskraft lebt und nichts als Individuen will, mit der Sprache steht, die blofs für den Verstand da ist, und alles in allgemeine Begriffe verwandelt, — diesen Widerspruch soll sie, nicht etwa lösen, so dafs nichts an die Stelle trete, sondern vereinigen, dafs aus beiden ein Etwas werde, was mehr sey, als jedes einzeln für sich war. Ueberall aber, wo im Menschen widersprechende Eigenschaften zu etwas Neuem verknüpft werden, da ist er gewifs, in seiner höchsten Natur zu erscheinen. Denn diese Eigenschaften widersprechen sich schlechterdings so lange, als seine innere Geistesstimmung

der wirklichen Welt um ihn her gleicht, und es giebt kein anderes Mittel, sie zu vereinigen, als wenn man ihn aus dieser Beschränktheit hinweg in ein unendliches Feld versetzt, ihn an der Hand der Philosophie in die Region der Ideen hinüberführt, oder auf den Flügeln der Poësie zu Idealen erhebet.

Die Sprache ist das Organ des Menschen, die Kunst ist am natürlichsten ein Spiegel der Welt um ihn her, weil die Einbildungskraft im Gefolge der Sinne am leichtesten äufsre Gestalten zurückführt. Dadurch ist die Dichtkunst unmittelbar, und in einem weit höheren Sinn, als jede andere Kunst, für zwei ganz verschiedne Gegenstände gemacht: für die äufseren und die inneren Formen, für die Welt und den Menschen; und dadurch kann sie in einer zwiefachen, sehr verschiednen Gestalt erscheinen, je nachdem sie sich mehr auf die eine, oder die andere Seite hinneigt.

In beiden Fällen hat sie die Schwierigkeiten der Sprache zu überwinden, und sich der Vorzüge zu erfreuen, die sie gerade dadurch genieſst, daſs diese, und daher der Gedanke, das Organ ist, durch das sie wirkt; allein wenn es die inneren Formen sind, die sie zu ihrem Objecte wählt, dann findet sie in der Sprache einen ganz eignen Schatz neuer und vorher unbekannter Mittel. Denn nunmehr ist diese der einzige Schlüssel zu dem Gegenstande selbst; die Phantasie, die sonst gewöhnlich den Sinnen folgt, mufs sich nun an die Vernunft anschliefsen; und wenn schon auf der einen Seite der Geist durch die Gröfse und den Gehalt des Gegenstandes hingerissen wird, so mufs noch aufserdem auch die Kunst einen noch höheren und rascheren Aufflug nehmen, um auch noch in diesem Gebiet die Einbildungskraft allein herrschend zu erhalten, zumal wenn sie nicht

Empfindungen, sondern Ideen behandelt, und also mehr intellectuell, als sentimental ist.

Diese Gattung, in der uns das Beispiel der Alten fast gänzlich verläfst, ist, sie mag nun rein oder vermischt mit andern erscheinen, der eigentliche Gipfel der neueren Poësie, und kann ihr eigenthümlich genannt werden. Je entschiedner sich dieselbe jedoch von der andern trennt, desto weiter entfernt sie sich auch von dem leichtesten und einfachsten Begriffe der Kunst.

Jeder echte Dichter nun wird dem einen der beiden hier geschilderten Charaktere eigenthümlicher angehören, mehr geneigt seyn, entweder die individuelle Natur der Sprache für die Kunst, oder die der Kunst durch die Sprache geltend zu machen, dem gestaltlosen, todten Gedanken Form und Leben mitzutheilen, oder die lebendige Wirklichkeit bildlich und anschaulich vor die Einbildungskraft hinzustellen. In beiden Fällen ist er gleich grofser Dichter; aber in dem ersteren leistet er mehr etwas, das nur die Dichtkunst und keine ihrer Schwestern vermag, zeigt er mehr ihr innerstes eigenthümlichstes Wesen, wandelt er mehr einen einsamen, von keinem andern betretenen Weg, da er in dem letzteren mehr einen gemeinschaftlichen Pfad mit allen übrigen Künsten, nur auf seine Weise, verfolgt. In jenem kann er daher in einem noch engeren Sinne des Worts Dichter heifsen, als in diesem.

In dieser letzteren engeren Bedeutung nun Dichter zu seyn, ist der Gattung, zu welcher Herrmann und Dorothea gehört, geradezu entgegengesetzt. Dies kann nur der lyrische, didaktische und tragische Dichter, die, nahe mit einander verwandt, Eine Classe zusammen ausmachen, nicht der epische. Dieser fordert Gestalten, Leben und Bewegung, führt den Menschen in die Welt hinaus, und fängt, um zuletzt so gut, als jene, sein Gemüth in seinen inner-

sten Tiefen zu erschüttern, bei seinen Sinnen und den Gegenständen, die ihn umgeben, an.

XX.

Dritte und letzte Stufe der Objectivität des Gedichts.

Wenn man dasjenige, was wir bisher über das Göthische Gedicht gesagt haben, mit dem Eindruck vergleicht, welchen es selbst hervorbringt; so mufs man nothwendig fühlen, wie weit noch unser Begriff hinter dem letzteren zurückgeblieben ist, wie viel noch daran fehlt, dafs die Zeichnung seines Charakters die wirkliche Empfindung auch nur einiger Mafsen erreiche. Gerade aber weil seine hohe Schönheit darin besteht, dafs es seine grofse und allgemeine Wirkung in der strengsten Individualität hervorbringt, ist die Beurtheilung desselben so schwierig. Wie bei der Schilderung eines lebendigen und organischen Wesens, wird man bei jedem Charakterzug, den man ihm beilegt, immer lebhaft daran erinnert, dafs man es nie vollständig und richtig zeichnet, sobald man nicht das Ganze in der nothwendigen und unzertrennlichen Verbindung aller seiner Theile hinzustellen vermag.

Wir haben im Vorigen seine hohe Objectivität zu schildern angefangen; wir haben gezeigt, wie es blofs sinnliche Gegenstände, und diese in ihren vollständigen Umrissen, in den reinen Formen der Einbildungskraft zeichnet. Allein wenn es uns auch vollkommen gelungen wäre, dadurch zu beweisen, dafs es von einem reineren und allgemeineren Kunstsinn, als andre, beseelt, sich näher, als sie, an die Werke der bildenden Kunst anschliefst: so sind dadurch noch kaum die äufsersten Linien des Charakters desselben gezeichnet; so ist es noch immer zu wenig aus der Masse beschreibender Gedichte herausgehoben, und so reicht dies

noch bei weitem nicht hin, seine eigenthümliche Wirkung, die lichtvolle Klarheit, zu der es die Phantasie, die energische Ruhe, zu der es das Gemüth erhebt, auch nur im Ganzen und der Gattung nach zu erklären.

Die Objectivität der bildenden Künste überhaupt ist noch selbst von zu verschiedener Natur; es herrscht z. B. offenbar eine so ganz andre in den einfachen Werken der Bildhauerkunst und vorzüglich in einigen der Mahlerei, dafs die allgemeine Verwandtschaft des Styls eines Gedichts mit dem Styl der bildenden Kunst diese freien Unterschiede noch bei weitem nicht bestimmt genug angiebt.

Wo der höchste Grad der Objectivität erreicht ist, da steht schlechterdings nur Ein Gegenstand vor der Einbildungskraft da; wie viele sie auch derselben unterscheiden möchte, so vereinigt sie sie doch immer nur in Ein Bild; da ist der Stoff bis auf seine kleinsten Theile besiegt; da ist alles Form, und durch das Ganze hin nur Ein und eben dieselbe. Gleich deutlich kündigt sich diese hohe Trefflichkeit durch den Eindruck an, den sie zurückläfst. Wir fühlen uns von einer Klarheit umgeben, von der wir sonst keinen Begriff haben; wir empfinden eine Ruhe, die nichts zu stören vermag, weil wir alles, wofür wir nur irgend Sinn haben, in diesem Einen Gegenstande und dort in vollkommener Harmonie antreffen; alle Kräfte unsres Gemüths gehören der Phantasie, und diese ausschliefsend der Einen reinen, hohen und idealischen Form an, die aus einem solchen Kunstwerke uns entgegenstralt.

Am deutlichsten sehen wir dies bei den Werken der Sculptur. Wenn die Hand des Bildners den Marmor bearbeitet, so verschlingt der kleine Fleck, auf welchem sein Meifsel geschäftig ist, zugleich seine ganze Aufmerksamkeit. Wochen, Monate und Jahre halten ihn diese engen Grenzen gefangen; immer das Bild, das er darstellen will, vor

Augen, findet er in ihnen eine Welt, welcher seine Kräfte nur mit Mühe Genüge leisten, und ruhet nicht eher, als bis er ganz und vollkommen den Gedanken seiner Einbildungskraft dem rohen Stein abgewonnen hat.

Der reicheren Mannigfaltigkeit, des weiteren Umfangs der lebendigen Bewegung endlich, die seine Kunst ihm darbietet, ungeachtet, ist der Dichter eines gleich bildenden Sinns, sein Werk einer gleich hohen Objectivität fähig. Wo er nun einen solchen Sinn besitzt, da ist es ihm nicht genug, blofs sinnliche Gegenstände, blofs reine Formen überhaupt aufzustellen, da strebt er immer, die Einbildungskraft auf ein einziges Object zu heften, nur für dieses zu interessiren, auf dies allein alles andere zurückzuführen. Sein Charakter besteht dann ganz eigentlich darin, nur in der vollendeten Darstellung dieses Einen Gegenstandes seine volle Befriedigung zu finden.

Die Einbildungskraft entschieden zu nöthigen, auf eine bestimmte Weise thätig und productiv zu seyn, ist zugleich seine einfachste Aufgabe und sein höchstes Ziel. Um dieser Forderung Genüge zu leisten, mufs er derselben drei mit einander verwandte Eigenschaften zugleich mittheilen: lebendige Stärke, vollkommene Freiheit und durchgängige Gesetzmäfsigkeit. Zu den beiden Stufen der Objectivität, die wir bis jetzt geschildert haben, sind mehr die beiden ersten Stücke erforderlich; zu der dritten aber, die wir jetzt näher betrachten, erhebt man sich nur durch das letztere, durch vollkommne und strenge Gesetzmäfsigkeit.

Um nun zu zeigen, dafs unser Gedicht auch diese letzte und höchste Stufe der Objectivität erreicht, wollen wir es mit einer zwiefachen Gattung beschreibender Gedichte vergleichen. Wir werden dadurch noch aufserdem den Vortheil gewinnen, dafs, wenn wir es bis jetzt nur als ein echtes Kunstwerk, und als ein beschreibendes Gedicht über-

haupt charakterisirten, wir nun auf den bestimmten Platz kommen werden, den es unter diesen letzteren sich ausschliefslich zueignet.

XXI.

Zwiefache Gattung beschreibender Gedichte in Rücksicht auf die gröfsere oder geringere Objectivität — erläutert an Homer und Ariost.

Alle beschreibenden Gedichte stellen eine Reihe von Bildern, ein verbundenes Ganzes von Gestalten auf. Der Unterschied, den wir, geleitet durch die bisherigen Betrachtungen, hier unter ihnen festzusetzen im Begriff sind, besteht darin, ob sie mehr durch die Mannigfaltigkeit und Verschiedenheit der Figuren, oder durch die Gestalt der einzelnen und die Verbindung aller zu einer Einheit zu wirken bestimmt sind, ob der Dichter seine Gruppen mehr als Massen, oder mehr als Ganze behandelt hat, mehr durch Farbe und Colorit oder durch Form zu gewinnen strebt?

Auf diese Weise läfst sich dieser Unterschied objectiv angeben; subjectiv bestimmt läuft er darauf hinaus, ob es dem Dichter mehr auf eine gewisse bestimmte Thätigkeit der Einbildungskraft, oder nur auf Thätigkeit überhaupt, ankam? ob ihm mehr daran lag, dafs sie gerade nur dieses oder jenes Bild, oder blofs überhaupt in einem gewissen Ton und Rhythmus Bilder erzeugte?

Man sieht leicht, dafs hier blofs die Frage ist: ob er mehr bildend, oder mehr stimmend (musikalisch) wirkt? und dafs dieser Unterschied sich blofs daraus ergiebt, dafs man die allgemeine Eintheilungsformel, nach welcher sich alles entweder auf das Erzeugte, das Object, oder auf das Erzeugende, das Subject, bezieht, auf diesen einzelnen Fall,

die verschiedene Möglichkeit der dichterischen Darstellung einer Handlung, anwendet.

Um diese zwiefache Gattung unmittelbar in einem Beispiel wiederzuerkennen, vergleiche man den Ariost und den Homer. Dies Beispiel wird gerade darum vorzüglich beweisend seyn, weil es kaum möglich seyn dürfte, bei gleich grofser Verschiedenheit, eine gröfsere Aehnlichkeit zwischen zwei durch so viele Jahrhunderte getrennten Dichtern anzutreffen. Wo lebt, seit Homer, in einem anderen Dichter eine solche Fülle und ein solcher Reichthum von Gestalten, wo eine solche nie stillstehende, sich immer wieder aus sich selbst erzeugende Bewegung, wo strömt ein so unversieglicher Quell ewig neuer und überraschender Erfindungen, als in den Gesängen Ariosts? Welcher andere neuere Dichter erscheint nicht, von diesen Seiten mit ihm verglichen, arm und dürftig, ernst und feierlich, trocken und schwer? Wenn die höchste Bewegung und die lebendigste Sinnlichkeit das Wesen der Dichtkunst ausmachen, und niemand anstehen wird, dem Homer hierin den Rang einzuräumen; so gebührt dem Italiänischen Sänger unstreitig gleich die erste Stelle nach ihm.

Und doch welche ungeheure Verschiedenheit; wie stark gezeichnet vorzüglich der eben geschilderte Unterschied! Im Homer tritt immer der Gegenstand auf, und der Sänger verschwindet. Achill und Agamemnon, Patroklus und Hektor stehen vor uns da; wir sehen sie handeln und wirken, und vergessen, welche Macht sie aus dem Reiche der Schatten in diese lebendige Wirklichkeit heraufgerufen hat. Im Ariost sind die handelnden Personen uns nicht weniger gegenwärtig; aber wir verlieren auch den Dichter nicht aus dem Auge, er bleibt immer zugleich mit auf der Bühne, er ist es, der sie uns zeigt, ihre Reden erzählt, ihre Handlungen beschreibt. Im Homer entsteht Begebenheit aus Be-

gebenheit, alles hängt fest mit einander zusammen, und erzeugt sich selbst eins aus dem andern. Ariost knüpft seine Fäden nicht nur lockrer zusammen, sondern wenn sie auch noch so fest verbunden wären, so zerreifst er sie selbst wie in muthwilligem Spiel, und läfst immer mehr die Herrschaft seiner Willkühr, als die Festigkeit seines Gewebes, blicken; er unterbricht sich mit Fleifs, springt von Geschichte zu Geschichte über, scheint (und darin liegt zum Theil seine gröfseste Kunst versteckt) nur nach Laune an einander zu reihen, ordnet aber im Grunde nach den innern Gesetzen der Sympathie und des Contrastes der Empfindungen, die er in seinem Zuhörer weckt.

Aber dieser Unterschied liegt bei weitem nicht blofs in der Composition des Ganzen; wir finden ihn eben so gut in jeder einzelnen Schilderung, in jeder einzelnen Stanze wieder. Homer beschreibt eigentlich nie; die Phantasie seines Lesers befindet sich nie in dem Zustande, wo sie, wie sonst der Verstand, blofs die einzelnen Züge, die ihr gezeigt werden, aufnimmt, an einander reiht und so ein Ganzes zusammensetzt: wie sie dem Sänger folgt, stehen die Gestalten vor ihr da, sie hat sie nicht von ihm empfangen und doch auch nicht allein erzeugt; auf eine unerklärbare Weise ist beides zugleich und auf einmal vor sich gegangen. Ariost beschreibt immer, zeigt uns immer absichtlich Zug für Zug; und obgleich die Einbildungskraft durch ihn gleichfalls frei und lebendig beschäftigt und echt dichterisch gestimmt wird: so hat sie doch nie gleich rein blofs den Gegenstand, und noch bei weitem weniger immer nur das Ganze vor sich; auch der Theil, auch die einzelnen Züge des Gemähldes hat der Dichter so behandelt, dafs sie für sich die Phantasie gewinnen, und sie von dem Ganzen abziehen. Im Homer ist durchaus blofs die Natur und die Sache, im Ariost immer zugleich auch die Kunst und

die Person, sowohl die des Dichters, als die des Lesers. Denn wenn der Leser sich selbst vergessen soll, darf er nicht an den Dichter erinnert werden.

Beide besitzen einen hohen Grad der Objectivität, beide zeichnen sinnliche und lebendige Gestalten; aber nur in Homer leuchtet das Streben nach der vollendeten Darstellung Eines Gegenstandes hervor. Beide sind treue Mahler der Welt und der Natur, aber Ariost gefällt mehr durch den Glanz und den Reichthum seiner Farben, Homer zeichnet sich mehr durch die Reinheit der Formen, durch die Schönheit der Composition aus.

XXII.

Homer verbindet die einzelnen Theile seiner Dichtungen fester zu einem Ganzen.

Der so eben geschilderte Contrast muſs jedem Leser Homers und Ariosts auffallend seyn, welcher die Totalwirkung, die beide Dichter auf ihn machten, in sein Gedächtniſs zurückruft. Entwickelt man nun denselben genauer, so findet man den zwiefachen Charakter, den wir oben angegeben haben.

Homer verbindet eine ungeheure Menge von Gestalten in eine einzige Gruppe; Ariost faſst eine vielleicht noch gröſsere Anzahl, in vielfache Gruppen vertheilt, nur gleichsam in denselben Rahmen ein. Im Homer strebt alles durchaus zum Ganzen; es ist überall Einheit: Einheit der Handlung, der Charaktere, der Gesinnungen, der Empfindungen; die Verschiedenheit, die bis in ihre feinsten Züge nüancirt ist, wird immer nur als eine Stufenfolge von Bestimmungen gezeigt, die sich in sich zu einem Ganzen zusammenschlieſst. Ariost kann eben so wenig der Einheit, als Homer des Reichthums und der Mannigfaltigkeit, ent-

behren; es ist einmal ohne beides keine dichterische Wirkung möglich. Aber nicht diese Einheit, sondern nur die Mannigfaltigkeit wirken zu lassen, ist ihm wichtig. Das Auge soll von Gestalten zu Gestalten umherschweifen, und ihre Zahl nie übersehen; die Fläche, auf der sie auftreten, soll sich immerfort, aber nur da, wo es ihm jedesmal einen Augenblick zu verweilen gefällt, nicht gerade vom Mittelpunkt aus und nach allen Seiten hin ins Unendliche erweitern; die Verschiedenheit soll, selbst da, wo wirklich alle einzelnen Glieder zusammen verbunden ein Ganzes ausmachen würden, doch nur als Contrast erscheinen. Denn wenn auch, wie vielleicht nicht schwer zu erweisen wäre, die Helden Ariosts eben so als die Helden Homers alle Hauptseiten des menschlichen Charakters vollständig darstellten, so würde man dennoch immer nur in diesen den Reichthum der Menschheit, in jenen blofs die Verschiedenheit der Menschen zu sehen glauben.

Gerade aber dann ist ein Charakterunterschied unter zwei Künstlern derselben Gattung echt und fehlerfrei, wenn beide, wie hier, denselben Reichthum besitzen, und ihn nur auf verschiedene Weise geltend machen, ihn zu verschiedenem Gebrauch und unter verschiedenem Stempel ausprägen.

XXIII.

Ariost rechnet mehr auf den Effect; Homer wirkt stärker durch die reine Form.

Wenn Homer sich strenger an das Ganze hält, Ariost mehr den einzelnen Theil heraushebt, so mufs der erstere mehr auf die Form, der letztere mehr auf den Effect rechnen, den in der Verbindung eine Figur mit der andern macht. Das aber ist es, was man in der Dichtkunst Licht

und Schatten nennen kann, der Grad, um den eine Gestalt dadurch hervor- oder zurücktritt, dafs eine andre neben ihr steht. Dies, verbunden mit dem Ton, welchen der Dichter seiner Sprache giebt, mit der eigenthümlichen Wichtigkeit, die er denselben für sich einräumt, macht sein Colorit aus.

Homer nun arbeitet überall auf die Form; erst in den einzelnen Figuren, in ihrer Ruhe und ihrer Bewegung, dann in der Verbindung derselben, wo er eine an die andere, oder mehrere zusammen, oder endlich alle in Ein Ganzes verknüpft. Darum läfst sich die ganze Ilias oder die ganze Odyssee am Ende wie eine einzige Statue, oder, wenn diese Vergleichung zu kühn ist, wenigstens wie eine einzige Gruppe betrachten. Bei diesem Verfahren ist das Colorit natürlich untergeordnet; es richtet sich gleichfalls nach der Form, und dient nur, diese mehr herauszuheben. Ganz anders hingegen wirken Farbe, Licht und Schatten da, wo die einzelnen Figuren mehr allein und getrennt erscheinen. Denn da gehören sie wesentlich zu den Verbindungsmitteln des Ganzen; und überhaupt braucht jedes Gemählde immer um so viel mehr Colorit, als es an Einheit und Harmonie der Formen verliert. So wie die Einbildungskraft nicht ganz in ihren Gegenstand versenkt ist, so erhält ihre eigne Energie das Uebergewicht; und so wie der Dichter nicht so durch denselben beschäftigt ist, dafs er jede Kraft aufbieten mufs, um ihn nur einfach hinzustellen, so erhöht sich unvermerkt und an sich selbst sein Ton, und wird reicher und prächtiger, als sein Stoff.

XXIV.

Colorit.

Denn was wir Colorit *) nennen (und es giebt in jeder Kunst etwas diesem Begriff Entsprechendes), ist, wenn wir

*) Der Begriff des Coloritts ist hier in einem eingeschränkten Sinne gebraucht. Um dem Mißverständnisse vorzubeugen, das unfehlbar entstehen müßte, wenn man ihm einen allgemeineren unterlegte, sey es erlaubt, noch folgende Erläuterung hinzuzufügen. Die Mahlerei (von der man natürlich, so oft von Colorit die Rede ist, immer ausgehn muß) hat ein zwiefaches Mittel, ihren Gegenstand darzustellen: den Umriß und die Farbe. Die letztere dient unmittelbar, die Aehnlichkeit des Bildes auch von dieser Seite zu vermehren; aber in so fern wirkt sie nur auf eine untergeordnete Weise. Ihre hauptsächlichste Wirkung bringt sie durch die Stimmung hervor, in welche sie unsre Phantasie blos für sich, und unabhängig von aller Natur-Nachahmung versetzt. Denn geht man (wie bei ästhetischen Untersuchungen häufiger geschehen sollte) auf die Natur derjenigen Sinne zurück, welche die Kunst zunächst beschäftigt, so findet man, daß das Auge sich in einer doppelten Beziehung auf der einen Seite auf unsre höheren intellectuellen, auf der andern auf die niedrigeren sinnlichen Kräfte befindet, und daß seine Verwandtschaft mit den ersteren durch den Eindruck der Gestalt, die mit den letzteren durch den Eindruck der Farbe entsteht. Daher ist die bloße Gestalt (wenn sie ohne alle Farbe, also auch ohne Licht und Schatten, möglich wäre) kalt und trocken, die bloße Farbe hingegen (auch durchaus formlos) so frisch, lebendig und sinnlich, daß sie allein Empfindungen zu wecken im Stande ist. In so fern nun der Mahler sich dieser beiden Mittel zugleich bedient, schlägt er zugleich einen objectiven und subjectiven Weg ein, sich unserer Einbildungskraft zu bemeistern; und diese beiden Wege sind es, die in der That immer zugleich betreten werden müssen, wenn man zu einer wahrhaft künstlerischen Wirkung gelangen will. Denn obgleich beide, der Umriß sowohl, als die Farbe, die Natur des Gegenstandes (der beide mit einander verbindet) nachzuahmen dienen, so arbeitet der erstere dennoch mehr darauf hin, uns denselben zu zeigen, die letztere mehr uns selbst lebendig genug zu stimmen, ihn vollkommen zu sehen. Indeß können immer beide darin übereinkommen, nur ihn allein darzustellen. Wird aber das Gleichgewicht zwischen beiden gestört, und dem Colorit ein Vorzug eingeräumt, so tritt alsdann der Fall ein, von dem oben die Rede ist. In diesem nun bleiben dem Künstler nur noch zwei Wege einzuschlagen

es allgemein und philosophisch in seinen Gründen und seiner Wirkung untersuchen, nichts anders, als das, was die

übrig, entweder blofs die Sinne zu ergotzen, oder die Phantasie auf eine gleichsam rhythmische Weise zu stimmen. Die Möglichkeit auf diese letzte Art zu wirken, wird aber immer nur äufserst beschränkt seyn, da die Natur des Gegenstandes hier keine fortschreitende Reihe (keinen steigenden oder fallenden Rhythmus), sondern nur eine in sich selbst zurückkehrende erlaubt, und diese noch dazu auf Einmal gegeben ist. Ohne also auf die Erregung lebhafter oder gar heftiger Empfindungen rechnen zu dürfen, mufs man sich hier allein an Harmonie und Lieblichkeit begnügen.

Wenn die Phantasie bei der Einwirkung der Kunst auf dieselbe ganz in Thätigkeit gesetzt werden soll, so mufs immer zugleich objectiv und subjectiv auf sie eingewirkt werden. Man mufs einen Gegenstand vor ihr bilden und ihre Kraft stimmen. Darum sagten wir, dafs jede Kunst ihr **Colorit** habe, weil wir das Mittel, wodurch jede dies letztere ausrichtet, mit keinem schicklicheren Namen zu benennen wufsten, da in der That die **Farbe** es am vollkommensten und am reinsten zu bewirken vermag. In der Musik ist dies Colorit eine gewisse schwer zu bestimmende Behandlung der Töne; in der Bildhauerkunst, in welcher die Form sonst so ausschliefslich herrscht, scheint es diejenige Bearbeitung des Materials, durch welche der harte und todte Stein für das Auge Weichheit und Leben erhält. Denn obgleich dies nur durch Form hervorgebracht werden kann, so wirkt es doch nicht als Form, da auch das Gefühl (auf das wir jedes Werk der Sculptur selbst dann, wenn wir es blofs ansehen, doch immer beziehen) in einer doppelten Verwandtschaft mit den intellectuellen und sinnlichen Kräften steht. Wie mächtig der Unterschied zwischen der Musik und der Bildhauerkunst in Absicht auf die Objectivität beider ist, sieht man daran, dafs, da in der letzteren das, was in ihr das Colorit ausmacht, nur allein durch Form bewirkt wird, dagegen in der ersteren sich dasjenige, was eigentlich einen Gegenstand schildert, oder eine bestimmte Empfindung ausdrückt (und also dem entspricht, was in der darstellenden Kunst die Form ist) kaum noch nur überhaupt von demjenigen unterscheiden läfst, was, ohne dies zu thun, blofs die Phantasie beschäftigt oder das Ohr ergotzt. Die Malerei steht in diesem Punkt zwischen beiden in der Mitte; denn in ihr ist Form und Colorit am meisten und beinahe vollkommen von einander geschieden.

Doch mufs man bei dieser ganzen Materie nie vergessen, dafs hier nur zum Behuf der Untersuchung getrennt wird, was in der Wirklichkeit schlechterdings unzertrennlich verbunden ist.

Thätigkeit der Einbildungskraft ohne einen bestimmten, geformten Gegenstand beschäftigt, und was sie selbst wiederum fordert, so oft sie sich in einem solchen Zustand befindet. Wenn ihre Thätigkeit einmal rege ist, und sie doch nicht, bildend, ein bestimmtes Object erzeugt, so kann sie nichts, als gleichsam ihre eigne Kraft immer wieder von neuem hervorbringen; und ob sie gleich auch so immer ein Etwas haben muſs, woran sie dieselbe übt, so wird dies, als unbedeutend und immer wechselnd, verschwinden, und nur der Grad und der Rhythmus ihrer eignen Thätigkeit sichtbar bleiben.

Daſs dieser Begriff des Colorits in der That der richtige ist, sehen wir, wenn wir ihn da aufsuchen, wo er ursprünglich hingehört, in der Mahlerei. Die Farbe, wenn sie nicht bloſs die Form besser heraushebt (und wir reden hier vom Colorit nur insofern, als dasselbe sich allein und für sich hervordrängt) kann der Phantasie keinen bestimmten Gegenstand geben; sie kann nur einzeln ihre Stimmung determiniren, und mit mehreren in harmonischer oder disharmonischer Folge, dieselbe verändern, und durch einen gewissen Rhythmus hindurch führen. Sie gleicht hierin dem Ton, nur daſs dieser durch seine innige Verbindung mit unsrem Gemüth, ohne gerade bildend zu wirken, doch einen wirklichen Gegenstand, die Empfindung, hervorbringt, was die bloſse Farbe wenigstens immer nur sehr unvollkommen zu thun im Stande ist.

In den Arbeiten mittelmäſsiger Mahler drängt sich das Colorit bloſs hervor, um die Sinne zu ergötzen und das Auge zu blenden; aber es gäbe auch einen höheren Styl für die bloſs auf das Colorit berechnete Mahlerei, die alsdann nach rhythmischen Gesetzen behandelt werden müſste und noch weit mehr ist dies bei der Dichtkunst der Fall.

XXV.

Homer ist mehr naiv, Ariost mehr sentimental. — Resultat des ganzen Unterschiedes.

Dafs Ariost auch einzelnen Zügen seiner Schilderungen eine vom Ganzen unabhängige Wichtigkeit einräumt, und dafs er den Ton seines Gesanges vor der Form seines Stoffs vorwalten läfst, dies beides kommt darin zusammen, dafs er, weniger ausschliefsend mit seinem Gegenstande beschäftigt, öfter in sich selbst zurückblickt. Statt die Wirkung auf das Herz und das Gemüth seiner Zuhörer allein am Ende dem Ganzen seines Gemähldes zu überlassen, wendet er sich selbst, noch während seines Laufes, immerfort zu ihnen hin, und hat mehr den Effect, den er auf sie macht, als seinen Stoff vor Augen. Daher ist es auch seinem Leser in den meisten Fällen beinah gleichgültig, welche Gestalt, welche Reihe von Begebenheiten er ihm vorführt, sobald nur überhaupt dasselbe Leben und dieselbe Bewegung bleibt, und im Einzelnen die Nüance des Tons folgt, welche sich an die vorige am leichtesten und natürlichsten anschliefst.

Wir finden daher hier den allgemeinen Unterschied alter und neuer Dichtkunst wieder; aus Homer blickt eine naivere, aus Ariost eine mehr sentimentale Natur hervor. Dennoch wird die Verschiedenheit beider Dichter durch dies Merkmahl allein nicht erschöpft. Auch in der völlig objectiven Gattung beschreibender Gedichte ist noch die unmittelbare Beziehung des Stoffs auf das Gemüth möglich, die sehr gut mit dem Namen der Sentimentalität bezeichnet wird. Was also diese Verschiedenheit begründet, ist allein die höhere Objectivität.

Der Dichter fafst einen Gegenstand auf; von ihm geht seine Begeisterung aus; er ist allein mit demselben beschäf-

tigt, er strebt nach nichts andrem, als ihn so zu zeichnen, wie er in der Natur wirklich ist, oder wie er seyn müfste, wenn er zu ihr gehörte; er kann nicht aufhören, bis derselbe vollendet ist, und ist fertig, sobald er den letzten Pinselstrich daran gethan hat. Sein Zuhörer hat, wie er, seine Blicke nur fest auf denselben geheftet: er interessirt sich nur langsam und nach und nach für ihn; aber mit jedem Augenblick steigt die Wärme, mit der er ihn umfafst, bis sie zuletzt zu der höchsten Innigkeit anwächst; er glaubt blofs aufser sich und in ihm zu leben, und bemerkt erst zuletzt mit frohem Erstaunen, dafs indefs und durch ihn in ihm selbst eine mächtige Veränderung vorgegangen, sein Gemüth bis in sein Innerstes erschüttert, erhöht und idealisch umgestimmt ist. Oder der Dichter fühlt seine Phantasie in unruhiger Bewegung; seine Begeisterung geht von dieser Regung aus; er sucht und schafft sich einen Gegenstand; indem er ihn ausbildet, folgt er dem Gange dieser innern Stimmung; er kann nicht aufhören, er mufs Stoff aus Stoff erzeugen, so lange diese fortdauert, und er kann nicht fortfahren, sobald sie ihn verlassen hat. Sein Zuhörer ist von derselben Begeisterung mit fortgerissen; er ist überhaupt von einem rascheren und gleich anfangs lebendigeren Feuer beseelt; diese Regung aber kann nicht durch die Folge hindurch immer steigend wachsen, sie mufs sich in einem mannigfaltig wechselnden Tanze fortbewegen, und endlich nach und nach aufhören; das Ende dieser Laufbahn kann nicht mit einer so tiefen und überraschenden Rührung bezeichnet seyn, da das Gemüth nicht so plötzlich in sich zurückkehrt, vielmehr immer von innen heraus auf die Welt übergegangen ist.

Mit der höheren Objectivität ist eine strengere Gesetzmäfsigkeit verbunden. Der Dichter, welcher sich blofs an den Gegenstand hält, hat ein Geschäft zu vollen-

den; der, welcher nur seiner innern Stimmung folgt, blofs ein Spiel zu durchlaufen. Dieser wird durch eine innere, gleichsam unwillkührliche Nothwendigkeit bestimmt; jener mufs seinen Stoff so anordnen und behandeln, als hätte ihn der blofse Verstand und die kalte Ueberlegung geformt. Dies aber kann nicht anders als durch dasselbe Genie geschehen, das ihn erzeugt, und so mufs seiner Einbildungskraft diese Gesetzmäfsigkeit, durch welche sie ihren Idealen die vollkommenste Natur-Aehnlichkeit giebt, so ursprünglich einverleibt seyn, dafs alle ihre Geburten sie von selbst und unmittelbar an sich tragen. Durch diese strenge Gesetzmäfsigkeit nun wird der letztere endlich tiefer und wohlthätiger auf das Gemüth und die Gesinnungen, so wie der erstere durch seine heitre und anmuthige Leichtigkeit auf die Stimmung und das Temperament einwirken.

XXVI.

Einflufs dieser Verschiedenheit beschreibender Gedichte auf die Wahl der Versart.

Diese beiden Gattungen von Gedichten sind so sehr von einander geschieden, dafs jede ihren eignen Versbau erfordert, und dies die eigentliche Grenzlinie ist, wo in beschreibenden Gedichten der Reim und der Griechische Vers gebraucht werden mufs. Denn der Reim giebt immer ein Colorit, das sich für sich allein dem Auge vorwaltend aufdrängt, da hingegen der Hexameter, so wie jedes alte Silbenmaafs, seinen noch reicheren und glänzenderen Farbenschleier immer nur als ein bescheidnes Gewand um die Schönheit der Formen gielst.

XXVII.

Zu welcher jener beiden Gattungen unser Dichter gehört? beweist er durch die Zeichnung seiner Figuren.

Es bedarf nicht erst eines Beweises, welchen von diesen beiden Charakteren Herrmann und Dorothea an sich trägt.

Der Dichter hat es nie mit etwas andrem, als mit seinem Gegenstande, zu thun; sein Gang ist lebendig und kräftig, aber ruhig, gleichförmig und von immer schnellerer steigender Bewegung gegen das Ende des Gedichts; der Leser lebt allein in der Begebenheit, die er vor sich sieht, er ist, wie der Dichter, klar und gleichförmig gestimmt, aber zuletzt tief gerührt, und von den höchsten Gefühlen durchdrungen. Nicht seine Sinne, nicht seine Leidenschaften sind rege; aber sein Sinn ist beschäftigt, sein Gemüth still bewegt; er fühlt nicht sowohl das rasche Feuer, welches sonst die Phantasie anfacht, als er sich vielmehr der lebendigen Klarheit bewufst ist, womit ein reiner und tiefer Blick in das Leben und die Menschheit die Seele erhellt. Seine Einbildungskraft hat durchaus frei und allein, mit aller ihrer schöpferischen Kraft, und an einem Gegenstande, also bildend, gewirkt.

Davon überzeugt man sich vorzüglich dann, wann man die Mittel genauer untersucht, durch welche der Dichter seine Gestalten dem Leser in die Seele prägt. Wir haben schon im Vorigen an einem Beispiel gesehn, dafs er sie nicht ängstlich beschreibt, sondern nur ihre Umrisse zeichnet: aber selbst das thut er nur selten, nur da, wo die Veranlassung ihn schlechterdings dazu nöthigt. Er kennt ein andres, tiefer eingreifendes Mittel sie aufzuführen und wichtig zu machen; die Kunst nemlich, sie durch den Grund herauszuheben, auf dem sie auftreten, die Einbildungskraft

durch die gehörige Stimmung zu nöthigen, sie von selbst und in der Gröfse zu erzeugen, die er ihnen mittheilen will.

Dadurch erhält er ihre Umrisse, ohne ihrer Bestimmtheit zu schaden, dennoch immer grenzenlos und unendlich: sie wachsen in der That immerfort vor der Phantasie, so wie allmählig die eigne Stimmung derselben fortschreitend erhöht wird; das Ganze knüpft sich fester zusammen, wenn immer ein Theil den andren, und nicht jedesmal der Dichter jeden besonders zu bilden scheint; und die ganze Wirkung wird um so viel dichterischer und künstlerischer, als sie reiner und selbstthätiger blofs durch die Einbildungskraft vollendet wird.

XXVIII.

Vergleichung unsers Dichters mit Homer in diesem Stück. — Beispiel an Glaukus und Diomedes Waffentausch.

Dieselbe Eigenthümlichkeit epischer Schilderung finden wir auch im Homer und überhaupt in den Alten wieder. Wenn die neueren Dichter alles einzeln ausmahlen, wenn sie oft kleine und einzeln interessirende Züge auswählen, wenn man bei ihnen überall Beschreibungen männlicher und weiblicher Schönheit findet: so sind diese jenen durchaus fremd. Aber dagegen verstehen sie ihren Figuren eine andere Gröfse, eine andre Würde, und wahrhaft kolossalische Umrisse durch die Art zu geben, wie sie dieselben erscheinen lassen, und wie sie durch dies Erscheinen auf die Einbildungskraft einwirken.

Welche einzelne Scene man etwa aus der Iliade und Odyssee herausheben mag, so findet man diese Bemerkung bestätigt. Man nehme z. B. Glaukus und Diomedes Waffentausch. Auf welchem Boden treten schon diese beiden Figuren auf, von welchen Gegenständen sind sie umgeben!

Ein mit Kämpfern angefülltes Schlachtfeld, das wechselnde Glück beider Nationen, der zwiefache Antheil der Götter an dem Ausgang des Kampfs, das Schicksal Trojas, dessen künftiger Untergang durch die ganze Anlage des Gedichts vorherverkündigt, und auch in diesem einzelnen Stück, in dem Contrast der Charaktere des edleren, sanfteren, beinahe schwermüthigen Lyciers und des wilderen und rauheren Argivers, und in dem Ton ihrer Reden unverkennbar gezeichnet ist. Dann diese Charaktere selbst, echte und reine Heldennaturen, stolz und tapfer, sogar wild und grausam, aber einfach, fest in einmal geschlossenen Verbindungen, voll Ehrfurcht für ihre Väter, für die Gastfreundschaft und die Götter, welche dieselbe beschützen.

Wie sie die Verbindungen ihrer Väter erzählen, ist man plötzlich in alle ihre Empfindungen versetzt, weil diese Empfindungen insgesammt nur rein menschliche sind; man fühlt den muthigen Stolz des Jünglings, den sein Vater ermahnt hat, seines Heldengeschlechts nicht unwürdig zu seyn; man theilt gern Diomedes Ehrfurcht für die Gastgeschenke, die seine Ahnherren ihm hinterlassen haben, und für das Andenken eines Vaters, den sein Heldenruf ihm, noch eh' er ihn kannte, schon entriss. Bei der Geschichte der beiden Stämme thut man einen tiefen Blick in das Loos der Sterblichen und die Macht des Schicksals: Prötus leichtgläubiger Argwohn, Bellerophons menschenscheue Schwermuth, Tydeus und der Sieben Untergang vor Theben!

Von allen diesen Bildern auf einmal gerührt, wer begleitet sie nicht da, wenn sie nun, nach Handschlag und Waffentausch, sich wieder in das Getümmel der Schlacht versenken, mit wehmüthiger Rührung? wer ist nicht von dem tiefen Gefühl für die Größe und den Edelmuth, aber zugleich für die Ohnmacht und Verblendung des Menschen durchdrungen, durch die er nur als ein leichtes Spielwerk

in der Hand des übermächtigen Schicksals erscheint! Welche Farben aber leiht diese Stimmung, in welches ehrwürdige Halbdunkel hüllt sie die beiden Figuren, die der Dichter blofs dadurch zu zeichnen verstand, dafs er sie auf das Gemüth einwirken liefs, noch ehe er sie eigentlich hingestellt hatte!

Unser Dichter hat keinen so grofsen und glänzenden Schauplatz, keine so reiche Anzahl von Nebenfiguren, durch welche die Hauptfiguren von selbst hervortreten, keine Helden und Heldengeschlechter, welche die Phantasie von selbst, und ohne dafs es dazu nur eines Winkes bedarf, in die Vergangenheit zurückführen; unbekannt, und von Unbekannten abstammend, müssen die Personen, die er uns zeigt, allein durch sich selbst gelten. Wie hat er es nun angefangen, um ihnen den Adel und die Gröfse zu geben, ohne welche keine tiefe dichterische Wirkung möglich ist?

Der glückliche Sänger der Vorzeit konnte vor den Sinnen und der Einbildungskraft einen reichgestickten, farbigen Teppich voll der mannigfaltigsten Gestalten in üppigem Reichthum abrollen; er, welcher durch seine Zeit, seine Sprache und seinen Stoff dieses Vorzugs entbehrte, mufste seine Mittel mehr in dem Innern des Gemüths und der Stimmung desselben aufsuchen: was jener in der Natur und der Welt fand, mufste dieser unmittelbar in den Menschen legen.

Wo also die Figur auftritt, sie mit dem hohen Styl zu zeichnen, der die Seele zugleich erstaunt und fesselt: sie mit entschiednen und kräftigen Zügen, ohne dafs eine Absicht errathen werden kann, auf den Vordergrund des Ganzen hinzustellen; den Leser durch auffallende Wirkungen, die sie hervorgebracht hat, wie durch ein Licht, das, von ihr ausstralend, ihr Daseyn, noch ehe sie selbst erscheint, schon verkündigt, auf sie vorzubereiten; sie selbst selten

zu zeigen, und doch sogar abwesend ihre Gegenwart immer und ununterbrochen wirksam zu erhalten; ihr Bild dadurch immer wachsen zu lassen, dafs die Höhe des Tons und der Stimmung im Ganzen zunimmt; und sie überhaupt immer mehr in dem Widerschein ihres Wesens, als unmittelbar in diesem selbst, zu zeigen — war alles, was ihm unter diesen Umständen übrig blieb, und dies hat er so treflich zu benutzen verstanden, dafs sich der Leser nun dennoch der ganzen und vollen Wirkung erfreut.

XXIX.

Schilderung Herrmanns und Dorotheens.

Herrmann und Dorothea sind beide durchaus so gehalten, dafs keine dieser beiden Gestalten vor der andern hervortritt. Wie sie in der Handlung, in der sie der Dichter zeigt, Eins sind; wie ihre ganze Seele nur gegenwärtig mit einander beschäftigt ist: so sind sie auch nur gleichsam als ein einziges Individuum geschildert. Ueberall erscheinen sie nur immer in Beziehung auf den andren, überall sieht man in dem einen auch den andren zugleich mit, und ihre beiderseitige Natur schmilzt eben so fest und vollkommen zusammen, als ihre Herzen unzertrennlich verbunden sind.

Aber (denn auch darin ist die Ordnung der Natur so schön beobachtet) Herrmann tritt überhaupt mehr, und von Anfang allein auf; wir lernen Dorotheen nur durch ihn kennen, durch das ganze Gedicht erscheint sie immer nur als ihm bestimmt oder angehörend, und wenn sie am Ende einen Augenblick eine eigne Selbstständigkeit gewinnt, so geschieht es nur, um durch diesen Muth und diese Kraft, der weiblichen Anhänglichkeit noch mehr Adel und Würde zu geben. Darum bleiben wir hier nur bei Dorotheens Schilderung stehen. Herrmann, als die Hauptfigur des Gedichts,

zeichnet sich von selbst; indefs werden wir doch bald sehen, dafs auch er seine eigentliche Gröfse von der Einbildungskraft des Lesers nur dadurch gewinnt, dafs wir seine Gestalt in Dorotheens Wesen, wie in einem reineren Medium, wieder erblicken.

So tragen und heben beide Figuren sich immer nur gegenseitig; und indem die Phantasie, den fixen Punkt aufsuchend, an dem das Ganze befestigt ist, immer von der einen zur andren hinüberschwanken mufs, indem das Bild beider, wie ein Licht zwischen zwei Spiegeln, immerfort von der einen in die andre zurückgeworfen wird, erhalten sie immer schwellende und unendliche Umrisse.

XXX.

Erste Einführung Dorotheens durch Herrmanns Erzählung von ihr.

Was diesem ganzen Göthischen Gedicht eine so grofse Objectivität giebt, und es so sehr der Gattung von Gedichten aneignet, von der wir hier reden, ist der feste und sichere Grund, welcher dem ganzen, so wie jedem einzelnen Theile, jeder Handlung und jeder Schilderung, wenn die Metapher erlaubt scheint, gleichsam untergebaut ist. Wie der Werkmeister der Natur den feinsten und sprechendsten Zügen der menschlichen Gestalt einen festen und bestimmten Gliederbau unterlegt, und die Festigkeit und Stärke, die daraus hervorgeht, zu einem Hauptelemente der Schönheit macht; so bereitet sein Schüler, der Dichter, der Einbildungskraft einen sichern und unerschütterlichen Boden, von welchem aus sie, zuversichtlich auftretend, einen kühnen Aufflug nehmen kann. Nicht also blofs in der Anlage des Ganzen sind alle Theile fest zusammengefügt, sondern auch bei einzelnen Schilderungen, vorzüglich bei der Zeichnung der Charaktere, sind gerade solche Elemente

ausgewählt, welche dem Ganzen Haltung, Kraft und Sicherheit geben.

Fast nirgends fällt dies so lebhaft ins Auge, als bei dem ersten Erscheinen Dorotheens. (S. 29.) Ihr Bild ist da mit so sichrer Meisterhand hingestellt, dafs es in dem Gemüthe, wie festgewurzelt, haftet.

Als ich nun meines Weges die neue Strafse hinanfuhr,
Fiel mir ein Wagen ins Auge, von tüchtigen Bäumen gefüget,
Von zwei Ochsen gezogen, den gröfsten und stärksten des Auslands;
Nebenher aber ging mit starken Schritten ein Mädchen,
Lenkte mit langem Stabe die beiden gewaltigen Thiere,
Trieb sie an, und hielt sie zurück, sie leitete klüglich.

Man glaubt eine der hohen Gestalten zu sehen, die man bisweilen auf den Werken der Alten, auf geschnittenen Steinen, erblickt. Man fühlt sich betroffen, und hält inne; man begreift nicht, wodurch und womit dies gemacht ist. Der Dichter hat blofs die einfache Handlung erzählt; aber man kann sich nicht enthalten, dieser Erscheinung noch einen Augenblick zuzusehen. Sie steht zu auffallend da.

Von der Erzählung im vorigen Gesange (S. 13.) her, ist der Leser noch von dem Zuge der Ausgewanderten erfüllt; er sieht noch das verwirrte Durcheinandertreiben, die unbesonnene Eile, die gegen fremdes Unglück gleichgültige Selbstsucht vor Augen. Aus dieser ungeschiedenen Menge sondert sich nun eine einzelne Gruppe ab: ein Wagen ist zurückgeblieben, indefs die übrigen schon in der Entfernung vorauseilen; eine Wöchnerin, von Ochsen gezogen, die ein Mädchen lenkt. Dies Mädchen tritt allein einzeln auf, sie allein ruhig, besonnen, hülfreich; nun mufs alles, die Stärke des festgefügten Wagens, die gewaltige Gröfse der Thiere, selbst das verwirrte Gedränge des Zuges ihr Bild zu vergröfsern beitragen. Es ist schon so idealisch geworden, die

Phantasie ist schon so willig, es in ganz fremde Regionen zu versetzen, dafs wir vergessen, dafs der lange lenkende Stab nicht mehr Sitte unserer Zeit ist.

XXXI.

Schilderung der Jungfrau in ihrer Wirkung auf Herrmann.

Nach dieser ersten Einführung ist der zweite Moment des Erscheinens der Jungfrau erst in der Stelle, die wir im Vorigen genauer geprüft haben. Aber auch indefs verläfst sie den Schauplatz nicht; von diesem ersten Augenblick an bleibt sie dem Leser gegenwärtig, und wirkt von ihm in Herrmanns Seele, in seinen Reden und Entschlüssen fort. Ja, noch ehe sie der Dichter wirklich auftreten läfst, erschien sie schon in der Umwandlung seiner Gestalt und seines Wesens, welche die bei seinen Eltern versammelten Freunde gleich beim Hereintreten an ihm bemerken. (S. 27.)

Die Schönheit des Moments, wo in der beginnenden Reife des Jünglingsalters ein Gegenstand sich plötzlich der Seele bemeistert, weil in Einem Augenblick eine Leidenschaft angefacht wird, die für das ganze übrige Leben fortdauern soll, wird durch diese Stelle und die ganze Schilderung der nun erst erwachenden Gefühle Herrmanns in allem ihrem Reize vor das Gemüth des Lesers gebracht. Die Veränderung, die er in seinem Wesen erfährt, erinnert an die wohlthätige Kraft, mit der Homers Götter und Göttinnen ihren Lieblingshelden höhere Schönheit und übermenschliche Gröfse verliehen, und vertritt die Stelle des Wunderbaren, das in seiner wahren und antiken Gestalt in einer Composition, wie das gegenwärtige Gedicht ist, keinen Platz finden konnte. Aber wenn es nun hier jenen überirdisch stralenden Glanz entbehren mufs, so führt es uns desto tiefer in uns selbst zurück. Wie viel wir auch,

sagt es uns, an uns bessern und modeln, so erzeugt sich die eigentliche Gestalt, die wir annehmen, doch allein und uns unbewufst, aus uns selbst; gerade die Gefühle, die uns am mächtigsten beherrschen, schiefsen wie Blitze aus unbekannten Tiefen unsers Ichs hervor, durchstralen unser ganzes Wesen so lebendig, und heben es so ganz aus den gewohnten Kreisen unsers Daseyns heraus, dafs wir durchaus als veränderte Menschen erscheinen.

Durch eine so wundervolle Umwandlung Herrmanns auf ihre nur erst dunkel gealndete Ursach, durch die kraftvollen Worte, durch die sein Vater das Schicksal seines Vaterlandes und das Glück seiner Familie (S. 22.) in einen herzlichen Wunsch vereinigt, auf ihn selbst vorbereitet, wie tritt da Dorotheens Gestalt doppelt bedeutend hervor!

Nachdem Herrmann seine Erzählung geendigt hat, entspinnt sich ein Gespräch zwischen ihm, seinen Eltern und seinen Freunden. Die Handlung geht fort: sein Vater macht ihm Vorwürfe uber sein zu blödes und stilles Betragen; der bescheidene Sohn weicht den Vorwürfen aus, und verlafst das Zimmer. Der Leser ist nun in das Interesse gezogen; er sieht eine Begebenheit anfangen, die ihm durch die darin verwebten Charaktere wichtig wird. Mit inniger Theilnahme folgt er der Mutter, wie sie dem Sohne nachgeht. Sie findet ihn auf dem Hugel, der Grenze ihrer Besitzungen, unter einem Baume sitzend.

Dies ist wieder eine der Stellen, in welchen der Dichter seine Kunst offenbart, durch die Stimmung der Einbildungskraft des Lesers seinen Figuren Gröfse und Charakter zu geben. Mit dem Rucken gegen die Mutter gekehrt, sitzt Herrmann, auf den Arm gestutzt, und scheint in die Gegend zu schauen, jenseits nach dem Gebirge. Wie er sich zur Mutter umwendet, sieht sie ihm Thranen im Auge So uberraschen wir ihn mitten in seinen einsamen Selbst-

betrachtungen, und schon der Ort, auf dem wir ihn antreffen, macht uns diesen Moment bedeutender. Am Ende des langen Weges, den wir, unruhig suchend, mit der Mutter zurückgelegt haben, auf einer Höhe, von der wir auf das Städtchen und die Wohnung hinabschauen, die wir eben verliefsen, mitten in einem kräftig flutenden Kornfelde, steht ein Baum, dessen Alter sich schon so weit in die vorigen Zeiten zurückerstreckt, dafs die Hand unbekannt ist, die ihn gepflanzt hat. Unter ihm sitzt Herrmann.

Welchem Leser werden hier nicht Augenblicke seines Lebens einfallen, wo er sich in ähnlichen Stimmungen, in ähnlichen Lagen befand; wer wird sich nicht erinnern, wie alsdann ein Gebirge, das sich am äufsersten Horizont hinzieht, den Blick einladet, von Gipfel zu Gipfel zu schweifen, wie das bewegte Herz eine unwiderstehliche Sehnsucht befällt, auch jenseits hinüberzuschauen, auch jenseits und drüben zu seyn, als wäre eine andere und bessere Welt durch diese Mauer von uns geschieden!

Aber es ist nur wenig, wenn der Dichter solche Stimmungen und Empfindungen in uns weckt: seine hohe und meisterhafte Kunst besteht darin, mitten aus ihnen und durch sie den Gegenstand in seiner lebendigen Wirklichkeit hervorgehn zu lassen; und gerade dies hat der unsrige hier erreicht. Statt dafs wir Herrmann verlassen, und uns Erinnerungen hingeben sollten, ist er es allein, der vor unsern Augen gegenwärtig ist; aber zugleich schwellen jene Erinnerungen unsern Busen, erfüllen sie unser Herz; wir sind uns ihrer nicht einzeln bewufst, aber ihre Wirkung ist in uns lebendig, und trägt sich auf den Gegenstand über.

So kommt es schlechterdings nur darauf an, welche Richtung der Dichter unsrer Einbildungskraft zuerst gegeben, welchen Ton er angestimmt hat. Ist diese Richtung einmal entschieden objectiv, geht sie gerade darauf hin, Ge-

stalten zu mahlen, nicht Gefühle zu erwecken, so mag er unser Inneres erschüttern, rühren, aufregen, so stark und mächtig es nur in seiner Kraft steht; alles wirkt doch nur dahin, die Welt, die er uns zeichnet, lebendiger vor uns hinzustellen, uns noch tiefer und mit noch mehr entschiedener Selbstvergessenheit in dieselbe zu versenken.

XXXII.

Die Wirkung des Mädchens auf den Jüngling ist nicht in einer unbestimmten Gröfse, sondern in dem bestimmten Begriff der vollkommnen Angemessenheit beider Naturen gezeichnet.

Wenn wir hier einen Augenblick bei dem Eindruck verweilten, den Herrmanns Schilderung macht, so entfernten wir uns darum nicht von Dorotheen. Denn dieser Eindruck, die heftige Bewegung, die sie in dem Herzen des Jünglings hervorgebracht hat, und die furchtbaren Folgen, die dies einen Augenblick auf die Ruhe und das Glück einer Familie zu haben droht, die uns werth geworden ist, sind zusammengenommen das kräftigste Mittel, ihr Wesen und ihre Gestalt selbst (da beides hier immer Hand in Hand geht) mächtig herauszuheben. Es wäre überflüssig, dies einzeln auszuführen. Man erlaube mir nur auch hier, an die im Vorigen gemachte Bemerkung zu erinnern, dafs der Dichter, wie überall, so auch hier, um der höchsten und poëtischsten Wirkung gewifs zu seyn, nie das Glänzendste und Kühnste, sondern immer das Kräftigste und Gehaltvollste, ausgewählt hat.

Herrmann ist auf einmal aus allen gewohnten Gleisen seines Lebens herausgeworfen; das Erste, nach welchem er fafst, als er den engen Kreis seines bisherigen Lebens verlafst, ist auch das Hochste: das Schicksal seines Vaterlandes, seiner Nation, der Welt; es ist ihm zuwider, noch

ferner unthätig zu seyn, er will wirken; er fühlt, dafs es vergeblich seyn wird, aber sein Leben soll auch vergebens dahingehn.

Eine natürliche Wirkung der heftigen Leidenschaft. Sobald das bisherige Leben einmal unschmackhaft geworden ist, kann eine kräftige Natur nichts andres, als das gerade Gegentheil wollen; sie darf nicht einmal ihrer Thätigkeit einen andren, als einen unglücklichen Erfolg wünschen. Sich vergeblich aufzureiben, ist das Streben aller Verzweiflung. Sogar der Selbstmörder, der den Faden seines Lebens in diesem Zustand abschneidet, thut es nicht, um eines Daseyns los zu werden, dessen er müde ist, sondern um Kräfte, die etwas wirken könnten, und die das Schicksal nun einmal nicht nach seiner Weise wirken lassen will, nun auch absichtlich umsonst wegzuwerfen. Solche Verzweiflung aber erregt blofs die Unmöglichkeit, dasjenige zu erreichen, was uns durchaus gemäfs ist. Sobald dies nicht der Fall ist, giebt uns das Entbehren dessen, was wir umsonst zu besitzen wünschen, wohl eine andere Richtung, aber schleudert uns nicht in das gerade Gegentheil hin. Dies ist Ein Punkt.

Ein zweiter ist folgender. Herrmann geht mit seiner Mutter zum Vater, dessen Einwilligung zur Verbindung mit Dorotheen zu suchen. Wie er die Worte ausgesprochen hat:

die geht mir, Vater; mein Herz hat
Rein und sicher gewählt;

erkennt auch der Geistliche, dafs diese Worte in einem Augenblick gesagt sind, der besser, als alle Berathung über das Leben und das Geschick des Menschen, entscheidet. Was wir nur wünschen, worüber wir rathschlagen, dessen können wir noch entbehren. Was uns unentbehrlich und nothwendig ist, was unsre Natur unmittelbar fordert, das

spricht ein einziger Augenblick aus. Ein solcher ist jetzt für Herrmann gekommen.

Aber bei ihm kann man (und dies ist der dritte Punkt) noch sicherer seyn; was er begehrt, das ist ihm gemäfs, und das hält er fest.

Wenn es uns gelungen ist, den Leser durch die bisherigen Betrachtungen auf den rechten Standpunkt zu führen, den Charakter dieses Gedichts treu und wahr aufzufassen; so mufs derselbe bereits fühlen, dafs unser Dichter nie unbestimmt nach dem Grofsen, Starken, Erhabenen, sondern immer nach dem Vollkommnen und Vollendeten strebt, dafs er nicht auf die Erreichung eines hohen Grades, sondern des Absoluten ausgeht. Dies beweist, mehr als eine andre, die hier ausgehobene Stelle.

Ein anderer Dichter hätte sich begnügt, die Trefflichkeit des Mädchens in der blofsen Stärke der Wirkung zu schildern, die es auf den Jüngling gemacht hat, und dies Mittel wäre auf keine Weise verwerflich gewesen. Der unsrige thut zugleich weniger und mehr. Er scheint anfangs wenig darum bekümmert, den Eindruck zu mahlen, den Herrmann erfahren hat; er läfst ihn in seiner Erzählung keinen Augenblick aus seinem ruhigen, einfachen, beschreibenden Ton herausgehen: aber er führt die Umstände so, dafs er unwiderstehlich darthut, dafs Dorothea ganz und gar, und nur sie dem Wesen des Jünglings angemessen ist, dafs sie sein werden mufs, und dafs er aus seiner ganzen Natur herausgehoben ist, wenn er sie nicht besitzt.

Wie viele Vortheile gewinnt er nun auf einmal! Alles, wodurch Herrmanns Charakter überhaupt geschildert ist, wirkt nun auf diesen einzigen Moment, und dieser wieder darauf zurück. Dorothea erscheint nicht blofs in einer unbestimmten Gröfse, in einer Wirkung, aus der sich der Gegenstand, der sie hervorgebracht hat, immer nur schwan-

kend erkennen läfst; sie steht in den bestimmtesten Umrissen da. Denn wir kennen Herrmann, und sie ist das Mädchen, das ein solcher Jüngling bedarf. Dadurch ist sie zugleich gerade in der Gattung von Trefflichkeit gezeichnet, die am besten zu dem Geist des ganzen Gedichts pafst: als eine reine, kräftige, sichre Natur, — als die zuverlässige Gattin Herrmanns. Mit wie starken und lebendigen Farben der Dichter die Leidenschaft Herrmanns gemahlt hätte, so würde er nie das erreicht haben, was er jetzt erlangt; wenigstens hätte er es nicht als epischer Dichter erreicht. Denn wenn der lyrische das, was über alle Wirklichkeit erhaben ist, als das letzte Ziel aller Kunst, oft nur durch ein Aufsteigen zu immer höheren Graden in der Unendlichkeit aufsuchen darf, so mufs der epische es immer in der Totalität eines geschlossenen Kreises zu finden verstehn.

Aber nachdem der Dichter die Umrisse seiner beiden Hauptfiguren so bestimmt gezeichnet, sie uns so fest eingeprägt, unser Herz so innig für sie erwärmt hat, giebt er auf einmal unsrer Einbildungskraft einen kühneren Schwung, versetzt er den Gegenstand, der uns, noch immer abwesend, so einzig beschäftigt, plötzlich wie in höhere Sphären.

O, mein Vater,

ruft Herrmann aus,

sie ist nicht hergelaufen, das Mädchen,
Keine, die durch das Land auf Abenteuer umherschweift,
Und den Jüngling bestrickt, den unerfahrnen, mit Ränken.
Nein; das wilde Geschick des allverderblichen Krieges,
Das die Welt zerstört, und manches feste Gebäude
Schon aus dem Grunde gehoben, hat auch die Arme vertrieben.
Streifen nicht herrliche Männer von hoher Geburt nun im Elend?
Fürsten fliehen vermummt, und Könige leben verbannet.

Das Schicksal der Welt knüpfet sich nun an das ihrige an, und leiht ihr einen neuen befremdenden Glanz.

XXXIII.

Dorotheens eignes Erscheinen.

Die Stelle, wo Dorothea zum erstenmal selbst auftritt, und wo wir mit ihr unter den Ihrigen verweilen, soll das Bild, das wir uns schon von ihr gemacht haben, weder erhöhen, noch vergrösern; dies ist jetzt noch nicht nöthig, und bei dieser Veranlassung nicht mehr möglich; sie soll uns nur damit vertraut machen, und es in uns befestigen.

Das Mädchen, das wir bisher blos in dem Spiegel des Eindrucks sahen, den es gemacht hatte, glich noch zu sehr jenen zauberischen Schattenbildern, die wie aus einer andren Welt zu uns herüberstralen; sie soll jetzt zur Wirklichkeit, ins Leben herabgeführt werden; wir sollen ihr näher treten, ihre Schicksale kennen, sie nicht mehr blos mit dem bezauberten Blick der Liebe, sondern mit dem natürlichen Auge des blosen Beobachters ansehen. Herrmann ist zurückgeblieben, und wir sind nur in der Gesellschaft seiner unpartheiischen Freunde.

Wir finden Dorotheen noch eben so gut und brav, als vorher; aber der Zauber ist hinweggenommen, der sie bis dahin, wie ein leiser Hauch, überkleidete. Ihre hülfreiche Thätigkeit, die erst etwas Heroisches hatte, ist mehr zu dienstbarer und gefälliger Geschäftigkeit geworden; sie erscheint als Weib und als Mädchen, da wir sie vorher gern in Herrmanns Seele in der Sprache Homers gefragt hätten, ob sie nicht der Göttinnen eine sey, herabgekommen, den Menschen zu helfen, und ihr Herz zu versuchen? Dadurch erhält ihr Bild bei uns eine ganz eigne Wahrheit; es ist nun so, wie wir es immer im Leben wirklich antreffen.

Das Wesen bleibt immer und durchaus in allem seinem Wirken und Thun dasselbe; aber es giebt Momente, wo es, von höherer Begeisterung durchstralt, etwas Göttliches und Ueberirdisches annimmt. Wir glauben nunmehr dem Geliebten, der zwar am meisten durch jene beseligenden Augenblicke ungestörter Einsamkeit entzückt wird, aber nach ihnen auch gern seinem Mädchen in den gewöhnlichen Kreis ihres Lebens, in ihre häusliche Geschäftigkeit folgt.

Der Dichter weifs, dafs der Mensch immer das Grofse, Erhabene, Uebermenschliche sucht, aber dafs er, um es festzuhalten, es sich aneignen, es menschlich machen mufs; darum führt er ihn erst in kühnen Flügen dazu hin, und läfst ihm hernach Zeit, es unter veränderten Formen sich näher zu bringen. Er wechselt die Töne, um aus seinem Werke ein Ganzes zu machen, das dem wirklichen Leben selbst gleich sey.

XXXIV.

Erzählung des heroischen Muths der Jungfrau. — Ob der Dichter gut thut, gerade diesen Zug aus ihrem Leben herauszuheben?

Zwar ist es gerade hier, wo die Heldin unsres Gedichts am meisten heroisch erscheint, wo wir durch die Erzählung des Richters ihrer Gemeine die kühne Entschlossenheit erfahren, mit der sie sich und ihre Gespielinnen gegen die Wildheit zügelloser Krieger vertheidigte.

Allein wenn diese Stelle dazu bestimmt ware, das Bild, das wir uns schon bis dahin von ihrem Muth und ihrer Stärke gemacht haben, noch beträchtlich zu vergrösern, so hätte sich der Dichter in seiner Berechnung betrogen. Er hat sie uns auf eine ganz andre, bei weitem sinnlichere und poetischere Weise in die Einbildungskraft

einzuprägen verstanden, als dafs eine einzelne Handlung, und die wir überdies nur aus dem Munde eines Dritten vernehmen, dazu noch viel hinzuzusetzen im Stande wäre.

Dennoch ist dieser Zug auf keine Weise müfsig. Es mufste etwas da seyn, wodurch Dorothea auch ganz und allein für sich aus der Masse der übrigen Figuren herausgehoben wurde; wir mufsten sie sehen vor der Haupthandlung des Gedichts, vor ihrer Auswanderung, handeln und wirken sehen. Ihre Vereinigung mit Herrmann hätte nicht das Leben, die Festigkeit und Schönheit vor der Phantasie gewinnen können, wenn man nur Eine, nicht beide Figuren, auch vorher und einzeln gesehen hätte; es hätte nur Herrmann, nicht Herrmann und Dorothea, heifsen dürfen. Es sind zwei verschiedene Elemente, zwei verschiedene Menschengattungen, zwei eigne Welten, die mit einander in Verbindung treten sollen: die, in der Herrmann, und die, in der Dorothea einheimisch ist. Uns in die letztere zu versetzen, dienen alle Scenen unter der Gemeine; und da Dorothea in diesen die Hauptrolle spielt, so mufste auch ihr in derselben etwas eigenthümlich und besonders angehören. Dazu hat der Dichter hauptsächlich drei Züge gewählt, von denen der eine ihren Muth, der andre, die Pflege ihres alten Verwandten, ihre hülfreiche Güte zeigt, und der dritte, ihre frühere Verlobung mit dem unglücklichen Beschützer der Freiheit, die an höhere Ideen, eine andere Cultur und wichtigere Begebenheiten anschliefst, und sie uns nun auch noch durch ein eignes schwärmerisches Interesse, das sie uns einflöfst, wichtiger macht.

So unläugbar es indefs auch nothwendig war, Dorotheen durch einen eigenthümlichen Zug hier herauszuheben, so ist es doch eine andere Frage, ob der Dichter hierin den rechten gewählt hat? Wenigstens müssen wir offenherzig gestehen, dafs, so oft wir noch diese Stelle (S. 137.)

lasen, sie uns jedesmal den gleichförmigen Strom zu unterbrechen schien, in dem sonst das ganze übrige Gedicht hinfliefst. Es ist nicht, dafs diese Handlung, auch aufserdem dafs sie in den Begebenheiten unsrer Zeit wirklich gewesen ist, nicht auch die vollkommenste poëtische Wahrheit hätte: nicht dafs eine falsche, und dem Geiste dieses Gedichts ganz und gar zuwiderlaufende Delicatesse das Blutvergiefsen durch die Hand eines Mädchens unerträglich machte. Aber jener Eindruck ist einmal nicht wegzuläugnen; es haben ihn mehrere Leser erfahren, und er scheint daher nicht blofs subjectiv zu seyn. Vielleicht läfst er sich durch folgende zwei Gründe wenigstens bis auf einen gewissen Grad erklären.

1. Die Einbildungskraft kann nicht anders, als sich das Bild der Handlung vorstellen wollen, in der die Jungfrau gezeigt wird. Sie mufs sie, den Säbel in der Hand, die Feinde vertreibend, vor sich hinzeichnen. Zu diesem Bilde aber von demjenigen, das sie bisher von ihr gehabt hat, überzugehen, und von da aus zu diesem zurückzukehren, macht ihr Mühe; sie findet etwas Grelles, einen Sprung darin. Und wenn dies wirklich der Fall ist, so hat auch der Dichter gefehlt. Denn die dichterische und vorzüglich die epische Wirkung beruhet gerade darauf, dafs man in allen verschiednen Lagen und Stellungen derselben Figur immer sie selbst klar wiedererkennt, dafs es wirklich nur dieselbe Gestalt ist, die sich blofs verschiedentlich bewegt, und dafs die Einbildungskraft mit vollkommen ungehinderter Leichtigkeit immer von jeder auf alle übergehen kann. Dadurch allein erlangt sie wahrhaft unendliche Umrisse, verbindet sie alles Wechselnde und Mannigfaltige in Ein Bild, dafs sie, sich immer im Mittelpunkte erhaltend, von da aus diese Uebergänge wirklich versucht, und überall

zwar bestimmt, aber leise, überall fest, aber mit schon wieder weiter gleitendem Fuße, auftritt.

2. Der weibliche Heroismus ist überhaupt, und besonders in unserer Zeit, schwer und zart zu behandeln. Zwar wäre es vielleicht möglich, auch noch jetzt eigentliche Amazonencharaktere mit dennoch rein bewahrter Weiblichkeit zu zeichnen; aber zu diesen gehört Dorothea nicht. Dorothea kann einen Mord, selbst den eines übermüthigen Feindes, nie im mindesten aus freiem Entschluss, immer nur durch die äußerste Noth getrieben, begehen, und dies springt zu klar und auffallend in die Augen. Handlungen aber, die nur die Noth bewirkt, in denen mehr der Drang der Umstände, als die Energie des Charakters das thätige Motiv ist, sind sehr wenig zu einer poëtischen Behandlung tauglich.

XXXV.

Dorotheens Zusammenkunft mit Herrmann — erst am Brunnen, dann auf dem Wege zu seinen Eltern.

Bis hierher hat der Dichter seine Hauptwirkung nur vorbereitet; jetzt heben erst seine höchsten und glänzendsten Momente an, jetzt auch kann erst Dorotheens Gestalt in dem ganzen Reiz ihrer Schönheit erscheinen.

Dieser Punkt ist durch ein vollkommen neues und treffliches Gleichniss auf eine bedeutende Weise bezeichnet. Wie der Wandrer das Bild der sinkenden Sonne, noch nach ihrem Verschwinden, vor seinen Augen schweben sieht, so sieht Herrmann das Bild seiner Geliebten, und wie er sich umdreht, steht sie selbst vor ihm da.

Diese so natürliche, und doch so nahe ans Wunderbare grenzende Erscheinung versetzt den Leser auf einmal in eine höhere, mehr phantastische Stimmung, die nun bis

ans Ende des Gedichts, nur immer steigend und wechselnd, fortdauert. So wie er hier ihr Scheinbild und ihre wahre Gestalt dicht neben einander erblickt, so wird sie ihm nun immerfort bald in der ruhigen Besonnenheit, in der thätigen Gewandtheit, die heiter und glücklich durchs Leben führt, bald in der schwärmerischen Gröfse, in der hohen Begeisterung gezeigt, die über das Leben hinausgeht.

Der Ton, den der Dichter jetzt, da er noch reiner und stärker, als bisher, auf die blofse Phantasie einwirken will, zuerst anstimmt, ist der der Heiterkeit und Anmuth. Dadurch erhält er sie leicht und künstlerisch bewegt, dadurch macht er, dafs, wenn er zuletzt kühner in die Saiten seiner Leier eingreift, vollere und mächtigere Accorde anschlägt, sein Lied doch nur immer ein schönes Spiel der Kunst bleibt, nie zur drückenden Wahrheit wird.

Am Brunnen sehen wir das liebende Paar;
den gröfsern Krug und einen kleinern am Henkel
Tragend in jeglicher Hand,

erscheint die Jungfrau; auf der Mauer des Quells sitzend, sehen sie sich im Spiegel des Wassers, und grüfsen sich dreister und freundlicher in diesem Bilde, als ihre wirklichen Blicke es wagen. Welche Wahrheit und Lieblichkeit in dieser Schilderung! welche schöne Bilder ruft diese Zusammenkunft am Brunnen aus jener patriarchalischen Zeit zurück, wo Fürstentöchter selbst Wasser zu schöpfen kamen, und der Bund der Liebe und Ehe oft am rieselnden Quell geschlossen wurde!

In diesem Ton ist auch die ganze Unterredung gehalten. Vorzüglich erscheint immer das Mädchen leicht, gewandt und besonnen; sie kommt dem Jüngling immer gefällig und freundlich zuvor; aber wo er, dessen Herz immer von seinen Gefühlen schwer und gepreſst ist, seine Empfindungen reden lassen will, da schneidet sie ihm im-

mer, und immer natürlich und gerade, ohne künstlich auszuweichen, auf eine kurze, heitre und verständige Weise den Weg dazu ab. Es ist ihm unmöglich, von Liebe zu sprechen;

ihr Auge blickte nicht Liebe,
Aber hellen Verstand, und gebot verständig zu reden.

Welche treffende Schilderung der schönen Leichtigkeit des weiblichen Charakters, mit welcher die Weiber, durch ihr ganzes Wesen idealischer und künstlerischer gestimmt, die Liebe nur wie ein anmuthiges Spiel behandeln, und an dies Spiel dennoch reiner und wahrer ihr ganzes Daseyn hingeben, als der schwerfälligere Mann an den feierlichen Ernst seiner Gefühle.

Haben wir Dorotheen bis hierher rüstig und thätig, muthvoll und entschlossen, lieblich und heiter gesehen, so tritt sie nun grofs und erhaben auf. Nicht dafs der Dichter ihrem Bilde gerade neue Züge hinzufügte: aber er weifs unsrer Einbildungskraft einen andren Schwung zu geben. Der Tag neigt sich zum Abend, die Sonne geht unter, Gewitterwolken hängen drohend vom Himmel herab, und, wie die Natur um sie her, werden auch die Gefühle der beiden Liebenden düstrer und schwerer. Hier wachsen ihre Gestalten vor unsren Augen von Schritt zu Schritt, ein schöner Moment, eine grofse und mahlerische Schilderung folgt auf die andre: erst wie sie, entgegen der sinkenden Sonne, durch das hohe wankende Korn gehn; dann wie sie, unter dem Baume sitzend, unter welchem Herrmann am Morgen noch um seine Vertriebne geweint hatte, auf die Wohnung seiner Eltern, auf das Fenster am Giebel hinabschauen; endlich wie sie, ausgleitend auf den Stufen des Weinbergs, ihm auf die Schulter sinkt, und er mit dem Arme die Fallende emporhält.

Jede dieser Schilderungen ist über allen Ausdruck dich-

terisch, und in allen zusammen lebt eine so echt darstellende Kunst, dafs sie den Gegenstand nicht allein in allen seinen Umrissen, sondern zugleich immer in der Gröfse und der Farbe mahlen, welche die Stimmung der Einbildungskraft in dem jedesmaligen Augenblick fordert. Alle drei sind von den herrlichsten Naturbeschreibungen begleitet; erst stralt noch die Sonne hier und da aus dem Wolkenschleier, in den sie verhüllt ist, hervor, und wirft mit glühenden Blicken eine ahndungsvolle Beleuchtung über das Feld; dann in dem Augenblick, wo sie ruhig unter dem Birnbaum sitzen, ist es Nacht, aber der Mond glänzt voll vom Himmel herunter, und in Massen geschieden liegen Lichter, hell wie der Tag, und Schatten dunkeler Nächte; endlich überblickt auch dieser sie nur noch mit schwankenden Lichtern, und läfst sie zuletzt, vom Gewitter umhüllt, in völligem Dunkel.

In diesem letzten Moment, wo die Gefühle der beiden Liebenden, die überhaupt im Menschen so gern und leicht die Farbe des Tags und der Natur annehmen, den äufersten Gipfel erreicht haben; Herrmann mit qualvoller Ungeduld der Entscheidung seines Schicksals und der Auflösung der Verwirrung, die er angerichtet hat, entgegensieht; Dorothea durch die Stille der Natur um sie her, und das freundliche Gespräch mit dem Jüngling, den sie liebt, ihre sehnsuchtsvollsten Hoffnungen belebt fühlt, kommt alles zugleich zusammen, auch das Gemüth des Lesers aufs höchste zu spannen und in seinem Innersten zu bewegen. Man sieht nicht mehr Herrmann und Dorotheen allein, man erblickt in ihnen die männliche und weibliche Gröfse selbst, in ihren vollsten Gefühlen, von den höchsten Kräften gehalten.

XXXVI.

Eintritt der beiden Liebenden in das Zimmer der Eltern. — Dorotheens Benehmen bis zum Schlusse des Gedichts. — Anruf der Muse.

So wie in dem letzten Augenblick auf den Stufen des Weinbergs das Dunkel der Nacht die beiden Liebenden umgiebt, so liegt auch über ihren Gefühlen selbst eine dumpfe Schwermuth verbreitet. Der Moment, in welchem sie, der eigentlichen Entwicklung zueilend, in das Haus der Eltern treten, mufs sie in lichtvoller Klarheit zeigen; und dieser kommt nun heran.

Eine solche Klarheit plötzlich um sie zu giefsen, macht der Dichter eine Pause, und ändert den Ton seines Gesanges. Dafs der Eindruck jener letzten Situation nicht zu drückend werde, dafs er nicht aus dem Gebiete der Kunst und der Einbildungskraft herausgehe, ruft er die Musen, diese Wesen der Phantasie, an; und der Stärke gewifs, mit der er sich des Zuhörers bemächtigt hat, scheut er sich nicht, ihn selbst daran zu erinnern, dafs es nicht Wahrheit, sondern nur ein Spielwerk der Kunst ist, was er ihm zeigt. Hierauf läfst er ein Gespräch im Hause der Eltern folgen, und setzt an das Ende desselben eine herrliche Stelle über den Werth und die Fülle des Lebens in der Natur — den Ausdruck der schönen und menschlichen Gesinnung, die in allen Perioden des Alters nur das aufsucht, was sie zu höherem und vollerem Wirken vereinigen, wodurch sich Leben im Leben vollenden kann.

Bei diesen Worten betritt das Paar die Schwelle. Nun drängt sich in der Einbildungskraft des Lesers auf Einmal alles zusammen, sie in lichtvoller Gröfse hinzustellen; nun scheint die Thüre zu klein, die hohen Gestalten einzulassen. Zugleich aber sieht man sie so sehr für einander bestimmt und geschaffen, dafs das Höchste, was der Dichter

über die Bildung der Braut zu sagen weifs, nur das ist, dafs sie des Bräutigams Bildung vergleichbar sey.

In dieser Einfachheit liegt in der That etwas erstaunlich Erhabenes. Statt uns durch eine andre Vergleichung von den beiden Figuren, die uns allein beschäftigen sollen, zu entfernen, drängt er uns mit Gewalt zu ihnen zurück, und indem er, wie die Natur selbst, den Mann zum Mafsstabe annimmt, führt er uns gleich zu der wahrsten und einfachsten Ansicht der Menschheit, und entfernt jede kleinliche Vorstellung, welche eine verzärtelte Cultur uns so oft über das Verhältnifs beider Geschlechter zu einander einflöfst.

Aber weniger grofs und erhaben durfte er uns auch Dorotheen nicht darstellen, wenn der letzte Theil der Begebenheit, welcher das ganze Gedicht beschliefst, seine volle Wirkung ausüben, wenn neben dem Adel und der Gröfse der Gesinnungen, welche Dorothea ausspricht, und bei der erschütternden Naturscene, die uns der Dichter zugleich schildert, dem rollenden Donner, den herabschlagenden Regengüssen, dem sausenden Sturm, nicht das Mädchen selbst und seine Gestalt vor unsrer Einbildungskraft verschwinden sollte.

XXXVII.

Kurze Vergleichung dieser Schilderung mit dem im Vorigen Gesagten. — Reine Objectivität derselben — so wie des ganzen Gedichts.

Wer nach dieser Schilderung Dorotheens, der wir mit Fleifs Schritt für Schritt gefolgt sind, ihr Bild in den verschiednen Momenten, die wir bezeichnet haben, zurückruft, und sich dann an dasjenige erinnert, was wir diesem Gedicht eigenthümlich nannten, der wird sich nicht enthalten können, unsre Behauptung aufs pünktlichste und genaueste wahr zu finden.

Der Dichter hat die Gestalt des Mädchens nirgends eigentlich beschrieben; er hat sie selbst vor uns hingestellt. Er hat nie einzelne Theile für sich herausgehoben, sondern immer nur auf die Schilderung des Ganzen hingearbeitet; er hat nirgends überflüssige Farben aufgetragen, sondern immer nur die Umrisse der Formen gezeichnet; er hat nie gesucht, Viel und Mannigfaltiges, sondern immer nur Eins und ein Ganzes, darzustellen. Dadurch hat er die Einbildungskraft seines Lesers genöthigt, sich ganz in den Gegenstand zu versenken, und ihr weder Freiheit noch Zeit gelassen, sich mit etwas andrem, oder mit sich selbst zu beschäftigen; sie gezwungen, denselben durchaus rein und allein aus sich selbst zu erzeugen.

Um dies Letztere in vollem Maſse zu erreichen, hat er ihr den Grad und die Farbe ihrer Stimmung von Augenblick zu Augenblick vorgeschrieben, und doch dabei verstanden, weder sich selbst je von seinem Stoff zu entfernen, noch auch sie je von demselben ab in sich zurückzuführen. Denn statt, wie der lyrische Dichter, da, wo er Schilderungen braucht, zu thun pflegt, unmittelbar Empfindungen zu erregen, die auf die Schilderung selbst zurückwirken, stimmt er seinen Leser vielmehr immer nur durch andere Bilder, immer durch Gestalten und Handlungen, die er jenen an die Seite stellt, oder vor ihnen vorausgehn läſst, und indem er auf diese Weise durchaus objectiv bleibt, verwebt er alle einzelne Theile seiner Composition aufs festeste in einander.

Die Kunst, wodurch er der Einbildungskraft seines Lesers diese vollkommne Objectivität und Gesetzmäſsigkeit einflöſst, und doch eigentlich mehr sie zu stimmen, als seinen Gegenstand ängstlich und Zug für Zug zu beschreiben beschäftigt ist, besteht blos darin, seine eigne zu erwärmen und zu begeistern. Sobald seine Natur dichterisch

genug ist, d. h. objectiv genug, um seinem Gegenstand auch dann noch, wenn er ihn ganz aus der Wirklichkeit heraushebt, die Form derselben zu erhalten (die Form, in welcher allein er durchaus sinnlich angeschaut werden kann); gesetzmäfsig genug, um in der unruhigsten innern Bewegung doch noch den Bedingungen getreu zu bleiben, welchen alles wirkliche Daseyn unterworfen ist, und mächtig genug, um in seine eigne Begeisterung auch andre mit fortzureifsen — so entflammt seine Einbildungskraft (und dies ist das unbegreifliche Geheimnifs der Kunst) von selbst die seines Zuhörers, nicht blofs überhaupt auch schöpferisch, sondern es gerade auf dieselbe Weise zu seyn. Indem er allen, die sich ihm nähern, denselben Zauber mittheilt, der ihn selbst fesselt, hat er es eigentlich nur für sich und mit seinem Gegenstande zu thun, ihn nur aus sich zu erzeugen und auf sich wirken zu lassen.

Dadurch gelangt er zu der reinen und hohen Objectivität, die wir nun stufenweis beschrieben haben; dadurch nöthigt er unsre Einbildungskraft, nicht blofs überhaupt bildend zu verfahren, nicht blofs überhaupt sinnliche Gestalten hervorzurufen, sondern ununterbrochen fort allein an der Erzeugung des Einen Gegenstandes zu arbeiten, der ihn selbst begeistert, und sich mit ihm nur durch die vollendete Darstellung dieser Einen Form zu befriedigen.

XXXVIII.

Schlichte Einfalt und natürliche Wahrheit unsres Gedichts.

Die erste Eigenschaft, die wir bis jetzt vorzugsweise an dem Göthischen Gedichte gewahr wurden, war seine reine und vollendete Objectivität; wir fügen nunmehr eine zweite hinzu, seine schlichte Einfalt und seine natürliche Wahrheit.

Beide sind gewissermafsen mit einander verwandt. Die erstere beruht auf einem rein beobachtenden und bestimmt bildenden Sinn, auf der Fähigkeit, die Natur in aller ihrer Wahrheit aufzufassen, und in der ganzen Bestimmtheit ihrer Formen, der ganzen Festigkeit ihres Zusammenhanges wieder darzustellen. Einem solchen äufsern Sinn mufs ein ähnlicher innrer entsprechen. So wie jener sich in der äufsern Natur vorzugsweise an ihrer Gesetzmäfsigkeit und ihrer Realität erfreut; so mufs dieser dieselben Eigenschaften in dem Innern des Gemüths und dem Charakter der Menschheit aufsuchen. Er kann daher nur bei ihren gröfsesten, einfachsten und wesentlichsten Formen verweilen.

Wer sich in dieser Stimmung befindet, wird überall nur die Natur mahlen, nur sie in ihrem innern Charakter und ihrer äufsern Gestalt. Er wird daher auch den Menschen am liebsten von den Seiten betrachten, von welchen er geradezu mit ihr übereinstimmt, lieber da, wo er als Gattung erscheint, als da, wo er in einer entschiedenen Eigenthümlichkeit auftritt. Die Einfachheit des Stoffs, den er schildert, wird auf seine Schilderung selbst übergehen. Er wird immer innerhalb des Tons ruhiger Darstellung bleiben; immer nur, indem er einen Theil an den andern anfügt, das Ganze hinzustellen bemüht seyn; nie mit seinem Ausdruck hinter der Sache zurückbleiben, aber auch nie mit demselben darüber hinausgehn. Er wird immer den treffendsten und kräftigsten in seiner Macht haben; nie aber einen blofs kühnen oder glänzenden suchen.

Das Gepräge einer solchen Einfachheit und Wahrheit nun trägt das gegenwärtige Gedicht in einem auffallenden Grade an sich. Es ist überall nur die Sache, die wir vor uns erblicken, und sie immer in ihrer wahren und nackten Gestalt. Aber noch mehr, als im Ton und der Sprache, fällt diese Einfachheit in den Gesinnungen und Charakteren auf.

Es ist kaum möglich, ein einzelnes Beispiel für eine Behauptung herauszuheben, für die eigentlich alles zugleich spricht. Allein wenn es dennoch eines Beispieles bedarf, so erinnere man sich an die Schilderung der Mutter Herrmanns. Unter allem, was in der Natur einfach genannt werden kann, ist kaum etwas andres, was diesen Namen in höherem Grade verdiente, als die Liebe einer Mutter zu ihrem Kinde. Aus der natürlichsten Verbindung entsprungen, durch die natürlichsten Verhältnisse fortgepflanzt, auf die natürlichste Sorgfalt für unmittelbares Glück und unmittelbare Zufriedenheit beschränkt, bietet sie, — so ehrwürdig und schön sie auch in der Wirklichkeit erscheint — der dichterischen Einbildungskraft kaum eine einzige Seite dar, von welcher sie dieselbe durch eine hervorstechende Eigenthümlichkeit auszeichnen könnte. Nur der Dichter, der seiner Stärke gewifs ist, die Natur blofs als Natur geltend zu machen, darf sich an die Schilderung eines Gefühls wagen, das er nur, indem er es in seiner ganzen Gröfse, in seiner durchgängigen Wahrheit auffafst, aus dem Gewöhnlichen heraus zu heben und dichterisch zu halten im Stande ist. Denn unter allen andren ist keins, was so sehr, als dies, entweder jede dichterische Behandlung verschmäht, oder nur in dem reinsten und höchsten Style der Kunst eine glückliche Wirkung verspricht.

Aber wie viel einfacher wird dieses Bild mütterlicher Zärtlichkeit noch unter den Händen unseres Dichters! Er schildert nicht den Zustand heftiger Leidenschaft, nicht die qualvolle Furcht vor einem drohenden, oder den zerreifsenden Schmerz über einen erlittnen Verlust; auch bei ihm ist das mütterliche Herz um das Glück des Sohnes besorgt, aber diese Besorgnifs entspringt mehr aus der Aengstlichkeit der Liebe, als aus der dringenden Lage der Umstände. Er zeigt uns nicht die Sorgfalt für die ersten

Jahre der Kindheit, für den erst stammelnden Säugling — eine Lage, die durch die zarte Unschuld, die liebliche Anmuth, die abhängige Hülflosigkeit dieses Alters einen eigenthümlichen Reiz gewinnt. Er schildert uns die Mutter mit dem erwachsenen Sohn, also in Verhältnissen und Empfindungen, die, um unsrem Herzen wichtig zu werden, nichts als ihre einfache Wahrheit, ihre tiefe Innigkeit besitzen. In dem Charakter dieser Mutter selbst hat er alle Einfalt einer schönen und reinen, aber schlichten Natur vereinigt; sie überall sonst nur als die hülfreiche Gattin, die geschäftige Hausfrau, gezeichnet; und dies Bild noch durch die Züge verstärkt, die er von einer gewissen kindischen Naivetät in ihrer früheren Jugend erzählt.

Gerade aber durch diese Kühnheit, seinen Gegenstand schlechterdings da aufzunehmen, wo er blofs Natur ist, führt er ihn auf eine Stufe einfacher Erhabenheit, von der wir sonst kaum einen Begriff haben. Wenigstens erinnern wir uns bei keinem andren Dichter einer Schilderung einer Mutter, die an Natur und Wahrheit, an Gröfse und Schönheit der Gesinnung mit dieser verglichen werden dürfte. Wie grofs und edel irgend einer der in diesem Gedichte aufgestellten Charaktere erscheinen mag, so darf diese Mutter keinem derselben weichen. Sie ist durchaus gut, durchaus verständig, durchaus zart und fein empfindend; nirgends zeigt sie einen Mangel, nirgends einen Mifsklang. Ihr Charakter ist ganz idealisch: denn nirgends wird man eine einengende Schranke in demselben gewahr; und er ist zugleich ganz natürlich: denn sein Wesen besteht blofs in dem, was dem Menschen zugleich mit der Menschheit eingepflanzt ist.

Darum ist die Liebe dieser Mutter nicht blofs stark und innig, sondern zugleich auch so zart; darum ihr Sinn so fein, die innersten Gefühle ihres Herrmanns mitten aus

seinen halb verstellten, halb verwirrten Worten zu enträthseln; darum ihre Schonung für jede Denkungsart so schön; ihr Sinn für jede Eigenthümlichkeit in der Menschheit so grofs und menschlich. Zu der Liberalität, die sonst nur Philosophie und Nachdenken; zu der Feinheit, die nur mühsam erworbene Menschenkenntnifs verschafft, gelangt sie allein auf dem Wege der einzigen Empfindung, welcher sie ganz und ausschliefslich angehört.

Einer solchen Liebe der Mutter mufs eine gleiche Zärtlichkeit des Sohnes entsprechen. Diese hat uns auch der Dichter gezeichnet; wir sehen seine starke Anhänglichkeit, sein grofses und zuversichtliches Vertrauen; aber er scheut sich sogar nicht, uns hier in das kleinste Detail einzuführen, uns zu erzählen, dafs z. B. der Sohn sich nie vom Hause entfernte, ohne seine Mutter vorher davon zu unterrichten.

Dafs Züge dieser Art nicht kleinlich, nicht gemein werden, ist das Verdienst der Kunst, und hierin besteht ihre Gröfse. Zwar pflegt man das Einfache an sich grofs zu nennen. Aber es ist dies nie von selbst, immer allein durch die Ansicht oder die Behandlung, immer nur dadurch, dafs man es als Natur, also in der Wahrheit, der Realität, dem Zusammenhange darstellt, welche dieser eigen sind.

Wovon wir also zuerst ausgingen, darauf allein kommt alles an, überall, im Aeufsern und Innern, in den sinnlichen Formen und in den Veränderungen unsres Gemüths nur die Natur aufzusuchen und darzustellen.

Dadurch nun, dafs unser Dichter, immer hiermit beschäftigt, das menschliche Gemüth und seine Gesinnungen so klar und offen darlegt, erlangt er eine Einfachheit und Wahrheit, bringt er uns seinen Stoff mit einer Innigkeit ans Herz, die nur ihm allein angehört. Er greift in unsre eigensten Gedanken und Empfindungen ein, und indem er

alle Falten unsres Herzens aufdeckt, und uns in den Kreis unsres gewöhnlichen Alltagslebens zu begleiten scheint, erhält er sich immer auf der nothwendigen poëtischen Höhe. Nur selten hat ein andrer unter den Neuern so sehr die strenge Wahrheit und die schlichte Einfalt der Natur mit der vollkommensten Begeisterung der Kunst gepaart, und nie — könnte man sagen — ist einer in einem so durchaus prosaischen Gange in so hohem Grade poëtisch gewesen.

Wir bleiben schlechterdings in demselben Kreise, in welchem wir einmal zu leben gewohnt sind; aber wir werden mit diesem ganzen Kreise auf eine ungewohnte Höhe erhoben: die Wirklichkeit in und um uns leidet kaum eine Veränderung in ihrer Beschaffenheit; aber sie ist gar nicht mehr Wirklichkeit, sie ist nur reines Erzeugnifs der dichterischen Einbildungskraft.

XXXIX.

Die Verbindung reiner Objectivität mit einfacher Wahrheit macht dies Gedicht den Werken der Alten ähnlich.

Die vollendete Darstellung der Menschheit durch die Einbildungskraft kann nicht anders, als mit Hülfe der beiden Eigenschaften gelingen, die wir bis jetzt betrachtet haben, nicht ohne einen ruhig bildenden Sinn und eine gewisse Anhänglichkeit an die einfache Wahrheit der Natur. Auf diesen beiden Stücken beruht daher vorzüglich aller Künstlerberuf.

Diese glückliche Dichteranlage nun, dieser echte Kunstsinn, der sich, wo er selbst ist, auch auf Andre forterzeugt, war keinem Volk in so hohem Grade, als den Griechen, eigenthümlich. Er ist es, der sich in ihren Werken, vorzüglich durch Totalität und Ebenmaafs, äufsert. Wer den

Apoll betrachtet oder den Homer liest, fühlt sich, wie er auch vorher hätte gestimmt seyn mögen, zu demselben angefeuert; die Einheit seines innern Wesens in diesen Augenblicken, und die Einheit des Werks, das vor seinen Augen dasteht, schmelzen gleichsam in Eins zusammen, und wachsen, indem sie sich über die ganze Natur, so wie wir dieselbe alsdann ansehen, verbreiten, zu etwas Unendlichem an.

Das undurchdringliche Geheimniſs der Kunst, man möchte sagen, die Technik, wodurch die Alten diese Wirkung zu Wege brachten, läſst sich freilich nicht mit Worten beschreiben; aber sie beruht doch gröſstentheils auf einer dreifachen Eigenthümlichkeit ihrer Künstlermethode:

1. auf der natürlichen Zusammenfügung aller Theile zum Ganzen, in der, wie in der organischen Schöpfung selbst, jeder aus dem andern frei und doch nothwendig hervorgeht;

2. auf der Gröſse und Reinheit der Elemente, aus welcher sie ihre Formen zusammensetzten; und endlich

3. auf einer gewissen kühnen Manier, mit der sie nie kleinlich und ängstlich dem Auge mahlten, sondern vielmehr die Phantasie nur mit Begeisterung und Kraft ausrüsteten, den bloſs angelegten Umriſs selbst zu vollenden.

Die Einbildungskraft war so mächtig in ihnen, so mit ihrer ganzen Natur in Eins verschmolzen, daſs, wenn sie sich bei uns so oft durch die Heftigkeit der Begeisterung und ein gewissermaſsen gewaltsames Feuer ankündigt, sie bei ihnen mit allen den Eigenschaften verschwistert war, welche den Menschen weise und ruhig durch das Leben führen, mit dem streng organisirenden Verstande, dem ruhig aufnehmenden Blick und dem schönen Gleichgewicht aller Neigungen und Gemüthskräfte.

Daſs dieser Geist, mehr als in irgend einem andren

neueren Gedicht, in dem gegenwärtigen herrscht, haben wir im Vorigen bewiesen. Schon die Blicke, die wir bisher auf einzelne Theile desselben geworfen haben, reichen hin, die Einheit des Plans, die reine und volle Natur, die aus allen darin handelnden Charakteren und dem Geiste des Ganzen spricht, und die Festigkeit der Zeichnung, in der so oft ein einzelnes Beiwort auf einmal ein ganzes Bild zu vollenden genug ist, im Allgemeinen zu zeigen. Die sichere Kraft, die zugleich auf einem ruhig beobachtenden Sinn und einem überlegt anordnenden Verstande beruht, und die innige Wärme, die nur dann da ist, wann sich das ganze Herz gerührt fühlt, sind überall gleich sichtbar und wirksam.

Wie Homer und die Alten, wirkt unser Dichter nur durch das, was er in seinem Werk wirklich ist, durch die Gestalt und das Wesen, in welchem er sich ruhig und anspruchslos vor den Zuschauer hinstellt; nicht aber wie die neueren, und besonders jene oben näher betrachteten, mehr romantischen, als epischen Dichter, durch das, was er in sichtbarer Beziehung auf ihn, unmittelbar thut, singt und beschreibt.

XL.

Verschiedenheit unsres Gedichts von den Werken der Alten. — Mangel an sinnlichem Reichthum.

Wenn wir so eben von einer gewissen Aehnlichkeit dieses Göthischen Gedichts mit den Werken der Alten redeten, so ist es unmöglich, nur irgend lange bei derselben zu verweilen, ohne noch stärker an den mächtigen Contrast erinnert zu werden, in welchem es mit denselben steht. Zwar ist es unläugbar in einem hohen und echt antiken Style gedichtet, allein dies hindert nicht, dafs es

nicht sowohl in der Behandlung des Stoffs, als selbst in der Art der Darstellung den Charakter unserer Zeit auf eine gleich unverkennbare Weise an sich trägt. Vielmehr finden wir, wenn wir genauer in diese Vergleichung eindringen, statt einer bloßen Nachahmung des Alterthums, eine überraschend schöne Vereinigung der wesentlichsten Vorzüge der alten Kunst mit den Fortschritten und Verfeinerungen neuerer Zeiten.

Den ersten Unterschied treffen wir in der Art der Darstellung und dem Tone des Vortrags an.

Die Alten zeichnen fast durchaus nur Gestalten, Bewegung und Handlung; ihre ganze Kunst ist lebendig, mannigfaltig und sinnlich. Die Begebenheiten, welche sie schildern, haben immer etwas Großes und Glänzendes; sie reißen durch das Heroische in den Unternehmungen und die Wichtigkeit des Erfolgs zu enthusiastischer Bewunderung mit sich fort. Der Glanz, worin sie schon dadurch erscheinen, wird noch durch die beständige Mitwirkung überirdischer Mächte erhöht. Menschen und Götter sind auf demselben Schauplatz mit einander vermischt; der natürliche Lauf der Ereignisse wird alle Augenblicke durch überraschende Wunder unterbrochen; und als wäre der Olymp selbst noch nicht groß und mächtig genug, so schwebt noch über Menschen und Göttern das furchtbare Schicksal, dessen Aussprüchen beide gehorchen müssen.

Die Personen, die sie aufführen, theilen nicht allein großentheils zugleich denselben Glanz, sind Heroen, die zwischen dem Olymp und der Sterblichkeit in der Mitte stehen, sondern sie sind auch meistentheils nur nach ihren äußern Gestalten, ihren Handlungen, ihren Reden individualisirt, nicht, wie so oft bei den neueren Dichtern, nach ihren innern Charakterformen und Gesinnungen. Dadurch besitzt z. B. Homer eine so große Menge von Figuren,

ohne gerade eine gleich grofse Anzahl bestimmt unterschiedener Charaktere aufzustellen. Was diese letzteren selbst betrifft, so zeichnen die Alten entweder nur sehr stark und wesentlich von einander unterschiedene, nur die Hauptseiten der Menschheit, oder, wo sie in feinere Nüancen eingehn, unterscheiden sie dieselben wieder nur nach der äufseren Bildung. So findet man z. B., wenn man die Reihe idealischer Formen in den Werken ihrer Bildhauer durchgeht, die Hauptfiguren, einen Apoll und Bacchus, eine Venus und Diana, selbst noch einen Jupiter und Neptun durch die wesentlichsten und auffallendsten Charakterzüge von einander gesondert; aber vergleicht man hernach diejenigen, welche näher zusammen gehören, z. B. die Heldenstatuen, so kennt man wohl ihre Züge wieder, aber ihren Charakter würde man vergeblich in hinlänglicher Bestimmtheit einzeln anzugeben versuchen. Indefs werden wir auch zu diesem Versuche durch sie nicht eingeladen; nur ihre Züge sollen zu unsrer Einbildungskraft, nicht ihr Ausdruck gerade zu unsrem Geiste sprechen.

Könnte indefs den Alten auch so noch etwas an sinnlichem Glanz und Reichthum mangeln, so wäre ihre Sprache allein mehr als hinlänglich, es zu ersetzen. So mahlerisch ist dieselbe in allen ihren Ausdrücken, so voll und üppig in dem Flufs ihrer Perioden, so wohlklingend in ihren rhythmischen Verhältnissen.

Alles dies zusammengenommen giebt der alten Kunst ein Leben und eine Fülle, eine sinnliche und einfache Gröfse, eine so helle und glänzende Beleuchtung, dafs ihr hierin die neuere niemals gleich zu kommen vermag, wenn sie uns auch vielleicht dafür durch einen reicheren Gehalt für den Verstand und die Empfindung, eine feinere geistige Individualität und durch Töne, die unmittelbarer in unser Inneres eingreifen, entschädigen sollte.

Zwar kennen wir einige neuere Dichter, und unter diesen steht wiederum Ariost an der Spitze, welche in der Mannigfaltigkeit ihrer Figuren und der Bewegung ihrer Handlung vielleicht mit Recht mit den Alten wetteifern können. Allein in ihnen wird diese lebendige Sinnlichkeit durch das Feuer geweckt, von welchem ihre Empfindung entflammt ist. Sie sind mehr eigenmächtige Schöpfer einer bunten und gestaltenreichen Feenwelt, als treue Mahler einer reichen Natur. Es fehlt ihnen selbst an dem ruhig bildenden Sinn, ihren Werken an der reinen Objectivität, an der innern Nothwendigkeit der Formen.

Um den Vorzug dieser Objectivität, dieser Bestimmtheit und lichtvollen Klarheit der Schilderungen nun kann unser Dichter mit jedem andren streiten; mit jedem hält er in diesem Punkt die Vergleichung aus. Aber stellen wir ihn unmittelbar demjenigen zur Seite, an den seine Gattung und sein Ton sonst am nächsten erinnert, dem Homer, so entbehrt er freilich jenes heiter stralenden Glanzes, jener unaufhörlich strömenden Fülle von Leben und Bewegung.

Er hat nicht Götter und Heroen, er hat nur Menschen hinzustellen; er hat keine Handlung, die das Glück von Nationen, von verschiedenen Völkerstämmen, das Schicksal der ganzen bekannten Welt entscheidet, an der Himmel und Erde zugleich Theil nehmen, und über die der Olymp selbst sich in Parteien spaltet; was in seinem Stoff grofs und weltverändernd ist, sind Begebenheiten, das, worin er Würde und Erhabenheit legen kann, Gesinnungen. Zwischen beiden steht eine Handlung mitten inne, und seine Kunst mufs nur suchen, von dem Glanze der ersteren derselben zu borgen, und die Gröfse der letzteren (damit sie lebendig und objectiv erscheinen) in derselben auszuprägen. Nicht sowohl also in der Welt, als in dem Inneren des

Menschen mufs er seine Stärke finden, und da dadurch unsre ganze Stimmung eine andre Richtung erhält, so tritt auch nun das Schicksal, dieser übermenschliche Gegenstand, ohne den keine dichterische Wirkung möglich ist, in veränderter Gestalt auf. Wenn dasselbe bei den Alten aus einer unsichtbaren Höhe herab mit seinen Schlägen Menschen und Götter überrascht, so gleicht es hier mehr einer Macht, die aus dem Innern der Menschheit, aber aus ihren nie ergründeten Tiefen, entspringt, und flöfst uns einen um so geheimnifsvolleren Schauder ein, als wir es näher mit uns verwandt fühlen.

In den Personen, welche der Dichter uns darstellt, herrscht zwar Bestimmtheit der Zeichnung und Mannigfaltigkeit der Gestalten. Aber nicht allein dafs jede einzelne sich in ein anspruchloseres und bescheidneres Gewand hüllen mufs, so kann er auch überhaupt nicht nur keine grofse Anzahl derselben in Handlung setzen, sondern, indem er auf Reichthum der Figuren Verzicht thun mufs, auch nur eine schöne Stufenfolge von Charakteren schildern.

Seine Sprache endlich ist zwar durchaus dichterisch und ausdrucksvoll, und wo der Gegenstand es verlangt, auch grofs und kühn; aber der Reichthum und die Pracht ihrer älteren Schwestern bleibt ihr darum nicht weniger fremd.

Vermag er indefs nicht, den Alten gleich, durch sinnlichen Reichthum zu glänzen, so hat er es in seiner Gewalt, desto mehr durch einfache Wahrheit zu gelten; kann er die Sinne nicht gleich mächtig reizen, so kann er seine Dichtung desto tiefer in unsre Empfindung verweben, und wie viel er durch diesen Vorzug wiedergewinnt, werden wir gleich sehen, wenn wir nur erst noch jenen wenigstens scheinbaren Mangel in einem einzelnen Beispiel näher betrachtet haben. Dann wird sich zugleich unfehlbar zeigen,

wie dieser letztere gerade durch jene höhere Vortrefflichkeit nur noch sichtbarer hervortreten muſs.

XLI.

Dieser Mangel an sinnlichem Reichthum zeigt sich auffallend in der Behandlung des Wunderbaren.

Seinen gröſsesten und sinnlichsten Glanz erhält der epische Dichter durch die Einmischung des Wunderbaren. Er kann unsre Einbildungskraft nicht lebendiger rühren, als durch diese plötzlichen Ereignisse, die, ohne von Menschen gewirkt zu seyn, ihre Handlungen auf einmal unterbrechen, gerade in dem Augenblick der Entscheidung den einen parteiisch begünstigen, und den andren daniederschlagen. Zwar hat man erinnert, daſs diese Dazwischenkunft auſserordentlicher Mächte die eigne Kraft der Helden verdunkelt. Allein wenn sie dadurch an menschlicher Gröſse verlieren, so werden sie dafür in Olympischen Glanz gekleidet, und es giebt offenbar ein gewisses Glück, das der Stimmung, welche der Dichter bewirken will, bei weitem günstiger ist, als das wahre und innre Verdienst.

Auch unser Dichter hat sich dies Wunderbare zu eigen gemacht. Zwar konnte er es nicht gebrauchen, um seinem Stoff dadurch Würde und Gröſse zu geben. Aber er konnte es nicht entbehren, weil der Mensch, dessen Schilderung sein Geschäft ist, nicht ohne dasselbe seyn kann, weil er der Empfindung, die es hervorbringt, so sehr bedarf, daſs sie bei jedem, mitten in dem einfachsten Lebenskreise, nur seltner oder öfter zurückkehrt.

Das Leben wäre von der langweiligsten Einförmigkeit, wenn sich immer in einer vorauszusehenden Reihe Begebenheit aus Begebenheit entwickelte und wenn vorher nicht berechnete, plötzliche Zufälle diese einförmige Kette nicht

unterbrächen. Durch diese Zufälle nun, dadurch, dafs ein grofser Theil der Thätigkeit unsrer Seele in seinem Detail aufser dem Kreis unsres Bewufstseyns liegt, dafs Gedanken und Empfindungen, wie aus unbekannten Tiefen, hervorschiefsen, dafs ferner eben diese, uns unbewufsten Vorstellungen gleichsam mit den Begebenheiten im Bunde stehen, unsren Mienen, Reden und Handlungen Modificationen geben, die, ohne dafs wir es bemerken, andere Folgen nach sich ziehen, so dafs wir nun ein Zusammentreffen in den Wirkungen wahrnehmen, ohne zugleich eine Verbindung in den Ursachen zu erblicken — durch dies alles zusammengenommen entstehen die Ueberraschungen, die wir, je nachdem unsere Phantasie anders und anders gestimmt ist, mehr oder weniger zum Wunderbaren ausmahlen.

Dies hat unser Dichter zu benutzen verstanden, und wenn nun bei anderen neueren Dichtern das Wunderbare immer kalt und unnatürlich ist, weil es sich auf Kräfte bezieht, die uns fabelhaft oder kindisch erscheinen, so hat er es unmittelbar aus uns selbst geschöpft, und ihm dadurch nichts von seiner überraschenden Wirkung benommen. Allein freilich verliert es dadurch an der Gröfse und dem Glanz, den es sonst vor der Phantasie besitzt, und bleibt seiner eigentlichen Natur nur noch in seinem ursprünglichen Begriff, in dem des Grundlosen, treu. Auch kann er es nur bei kleineren Vorfällen, weniger bedeutenden Wendungen seiner Erzählung gebrauchen. Die grofsen und wahrhaft wunderbaren Begebenheiten, die er aufführt, darf er so wenig als Wunder darstellen, dafs sie vielmehr durchaus nur als die unvermeidliche Nothwendigkeit des Schicksals erscheinen müssen.

Wir haben schon im Vorigen zwei Stellen berührt, wo das eben Gesagte sehr sichtbar ist, die Umwandlung, die der Geistliche in Herrmanns Wesen bemerkt, und die plötz-

liche Erscheinung Dorotheens am Brunnen. Aber es ist noch eine dritte (S. 191.), noch mehr in den Faden der Erzählung verwebte übrig: die, wo Dorothea auf den Stufen des Weinbergs ausgleitet, und die üble Vorbedeutung, die sie daraus zieht, durch die Verwirrung bei ihrem Eintritt ins Haus erfüllt wird. Wie wir es im täglichen Leben so oft selbst empfinden, so sehen wir es hier vor Augen. Wenn die Gefühle aufs höchste steigen, wenn der Augenblick der Entscheidung wichtiger Ereignisse da ist, so verwirren sich unsre Gedanken; was wir vornehmen, mifsräth uns, alle widrigen Umstände scheinen auf einmal zusammenzutreffen, weil wir alle ungeschickt behandeln; und da wir dies selbst bemerken, und schon trübe gestimmt sind, so ziehen wir ungünstige Ahndungen daraus, die dann auch nothwendig eintreffen müssen. Aber gerade, wie es im Leben geschieht, dafs alle, auch die kleinsten Zufälle, sich dann so zusammenschieben, dafs jeder einzelne Schritt ganz natürlich ist, und gar nicht mehr wunderbar erscheint, gerade so hat es auch der Dichter gemahlt. Doch dies zu entwickeln, würde uns zu weit führen, und jeder Leser mufs es, sobald er die Stelle noch einmal überliest, von selbst aufs lebendigste fühlen.

Was die Alten also aufserhalb der Grenzen der Erde im Olymp aufsuchen, das ist unser Dichter genöthigt, um es dem Alltagskreise der Begebenheiten zu entziehen, in die gleich verborgnen Tiefen unsres Gemüths zu versenken. Indefs verliert es durch die künstlerische Behandlung, durch die Leichtigkeit der Darstellung, durch die Vergleichung, die wir so natürlich z. B. zwischen einer solchen Vorbedeutung und den Weissagungen im Homer und den Alten anstellen, von dem feierlichen Ernst der Wirklichkeit, und gewinnt eine gewisse liebliche und zierliche Anmuth.

XLII.

Der Unterschied dieses Gedichts von den Werken der Alten offenbart sich auch in einem ihm eigenthümlichen Vorzug.

Wer Herrmann und Dorothea in Stunden liest, in welchen sein Herz der Wirkung des Dichters offen ist, der mufs unläugbar erkennen, dafs darin noch ein anderer Geist, als in den Werken der Alten herrscht. Er wird denselben nicht gerade gröfser und besser, aber verschieden, und, nur in einer andern Art, gleich trefflich finden; er wird sich von ihm nicht mächtiger angezogen, aber inniger durchdrungen fühlen.

Wenn er den geringeren sinnlichen Reichthum, von dem wir im Vorigen redeten, nicht als einen störenden Mangel empfindet, so wird er daran erkennen, dafs der Dichter sich auf einem andern Gebiet, als die Alten, befindet, dafs er (so viel dies nemlich die allgemeine Gleichheit des Dichterberufs erlaubt) von anderen Punkten ausgeht, und einem andern Ziele nachstrebt, und dafs er eben dadurch auch ihn nothwendig in eine andere Sphäre versetzt.

Und dies ist in der That auch der Fall. Wenn die Alten mehr die Natur in ihrer sinnlichen Pracht und Gröfse mahlen, so legt er mehr das Innre der Menschheit dar. Beide Gegenstände haben eine unwidersprechliche Gröfse, der erstere ist aufserdem dem Wesen der Kunst mehr angemessen; aber wenn dieselbe auch in dem letzteren ihre ganze Schönheit erhält, so besitzt dies für uns, die wir mehr in Gedanken und Empfindungen, als in Anschauungen und Handlungen leben, vielleicht einen noch eigenthümlicheren Reiz.

Was unser Gemüth beständig beschäftigt, den Gedanken und das Gefühl, finden wir hier auf eine wunderbar grofse Weise behandelt und ausgebildet. Ueber die wich-

tigsten menschlichen Verhältnisse hören wir entgegengesetzte Meinungen mit einander ausgleichen; das Erhabenste, was über die Begebenheiten unserer Zeit gedacht werden kann, finden wir in seiner ganzen einfachen Gröfse und vollkommen dichterisch ausgedrückt; unser Geist schwingt sich zu einer Höhe der Gedanken, die, man mufs es offenherzig gestehen, den Alten schlechterdings fremd war. Es ist nicht, dafs wir sie je in dem Gehalte gediegener Weisheit übertreffen, je die letzten Resultate besser und fester zusammenknüpfen könnten; aber es ist nur, dafs sie den Gedanken, der doch auch so einer vollkommen künstlerischen Behandlung fähig ist, nie rein und für sich verfolgen, und daher auch unserer Seele nicht den intellectuellen Schwung mitzutheilen vermögen, von welchem dies immer begleitet ist.

Auf eine ähnliche Weise verhält es sich mit der Empfindung. Wenn wir Herrmann und Dorothea auf ihrem Wege zur Wohnung der Eltern begleiten; wie innig gehen wir da in ihre Gefühle ein, wie durchdringen wir sie bis auf die innersten Falten ihres Herzens, und wie tief führt uns dies in unsre eigne Brust, in die ganze Menschheit zurück! Niemand kommt den Alten in der Wahrheit und Stärke gleich, mit der sie Gefühle und Leidenschaften schildern. Aber wieder weil sie sich auch in dies Gebiet nicht so einsam einschliefsen, weil sie die Empfindung mehr im Ganzen und in ihren Aeufserungen zeichnen, als im Einzelnen, und für sich entwickeln, so versetzen sie uns nicht in die zarte, leise, verwundbare Stimmung, deren wir uns hier nicht erwehren können.

Dadurch sind zugleich alle Charaktere, nicht zwar in Rücksicht auf die natürliche Kraft und Schönheit, aber in Rücksicht auf eine gewisse feinere Bildung, um eine Stufe höher gestellt. So einfach und echt antik z. B. Dorothea

geschildert ist, so besitzt das Alterthum dennoch keine weibliche Gestalt, die ihr an innerer Zartheit gleich käme. Selbst in Herrmann ist etwas, wofür die Helden der Alten keinen Sinn haben würden; und wenn die Mutter schöner und gröfser gehalten ist, als wir es in irgend einem andern alten oder neueren Dichter finden, wodurch ist dies geschehen, als dadurch, dafs ihr ein zarterer und doch gleich reiner Begriff von Weiblichkeit untergelegt ist?

Wir sind darum weit entfernt zu behaupten, dafs dieser moderne Charakter, an sich genommen, einen Vorzug vor dem antiken besäfse, und noch mehr, dafs dies in Ansehung der Forderungen der Kunst der Fall wäre. Aber, da demselben gemäfs zwar keine bessere und kräftigere, wohl aber eine höhere und feinere menschliche Natur aufgestellt wird, und die Verfeinerung auf dem Wege liegt, den das Schicksal unsrer Ausbildung vorgezeichnet hat, so verdient er, wenn er nur (worauf es immer zuerst ankommt) die Ansprüche der Kunst vollkommen befriedigt, eine eigenthümliche Stelle, und würde mit Recht sogar eine vorzüglichere verlangen, wenn es ihm nicht dabei zugleich an andren Vorzügen mangelte.

XLIII.

Erläuterung des Vorigen durch einige Beispiele.

Um gewifs zu seyn, dafs wir unserem Dichter nicht etwas Fremdes unterschieben, seine rein antike Dichtung nicht blofs mit modernem Sinne betrachten, wollen wir, zur Bestätigung unsrer Behauptung, noch ein Paar einzelne Stellen aus dem Ganzen herausheben.

Wir haben im Vorigen gesehen, dafs der Unterschied des antiken und modernen Charakters, von dem wir hier reden, vorzüglich darin besteht, dafs in diesem letzteren

das Feld der Betrachtung und der Empfindung mehr abgesondert bearbeitet wird, wodurch denn natürlich die hierauf gerichteten Kräfte eine höhere und mehr energische Thätigkeit erlangen. Dadurch aber wird zugleich der innere Mensch von der äufsern Wirklichkeit getrennt, es wird zwischen beiden eine Grenze gezogen, so dafs es nun auch jenseits derselben ein eignes und neues Gebiet giebt.

Beide nun, die über das Leben und die unmittelbare Wirklichkeit hinausgehende Betrachtung und Empfindung, waren in dem gegenwärtigen Gedichte schwer und zart zu behandeln. Der Stoff sowohl, als die Personen desselben sind ganz und gar aus der blofsen und wahren Natur genommen, es sind reine und kraftvolle, aber immer und ganz in der äufsern Wirklichkeit lebende Charaktere; was zur eigentlichen Cultur gehört, durfte nur in gewissem Grade darin Platz finden; auch hätte alles, was darauf hinausgegangen wäre, den Menschen in einer Art von Gegensatz mit der Natur zu zeigen, gegen das Wesen der epischen Dichtung verstofsen, die gerade diese beiden Gegenstände harmonisch zu verknüpfen bestimmt ist, nie, wie die lyrische, plötzlich abbrechen darf, sondern alle aufgeregten Bewegungen wieder beruhigen, alle angeschlagenen Mifsklänge auflösen mufs. Wo sich also der Dichter in dieser Gattung zum Idealischen erhebt, da mufs er es immer zur Wirklichkeit zurückführen, und dadurch verknüpft er die innere Idealität zugleich mit der äufseren Wahrheit.

Es giebt vielleicht keine rührendere und erhabnere Stelle, keine, aus welcher die Erfahrung aller Jahrhunderte und die Eigenthümlichkeit unserer Zeit deutlicher spricht, als die Worte, welche der Dichter dem unglücklichen früheren Verlobten Dorotheens über die welterschütternden Bewegungen, von denen wir in diesen letzten Jahren Augenzeugen gewesen sind, (S. 224.) in den Mund legt. „Alles regt

„sich einmal," sagt er; „keine Form, wie heilig sie sey, „kein Band, wie fest Freundschaft oder Liebe es geknüpft „habe, ist mehr dauerhaft. Darum setze überall nur leicht „den beweglichen Fuſs auf; darum schätze das Leben nicht „höher, als ein anderes Gut, und alle Güter sind trüglich." Welche natürliche und rührende Betrachtung! die aber freilich nur dem geläufig seyn kann, der mehr in Ideen, als in der Wirklichkeit lebt, der, erhaben über die Freuden des Lebens und die Güter der Welt, sein Glück nicht auf die Dauer des ersteren und an den Genuſs der letzteren knüpft, und leicht bereit, das, was er besaſs, für etwas Neues aufzugeben, jenes mit minder rüstigem Muthe bewahrt und vertheidigt. Wer wird läugnen, daſs dies eine schöne und erhabene Gesinnung ist? aber wer auch erkennt nicht, daſs eben diese jene fürchterliche Bewegung theils mit hervorgebracht, theils unterhalten und fortgeleitet hat?

Wie schön nimmt Herrmann dies auf, wie rein läſst er alles daran fahren, was seiner kraftvollen Natur nicht gemäſs ist, und hält sich allein an das Eine fest, wodurch der Mensch sich dicht an die Wirklichkeit anschlieſsen, seine Forderungen mit den Fügungen des Schicksals vereinigen kann!

Der Mensch,
sagt er,
der zur schwankenden Zeit noch schwankend gesinnt ist,
Der vermehret das Uebel, und breitet es weiter und weiter;
Aber wer fest auf dem Sinne beharrt, der bildet die Welt sich.

„Nicht also mit Kummer zu bewahren, und mit Sorge zu „genieſsen geziemt sich, sondern mit Muth und Kraft zu „vertheidigen, was man besitzt." Wie trefflich paart sich nun in ihm und Dorotheen dieser männliche Muth mit jener sanfteren, aber gleich hohen Gesinnung, die jedes Glück

dankbar ergreift, aber keinem vertraut, und andre und bessere Güter kennt, als deren Besitz trüglich, und deren Daseyn vergänglich ist.

Von den sentimentalen Stellen heben wir nur zwei aus, über die unstreitig jeder Leser mit uns einig seyn wird, dafs sie in einem alten Dichter keinen Platz gefunden hätten.

Die erste ist die, wo Herrmann in dem Gespräche mit seiner Mutter (S. 89.) die Einsamkeit und die Leere schildert, die sein Herz oft, von Sehnsucht gepreſst, empfindet.

Aber, ach! nicht das Sparen allein, um spät zu geniefsen,
Macht das Glück, es macht nicht das Glück der Haufe beim Haufen,
Nicht der Acker am Acker, so schön sich die Güter auch schliefsen.
Denn der Vater wird alt, und mit ihm altern die Söhne,
Ohne die Freude des Tags, und mit der Sorge für morgen.
Sagt mir, und schaut hinab, wie herrlich liegen die schönen
Reichen Gebreite nicht da, und unten Weinberg und Garten,
Dort die Scheunen und Ställe, die schöne Reihe der Güter!
Aber seh' ich dann dort das Hinterhaus, wo an dem Giebel
Sich das Fenster uns zeigt von meinem Stübchen im Dache;
Denk' ich die Zeiten zurück, wie manche Nacht ich den Mond schon
Dort erwartet, und schon so manchen Morgen die Sonne,
Wenn der gesunde Schlaf mir nur wenige Stunden genügte:
Ach! da kommt mir so einsam vor, wie die Kammer, der Hof und
Garten, das herrliche Feld, das über die Hügel sich hinstreckt;
Alles liegt so öde vor mir —

Aber dafs man nicht Empfindungen vermuthe, welche dem Sohne der Natur fremd sind, nicht aus dem Charakter der Person und des Gedichts herausgehe, so schildern die unmittelbar hierauf folgenden Worte:

— ich entbehre der Gattin,

auf einmal die ganze Einfachheit und Natürlichkeit seines Wunsches. Sie sind um so ausdrucksvoller, als sie, verbunden mit dem Vorhergehenden, die Empfindungen schildern, die er mit einem Verhältnifs verknüpft, dessen Entbehren ihm jeden Genufs und sein ganzes Leben unschmackhaft macht, und als sie sein höheres, zarteres, idealischeres Wesen in Vergleichung mit seinem Vater zeigen, der, (S. S. 40. 46.) eine frohe, gutmüthige und thätige, aber gewöhnlichere Natur, in dem Augenblick, da er das Mädchen sah, das ihm gefiel, den Entschlufs es zu besitzen faſste, und denselben mit munterem Scherz auch sogleich auszuführen begann.

Diese schwermüthige Stimmung einer unerfüllten, sich selbst nicht recht verständlichen Sehnsucht war den Alten, und besonders den Griechen, fremd. Bei ihnen, in ihrer mehr sinnlichen und genieſsenden Natur, in ihrem freieren und leichteren Leben, entstand immer die Begierde nur zugleich mit dem Gegenstande, oder führte denselben doch in glücklichem Bunde immer unmittelbar mit herbei, und wenn es vielleicht davon Ausnahmen gab, so konnten sie dem Dichter nicht vorschweben, der, immer nur hell und freundlich beleuchtete und groſse Massen im Auge, nur auf die Natur und die Welt, nie einseitig in sich zurück blickte. Dafs in uns Gedanken und Empfindungen sich unruhiger drängen, dafs unsre äufsere Lage uns öfter Hindernisse und Arbeit entgegensetzt, als uns leichten und frohen Genufs giebt, und uns öfter mit strengem Ernst in uns zurückscheucht, dies richtet zwischen unsrem Gemüth und der Welt eine oft unübersteigliche und undurchdringliche Scheidewand auf.

Die zweite Stelle, die wir anführen wollten, ist von ganz anderer Natur. Sie ist nicht den Alten überhaupt,

nur ihren frühesten Mustern freund, und mufste, wenn der Dichter sie nicht so fest dem Ganzen einverleibt hätte, zu der Gattung der spielenden gezählt werden. Wir meinen hier den Augenblick, wo die beiden Liebenden sich in dem Spiegel des Brunnens zuwinken, den der Dichter sogar zweimal, nicht ohne eine gewissermafsen absichtliche Symmetrie, beim Anfange und am Ende ihres Gesprächs benutzt hat. (S. 165. 171.)

Dieser Einfall, ein Medium dazwischen zu schieben, in welchem sich die Blicke des Jünglings und des Mädchens dreister, als in der Wirklichkeit, begegnen, beruht schon auf etwas Aehnlichem mit dem, was wir so eben ausführten, auf einer gewissen Schüchternheit, einer Ungewifsheit des Gelingens; es ist schon etwas, das aus der blofsen Natur hinausgeht, und eine eigne Stimmung der Einbildungskraft voraussetzt. Die späteren Griechen und Römer, z. B. Ovid, behandeln Stellen dieser Art, die in ihnen sogar häufig vorkommen, auf eine gewissermafsen tändelnde Weise, blofs als zierliche Bilder, als gefällige Spiele der Phantasie. Unser Dichter aber hat diesen Moment so gut aus der Empfindung der beiden Personen hervorgehen lassen, und ihn so glücklich motivirt, dafs er ihm dadurch einen viel gröfseren Gehalt, und eine viel wichtigere Wirkung verschafft.

Allein Stellen dieser Art könnten nicht anders, als die Einheit des Ganzen stören, wenn nicht dies selbst eine solche eben beschriebene Richtung hätte. Diese Richtung aber ist durchaus unverkennbar. Wie wir im Vorigen die Schilderung Dorotheens vom Anfange bis zum Ende des Gedichts verfolgten, stiefsen wir eigentlich nur immer auf andre und andre Entwicklungen ihres Charakters; und so ist es überall nichts anders, als das innere und geistige Wesen der verschiednen Personen, das überall, nur immer lebendig und immer sinnlich gestaltet, vor uns da steht.

Es sind nicht so sehr ihre Handlungen, an und für sich genommen, es sind mehr ihre Charaktere, die, aber immer blofs in diesen Handlungen, uns anziehen, uns auf die verschiednen Formen der Menschheit überhaupt, auf das, was sie unterscheidet, und wieder zu einem Ganzen zusammenschliefst, aber immer mit der reinen Thätigkeit unsrer Einbildungskraft, immer vollkommen künstlerisch und bildend gestimmt, überführt.

Wenn sich daher unser Dichter der vollkommenen Objectivität der Alten, der ganzen Bestimmtheit ihrer Formen bemeistert hat, so kleidet er in dies Gewand einen Gehalt, welcher ihnen so wenig eigen ist, dafs sie uns nicht einmal veranlassen, denselben bei ihnen zu suchen.

XLIV.

Reicher Gehalt dieses Gedichts für den Geist und die Empfindung. — Eigenthümliche Behandlung desselben.

Je mehr wir unsre intellectuellen Kräfte auf die Betrachtung und Bearbeitung der Welt aufser uns anwenden, je mehr wir unsre geistige Natur auf sie übertragen, desto mehr vervielfältigen wir unsre Beziehungen auf dieselbe. Die Gegenstände um uns her erscheinen uns nur als das, was unser Verstand in ihnen unterscheidet; selbst unsre Sinne bedürfen erst seiner Leitung, mit der Erweiterung unsrer Einsicht wächst daher auch das Gebiet derselben; in der That ist die Natur mit jedem Jahrhundert reicher an Individuen für uns geworden, und wenn der Ungebildete in einer ganzen Menge von Objecten nur eine einförmige und ungeschiedene Masse erblickt, so unterscheidet der kenntnifsvolle Beobachter in einem einzigen Punkt noch eine ganze Welt von Erscheinungen.

So wie diese Thätigkeit unsrer geistigen Kräfte das sinnliche Gebiet der Natur erweitert, eben so bereichert sie innerhalb unsres Gemüths die Masse unsrer Gedanken und Empfindungen. Auch hier steht es in unserer Willkühr, die Mannigfaltigkeit der Verhältnisse bis ins Unendliche hin zu vermehren; wir dürfen nur auch hier immer das Zusammengesetzte in seine Bestandtheile auflösen, nur auch hier das Einzelne immer in andre und andre Verbindungen bringen. Was in der Natur und vor unsren Sinnen einfach erscheint, können wir durch den Gedanken zerlegen, und für das Resultat, das wir auf diesem, blofs intellectuellen Wege erhalten, dennoch wieder unsre Empfindung erwärmen, da diese sich eben so leicht auf unsinnliche, als auf sinnliche Gegenstände bezieht. Mit der Empfindung kann sich die Einbildungskraft verbinden, und so können wir uns durch die Hülfe von beiden eine eigene Welt schaffen, die, durchaus unabhängig von der Wirklichkeit und den Sinnen, doch eben so, als jene, auf uns einwirkt, durchaus nur unsre eigne Schöpfung ist, aber dennoch für uns die vollkommne Realität der Natur besitzt.

Wir geben diesem ganzen Verfahren unsres Verstandes den Namen der Verfeinerung, und dies ist in der That auch der passendste, den wir demselben beilegen könnten. Denn es besteht wirklich darin, dafs das Einfache gespalten, das Grobe verfeinert wird; es ist ferner, da wir alle unsre natürlichen Bedürfnisse auch ohne dasselbe befriedigen könnten, gleichsam ein Luxus unsrer Natur, aber ein solcher, zu dem wir nicht allein nothwendig durch die Organisation unsres Geistes gezwungen sind, sondern ohne den wir auch nie die höchsten Endzwecke der Menschheit zu erfüllen im Stande wären.

Diese Verfeinerung hat mit den frühsten Zeiten der Menschheit angefangen, sie ist immer nothwendig zugleich

mit dem Begriffe derselben gegeben; aber es ist Ein Punkt in derselben, der sich so merklich darin unterscheidet, dafs er allein vorzugsweise diesen Namen an sich trägt.

Der Mensch kann nemlich entweder in harmonischem Bunde mit der Natur fortgehen, seinen Geist mit ihrer Beobachtung, seine Einbildungskraft mit ihren Formen beschäftigen, seine Empfindung auf Gegenstände richten, die sie ihm darbietet, die Befriedigung seiner Neigungen ganz und allein in ihr finden; oder er kann sich einsamer in sein Gemüth verschliefsen, seine Vernunft abgesonderter beschäftigen, seine Einbildungskraft mehr mit einem Stoffe nähren, den er allein aus sich selbst nimmt, seiner Empfindung eigen geschaffene Gegenstände geben. Natürlich werden alsdann seine Neigungen auch nicht selten auf etwas gerichtet seyn, wofür ihm die Natur keine Befriedigung darbietet, und er wird sogar manchmal ein Ziel verfolgen können, was ihm in ihr zu erreichen unmöglich ist. Diese Absonderung unsres Wesens und der Natur ist eine natürliche Folge der erhöhten Thätigkeit unsres Geistes, welche, die sinnlichen Formen verlassend, sich allein an den reinen Gedanken hält. Aber sie wird zugleich manchmal durch zufällige, nicht immer günstige Umstände veranlafst. Eine minder helle, freundliche, glückliche Stimmung kann uns gleichsam gezwungen in uns selbst verschliefsen, und diese beiden Gründe wirken nothwendig zusammen, sobald die Menschheit ihr erstes Jünglingsalter verläfst. Aus diesem Zustande nun entspringt die Empfindung und die Stimmung, die man, im Gegensatz der naiven, die sentimentale nennt, und hier ist es, wo der Charakter der Alten und Neueren von einander abweicht.

Diese Trennung konnte nicht anders, als auch auf die Kunst einen entschiedenen Einfluſs ausüben; sie mufste einen modernen Charakter annehmen, wenn sie von modern

gebildeten Individuen bearbeitet wurde. Auch wäre es ein niederschlagender Gedanke, wenn die Folge so vieler und thatenreicher Jahrhunderte uns nichts hinterlassen hätte, wodurch auch wir an unsrem Theile die Kunst zu bereichern im Stande wären.

Wenn daher in unsrem Gedichte ein eigenthümlicher, und in seiner Gattung nicht minder trefflicher Geist, als der ist, welchen wir in den Alten wahrnehmen, waltet, so ist dies eben jene höhere und feinere Sentimentalität, jener reichere Gehalt für den Verstand und die Empfindung, der uns zu einem freieren Schwunge der Gedanken begeistert und unser Gefühl leiser und zarter bewegt. Dies ist der moderne Charakter, den es deutlich und unverkennbar an der Stirn trägt.

Dieser Charakter ist unserm Dichter so eigenthümlich, dafs wir ihn in allen seinen Werken wiedererkennen; aber er weifs ihn auf eine so grofse und wunderbare Weise zu behandeln, ihn wiederum so dicht an den der Alten anzuschliefsen, dafs er es wagen konnte, ihn sogar einem echt antiken Stoff, seiner Iphigenie, aufzudrücken, ohne dafs wir darin einen störenden Mifsklang vernehmen. Und diese Behandlung ist es, die hier noch einige Erörterung verdient.

Das Erste, was bei der Verfeinerung des Gedankens und der Empfindung zu leiden Gefahr läuft, ist die natürliche Wahrheit und die schlichte Einfalt. Doch sind es gerade diese beiden Eigenschaften, welche Göthe in einem unverkennbaren Grade an sich trägt. Wie hat er es nun angefangen, zwei so verschiedenartige Dinge so eng mit einander zu verknüpfen?

Was wir mit Recht Verfeinerung nennen, kann an sich nicht der Natur widersprechen; nichts ist so natürlich, als was rein menschlich ist, und es ist der Menschheit wesentlich eingepflanzt, sich von der blofs sinnlichen Ansicht der

Dinge zu einer höheren zu erheben. Wenn es der Verfeinerung also an Natur zu mangeln scheint, so ist es nur, weil wir in ihr nicht gleich die Realität wahrnehmen, die uns an dieser ins Auge fällt, weil ihr nicht geradezu ein sinnlicher Gegenstand entspricht, weil sie mehr das Werk der Energie einzelner menschlicher Kräfte, vielleicht nur in einzelnen Stimmungen, als der menschlichen Natur überhaupt scheint, und weil wir nicht sogleich absehen, wie der Weg, auf den sie führt, mit dem allgemeinen Wege der Natur und der Menschheit zusammentreffen, zu demselben Ziele gelangen kann. Es kommt daher nur darauf an, ihr diese Realität zu verschaffen, sie wirklich als Natur, nur als eine höhere und wahrhaft verfeinerte, aufzustellen.

Wir haben im Vorigen (XXXVIII.) gesehen, dafs unser Dichter einen rein beobachtenden und bestimmt bildenden Sinn besitzt; wir haben gefunden, dafs einem solchen äufsern ein ähnlicher innerer entsprechen mufs, der dieselbe Wahrheit und Festigkeit in dem innern Charakter sucht, welche jener in der äufseren Natur wahrnimmt. Dafs derselbe nun diesen Sinn mit jener Verfeinerung, jener hohen Sentimentalität verbindet, darauf beruht seine Eigenthümlichkeit, darauf das Geheimnifs, dafs er uns einen echt modernen Charakter zeigt, ohne dafs wir darum in ihm das schöne Gepräge antiker Einfachheit und Wahrheit vermissen.

Zwar scheint in dieser Verbindung auf den ersten Anblick etwas Widersprechendes zu liegen. Jener Sinn sucht die grofsen und hellen Massen der Natur, also im Menschen, was der Gattung, der ganzen Menschheit angehört. Diese sentimentale Stimmung steigt in die dunkeln Tiefen des Gemüths hinab, verweilt innerhalb der engen Grenzen eines kleinen Gebiets, und sogar vorzugsweise bei dem, was nur Einzelnen eigen ist. Aber es kommt nur darauf an, dies letztere grofs genug zu behandeln, um diesen Wi-

derspruch sogleich wieder aufzuheben, und dies ist es, was unsern Dichter vor anderen auszeichnet.

Wo er den Zustand des Gemüths darlegt (und eigentlich ist er überall damit beschäftigt), wo er auch den ungewöhnlichsten und leidenschaftlichsten schildert, verfährt er dennoch, gerade wie bei der Beschreibung der äufsern Natur, immer ruhig und bildend, und fügt alle einzelnen Theile des Ganzen fest in einander. Er läfst die Individualität, die er darstellt, aus allen Kräften der Seele zugleich hervorgehn, verwebt sie in alle Gedanken, alle Empfindungen, alle Aeufserungen des Charakters, zeigt denselben Charakter in Verbindung mit andern; und führt ihn unsrer Einbildungskraft so in seinem ganzen Seyn und Wesen vor, dafs wir ihn nicht blofs in einem einzelnen Augenblick, einer einzelnen Stimmung, sondern so erblicken, wie er überhaupt immer ist, seine Entwicklungen verfolgen, seine Fortschritte beurtheilen können. Er läfst nicht nach, genau und vollkommen zu erforschen, wie eine ungewöhnliche Eigenthümlichkeit, die sich ihm auf seinem Wege dichterischer Erfindung darbietet, in einem menschlichen Gemüthe als reine Wahrheit bleibend fortdauern, wie sie sich zu den übrigen nothwendigen und rein menschlichen Empfindungen verhalten, wie sich an andre Eigenthümlichkeiten anschliefsen, wie durch die Verbindung mit ihnen und ihr eignes natürliches Fortschreiten umgestalten kann, und er ruht nicht eher, als bis auch wir dies in seiner Darstellung deutlich wieder erkennen. Er bleibt daher nie einzeln bei ihr stehen, sondern erweitert sie auf eine unendliche Fläche, und stellt sich immer in den Mittelpunkt, in dem sich doch endlich alles, was nur irgend menschlich heifsen kann, nothwendig mit einander vereinigen mufs. Dadurch wird sie nun, wie ungewöhnlich sie auch an sich seyn möchte, in seiner Schilderung wirklich zur Natur, erscheint weder als

die Frucht einer augenblicklichen Ueberspannung der Einbildungskraft, einer künstlich übergetriebnen Empfindung, noch als die Folge eines Schwunges des Geistes zu einer Höhe, auf der er sich nicht zu halten vermag; sondern als das wahre Resultat aller Gemüthskräfte in ihrem reinen Zusammenwirken.

Es kommt nur darauf an, recht menschlich gestimmt zu seyn, um das Aufserordentlichste und das Einfachste in denselben Kreis einzuschliefsen. Nur für den, welchem es, wie bei den Alten nothwendig noch der Fall seyn mufste, an Reichthum und Mannigfaltigkeit der innern Erfahrung fehlt, liegen gewisse Richtungen, welche die Empfindung manchmal nimmt, aufser den Schranken der natürlichen Wahrheit; nur der, welchem es, wie so oft uns Neueren, an jener hohen Einfachheit des Sinnes mangelt, weifs jenen seltnen Erscheinungen keinen allgemein verständlichen Ausdruck zu geben. Darum ist unser Dichter in einem höheren Grade, als irgend ein andrer, wahrhaft menschlich zu nennen, weil kein anderer noch zugleich in so mannigfaltigen, hohen und ungewöhnlichen, und doch so einfachen Tönen zu unsrem Herzen sprach.

Wer einzelne Beispiele für diese, nur ihm angehörende Eigenthümlichkeit verlangt, der erinnere sich, in welchem vorher unbekannten Sinn er den Umgang mit der Natur geschildert, welchen neuen Charakter er der Liebe, welche Tiefe und Zartheit der Weiblichkeit gegeben; wie er das Geheimnifs verstanden hat, in Werthers Charakter die ungewöhnlichste Stärke und Reizbarkeit des Gefühls, eine so seltne und schwärmerische Liebe, dafs sie das Leben selbst ihren Empfindungen aufopfert, mit dem natürlichsten und einfachsten Sinn, mit der treuesten und naivsten Anhänglichkeit an die Schönheit der Natur und die harmlosen Freuden des kindischen Alters zu paaren.

In keinem alten Dichter wird man diese hohe, feine und idealische Sentimentalität, in keinem neueren, verbunden mit diesen Vorzügen, diese schlichte Natur, diese einfache Wahrheit, diese herzliche Innigkeit antreffen.

XLV.

Eigenthümlichkeit unsres Gedichts in der Verbindung dieses wahrhaft modernen Gehalts mit jener echt antiken Form.

Wir haben nunmehr die einzelnen Eigenschaften des Gedichts entwickelt, von dessen Wirkung wir Rechenschaft zu geben versuchen. Wir haben gefunden, dafs es in der rein objectiven Darstellung den Werken der Alten gleich kommt, dafs es in diese Form einen für den Geist und die Empfindung so reichen Gehalt kleidet, als wir ihn nur bei neueren Dichtern anzutreffen gewohnt sind, dafs es aber denselben dennoch wieder durchaus zu der einfachen und natürlichen Wahrheit der Alten zurückführt. Wir brauchen jetzt nur diese einzelnen Bestandtheile mit einander zu verbinden, um den ganzen Charakter desselben vollkommen darzustellen.

Jeder epische, oder auch nur überhaupt beschreibende Dichter müfste sich die rein künstlerische Form zu eigen machen, die wir im Anfange dieses Aufsatzes so ausführlich geschildert haben; jeder neuere müfste streben, unsern Geist und unser Herz auf die Weise zu beschäftigen, mit den Ideen und Empfindungen zu nähren, die unserer Zeit, den Erfahrungen, die wir gesammelt, den Fortschritten, die wir gemacht haben, angemessen sind. Aber in der Art, wie unser Dichter beides thut, liegt auch, mitten in dieser allgemeinen Trefflichkeit sein individueller und unterscheidender Charakter.

Zuerst ist er ganz und allein wahrer Künstler. Seine Poësie ist rein darstellend, sie ist noch mehr als das, sie ist vollkommen episch; sie bleibt dem allgemeinen Begriffe der Kunst, einen Gegenstand durch die Einbildungskraft zu erzeugen, immer vollkommen nah; sie ist mit dem Style der bildenden eng verschwistert, und benutzt zugleich alle ihr selbst durch Bewegung und Ausdruck eigenthümliche Vorzüge. Die Gedanken und Empfindungen, welche sie schildert, sind nur die Seele seiner Gestalten, dienen nur, ihnen Leben und Sprache einzuhauchen.

Indem wir aber nur diesen Gestalten zuzusehen glauben, und überall Bewegung und Umrisse vor uns erblicken, werden wir dennoch eigentlich nur von ihrem innern geistigen Wesen gerührt; wir fühlen unsren Busen lebhafter, als bei einem andren Dichter bewegt, dringen tiefer in unser Inneres ein; werden reiner und menschlicher gestimmt Jene Gestalten scheinen uns jetzt nur der zartgebildete Körper der Seele, die so lebendig aus ihnen hervorstralt.

Dadurch dafs Gestalt und Charakter in ihnen immer so genau für einander passen, dafs bald jener nur um dieses, bald dieser nur um jenes willen da zu stehen scheint, sehen wir bei ihnen immer den ganzen Menschen in seiner natürlichen Wahrheit. Er nimmt ihn in seiner besten und höchsten Eigenthümlichkeit auf, und giebt dann diesem Stoff das sichtbarste Gepräge der Kunst, da er ihn durch ein doppeltes Verfahren den Werken der Alten ähnlich macht, einmal indem er ihn zu der einfachen Wahrheit der Natur zurückführt, und dann, indem er ihm jene rein darstellende Objectivität mittheilt.

Wer den Werther, den Götz und dies Gedicht lebendig in der Seele gegenwärtig hat, der wird die Wahrheit des eben Gesagten von selbst empfinden. Aber um sich zu überzeugen, dafs man nicht blofs unentwickelte Ge-

fühle, sondern klare und sichere Resultate aus dem Studium des Dichters mitgebracht hat, ist es nothwendig, es noch einmal in bestimmte und einfache Resultate zusammenzufassen. Löst man daher das, was wir ihm hier eigenthümlich nennen, und wodurch er die Wirkung hervorbringt, in der gewöhnlich alle Leser mit einander übereinkommen, in seine Elemente auf, so stöfst man vorzüglich auf folgende drei Punkte:

1. Er ist nicht blofs durchaus objectiv und echt künstlerisch, sondern auch im genauesten Verstande immer bildend und episch, was er zeichnet, ist Gestalt und Bewegung; ist sinnlich anschaulich; ein reines Erzeugnifs der bildenden Phantasie.

2. Sein Stoff, das, was sich in seinen Schilderungen eigentlich darstellt, was aus ihnen, wie aus einem feinen Schleier, immer hervorblickt, was wir immerfort, aber nie anders, als in sinnlicher Gestalt und in lebendiger Bewegung sehen, ist die innere Menschheit, die Masse von Gedanken und Gefühlen, zu denen das Gemüth gelangt, wenn es in seinen vollen Kräften sich selbst und die Natur aufser sich umfafst; die Menschheit in ihrer höchsten Vollendung und ihrer einfachsten Wahrheit.

3. Die hohe Wirkung, die einerseits durch den Gehalt, den der Dichter in seinen Stoff legt, andrerseits durch das Dichterische der Darstellung entsteht, wird noch dadurch verstärkt, dafs für die letztere nichts mehr gethan ist, als die vollkommene Objectivität erfordert, nirgends aber ein überflüssiges Colorit aufgetragen ist, wodurch nun theils die Formen reiner und bestimmter hervortreten, theils der Stoff selbst einen um so tieferen und rührenderen Eindruck macht, als er nackter und einfacher erscheint.

Verliert nun unser Dichter, wie wir in einem der vorigen Abschnitte (XL.) gezeigt haben, auf der einen Seite

gegen die Werke der Alten an sinnlichem Reichthum, so erlangt er dies auf der andren in gleichem Grade, und zwar durch eine Kühnheit wieder, durch die er auf einmal alles aufzugeben scheint. Denn nichts droht auf den ersten Anblick aller Kunst so grofse Gefahr, als die schlichte Wahrheit, die so leicht zu dem blofs Prosaischen heruntersinkt, als die Innigkeit, die zu tief in uns herabzusteigen, zu sehr in unser wirkliches Gefühl einzugreifen scheint, um sich noch wieder von da zu einem idealischen und künstlerischen zu erheben. Gerade hier aber zeigt sich die Stärke des Dichters, und das gerechte Vertrauen zu seiner Kraft. Nicht indem er seiner Stimmung einen heftigen und leidenschaftlichen Schwung giebt, sondern indem er seinem Gegenstande dadurch, dafs er alles in ihm zusammenfafst, eine unendliche Ausdehnung ertheilt, hebt er ihn aus der Wirklichkeit empor; nicht dadurch, dafs er ihn von der Natur entfernt, sondern dadurch, dafs er ihn ganz in ihr, aber sie selbst mit ihm in ihrer wahren und ursprünglichen Gestalt auffafst, erhält er ihn innerhalb des Gebiets der Einbildungskraft.

XLVI.

Vaterländischer Charakter unsres Dichters, in seiner Vergleichung mit den alten und den neueren Dichtern andrer Nationen gezeigt.

Um die besondre Stelle kennen zu lernen, die wir selbst einnehmen, haben wir immer zugleich auf zwei Punkte zu sehen: auf das Alterthum und das Ausland. Es sey uns erlaubt, auch unsern Dichter noch einen Augenblick in dieser doppelten Beziehung zu betrachten.

Er verweilt, wie wir gesehen haben, nicht nur vorzugsweise bei der Schilderung des inneren Menschen, des Gemüths in seinen Gedanken und Empfindungen; sondern

er zeigt es uns auch so, wie es etwas Andres und Höheres begehrt, als dessen Befriedigung unmittelbar in der Natur aufser uns liegt, etwas Idealisches, das über die äufsre Thätigkeit und den äufsren Genufs des Lebens hinausgeht; wie es endlich überhaupt ein inneres Daseyn in sich selbst dem äufsren in der Welt entgegensetzt, in jenem oft etwas verfolgt, was diesem fremd ist, und nicht gleich dort dasjenige aufgiebt, was hier zu erreichen unmöglich ist. Dadurch unterscheidet er sich von den Alten, die den Menschen immer mehr in der Begleitung der Natur, als im Gegensatz mit derselben darstellen, und dies hat er mit den meisten neueren Dichtern gemein.

Aber die inneren Regungen des Geistes und des Herzens sind sehr verschiedener Töne fähig, und unter diesen zeichnen sich vorzüglich zwei aus, die gleichsam zwei Extreme bilden — der hohe und starke, und der stille und sanft gehaltene. Der Gedanke gewinnt eine andre Gestalt, wenn er aus dem blofsen, von keiner äufsern Erfahrung unterstützten Nachdenken hervorgeht, oder durch die Phantasie geformt, als glänzende Sentenz auftritt, und wenn er in einfacher Wahrheit eine Menge von Erfahrungen zusammenfafst, und daraus gediegene Weisheit zieht. Das Herz fühlt andre Regungen, wenn es von heftigen Leidenschaften durchstürmt, und wenn es, nachdem es alles, was es nur von der Natur zu erfassen vermag, in seinen Kreis gezogen hat, von lauter mächtigen und unendlichen, aber immer mit einander zusammenstimmenden Gefühlen harmonisch durchdrungen, still aber tief bewegt ist. Diese letztere Stimmung ist es, in der uns Göthe immer das Gemüth schildert; und wenn er Leidenschaften hervorruft, so erheben sie sich, gleich Wellen auf dem unendlichen Meere, auf einem so zubereiteten Grunde, und lagern sich wieder auf die klare, nirgends umgrenzte, in allen ihren Punkten

leicht bewegliche Fläche. Dadurch unterscheidet er sich von den neueren Dichtern andrer Nationen, die durchaus mehr Leidenschaft, als Seele mahlen, mehr Heftigkeit und Feuer, als Innigkeit und Wärme besitzen, und dadurch tritt er wieder dem schönen Gleichgewicht, der stillen Harmonie der Alten näher.

Dieser zwiefache Gegensatz vollendet, man kann es mit stolzer Freude behaupten, seinen Deutschen Charakter. Denn eine sichtbare Neigung zur abgesonderten Beschäftigung des Geistes und des Herzens, und ein stärkerer Hang nach Wahrheit und Innigkeit in beiden, als nach in die Augen fallendem Glanz und leidenschaftlicher Heftigkeit, sind Hauptzüge der Eigenthümlichkeit unsrer Nation, welche ihre besten philosophischen und dichterischen Producte unverkennbar an sich tragen, und durch die, wenn das Genie des Künstlers hinzukommt, seine Werke zugleich einen reichhaltigeren Stoff und eine gröfsere innere Festigkeit erlangen.

Wenn wir indefs hier diesem Gedicht und der neueren Poësie überhaupt etwas zuschreiben, was sie vor der älteren auszeichnet; so ist dies kein Vorzug, der das Wesen der Kunst angeht. In diesem bleiben die Alten immer die Meister, und werden nie auch nur erreicht, viel weniger übertroffen werden. Das eigenthümliche Verdienst, von dem wir hier reden, ist nur, die Bahn eröffnet zu haben, den ganzen Reichthum an Gedanken und Empfindungsgehalt der neueren Zeit in das echt künstlerische Gewand zu kleiden, das man sonst nur bei ihnen antrifft.

XVLII.

Einfluſs der geschilderten Eigenthümlichkeit des Gedichts auf die Totalwirkung desselben.

Auf Darstellung, auf Darstellung durch die Einbildungskraft, auf Darstellung des ganzen Menschen in seiner äuſsern Gestalt und seinem innern Wesen, geht unser Dichter aus, und diesen Zweck erreicht er in einem bewundernswürdigen Grade. Er ist nie bemüht, unsre Phantasie absichtlich weder zu ergötzen, noch zu spannen, noch überhaupt auf diese oder jene Weise zu bewegen; er hat ein wahres und eigentliches, ein groſses und unermeſsliches Geschäft, das alle seine Kräfte, seine ganze Energie an sich reiſst — die Menschheit und die Natur, die seinem künstlerischen Blick einmal nicht anders, als durchaus dichterisch geformt erscheint, auch uns wieder in derselben Gestalt zu zeigen.

Dadurch weckt er zuerst und hauptsächlich unsern bildenden Sinn; wir suchen und finden überall Festigkeit, Ordnung, Zusammenhang; wir schaffen uns eine durchaus übereinstimmende, durchaus organisirte Natur; die äuſsern Formen, die wir vor uns erblicken, haben vollkommne Anschaulichkeit, die innern durchgängige Wahrheit; überall erhebt sich die Begeisterung unsrer Einbildungskraft und unsers Gefühls von einem fest zubereiteten Grunde. Nirgends ist etwas Verwirrtes oder Ueberspanntes; alles ist vollkommen klar und natürlich.

Aber es ist auch noch mehr. Die Hauptwirkung jedes Kunstwerks beruht auf der Verbindung seiner Gestalt mit seinem Charakter. Gerade darin liegt am meisten dasjenige, was sich niemals aussprechen oder erklären läſst, weil es allein von dem einfachen Gedanken abhängt, den der Künstler auf eine unbegreifliche Weise seinem Werk

einprägt, und dadurch zugleich auf uns hinüberträgt. Dafs nun in unsrem Gedicht die äufsern und inneren Formen so eng auf einander passen, dafs sie sich gerade gegenseitig nur bekleiden und erfüllen, dadurch wird der Charakter desselben in dem reinsten und vollsten Sinne, reiner als bei andern modernen, und voller als bei den alten Dichtern: Einfachheit, Wahrheit und Natur. Das menschliche Gemüth ist darin in einer gewissen Nacktheit dargelegt, wodurch es auf eine innigere und rührendere Weise auf uns einwirkt, als wir es bei irgend einem anderen Dichter erfahren.

XLVIII.

Resultate. — Allgemeiner Charakter unsres Dichters.

Wir sind jetzt bei dem Ziele angelangt, das wir durch die bisherigen Betrachtungen zu erreichen strebten; wir haben den Charakter des Göthischen Gedichts vollständig geschildert, und die Stelle angegeben, die es in Rücksicht auf die Kunst überhaupt, und in Vergleichung mit andern Gedichten ähnlicher Art, behauptet. Wir werfen jetzt noch einmal einen flüchtigen Blick auf den Weg, den wir zurückgelegt haben.

Zweierlei Vorzüge sind es, durch deren innige Verbindung die Manier unsres Dichters ihre unläugbare Eigenthümlichkeit erhält:

1. die Einfachheit, mit der er immer blofs bei demjenigen stehen zu bleiben scheint, was die Kunst schlechterdings und nothwendig leisten mufs, sobald sie nur überhaupt Kunst zu heifsen verdienen soll;

2. die Stärke der Wirkung, die er dadurch hervorbringt, dafs er seiner Poësie so viel Gehalt und Seele giebt, als nur immer einer sinnlichen Darstellung fähig ist.

Seinen Stoff zu einem reinen Erzeugnifs der dichterischen, und zwar der bildenden Einbildungskraft zu machen, ist sein ganzes und einziges Bestreben. Daher die feste Zusammenfügung aller Theile zum Ganzen; die Gröfse und Einfachheit der Züge; die objective, rein darstellende Manier, und eben daher der Mangel alles fremden Schmucks, aller nicht unmittelbar durch die Sache selbst bewirkten Erhebung, alles überflüssigen Colorits.

Er nimmt aber seinen Stoff immer so, wie er einen überwiegend grofsen Gehalt für den innern Sinn hat und doch zugleich für den äufsern vollkommen gültig ist. Von dem Menschen und der Natur mahlt er die Seele, aber sie immer gestaltet und lebendig. Daher seine Sentimentalität, das mehr sanfte als glänzende Licht seiner Gemählde, ihre gröfsere Wirkung auf den Geist und das Herz.

Durch beides, dadurch, dafs er die Natur da aufnimmt, wo ihr Zusammenhang am festesten, die Verwandtschaft ihrer Elemente am sichtbarsten ist (in ihrer geistigen Gestalt) und dafs er sie darin ganz objectiv behandelt, wird er im eminenten Verstande bildend, im eminenten Verstande nach Bestimmtheit der Umrisse, Einheit des Ganzen und Ebenmaafs der Theile strebend. Denn er geht mit aller seiner Kraft blofs darauf aus, die Formen eines grofsen Ideals aufzustellen, eines Ideals, das dem Geist der Menschheit und der Natur (der im Grunde nur Einer und ebenderselbe ist) gleich sey.

Von den Mustern des Alterthums unterscheidet er sich durch einen geringeren Gehalt für die Sinne und die Phantasie, aber durch einen vielfacheren und feineren für den Geist und die Empfindung; und wenn er dies mehr oder weniger mit allen neueren Dichtern gemein hat, so zeichnet er sich von diesen wieder dadurch aus, dafs er in dieser Verschiedenheit selbst durch Objectivität, Harmonie und

die Totalität, die sich in dem Leser durch Ruhe ankündigt, den Alten ungleich näher kommt, als irgend einer von jenen.

Die Seite seines Charakters, von welcher aus derselbe zum Fehlerhaften ausarten kann, und wirklich vielleicht manchmal darein verfällt, ist die Einfachheit seiner Mittel. Was man ihm daher vielleicht hie und da vorwerfen könnte, ist Mangel an Vielfachheit der Handlung und Bewegung, Mannigfaltigkeit der Gestalten, Fülle und Abwechslung der Diction und des Wohlklangs, mit Einem Wort Mangel an sinnlichem Reichthum; was ihn aber auch hier wieder charakterisirt, ist dafs dies nie zum Mangel auch an sinnlicher Individualität ausschlägt. Denn der Bestimmtheit der Umrisse und der Stetigkeit der Bewegung fehlt nie auch nur das Mindeste.

Wenn er in der Reinheit der Formen und dem Seelenvollen des Ausdrucks eine auffallende Aehnlichkeit mit Raphael darstellt, so erinnert er an ihn auch durch ein manchmal dürftig scheinendes Colorit.

XLIX.

Rechtfertigung des bei der Zeichnung dieses Charakters gewählten Ganges.

Um diesen Charakter unsers Dichters so kurz und bestimmt, als es unsre Absicht war, zeichnen, und diese Schilderung zugleich rechtfertigen zu können, glaubten wir den langen Weg einschlagen zu müssen, den wir nunmehr zurückgelegt haben. Da wir auf demselben vorzüglich zwei Dinge zu erörtern hatten, den einfachen Kunstsinn und den hohen intellectuellen und sentimentalen Gehalt des Dichters, so widmeten wir natürlich dem ersteren, als dem Wesentlichsten, zuerst und am ausführlichsten unsre Sorgfalt.

Wir gingen daher von dem Wesen aller Kunst überhaupt aus, und da dies in nichts andrem besteht, als in der Auflösung der Aufgabe: das Wirkliche in ein Bild zu verwandeln; so suchten wir diejenige dichterische Methode auf, welche die Einbildungskraft am entschiedensten nöthigt, ein gewisses und zwar in allen seinen Formen bestimmtes Bild frei und rein aus sich selbst zu erzeugen.

Zu diesem Behuf schränkten wir die verschiedene Möglichkeit, dieser Forderung Genüge zu leisten, nach und nach ein, und setzten:

1. den echt künstlerischen Styl, welcher die Einbildungskraft wirklich productiv macht, und nach Idealität und Totalität strebt, dem Afterstyle entgegen, welcher entweder nicht rein blofs auf sie, oder nicht stark genug auf dieselbe einwirkt, und nur zu gefallen oder zu glänzen bemüht ist; (II. — XXII.)

2. denjenigen dichterischen, der, da er ganz auf Gestalt und Bewegung, mithin auf Objectivität hinausgeht, sich nah an das Wesen der bildenden Künste anschliefst, demjenigen, welcher mehr die ausschliefslichen Vorzüge der redenden (die unmittelbare Darstellung des Gedankens und der Empfindung) geltend macht; (XIII. — XIX.)

3. denjenigen epischen, der, indem er den Leser mit seinem Gegenstande gleichsam allein läfst, und die Erinnerung an den Dichter entfernt, und indem er das Bild mehr aus der Phantasie des Zuhörers von selbst hervortreten macht, als es ihr vormahlt, den höchsten Grad der Objectivität erreicht, — demjenigen, der durch die entgegengesetzte Methode dieselbe mehr überhaupt zu Bildern, als zu Einem bestimmten, mehr frei und lebendig, als gesetzmäfsig stimmt. (XX. — XXXVII.)

Nachdem wir darauf bei jedem dieser drei Punkte mit

Beispielen bewiesen hatten, welcher dieser Style dem gegenwärtigen Gedicht eigen ist, und hierin, so wie in der einfachen Wahrheit des Vortrags (XXXVIII. — XXXIX.) seine Aehnlichkeit mit den Werken der Alten gezeigt hatten; so konnten wir nunmehr von der Art seines Stoffs, von der Eigenthümlichkeit reden, durch die es sich wieder von jenen unterscheidet (XL. — XLVII.) und damit die Schilderung seines individuellen Charakters vollenden.

L.

Flüchtiger Blick auf das Verhältnifs des Charakters unsers Dichters überhaupt zu dem besondern dieses Gedichts.

Vielleicht aber scheint es, als hätten wir uns in dem Vorigen zu viel mit dem Künstler überhaupt, und mehr als mit seinem neuesten vorliegenden Werke, beschäftigt. Wenn dieser Vorwurf gegründet ist, so zeigt er nur, wie rein sich die ganze Individualität desselben gerade in diesem seinem Werke spiegelt. Und dies ist in der That der Fall. Kein andres der Göthischen Gedichte stellt den ganzen Inbegriff seines Dichtercharakters so sichtbar dar, obgleich einzelne Seiten desselben in andern natürlich, und gerade darum, weil es die früheren waren, stärker und glänzender erscheinen. Allein wenn jenes Ganze selbst auftreten sollte, mufste es sich durch die Zeit und mannigfaltige Uebung sammeln und reinigen, und die Stimmung, welche dies Product hervorzubringen vermochte, mufste erst durch Erfahrung und Reife vorbereitet werden. Dies fühlt man sehr deutlich, sobald man sich diese Stimmung auch nur einiger Mafsen vorzustellen versucht.

Denn wenn es je einen Mann gab, dem die Natur ein offnes Auge verliehen hatte, alles, was ihn umgiebt, rein und klar und gleichsam mit dem Blick des Naturforschers

aufzunehmen, der in allen Gegenständen des Nachdenkens und der Empfindung nur Wahrheit und gediegenen Gehalt schätzt, und vor dem kein Kunstwerk, dem nicht verständige und regelmäfsige Anordnung, kein Raisonnement, dem nicht geprüfte Beobachtung, keine Handlung besteht, der nicht consequente Maximen zum Grunde liegen; wenn dieser Mann dann durch sein ganzes Wesen zum Dichter bestimmt, und sein ganzer Charakter so durchaus mit dieser Bestimmung Eins geworden ist, dafs seine Dichtung selbst überall das Gepräge jener Grundsätze und Gesinnungen an der Stirn trägt; wenn derselbe endlich eine Reihe von Jahren durchlebt hat, wenn er, mit dem classischen Geiste der Alten vertraut, und von dem besten der Neueren durchdrungen, zugleich so individuell gebildet ist, dafs er nur unter seiner Nation und in seiner Zeit emporkommen konnte, dafs alles Fremde, was er sich aneignet, danach sich umgestaltet, und er sich nur in seiner vaterländischen Sprache darzustellen vermag, in jeder andern aber, und zwar gerade für seine Eigenthümlichkeit, schlechterdings unübersetzbar bleibt; wenn es ihm nun so gelingt, die Resultate seiner Erfahrungen über Menschenleben und Menschenglück in eine dichterische Idee zusammenzufassen, und diese Idee vollkommen auszuführen — dann mufste, und nur so konnte ein Gedicht, wie das gegenwärtige ist, entstehen. Denn so unzertrennbar vereint ist der so eben geschilderte Charakter darin ausgedrückt, dafs es nicht möglich ist, einen einzelnen Zug davon allein herauszuheben: so innig verknüpft es den einfachen Sinn des Alterthums mit der fortschreitenden Cultur neuerer Zeit; und so durchaus scheint es aus einem Geiste geflossen, der in der ganzen Individualität der wirklichen Verhältnisse, die ihn umgeben, alle Hauptformen menschlichen Daseyns rein und wahr in sich auf-

genommen hat, und aus dem sich wiederum alle, wie aus Einem Mittelpunkt, ableiten lassen.

Auch konnte ein solches Product nur aus der Reife eines erfahrungsreichen Lebens hervorgehn; was so geschildert ist, mufs mit eignen Augen gesehn seyn, und was hierbei vorzüglich Bewunderung erregt, ist, mit dieser Reife zugleich diese jugendliche Frische der Phantasie, dies Leben in der Darstellung, diese Zartheit und Lieblichkeit in der Schilderung von Empfindungen gepaart anzutreffen.

LI.

Zwiefache Beurtheilung eines Kunstwerks.

Von der zwiefachen Art der Beurtheilung, welcher man jedes Kunstwerk unterwerfen sollte, haben wir nunmehr die eine vollendet; es bleibt uns jetzt noch die andre übrig.

Jedes Kunstwerk nemlich kann, wie der Künstler selbst, der es hervorbringt, als ein eignes Individuum angesehen werden. Es ist ein lebendiges Ganzes, es hat eine eigne innere Kraft, ein Lebensprincip, durch welches es eine bestimmte Wirkung äufsert. So haben wir Herrmann und Dorothea bis hierher betrachtet. Ohne uns noch in die Erörterung seiner einzelnen Theile einzulassen, ohne es festgesetzten Regeln anzupassen, haben wir blofs die Wirkung geschildert, die es hervorbringt, die Ursachen derselben aufgesucht, und dadurch nur seine Natur im Allgemeinen, ihrem Grade und ihrer Gattung nach, bestimmt.

Aber aufser dieser seiner innern Natur gehört jedes Gedicht auch noch, seiner äufsern Beschaffenheit nach, zu einer besondern Gattung von Kunstwerken, und hat in dieser Hinsicht besondren Forderungen Genüge zu leisten, besondre Regeln zu befolgen. Mit diesen Regeln haben wir daher das unsrige noch jetzt zu vergleichen. Denn nur

beides zusammengenommen, sein innrer Charakter und seine äufsre Regelmäfsigkeit, bestimmt die Vortrefflichkeit desselben.

Die erstere Art der Beurtheilung kann man bei Kunstwerken, in einem vorzüglicheren Sinne dieses Worts, die ästhetische nennen, da sie den eigentlichen Kunst-Charakter ihres Gegenstandes, seinen echt künstlerischen Werth, sein Verhältnifs zum Ideale bestimmt; die letztere die technische, da sie denselben nicht mit einem Ideal, das nie ganz erreicht werden kann, sondern mit Regeln und Gesetzen vergleicht, die streng und vollkommen erfüllt werden müssen.

Dafs man beide zu selten mit einander verbindet, ist grofsentheils an einer gewissen ästhetischen Einseitigkeit Schuld. Denn die mechanischen Köpfe, welche nur für Regeln Sinn haben, vernachlässigen immer den ursprünglichen Gehalt an Originalität und Kraft, und die heftigen und regellosen setzen sich beständig über die nothwendige Achtung der Technik hinaus.

LII.

Epische Dichtung. — Unbestimmtheit des gewöhnlichen Begriffs derselben.

Dafs Herrmann und Dorothea überhaupt genommen zur Gattung der epischen Gedichte gehört, ist so offenbar, dafs wir es auch schon durch das ganze bisherige Raisonnement hindurch stillschweigend vorausgesetzt haben. Niemand kann abläugnen, dafs es die Darstellung einer Handlung und zwar die einer Handlung von ihrem Anfange bis zu ihrem Ende ist. Aber von einem epischen Gedicht bis zur eigentlichen Epopee ist noch beinah eben so weit, als von einem blofs tragischen zur Tragödie, und wir kom-

men daher erst jetzt zu der genaueren Untersuchung, in wie fern es auch diesen letzteren stolzeren Namen verdient?

Was ästhetische Beurtheilungen in der That schwierig macht, ist der Mangel einer vollständigen, gar nicht (das wäre zu viel verlangt) allgemeingültigen, aber nur consequenten, und mit den gerechten Ansprüchen eines echten Kunstsinns zusammenstimmenden Aesthetik, auf deren Gesetze man sich mit wenigen Worten beziehen könnte. So lange man eine solche entbehrt, befindet man sich immer in der unangenehmen Verlegenheit, die einzelne Beurtheilung durch die Entwicklung theoretischer Grundsätze unterbrechen zu müssen, und so müssen auch wir hier der Theorie des epischen Gedichts eine eigne vorläufige Erörterung widmen. Um uns aber durch diese Abschweifung nicht zu weit von unsrem Gegenstand zu entfernen, werden wir uns begnügen, blofs den Begriff desselben zu bestimmen, und aus demselben nur seine höchsten und daraus zunächst herfliefsenden Gesetze abzuleiten.

Fast bei keiner andern Dichtungsart ist man so sehr um eine genügende Definition verlegen, als bei der epischen. Die mannigfaltigen Gattungen erzählender und beschreibender Gedichte sind so nahe mit einander verwandt, und scheinen sich durch so wenig wesentliche Merkmale von einander zu unterscheiden, dafs es schwer ist, dasjenige zu bestimmen, was die eigentliche Epopee charakterisirt. Diese Schwierigkeit wächst noch dadurch, dafs die vorhandenen Muster dieser Dichtungsart genau genommen so wenig mit einander gemein haben, und höchstens blofs darin, dafs sie insgesammt Erzählungen von Handlungen sind, kaum aber nur darin, dafs jedes derselben auch nur die Darstellung einer einzigen wäre, mit einander übereinkommen. Man hat daher von jeher andre und andre, und meistentheils blofs minder wesentliche Nebenbegriffe, wie

z. B. die Mitwirkung der Götter, den Gebrauch des Wunderbaren, die Nothwendigkeit heroischer Personen, die sehr unbestimmte Vorstellung der Gröfse und Wichtigkeit der Handlung u. s. f. der Definition mit beigemischt, und dagegen nicht genug dasjenige herausgehoben, worin eigentlich das Wesen der Epopee besteht, und woraus die wichtigsten Gesetze dieser Dichtungsart herfliefsen.

LIII.

Methode der Ableitung der verschiedenen Dichtungsarten.

Aber diese Unbestimmtheit, die wir so eben rügten, war auch auf dem Wege, den man bisher immer einschlug, nicht leicht zu vermeiden. Man blieb nemlich immer nur bei dem Objecte, bei dem Producte des Dichters stehen, und wir haben schon im Vorigen bemerkt, und mit einigen Beispielen bewiesen, dafs man bei ästhetischen Untersuchungen sich vielmehr an die Stimmung seines Geistes und an die Natur der Einbildungskraft wenden mufs.

Besonders aber sollte man sich bei verschiednen Gattungen von Gedichten oder Dichternaturen schlechterdings nicht begnügen, die Erklärungen derselben aus wirklichen vorhandenen Mustern zu beweisen. Diese Muster selbst müssen ja erst nach ihnen geprüft und beurtheilt werden. Sie können den Titel ihrer Rechtmäfsigkeit, als eigne Gattungen überhaupt, und als diese so und so bestimmte insbesondre, aus nichts andrem, als aus der Natur der Einbildungskraft und der verschiedenen Möglichkeit dichterischer Wirkungen ableiten. Denn nur in so fern es der allgemeinen Beschaffenheit unsrer Phantasie nach eine dichterische Stimmung giebt, die von allen andren wesentlich verschieden ist, kann derselben eine eigne Gattung entsprechen, sey es eine eigne Dichtungsart, oder eine eigne Dich-

ter-Individualität, je nachdem jene Stimmung ein verschiednes, oder nur eine (subjectiv) verschiedne Behandlung desselben Objects verlangt.

Dies also ist die Quelle, zu welcher man immer zurückkehren mufs. Der Eintheilungsgrund aller wesentlich verschiednen Dichtungsarten ist allein die Natur der dichterischen Einbildungskraft und des allgemeinen Zustandes der Seele, den sie in jeder einzelnen bearbeitet. Die Untersuchung dieser beiden Stücke, für sich und in ihrer Verbindung, giebt den Charakter jeder einzelnen Dichtungsart, die subjective Stimmung, aus der sie entsteht, und die sie wiederum hervorbringt, und aus dieser läfst sich die objective Definition ableiten.

LIV.

Allgemeiner Charakter der Epopee. — Aus welcher Stimmung der Seele das Bedürfnifs zur epischen Dichtung herfliefst?

Wenden wir diese eben beschriebene Methode auf unsern Gegenstand an, so sind die Hauptbestandtheile der Wirkung, welche der epische Dichter hervorbringt, lebendige sinnliche Thätigkeit, fortreifsendes Interesse an der Entwicklung der dargestellten Begebenheit, uneigennützige Ruhe, und ein weiter und grofser Ueberblick über die Natur und die Menschheit, und ihr gegenseitiges Verhältnifs gegen einander.

Daher verlangt man objectiv eine wichtige und merkwürdige Handlung, welche eine Masse von Individuen in grofse Bewegung setzt, heroische Personen und Theilnahme höherer Naturen, wodurch der Einbildungskraft der nöthige Schwung ertheilt wird, und einen gewissen Umfang des Plans, innerhalb dessen man durch eine gewisse Menge von Objecten geführt wird. Das Charakteristische der epi-

schen Dichtung scheint also darin zu liegen, dafs sie uns ihren Gegenstand auf das lebendigste und sinnlichste darstellt, dafs sie durch denselben unserm Blick grofse und weite Aussichten eröffnet, und uns in einer solchen Höhe über denselben erhält, in der wir nur theilnehmende Beobachter sind, ihn selbst aber immer als etwas Fremdes aufser uns ansehen.

Alles dies nun trifft in derjenigen Stimmung zusammen, in welcher sich unser Gemüth in dem Zustande ruhiger aber lebendiger Beschauung befindet; dieser Zustand ist es daher, der in dem epischen Gedicht seine Befriedigung sucht, und wir dürfen folglich mit Recht hoffen, durch die genauere Untersuchung desselben unserm Ziele näher zu kommen.

LV.

Zustand allgemeiner Beschauung entgegengesetzt dem Zustande einer bestimmten Empfindung.

Es giebt offenbar in dem menschlichen Gemüthe zwei Zustände, welche sowohl in Rücksicht auf ihren Gegenstand, als in Rücksicht auf die Veränderungen, die sie in uns hervorbringen, unter allen am weitesten von einander verschieden sind, und alle übrigen, deren dasselbe fähig ist, wie unter zwei grofse Classen zusammenordnen: den Zustand allgemeiner Beschauung, und den einer bestimmten Empfindung.

In dem einen herrscht das Object, in dem andern das Subject. Jener, in seiner gröfsesten Vollkommenheit genommen, entsteht durch die Verbindung der äufsern Sinne mit unsrem intellectuellen Vermögen, das mit ihnen darin übereinkommt, dafs es sich von dem Gegenstande vollkommen scharf und deutlich absondert, und diesen letzteren

blofs in Beziehung auf ihn selbst, und ohne alle eigennützige Absicht auf eigenen Gebrauch oder Genufs betrachtet. Dieser entspringt aus der verbundenen Thätigkeit des Gefühls und des Begehrungsvermögens, und alle Objecte werden in demselben auf das eigne Bedürfnifs oder die eigne Neigung bezogen. Jener zeichnet sich in Rücksicht auf den Gegenstand durch Umfang und Totalität, in Rücksicht auf die innere Stimmung durch Ruhe aus; wer sich in demselben befindet, sucht in der Menge der Objecte durch Beschränkung der einen durch die andern die individuelle Form eines jeden, in ihrer Verbindung Zusammenhang, in ihren Beziehungen Wechselwirkung, in ihrem Seyn und Wesen überhaupt Wirklichkeit, und durch die Festigkeit ihrer gegenseitigen Verbindungen wenigstens bedingte Nothwendigkeit. Die Empfindung hingegen, die immer von dem bestimmten Verhältnifs ihres Zwecks zu ihrer Begierde ausgeht, flieht alle Beschränkung, kennt nur Einen Gegenstand, welchem alles andre weichen mufs, strebt nach einseitiger Befriedigung, lebt in der Möglichkeit, und sucht blofs Wirklichkeit.

In dem Zustande der Beschauung liegt von selbst immer etwas Allgemeines und Idealisches, da unsre intellectuelle Natur, die nie auf etwas andres hinausgehen kann, darin hauptsächlich thätig ist. Die Empfindung behält auch dann noch, wenn sie durch die praktische Vernunft oder die Einbildungskraft zu vollkommner Reinheit geläutert ist, wenigstens die Form ihres ursprünglichen Charakters. Denn die Beziehung auf das Subject bleibt darin, unter jeglicher Umwandlung, immer dieselbe.

Wenn daher die Kunst diese beiden Zustände dichterisch benutzen will, so hat sie in jedem zweierlei zu vertilgen; in dem ersteren: das prosaische Detail der von Phantasie entblöfsten Beobachtung und die Trockenheit der in-

tellectuellen Ansicht; in dem letzteren: die eigennützige Beziehung auf den wirklichen Besitz, und die daraus entstehende Beschränkung des Gegenstandes selbst. Jenem mufs sie die lebendige Sinnlichkeit, diesem die idealische Leichtigkeit der Phantasie einhauchen.

LVI.

Besondere Schilderung jenes allgemein beschauenden Zustandes.

Wenn wir den Zustand der Beschauung als einen besondren vor demjenigen allgemeinen, in welchem uns überhaupt die Kenntnifs der Natur aufser uns beschäftigt, herausheben; so ist es, weil er sich durch zwei nur ihm eigenthümliche Merkmahle von allen ähnlichen unterscheidet — durch die gleichmüthige Stimmung der Seele, mit welcher dieselbe, allein durch das allgemeine Interesse des Objects geleitet, ihre beobachtende Aufmerksamkeit gleichmäfsig auf alle Punkte vertheilt, und durch den Umfang der Ansicht, da wir alsdann jeden Gegenstand, und jede Masse von Gegenständen, und so nach und nach das Ganze bis zu seinen äufsersten Grenzen verfolgen. Daher ist er eben so sehr von dem Zustande der Untersuchung, in dem wir immer auf einen einzelnen bestimmten Punkt losgehn, und mehr in eine Tiefe eindringen, als uns über eine Fläche verbreiten, als von demjenigen verschieden, wo wir die Natur, durch einen Zufall oder einen bestimmten Zweck geführt, nur theilweise erforschen.

In allen diesen Modificationen sind unsere Sinne auf verschiedne Weise gestimmt, und dies unterscheidet schon der gewöhnliche Sprachgebrauch durch sehr bedeutende Ausdrücke. Denn wer gern in der Natur lebt, sie mit klarem, ruhigem und heitrem Auge überschaut, auf Formen, Einheit und Harmonie achtet, dem schreiben wir Lebendig-

keit des Sinns; dem emsigen Untersucher, der sich seinen Weg absichtlich und methodisch vorher vorzeichnet und die Lücken unsrer Kenntnifs auf eine gewissermaafsen systematische Weise ausfüllt, einen scharfen und eindringenden Blick; demjenigen endlich, der den sinnlichen Genufs, oder wenigstens die Vorstellung desselben in der Phantasie liebt, oder sich an dem Spiel, der Bewegung, der Mannigfaltigkeit erfreut, welche immer die Beschäftigung der Sinnlichkeit begleiten, Feuer der Sinne zu, indem wir uns hierbei mehr die Materie, als die Form der sinnlichen Objecte, oder doch die Wirkung aller sinnlichen Thätigkeit überhaupt auf die Empfindung denken. In der That mahlt auch in Naturen, zu deren Charakter einer dieser Zustände wesentlich gehört, schon der Ausdruck des Auges diese Verschiedenheit auf eine, ihren Bezeichnungen sehr analoge Weise; wie jeder sich leicht überzeugen wird, der sich auch nur Einmal den ruhigen, klaren, männlich festen und prüfenden Blick des blofsen Beobachters mit dem scharfen, durchdringenden, unruhig suchenden des eigentlichen Forschers, und beide mit dem feurigen, glänzenden und beweglichen des sinnlichen Menschen verglichen zu haben erinnert.

Parteilosigkeit und Allgemeinheit sind daher die Merkmahle, welche jenen Zustand der Beschauung vor allen andern, ihm ähnlichen charakterisiren; und durch beide erhebt er sich zu den höchsten und besten, in welchen der Mensch sich befinden kann. Denn da unsre Thätigkeit in demselben weder auf ein Bedürfnifs, noch auf eine einzelne Absicht bezogen wird, so ist sie von aller Bedingung, die nicht unmittelbar in ihr selbst läge, frei, eine reine Anwendung aller derjenigen unsrer Kräfte, welche der Objectivität, d. h. der Vorstellung äufsrer Gegenstände, fähig sind, auf das Ganze der Natur.

Auf diese Weise bestimmt, kann dieselbe eigentlich nicht mehr, als zwei verschiedene Gegenstände haben, die physische und die moralische Welt, die Natur und die Menschheit; und auf beide angewandt, bringt sie zwei Wissenschaften, die Naturbeschreibung und die Geschichte zu Stande. Denn der Geschichtschreiber, der sehr wohl von dem Geschichtsforscher und dem bloßen Erzähler geschehener Begebenheiten zu unterscheiden ist, muß, gerade wie wir es in jenem Zustande schilderten, das Ganze seines Stoffs übersehen, alle Verbindungen desselben aufsuchen, immerfort unparteiisch vor ihm dastehn, und für alle mannigfaltigen menschlichen Empfindungen und Lagen Sinn haben, um jede, die er vor sich erblickt, in ihrer Eigenthümlichkeit zu verstehen.

LVII.

Verbindung des Zustandes allgemeiner Beschauung mit der Thätigkeit der dichterischen Einbildungskraft. — Entstehung des epischen Gedichts.

Wenn nun die dichterisch gestimmte Einbildungskraft einen solchen, so wesentlich von allen anderen unterschiedenen, so bestimmt charakterisirten Zustand in der Seele vorfindet, so kann sie nicht anders, als versuchen, diesem in ihrem Gebiet eine entsprechende Form zu schaffen; und dieser Versuch ist es, durch welchen das epische Gedicht entsteht. Denn wir dürfen uns nur vorstellen, was die Kunst aus diesem Zustande, wenn sie sich desselben ganz und einzig bemeistert, machen kann, um sogleich auf alle wesentliche Bestandtheile der Epopee zu kommen.

Objectivität, Parteilosigkeit und Umfang der Ansicht waren die Hauptmerkmahle jener beschauenden Stimmung unsres Gemüths. So lange dasselbe es aber bloß mit wirk-

lichen Gegenständen zu thun hat, fühlt es immer einen zwiefachen Mangel, den einen in Rücksicht auf seine Intellectualität — dafs er nie alle Seiten seines Objects übersehen, nie alle Verbindungen daran auffinden, es nie als ein nur durch sich selbst bestehendes, von allem andren unabhängiges Ganzes betrachten kann — den andren in Rücksicht auf die Sinnlichkeit — dafs nicht allein die Beobachtung immerfort Lücken läfst, welche nur der Verstand durch Schlüsse ausfüllen kann, sondern dafs auch die Verbindung des Ganzen immer nur auf einem Zusammenhang nach Begriffen, nicht auf sinnlicher Einheit beruht.

Diesen beiden Mängeln hilft die dichterische Einbildungskraft auf einmal ab, indem sie den Gegenstand, ihn zugleich der Wirklichkeit und dem Begriff entziehend, zu einem idealischen Ganzen macht. Da nun nichts mehr übrig bleiben kann, was nicht durchaus sinnlich wäre, und nichts mehr, was nicht, als Theil des Ganzen, mit allem Uebrigen in Verbindung stände: so findet jene beschauende Gemüthsstimmung nirgends so sehr, als in ihr, ihre vollkommne und genügende Befriedigung.

Die höchste Objectivität fordert die lebendigste Sinnlichkeit, und jene Allgemeinheit der Uebersicht ist unmöglich, wenn man sich nicht zu einer gewissen Höhe über seinen Gegenstand erhebt, und ihn von da aus gleichsam beherrscht. Daher sind die beiden Hauptbestandtheile in dem Begriff der Epopee: Handlung und Erzählung. Nur wo Handlung ist, ist auch Leben und Bewegung, und durch Erzählung, dadurch dafs der, auf welchen eingewirkt werden soll, nur Zuhörer, nicht Zuschauer ist, wird der Gegenstand unmittelbar vor den Sinn und den Verstand gebracht, und kann die Empfindung nur erst, wenn er durch dies Gebiet hindurchgegangen ist, berühren.

Der Begriff der Handlung ist dem epischen Gedicht

so wesentlich, dafs wir noch einen Augenblick bei demselben verweilen müssen. Er ist auf der einen Seite dem eines blofsen Zustandes, auf der andern dem einer Begebenheit entgegengesetzt. Die blofse Beschreibung eines Gegenstandes hat immer etwas Kaltes und Einförmiges; da bei ihr der Stoff ohne alle Bewegung ist, so kann sie diese nur durch die Behandlung erhalten. Aber die blofse Bewegung allein ist noch bei weitem nicht hinreichend. Wo das höchste Leben und die höchste Sinnlichkeit gefordert wird, da mufs man eine bestimmte Kraft in Thätigkeit erblicken; da mufs ein Streben nach einem bestimmten Ziele vorhanden seyn, das uns für den gelingenden oder fehlschlagenden Erfolg im Voraus besorgt macht. Dies ist es, was dem Begriff der Begebenheit mangelt. Schon der unpersönliche Ausdruck des Begebens kündigt unmittelbar einen Vorfall an, der nicht durch Eine, wenigstens nicht durch eine bekannte Ursache, sondern mehr durch Zufall, durch das Zusammenkommen vieler, einzeln nicht bemerkbarer Umstände bewirkt worden ist. Nicht allein nun dafs die Erzählung eines solchen Ereignisses nicht das Leben, die sinnliche Bewegung der Erzählung einer wirklichen Handlung besitzen kann; so ist sie auch nicht, wie diese, einer gleich dichterischen Einkleidung fähig. Um die Einheit hervorzubringen, welche der Kunst allemal eigen ist, mufs in dem Stoff selbst schon eine gewisse Anlage befindlich seyn, für sich ein abgesondertes Ganzes zu bilden; wenigstens mufs derselbe eine bestimmte Kraft in sich enthalten, deren Richtungen der Dichter verfolgen kann.

Daher kommt es, dafs der Roman, der immer Begebenheiten darstellt, ob er gleich in Absicht seines Umfangs und der Verknüpfung seiner Theile zum Ganzen eine unverkennbare Aehnlichkeit mit dem epischen Gedicht an sich trägt, dennoch so wesentlich von demselben verschieden

ist, dafs, da dies auf der höchsten Stufe aller darstellenden Poësie steht, es von ihm noch unausgemacht ist, ob er nur überhaupt ein wahres Gedicht und ein reines Kunstwerk genannt werden kann. Wenigstens wird man nicht mit Unrecht anstehn, ihm diesen Rang einzuräumen, wenn man bedenkt, dafs er mit der wesentlichen Bedingung jedes Gedichts, mit einer rhythmischen Einkleidung, schlechterdings unverträglich ist, und ein Roman in Versen ein abgeschmacktes Product seyn würde.

Weiter ist es daher nicht möglich, den Begriff der Epopee zu verfehlen, als wenn man die Nothwendigkeit der Handlung in ihr abläugnet, und ihr statt derselben Begebenheiten unterschieben will.

Was nun aber diese Handlung und die Erzählung derselben so individualisirt, dafs sie die Epopee vor allen übrigen Gattungen erzählender Gedichte in ihrer Eigenthümlichkeit bezeichnen, ist die Natur jener beschauenden Stimmung des Gemüths und der dichterischen Einbildungskraft, und die Wechselwirkung, in welche beide hier mit einander treten. Diese drei Stücke haben wir daher noch besonders zu untersuchen.

LVIII.

Eigenschaften des Zustandes allgemeiner Beschauung.

Wenn der Künstler die innre Harmonie des Gemüths nicht durch Mifsklänge stören will, so darf er seinen Gegenstand auf keine andre, als auf eine, der Stimmung, auf die er überhaupt hinarbeitet, analoge Weise behandeln. Diese nun ist bei dem epischen Gedicht der Zustand klarer, ruhiger, aber sinnlicher Betrachtung. Je sinnlicher dieselbe ist (und davon hängt doch ihr künstlerischer Werth ab), desto mehr mufs sie Leben, Bewegung und Handlung

suchen; aber indem sie aufser sich Thätigkeit zu sehen verlangt, kann sie keine andere fordern, als die, welche in ihr, zugleich neben ihr selbst, ohne sie zu zerstören, bestehen könnte. Es mufs daher eine solche seyn, die entweder über die ihr im Wege liegenden Hindernisse den Sieg erhält, oder sich wenigstens, wenn sie auch unterliegt, nicht in allem ihrem Beginnen gehemmt, sondern nur eine andre Richtung zu nehmen genöthigt fühlt. Der Kampf, in welchem der epische Dichter den Menschen mit dem Schicksal zeigt, und ohne den es nie eine grofse sinnliche Bewegung giebt, mufs sich in Sieg, oder in Frieden und Versöhnung, nicht in Niederlage und Verzweiflung endigen. Denn sonst wird die Ruhe aufgehoben, welche die erste Bedingung jenes rein beschauenden Zustandes ist; das eigne Gemüth nimmt einen überwiegenden Antheil, wir steigen von der Höhe herab, die uns über unserm Gegenstand erhalten sollte, und mischen uns selbst als Theilnehmer unter die handelnden Personen.

Allein wenn der epische Dichter sich hüten mufs, jene Ruhe zu zerstören, so mufs er sich noch mehr in Acht nehmen, sie gar nicht in Gefahr zu bringen. Denn gerade dieselbe energisch zu machen, aus der Verbindung derselben mit lebendiger Thätigkeit männlichen Muth hervorgehn zu lassen, ist er vorzugsweise vor allen andren bestimmt. Was wir vorhin sagten, braucht er daher nur im Ganzen zu erreichen; im Einzelnen kann er seine Leser erschüttern, wie stark und nah er will an den Abgrund der Furcht und des Entsetzens führen; vielmehr, je besser er dies zu thun versteht, desto stärker ist seine letzte endliche Wirkung. Seine Kunst, das Gemüth zu beruhigen, mufs eigentlich die seyn, es mannigfaltig genug zu erschüttern, es von einer Bewegung zur andern zu führen, eine Empfindung durch die andre zu modificiren, und so jede ein-

zelne zu hindern, sich des Gemüths ausschliefslich zu bemächtigen.

Aus der Totalität seiner Darstellung mufs die Ruhe, die er bewirkt, hervorgehn, und diese Totalität ist also das zweite Erfordernifs seiner Gattung. Wir haben schon im Anfange dieser Blätter gesehen, dafs jeder Dichter überhaupt nothwendig immer, sobald er nur rein und allein auf die Einbildungskraft einwirkt, eine gewisse Totalität erreicht, indem er uns nemlich seine Gegenstände in eine Welt hinüberträgt, in welcher sie das Einseitige und Ausschliefsliche verlieren, das sie in der Wirklichkeit entstellt. Allein der epische Dichter braucht diese Eigenschaft noch in einem andren und engeren Sinn. Er mufs unsern Blick wirklich so viel umfassend und allgemein, als nur immer möglich, machen, ihn immer auf die ganze Lage der Menschheit in der Natur richten. Indefs kommt es auch bei ihm nicht darauf an, wie grofs gerade der Kreis von Gegenständen sey, den er durchläuft, sobald er nur die Stimmung hervorbringt, die wir eben beschrieben haben: die Stimmung, in der wir für alle Objecte offen sind, für alle Sinn haben, und durch ein überwiegendes und allgemeines Interesse zur blofsen Betrachtung hingezogen werden. Denn in dieser Stimmung herrschen von selbst die Kräfte, welche unmittelbar für sich Totalität mit sich führen.

LIX.

Eigenschaften der dichterischen Einbildungskraft in Beziehung auf jenen Zustand.

Die dichterische Einbildungskraft hat dem Stoff des epischen Dichters, um ihn in seiner ganzen Stärke wirken zu lassen, zwei Eigenschaften mitzutheilen: Sinnlichkeit und Einheit. Beide werden in denjenigen Modificationen,

die sie zu epischer Sinnlichkeit und epischer Einheit machen, durch den allgemeinen Geist dieser Dichtungart bestimmt.

Dieser besteht darin, dem Zuhörer die Welt in ihrem ganzen Zusammenhange vor die Augen zu legen, in ihm allein seine beschauenden Kräfte herrschend zu erhalten, dieselben aber zu der höchsten Stärke und zu vollkommener Harmonie anzuspannen, und dies alles endlich allein durch die Einbildungskraft auszuführen. Er hat daher nur Gestalt und Bewegung zu suchen, darf sich nicht einmal begnügen, nur die eine oder die andre, sondern mufs immer beide mit einander vereint, lauter bewegte Gestalten aufstellen, mufs immer allein für das Auge und den Sinn arbeiten, oder, wenn er andre Sinne und andre Empfindungen ins Spiel zieht, doch ihre Wirkung immer jenem Haupteindruck unterordnen.

Aber das Auge will nicht blofs durch bestimmte Formen, durch sorgfältig gezeichnete Umrisse gehörig geleitet, es will auch belebt werden. Er mufs daher die Trockenheit einer blofsen Zeichnung vermeiden, Licht und Schatten, Farben, mit Einem Wort Colorit suchen, aber dies Colorit wieder nur der Eigenthümlichkeit seiner Gattung gemäfs gebrauchen. Der Sinn, wenn er episch gestimmt ist, lebt in der freien, heitren Natur; der epische Dichter kann also nie genug Licht, genug Sonne, nie eine hinlängliche Fülle von Gestalten, nie genug lebendige Bewegung derselben, nie genug reiche und mannigfaltige Farbengebung erlangen. Aber mitten in diesem üppigsten Reichthum mufs nicht nur überhaupt die Form, sondern in ihm selbst auch durchgängige Harmonie herrschen; ein Ton mufs den andern mildern; keiner mufs sich schreiend hervordrängen; die Sinne müssen ergötzt, aber nicht in verwirrendem Taumel mit fortgerissen werden. Der epische Dichter hat da-

her alles Bunte und Schreiende, alles Grelle und Contrastirende zu vermeiden.

Allein dies, wovon wir bis jetzt redeten, sind nur erst die einzelnen Züge zu seinem Gemählde; die grofse Kunst besteht darin, dies Gemählde selbst zusammenzusetzen. Hierbei indefs brauchen wir nicht weiter zu verweilen. Diese Kunst ist eben das, womit wir uns in dem ersten Theil dieses Aufsatzes so ausführlich beschäftigt haben, die reine Objectivität, die den Gegenstand in seiner ganzen lebendigen Gestalt vor uns hinstellt. Wir haben gesehen, dafs dieselbe vorzüglich durch die ununterbrochene Stetigkeit der Umrisse bewirkt wird, und das Gesetz dieser Stetigkeit ist daher dem epischen Dichter mehr als irgend einem andern vorgeschrieben.

Der blofs und ruhig beschauende Sinn ist nie, da er nie von einer einzelnen Absicht, noch einer einzelnen Empfindung ausgeht, auf Einen Gegenstand ausschliefsend geheftet; er schweift immer auf andre, immer auf alles über, was er zugleich vor sich erblickt, sucht immer eine Menge von Objecten, oder, wenn er in seiner besten Stimmung ist, immer ein Ganzes derselben. Das Werk des epischen Dichters mufs daher, indem es bestimmt ist, auf die ganze Natur eine freie Aussicht zu öffnen, eine Menge von Objecten, eine Mannigfaltigkeit einzelner Gruppen umfassen, und in diesen mufs nun jede Gestalt in ihren einzelnen Theilen, jede Gruppe in ihren einzelnen Gestalten, endlich das Ganze in seinen einzelnen Gruppen durch nirgends unterbrochene Umrisse eine einzige Form bilden. Aber diese Stetigkeit wird auch noch aufserdem durch die erforderliche Bewegung nothwendig. Denn jede Unterbrechung derselben würde eben so gut ein Stillstand in dieser, als eine Lücke in der Gestalt seyn.

Jedes epische Gedicht mufs daher am Ende eine voll-

kommene Einheit aufstellen; und da dies keine Einheit nach Begriffen (wie in der Naturbeschreibung und Geschichte) seyn darf, so mufs es eine Einheit der Gestalt und der Handlung seyn. Es darf daher nicht mehr als Eine Handlung, und mufs diese als ein sinnliches, durch sich allein vollständiges, von allem aufser sich unabhängiges Ganzes schildern.

Wie sich die epische Einheit noch besonders von der Einheit andrer Dichtungsarten unterscheidet, dies können wir bequemer in der Folge entwickeln, als hier, wo wir es noch nicht sowohl mit den Gesetzen, als nur mit dem Begriff des epischen Gedichts zu thun haben.

LX.

In der Verbindung des Zustandes allgemeiner Beschauung und der dichterischen Einbildungskraft treten der Form nach gleichartige Eigenschaften mit einander in Wechselwirkung. — Einfluſs, welchen dies auf die epische Stimmung ausübt.

Wenn, wie wir im Vorigen gezeigt haben, jede eigne Dichtungsart dadurch entsteht, dafs sich in dem menschlichen Gemüth eine eigne Stimmung vorfindet, deren sich nur die dichterische Einbildungskraft zu ihrem Gebrauche bedient (obgleich in dem Augenblick, wo dies geschieht, immer sie es ist, welche dieselbe hervorruft), so kann das volle Wesen derselben nicht anders, als durch die Verbindung dieser beiden Elemente sichtbar werden.

Wir haben jetzt in Rücksicht auf die Epopee beide: die beschauende Stimmung des Gemüths und die auf sie bezogene Einbildungskraft, einzeln untersucht. Die erstere zeichnete sich durch Objectivität, durch Totalität und durch Einheit, die aber freilich eine Einheit nach Begriffen war, aus; die letztere trug im Ganzen denselben Charakter an

sich, auch Objectivität, auch Totalität, auch Einheit, nur aber eine sinnliche, und nur alle diese Eigenschaften, da sie es nicht mit der, immer an sich beschränkten und uns nie ganz verständlichen Wirklichkeit zu thun hat, in gröfserer Vollkommenheit und Reinheit.

Da also die Einbildungskraft hier eine Stimmung des Gemüths bearbeitet, die ihrer eignen Natur schon von selbst nahe kommt, so ist es natürlich, dafs alle jene Eigenschaften in doppelter Stärke auftreten müssen; aber das Wichtigste ist dabei das, was gerade aus dem Umstande selbst entspringt, dafs sie sich an einem, ihr selbst der Form nach ähnlichen Stoff versucht. Da von dieser Seite ganz und gar kein Mifsklang entstehen kann, so hat sie, indem sie ihre Form geltend macht, keine Schwierigkeit zu bekämpfen, keinen Streit zu schlichten, keinen Widerspruch aufzulösen. Es mufs also von allen Seiten Ruhe hervorgehn:

1) aus der Parteilosigkeit, welche jeder blofs betrachtenden Stimmung eigen ist;

2) aus der Idealität und der Einheit der Kunst;

3) endlich aus der Anwendung der Kunst auf jene Stimmung, als einen ihr ähnlichen Stoff.

Aber in Rücksicht der Materie ist diese Aehnlichkeit nicht in gleichem Grade vorhanden, da die beschauende Stimmung vermöge des darin zugleich herrschenden intellectuellen Vermögens nicht durchaus sinnlich, und durch ihre blofs objective Parteilosigkeit und Allgemeinheit gewisser Mafsen kalt und trocken ist. Die Einbildungskraft mufs demselben also von ihrer Sinnlichkeit und ihrem Feuer leihen, und sich daher zu einer Kraft stimmen, welche nicht der rüstigen und furchtbaren gleicht, mit der Hindernisse bekämpft, sondern der wohlthätigen und üppigen, mit der

neues Daseyn hervorgebracht, oder schon vorhandnes gestärkt und genährt wird.

Die volle und ruhige Kraft ist es, welche das Leben erhält und erhöht. Denn sie kann nicht aus Armuth erschöpft, und nicht durch Widerstand aufgerieben werden. Keinem andren Dichter kann man daher mit Recht so viel Leben zuschreiben, als dem epischen; und wo finde man auch wohl ein höheres, regeres, sinnlicheres, als in der Ilias und Odyssee?

LXI.

Weitere Schilderung einer rein epischen Stimmung.

So wie der epische Dichter von dem höchsten Leben beseelt ist, so mahlt er auch eigentlich die ganze Dauer desselben, da hingegen der lyrische (um unter diesem Namen alles zusammenzufassen, was jenem entgegensteht) nur einzelne Zustände schildert. Denn er allein bringt eine Stimmung hervor, welche durch das ganze Leben fortdauern kann.

Wie wir es in unsrer eignen Erfahrung wirklich, aber nur dann antreffen, wann wir eine längere Zeit in unsre Erinnerung zurückrufen, so giebt es unsrer Empfindung immer neue Modificationen, läfst dieselben durch die leisesten Uebergänge auf einander folgen, und versteht die Kunst, uns die ganze Tonleiter des Gefühls von Saite zu Saite durchzuführen, abstechende Töne durch Zwischentöne zu mildern, erschütternde allmälig vorzubereiten und ruhig verhallen zu lassen. Sowohl objectiv in seinem Gegenstande, als subjectiv in unsrer Einbildungskraft und Empfindung bringt er eine stetige und ununterbrochen zusammenhängende Folge hervor. Wenn der lyrische und tragische Dichter (welche in so fern in Eine Classe gehören) uns

oft stofsweise führen, und uns zuletzt plötzlich auf einer steilen Höhe verlassen; so durchläuft er den ganzen Kreislauf, sowohl den objectiven des Lebens, als den subjectiven der Empfindung, mit uns. Denn er will nicht durch Einen plötzlichen und entscheidenden Streich Rührung und Erschütterung, sondern durch Ebenmafs und Totalität des Ganzen Erhebung und Ruhe bewirken. Was also das Leben als eine Folge, und eine Folge mannigfaltiger Ereignisse, als ein Ganzes charakterisirt, dies findet man in ihm vollständig, aber in einer einzigen Handlung dargestellt, wieder.

Eine entschiedene Richtung zur epischen Dichtkunst kann daher niemand, als demjenigen eigen seyn, der lieber in der äufsern Wirklichkeit, als abgesondert und zurückgezogen in sich lebt, der sich mehr mit dem wirklichen sinnlichen Daseyn der Dinge, als mit dem abgezogenen Gedanken und der von aller unmittelbaren sinnlichen Gültigkeit entblöfsten Empfindung beschäftigt; und wiederum, wer hierzu einen entschiedenen Hang hat, und damit dichterisches Genie verbindet, dessen Richtung kann nicht anders, als gleichfalls entschieden episch genannt werden. Dadurch begreift man noch besser, wie sich in dem epischen Gedicht auf einmal alles vereinigt, woraus die klarste Objectivität, die lebendigste Sinnlichkeit, der thätigste Muth, die gröfseste Fülle der Kraft, die allgemeinste Harmonie hervorgeht, und wie sich diese Gattung nothwendig auf den Umfang der Welt und die Dauer des ganzen Lebens ausdehnt. Denn die auf Einen bestimmten Punkt gerichtete Empfindung (um die Natur der epischen Stimmung an derjenigen, die ihr geradezu entgegengesetzt ist, zu zeigen) ist immer ein Zustand der Spannung und Anstrengung, der nicht anders, als nur Momente lang währen kann.

Wenn man das epische Gedicht seines dichterischen

Gewandes entkleidet, so bleibt dasjenige übrig, was die Geschichte in ihrer geistvollsten Behandlung, und die Naturbeschreibung in ihrer gröfsten Allgemeinheit gewährt — ein vollkommner Ueberblick über die Menschheit und die Natur in ihrer Verbindung. Der wesentliche Unterschied liegt nur in dem, was ein reines Werk der Einbildungskraft ist, darin nemlich, dafs der Dichter, um zu einem so allgemeinen Ueberblick zu führen, nicht, wie jene, wirklich der ganzen Vollständigkeit der Objecte bedarf, sondern einen subjectiven Weg kennt, auch vermittelst eines einzigen Objects gerade dasselbe und in der That noch mehr zu leisten, da er das Gemüth in eine gleichsam unendliche Stimmung versetzt, in der sie über jede, möglicherweise gegebene Anzahl von Objecten hinausgeht. Unter allen Dichtern steht daher der epische auf dem höchsten Standpunct, und geniefst der weitesten Aussicht, und unter allen Dichtungsarten ist die epische am meisten fähig, den Menschen mit dem Leben zu versöhnen, und ihn für das Leben tauglich zu machen.

Zugleich aber kommt keine andre Dichtungsart dem einfachsten und reinsten Begriff der Kunst, der bildlichen Darstellung der Natur, so nahe, und verbindet damit so vollkommen auch den eigenthümlichen Vorzug der Dichtkunst, die Schilderung der Folge der Erscheinungen und der innern Natur der Gegenstände. Mehr als irgend eine andre giebt sie zugleich der Musik Gestalt, und den bildenden Künsten Bewegung und Sprache.

Aber diese Bewegung ist immer nur in dem Gegenstande, sie reifst nicht auch zugleich den Dichter und den Leser mit sich fort. Daher ist die Stimmung in beiden immer mehr verweilend, mehr bildend; da hingegen der lyrische Dichter noch in einem buchstäblicheren Sinn, als in welchem Pindar diese Worte braucht, von sich aus-

rufen kann:

Kein Bildner bin ich!
Nicht ruhet zögernd mein Werk
auf weilendem Fufsgestell;
nein! mit vollen Segeln,
auf eilendem Nachen
wallet mein Lied dahin!

Denn in der That folgt er selbst dem Wirbel der Empfindung, den er schildert, und eilt, statt bei einzelnen zu verweilen, immer von Bild zu Bild, von Empfindung zu Empfindung fort. Der epische Dichter hält alles, das, woran er schon vorübergegangen ist, und das, wozu er eben erst gelangt, zugleich fest, und vereinigt es in Ein Ganzes; der lyrische bewahrt das, was er hinter sich zurückläfst, nur noch in der Wirkung auf, die es auf das zunächst Folgende ausübt.

LXII.

Definition der Epopee.

Wir glauben jetzt die Stimmung, aus welcher die Epopee entsteht, und die sie hervorbringt, hinlänglich geschildert zu haben; es bleibt uns jetzt nur noch übrig, daraus eine objective Definition derselben zusammenzusetzen.

Aber darin gerade liegt eine nicht geringe Schwierigkeit. Zwar ist es offenbar, dafs die Epopee die dichterische Darstellung einer Handlung durch Erzählung ist, auch könnte man noch leicht die Bestimmung hinzufügen, dafs die Handlung als ein sinnliches, für sich selbst bestehendes, von allem aufser sich unabhängiges Ganzes geschildert seyn mufs, wenn dies nicht von selbst schon in den Worten: dichterische Darstellung, enthalten wäre.

Aber immer fehlt noch gerade dasjenige darin, was die epische Stimmung eigenthümlich charakterisirt, das rein

Darstellende, die Totalität, die Freiheit von dem Uebergewicht einer einzelnen, alleinherrschenden Empfindung. Alle diese Eigenschaften sind aufs höchste nur dunkel in dem einzigen Ausdruck: Erzählung, enthalten; und selbst wenn man sich damit begnügen wollte, so ist das epische Gedicht dadurch wohl von der Idylle und der Tragödie, noch gar nicht aber von allen übrigen poëtischen Erzählungen abgesondert.

Jenen eigentlich epischen Charakter durch objective nähere Bestimmungen der epischen Handlung und der epischen Erzählung auszudrücken, scheint unmöglich. Denn die letztere hat in dieser Hinsicht nicht, was sich einzeln als eine objective Eigenschaft angeben liefse; und bei der ersteren kommt es nicht sowohl auf die Art (da wir bald sehen werden, dafs man jede, sogar eine entschieden tragische, benutzen kann), als allein auf die Behandlung an. Es bleibt also nichts übrig, als die eigenthümliche subjective Wirkung eben so in die Definition des epischen Gedichts mit aufzunehmen, als man dieselbe in der Definition der Tragödie in der Erregung der Furcht und des Mitleids schon lange zu sehen gewohnt ist.

Hiernach könnte man daher das epische Gedicht als eine solche dichterische Darstellung einer Handlung durch Erzählung definiren, welche (nicht bestimmt, einseitig eine gewisse Empfindung zu erregen) unser Gemüth in den Zustand der lebendigsten und allgemeinsten sinnlichen Betrachtung versetzt.

Denn nun braucht man nur diesen Zustand genau zu entwickeln, um sogleich zu allen jenen wesentlichen Eigenschaften der Epopee: der reinen Objectivität, der lebendigen Sinnlichkeit, der vollkommenen Totalität, und der Abwesenheit aller solcher Parteilichkeit, welche die Freiheit der Ansicht verhinderte, von selbst zu gelangen.

Die Hauptmerkmahle in dieser Definition sind, wie man leicht gewahr wird, der Begriff der Handlung und der Erzählung. Vorzüglich ist der letztere wichtig, von welchem auch die ganze Gattung ihren Namen erhalten hat. Streng genommen hätte man aus diesem zugleich ihr ganzes Wesen ableiten können. Denn was nur erzählt wird, das wird schon dadurch von selbst in eine gewisse Ferne gestellt; das kann daher nicht so unmittelbar auf die Empfindung einwirken; das wird mehr in das Gebiet des Verstandes und der bloßen Betrachtung gezogen; das sieht man daher mit größerer Unparteilichkeit, mit mehr Ruhe an; dabei kann man endlich, da es ein abgesondertes Ganzes für sich ausmacht, mehr Verbindung, mehr Totalität aufsuchen. Allein es hätte willkührlich scheinen können, so viel aus einem einzigen Begriff abzuleiten, und auf alle Fälle war es methodischer, auf die allgemeine Quelle aller ästhetischen Wirkungen, auf die Natur des Gemüths und der Einbildungskraft, zurückzugehen.

LVIII.

Unterschied zwischen der Epopee und der Tragödie.

Unter den übrigen Dichtungsarten giebt es vorzüglich drei, welche leicht mit der Epopee verwechselt werden können: die Tragödie, die mit derselben im Begriff der Handlung, die Idylle, die damit im Begriff der Erzählung, und die ganze übrige Classe erzählender, aber nicht epischer Gedichte, die in beiden mit ihr zusammenkommen.

Die Tragödie hat man, wenigstens eine lange Zeit hindurch, für so nahe mit ihr verwandt gehalten, daß man sie zum Theil sogar eine nur unmittelbar in Handlung gesetzte Epopee genannt hat; und so lange man gewohnt

war, alle ästhetischen Grundsätze allein aus den Mustern der Alten zu entwickeln, konnte es dieser Meinung nicht an Anhängern fehlen. Denn bei den Griechen entstand die Tragödie nicht allein in der That aus dem Epos, sondern sie blieb auch in ihrer höchsten Vollkommenheit noch immer in hohem Grade episch, so wie die dichterische Stimmung der Alten sich überhaupt auf eine sehr überwiegende Weise zu dieser Seite hinneigt. Untersucht man aber das Wesen der Tragödie zugleich tiefer und allgemeiner, und sieht man vorzüglich auf die Forderungen, welche dieselbe an die Natur und die Stimmung des Dichters macht; so überzeugt man sich leicht, dafs nirgends sonst zwei sich übrigens ähnliche Dichtungsarten so weit auseinandergehen, und sich so geradezu entgegengesetzt sind, dafs das Wesen der einen nie sichtbarer, als durch eine Vergleichung mit der andern ins Auge fällt. Diese Hoffnung, ein noch helleres Licht über die Natur der Epopee zu verbreiten, ist es, die uns einladet, hier noch bei der Tragödie einen Augenblick zu verweilen.

Ueber den Begriff der Tragödie ist man ungleich früher, als über den der Epopee, einig gewesen. Dafs die tragische Handlung auf eine einzige Katastrophe hingeht, dafs diese Katastrophe den Menschen im Kampf mit dem Schicksale zeigt, und in dem Zuschauer Furcht und Mitleid zu erregen bestimmt ist, sind fast allgemein angenommene Merkmahle desselben. Offenbar war indefs der Begriff der Tragödie auch leichter zu entdecken, als der des epischen Gedichts, da jener sich nur auf die Stimmung des Gemüths zu einer einzelnen Empfindung, dieser auf einen ganzen allgemeinen Zustand desselben gründet.

Denn darin liegt gerade der grofse und mächtige Unterschied, dafs die Tragödie auf Einen Punkt versammelt, was der epische Dichter auf eine unendliche Fläche aus-

dehnt. Beide kommen im Begriff der Handlung, und folglich der Objectivität, beide in den allgemeinen Forderungen der Kunst mit einander überein; um also in ihren Resultaten so weit auseinanderzugehen, müssen sie in der ursprünglichen Gemüthsstimmung verschieden seyn, welche die Einbildungskraft nur dichterisch bearbeitet, und gerade da ist es auch in der That, wo ihre contrastirende Individualität allein anzutreffen ist.

Dem epischen Gedicht haben wir den Zustand der sinnlichen Betrachtung, also einen objectiven, ruhigen und mehr intellectuellen, zugeeignet. Indefs ist es natürlich, dafs darum in diesem Zustand die Empfindung nicht schweigt; dafs sie vielmehr in ihrer gröfsesten Energie zugleich mit rege wird. Und wie sollte sie es nicht? da so grofse und uns so nahe liegende Gegenstände, als das Schicksal und die Menschheit, alsdann vor uns da stehn, und zugleich unser Blick so erhellt und gestärkt ist, dafs er sie in ihrer reinsten und eigenthümlichsten Gestalt durchschaut. Wir haben dies im Vorigen nicht besonders herausgehoben, weil es sich in der That von selbst versteht; diesen Antheil der Empfindung an der Wirkung des epischen Gedichts nicht besonders mit in Anschlag gebracht, weil er in einer schon ursprünglich sinnlichen, und noch dazu allein durch die Hand der Kunst zubereiteten Stimmung unmöglich fehlen kann. Aber jetzt da der Tragödie die Empfindung gewisser Mafsen, als ein ihr ausschliefslich angehörendes Gebiet angewiesen werden soll, ist es nothwendig dies genauer auseinanderzusetzen. Allerdings wird also durch den epischen Dichter die Empfindung erregt, er hörte auf Dichter zu seyn, wenn er nicht sogar seine Hauptwirkung darauf hinrichten wollte; allein was durch ihn in Bewegung kommt, ist der ganze empfindende Mensch, nicht eine einzelne Empfindung; es ist ferner keine, die wir auf

unsern gegenwärtigen augenblicklichen Zustand, vielmehr eine, die wir, da sie durch einen, in eine gewisse Ferne gestellten Gegenstand erregt wird, allgemeiner auf unsre ganze Lage, unser ganzes Daseyn beziehen; es ist endlich noch weniger eine, die unmittelbar durch die Gegenwart des Objects geweckt wird, es ist immer eine dritte Person, der Erzähler, noch zwischen diesem und uns, und so geht auch alles in uns erst durch unser intellectuelles Vermögen hindurch, ehe es unser Gefühl zu berühren im Stande ist.

Dieser Unterschied ist überaus fühlbar, wenn wir die Erwartung vergleichen, welche die Lösung des furchtbaren Räthsels, woran Oedipus Schicksal hängt, und welche der Kampf Hektors und Achills in uns erregt. Wie ungleich ängstlicher und qualvoller ist jene, wie vielmehr blofs rührend und wehmüthig diese! In beiden Fällen ist unsre Furcht, unser Mitleid gleich stark. Aber der Ton dieser Empfindung ist anders, da in jenem der Ausgang noch nicht entschieden ist, noch er selbst, in diesem nur seine Erzählung erwartet wird, er selbst aber längst da gewesen ist. Hat der Dichter in diesen beiden Fällen diese Verschiedenheit wohl zu benutzen verstanden, so befinden wir uns in den ersteren in der vollkommensten Ungewifsheit, selbst dann, wann der Erfolg uns schon vorher bekannt war, und empfinden in dem letzteren, auch noch völlig unbekannt mit der Begebenheit, nur die sanfte Schwermuth, in die uns eine traurige Vergangenheit versenkt, wenn die Erinnerung sie wieder zurückruft.

Diese verschiedene Einwirkung erklärt sich natürlich aus der verschiedenen Form beider Dichtungsarten, dafs die eine uns zum Zuschauer ihres Gegenstandes macht, die andre ihn uns nur, wie aus einer beträchtlichen Ferne, durch Ueberlieferung zuführt. Aber dafs gerade diese Formen ihnen beiden nothwendig und wesentlich sind, dies ist

es, was ihren Charakter bestimmt. Denn in der That lassen sich alle Eigenschaften der Tragödie am leichtesten aus dem Begriff der lebendigen Gegenwart, in die sie ihren Stoff versetzt, ableiten, so wie sich aus dem der Erzählung alle diejenigen entwickeln lassen, welche das epische Gedicht von ihr unterscheiden. Da aber nicht gleich gut auch seine übrigen Eigenthümlichkeiten daraus herfliefsen, so war es besser, eine andre Methode des Raisonnements, als diese, zu erwählen.

LXIV.

Die Tragödie erregt eine bestimmte Empfindung, und ist daher lyrisch.

Der Zustand einer bestimmten Empfindung ist also derjenige, auf welchen der tragische Dichter hinarbeitet, und die Tragödie ist in so fern nur eine besondre, aber zugleich die höchste Gattung der lyrischen Poësie *): eine

*) Es wird befremdend scheinen, die Tragödie hier so dicht an die lyrische Poësie angeschlossen zu sehen. Allein man erinnere sich, dafs ich von ihr hier nur im Gegensatz gegen die epische rede, und dafs der Weg meiner Untersuchung mich gerade auf den Punkt führt, in welchem der Unterschied zwischen beiden am schärfsten ins Auge fällt. Ich habe nemlich die Dichtungsarten nicht sowohl nach ihrer äufsern Form, als nach der Stimmung unterschieden, die sie in dem Dichter voraussetzen und in dem Leser hervorbringen. Nun ist der einfachste Unterschied zwischen der Epopee und Tragödie unstreitig: die vergangene und die gegenwärtige Zeit. Jene erlaubt Klarheit, Freiheit, Gleichgültigkeit; diese bringt Erwartung, Ungeduld, pathologisches Interesse hervor. Daher drängt die letztere das Gemüth in sich selbst zurück, da die Epopee den Menschen vielmehr in die Klarheit der Gestalten herausführt. Dadurch nun eignet sich die Tragödie offenbar der lyrischen Gattung an. Uebrigens aber ist sie, als die Darstellung einer Handlung, eben so sehr als das Epos und vollkommen plastisch. Die Hauptgesetze derselben werden sogar nur aus ihrer plastischen Natur hergeleitet werden können; aber da sie alle durch den lyrischen Zweck, die Erregung der Em-

besondre, weil sie eine gewisse einzelne Empfindung zu erregen strebt; die höchste, weil sie diese Wirkung durch einen äufseren Gegenstand, durch die Darstellung einer Handlung, erreicht.

Da die Empfindung überhaupt in jeder dichterischen Stimmung so stark und so allgemein als möglich wirksam seyn mufs; so hält man den Unterschied der beiden Gemüthszustände, welche den epischen und tragischen Dichter bilden, am besten daran fest, dafs in jenem mehr das Object, in diesem zugleich stärker das Subject herrscht. In jenem suchen wir Gegenstände, und verknüpfen sie zu einem Ganzen; obgleich dies Ganze nothwendig Eindrücke in uns zurückläfst, so heften wir uns weniger an ihnen, als an ihrer Ursache, fest. In diesem beziehen wir, was wir sehen, unmittelbar auf unsre Empfindung, eine Neigung, eine Leidenschaft wird rege, und sie bestimmt nun allein den Antheil, den wir an der Begebenheit nehmen, die sich vor unsern Augen abrollt. Daher geht in der Tragödie alles auf einen einzigen entscheidenden Punkt, gleichsam auf eine Spitze, hin: der Gang ist nicht blofs ununterbrochen, sondern rasch, die Entscheidung ist plötzlich und abgebro-

---

pfindung, modificirt seyn müssen, so werden die Gesetze der epischen Poësie gar keine Anwendung auf sie finden; da sie hingegen mit den Gesetzen der lyrischen Dichtung in durchgängiger Uebereinstimmung stehen müssen. So lange man daher blofs epische und lyrische Poësie unterscheidet, mufs die Tragödie wirklich mehr der letzteren, als der ersteren beigezählt werden. Unstreitig aber wäre es besser, alle Poësie in plastische und lyrische, und die erstere wieder in epische und dramatische (unter der ich hier blofs die tragische verstehe, da die Komödie eine ganz eigne Erörterung fordert) abzutheilen. Alsdann würden alle Gesetze der plastischen Dichtung zwar zugleich für die Tragödie gelten; aber man würde bestimmt fühlen, wie mit dem Begriff der gegenwärtigen Handlung unmittelbar auch der Begriff der Empfindung und nothwendige Rücksicht auf die allgemein lyrischen Gesetze gegeben ist.

chen, da hingegen in der Epopee alles gleichsam in sich zurückkehrt, immer einen geschlossenen Kreis durchläuft.

In der Tragödie herrscht immer Eine Art des Charakters, der Gesinnung, der Handlungsweise; wenn mehrere auftreten, so erscheinen sie im Kampf, jede will ihr Recht in dem Gemüthe des Zuschauers allein behaupten, und alle lassen es am Ende auf Sieg oder Niederlage ankommen. In der Epopee erhebt ihr mannigfaltiges Entgegenwirken den Zuhörer über sie alle, statt ihn zum Theilnehmer an einer einzelnen Partei zu machen, und ihn selbst in den Kampf mit herabzuziehen. In der Epopee werden ferner nach einander alle Arten der Empfindung erregt; das Lächerliche und das Tragische, das Sanfte und das Erhabene, das Furchtbare und das Liebliche, alles steht harmonisch neben einander, und wir umfassen und bewahren alles zugleich, d. h. unser Gemüth befindet sich in einer Lage, in welcher es keinem dieser Eindrücke ganz angehört, sondern eigentlich nur für alle Sinn hat, allen offen steht. Die Tragödie hat, wenn sie vollkommen ist, denselben Umfang der Töne, aber jeder füllt unsre Seele in dem Augenblick, wo er erschallt, ganz und ungetheilt; sie wirken nicht neben, sie wirken nach einander, das Resultat ist kein Ganzes, worin alle diese Elemente zugleich vorhanden sind, es ist etwas Neues, bewirkt durch eine Reihe durch sie successiv hervorgebrachter Modificationen.

Die Epopee beschäftigt zwar zugleich unsre Sinne und unsre Empfindung; aber da sie uns überhaupt nur zur Beschauung und Betrachtung einladet, so läfst sie uns in verweilender und ruhiger Mufse. Die Tragödie reifst uns in ihren Gegenstand mit fort, zwingt uns zur Theilnahme an ihrer Handlung selbst. Die erstere nährt und bereichert daher unser Vermögen, unser Wesen im Ganzen; die letztere stählt vorzüglich die Fähigkeit, dies Vermögen auf ei-

nen einzelnen Punkt zu richten, unsre Kraft zum Entschluſs und zur That. Die Epopee führt uns in die Welt hinaus, in eine freie heitre und sonnichte Natur; die Tragödie drängt uns in uns selbst zurück, und mit demselben Schwert, mit dem sie ihren Knoten zerhaut, trennt sie auch uns auf einen Augenblick von der Wirklichkeit und dem Leben, das sie uns überhaupt weniger zu lieben, als mit Muth zu entbehren lehrt.

LXV.

Worin beide Dichtungsarten mit einander übereinkommen? und worin sie von einander abweichen?

Will man nunmehr den Unterschied beider Dichtungsarten, nachdem man sich desselben im Allgemeinen nach der Erfahrung und dem wirklichen Eindruck versichert hat, auf durchaus bestimmte Begriffe zurückführen, so muſs man zuerst auf die Entstehung jeder Dichtungsart, darauf nemlich, daſs die dichterische Einbildungskraft einen Zustand bearbeitet, den sie in dem Gemüthe schon vorfindet, zurückgehn, und hernach genau dasjenige absondern, was beide, sowohl in der ihnen zum Grunde liegenden Stimmung, als in ihren letzten Resultaten, mit einander gemein haben. Denn nicht darauf, daſs die eine einseitiger oder weniger vermögend wäre, sondern nur darauf, daſs bei beiden in dem gleichen Umfang und der gleichen Wirkung dieselben Bestandtheile anders gemischt sind, beruhet ihr Unterschied.

Mit einander gemein nun haben beide:

1. daſs, wenn die Stimmung, aus der sie hervorgehn, vollkommen seyn soll, in derselben der ganze Mensch, sein empfindendes Wesen eben so wohl, als sein betrachtendes, thätig seyn muſs;

2. dafs es dieselbe Einbildungskraft, dieselbe Kunst ist, welche beide bildet, und deren Gepräge sie gleich stark an sich tragen sollen.

Verschieden aber sind sie hingegen dadurch:

1. dafs, obgleich beide alle unsre Kräfte in Bewegung setzen, diese doch bei jeder in andrem Verhältnifs und auf andre Weise gemischt sind, jeder also ein verschiedner Gemüthszustand, der Epopee der der Beschauung, in dem das Object, der Tragödie ein zu einer bestimmten Empfindung determinirter, in dem das Subject herrscht, zum Grunde liegt;

2. dafs diese beiden, so wie sie an sich verschieden sind, eben so sich auch verschieden zu der Natur der Kunst verhalten, und daher, von ihr bearbeitet, wieder verschiedene Resultate geben.

Der Zustand der blofsen Betrachtung führt nothwendig Ruhe, und (in so fern als unser Verstand darin eine bedeutende Rolle spielt) ein Streben nach Totalität mit sich; aber er läfst unser Gefühl sehr unbeschäftigt; unsre Sinne selbst wirken nicht lebendig, unter ihnen vorzüglich nur der kälteste, das Auge, mit.

In dem Zustande der Empfindung haben wir unmittelbar Einen Gegenstand im Auge, und befinden uns nothwendig in einer gewissen Spannung und Unruhe; aber der ganze sinnliche Theil unsres Wesens ist in starker und lebendiger Mitwirkung.

Wenn nun die Einbildungskraft diese beiden Zustände in dichterische Stimmungen umwandeln will, so hat sie dem ersteren ihre Sinnlichkeit, dem letzteren ihre Idealität zu leihen.

Denn der erstere ist ihr der Form nach ähnlich, der Materie nach aber unähnlich; sie mufs ihn daher mit neuer Kraft ausrüsten; aber die Ruhe und Totalität, die sie im-

mer mit sich führt, gehen doppelt stark und fühlbar daraus hervor.

Beide aber soll sie auch in dem andern, der, gerade umgekehrt, in der Materie ihr ähnlich, aber in der Form ihr entgegengesetzt ist, geltend machen. Hier braucht sie also eine andre Art der Kraft, eine solche, welche aus widersprechenden Elementen selbst, etwas Neues zu schaffen vermag.

Hierbei müssen also auch durchaus andre Resultate entstehen.

Um neben der unabänderlichen Einseitigkeit der Empfindung nicht ihre Anforderungen an Totalität aufzugeben, mufs sie, statt eine unendliche Fläche vor uns auszubreiten, einen einzelnen Punkt so gleichsam schwängern, dafs in ihm allein alles enthalten sey; statt den Menschen und die Welt eigentlich darzustellen, einen solchen Zustand der Empfindung hervorbringen, in welchen der volle Eindruck von beiden übergegangen ist, und aus dem das innige Gefühl für beide gleich leicht und voll ausströmen kann.

Um bei der unruhigen Anspannung, die mit der Empfindung immer verbunden ist, noch die ihr eigenthümliche Ruhe zu behaupten, mufs sie den verwegnen Schritt wagen, den Menschen und die Welt, die sie nicht mehr zu schlichten und zu versöhnen im Stande ist, durch einen kühnen Streich auf einmal von einander zu trennen, und dem ersteren dadurch seine Ruhe wiederzugeben, dafs sie ihn, alle seine Kraft in ihm selbst versammelnd, unabhängig und selbstthätig macht.

Da nemlich hier in dem ursprünglichen Zustande des Gemüths, und in dem, welchen die Kunst herrschend machen will, nicht, wie bei dem epischen Dichter, von selbst Harmonie vorhanden ist, so können beide nur durch die Lösung des Widerspruchs verbunden werden, in dem sie

stehen, und in der Stimmung, die hierdurch bewirkt wird, bleibt immer etwas Gewaltsames und Heftiges übrig. Dies aber wird in dem Grade gemildert werden, in welchem der Dichter mehr seine Natur, als jenen ursprünglichen Zustand, die Heftigkeit der Leidenschaft, heraushebt; und wie sehr es ihm hierin gelingen kann, lehrt uns das Beispiel der Alten.

LXVI.

Warum die Werke der Alten vorzugsweise eine so grofse Ruhe hervorbringen?

Ein scharfsinniger und geistvoller Kritiker hat bemerkt, dafs die Werke der Alten eine hohe und würdige Ruhe hervorbringen, da uns die der Neuern hingegen in einer unruhigen Spannung lassen; und diese Bemerkung ist, wenn sie sich auch nicht so durchgängig bestätigt finden sollte, da man wohl Sophokles Oedipus gegen das Erstere, und Göthe's Iphigenia gegen das Letztere anführen könnte, im Ganzen gewifs äufserst wahr.

Die Alten bringen allerdings mehr Harmonie und Ruhe hervor:

1. weil sie durchaus mehr episch, als lyrisch sind;
2. weil sie die reine Natur der Kunst vollkommner darstellen;
3. weil sie sich diese Arbeit weniger, als die Neueren, durch einen an Gedanken- und Empfindungs-Gehalt zu reichen Stoff erschweren.

LXVII.

Unterschied zwischen der Epopee und der Idylle. — Charakter der letzteren in Rücksicht auf die Stimmung, aus der sie herfliefst.

Noch weniger als die Tragödie, ist die Idylle bisher von der Epopee durch sichre und zugleich wesentliche

Merkmahle unterschieden worden. Die erstere konnte, da sie eine ihr allein eigenthümliche Form hat, wenigstens nie mit derselben verwechselt werden; die Grenzen der letzteren hingegen scheinen mit denen des epischen Gedichts wenigstens in einzelnen Fällen so in einander zu laufen, dafs man nicht sowohl fragen darf, wie? als vielmehr ob beide nur überhaupt so wesentlich von einander verschieden sind, dafs sie in keinerlei Ausdehnung (die man ihnen beiden, und zwar innerhalb ihres Begriffes, zu geben im Stande ist) mit einander zusammentreffen? Um dies gehörig zu untersuchen, wollen wir von dem gewöhnlichen Begriff beider Dichtungsarten ausgehen, und sehen, wohin uns die genauere Entwicklung desselben führen wird.

Unter dem Namen der Idylle pflegt man den ganzen Theil der Poësie zusammenzufassen, welcher mehr ein häusliches Familienleben, als eine Existenz in gröfseren Verhältnissen, mehr ruhige als unternehmende Charaktere, mehr sanfte und friedliche Gesinnungen, als heftige Aufwallungen und Leidenschaften schildert, und vorzugsweise bei der Freude an der Natur und in dem engen, aber lieblichen Kreise unschuldiger Sitten und einfacher Tugenden verweilt. Wo also diese Einfalt und Unschuld herrscht, dahin versetzt uns der Idyllendichter, in das Erstlingsalter der Menschheit, in die Welt der Hirten und Pflüger. Mit der Epopee hingegen verbinden wir vor allem nur den Begriff der Darstellung einer Handlung, und verbannen jene einfache Unschuld so wenig aus derselben, dafs sogar einige der lieblichsten und anmuthigsten Idyllenscenen in epischen Gedichten enthalten sind, wie z. B. die Hochzeit der Kinder Menelaos in der Odyssee, und die Ankunft Eminias bei der Hirtenfamilie im Tasso.

Die einzigen Unterschiede, die sich hiernach festsetzen liefsen, wären also blofs die, dafs die Idylle wenigstens nie

einen heroischen Stoff, oder heroische Charaktere aufnimmt, und dafs sie nicht, wie die Epopee, nothwendig Handlung braucht. Allein auch von dem epischen Gedicht ist es wenigstens noch nicht ausgemacht (und wir werden diesen Punkt gleich in der Folge berühren), ob es nothwendig einen heroischen Stoff darstellen mufs; und die Idylle kann durchaus voll Handlung seyn, ohne darum weniger Idylle zu bleiben. Um daher auf völlig bestimmte Grenzen zu kommen, mufs man einen andren und mehr methodischen Weg einschlagen.

Des Ausdrucks der Idylle bedient man sich nicht blofs, um eine eigne Dichtungsart zu bezeichnen, man gebraucht ihn auch, um damit eine gewisse Gesinnung, eine Empfindungsweise anzudeuten. Man redet von Idyllenstimmungen, Idyllennaturen. Die Eigenthümlichkeit der Idylle mufs sich daher auf eine innere besondre Eigenthümlichkeit des Gemüths beziehen, sey es nun eine vorübergehende, oder eine bleibende, die sich dem Charakter selbst beigemischt hat. Dadurch also unterscheidet sie sich zuerst von der Epopee, dafs sie immer aus einer einzelnen und einseitigen, die letztere hingegen aus der allgemeinsten Stimmung des Geistes entspringt; und gerade in demselben Verhältnisse steht sie auch zur Tragödie. Denn die Tragödie erhält, wenigstens in ihrer höchsten Vollkommenheit, gleichfalls der Seele die Freiheit, sich gleich lebendig nach allen Seiten hin zu bewegen, weckt alle Kräfte im Menschen zugleich, ob sie schon ihr Verhältnifs zu einander anders, als der epische Dichter bestimmt. Die Idylle hingegen schneidet willkührlich einen Theil der Welt ab, um sich allein in den übrigen einzuschliefsen, nennt willkührlich Eine Richtung unsrer Kräfte, um allein in der andern ihre Befriedigung zu finden.

Wo wir dies im Leben wirklich antreffen, da erscheint

es uns als eine Beschränkung, obgleich, da sie gerade die lieblichste und anmuthigste Seite der Menschheit, ihre Verwandtschaft mit der Natur, hervortreten macht, allemal als eine solche, die ein gewisses rührendes Vergnügen gewährt. Die Kunst aber tilgt auch das selbst, was daran Beschränkung ist, noch aus, indem sie dies Einschliefsen in einen engeren Kreis nicht blofs aus freiem Willen, sondern aus der innersten Natur selbst hervorgehen läfst, aus einer Innigkeit und Naivetät der Empfindung, die sonst nicht ungestört ausströmen könnte.

Denn offenbar sind in dem moralischen Menschen zwei verschiedene Naturen sichtbar, eine, die mit seinem physischen Daseyn geradezu übereinstimmt, und eine, die sich zuerst von demselben losmacht, um reicher und gebildeter dazu zurückzukehren. Vermöge der ersteren ist er gleichsam an dem Boden festgewurzelt, der ihn erzeugt hat, und gehört selbst als ein Glied zur physischen Natur, nur dafs er nicht aus Noth an sie gefesselt, sondern freiwillig durch Liebe mit ihr verbunden ist. Die Idylle nun behandelt nie mehr als die erstere, so wie sie immer nur aus einer ihr angehörenden Stimmung entspringt. Sie hat daher einen engeren Kreis, in den sie aber darum nicht weniger Gehalt für den Geist und die Empfindung, nicht weniger Seele zu legen vermag.

LXVIII.

Charakter der Idylle in Rücksicht auf den Gegenstand, den sie schildert.

Diesem Unterschiede in der Wirkung, welche beide Dichtungsarten hervorbringen, entspricht zugleich ein analoger in ihren Objecten, oder wenigstens in der Behandlung derselben.

Das Natur-Daseyn des Menschen kann sich nicht durch einzelne Handlungen, sondern nur durch den ganzen Kreis der gewöhnlichen Thätigkeit, durch die ganze Art des Lebens beweisen. Der Pflüger, der Hirt, der stille Bewohner einer friedlichen Hütte überhaupt, kann nur selten (und dann geht er schon immer aus diesem Kreise heraus) auf einzelne bedeutende Unternehmungen stofsen; was ihn bezeichnet, ist nicht, dafs er heute dieses oder jenes gethan hat, sondern dafs er es morgen wiederholt, dafs er so zu leben und zu handeln gewohnt ist; man kann nicht von ihm erzählen, man mufs ihn beschreiben. Das Object der Idylle ist daher immer ein Zustand, das der Epopee eine Handlung des Menschen; jene ist immer nur beschreibend, diese durchaus erzählend.

Daher ist alles, was nur durch gewaltsame Unternehmungen zu Stande kommt, so wie alles, was aus dem gewöhnlichen Kreise der Existenz und des Lebens herausgeht, Krieg und Blutvergiefsen, jede heftige Leidenschaft, die unruhige Thätigkeit der Wifsbegierde, ja der ganze Forschungsgeist überhaupt, welcher der Kenntnifs der Gegenstände manchmal ihr Daseyn aufzuopfern bereit ist, der Idyllenstimmung zuwider. Wie sollte der Mensch, dessen ganzes Wesen in der reinsten Harmonie mit sich selbst, seinen Brüdern und der Natur besteht, auch nur des Gedankens an eigenmächtige Zerstörung fähig seyn? wie sollte er, der alles, dessen er bedarf, in der Nähe um sich herum findet, unruhig in eine weite Ferne schweifen? was könnte er endlich noch bedürfen, aufser dem ruhigen Daseyn, dem Genufs und der Freude am Leben, und dem stillen Bewufstseyn eines schuldlosen und unbefleckten Gewissens, aufser dem Glück überhaupt, welches die Natur und sein eignes Gemüth ihm von selbst und freiwillig darbieten? Wie die Natur selbst, mufs sein Daseyn in ununterbroche-

ner Regelmäfsigkeit hinfliefsen, wie die Jahrszeiten selbst, müssen alle Perioden seines Lebens sich von selbst die eine aus der andern entwickeln, und wie grofs der Reichthum und die Mannigfaltigkeit von Gedanken und Empfindungen sey, die er in diesem einfachen Kreise zu bewahren weifs, so mufs doch darin die Harmonie das Uebergewicht behaupten, die sich nie in einer einzelnen Aeufserung zeigt, sondern deren Gepräge immer nur dem ganzen Leben, dem ganzen Daseyn aufgedrückt ist.

Der Idyllendichter schildert daher immer, seiner Natur nach, nur Eine Seite der Menschheit, und sobald er uns in den Standpunkt stellt, von dem wir auch die andre gleich klar übersehen, geht er aus seinem Gebiet heraus, und je nachdem er mehr einen ruhigen und allgemeinen Ueberblick, oder durch die Vergleichung beider eine bestimmte Empfindung erregt, in das der Epopee, oder das der Satyre über. Denn diese beiden Gattungen, die Idylle und die Satyre, die auf den ersten Anblick einander gerade entgegengesetzt scheinen, sind auf gewisse Weise nahe mit einander verwandt; und gerade in Satyrendichtern findet man die rührendsten und schönsten Stellen über die Reinheit und Unschuld des einfachen Naturlebens, die sonst allein der Idylle eigenthümlich sind. Beide, die Idylle sowohl als die Satyre, schildern das Verhältnifs unsres Wesens zur Natur, (nur dafs die erstere beide in Harmonie, die letztere sie in Widerspruch zeigt) und beide schildern dies Verhältnifs für die Empfindung.

Denn der Idyllendichter steht (und dies bildet wiederum einen mächtigen Unterschied zwischen ihm und dem epischen) offenbar dem lyrischen näher. Da er Einer Seite der Menschheit einen parteiischen Vorzug vor der andern ertheilt, so erregt er dadurch mehr die Empfindung, als er das intellectuelle Vermögen in Thätigkeit setzt, das

immer allgemein und unpartheiisch, immer auch ein Ganzes umfafst.

LXIX.

Unterschied zwischen der Epopee und andern erzählenden, aber nicht epischen Gedichten.

Je mehr wir die Epopee von denjenigen Dichtungsarten absondern, welche mit ihr in gewissen Punkten übereinkommen, desto reiner erhalten wir ihren eignen Begriff, desto klarer springt ihre Bestimmung ins Auge, das Gemüth in dem Zustande sinnlicher Betrachtung, und zwar in einem solchen zu befriedigen, in welchem diese Betrachtung sich das weiteste Feld gewählt hat, und die dichterische Einbildungskraft ihren Gegenstand auf das sinnlichste darstellt.

Die Tragödie und Idylle unterscheiden sich von ihr der Gattung nach, indem sie auf eine bestimmte Empfindung hinarbeiten; andre gleichfalls erzählende Dichtungsarten theils eben dadurch, theils nur gleichsam dem Grade nach durch ihren geringeren Umfang und ihre geringere dichterische Individualität. Bei diesen letzteren müssen wir um so mehr noch einen Augenblick stehen bleiben, als wir selbst von einem Gedichte zu reden haben, das sich von der grofsen und heroischen Epopee zu sichtbar entfernt, um nicht von Vielen dieser eben genannten Gattung blofser Erzählungen beigeschrieben zu werden.

Diese Gattung nun ist ihrer Natur nach so grofs, und umfafst so verschiedene Arten von Gedichten, dafs es schwer ist, dieselben unter Einen allgemeinen Begriff zu bringen. Allein da die meisten derselben, wie z. B. die Ballade, Romanze, Legende, die blofse Erzählung u. s. f. so himmelweit von der Epopee verschieden sind, dafs sie auf keine Weise damit verwechselt werden können; so brauchen wir

hier nur bei Einer Art derselben stehen zu bleiben, von der uns die Alten vorzüglich einige Muster hinterlassen haben, und die man bald Fragmente aus gröfseren epischen Gedichten, bald kleine Epopeen selbst nennt, wie z. B. einige Theokritische Stücke, Hero und Leander, und andre mehr. Diese kommen in der Versart, in dem Ton der Erzählung, in der Behandlung überhaupt so sehr mit einzelnen Stellen der eigentlich epischen Gedichte überein, dafs sie sich, wenn nicht einige unter ihnen wirkliche Bruchstücke verloren gegangener Epopeen sind, nur, wie wir eben sagten, durch ihren geringeren Umfang davon zu unterscheiden scheinen. Da sich indefs auch für die eigentliche Epopee kein absolutes Mafs der Länge oder der Gröfse überhaupt bestimmen läfst, so mufs diesem Unterschiede noch etwas Wesentlicheres zum Grunde liegen.

Wir haben im Vorigen das epische Gedicht mit der Geschichte verglichen; wir haben zu finden geglaubt, dafs der Zustand des Gemüths, in welchem es ein Bedürfnifs der Geschichte (im eigentlichsten und höchsten Sinne dieses Worts) empfindet, demjenigen ähnlich ist, in welchem mit Hülfe der Einbildungskraft und der Kunst die Epopee entsteht. Wie sich nun die Geschichte (welche ihren Stoff immer als ein Ganzes behandelt) von der blofsen historischen Erzählung (welche sich begnügt, die Begebenheiten als eine blofse Reihe darzustellen) unterscheidet, so unterscheidet sich die Epopee von dem blofs historischen Gedicht. Dies letztere, das der ersten und höchsten Bedingung jedes Kunstwerks, ein in sich vollendetes, unabhängiges Ganze zu seyn, widerspricht, konnte sich nicht über die Kindheit der Poësie hinaus erhalten, und hat nachher immer nur in den Zeiten des Verfalls des Geschmacks einige seltne Anhänger gefunden. Es steht ungefähr auf der gleichen Stufe mit denjenigen Gedichten, die man philoso-

phische oder wissenschaftliche nennen kann, wie wir z. B. noch einige Fragmente aus den Werken alter Philosophen besitzen, und die sich eben so wesentlich von der didaktischen, einer Gattung, deren Wesen bis jetzt noch fast gar nicht erörtert ist, unterscheiden.

So lange jene historischen Gedichte noch das reine Werk der Natur, nicht das Product eines ausgearteten Geschmacks waren, so lange besafsen sie einen eignen Reiz und eine eigne Schönheit. Dies sehen wir noch jetzt an Hesiodus Theogonie und seinem Schild des Herkules, die man, obgleich ihr Inhalt eigentlich mythisch ist, schwerlich zu einer andern Gattung rechnen kann, da sie sich weder der allgemeinen, noch der dichterischen Behandlung des Stoffs nach, zu dem Range der Epopee erheben. Von gleicher Art waren vermuthlich eine nicht geringe Anzahl verloren gegangener Gedichte, und namentlich dasjenige, welches die Rückkunft der griechischen Helden aus Troja beschrieb.

Um von dem historischen Gedichte zur Epopee überzugehen, bedurfte es vielleicht nur eines freundlicheren Himmels, einer glücklicheren Organisation, eines helleren Blicks, eines mehr durch die Natur begünstigten Dichtergenies, und vielleicht war nur dies der Unterschied zwischen dem glücklichen Sohne Joniens und dem Bewohner des traurigen Askra, das, „im Winter beschwerlich und beschwerlich im Sommer," dem Genius der Kunst keinen gleich freien Aufflug verstattete. Nur das epische Gedicht stellt sich auf eine Höhe, von welcher herab es seinen Gegenstand zugleich übersieht und beherrscht; nur der epische Dichter fafst alles, was die Welt und die Menschheit enthält, mit Einem Blicke zusammen; nur er beschäftigt nicht blofs die Wifsbegierde, sondern die nachdenkende Betrachtung; nur er weckt daher die Thätigkeit der Kräfte,

durch die wir über den Kreis der Wirklichkeit hinausgehen. Eben darum aber, weil er, auch schon ohne auf seine künstlerische Bestimmung zu sehen, eine weitere Sphäre wählt, erfüllt er auch jene Bestimmung besser, und stellt auch in künstlerischer Hinsicht ein gröfseres und mehr vollendetes Ganzes auf.

LXX.

Diese Gattung beschreibender Gedichte hat einen beschränkteren Zweck, als die Epopee, und steht ihr in dichterischer Vollendung nach.

Wer blofs erzählt, hat mehr oder weniger nur die Absicht, eine Begebenheit vor die Augen zu stellen; er verbindet damit allenfalls noch die andre, entweder eine Lehre einzuschärfen, und dann nähert sich die Erzählung der Fabel, oder eine bestimmte Empfindung zu erregen, und dann ist sie mehr lyrisch. Aber er geht auf nichts Allgemeines, auf nichts, was dem Menschen irgend das Ganze seiner Lage und seiner Bestimmung vor die Seele führen könnte, am allerwenigsten darauf hinaus, auf eine dichterische Weise den Zustand reiner Betrachtung zu wecken.

Dies nun finden wir auch in allen den Gedichten, von denen wir eben sprachen, bestätigt. In Hero und Leander wird die Geschichte zweier Liebenden erzählt, die Kühnheit, mit welcher der Geliebte die Gefahren der Nacht und des Meeres verachtet, um zu dem Gegenstand seiner Liebe zu gelangen, die Grausamkeit des Schicksals, das ihn den Wellen zur Beute giebt. So viel Grofses und Schönes auch in diesem Stoffe liegt, so erregt er schon unsre Empfindung zu stark, um uns die Ruhe zu erlauben, welcher unser Geist immer bedarf, wenn er sich zu der Höhe der Betrachtung schwingen, wenn er einen vollkommnen allge-

meinen Ueberblick gewinnen soll. Ein solcher Stoff kann nicht anders als auf eine spielende, kalte, blofs zierliche, und daher immer kleinliche Manier, wie der griechische Dichter es wirklich gethan hat, oder erhaben und rührend, und also wahrhaft tragisch, behandelt werden. In dem ersteren Falle hat er nicht die Natur und die Wahrheit, in dem letzteren nicht die Ruhe, und mithin in keinem von beiden die Gröfse und den Umfang des epischen Gedichts. Noch weniger aber dürfen sich mit diesem die kleineren Erzählungen messen, die man nur gleichsam Bruchstücke nennen kann, und die oft weniger den Namen epischer, als blofs historischer Fragmente verdienen. Sie schildern einzelne Handlungen, z. B. Herkules Löwenkampf, oder eine andre ähnliche Begebenheit, sie stellen dieselben als einzelne Gemählde auf, versetzen uns zwar ganz und lebendig in ihre Gegenwart, aber halten uns auch in diesem engen Kreise gleichsam gefangen, ohne uns darüber hinaus auf einen höhern Standpunkt zu führen.

Indefs erfordert die gerechte Beurtheilung dieser einzelnen Stücke eine nicht geringe Vorsicht. Da die Einheit der Epopee, wie wir gleich noch näher sehen werden, von der Art ist, dafs dieselbe eben so wohl aus einzelnen, vorher für sich bestehenden Theilen zusammengesetzt, als auf einmal als ein Ganzes gebildet werden kann; da es mehr als wahrscheinlich ist, dafs selbst die vorzüglichsten epischen Gedichte, die wir besitzen, die Homerischen, auf diese Weise entstanden sind: so kann der epische Charakter jener einzelnen Stücke grofsentheils erst durch ihre Zusammensetzung entspringen, oder wenigstens gewifs erst in ihr vollkommen sichtbar werden. Zwar mufs der geübte Tact des Kenners auch schon in dem einzelnen Theil, ja in wenigen Versen, diese Tauglichkeit, ein Glied in der Organisation eines epischen Ganzen abzugeben, zu beurtheilen im

Stande seyn, und wo sie so deutlich ins Auge fällt, wie z. B. in den gröfseren Homerischen Hymnen, da wird sie nie, auch von dem minder Erfahrnen, verkannt werden. Je schwächer sie sich hingegen ankündigt, desto mehr geht natürlich diese Kritik ins Feine und Ungewisse.

Bei solchen nicht epischen Erzählungen ist nun — und dies führt uns auf den zweiten Unterschied derselben von der Epopee — der Dichter in dem Augenblick, da seine Phantasie sie hervorbringt, nicht von der hohen Begeisterung hingerissen, welche, die ganze Seele mit sich erhebend, ihr nicht mehr erlaubt, bei einzelnen Gestalten stehen zu bleiben, sondern ihr erst, wenn sie das Ganze mit ihrem Sinn und ihrer Empfindung umfafst, eine energische Ruhe gewährt. Wo der Dichter wirkt, ist es immer die Einbildungskraft, die allein geschäftig ist, welche die Stimmung seiner Seele hervorruft, die ihr selbst analog ist, die ihn höher hinaufführt, oder auf einer niedrigeren Stufe verweilen läfst. Wenn wir im Vorigen bei Gelegenheit der Methode der Ableitung aller Dichtungsarten den Zustand der Seele im Allgemeinen von derjenigen Modification absonderten, welche ihm die Einbildungskraft und die Kunst giebt; so darf man sich darum nicht vorstellen, dafs dieselbe diesen Zustand schon vorfand und nur bearbeitete. Vielmehr ist sie es allein, welche ihn hervorbringt, aber freilich darin der individuellen Natur des Gemüths folgt, die eben dadurch auch die ihrige ist.

Kein erzählendes Gedicht, das, wie wir im Vorigen sagten, unter der Epopee steht, wird daher die hohe dichterische Schönheit besitzen, welche dieser immer eigen ist, keins in diesem Verstande ein vollkommnes, in sich geschlossenes Ganze bilden. Zwar wird ihm die Einheit nicht fehlen dürfen, welche jedes Kunstwerk erst zu einem echten Product der Einbildungskraft macht; aber es wird

nicht eine so vollendete, so sorgfältig ausgebildete, in allen ihren Theilen organisirte Gruppe darstellen, es wird nicht in dem reinen und hohen objectiven Sinne gearbeitet seyn, weil es nicht aus einer so reinen und hohen objectiven Stimmung entspringt.

Zwischen dieser ganzen Gattung erzählender Gedichte und der Epopee ist daher ein fester und bestimmter Unterschied. Sie sollen das Gemüth blofs belehren, rühren, ergötzen, oder beschäftigen; aber sie sind weder bestimmt noch fähig, es in den Zustand hoher und reiner sinnlicher Betrachtung zu versetzen, welcher allein das Werk des epischen Dichters seyn kann.

LXXI.

Einwurf gegen die Anwendung des Begriffs der Epopee auf das gegenwärtige Gedicht.

Wir haben nunmehr den Begriff des epischen Gedichts hinlänglich entwickelt, um nun auch die Frage, in wie fern Herrmann und Dorothea dieser Gattung beigezählt werden darf, auf eine genügende Weise zu beantworten. Vielleicht aber ist uns, indefs wir bisher nur die Materialien zu dieser Untersuchung vorzubereiten beschäftigt waren, das Urtheil der Leser bereits vorausgeeilt; vielleicht haben sie schon entschieden, was uns erst eine genauere Prüfung zu verdienen schien.

„Herrmann und Dorothea zu der Zahl der Epopeen rechnen, heifst es der Iliade und Odyssee, dem verlornen Paradiese und Klopstocks Messias, den Meisterwerken Tasso's und Ariosts an die Seite stellen. Wie darf die Erzählung der Schicksale zweier Liebenden mit der Darstellung von Handlungen verglichen werden, die einen Theil des Menschengeschlechts selbst in Bewe-

gung setzten, die schon als merkwürdige Epochen in der Geschichte unsrer Theilnahme und unsrer Bewunderung gewifs sind, und dem epischen Sänger selbst durch das Gepräge des Heroismus, das sie an sich tragen, schon einen poëtisch zubereiteten Boden darbieten, auf den er mit Zuversicht auftreten kann? Was können die Begebenheiten zweier Unbekannten so Grofses und Bedeutendes enthalten, das sie der hohen Begeisterung werth macht, mit welcher der epische Sänger, mehr als jeder andere Dichter, schon in dem Augenblick, da er seine Stimme erhebt, der allgemeinen Aufmerksamkeit gewifs ist, des stolzen Vertrauens, mit dem er, mehr als jeder andre, sein Lied der Welt und der Nachwelt weiht? Warum dies Gedicht aus der Classe herausheben, in die es seiner Natur nach gehört, aus der Mittelgattung zwischen der Epopee und Idylle, welche mit der letzteren die Aehnlichkeit des Stoffs und der Charaktere, mit der ersteren die ununterbrochene Erzählung einer einzigen Handlung gemein hat? Oder heifst es nicht in der That, die Aesthetik, welche dem Sinn eines jeden offen stehen sollte, in das Gebiet einer dunkeln Metaphysik hinüberziehen, wenn man die verschiedenen Dichtungsarten ihrer äufsern, in die Augen fallenden Merkmahle beraubt, die, wenn sie sich auch vor der philosophischen Prüfung nicht als allgemein geltend bewähren sollten, doch wenigstens sehr gut für den praktischen Gebrauch zur Unterscheidung dienen? heifst es nicht ihre äufsre und lebendige Gestalt verdunkeln, um ein gewisses inneres schwer zu erkennendes Wesen tiefer zu erforschen?"

Eine solche oder eine ähnliche Sprache dürfte ein grofser Theil unsrer Leser führen, und diese Einwürfe, die auf einmal die ganze Untersuchung über eine Frage abschneiden würden, die sich hiernach auf den ersten Anblick von selbst entscheidet, sind zu wichtig, um sie mit Stillschwei-

gen zu übergehen. Sie verdienen vielmehr in mehr als Einer Hinsicht eine strenge und ausführliche Prüfung, da es eben so wenig gleichgültig ist, blofs um leicht erkennbare Merkmahle zu bekommen, unwesentliche in die Definition der Dichtungsarten aufzunehmen, als ein Gedicht, das sich gerade durch seine treffliche innere Organisation auszeichnet, zu einer blofsen Mittelgattung herabzuwürdigen.

LXXII.

Beantwortung dieses Einwurfs. — Begriff des Heroischen.

Mufs die Epopee nothwendig einen heroischen Stoff behandeln? und an welchen sichren und untrüglichen Kennzeichen läfst sich ein solcher von jedem andern unterscheiden? — dies sind, sieht man leicht, die beiden Fragen, auf welche allein alles hinausläuft. Denn der Mangel heroischer Charaktere und Handlungen ist das Einzige, wodurch sich Herrmann und Dorothea sichtbar von den übrigen Epopeen unterscheidet.

Der Ausdruck des Heroischen ist ohne hinzugefügte nähere Bestimmung mehr als Einer Deutung fähig; er kann theils mehr auf die sinnliche Gröfse, theils mehr auf die innere Erhabenheit bezogen werden; er läfst ferner verschiedene Grade zu. Allgemein kann man den Heroismus auf eine erschöpfende Weise durch diejenige innere Stimmung definiren, in welcher, was sonst allein das Geschäft des reinen Willens ist, durch die Einbildungskraft, aber nach eben den Gesetzen ausgeführt wird, nach welchen auch jener gehandelt haben würde. Er unterscheidet sich alsdann von der heroischen Schwärmerei dadurch, dafs in dieser die Einbildungskraft nicht gesetzmäfsig, sondern willkührlich verfährt. Je nachdem nun dieselbe mehr auf die äufseren, oder auf den innern Sinn bezogen ist; je nach-

dem sie mehr das Sinnliche, Grofse und Glänzende, oder das Erhabene sucht, entsteht jene doppelte Art des Heroismus, die, wie überhaupt, so auch für den dichterischen Gebrauch sehr verschieden ist.

Der moralische Heroismus liegt ganz in der Gesinnung, er hat seinen eignen inneren Werth, und ist von allem, aufser der Empfindung, aus der er entspringt, unabhängig; er versetzt uns in eine ernste, aber tiefe Rührung, und führt uns in uns selbst und unser Gemüth zurück. Der sinnliche Heroismus hat keinen bestimmten moralischen Werth für sich selbst; was er hervorbringt, ist immer grofs und glänzend, aber nicht immer auch gut und nützlich: er hängt daher oft von Zufälligkeiten ab, und kann sich manchmal auf einen blofs blendenden Schein, auf wirkliche Vorurtheile gründen; er versetzt uns in einen gewissen sinnlichen Schwung, weckt alle Kräfte in uns, die dazu mitwirken können, und umgiebt uns mit allen den Gegenständen, mit welchen wir, sey es mit Recht oder mit Unrecht, den Begriff des Grofsen, des Glänzenden, des Feierlichen verbinden.

Jene erstere Gattung ist immer nothwendig in der Tragödie in Handlung gesetzt, in der bürgerlichen sowohl, als in der eigentlich heroisch genannten; in dieser kommt nur auch die zweite zugleich hinzu. Diese letztere aber ist es, die wir, allein oder zugleich mit der ersteren, in allen bekannten Epopeen antreffen, und in unserm Dichter gerade vermissen.

LXXIII.

Gewöhnlicher Begriff der grofsen Epopee. — Seiner Unbestimmtheit ungeachtet, liegt ihm Wahrheit zum Grunde.

Bei Dingen, die mehr durch Zufall, als nach Grundsätzen entstanden sind, entfernt man sich immer von dem

Gegenstande, wenn man genau in den Begriff eingeht; und so sind auch wir hier, gerade da wir dem Wesen der Epopee, so wie es uns die Erfahrung giebt, nahe bleiben wollten, wieder davon abgekommen. Denn die Anhänger des gewöhnlichen ästhetischen Systems würden mit dem eben aufgestellten Begriff des sinnlichen Heroismus, als eines Merkmahls der Epopee, noch eben so sehr, als vielleicht mit unsrer ganzen bisherigen Entwicklung, unzufrieden seyn. Die Kennzeichen, an welchen sie das epische Gedicht wiedererkennen, haben, wenn sie auch weniger bestimmt seyn sollten, in der That das Verdienst, klarer und handgreiflicher zu seyn.

Sie verlangen eine Handlung, die aus der Geschichte entlehnt sey, eine grofse innere Wichtigkeit und einen beträchtlichen äufsern Umfang habe; ferner Vorfälle, welche viel sinnliche Bewegung mit sich führen, starke und mannigfaltige Leidenschaften in Thätigkeit setzen, mithin überhaupt einen Stoff, bei dem weniger Individuen, als Nationen und die Menschheit überhaupt, interessirt sind, wodurch die handelnden Hauptpersonen natürlich zu Königen und Fürsten, überhaupt zu solchen werden müssen, die auf das Schicksal andrer einen mächtigen Einfluſs ausüben; sie verlangen aufserdem (wenn auch weniger einstimmig) die Mitwirkung höherer Wesen, die Einmischung der Fabel und des Wunderbaren, und endlich — was, wie wir gleich näher zeigen werden, nicht weniger hierher gehört — die Ankündigung des Gegenstandes und den Anruf der den Gesang beschützenden Gottheit in dem Eingange des Gedichts.

Alle diese Eigenschaften, die letzte allein ausgenommen, sind indefs gewissermafsen unbestimmt, und einige unter denselben tragen unläugbar das Gepräge des Unwesentlichen und Zufälligen an sich. Der aus der Geschichte entlehnte Stoff kann mehr oder minder bekannt seyn, in

dem letzteren Fall nähert er sich einem blofs von dem Dichter erfundenen; die Wichtigkeit und Gröfse der Handlung, die sinnliche Bewegung ihrer einzelnen Theile ist durchaus relativ; die Einmischung der Fabel und des Wunderbaren kann doch nicht anders, als durch die Stimmung wirken, die sie hervorbringt, durch die höhere Feierlichkeit, durch die gröfsere Ehrfurcht, die sie in der Seele des Lesers weckt, und es hängt also von der Zeit, in welcher, von den Menschen, zu welchen man redet, ab, wie viel oder wenig dadurch soll bewirkt werden können.

Dieser Unbestimmtheit ungeachtet, ist indefs die Wichtigkeit aller dieser Stücke zusammengenommen nicht zu läugnen; es giebt der Seele offenbar einen höheren Schwung, wenn sie sich auch sinnlich grofse Massen vor ihren Augen bewegen sieht, wenn der Dichter sie auf einen grofsen und weiten Schauplatz führt, wenn er ihr zugleich den blendenden Glanz des Olymps und die furchtbaren Tiefen des Erebus aufschliefst; es simmt sie zu einer höheren Begeistrung, als wenn das, was er ihr vorführt, blofs aus unsrem eignen Kreise, aus unsrem täglichen und gewöhnlichen Leben genommen ist. Es macht zugleich auch eine reinere künstlerische Wirkung; denn gerade weil das, was näher mit uns verwandt ist, auch noch tiefer in unser Herz eingreift, so läfst es die Einbildungskraft weniger frei, so drückt es sie nieder und zieht sie herab.

LXXIV.

Beweis des Gesagten durch ein Beispiel aus der Iliade.

Es kann schwerlich je eine gröfsere und mehr epische Situation gedacht werden, als die ist, mit welcher der dreizehnte Gesang der Ilias anhebt.

Zeus sitzt auf dem Gipfel des Ida. Er hat eben dem Waffenglück im Kampf bei dem Lager der Griechen eine andre Richtung gegeben, Hektorn und den Troern Ruhe verliehen. Jetzt wendet er sein Angesicht von diesen blutigen Scenen hinweg, und blickt auf die friedlichen Völkerschaften der Thrakier und Hippomolgen, die, schuldlos und gerecht, nur von Milch leben, und jede Gewaltthätigkeit scheuen. Wie ist es möglich, so grofse und erhabene Gegenstände in dasselbe Bild zusammenzufassen, ohne schon seinen Stoff so glücklich gewählt zu haben, dafs man zugleich Völkerschaften, die um das Schicksal der Welt kämpfen, Nationen, die ein friedliches und schuldloses Hirtenleben führen, und einen Gott der Götter darin antrifft, der von dem Gipfel eines Berges beide überschaut, beide richtet und beherrscht, aber lieber und williger bei dem Anblick des Friedens, als auf dem Schauplatz der Ehrsucht und des Mordes verweilt.

Derselbe Gedanke, die beiden Extreme der menschlichen Natur, die heftige und unruhige Thätigkeit, mit welcher der Mensch immer nach etwas Neuem und Höheren strebt, und die stille Genügsamkeit, mit der er sich immer nur in demselben Kreise herumdreht, und nur diesen mit Segen und Gedeihen zu erfüllen strebt, unmittelbar neben einander aufzustellen, und sich selbst und den Leser zugleich zu der Höhe zu erheben, beide in ihren Verbindungen, und mit ihnen, da die eine oder die andre alles enthalten mufs, was Menschen zu denken und zu empfinden im Stande sind, die ganze Welt zu überschauen — liefs sich gewifs auf sehr verschiedene Weise ausführen, und mufs sogar gewissermaafsen in dem Plan jedes epischen Dichters liegen; aber nie war es möglich, ihn auf eine mehr sinnliche, prächtige, erhabene, und in jedem Verstande epische Weise darzustellen.

LXXV.

Jener unbestimmte Begriff der Epopee wird bestimmt, sobald man ihn auf den des Heroischen zurückführt.

Es ist daher unläugbar gewifs: die Sphäre, woraus der Stoff, die Handlung, die Personen der Epopee genommen sind, ist für die Wirkung auf den Leser auf keine Weise gleichgültig.

Aber wenn dies nicht auf einen unbestimmten Begriff von blofs relativer Gröfse der Begebenheit und Mannigfaltigkeit der Bewegung hinauslaufen, oder der Dichter nicht gezwungen seyn soll, blofs und allein die vorhandenen Muster nachzuahmen, und schlechterdings dieselben Mittel, sie mögen nun jetzt noch dieselbe Kraft der Wirkung besitzen oder nicht, zu gebrauchen; wenn es möglich seyn soll, dem Merkmal des Heroischen, das hier der Epopee beigelegt wird, einen bestimmten Begriff unterzuschieben, welchem jeder Dichter auf verschiedene Weise und durch mannigfaltige Mittel Genüge leisten kann: so mufs man sich nicht an solche einzelne Eigenschaften des Stoffs, sondern an die Stimmung halten, welche er hervorbringen soll, und dann wird man nothwendig zu dem sinnlichen Heroismus gelangen, den wir im Vorigen genauer bestimmt haben.

Und in der That ist es dieser Heroismus, zu welchem die einfachsten und höchsten Muster der Epopee, die Ilias und Odyssee, begeistern; man fühlt sich in ein ehrwürdiges Heldenalter zurück versetzt, man sieht die Erde und den Olymp zugleich in Bewegung, der gröfseste Theil des Menschengeschlechts, die verschiedensten Völkerstämme gehen dem Blick vorüber, man sieht lauter grofse, lauter hell beleuchtete, lauter so sinnlich gebildete Massen, dafs sie wieder auch in der Phantasie nur Gestalten, nur Bewegung, nur sinnliche Objecte erregen; man empfindet es leb-

haft, dafs der Sänger geglaubt hat, von dem wichtigsten Ereignifs seiner Zeit erfüllt zu seyn, und darum auf die allgemeinste Theilnahme rechnen, mit dem gerechtesten Stolze auftreten zu dürfen.

LXXVI.

Ankündigung des Gegenstandes und Anruf der Muse in der Epopee.

Nichts charakterisirt den epischen Sänger so sehr, als die Gewifsheit, mit der er auftritt; und in dieser Rücksicht gehört, wenn man einmal blofs von der grofsen und heroischen Epopee spricht, die Ankündigung des Gegenstandes und der Anruf der Muse im Eingange des Gedichts gar nicht so sehr zu den unwesentlichen Erfordernissen derselben, als es vielleicht scheinen könnte.

Nicht blofs dafs der Dichter die Aufmerksamkeit des Lesers stärker erregt, je feierlicher er beginnt, und dafs diese Zuversicht selbst seinen Sängerberuf bewährt, so mufs er auch von selbst, erfüllt von einer grofsen, folgenreichen, allgemein bekannten Begebenheit, und in der Stimmung der Einbildungskraft, in der sie alles ins Grofse, ins Glänzende, ins reich-Sinnliche malt, und lauter Gegenstände um sich versammelt, die dieser Behandlung fähig sind, auf einen solchen Eingang gerathen. Er mufs nicht genug eilen können, das auszusprechen, wovon er selbst überströmt, und ehe er die einzelnen Theile seines Gemäldes besonders schildert, wenigstens zuerst nur mit den Hauptumrissen das Ganze hinzustellen. Mitten unter dieser Fülle von Gegenständen, und in dem Drange seiner Empfindung mufs er Beistand und Hülfe, aber er kann sie nur bei der Gottheit suchen, mit der er wirklich in diesem Augenblicke näher verwandt ist, da er, wie sie, über der Welt und der Menschheit, über der Vorzeit und der Gegenwart schwebt.

Auch sind alle eigentlich sogenannten epischen Dichter hierin dem Beispiel Homers gefolgt; und wie nahe dieser Eingang mit der individuellen Stimmung des Sängers zusammenhängt, sieht man besonders deutlich an Ariost. Da er in der That nicht sowohl durch eine einzelne Handlung oder Begebenheit begeistert war, sondern sich nur mehr von dem Feuer belebt fühlte, in das die Phantasie versetzt wird, wenn sich ihr eine zahlreiche Menge mannigfaltiger Gruppen, ein weites und reichbesäetes Feld zeigt, das sie durchlaufen kann; so kündigt er bei weitem nicht so sehr seinen eigentlichen Stoff, als vielmehr die mannigfaltigen Gegenstände an, die sich in dem ganzen Umfange seiner Gesänge finden werden, und gesteht schon dadurch von selbst zu, dafs er vor allem nur durch Mannigfaltigkeit und Abwechslung zu interessiren vermag.

Unser Dichter befindet sich in einem noch andern Fall. Sein Stoff ist von der Art, dafs er ihm mit Sicherheit die Theilnahme jedes gefühlvollen Lesers verspricht, aber er trägt diese nicht unmittelbar an der Stirn, man mufs erst tiefer in ihn eingehn, um mit ihm vertraut zu werden, ihn erst kennen lernen, um ihn lieb zu gewinnen. Nach und nach also und schrittweise mufs der Dichter den Leser in sein Interesse verweben, einfach und anspruchlos beginnen, um sich am Schlusse desto gewisser des vollen Siegs zu erfreuen. Selbst der Anruf an die Muse konnte ihm daher weder eine höhere Kraft zu erlangen, noch die, welche er besitzt, zu bewähren dienen; er konnte ihn, wie wir im Vorigen gesehn haben, nur dazu brauchen, seinen Stoff innerhalb des Gebietes der Kunst in dem Augenblick zu erhalten, da er in das der Wirklichkeit überzugehen droht, seine physische Wirkung zu schwächen, um seine ästhetische zu erhöhen.

Indefs bringt er doch auch bei ihm unläugbar zugleich

noch eine andre und dem epischen Gedicht mehr eigenthümliche Wirkung hervor. Dadurch dafs er die Handlung einen Augenblick in ihren ununterbrochenen Fortschritten anhält, dafs der Dichter an dieser Stelle in wenige Worte zusammenfafst, was er bisher geleistet hat, und was ihm noch zu besingen übrig bleibt, bildet sich der Stoff des Gedichts vor unsrer Einbildungskraft sinnlicher als ein Ganzes, das einem bestimmten Ziele zueilt. Dadurch, dafs er einen Augenblick ausruhen und neue Kräfte sammeln mufs, dafs er eines Beistandes zu bedürfen glaubt, um zum Ziel zu gelangen, erscheint sein Geschäft uns bedeutender, die Bewegung, in der er sich befindet, gröfser und lebendiger. Selbst die Vorstellung der Muse, wenn wir uns auch unter diesem Namen nicht mehr jene ehrwürdige Gottheit des Alterthums denken, wenn wir es auch klar empfinden, dafs sich der Dichter blofs an seine eigne Begeisterung wendet, und dieser nur jene sinnliche Einkleidung leiht, trägt dennoch dazu bei, den dichterischen Schwung unsrer Stimmung zu erhöhen. Denn erkennen wir gleich nicht mehr die Ehrfurcht erweckende Gröfse einer Bewohnerin des Olymps in ihr, so bleibt sie uns doch immer die holde und liebliche Tochter der Phantasie.

LXXVII.

Zwiefache Gattung der Epopee.

Dafs also zwischen allen übrigen bisher bekannten epischen Gedichten und unsrem gegenwärtigen in der That ein wichtiger Unterschied vorhanden ist, dafs derselbe in dem heroischen Charakter liegt, welcher jenen eigen ist, und diesem fehlt, und dafs dieser Charakter allerdings dazu beiträgt, die eigentlich epische Wirkung zu modificiren

und zu verstärken — sind die Resultate unsrer bisherigen Untersuchung.

Durch diese aber wird der bisher festgesetzte Begriff der Epopee keinesweges umgestofsen. Diesem ist schlechterdings Genüge geleistet, sobald unser Gemüth auf eine dichterische Weise in den Zustand lebendiger und allgemeiner sinnlicher Betrachtung versetzt ist. Niemand wird läugnen können, dafs dies eben so wohl durch einen bürgerlichen, als einen heroischen Stoff, durch eine erdichtete, als durch eine allgemein bekannte und welthistorische Begebenheit, durch Ereignisse, die nur einige wenige Personen betreffen, als durch solche, die ganze Nationen in Bewegung setzen, geschehen kann, wenn es auch in dem einen Falle leichter gelingen sollte, als in dem andern. Welchen Gegenstand er auch zur Bearbeitung wählt, so mufs der Dichter immer von ihm aus auf einen allgemeinen Standpunkt führen können; wenn ihm auch sein Stoff wenig sinnlichen Reichthum darbietet, mufs er ihm doch immer Gestalt und Bewegung, also sinnliches Leben, mittheilen können. Alsdann aber hat er sein Geschäft vollendet, und die epische Wirkung ist unläugbar vorhanden. Verbindet man mit der Epopee Nebenbegriffe von dem Umfange des Gedichts, und der Gröfse der Handlung, mischt man unwesentliche Dinge, wie die Fabel und das Wunderbare hinein, so ist das allein der Fehler der Kritik. Alle diese Forderungen flieſsen nicht aus dem Wesen des epischen Gedichts, sie sind blofs von den vorhandenen Mustern, welche unmöglich allen künftigen Erweiterungen Grenzen vorschreiben können, hergenommen, und sind endlich nicht einmal an und für sich fest und sicher bestimmt.

Indefs lassen sich dieselben dennoch auf etwas Bestimmtes zurückführen; sie kommen alle darin überein, dafs der Stoff der Epopee ins Glänzende, sinnlich-Reiche bear-

beitet werden mufs; und zwischen einem Gedicht, in welchem dies geschehen ist, und einem andren, in dem, wie z. B. in dem unsrigen, eine gröfsere Einfachheit, und ein geringerer sinnlicher Reichthum herrscht, ist ein unverkennbarer Unterschied. Wenn es daher auch leicht ist, jene Anforderungen einzeln zurückzuweisen, und es sogar mit Recht lächerlich zu machen, wenn man nur Könige und Helden, und diese in einem feierlichen und majestätischen Aufzuge auf dem Schauplatz des Dichters sehen will, so bleibt es darum nicht weniger gewifs, dafs, wenn der Dichter sich mit lauter sinnlich grofsen Gegenständen umgiebt, er auch unsre Einbildungskraft in einen höheren und sinnlicheren Schwung versetzt, als wenn er sich nicht über den gewöhnlichen Kreis unsers Lebens erhebt. Sobald man sich an diese verschiedene Stimmung der Phantasie hält, und nicht gerade auf diese oder jene Beschaffenheit des Stoffes dringt, so wird man den grofsen Unterschied beider Behandlungen nicht allein nie verkennen, sondern auch fühlen, wie wichtig es ist, beide nicht mit einander zu verwechseln.

Ginge dieser Unterschied den Begriff des epischen Gedichts nicht weiter an, beträfe er blofs die Wirkung desselben überhaupt, nicht gerade seine epische insbesondre, so wäre es minder nothwendig, denselben herauszuheben. Aber wenn die Epopee auf der einen Seite nie genug Leben, Bewegung und sinnlichen Glanz erhalten kann, und auf der andern den allgemeinsten Ueberblick, die tiefste Einsicht in die gesammte Natur verlangt; so müssen zwei Arten der Bearbeitung, von welchen die eine vorzugsweise den ersteren, die andre weniger diesen, aber darum (weil in der That die inneren Formen immer reiner hervortreten, je einfacher die äufsern behandelt sind) vielleicht nur noch vollkommner den letzteren Endzweck erreicht, auch zwei

eigne Gattungen derselben bilden, und die erstere muſs sogar, da sie das epische Gedicht noch sichtbarer, als ein Maximum der darstellenden Kunst zeigt, in dieser Hinsicht einen Vorzug verdienen. Wenigstens müssen wir uns sehr hüten, dieselbe zu vernachlässigen, oder gar geringzuschätzen, da der Charakter unsrer Zeit schon darauf hinausgeht, überall den heroischen Glanz wegzuwischen, mit dem wir die Geschichte der Vorwelt so zauberisch überkleidet sehen, und auch unsre Kunst sich offenbar hinneigt, von jener sinnlichen Höhe der Einbildungskraft (die sie oft nur darum zu verschmähen scheint, weil sie dieselbe nicht zu erreichen vermag) zu einer Wahrheit und Natur herabzusinken, die kaum noch künstlerisch heiſsen darf.

Wenn wir daher auch unsern Begriff der Epopee selbst nicht umzuändern brauchen, so müssen wir doch zwei wesentlich verschiedene Gattungen derselben unterscheiden, von denen wir nur die eine, gerade weil es an Mustern derselben fehlte, noch nicht gehörig zu nennen im Stande waren. So wie es ein bürgerliches Trauerspiel im Gegensatz des heroischen giebt, eben so und noch mehr, da dieser mehr sinnliche Schwung der Phantasie, wie wir gesehen haben, in der That den Begriff der Epopee näher angeht, als den Begriff der Tragödie, müssen wir auch eine ähnliche Art der Epopee annehmen; und eine solche ist Herrmann und Dorothea.

Diese beiden Gattungen nun kommen in dem wesentlichen Begriff des epischen Gedichts schlechterdings mit einander überein, gehen beide von der Darstellung einer einzelnen Handlung aus, zeigen beide den Menschen und die Welt in ihrer Verbindung, und versetzen beide das Gemüth in den Zustand der sinnlichsten, aber allgemeinsten Betrachtung, sind aber in der Art, wie sie diese Wirkung erreichen, von einander verschieden.

Die heroische Epopee nemlich wählt ihren Gegenstand so, dafs er eine möglichst glänzende Aufsenseite hat, und ist vorzugsweise beschäftigt, diese zu zeichnen; sie mahlt ins sinnlich-Reiche, Glänzende, Prächtige, sie versetzt (um sie noch bestimmter zu charakterisiren) die Einbildungskraft in eine Stimmung, wo dieselbe sich der lebhaftesten Mitwirkung der äufsern Sinne erfreut. Objectiv wird sie sich durch einen aus der Geschichte entlehnten, allgemein bekannten Stoff (denn schwerlich dürfte je ein erdichteter ihren Forderungen genügen), durch eine gröfsere Menge solcher Begebenheiten, die nur das öffentliche Leben der Völker unter einander, als solcher, welche eine ruhige und gewöhnliche Privatexistenz darbietet, durch eine feierliche Ankündigung ihres Gegenstandes, (die ihr unentbehrlich scheint) überhaupt aber durch den Reichthum und den Glanz der Schilderungen und des Vortrags auszeichnen.

Die bürgerliche Epopee (denn so unangenehm und unpassend auch dieser Ausdruck ist, so finden wir doch keinen, welcher den Begriff nur gleich gut erfüllte) führt zu einem gleich allgemeinen Ueberblick über das Schicksal und die Menschheit, und besitzt dieselbe sinnliche Individualität, dieselbe künstlerische Vollendung. Das einzige, was ihr mangelt, ist nur auch derselbe sinnliche Reichthum. Aber sie entschädigt dafür durch einen gröfseren Gehalt an Gedanken und Empfindungen, und setzt daher die Einbildungskraft in nähere Verbindung mit dem blofs bildenden Sinn, mit dem Geist und dem Gefühl. Denn das vergifst man gewöhnlich, dafs es aufser dem Gebiete der Sinnlichkeit noch das Gebiet der Empfindungen und Gesinnungen giebt, welches dem Dichter eben so gut zu Gebote steht, und gerade auch in hohem Grade gemacht ist, eine epische Wirkung hervorzubringen,

sobald er nur versteht, es in der nothwendigen Allgemeinheit zu umfassen. Indem wir also unser Gedicht dieser Gattung zuschreiben, räumen wir ihm dadurch unmittelbar eine hohe und eigenthümliche Schönheit ein, eine innere Trefflichkeit, die jenen höheren Glanz, jene reichere Pracht wenigstens nirgends mit Bedauern zu vermissen erlaubt.

Wir sagten im Vorigen, dafs das epische Gedicht, mehr als jede andre Dichtungsart, den Gestalten, die sonst ausschliefsend der bildenden Kunst angehören, Bewegung und Sprache mittheilt. Wenn nun die heroische Epopee ihnen eine raschere, mehr mit sich fortreifsende, vielfachere Bewegung leiht; so giebt ihnen die unsrige eine reichere, tiefer eindringende und seelenvollere Sprache.

LXXVIII.

Eigenthümliche Gröfse des Gegenstandes unsres Gedichts.

Des Beweises, dafs Herrmann und Dorothea nicht der heroischen Epopee beigezählt werden darf, werden uns unsre Leser leicht überheben. Es liegt von selbst am Tage, und ist noch mehr durch dasjenige klar, was wir bei der allgemeinen Prüfung des Geistes, in welchem es gedichtet ist, über seinen geringeren sinnlichen Reichthum, und seinen überwiegend gröfseren Gehalt für den Geist und die Empfindung gesagt haben. Es ist unverkennbar, dafs, so rein bildend es auch den Sinn und die Einbildungskraft beschäftigt, es doch diese letztere und die Sinne nicht in den lebhaften Schwung versetzt, in welchem uns z. B. Homer durch den Glanz und den Reichthum seiner Dichtungen mit sich fortreifst. Aber desto nöthiger wird es seyn, einige Worte über die Gröfse und Wichtigkeit des Gegenstandes, den es darstellt, hinzuzufügen, und es gegen den

Vorwurf zu retten, dafs es nur die unbedeutenden Schicksale Herrmanns und Dorotheens schildert.

Es ist natürlich, dafs diese Gröfse nicht im ersten Augenblick in die Augen fallen kann, dafs sie sogar eben deswegen, weil sich ihr Bild erst nach und nach vor unserm Geiste gestaltet, eine eigen modificirte Empfindung hervorbringt. Es ist ganz etwas anders, mit der Ankündigung eines schon vorher bekannten Gegenstandes, oder mit der Sache selbst anzuheben; ganz etwas anders, als epischer Sänger, als lebendiges Organ des Rufs und der Geschichte, oder als einfacher Erzähler, als blofser Dichter aufzutreten. In dem ersteren Fall erhebt sich die Einbildungskraft des Lesers auf den blofsen Ton, den sie anstimmen hört, wird, noch ohne dafs der Gegenstand selbst wirkt, von dem Feuer mit ergriffen, das den Dichter begeistert; in dem letzteren mufs erst der Geist und das Herz den Stoff selbst umfassen, ehe das Interesse daran sich ihr ganz mitzutheilen vermag. Natürlich mufs also dort das Gefühl einer glänzenderen, mehr phantastischen, aber eben so natürlich hier das einer gehaltvolleren und innigeren Gröfse entstehen. Und so finden wir es auch in der That. Die ersten Verse des Dichters wecken blofs Neugierde und Theilnahme in uns, aber bei den letzten Gesängen sind wir von dem Höchsten und Besten durchdrungen, was wir je in unsern glücklichsten Momenten dachten oder empfanden.

Das gröfseste Geheimnifs besonders des epischen Dichters besteht in der Kunst, den Boden zuzubereiten, auf welchem seine Figuren erscheinen, ihnen den Hintergrund zu geben, vor dem sie hervortreten sollen. Diese Kunst hat unser Dichter auf eine ausnehmende Weise verstanden. Die Personen seines Gedichts sind allein sein Werk; sie haben keinen andern Werth, keine andere Wichtigkeit, als die er ihnen mitgetheilt hat, aber die Begebenheiten, die

Zeitumstände, in die er ihre Schicksale verwebt, das, was er eigentlich durch sie darstellt, was, indefs wir sie sehen, in ihrer Gestalt, in ihren Handlungen auf uns einwirkt, das hat für sich, und unabhängig von seiner Bearbeitung, ein grofses, ein allgemeines, ein hinreifsendes Interesse.

Gleich in dem ersten Gesange zeigen sich uns zwei bedeutende, sichtbar von einander geschiedene Gruppen; im Vordergrunde einige einzelne Charaktere, Menschen, die Gleichheit des Wohnorts, der Beschäftigung, der Gesinnungen in einen engen Kreis mit einander verbindet; dann in der Ferne ein Zug von Ausgewanderten, durch Krieg und bürgerliche Unruhen aus ihrer Heimath vertrieben. Gleich hier also steht die Menschheit und das Schicksal vor uns da, jene in reinen, festen, idealischen und zugleich durchaus individuellen Formen, dieses in einer Staaten erschütternden, wirklichen und historischen Begebenheit. Die Ruhe einer Familie contrastirt gegen die Bewegung eines Volks, das Glück Einzelner gegen den Unternehmungsgeist Vieler.

LXXIX.

Hauptthema des Gedichts.

Mit diesem Contrast ist zugleich das Hauptthema des ganzen Gedichts aufgegeben. Wie ist intellectuelles, moralisches und politisches Fortschreiten mit Zufriedenheit und Ruhe? wie dasjenige, wonach die Menschheit, als nach einem allgemeinen Ziele, streben soll, mit der natürlichen Individualität eines jeden? wie das Betragen Einzelner mit dem Strom der Zeit und der Ereignisse? wie endlich überhaupt das, was der Mensch selbst in sich schaffen und umwandeln kann, mit demjenigen, was, aufser den Grenzen seiner Macht, mit ihm selbst und um ihn her vorgeht, so vereinbar, dafs jedes wohlthätig auf das andre zurück, und

beides zu höherer allgemeiner Vollkommenheit zusammenwirkt?

Diese Fragen sind in den Gesprächen des Wirths mit seinen beiden Freunden, in dem Streite der beiden Eltern über die Unzufriedenheit des Vaters mit dem Betragen des Sohns, in der entschlossenen Aeufserung Herrmanns über den thätigen Antheil an der allgemeinen Gefahr, endlich in der Gegeneinanderstellung seiner Meinung und der des früheren Verlobten Dorotheens über die Zeitumstände überhaupt, um nur dieser vorzüglichsten Stellen zu gedenken, nach einander aufgeworfen, oder beantwortet.

Die Antwort selbst ist zugleich die richtigste für die philosophische Prüfung, die genügendste für das praktische Leben, und die tauglichste zu dem dichterischen Gebrauch. Alle jene Dinge, zeigt uns der Dichter, sind vereinbar durch die Beibehaltung und Ausbildung unsres natürlichen und individuellen Charakters, dadurch dafs man seinen geraden und gesunden Sinn mit festem Muth gegen alle äufseren Stürme behauptet, ihn jedem höheren und besseren Eindruck offen erhält, aber jedem Geist der Verwirrung und Unruhe mit Macht widersteht. Alsdann bewahrt das Menschengeschlecht seine reine Natur, aber bildet sie aus; alsdann folgt jeder seiner Eigenthümlichkeit, aber aus der allgemeinen Verschiedenheit geht Einheit im Ganzen hervor; alsdann erhalten die äufsern Ereignisse und Zerrüttungen die Thätigkeit der Kräfte rege, aber der Mensch formt darum nicht weniger die Welt nach sich selbst; alsdann wächst, mitten unter den gröfsesten Stürmen, ununterbrochen, und nur mit dem Wechsel gröfserer oder geringerer Ruhe und Zufriedenheit, die allgemeine Vollkommenheit, und einer nicht verächtlichen Generation folgt immer eine noch bessere nach.

Dies nun, die Menschheit selbst in ihren, zugleich durch

ihre innre Kraft und die äufsere Bewegung bewirkten Fortschritten, hat unser Dichter unsrer Einbildungskraft darzustellen verstanden. Er hat diesem Stoff dadurch mehr dichterische Idealität gegeben, dafs er zu den Charakteren lauter rein menschliche, durch keine Cultur verzärtelte, und doch der Cultur nicht verschlossene Naturen gewählt, seinen Hauptpersonen aber sogar etwas Heroisches, etwas, das an Homers Helden erinnert, beigemischt hat; dadurch mehr sinnliches Leben, dafs er die wichtigsten und gröfsesten Begebenheiten in seine Handlung hineinzieht; dadurch endlich mehr Individualität, dafs er die ganze Eigenthümlichkeit unsres vaterländischen Charakters und unsrer Zeit mit auftreten läfst. Es ist ein Deutsches Geschlecht, und am Schlufs unsres Jahrhunderts, das er uns schildert.

LXXX.

Gröfse in den darin aufgeführten Charakteren und Begebenheiten.

In den Charakteren ist gerade immer dasjenige herausgehoben, was poëtisch und praktisch die gröfseste Wirkung thut; es herrscht immer darin eine doppelte Art der Stärke, einmal die ursprüngliche der Natur, und dann die, welche aus dem Zusammenwirken aller verschiedenen Eigenthümlichkeiten entspringt. Denn durchaus waltet die menschliche Empfindung darin vor, dafs nichts gut ist, was nicht natürlich ist, dafs alles Natürliche mit einander in durchgängiger Harmonie steht, und dafs nur aus der reinen Kraft der verschiedenen Individuen die volle der Menschheit hervorgeht.

Die Charaktere der Hauptpersonen sind wirklich für sich selbst von der Art, dafs sie sich allem, was nur an sich gut ist, anschliefsen, und mit allem eine wohlthätige Wechselwirkung unterhalten können: einige andre, denen

diese Eigenschaft nicht so eigen ist, helfen dies noch in ein helleres Licht stellen, und wo das Gespräch (das fast immer diese Materie behandelt) den moralischen Werth und die Gesinnungen der Menschen berührt, da wird immer nur bewiesen, dafs wenn sich Leben im Leben vollenden soll, das Natürliche nicht unterdrückt und das Mannigfaltige nicht einförmig gemacht werden mufs. Von scheinbaren Fehlern unsrer Natur aus, wird in diesen Gesprächen immer gezeigt, wie sie nur Veranlassungen sind, sich zum Besseren und Höheren zu erheben, streitende Neigungen werden freundlich mit einander ausgeglichen, und die Menschheit wird so sehr in ihrem Ganzen umfafst, dafs es nur wenig bedeutende Züge in ihrem Bilde geben wird, die hier nicht berührt wären. Am einfachsten, allgemeinsten und schönsten ist sie in der Stelle geschildert, wo (S. 100.) der thätige und rastlose Umsegler des Meers und der Erde mit dem stillen und ruhigen Bürger verglichen wird.

So herrscht also in dem ganzen Gedicht der schöne Geist der Billigkeit, welcher alle Dinge nur von der Seite aufnimmt, von der sie gut und erhebend scheinen; so werden wir, auf eine wahrhaft epische Weise, auf den allgemeinen Standpunkt gefühlt, von dem wir alles, und alles mit gleich grofsem, parteilosem Interesse ansehn, und so schiebt sich, ohne dafs wir es selbst bemerken, das ungeheure Bild der ganzen Menschheit den wenigen Personen unter, die wir vor uns handelnd erblicken.

Weniger ruhig und befriedigend, aber gleich grofs und kräftig, ist das Bild der Begebenheiten. Die merkwürdigste, die vielleicht die ganze Geschichte aufweist, die französische Revolution, ist von ihren drei gröfsesten Seiten, von dem edeln Freiheits-Enthusiasmus, der ihren Anfang bezeichnete, von dem Kriege mit dem Auslande, und von der Auswanderung einer so zahlreichen Menge von Familien gezeigt.

Gerade diese drei sind es auch, welche sich dem Interesse der Leser am meisten empfehlen müssen: die erste durch den Antheil, den nothwendig ihre Ideen und Empfindungen daran nehmen; die zweite durch die Wichtigkeit, die sie für ihr Vaterland und ihre eigne Existenz hat; die letzte endlich durch das rührende Bild, durch welches der Dichter so viele von ihnen an dasjenige erinnert, was sie selbst theils gesehn, theils erfahren haben.

Allein das, was diese Begebenheiten allein und unmittelbar für sich enthalten, ist noch bei weitem nicht alles; es ist vielmehr noch wenig, blofs das verwirrte Gedränge des Zuges, blofs das mannigfaltige Elend der Flüchtlinge, die Gräuel und das Verderben des Kriegs vor sich zu erblicken; die Hauptwirkung entsteht erst durch die Vergleichung dieser Zeit mit der Vergangenheit aller Jahrhunderte, durch den unsichern und ahndungsvollen Blick in die Zukunft. „Unsre Zeit, heifst es, vergleicht sich den seltensten Zeiten; in der heiligen und in der gemeinen Geschichte findet sich nichts, was ihr ähnlich wäre; wer in diesen Tagen gelebt hat, hat schon Jahre gelebt; so drängen sich alle Geschichten. Die Verhältnisse der Gesellschaft sind so umgekehrt, die Stützen, auf denen eines jeden sicheres Daseyn ruhte, so umgestürzt worden, dafs einzelne Menschen, mitten in unsern gebildeten und cultivirten Staaten, ganze Schaaren ohne Heimath und Wohnort herumführen, und dadurch an jene frühesten Zeiten erinnern, wo ganze Nationen durch Wüsten und Irren herumwanderten. Und wo ist das Ende dieses Unheils zu sehen? Man täusche sich nicht mit betrüglicher Hoffnung!

— gelöst sind die Bande der Welt: wer knüpfet sie wieder,
Als allein nur die Noth, die höchste, die uns bevorsteht?"

So stellt uns der Dichter zugleich die höchste Unruhe, die äufserste Zerrüttung, eine wahrhaft rettungslose Verzweif-

lung, aber neben derselben auch das sicherste Gegenmittel, die beste Quelle des Trostes und der Hoffnung dar. Wenn die Bande der Welt sich lösen, so sind wir es, die sie wieder zu knüpfen vermögen. Hierin schliefst sich das ganze Gedicht zusammen, darin vereinigen sich alle einzelnen Eindrücke, die es auf uns gemacht hat. Aus dem Untergang und der Zerstörung sehen wir neues Leben, aus der Verwirrung der Völker das Glück und die fortschreitende Veredlung einer Familie hervorgehn.

Herrmann und Dorothea sind es, die uns von Anfang an allein beschäftigen, allein unsre ganze Aufmerksamkeit erschöpfen. Wie reich und erhaben jene Bilder menschlicher Charaktere, wie grofs und hinreifsend diese Schilderungen der Zeit hätten seyn mögen, sie hätten diesen tiefen und bleibenden Eindruck in uns nicht hervorbringen können, wenn wir sie nicht immer nur in diesen beiden Figuren gesehen, wenn sie nicht immer nur dazu beigetragen hätten, diese vollständig auszumahlen. Unwillig hätten wir Völker und Zeiten verlassen, und wären nur zu den Empfindungen und dem Schicksal der beiden Liebenden zurückgekehrt, die sich einmal allein unsres ganzen Herzens, unsres ungetheilten Interesses bemächtigt hatten.

Um beide bilden sich von dem Anfange des Gedichts an zwei verschiedenartige Gruppen. Dorothea gehört zu demjenigen Theil unsrer Nation, der durch den Umgang mit unsern mehr verfeinerten Nachbarn eine höhere Cultur und mehr äufsre Bildung erhalten, und durch eben diese Nachbarschaft auch an den neueren philosophischen Ideen mehr Antheil genommen hat; sie befindet sich zugleich in dem Zustande höherer Spannung, in welchen jede aufserordentliche Begebenheit die Seele immer versetzt; diese Stimmung wird noch durch ihre erste unglückliche Liebe und die schwermüthige Erinnerung daran vermehrt; und

dies alles zusammengenommen, und in einem weiblichen Charakter mit einander verschmolzen, macht sie zu einem feineren, höheren, idealischeren Wesen, als Herrmann ist, zu einem Wesen, mit dem wir noch herzlicher und inniger sympathisiren. Dagegen läfst Herrmanns Charakter nichts an männlicher Stärke und natürlicher Einfachheit vermissen, und beide vereinigt geben nun das lebendigste Bild einer fortschreitenden Veredlung unsres Geschlechts. Denn ihre Aehnlichkeit ist so vollkommen, dafs sie sich auf das innigste an einander anschliefsen können, und ihre beiderseitige Verschiedenheit gerade von der Art, dafs jeder von dem andern, was ihm selbst mangelt, empfängt.

LXXXI.

Resultat des Ganzen. — Eigentlicher Stoff des Gedichts.

Ein furchtbares Ereignifs, das ganze Völkerschaften aus ihrer Heimath vertreibt, führt also eine schönere und edlere Natur in eine entfernte, noch minder cultivirte Gegend; es führt sie gerade der Familie, dem Jünglinge zu, der sie zu verstehen, zu fassen Sinn hat; es vereinigt beide mit einander, und indem es unaufhaltsam in seinem Laufe weiter forteilt, läfst es den Samen eines neuen Geschlechts, einer schöneren und besseren Menschheit zurück. Nicht der Zufall, nicht ein blindes Verhängnifs, nein! die wohlthätige Hand eines Gottes, die wachsame Sorgfalt des Genius unsres Geschlechts scheint diese wunderbare Verkettung von Umständen geleitet zu haben; und wenn der Dichter der Mitwirkung höherer Mächte im Einzelnen entbehren mufste, so führt er uns dieselbe auf die schönste und rührendste Weise durch das Ganze seiner Dichtung in das Gemüth zurück.

Wer erinnert sich nun nicht hierbei der frühesten Zeiten unsrer Geschichte, wo wohlthätige Pflanzvölker in weit entfernte Länder Menschlichkeit und Gesetzesliebe und die ersten Keime der Wissenschaft und Kunst hinübertrugen? und der späteren, wo einzelne Königstöchter, von dem Zauber sanfter Weiblichkeit und der Macht der Liebe unterstützt, barbarischen Völkern die milden Gesinnungen einer menschlicheren Religion einflößten? wem scheint das Bild, das ihm der Dichter darstellt, nicht darum noch erhebender, als jene, weil der Stamm, der hier noch veredelt werden soll, schon selbst so gesunde und treffliche Früchte trägt? wer rettet sich nicht gern und mit einer gewissen stillen Andacht aus den Gräueln der Jahre, die wir durchlebt haben, zu Scenen dieser Art hin, die ihm allein nur noch zuzurufen scheinen, daſs sich nicht darum alles bewegt und umkehrt, um alles auf einmal in derselben Verwirrung zu begraben, sondern um die Welt und die Menschheit neu und besser zu gestalten?

Vorzüglich hat unser Dichter der bildenden Kraft des weiblichen Geschlechts ein schönes und rührendes Denkmahl gesetzt. Denn wenn Herrmann sanfter und menschlicher, vielseitiger und empfänglicher ist, als sein Vater, können wir darin den wohlthätigen Einfluſs des stillen und einfachen Wesens seiner liebenden Mutter auf seine Natur verkennen? wenn er schon in dem Augenblick, in dem wir ihn zuerst handeln sehen, einen höheren und edleren Enthusiasmus gewonnen hat, ist es nicht Dorotheens Gestalt, die ihn dazu entflammt? und sehen wir nicht deutlich an der Macht, welche sie auf alle ausübt, die sich ihr nähern, die schönere Bildung, die sich von ihr aus auf ihre Familie, auf die ganze Gemeine, die ganze Gegend verbreiten wird?

Auch hierin bleibt der Dichter der Natur unverbrüchlich treu. Das weibliche Geschlecht übt den entscheidend-

sten Einfluſs in dem Kreise der Familie aus; nun aber muſs aller politischen Cultur moralische Charakterbildung zum Grunde liegen, und zu jeder Vollkommenheit des Charakters kann der Keim nur im Schooſs des Familienlebens aufblühen. Auch ist die weibliche Natur unendlich mehr geschickt zu verbessern, ohne zugleich zu zerstören; sie besitzt eine sanftere und doch stärkere Gewalt über die Gemüther, ist dem Neuen mehr offen und dem Alten weniger feind, behandelt dies weniger gewaltsam, und ergreift jenes begieriger. Sie fühlt zu tief, daſs ihr selbst alles fremd bleibt, was sich nicht durchaus mit ihren Gedanken und Empfindungen verwebt, und will daher auch der Welt und der Menschheit nichts Aehnliches aufdrängen.

Die fortschreitende Veredlung unsres Geschlechts, geleitet durch die Fügung des Schicksals, macht also, in einer einzelnen Begebenheit dargestellt, den Stoff unsres Gedichts aus. Sieht man denselben nunmehr von dieser Seite an, so wird man ihm gewiſs weder Gröſse, noch Umfang, noch endlich epische Tauglichkeit absprechen können. Nur liegt die Gröſse desselben freilich nicht so, wie bei der heroischen Epopee, in der Begebenheit selbst, sondern in dem, was sich in ihr darstellt. Wer dies verkennt, oder wer auf der andern Seite nicht vollkommen fühlt, daſs derselbe dennoch durchaus künstlerisch, objectiv und episch behandelt ist, der wird immer entweder dem allgemeinen, oder dem künstlerischen, und in beiden Fällen dem epischen Werth des Gedichts zu nahe treten.

LXXXII.

Gesetz der Epopee. — Gesetz der höchsten Sinnlichkeit.

Das Hauptresultat des Begriffs der Epopee läuft darauf hinaus, daſs dieselbe unter allen Dichtungsarten die am

meisten objective genannt werden kann. Denn keine andre strebt so sehr nur die äufsre Wirklichkeit, im Gegensatz der innern Veränderungen des Gemüths, keine einen so grofsen Theil derselben, keine endlich diesen Stoff in so lebendiger und sinnlicher Klarheit darzustellen. Alle Mittel, welche überhaupt dazu beitragen, Objectivität zu befördern, sind daher vorzugsweise das Eigenthum des epischen Dichters, und alle Gesetze, die er als verbindend anerkennen soll, müssen dahin zusammenkommen. Einzeln lassen sich dieselben aus den drei hauptsächlichsten Bestandtheilen der Definition der Epopee ableiten, aus dem Begriff der dichterischen Erzählung einer Handlung; aus ihrer Bestimmung, das Gemüth in den Zustand sinnlicher Betrachtung zu versetzen; und in dieser Betrachtung so innig als möglich die Menschheit mit der Welt zu verknüpfen; und dieser Ableitung zufolge, dürfte es vielleicht nicht unbequem seyn, sie unter folgende Benennungen zusammenzufassen.

1. Das Gesetz der höchsten Sinnlichkeit. Dies ist überhaupt ein allgemeines Gesetz aller Kunst und der darstellenden insbesondre. Aber von dem epischen Dichter wird die Befolgung desselben mit doppeltem Rechte gefordert, da er es mit lauter äufsern, also rein sinnlichen Dingen zu thun hat, und auch das Gemüth in eine, auf diese gerichtete Stimmung versetzen soll. Er mufs daher nicht allein blofs Gestalten und Bewegung, sondern von beiden auch eine beträchtlich grofse Masse aufführen; mufs ein Colorit wählen, das unmittelbar Licht und Klarheit ankündigt; einen Ton annehmen, der uns freundlich aus uns herauszugehen einladet, und uns zu einem hohen und weiten Schwunge der Phantasie erhebt; Gedanken anregen, welche uns in die grofsen Verhältnisse der Menschheit zu der Welt eine tiefe Einsicht gewähren; Empfindungen an-

stimmen, die uns harmonisch mit der Natur verbinden, und seinen Stoff überall noch durch den Reichthum und die Sinnlichkeit seines Vortrags, seiner Diction und seines Rhythmus beleben.

Vorzugsweise ist die höchste Sinnlichkeit ein Eigenthum der heroischen Epopee, die eben so gleichsam ein Maximum des epischen Gedichts, als dieses selbst ein Maximum aller darstellenden Kunst überhaupt genannt werden kann. Daher gehören unter dieses Gesetz die gewöhnlichen Regeln von der Gröfse der Handlung, der Einmischung des Wunderbaren, der Mitwirkung der Götter, der Ankündigung des Gesanges, und des Anrufs der Muse. Da die entgegengesetzte Art der Epopee sich gerade hierin von der heroischen unterscheidet, so mufs sie sich sehr hüten, nicht durch eine zu wenig sinnliche Behandlung gar unter dem Epischen oder dem Dichterischen überhaupt zu bleiben.

LXXXIII.

Gesetz durchgängiger Stetigkeit.

2. Das Gesetz durchgängiger Stetigkeit. Dies ist blofs eine doppelte Anwendung des vorigen auf den Begriff der Handlung und der Gestalt, deren fortlaufende Linien man als Bewegungen der Umrisse betrachten kann. In dieser letzteren Bedeutung hat der epische Dichter dies Gesetz mit dem Mahler und Bildner, in der ersteren eigentlich mit keiner andern Kunst gemein. Zwar zeigt die Musik und auf eine noch sinnlichere Weise der Tanz allerdings auch eine solche Stetigkeit der Bewegung, und besonders in dem letzteren ist es eine der bezauberndsten Schönheiten, wenn in einem nirgends unterbrochenen Flufs immer Gestalt aus Gestalt, Bewegung aus Bewegung, Gemählde aus Gemählde entspringt. Bei beiden ist dies in-

dels nur stellenweise der Fall; ihre eigentliche Stetigkeit besteht darin, dafs sich aller, auch unterbrochener, auch plötzlich abspringender Wechsel im Einzelnen nur in Einem Mittelpunkte vereinige. Denn beide drücken Empfindungen aus, die, ob sie gleich immer aus derselben Stimmung der Seele hervorströmen, für sich selbst dennoch auch in der Natur nicht immer eine so stetige Reihe bilden. Es ist also genug, wenn auch die Kunst sie nur in diesem Mittelpunkte verknüpft.

Dem epischen Dichter wird die Beobachtung einer vollkommenen Stetigkeit auf eine doppelte Weise durch den Begriff der Handlung und den der Erzählung zur Pflicht. Für den tragischen, der seine Handlung unmittelbar darstellt, hat dies Gesetz eine bei weitem andre Bedeutung. Er schildert das wirkliche Leben mit allen den Lücken, den Unterbrechungen, den Ueberraschungen, die wir in jeder Begebenheit wahrnehmen, von der wir unmittelbare Augenzeugen sind; die aber der epische Dichter, wie der Geschichtschreiber, nothwendig ausfüllt und überarbeitet, indem er das Ganze in Eine Erzählung verknüpft. Die Handlung mufs also ununterbrochen fortgehn; kein Umstand darf absichtlich hingestellt scheinen; unabhängig von dem Zweck, zu dem er gebraucht ist, mufs er schon für sich selbst als eine nothwendige Folge aus dem Vorigen herfliefsen; der Zusammenhang des Plans mufs so fest und so innig seyn, dafs der Leser selbst ihn nicht anders hätte entwickeln, so übereinstimmend mit den physischen und moralischen Gesetzen der Natur, dafs die Begebenheit in der That nicht anders hätte fortlaufen können; nur die erste Anlage, auf die sich das Uebrige gründet, ist der Willkühr des Dichters unterworfen, alles Folgende bestimmt sich lediglich von selbst durch einander.

Dies ist die sinnliche objective Stetigkeit der Handlung

und des Plans. Aber um die subjective in dem Gemüthe des Lesers hervorzubringen, welche eigentlich von ihm gefordert wird, mufs der epische Dichter noch mehr thun. Ueberall nemlich, wo er eine Mannigfaltigkeit von Bestimmungen in den Charakteren, Gesinnungen, Empfindungen anwendet, mufs er sie gerade eben so durch unendlich kleine allmählige Abstufungen von einander trennen, allen grellen Contrast vermeiden, und in ihrer Verschiedenheit selbst immer nur den Reichthum und den Umfang der Gattung darstellen, zu der sie alle gemeinschaftlich gehören. Denn darin besteht die wahre Stetigkeit einer Reihe von Gliedern, dafs durch die Verschiedenheit der einzelnen nur die Einheit noch klarer wird, die sie alle in eine zusammenhängende Kette verbindet.

LXXXIV.

Gesetz der Einheit.

3. Das Gesetz der Einheit. Die allgemeine Natur der bildenden Kunst, von welcher er das höchste Muster aufstellen soll, und sein besonderer Zweck fordern von dem epischen Dichter mehr, als von irgend einem andern, eine vollkommene Einheit in der Behandlung seines Stoffs. Aber wenn ihm diese zur unerläfslichen Pflicht gemacht wird, so ist sie nicht sowohl eine solche, welche die einzelnen Theile auf eine schneidende Weise zu einem einzigen Punkte hinführt, als eine solche, welche sie nur in Ein Ganzes zusammenfafst. Die erstere ist viel mehr ausschliefsend nur der Tragödie eigen.

Die Empfindung nemlich, deren Erregung der Hauptzweck des tragischen Dichters ist, kennt nur Einen Gegenstand, und auf diesen Begriff wahrhaft numerischer Einheit wendet nun der Dichter den milderen und höheren des Kunst-

ganzen an. Der betrachtende Sinn hingegen, der in der Epopee dichterisch bearbeitet wird, nimmt vielmehr immer vieles zugleich auf, und verknüpft es nur in so fern, als er es aus demselben Standpunkte ansieht. Der tragische Dichter strebt also nach einer Einheit, die in der Erfahrung wirklich vorhanden ist; er eilt in der That Einem Punkte zu; dadurch wird sein Gang rasch und heftig, und sein Plan zieht sich, indem er alles abschneiden mufs, was ihn ableiten würde, mehr in die Enge zusammen, als er sich in die Breite ausdehnt. Die Einheit des epischen Dichters hingegen liegt mehr in seiner Absicht, als in der Sache selbst; er hat daher gröfsere und eine bis auf einen gewissen Grad unbestimmte Freiheit mehr in seinen Plan aufzunehmen, es hängt wirklich (und auch in so fern ist die Ankündigung kein unwesentlicher Punkt) grofsentheils davon ab, was und wie viel er gleich anfangs zu leisten verspricht.

Der Schlufs seines Gedichts ist nicht nothwendig ein wirkliches Ende, über das hinaus sich nun nichts mehr hinzufügen liefse; es ist genug, wenn nur alle einzelnen Theile des Ganzen darin auf eine befriedigende Weise zusammenkommen, und es hängt sehr häufig nur von dem Dichter ab, ihn in einen blofsen Ruhepunkt zu verwandeln, sobald es ihm nemlich gefällt, den Faden der Erzählung noch weiter fortzuspinnen.

Doch kann er seinen Plan nicht nach Willkühr ins Unbestimmte hin ausdehnen. Die Grenze ist auch hier scharf geschnitten; er darf nemlich nicht weiter gehen, als bis dahin, wo sein Stoff aufhören würde, eine Handlung zu seyn, und in eine wirkliche Begebenheit, d. h. in einen solchen Inbegriff von Ereignissen ausartete, in welchem nicht mehr die Wirksamkeit einer Handlung, oder wenigstens nicht mehr die einer einzigen, sichtbar bliebe.

LXXXV.

Gesetz des Gleichgewichts.

Die drei bis jetzt entwickelten Gesetze fliefsen alle aus dem Begriff der Darstellung einer Handlung her; sie sind im Ganzen eben so gut der Tragödie eigen, und nehmen nur durch den epischen Gebrauch eigne Bestimmungen an. Die folgenden entspringen mehr aus der eigenthümlichen Natur der Epopee, den betrachtenden Sinn unsres Gemüths, und zwar denselben in seiner höchsten Allgemeinheit, zu beschäftigen. In dieser Hinsicht zeigt sich uns zuerst:

4. das Gesetz des Gleichgewichts. Von dem Gleichgewichte, in welchem der epische Dichter alle einzelnen Elemente seiner Totalwirkung erhält, hängt die Ruhe ab, die er in dem Leser bewirken soll. Ohne dasselbe würde zugleich die epische Sinnlichkeit, Stetigkeit und Einheit leiden. Man kann es als den Charakter der Natur, mit welcher der epische Dichter uns harmonisch stimmt, ansehen, dafs sie, den ausschliefslichen Ansprüchen Einzelner feind, sogar gegen den nothwendigen Untergang Einzelner gleichgültig, nur mit unermüdlicher Sorgfalt über das Daseyn des Ganzen wacht. Auch er also darf nur allein darauf sein Augenmerk richten, und die Wichtigkeit zum Ganzen seines Plans ist der einzige Maafsstab, nach welchem er den Raum abmessen darf, den er den einzelnen Theilen anweisen kann.

Aber vor allem hat er dafür zu sorgen, dafs sich keine Empfindung ausschliefsend, oder auch nur mit auffallendem Uebergewicht, unsrer Seele bemeistre. Daher würde z. B. ein eigentlich tragischer Stoff einer wahrhaft epischen Behandlung grofse Schwierigkeiten in den Weg setzen, da neben der Herrschaft, welche die Gefühle der Furcht und des Mitleids über uns ausüben, leicht nicht noch etwas and-

res emporkommen kann. Auch ist ein solcher von epischen Dichtern fast nie behandelt worden; denn das Tragische der Messiade z. B. löst sich wenigstens am Ende in Sieg und Triumph auf.

Indefs darf man darum dennoch auch einen solchen Stoff nicht ganz und gar aus dem Gebiete der Epopee verbannen. Bei keiner Dichtungsart kommt es eigentlich auf das Object, bei allen nur auf die Art an, wie dasselbe bearbeitet wird. Selbst die vollkommenste Tragödie, um sogleich das auffallendste Beispiel zu wählen, liefse sich auch an einer durchaus glücklichen und gelingenden Begebenheit ausführen. Die höchsten und heftigsten Bewegungen der Freude, Bewunderung und Entzücken, sind einer eben so grofsen Macht über die Seele fähig, und nehmen im Ganzen denselben heftigen und beschleunigten Gang, als die höchsten Bewegungen der Trauer und des Schmerzes; und wenn ein Dichter glücklich genug wäre, einen Stoff zu finden, in welchem der gelingende Erfolg, der das Ende krönte, einen Sterblichen auf einmal zu einem beinahe göttlichen Wohlthäter seines Geschlechts erhöbe, in dem der, welchem diese Auszeichnung zu Theil würde, ein Charakter wäre, der mit der kraftvollsten Energie und dem edelsten Enthusiasmus das reinste und einfachste Gefühl der Unwürdigkeit zu einer so hohen Bestimmung verbände, und in dem endlich die Wendung, durch welche das Schicksal dies vollendete, recht plötzlich und überraschend einträfe, so könnte er gerade eben die Gefühle der unruhigen Anspannung, der qualvollen Ungewifsheit, und der höchsten und heftigsten Rührung bei der Entwicklung in uns hervorbringen, die uns jetzt bei eigentlich tragischen Stoffen so mächtig ergreifen. Wir würden uns auch, vorzüglich wenn der Dichter geschickt genug wäre, diejenige Leidenschaft, in welcher Ungewifsheit, Qual und Entzücken am

engsten mit einander verbunden sind, die zweifelnde und endlich beglückte Liebe, so grofs zu behandeln, dafs dadurch sein Gegenstand (den er schlechterdings nur durch seine Erhabenheit retten kann) nicht verkleinert würde — dann würden wir uns eben so auf einen Augenblick von der Natur abgeschnitten, und auf unsre eigne Selbstständigkeit beschränkt empfinden, als bei der eigentlichen Tragödie. Denn das Gefühl eines unverdienten und überschwenglichen Glücks schlägt die Seele mit nicht geringerer Gewalt, als die Gröfse des Schmerzes, nieder.

Die Behandlung ähnlicher Stoffe, nur mehr ins sinnlich-Grofse, als ins moralisch-Erhabene, mehr phantastisch als pragmatisch bearbeitet, giebt, um dies im Vorbeigehen zu bemerken, den höchsten und vollkommensten Begriff der ernsten und feierlichen Oper.

LXXXVI.

Gesetz der Totalität.

5. Das Gesetz der Totalität. So wenig ein ästhetisches Gesetz dem Dichter bestimmen kann, welches Object er zu wählen hat, eben so wenig kann es ihm vorschreiben, wie viele derselben er in seinen Plan aufnehmen soll. Er hat seine Pflicht erfüllt, sobald er nur das Gemüth des Lesers in der Freiheit erhält, in der es an keinen einzelnen Gegenstand, nicht einmal an eine einzelne Classe derselben, gebunden ist. Diese Freiheit ist eine nothwendige Folge des Gleichgewichts zwischen den verschiednen angespielten Empfindungen; sie ist zugleich die nothwendige Bedingung zu der erforderlichen Sinnlichkeit und Lebendigkeit unsrer Ansicht.

Es ist ein schöner Vorzug der Kunst, uns von den inneren und äufsern Fesseln zu lösen, durch die wir uns im

wirklichen Leben so oft gehemmt fühlen; es ist ein noch edlerer, dafs sie uns an der Stelle derselben eine gleich strenge, aber freie Gesetzmäfsigkeit einflöfst. Diesen Vorzug kann sich der epische Dichter vorzugsweise zu eigen machen, und dazu dient ihm gerade am meisten die Totalität, die Allgemeinheit des Ueberblicks, zu dem er sich erhebt. Je höher wir uns über unsrem Gegenstand befinden, um ihn in seinem Ganzen zu übersehen, desto freier erhalten wir uns von seiner Herrschaft, aber desto inniger durchdringt uns das Gefühl seines Zusammenhanges und seiner Gesetzmäfsigkeit; und in keiner Verbindung ist die Einbildungskraft so sicher, idealisch, d. h. mitten in ihrer Freiheit gesetzmäfsig zu bleiben, als in der Verbindung mit dem beschauenden Sinn und dem organisirenden Verstande.

Der Epopee indefs kann es auch an der Menge der Objecte nicht fehlen; keine Methode ist so fruchtbar, als die der höchsten Objectivität: denn um eine Gestalt herauszuheben, braucht man andre, die ihr zur Seite stehen, um eine Bewegung zu schildern, die, welche vor ihr vorhergehn und auf sie folgen. Den gröfsesten Reichthum derselben wird man indefs freilich nur bei der heroischen antreffen.

LXXXVII.

Gesetz pragmatischer Wahrheit.

6. Das Gesetz pragmatischer Wahrheit. Man kann die poëtische Wahrheit überhaupt durch die Uebereinstimmung mit der Natur, als einem Object der Einbildungskraft, im Gegensatz gegen die historische, als die Uebereinstimmung mit derselben, als einem Object der Beobachtung, definiren. Historisch wahr ist, was in keinem Widerspruch mit der Wirklichkeit, poëtisch, was in keinem

Widerspruch mit den Gesetzen der Einbildungskraft steht *). Die Einbildungskraft überläfst sich nun entweder blofs der Willkühr ihres eignen Spiels, das sie nur künstlerisch ausführt, oder sie folgt den innern Gesetzen des menschlichen Gemüths, oder den äufsern der Natur. Je nachdem sie eine dieser drei Richtungen wählt, wird die poëtische Wahrheit zu einer blofsen Wahrheit der Phantasie, oder zu einer idealischen, oder pragmatischen.

Die erstere ist unter allen Dichtungsarten blofs im Mährchen brauchbar, bei welchem die Phantasie eigentlich blofs mit ihrer eignen Kraft und an dem leichtesten Stoff spielt; alles, wonach bei einem so willkührlichen Verfahren noch gefragt wird, ist blofs, ob die Einbildungskraft diese Züge in eine stetige Reihe, in Ein Bild zusammenzufassen im Stande ist. Die idealische Wahrheit ist vorzugsweise ein Eigenthum des lyrischen Dichters und der Tragödie. Sie nimmt alles als vollgültig auf, was nur, nach der allgemeinen Beschaffenheit des Gemüths, nach den allgemeinen Gesetzen der Veränderungen desselben in ihm denkbar ist, es möchte sich nun übrigens noch so weit von der

*) In so fern die Wahrheit überhaupt die durch den Verstand erkannte Uebereinstimmung eines Begriffs oder Satzes mit seinem Gegenstand ist, kann es eben so viel Arten der Wahrheit, als der Gegenstände geben. Nun unterscheiden wir von diesen vorzüglich vier in Absicht ihrer intellectuellen Behandlung sehr von einander abweichende Gattungen: 1. wirkliche; dann idealische, und zwar solche, die entweder 2. ein Werk der reinen Abstraction, metaphysische und mathematische, oder 3. der Einbildungskraft sind, poëtische; endlich 4. solche, die, an sich idealisch, auf wirkliche bezogen werden, empirisch-philosophische. Hieraus entstehen nun auch vier Gattungen der Wahrheit: 1. und 2. die historische und poëtische; 3. die speculative (metaphysische oder mathematische); 4. die philosophische (physische oder moralische), die nicht auf der Uebereinstimmung mit einer besondern Erfahrung, wohl aber mit der Erfahrung im Ganzen, beruht.

Natur entfernen, in der Erfahrung noch so selten gefunden werden. Die strengere pragmatische hingegen verwirft alles, was nicht innerhalb des gewöhnlichen Laufs der Natur liegt, und schliefst sich genau an die Gesetze derselben, sowohl die physischen als die moralischen, in so fern sie mit jenen übereinstimmen, an. Sie fordert geradezu das Natürliche, und wenn sie auch das Aufserordentliche und Ungewöhnliche nicht ausschliefst, so mufs es doch immer vollkommen auch mit dem Naturgange im Ganzen, mit dem Gattungsbegriff der Menschheit übereinstimmen, wenn es sich gleich darüber erhebt; die idealische weist dagegen auch das nicht zurück, was diesem letzteren wirklich widerspricht, und schlechterdings nur als Ausnahme in den Individuen angetroffen wird; und die blofse Wahrheit der Phantasie, die fast zu dem geraden Gegentheil von dem wird, was man gemeinhin Wahrheit nennt, übertritt sogar noch diese Schranken. Die Grenzen der idealischen und pragmatischen Wahrheit müssen natürlich, auf einzelne Fälle angewendet, sehr oft zusammenzulaufen scheinen; man wird sie indefs nie verkennen, sobald man sich erinnert, dafs alles das blofs idealische Wahrheit haben kann, worauf ein Gemüth stöfst, das sich, abgesondert von dem Leben in der äufsern Wirklichkeit, in seinen Ideen und seinen Empfindungen vertieft, und der äufsern Geschäftigkeit und der lebendigen Heiterkeit eine innere Thätigkeit und einen blofs sentimentalen Genufs unterschiebt, da hingegen in dem, welcher sich überall an die Natur aufser ihm anschliefst, in ihr allein lebt, webt und geniefst, nichts vorgehen kann, was nicht die höchste und in die Augen fallendste pragmatische Wahrheit besäfse.

Dies aber ist das Gebiet des epischen Dichters. Seine Kunst geht aus der Fülle des Lebens hervor, und führt eben so auch dahin zurück. Er flieht daher alle gleichsam

übermäfsige Verfeinerung in Gedanken und Empfindungen, alle verwickelten und schwer zu ergründenden Charaktere und Empfindungen; was damit verwandt ist, kommt ihm unnatürlich und kleinlich zugleich vor. Er braucht grofse und helle Massen, und Gegenstände jener Art vertragen das sonnichte Licht nicht, das er über seinen Gegenstand auszugiefsen gewohnt ist. Er will aufserordentliche Menschen mahlen, aber doch nur solche, die es durch den Grad ihrer Kraft, durch die Reinheit ihres Wesens, nicht gleichsam durch eine seltne Organisation sind; im Ganzen sollen sie mit allem, was nur überall das Menschlichste und Natürlichste ist, in dem vollkommensten Einklange stehen; was er darstellt, mufs der blofse gesunde und gerade Sinn durchaus zu fassen und sich anzueignen im Stande seyn. Dies auch allein ist der reinen objectiven Darstellung fähig, von der er sich niemals entfernt.

Dessenungeachtet kann er indefs nicht weniger auch einen Gegenstand, der nah an das blofs Idealische grenzt, aus jener gleichsam fremden Welt in seine Dichtung hinüberführen; und wir haben im ersten Theile dieser Abhandlung gesehn, dafs die Eigenthümlichkeit der neueren Poësie, und besonders die unsers Dichters, grofsentheils hierauf beruht. Nur mufs er alsdann nicht versäumen, dagegen das Gemüth seines Lesers vollkommen pragmatisch zu stimmen, und dadurch wieder den Mifsklang aufzulösen, den sonst ein solcher Gegenstand in dieser Gattung nothwendig bewirken müfste. Ist er aber hierin glücklich, so erhöht er den Reiz seiner Dichtung, da er ihre Grenzen erweitert, ohne ihrem Charakter zu schaden. Denn wenn es eine Hauptregel für den Dichter ist, die Reinheit der Stimmung, welche jeder Dichtungsart eigenthümlich angehört, in ihrer höchsten Vollkommenheit zu bewahren; so ist es eine nicht minder wichtige, die Gegenstände, welche

jede sich natürlicher Weise zueignet, so viel als möglich zu vervielfältigen, und gegen einander umzutauschen.

Die heroische Epopee läuft weniger Gefahr, gegen dies Gesetz zu verstoßen, als die ihr entgegengesetzte. Aber je genauer auch diese es beobachtet, je mehr sie hohen und feinen Charaktergehalt zugleich mit dieser natürlichen Einfachheit zu verbinden weiß, je mehr sie originelle Individualität in einer Dichtungsart geltend macht die immer, selbst in den Individuen, nur die Gattung zu zeigen strebt, desto größer ist ihre Wirkung.

Denn der Mensch ist nie schöner, als wenn er sich dasjenige, was er ausschließlich durch seine eigne Kraft gebildet hat, dergestalt aneignet, daß es in ihm als eine allgemeine Eigenschaft der ganzen Menschheit erscheint.

LXXXVIII.

Plan des Gedichts. — Gang der Handlung.

Dies sind die vorzüglichsten Gesetze der epischen Dichtkunst. Sie sind alle eigentlich nur verschiedene Ausdrücke der lebendigsten Objectivität; Anwendungen des allgemeinen Begriffs der Epopee auf die einzelnen Forderungen, welche an den Dichter ergehen. Daher ließen sie sich vielleicht auch noch unter andre Benennungen bringen; uns schien es indeß die allgemeine Uebersicht am meisten zu erleichtern, zuerst diese Regeln festzusetzen, welche der Dichter bei allen einzelnen Theilen seines Verfahrens beobachten muß, und dann diese letzteren selbst durchzugehen. Mit diesem letzten Geschäft wollen wir nunmehr noch diese, nur vielleicht zu ausführliche Beurtheilung beschließen, und den Plan, die Charaktere und den Vortrag unsres Gedichts nach den eben aufgestellten Gesetzen mit wenigen Worten prüfen. Zugleich wird uns dies Gelegenheit geben,

noch diejenigen einzelnen Bemerkungen einzustreuen, die in dem bisherigen Gange keinen Platz finden konnten.

Der Plan unsres Gedichts vereinigt die zwiefache Schönheit in sich, dafs alle einzelnen Theile vollkommen fest und doch durchaus zwanglos verbunden sind. Niemand wird in einer Composition von so kleinem Umfange die polypenartige Erzeugung eines Theils aus dem andern erwarten, die jedem für sich noch eine eigne Selbstständigkeit einräumt, welche die Iliade zu einem so grofsen, und Ariosts rasenden Roland (denn auch hierin steht nur der Italiänische Sänger dem Griechischen nahe) zu einem so reichen und mannigfaltigen Ganzen macht. Dagegen drängt sich auch nicht, wie man wohl sonst der modernen Dichtkunst Schuld gegeben hat, das Einzelne auf eine harte, und mehr dem Verstande angemessene, als der Phantasie gefällige Weise in Eine Spitze zusammen. Vielmehr geht jedes folgende Glied in der Kette von Umständen frei und willig aus dem vorhergehenden hervor, und doch ist das Ganze eine stetige, überall zusammenhängende Folge von Begebenheiten. Indem es vom Anfange aus zu einer gewissen Mitte aufsteigt, und sich von da wieder bis zum Ende hinabsenkt, bildet es einen kleinen, aber durchaus geschlossenen und in allen seinen Punkten erfüllten Kreis.

In dem Ende selbst schliefsen sich alle Theile, die der Dichter vorher einzeln gezeigt hat, vollkommen zusammen; alle vorher aufgeregten Empfindungen finden darin ihre genügende Befriedigung. Herrmanns Wunsch Dorotheen zu besitzen ist erfüllt; die Naturen, die für einander bestimmt schienen, haben sich gefunden, und beginnen nun ein neues und schöneres Leben. Indefs bleibt es doch immer, nach wahrhaft epischer Weise, mehr ein Schlufs des Dichters, als ein Ende der Handlung selbst. Wenn auch das Mädchen eingewilligt hat, wenn die Eltern ihre Zustimmung

gegeben haben; so könnte in der Wirklichkeit doch noch mehr als Ein Hinderniſs unerwartet dazwischen treten, und die wirkliche Verbindung, die noch nicht geschehen ist, aufschieben. Wäre es möglich, diesen Stoff als Tragödie zu behandeln, so würde sogar erst hier der Knoten geschürzt werden, erst hier die Handlung angehen müssen. So mächtig aber ist die Stimmung, in welche der Dichter unser Gemüth versetzt, so ganz hat er dasselbe in seiner Gewalt, daſs, wenn wir alsdann mit Gewiſsheit plötzliche Schwierigkeiten erwarten würden, wir hier die eigentliche Vollziehung der Verbindung selbst nur als eine nothwendige Folge ansehen, die der Dichter bloſs darum nicht mit in seinen Plan aufnimmt, weil sie sich nunmehr natürlich von selbst versteht.

Bei einem Stoff, wie ihn unser Dichter wählte, muſste nothwendig ein groſser Theil seines Gedichts in Gesprächen bestehen; eine gewisse Armuth an Handlung kann ihm bei einem solchen Gegenstande nicht als Fehler vorgeworfen werden. Wohl aber muſs man ihm den Reichthum an Bewegung zum Verdienst anrechnen, den er sich auch hier noch zu verschaffen gewuſst hat. Wenn man von dem Dichter nicht mehr verlangen kann, als daſs er aus seinem Stoff alles das Leben, alle die sinnliche Mannigfaltigkeit ziehe, deren derselbe fähig ist, so hat der unsrige diese Pflicht im genausten Verstande erfüllt. Wir wollen hier nicht anführen, wie gut er das Gedränge und die Verwirrung des Zuges, das Elend des Kriegs, die merkwürdige Begebenheit, die ihn veranlaſste, zu benutzen verstanden hat; diese Dinge waren vielleicht zu groſs und zu sehr in die Augen fallend, um stillschweigend bei ihnen vorüberzugehen. Aber wie anschaulich hat er auch das geschildert, was allein das Werk seiner Einbildungskraft ist; wie macht er uns mit dem Hause, den Besitzungen, dem Wohnort, den Schicksa-

len der Familie Herrmanns bekannt! Wie lebendig wird nun alles um uns her, da wir mit der Mutter den weiten Hof, den wohl bepflanzten Garten und Weinberg, das fruchtbare Feld durchstrichen haben, aus ihrem Munde den fürchterlichen Brand des Städtchens, aus den Gesprächen des Vaters die allmählige Aufnahme desselben erfahren, da wir die Familie bis auf den Ahnherrn hin nennen!

In der That werden nur wenige auch unter den gröfseren Gedichten, so viele und so grofse sinnliche Gegenstände aufstellen; das einzige, was man vermissen kann, ist blofs, dafs es nicht möglich war, auch nur alle bedeutenden unter denselben zugleich in Handlung zu setzen. Aber dies ändert nicht sowohl die Stärke, als nur die Art der Wirkung; es macht nicht, dafs wir weniger, nur dafs wir mit andren Augen sehen. Dadurch ist das Feld des Dichters nicht verengt, nur sein Ton verändert worden.

Wo derselbe indefs nun wirkliche Handlung dargestellt hat, da geht sie auch ununterbrochen fort, steht sie vom ersten Gesange an keinen Augenblick stille. So oft wir auch blofs Zuhörer der Unterredungen der aufgeführten Personen sind, so vertreten dieselben doch nie die Stelle der Handlung, sondern sind immer vollkommen an ihrem Platz. Statt also dafs ihre häufige Wiederkehr ein Fehler des Plans wäre, ist sie nur eine unvermeidliche Folge des einmal gewählten Stoffs. Sie dienen noch aufserdem eine gewisse Weile zu bewirken, den Gang der Handlung bald anzuhalten, bald zu beschleunigen. Denn nirgends bewegt sich dieselbe weder zu rasch für die Zeit, die ihr gegeben ist, noch zu langsam für die begierige Aufmerksamkeit des Lesers.

Was aber diesem Gange vorzüglich Leichtigkeit und Natürlichkeit giebt, ist die Menge der einzelnen Momente, in welche sie vertheilt ist, und deren man in diesem klei-

nen Umfange, ohne nur irgend zu sehr einzuschneiden, gewifs gegen Hundert zählen könnte. Wie wichtig dieser Umstand ist, beweist uns Homer, der vorzüglich dadurch die ungeheure Individualität, die schöne Bewegung, das rege Leben erhält, dafs er alle Augenblicke absetzt, und dafs immer Moment auf Moment folgt, so dafs der kürzeste Gesang, wenn man ihn am Ende in allem seinem Detail, nach allen den Punkten übersieht, wo man, einen Augenblick verweilend, von einem Umstande zum andern überging, in der Erinnerung eine beträchtliche Länge erhält, dadurch die Natur nachahmt, und die Phantasie gleichsam täuscht, die wirkliche Zeit selbst mit durchlaufen zu haben. Je mehr die Kette der Begebenheiten gegliedert ist, desto weniger scheinen die einzelnen Glieder aus der willkührlichen Anlage des Dichters, desto nothwendiger aus einander selbst zu entstehen, und desto geschmeidiger wird das Ganze. Dadurch vorzüglich unterscheidet sich der Dichter der Natur von dem Dichter der Schule, und selbst ohne auf den Zuwachs zu sehen, den er dadurch an Leichtigkeit und Freiheit gewinnt, ist es schon in Absicht der blofsen Form des Fortschreitens der Handlung der Einbildungskraft gefälliger, sie, gleich einem leicht bewegten Strome, in lauter kleinen, sanft gebrochenen und doch immer stetigen Wellen hinfliefsen zu sehen.

LXXXIX.

Echt dichterische Erfindung des Ganzen.

Bei der Anordnung des Details ist kein Umstand, der aus einem andern, vorher angegebenen, natürlich herfliefst, ausgelassen, und kein angeführter unbenutzt geblieben, und eben so wenig findet man einen, dessen der Dichter bedurft hätte, und der nicht schon durch die einmal voraus-

gesetzten Verhältnisse mitgegeben gewesen wäre. Wie in einer vollkommen ausgearbeiteten Bildsäule nichts mehr bloſser Stoff ist, wie auch der kleinste Raum, über den der Finger hinweggleitet, seine eigne Form und seine eigne Begrenzung hat, so ist auch hier alles bestimmt, und jede Bestimmung erzeugt immer von selbst wieder die folgende. Der Leser hätte sie hinzufügen müssen, wenn es der Dichter versäumt hätte.

Gerade nun dadurch zeichnet sich das echte Dichtergenie in der Composition aus, daſs es seinen Gegenstand gleich dergestalt in die Phantasie auffaſst, daſs sich alles davon absondert, was keiner poëtischen Wirkung fähig ist, alles hingegen, was diese vermehren kann, sich von selbst darin findet. Ohne nur irgend zu suchen, muſs der Dichter in dem Stoff, den ihm die Begeisterung zuführte, selbst verwundert, alles vereint, und nur das antreffen, was er bedarf; er muſs bloſs entwickeln, was ihm, gleich als wäre es das Geschenk eines glücklichen Ungefährs, sein Genius, ohne sein Bemühen, nur durch die Kraft seiner Natur gab. Dies ist hier um so auffallender, da ein so einfacher Stoff und im Grunde nur ein einziges Verhältniſs aufgestellt wird. Der Dichter kann hier nicht, wie z. B. Homer bei der Schilderung einer Schlacht, mehrere Bilder zugleich anlegen, und von dem einen zum andern übergehn; er muſs sein ganzes Material sich allein aus sich selbst erzeugen lassen.

XC.

Augenblick, in welchem die Handlung anhebt.

Die Wahl des Augenblicks, in welchem der Dichter die Handlung aufnimmt, gehört zu den vorzüglichsten Beweisen seiner Geschicklichkeit in der Behandlung derselben.

Denn von ihm hängt das Interesse ab, das sogleich und unmittelbar in uns erregt werden soll. Daher ist es beinah zur Regel geworden, den Zuhörer gleich in die Mitte der Begebenheit zu versetzen, und in der That ist jeder Anfang zu leer und unbestimmt; es bleibt zu ungewifs, was man sich von dem Erfolge versprechen darf, als dafs schon da eine bedeutende Theilnahme entstehen könnte. Auch unser Dichter ist dieser Regel getreu geblieben, er hatte aber hierzu noch einen andern und wichtigern Grund.

Der Anfang seiner Handlung ist Herrmanns Fahrt nach dem Zuge der Ausgewanderten, und die Vertheilung der Geschenke, mit welchen ihn seine Eltern hingesendet hatten. Diese ganze Scene entzieht er unsern Augen; wir hören nur die Schilderung derselben aus Herrmanns und des Apothekers Munde; dies aber ist auch die einzige Stelle, wo wir nicht unmittelbare Augenzeugen des Geschilderten sind. Die Hauptgruppe in unserm Gedicht ist Herrmanns Familie; wenn wir an der Begebenheit die uns erzählt wird, Theil nehmen sollen, so müssen wir erst mit dieser vertraut werden. Diese müssen wir also auch allein im Vordergrunde erblicken. Hätte der Dichter jene Schaar ausgewanderter Flüchtlinge, die Verwirrung ihres Zugs, das Unglück ihrer hülflosen Lage, unmittelbar selbst uns vorgeführt, so hätte unser Gemüth, durch diesen ungeheuern Gegenstand plötzlich erfüllt und zerstreut, sich nicht wieder auf den Punkt sammeln können, in welchem doch eigentlich allein das ganze Interesse verborgen liegt. Er hätte, in der Nähe auftretend, alles Andre gewaltsam niedergeschlagen, da er jetzt, in der Ferne erscheinend, vielmehr eine überaus schöne und verstärkende Wirkung hervorbringt. Hat unser Dichter nur erst Zeit gewonnen, uns seine Personen und ihre Schicksale ans Herz zu legen, so scheut er sich nicht mehr, uns mitten in das gröfseste Ge-

wühl zu führen, uns mit den erschütternden Schilderungen eines furchtbaren Kriegs und einer grofsen Revolution zu unterhalten. Er hat uns einmal eine bestimmte Empfindung eingeflöfst; statt dafs wir aus derselben herausgehen sollten, ist er gewifs, dafs wir nur auf sie allein alles Fremde beziehen.

Auf diesem Zuge ist es ferner, dafs Dorothea zuerst ihrem Herrmann erscheint, und der Dichter erreicht nun auf einmal einen doppelten Zweck, wenn er mit der Begebenheit selbst auch den Eindruck schildert, den sie in ihm zurückgelassen hat. Endlich schliefst sich die Zeit der ganzen Handlung kürzer und schöner zusammen, wenn das Gespräch über Herrmanns Verheirathung, das den eigentlichen Anfang der Verwickelung macht, auch gleich in den ersten Gesängen anhebt, wenn es die erste bedeutende Scene ist, die wir vor unsern Augen vorgehen sehen.

XCI.

Entscheidende Umstände, durch welche die Handlung ihre Hauptwendungen erhält.

Drei Hauptwendungen sind es vorzüglich, durch welche die Handlung eine entschiedene Richtung erhält: der Streit zwischen dem Vater und dem Sohn; das Begegnen Herrmanns und Dorotheens am Brunnen; und sein Antrag, sie nur als Magd in sein Haus zu führen, verbunden mit der verstellten Rede des Geistlichen, durch welche dieser die hieraus entstandene Verwirrung noch weiter fortdauern läfst. Alle diese drei Umstände aber entspringen durchaus natürlich aus der ganzen jedesmaligen Lage, und die beiden letzteren passen noch überdies so gut zu dem Charakter des epischen Gedichts, dafs der Dichter sie schon in dieser

Hinsicht hätte wählen müssen, wenn er sie auch nicht zu seiner Absicht gebraucht hätte.

Der Vorwurf des Vaters beschleunigt den Gang der Handlung, die sonst nicht so leicht zur Entscheidung gekommen wäre; Herrmanns Gemüth mufste durch sie so bewegt, seine zärtliche Mutter um ihn so besorgt, sein Herz durch ihre liebevolle Sorgfalt so tief gerührt werden, wenn er, der sich sonst so schwer entschlofs, sich so schnell entdecken, so plötzlich die entscheidenden Schritte zu wagen entschliefsen sollte. Zugleich aber ist es so natürlich, dafs der Vater in einer Stunde, wo er heiter gestimmt, aber durch die Begebenheiten der Zeit ernsthafter bewegt ist, der Verheirathung seines Sohnes gedenkt, die ihm schon lange am Herzen lag, und dafs der Anblick so vieler Unglücklichen, welche das Schmerzliche einer traurigen Flucht darum noch bittrer empfanden, weil ihre Frauen und Kinder es mit ihnen theilten, das Gespräch überhaupt auf diese Materie lenkt.

Von dem Begegnen beider Liebenden am Brunnen haben wir schon im Vorigen gesprochen; es gehört zu den Ereignissen, in welchen gerade das Wunderbare und Ueberraschende natürlicher ist, als das Gegentheil. Kein Zustand einer stärkeren Leidenschaft, einer höheren Spannung der Seele wird je ohne ein solches ungefähre Zusammentreffen blofs zufälliger Umstände gefunden werden; sey es nun, dafs wir alsdann nur diese Umstände schärfer herausheben und dauernder in unserer Empfindung aufbewahren, oder sey es wirklich, dafs eine geheime und unbegreifliche Sympathie der Seele diejenigen zusammenführt, die in ihren innersten Empfindungen Eins sind, oder dafs dieselbe Gemüthsstimmung ihnen wenigstens ähnliche Richtungen gebe, in welchen sie sich öfter und leichter begegnen.

Die Schürzung des Hauptknotens endlich entspringt

sehr natürlich aus Herrmanns und Dorotheens Charakter. Er, feierlich gestimmt und tief bewegt, und aus mehr als Einem Grunde, aber vorzüglich wegen des Ringes (den der Dichter so trefflich benutzt hat) an der Erfüllung seiner Wünsche zweifelnd, mufste nothwendig in seinen Worten zaudern und stocken; Dorotheens leichte und gewandte Besonnenheit ihm eben so nothwendig mit einer kurzen Entscheidung zu Hülfe kommen. Das Unglück ihrer Lage mufs ihr einen Antrag zur Heirath so unglaublich, und dagegen den, den sie wirklich annimmt, so wahrscheinlich machen; und seine Schüchternheit, seine Freude, sie doch wenigstens nun in seiner Nähe zu besitzen, seine Furcht, durch einen andern Zusatz auf einmal alles wieder zu verderben, mufs ihn diesen Ausweg, den sie ihm darbietet, mit beiden Händen ergreifen lassen.

In der That hätte der Dichter kein glücklicheres Mittel finden können, seine Wirkung zugleich hinzuhalten und zu verstärken. Wie schön wird nun der Rückweg der beiden Liebenden durch dies Mifsverständnifs, das Dorotheen die ganze Freiheit in ihren Aeufserungen gegen Herrmann erhält, welche das Bewufstseyn anerkannter Gefühle nothwendig raubt! Welche liebliche Zweideutigkeit bringt es in die Worte des Jünglings, mit denen er immer zweifelnd, aber auch immer bald mehr, bald weniger hoffend, ihr seine Besitzungen, das Haus seiner Eltern, dies Fenster der Kammer zeigt, die er bisher einsam bewohnt hat, und nun doppelt glücklich an ihrer Seite bewohnen wird. Wie gern hören wir ihn hier, nicht mehr im Stande seine Empfindung ganz an sich zu halten, ihr sagen, dafs diese Kammer künftig die ihrige seyn wird, aber auch gleich durch den Zusatz:

— — wir verändern im Hause,

wieder das zurücknehmen, wodurch er sich verrathen zu

haben glaubt. Wie glücklich hat der Dichter diese ganze Stelle auf einem reizenden Mittelwege zwischen dem Ernst der Wirklichkeit und dem Spiel einer bloſsen Einbildung gehalten.

Die letzte von denen, welche wir hier zusammen anführten, und welche die Entwickelung noch am Schluſs einen Augenblick verzögert, thut uns, wie sich nur wenige Leser werden abläugnen können, auf gewisse Weise wehe. Wir haben einen so innigen Antheil an Herrmanns und Dorotheens Gefühlen genommen, daſs wir die Verwirrung, die, wenn sie uns bis jetzt selbst ergötzte, nun für beide drückend werden kann, gern unmittelbar gelöst wissen möchten; wir sympathisiren überhaupt inniger mit ihnen, als mit den andern Personen, die eben im Hause versammelt sitzen; wir sind schon darum anders und zarter, als sie, bewegt, weil wir die beiden Liebenden auf ihrem Wege begleiteten, weil wir, eben so wie sie selbst, durch die Ungewiſsheit ihrer Lage und die augenblickliche Verstimmung durch den Unfall auf der Treppe des Weinbergs reizbarer und verwundbarer geworden sind. Dagegen ist der Pfarrer zwar ein aufgeklärter und einsichtsvoller Mann, aber mehr eine heitre und unbefangne, als empfindsame Natur, und in dem Augenblick, da das Paar in die Thüre tritt, freut er sich ein Werk vollendet zu sehen, das er gröſstentheils selbst bereitet hat. In diesem Moment kann er, weniger um den Schmerz, den er augenblicklich zufügen wird, als um die Erklärung bekümmert, die er hervorlocken will, der Versuchung nicht widerstehen, das Gemüth des Mädchens aufs Aeuſserste zu bringen, und dadurch ihre Gesinnung zu prüfen. In diesem Sinn setzt er die Verwirrung durch Verstellung fort, und auf diese Weise konnte der Dichter eine Aeuſserung nicht vermeiden, zu der einmal alles gegeben, alles vorbereitet war.

Aber er hätte auch seinen epischen Vortheil nur wenig verstanden, wenn er sie, durch eine falsche Delikatesse verleitet, hätte aufgeben wollen. Denn gerade diese minder sorgfältige Achtung zarter Gefühle, diese Stimmung, in der wir andre nicht für verwundbarer ansehen, als uns selbst, und daher ohne weitere Rücksicht unsern Launen oder Einfällen folgen, vielmehr an absichtlich angerichteten Verwirrungen und Mifsverständnissen, von denen wir doch voraussehen, dafs sie sich zuletzt in einen blofs heitern Scherz auflösen müssen, eine sichtbare Freude haben, ist den eigentlich natürlichen, rein realistischen, und also durch beides wahrhaft epischen Charakteren am meisten eigen. Daher findet man auch Stellen dieser Art nirgends so häufig, als in den Alten, und Homers „herzzerschneidende Worte," die vorzüglich in der Odyssee so oft wiederkehren, stehen meistentheils in keiner andern Bedeutung da, als hier die Rede des Geistlichen, nur dafs ihnen mehr lustiger Scherz und manchmal sogar eine gewisse Rohheit beigemischt ist.

So wie diese einzelnen, sind die meisten, oder, genau genommen, vielmehr alle Umstände, die der Dichter in seinen Plan verwebt hat, durch eine dreifache Nothwendigkeit begründet:

1) als Folgen des vorher Gegebenen;

2) als Mittel zum Zweck des Ganzen;

3) endlich als die tauglichsten Werkzeuge zur Hervorbringung einer wahrhaft epischen Wirkung, und daran, dafs dieses alles immer unzertrennlich zusammengeht, sieht man, dafs das Ganze aus einer einzigen rein dichterischen Anschauung entstanden ist. Dies durch alle Theile des Gedichts hindurch einzeln zu zeigen, würde eine überflüssige Arbeit seyn, da gewifs alle in ihrer ganzen Verkettung dem Leser gegenwärtig sind. Auch haben wir im Vorigen (XX — XXXVI.) schon eine Veranlassung gefunden, die

uns beinah durch das ganze Gedicht vom Anfange bis zum Ende geführt hat. Wir können uns daher hier begnügen, nur noch ein Paar allgemeine Bemerkungen hinzuzufügen.

XCII.

Benutzung des Orts und der Zeit.

Die Quellen, aus welchen der epische Dichter alle seine Mittel schöpft, sind allein der Lauf der Begebenheit und die Natur der Charaktere, die er darstellt. Der unsrige, der in dem ersteren keine grofse Hülfe finden konnte, mufste sich vorzugsweise an die letztere halten; indefs hat er der eigentlichen Begebenheit etwas andres unterzuschieben gewufst, wovon er mehr, als vielleicht bisher ein andrer Dichter, trefflichen Nutzen gezogen hat — den Ort und die Zeit.

Beide bestimmt er mit unermüdlicher Sorgfalt, bei beiden vernachlässigt er schlechterdings keine Beziehung, die sie auf die Handlung oder die Personen haben können; und dadurch gruppiren sich nun in diesen Umgebungen die Figuren noch dichter und schöner zusammen. Die Zeit der Handlung ist, wie das Verhältnifs zu ihrem Umfange forderte, nur sehr kurz, nur von dem Anfang des Nachmittags bis zum Einbruch der Nacht. Auch dies ist wieder zugleich in der Lage der Sachen gegründet. Eilte nicht Herrmann, Dorotheen noch an demselben Tage zu besitzen, so zog sie fort, und verschwand ihm vielleicht auf immer

in der Verwirrung des Kriegs und im traurigen Hinziehn und Herziehn.

Der Tag ist ein schwüler Sommertag, der sich mit einem Gewitter und Regenguss endigt. Wie gut der Dichter diesen Umstand, den Einfluss der Tagszeit und des Himmels auf die Stimmung der Personen benutzt hat, davon haben

wir schon oben ausführlicher gesprochen. Aber er hat auch die allmäligen Grade, durch die bei der Hitze eines schwülen Sommertags sich nach und nach ein Gewitter zusammenzieht, so stufenweis und so mahlerisch geschildert, und diese Schilderungen überall so natürlich eingeflochten, dafs wir den Nachmittag und Abend mit zu durchleben, die staubige Hitze zu fühlen glauben, den Himmel sich gegen Abend nach und nach schwärzen, endlich die schweren Wolken den voll und hell stralenden Mond verschlingen sehn.

Nicht weniger sorgfältig macht er uns mit dem Local bekannt, nicht weniger Vortheil zieht er aus einigen schönen Standpunkten, wie aus der Aussicht auf das Städtchen am Birnbaum. Wir kennen die Stadt, den Weg zum benachbarten Dorf, den Fufspfad, der von da durch das Korn zu Herrmanns Besitzung führt, vor allem aber den Gang vom Birnbaum in die Wohnung, den wir zweimal mit so verschiednen Empfindungen zurücklegen, genau. Dennoch ist in keinem einzigen Verse eine absichtliche Beschreibung enthalten; aber da alle Personen immer mit der ganzen Anschaulichkeit reden, die sonst nur ein wirkliches Gespräch hat, und da es ein kleiner Kreis ist, in dem man sich herumdreht, in dem also dieselben Gegenstände mehreremale wiederkehren: so ist es eben so viel, als hätte man diesen halben Tag an dem Orte selbst zugebracht. Der Dichter dachte sich die Handlung nie ohne das Local, und dieses nie ohne jene; daher zeigt er es immer zugleich mit ihr, und beschreibt es nie allein und für sich. So kann z. B. der Apotheker, wenn er, ohne alle Absicht, in einer ganz episodischen Erzählung den Ort einer Spazierfahrt nennt, auf keinen andern, als auf den Lindenbrunnen kommen, der uns schon durch eine ganz andre Erinnerung so werth ist; und eben so in allen übrigen Stellen.

Aber unsrem Dichter macht es auch die Eigenthüm-

lichkeit seines Stoffs mehr, als einem andren, zur Pflicht, die äufsern Verhältnisse seiner Personen nicht zu vernachlässigen. Da sie immer weniger durch ihre einzelnen Handlungen, als durch ihren Charakter, ihre Gesinnungen, ihre Lebensart interessiren können, so darf er nicht weniger Sorgfalt darauf verwenden, diese Dinge, die sie täglich umgeben, als sie selbst, zu zeigen.

So hat sein Plan den festesten Zusammenhang, so durchgängige Stetigkeit der Bewegung und vollkommene Einheit des Ganzen. Aber er verbindet mit diesen Vorzügen noch einen andern, der, wenn er auch nicht seine epische Tauglichkeit vermehrt, doch die Wirkung des Gedichts sehr angenehm verstärkt, nemlich eine gewisse regelmäfsige, man darf es sagen, absichtliche Symmetrie. Sie kann dem aufmerksamen Leser von selbst nicht entgangen seyn, und auch wir haben sie schon an mehr als Einer Stelle in dem Bisherigen berührt. Sie giebt der ganzen Production eine gewisse Lieblichkeit und Zierlichkeit, die nur der Kunst angehört, und den Werken derselben um so sichtbarer eigen seyn mufs, als es ihnen an grofsem Umfang und an eigentlicher Erhabenheit abgeht. Wo sie fehlt, wird das Ernste leicht feierlich, das Pathetische leicht drückend; wo sie übertrieben ist, geht alle Wahrheit und aller Eindruck auf die Empfindung verloren. So, wie unser Dichter, hierin die Mittelstrafse zu halten, die höchste und einfachste Natur, so ganz ohne ihr das Mindeste ihrer Wahrheit zu entziehn, mit dem sichtbaren Gepräge der Kunst zu stempeln, ist vielleicht der sicherste Beweis einer echten Künstlernatur.

XCIII.

Stetigkeit in den nach einander erregten Empfindungen. — Ausnahme davon. — Mittel des Apothekers gegen die Ungeduld.

Eben die Stetigkeit und Einheit, die in dem Plan des Gedichts herrscht, finden wir auch in den Empfindungen, die nach einander erregt werden, wieder. Alle kommen in der reinsten und menschlichsten Theilnahme an der Bildung und an dem Glücke der Menschheit, in der Gesinnung mit einander überein, die, billig in der Beurtheilung Andrer, uns blofs streng gegen uns selbst macht, aber uns doch immer in ununterbrochener Thätigkeit und heitrem Muthe erhält. Im Einzelnen läuft jede immer sanft in die andere über. Wenn das Gespräch eine zu ernsthafte oder rührende Gestalt annimmt, so giebt ihm der Apotheker eine leichte und lustige Wendung; wenn dieser uns zu sehr in seinen Kreis herabzieht, so führt uns der Geistliche zu einer allgemeineren philosophischen Ansicht. Besonders findet sich dieser Uebergang vom Pathetischen durch das Komische zur blofsen Betrachtung eben so häufig, als er auch im Leben selbst durch die zufällige Mischung der Charaktere, und selbst durch eine gewisse innre Nothwendigkeit in dieser Folge, fast beständig zurückkehrt.

Nur in einer einzigen Stelle ist ein sichtbarer Sprung, ein gewissermafsen greller Contrast; aber da ist er auch nothwendig, da fordert ihn die Veranlassung selbst mitten in der sonst nirgends unterbrochenen Stetigkeit der epischen Gattung. Unsre Leser errathen gewifs, dafs wir von dem Mittel gegen die Ungeduld reden wollen, das der Apotheker noch im Alter seinem seligen Vater verdankt; keiner von ihnen wird über diese Stelle leicht ohne allen Anstofs weggelesen, jeder sich gefragt haben, was es eigentlich ist, das ihn so sonderbar daran trifft. Wir wollen versuchen,

an unsrem Theil von dem Verfahren des Dichters Rechenschaft zu geben.

Herrmanns Eltern saſsen unruhig mit den beiden Freunden da, und erwarteten mit Ungeduld die Ankunft ihres Sohns und den Ausgang der Begebenheit. Die Wichtigkeit dieser Entscheidung lieſs kein andres Gespräch aufkommen; die Mutter vermehrte das Uebel noch durch laute Klagen, durch Hin- und Herlaufen, und durch Vorwürfe, die sie den Freunden machte, die ihn allein gelassen hatten. Besonders wuchs dadurch der Unmuth des schon heftigen Vaters. So müssen wir uns die Lage in dem Zimmer denken, und so schildert sie uns der Dichter.

In dieses Zimmer soll nun, wenige Augenblicke nachher, das liebende Paar eintreten. Soll jetzt der Dichter diesen Augenblick durch das Unangenehme dieser allgemeinen Verstimmung verderben? Unmöglich. Er muſs vielmehr ihren Empfang vorbereiten; man muſs an dem vollen Eindruck auf alle Gemüther fühlen, daſs es Herrmann und Dorothea sind, die hereintreten. Was giebt es aber für einen Uebergang aus diesem Zustande in einen andern, ehe noch die Ursache desselben aufgehört hat. Offenbar keinen andern, als einen gewaltsamen. Wodurch kann er bewirkt werden? Offenbar nur durch etwas Groſses und in die Augen Fallendes; nur durch einen grellen und harten Contrast. Denn da die Aufmerksamkeit immer allein auf die beiden Hauptfiguren gerichtet bleiben soll, so muſs der Dichter suchen, die Veränderung hervorzubringen, ohne doch dem Gegenstande, den er dazu braucht, eine eigne Wichtigkeit einzuräumen. Gerade die Veränderung also ist es, die er fühlbar machen muſs, und darin besteht eben das, was wir Contrast nennen.

Wenn man die Aufgabe auf diese Weise stellt, so bewundert man mit Recht, wie glücklich der Dichter das Mit-

tel gefunden hat, sie zu lösen. Das Bild des Todes ist es, das er wählt, und das unter allem, was sich ihm darbieten konnte, gerade das einzige Passende war. Denn indem es zugleich den doppelten Gedanken der Vernichtung und des Lebens herbeiführt, schüttelt es durch den ersteren das Gemüth aus jedem Zustande auf, in welchem es sich immer befinden möchte, und läfst durch den letzteren plötzlich auf die augenblicklich dadurch hervorgebrachte Leere die schönste Fülle nachfolgen. Auch benutzt unser Dichter beide Seiten gleich vollkommen; scheuet sich nicht, uns zuerst den Tod in seiner ganzen Gräfslichkeit auf eine recht Gothische Weise in der Enge des Sarges, der Schwärze der Farbe, der Gleichgültigkeit der Arbeiter zu zeigen, die das Haus, das einen Menschen auf ewig in sich verbergen soll, mit eben der Gleichgültigkeit, wie einen gewöhnlichen Hausrath, verfertigen; und sammelt hernach die ganze Stärke seiner Sprache, um das Leben in seiner schönsten Fülle und Kraft zu schildern. Unmittelbar also aus der unvortheilhaftesten Stimmung zum Empfange des Brautpaars hat er die beste und erwünschteste hervorgerufen.

Wie trefflich sind aber auch hier wieder alle übrigen Umstände behandelt! Wie anschaulich sehen wir, dem Apotheker gegenüber, die Wohnung des Tischlers; wie geschäftig arbeiten Meister und Gesellen, wie passend ist die sonderbare Erzählung dem Apotheker, die herrliche Anwendung dem Geistlichen in den Mund gelegt; wie hübsch ist die ganze Fabel ersonnen! Denn was könnte in der That besser den Ungeduldigen zurecht weisen, als die Nähe des Todes und die Schnelligkeit der Zeit, die sein thörichter Unverstand noch gewaltsam vor sich wegzutreiben eilt?

XCIV.

Charaktere des Gedichts — Allgemeine Gattung, zu der dieselben gehören. — Ihre Aehnlichkeit mit den Homerischen.

Die wahre und natürliche und zugleich feste und bestimmte Zeichnung der Charaktere fällt zu sehr ins Auge, als dafs sie besonders herausgehoben werden dürfte. Aber die Behandlung derselben ist auch durchaus episch; sie ist es in der allgemeinen Verwandtschaft aller mit einander, in der besondern Verschiedenheit der Einzelnen, in dem Verhältnifs dieser letztern zu einander und zu dem Ganzen.

Alle Charaktere unsres Gedichts gehören sämmtlich zu Einer Gattung; denn alle Personen sind aus derselben Classe, aus dem wohlhabenden Theil des Bürgerstandes, genommen. Was wir in allen schon auf den ersten Anblick bemerken, ist ein Uebergewicht der ursprünglichen Natur über die erworbenen Kenntnisse und Fähigkeiten, der natürlichen Kräfte über die Cultur. Der Geistliche und der Apotheker besitzen zwar auch einen höheren Grad von dieser; aber in dem letzteren ist es eine schiefe und halbe, die ihm, ohne übrigens seiner natürlichen Gutmüthigkeit zu schaden, einen gewissen komischen Anstrich giebt; in dem Geistlichen ist sie vorzugsweise auf die moralische Bildung und das Glück des Menschen, also wieder auf das Einfachste und Natürlichste bezogen, was gedacht werden kann. In allen finden wir daher einen schlichten und geraden Sinn, reine und natürliche Empfindungen, menschliche und billige Gesinnungen; in allen mit Einem Wort einen sehr gesunden Menschenverstand und eine gewisse wackre Gutmüthigkeit. Im Apotheker allein kann man gegen beide einige Einwürfe erheben; in ihm ist der erstere hie und da durch Halbcultur verschroben, und die letztere mehr Schwäche als Verdienst. In dem Geistlichen sind beide durch mehr Nach-

denken und Kenntnisse zugleich erhöht und verändert. Aber am reinsten herrscht dieser Charakter in Herrmann, in seinen Eltern, und Dorotheen.

Bei allen andern findet sich ferner ein Zusatz, der sie in den Kreis gewöhnlicher Menschen herabzieht, und sie manchmal näher an das Gemeine, Platte und Rohe bringt. Der Vater wird bisweilen einseitig und hart; der Geistliche ist oft pedantisch, der Apotheker lächerlich. Nur Herrmann, seine Mutter und Dorothea bleiben durchaus gut und edel; sie sind eigentlich durchaus von gleichem absoluten Werthe, nur sind auch unter ihnen wieder die Nüancen fein und schön angegeben. Die Mutter ist von der thätigsten Bravheit, der reinsten Güte, der zartesten Feinheit; aber sie ist es gleichsam ohne ihr eignes Verdienst und ohne es selbst zu wissen. Alles liegt allein in ihrer Weiblichkeit und ihrem Muttergefühl; immer stellt sie sich nur hinter ihren Herrmann zurück; immer sieht sie sich allein nur in ihm. Herrmann hat die schönste Anlage zu allem Besten und Höchsten, aber sie ist mehr stark angedeutet, als schon hinlänglich ausgebildet. Dorothea allein zeigt einen gewissen idealischen Schwung, nur sie erhebt sich zu einer Höhe, auf der sie, wie uns die letzten Gespräche zwischen ihr und Herrmann deutlich beweisen, nur halb von den übrigen verstanden, allein da steht. Mit Herrmann würden wir gern einzelne Tage verleben, ihn gern mitten in seiner Geschäftigkeit, in seinem Familienkreise erblicken; die zärtliche Sorgfalt der Mutter würde uns herzliche Thränen ablocken; die gutmüthige Lebhaftigkeit des Vaters uns ergötzen und freuen; aber nur mit Dorotheen möchten wir umgehen, nur sie könnten wir zur Vertrauten unsres Herzens wählen.

Im Ganzen, sehen wir an dieser allgemeinen Uebersicht, kommen die Charaktere unsres Dichters sehr mit den

Homerischen überein. Auch in Homers Helden finden wir vor allem ein Herz in der Brust, „das Unrecht hasset und Unbill," einen geraden Sinn, der alles Verworrene kurz und einfach schlichtet, und einen Muth, der das einmal Beschlossene kraftvoll ausführt. Auch in der äufsern Lebensart ist eine auffallende Aehnlichkeit. Auch Homers Helden hat „Arbeit den Arm und die Füfse mächtig gestärket;" auch sie sind selbst Ackersleute, schirren, wie Herrmann, ihre Pferde selbst an, und spannen sie selbst an den Wagen. Ja, was noch mehr ist, in dem Richter der ausgewanderten Gemeine erkennen wir an der Weisheit, mit der er den unbesonnenen Haufen zur Ordnung und zum Frieden ermahnt, an dem Ansehen, mit dem er durch wenige Worte ihre Streitigkeiten schlichtet und die Ruhe wiederherstellt, den Führer der Völker wieder, wie ihn uns Homer, und noch mehr, wie ihn uns Hesiodus schildert. Von dieser Seite hat daher die eigentlich heroische Epopee nur sehr wenig vor der unsrigen voraus.

Kein epischer Dichter nemlich kann das Heldenmäfsige in den Charakteren entbehren. Denn wenn der lyrische und der tragische nur einzelne Empfindungen und Leidenschaften brauchen, so braucht er hingegen das ganze Wesen des Menschen. Dieses ganze Wesen also mufs auch nothwendig etwas Dichterisches besitzen, aufser seiner innern und eigentlichen Trefflichkeit zugleich ein taugliches Object für die Einbildungskraft abgeben. Dies aber, wozu vor allem andern Selbstständigkeit und Natur gehört, ist es gerade, was wir heldenmäfsig nennen. Wer also in der Epopee mit Glück aufgeführt werden soll, mufs selbst, und aus eigner und aus lebendiger Kraft, handeln.

XCV.

Verhältnifs der Cultur und einer cultivirten Zeit zu dem epischen Gebrauch.

Daher ist nichts dem epischen Geist in so hohem Grade zuwider, als die blofse Cultur. Denn sie ist nichts Selbstständiges, eine blofse unbestimmte Tauglichkeit zu allem Möglichen; keine Kraft, ein blofser Besitz; nichts Lebendiges, ein todter Schatz, der, wenn er Nutzen stiften soll, erst gebraucht werden mufs. Sie geht aber auch noch darauf aus, Selbstständigkeit, Kraft und Leben überall zu tödten, wo sie es findet. In dem Augenblick also, da der Mensch Cultur sucht, mufs er ihr auch entgegenarbeiten, in dem Augenblick, da er, das Gebiet der blofsen Natur verlassend, in ihr Gebiet hinübertritt, beginnt für ihn ein Kampf, der nicht eher geendigt ist, als bis er sie mit der Natur in Uebereinstimmung gebracht hat. Denn ohne die Möglichkeit einer solchen Schlichtung des Streits durch nachfolgende Harmonie, wäre es thöricht, sich überhaupt in denselben einzulassen. Die ursprüngliche und lebendige Kraft mufs also durch die Cultur sich bereichern, dagegen aber ihrer unbestimmten Tauglichkeit ein bestimmtes Ziel geben, und das Todte nach und nach in Leben verwandeln. Nur so wird der cultivirte (blofs bearbeitete) Mensch von dem blofs natürlichen zum gebildeten.

Alle Cultur nemlich ist ein Werk des abgesondert wirkenden Verstandes. Nun üben, ohne die Ausbildung desselben, die Dinge um uns her eben so wohl ihren Einflufs auf unsre Empfindungen aus, erregen eben so wohl unsre Neigungen und Leidenschaften. Aus beidem aber entstehen unsre Gesinnungen. Es ist also ein Charakter möglich, auf dessen Bildung der blofse Verstand gar keinen bedeutenden Einflufs gehabt hat; die reine Natur hat allein

auf den reinen Menschen eingewirkt. Wir empfinden und begehren eben so gut, als nachher; aber das, was auf uns ein-, und was aus uns zurückwirkt, und die Art, wie dies geschieht, ist uns einzeln nicht klar und verständlich. Dies ist die Periode der blofsen Natur.

Unser Verstand entwickelt sich, eine tiefere Einsicht beginnt, wir unterscheiden uns deutlicher von dem Objecte, und ein Object von dem andern. Wir verstehen besser, was mit uns vorgeht, aber wir lassen auch unsern Empfindungen weniger natürliche Freiheit, und so lange also unsre Cultur noch unvollständig und einseitig ist, verderben und verdrehen wir unser gesundes und gerades Gefühl. Dies ist die Periode der blofsen Cultur.

Unsre Einsicht erweitert sich, wir geben uns, besser über uns selbst belehrt, unsre natürliche Freiheit wieder, kehren von den Verirrungen, zu denen uns eine einseitige Cultur verführt hatte, auf die Spur der Natur zurück; wir werden nun wieder zu eben dem, was wir waren, ehe wir ausgingen, aber wir selbst und die Welt sind uns nun verständlich und klar, und dies bessere und vollere Verstehen hat zugleich unserm Gefühl und unsern Neigungen eine andre Gestalt mitgetheilt: sie sind verfeinert worden, ohne eigentlich in ihrem Wesen verändert zu werden. Dies ist die Periode der vollendeten Bildung.

In dieser letzten Periode kann nun zwar der epische Dichter den Menschen wieder aufnehmen, und so auf einmal den doppelten Vorzug der Natur und der Cultur vereinigen. In gewissem Grade thut er dies auch wirklich. So hat der unsrige z. B. Dorotheen und dem Richter eine sehr hohe, aber eine durch Begebenheiten und Erfahrung, nicht durch Wissen und Studium hervorgebrachte gegeben. Doch abgerechnet, dafs durch eine solche Beimischung einer mannigfaltigeren Bildung die dichterische Wirkung nur

wenig gewinnt, so wird er auch noch, sich jenes Vortheils ganz zu bedienen, durch etwas Andres verhindert.

Das Uebergewicht der Cultur giebt unsrer ganzen Lebensart eine gewissermaafsen unnatürliche und künstliche Gestalt, und einen ähnlichen Charakter tragen auch die Begebenheiten unsrer Zeit an sich. Da sie eine Menge neuer Bedürfnisse weckt, und vor allem darauf ausgeht, die möglichst grofse Zahl der Zwecke mit dem möglichst kleinen Aufwande von Mitteln zu erreichen, so hat sie zwischen die Kraft des Menschen und das Werk, das er dadurch hervorbringt, eine Menge von Werkzeugen und Mittelgliedern gesetzt, vermöge deren ein Einziger mit geringerer Anstrengung eine grofse Masse bewegen kann. Der Mensch erscheint also seltner als die einzige Ursache einer Begebenheit, und noch seltner als die unmittelbare. Er handelt nicht allein, oder nicht frei, oder wenigstens nicht selbst und geradezu. Das Zusammenwirken der Menschen und Ereignisse ist so vielfach und mächtig geworden, dafs wir weit öfter den Zufall — das Zusammentreffen kleiner, für sich nicht bemerkbarer Umstände — als den Entschlufs Einzelner herrschen sehen; die Ausführung der aufserordentlichsten Unternehmungen hängt mehr von der klugen Berechnung der Umstände und einer geschickten Anlegung des Plans, als von der Kraft und dem Muth des Charakters ab. Der reine Mensch für sich vermag nur wenig mehr über den Menschen, und nichts über den Haufen; er mufs immer durch Massen handeln, sich immer in eine Maschine verwandeln. Wenn noch eine Energie mächtig ist, so ist es allein die Energie der Leidenschaften, und die Leidenschaften selbst verlieren durch kleinliche Eitelkeit und kalten Egoismus von ihrer furchtbaren Naturgröfse. Dadurch ist ein grofser Charakter überhaupt, oder doch

wenigstens die Stimmung seltner geworden, ihn in Andern zu finden, oder ihn sich selbst zuzutrauen.

XCVI.

Möglichkeit der heroischen Epopee in unsrer Zeit.

Bei dieser unpoëtischen Lage unsrer Zeit hat der Dichter nichts Eiligeres zu thun, als uns von da weg in eine Welt zu retten, die uns dem glücklicheren Alterthume näher führt; er muſs daher seinen Stoff aus demjenigen Theil der Gesellschaft hernehmen, in welchem die ursprüngliche Natur noch die Cultur überwiegt, und ihn überhaupt mehr im bürgerlichen, als im öffentlichen Leben aufsuchen; und dies ist es, wodurch die heroische Epopee jetzt beinah zu einer unmöglichen Aufgabe wird.

Einen antiken Stoff dürfte der epische Dichter nicht leicht, so wie der tragische, wählen; dieser hat nur einen einzelnen Vorfall, eine einzelne Leidenschaft zu schildern, der er, da sie durch alle Zeiten hin gleich menschlich bleibt, immer die Farbe der Wahrheit geben kann, und gewinnt nun einen, schon vor ihm in dem Geiste seiner Zuschauer poëtisch gebildeten Stoff. Jenem aber, der das ganze Leben seiner Helden zugleich mit allem, was sie umgiebt, schildern soll, der bei weitem nicht mit dergleichen Willkühr Züge aus seinem Bilde weglassen, oder andre hinzufügen darf, würde es auf diesem Boden immer an Natur und pragmatischer Wahrheit mangeln. Wo aber findet er nun in der neuern Geschichte eine eigentlich epische Handlung, eine solche, in welcher der Mensch allein und unmittelbar handelnd und zugleich als Held auftritt? Gesetzt indefs, er fände auch diese, so bleibt noch immer ein andres, beinah unüberwindliches Hindernifs übrig. Eben die Cultur, von der wir im Vorigen sprachen, hat in unsern

Handlungen einen Unterschied eingeführt, in dem sie, ganz unabhängig von der natürlichen moralischen Würdigung, einem blofs künstlich verabredeten Maafsstab des Schicklichen und Würdigen unterworfen werden. Jede blofs körperliche Beschäftigung, alles, was zum blofs gewöhnlichen Leben gehört, ist diesen Begriffen nach unanständig und des gebildeten Mannes unwürdig; alles dies mufs er andern äufserlich und innerlich minder vom Schicksal Begünstigten überlassen. Wie soll nun der epische Dichter diese Forderung mit dem Gesetze der höchsten Sinnlichkeit, der ununterbrochenen Stetigkeit reimen? soll er seinen Helden als eine Puppe zeigen, die, immer von Andern bedient, für sich selbst nur durch Anordnen und Gebieten, also durch Entschlüsse und Reden, thätig erscheint? oder soll er immer nur die Masse, die ihn umgiebt (immer also nur Begebenheiten, nicht Handlungen) schildern, ihn selbst aber, gleich einem Gott aus der Wolke, nur dann hervortreten lassen, wann er einen entscheidenden Streich auszuführen im Stande ist?

Bis also das epische Genie durch die That das Gegentheil beweist, kann man schon hiernach, ohne noch an das Wunderbare, dessen sie schwerlich entbehren könnte, zu denken, die heroische Epopee in unsern Tagen mit vollkommenem Recht unter die Zahl der Unmöglichkeiten rechnen; und es bleibt daher so lange nichts andres übrig, als alle epischen Stoffe immer nur aus dem Privatleben und zwar aus derjenigen Menschenclasse zu nehmen, die wirklich auch jetzt noch natürlicher, einfacher und antiker lebt. Dafs hierbei in der That in Rücksicht auf die Charaktere kein Verlust ist, kann schon Herrmann und Dorothea beweisen. Was nur die Menschheit Grofses und Edles besitzt, ist darin in seinem vollsten Gehalte ausgeprägt. Dagegen ist an der Erhebung der Phantasie, an dem Schwunge

der Begeisterung ein wahrer und beklagenswerther Verlust; aber dieser wäre auch wahrscheinlich (wenn es hier der Ort wäre, die Möglichkeit der heroischen Epopee für uns allgemein zu untersuchen) noch aus andern Gründen, als aus dem bloſsen Mangel eines passenden Stoffs unersetzbar. Der prächtige Glanz der Epopee scheint mit dem Sinken der griechischen Sonne erloschen zu seyn; glücklich genug, daſs uns unser Dichter zeigt, daſs sich wenigstens die reine Bestimmtheit ihrer Umrisse, das rege Leben ihrer Figuren, mit Einem Wort ihre volle und blühende Kraft überhaupt, noch bis zu uns frisch und ungeschwächt erhalten hat.

XCVII.

Darstellung einfacher Weiblichkeit in Dorotheen.

Den höchsten Gehalt in die einfachste Naturform einzuschlieſsen, ist die Aufgabe, welcher der Dichter bei der Bildung seiner Charaktere volle Genüge leisten muſs, wenn er den Geist und die Einbildungskraft seiner Leser in gleichem Grade befriedigen will.

Hierin gleich glücklich zu seyn, wäre dem unsrigen unmöglich geblieben, wenn er nicht einen weiblichen Charakter gewählt hätte, die Hauptrolle in seiner Charakteristik zu spielen, den eigentlichen Ton darin zu bestimmen. Denn nur in der weiblichen Natur steht die natürlichste und die höchste Bildung in einer so sichtbaren Nähe neben einander; nur in ihr verschafft sich die ursprüngliche Eigenthümlichkeit immer einen vollen und leichten Sieg; nur auf sie übt die Verschiedenheit der Stände und Beschäftigungen eine minder fühlbare Macht aus. Zugleich aber konnte der Dichter auch, wie wir im Vorigen gesehn haben, seiner Hauptwirkung unbeschadet, Dorotheen eine feinere Bildung und einen freieren Schwung der Seele ein-

räumen. In ihr konnte er daher am besten neben einer schönen Individualität zugleich das reine Bild der Gattung aufstellen.

Denn so viele Schilderungen weiblicher Charaktere wir auch schon Göthe's Meisterhand verdanken, so zeigt kein einziger ein so treues Gemählde reiner und natürlicher Weiblichkeit, als der Charakter Dorotheens. Alle andern sind in besondern Lagen und Empfindungen, oder vielmehr — denn darin liegt der eigentliche Unterschied — kein einziger von jenen ist in epischem Geiste gezeichnet. In Dorotheen erblickten wir durchaus und vor allen andern nur zwei Haupteigenschaften — hülfreiche Geschäftigkeit und besonnene Gewandtheit; alle übrigen zeigen sich nur augenblicklich, nur wie die Veranlassung sie hervorruft; ohne sie bleiben sie tief im Innern der Seele verborgen; an jenen beiden läuft ihr ganzes Leben hin, so lange es in seinem gewöhnlichen Kreise fortgeht.

Die Stelle über die allgemeine Bestimmung des Weibes (S. 172.) gehört zu den schönsten und empfundensten, die je über diesen Gegenstand gesagt worden sind. In keinem Stande, in keinen Verhältnissen kann es, ohne eine solche Gesinnung, ohne diese herzliche Bereitwilligkeit zu jedem hülfreichen Dienste, einen schönen weiblichen Charakter geben. Denn es ist ohne sie kein inniges Gefühl häuslicher Tugenden möglich, und jede weibliche Schönheit und Gröfse mufs einmal immer auf diesem Stamm emporblühen. Das weibliche Geschlecht ist zu der schönsten und würdigsten Herrschaft, zu der Herrschaft über die Gemüther, bestimmt. Das Bewufstseyn dieser Bestimmung, verbunden mit dem Bewufstseyn, dafs diese moralische Gewalt nur durch die gänzliche Aufopferung aller physischen gewonnen werden kann, in deren Vereinigung das Wesen der Weiblichkeit besteht, machen zusammen jene Gesin-

nung aus. Ohne dieses ist die Herrschaft des weiblichen Geschlechts empörend und widrig, ohne jenes seine dienstbare Unterwürfigkeit knechtisch und verächtlich.

Nicht weniger weiblich und mädchenhaft, als jener Zug, ist die anscheinende Kälte, mit der Dorothea bald die Empfindungen des Jünglings zurückscheucht, bald seine halb und dunkel gewagten Aeufserungen kurz abfertigt; dafs sie überall verständig, gewandt und besonnen, aber nur selten bewegt und gerührt erscheint. Die geschäftige Lebhaftigkeit der Phantasie in den Weibern, ihre gröfsere Aufmerksamkeit auf die Dinge, welche sie umgeben, die schöne Leichtigkeit, mit der sie, wenn sie sich auch einem Gedanken, einer Empfindung überlassen, darum nicht alles Uebrige aus den Augen verlieren, contrastirt sehr gut mit der Heftigkeit, dem Tiefsinn und der Feierlichkeit des Mannes, und der Contrast wird noch auffallender, wenn, wie hier, die Individualität des Charakters, statt ihn zu mildern, ihn noch erhöht. Aufserdem aber sind diese Eigenschaften zugleich die, welche sich in Dorotheens Lage am natürlichsten entwickeln mufsten, und die am meisten einer noch höheren und feineren Ausbildung fähig sind.

XCVIII.

Idealität in der Charakter-Schilderung. — Verhältnifs der Charaktere zu einander.

Durch diese Schilderung Dorotheens hat der Dichter gezeigt, wie genau er natürliche Wahrheit mit echter Idealität zu verbinden weifs. Dorothea ist in der That ganz das, was sie selbst von sich sagt:

— ein tüchtiges Mädchen,
Zu der Arbeit geschickt, und nicht von rohem Gemüthe.

Dies ist sie, wenn man sie mit dem kalten Auge des blofsen Beobachters betrachtet. Aber wie viel mehr noch erscheint sie dem Blick ihres Geliebten, wie viel mehr uns, da wir sie jetzt, durch den Dichter dazu begeistert, in dem Spiegel der Einbildungskraft ansehn! Ohne dafs jenes natürliche Bild sich im mindesten verändert, können wir ihr jede weibliche Gröfse, jede weibliche Tugend, jede weibliche Schönheit, die nur überhaupt mit diesem Charakter übereinstimmen, beilegen, und keine wird ihr fremd, jede eigenthümlich erscheinen.

Auf eine vielleicht noch auffallendere Weise finden wir indefs dies Idealische in der Schilderung des Vaters. Ganz wie er da ist, könnte ein solcher Charakter in der Natur existiren, und alsdann würden wir ihn wohl manchmal angenehm und ergötzend, aber gewifs nicht liebenswürdig im Ganzen finden. Wodurch kann er nun in den Händen des Dichters auf Idealität Anspruch machen? Blofs durch seine reine Eigenthümlichkeit, blofs dadurch, dafs alles in ihm durchaus zusammenhängt, sich durchaus gegenseitig bestimmt, dafs er das Gepräge einer reinen Geburt der Phantasie an sich trägt. Wodurch versichert er sich hier unsres ungetheilten Beifalls? warum läfst er hier einen andern Eindruck, als in der Wirklichkeit, zurück? Wieder eben dadurch, dafs wir ihn hier nur mit unsrer Einbildungskraft anschauen, dafs wir dort einen Menschen sehen, der, weil er einem beschränkten Charakter bleibend angehört, dadurch minder vollkommen ist, hier nur einen Charakter sinnlich dargestellt, der zwar im Leben manchmal vorkommt, hier aber nur als ein einzelner Zug in dem grofsen Bilde der Menschheit erscheint; nur dadurch dafs wir in dem Gebiete der Wirklichkeit unsre Aufmerksamkeit, mit einer gewissen unruhigen Besorgnifs immer nur auf die Schranken und Unvollkommenheiten derselben richten, da wir hingegen im

Gebiete der Phantasie, besser und reiner gestimmt, nur ihre wirkliche Kraft, ihr wirkliches Wesen ins Auge fassen und jene Schranken nur als das ansehen, was diesem eine bestimmte individuelle Gestalt giebt.

Wie gut das Verhältnifs der verschiednen Personen unter einander beobachtet ist, haben wir schon weiter oben bemerkt. Wir haben schon oben gezeigt, wie trefflich sich unter allen der Jüngling und die Jungfrau hervorheben; wie alle andern sich immer in dem Grade, in welchem sie ihnen näher verwandt sind, auch näher und dichter ihnen zur Seite stellen; wie natürlich sich Herrmann und seine Eltern in das Bild Einer Familie, sie und die beiden Freunde in das Bild benachbarter Bewohner desselben Orts; sie alle endlich mit der ausgewanderten Gemeine, dem Richter und Dorotheen in das Bild derselben, nur in mehrere an Gestalt und Bildung verschiedene Stämme getheilten, Nation zusammenschliefsen.

Ueberall treffen wir daher das schönste Gleichgewicht, vollkommene Totalität, die natürlichste pragmatische Wahrheit, überall den echten und reinen Charakter der epischen Dichtkunst an.

XCIX.

Diction.

Die Schönheit der Diction kann nur an einzelnen Beispielen gezeigt, nur empfunden werden; wir schränken uns daher hier blofs auf eine einzige Bemerkung und auf wenige Worte ein.

In keiner Stelle dieses ganzen Gedichts wird man einen überflüssigen Schmuck, eine müfsige Metapher, überhaupt einen Ausdruck antreffen, der stärker oder prächtiger wäre, als der Gegenstand ihn verlangt. Nichts kann dem

oratorischen Styl in der Poësie, den wir vorzüglich in den Werken der Ausländer so oft bemerken, mehr entgegengesetzt seyn, als der Vortrag unseres Dichters. Ueberall schildert er nur die Sache, aber überall auch diese in ihrem ganzen und vollen Gehalt.

Wo er grofse Naturscenen beschreibt, ist sein Ausdruck sinnlich, prächtig und kühn. Herrmann und Dorothea gehen am Abend, da eben die Sonne sich zum Untergange neigt, nach Hause. Wie grofs mahlt er uns dieses Schauspiel!

Also gingen die zwei entgegen der sinkenden Sonne,
Die in Wolken sich tief, gewitterdrohend, verhüllte,
Aus dem Schleier, bald hier, bald dort, mit glühenden Blicken
Strahlend über das Feld die ahndungsvolle Beleuchtung.

Es wird Nacht.

Herrlich glänzte der Mond, der volle, vom Himmel herunter;
Nacht war's, völlig bedeckt das letzte Schimmern der Sonne;
Und so lagen vor ihnen in Massen gegen einander
Lichter, hell wie der Tag, und Schatten dunkler Nächte.

Ein reifes Kornfeld wogt, von der Luft bewegt, hin und wieder. Er nennt es eine goldene Kraft, die sich im ganzen Felde bewegt. Aber selbst bei diesen Schilderungen sieht man schon, dafs er auch sinnliche Gegenstände nicht blofs den Sinnen mahlt, dafs er immer die Einbildungskraft zugleich tiefer stimmt, alles charakteristisch, alles in Beziehung auf die ganze Wirkung zeichnet, die es auf uns ausübt.

Denn dies ist die grofse und schöne Eigenthümlichkeit seines Vortrags. So wie er, wie wir im ersten Theil dieses Aufsatzes sahen, überhaupt immer zugleich und in Eins verbunden die Gestalt mit der Gesinnung darstellt, eben so wählt er auch immer einen Ausdruck, der zugleich beides, die erstere in aller ihrer Individualität, die letztere in aller

ihrer Wahrheit zeigt. Daher besitzt er eine so eigenthümliche Kunst, viel durch einzelne Beiwörter auszurichten, am meisten durch die, welche auf den ersten Anblick, und aus dem Zusammenhang herausgerissen, äufserst einfach scheinen, wie der wohlgebildete Sohn, der menschliche Hauswirth, die zuverlässige Gattin.

Wo er Empfindungen mahlt, oder Wahrheiten ausführt, da vermeidet er jedes Wort, das übertrieben oder künstlich scheinen, oder mit dem nur überhaupt das einfachste und schlichteste Gefühl nicht sympathisiren könnte; dagegen knüpft er immer alles das auf einmal zusammen, was mit dieser Einfachheit verträglich ist. Dadurch bekommt jeder seiner Aussprüche ein gewisses gediegnes und antikes Ansehn, und die Begriffe von Tugend, von Glück, von Leben gewinnen bei ihm einen Gehalt und eine Fülle, die wir vergebens bei einem andern Dichter suchen. Es scheinen nicht mehr Worte und Schilderungen; es scheinen diese Gefühle selbst, wie sie aus dem Herzen hervorströmen. Man lese die Rede des Geistlichen über das Bild des Todes (S. 203.) noch einmal nach, und fühle selbst, welch ein Leben aus diesen Versen hervorquillt.

C.

Einfachheit der Diction.

So ist die Sprache unsres Dichters durchaus einfach, wahr und kräftig, durchaus in Harmonie mit seinem dichterischen Charakter, wie wir ihn im Vorigen schilderten, und mit den Forderungen der epischen Dichtkunst. Kein einzelner Ausdruck, keine Wendung, kein einziger Vers in dem Ganzen ist weder didaktisch, noch lyrisch.

Der Vorwurf aber, dem dies Gedicht schwerlich ganz entgehn wird, ist der einer zu grofsen Einfachheit der Dar-

stellung, einer solchen, die manchmal wenigstens matt und prosaisch wird. Bis auf einen gewissen Punkt ist dieser Tadel gegründet; es hätte in der That hie und da ein minder gewöhnlicher Ausdruck gewählt, der Gang der Perioden durch das Hinwegschneiden müfsiger Partikeln rascher gemacht; oder ohne auch hierin etwas zu ändern, durch den Bau des Verses dem kleinen Uebelstand abgeholfen werden können.

Gröfstentheils aber entsteht jener Vorwurf nur aus einer einseitigen Ansicht derer, die ihn erheben. Einmal darf ein Gedicht, wie das gegenwärtige, nicht stellenweis, es mufs im Ganzen beurtheilt werden. Nur wenn der Eindruck des Ganzen matt und prosaisch ist, oder wenn Leser, die mit vollkommener Theilnahme an dem Gegenstande ihre Aufmerksamkeit durchaus auf das Ganze richten, durch einzelne prosaische Stellen gestört werden, nur dann ist jener Tadel gegründet. Sonst aber ist es sehr natürlich, dafs, um dem Ganzen das nöthige Gleichgewicht zu erhalten, um nicht überhaupt in einen Schwung zu gerathen, der dieser Gattung nicht zukommt, einzelne Stellen so gemildert werden müssen, dafs sie, allein herausgehoben, nicht anders als matt erscheinen können.

Dann giebt es auch bei der Beurtheilung dessen, was die einen matt, und die andern nur einfach und natürlich nennen, offenbar zwei verschiedene Standpunkte. Die einen nemlich gehen bei dem Dichter mehr von dem Begriff des Rhapsoden (des Sängers), die andern mehr von dem des Poëten aus — wenn es nemlich erlaubt ist, diese beiden Begriffe, in so fern in dem einen mehr das Musikalische des Gesanges, in dem andern mehr das Künstlerische der Form herrschend ist, von einander zu trennen. Jene sehen ihn als einen Menschen an, der, durch die Eingebung eines Gottes in einen sinnlichen Schwung, in eine hohe

Begeisterung versetzt, nun auch eine Sprache annimmt, die sich über alles Gewöhnliche emporhebt, nicht nur der Gröfse ihres Gegenstandes mit der Kühnheit ihres Ausdrucks folgt, sondern ihm vielmehr da, wo er kleiner erscheint, durch noch gröfsere Kühnheit nachhilft. Sie wollen ganz andre Worte, andre Wendungen, kurz eine durchaus und in jedem Einzelnen andre Sprache, als die Prosa verlangt. Diese betrachten ihn als einen, dessen Einbildungskraft einen Gegenstand lebhaft aufgefafst hat, und nun, mehr um die Sache, als um den Ton bekümmert, nur daran arbeitet, ihn auszubilden, und wieder der Einbildungskraft Anderer werth zu machen, im Einzelnen der gewöhnlichen Sprache nahe bleibt, aber das Ganze dadurch allein umändert und emporhebt, dafs er es, seiner Form nach, zu einem reinen Werke der Phantasie macht.

Diese beiden Ansichten näher zu prüfen und zu würdigen, die Zeiten und Sprachen zu vergleichen, in welchen die eine oder die andre mehr gegolten hat, würde unläugbar zu wichtigen Resultaten führen. Es würde uns lehren, dafs erst die vollkommene Scheidung der poëtischen und prosaischen Sprache das Zeichen der vollendeten Bildung des Styls ist, und dafs für diese Vollendung bei uns, wenn nicht die Poësie zu prosaisch, doch die Prosa noch zu poëtisch ist. Allein da dies eigne und weitläuftige Untersuchungen erforderte, da es uns offenbar nöthigen würde, tief in die Sprache Homers und Plato's (welcher letztere vorzüglich hierüber treffliche Winke enthält) einzugehen; so müssen wir uns hier dabei begnügen, dafs in jeder dieser Ansichten, so wie sie im Vorigen geschildert sind, dennoch offenbar etwas Einseitiges und Uebertriebenes liegt, und dafs jede unläugbar besser zu einer besondern Art der Dichtkunst pafst. Wenn nun unser Dichter ein billigeres Urtheil nach der letzteren erfahrt, so verdient er es mit

desto gröfserem Rechte, weil seine Gattung und sein Charakter derselben offenbar mehr angemessen ist.

CI.

Periodenbau.

Der Periodenbau ist so meisterhaft, dafs er ein eignes Studium verdiente. Er schildert überall den Gegenstand selbst, folgt ihm in allen seinen Bewegungen, besitzt dabei einen so vollen Numerus des Wohlklangs, schlingt sich so schön durch alle Theile des Rhythmus und durch die Verse hin, und verbindet mit allen diesen Vorzügen eine so ungezwungene und natürliche Leichtigkeit, dafs er dadurch allein gewifs sehr viel zu der Objectivität beiträgt, die wir mit so vielem Recht an diesem Gedichte bewundern. Sich hiervon im Einzelnen zu überführen, vergleiche man nur die Beschreibung des verwirrten Gepäcks auf den Wagen der Ausgewanderten, und des Umschlagens eines derselben. (S. 16.)

Unter den Constructionen sind mehrere, welche eine Grammatik, die streng am alten Gebrauch hängt, Neuerungen nennen würde. So hat der Dichter z. B. die Trennung des Genitivs von dem Substantivum, das ihn regiert, sehr häufig und an einigen Stellen sehr glücklich gebraucht. Wer fühlt z. B. nicht den gröfseren Nachdruck, den durch diese Wendung folgende Worte der Mutter erhalten:

> Denn mir gab der Tag den Gemahl; es haben die ersten
> Zeiten der wilden Zerstörung den Sohn mir der Jugend gegeben.

Aber auch da, wo sie nicht gerade diese Wirkung hervorbringt, hat sie einen Reiz, der sich manchmal besser empfinden, als erklären läfst.

CII.

Versbau und Rhythmus.

Die Behandlung der Verse gäbe einer Kritik, die ins Einzelne eingehen wollte, zu mancherlei Bemerkungen Stoff. Es ist nicht zu läugnen, dafs hier eine Menge kleiner Flekken ins Auge fallen, die man in einem übrigens so vollkommnen Ganzen lieber wegwünschte. Indefs zeigt sich doch auch hier eine gewisse Einheit in dem Charakter des Dichters.

Die blofse einfache Schilderung des Gegenstandes hat in seiner Seele vor der rhythmischen Form einen gewissen Vorzug behauptet. Daher ist der Bau der Perioden besser behandelt, als der Bau der Verse, der Numerus besser als der Rhythmus, welcher letztere nicht nur reicher sondern auch reiner seyn könnte. Sein Stoff hat sich ihm nicht gleich bei dem ersten Wurf hinlänglich rhythmisch geformt dargestellt, und sein nachheriger offenbar sichtbarer Fleifs hat diesem Mangel nicht überall nachhelfen können. Die Vorzüge also, die ihm der Versbau darbot, hat er nicht eben so, als alle übrigen, geltend gemacht; er hat nicht einmal hier durch strenge Beobachtung der Regeln die nothwendige Correctheit erlangt. Dafs er aber diese Regeln anerkennt, dafs er nicht, wie wohl Andre, glaubt, es sey genug, wenn die Verse fliefsend und wohlklingend sind, sie möchten übrigens Hexameter seyn oder nicht, oder gar dafs es andre Hexameter gebe, als die uns die Alten überliefert haben, beweist er genug dadurch, dafs unter allen Hexametern, die wir ihm verdanken, diese nicht nur bei weitem die besten, sondern auch grofsentheils regelmäfsig und tadelfrei, sehr viele derselben musterhaft und vortrefflich sind. Sollte er aber auch in der Folge dahin gelangen, alle kleinen Nachlässigkeiten zu vermeiden, so wird er doch schwer-

lich je dahin kommen, dafs sich die Schönheit und Pracht des Verses, der Reichthum des Rhythmus mit einem gewissen Uebergewicht in seinen Productionen ankündigen sollte; und wer ihn tiefer studirt hat, wird dies nicht einmal wünschen können.

Nimmt man daher alles zusammen, was die Diction, den Numerus und den Rhythmus unsres Dichters betrifft, so erscheint er auch hier in durchgängiger Harmonie mit sich selbst, und läfst auch von dieser Seite, im Ganzen genommen, nichts zu verlangen übrig. Im Einzelnen aber werden wir freilich hier kleine Flecken und Nachlässigkeiten gewahr, welche die einen minder, die andern mehr stören werden, je nachdem einige wirklich strenger und zarter, oder, was vielleicht eben so oft der Fall ist, kleinlicher und pedantischer in ihren Forderungen sind.

Aber selbst diese Nachlässigkeiten verdienen kaum diesen Namen, da sie fast alle wieder kleine Vorzüge mit sich führen. Man versuche es nur, Incorrectheiten in diesem Gedicht umzuändern, und man wird nur äufserst selten darin glücklich seyn, ohne zugleich irgend eine, wenn auch vielleicht kleine, Schönheit der Diction aufopfern zu müssen, wenn man nur fein und tief genug in die Eigenthümlichkeit des Dichters, in die Einfachheit und Objectivität seines Vortrags eingeht. Wie leicht scheint es z. B. in dem Verse: (S. 90.)

Reichen Gebreite nicht da, und unten Weinberg und Garten

der freilich durchaus unstatthaften Verkürzung der Stammsylbe „— berg" durch die Versetzung:

— Garten und Weinberg

abzuhelfen. Aber alsdann wird die Folge der Gegenstände, wie sie in der Natur ist, verändert, und Herrmann nennt

zuerst, was seinem Auge später erscheint, und eben so werden sich ähnliche Gründe dem Versuch einer bloſsen Veränderung (die nicht die ganze Periode umarbeitet) in einer Menge andrer Stellen widersetzen. Nicht also in einer Unbekanntschaft mit den Regeln des Versbaus, und noch weniger in einer Geringschätzung derselben ist der Mangel, von dem wir hier reden, gegründet; er liegt tiefer in dem Charakter des Dichters, und entsteht allein durch das Uebergewicht eines groſsen und unläugbaren Vorzugs, so daſs der Dichter, wo er glücklich genug ist, denselben ganz zu überwinden, nun auch die höchste Vollendung zugleich in der Form und in dem Tone der Darstellung erreicht.

CIII.

Uebereinstimmung des besondren Charakters des Gedichts mit den allgemeinen der Gattung, zu der es gehört.

Wir haben nunmehr die zwiefache Beurtheilung beendigt, welcher wir dieses Gedicht unterwerfen wollten.

Wenn wir unsern Blick noch einmal auf dieselbe zurückwenden, so finden wir den subjectiven Charakter des Dichters mit den objectiven Gesetzen der Gattung, die er behandelt hat, in durchgängiger Uebereinstimmung.

In ihm fanden wir vorzugsweise rein dichterische Darstellungsgabe, Natur und Wahrheit, Ruhe und Einfachheit, Kraft und diejenige Fülle des Gehalts, welche alle Kräfte des Gemüths, den ganzen Menschen befriedigt. Eben diese Eigenschaften fordert aber auch das epische Gedicht, und gerade in eben der Mischung und Stimmung diejenige besondre Art desselben, der wir Herrmann und Dorothea beigezählt haben.

Durch diese Uebereinstimmung nun muſste nothwendig das entstehen, wovon wir, als der Totalwirkung des ganzen

Gedichts, im Anfange (I.) ausgingen: die strenge und rein poëtische Objectivität, die Verbindung vollkommener Individualität mit echter Idealität. Es mufste die Erscheinung hervorkommen, dafs wir uns von einem einfachen und schlichten Gegenstande aus in eine Welt idealischer Gestalten versetzt, von einem einzigen Bilde aus zu den höchsten Ansichten erhoben, von den tiefsten Empfindungen durchdrungen fühlen.

Wenn uns die Auseinandersetzung unsrer Gedanken gelungen ist, so mufs der Leser nicht nur jetzt einsehen, wie dies zugegangen ist, sondern auch auf das deutlichste verstehen, wie es blofs dadurch möglich war, dafs sich der Dichter ausschliefslich unsrer Einbildungskraft bemeisterte.

CIV.

Schlufs.

Da wir jetzt nichts mehr über unsern Gegenstand hinzuzufügen haben, so sey es uns erlaubt, noch einen allgemeinen Blick auf die Aesthetik überhaupt zu werfen.

Wir haben in unsrer Untersuchung auf die ersten Grundsätze derselben zurückgehn, wir haben die Frage vorlegen müssen: wie sind überhaupt ästhetische Wirkungen durch den Künstler möglich? Wir haben es nicht vermeiden können, das Wesen der Kunst überhaupt nahe zu berühren, da sowohl unter allen Dichternaturen die unsres Dichters, als unter allen Dichtungsarten die epische das reinste Gepräge der darstellenden Kunst überhaupt an sich trägt

Wir haben uns bei dieser Veranlassung genauer über das Wesen und die Methode der Aesthetik im Allgemeinen geprüft, und zu finden geglaubt, dafs sie alle ihre Gesetze

allein aus der Natur der Einbildungskraft, für sich genommen und auf die andern Gemüthskräfte bezogen, ableiten, und um vollständig zu seyn, einen doppelten Kreis vollenden mufs, einmal objectiv den der Möglichkeit ästhetischer Wirkungen, dann subjectiv den der Möglichkeit ästhetischer Stimmungen, also, auf die Dichtkunst angewandt, eben so wohl die verschiednen Dichternaturen, als die verschiednen Dichtungsarten einzeln darzustellen und zu würdigen hat.

Diesen Grundsätzen sind wir bei der gegenwärtigen Beurtheilung gefolgt, und sie würde ihren Zweck ganz erreicht haben, wenn sie Anspruch darauf machen dürfte, als ein Fragment einer so ausgearbeiteten Theorie der Kunst betrachtet zu werden.

Die vollständige Ausführung einer solchen Theorie aber dürfte nie erwünschter als jetzt erscheinen, da sie die Kunst, sie immer auf den Menschen und sein innres Wesen beziehend, mit der moralischen Bildung in nähere Verbindung setzen würde, als bisher geschehen ist, und es nie nöthiger war, die innern Formen des Charakters zu bilden und zu befestigen, als jetzt, wo die äufsern der Umstände und der Gewohnheit mit so furchtbarer Gewalt einen allgemeinen Umsturz drohen.

Ueber

den Geschlechtsunterschied und dessen Einfluſs auf die organische Natur.

Von der Wichtigkeit des Endzwecks erfüllt, welchem der Unterschied der Geschlechter zunächst gewidmet ist, pflegt man die Bestimmung derselben auf ihn allein zu beschränken. Man nimmt ihn unmittelbar mit in den Begriff derselben auf, denkt sich unter dieser Anstalt der Natur weiter nichts, als ein zur Erzeugung nothwendiges Mittel, und würde, wenn diese auf einem andern Wege zu erhalten wäre, einen Unterschied leicht entbehren zu können glauben, der die Entwicklung der Gattung in den Individuen nicht selten zu hindern scheint. Nur allenfalls im Menschen wird auch die gemeinste Beobachtung mehr auf die heilsame Einwirkung des einen Geschlechts auf das andere aufmerksam gemacht. Allein auch in der übrigen Natur ist diese Erscheinung nicht weniger sichtbar, und es bedarf nur einer mäfsigen Anstrengung des Nachdenkens, um den Begriff des Geschlechts weit über die beschränkte Sphäre hinaus, in die man ihn einschliefst, in ein unermefsliches Feld zu versetzen. Die Natur wäre ohne ihn nicht Natur, ihr Räderwerk stände still, und sowohl der Zug, welcher alle Wesen verbindet, als der Kampf, welcher jedes einzelne nöthigt, sich mit seiner, ihm eigenthümlichen Energie

zu wafnen, hörte auf, wenn an die Stelle dieses Unterschiedes eine langweilige und erschlaffende Gleichheit träte.

Das Streben der Natur ist auf etwas Unbeschränktes gerichtet. Alles Grofse und Treffliche, was in endlichen Kräften wohnt, will sie, ohne Ausnahme, und zwar in ein Ganzes vereint, besitzen. Aber da diese Kräfte immer endlich und an die Gesetze der Zeit gebunden sind, so hebt die eine, sofern sie thätig ist, die andre auf, und es ist nicht möglich, dafs sie alle zugleich wirken. Diefs gilt aber nicht blofs von ihren einzelnen Kräften, sondern überhaupt von ihren beyden haupsächlichsten Wirkungsarten, der Ausbildung des Einzelnen, und der Verbindung des Ganzen. Denn indefs die Kraftübung Einseitigkeit hervorbringt, auf die auch die Beschaffenheit des Stoffs führt; so verlangt die verbindende Form Vielseitigkeit, und die eine Forderung vernichtet in dem Augenblick, da sie geschieht, nothwendig die andre. Wenn also, bei allen Schranken der Endlichkeit, ein unendliches Wirken zu Stande kommen sollte, so blieb nichts anders übrig, als die zugleich unverträglichen Eigenschaften in verschiedene Kräfte, oder wenigstens in verschiedene Zustände derselben Kraft zu vertheilen, und sie nun durch den Drang eines Bedürfnisses zu gegenseitiger Einwirkung zu nöthigen. Diese beyden Merkmale sind aber gerade auch die einzigen, welche der Geschlechtsbegriff in sich fafst. Denn, geht man auch, um denselben so aufzufinden, wie er sich wirklich in der Natur zeigt, am besten von dem Begriff der Zeugung aus, so kann man ihn doch auch, ohne alle Rücksicht auf diese, in seiner völligen Allgemeinheit fassen; und alsdann bezeichnet er nichts anders, als eine so eigenthümliche Ungleichartigkeit verschiedener Kräfte, dafs sie nur verbunden ein Ganzes ausmachen, und ein gegenseitiges Bedürfnifs, diefs Ganze durch Wechselwirkung in der That herzustellen.

Denn auf der Wechselwirkung allein beruht das Geheimniſs der Natur. Ungleichartiger Stoff verknüpft sich, das Verknüpfte wird wiederum Theil eines gröſseren Ganzen, und bis ins Unendliche hin umfaſst immer jede neue Einheit eine reichere Fülle, dient jede neue Mannigfaltigkeit einer schöneren Einheit. Stoff und Form, so vielfach in einander verschränkt, vertauschen ihr Wesen, und nirgends ist etwas bloſs bildend oder gebildet. So erhält die Natur zugleich Einheit und Fülle, zwey scheinbar entgegengesetzte, aber nah verwandte Eigenschaften, deren eine dem Geist wohlthätige Ruhe gewährt, wenn ihn die andre zu thätigem Nachdenken angespannt hat.

Von dem zauberähnlichen Wirken dieser zahllosen Kräfte erstaunt, verzweifelt der menschliche Geist, je in dieſs heilige Dunkel zu dringen. Dennoch fühlt er sich durch seine Natur aufgefordert, es zu versuchen. Soll nun der Versuch nicht gänzlich mislingen, so wende er seinen Blick von dem Zusammenfluſs der Wirkungen ab auf die vereinzelten wirkenden Kräfte. Was dort durch vielfaches Eingreifen in fremder und mannigfaltig verschiedener Gestalt erscheint, sieht er hier, vereinzelt, in seiner eigenthümlichen wieder. Denn jede Verbindung in der Natur geht aus der innren Beschaffenheit der Wesen hervor, und ihr stilles Wirken unterbricht keine eigenmächtige Willkühr. Was sich mit einander vereinigt, trägt in seinem Wesen selbst das Bedürfniſs dieser Vereinigung; und alle Erscheinungen der Natur bestimmt der Charakter der wirkenden Kräfte. Ist indeſs der Weg auf diese Weise vereinfacht, so darf man ihn nicht zugleich auch erleichtert nennen. Sehr schwierig ist es, diesen verborgenen Charakter zu erspähen, der nicht in dem Inbegriff der, oft nur zufälligen Aeuſserungen eines Dinges besteht, sondern ihr innerstes Wesen selbst ausmacht, nicht durch rhapsodistische Auf-

zählung der einzelnen Merkmale erschöpft wird, sondern in seiner ganzen Einheit aufgefafst werden mufs. Gerade weil er die letzte Verbindung von jenen ist, darf er keine Trennung verstatten, ist er für die innere Anschauung, was die äufsere Gestalt dem Auge, und enthüllt sich fast nur einem gewissen ahnenden Gefühle, da er doch auf Begriffe zurückgeführt, und durch Beweise bestätigt werden soll.

Was, so wie dieser Charakter, das letzte Resultat aller vereinigten Kräfte ist, kann wieder nur mit vereinigten Kräften verstanden werden. In harmonischem Bunde mufs das Gefühl mit dem Gedanken gemeinschaftlich thätig seyn. Hat der Verstand die Natur und die Wirkungsart des Wesens nach Begriffen untersucht, so mufs die Phantasie das äufsere Bild seines Erscheinens, die Form jenes Inhalts, auffassen, und nur die Einheit, zu welcher der Geist diefs doppelte Resultat zu verknüpfen strebt, kann dem Gesuchten einigermafsen entsprechen. Keine Erscheinung einer Kraft darf daher der Forscher zurückweisen, und durch das ganze Gebiet ihrer Wirksamkeit mufs er sie verfolgen. Bei Untersuchung der Körperwelt mufs er mit der moralischen ebensowohl, als bey dieser mit jener vertraut seyn, und sein Bemühen gehe auf die gröfsere Naturökonomie oder den kleineren Kreis des Menschen, so darf er nie das Ganze aus dem Gesichte verlieren. Denn die äufsere sinnliche Gestalt der Gegenstände giebt ihm einen Spiegel in die Hand, in welchem sein Auge ihre innere Beschaffenheit erblickt.

Vorzüglich aber bedarf der Mensch zur Ergründung und Veredlung auch seiner moralischen Natur einer anhaltenden und ernsten Betrachtung der physischen um ihn her, und ihre Vorsorge hat ihm sogar diefs Studium erleichtert. Schon in dem blofs körperlichen Theil seines Wesens findet er mit unverkennbarer Schrift dasjenige ausgedrückt,

was er in seinem moralischen zum Daseyn zu bringen streben soll. Freilich verweilt das Auge des Betrachters nur selten hinlänglich auf den Zügen dieser Schrift. Vorsichtige Besorgniſs durch leere Bilder der Phantasie getäuscht zu werden, zieht oft die Aufmerksamkeit davon ab, und noch weit öfterer hindert sie Mangel an Feinheit des Sinns, überhaupt nur rege zu werden. Dennoch ist es unläugbar, daſs die physische Natur nur Ein groſses Ganze mit der moralischen ausmacht, und die Erscheinungen in beiden nur einerley Gesetzen gehorchen. Nach der Erforschung der Körperwelt und dem Studium des innern Lebens der Geister bleibt daher noch endlich ein Blick auf das gegenseitige Verhältniſs dieser beiden völlig ungleichartigen Reiche übrig, um diejenigen Gesetze aufzufinden, welche, in beiden herrschend, die höchste Verknüpfung des Naturganzen vollenden. Dieser Gesetze werden freylich immer nur sehr wenige und äuſserst einfache seyn können, da sie die reiche Mannigfaltigkeit aller besondren unter sich befassen müssen. Allein eben dadurch wird es dem Menschen leichter werden, ihnen auch an seinem Theil zu gehorchen, und gerade die verborgensten Geheimnisse seines Wesens in ihnen besser enthüllt zu sehn. Denn vorzüglich in dem Felde der menschlichen Empfindung und Begierde giebt es Tiefen, welche der Forscher nie zu ergründen vermag, wenn er den Blick unmittelbar und allein auf sie heftet. Wo die Verwandtschaft mit der schlechterdings physischen Natur des Menschen zu nah ist, hört die Möglichkeit auf, alles durch seine bloſs moralische zu erklären. Er muſs daher zugleich auf jene zurückgehn, und dasjenige, was in einer feinen und verwickelten Organisation undeutlich erscheint, muſs er da aufsuchen, wo es in groſsen und einfachen Zügen ausgedrückt ist. Wohin aber wendete er sich da besser, als an dieselbe Natur in ihrer weniger verwickelten,

aber gröfsern Oekonomie? Aus ihr mufs der Mensch sich besser verstehn lernen, und bey ihr den Stamm aufsuchen, von dem nur die feinste Blüthe in ihm sprofst. Hat er diesen entdeckt, so ist es nun weniger schwer, den wunderbaren Bau bis in seine äufsersten Zweige zu verfolgen. Hier ist der Standpunkt, auf welchem der Kenner der physischen und der Erforscher der moralischen Natur einander gegenseitig die Hand bieten, um die steile Höhe zu ersteigen, von welcher jedes sein eignes Gebiet in einer neuen und nun erst in der wahren Gestalt erblickt. Den äufsersten Gipfel dieser Höhe zu erreichen, dürfte allerdings wohl menschlichen Kräften verwehrt seyn. Aber die Kenntnifs der Natur wird sich immer ganz und gar von der Wahrheit entfernen, wenn man demselben nicht wenigstens entgegenstrebt, und er nicht der Gesichtspunkt ist, den man, auch bei der Beschäftigung in jedem einzelnen der beiden Reiche, unverrückt im Auge behält.

Aus endlichen Kräften bestehend, weifs die Natur sich durch ihre Form Unendlichkeit zu verschaffen. Dem Gesetze derselben gehorsam, hinterläfst das hinschwindende Wesen, ehe es von dem Schauplatz seiner Thätigkeit scheidet, ein neues an seiner Stelle, und indem so das Einzelne wechselt, bleibt das Ganze in ununterbrochener Einheit. Diese Sorgfalt für die Fortdauer der Gattungen, bei der Vergänglichkeit der Individuen, ist die erste Erscheinung, welche sich dem allgemeinsten Blick auf das gesammte Gebiet der Natur darstellt. Aber nicht auf blofse Fortdauer allein beschränkt, ist ihre Absicht hiebey zugleich auf etwas höheres gerichtet. Weil bei endlichen Wesen das Vortreffliche nicht auf einmal entsteht, so erhebt sie sie von Stufe zu Stufe des befsren. Dadurch hat sie es möglich gemacht, nach dem ersten Wurf der Keime, ihre Hand von ihrem Werk abziehen zu können, und nun mit ruhi-

gem Blick auf den Reihen der Wesen zu verweilen, die sich jetzt, unendlichen Ketten gleich, von selbst, und doch immer Einem Ziele zueilend entwickeln. Unter allen Verbindungen, die wir in ihr gewahr werden, sind gerade die höchsten, mannigfaltigsten und innigsten diesem doppelten Endzweck gewidmet; und gelänge es dem menschlichen Geist diese durch Erforschung des Charakters der dabey wirksamen Kräfte genauer zu durchspähen, so wäre es ihm dann möglich, diefs tiefe Geheimnifs mit gröfserem Recht zu bewundern.

Bei allem Erzeugen entsteht etwas vorher nicht vorhandenes. Gleich der Schöpfung, ruft die Zeugung neues Daseyn hervor, und unterscheidet sich nur dadurch von derselben, dafs dem neu Entstehenden ein schon vorhandener Stoff vorhergehen mufs. Dieser Nothwendigkeit ungeachtet, hat indefs das Erzeugte dennoch eine von dem Erzeugenden unabhängige Kraft des Lebens, und weit entfernt, dafs diese aus demselben erklärbar wäre, bleibt es vielmehr ein unergründliches Geheimnifs, wie nur sein Daseyn daraus hervorgeht. Was durch Entwicklung oder Wachsthum entsteht, ist ein Theil desjenigen, zu dem es gehört, und empfängt aus fremder Hand seine belebende Kraft. Was aber durch Zeugung ans Licht tritt, ist ein Wesen für sich, besitzt selbst Leben und Organisation, und kann, wie es selbst hervorgebracht wurde, eben so wieder hervorbringen. Obgleich die Fähigkeit zu zeugen durch die ganze Natur verbreitet ist, so vermag doch keine Kraft Leben und Organisation mechanisch zu bilden; keine Weisheit den Weg dazu vorzuschreiben. Daher ist Zeugung von Bildung verschieden, und darf nur Erweckung genannt werden; die nachfolgende Bildung des Erzeugten gehört ihm selbst, nicht dem Erzeugenden an. Man kennt, was der Zeugung vorhergeht, und sieht das Daseyn, das dar-

auf erfolgt; wie beides verknüpft ist? umhüllt ein undurchdringlicher Schleier. Denn wie die Zeugung von Seiten des Erzeugten Erweckung ist, so ist sie von Seiten des erzeugenden Wesens nur eine augenblickliche Stimmung, die nicht blofs durch die höchste Anstrengung der Kräfte, sondern besonders durch die Vereinigung aller bezeichnet wird. Die Kraft, welche das Lebendige und Organische beseelt, kann, wie sie selbst in sich Eins ist, nur aus dem ihr Gleichen, hervorgehen, und nicht blofs dafs jedes zeugende Wesen seine eignen gleichartigen Kräfte zur höchsten Harmonie gestimmt fühlt, so ist auch jede Zeugung eine Verbindung zweier verschiedener ungleichartiger Principien, die man, da die einen mehr thätig, die andern mehr leidend sind, die zeugenden (im engern Verstande des Worts) und die empfangenden nennt. So hat die Natur ihre Kinder, welchen, als endlichen Wesen, nicht alles zugleich zu besitzen vergönnt war, wenigstens an die Einheit erinnert, die allein jedem höheren Streben genügt, und ihrer Sehnsucht Momente geschenkt, die sie vergessen lassen, dafs sie zu getrenntem Daseyn verurtheilt sind.

Diesem gegenseitigen Zeugen und Empfangen ist nicht blofs die Fortdauer der Gattungen in der Körperwelt anvertraut. Auch die reinste und geistige Empfindung geht auf demselben Wege hervor, und selbst der Gedanke, dieser feinste und letzte Sprösling der Sinnlichkeit, verläugnet diesen Ursprung nicht. Die geistige Zeugungskraft ist das Genie. Wo es sich zeigt, sey es in der Phantasie des Künstlers, oder in der Entdeckung des Forschers, oder in der Energie des handlenden Menschen, erweifst es sich schöpferisch. Was seiner Zeugung das Daseyn dankt, war vorher nicht verhanden, und ist eben so wenig aus schon Vorhandenem oder schon Bekanntem blofs abgeleitet. Zwar wird sich im Gebiete des Denkens, in welchem durchgän-

giger logischer Zusammenhang herrschen mufs, immer die Verbindung desselben mit dem schon Gegebenen zeigen lassen, aber dieser Weg ist darum nicht auch ebenderselbe, auf welchem es gefunden werden konnte. Denn das wahrhaft Genialische ist keine Folgerung aus, blofs schnell übersehenen, mittelbar zusammenhängenden Sätzen, es ist wirkliche Erfindung, wenn gleich das, was nicht dieser Art ist, ebenfalls auf genieähnliche Weise hervorgebracht seyn kann. Was hingegen das ächte Gepräge des Genies an der Stirn trägt, gleicht einem eigenen Wesen für sich mit eignem organischen Leben. Durch seine Natur schreibt es Gesetze vor. Nicht wie die Theorie, welche der Verstand langsam auf Begriffe gründet, giebt es die Regel in todten Buchstaben, sondern unmittelbar durch sich selbst, und mit ihr zugleich den Sporn sie zu üben. Denn jedes Werk des Genies ist wiederum begeisternd für das Genie, und pflanzt so sein eignes Geschlecht fort.

Durch Begeisterung gewirkt, ist dem Genie seine eigene Wirksamkeit unbegreiflich. Es geht nicht auf gebrochenen Bahnen fort, hier erscheint es und dort, aber vergebens suchten wir die Spuren seines wandlenden Fufstritts. Daher ist es nie zu berechnen, und vermag selbst nicht zu verbürgen, ob sein Product gesetzlos oder regelmäfsig seyn werde? Es kann dies Letztere nur mittelbar befördern, indem es sich selbst gesetzmäfsig macht, und es ist ihm kein andrer Einflufs auf das Erzeugte, in dem Augenblicke der Zeugung, erlaubt, als durch die allgemeine Stimmung seiner selbst, als des Erzeugenden. Da alle seine Kräfte in diesem Momente vereinigt sind, bleibt keine zu müfsigem Zuschauen, oder kalter Leitung übrig. Selbstthätigkeit und Empfänglichkeit sind beide gleich geschäftig in ihm, und dasjenige, dessen es sich einzig bewufst ist, ist gerade die Vermählung dieser ungleichartigen Naturen. Nur

durch diese Wechselwirkung der Selbstthätigkeit und Empfänglichkeit wird es ihm möglich, sich aus sich selbst herauszustellen, und sich selbst, abgesondert von allem Zufälligen, zum Object seiner Reflexion zu machen. Diese Trennung aber ist zu jeder genialischen Hervorbringung unentbehrlich, da das Genie das Nothwendige nur aus der Tiefe seiner Vernunft hervorziehn, und es nicht anders, als durch gänzliche Entfernung aus dem Kreise seines empirischen Daseyns, rein absondern kann. Daher erfordert dasselbe, wofern es schöpferisch werden soll, die höchste Objectivität, d. h. ein, in Bedürfniſs übergehendes Vermögen, das Nothwendige zu ergreifen. Dieses aber kann es nur aus seinem Innren schöpfen, oder es muſs vielmehr sein eignes subjectives und zufälliges Daseyn in ein nothwendiges verwandeln. Nie wird der Hand des Künstlers ein Meisterwerk gelingen, wenn er nicht die idealische Schönheit, zu der doch seine Phantasie die Züge selbst bildend entwarf, als eine wirkliche Gestalt zu umfassen vermag; nie wird der Philosoph einen Fortschritt gewinnen, der die Masse der Ideen wesentlich bereichert, wenn nicht die Wahrheit, die er aus der Tiefe seines Geistes hervorzog, seinen innren Sinn, gleich einem äuſsren Objecte bewegt; und nie wird in schwierigen Fällen des Lebens der handlende Mensch alle verwickelte Knoten gegen einander wirkender Triebfedern genialisch lösen, wenn er nicht über der Welt sein eignes Ich vergiſst, oder vielmehr sein Ich zu dem Umfang einer Welt erweitert.

Leichter als der Augenblick, in welchem das neue Daseyn erweckt wird, ist der Zustand zu beobachten, welcher demselben vorhergeht. In dieser Stimmung der schöpferischen Weihe ist, von welcher Art auch die Zeugung seyn möge, das Gefühl einer überflieſsenden Fülle mit dem eines bedürftigen Mangels verbunden. Die Kraft sammelt

sich in sich selbst, nie fühlt sie sich reicher und gröfser, nie lebhafter bewegt, nie rüstiger zur herrlichsten Thätigkeit. Selbst die Erinnerung an diese Stärke vermag noch, sie in der Folge begeisternd zu erwecken. Aber in dieser Bewegung liegt der Keim einer unruhvollen Sehnsucht, die zur Hervorbringung reizt. Sich, ihres Reichthums ungeachtet, so wie sie ist, nicht genügend, ahnet sie etwas andres, mit dem vereint sie erst ein vollendetes Ganze bildet. Wird ihr Suchen hier mit glücklichem Finden gekrönt, so strebt sie nach einer Vereinigung, welche jedes einzelne Daseyn vertilgt. Es entsteht ein Wogen, ein Hin- und Herwanken, und jene Sehnsucht erreicht eine schmerzliche Höhe. Die ganze Erwartung ist nun auf die Hervorbringung gespannt, und das eigne Ich entäufsert sich bis zu dem Grade, dafs es sich selbst gern für die neue Schöpfung hingeben möchte. Aus diesem höchsten Daseyn springt das Daseyn hervor. Auf diesem einzigen Moment beruht die Erzeugung auch des geistigen Products. Hat die Phantasie des Künstlers einmal das Bild lebendig geboren, so ist das Meisterwerk vollendet, wenn auch seine Hand in demselben Augenblick erstarrte. Die wirkliche Darstellung gehört nur noch dem Nachhall jenes entscheidenden Moments an.

Eine befremdende Erscheinung ist es, dafs Kräfte, die sich so nothwendig sind, und so heftig suchen, getrennt existiren sollen, und dafs das zur Verbindung Bestimmte nicht Eins seyn kann. Denn überall sehen wir zur Zeugung zwei ungleichartige Kräfte erforderlich, dieselben mögen nun, wie in einem Theil der Natur, in Einem Wesen verknüpft, oder in zwei verschiedne vertheilt seyn. Da das Erzeugte mit dem Erzeugenden immer gleichartig und ihm ähnlich ist, so scheint es wunderbar, warum nicht unmittelbar aus dem Leben das Leben, aus einer Kraft die andere hervorgehen

könne? und da der Begriff der reinen Kraft hier nichts Widersprechendes enthält, so müssen wir dieſs in den Schranken derselben aufsuchen.

Die lebendige Kraft, welche jedes organische Wesen beseelt, fordert einen Körper. Dieser Körper und jene Kraft stehen in unaufhörlicher Gemeinschaft, indem sie gegenseitig auf einander ein und zurück wirken. So ist in jedem organischen Wesen Wirkung und Rückwirkung verbunden. Wie unbegreiflich nun auch das Geschäft der Zeugung ist, so wird doch soviel wenigstens klar, daſs das Erzeugte aus einer Stimmung des Erzeugenden hervorgeht, und, wie vorzüglich die Producte des Genies auffallend zeigen, derselben ähnlich ist. Die Erzeugung organischer Wesen erfordert daher eine doppelte, eine auf Wirkung und eine andre auf Rückwirkung gerichtete Stimmung, und diese ist in derselben Kraft und zu gleicher Zeit unmöglich.

Hier nun beginnt der Unterschied der Geschlechter. Die zeugende Kraft ist mehr zur Einwirkung, die empfangende mehr zur Rückwirkung gestimmt. Was von der erstern belebt wird, nennen wir männlich, was die letztere beseelt, weiblich. Alles Männliche zeigt mehr Selbstthätigkeit, alles Weibliche mehr leidende Empfänglichkeit. Indeſs besteht dieser Unterschied nur in der Richtung, nicht in dem Vermögen. Denn wie die thätige Kraft eines Wesens, so auch seine leidende, und wiederum umgekehrt. Etwas bloſs Leidendes ist nicht denkbar. Zu allem Leiden (Empfinden einer fremden Einwirkung) gehört doch aufs mindeste Berührung. Was aber gar kein Vermögen der Thätigkeit besitzt, ist gar nichts, wird durchdrungen, aber nicht berührt. Daher überall gleichviel Entgegenwirken, als Leiden. Die thätige Kraft hingegen ist (wenn wir uns erinnern, daſs hier nur von einer endlichen geredet wird) den Bedingungen der Zeit unterworfen, und an einen Stoff,

mithin an etwas Leidendes gebunden. Ohne auch in tiefere Beweise einzugehen, sehen wir im Menschen immer Selbstthätigkeit und Empfänglichkeit einander gegenseitig entsprechen. Der selbstthätigste Geist ist auch der reizbarste; und das Herz, das für jeden Eindruck am meisten empfänglich ist, giebt auch jeden mit der lebhaftesten Energie zurück. Nur also die verschiedene Richtung unterscheidet hier die männliche Kraft von der weiblichen. Die erstere beginnt, vermöge ihrer Selbstthätigkeit, mit der Einwirkung; nimmt aber, vermöge ihrer Empfänglichkeit, die Rückwirkung gegenseitig auf. Die letztere geht gerade den entgegengesetzten Weg. Mit ihrer Empfänglichkeit nimmt sie die Einwirkung auf, und erwiedert sie mit Selbstthätigkeit.

Diesen zwiefachen Charakter drückt auch der verschiedene Zustand aus, welcher in beiden der Hervorbringung unmittelbar vorhergeht. In beiden ist das Gefühl eines überströmenden Vermögens mit dem eines schmerzlichen Entbehrens gepaart. Aber wo die Männlichkeit herrscht, ist das Vermögen: Kraft des Lebens, bis zur Dürftigkeit von Stoff entblöfst; und die entbehrende Sehnsucht auf ein Wesen gerichtet, das der Energie zugleich Stoff zur Thätigkeit gebe, und, indem es durch Rückwirkung ihre Empfänglichkeit beschäftigt; ihre glühende Heftigkeit lindre. In dem Kreise der Weiblichkeit hingegen ist das Vermögen: eine üppig überströmende Fülle, zu reich, als dafs die eigne Kraft allein ihrer Belebung genügte; indefs die entbehrende Sehnsucht ein Wesen sucht, das zugleich den innern Stoff erwecke, und der eignen Kraft, indem es sie durch Einwirkung zu selbstthätiger Rückwirkung nöthigt, eine gröfsere Stärke ertheile. In dem ersteren Fall ist daher eine Stärke, die, auf Einen Punkt versammelt, von diesem nach aufsen hin strebt. Aufser sich sucht dasjenige

einen Stoff, was in sich nicht genug Beschäftigung seiner Thätigkeit findet. In dem letzteren ist eine Fülle des Stoffs, die sich einen fremden Gegenstand in einem Punkt innerhalb ihres Wesens aufzunehmen, und von ihm Einheit zu empfangen sehnt. So befriedigt die eine Kraft die Sehnsucht der andren, und beide umschlingen einander zu einem harmonischen Ganzen.

Auch in der geistigen Zeugung nehmen wir nicht blofs dieselbe Wechselwirkung, sondern auch denselben Unterschied zwei verschiedner Geschlechter wahr. Ganz anders ist es in Gemüthern beschaffen, die zu zeugen; anders in solchen, die zu empfangen bestimmt sind. Es ist schon schwer, so feine Verschiedenheiten im intellectuellen und moralischen Leben nur zu bemerken, und bei weitem schwerer noch, sie darzustellen. Wo indefs das Genie männliche Kraft besitzt, da wird es, zeugend, mit selbstthätiger Vernunft auf das idealische Object einwirken. Wo demselben hingegen weibliche Fülle eigen ist, wird es, empfangend, die Einwirkung dieses Objects durch das Uebergewicht der Phantasie erfahren und erwiedern. Vorzüglich offenbart sich dieser Unterschied in der innren Stimmung bei der Hervorbringung selbst; dem geübten Blick aber wird er ebensowenig in den Producten entgehn. Denn ist gleich jedes ächte Werk des Genies die Frucht einer freien, in sich selbst gegründeten, und in ihrer Art unbegreiflichen Uebereinstimmung der Phantasie mit der Vernunft; so kann ihm dennoch bald die männlichere Vernunft mehr Tiefe, bald die weiblichere Phantasie mehr üppige Fülle und reizende Anmuth gewähren *). Da aber der Geschlechtsunter-

*) Diese Vergleichung in einzelnen Fällen wirklich anzustellen, ist schon darum von vielen Schwierigkeiten begleitet, weil selten zwei Köpfe übrigens Aehnlichkeit genug zeigen, um gerade diesen Unterschied auffallend sichtbar zu machen. Nur also um an Bei-

schied überhaupt, als ein Unterschied der Natur, durch den formenden Willen, so viel als möglich zur Einheit erhoben werden muſs; so wird freilich dasjenige Genie, das sich auf seine Bildung versteht, jene beiden Kräfte, bis zur gänzlichen Verkennung desselben, in ein reines Gleichgewicht zu stimmen bemüht seyn. Deutlicher, als hier, erscheint daher dieser Unterschied im praktischen Leben. Wo dort der Tugendhafte, von dem erhabenen Gefühl der Achtung des Gesetzes durchdrungen, der Ausübung seiner Pflicht sein Glück und sein Leben opfert, da ist eine groſse und heroische Handlung mit männlicher Kraft erzeugt. Der moralische Sinn fühlt sich in rüstiger Stärke, die Stimme der Pflicht ruft ihn zur That, und er empfindet sich gedrungen, dem Rufe zu folgen. Wo hingegen die Tugend, im Bündniſs mit der Phantasie, durch ihre Anmuth reizt, da ist jenes moralische Gefühl mehr empfangend, als zeugend. Es erhält aus der Hand der Einbildungskraft die wohlthätige Gestalt, schlieſst sich mit Innigkeit an sie an, und strebt, sie mit seinem Wesen zu vereinigen; und so ist die tugendhafte Handlung, welche hervorgeht, nicht sowohl das Werk einer völlig frei und selbstthätig, als einer zurückwirkenden Kraft.

Dieselbe Eigenthümlichkeit der zeugenden und empfangenden Kräfte, welche wir in den Momenten ihrer höch-

---

spiele zu erinnern, sey es erlaubt, hier Homer und Virgil, Ariost und Dante, Thompson und Young, Plato und Aristoteles einander gegenüber zu stellen. Wenigstens dürfte niemand leicht in Abrede seyn, daſs, in Rücksicht auf ihre Gegentheile, in den zuerst genannten, wenigstens in Vergleichung mit der aus ihnen hervorleuchtenden Kraft, mehr Ueppigkeit der Phantasie herrscht, da aus den letzteren die Form der Vernunft mit einer fast an Härte gränzenden Bestimmtheit spricht. Zugleich von dieser Härte und von einer zu groſsen Ueppigkeit frei, kann Sophokles, in der Mitte zwischen Aeschylus und Euripides, zum Beispiel des geschlechtlosen Genies dienen.

sten Thätigkeit wahrnehmen, offenbart sich auch durch ihr ganzes Daseyn hindurch. Ueberall spricht aus den ersteren hervorbringende Kraft durch freies Geben aus eigner Fülle; überall ist in den letzteren Stärke des Auffassens durch festes Umschliefsen des Aufgenommenen sichtbar. Aber über das stille Daseyn der Wesen unaufmerksam hinwegrollend, eilt unser Blick immer nur ihren Wirkungen zu, und doch ist es eben diefs unbemerkte Leben, dem die Kräfte der Natur ihre Fortdauer danken. Denn was ist jenes Daseyn andres, als eine ununterbrochene Wirksamkeit, welche unaufhörlich die Thätigkeit vorbereitet, die wir nur in dem letzten Theil ihrer Laufbahn erblicken, wenn das fortgesetzte Streben die Kraft endlich bis zum Ueberströmen anschwellt? Nur die körperliche Wirkung rührt unsren gröberen Sinn, indefs der feine, aber mächtige Einfluſs, den alles, was lebt, unmittelbar dadurch verbreitet, daſs es ist, uns gleich einem unsichtbaren Hauch entschlüpft. Eben so ist nun auch den zeugenden und empfangenden Kräften nicht die Sorge der Fortpflanzung allein anvertraut, nicht bloſs die Erzeugung, die vor unsren Augen geschieht. Auch die Erhaltung, und da die Erhaltung des Endlichen nur unaufhörlicher Tod ist, an den immer wiederkehrendes Leben sich anknüpft, auch die uns verborgene Wiedererzeugung ist ihr Werk. Vermöchte daher auch die Natur jenen Zweck der Fortpflanzung auf einem andren Wege zu erreichen, so könnte sie doch nie die Wechselwirkung entbehren, in der die Kräfte der Geschlechter einander gegenseitig ergänzen.

Die Natur, welche mit endlichen Mitteln unendliche Zwecke verfolgt, gründet ihr Gebäude auf den Widerstreit der Kräfte. Alles Beschränkte zielt auf Zerstörung, und der himmlische Friede wohnt allein in dem Wirkungskreis dessen, was sich selbst genügt. Der zerstörenden Thätigkeit des einen muſs daher das andre entgegenstreben, und in-

dem beide gegenseitig einander ihren Endzweck vereiteln, erfüllen sie den schrankenlosen Plan der Natur. Allein auch sie gewinnt diesen Sieg nur, wenn man sie in ihrem ganzen Umfang und durch die Dauer aller ihrer Epochen betrachtet; oder vielmehr derselbe liegt allein in dem Inhalte ihrer Gesetze. In jeder einzelnen Periode dauert der Kampf noch fort, und das Vollendete entbehrend, mufs sie sich das Höchstmögliche zu besitzen begnügen. Da sie die Schranken nicht entfernen kann, mufs eine Kraft die Lücken der andren ausfüllen; und da jede Thätigkeit sich endlich selbst aufreibt, Unthätigkeit aber verbannt ist, so mufs die Ruhe in dem Wechsel der Wirksamkeit bestehen. Denn die höchste Kraft erfordert die Vereinigung widersprechender Bedingungen. Mit rastloser Anstrengung soll beharrliches Ausdauern verbunden seyn. Aber die Anstrengung ist ein Feuer, das sich selbst verzehrt; um nicht an Intension zu verlieren, mufs sie sich aller hindernden Masse entledigen, und den Stoff, den sie besitzt, energisch zusammendrängen. Denn giebt es gleich auch Kräfte, welche gerade durch Masse mächtig sind, wovon vorzüglich die unbelebte Natur auffallende Beispiele zeigt, so wirkt doch da eigentlich nur die vereinte Stärke vieler einzelnen, zufällig in Gemeinschaft stehenden Theile. Indem nun die Anstrengung die Empfänglichkeit ausschliefst, nimmt sie sich selbst den Genufs erquickender Ruhe. Dagegen erfordert die Stärke des Widerstandes, welche zur ausdauernden Beharrlichkeit nothwendig ist, mehr Fähigkeit, die fremde Einwirkung aufzunehmen, als sie zurückzuweisen, mehr Stimmung zu leiden, und daher einen reicheren Stoff. Ist aber dieser, in sich zurückgezogen, so sehr zur Beschäftigung mit fremder Energie aufgelegt, so verbietet er sich dadurch selbst die Möglichkeit eigner selbstthätiger Anstrengung. So verschliefst die Dichtungskraft, wenn sie in glühendem Feuer

Bilder auf Bilder schaft, die Sinne den äufseren Eindrücken, und so verwehren diese, wenn sie mit lebendiger Wärme die Wirklichkeit umfassen, jener den kühnen Aufflug ins Land der Erfindung.

Die männliche Kraft, zu beleben bestimmt, sammelt sich von selbst, und durch eigne Bewegung. Allen Stoff, den sie besitzt, drängt sie zu ungetheilter Einheit zusammen. Je reicher und mannigfaltiger derselbe ist, desto ermattender ist die Anstrengung, aber auch desto gröfser die Wirkung. Der Stoff darf nicht schon durch seine eigne Natur zur Verbindung gestimmt seyn. Von ihr, als einem herrschenden Prinzip, mufs er die Leitung erhalten. So in sich versammelt, wirkt sie aus sich heraus. Von heftigem Drange thätig zu seyn beseelt, wünscht sie einen Gegenstand zu finden, den sie durchdringe; aber ganz nur Selbstthätigkeit, ist sie in diesem Augenblick aller Empfänglichkeit verschlossen. Einer solchen Anstrengung folgt jedoch bald Ermattung nach, und sie gleicht einem Hauche, der mächtig belebt, aber bald verschwindet. Mit dem Gefühl der sinkenden Stärke erwacht in ihr die Sehnsucht der Empfänglichkeit, und gern ruht sie da aus, wo sie vorher blofs schöpferisch war. So ist sie, was sie ist, durch sich selbst, und ihre eigenthümliche Form. Der Mann, dessen Brust ein thatenkühner Muth begeistert, fühlt sich in sich verengt. Viel Erfahrungen hat er mit beobachtendem Geiste auf der Bahn des Lebens gesammelt, hohe Ideale aus seinem Innren hervorzuschaffen; mannigfaltige Gefühle bewegen ihn, bald die Würde der neuen Schöpfung, nach der er sich sehnt, bald theilnehmendes Mitgefühl mit den Wesen, die er zu veredeln strebt. Für alle diese erhabenen Bilder hat sein Busen nicht Raum genug, und heifser Durst nach Thätigkeit treibt ihn. Er sucht eine Welt, die seiner Sehnsucht entspreche. Uneigennützig und fern von jedem

Gedanken an eignen Genuſs, befruchtet er sie mit der Fülle seiner Kraft. Die neue Schöpfung steht da, und freudig ruht er aus im Anblicke seiner Kinder.

Die weibliche Kraft, zur Rückwirkung bestimmt, sammelt sich auf einen fremden Gegenstand und durch fremden Reiz. Da der Stoff, den sie in reicher Fülle besitzt, sich durch seine eigenthümliche Natur vereint; so wirkt er mehr durch ein leidendes, als ein selbstthätiges Vermögen. Mit dem Grade seiner Mannigfaltigkeit wächst gleichfalls die Schönheit der Wirkung, nicht aber zugleich auch die Anstrengung. Vielmehr wird diese durch vielfachere Berührungspunkte erleichtert, und ihr Grad nur durch die Innigkeit des Umschliefsens bestimmt, die von der gegenseitigen Harmonie abhängt. Der Stoff der weiblichen Kraft bedarf weniger der Herrschaft eines vereinenden Prinzips, sondern verbindet sich mehr durch seine eigene Gleichartigkeit. In dieser Einheit erwiedert sie die Einwirkung mit immer steigendem Feuer, bis endlich ihre ganze Thätigkeit angespannt ist. Aber da ihre eigenthümliche Natur sie fähiger macht, Widerstand zu leiden, und sie von der glühenden Heftigkeit frey ist, welche die männliche verzehrt, so vergütet sie die Langsamkeit ihrer Wirkung durch längeres Ausdauern. So dankt sie der Beschaffenheit ihres Stoffs selbst einen Theil ihrer Wirksamkeit, die durch ihn vorbereitet und unterstützt wird. Ein Herz, das sich, von mannigfaltigen Empfindungen bewegt und von einer edeln Strebsamkeit beseelt, reich in sich selbst fühlt, aber den kühnen Muth vermiſst, sich eine eigne Richtung zu geben, wird von unruhiger Sehnsucht gefoltert. Sich selbst unverständlich, und arm im Schoofse des Ueberflusses, wünscht es ein Wesen zu finden, das die verschlungenen Knoten seiner Gefühle freundlich löse. Je tiefer die Quelle dieser verworrenen Stimmung verborgen liegt, desto schwerer be-

gegnet es der Gewährung seines Wunsches, aber desto inniger schliefst es sich an die gefundene Erscheinung an. Je länger es an ihr verweilt, desto mehr Berührungspunkte entdeckt es, und verläfst sie nicht eher, bis der Keim zur vollendeten Frucht gereift ist.

Nicht also ihrem Grade, sondern allein ihrer Gattung nach, sind die zeugenden und empfangenden Kräfte von einander verschieden. Blofses Aufnehmen ist kein Empfangen, sondern steht eben so unter diesem, als das Geben unter dem Zeugen. Beyde, Zeugen und Empfangen, sind höhere und kraftvollere Energien, beyde ein Hervorbringen durch Geben und Aufnehmen. Eigne fruchtbare Fülle mufs bey jenem das Entäufserte begleiten, bey diesem das Aufgenommene umfassen. Der wahre Charakterunterschied beyder Kräfte besteht darin, dafs den empfangenden mehr Stoff, mehr Körper, den zeugenden mehr Seele eigen ist, wenn nemlich Seele jedes selbstthätige Prinzip bezeichnet. Gerade aber durch diese Verschiedenheit thun sie der Forderung der Natur ein Genüge. Sollte der Zerstörung drohenden Heftigkeit der männlichen Kraft eine andre entgegengestellt werden, so durfte es keine gleichartige seyn. Gegenseitige Ermattung hätte dann den Kampf beschlossen, in dem, wie überall in der Natur, der Unterliegende selbst neues Leben aus den Händen des Ueberwinders erhalten sollte. Der überströmenden Fülle mufste daher ein Bedürfnifs gegenüberstehn; aber da die Natur in ihrem Gebiet eben so wenig Armuth als Selbstgenügsamkeit verstattet, so ist das Bedürfnifs wieder mit Reichthum verknüpft. Indem nun alles Männliche angestrengte Energie, alles Weibliche beharrliches Ausdauern besitzt, bildet die unaufhörliche Wechselwirkung von beiden die unbeschränkte Kraft der Natur, deren Anstrengung nie ermattet, und deren Ruhe nie in Unthätigkeit ausartet.

Zu jeder Zeugung wird also zweyerley erfordert, lebendige Energie der Kraft, die auf Einen Punkt sich zusammenzieht, und lebendige Fülle des Stoffs, der ihre Einströmung in allen seinen Punkten empfängt. Jene wird daher ihrer Natur nach, auf Trennung gerichtet seyn, weil alles, was nicht sie selbst ist, sie in ihrer reinen Wirksamkeit hindert: Diese wird auf Einheit gerichtet seyn, um von allen Seiten aus die einwirkende Kraft zu umschliefsen. Wenn das Genie (da diese Erscheinungen durch die ganze Kette der hervorbringenden Wesen dieselben sind) vermöge der reinen Selbstthätigkeit der Vernunft, die belebende Flamme ausströmt, der, gleich einem Funken, das göttliche Werk entsprüht, so mufs die Phantasie sie in ihren Schoofs aufnehmen, und wohlthätig umschliefsen. Die zeugende Kraft vermöchte sich nicht energisch zu sammeln, wenn sie nicht alles zurückwiese, was diese Anstrengung stören könnte; und der empfangenden wäre es unmöglich, sich von allen Seiten her nach Einem Punkt hin zu neigen, wenn sie nicht die höchste Uebereinstimmung in sich bewahrte. Die Heftigkeit, mit der die erstere fortstrebt, richtet sie auf einzelne Gesichtspunkte, und ihre unaufgehaltene Wirkung müfste überall Trennung und Zerstörung seyn. Dagegen macht der letzteren die harmonische Sanftmuth, mit der sie entgegenkommt, eine mehr umfassende Einheit zum Gesetz, und ihre Frucht ist Erhaltung. Was zu beleben bestimmt ist, mufs reizend erwecken. Aller Reiz aber richtet die Aufmerksamkeit auf einen einzelnen Zustand, und das Gefühl durchgängiger Gleichgültigkeit würde Schlummer oder Tod seyn. Das Belebende darf daher nicht, mit allzugrofser Schonung, jede Erschütterung vermeiden. Dagegen mufs der Stoff, welcher der Belebung entgegengeführt wird, gleichmäfsig und ganz von ihr durchdrungen werden. Was endlich mehr Form besitzt, zielt

zwar auf Verbindung, aber, wie die Form überhaupt, nur durch Trennung; so wie, was dem Stoffe näher liegt, wie dieser selbst, zwar in sich ein Mannigfaltiges, aber noch wenig geschieden ist.

Ueberall, wo der männliche und weibliche Charakter sichtbar ist, wird man in ihm diese Seiten gewahr; in dem ersteren ein Streben, mit trennender Heftigkeit erzeugend, in dem letzteren ein Bemühen, durch Verbindung erhaltend zu seyn. Alle Eigenschaften, in welche gekleidet beyde Geschlechter durch die ganze Natur, aber vorzüglich im Menschen, erscheinen, bringen denselben verschiedenen Eindruck hervor. Die reizende Anmuth und die liebliche Fülle der Weiblichkeit bewegt die Sinne; die nicht sowohl anschauliche, als bildliche Vorstellungsart und der sinnliche Zusammenhang aller Begriffe geben der Phantasie ein reiches und lebendiges Bild; und die Einheit des Charakters, der, jedem Eindruck offen, jeden mit entsprechender Innigkeit erwiedert, rührt die Empfindung. So wirkt alles Weibliche vorzüglich auf diejenigen Kräfte, welche den ganzen Menschen in seiner ursprünglichen Einfachheit zeigen. Was dem Mann und seinem Geschlechte angehört, läfst dagegen diese minder befriedigt, beschäftigt aber mehr das Vermögen der Begriffe. Die Gestalt hat mehr Bestimmtheit, als anmuthige Schönheit; die Begriffe sind deutlicher und sorgfältiger geschieden, stehn aber auch in weniger leichter Verbindung; der Charakter ist stark und hat feste Richtungen, erscheint aber nicht selten auch einseitig und hart. Alles Männliche, kann man daher sagen, ist mehr aufklärend, alles Weibliche mehr rührend. Das eine gewährt mehr Licht, das andere mehr Wärme. Da in der endlichen Natur das Leben immer dem Tode zur Seite steht, und das Befsre nur an die Stelle des minder Guten tritt; so mufs dem neuen Daseyn das schon vorhandene weichen. Die

Kraft nun, die, von eignem Entschluſs getrieben, auſser sich thätig ist, muſs mit einer Willkühr handeln, die, wenn sie Hindernisse zerstörend hinwegräumt, nicht anders als gewaltthätig erscheinen kann. Daher ist kein Muth zu gröſseren Unternehmungen ohne eine gewisse Härte denkbar. Da aber die neue Schöpfung nicht gedeiht, wenn sie nicht mit weiblicher Schonung gepflegt wird, so wandelt in einem wahrhaft zum handlenden Leben gebornen Genie sanfte Milde die Härte in ernste Festigkeit um.

Denn nur die Verbindung der Eigenthümlichkeiten beyder Geschlechter bringt das Vollendete hervor, und wenn das Studium des männlichen den Verstand anhaltender beschäftigt, und die Betrachtung des weiblichen die Empfindung lebhafter bewegt, so befriedigt nur die Verknüpfung beyder, oder vielmehr das reine Wesen, abgesondert von allem Geschlechtsunterschied, die Vernunft, als das Vermögen der Ideen. Die höchste Einheit erfordert allemal zwey entgegengesetzte Richtungen. Da die Einheit überhaupt nur dann Werth hat, wenn sie aus der Fülle, nie aber, wenn sie aus der Armuth entspringt; so darf die Stärke und Ausbildung der einzelnen Theile nicht minder groſs seyn, als die Innigkeit des Zusammenhangs aller. Allein um das Einzelne zu üben, wird Trennung erfordert, und eben diese Trennung schränkt die Möglichkeit der Verbindung ein. Da nun das eine Geschlecht jene, das andre diese mehr begünstigt, so befördern beyde, indem sie einander entgegenwirken, gemeinschaftlich die wunderbare Einheit der Natur, welche zugleich das Ganze aufs innigste verknüpft, und das Einzelne aufs vollkommenste ausgebildet zeigt.

Denn die ursprünglich anfangende Thätigkeit ist den zeugenden Kräften, so wie die erwiedernde den empfangenden eigen, und die Zeugung, als das gemeinschaftliche

Werk beider, ist auf diese Weise zwischen ihnen vertheilt. Alle Hervorbringung setzt einen Stoff voraus; denn nur an das schon vorhandene knüpft die Natur das Neue an. Dieser Stoff bildet sich aus, und zwar durch einen Trieb, welcher mit eigenthümlicher Kraft, und nach einer Regel (die, wie vorhin bemerkt worden, die Erzeugung des Gleichartigen scheint) thätig ist. Zu diesem Triebe aber, als zu einer ihm vorher fremden Energie, muſs er erweckt werden, und diese Erweckung ist der Anfang des Lebens, als der Verbindung des Bildungstriebes (im allgemeinsten Verstande) mit der rohen Materie. Das erste Geschäft dieses Bildungstriebes ist die Ausbildung selbst, und, ist diese vollendet, die Ersetzung dessen, was der organische Körper zufällig verliert. Allein auch auſserdem ist er ununterbrochen fort thätig, um die einmal vollendete Bildung zu erhalten. Denn da die Gesetze der Materie, hier vorzüglich die chemischen Verwandtschaften, den Gesetzen des Lebens, d. i. der Organisation, immerfort entgegenarbeiten, und das Leben wie die Resultate neuerer Untersuchungen zeigen, nichts andres ist, als der Sieg der letzteren über die ersteren; so ist ein unaufhörlicher Kampf nöthig, diese Oberherrschaft zu behaupten. Das Prinzip, das hier thätig ist, pflegt man die Lebenskraft zu nennen, und von ihr macht der Bildungstrieb (im engern Verstande) nur eine besondre Modification aus. Die Hervorbringung erfordert daher zwey unentbehrliche Elemente, rohen Stoff, und Belebung desselben zur Ausbildung.

Sollen diese beyde unter die zeugenden und empfangenden Kräfte vertheilt werden, so scheint es natürlich den Stoff den letzteren, die Belebung den ersteren zuzuschreiben. Wenigstens zeigte sich, nach dem bisherigen Raisonnement, bey den zeugenden Kräften die Energie, bey den empfangenden das ursprunglich Vorhandne, worauf die Ener-

gie wirkt, in höherem Grade. So schien in Absicht der hervorbringenden Kraft den erstern mehr selbstthätiges Feuer, den letztern mehr entgegenwirkende Stärke; in Absicht der Einheit der Wirkung den ersteren ein stärkeres vereinendes Prinzip, den letzteren mehr freiwillige Uebereinstimmung des Einzelnen eigen zu seyn. Auch in der Betrachtung der Natur entdeckt schon ein flüchtiger Blick überall in dem männlichen Geschlecht mehr Ausdruck von Kraft, in dem weiblichen, zwar nicht an sich, aber in Vergleichung mit der, aus demselben hervorleuchtenden Kraft, mehr Ausdruck von Fülle.

Jeder reinen Theilung widerspricht indefs schon die Analogie der Naturgesetze. Denn soweit unsre Beobachtung reicht, sehen wir, dafs die Natur, immer bemüht, den höchsten Reichthum durch die einfachsten Mittel hervorzuschaffen, Wesen von ungleichartiger Wirksamkeit nicht sowohl durch den Grad, als die Richtung ihrer Kräfte von einander unterscheidet. Eben so ist nun auch in den empfangenden nicht weniger Kraft, als in den zeugenden Stoff in dem Augenblick der Hervorbringung wirksam; und die Verschiedenheit liegt allein in der Art, wie beyde gegenseitig gestimmt sind. In dem männlichen Geschlechte ist alles allein auf die Einwirkung gerichtet. Da der Stoff blofs bestimmt ist, sie dadurch zu verstärken, dafs er ihr gleichsam einen Körper leiht, so sucht sie ihn sich, fast bis zur Vertilgung seiner eigenthümlichen Natur, zu assimiliren. In dem weiblichen geht dagegen die ganze Stimmung auf die Rückwirkung. Indem die Kraft diese in dem Stoff zu erhöhen strebt, behandelt sie ihn mit gröfserer Schonung. Eigentlich geschieht daher die Belebung durch beyde Geschlechter zugleich, nur dafs die männliche Kraft doch allein die Erweckung bewirkt, indefs die weibliche nur ihre Möglichkeit vorbereitet, und ihre Fortdauer sichert. Nie

vermöchte auch die belebende Kraft auf den Stoff zu wirken, wenn nicht zugleich eigne Thätigkeit desjenigen Wesens hinzukäme, welchem derselbe angehört. Selbst die stärkste Einwirkung kann nur durch Rückwirkung in das eigne Wesen aufgenommen werden, und aus dem ganzen Umfange ihres Gebiets hat die organische Natur blofs unthätiges Leiden verbannt. Dadurch, dafs sie jedem Geschlecht beyde zur Erzeugung nothwendige Kräfte verliehen, hat sie es möglich gemacht, dafs Mangel der Kraft auf der einen Seite durch ein Uebergewicht auf der andern gleichsam übertragen werden kann. Wo es der männlichen Kraft an Stärke gebricht, da kann die Lebendigkeit der weiblichen noch die Möglichkeit der Fruchtbarkeit retten, wie dieſs die Erfahrung in der That nicht selten beweist, und umgekehrt kann, wo die weibliche einen zur Empfänglichkeit wenig vorbereiteten Stoff darbietet, die männliche diesen Fehler wiederum gut machen. Mag man sich dieſs nun durch einen wirklichen Austausch der Functionen, oder, was wahrscheinlicher ist, durch eine Erweckung und Unterstützung der Schwäche des einen Theils vermöge einer aufserordentlichen Stärke des andren erklären, die, indem sie ihrer Verrichtung in einem eminenten Grade genügt, die gegenseitige erleichtert; so bestätigen Fälle dieser Art, ebenso wie die, wo augenblickliche Stimmungen der Mutter auf die Beschaffenheit der Frucht wirksam schienen, das hier Gesagte auch auf dem Wege der Erfahrung. Wenn indefs Zeugung und Empfängnifs beyde einen Stoff und eine Kraft erfordern; so ist bei der ersteren der Stoff nur nothwendig, weil die Kraft nicht ohne Stoff zu wirken vermöchte, und bey der letzteren die Kraft nur erforderlich, weil ohne sie die Einwirkung auf den Stoff nicht geschehen kann. Redet man daher blofs von der Hauptrichtung beyder Geschlechter; so gehört dennoch die Kraft bei der

Hervorbringung blofs dem zeugenden, der Stoff blofs dem empfangenden an.

Den geweihten Schleier zu durchdringen, in den die Natur gerade ihr heiligstes Bilden verhüllt, ist von einer Schwierigkeit begleitet, welche sich schon durch die mannigfaltigen und gänzlich verschiedenen Theorien über diesen Gegenstand verräth. Die wahrscheinlichste unter denselben stimmt jedoch genau mit dem eben Gesagten überein. Ueberall, wo die Natur Zeugung und Empfängnifs zwey verschiedenen Wesen anvertraut hat, ist der Stoff in dem empfangenden, das belebende Prinzip in dem zeugenden. Damit aber beyde miteinander in Verbindung gesetzt werden können, mufs noch eine Thätigkeit auch des ersteren hinzukommen, durch welche ein Theil des Stoffs sich losreifst, und Keim zur ferneren Ausbildung wird. Gerade in ihrer geheimsten Werkstätte wirkt daher die Natur am meisten schöpferisch und am wenigsten mechanisch. Gerade hier läfst sich am wenigsten die Wirkung aus den Ursachen berechnen; vielmehr zündet nur ein Funke den andern an. Diefs haben am meisten diejenigen gefühlt, welche diefs Phänomen durch jene Wirkungsart zu erklären unternahmen, da doch dem menschlichen Verstand hier nichts übrig blieb, als die hervorbringenden Ursachen aufzusuchen, den Erfolg zu beobachten, und nicht zu erklären, sondern schweigend zu bewundern, ein Gipfel der bescheidenen Achtung gegen die grofse Werkmeisterin, zu welchem nur die neuere philosophische Naturkunde führen konnte. Wunderbar ist es zu sehen, wie die Natur, indem sie sich jener körperlichen Kräfte nur in soweit bedient, als es ihr gleichsam unentbehrlich schien, die Freiheit, diefs grofse Vorrecht der Geisterwelt, auch in das andre Gebiet ihres Reichs hinüberzuführen strebt. Nur eine Partikel des Stoffs nimmt sie auf, nur zur ersten Belebung entlehnt sie

eine fremde Kraft. Wie der erste Funke glimmt, lodert er durch sich selbst auf, empfängt Nahrung, aber die er nach eignen Gesetzen gebraucht.

Achtung für alles wirkliche Daseyn, und Streben demselben eine bestimmte Gestalt nach eigner Willkühr zu geben, bezeichnen überall den weiblichen und männlichen Charakter, und so erfüllen sie beide dadurch gemeinschaftlich den grofsen Endzweck der Natur, die unaufhörliche Wechselwirkung der Form und des Stoffes. Unmittelbar gegenübergestellt, müfsten Form und Stoff einander feindlich begegnen. Da aber, bei der, den beiden Geschlechtern eigenthümlichen Wirkungsart, die Strenge der Form durch den Stoff, den dieselbe annehmen mufs, gemildert, und der Stoff durch eine formende Kraft zur Empfänglichkeit vorbereitet wird; so ist nun die innige Vereinigung möglich, auf welcher allein das Geheimnifs der Organisation beruht. Die Nothwendigkeit, mit welcher alle wechselseitig aufeinander wirkende Kräfte eine der andren bedürfen, macht auch die zeugenden und empfangenden abhängig von einander. Indefs ist den ersteren doch nicht alle Beschäftigung ihrer Wirksamkeit für sich allein, so wie den letzteren, verwehrt, und diefs begründet eine gröfsere Unabhängigkeit von ihrer Seite. Eben darum aber sind die entgegengesetzten das höchste Beförderungsmittel aller Verbindung, und da nun gerade die Kunst der Verbindung das höchste Daseyn in der Natur bewahrt, so sind dieselben durch ihre innre Beschaffenheit mehr und dringender, diefs zu befördern, veranlafst. Sie sind es, die man als das eigentlich verknüpfende Band in dem Ganzen der Natur ansehen kann; die am emsigsten Gegenstände aufsuchen, welche ihre Energie zu beleben vermögen, und bei den gefundenen am längsten verweilen.

Durch diefs Verweilen fuhrt die Fähigkeit zu empfan-

gen zu dauernder Beharrlichkeit. Mehr in sich zurückzukehren, als in weite Fernen zu schweifen durch ihre Natur selbst veranlafst, sind alle empfangende Wesen an einen stäteren, minder wechselnden Gang gefesselt. Um der Kraft, die ihnen entgegen kommt, ausdauernde Stärke entgegen zu setzen, das Getrennte zu verbinden, und die Einwirkung zu erwiedern, bedürfen sie eines harmonischen und gleichgestimmten Strebens. Da mit dem Empfangen auch zugleich die Ausbildung des Keims verbunden ist, so erfordert diese häufig eine verwickeltere Organisation; und wenigstens mufs die Natur, um diesen Zweck nicht zu verfehlen, Wesen, die hiezu bestimmt sind, mit doppelter Wachsamkeit an ihre Gesetze binden. Beharrlichkeit aber ist die Unveränderlichkeit des Endlichen, und so scheint die Natur auch diesen letzten Vorzug, welcher erst allen übrigen, die ohne ihn nur ein erbetenes und vergängliches Daseyn besitzen würden, den wahren innren Werth und den schönsten äufsern Glanz giebt, den empfangenden Kräften vorzugsweise von selbst und aus freier Gunst zu ertheilen.

Aber die Beharrlichkeit hat nur dann einen Werth, wenn sie das Gesetz der Thätigkeit ist, nicht wenn sie zur Unthätigkeit herabsinkt. Besitzt nun das weibliche Geschlecht ein Prinzip der Beharrlichkeit, so ist ihm nicht auch zugleich ein andres der Thätigkeit eigen, sondern es mufs diefs von der wechselseitigen Einwirkung des männlichen erwarten. Die Kraft, die mit so grofser Heftigkeit wirkt, dafs sie selbst die Zerstörung nicht scheut, und fremden Stoff nach eigner Willkühr zu formen unternimmt, ist unermüdet, aber auch leicht dem Wechsel unterworfen. Da sie nicht Raum genug in sich fühlt, das schwellende Streben zu fassen, so ist ihr Ruhe unerträglich; und da sie nicht sowohl der Beschaffenheit des Stoffs nachgiebt, als von eignem Feuer beseelt wird, so läfst sich die Stätigkeit

ihrer Wirksamkeit nicht verbürgen. In demjenigen Theil der Natur, in welchem überhaupt wenig oder gar keine Willkühr herrscht, wird dieſs wenig sichtbar seyn; vielleicht aber ist es auch nur, wie so vieles in diesem Gebiet, wenig beobachtet, und wenigstens bestätigt in dem übrigen die Erfahrung diese, hier bloſs aus Begriffen gefolgerte Behauptung. Soll der Mensch zu dem Ideale gelangen, das die Vernunft ihm vorschreibt; so muſs der Mann seine natürliche Thätigkeit an ein festes Gesetz binden, das Weib die Gesetzmäſsigkeit, welche es seinem Wesen eingeprägt fühlt, durch innre Antriebe mit Thätigkeit beleben. Unterliegt aber das Bemühen der Vernunft hier dem Hang der Natur, so hebt der doppelte Fehler beider Geschlechter sich selbst wieder auf. Mit verschiedenen Eigenschaften versehen und doch unzertrennlich von einander, beschränken sie sich selbst bis auf die Gränze, welche dem Endzweck des Ganzen entspricht.

Die Natur, in ihrem ganzen Umfang betrachtet, ist unveränderlich. Die Thätigkeit ihrer Kräfte rostet nie, und ihre Gesetze verschaffen sich immer gleichen Gehorsam. So unterbricht nichts je weder den Grad, noch die Form ihrer Wirksamkeit. Diese Thätigkeit aber unveränderlich zu erhalten findet sie in der gegenseitigen Eigenthümlichkeit beider Geschlechter eine mächtige Stütze. Indeſs sie aus dem einen Rastlosigkeit schöpft, verbürgt ihr das andre die Stätigkeit.

So sind nun zwischen beiden Geschlechtern die Anlagen vertheilt, welche es ihnen möglich machen, dieſs unermeſsliche Ganze zu bilden. Nur dadurch gelang es der Natur, widersprechende Eigenschaften zu verbinden, und das Endliche dem Unendlichen zu nähern. Denn überall droht angestrengte Thätigkeit dem ruhigen Daseyn, so wie erhaltende Ruhe der regen Energie den Untergang. Darum

beseelte die Natur ihre Söhne mit Kraft, Feuer und Lebhaftigkeit, und hauchte ihren Töchtern Haltung, Wärme und Innigkeit ein. Indefs nun die einen ihr Gebiet zu erweitern streben, bereichern es die andern mit sorgsamer Hand innerhalb seiner Gränzen. Denn der ganze Charakter des männlichen Geschlechts ist auf Energie gerichtet; dahin zielt seine Kraft, seine zerstörende Heftigkeit, sein Streben nach Aufsenwirkung, seine Rastlosigkeit. Dagegen geht die Stimmung des weiblichen, seine ausdauernde Stärke, seine Neigung zur Verbindung, sein Hang die Einwirkung zu erwiedern und seine holde Stätigkeit, allein auf Erhaltung und Daseyn. Mit gemeinschaftlicher Sorgfalt verrichten sie daher die beiden grofsen Operationen der Natur, die, ewig wiederkehrend, doch so oft in veränderter Gestalt erscheinen, Erzeugung und Ausbildung des Erzeugten. Vergleicht man indefs ihre eigenthümliche Beschaffenheit noch näher mit einander; so hat die Natur die empfangenden Kräfte noch unter genauere Obhut genommen. Sie theilen mit ihr ihre entschiedensten Vorzüge, und, gleich den Töchtern im Hause, schliefsen sie sich näher an die sorgsame Mutter an.

Daseyn, von Energie beseelt, ist Leben, und das höchste Leben das letzte Ziel, in dem sich das Streben aller verschiedenen Kräfte der Natur vereint. Die Verschiedenheit beider Geschlechter befördert die Erreichung dieses Ziels, oder vielmehr ihre eigenthümliche Beschaffenheit führt sie zu demselben hin, ohne dafs sie selbst sich dessen bewufst sind. Denn keine Kraft der Natur dient als Mittel einem Zweck, oder strebt einer fremden Absicht entgegen. Indem alle harmonisch wirksam sind, folgt jede nur ihrem eignen Triebe, und das letzte Resultat der Thätigkeit aller geht mit einer Nothwendigkeit hervor, die, da sie alle Absicht ausschliefst, auf den ersten Anblick zufällig

scheinen kann. In gleicher Freiheit wirken nun auch die Kräfte beider Geschlechter, und so kann man dieselben als zwei wohlthätige Gestalten ansehen, aus deren Händen die Natur ihre letzte Vollendung empfängt. Dieser erhabenen Bestimmung genügen sie aber nur dann, wenn sich ihre Wirksamkeit gegenseitig umschlingt, und die Neigung, welche das eine dem andren sehnsuchtsvoll nähert, ist die Liebe. So gehorcht daher die Natur derselben Gottheit, deren Sorgfalt schon der ahnende Weisheitssinn der Griechen die Anordnung des Chaos übertrug.

Ueber

vier Aegyptische, löwenköpfige Bildsäulen in den hiesigen Königlichen Antikensammlungen *).

Die hiesigen Königlichen Antikensammlungen besitzen vier Bildsäulen weiblicher löwenköpfiger Aegyptischer Gottheiten,

*) Da mich die Untersuchung dieser Denkmale über mehrere Punkte zweifelhaft liefs, so wandte ich mich mit einer Reihe sie betreffender Fragen an Herrn Champollion den jüngeren. Nach der grofsen und wahrhaft musterhaften Gefälligkeit, mit welcher dieser Gelehrte, frei von aller kleinlichen Eifersucht und ängstlichen Geheimhaltung, über die ihn die Sicherheit seiner Forschungen emporhebt, seine Entdeckungen frei und offen mittheilt, beantwortete derselbe meine Fragen in einem ausführlichen Briefe, in welchem er jede seiner Erklärungen, mit gewohnter Genauigkeit, mit Beweisen aus Aegyptischen Denkmalen belegt. Ich habe es mir zur Pflicht gemacht, dasjenige aus diesem Briefe, was zunächst hierher gehört, in meine Abhandlung zu verweben, und wo ich Herrn Champollion, ohne Nennung einer seiner Schriften anführe, beziehe ich mich auf diese briefliche Mittheilung. Ich hoffe Herrn Champollion richtig verstanden zu haben; sollten indefs Unrichtigkeiten in dem als seine Meinung Vorgetragenen vorkommen, so bitte ich, sie nur mir, nicht ihm beizumessen. Zwar klagt er in seinem, aus Livorno datirten Briefe darüber, dafs er sich dort entfernt von allen seinen Handschriften und Materialien befand. Allein der Inhalt beweist, wie die abgehandelten Gegenstände ihm geläufig und seinem Gedächtnifs gegenwärtig sind. Diejenigen, welche den Versuchen der Hieroglyphen-Entzifferung sorgfältig gefolgt sind, werden auch aus diesen brieflichen Mittthei-

ten, von welchen zwei Geschenke des Grafen von Sack sind, die beiden andern aber zu der Minutolischen Samm-

---

lungen mit Vergnügen sehen, wie Herr Champollion immer neue Fortschritte macht, immer mehr Zeichen zu entziffern lehrt, und auch hie und da von ihm bisher angenommene Entzifferungen berichtigt. Die Offenheit, mit der er begangene Irrthümer anerkennt, zeigt nicht nur seinen unpartheiischen Eifer für die Entdeckung der Wahrheit, sondern seine Verbesserungen beweisen selbst die Richtigkeit des von ihm eingeschlagenen Weges. Bei einer Entzifferung, die zwar auf sicheren Grundlagen ruht, aber nur von der Vergleichung immer neuer Zeichen und Anwendungen derselben ihre Vollendung erhalten kann, müssen die Fortschritte, sowohl dem Umfang als der Genauigkeit nach, nothwendig allmählich geschehen, aber die Berichtigungen der einzelnen Erklärungen, wenn genau verfahren worden, zu Bestätigungen des Systems werden. Ohne selbst darauf Anspruch zu machen, das Studium der Hieroglyphen-Entzifferung durch eigene Entdeckungen zu erweitern (wie denn auch das, was in der gegenwärtigen Abhandlung Verdienstliches liegen könnte, allein Herrn Champollion angehört) habe ich mir ein besonderes Geschäft daraus gemacht, was von Andren darin geschehen ist, einer möglichst genauen Prüfung zu unterwerfen, und das Studium der Koptischen Sprache nach ihrem Baue und den von Zoëga herausgegebenen Texten damit verbunden. Ich lege daher gern hier das Bekenntniſs ab, daſs mir der von Herrn Champollion eingeschlagene Weg der einzig richtige scheint, daſs ich die von ihm gegebenen Erklärungen, die vorzüglich in historischer Rücksicht zu so wichtigen Entdeckungen geführt haben, (bis vielleicht auf wenige bei einem solchen Studium unvermeidliche Ausnahmen) für wahr und fest begründet halte, und daſs ich die gewisse Hoffnung nähre, daſs, wenn ihm vergönnt bleibt, diese Arbeiten eine Reihe von Jahren hindurch fortzusetzen, man ihm eine so sichere und vollständige Entzifferung der Hieroglyphen-Denkmale verdanken wird, als sie von Urkunden möglich ist, von denen, wie viele man auch besitzt, doch immer ein gewisser Theil, der gerade zur Vollendung der Entzifferung unentbehrlich seyn kann, unwiederbringlich verloren gegangen ist. Ein bei weitem vollgültigeres Zeugniſs für das Champollionsche System, als das meinige, und eine wahre Bestätigung desselben, gewährt Herrn Salt's Schrift: *essay on Dr. Youngs and Mr. Champollions phonetic system of hieroglyphics.* Denn Herr Salt kannte, während er diese Schrift abfaſste, Herrn Champollion's Ideen nur sehr unvollkommen, fand aber selbst Vieles auf dem nämlichen Wege übereinstimmend mit ihm auf.

lung gehören. Eine der letzteren ist eine stehende, mit dem Lotusstabe in der einen, und dem gehenkelten Kreuze, (dem Zeichen des göttlichen Lebens) in der andern. Die andren sind sitzende, und wie schon Herr Hirt (Abhandl. d. Akad. d. Wissensch. Hist. phil. Klasse 1820. 1821. S. 136. Anm.) bemerkt hat, durchaus der in der Déscr. de l'Egypte (T. 3. Pl. 48.) abgebildeten ähnlich. Diese Bildsäulen waren überaus häufig in Aegypten, man fand bei einer einzigen Ausgrabung in den Trümmern von Thebae bei Karnak über 15 derselben, (ib. Déscr. A. T. I. Chap. 9. p. 278. 279.) die Drovettische Sammlung enthält deren allein zehn. Alle diese sitzenden Statuen tragen, wie es scheint, im Wesentlichen dieselben Hieroglyphen-Inschriften an sich, und mehrere beziehen sich auf dieselbe Epoche der Aegyptischen Geschichte. Die stehende, welcher auch die Füße und ein Theil der Beine fehlen, hat leider gar keine Inschrift. Sowohl Herr Champollion der jüngere (Lettres à Mr. le Duc de Blacas. Lettre I. p. 39.) als Herr Gazzera (Descrizione dei monumenti Egizj p. 16.) haben Beschreibungen und Erklärungen der sitzenden Bildsäulen dieser Art im Turiner Museum gegeben, und diese Bildsäulen kommen im Wesentlichen ganz mit den hiesigen überein. Die Inschriften der unsrigen weichen aber in mehreren, und nicht ganz unwesentlichen Punkten von jenen ab. Die Schriften des Herrn Champollion und Gazzera geben auch nur die französische und italienische Uebersetzung der Hieroglyphen, ohne sie einzeln in diesen nachzuweisen, und stimmen nicht ganz mit einander selbst überein. Auch habe ich geglaubt, dafs bei der Theilnahme, welche die so ganz unerwarteten Entdeckungen des Herrn Champollion erregen, es, selbst wenn ich wenig Neues hinzufügen könnte, schon interessant seyn würde, nur dasjenige, was über vor unsren Augen befindliche Denkmale gesagt worden ist, so

zusammenzustellen, dafs dadurch das Urtheil über jene Entdeckungen geleitet werden kann *).

§. 1.

Erklärung der sitzenden Gottheit.

Man erkennt bei dem ersten Anblick, dafs die Statuen, mit welchen wir uns hier beschäftigen, Vorstellungen einer weiblichen Gottheit sind. Die genaue Bestimmung der Aegyptischen Gottheiten wird aber dadurch erschwert, dafs dasselbe göttliche Wesen, nach den verschiednen ihm zugetheilten Geschäften, auf ganz verschiedene Weise vorgestellt wird, und wieder gleiche Attribute verschiedene Gottheiten bezeichnen. So kommt Phthah bisweilen mit menschlichem Haupte, oft aber auch mit einem Falkenkopf, und andremale mit einem sogenannten Nilmesser an der Stelle des Kopfes vor, und ebenso giebt es auf der andren Seite mehrere falkenköpfige Götter, und mehrere Göttinnen, deren Kopfschmuck in einem liegenden Geier, oder einer Scheibe zwischen Kuhhörnern besteht. Einige Götter sind auch blofs Incarnationen einer des andren, und erscheinen daher, indem sie wirklich nur Eins sind, als zwei. So der dreimal grofse falken- oder habicht- (hieracocephale) und der zweimal grofse ibisköpfige Hermes. (Champollions Panthéon VII. ad Pl. 30. Tölken, Reise des Freiherrn von Minutoli. S. 139.)

Hieraus mufs man wohl die vielen Ungewifsheiten und unläugbaren Verwirrungen herleiten, die noch in der Bestimmung der Aegyptischen Gottheiten herrschen. Man ist

*) Auf der angehängten Kupfertafel befindet sich eine treue Abbildung der an unsern Statuen vorhandenen Inschriften, bei welchen blofs die sich wiederholenden Zeichenreihen weggelassen sind. Fig. *A.* ist von der einen Sackischen; *B. C.* von der andern Sackischen, *D. E. F.* von der Minutolischen Statue entnommen.

es auch hier Herrn Champollion schuldig, dafs er einen Weg vorgezeichnet hat, der wenigstens zu einem entscheidenden Mittel der Anerkennung hinführt, nemlich den, nur diejenigen Bestimmungen als gewifs anzusehen, die aus Vorstellungen genommen sind, wo die Bilder von Inschriften begleitet sind. Aus diesen, sie mögen den Namen, oder die den verschiedenen Gottheiten eigenthümlichen Titel enthalten, läfst sich alsdann wenigstens mit Sicherheit sehen, wofür die Vorstellungen bei ihren eignen Urhebern galten. Herr Champollion bemerkt an mehreren Stellen seiner Werke (z. B. Panthéon VII. ad Pl. 15. *c.*) dafs bisweilen nur die Inschrift bestimme, welche der mehreren ähnlich vorgestellten Gottheiten gemeint sey. Nach diesen Grundsätzen hat derselbe in seinem Aegyptischen Pantheon eine ebenso anziehende, als belehrende Darstellung der Aegyptischen Gottheiten angefangen, die sich schon dadurch auszeichnet, dafs sie ganz aus Denkmalen genommen ist, und die Zeugnisse der alten Schriftsteller nur mit diesen vergleicht.

Es war nothwendig, diese Bemerkungen voranzuschicken, da auch die hier vorgestellte Gottheit in verschiedenen Gestalten, und verschiedenen Graden ihres göttlichen Ranges angetroffen wird.

Was nemlich die hier betrachteten Bildsäulen charakterisirt, ist das Löwenhaupt. Nach diesem, dem Symbol der Tapferkeit und der durch Edelmuth gebändigten Stärke, hatte schon Herr Hirt (a. a. O.) dieselben für Vorstellungen der Neith, der Aegyptischen Minerva *) erklärt **). Herr

*) In einer andren Ideenverbindung entsprach Neith auch der Aegyptischen Juno. (Champollion, Panthéon Heft XI. zu Pl. 28.)

**) In ihrer Beziehung auf Amon-Ra war der Göttin Neith auch das Symbol des Widders nicht fremd. In Sais sowohl als in Theben wurden heilige Widder unterhalten und Herr Champollion hält es für wahrscheinlich, dafs Neith auch mit einem Widderkopfe dargestellt wurde. (Panthéon Eg. Heft V. zu Pl. 2. bis. Guig-

Champollion ist der gleichen Meinung, hat dieselbe aber weiter und bestimmter ausgeführt, und ein zweites, die Göttin charakterisirendes Kennzeichen in der Hieroglyphen-Inschrift (Fig. *B.* Zeichen 9 — 11.) aufgefunden. Diese beiden vereinten Kennzeichen heben allen Zweifel über die Deutung dieser Denkmale im Ganzen auf.

Neith ist in der Aegyptischen Mythologie das zweite der göttlichen Wesen, das, als das urweibliche Princip, mit Ammon, dem urmännlichen, von dem es aber seinen Ursprung erhalten hatte, vor aller Schöpfung vorhanden war, und in dieser Epoche mit Ammon dergestalt Eins ausmachte, dafs die Göttin oft auch als Mannweib bezeichnet und dargestellt wird. Von diesem Grundbegriffe ausgehend, findet Herr Champollion die Göttin in folgenden bildlichen Vorstellungen und Bestimmungen ihres Wesens.

1) Mit menschlichem, mit dem vollständigen Pschent geschmücktem Kopf, in ihrem Hauptbegriff, als weibliches Urwesen, mit dem hieroglyphisch geschriebenen Namen der Mutter, oder grofsen Mutter. Der Begriff der Mutter wird alsdann durch einen Geier (Vautour), der eine Geissel auf dem Rücken trägt, angedeutet. (Champollion Panthéon Eg. Heft I. zu Pl. 6.) Von dem Beinamen der grofsen Mutter, Aegyptisch *tschor-maut*, oder *dschor-maut* leitet Herr Champollion die griechische Benennung *Τεμουρις* oder *Θεμουρις* ab, und hält also die mit demselben bezeichnete Göttin für diese Urmutter der Wesen. (Panthéon Heft VIII. zu Pl. 23. *a.*) *)

niaut Religions de l'Antiquité. T. I. P. 2. p. 828. not. p. 900. not. 1.) Dies spricht für die von Herrn Tölken (Reise des Freiherrn von Minutoli S. 145. Taf. IX.) gegebene Erklärung einer stehenden widderköpfigen Figur. Auf den Begriff der Rhea, welchen Herr Tölken auf eine stehende löwenköpfige Figur anwendet, werden wir weiter unten zurückkommen.

*) Ich bemerke hier, dafs ich in der Schreibung der Koptischen Wör-

2) In weiblicher Gestalt, aber mit dem Löwenhaupt, das mit der Sonnenscheibe oder zwei langen Blättern geschmückt ist. In dieser Gestalt, welche unsren Bildsäulen entspricht, trägt sie den mit den Zeichen 9. 10. 11. der angehängten Tafel (Fig. *A.*) geschriebenen Namen. Die beiden letzten Zeichen bilden das koptische Wort: ein anderer *), werden aber hier phonetisch genommen; das erste der Gruppe, ein Scepter, ist, seiner Aussprache nach, noch

---

ter mit Lateinischen Buchstaben es durch *s*, den 8ten Buchstaben des Scholtzischen Alphabets (Gram. Aegypt. p. 2.) (das *hida*) durch *ä*, den 23sten (das *chi*) durch *ch*, den 25sten (das *schei*) durch *sch*, den 26sten (das *phei*) durch *f*, den 27sten (das *chei*) durch *chh*, den 29sten (das *gengia*) durch *tsch* oder *dsch*, den 30sten (das *skima*) durch *sk*, den vorletzten (das *dei*) durch *ti* bezeichne. Die richtige Bestimmung der Aussprache des Koptischen ist noch grofsen Schwierigkeiten unterworfen. Es entgeht mir bei der hier gewählten Bezeichnung nicht, wie unbehülflich das Italienische *ci* und *gi* durch *tsch* und *dsch* ausgedrückt werden. Unstreitig ist es gefälliger für das Auge und richtiger für das Ohr, sich, wie Herr A. W. v. Schlegel thut, für diese Laute des Englischen *ch* und *j* zu bedienen. Dies führt aber die, meines Erachtens, noch wesentlichere Unbequemlichkeit mit sich, Buchstaben, die in unserer Sprache festbestimmte Laute haben, mit solchen zu gebrauchen, die ihnen eine fremde giebt. Man kann, wie es mir scheint, in unserer Sprache fremde Laute nur entweder durch Verbindungen unserer Buchstaben in ihrer gewöhnlichen Stellung, oder durch ganz fremde Zeichen, wie Herr Klaproth in der Asia polyglotta gethan, wiedergeben. Dafs das Englische *j* ein einfacher Laut ist, dürfte der Schreibung durch *dsch* wenig entgegenstehen, da man im Deutschen die, meinem Urtheil nach, auch einfachen Laute *ch*, *sch* gleichfalls mit zwei und drei Buchstaben schreibt.

*) Herr Champollion führt, indem er in seinem letzten Briefe an mich diese Erklärung giebt, das Koptische Wort *ke*, *chei*, oder *chhei*, als die Bedeutung der Zeichen 10. 11. an. Ich möchte aber nicht behaupten, dafs er darum das 10. Zeichen, den leeren oder gestreiften Kreis, als Buchstaben für *k* oder *ch* nimmt. In seinem hieroglyphischen System erklärt er es durch *u*, und ein späterer Brief von ihm bestätigt mir diese Entzifferung. Sie verträgt sich auch mit seiner jetzigen Behauptung, da auch das Koptische Wort *uèt* dasselbe als *ke* bedeutet.

unbekannt, und mit ihm daher auch dieser ganze Name der Gottheit. Dafs aber diese löwenköpfige Figuren die Göttin Neith vorstellen, wird dadurch aufser Zweifel gestellt, dafs diese Göttin mit dem so eben beschriebenen Namen auf dem letzten Theile der grofsen Leichenrituale vorkommt, dafs sie darin dem Amon-Ra unmittelbar zur Seite steht, und in den daneben befindlichen Hieroglyphen als königliche Gemahlin Palehakas, eines Beinamen des Ammon, und königliche Mutter Pschakasis, eines Beinamen des Phthah, bezeichnet wird. Die Göttin heifst auch auf vielen löwenköpfigen Bildsäulen Beherrscherin der Gegenden Ameru (oder Amerlu) und Sesau, die an andren Orten beständig der Neith zugeschrieben werden.

3) Mit menschlichem Haupt, aber nur mit dem unteren Theile des Pschent geschmückt. In dieser Gestalt wird sie hieroglyphisch so bezeichnet, wie man es in Herrn Champollion's Panthéon Heft VIII. Pl. 23. Fig. 12. findet, nämlich durch ein figürliches Zeichen und ein nachfolgendes *t*, dem auch wohl das Zeichen der Weiblichkeit beigefügt ist. Das figürliche Zeichen hatte Herr Champollion für zwei Bogen mit ihren Pfeilen gehalten. (a. a. O.) Jetzt erklärt er es für ein Weberschiff, dem es auch in der That viel ähnlicher sieht. Neben dieser Bezeichnung findet sich bisweilen phonetisch *nt*, und *nat* oder *net* heifst, nach Herrn Champollion (im La Crozischen Wörterbuch finde ich das Wort nicht) ein Weberschiff. Die Saitische Göttin wird daher hierdurch, wie die Griechische Minerva, als Erfinderin und Beschützerin der Webereien dargestellt. Die Saitischen Monumente bieten häufig diesen Namen, auf die obige Weise geschrieben, dar. Herr Champollion leitet sogar *Neith* aus *nat* oder *net* ab, und findet den Namen der Göttin auch in dem der Königin *Nitokris* der sechsten Dynastie, den er, nach Eratosthenes Uebersetzung dessel-

ben in *Ἀθηνᾶ ναηφόρος*, (Eratosthenica. Ed. Bernhardy. p. 260.) von Neith (*nit*) und *skro*, siegen, ableitet. Auf Namenschilden, die Herr Champollion von dieser Königin gefunden hat, kommt der Name mit demselben Zeichen des Weberschiffs, übrigens aber phonetisch vor *). In dieser Vorstellung erhält die Göttin Neith bei den Griechen den Namen Buto, und wird mit Latona verglichen. Sie gehört in dieser Eigenschaft zu den ersten Aegyptischen Gottheiten, ist die uranfängliche Nacht, aber die Mutter des Sonnengottes Phre. (Champollion Panthéon Heft VIII. Pl. 23. 23 *a*. Heft XI. Pl. 23 *c*. 25 *d*. und die Erklärungen dazu). Denn Phre ist ein weniger alter Gott als Amon-Ra (*l. c.* Heft IV. zu Pl. 24.) und so kann Neith Buto zugleich die erste Emanation Amon-Ra's, der gleichfalls in unmittelbarer Beziehung auf die Sonne steht, Amon-Sonne ist (*l. c.* Heft I. zu Pl. 2.) und Mutter Phre's seyn.

Von dem ersten Range der Gottheit in die Gottheiten des zweiten tretend, wird Neith

4) erstlich zur Netpe oder Netphe, der Aegyptischen Rhea, der Mutter der Isis und des Osiris. Die hieroglyphische Bezeichnung dieser Göttin giebt Herr Champollion im Précis du système hiéroglyphique. (Kupfertafeln nr. 54.) Herr Salt hat (Essay etc. p. 36.) die hieroglyphischen Namen der Neith und Netphe verwechselt, indem er das figürliche Zeichen des Himmels (phonetisch *pe*) zu dem letzteren nicht hinzugenommen hat. Dieser Irrthum ist aber gering, da die beiden Gottheiten nahe verwandt, ja dieselben, nur in verschiednen Potenzen genommen sind. Es würde daher auch weniger sonderbar seyn, als es beim ersten Anblick erscheint, wenn Netphe in einer Griechi-

*) Herr Champollion theilt mir in seinem Briefe Titel- und Namenschild dieser Königin mit. Ich habe aber diese Schilde nicht hier mit abbilden lassen, um ihm hierin nicht vorzugreifen.

schen, von Herrn Bankes in der Nähe von Esneh abgeschriebenen Inschrift (Salt *l. c.* p. 46. not. 7.) als Athene dargestellt würde. Denn in der That war die Aegyptische Rhea, Athene in der zweiten, niedrigeren Potenz. Dagegen ist seine Lesung des Namen, in dem er (*l. c.* p. 47.) die Göttin Netphe, Anephthe geschrieben, gefunden zu haben glaubte, durchaus falsch. Ich vermuthete bei der Ansicht seiner Kupfertafel, dafs er das *k* mit dem *p* (Champollion syst. hiérogl. Alphab. nr. 47. mit nr. 106.) verwechselt habe, und der hieroglyphische Name die Göttin Anuki, die Aegyptische Vesta (Champollion Panthéon Heft II. zu Pl. 19.) bezeichnen müsse, und Herr Champollion bestätigt mir diese Vermuthung in seinem, mir aus Livorno geschriebenen Briefe, wo er das Monument selbst vor Augen hatte *), vollkommen. Der Name Anephthe ist ihm nie in Hieroglyphen vorgekommen.

5) Zweitens wird Neith zur Schwester des Aegyptischen Herkules, Tafne. Diese ist die eigentliche Incarnation der löwenköpfigen Neith-Beschützerin, mit der wir uns hier beschäftigen, und immer auch löwenköpfig, so wie ihr Urbild. Die griechischen und römischen Schriftsteller und die Inschriften in diesen Sprachen erwähnen dieser Göttin nicht, man findet sie nur in Hieroglyphen-Denkmalen, aus welchen Herr Champollion ihren Namen in seinem Système hiéroglyphique nr. 53. gegeben hat. Das in diesen Inschriften dem Namen nachfolgende *t* gehört nicht zu demselben, sondern ist der weibliche Artikel. Durch diese Inschriften nun lassen sich die beiden löwenköpfigen Gottheiten, die beide Neith sind, die des ersten Ranges, die Neith-Beschützerin, und die des zweiten Ranges, die Neith-

*) Die Saltische Sammlung Aegyptischer Alterthümer ist bekanntlich von der Französischen Regierung angekauft worden, und Herr Champollion besorgte ihre Versendung zur See von Livorno aus.

Tafne, bestimmt unterscheiden. Die erstere führt die oben erwähnten (Kupfertafel *A.* Zeichen 9–11.) in dem jetzigen Zustand des Hieroglyphen-Studiums noch nicht lesbaren Zeichen, die letztere den eben erwähnten Namen mit sich. Die sitzenden Statuen, die wir hier vor uns haben, und welche mit jenen Zeichen versehen sind, dürfen daher nicht Tafne genannt werden, sondern können nur die Neith des ersten uralten Götterranges vorstellen. Von allen ähnlichen Statuen, die Herr Champollion gesehen, und deren keiner jene Zeichen fehlen, gilt dasselbe. So erklärt sich jetzt Herr Champollion ausdrücklich und bestimmt. Was er über diese sitzenden Statuen in seinem ersten Briefe an den Herzog von Blacas (p. 44.) sagt, konnte zweifelhafter scheinen. Wirklich belegt Herr Gazzera (Descrizione dei monumenti Egizj del regio Museo. p. 18.) eine den unsrigen ganz gleiche Bildsäule fälschlich mit dem Namen Tafne.

Als Göttin des dritten Ranges wird Neith endlich

6) zur Isis, so wie Osiris und Horus Incarnationen von Amon-Ra und Phthah sind.

In dieser, aus Herrn Champollion's neuestem Schreiben an mich entlehnten, lichtvollen Aufzählung der verschiedenen Vorstellungen und Eigenschaften der Göttin Neith erwähnt derselbe nicht ihrer Erscheinung als Ilithyia, Aegyptisch Suan *), durch welche Neith auch mit der Griechischen Here zusammenhängt. Man kann aber über diese die Erklärung zu den Kupfertafeln 28. 28*a*. 28*b*. im XI. Heft seines Aegyptischen Pantheons nachlesen.

Nach allem, bis hierher Gesagten leidet es demnach keinen Zweifel, dafs die Bildsäulen, mit denen wir uns hier

*) Man sehe die von Herrn Bachmann übersetzte Schrift des Herrn Angelo Mai über die Vaticanischen Papyrus. S. 26. E. nr. 7. Der Falkenkopf erscheint hier befremdend, da das Zeichen der Mütterlichkeit bei den Aegyptiern immer der Geier ist.

beschäftigen, Vorstellungen der Neith in ihrer beschützenden Eigenschaft und in ihrem höchsten Götterrange sind. Das Löwenhaupt und die Inschrift vereinigen sich, diese Deutung festzustellen; aufserdem aber folgt (Kupfertafel *A.* Zeichen 12.) in den Inschriften unsrer Bildwerke unmittelbar auf den Namen der Göttin ihr Bild. Denn in der kleinen, auf Aegyptische Art am Boden sitzenden Figur erkennt man, obgleich der an diesen Stellen sehr verwitterte Stein die Löwenmaske nicht mehr deutlich zeigt, doch den thierischen Kopf an der sehr verlängerten Gesichtslinie. An einer ganz ähnlichen, mit demselben Königsnamen, als die unsrigen, versehenen Statue der Pariser königlichen Sammlung ist das Löwenhaupt an dieser kleinen Figur noch in allen seinen Zügen sichtbar.

Die sitzenden Statuen der Beschützerin Neith wurden in grofser Anzahl vor den Tempeln in gerader Linie, oder als Zugänge, wie die Widder und Sphinxe, in Doppelreihen aufgestellt, um diese heiligen Oerter gegen den Zutritt von Gottlosen zu sichern, und Herr Champollion, der viele derselben mit einander zu vergleichen Gelegenheit hatte, glaubt, dafs die unsrigen, eine der Pariser Sammlung, zwei der Turinischen, zwei der Saltischen nun auch nach Paris gekommenen, und drei des Vaticans zu derselben Doppelreihe gehört haben, und von dem gleichen Ort nach Europa gebracht worden sind.

§. 2.

Namen- und Titelschild des Königs.

Der historisch wichtigste Theil der hier betrachteten Statuen sind die in der Inschrift befindlichen Namenschilde des Konigs, welcher sie entweder selbst aufrichten liefs, oder welcher der Gründer oder Verschönerer des Gebäudes war, vor dem sie standen. Nach Herrn Champol-

lion's Deutung ist dies Amenophis II. der achte König der achtzehnten Dynastie, wenn man die Königin Amense mitzählt, derselbe, der bei den Griechen Memnon hiefs, und dem der grofse tönende Kolofs bei Thebae gewidmet war. Dafs diese Champolliousche Erklärung die richtige ist, wird es leicht seyn, aus Denkmalen, die wir theils selbst, theils in getreuen Abbildungen vor uns haben, zu beweisen.

Die Einrichtung der königlichen Namenschilde ist schon im Ganzen hinlänglich bekannt. Jeder König führt bestimmt zwei, einen, welchen ich den Titelschild nennen werde, der seinen officiellen Beinamen, eigentlich seinen angenommenen Titel enthält, und meistentheils, jedoch bei weitem nicht immer, das phonetisch geschriebene Wort *König* und eine Biene, als Sinnbild des gehorsamen Volks über sich führt, und einen zweiten eigentlichen Namenschild, in dem sein Name steht, und der oben mit der Sonnenscheibe und der Fuchsgans versehen ist. Nur wo diese beiden Schilde die nämlichen sind, ist von einem und demselben König die Rede, und in der Regel reichen die Titelschilde zur Bezeichnung hin. Indefs führen doch die Könige Usireï und Manduei (Champollion l. lettre au Duc de Blacas. p. 85.) den nämlichen, der auch in der Abydischen Geschlechtstafel (es ist der 16te in der zweiten horizontalen Reihe von der rechten Seite an gerechnet; Salt *l. c.*) nur einmal vorkommt, da beide Könige unmittelbar auf einander folgten.

Diese Geschlechtstafel ist als die vorzüglichste Urkunde zu betrachten, aus der sich die Reihe der Könige der achtzehnten Dynastie und einiger der siebenzehnten herstellen läfst, und man mufs gestehen, dafs dies Herrn Champollion, der aufserdem viele hieroglyphische Inschriften und die Berichte Manethos dabei benutzte, äufserst glücklich gelungen ist. Die Tafel ist auf einer der Wände

eines Gebäudes in Abydos eingehauen, die Wand ist aber oben und an einer ihrer Seiten zertrümmert. (Champollion Syst. hiéroglyphique p. 245. II. lettre au Duc de Blacas. p. 12. Salt *l. c.* p. V–VII.) Das übrigens gut erhaltene Denkmal wurde in verschiedenen Zeiten von Herrn Bankes und Herrn Cailliaud entdeckt und abgezeichnet, und beide Zeichnungen sind nun, die erstere in Hrn. Salt's oft angeführtem Werk, die letztere in Herrn Champollion's zweitem Briefe an den Herzog von Blacas herausgegeben worden. (Taf. 6.) Obgleich beide Zeichnungen im Wesentlichen übereinstimmen, so weichen sie doch in einigen Stücken von einander ab, wie man sich durch die eigene Vergleichung besser, als durch Beschreibung, davon überzeugen kann *). Suchen wir nun den Titelschild unsrer Statuen (Kupfertafel *A. B. C.*) auf der Abydischen Geschlechtstafel auf, so finden wir ihn in beiden Zeichnungen als den dreizehnten der mittleren Horizontalreihe von Schilden und erkennen ihn aus dieser Stellung als den des sechsten Abkömmlings des Stifters der achtzehnten Dynastie, dessen Titelschild die siebente Stelle in derselben Reihe einnimmt. Ehe wir aber in der Erklärung dieses Titelschildes weiter vorgehn, ist es besser, uns erst zu dem Namenschilde zu wenden.

Dieser (Kupfertafel *E.*) ist an der sitzenden Bildsäule

*) Ueber die Gründe dieser Abweichung drückt sich Herr Champollion in seinem neuesten Briefe an mich folgendergestalt aus: La différence entre la table d'Abydos donnée par Mr. Salt et le même monument dessiné par Mr. Cailliaud, ne vient que de ce que l'un des deux dessinateurs a sû distinguer mieux que l'autre, au milieu des fractures les lignes constituantes de quelques cartouches de plus dans la seconde série. Le dessin de Mr. Cailliaud est defectueux dans la troisième rangée de cartouches en ce qu'il ne donne pas, comme l'a fait Mr. Bankes, toutes les variations du nom propre de Ramsès le Grand qui avec son prénom ordinaire occupe cette troisième série.

der Minutolischen Sammlung, an der überhaupt die Hieroglyphen vortrefflich eingeschnitten sind, so schön und vollständig erhalten, dafs er nichts zu wünschen übrig läfst. Die an den beiden Sackischen sind verwittert, jedoch bleiben die Buchstaben des Namen kenntlich. Vergleicht man nun den erhaltenen Namenschild und alle Titelschilde, so stimmen sie vollkommen mit mehreren in der grofsen Pariser Beschreibung der Aegyptischen Alterthümer abgezeichneten, namentlich aber mit zwei vor dem Porticus des grofsen Tempels von Ombos (T. I. Pl. 43. nr. 12. 13.) hergenommenen überein. Es fehlt blofs bei dem Namenschilde der letzteren ein Zeichen, (Kupfertafel *E.* Zeichen 13.) das aber, wie wir gleich sehen werden, nicht wesentlich ist. Mit derselben unbedeutenden Veränderung haben beide Schilde die Herren Champollion (Lettre I. à Mr. le Duc de Blacas Pl. 2. nr. 9 *a. b.*) und Gazzera (*l. c.* Pl. 4. *A. B.*) nach einer stehenden Bildsäule des bezeichneten Königs und nach einer eben solchen sitzenden Neith, als die unsrige ist, gegeben. Diesen Namenschilden ganz gleich ist der in Herrn Salt's Schrift (Pl. IV. nr. 12.) vorkommende. Endlich sind dieselben Schilde an dem nördlichen Memnon-Kolofs, dem tönenden, (Déscr. de l'Egypte T. II. Pl. 22. nr. 3.) und mit kleinen, den Namen nicht angehenden Verschiedenheiten, auch an dem südlichen (*l. c.* Pl. 21. nr. 2.) anzutreffen.

Die Namenschilde enthalten sehr häufig nach dem Namen noch einen Titel, oder ein Beiwort des Regenten und so stehen in dem unsrigen erst die Buchstaben *a* (Kupfertafel *E.* Zeichen 8.) *m* (Zeichen 9.) *n* (Zeichen 10.) einer, der ein langes *a*, *ä* oder *f* bedeuten kann; (Zeichen 11.) dann folgt in drei andren Zeichen (Zeichen 12 - 14.) ein Titel. Von diesem gleich nachher. Jene Buchstaben lesen sich also mit blofser Hinzusetzung der Vocallaute *Ameno*

oder *Amenof*. Da nun Memnon in einer griechischen Inschrift an den Beinen des nördlichen Thebaeischen Kolosses ausdrücklich, mit hinzugefügtem Aegyptischem Artikel *φαμενώφ* genannt wird (*Μέμνονος ἢ φαμενώφ*) und auch Manetho bei Georgius Syncellus (p. 57. 120.) von einem Amenophis aus der achtzehnten Dynastie der Aegyptischen Könige sagt, dafs er für den Memnon, den tönenden Stein, gehalten werde, so kann die von Herrn Champollion behauptete Identität (Syst. hiér p. 235.) des auf unsern Statuen genannten Königs mit den Thebaeischen Kolossen nicht in Zweifel gezogen werden.

Man kann dem so eben Gesagten auch noch das Zeugnifs des Pausanias (I. 42. 2.) hinzufügen, obgleich dies weniger beweist, da nach ihm auch Sesostris von einigen für Memnon gehalten wurde.

Bei Georgius heifst dieser König *Ἀμενῶφις* und *Ἀμενῶφθις*, welches vermuthlich daher kommt, dafs im Aegyptischen *amnf* nur eine Abkürzung von *amnftp, dem von Ammon Geprüften, Gebilligten* ist. Nach Herrn Champollion's in seinem hieroglyphischen System (p. 238.) geäufserter Meinung, wurden beide Namen gleichgültig von denselben Personen gebraucht, und er erklärt ein Grabmal, in dem man Figuren mit dem Namen Amenoftep fand, für ein Grabmal des Amenophis Memnon. Herr Salt führt auch einen deutlichen Amenoftep mit dem unverkennbaren Titelschilde unsres Amenophis Memnon (*l. c.* Pl. 4. nr. 11.) an, so dafs es offenbar ist, dafs dieser König beide Namen trug. Indefs hat Herr Champollion selbst in seinen Briefen an den Herzog von Blacas doch den Unterschied beibehalten, und den Gründer der achtzehnten Dynastie (Br. 1. p. 19.) Amenoftep, seinen Ururenkel (*l. c.* p. 38.) Amenophis I., dessen Enkel (*l. c.* p. 85.) Amenophis II. und den dritten König der neunzehnten Dynastie (Br. 2. p. 85.) Amenoftep II.

genannt. Herr Champollion schreibt mir aber, dafs er nur um der gewöhnlichen Schreibung auf den Denkmalen getreu zu bleiben, diese Bezeichnungen gewählt hat. Sonst beharrt er bei seiner früheren Meinung über die Einerleiheit beider Namen, und erklärt sich jetzt noch deutlicher dahin, dafs der Name, der bei den Griechen als Amenophis, Amenophthes, Ammenephthes und Amenoth vorkommt, nach der Geltung der hieroglyphischen Zeichen eigentlich, nach Verschiedenheiten des Thebanischen und Memphitischen Dialects, sollte *Amenothph* oder *Amenotp* gelesen werden, und dafs er genauer verfahren wäre, wenn er die Zahl der Regenten hätte durch alle durchlaufen lassen. Wirklich heifst der Amenoftep der neunzehnten Dynastie bei seinem Bruder, Herrn Champollion-Figeac (2ter Brief an den Herzog von Blacas p. 157.) Amenophis IV. Ich würde hierbei nicht so lange verweilt haben, wenn Herr Gazzera (*l. c.* p. 21.) nicht irrigerweise die nothwendige Unterscheidung beider Namen als einen unumstöfslichen Grundsatz aufstellte.

In der Reihe der von Manetho angegebenen Könige ist Amenophis-Memnon der achte der achtzehnten Dynastie, und Nachfolger eines Thutmosis. Unter seinen sieben Vorfahren ist aber eine Königin Amense (Josephus contra Apionem I. 15.) oder Amesse, und da diese die Schwester, nicht die Tochter ihres Vorfahren auf dem Throne war, so ist Amenophis-Memnon nur der siebente in der Geschlechtsfolge. Gerade so verhält es sich nun auch in der Tafel von Abydos, welche nicht eine Reihe von Königen, sondern eine Geschlechtstafel derselben giebt. Sechs andere Titelschilde gehen dem auf unsren Statuen gezeichneten voran, nämlich von Amenoftep (Salt. Mittlere Reihe. Schild 7.) an gerechnet, und die Tafel von Abydos stimmt also genau

mit dem Zeugnifs Manethos überein. (Champollion lettres à Mr. le Duc de Blacas. Lettre I. p. 77.)

Durch diese glückliche Uebereinstimmung wird gerade dieser Amenophis der feste Punkt, an welchen die weitere Vergleichung des Schriftstellers und der Monumente angereiht werden kann. Denn einige wenige Ausnahmen abgerechnet, weichen die Namen des Manetho von denen der Monumente, und sehr bedeutend ab, wie man aus der Neben einanderstellung beider (*l. c.* p. 107.) sehen kann. In der Zahl aber herrscht genaue Uebereinstimmung, und für die Abweichungen giebt Herr Champollion (*l. c.* p. 77.) Gründe an, die man selbst bei ihm nachlesen mufs. Ich hebe nur die eine, wie es mir scheint, höchst glückliche Bestätigung der Champollionschen Behauptungen heraus, dafs der von ihm auf den Monumenten gelesene Name des grofsen Sesostris (des ersten Königs der neunzehnten Dynastie) Rhamses, im ganzen Alterthum nur bei Tacitus (Annal. II. 60.) und Ammianus Marcellinus (XVII. 4.) vorkommt, wo die Stellen selbst zeigen, dafs er von Gebäuden durch einheimische Erklärer abgelesen worden war.

Auf den Namen folgt, noch im Namenschilde, ein Titel, der Amenophis den II. (um bei dieser einmal angenommenen Bezeichnung stehen zu bleiben) von den andren Königen gleiches Namens unterscheidet. (Kupfertafel Fig. *E.* Zeichen 12–14.) Der genaue Sinn und die Lesung dieses Titels sind Herrn Champollion, so wie er es schon im Système hiéroglyphique (p. 235.) gestand, auch jetzt noch unbekannt. Von dem ersten dieser Zeichen (nr. 12.) ist es Herrn Champollion durch viele Stellen bewiesen, dafs es Leiter, Aufseher, Herrscher bedeutet, und es findet sich in verschiedenen Zusammensetzungen als ewiger Herrscher, Herrscher aller Lebenden u. s. f. Das zweite Zeichen (nr. 13.) ist ein *k* und mufs zu dem hier

gemeinten, noch unbekannten Aegyptischen Worte gehören. Es fehlt in einigen Inschriften, was sich eben daraus leicht erklärt. Von dem letzten dieser Zeichen (nr. 14.) hält es Herr Champollion für ausgemacht, dafs es der symbolische Name irgend einer himmlischen oder irdischen Gegend ist, da in ausführlichen Texten die Zeichen, Land, Gegend, ihm regelmäfsig nachfolgen, und dasselbe auch in Texten in hieratischer Schrift im Turiner Museum bei dem Titel Amenophis II. der Fall ist. So wie oft weibliche Gestalten mit der sich auf Aegypten beziehenden Lotuspflanze auf dem Kopf auf den Denkmalen vorkommen, so finden sie sich auch dieses Zeichen als Kopfschmuck tragend. Als Beherrscher dieser Gegend wird der Gott Mandu genannt *). Allein welche Gegend mit diesem Symbol genannt sey, bleibt ferneren Untersuchungen vorbehalten.

Der Schild an dem südlichen Memnons-Kolofs hat zum Titel das gehenkelte Kreuz, und eine thronende Figur, die wohl eine Gottheit vorstellt. Man müfste ihn also wohl: der lebendige Gott übersetzen. Eine der Sackischen Statuen scheint auch das gehenkelte Kreuz im Titel (Kupfertafel Fig. *D.* Zeichen 9.) gehabt zu haben, doch ist die Stelle zu sehr verwittert, um genau darüber urtheilen zu können.

Die kleine sitzende Figur des Titelschildes (Kupfertafel Fig. *A. B.* Zeichen 7. Fig. *C.* Zeichen 10.) erklärte Herr Champollion bisher für die Göttin Sate **) (Syst. hiéroglyph. Planches nr. 51. p. 99. 100.) und übersetzte die ganze Inschrift des Schildes (*l. c.* p. 234.) *Herr durch Phre und*

*) Man sehe über diesen Gott Champollion's Panthéon Heft 10. zu Tafel 27. Niebuhr's Inscriptiones Nubienses p. 10.

**) Auf welche Weise Herr Champollion in dieser Voraussetzung die Verrichtungen der Göttin Sate in der Unterwelt erklärte, kann man in Angelo Mai's Verzeichnifs der Aegyptischen Papyrus (Bachmanns Uebers. S. 12—14.) ausführlich nachlesen.

Sate. Seit ganz kurzer Zeit aber glaubt er mit Gewifsheit gefunden zu haben, dafs die, vorzüglich durch die Feder oder das Blatt auf dem Haupte charakterisirte Göttin das Sinnbild der Wahrheit ist. Er übersetzt daher jetzt diesen königlichen Titel: *Sonne, Herr der Wahrheit, le soleil, seigneur de vérité.* Nach den gleich anzuführenden Gründen hat diese Meinung wirklich sehr viel Wahrscheinlichkeit für sich.

Zuerst wurde Herr Champollion auf diese Vermuthung dadurch geführt, dafs er am Halse einiger sehr reich ausgestatteten Mumien das Bild der Göttin, wie sie auf dem Titelschild des Amenophis vorgestellt ist, hängend fand, und dafs er sich dabei an die Erzählung Diodor's von Sicilien (I. 75.) erinnerte, dafs es zur Amtspflicht des Oberrichters in Aegypten gehörte, ein kleines Bild, das man die Wahrheit nannte, an einer goldnen Kette am Halse zu tragen. Hieran knüpfte Herr Champollion, dafs in der Vorstellung des Todtengerichts, mit welcher der zweite Theil der grofsen Leichenrollen immer schliefst *), nicht nur eben

*) Die genauere Einsicht in den Inhalt dieser Leichenrollen, der grofsen mit Bildern und Hieroglyphen- oder hieratischer Schrift versehenen Papyrus, die man gewöhnlich zwischen den Schenkeln der Mumien findet, verdankt man gleichfalls Hrn. Champollion's gründlichen Entdeckungen. Die zerstreuten Bemerkungen, die sich darüber in seinen Schriften und seinen Briefen finden, zeigen, wie er selbst nach und nach tiefer in dieselben eindringt, und es wird höchst interessant seyn, einmal die vollständige Erklärung dieser grofsen Leichenrituale von ihm zu erhalten. Das in dem grofsen Aegyptischen Werk in Hieroglyphen-Schrift enthaltene giebt nur den zweiten der verschiedenen Abschnitte, in welche, nach Herrn Champollion, diese Rituale zerfallen. Dieser zweite Abschnitt wird durch die beiden Bilder, die Vorstellung der drei Regionen der Götter, der Sonne und des Mondes (die letztere fehlt in dem Pariser Papyrus) und die des Todtengerichts begränzt. Sehr viel Lehrreiches über den Inhalt und die Anordnung dieser Leichenrituale findet sich in dem von Angelo Mai herausgegebenen Verzeichnifs der Vaticanischen Papyrus von Herrn Champollion

solche Figur (als er bisher Sate nannte) Vorsitzerin der zweiundvierzig Richter ist, sondern auch ihr charakteristisches Sinnbild des Blattes häufig in der einen Wagschale liegt, indefs in der andern ein Gefäfs ist, welches die begangenen Fehler des Verstorbenen vorstellen soll. (Die Papyrus der Vaticanischen Bibl. Aus d. Ital. des Angelo Mai von L. Bachmann. S. 4.) Das Blatt stellt ihnen mithin seine guten, in Wahrheit und Gerechtigkeit gegründeten Handlungen entgegen. Beides kann man auch in dem grofsen Aegyptischen Werk (Kupfertafeln. Antiquités Vol. II. Pl. 72.) deutlich sehen, wo die Wahrheit die obere Reihe der Richter zur rechten Hand eröffnet, und obgleich auch die Richter das ihr charakteristische Blatt tragen, am mangelnden Bart kenntlich ist. Mit diesen Symbolen verbindet sich das erste Zeichen des hieroglyphisch geschriebenen Namen der Göttin, (Champollion. Syst. hiérogl. Alphab. nr. 95.) welches ein Längenmaafs (coudée) vorstellen soll. Was aber in meinen Augen dieser neueren Erklärung des Hrn. Champollion den gröfsesten Werth giebt, ist die glückliche Anwendung, die er auch hier, wie schon sonst öfter, von der uns durch Ammianus Marcellinus (XVII. 4. Ed. Bip. Vol. I. p. 130.) erhaltenen Uebersetzung einer Obeliskeninschrift nach Hermapion macht. In dieser Inschrift wird dem Könige Ramestes (wie er dort heifst) der Beiname *φιλαλήθης* gegeben, und auf allen Römischen Obelisken hat Herr Champollion die Figur dieser sitzenden Göttin mit dem Blatt auf dem Kopfe und dem gehenkelten Kreuz in der Hand angetroffen, namentlich auch mit dem bekannten Zeichen des Aegyptischen Wortes *mei, geliebt,*

(Bachmannische Uebersetzung S. 1—23.) Es werden darin vier Abschnitte derselben erwähnt. Die Vergleichung der ähnlichen hiesigen Papyrus in dieser Rücksicht behalte ich einer andren Gelegenheit vor.

unmittelbar verbunden. Den Namen liest und erklärt Herr Champollion jetzt auch anders als bisher, nemlich nicht mehr (Syst. hiér. Planches nr. 51.) *stä* sondern *smä*, indem er hiebei an das Koptische Wort *mäi, gerecht, wahr,* denkt, und das *s* (was aber fernerer Rechtfertigung bedürfen wird) als präfigirten Buchstaben annimmt. Er hat nämlich über das zweite hieroglyphische Zeichen des bisher *stä* gelesenen Namen seine Meinung geändert, und hält dasselbe nicht mehr, wie früher (Syst. hiérogl. Alphab. nr. 30.) für ein *t*, sondern für *m*, weil er die Sylbe *ma* durch einen von diesem Zeichen durchkreuzten, *a* bedeutenden Vogel, mithin als eine synonyme Gruppe von andren *ma* anzeigenden gefunden hat.

Die Göttin *Sate*, die darum den Aegyptischen Denkmalen nicht entzogen wird, findet Herr Champollion jetzt in der Göttin, die er bisher (Panthéon Heft II. zu Taf. 19.) *Anuki* benannte, so wie er der letzteren jetzt die Gestalt giebt, welche *Tiphe* oder *Tpe* (der Himmel. Panth. Heft III. zu Taf. 20.) führt. Denn er gesteht freimüthig, dafs er bisher diese beiden Göttinnen, Anuki und Sate, die übrigens gewöhnlich eine die andre begleiten, verwechselt hat. Er ist zu diesem Irrthum durch einen Englischen eine Stele des Lord Belmore vorstellenden Kupferstich verleitet worden, auf dem die Namen dieser Göttinnen falsch gestellt sind. Der hieroglyphische Name der Anuki ist in dem Panthéon (Heft II. Taf. 19.) zu sehen; der der Sate, *stä*, kommt, wie ihn Herr Champollion jetzt annimmt, noch nicht darin vor. Er besteht aus dem 101sten, 28sten und 6ten Buchstaben des Champollionschen Alphabets, von welchen aber der erste auf seiner oberen Spitze noch einen abgestumpften Kegel trägt. Der horizontale Strich des Kreuzes, aus dem dieser Buchstabe besteht, ist bisweilen ein Pfeil, wodurch das figürliche Zeichen der Göttin, der

Pfeil, mit der hieroglyphischen Gruppe gepaart ist. Mit dem Pfeil bringt Herr Champollion auch den im Koptischen diese Waffe bedeutenden Namen der Göttin, *Sate**), in Verbindung. Dafs in Amenophis II. Titelschilde das Zeichen der Wahrheit dem Zeichen der Herrschaft vorangeht, dürfte schon an sich nicht wundern, da ja der Genitiv in der Verbindung die erste Stelle einnehmen kann. Herr Champollion macht aber hierbei darauf aufmerksam, dafs auf architektonischen und statuarischen Denkmalen die Zeichen, der blofsen Symmetrie wegen, wohl anders gestellt werden, als es die Aussprache fordert. In der hieratischen Schrift, bei welcher diese Rücksicht hinwegfällt, geht auch in den Titeln Amenophis II. das Zeichen *Herr*, die henkellose Schale, dem Bilde der Wahrheit, der sitzenden Göttin mit dem Blatt auf dem Haupte, voran.

Nach einer Hieroglyphenschrift im grofsen Französischen Aegyptischen Werke von einem Pfeiler des Südtempels in Elephantine (Antiquités. Planch. Vol. I. Pl. 36. Fig. 3.) sollte man glauben, dafs der Titelschild Amenophis II. auch einem andren Könige angehörte, dessen hieroglyphisch geschriebener Name *Entouts* gelesen werden kann. Ich hielt diesen Namen für verschrieben, nur die ausdrückliche, dieser Abbildung in der Erklärung der Kupfertafeln hinzugefügte Versicherung der Genauigkeit dieser hieroglyphischen Abschrift (Fig. 3. tous les hiéroglyphes sont exacts) liefs mich zweifelhaft. Herr Champollion bestätigt aber meine Vermuthung, und sagt mir, dafs die genaueren Zeichnungen dieser Pfeilerinschrift der Herren Huyot aus Paris und Ricci aus Florenz den Namen Amenophis geben.

Die ältesten Theile des Pallastes von Louqsor, das

*) Nämlich von *sat*, *werfen*. *Sate* findet sich im La Crozischen Wörterbuch nicht als *Pfeil*. Der Pfeil heifst aber darin *sathnef*, worin sichtbar dasselbe Stammwort liegt.

Memnonium, der Tempel des Ammon-Chnubis und andre grofse Gebäude bis in Nubien hinein wurden von Amenophis II. theils erbaut, theils verziert. Nach der chronologischen Bestimmung des Herrn Champollion-Figeac (Lettre I. à Mr. le Duc de Blacas p. 107.) fällt seine dreifsigjährige Regierung von 1687 bis 1657 vor unsrer Zeitrechnung, also um mehrere Jahrhunderte vor den Memnon des Troischen Kriegs.

§. 3.

Inschriften.

Herr Gazzera giebt (*l. c.* Pl. 3. nr. 2. 3.) die Inschriften von zwei der löwenköpfigen Statuen des Turiner Museums, so dafs wir mit den unsrigen die Inschriften von fünfen vor Augen haben. In jeder von diesen finden sich Verschiedenheiten.

Die Einrichtung der unsrigen, und wahrscheinlich auch der Turiner ist so, dafs die den Titelschild begleitenden Hieroglyphen neben dem rechten, die andern neben dem linken Bein der Bildsäule in einem schmalen Streifen herablaufen. Ich fange von jenen an.

Ueber dem Titelschild steht in allen *der Gott, nute,* (Kupfertafel. Zeichen 1.) *der gute* (*wohlthätige, heilbringende*) *nanef,* (Zeichen 2.) *der Herr, näb,* (Zeichen 3.) *der irdischen Welt, to,* (Zeichen 4. 5.) In der Minutolischen folgt hierauf noch: *der Herr* (Fig. *C.* Zeichen 6.) *der drei Regionen.* (Zeichen 8. 7.)

Dann kommt der schon oben erklärte Titelschild.

Hinter diesem steht eine Phrase, die sich auf das zuletzt nachfolgende Participium: *geliebt, mri* (Fig. *A.* Zeichen 16. 17. Fig. *B.* Zeichen 18. 19. Fig. *C.* Zeichen 21. 22.) bezieht.

Das Wesen von dem er geliebt wird, ist unmittelbar

nach dem Titelschild ausgedrückt, und die ersten drei Zeichen nach demselben sind daher in allen fünf Inschriften ohne allen Unterschied dieselben. In einer der Turiner Statuen (Gazzera Pl. 3. nr. 2.) und in unsren beiden Sackischen ist ihnen zu gröfserer Deutlichkeit das figürliche Zeichen der Göttin (Kupfertafel. Fig. *A. B.* Zeichen 12.) beigefügt, und dann folgen bis zum Ende der Phrase Titel, die nicht überall dieselben sind.

Von den in allen fünf Inschriften auf den Titelschild folgenden drei Zeichen und der sie begleitenden Figur habe ich schon oben bei Gelegenheit der Göttin Neith geredet.

Nach dieser Gruppe kommen in jeder Inschrift verschiedene Zeichen. Ich bleibe aber bei denen der Berlinischen Statuen stehen.

Auf der einen Sackischen folgt in der Inschrift hier der Artikel des weiblichen Geschlechts *t*, (Kupfertafel Figur *A.* Zeichen 13.) die beiden Zeichen, welche Herr Champollion (Syst. hiérogl. p. 136. Planches nr. 347.) durch *mächtig* erklärt, und mit fehlendem Vocal *dschr* (bei la Croze *dschor*) schreibt.

Auf der zweiten Sackischen Bildsäule steht nach dem Titel der Göttin wieder das Participium *mei*, geliebt (Fig. *B.* Zeichen 13. 14.) und ein darauf folgender Zirkelabschnitt. (Zeichen 15.) Diesen erklärt Herr Champollion, ohne sich über die phonetische Geltung auszulassen, für ein Zeichen, welches anzeigt, dafs das Wort, hinter dem es steht, doppelt genommen werden soll, entweder so dafs es dadurch in den Dualis gesetzt, oder so, dafs sein Sinn verstärkt genommen, oder endlich so, dafs das Wort selbst zweimal ausgesprochen werde. Denn es war, wie man noch aus dem Koptischen sieht, der Aegyptischen Sprache eigen, in Substantiven und Verben dieselbe Sylbe, nur bisweilen mit verändertem Vocal, zweimal auf einander fol-

gen zu lassen *). Gewöhnlich führt nun zwar der Zirkelabschnitt in dieser Bedeutung zwei kleine Striche nach sich, wie sie im Champollionschen Alphabet (nr. 42.) den Vocal *i* bezeichnen, und die Erklärung dieser beiden verbundenen Zeichen, als Verdoppelungsandeutung, rührt ursprünglich von Herrn Salt her. Unsre Inschrift hat nur das erste der beiden Zeichen, Herr Champollion versichert aber die Gruppe öfter so abgekürzt gefunden zu haben.

Eine andre solche Abkürzung sieht er in derselben Inschrift in dem Charakter, welcher dem am Ende stehenden Participium: *geliebt*, unmittelbar vorhergeht (Fig. *B.* Zeichen 17). Es ist ein *s* (Champollion Syst. hiérogl. Alphab. nr. 86.) und der Anfangsbuchstabe der schon oben erwähnten Gegend *Sezau*, über welche die Herrschaft der Göttin Neith durch die unmittelbar vorhergehende Schale (Fig. *B.* Zeichen 16.) angedeutet wird. In andren Texten ist der Name hieroglyphisch vollständig angeschrieben und mit dem erläuternden Zeichen: *Land, Gegend* versehen. Die Göttin trägt diesen Titel als Göttin des ersten Ranges in menschlicher Bildung sowohl, als mit dem Löwenhaupt vorgestellt.

Die in der Inschrift der Minutolischen Bildsäule auf den Namen der Göttin folgende Gruppe (Fig. *C.* Zeichen 15–17.) heißt: *der Guten, (Wohlthätigen)*. Sie pflegt aber an andren Stellen zwischen den auf der angehängten Kupfertafel (Fig. *C.*) mit 15. und 16. bezeichneten Charakteren noch ein *f* (Champollion. Syst. hiérogl. Alphab. nr. 119.) zu füh-

*) Solche Wörter sind *sesu*, Augenblick, *chemmem*, Gemurmel, *loffef*, zermalmt werden, *mokmek*, denken, *monmen*, bewegt werden, *kemkem*, Trommel, *Indschtedsch*, Demuth, u. s. w. Sie scheinen, wie so vieles in der Sprache, aus phonetischer Gewohnheit entstanden zu seyn, und der Grund der Veränderung des Vocals der Endsylbe liegt wohl in der gesteigerten dadurch bezweckten Leichtigkeit der Aussprache.

ren, dessen Mangel indefs hier die Lesung nicht aufhalten darf. Denn das erste Zeichen dieser Gruppe (nr. 15.) ist eine Theorbe, ein musikalisches Instrument, das als Symbol der Wohlthätigkeit gilt. (Champollion. l. Lettre au Duc de Blacas p. 17.) Da mithin hierin schon der ganze Begriff liegt, so kann das nachfolgende (nr. 16.) nur die Endung des gesprochenen Wortes *uof-ri* seyn. Der Zirkelabschnitt (Zeichen 17.) ist bekanntlich der weibliche Artikel.

In der in derselben Inschrift weiter folgenden Gruppe (Zeichen 18-20.) erkennt man nur die beiden letzten den Plural andeutenden Zeichen, das erste ist bis jetzt noch von unbekannter Bedeutung, obgleich es oft auf Mumien und Papyrusrollen angetroffen wird. Herr Champollion sieht es für ein mit zwei Geifseln versehenes Siegel an.

Die letzte Gruppe der Inschriften der Minutolischen und einer der Sackischen Statuen und die vorletzte der andren Sackischen heifsen: *Geber des Lebens.* Der Begriff des Lebens liegt in dem gehenkelten Schlüssel. (Kupfertafel Fig. *A.* Zeichen 19. Fig. *B.* Zeichen 21. Fig. *C.* Zeichen 24.) Es ist das Koptische Wort *ônchh.* Das vorhergehende Zeichen, der Triangel, bedeutet den *t* Laut, (Champollion. Syst. hiér. p. 43. Pl. 3. Fig. 3.) und ist hier das koptische *ti, geben.* Die ganze Gruppe sieht Herr Champollion für das koptische Wort *tanchho, beleben, der Belebende* an, da seiner Bemerkung nach, die langen Vocale in zusammengesetzten Wörtern kurz zu werden pflegen.

Die Schlufsgruppe der Inschrift der einen Sackischen Statue hat nach vielen Stellen und namentlich auch der Rosettischen Inschrift die Bedeutung *für immer,* (*ewig*) allein das dadurch ausgedrückte Koptische Wort weifs Herr Champollion noch nicht anzugeben. (Kupfertafel Fig. *B.* Zeichen 22-24.)

Die Hieroglyphensäule des Namenschildes fängt bei

allen hier betrachteten Statuen, aufser der Minutolischen, mit den Worten an: *Sohn der Sonne, welche ihn liebt, rä,* (Kupfertafel Fig. *D.* Zeichen 1.) *schäri,* (Zeichen 2.) *m,* Abkürzung von *mei,* (Zeichen 3.) *f* angehängtes Pronomen 3. pers. sing. mascul. (Zeichen 4.)

Auf der Minutolischen Statue folgen auf die Worte: *Sohn der Sonne* fünf Zeichen (Kupfertafel *E.* Zeichen 3-7.) die theils an sich, theils in dieser Verbindung in den Schriften des Herrn Champollion nicht angetroffen werden. In seinem Briefe an mich aber giebt er über dieselben folgende Erklärung, die er jedoch von der des 4ten Zeichens abhängig macht. Er glaubt nämlich in diesem einen Aegyptischen Spiegel (*ial* bei la Croze) zu erkennen, und in dieser Voraussetzung hiefse nun die Hieroglyphengruppe, welche dem Namenschild vorhergeht: *Sohn der Sonne und sein Bild* oder wörtlicher *Spiegel.* Das dritte Zeichen, *n,* kann man entweder für das Casuszeichen des Nominativs, oder für den Anfangsbuchstaben des Verbindungswörtchens *nem, und,* nehmen. Hr. Champollion äufsert sich darüber nicht bestimmt. Das siebente Zeichen ist das schon oben erklärte Pronomen der 3ten Person. Sehr merkwürdig aber, und für die ganze Hieroglyphen-Entzifferung erweiternd ist, was mir Herr Champollion über das fünfte und sechste Zeichen mittheilt. Diese Gruppe wird nämlich gesetzt, wenn ein zugleich figürlich und phonetisch geltendes Zeichen in einer Stelle die erstere Geltung, wie hier der Spiegel, haben soll. Auf diese Weise bezeichnen das Auge, der Mund, die Hand, mit diesen beiden Zeichen nach sich, diese Gegenstände, ohne dieselben die Buchstaben *a, r, t.* (Champollion. Syst. hiérogl. Alphabet nr. 9. 39. 22.)

Auf diesen Eingang folgt der Namenschild, und nach diesem werden auf jeder der fünf Statuen dieselben Hieroglyphen wiederholt, welche hinter dem Titelschild stehen.

Die ganze Inschrift der Berlinischen Statuen, mit Bemerkung der noch nicht zu entziffernden Stellen lautet daher folgendermafsen.

Ich lege nemlich hier die Inschrift der einen Sackischen Statue (Fig. *B. D.*) als die vollständigste zum Grunde, und bemerke die Abweichungen in Parenthesen und Anmerkungen.

Der Gott, der Wohlthätige, der Herr der irdischen Welt, (Fig. *C. der Herr der drei Regionen*) die Sonne, der Herr der Wahrheit, *von der ..... der Göttin Neith* *) (Fig. *A. der Grofsen*) (Fig. *C. der Wohlthätigen den .....*) *der doppelt geliebten* **) *Herrscherin über Sesau, geliebt, der Geber des Lebens, für immer.*

Der Sohn der Sonne geliebt von ihr (Fig. *E. und ihr Spiegel*) ***) Amenof ****) (Fig. *e.* der Herrscher über ....) u. s. f.

Es ist bekannt, dafs den Aegyptischen Königen nicht blofs erst nach ihrem Tode, sondern auch schon bei ihrem Leben göttliche Ehre erwiesen wurde.

§. 4.

Verzierung des Fufsgestells.

An den beiden Seiten des Fufsgestells unsrer, und vermuthlich aller ähnlichen Statuen sieht man eine Verschlingung von Lotusstengeln und Blumen, die man schon darum nicht für eine bedeutungslose Verzierung halten könnte,

*) Dies Figürchen befindet sich nur auf den beiden Sackischen Statuen.

**) Herr Champollion übersetzt *deux fois aimable dame.* Ich bin bei der auf dasselbe hinauskommenden, wörtlichen Uebertragung geblieben.

***) Die Worte *geliebt von ihr*, fehlen hier.

****) Man kann auch Amenô lesen.

weil sie so überaus häufig und immer auf fast ganz gleiche Weise gefunden wird. (Kupfertafel Fig. *F.* ferner Déscr. de l'Egypte T. I. Pl. 16. 80. nr. 5. T. II. Pl. 89. Gazzera *l. c.* Pl. 4. nr. 4. Pl. 9.) Wo dieser Vorstellung die ganze Ausführung gegeben ist, stehen neben ihr zwei Figuren, eine auf jeder Seite, die selbst Lotuspflanzen in Gefäfsen auf dem Kopf tragen, und die der Verzierung zusammengeknüpft halten. (Déscr. de l'Egypte. T. I. Pl. 10. nr. 5. T. II. Pl. 28. gr. Form. Pl. 21. 22.) Dieselben Figuren kommen auch oft einzeln vor, und sind zugleich mit dem gehenkelten Kreuz und andren Emblemen versehen. (*l. c.* T. III. Pl. 47. nr. 4.)

Da Herr Gazzera nach Herrn Champollion die in dieser Verzierung enthaltene Hieroglyphe für ein Symbol der Erhaltung oder Beschützung der obern und untern Gegend erklärt, so war es leicht, das spatenähnliche Werkzeug, welches die Verzierung in zwei Hälften theilt, für die schon oben erwähnte Theorbe, das Symbol der Wohlthätigkeit und Beschirmung, zu erkennen. Zwar weicht die Gestalt ein wenig davon ab, allein man findet auch auf andren Denkmalen, dafs jenes Emblem bisweilen in ein solches herzförmiges Blatt endigt, und mit dem langen Stiel nicht über den oberen Querstrich hinausgeht. (Déscr. de l'Egypte T. I. Pl. 36. nr. 3. T. II. Pl. 21. nr. 2.)

Auch in dem erklärenden Verzeichnifs der Papyrus der Vaticanischen Bibliothek (Bachmann S. 7.) übersetzt Herr Champollion diese Hieroglyphe in die Worte: ***Wohlthäter der obern und der untern Region.***

Die Bezeichnung der beiden Theile Aegyptens, die hier mit der obern und untern Gegend gemeint sind, liegt in den beiden Lotuspflanzen, wie durch eine Stelle der Inschrift von Rosette (Zeile 5.) deutlich zu beweisen ist. Nur über den Unterschied beider Gegenden in der hieroglyphi-

schen Deutung liefs mich das, was Herr Champollion in seinem Panthéon (Heft VII. nr. 7. *A. B.*) sagt, zweifelhaft. Sein letzter berichtigender Brief an mich aber hebt alle Dunkelheit in dieser Rücksicht auf, und stellt beide Zeichen bestimmt fest. Das obere Aegypten wird durch eine Lotusart, deren immer blau und roth gefärbte Blume der Lilie gleicht, mithin durch die in unsrer Kupfertafel zur Linken stehende Pflanze bezeichnet, die untere durch die daneben zur Rechten befindliche mit andrer, blau und grün gefärbter Blume. In dieser Gestalt der Blumen, nicht aber in den zur Seite zerknickt herabhängenden Stengeln liegt der Unterschied beider Gegenden. In dem Münchner Abdruck der Inschrift von Rosette ist zwar nicht der oben angegebene Unterschied der Blumen, aber ganz deutlich eine Verschiedenheit der Pflanzen selbst zu erkennen.

Die mannweiblichen, am Bart und den weiblichen Brüsten kenntlichen Figuren, welche der hier betrachteten Verzierung oft gleichsam zu Schildhaltern dienen (Décr. de l'Egypte *ll. cc.*) erklärt Herr Champollion für Vorstellungen des oberen und unteren Nils. Er bemerkt zugleich, dafs die Aegyptier den oberen und unteren Theil ihres Landes noch bestimmter als den südlichen und den nördlichen fafsten, daher die Embleme, von denen wir hier reden, auch den Süden und den Norden überhaupt bezeichnen. Er knüpft hieran sehr interessante Ausführungen, wie nördliche und südliche besiegte Völker auf diese Weise angedeutet werden, und beweist dies aus Stellen hieroglyphischer Denkmale. Ich trage indefs gerechtes Bedenken, hierin weiter einzugehen, um ihm nicht in der eignen Mittheilung dieser interessanten Entdeckungen zuvorzukommen.

Der Lotus spielt in der Aegyptischen Symbolik eine wichtige Rolle. Er galt auch für das Symbol der Erhabenheit des göttlichen Verstandes über die Materie. Diese

Deutung war von dem Emporragen der langstieligen Lotusblume über dem Wasser hergenommen. Dieselbe Eigenschaft veranlafste die Indischen Dichter, das sittlich Reine mit der Lotusblume zu vergleichen, die auf dem Wasser schwimmt, ohne benetzt zu werden. Man mufs aber gestehen, dafs die Aegyptische Deutung tiefer geschöpft ist.

Sonette.

I.

Die steinernen Zeugen.

Von Vielem würden diese Säulenhallen,
Wenn ihnen Menschenrede würde, zeugen,
Doch seit Jahrtausenden sie ehern schweigen,
Und Menschenstimmen spurlos dumpf verhallen.

Sind Seufzer hier beklommner Brust entfallen,
Vernahm man froher Jubeltöne Schallen,
Sind beide der Vergangenheit jetzt eigen,
Und nie hervor aus ihrem Schoofse steigen.

Es währet nichts, als was gefühllos starret,
Die Wesen, welche Schmerz und Lust empfinden,
Vermögen nicht den Augenblick zu binden;

Umsonst auf Ewigkeit ihr Sehnen harret.
Erst aus der Hand der finstern Schattenmächte,
Erwächset sie dem sterblichen Geschlechte.

2.

Der Schatten.

Nicht Finsternifs, nicht Nacht, nicht Tod ist Schatten,
Der Schatten kann nur mit dem Licht sich gatten,
Und in des Lichtes reinestem Entfalten
Die schärfste Gränze auch die Schatten halten.

Sie zeichnen alle Irdische Gestalten,
Und bleichen mit des Tagsgestirns Ermatten.
Wo Sonn' und Mond ihr lichtes Reich erst hatten,
Die nächtgen Schwingen schattenlos nun walten.

Und wenn der Mensch nicht lebet mehr auf Erden,
Fühlt er, was Licht hier ist, zu Schatten werden
Von Licht, das nicht kann durch die nebelfeuchten

Gefilde dieser dunklen Erde leuchten.
Am Erdenschatten sichre Ahndung siehet
Das reine Licht, das Jenseits stralend glühet.

3.

Irdischer Zwiespalt I.

Demetern wir in reiner Demuth dienen.
Wir sehen zwar des Himmels goldne Sterne,
Doch Geist und Busen niemahls sich erkühnen
Zu schweifen in so ungemessne Ferne.

Denn dafs der Furchen Saaten fröhlich grünen,
Gehören wir der Erde dunklem Kerne,
Und unsres niedren Looses Schmach zu sühnen,
Ziemt uns, dafs unsre Brust nicht Zucht verlerne.

Die Erde, wenn nicht Licht ihr Helios sendet,
Dem Himmel zu die finstre Scheibe drehet,
Und Tagsgeschlecht, mit Arbeit ringend, träget,

Das sich in enggezognem Kreis beweget,
Und Thränen erntend, wo es Mühe säet,
Dankopfer doch der Götter Tempeln spendet.

4.

II.

Mit lautem Cymbelklang wir preisend dienen
Dem Gott der Sinnenlust und wilden Freude,
Weil prächtig anmuthsvolle Augenweide
Ihm unsre mächtge Zwiegestalt geschienen.

Doch spricht die Lust nur aus Gesang und Mienen,
Die Brust ist angefüllt mit bittrem Leide,
Weil die uns eigenen Naturen beide
Mit gleichem Glück an gleichem Stamm nicht grünen;

Die Enge dumpfer Thierheit hält gefangen
Der Menschheit ahndungsehnende Verlangen,
Und sie mit trübendem Gewölk umhüllet.

Doch sie, die gottentsprossne Hoheit füllet,
Mit diesem fremden Element vermischet,
Verschleiert trauert, aber nicht erlischet.

5.

Das Unwiederbringliche.

Die schönen Tage sind dahin gegangen,
Wo uns Albano freundlich sah vereinet;
Wenn je uns jene Sonn' auch wieder scheinet,
Stillt nicht, wie damals, sie der Brust Verlangen.

Was war, kann niemals wieder man empfangen.
Das Schicksal mit dem Menschen streng' es meinet,
Und was sein Ausspruch einmal hat verneinet,
Gewähret nie es thränbenetzten Wangen.

Denn Zähren würden sich dem Aug' entstehlen,
Wenn wir die theuren Häupter sähen fehlen,
Die damals glänzeten in unsrem Kreise,

Und zu des Aethers Räumen aufgestiegen,
Nun schlürfen, nach der alten Götter Weise,
Unsterblichkeit in langentbehrten Zügen.

6.

Das fremde Land.

Wenn man verläfst der Erde reizend Grünen,
Die Schritte sich zum Felsensteg erkühnen,
Und man erklimmt die hohen Bergessitze,
So starret rauh von Schnee die öde Spitze.

Wenn, wohin nie der Sonne Strahlen schienen,
Man tief sich senkt in Schachtes nächt'ge Minen,
Den Boden spaltend, wie mit Jovis Blitze,
Steht kalt Gestein in harter Erdenritze.

Und doch auf Erden kein Entschlafner bleibet,
Der Tod ihn fort von diesem Lichte treibet;
Wo wird ein schönres Land ihm neu erblühen?

Von uns weifs Niemand, wo es ist gelegen,
Und Forschen ist umsonst nach seinen Wegen;
Doch schön Gemüth wird Schönes an sich ziehen.

7.

Kalter Trost.

Ich denke wohl bei mir: es ist natürlich,
Dafs nicht im Leben Alles geht so eben,
Dafs manchmal Sturm und Klippe sich erheben,
Allein wenns kommt, so traur' ich unwillkührlich.

Dann sag ich mir: doch Schein nur und figürlich
Ist Vieles, dem wir falsch Bedeutung geben,
Und suche so mir ein Gespinnst zu weben
Von Scheintrostgründen deutlich und ausführlich.

Allein des Busens still gefühlte Schmerzen,
Die unbesänftigt glühn im tiefsten Herzen,
Dies kalte Denken nicht in Schlummer wieget.

In ihnen nur des Daseins Wahrheit lieget,
Und des Verstandes blendend Gaukelscherzen
Das wahr und rein Empfundne nicht betrüget.

8.

Die Gesinnung.

Was jeder thut und wirkt auf dieser Erde, –
Er mög' in Thatengröfse Ruhm erstreben,
Er möge weilen still am Heimaths-Heerde, –
Es ist stets vor dem Ziel doch endend Leben.

Wer will, dafs es vollendet Ganzes werde,
Der mufs im Busen sich ein eignes weben
Aus Wonn und Schmerz, Gelingen und Beschwerde,
Dem Aeufsren nichts, dem Innren Alles geben.

Dann kann er dreist ins Weltgewühl sich tauchen,
Die Kräfte, die sonst unerforschet schliefen,
An reichgegebnem Stoffe kraftvoll prüfen;

Es wird ihm nicht die innre Freiheit binden,
Im wildsten Sturm sich wird er wiederfinden.
Und was vom Himmel stammt, zum Himmel hauchen.

9.

Der Ritter.

Der Ritter will grad' in den Bügel steigen.
Sein stämmig Rofs hält schon den Fufs gehoben,
Da winkt ein Mönch aus seiner Zelle oben.
Er geht hinauf in ehrfurchtsvollem Schweigen,

Und vor dem Mönch sich seine Kniee beugen
Nach abgenommnem Helm. Nicht schmeichelnd Loben
Vernimmt er, heilgen Eifers heftig Toben,
Dafs Sünden noch sein Herz und Wandel zeigen,

Und kehren soll er zu des Mittags Stunde.
Er weifs sein Herz in Demuth still zu fassen,
Er küfst des Alten dürre Hand gelassen,

Und lenkt sein Rofs zum Rückweg, wie befohlen,
Nicht seiner Seele milden Trost zu holen,
Nein, zu erneuen schwerer Kränkung Wunde.

10.

Die Treue.

Als Knappe meinem Herrn auf seinen Zügen
Folg' ich, und treuer Muth den Arm mir stählet,
Doch meine Ahndung nicht es mir verhehlet:
Verscharrt werd' ich hier in der Wüste liegen.

Furchtlos mein Rofs und ich zum Schutz ihm fliegen,
Wenn er zum Ziel die kühnsten Feinde wählet.
Sei mir der Tage letzter zugezählet,
Ich sterbe gern, seh' ihn ich herrlich siegen.

Das dürre Gras der Steppe wird mich decken,
Ein einsam Kreuz auf öder Haide stehen,
Und die, vorüberziehend, dann es sehen

Noch mein gedenkend, werden rühmend sagen,
Dafs treu mein Herz in meiner Brust geschlagen,
Und freudig werd ich dann im Grab mich strecken.

II.

Wesen der Schönheit.

Wen das Gefühl des Schönen soll durchdringen,
Dem mufs aus Sinnenklarheit es entspringen,
Wie Unschuld glänzet auf der Jungfrau Wangen,
Die noch nicht kennt der Liebe fufs Verlangen.

Es regt nicht frei die silberhellen Schwingen,
Wo Wünsche menschlich nach Besitze ringen;
Nur um es tief und tiefer zu umfangen,
Darf Sehnsucht brünstig an dem Schönen hangen.

Wer eine innre Welt sich also bauet
In reiner Schönheit still empfundnem Walten,
Dem von den Schlacken irdischer Gestalten,

Wie von den Sternen Meeresglanz, sie thauet.
Dafs von dem Himmel sei auf Erden Kunde,
Steht sie mit allem Irdischen im Bunde.

12.

Der Komet.

Wird deines Schweifes Schimmer zu erblicken,
Mein Auge noch das Licht des Tages schauen?
Wird, wenn uns deine Strahlen nahe rücken,
Mein Antlitz schon des Grabes Nacht umthauen?

Dem Menschen wechselnd Loos die Götter schicken.
Er kann auf sichre Felsen niemals bauen;
Der Fels auch fühlt der Erde krampfhaft Zücken.
Auf deinen Lauf kann die Sekunde trauen.

Du gehst, gleich todtem Weltenuhrenrade,
Die vom Gewicht dir zugewägten Pfade.
Dem Menschen Freiheit wählt die eignen Bahnen,

Wo Leidenschaft ihn treibt, ihn Pflichten mahnen.
Sie führt ihn jenseits auch der Erdengränzen,
Wo oft ihm kann dein lichter Pfad noch glänzen.

13.

Die Falkenberge.

Bei Fischbach im Gebirge der Sudeten
Giebt es zwei schön bekränzte Zwillingshügel,
Abrundend sich am blauen Himmelsspiegel,
Halbmonden gleich, die Schöpferhände drehten.

Gestripp, aus Saamen, den dort Falken säten,
Aufstarrend, Hemmung setzt dem Fufs und Riegel:
Ursprünglicher Natur jungfräulich Siegel
Sind die von reiner Lüfte Hauch Umwehten.

Doch wollen Menschenhände sie entweihen,
Mit Axt und Beil die üppgen Sträucher hauen,
Durchfurchend sie mit Egg' und Pflug bebauen,

Dafs, wo sonst Unschuld der Natur gewaltet,
Jetzt Menschen-Eigenmacht und Laune schaltet,
So müssen sie die Doppelwölbung leihen.

11.

Die Brahmin und das Sudra-Weib.

Enthebe dich, unreine Menschheit-Schande!
Wie kannst du Wasser hier zu schöpfen wagen,
Da du mich, Reine, siehst am Ganges-Strande?
Die Brahmin sprichts, die Sudra hörts mit Zagen. —

O weh, du hast mir mein Gefäfs zerschlagen. —
Barfüfsige mit schmutzigem Gewande,
Recht dir geschiehts; nicht in unheil'ge Bande
Gefafst, mufs heilig Wasser man enttragen. —

Die Brahmin schöpft, doch sie das Wasser fliehet;
Dem Sudraweib zum festen Ball sichs rollet,
Und still geht sie zu ihrer niedren Hütte.

Dem Stolz die Brahmin schwere Bufse zollet;
Mit abgeschornem Haar durchs Land sie ziehet,
Vom Mann verstofsen nach Brahmanen Sitte.

15.

Hulda.

Ich sitz' und denk' in dieser nächtgen Stille
An den Geliebten, den ich nie mehr sehe;
Zum Sterne sag' ich, dafs er zu ihm gehe,
Und melde ihm, wie Gram mein Herz umquille.

Denn so mich bannt hier ernster Fügung Wille,
Dafs ich mit ihm nicht kenne andre Nähe,
Als dafs sein Hauch mich von dem Stern anwehe,
An dem ich hänge in Erinnrungsfülle.

Sein milchweifsreiner, stiller Aetherschimmer
Uns leuchtete in jenen seelgen Tagen,
Wo wir gestanden uns mit Wonne-Zagen,

Dafs eines nur im andren konnte leben.
Darum wenn wir den Blick zum Stern erheben,
Sehn wir in ihm noch unsres Glückes Trümmer.

16.

Ate.

Wenn unglückdrohend leuchten die Planeten,
Ein giftger Hauch von schwarzem Unstern wehet,
Dann auf der Menschen Häuptern Ate gehet,
Damit sie erndten, was sie frevelnd säten.

Sie will der Erde Boden nicht betreten.
Damit kein Ohr nach ihrem Tritt sich drehet;
Wie ungeahndet schwarz Gespenst dastehet,
Will aus das sündige Geschlecht sie jäten.

Und wenn den Stolzen sie in Staub gebeuget,
Sie in die Lüfte hoch den Fittig schwinget;
Es hört der Mensch, wie dumpf sein Rauschen klinget,

Und angsterbleichend zittert er und schweiget.
Vor des Geschickes furchtbar mächtger Gröfse
Erbebt des Menschenfrevels schuldge Blöfse.

17.

Leben im Lebenlosen.

Nie Berg und Thäler Lust noch Weh empfinden,
Sind Schauplatz nur, wo sich Empfindung reget,
Die in des Herzens Pulsen klopfend schläget;
Denn Mitgefühl kann niemals sie entzünden.

Was uns der Vorzeit Stimmen fern verkünden,
Sahn sie, wie thätig es sich hat beweget,
Geblüht, gelebt und sich ins Grab geleget;
Wir Spätgebornen schwache Spur nur finden.

Doch wie kann sein, was weder fühlt noch lebet,
Was keiner innren Regung Odem hauchet?
Wir wissens nicht. Doch das was in uns strebet

In Leben selbst dies Lebenlose tauchet.
Denn aus dem Steinbruch klippiger Gefilde
Schafft Künstlermeifsel athmende Gebilde.

18.

Klarheit und Tiefe.

Wer in die wolkenlose Bläue schauet,
Je mehr er schauend sich darin versenket
Sich desto reicher mit dem Balsam tränket
Der von der lichten Höh' hernieder thauet.

So wer sich ihrem Wesen fest vertrauet,
Und seinen Blick allein auf sie gelenket,
Der fühlte reiner stets und unbeschränket,
Wie Himmel sich in Menschenbusen bauet.

Denn wie der luftge Raum den Kreis begränzet,
In den anmuthig Land und Meer sich leget,
So war ihr Wesen, ruhig gleich gewäget,

Die Erde innig mit dem Saum berührend,
Allein von da zur Aetherwölbung führend,
Wie Sommernacht, von Sternen rings umglänzet.

19.

Die Eiche.

Des Nordens stammhaft dichtbelaubte Eichen
Die Königinnen heifsen wohl der Bäume;
Wie duftig auch Gewächs in Süden keime,
So brauchen dennoch keinem sie zu weichen.

Sie sind des deutschen Volks und Sinnes Zeichen,
Und wie der Meeres-Tiefe dunkle Räume
Nicht hindern, dafs am Licht die Welle schäume,
Sie auch zugleich in Erd' und Himmel reichen.

Denn Stärke, die mit dem Gefühle ringet,
Bis alle Tiefen sie der Brust durchdringet,
Und Phantasie, die sich im Aether wieget,

Dem Zartesten sich an in Milde schmieget,
Und sich in neuen Blüthen stets vergünget,
Von Urzeit her in Thuiskons Volke lieget.

20.

Vereinigung.

Wenn einst der Erde dumpfe Nebel sinken,
Die Augen sich, des Tages müde, schliefsen,
Und auf des Leibes Grabe Blumen sprieſsen,
Wird reinen Aethersduft die Seele trinken.

So geht die Sage, und der Sterne Blinken,
Die freundlich nieder uns vom Himmel grüfsen,
Wird sie mit seinem Strahlenlicht umfliefsen,
Schon jetzt sie zu im Leid uns Hoffnung winken.

Doch dafs sich Dasein pilgernd stets erneuet,
Des Busens Sehnsucht keine Ruh gewähret,
Und wenn der Mensch nicht weilet mehr auf Erden,

Er süfser ahndendes Verlangen nähret,
Von irrdischem, geschiednem Sein befreiet,
Mit dem, was er geliebt hat, Eins zu werden.

21.

Der Schauspieler.

Es mufs der Mensch zu Vielem sich bequemen;
Ich mufs zu dichten krümmen mich und winden,
Ein Schauspiel jeden Monat neu erfinden,
Und selbst die erste Rolle übernehmen.

Die Herrn, die zusehn, nicht den Tadel zähmen,
Durch gellend Pfeifen sie ihn laut verkünden,
Und zählen vor mir dann des Stückes Sünden,
Heraus mich rufend, mehr mich zu beschämen.

Drauf wird zu Hause mir der Text gelesen,
Dafs, folgend meinen läppischen Gefühlen,
Ich nach der Menge Beifall nicht will streben,

Und wenn ich einmal glücklicher gewesen,
Man Beifall hat ertheilet meinem Spielen,
So lobt man mich zu Hause nur so eben.

22.

Blinder Gehorsam.

Frage.

Warum hier stehst Du, wie granitne Säule,
Dafs starr nur vor sich hin die Augen sehen,
So wie in Sonnenbrand und Sturmeswehen
Brahmane steht, als ob er Schmerz nicht theile?

Antwort.

Der Brahme steht zu seinem Seelenheile,
Dafs, wie die Wesen sich der Sinne drehen,
Gefühl und Denken ihm in Nichts vergehen,
Ich aus Gehorsam unbewegt hier weile.

Frage.

Doch der Gehorsam sich auf etwas gründet?

Antwort.

Ein fester Grund ist pflichtgemäfses Müssen.

Frage.

Doch wer Gehorsam noch so streng auch übet,

Kann doch die Gründe des Befehles wissen?

Antwort.

Durch Grübeln der Gehorsam wird getrübet,
Die ächte Pflicht gehorchet und erblindet.

23.

Durga.

Sie dem Gemahl folgt in das Reich der Schatten,
Und strafet selbst mit streng gehobnem Arme;
Was sie erblickt, erbangt in Angst und Harme,
Denn Zorn und Rachsucht nie in ihr ermatten.

Sie straft gerecht nur die gesündigt hatten,
Doch nicht geschiehts, dafs sie sich je erbarme,
Und Menschenbrust an ihrer Huld erwarme;
Sie übertrifft den furchtbar grausen Gatten.

Wie wer sich schwimmend will am Felsen retten,
Sich mufs in sichren Tod der Wellen betten,
Weil, wie er angstvoll aus die Arme strecket,

Zurückgeworfen wieder ihn die Fluth bedecket;
So unzuganglich Durgas Busen starret,
Wenn Menschenlippe auf Erhörung harret.

24.

Das Gold.

Der Bergmann wohnet in der Erde Schlunde,
Und fördert Erz, doch nicht zu eignem Frommen;
Des Tageslichtes Lust ist ihm genommen,
In Dunkel jagt er nach dem reichen Funde.

Und doch hat man von keinem Glanze Kunde,
Vergleichbar dem, den wir durch ihn bekommen.
Der Sonne scheint des Goldes Strahl entglommen,
Wenn heifs sie brennt in schattenloser Stunde.

Der Bergmann seinen Schweifs in Nacht vergiefset,
Und findet oft des dürftgen Lebens Ende,
Wenn von dem eignen Werke seiner Hände

Zusammen über ihm die Erde schiefset.
In Finternifs er dann begraben lieget,
Des Goldes Schimmer alle Zeit besieget.

25.

Freiheit und Gesetz.

Die Menschen der Natur die Form gern geben,
In der sich regt ihr enges geistges Leben,
Und ihre Blicke sich im Stillen freuen
An schöngepflanzter Bäume langen Reihen.

Doch der Natur aufwuchernd üppges Leben
Ist ein verwirrtes Durcheinanderweben.
Wie Wind und Zufall blind den Saamen streuen,
So Wies' und Feld den bunten Schmuck erneuen.

Denn selbst was kreist nach ewigen Gesetzen,
Die keiner Freiheit Willkühr kann verletzen,
Des Himmels ungezählte Sternen Menge,

Scheint nur ein fröhlich luftges Glanzgedränge,
Wo in den tief von Licht durchstrahlten Räumen,
Wie Gras der Nacht, Myriaden Welten keimen.

26.

Die Wehmuth.

Wie wenn dahin des Winters Monde gehen,
Und sanften Zephyrs laue Lüfte wehen,
Sich lösen nach und nach der Erde Schollen
Und freudig fesselfrei die Wogen rollen;

So wenn erstarret Gram und Kummer stehen,
Muſs Wehmuth erst der Mensch sie schmelzen sehen,
Wenn im Empfinden und im zarten Wollen
Ertönen seelenvolle Klänge sollen.

Denn zwischen Himmel Mittlerin und Erde,
Als eigen einzig ihm gegebne Blüthe,
Wohnt Wehmuth tief im menschlichen Gemüthe,

Des Schmerzes starren Trübsinn zu erschliefsen
Und Schatten in zu blendend Licht zu gieſsen,
Dafs sufser Dämmerschein dem Blicke werde.

27.

Opfer der Tyrannei.

Dein treues Weib der Schande zu entziehen,
Tauchst du in ihre Brust dein mordend Eisen,
Und da sie fühlt das Leben scheidend fliehen,
Die stillen Züge noch dich segnend preisen.

Befangen in der Knechtschaft engen Gleisen
War keine andre Freyheit euch verliehen,
Als in der Lüfte öden, wüsten Kreisen
Zu suchen Ruhe von der Erde Mühen.

Der Mensch, den Menschen hart in Ketten schläget,
So Herrschaft auf mit Sclavenelend wäget;
In tausend Formen lehrt es die Geschichte,

Denn wenn auch Menschlichkeit oft rugend waltet,
Tönt Knechtschaftsklage, ewig neu gestaltet,
Doch wieder vor des Ewgen Strafgerichte.

28.

Juno Ludovisi.

Du lebtest nie, hast nie dich aufgeschwungen
Zum Göttersitz, bist niemahls ihm entstiegen;
Im Marmor ewig deine Lippen schwiegen,
Aus Künstlers Phantasie bist du entsprungen.

Doch hast du eignes Wesen dir errungen,
Das ruht in deinen stillen Götterzügen,
Und keine Macht der Zeit kann es besiegen,
Da tief es ist in Menschenbrust gedrungen.

So alle Ewigkeiten zu durchwalten
Dafs in der Schattenmenge Traumgewirre
Er nicht, ein Bruchstück nur des Haufens, irre,

Kann auch der Mensch zu Eignem sich gestalten.
Dem Erdenstoff ein Funken nur entsprühet,
Die eigne Bahn er dann selbst leuchtend ziehet.

29.

Paros.

Als Hellas Ruhm noch nicht war ganz gefallen,
Da hörte man in Paros Berges-Klüften
Die Klänge des geschäft'gen Meifsels schallen,
Und ihre Marmorfelsen fernhin schifften.

Denn hohes Bildwerk heilger Tempelhallen
Entstieg den jetzt in Nacht begrabnen Gruften,
Wo kunstlos heut die dürftgen Wohner wallen,
Und Wild grast einsam auf den öden Triften.

Wenn deiner Fackel Licht sich hell entzündet,
Athenes Abglanz, bildender Gedanke,
Wie mächtig auch es die Natur umranke.

Aus ihrem Schoofs das Schöne los sich windet.
Wenn du nicht krönst sein sehnendes Verlangen,
Halt ewig sie in Dunkel es gefangen.

30.

Die Jungfrau Israels.

Mit Stolz ich auf die Nachbarvölker blicke,
Weil uns der Herr zu seinem auserwählet,
Und Juda's Flammenschwert mit Kraft gestählet
Zu bändigen der Heiden freche Tücke.

Die Blume reiner Frömmigkeit ich pflücke,
Und uns kein Seegen der Verheifsung fehlet;
Drum Davids heilger Harfe laut vermählet
Zum Dank empor ich meine Stimme schicke.

Wenn auch zerstört sind Zions Tempelmauern,
Und wir, zerstreut in alle Länder, trauern,
Doch edler Stolz in unsrem Busen glühet.

Denn bis zur Weltzerstörung Zorngerichte
Doch in der völkerwägenden Geschichte
Rein unvermischet unser Zwölfstamm blühet.

31.

Die Schauspielerin.

Der Bühne Bretter sind mein wahres Leben,
Das eigentliche hab ich aufgegeben,
Und den Geliebten nur ans Herz ich drücke,
Den mir der Tag zuführt in jedem Stücke.

Doch dies der nackten Wirklichkeit Entheben
Ist nur ein reiner ahndend Wahrheitsstreben.
Denn vor des Dichters gottbeseeltem Blicke
Füllt im Geschick und Brust sich jede Lücke.

Die Dichtung hin durch meine Lebenstage
Wie reich gewirkten Gürtel zaubrisch schlinget,
Und was in Menschenloose Wahrheit bringet,

Vor mir verklingt, wie alt verschollne Sage.
Der Tod erst beide Göttinnen vereinet;
Zur Wahrheit wird, was irdisch Dichtung scheinet.

32.

Der Schmerz.

1. Wie gehst du so beherzt den Pfad der Schmerzen,
   Als fühltest nicht du deine Thränen rinnen?
2. Da ich in Schmerz mein Leben mufs abspinnen,
   Soll er mir meines Himmels Glanz nicht schwärzen.

1. Wie Gaukler kühn mit giftgen Schlangen scherzen,
   Glaubst über ihn den Sieg du zu gewinnen.
2. Wer Stärke schöpft aus ruhig tiefem Sinnen,
   Läfst duldend nagen ihn am wunden Herzen.

Die Zeit rauscht hin in Wonn- und Schmerzenstagen,
Und Heil bringt, was zurück von beiden bleibet,
Doch segensvoller ist des Schmerzens Zagen.

Wem es des Lebens Prüfungsblick erweitert,
Und seines Busens tiefste Grunde läutert,
Der keinem Schicksal sich entgegen sträubet.

33.

Molly.

Und sollten meine Füfse auch ermatten,
Ich mufste auf und ab doch spät noch gehen,
Um an der Balkendecke ihren Schatten
Vorüberstreifen wenigstens zu sehen.

Der Liebe Pfeile mich bethöret hatten,
Ich konnte mehr nicht selber mich verstehen;
Wenn Eifersucht sich und Verlangen gatten,
Gesunden Sinn zu Wahnsinn sie verdrehen.

Doch diese Fieberglut ist längst verflogen,
Und ruhige Vernunft zurückgekehret.
Nun sie zu mir hat Liebe angezogen,

Doch ihre Neigung meine Kälte mehret.
Der Schleier rollte vor den Augen nieder,
Enttäuscht, so wie sie ist, seh' ich sie wieder.

34.

Die Nonne.

Die Nonne kennt nur ihren Klostergarten,
Den ihre Hände liebend sorgsam warten,
Die andre Welt ist weit von ihr geschieden,
Vom Himmel wie die Erde ist hinnieden.

Auf stille Ruh der Brust Verlangen harrten,
Doch im Gewühl des Lebens bang erstarrten;
Nun keine Wünsche mehr im Busen sieden
Wallt er in ungetrübtem Seelenfrieden.

Zwei Wonneblüthen Ruh sind und Verlangen,
Die nie zugleich dasselbe Haupt umfangen.
Erreichte Sehnsucht gleicht den Sonnenblicken,

Die gaukelnd tanzen auf der Woge Rücken;
Die Ruhe aus der dunklen Tiefe steiget,
Wo, fern vom Sturm, die feuchte Oede schweiget.

35.

Die Doppelwesen.

Kennst du wohl, Stella, jene alte Sage,
Die hold durchwaltete der Vorzeit Tage,
Dafs, die fest liebend an einander hingen,
Als Doppelwesen durch das Leben gingen?

So dir zu sein mit jedem Herzensschlage,
Ich das Gefühl im tiefen Busen trage.
Zwei Wesen engre Bande nie umschlingen,
Als mich dir, mir dich, Hohe, nahe bringen.

Man sagt wohl sonst, um Nähe anzuzeigen,
Dafs eins der Schatten ewig sei des andern.
Doch wir viel enger uns zusammenfügen;

Denn wir von früh bis zu der Sonne Neigen,
Wenn einsam wir durch Roms Gefilde wandern,
Mit Einem Schatten beide uns begnügen.

36.

Ein alter Freund.

Der Baum, kein andrer, soll mein Grab beschatten;
Mein Lebensloos steht mit ihm im Vereine,
Oft vor der Sonne frühem Morgenscheine
Schon seine Zweige mir gelispelt hatten.

Die Wesen der Natur bedeutsam gatten
Sich mit des Menschen Schicksal. Bäume, Steine
Es stumm bewahren, wie in heilgem Schreine,
Wie goldgegrabne Schrift auf Marmorplatten.

Denn nie konnt' ich mich von dem Baume trennen.
Wie Schatten hinter seinem Körper schreitet,
Hat er durchs lange Leben mich begleitet.

In der Gefühle sehnsuchtsvollem Brennen
Ehrt' ich, wenn ihn auch nicht die Blicke sahen,
Doch seines Rauschens mir geweihtes Nahen.

37.

Pflichterfüllung.

Ein eingeborner Trieb, der es bestimmt,
Beseelet jedes Wesens Sein und Leben,
Und mit dem tiefen innren Seelenstreben
Den gleichen Weg das äußre Schicksal nimmt.

Glück ist nicht Lust; sie plötzlich aufglimmet,
Dann sieht man sie erlöscht in Rauch entschweben;
Was wahrhaft Glück allein der Brust kann geben,
Ist Pfad, der nie vom Ziele ab sich krümmet.

Und Ziel ist jenes Triebes ernst Erfüllen,
Wenn Müh' auch ringt und Thräne schmerzlich rinnet.
Wer, still ergeben in den ewgen Willen,

Aus sich hervor des Schicksals Faden spinnet,
Genießt, wenn um ihn her auch Sturm nie schliefe,
Doch Götterruhe in des Busens Tiefe.

38.

Entschuldigung.

Mit Unrecht, Verse, nenn ich euch Sonette,
Da ihr nicht schlinget in gleich engem Kreise
Der Wechselreime leicht gewundne Kette,
Mehr folgend freier, selbst gewählter Weise.

Mein Ohr und Sinn es freilich lieber hatte,
Ihr bliebet in Hesperiens Wohllautsgleise,
Doch den Gedanken auf Prokrustes Bette
Mufst ich einpassen seinem Reimgehäuse.

Dem wahren Dichter ists allein gegeben
Dafs, aus einander wie von selbst entsprungen,
Sprachfessel und Idee zusammenstreben;

Umsonst von Muhe wird danach gerungen.
Ich folge nur dem Trieb, in leichte Schranken
Zu heften frei hinströmende Gedanken.

39.

Die sieben Rischis.

Der Barin sieben helle Sterne lohnen,
Glaubt man am Ganges, jenen heilgen Weisen,
Die, zugesellet zu der Götter Kreisen,
In Indras lichtumglänztem Himmel wohnen.

Ihr wisset nichts von jenem eitlen Thronen
Von Wesen, welche Wahn und Dichtung preisen,
Ihr, Welten, rollt in weitgeschiednen Gleisen,
Kein Land umschlingt euch in den Aetherzonen.

Der Welt Atome auseinandergehen,
Und wenn Gestalt soll und Begriff erstehen,
Muſs sie zu einigen dem Geist gelingen:

Doch auch in unvermischten Daseins Reinheit
Giebt es unsichtbar wesenhafte Einheit,
Und der zu nahen, muſs der Mensch vollbringen.

40.

Die Wolken.

Die Wolken hin und her am Himmel gehen,
Und bald sich trennen, bald zusammenziehen,
In lichten Farben bald hell funkelnd glühen,
Bald schwarz wie Nacht, wie Schnee bald flockig stehen.

So auch die Menschen sich im Wirbel drehen,
In buntem Erdenschmuck, wie Pflanzen, blühen,
Sich ohne Ursach suchen und dann fliehen,
Wie Spreu, bewegt von leichtem Windeswehen.

Doch durch des irrlichtgleichen Haufens Mitte
Der Götter ewges Schicksal ernsthaft schreitet,
Nicht achtend auf ihr launenhaftes Wollen.

Nicht Jammerklagen gilt, nicht flehnde Bitte,
Es herrisch jeglichem sein Loos bereitet,
Und jeder mufs dem mächtgen Ehrfurcht zollen.

41.

Wasser und Feuer.

Das Wasser und die Flammen wild verschlingen,
Was auf der Erde nahet ihrem Kreise,
Doch thun es beid' auf weit geschiedne Weise,
Wenn jenes sinkt, sich diese aufwärts schwingen.

Des Feuers Kräfte jedes Ding durchdringen,
Die Flut des Wassers bricht durch Felsen-Schleuse,
So wüten sie in ihnen eignem Gleise,
Und in Ruin, was sie erfassen, bringen.

Doch wenn den Stoff sie schonungslos verzehret,
Die Flamme steigend sich aetherisch nähret,
Und was der Erde Bürde niederbeuget,

Durch Schmerz geläutert sie, wie neu erzeuget,
Dafs es empor sich aus der Asche hebet,
Und Phönix ähnlich zu den Wolken strebet

42.

Die Säule.

Wie schlank die Säule in die Lüfte rage,
Sie fordert, daſs sie höhres Kunstwerk krône,
Vermählend freundlich sich mit ihrer Schône,
Und ist zufrieden, daſs sie dienend trage.

Im Saal, bestimmt zu festlichem Gelage,
Schmückt, daſs durch Anmuth Knechtschaft sie versohne,
Und nicht ihr Haupt unwillig dienstbar fröhne,
Sie es, wie Blüthenkelch an sonn'gem Tage.

Und wenn nun sanken des Pallastes Mauern,
Sie, von Gebüsch umranket, einsam stehet,
Wo Dach einst lieblich schützte, Sturm nun wehet,

Sieht man, des Schmucks beraubt, sie einsam trauern.
So führt, von Mann und Kindern sonst umgeben,
Verwaistes Weib in Gram versunknes Leben.

43.

Der Osten.

Wo strahlend her die Sonne kommt geschritten,
Ist das Geschlecht der Sterblichen entsprungen.
In früher Urwelt kindlich reinen Sitten
Wird lieblich da ihr erstes Sein besungen.

Zuerst hat dort der Mensch sich kühn erstritten
Unsterblich Licht, dem Dunkel abgerungen,
Und ist mit leis geschwungnen Geistertritten
Bis zu der Gottheit Wesen vorgedrungen.

Drum dort hin sich des Abends Blicke wenden,
Und suchen dort des Urlichts freudge Strahlen;
Doch die oft schwachen Glanz nur aufwärts senden,

Und den Tribut dem Zeitenwechsel zahlen.
Denn wie am Himmel wechselnd Wolken ziehen,
Muſs vor dem Dunkel oft das Licht entfliehen.

44.

Eilen und Verweilen.

Der Welt Betrieb ist, niemals stehn zu bleiben.
Wie Blut mag von geschwungnen Schwertern thauen,
Sie scheuet nicht des Todes finstres Grauen,
Wenn sie nur fort und fort ihr Werk kann treiben.

Sie hält kein Mitleid, hemmt kein Gegensträuben,
Man darf nicht rückwärts, soll nur vorwärts schauen,
Nicht klagend um Verlornes, weiterbauen,
Dafs Funken sprühen aus der Kräfte Reiben.

Des Geistes Art dagegen ist Verweilen,
Und starr den Blick auf Einen Punkt zu lenken,
Um weiter, als der Erdengränze Säulen,

Sich in die Nacht der Tiefe zu versenken.
Der Mensch mufs beide Weisen in sich einen,
Doch Seelenkleinod ihm Beschauung scheinen.

45.

Die Legirung.

Das glanzendste der glänzenden Metalle
Ist Gold; es Helios Feuerlocken gleichet,
Und funkelnd es von Pol zu Pole reichet
Im Schimmer der gewölbten Sternenhalle.

Doch in Selenens sanftrem Strahlenhalle,
Mit Silber es gepaaret mild erbleichet,
Und erst mit dem, was ihm an Adel weichet,
Gemischt, macht Kunst, dafs es als Schmuck gefalle.

So ist des Menschen Treiben auch und Sinnen,
Die, wie aus unvermischtem Erz gegossen,
Nicht sind von schmeidigerem Stoff durchflossen,

Zu starr und spröde sind für irdisch Streben.
Ein wenig Zusatz schon verlangt das Leben,
Wenn es soll Reiz und Leichtigkeit gewinnen.

46.

Heilsame Zucht.

Man ziehet straffer an des Schülers Zügel,
Bewegen mufs er sich in engem Kreise,
Arbeiten auf die vorgeschriebne Weise,
Und wenn er abschweift, kürzt man ihm die Flugel.

So mühvoll er erklimmt des Wissens Hügel,
Bis frei er gehn lernt in der Forschung Gleise,
Und wenn er litt erst, wird belohnt mit Preise,
Und endlich löst der Weisheit ächtes Siegel.

Die bis zu ihr aufragenden Gedanken
Bedürfen fest bestimmt gezogner Schranken;
Des Geistes Fesseln seine Flügel werden.

Die Schönheit nur entspringt aus Formenstrenge,
Die Wahrheit aus des tiefen Spähens Enge,
Und Freiheit fesselos nie frommt auf Erden.

47.

Die Amazonen.

Verachtend Schlachtgefahr und Kriegesmühen,
Eilt in den Kampf die Schaar der Amazonen,
Sie nicht den Feind, die eigne Brust nicht schonen,
Nur Eines fürchtend, weibisch feig zu fliehen.

Doch wie die starken Glieder Kraft auch sprühen,
In ihren Zügen Schmerz und Wehmuth wohnen;
Des Sieges Freuden niemals sie belohnen,
Gesenkten Hauptes sie gefangen ziehen.

So zart von Hellas Kunst ward abgewogen,
Was fodern des Geschlechtes ewge Rechte.
Das Weib mischt muthig wohl sich dem Gefechte,

Von der Gewalt des Schicksals hingezogen.
Doch wilde Kampflust, Zuversicht zu siegen
Nicht kennt die Brust, der Lieb' und Sehnsucht gnugen.

48.

Macht und Ohnmacht.

Was Feuer wild im Felsgebirg' erzeuget,
In ungeheuren Massen aufgeschichtet,
Daraus Gestalt hervor dem Künstler steiget;
Die edle Form den rohen Stoff vernichtet.

Der starre Stein, der seelenlos sonst schweiget,
Sich lebend nun an den Beschauer richtet.
Vor dem Gedanken die Natur sich beuget,
Und sich vor seinem Licht in Felsnacht flüchtet.

Des Lebens innre Kraft den Tod besieget.
Wie mächtig Stein an Stein sich enge füget,
Der Pflanze quillend Wachsen sie zersprenget.

Allein das Leben auch dem Tod erlieget.
So ist der Sterbliche in Loos gezwänget,
Wo Sein und Nichtsein wechselsweis sich dränget.

49.

Die Elemente.

Die Luft im Wogen, Sinken ist und Heben,
Sie und das Wasser wechselnd sich erzeugen,
Wenn feuchte Nebel auf- und abwärts steigen,
Der Flamme Spitzen unstät lodernd beben.

Sie alle zum verwandten Himmel streben,
Die Fluthen sehnsuchtsvoll zum Mond sich neigen,
Der Flamme Sprühn ahnt nach der Sterne Reigen,
Doch alle niedrig sie im Dunstkreis schweben.

Die Erde nach so kühnem Ziel nicht jäget;
Sie bleibt am Grund, und Wohnung bietet
Dem Menschen, den sie lebend nährt und hütet,

Und todt im kühlen Schoofse freundlich heget
Und seinen, tiefem Sinn entschöpften Worten
Erschliefsen wahrhaft sich des Himmels Pforten.

50.

Die Zeit.

Was ist der Strom, der keinen Ursprung kennet,
Und sich in keinen Ocean ergiefset,
Der ohne Unterbrechung ewig fliefset,
Defs Länge keine Zunge messend nennet?

Die Zeit es ist, die alle Dinge trennet,
Und doch im weiten Bett zusammenschliefset,
Die in demselben Nu vergeht und spriefset,
Und mehr verzehrt, als Gluth, die lodernd brennet.

Doch der die Allmacht vor nicht Gränze schreibet,
Der setzt der Mensch in seinem Innren Schranken
Durch seines Geistes Fühlen und Gedanken.

Denn was in ihm beständig gleich sich bleibet,
Das der Natur gemäfse, stete Wollen
Läfst fort sich nicht vom Zeitenstrome rollen.

51.

Die Baguette.

Da Alles, was umgiebt mein innres Leben,
Ich flecht' in schnell verblühende Sonette,
Mufs ich vor Allem auch in sie verweben
Dich, Ernst und Spiel, leicht wiegende Baguette.

Wenn Wichtiges ich glücklich wollt' erstreben,
Zurück ich niemals dich gelassen hätte,
Wenn mich Gedanken sollten still umschweben,
Umschaukeltest du ihre schwanke Kette.

Doch wie wer lang' auf hohem Meer geschweifet,
Dafs endlich er Gefahr und Arbeit meide,
Das Ruder müde heftet in die Erde;

So ich, Baguette, oft jetzt von dir scheide,
Und bald dich also niederlegen werde,
Dafs niemals meine Hand nach dir mehr greifet.

52.

Die Natur.

Die man die Mutter aller Dinge nennet,
Die ewige Natur, der Frucht und Blüthe
Entsprieſsen, die als Urquell aller Güte
Der Mensch anfleht, die Mitleid niemals kennet,

Im harten, unerbittlichen Gemüthe
Sie, was sich liebt, unwiderruflich trennet,
Und statt dafs sie des Menschen Werk behüte,
Sie niederschmettert, überschwemmt, verbrennet.

Die weise hält die Erde eingepresset,
Die wilden Kräfte, stürmisch los sie lässet,
Geschlechter nach Geschlechtern grausam schlachtet,

Und Menschennoth und Menschenschmerz nicht achtet,
Zufrieden, wenn aus Kräften Kräfte streben,
Und durch einander wimmeln Tod und Leben.

53.

Der Tod.

Den Geist mit heitern Bildern angefüllet,
Aus welchen mir des Lebens Glück gequollen,
Will ich dem Tod die letzten Stunden zollen,
Dem Grabe hold, das jedes Sehnen stillet.

Ich werd ihn sehen frei und unverhüllet,
Den in der Ewigkeiten ewgem Rollen
Stets gleichen und doch ewig wechselvollen,
Der Leben schliefst, und aus dem Leben quillet.

Ich sterbend gern auf meine Jugend schaue.
Denn ich der Liebe heilger Kraft vertraue,
Die in der Blüthe der Gefühle gründet,

Was Herz an Herz in heifsem Glühen dränget,
Des Todes starre Bande sehnend sprenget,
Und überm Grabe suchend wiederfindet.

54.

Des Alters Gewinn.

I.

Ich schelte nicht des Hauptes graue Haare,
Die sich allmählig in die dunklen schleichen;
Wenn alle dunklen auch einmal erbleichen,
Ich doch Zufriedenheit in mir bewahre.

Viel gute Gaben bringen viele Jahre,
Wenn Reiz und Frische von dem Weibe weichen;
Sie lernt, dafs sich nicht alle Tage gleichen,
Zum Glück nicht hilft, dafs man sich Mühe spare.

In vieles will die Jüngre nicht sich fügen
Worin die Aeltere sich lernet schicken,
Um sich mit stillen Seufzern zu besiegen.

Dann in den ruhgen, immer gleichen Blicken
Trägt sie des Busens tiefen Seelenfrieden,
Der selten schmerzlos wird erkauft hienieden.

55.

II.

Im Alter nun von hohen funfzig Jahren
Hab ich im langen Leben Viel erfahren.
Was mir nicht an der Wiege ward gesungen,
Hat mir in schwerer Lebensmüh geklungen.

Doch rüstge Kraft die Glieder noch bewahren,
Und in den dicken, dunkelbraunen Haaren
Sind wenig graue nur, erst eingedrungen,
Wenn mit zu saurer Arbeit ich gerungen.

Allein was sind auch bittrer Tage Leiden?
Ein starkes Herz sie kräftig überwindet,
Und bei des Lebens ruhumquollnem Scheiden

An sie die leiseste Erinnrung schwindet.
Der Schmerz an höhern Ernst die Seele bindet,
Und mit sich fort die Zeit reifst Leid und Freuden.

56.

III.

Ich stürmte sonst durch Fluren und Gefilde,
Wenn laut die Jagd nachspürte scheuem Wilde,
Und sah den Mond oft durch das Dickicht leuchten,
Eh' kehrend wir des Daches Schutz erreichten.

Jetzt sind mir dies nur Phantasiegebilde;
Gleich ist mir Winters Strenge, Sommers Milde.
Die Jahre meiner Haare Flechten bleichten,
Nun Thau und Regen sie nicht mehr befeuchten.

In dunklen Mauern langsam schwer ich kreise
Hin meines Lebens bunt geschlungne Gleise,
Und bis mich kühlend einschliefst Grabesruhe,

Zufrieden ich mein stummes Tagwerk thue.
Am Abend seiner Tage eng sich betten,
Nenn' innre Freiheit ich, nicht äufsre Ketten.

57.

Irdisches Treiben.

Ein schwimmend Eiland wohl ein Schiff man nennet,
Denn rings ist es von Wogenflut umgeben,
Und Felsen gleich, die über Meer sich heben,
Die Menschen wahrend es vom Wasser trennet.

Doch nicht der Feste Sicherheit es kennet.
Leicht mufs es auf der Wellen Rücken schweben,
Und selbst die felsenharten Herzen beben,
Wenn aufgewühlt der Stürme Wuth entbrennet.

So ist von himmelströmenden Gedanken
Im Erdgewühl des Menschen Brust umflossen,
Und in des Wandeldaseyns irrem Schwanken

Erblüht Gefühl an ewgem Quell entsprossen.
Doch unerschüttert fester Seelenfrieden
Ist nur der Götter ehrnem Sitz beschieden.

Fig. A

Fig. B

Fig. C

Fig. D

Fig. E

Fig. F

Wilhelm von Humboldt's

gesammelte Werke.

Fünfter Band.

Berlin,
gedruckt und verlegt bei G. Reimer.
1846.

A D
BIBL UNIV.
MONAC.

Universitäts
München
Bibliothek

Inhalt*).

Seite

Briefe an F. A. Wolf . . . . . 1—316

Amtliche Arbeiten und Entwürfe aus dem Jahre 1809 . . . . . 317—360

I. Ueber geistliche Musik . . . . . 319—324

II. Antrag zur Gründung der Universität in Berlin . 325—332

III. Ideen zu einer Instruction für die wissenschaftliche Deputation bei der Section des öffentlichen Unterrichts . . . . . 333—343

IV. Ueber die Liegnitzer Ritter-Akademie . . . . 344—360

Ueber das Musée des Petits-Augustins . . . . . 361—402

Erster Brief . . . . . 363—374

Zweiter Brief . . . . . 374—390

Dritter Brief . . . . . 391—402

Sonette . . . . . 403—428

1. Dichtung 405

2. Stella 406

3. Der Wehmuth Hafen 407

4. Spes (vgl. Bd. I. S. 386—387) 408

5—7. Die Cypressen-Allee. I—III. (vgl. Bd. II. S. 360.) 409—411

8. Die Phantasiegestalten 412

*) Der ganze Inhalt des vorliegenden Bandes, welchem das Bildnifs W. v. Humboldt's beigegeben ist, erscheint jetzt zum ersten mal gedruckt.

Seite

9. Freiheit und Gesetz 413
10. Des Geistes Heimath 414
11. Stimmung im Schmerz 415
12. Macht des Geistes 416
13. Richard 417
14. Faust 418
15. 16. Aphrodite. I. II. 419. 420
17. Schein und Wahrheit 421
18. Das Reich des Gesanges 422
19. Tod und Schlaf 423
20. Der sterbende Schwan 424
21—23. Schule der Leiden. I—III. . . . . 425—427
24. Aus Nacht zum Licht 428

Briefe an F. A. Wolf.

Briefe

von

W. von Humboldt an F. A. Wolf.

I.

Auleben. 22. Octbr. 1792.

Sie erinnern Sich wohl noch, verehrungswürdigster Freund, dafs Sie mir in Halle auftrugen, Ihnen, zum Behuf Ihrer neuen Ausgabe einiger Platonischen Dialogen, die Stellen im Phädrus aufzuzeichnen, bei welchen ich Schwierigkeiten fände. Ich glaubte hernach nicht, dafs Ihnen gerade an der Ausführung viel gelegen sei, und da eine wiederholte Lesung des Phädrus nicht eben auf meinem Wege war, so gab ich es schon ganz auf. Neulich aber hat mich Spalding, der mich hier besuchte, in Ihrem Namen daran erinnert, und Sie erhalten also nun hier, was ich zu liefern versprach.

In der That aber, theuerster Freund, bringe ich Ihnen damit ein saures und grofses Opfer, und für den kleinen Nutzen, den Sie daraus werden ziehen können, gewifs ein zu grofses. Nicht der Mühe der Arbeit wegen, welche unbeträchtlich war; aber da ich doch, wenn ich Ihrer Absicht genügen wollte, nicht die Stellen nackt anzeigen durfte, sondern meine Zweifel einzeln auseinandersetzen mufste, so

öfnet sich hier ein so grofses Feld, meine Unwissenheit an den Tag zu legen, dafs es mich noch jezt eine grofse Ueberwindung kostet, die fertige Arbeit abzuschikken. Indefs nehme ich meine Zuflucht zu Ihrer Nachsicht, und zu der Hofnung, dafs Sie nicht vergessen werden, dafs ich nie eines methodischen Unterrichts im Griechischen genofs, und meine meiste und beste Zeit andern Studien widmen mufste. In Absicht der Arbeit selbst habe ich nicht blofs diejenigen Stellen angemerkt, die ich gar nicht verstand, sondern auch die, bei welchen ich blofs zweifelte. Nur bin ich die übergangen, die schon in den, der Zweibrückischen Ausgabe beigefügten *variis lectionibus* beruhrt sind, da Sie dieser gewifs von selbst erwähnen, und ich mir den Zweck der ganzen Arbeit nur so dachte, dafs Ihre Aufmerksamkeit blofs auf Stellen geleitet werde, die Ihnen sonst nicht schwierig geschienen haben würden. Bei Anführung der Stellen bin ich der Seitenzahl der Zweibrücker Ausgabe gefolgt, habe aber, des bequemern Nachschlagens wegen, die Linienzahl nach den am Rande beigeschriebenen Buchstaben bemerkt.

Mit Spalding, der Sie gleich innig mit mir verehrt und liebt, habe ich unendlich viel von Ihnen gesprochen. Wir haben mit einander Aeschylus Perser gelesen, und wie oft haben wir Sie auch da zu uns gewünscht, um uns bald diese Stelle zu erläutern, bald bei einer andern über unsre eigne Erklärung zu entscheiden.

Herzlich freue ich mich im Voraus darauf, meine Platonischen Zweifel in Ihrer Ausgabe gelöst zu finden. Alsdann haben Sie auch wohl die Güte mir beiliegende Blätter zurückzuschikken. Ich hebe dergleichen gern auf, um nach einiger Zeit meine Fortschritte selbst zu beurtheilen.

Meine Frau, mit der ich jezt die ganze Odyssee durchgelesen und nun die Iliade angefangen habe, empfiehlt sich Ihrer fortdauernden Freundschaft.

Leben Sie recht wohl, und lassen Sie mich nicht ganz aus Ihrem Andenken verschwinden. Ewig mit der herzlichsten Freundschaft

Ihr

Humboldt.

II.

Auleben, 1. Dec. 1792.

Entschuldigen Sie Sich künftig nicht, theuerster Freund, über verspätete Antworten. Es wäre die gröfseste Unbescheidenheit von einem Manne von Ihren nothwendigen und selbstgewählten Beschäftigungen zu erwarten, dafs Sie auch die Briefe selbst derer, denen Sie, wie ich mir schmeicheln darf, einen Theil Ihrer Freundschaft schenken, mit dem nächsten Posttag beantworten sollten. Ich wiederhole es Ihnen noch einmal, und gerade darum recht dringend, weil ich eine recht feste, ununterbrochene Verbindung — wenn Ihre Güte es mir erlaubte, mit Ihnen zu schliefsen wünschte, lassen Sie meine Briefe und ihre Beantwortung Ihnen nie beschwerlich werden, aber wenn Sie einen Moment Mufse haben, so schenken Sie ihn mir, und glauben Sie sicherlich, dafs Sie mir damit auf viele Wochen hin ein angenehmes Geschenk machen. Die wenigen Stunden, die es mir nur vergönnt war, Sie, theurer Freund, in Halle zu sehn, haben Sie meinem Herzen so theuer gemacht, dafs die Aussicht von Zeit zu Zeit Ihres mündlichen und schriftlichen Umgangs zu geniefsen zu den süfsesten Hofnungen meines Lebens gehört.

Für die Blätter, die Ihren Brief begleiteten, meinen innigsten Dank. Die Erklärung der Homerischen Stelle hat mich nicht blofs darum gefreut, weil sie mich den Sinn

einer mir bisher ganz dunkeln Stelle in dem hellsten Lichte sehn liefs, sondern auch darum ganz vorzüglich, weil sie zu den seltenen gehört, in welchen ein hoher Grad des Scharfsinns so gerade das Natürlichste entdeckt. Aufserdem hat sie mir über die Verschiedenheit der griechischen und lateinischen Konstruktion eine Belehrung verschaft, die ich sonst überall vergebens gesucht hätte. Ich schikke Ihnen Ihre Blätter (die ich mir integraliter, auch das prächtige Scholion nicht ausgeschlossen, abgeschrieben habe) hiebei zurück. Sollten Sie sie auch zu sonst nichts gebrauchen, so können Sie doch, ohne ein neues Aufschreiben, einem andern eben die Freude, als mir, damit machen. Ich werde es künftig ebenso machen, und dürfte ich ohne Unbescheidenheit eine neue Bitte wagen, so wäre es die, dafs Sie mir manchmal, und je öfter je lieber ein Blatt Ihrer Concepte über diese oder jene Stelle zuschikken wollten, damit es Ihnen gar keine Zeit kostete, ohne Brief und alles. Sie könnten sicher rechnen, es mit nächstem Posttag zurückzuerhalten, und von andern Gebrauch sind Sie ja ohnedies bei mir sicher. Am meisten interessiren mich jezt Homer, Pindar, Herodot, Thucydides und Plato.

Den Aeschylus, der wohlbehalten hier angekommen ist, sollen sie zur bestimmten Zeit gewifs zurückerhalten. Da ich nur die von Schütz noch nicht bearbeiteten Stükke darin lesen will, absolvire ich ihn sehr bequem. Auch versteht sichs von selbst, dafs Sie ihn auf den ersten Wink früher und zu jeder Zeit bekommen, und so künftig immer. Um Ihnen doch einige Beweise zu geben, dafs Ihre Güte nicht unbenutzt bleibt, lege ich Ihnen einen übersetzten Eumenidenchor bei. Die Interpretation desselben ist voller Schwierigkeiten. Ich habe meist, aus Mangel des Bessern, Pauw folgen müssen. An ein Paar Stellen bin ich einen eignen Weg gefolgt. Aber Sie müfsten zur Beurtheilung,

wenn Sie auch Sich die Mühe geben wollten, den Pauw (den Beck in seinem Pindar — ich weifs nicht, ob es sonst auch üblich ist — gar prächtig *pauo* nennt) selbst vor Augen haben, und ich verspare es also auf ein andermal.

Aufserdem habe ich einige Pindarische Oden, unter andern die vierte Pythische, 500 Verse lange übersetzt*), womit ich Sie aber diefsmal verschone.

Jezt lassen Sie mich mit einem Projekte diesen Brief beschliefsen. Es ist mir sehr wahrscheinlich, dafs ich die Weisheit haben werde, meine jezige Lage nicht zu verändern, und wenn diefs geschieht, dafs das Alterthum, und vorzüglich das Griechische meine ausschliefsende Beschäftigung sein wird. Als Philologe von Metier kann ich nicht studiren, das hindert meine einmalige Erziehung und Bildung, und wenn ich gleich jezt nach allen meinen Kräften und Hulfsmitteln nach Grundlichkeit, auch in grammatischen Kleinigkeiten, Metrum, Accenten u. s. w. strebe, so bringt man es doch, wenn man so spät anfängt, nicht weit genug. Hingegen, dünkt mich, hat mich meine Individualität auf einen Gesichtspunkt des Studiums der Alten geführt, der minder gemein ist. Es wird mir schwer werden, mich kurz darüber zu erklären, indefs ist doch das Resultat ohngefähr folgendes: es giebt, aufser allen einzelnen Studien und Ausbildungen des Menschen, noch eine ganz eigne, welche gleichsam den ganzen Menschen zusammenknüpft, ihn nicht nur fähiger, stärker, besser an dieser und jener Seite, sondern überhaupt zum gröfseren und edleren Menschen macht,

*) Diese Uebersetzung wurde ungefähr drei Jahre später im Einzelnen überarbeitet, mit Einleitung und Anmerkungen versehen, auf den dringenden Wunsch von Fr. Gentz in dessen „Neuer deutscher Monatsschrift" (Jahrgang 1795, Decemberheft S. 173 bis 208) abgedruckt und so in den zweiten Band der vorliegenden gesammelten Schriften S. 297—328 aufgenommen. Man vergl. den unten folgenden, aus Tegel vom 23. Nov. 1795 datirten Brief.

wozu zugleich Stärke der intellektuellen, Güte der moralischen und Reizbarkeit und Empfänglichkeit der ästhetischen Fähigkeiten gehört. Diese Ausbildung nimmt nach und nach mehr ab, und war in sehr hohem Grade unter den Griechen. Sie nun kann, dunkt mich, nicht besser befördert werden, als durch das Studium grofser und gerade in dieser Rücksicht bewundernswürdiger Menschen, oder um es mit Einem Worte zu sagen durch das Studium der Griechen. Denn ich glaube durch viele Gründe, die ich der Kürze wegen hier übergehen mufs, wovon aber einer der vorzüglichsten der ist, dafs kein andres Volk zugleich soviel Einfachheit und Natur mit soviel Kultur verband, und keins zugleich soviel ausharrende Energie und Reizbarkeit für jeden Eindruck besafs, ich glaube, sage ich, beweisen zu können, dafs nicht blofs vor allen modernen Völkern, sondern auch vor den Römern die Griechen zu diesem Studium taugen. Das Studium der Griechen in dieser Rücksicht also, und die Darstellung ihrer politischen, religiösen und häuslichen Lage in ihrer höchsten Wahrheit wird mich für mich so lange beschäftigen, bis meine Aufmerksamkeit gewaltsam auf etwas andres gelenkt wird, oder ich damit ins Reine gekommen bin, wozu aber, meinen Forderungen an mich nach, schwerlich ein Leben hinreicht. Da man doch nun auch manchmal Lust bekommt, seine Ideen andren mitzutheilen, und diese Behandlungsart der Alten mir überhaupt nicht unwichtig und selbst nicht gewöhnlich scheint — da alle Bücher, die ich in dieser Art kenne, wovon ich nur den Anacharsis nennen will, schlechterdings kein Genüge thun; so denke ich eine Schrift, die, ohne ein Journal zu sein, fortliefe, anzufangen, etwa unter dem Titel ***Hellas,*** welche allein der griechischen Litteratur gewidmet wäre, und theils Uebersetzungen aus allen Arten der Schriftsteller, theils eigne Aufsäze enthielte, die vorzüglich auf

die Beförderung jenes erst erwähnten Zwecks hinarbeiteten. Eigentliche Gelehrsamkeit würde, wie Sie schon aus der Person des Verfassers schliefsen werden, nicht zu dem Zwekke gehören, aber eine zweckmäfsige Bearbeitung der vorhandnen Materialien, und vorzüglich reine und treue Darstellung der Quellen, die doch nicht blofs dem Nichtkenner, sondern auch dem Halbkenner willkommen ist, und die der Kenner selbst wohl einmal vergleicht. Im ersten Hefte würde ich dann vorzüglich den Gesichtspunkt ausführlich zu schildern versuchen, von dem mein Studium der Alten allein ausgeht. *Ἀλλὰ ταῦτα ἐν παρασκευαῖς ἐστι.* Doch sagen Sie mir wohl gelegentlich Ihre Meinung.

Noch Eins mufs ich Ihnen erzählen! Neulich schrieb ich an Hemmerde und forderte den in dieser Ostermesse angekündigten 2. Th. des Reizischen Herodots, den ich, wie Sie wohl am besten wissen werden, nicht erhielt. Bei der Gelegenheit schrieb mir Hemmerde mit grofsen Lobeserhebungen für Sie auch grofse Klagen über Sie und versicherte, er sei in Angst und Sorgen wegen des *Mureti variae lectiones*. Doch den Herodot, Lieber, geben Sie doch bald. Ich will ihn jetzt mit meiner Frau lesen, da ich ihn nach dem Homer für die beste Einführung in die Prosa halte, und mich schaudert vor dem blofsen Text ohne alle, auch die geringsten Hulfsmittel.

Meine Frau grüfst Sie und Ihre Frau Gemahlin herzlich und verspricht gewifs den Homer zu lesen den ganzen Tag, wenn Sie es verlangen, wenn Sie nur herkommen wollen. Können Sie nicht in den Osterferien?

Ewig mit der herzlichsten Freundschaft und Achtung

Ihr

Humboldt.

III.

11. Jan. 93.

Ich sitze, im Putschius vertieft, lieber Freund, und bin mit mehr als $\frac{3}{4}$ bereits fertig. Lieblich ist die Lektüre nicht, vorzüglich, wenn man auf Menschen, wie z. E. der Beda ist, stöfst, der nichts als christliche Beispiele anführt, und mehrmals versichert, der Hiob sey im Original in Hexametern geschrieben. Im Ganzen ist ein himmelweiter Unterschied zwischen diesen lateinischen Grammatikern und Hephaestion. Die griechische Genauigkeit, den Scharfsinn, die Präcision vermifst man schlechterdings. Zwar zeichnen sich einige vortheilhaft aus, vorzüglich Marius Victorinus, bei dem ich jetzt bin. Keine kleine Schwierigkeit ist es für mich, dafs nicht das Mindeste von den Zeitumständen dieser Grammatiker angemerkt ist, und auch meine anderweitige Bibliothek mir hierüber keinen Aufschlufs giebt. Oft wäre es mir zur kritischen Prüfung der Richtigkeit der aufgestellten Sätze sehr nothwendig. Ueberhaupt ist die Ausbeute in Ansehung der gröfsern Bestimmtheit und Sicherheit der metrischen Gesetze nicht grofs. Die meisten dieser Grammatiker, selbst die gröfsern z. B. Diomedes, theilen die Fufse fast willkührlich ab. So scandiren sie

Maecenas atauis edite regibus

– – | – ⏑ ⏑ – | – ⏑ ⏑ – | ⏑ –

da doch wohl nirgends in einem Choriambico ein einzelner Spondeus stehn kann, und der Vers ein Antispasticum – – – ⏑ | ⏑ – – ⏑ | ⏑ – ⏑ – – mit Jambischem Ausgang ist, dem Horaz nur alle sonst erlaubte Variationen genommen hat. Aber an neuen Versgattungen und vorzüglich an Versnamen sind sie unglaublich reich, und klären viel auf. Auf den Terentianus freue ich mich, habe ihn aber jetzt zu-

rück gelassen, bis ich Ihre Edition erhalte. Indefs hier kann ich ihn nicht mehr anfangen, und meine Bitte um dieselbe ist also nur bedingt, wenn Sie ihn mir mitzunehmen erlauben. Den Bentley *de metr. Terent.* lese ich mit den Stücken *de versibus comicis* im Putschius zugleich.

Ορνιθι Ὀδυσσευς ist freilich absurd und leicht abzuändern. Aber es giebt doch andre Verse, über die ich Ihr Urtheil wünschte. Zwei citirt Hephaestion p. 9. aus Sotades in seiner Iliade

σειων μελιην πηλιαδα δεξιον κατ ωμον

— — ⏑ ⏑ | — — ⏑⏑ ⏑ | — ⏑ — ⏑ | — ⏑

So frei auch das Sotadium ist, dieser Fufs — — ⏑ ⏑ ⏑ kann nicht stehn. Dann Corinna

η διανεκως ευδεις ου μαν παρος ησθα κοριννα

— ⏑ ⏑ ⏑ | — — | — — | — ⏑ ⏑ | — ⏑ ⏑ | — ⏑

Endlich Pindar. Nem. XI. 51.

δενδρεα τ' ουκ εθελει πασαις ετεων περιοδοις

— ⏑ ⏑ — | ⏑ ⏑ — — | — ⏑ ⏑ — | ⏑ ⏑⏑ —

wo es mit dem Emendiren der virorum doctorum nicht fort will.

Sie sagten mir neulich, ich möchte doch über die Art, wie Bentley Hor. III. 12. constituirt nachdenken. Ich habe jetzt alles genau verglichen, und glaube, dafs er im Ganzen vollkommen Recht hat. Darin hat er freilich Unrecht, dafs Hephaestion wohl 10 solcher Jonischen Syzygien könnte in Eine Zeile gesetzt haben. Denn p. 43. 44. heifst es ausdrücklich: *δύναται δὲ καὶ μέχρι τοῦ ἑξαμέτρον προκόπτειν τὸ μέτρον. διὰ τὸ τριακοντάσημον μὴ ὑπερβάλλειν.*

Er gestattet also nur 30 Zeiten, da dieses Jonicum 60 haben würde. Aber sonst ist es richtig, dafs Hephaestion es in Stücke von 10 Jonischen Syzygien abtheilt, wenn er gleich nicht sagt, dafs man sie auch überall absetzen soll. Mich aber hat die Stelle sonderbar geneckt, da ich wirklich

in einem der Lateiner Syzygien in ganzen Versen gebraucht fand, und Heph. gleich, nach der von Bentley angeführten Stelle hinzusetzt *διόπερ καὶ τὰ μονοστροφικὰ ἄσματα, δέκα ὄντα συζυγιῶν, οὕτω πεποιῆσθαι νομίζομεν*, und die Ode gerade 10 Zeilen hat, ich sie also für ein solches *ᾆσμα* hielt. — Doch ist diefs grundfalsch, und ich schäme mich meiner Temerität. Wahr aber ists, dafs ein *ᾆσμα μονοστροφικὸν* von 40 Silben nur sehr auffallend ist. Ueber die Bentleysche Emendation des Alcaeischen Verses

ἐμὲ δειλὰν ἐμὲ πασὰν κακοτάτων πόδ' ἔχοισαν

in *πεδέχοισαν* ist mir bei dem Aeschylischen (Prom. 263.) *πημάτων ἔξω πόδα ἔχει* ein Zweifel aufgestofsen. Wer weifs, was in den folgenden Versen stand? obgleich der ganze Vers sehr unglücklich klingt.

Verzeihen Sie, theurer Freund, dafs dieser Brief lauter, und noch dazu nicht bedeutende Metrica enthält. Aber da meine Abreise nicht fern ist (25—30. huj.) mufs ich Ihre Bücher benutzen, und es ist so angenehm, von dem zu schreiben, was einen zunächst umgiebt, versteht sich an theilnehmende Freunde. Noch eine Frage. Bei Gelegenheit der Regel, dafs s in metris oft nicht als Consonant behandelt werde, und auch mit einem andern Consonant die vorhergehende Silbe nicht lang mache, citirt Diomedes p. 424. folgenden angeblich Homerischen Vers:

η μεν δη μαλα πολλας μαχας εισηλυθον ανδρων
— — | — ⏑ ⏑ | — ⏑ ⏑ | — — | — ⏑ ⏑ | — —

Wo steht denn wohl der? und wie ists damit? Fin. in *πολλας* hat ja ein langes *α* als acc. 1. decl. Steht vielleicht in bessern Ausgaben, als Diomedes haben mochte, *πολλα* adverbialiter?

Die Becksche Ankündigung und Recension des nicht Vorhandenen ist lustig genug, und ich hätte dem trocknen

Menschen sie nicht angesehen. Aufrichtig zu gestehen, wufste ich gar nicht, dafs er eine Zeitung schreibt, und so fiel es mir nicht ein, mir die Anzeige zu verbitten. Da er, wie es scheint, in das Innre der Ode nicht eingegangen ist, und ihre Fehler nicht aufgedeckt hat, mag es drum seyn. Denn nur diefs besorgte ich bei diesem übereilt gedruckten Stück.

Stellen Sie Sich vor, ich habe einen Brief von Heyne erhalten, den ich Ihnen doch als ein curiosum beilege, mir aber zurückerbitte, um ihn zu beantworten. Unstreitig ist er mit meinem ganzen Pindarwesen unzufrieden. Das sieht man der kurzen Abfertigung und den grofsen Lobsprüchen der Erwartungen an. Wenn der Tod ihn nur nicht hinwegreifst, ehe meine Früchte reifen!

Meine Frau ist leidlich wohl, wirklich besser, als noch die ganze Zeit unsres Hierseyns, von der Periode an, wo die Kränklichkeit anfieng — um mich vorsichtig auszudrucken. Ganz vollkommen gesund aber — läfst sich schwerlich vor der Niederkunft erwarten. Meckel war hier, und hat uns einen unterhaltenden Abend gemacht. Auch sonst viel störender Besuch. Ueberhaupt hatten Sie sehr Recht in allem, was Sie von den Störungen meines Studiums sagten. Mein Streiten selbst bewies ein heimliches Anerkennen. Darum lache ich oft selbst über die Werke, von denen Sie mir die Titel mit Didotschen Lettern drucken lassen. Indefs bin ich so fleifsig, als ich kann, und ich wenigstens erweitere doch meine Kenntnisse. Lassen Sie mich immer hierin egoistisch seyn, worin so viele andere so aufdringend werden.

Die 8 Fr.d'or lege ich Ihnen mit tausend herzlichem Danke bei.

Meiner Frau geht es ganz gut im Prometheus. Sie

empfiehlt sich mit mir Ihrer Frau Gemahlin und Ihnen auf das freundschaftlichste.

Leben Sie wohl! Ewig ganz der

Ihrige

Humboldt.

IV.

Die Idee Ihres Homers (denn Ihre Bearbeitung ist so ein Ideal, dafs man davon wohl den Ausdruck Idee platonice brauchen kann, gegen dessen Entweihung Kant so sehr eifert) erfüllt mich ganz. Es ist in jeder Rücksicht ein grofses Werk, und mufs ein Canon alles Edirens werden. Zugleich wird es dann ein Canon der feinern grammatischen Kenntnifs seyn, und es wird endlich einmal einen Autor geben, aus dem man Beweisstellen in solchen Dingen wird citiren können, ohne zu fürchten, falsche Lesarten und Fehler statt Zeugen der Wahrheit zu finden. Der Gedanke über die Urheber der Homerisch genannten Gedichte beschäftigt mich in eben dem Grade mehr, als er dem Horizont meiner Kenntnisse und Beurtheilung näher liegt. Ich werde den ganzen Homer jetzt hintereinander durchlesen, ohne mich zu praeoccupiren, blofs als hätte ich einen solchen Gedanken gehört, auf meine Empfindungen merken, und Ihnen diese en gros sagen. Das Détail kann ich erst Ihrem künftigen Détail hinzu- oder entgegensetzen.

Die Arbeit mit dem Hesiodus fange ich heute an. Ich liefere alle Woche 50 Verse, mehr oder weniger. Zu soviel haben Sie ja wohl nebenher Zeit. Sie müfsten nun erstlich sich über meine Ideen erklären, nur mit Ja, Nein. Denn da ich mir was ich Ihnen schreibe notire, so ist ein kurzes Beziehen darauf hinlänglich. 2) Die Verse selbst,

auch die von mir nicht berührten, durchgehn. Wie ich dann Ihre Briefe bekomme, notire ich Ihre Resultate zum Text und so hätten Sie am Ende einen schon einmal ganz von Ihnen revidirten Text. Doch ich beginne, und thue blofs, als wäre ich in die Nothwendigkeit versetzt, die *ἔργα* abdrucken zu lassen.

V. 1. 2. werden also so:

Μ. Πιερίηθεν, ὁ. κλείουσαι,
Λεῦτε, Λί ἐννέπετε, σφέτερον πατέρ', ὑμνείουσαι·

Die Interpunction V. 2. habe ich darnach gemacht, dafs Sie *ἐνν.* und *ὑμν.* zusammennahmen.

V. 3. *ὅντε* statt *ὅν τε* (in Loesner) und am Ende ein kleines Punctum. *φατοί τε·*

V. 4. klammere ich ein. 1) wegen der Wiederholung, die mir aber unbedeutend scheint. 2) wegen des Zusammenhangs. Soll der Vers bleiben, so mufs, wie Graevius auch will, er für sich heifsen: nob. ignob. sunt Jouis m. vol. nicht aber mit *ὅντε διὰ* zusammengenommen werden, und so ein Zwischensatz stört V. 3. u. 5. Aufs mindeste machte ich Parenthese (— —).

V. 5. Sie schreiben *ῥέα*. Doch geht die Synizesis der langen und kurzen Silbe nicht an? Denn Schol. d. Hephaestion giebt sie ausdrücklich (p. 79.) zu und citirt Il. XXIV. 769. *δα͞ερων η* cet. und doch ist prima in *δαηρ* lang Il. III. 180. XIV. 156. (Denn XXIV. 762. kann auch Synizesis seyn.)

V. 6. hinter *ἄδηλον ἀέξει* ein (·)

V. 7. hinter *κάρφει* ein (,) wegen der Länge des Satzes, wenn alles unmittelbar von *Ζεὺς* abhängen soll.

V. 11. wird also abgesetzt.

V. 15. *σ. ὔ. τ. φ. βροτός*, denn hier mufs der Leser inne halten, und da machen Sie doch den acut.

V. 15. am Ende ein (,) und ebenso

V. 16. hinter *βουλῇσιν* ein (,)

V. 17. streiche ich das (,) hinter *ἑτέρην* weg. Es ist von Einer Eris die Rede, und alles gehört zusammen. Muſs *ἐρεβεννὴ* den acut bekommen?

V. 19. möchte ich wieder *γαίης τ' ἐν ῥίζῃσι* einführen, damit man es recht eng mit *κ. ἀνθρ.* zusammennimmt. Aber sonst heifst ja Wurzeln der Erde, unter der Erde?

V. 20. des Metrums wegen, *ἀπάλαμον* obgleich Hephaest. p. 5. auch Beispiele von verkürzten Silben vor *μν*, selbst im Hexameter anführt.

V. 21. Comma hinter *χατίζων*. Alium intuens, diuitem scilicet.

V. 22. Kein Comma hinter *φυτεύειν*, das mit dem Folgenden genau zusammenhängt.

Mit V. 21—23. habe ich jezt eine andre Meinung. Ich glaube weder an *οὗτος* noch eine Ellipse hinten, sondern nehme *ἰδὼν* absolut für „sieht" mit ausgelassenem *ἐστὶ*. Der Zusammenhang ist dann sehr gut: „welche zur „Arbeit erweckt. (V. 20.) Denn der Müfsige sieht auf den „Reichen, welcher et cet." Daher möchte ich *)

V. 23. hinter *θέσθαι* ein völliges Punkt. Und *ζηλοῖ* von neuem angehn lassen.

V. 24. klammre ich ein. 1) Das *τε* im V. 23. bezieht sich auf *καὶ* V. 25. V. 24. stört also. 2) Die Folge des Beneidens wird viel schlagender. 3) Der Vers hinkt sehr. Vorzüglich die gute Eris.

V. 28. Muſs nicht *μὴ δέ* getrennt erscheinen?

V. 30. Zöge ich *ὥρῃ* vor. Der Arme hat keine Sorge um andrer Zank, ist nicht so gut, als er hat keine Zeit dazu.

V. 31. Muſs *ὅτινι* nicht Ein Wort seyn.

*) Hiezu die Randbemerkung: „Aber die Hiate? Doch wuſsten Sie ja ein *εἶμι* im Homer."

V. 32. *ὡραῖος — τὸν γ. φ. Δ. ἀκτὴν* — in Parenthesen.

V. 34. hinter *ἀλλοτρίοις* ein Colon. Das *δεύτερον* bleibt mir unverständlich.

V. 39. *τήνδε*. Das *ἐθέλουσι δικάσασαι* ist höchst sonderbar. Indefs ists doch wohl nicht anders zu erklären, als: *ἐθέλοντες ἐδίκαζον*, volentes i. e. (oder vielmehr soll seyn) pro lubitu.

V. 40. Hinter *νήπιοι* (,) nicht Colon.

V. 48. mufs es *ἀγκυλομήτης* oder *ἀγκυλόμητις* heifsen?

V. 49—53. fällt mir nichts ein.

Hier haben Sie mein Nichts. Denn darauf möchte das Wahre hinauskommen. Der Kurze habe ich mich möglichst befleifsigt. Daher manchmal der Ton ex cathedra.

Meine Frau grüfst Sie herzlich, und dankt noch innigst für die schönen Tage. Hannchen, die wir sehr grüfsen, hat ein Etui für die Stricknadeln hier gelassen, das mit nächster Gelegenheit, auch wenn Sie wollen, mit der Post, überkommen soll. Ihrer Frau Gemahlin unsre herzlichste Empfehlung.

Den Larcher vergessen Sie doch nicht? Hätten Sie wohl Dorvills vannus critica? Zum Heph. brauchte ich sie wohl.

Adieu, liebster Freund! Ewig Ihr

Humboldt.

V.

Auleben, den 23. Jan. 1793.

Es ist nicht meine Schuld, theuerster Freund, dafs ich Ihren lieben freundschaftlichen Brief vom 6. d. M., der mir eine so herzliche Freude gemacht hat, so spät beantworte. Erst am 18. bekam ich ihn von Rosla, so dafs er also wieder 12 Tage unter freiem Himmel herumgeirrt hat, und dafs ich seitdem

nicht eher schrieb, wird wenigstens die Weitläuftigkeit der Beilage, die ich meiner Antwort mitgebe, entschuldigen. Erschrekken Sie in der That nicht, lieber Freund, über das weitläuftige opus, es ist wider meinen Willen weitläuftiger geworden, als ich selbst anfangs dachte, wie Ihnen die Geschichte desselben gleich sagen soll. Sie wissen, dafs ich mich schon lange damit trug, die Ideen niederzuschreiben, die mir das griechische Studium vorzüglich interessant machen. Am gröfsesten wurde diese Lust in mir, als in den glücklichen Tagen, die Sie uns hier schenkten, wir einigemal über die Materie sprachen, Sie mit mir zum Theil übereinstimmten, zum Theil meine Ideen berichtigten, und ich mich vor allem freute, die Wichtigkeit einer ähnlichen Entwickelung von Ihnen anerkannt zu sehen. Zwar sprachen wir wirklich weniger darüber, als anfangs Ihre Absicht schien, und als auch ich wünschte, es rührte aber vorzüglich davon her, dafs meine Ideen noch nicht genug entwikkelt in mir waren, um, da wir im Allgemeinen übereinstimmten, die Verschiedenheiten der feinern Nüancen gehörig auseinanderzusetzen. Nach Ihrer Abreise habe ich oft wieder an den alten Plan gedacht, indefs war ich zu sehr im Zuge des Aeschylus, um mich zu unterbrechen. Ihr lieber theurer Brief weckte indefs meine Lust aufs neue, und es kam die Betrachtung hinzu, dafs Sie Ihrem Briefe so viele mir interessante und lehrreiche Bemerkungen mitgegeben hatten, dafs ich es unmöglich über das Herz bringen konnte, meine Antwort ohne alles gehen zu lassen, das wenigstens irgend Ihre Aufmerksamkeit reizen könnte. Ich versuchte also meine Gedanken so kurz, aber doch zugleich so deutlich aufzuzeichnen, als mir möglich war, und diesen Versuch, die Arbeit zweier Tage, schikke ich Ihnen hier, mein Theurer, in der festen Zuversicht auf Ihre nachsichtsvolle Güte, so roh und unvollständig er ist. Damit er nun nicht auch seinem

Aeufsern nach gleich roh sei, habe ich ihn abgeschrieben, weil, wenn man sich auch einen schlecht geschriebenen Brief, wie e. g. diesen, hineinquält, es doch sehr verdriefslich ist, sich durch einen längern unleserlichen Aufsatz durchzuarbeiten. Diefs sage ich Ihnen blofs, damit Sie nicht aus dem reinlichern Aeufsern des opusculi schliefsen, ich hielte es auch nun für gleich gehobelt in Absicht seines Inhalts. Um nun noch von diesem ein Paar Worte hinzuzufügen, so ist es, wie Sie sehn ein blofses Gerippe, woraus allenfalls kunftig eine wirkliche Abhandlung entstehen könnte. Es fehlen daher nicht allein sehr oft die ausfuhrenden, und eigentlich beweisenden Säze, sondern auch in den Schlüssen manchmal nicht ganz leichte Mittelsäze. Es ist diefs freilich um so schlimmer, da der Gegenstand gar nicht von der Art ist, um bequem in Aphorismen vorgetragen zu werden, sondern vielmehr gar sehr der Ausfuhrung, vorzüglich auch durch historische Beweise bedarf, wenn er die gehörige Wirkung thun soll. Aber ich konnte einmal jezt nicht anders. Denn aufserdem dafs aus diesen Bogen bei einem andern Zuschnitt ein wirkliches Buch hätte werden müssen; so besize ich auch jezt gar noch nicht die zu einer wahren Ausfuhrung erforderlichen Kenntnisse. Es ist mir schon mehrmalen so gegangen, dafs ich, wenn ich in ein neues Fach trete, und allenfalls die Aufsenlinien übersehe, mich dieser Anblick dergestalt begeistert, dafs ich mit zu reden anfange, als wäre ich längst darin gewesen. Nur Schade dafs der Zuhörer des Irrthums bald gewahr wird. Hier nun z. B. bin ich erstlich moralisch im Voraus gewifs viele historische Data zu übersehen, fürchte ich zweitens manche aus einem falschen Gesichtspunkte anzusehen, und fuhle ich drittens, dafs ich Mehreres, was ich auch für völlig wahr halte, nur aus einem gewissen noch dunklen Gefuhl habe, und dafs mir die wahren beweisenden Data noch

fehlen. Vorzuglich habe ich gerade fast blofs Dichter, einzelne Stükke aus Historikern und den Plato gelesen, also lauter Schriftsteller, die sehr zu einer idealischen Vorstellung führen. Die, welche davon das Gegentheil thäten, z. B. Aristophanes, fehlen mir noch ganz. Es ist daher auch ganz und gar meine Absicht nicht, jezt, oder bald, oder nur in den nächsten Jahren diese Aphorismen ordentlich auszuarbeiten. Sie sollen mir nur dazu dienen, mir bestimmt und vollständig meine jezigen Ideen darzustellen, damit ich meine zunehmenden Kenntnisse damit vergleichen, und sie nach und nach berichtigen kann. Es kann diefs, meiner Art zu schreiben nach, um so eher geschehen, als ich gerade nur so lange recht von Ideen überzeugt bin, als ich sie im Kopfe trage, hingegen gleich zweifelhaft werde, sobald sie nur auf dem Papier stehen. Wollten Sie mir nun, liebster Freund, bei dieser Prüfung und Sichtung behülflich sein, so erzeigten Sie mir dadurch einen in der That überaus grofsen und wichtigen Dienst. Bis zum 17. §. glaube ich, werden Sie mit mir einstimmiger sein. Diese Säze enthalten mehr die eigentlich philosophischen Prämissen, die ich nicht so weitläuftig ausgeführt haben würde, wenn ich nicht bei gröfserer Kurze für die Klarheit gefürchtet hätte. Zwar kann es leicht sein, dafs Sie den Gang nicht billigen, den ich genommen, aber das ist an sich unwesentlicher. Dafs der Endzweck des Studiums des Alterthums Kenntnifs der Menschheit im Alterthum ist, sind Ihre eignen Worte, und dafs diese Kenntnifs, neben anderm Nuzen, den sie stiftet, und den ich in dem ersten §. abgesondert, auch ganz besonders zur Bildung des schönen menschlichen Charakters beiträgt, daran zweifeln Sie gewifs nicht. Vom §. 18 an aber bis zu Ende sind es meist historische Säze, oder das Raisonnement ist doch mit solchen gemischt. Um nun an Ihrer Zeit so viel als möglich zu

schonen — die ich warlich auch aus eigennüzigen Absichten so sehr ehre — wünschte ich, Sie schrieben blofs *richtig* oder *falsch* oder *perpende* dazu, und wollten Sie noch mehr thun, so fügten Sie allenfalls ein Geschichtsdatum hinzu, das mich widerlegte, oder einen Autor, der mich auf einen andern Gesichtspunkt führen würde. Da der ganze Aufsaz allein dazu dienen soll, die Ideen bei künftigem fortwährendem Studium nur zu prüfen, so ist mir in der That auch die Belehrung am liebsten, die mir blofs zu zweifeln und weiter nachzuforschen befiehlt. Was ich von Uebersezungen sage (§. 42.), werden Sie keine Trostgründe für einen angehenden Uebersezer nennen, und in der That ists eine undankbare, und doch so saure Arbeit. Allein bei mir entsteht alle Lust zu übersezen aus wahrhaft enthusiastischer Liebe für das Original, und so wie mir es der unerträglichste Gedanke wäre so zu übersezen, dafs man das Original darum weniger läse, so ist mir in Wahrheit der der liebste, dafs man meine Uebersezung wegwerfe um jenes in die Hand zu nehmen. Der Uebersezer ist allemal in der Gruppe nur die Nebenfigur und er hat das Höchste gethan, wenn die Hauptfigur durch ihn mehr hervorspringt. Diese Einfälle denke ich in der Vorrede zum Menexenus noch mehr auszuführen. Doch genug von meiner Beilage.

Für die Aeschyleischen Emendationen meinen herzlichsten Dank. Sie scheinen mir alle richtig und nur etwa die von Scaliger Suppl. 886. zweifelhaft, ob ich gleich nichts Bessres vorzuschlagen wüfste. Am richtigsten dünkt mich die Choeph. 938. von Matthiae und die erste Valkenaerische Choeph. 530. Nur hat Pauw schon, wie ich eben sehe gerade so emendirt und interpretirt.

Noch herzlicher aber danke ich Ihnen für die Herodoteischen. Ich finde meine Zweifel alle vollkommen be-

friedigend aufgelöst, und die Offenherzigkeit Ihres Geständnisses Ihrer Unwissenheit in der Ziegeldekkerei hat mich sehr belustigt. Das Papier über den Herodot schikke ich Ihnen nicht zurück, da es mir nicht Ihre Meinung scheint. Was Sie mir von Ihren Papieren gesagt haben, mufs es auch leicht bei mir gleich sicher aufgehoben sein. p. 5. oben haben Sie wohl bei Ihrer Emend. ἐπὶ πεντεκαίδεκα γενεάς hist. Gründe, die ich einmal aus Larcher oder sonst wo einsehe. c. 41. l. 10. wo Sie πρὸς δὲ, ἐς τοῦτο καὶ σέ in πρὸς δὲ τούτῳ καὶ σέ ändern, hätte ich keinen Fehler vermuthet, da mir ἐς τοῦτο und ἔνθα einander zu respondiren schienen. Indefs submittire ich natürlich, wenn Sie die vulg. für gar nicht oder minder griechisch halten. Weil Sie es verlangten schikke ich Ihnen wieder eine Anzahl mir dunkler Stellen. Um Ihre Zeit zu sparen habe ich nur die wichtigsten ausgewählt und blofs die Worte, die mir dunkel sind aufgemerkt. Sollten Sie irgendwo über die Schwierigkeit zweifelhaft sein die ich gefunden hätte; so bitte ich Sie nur blofs eine Uebersezung beizufügen. Diese Bitte, mein Theurer, thue ich unsrer neulichen Verabredung zufolge. Sonst aber hätte ich Ihnen einen andern Vorschlag zu machen, den Sie, denke ich, wohl annehmen. Sie beschäftigen Sich doch jezt nicht ex professo mit dem Herodotus, und es kostet Ihnen daher wirklich verlorene Zeit, wenn Sie ihn auch mir zu Liebe nur durchblättern. Auch ist es natürlich, dafs entblöfst von allen Hülfsmitteln, wie ich bin, mir Schwierigkeiten aufstofsen, die ich durch den Larcher oder Portus leicht selbst heben könnte, und entsetzlich wäre es doch, wenn Sie Armer meinen Büchermangel entgelten sollten. Meine Absicht beim Herodotus ist jezt zwiefach. Einmal ihn mit meiner Frau zu lesen. Diefs kann ich immer mit Nuzen, wenn ich gleich manchmal sagen mufs: diefs verstehe ich nicht. Denn da ich

sehr behutsam bin, wird es nur äuſserst selten sein, daſs ich sie etwas falsches lehre. Ich lasse lieber mein *οὐκ οἶδα* erschallen. Dann ihn vorläufig für mich zu lesen. Dieſs halte ich von Nuzen. Man wird mit der Manier, den Wendungen, Redensarten des Autors bekannt, und braucht den Interpreten nicht soviel aufs Wort zu glauben, wie doch sonst in den ersten Büchern nicht fehlen kann. Endlich prüft und übt das Lesen ohne Kommentar, wie Sie auch in Ihrer Vorrede ad Odysseam sagen. Aus diesen Gründen ist es mir nicht so peinlich auch über mehrere Stellen ungewiſs zu sein. Ich zeichne sie auf, sehe sie von Zeit zu Zeit an, streiche aus, die ich dann verstehe, und erwarte für die übrigen eine andre Zeit. Sobald ich nun jezt mit dem Aeschylus, Uebersezen des Menexenus und der Rede des Thucydides, und dem Pindar (i. e. dem Durchlesen der mir noch übrigen Hälfte) fertig bin, also etwa diesen Herbst kaufe ich mir den Larcher (was ich jezt blofs darum nicht thue, weil ich jezt nicht soviel Zeit auf den Herodotus wenden mag, und weil jene oben gesagten Gründe mir wichtig sind). Ich lese ihn dann von neuem, vergleiche den ganzen Larcher genau, und schreibe gleich genau auf, wo mir Larcher noch Zweifel gelassen hat, wo ich ihn unrichtig glaube u. s. w. und dehne meine Aufmerksamkeit dann vorzüglich auch auf die Chronologie aus, wozu ich jezt die Data sammle. Auf diese Weise hielte ich es daher nun am gerathensten, ich beschwerte Sie jezt nicht mit Fragen, theilte Ihnen aber alsdann alle meine Resultate dieser vollständigen Lektüre mit. Genehmigen Sie diesen Plan: so erwarte ich also auch keine Antwort auf den hier beigelegten Zettel und bitte Sie um diese nur auf die Eine angestrichene Stelle c. 86., weil dort etwas ist, das vielleicht einer Pindarischen Licht gäbe. Auf alle Fälle aber bitte ich Sie, wo Larcher Licht giebt, ihn nur trokken weg mit

einem L. zu citiren. Sie müssen in der That Ihre Zeit schonen, theurer Freund, und Sich Ihre Freundschaft nicht verführen lassen.

Auf die Lehre der temporum habe ich nicht versäumt Acht zu geben. Herodotus I. 80. *l.* 21. 25. kommt ein paullo post fut. vor. Die Stelle heifst τῇ (scil. ἱππικῷ) δή τι καὶ ἐπεῖχε ἐλλάμψεσθαι ὁ Λυδός. Diefs verstehe ich: „wodurch der Lydier glaubte oder vertraute, dafs er glänzen werde." So wäre es also, dächte ich die zukünftige Zeit der noch anzufangenden Handlung und zwar in significat. media. Sagten Sie mir aber nicht, dafs Sie das p. p. fut. für das passiuum der zukünftigen Zeit der vollendeten Handlung hielten? Sie verbänden mich sehr, wenn Sie mir hierauf antworteten. Vielleicht ist diefs tempus auch im Herodotus noch ebensowenig in der nachherigen bestimmten Bedeutung, als im Homer. Her. I. 112. *l.* 15. kommt ein Beispiel des fut. der vollendeten Handlung βεβουλευμένα ἔσται vor. Hätte ich Sie recht verstanden (aber ich habe Sie vielleicht sehr misverstanden) so müfste da auch ebensogut ein p. p. f. (wenn es nemlich gebräuchlich ist) βεβουλεύσεται stehen können. Her. I. 120. *l.* 7. accentuirt Reitz ἔστί τε. Diefs ist ja, dächte ich, nach derselben Regel nach der einige ἄνδρά μοι u. s. w. schreiben. Ich merke es an, weil Sie, wenn ich mich recht erinnere, zweifelten, was Reitz in solchen Fällen für einer Meinung folge.

Nun, lieber Freund, damit Sie sehen, dafs ich Ihre Zeit auch nicht zu sehr schone, sobald es nur Schriftsteller betrift, die Ihnen gerade nahe liegen, noch ein Paar Homerische Stellen. Il. XII. *v.* 399. πολέεσσι δὲ θῆκε κέλευθον. Aus Köppen sehe ich, dafs Sie τεῦχε lesen. Ich vermuthe aus dem Grunde warum auch Il. I. 2. das ἔθηκε anstöfsig ist. Aber *v.* 411. und 418. steht θέσθαι. Ist da

nicht dieselbe Schwierigkeit, oder macht es einen Unterschied, dafs hier das med. steht? Il. XIII. *v.* 119. *περὶ κῆρι* wohl *πέρι κῆρι* wie Sie mir auch, dünkt mich, schon sagten. Il. XIII. 237. sagt Köppen dafs *ἀρετὴ* ergänzt werden soll, und freilich weifs ich nichts andres. Aber bleibts nicht immer hart? Il. XIII. 585. ist *ἀπὸ νευρῆφιν* mit dem Dat. doch gar zu sonderbar. *φιν* wird aber auch zu gen. gesezt v. gr. *Ἐρέβεναφιν*. Könnte man nicht *νευρῆσφιν* lesen oder nicht *νευρῆφιν* mit ausgelassenem *σ* der gen. sein. Freilich sind das aber wohl monstra verborum, die nirgend vorkommen. Zum Schlufs noch den Poseidon *γαιήοχος*. Diefs übersezt Vofs immer Erdumgürter. Köppen aber erklärt es nach Art des *πολισσοῦχος* und führt an, dafs beim Sophocles der Artemis diefs Epitheton gegeben wird, und ich selbst fand es neulich von Jupiter im Aeschylus. Was ist denn hier richtig?

Schneiders Versuch über Pindar habe ich durch Keyser in Erfurt bekommen. Ich habe Ihnen noch ein Exemplar verschrieben, und kriegte ich es nicht, so gehört Ihnen auf alle Fälle das meinige. Es ist in einem geschrobenen affektirten Style geschrieben, aber übrigens ein wahrhaft treffliches Produkt. Noch hat mir kein Ausleger des Pindar so Genüge gethan, als Schneider, und die wenigen Stellen, die er erklärt, sind in einer äufserst schönen Manier. Es sind gar nicht eben die schwersten. Aber seltsame Wendungen, Tropen, die er durch mehr Belesenheit, als die andern Herren dazu bringen, äufserst schön erklärt. Aber über den Versbau macht er mich aufs neue ganz verwirrt. Hören Sie nur! Nachdem er ein Fragment aus dem Dionysius citirt hat fährt er fort: „ich habe den Gr. Text nach seinen *natürlichen* Gliedern geordnet, nicht nach der *künstlichen* Form, in welche Aristoph. oder ein andrer Silbenmesser die pind. Oden mit Gewalt gezwängt hat. Diese

Abtheilungen halte ich für eine pedantische Grille, welche den Wohlklang und Rhythmus der Komposition zernichtet, und den Begriffen eines gesunden Menschenverstandes zuwiderläuft. Sollte auch, was ich mir aber keineswegs einbilden kann diese Abmessung der Silben und Verstümmelung der Glieder mehr zum Behufe des Gesanges erdacht worden sein, als um die müssige Zeit eines hirnlosen Kopfs zu beschäftigen, wozu behält man sie noch jezo bei, da wir Pindars Poesie nicht mehr singen u. s. f." Wie hirnlos mufs nun der sein, lieber Freund, der diese Silbenmaafse, die Schn. weiterhin mit dem eisernen Bett des Procrustes vergleicht, ins Deutsche übertragen will. Ich freue mich ordentlich, dafs ich in so glücklicher Unwissenheit die erste Ode übersezt habe; sonst hätten mich die Schwierigkeiten gewifs zurückgeschreckt. Indefs bin ich doch jezt fest entschlossen, mit eignen Augen zu sehen, soviel sich jezt noch über Pindars Musik und Versbau sehen läfst, und danach meine Uebersezung soviel ich kann, zu formen. Bis ich das weifs, will ich nicht übersezen, und fällt mich die Wuth zu rasend an, so sollens die Chöre entgelten, und zu Vorübungen dienen. Gegen Schn. Raisonnement aber habe ich manche Zweifel. Ein bestimmter Silbenfall ist offenbar im Pindar. Dieser mufs nothwendig seine Cola haben, und nun soll er mir zeigen, wie diese herauszubringen sind, ohne auch sehr nah verbundne Redetheile, oder gar Wörter zu theilen. Dazu kommt nun, dafs nicht blofs nach Grillen der Grammatiker, sondern nach dem Gefühl des feinen gebildeten Ohres gewisse Füfse unverträglich mit einander sind, und man sie also nicht zusammenbringen darf. Man versuche nur im Deutschen völlig freie Verse, wie einige Klopstokkische Oden und die Vossische Uebers. d. 1. Pyth. zu machen. Man wird sich oft gedrungen fühlen, ohne Rücksicht auf den Sinn ein Colon zu schliefsen.

Ueberdiefs müfste ja dann dieselbe Verwirrung in den Chören herrschen. Uebrigens aber nimmt Schn. so sehr an, dafs auch unsre jezigen Pindarischen Oden gesungen wurden, dafs er nicht einmal eine besondre Beweisstelle dafur anfuhrt.

Nun, mein Theurer, werden Sie des Geplauders wohl genug haben. Ich soll nicht Ihres Hierseins erwähnen. Ich darf Ihnen also nicht für die glücklichen Tage danken, die Sie uns machten, Ihnen nicht sagen, wie wir Sie vermissen, Sie nicht bitten, noch einmal Auleben wiederzusehn, ehe wir es verlassen?

Meine Frau dankt Ihnen sehr für das niedliche Geschenk, und noch mehr für Ihren freundschaftlichen Brief. Sie schriebe Ihnen schon selbst heute, wenn nicht die Kleine ihr so wenig Zeit liefse. Sie trägt mir auf, Sie herzlich zu grüfsen, Ihnen noch einmal recht innig für die Freude zu danken, die Ihre Anwesenheit auch ihr machte, und Sie um Verzeihung zu bitten, wenn sie ihre Antwort noch aufschieben mufs.

Die Bücher erwarte ich noch diese Woche, nach dem, was Sie mir schreiben. Wenn dieser Brief spät ankommt, so wundern Sie Sich nicht. Ich mufs ihn, da ich die Posttage nicht weifs, auf gut Glück nach Rosla schikken. Jezt aber werde ich mich danach erkundigen.

Empfehlen Sie uns herzlich Ihrer Frau Gemahlin und bitten Sie sie in unserm Namen, Ihnen bald wieder eine Kur anzurathen.

Nun leben Sie wohl, theurer unvergefslicher Freund, und behalten Sie lieb Ihren Ihnen

ganz eignen,
Humboldt.

[*Nachschrift.*] Wie steht es mit dem Menon? Ich bitte sehr für ihn. Ich habe mir schon ein Mittel ausgedacht, wenn ich ihr

Macrt. bekomme. Ehe es geschieht, oder sobald ich es habe, lese ich den Menon blofs für mich, ohne dasselbe anzusehn durch und mache meine Zeichen zu den Stellen. So erreichen Sie, dächte ich, am ersten 3 Ihrer 4 Absichten. Denn die des Bemerkens einer Unrichtigkeit in Ihren Noten lasse ich nicht gelten. Es bleibt also nur für mich auf das zu sehen übrig, was zu viel oder zu wenig oder undeutlich in meinen Augen ist.

[*Randschriftlich.*] Meinen Aufsatz, Lieber, hätte ich gern in einigen Wochen zurück. Ich habe nichts als ein brouillon in halben Hieroglyphen davon.

VI.

Auleben, 6. Februar 1793.

Wie angenehm, theurer Freund, war heute mein Erwachen, als das Erste, was mir gebracht wurde ein Brief von Ihnen war. Ich rifs ihn mit grofser Begierde auf, und wenn gleich meine Freude dadurch wieder vermindert wurde, dafs ich sah, dafs Sie so lange ohne Brief von mir geblieben waren, so gewährte mir doch auch auf der andern Seite die Ungeduld, mit welcher Sie diesem Brief entgegensehen eine herzliche und innige Freude. Wie soll ich Ihnen für diese Wärme Ihrer Freundschaft, für diese liebevollen Erinnerungen an die Tage, die wir hier mit einander verlebten, danken? wie Ihnen nur mit der Innigkeit, mit der ichs empfinde sagen, wie unendlich und unbeschreiblich theuer mir jedes Andenken an jene Tage, und jezt jede Zeile Ihrer Hand ist? Wir sehen uns ja, hoffe ich, bald wieder und Ein Augenblik der Gegenwart ist dann mehr, als alle Briefe. Lassen Sie mich also von diesen Empfindungen in Briefen ganz schweigen, so schwer es auch ist, da man so ewig auf sie zurückgeführt wird. An Ihrem langen unbefriedigten Aussehen nach Briefen von mir bin

ich nicht Schuld, theurer Freund, sondern die Verdammniſs trift allein die Post. Mein Brief, den Sie nun doch Gottlob haben werden, wird Ihnen gesagt haben, daſs ich die Antwort auf Ihren ersten Brief höchstens um 2 oder 3 Tage aufschob. Ehe ich ihn noch abschickte erhielt ich Ihren zweiten mit dem Wood und heute Ihren dritten vom 28. Jan. der also wieder wenigstens 9 Tage unterwegs war. Alle Schuld, die auf mich fallen könnte, wäre also, Ihnen nicht schon vor Ihrem ersten Briefe geschrieben zu haben, und da erwartete ich täglich den Ihrigen, der aber auch so lange herumirren muſste. Da ich neulich den Wood über Nordhausen geschwinder erhielt, so mache ich es heute so. Diesen Brief schikke ich übermorgen (den 8ten denn die Post geht erst den 9ten und ich schreibe nur heute schon, weil ich morgen und übermorgen nicht füglich Zeit habe) nach Rosla und an demselben Tage lasse ich auch ein Paar Zeilen an Sie nach Nordhausen gehen. Sie werden mir dann sagen, was Sie zuerst erhalten. Mein lezter Brief war, damit Sie auch da die Zeit genau berechnen können am 25. Jan. von hier und am 27sten Jan. von Rosla abgegangen. Zugleich werde ich mich jezt in Rosla erkundigen lassen, ob nicht die Briefe auch dort liegen bleiben?

Ich bin seit Ihrer Abreise in meiner Tafel-Bibliothek (ein Ausdruck, der zu schön ist, um ihn untergehen zu lassen) fortgefahren und habe die Supplices, den Agamemnon und die halben Perser auſser dem gewöhnlichen Lesen mit meiner Frau im Homer und Herodotus geendigt. Der Agamemnon hat mich sehr stark angezogen, er ist wohl unstreitig Aeschylus schönstes Stuck, und wenn mir die Musen zusagten, übersezte ich die Chöre gern. Der Schwierigkeiten sind freilich unglaubliche, aber eben sie reizen auch wieder, und troz seiner Weitläuftigkeit hat doch auch Schütz viel gethan, so oft er mir auch Gelegenheit zu zweiflen ge-

lassen hat. Denn mir begegnet in dem Schützischen Kommentar sehr häufig, dafs ich die Beweise bald für die Bedeutung eines Worts, bald für die Richtigkeit einer Construction vermisse, dafs ich also anstehe, und doch weder ihn einer Unrichtigkeit zu überführen, noch etwas Besseres anzugeben weifs. Dann ist auch statt der Interpretation so oft Uebersezung und bei dieser scheint es ihm oft mehr auf eigne gute diction, als auf praecision angekommen zu sein. Daher bin ich fast noch von keinem Commentator so oft mit schwankenden Begriffen weggegangen. Ende dieses Monats hoffe ich den Aeschylus ganz und gar zu absoluiren, und gehe dann an den Thucydides.

Den Wood und Chevalier habe ich gleich in 2 Tagen gelesen, der Wood hat mir bei manchen chimärischen und manchen unbefriedigenden Raisonnements dennoch viel Freude gemacht, und der Chevalier unendliche. Was Sie auch sagen, lieber Freund, es ist doch gewifs ein grofser Genufs selbst in Troas herumzuwandern, und die Sonne hinter dem Athos untergehn zu sehen. Auf der Spize des Ida sollen Sie selbst mir Recht geben. Im Chevalier sind mir 2 Heyniana aufgestofsen, die ich Ihrer Prüfung unterwerfen mufs. Im Register las ich: Thucydides I. 11. berichtigt. Da mir die Stelle lang schwierig gewesen war, können Sie denken, wie begierig ich nachschlug. Die Stelle heifst nemlich *ἐπειδὴ δὲ ἀφικόμενοι μάχῃ ἐκράτησαν, δῆλον δέ. τὸ γὰρ ἔρυμα τῷ στρατοπέδῳ οὐκ ἂν ἐτειχίσαντο. φαίνονται δ' οὐδ' ἐνταῦθα πάσῃ τῇ δυνάμει χρησάμενοι, ἀλλὰ πρὸς γεωργίαν τραπόμενοι.* oder nach Heilmanns Interpunction, welcher Heyne folgt *Ἐ. δ. ἀ. μ. ἐκράτησαν, (δῆλον δέ· τὸ γὰρ ἐ. τ. στρ. οὐκ ἂν ἐτειχίσαντο) φαίνονται* u. s. w. In dieser angeblichen Berichtigung nun will Heyne *οὐκ* ausstreichen, oder vielmehr er sagt nur, „man sollte diefs denken" und läfst den Leser in der Ungewifsheit. Ich ge-

stehe, dafs ich das nicht denke. Mir sind bei der Stelle 2 Fragen schwierig: 1) welchen Saz soll die Parenthese beweisen den vordern oder den nachfolgenden, und wie thut sie diefs dem Sinne nach? 2) von welcher Mauer ist die Rede? der Homerischen oder einer früheren? ad 1) erfordert der Sprachgebrauch nothwendig die Parenthese auf den vorhergehenden Saz, den Sieg zu ziehen. Auch sehe ich hier nicht die von Heyne erregte Schwierigkeit. Wenn ein Heer in einem fremden Lande sein Lager befestigt, mufs es freilich Besorgnisse haben (wie die Griechen wegen Achills Entfernung) aber es mufs auch wenigstens soviel Vortheile gewonnen haben, um soviel festen Fufs fassen zu können (wie denn die Griechen auch nach der ersten Schlacht und dem unentschiedenen Zweikampf Ajax und Hektors wenigstens nicht besiegt waren). ad 2) aber ist die Schwierigkeit gröfser. Spricht Thucydides von Homers Mauer, wie hängt da das erste Jahr mit dem zehnten zusammen? Hier also scheint Heynes Emendation zu passen. Allein streiche ich das *οὐκ* weg; so scheint mir die Periode mangelhaft. Ein so genauer Schriftsteller wenigstens, als Thucydides, hätte bestimmter geredet. „Sie siegten, denn sonst hätten sie eine Mauer gebaut." Jedem mufs hier einfallen, aber sie bauten ja eine? und Thucydides hätte, um genau zu reden, nothwendig sagen müssen „sonst hätten sie *gleich, im ersten Jahr* die Mauer gebaut." Dem wüfste ich nicht abzuhelfen, als indem ich *ἀφικόμενοι* in Gedanken wiederholte „ankommend hätten sie u. s. w. welches immer hart ist. Lasse ich also *οὐκ*, was ich, wenn Sie mich nicht eines Besseren belehren, zu thun entschieden bin; so komme ich auf eine frühere Mauer zurück. Eine solche nennt auch der Scholiast zu dieser Stelle. Woher? entscheidet meine Tafel-Bibliothek nicht. Aber seine andre gleich folgende Nachricht, dafs Acamas und

Antimachos den Akkerbau in Troia dirigirt, könnte vielleicht auf eine Spur führen. Sonderbar ist es nun, daſs Köppen, ohne wenigstens den Thucydides anzuführen, in dem Homer selbst eine frühere Mauer findet, und dabei gar keinen Zweifel hat. Die Stelle ist Il. XIV. 31. 32.

τὼς γὰρ πρώτας πεδίονδε
Εἴρυσαν, αὐτὰρ τεῖχος ἐπ' αὐτῇσιν ἐβείρατ'.

und in der That scheint das ***Ziehen*** und ***Bauen*** hier zu Einer Zeit geschehen zu sein. Indeſs schlägt Nestor den Bau einer Mauer so feierlich vor, und Neptun hat ein so groſses Wunder darüber, daſs ich mich nicht enthalten kann zu glauben, nach Homer wenigstens sei diese Mauer die erste aller ihm und den Griechen bekannten, und eine ganz neue unerhörte Sache gewesen. Ja, ohne den Grabhügel, mit dem schon quasi aliud agendo ein groſser Theil der Arbeit gethan war, scheint es selbst, daſs Nestor nicht auf den Einfall gekommen sein würde. Sagen Sie mir doch Ihre Meinung. Aber daſs Heyne, selbst wenn das Weglassen des *οὐκ* richtig ist, etwas *so* Vorgetragenes eine Berichtigung nennt, ist stark.

Das Zweite ist die Stelle Il. XVI. 397.

μεσηγὺ
Νηῶν καὶ ποταμοῦ καὶ τείχεος ὑψηλοῖο

Hier soll Patroclus nach Heyne (p. 257. nt. *x*.) die Troer erst zwischen Strom und Lager und dann zwischen Strom und Stadt verfolgen. Allein so, glaube ich, druckt sich Homer nie aus, und es ist nicht vom ersten Verfolgen des Patroclus hier die Rede, sondern davon, daſs er sie nicht zur Stadt zurückläſst, und nun *μεσηγὺ* u. s. w. angreift und tödtet. Auf der zerstreuten Flucht waren, dünkt mich, sehr natürlich die vordersten Troer schon über den Fluſs gegangen, die hintersten noch diesseits desselben, und Patroclus mit seinen Myrmidonen griff sie nun auf der ganzen Ebene

an. So ist wenigstens Homers Ausdruck völlig genau und wahr.

Jezt lassen Sie mich Ihnen ein Paar Worte über Ihr neuliches Blatt sagen, auf das ich lezthin nicht mehr antworten konnte. Il. Ξ. v. 249. habe ich Ihre Lesart aus Köppen, meiner Quelle für Ihre Edition nicht, sehen können, bin aber, wie ich Ihnen offenherzig gestehe, ganz allein für die vulgata. Die Gründe lassen sich zwar, dünkt mich, schwer deutlich entwikkeln, sie scheinen mir indefs folgende: 1) und vorzüglich, wenn man die Stelle im Zusammenhange liest, ist alles aptius und concinnius, wenn die Rede bis v. 256. allein von der Juno ist, und man fühlt sich durch etwas angestofsen, wenn des Jupiters ἐφετμὴ dazwischen kommt. 2) fällt bei der vulgata der Gegensatz v. 249. ἤδη γάρ με καὶ ἄλλο τεὴ ἐπίνυσσεν ἐφετμὴ und v. 262. νῦν αὖ τοῦτό μ' ἄνωγας ἀμείλιχον ἄλλο*) τελέσσαι bei weitem besser in die Augen. 3) ist wohl für das, was Jupiter gesagt haben könnte ἐφετμὴ nicht das ganz eigentliche Wort, was auch der Scholiast zu fühlen scheint, indem er es durch ἀπειλῇ erklärt. 4) endlich verkroch sich ja der kleine Schlafgötze gleich unter den Mantel der Nacht und Jupiter scheint nicht mit ihm gesprochen zu haben. Das ἅπαξ λεγόμενον ποτὶ ἔσπερα wofür ich Ihnen, als etwas mir ganz Neues, herzlich danke, macht Ihnen meine κουριδίη nicht streitig, aber die schöne Schirminschrift haben wir für ein οἰδαμοῦ λεγόμενον im Homer gehalten. Od. XVIII. 277. läse ich sehr gern ἀνάγουσι, aber Il. 370. hat mir ἀπήγαγεν (von uns und dem Ort seiner Abfahrt weg und nach Hause hin) gefallen. Doch ist wohl der

*) Hiezu die Randbemerkung: „Sie müssen mich hier nicht misverstehn, als glaubte ich der Gegensaz verlöre durch ἄλλοθ', nein! aber durch die zwiefache Person Jupiters und Junos."

Sprachgebrauch nicht dafur? und ich submittire gern Ihrer Critic.

Nun erlauben Sie mir wohl noch einige Homerische Stellen hinzuzufügen, über die ich gern gelegentlich von Ihnen Licht erhielte. Il. *O.* *v.* 459. 460. Wäre hier nicht *μάχην* besser. *Μάχης*, wie jezt steht, kann ich nicht anders construiren als ἔπανσέ (scil. *μιν*) *μάχης εἴ μιν* u. s. w. Allein 1) ist dann der Saz ganz tautologisch, und dann scheint auch 2) *ἀριστεύοντα* darauf zu führen, er hätte der ganzen Schlacht ein Ende gemacht. Müfste, wenn diefs richtig wäre, nicht auch *v.* 460. (aber verzeihen Sie meine sonderbaren Fragen!) *μὶν* wegen des Nachdrucks selbst einen Accent erhalten und ihn nicht auf *εἰ* zurückwerfen? Il. *Π.* *v.* 99. *νῶϊν δ' ἐκδῦμεν ὄλεθρον.* Diesen Dativ und Infinitiv verstehe ich nicht anders als durch eine Ellipse von *δῴη* oder dergleichen. Aber da aufser dem Anruf an die 3 Götter *v.* 97. gar kein Subiect da ist, und die ganz verschiedne Construction *v.* 98. kurz vorhergeht, so ist es doch sehr hart hier auch *θεὸς* oder so etwas ergänzen zu müssen. Auch weifs ich nicht, ob *ἐκδῦμεν* nothwendig der Inf. sein mufs, und nicht ein auf ähnliche Art wie *τιθεῖμεν* verkürzter Optativ sein könnte. In der Grammatik finde ich, dafs die verba in *νμι* bei den Ioniern und Poeten Optative haben, ich gestehe Ihnen aber offenherzig meine Unwissenheit, dafs ich ihre Formation nicht kenne. Nur der Inf. zwischen allen Optativen fällt mir auf. So eben, als ich alles diefs Zeug hingeschrieben habe, sehe ich, dafs Didymus *γένοιτο* supplirt und weiter keine Schwierigkeit findet. Wenn diefs richtig ist, so bitte ich Sie diese Stelle nur auf sich beruhen zu lassen. Il. *Π.* *v.* 500. *νεῶν ἐν ἀγῶνι.* Ich merke diese Stelle blofs an, weil ich mich erinnere, dafs Sie mir über *ἀγὼν* hier etwas gesagt, das mir neu war, das ich aber vergessen. Il. *Π.* *v.* 667. 668. Die

beiden Arten der Konstruktion, die Köppen ad *v.* 667. und 678. hier angiebt, scheinen mir ungriechisch. Ich würde construiren: *κάθ. Σαρτ. κελ. αἷμα, ἐλθών* (nemlich auf dem Schlachtfelde und mit ihm, ihn tragend) *ἐκ βελέων.* Noch fiel mir, was ich aber wieder verwarf, ein *ἔρχεσθαι* hier für gehen machen i. e. tragen zu nehmen (wie *βαίνειν* im Homer sonst steht) und unmittelbar mit *Σαρπ.* zu verbinden, oder zu construiren *ἐλθών* (neml. vom Ida aufs Schlachtfeld) *κ. Σ. κ. αἷμ. ἐκ* (für *ἔξω*) *βελέων* so wie Il. *η. v.* 436. *ἐκ πεδίου* genommen wird. Doch bin ich auch wegen dieser lezten Stelle ungewifs und sie ist noch unter denen, die Sie hier aufzeichneten. So ungewifs, lieber Freund, irrt unser eins noch im Reiche möglicher Konstruktionen herum. Wenn ich das manchmal bedenke, so brauche ich in der That viel, um nicht ganz muthlos zu werden. Doch ich will Ihnen nicht vorklagen. Endlich wünschte ich, Sie sähen Il. *O. v.* 556. und *II. v.* 350. und Köppens Erklärung beider Stellen an, und sagten mir, ob er Recht hat? Dafs alle diese Bitten nur bedingungsweise, wenn nemlich Sie einmal in diese Gesänge der Iliade zufällig verschlagen werden, geschehen, wiederhole ich nicht mehr.

Vom Herodot schweige ich, meinem lezten Brief zufolge. Unter den Stellen, die ich neulich anmerkte, habe ich mir ein Paar schon selbst durch das Fortlesen, wo ähnliche vorkamen, erklärt. Auch weifs ich nicht, wie ich über *νεφῖφι* im Homer so zweifelhaft sein konnte, da *εὐνῇφι* mehrmals vorkommt. Hätte ich endlich den Aufsaz noch einige Tage länger behalten, so hätten Sie ihn nicht bekommen. Ich that neulich einen Blick in mein Brouillon und schämte mich in der That. So flüchtig ist er hingeworfen. Sehn Sie nur auf den guten Willen und verzeihen Sie das Mislingen.

Im Herodot sind wir bei der Nitocris und den immen-

sen Wällen, womit sie den Leuten Wege und Aussicht versperrt. Meiner Frau gefällt er so gut, dafs wir schon den Plan gemacht haben, dafs sie ihn, wenn Ihre Ausgabe erscheint (Sie sehn, dafs sie Zeit genug zum Zulernen hat) übersezen soll. In der That, glaube ich, sollte die Nachahmung dieser Naivetät wenigen so gut gelingen, und Sie selbst werden nicht zweifeln, wenn Sie Sich erinnern, wie sehr sich unsre Sprache verhomerisirt hat.

Giebt es keinen simpeln, wenn auch schlechten Abdruck, des Aeschylischen Textes, oder der 3 lezten Stükke? Schütz säumt so lange und erscheint vielleicht gar nicht, und ich hätte doch gern den ganzen Text.

Nun noch ein Wort aus der modernen Welt, und dann schliefse ich den wieder ellenlangen Brief. Suchen Sie doch Burke's Betrachtungen über die französische Revol. übers. und mit pol. Abhandlungen begleitet von Gentz zu sehen, und durchzublättern. Die Uebersezung ist gewifs meisterhaft, und in den Abhandlungen viel Schönes und wie es mir scheint tief Gedachtes und fein Bemerktes. Empfehlen Sie es der Jungfrau, als einen Prüfstein ihrer Geduld. A propos! was sagt sie von der Hinrichtung des Königs? — Sehn Sie, Lieber, meine Unglücksprophezeihung ist eingetroffen, diese Hinrichtung und dieser abscheuliche Procefs sind doch ein nie auszulöschender Flekken.

Meine Frau grüfst Sie herzlich und liest jezt, so oft sie Zeit hat, in Ihrem Wood. Wenn Sie wüfsten wie oft wir von Ihnen reden! Sie glauben in der That nicht wie unendlich viel Freude uns Ihr Besuch gemacht hat.

Leben Sie recht wohl, theuerster, innigstgeliebter Freund, und behalten Sie uns in freundschaftlichem An-

denken. Ihrer Frau Gemahlin empfehlen wir uns beide ergebenst. Ewig der

Ihrige

Humboldt.

VII.

Erfurt, 31. März 1793.

Ich sollte, meinen Brief, theurer Freund, mit Entschuldigungen anfangen, und Ihnen die Klagen über mein langes Stillschweigen überlassen, aber ich kann mir nicht helfen, ich selbst habe durch dieses Schweigen mehr gelitten, als Sie, wie begierig nach meinen Briefen ich mir auch Ihre herzliche Freundschaft denken mag, und ich kann nicht eher zu etwas anderm kommen, ehe ich nicht meinem Herzen durch Klage Luft gemacht habe. Selten treffen soviele Fatalitäten zusammen, als uns seit unsrer Abreise aus Auleben zugestofsen sind. Nach gut griechischer Erklärungsweise war es der Neid der Gottheit über den ruhigen Winter, und vorzüglich die glücklichen 14 Tage mit Ihnen. Einen oder zwei Tage nach meinem letzten Briefchen an Sie, reisten wir aus Auleben in abscheulichem Wetter ab. Unsre Reise aber ging nicht weit. Eine halbe Stunde vor dem Ort auf dem Wege nach Sondershausen, auf einem sehr schlimmen Berge warfen wir um. Keiner von uns allen hatte Schaden genommen. Indefs können Sie Sich doch den Schrekken und die Besorgnifs meiner Frau für das Kind denken. Glücklicherweise hatte meine Frau, die es im Schoofse hatte, es so gut und fest gehalten, dafs, ob wir andern gleich alle leichte Stöfse hatten, das Kind allein ganz unversehrt war. Bei dem Fall hatte der Wagen gelitten, und wir mufsten unsre Reise auf 2 Tage aufschie-

ben. Da wir dadurch Zeit gewonnen entschlossen wir uns, wenn es möglich wäre, nach Burgörner und nicht nach Erfurt zu gehen. Die Ruhe auf dem Lande und die göttliche Nähe von Halle luden uns so freundlich ein. Aber der Himmel hatte es einmal anders beschlossen. Wir erfuhren, dafs auch dort die Blattern, und sehr bösartige, herumziehn, und so blieb uns nichts, als Erfurt übrig, wo wir nun seit beinah 4 Wochen sind, und in vielen unseligen Zerstreuungen leben.

In dieser Stimmung sollte ich Ihnen, theurer Freund, wohl eigentlich gar nicht schreiben. Aber Ihre letzten Briefe haben mir wieder eine so unendliche Freude gemacht, dafs ich mich täglich mit dem Gedanken gequält, sie noch unbeantwortet gelassen zu haben, und mir nun auch sicher vornehme, nicht nur zu antworten, sondern auch nicht eher zu ruhen, als bis ich über alles das geschrieben, was ich mir auf einem eignen Zettel notirt habe. Fahren Sie ja fort, liebster Freund, mir so quodlibetarische Briefe zu schreiben. Es ist eine gar hübsche Art, die ich nun freilich seltner nachahmen kann, da meine Beschäftigungen einfach, und eben so langsam- als die Ihrigen schnellabwechselnd sind. Wollen Sie aber fortfahren mir auch abwesend recht frohe Stunden zu geben, so legen Sie nur ein weifses Blatt auf Ihren Arbeitstisch und was Ihnen in einzelnen Minuten einfällt, schreiben Sie darauf, es betreffe, was es sey, sobald es Sie nur interessirt. Nach 14 Tagen, 3 Wochen lassen Sie es dann abgehen. Ueberhaupt mufs ich Sie bitten, ja nicht zu denken, dafs mich blofs die Schriftsteller interessiren, die ich so eben unter den Händen habe. Wollen Sie mir hie und da aus Ihrem Tacitus etwas mittheilen, so müsse Sie das nicht hindern, dafs die Römer-Litteratur jetzt bei mir schlummert. Es wird ja kein Todtenschlaf seyn, und innig bin ich

überzeugt, dafs die Griechen dem Tacitus nichts entgegenstellen können. Auch darum freut mich Ihr Interesse für den Tacitus, weil er Ihnen den Cicero aus den Händen windet, vorzüglich den Philosophen, der gar nicht mein Mann ist. Was Ihre letzten Briefe eigentlich Philologisches enthalten, habe ich abgeschrieben, und Sie erhalten nächstens den Zettel, wenn Sie ihn mit andern auslösen. Ueber Eins und das andre denke ich Ihnen noch ein Wort zu sagen.

Vor allen Dingen hat es mich gefreut, dafs meine Skizze über die Griechen mehreren Ihrer eignen Ideen begegnete. Sie hätten mir nichts befriedigenderes sagen können. Ueberhaupt ist es gewifs innig wahr, wenn ich Ihnen versichre, dafs Ihr Urtheil schlechterdings entscheidend bei mir ist, — Sie verstehen mich gewifs recht — nicht eigentlich entscheidend in Absicht der Sache, denn Sie selbst würden mich am wenigsten einen Nachbeter seyn lassen wollen, aber entscheidend als das Resultat des Eindrucks, den meine Arbeiten auf Sie machen, weil ich fest überzeugt bin, dafs Sie mir schlechterdings nichts als die nackte und simple Wahrheit sagen. Auf gleiche Aufrichtigkeit können Sie ganz sicher auch auf meiner Seite rechnen, und wenn Sie mir neulich den Vorwurf machten, dafs ich gesagt hätte, alle Ihre Auflösungen der Herodotischen Stellen hätten mich vollkommen befriedigt, da es doch eine (ich weifs nicht mehr welche) schwerlich gekonnt hätte; so bin ich in der That unschuldig, da ich die nicht mitgerechnet hatte, wo Sie selbst Ihre Erklärung nur für ein pis-aller ausgeben. Sonst ehre ich gewifs nicht nur die Freundschaft, sondern auch den Gewinn zu sehr, den wirklich die Wissenschaft aus gemeinschaftlicher Bearbeitung, wenn gleich mit sehr ungleichen Kräften, ziehen kann, um nicht immer in den Schranken der genauesten Wahrheit zu bleiben.

Sie, liebster Freund, sind der Einzige, der mich diese Freude eines mitunter wissenschaftlichen Briefwechsels geniefsen läfst, und es ist keiner Beschreibung fähig, was Sie mir dadurch geben. Mehrere meiner Freunde habe ich sonst flehentlich darum gebeten; aber viele vergebliche Versuche haben mich von diesem eitlen Bestreben zurückgeführt. So wenige interessirt die Wissenschaft um der Wissenschaft willen, und es ekelt einen an, die meisten so immer auf sich, auf das Scherflein Ruhm und Gewinn, den sie ihnen bringt, zurückkommen zu sehn. Bei Ihnen diefs so total anders zu finden ist mir schon allein eine seltne, und Ihnen so nahe zu kommen, Ihrer werth zu werden, eine so über alles erquikkende Erscheinung gewesen, dafs ich Ihnen nie werde den Eindruck schildern können, den sie auf mich gemacht hat, und immerfort noch macht. Wes das Herz voll ist, des geht der Mund über. An dieses alte und einfache Sprichwort erinnern Sie Sich jedesmal, lieber Freund, so oft ich, gegen meinen Willen, auf den Ausdruck von Empfindungen zurückkomme, die man besser gar nicht auszudrükken versucht. — Aber ich bin ganz von meinem neulichen Aufsatz abgekommen. Der hat noch närrische Fata gehabt. Ich schickte ihn Schillern, dem ich bald darauf schrieb, und da Sie die schönen Ränder so weifs gelassen hatten, bat ich ihn, sich Ihrer anzunehmen. Dies hat er denn auch gethan, und allerlei zugeschrieben. Es sind sehr hübsche Sachen darunter, obgleich Sie denken können, dafs er in das Ganze der Idee, da ihm die alte Litteratur doch nicht geläufig ist, wenig eingegangen ist. Ich schreibe Ihnen hier eine Anmerkung ab, die, dünkt mich, eine genievolle Idee enthält, ob auch eine wahre? mögen Sie selbst entscheiden.

„Sollte nicht von dem Fortschritt der menschlichen Kultur eben das gelten, was wir bei jeder Erfahrung zu

bemerken Gelegenheit haben? Hier aber bemerkt man 3 Momente."

„1. der Gegenstand steht ganz vor uns, aber verworren und in einander fliefsend."

„2. wir trennen einzelne Merkmale, und unterscheiden. Unsere Erkenntnifs ist deutlich, aber vereinzelt und bornirt."

„3. wir verbinden das Getrennte, und das Ganze steht abermals vor uns; aber jetzt nicht mehr verworren, sondern von allen Seiten beleuchtet."

„In der 1sten Periode waren die Griechen."

„In der 2ten stehen wir."

„Die 3te ist also noch zu hoffen, und dann wird man die Griechen auch nicht mehr zurückwünschen."

Von Schiller bekam ich den Aufsatz hier zurück. Ich theilte ihn dem Koadjutor [Dalberg] mit, der von meinen Winterarbeiten zu sehen wünschte, und aufgemuntert durch Schillers Noten, hat er noch weit mehr die Ränder mit Glossen beschrieben. Es wird Sie sehr unterhalten, einmal diefs Werk cum notis variorum wiederzusehen. Vorzüglich sind Dalbergs Anmerkungen originell und ordentlich komisch ist das durchgängige Bemühen zu zeigen, dafs die Griechische Litteratur ein Studium für Wenige seyn und bleiben müsse, zu welchen ich, wie er zu verstehen giebt, nun eben nicht gehören möchte. Er selbst hat viel mit mir darüber gelacht, und die Anpreisungen der Griechen in meinem Aufsatz scheinen ihn am meisten zum Widerspruch zu reizen. Wieder gesehn habe ich aber bei dieser Gelegenheit, dafs die Gesichtspunkte, die entweder an sich nicht gewöhnlich, oder nur dem einzelnen jedesmaligen Leser fremd sind, hell und klar zu machen, eine unglaubliche Schwierigkeit hat, und dafs sie bei dem Koadjutor, der immer — möchte ich sagen — mehr mit dem Geiste sei-

ner eignen, als mit den Augen des Andern, Ideen liest, fast bis zur Unmöglichkeit wächst. Bei diesem Aufsatz hat er meine eigentliche Meinung — wie jede Zeile seiner Anmerkungen beweist — abermals ganz misverstanden. Abstrahirt habe ich mir wenigstens hieraus, dafs, hätte ich je die Absicht, durch eine Schrift eigentlich zur Ausbreitung des Studiums der Griechen beizutragen, ich mich einer viel andern Methode bedienen müfste. Indefs soll auch der Himmel mich davor in Gnaden bewahren. Habe ich mir einmal eine Idee entwikkelt, so ekelt es mich an, sie nun auch einem Andern auszuknäueln, und solange mich nicht äufsere Umstände zwingen, überwinde ich diesen Ekel nicht. Mir selbst aber ist über die Griechen noch sehr Vieles dunkel, und mit jedem Tage fesselt mich ihr Studium mehr. Ich kann es mit Wahrheit sagen, dafs unter manchen Studien, die ich durchwandert bin, mir keins diese Befriedigung gegeben hat, und ich mufs hinzusezen, dafs auch der Schatten von Lust, ein thätiges Leben in Geschäften zu führen, nie so sehr in mir erstorben ist, als seitdem ich mit dem Alterthum irgend vertrauter bin.

Um Ihnen von meinen Arbeiten Rechenschaft zu geben, was ich freilich diefsmal ungern thue, da ich nur so wenig sagen kann, so habe ich seit 14 Tagen den Aeschylus glücklich beendigt. Ich habe alle Stükke, auch sogar die Fragmente, die doch einige schöne Verse und artige Notizen enthalten, die Scholien und das Meiste von dem Notenwuste gelesen, und denke mit dem Vater der Tragödie nun so ziemlich bekannt zu sein. Für den Pindar hat mir diese Lektüre unstreitig genüzt, und auch aus diesem Gesichtspunkt ist es mir lieb, hiermit eine Vorarbeit zum Pindar abgemacht zu haben.

Am Thucydides habe ich noch nichts übersezt, aber die ersten 3 Bücher nun vollständig, wenn gleich nur kur-

sorisch gelesen. Die Schwierigkeiten sind sehr grofs, aber zum Glück kommen doch auch lange sehr leichte Stükke vor. Vorzüglich schwierig sind nur die Reden, die aber auch durch den Genufs ihrer hohen Schönheiten entschädigen. Den Menexenus habe ich auch gelesen. Gegen die simple Erhabenheit und den tiefen Sinn des Thucydides kann er freilich nicht aufkommen, aber er hat doch sehr glückliche Stellen eines feinen und warhaft attischen Wizes. Die Behandlung des Ganzen wird schwierig genug werden, da man, dünkt mich, nur mit Mühe aus dem halb ironischen, halb ernsten Sokrates klug wird.

Die Stelle im Menon habe ich wiederholt gelesen, und auch nicht blofs einige Seiten sondern mehrere Blätter vor und nachher. Aber ich gestehe Ihnen, dafs ich nicht herauskommen kann. *Ὀλίγους* und *φαυλοτάτους* mufs, dünkt mich, nothwendig auf die genannten Männer, Themistokles, Aristides und Perikles gehen. Wie es aber von ihnen gesagt werden kann, begreife ich nicht. Es kommt nun nemlich alles auf die Bedeutung an, in welcher Plato *φαῦλος* nimmt, und eben hierin stokke ich, da ich keine finden kann, die auf jene Männer pafste. Kurz nach jener Stelle: *ἀλλὰ γὰρ ἴσως ὁ Θουκυδίδης φαῦλος ἦν*, fügt Plato selbst eine Erklärung hinzu, in der es aber gleichfalls nicht auf Männer, wie jene anwendbar ist. Auf diese Weise sehe ich keinen Ausgang, und bin unendlich begierig auf Ihre Auflösung, um die ich Sie recht bald bitte. Gedickens Emendation ist schrecklich, und kaum begreife ich wie man ein *οὐκ οἶδα* mit solcher Erfindung — selbst wenn sie aus eignem Hirn entsprungen ist — vertauschen kann. Vorzüglich Platonisch ist die schöne Wortstellung *μὴ τοὺς μὴ ὀλ.* Indefs will ich nicht spotten, da ich nur nicht gleich temerair, im Grunde aber gleich unwissend, als er, bin.

In der Il. bin ich noch mit meiner Frau in *φ* und im

Herodot in β was vornherein schreckliche geographische und physikalische Dornen hat. Wie gestört meine arme Frau ist, davon haben Sie keine Idee, sie grüfst Sie herzlich und bittet um Ihr Bedauern.

Schon hieraus sehen Sie, dafs ich sobald noch nicht an den Hesiodus komme, indefs geschiehts gewifs, und dann hören Sie, gütiger Freund, alle meine Zweifel. Was ich über Homer und Herodot, über die Stellen, die Sie mir jezt erklärt, und über andre, die ich indefs gefunden, sagen wollte, verspare ich auf den nächsten Posttag. Ich reise morgen auf ein Paar Tage nach Jena, um Schiller zu besuchen, und mag doch diesen Brief nicht wieder aufhalten.

Leben Sie also recht herzlich wohl, und lieben Sie Ihren

H.

[*Randschriftlich.*] Verzeihn Sie, dafs Sie noch nicht den Aeschylus und Wood erhalten. Beide erfolgen gewifs in wenig Wochen.

VIII.

Erfurt, 27. April 1793.

Ich weifs nicht, theurer lieber Freund, ob Sie wieder in Halle sind, und theils darum, theils weil ich selbst in der leersten Stimmung der Welt bin, schreibe ich Ihnen heute nur so wenige Zeilen, blofs zur Begleitung des Aeschylus und Wood. Wohl haben Sie Recht, dafs der hohe Besuch mich wenig zu den Griechen kommen liefs, und aufserdem habe ich auch in meiner Familie hier so mannigfaltige Störungen, dafs ich im Grund gesagt nichts thue. Ein gestörtes Leben erzeugt allemal Faulheit bei mir, und so führt eins das andre zum grofsen Resultat — des Nichtsthuns.

Indefs bin ich doch nicht überhaupt für die Griechen müssig gewesen, sondern nur gerade im Lesen. Ich habe, stellen Sie Sich vor, hier ein ganz einzelnes Studium getrieben, in dem ich ganz fremd war — griechische Musik. Sie wissen, dafs ichs bei der Bearbeitung des Pindar nicht übergehen durfte, und überhaupt lassen sich die musikalischen Griechen ohne Idee von Griechischer Musik nicht ganz begreifen, oder um — wenigstens meiner Erfahrung nach — mich richtiger auszudrükken, ohne diese Kenntnifs glaubt man immer noch an unbekannte Ungeheuer, denen man zuschreibt, was sich sonst nicht wohl erklären lassen will. Um aber in diesem Studium nur einige Fortschritte zu machen, mufste ich höher anfangen; ich wufste kein Wort von Musik überhaupt und habe also ordentlichen Unterricht in der musikalischen Theorie bei dem hiesigen Organisten Kittel, einem äufserst guten Theoretiker, genommen, der mich dann noch mit dem Generalbafs weidlich quält. Was die Griechische Musik betrift, so habe ich mich für jezt von den Quellen eigentlich noch entfernt gehalten, und mich nur aus Forkel und Marpurg unterrichtet. Indefs habe ich doch, glaube ich, die richtigen Gesichtspunkte gefafst, und weifs, wo ich weiter nachspüren kann. Klein bleibt aber die Ernte allemal, und besonders in Rücksicht auf die eigentliche Komposition und den Inhalt der alten Musik, woraus sich doch vorzüglich müfsten die Wirkungen erklären lassen.

Die Fr. v. Ferrette hat mir keine Ruhe gelassen, bis sie und der Kurfürst meinen Pindarilus gelesen. Der Kurfürst hat mir gesagt, dafs sein Ohr sich nur nicht an den Versbau dieser Art gewöhnen könne. Sie kennen wohl die Paar alten Kompositionen, die uns noch von den Griechen übrig sind, besonders die auf den Eingang der 1. Pyth. Pind. Ode. Die Ferrette ruhte nicht eher, bis Kittel ihn ihr auf der Orgel vorspielte und sang. Mit hinzugesezten

Baſs (der freilich eben nicht griechisch ist) klang die Melodie doch recht schön. Ich hätte gewünscht, Sie wären zum Scherz zugegen gewesen.

Den 5ten Mai, lieber Freund, gehe ich von hier nach Berlin, aber — verdammen Sie mich nur nicht ungehört — nicht über Halle, sondern Leipzig. Meine Gründe sind 1) weil ich nicht gewiſs bin, Sie zu finden, und ich mich denn doch wegen Kleins aufhalten müſste. 2) weil ich meinem Bruder ein rendez vous in Berlin versprochen, wohin er von Schönebeck kommt, was ich schlechterdings nicht versäumen kann, und um das ich mich nirgends auch nur Einen Tag aufhalten darf. So entgehe ich aller Versuchung. Aber auf der Rückreise von Berlin, Lieber, besuchen wir Sie und genieſsen wieder frohe und glückliche Tage!

Meine Frau empfiehlt sich Ihnen herzlich, und wir beide Ihrer Frau Gemahlin. Leben Sie innigst wohl!

Der

Ihrige,

Humboldt.

[*Randschriftlich.*] Unser Mädchen ist sehr wohl, hat 4 Zähne und ist seit nun mehr als 8 Tagen entwöhnt, scheint aber dadurch an ihrer Corpulenz gar nicht verlieren zu wollen. — Den Schneider über den Pindar lege ich Ihnen bei um mir auch ein Verdienst um Ihre Bibliothek zu erwerben.

IX.

Tegel, den 22. Mai 1793.

Endlich, lieber theurer Freund, bin ich ruhig genug, Ihnen wieder einen ausführlichen Brief schreiben zu können. Nur daſs ich es bis jetzt nicht war, verursachte mein

Stillschweigen, und ich wollte lieber nichts, als etwas Halbes thun. Ich lebe hier 2 Stunden von Berlin in einer für den Berlinischen Sand immer angenehmen Gegend, und ungestört genug. Wenigstens kann ich den Vormittag bis 2 Uhr den Graeculis und ein Paar Nachmittagsstunden meiner Korrespondenz weihen. Dennoch sehne ich mich sehr wieder nach voller Muſse, die mir aber freilich unter zwei bis drei Monaten schwerlich werden wird.

Für Ihre liebevollen Briefe sage ich Ihnen meinen herzlichsten Dank. Sie sind mir eine unglaubliche Erquikkung während des unseligen Erfurter Aufenthalts gewesen. Fahren Sie ja fein fleiſsig damit fort, und schreiben Sie eben so quodlibetarisch als Ihre Geschäfte und Zerstreuungen sind. Sie glauben nicht, oder vielmehr Sie fühlen es ja selbst, welche innige Freude Sie mir dadurch geben. Ihres Plans nach Mainz habe ich nicht erwähnt, Sie hatten das Erwähnen in mein Gutachten gestellt, und da konnte ich nicht anders. Die Stelle, wie sie Forster hatte, war unerhört gut. 2200 Fl. (denn die übrigen 400 die Forster hatte, hatte er als Prof. der Botanik) Gehalt und gar nichts zu thun, was auf der Welt kann als Universitätsleben wünschenswerther sein, und nun aufserdem in einer paradiesischen Gegend, besserem Klima, der Nähe interessanterer Länder als das Heil. Röm. Reich an sich ist. Aber so, wie sie war, bleibt sie ganz sicher nicht. Aufserdem dafs der Kurfürst, wie ich ihn selbst sich nennen hörte, „ein ruinirter Kurfürst" ist, so hat auch die Mainzer Universität, deren Haupt-Einkünfte in Zehnten in nun fast ganz verwüsteten Gegenden bestanden, sehr beträchtlich gelitten. Eingesehen hat man wohl auch, dafs man einen Bibliothekar, der etwas thun soll, nicht so gut bezahlen mufs, und so trift man sicherlich eine Aenderung. Welche aber? — und diefs war nun die zweite wichtige Schwierigkeit — weifs bis

jetzt so wenig irgend jemand, dafs man sogar noch unschlüssig ist, ob überhaupt nur künftig eine Mainzer Universität existiren soll, oder ob es gerathener sei, Mainz und Erfurt in Eins zu schmelzen. Zu diesen Gründen kommt des Kurfürsten schreckliches Mistrauen gegen fremde Gelehrte, ja gegen alle Gelehrte überhaupt, durch das es sehr schwer wird, irgend einem Zutritt zu verschaffen. Was aber endlich allem die Krone aufsetzt, ist, dafs, statt wie Sie glauben, Ein Wort des Koadjutors so etwas ins Werk richten könnte, vielmehr dieſs Wort sehr viel verderben würde. Denn (unter uns) beide sind mehr wie je mit einander über den Fufs gespannt. Dieser Kanal ist also gar keiner, und da ich dieſs im Voraus wufste, so hielt ich es für besser zu schweigen. Verzeihen Sie die vielen Worte. Um Verschwiegenheit brauche ich Sie wohl nicht zu ersuchen.

Für mein zurückgeschicktes Mscr. meinen herzlichen Dank. Sobald möchten Sie es nun wohl nicht gedruckt sehen. Ich hatte schon Buchhändler und alles, aber ein neues Durchlesen hat mich zum Warten bewogen. Bringt dieſs Warten ein Aendern vieler Stellen hervor, so erreicht es seinen eigentlichen Endzweck, und selbst ohnedies erscheint es besser später, als jetzt. Fast nie sind alle Gesichtspunkte über Politik so verrückt gewesen, als jetzt. Der ruhige Schriftsteller, und vor allem der so bloſs theoretische, als ich, darf jetzt auf alles rechnen, nur nicht darauf, verstanden zu werden. Ob ich aber je zur Politik zurückkehre, ist eine andre Frage, die ich nicht bejahen möchte. Die Griechen absorbiren mich ganz, zum mindesten die Alten, damit Sie mich nicht den Römern und dem Tacitus unhold glauben.

Aber auch in Absicht der Griechen werden meine schriftstellerischen Plane immer eingeschränkter. Ich habe noch jetzt von neuem einen aufgegeben, und rechne selbst

auf Ihren Beifall dabei, wenn Sie meine Gründe hören. Ich meine die Uebersetzung des Thucydides. Das Uebersetzen kostet ungeheure Zeit, wenigstens mich, und wenn ich auch selbst glauben wollte, mein Thucydides würde klassisch, so belohnt auch das mir die Zeit nicht hinlänglich, die es den eigentlichsten Planen meines Studirens raubt. Diese bestehen nemlich jetzt ganz fest darin, wenigstens die Hauptschriftsteller der Alten gelesen, und mehr als das, in succum et sanguinem vertirt zu haben. Ehe ich nicht damit fertig bin, fühle ich eine Lükke in meinem Kopfe, die ich nicht auszufüllen weifs, und die mich quält, und bin ich damit fertig, so habe ich auch soviel Material vor mir, dafs, denke ich an Schriftstellerei, ich manche noch schönere Plane bilden kann, als Uebersetzungen sind. Denken Sie nur selbst nach, wieviel Lükken noch unausgefüllt sind. Nirgend ist noch die alte Philosophie gehörig erläutert, nirgend auf eine für die Menschenkenner befriedigende Weise ein Gemählde der Sitten, Denkart u. s. f. aufgestellt, wie auch Garve in seinen Briefen erwähnt, u. s. f. Doch liegt mir auch überhaupt wenig an eignen Arbeiten, das meiste nur am Studieren, und darin würde mich eine so schwierige und weitläuftige Arbeit sehr hindern.

Nur dem Pindarübersetzen bleibe ich treu. Ich beschäftige mich auch jetzt viel mit dem Pindar, aber alles Uebersetzen habe ich mir, bis nach völlig geendigtem Durchstudieren, und vorzüglich bis nach genauerer Bekanntschaft mit seinen metris gänzlich untersagt. Mit diesen habe ich jetzt viel zu schaffen, und soviel sehe ich doch schon jetzt, dafs ich meine Deutschen Silbenmaafse hätte bei weitem Pindarischer machen können, als ich bei meiner Ignoranz gethan habe. Aber die Schwierigkeiten, und die Dornen dieses Studiums sind schändlich, und erfordern in der That eine so mannigfaltig geprufte Geduld,

als es die meinige von ehemals her durch juristische Arbeiten ist.

Jetzt, Lieber, einige philologica. Aber zur Vorrede die Bitte ja nicht zu glauben, dafs mich blofs ein Paar Schriftsteller interessiren, die ich jetzt lese, oder auch nicht einmal blofs die Griechischen. Wollen Sie es recht schön mit mir machen, so folgen Sie blofs Ihrer Neigung und Ihrem Interesse. Ich lerne ebenso gern von Ihnen aus dem Tacitus als dem Homer. Sie fragen mich, ob ich in Il. *N.* 257. *κατεάξαμεν* eine Idee vom Plural hineinbringen kann? Aber das scheint mir ganz unmöglich. Freilich hatte jeder Held, auch allenfalls ein subalterner, wie Meriones war, sein Gefolge, das gleichsam seine Thaten theilte. Aber die Lanze hatte er doch allein, warf er allein, und zerbrach er allein. Dazu aber choquirt mich in der Stelle der schnelle Wechsel des numeri in derselben Zeile *ὃ πρὶν ἔχεσκον* und in den folgenden *βαλών*. Erlauben sich das selbst die so gern pluralisirenden Lateiner? Ich kann mir nicht einbilden, dafs Homer so geschrieben habe. Mir ist schon eingefallen, ob *κατεάξαμεν* vielleicht für *κατεαξάμην* stände, wie *δὲ* für *δή*, *μὲν* für *μήν*; aber einmal existirt im ganzen übrigen Homer kein Fall der Art, und dann braucht Homer auch *ἀγνύω* und *ἄγνυμι* immer im actiuo (Il. *ζ*. 40. *ϱ*. 63. et passim) wie soviel ich weifs im medio dessen Bedeutung auch kaum hier schiklich wäre. Sagen Sie mir doch, ob Sie die Lesart für ungezweifelt gewifs halten? Bei Il. *ν*. 237. bin ich jetzt völlig befriedigt. Il. *ν*. 585. hat *ἀπὸ νευρῇφιν* auch in Ihrer Ed. ein iota subscriptum. Aber nicht wahr, das bleibt künftig weg? Bei Il. *ο*. 459. war meine Idee als ich *μαχὴν* vorzog die, dafs es heifsen sollte: und er hätte mit Hektors Erlegung der Schlacht ein Ende gemacht; eine freilich gröfsere, aber, wie ich jezt glaube minder Homerische Idee. Jezt scheint es mir richtiger,

dafs Homer nur sagen wollte: „und er hätte seinem (Hektors) Kämpfen ein Ende gemacht, wenn er ihn getödtet hätte"; so tautologisch auch es ist. Daher scheint mir auch die vulg. besser. Soviel über die alten Stellen; nun nur ein paar neue, da ich sehr unfleifsig gelesen habe. 1) Ist denn der Unterschied zwischen *μύριον* und *μυρίον* blofs Grille, oder warum steht Il. *σ*. 88. in Ihrer Ed. *μύριον*? 2) Il. *σ*. 509—540. will ich nur im Vorbeigehn anführen, da die Schwierigkeit nicht in der Sprache, sondern im Zusammenhange liegt. Aber wenn Sie einmal gelegentlich diese Stelle lesen, so sagen Sie mir doch, ob es nicht wunderbar ist, dafs der sonst so klare Homer hier so undeutlich ist, und ob Sie auch unter den Meinungen, die Porphyrius in quaest. Hom. recensirt, diejenige vorziehen, nach welcher zwei feindliche Heere sind, und die Städter den Ausfall thun? 3) Il. *σ*. 576. haben Sie das (,) der Clarkischen Ausgabe hinter *ῥοδανὸν* weggelassen, und nehmen also *ῥοδανὸν* wahrscheinlich substantive. Aber sonderbar ist doch *παὰρ ποταμὸν — περὶ ῥοδανὸν*. Wäre nicht *πέρι ῥοδανὸν*, „sehr reifsend" als adiectiuum besser? 4) Wollten Sie nicht Il. *σ*. 589. das Comma hinter *κατηρεφέας* sezen und diefs epitheton zu *κλισίας* ziehn, wie auch Villoison ad Apollon. Lex. (Ed. Tollii) p. 387. nt. l. thut? 5) Il. *τ*. 222. lesen Sie mit Heraclides Ponticus *ὡς ὅτε*. Allein wenn ich die ganze Stelle im Zusammenhange lese, so scheint mir mit dieser solennen Vergleichungspartikel das folgende *ἐπὴν* nicht übereinzustimmen; „schnell wird man des Kampfes überdrüssig, *wie wann* das Erz sehr viele Halme zur Erde giefst, aber die Ernte dürftig ist, wenn Zeus u. s. w.?" Mich dunkt die Stelle gehört zu denen, wo zwar der Ausdruk dem Sinn nach metaphorisch und vergleichend ist, die Vergleichung aber nicht durch die Konstruktion ange-

deutet wird. „s. w. m. d. K. überdrüssig, wo d. E. v. H. z. E. gieſst, a. d. E. d. ist, wenn Zeus u. s. w." und diesen Sinn herauszubringen scheint mir ἦστε, oder wenn Sie ein eignes Commentum verlangen ἦτε schicklicher. Ἦστε hat allerdings etwas Gezwungnes, indeſs läſst es sich vertheidigen. *Cuius plurimam stipulam* steht für *in qua plur. stip.* und *stip.* wird figürlich gebraucht. 6) Il. τ. 402. lerne ich aus Ihrer Vorrede daſs ἔω soviel als ἐκπληρόω ist. Aber wie läſst sich diese Bedeutung etymologisch erweisen, oder rechtfertigt man sie durch andre ähnliche Stellen. Die Phrase ἔρον ἐξεῖναι habe ich mir immer durch *cupiditatem emittere, dimittere* und daher *satiari* erklärt. 7) Il. φ. 111. begreife ich den nom. ἠώς nicht recht, da auf die Frage wann? der acc. steht, und ich auch μέσον ἦμαρ für den acc. halte. Hieſse es vielleicht besser ἢ ἠοῦς, ἢ δείλης, (mit zu beiden ergänztem καιρόν, wie es Eustathius nur zu δείλης allein ergänzen will) ἢ μέσον ἦμαρ? Es ist so bequem zu emendiren, wo man die übliche Lesart nicht versteht. 8) Ist nicht Il. χ. 286. das Comma statt eines Colons hinter χάλκεον ein Drukfehler, so wie 394. θεῷ ὡς für θεῷ ὥς? 9) Il. χ. 474. macht mir das ἀτιζομένην ἀπολέσθαι Schwierigkeit. Die lat. Ueb. sagt „prae dolore-cupidam interitus", Scapula v. ἀτίζομαι „metuentem interire". Das Erste liegt ganz und gar nicht in den Worten, das Leztere ist dem Sinn nicht angemessen. Heiſst es nicht mit ausgelassenem ὥστε, „die bis zum Tode bestürzt war". 10) Il. ψ. 71. schlägt Ernesti vor abzutheilen: Θ. μι, ὅστις τάχιστα πύλας Ἀ. π. Ist das aber Griechisch? Mich dünkt ὅτις würde auf diese Weise statt ἵνα oder ὅφρα nicht gebraucht. — d. 31. May, 1793. Heute erst kann ich wieder hier fortfahren, lieber Freund. Alle Nachmittage leidige Besuche, wie bei Ihnen im Garten. Ich schikte also diesen Brief ab und fange gleich morgen einen zweiten an, der unter anderm

einen weitläuftigen excessus von meinen Ideen über νὶξ θοὴ enthalten soll.

Für heute leben Sie herzlich wohl! Meine Frau legt eine Antwort auf das niedliche Briefchen bei. Ewig und innigst

Ihr

Humboldt.

X.

Ueber Ol. 2. v. 93—102 *).

Schütz äuſserte mir neulich schriftlich, bei Gelegenheit meiner Uebersezung, folgende Muthmaaſsung über diese Stelle:

„Wollte man blos auf die Gedankenfolge des Dichters „sehn; so scheint mir am natürlichsten zu sein, er wolle „das *Glük* ohne *Thätigkeit* (το τυχειν) entgegensezen *dem „Glükke, das mit Thätigkeit verbunden ist* (πλουτῳ αρε„ταις δεδαιδαλμενῳ) und wolle nun sagen: *jenes macht „sorglos*, dieses aber hält den Menschen zwar in *mühe„voller Anstrengung und Sorge*, ist aber doch auch für ihn „ein wahrer *αστηρ αριζηλος* u. s. w."

„Nun kommt zwar der Sinn, den ich eben angegeben, „in den Worten: το δε τυχειν — δυσφορον zur Noth her„aus, wenn man, *et vulgo fit*, übersezt: *fortuna eum, qui „expertus est certamen, liberat a sollicitudinibus.* Allein „er wird doch dadurch sehr verdunkelt, daſs ja derjenige,

*) Dieser Aufsatz fand sich neben dem vorhergehenden Briefe liegend. — Wilhelm von Humboldt hatte schon 1792 seine Uebersetzung der zweiten Olympischen Ode von Pindar in Druck gegeben, wie sie in den 2. Band S. 349—55 der vorliegenden „gesammelten Werke" aufgenommen ist.

„welcher einen Kampf versucht hat, und glüklich gewesen „ist, doch nicht ganz unthätig blieb."

„Ich bin daher auf folgende, freilich von allen bisheri„gen abweichende Erklärung gefallen:

„Das Gluk versucht die Kampflust (Thätigkeit) un„weiser Menschen, und lähmt sie.

„so dafs construirt wird: *το δε τυχειν πειρωμενον αγωνιας „δυσφορων (ανθρωπων) παραλυει (αυτην).*"

„Wenn Leuten, die keine Grundsäze haben, ein grofses „Gluk zufällt, so pflegt dieses ihre Thätigkeit zu lähmen, „sie werden, indem sie sich auf ihr Gluk verlassen, träge „und sorglos, *fortuna iis nervos incidit fortitudinis.*"

„*Αγωνια* braucht nicht blofs einen ***Kampf***, sondern „kann auch die ***Strebsamkeit zum Kämpfen*** bedeuten. „*Δυσφορες*, obs gleich gewöhnlich durch: *curis affecti* „gegeben wird, kann auch ebensoviel heifsen, als *κακοφρο„νες*. Dafs *παραλυειν* ebensowohl ***debilitare, laxare,*** als „*exsoluere* heifst, brauche ich nicht erst zu erinnern.

„Nun käme der Gegensaz: ist aber der Reichthum mit „*αρεταις*, mit männlicher Thätigkeit geschmükt, *φερει των „τε και των καιρον*. Diefs *των τε και των* scheint mir un„läugbar auf zwei Stükke zu gehen, die ***folgen*** sollen, „wovon das eine in *βαθειαν — αγροτεραν*, das andre in „*ασπιδ — φεγγος* liegt. Aber Reichthum mit Thätigkeit, „mit männlicher Tugend geschmükt, hat einen zwiefachen „Erfolg; er befeuert den Menschen zu mühvollen, uner„müdlichen Sorgen, ist aber auch ein herrlicher Stern, der „ächteste Glanz seines Lebens, d. i. es führt ihn zu einem „wahren, soliden Ruhme. Wer ihn besizt, der bedenkt „auch die Zukunft, blikt hinaus auf den Zustand nach dem „Tode, und sucht also, scilicet einen guten Gebrauch von „ihm zu machen."

So scharfsinnig jedoch auch diese Erklärung ist, so ge-

stehe ich bleiben mir dabei einige Zweifel übrig, die ich nicht zu lösen vermag.

Das Hauptsächlichste derselben besteht darin, dafs die Worte το δε τυχειν — δυσφρονων und Ὁ μαν πλουτος — φεγγος einen Gegensaz enthalten, und auch in der lezteren Periode zwei, durch das: των τε και των καιρον bezeichnete verschiedene Säze von βαθειαν — αγροτεραν und von αστηρ — φεγγος liegen sollen.

Was nun das Erstere betrift, so sollen beide Säze dieselbe Sache: *das Glük*, nur in Ansehung verschiedener Subjecte, des *thätigen* und *unthätigen* Menschen darstellen. Allein alsdann, dächte ich, hätte Pindar auch einen gleichen, wenigstens nicht weit abweichenden Ausdruk gebraucht, nicht aber in dem erstern Saze das Glük durch das *Gelingen des Kampfes*, im zweiten durch den *Reichthum* bezeichnet. Wenigstens ist doch soviel gewifs, dafs diefs den Gegensaz aufserordentlich verdunkelt. Dann scheint mir die, bei dieser Erklärungsart nothwendige Construction der Worte το δε τυχειν — δυσφρονων sehr gezwungen, wenigstens gewifs nicht diejenige, welche dem unbefangenen Leser zuerst einfallen wird. Endlich kommt es mir vor, als pafste dieser ganze Gegensaz minder in den Zusammenhang des Anfangs der Antistrophe und der folgenden Epode.

In Ansehung des Lezteren gestehe ich gern, dafs ich das των τε και των καιρος so gut, als gar nicht verstehe, dafs, es auf Gluk und Unglük zu deuten mir ziemlich erzwungen, und also die Schützische Erklärung natürlicher scheint. Nur weifs ich nicht, ob, wenn βαθειαν — αγροτεραν und αστηρ — φεγγος auch nun zwei verschiedne und gar entgegengesezte Säze sein sollten, Pindar sie ohne alle trennende Partikeln gelassen haben wurde?

Ungezwungener und dem Zusammenhange anpassen-

der scheint mir noch immer die folgende Erklärungsart zu sein:

Pindar hat die Siege erzählt, welche Theron und sein Bruder erlangt hatten. (*v.* 87—93.) Nun wendet er sich zum Lobe des *Siegens* und des *Strebens darnach*. Von jenem redet er von *το δε τυχειν — δυσφρονων*; von diesem von *Ὁ μαν πλουτος — φεγγος*.

Das Erlangen des Sieges, sagt er, befreit von Sorgen. Aber um zu siegen, ist überhaupt Thätigkeit (*αρετη*) und in Ansehung der Olympischen Spiele — welche er, auch bei der allgemeinsten Anwendung seiner Sentenzen, doch immer zunächst in den Augen behält — auch Reichthum nothwendig. Er geht also nun zu dieser, gleichsam als der hervorbringenden Ursach des Sieges über. Indefs verliert er bei dem nun Folgenden den Reichthum mehr aus den Augen, und redet allein von der *αρετη*. Er hatte ihn nur, gleichsam als eine Brükke gebraucht, um von seinem speciellen Gegenstande, dem Kämpfen in den Ol. Spielen, zu einem allgemeinen Gesichtspunkt, dem Kämpfen um grofse Zwekke überhaupt, zu kommen.

Von dieser *αρετη* prädicirt er nun dreierlei:

1) *φερει των τε και των καιρον*. Um diefs ganz zu verstehen, oder wenigstens einer richtigen Erklärung gewifs zu sein, mufste man wohl irgend eine Parallelstelle im Pindar selbst, oder einem andern ähnlichen Schriftsteller aufsuchen, in welchem *τα τε και τα* ähnlich gebraucht würde, wozu aber meine Unbelesenheit freilich nicht hinreicht. Solange aber würde ich es dem Wortverstande nach, und wie unser Deutsches in diesem und jenem, folglich überall, und *insofern*, dem Zusammenhange nach, für: „bei jedem Wechsel des Schiksals" nehmen. *Καιρος* hiefse alsdann Bequemlichkeit, Hülfe.

2) *βεβαιαν υπεχων μεριμναν αγροτεραν*. Diefs enthält

den Grund der vorigen Enunciation. Die Tugend hilft in jedem Schiksal, weil sie ein höheres Streben, nemlich das Streben nach allem Edlen und Guten, nicht nach Genufs allein, mit sich fuhrt, so dafs sie den Menschen über Gluk und Ungluk hinwegsezt. *Μεριμνα* bedeutete dann sorgsames Streben, gerade so wie es Ol. I. 174. gebraucht ist; und *αγροτεραν* soviel als *αγρευτικην*. Hiermit schiene denn auch die von Heyne in seiner Ausgabe p. 125. angefuhrte noch ungedrukte Scholie: *ετεραν ων των προσπιπτοντων αγαθων τε και κακων* übereinzustimmen.

3) *αστηρ αριζηλος, αλαθινον ανδρι φεγγος*. Diefs ist eine Folge aus dem Beiden Vorigen. Da die Tugend diefs thut, so ist sie u. s. w. Scheint es nicht zu subtil; so kann man *αστηρ* und *φεγγος* für Metaphern der Erhöhung der intellektuellen Kräfte, die zugleich mit der Seelenstimmung, von der Pindar hier redet, verbunden ist, und für eine Vorbereitung zu dem Folgenden *ει δε μιν εχει τις, οιδε το μελλον κ. τ. λ.* ansehn. Darum, oder wenigstens um diese Verbindung zu erleichtern, habe ich „Wahrheitsflamme" übersezt, nicht etwa, als hätte ich *αλαθινον φεγγος* für *φως αληθειας* genommen.

Mit dieser Erklärung kommt dann schon die Schmidische und seine Uebersezung beinah ganz überein.

Heyne's p. 125. s. A. vorgeschlagene Umänderung der Lesart scheint mir der Sache nicht hinlänglich Genüge zu thun, und bei weitem nicht alle Schwierigkeit hinwegzuräumen.

Meine bisherige Uebersezung endlich drukt, meiner jezigen Empfindung nach, den Sinn, den ich der Stelle gebe, lang nicht adäquat genug aus. Vielleicht könnte ich mich bestimmter so fassen:

Des Siegs Erreichung befreit,
wer, des Kampfes versuchend,

rang, von Sorgen. Reichthum umkränzet von
Tugend gewährt bei jedem
Wanken des Schiksals
sichre Hülfe, *fahrend zu höhrem*
ewig sorgsam ringendem Streben;
ist ein funkelnd Gestirn, ist der Sterblichen
Wahrheitsflamme.

XI.

Tegel, bei Berlin, 5. Aug. 1792.

Sie hätten wohl Recht, theurer Freund, ernstlich auf mich zu zürnen, da ich so lange geschwiegen habe, und Ihnen doch so bald einen Brief versprach. Aber so geht es mir sehr oft. Gerade bei den Menschen, die meinem Herzen die nächsten sind, schieben sich die Briefe am längsten auf, weil ich bald ausführlicher schreiben und mehr Zeit dazu haben, bald eine andre Stimmung abwarten will. Beides war in dieser Zwischenzeit seit meinem lezten Briefe, ein Paarmal der Fall, und wenn ich Ihnen sage, wie wichtige Dinge für mich gerade diese Zwischenzeit ausfüllten, so werden Sie Sich nicht wundern. Etwa eine Woche, nachdem ich Ihnen geschrieben hatte, zeigten sich die Blattern hier auf dem Lande, wo ich wohne. Zugleich waren sie auch sehr stark in Berlin, obgleich an beiden Orten gutartig. Da meine Frau und ich einmal gerade jezt die Blattern für unser Kind scheuten; so gingen wir auf ein andres Gut meiner Mutter. In eben diesen Tagen sprachen wir Herz, der seit vielen Jahren mein vertrauter Freund ist, und er rieth uns gerade im Gegentheil, dem Kinde die Blattern zu inoculiren. Die Furcht vor Zähnen, die wäh-

rend der Blattern eintreten könnten, die Hize, und die Ihnen wohlbekannte Dikke des Kindes machten uns zwar sehr bange, indefs auf Herz Zureden fafsten wir dennoch den Entschlufs, gingen nach Berlin zurük und die Einimpfung geschah. Die ersten 9 Tage ging alles sehr gut. Die Kleine war an beiden Armen inoculirt. Einer hatte gleich gefafst, und hatte am 5ten oder 6ten Tag schon Blattern. Der andre fafste später. Herz selbst glaubte kaum, dafs das Kind noch Blattern, aufser jenen wenigen bekommen wurde. Am 9ten Tage aber stellte sich ein sehr heftiges mit 2 starken Anfällen von Konvulsionen begleitetes Fieber ein, und am folgenden Tage waren die Blattern sehr gut herausgekommen, aber wir sahen auch nun, dafs das kleine Geschöpf ihrer ganz erstaunlich viel hatte. Der Rest der Krankheit ging nun recht gut, aufser dafs das Kind sehr viel litt, und der armen Mutter viel Mühe machte. Gefahr war indefs nur den Einzigen Tag. Jezt ist die Kleine sehr wohl, und bekommt mit Macht Zähne, die aber sich so leicht einfinden, dafs wir es nicht sehr gewahr werden. Sogar während der Pokken hat sie einen Augenzahn bekommen. Als die Blattern vorüber waren, blieb ich noch 14 Tage in Berlin, und einige Tage in Potsdam, um das was hie und da vorzüglich von Kunstsachen Merkwürdiges ist, zu besehen, und unter diesen und andern gesellschaftlichen Zerstreuungen vergingen mir die Tage, wenn nicht so angenehm, aber doch so schnell, dafs mir zu nichts Vernünftigem rechte Zeit übrig blieb. Von jezt aber an, denke ich, Lieber, theurer Freund, sollen Sie nicht wieder klagen, und für jezt bitte ich Sie herzlichst, und beschwöre ich Sie, mich ja zu entschuldigen. Sie mufsten es warlich, so wie ich fühlen, wie innig ich Sie liebe, und schäze, um ganz zu wissen, wie unendlich oft ich Ihrer gedenke, und dafs nur äufsere Umstände, oder — ein Fehler, der mir

auch eigen genug ist — Faulheit daran Schuld ist, wenn ich seltner schriftlich mit Ihnen rede.

Schon die Geschichte meines Lebenslaufs, wie ich sie Ihnen hier geliefert habe, zeigt Ihnen hinlänglich, dafs aus dem Studiren in dieser Zeit nicht viel geworden ist. Indefs ist doch alles immer so langsam fortgerukt, und ganz müfsig bin ich keinen Tag gewesen. Meine Studien des Pindar, und vorzüglich meine Arbeiten über die metra sind am meisten fortgerükt. Aufserdem habe ich Hesiodus ἔργα und das Scutum gelesen. Die ἔργα sind ein sonderbares Produkt, und ich stimme ganz Ihrer Meinung bei, dafs sie unmöglich von Einem Dichter herrühren können, wenigstens nie als Ein Gedicht ausmachend. Ich habe genau zu bemerken gesucht, wo neue Stükke angehn, und die Hauptgeschiklichkeit, glaube ich, würde darin bestehen, manche Stükke an anderen Orten einzuschalten. Denn dafs diefs hie und da angeht, glaube ich beobachtet zu haben, obgleich meistentheils die fremdartigen Stellen ganz zu einem andern Plan zu gehören scheinen. Uebrigens aber ist es doch ein merkwürdiges Ueberbleibsel, und reichhaltig an Materialien für die Sitten jenes Zeitalters. Dafs einzelne Stükke in allen Werken Hesiods älter, als Homer, sind, kann ich mir nicht ganz wegdisputiren lassen. An die Theogonie komme ich nun nächstens.

Ich hatte Ihnen ein Paar Worte über die νὺξ θοὴ versprochen, und um Wort zu halten, verweile ich noch dabei. Dafs ich Ihnen zwar nicht zu viel sage, dafür hat meine Nachlässigkeit und der Zufall gesorgt. Ich hatte nemlich alle Stellen im Homer, wo der Ausdruk vorkommt, gesammelt, dazu eigends den ganzen Homer durchgelesen, und auf der Bibliothek auch noch mehrere Parallelstellen *aliunde* zusammengetragen — aber alle diese Schäze habe ich verloren, so dafs ich nur allein meinem Gedächtnifs

trauen kann. Meines Erachtens kann der Ausdruk nur Eine von beiden Bedeutungen haben, die Schnelligkeit mufs 1) entweder vom *Einbrechen*, oder 2) von der *Dauer* verstanden werden. Ueberhaupt hat der Begriff Schnelligkeit, dünkt mich, zwei Nüancen. Es ist entweder eine Schnelligkeit, die, um mich so auszudrukken, blofs vom Flek zu kommen sucht, oder eine, die zugleich mit Stärke, Gewalt verbunden ist, und dadurch furchtbar wird, die Schnelligkeit des fliehenden Hasen, oder des angreifenden Tigers. Es fragt sich nun, welche Bedeutung θοὸς allein oder wenigstens hauptsächlich hat. Sieht man auf die Etymologie so ist das nicht mehr existirende θόω mit θέω verwandt, und so neigt es sich mehr zu der stürmenden Schnelligkeit hin. Allein auf der andern Seite ists auch mit θέω verwandt, und so kommt dabei nicht viel heraus. Also der Gebrauch. Dieser nun aber scheint mir nach den Zeiten verschieden. *Ursprünglich glaube ich deutet θοὸς eine stürmende Schnelligkeit an.* Wenigstens bestätigt diefs der Homerische Gebrauch. Er sagt θοὸς Ἄρης, πολεμιστής, braucht das Wort von Löwen, Pardeln u. s. f. Vorzüglich beweisend ist Eine Stelle. Ein Anführer schilt seine weichenden Krieger. Jezt, sagt er, gilts, jezt seid tapfer, νῦν θοοὶ ἔστε. In keinem dieser Fälle würde er ταχὺς gebrauchen. Dagegen braucht er niemals (auch nicht in den Hymnen u. s. f.) θοὸς von Pferden, oder Hunden. Nur ein Paarmal von Wagen, und hier läfst sich sagen, dafs die Homerischen Wagen, nach seiner eignen Beschreibung, eine hüpfende jener von mir eben beschriebenen Schnelligkeit ähnliche Bewegung hatten. Sehr wichtig sind auch die θοαὶ νῆσοι in der Odyssee, die die Schol. durch spizige erklären, und dafs ebenso der Schol. des Pindar θοαῖς μάχαις durch ὀξείαις μάχαις paraphrasirt. Die Ideen der *Spize* und der *Schnelligkeit* sind nur verwandt, wenn von

einer *plözlichen* Schnelligkeit die Rede ist, die ebenso überrascht, als eine auf einmal hervorspringende Spize. ***Dann aber wird auch θοὸς schlechtweg für schnell gebraucht.*** So erinnere ich selbst mich, es im Pindar, Aristophanes u. s. w. von Pferden, und promiscue, allen schnellen Gegenständen gelesen zu haben. Nennen Sie diese Distinction selbst θοὴν (i. e. spizig oder flüchtig) und wenden Sie mir Homers ewig wiederkehrende θοὰς Schiffe ein, so müssen Sie mir doch wenigstens soviel eingestehen, dafs θοὸς auch diese Nebenidee haben kann und oft hat, die den andern Ausdrükken für *schnell* fehlt. Um nun auf νὺξ θοὴ zurükzukommen, so würde in jener ersten Bedeutung von θοὸς es eine schnell, plözlich hereinbrechende, überraschende Nacht heifsen, in der zweiten eine kurze, schnellfliehende. Die erste Bedeutung begünstigt die astronomische Beobachtung, dafs in Griechenland die Dämmerung kürzer, als bei uns sein mufs. Indefs ist diefs unbeträchtlich, und es kommt auf Vergleichung der Stellen an. In der Iliade nun kommt νὺξ θοὴ nur 5mal und in der Odyssee höchstens dreimal vor. Von den 5malen der Il. 2mal im X. Buch bei Gelegenheit der nächtlichen Expedition des Diomed und Odysseus, zweimal in XXIV. bei der ähnlichen des Priamos, und einmal in XIV. da der Schlafgötze sagt, Zeus habe sich gescheut, die schnelle Nacht zu beleidigen. Die Stellen der Odyssee sind jenen 4 in X. und XXIV. ähnlich. In diesen nun pafst unstreitig allein die Bedeutung der Kürze, aber die Stelle im XIV. Gesang wird viel schöner, wenn das plözliche Einbrechen die Furchtbarkeit der, selbst Zeus schrekkenden Nacht vermehrt. Noch hat Sophokles αἴολα νὺξ und zwar an einer Stelle, wo von der kurzen Dauer aller Dinge die Rede ist. Soll also νὺξ θοὴ immer dasselbe heifsen, so überseze ich es: kurze, schnell entweichende Nacht. Kann es aber in der Bedeutung variiren,

so verstehe ich die Stelle im XIV. Buche, wie ich eben sagte. So eben sehe ich dafs Vofs II. XIV. schnelle Nacht und XXIV. schnellfliehende übersetzt. (A propos, Lieber, Sie vergessen doch unser bei Ihnen subscribirtes Exemplar des Vofs nicht.) Hier haben Sie denn meine Ideen. Ich habe wenigstens den Ausdruk in Wahrheit auf die Spize gestellt, aber ich fürchte auf eine Spize, für die der alte Homer zu breit ist.

Nun noch Eins, theuerster Freund. Ich will meinen Rükweg über Dresden nehmen, und reise spätstens den 26. oder 27. d. M. von hier ab. Wollten Sie mir eine Empfehlung an Adelung oder sonst jemand geben? Ich bitte Sie recht herzlich darum, und dafs Sie sie mir fein bald schikten, damit sie mich nicht verfehlt. Den Winter und Herbst schon bringe ich höchst wahrscheinlich in Ihrer Nähe, in Burgörner zu.

Nun leben Sie herzlich wohl, und behalten Sie Ihren griechischen Freund lieb. Er stirbt gewifs Ihnen noch weniger, als den Griechen ab. Empfehlen Sie mich vielmals Ihrer Frau Gemahlin. Adieu!

Humboldt.

Fragment aus einem nicht vollständig erhaltenen Briefe.

Das Studium der Chöre beschäftigt mich jetzt sehr. Ich habe bei Aeschylus angefangen, den ich so noch nie ganz las. Ihre Idee, einen deutschen Brumoy zu liefern, ist mir dabei oft wieder eingefallen. Es wäre in der That vortreflich. Wollten Sie selbst einiges übersezen und vor allem die ganze Einleitung und die Revision des Ganzen übernehmen, so sollte Ihnen meine geringe Arbeit nicht

entstehn. Sobald ich im Aeschylus weiter bin, schikke ich Ihnen einmal eine Probe aus dem Prometheus. Nur mufs ich mich noch in der Prosa üben. Denn ich gestehe Ihnen, dafs ich eine volltönende rhythmische Prosa bei weitem schwerer halte als mittelmäfsige Jamben, deren Mittelmäfsigkeit schon damit entschuldigt wird, dafs es Jamben sind. —

XII.

Dresden. Septbr. 1793.

— — Hier bin ich entsetzlich zerstreut, aber im Ganzen ziemlich angenehm gewesen. Die Gallerie, der Antikensaal, die Gypsabgüsse, die Bibliothek haben uns in der Stadt und die unendlich schönen Gegenden aufser derselben unterhalten. Die letzteren haben wir recht vollständig kennen gelernt, und vorzüglich haben wir beide Ufer der Elbe nach dem Gebirge zu wiederholt besucht. Sie klagten über die Gesellschaft hier und mit Recht. Aber Sie haben Ein Haus nicht gesehen, das mir wenigstens das angenehmste ist. Diefs ist der Appellations-Rath Körner. Er ist ein überaus geistvoller Mann und von vielerlei Kenntnissen, aufser der Jurisprudenz. Auch Graeca treibt er hie und da. Und seine Frau und Schwägerin sind unterhaltend. Sonst hat mich von Dresdnern nur noch Adelung interessirt, der ein biedrer, gerader und doch grundgelehrter Mann scheint. Ich wollte diesem Brief eine Beilage geben, eine Uebersetzung des kleinen Fragments von Simonides: Danae an Perseus. Aber ich mufs noch allerlei daran ändern, und hier kommt man zu nichts. Ich habe es mit unglaublicher Mühe ganz in Griechische Sylbenmafse übersetzt, und nun — denken Sie Sich meinen Schrekken —

sagt Dionysius von Halik., das Ding habe gar kein Metrum, sei abgetheilte Prosa. Brunck indefs scheint diefs auch nicht geglaubt zu haben. Den Dionysius mufs ich mir bald von Ihnen erbitten. Denn ich mufs die Theorie des gr. Rhythmus vollständig studiren.

XIII.

[1793]

Ihr inhaltreicher Brief, lieber theurer Freund, erhält gewifs noch in dieser Woche eine ausführliche Antwort. Heute ist mirs nicht möglich. Dann auch über Ihre Ed. Hom. soviel ich vermag. Allein das ist blut, blutwenig. Für heute nur 2 Worte. Ueber Ihre Arbeiten bin ich erschrokken. Aber der Plato ist göttlich. Lassen Sie ihn nur nicht so lange liegen. Die Tuscul. freuen mich am wenigsten. Der Text ist so wenig werth. Doch auch über das alles künftig d. h. noch in dieser Woche mehr.

Mit der Euterpe mufs ich mich verschrieben oder Sie verlesen haben. Ich wünsche die Thalia allein oder mit der Melpomene. Die Euterpe haben wir schon geendigt. Sie kommt also bittend zurük, sie mit ihrer Schwester zu vertauschen. Da Hemmerde mir Bücher zu schicken hat, bitte ich nur ihm den Theil zuzustellen. Aber wo möglich sogleich. Denn ich seufze nach einem Hülfsmittel.

Ueber das Bücherleihen, liebster Freund, lassen Sie uns ein allgemeines Gesetz machen: Erlauben Sie mir schlechterdings, ohne alle Umwege der Unverschämtheit zu bitten, und versprechen Sie mir, mir nichts zu schicken, als was Sie schlechterdings entbehren können, und wenn diefs

gar nichts ist, auch gar nichts. Unter dem Schutz dieses Gesetzes bitte ich denn heute um

1) Pindarum Oxoniensem, wegen der Schol.
2) Hephaestion, ed. Pavo nur zum Nachschlagen. Die fatalen Metra verdriefsen mich entsetzlich. Aber ich bin zu tief und mufs durch. Auch habe ich jetzt ziemliche Kenntnifs erlangt, habe den Morell von Spalding mitgebracht, und denke doch die so ungewissen Pindarischen metra zu fixiren. Die incuria der Editoren hierüber ist schrecklich.
3) Larcher: Thalia und Melpomene.
4) einen Apollonius cum *Scholiis*. Die Brunckesche Ed. habe ich selbst. Meine Frau hat sich doch entschlossen ihn mit mir zu lesen. Für sich seufzt sie beim Philoctet, da sie schlechterdings zu nichts anderm rechte Lust hat und man dem *θυμῷ* folgen mufs.

Wissen Sie, dafs meine Frau nun auch lateinisch an zu lesen fängt, und womit, mit Ouids Metamorphosen! Sie werden schrein wie auch ich, aber es ist so eine Sache um die Lust, und ich denke, man mufs mit einem Erwachsenen, und einer Frau es nicht wie mit einem Schulknaben machen.

Platonische Texte habe ich stündlich hier, und stehe für alle Consultationen und Belehrungen, die Sie mir darin ertheilen wollen. Sie wissen wenigstens, dafs ich im Plato noch am meisten belesen bin, und dafs Sie mich also nicht zu sehr von meinen andern Arbeiten abziehen.

Nun leben Sie wohl, theurer lieber Freund! Wann sehe ich Sie einmal? Ich sehne mich so herzlich danach. Denn ich kann Ihnen nicht sagen, wie herzlich und innig ich Sie liebe. Wieviel Freude mir Ihr, trotz Ihren Arbeiten so langer Brief macht glauben Sie nicht, und wie dankbar ich Ihnen dafür bin.

Hiebei erhalten Sie auch Papiere von Sich zurük. Ich habe ein eignes Buch: *Wolfiana* betitelt, worin alles Philologische, was Ihre Briefe enthalten, eingetragen wird. Nächstens schicke ich Ihnen einen Index davon. Meine Frau grüſst herzlich. Ihr

Humboldt.

[*Nachschrift von der Hand der Frau von Humboldt.*] Bester Herr Professor, Ihre Briefe geben uns so wenig Hofnung Sie *bald* bei uns zu sehen daſs ich eine Bitte mehr um Ihren Besuch nicht für unnüz halte. Wir schikken Sie wahrlich heitrer und froher und arbeitlustiger nach H. zurük und bringen Sie sich nur recht viel zu thun mit her. Sie wissen Humboldt läſst's nicht an Ermunterung zum Arbeiten fehlen und ich will Stellen wie Sie's nur wollen in dem nun auch gelesenen Homer für Sie suchen.

Ich sagte Ihnen gern mehr, aber meine Kleine läſst mir keine Ruhe. Tausend Empfehlungen an die Ihrigen.

[*Randschriftlich.*] Was sagen Sie denn zur νὺξ θοή?

XIV.

Ich bin soweit geheilt, liebster Freund, daſs ich wieder ausgehe, aber mein Magen ist sehr verdorben, und plagt mich auf mancherlei Weise, vorzüglich mit mal air u. s. f. Machen Sie, daſs Sie zu uns kommen, und wir sind um mehr als die Hälfte geheilt. Das ist unser wahrer Ernst. Unsre Uebel sind gerade der Art, daſs Zerstreuungen, unvermuthete und doch lang gewünschte Freude ihnen mehr als Arznei ist. Bei so groſser Lust zum Sprechen, habe ich wenig zum Schreiben. Damit aber doch mein Brief nicht wieder ganz so ein Wisch wird, schreibe ich Ihnen ein Paar Kleinigkeiten ab, die Sie noch nicht gesehen haben,

eins von Simonides, und eine Strophe aus Pindar, die so vorzüglich schön ist (im Original versteht sich).

Da nun rauschend der Sturm ringsum den künstlichen Kasten
umbrauste, und das tief strudelnde Meer: da
sank sie vor Furcht, und mit thränenbethauetem
Angesicht schlang sie um Perseus die
verlangenden Arme, und sprach: o Kind,
wieviel erduld' ich; Du aber schläfst, schlummerst in Säuglings
Träumen so süfs hier in der Wohnung des Harms, vom
Erze geschmiedet, die Nacht durchleuchtend,
hier in dem grausvollen Dunkel. Es kümmert Dich nicht,
dafs über dem armen lockigen Haar
Dir des Meeres Woge hinrollt, nicht des Sturmes
donernde Stimme; ins Purpurgewand
sorglos gehüllt, ruhst Du so da, schönes Antlitz.
Aber wenn diefs Furchtbare furchtbar Dir
wäre, wenn ein zartes Ohr meinen
Worten Du liehest, dann rief ich: schlummre Kind, es
schlummre der Ocean, es schlummre das unermefsliche Unglück.
Des Vaters Willens Vereitlung sey mir von Dir,
waltender Zeus, und ist zu kühn nicht Dir das Wort,
so erfleh' ich durch Perseus mir Rache.

Das Stuck hat so eine schöne Sanftheit. Herzlich will ich mich freuen, wenn Sie die auch nur zum 1000sten Theil in der Uebersetzung wiederfinden. Nun die Strophe:

Der beste Arzt durchkämpfter
erprüfter Arbeit ist die
Freude. Der Musen weise
Tochter, des Gesanges Stimme, mischt
mit ihr vereint, ihr süfsen Zauber bei.
So umschmeichelt mit Labung nicht
die müden Glieder des
Bades laue Flut, als der Rede
Einklang, der Gefährte der Leyer.

Länger lebt, als Thaten, das Wort
zur späteren Nachwelt,
das mit der Charitinnen Gunst
die Zunge dem tiefen Sinn entnimmt. *)

Die letzten Verse sind eine schöne Schilderung des Pindarischen Geistes. Tiefe und Grazie. Ueber diesen Text denke ich einen langen Kommentar einmal zu liefern. Es ist der eigentliche, immer verfehlte Gesichtspunkt, aus dem Pindar beurtheilt werden mufs.

Die Strophe übersetzte ich gestern. So probire ich jetzt alles an. Daraus sehn Sie meine humeur. Die Studien leiden schrecklich. Aber der beste Arzt ist die Freude, und die schönste Freude — erwarten wir von Halle. Adieu!

[*Nachschrift.*] Erscheint denn wirklich der Diodor? oder ist das nur so in der L. Z. lustig zu lesen?

NB. Was dieser Brief enthält, ist das Einzige von mir Uebersetzte, seit Sie in Auleben waren. Das ist doch fleifsig.

— — **) Ich lege diesem Brief wieder zwei Pindarische Olymp. Oden, 1. und 12., bei. Ich darf nicht hoffen, dafs meine Uebersezung Sie mit der dem Lobe des Wassers und der Widerlegung der Gierigkeit der Götter aussöhne. Allein einzelne Stellen, müssen Sie doch gestehen, haben eine hohe Schönheit, vorzüglich das Ende von der 3. Epode an. Ich habe in dieser Ode das Silbenmaafs dadurch hörbarer zu machen gesucht, dafs ich dieselben Versarten in der Strophe öfter wiederkehren lasse. Die Gleichförmigkeit der Strophen und Antistrophen und damit die gröfste Wirkung des Silbenmaafses entgeht sonst dem Leser zu leicht. Daher kommt es, glaub' ich, dafs Schütz und schon andere mir riethen, diese Gleichförmigkeit aufzugeben. Allein ich kann mich dazu nicht entschliefsen. Denn sonst, dünkt mich, macht allein der Sezer — wie Sie neulich sehr treffend bemerkten — den Unterschied zwischen der prosaischen

*) Pindar's 4. Nem. Ode. Gleichlautend mit Bd. II. S. 341.

**) Fragment, einem nicht vollständig erhaltenen Briefe entnommen.

und metrischen Uebersetzung. Von der 3. Epode der 1. Ode an und in der 12. Ode werden Sie auch keine am Ende der Zeilen abgebrochene Worte mehr finden. Der Anfang der ersten Ode war schon fertig, ehe ich durch Sie hierüber besser belehrt wurde, und um zu ändern warte ich immer lieber erst ab, dafs mir die Arbeit wieder mehr fremd werde.

XV.

Querfurt, 5. Octbr. 1793. Abends.

Ich habe Ihren Brief, theurer lieber Freund, in Leipzig richtig erhalten, und danke Ihnen herzlich für die gütige Besorgung meines lästigen Auftrags. Wohl weifs ichs nur zu gut, wie nahe Leipzig an Halle ist, und das Herz schlug mir laut in Merseburg von dort zu Ihnen hinüber zu kommen, aber mein Schwiegervater droht jeden Tag mit seiner Abreise, und wir müssen ihn nothwendig vorher sehen. Wir eilen also nach Auleben, um desto früher wieder in Burgörner in Ihrer und der Griechen Nähe zu sein. Wie glüklich ich mir schon den Tag denke, wo Sie mich einmal in Burgörner mit Ihrer Gegenwart erfreuen! Denn läugnen kann ich es nicht, ein recht frohes Wiedersehen denke ich mir nur da, nicht in Halle so ungestört, wenn es gleich nicht unmöglich wäre, dafs mich meine Sehnsucht früher zu Ihnen triebe. Ich liebe Sie so herzlich und innig, dafs mir jeder Augenblik unleidlich ist, den ich einem andern geben mufs, wenn ich Sie darin geniefsen könnte, und in Halle mufste ich nothwendig mehr als einen aufser Ihnen besuchen, und genösse auch Sie minder allein. Allein die Zeit wird ja entscheiden, wo wir uns sehen, und wo es auch sei, so wird mich, und ich kann eben so wahr sagen: uns, dies Wiedersehn unendlich beglükken. Möchten auch Sie, liebster Freund, ihm mit gleicher Freude entgegensehn, und ich darf es ja von ihrer Liebe erwarten.

— — Verzeihen Sie dies unbeschnittne Papier, denn

die Litteratur liegt in Querfurt danieder; und dieſs elende Geschmier. Ich bin entsezlich müde nach einer mühsamen Tagereise in bösem Wetter.

Danken Sie Ihrer Frau Gemahlin tausendmal in unserm Namen, und leben Sie recht wohl. Meine Frau grüſst Sie herzlich. Adieu!

Humboldt.

XVI.

BOerner. 18. Novembr. 1793.

Verzeihen Sie, theurer Freund, daſs Sie jetzt so viele kleine Briefe von mir erhalten, aber ich denke, es interessirt Sie, recht oft Nachricht zu haben, und zu längerm Schreiben fehlt es mir bei dem Kränkeln meiner Frau und diesem abscheulichen Wetter an Stimmung und Lust. Mit meiner Frau gehts indeſs jetzt so, daſs Sie der wiederholten Nachrichten ohne alle Besorgniſs entbehren können. Sie ist gestern von Mittag an auſser dem Bett gewesen, und hat sich recht leidlich befunden, wenn gleich den Abend der Schmerz sich etwas stärker einfand. Nur daſs Wüstheit (wenn Sie das Wort erlauben) und Leere im Kopf, Mattigkeit, und Unlust zu allem natürlich *nach* einer so ärgerlichen Unpäſslichkeit nicht fehlen können, das fühlen Sie selbst, und wohl leider aus eigner Erfahrung am besten. Ich sage *nach* der Unpäſslichkeit. Denn diese halte ich, insofern nemlich meine Frau noch ferner die verordneten Arzneien braucht, und kein Recidiv hinzukommt in der That für so gut, als gehoben.

Recht sehr sehne ich mich, wieder ein Wort von Ihnen zu hören. Denn so oft und — gewiſs auf Kosten Ihrer theuern Zeit — so viel Sie mir schreiben, so dünkt es mich

doch immer so lang, dafs ich nichts von Ihnen hörte. Die Hofnung, Sie hier zu sehen, gebe ich noch nicht ganz auf. Aber Anstalten machen müssen Sie doch, lieber Freund. Denn jetzt kann ich Ihnen mit grofser Gewifsheit sagen, dafs wir hier nicht länger, als Ende Januars bleiben werden. Mehrere Umstände, die wir nicht gut abändern können, determiniren uns dazu. Wie schön wären die Weihnachtsferien! und (sehn Sie wie bescheiden, wie un*aulebisch* wir geworden sind) wie schön sogar die Weihnachtsfeiertage, versteht sich drei, nicht wie in den gottvergessenen Preufsischen Staaten nur zwei. Aber ich bitte nicht. Ich kenne Ihre Liebe zu sehr, als dafs ich nicht wissen sollte, dafs Sie kommen, wenn es irgend thunlich ist, und dann ist Bitten und dringendes Bitten nur schmerzhaft. Machen Sie es also wie Sie können, aber rechnen Sie darauf, dafs Sie uns aufserordentlich, warlich mehr, als wirs Ihnen sagen können, glücklich machen würden. Sie sollen auch recht gesund bei uns werden, sollen keinen griechischen Buchstaben ansehn. Weder mit Pindar, noch Homer, noch Plato, noch selbst mit Gedicke will ich Sie plagen. Aber ich falle ins Bitten zurück.

Ich lese eben Spaldings Commentar — doch den Titel kann ich mir bei dieser Einzigen Frucht seines Geistes (wenigstens seines prosaischen) ersparen. Die Vindiciae Megaricorum haben mir sehr gefallen. Es ist nirgend tief und mit echter Philosophie eingegangen, aber es ist historisch hubsch zusammengestellt, und mitunter scharfsinnig darüber raisonnirt. An dem kritischen Theil bin ich eben. Sie sagten mir viel Gutes davon. Ob *ich* es *finden* werde, soll mich wundern. Ich glaube es kaum. Ich bin mit der Materie, selbst mit der Art Schriftstellern (Aristoteles, Sextus u. s. f.) ganz unbekannt.

Nun leben Sie wohl, theurer, lieber Freund. Ende

dieser Woche schreibe ich Ihnen wieder und hoffentlich aus ganz gesundem Hause. Tausend Grüfse von meiner Frau!

Humboldt.

XVII *).

BOerner. 28. Novbr. 1793.

Die Arzneiboten hören, wie Sie sehen, noch nicht auf, lieber Freund, aber darum ist weder unsre Gesundheit, noch viel weniger unsre Laune schlimm. Der gegenwärtige Bote betrift 1) das Kind wegen des unbedeutenden, aber fortdauernden Ausschlags; 2) meine Frau nicht sowohl wegen einer einzelnen Krankheit, als wegen ihrer Gesundheit überhaupt; und 3) nun auch mich wegen Halsweh und einem bischen Flufsfieber, das mir nun schon den 3ten Tag verdirbt, und mich den Griechen entreifst.

Ich fahre in H. Brief fort, bester Wolf, weil das Kind ihm keine Ruh liefs und er es nehmen mufste, um Sie zu bitten sich nicht vor dem Hospital zu scheuen, das Sie hier etablirt glauben werden, um uns bald zu besuchen. Von Leipzig aus räth Ihnen Humboldt nicht zu uns zu kommen. Die Zahl der Meilen wird ohngefähr, eine auf und ab gerechnet, dieselbe sein, aber Sie haben schlechtern Weg und wenn Sie Burgoerner, wie es zu fürchten ist, in einem Tage von Leipzig aus nicht erreichen können, sehr schlechtes Nachtquartier. Zögern Sie aber nicht, lieber Freund, denn wenn das Wetter so elend und unsre Kränklichkeit so bleibt so weifs Gott ob wir das Ende Jenners hier erleben und nicht unsren Stab früher fortsezzen. Und wahrlich eine gröfsere Aufheiterung könnte uns nichts geben als Ihr Besuch. Das ist

*) Die in diesem Bricte mit kleinerer Schrift gedruckten Stellen sind von der Hand der Frau von Humboldt geschrieben.

ein sehr wahres Wort, liebster Freund, und ich denke, Sie ersparen mir die Versicherung. Ich kann Ihnen nicht sagen, wie sehr ich mich Sie zu sehen sehne, und wäre nicht das Kranken hier so eingerissen, so wäre ich wohl schon bei Ihnen in Halle gewesen. Aber so kommen Sie erst, und kommen Sie recht bald. Vorauszubestimmen brauchen Sie nichts, das ist eine fatale Sache, und bei Ihrem Herkommen mufs Ihnen alles lieb und froh seyn.

Ueber Homer kann ich Ihnen bei meinem wusten Kopfe heute nichts sagen. Nur herzlichen Dank für Ihren schönen lieben Brief. Die Homer. Bogen lege ich bei. Verzeihen Sie nur die angestrichenen Verse. Ich hielt es für mein Eigenthum, da Sie mir nichts dazu gesagt. Sie können indefs auch die Strichelchen als eine Variantensammlung brauchen.

Nun, lieber Wolf, damit der Brief recht bunt sei, der Schlufs von mir. Der Schlufs ist aber wie der Anfang, Bitte um Ihren lieben, lieben Besuch. Tausend Empfehlungen an Ihre Frau und Hannchen. Mit dem Philoctet ist es schlecht, sehr schlecht gegangen und Sie brauchen nicht besorgt zu sein dafs *zu viel* geschieht. Adieu.

Caroline H.

[*Nachschrift.*] Lieber Wolf, kaufen Sie mir doch wieder zum Weihnachten für H. ein griechisch Buch und lassen es mir binden. Ich bin aber diefsmal nicht so reich und mögte nicht dafs es theurer als 10 bis 12 Thlr. wäre.

XVIII.

30. Decbr. 93.

Nur mit zwei Worten lassen Sie mich Ihnen, liebster Freund, für die glücklichen Tage danken, die Sie mir in Halle geschenkt haben, und Ihnen von meiner Frau Befin-

den und meiner Ankunft Nachricht geben. Ich kam so eben am Abend recht glücklich und wohl, in vielen schönen Erinnerungen, die mich auf dem Wege freundlich begleitet hatten, hier an. Meine Frau fand ich diesen Tag recht wohl. Indefs hatte sie doch während meiner Abwesenheit ein Paarmal Krampf gehabt, vorzuglich Donnerstag. Jetzt ist es besser. Von wissenschaftlichen Dingen heute nur zwei Kleinigkeiten. Sie trugen mir auf eine Stelle, die Eust citirt in den Ol. zu suchen. Es sollte das Participium statt des verbi stehen. Ich habe gestern Abend die ganzen Ol. durchgelesen, aber es giebt keine solche Stelle, obgleich manche, wo die Constr. des Participii, weil das verbum entfernter ist, Schwierigkeiten machen kann. Ich wünschte aber das Citat zu besitzen. Es ist möglich, dafs eine Variante oder wenigstens Eust. Meinung über eine schwierige Stelle dadurch klar wird, was sich bei einem aufmerksamen Lesen vielleicht findet. Einen Hexameter, der sich mit ἄλλὰ τεὸν anfängt, giebt es wirklich im Heph. aber nicht von Homer sondern von Praxilla.

Die Vannus habe ich doch vergessen. Wollten Sie mir sie und den folgenden Theil des Larcher schicken, so wäre es mir herzlich lieb. Denn die Melpomene wird bald zu Ende gehen.

Da ich hier aufser den Briefen, die ich in Halle nicht schrieb, noch mehrere andre zu schreiben habe, die heute fort müssen, so mufs ich hier schliefsen. Empfehlen Sie uns Ihrer Frau Gemahlin, der ich noch meinen wärmsten Dank für alle gütige Freundschaft wiederhole. Ihre lieben Kinder umarmen Sie von mir.

Ihr

Humboldt.

XIX.

Oerner, 16. Jan. 94.

Sie fordern mich noch zu vielen Briefen von Burg Oerner auf, liebster Freund, und Ihr eigner ausführlicher Brief, der mir wieder so manches erläutert hat, ist ein so lieber Reiz dazu. Indefs wird meine Zeit hier in Burg Oerner immer kurzer, und wenn gleich eine Menge recht wesentlicher Dinge mich einen andern Aufenthalt, als in diesem Ascra, wünschen lassen, so betrübt mich doch die Entfernung von Halle sehr. Denn wenn wir uns auch sehr wenig sahen, so war doch immer die Möglichkeit leichter, und auf einem so kurzen Weg ist auch der Briefwechsel lebhafter. Vorzüglich scheint mir eine gröfsere Entfernung auf Sie, mein Liebster, einen mächtigeren Einfluſs auszuüben. Und Sie haben Recht. Man wird unlustig, wenn Brief und Antwort nicht Schlag auf Schlag einander folgen. Indefs soll es an mir gewifs nicht liegen, und soviel weiter ist ja Jena nicht. Lassen Sie also ja meine Besorgniſs, dort seltner, als hier Briefe von Ihnen zu empfangen, vergeblich seyn. Unsre Abreise ist übrigens jetzt auf den 25sten huj. angesetzt, und nur Wetter, das die Wege sehr verschlimmert oder — was die Götter geben möchten! — wenn Sie uns gerade um diese Tage einen Besuch sicher versprächen, kann uns bewegen, sie um einige Tage aufzuschieben. Daſs wir nicht noch zu Ihnen nach Halle kommen, müssen Sie uns schon verzeihen. Aber allein mag ich meine Frau nicht gern noch einmal lassen, da es hier warlich nichts Kleines ist; und zusammen ist es in der That kaum nur möglich. Ich will nicht einmal eine Wäsche, und vieles Andre, das noch zu besorgen ist, anführen. Aber wenn meine Frau jetzt gleich ist, was man so gesund nennt, so muſs sie sich erstaunlich vor aller Erkältung, beinah vor

allem aus dem ganz gewöhnlichen Gleise Kommen huten. Und ein Recidiv wäre jetzt, da wir fort wollen, doch doppelt fatal. Aber könnten Sie nicht noch ein Paar Tage dem Homer entziehen? Sie sollten, was Sie an Zeit verlieren, an Stimmung und Lust mehr als ersetzt erhalten. Nennen Sie das nicht stolz von mir gesprochen. Es ist nur das Vertrauen auf Ihre gütige Liebe, die es mich so zuversichtlich verheifsen läfst. Fürchten Sie auch einen unlustigen Postillon, so sagen Sie es mir nur durch diesen Boten, und ich schicke Ihnen Pferde von hier, und meinen gewifs völlig bequemen Wagen.

Mit Ihren Büchern, liebster Freund, bin ich jetzt gänzlich fertig und Sie erhalten hier 1) 2) Larcher. T. III. (wir haben die Terpsichore angefangen) VII. 3) Antim. 4) Heerkens Icones. 5) Putschius. 6) Vannus. 7) de verb med. 8) Ilgen. 9) Bentleys Terenz. 10) Hephaest. so dafs ich jetzt nichts mehr, als Ihre Tusculanen von Ihnen habe, die ich mitnehme. Gern hätte ich freilich noch den Terentianus Maurus und Larcher IV. da ich noch nicht weifs, ob ich den meinigen schon finden werde. Doch wie Sie können.

Die Metriker habe ich alle gehörig excerpirt und bin doch sehr mit dem Studium zufrieden. Ganz vorzüglich aber hat mir Bentley Freude gemacht. Die Sachen sind bei ihm so gewifs, die Bemerkungen so fein, und die Darstellung so klar und leicht. Vorzuglich fein und schön ist, was er über Arsis und Thesis, und über das Zusammentreffen, oder den Streit der Accentuation mit dem Versbau sagt, wenn gleich diefs Letztere nur auf die Lateiner anwendbar ist. Wenn man auch mit allem Einzelnen in der Metrik ganz fertig wäre, so bleiben mir immer noch zwei Dinge dunkel, und ich wunschte wohl von Ihnen zu hören, ob ich mich irrte, wenn ich eben diese Dinge auch noch überhaupt unausgemacht halte. Sehr aber befürchte ich,

mein Irrthum besteht vielmehr darin, dafs ich sie nicht geradezu für unausmachbar erklare. Nemlich die Untersuchung über das, was eigentlich allen metrischen Regeln zum Grunde liegt, und daher die völlige Auseinandersetzung des Rhythmus und seiner bei weitem minder bestimmten und auch minder bestimmbaren Gesetze. Denn in der Metrik mufste es natürlich umgekehrt, als in andern Dingen gehen, man mufste bei strengen (wenn gleich wenigen) Gesetzen anfangen, und bei laxeren (und mehreren) aufhören. Denn nur auf das *geubte* Ohr konnte man sich verlassen, und nur von dem geubten Ohre konnte man verstanden zu werden hoffen, wenn man lange rhythmische Perioden in weiten Schranken der Freiheit wagte. Wenn ich oben vom Rhythmus sprach, so meinte ich nicht eigentlich, was die Grammatiker darunter verstehen, nemlich die freiere, nur musikalisch geordnete Periode im Gegensatz des gewissen Regeln unterworfenen Metrums (in welchem Sinne sie z. B. den Päonischen Vers, wohin auch das Galliambicum und die *ἀναπαίστεια* gehören, da sie nicht gewisse Fufse, sondern nur eine gleiche Summe von Zeiten im ganzen Vers, in Catulls Galliambicum z. B. von 21. oder 22. erfordern, für kein metrum anerkennen, sondern es einen rhythmum nennen) welche nothwendig später entstehen mufste, sondern das, was umgekehrt früher da war, und den Grund von beiden enthält. Was mir dunkel ist, enthält folglich eigentlich eine doppelte Frage: 1) was liegt allen metrischen Gesetzen zum Grunde, und woraus lassen sie sich wenn nicht alle, doch gröfstentheils entwickeln? Ich werde mich bei einzelnen Beispielen deutlicher machen können. Warum erlaubt z. B. der Senarius mehr Freiheit in den anfangenden, der Trochaeische in den schliefsenden Fufsen der Dipodia? Unter allen Metrikern, die ich jetzt verglichen habe, sucht nur Ein Einziger in Einer Stelle

hiervon einen Grund anzugeben. Causa, sagt Asmonius beim Priscianus de versibus comicis. p. 1322., obscura multis est, sed aperiatur a nobis. Nam quoniam ter feritur hic versus, necesse est, vbicunque ab ictu percussionis vacat, moram temporis adiecti non reformidet. In 1 autem pede, et 3 incipit et in 5; feritur in 2 et 4 et 6. Diese Stelle ist mir sehr merkwürdig, aber nicht deutlich gewesen. Der Senarius würde also nur dreimal geschlagen, der Ton nur dreimal vorzüglich gehoben. So wäre also das Scandiren per dipodiam und monopodiam viel wichtiger in der Recitation, als man gewöhnlich annimmt. Und zwar geschähe dies im Jamb. V. in den gleichen, und, so muss man weiter schliefsen, in dem Troch. V. in den ungleichen Stellen. Warum? Weil überhaupt im Jambus die zweite, im Trochäus die erste Silbe die Hebung hat? jener zum Ende eilt, dieser beim Anfang verweilt? Allein Bentley widerspricht dem Asmonius (ohne ihn, noch auch einen andern zu citiren) geradezu. Verum quia, heifst es p. 2., in paribus locis 2, 4, 6 minus plerumque (also nicht immer? wann denn?) eleuantur et feriuntur, quam in imparibus 1, 3, 5 ideirco eos (scil. accentus) more Graecorum hic placuit omittere. Hielte mich Bentleys Autorität nicht auf, so würde ich dem Asmonius folgen und den Grund so bestimmen. Da im Jambus die letzte Silbe die Hebung hat, so ist die Aufmerksamkeit vorzüglich auf das Ende jedes Abschnitts gerichtet, und da der Jamb. Vers in 3 getheilt wird auf die Füfse, welche jeden dieser schliefsen. Für den Troch. V. gälte dies umgekehrt. Allein in diesem Grund liegt nichts Allgemeines. Wie bei andern Füfsen? Ich habe daher auch schon auf mehr musikalische Gründe, allenfalls aus der Natur der Hebung gedacht. Z. E. im reinen Jambus ist die Hebung erst auf der letzten Silbe, folglich die Thesis erst auf der 1sten Silbe des folgenden

Jambus, und die erste Silbe des ersten ist gleichsam ein Vorschlag, so daſs der Jambus immer überschreitet

⏑ ars. | thes. ars. | cet.

Componirt muſs auch allemal im ¾ Takt die erste Silbe vorschlagen, und die zweite im Auftakt erscheinen. Daraus nun lieſse sich die Regel beweisen, daſs der 2, 4, 6 Fuſs von einer kurzen Silbe anfangen muſs. Denn wäre dieſs nicht, sondern wäre eine lange da, und stände doch ein Jambus im 1sten Fuſs (welches doch immer *möglich* seyn muſs) so könnte auf die Arsis in der 2ten Silbe des 1sten Jambus keine Thesis folgen, sondern die lange Anfangssilbe des 2ten Fuſses erforderte wieder eine ars. ⏑ ars. | ars. ⏑ |. Auch paſste dieser Beweis auf den Troch. V. Denn wenn gleich ars. und thes. des ersten Fuſses den Jambus im 2ten nicht hinderten, so würde doch, ein Jambus im 2ten Fuſs, einen Trochaeus im 3ten unmöglich machen ars. thes. | ⏑ ars. | ars. ⏑. Aber ein Spondeus könnte dann doch in 1. sede stehen. Also, wie immer der Pavo sagt, apage, apage, nugae, nugae. Auch will ich ja nur Schwierigkeiten anzeigen. Dergl. und derbe sind noch folgende: warum wird bei den Paeonischen und noch einigen Versen so auf das Ersetzen der Zeiten gesehen, daſs auf einen Paeon, statt eines Jonicus, nothwendig ein Epitrit statt eines Ditrochaeus folgen muſs (⏑ $\overset{6-1}{—}$ ⏑ ⏑ | — $\overset{6+1}{⏑}$ — —)? beim Jamb. und Troch. hingegen gar nicht? Wie oft kommt da — — ^{7} ⏑ — | — ^{6} ⏑ — vor? Endlich: Warum giebt es Bacchische Verse, und warum soll der Palimbacchius, nach dem einstimmigen Zeugniſs aller Grammatiker, nur für die Prosa taugen? Aber ich eile (und mit Recht, werden Sie sagen) zur zweiten Frage: 2) Worin bestand eigentlich das, was die Griechen im strengen Verstande Rhythmus nannten? wie entsprang nach und nach das Gefühl dafür? und nicht welchen Gesetzen (denn hier ist Freiheit) aber welchen

Grundsätzen folgte es? Hier ist die Schwierigkeit nicht klein, man hat es blofs mit Dithyramben (die nicht mehr existiren) und Reden, die man liest und nicht hört, zu thun. Aber das Interesse dieser Frage ist auch so grofs, grofs selbst für unsre Prosa. Dieser Frage denke ich doch in der That wenigstens bis zu der Unwissenheit, die sich mit deutlichen Gründen rechtfertigen läfst, nachzugehn. Denn diese Feinheit des Sinnes ist tief in dem Griechischen Charakter verwebt, und hat wieder mächtigen Einfluſs darauf. Und wie heterogen von uns. Dafs man meist mit Paeonen schliefsen mufs, dafs ein Redner sich von der Flöte begleiten läfst, klingt uns Fabel. Wer Ihrer *Studenten* weifs, mit welchem Fufs Sie schliefsen? Eine sehr hubsche Stelle des Cicero finde ich hieruber am Ende im Putschius p. 2718. Etenim, sicut Theophrastus suspicatur, post anapaestus procerior quidem numerus effloruit, inde ille licentior et diuitior fluxit Dithyrambus, cuius membra et pedes, vt ait idem, sunt in omni locupleti oratione diffusa. Hiernach könnte man recht hübsche Perioden in einer Geschichte des griechischen Rhythmus machen. 1) Blofs Poesie, Verse in bestimmten Füfsen, Hexam., Trim., Jamb. die ältesten. 2) Neben der Poesie zugleich Prosa, die sich aber um keinen numerus, als den zufalligen, bekümmert, aber noch nicht selten den Hexam. nachhallt. So glaube ich im Herodot nicht selten Stücke Hexameter zu finden. Daneben gröfsere Varietät der Silbenmaafse, aber immer allein in einer Verbindung der Quantität und Qualität nach bestimmten Füfsen in Einer Zeile. 3) Anapästische Stücke, wo mehrere Zeilen Anapästen durch einen schliefsenden Paroemiacus zu Einem Ganzen verbunden werden. In der That ist diefs eine neue Gattung, verschieden vom Silbenmaafs in einzelnen Versen; und vom Silbenmaafs in der Strophe, da es nicht wiederkehrt, und dadurch dem Ohre hilft. In-

defs ist diese anapästische musikalische Periode, da derselbe Fufs immer mit weniger Verschiedenheit wiederkehrt, sehr leicht. 4) Schwerere und längere musikalische Perioden mit mehr wechselnden Fufsen in den Dithyramben, und durch diese oder mit diesen. 5) Die rhythmische Prosa, als die reifste Frucht des gleich gebildeten Geschmacks und Verstandes.

Aber wohin gerathe ich? Verzeihn Sie, liebster Freund, ich bin bei Dithyramben. Das sehen Sie. Aber diese Dinge sind mir jetzt beständig durch den Kopf gelaufen, und ich wollte Ihnen doch so das schreiben, was die Grammatiker Lekture auch an Ideen in mir rege gemacht hatte. Glauben Sie ja nicht, dafs ich Antwort auf das détail dieses Briefes verlange. Aber so im Ganzen, ob die Untersuchung Ihnen wichtig, *möglich* scheint, ob mein Gang richtig, mein Kopf nicht schon eingenommen? Was ich noch lesen mufs? Vorgenommen habe ich mir (wenn auch nicht una serie, doch ehe ich etwas zu entscheiden wage) Dionysius Hal. die Musiker (insofern sie den Rhythmus betreffen, ganz genau, das Uebrige raptim), Aristot. Rhet. und Poet. Ciceros orat. Bücher und von Quinctilian wieviel? kann ich selbst noch nicht sagen, da ich ihn nur wenig kenne. Damit oder darnach einige der sonorsten Reden im Dem. und Cic. die Sie mir wohl nennen. Noch hätte ich eine Bitte: R. Bentley soll, (so citirt die Vannus crit. p. 170.) in Epistola ad Milium p. 26. richtig bestimmen, wann der Anapästische Vers anders als mit einem wahren Anapaesten schliefsen darf? Es sind gewifs nur wenig Worte, auch wissen Sie vielleicht selbst die wahren Regeln auswendig. *Gelegentlich* hätte ich diese Regeln, oder jene Stelle gern. Was ist denn das für eine Epistola?

Und nun genug mit den 3 Bogen, liebster Freund.

Wie gern sähen wir Sie noch einmal! Meine Frau grüfst Sie herzlich und die Ihrigen. Adieu!

Ihr

Humboldt.

[*Randschriftlich.*] Ich lege einen Brief von Schneider bei, den ich mir zurück erbitte. Er ist sehr höflich, wofür ich Ihnen danke. Seine emend. scheinen mir gewagt. Soll ich um seine Randglossen bitten?

Die Ode miserarum cet. theilen die lat. Grammat. in Strophen von 3 Versen

1ster 3 Jonici
2ter 3 -
3ter 4 -

obgleich ex-anim. getheilt wird. Marius Victorinus. p. 2567. 2568. und 2618. Plotius. p. 2660. Fortunatianus. p. 2704. Hephaest. citirt von Alcaeus nur Einen Vers von 4 Jonicis. Hat nun Bentley Recht oder mufs er den Lat folgen?

Die Hunde, *wenn* die Race ächt ist, sind Windspiele vom Stamm der in Sanssouci begrabenen, wie unsre. — Wenn Sie Meckel sehn, sagen Sie ihm doch, meine Frau wäre viel besser, als neulich, während er hier gewesen, und würde ihm, vor unsrer Abreise, noch einmal selbst schreiben.

Wenigstens noch Einen Brief erhalten Sie gewifs von mir von hier aus.

XX.

Ich versprach Ihnen in meinem neulichen Briefe, liebster Freund, Ihren letzten zu beantworten, und ich setze mich jetzt hin Wort zu halten. Ich nehme die Stellen, wie Ihr Brief sie mir an die Hand giebt. Bin ich damit fertig, so will ich sehn, was ich Sie hie und da noch zu fragen habe.

1. Brunck, uber Hom. ζ. 523. Hier bin ich doch sei-

ner Meinung. Der Sinn erfordert offenbar dort und in den andern ed. Oed. Tyr. *v.* 628. angeführten Stellen das praes. Mit Eustathius eine enallage temporis anzunehmen scheint mir (der ich aber freilich den Eustathius nicht nachschlagen kann) ein sonderbares Commentum. Es fragt sich also nur, ob man *μεθίης* oder *μεθιεῖς* schreiben soll, und da scheint doch die Uebereinstimmung von den mehreren von Brunck citirten Stellen gegen die Eine Od. δ. für das letztere zu reden. Dann ist aber auch *μεθιεῖς* unvermeidlich, und ich würde hiernach alle diese Stellen, auch die Od. δ. corrigiren.

2. Ueber die *ἀναστροφὴ* sagen Sie mir doch, bester Freund, den Grund, den Sie für den wahren halten, dafs man auch med. orat. *κτίλος ὥς* schreiben soll. Ueber *γλαφυρὰς επι νῆας* wäre ich für *γ. ἐπὶ νῆας*. Das Oxytoniren der Praepositionen scheint den Grund zu haben, die Aufmerksamkeit auf das noch folgende Wort zu richten. Daher das Zurücklegen des Accents, wenn das Wort vorausgeht. Geht nun das Substantivum voraus, so ist die Phrase vollendet, es mögen soviel Adj. folgen, als wollen. Geht aber das Adj. voran, so ists umgekehrt. Indefs hasse ich bei dergleichen Dingen solche *vernünftelnde* Gründe. Am sichersten wäre die Entscheidung, wenn sich ausfinden liefse, ob irgend eine dieser Sekten historische Gründe hatte, dafs die Alten so sprachen? Ist das nicht, so würde ich der angesehensten Sekte folgen, sollte sie auch die unvernünftigste Meinung haben. Denn in dergleichen Dingen beruht doch alles auf dem Gebrauch, und können wir nicht die wahre Aussprache der Alten noch darstellen, so mussen wir doch schreiben, wie die Graeculi in Alexandria.

3. *ι*. 107. würde ich bei *Ἀχαιῶν* ein Comma machen, und bis *ὀνόμαζεν* fortlesen. Diefs scheint mir am meisten Homerisch. Distinguirt man hinter *Ἀχαιῶν*, so würde, wie

Sie sagen, δὲ stehn, und ein Punkt hinter Ἀγαμέμνων giebt ein asyndeton, wie ich kaum dächte, dafs Eins im Homer wäre, der, wie es mir vorkommt, ὁ oder dergleichen wiederholt haben würde.

4. VII. 64. ändern Sie doch ja nicht. Die Schwierigkeit von μελάνει zu heben weifs ich nicht. Aber πόντον scheint mir ganz unhomerisch. Und was nun ergänzen? φρίξ. Aber diefs schwarz werden, ist der zweite Grad des Sturms, und φρίξ der erste. Diefs wäre also ganz gegen den Sinn. Und Zephyrus. Aber der steht nicht im Nom. vorher und dann steht νέον ὀρνυμένοιο dabei. Hier aber ist er nicht mehr νέον ὀρν. Wo bleibt also hier die Homerische Deutlichkeit. Lieber wollte ich bei μελάνει κύματα s. ὕδωρ s., damit Sie recht lachen, ἑαυτὸν ergänzen.

5. VII. 195. scheint mir γε zu Homerisch, um es wegzuwerfen.

6. Bei VII. 151. wünschte ich sehr Ihre Gründe zu hören. Ich bin übrigens ganz Ihrer Meinung. Ich habe mir sonst immer das ἔτλη so erklärt, dafs es sich auf das Vorige, und zwar nicht auf ein wirklich ausgesagtes, aber ein bei προκαλίζετο gedachtes Wort bezöge. Diefs scheint mir sehr Homerisch. „niemand wagte" nemlich der Ausforderung zu folgen. Bei προκαλίζετο halte ich nemlich μαχέσασθαι ausgelassen, wie es Il. VII. 39. 40. wirklich steht.

7. I. 265. würde allerdings zu den Stellen gehört haben, die mich wunderten. Aber ich besitze α. nur von 470. an. Indefs bemitleide ich weiter den Theseus nicht, und schon oft habe ich mich gewundert, dafs man im Homer mit manchen Versen so mild, und im Hesiodus so barbarisch umgeht.

8. Il. V. 886. 887. mufs ich Ihnen zu meiner Schande gestehen, dafs ich keine andre Schwierigkeit einsehe, als die der Sinn giebt (das Sterben der Götter) und die mein-

ten Sie wohl jetzt nicht. Da 887. ausdrücklich ζωὸς steht, so mufs man wohl 886. wenn nicht vom eigentlichen Sterben (dem widerspricht so δηρὸν πίμπλατ' ἔτασχον) doch von dem ähnlichen Liegen unter den Todten verstehen. Der Gegensatz ist dann: zwar nicht fallen, und liegen, aber schwach sein, wanken. Ueber das Göttersterben bleibe ich bei Ihrer Meinung. Ein wirkliches Beispiel, dafs einer in der That ganz gestorben sey, hat man nicht; aber sehr hart daran kommen sie, und das τυτθὸν, das sie übrig behalten, ist manchmal nur noch so ein Götter point d'honneur.

9. Il. V. 903. hätte ich gedacht περιτρέφεται wäre besser. Es ist sehr malerisch, und ich habe nicht gewufst, dafs die Milch noch besonders umgerührt werden müfste. Freilich ist aber auch περιτρ. für Homer beinah zu gesucht. Aber ἐπειγόμενον gefällt mir aufserordentlich. Der ὀπὸς hat genug an seinem συνέπηξεν und ἐπ — ον macht die Schilderung viel lebendiger.

10. Il. VI. 148. bin ich auf Ihre beiden Lesarten sehr begierig. Ἐπιγίγνεται habe ich mir nicht anders, als durch eine veränderte Construction: ἄλλα ἐπιγ. erklärt. Wahrscheinlich lesen Sie ὥρῃ mit irgend einem verbo act. Gegen ἣ μὲν und ἣ δὲ hätte ich keinen Zweifel gehabt. Lesen Sie vielleicht ἣμεν — ἣδε?

11. Il. III. 7. scheint auch mir schlechterdings einer Interpolation sehr ähnlich.

12. Il. V. 391. gehört zu den Stellen, wo mich die Aenderung sehr gefreut hat. Κέν μιν war mir immer unverständlich gewesen. Denn nicht wahr, es hätte nur dann recht gestanden, wenn es conj. geheifsen hätte: Dann *hätte* sie ein et cet.

13. Die Stelle im Agricola [VI.] ist sehr schlimm. Meines Erachtens will Tacitus sagen: wenn ein Mann eine schlechte Frau hat, so ist er zu tadeln, denn er ist gleichsam an

ihren Fehlern schuld, aber wenn er eine gute hat, ist er um so mehr zu loben. Denn er ist vorzüglich die Ursache ihres Gutseyns. Auf gut Röm. werden also die potiores partes dem Mann eingeräumt. Nun wundert mich am meisten nur die Verbindung beider Sätze: nisi quod. Diese weifs ich mir nur auf Eine Art einigermaafsen zu erklären. Er hat zuerst gesagt: per *mutuam* caritatem, *invicem* se anteponendo und so das Lob zwischen ihm und ihr gleich getheilt. Daraus sollte man nun schliefsen, das Verdienst beider sey gleich, und diesen ausgelassenen Satz zu beschränken setzt er nisi quod hinzu. Ergänze ich bei laus und culpa uxoris, so scheint mir alles noch gezwungener, auch würde dann nicht in bona uxore stehen, sondern Tacitus hätte das Ganze anders gewandt. Nehme ich die andre Lesart minor an, so bekomme ich noch weniger einen guten Sinn, und eine andre Aenderung fällt mir nicht bey. Sagen Sie mir doch die Ihrige?

Soviel Materialien gab Ihr Brief her, liebster Freund. Die Blätter erfolgen zurück. Jetzt Einiges über die Bogen Ihrer neuen Ausgabe, die Sie mir nach Berlin schickten. Aber noch einmal. Nur sehr wenig. Denn Ihre Gründe, diese oder jene Lesart aufzunehmen, müssen natürlich meist historisch seyn, und da mir nun die Quellen mangeln, so kann ich nicht einmal viel darüber harioliren.

1. Ueber die Stellen, wo wirklich der Sinn verändert ist. Unter diesen haben mir vorzüglich folgende gefallen. *α.* 573. das bisherige *οὐδ' ἔτ'* wollte mir immer nicht recht passen. *β.* 283. und *ε.* 538. der praepos. als demonstrat. ist hier unstreitig homerischer, als das relat. Eben so sehr hat die Aenderung *γ.* 215. meinen Beifall. Das Vorige *εἰ καὶ* wie gewöhnlich *quamvis* übersetzt gab einen ganz widrigen Sinn. Gerade jüngere Leute reden weniger und heftiger. Auf gleiche Weise empfiehlt der Sinn schon das

ἐπιβήσομαι ε. 227. Denn jetzt war vom Hinaufsteigen die Rede, und er konnte ja ebensogut *auf* die Pferde steigen, um hernach herabzuspringen und zu kämpfen. Völlig ebenso einig bin ich mit dem Einklammern der Verse, die Sie für interpolirt erklärt haben. β. 206. ist die Interpolation offenbar, und verdirbt die ganze Stelle. Denn es ist aufserordentlich Homerisch zu schliefsen ᾧ ἔδοκε Κρ. π. ἀ. nemlich κοίρανος εἶναι. Ebenso sehr verrathen sich die Verse β. 251—256. die den ganzen Zusammenhang stören und an denen ich immer angestofsen bin. Auch mit ε. 342. habe ich kein Mitleid. Er verräth gar sehr die Glosse. Aber was meinen Sie, sollte nicht 341. gleiches Schicksal verdienen? Wenigstens steht er jetzt, ohne seinen Nachfolger, sehr abrupt da. Nur für β. 168. hätte ich mich verwenden mögen. Er scheint mir nicht unhomerisch, und verbindet, dächte ich, gar nicht unschicklich 167. mit 169.— β. 358. hätte mir keinen Verdacht erregt, aber Sie ahndeten wohl dort eine Lust, das Eulennest erscheinen zu lassen. Denn sonst giebt doch Homer auch bei den Phokäern ε. 526. die Stellung an, so dafs das nicht so ungewöhnlich scheint. Mistrauischer wäre ich gegen β. 670. gewesen, aber da eine Stelle im Pindar auf diesen Vers oder umgekehrt Bezug hat, so wüfste ich gern, was Ihre Bücher darüber sagen, ob vielleicht etwas darunter ist, was die Zeit bestimmte, wo diese Sage vom goldnen Regen in Rhodos entstanden sey? So eben sehe ich, dafs schon der Scholiast zum Pindar diesen Vers ἀθετούμενον nennt.

Eigentlich gewundert haben mich nur 3 Stellen. α. 424. ἐς statt ἐπ'. Ich hätte mir bei εἰς mehr hinein, in die Tiefe, zu den Meergöttern gedacht. Aber wohl ohne Grund, es läuft wohl auf Eins hinaus. β. 26. kam mir εἶμι homerischer vor, als εἶμι. Ich dächte auch, es gäbe ähnliche Stellen, die es beweisen. Indefs fallen solche mir im Augen-

blick nicht bei, und mit Hülfsmitteln des Suchens bin ich gar nicht versehen. β. 293. οἰν. Da davon die Rede ist, dafs der Sturm am Auslaufen hindert (so verstehe ich wenigstens die Stelle) so dächte ich stände παρὰ besser. Indefs konnte παρὰ auch leicht aus 297. hieher gekommen seyn. Noch V. 160. mufs ich hinzusetzen. Ἐχεμορα. Wie wird das ε hier lang. Die Regel, dafs wenn mehrere kurze Silben zusammenkommen, eine lang gebraucht werden könnte, habe ich immer für einen Nothbehelf der Grammatiker gehalten. Wenigstens gedacht, man mufste ihre Anwendung vermeiden, wie man könnte. Da ich einmal bei der Metrik bin, lassen Sie denn auch die Caesur bei einsilbigen Wörtern gelten, dafs Sie β. 196. δή mit δε vertauscht haben, und, um noch Eine Frage hinzuzufugen, nicht wahr? β. 109. haben Sie geändert, weil Homer προσιτάδα nicht absolut, ohne die angeredete Person, zu setzen pflegt?

2. Ueber die Interpunction. Hierüber weifs ich nur wenig zu sagen. Gefreut hat mich Ihre Interpunction: α. 434. 435. ι. ι. πέλασαν, π. ὑφέντες, καρτ. — 607. 608. Ἀμφιγνήεις, Ἥφαιστος, π. — β. 157. Δ. τέκος, Ἀιφυτίδη. Bei folgenden Stellen hingegen hätte ich gewünscht, Sie wären bei der alten Art geblieben, nemlich so zu interpungiren. β. 142. ὄφρα, πᾶσι. 380. ἔσσεται, οἰδ' ἰβαιόν. 409. ἀδελφεὸν, ὡς ἔτον. 455. ἴλιν, οὔρεος. Es kommen nemlich unzählige Stellen im Homer vor, und alle hier zuletzt genannten sind, meines Erachtens, der Art, wo erst ein Satz geradehin avancirt wird, und dann die Einschränkung, Bestimmung oder dergl. hinterher folgt. Diefs ist natürlich der alten Sprache, so wie bei uns, den gemeinen Leuten, eigen. Der Sprechende hält alsdann vor der Bestimmung inne, und setzt sie dann mit verändertem Redeton hinzu. Diefs nun, glaube ich, mufs ein Comma anzeigen. Ich

nehme z. B. vorzüglich den Graecismus *ἴδεε ἀδελφεὸν ὡς ἐποτεῖτο*. welcher mir ganz und gar dieser Incorrectheit seinen Ursprung zu danken zu haben scheint. Man sagte erst *ἴδεε ἀδελφεὸν* — er wufste von seinem Bruder. Nun sah man ein, dafs dieſs zu unbestimmt sey, und setzte hinzu *ὡς ἐποτεῖτο*. Nachher freilich ward das Sprachgebrauch und man dachte sich nichts mehr dabei. Aber auch schon zu Homers Zeit? Nach Homer, im Pindar, u. s. f. würde ich auch kein Unterscheidungszeichen mehr machen. Aber verzeihen Sie mein Geschwätz. Ich thue überhaupt, als verstände ich etwas vom Ediren. Wozu Ihre Güte nicht verleitet? — Auffallend hingegen war mir das Comma hinter *ἄστυ γ*. 245. doch glaube ich Ihre Meinung zu errathen. Die Herolde darinnen in der Stadt, die u. s. w. Eine Ungleichheit glaubte ich in Folgendem zu bemerken. Mehreremale z. B. *β*. 224. *ε*. 6. haben Sie das part. vom verbo (*βοῶν—νείκεε*) durch ein comma getrennt. War das aber nicht auch in andern Stellen, wo Sie es nicht gethan haben, z. B. *β*. 263. *ἀφίσω, πεπληγὼς* der gleiche Fall? Für die Parenthese haben Sie ja ein ganz neues Zeichen (*β*. 333. 334.) eingeführt.

3. Ueber die Orthographie. Hier ist mir vieles dunkel gewesen. Ich setze nur, was mir vorzüglich ein *θαῦμα ἰδεσθαι* war. So *α*. 459. *αἰέρσαν*. 541. *ἀπονόσφιν*. und vor allen *ε*. 87. *ἄμ πεδίον*.

4. Endlich was ich für Druckfehler halte. Ob ich darin Recht habe, überlasse ich Ihrer Beurtheilung: *β*. 150. *νῆας ἐπ' ἐσσείοντο* für *νῆας ἔπ' ἐσσ*. — *δ*. 375. *περὶ δ'ἄλλων* für *πέρι*. 392. *ἄψ ἀνερχομένῳ* für *ἄψ οἱ ἀν*. da ich sonst für den Vers fürchte. *ε*. 416. *ἰχῶ* für *ἰχῶρ*.

Soviel über das Einzelne. Die Beschreibung, die Sie mir vom Ganzen der Arbeit machen, ist schaudervoll. Aber sie hat mich auch innigst gefreut. Wer aufser Ihnen unter

allen Philologen arbeitet noch mit dieser Genauigkeit, wahrlich Sie erwerben Sich ein unsterbliches Verdienst um den Homer, und eine solche Ausgabe mufs Epoche in der Geschichte nicht blofs der Homerischen, sondern der griechischen Litteratur überhaupt machen. Damit Sie mehr Zeit gewinnen, billige ich sehr die Interims-Ed. der Od. und wünschte selbst eine der Ilias. Denn für Ihre Gesundheit fürchte ich doch ernstlich bei einer so ungeheuern Arbeit. Wenn Sie irgend können, liebster Freund, so schicken Sie mir doch die nun fertigen Bogen. Ich habe bis jetzt: *α.* von *v.* 410. an. *β. γ.* bis *v.* 319. *δ.* von 320. an. *ε.* bis 709. *ζ.* 200—259.

Nun, theurer Freund, schliefse ich den langen Brief, danke noch tausendmal für alle Belehrung, und wünsche Ihnen von Herzen wohl zu leben. Meine Frau grüfst Sie herzlich. Adieu!

Ihr

Humboldt.

[*Nachschrift.*] Noch mufs ich Ihnen doch sagen, dafs ich, seit ich hier bin, auch alle neuern Werke Kants von der Kritik der reinen Vern. an, die mit eingerechnet, noch einmal durchstudirt habe, und dafs ich mich mit philosophischen Ideen trage, die meine Arbeiten über die Griechen erst einleiten sollen.

XXI.

Böerner. 21. Jan. 94.

Herzlichen Dank, liebster Freund, für Ihren lieben Brief, der mir, abgerechnet, dafs Sie ihn in einer trüben Stunde geschrieben zu haben schienen, herzliche Freude gemacht hat. Wohl sind Collationiren und Thauwetter zwei Dinge, die einem die Stimmung sehr verderben können, aber er-

wehren Sie Sich dennoch dieser schlimmen Einflüsse. Freilich ist es hier leichter Rath zu geben, als zu befolgen, um so mehr, da ich Ihnen in Halle kaum einen Menschen anzugeben weiſs, dessen Gesellschaft Sie mehr als zerstreuen könnte. Warum leben wir nicht in Einer Stadt, liebster Freund? Dann wollte ich suchen, Ihnen solche Stunden zu verplaudern, und wenn es mir gelänge, so wäre der Gewinnst doppelt für uns beide. Sie wünschen noch die Blätter beantwortet, die Sie Ihrem vorletzten Briefe beigelegt hatten, und ich hatte es mir auch so auf alle Fälle schon vorgenommen. Da es nicht viel ist, was ich darauf zu sagen habe, da alles mir sehr deutlich, und mehr als das, befriedigend war, so will ich es diesem Briefe beifügen.

Vorzüglich danke ich Ihnen für die metrica. Der Unterschied, den Sie zwischen dem Homer und den Tragikern festsetzen, leuchtet mir erstaunlich ein, wenn ich gleich nicht selbst ihn mir so deutlich gedacht hatte. Am meisten hat mich das befriedigt, was Sie von der Position, und den Gründen des Unterschiedes der Röm. und Griechischen Grammatik in diesem Punkt sagen. Was aber von *βλοσυρῶπις, ἦνιν*, zu halten ist, wüſste ich lieber von Ihnen. In der Vannus muſs über den ersteren Fall etwas vorkommen, bei Gelegenheit, daſs Pauw auch am Ende der Füſse, wie hier, Silben durch Caesur lang werden läſst. Eine unerhörte Meinung, da der Grund der Caesur doch wohl darin liegt, daſs eine Endsilbe, die mit keiner folgenden verknüpft wird, ihre wahre Quantität minder hören läſst, und der Ton allemal im Aufschritt des Fuſses (wie Sie vom ganzen Verse sehr richtig bemerken, und wie bei Hephästion ein oder zweimal, jedoch nur nebenher, die Anfangssilbe jedes Verses als communis vorgestellt wird) gehoben wird, so wie er am Ende desselben natürlich sinkt. Was ich

also wissen möchte, wäre nun, ob Sie jene Stellen den Versen, wo Trochaeen vorkommen, beizählen? Dafs Sie sagen „prima in φιλος ist allerdings lang" hat mich gewundert. Ich habe sie für anceps und öfter kurz gehalten. Cf. — οι φιλος ηεν. Il. α. 361. Οτδε φιλος — Il. ω. 775. Φιλε κασιγνητε — Il. δ. 155.

Ihr Urtheil über die Aeneide hat mich sehr aufmerksam gemacht, und wenn ich, nach mehr Lektüre, sicherere Kenntnifs über Gr. Sitten habe, will ich diefs einmal zum Probierstein meiner Kenntnifs machen.

Ueber Il. VIII. 213. bin ich ganz gegen Vofs und Köppen, Ihrer Meinung. Es ist ganz offenbar, dafs zwischen Mauer und Graben ein, wenn gleich kleiner Platz war. Nun halte ich ἐκ νηῶν nicht blofs, wie Sie sagen auf Homerische Weise, sondern wirklich nothwendig hinzugesetzt. Ohne diesen Zusatz war die respekt. Lage des Grabens und Walls nicht bestimmt. Nun weifs man, dafs auf die Schiffe der Wall, und dann der Graben folgte. Mehr weifs ich jetzt nicht, und auch mit Fleifs will ich heute nur noch Eine Kleinigkeit hinzusetzen, damit ich Sie nicht überlade, da ich noch sehr auf eine Antwort auf meinen letzten Brief hoffe.

Diese Kleinigkeit betrift die Endsilben. Sie wissen selbst Dawes Meinung über die Pindarischen. Ich habe nunmehr genau verglichen, und es ist richtig, dafs, nimmt man alle Regeln an, die in Einer Zeile gelten (Position — folgende Aspirata — Vocal der einer langen Silbe folgt —) im Ganzen nur sehr wenig Abweichungen von einer durchgängigen Gleichheit vorkommen, dem auch wohl noch abzuhelfen ist. Nimmt man sie nun aber als gültig an, und beachtet man sie als wichtig bei Festsetzung des metri. so mufs man eine Menge (wenn nicht alle) Verse anders constituiren, als der Metricus, Hephaestion und alle viri docti; und zugleich widerspricht man der Meinung des gesamm-

ten Alterthums. Da auch in den noch übrigen Stücken griech. Musik, immer, wo eine kurze Endsilbe ist, eine Pause den Tact schliefst, so scheint diefs der Gleichgültigkeit der Endsilben die Krone aufzusetzen. Dennoch ist die Bemerkung im Pindar sonderbar, und kann nicht Zufall seyn. Auch kann man nicht sagen, die Abtheilung der Verse ist durchgängig falsch, und die scheinbaren Endsilben sind wahre Mittelsilben. Denn es mufsten doch nun in der Mitte gleichgültige Silben vorkommen, welche die wahren Endsilben wären. Ich bin daher auf eine Mittelmeinung gekommen. Beim Declamiren blieb die Stimme allemal auf dem Ende des Verses schweben. Die Endsilbe wurde also immer, wie sie auch an sich seyn, oder dem metrum nach, erfordert werden mochte, lang ausgesprochen. Daher war sie für den Dichter gleichgültig und der Leser verschafte ihm hierin eine Freiheit, die er sonst nicht hatte. Allein der aufmerksame Dichter kam doch dem Leser zu Hulfe, und setzte öfter eine lange Silbe ans Ende. Zur Unterstützung dieser blofsen Hypothese dienen vielleicht folgende Gründe: 1) der Natur der Sache nach verweilt man am Ende des Verses. 2) Pindar hat soviel mehr lange als kurze Endsilben, dafs nach einer zwar blofsen, aber gar nicht ohngefähren Schätzung unter 1 Versen 3 lange und nur 1 eine kurze Endsilbe hat. 3) Marius Victorinus sagt ausdrücklich: quia omnis depositio recipit moram. p. 2569. 4) Dawes behauptet dafs alle Endsilben der ganzen Strophe, wegen der dort nöthigen Pause als lang angesehen werden müssen, und es ist richtig, dafs Pindar bei diesen Endsilben mehr variirt, als bei den andern, woraus ich schliefsen möchte, dafs er, da hier an sich eine gröfsere Pause ist, es weniger nöthig hielt, zu Hulfe zu kommen. Sehr dawider aber ist: 1) das Wörtertheilen, das kaum ein Einhalten erlaubte. 2) Dafs Pindar ebenso genau auch die

kurzen Endsilben beobachtet. Sind hier nun alle diese Verse falsch abgetheilt? oder hielt ers für nöthig, wenn er nicht überall sich den Zwang langer Endsilben auferlegen wollte, doch Gleichförmigkeit zu beobachten, um den Leser gleich in der 1. Str. zu avertiren, wo er Schwebung hinzuthun müsse, oder wie sonst? 3) sagt auch Mar. Victorinus. p. 2505. 2506. dafs die Musiker die kurzen Endsilben lieben. Aber ist sein Zeugnifs über *Musik* geradehin gültig? Sie schienen mir neulich über die Eintheilung und Benennung der Silbenmaafse ein wenig cavalierement, verzeihen Sie den Ausdruck der verletzten Silbenmajestät, zu reden, als wenn sie entweder so leicht, oder nicht so wichtig wäre. Aber Bentleys Abhandlung hat mich doch noch mehr in der Meinung bestätigt, dafs derselbe Vers, anders abgetheilt ganz anders gelesen werden mufs. Z. B. — ⏑ ⏑ — ⏑ ⏑ — ⏑ ⏑ — ⏑ ⏑ — ist so — ⏑ ⏑ | — ⏑ | — ⏑ ⏑ | — ⏑ ein Jamb. so — ⏑ | — ⏑ ⏑ | — ⏑ | — ⏑ ⏑ — ein Troch. Im 1sten Fall mufs ich mit Bentley so — ⏑ ⏑ — ⏑ | — ⏑ ⏑ — ⏑ in andern ⏑ ⏑ — ⏑ ⏑ — ⏑ ⏑ — ⏑ — accentuiren und lesen. Um nun Verse zu bestimmen, die, blofs auf die Silben gesehen, 2 Abtheilungen erlauben, glaube ich, mufs man mehr Dinge, im Pindar namentlich das metrum der übrigen Verse der Strophe hinzunehmen. So fand ich neulich — ⏑ | — ⏑ | — ⏑ — Diefs kann ein Antispasticum Glyconicum oder ein Troch. dim. brachycat. seyn. Ich fand es in 2 Oden, in einer wo sehr viel Antispasten vorkamen, in der andern, wo sehr viel Trochaeen. In der ersten würde ich ⏑ — ⏑ — | — ⏑ | — ⏑ in der letzten ⏑ — | ⏑ — ⏑ | ⏑ — | ⏑ lesen.

Aber was sagen Sie, dafs ich Sie nun auch mit blofsen Muthmafsungen und Einfällen plage. Doch brauchen Sie ja nur ein C. oder N. L. dazu machen, um mich ganz ab- oder zur weiteren Nachforschung zu verweisen.

Ihre letzten Papiere erfolgen hier. Mehr habe ich jetzt

nicht. Sie haben ja immer alle mit meinen Briefen zurückempfangen. Aber wie es mit den Papieren über Hesiodus ist, die ich noch habe und behalten, weifs ich nicht. Auf meine Sachen über die ersten 50 Verse der ἔργα schickten Sie mir Papiere, die ich auch noch in guter Verwahrung habe, aber blofs lateinische und offenbar *ältere*. Gleich darauf kam ich nach Halle. Dort sagten Sie mir, es hätten auch *neue* über mein scriptum dabei gelegen, und ich glaubte, ich hätte es übersehn. Ich fand aber gleich bei meiner Rückkunft, dafs nichts als jene ältere, angekommen war. Wie ist es denn nun? Schrieben Sie wirklich zu jenem Brief etwas? und blieb es vielleicht bei Ihnen liegen? Die Hesiod. Papiere, die ich nun habe, erhalten Sie auch bald.

Ihr Exemplar hat mir viel Freude gemacht. Schicken Sie es jetzt lieber so in 3 Heften. Ich danke herzlich und meine Frau auch.

Den Larcher brauchte ich freilich täglich. Denn seitdem Reitz den Borheck verlassen hat, ist er toll mit Druckfehlern. Ich bin bei keinem Capitel sicher. Die Accente weifs er gar nicht mehr zu setzen, und wirklich nicht Einmal sondern oft kommen Fälle, wie folgender δύναμαί μιν z. B. vor. Indefs warte ich natürlich gern, bis Sie ihn entbehren können. Dann aber bitte ich Sie, mir ihn und nur noch hieher zu schicken, so wie ich Sie recht sehr bitte, mir noch hieher zu schreiben. Denn da das Wetter sich so geändert hat, sind nun unsre Beschlüsse folgende. 25. reisen wir nicht, allein sobald wieder Frost einfällt, benutzen wir ihn gleich, und geschieht diefs in den nächsten 14 Tagen und darüber nicht, so reisen wir auf alle Fälle zwischen dem 8ten und 16ten Febr. wo wieder guter Mondschein ist. Denn *entweder* guten Weg *oder* Mondschein müssen wir haben.

Sagen Sie mir doch ob ich mir Schneiders Marginalien ausbitten soll.

Meine Frau grüfst Sie herzlich und wir beide alle die Ihrigen. Adieu!

Ihr

Humboldt.

[*Randschriftlich.*] Meine Abreise erfahren Sie auf alle Fälle sogleich, als sie gewifs festgesetzt ist.

XXII.

Jena, 30. Jan. 94.

Sie sehen, mein theurer Freund, dafs ich gerade nur die Hälfte Ihrer mir zugestandnen 3 Wochen gebraucht habe. Gleich nach Ankunft Ihres Briefs habe ich mich an Ihr Werk gemacht, ihm 3—4 Tage gewidmet, und es so sorgfältig geprüft, als mir möglich war. Auch hätten Sie schon am vergangenen Posttag diese Antwort erhalten, wenn nicht die Gesundheit meines kleinen Jungen mich da am Schreiben verhindert hätte. Wir haben ihm nemlich am 15. huj. die Blattern abermals (ich glaube Sie wissen, dafs es schon im Herbst zweimal vergeblich geschah) einimpfen lassen, und da fiel gerade der Ausbruch in den Anfang dieser Woche. Um diese Zeit der Erwartung pflegt man wohl nicht recht rein gestimmt zu seyn für ruhige Untersuchung, und auch ich war es nicht, so gut alles übrigens ging. Das Kind hat etwa nur 30 Blattern, und befindet sich gesund und munter. Was aber Ihren Bogen betrift, so habe ich mir, um meiner Sache gewisser zu seyn, alle Begriffe und Gefühle zurückgerufen, die das Lesen Homers und das Zurückgehn in diefs heroische Zeitalter

sonst in mir weckte. So habe ich Ihre Arbeit erst einmal im Zusammenhang gelesen, und alles, was Sie sagen, ruhig auf mich einwirken lassen. Dann habe ich sie noch einmal vorgenommen, einzelne Argumente geprüft, und bei dieser Gelegenheit hie und da nachgeschlagen, und ganze Homerische Stücke wieder gelesen. Das Resultat dieser Prüfung ist nach allem diesem denn doch das, wenn Sie es einmal so kurz ausgedrückt verlangen, dafs ich überzeugt bin. Indefs hat bei mir diefs keins Ihrer Argumente einzeln bewirkt, gegen jedes, glaube ich, liefsen sich mancherlei Einwendungen machen; aber ich halte es nicht für möglich, dafs jemand, der jene Zeiten nur ohne Vorurtheil kennen gelernt hat, sich der vereinten Stärke aller widersetze. Eben darum aber wird es, um überzeugt zu werden, immer nöthig seyn, sein gesundes Gefühl zu Hülfe zu nehmen, den Tact, d. h. hier, die Stimmung, die der Geist durch ein richtiges Studium der Homerischen Zeit erhält, mitrichten zu lassen. Gegen einen trocknen Streiter, der nicht eher nachgiebt, bis er per reductionem ad absurdum aus jedem Schlupfwinkel vertrieben ist, werden Sie schwerlich viel ausrichten. Ich sage diefs nicht, als würde Ihnen an der Ueberzeugung eines solchen auch nur überhaupt viel gelegen seyn, sondern blofs, um Ihnen die Totalwirkung zu zeigen, die Ihre Schrift, meines Erachtens, machen wird. Die Disposition Ihrer Argumente, glaube ich, ist Ihnen vortrefflich gelungen. Vorzüglich haben Sie wohl gethan, alles auf illud *posse* (S. CXII.) zusammenzudrängen. Diese Gründe sind diejenigen, welche am meisten eines strengen Beweises fähig sind, und haben Sie diese festgesetzt, so ist es nun an Ihren Gegnern, nicht an Ihnen, mit den Schwierigkeiten der Meinung fertig zu werden. Den Beweis, dafs die Schreibkunst nicht früher, als in den von Ihnen bestimmten Perioden in Griechenland gebräuchlich gewesen

ist, halte ich für mathematisch hinreichend. Gegen diese Gründe läfst sich nichts aufbringen, und ich habe den Scharfsinn bewundert, mit dem Sie die einzelnen Momente gefunden, und vor allem auch gestellt haben. Was Sie von den Rhapsoden sagen, wird weniger Anfechtung finden, aber dennoch ist die Sache bis jetzt nie in ein solches Licht gesetzt worden, und es ist Ihnen aufserordentlich gut gelungen, ein Gemälde zu entwerfen, das den Leser gerade in den rechten Standpunkt für die folgenden Untersuchungen versetzt. Auf denen zusammengenommen ruht nun die Hauptstärke Ihrer Beweise. Gegen diese ist mir eine einzige Einwendung eingefallen, die ich hier berühre, nicht als schiene sie auch *mir* wichtig, sondern weil sie Ihnen möglicherweise und nicht ohne Schein gemacht werden könnte. Ich nehme an, wie es gewifs ist, die Rhapsoden sangen nur bei einzelnen festlichen oder andern Gelegenheiten, nur kürzere, leicht zu umfassende Stücke. Aber, da die Rhapsoden allen Stoff aus der Tradition entlehnten, so konnten sie kein Stück wählen, das nicht mit andern, vorhergehenden und nachfolgenden Begebenheiten, zusammengehangen hätte, und da sie sich mit jedem Stück, weil sie es in sich aufbewahren mufsten, anhaltend zu beschäftigen gezwungen waren, so mufste ihnen der Kreis, aus dem sie es genommen, vorzüglich lebhaft vorschweben, und die Arbeit ihnen in diesem leichter werden. Hatten sie nun etwas getroffen, das gerade gefiel, so war die Idee leicht, an diefs etwas anderes zu knupfen, das auch in der Geschichte damit zusammenhing. Sie hatten dabei wenigstens schon den Vortheil, dafs der Leser mit dem Sujet bekannter, und aus der Erinnerung des vorigen Stücks sein Interesse dafur gewonnen war. Homer mochte also zuerst nur den Zank zwischen Achill und Agamemnon gesungen haben, bis zur Entschliefsung des ersteren nicht mehr zu

fechten. Nehmen Sie an, die Neugier zu wissen, was jetzt aus den Griechen geworden sey, habe ihn bewogen, die Geschichte ein andresmal weiterfortzusetzen, so machte diefs mit dem Vorigen schon ein gröfseres Ganze aus. Die Art zu detailliren, wie sich diefs habe weiter fortspinnen können, erlassen Sie mir gewifs, und werfen mir wohl nur die Frage auf, warum es bei Hectors Bestattung schon aufhöre? Diefs ist freilich kitzlich genug und wird nicht mehr als Vermuthungen zulassen, etwa dafs mit Hectors Tod Ilions Schiksal schon vollkommen entschieden war u. s. f. Diefs wäre der erste Schritt. Lassen Sie uns jetzt auch den zweiten thun. Homer konnte mit der Zeit darauf kommen, die Aufmerksamkeit der Zuhörer schon bei einem Gesang auf den folgenden zu spannen, und so war es möglich, dafs nach und nach schon ein gewisses Ganze hervorkam. Allein ich fühle sehr wohl alle die Unwahrscheinlichkeiten, welche dieser Einfall hat, und werde durch ihn nur auf etwas andres geleitet, das mir wichtig und wahrscheinlich zugleich dünkt, womit Sie aber gewifs auch selbst einig seyn werden. Homer kann nemlich in der That Verfasser der meisten einzelnen in der Il. und Od. enthaltenen Stücke seyn, nur dafs er sie einzeln und abgesondert dichtete. Schon die früheren Homeriden können sich einen gewissen Cyclus beim Vortrag seiner Gedichte angewöhnt haben, so dafs dadurch bald längere, bald kürzere Ganze entstanden sind. Aus mehreren von diesen kann Pisistratus, oder wer es gewesen seyn mag, das Ganze, wie wir es besitzen, zusammengefügt haben. Hiebei würde ich nun vorzüglich darauf Gewicht legen, dafs schon Homer den Zusammenhang mehr vorbereitet haben kann, als man vielleicht annimmt. Denn ich halte es für unmöglich, dafs ein Genie, wie das seinige, wenn es mehrere Stücke desselben Sujets behandelt, diese nicht, ohne es sogar zu wollen,

fester in einander verschmelzen sollte. Hier wäre nun der Versuch wichtig, zu bestimmen, was nach andern Gründen der Kritik, als der Zusammenhang an die Hand giebt, nicht für Homerisch angesehen werden kann, um zu finden, wieviel ungezweifelt Homerisches übrig bliebe. In diesem Theil, gestehe ich, hätte ich mehr Ausführlichkeit gewunscht, wiewohl ich nicht entscheiden mag, ob es, wenn man auch sicher auftreten, nicht harioliren will, möglich war, viel mehr zu leisten. Nur habe ich einiges vermifst, was ich mich aus Ihren Gesprächen erinnere; z. E. vom veränderten Gebrauch des Artikels, dem plötzlichen Wechsel der Beinamen z. B. des Jupiter, und was Sie mir einmal von dem guten Zusammenhange, und dem gleichen Ton in den ersten 7—8 Büchern der Ilias sagten. Endlich durfte Ihr Argument gegen die 6 letzten Bücher der Il. manchen Widerspruch finden. Mir selbst scheint Hectors Tod (denn die Bestattung überlasse ich Ihnen eher) dem *Zorn* so unpassend nicht anzugehören. Patroclos Tod war schlechterdings eine Folge dieses Zwistes, und dafs Achill seinen Freund ungerochen lassen sollte, war einem Homerischen Griechen ebenso unerträglich, als einem Musiker die fehlende Schlufsquinte bei einem angeschlagenen Accord ist. Soviel vom Inhalt. Die Diction habe ich nicht genug bewundern können. Es herrscht nicht nur durch das Ganze eine so grofse Leichtigkeit und Grazie, sondern auch die höheren Foderungen des Styls einer geschmackvollen Behandlung, und einer geistreichen Verarbeitung der grofsen Masse gelehrter Kenntnisse, die darin sichtbar ist, sind im hohen Grade erfüllt. Der Gelehrsamkeit und dem Scharfsinn geht ein gewisser leitender und sichtbarlich durch das Studium der Alten genährter Geist zur Seite. Ich weifs keine philologische Schrift, die diesen Untersuchungen gleich käme, nur mit den Lessingischen glaube ich hie und da

Aehnlichkeit der Manier bemerkt zu haben. Sie sehn, dafs ich zu einer Wärme hingerissen worden bin, der ich mich um so sichrer überlasse, als ich weifs, dafs ich bei Ihnen von jedem Verdacht auch der *kleinsten* Uebertreibung bei Aeufserung eines solchen Urtheils frei bin. Auch bin ich überzeugt, wird das Publicum nicht anders urtheilen. Ueber diefs aber noch ein Wort. Der Ort, wo diese Untersuchungen stehen, Prolegomena zu einer kritischen Ausgabe, ist ihnen nicht recht günstig. Die meisten Philologen von Profession haben keinen Sinn dafür, und die Leute von Geschmack und Geist, die jenes nicht sind, werden durch die Idee, viel von Dingen zu hören, die sie nicht verstehn, abgeschrekt. Ich hielte es für sehr gut, wenn ein deutscher Auszug aus der Geschichte des Homerischen Textes in irgend einem beliebten Journal besorgt würde. Die Ideen sind zu wichtig, um nicht völlig allgemein bekannt zu werden. Die ALZ. könnte hiezu beitragen. Aber Schütz wirds recensiren wollen, und darüber wirds nie recensirt werden. — Mit meiner Arbeit war ich wirklich an einen Abschnitt gekommen. Sie werden im 2ten Stück der Horen eine Abhandlung finden: Ueber den Geschlechtsunterschied, und dessen Einflufs auf die organische Natur, die mich so kurz sie ist, sehr viel Vorarbeit gekostet hat. Ihr werden noch einige andere nachfolgen. — Ich habe diesen Brief noch einen Posttag länger müssen liegen lassen. Der kleine Junge ist recht wohl, und die Blattern fangen an abzutrocknen. Meine Frau, die das Lateinische der Kinder wegen wieder hat aufgeben mussen, die ich aber mit Ihren Ideen bekannt gemacht, dankt Ihnen sehr dafür, und grufst freundschaftlichst. Tausend Empfehlungen an die Ihrigen.

Fl.

[*Randschriftlich.*] Ich darf doch die Folge der Bogen erwarten? Es hat sie niemand auch nur *gesehen*. Göthe allein,

der bei mir war, als sie ankamen, hat, da ich sie um den Brief zu lesen aus der Hand legte, den Titel zufällig gelesen, um Ihnen alles recht gewissenhaft zu sagen.

XXIII.

Jena, 8. März, 1794.

Schon längst, liebster theuerster Freund, hätten Sie einen Brief von mir erhalten, aber die Umstände fügten sich so sonderbar, dafs ein schnelleres Antworten mir zur wahren Unmöglichkeit wurde. Ein mit mancher andern Kränklichkeit verbundenes Zahngeschwür meiner Frau nöthigte mich, meinen Aufenthalt in Erfurt um ganze 14 Tage zu verlängern, und so kam ich erst den 25. p. hier an. Zwei Tage darauf erhielt ich Ihren lieben Brief, und seitdem ist meine Antwort theils durch die Zerstreuung der ersten Tage an einem neuen Orte, theils durch einen Besuch meines Bruders, der noch bei mir ist, theils endlich auch durch Zögern des Fiedler, da ich doch den Plato mitschicken wollte, verspätet worden. Meine Frau war bei unsrer Ankunft hier recht wohl für ihren jetzigen Zustand und ihre Kräfte überhaupt, die denn freilich ganz frei von Beschwerden kaum Einen Tag seyn lassen.

Aber Ihr Kränkeln, lieber Freund, wird mir immer bedenklicher, und nun gar Lähmungen oder doch etwas Aehnliches. Ich bitte Sie recht herzlich und dringend, entreifsen Sie Sich gleich nach Ostern dem Homer, und machen Sie den Sommer über eine Reise, aber eine weitere und zerstreuendere, als eine nach Karlsbad oder Dresden ist. Thun Sie das nicht — und beinah fürchte ich es, da ich von dem Ruf nach Kiel nichts mehr höre, Sie in Halle ein neues Quartier nehmen, und auch das Jubilaeum, das Sie

sonst eher weggetrieben hätte, wie mir Schütz sagt, unterbleibt — thun Sie, sage ich, das nicht, so laufen Sie wirklich Gefahr, durch noch schlimmeres, vielleicht auch gefährlicheres Krankseyn Sich Ihren Beschäftigungen, Ihren Freunden, und der Wissenschaft zu entziehen. Ist einmal die Iliade fertig, so können Sie ja auf Ihren Lorbeeren fürs erste ruhen, und über die übrigen Verhältnisse, die Sie etwa hindern könnten, wird es Ihnen ja möglich seyn, Sich hinwegzusetzen.

Jena gefällt uns bis jetzt sehr gut, wenn nicht, weil wir viel finden, doch weil wir wenig fordern. Wir wohnen still und ländlich in einem Gartenhause. Unser Quartier ist so klein, dafs wir nur gerade Platz und auch kein Kämmerchen übrig haben, aber bequem genug und durch Lage und Garten angenehm. Umgang wird meine Frau aufser einigen wenigen, die zu uns kommen können (und wovon ich mir bis jetzt nur zwei wünsche, einen M. Grosse und einen Sohn des Pempelforther Jacobi) nicht haben. Ich aufserdem auch nur wenig, von Zeit zu Zeit Schütz, der überaus freundschaftlich ist, Hufeland, Paulus u. s. w. Aber Sie wissen es am besten; am Umgang liegt uns sehr wenig, und wenn, wie es so gut als gewifs ist, Schiller Ostern kommt, so ist auch diesem Mangel, wenn es einer ist, ganz abgeholfen. Nur Büchercommunication ist hier klein. Indefs hat doch die Universitätsbibliothek Einiges; Einiges Schütz und andre, und so geht es auch hierin wenigstens so mittelmäfsig.

Gethan habe ich seit BOerner so gut als — nichts. Das Repertorium über die Pindarischen Silbenmaafse habe ich vollendet und damit eine so mühselige, so silbenstechende und mir sonst so wenig angemessene (aber nun zur Uebersetzung und Bearbeitung des Pindar einmal unentbehrliche) Sache, dafs ich schwerlich je wieder eine ähnliche

unternehme. Seit ich aber hier bin arbeite ich viel. Ich habe mir vorgenommen, hier, wo ich mannigfaltigern Umgang und Bücher aus mehr Fächern habe, einige ältere Studien mehr wieder aufzunehmen, einige Ideen, die ich lange habe, auszuarbeiten. So komme ich auf Philosophie, Politik, Aesthetik ernsthafter zurück. Dafs die Griechen darüber nicht vernachlässigt werden, versteht sich von selbst. In diesen beschäftige ich mich zunächst mit der Ausgabe der Uebers. der IV. Pyth., den Untersuchungen über die Rhythmik und dem Lesen des Sophocles. Aber in der Manier mache ich, nach Ihrem Rath, mehrere Aenderungen, arbeite schneller, schneide einige unnütze und weitläuftige Arbeiten ab, kurz bekämpfe mit mehr Liberalität den Hang zur Pedanterie, ohne doch an der Klippe der Ungründlichkeit zu scheitern.

Mein Bruder empfiehlt sich Ihnen unbekannterweise auf das hochachtungsvollste, und freut sich im Voraus, wenn Sie seine Arbeit über die Webereien*) im Mscr. durchlesen wollen. Das meiste Neue glaubt er über den radius sagen zu können.

Ueber Ihre Anzeige, für die ich herzlich danke, urtheile ich nicht, wie Sie. Sie ist sehr gut und schön geschrieben. Bescheiden ist sie, aber ich gestehe, ich liebe die Bescheidenheit auch in dem, der mit der gröfsesten Gewifsheit reden kann, wo sie nur nicht der Sache schadet, und das glaube ich hier nicht. Aber geseufzt habe ich bei dem Bogen Ihres Homer und möchte seufzen so oft ich ihn ansehe. Ich kann mir den Gedanken nicht nehmen, dafs Sie ihm einen Theil Ihrer Gesundheit aufgeopfert haben, und so lieb mir der göttliche Sänger ist, so sind doch Sie mir so unendlich lieber!

*) Diese Arbeit ist ungedruckt geblieben. Alexander von Humboldt verfafste sie unter Heyne's lebhafter Aufmunterung zu Göttingen.

Jetzt ein Paar Worte auf Ihren Zettel, der hiebei erfolgt:

ad 1. Unter 5 Malen, als wie oft *Ατρευς* und seine deriuata im Pindar vorkommt ist prima 3mal ungezweifelt lang: Ol. XIII. 81. Isthm. V. 48. VIII. 111. und zweimal kurz Pyth. XI. 47. Ol. IX. 107. Ueber *Ατρεϊδης* belehren Sie mich aber doch nun. In Bruncks Note (ad Apoll. Rhod. I. 58.) schrekt mich der Eustathius. Im Pindar kommt die Form zweimal vor. Pyth. XI. 47. und Isthm. VIII. 111. In Pyth. XI. 47. ist nemlich das Silbenmaafs eigentlich:

⏑ — ⏑ — ⏑ — — ⏑ ⏑ ⏑ — — —

Diefs nennt der Metr. und Pauw ein Periodicum ex Jambis et Trochaeis, und wenn gleich die Conversion, die zum Periodicum nothwendig ist, hier nicht geht, so ists doch ein Asynartetum ex Jambico dim. brachycat. et Trochaico dim. brachycat.

⏑ — | ⏑ — | ⏑ — || — ⏑ | ⏑ ⏑ — | — —

θανεν μεν αυ-τος η-ρως α-τρειδας

Hiezu hatte ich vorigen Sommer zum Pauw die Worte geschrieben:

„*Ατρεϊδας* ist nicht nöthig indem dort ebensogut (in loco impari in Trochaico) ein Spondeus stehn kann und mir diese Diaeresis nie vorgekommen ist."

Der ersten Meinung bleibe ich noch. Aber wegen der letztern Eustathius! Doch haben Sie ihn ja niedergeworfen, nur um die Grunde bitte ich, da Ihr so *grund*voller Homer so *gründ*elos erscheint. In Isthm. VIII. 111. ist das Silbenmaafs das herrliche Pindaricum, was wir nur zweimal in seinen Oden haben

⏑ — — ⏑ | — ⏑ ⏑ — | ⏑ — ⏑

γεφυρωσε τ' ατρειδαι-σι νοστον

Dem Metr. nach kann hier statt des Choriamben ein Melossus stehen. Dann ginge *ατρειδαισι* auch hier an, und

wirklich ist in derselben Ode 67. *-των ηχον-* noch ein Molossus, der aber durch *-των εσαχον-* oder *-των αχοη-* emendirt wird. Und freilich findet sich der Molossus in Choriambischen Versen gewifs nur selten und ich erinnere es mich nur in den freiern Lateinern, Terenz, Ihren Tusculanen. Hephaestion berührt den Fall nicht. Marius Victorinus. p. 2533. sagt: raro recipit Molossum. Was halten Sie aber von *ατρεωδαις*?

Was übrigens die Vokale ante mutam cum liquida betrift, so werde ich noch künftig eigends untersuchen, ob Pindar in ihrer Quantität gewisse Regeln befolgt, wie die Tragiker und Aristophanes (wie ich aus Morell sehe) thun sollen.

ad 2. erwarte ich eine Antwort von Ihnen. In dem Heynischen (incl. Oxfordschen) Pindar sind die Fälle, wo solche Silbe ohne *ν ἐφελκ.* lang seyn mufs, noch ziemlich häufig. Aber auf der andern Seite haben Schmid und hernach die Oxforder schon viele *ν* appingirt. Pauw thut diefs allemal, wo die Silbe nicht auch kurz seyn darf, und selbst da hie und dort. Glauben Sie, dafs es gut wäre, einmal alle Fälle im Pindar zusammenzusuchen, und aus den Varianten zu sehen, ob die besten Codices das *ν* oft fehlen lassen, wie ich glaube? Oder ist die Sache schon sonst entschieden?

ad 3. ob Pauw wegen *πηνεῖον* Recht oder Unrecht hat, glaube ich, können nur die besten Codices beweisen. Haben alle, wie er sagt *πηνειον* und hat Schmid die Diaeresis gemacht (wovon Heyne und die Oxforder kein Wort sagen) so möchte ich glauben, er hätte Recht. Denn dafs Pindar Versfüfse auf erlaubte Weise verwechselt, ist mir gewifs und diese Aenderung ist ganz gewöhnlich. Sonst aber ist die vollkommene Gleichheit immer im Pindar häufiger, und diese Diaeresis ja wohl gewöhnlich?

Adieu liebster, bester Freund. Verzeihen Sie meinem

Kopfschmerz und meiner Zerstreuung diese Flüchtigkeit. Sagen Sie mir bald nur was Sie machen! Adieu!

H.

[*Randschriftlich von Alexander von Humboldt.*] Es ist freilich viel gewagt, Ihnen Durchsicht *solch* einer jugendlichen Arbeit zuzumuthen. Was ich nur wünschte hat Wilhelm gleich als Bitte ausgedrükt. Das mag *er* verantworten. Auch glaub' ich nicht so wohl den Radius (*κερκίς*) als vielmehr den Pecten (*ξάντον*), der bisweilen sogar mit plectrum verglichen wird und was die neueren Kommentatoren bald mit radius verwechseln, bald gar durch *Lade!* übersezen, deutlich erklaren zu können. Der Pecten scheint so ——≪≡ ausgesehen zu haben. Wenn die Weberinnen bei ihren stehenden *ἱστοῖς* besonders beim *χιτὼν ἀρραφής* um den Stuhl herumgingen*) und den Radius (ein bloßer Stab mit umwickelten Fäden) sakkartig einflochten, so ergriffen sie den Pecten und schlugen den Einschlag damit zusammen. Da sich historisch erweisen laßt, daſs die haute lisse Weberei (welche unter Karl Martell durch die Sarazenen nach Spanien kam) *ein* Vaterland mit der altgriechischen hat, da der Pecten noch jezt im Orient so aussieht und sich alles was Pollux vom Weben sagt nach dieser Hypothese faßlich erklart ist, so ist sie wenigstens wahrscheinlich.

[*Nachschrift von Wilhelm von Humboldt.*] Noch hat mein Bruder Mumienleinwand untersucht, die er auch beschreiben wird.

XXIV.

Jena, 23. Marz, 1794.

„Besser wenig, als nichts" denk' ich, liebster Freund, und da mir durch mancherlei Dinge Zeit zu Vielem abgeht, so will ich Ihnen doch in zwei Worten sagen, daſs

*) Hiezu giebt Wilh. v. Humboldt in Parenthese folgenden Zusatz: „zum Herumgehn gehört im Pindar Pyth. IX. 33. 34. *ἱστῶν παλιμβάμοις ὁδοῖς* et Schol. ad h. l. Da aber der Schol. sagt: *αἱ γὰρ ὀρθαὶ ὑφαίνουσαι* so scheinen andere auch sitzend gewebt zu haben, wovon mein Bruder auch Spuren hat, und worauf sich, wie er mir dictirt „die insubula oder insilia (Lucrez) beziehen"".

wir jetzt sämmtlich wohler sind, als bei meinem letzten Briefe, dafs uns Jena noch recht gut, und noch besser der schön beginnende Frühling behagt. Möchte doch es bei Ihnen auch so seyn und möchten vorzuglich erst alle Homerische Sorgen Sie verlassen haben. Sagen Sie mir bald ein Wort davon.

Die eigentliche Veranlassung dieser Zeilen, theurer Freund, war, Ihnen mein neuestes Machwerk, die I. Pyth. mitzutheilen. Ich habe sie schnell vollendet; ich hoffe, es soll *einzelnen* Stellen nicht geschadet haben; und das *Ganze* hat sicher dadurch an Einheit gewonnen. In den vielen schwierigen Stellen der Ode werden Sie mich fast immer auf dem alten (Vor-Vossischen), hie und da auf dem Vossischen, seltner auf einem eignen Wege finden. Sie wissen, dafs ich eine Probeode drucken lassen wollte. Ich bestimme diese dazu. Sie thäten mir eine grofse Liebe, wenn Sie mir Ihr fluchtiges Urtheil über die Uebersetzung, und Ihre Meinung über jene Bestimmung zur Probeode sagten, mir aber diese Abschrift, da ich sie brauche, in 14 Tagen zurückschickten.

Meine Frau grüfst Sie und die Ihrigen mit mir auf das freundschaftlichste. Adieu. Ewig Ihr

Humboldt.

XXV.

Jena, 28. April 94.

Verzeihen Sie mir ja, liebster Freund, dafs ich Ihren mir so angenehmen Brief erst so spät beantworte. Allein in Jena hier giebt es doch hie und da eine Störung mehr, als in Burg Oerner, und da ich Sie selbst mit Homericis so beschäftigt weifs, so ists mir immer, als störte ich Sie mit Episteln.

Ihre Anmerkungen zu der Ode, von denen ich einige gewifs benutze, haben mir viel Freude gemacht, vorzüglich auch darum, weil es mir lieb war einige Stellen, wo ich von den VV. DD. abgegangen bin, durch Ihr Urtheil bestätigt zu sehen. In Ihr Urtheil im Ganzen, gestehe ich offenherzig, kann ich nicht einstimmen. Ich halte die Uebersetzung wenigstens für *meine* beste, und der Gedanke, damit vor dem Publicum zu erscheinen, ist mir noch nicht ganz vergangen. Ich sage Ihnen das ebenso offenherzig, als ich Ihnen, mein Inniglieber, für Ihre Offenheit danke. Was Ihre einzelnen Anmerkungen betrift, so fürchte ich sie nicht. Eben weil es nur einzelne sind, läfst sich das, was Sie tadeln ausmerzen und verbessern. Das thue ich auch gewifs an mehr als Einer Stelle. Mit einigen aber kann ich nicht übereinstimmen, und hoffentlich sehen wir uns ja bald einmal wieder, um Gründe gegen Gründe zu wechseln. Muthloser macht es mich, dafs ich aus Ihrem Briefe schliefse, dafs auch das Ganze Ihnen nicht gefallen hat. Flecken lassen sich auswischen; aber solche Radicalgebrechen sind und bleiben radical. Und mir selbst waren matte Uebergänge und holprichte Stellen hie und da an der Ode fatal, und sind es zum Theil noch. Deswegen, aber eigentlich durch Ihr Urtheil bewogen, habe ich den Druck der Probe, den ich sonst gleich besorgt hätte, wenigstens bis Michaelis hinausgeschoben. Theils wird bis dahin mir das Ding zur besseren Beurtheilung fremder: theils ists ja möglich, ich übersetze bis dahin eine, die besser geräth. Nur über zwei Dinge noch eine Bemerkung und dann genug davon! Sie fragen: wird den Musen irgendwo die Harfe so beigelegt, dafs sie spielen? Aber, wenn Sie nicht die Schwierigkeit in der Gattung des Instruments suchen (Harfe), kommen nicht Musen, mit Saiteninstrumenten in der Hand auf Gemmen unzähligemale

vor, und soll das nicht eignen Gebrauch anzeigen. Ist das aber nicht, sollte nicht *begleitender Schmuck* ebenso vage als *σύνδικον τέρας* seyn? Dafs ich den Typhoeus freilich sonderbar ein *kriechendes Ungeheuer* nenne, haben Sie aus seiner Lage auf dem Bauch unter dem Aetna hergeleitet. Allein ich bin durch eine Stelle im Strabo l. 16. wo es heifst, dafs einige glaubten, er sey eine Schlange gewesen, und vorzüglich durch eine Gemme in den „Pierres gravées du Cabinet du Duc d'Orléans" darauf gekommen, in der er wirklich statt der Füfse Schlangengewinde hat.

Sie wünschen etwas über meinen hiesigen Aufenthalt zu hören, und ich kann Ihnen mit Wahrheit sagen, dafs ich noch mit keiner Stadt so zufrieden gewesen bin. Die Gegend ist so sehr schön, und Gesellschaft brauche ich so gut, als gar nicht zu sehen, ohne darum mit den Leuten auf üblem Fufs zu stehen. Dabei sind mir doch einige Männer hier wirklich interessant, Schütz, Hufeland, Paulus, und diese kann ich gerade alle ohne alle gêne geniefsen. An Büchern ist auch wenigstens nicht eben Mangel und überdiefs brauche ich jetzt wieder nicht sonderlich viele. Denn ich mufs Ihnen nur offenherzig gestehen, dafs Philosophie und Politik der Philologie wieder viel Raum abgenommen haben. Indefs geschieht doch etwas Griechisches täglich. Stellen Sie Sich vor, schon im Herbst haben mir S. und H. angeboten, mit an der ALZ. zu recensiren. Allein der nach Anleben addressirt gewesene Brief hat sich verloren. Jetzt habe ichs angenommen, jedoch mir vorbehalten nur äufserst wenige, und blofs mir selbst interessante Bücher zu nehmen. Nur um nicht gleich anfangs so ekel zu scheinen, habe ich unbedeutende übernommen, und werde in wenigen Tagen ein halb Dutzend Rec. von Stapel gehen lassen.

Meine Frau, die Sie herzlich grüfst, erwartet ihre Nie-

derkunft jetzt täglich. Ihr Befinden ist doch meist leidlich. Gut kann man freilich eigentlich nicht sagen. Desto munterer ist unsere Kleine. Die Entbindung melde ich Ihnen so schnell, als möglich.

Empfehlen Sie uns Ihrer Frau Gemahlin und grüßen Sie innigst Ihre lieben Mädchen. Leben Sie wohl, theurer lieber Freund, und schicken Sie mir bald den Rest der Ilias, der mir dadurch doppelt willkommen seyn soll, daſs ich Sie dann frei und ungebunden weiſs.

Ewig Ihr
Humboldt.

[*Nachschrift.*] Der Larcher erfolgt anbei. Wir sind aber schon in 2 Tagen noch mit dem ganzen Vater der Geschichte fertig und ich danke also für die Folge. Schütz hat den Larcher auch und hat ihn mir geliehen. Sie haben noch Reinholds Vorstellungsvermögen von mir. Könnte ichs wohl zurückerhalten?

[*Randschriftlich.*] Auf den Herodot denke ich lasse ich für meine Frau die Anabasis und dann — wenn der Thucydides noch zu schwer ist — Xenoph. Griech. Gesch. folgen.

XXVI.

Jena, 30. May. 94.

Schon längst, liebster Freund, hätte ich Ihren herzlichen, uns so willkommenen Brief beantwortet, wenn nicht mein Schwiegervater und Schwager die ganze vergangene Woche bei mir zugebracht hätten, und ich dadurch gänzlich in der Ordnung meiner gewöhnlichen Beschäftigungen gestört worden wäre. Verzeihen Sie also, daſs Sie erst jetzt unseren innigsten Dank für Ihre liebevolle Theilnahme empfangen; gewiſs ist er aber darum nicht minder lebhaft und aufrichtig. Ganz unsern und Ihren freundschaftlichen

Wünschen gemäfs, geht es mit meiner Frau recht gut, und sie ist sehr wohl und munter, auch wenigstens bei weitem nicht so entkräftet, als wir es fürchteten. Der kleine Junge gedeiht auch. Wir nennen ihn Wilhelm, und es fehlt Ihnen also kein Datum mehr zur Dedication. Die Schwester wundert sich höchlich über ihn, und weist oft mit Fingern auf ihn. Das Mädchen wird jetzt täglich lieber und unterhaltender. Nur mit dem Sprechen will es gar noch nicht fort. Sie sagt kaum mehr, als im Winter in BOerner. — Mit Ihrer Lage, theurer Freund, bin ich gar nicht zufrieden. Ihnen diefs geradezu zu sagen, mussen Sie schon meiner Freundschaft erlauben. Sie verliefsen Ihr Haus ja, weil es zu eng war, und nun haben Sie ein noch engeres. Ich sehe Sie also in Gedanken im Herbst wieder ausziehn, und wieder neue Störung und Mühseligkeit erdulden. Wenn Sie nur indefs erst mit dem Homer fertig sind. Aus dem Bogen, der in Ihrem letzten Brief lag sehe ich doch dafs damals χ schon angefangen war. Sie vergessen doch nicht mir, sobald der Druck fertig ist, alle mir noch fehlenden Bogen zu schicken, und meine Frau wartet auch ungeduldig auf ihr schönes Exemplar. Ich habe jetzt 1 Bog. Prol. und vom Text Bog. *A—Q*. incl. und vom 2ten Th. Bog. *O*. Die Prol. haben mir grofse Freude gemacht, und mit ungeduldiger Sehnsucht sehe ich der Folge entgegen. Sie sind vortreflich geschrieben, und setzen die höchsten Grundsätze der Krit. nicht nur sehr klar, sondern auch so bestimmt, als bisher noch nirgends geschehen war, aus einander. Vom Text habe ich neulich etwa 10 Bücher in Ihrer neuen Ausgabe gelesen. Ich bin auf zwei Kleinigkeiten im Druck gestofsen, die Sie aber gewifs schon bemerkt haben. VII. 385. *Ατρείοη* und 403. *υιες* ohne Spiritus und Accent. — Der Morgenstern erfolgt anbei zurück. Ich habe ihn ganz und mit allen beweisenden Noten, die mir

manchmal zu gehäuft scheinen, gelesen, und er hat mir viel Vergnügen gemacht. Auch bin ich nicht Ihrer minder lobenden Meinung. Das Plat. System scheint mir von der Seite, welche die Schrift behandelt, nicht blofs richtig, sondern auch in Platos Geist dargestellt. In der Hauptidee, dem Zweck der Republik, war ich — wir sprachen ja auch schon davon — schon vorher der Meinung des Vfs. Im zweiten Theil, glaube ich, hätte er das Verhältnifs der Plat. Vorstellungsart zur heutigen Krit. Phil. genauer darlegen sollen, und ich gestehe, dafs es mir vorkommt, als wurde, wenn er diefs gethan hätte, einige Unrichtigkeit zum Vorschein gekommen seyn, die jetzt verborgen ist. Ich schliefse diefs aus einigen Aeufserungen über die (meiner Meinung nach offenbar nicht ganz lautere) Reinheit des Plat. Moralsystems. Indefs ist diefs nicht wichtig. Denn ich will nicht sagen, dafs er das Plat. System nicht richtig dargestellt hätte, sondern blofs, dafs er das Verhältnifs desselben zur wahren Phil. nicht genug erwogen hat. Was die Darstellung betrift, so wünschte ich einige Mängel weg, welche die Arbeit so ganz, als eine jugendliche charakterisiren. Dahin rechne ich vorzüglich die ganze und an so ungleiche Männer gerichtete Dedikation, im Text selbst aber Weitschweifigkeit, Herbeiziehung zu weit entfernt liegender Gegenstände, und zu grofse Ausführlichkeit in den Beweisstellen. Hier haben Sie mein vollständiges Urtheil. Um diefs in eine förmliche Recension zu verwandeln, mufste ich einen grofsen Theil des Plato neu, und einen andern wiederholt lesen. Diefs liegt jetzt zu sehr aufser meinem Gesichtskreise. Sie verzeihen also mein Ablehnen. Ich befolge dabei das Gesetz, das ich mir überhaupt bei der ALZ. ausbedungen habe. Ich habe gleich erklärt, dafs ich kein Buch recensiren würde, als solche, die *mich* und gerade zu der *Zeit* sehr interessirten, und die ich auch ohne

Mitarbeiter zu seyn, sehr aufmerksam gelesen haben würde, dafs ich also ein fleifsiger Rec. schwerlich seyn dürfte. Die lange pol. Rec. habe ich Gottlob nicht auf dem Gewissen. Sie hat Sie getäuscht, da Sie wahrscheinlich das Buch nicht gelesen haben, und sie passabel geschrieben war. Sonst ist sie elend, und gereicht der ALZ. zur Schande. Denn das Buch ist ein sehr merkwürdiges Buch. Die Schriften über Aristol. Rhet. und den Aristoph. Byz. hatte ich schon, wie den Morgenstern, im Mefskatalogus angestrichen, und werde sie also mit grofsem Vergnügen durch Sie erhalten.

Doch Adieu. Grufsen Sie freundschaftlichst von uns beiden Ihre Frau Gemahlin und Ihre lieben Mädchen, und bleiben Sie hubsch wohl und gesund, oder besser werden Sie es.

Ihr

Humboldt.

[*Nachschrift.*] Der engl. Phädrus ist mit einem langen Briefe von mir, der auch Bemerkungen von meinem Bruder enthielt am 10ten März hier abgegangen. Ich habe veranstaltet, dafs ein Laufzettel nachgeschickt worden ist. — Schreiben Sie mir ja recht bald wieder.

XXVII.

Jena, 25. Jul. 94.

Wie leid thut es mir, liebster Freund, wenn ich unsre Korrespondenz jetzt ansehe, und sie mit dem vergleiche, was sie in Burg Oerner war. Das Andenken an diese langen und fast wöchentlichen Episteln macht mir den sonst nicht sehr angenehmen Winteraufenthalt noch oft reizend und ich möchte Jena, so sehr es mir auch hier gefällt, gram werden, dafs es hierin eine Aenderung gemacht hat. Allein

immer denke ich, wenn Sie einmal mit dem Homer fertig und im Reinen sind, so sind Sie mehr Herr Ihrer Zeit, und dann überwinden Sie vielleicht Ihre Abneigung, dem Papiere viel anzuvertrauen. An mir solls dann sicherlich auch nicht liegen. Zwar werden Sie es wunderbar finden, dafs ich das mit so vieler Zuversicht in einem Briefe zu sagen wage, der selbst über volle 14 Tage nach dem, den er beantworten soll, folgt. Allein diefsmal verdiene ich reines Mitleid, nicht Tadel, und das werden Sie, gütiger nachsichtsvoller Freund, mir nicht versagen. Schon seit 4 Wochen bin ich nun im eigentlichsten Verstande und sogar mehr als blofs kränklich. Damit Sie aber nicht erschrecken, so setze ich gleich hinzu, dafs ich auch jetzt in der Besserung bin, und dafs sich nun hoffen läfst, dafs diese einmal total seyn wird. Aber vier Wochen sinds wirklich nun, dafs ich das dreitägige kalte Fieber bekam, und dieser liebliche Gast hat mich mit Verweilen, und Gehen und Wiederkommen so hingehalten, dafs ich an keine Arbeit, ja keine Beschäftigung nur, die ich mit Freude thun wollte, denken konnte. Jetzt bin ich fieberfrei, und leide nur noch an kleinen Nachwehen, worunter grofse körperliche und geistige Abspannung die unangenehmste ist. Von Störungen im Studiren kann ich überhaupt seit dem Winter ein Liedchen singen. Vor dem Fieber schon zog mir die Krankheitsmaterie im Körper herum, und brachte mich manche schöne Woche um alle Stimmung, und damit haben (meist Familien-) Besuche abgewechselt, so dafs ich nicht zu gar vielem gekommen bin. Von Jena aus werden Sie noch manchen Brief hoffentlich bekommen. Denn (aber unter uns) ich werde den künftigen Winter noch hier zubringen. Es gefällt mir ausnehmend gut hier, und eine Stadt zu nennen, in der ich durch die Stadt selbst zugleich so ungestört und so angenehm gelebt hätte, sollte mir schwer wer-

den. Von der eigentlichen Gesellschaft lebe ich ganz getrennt, ob ich gleich alle ihre einzelnen Mitglieder kenne, und viele einzeln von Zeit zu Zeit sehe. Selbst das Schutzische Haus, das doch immer noch das sociableste hier ist, besuche ich nicht viel, so lieb ich auch Schützen selbst habe. Dafür aber habe ich einen täglichen Umgang an Schiller, meinem alten Freunde, von dem ich schon ein Paar Jahre getrennt lebte, und dessen Wiedersehen ich nun um so mehr geniefse. Wir sind alle Abende zusammen, und leben äufserst glücklich mit einander. So, bester Freund, stehts mit mir. Meine Frau und Kinder sind gesund, die letzteren gedeihn und wachsen, und Sie würden Sich freuen, das Mädchen jetzt wiederzusehn. Aber wollen Sie diefs im Ernst nicht einmal wieder thun? Nach dem Homer werden Sie einer Erholung bedurfen, und Sie fanden sie ja sonst gern bei uns. Ich sehne mich sehr, Sie einmal wieder recht zu geniefsen. Wir haben über so viele Dinge mit einander zu reden, und auch unabhängig von dem ist auch das Sehen so viel bei Leuten, die man herzlich lieb hat. Ich dächte also, Sie kämen. Kommen Sie nach dem 1sten Octbr. — denn eher fürchte ich, läfst Ihnen auch der Homer keine Mufse — so können Sie bei uns wohnen. Wir ziehen aus und haben dann ein geräumiges Haus. Was meinen Sie?

Vofs hätte ich mündlich gern gesehn, und hätte ich nur gewufst, welche Tage er gerade in Weimar war, so wäre ich geradezu hingereist. Was Sie mir von ihm sagen, vermehrt noch meine Begierde. Grade aber, wie Sie mir von ihm sagen, so höre ich ihn auch von andern beschreiben, die ihn auf dieser Reise kennen gelernt haben. Sein Urtheil über meine Oden ist mir sehr wichtig gewesen, und ich danke Ihnen sehr für die Mittheilung. Haben Sie vielleicht daran gedacht, dafür zu sorgen, dafs er sie

nicht in dem Musenalmanach abdrucken läfst? Ich bin verlegen darüber. Ich mag ihm nicht gern schreiben, es sähe wie ein Vorwurf über sein langes Stillschweigen aus. Die mythol. Briefe (1 Th.) habe ich selbst und habe sie schon gelesen. Sie haben mir aufserordentlich viel Freude gemacht. Nur besser, natürlicher geschrieben wünschte ich sie.

Schneider hat mir vor ein Paar Monaten seinen Pindar, d. h. seine mit vieljährigen Marginalien beschriebene Handausgabe geschickt. Es ist sehr mühsam etwas herauszuklauben. Ich will indefs doch sehen, was sich thun läfst.

Uebrigens denke ich ungern an den Pindar. Es macht mich immer erröthen, wenn ich bedenke, dafs die Probeode schon gedruckt, und so viele andre schon übersetzt seyn sollten. Ueberhaupt kann ichs nicht läugnen mufs die Philologie jetzt der Philosophie, Politik, Aesthetik u. s. f. ein wenig bei mir nachstehn. Indefs ist doch kein Tag sine linea. Ich lese jetzt mit meiner Frau, nachdem wir die Homerischen Hymnen absolvirt haben, den Apollon. und die Anabasis. Der Apollon. macht mir mit seiner Gelehrsamkeit oft viel zu schaffen. Glücklicherweise habe ich hier auf der Bibliothek eine Stephan. ed. mit den Schol. erwischt und die Brunckische besitze ich selbst. Im Sophocles habe ich nur erst 4 Stücke gelesen. Ihre Odyssee hat mir eine herzliche Freude gemacht, wie so alles, was mir von Ihnen kommt, und dann weckte die Vorr. so viele Reminiscenzen in mir wieder auf. Diese Vorrede ist äufserst hübsch, sie wird nicht blofs die Wirkung thun, die Sie erwarten, den Grammatikern und der edlen Kunst selbst mehr Diener zu erwerben, wenigstens schaamrothe Gesichter zu machen, sondern sie ist auch so schön und frei geschrieben, dafs ich sie mit innigem Vergnügen gelesen habe. Zu erwiedern wüfste ich nichts auf den Gehalt der Vorrede. Es wird

schwerlich eine einzige bedeutende Stelle seyn, über die wir nicht schon mit einander conferirt hätten. Aber wann erscheint denn nun die herrliche Ilias? Meine Frau kann die Zeit nicht erwarten, ihr schönes Exemplar auf Schweizerpapier zu erhalten, und noch mehr sehnet sie sich, so wie ich, die Zeit zu wissen, wo Sie nun ruhiger und mit mehr Muſse Ihre arme Gesundheit pflegen können. Leben Sie recht herzlich und innig wohl! Das wünschen wir beide Ihnen und Ihrer Familie und lassen Sie ja wieder bald von Sich hören. Wir lieben Sie so herzlich.

Ihr

H.

XXVIII.

Jena, 22. Dec. 94.

Fast möchte ich verzweifeln, mein theuerster Freund, noch ferner ein Wort von Ihnen zu hören, so lang ist es schon, dafs ich von Ihnen und dem Homer, der doch wohl einen Theil der Schuld trägt nichts höre. Wenn Sie mir aber auch in dieser Zeit nicht schrieben, so kann ich mir doch den wohlthätigen Glauben unmöglich nehmen, dafs Sie manchmal meiner und der Meinigen gedachten, und dafs die herzliche Freundschaft, durch die Sie mir so manche glückliche Stunde schenkten, trotz unsrer längeren Entfernung, gewifs noch immer dieselbe ist. Schön wäre es aber, wenn Sie mir selbst einmal doch Ein Wörtchen sagten, wenn ich einmal wieder erfuhre, wie es mit Ihrer Gesundheit, Ihren Unternehmungen, Ihrer Laune steht. Gewifs, ich sehne mich recht innig darnach, und bitte Sie inständigst wenigstens um irgend ein Zeichen des Lebens und fortdauernden Andenkens.

Mir geht es ganz wohl und ebenso auch den Meinigen,

die recht wohl sind. Die Kinder wachsen heran, und Sie sollten Sich freuen, das älteste Mädchen nun so hübsch laufen und sprechen zu sehn. Es macht uns tausend Freude. Uebrigens habe ich jetzt entsetzlich viel zu thun. Ich habe angefangen hier Anatomie bei Loder zu hören, und das raubt mir den ganzen Vormittag von 9 Uhr an. So leid es mir indefs auch manchmal um diese Stunden thut, so sehr interessirt mich doch das Studium, und auf dem Wege, den ich einmal eingeschlagen hatte, war es mir unentbehrlich. Auch ist es im Grunde ja nur diefs eine halbe Jahr. Hernach kann ich es mit Gemächlichkeit treiben, um nicht zu vergessen, oder es sogar für mich selbst weiterzubringen. Meine zweite Hauptbeschäftigung sind meine eignen Ausarbeitungen und die wissenschaftlichen Untersuchungen — jetzt meist philosophischer Art — die sie fordern. Von diesen, denke ich, sollen Sie, liebster Freund, bald etwas in der neuen Monatsschrift sehn, die Schiller herausgiebt, und deren Ankündigung Sie vielleicht schon in der ALZ. lasen. Ich lege Ihnen demungeachtet noch einige mit hier bei. Es wäre mir angenehm, wenn Sie dieselben Ihren Freunden gelegentlich mittheilen wollten. Ich erwarte sehr viel von diesem neuen Werk, und der Kreis der Materien, den es sich vorschreibt, ist meinem eignen Geschmack so gemäfs, dafs ich schon darum ihm gern einen Theil meiner Mufse widme. Dafs indefs die griechischen Musen ganz vergessen wären, müssen Sie nicht denken. Es vergeht kein Tag sine Graecis. Ich bin jetzt beim Euripides, den ich mit meiner Frau lese, und dessen matte Weitschweifigkeit uns nicht selten ermüdet. Indefs mufs man doch auch dadurch, und nach dem Plane, den ich mir für meine griechische Lectüre gemacht habe, liegt er mir jetzt grade auf dem Wege. Neben ihm lese ich noch die Cyropaedie, die trotz der Sau- und Rinderhirten, und mancher langweiligen

Tiraden meiner Frau doch recht gut gefällt. Durch sie und die Anabasis denke ich soll sie nun in die Atticismen eingeweiht genug seyn, um mit ziemlichem Fortgang sich an den Thucydides zu wagen, wenn ich nicht vorher noch etwas Platonisches versuche.

Und nun leben Sie recht wohl, mein herzlich geliebter theurer Freund. Grüfsen Sie alle die Ihrigen von mir und den Meinigen herzlich, und sagen Sie mir doch bald ein Wort. Ich hange gewifs immer mit so herzlicher Freundschaft an Ihnen und an allem, was Ihnen nah ist. Adieu!

Ihr

H.

XXIX.

Jena. 3. Juni. 95.

Wie geht es, lieber bester Freund, und wie ist es Ihnen die letzte bedenkliche Nacht hindurch gegangen? Ich wollte noch den Morgen zu Ihnen kommen, aber leider verschlief ich es um eine Viertelstunde und Sie waren schon fort. Gegen Mittag kam Göthe zu mir, und bedauerte sehr, Sie nicht mehr zu finden. Er ist Ihnen äufserst gut geworden, und trägt mir viele herzliche Empfehlungen an Sie auf. Die Prolegomena beschäftigen ihn sehr ernstlich, und ich kann Ihnen nicht sagen, wie zufrieden er damit ist. Zwar ist er noch weit entfernt, sich überhaupt für eine Meinung entschieden zu haben; Sie kennen seine weise Bedachtsamkeit. Allein die Methode, und der Gang der Untersuchung machen ihm vorzügliche Freude, und er hat mir namentlich gesagt, dafs in dieser Rücksicht schon jede Seite lehrreich sey. Böttiger hat letzten Freitag eine Abhandlung bei Göthe gelesen, wo er beweist, dafs eine von Psammetichus berufene Jonische Colonie zuerst auf Papy-

rus geschrieben habe. Gestern und heute blieb Göthe hier und morgen gehe ich mit ihm auf 2—3 Tage nach Weimar. Aufser Einigem an meinen metris ist seit Ihrer Abwesenheit nicht viel bei mir geschehen. Indefs ist doch die Anzeige Ihrer Odyssee fertig *), und Sie mussen nicht schelten, wenn ich sie beilege. 1) Kennen Sie meine Schüchternheit in graecis et latinis. 2) Habe ich mich emancipirt, über die Ungenauigkeit unserer Philologen zu spötteln, und ob ich gleich von der Wahrheit der Sache überzeugt bin, so ist so etwas bei einem *jungen* Rec. immer bedenklich. 3) Ist mir etwas im Schol. Eur. ad Or. 279. äufserst schwierig, nemlich die Worte: *Ἡγέλοχον — ἐπῶν λέγειν.* Ich verstehe es: „da er den Heg. gedungen hatte, die erste Rolle zu spielen." Allein sollte er diefs wirklich gethan haben? Heg. war ein *τραγικὸς* und Strattis wollte ihn verspotten. Ich meine also, Strattis fingirt diefs in seinem Stuck, spielt Komödie in der Komödie und macht den Heg. zu einer handelnden Person. Ferner, ohne Rücksicht auf meine Anzeige, mufs es *ἀνθρωποραίστης* oder *—ρέστης* heifsen, und was bedeutet beides? Dafs ich übrigens das Schol. so breit extrahirt, that ich, weil man in der A. L. Z. das Vergnügliche liebt, und damit durch die versählich gedruckten Zeilen angelockt, auch blofse Dilettanten die Anzeige lesen möchten, da sie doch nur für diese calculirt ist; die Kenner wissen selbst woran sie sind. Der letzte Grund warum ich schicke ist, dafs es doch, wie Göthe immer sagt, hübsch ist, auch Kleinigkeiten, gemeinschaftlich zu machen. Länger, als wir dachten, ist die Anz. freilich geworden; ich schätze sie ein Blatt. Allein ich sehe doch nichts geradezu Ueberflüssiges, und wenn Predigten

*) Man findet sie in der ALZ. 1795., Nr. 167. (16. Juni) und in den vorlieg. gesammelten Werken. Bd. I. S. 262 bis 270.

und Romane so weitläuftig recensirt werden, weifs ich nicht, wozu man so wortkarg bei wichtigen Dingen seyn soll. Ich bitte Sie indefs, das Ganze anzusehen, und mir mit unserer hergebrachten Offenheit, was Sie anders wünschten, zu sagen. Es soll dann nach Möglichkeit geschehen. Mit nächster Post erhalte ich es wohl zurück. Der Abdruck hält manchmal auf, weil sie nicht selten 14 Tage voraus sind. — Unendlich begierig bin ich auf Nachricht von Ihnen, die ich doch noch eher, als Antwort auf diesen Brief, zu erhalten hoffe. Welch eine innige Freude haben Sie uns wieder mit Ihrem gütigen Besuche gemacht! In meinem nächsten Briefe sage ich Ihnen etwas Näheres über die Zeit, wo ich nach Halle kommen könnte. Ich mufs Sie recht bald wiedersehen, lieber, theurer Mann. Hier der Anacharsis und filius dei, die Sie vergessen. Meine Frau dankt und grüfst herzlich. Tausend Empfehlungen allen den Ihrigen und viele Küsse insbesondere dem lieben Hannchen.

Ihr

Humboldt.

[*Randschriftlich.*] Ich habe Göthe ermuntert, die Ilias in Rücksicht auf Ihre Proleg. durchzulesen, und ich hoffe, er wird es thun.

XXX.

Jena, 15. Jun. 1795.

Ich hatte mir fest vorgenommen, Ihnen schon vergangenen Posttag zu schreiben, innigstgeliebter Freund, aber ein Besuch von ein Paar Bekannten aus Dresden, und ein sehr langer Brief von meinem Bruder über wissenschaftliche Gegenstände aus der Physik und Anatomie hielten mich ab. Also erst heute meinen herzlichsten Dank für die

so schön und freundschaftlich wiedereröffnete Correspondenz. Es soll nun in einem ordentlichen Zuge fortgehen, und ich freue mich schon im Voraus auf diese so lang unterbrochen gewesenen Unterhaltungen. Ich fange nun von neuem die alte Einrichtung an, und sammle Ihre Briefe so, dafs ich sie Ihnen zurückschicken kann. So kann Ihnen doch das, was Sie mir sagen, auch nachher, ohne neuen Zeitverlust brauchbar seyn. — Es hat mich frappirt, dafs Sie in Ihrem Briefe bemerken, dafs wir eigentlich wenig Gespräch mit einander gepflogen in den frohen glücklichen Tagen, die wir hier mit einander verlebten. Auch ich hatte schon vorher bei mir dieselbe Bemerkung gemacht, und es hat mich von neuem darin bestätigt, dafs die Freundschaft so unglaublich mehr auf den Empfindungen, Gesinnungen, Charakter, der ganzen Art zu seyn, als auf einzelnen, wenn gleich noch so richtigen Ideen und Meinungen beruht, und so viel mehr daher aus dem Anschauen, Umgehen, blofsen Beieinanderseyn, als aus eigentlichen Gesprächen, den gerade ihr eigenthümlichen Genufs zieht. Bei mir fühle ich es auch lebhaft, dafs die Länge der Zeit, in der wir uns nicht gesehn, gar sehr auf meine Art zu seyn gewirkt hatte. So innig und anhaltend ich mich auch mit Ihnen in Gedanken beschäftigt hatte, so war mir die Nähe, das unmittelbare Anschauen so neu, dafs es schon allein mich ganz erfüllte, und mir einen unbeschreiblichen Genufs gab. Dieser Genufs, liebster Freund, und Ihre liebevolle Güte mögen Ihnen Bürge dafür seyn, dafs ich, sobald ich kann, wieder in Ihre Arme eile, und Ihnen, insofern es irgend thunlich ist, auch die Meinigen mitbringe. Ich könnte Ihnen mit Gewifsheit versprechen, Sie in etwa 10—14 Tagen zu sehen, wenn es noch in unserm Hause, als bei Ihrer Anwesenheit wäre, allein leider ist es sehr anders, obgleich nicht schlimm. Unser Mädchen hat seit 6 Tagen die Ma-

sern, und da sie wohl und munter dabei ist, und auch nicht die mindeste Gefahr nur geahndet werden kann, so ist es uns von dieser Seite zwar sehr lieb. Aber unsere Reisepläne kann es sehr derangiren. Sie wissen, dafs sowohl der kleine Junge als ich selbst der Ansteckung ausgesetzt sind, und es bleibt uns nun nichts übrig, als das Schicksal walten zu lassen. Meine Berliner Reise war auf den 1. Jul. festgesetzt, und ich dachte einige Tage früher bei Ihnen zu seyn. Bekommen wir nun gleichfalls die Masern, so ist alles geändert, und so kann ich noch jetzt nichts bestimmen. Bekommen wir sie aber auch nicht, so sieht es doch — ich rede völlig offenherzig — um die Hallische Reise mifslich aus. Wenn es irgend möglich ist, mufs ich den 4—6ten Jul. in Berlin seyn. Anderer Gründe nicht zu gedenken, habe ich in diesen Tagen dort ein Geldgeschäft zu arrangiren, das zwar durch einen andern, aber nur mit Kosten und Weitläuftigkeiten verrichtet werden kann. Früher aber als den 1. Jul. wegzureisen, wird darum nicht gut angehn, weil die Masern gewöhnlich später anstecken, so dafs in demselben Hause mehrere Personen sie in Intervallen von 14 Tagen bekommen. Kaum werde ich also früher als zur Zeit der Abreise selbst sicher seyn, nun nicht durch mein Kind angesteckt zu seyn. Indefs sind diefs alles nur Möglichkeiten und Wahrscheinlichkeiten. Gewifs ist dabei blofs, dafs wir *nichts vorher* bestimmen können, sondern Sie auf jeden Fall überraschen müssen. Herzlich lieb ist es mir daher, dafs Sie nicht schon, aus gütiger Rücksicht auf uns, Anstalten in Trotha gemacht zu haben scheinen. Dafs wir (ich meine uns beide) aber Sie im Herbste besuchen auf unserer Ruckreise, das glaube ich, nicht blofs in Rücksicht auf unseren *Willen*, sondern auch auf die Umstände, mit Sicherheit versprechen zu können. Wir gehen alsdann so von Berlin nach Burgörner und folg-

lich sogar über Halle. Da in dieser Zeit Kl— nicht dort ist, ist es so keine üble Periode. Indefs will ich damit einen früheren Besuch nicht abgesagt haben. Nur *Gewisses* können wir *jetzt* nicht bestimmen.

Wer hätte wohl gedacht, liebster Freund, dafs, nachdem wir soviel vom Schol. Arist. gesprochen, ich ihn so wenige Tage später selbst im Hause haben würde. Sie werden Sich zwar wundern, wie meine Frau ihn mir *vor* dem Geburtstag gegeben. Allein das ging durch eine Uebereilung von ihr, durch die sie sich verrieth, und nun habe ich die Freude und das Buch um soviel früher. Für Ihre Bemühungen und schnelle Besorgung meinen innigsten Dank; ich will sehen, ob ich Ihnen den Gebrauch, den ich von dem grofsen Folianten mache, durch einige Bemerkungen über eine oder die andere Stelle zeigen kann.

Die Anzeige habe ich an den notirten Stellen verändert, auch habe ich die Emendat. die Sie mir mitgetheilt, gebraucht. Da ich sie blofs anzuzeigen hatte, so nahmen sie wenig Platz ein, und ich habe meist alle angeführt. Aber was meinten Sie mit λ. 596? Ich finde dort schlechterdings keine Aenderung als, dafs Sie den gravis am Ende in einen acutus verwandelt haben. Glaubten Sie *χρατα῎ ἴς* geschrieben zu haben? Es thut mir leid, dafs Sie soviel Mühe mit dem Dinge gehabt; desto mehr aber bin ich Ihnen für die Uebernehmung derselben verbunden. Ein Paar Nachlässigkeiten, die mir entwischt waren, waren unverzeihlich.

Mit dem *Vater* haben Sie mir recht viel Freude gemacht. Indefs war der Aristoteles nicht vergessen. Ich habe wirklich die ganze Poetik vorläufig durchgelesen, und in meinem nächsten Briefe denke ich Ihnen Zweifel genug zu schicken. Diese Poetik ist ein höchst sonderbares Produkt, und in Rücksicht auf die Ideen hat vorzüglich das

Problem: inwiefern ein Grieche, in dieser Zeit, dieſs Werk schreiben konnte? mein Nachdenken am meisten gespannt. Es ist in der That ein gar sonderbares Gemisch von Individualitäten, die darin vereinigt sind, und schon aus diesem einzigen Werk halte ich es für eine wichtige Untersuchung, den Aristoteles in seiner Eigenthümlichkeit zu charakterisiren, und zu zeigen, wie er in Griechenland aufstehen konnte und zu dieser Zeit aufstehen muſste, und wie er auf Griechenland wirkte? Sie wundern sich vielleicht, und vielleicht mit Recht, dafs ich den Stagiriten gleichsam ungriechisch finde. Aber läugnen kann ich es nicht. Seit ich ihn kannte fielen mir zwei Dinge an ihm auf: 1) seine eigentliche Individualität; sein reiner philosophischer Charakter scheint mir nicht griechisch, scheint mir auf der einen Seite tiefer, mehr auf wesentliche und nüchterne Wahrheit gerichtet, auf der andern weniger schön, mit minder Phantasie, Gefühl und geistvoller Liberalität der Behandlung, der sein Systematisiren wenigstens hie und da entgegensteht. 2) In gewissen Zufälligkeiten ist er so ganz Grieche und Athenienser, klebt so an griechischer Sitte und Geschmack, dafs es einen für diesen Kopf wundert. Von beiden Sätzen fand ich Beweise in der Poetik, oder vielmehr ich glaubte sie zu finden. Die Poetik scheint mir übrigens weniger ein grofses Werk, als das Werk eines grofsen Mannes. Dieser blickt hie und da, indefs nicht häufig heraus, und gegen den Kunstrichter wäre nach allgemeinen Ideen allerlei einzuwenden. So wenig bedeutend ich aber die Poetik in philosophischer Rücksicht halte, so sehr ist sie es gewifs in historischer, und von dieser Seite hat sie mich unendlich interessirt. Bedenken muſs man nun wohl auch, dafs das Büchelchen, soviel ich weifs, nur Fragment eines gröfsern ist.

Was sagen Sie zu unsers Spaldingii Rec. über Vofs

Luise in der ALZ. Viel ist freilich nicht daran, aber „bis dat, qui cito dat." Ich beschäftige mich, für jetzt blofs aus eigenem Interesse, sehr viel mit der Luise. Ihre Idee der Aehnlichkeit mit den Mimen hat mich aufmerksam gemacht. Wo steht wohl noch etwas über diese? Ich habe zur Hand: Vossius de instit. poet., Valckenaer ad Adon., Ziegler, und Becher de Laberio. Ist Menagius ad Diog. Laert. hierüber sehr wichtig? Soviel ich jetzt sehe, waren die Mimen Schilderungen einzelner Scenen des Lebens, und ihr Verlust ist unendlich zu bedauern. Die Luise ist ihnen freilich in *dieser* Bestimmung ähnlich, aber ihre *wesentliche* Eigenthumlichkeit scheint mir sehr verschieden. Luise hat mich auch zum Theokrit, den ich noch wenig kannte, geführt. Ich habe ein Paar Idyllen gelesen. Es ist eine eigne Gattung und ein eigner Geschmack, doch unbeschreibliche Anmuth selbst in Niedrigkeiten und Zoten.

Aber genug des Geschwätzes für heute. Leben Sie herzlich wohl, und grüfsen Sie alle die Ihrigen. Meine Frau will selbst schreiben. Ich lege beifolgendem Pakete die Iliade, die Sie zurückwünschten, bei. Mein Gothaer Homer ist gekommen und ist prächtig, obgleich einige Seiten gelitten haben. Doch ist es nicht viel, und der Druck gleicht, wo es ist, einem Druck auf Pergament. Göthen thäten Sie gut ein Exemplar zu schicken. Es würde ihn sehr freuen zu sehen, dafs Sie Sich seiner so lebhaft erinnern. Ich dächte aber blofs ein geheftetes, es geht sonst so langsam. Er ist noch diesen Monat durch in Weimar, dann geht er nach Karlsbad, da er an Flussen ein wenig leidet.

Ihr

H.

XXXI.

Jena, 26. Jan. 95.

Die Masern, lieber theurer Freund, sind zwar nicht gekommen, aber es ist darum kein Haarbreit besser mit der Gesundheit gegangen. Ich habe den Pyrmonter getrunken, wie ich auch noch thue, und der hat mich sehr stark angegriffen. Vormittags machte er mir Beschwerden im Magen, Nachmittags war ich einige Stunden regelmäfsig wie betrunken, und Abends schon nach 8 Uhr so müde, dafs ich wohl oder übel zu Bett mufste. Vorgestern war der erste Tag, an dem diefs anders war und an dem ich mich wirklich recht wohl befand. Aber gerade vorgestern überfiel mich beim Spazierengehen plötzlich ein solcher Regen und Wind, dafs ich mich erkältete, und gestern und heute an Kolik litt. Indefs versichert Stark, dafs es, wenn dieser kleine Zufall vorüber wäre, besser gehen würde, und unsre Reise ist noch auf Mittwoch festgesetzt.

Bei so bewandten Umständen werden Sie es mir, hoffe ich, schon verzeihen, wenn mein Brief noch heute ohne Fragen über den Aristoteles erscheint. So etwas gehört doch immer zu den Beschäftigungen, die Stimmung und Heiterkeit fodern, und beides hat mir mein Befinden nur in sehr geringem Grade gelassen. Aber der Aristoteles begleitet mich nach Berlin, und wird gewifs nicht weiter hinausgesetzt. Auf Ihre Abhandlung über Aristoteles ästhetische Ideen bin ich äufserst begierig: da ich aber noch gar nichts geleistet, so ist es nicht an mir zu fodern, auch ist es mir in der That lieber, wenn Sie mich erst die Poetik grammatisch durchgehen lassen, wozu denke ich nur 3— 4 fragende Briefe gehören werden. Dann bin ich besser mit dem Ganzen bekannt und kann besser Rede und Antwort geben. Wie gern will ich Ihnen dann alle meine Gedan-

ken, *über* und *zu* den Ihrigen recht ausführlich mittheilen, und wie herzlich würde ich mich freuen, wenn ich mir dann schmeicheln könnte, dafs wir gemeinschaftlich gearbeitet hätten. Sie sehen also dafs es mit dem Aristoteles mein völligster Ernst ist, und um alles noch fester zu machen, will ich Ihnen ein bestimmtes Versprechen thun. Nach diesem Brief schreibe ich Ihnen nun zunächst erst wieder den 7. Jul. aus Berlin, da nur ein Zeichen des Lebens und der Ankunft, dann aber zuverlässig den 11. Jul. über mehrere Kapitel der Poetik. Es ist das Erste, woran ich mich in Berlin mache.

Jetzt in diesen Tagen der Schwachheit und zugleich, wegen der bevorstehenden Reise, der Zerstreuung habe ich wieder, wie seitdem schon einigemale die Silbenmaafse vorgenommen. Ich habe mich jetzt fest entschlossen, meine *Resultate* über Pindars Metrik, wie sie jetzt sind, vollständig zu ziehen. Ich bin weit entfernt, diese jetzt schon für das ganz Vollendete zu halten, was man doch über einen so beschränkten und eigentlich winzigen Gegenstand mufs liefern können. Aber ich fühle die Nothwendigkeit mich zu fixiren, und bestimmt zu wissen, wo ich stehe. Es ist diefs schon nöthig, um die Metra der Dramatiker mit festerem Blick zu durchsuchen. Denn ich war immer und bin noch fest entschlossen, diese schlechterdings zu Hulfe zu nehmen. Doch macht Pindar schon eine hinlänglich grofse Masse aus, so dafs man die meisten seiner Versarten aus ihm selbst erklären kann. Nur bei einzelnem wird man gewifs zu den übrigen Lyrikern seine Zuflucht nehmen mussen. Ich will daher jetzt vollständig, aber so kurz, als möglich, meine Grundsätze über Pindars Metrik, und über die Art, wie er in dieser Rucksicht emendirt werden mufs, aufstellen, und wenn ich finde, dafs ich schon mit dem jetzt Gesammelten Gewifsheit und Bestimmtheit genug

erlangen kann, so will ich eine Partie Oden, wenn nicht das Ganze durchgehen, und die Stellen angeben, 1) wo bisher ohne Noth emendirt worden ist, 2) wo noch emendirt werden mufs. Nebenher im Arbeiten komme ich jetzt, da ich mehr das Ganze vornehme, auf ganz neue Ansichten. So glaube ich schon jetzt den Bau der Strophen wieder, seit ihrem Hierseyn besser einzusehen, und neuerlich habe ich auch über die Caesur im Ganzen und in einzelnen Versarten allerlei, soviel ich weifs, noch Unbemerktes, aufgefunden. Wenn ich fertig bin, etwa im Herbst, da ich nur einzeln arbeite, theile ich Ihnen das Ganze mit.

Dafs Sie mit der Anzeige so zufrieden sind, ist mir herzlich lieb, und mein Zweck ist ganz erfüllt, wenn Ihr Abdruck dadurch früher verkauft wird. Von den Prolegomenis hat mir Hufeland nichts gesagt, und vorschlagen mag ich mich nicht. Ich vermuthe, dafs es einem andern übertragen ist.

Haben Sie schon *Paulus,* des hiesigen, Erklärung gegen Vofs im IB. der LZ.*) gesehn. Er ist nemlich der Recensent der Heuleyschen Observ. Mich interessirt der ganze Streit nicht sonderlich, ich bin nur auf Vofs Antwort begierig. Ein etwas schlimmes Spiel kann Vofs dadurch haben, dafs er dem Rec. *Absichten* beigemessen zu haben *scheint,* was nun freilich sich nie streng erweisen läfst. In Paulus Erklärung ist es nicht unwahr, dafs Vofs seinem blofs philologischen Streit eine zu grofse und allgemeine Wichtigkeit beilegt. Im Ganzen ist mir aber das Ding ärgerlich, weil die Anti-Vossianer es für sich brauchen werden, und ich dieser Parthei immer gram bin.

Leben Sie wohl, lieber, theurer Freund!

*) Intelligenzblatt der Allgm. Lit.-Ztg. Jahrg. 1795, Nr. 65. (S. 519.)

[*Randschriftlich.*] Wohin Sie auf 3 Monate reisen sollen? — Ich dachte zu Vofs und in die Gegend. Aufser Deutschland ist die Zeit zu kurz. In Deutschland scheint mir jene Gegend die ruhigste und interessanteste. Sie mufsten denn nach *Wien* der Bibliothek wegen wollen.

Mein Schwiegervater hat mir zu meinem Geburtstag die Graevius'sche Edition des Callimachus von 1697 geschenkt. Ich hatte lieber die Ernestische gehabt. Doch ist das Exemplar prächtig.

XXXII.

Tegel, 17. Jul. 95.

Wenn ich auch nicht ganz genau Wort halte, theurer Freund, so können Sie doch nicht sagen, dafs ich leere Versprechungen mache. Hier haben Sie in der That Fragen über das erste Drittel der Poetik. Wenn ich mich aber dieser Fragen rühme, so ists nur ihrer Existenz, nicht ihrer Beschaffenheit. Ich habe sie im Lesen, wie sie mir einfielen (so wollten Sie es ja) niedergeschrieben, aber heute, da ich sie im Zusammenhange überlese, möchte ich mich doch beinah meiner incuria schämen. Es wird Ihnen vorzüglich zweierlei daran auffallend seyn. 1) Mufs es, dächte ich, in diesen ersten 6 Kapiteln bei weitem mehr bedenkliche Stellen geben, als ich angemerkt habe; und 2) bin ich bei den bemerkten so ausführlich gewesen, dafs mich Ihre Zeit dauert, wenn Sie es lesen wollen. Der letzte an sich verzeihliche Fehler entstand nun freilich blofs aus Mangel an Sorgfalt; aber der erste darf mir nicht so ungestraft hingehn. Ich mufs wirklich gestehen, dafs ich sehr genau gelesen, und alle Stellen angemerkt habe, wo ich wirklich anstiefs, und mir nicht zu helfen wufste, und dafs ich von diesen sehr gewissenhaft keine übergangen habe. Alle übrigen also sind von der Art, dafs ich einige

Rechenschaft über sie geben kann. Von welcher Art diese ist, bitte ich Sie nun durch Gegenfragen zu prüfen, die ich nach Möglichkeit beantworten will. Um die Gefälligkeit dieser Gegenfragen bitte ich Sie in der That recht ernstlich: es ist überhaupt mein Fehler auch bei dem ernsthaftesten Vorsatz zu leichtsinnig zu lesen. Ich helfe gern dem Ausdruck, wo er mangelhaft ist, nach, übersehe dadurch manche wirklich verdorbene Stelle, wenn ich auch ihren Sinn *errathe*, oder misverstehe auch wohl in der That andere. Mit Einem Wort: es fehlt mir an *kritischem Mistrauen*. Gegen diesen Mangel würden Gegenfragen treffliche Dienste thun. In Absicht meiner Fragen haben wir ja wohl schon abgemacht, dafs Sie blofs beantworten, wozu Sie jedesmal gleich Lust haben, und mich mit allen übrigen auf Ihren künftigen Commentar verweisen, wenn Sie mir nicht nach Endigung aller meiner Fragen, Ihre schon fertigen Noten schicken wollen, was freilich überaus gütig und schön wäre. Können Sie aber auch diefs nicht, so versagen Sie mir wenigstens alsdann nicht Ihre kritisch ästhetische Abhandlung. Ich bin äufserst begierig auf dieselbe. Meine grofse und gänzliche Unbekanntschaft mit dem Arist. wird Ihnen jede Zeile verrathen, und ich bin gern zufrieden, wenn Sie nur nicht auch Beweise von Unbekanntschaft mit der Griech. Sprache überhaupt finden.

Spalding ist neulich ein Paar Stunden hier bei mir gewesen. Er ist noch ganz der Alte und ich gewinne ihn immer mehr lieb. Der Quintilian soll, wie er behauptet, nun die einzige Beschäftigung seines ganzen künftigen Lebens seyn, und es soll immer eine ed. nach der anderen davon erscheinen. Wirklich scheint er recht fleifsig. Ueber Ihre Prol. denkt er völlig, wie man mufs. Nur jammert er, dafs er immer so leicht überzeugt sey. Aber über einen Accent hat er mir einen Floh ins Ohr gesetzt. Warum

haben Sie Il. ε. 116. nicht φῖλαι sondern φίλαι geschrieben? Sie hatten gewifs gute Gründe, mich ärgert nur, sie nicht selbst zu wissen.

Haben Sie schon Vofs Gedichte Theil 2. angesehn? Sagen Sie, wie er auf folgende unglückliche Wendung gekommen:

Nie ward gegen die Lieb' ein anderes Mittel bereitet,
Nikias, weder in Salbe, so scheint es mir, noch in Latwerge,
Als Pierinnengesang.

Noch mufs ich Ihnen etwas recht Sonderbares erzählen. In den Trachin. kommt doch gleich Anfangs vor: φοιτῶν ἐναργὴς ταῦρος. Diefs übersetzt Spalding: „er frequentirte unser Haus als ein offenbarer Ochse".

Was ich Ihnen aber für wunderbare Dinge schreibe. Indefs denke ich, ists Ihnen, lieber Freund, nicht undienlich, einmal Ihr Zwergfell zu erschüttern, und auch mir kanns nicht schaden. Ich bin noch gar nicht ganz wiederhergestellt, und Selle erklärt mein Uebel für Haemorrhoidal-Obstructionen. Ich trinke Pyrmonter und reite täglich spazieren. Vielleicht hilft diese Kur.

Meine Frau grüfst Sie herzlich. Sie hat ein sogenanntes Gerstenkorn an Einem Auge, sonst ist sie recht leidlich wohl, und jenes kleine Uebel wird wohl schon morgen vorüber seyn. Die Kinder sind munter und guter Dinge.

Leben Sie herzlich wohl, theurer Freund, empfehlen Sie uns allen den Ihrigen.

Ihr

H.

XXXIII.

Jena, 1. Septbr 95.

Auch ich, liebster Freund, habe sehr viel bei Ihnen zu entschuldigen, so schnell ich mir auch vornahm, Ihren Brief

zu beantworten. Aber ich lebe hier in einer Menge von Zerstreuungen und Geschäften (versteht sich nicht litterarischen) dafs ich selten nur an einen ordentlichen Brief kommen kann. Desto herzlicher danke ich Ihnen für den Ihrigen, und die schönen Nachrichten, die er mir von Ihrer Gesundheit und dem Fortgange Ihrer Arbeit giebt. Auch mir ist meine Pyrmonter Brunnencur, von der ich Ihnen ja wohl schrieb, sehr gut bekommen, und ich befinde mich recht wohl. Meine Frau ist gleichfalls gesund, und die Kinder wohl und munter.

Die Einrichtung mit dem Aristoteles billige ich recht sehr. Das Einzige, was ich daran auszusetzen haben möchte, ist dafs ich furchte, Sie schicken mir zu spät oder langsam. Verzeihen Sie die Besorgnifs, aber bei Ihren Geschäften ist sie doch so ganz eitel nicht. Sobald Sie mir schicken, gehe ich gewifs ans Werk, und so streng ich vermag. Dafs ich vielen Stellen vorübergegangen bin, glaube ich gern, wahrscheinlich auch solchen, die nicht eben Meuchelmörder und versteckt sind. Ich bin in der Kritik und vielleicht leider nur da zu gutmüthig. Die Gutmüthigkeit in diesem Felde hat gewöhnlich einen Grund, der das Herz auf Kosten des Verstandes mit einer Tugend bereichert. Ich habe wenig im Griechischen hier thun können, und aufser dem Lesen mit meiner Frau, das auch lahmer gegangen ist, blofs die Lysistrata, die Thesmophoriazusen gelesen. Aus der Lysistrata habe ich den ersten schmutzigen Akt sogar, und ich glaube nicht unglücklich, in freie Jamben blofs zu meiner und einiger ungriechischer Freude Erlustigung übersetzt. Der Aristophanes zieht mich gar sehr an. Er ist ein wahrhaft dichterisches Genie, und dem Umfang nach, gewifs ein weiteres, als alle Tragiker, dabei die Diction so prächtig, und trotz aller Licenzen, so rein, und der Versbau göttlich. Sonst geschieht hier für die Metrik nichts, da ich meine

Papiere nicht alle mitnehmen mochte. In Jena habe ich noch recht viel gethan, und ich denke, Sie bekommen noch vor Ende des Jahres eine Arbeit, die nicht mehr aus blofsen Collectaneen besteht und ein Urtheil erlaubt. Wozu Sie mich in Absicht des Aristoteles auffordern, habe ich hin und her bedacht: aber wenn ich es recht genau überlege, so, glaube ich, ist es besser, man läfst von dieser Bearbeitung alles Philosophische weg, und macht sie blofs kritisch und historisch. Sie wünschen nemlich, wie es mir scheint, eine Abhandlung beizufügen, die eine erschöpfende Theorie über das Wesen der Poesie aufstelle. Allein diefs hat unendliche Schwierigkeiten. Freilich ist man durch die jetzige Lage der Philosophie, vorzüglich durch die Kantischen und Schillerschen Bemühungen, jetzt mehr zu leisten im Stande, aber die Förderungen sind auch soviel gröfser, und der Vorarbeiten noch immer nicht genug. So etwas auszumachen, erforderte ein eignes Buch. Wäre aber auch diefs nicht, so glaube ich, stände so etwas in einer kritischen Ausgabe, und überhaupt neben Aristoteles Poetik am unrechten Ort. Die Poetik ist doch eine blofse Skizze, enthält blofs 3, 4 wichtige (aber auch capitale) Ideen, und ist, wenigstens meines Erachtens, übrigens für die Philosophie und Aesthetik ganz unbedeutend. Für die Geschichte hingegen und das Empirische der Künste ist sie unschätzbar. Sagen Sie ob Sie hierin mit mir einerlei Meinung sind, lieber Freund, sonst bin ich immer sehr erbötig, auch hier meine Ideen mit den Ihrigen auszuwechseln. Der Gegenstand ist zu interessant, als dafs ich es nicht wünschen sollte. Auch möchte ich um alles in der Welt nicht, wenn Sie schon Mehreres hierüber gedacht, oder gar niedergeschrieben hätten, Veranlassung werden, dafs Sie das jetzt wenigstens liegen liefsen. Ich bitte Sie vielmehr recht sehr, es vorzunehmen, und wenn Sie mir die Freude machen wollen, mir

mitzutheilen. Ich werde Ihnen meine Gedanken um so lieber mittheilen, als ich Ihnen hier nützlicher seyn kann, da ich hier wenigstens eine ausgebreitetere Lectüre besitze. Aber überlegen lassen Sie uns hernach, ob Sie es nicht besser auf die andre Weise dem Publicum übergeben, selbst ob nicht lieber Deutsch, als Lateinisch, wo wenigstens mancher Leser, der sonst nicht incompetent ist, Schwierigkeit finden kann.

Böttiger ist ja nach Hamburg gereist. Geht er auch nach Eutin? Für Vofs polemischen Brief meinen herzlichen Dank. Seine Bekehrung freut auch mich. Aber in welcher beneidenswerthen Unschuld lebt Born, dafs er sogleich auch den 2ten Th. der Prolegomena erwartet.

Meine Frau grüfst Sie herzlich und die Ihrigen, wie auch ich. Leben Sie innigst wohl!

Ihr

H.

XXXIV.

Tegel. 30. Octbr. 95.

Es ist mir mit der Antwort auf Ihren letzten lieben Brief, liebster Freund, recht unglücklich gegangen. Alle Posttage habe ich mir vorgenommen, ihn zu beantworten und immer kam mir etwas dazwischen. Besonders hat mir der Druck des Schillerschen Musenalmanachs, den ich hier besorge, seit dieser letzten Woche viel an den Posttagen, wo auch gewöhnlich Correcturen ankamen, zu thun gegeben.

Dafs Sie nicht haben herkommen und nichts thun können, hat uns sehr geschmerzt und noch mehr die Ursachen, die Sie anführen, und die jede einzeln schon nicht angenehm sind, vielmehr wenn sie conferto agmine erscheinen.

Möchte nur die Gesundheit bald besser gehen, ich hatte so gute Hofnungen nach dem Bade, und auch diese mufsten wieder vergeblich seyn. Das Uebrige wird sich wohl eher finden.

Also beim Tacitus mussen wir uns Sie jetzt denken? Freilich möchte ich Sie lieber immer bei den Griechen sehen, aber der Tacitus interessirt mich auch sehr, und ich freue mich, ihn bei dieser Gelegenheit wieder einmal zu lesen. Jetzt bin ich ihm ganz fremd geworden. Wenn ich ihn mehr werde wieder gelesen haben, müssen wir einmal über seinen Styl reden. Mir haben die grofsen Lobpreisungen desselben nie eingehen wollen. Man läfst so leicht die Art, wie der Stoff selbst behandelt ist, die Fulle der Gedanken, die Schilderung der Charaktere u. s. w. mit in das Urtheil über die Schreibart einfliefsen und doch mufs beides immer so sehr geschieden werden. Ihren Noten über die Poetik sehe ich mit grofser Begierde entgegen, und ich bitte Sie ja, sie nicht so oft abzuschreiben. Wenn mir schon beim ersten Abschreiben nichts mehr zu erinnern übrig bliebe, wie wird es gar beim 6ten oder 7ten seyn? Ich bin recht fleifsig, obgleich in dem ganzen Cyclus meiner Studien, die ich mir jetzt recht gut geordnet und gerundet habe, die Fortschritte im Einzelnen nicht wenigstens in kleinen Zeitabschnitten so bemerkbar sind. Indefs bin ich im Ganzen immer zufrieden. Mit meiner Frau habe ich jetzt den Sophocles beendigt, und wir wollen, ehe wir zum Aeschylus gehen, wieder ein halb Dutzend Stücke des Euripides lesen. Wir haben jetzt mit der Alceste angefangen, die aber ein jämmerliches Machwerk ist. An die Stelle des Xenophon ist jetzt auch der Arrian getreten. Lateinisch haben wir von neuem und nun recht ernstlich angefangen. Ich habe zuerst die Beschreibung der Gallischen und Germanischen Sitten im Caesar genommen, und wir

gehen nun zu dem geliebten C. Nepos. Ich halte es doch für nöthig mit solchen leichten Sachen erst anzufangen.

Im Aristophanes bin ich jetzt bei den Wolken. In diesen ist mir die erste sogenannte Parabasis des Chors sehr aufgefallen. Aristophanes rühmt sich dort der Vermeidung von einer Menge Unanständigkeiten, die er in andern Stücken ohne Scheu begeht. Wie geht es zu, dafs er hier gleichsam zwei Arten des Geschmacks einander entgegensetzt? Ich möchte daraus schliefsen, dafs er selbst eine Revolution desselben erlebt habe. Der Plutus unterscheidet sich von allen Stücken, die ich bisher gelesen, am meisten. Er nähert sich der neueren Komödie und hat keine der Ausgelassenheiten, die in den andern so sehr herrschend sind. Stehen nun etwa die Wolken (nemlich die Zeit ihrer zweiten Aufführung, oder vielleicht gar ihrer dritten Umarbeitung) zwischen diesen beiden Epochen in der Mitte, und läfst sich aus dieser Parabasis ein geänderter Volksgeschmack schliefsen? Ich sollte allerdings denken, ja. Nur wundert es mich, dafs ich diesen Punkt in der Geschichte der Veränderungen der Komödie nirgends bemerkt finde. Auch mufste es interessant seyn, den Gründen nachzuspüren, die hier die Veränderung hervorbrachten. Gewifs haben Sie öfter über diese Dinge nachgedacht, und darum bitte ich Sie doch recht sehr, mir kurz einige Aufschlüsse hierüber zu geben. Dafs in den Wolken die Bearbeitungen mehrerer Zeiten zusammenkommen, scheint mir offenbar. Selbst die Wolken haben Ungezogenheiten, die denen gleich kommen, welche jene Parabasis tadelt, und auffallend ist es, dafs der Dichter sich darüber aufhält, dafs die andern Komiker noch den schon todten Kleon verspotten, und doch selbst gleich darauf denselben Fehler begeht. Fast sollte ich glauben, das Stück wäre, wie wir es da haben, nicht aufgeführt worden, es sey nur die letzte Bearbeitung, die zweite oder

die dritte. Aristophanes sei über dem Ausfeilen hingestorben, und daher entsprängen jetzt die offenbaren und wunderbaren Ungleichheiten.

Eine andere Sache, die überaus kontrastirend im Aristophanes auffallen mufs, ist auf der einen Seite die ungeheure Licenz, die schrecklichen Zoten, die blofs schmutzigen Unanständigkeiten, ja manchmal die wirklich unwitzigen Einfälle, wie z. B. das ewige λιχάδιον ἀπόλεσον in den Fröschen, auf der andern Seite die dichterischen Schönheiten einiger Chöre, die männliche Beredsamkeit in einigen Parabasen, die Genauigkeit und Reinheit der Sprache, und vor allem die Sorgfalt und der unbeschreibliche Wohlklang des Silbenmaafses, worin er mir alle Tragiker zu übertreffen scheint. Es wird unendlich schwer diese Discrepanzen in demselben Kopf zu vereinigen, und nur Ein Gesichtspunkt scheint mir hier wieder den Ausweg zu geben. Der Dichter war, wie der Redner, wie überhaupt der ächte Grieche nicht anders seyn konnte, eine öffentliche Person. Er wollte nicht eigentlich eine Komödie schreiben, er wollte vor dem *Volke* einen Kampf eingehn, und siegen. Er mufste seinen Richtern (denn das Volk hatte doch immer grofsen Einflufs auf die Beurtheilung) huldigen, und selbst, wenn er das nicht wollte, mufste die Gegenwart der Menge ihn elektrisiren, ihn anreizen, zu ihr herabzusteigen, sich mitten unter sie zu versetzen. Aber mehr, als in diese Sitte, wie in eine Schaubühne hinuntersteigen, that er auch nicht; er nahm diefs Element gleichsam an, aber in demselben bewegte er sich frei und nach seiner Weise. Nun war er wieder edel und geschmackvoll, nun erschien er wieder als Er selbst.

Mein Papier und meine Zeit, liebster Freund, gehn zu Ende. Leben Sie recht herzlich wohl, und werden Sie wieder heiter. Wir reden unzählige Male von Ihnen. Grü-

fsen Sie alle die Ihrigen. Meine Frau läfst Ihnen alles mögliche Gute und Liebe sagen.

Ihr

H.

XXXV.

Tegel, 9. Novbr. 95.

So, liebster Freund, geht es gut mit unsrer Correspondenz. Wie herzlich will ich mich freuen, wenn Sie so fortfahren, und unser Briefwechsel wieder dem Bürgörnerschen lebhaften Gange wenigstens nah kommt.

Für die Sendung danken wir herzlich. — Seit einiger Zeit will es mit meiner Gesundheit gar nicht recht fort. Ich habe länger als acht Tage mich mit rheumatischen nicht sonderlich schmerzhaften, aber äufserst störenden Uebeln geplagt, und meine arme Frau ist eben jetzt wieder viel ernsthafter an Krämpfen krank. Gefährlich ist keiner der Zufälle, die sie seit einiger Zeit immer abwechselnd verfolgen, aber sie sind doch alle mehr oder weniger Zeichen einer Schwäche, der wenigstens abgeholfen werden mufs, wenn sie nicht bedenklich werden soll. Desto wohler und muntrer sind unsre Kinder, die uns viel Freude machen.

Ueber den Aristophanes sehe ich also soviel, dafs ich ganz richtig vermuthet habe. Dafs ich *vermuthe*, wo man *wissen* kann, müssen Sie theils meinem Büchermangel, theils meiner Art zu studiren, wo ich mehr die Quellen, als Bearbeitungen derselben lese zu Gute halten. Dafs man drei Ueberarbeitungen der Wolken annehmen musse, hatte ich aus Petitus in der Küsterschen Ed. Nach dem Aristophanes, den ich doch in nicht gar zu langer Zeit zu endigen denke, bin ich gesonnen an den Demosthenes zu gehn, mit Ihrer Leptinea und Spaldings Midiana anzufangen, und mir dann,

so gut es geht, mit dem Reiske zu helfen. Zu diesem Studium brauchte ich nun höchst nothwendig eine genaue Geschichtskenntnifs von Athen, und hier weifs ich, aufser den gewöhnlichen in dieser Rücksicht viel zu wenig ausführlichen Büchern, gar keine Hulfsmittel, deren ich mich bedienen könnte. Können Sie mir nichts vorschlagen? Ich wünschte nur ein trocknes Verzeichnifs der Vorfälle en détail von Jahr zu Jahr. Lassen sich Corsini's fasti Attici hiezu sicher und bequem genug brauchen? Ich glaube sie hier auf der Bibl. zu finden. Habe ich die Hauptredner und den Aristoteles (der dann folgen soll) hinter mir, so kann ich schon sichrer seyn, dafs meine Kenntnifs der Griechen nicht mehr einseitig ist. Vor dem Lesen des Aristophanes war sie es sehr. Aristoph. führt einen unläugbar in eine ganz neue Scene ein; ein Gleiches müssen einigermaafsen noch die Redner thun; und ebenso auch Aristoteles, der mir eine ganz eigne Originalität, die auf den ersten Anblick sehr von der Griechischen Art abweicht, und dann doch wieder so sehr mit ihr übereinstimmt, zu besitzen scheint. Bis zur Beendigung dieser noch sehr herkulischen Arbeit, werde ich nebenher, auch auf Veranlassung meiner Frau noch manches gelesen haben, und dann nur an das Complettiren meiner Lectüre, vorzüglich aber an die Sammlung von Resultaten zu denken haben. Es ist mir noch immer ein angelegner Gedanke, endlich eine, auf ganz eigne und in der Extension und Intension vollständige Lesung der Quellen gegründete Schilderung der Griechischen Individualität in ihren verschiedenen Perioden zu entwerfen, und wenn dies zu Stande kame, so vereinigten sich darin auf eine recht gut geordnete Weise meine philosophischen, naturhistorischen und philologischen Bemühungen. Scheitert der Plan, so hat doch die Idee dazu meinen Studien eine für mich selbst sehr zweckmäfsige Richtung gegeben.

Eigentlicher Fragen über den Aristoph. wüfste ich kaum von Belang. Freilich ist mir noch Einiges, das ich auch sorgfältig angemerkt, dunkel geblieben. Indefs will ich Sie jetzt nicht damit aufhalten. Durch das meiste kommt man doch vermittelst des Scholiasten, Brunck's und der übrigen DD. VV. durch. Freilich mag es manchmal nur so s● seyn und etwas falsches mit durchlaufen. Indefs mufs man auch für reifere Jahre etwas übrig behalten.

Ich hätte gewünscht, lieber Freund, dafs Sie Ihrer Erklärung gegen Herder *) nicht erwähnt hätten, damit auch ich darüber schweigen könnte. Jetzt mufs ich Ihnen gestehen, dafs sie mir sehr leid gewesen ist. Auch hätte ich gehofft, Sie wurden von einem Angriff, der die Horen zugleich mit trift, in Rücksicht auf meine genaue Verbindung mit Schiller mich mit ein Paar Worten vorher benachrichtigt haben. Sie fragen mich jetzt um meine Meinung und hier ist meine offenherzigste.

Zuerst von der Sache selbst. Sie werden mir, als einem aufmerksamen Leser Ihrer Prolegg. zutrauen, dafs ich die einzelnen von Herder begangenen Unwissenheiten, und die sich durch die schwankende Unbestimmtheit des Ganzen verrathende Unkenntnifs unmöglich übersehen konnte. Ehe ich eine Zeile Ihrer Erklärung las, war es bei mir ausgemacht, dafs H. nirgends ein festes Resultat herausbringt, und überhaupt die Sache auf eine ganz falsche Weise angreift, der einzelnen Fehler nicht zu gedenken. Soweit sind wir völlig einig. Allein demnoch, ich gestehe es Ihnen

*) Diese Erklärung Friedr. Aug. Wolf's ist im Intelligenzblatt der Allgem. Lit. Ztg. Nr. 122 S. 979—81 abgedruckt. — Die Herder'sche Abhandlung „Homer, ein Günstling der Zeit" stand zuerst in den Horen, 9tes Stück S. 53 bis 88; dieselbe enthalten auch „Joh. Gottfr. Herder's sämmtliche Werke. Zur schönen Literatur und Kunst" Theil 10. (Tübingen 1808.) S. 251—324.

ganz frei, hat mir auch das wiederholte Lesen desselben viel Vergnügen gemacht, und ich kann nicht anders als behaupten, dafs er sehr viel Geist und eine gar nicht gemeine genialische Ansicht der Dinge verräth. Man kann, dünkt mich, gar nicht zu historischen Untersuchungen gemacht seyn, und also die Hauptfrage eines solchen Aufsatzes gänzlich verfehlen, und doch viel Genie in der ästhetischen Beurtheilung des Alterthums besitzen, und nebenher neue und interessante Bemerkungen machen. Solche, glaube ich z. B. §. 7. vorzüglich S. 71. 75. und selbst nicht am wenigsten in der Stelle, die Sie in ein sehr ungünstiges Licht stellen §. 5. S. 61. 65. zu finden. Was H. an der einen Stelle über die Einheit der Griechischen Kunstwerke, und an der andern über die Gleichheit des Charakters in den bildenden und redenden Künsten sagt, kann ich nicht anders als für neu, mit Geist beobachtet, und mit nicht geringem schriftstellerischem Talent gesagt erkennen. Allerdings könnten auch diese Stellen bestimmter ausgedrückt und mehr entwickelt seyn; allein dies ist einmal nicht H. Manier, und seine besten und unverkennbaren Vorzüge hängen mit diesem Mangel zusammen. Soll man der Individualität, der Originalität gar nichts erlauben und einräumen, allen Eine Form vorschreiben? — Ich gestehe Ihnen offenherzig, H. Vorzüge, selbst wie sie dieser kleine Aufsatz zeigt, hätten eine gröfsere Achtung, dünkt mich, eine andere Behandlung und mehr schonende Nachsicht gegen blofse Unwissenheiten verdient. Indefs erinnere ich mich, dafs Sie immer behaupteten, ich räume H. zuviel ein, und es bliebe also hier sub judice lis.

Wie dem aber auch sey, so sehe ich eigentlich nicht ein, liebster Freund, warum Sie Sich öffentlich erklären mufsten. Ich halte eine solche Erklärung, noch dazu eine so lange angelegne sogar unter Ihrer Würde. Ihre Prolegg.

werden und müssen immer dauern; ein solcher Aufsatz ist im nächsten halben Jahre vergessen, warum sich so sehr gegen ihn erheben? Von Ihnen veranlafst konnte ihn niemand halten, theils weil H's Name ja mit dem Ende des Jahres genannt wird, theils weil er ganz eigne Ideen vorzutragen angiebt. Glaubten Sie aber doch, dafs der Sache geschadet sey, war es nicht genug, Ihren Auszug anzukündigen und mit zwei Worten hinzuzufügen, dafs Sie dazu veranlafst wurden, weil dieser Aufsatz falsche Ideen über die Sache verbreiten könnte? Nicht um H's zu schonen, mit dem ich in gar keiner Verbindung stehe, nicht um der Horen willen, die durch einen Angriff auf einen einzelnen Aufsatz nicht sonderlich verlieren können, blofs um Ihretwillen wünschte ich, Sie hätten nicht mehr gethan. Es ist doch, dünkt mich, sehr schön, blofs die Sache zu verfolgen, blofs seinen Weg zu gehen, und es ist Ihnen an sich so eigen, und jetzt so selten, dafs es mir leid ist, dafs ein so unbedeutendes Ding Sie aus Ihrem Gang gebracht hat.

Vom Ton, über den Sie mich besonders fragen, brauche ich nichts hinzuzusetzen. Allerdings ist er ganz ein andrer, als der, den man jetzt in Sachen dieser Art liest, indefs kann ich doch weder die Länge billigen, noch Einfälle, wie den vom Don Quixote, und der Postille, mit meinen Begriffen über den Ton solcher Aufsätze vereinigen.

Endlich, Lieber, sind Sie in einen Irrthum verfallen, der Ihnen wahrscheinlich auch nicht lieb ist. Sie erwähnen des Epigramms S. 135, als wäre es von Herder. Es ist aber von Schiller und hängt schlechterdings nicht mit jenem Aufsatz zusammen. Auch sagt es, dünkt mich, nichts andres aus, als eine ganz lose historische Notiz der Zweifel über Homer, und knüpft daran die weder neue, noch grofse, aber für ein Epigramm recht glückliche Idee, dafs die Homerischen Gedichte in einem noch vorzüglicheren

Sinne, als andere, Kinder der Natur sind. Es ist an dem pro und contra über diese Dinge so unschuldig als sein Vf. der auch gar kein lebhaftes Interesse für jetzt an dieser Materie nimmt. Mir gefiel es auf diese Weise angesehen, so sehr, daſs ich es Ihnen schon vor mehreren Wochen, als Schiller es mir in Mspt. schickte, mittheilen wollte.

Meine Ausführlichkeit wird der Wunsch, Ihnen keine Zweifel über meine Meinung übrig zu lassen, entschuldigen. Meine Offenheit entschuldige ich weiter nicht. Sie haben mich oft sehr dringend dazu aufgefordert, und ich halte es mit den Worten des Euripides:

Φίλον πρὸς ἄνδρα χρὴ ἐέγειν ἐλευθέρως,
— μομφὰς δ' οὐχ ὑπὸ σπλάγχνοις ἔχειν,
Σιγῶντ'.

Mein Brief ist so lang geworden, daſs ich schlieſsen muſs. Lassen Sie mich recht recht bald von Sich hören, und schenken Sie meiner armen Kranken, die Sie recht herzlich grüſst, Ihr Bedauern und Ihre guten Wünsche. Tausend Empfehlungen an alle die Ihrigen. Von ganzer Seele

Ihr

Humboldt.

[*Randschriftlich.*] Noch Eine Bitte, Liebster. Reil hat nach einander 3 lat. Abhh. herausgegeben, die ich hier nicht bekommen kann. Leider fällt mir jetzt nur der Titel von einer: de coenaesthesi ein, aber Sie werden es leicht erfahren. Eine muſs de functionibus et cet. heiſsen. Wollten Sie mir diese wohl, sobald als möglich mit der Post schicken. Auch soll ja so eine possierliche Rec. der Horen und namentlich meiner in Jakob's Annalen seyn. Hier ist dieſs Lumpenblatt rara auis in terris. Sollten Sie es zur Hand haben, und entbehren können, so hätte ichs gern auf einige Tage. Klein hat es mir zwar versprochen; aber ich zweifle, daſs seine Höflichkeit es zu schicken erlaubt.

XXXVI.

Tegel. 23. Novbr. 95.

Es geht wieder ziemlich besser, liebster Freund. Meine an sich unbedeutenden Unpäfslichkeiten sind gänzlich wiederhergestellt, und meine Frau ist auch seit meinem letzten Brief recht leidlich. Ueberhaupt müssen Sie Sich ihr Befinden nur abwechselnd vorstellen. Die Zufälle gehen und kommen und ihr Anhalten ist Gottlob! noch mit jenem Zustand in BO. nicht in Vergleichung zu setzen. Der erste und wahre Grund ist gewifs Schwäche, durch die Ursachen hervorgebracht, die Sie bemerken. Da indefs doch nirgends ein Anschein ist, dafs diese Schwäche schon einen wahren dauernden Krankheitsstoff erzeugt habe, so hoffe ich mit Sicherheit vollkommene Besserung von der Zeit und einer vernünftigen Behandlung, der sie sich hier bei Herz sehr genau unterwirft. Sie dankt tausendmal für Ihre warme freundschaftliche Theilnahme, und grüfst Sie herzlich. Das Griechische (Eurip. und Arrian) geht gut fort, und eben heute haben wir auch im CNepos den Pausanias geendigt.

Jetzt, lieber Wolf, mufs ich zuerst damit anfangen, eine Sünde zu beichten, über die Sie gewifs den Kopf schütteln werden. Sie werden nemlich im Nov.-Stück der Gentzischen Deutschen Monatsschrift meine Uebersetzung der 4ten Pythischen Ode (der langen) lesen, und zwar noch eben die Uebersetzung, die Sie in Aulehen sahen, nur von einem Dutzend der schlimmsten Stellen gereinigt. Sie werden Sich über den Entschlufs diefs Stück bekannt zu machen, um so mehr wundern, als ich sonst mir so fest vorgesetzt hatte, keinen der bisherigen Versuche, sondern einen ganz neuen mit verdoppelter Sorgfalt gemachten dem Publicum zu übergeben. Aber das Ganze war eine Uebereilung. Gentz war in ungeheurer Dürftigkeit wegen seines Jour-

nals, er fand zufällig bei mir das rein geschriebne Mspt. und lockte mir das Versprechen ab. Meine Frau beredete mich auch, da sie die Ode liebt. Nun war mein Wort gegeben, und nun half es nichts, dafs ich erst jetzt (ich hatte das Ding in Jahr und Tag nicht angesehn) immer mehr und mehr fand, dafs es besser ungedruckt bliebe. Ich mufste noch dazu in 4, 5 Tagen die nöthigen Stellen ändern, eine praefatiunculam und notulas u. s. w. schreiben. Soweit meine Anklage, die ich ganz aufrichtig so meine. Nun aber auch das, was zur Entschuldigung bei mir selbst dient. An sich mufs ich, wenn ich nicht unbillig gegen mich seyn will, die Uebersetzung immer im Ganzen, besonders gegen die Schwierigkeit gehalten, gut finden. Sie erhält sich in Einem Ton, stellt im Ganzen Pindars Weise dar, und hat einzelne gut gelungne Stellen. Nur, wenn ich dächte, den ganzen Pindar zu liefern, wäre freilich eine solche Probe unzweckmäfsig. Denn aufserdem dafs die Uebersetzung einzelne Dinge hat, die ich jetzt bei einer neuen Uebersetzung gewifs besser machte, wenn ich sie auch schon nun nicht ändern kann, so habe ich auch im Ganzen und besonders über das Silbenmaafs seitdem meine Grundsätze geändert. Aber den Pindar ganz zu liefern, daran kann ich leider nicht denken. Seit Auleben ist mir blofs die Eine Ode geglückt, die Ihnen und nicht mit Unrecht vielleicht auch schon matter schien, und es wäre ein wahres Wunder, wenn sich dies so ganz und gar wieder fände. Zwingen kann man sich hier nicht, und das Uebersetzen ist nur wenn es meisterhaft (wie Vofsen) gelingt, keine undankbare Arbeit. Ich habe gewifs zu andern Dingen ein leichteres und glücklicheres Talent. Dies vorausgesetzt schadet, denke ich, der Druck der Ode nichts. Viele werden sie gern lesen, und Schande soll sie mir doch nicht machen. Ueberdies steht sie nicht übel in der M.-S.

wo sie keine strenge Kritik fürchten darf. Wäre ich aber einmal wieder im Uebersetzen glücklich, so könnte ich ja durch Eine neue herausgegebne Probe diesen Versuch so gut als wegwischen. Indefs sind das alles nur Trostgründe. Die Sache war immer eine Uebereilung. Dafs ich den Pindar nicht bei dieser Gelegenheit angekündigt habe, sehen Sie hieraus. Indefs habe ich merken lassen, dafs ich mich mehr mit dem Uebersetzen desselben beschäftige. In der Vorrede habe ich nach wenigen Worten über den Pindar und diese Ode, die dazu gehörige Geschichte und Chronologie auseinandergesetzt und in den Noten das Einzelne erläutert. Gelehrsamkeit habe ich durchaus vermieden. Zwar habe ich einige Dinge, den Weg der Argonauten, die Chronologie u. s. f. gegen die vorigen Editoren berichtigen müssen. Indefs habe ich es stillschweigend und ohne alle Citate gethan. Ob Sie mit mir in Absicht auf den Argonautenweg übereinstimmen wüfste ich gelegentlich gern. Ich habe ihn durch die Vossisch-Homerische Welttafel erläutert, ohne der eigentlichen Beweise zu erwähnen. Die Hauptsache ist, dafs man mit Vofs den Okeanus durch den Phasis einströmen läfst, und diefs rechtfertigt sich aufser durch den Zusammenhang der ganzen Vorstellungsart noch bestimmt, wie mir scheint, durch ein Paar Fragmente des Mimnermus. Vofs habe ich geglaubt umständlicher und auf die achtungsvolle Weise, mit der ich es empfinde, erwähnen zu müssen. Da seine Parthei nicht grofs ist, habe ich es nicht für gleichgültig gehalten. Heyne konnte ich auch nicht umhin, bei Gelegenheit der Silbenmaafse und meiner Vorarbeiten dazu (die ich doch mit Einer Silbe nennen wollte, damit auch die nicht Sachverständigen mich nicht gar zu sehr für einen blofsen Dilettanten hielten) eins gelegentlich abzugeben, ob ich ihn gleich nicht genannt habe. In den Noten ist gar nichts Bedeutendes.

Reichardt habe ich neulich bei Herz gesehen. Er war äufserst zuvorkommend gegen mich und meine Frau, und hat uns eingeladen, wenn wir, wie wir uns gewifs vorgenommen, Sie im Frühjahr besuchen, bei ihm zu wohnen. Ich habe es nicht ganz abgelehnt. Einmal weil ich weifs, dafs Sie so eng wohnen, dafs Sie uns nicht logiren können; und dann weil wir in Giebichenstein sichrer vor gewissen Hallischen Störungen sind. Dafs wir von Reichardt aus, auch ohne ihn, doch viel bei Ihnen seyn können, besonders ich, versteht sich von selbst. Auch besprechen wir ja das Ganze noch mit einander.

Ueber Ihre gütige Aufnahme meiner Aeufserungen über Herder, und über Ihre Auskunft darüber, danke ich herzlich. Aendern kann ich eigentlich meine Meinung nicht. Aber gerecht habe ich sowohl die Erklärung, als dies und höchst natürlich zugleich auch Ihre Empfindlichkeit gehalten insofern ich auf Herder und seine Absichten sehe. Die letzteren lasse ich nun in litterarischen Sachen gern aus dem Spiel. Nur gegen sein sonstiges schriftstellerisches Verdienst schien mir der Ton nicht gerecht. Der einzige Grund indefs, warum mir die Sache unlieb ist, ist, weil ich fürchte, dafs sie Ihnen selbst gemisdeutet wird, und weil ich Sie nicht gern auch — wie es auch sey — gegen die Horen auftreten sehe, nachdem so elende Menschen so etwas so gern angreifen und misbrauchen.

XXXVII.

Berlin. 3. Januer 96.

Diese Ueberschrift wird Ihnen, lieber theurer Freund, schon den Grund angeben, warum ich Ihnen so lange nicht

schrieb, und Ihre lieben beiden Briefe in Einer Antwort zusammennehme. Da ich in einigen Jahren nicht auf einige Wochen hier gewesen bin, so häufen sich Besuche und Zerstreuungen auf eine manchmal nicht wenig lästige Weise, und Correspondenz und Studien liegen in unglücklicher Unthätigkeit. Desto mehr lebt aber das Andenken und die innere Sehnsucht nach Ihnen und den wenigen übrigen meiner Freunde, mit denen ich gewohnt war, ein ganz anderes Leben, und ganz andere Beschäftigungen zu theilen.

Ganz vorzüglich hat mich Ihr Mspt. interessirt, das ich mit grofsem Vergnügen und mannigfaltiger Belehrung durchlesen habe. Freilich hat der Herausgeber nicht alles in ein so helles Licht gestellt, als man deutlich sieht, dafs es nach Ihrem mundlichen Vortrag möglich gewesen wäre, indefs glaube ich doch überall Ihre Gedanken in ihrem wahren Umfang und ihrem Zusammenhang gefafst zu haben. Die Hauptsache ist unstreitig die Unterscheidung der Poesie vor und nach der Prosa, und die Entwicklung der Eigenthumlichkeiten beider. Mit allem, was Sie hieruber sagen, bin ich vollkommen einverstanden, und es ist ein entscheidender Schritt in der Kritik, die bisher alles unter einander zu werfen pflegte, diese beiden Gattungen gehörig zu sondern. Nicht weniger hat mir die Herleitung des Begrifs gefallen, den die Alten mit der Poesie verbanden, nur wollte ich diese Untersuchung von der allgemeinen philosophischen Bestimmung des Wesens der Poesie lieber getrennt, als beide verbunden wissen, da es mir uberhaupt nicht nöthig scheint, zum Behuf des philosophischen Raisonnements Zuflucht bei der Geschichte zu suchen. Der allgemeine Charakter der Poesie ist, dunkt mich, kein andrer, als dafs sie, selbst ein Werk der productiven Einbildungskraft des Dichters, die Einbildungskraft des Hörers

in Bewegung setzen soll, und die Definition, die Schiller einmal irgendwo angiebt, dafs sie die Kunst sey, die Einbildungskraft in ihrer Freiheit mit Nothwendigkeit zu bestimmen, scheint mir zugleich die richtigste und die fruchtbarste, sobald man gehörig versteht, was es heifst, der Einbildungskraft zugleich Gesetze vorschreiben, und ihr ihre Freiheit lassen. Auch hat allen älteren unzulänglichen Definitionen wohl derselbe Begriff dunkel zum Grunde gelegen, vorzüglich derjenigen, welche alle Poesie zur Erdichtung macht, und die sich auf *gewisse Weise* gar nicht übel vertheidigen läfst. Zwar setzen Sie ihr mit Grund entgegen, dafs nicht jede Poesie z. B. die didaktische, die der ältesten Sänger im Sinn ihres Vf. u. s. w. aus Erdichtungen zusammengesetzt ist. Aber gewifs ist doch jede wahre Poesie schlechterdings nichts anders, als ein Werk der Einbildungskraft, und selbst angenommen, dafs Homer jeden Umstand, den er sang, buchstäblich für wahr hielt, so war dennoch eigentlich seine Phantasie die schöpferische Kraft. Der Unterschied der ältesten und neuesten Sänger hierin scheint mir nemlich der: jene bringen noch schlechterdings mit der vereinten Kraft ihres Gemüthes hervor, ihre Phantasie ist nicht nur noch nicht von den übrigen Seelenkräften (so dafs diese rein und für sich zu handeln vermöchten) geschieden, sondern sie hat auch überhaupt vor allen die Oberhand. Daher kann es jenen Sängern noch nicht einfallen historische Wahrheit und poetische Dichtung entgegenzusetzen, oder wenigstens nicht diese Entgegensetzung scharf und rein durchzuführen, und insofern wird jeder Stoff unter ihrer Behandlung (durch Phantasie) dichterisch. Sobald aber, bei wachsender Cultur, die Phantasie entweder der philosophirenden Vernunft, oder der historischen Urtheilskraft Freiheit läfst, unabhängig und für sich thätig zu seyn, so wird der Geist einer Nation, wenn auch vielleicht

noch nicht ihre Sprache (wozu auch äufsere Bedingungen gehören) prosaisch. Von diesem Augenblick an hört die Poesie ebenso auf, die natürliche und alltägliche Sprache zu seyn, als die Phantasie aufgehört hat, beständig geschäftig zu seyn. Sie ist es jetzt nur bei eignen veranlassenden Gelegenheiten, und müfste eigentlich, wenn man sich eine idealisch fortschreitende Kultur denkt, sich immer weiter von der Prosa entfernen. Die Poesie müfste immer poetischer, die Prosa immer prosaischer werden. In der That war diefs, dunkt mich, in den besten Zeiten der Griechischen Literatur wirklich der Fall. Wenigstens ist es mir immer ein merkwürdiges Phänomen gewesen, dafs ihre Prosa niemals, selbst nicht im Plato, als nur in einzelnen Stellen, poetisch wird. Hingegen scheint mir die Poesie schon zu Euripides Zeit und noch mehr gleich darauf, gewissermaafsen prosaisch zu werden, theils wie z. B. Euripides Sprache in seinem Dialog selbst zeigt, theils weil man doch damals, wenn auch nicht öffentlich, so doch privatim schon die Poesie gar sehr ohne Begleitung von Musik, und also auf minder sinnlich-vollkommene Weise brauchte. Bei uns sind beide Arten der Verderbnifs zusammengekommen, und Poesie und Prosa scheinen manchmal ihre Rollen geradezu zu verwechslen. Indefs lassen sich für die poetische Prosa in unsrer Sprache auch wichtige Gründe anführen. Unsre Poesie ist (ihrem Wesen nach) von Musik entblöfst, ja unsre Sprache ist so wenig sinnlich-vollkommen, dafs sie einer metrischen Behandlung grofse Schwierigkeiten entgegensetzt, und dafür durch geringeren Wohllaut entschädigt. Dagegen ist sie ihrer Materie und ihrer grammatischen Form nach, so reich, so dichterisch, so bestimmt, und so geschmeidig zugleich, dafs sie sich auch den feinsten Wendungen der Phantasie und des Gefühls und dem mannigfaltigsten Periodenbau anschmiegt. Durch die erstere Ei-

genschaft macht sie, dafs bei einer poetischen Prosa eigentlich kein so grofser Verlust ist, durch die letztere wird sie derselben und ihrer Vorzuge fahig. Mit griechischen Sinnen und Organen wäre poetische Prosa eine wahre Sünde gewesen. Mit der Römischen Sprache, wo die Sünde, dunkt mich, kleiner geworden seyn würde, war sie nicht möglich. Diese hat zu abgemessene und bestimmte Gänge und zuviel Gravität für eine Zwittergattung dieser Art. Unsere Sprache hält eine gewisse Mitte. Ueberhaupt sehe ich die Deutsche Sprache, so wie die Nation gern von dieser Seite an. Die Griechische möchte ich die sinnlichvollkommenste nennen; am ähnlichsten aber mit dieser ist mir die Deutsche und sie könnte vielleicht nicht mit Unrecht die menschlichste heifsen. An sinnlicher Vollkommenheit steht sie der Griechischen bei weitem nach, aber sie behauptet einen grofsen Vorzug vor ihr durch zwei recht eigentlich menschliche Eigenschaften 1) im Ausdruck für den Gedanken (die Philosophie), 2) im Ausdruck für die Empfindung, insofern sie nicht sowohl ein Werk der Sinne und der Phantasie, als desjenigen ist, was wir Herz nennen. Irre ich mich nicht, so pafst eine solche Vergleichung auch in Absicht der Nationen selbst nicht übel. Dafs ich indefs der poetischen Prosa schlechterdings nicht das Wort rede, sondern nur Entschuldigungsgründe für dieselbe, und nur in gewissen Gattungen, z. B. im Werther und einigen Trauerspielen, anführen will, versteht sich von selbst. Bei diesem Begriff von Poesie sehen Sie selbst, lieber Freund, kann ich nicht anders, als den drei Stücken, die Sie im 3ten Abschn. als das Wesen der Poesie ausmachend, aufstellen, vollkommen beistimmen, und da Ihre Untersuchungen so gröfstentheils historisch sind, so ist es auch zweckmäfsiger, jene verschiedenen Eigenschaften, die zwar nur vereinigt die wahre Poesie vollenden, aber auch

einzeln schon hinreichen um den Namen des Poetischen zu verdienen, von einander abzusondern.

Dafs das blofse Metrum vorzüglich in früheren Zeiten, auch ohne allen weiteren poetischen Gedanken und Schmuck die Poesie hie und da ausmacht, mufs, dünkt mich, ganz aus der Natur jener Zeiten erklärt werden. Zwar möchte ich nicht schlechterdings bei dem Grunde stehen bleiben, dafs man es als eine Hülfe des Gedächtnisses gebraucht habe, aber es scheint mir schlechterdings natürlich, dafs man alles, was nicht eine solche bestimmte, in sich geschlossene Form hatte, nur so hingeredet halten mufste, und dafs es niemandem einfallen konnte, es auf die Nachwelt fortzupflanzen. Jeder Gedanke, der eigentlich bleibend erhalten werden soll, mufs aus der Masse der übrigen herausgerissen, mufs mit einer eignen Form begabt, gleichsam zu einem Individuum gemacht seyn. Er prägt sich sonst, wäre er auch in Erz gegraben, nicht allein nicht dem Gedächtnifs ein, sondern er erregt nicht einmal Aufmerksamkeit. Ja, was noch mehr ist, in demjenigen selbst, der ihn hat, entsteht erst alsdann, wenn dieſs mit demselben vorgegangen ist, der Einfall, ihn auch andern mittheilen, in Curs bringen zu wollen. Gewifs aber hat man schon in den frühesten Zeiten, und bei den rohesten Nationen dasjenige, was einem jeden jedesmal einfällt, was er spricht und singt, von demjenigen unterschieden, was als ein allgemeiner Besitz von der Vorzeit ererbt und auf die Nachkommenschaft fortgepflanzt wird. Eine solche Sammlung von Sprichwörtern, Sprüchen, Liedern u. s. f. hat es gewifs immer und überall gegeben, und sie ist unstreitig der erste Stamm eines literarischen Vorraths gewesen. Ehe es nun, sage ich, jemandem einfallen konnte, irgend etwas von ihm Gedachtes diesem Vorrath zuzugesellen, mufste dasselbe eine Form haben, wodurch es sich vor allem übrigen Ge-

dachten und Gesagten auszeichne, in dem es sich darstellen und erhalten konnte. Im Grunde beruht auch noch jetzt die ganze Kunst zu schreiben allein darauf, und die ganze Aufgabe für den Schriftsteller allgemein gelesen und verstanden zu werden, beruht blofs auf dem Talent, seinem Werke eine so ausgezeichnete Form zu geben, dafs sie sich jedem empfiehlt und jedem einprägt, seine Gedanken, wo möglich, einem eignen für sich bestehenden organischen Wesen ähnlich zu machen. Ehe die weit schwierigere Kunst der Prosa erfunden war, gab es hiefur keine andere Form, als die metrische, und gewifs liegt hierin der Grund, warum viele Dinge metrisch sind, die an sich nur zur Prosa geschickt scheinen. Selbst die Orakelsprüche der Pythia, die freilich bei der unzertrennlichen Verbindung der Begriffe von Begeisterung, Weissagung und Dichtung an sich nicht anders als metrisch seyn konnten, gewannen gewifs an schneller Verbreitung und Ansehn durch diese Form.

Ihren Untersuchungen über Aristoteles Poetik, und der Herleitung seiner Hauptideen aus dem Plato danke ich sehr viel Licht und Belehrung über diefs schwierige Buch. Auch hier, auch bei diesem offenbar nicht überall recht zweckmäfsig nachgeschriebenen Collegio ist es mir überaus auffallend gewesen, wie sehr nur Sie gemacht sind, feine Untersuchungen dieser Art zugleich mit der nothwendigen Kritik und doch nicht mit einem schlechterdings nicht weiterbringenden Scepticismus zu führen. Ich bewundere Ihre Belesenheit, Ihren Scharfsinn, aber noch mehr beinah das gluckliche Talent bei der Belesenheit immer *zugleich* die blofsen Facta in ihrer treusten Nacktheit, und die Resultate, die sich daraus ziehen lassen, in ihrer ganzen Allgemeinheit vor Augen zu haben — die nothwendigste Eigenschaft des Alterthumsforschers und deren Mangel mich so entsetzlich zurucksetzt.

Ihren Instanzen gegen Aristoteles *μίμησις* und seine Darstellung *τῶν καθ' ὅλου* kann ich zwar meinen Beifall nicht versagen, indefs wenn Aristoteles hier irrt, so irrt er blofs weil er den wahren und recht eigentlich philosophischen Begriff der Poesie empfand ohne ihn deutlich zu denken, was sich, glaube ich, leicht deutlich machen läfst, wenn man das Wesentliche der poetischen Form von dem Zufälligen des Stoffes unterscheidet. Gewifs ist es nicht nur keiner Poesie eigentlich um historische Wahrheit zu thun, sondern es ist auch in ihrem Wesen gegründet, jede, auch die strengste historische Wahrheit unter dem Scheine der Dichtung vorzutragen. Allerdings kommt es nun zwar nebenher manchmal dem Dichter darauf an, dafs das, was er sagt, für Wahrheit gehalten werde. So z. B. dem Pindar beim Lob seiner Helden, wo er sogar Eidschwüre zur Hulfe nimmt, so was Sie anführen dem Spötter in der comoedia antiqua und im Jambicum. Aber diefs liegt blofs in dem zufälligen Zweck, nicht im Wesen dieser Poesien, die ihre *poetische* Wirkung, auch wenn man jedes in ihnen vorkommende Factum für falsch hielte, dennoch nicht verfehlen würden. Und sollte es nicht das gewesen seyn, wohin Aristoteles zielte? dafs nemlich der Dichter, auch wenn er buchstäbliche Wahrheit behandelt, nie die Wirkung hervorbringen will, die der Historiker (selbst der am meisten dichtungsreiche) beabsichtigen müfste, das Wissen und die Erfahrung zu bereichern, und dem *Verstande* Fälle zur Beurtheilung vorzulegen, sondern die gänzlich entgegengesetzte, auf die *Einbildungskraft* zu wirken, und das Herz durch Leidenschaften zu rühren. Denn auch mit dem didaktischen Gedicht, wovon nur leider so wenig Muster vorhanden sind, ist es nicht anders. Auch hier soll der eigentliche Zweck nie blofse Belehrung seyn (denn wozu sonst der poetische Apparat, man mufste denn versus me-

moriales machen wollen) sondern die Absicht geht, scheint es mir, dahin, dasjenige, was sonst nur durch den trocknen und raisonnirenden Verstand erkannt wird, jetzt auch in dem Medium der Phantasie und des ästhetischen Gefühls darzustellen, und so der ganzen Natur des Menschen inniger einzuverleiben. Selbst wo der Zweck nicht so grofs und erhaben ist (wie bei den Acker-, Krieg- u. s. w. Gedichten) sucht der Dichter doch etwas an sich blofs Mechanisches lachender und für Phantasie und Herz reizender darzustellen.

Dafs Aristoteles ausdrücklich das Metrum als nicht nothwendig zur Poesie erwähnt, ist äufserst auffallend. Indefs glaube ich nicht, dafs er gleichsam aus Furcht den Gegensatz: ein Homer in Prosa bleibe doch ein Dichter unterdrückt habe. Das Wesentliche der Poesie würde er auch dem prosaischen Homer sicherlich nicht abgesprochen haben, aber die äufsere Form doch unstreitig, was hingegen die Modernen, die eine poetische Prosa annehmen, nicht dürften.

Auch das Wenige, was Sie über die Silbenmaafse und ihren Ursprung sagen, ist mir überaus belehrend gewesen. Auch ich habe mich nie überreden können, dafs der Senarius mit dem Hexameter gleiches Alters seyn sollte. Wenn es, wie ich mich erinnere, einige Scholiasten und lateinische Grammatiker behaupten, so hat sie unstreitig die freilich nicht zu läugnende Aehnlichkeit beider Silbenmaafse getäuscht. Mir scheint der Senarius vielmehr das jüngste unter allen dreien, dem Epischen, Lyrischen und Jambisch-Dramatischen. Denn einzelne lyrische Gesänge gingen ja auch den Anfängen des Theaters voraus. Ueberhaupt ist es sonderbar, wie nicht blofs diese 3 Silbenmaafse, sondern auch die Gattungen der Poesie, für die sie vorzüglich bestimmt sind, den Völkerschaften nach vertheilt sind. Denn

man kann sich, dünkt mich, nicht erwehren: Jonische Sprache, Epos, Hexameter; Dorische Sprache, Hymnen, Dithyramben u. s. w. lyrische Silbenmaafse; und Attische Sprache, dramatische Poesie, Senarien und Anapästische Systeme in unzertrennter Verbindung zu denken. Da auch alle diese Gattungen von der Art ihrer öffentlichen Aufführung durch Rhapsoden, Chöre, und Schauspieler abhingen, so war es natürlich, dafs sie in einer gewissen mit der Sitte und der Sprache der Nation verwandten Gleichförmigkeit fortdauerten. Freilich haben Dichter aus allen drei Stämmen sich in allen Gattungen versucht. Allein auffallend ist doch die überwiegende Zahl Dorischer und Aeolischer Lyriker, und Atheniensischer Dramatiker. Unendlich zu bedauern scheint es mir, dafs wir keine andre als Attische dramatische Werke übrig haben. Ich gestehe Ihnen offenherzig, dafs ich mir von Pindars Tragödien schlechterdings keine Art von Vorstellung machen kann. Kommt denn wirklich gar keine andere Stelle, als die Erwähnung im Suidas davon vor, und mag denn der Dialog ebenso attisch gewesen seyn und in Senarien, als die Chöre der Attischen Dichter dorisch sind? Ich kann mir eine solche Gewandtheit in zwei verschiednen Dialekten und Dichtungsarten recht gut in Atheniensern, aber schlechterdings nicht in einem Thebaner und noch weniger im Pindar denken. Soviel ist sicher dafs der Unterschied jener 3 Silbenmaafse, die man durch Fülle, Energie und Gewandtheit charakterisiren könnte, ganz mit dem Unterschiede der drei Dialekte und Stämme übereinkommt. Auch darum mufste der Senarius, so wie der recht ächt gebildete Attische Dialekt der späteste seyn. Ueber die eigentliche Veranlassung des Senarius ist mir allerlei eingefallen, vergönnen Sie einmal blofsen Einfallen ein Ohr. Ich denke ihn mir als den attischen Hexameter, und erkläre mir seinen Ursprung ebensowohl aus dem Hexameter, als aus

dem eigentlichen Jambico. Die griechische Tragödie ist, dünkt mich, ein Zusammengesetztes aus der Heroischen und Lyrischen Gattung, besonders im Aeschylus und Sophokles, wo weit weniger Dialog, als im Euripides ist. Zu dem heroischen Theil, zu manchen récits wäre der Hexameter treflich gewesen, und bei weitem besser als der Jambische Vers. Allein er widerstand dem Attischen Dialekt und der Mannigfaltigkeit, Gewandtheit und natürlichen Einfachheit des Dialogs, für den der Jambische Vers mehr gemacht war. Allein um der zu grofsen Einförmigkeit des letzteren zu Hulfe zu kommen mufste man ihn mit fremden Fufsen verbinden, und so entstand die sonderbare und künstliche Zusammensetzung des Senarius, eine Behandlung des Jambischen Verses mit Hinsicht auf den Hexameter. Denn wirklich war doch das Jambicum der eigentlich Jambischen Dichter reiner, und die Einmischung der Dactylen, die Caesur nach der 5ten Silbe, und besonders dafs diese 5te Silbe sehr oft lang und sehr gern die 1ste eines Dactylus (|⏑⏑|—||⏑⏑|⏑⏑|....|⏑⏑) ist, bringt eine gewisse Erinnerung an den Hexameter in den sonst so ganz heterogenen Vers. Auch haben die Tragiker diefs selbst gefühlt. Denn doch wohl nur um diese Aehnlichkeit nicht zu grofs zu machen ist der 5te Fufs in allen nur ungeheuer selten, und in dem sorgfältigeren Sophokles auch der erste nur mit wenigen Ausnahmen ein Dactylus. In dem Senarius der Komiker fällt diese Aehnlichkeit (wie klein oder grofs sie sey) fast ganz hinweg, da er zwar nicht (vt ajunt) licentiöser, aber noch mannigfaltiger und daher für die natürliche, von allem Pathos entfernte Sprache noch brauchbarer ist. — In Absicht der lyrischen Silbenmaafse ist der Unterschied derer in Strophen und Antistrophen und derer in kurzen immer gleich wiederkehrenden kleinen Stanzen sehr auffallend, vorzüglich darum, dafs nur die letzten eigent-

liche Canons geworden sind, welche auch andere Dichter als bekannte Formeln brauchen, da die erstern schlechterdings immer so sehr wechseln, dafs im Pindar nur zwei Oden (die noch dazu eng zusammen gehören) dasselbe Metrum haben. Aber woher dieser Unterschied gekommen, und inwiefern man beide Silbenmaafse auch zu verschiedenen Gattungen gebraucht haben mag, weifs ich nicht recht. Jene gröfseren waren wohl freilich eigentliche musikalische Concerte, die letzteren wohl mehr Lieder, die jeder leicht für sich singen konnte. Findet man aber nichts Historisches hierüber? Nach dem Eindruck, den die letzteren Metra (Sapphische, Alcäische u. s. w.) auf mich machen zu schliefsen, kann ich sie auch nicht zu längeren Stücken geschickt halten. Vielmehr ist mir ihr Gebrauch zu langen Pindarischen Oden in Sudorius Uebersetzung immer fatal gewesen. Indefs soll doch die Sappho ganze Bücher darin gedichtet haben.

Soviel, lieber Freund, habe ich unter tausend Störungen über Ihren Aufsatz hinwerfen können. Verzeihen Sie mir Inhalt und Form, vorzüglich dafs ich Ihrer Arbeit nicht schrittweise folgte. Aber das Mspt. hat nicht viele Absätze, und meine Zeit war so zerstückt. Nun noch Eins. Wie ich jetzt Ihre Arbeiten über diesen Gegenstand kenne, hielte ich es nur insofern für übel, sie mit dem Arist. zu verbinden, weil sie alsdann in wenigere Hände kommen würden. Aber aus diesem Grunde bin ich auch ganz für die Idee eines eignen Buchs, um dessen baldige Bearbeitung ich Sie recht dringend bitte. Kann es Ihnen Freude machen, dafs ich durch ähnliche, nur bei gröfserer Mufse sorgfältigere Briefe Theil an Ihrer Arbeit nehme, so bitte ich Sie, mir diefs Vergnügen nicht zu rauben. Denn ein Vergnügen und ein recht recht grofses ist es mir. Lesen Sie doch *schlechterdings* zwei Abhandl. von Schiller im Iften und

12ten Stück der Horen über das Naive, und die sentimentalischen Dichter. Es kommt viel über die Alten vor, und sagen Sie mir Ihre Meinung.

Nun zum Fatalen, meiner Pindarischen Ode. — Wie haben Sie, liebster Freund, meine eigne neuliche Erklärung über die Veranlassung des Drucks derselben so misverstehn können, um noch darauf neugierig zu seyn? Ich wiederhole Ihnen noch einmal: aus blofser leidiger Schwäche, und in einem übereilten Moment gab ich mein Versprechen, und die Ausfuhrung geschah so schnell und übereilt, und in einer so unglücklichen Stimmung, dafs ich nie ohne Schaamröthe an das Ding denken kann. Dennoch, damit Sie sehn, dafs ich mich nicht schone, schicke ich Ihnen das Geschreibsel und zum ewigen Eigenthum. Ueber die Uebersetzung werden Sie selbst urtheilen. Die Einleitung enthält nichts Bedeutendes — als den chronologischen Irrthum. Ob mehrere Irrthümer weifs Gott. Aber am Ende derselben ist auf Veranlassung der Silbenmaafse eine Stelle im Grunde gegen Heyne, die ich um alles in der Welt zurückkaufen möchte. Ich habe sie in einem unglücklichen Moment des Dunkels hingeschrieben, und fühle jetzt ganz wie gezwungen, herbeigezogen, gar nicht pertinent und (da ich gar keinen Namen habe) suffisant sie ist. Sie müssen sie ebenso finden und ich bitte Sie ausdrücklich es mir nicht zu verschweigen. Ich wünsche, dafs jedermann, dem das Ding zu Gesicht kommt, es vergesse. Aber ich werde nie vergessen, wie sehr sich ein auch sonst nicht unbesonnener Mensch übereilen kann. Die Anmerkungen brauchen Sie nicht anzusehn. Sie sind ganz ausgeschrieben.

Der Chronologische Irrthum, den ich im folgenden Stück noch dazu berichtigt habe, war der verzeihlichste. Der Grund desselben in Corsini und nach diesem in Barthelemy, liegt im Dodwell de cyclis. d. 5. §. 1. Dieser

sagt nemlich, dafs ob man gleich Ol. 48, 3 die erste Pyth. Feier gehalten, doch die erste Pythias Ol. 49, 3 gerechnet werde. Er beweist diefs einzig und allein aus 3 Stellen des Schol. des Pindar (ad Ol. 12. P. 3. 4.) wo dieser Schol. Pythiaden auf Olympiaden so zurückbringt, dafs er dabei mufs die erste Pyth. in Ol. 49, 3 gesetzt haben. Indefs ist von diesen Stellen Eine gar nicht beweisend, und bei den beiden andern ists gewifs blofs ein Irrthum des Schol. selbst, der Ende und Anfang der Pyth. verwechselte. Die Stelle im Pausanias, die ich Ihnen verdanke, macht alles aus. Auch danke ich Ihnen sehr für die Bekanntschaft mit Simsonis Chron. und seine Berichtigung. Es scheint mir sehr brauchbar.

Haben Sie in Ihren Papieren etwas über Pindars Tod, ich meine die Zeit. Corsini setzt sie Ol. 82, 1. Aber er erwähnt gar nicht, dafs dem Schol. zufolge die 8. Pyth. Ode auf einen in der 35. Pyth. gewonnenen Sieg gedichtet ist, also nach Ol. 82, 3. oder wie Corsini rechnet gar nach Ol. 83, 3. — Sie sehn, lieber Freund, dafs ichs nicht am Nachsuchen und Mühe fehlen lasse. Aber es will doch nichts rechts werden. Diefs könnte mich beinah muthlos machen.

Ich mufs gleich schliefsen, also nur mit 3 Worten noch etwas, was mir wichtig ist. Ich hatte mir vorgesetzt, da ich jetzt mit den Dichtern ziemlich fertig bin, nun einen Anfang zu machen, mir: den Charakter der griechischen Poesie zum Thema einer Abhandlung oder eines Werks zu machen. Um das Feld zu verengen, hatte ich mich auf die lyrische beschränkt, und furs erste gar auf Pindar. Hier hatte ich wirklich seit einigen Wochen angefangen. Aber jetzt kommt mir diefs wieder furs Ganze zu speciell vor, und ich werde an einen Plan erst furs Ganze genauer denken, und Sie mit diesem bekannt machen. Meinen Sie

aber, dafs ich den Pindar abgesondert mit Einwebung seiner besten Stellen in einer Uebersetzung verfolgen soll?

Eben werde ich abgerufen. Meine Frau grüfst herzlich. Tausendmal Verzeihung für diesen Brief und ein herzliches Lebewohl!

Ihr

Humboldt.

XXXVIII.

9. Febr. 96.

Statt einer Antwort auf Ihren gütigen lieben Brief mufs ich heute blofs eine Frage Ihnen vorlegen, um deren ***recht baldige*** Beantwortung ich bitte.

Der Gr. Finck, der die Arethusa geschrieben, veranlafst mich dazu und ich wünschte ihm zu dienen. Sie betrift die Poetik c. 1. §. 8.

οὐδὲν γὰρ ἂν ἔχοιμεν — λόγοις

Er hat darüber Schneider gefragt, und folgende Antwort erhalten: man müsse lesen: *οὐδὲν γὰρ ἂν ἔχοιμεν ὀνομάσαι κοινὸν τοῖς Σ. καὶ Ξ. μίμοις καὶ τοῖς Σωκρατικοῖς λόγοις* und nach *λόγοις* müsse man *τῇ ἐποποιίᾳ* ergänzen, so dafs *κοινὸν τοῖς Σ. — — — — — λόγοις τῇ ἐποποιίᾳ* zusammen gehört. — Zu Deutsch: „Dafs den Mimen — — — Gesprächen etwas mit der Epopoe gemein sey." Ich habe jetzt nicht Zeit die Stelle genau anzusehen, aber 1) dächte ich müfste nach dem Schneiderschen Sinn wenigstens irgendwo ein *τι* noch eingeschoben werden — *κοινόν τι;* 2) hat mir dieser Paragraph auch immer blofs eine Vergleichung der Mimen und Gespräche unter einander, nicht mit etwas Drittem zu enthalten geschienen.

Ich bitte Sie nun 1) um *Ja* oder *Nein* über jene Emendation, 2) um Erklärung der Stelle wie sie ist. — Von Herzen Adieu!

In gröfster Eile.

Humboldt.

XXXIX.

Berlin. 3. May. 96.

Sie beobachten ein so hartnäckiges Stillschweigen gegen mich, mein lieber theurer Freund, dafs ich, um nur einem gänzlichen Stillstand unserer Correspondenz vorzubeugen, Sie nothwendig mit einigen Zeilen daran erinnern mufs, dafs mir Ihre Briefe zu viel Freude machen, als dafs Sie mich dieselbe solange entbehren lassen sollten. Schon Ihr Zögling Heindorf wird Ihnen gesagt haben, wie sehr ich mich nach eigner unmittelbarer Nachricht von Ihnen sehne, und ich kann es Ihnen nicht dringend genug wiederholen.

Ich habe jetzt eben den 4ten Ihrer Briefe an Heyne corrigirt. Ihnen den Abdruck desselben früher zu schaffen, war völlig unmöglich, soviel ich es auch bei Unger betrieben habe. Wie ich Ihnen neulich schrieb, hatte ich, soviel ich mich erinnere, blofs erst den ersten gelesen, und ich habe Ihnen also mein Urtheil über die andern nachzuholen. Der zweite und dritte haben mir noch bei weitem mehr als der erste gefallen. Der Stil ist mir conciser vorgekommen, und die feine Ironie giebt ihnen nicht wenig Würze. Im 4ten ändert sich nun diese Sprache ganz, aber auch diese entgegengesetzte und völlig freie und offne ist Ihnen recht gut gelungen. Zwar hat mir Ihre Zeit leid gethan, als ich gesehen habe, dafs Sie in die Détails Ihres Götting. Aufenthalts haben eingehn mussen. Indefs war diefs einmal nicht anders möglich, und die Manier, mit der Sie es gethan, hat mir treflich geschienen. Sie haben weder aus affectirtem Widerwillen von Sich und Ihrem Privatleben zu sprechen, etwas Nöthiges übergangen, noch sind Sie auf eine überflussige Weise auch nur irgendwo zu weitläuftig gewesen. Ueberall ist die blofse nakte, zur Sache gehö-

rende Erzählung, und das wahre Maafs in der Länge und Kürze. Auch an dem Ton gegen Heyne ist schwerlich etwas auszusetzen. Er ist, wenn man vorzüglich Ihre gerechte Sache bedenkt, und die Dinge, die Er begangen hat und noch begeht, nicht absichtlich verkleinern will, gewifs eher noch gelind, als zu stark. So, liebster Freund, urtheile ich über Ihre Arbeit. Ich würde noch mehr Interesse an derselben haben nehmen können, wenn ich mehr mit den Heynischen Schriften und diesem Theil der neuern philologischen Literatur bekannt wäre. So aber bin ich so sehr ein Fremdling darin, dafs ich vieles in Ihrem Briefe nicht verstanden habe. Heindorf hat mir gesagt, dafs diese Aufsätze Sie doch immer beträchtliche Zeit gekostet, und Ihnen Zeitverlust verursacht haben. Wenn diefs wirklich so ist, so bedaure ich Sie herzlich. Denn dafs Sie die Heynische Rec. weder ganz unbeantwortet lassen, noch sie kürzer beantworten konnten, glaube ich Ihnen aufs Wort, da Sie mit dem Publicum, der ephemerischen Lage der Philologie, und den gewöhnlichen Ansichten der Leute besser bekannt seyn müssen, als ich. Ich und gewifs alle, denen ein ruhiges Studiren lieb ist, hätte freilich, wie ich mir nicht verhelen kann, lieber die Fortsetzung Ihrer Prolegg. oder die Recension irgend eines platonischen Dialogs, oder etwas von der Art von Ihnen gelesen. — Ueber ein Wort in dem 4ten Briefe habe ich bei der Correctur so grofse Zweifel gehabt, dafs ich nicht blofs Gentz, meinen gewöhnlichen Mitcorrector, sondern auch Biester (weil der mir unter den irgend Sachverständigen am nächsten wohnt) zu Rathe gezogen habe. Die darüber mit beiden geführte Correspondenz lege ich zum Spafs bei. Ich wünsche von Herzen, dafs wir Ihren Sinn getroffen haben mögen. Ich weifs nicht, ob Sie an einem von uns dreien ein *aeumen criticum* hiebei finden werden; aber ich hoffe wenig-

stens, dafs Ihnen meine Vorsicht und meine Geneigtheit mich besserer Einsicht zu submittiren nicht misfallen werden. Soviel von litterarischen Dingen.

Mit den nicht litterarischen geht es bei mir übel genug. Meine arme Frau leidet nicht allein noch fortwährend an Rückenschmerzen, sondern hat auch seit diesen letzten Tagen viel Krämpfe in der Brust gehabt. Mit meiner Mutter geht es sehr schlimm, und selbst mein kleiner so gesunder und starker Junge ist eben erst vom kalten Fieber genesen. Gebe der Himmel dafs es mit Ihnen und den Ihrigen besser stehen möge. Bis zum 1. Jun. bleiben wir auf alle Fälle noch hier, alsdann gehn wir wahrscheinlich (denn auch das ist noch nicht einmal gewifs) nach Carlsbad und kommen im Aug. oder Sept. nach Jena zurück. Wie froh will ich mich fühlen, wenn ich dort wieder ruhig und ungestört angelangt bin. Von dort aus, wenn Sie mich nicht dort besuchen wollen, rechne ich auch mit Gewifsheit darauf, zu Ihnen zu kommen, wonach ich mich so herzlich sehne.

Heindorf hat mir viel Freude gemacht. Er ist Ihnen überaus attachirt, wodurch er sich mir vorzüglich empfohlen hat, ist äufserst bescheiden, und scheint mir sehr gründlich in seinen Kenntnissen, in einem höhren Grade, als es sein Alter erwarten liefse.

Den Griechischen Hymnus aus Bologna schicke ich Ihnen zurück. Grofsen Geschmack habe ich ihm nicht abgewinnen können. Meine Frau hat auch etwas davon gelesen und dankt herzlich für diefs und Ihr übriges Andenken. Merken Sie Sich doch die Adresse der Tambronia. Wenn ich mit Hülfe des Schicksals im nächsten Sommer noch nach Bologna komme, möchte ich sie doch aufsuchen.

Adieu! mein theurer lieber Freund. Reifsen Sie mich

bald durch einen lieben Brief aus meiner Ungewifsheit uber Sie, und grüfsen Sie alle die Ihrigen. Ewig von ganzem Herzen

Ihr

Humboldt.

XL.

Berlin, 11. Jun. 1796.

Dafs ich Ihnen, innigstgeliebter Freund, erst so spät antworte, ist theils die Folge einer eifrigeren und anhaltenderen Arbeitsamkeit, als ich nie diesen ganzen Winter hindurch kannte, theils geschiehts darum, weil ich Ihnen früher sogar nichts Gewisses uber unsre Plane hätte sagen können, woruber ich zwar bis jetzt auch noch nicht viel, indefs immer doch mehr weifs.

Mit der Gesundheit geht es, um diese allem übrigen vorauszuschicken, in der That leidlicher, als ich selbst gehoft hätte. Zwar für meine eigne Person hatte ich keine Sorge, ich bin sehr wohl gewesen und bin es auch noch. Aber auch meine Frau, die Sie und die Ihrige recht von Herzen grüfst, befindet sich um vieles besser.

Folgende Stelle aus einem Briefe Jacobi's, die ich Sie doch aber für Sich zu behalten bitte, wird Ihnen vielleicht Spafs machen: „Wolfs Prolegomena habe ich noch nicht vornehmen können, so grofs auch meine Begierde war sie zu lesen. Klopstock ist's eine köstliche Salbe, die ihm hinabfliefst von seinem Haupte, hinab in seinen Bart. Stolberg mag von Wolfs Behauptung gar nicht hören, und schimpft auf alle, die darauf merken, und an einer solchen abgeschmackten Unternehmung Theil nehmen mögen. Ich setze ihm beständig das: Prüfet Alles! des Apostels entgegen, und bin überhaupt bei ihm im Besitz grofser Vor-

rechte." Ich sagte Ihnen, liebster Freund, dafs ich seit einigen Wochen viel arbeitete, diefsmal aber ists nicht innerhalb des Gebiets des Alterthums. Ich bin bei einer philosophischen Arbeit, die mich sehr interessirt, und wenn mir der jetzige Versuch gelingt, mich in ein weites Feld führen durfte. Ich habe schon so oft vom Plane gesprochen, dafs ich mir auch fest vorgenommen habe, diesen nur erst nach seiner Ausführung anzumelden. Indefs sind in der That doch schon einige Bogen wirklich geschrieben, und bis zum Herbst denke ich mit dem Büchlein fertig zu seyn, um den Winter zu seiner Ausfeilung anzuwenden, und es im Fruhjahr oder Sommer in die Welt zu befördern.

In Graecis mufs ich offenherzig gestehn nicht viel gethan zu haben. Mit meiner Frau lese ich jetzt abwechselnd den Pindar und Euripides. Wir sind jetzt beim Rhesus, der mich so einfältig er ist, doch nicht wenig interessirt. v. 351—354. ist eine hübsche und soviel ich weifs sonst nirgend vorkommende Vorstellung von der Liebe eines Flufsgotts, die mir aber neuer scheint, als die Zeit, in die auch Beck das Stuck versetzt. v. 171. Ἴλιος ist ja wohl auch aufser beim Homer ungewöhnlich. Wegen seiner Schlechtigkeit würde ich indefs dem Euripides das Stück nicht absprechen. Erinnern Sie Sich an die Alceste, Hippolytus und so viele andre wirklich abgeschmackte Dinge in diesem ewigen Moralisten. Da das Stück doch wohl nicht lange nach ihm fallt, so zeigt es zugleich wieviel auch das Atheniensische Publicum sich gefallen lassen mufste.

Die Böttigerschen Schriften und Wielands Museum habe ich ihrer Existenz nach zuerst aus Ihrem Briefe kennen gelernt, und nicht gesehn, nicht einmal den Hermann de metris. Spalding, mit dem ich einzig uber solche Dinge communiciren könnte, lebt jetzt wieder wie die Dioskuren,

bald innerhalb, bald aufserhalb der Mauern, und ist für mich völlig unsichtbar.

Jetzt leben Sie herzlich wohl, mein theurer lieber Freund, und lassen Sie unsern Briefwechsel nicht wieder so ins Stocken gerathen. Meine herzlichsten Empfehlungen an die Ihrigen, Vofs und Reichardt.

Ihr

H.

[*Randschriftlich.*] Was wird Clotildis zu ihrem geschlagnen Helden sagen? Jetzt kann sie nur Threnos anstimmen. Auch mag sie sich vor der Rache des ὁ ξεῖνος in Acht nehmen.

XLI.

Berlin. 16. Jul. 96.

Ich habe sehr, liebster Freund, über die neidische Feder lachen müssen, die mir Ihr letzter Brief beilegt. Ich will versuchen, ob ich Sie heute mit einer tugendhafteren um Verzeihung bitten kann. Die Stelle, die mir Schneider in den Georgicis nannte, soll (ich bin schlecht im Virgil bewandert) vom Verbrennen der Olivenbäume handeln. Diefs habe ich mit Fleifs vorausgeschickt, damit diese ominösen Worte nicht wieder in die Dämmerung des Endes meines Briefes kämen, wo die Wärme des freundschaftlichen Schreibens den Vorsatz des deutlichen Schreibens verdrängt.

Herzlichen Dank, mein Lieber, für Ihre freundschaftlichen Anerbietungen für unsern Besuch in Halle; möchte ich nur erst die Zeit wissen, wo ich sie werde benutzen können. Aber mein Aufenthalt wächst hier noch immerfort.

Wir leben jetzt hier völlig einsam und ungestört. Aber in Graecis loben Sie meinen Fleifs ohne mein Verdienst. Meine jetzige Arbeit entfernt mich vom eigentlichen Lesen

gar sehr und aufser der Gewohnheit, die ich aber auch mein ganzes Leben hindurch nicht werde abkommen lassen, täglich etwas mit meiner Frau zu lesen, geschieht nichts.

Meine jetzige Arbeit wird Sie wundern, sie wird Ihnen aber auch nur ein bloſser unausgeführter Plan scheinen, wie so viele bisherige. Dem will ich nun zwar, um mir hernach kein démenti zu geben, nicht ausdrücklich widersprechen, aber versichern kann ich Ihnen dennoch, daſs ich alle möglichen und die ernsthaftesten Vorkehrungen getroffen habe, daſs es diesmal nicht abermals so gehe. Durch einen wahren salto mortale bin ich von den ältesten zu den neuesten Zeiten übergesprungen, von den Griechen und Römern zu Franzosen und Engländern. Es hat mir lange in vielfacher Rücksicht ein Bedürfniſs geschienen, unsere Zeit i. e. das achtzehnte Jahrhundert darzustellen, und ausführlich zu charakterisiren. Diesem Gedanken bin ich jetzt mehr nachgegangen, und habe eine eigne Schrift unter dem Titel ohngefähr: Ueber die philosophische Schilderung und Würdigung des Charakters eines bestimmten Zeitalters; als eine Einleitung zu einer Charakteristik des 18. saec. angefangen. In dieser will ich die Erfordernisse, Schwierigkeiten und den Plan einer solchen Charakteristik auseinandersetzen.

Ob ich die Charakteristik selbst je ausführen werde, lasse ich dahingestellt seyn; daſs ich aber viele zu ihr gehörige Grundideen in dieser Einleitungsschrift vortragen werde, ist gewiſs. Diese soll Ostern oder Michaelis 1797 *gewiſs* erscheinen.

Sie werden den Plan bedenklich finden, wegen meiner ausschlieſslichen Bekanntschaft mit den Alten und meiner Unwissenheit in allem Neuen. Aber die erstere ist mir zu diesem Unternehmen nothwendig. Denn meine Methode

der Schilderung der Neuern macht eine durchgehende Parallele mit den Alten nothwendig, und ich bin vielmehr nun besser fähig, diese anzustellen, da ich die Alten frei und unabhängig studirt habe. Der Unwissenheit mufs sich in meinem Alter immer mit Ernst abhelfen lassen, und ich arbeite mächtig daran.

Denken Sie also ja nicht dafs ich den Alten absterbe. Die Philologie bleibt mir gleich wichtig, und ich bitte Sie, mich ja immer als einen ausschliefslichen Schuler dieses Fachs zu betrachten. Vielmehr werde ich Ihnen bald mit vielen Fragen über allerlei Materien kommen, da ich nun gezwungen bin, aus meiner bisherigen Lecture Resultate zu ziehen.

Von meinem Vorhaben sagen Sie sonst niemand. Das Liebste wäre mir jetzt, wenn Sie mir recht viel Einwürfe dagegen machten, und mir viel Fragen vorlegten. Ich will gewifs recht schnell, ausfuhrlich und deutlich antworten.

Meine Frau grüfst Sie herzlich. Von ganzer Seele

Ihr

Humboldt.

XLII.

Berlin, 3. Aug. 96.

Heute nur zwei Worte, liebster Freund, zur Ankündigung eines *schnellen* Entschlusses. Ich reise morgen mit meiner Frau und meinem ältesten Kinde über Stettin, Stralsund, Rügen, Rostock, Wismar, Lübeck nach Eutin und von da über Ploen nach Hamburg. Die Lust, Vofs in Eutin, und Jacobi, der jetzt in Wandsbeck ist, zu besuchen, sind die Haupttriebfedern dieser Reise. Am 7. Septbr. sind

wir wieder hier, und bald nachher sehn wir uns, hoffe ich, gewifs.

Ich freue mich unglaublich auf Vofs. Ich denke er ist durch Sie bereits vorbereitet, mich freundlich aufzunehmen. Könnte ich nicht einen Brief von Ihnen bei ihm finden? Machen Sie diefs doch ja. Ich bin bis zum 24sten Aug. spätestens da. Den 20sten komme ich hin.

Die Vorbereitungen zur Reise lassen mir heute nicht mehr Zeit. Es thut mir leid, dafs ich mich so schnell zum Reisen entschlofs, dafs ich Ihnen vorher nichts davon schreiben konnte.

Tausendmal Adieu!

Ihr

Humboldt.

XLIII.

Berlin, 22. Oct. 96.

Es geht uns recht schlimm, theurer Freund, mit allen Planen, die wir von hier aus machen. Zwar bleibt es bei unsrer Abreise von hier, auch dabei, dafs *ich* Sie besuche und ein Paar Tage bei Ihnen bleibe. Aber meine arme Frau kann unsre Freude nicht theilen. Sie hat sich in diesen Tagen gar nicht wohl befunden und ein Aderlafs, den sie hat vornehmen müssen, hat sie noch mehr abgemattet. Der Arzt räth ihr sehr, ihre Rückkunft nach Jena, da sie einmal nicht hier bleiben kann zu beschleunigen, und sich so kurz als möglich den Unbequemlichkeiten der Reise auszusetzen. Wir nehmen nun also den Weg über Leipzig, da man auf diesem schneller und besser fortkommt, und sie lafst Ihnen recht ausdrücklich versichern, wie herzlich sie bedauert, dafs Ihre böse Prophezeihung immer wahrer werden mufs, bittet Sie aber recht sehr, uns bald selbst in Jena zu besuchen.

Ich komme Donnerstags 27sten Abends oder Freitag 28sten früh zu Ihnen nach Halle und wenn Sie es erlauben, so wohne ich bei Ihnen. Ich freue mich unaussprechlich darauf, und wir werden einander recht ausführlich sprechen können. Da ich ohne meine Frau komme, so brauche ich manchen Gesellschaften weniger Zeit zu geben.

Heindorf spricht ja jetzt, als gingen Sie gewifs nach Leyden. Ich will es nicht eher glauben, als bis Sie mich selbst wenigstens von der *Gefahrlosigkeit* überzeugt haben. Leben Sie herzlich wohl!

Ihr

Humboldt.

XLIV.

Jena. 7. Nov. 96.

Ich wollte heute meinen Fehler, lieber Freund, Ihnen nicht schon mit voriger Post geschrieben zu haben, wieder gut machen, und Ihnen recht ausführliche Nachrichten von mir geben; aber ein fataler Besuch hat mich daran verhindert. Daher heute nur wenige Worte.

Ich bin sehr glücklich hier angekommen, habe die halbe Nacht in Merseburg ruhig geschlafen und bin um 3 Uhr von dort ausgefahren. Meine Frau habe ich leidlich und die Kinder vollkommen wohl gefunden. Die ersten Tage hier sind mir mit Anordnung meiner Bücher und Papiere darauf gegangen, und erst von morgen an rechne ich mein eigentliches Leben anzufangen. Schiller ist recht wohl, und ich verlebe täglich mit ihm einige interessante Stunden. Ueber die Xenien haben wir ziemlich viel mit einander gesprochen. Auf die Sonderung will er sich theils nicht einlassen, theils hat er mich ausdrücklich gebeten, des Spafses halber, auch das, was ich durch ihn erfahren, un-

ter uns zu lassen. Soviel aber, lieber Freund, kann ich Ihnen sagen, dafs wir uns mächtiglich geirrt haben, und sogar in dem geirrt, wo wir schlechterdings nicht fehlen zu können glaubten.

Wie steht es mit Ihnen, theurer Freund? Haben Sie noch immer keine Antwort? Fast sehe ich Ihnen mit jedem Tage entgegen. Wohnen Sie ja alsdann bei uns. Wir haben Platz. Schreiben Sie mir wenigstens ein Wort, wie Sie mit meinem Benehmen bei Hofmann zufrieden sind. Ich bin ordentlich unruhig darüber.

Leben Sie nun herzlich wohl. Meine Frau grüfst Sie innigst und freut sich der Hofnung, Sie vielleicht bald hier zu sehen. Grüfsen Sie die Ihrigen tausendmal. Unsre Rechnung war vollkommen richtig.

Ihr

H.

XLV.

Jena, 23. Decbr. 96.

Schon längst hatte ich mich gesehnt, liebster Freund, Ihnen endlich einen ausführlicheren Brief von hier aus zu schreiben, und an jedem Posttage kamen mir jetzt Geschäftsbriefe, deren der Tod meiner Mutter mir wirklich sehr viele und weitläuftige auf den Hals ladet, dazwischen. Je weniger ich in dieser Zeit zu studiren im Stande gewesen bin, desto mehr haben sich mir Erinnerungen der Vergangenheit, Betrachtungen über mich und meine Plane, und neue Entwürfe dargeboten, und Sie wissen es gewifs aus eigner Erfahrung, dafs nichts so lebhaft den Wunsch nach der Unterhaltung mit Freunden weckt, als dieses Verweilen in innern Empfindungen, und diese Beschäftigungen mit sich selbst.

Aufser diesen Geschäften hat auch die Sorge für die Gesundheit meiner Frau meine gewöhnliche Thätigkeit gar sehr in andre Gränzen modificirt. Zwar sind glücklicherweise nicht die mindesten Gründe zu reellen Gefahren vorhanden, wie theils der Augenschein lehrt, und theils der Arzt wiederholt versichert, aber die Kränklichkeit ist doch sehr anhaltend, und ich wende gern einen gröfsern Theil meiner Zeit zu ihrer Aufheiterung an. Auch ich selbst bin, solang ich hier bin, anhaltend von kleinen Uebeln geplagt worden.

Unter diesen Umständen werden Sie keine grofsen Fortschritte in meinen angefangenen Ausarbeitungen erwarten, theurer Freund, und in der That habe ich auch solche nur sehr wenig gemacht. Indefs ist doch vielleicht keine andre Zeit für meine ernsthaftesten Plane von günstigerem und entschiedenerem Erfolge gewesen, als eben die jetzige. Ich habe mich anhaltender, als je, mit dem Gedanken daran beschäftigt, und in dem Vorsatze ihrer Ausführung bestätigt, und jede gröfsere Arbeit erfordert ganz sicherlich ebensosehr eine ausdrückliche Stimmung und Vorbereitung des innern Wesens, als die äufseren Zurüstungen zu ihrer Vollendung. Von jener inneren Verbereitung geht auch, dunkt mich, die Gewifsheit des Gelingens aus, durch die man sich manchmal mitten in der Arbeit überrascht und gestärkt fühlt.

Ich kann nicht läugnen, dafs ich mit einer nicht geringen Schaam auf mich und meine zuletzt vergangenen Jahre zurücksehe. Von welcher Seite ich es betrachten mag, so habe ich nichts geleistet, und ich bewundere oft in der That mit aufrichtiger Rührung die Güte, mit der mich einige meiner Freunde, aber vor allen Sie, getragen haben. Ich weifs, dafs es mir nie an Eifer und gewissermaafsen auch nicht an Thätigkeit, wenigstens nicht an Unverdrossenheit gefehlt hat, aber ich sehe daraus immer mehr, wie sehr

mir anstatt dessen — *Methode* gemangelt hat. Je mehr ich über mich nachdenke, desto mehr finde ich, dafs diefs Gebrechen radikal in mir ist, und es ist nur ein einzelner Fall dieses sich weiter erstreckenden Phänomens, dafs auch das Wenige, was ich bis jetzt geschrieben, nicht die Form erhalten hat, die das Lesen leicht macht, oder gar dazu einladet. Darum ist es bei mir gewifs vorzugsweise wahr, dafs ich eben so nothwendig an *mir*, als an meinem Gegenstande arbeiten mufs, um nicht in diesen meine Fehler hinüberzutragen.

Vorzuglich nachtheilig auf meine productive Thätigkeit hat bis jetzt eine gewisse unglückliche Wahl meiner Gegenstände gewirkt. Diese, glaube ich, ist mir jetzt besser gelungen. Wenn ich mich recht kenne, so mufs ich mich nicht gerade auf Materien einlassen, die eine so grofse, genaue und critische Gelehrsamkeit erheischen, als historische Untersuchungen über das Alterthum alsdann sind, wenn man in die einzelnen Punkte tiefer eingehen will, noch auch auf solche, die hauptsächlich auf der Zergliederung der Begriffe beruhen. Für jene besitze ich gewifs nicht, wenn ich auch alles Mechanische abrechne, die critische Haltung des Geistes (ich weifs kein eigentliches Wort dafür) die aus einer Thatsache nicht zu viel und nicht zu wenig schliefst. Davon habe ich mich noch neulich bei einem wiederholten Lesen Ihrer Prolegg. überzeugt, welche mehr, als irgend etwas anderes, diese Eigenschaft in einem bewundernswürdigen Grade zeigen. Ebenso werde ich auch bei zergliedernden Arbeiten selbst mit angestrengter Mühe dennoch nicht mehr, als ein anderer bei viel geringerer erreichen. Wenn ich zu irgend etwas mehr Anlage, als die allermeisten besitze, so ist es zu einem Verbinden sonst gewöhnlich als getrennt angesehener Dinge, einem Zusam-

mennehmen mehrerer Seiten, und dem Entdecken der Einheit in einer Mannigfaltigkeit von Erscheinungen.

Da meine äufsere Lage mir zugleich mehr, als andern, von der Welt zu sehen erlaubt, so macht mich beides zusammengenommen vorzugsweise zur individuellen Charakterkenntnifs geschickt, und weil ich doch sicherlich mehr wissenschaftliche und systematische Bildung habe, als die, welche gewöhnlich diefs Feld bearbeiten, so gelingt mir auch vielleicht der Versuch, diese Kenntnifs in eine Theorie zu verwandeln, besser, als andern. Diefs ist also recht eigentlich das Gebiet, das ich mir stecke: Kenntnifs und Beurtheilung des menschlichen Charakters in seinen verschiedenen Formen. Aus diesem Gebiete habe ich zwei Arbeiten gewählt, die ich ebenso ungetrennt behandle, als sie wirklich nothwendig zusammengehören.

1. Die eine kennen Sie, es ist die Charakteristik unserer Zeit, und die Einleitung dazu ist eigentlich das Einzige, was ich für jetzt einem öffentlichen Gebrauche bestimme.

2. Die andre ist für jetzt blofs Studium, aber an sich, wie mich dünkt, noch bei weitem wichtiger. Ich nenne es: eine vergleichende Anthropologie, und denke darin die Verschiedenheit der geistigen Organisation verschiedener Menschenklassen und Individuen ebenso gegeneinanderzustellen, als man in der vergleichenden Anatomie die physische der Menschen und Thiere mit einander zu vergleichen pflegt. Es mufs dabei, soviel ich jetzt einsehe, die Erreichung eines doppelten Endzwecks ins Auge gefafst werden. Einmal der ganz empirische, richtigere und bestimmtere Begriffe von den verschiedenen Charakteren der Geschlechter, Nationen u. s. f. zu bekommen; zweitens der mehr philosophische, zu erforschen, wie verschieden sich der Mensch gestalten kann, ohne dafs dennoch eine Form gerade einen

geringern Werth, als die andere hat. Denn darauf würde ich vorzüglich sehen, immer solche Verschiedenheiten aufzusuchen, die sich nicht durch Fehler, sondern durch Vorzüge unterschieden. Denn nur eine solche Verschiedenheit ist wesentlich, und wenigstens nur eine solche für die Untersuchung dankbar. In dieser letztern Hinsicht kann ein einzelner recht origineller Mensch bedeutend seyn, sobald er eine Seite der menschlichen Natur zeigt, die ohne ihn unerkannt geblieben seyn würde.

Dieſs Feld ist zu weitläuftig, als daſs es einem nur einfallen könnte, es allein zu bebauen. Aber ich halte es für nothwendig die Idee davon aufzustellen, die Principien zu gründen, und die Hauptfächer anzuordnen. Das Eintragen in diese kann hernach mit geringer Schwierigkeit, nur mit Fleiſs und Mühe, geschehen. Die Zurüstungen zu einem solchen Plane sind es daher nur, die mich jetzt beschäftigen. Wird indeſs dieser Plan vollendet, so muſs er die allgemeinen Ideen über mögliche Charakterverschiedenheit überhaupt, über Gattungscharaktere im Allgemeinen, und über das Eigenthümliche einzelner derselben z. B. des Geschlechts, der Alter, Temperamente, Nationen und Zeitalter enthalten. Ueber jede einzelne dieser Materien sind noch eine Menge von Fragen unerörtert, über die mir schon bis jetzt mehrere Ideen im Kopfe liegen.

Auf diese Weise halte ich es möglich, eine neue Bahn zu brechen, auf der es fortzugehen nicht schwierig seyn kann, und gerade jetzt sehr nothwendig ist.

Wenn man die Fortschritte des menschlichen Geistes in ihrer Folge übersieht, so erscheint einem durchaus nichts so wichtig, als der Kontrast des antiken und des modernen Charakters. Es ist schlechterdings meiner Ueberzeugung nach unmöglich einen von beiden nur irgend richtig anzusehen, ohne den andern zugleich zu kennen. Die unrich-

tige Beurtheilung der modernen Welt aus Unkunde der antiken findet sich unglaublich häufig. Sie ist vorzüglich den Auslandern noch mehr, als uns eigen. Das Gegentheil, dunkt mich, ist es, was den guten Vofs so oft nicht blofs einseitig macht, sondern ihm selbst das Alterthum in ein unrichtiges Licht stellt. Auch kann es kaum anders seyn. Die antike und die moderne Individualität sind zwei Zustände verschiedner Entwicklung gleicher Kräfte; man mufs daher nothwendig irren, wenn man einen allein als etwas Vollendetes und an sich Geschlossenes ansieht. Auch mufs der Geist, wenn er einen Gegenstand betrachtet, über demselben stehn, er selbst mufs gewissermaafsen höher oder erweiterter kultivirt seyn. Daher ist der blofs modern Gebildete immer ein weniger guter Beurtheiler des Modernen, und ebenso ist es auch mit dem Alterthum.

Unter allen meinen ehemaligen literarischen Beschäftigungen sehe ich daher keine für so wesentlich nothwendig zur Vollendung meiner jetzigen Plane an, als die Griechischen und gewifs werde ich diese auch immer und regelmäfsig fortsetzen. Ich bin neuerlich noch auf mehrere, wie es mir scheint, nicht uninteressante Gedanken über die Griechische Welt gekommen, und wenn es mir gelingt, sie recht deutlich und rund hinzustellen, so erlauben Sie mir wohl, bester Freund, sie Ihnen mitzutheilen.

Seit ich wieder hier bin, hat mich und meine Frau beständig der Euripides beschäftigt, ausgenommen, dafs wir noch anfangs den Pindar, mit dem wir noch nicht ganz fertig waren, endigten. Wir lesen jetzt am letzten Stück. Es scheint mir am gröfsten Theil des Euripides vorzüglich an den Stücken im 2ten Th. der Barnes. Ed. noch furchterlich viel zu thun. Die Fehler sind noch so dick gesäet, dafs man oft ohne alle Muhe die richtigen Lesarten herstellen kann, und die kritische Hulfe, die man vorfindet, ist

in der That äufserst klein. Aufser einigen guten Einfällen von Heath und Tyrwhitt und einigen von Musgrave mufs man sich mit der Reiskeschen Temerität begnügen.

Was werden Sie sagen, mein Bester, dafs ich wieder eine Pindarsche Ode (Pyth. IX.) übersetzt habe. Diesmal aber habe ich es anders versucht, ich habe kein gleiches Metrum bewahrt, sondern nur einzelne metrisch klingende Cola abgetheilt, — kurz eine solche Manier, die, wie Sie einmal im Scherz sagten, allenfalls auch der Setzer durch willkührliche Einschnitte in eine poetische Prosa machen kann. Ich wollte es doch einmal versuchen. Ich werde sie noch ein wenig feilen, und dann Ihnen, und einigen vorlegen. Sollte so etwas Beifall finden können, so fühle ich, dafs ich sehr leicht, binnen einem Jahre, *so* den ganzen Pindar übersetzen könnte. In einem gebundenen Metro dagegen bringe ich gewifs keine einzige Ode mehr zu Stande.

Ich schicke Ihnen auch jetzt Ihren Tacitus zurück. Ich habe ihn mit grofser Freude gelesen. Aber ich habe gesehen, wie es nicht möglich ist eine einzelne Recension des Textes kennen zu lernen, wenn man noch nicht mit dem Schriftsteller selbst vertraut ist. Der Tacitus selbst hat meine ganze Aufmerksamkeit verschlungen, ich habe Ihre Anmerkungen zu meiner Hulfe benutzt, sie haben mir durchaus sehr scharfsinnig und erstaunlich zweckmäfsig geschienen. Am meisten habe ich die schöne Form mit Vergnügen bemerkt, die Sie ihnen immer gegeben, die nie etwas zu viel und auch für den Leser, den Sie voraussetzen, gewifs nichts zu wenig hat, und daneben immer die Methode des Erklärens und Emendirens zugleich, durch das Beispiel selbst, ins Licht setzt. Aber ich bin viel zu roh in dem Tacitus, als dafs ich *über* Ihre Anmerkungen etwas bemerken könnte. Wie zweckmäfsig sie aber sind, hat mir auch das gezeigt, dafs da ich in der Ed. Bip. auch

das 2te Buch las, ich doch durch die Art, wie mich Ihre Bearbeitung eingeweiht hatte, viel besser durchkam, so oft ich auch noch stecken blieb. — Dieſs war ein überlanger Brief und blofs von mir. Verzeihen Sie diese Geschwätzigkeit meiner herzlichen Freundschaft zu Ihnen, und dem Vertrauen auf die Ihrige. Meine Frau grüfst Sie und die Ihrigen herzlich.

Ihr

H.

XLVI.

Jena, 3. Febr. 97.

Schlegel hatte mir schon mündlich gesagt, wie freundschaftlich Sie, theurer Freund, für die Niederkunft meiner Frau besorgt gewesen waren, und wie oft Sie davon gesprochen hatten, dafs ich mich doppelt freuete, Ihnen die Nachricht der glücklichen Entbindung mit dem ersten Posttag gegeben zu haben. Jetzt danken wir Ihnen herzlich für Ihren liebevollen Antheil an unserer Freude, und glücklicherweise kann ich Ihnen auch recht viel Gutes über das jetzige Befinden meiner Frau sagen. Sie ist auf, und in der That noch gesunder und wohler, als man es anfangs hoffen durfte. Das Kind macht uns viel Freude durch seine Stärke und Munterkeit.

Das Wichtigste und Erste, was wir jetzt zu verabreden haben, lieber Freund, ist wie und wo wir uns, besonders wo meine Frau und Sie Sich, ehe wir Deutschland verlassen, sehen. Denn so gefährlich es auch klingt, so droht diese Gefahr nun doch nach und nach, und Sie wissen, wie sehr es meine Frau und wie herzlich wünscht, Sie noch einmal einige Tage ungestört zu geniefsen. Leider ist sie selbst nun in ihrer Lage und mit den Kindern

so wenig mobil, dafs sie diefsmal freilich mehr auf Ihre Beweglichkeit rechnet. Damit Sie nun unsre Plane, die, da sie mit denen meines Bruders, der uns begleitet, verwebt sind, doch unstreitig bleiben, im Fall nicht Krankheit dazwischen kommt, vollkommen wissen, so hören Sie. Wir bleiben bis gegen die Mitte März hier, gehen dann nach Erfurt, und von Erfurt nach Zeitz, wo wir nothwendig hin müssen, um meinen Schwager noch einmal zu besuchen. Von Zeitz führt uns der Weg nun leider nicht über Halle, sondern über Leipzig nach Berlin, und wenn wir dort etwa 1—6 Wochen geblieben sind, reisen wir in der Mitte Mays nach Dresden, bleiben dort wieder 6—8 Wochen, und reisen im Julius über Wien, wo wir uns nur kurz aufhalten, wenn es sonst die Franzosen verstatten, nach Venedig. Möglich ist es, dafs meine Frau gar nicht nach Berlin geht, sondern länger hier mit meinem Bruder bleibt, und von hier über Erfurt und Zeitz gerade nach Dresden geht. Dann reise ich schon mit Anfang März nach Berlin und von da allein nach Dresden. Dann würde ich freilich suchen, einige Tage in Halle zu seyn, aber füglich geht es auch nicht, da ich auch nach Zeitz, und eigentlich wegen Geschäften für die Reise nach Leipzig mufs. — Sie sehen also, Lieber, worauf es ankommt, auf einen Besuch von Ihnen hier, und diefs zwar wo möglich in der letzten Hälfte dieses Monats. In der That, diefs sollten Sie thun. Sie haben so ordentlich bis jetzt gelesen. Sie können sicherlich einmal 8 Tage aussetzen, und diefs reicht hin, wenn Sie nicht mehr können oder mögen. Hier, wissen Sie, sind Sie ungenirt. Sie brauchen niemand als mich und weil Sie diefs wollen werden, Schiller zu sehen. Göthe finden Sie vermuthlich hier. Machen Sie nicht den Umständlichen. Gegen Hypochondrie ist nichts so gut als eine Reise, und gegen böse Augen nichts, als nicht lesen und schreiben.

Für die Italiänische Reise hätte ich noch eine Bitte an Sie. Legen Sie Sich doch einen eignen Bogen auf Ihren Tisch und notiren Sie da eins und das andere auf. Was ich wünschte wäre vorzüglich das: 1) ein Verzeichnifs der Gelehrten und Literatoren Ihres Fachs, die Ihnen bekannt sind, und versteht sich noch leben, nach ihren Aufenthaltsorten. Auch die bekannten können mir unbekannt seyn und es sind ja nur Namen, die keine Zeit kosten. Ich möchte gern Italien sehr kennen lernen und niemanden, der auch nur halb interessant seyn kann, unbesucht lassen. 2) Was Ihnen etwa von philologischen Fragen einfällt, von Punkten über die ein Reisender und ich in specie Erläuterung erhalten und liefern könnte, Nachrichten über Codices, Alterthümer cet. Dafs beiden Punkten eigentliche Aufträge von Ihnen noch vorangehn, versteht sich von selbst. Ferner: in Italien ist es doch und vorzüglich für mich, am meisten merkwürdig, sich jetzt zu erinnern, was an diesem Fleck vormals vorging. Dazu ist eine vergleichende Topographie nothwendig, theils für Gegenden und Städte, theils für Strafsen und Plätze in Rom. Das Bekannte findet sich überall, und Einzelnes zerstreut. Giebt es aber wohl eigne Werke darüber, und welche?

Endlich, mein Theurer, schicke ich Ihnen auch meinen Agamemnon mit. Die Abschrift wird ihnen, obgleich die Hand unangenehm ist, doch deutlich seyn. Es hat mir eine unendliche Freude gemacht zu hören, dafs Sie nicht abgeneigt sind, ihn anzusehen. In Anleben perhorrescirten Sie den Aeschylus so, dafs ich jetzt gar nicht damit zu kommen wagte, und ich mufs Ihnen nur gestehen, dafs mein Vorsatz eigentlich auf eine Uebersetzung des ganzen Agamemnon geht. Die erste Frage wird bei Ihnen die seyn, wie ich überhaupt auf eine so heterogene Arbeit? wie besonders auf den gar eigentlich unübersetzbaren Agamemnon

falle? Aber darauf giebts eigentlich keine Antwort: *ἀέκων ἀέκοντί γε θύμῳ*. Die Lust hat mich ergriffen, ich habe angefangen, ich kann nicht davon kommen. So lange ich wie jetzt gestimmt bin, müfste ich mich mit Gewalt losreifsen. Also nun von der Art der Uebersetzung, und so kurz als möglich. Der Uebersetzer des Agamemnon müfste eigentlich Herausgeber seyn. Diefs kann ich nicht, Sie finden also meist (nicht immer) Schütz und seine Erklärungen. Sie müssen daher nicht eine philologische Uebersetzung erwarten, nicht eine, die man Zeile für Zeile erhärten möchte, nur eine ästhetische und charakteristische, eine die die Schönheit und den Eindruck wiederzugeben strebt. Aber auch hier, wieviel bleibt zurück. Hier beim Aeschylus hat man recht die doppelte Klippe zu meiden. Ist man wörtlich, so mufs man nicht blofs oft rauh, holpricht, dunkel, undeutsch, sondern was das Schlimmste ist, auch trocken werden. Nehmen Sie nur z. B. so eine Stelle wie v. 185. *πάθει μάθος*. Denkt man mehr an den deutschen Leser, so läuft man in Gefahr Kraft und Nachdruck zu verlieren. Dafs ich das letzte Unglück mehr erfahren habe, wird sicherlich Ihr Urtheil seyn. Freilich habe ich sehr daran gedacht, etwas Lesbares zu liefern, aber vielleicht zu viel und nicht mit dem wahren Geschick und Talent.

Nun über die Verse. Die Trimeter habe ich in 10 und 11silbige Jamben verwandelt, wie Göthens Iphigenie hat. Nur habe ich Spondäen und Anapästen nach dem Urtheil des Ohrs gestellt aufgenommen. Diefs macht, dafs ich bei jedem Vers um eine oder ein Paar Silben kürzer seyn mufs, als das Original, was bei den Dialogen, wo die Personen Zeile um Zeile wechseln viel Spuk macht. Aber der 12füfsige Trimeter ist zu lang und einförmig bei uns. Der Abschnitt würde, wenn man ihn nach der 6ten Silbe machte höchst monoton seyn, und nach der 4ten und 5ten

wegen der Länge des übrigen Verses und der Ungewohnheit nicht gehört werden. Die Anapästischen Systeme habe ich so gut ich konnte nachgemacht. Mit Anapästen wie z. B.

ob dem Raube der Brut rund um das Felsnest
von des Zuges Gefahr weilen daheim nun
wie verwelkendes Herbstlaub schrumpfet und fällt

werden sie leidlich zufrieden seyn, aber freilich habe ich nicht immer Jamben und Trochäen vermeiden und den Abschnitt nach dem zweiten Fuſs, den der Grieche fast immer hat, nur selten hervorbringen können. Auf den paroemiacus habe ich besondern Fleiſs verwendet.

In den Chören habe ich die Gleichheit der Strophen so gut als ganz aufgegeben. Auch Sie meinten immer, man höre sie nicht. Dagegen habe ich für Reichthum des Rhythmus und passende Versfüſse zu sorgen gesucht. Wie glücklich, urtheilen Sie selbst.

Jetzt hätte ich zwei Bitten. Die erste um Ihr allgemeines, aber offenherzigstes Urtheil. Was würden Sie zu einer solchen Uebersetzung, als diese Probe verspricht, sagen? Die zweite, um Ihre besondere Berichtigung des Einzelnen. Die Antwort aufs Erste hätte ich gern bald, sie würde mich stärken, oder zum Aufhören bestimmen. Wenn Sie aber der Agamemnon interessirte, und die Uebersetzung Ihnen nicht miſsfiele, hätten Sie Lust zu kritischen Noten? Es könnte mir nichts so Frohes begegnen, als mit Ihnen zusammen vor dem Publikum zu erscheinen, und gewiſs haben Sie schon manches über dieses schreckliche Stück gesammelt.

Noch muſs ich Sie bitten, auf die Jamben so gut als nicht zu achten. Sie sind schnell dem Chor angeflickt. Eine Probe meiner Jamben kann erst die nächste Scene liefern. Ueberhaupt aber bedenken Sie, daſs ich gar nicht, nach Spaldings Ausdruck: ein Verskünstler bin. Voſsen

darin, kann ich so wenig, als Ihnen, der Sie den Aeschylus so genau kennen, in den einzelnen Stellen ein Genüge leisten. Was ich kann, ist höchstens den Charakter des Ganzen nicht entstellen, und dem Ohr weder weh thun noch es ermüden, also eine Uebersetzung geben, die im Einzelnen manchem Produkt andrer Uebersetzer nachsteht, aber zusammen eine Wirkung leistet, die die Mühe und Zeit, die sie kostete, vergessen läfst. Höher erlaubt mir mein Selbstgefühl auch nicht von dem Besten von mir in in dieser Gattung zu denken.

Adieu mein theurer lieber Freund! Meine Frau grüfst Sie freundschaftlichst.

Ihr

H.

[*Nachschrift.*] Die Pindarische Ode sehen Sie im 2ten oder 3ten Horenstück. Schiller hat mich sehr darum.

Den Meierotto nächstens.

XLVII.

Jena, 3. März, 1797.

Gewifs hätte ich nicht so lange gezögert, Ihren lieben Brief zu beantworten, theurer Freund, wenn mich nicht ein Grund dazu vermocht hätte, der vermuthlich Ihnen selbst lieb ist. Als Ihr Brief bei uns ankam, war meine arme Frau recht krank. Stark versprach von Tag zu Tag Besserung, und so konnte ich mich nicht entschliefsen, Ihnen eher zu schreiben, als bis diefs Versprechen in Erfüllung gegangen wäre. Diefs ist nun jetzt seit 8 Tagen wirklich der Fall.

Dafs Sie nicht haben herkommen können, hat uns innigst geschmerzt. Wir hätten es so herzlich gewünscht;

allein freilich kann ich mir wohl denken, dafs Sie eine solche Störung scheuen müssen. Ich, lieber Freund, sehe Sie gewifs noch, denn ich besuche Sie in Halle selbst. Mit Ende dieses Monats oder Anfang des folgenden hoffe ich bei Ihnen zu seyn. Auf jeden Fall schreibe ich Ihnen noch vorher. Meine Frau wird gewifs das Rendez-vous in Leipzig möglich zu machen suchen; denn auch sie wünschte herzlich Sie zu sehn.

Die *Italiänische* Reise ist für jetzt in ziemlich weitem Felde, allein bei der *Reise* überhaupt bleibt es. Wir gehen nach Wien, und bleiben dort, wenn es nicht anders ist, bis zum Frühjahr 1798. Wien mufs schlechterdings interessant genug seyn, und da mich der Agamemnon wieder mehr ins Griechische geführt hat, so ist mir auch die Aussicht der philologischen Subsidien dort sehr reizend.

Vom Agamemnon erhalten Sie abermals ein Paar Scenen, die Ihnen wenigstens ein Zeichen meiner Sorgfalt seyn werden, die Arbeit so gut, als möglich zu machen. Sie werden bemerkt haben, dafs ich die ersten Scenen in 10 und 11silbigen Jamben gemacht hatte. Ich fing auch die 3te so an; indefs sah ich bald, dafs es mit diesem Metrum nicht ging. Es hat weder Fülle noch Haltung genug, die Haupteigenschaften der tragischen Diction der Griechen, die einen grofsen Einflufs auf das innere Wesen des ganzen Griechischen Trauerspiels haben. Ich versuchte also den wahren Trimeter 1) von 12 Silben, 2) mit beständig männlichem Ausgang und 3) mit Spondäen und Anapästen in den erlaubten Stellen. Tribrachen sind in unsrer Sprache zu schwer, und jeder Leser hätte sie verstümmelt. Dactylen habe ich nur Einmal versucht:

Ilion | besitzen die Achaier an diesem Tag

Desto mehr aber hab' ich Spondäen gesucht:

der Freude Rausch | wallt thrä|nenlockend durch mein Blut
dieſs frö|he Licht | herſtrah|lend uns mit Wahn bethört
denn von des Oel|baums Zwei|gen dicht umſchattet, kommt
Recht Wei|berart ists, ſtolz | das Herz | durch Wahn zu blähn

Das Einzige, was bei diesen Versen zu befürchten ist, etwas Steifes und Feierliches kann wenigstens im Aeschylus gewifs nicht schaden. Es ist mir eine grofse Freude gewesen, dafs Göthe, dem ich es zu lesen gab, sehr damit zufrieden war. Ich fühle nur zu gut, wie viele Fehler noch im Einzelnen mit unterlaufen. Allein ich denke doch den Ton und den Geist des Ganzen nicht zu verfehlen, treuer von dieser Seite als Vofs zu seyn, und da wir noch gar keine Uebersetzung eines Trauerspiels haben, wie es seyn müfste, so denke ich wenigstens nun die Gattung aufzustellen, in der das Theater übersetzt werden mufs, wenn ich selbst innerhalb dieser Gattung auch sehr bald weit übertroffen wurde. Zugleich mit der Uebersetzung denke ich zwei Abhandlungen zu geben, eine über das Wesen und die Oekonomie des Agamemnon, und eine zweite über die tragischen Silbenmaafse. Es ist schlechterdings nothwendig, die Deutschen Leser von den Trimetern zu unterrichten. Vielfältige Erfahrung hat mich gelehrt, dafs sehr wenige selbst nur ihre äufsere Form, und fast niemand, eigentliche Gelehrte ausgenommen, ihre rechte Natur kennen. Aufserdem aber bin ich auch durch neuerlich angestellte Untersuchungen auf allerlei Bemerkungen gekommen, die zwar nicht gerade philologisch aber ästhetisch und poetisch wichtig sind, vorzüglich uber den Unterschied der Versbehandlung zwischen Aeschylus und Sophokles einer- und Euripides andererseits. Vielleicht fug' ich auch ein Wort uber Uebersetzungen und Behandlung der Sprache in denselben hinzu. — Ich habe schon ein hundert Verse weiter übersetzt, als Sie hier empfangen, und glaube nun

fest in der Arbeit zu seyn. Ende Junius denke ich fertig zu werden; wenn ich jetzt nach Berlin gehe, werde ich einen Verleger suchen, und zu Michaelis denke ich soll er erscheinen. So etwas mufs nicht zu alt werden.

Der *Hermann de metris* hat mich erstaunlich interessirt. Es ist ein Meisterwerk in jeder Absicht. Ich studire noch sehr daran. Nächstens mehr darüber.

Leben Sie nun herzlich wohl, seyn Sie meinem Agamemnon nicht abhold, ohne darum nachsichtig zu werden, und schreiben Sie recht bald ein Wort. Ewig Ihr

Humboldt.

XLVIII.

Jena. 31. Marz. 97.

Ich schreibe Ihnen endlich den letzten Brief, ehe wir uns sehn, liebster Freund. Ich bin im Begriff nach Erfurt und Weimar abzureisen, und sobald ich von dort zurückkomme, bleibe ich nur noch ein Paar Tage hier, und gehe dann zu Ihnen. Auf diese Weise denke ich gewifs den 12ten Apr. d. i. nächsten Mittwoch über 8 Tage in Halle einzutreffen. Leider aber, theurer Freund, kann ich schlechterdings keine Stunde länger als drei Tage bleiben, noch nie war ich mit meiner Zeit so im Gedränge. Meine Gegenwart in Berlin ist unumgänglich nothwendig und nur schon zu lange hinausgeschoben. Wenn Sie erlauben, wohne ich sehr gern bei Ihnen, nur erwarten Sie mich den 12ten nicht über 9 Uhr Abends hinaus. Bin ich dann nicht da, so ist es ein Zeichen, dafs ich in Merseburg die Nacht geblieben bin, und erst am folgenden Morgen komme. Sehen Sie Klein, Eberhard, Forster u. s. w. so grufsen Sie

sie doch vorläufig. Reichardt's Liebe zu mir wird nach dem, was zwischen Schiller und ihm vorgefallen ist, da er gewifs weifs, dafs ich täglich bei Schiller bin, wohl ziemlich erkaltet seyn. Wenigstens hatte er mich in einem Briefe an meinen Bruder neulich nicht einmal gegrüfst. Ich denke also ich komme bei ihm mit einem Nachmittagsbesuche ab.

Sie erhalten hier wieder ein reichliches Stück Agamemnon. Ihre Misbilligung meiner Arbeit hat mich wegen der freundschaftlichen Offenherzigkeit unendlich gefreut. Freilich wäre mir grade *Ihr* Beifall sehr sufs gewesen, allein ich hoffe wir werden uns verständigen. Einzelne Stellen ändere ich gewifs mit der gröfsesten Bereitwilligkeit, und wenn, wie ich beinah mir schmeichle, Ihr Tadel in Rücksicht auf die noch mangelnde Aeschyleische Gröfse vorzüglich aus dem ersten Chore, d. h. aus den ersten 250 Versen hergenommen ist, so stimme ich durchaus mit Ihnen überein. Im Uebrigen möchte ich mich wehren, wie ich freilich glaube, dafs wir auch in den Maximen über das, was erreicht werden soll, und was erreicht werden kann, nicht ganz übereinstimmen.

Da ich meine Arbeit einigen hier gezeigt habe, befinde ich mich in einer recht sonderbaren Lage.

Schiller ist gar nicht recht damit zufrieden. Er spricht der Uebersetzung Energie und poetische Sinnlichkeit nicht ab, aber er findet sie zu schwer, hart und undeutlich. Er will gewöhnlichere Strukturen, mehr Ausführlichkeit, allenfalls sogar einen weniger obligaten Versbau.

Sie scheinen mir meine Arbeit ebenso sehr zu verwerfen, aber gerade aus den umgekehrten Gründen, ob es gleich möglich wäre, dafs Sie Ihre Klage wegen des Mangels an Aeschyleischem Geist noch mit der Schillerschen über Mangel an Deutlichkeit cumulirten.

Friedrich Schlegel (der Grieche) äufserte bei dem ersten Lesen des ersten Chors in einer noch früheren Gestalt, als die Ihre Abschrift hat, dieselben Klagen als Sie. Ich änderte darauf manches, und beim zweiten Lesen schien er zufriedner. Ob ganz? möchte ich nicht sagen. Er ist wie Sie wissen, in solchen Dingen einsilbig.

Göthe ist, wie ich aus vielfältigen Aeufserungen gegen mich und Andere und aus dem grofsen Interesse, das er daran nimmt, da er sich ganz eigentlich und täglich damit beschäftigt, mit der Arbeit im Ganzen sogar sehr zufrieden. Er macht nur einzelne Bemerkungen ganz eigner Art, die ich Ihnen zum Theil mittheilen kann. Er ermuntert mich nicht nur den Agamemnon zu endigen, sondern auch ein Stück des Sophokles, eins des Euripides, und eins des Aristophanes, alle charakteristisch gewählt, nachfolgen zu lassen.

Alle Sie zusammen scheinen den Versbau, meine sauerste Arbeit, und meiner Meinung nach auch meine verdienstvollste, gar nicht sonderlich zu achten. Schiller fehlt es an Kenntnifs, er rechnet mir vieles darin noch als Schuld an. Sie haben Sich nicht darüber geäufsert. Göthe scheint ihn zu fühlen und zu billigen; aber zum Beurtheilen fehlts ihm an Kenntnifs. Wilhelm Schlegel (der Shakespearsche) ist der Einzige, der sich darauf eingelassen hat, und der ist, bis auf Einzelnes, zufrieden.

So weit mein Bericht. Wie ich mich nun selbst zu diesen Urtheilen stelle? Fürs erste halte ich schon a priori den Tadel für gegründeter, als das Lob. Göthes Beifall ist mir aus mancherlei Gründen weniger erfreulich. Er findet sich durch meine Uebersetzung beim Lesen des Originals erleichtert, dafür ist er dankbar, und so lobt er leichter. Unter dem Tadel ist mir der Schillersche nicht wichtig. Er beweist mir blofs, dafs ich auf eine grofse Klasse

Leser nicht zählen darf, und das wuſste ich vorher. Nur Ihrer hat mich niedergeschlagen. Ich gestehe Ihnen offenherzig, daſs ich 4 Tage lang keinen Vers gemacht habe, und meine Arbeit nicht ansehen mochte. Es fehlte fast nichts, so hätte ich sie, und nun sicher auch auf ewig alles Uebersetzen aufgegeben. Aber ich hänge doch noch zu fest an diesem Unternehmen, mein Muth ist zurückgekommen und ich glaube mich nun in der wahren Stellung zu befinden, die ich annehmen muſs. Ich habe mir einen festen Begriff gebildet dessen, was ich leisten will und was ich glaube leisten zu können. Von allen meinen Tadlern werde ich unstreitig aus zweierlei Gründen auch in den Maximen auf zweierlei Art abweichen. Soviel ich schon jetzt einsehn kann, ergeht von jedem vorzüglich Eine Foderung an mich. Auch ist dieſs natürlich. Der Beurtheiler geht immer mehr oder weniger von Einem Gesichtspunkt aus, der, welcher selbst die Arbeit macht, muſs an alles kommen, weil er alles zur Sprache zu bringen genöthigt ist. In höherm oder geringerm Grade werde ich mit jedem Tadel übereinstimmen, und nach ihm arbeiten, Aenderungen versuchen u. s. f. Aber einen Theil der Foderung werde ich leicht nicht gerecht, einen andern unmöglich zu erfüllen finden, vorzüglich da die Befriedigung des einen so leicht dem andern Eintrag thut. Es ist mein fester Vorsatz, noch ehe meine Arbeit beendigt ist, so strenge Beurtheilungen als möglich einzuziehen, und mich zwar in die Mitte von allen zu stellen, weil ich ohne eine solche Selbstständigkeit die Arbeit geradezu aufgeben müſste, aber von dieser Mitte aus mich so weit als möglich zu jedem hinzuneigen und jedem Genüge zu thun. An Fleiſs und an Geduld soll es mir nicht fehlen, aber wann ich zuletzt die Unmöglichkeit klar sehe und empfinde, daſs *ich* nun mehr thun kann, dann werde ich es freilich durch einen Machtspruch für fertig

erklären. Denn was ist andres zu thun? Bei diesen Gesinnungen können Sie denken, wie ich mich freue, diese Materie recht mit Ihnen durchzusprechen. Sie liegt mir unglaublich am Herzen, und ich habe mich nie *für* eine Arbeit (d. h. nicht zu Gunsten dessen, was ich schon gethan habe, sondern dessen was ich daran thun möchte) so interessirt gefunden. Doch ich breche endlich ab.

Mit meiner Frau geht es besser, mit dem kleinen Kinde, das krank war, auch. Mein Bruder grüfst Sie herzlich, er kommt aber nicht mit. Leben Sie herzlich wohl, bis ich Sie selbst umarme.

Ihr

H.

XLIX.

Wien, 20. Aug. 97.

Ich kann nicht läugnen, liebster Freund, dafs ich diesen Brief mit einer schmerzlichen Empfindung anfange. Ich schrieb Ihnen nun, wenn ich mich nicht verrechne, vor länger als zwei Monaten, ich bat Sie mir recht bald Nachricht von Sich nach Dresden zu geben, ich erinnerte Sie an Ihr Versprechen, mir allerlei zu meiner Reise Dienliches zu schicken — und bis auf den heutigen Tag sah ich keine Zeile von Ihnen. Da meine Abreise von Dresden sich auf 14 Tage über den Termin, den ich Ihnen, wenn ich mich nicht irre, geschrieben hatte, verzögerte, so glaubte ich, Sie hätten vielleicht, da Sie zweifelten, dafs mich ein Brief noch dort finden könnte, einen hieher an Locella geschickt. Nun ist Locella freilich in diesem Augenblick abwesend, aber ich habe mehrere seiner Freunde gesprochen und keinem ist etwas davon bekannt. Ich weifs nicht, welcher Ursache ich Ihr beunruhigendes Stillschweigen zuschreiben

soll; ich hatte mich so herzlich darauf gefreut, mich für die Trennung von Ihnen durch einen regelmäfsigeren Briefwechsel zu entschädigen, und nun sehe ich mich zwei Monate hindurch, so aller auch der kleinsten Nachricht von Ihnen beraubt. Glücklicherweise habe ich von einigen Durchreisenden, die Sie in Halle gesehn haben, z. B. dem jungen Fries gehört, dafs Sie wohl sind. Ich hoffe also es ist nur Ihre gewöhnliche Briefscheu, oder vielleicht gar der Vorsatz, mir recht ausführlich zu schreiben, was Sie jetzt zurückgehalten hat, und bitte Sie nun recht herzlich diese oder welche Hindernisse es seyn mögen, recht bald zu überwinden. Ich habe meinen Briefwechsel so eingeschränkt, dafs ich mit Gewifsheit versprechen kann, ordentlich zu schreiben; ich schreibe eigentlich blofs Ihnen, Schillern und Körnern, und gewifs soll keiner von Ihnen je über vier Wochen ohne ausführlichere Nachricht von mir bleiben. Aber ich will jetzt dieſs zu vergessen suchen und Ihnen einige Worte von mir und von hier sagen.

Mit mir geht es recht gut; mit den Meinigen leider nicht ganz so. Meine arme Frau kränkelt noch immer und die Aerzte verheifsen die völlige Wiederherstellung nur vom Italiänischen Klima, und mein jüngstes Kind ist in diesem Augenblick recht krank an Durchfall und Zahnen. Doch hoffe ich, soll es ohne Folgen seyn. Meine Frau grüfst Sie herzlich, und bittet Sie mit mir, endlich Ihr langes Stillschweigen zu brechen.

Wien ist mir, seit den vierzehn Tagen, die ich nun beinah hier bin, schon sehr interessant geworden. Es hat freilich nicht die Mannigfaltigkeit, die z. B. Paris und London darbieten, aber doch schon gegen die übrigen Städte Deutschlands, die ich bis jetzt sah, eine so entschiedene Eigenthumlichkeit, dafs sie nothwendig jeden zum genaueren Beobachten reizen mufs. Auch der allgemeine Volkscharak-

ter hat hier schon bei weitem etwas Piquanteres, als im nördlichen Deutschland, mehr Humor, mehr Fröhlichkeit, mehr Leichtigkeit und Gewandtheit. Er ist den Ausländern bei weitem ähnlicher und insofern weniger Deutsch, wenn man den Begriff des *Deutschen* nach demjenigen Bilde fixirt, das Deutsche Cultur und Deutsche Literatur geben, und wo man vorzüglich ein Gleichgewicht der Kräfte, einen Mangel an irgend etwas einzelnem Hervorstechenden oder Auffallenden bemerkt. Indefs könnte man ihn vielleicht mit gleichem Recht auch mehr Deutsch nennen, da er überhaupt mehr Charakter ist. Diefs verschiedene Verhältnifs des südlichen und nördlichen Deutschlands verdiente gewifs näher auseinandergesetzt zu werden; meinem Urtheil nach ist es keine Frage, dafs eigentlich in dem südlichen eine bessere und energischere, wenigstens elastischere Natur ist, und wäre die Cultur der Sprache und der Literatur von dieser ausgegangen, wie es einmal unter den Minnesingern den Anschein gewann, so scheint es keinem Zweifel unterworfen, dafs der *Deutsche Geist*, der jetzt doch von den Ausländern, wie sehr sie auch anfangen mögen, seine Produkte zu achten, immer noch als mechanisch und pedantisch und nachahmend angesehn wird, bei weitem mehr Energie und Originalität gewonnen haben würde. Freilich wäre er dann aber nicht in den Platz getreten, auf dem er jetzt auch in den Augen des vorurtheilfreiesten Urtheiles unläugbar steht, und auf dem man ihn allen Nicht-Deutschen collectiv genommen entgegensetzen kann. Statt, wie er jetzt ist, gleichsam der Beschauer und Beurtheiler aller Nationen zu seyn, hätte er mit zu den Partheien gehört, und es hätte gleichsam der Standpunkt gefehlt, aus dem sich alle übersehen lassen, und auf den alle zurückwirken. Und ohne das wäre es nicht möglich gewesen, was ich jetzt für wirklich erreichbar halte, dafs Eine Nation gleich-

sam die Brücke zwischen der antiken und modernen Welt, die sonst durch eine unendliche Kluft getrennt geblieben wären, gemacht hätte. Denn dieſs, die Verbindung der Eigenthümlichkeiten der Alten und Neuern in Eine einzige Form hervorzubringen, könnte man gleichsam die Endabsicht des Deutschen Charakters nennen, oder vielmehr das, wohin jeder von seinem Theil mitzuwirken streben muſs, dem es um eine wahrhaft idealische Veredlung unsers Nationalcharakters zu thun ist. Zwar läſst sich mit Grunde sagen, daſs dieſs Ziel jeder Nation vorgesteckt ist. Aber nur eine, die eine solche Geschmeidigkeit besitzt, sich fremden Eigenthümlichkeiten anzupassen, hat eine sichere Hofnung demselben näher zu kommen.

Vorzüglich hat mich seit einigen Tagen die Bibliothek beschäftigt. Ich hatte mehrere Dinge über die Italiänische Literargeschichte nachzuschlagen, wozu mir bisher immer die Hulfsmittel fehlten. Leider ist es aber mit der Benutzung der Bibliothek mit diesem Monat am Ende, da Ferien eintreten und die Bibliothek nunmehr geschlossen wird. Die Codices habe ich bis jetzt nur flüchtig durchgesehen. Doch hat mir ein gewisser ***Bast,*** den ich hier kennen gelernt habe, und der sich sehr mit ihnen beschäftigt, genauere Nachricht davon gegeben. Die Bekanntschaft dieses Mannes ist mir auch darum sehr lieb gewesen, weil ich glaube, daſs sie Ihnen nutzlich werden könnte. Er ist noch ein junger Mann, hat in Jena studirt, und ist jetzt bei der Hessen-Darmstädtischen Gesandtschaft angestellt. Diese Anstellung hat er aber nur angenommen, um dadurch Gelegenheit zu erhalten, hier leben und die Bibliothek benutzen zu können. Er vergleicht jetzt ein Paar Handschriften des Aeschylus für Schütz, und soviel ich ihn bisher kenne, scheint er sehr gute Kenntnisse zu besitzen. Er recensirt

viel in der Lit. Zeit. und eine Recension aller Bodonischen Ausgaben, die nächstens erscheinen wird, ist von ihm. Sie schätzt er unendlich, und wünscht sehr mit Ihnen in einige Verbindung zu treten. Sollten Sie also einmal hier auf der Bibliothek etwas nachgesehen wünschen, so könnten Sie Sich an ihn, glaube ich, sehr gut wenden. Sie durften es mir nur allgemein vorläufig schreiben, so sagte ich ihm ohne Weiteres davon und schriebe Ihnen seine Adresse. Von den Handschriften des Pindar, die es hier giebt, und die noch nicht verglichen sind, sagt er mir, dafs auch nicht viel Trost in ihnen zu finden sey. Sie wären sehr jung und wichen wenig von dem gewöhnlichen Text ab, soviel er sie jetzt, zwar nur flüchtig angesehen habe. Wenn ich noch dazu Zeit finde, so sehe ich sie doch etwas genauer an. Eine eigentliche Vergleichung interessirt mich bei dieser Beschaffenheit der Mspt. nicht genug, und würde mich auch zu lange aufhalten, da ich im Lesen von Handschriften noch ganz ungeübt bin, und es erst daran lernen müfste. Schade ist es, dafs einige Cod. durch zu starkes Beschneiden gelitten haben sollen. So ist hier eine Paraphrase des Aristaenet in versus politicos von einem Mönch in Hydrunt. Bei dieser haben diese langen Verse meistentheils, wie ich höre, ihr Ende verloren. Der Gebrauch der Bibliothek ist erstaunlich leicht und bequem gemacht. Man bekommt in wenig Minuten schlechterdings alles, was man verlangt, Kupferwerke, Handschriften u. s. w. und ist in der Benutzung schlechterdings nicht genirt. — Locella ist, wie ich Ihnen schon sagte, in diesem Augenblick nicht hier. Er kommt aber in wenigen Tagen. Ich werde ihn gleich alsdann besuchen, und in Ermanglung eines Briefs ihm Complimente von Ihnen bringen. Alter ist ein guter und höchst gefälliger, aber sonst ziemlich ungeniefsbarer Mann. Interessanter scheint Bolla, der bei der Bibliothek mit an-

gestellt ist, und sich ausschliefsend mit griechischer Literatur beschäftigt.

Dieser Brief, liebster Freund, ist seit ich ihn anfing, zwei Tage liegen geblieben. Seitdem haben wir hier ein Naturphänomen gehabt, das ich Ihnen doch erzählen mufs. Es war am 19ten eine so furchterliche Hitze und es ging ein so Siroccoähnlicher Wind, dafs viele Leute glaubten, dafs ein Haus irgendwo brenne, und die Glut der Flammen ihnen entgegenschlüge. In diesem Winde war der Thermometerstand 31° Réaumur. Diefs war den Nachmittag zwischen 3 und 4 Uhr. Am Abend kam ein Gewitter und nun kuhlte sich die Luft bis zu 14° ab, so dafs in 6 Stunden ein Wechsel von 17° war. Bei diesem Wetter wahrscheinlich hat sich meine Frau verkältet und Halsweh mit Flufsfieber bekommen. Doch geht es heute schon viel besser.

Sie grüfst Sie und die Ihrigen herzlich. Leben Sie innigst wohl, und denken Sie manchmal an uns, wie wir so oft und so lebhaft an Sie denken.

Wir bleiben bis zum 1. Oct. hier. Nehmen Sie aber immer an, dafs wir viel früher gingen, damit Sie desto eher schreiben. Wie herzlich mich auch nur ein Paar Zeilen Ihrer Hand erfreuen würden, davon haben Sie keine Idee. Wie ists auch mit den Fragen und Adressen für Italien?

Meine Adresse hier ist: in der Kärnthnerstrafse im eisernen Mann, Nr. 1002.

Von ganzer Seele Ihr

Humboldt.

[*Nachschrift.*] Ich frankire nicht und bitte Sie das Gleiche zu thun. Die Briefe gehen immer sichrer und besser. Wir werden doch wohl von hier über Venedig gehen; wenn Sie Sprengeln an seine Erkundigung wegen der Karte erinnern wollen.

L.

Wien, 2. Oct. 97.

Die Zeit meiner Abreise von hier ist kaum noch wenige Tage entfernt, theurer Freund, und noch habe ich keine Zeile von Ihnen. Ich kann es Ihnen nicht verbergen, dafs ich schlechterdings nicht weifs, welchem Zufall — denn ein Zufall hoffe ich noch immer soll es nur seyn — ich diefs fortwährende, meinen dringenden Bitten selbst unerweichbare Stillschweigen zuschreiben soll? Was mich nur dabei beruhigt, ist, dafs ich Sie mir wenigstens nicht krank denken kann. Wäre diefs die Veranlassung Ihrer noch immer zögernden Antwort, so dächte ich, hätten Sie mir doch ein Paar Zeilen durch Ihre Frau Gemahlin oder Ihre Kleine schreiben lassen. Noch weniger kann ich argwöhnen, dafs irgend ein unseliges Misverständnifs unter uns obwalten sollte. Ich bin mir zu sehr meiner unveränderlichen herzlichen Anhänglichkeit an Ihnen bewufst und kenne wiederum zu gut Ihre ofne und gerade Art, mit der Sie mir sicherlich, was Ihnen an mir misfallen, gesagt hätten — allein Gott weifs, dafs in den beunruhigenden Zweifeln über den Mangel aller Nachricht von Ihnen mir alles, auch das Schlimmste durch den Kopf gegangen ist. Was ich noch am liebsten denken mag, und was ich mir gern als das Wahrscheinlichste vorstelle, ist dafs Ihr freundschaftliches Bemühen mir Notizen und Fragen über Italien mitzutheilen Sie, wie ich schon in Halle fürchtete, zu weit geführt hat, dafs Sie darüber von Woche zu Woche verschoben haben, Ihren Brief abgehn zu lassen, und dafs es denn so gekommen ist, wie es mit den aufgeschobenen Dingen oft geht. Aber bedenken Sie ja, mein guter theurer Freund, dafs mir nur und einzig und allein daran gelegen ist, von Ihnen zu hören, und sagen Sie mir, und

wäre es auch nur mit zwei Worten, dafs Sie leben und gesund sind, und mich noch lieben wie sonst.

Allein wohin bitte ich Sie, mir diefs zu sagen? Diefs, mein Theurer, wird Sie sehr in Verwunderung setzen. Alle Nachrichten, die wir hier von Italien bekommen haben, sind so beunruhigend, und vorzüglich ist der Sicherheit der Wege so wenig zu trauen, dafs wir kurz und gut uns haben entschliefsen müssen, diese Gegend für jetzt *aufzugeben*. Unser erster Plan war der, nachdem wir Italien durchreist haben würden, nach Frankreich zu gehen, und jetzt schien es uns das Einfachste, diesen Plan schlichtweg umzukehren. Wir reisen also nächsten Sonntag, 8. d. von hier ab, und über Salzburg, München, Augsburg, Schaffhausen (von wo wir vielleicht eine Excursion nach Zürich machen) Basel und Strasburg nach Paris, wo wir gegen Ende November einzutreffen gedenken. Die neuerlichen Bewegungen in Paris machen uns wenig besorgt, da sie in der Ruhe der Stadt schlechterdings keine Veränderung hervorgebracht zu haben scheinen. Indefs werden wir freilich in Basel noch genauere Nachrichten einziehen, und sollten wir doch auch dort Unruhe und Gefahr fürchten müssen — nun so suchen wir auf diesen, jedoch nicht wahrscheinlichen Fall den Winter in der Schweiz zuzubringen.

Meine Reise nach Paris hat eine Idee in mir rege gemacht, die ich Ihnen gleich warm mittheilen mufs. Sie ist die simpelste von der Welt, wenn sie aber Ihnen so wie mir gefiele, so könnten wir beide einem sehr frohen Winter entgegensehen. Sie merken jetzt von selbst, wo ich hinaus will. Ja, Sie, mein lieber Freund, sollten auch nach Paris kommen, sollten die Bibliothek einige Zeit lang benutzen, und gestärkt an Gesundheit und Lebensmuth und reich mit Lesarten aus Codd. regg. beladen, nach Halle zurückkehren. Sie dachten ja schon auf eine Italianische

Reise, die nach Paris ist leichter auszuführen. Eine Reise nach Italien ist immer und muſs nothwendig langwieriger seyn. Theurer ist die Pariser Reise freilich, denn Paris soll jetzt sehr theuer seyn. Allein das bringt sich schon wieder ein.

Hier habe ich unter ziemlich abwechselnden Geschäften, Arbeiten und Zerstreuungen zugebracht. Mehr als 14 Tage habe ich Vor- und Nachmittag vier Codd. des Pindar verglichen, wo.on ich Ihnen, wenn ich fertig werden kann, sie ins Reine zu schreiben, die Varianten zur Kurzweil, oder zum beliebigen Gebrauch beilege, oder noch von hier doch schicke. Sehr Wichtiges habe ich nichts gefunden, indeſs doch einige recht artige Sachen, und zugleich habe ich doch eine kleine Uebung im Lesen von Handschriften gehabt. Von Menschen habe ich auch bei meinem längeren Aufenthalte hier keinen einzigen recht interessant gefunden, obgleich mehrere mich in einzelnen Rücksichten angenehm und lehrreich beschäftigt haben. Sie werden sehr gelacht haben, daſs ich Bast Ihnen so als einen ganz unbekannten Menschen beschrieb. Sie kannten gewiſs sein Symposium schon. Ich habe ihn noch ziemlich oft gesehen, und er ist sehr freundschaftlich gegen mich gewesen. Die Gelehrtesten haben mir der alte Locella, Eckhel und Neumann geschienen. Locella habe ich nur, weil er ein unendlich umständlicher alter Mann ist und gerade in seinem Haus eine Veränderung vornehmen lieſs, ein einzigesmal gesehen, aber da hat er mich sehr interessirt. Auſser seiner Philologie ist seine Weltkenntniſs und mannigfaltige Erfahrung sehr unterhaltend. Der Philologie ist er jetzt ganz gram und das bloſs, wie mir Bast versichert, wegen einiger Druckfehler im Xenophon Ephesius. Von diesem hat er mir ein Exemplar geschenkt, und auch Ihnen wollte er eins schicken, und war nur über die Art

verlegen, es Ihnen zukommen zu lassen. Ich habe aber mit einem Gr. Wartensleben aus Berlin abgemacht, dafs er es für Sie mitnimmt, und so werden Sie es nächstens empfangen. Eckhel ist ein ältlicher, aber lustiger und äufserst gefälliger Mann. Meine Frau und ich haben ein Paar sehr angenehme Vormittage bei seinen geschnittenen Steinen und Münzen zugebracht. Neumann soll noch mehr praktische Münzkenntnisse haben, als er. Er ist im Begriff einen vollständigen thesaurus nummorum herauszugeben, der schlechterdings ein Verzeichnifs aller Münzen mit ihren Abbildungen enthalten soll. Wenn das Werk zu Stande kommt, werden es neun bis zehn Folianten. Den Hofrath Lerse, der bei Graf Fries ist, und den ich hier viel gesehen habe, kennen Sie ja wohl auch? Birkenstock läfst Sie sehr grüfsen. Ich habe ihn aber nur wenig gesehen. Mein Agamemnon ist hier doch um Eine Scene weitergerückt, und in Schillers Musenalmanach werden Sie etwas aus dem Pindar finden, das ich noch in Dresden übersetzt habe. In Paris hoffe ich sehr fleifsig zu seyn. Hätten Sie Correspondenz nach Paris, so hätte ich wohl sehr gern einige Briefe dorthin. Indefs liegt mir eigentlich nur daran, für jetzt von Ihnen zu hören. In Strasburg hoffe ich Brunck zu sehen; er soll wieder da seyn, und wieder arbeiten. Er ist, sagt man, mit einer Ausgabe des Terenz und Plautus beschäftigt. In Augsburg werde ich den Rector Mertens und durch ihn die dortigen Codd. besonders den prächtigen Thucydides sehen. Sollte mir dort oder in Strasburg etwas interessantes aufstofsen, so schreibe ich Ihnen noch von der Reise aus. Sonst erst aus Paris. Meine jetzige Adresse ist: in Basel, abzugeben in der Deckerischen Buchhandlung.

Leben Sie herzlich wohl, mein theurer guter Freund, wenn Sie überhaupt noch leben, und vergessen Sie Ihre

wandernden Freunde nicht. — Mit der Gesundheit meiner Frau, die Sie herzlich grüfst, geht es nach vielem Kränkeln hier, endlich wirklich, und wie es scheint auf eine mehr Sicherheit für die Folge versprechende Weise, besser. Die Kinder sind alle wohl. Von ganzer Seele Adieu!

Ihr

Humboldt.

[*Nachschrift.*] Von Heyne habe ich zwei Briefe an Bast gelesen, wo er von seinem Homer, Pindar und Tibull spricht und bei allen nur über Eile und Drang der Arbeiten klagt. In dem einen hiefs es über den Homer *ungefähr* so: Was haben sich die Alten beim Homer gedacht, und was sollen wir Neuen uns dabei denken? diefs sind die Fragen, worüber ich reden, oder wollen Sie es lieber so nennen, etwas plaudern will. — Wie gefällt Ihnen diefs? Ihre Briefe sind bis hieher noch nicht vorgedrungen.

Mein Bruder bleibt den Winter in Deutschland.

Wenn Sie mir Briefe schickten, hätte ich fast an niemand so gern einen als an Brunck, in Paris doch auch an Villoison.

LI.

Ohne Datum: (Paris 1798, April?)

Brinckmanns Ankunft hier in Paris war mir aufser allen andern Rücksichten dadurch unendlich willkommen, dafs er mir Grüfse von Ihnen brachte. Es war die erste Spur eines freundschaftlichen Andenkens nach einem so hartnäckigen, wirklich unbarmherzigen Stillschweigen. Zwar erfuhr ich in Zürich, dafs Sie eine Reise nach Holland gemacht hatten, und diefs beruhigte mich schon sehr über die Ursache Ihres Stillschweigens, aber Brinckmann kündigt mir sogar das Ende desselben an, einen Brief, den ich bald empfangen soll.

Aber in aller Welt, wo bleibt dieser Brief, nach dem sich mein Herz, das Ihnen immer mit gleicher Treue und

Freundschaft anhängt, so innig sehnt? Meine Erwartung ist um so mehr darauf gespannt, als das Bild, das mir Br. von Ihrem Befinden und der Gesundheit Ihrer armen Frau, die ich Sie freundschaftlichst von uns zu grüfsen bitte, giebt, wenig erfreulich ist. Wie herzlich wünsche ich recht bald von Ihnen zu hören, dafs es mit Ihnen beiden wieder besser geht.

Wir sind jetzt seit vier Monaten hier. Unsere Reise war sehr glücklich; keiner von uns war nur Einen einzigen Tag krank, das will bei einer kränklichen Frau und drei kleinen Kindern auf einem Wege von beinah 200 Meilen viel sagen. Hier ist die Gesundheit der Kinder gleich gut, die meiner Frau leider mehr abwechslend. Aber sonst gefällt es uns aufserordentlich gut. Es ist nicht gerade, dafs einzelne Menschen oder Gegenstände uns so erstaunlich anzögen, es ist mehr die Bewegung und Mannigfaltigkeit, die in dem Ganzen herrscht.

Mit philologischen Dingen habe ich mich bis jetzt wenig abgegeben. Die Bibliothek ist im Winter unangenehm zu benutzen, und dem, der zuerst hier ankommt, bieten sich so viele andere wichtige Gegenstände dar. Aber Sie sollten hier herkommen. Wie thätig könnten Sie in Einem Sommer hier seyn. Wir sind gewifs noch den ganzen Sommer über hier, und wie angenehm könnten wir zusammen leben. Von Philologen habe ich bis jetzt nur Millin und Dutheil gesehen. Der letztere ist mit Schützens Aeschylus gar nicht zufrieden, und scheint zu meinen, in seinen noch ungedruckten Heften ungleich mehr geleistet zu haben. Er ist aber ein wenig zurückhaltend, so dafs ich noch nichts davon sah. Larcher ist zu alt, um noch interessant für den Umgang zu seyn. Chardon de la Rochette und Corai mufs ich erst aufsuchen. Der erste arbeitet an einer neuen Ausgabe der Anthologie und ich erwarte am meisten von

ihm. Bitaubé kenne ich genau, doch rechne ich ihn ebensowenig als Camus und andere, die nichts als Uebersetzer sind.

Womit sind Sie jetzt beschäftigt, mein theurer Freund, vielleicht mit dem Tacitus? Hätten Sie für diesen noch keinen Verleger, so hat mich Vieweg aus Berlin, der eben hier ist, gebeten, Sie zu ersuchen, ob Sie ihn nicht ihm anvertrauen wollten. Ich kann ihn Ihnen als einen redlichen, honnetten und wohlhabenden Mann empfehlen.

Ich schliefse heute hier. Sobald ich Ihren Brief erhalte, antworte ich gleich und ausführlich. Meine Frau grüfst Sie herzlich, und bittet Sie mit mir recht sehr um die Erhaltung Ihres Andenkens und Ihrer Liebe. Ewig der Ihrige

H.

LII.

Paris. 22. Oct. 98.

Obgleich, liebster Freund, seit meinem letzten Briefe an Sie hier gar nichts vorgefallen ist, was Sie besonders interessiren könnte, so mag ich doch eine gute Gelegenheit, einen Brief bis Hamburg durch einen Reisenden gehen zu lassen, nicht versäumen, ihm auch für Sie einige Zeilen mitzugeben. Vielleicht sind sie Ihnen eine Veranlassung mehr, mich endlich mit einer Antwort zu erfreuen, nach der ich mich in der That recht herzlich sehne. Ich lebe noch immer auf eben die Weise fort, die ich Ihnen damals beschrieb, doch habe ich mich seitdem mehr, als vorher, mit philologischen Dingen beschäftigt. Ich habe nemlich die Vergleichung der Pindarischen Handschriften, die ich mir schon damals vorsetzte, nun angefangen und zum Theil vollendet. Es sind ohngefähr 12 bis 15 auf der

hiesigen grofsen Bibliothek, zum Theil ziemlich alte. Aber ich überzeuge mich immer mehr und mehr, dafs der Pindarische Text von da her nicht viel zu erwarten hat. In der That ist die Ausbeute aus der Vergleichung der ganzen Pythischen Oden so gering, dafs kaum einige Stellen auf eine recht entscheidende Weise dadurch gewinnen. Die Vergleichung des ganzen Apparats von Lesarten indefs, den man zusammen aus diesen und den Wiener Mspten ziehen könnte, würde einem Herausgeber immer nützlich seyn und auch die Geschichte des Textes würde dadurch beträchtlich gewinnen. Dem Uebersetzer können sie fast gar nicht dienen, und ich scheue mich einen grofsen Theil meiner Zeit auf eine Sache zu wenden, die weder mir, noch auch, da ich sie unmöglich vollständig machen kann, einem andern nützlich werden würde. Ich weifs nicht, ob, als ich Ihnen schrieb, schon Caillard wieder hier angekommen war. Ich sehe ihn von Zeit zu Zeit, komme aber doch ein wenig von meiner zu vortheilhaften Meinung über ihn zurück. Er hat, denn dies wollte ich eben von ihm erwähnen, den Heynischen Pindar bei sich, von dem er (dies sey zur Bestätigung meines minder günstigen Urtheils gesagt) unendlich grofse Stücke hält. Ohne dafs ich diesen bisher selbst genauer angesehn, kann ich mir wohl denken, wie er seyn wird, da Hermanns Antheil blofs in der einen Abhandlung zu bestehen scheint. Sobald Caillard ihn entbehren kann, werde ich die Pythischen Oden durchgehen, und sollte ich vielleicht finden, dafs ich mit Hülfe meiner Mspt-Vergleichungen über eine Parthie Stellen etwas Bedeutendes sagen könnte, so würde ich eine Recension dieses Pindars versuchen und Ihnen zu beliebigem Gebrauch oder Nichtgebrauch mittheilen. Soviel ich weifs sind ja auch die additamenta noch nicht in der ALZ. recensirt.

Von den Italiänischen Handschriften möchte ich Ihnen

gern etwas schreiben. Aber sie sind noch so wenig geordnet, dafs ich noch nicht einmal habe erfahren können, ob z. B. auch Pindare darunter sind. Doch vertröstet mich du Theil von einem Tag zum andern. Der arme Mann hat viel Noth damit. Denn stellen Sie Sich nur vor, dafs er es nicht einmal hat dahin bringen können, dafs man die Repositorien vorher dazu eingerichtet hat, und anfangs alle Handschriften nur auf die Erde legen mufste. Es heifst, dafs 500 Mscpte aus Rom und gleich viel aus Venedig angekommen sind. Die Wahl mag nicht die glücklichste seyn. Wenigstens war unter der Commission gerade niemand, der dies Fach genauer gekannt hätte.

Villoison habe ich noch immer nicht gesehen. Aus der projectirten Reise nach Orléans ist nichts geworden. Wie mir aber der junge Schweighäuser, der jetzt hier ist, und ein recht angenehmer Mensch scheint, sagt, so erwartet er ihn in einigen Tagen hier in Paris, und alsdann hoffe ich ihn gewifs zu sehen. Er soll noch immer an seiner Griechischen Reise arbeiten. Wenn diese noch erscheint, so habe ich beinah Lust die Uebersetzung, oder wenn es nöthig sein sollte, Umarbeitung davon zu übernehmen. Es wäre eine sehr angenehme Veranlassung, einen grofsen Theil der Griechischen Literatur und Alterthümer durchzugehen, und selbst auf eine Reise nach Griechenland, die ich doch noch immer nicht ganz aufgegeben habe, obgleich ich sie gewifs nicht eher als in mehreren Jahren unternehmen würde, wäre es eine schöne Vorbereitung.

Bei dem Gedanken dieser Reise mufs ich Ihnen doch ein Wort von meinem Bruder sagen. Er ist leider vorgestern von hier abgereist. Seine Abreise hat mich unendlich geschmerzt. Wir hatten die letzten Monate hier in demselben Hause gewohnt, alle Mittag zusammen gegessen, meist dieselben Gesellschaften besucht, kurz im eigentlich-

sten Verstande mit einander gelebt, und nachdem wir so alles Angenehme des ungestörten Zusammenseyns in vollem Maafse genossen hatten, mufste diese Trennung folgen, die noch dazu höchst wahrscheinlich nichts weniger, als kurz seyn durfte. Zwar ist er nicht, wie Sie vielleicht nach Deutschen Zeitungen vermuthen, mit dem Capitain Baudin um die Welt gesegelt. Diese Weltumseglung, die ihn freilich nicht wenig reizte, wird aus Mangel an den nöthigen Fonds jetzt ganz unterbleiben. Aber er ist nach Algier abgegangen, um sich dort einige Monate aufzuhalten, und von da aus den Orient zu besuchen. Er reist mit einem Schwedischen Consul, der auf einer eignen Fregatte dahin von Marseille aus übergeht, und dieser Consul, in dessen Gesellschaft er zugleich sicher und bequem ist, war eigentlich die Veranlassung, die ihn gerade nach Algier bringt. Indefs ist der Plan auch sonst nicht übel; die Berberei ist immer in mannigfaltiger Rücksicht interessant, und indefs er seine Zeit dazu verwendet, sich mit derselben bekannt zu machen, müssen sich die Sachen zwischen den Franzosen und Türken im Orient und Aegypten aufklären. Er lag mir eine Zeitlang an, ihn zu begleiten; und ich hatte natürlich grofse Lust, aber die Schwierigkeit, meine Familie hier indefs allein zu lassen, hielt mich doch zuletzt zurück.

Von meiner Frau, mein lieber theurer Freund, soll ich Ihnen recht innige und herzliche Grufse bestellen. Ihre Gesundheit ist noch immer sehr wechselnd, zwar hat sie sich im Ganzen sehr gebessert, das entsetzliche tägliche Fieber ist schon seit 8—10 Wochen ganz verschwunden; aber mit dem Eintritt des Spätherbstes kommen doch wieder andere Anstöfse und ich furchte immer wieder für den Winter. Sie liest jetzt mit grofsem Antheil und lebendigem Genufs den Vossischen Ovid. Was sagen denn Sie zu dieser Arbeit? Mich hat sie entzückt. Der Ovid hat unter

der Deutschen Meisterhand, dünkt mich, Deutsche Kraft und Herzlichkeit gewonnen, ohne an Lebendigkeit, Beweglichkeit und Zierlichkeit zu verlieren. Durch diese Uebersetzung vollendet Vofs den Beweis seines ächten Dichtergenies. Denn wer etwas dem Homer so Ungleiches gleich vortreflich machen kann, der zeigt dadurch den Umfang seines eignen Geistes, und die unbeschränkte Freiheit, mit der er sich im Felde der Kunst bewegt. Sie, Glücklicher, mitten in Deutschland und unter lauter Deutschen können kaum fühlen, wieviel einem eine solche, so kräftige, hohe und begeisterte Sprache giebt, was solche Bilder dem Sinn, solche Gedanken dem Geiste und Herzen sind. Aber in dieser Oede, „fern von dem Schalle germanischer Rede" schlagen Deutsche Töne dieser Art ganz anders an ein Deutsches Ohr. In der That wird man hier der Herz- und Kraftlosigkeit sehr müde, und ich bleibe noch immer dabei, dafs, so manches Interessante ich auch hier für meine Neugierde antreffe, der einzige Genufs meiner bessern Kräfte doch immer ein erhöhteres und durch den Contrast selbst lebendigeres Bewufstseyn der volleren und kräftigeren Deutschen Natur bleibt.

Was arbeiten denn Sie, mein Lieber? Ich höre gar nichts von Ihnen; Corai, der sehr mit Ihnen in Briefwechsel zu treten wünscht, auch nicht. Erfreuen Sie uns doch beide bald mit fröhlichen Nachrichten, sagen Sie uns, dafs Sie und die Ihrigen der Dämon der Krankheit, der Sie vergangenen Winter so arg zu plagen schien, verlassen hat; wenn das ist, so sind Sie gewifs auch nicht unbeschäftigt geblieben. Bedürfte aber Ihre Gesundheit und Ihre Stimmung noch einer Reise, so kommen Sie auf den Winter oder Frühjahr hieher. Die Gelegenheiten des bequemen und wohlfeilen Herkommens müssen von Leipzig aus häufig seyn, und Sie finden doch gewifs hier viel wichtige und

interessante Hulfsmittel Ihrer Studien. Haben Sie dann den Tag über Paris durchstrichen, so bringen Sie den Abend bei uns zu, wo Sie immer einige Deutsche oder Franzosen versammelt finden. Wir wollen Sie gerade so recht auf der Mitte des Deutschen und Französischen Umgangs erhalten, dafs Sie keins zu viel bekommen sollen.

Ich sehe, ich bin auf der vierten Seite. Lassen Sie mich, theurer Freund, noch einige Worte zum Schlufs über eine Arbeit sagen, die Sie von hier aus überraschen wird. Vieweg in Berlin wird Ihnen in wenigen Wochen ein Exemplar „Aesthetischer Versuche" zuschicken, die ich hier ausgearbeitet habe, und die eigentlich eine Beurtheilung von Göthe's Herrmann und Dorothea enthalten. Sie finden darin zugleich meine Begriffe über das Wesen der Kunst (die Elemente der Aesthetik) eine Erörterung des Wesens der Epopöe und manche einzelne Bemerkungen über mannigfaltige ästhetische Gegenstände. Die Ideen, die diese Schrift enthält, haben, glaube ich, einigen Werth. Wenigstens habe ich sie tief und genau durchdacht, sie an alle Theile meines Gedankensystems gehalten und sie nirgends in Disharmonie gefunden. Ebenso glaube ich, dafs der Begriff ästhetischer Beurtheilung, der darin aufgestellt ist, Beherzigung verdient. Wegen des Stils aber, bitte ich um Ihre Nachsicht. Wer selbst so klassisch schreibt, kann mit einer Arbeit, wie diese, unmöglich zufrieden seyn. Aber es war mir unmöglich an eine gänzliche Umarbeitung zu gehen, und die Herausgabe verzögern mochte ich auch nicht gern, weil mir der Inhalt dieser Versuche in der That werth ist. Wenn Sie Zeit hätten, wenn nicht das Ganze (ich sage dies recht offenherzig, da es immer eine Arbeit ist, ein ganzes Werk zu lesen) aber einzelne Abschnitte genauer anzusehen, so möchte ich Sie wohl um ein Urtheil bitten, besonders um ein solches, das mich in der

Folge bei meinen nächsten Arbeiten leiten könnte. Denn da ich auf eine Reihe Ideen gestofsen zu seyn glaube, die sorgfältig entwickelt zu werden verdient, so wünschte ich sehr in der Kunst der Darstellung mehr Fertigkeit zu erwerben, als mir leider bis jetzt eigen ist. Dem Fehler der Dunkelheit glaube ich ziemlich entgangen zu seyn; aber ich bin dafür in den der Ausführlichkeit verfallen, und besonders um diese Schrift um ein Beträchtliches kleiner zu machen, hätte ich sie nicht ungern noch einmal von neuem umgearbeitet, wenn es mir möglich gewesen wäre, eine noch längere Zeit hier einem Gegenstande zu widmen, für den mein hiesiger Aufenthalt mir wenigstens ganz fruchtlos blieb. — Wie ich in meinem Urtheile über Göthe und sein Gedicht mit dem Ihrigen übereinstimme, oder nicht, wünsche ich besonders zu vernehmen. Ich bin mir bewufst wenigstens nichts aus Rücksichten gesagt zu haben, was ich nicht ganz, oder nicht so für wahr hielt. Aber genug von mir selbst. — Ich sehe, da ich diesen Brief wieder überlese, dafs ich Ihnen recht eigentliches Geschwätz geschrieben habe. Allein die Nachrichten, die Sie wünschten, hat Ihnen mein letzter vollständig gegeben, und man mufs sich, dünkt mich, nicht immer vornehmen, blofs wichtige Dinge zu schreiben. Sonst verschiebt man es ewig, und die Freundschaft bedarf öfterer Erinnerungen. Möchte auch Ihnen Ihr Herz dies recht oft und laut sagen!

Humboldt.

LIII.

Madrid, 20. Dec. 99.

Seit unendlich langer Zeit, mein theurer Freund, sehne ich mich nach einigen Zeilen von Ihrer Hand; aber Sie

scheinen mich durch die Länge der Zeit, die ich nun schon von Ihnen und Deutschland entfernt bin, vergessen zu haben. Ich, mein Theurer, und meine Frau haben Ihrer desto öfter gedacht, und in sichrem Vertrauen auf die Liebe, die Sie uns sonst schenkten, auf die glücklichen Tage, die Sie uns in Auleben bei der einsamen Tafelbibliothek schenkten, hoffen wir, dafs Sie ein Band wieder werden anknüpfen wollen, das wir nur mit innigem Schmerz zerrissen sehen könnten. Ich schreibe Ihnen, lieber Freund, aus dem Herzen Spaniens, wie Sie sehen, und in wenigen Tagen verlassen wir diese Stadt, um noch weiter südlich nach Cadiz zu gehen. Dieser Entschlufs, fast das äufserste Ende des westlichen Europas (leider kann ich nicht nach Lissabon gehen) zu besuchen, wird Sie gewundert haben. Allein da ich nicht leicht hoffen konnte, Spanien wieder so nah, als in Paris zu kommen, da uns der Weg nach Italien versperrt war, und es mir doch wichtig schien, eine südliche Nation wenigstens zu sehen, so unternahmen wir diese Reise und in der That gereut mich der Entschlufs nicht. Den vorzüglichsten Genufs gewähren uns die Schätze der Malerei, die dieser Winkel der Erde wirklich — verbirgt; denn alle Beschreibungen davon sind in der That nur sehr mangelhaft. Sie wissen, was Paris jetzt in dieser Gattung besitzt, aber hier ist aufs mindeste ebensoviel, und überdies die auswärts nicht gekannte, aber vortreffliche Spanische Schule. Dies ist besonders ein grofser Genufs für meine Frau, sie besieht alles genau, schreibt über alle merkwürdige Gemälde, und die Zahl dieser geht in die Hunderte, etwas auf, und wenn Sie vielleicht davon einmal etwas ansehen, so wird auch in Ihnen vielleicht ein Wunsch nach diesem, sonst (wenigstens in dieser Jahrszeit) weder glücklichen Himmel noch Boden erwachen. Ich für mich bekümmere mich sonst um vielerlei, vielleicht nur zuviel

Dinge. Mein Zweck ist Menschen und Nationen kennen zu lernen, und dazu mufs man freilich manchmal sehr indirekte Wege einschlagen. Die Bibliotheken und Mscpte habe ich nicht versäumt, aber ich glaube, trotz der Kürze meines Aufenthalts sagen zu können, dafs ein Philologe (der nicht Arabische Sachen aufsuchte) in Spanien nur eine schlechte Ausbeute finden würde. Die Bibliothek des Escurials enthält allein beträchtliche Schätze von Mscpten classischer Autoren. Ich war zwar 10 Tage im Escurial, da aber 10 Tage für die Spanische Langsamkeit nichts sind, so sah ich selbst nur wenig. Nach dem aber was ich sah, und was mir der Holländische Gesandte, Valckenaer (der Sohn τοῦ πάνυ) der jetzt mit Van Kooten hier ist, sagte, sind alle lateinischen und griechischen Manuscripte nur sehr jung. Vielleicht haben Sie in den von dieser Bibliothek gedruckten Catalogen eine decas 2. des Livius bemerkt, oder auch in Reisebeschreibungen Aeufserungen des seeligen Baiers gelesen, dafs der Livius aus diesen Mscpten zum Theil hergestellt werden könne. Auch mir fiel diefs portentum auf, und ich habe Valckenaer und Van Kooten, die mit dem Hof jetzt noch 4 Wochen nach mir im Escurial waren, veranlafst, nachzusehn. Das Resultat ist, dafs die 8 Codd. die, nach der Angabe der Mönche allein da sind, nicht nur nichts Neues enthalten, sondern auch alle nur ziemlich fehlerhafte Abschriften Einer und ebenderselben Handschrift scheinen. In Madrid ist nur die einzige Bibliothek des Herzogs del Infantado, die aus der des Cardinals Mendoza entstanden ist, für einen Philologen interessant. Diese aber hat ein paar Dutzend Ausgaben von Classikern aus dem Ende des 15. Jahrhunderts, z. B. die sonst seltene Florentinische Ausgabe des Homer von 1488 u. s. f. Alle übrigen sind nur in Spanischen Sachen, aber in diesen sehr reich. Von den Spanischen Autoren selbst aber existiren

sehr viele nur im Mscpt. und man druckt hier jetzt noch so wenig, dafs Mscpte auch zum Privatgebrauch nicht selten sind. Alte Ausgaben Spanischer Dichter sind ungeheuer selten und theuer, und ich sah neulich ein fingerdickes Bändchen kleiner Comödien, für die man 12000 reale (3000 livres) foderte. Das Studium der alten Sprachen, besonders des Griechischen liegt hier fast gänzlich danieder. Alle Griechische Professoren auf den Universitäten wollen jetzt fast nichts sagen, und kaum findet man ein Paar besser unterrichtete Männer. Aber auch diesen ist alles Neuere unbekannt, und ein Theil des Brunckischen Sophocles, den ich zufällig bei mir habe, gilt hier für eine ganz neue Seltenheit. Nur in der Bibliothek des Herzogs von Osuna sah ich gute neue Englische Ausgaben, im Publikum sind sie unbekannt. Doch sehe ich eben dafs einer der neulichen Uebersetzer des Pindar eine Heynische Ausgabe gebraucht hat. Unter dem Paar Menschen, die sich hier mit diesen Dingen beschäftigen, fand ich einen, der von selbst (Valckenaers und Lenneps Arbeiten sind gänzlich unbekannt) auf bessere Ideen über die Grammatik gekommen war, der hieb aber auch so über die Schnur, dafs er, noch ärger als Trendelenburg, mir seine herzliche Verachtung des Mediums bezeugte. Desprecio el medio, sagte er; denn Sie müssen wissen, dafs ich mit den meisten Spanischen Gelehrten Spanisch sprechen mufs, was zum Glück nicht schwer ist. Diefs aber ist auch das vernachlässigteste Fach; sonst findet man mehr aufgeklärte und denkende Köpfe, als man glaubt, nur im Stillen. Denn wer dürfte hier laut reden? Dabei ist der Charakter der Menschen sehr angenehm, bieder, offenherzig, anspruchlos und zuvorkommend gegen Fremde, wie nirgend. Ein Paar Menschen habe ich hier gefunden, mit denen ich überall gern

leben würde, und mit denen ich gewifs in Verbindung auch künftig bleibe.

Was mich am meisten interessirt ist die Spanische Literatur und Sprache und daruber denke ich auch nach meiner Rückkunft etwas zu schreiben. Da es mein Plan ist, die Theorie der Aesthetik praktisch an Beispielen durchzugehen, so interessirte mich die Poesie einer mir noch unbekannten Nation schon von selbst, und in der That giebt, wie ich schon jetzt sehe, die Vergleichung derselben mit der Französischen und Italiänischen zu interessanten Bemerkungen Veranlassung. Ich habe schon ehe ich herkam zugleich die ältere Französische Literatur studirt, und wenn ich etwas uber Spanien schreiben sollte, werde ich tiefer in die Literargeschichte des 15. und 16. saec. eingehn, die man sonst nur gewöhnlich von Italien kennt. Noch mehr aber interessirt mich die Sprache, die wirklich grofse Verdienste besitzt. Ich fuhle, dafs ich mich künftig noch ausschliefsender dem Sprachstudium widmen werde, und dafs eine grundlich und philosophisch angestellte Vergleichung mehrerer Sprachen eine Arbeit ist, der meine Schultern nach einigen Jahren ernstlichen Studiums vielleicht gewachsen seyn können.

Ich habe von neueren Sprachen seit meiner Abwesenheit aus Deutschland viel zugelernt, für jetzt aber werde ich mich auf die Töchtersprachen der lateinischen und die Geschichte ihrer Entstehung beschränken. Zu diesem Behuf habe ich die provenzalische Mundart in ihren verschiedenen Abweichungen sorgfältig studirt. Soviel von meinen Beschäftigungen, mein Lieber.

Was machen Sie? was arbeiten Sie? Lassen Sie doch endlich eine Stimme der Nachricht erschallen. Ihr Homer wird, höre ich, in Kupfer gestochen, und auf Göthes Auftrag habe ich mit einigen Französischen Malern für Zeich-

nungen dazu gesprochen, wie Ihnen Göthe sagen wird. — Haben Sie mein Buch bekommen? Was sagen Sie zu Manchem darin? Denn das Ganze darf keinen Anspruch auf Ihren Beifall machen. Der Stil ist nicht sorgfältig genug behandelt. Aber die Ideen scheinen mir Untersuchung zu verdienen.

Haben Sie meinen Aufsatz über das Französische Theater im 5. Stück der Propyläen gelesen, und wie gefällt er Ihnen?

Jetzt leben Sie wohl! Ich gehe zum Thé einige Gesänge Homers mit meiner Frau zu lesen. Denn der Homer verläfst uns nicht, und den Abend versammlen wir uns immer zu einem sehr Deutsch-häuslichen Thé mit einem Freund, der mit mir reist und unsern 3 Kindern, die froh und gesund sind.

Schreiben Sie mir so (denn ich rechne ernstlich auf Antwort) dafs der Brief im April hier seyn kann, so adressiren Sie ihn: à Mr. d. H. chez Mr. de Tribolet-Hardy, Conseiller d'Ambassade du Roi de Prusse, calle Cantarranas, nr. 6 à Madrid. Dieser schickt ihn mir nach. Schreiben Sie später, so ist meine Adresse nach Paris, chez Mr. de Brinckmann, Chargé des affaires du Roi de Suède, rue de Grenelle, nr. 103.

Meine Frau grüfst Sie herzlich. Was macht die Ihrige und Ihre Kinder? Empfehlen Sie uns allen von ganzem Herzen. Grufsen Sie auch Eberhard und Klein! und Sprengel vor allen Dingen.

Ihr

H.

[*Nachschrift.*] Im Mai bin ich wieder in Paris, und im Herbst in Deutschland.

LIV.

Paris, rue et boulevard de Bondy, nr. 12. 26. Mai. 1800.

Ob ich gleich keine Antwort von Ihnen, mein theurer Freund, auf meinen Brief aus Madrid erhalten habe, so hoffe ich doch, dafs derselbe Ihnen richtig zugekommen seyn wird, und vermuthlich hat nur Ihre gewöhnliche Scheu, Briefe in die Ferne zu schreiben, Sie vom Antworten abgehalten.

Ich bin wieder hier, mein Lieber, und gleich in den ersten vier Wochen meines Hierseyns habe ich Ihnen eine Familienbegebenheit zu melden. Meine Frau ist nemlich am 17. Mai mit einer Tochter niedergekommen. Das Kind ist wohl, und die Mutter auch, obgleich die Niederkunft sehr schwer war. Sie grüfst Sie von ganzer Seele. Wir bleiben nur noch bis zum September hier, gehen dann nach Deutschland, d. h. nach Erfurt und Weimar zurück, und kommen im Frühjahr nach Berlin. Auf dieser letzteren Reise sehe ich Sie in Halle und bringe, wenn Sie es mir erlauben, einige glückliche Tage bei Ihnen zu.

Ich freue mich unsäglich Sie wiederzusehen. Ich hoffe Sie sollen finden, dafs ich meine Reise nicht unnütz gemacht habe. Doch komme ich reicher an Erfahrung und Menschenkenntnifs als an positiven Kenntnissen zurück. Vorzüglich habe ich mich in der letzten Zeit auf Sprachen gelegt und von dieser Seite viel zugelernt.

Ich kann Ihnen heute nicht mehr schreiben. Nur noch eine Anfrage, aber schlechterdings unter der Bedingung eines vollkommnen Stillschweigens gegen jedermann. Würden Sie Ihren Homer gern mit Stereotypen und zwar viel saubrer, viel correcter und noch wohlfeiler, als alles, was Sie von der Art kennen, gedruckt sehen? Könnten Sie ihn dazu gegen vortheilhafte Bedingungen hergeben, oder

müfste der Unternehmer, wenn er sich keine Art des Nachdrucks, auch nicht des gewöhnlich erlaubten mit fremden Werken gestatten wollte, sich mit der Waisenhausbuchhandlung abfinden? — Antworten Sie mir doch darauf. Dann mehr. Ich habe gedacht, Sie könnten durch diese Sache Gelegenheit finden, Paris auf einige Zeit umsonst zu sehen, und ich wünschte es den Wissenschaften, dafs Sie die hiesige Bibliothek, deren Schätze man nicht genug kennt, genauer ansähen. Dann liefsen sich Anstalten machen, junge Leute herreisen zu lassen. Selbst dazu habe ich einen Plan. Doch sind das alles bis jetzt freilich nur lose Aussichten, die die Zeit erst reifen mufs. Antworten Sie mir nur darauf.

Leider kann ich bei Ihrem Herkommen keine eigennützigen Absichten mehr haben, da ich selbst nur noch so kurz hier bleibe.

Leben Sie wohl, mein herzlich geliebter Freund. Grüfsen Sie innigst die Ihrigen, und gedenken Sie meiner mit Liebe.

Ihr

Humboldt.

LV.

Paris, 20. Jun. 1800.

Ich habe gestern Abend, liebster Freund, mit unendlicher Freude Ihren Brief vom 7. Jun. bekommen, und beantworte ihn gleich heute, damit Sie doch sehen, dafs es möglich ist, Briefe an mich gelangen zu lassen. So eine herzliche und innige Freude mir auch Ihr Brief gemacht hat, so hat er mich auch mit ordentlicher Indignation gegen die Posten erfüllt. Ist es nicht schändlich, dafs jeder unbedeutende Mensch in Deutschland aus Paris erhält, was er will, dafs Böttiger noch im vorigen Jahre eine durch

Coray gemachte Collation bekam, und dafs Sie mich hier haben, und zweifeln, ob es nur einen Corrector hier giebt, und mich noch fragen, ob ich Coray kenne? Nicht blofs von Ihnen sind ich weifs nicht wieviel Briefe verloren gegangen, sondern offenbar auch von mir Einer.

Gleich als ich hieherkam, in den ersten 6 Monaten heifst das, machte ich Corays und Chardon la Rochette's Bekanntschaft, und sprach natürlich von Ihnen. Ich redete auch, ohne dafs ich Auftrag hatte, von Collationen, die Sie vielleicht wünschen würden. Beide erboten sich nicht allein zur Correspondenz, sondern Chardon auch zu *unentgeldlichem* Collationiren *kurzer* Sachen, und Coray collationirt immer für Geld, so dafs sich diefs von selbst versteht. Seit meiner Zurückkunft aus Spanien habe ich beide noch nicht gesehen, weil wir wenigstens zweimal so weit aus einander wohnen, als Giebichenstein von Halle liegt. Aber es kann sich darin nichts geändert haben.

Doch nicht mehr von der Vergangenheit. Jetzt nur von der Art wie wir das Verlorene einholen können. Ich bin noch 2½ Monat hier, diese Zeit ist hinreichend alles einzuleiten. Schreiben Sie mir nur jetzt mit umgehender Post, nennen Sie mir alle Aufträge, die Sie haben, aber recht bestimmt und artikelweise.

Ich vermuthe: Sie werden 1. wissen wollen, was über diesen oder jenen Autor hier existirt? 2. Collationen wünschen.

ad 1. giebt es hier einen jungen Menschen, der mein genauer Freund ist. Schweighäusers aus Strasburg ältester Sohn. Dieser war eine Zeitlang Lehrer meiner Kinder in meinem Hause, und trennte sich nur von mir, weil ihm seine Bürger-Verhältnisse nicht erlaubten, mich nach Spanien zu begleiten. Ich kann ihn Ihnen nicht für einen gelehrten Mann geben, aber dafs er recht gut Griechisch weifs,

weifs ich, weil ich selbst vieles mit ihm gelesen habe. Er hat für seinen Vater hier viele Collationen, z. B. des ganzen Athenaeus gemacht, kennt die Mscpte der Bibliothek ziemlich gut und alle Menschen Coray, Chardon, Ste Croix, Villoison, du Theil, Larcher cet. sehr genau. Er hat im Sinne Notizen von einigen Mscpten hier herauszugeben, und für Nachfragen, was hier ist, ist dies also ganz eigentlich der Mann. Theils wird er selbst nachsuchen, theils bei andern, besonders bei Ste Croix, der vorzüglich alle Platoniker und Platonische Commentatoren, deren es hier eine wahre Unzahl giebt durchgestöbert hat, nachfragen. Auf diesem Weg kann ich Ihnen also hierüber Auskunft schaffen. Nur sage ich im Voraus, dafs niemand fast bei solcher Nachfrage mit Gewifsheit dafür stehen kann, dafs ihm *nichts* entgangen ist. Es sind der Sachen so viel hier, und geordnet ist nur sehr wenig.

ad 2. würde ich Coray empfehlen. Er lebt zum Theil vom Collationiren für Geld, schreibt eine vortrefflich-deutliche Hand, und seine Gelehrsamkeit kennen Sie übrigens. Könnte indefs Coray, weil er schwächlich ist, nicht alles machen, so schluge ich Schweighäuser vor, der wohl auch etwas übernehmen wurde, ob er gleich nicht gerade in der Lage ist, es zu brauchen. Vielleicht giebt sich auch Marron, den Sie gewifs durch Spalding kennen, damit ab, und auf alle Fälle erkundige ich mich weiter.

3. scheint mir die Hauptsache die, dafs Sie einen Correspondenten nach mir in Paris haben. Dazu nun können Sie zwar Coray, Chardon und auch Villoison (ob ich diesen, den ich auch recht gut kenne, gleich nicht für ebenso gefällig halte) wählen, und ich wunschte allerdings, dafs Sie einem der beiden ersteren schrieben. Allein zum regelmäfsigen Correspondenten schlage ich Ihnen wieder Schweighäuser vor. Er ist sehr gefällig, kennt, wie ich noch ein-

mal wiederhole, alle Gelehrte dieses Fachs ohne Ausnahme, und steht bei ihnen im Ansehn, ist auf der Bibliothek bewandert, und hat Hofnung, bei den Mscpten angestellt zu werden. Er schätzt Sie überaus, und es wird ihm sehr schmeicheln, Ihnen künftig nützlich seyn zu können. Was man also abwesend Paris benutzen kann, sollen Sie sicherlich besser als ein andrer.

Ihr jetziger Brief enthält zwei Fragen:

1. Was für Plato, Xenophon und Sueton hier an Mscpten zu finden ist? — Danach werde ich mich erkundigen. Aber für den ganzen Plato und Xenophon ist die Nachfrage nicht leicht. Doch kann man für den Plato Ste Croix, für den Xenophon Larcher consultiren. Ueber den Sueton verspreche ich Ihnen zuerst, sehr bald und gewisse Nachricht. — Ueber den Plato oder vielmehr seine Commentatoren, namentlich über den Hermias hat ein Däne Torlacius hier viel gearbeitet und abgeschrieben. Diesen Torlacius habe ich Spaldingen, weil er eben nach Berlin reiste empfohlen, und Spalding wird Ihnen mehr davon sagen können.

2. Ob Larcher und für welchen Preis seinen Orion verkaufen will? Ich kenne Larcher nur vom Institut her. Ich habe ihn sondiren lassen, ob er mich sehen wolle, er hat es indefs wegen seines Alters abgelehnt. Aber Schweighäuser sieht ihn und Ste-Croix ist sein Freund. Ich besorge die Sache durch den letzteren, und hoffe Ihnen in 8—10 Tagen Antwort zu geben. — Wenn er vielleicht wissen wollte, wozu Sie den Orion brauchen wollten, ob um ihn ganz abdrucken zu lassen, oder nur zu benutzen, so schreiben Sie es mir doch im nächsten Brief um Zeit zu ersparen.

Eine Adresse zum Einlegen ist unnütz und hält nur auf. Unter der Adresse: à Mr. de Humboldt à Paris, rue

et boulevard de Bondy, nr. 42, mit einem Wort, wie Ihr letzter Brief adressirt war, findet mich der Brief ohne Misgeschick! gewifs.

Leben Sie wohl. Ich habe noch viel zu thun. In graecis habe ich hier nichts gethan. Denn Homer, Sophocles, Thucydides cet. wiederlesen kann man nicht etwas thun nennen.

Meine Frau, die mit der Kleinen wohl ist, grüfst Sie herzlich und ebenso Ihre Frau Gemahlin. Von Herzen Adieu!

Ihr

Humboldt.

[*Nachschrift.*] Bald hätte ich die Stereotypen vergessen:

1. Mit dem Homer hat es noch Zeit. Die Griechischen Lettern sind noch nicht fertig. Da aber der Unternehmer, den ich Ihnen erst mündlich nenne, mein specieller Freund ist, so kann ich *das* immer auch abwesend besorgen.

2. Ihren Sueton aber glaube ich, würde man lieber früher haben, weil man mit den Lateinern anfängt. In welcher Zeit könnten Sie den geben? aber mit Gewifsheit.

Dann noch Ihr Rath. Man druckt jetzt den Sallust, und hat mich um Rath über die Ausgabe gefragt, die man zum Grunde legen soll. Ich habe gerathen, den Tellerschen Abdruck zu nehmen, aber durch einen sachverständigen Mann ihn durchsehn zu lassen und dabei doch noch die Havercampische, Zweibrückische, Cortische, Englische und die Spanische zu vergleichen, damit man nicht Druckfehler oder Tellerianismen abdruckt. Ist das ein guter Rath? Mir hat es geschienen, dafs Teller ziemlich alles verglichen hat, oder giebt es noch eine Ausgabe die man haben mufs, und die ich nicht kenne? Sie kennen meine Schwäche in der Bücherkenntnifs. Antworten Sie mir ja hierüber. Es soll übrigens nur ein Abdruck nicht eine *nova recensio* seyn, und auf dem Titel habe ich blofs *ad optimas editiones cet.* zu setzen gerathen. — Wie würden Sie *edition stereotype* lateinisch geben, wenn ausgedruckt werden sollte, *dafs die ganze Seite auf einmal und zwar mit Hulfe kupferner Matricen ausgeschlagen wird?* auch darauf gutige Antwort.

Man (nicht ich) hat sagen wollen: *pagellis vno ictu expressorum protyporum excussis.*

Also mit umgehender Post. Die Zeit ist kostbar.
In grofser Eile.

LVI.

Paris, 7. Julius, 1800.

Sie werden mir verzeihen, lieber Freund, wenn ich Ihnen heute nur wenige Worte schreibe. Aber ich bin erstaunlich beschäftigt, und ein Text, wie der meines heutigen Briefes, bedarf, dünkt mich, keines weitläuftigen Commentars.

1. Die Larchersche Abschrift des Orion Thebaeus gehört Ihnen; sie liegt in meinem Pult, und wartet blofs auf eine gunstige Gelegenheit abzugehen. Sie kostet Ihnen nichts. Larcher überläfst sie Ihnen unentgeldlich, und hat sich nur auf den Fall, dafs Sie dieselbe (wie er wünscht und hofft) drucken liessen 6 Exemplare des Werks zur Bedingung gemacht.

Ich mufs Sie jetzt bitten, ***mit umgehender Post,*** ja nicht später, mir ein Danksagungsschreiben für Larcher zu senden, und gut, glaube ich, würden Sie thun, wenn Sie mit der nächsten Buchhändlergelegenheit Larchern und Ste-Croix, jedem ein Exemplar Ihres Hŏmers schickten. Verzeihen Sie, dafs ich Ihnen so rathe; aber ich kenne die Franzosen. Sie lieben dergleichen Aufmerksamkeitsbeweise, und nennen es sogleich Undank, wenn sie ausbleiben.

Ste-Croix ist es, der Ihnen eigentlich diese Abschrift verschaft hat. Mir dürfen Sie nicht dafür danken, denn mir hat sie keinen Schritt gekostet. Ich bat Schweighäuser, Ste-Croix davon zu sagen; Ste-Croix ist zu Larcher gegangen, und so ist die Sache augenblicklich richtig gewesen.

Larcher überläfst Ihnen eigentlich zwei Abschriften des Orion. Beide sind von ihm selbst gemacht, eine vorzüglich sauber. Diese letztere enthält 177 Seiten in kl. Quart aber eng geschriebenen Text und 33 Seiten Register über die darin erklärten Wörter. Bei der andern ist ein Convolut von Larcher hinzugefügter Noten, auf die aber L. selbst ganz und gar keinen Werth setzt, und die er Sie nur dann zu benutzen bittet, wann Sie es für gut fänden.

Was mich jetzt am meisten beunruhigt, ist, wie ich Ihnen das Mscpt schicken soll, und hierüber erbitte ich mir Ihren Auftrag. Auf der Post ist es der Theure wegen unmöglich. Nun weifs ich aufserdem drei Wege, worunter Sie wählen mögen. 1. durch Buchhändlergelegenheit. Aber ich weifs in der That nicht, ob Treuttel und Würtz oder König hiezu ordentlich genug sind. Dafs es ein dritter (Fuchs) nicht ist, davon habe ich die unangenehmsten Erfahrungen gemacht. 2. durch einen Reisenden. Aber dies hängt vom Zufall ab, und ist daher ungewifs. Doch sind diese Gelegenheiten, wenn man nur, wie ich, genug Bekanntschaften hat, so selten nicht. 3. durch mich selbst. Allein ich kann erst Ende Octobers in Deutschland seyn, und da mit einer Familie leicht Hindernisse eintreten, so ist selbst dies nicht — unfehlbar. Auf alle Fälle denke ich, wenn ich eine Gelegenheit finde, nur die eine Abschrift abgehen zu lassen, und die andre bis zu meiner eignen Abreise zu behalten. So ist wenigstens der Verlust des Mscpts unmöglich.

2. empfangen Sie hier inliegend einige Nachrichten uber die Handschriften des Sueton, Plato und Xenophon. Etwas vollständiges hierüber wäre sehr mühsam zu liefern, und erforderte bestimmtere Data über das, was Sie suchen. — Ueberhaupt aber werden Sie sehen, dafs das Collationiren*lassen* unter diesen Umständen schwierig ist. Von

jedem Schriftsteller nemlich giebt es hier eine *Menge* Mscpte, alle zu collationiren ist fast unthunlich. Welches soll man nun wählen? — Könnten Sie selbst herkommen, so könnten Sie die Bibl. durchgehen, die Nummern der guten Codd. anzeichnen, und nun in Ihrer Abwesenheit diese collationiren lassen.

Indefs soll auch so geschehen was Sie wünschen. Coray wird Griechische Sachen unfehlbar und gut und für Geld collationiren. Schweighäuser hat nur zu Kleinigkeiten und unentgeldlich Zeit. Um einen lateinischen Collationator für Sie bemüht sich jetzt Ste-Croix.

3. Ste-Croix bietet Ihnen an, Ihnen allerlei Notizen und Auszüge aus unedirten Grammatikern, deren es hier genug geben soll, zu machen und zuzuschicken. Ich wünschte Sie schrieben Ste-Croix auch, er ist gefällig, kennt die Bibl. und alle Gelehrte hier aus dem Grunde, und kann Ihnen sehr nützlich seyn. Dafs er gegen Ihre Idee über Homer in Millins Magazin encyclop. geschrieben hat, mufs Sie nicht abhalten. Er ist ein braver Mann, und dient Ihnen darum mit nicht geringerem Eifer.

Ich habe mit Fleifs alle Ihre Aufträge durch Schweighäuser besorgt, theils, weil er die Handschriften mehr kennt, theils damit Sie sehen, dafs meine Gegenwart nicht nothwendig ist, um über die Menschen hier zu disponiren, und damit meine baldige Abreise Sie nicht muthlos macht. Wollen Sie vielleicht Schweighäusern auf seine Zettel selbst antworten, und ihm einige Complimente über seines Vaters Arbeiten, an denen er durch Collationiren Antheil gehabt hat, machen? Sie können Schweighäusern deutsch schreiben.

Meine Frau grüfst Sie und die Ihrige. Leben Sie herzlich wohl!

Ihr

Humboldt.

LVII.

Paris, 28. Jul. 1800.

Sie können leicht wieder, mein lieber Freund, in Ihre alte Verzweiflung zurückgefallen seyn, da Sie so lange auf eine Antwort auf diesen Brief haben warten müssen. Aber es war in der That nicht meine Schuld, sondern die der Umstände. Sie trugen mir nemlich ein zwiefaches Geschäft auf, griechische und lateinische Mscpt-Collationen. Mit den ersteren bin ich leicht und glücklich zu Stande gekommen, mit den letzteren geht es leider auch jetzt noch schlecht. Ich nehme diesen unangenehmeren Theil zuerst.

Schon ehe ich Ihren Brief erhielt hatte ich vorläufige Erkundigungen eingezogen, aber schlechterdings kein taugliches Subject zur Vergleichung lateinischer Handschriften finden können. Endlich versprach mir Villoison eins und ich war ruhig. Nach dem Empfang Ihres Briefes wandte ich mich an ihn, und er schickte mir nach mancherlei in Paris, wo man meilenweit auseinander wohnt, und oft nicht zu Hause ist, leicht begreiflichen Zögerungen, einen Menschen mit Namen Lecluse, der im Griechischen und Lateinischen Unterricht giebt, aber, denken Sie mein Erstaunen, nie — Handschriften behandelt hat. Ich kann Ihnen nicht sagen, wie sehr mich dieser Leichtsinn Villoisons, mich davon nicht früher benachrichtigt zu haben, verdrofs. Allein was war zu thun. Ich mufste, da Sie wegen des Suetonius dringen, mich mit ihm einlassen, und dies um so mehr, weil ich, nach noch einmal auf das genaueste bei Coray, Chardon, Gail, Ste-Croix und Marron (der für Santen die Mscpte des Catull collationirt hat, aber leider jetzt sich nicht mehr darauf einlassen will) eingezogenen Erkundigungen, keinen andern tauglicheren fand. Uebrigens, und dies sage ich nicht blofs um Sie zu trösten, ist der Lecluse

von andern Seiten, und vielleicht allen, die einzige Ungeübtheit abgerechnet, für Ihren Gebrauch nicht verwerflich. Er weifs, wie Villoison und Gail (dessen Schüler er ist) mich versichern, vollkommen gut Lateinisch und ist genau und fleifsig; mir selbst hat er gut gefallen, er sagte mir offen und bescheiden, dafs er erst ein Neuling sey, dafs er sich aber alle mögliche Mühe geben, und mir offenherzig sagen wolle, ob er der Arbeit gewachsen sey oder nicht. Glücklicherweise sind die Handschriften des Suetonius, die er zu vergleichen hat, nicht unleserlich. Allein wenn vielleicht auch künftig aus ihm ein guter Vergleicher für Sie werden könnte, so ist es immer jetzt schlimm. Da er Stunden giebt, so hat er nicht einmal eher als mit dieser vor drei Tagen begonnenen Decade anfangen können, und wird 2 Decaden zum bloſsen Appendix brauchen. Eher also kann ich auch dies nicht abschicken. Verlassen Sie Sich indefs wenigstens auf meinen Eifer. — Ich hätte herzlich gern selbst die Arbeit für Sie gemacht. Aber ich bin, da ich noch einige hier befindliche seltene Spanische Werke benutzen mufs, so mit Arbeit überladen, dafs es mir nicht möglich war. Indefs werde ich die Arbeit des Lecluse stellenweis revidiren und prüfen, mich auf alle Weise von dem Grad ihrer Genauigkeit zu vergewissern suchen, und Ihnen, wenn sie, wie ich hoffe, brauchbar ist, dieselbe durch die Post zuschicken. Hernach warte ich erst für das Weitere Ihre Antwort ab. Auch werde ich indefs nicht unterlassen, mich immerfort noch nach einem andern Subject zu erkundigen. Ueber den Preis ist noch nichts mit Lecluse abgemacht. Er selbst sagte mir, er könne davon nicht eher reden, bis er seine Tauglichkeit geprüft habe. Sie sehen auch daraus, dafs der Mensch gut und ehrlich zu Werke geht. Ich lasse ihn die Oudendorpische Ed. wie Sie mir schrieben zum Grunde legen.

Von Griechischen Schriftstellern wünschten Sie jetzt von Plato das Symposion und den Menon, von Xenophon den Oeconom. und die Apol. Socratis verglichen.

Das erstere hat Coray übernommen. Er dankt Ihnen sehr für Ihre freundschaftlichen Aeufserungen gegen ihn, und bietet Ihnen alle seine Dienste an. Einen Verleger hat er für die Uebersetzung eines Buchs des Hippocrates: über die Beschaffenheit der Luft u. s. f. gesucht, aber auch bereits hier gefunden. Jetzt hat er im Sinn den Aretaeus, der, seiner Behauptung nach, auch für die jetzige Medicin wichtig ist, zu übersetzen. Er hafst eigentlich sehr, aufser Paris drucken zu lassen; fände er indefs hier keinen Verleger, so nimmt er im Voraus Ihr gütiges Anerbieten an. Collationen für Sie will er gern machen, und er läfst Sie sehr offenherzig (er ist ein äufserst redlicher und edler Mensch) versichern, er würde nie für diese Arbeit Einen Sol annehmen, wenn ihn nicht die Umstände dazu nöthigten. Er ist in einer sehr ungünstigen Lage, und neuerlich hat Villoison die allgemein anerkannte Unwürdigkeit begangen, ihm durch Cabalen eine Stelle der Neu-Griechischen Sprache (die doch unstreitig dem gehörte, der Neu-Griechisch weifs, und nicht dem, der es radebricht) vorweg wegzuschnappen. Er ist jetzt noch unabwendbar 4—6 Wochen mit seinem Hippocrates beschäftigt. Dann geht er aber unmittelbar ans Werk. Ueber die Gröfse des Preises hat er nichts bestimmen wollen, er sagt er überlasse das Ihnen, wenn Sie die Arbeit sähen. Ich will Ihnen dann schon sagen, was er für die Vergleichung der Homerischen Hymnen bekommen hat, was ich durch Caillard genau erfahren kann. — Zum Herodot hat er, wie er mir sagt, nur wenig gesammelt, dies alles aber Larcher übergeben, so dafs Sie es in der neuen Ausgabe, die dieser jetzt von seiner Uebersetzung veranstaltet, und die unendlich vermehrt

und berichtigt seyn soll, ausführlich sehen werden. Es schien mir schicklich und für Sie selbst angenehm, wenn Sie Coray jetzt schreiben wollten. Sie können es natürlich französisch oder lateinisch. Deutsch versteht er zwar auch, doch weniger fertig. Schicken Sie mir den Brief, damit er Coray nichts kostet. Die Antwort kostet ihm nichts, die man von hier nicht einmal frankiren kann.

Nachdem die Hauptsache abgemacht ist, beantworte ich jetzt Ihren Brief der Reihe nach.

Ueber die Stereotyp-Ausgabe kann ich Ihnen heute nichts antworten, als meinen Dank für Ihre Rathschläge. Da es eine ganz neue Art Stereotypen ist, die man machen will, so geht es noch langsam mit den Zurüstungen, und beim Sallust will man schlechterdings bleiben. Diese Stereotypanstalt kann indefs, wenn ihr nicht Grille und Eigensinn, da sie nicht von blofsen Kaufleuten unternommen wird, schadet, sehr grofs und wichtig werden. Also bleibt uns die Hoffnung für die Zukunft, wenn auch jetzt nichts verabredet werden kann.

Der Orion Thebaeus ist seit 8 Tagen zu Ihnen hin unterwegs. Ich habe ihn dem Buchhändler Amand König, der nach Leipzig geht, mitgegeben und auf die Seele gebunden. Ich habe ihn gut eingepackt und ausdrücklich bestellt, dafs König ihn auch in Leipzig nicht der Post, sondern nur einem sichern Reisenden anvertrauen soll. Begegnete ihm übrigens ein Unglück, so wäre nicht alles verloren. Denn ich habe, wie ich Ihnen neulich schrieb, eine der beiden Abschriften nebst den Larcherschen Noten zurückbehalten, sie selbst mitzunehmen, und Ihnen jetzt nur die andre Abschrift (die sauberste) geschickt. König hält sich einige Wochen in Strasburg auf und die Handschrift wird Ihnen also erst später zu Händen kommen. Diesem

Uebelstand war indefs nicht abzuhelfen. Sobald Sie sie empfangen haben werden, schreiben Sie mir wohl.

Larcher hat über den Herodot seit seiner alten Uebersetzung nichts gethan. Jetzt arbeitet er, wie ich Ihnen oben sagte, an einer neuen Ausgabe.

Caillard habe ich von Ihnen gegrüfst. Er hat jetzt eine gute Stelle und ist Aufseher über das alte Archiv des auswärtigen Departements mit 10000 livr. Gehalt. Er sammelt noch immerfort prächtige Drucke, dafs er selbst etwas hervorbringen werde, glaube ich nicht, obgleich es Schade ist.

Chardon la Rochette ist auch mir nächst Coray der liebste Philologe hier, und er ist aufserdem ein origineller lustiger Mensch. Er wohnt in einem Zimmer, dessen Fenster Sie vor Rauch und Schwärze nicht unterscheiden können, hat aber eine prächtige Bibliothek. Er grüfst und schätzt Sie sehr, und erbietet sich gleichfalls zu allen Diensten. Er hat mir einzelne Abdrücke seiner letzten Beiträge zum Magazin encyclop. für Sie gegeben, die ich Ihnen einmal gelegentlich übermache. Seine Anthologie scheint so gut als fertig zu seyn, nur arbeitet er noch an einem vollständigen Phrasenindex darüber, der ihm noch viel Zeit kosten wird. Er hat die Idee sie in Oxford drucken zu lassen.

Ste-Croix ist gefällig, und darum schätz' ich ihn. Doch geht meine Schätzung — in die Ferne. Denn ich sehe ihn wenig. Platoniker will er, soviel ich weifs, nie herausgeben. Er hat sie nur durchstudirt zu seinem Mysterienbuch, was Sie wohl kennen. Von den Geogr. minor. hörte ich zum erstenmal durch Sie. Er hat aber vor einem Jahre ein dickes Buch sur les républiques fédératives de la Grèce, auch eins, glaube ich, über die Colonien der Griechen geschrieben. Nichts von allem diesem hat hier Sensation ge-

macht. Ich kenne leider blofs den schlechten libellus sur le Prof. Allemand.

Schweighäuser ist leider zu beschäftigt, um für andre, als seinen Vater collationiren zu können. Er ist Hofmeister hier und jetzt auf 2 Monate auf dem Lande bei Rouen.

Was meinen Sie für eine lat. Fragmenten-Sammlung des Sallust durch de Brosses? Ich habe bei Coray und Chardon nachgefragt. Beide kennen nur seine Röm. Geschichte in 4 B. — Schreiben Sie mir den ausführlichen Titel.

Millin ist sehr brauchbar. Er hat viel Bücher, erlaubt dafs man in seiner Stube arbeiten kann, hat an der Stelle seines alten Thé eine interessantere Gesellschaft mehrerer Gelehrten u. s. f.

Levesque kenne ich nicht persönlich, werde mich aber um ihn bemühen.

Dagegen mufs ich Ihnen noch von 3 Menschen reden.

1) Clavier, ist ein vermögender Mann, den Coray im Griechischen unterrichtet hat, und der an einer Uebersetzung des Pausanias arbeitet. Er hat eine hübsche Bibliothek und ist sehr gefällig.

2) Visconti, der bekannte Antiquar ist jetzt hier, und ich sehe ihn von Zeit zu Zeit.

3) Ein Engländer Banks, ein Neffe des alten, und Freund Porson's ist trotz des Kriegs hergekommen, um 2 Monate lang für den letzteren Graeca zu collationiren. Er gefällt mir sehr wohl und scheint gute Kenntnisse zu haben.

So eben kommt Lecluse zu mir, und erklärt mir, dafs der App. des Suetonius nur in Einem Mscpt. stehe, in allen andern fehle. Da er also nicht zur Probe dienen kann, so lasse ich nur einen kleinen Kaiser vergleichen. Ich schicke Ihnen das Blatt das mir Lecluse mitbrachte auf den Fall

dafs er mich nicht fände, mit. Sie sehen daraus was hier ist. Er hat dies nach dem gedruckten Catal. der Handschriften (haben Sie diesen in Halle?) und nach Du Theils Rath gemacht. Bald mehr. Leben Sie herzlich wohl!

Meinen letzten am 7. Jul. abgegangenen Brief haben Sie doch erhalten? Der letzte, den ich von Ihnen bekommen war vom 29. Jun.

LVIII.

Paris, 10. August, 1800.

Sie werden, lieber Freund, nach meinem letzten Brief sehr unzufrieden mit mir gewesen seyn, und das mit Recht, indefs hoffe ich Ihnen heute zu zeigen, dafs ich meine Bemühungen fortgesetzt habe, und dafs sie glücklicher gewesen sind.

Ich habe mich nemlich noch weiter nach Leuten, die zu collationiren fähig wären erkundigt, und bei der Bibliothek selbst einen Menschen entdeckt, der nach Millins und (was mehr bei Ihnen gelten wird) Du Theils Zeugnifs äufserst brauchbar dazu ist, und schon öfter Collationen für hiesige Gelehrte gemacht hat. Er heifst Parquoi, und will auch gern, was Sie wünschen, übernehmen. Seine Anstellung bei der Bibliothek läfst ihm zwar nicht sehr viel Zeit, indefs wird er thun was er kann. Aufserdem hat mir Du Theil noch einen zugewiesen, bei dem er aber selbst sagt, dafs man erst seine Genauigkeit prüfen müsse. Er scheint also nicht zu den schon Geübtern zu gehören. Indefs seyn Sie ohne Sorge und sagen Sie mir hübsch früh, was Sie wünschen. Im Anfang geht es immer schwerer, nach und nach entdeckt man mehr als man braucht.

Was den Suetonius jetzt betrift so habe ich es so ge-

macht. Lecluse collationirt den feinen Codex, der den Appendix enthält, und Parquoi fängt mit Collationirung des Kaisers Galba in dem andern an. Wenn Lecluse fertig ist, übernimmt er die noch nicht von Parcoi gemachten, und ich schicke Ihnen, was zu jeder Zeit, da ich Ihnen schreibe, fertig ist. Indefs gestehe ich offenherzig, dafs ich diese Cod. des Suetons kaum der Kosten des Collationirens werth halte. Vielleicht urtheilen Sie das selbst nach der Ihnen neulich überschickten Liste derselben. Sagen Sie mir wenigstens gleich auf diesen Brief, ob ich wirklich die Probe von allen 20 machen lassen soll. Ich habe indefs empfohlen mit den ältesten anzufangen. Vielleicht finden Sie auch gut nur eine Anzahl Stellen anzuzeigen, und diese nachsehen zu lassen. Ueber dies alles schreiben Sie mir ja gleich.

Wegen des De Brosses habe ich mich weiter erkundigt und mir seine wiederhergestellte Sallustische Geschichte in der französischen Edition nemlich geben lassen. In der Vorrede von dieser habe ich zwar gefunden, dafs er von einem lateinischen Werk — einer vollständigen Ausgabe aller Sallustischen Fragmente — spricht, das er in Mscpt so gut als fertig liegen habe, und dies scheinen Sie in Gedanken zu haben. Allein nach der Versicherung der Bibliothekare hier und anderer Bücherkenner ist dies lateinische Werk nie erschienen. Die Französische Ausgabe in 2 Quart-Bänden würde hier nicht schwer zu finden seyn. Sagen Sie mir, ob Sie diese wünschen.

Der junge Banks, von dem ich Ihnen neulich sprach, gefällt mir immer mehr, er ist ungeheuer fleifsig, und scheint auch gelehrt. Er schreibt jetzt das Lexicon mscptum Sangermanianum ab, das Ruhnkenius so oft citirt, und versichert, dafs alles Gold werth sey. Er geht in 2 Monaten von hier ab, denkt aber künftiges Jahr wiederzukommen.

Es ärgert mich, dafs die Engländer benutzen, was wir haben könnten. Ich bin nicht im Stande, mich mit den Mscpten viel zu befassen; ich habe kein ingenium criticum wie Sie wissen, und das blofse Collationiren schon (was mir zu eignem Gebrauch so nicht helfen könnte) kostet mich unglaubliche Mühe und Zeit, sobald der Codex irgend schwer zu entziffern ist, wie ich an den Collationen gesehen habe, die ich in Wien und hier über den Pindar gemacht, und die ich Ihnen mit nächster Gelegenheit einmal zu beliebigem Gebrauch übersende.

Wäre es aber nicht möglich, dafs Sie selbst, z. B. diesen Winter herkämen, oder da mir dies selbst unmöglich scheint, könnten Sie nicht einen jungen Menschen herschicken? Die Regierung läfst ja junge Künstler reisen, warum nicht auch Philologen? Bei guter Einrichtung kann ein Mensch hier füglich den Tag mit 6 livr. = 1 Thlr. 14 Gr. Preufs. Cour. oder monatlich mit 45 Rthlr. leben, und bei aufserordentlicher Oekonomie mit weit weniger noch. Wenn ein Mensch, der Eifer und einiges Vermögen hätte, sich dazu fände, und das dazu nähme, was er durch Collationiren für Sie oder sonst verdienen könnte, so mufste es, dächte ich, gehen. Nur müfste er recht sachverständig seyn, und gut um sich wissen, um selbst das Merkwürdige aufzusuchen. Ich möchte hier seyn oder nicht, so glaube ich im Stande zu seyn ihm alle Bequemlichkeiten zu verschaffen, die ein Fremder hier nur irgend geniefsen kann.

Antworten Sie mir schlechterdings immer noch hieher unter der alten Adresse bis ich Sie um etwas anderes bitte. Nur der Tod ist gewifs, alles andre aber, besonders aber und vorzüglich alles Abreisen von Paris ist ungewifs.

Leben Sie innigst und herzlich wohl!

Ihr

Humboldt.

[*Nachschrift.*] Sie müssen zwei Briefe empfangen haben, auf die ich noch keine Antwort habe, vom 7. und 28. Julius.

So eben kommt Leclusе zu mir und bringt mir seine Collation des Appendix, die ich noch beilege. Da von diesem Appendix blofs dies einzige Mscpt hier ist, so haben Sie über ihn nichts mehr zu erwarten. Dafs diese Collation alle auch die kleinsten Abweichungen enthalt (adpellare-appellare) cet. ist meine Schuld. Ich wollte, ehe ich den Menschen nicht näher kannte, nichts seiner Willkühr überlassen. Bei den Kaiserleben werde ich ihn und Parquoi weniger minutiös seyn lassen. — Der Leclusе fängt mir an zu gefallen. Er ist ungeheuer fleifsig und weifs auch viel. Er weifs Arabisch, recht gut Deutsch, kennt Vossens Homer cet. cet. Sagen Sie mir bald ein Wort.

LIX.

Paris, 25. Oct. 1800.

Ich schreibe Ihnen wieder in Angelegenheiten des Plato, lieber Freund, aber heute nur zwei Worte, nur einen Nachtrag zu meinem neulichen Briefe.

Ich komme so eben von der Bibliothek auf der ich Bast gesprochen habe, und er trägt mir auf, Ihnen folgendes zu sagen.

Er habe sich durch Collationiren der übrigen Handschriften des Gastmahls überzeugt, dafs unter allen Ihnen neulich aufgezählten Handschriften allein wichtig:

1) die Vaticanische, nr. 225 und 226.

2) und 3) die beiden Venetianischen, nr. 185. 189.

4) die aus dem Italiänischen Kloster, und

5) und 6) die beiden Königlichen, nr. 1808. 1809.

alle andern aber so unbedeutend wären, dafs es Sünde seyn wurde, Sie darum Geld ausgeben zu lassen. Selbst von der Wichtigkeit der einen Königlichen nr. 1809 sey er noch nicht gewifs. Ueberhaupt aber müfsten Sie im Gan-

zen nicht zu viel, und nicht mehr, als Sie neulich am Gastmahl gesehen erwarten.

Wollen Sie nun blofs diese 6 Handschriften verglichen haben, so will er verhältnifsmäfsig vom Preis der 100 Carolinen herunterlassen, insofern Sie bei ihm bleiben. Dies sey ihm lieber als mehrere Dialogen dazu zu vergleichen.

Dies habe ich Ihnen gleich schreiben wollen, damit Sie einen vollkommenen Entschlufs fassen, und wir endlich die Sache mit Bast oder Coray zu Stand bringen können.

Ihr

Humboldt.

LX.

Paris, 4. Decbr. 1800.

Ich mufs Sie sehr um Verzeihung bitten, mein theurer Freund, dafs ich Ihnen diesmal später antworte, als ich gewünscht hätte. Allein Negotiationen in Paris, und besonders mit einem Menschen, wie Bast, dessen man nie habhaft werden kann, weil er immer studirt, sind nie sehr schnell, und dazu habe ich etwa seit dem Empfang Ihres letzten Briefes unangenehme Vorfälle in meinem Hause gehabt, die mich fast um alle meine Zeit bringen. Der Lehrer meiner Kinder ist krank geworden, und so fällt Unterricht und Aufsicht ganz allein mir zur Last. Dabei war auch meine Frau ein Paarmal unpäfslich, und die Zerstreuungen und einige Arbeiten kamen dazu.

Zuvörderst mufs ich bemerken, dafs ich Ihnen seit dem Bastischen Antrag einen zweiten Brief geschrieben hatte, in dem ich die Zahl der Codices, die nach Basts Urtheil zu vergleichen seyn wurden, noch geringer bestimmte. Ihre Antwort sagt mir nicht, ob Sie diesen Brief gleichfalls empfangen haben.

Das Unternehmen mit Bast ist nicht, wie Sie wünschten, gelungen. Meine Schuld ist es nicht. Ich habe mein Möglichstes gethan. Ich habe ihm aus Ihrem Briefe mitgetheilt, was nöthig und möglich war, und er hat mir darauf die schriftliche Antwort geschickt, die ich Ihnen hier beilege. Wahr ist es, dafs er mir schon vor Ankunft Ihres Briefes ein Paarmal eine Art Reue über sein Anerbieten bezeugt, und eine schändliche Arbeit wäre die Sache in der That gewesen. Was ihn anlockte, sie zu übernehmen, war unstreitig das Geld. Es mochte ihn reizen in wenig Monaten 100 Louisd'or zu verdienen, und auf Bücher zu verwenden. Ein kleinerer und langsamerer Gewinn hatte nicht diese glänzende Seite. Seine eigne Idee scheint zu seyn, nach seiner Zurückkunft ein Miscellanwerk über viele Schriftsteller drucken zu lassen. Genaueres aber weifs ich nicht davon, denn, wie gesagt, er kommt weder zu mir, noch zu irgend jemand, und thut mit seinen Funden, wenigstens gegen die Franzosen entsetzlich heimlich. So hat er ungedruckte Epigramme gefunden, mich aber ums Himmels willen gebeten, Chardon nichts davon zu sagen.

Was Sie jetzt auf seinen Antrag thun werden, bitte ich Sie mir zu schreiben. Vielleicht wäre es auch gut, ihm selbst gradezu zu antworten, da er Ihnen doch die kleine Collation geschickt hat. Sein Urtheil über den Werth der Mscpte halte ich für aufrichtig und wahr. Es scheint in der That nicht soviel daraus zu ziehen.

Wenigstens, ehe Sie viel Geld an Collationen wenden, überlegen Sie, ob Sie nicht dafür selbst herkommen könnten. Sollte sogar die Akademie nicht Geld dazu geben? Sie kennen ja Lucchesini und er scheint mir Eifer und Lust zu haben, den Wissenschaften nützlich zu seyn. Wenigstens kann ich nicht ablassen, darauf zu bestehen, dafs Sie einmal in Ihrem Leben selbst hier gewesen seyn müfsten.

Wegen des Suetons ist alles bei Lecluse nach Ihrem Willen besorgt. Auch den Xenophon vergesse ich nicht.

Ich habe dieser Tage Wyttenbach's Leben Ruhnkenius gelesen, und mich geärgert, dafs Ihrer nicht mit mehr Würde gedacht ist. Sie stehen mir gar wunderbar dort, mit Spaldingio und Herelio fast in Einen Topf gemischt. Sonst hat mich der Charakter des alten Ruhnkenius sehr angezogen. Solche heroische Derbheit existirt jetzt nicht mehr.

Ich schliefse hier, mein Lieber, weil es sehr tief in der Nacht, eigentlich nah am Morgen ist. Entschuldigen Sie mich mit den erwähnten Umständen. Aber Basts Brief spricht statt meiner. Antworten Sie mir bald und sagen Sie mir, was ich thun soll. Von inniger Seele

Ihr

H.

LXI.

Burg Oerner. 14. Aug. 1801.

Lieber theurer Freund, ich bin endlich hier, wieder nach so langer Abwesenheit nur vier Meilen von Ihnen entfernt. Meine Freude darüber ist unglaublich, die alten Zeiten, wo wir uns wöchentlich und oft mehr als Einmal schrieben, wo ich Ihre Beschäftigungen von Tag zu Tag kannte, wo ich selbst mich unaufhörlich mit dem Studium abgab, das mir immer den meisten Genufs gewährte, stehen mir wieder so lebendig vor der Seele, als wäre es gestern gewesen. Meine Frau und meine Kinder sind natürlich mit mir, und die erstere freut sich endlich den langen Zauber gelöst zu wissen und an das Ende Ihrer leider nur zu wahren Prophezeihung gekommen zu seyn. Jetzt aber, mein inniggeliebtester Freund, wächst auch die Sehnsucht Sie zu umarmen mit jedem Augenblick, und ich schreibe

Ihnen heute recht eigentlich nur, um mich deshalb mit Ihnen zu besprechen.

Ich bleibe noch bis künftigen Freitag, heute über 8 Tage also, hier, dann gehe ich allein mit meinem ältesten Knaben nach Berlin, lasse meine Frau hier und hole sie im Herbst wieder ab. Bis zum Herbst aber kann ich unmöglich die Freude Sie zu sehen hinausschieben, und Sie müssen uns schlechterdings bis zum Freitag hier (und doch wenigstens auf 2 Tage) besuchen, oder mir erlauben auf so lange zu Ihnen zu kommen.

Das Beste für den ungestörten Genufs wäre freilich, Sie kämen. Auch werden Sie meiner Frau nicht den Schmerz machen wollen, Sie wieder nicht zu sehen, und dann ist es doch hübscher uns vereint hier zu finden. Richten Sie Sich also doch so ein, dafs Sie bis zu nächstem Freitag hieher kommen. Es ist nicht nöthig, dafs Sie es mir vorher schreiben. Auch wenn Sie erst z. B. künftigen Freitag kommen, dann aber bis Sonntag bleiben könnten, wäre es mir recht. Ich bleibe soviel länger. Nur melden Sie es mir dann durch die Post oder einen Boten. Richten Sie Sich aber ja auf mehrere Tage ein. Wie göttlich wäre es, wenn Sie gleich kämen und uns 8 Tage schenkten. Wie schön könnten wir dann mit einander über alles Geschehene und noch zu Geschehende schwazen. Nur mufs ich Sie um Eins bitten. Mein Schwiegervater hat mir gesagt, Sie hätten zwar herkommen wollen, aber mit mehreren andern Personen, deren Namen ich nicht mehr weifs. Dies bäten wir Sie, *jetzt* nicht zu thun. Mein Schwager ist jetzt mit seiner Frau hier, und so ist nur für Einen nachsichtsvollen Freund Platz. Dann (dieser Grund gehört mir und meiner Frau an) möchten wir Sie allein geniefsen.

Könnten Sie nun aber *jetzt* nicht kommen, (denn einmal mussen Sie meine Frau hier besuchen) so käme ich künf-

tigen Sonnabend zu Ihnen und bliebe, wenn Sie es mir erlaubten, ein Paar Tage bei Ihnen. Das wäre zwar auch schön, aber lange nicht so schön, theils weil wir uns nicht so ungestört, bei meinen übrigen Bekanntschaften in Halle sprechen, theils weil ich auch in entgegengesetztem Fall, dafs Sie nemlich herkommen, ein Paar Tage länger hier mit meiner Frau und meinen Kindern zusammenbleiben könnte, was mir natürlich auch lieb wäre. Können Sie aber doch nicht kommen, so haben Sie die Güte mir gewifs mit umgehender Post zu schreiben und auf dem Couvert zu bemerken, dafs das Mansfeldische Postamt mir den Brief durch einen Expressen herschicken soll.

Kämen, gegen alles mein Hoffen und Erwarten, bis künftigen Freitag weder Sie noch Nachrichten von Ihnen, so würde ich doch wohl Sonnabend nach Halle gehen, um Sie nur auf keine Weise zu verfehlen.

Das andere Mscpt des Orion so wie einen Hippocrates von Corai und einige Kleinigkeiten von Chardon la Rochette bringe ich Ihnen mit oder gebe sie Ihnen hier. Ueber meine für Sie so unglücklich ausgefallenen Geschäfte in Paris, rede ich, als uber odiosa, die mir mehr Verdrufs und Aerger gemacht haben, als Sie leicht denken mögen, lieber nur mündlich.

Meine Frau grüfst Sie und die Ihrigen herzlich. Mein Schwiegervater empfiehlt sich Ihnen bestens. Leben Sie wohl und überraschen Sie uns wie weiland in Auleben.

Humboldt.

[*Nachschrift.*] Noch Eine recht dringende Bitte: Kaufen Sie doch gleich für mich das Schneidersche Griechisch-Deutsche Wörterbuch und lassen Sie es in Pappe recht schnell binden. Kaufen Sie gleichfalls Gedikens kleines Gr. Lesebuch, lassen Sie es gleichfalls binden und schicken Sie beides meiner Frau hieher. Mein ältestes Mädchen hat vor einigen Monaten angefangen Griechisch zu ler-

nen und meine Frau möchte es in meiner Abwesenheit mit ihr fortsetzen. Lieben Sie das Gedikesche Lesebuch nicht, oder vielmehr (denn wer kann es lieben?) hätten Sie einen besondern Aerger darauf, so schicken Sie meiner Frau nach Belieben ein anderes Anfängerbuch.

LXII.

Berlin, 12. Dec. 1804.

Wirklich, liebster Freund, mufs ich jetzt Ihre Nachsicht anflehen, wenn ich, so oft ich schreibe, kurz bin. Denn obgleich ich, seit Riemers Ankunft Luft schöpfe, so mufs ich mich dennoch gewaltig zusammennehmen, um nur noch etwas zu thun. Müfsig aber müssen Sie mich nicht ganz denken. Ich arbeite mich mit jedem Tage tiefer in meine Sprachuntersuchung hinein, und entdecke immer mehr Griechisch im Baskischen, das nur bisher meinem blöden Blick verborgen lag. Ich werde nun unmittelbar ernstlich daran gehen, und vielleicht gelingt es mir doch, etwas zu machen, das Sie einen Augenblick interessirt. Könnten Sie mir aber nicht einige Bücher über die Spuren anzeigen, die man noch vom Etrurischen hat? Lanzi ist mir bekannt, er schien mir aber, als ich ihn in Paris freilich mehr durchblätterte, als las, erstaunlich voll von Hypothesen und Chimären. Auch über die ältesten Bewohner Griechenlands und die Origines des Griechischen gäbe es vielleicht einiges mir Unbekannte.

Wegen der Italiänischen Sachen werde ich mich erkundigen, und selbst mit Denina, den ich recht wohl kenne, sprechen.

Bast werde ich durch Schweighäuser befragen lassen, ob er unsern Brief empfangen hat, und warum er ihn nicht beantwortet?

Mit Riemer bin ich bis jetzt sehr wohl zufrieden, nicht dafs ich von den ersten Tagen viel urtheilen wollte, aber er ist heiter, vergnügt und beschäftigt sich viel mit den Kleinen. Gerade in den ersten Zeiten aber, wo er sie sich noch nicht zur Hand gezogen hat, sind die meisten Schwierigkeiten. Behält er also da seinen Frohsinn, so fürchte ich für die Zukunft weniger. Was ich thun kann, ihn mir persönlich zu attachiren werde ich gewifs nicht versäumen. Er ist mir überdies ein sehr angenehmer Gesellschafter, und jetzt in meinen etymologischen Nöthen mir von grofser Hülfe. Es scheint einmal von den Göttern bestimmt, dafs mir durch Sie, mein inniglieber Freund, immer etwas vorzüglich Gutes und Liebes kommen soll, und so danke ich Ihnen denn auch für diese neue Gabe mit herzlicher Innigkeit.

Mit Schröder ist alles besorgt, wie Ihnen die anliegende Quittung sagen wird.

Mit meiner Frau hat Riemer nur zu sehr Recht gehabt. Sie hat recht viel gelitten, seit sie hier ist, und ist leider noch nicht am Ende. Welches die Veranlassung davon sey, darüber ist sogar der Arzt noch nicht mit sich einig. Doch mufs es sich in einigen Wochen ausweisen. Sie grüfst Sie und die Ihrigen innigst.

Sie wünschen meine Schrift, und sollen sie in wenig Tagen haben. Ich werde alsdann den unter Schlabrendorfs Aufsicht nun stereotypirten Catilina dazu legen.

Nun ein herzliches Lebewohl! Ich hoffe, ich höre bald wieder etwas von Ihnen, wenn auch nur Weniges. Auch wenige Zeilen sind doch immer ein sufs überraschendes Lebenszeichen.

Gestern Abend afs ich mit Riemer bei Spalding und

heute Mittag bei Klein. Spalding speiste uns nach Riemers glücklichem Ausdruck *συν λεξει και γλωσσαις*.

Von Herzen der

Ihrige

Humboldt.

[*Nachschrift.*] Den Vico hat die Bibliothek nicht. Buttmann weifs nichts von ihm. Ich lege Riesters Zettel bei.

LXIII.

Rom, den 3. Februar, 1803.

Sie trugen mir auf, liebster Freund, Ihnen einige Bücher hier zu kaufen und Ihnen in Florenz die Vergleichung einiger Handschriften zu besorgen. Ich antwortete Ihnen unterm 11. Dec. wie ich die Besorgung dieser Aufträge eingeleitet hatte, und später schickte ich Ihnen durch Riemer einen kleinen Aufsatz des Abate Francesco Fontani, die Handschriften des Plato in Florenz betreffend. Ich eile Ihnen heute fernere Nachricht zu geben und mir Ihre Entschliefsung über die nun wirklich zu besorgende Vergleichung auszubitten.

Ich hatte, wie ich Ihnen schrieb, Herrn Uhden aufgetragen, bei seiner Durchreise durch Florenz das Nöthige mit Fontani abzusprechen, und er will mir auch deshalb von dort aus geantwortet haben. Allein ich habe den Brief nicht bekommen, und liefs mir also durch einen andern Kanal von Fontani Antwort ausbitten. Diese lautet folgendergestalt:

Es sind 17 Handschriften des Plato in Florenz, in welchen Euthyphron und Apologia Socratis vorhanden ist. Zur Vergleichung dieser beiden Gespräche in allen diesen hält man 2 Monate Zeit nöthig, und da man dazu zwei Graecisten

brauchen will, und es deren in Florenz wenige giebt, so hat Fontani den Preis auf 20 bis 25 Zechinen, also 60—75 Thlr. unseres Geldes in Golde angesetzt.

Schon diese Forderung scheint mir zu grofs. Die in Absicht des Homers ist gar lächerlich. Es giebt in Florenz nicht weniger als Drei und Neunzig Handschriften desselben. Um in diesen allen 30—60 Zeilen zu collationiren, glaubt man (eheu!!) 3, sage drei Monate Zeit nöthig zu haben und verlangt daher 30 Zechinen, d. i. 90 Thlr. in Golde.

Auf beide Forderungen habe ich mich, ehe Ihre bestimmte Antwort eingeht, nicht einlassen mögen und habe mit voriger Post nur Fontani in einem eigenen Billet gebeten, ob er sich nicht selbst in einen Briefwechsel, der, damit ihm das Porto erspart wird, durch mich gehen könnte, mit Ihnen einlassen wollte. Hierüber erhalte ich vielleicht noch vor Abgang dieses Briefes Antwort, und bemerke dieselbe dann noch am Schlufs desselben.

Den Zoega de Obeliscis habe ich für 9 hiesige Scudi oder Piaster (ohngefähr 13½ Thlr. Preufs. Cour.) gebunden gekauft und bei mir liegen. Das Werk des Bettinelli, das den Titel trägt: Risorgimento d'Italia negli studj, nelle arti e ne' Costumi, dopo il Mille, dell' Abate Saverio B. Parte 1ma degli studj, a cui si aggiugne ora per la prima volta l'Elogio del Petrarca, scritto ultimamente dal medesimo Autore. Parte 2da dell' arti e dei Costumi. Bassano bei Remondini, 1786. grofs 8. habe ich in Florenz für 10½ paoli Flor. (ohngefähr 1¾ Thlr. Preufs. Cour.) anschaffen lassen. Zu des Lagomarsini lateinischen Werken ist mir Hofnung gemacht worden.

Dagegen ist mir eine Handschrift des Lagomarsini, die sich in der Riccardischen Bibliothek in Florenz befindet zum Abschreiben angeboten worden. Sie werden ihren In-

halt, Umfang und Beschaffenheit aus anliegendem Aufsatz, den mir Fontani, auf meine Bitte, mitgetheilt hat, und der eine Abschrift der Vorrede derselben enthält, ersehen. Die Kosten, welche die Abschrift machen würde, hat man mir nicht bestimmt. Hätten Sie indefs Lust, sie zu besitzen, so wäre das Beste, Sie bestimmten selbst, wieviel Sie daran wenden wollten. Ich suchte dann den Handel möglichst wohlfeil zu schliefsen.

Ueberhaupt bitte ich Sie ein für allemal, liebster Freund, mir bei jedem ähnlichen Auftrag das Maximum des Preises, den Sie anwenden wollen, zu bemerken. Nur auf diese Weise kann Zeitverlust im Hin- und Herschreiben vermieden werden. Die Liste der Homerischen Handschriften hat Fontani versprochen, aber noch nicht geschickt.

Soviel hierüber. Ich hoffe Sie sind mit meiner Besorgung bis jetzt zufrieden, und wünsche dies besonders darum, damit Sie Lust behalten, mir Aufträge zu geben.

Wir fangen an, hier immer mehr und mehr eingewohnt zu werden, und wenn auch manches misfällt, so versöhnt ein Spaziergang in irgend eine Ruine des Alterthums wieder mit unendlich vielem. Noch vorgestern an einem kalten aber heitern Tage besuchten wir die Thermen des Caracalla und dann die Via Appia mit allen ihren Grabmälern, von dem des Scipio an bis zu dem der Caecilia Metella. Auf dem gleichen Wege sieht man den sogenannten Circus des Caracalla und die Quelle der Egeria mit einigen andern Tempeln. Der Egerien-Quell ist vor allem hübsch. Es ist eine ausgebaute Grotte in einem Berg, es stehen noch die Nichen herum, die ehemals die Statuen enthielten und im Grunde liegt die verstümmelte Bildsäule der Nymphe. Das Wasser, das sehr schön und klar ist, kommt aus dem Berg. Von oben ist die ganze Grotte mit Epheu und anderm Gesträuch überwachsen, und

davor ist ein Wiesenthal in dem der Almo fliefst, in dem Vieh weidet, und wo wir in dieser Jahreszeit schon Veilchen pflückten. Um uns keine Freude zu verderben, warten wir, um schöne Gegenstände zu sehen, immer einen heitern Tag ab, und so sind uns noch viele Genusse vorbehalten.

Zum Studiren bin ich noch nicht so viel gekommen, als ich gewünscht hätte. Geschäfte, Zerstreuungen, die jetzt selbst die Neugierde noch so häufig veranlafst, Sorgen der ersten Einrichtung und selbst Ungewohntheit des Orts, die die zum Studiren nöthige Ruhe nimmt, haben mich vielfältig abgehalten. Doch fallen von nun an immer mehr und mehr alle diese Hindernisse hinweg, und ich zweifle nun nicht, dafs ich in ein recht gutes Gleifs kommen werde.

Meine Frau grüfst Sie herzlich, theurer Freund. Erhalten Sie uns Ihr liebevolles Andenken, und lassen Sie recht bald von Sich hören. Von inniger Seele

Ihr

H.

LXIV.

Rom, 19. März, 1803.

Ihr längeres Stillschweigen, lieber Freund, ist Ursach, dafs ich nicht wieder, wie es eigentlich meine Absicht war, schrieb. Jetzt habe ich am 15. Ihren Brief vom 12. v. M. (das ist ohngefähr die Regel, 21—30 Tage) erhalten und obgleich ich ihn heute noch nicht eigentlich beantworten kann, so will ich doch Riemers Brief an Sie einige Zeilen, nur zur Auffrischung des Andenkens beilegen.

Zuerst herzlichen Dank für alle Ihre Briefe an meine Frau, R. und mich. Was Sie widrig nennen, halte ich für

sehr wohlthätig. Ich würde dazu gerathen haben, wenn ich Sie vor der Ausführung darüber gesprochen hätte, und doch ist es viel leichter nachher zu billigen, als vorher anzurathen. Nur, mein guter lieber Freund, erhalten Sie jetzt Ihre Lage so, und gehen Sie keine neue Verbindung ein. Ich will nicht weitläuftig über die Gründe dawider werden, aber Sie sehen sie ohnedies ein, und ich bin überzeugt, dafs Ihre Studien und Ihre Heiterkeit bei dieser Einsamkeit gewinnen werden.

Ihre Aufträge werde ich alle besorgen, d. h. kaufen was sich von dem, was Sie wünschen, ohne zu lange zu warten, haben läfst, und es dann für diesmal zu Lande nach Leipzig oder Halle absenden. Sie werden ja sehen, was es kostet. Das nächstemal versuchen wir das Meer. Aber jetzt schien es mir so traurig, auf den ersten Transport so lange warten zu müssen, und ich kenne Ihre Ungeduld. Sonst wäre das Herannahen des Sommers wohl für die Seereise einladend gewesen.

Das Geld bezahlen Sie immer in Berlin auf meine Anzeige an Mendelssohn & Friedländer daselbst. Dabei ist blofs die Schwierigkeit des wechselnden Courses und dafs weder ich hier, noch jene dort Ihnen sagen können, wieviel Pr. Geld so und soviel Piaster machen. Allein damit machen wir es so. Wir nehmen einen Mittelpreis, z. B. den Piaster zu 1 Thlr. 12 Gr. an, und da ich ja mit Ihnen in Rechnung bleibe, so schreibe ich Ihnen zu gute oder zum Nachtheil, wenn mir die Rimesse, die mir Friedländer macht, mehr oder weniger, als ich ausgelegt habe, bringt. Es ist mir sehr lieb, dafs Ihre Bestellungen eigentlich für den König sind. Ich werde darum nicht weniger sparsam seyn, aber es thäte mir leid, wenn Sie für Ihre Studien vom Ihrigen aufwenden müfsten, da Heyne z. B. immer im Fremden schwelgte.

15. April, 1803.

Tausendmal Verzeihung, mein theurer Freund. Ich wurde unterbrochen, als ich da stehen blieb; den Mittag sagte mir Riemer, er schreibe nicht, ich konnte Ihnen über Ihre Aufträge noch nicht genug sagen, als dafs es der Mühe werth gewesen wäre, den Brief allein wegzuschicken und ich wollte also warten bis Riemer schriebe. Das ist nicht geschehen und Gott weifs wenn es geschehen wird, ich habe mit dem Erbprinzen von Mecklenburg, mit andern zahl- und namenlosen Fremden und dazu mit der heiligen Woche (den langweiligsten Ceremonien, die die Erde gesehen hat) so viel zu thun gehabt, und habe so wenig zu mir selber kommen können, dafs, meinen bessern Vorsätzen zuwider, meine angefangene Antwort liegen geblieben ist, und dafs ich Sie recht herzlich um Entschuldigung bitten mufs. Seitdem habe ich nun auch Ihren zweiten Brief vom 23. Febr. bekommen und kann nunmehr alles aufs vollständigste beantworten. Lassen Sie mich hier nach der Reihe erst alle Ihre Fragen beantworten, und nachher noch solange die Zeit bis zur Post es verstattet, mich über Sie und mich, Rom und Halle schwatzen.

Fea ist vorzüglich gut, wenn er einen andern Schriftsteller übersetzt oder commentirt. So kennen Sie seinen Winkelmann, und so habe ich jetzt für Sie sein Werk: dei Circhi particolarmente di quello di Caracalla, das eigentlich ein opus posthumum von Bidaconi ist, gekauft. Ich selbst kenne es noch wenig. Allein Zoega lobt es mir aufserordentlich. Gleichfalls habe ich für Sie angeschaft einen Band verschiedenartiger philologischer Abhandlungen, in denen viel Gutes seyn soll, und ein Paar Kleinigkeiten Viaggio d'Ostia und eine Abhandlung über die Vorstellungen der Leda. Sie werden so ziemlich seine opera omnia

haben, Sie müfsten denn auch die elende Römische polit. Zeitung haben wollen, an der er grofsen Antheil hatte, oder noch hat. Er ist von Person ein kleiner, lebhafter und gefälliger Mann und Aufseher über alle Alterthümer hier. Vorzüglich hat er die Untersuchung aller Kunstsachen, die ins Ausland gehen, um die Ausfuhrung alter Werke, welche, wie Sie wissen werden, neuerlich streng verboten ist, zu verhüten. Mit diesem Verbot geht es übrigens, wie mit vielen Dingen hier. Es ist so abgeschmackt streng, dafs eigentlich meine Kinder, wenn sie ein Stück altes Säulencapital in den Bädern des Caracalla oder sonst wo finden, es nicht mit nach Berlin nehmen dürften, und gerade weil es so allesumfassend ist, werden Kisten, die mehrere Fufs hoch sind, weggebracht.

Dabei fallen mir die Excavationen ein, die der Pabst jetzt bei Ostia machen läfst, und die Ihnen vielleicht aus den Zeitungen bekannt sind. Man braucht Galeerensklaven dazu, und die unmittelbare Aufsicht darüber ist einem, aber nicht mit mehreren Gelehrten dieses Namens zu verwechselnden Petrini anvertraut. Ich kam selbst noch nicht nach Ostia. Allein wie mir Baron Schellersheim, von dem gleich mehr, erzählt hat, so stellt man die Sache sehr verkehrt an. Statt den Strafsen des alten Orts, wie man sie nach und nach findet, nachzugehn, so wühlt man die Erde ohne sonderlichen Plan hier und dort auf, wirft zu, wo man nichts findet und verdirbt mehr das terrain, als dafs man es regelmäfsig absuchte. Etwas sehr Bedeutendes ist bis jetzt nicht gefunden worden. Meist Münzen und einige Köpfe. Es kostet noch einige Schwierigkeit, die aufgefundenen Sachen zu sehen. Im heifsesten Sommer sollen die Galeerensklaven hier in Rom arbeiten, wo? weifs ich noch nicht. Ostia ist alsdann ungesund, und schon jetzt ist die Sterblichkeit unter ihnen, da sie erbärmlich gehalten wer-

den, schrecklich. Doch ist ihre Menge sehr grofs und die Leichtigkeit in ihre Gesellschaft zu kommen, ist es nicht weniger. Denn die Noth und der Krieg hatten hier eine solche Menge Gesindel zusammengeführt, dafs der Gouverneur der Stadt wirklich mit sehr schneller Strenge verfahren mufste. Auch sind jetzt Excesse nicht so häufig und die Sicherheit auf den Strafsen ziemlich grofs. Ich denke bis künftiges Frühjahr zu warten, und dann, wo die Resultate hoffentlich wichtiger seyn werden, eine ausführliche Nachricht über diese Nachgrabungen, etwa in der Literatur-Zeitung bekannt zu machen, wenn es nicht bis dahin von einem andern geschieht.

Der Foggini gab es zwei, den Onkel und den Neffen. Der Onkel war Monsignore und ist todt, der jüngere war hier Bibliothekar der Corsinischen Bibliothek, die auch für das Publikum, aber nur wenige Stunden offen steht, ist aber jetzt, wie ich hier höre, in Florenz. Das Hauptwerk, das unter diesem Namen geht, und das Sie vermuthlich kennen, ist die Beschreibung der Basreliefs im Museo Capitolino. Zoega lobt es erstaunlich, obgleich er mehr Gelehrsamkeit, als scharfsinnige Erklärungen darin findet. Der jüngere hat es herausgegeben, es soll aber Verdacht da seyn, dafs es meistentheils eine Arbeit des älteren ist. Marini wenigstens macht aus dem jüngeren ebenso wenig, als viel aus dem älteren.

Marini's fratelli arvali habe ich für Sie gekauft und ebenso seine Inschriften aus den Pallästen und Villen des Hauses Albani. Er hat noch ein andres ziemlich voluminöses Werk über die Päbstlichen Leibärzte herausgegeben, das mir aber für Ihren Gebrauch nicht interessant schien. Er ist ein guter, gefälliger Mann, nur ist leider mit der Vaticana, wenn man nicht sein einziges Geschäft daraus macht, wenig oder nichts anzufangen. Einmal ist sie nur

etwa 150 Tage im Jahr offen. Zweitens an diesen Tagen nur wenige Stunden. Drittens ist es verdrieſslich diese Tage (die nemlich die sind, an denen auch kein soupçon eines Festes eintritt) aus dem Festkalender herauszusuchen, und man macht daher leicht einen vergebenen Gang. Endlich ist sie von unsrer Wohnung und überall vom Mittelpunkt der Stadt entsetzlich weit entfernt. Die Säle und das eigentliche Local sind prächtig. Allein sonst hat sie ein ödes und trauriges Ansehen. Alle Bücherschränke sind mit hölzernen Thüren verschlossen und Sie sehen schlechterdings kein einziges Buch.

Aufser der Vaticana sind mehrere öffentliche Bibliotheken noch hier, die Minerva, die der Lage nach die zugänglichste ist, die Corsinische, Barberinische u. s. f. Andre zu denen man, wenn sie auch nicht öffentlich sind, leicht Zugang erhält, wie die des Collegii Romani und die des verstorbenen Cardinals Zelada, welche der Pabst neulich für 8000 Scudi (12000 Thlr. Gold) an sich gekauft hat. Hie und da ist auch eine Privatbibliothek, aus der man wohl ein Buch sogar ins Haus geliehen bekommt. Allein bei dem allem ist man in Ansehung literarischer Hulfsmittel hier äufserst schlimm daran. Man verliert eine ungeheure Zeit, um die gewöhnlichsten Dinge zu bekommen, und das liegt vorzüglich daran, dafs eigentlich niemand fast hier gelehrte Arbeiten treibt. An Paris mufs man nicht denken. Von der Bereitwilligkeit und der zuvorkommenden Gefälligkeit, die man dort antrift, ist hier keine Spur.

Invernizzi ist Advokat hier; ich habe ihn noch nicht gesehen. Er soll aber auch kein interessanter Mann im Umgange seyn. Ich weifs nicht, ob Sie einige andre Sachen, aufser dem Aristophanes von ihm kennen. Er hat noch de frenis Veterum; ein Leben Justinians, und neuerlich eine dissert. de judiciis publicis geschrieben. Von den beiden

ersten sagt wenigstens Zoega nicht viel Gutes und das Letzte wird Sie schwerlich interessiren.

Nelis ist todt. Er starb 1798 in Florenz im Kloster der Eremiti Camaldulesi.

Oderici hat sich zurückgezogen und dürfte schwerlich wieder etwas herausgeben. Er hält sich in einer villa Pieve de Sori bei Genua auf.

Das Museum Pio-Clementinum besteht bis jetzt aus 6 Bänden. Mit der Herausgabe des 7ten und 8ten ist man jetzt beschäftigt. Jeder Band kostet 12 Scudi 90 Baj. folglich alle 6 jetzt: 77 Scudi 40 Baj. etwa 116 Thlr.

Nach dem Homer mit Scholien, der in der Bibliothek des Collegii Romani seyn, und dessen Existenz der Herz. Ceri abgeläugnet haben soll, habe ich mich genau erkundigt. Ich habe den Herz. Ceri selbst, der aber so gut als nichts davon wufste, sondern sich blofs damals auf Nelis Bitte bei andern erkundigt hatte, Marini, De Rossi und den Spanischen Exjesuiten Hervas darum gefragt, der ehedem selbst Bibliothekar des Collegii Romani war. Das Resultat, das ich herausgebracht, ist folgendes: der Codex war wirklich da, und hatte viele Scholien. Allein er ist in der Revolution, man weifs nicht wie, verschwunden. — Ueberhaupt hat diese Bibliothek nicht nur damals, sondern sogar schon vorher viel in dieser Art gelitten. Sie wissen vielleicht, dafs Muretus Buchernachlafs ganz in diese Sammlung kam. Muretus hatte sehr viele seiner Autoren mit Randglossen beschrieben und diesen hat man vor allen andern nachgestellt. Man beschuldigt grofser Veruntreuungen vorzüglich einen Exjesuiten Arteaga, der mit Azara lebte, und 1799 in Paris starb. Dieser Arteaga, den ich sehr gut gekannt habe, war übrigens ein Mann von viel Kopf und mancherlei Kenntnissen, und hat mehrere Schriften, eine z. B. über die Musik der Alten Italiänisch und eine über

die idealische Schönheit Spanisch herausgegeben. Er war berühmt dafür, als ein Ausländer, sehr gut Italianisch zu schreiben. Dennoch sind von diesen Muretischen Ausgaben noch einige übrig geblieben.

Die Wissenschaften unterstützt jetzt nur noch der einzige Cardinal Borgia. Ich glaube, ich schrieb Ihnen schon, dafs jetzt Zoega an einer Beschreibung von 300 Coptischen Mscpten arbeitet, die er besitzt, und dafs diese Beschreibung auf des Cardinals Kosten gedruckt wird. Vielleicht aber konnte ich Ihnen damals noch nicht sagen, dafs diefs Werk in Rücksicht auf Geographie, Alterthümer und Sitten Egyptens sehr wichtig werden wird. Aufser vielen Uebersetzungen von Stücken der Schrift sind nemlich unter diesen Handschriften auch Leben von Heiligen, Einsiedlern und Legenden, und in diesen kommen über alle die genannten Gegenstände viele schätzbare Notizen vor. Um die Sache zu erschöpfen, und diesen Handschriften ganz und gar ein Ende zu machen, ist Zoega's Absicht, alles, was sich von dieser Art in denselben befindet, abdrucken zu lassen, so dafs die Handschriften dadurch ganz unnütz werden. Auch für die Sprache wird diese Arbeit sehr interessant seyn, vorzüglich da alle Dialecte darin vorkommen, und sie viele Data enthalten mit denen bekannt zu werden verlohnt und, von denen man bis jetzt fast nichts wufste. Die ersten Bogen sind vor wenigen Wochen gedruckt worden, und das Mscpt ist so gut als ganz zum Druck fertig.

Borgia hat fast von allen, meistens auswärtigen Gelehrten, nach und nach Theile seines überaus seltenen Museums, das aber nicht hier, sondern in seinem Geburtsort Velletri steht, erklären und beschreiben lassen. Mehrere Sachen hat er sogar noch im Manuscript liegen. Im Umgang ist auch er nicht interessant. Das Interesse an den Wissenschaften geht nicht uber sein Museum hinaus und

man kommt mit ihm zu keinem ernsthaften, ordentlichen Gespräch.

In Absicht des Homerischen Codex vom Collegio Romano vergafs ich Ihnen zu sagen, dafs der Däne Schow ihn verglichen haben soll.

Ueber Lagomarsinis Arbeit über den Cicero kann ich Ihnen weit gründlichere Auskunft geben, als ich gehofft hätte, nur sind die Nachrichten nicht sehr tröstlich. Die Arbeit ist hier und gehört der Bibliothek des Collegii Romani. De Rossi hat mir folgende zuverlässige Nachricht davon gegeben; er ist um so besser davon unterrichtet, als er Lagomarsinis Schüler war. Es sind blofs Collectanea von Varianten, aber aus sehr vielen und mannigfaltigen Handschriften, und ohngefähr 8—10 Quartbände. Eigene Noten Lagomarsinis sind nicht dabei, oder höchst wenige und unbedeutende. Zu kaufen würde die Arbeit, wie Sie sehen, nicht seyn, obgleich sich auch deshalb mit Borgia, von dem es vorzüglich abhängen würde, sprechen liefse. Abschreiben und extrahiren liefse sie sich allerdings; indefs treten 3 schlimme Umstände ein, welche auch diefs theils schwierig, theils bedenklich machen:

1) Wie die Sammlung im Collegio Romano ist, ist sie schlechterdings und auf keine Weise zu brauchen. Die Codices sind mit Buchstaben bezeichnet, A, B, C, cet. und es ist kein Register über die Bedeutung dieser Buchstaben dabei. Dieses Register, ein wahrer Clauis, mit sorgfältiger Beschreibung jeder Handschrift (wie man versichert) ist in einem besondern Volumen enthalten, und dies Volumen — stellen Sie Sich vor! — ist in Genua. Als nemlich Lagomarsini im Collegio Romano, wo er eine Stelle bekleidete, starb, und seine Bücher dem Collegio hinterliefs, befand sich dieser Clauis in den Händen seines Neffen, des Jesuiten Lavagna. Dieser hat ihn nie herausgeben wollen, und er

hält sich jetzt in Genua auf. Dieser Clavis würde nun wohl zu erhandeln, oder wenigstens die Erlaubniſs ihn abzuschreiben zu erkaufen seyn; aber dann ist das Geld auch gewissermaſsen weggeworfen. Denn ohne auch die Varianten zu besitzen kann er nicht viel nutzen, und man müſste also ihn kaufen, um jene nun zu extrahiren.

2) enthält die Sammlung ungeheuer viel Unwichtiges und bedeutende Lesarten nur sehr wenige. Dem armen Lagomarsini selbst ist der Praſs zu lästig geworden. Er hat nemlich alle nur mögliche Schreibfehler mit anmerken lassen.

3) endlich ist sie nicht zuverlässig. Lagomarsini hat die Varianten nicht selbst gesammelt, sondern für Geld collationiren lassen. Einige der Leute, die er dazu gebraucht hat, sind treulos damit umgegangen, und haben ganze Seiten der Handschriften überhüpft. Dies ist er erst am Ende inne geworden, und De Rossi weiſs aus seinem eignen Munde, daſs er, selbst wenn er leben geblieben wäre, die Arbeit würde haben liegen lassen, weil er sich nicht mehr Muth genug fühlte, sie von neuem machen zu lassen, und doch, da er einmal an einigen Stellen offenbare Lücken gefunden hatte, keinem Theile mehr recht traute. Nach diesen Notizen, die ich Ihnen als vollkommen authentisch geben kann, werden Sie nun im Stande seyn, mir Ihre fernere Absicht zu sagen. Das Specimen kennt niemand; und was das Wunderbarste ist, De Rossi selbst weiſs nicht, daſs es existirt.

Ein jetziger Ital. Gelehrter, der sich fortdauernd mit dem Cicero beschäftigt, ist Garatoni. Er ist Marinis Freund, der sehr viel von ihm hält, und lebt jetzt in Bologna. Ehemals hielt er sich, als Bibliothekar der Barberinischen Bibliothek in Rom auf. Er hat in der Ausgabe, die Porcelli in Neapel vor ungefähr 10 Jahren nach der Graeuischen anfing und die noch nicht geendigt ist, die Noten zu den

Reden gemacht, und vorzüglich einen sehr guten, und Ihnen gewifs bekannten Codex in der Büchersammlung des Capituli Vaticani benutzt. Lagomarsinis Arbeit hat er nicht zu Rathe gezogen.

Da ich auf Fontani komme, mufs ich wieder meine Sünden beichten. Ich habe seit einiger Zeit einen Brief desselben an Sie bei mir liegen, den ich immer wegschicken wollte, ohne dafs ich je dazu kam. Ich lege ihn jetzt dem meinigen bei und Ihrem Wunsch, mit ihm in Briefwechsel zu stehen ist also damit ein Genüge geschehen. Wegen der von Ihnen gewunschten Collationen werde ich Abrede mit ihm nehmen. Ich habe dies nicht aus Nachlässigkeit, sondern aus Gründen so lange anstehen lassen. Ich wollte die Sache, vorzüglich der Preise wegen, lieber mündlich als schriftlich abgemacht wissen, und konnte mich dazu keines andern, als des Barons Schellersheim, dessen ich vorhin erwähnte, bedienen. Dieser Mann besitzt ein sehr grofses Vermögen, hat Güter im Preufsischen, vorzüglich in den Westphälischen Provinzen, und wendet sein Geld fast allein zum Ankauf von Kunstsachen an. Er besitzt die gröfseste und vollständigste Sammlung goldner Kaisermünzen, die, aufser den öffentlichen von Wien und Paris, existirt, und eine prächtige Sammlung von Gemmen. Stellen Sie Sich nur vor, dafs er neulich den Ihnen gewifs bekannten Hercules, der in einem grünen Diamant*) geschnitten ist, aus dem Museum Strozzi für 2000 Zechinen gekauft hat. Dieser Mann, mein genauer Freund, hält sich gewöhnlich in Florenz auf und ist mehr als irgend ein andrer zur Besorgung literarischer Aufträge geschickt. Seit 6 Wochen aber war er hier; in 14 Tagen ohngefahr aber geht er zurück, und mich dunkt, Sie gewinnen in jedem Fall bei dem Aufschub.

*) Späterer Zusatz im Mscpt „(falsch)".

Von einem gewissen Ricey, einem Antiquar, der nicht übel und mein genauer Bekannter ist, werde ich Ihnen noch einige Kleinigkeiten, wenigstens gewifs seine Schrift über das alte Albalonga und heutige Albano, wenn ich Ihnen die Bücher schicke, beilegen. Er hat auch eine Abhandlung über den Pago Lemonio geschrieben.

Ein Abate Uggeri hat Grundrisse der antiken Gebäude herausgegeben, die ihrer Genauigkeit wegen geschätzt sind; er fährt noch damit fort.

Gewifs sind Sie neugierig von dem Aufrollen der Herculanischen Mscpte, das jetzt durch einen Engländer John Hayter auf Kosten des Prinzen von Wales betrieben wird, etwas zu wissen. Ich habe mich, da ich selbst noch nicht nach Neapel kommen konnte, durch alle dazu irgend fähige Reisende bemüht, etwas Genaues zu erfahren; ich habe auch endlich ein eignes Billet des Hayter darüber bekommen. Aber es enthält blofs folgende dürftige Notizen, die ich Ihnen wörtlich abschreibe: The number of Manuscripts hitherto unrolled, is between fifty and sixty, eighteen before my arrival, and the rest since. Part of the eleventh Book „de Rerum natura" is the only discovery, which has been made of Epicurus. The other are either anonymous, or by Philodemus, an Epicurean in the Times of Cicero. His Works are Physical, Moral and Philosophical. Danach sollte einem vor der Fluth von Schriften des Philodemus bange werden. Seitdem hörte ich noch von einem Werk über die gottesdienstlichen Gebräuche und auch, aber ohne Titelangabe, von einem lateinischen. Jetzt habe ich einen neuen Versuch gemacht, besser und grundlicher davon unterrichtet zu werden, dessen Erfolg ich Ihnen sogleich mittheilen werde. Es ist eine Art Geheimnifskramerei dabei, und darin liegt, glaube ich, die Schwierigkeit. Der König von Neapel ist nemlich doch gewissermafsen darüber eifer-

süchtig geworden, dafs ein fremder Prinz dies machen läfst. Er hat es sich daher nicht nehmen lassen, die Sachen auf seine Kosten drucken zu lassen, und nun will man nicht gern eher von dem Gefundenen reden, bis es auch bekannt gemacht werden kann. Eine andere Schwierigkeit ist die, dafs oft Titel und Anfang der Mscpte fehlt, und Hayter mag nun nicht Gelehrsamkeit genug besitzen, um mit Glück aus einem Stück errathen zu können, wohin es gehören mag. Aus dem ersteren Grunde bitte ich Sie, ja nichts von dem, was ich Ihnen jetzt schreibe, auf welche Weise es sey bekannt zu machen. Ueberhaupt aber weifs ich, liebster Freund, dafs ich *Ihnen* einen discreten Gebrauch meiner Briefe nicht zu empfehlen brauche.

Physiker, Chemiker cet. giebt es hier eigentlich kaum. Von Mathematikern sind Fontana und Pessuti geschätzt; ein mit neueren Erfindungen nicht unbekannter Arzt ist Lupi; ein sehr guter Wundarzt Flajani; als Mineralog kann Gismondi genannt werden; und ein junger emsiger Mann, der mit Glück, ohne dafs er aber bis jetzt geschrieben hätte, Physik und Chemie treibt, ist Scarpellini. Gismondi ist Vorsteher des Cabinets des Collegii Nazareni und hat Petrini's Beschreibung desselben herausgegeben. Flajani hat Chirurgische Observationen geschrieben, von denen der letzte Theil erst in vorigem Jahr herausgekommen ist, ein Werk, das man schätzt. Ich habe es daher für Sie gekauft.

Als Buchhändler habe ich, seitdem ich Ihnen zuletzt schrieb, Visconti kennen gelernt, den Bruder des Gelehrten. Er steht einer der gröfsten Buchhandlungen, der Imperialischen, vor, und ist ein sehr gefälliger, ehrlicher und sogar billiger Mann. Auch Zoëga bedient sich seiner bei seinen Aukäufen für die Kieler Universitätsbibliothek. So lange ich hier bin scheint es mir nicht nothwendig, dafs Sie Sich selbst mit ihm in Briefwechsel einlassen. Nach

meinem Tode aber, — denn dafs ich bei meinem Leben Rom, wo es mir einmal sehr gefällt, wieder verlassen sollte, glaube ich nicht. — wäre es immer gut.

Ueber die Bücher, die ich Ihnen kaufen soll, sage ich heute nichts. Schwer zu bekommen werden blofs Fabretti's Inscriptionen und der Tasso in allen Dialecten seyn. Den Bergamaskischen und Neapolitanischen habe ich jedoch schon. Sobald die Bücher eingepackt und abgegangen sind, schreibe ich Ihnen wieder und schicke Ihnen eine genaue Liste mit Angabe der Preise.

Für die Dialecte des Italiänischen ist Fernow, der nun in Kurzem von hier nach Jena abgeht, klassisch. Er hat dies Fach eigends studirt und eine Grammatik geschrieben, in der auch der Dialecte Erwähnung geschieht, die er mit den sprachkundigsten Italiänischen Gelehrten durchgegangen ist, und die vortrefflich seyn mufs. Er wird sie gleich nach seiner Ankunft in Deutschland drucken lassen.

Der alte Hervas ist ein verwirrter und ungründlicher Mensch. Aber er weifs vielerlei, hat eine unglaubliche Menge Notizen und ist daher immer brauchbar.

Vor vielen spanischen Exjesuiten kann ich Ihnen noch vorzüglich Ximenes, einen Mathematiker und Masdeu, den Verfasser der sehr unkritischen Historia critica de España, nennen.

Hiermit wären, dünkt mich, mein theurer Freund, Ihre Fragen und Aufträge erschöpft. Jetzt noch einiges über uns und unsre Lage.

Mein Posten bewährt sich, da ich ihn nun genauer kenne, als einer der leidlichsten, die man in dieser Art haben kann. Gesellschaftlicher Zwang ist fast gar nicht damit verbunden, die Geschäfte sind zahlreich und mannigfaltig, aber mit einer vernünftigen Einrichtung bleibt viel Zeit übrig. Sie werden mich danach fragen, warum ich

bis jetzt nichts gethan habe? Darauf aber, mein Lieber, ist die Antwort doch nicht schwer. Das erste halbe Jahr in Rom zu seyn ist hart. Zuerst mufste ich meine Geschäfte kennen lernen; was mich jetzt eine Stunde kostet, nahm mir anfangs einen halben Tag, und noch jetzt kommt der Fall, da man doch in 6 Monaten nicht den halben Kreis der verschiedenen Geschäfte durchläuft. Auch erste Bekanntschaften mufs man anfangs mehrere machen. Es ist immer mein System zuerst nicht sonderlich ekel zu seyn, und lieber nachher zu sichten. Eine grofse Zeit nimmt mir freilich die Correspondenz, und eine Menge von Aufträgen, an denen es nie fehlt. Diese sind mir zwar lieb, weil es mein Grundsatz ist, dafs ein Gesandtenposten dazu gemacht ist, zugleich mit dazu zu dienen, und weil man bei Gelegenheit dieser Aufträge selbst eine Menge von Kenntnissen erlangt, zu denen man sonst nicht kommt. Aber es raubt doch darum nicht minder Zeit. Endlich die Fremden, eine ganz eigene Gattung von Störung, auch oft angenehm, nur hier immer Zeit raubend, weil man hier den Fremden keinen bessern Dienst erweisen kann, als sie an einen interessanten Ort zu führen, den man gerade genau kennt, und gut beschreiben kann. Dazu aber wird ein Vormittag leicht verwandt, und so geht gleich eine gute Anzahl Stunden de solido die ab.

Auf die Topographie Roms habe ich mich allerdings und zuerst gelegt. Ich halte es zwar für im höchsten Grade undankbar eigentlich ein Studium daraus zu machen, weil wirklich über die meisten bis jetzt noch nicht festgestellten Dinge einmal nicht ins Reine zu kommen ist, und am Ende das ganze Resultat immer das ist, denken zu können: hier oder 200 Schritt weiter war das und das, geschah das und das. Wenn man aber in Rom lebt, kann man es einmal nicht lassen, wenigstens z. B. zu wissen,

wie Nardini oder ein andrer gründlicher Mann die Sache bestimmt hat, und das allein ist schon Zeit raubend genug. Den Nollischen Plan, den ich Ihnen schicken werde, finde ich auch hier vortrefflich. Classisch in der eigentlichen Ubication ist Zoëga. Er hat wirklich noch die Idee eine eigne Topographie Roms herauszugeben, und das Meiste liegt dazu fertig da.

Meine Frau ist, bis auf wenige kleine Anstöfse, wohl und heiter. Unsre Kinder die Gesundheit selbst.

Adieu nun! mein theurer lieber Freund! Noch einmal, verzeihen Sie mein langes Stillschweigen, und nehmen Sie als Expiation dafür die Ausführlichkeit dieses Briefs.

Ihr

H.

[*Nachschrift.*] Ich sehe, dafs ich Ihnen noch nichts über De Rossi sagte, und doch sind wohl er, Marini (jetzt für Inscriptionen der erste Mann) und Zoëga die einzigen hiesigen Gelehrten, auf die man mit Recht etwas halten kann. Er hat Anmerkungen über den Diogenes Laertius herausgegeben, die ich Ihnen schicken werde. Er ist vielleicht noch gelehrter, eben in orientalischen Sprachen, namentlich im Coptischen. Er hat eine Lehrstelle am Collegio Romano, ist aber in dürftigen Umständen, wie so leicht ein Gelehrter hier.

Cataloge werde ich den Büchern beilegen. Wenigstens gewifs den der Propaganda und der Päbstl. Chalcographie, vielleicht auch einen Auctions-Catalogus. Ueberhaupt haben Sie wohl nichts dagegen, wenn ich einige Bücher mehr kaufe, als Sie bestellen.

Meine Adresse, mein Lieber, ist: A Monsieur de H. Chambellan du Roi de Prusse et Son Résident à la Cour de Rome.

Noch eine und zwar sehr, sehr angelegentliche Bitte. Wenn Sie mir künftig, wie ich herzlich wünsche, Aufträge geben, drücken Sie Sich ja bestimmt aus. Z. B. in Ihrem letzten Briefe schrieben Sie mir, 6—8 Codd. des Plato zur Probe collationiren zu lassen. Weil Sie das nicht vom *ganzen* Plato verstanden haben konnten, so bin ich auf Ihren ersten Brief an Riemer zurückgegangen und habe nur Euthyphron und Apologia Socrat. bestellt.

So denke ich, ist es Ihr Wille. Es ist nicht, dafs ich die Mühe des Nachsuchens scheue, allein es können so leicht Verirrungen entstehen, die hernach äufserst unangenehm sind! — Auf Riemers Anrathen habe ich an die Stelle der Apologia das Symposion gesetzt.

LXV.

Rom, den 20. Julius. 1803.

Ihr Ruf nach München hat mich erschreckt, liebster Wolf, nicht, dafs ich ihn nicht für Sie vortheilhaft fände, und mich *insofern* herzlich darüber freute, aber was will denn aus unsern Universitäten werden, wenn alle Besten zu einem blofsen Akademieleben wegwandern? Sie insbesondere fanden auch, wie ich oft bemerkte, im Umgang mit jungen Leuten oft Aufheiterung und Anlafs zu neuen Arbeiten, Ihnen also wäre von dieser Seite der Wechsel selbst auf die Länge hin nicht angenehm. Indefs ist mir nicht bange; Beyme, der Sie persönlich kennt und schätzt, wird Sie nicht fortlassen, und ich danke es also nur dem Kurfürsten, dafs er dazu beiträgt, Ihre Lage bei uns vortheilhafter und angenehmer zu machen. Von der Bedingung der Reise gehen Sie ja nicht ab. Wenn Sie das Jahr, das Sie bei uns zubrächten, auch nur als ein mit einem Ihrer ältesten Freunde verlebtes Jahr ansähen, so bin ich überzeugt, würden Sie es nicht für verloren achten. Wie mannigfaltig aber wäre hier auch Stoff für Sie zu Studium und Arbeit, und wie anschaulich würde auf einmal die ganze Römerwelt, in der Sie so viel leben, für Sie werden, wenn Sie Monate hindurch auf den sieben Hügeln herumstreifen könnten. Für mich aber ginge der Genufs, Sie hier zu begleiten, über jeden Begriff. Es wäre nach Jahren wieder der erste eines geistvollen Gesprächs. Was es hier auch

von wissenschaftlichem Umgang giebt, so ist es trocken und hölzern. Selbst Zoëga'n, der sonst interessantere Ansichten hat, fehlt es an lebhaftem Interesse. Er ist ein allgemeiner Indifferentist und Skeptiker, und wenn auch wirklich seine Gelehrsamkeit dadurch weniger Schaden leidet, so verliert doch die Mittheilung allen Reiz. Es wird Ihnen ordentlich merkwürdig seyn, Zoëga zu sehn. Auch mein Bruder hat die Bemerkung gemacht, dafs niemandes Umgang so wenig zu eigener Arbeit belebend, ja man kann sagen, sogar so niederschlagend dafür ist.

Ich lese jetzt wieder sehr viel die Alten, und immer Römer. Denn das Localinteresse überwiegt doch alles Andre. Die Totalität der Römergeschichte und des Römerlebens im Kopf, in Rom herumzugehen, ist eigentlich mein Leben. In die Museen und Gallerieen komme ich selten: um Basreliefs, Münzen und Gemmen bekümmre ich mich wenig oder gar nicht. Ich liebe nicht die in Häuser eingeschlossenen Götter. Aber die Kolosse, deren Wunderköpfe Sie im Barbarenlande gesehen haben, die unter freiem Himmel stehen, und auf Rom vom Quirinal hinabsehen, die grüfse ich ziemlich alle Tage. Wo für mich der Genufs vollkommen seyn soll, mufs die Bläue des Himmels auch ihr Recht behaupten, man mufs noch einen Theil Latiums mit überschauen und das Latiner Gebirge den Horizont schliefsen sehen. Dann wird man unwiderstehlich zu endlosen Betrachtungen uber Geschichte und Menschenschicksal hingezogen, dann rundet sich auf einmal um die Hugel herum das ganze Gemälde der Weltgeschichte. Denn auf mich übt Rom immer seine grofse Gewalt mehr als durch alles Andre dadurch aus, dafs es der Mittelpunkt der alten und neuen Welt ist. Denn selbst das Letzte wird ihm niemand mit Recht streitig machen. Unsere neue Welt ist eigentlich gar keine; sie besteht blofs in einer Sehnsucht nach

der vormaligen, und einem ungewissen Tappen nach einer zunächst zu bildenden. In diesem heillosesten aller Zustände suchen Phantasie und Empfindung einen Ruhepunkt und finden ihn wiederum nur hier. Doch ich schweife ab und will einlenken; aber ich rede von dem, des das Herz voll ist, und zu dem, der es ebenso wie ich fühlen würde, wenn er auf der gleichen Stelle stände.

Von Neuigkeiten weifs ich Ihnen nichts zu sagen. Hier wird nur alle halbe Jahrzehende ein neues Buch geschrieben, und dann die übrige Hälfte von diesem gesprochen. Nach- und Ausgrabungen geschehen hier und dort, allein keine bedeutenden, weil keine planmäfsig unternommen, und mit Beharrlichkeit fortgesetzt wird.

Sie schreiben mir viel von Göthe, was mich herzlich freut, aber kein Wort von Schiller, ob Sie ihn noch sahen, oder nach seinem Tode in Weimar waren. Mich hat sein Tod unendlich niedergeschlagen. Ich kann wohl behaupten, dafs ich meine ideenreichsten Tage mit ihm zugebracht habe. Ein so rein intellectuelles Genie, so zu allem Höchsten in Dichtkunst und Philosophie ewig aufgelegt, von so ununterbrochen edlem und sanftem Ernst, von so partheilos gerechter Beurtheilung wird eben so wenig in langer Zeit wieder aufstehn, als eine solche Kunst im Schreiben und Reden. Sie, der Sie ihn oft und gern sahen, theurer Freund, fühlen das gewifs gleich stark mit mir.

Ihre Commissionen lasse ich also bis auf Weiteres. Den Brief Ihrer Tochter erhielt ich noch nicht, weil Tieck noch nicht gekommen ist. Von ganzer Seele und mit der innigsten Freundschaft

Ihr

LXVI.

Rom, den 16. Junius, 1804.

Der einzige Auftrag, der mir noch für Sie jetzt übrig bleibt, betrift den Lagomarsinischen Cicero und über diesen gebe ich Ihnen heute Rechenschaft. Ich habe mir die Sammlung genau angesehen, und überlegt ob es möglich sey, Ihrem Wunsch, Ihnen die Varianten über eine Schrift des Cicero zu schicken, zu genügen, aber die völlige Unmöglichkeit, dies, ohne fernere Anfrage bei Ihnen, zu thun, ist mir gleich in die Augen gesprungen. Bedenken Sie nur, dafs die Lagomarsinische Sammlung aus einigen 80 Bänden besteht, lauter Varianten, meist eng geschrieben. Selbst die kürzesten Schriften, paradoxa, Somnium Scipionis, sind noch ungeheuer lang, und was ist Ihnen auch gerade mit diesen gedient? Sie indefs blofs hiermit, wenn der Ausdruck erlaubt ist, abzuspeisen, schien mir noch schlimmer. Sie müssen wenigstens im Stande seyn, selbst zu sehen und zu überlegen, ich habe daher die 3 ersten Kapitel der Tusculanischen Quaestionen in allen Bänden (denn dasselbe Buch des Cicero kommt öfter vor und nicht alle Varianten über eins sind in Ein Corpus redigirt) abschreiben lassen, und diese schicke ich Ihnen zu. Die Handschrift werden Sie leserlich finden, und der Preis ist, wie es mir scheint, nicht hoch. Ich habe nemlich pro Bogen 15 Baj. (etwa 5 Gr. 4 Pf.) und mithin für Gegenwärtiges 1 Scudo, 35 Baj. (die wir künftig berechnen) gezahlt. Wenn Sie bedenken, dafs der Abschreiber dafür auf die Bibliothek in den Stunden, wo sie offen ist, deren wenige sind, gehen mufs, so glaube ich, wird es Ihnen billig scheinen. Die Tusculanischen Quaestionen sind in 3 Bänden zerstreut, füllen 1 Folioband ganz, und mit den Academischen zusammen 2 andre Quartbände. Die Zahlen be-

ziehen sich auf einen Index der Mscpte, welchen Lagomarsini gemacht hatte, und über den Sie inliegend eine Notiz von De Rossi finden.

Ich bitte Sie nun die Sache zu überlegen, und wenn Sie etwas Weiteres verlangen, es mir anzuzeigen. Auch nach dem Index in Genua könnte ich Nachfrage anstellen. Dafs Lagomarsini die Sachen nicht selbst geschrieben hat, und dafs er vielmehr schon selbst Ausbesserungen und Fehler seiner Schreiber bemerkte, glaube ich Ihnen schon gesagt zu haben.

Jetzt mufs ich Sie auch um eine Gefälligkeit für De Rossi bitten. Er hat nemlich erfahren, dafs sein Diogenes Laertius in der Jen. Allg. Lit.-Zeit. vor Zeiten recensirt worden ist, und wünschte die Recension gar sehr zu sehen. Da Sie jetzt an der Quelle wohnen, so erzeigen Sie mir wohl den Gefallen, Schütz um das Blatt oder eine Abschrift zu bitten. Die Verdollmetschung will ich schon übernehmen.

Grüfsen Sie bei dieser Gelegenheit, mein Bester, den guten Schütz, sagen ihm aber nicht dabei, dafs ich *seine* Lit.-Zeit. sehr schwach finde. Ich habe jetzt Jan. und Febr. von ihr und der Nebenbuhlerin hier, und kann mich nicht genug über die Erbärmlichkeit der ersteren wundern. Meinem Urtheil nach auch nicht Eine gute Recension. Gegen die andere läfst sich auch allerlei einwenden. Aber einiges hat mich ungemein interessirt. Vossens Rec. der Grammatischen Gespräche ist sehr unterhaltend und wenn sie auch für mich eben nichts Neues enthielt, so ist es ein angenehmes Geschwätz, dem man gern folgt. Nur habe ich wieder bedauert, wie in den Uebersetzungen, bei der sonst so bewundernswürdigen Fertigkeit, Geschmack fehlt. Die breit lyrischen Wörter: wie Meerschwall (aequor) und andere in dem urbanen Horaz wären mir ungeheuer anstöfsig. Dann

in seiner eigenen Prosa die poetischen Stellen, die alle Augenblicke durch die schlichtesten Wendungen durchpoltern. Ich wollte fast wetten, Vofs hätte nie mit grofsem Antheil und Studium die Attiker gelesen, und die Nothwendigkeit davon fällt mir recht bei ihm in die Augen. Er ist in den Joniern sitzen geblieben, und hat oft dann noch Jonier mit Holstein verwechselt. Ich meine das wirklich nicht hart, denn ich ehre Vofs unglaublich. Aber seine Art zu schreiben macht mir nun einmal diesen Eindruck.

Ich treibe seit einigen Monaten ein sehr genufsreiches Studium, und schwärme in alten und neuern, meist Dichtern herum. Ich habe auch wieder ein Paar Pindarische Oden übersetzt, und bin noch nicht abgeneigt, wieder ganz ernstlich daran zu gehn. Nur ganz überarbeiten, was ich einmal gemacht habe, kann ich nicht. Ich glaube mit Wahrheit behaupten zu können, dafs meine Arbeit den Vorzug hat, Pindars ächten Ton nicht verfehlt zu haben. Nur die schon gemachten Stücke, die mir hierin nicht Genuge leisten, werfe ich weg. In der metrischen Behandlung kam ich nach und nach zu einer befriedigenderen Gesetzmäfsigkeit. Aber in dieser Rücksicht kann ich das Frühere nicht ändern. Meine Uebersetzung, wenn Sie je gedruckt erscheinen sollte, kann nur dazu dienen, bis eine eigentlich gute kommt, einen Begriff von Pindar zu geben. Denn mir fehlt das eigentlich Technische des Dichters zu sehr, und das läfst sich nicht einbringen. Auch behandle ich sie nicht als eine Arbeit, oder vielmehr ich behandle sie als eine unnütze Arbeit, und mache mich nur daran, wenn ich der Lust nicht widerstehen kann. Seit einigen Monaten ist sie grofs in mir gewesen. Vielleicht schläft sie bald wieder ein und dann desto besser.

Im Grunde ist alles was ich treibe, auch der Pindar, Sprachstudium. Ich glaube die Kunst entdeckt zu haben,

die Sprache als ein Vehikel zu brauchen, um das Höchste und Tiefste, und die Mannigfaltigkeit der ganzen Welt zu durchfahren, und ich vertiefe mich immer mehr und mehr in dieser Ansicht. Aber genug von Dingen uber die sich nur sprechen läfst, lieber Freund.

Wie ist es? Sie haben meine Frau, denke ich, gesehn, hat sie Ihnen nicht Lust gemacht zu uns zu kommen? Der künftige Winter wäre mir schöne Zeit dazu. Lassen Sie einmal Ihre Musensöhne sich selbst unterrichten, und schenken Sie Sich und uns einige Monate. Rom wird Ihnen gewifs gefallen, und wir würden hier wie in Auleben schwatzen. Denn die übrigen Bewohner Roms sind ungefähr wie der Adel in Auleben, und meine Bücher wieder die Tafelbibliothek; denn die öffentlichen Bibliotheken sind verschlossene Schätze, zu denen man immer selbst laufen mufs. Zoëga lebt von lauter auf diese Weise gemachten Excerpten, und ich kann schlechterdings keinen Scholiasten des Pindar bekommen. Aber dafür hat man schönen Himmel, göttliche Aussichten, und himmlische Ruinen auf allen sieben Hugeln.

Jetzt aber will ich noch einen Spatziergang ins Coliseum machen. Es ist ein herrlicher Mondschein und dann ist das Coliseum von einer unglaublichen Schönheit. Also kommen Sie mit und geniefsen. Seyn Sie nur erst einige Wochen hier, und der Lotos wird bald gegessen seyn. Auch die mühevollen Ideen von Arbeit werden verschwinden. Sie werden nur geniefsen wollen und sich im Genufs mehr als in der Arbeit gefallen. Von inniger Seele

Ihr

Humboldt.

LXVII.

Königsberg, 14. Jul. 1809.

Je längere Briefe Sie an mich schreiben, liebster Freund, desto mehr Freude machen Sie mir. Auch will ich Alles pünktlich beantworten, nur erlauben Sie mir, beim Einzelnen kurz zu seyn. Ich fange mit Ihrem letzten an.

Zuerst meinen Glückwunsch zum verlornen Fieber. Auch hier plagt und verfolgt es alle Menschen. Nur ich blieb bis jetzt immer verschont. Meine Abwesenheit von Berlin ist mir äufserst traurig. Genau genommen, könnte ich wohl gehen, allein es sind, wenigstens ehe nicht alles fest eingerichtet ist, und dazu gehört leider hier viel Zeit, auch bei meinem Aufenthalt in Berlin tausend Schwierigkeiten für die Geschäfte, die ich nur hier gut zu heben im Stande bin. Also mufs ich mich schon darin ergeben. Dennoch hoffe ich ziemlich baldige Ruckkunft.

Von der *Zerfallenheit* der Dinge, wie Sie es nennen, zeigt sich nicht eben mehr, vielleicht, ja man kann wohl sagen gewifs, weniger, als sich vor einiger Zeit besorgen liefs. Niemand kann die Zukunft enträthseln. Aber ich weifs nicht, ich habe einen vielleicht manchem wunderbar scheinenden Muth. Lassen Sie uns nur mit Raschheit fortarbeiten, ich glaube nicht, dafs uns das Gebäude zusammenstürzt, so toll es manchmal aussehen mag. Am wenigsten hilft es daran zu denken. Man kann vielmehr mit Sicherheit behaupten, dafs das nur schadet.

Mit dem Agamemnon willige ich herzlich gern ein. Es sind dabei externa und interna zu beachten. ad I. verlange ich nichts als eine von Ihnen zu bestimmende Anzahl Exemplare mit besonderm Titel und pagina, und erlaube auch, dafs der Verleger eine Anzahl Exemplare, wann und wie es ihm beliebt, besonders verkaufe, behalte mir blofs eine

neue Ausgabe nach 3 Jahren vor. ad 2. ist es schwieriger. Meine erste Meinung war, den Agamemnon fast ganz, wie er da ist, unverändert, gewissermafsen historisch, zu künftiger Aenderung drucken zu lassen. Dies misriethen Sie mit Recht. Nun ist also eine Umarbeitung nöthig. Zu der aber habe ich jetzt weniger, als je Zeit. Allein auch da ein Vorschlag: bis zum 1. Aug. schicke ich Ihnen den ersten Chor in der gar nicht, oder mehr oder minder veränderten Gestalt, die ich ihm habe geben *können*, und die dient Ihnen dann zum Mafsstab, auf welchen Grad der Umarbeitung Sie rechnen können. Sie gehen dann mit meiner und meines Postens Ehre zu Rathe, und überlegen, ob man so drucken kann? Ein Brief braucht 5—6 Tage. Also am 6. Aug. haben Sie Antwort. Ich sehe den Agamemnon gern gedruckt, und thue also gewifs das Mögliche.

Mit dem Namen ist's eine närrische Frage. Mir liegt weder an de noch dt. Ueber diese Schwierigkeit kann also da Jemand sein Herz ohne Muhe erleichtern.

Vater geht an Niemandes Platz hieher. Königsberg hat aber schon vor meiner Ankunft 17000 Thlr. jährliche Zuschüsse erhalten.

An die Berlinischen Weisheitszellen denke ich stark, und ich schmeichle mir, Sie bald mit etwas zu uberraschen. Die wirkliche Ausführung wird freilich noch warten mussen.

Meiner Frau habe ich oft von Ihnen, und neulich von dem letzten Römer und der *Ανληβα ποιησασα* geschrieben. Meine älteste Tochter nimmt seit Zoega's Tode bei Amati Griechischen Unterricht, der Scriptor bei der Vaticana ist, und wohl der beste Grieche in Rom. Er wollte den Dionysius von Halic. herausgeben. Sie schreibt mir mit letzter Post auch einen Schwedischen Brief. Sie sehen also, dafs die südlichen und nördlichen Sprachen zugleich blühen. Wem die Vaticana bleibt, weifs ich noch nicht

gewifs. Ich glaube dem Pabst. Das Gebäude wenigstens behält er.

Für ein Auditorium vermuthlich im Heinrichschen Palais werde ich gleich sorgen. Auch Schleiermacher liest wohl gern da.

Ehe ich mit Nicolovius nur irgend ordentlich reden kann, müssen Sie mir, liebster Freund, sagen, was für ein Werk ohngefähr wenigstens Sie im Sinn haben.

Heindorf kann, ohne, was nie gut ist, zugleich Gymnasien-Director zu seyn, hier nicht mehr als 1000 Thlr. Gehalt haben, und Collegia bringen wenig ein. Freilich sind noch Emolumente, aber die betragen nicht 3—400 Thlr.

Wenn ich mit einer hier im Werk seyenden Schulreform durchdringe, nehme ich vielleicht Gotthold zum Rector eines Gymnasii hierher. Er hat mir einen langen Aufsatz über eine Schulreform in Custrin geschickt, der mir nicht misfällt.

Für Schneiders Wohnung im Joachimsthal sorgt Uhden bereits. Ich bin dem Schneider sehr gut.

Für die Bekanntschaft mit Heinicke danke ich Ihnen sehr.

Zum compte rendu wünsche ich Ihnen herzlich Glück, vorzuglich, wenn es Ihnen wirklich gelungen ist, Ihre Angelegenheiten so durch eine actio in distans abzumachen. Dafs Sie Sich aber hartnäckig auf dem Lande etabliren und Berlin meiden, ist mir äufserst leid. Gott, liebster bester Wolf, bedenken Sie doch nur, dafs man im Thiergarten nichts als Kielnbäume und Krähen hat.

An Reil scheint freilich nach dem, was Sie sagen, kaum zu denken. Doch sobald ich in meinen Unternehmungen hier glücklich bin, mache ich mit ihm, Savigny und Schmidt gleich einen Versuch.

Die kostenlosen Schriftchen sollen erfolgen.

Steffens müssen wir, falls Berlin noch Universität wird, auf jeden Fall haben.

Der Section schreiben Sie blofs (weil Sie die Form wissen wollen) uno tenore und ohne Titel in abgesetzten Linien:

„Einer Königl. Hochlöbl. Section für etc. zeige ich an"
— — bis der Vortrag aus ist. —

Berlin, —

Wolf.

Mit inniger und immer gleicher Liebe
Ihr
Humboldt.

LXVIII.

Königsberg, den 28. Jul. 1809.

In der Voraussetzung, theurer Freund, dafs Heindorf wirklich bei seinem Entschlusse hierher zu gehen beharren sollte, schicke ich Ihnen heute zwei officielle Zeilen, um Sie zu bitten, mir Ihre Vorschläge zur Wiederbesetzung seiner Stelle bekannt zu machen. Obgleich eine solche Förmlichkeit in einer Sache, wo ich doch hernach auf nicht-officiellem Wege erst auf den Magistrat wirken mufs, nicht an sich nöthig wäre, so ist sie Ihnen dennoch vielleicht angenehmer. Obgleich ich Ihnen fernere Vorsicht und Verschwiegenheit empfehle, so können Sie mit Bellermann frei reden. Da ich indefs nicht weifs, wie Sie mit ihm stehen und wie Ihnen dies lieb ist, oder nicht, so überlasse ich dies ganz Ihrer Einsicht. Nur bitte ich Sie um so baldige Antwort, als möglich ist, da ich, um eine frühere Wahl des Magistrats zu verhüten, Heindorfen, wo möglich, nicht eher vocire.

Dafs Sie noch immer nicht officiell zum Director der wissenschaftlichen Deputation und zugleich zum Mitglied der Section ernannt sind, darüber klagen Sie mich nicht an, mein Theurer. Da erst dann Ihr Einflufs auf die Gymnasien recht kräftig seyn kann, so liegt mir diese Sache sehr am Herzen. Allein ich möchte Ihnen gern 500 Thlr. Zulage bei dieser Gelegenheit verschaffen, und das ist die Schwierigkeit, die mich langsamer zu handeln zwingt. Doch hoffe ich in einigen Wochen zu gelingen. Gegen Sie arbeitet übrigens niemand hier. Aus Freundschaft und selbst einer gewissen Achtung handelt mir *Niemand* entgegen, und ich habe Beispiele, dafs man Menschen, die man sehr beschutzte, hat fallen lassen, weil ich es so wollte. Nur die Umstände stehen allen Geldverträgen im Wege. Thun Sie mir übrigens, da ich Sie herzlich und mit immer gleicher Anhänglichkeit liebe, die Freundschaft, auch in diesem kurzen Zwischenraum, wo ich Sie, wie jetzt, darum bitte, mit mir gemeinschaftlich zu wirken. Man mufs auch am Rande des Abgrundes das Gute nicht aufgeben. Ich arbeite mit ununterbrochenem Eifer fort, und wie schlimm auch die Sachen kommen könnten, sehe ich doch den Zeitpunkt nicht, wo uns nicht von irgend Einer Seite ein lebendiges und nützliches Wirken übrig bliebe. Sie sehen, dafs es mir nicht an Muth fehlt. Nur wünschte ich, dafs wir wieder beisammen wären und arbeite daran.

Was haben Sie zur Recension der Bücher über die Universität in Berlin in der LZ. gesagt?

Bei einer andern Recension der LZ. ist mir eingefallen, Sie zu fragen: ob Sie die Pelasger, wie da geschieht, für einen ungriechischen, also fremden Stamm halten? Ich habe mich in Rom einmal viel damit beschäftigt, bin aber der Meinung geblieben, dafs sie ein eigentlich griechischer, nur durch Dialect verschiedener Stamm waren.

Der Aufsatz in den Heidelberger Jahrbüchern über unsre neue Verfassung ist doch nicht etwa von Woltmann?

Leben Sie herzlich wohl, und schreiben Sie bald Ihrem

Humboldt.

LXIX.

Königsberg, 29. Novbr. 1807.

Herzlichen Dank für Ihre gütigen Zeilen vom 11ten, mein theurer Freund. Krusemarks Rückkunft hat unsrer Abreise, wenn sie vorher noch hätte ungewifs scheinen können, auch den letzten Zweifel benommen. Wir gehen vermuthlich gegen die Mitte des künftigen Monats von hier ab, da ich aber zugleich Pommern bereisen will, so kann ich erst nach Neujahr bei Ihnen eintreffen. Lassen Sie Sich indefs diesen Aufschub nicht verdriefsen. Im Frühjahr kommt meine Frau, und wir sind dann dauernd beisammen.

Am Wichtigsten ist mirs, liebster Wolf, über Ihre Aeufserungen in Absicht anderer Geschäftsverhältnisse zu sprechen. Seyn Sie in jeder Rücksicht deshalb unbesorgt. So wie ich Ihnen nichts anbieten werde, was Ihrer nicht würdig sey, so wenig werde ich zürnen, wenn Sie auch so ausschlagen sollten. Ich denke in wenig Tagen mit dieser Sache zu Stande gekommen zu seyn, und werde Ihnen dann, wenn es irgend möglich ist, vor der officiellen Verfügung noch privatim schreiben. Ich schmeichle mir, dafs Sie finden werden, dafs ich mit der Treue und Freundschaft, die ich immer für Sie hege, Ihre Lage so bereitet, so in nahe Verbindung mit mir gebracht, und zugleich so frei und mobil erhalten habe, dafs sie Ihnen nie einen Au-

genblick druckend werden kann. Indefs bleiben Sie immer durchaus frei. Wollen Sie nicht darin eingehen, so ist es mir für meine Freundschaft zu Ihnen, und für die öffentliche Anerkennung Ihrer vor der Welt hinreichend, sie Ihnen angeboten zu haben. Ich würde damit nicht zufrieden seyn, weil ich mir sehr viel Nutzen von Ihnen und Ihrer Thätigkeit für die Sache verspreche. Allein ich rechne darauf, dafs, wenn Sie auch nicht in öffentliche Verhältnisse eingingen, mir privatim Ihr Rath und Ihre Mitwirkung nie entgehen würden. Sie könnten also vielleicht allerdings dasselbe auf die eine und die andre Weise wirken. Blofs in Rücksicht auf den König und Ihr Gehalt mufs ich bemerken, dafs es nöthig seyn wird, dafs Sie entweder nur für jetzt, wegen Ihrer noch nicht hergestellten Gesundheit, ablehnen, oder ausdrücklich versprechen, nun sobald es geschehen kann, ganz für die Universität und als Professor thätig seyn zu wollen. Denn sonst könnte man denken, dafs Sie eine Art, wenn gleich ehrenvoller, doch Ihrer Anstellung nicht ganz entsprechender Mufse vorzögen.

Für die Erinnerung wegen der Lections-Plane der Gymnasien meinen herzlichsten Dank. Ich werde sie augenblicklich benutzen.

Leben Sie herzlich wohl. Ich werde mich unendlich freuen, Sie ganz hergestellt wiederzufinden. Durch die Ankündigung Ihrer Vorlesungen haben Sie mir eine grofse Freude gemacht. Mit immer gleicher und herzlicher Freundschaft

Ihr

H.

LXX.

24. Febr.

Ihr Bericht, mein theurer Freund, ist vortrefflich, frei, wie sonst in diesen Dingen selten gesprochen worden ist; dabei schonend und fein, und so dafs er sehen läfst, dafs die Anstalt noch mehr, als Sie es geradezu sagen, Hauptreformen bedarf. Ich werde eilen ihn gleich nach Königsberg zu schicken.

Haben Sie nichts für die Medaille erfunden? Bei Gelegenheit von Inschriften, wie gefällt Ihnen die um das Wappen des jetzigen östreichischen Geschäftsträgers hier, der Bombelles heifst? „Pax decet imbelles sed bellum Bombelles."

Die Zeichnungen meines puteals habe ich bekommen. Zoëga arbeitet schon an einer Beschreibung. Sie sollen alles für's Museum haben.

Wollten Sie wohl einige Verse der inliegenden Vossischen Cassandra mit meiner vergleichen. Die Trimeter sind wunderbar, z. B. 1126—1231. kein einziger richtig. Lauter Ictus auf Nebensilben. Aber die Uebersetzung scheint nicht schlecht. Noch eine soll in der Teutonia, ich weifs nicht von wem seyn? Wie geht Ihre Gesundheit? Mit inniger herzlicher Liebe

Ihr

H.

[*Nachschrift.*] Ich habe einen Aufsatz von Reil in Händen, über das Studium der medizinischen Wissenschaften, der voll trefflicher Ideen ist. Dieser Mann darf uns nicht fehlen, und dieser wird es nicht. Als Juristen könnten wir Savigny *vielleicht* haben. Aber wo ist ein Theologe? Adieu.

LXXI.

Erfurt, den 24. Dec. 1809.

Ich bin glücklich hier angelangt, habe einen grofsen Theil meiner Geschäfte abgemacht, behalte aber einen gröfseren freilich noch übrig. Doch eile ich, soviel ich kann, nach Berlin d. h. zu Ihnen zurück. Denn sonst reizt mich die Aulebensche Stille wohl, und ich fange auf gut Glück aufs Neue mit der Tafelbibliothek an. Recht lebhaft hat mich der Anblick der Zimmer an Ihre so gütige, und jetzt bei der langen Reihe verflossener Jahre so treue Freundschaft erinnert. Es waren damals eigentlich schönere Zeiten; doch bin ich der jetzigen auch nicht abhold. Die Gegenwart ist eine grofse Göttin, und selten spröde gegen den, der sie mit einem gewissen heitren Muthe behandelt.

Verzeihen Sie meine Kürze und leben Sie herzlich wohl! Ganz

Ihr

H.

LXXII.

Ich werde sobald als möglich, mein Lieber, mit Ihnen mundlich über die interim. Instruction reden, und vielleicht schon morgen Nachmittag zu Ihnen kommen, da die Sache Eil hat.

Dafs die Fassung derselben den Geist der Deput. lähmen sollte, wenn sonst nicht andere Umstände hinzutreten, glaube ich nicht. Es ist keine Stelle darin, die anzeigte, dafs die Section sie bei den ihr gegebenen Arbeiten leiten wolle. Der wesentliche Unterschied zwischen dieser interim. und der ersten Instruction besteht nur darin:

1) Dafs die jetzige blofs sagt: es bleibe der Deput. un-

benommen, eigne Vorschläge zu machen, und die erste sie dazu aufforderte. Im Grunde gilt das gleich und ist nur darum geschehen, weil wirklich die erste Instr. die Deput. als eine Behörde darstellte, die ewig auf Verbesserung speculiren sollte, und in der Distinction zwischen der Art wie die Deput. und wie die Sect. wirken sollte, zu metaphysisch war.

2) Dafs die erste der Deput. auch Verbindung mit dem Publicum gab, was Sie selbst misbilligten.

An der Stelle des Erbrechens hat kein Mistrauen Schuld. Sie war auch in der ersten. Es war nur gut, das zu verfügen, weil sonst das ordentliche Halten des Journals so sehr erschwert wird. Auch bei den Regierungen erbrechen die Präsidenten alles, was in alle Deputationen kommt, und auch ich erbreche die Sachen für den Cultus, obgleich da Nicolovius, wie Sie in der Deput., präsidirt und unterschreibt.

Glauben Sie mir, liebster bester Wolf. Weder ich, noch die Section haben Mistrauen, Sie vielmehr in uns. Allein da eine Instr. für lange Zeit ist, da man sie nicht ohne démenti, wenn sie einmal gegeben ist, einschränken kann, so war es weiser, sich jetzt so zu halten. Fangen Sie nur an, machen Sie nur viele Vorschläge proprio motu, man wird sie immer gern aufnehmen, und Sie werden mit voller Freiheit handeln. Kennen Sie mich denn als einen Menschen, der die Discussion zurückweist, oder fürchtet? Bei Andern stehe ich in diesem Rufe warlich nicht.

Sürern hat mir blofs erzählt, wie ich mit ihm nach Frankfurt reiste, dafs er Sie gebeten hätte, ihn mit ins Kloster zu nehmen, und dafs Sie es versprochen. Ich habe nichts dazu gesagt; das ist Privatsache unter Ihnen, und wenn Sie ihn mitnehmen, so weifs Bellermann aus meiner Verfügung, dafs *Sie* und nicht *Er* der Commissarius sind.

Glauben Sie mir auch hier, Lieber. Süvern hat blofs Lust gehabt, das Kloster zu sehn, nicht sich einzumischen, und hat nicht gealndet, dafs Sie es anders nähmen.

Ich war heute bei Zelter in der Liedertafel, wo man aber für Gesang zu ernsthaft ist, und es ist voll 2 Uhr und mein Tisch liegt noch voll Sachen, die abgemacht werden müssen. Also eine herzliche gute Nacht!

Ihr

H.

LXXIII.

[19.]

Wegen des Joachimsthals sollen Sie morgen früh bestimmte Antwort haben. Die Sache ist wichtig und erfordert einige Ueberlegung.

Freitags, mein Bester, kommen Sie nach Belieben. Willkommen sind Sie immer und die ganze Sitzung hindurch, aber fordern will ich es nicht. Wenn Sachen vorkommen, wo Ihre Zustimmung besonders wünschenswerth ist, so werde ich sie warten lassen, bis Sie erscheinen. Doch kann dies freilich nur ausnahmsweise und selten geschehen. Eine Sache ist schlimm. Alle Sie mehr interessirende Sachen — Interna — hat Süvern mit wenigen Ausnahmen, und er trägt, als ältester, zuerst vor, also zwischen 9 und 10 Uhr. Uhden, der dann folgt, hat meist Externa. Dies geradezu zu ändern, ginge, wie Sie selbst fühlen, nicht füglich. Vielleicht aber findet sich ein günstiger Anlafs, den ich dann dazu benutzen werde. Die Berg ist in Verzweiflung, dafs sie neulich Sie zu bitten vergessen hat.

Ich wünsche, Sie äfsen Sonnabend mit Adam Müller und einigen andern bei mir. Ich sage es so lange voraus,

damit Sie Sich nicht versagen. Von Herzen Adieu! Savigny hat, bis auf den Abschied, angenommen.

Ihr

H.

LXXIV.

Erfurt, 11. Jan. 1810.

Obgleich ich ein schlimmes Auge habe, mit dem ich eigentlich nicht schreiben sollte, so kann ich, liebster Freund, doch Ihren lieben Brief vom 31. v. M. u. J. weder unbeantwortet lassen, noch dictirend beantworten. Ich gehe daher unmittelbar zu dem über, was schnelle und eigne Beantwortung fordert.

Erlauben Sie, mein theurer innniggeliebter Freund, dafs ich auch, wie Sie, ganz und ohne Rückhalt offen mit Ihnen bin. Sie haben unrichtige Ideen über das Verhältnifs, das für Sie das passendste ist, und ebenso Vorurtheile über und gegen Ihr neues.

Sie sagen: Stein habe Sie geradezu zum Staatsrath machen wollen, und ich hätte dies thun sollen. Aber, mein Bester, da wären Sie sehr schlecht berathen gewesen, die Wissenschaft und die Universität ebensosehr, und wenn Sie es nicht gleich glauben, so kann es nur seyn, weil Sie nicht anschaulich wissen, was ein Staatsrath in einer Section ist. Fragen Sie nur Süvern, ob er den ganzen Sommer hindurch hat etwas für sich thun können? Sie kommen auf diesem Wege in alle Geschäfte, und in alle Geschäftsverhältnisse, die auch der bestgesinnte Chef nicht immer süfs machen kann. Sie hätten gar keine, oder äufserst wenig Zeit, und würden vor Ekel und Verdrufs bald ausgeschieden seyn. Sie werden sagen, dafs es immer von mir abgehangen hätte, Ihnen weniger oder nur gewisse Ge-

schäfte zu geben. Allein das ist nicht der Fall. Denn ich darf nur eine gewisse Anzahl Staatsräthe haben, und einer, der wenig arbeitet, bringt also die ganze Section zurück, und steht auch selbst in üblem Licht bei seinen Collegen. Allein gesetzt auch, ich hätte es gethan, mein Nachfolger würde es vielleicht und gewifs nicht; Sie mufsten dann Ihren Abschied nehmen, und verloren entweder Ihr Staatsraths-Gehalt, oder es bedurfte einer neuen Negotiation, wenn Sie es erhalten wollten. An den Verlust für Ihre eignen Arbeiten will ich jetzt nicht einmal denken. So, lieber Freund, war es nach Steins Plan.

Ich dagegen habe Ihnen Ihr Gehalt gesichert, auch wenn Sie eigentlich nichts thun; ich habe Ihnen eine dem Wesen nach viel ansehnlichere Stelle, als die eines blofsen Staatsraths, eine Direction gegeben, und Sie in die Section mit *völlig gleichem Range* eines Staatsraths gesetzt. Da Sie aber nicht gerade zu der Zahl gehören, die ich haben darf, so brauche ich Ihnen nicht mehr Geschäfte zu geben, als Sie haben wollen. Ich habe dies Alles auf Ein Jahr gemacht, damit Sie versuchen können. Gefällt Ihnen Ihre doppelte Qualität, so behalten Sie die eine und die andere; gefällt Ihnen blofs die Direction der Deputation, so gebe ich Ihnen in der Section keine Arbeit; gefällt Ihnen endlich blofs die Section, so schlage ich dann dem Könige vor, Sie so bei der Section fortarbeiten zu lassen. Ihr Gehalt, bis auf die leidigen 100 Thlr. ist von dem allen unabhängig.

Wer, mein Lieber, hat nun besser für Sie gesorgt, Stein oder ich? Jeder Unpartheiische mag selbst entscheiden.

Ein Gelehrter, wie Sie, mufs nicht Staatsrath seyn, er mufs es im eigentlichsten Verstande unter sich halten. Als

Titel mufs er es verschmähen, und mit vollen Geschäften sich nicht aufbürden lassen.

Die Aufsicht über die Gymnasien sehen Sie irrig, liebster Freund, für ein eignes Amt an. Es ist Ihr Departement als Sections-Mitglied und setzt Sie daher in keine Abhängigkeit, als von den Beschlüssen der ganzen Section, wenn Sie vortragen, wie jeden andern Rath. Ich kann aber für mich auch gegen die Section entscheiden, also bin immer nur wieder ich der Einzige, von dem Sie abhängig seyn könnten.

Hiernach gestehe ich Ihnen offenherzig, liebster Wolf, dafs ich keinen anderen Platz für Sie weifs. Ich habe mein Möglichstes, nach meiner besten Ueberzeugung gethan, Sie zufrieden zu stellen, und Sie in Wirksamkeit zu setzen, ohne Sie den Wissenschaften zu entziehen. Einen andern Platz, als den angewiesenen, weifs ich nicht für Sie. Schlagen Sie ihn aus, so bleibt nichts übrig, als dafs Sie einfaches Mitglied der wissenschaftlichen Deputation sind, und als Academiker arbeiten, und Vorlesungen halten. Einem Manne, wie Sie, würde ich, auch wenn ich ihn weniger herzlich liebte, immer Freiheit zu erhalten wissen. Ich kann mir auch schmeicheln, dafs Sie mir immer erlauben, Ihren Rath zu benutzen. Also überlegen Sie wohl. Aber mein Rath ist, dafs Sie annehmen. Mein Wunsch auch. Die Section wird Ihnen gefallen, ich stehe dafür.

Für die Nachricht von Hugo herzlichen Dank.

Ueber Schmitt weifs ich auf ähnlichem Wege, dafs er wohl nur dann kommt, wenn Giefsen nicht Darmstädtisch bleibt.

Reil verspricht wieder mehr, aber ich glaube nicht daran.

Savigny hat im Ganzen angenommen, doch ist die Negotiation nicht zu Ende.

An Woltmann lassen Sie uns nicht denken! Kennen Sie seine Bruchstücke von Uebersetzungen aus Tacitus? Ich empfehle Ihnen die Stelle, wo (aber nur im Deutschen) dem Centurionen in einem Aufruhre 60 Prügel aufgezählt werden.

Mit Göthe habe ich drei schöne Tage im vollen Andenken an Sie im Angesicht Ihres Bildes und des Ihrer Tochter verlebt.

Mit innigster Liebe und Freundschaft

Ihr

H.

LXXV.

Verzeihen Sie, liebster Wolf, wenn ich Ihnen Ihre Erklärung, so angenehm mir im Ganzen ihr Inhalt ist, obschon sie noch niemand, als ich gelesen hat, wieder zusende, weil sie mir nicht deutlich ist, und ich nicht recht sehe, was Sie eigentlich meinen.

Die Frage der Section war, ob Sie

wie die Section wünschte, sobald es Ihre Gesundheit erlaubt, noch innerhalb des Jahres *wieder eintreten und Ihre Directorial-Geschäfte übernehmen wollen?* in welchem Fall Sie es der Section, wenn der Zeitpunkt käme, anzeigen mufsten;

oder ob Sie dabei beharren, nur *aufserordentliches Mitglied zu seyn?*

Das Eine oder das Andere mufs ich Sie bitten bestimmt und klar auszudrücken, weil ich mich sonst in Verlegenheit befinde, das Directorat bei der Deputation, die schon in recht erfreulicher Thätigkeit ist, entweder für die Zwischenzeit, bis Sie wieder eintreten, oder für den gan-

zen Rest des Jahres gehörig einzurichten. Insofern müssen Sie auch meine abermalige Bitte entschuldigen.

Dafs Sie auch als aufserordentliches Mitglied nach dem Ausdruck Ihrer jetzigen beiliegenden Antwort „so weit es Ihre Gesundheitsumstände erlauben" thätig seyn können und mögen, wünschen wir von Herzen, wenn Sie einmal nicht ordentlich wieder eintreten wollen.

Ich darf Sie wohl noch um Beschleunigung Ihrer Antwort ersuchen.

Von ganzem Herzen

Ihr

H.

LXXVI.

Es thut mir sehr leid, dafs Sie nicht wohl sind. Aber ich habe auch eine wahre Strafsenscheu, sonst käme ich zu Ihnen.

Erlauben Sie mir dafür zwei Fragen schriftlich.

Es scheint mir natürlich, dafs jedes Wort Einem und nur Einem Accent unterliegt, und die formale Definition des Worts scheint mir, dafs es ein Complexus von demselben Accent regierter Silben, oder um auch die Monosyllaba hineinzubringen, der Redeabschnitt ist, welchen Ein Accent regiert. Wie ist es nun aber mit den Wörtern, auf welche ein oder zwei encliticae den Accent zurückwerfen, so dafs sie zwei Accente haben? Denn dafs die encliticae Theile des Worts sind, setze ich voraus. Ist da von den beiden Accenten der eine der Hauptaccent, und der andre ein Nebenaccent? oder ist meine Voraussetzung falsch, und kann dasselbe Wort zwei gleich starke Accente haben? oder löst sich die accentuirte Endsilbe vom Wort ab, und bildet mit

den encliticis ein eigenes neues Wort? Ich möchte an das Letzte glauben. Die Alten sehen wenig auf den Sinn in diesen Dingen, und beim Apostroph geht auch ein Theil des Worts zum folgenden über. In diesem letzten Fall könnte man zwar auch sagen, dafs nicht der Buchstabe zu einem neuen Worte überginge, sondern das neue Wort an das vorige durch den Apostroph angeschlossen werde, und der Buchstabe nun nur zur folgenden Silbe komme. Allein, nimmt man da die Worttheilung im gewöhnlichen Sinn, so entstehen mehrere portenta verborum. Mir scheint die Wahrheit in der Mitte zu liegen. So lange sich die encliticae unter denselben Accent bringen lassen, sind sie wahre Theile des Worts, wie der accentlose Artikel im Vorschlag. Da, wo dies nicht der Fall ist, treten die encliticae mit der Accentsilbe des Worts, die ihnen ihren Accent dankt, in eine Halbverbindung, wo sie zwar zwei Wörter ausmachen, aber nicht so stark geschieden, als andre. Eben solche Halbverbindung stiftet der Apostroph.

2) Schlagen Sie doch den Demosthenes contra Aristocratem auf p. 632. *v.* 1. der Reisk. Ausgabe ὅχπερ (ὥχπερ, οἵχπερ) *τὸν Ἀθηναῖον κτείνανται.* Hier sagt Reiske, dafs *τὸν* zu *κτείνανται* gehöre, und *Ἀθηναῖον* irgend einen Athenienser andeute. Allein erstlich mufs man dann p. 633. *v.* 11. und 18. *τὸν* zweimal wegstreichen, was er nicht thut; und geht es wirklich im Griechischen, den Artikel so zweideutig zu stellen? Taylor übersetzt auch „perinde ac si Atheniensem (insontem) occidisset". Ich glaube es gehört *τὸν* zu *Ἀθ.* und bezeichnet gerade *den* Athenienser. *Der* Athenienser ist nemlich der, welcher den zwei Zeilen vorher vorkommenden *ἀνδροφόνος* getödtet hat, und so ist es eine gar nicht ungewöhnliche Construction nach dem Sinn, ohne dafs gerade die Worte sie rechtfertigen. Der Sinn ist nun ganz deutlich. „Wer den Mörder (scil. eines

Atheniensers, denn um einen andern Ermordeten hätte man sich nicht bekummert) tödtet, soll ebenso behaftet seyn (ἐν τοῖς αὐτοῖς ἐνέχεσθαι) als wenn er den Athenienser ermordet hätte, i. e. als der Mörder selbst. *Κτείναντα* gehört nemlich in die Construction mit ἐνέχεσθαι, und steht nicht, wie ein Substantivum. Denn sonst brauchte es selbst einen Artikel. Hab ich darin Recht?

Bei ἐν fällt mir ein: Wenn man dies Wort, und einige andere nicht accentuirt, so scheint es mir nur eine grammatische Grille, scil. schon der Alten. Den Ton mufsten wohl diese Wörter auch haben. Mit dem Nominat. des Artikels ist es anders.

Mögen Sie, liebster Freund, dies zur Erinnerung an die Burgörneriana ansehen. Leben Sie herzlich wohl!

Ihr

H.

am 22.

[*Nachschrift.*] Da ich die Stelle im Dem. noch einmal ansehe, kommt mir eine andere Meinung, die ich für richtiger halte. Wenn man die zweite Stelle p. 633. vergleicht, wo Dem. erklärt, warum einmal ἀνδροφ. dann Ἀθην. gesetzt ist, so scheint es klar, dafs er meint, beide Ausdrucke seyen von derselben Person gebraucht. Man mufste also in der ersten p. 632. übersetzen: als den Atheniensen (nemlich den Mörder) getödtet habend etc. Der bestimmte Artikel steht natürlich da, weil es eine bestimmte Person ist, und um so nothwendiger, als er als Flüchtling nicht an sich mehr, sondern nur in der bestimmten Beziehung seiner Geburt ein Athen. war. Im Deutschen würde es gleich deutlich, wenn man sagte: der Atheniense *in ilum*.

LXXVII.

30. Jan. 1810.

Ihr Brief vom 27sten d., liebster Freund, den ich nicht Zeit hatte, früher zu beantworten, ist mir in jeder Art empfindlich gewesen. Es war eine meiner angenehmsten Aussichten hier, aufser unserer alten freundschaftlichen, auch noch in Geschäftsverbindung mit Ihnen zu treten, und ich mufs jetzt erfahren, dafs Sie Sich, und zwar nicht aus Gründen, die blofs in Abneigung gegen Geschäfte, oder in Mangel an Zeit wegen Ihrer Studien lägen, sondern aus ganz eigentlicher Unzufriedenheit von aller Verbindung mit unsern Einrichtungen lossagen. Ich kann hierin nichts als eine unglückliche, wirklich hypochondrische Stimmung finden; denn in der Sache ist es mir unmöglich Ihren Gründen beizustimmen; auch sehe ich, dafs Sie schriftlich und mündlich diese nicht mit Ruhe, sondern wirklich mit einer Art Bitterkeit und Leidenschaft behandeln, die mir, da ich nie einen andern Wunsch gehegt habe, als Sie zufrieden und glücklich zu sehen, nothwendig weh thun mufs.

Sie klagen in Ihrem Briefe direct über Vernachlässigung und Zurücksetzung, die Sie erfahren, indirect über grofse Misgriffe, die in Besorgung der mir anvertrauten Geschäfte geschehen.

Nicht wegen Ihrer 22jährigen Dienste, da *Sie* Sich gewifs nicht auf solche Gründe zu berufen brauchen, sondern wegen der Verdienste, die Ihnen niemand je streitig macht, habe ich darauf gedacht, Ihnen den ehrenvollsten Posten, den ich für einen Gelehrten zu vergeben hatte, zu ertheilen. Für diesen halte ich den des Directors der wissenschaftlichen Deputation, und um öffentlich zu zeigen, dafs ich diese Stelle, Ihnen ertheilt, nicht für blofs vorübergehend, sondern für dauernd ansah, wollte ich damit eine

andre Thätigkeit in der Section verbinden, die auch unabhängig von der Deputation fortdauern könnte, und auf die ein Director dieser an sich keinen Anspruch machen kann. Ich sorgte aufserdem bei dieser Bestimmung, soviel es nur möglich war, für Ihre Bequemlichkeit.

Sie sind damit unzufrieden, einzig, wie es scheint, aus dem Grunde, dafs Sie nicht Staatsrath sind, und Sich nun als *unter* die Staatsräthe meiner Section gesetzt ansehen. Zuerst mufs ich dagegen erinnern, dafs diese Ansicht mit derjenigen, welche Sie im vorigen Jahre hatten, in offenbarem Widerspruch steht. Nie haben Sie mir im vorigen Jahre gesagt, dafs Sie Staatsrath seyn wollten, wohl aber bestimmt, dafs diejenigen, bei denen man vorzugsweise auf gelehrte Wirksamkeit rechnete, diesen Titel nicht haben müfsten. Der Titel des Staatsraths sagt, dafs sich einer ganz der Geschäftslaufbahn widmet, dafs er wissenschaftliche Arbeiten nur treiben will, insofern er *nebenher* dazu Mufse behält — das nun können Sie nicht für Sich, kann ich nicht für Sie wollen. Die Deputationen sind bei uns eine Verbindung der gelehrten mit der Geschäftsthätigkeit, oder vielmehr eine Annäherung beider gegen einander, ein Mittel zu verhüten, dafs nicht eine eigentliche Kluft sie trenne. In diese Laufbahn brachte ich Sie, und räumte Ihnen in dieser die erste Stelle ein. In allen Ländern sind Geschäfts- und Gelehrten-Laufbahn getrennt. In Frankreich sind Mitglieder desselben National-Instituts Staatsräthe und nicht, und keiner glaubt sich hinter den andern zurückgestellt, obgleich auch da die Staatsräthe gewisse äufsere Vorzüge haben. Jeder denkt mit Recht, dafs verschiedene Laufbahnen gar nicht einmal in Collision kommen, und der Gelehrte kann wohl die seinige so hoch anschlagen, dafs er selbst Praerogationen in der andern verachtet. Und welche Praerogationen nun sind es? Wirk-

lich sehr kleine. Die Gesellschaft in der Stadt, d. h. die gute wird die Staatsräthe, darum weil sie es sind, nie vorziehen, ich sehe schon in den wenigen Tagen hier, dafs es nicht geschieht. Wie kann es auch nur geschehen? Dafs die Staatsräthe eigentlich die alten adlichen Vorrechte hätten, habe ich nie sagen wollen, das Erscheinen bei Hofe ist das Einzige. Wo giebt es überhaupt jetzt adliche Vorrechte? Sind in der Instruction, wie Sie andeuten, ohne es deutlich auszusprechen, Punkte, wo dem neuen Director zu nahe getreten ist, so sagte ich Ihnen schon, dafs die Instruction ja erst ein Project ist. Zeigen Sie sie mir nur an, und wir wollen uns bald darüber verstandigen. Was Sie noch sonst, wie Sie sagen, *schreckt* (?), und in wiefern dies der Fortgang dieser ganzen Sache thut, sehe ich ernstlich nicht ein, und kann also auch freilich nichts daruber sagen. Wirklich, liebster Freund, überlegen Sie die Sache ruhiger, es kann nichts darin liegen, was Ihnen die Ueberlegung ärgerlich oder verdrieslich machte, fragen Sie allenfalls Andre, und denken Sie zugleich vorzüglich auf die Sache, die, denke ich, uns noch mehr als jede andre Rücksicht am Herzen liegt, und die wenigstens ich, wenn ich auch weit entfernt bin, von Anderen Aufopferungen zu fordern, auch nie einen Augenblick aus den Augen verliere.

Ich gehe jetzt auf die Geschäfte und meine Verwaltung selbst über. Gott weis es, bester Freund, und Sie kennen mich zu lange, um es nicht zu wissen, dafs ich nicht von mir und meinen Veranstaltungen eingenommen bin, dafs ich gern Rath einhole, und dafs mir die Aeufserung sogar sehr bittern Tadels immer lieber, als das Verschweigen der Misbilligung ist. Aber ich weifs auch, dafs ich mit ernster Ueberlegung und mit Eifer gehandelt habe, dafs ich meine Ansichten im Ganzen und meine einzelnen Schritte mit Gründen belegen kann, und ich glaube sagen

zu können, dafs die Sache unter mir schon jetzt gewonnen hat. Ich mufs auch meinen Räthen volle Gerechtigkeit widerfahren lassen. Es wird keinem von ihnen einfallen, sich Ihnen an Genie und Gelehrsamkeit gleichzustellen, allein ein Geschäft braucht oft und meistentheils viel mäfsigere Talente. Auch ich habe nicht Lust, mich einem meiner Sections-Räthe im Ganzen nachzusetzen, dennoch giebt es Partheien, und für jeden könnte ich eine nahmhaft machen, die sie besser bearbeiten, als ich. Misrathen können viele Dinge. Sie können leider z. B. schon Recht mit Reil und Savigny haben. Nur ist das gewifs niemandes Schuld, eine andre Einleitung wäre mit diesen noch sichrer misgluckt, und vielleicht können Sie Sich doch auch in dieser Prophezeihung, wie in der mit Vater und Bredow irren.

Ueber die Academie-Angelegenheit, mein Lieber, sind Sie ein wenig sehr ungerecht gegen mich. Dafs in Rücksicht der mathematischen Klasse meine Absicht mislungen ist, war keinesweges meine Schuld. So etwas mufs aber auch nicht gleich abschrecken. Wenn man das zuläfst, macht man eigentlich nichts. Das Ende der Tage ist nicht gekommen. In Geschäften ist es mein Grundsatz, dafs man nur dann gut wirkt, wenn man ruhig, geduldig und beharrlich ist. Auch die reifste Ueberlegung kann durch Zufälligkeiten ihres Zwecks verfehlen, aber wenn man nur diesen im Auge behält, und immerfort redressirt, so kommt man doch ans Ziel. Wer nie mit dem minder Guten anfangen will, bis das Beste geschehen kann, der wirkt nie etwas im Grofsen. Dafs Reinhards Ruf vertheuert haben kann, will ich nicht in Abrede seyn. Es gab aber andre wichtige Gründe, warum ich wunschen mufste, dafs diese Berufung und ihre Bedingungen bekannt würden, selbst wenn ich, wie ich wirklich that, das Mislingen voraussah, und diesen mufste jene Rücksicht weichen.

Dies, lieber theurer Freund, ist meine Ansicht aller Dinge, die Sie in Ihrem Briefe berühren. Ich will Sie gewifs in keine Verlegenheit keiner Art setzen, auch nicht überreden, aber dafs es mir auch persönlich weh thut, wenn ich sehe, dafs eine, wie es mir scheint, vorgefafste Meinung über einen blofsen Titel, Sie, der Sie in jeder Rücksicht so trefflich sind, hindert, mit uns gemeinschaftliche Sache zu machen, jeden von uns zu nehmen, wie er nun einmal ist, von uns dasselbe zu erwarten, und überall nur die Sache vorwalten zu lassen, treu zusammen zu arbeiten, gemeinschaftlich begangene Irrthümer, wo welche vorfielen, auch gemeinschaftlich zu tragen und vorzüglich zu verbessern, — das können Sie mir nun einmal nicht verargen und werden es nicht thun. Was Sie mir sind, wissen Sie, und sehen es noch an der Ausführlichkeit dieses Briefs, da ich warlich kaum Minuten in diesen ersten Tagen frei habe.

Leben Sie herzlich wohl, und bleiben Sie unsrer alten Freundschaft und Liebe, die in mir immer gleich innig und herzlich ist, treu. Von ganzer Seele der Ihrige.

LXXVIII.

10. April 1810.

Wie können Sie, mein lieber theurer Freund, über Ihre Lage in Sorgen seyn? Ich habe dieselbe so gesichert, dafs, wer auch nach mir kommen möchte, nichts daran ändern kann. Ihre 3000 Thlr. waren bisher auf Schlesische Kloster-Fonds fundirt. Darin lag eine Art Ungewifsheit. Jetzt empfangen Sie 2100 Thlr. aus der Universitäts-, und 900 Thlr. aus der Academie-Casse und ich begreife nicht, wie man, selbst mit bösem Willen, den gegen Sie niemand haben wird, Sie antasten könnte.

Ueber Ihre übrigen Verhältnisse, mein Theurer, sage ich nichts. Seit meiner Zurückkunft von Erfurt hat mir die Regulirung keiner Sache so am Herzen gelegen, als dieser. Trotz aller angewandten Mühe ist es mir mit Ihnen nicht gelungen. Ich habe Ihre Ideen, die Sie gefafst hatten, nicht nehmen, kaum sie mildern können. Dafs ich die Sache erst im letzten Augenblick aufgegeben, wissen Sie am besten.

Wie aber die Dinge jetzt sind, halte ich sie für Sie sehr gut. Ihre Krankheit, liebster Wolf, hat Sie trübsehender gemacht, als Sie sonst sind. Mufse und Ruhe werden Ihnen Ihre frühere Heiterkeit wiedergeben. Kommt noch, was ich so sehr wünsche, eine litterarische Arbeit hinzu, so werden Sie Sich wieder glücklicher fühlen. Glauben Sie es mir, ein Geist, wie der Ihrige, bedarf einer starken, kräftigen, ihn ganz in Anspruch nehmenden Beschäftigung. Eine solche ist die in unsern Geschäften nicht. Nehmen Sie aber wieder eine mehr dieser Art vor, so wird Ihnen innerlich und äufserlich besser werden, und Sie werden dann auch vielleicht mit mehr Antheil zu uns zurückkehren.

Indefs nehme ich mit Vergnügen Ihr Anerbieten gelegentlicher Thätigkeit an, und bitte Sie, nur immer mit sicherm und festem Vertrauen auf mich und meine herzliche Zuneigung zu Ihnen zu rechnen. Von ganzem Herzen

Ihr

H.

LXXIX.

[Ohne Datum.]

Ich schicke Ihnen Ihre Bücher, liebster Freund, nach unendlicher Zeit, aber mit vielem Danke zurück. Sie müssen einem verzeihen, der wenig Herr seiner Zeit ist. Ihre

Uebersetzung *) hat mich unendlich erfreut. Die Vossische ist gar nicht lesbar dagegen, und auserdem hat die Ihrige diese genaue Nachbildung der Wortfuse. Dafs Sie auf den Einfluſs des Wortbaues aufmerksam gemacht haben hat eine Meinung in mir bestätigt, die ich lange gehabt habe. Dieselbe Sache erklärt die festen Verbindungen die durch alle Zeiten hindurch zwischen den verschiedenen Dialecten und Silbenmafsen waren. Aber es geht auch noch tiefer in den Sinn der Rede, und die Farbe des Ausdrucks. Es ruht viel mehr in der Sprache, als man gewöhnlich denkt, auf einem physischen Grunde. Wenn ich Ihnen mehr Bücher wiederschicke, als Ihnen gehören, so schicken Sie mir das Uebrige zurück; vermissen Sie noch etwas, so sagen Sie es mir. Die Ordnung fängt erst an bei mir einzukehren. Wollen Sie nicht einmal bei uns essen, und ist es Ihnen lieber, dafs wir allein, oder mit andern sind, und mit wem? Von Herzen

Ihr

H.

LXXX.

Ohne Datum.

Ich schicke Ihnen hier, mein theurer Freund, die Verfugung, die an Ihre Deput. ergehen soll. Lesen Sie sie und zeichnen mir die Stellen an, wo Sie Abänderungen wunschen. Wir sprechen hernach darüber. Ich wünschte aber sehr, die Sache sehr schnell wieder zu haben. Sind Ihre Erinnerungen nicht tief in die Sache eingehend, so theilen Sie sie mir nur schriftlich mit. Mussen wir daruber reden, so sagen Sie es mir morgen fruh mit einem Wort schriftlich. Ich bin morgen in Tegel, komme aber in die-

*) Scheint sich auf die im J. 1811 erschienene Uebersetzung von Aristophanes Wolken (v. F. A. Wolf) zu beziehen.

sem Fall, wenn es irgend möglich ist, zwischen 5 und 7 zu Ihnen. Leben Sie herzlich wohl. Wenn das Leben immer so fortdauerte, wäre es unerträglich. Man sieht sich nicht mehr. Allein mit der Ankunft meiner Familie wird es gewifs besser. Wir müssen den Tag ausmachen, wo Sie regelmäfsig, wenn Sie doch in der Stadt sind, mit uns essen. Von ganzem und innigem Herzen

Ihr

H.

[*Nachschrift.*] Ich habe diese Abschrift nicht durchsehen lassen können. Also verzeihen Sie Schreibfehler.

LXXXI.

Burgörner, den 3. Julius 1812.

Aus Burgörner, theurer lieber Freund, von wo aus ich Ihnen so oft schrieb, und wo mir Ihre Briefe ein so grofser Genufs waren, danke ich Ihnen für Ihren lieben, freundschaftlichen, ganz im alten Tone geschriebenen Brief vom 1. Mai, den ich, Gott weifs warum, mit seiner Beilage erst am 8. Junius empfing. Ich verliefs denselben Abend noch Wien, und so konnte ich Ihnen nicht mehr von dort aus schreiben. Aber Ihr Plato und Ihr Andenken bei dieser Gelegenheit, ja die ganze Art der Zueignung hat mich weit mehr, als ich es Ihnen beschreiben kann, gefreut. Auch in diesen Dingen haben Sie, mein Bester, ein nur Ihnen angehörendes Gefühl. Nur schäme ich mich, dafs der Leser verleitet werden kann, zu glauben, ich hätte wirklich Ihnen einige bedeutende Dienste geleistet, da ich Ihnen blofs auf sehr einfachem Wege leicht zu erhaltende Notizen mittheilte. Es ist unendlich schön, liebster Freund, dafs Sie zu einem so grofsen und wichtigen Werke zurückkehren,

und es wird Sie vieles um und neben Sich vergessen lassen. Ich habe auf der Reise die drei Gespräche von neuem ganz durchgelesen, auch nachher besonders ganze Stücke der Uebersetzung, und habe vorzüglich die letzte bewundert. Was Sie in diesen Gesprächen am Text gethan haben, habe ich nicht bemerken können, da ich keine andere Ausgabe zur Hand hatte. Allein ich habe überall ohne allen Anstofs fortlesen können, was schon an sich zeigt, dafs Ihre Behandlung von der Art ist, dafs sie den ungestörten Genufs möglich macht. Auch Druck und Papier sind sehr gut. — Ich bin hier allein in Burgörner, liebster Wolf, und habe nicht einmal eine Tafel-, sondern höchstens eine Chiffonièren-Bibliothek, aufser Ihrem Plato, blofs einige Ungrische Bücher, da ich diese Sprache, auf die Sie wegen der Betonung sonst auch hielten, so ziemlich gelernt habe. Aber ich bin auch nur hier, Geschäfte und Rechnungen zu besorgen, und behalte kaum, da ich zugleich Besuche in der Nachbarschaft machen mufs, und andre empfange, ein Paar Stunden des Tages zu einer vernünftigen Beschäftigung übrig. Bis zum 17. bleibe ich noch hier, dann aber komme ich auf 8—10 Tage zu Ihnen nach Berlin, und hoffe Sie, trotz der Kürze meines Aufenthalts, doch recht viel zu sehen. Ich denke und schmeichle mir, Sie sollen ganz den Alten in mir finden, ich meine nicht blofs in herzlich liebevoller Gesinnung gegen Sie — denn in der habe ich sicherlich nie einen Augenblick gewankt — nein, sondern auch in Absicht der Dinge, die mich interessiren, und meiner Art sie anzusehen, den Alten, und da meine ich eigentlich den vor 1809. Denn das Gesandtengeschäft ist so locker und lose, dafs es mir die Gedanken nicht sonderlich einnimmt, und so wie weiland Rubens dabei grofse Bilder malte, kann auch ich vielerlei treiben, habe es gethan, und thue es noch. — In Carlsbad habe ich Göthe

gesehen, und 1½ Tage blofs mit ihm verlebt. Wir haben viel auch von Ihnen gesprochen. Ihre letzte Probe vom Aristophanes, für die ich Ihnen auch noch sehr dankbar bin, macht ihm erstaunliche Freude. Er kann nun erst den Aristophanes lesen und geniefsen. Mich hat vorzüglich die grofse Treue, und die Genauigkeit in der Nachbildung der Versmafse in Bewunderung gesetzt; die letzte könnte auch zur Verzweiflung bringen, wie ich gleichfalls fühle. Denn schwerlich wird es Ihnen irgend einer mit dieser Leichtigkeit nachthun. Nur ein wenig zu modernisirt finde ich Ihre beiden Uebersetzungen, allein ich weifs, dafs Sie darüber verschiedene Grundsätze haben. — Meine Frau ist Ihnen immer herzlich ergeben, und würde sich sehr freuen, wenn Sie einmal uns auf einige Wochen in Wien besuchten, was Sie leicht thun könnten. Wir leben dort eigentlich immer mit [illegible] Gedanken in Italien und haben im Grunde nur die Schwelle Deutschlands betreten. Noch mehr möchte ich Sie also dahin einladen. Denn wir kehren gewifs dahin zurück, wenn sich auch die Zeit noch nicht bestimmen läfst. Allein ohne dafs man viel darüber sinnt, wird der Moment kommen, und wenn man also nur die Ueberzeugung festhält, dafs jede Aenderung vernünftigerweise dahin führen mufs, so ist das genug. Für jetzt bleibe ich noch gern einige Jahre in Deutschland, damit meine Töchter heranwachsen. Auch die Kleinen sprechen nunmehr geläufig Deutsch, obgleich das Italienische meist noch die Haussprache unter uns bleibt. Literarischen Umgang bietet mir sonst Wien fast gar nicht dar. In alter Literatur ist jetzt niemand da irgend bewandert, wenn ich etwa Schlegel abrechne, der doch aber auch eigentlich das nur nebenher treibt. Mit diesem gehe ich zwar um, allein unsre Ansichten sind so verschieden, dafs er wenigstens die Gewandtheit und Geneigtheit haben mufste, doch soviel,

als zur Bekehrung des Andern nöthig ist, von der seinigen abzugehen. Mit Adam Müller, der überdies nur vorübergehend in Wien ist, und nicht dort zu bleiben gedenkt, habe ich noch weniger Gemeinschaft. Er beschäftigt sich mit Staatswissenschaft und Politik, und hat eine so moderne Richtung, dafs unsre Wege sich nicht leicht begegnen. — Ich weifs nicht, ob Sie durch Becker manchmal von meinem Bruder hören. Ich wollte wohl, Sie hätten ihn bei seiner letzten Anwesenheit in Wien gesehen. Er denkt zwar auf eine zweite Reise nach Tibet, allein nicht so eilig, als die Zeitungen es machten. Denn er vollendet erst sein Werk in Paris, und noch sind wenigstens 3 Quartbände Reisebeschreibung zu machen. Selbst mit seinem Fleifs und seiner wirklich rastlosen Thätigkeit braucht er gewifs 1½ Jahre dazu. Unter dem, was er neuerlich herausgegeben hat, dürften Sie am meisten die Monumens de l'Amérique interessiren, (die eigentlich den Atlas pittoresque der Reisebeschreibung ausmachen) weil in diesen manche Vergleichungen mit Aegypten und überhaupt der alten Welt vorkommen, vorzüglich eine Abhandlung über den Kalender der Mexicaner und die Zeichen des Thierkreises. Er beweist darin, meiner Meinung nach wirklich, dafs die Mexicaner ihren Kalender von Asien aus empfangen haben. — Zugleich mit ihm war ein gewisser Hase in Wien, über den Ihnen vermuthlich Becker geschrieben hat. Er besitzt eine ungemeine Fertigkeit im Griechisch-Sprechen, d. h. im Sprechen der Art Griechisch, die weder alt noch neu ist, und die eigentlich in Paris unter Coray entstanden ist und ausgebildet wird. — In etwas über 14 Tagen bin ich also bei Ihnen, liebster Freund. Ich freue mich unglaublich darauf. Leben Sie wohl, und nehmen Sie noch einmal meinen herzlichsten Dank und die Versicherung meiner liebevollsten Freundschaft an! Ganz der Ihrige Humboldt.

LXXXII.

Frankfurt, den 10. August. 1816.

Ich sehe zwar voraus, theurer Freund, dafs Ihnen dieser neue Agamemnon misfallen wird, und es thut mir recht eigentlich leid, indefs kann ich doch nicht umhin, ihn Ihnen zu schicken, und kann doch auch nicht ganz in das Urtheil einstimmen, was ich voraussehe, dafs Sie darüber fällen werden. Sie werden nemlich leicht den ältern Ausgaben den Vorzug einraumen, und ich sehe zwar wohl, dafs mehr als Eine Stelle anders seyn sollte, dafs auch das Ganze vielleicht zu sehr die Spur der Umarbeitung an sich trägt; aber wenn ich noch heute die Sache von neuem zu unternehmen hätte, würde und könnte ich es nicht anders machen. Wenn sich, wie es bei mir, in Absicht der Metrik, nothwendig hat der Fall seyn müssen, die Grundsätze des Uebersetzens gänzlich ändern, so kann man eine ältere noch unrichtiger gemachte Uebersetzung unmöglich mehr anerkennen. Nehmen Sie also meine Arbeit, als die eines alten Freundes, gegen den man nicht zu streng seyn mufs, mit Nachsicht auf, und wenn Ihnen hier und dort etwas aufstöfst, das nicht die gehörige Kunde verräth, so bedenken Sie, dafs ich zwar jetzt mehr Bücher, aber viel weniger freie Augenblicke habe, als zur glücklichen Zeit der Aulebenschen Tafelbibliothek, und daher vieles nicht so, als damals studiren und mir zu eigen machen kann. Meine Frau ist seit einigen Tagen hier, und wir haben schon viel mit einander von Ihnen gesprochen. Leben Sie recht wohl, und erhalten Sie mir Ihr Andenken. Mit der herzlichsten Verehrung und Freundschaft

Ihr

Humboldt.

LXXXIII.

(Ohne Datum. 1817.)

Herzlichen Dank für die Analecten. Ich habe die Elegie *) gleich gelesen, muſs mir aber einen Ovidius erbitten, da ich keinen habe.

Ich finde die Uebersetzung sehr schön und gelungen. Nur V. 22. hätte nothwendig geändert werden müssen. *„Welch'"* und *„Seil'"* in Einem Vers ist für ein nacktes Mädchen sehr hart, wozu noch in demselben Vers 10 ein-

*) Man vergl. Fr. Aug. Wolf's *literar. Analekten.* Erster Band II. S. 503 f. wo die folgende Uebersetzung der Ovidischen Elegie (*Amorum* I. 5.) steht:

Schwul war's einst, und es hatte der Tag sein Mittel vollendet,
Als aufs Polster ich hin streckte zur Ruhe den Leib.
Ein Theil nur war offen des Fensters, der andre verschlossen;
Also das Licht, wie es meist pflegt in den Wäldern zu sein.
So halbleuchtend erscheint, wann Phöbus entfliehet, die Dämmrung,
So wann Nacht schon wich, aber der Tag nicht begann.
Solche Beleuchtung ziemt zu verleihn schamröthenden Mägdlein,
Wo Schlupfwinkel für sich hoffet die zagende Scheu.
Siehe, da kommt mir Corinna, des Leibrocks Gürtel gelöset;
Aber den schimmernden Hals decket das flatternde Haar;
Wie zum Gemache der Lust liebreizend Semiramis eingehn
Mochte, wie Lais, vordem vielen der Männer gelebt.
Ich riſs ab ihr Gewand; zwar schadete wenig das zarte,
Gleichwohl rang sie mit mir über den Schutz des Gewands.
Und da sie rang, gleich einer, die nicht obsiegen mir wollte,
Wurde sie mühlos bald, selbst sich verrathend, besiegt.
Wie vor den Augen mir jetzt die der Hüll' Entkleidete dastand,
Nirgend schien ringsher unter den Gliedern ein Fehl.
Schultern und Arm', ach, welche beschauf' ich, welche befühl' ich!
Wie für den Druck fügsam waren die Blüthen der Brust!
Wie schlank untergeschmiedet dem schwellenden Busen der Leib auch!
Welch' und wie kräftig die Seit'! auch wie die Hüfte so rasch!
Einzelnes nennt' ich umsonst: nichts nicht lobwürdiges sah ich.
Drauf die Entkleidete fest drückt' ich mir gegen die Brust.
Wer nicht wüſste, was folgt! Kraftlos jetzt runten wir beide.
Möchte mir öfter des Tags Mittel, wie dieses gedeihn.

silbige Worte kommen, da in unsrer Sprache auch das apostrophirte Wort einsilbig bleibt. — Eben so läfst sich V. 6. die Auslassung des Artikels bei *Nacht* um so weniger entschuldigen, als der *Tag* ihn hat. Auch die Imperfecta da kommen mir fremd vor. Ich zöge zwei Praesentia, oder bei der Nacht das Imperf. beim Tag das Praesens vor. Schamröthend kann wohl nie vor Scham erröthend heifsen. Das Verbum hat hier offenbar eine active Bedeutung. *Mägdlein* ist mir in allen Stellungen verhafst, doch mag das individuell seyn. V. 23. *Nichts nicht* ist sehr hart. Ich zöge vor: Nichts *unlobwürdiges*.

Gegen die Strenge der Hexameter habe ich viel, vorzüglich da das Stück so kurz ist, und mithin gröfsere Correctheit erlaubt. Ich gestehe aber auch, dafs meine Forderungen übertrieben seyn mögen, doch weifs ich aus Erfahrung, dafs man, indem man ihnen genügt, Hexameter machen kann.

Fur's Erste würde ich keine Art Trochäus erlauben. Ich kann also V. 18. *Nirgend* nicht einmal toleriren, V. 17. *Hüll' Eu* —, V. 19. *beschaut' ich* ebensowenig, und nur ungern V. 7. *Beleuchtung*.

Dann kann, wenn man wirklich kunstreiche Hexameter machen will, im 4. Fufs die Wortcaesur nur folgendergestalt stehn:

— —
, — — — ,
— , — —

Ich kann also nicht billigen V. 1. 3. 5. 11. V. 5. wird besonders matt, da nach *Fensters* ein Comma steht, und auch im dritten Fufs die gleiche Caesur ist.

Endlich mufs ich noch Folgendes bemerken:

V. 6. *Tag nicht be*gann — *nicht* verkürze ich nie.

V. 8. auf *sich* kann der Abschnitt im Pentameter

keine hinlängliche Ruhe finden; ebensowenig V. 11. auf *mir* und nur mit Mühe V. 20. auf *— sam.*

Gegen die starken Jamben im 1. Fuſs V. 13. und 21. (obgleich diesem der Accent zu Hulfe kommen kann) möchten Einige Erinnerung machen. Ich billige sie aber gar sehr.

Dies nur zum Beweis meiner Aufmerksamkeit, und um die Ueberschickung des Ovids einigermafsen zu verdienen. Ganz der

Ihrige,

Humboldt.

[*Nachschrift.*] *Vollendet* brauche ich nie so. Es ist, was Vofs sagen mag, gegen alle Analogie. Zwei Verse in meinem Agamemnon, mit den Clytämnestra mit Agamemnon abtritt, halte ich für classisch für den Gebrauch dieses Worts.

LXXXIV.

[Ohne Datum. 1817?]

Sie wollen einmal, liebster Freund, dafs ich kritisiren soll, auch ohne es besser machen zu können. Also will ich mit völliger Freiheit sprechen.

V. 1. stört mich das *einst*. Es stellt den Vorfall in die Vergangenheit. Das Lied ist aber viel hubscher, wenn es gleich danach gedichtet ist.

Der Tag sein Mittel ist auch etwas schwer. Die mittlere Stunde wäre natürlicher.

V. 6. Ich komme auf die Imperf. zurück. Die Praet. des Textes können bei uns nur Praes. seyn.

V. 10. ist diuiduus nicht durch flatternd zu geben. Ich hatte vorgezogen

— deckt das sich theilende Haar.

V. 11. Warum thalamos, Gemache der *Lust?* was nicht edel ist. Ich würde Gemache der *Braut* sagen. Erst dann ist die Art Gegensatz mit Lais hübsch, der im Text um so mehr gefällt, weil es ist, als fände der Dichter doch in Semiramis eine zu königliche Vergleichung für Corinna. Auf Semiramis Hoheit wird auf jeden Fall angespielt, was auch in formosa (dem edleren Wort, wofür *liebreizend* nicht gut ist) liegt. Corinna verbindet Sem. hohe Schönheit und Lais leichten Reiz. Vielleicht wäre für formosa *reizstrahlend* zu brauchen.

V. 12. *Vordem* steht blofs des Verses wegen, und schadet der Wirkung des Sinnes.

V. 14. Gegen diesen Vers habe ich sehr viel. Das *illa* (gegen rara) ist gar nicht ausgedrückt. Man streitet *über*, aber man ringt *um* eine Sache; der *Schutz* ist ein abstractes Wort, was nicht hieher pafst. Da ich das Wörtliche auf Gefahr des Prosaischen liebe, würde ich sagen:

bedecket
Dennoch mit diesem Gewand rang sie bedeckt noch zu seyn.
in dieses die Glieder zu hüllen
um dieses Gewands Hülle noch rang sie mit mir

So wird auch das *mir* vermieden, wovon noch nachher.

V. 19. Die eigne Schönheit von lacertos ist unübersetzbar. Brachia mahlte nicht so die Stärke. *Arm' ach!* misfällt mir. *Ach* ist ein Behelf, und die Elision des Pluralzeichens immer unangenehm für mein Ohr. Dann bringt die Wiederholung von *welche* eine Schiefheit in die Phrase. Es ist einem, als wären es nicht dieselben Arme. Der Text hat das nicht.

V. 20—22. Hiergegen habe ich sehr viel, aber es ist auch unmöglich, hier das Original zu erreichen.

V. 20. *Blüthen* der Brust ist eine Verschönerung des Orignals, und keine glückliche. Forma und premi haben

einen piquanten Contrast, weil eigentlich die Gestalt sich nicht drücken läfst, wie die Lateiner so oft so spielen; aber das Spiel ist hier am rechten Ort, da nur eine papilla apta premi eine schöne Form hat. Lieber als *Blüthen* hätte ich *Knospen*, es zeigt mehr das erst Werdende, nicht Gewordene. *Apta premi* ist ein zweisinniges Wort, die Brust läfst sich drücken, sie ist nicht Marmor, aber man druckt sie auch gern, sie ladet zum Druck ein, weil sie im Druck auch widersteht. Das Elastische ist so gemahlt. *Fügsam* drückt blofs das Erste aus, leider sind die meisten Brüste dem Druck nur allzu fügsam. Jetzt mein Versuch:

Die Umrisse der Brust wie einladend zum Druck!
aufstrebend beim

V. 21. zweifle ich, dafs der Deutsche Leser merkt, dafs vom Bauche die Rede ist. Das *schlanke* ist immer *schmal*, der Bauch mufs *flach* seyn, aber er kann nicht ohne eine gewisse Breite bestehen. Castigatus ist gar nicht ausgedruckt. Ich schlage vor:

Wie keusch unter dem zart schwellenden Busen der Leib.

Keusch kann sehr gut ohne die moralische Nebenbedeutung gebraucht werden.

V. 22. weifs ich gar nichts Besseres zu finden. Nur nähme ich statt *kräftig* — „mächtig". Es geht in dieser Stellung auf den Raum, die Ausdehnung und hier ist auch furs Auge gedichtet. Kraft ist intensiv.

V. 23. Gegen *nichts nicht* nehme ich meine Bemerkung zurück. Es ist ein Unglück, dafs es schlimm klingt. Aber nil non läfst sich nicht anders geben.

V. 25. was *folgt* ist zu deutlich und kommt der Zartheit von Caetera nicht gleich. Wer *wufste* schadet der Einfachheit. Wer weifs das Uebrige nicht? *Kraftlos?* man ist wohl müde, aber nicht gleich kraftlos.

Im Metrischen sind wir in den ersten Grundsätzen verschiedener Meinung. Ich nehme an:

1. Die Geltung der Silben in Versen mufs gerade so genommen werden, wie man diese Silben in Prosa lesen würde. Das Lesen von Versen kann nicht die Geltung, sondern nur das Herausheben der an sich vorhandenen Geltung hinzuthun.

Nun lese ich in Prosa:

Wo Schlupfwinkel für sich hoffet offenbar so, dafs ich von *Winkel* bis *hoffet* weder eben anhalte, noch einen Ton lege. Dagegen lese ich:

aber den schimmernden Hals decket

offenbar, auch in Prosa, mit Gewicht auf *Hals*. In Prosa lauten daher beide Stellen verschieden. Wie sollen sie nun beide im Pentameter auf dieselbe Weise stehen können. Die Anwendung der griechischen Enclisis kann mir hier nicht genügen. Ist in *mit mir* das Pronomen nicht enclitisch, so sage ich blofs, dafs eine so schwache Betonung zum Abschnitt des Pentameters nicht hinreicht.

2. Die Länge und Kürze richtet sich einzig nach dem Silbenaccent. Daher ist *Hund* bestimmt lang, *und* bestimmt kurz, und kann nie lang seyn. Die Buchstabenstellung und Natur kann nur (mufs aber) als Correctiv angewandt werden, um manche wirkliche Kürze ungern kurz, und manche Nicht-Länge als lange Mittelzeit zu brauchen. *Ent*kleidet kann nie als lang angesehen werden. Ich sage nie ich kleide mich *ent*, und die Consonanten thun nichts. In antworten ist ein andrer Grund.

3. Man sollte mittelzeitige Silben nie als Nothbehelf brauchen, um unvollkommene Versfüfse zu machen, sondern nur da, wo das Versmafs Länge und Kürze erlaubt, aber da sie suchen. Im Hexameter also nur in der letz-

ten und, jedoch mit Geschmack, der ersten Silbe. Sonst sollte man die mittelzeitigen immer kurz seyn lassen, blofs mit Ausnahme der wenigen, die sich nicht ohne Mühe kurz aussprechen lassen, wie *auch, durch.*

Will man aber die mittelzeitigen Silben zu unvollkommenen Spondäen benutzen, so ists immer besser, ihnen den ersten Platz in dem Fufs zu geben. Denn da der dactylische Rhythmus so ein absteigender ist, so sinkt die Mittelzeit in der letzten Stelle ganz. Daher zöge ich vor

Wenn Krankheit mich befällt eet.

folgenden:

Wenn mir die Krankheit naht eet.

Endlich, will man einmal sich die Sache erleichtern, würde ich doch dieselben Mittelzeiten immer lang und andre immer kurz brauchen. Wenn aber V. 17. *Hülf Eut* ein Spondäus ist, wie kann *Darauf die Eut* V. 21. ein Dactylus seyn?

Dafs man nun hiernach keine Hexameter und Verse jeder Art machen könnte, läugne ich. Man mufs sich nur gewöhnen, dies als unverbrüchliche Regel anzusehen, so findet sich die Lust und die Phantasie schon einen Ausweg.

An die Orthographica gehe ich, sobald ich kann.

Ihr

H.

LXXXV.

Ohne Datum. 1817.

Ich weifs nicht, in welcher Zerstreuung ich heute illa in der Elegie auf tunica bezogen habe, da es der Nominativ ist. Ich bitte, diese und vielleicht andre Irthümer zu verzeihen. Ich schrieb unter lauter heterogenen Störungen.

H.

LXXXVI.

22. Novbr. 1819.

Sie werden, liebster Freund, den Nonnus erhalten haben.

Auch mir thut es ungemein leid, dafs wir uns gar nicht sehen. Sie finden mich aber, aufser Donnerstag und Freitag, fast ohne Ausnahme, zwischen 6 und 8 Uhr Abends, und wenn man einen Menschen in öffentlichen Geschäften besucht, so läuft man nicht immer Gefahr *in publica commoda* zu pecciren, sondern es hat oft den Vortheil, dafs man *publica incommoda*, die in der Geburt sind, verhindert, oder doch verspätet.

Sie nehmen an allen grammaticalischen Minutiis Theil, und haben Geduld mit schlechten Manuscripten. Darum schicke ich Ihnen zwei Englische, von mir gemachte Aufsätze über die Englische Aussprache.

A. ist fertig, mit meinem Sprachmeister, der ein genauer Forscher und Kenner war, durchgesehen, und hat eine Art Vollendung.

B. ist angefangen, durch meine Abreise unterbrochen, und mein Sprachmeister hat es nie gesehen. Es sind blofs meine Ideen. Nur da ich immer bei ihm Stunde genommen hatte, habe ich Grund zu glauben, dafs das Material, die Aussprache der einzelnen Worte, sehr richtig ist. Wäre der Aufsatz fertig geworden, so hätte er Verdienst gehabt. Das System der accentuirten, dunkeln und gleichgültigen Silben, was von meinem Sprachmeister herrührt, ist in keinem Englischen Buche so klar und bestimmt aus einander gesetzt, und die Theorie der Accentuation, die von mir ist, auch in keinem so auf die Etymologie, auch aus Deutscher Sprache, gegründet.

Ich lege ein Aussprache-Wörterbuch bei, was Sie vielleicht nicht selbst haben, und welches das beste ist.

Alles erbitte ich mir gelegentlich zurück. Leben Sie herzlich wohl, theurer Freund, und erhalten Sie mir Ihr Andenken und Ihre Liebe.

Humboldt.

LXXXVII.

Ohne Datum. 1820.

Ich bedauere sehr, liebster Freund, Sie nicht zu sehen. Ich gehe aber erst Sonnabend oder Sonntag nach Tegel.

Für das Mitgetheilte meinen herzlichen Dank.

Sie erhalten hierbei den Unger und 6 Hefte des Thesaurus auf so lange Sie wollen.

Ich lege auch ein Ihnen gewifs unbekanntes opus*) bei. Ich machte diese Kleinigkeit zum Spafs als ich im vorigen Sommer am 2. Julius wieder einzuheizen anfing, und schickte sie meinem Bruder, da ich ihm am nemlichen Tage schrieb. Er hat sie, ohne mein Wissen, drucken lassen. Ich habe sie niemandem gezeigt, weil man glauben könnte, *ich* legte Werth auf die Kleinigkeit. Ganz heimlich wird sie nicht bleiben, da er einigen Personen Exemplare geschickt hat. Doch bitte ich Sie, sie nicht zu verbreiten. Es ist mir lieber, wenn man es nicht weifs. Nur unter uns können wir ja harmlos über die Silben (die ich immer ohne y schreibe, weil die Deutschen sie einmal sehr passend wie die Milben behandelt und sich zu eigen gemacht haben) darin mit einander dissertiren.

Leben Sie herzlich wohl!

H.

*) Wahrscheinlich das 1820 zu Paris als Manuscript für Freunde gedruckte Gedicht: „An die Sonne" s. die vorlieg. gesammelten Werke. B. I. S. 359. f.

LXXXVIII.

Ohne Datum. Tegel 1821.

Ich bin in der Tegelschen Einsamkeit, liebster Freund, und nahe mich Ihnen mit einer Bitte, die sehr leicht zu erfüllen ist, aber mir am Herzen liegt.

Ich besitze einen antiken Brunnen i. e. eine marmorne, mit einem Basrelief, einem Bacchanale versehene Brunneneinfassung, die ich in Rom aus der Kirche S. Callisto gekauft habe, und in der, der Tradition zufolge, der Heilige den Märtirertod gebüfst hat.

Dieser Brunnen soll hier aufgestellt werden, und ich wünschte eine lateinische Inschrift am Postament zu haben, welche blofs sagt, dafs diefs der eben beschriebene Brunnen ist.

Um diese Inschrift *) bin ich so frei, Sie, liebster Freund, zu bitten. Damit Sie nicht die Mühe haben, die historischen Umstände nachzusuchen, lege ich das angefügte Blatt bei.

Sie werden mich sehr verbinden, wenn Sie mich recht bald mit einer Antwort erfreuen, die ich Sie bitte nur in meinem Hause abgeben zu lassen. Herzukommen kann ich Ihnen nicht zumuthen, zu falben Blättern, einer unbedeutenden Tafelbibliothek und absoluter Einsamkeit. Der Brunnen soll noch diesen Herbst aufgestellt werden, und ich darf daher wohl um baldige Antwort bitten.

Von Herzen der Ihrige

H.

*) Man vergl. den folgenden Brief.

LXXXIX.

Ohne Datum. Tegel 1821?

Herzlichen Dank, theurer Freund, für die Inschrift *), die ich vortrefflich finde. Vielleicht aber bringen wir doch noch das *demersus* hinein. Denn dafs zur Zeit der Ertränkung schon diese nemliche Einfassung da war, ist wenigstens die Sage. Es ist mir nachher eingefallen, dafs die Sache durch die Inschrift einigermafsen, als ein Kirchenraub beurkundet wird. Aber es ist doch wichtig zu wissen, wo der Brunnen seit langer Zeit gestanden hat.

Ihr Besuch soll mir herzlich willkommen seyn. Sie wissen, was Sie zu erwarten haben, und werden sich nicht getäuscht finden. Einige nova kann ich Ihnen doch vielleicht geben, eine Ausgabe der Eumeniden und Choephoren von einem gewissen Schweneck, auch einen Callimachus in Deutschen Hexametern et cet.

Sonntag bin ich wieder in der Stadt und bleibe dann.

---

*) Bezieht sich auf eine von Wolf entworfene Fassung der Inschrift für die zur Zeit im Schlosse zu Tegel aufgestellte antike Brunneneinfassung. Der erste Entwurf von Wolfs Hand lautete:

Puteal sacra Bacchica sistens, idem, in quo S. Callistus circa a. CCXXIII. martyrium passus fertur, ex eiusdem Callisti aede Romana huc devectum.

Für die Ausführung hat Wilh. von Humboldt die folgende Fassung gewählt:

PVTEAL. SACRA. BACCHICA. SISTENS. IDEM. ILLVD. IN. QVO. AD. MARTYRIVM. PATIENDVM. CIRCA. A. CCXXIII. S. CALLISTVS. DEMERSVS. TRADITVR. EX. EIVSDEM. S. CALLISTI. AEDE. ROMANA. EMPTIONIS. IVRE. HVC. DEVECTVM.

Eine andre im Autographo von Wolf uns vorliegende Redaktion weicht von diesem Texte mehrfach ab:

Puteal . . . patiendum anno Chr. CCXXIII. . . . . Romana Transtiberina emptionis iure huc devehendum reponendumque curabat G. de H.

Sobald ich kann suche ich Sie selbst auf. Mit herzlicher und dankbarer Freundschaft der Ihrige

H.

[*Nachschrift.*] Dienstag Abend. Ueber Hirt und das Gymnasium habe ich sehr lachen müssen. Aber auch mir will die Inschrift am Theater gar nicht ein. Wir sprechen einmal mündlich darüber.

XC.

Ohne Datum. [Berlin, 3. Jul. 1821.]

Ich habe gestern bei Ihnen, liebster Freund, hinterlassen, dafs ich heute früh zu Ihnen kommen würde. Das kann ich leider nicht, weil ich zu Prinz Wilhelm gehen mufs, dessen Geburtstag heut ist. Ich komme aber, wenn Sie erlauben, heute um 6 Nachmittags.

Ich möchte Sie noch um einen Rath über meine Schrift bitten. Der Titel soll zum Mefscatalogus abgehen, und ich bin über diesen Titel in einiger Verlegenheit. Ich lege Ihnen vier verschiedene bei. Der doppelt angestrichene ist der, welchen ich vorziehe. Ich wünschte aber zu wissen, welcher Ihnen der angemessenste schiene, oder ob Ihnen ein fünfter besserer einfiele. Die Vaskische Sprache kann nicht herausbleiben.

In Tegel war das Wetter allerdings nicht lieblich. Indefs ist es nie so schlimm auf dem Lande, als in der Stadt, und ich bin täglich zweimal spazieren gegangen. Immer aber mufs man ein entschiedener Landliebhaber seyn, um es in dieser Jahreszeit zu besuchen. Ich habe viel Sanskrit getrieben.

Leben Sie herzlich wohl!

H.

XCI.

1823 etwa Februar.

Sie haben von mir, liebster Freund, eine Ausgabe Coray's, welche Aelians var. hist. nebst andern kleinen Schriftstellern enthält; Sie würden mich sehr verbinden, wenn Sie mir diesen Band zurückschicken könnten. Obgleich ich glaube, dafs mein Bruder Ihnen schon selbst seine neuliche Vorlesung gegeben hat, lege ich doch ein Exemplar bei. Ich habe bei dieser Gelegenheit die Stellen der Alten über Vulcane nachgesehen. Haben Sie wohl darauf Acht gegeben, dafs in denselben *πηλὸς*, auch ohne das Beiwort *διάπυρος*, schlechterdings nichts anders ist, als Lava? Schneider bemerkt es im Wörterbuch nicht. Obgleich es eigentlich den mechanischen Gesetzen entgegen ist, dafs zwei Leute zusammen kommen, die nicht ausgehen, so hoffe ich doch, Sie recht bald zu sehen. Leben Sie herzlich wohl!

H.

XCII.

Tegel, den 15. Sept. 1823.

Ich schicke Ihnen, liebster Freund, mit meinem herzlichen Dank den Hermes zurück. Ich habe den Aufsatz *) über Aristophanes mit grofsem Interesse gelesen, allein befriedigt hat er mich doch nicht ganz.

Dafs man Voſs endlich einmal sagte, dafs er wirklich, und recht absichtlich untreu ist, war sehr gut. Allein der Rec. fertigt ihn zu kurz ab. Die Untreue hätte in allen ihren Abarten und besonders auch an feineren Beispielen gezeigt werden sollen. Dann aber hätte man auch gerechter seyn müssen. Auch im Aristophanes giebt es Stellen,

*) Vergl. „Hermes. Erstes Stück für das Jahr 1823." S. 1—60.

und grofse, wo die Uebersetzung wirklich die gerügten Fehler nicht hat, und im höchsten Grade gelungen ist.

Mit der Idee des Komischen scheint mir der Vf. noch lange nicht im Reinen zu seyn. Er legt es, wie es scheint, in die Beleuchtung der menschlichen Beschränktheit von dem Standpunkte einer höheren Freiheit aus. S. 10. 59. Das ist aber sehr dunkel, und schwerlich erschöpfend. Das Komische schiene demnach nur das Fehlerhafte zum Stoff zu haben, und kann man nicht Alles, auch das Erhabenste, komisch behandeln?

Mich dunkt, man könnte sich, weniger metaphysisch, an zwei Dinge halten, dafs Lachen erregt, und auf eine idealische Weise erregt werden sollte. Was zum Ersteren gehört, kann man sogar aus der eignen Erfahrung, wenn man mit witzigen Menschen umgegangen ist, oder selbst Witz besitzt, entnehmen. Es giebt darin gewisse allgemeine Kategorieen, die von Aristophanes bis auf uns immer dieselben geblieben sind. Das Idealische tritt auf eine doppelte Weise ein, so dafs das Lachen aus dem gemeinen Kreise der blofsen Zufälligkeit gehoben, und so erregt werde, dafs es immer, auch in den ernstesten Momenten, so wie nur der Gedanke daran zurückkehrt, auch wiederkehren, und wirklich das Höchste und Tiefste im Menschen berühren mufs, und zweitens so: dafs, da das Lachen eine scheinbare Auflösung der Würde des Menschen ist, diese Würde auf einem andern Wege wieder gewonnen, oder vielmehr gerettet werde, wozu z. B. die bei Aristophanes so merkwürdige strenge Kunstform der Dichtung sehr viel thut.

Die wahre Gröfse des Aristophanes scheint mir der Vf. des Aufsatzes doch nicht zu fühlen. So weifs er nicht mit dem Ernst, gerade dem Göttlichsten, darin fertig werden zu können, und der Chor dient, nach ihm, bisweilen nur

statt des Vorhangs. Die Natur und Kraft der Parabasen, des wesentlichsten Theils der alten Komödie, der schon in der mittleren mangelte, verkennt er ganz, wenigstens finde ich keine Stelle, aus welcher das Gegentheil hervorginge.

Er scheint überhaupt komische und Lachen erregende Dichtung für Eins zu halten, und von einer ganz ernsten Komik, in der gar nicht gelacht würde, sondern deren Charakter blofs Gröfse, Ruhe und Heiterkeit wären, gar keinen Begriff zu haben. Hat man aber den nicht, kann man auch nicht füglich das Kunstmäfsige in der Lachen erregenden Kraft begreifen.

Wie ich immer das Komische einzusehen geglaubt habe, so ist der Grundbegriff desselben die Entfernung alles Pathetischen. Darum steht die komische Dichtung wirklich höher, als die tragische, weil das Pathos, auch an der rechten Stelle, doch eine Beschränkung ist, insofern es nemlich auf das Grofse einen Werth und Accent legt, da die noch höhere Gröfse sie als etwas Naturgemäfses und das sich von selbst versteht, betrachtet. In diesem Sinn kann das Komische, ohne alle Beimischung des Lächerlichen ausgeführt werden, aber solche Art der Dichtung würde natürlich nur einen sehr kleinen Umfang haben.

Dem Lächerlichen ist mit der Entfernung des Pathos der Weg gebahnt. Es geht nun aber einen Schritt weiter, und abstrahirt auch von der wirklichen Gröfse der Dinge, von ihrem innern Werth, ihre äufsere Wichtigkeit, und es giebt mithin keinen Gegenstand, den es nicht erreicht. Es treibt auch mit der Verruckung des Pathos sein Spiel und leiht dasselbe Dingen, auf die es durchaus nicht pafst.

Allein die wahrhaft komische Kraft, ohne alles Lächerliche, mit strengem und richterischem Ernst, aber ohne alles Pathos, ist, neben dem Scherz und Witz, in Aristophanes im höchsten Grade und hinreifsender Schönheit vor-

handen, da wo er geradezu über die thörichte Verwaltung, die grobe Sittenlosigkeit spricht. Gerade die Abwesenheit des Pathos vermehrt da die Stärke und die Ueberzeugung der Wahrheit; die Kunst aber ist, diese Stellen auf der Höhe der Dichtung zu erhalten, und nicht zu prosaischer Ermahnung herabsinken zu lassen. Dies nun thut Aristophanes nie, und das liegt nicht blofs in Sprache und Versbau, sondern darin, dafs er aus dem Tiefsten und Edelsten des Menschen in kernigen Worten herausprechend, wieder das Tiefste und Edelste in Bewegung setzt. Er nähert sich in diesen Stellen allerdings der Wirklichkeit. Aber die komische Dichtung mufs diefs nothwendig; ihre Gebilde haben, eben weil das Pathetische entfernt ist, nichts, was an sie allein fesseln kann, man mufs von ihnen aus auf etwas anderes übergehen; die Wirklichkeit wird aber zu etwas Idealischem durch die Behandlung, und je mehr Aristophanes den vollen Athenienser zeigt, desto stärker empfinden wir, was sich in einer menschlichen Brust, in allen Zeiten und Ländern ungöttlich regt, und sich göttlich regen sollte.

Eine andere Art ernster Stellen in Aristophanes und fern von allem Lächerlichen sind die lyrischen Chorstücke, wenigstens viele derselben, vorzüglich schöne in den Vögeln. In ihnen herrscht nun der ruhige und heitere Glanz, von dem ich eben sprach, und da der Leser durch das Ganze allem Pathos fremd gestimmt, oder gewöhnt worden ist, mit einem falschen Pathos zu spielen, so machen diese wahrhaft pathetischen einzelnen Stellen nun einen desto reinern Eindruck erhabener Dichtung.

Ich glaube nie, dafs es unter uns und in unserer Sprache einen Aristophanes geben könnte und würde, wenn es auch gar keine Censoren, noch Polizeibehörden gäbe. Man sollte nach dem Schlufs des Aufsatzes denken, dafs es nur an

diesem läge, dafs man keinen Aristophanes hätte; aber daran sind diese Unglücklichen, meines Erachtens, sehr unschuldig. Um soviel schwerer und gröfser die komische Dichtung, als die tragische ist, um soviel ist auch Aristophanes für mich gröfser, als die Tragiker der Griechen. Wir wenigstens haben in altern und neuern Dichtern kein Beispiel, dafs einer so verstanden hätte, mit der zügellosesten Freiheit alle Bande zu lösen, wodurch in der sittlichen Welt eins gezwungen wird, sich dem andern unterzuordnen, und dann wieder im Ganzen seine Dichtung, blofs durch ihre Kraft, den entfesselten Gewalten soviel wahrhafte und naturgemäfse sittliche Haltung zu geben. Beides aber mufs im Komiker zusammenkommen. Ohne das Erstere wirkt er nicht als Komiker, ohne das Letztere nicht als Dichter und Künstler.

Leben Sie herzlich wohl, und erhalten Sie mir Ihr freundschaftliches Andenken. Mit der herzlichsten Anhänglichkeit der Ihrige

Humboldt.

XCIII.

Ohne Datum.

Wir haben uns in unendlich langer Zeit nicht gesehn, liebster Freund, und ich mache mir oft Vorwürfe, dafs ich Sie nicht öfter aufgesucht habe. Allein ich bringe, in meiner jetzigen Lebensweise, den Sommer unter vielen Zerstreuungen und entfernt von Büchern zu, und so heftet mich der Winter dermafsen an meinen Schreibtisch, dafs ich ihn wirklich, ein Paar Abendstunden ausgenommen, niemals verlasse.

Heute habe ich eine gröfse Bitte an Sie. Meine Arbeit über die Urbevölkerung Spaniens ist seit einigen Wochen

vollendet. Da ich aber früher einmal ausführlich mit Ritter davon gesprochen hatte, so theilte ich ihm die Handschrift mit. Er meint, dafs die bisher sehr dunkle Materie der Urbevölkerung des Westlichen Europas, und die Fragen über die Celtische Sprache, und der Zusammenhang einiger neuern mit ihr, dadurch sehr aufgeräumt seyen, dafs der Weg gezeigt sey, wie man den von mir nur von einer Seite her behandelten Stoff erschöpfen könne, und dafs die vorsichtige Methode, die ich gewählt, sich auch zur Nachahmung bei andern Untersuchungen gleicher Art empfehle. Er rathet mir also sehr zur öffentlichen Bekanntmachung.

Ehe ich aber zum Druck schreite, oder ihn auch nur fest beschliefse, wünschte ich unendlich, dafs Sie die Handschrift eines Blickes würdigten. Ich bin weit entfernt, Ihnen die Mühe einer eigentlichen Durchsicht zuzumuthen. Allein ein Urtheil im Ganzen werden Sie fällen können, wenn Sie einige §§. aufmerksam lesen, und in andere hineinblicken. Dafs Sie dies thun und mir Ihr Urtheil freimüthig sagen mögen, ist Alles was ich wünsche und warum ich Sie mit Vertrauen auf Ihre alte Freundschaft bitte. Das Inhaltsverzeichnifs wird Ihnen eine Hulfe seyn, das auszuwählen, was Sie füglich überschlagen können.

Leben Sie herzlich wohl! Mit alter und unveränderter Freundschaft der Ihrige

Humboldt.

XCIV.

„Ohne Datum."

Herzlichen Dank, liebster Freund, für Ihre gütige Auskunft. Lobenstein ist Fürstlich Reufsisch und ein solcher Hofrath ist also vermuthlich der Reichard. Mit Ihrem unterstrichenen Reichard*t* haben Sie mich ordentlich erschreckt, da ich den Mann immer ohne *t* habe drucken lassen. Allein auf der Karte heifst er Reichardi orbis antipus cet. Lafst

also der Mann sein *t* aus Höflichkeit für das Lateinische weg, so wird er es auch nicht übel deuten, wenn man es Deutsch nachmacht.

Dafs Sie die Urbewohner lesen, darnach habe ich gar keine Sehnsucht. Vorher hätte ich es sehr gewunscht, aber nachher erscheint die Kritik immer furchtbar, und ich habe gar keine gute Mundungen für dies opus. Allein Alles hat seine Schicksale, und ich konnte wirklich das Schicksal von diesem, wie sonderbar es klingt, nicht ändern. Nun bleibt nur die Resignation übrig. Doch sollen Sie ein schönes Exemplar haben. Leben Sie herzlich wohl! H.

XCV.

(Ohne Datum.)

Erlauben Sie mir, liebster Freund, noch eine Frage, auf die ich gern vor meiner Abreise Antwort hätte.

Glauben Sie, dafs in der eingezeichneten Stelle p. 357. des naterfolgenden Diodors man *Ὀριασσῦν* als ein Indeclinabile und den Namen des Königs annehmen kann, wie, soviel ich weifs, alle Herausgeber gethan haben, oder ob man voraussetzen mufs, dafs es ein Volk Orisser gegeben habe, und dafs jenes nomen proprium der Genitiv sey. So hat es Mannert genommen, der ohne einen Zweifel zu aufsern, mit Anführung dieser Stelle, ein Volk Orisser angiebt.

Es versteht sich, dafs man alsdann *τοῦ τῶν Ὀριασσῦν βασιλέως* lesen müfste, wie Mannert auch vermuthlich vorausgesetzt hat.

Es fragt sich nun, ob man dies thun ***mufs***, oder ob solche barbarische Namen, wie es mir scheint, nicht auch als indeclinabilia gebraucht werden. Bei einigen Jüdischen ist das offenbar. Was nun hier auffällt, ist die scheinbare griechische Endung. Leben Sie herzlich wohl! H.

Amtliche Arbeiten und Entwürfe

aus dem Jahre 1809.

I.

Ueber geistliche Musik.

(An des Königs Majestät am 14. Mai 1809.)

Man hat oft und mit Recht geklagt, dafs der Einflufs zu wenig benutzt würde, welchen die Musik auf den Charakter und die Bildung einer Nation ausuben kann und man mufs gestehen, dafs dieser Vorwurf bisher auch die Preufsischen Staaten traf. Es ist sogar auffallend, dafs die Tonkunst allein von dem Wirkungskreis der Akademie der Künste ausgeschlossen war und doch ist es unleugbar [1]), dafs sie schon darum mehr als jede andere auf die Gemuther selbst der niedern Volksklassen einzuwirken fähig ist, weil sie einen wesentlichen Theil des öffentlichen Gottesdienstes ausmacht.

Auch hat von der Vernachlässigung der musikalischen Institute der Gottesdienst am meisten gelitten. Einsichtsvolle Religions-Lehrer haben dies öfter bemerkt und nach dem Zeugnifs der Tonkunstler mufs auch die Musik nach und nach auf Abwege gerathen, wenn sie nicht mit der Zeit wieder mehr zu dem ernsthafteren und feierlicheren Kirchenstile zurückkehrt [2]).

Ich glaube daher in dem mir anvertrauten Wirkungskreis einen doppelten Beruf zu finden, einen Vorschlag zu machen, wie die Wirksamkeit der Musik auf den öffentlichen Gottesdienst und die National-Bildung erhöht, und dadurch auch sie selbst mit der Zeit noch mehr veredelt werden könnte.

Da hier nicht von theoretischen Verbesserungen, sondern recht eigentlich von der Veredlung derjenigen Musik die Rede ist, die man, weil sie vor Versammlungen aus allen Ständen und unter der Autorität des Staats ausgeübt wird, die öffentliche nennen kann; so kommt alles allein auf die Bildung einer richtigen Schule an, damit der Grund gelegt werde, dafs das Volk, wo es jetzt bereits Musik hört, häufiger gute gut ausgeübt vernehme, selbst nach richtig erlangter Fertigkeit mit darin einstimme und den Eindruck, wenn nicht gleich rein und voll, wenigstens doch mit nicht allzu ungeübtem Sinne, nicht allzu dürftig und fehlerhaft empfange. Ew. Königl. Majestät werden aus der Beilage zu ersehen geruhen, welche Vorschläge hiezu auf meine Veranlafsung ein schon vortheilhaft bekannter Tonkünstler Zelter macht, und ich bekenne gern, dafs ich denselben mit voller Ueberzeugung beitrete.

Diese Vorschläge bestehen im Wesentlichen darin, dafs eine ordentliche musikalische Behörde, deren Einflufs sich jedoch für jetzt nur auf Berlin erstrecken würde, durch die Ernennung eines geschickten Tonkünstlers zum Professor und Aufseher der öffentlichen Musik bei der Akademie der Künste errichtet werde. Von dieser Behörde müfste die Verbesserung der öffentlichen Musik nach und nach ausgehen, ihr Geschäft müfste vorzüglich in Aufsicht, Prüfung und Bildung der im Dienste des Staats und der Gemeinen anzustellenden Musikanten bestehen; könnte aber nach dem Bedürfnifs der Umstände mit der Zeit nach und nach genauer

bestimmt und mehr erweitert werden. Ihr nächster Einfluſs würde sich auf die Cantoren und Organisten erstrecken und die Wohlthätigkeit dieses Einflusses leuchtet von selbst ein. Gesang und Orgel machen einen wesentlichen Theil des Gottesdienstes aus, aber sie können nur dann gehörig wirken, wenn Cantoren und Organisten ihr Geschäft vollkommener verstehen und die Gemeinen beſser vorbereitet sind, harmonisch darin einzustimmen. Mit Benutzung des Rathes würdiger und erfahrner Geistlichen lieſse sich vielleicht hierfur noch weit mehr thun, als man jetzt ahnden mag, und da die alten längst vorhandenen Kirchen durch die einmal angestellten Personen und einmal eingeführten Gebräuche jeder Verbeſserung mehr Hindernisse entgegensetzen, so lieſse sich vielleicht in der Kirche der in Berlin zu errichtenden Universität ein Vorbild einer zweckmäſsigern Einrichtung in dieser Art geben. Denn daſs die Universität ihre eigne Kirche habe, scheint mir unumgänglich nothwendig, da das jugendliche Gemüth am wenigsten in der Zeit, wo die Wissenschaft leicht zu einseitig nur den Verstand ausbildet, ohne religiöse Einwirkung gelaſsen werden muſs, in diesem Alter auch vorzugsweise für dieselbe empfänglich ist, aber eines eigenen auf den Grad der Cultur und die besondere Lage der Studirenden berechneten Vortrags bedarf.

Die mit den Stadt-Obrigkeiten verbundene Musik würde hierauf die nächste Sorgfalt der Musik-Behörde sein, und die Verbeſserung dieser stimmt gewiſs gänzlich mit dem wohlthätigen Zweck der neuen Städte-Ordnung überein.

Eine dritte überaus wichtige Sache endlich ist die Behandlung der Musik auf den Schulen. Einige der gröſsern haben zwar öffentlichen Musik-Unterricht; allein er ist weder zweckmäſsig noch hinlänglich, und die Schul-Directionen haben sich der in ihrer bisherigen Verfaſsung vielen Mis-

bräuchen unterworfenen Singchöre zu entledigen gesucht. Die Misbräuche der Singchöre aber lassen sich abstellen, und dafs vorzüglich die öffentliche Erziehung der Musik nicht entbehren kann [3], ist unleugbar.

Der Mann, welcher sich meines Erachtens am meisten dazu schickt, eine solche Musik-Behörde auszumachen oder, wenn man ihm vielleicht künftig einen oder den andern Gehülfen zuordnete, an ihrer Spitze zu stehen, wäre eben der Zelter, welchen ich zur Anfertigung des anliegenden, freilich nur flüchtig skizzirten Entwurfes veranlafst habe und von dem ich noch eine zweite meinem Urtheile nach sehr gute Arbeit ähnlichen Inhalts beifuge. Er ist ein Mann von unbescholtenem Charakter und ein geschickter und gründlicher Tonkünstler, und hat an der Sing-Akademie bewiesen, dafs ihm die Gabe zu bilden und zu dirigiren eigen ist. Er hat sich überdies viel mit dem Studium des Volks-Charakters und der Mittel auf denselben zu wirken beschäftigt. Bei Errichtung einer Universität könnte er auch als theoretischer Lehrer der Musik äufserst nützlich gebraucht werden.

Ich wage es daher, bei Ew. Majestät allerunterthänigst darauf anzutragen: 1) eine eigene Musik-Behörde durch Errichtung einer Professur der Musik bei der Akademie der Künste zu stiften. 2) Diese Professur und die Aufsicht über die gesammte öffentliche Musik, jedoch fürs erste nur in Berlin, dem etc. Zelter mit einem angemessenen Gehalte zu verleihen, 3) mir aber Auftrag zu ertheilen, dies bei der unter der Section des öffentlichen Unterrichts stehenden Akademie der Künste einzurichten, und mit nothwendiger Schonung aller übrigen dabei eintretenden Verhältnisse alles bald möglichst in Gang zu setzen, um dieser Musik-Behörde die gehörige Wirksamkeit zu verschaffen. Ich bemerke nur noch, dafs der etc. Zelter, welcher von

wahrem und lebendigem Eifer für sein Fach beseelt ist, es sich gern gefallen lassen wird, wenn ihm auch sein Gehalt für jetzt nur bestimmt, aber erst in 3 bis 6 Monaten wirklich angewiesen werden könnte, und dafs ich indefs auf Mittel denken würde, dasselbe wo möglich auf eine Ew. Königl. Majestät Kassen nicht zur Last fallende Weise auszumitteln.

Der erste Entwurf dieses Antrags enthält noch die folgenden, später getilgten Stellen:

1) und doch ist es unleugbar, dafs, besonders in unsern nördlichen Gegenden, wo die bildende Kunst mit so mannigfaltigen Schwierigkeiten zu kämpfen hat, die Musik vorzugsweise vor dieser fähig ist, tief und bildend auf die Empfindung und die Gemüther selbst der niedern Volksklassen einzuwirken. Da sie sich unmittelbar an das Gefühl wendet, und nicht erst bestimmt gebildete Begriffe oder mühsam erworbene Kenntnisse fordert, um in ihrer Kraft und Fülle empfunden zu werden, sondern das rein Menschliche, das auch die niedrigsten, nur nicht geradezu verbildeten Stände in sich bewahren, ihr von selbst willig entgegenkömmt, so ist die Musik ein natürliches Band zwischen den untern und höhern Klassen der Nation, und dies ist es, wodurch ihr vorzüglich beim Gottesdienst, dessen ganz eigentlicher Zweck es ist, alle Glieder der Nation nur als Menschen, und ohne die zufälligen Unterschiede der Gesellschaft zu vereinigen, einen so grofsen und mächtigen Einflufs verschafft.

2) so wie es allen Künsten verderblich und wohl der Grund ihres Verfalls in der neuern Zeit ist, wenn sie sich von dem einzigen Gegenstand entfernen, welcher alle Glieder der Nation ohne Ausnahme tief und ernsthaft beschäftigt, sie regelmäfsig und in grofserer Anzahl versammelt und gleich nahe mit den Gefühlen, welche sie durch Familie und Vaterland an die Welt, als mit denen, welche sie durch ihr Gemüth an etwas überirdisches knüpfen, verwandt ist.

3) entbehren kann, theils um der sonst so leicht einreifsenden Rohheit entgegen zu arbeiten, noch mehr aber um das Ge-

muth früh an Wohlklang und Rhythmus zu gewöhnen, das hat die neuere Pädagogik schon oft sehr lebhaft gefühlt.

Man kann es überhaupt nicht genug wiederholen: Kunstgenuss ist einer Nation durchaus unentbehrlich, wenn sie noch irgend für etwas Höheres empfänglich bleiben soll; durch welche Kunst aber liefse dieselbe sich bis zu den untersten Volksklassen hin, reiner, mächtiger und leichter verbreiten als durch die Musik!

II.

Antrag zur Gründung der Universität in Berlin.

(An des Königs Majestät. Königsberg, den 10. Juli 1809.)

Es wird befremdend scheinen, dafs die Section des öffentlichen Unterrichts im gegenwärtigen Augenblick einen Plan zur Sprache zu bringen wagt, defsen Ausführung ruhigere und glücklichere Zeiten vorauszusetzen scheint.

Allein Ew. Königl. Majestät haben auf eine so vielfache und einleuchtende Weise gezeigt, dafs Sie auch mitten im Drange beunruhigender Umstände den wichtigen Punkt der National-Erziehung und Bildung nicht aus den Augen verlieren, dafs ihr diese eben so erhabene als seltene Gesinnung den Muth zu dem folgenden Antrage einflöfst.

Ew. Königl. Majestät geruheten durch eine Allerhöchste Cabinets-Ordre vom 4. Sept. 1807 die Einrichtung einer allgemeinen und höheren Lehranstalt in Berlin zu genehmigen; seitdem ist bei verschiedenen Einrichtungen und Anstellungen darauf Rücksicht genommen worden; allein es wird zur wirklichen Ausführung noch immer ein zweiter entscheidender Schritt erfordert, und sie hält es aus einem doppelten Grunde für nothwendig, diesen im gegenwärtigen Moment zu thun.

Weit entfernt, dafs das Vertrauen, welches ganz Deutschland ehemals zu dem Einflufse Preufsens auf wahre Aufklärung und höhere Geistesbildung hegte, durch die letzten

unglücklichen Ereignisse gesunken sei; so ist es vielmehr gestiegen. Man hat gesehen, welcher Geist in allen neuern Staatseinrichtungen Ew. Königl. Majestät herrscht, und mit welcher Bereitwilligkeit auch in grofsen Bedrängnissen wissenschaftliche Institute unterstützt und verbessert worden sind. Ew. Königl. Majestät Staaten können und werden daher fortfahren, von dieser Seite den ersten Rang in Deutschland zu behaupten, und auf seine intellectuelle und moralische Richtung den entschiedensten Einfluss auszuüben.

Sehr viel hat zu jenem Vertrauen der Gedanke der Errichtung einer allgemeinen Lehranstalt in Berlin beigetragen. Nur solche höhere Institute können ihren Einfluss auch über die Gränzen des Staats hinaus erstrecken. Wenn Ew. Königl. Majestät nunmehr diese Einrichtung förmlich bestätigten und die Ausführung sicherten, so würden Sie Sich aufs neue Alles, was sich in Deutschland für Bildung und Aufklärung interessirt, auf das festeste verbinden; einen neuen Eifer und neue Wärme für das Wiederaufblühen Ihrer Staaten erregen, und in einem Zeitpunkt, wo ein Theil Deutschlands vom Kriege verheert, ein anderer in fremder Sprache von fremden Gebietern beherrscht wird, der deutschen Wissenschaft eine vielleicht kaum jetzt noch gehofte Freistatt eröfnen.

Diese zusammentreffenden Umstände machen dann auch, und dies giebt einen zweiten wichtigen Grund ab, gerade jetzt mehr Männer von entschiedenem Talent, als sonst, geneigt, neue Verbindungen einzugehen.

Der Gedanke an eine allgemeine und höhere Lehranstalt in Berlin entstand unstreitig aus der Betrachtung, dafs es schon jetzt in Berlin aufser den beiden Akademien, einer grofsen Bibliothek, Sternwarte, einem botanischen Garten, und vielen Sammlungen eine vollständige medicinische Facultät wirklich giebt. Man fühlte, dafs jede Trennung von

Facultäten der ächt wissenschaftlichen Bildung verderblich ist, dafs Sammlungen und Institute, wie die oben genannten nur erst dann recht nützlich werden, wenn vollständiger wissenschaftlicher Unterricht mit ihnen verbunden wird, und dafs endlich, um zu diesen Bruchstücken dasjenige hinzuzusetzen, was zu einer allgemeinen Anstalt gehört, nur um Einen einzigen Schritt weiter zu gehen nöthig war.

Auch die Section bleibt diesem Gesichtspunkte getreu. Ihr Wunsch geht dahin

die Akademie der Wissenschaften,
die der Künste,
die wissenschaftlichen Institute,

namentlich die klinischen, anatomischen und medicinischen, überhaupt insofern sie rein wissenschaftlicher Natur sind, die Bibliothek, das Observatorium, den botanischen Garten und die naturhistorischen und Kunst-Sammlungen und die allgemeine Lehranstalt selbst dergestalt in Ein organisches Ganze zu verbinden, dafs jeder Theil, indem er eine angemessene Selbsständigkeit erhält, doch gemeinschaftlich mit den andern zum allgemeinen Endzwecke mitwirke.

Aus dieser Ansicht der Sache ergiebt sich die örtliche Bestimmung, dafs nämlich eine solche Anstalt nur in Berlin ihren Sitz haben könne, von selbst. Es würde, wenn nicht unmöglich sein, doch unglaubliche Kosten verursachen die genannten Institute in einen andern Ort zu verlegen. Auch darf eine Anstalt, die Alles, was zur höhern Wissenschaft und Kunst gehört, wie in einen Brennpunkt vereinigt, sich nirgend anders, als an dem Sitz der Regierung befinden, wenn nicht sie sich der Mitwirkung vieler schätzbaren Männer, und beide sich gegenseitig des Beistandes berauben wollen, den sie einander zu leisten im Stande sind.

Die allgemeine Lehranstalt aber mufs die unterzeich-

nete Section Ew. Königl. Majestät ehrfurchtsvoll um Erlaubnifs bitten, mit dem alten und hergebrachten Namen einer *Universität* belegen, und ihr, indem sie übrigens von allen veralteten Mifsbräuchen gereinigt wird, das Recht einräumen zu dürfen, akademische Würden zu ertheilen. In der That und Wirklichkeit mufste sie, welchen Titel man ihr auch beilegen möchte, doch alles enthalten, was der Begriff einer Universität mit sich bringt. Sie könnte, von richtigen Ansichten allgemeiner Bildung ausgehend, weder Facher ausschliefsen, noch von einem höhern Standpunkt, da die Universitäten schon den höchsten umfafsen, beginnen, noch endlich sich blofs auf praktische Uebungen beschränken. Ohne den Namen aber und ohne das Recht der Ertheilung akademischer Würden, würde sie immer nur wenig auswärtige Zöglinge zählen. Man würde im Auslande weder einen bestimmten Begriff von ihrer Beschaffenheit noch eigentliches Vertrauen zu ihr haben, und sie mehr für einen wissenschaftlichen Luxus, als für ein ernstes und nützliches Institut halten.

Dagegen würde die Section bei Ew. Königl. Majestät allerunterthänigst darauf antragen, Frankfurt und Königsberg bestehen zu lassen, damit jeder In- und Ausländer Freiheit behielte Berlin entweder zu seiner ganzen, oder, wie es ehemals so häufig mit Göttingen geschah, nur, nachdem er eine andere Universität besucht hatte, blofs zu seiner höhern und letzten Ausbildung zu wählen.

Auch ist aufserdem die Beibehaltung Königsbergs wegen seiner Entfernung, und die von Frankfurt (wenigstens für jetzt) deswegen rathsam, weil es nie gut ist zu zerstören, ehe etwas Anderes völlig an die Stelle getreten ist, und weil die ausländischen Besitzungen Frankfurts bei einer Aufhebung der Universität leicht eingezogen werden könnten; wären indefs diese Besitzungen einmal veräufsert, und

hätte sich Berlin auch als schlichte und einfache Universität bewährt, so könnte durch die Aufhebung Frankfurts alsdann das bewirkt werden, was allerdings das Wünschenswürdigste wäre, dafs nämlich Berlin und Königsberg die beiden einzigen Universitaten der Preufsischen Staaten blieben. Bis dahin müfste Frankfurt, jedoch nur mit wenig Aufwand, und blofs durch Berufung von immer und überall brauchbaren Männern, nicht durch Anlegung von Instituten verbefsert werden.

Die Kosten der Unterhaltung und Vermehrung so vieler ansehnlichen Institute, als hier verbunden werden sollen, können nicht anders, als sehr bedeutend seyn, und sind es, wenn man die ehemals zersplittert und einzeln gezahlten Summen, welche auf beide Akademien, die Sammlungen und Halle verwendet wurden, immer gewesen.

Nach einer zwar nur ungefähren, allein weder zu reichlichen, noch allzu sparsamen Berechnung, lassen sie sich zu 150,000 Thlr. jährlich anschlagen, wobei für die Akademie der Wissenschaften nur auf einen Zuschufs zu den ihr eigenthümlich zugehörenden Einkunften gerechnet ist.

Die Section des öffentlichen Unterrichts ist weit entfernt, Ew. Königl. Majestät zu bitten, eine solche Summe auf die Königlichen Kassen anzuweisen. Es wird vielmehr immer für dieselbe ein Hauptgrundsatz bei ihrer Verwaltung seyn:

sich zu bemühen, es nach und nach (weil es auf einmal freilich unmöglich ist) dahin zu bringen, dafs das gesammte Schul- und Erziehungswesen nicht mehr Ew. Königl. Majestät Kassen zur Last falle, sondern sich durch eigenes Vermögen und durch die Beiträge der Nation erhalte.

Die Vortheile dabei sind mannigfaltig. Erziehung und

Unterricht, die in stürmischen, wie in ruhigen Zeiten gleich nothwendig sind, werden unabhängig von dem Wechsel, den Zahlungen des Staats so leicht durch die politische Lage und zufällige Umstände erfahren. Auch ein unbilliger Feind schont leichter das Eigenthum öffentlicher Anstalten. Die Nation endlich nimmt mehr Antheil an dem Schulwesen, wenn es auch in pecuniärer Hinsicht ihr Werk und ihr Eigenthum ist, und wird selbst aufgeklärter und gesitteter, wenn sie zur Begründung der Aufklärung und Sittlichkeit in der heranwachsenden Generation thätig mitwirkt.

Es würde daher am zweckmäfsigsten seyn, wenn die Universität und die mit ihr verbundenen Institute ihr jährliches Einkommen durch Verleihung von Domainen-Gütern erhielten. Die Nachtheile, welche man bei der Dotation öffentlicher Anstalten gewöhnlich von schlechter Verwaltung und von der durch die Veränderung der Preise entstehenden Veränderung des Quanti selbst besorgt, sind zwar nicht abzuleugnen, lafsen sich aber durch mehrere Mittel bedeutend vermindern. — —

Nur mufs die unterzeichnete Section Ew. Königl. Majestät allerunterthänigst bitten, sie nicht unmittelbar an entfernt liegende Güter zu verweisen. Denn aufserdem, dafs es wünschenswerth ist, dafs die Berlinischen wissenschaftlichen Institute die, ihnen durch die Königliche Milde zu verleihenden Güter in der Nähe besitzen, um durch keinen Zufall von ihren Einkünften getrennt zu werden, ist es aus den vorhin angeführten Gründen, und bei der Ungewifsheit aller Ereignisse in der That wichtig, dafs dies Eigenthum der Nation für ihre höchsten wissenschaftlichen Bedürfnisse sobald als nur immer möglich zugesichert werde.

Die Section wagt es daher, bei Ew. Königl. Majestät ehrerbietigst anzutragen:

1) Die Errichtung einer Universität in Berlin und die

Verbindung der in Berlin bereits existirenden wissenschaftlichen Institute und Sammlungen, die medicinischen mit eingeschlofsen, und der Akademie der Wissenschaften und Künste mit derselben förmlich zu beschliefsen und der Section des öffentlichen Unterrichts aufzugeben, einen Plan dazu zu entwerfen, und sogleich nach und nach zur Ausführung defselben zu schreiten, als die Disposition über die Einkünfte möglich seyn wird;

2) diesen sämmtlich unter der alleinigen Direction der Section des öffentlichen Unterrichts zu verbindenden Anstalten so viele Domainen-Güter, als nöthig sind, ein sicheres und reichliches Einkommen von jährlichen 150,000 Thlr. zu bilden, und das Prinz Heinrich'sche Palais unter dem Namen des Universitätsgebäudes und den Ueberrest des grofsen viereckigen Gebäudes, in welchem sich die Akademieen jetzt befinden, das ihnen aber jetzt nicht ganz gehört, zu verleihen, und dabei festzusetzen, dafs diese Güter und Gebäude auf ewige Zeiten hinaus Eigenthum dieser Anstalten, und wenn dieselben einmal aufhören sollten, ein für die Unterhaltung und Verbefserung des Schulwesens bestimmtes Eigenthum der Nation bleiben sollen;

3) den von der Section anzufertigenden Vertheilungsplan dieser Güter der allerhöchsten Genehmigung vorzubehalten;

4) festzusetzen, dafs zwar die Einkünfte diese Güter vom Tage der Urkunde an zu laufen anfangen, und sogleich Eigenthum der Anstalten seyn, jedoch bis zur wirklichen Succession von Ew. Königl. Majestät allergnadigst nachzugebenden Verwendung als ein dem Staat gemachtes Darlehn zur Disposition des Finanz-Ministerii bleiben sollen;

5) wegen dieser Verwendung festzusetzen, dafs für jetzt so viel disponible gemacht werde, als erforderlich ist, die etatsmäfsigen Ausgaben der Akademie der Wissenschaf-

ten zu leisten, die Mitglieder der Akademie der Künste wieder in ihre nun schon seit so langer Zeit entbehrten Besoldungen einzusetzen, der Königl. Bibliothek einigen Zuschufs zu den nothwendigsten Ausgaben zu verleihen, einige schon für die Universität in Berlin bestimmte und jetzt auf andere Kassen angewiesene Gelehrte auf diesen Etat zu übernehmen, und einige andere, nur etwa drei oder vier, auswärtige vorzüglich wichtige sogleich zu berufen, ehe sie anderweitige Verbindungen eingehen, — der Ueberrest aber, sobald die Lage des Staats es erlaube, gleichfalls ganz, oder in zwei oder drei Theilen zur Disposition der Section gestellt werde;

6) dem Grofs-Canzler und Finanz-Minister aufzugeben, mit dem Ministerium des Innern und der Section des öffentlichen Unterrichts in demselben die nöthige Rücksprache zu nehmen, wie eine solche Domainen-Verleihung auf die sicherste, der Landesverfafsung angemefsenste und der Universität vortheilhafteste Weise, eingeleitet werden könne;

7) Endlich die 7000 Thlr. des ehemaligen Schlesischen Jesuiten-Fonds, von denen 5000 Thlr. Halle gehörten, 2000 Thlr. aber neuerlich von Ew. Königl. Majestät zur Verbefserung des Schulfonds bestimmt sind, von jetzt an zur Verbefserung der Universität Frankfurt zu bestimmen, bis vielleicht auch für Frankfurt, Königsberg und die übrigen wissenschaftlichen Anstalten, welche jetzt Zuschufse aus Königlichen Cassen erhalten, statt dieser Zuschufse Domainen-Verleihungen einzuführen für rathsam erachtet wird.

III.

Ideen zu einer Instruction für die wissenschaftliche Deputation bei der Section des öffentlichen Unterrichts.

1.

Zweck der wissenschaftlichen Deputation im Allgemeinen.

Sie hält die allgemeinen wissenschaftlichen Grundsätze, aus welchen die einzelnen Verwaltungs-Maximen herfliefsen, und nach denen sie beurtheilt werden mussen, unverruckt gegenwärtig, und dient daher der Section, ihr Verfahren im Einzelnen immer nach seinen allgemeinen Richtungen übersehen und gehörig würdigen zu können; sie verrichtet aufserdem diejenigen ihrer Arbeiten, welche eine freiere wissenschaftliche Mufse erfordern, und mitten unter den Zerstreuungen der laufenden Geschäfte nicht gedeihen können. Es sind ihr endlich besonders alle Prüfungen übertragen, die nicht zur Competenz der geistlichen und Schul-Deputationen der Regierungen gehören.

2.

Organisation, Zahl und Classen der Mitglieder: gegenseitige Verhältnisse derselben.

Die Deputation besteht aus ordentlichen und aufserordentlichen Mitgliedern und hat an ihrer Spitze einen Director.

Die ordentlichen Mitglieder wohnen allen Sitzungen bei und verrichten die hauptsächlichsten bei der Section vorkommenden Arbeiten.

Die auserordentlichen Mitglieder erwarten, um den Sitzungen beizuwohnen, die Einladung des Directors, und übernehmen nur, wo die ordentlichen Mitglieder nicht zureichen, einzelne Arbeiten.

Auserdem hat die Deputation auswärtige Correspondenten.

Die Zahl der ordentlichen Mitglieder ist bestimmt, es sind derselben 6 ohne den Director.

Es wird soviel möglich dafür gesorgt, dafs in der ganzen Zahl der ordentlichen und auserordentlichen Mitglieder für kein bedeutendes Fach der Wissenschaften ein dasselbe vertretendes Subject fehle. Da aber die Section des öffentlichen Unterrichts hauptsächlich die Beförderung der allgemeinen Bildung im Auge hat, deren Erwerbung in den allgemeinen, keinem einzelnen Zweck besonders gewidmeten Schulanstalten beabsichtigt wird, da sie auserdem vorzugsweise bestimmt ist, soviel dies durch Staatsbehörden geschehen kann, dafür zu sorgen, dafs die wissenschaftliche Bildung sich nicht nach äufsern Zwecken und Bedingungen einzeln zersplittere, sondern vielmehr zur Erreichung des höchsten allgemein menschlichen in Einen Brennpunkt sammle, — so wählt sie zu ordentlichen Mitgliedern ihrer Deputation ausschliefsend Männer, die sich dem philosophischen, mathematischen, philologischen und historischen Studium, mithin denjenigen Fächern widmen, welche alle formelle Wissenschaft umschliefsen, durch welche die einzelnen Kenntnisse erst zur Wissenschaft erhoben werden können, und ohne welche keine, auf das Einzelne gerichtete Gelehrsamkeit in wahre intellectuelle Bildung übergehen und für den Geist frucht-

bar werden kann. Wo für irgend ein Fach kein Mann in der Deputation vorhanden ist, hängt es, wie gleich weiter unten gesagt werden wird, vom Director ab, mit Zustimmung des Sectionchef zu einer sich auf dasselbe beziehenden Berathschlagung oder Arbeit einen andern Gelehrten aufserhalb der Deputation einzuladen.

Jedes ordentliche und aufserordentliche Mitglied ist zu einem bei seiner Ernennung ausdrücklich namhaft zu machenden Fache vorzugsweise berufen.

Die ordentlichen Mitglieder werden allemal nur auf Ein Jahr ernannt und ebenso übernimmt der Director seine Function nur auf die gleiche Zeit. Jedoch können dieser und jene, so lange als es gut scheint, in ihren Aemtern aufs neue bestätigt und gelassen werden.

Die austretenden ordentlichen Mitglieder gehen in die Zahl der aufserordentlichen über. Am 1. Decbr. jedes Jahres wird der Deputation die vom Könige bestätigte Liste der Mitglieder für das künftige Jahr von der Section zugefertigt.

Die Stellen bei der Deputation sind mit keiner fixen Besoldung verbunden. Allein jedes ordentliche Mitglied erhält, so lange als solches in Thätigkeit ist, zur Entschädigung für die aufzuwendende Zeit, die jährliche Summe von 400 Thlr. und die gleiche Remuneration geniefst der Director.

Aufserdem erhalten sowohl die ordentlichen als aufserordentlichen Mitglieder einen Antheil an den Gebühren der Prüfungen, welche sie abhalten. Diese Gebühren werden nemlich aufgesammelt und vierteljährig unter diejenigen, welche dabei beschäftigt gewesen sind, dergestalt vertheilt, dafs die ordentlichen Mitglieder einen einfachen, die aufserordentlichen Mitglieder einen doppelten Antheil geniefsen.

3.

Arbeiten der Deputation.

Die Deputation hat dieselben in drei verschiedenen Beziehungen:

1) insofern sie die Aufträge der Section besorgt;

2) insofern sie Plane und Vorschläge, die ihr von einzelnen Personen und dem Publicum mitgetheilt werden, ihrer Prüfung unterwirft und beantwortet;

3) insofern sie der Section unaufgefordert ihre Gedanken über bestehende Einrichtungen, vorhandene Misbräuche und mögliche Verbesserungen vorlegt.

Die Aufträge der Section können von so mannigfaltiger Art seyn, als die Fälle, in welchen dieselbe die Meinung der Deputation zu vernehmen für gut findet. Die Section ist indefs hierin an keine Regel gebunden, sondern richtet sich sowohl in der Häufigkeit, als in der Art ihrer Aufträge lediglich nach den Umständen und den Männern, welche jedesmal die Deputation ausmachen. Nur wird billigerweise von ihr vorausgesetzt, dafs sie auf der einen Seite die Deputation über keinen wichtigen Gegenstand, der hauptsächlich wissenschaftliche Beurtheilung erfordert, unbefragt lasse, auf der andern aber dieselbe nicht mit Aufträgen belästigen wird, die mehr für eine Geschäfts- als eine wissenschaftliche Behörde geeignet sind. Vorzüglich gehören für die wissenschaftiche Deputation:

Prüfung neuer Unterrichtsmethoden, oder Erziehungssysteme;

Entwerfung neuer Lehrpläne und Beurtheilung schon vorhandener;

Auswahl von Lehrbuchern, insofern die Section solche vorschreibt oder genehmigt, und zweckmäfsige Veranstaltung zur Ausarbeitung von neuen;

Vorschläge und Stellenbesetzungen, Beurtheilung von Schriften, welche der Section eingesendet werden;

Prüfungen, sowohl diejenigen, welche zur Besetzung der der Section vorbehaltenen Stellen erforderlich sind, als diejenigen, welchen alle, die künftig auf ein Schulamt Anspruch machen wollen, unterworfen werden sollen.

Da die wissenschaftliche Deputation eine öffentliche Behörde ist, so kann sich jeder in Angelegenheiten, die zu ihrer Competenz gehören, an sie wenden. Es hängt alsdann von ihrer Beurtheilung ab, ob sie diese Eingaben, als ganz unbedeutend, unbeantwortet lassen, oder kurz zurückweisen, oder endlich berücksichtigen und weiter zur Sprache bringen will. Nur ist es die Pflicht des Directors, genau dahin zu sehen, dafs die Deputation in den ihr angewiesenen Schranken bleibe. Alle Eingaben also, die nicht zum Geschäftskreis der Deputation gehören, giebt er sogleich und ohne sie in der Deputation zur Sprache zu bringen, an die Section ab.

Der wichtigste Theil der Thätigkeit der wissenschaftlichen Deputation ist derjenige, den sie unaufgefordert ausübt. Um diese ganz auszufüllen, mufs sie bemüht seyn, dasjenige, was für Unterricht und Erziehung in jedem einzelnen Theile geschehen sollte, immer gegenwärtig zu haben, und mit dem, was wirklich geschieht, zu vergleichen. Da aber die Frage, ob Verbesserungen in Rücksicht auf die vorhandenen Mittel und Personen wirklich ausführbar sind oder nicht? niemals zu ihrer Beurtheilung gehört, so hat sie der Section ihre Bedenken gegen gemachte Einrichtungen unverzüglich dann vorzulegen, wenn sie glaubt, dafs wichtigen wissenschaftlichen Maximen entgegen gehandelt wird. Indefs bleibt es ihr unbenommen, ihre Meinung auch in andern Fällen zu äufsern, und vorzüglich da, wo sie Grund hat zu glauben, dafs Mängel, denen wirklich abge-

holfen werden kann, nur überschen werden. Es versteht sich aber von selbst, dafs die Deputation sich immer blofs zu Einem und demselben Geschäft mit der Section, eben dergestalt berufen ansehen mufs, dafs sie, ohne je den Punkt der Ausführbarkeit aus dem Gesicht zu verlieren, mehr den rein wissenschaftlichen, — die Section, ohne einen Augenblick dasjenige zu vergessen, was ohne alle Rücksicht auf Möglichkeit oder Unmöglichkeit der Anwendung geschehen mufste, mehr den praktischen Theil des Geschäfts betreiben. Bleibt sie diesem Gesichtspunkt gehörig treu, so wird sie von selbst fühlen, dafs sie ihren Mittheilungen an die Section von dieser Art, die immer nur als Bedenken und Vorschläge betrachtet werden können, nur in dem Grade Nachdruck und Gewicht geben kann, in dem sie sich streng auf die ihr angewiesene Sphäre beschränkt.

4.

Geschäftsgang.

Der Geschäft-gang bei der Deputation mufs so einfach als möglich, und nur insofern es unvermeidlich ist, einer bestimmten Norm unterworfen seyn, sonst mufs die Art der Besorgung der einzelnen Arbeiten soviel als möglich der Bestimmung des Directors und der Leitung der Section überlassen bleiben.

Um den Director nicht unnützer Weise mit mechanischer Arbeit zu beschweren, werden alle an die Deputation eingehenden Sachen bei der Section abgegeben, dort erbrochen, in ein eigenes Journal eingetragen, von welchem der Director der Deputation Abschrift erhält, und alsdann ungesäumt an denselben abgegeben.

ganzen Deputation bringen will. Bei den von der Section selbst übertragenen Arbeiten hat er indefs diese Freiheit nur alsdann, wann die Section ihm keinen bestimmten Weg vorgezeichnet hat, auch versteht sich, dafs in der Antwort an die Section allemal das beobachtete Verfahren angezeigt wird. Schul-Reform, Lections-Plane, Beurtheilung von Unterricht und Erziehungs-Methoden, Vorschläge zu Stellenbesetzungen, und überhaupt alle Angelegenheiten, die ihrer Natur nach von mehreren Theilen der Wissenschaft aus beurtheilt werden können, und wegen ihrer Wichtigkeit eine allgemeine Beurtheilung erfordern, müssen indefs allemal bei der ganzen Deputation zum Vortrag gebracht werden.

Die Distribution der Sachen an die einzelnen Mitglieder geschieht durch den Director. Jeder Gegenstand fällt nun zwar von selbst demjenigen ordentlichen oder, wenn es ein Fach betrifft, für welches es ein solches nicht giebt, demjenigen aufserordentlichen Mitgliede zu, für dessen Competenz er gehört. Wenn aber ein solches Mitglied auch nicht übergangen werden kann, so hängt es doch allemal von dem Director ab, denselben Auftrag auch noch einem andern zu geben; ja er kann auch das Gutachten eines aufser der Deputation befindlichen Gelehrten einfordern, ohne demselben jedoch die Arbeit des Mitgliedes der Deputation, im Fall dies nicht ausdrücklich einwilligt, mitzutheilen.

Diese Bearbeitung durch einzelne Mitglieder ist vorzüglich zur Beurtheilung eingesandter Schriften und solcher Gegenstände geeignet, die nur ein einzelnes Fach der Wissenschaften angehen. Was die ersteren betrifft, so versteht es sich von selbst, dafs ganz unbedeutende gleich vom Di-

terie und Weitläufigkeit, seiner Beurtheilung anheim gestellt wird, welche Wichtigkeit er der Prüfung jeder einzelnen beilegen will.

Sitzungen werden wöchentlich eine an einem bestimmten Tage gehalten. Jedoch bleibt es dem Director vorbehalten, wenn keine hinlängliche Zahl von Geschäften vorhanden ist, die Sitzung abzusagen. Indefs mufs er dies allemal zugleich dem Chef der Section anzeigen. Auch darf ohne Zustimmung dieses die Sitzung nicht von einem auf einen andern Tag verlegt werden.

Zu jeder Sitzung finden sich alle ordentlichen Mitglieder, sie mufsten denn gültige Entschuldigungsgründe haben, ein, ob auch von den aufserordentlichen dieser oder jener eingeladen werden soll, bleibt lediglich der Beurtheilung des Directors überlassen. Dieser kann auch andere nicht in der Deputation befindliche Gelehrte zu den Sitzungen zuziehen, mufs jedoch hiezu vorher die Genehmigung des Sections-Chefs nachsuchen.

In den Sitzungen führt, auch wenn der Chef der Section selbst zugegen seyn sollte, allein der Director das Präsidium. Wird er einer Sitzung beizuwohnen verhindert, so bestimmt der Chef der Section, da Anciennetät hier nicht Statt finden kann, auf seiner Anzeige, wer an seiner Stelle präsidiren soll.

Die Beschlüsse werden nach der Mehrheit der Stimmen abgefafst, und sogleich von demjenigen, der die Sache bearbeitet hat, aufgesetzt. Mitglieder, welche von der Stimmenmehrheit ihrer Meinung abweichen, können ihre Gutachten besonders hinzufügen.

Wichtige Gegenstände und deren Bearbeitung eine

und wenn die Sache an die Section zurückgeht, werden sie dieser in extenso mitgetheilt.

Alle Ausfertigungen und officielle Schreiben der Deputation unterzeichnet allein der Director. Die Deputation hat kein eignes Subalternen-Personal, sondern bedient sich der Kanzlei- und Registratur-Bedienten und der expedirenden Secretaire der Section.

Ueber die Art die Prüfungen anzustellen, behält sich die Section vor, der Deputation noch eine eigene ausführliche Instruction zu ertheilen.

5.

Verhältnisse der Deputation zu andern Behörden.

1. Zur Section des öffentlichen Unterrichts.

Die wissenschaftliche Deputation steht unter der ausschliefslichen Leitung der Section.

Der Chef der Section wohnt den Sitzungen der Deputation so oft es seine Zeit erlaubt bei, und führt überhaupt die Oberaufsicht über den ganzen Geschäftsgang bei der Deputation. Er verbindet, wenn er es für nöthig findet, die ganze Deputation oder einzelne Mitglieder mit der Section zu allgemeinen Conferenzen, und bringt auch, wo er es für rathsam hält, ein oder anderes Mitglied der Section zu den Sitzungen der Deputation mit.

Um aber auch dem Director der Deputation das gehörige Ansehn und Gewicht zu verleihen und beide Behörden in so enge wechselseitige Verbindung als möglich zu setzen, ist der jedesmalige Director, so lange seine Functionen dauern, allemal zugleich Mitglied der Section, wohnt ihren Sitzungen bei, und nimmt an allen ihren Berathschlagungen Theil. Er hat hierin durchaus gleiche Rechte mit den Staatsräthen und rangirt mit ihnen lediglich nach der

Es giebt zwischen der Section und Deputation durchaus keinen Schriftwechsel, sondern die Decrete, Gutachten, Vorschläge u. s. f. der einen Behörde werden im Original mit den Akten selbst den andern vorgelegt, es müsten denn Umstände eintreten, welche den Sections-Chef hiervon in einzelnen Fällen abzugehen veranlafsten.

2. Zum Plenum der wissenschaftlichen und technischen Deputationen.

Dies Verhältnifs wird erst bei vollendeter Organisation dieses Pleni gehörig bestimmt werden können.

3. Zu den übrigen Staatsbehörden.

Mit diesen steht die Deputation in dem Verhältnifs von einander unabhängigen Collegien, und keine, aufser der Section, kann befehlende Verfugungen an dieselbe ergehen lassen.

6.

Auswärtige Zweige der wissenschaftlichen Deputation.

Wie in Berlin, so werden auch in Königsberg und Breslau eigene wissenschaftliche Deputationen errichtet. Alle drei sind unabhängig von einander, setzen sich aber soviel als möglich zur Bewahrung der Einheit der Grundsätze in Verbindung mit einander. Selbst die Königsbergische und Breslauische stehen unmittelbar unter den Regierungen beider Oerter, und ihr Verhältnifs zu dieser ist wie das Verhältnifs der Berlinischen zur Section. Was damit vom Sections-Chef gesagt ist, gilt hier vom Director der geistlichen und Schul-Deputation und den Regierungs-

fungen, letztere mit den Akten selbst, der Section ein. Es wird den Regierungen zur besonderen Pflicht gemacht werden, die Deputationen weder bei Sachen ihrer Competenz zu übergehen, noch mit fremdartigen Geschäften zu beschweren. Wo die Deputationen Ursache zu haben glauben, sich über das eine oder das andere zu beklagen, wenden sie sich deshalb an die Section.

Von der Organisation, den Arbeiten und dem Geschäftsgange der Provinzial-Deputationen gilt alles von der in Berlin Gesagte, nur dafs, da die Mitglieder offenbar weniger beschäftigt seyn werden, sie auch nur die Hälfte der Entschadigung und folglich nur 200 Thlr. geniefsen. Die Directoren sind zugleich Mitglieder der geistlichen und Schul-Deputationen der Regierungen.

IV.

Ueber die Liegnitzer Ritter-Akademie.

(Königsberg 17. Sept. 1808.)

Herr Staatsrath Süvern hat diese Sache schon so sorgfältig bearbeitet, dafs die Entscheidung darüber doch so schwer nicht fällt.

Durchaus einig sind wir, wie ich denke, darüber, dafs die Ritter-Akademie zugleich *allgemeines Unterrichts-* und *landwirthschaftliches Institut* seyn soll.

Den letztern Gedanken aufzugeben, wäre bei den Landbesitzungen der Akademie und dem Bedürfnifs einer solchen Anstalt Schade; das Erstere ist noch immer ausführbar, selbst wenn das landwirthschaftliche Institut eine noch so grofse Ausdehnung erhalten sollte.

Zweifelhaft bleibt also nur, ob auch das Alumnat fortbestehen, oder dem landwirthschaftlichen Institut, wenn dies mehr Einkünfte braucht, aufgeopfert werden soll.

Für Alumnate, wie man sie gewöhnlich, beim Joachimsthal, beim grauen Kloster u. s. f. hat, bin ich schlechterdings nicht. Allein in diesem Fall stimme ich gar sehr dafür, weil, nach Herrn Süverns sehr richtiger Bemerkung, Mangel an *Erziehungs-Instituten* ist, und die Ritter-Aka-

ordentlich gutes werden könnte. Allein dann müsste beim Direktor vorzüglich auf pädagogisches Talent, und mehr als auf Gelehrsamkeit gesehen werden, auch der Etat erlitte Abänderungen, da die Inspectoren, die nun Erzieher im höheren Verstande des Wortes wurden, besser besoldet werden müsten.

Das Verhältnifs dieser drei verschiedenen Zwecke ist nun von der Art, dafs, wenn das landwirthschaftliche Institut eine recht grofse Ausdehnung haben, und eine Art landwirthschaftlicher Universität werden soll (von welcher Art Instituten es wohl der Mühe werth wäre, Eins in den Preufsischen Staaten zu haben), das Erziehungs-Institut aufhören, und dem *Unterricht*, mit dem Gymnasium, nur ein Quantum von 5—6000 Thlr. (was auch, da einige der landwirthschaftlichen Lehrer auch auf dem Gymnasium unterrichten könnte, hinreichte) gelassen werden mufs, wenn dagegen jenes Institut blofs hinreichend dotirt werden soll, die beiden andern Zwecke vereint füglich daneben bestehen können.

Denn wenn man den Etat nach anliegender Zusammenstellung der einzelnen Artikel durchgeht, so ergiebt sich folgende kurze Uebersicht.

Die Gesammteinnahme des Instituts ist	20,800 Thlr.	
davon gehen (an öffentlichen Lasten und fremden Abgaben) ab	1,100 -	
bleiben zur Disposition	19,100 Thlr.	
Von diesen werden verwandt:		
1. zu unvermeidlichen Ausgaben (Officianten der Anstalt, Baukosten, Extraordinarien)		2,700 Thlr.
2. zu nützlichen (Unterricht, Gymnasium 7,500 Thlr., Alumnat 5,200 Thlr., land-		

Transport	16,100 Thlr.
3. zu überflüssigen (Directorium, Curatorium, Pensionen, Manege)	3,300 -
	19,400 Thlr.

Die letztere muſs man suchen, allmählig eingehen zu lassen.

Soll die Akademie Erziehungs- und Unterrichtsanstalt zugleich seyn, so muſs das landwirthschaftliche Institut (das sich alsdann nur allmählig erweitern kann) vorzüglich auf diese verwiesen werden. Soll dasselbe hingegen vorherrschen, so muſs das Alumnat auch eingehen. Mit dem Gymnasium läſst sich, wie Herr Suvern sehr richtig ausführt, keine Vereinigung denken, als die eine Aufhebung des Gymnasii und Verwandlung in eine Elementarschule ist. Allein dieser ganze Punkt ist mehr für die Section in ihrem Gesichtspunkt, als für die Akademie wichtig. Diese könnte vermuthlich selbst nur einen Theil der 900 Thlr., die sie jetzt das Gymnasium kostet, sparen, und muſste auch künftig immer die Stadtschule in ihrer verkleinerten Gestalt unterhalten.

Die beiden zu entscheidenden Fragen sind daher:

1) welche Ausdehnung soll das landwirthschaftliche Institut erhalten?

2) soll das Gymnasium aufgehoben werden oder nicht?

Beide Fragen können wir jetzt nicht entscheiden, sondern müssen erst genauere Auskunft über die wahren Bedürfnisse eines landwirthschaftlichen Instituts, und die Pafslichkeit des Schubert'schen Vorwerks dazu, und über das ganze Liegnitzer Stadtschulwesen erhalten.

Auf keinen Fall aber, glaube ich, müssen wir den Plan

und macht doch aus der Anstalt nur ein gewöhnliches, mit Alumnat verbundenes Gymnasium.

Ich glaube daher, wir müssen jetzt zugleich an Herrn von Erdmannsdorff über die ganze Angelegenheit, an Thaer über die Einrichtung eines landwirthschaftlichen Instituts, an Merkel über die Wahl eines Directors schreiben, da es gut wäre, einen Schlesier zu haben.

I.

An Hrn. v. E.: so sehr die Section auch gewunscht habe, ihm, seinem Verlangen gemäfs, recht bald zu antworten, so sey sie noch jetzt nicht einmal dahin gekommen, einen durchaus festen Entschlufs über die definitive Einrichtung der Ritter-Akademie zu fassen, sondern es fehle ihr hiezu noch an mehreren Datis. Sie müsse sich daher begnugen, ihm jetzt anzuzeigen, was fur den Augenblick zu thun seyn werde, das Uebrige aber noch so lange anstehen zu lassen, bis sie ein vollständiges Urtheil fällen könne, wobei dann mit Ostern der wahrhaft umgeänderte Zustand der Akademie werde angehen können. Sie mache sich indefs ein Vergnugen daraus, ihm auch ihre vorläufigen Ideen mitzutheilen. Er werde sich schon durch dieselben uberzeugen, dafs nur das lebhafte Gefuhl, dafs die Ritter-Akademie mehr Vorzüge, als irgend eine andre Schul-Anstalt in den Königlichen Staaten in sich vereinige, und die Furcht, mit schönen und bedeutenden Mitteln einen nicht hinlänglich grofsen Zweck zu erreichen, sie so zögernd und vorsichtig in der Einrichtung dieser Anstalt mache.

Die Section gehe, wie der Hr. v. E., ganz davon aus, dafs die Bedingungen der Stiftung aufrecht erhalten werden mufsten, und dafs die Anstalt, insofern sie wohlthätig sey, zuerst und zunächst dem Adel und der Provinz bestimmt bleiben solle. Allein in Ermangelung der Adlichen mufsten auch Bürgerliche Theil nehmen können.

Ebenso sey gewifs auch der Hr. v. E. der Meinung, dafs die Spuren des ehemaligen Vorurtheils, dafs eine adliche Erziehung von einer andern verschieden seyn müsse, die sich vielleicht noch in der Akademie finden möchten, vertilgt werden müsten, dafs daher

1. der Unterricht so gut wie auf einem Gymnasium, auch ein gelehrter seyn, und auch innerhalb der Akademie gründliches Studium sowohl des Lateinischen als Griechischen umfassen müsse;

2. die Uniformen der Zöglinge besser in eine einfache Kleidung nach eigener Wahl verwandelt würden;

3. wenn, wie es fast nach dem Etat scheine, die Bedienung in der Akademie zahlreicher und kostbarer sey, als die Nothwendigkeit es erheische, auch diese eine zweckmäfsige Abänderung erfahren könne.

Die von Hrn. v. E. auf das landwirthschaftliche Institut gerechnete Summe sey aber so unbedeutend, dafs sich dafür nichts erhalten lasse.

Ein wirklich gutes landwirthschaftliches Institut setze nicht blofs einen tüchtigen theoretischen und praktischen Lehrer der Landwirthschaft, sondern auch Unterricht in der Anwendung der Mathematik, Physik, Chemie und Naturgeschichte auf dieselbe, ferner einen Apparat von Ackerwerkzeugen, und endlich eine Summe zu Versuchen voraus.

Ein solches Institut, eigentlich ins Grofse getrieben, könnte, besonders in Schlesien, zu einer grofsen Wichtigkeit gelangen, und von Einheimischen und Auswärtigen besucht werden. Allein alsdann würde dies Institut auch, wie die Section wohl einsehe, den gröfsten Theil der Einkünfte der Akademie absorbiren, das Alumnat würde alsdann höchstens noch in Stipendien für die Fundatisten verwandelt werden können, und es sey sehr zweifelhaft, ob

Allein immer werde doch, wenn es nicht besser seyn sollte, die Idee ganz aufzugeben, mehr und etwa noch eine Summe von 1000 Thlr., wovon die Section die Möglichkeit gleich anzeigen wolle, für dies Institut offen gehalten werden müssen, und in der Folge könne es dann durch die bei einigen gleich anzuzeigenden Ausgabe-Titeln zu machenden Ersparungen Zuwachs erhalten.

Besitze es einen oder mehrere vorzugliche Lehrer, so werde es auch Zöglinge aufserhalb der Akademie finden und sich zum Theil durch sich selbst unterhalten können. Eben darauf müsse man auch bei der Akademie sehen und es scheine daher wohl zu überlegen, ob nicht die Pension für bezahlende Zöglinge auf 300 Thlr. oder wenigstens 250 Thlr. zu erhöhen seyn durfte. Unter diesen Umständen sey daher als entschieden anzusehen und könne Hr. v. E. immer schon jetzt bekannt machen, dafs die Liegnitzer Akademie ein Erziehungs- und Unterrichts-Institut zu seyn fortfahren, aber hiermit künftig, von Ostern an, ein landwirthschaftliches Institut verbinden werde.

Nur wenn sich bei dieser Bekanntmachung so viele Stimmen dafür erheben sollten, dafs man diefs Institut als den vorzüglichsten Zweck der Akademie ansehen, und ihm alles aufopfern solle, könnte man dahin gebracht werden, das Alumnat aufzugeben, und nur eine blofse Unterrichts-Anstalt bestehen zu lassen. Auf der andern Seite könne nur dann, wann sich finden sollte, dafs ein landwirthschaftliches Institut mehr Unkosten erfordere, als die übrigen Zwecke verstatteten, gänzlich von demselben noch abgegangen werden.

Allein keins von beiden sey wahrscheinlich. Um aber jeden Mifsverstand zu verhüten, habe der Hr. v. E. wohl einzuschärfen, dafs auf keine Weise die Idee seyn könne, die ganze Erziehung in der Akademie nur auf Landwirth-

schaft zu lenken, und dadurch den Zöglingen eine einseitige Richtung zu geben, sondern dafs das landwirthschaftliche Institut nur erst nach vollendeter früherer Erziehung im 17. oder 18. Jahre von denen benutzt werden könne, welche nicht die Universität besuchen wollten, oder schon von derselben zurückgekommen wären.

Hiernach hindre nun nichts, dafs der Hr. v. E. nicht schon gleich von jetzt an neue Zöglinge ins Alumnat und den Unterricht aufnehmen könne, und hier treten nun mit den nach dem Vorigen sich von selbst ergebenden Abänderungen und mit ausdrücklicher Suspension der Zahlung der 600 Thlr. an sechs Königl. Fundatisten die §§. 3 bis 5 des Aufsatzes A. des Herrn etc. Süvern ein.

Man stimme Hrn. v. E. ganz bei, dafs für den Anfang der adliche Director beibehalten werden müsse, trage ihm dann aber auf, den Hrn. v. S. entweder förmlich von aller Aufsicht auf Disciplin und Unterricht zu dispensiren, oder was besser seyn werde, ihn auf gute Manier, ohne förmliche Erklärung davon zu entfernen.

Die Pension des emeritirten Directors sey ohne Bedenken auf 250 Thlr. herabzusetzen.

Vollkommen trete die Section dem Hrn. v. E. in der Nothwendigkeit eines pädagogischen Directors bei. Solle nun die Akademie das werden, wozu sie vor allen andern Anstalten in den Königlichen Staaten fähig und geeignet sey, — eine möglichst vollkommene Erziehungs-Anstalt, so müsse die Section pflichtmäfsig Hr. v. E. eröffnen, dafs sie, und namentlich ihr Chef, der den etc. W. persönlich kenne, in demselben weder die Gelehrsamkeit, noch die philosophisch-pädagogische Bildung, noch endlich die Energie des Charakters finde, welche ein Director einer solchen Anstalt besitzen müsse, so sehr man auch seine wirklich achtungs-

glaubt, dafs bei dem Wunsche, den etc. W. in die Regierung aufzunehmen, die Absicht sey, ihm auch die Direction zu übertragen, so wurde sie gleich ihre Meinung unverholen hieruber geäufsert haben.

Aufserdem sey wirklich der Posten eines Directors wegen der Vielfachheit seiner Geschäfte mit dem eines Regierungsraths unverträglich. Die Section werde sich daher alle ersinnliche Mühe geben, einen recht tuchtigen andern Director ausfindig zu machen, allein auf jeden Fall mit Hrn. v. E. über die Wahl vorher correspondiren.

In Ermangelung eines Directors übernehme W. sehr natürlich als Regierungsrath die Direction, gebe sie aber, wenn einer komme, als eine fur ihn zu mühsame und specielle Verwaltung, eben so natürlich ab, und behalte blofs die Ertheilung des historischen Unterrichts. Hierin liege nicht das mindeste Anstöfsige, da öfters Subordinations-Verhältnisse, nach Verschiedenheit der Geschäfte, auch verschieden seyen.

Dafs das Provincial-Curatorium jetzt durch die Aufsicht der Regierung mehr als hinlänglich ersetzt werde, darin werde Hr. v. E. mit der Section übereinstimmen, allein vermuthlich auch der Meinung seyn, dafs den beiden jetzigen Curatoren ihr ohnehin kleines Gehalt gelassen werden müsse. Gehe künftig das adliche Directorium und Curatorium ein, so erspare der Etat 1166 Thlr. jährlich.

Was die Lehrer betreffe, so könne die Section die Ascension des etc. G. nicht genehmigen. Hr. v. E. werde selbst fühlen, dafs, ob man gleich den jetzigen Lehrern ihren Werth nicht absprechen wolle, doch keiner unter ihnen sey, der [illegible] Gelehrter im Mindesten einen Namen besitze, und dafs auch [illegible] r Zahl nach die Akademie, ungeachtet ihrer 20,000 Thlr. Einkünfte, weniger gut als viele bei weitem ärmere Gymnasien bedacht sey. — —

Der etc. R. könne nur genommen werden, wenn er wirklich eine sehr schöne Hand (auf deren Erwerbung bei den Zöglingen vorzüglich zu sehen sey) schreibe. Dafs er zugleich Secretair- oder Copisten-Geschäfte beim Director zu verrichten im Stande sey, verdiene keine Rücksicht. W. könne sich dazu eines Subalternen der Regierung bedienen und ein neuer Director habe mehr Zeit. Vorzüglich müsse beachtet werden, ob der calligraphische Unterricht nicht durch einen in Liegnitz schon anwesenden Lehrer gleich gut und wohlfeiler ertheilt werden könne.

Die Zulage von 500 Thlr. für die 5 Lehrer sey noch zu suspendiren, um so mehr, als, wenn das landwirthschaftliche Institut in Flor komme, sie Verdienst durch Privat-Unterricht, vielleicht auch durch Pensionnairs, erhalten könnten. Müfsten Sie, nach dem neuen Lehr-Plan, mehr Stunden als bisher übernehmen, so könnten ihnen diese Stunden durch eine billige monatliche Zulage vergütigt werden.

Dem Institut gleich jetzt wenigstens Einen recht brauchbaren und hinlänglich gelehrten Lehrer mehr zu verschaffen, werde sich die Section unverzüglich bemühen.

Bei der Beurtheilung der Möglichkeit eine Erweiterung des Lehrer-Personals, sey der Punkt der Manege vorzüglich in Erwägung zu ziehen.

Es schmerze die Section in der That, dafs sie, da Hr. v. E. grofsen Werth auf die Herstellung des Unterrichts im Reiten zu legen schiene, seine Vorschläge deshalb zu genehmigen, wenigstens in der gemachten Art und gleich, jetzt aufser Stande sey. Allein es sey offenbar, dafs gerade dieser Unterricht ehemals aufserordentlichen Nachtheil hervorgebracht habe, wie der Section schon vor längerer Zeit schriftlich geklagt worden sey, dafs daher, wenn einige mit Abschaffung desselben unzufrieden seyn sollten, andre

eines neu einzuführenden ernsteren Studirens ansehen möchten, dafs das Verhältnifs der Kosten des wissenschaftlichen und des gymnastischen Unterrichts ganz unverhältnifsmäfsig wäre, und dafs andre ganz nothwendige Ausgaben unumgänglich Ersparungen erforderten.

Der ganze Aufwand für den Unterricht betrage, die überaus reichlich gerechnete Vermehrung der Bücher- und Instrumenten-Sammlung, die Zulage von 500 Thlr. und das Director-Gehalt von 600 Thlr. mit eingeschlossen, 8,315 Thlr. Davon nun koste der Fecht-, Tanz- und Reitunterricht, wenn man zum letztern alles rechne, was in den verschiedenen Titeln des Etats dazu gehöre, 2474 Thlr., also nahe an $\frac{1}{3}$. Der Stallmeister habe mehr Einkünfte, als irgend ein Lehrer. Der Unterricht im Tanzen und Fechten koste bei 2 Personen über 700 Thlr. und der im Zeichnen und der Musik, zwei Künsten, welche offenbar mehr zur Bildung des jugendlichen Alters beitrugen, müsse in Einem einzigen Menschen, verbunden mit einem Inspectorat, für etwa 350 Thlr. zusammengedrängt werden. Hr. v. E. sey zu einsichtsvoll, um hierin nicht grofse Mifsverhältnisse zu finden. Was aber das Schlimmste sey, so zeige leider die Erfahrung in so manchen Anstalten, dafs der Unterricht in diesen Exercitien bei weitem nicht so gut auf die Gesundheit und körperliche Ausbildung wirke, als fast ganz kostenlose, wahrhaft gymnastische Uebungen unter einem Lehrer, wie man sie z. B. in Schnepfenthal finde. Die Section werde demohngeachtet sehr gern den Zöglingen der Akademie das Vergnügen und den Nutzen der Reitbahn wieder verschaffen. Allein dafür gleich 1600 Thlr. wegzugeben, eine Ausgabe von 870 Thlr. etatsmäfsig zu machen, und sich einer Mehrausgabe bei möglichen Unglücksfällen auszusetzen, sey in hohem Grade bedenklich; man müsse wenigstens erst vollkommen übersehen, ob

andre, wirklich nothwendigere Ausgaben diesen Aufwand gestatteten, und es sey auch zu versuchen, ob dieser Unterricht nicht auf eine wohlfeilere Art zu erlangen sey. Da der Stallmeister so gut besoldet werde, und jetzt ein ganzes ansehnliches Regierungs-Collegium in Liegnitz anwesend sey, so entstehe die Frage, ob der Stallmeister nicht auf eigne Kosten und nur so, dafs man den Unterricht der Akademie-Zöglinge bezahle (wie es z. B. in Züllichau sey, wo der Unterricht im Reiten das Pädagogium weiter gar nichts, als das von jedem Zöglinge selbst bezahlte Stundengeld koste) die Anschaffung und Unterhaltung der Pferde übernehmen könne. Man gewinne dadurch doch immer, dafs man alsdann die Sache zu jeder Zeit abbrechen könne, und der Stall nicht so sehr zu einem integranten und für die Folge die Hände bindenden Theil der Anstalt werde. Es sey auch gewifs nicht nöthig, dafs jeder Zögling täglich eine Reitstunde habe. Die Zöglinge der Ecole militaire in Berlin, die doch zum Kriegsdienst erzogen würden, nähmen nur drei wöchentlich. Man ersuche daher Hrn. v. E. noch erst nähere Auskunft zu geben:

ob nicht eine Einrichtung, wie eben erwähnt, getroffen werden könne und ersprieslicher seyn werde? ob im Fall man doch noch zur gänzlichen Abschaffung des Reit-Unterrichts komme, nicht die Unterhaltung der Reit- und Sattelknechte gleich wegfallen, und mit der Besoldung des Stallmeisters irgend eine Modification getroffen werden könne?

ob endlich, wenn der Unterricht auch ganz wieder eingeführt werde, sich erwarten lasse, dafs er seinen Zweck erfüllen könne, da sachkundige Männer dem Sectionschef versichert, dafs, obgleich der Reit-Unterricht ehemals fast

sey, die Zöglinge doch nicht vorzügliche Fortschritte im Reiten gemacht hätten. — Nach dem Eingehen dieser Erläuterungen werde sich entscheiden lassen, ob dieser Unterricht gar nicht wieder einzuführen, oder bis Ostern, um zu sehen, ob bis dahin vielleicht eintretende gröfsere Frequenz ihn erleichtere, zu suspendiren, oder sogleich herzustellen sey?

Die andern so sehr nothwendigen Ausgaben seyen folgende:

1. Ein neuer Lehrer vorzüglich für einen gründlichen Unterricht in alten Sprachen.

2. Einer, wenn er auch nur ein Collaborator sey, für Mathematik und Naturwissenschaften, zwei auch für das landwirthschaftliche Institut so wichtige Zweige.

3. Der pädagogische Director, dessen Gehalt aber schon etatsmäfsig sey. Hrn. W. hierzu zu nehmen, sey allerdings eine Ersparung, allein kein wahres Hülfsmittel, da offenbar nun mehrere neue Lehrer den Unterricht auch in neuen Schwung bringen, und ihm das wahre Leben ertheilen könnten.

4. Seyen die Inspectoren viel mehr als die Professoren, weil ihr Amt weniger Nebenarbeiten erlaube, einer Zulage bedürftig, und wenn die Anstalt, wie es so sehr wünschenswerth sey, ein wahres Erziehungs-Institut seyn solle, so sey ihr Amt aufs mindeste gleich wichtig.

5. Ein Englischer und Italienischer Sprachmeister und die Trennung des Zeichen- und Musik-Unterrichts sey ein wahres Bedürfnifs. Es sey durchaus Wunsch der Section, nicht jede Anstalt nach gleichen Grundsätzen zu behandeln, sondern auch zufällig entstandenen ihre Eigenthümlichkeit zu lassen, und sie wolle daher gar nicht die Liegnitzer Ritter-Akademie (die sich immerfort auch durch diesen Namen auszeichnen möge) wie jede andre gymnasien-

artige Erziehungsanstalt behandeln, sondern ihr durch die Möglichkeit, sich darin eine dem Eintritt in die höhere und feinere Gesellschaft angemessene Bildung zu verschaffen, einen Vorzug gewähren. Dazu sey nun nichts so geeignet, als Vertraulichkeit mit Gegenständen der Kunst und Unterricht in fremden Sprachen, und nicht zwar blofs zur Erlangung grammatikalischer Correktheit, sondern auch zur Uebung in richtiger Aussprache und in wahrhaft eigenthümlichen Wendungen. Hr. v. E. sey gewifs selbst der Meinung, dafs, wenn man auf das eine oder andre Verzicht leisten müsse, dieser Vorzug gewifs weit wichtiger sey, als der, welchen man bisher durch einen, vielleicht auch bessern, aber wenigstens weit kostbareren Unterricht im Reiten, Tanzen und Fechten gehabt habe, so wenig die Section diesen Uebungen ihren Werth abspreche. Aus eben diesem Gesichtspunkt werde die Section auch bei der Wahl der Lehrer immer auf Männer sehen, die, neben grundlichen Kenntnissen in Einem Fach, auch eine allgemeine Bildung besäfsen.

6. Das landwirthschaftliche Institut brauche nothwendig, aufser dem blofsen Lehrer der Landwirthschaft mehrere Einrichtungen, zu denen man sich doch die Disposition über 600 bis 1000 Thlr. frei erhalten müsse. Was aber für dasselbe in Absicht auf mathematischen und naturhistorischen Unterricht und selbst auf Sammlungen und Instrumente geschehe, könne auch dem allgemeinen Unterricht zu Statten kommen, und auf diese Weise beide Anstalten einander wechselsweis unterstützen. Um nun diesen Mehrbedarf herauszubringen, sehe die Section bei der genauesten Prüfung des Etats (bei welcher sie freilich von der Voraussetzung ausgehe, dafs Hr. v. E. schon dafür gesorgt haben werde, dafs Alumnat, Bedienung und solche nur an Ort und

Aufwand erforderten), nur allenfalls folgende Hülfsmittel vor sich:

1. Die für den pädagogischen Director ausgesetzten und nunmehr nicht dem etc. W., welcher seinen Hauptgehalt bei der Regierung bekomme, zu ertheilenden . . . . . 600 Thlr.
2. Die für die 5 Professoren vorgeschlagenen Zulagen . . . . . 500 -
   Hiervon müfste aber denselben immer ein Theil für mehr zu übernehmende Stunden verabfolgt werden.
3. Eine, bis etwa durch Absterben der Pensionaire oder des künftig eingehenden adelichen Directoratsgröfsere Ersparungen möglich würden, zu machende Beschränkung des Quanti für Bücher und Instrumente mit . . . . . 400 -
4. Die projectirten Geldunterstutzungen der 6 Königl. Fundatisten . . . . . 600 -
5. Die für die Ober-Rechenkammer angesetzten . 30 -
   (da bereits bei andern Schulanstalten angenommen sey, dafs Königl. Collegia dergleichen Muhwaltungen unentgeltlich zu übernehmen verbunden seyen.)
6. werde Hr. v. E. am Besten ermessen, ob vielleicht bei den Extraordinarien ein geringeres Quantum als 950 Thlr., wie jetzt, etatsmafsig gemacht werden könne, woran man jedoch, da Remissions-Fälle vorkommen könnten, zweifle . . — —
7. müsse die Folge lehren, ob vielleicht bei einer zu bewirkenden Verbindung des Gymnasii mit der Akademie eine Ersparnifs an dem jetzigen Zuschufs von 904 Thlr. zu bewirken stehe.
8. durch Abschaffung des Reitstalles, wodurch augenblicklich . . . . . 870 -
   und bei künftiger Versorgung, oder Abgang des Stallmeisters und der Knechte, 1750 Thlr. erspart werden.

Summa 3000 Thlr.

Von dieser Seite vorgestellt, lasse sich doch kaum be-

zweiflen, dafs diejenigen Eltern, welche für die Erziehung ihrer Kinder vorzüglich Antheil an der Akademie nehmen, nicht selbst für die Suspension des Reitunterrichts, bis gröfsere Frequenz und somit vermehrtes Einkommen ihn minder schwierig mache, stimmen, und nicht einer Erweiterung des landwirthschaftlichen Instituts, und einer radikalen Verbesserung des wissenschaftlichen Unterrichts denselben gern aufopfern wollten.

Der Professor-Wittwe S. könne die Pension nicht verweigert werden, allein übrigens könne die Section nicht genehmigen, auch für künftig anzustellende Professoren Wittwen Pensionen zu gestatten, da Pensionen nur sehr unzweckmäfsig auf Institute gegründet würden, die immer mufsten einen sichern Etat machen können, und bei denen der Disposition über die Einkunfte zu ihrem wahren Nutzen nichts entzogen werden dürfe.

Die von Hrn. v. E. vorgeschlagene Verbindung des Gymnasiums mit der Akademie finde die Section nicht zweckmäfsig, da sie die Einheit des nun in zwei sehr verschiedene Institute getheilten Unterrichts verhindere, wobei die Gründe nach dem Aufsatz A. auszuführen sind.

Die Section bleibe der Meinung, dafs die einzige gute Art der Verbindung die sey, dafs das Gymnasium nur als höhere Elementarschule fortdaure, und als Gymnasium ganz in die Akademie übergehe. Da in Breslau und andern Städten Schlesiens täglich Adliche und Bürgerliche, so wie auch in Berlin und hier, dieselben Gymnasien besuchen, so könne der Adel wohl hieran keinen Anstofs nehmen. Der Nutzen sey auch darin offenbar, dafs eine gröfsere Frequenz sowohl die Nacheiferung der Schüler, als die Lehrer selbst belebe, und wirklich erst mit einer gröfsern Anzahl von

Zöglingen und Schülern, die, ohne auf der Akademie zu wohnen, die Lectionen besuchten, das ganze Institut recht in Schwung kommen könne.

Da indefs eine solche Vereinigung vorbereitet werden müsse, und auch erst selbst die Reform der Akademie als vollendet voraussetze, so scheine es rathsam, für jetzt beide Anstalten noch in der alten Trennung zu belassen, wobei jedoch unbenommen bleibe, einzelnen Schülern des Gymnasiums, wann sich Gelegenheit dazu zeige, bei der Akademie, und einzelnen Zöglingen dieser, wenn man ihnen gleich jetzt gelehrteren Sprachunterricht verschaffen wolle, im Gymnasium Zutritt zu erlauben. Um aber eine künftige Umänderung vorzubereiten, ersuche man Hrn. v. E. um eine ausfuhrliche und vollständige Darstellung des ganzen Liegnitzer Stadt-Schulwesens, vorzuglich auch in Hinsicht auf die Einkunfte und Hülfsmittel desselben, und auf Vorschläge wegen Professor W., wenn derselbe vielleicht sich weigere, sein Rectorat gegen eine blofse, auch verbesserte Professur zu vertauschen.

In Absicht des landwirthschaftlichen Instituts wolle man sich an Thaer, den wissenschaftlichsten Oeconomen Deutschlands, wenden, theils um seine Rathschläge wegen Einrichtung desselben zu erhalten, theils um ihn zu ersuchen, ein Subject zur jetzt offnen Lehrer- und Stiftsverwalterstelle vorzuschlagen. Man erbitte sich nur von Hrn. v. E. genaue Nachrichten uber die Lage und Beschaffenheit des Schubert'schen Vorwerks, und die genaue Angabe der Geschäfte eines Stiftsverwalters. Die Stiftsverwalterstelle müsse so lange interimistisch verwaltet werden. Die Dismembration des Vorwerks sey fürs Erste zu unterlassen oder anzugeben, wie das landwirthschaftliche Institut sonst Ackerstucke zu seinen Operationen erhalten könne.

Die Vollziehung des Etats wolle die Section nach von

Hrn. v. E. erhaltener Antwort auf dies Schreiben bewirken. Stimme er in den einzelnen Puncten mit ihr überein, so könnte die noch unbestimmt bleibende Summe zu künftiger Verwendung reservirt werden. Da der Etat doch nur für das künftige Kalenderjahr dienen könne, so sey noch vollkommen Zeit dazu.

2.

Thaer wäre schon vorläufig immer zu befragen:

1. über die ganze Idee des Instituts, dem man jetzt nur 700 Thlr. für den Lehrer, der noch die Stiftsverwalterstelle übernehmen muſs, und etwa noch 1000 Thlr. widmen kann. Ueber das Vorwerk, das zum Institut dienen soll, ist die Bemerkung aus dem Etat abzuschreiben. Die Dismembration werde nun unterbleiben müssen;

2) um ein Subject, das er als Lehrer empfehlen könne;

3) um genaue Vorschläge wegen der Einrichtung des Instituts.

3.

Die Anfrage an Merkel wegen des Directors müſste vorzüglich auf einen recht pädagogisch gebildeten, und der sich Vertrauen in der Provinz zu verschaffen verstehe, gehen. Denn ohne gehörige Frequenz schlummert das Institut ewig.

Ueber

das Musée des Petits-Augustins.

Erster Brief.

Unter allen hiesigen Kunstsammlungen hat mich kaum eine andre so angezogen als das Museum der französischen Denkmäler in der Strafse *des Petits-Augustins*. Sie wissen, dafs man dort alle Kunstwerke zusammengebracht hat, die bisher in Kirchen, öffentlichen Gebäuden und auf Plätzen zerstreut standen, und die es möglich gewesen ist den Händen der muthwilligen Zerstörung während der Revolution zu entreifsen. Der Aufseher Lenoir hat sie, so viel es ihm die Enge des Raums verstattete, nach der Zeitfolge geordnet; und es ist in der That ein einziger Anblick, in wenigen Sälen die Fortschritte der Kunst mehrere Jahrhunderte hindurch verfolgen zu können.

Für mich, gestehe ich, besitzt diese Reihe von Denkmälern noch einen andern und höheren Reiz. Bei der Beobachtung des Menschen kommt alles auf das anschauliche Bild des Gegenstandes an; das Deuten und Erklären von Handlungen, das Entziffern von Reden und Schriften selbst ist nur wenig ohne den wirklichen Anblick der Person. Ist es nun unmöglich einen lebendigen Blick in die Vorzeit zu werfen, so führt uns die bildende Kunst wenigstens einzelne bedeutende Gestalten zurück. Die Einbildungskraft heftet sich an ihnen fest, und findet wenigstens so einige Anleitung das Bild jener Jahrhunderte zu zeich-

nen. Es ist nicht, dafs man gerade dadurch neue Angaben empfinge, vorher unbekannte Seiten kennen lernte; aber man lernt besser verstehen und vollständiger zusammenfügen, was der todte Buchstabe der Geschichte nur unvollkommen und einzeln zu liefern vermag. In den Handlungen und noch mehr in den Gedanken und Empfindungen der Menschen sind Abstufungen, Schattirungen und Feinheiten, für welche die Sprache kaum mehr Zeichen besitzt. Diese füllt der Anblick der Gestalt und der Miene aus, bringt dadurch unsre Kenntnifs der Vergangenheit der näher, die wir von der Gegenwart haben, und macht nun erst eine vollständige und zweckmäfsige Vergleichung beider möglich.

Vorzüglich also in physiognomischer Rücksicht bin ich diese Säle durchwandert, in welchen die Statuen, Busten oder Reliefs vieler der merkwürdigsten Menschen Frankreichs von Chlodwigs bis zu Ludwigs XV Zeiten versammelt sind. Ich habe die einzelnen Köpfe, die mir am meisten bemerkenswerth schienen, genau betrachtet, ihren Charakter in ihren Zügen und den Ausdruck ihrer Physiognomie studirt, sie in Gedanken auf mannigfaltige Weise an einander gestellt und verglichen, bald in der Mannigfaltigkeit der Zeiten das Allgemeine der Nation, bald hierin die Verschiedenheit der Jahrhunderte aufgesucht.

Physiognomische Studien sollten vielleicht eher physiognomische Träume heifsen. Indefs kann doch Niemand die Thatsache abläugnen, dafs zwischen gewissen Gesichtszügen bis in die festesten Theile hinein und gewissen Charakteren eine so offenbare Aehnlichkeit liegt, dafs jeder an dieselbe erinnert wird. Die Physiognomik ist nur dadurch so verdächtig geworden, dafs man sie zu einem Mittel herabgewurdigt hat das Innere des Menschen in seinem Aeufsern zu lesen, und dadurch der eigentlichen, Zeit und Ge-

legenheit kostenden Prüfung zuvorzukommen; — ein sonderbarer Vorschlag in der That, die zuverlässige und deutliche Sprache der Handlungen und selbst der Reden gegen die zweideutige und dunkle einiger so oder anders gekrummter Umrisse zu vertauschen! Gerade umgekehrt ist sehr oft die auf andern Wegen erlangte Kenntnifs des innern Charakters nothwendig, um die Gesichtsbildung nur zu entziffern und zu verstehen; auf alle Fälle mufs das Studium beider immer Hand in Hand gehen: und wenigstens ist die ächte Physiognomik für die Bedürfnisse der gewöhnlichen Menschenkenntnifs eben so zweckwidrig, als sie für die höhere unentbehrlich ist. Der gewöhnliche Menschenbeobachter, so wie ihn das thätige Leben fordert, sucht nur die auffallenden, praktisch wichtigen Eigenschaften auf, Vorzuge und Fehler, die aus mannigfaltigen Ursachen entstehen: fremd angenommen, oder in der Anlage vorhanden, nachher aber unterdruckt seyn können. Für diesen ist die Sprache der wahren Physiognomik bei weitem zu fein. Was für ihn gerade die Hauptseiten sind, davon zeigt sie ihm entweder keine Spur, oder sie zeigt sie in andern eigenthümlicheren Eigenschaften, die ihre entfernte Quelle ausmachen und aus welchen man sie nur mit Mühe ableiten würde. Er braucht daher besonders nur die Kenntnifs des Mienenspiels; und das Mehrere, was er aufser diesem Gebiete dazu erwerben wollte, brächte ihn nur in Gefahr sich zu verwickeln und zu verwirren.

So bleibt also die eigentliche, theoretische Physiognomik immer nur ein Geschäft für müfsige Grübler und gleichsam ein Luxus des menschlichen Verstandes. Dennoch können zwei Personen einen hohen und würdigen Gebrauch von ihr machen, der Philosoph und der Kunstler. Der Philosoph studirt den Menschen bis in seine kleinsten Seiten hinein, und achtet auch noch auf die Feinheiten der

Feinheiten. Denn seine Absicht ist die geistige Bildung desselben, in allen ihren Verhältnissen, in ihrer vollkommenen Einheit; und daher giebt es nichts, was er ungestraft vernachlässigen dürfte. Hier dient ihm nun die Physiognomik auf eine doppelte Weise. Sie giebt ihm eine Anleitung auf den ersten Anblick, orientirt ihn, und weist ihm ohngefähr die Classe an, in die er das Individuum zu setzen hat; hernach aber, wenn er sich eine gewissermaßen hinreichende Kenntniß des innern Charakters verschafft hat, wird sie ihm ein nothwendiger Vergleichungspunkt, und lehrt ihn vorzüglich, nicht zu sehr durch die Beobachtung zu trennen, was in der Natur verbunden, nicht zu übersehen, was in ihr nur schwach angedeutet, und selbst das nicht zu verlieren, was in ihr nur in der Anlage vorhanden ist. Von dem, was er nur in Begriffen erkannt hat, giebt sie ihm ein Bild und führt dadurch alle Vortheile der Anschaulichkeit mit sich.

Allein immer, muß man gestehen, wird die Kenntniß des Charakters öfter dazu dienen die Gesichtsbildung, als diese jenen verständlich zu machen; und der wahre Zweck der Physiognomik sollte also kein anderer als die Kenntniß der menschlichen Physiognomie, unabhängig von allem inneren Charakterstudium, seyn. Die Gesichtszüge und die ganze äußere Bildung des Menschen sind einmal eben so gut ein Theil der Natur als seine innere Einrichtung; es sind Formen, in welchen, Spiele des Zufalls abgerechnet, offenbar eine gewisse Regelmäßigkeit obwaltet. An der Aufsuchung dieser den Geist zu üben, wäre schon an sich ein hinreichender Zweck: einen Gegenstand mehr zu erhalten, der uns ein verständlicher und durchaus in Gedanken übersetzbarer Stoff ist, wäre an sich wichtig: es wäre es um so mehr, als dies Studium (wenn Sie ihm diesen Namen vergönnen) uns überall hin begleiten, jeden Augenblick ausfüllen kann, und

keine andere Beschäftigung einen einzigen zu entziehen braucht. Aber es empfiehlt sich noch mehr dadurch, dafs es uns ein neues und anschauliches Bild der Menschheit giebt. Denn mit dem Worte wie mit dem Begriff der Physiognomik ist nothwendig immer der Ausdruck und die Bedeutung der Zuge verbunden; und alles, was man zu vermeiden hat, ist nur, diese Bedeutung — den Sinn der Hieroglyphe — und ihre Kenntnifs zum Endzweck zu machen. An dieses Bild reiht man und mit ihm vergleicht man den intellectuellen, aus andern Quellen geschöpften Begriff, und setzt so das ganze Individuum in seinen Gedanken aus dieser doppelten Art des Erscheinens zusammen. Es kommt nicht darauf an die innere Bildung aus der äufseren zu errathen; allein der Mensch ist höher und schöner, wenn die erstere auch seine Miene und seine Gestalt lebendiger durchstrahlt.

Wenn es mir gelingt die Physiognomik ganz in das Feld der Naturbeobachtung hinüberzuziehen, so bin ich Ihrer Theilnahme gewifs. Denn in diesem Gebiet, und besonders wie der Kunstler dessen zu seinem Geschäfte bedarf, ist kein Punkt Ihnen gleichgültig. Auch Ihnen nun sind gewifs die Fehler, welche selbst grofse Kunstler in dem physiognomischen Theil ihrer Werke begehen, nicht unbemerkt geblieben. Ich will hier nicht wiederholen, was Lavater einigemal sehr scharfsinnig gezeigt hat, dafs sie hier und da Züge in demselben Gesicht mit einander verbinden, die in der Natur nie zusammen angetroffen werden. Grobe Widersprüche dieser Art können nur den unaufmerksamsten Beobachtern der Natur begegnen, und die feineren bleiben auch dem Kenner verborgen. Allein was ich vorzuglich vermisse, ist Einheit in mehreren zusammengehörenden Physiognomien, Mannigfaltigkeit in verschiedenen, und Naturcharakter in jeder einzelnen. Kann man

auch den Künstler nur selten eigentlicher Versehen zeihen (wozu schon der Sinn der Zuschauer bei weitem mehr für diesen Gegenstand geschärft seyn müfste), so mufs man doch meistentheils gestehen, dafs er in einen, und in einen nicht unwichtigen Theil seines Werkes nicht genug Gehalt gelegt hat; und ich weifs kaum, welcher dieser beiden Mängel störender ist. Der physiognomische Theil eines Gemäldes wäre einer grofsen Wirkung fähig und bringt gewöhnlich nur eine sehr kleine hervor. Dadurch aber entsteht ein störendes Mifsverhältnifs im Ganzen, und man sucht vergebens in diesem Theil die Einheit, Mannigfaltigkeit und Wahrheit der Natur.

Was soll man z. B. dazu sagen, wenn man in demselben Bilde, ja in derselben Familie antike und moderne Gesichtsbildungen neben einander antrifft? ein Fehler, dessen Einige, und nicht mit Unrecht, einige Gemälde David's beschuldigen. Aufserdem dafs man dadurch unmittelbar an den Künstler und sein Ideal erinnert wird, kann die Einbildungskraft nicht mehr ungestört von einer Gestalt zu der andern übergehen, von der Mutter zur Tochter hinab- und von ihr zu dem Vater hinaufsteigen. Zwar lassen sich allerdings auch in der Wirklichkeit dergleichen Sprünge aufzeigen. Allein der Künstler soll die Natur, nicht den Zufall, also nicht ihre Ausnahmen, sondern ihre Gesetzmäfsigkeit, nachahmen. Ein andrer höchst gewöhnlicher Fehler ist es, dafs fast jeder Maler seine Lieblingsphysiognomie hat, die er immer, oder wenigstens oft in verschiedenen Lagen, und nur mit unbedeutenden Abänderungen, wiederbringt. Hierzu werden Ihnen die Belege augenblicklich von selbst einfallen. Es ist nicht zu läugnen, dafs dieser Fehler besonders bei Köpfen, die an das Idealische gränzen, schwer zu vermeiden ist; aber es ist darum nicht minder

gewifs, dafs er die Wahrheit der Natur auf eine sehr unangenehme Weise stört.

Was aber, wenn man die höchste Wirkung der Kunst verlangt, am meisten Schaden thut, ist, wenn die Miene von der Physiognomie, die augenblickliche Lage der Gesichtszuge von der habituellen nicht deutlich unterschieden ist. Dieser Fehler kann fast in allen Künsten statt finden; und man wird besonders in Frankreich auf denselben aufmerksam gemacht, da es der beständige und beinahe charakterische der französischen Theaterdichter und Schauspieler ist, bei denen immer der individuelle Charakter in der allgemeinen Leidenschaft untergeht. Er ist in den bildenden Künsten, die wirklich immer nur Einen Augenblick darstellen, sogar minder störend, aber er bleibt nichtsdestoweniger immer eine tadelnswürdige Unvollkommenheit. Man darf nicht lange suchen, um hierfür Beispiele aufzufinden. Ich erinnere Sie nur an Eins, an Katharina von Medicis, wie sie Rubens in dem Augenblick nach ihrer Niederkunft darstellt. Man hat gerade dies Stück vorzugsweise als ein Muster des Ausdrucks angeführt, und es ist wenigstens unter französischen Kunstrichtern Sitte geworden über diese Vermischung des Ausdrucks schmerzhafter Ermattung und mütterlicher Liebe in Bewunderung auszubrechen. Was ich aber hier vermisse, ist der Ausdruck des eigentlichen und bleibenden Charakters, der nur hier in diese Gefühle übergeht; ich vermisse ihn um so mehr, als es nothwendiger war eine Lage, die überhaupt schwer auf eine künstlerische Weise behandelt werden kann, und einen Moment, in dem die Seele nothwendig und zum Theil körperlich abgespannt ist, durch eine höhere Würde zu halten und zu erheben. Dagegen sehe ich hier mehr eine gebärende Mutter als die Königinn, die Millionen einen neuen Beschützer und Wohlthäter schenkt. Vielleicht schaden auch der Hauptfigur die

Nebenfiguren. Von lauter allegorischen, übermenschlichen Gestalten umgeben, erscheint Katharina auf ihrem Sessel hingestreckt minder grofs und erhaben. Ueberhaupt aber sollte wohl bei allen sanften oder gar abspannenden Leidenschaften der Charakterausdruck hervorstechender seyn als bei den entgegengesetzten, da diese letzteren schon für sich der Züge mehr haben und auch weniger etwas anderes neben sich ertragen.

Was ich in diesen verschiedenen Fällen tadle, ist also eigentlich Mangel an der Wahrheit und dem Reichthum der Natur. Wenn ich auf der Strafse gehe, wenn ich eine Wachparade vorbeimarschiren sehe, wenn ich mich unter einer versammelten Volksmasse befinde, so geniefse ich nicht nur eines angenehmen und ergötzenden Schauspiels, sondern das Bild der Menschheit in meiner Phantasie gewinnt auch neue und interessante Seiten mehr: besonders wenn, wie hier in Frankreich, auch die untersten Volksclassen, durch einen höheren Grad der Cultur, eine gröfsere Individualität der Gesichtszüge besitzen. Erinnern Sie Sich wohl oft dasselbe bei einem Gemälde erfahren zu haben? Ich zweifle sehr. Zum Theil entsteht dies freilich sehr natürlich daher, dafs die Handlung, die in dem historischen Gemälde das Herrschende ist, dem Ganzen eine Einheit giebt, welche selbst den Zuschauer hierauf zu achten und gleichsam müfsig unter den handelnden Personen umherzuschweifen verhindert. Aber es ist nicht das allein; untersuchen Sie nur die einzelnen Bildungen genauer, und Sie werden nur selten in Einer den eigentlichen Naturcharakter finden: den Charakter, welcher Ihnen den Menschen, wie er Ihnen im Leben begegnet, nur als ein Ganzes der Phantasie, vor das Auge bringt.

Freilich ist die Sache auch in hohem Grade schwierig. Für die Gesichtsbildung läfst sich selten ein Modell finden,

der Künstler kann also nur selten nach der Natur arbeiten. Will er erfinden, so fällt ihm, möchte ich wetten, meistentheils zuerst die Handlung, der Ausdruck ein; danach bestimmt er die Miene, nach der Miene die Züge: und so wird natürlich, was das Erste seyn sollte, das Letzte und Unbestimmteste, und entsteht, statt aus der Natur genommen zu seyn, nach einem Begriff. Ein Beweis dieses Vorwaltens des moralischen Ausdrucks scheint mir noch folgender zu seyn. Gehen Sie in Gedanken die vorzüglichsten Weiberköpfe durch, die Sie Sich erinnern auf Gemälden gesehen zu haben: und ich müßte mich sehr irren, oder Sie werden in ihnen weniger Mannigfaltigkeit finden als in den männlichen, eben so in den Jünglingsköpfen weniger als in den ausgebildeten; und am besten gerathen immer die alten. Schwerlich würden Sie dasselbe von den weiblichen Physiognomien z. B. in der Natur behaupten wollen. Der Unterschied kommt also wohl nur daher, daſs die meisten Maler ihre Gesichter mehr nach dem moralischen Ausdruck als nach den physischen Formen variiren, und diesem Ausdruck in der sanfteren und harmonischeren Weiblichkeit natürlich weniger Herrschaft einräumen können.

Nicht also als moralische Hieroglyphen, sondern als reine Naturformen (mit oder ohne Begleitung) muſs man die Gesichtsbildungen betrachten, wenn die Physiognomik dem Künstler brauchbar werden soll. Ihre Aufgabe ist nun: wie verfährt die Natur bei Bildung derjenigen menschlichen Formen, welche die innere allgemeine Organisation gleichgültig läſst? und schon diese Aufgabe selbst zeigt deutlich genug, auf welchen Boden der Physiognom auftritt: nämlich auf einen solchen, wo wenigstens scheinbar der Zufall regiert.

Vielleicht wundern Sie Sich, daſs ich die Bildung der Gesichtszüge bloſs der Natur zuschreibe, da doch der Geist.

der dieselben belebt, offenbar einen so grofsen und mächtigen Einflufs darauf ausübt. Allein wenn Sie das abrechnen, was blofs Miene (pathognomisch) ist, blofs willkürliche Bewegung eines beweglichen und der Willkühr unterworfenen Muskels, so kann der Geist selbst seinen Einflufs nur in Theilen zeigen, deren Umwandlungen ganz und gar den allgemeinen Gesetzen der körperlichen Natur folgen. Die Veränderungen, die er in ihnen hervorbringt, müssen jenen Gesetzen gemäfs seyn; und so kann man seine Einwirkung geradezu auch als Natur ansehen, weil sie durch die Gesetzmäfsigkeit dieser modificirt wird.

Ich darf nicht fürchten, dafs Sie auch nur die ersten Grundzüge einer theoretischen Physiognomik hier von mir erwarten. Bin ich aber auch schon zu tief in die Theorie eingegangen, so müssen Sie mir doch noch, ehe ich von meiner Abschweifung zurückkehre, Eine Bemerkung erlauben.

Der Physiognom mufs darauf Verzicht thun Gesetze aufzustellen. Er kennt nur Typen. Der Unterschied zwischen Typus und Gesetz ist freilich wohl kein anderer als, dafs wir uns begnügen müssen in seiner Gestalt das wirklich zu erkennen, was es uns unmöglich ist aus Begriffen als nothwendig einzusehen; allein er ist darum für uns nicht weniger wesentlich. Was man also zuerst zu thun hat, ist, die verschiedenen Typen der menschlichen Physiognomien aufzusuchen, und wo möglich ihre Zahl und Unterordnung zu bestimmen. Ohne auf die Unterschiede der Racen, Nationen und Familien, die immer feiner sind und denen man leicht Einbildungen beimischt, Acht zu geben, mufs man seinen ganzen Vorrath beobachteter Physiognomien nun durchgehen und ordnen, gröfsere und kleinere Classen absondern, die Individuen ausziehen, die als Muster einer oder

der andern gelten können, und die nicht vergessen, welche zwischen zweien in der Mitte stehen.

Erst auf die so beobachtete Form darf das Studium des Ausdrucks folgen. Denn der Ausdruck läfst sich nie von der Physiognomie trennen; das, was sie recht eigentlich zur Physiognomie macht, das Ganze, liegt sogar nur darin und ist nur dadurch zu bezeichnen. Nur mufs sich der Physiognomiker nicht darum bekümmern, ob das Individuum selbst in seinem Charakter die Seiten besitzt, welche dieser Ausdruck andeutet, oder nicht. Dies ist eigentlich der Physiognomik überhaupt, und wenigstens ihm jetzt noch, schlechterdings fremd. Der Ausdruck liegt weniger in der Form als in den kleinen mit Worten nicht mehr auszudrückenden Zügen, dem Licht und Schatten u. s. f. Man mufs ihn mit der Form vergleichen, und untersuchen, ob, wenn auch an sich jeder mit jeder Form vereinbar ist, doch nicht gewisse vorzügliche Wahlverwandschaften unter beiden statt finden.

Wären die Gesichtsbildungen auf diese Weise als reine Naturformen beobachtet, so könnte man nachher die Art durchgehen, wie sie in der Wirklichkeit angetroffen werden: als Charaktere der Nationen, Familien, Stände, Beschäftigungen u. s. f.; und endlich auch ihr Verhältnifs zur inneren Gesinnung bestimmen: wobei man indefs in einzelnen Zügen mit einzelnen Eigenschaften immer nur die ganze Gesichtsbildung mit dem ganzen Charakter vergleichen dürfte, um daraus die vollständige Individualität zusammenzusetzen.

Diese allgemeinen Bemerkungen glaubte ich vorausschicken zu mussen, wenn Ihnen das Folgende ganz klar seyn sollte. Denn überall, werden Sie finden, habe ich auf den Typus der Physiognomien, und darauf geachtet, ob die Natur dieselben mehrere Jahrhunderte hindurch, in den-

selben oder verschiednen Familien, in einer gewissen und regelmäfsigen Folge bildet.

Aufserdem dafs der Mensch in seinem geistigen Fortschreiten einen freien, durch keine Regel zu bestimmenden Gang nimmt, entwickelt er sich zugleich nach allgemeinen Gesetzen der Natur; und wohl allein auf diese Weise entsteht das, was man den allgemeinen Charakter der Familien, Nationen und Jahrhunderte nennt. Nur die Untersuchung des gegenseitigen Einflusses dieser doppelten Einwirkung kann einigermafsen den Zusammenhang erklären, in welchem mehrere Menschenalter mit einander stehen, und der Lösung der grofsen Aufgabe näher führen: auf welche Weise sich der Einzelne so auszubilden vermag, dafs er am dauerhaftesten und zweckmäfsigsten auf sein Zeitalter, seine Nation und endlich durch diese und eine Menge anderer mittlerer Stufen hindurch auf das ganze Menschengeschlecht einwirkt? Keine andere hat daher für die allgemeine Geschichte der menschlichen Bildung eine so grofse und ausgebreitete Wichtigkeit.

Allein ich kehre zu meinem Gegenstande zurück. Doch scheue ich mich auf diese allgemeinen Betrachtungen einige einzelne und zerstreute Beobachtungen folgen zu lassen. Ich schliefse also für heute und verspare die Beschreibung des Museums, die ich Ihnen versprach, auf ein ander Mal.

Zweiter Brief.

Das Kloster der kleinen Augustiner ist ein kleines, und zu dem Zweck, zu welchem man es jetzt bestimmt hat, wenig bequemes Gebäude. Der Raum ist für die Menge der Denkmäler, die man darin aufstellen will, bei weitem zu eng; die Säle haben nicht Höhe und Licht genug, und die schönsten Statuen und Monumente verlieren dadurch an Gröfse und Würde.

In der Mitte des viereckten Klostergebäudes ist ein kleiner Garten, um denselben herum gehen vier Kreuzgänge, und an diese stofsen mehrere gröfsere und kleinere Säle. Aufserdem hat das Gebäude zwei Höfe, und einen gröfseren, zum Theil mit Bäumen besetzten Platz. Die Denkmäler, Bildsäulen und Busten sind in diesen verschiedenen Abtheilungen zum Theil wirklich aufgestellt, grofsentheils aber liegen sie noch in den Kreuzgängen und besonders auf den Höfen in sonderbarer Verwirrung umher. Denn aufser dem Garten und zwei Kreuzgängen sind erst vier Säle so gut als gänzlich vollendet. An den andern wird noch gearbeitet.

Es war ein glücklicher Gedanke diese in so vielen zum Theil abgelegenen Kirchen zerstreuten Kunstwerke zusammenzubringen und in chronologischer Folge aufzustellen. Sobald sie aufhörten als historische Denkmäler

oder als Gegenstände religiöser Ehrfurcht geachtet zu werden, konnte nur der Schutz der Kunst sie vor künftigen Mifshandlungen sichern; und bei der jetzigen Einrichtung gewinnt man noch aufserdem den Vortheil alle auf einmal zu übersehen. Auch mufs man gestehn, dafs für die schrecklichen Auftritte, welche Paris und die umliegende Gegend in diesen letzten zehn Jahren erlebt hat, bei weitem mehr, als man denken sollte, den Händen der Zertrümmerer entrissen worden ist. Desto mehr aber ist es zu bedauern, dafs man die neue Aufstellung nicht gleich nach einem gröfseren Plan und in einem schöneren Gebäude angefangen hat. In glücklicheren Zeiten, wo es wieder möglich seyn wird gröfsere Summen auf die Kunst zu wenden, wird man es schwerlich ertragen können diese Denkmäler auf eine ihrer so wenig würdige Art aufgestellt zu sehen; und eine Veränderung führt alsdann nur Kosten, neuen Zeitverlust, sogar Gefahr für die Kunstwerke selbst mit sich. Indefs ist es immer unbegreiflich viel, dafs diese Anstalt bis jetzt auch nur so weit gediehen ist; und das Publikum verdankt es allein dem unermüdlichen Eifer des Aufsehers Lenoir, welcher sich ganz und gar der Einrichtung dieses Museums gewidmet zu haben scheint.

Der kleine Klostergarten ist wie ein Elysium angelegt. Auf Rasenplätzen erheben sich unter dem Schatten von Cypressen und Pappeln ältere und neuere Grabmäler. Der Connetable Bertrand du Guesclin an der Seite seines Freundes Léon von Lusignan, letzten Königs von Klein-Armenien, und Andere ruhen hier neben einander; und in der Mitte sieht man ein Ueberbleibsel von Héloisens Grabstein neben einem Denkmal auf Rohault, Descartes Freund, und einem andern eines französischen Schauspielers, der im Anfang der Revolution starb. Wenn auch dieser Platz ganz und gar weder den feierlichen Ernst, noch die melancholische

Ruhe verkündigt, die man ihm hat geben wollen, und man gleich gestehen mufs, dafs es nicht der Mühe werth war die Zeitfolge der Denkmäler zu unterbrechen, um diese Wirkung hervorzubringen; so machen die Statuen mitten unter dem Laub der Bäume, das sie zum Theil bedeckt, immer einen guten und überraschenden Effect. An den Wänden des Klostergebäudes ranken sich Weinstöcke herauf, und zwischen ihnen steht auf Consolen eine Reihe von Büsten. Unter diesen im Garten selbst sind Bildsäulen von Heiligen und einigen allegorischen Figuren aufgestellt, unter welchen einige gut gearbeitete sind. Auf den Rasenplätzen in der Mitte endlich befinden sich die Grabmäler. Aber ich kehre zu dem Gebäude zurück, um die verschiedenen Kunstwerke der Zeitfolge nach flüchtig zu durchlaufen.

Der Saal des dreizehnten Jahrhunderts ist der erste. Ein nicht grofses, ziemlich dunkles, in der Mitte von zwei Pfeilern unterstütztes Kreuzgewölbe enthält die Cenotaphe der Vorgänger Ludwigs IX, die meistentheils unter seiner Regierung und auf seinen Befehl gearbeitet sind. Die Verzierungen dieses Saals sollen dem Zeitalter analog seyn. Die Thüren sind in gothischer Form, mit gothischen Inschriften, die Fenster mit gemalten Glasscheiben, und in der Mitte hangen einige Grablampen. Die einzelnen Stücke, welche man zu diesen Verzierungen gebraucht hat, sind zum Theil selbst Alterthümer und aus jetzt zerstörten Gebäuden genommen. So ist z. B. die Einfassung der Thüren aus St. Denis. Obgleich diese Verzierungen im ganzen ziemlich gut angeordnet sind, so sind sie doch, wie fast alle in diesem Museum, nicht frei von kleinlichem, modern-französischem Geschmack, und durchaus zu bunt: und schaden daher der Wirkung, die man hat erreichen wollen.

Die Cenotaphe sind von mehreren Königen aus den

ersten drei französischen Königsgeschlechtern von Chlodwig bis auf Philipp den Schönen. Ihre Statuen, sämmtlich (die Philipps des Kühnen und seiner Gemahlinn allein ausgenommen, welche von schwarzem Marmor sind) in Sandstein ausgehauen, liegen auf den Grabsteinen; neben ihnen ruhen meistentheils, bei den früheren zur Rechten, bei den späteren zur Linken, ihre Gemahlinnen, und zu ihren Füfsen sieht man kleine Löwen oder Hunde. Alle diese Arbeiten sind, wenn nicht von demselben Meister, doch zu derselben Zeit gemacht. Indefs scheint es beinahe, als habe der Künstler eine Art der Täuschung hervorbringen und ein Fortschreiten der Kunst andeuten wollen. Wenigstens sind die Gewänder, obgleich alle der älteren Könige dieselbe Kleidung tragen, bei den frühesten ganz einfach und gerade heruntergehend, bei den späteren hingegen reicher, feiner geschlagen, und mit mehreren und mannigfacheren Falten. Die Frauen sind fast ganz eben so gekleidet als die Männer, und der völlige Körperbau ist besonders bei den ältesten nur äufserst schwach angedeutet.

Die meisten dieser Grabmäler sind aus St. Denis hierher gebracht worden. Die Statuen sind fast alle mehr oder weniger verstümmelt und beschädigt. Doch rührt dies nicht allein aus den Zeiten der Revolution her. Zur Zeit der Ligue drangen die Ligueurs in die Abtei St. Denis ein und verstümmelten viele der Denkmäler, die sie dort fanden. Auch ist der an sich lockere Sandstein unstreitig von selbst verwittert.

Weder in Rücksicht der Arbeit, noch der Physiognomien zeichnen sich unter diesen Statuen einzelne aus. Unter allen herrscht, ob es ihnen gleich nicht an Individualität fehlt, doch im ganzen dieselbe Gesichtsform. Es sind grofse längliche, sehr knochenstarke Gesichter, mit wenigem, höchstens frommem und gutmüthigem Ausdruck. Ihr langer

Bart vermehrt noch das Sonderbare ihres Anblicks; und sie gleichen nicht wenig den steifen Königsfiguren, die man auf alten Holzschnitten und noch jetzt auf unsern Karten sieht.

Nur Chlodwig unterscheidet sich merklich von allen anderen. Seine Statue, die allein auf seinem Grabmal liegt, ist nicht aus St. Denis, sondern aus der Kirche Ste. Geneviève hierher gebracht worden. Sie ist zwar gewifs nicht aus seinem Jahrhundert, aber, wie es scheint, auch nicht mit den übrigen unter Ludwig IX gearbeitet. Da diese Kirche nach der Zerstörung, die sie im 9ten Jahrhundert erlitten hatte, unter Robert dem Weisen wieder hergestellt ist, so vermuthet man, dafs sie bald nach dieser Zeit verfertigt worden sei. Der Künstler scheint gefühlt zu haben, dafs er die Bildsäule eines grofsen Mannes zu machen hatte; wenigstens treten die Züge bei weitem klarer und mächtiger als selbst in den späteren Statuen aus einander, und besonders ruht auf der Stirn, den Augenbraunen und dem Anfang der Nase (denn die Spitze ist restaurirt) eine gewisse unverkennbare Gröfse. Seine Kleidung ist wie die der übrigen Könige, nur hat er auf dem Kopf ein Diadem und im Gürtel einen Almosenbeutel.

Das Gesicht Ludwigs IX in der Statue, die in diesem Saale steht, und noch nicht die beste von denen seyn soll, welche man ehemals von ihm hier gehabt hat, trägt unverkennbare Züge der Schwäche und Gutmüthigkeit, besonders um den Mund und das Kinn herum, an sich. Wenn man sie mit den Kupfern vergleicht, die nach Siegeln und Münzen gemacht sind, so ist sie diesen sehr ähnlich, und hat nur einen bessern und angenehmeren Ausdruck.

Zwischen den Pfeilern, welche in der Mitte des Saals das Gewölbe tragen, steht das Grabmal der beiden Söhne Ludwigs IX, Ludwig und Johann, die beide jung starben. An

dem Kissen, auf welchem der Kopf des einen, wahrscheinlich Ludwigs, des ältesten, ruht (der nach seiner Grofsmutter Tode, in der Abwesenheit seines Vaters, die Regentschaft vertrat), knieen zwei Engel, wie Chorknaben gekleidet. An den Seiten des Cenotaphs sind Basreliefs, die Ludwigs Leichenbestattung vorstellen. Es sind blofs einzelne Figuren, vermuthlich aus dem Zuge, welcher der Leiche folgte, die wie in einem gothischen Bogengange, jede in einem einzelnen Bogen allein, stehen. Fast bei allen sind die Köpfe abgeschlagen; aber man sieht an dem Wurf der Gewänder, bei dem das verschiedene Costüm der Stände und Würden beobachtet ist, dafs die Arbeit für die Zeit, in welcher sie gemacht war, nicht ohne Werth gewesen seyn kann.

Noch hangen in diesem Saal drei andere Basreliefs, von denen ich Ihnen ein Wort sagen mufs.

Eins besteht aus zwei zusammengehörenden Tafeln von Sandstein, und stellt die Gründung des Klosters der heil. Katharina im *Val des Écoliers* nach dem Siege bei der Brücke von Bovines (im Jahre 1214) vor. Es ist eigentlich kein Basrelief; denn die Figuren sind nicht erhoben gearbeitet, sondern ihre Umrisse sind in den Stein gegraben, und diese Vertiefungen ehemals, wie man noch deutlich sieht, mit Farben und Gold ausgefüllt gewesen. Auf dem einen Stein stehen zwei Krieger und ein Mönch, auf dem andern wieder zwei Krieger und Ludwig der Heilige. An allen diesen sechs Figuren sind blofs die Umrisse, und diese sehr roh und ohne alle Beobachtung der Perspective, gezeichnet. Sie stehen einzeln; und es würde unmöglich seyn ihre Verbindung und den Sinn der ganzen Vorstellung zu errathen, wenn der Künstler nicht dafür durch eine doppelte Inschrift gesorgt hätte. Der Grund ist nicht leer gelassen, sondern mit bunten, aber regelmäfsigen, den Lilien ähnlichen Figuren angefüllt. Das Ganze ist daher eigent-

lich ein Gemälde, wo die Farbe in eingegrabenen Vertiefungen aufgetragen ist, nur ohne Licht und Schatten, und ohne alles, was die eigentliche Kunst charakterisirt.

Eine andere Tafel, gleichfalls in Sandstein, stellt die Statue des heil. Hippolytus vor. Der Heilige ist nackt, nur mit einem Tuch um die Lenden, zwischen zwei Reitern ausgespannt, die ihre Pferde nach verschiedenen Seiten hin sprengen. Dicht über dieser Gruppe heben zwei Engel den Märtyrer, nach überstandener Marter, in einem Tuch, aus welchem er betend und kniecnd mit halbem Leibe hervorblickt, zum Himmel empor. Dies Stück ist blofs wegen der sonderbaren Symmetrie in der Composition merkwürdig. Die Reiter und die Engel bilden vollkommen ein verschobenes Viereck, in ihrer Mitte hängt der knieende Heilige herab, und auch an beiden Enden des Basreliefs sind symmetrisch gestellte Figuren. Es erinnert an einige ähnlich geordnete Compositionen auf etrurischen und andern antiken Gefäfsen.

Das dritte ist bei weitem besser als dies gearbeitet, ob es gleich noch einen vollkommenen Mangel an allem Begriff von Composition verräth. Auf derselben Tafel und ohne alle Abtheilung dazwischen sind mehrere heilige Gegenstände vorgestellt: in der Mitte die Kreuzigung, der zu beiden Seiten Märtyrer, und andere Vorstellungen. Vorzüglich zeichnet sich Graf Hubert von Thüringen aus. Er kniet, der bekannten Erzählung zufolge, vor dem Hirsch, den er gejagt hat; und da dicht hinter ihm sein Pferd steht, so macht dies eine wirklich wunderbare und charakteristische Gruppe, bei welcher man nur bedauert, dafs der Heilige, wie mehrere Figuren auf diesem Stück, seinen Kopf eingebüfst hat. Die Gewänder dieses Reliefs sind für sein Alter sehr gut gearbeitet und kommen in der Manier mit denen auf dem Grabmal der Söhne Ludwigs überein; bei weitem

weniger gut hingegen ist das Nackte, bei dem die Muskeln kaum angedeutet sind.

Die Denkmäler des 14ten und 15ten Jahrhunderts haben kaum einen andren als historischen Werth. Sie sind zwar alle, nur einige wenige ausgenommen, von Marmor; aber in keinem zeichnet sich die Arbeit so aus, dafs es besonders herausgehoben zu werden verdiente. Die Form der Königsgrabmäler ist noch im ganzen dieselbe mit der, die wir so eben gesehen haben. Die Statuen liegen bekleidet, nur einzeln, nicht die Königinnen zur Seite ihrer Gemahle, auf den Grabsteinen.

Die Physiognomien wurde man, auch die Kleidung und die Nebensachen abgerechnet, leicht von selbst in diese Jahrhunderte der Roheit und Unwissenheit setzen, in denen kaum ein schwacher Funke eines werdenden Lichts aufdämmert. Fast alle tragen in ihren Zügen die Spuren abergläubischer Frömmigkeit und mönchischer Beschränktheit; und da sie einzeln hinlängliche Individualität besitzen, so scheint dies nicht die Schuld des Künstlers zu seyn. Um wenigstens die Reihe der Könige, die in diesem Museum nicht alle vorhanden sind, vollständig durchzugehen, habe ich die Sammlungen ihrer Abbildungen auf dem hiesigen Kupferstich-Cabinette verglichen, unter welchen besonders eine nach alten Siegeln, Münzen, illuminirten Vignetten in Manuscripten u. s. f. verfertigte von historischer Glaubwurdigkeit ist. Auch hier habe ich den Charakter, wie ich ihn so eben beschrieb, wiedergefunden: nichts Grofses, nichts Freies, selten sogar nur die Kraft und Kühnheit, die noch neben der Roheit bestehen kann; vor allem aber Mangel an Adel und Hoheit. Die Theile, welche am sichtbarsten das Gepräge des Geistes und der Menschlichkeit tragen, die Stirn und die Augen, sind unbedeutend und kündigen sich auf keine Weise an, da hingegen die stark hervortre-

tenden Backenknochen die Hauptpartie des Gesichts ausmachen. Auch fehlt es den einzelnen Theilen an Einheit, und man trifft hier die bizarresten Formen an.

So mufs es nicht leicht eine wunderbarere Häfslichkeit geben können, als die Carls VI ist. Das Gesicht ist mager und spitz, der Stirnknochen über der Nase steht weit hervor, die Nase ist ungeheuer lang, hat einen grofsen Höcker, und geht so tief herab, dafs ihre Spitze fast auf der starken aufgeworfenen Oberlippe aufliegt. So ist nämlich die Physiognomie auf Münzen und auf einem Kupfer nach einem Stück aus dem *Cabinet de Du Val, Secrétaire du Roi ès langues Orientales.* Die Statue ist ganz anders. Indefs sieht man offenbar, dafs das Kupfer ähnlicher ist, da man noch in Carl VII dieselbe Nase, nur minder stark und häfslich, wiedererkennt.

Selbst der Enkel, Ludwig XI, kann diese Züge nicht verläugnen. Doch ist sein Gesicht in dieser Reihe das am meisten ausgearbeitete. Er hat einen eben so aufgeworfenen Mund als sein Grofsvater, aber eine kürzere, mehr vorstehende Nase: überhaupt ein kürzeres Gesicht, und tiefe, grofse und scharfblickende Augen. Ein grofser Ausdruck von Klugheit ist in seinen Zügen unverkennbar; doch ist es mehr Verschlagenheit und List als Stärke des Geistes, und das gerade Gegentheil von Gröfse und Wurde. Seine Statue *) ist nicht im Museum, aber ein guter Kupferstich von ihm, nach einem Gemälde in Fontainebleau, auf dem Kupferstich-Cabinet.

Eine Carricatur anderer Art als Carl VI ist Johann der Gute: ein ungewöhnlich langes und doch dabei breites Gesicht; eine lange und dicke Nase, ganz schmale, lang-

*) In St. Denis war keine von ihm vorhanden. Eine andere, die, ich erinnere mich jetzt nicht wo, stand, ist zertrümmert worden.

geschnittene Augen dicht zusammen stehend an der Nase. Diese letzteren sind es besonders, die dem Gesicht einen ganz eigenen Charakter und einen solchen Ausdruck von Einfalt geben, als man sich schwerlich je gesehen zu haben erinnern wird, — eine im eigentlichsten Verstande reine Einfalt, ohne Gutmuthigkeit und sogar ohne Eigensinn.

Wo sich in den Formen dieser Zeit Muth und Kraft ankündigt, da ist der Ausdruck blofs derb und fest, aber ohne Feuer und ohne Gröfse; das Kraftvolle liegt allein in der Stärke des Knochenbaues und der Muskeln. So ist z. B. die Physiognomie des bekannten Grafen von Dunois, des Bastards Ludwigs von Orléans: ein kurzes viereckiges Gesicht, eine gerade und kleine Nase, und stark hervorstehende Backenknochen, die Muth und Kraft, aber ohne Adel und Feuer, andeuten. Dieser Form mehr oder weniger ähnlich findet man die meisten der berühmten Krieger dieser Zeit.

Dafs indefs auch jene Zeit der Bildung einen schönen und edlen Charakter zu geben fähig war, dafs natürliche Sanftmuth und Milde, verbunden mit stiller und anspruchloser Frömmigkeit sich auf eine zugleich rührende und erhebende Weise in den Zügen spiegeln konnte: dies zeigt uns diese Sammlung wenigstens in einem weiblichen Kopfe. Sie erinnern sich vielleicht aus älteren Beschreibungen von Paris, dafs es in der Kirche der Cölestiner eine reiche Capelle gab, die man die Orléanssche nannte. Der bekannte Herzog Ludwig von Orléans, Bruder Carls VI, berüchtigt durch seine Ausschweifungen und seine Bigotterie, seine Streitigkeiten mit seinem Onkel, dem Herzog von Bourgogne, und seinen unglücklichen Tod, hatte sie gestiftet; und Ludwig XII, sein Enkel, liefs darin ihm und seiner Familie ein Grabmal errichten, welches sich jetzt, obgleich noch nicht zusammengesetzt, in dem Museum befindet. Ich sage

Ihnen nichts von der Anordnung dieses Grabmals und den Statuen des Herzogs und seiner beiden Söhne; Sie können die ausführliche Beschreibung derselben in Millin's *antiquités nationales* (Th. I. no. III. S. 77) finden, einem Werke, das jeder Freund der Kunst und der Alterthümer gern zur Hand haben wird. Nur ein paar Worte über Ludwigs Gemahlinn, Valentina von Mailand.

Ich werde nie vergessen, wie ich, bald nach meiner Ankunft hier, als die Denkmäler in diesem Museum noch ungeordneter lagen, auf diese Gestalt stiefs; in welches freudige Erstaunen ich versetzt wurde, als ich mitten unter den theils gemeinen, theils bizarren Figuren auf einmal diese wahrhaft idealischen und doch der Natur so augenscheinlich treu nachgebildeten Züge erblickte; und immer wird dieser Kopf für mich zu den Formen gehören, in welchen die Einbildungskraft einen idealisch schönen Charakter auf eine menschliche Weise und mit bestimmter Andeutung individueller Verhältnisse wiedererkennt.

Es ist eine liegende bekleidete Statue, wie alle auf den Grabmälern dieser Zeit, mit einem Hunde zu ihren Füfsen. Das Gewand, dessen Costum ein wenig von den übrigen gleichzeitigen abweicht, ist gut gearbeitet, doch zeichnet sich weder hierin noch in den übrigen Figuren gerade etwas aus; das Merkwürdige ist allein der Charakter der Physiognomie, und gehört vielleicht mehr dem Originale als dem Künstler an.

Das Gesicht ist mehr rund als länglich, die Stirn frei und schön gewölbt, die Augenbraunen und Augenknochen sind mit wunderbarer Bestimmtheit und Reinheit gezeichnet; die Augen grofs, aber weder tiefliegend noch vorstehend, die Nase edel und gerade absteigend. Der Punkt, der Einem zuerst in diesem Gesicht auffällt und auf den man immer zurückkehrt, ist die Stirn zwischen den Augen.

Von da breitet sich über das ganze übrige Gesicht ein unbegreiflicher Schatz weiblicher Reinheit, Sanftmuth und Stille aus; und nur selten erblickt man eine so schöne Symmetrie und einen so harmonischen Ausdruck, als in dieser Stirnwölbung und in diesen Augen herrscht.

Was mir aber diesen Kopf eigentlich merkwürdig macht, ist gerade das, wodurch er zum Ideal des Künstlers untauglich wird. Denn unläugbar trägt diese Physiognomie Spuren des Drucks jenes Jahrhunderts an sich. In der volleren Dicke der Backen, in den schwer geschlossenen Augenliedern, selbst in der vollmondartigen Rundung des Gesichts liegt etwas Phlegmatisches, Melancholisches, ein Ausdruck einer gewissen dumpfen Verworrenheit des Sinns. Es ist keine reine und schlanke Statur, wie die Alten uns bildeten; der Charakter allein ist es, der sich unmittelbar zuerst aus diesen Zügen hervordrängt, und darum noch rührender auf uns einwirkt, weil wir eine schöne und edle Seele zu sehen glauben, welche über sich selbst nicht klar zu werden, sich nicht rein zu entwickeln vermag. Es ist kein Ideal der Kunst, aber ein Ideal einer schönen Menschheit in den Fesseln und unter dem Druck eines abergläubischen und ungebildeten Zeitalters.

Wie viel in diesen Zügen historisch wahr seyn mag? ist schwer zu entscheiden und in künstlerischer Hinsicht kaum wichtig. Der Statue selbst nach zu urtheilen, wäre sie unmittelbar nach der Natur gemacht, da sie weit mehr fleifsige Nachahmung dieser als Genie des Künstlers verräth. Allein es ist historisch gewifs, dafs sie beinahe 100 Jahre *) nach Valentina's Tode verfertigt ist. Fragt man die Geschichtsschreiber um Rath, so urtheilen sie nicht gün-

*) Valentina starb 1408, und 1504 liefs Ludwig XII dies Grabmal aufrichten.

stig über Valentina. Ihre Verbindung mit Ludwig konnte unmöglich sehr eng seyn, da sie seinen Verhältnissen mit seiner Schwägerinn Isabella von Baiern mit vieler Gleichgültigkeit zusah. Der Eifer, mit dem sie auf Rache seines Todes drang, und der Gram, welcher sie, wie sie erzählen, in Blois über ihre vergeblichen Bemühungen verzehrte, entstand vielmehr aus Hafs gegen die Herzoge von Bourgogne, und aus Eifersucht gegen die Herzoginn, die als ihre Tante den Rang vor ihr hatte. Der Hauptzug ihres Charakters war nach ihnen Stolz und Ehrgeiz. Indefs erzählen sie doch auch, dafs sie allein Mitleid mit des unglücklichen Carls VI Wahnsinn bezeigte, sie allein im Stande war ihn einigermafsen zu besänftigen, und sie allein in der fürchterlichen Krise seiner Krankheit 1405, wo er beinahe sechs Monate ohne sich ausziehen zu wollen blieb und sich heimlich ein Stück Eisen in das Fleisch gebohrt hatte, wo alle, selbst seine Frau, ihn verliefsen, oft um ihn war und ihn wartete. Wenn man die Geschichte dieser unglücklichen Regierung wieder liest, wenn man sich an die wunderbaren und fürchterlichen Vorfälle erinnert, mit denen sie angefüllt war, so begreift man, wie vorzüglich fromme und abergläubische Gemüther von dumpfem Schrecken getroffen seyn mufsten. Der plötzliche Ausbruch der Wuth des Königs, wo er mit eigner Hand drei seiner Officiere ermordete, von zufälligen, aber wunderbaren Umständen begleitet; die ferneren Anfälle derselben: wenn man sich ihm nicht anders als durch einen Harnisch gegen den Dolch, welchen er immer trug, geschützt, und in abentheuerlicher Gestalt, um ihn zu schrecken, nahen durfte; der Auftritt bei der Maskerade, wo der Herzog von Orleans unvorsichtigerweise mehrere als Satyre in haarichte Pechkleider maskirte, zusammengekettete Personen und mit ihnen den König selbst in Brand steckte; die grausame Ermordung dieses Prinzen durch Meuchelmörder,

dazu das Elend des Volks, die allgemeine Verwirrung des Landes, die abergläubische Stimmung des Herzogs und Valentinens selbst, da beide viel mit Zeichendeutern und Wahrsagern umgingen, und Ersterer barfuſs die Straſsen von Paris durchwallte und sich bei den Cölestinern zur Buſse geiſselte; die furchterlichen Ausschweifungen und Laster, denen er und die andern Groſsen sich ergaben: — wie muſsten alle diese schreckensvollen Bilder auf das Gemüth eines armen unglücklichen Weibes wirken, die mehr als einmal angeklagt wurde den König bezaubert zu haben, und der man es selbst zum Verbrechen anrechnete, daſs er sich nur durch sie besänftigen lieſs, weil sie allein ihm mit Güte begegnete! Wie natürlich ist es, daſs in einer solchen Zeit die Seele in dumpfe Verworrenheit versinkt und bei abergläubischer Frömmigkeit ihre Zuflucht sucht! wie viel, statt dem Strudel der Verderbniſs zu folgen, noch die Tugenden der Wohlthätigkeit zu üben, zu welcher die Gelegenheit sich darbietet! Wie verzeihlich wären da einige weibliche Schwächen! und wie still und sanft muſs das Gemüth, wie milde die Phantasie gestimmt seyn, die mitten im Gram über den Tod eines Gatten und den vergeblichen Versuch seinem Schatten Genugthuung zu verschaffen ein so einfaches und rührendes Denkzeichen wählt, als ein Thränengefäſs und die Worte sind:

Nichts ist mir mehr,
mehr ist mir nichts!

Wenn in Frankreich je hätte ein Shakespeare aufstehen können, so hätte das Leben Carls VI ihm eine Reihe tragischer und wahrhaft theatralischer Scenen dargeboten. Nur in jenen dunkeln Jahrhunderten schienen Gottes Gerichte unmittelbar die frevelnde Menschheit zu verfolgen, weil ihre schwarze und gespensterreiche Einbildungskraft sie ewig auf sich herabrief; nur sie sind voll von unge-

wöhnlichen und schauderhaften Auftritten, weil die Unmäfsigkeit roher Begierden, weder durch Vernunft gezügelt noch durch Geschmack geleitet, auf ungewöhnliche Befriedigungsmittel verfiel.

Gerade die Art der Schönheit und des Interesses, welche mich in dieser Statue anzieht, finde ich auch in der rohen, aber oft ausdrucksvollen Dichtkunst dieser und selbst noch der späteren Zeit bis gegen das 17te Jahrhundert hin. Diese Zeiten konnten nicht die feinen und edlen Schönheiten des Alterthums besitzen; aber sie kennen einen so naiven Ausdruck des menschlichen Gefühls und der menschlichen Schwächen, dafs sie an Tiefe und Rührung gewinnen, was ihnen an Glanz und an Gröfse abgeht.

Ich finde nirgends angezeigt, von welchem Künstler dies Grabmal der Orleans verfertigt ist. Ueberhaupt ist es wunderbar, dafs man in einem Lande wie Frankreich so wenige und unvollkommene Untersuchungen über die Geschichte der vaterländischen Kunst angestellt hat. Alle Schriften, welche ich über diesen Gegenstand habe auftreiben können, fangen nur mit Jean Cousin und Jean Goujon an; und alles, was ich von Bildhauern *) vor dieser Zeit aufgefunden habe, sind nur zwei Namen: Jean Juste und François Gentil. Beide lebten in Troyes zwischen 1540 und 1550. Mit ihnen zugleich arbeitete für Ludwig XII der Florentiner Paul Ponce, und vermuthlich rührt auch dies Grabmal von diesem her.

Von Paul Ponce mufs ich noch eines Basreliefs an dem Grabmale Philipps von Commines erwähnen. Es stellt den Kampf des Ritters Georg mit dem Drachen vor. Der

*) Von Malern dieser Zeit, die indefs blofs Porträtmaler gewesen zu seyn scheinen, findet man ein ziemlich langes Namensverzeichnifs in dem *Abregé de la vie des peintres.* Paris 1699. 8. S. 457.

Ritter sprengt eben auf das Ungeheuer los und durchbohrt ihm den Hals; in der Ferne kniet die Prinzessinn, die er davon befreit, und betet für das Gelingen seiner Unternehmung. In dem Ritter, seinem Streitrofs und dem Ungeheuer ist viel Charakter; das Ganze ist gut gearbeitet: und dies Stück ist offenbar das Erste, welches, wenn man der Zeitfolge nachgeht, in Absicht der Kunst Aufmerksamkeit verdient.

Dritter Brief.

Mit Ludwig XII beginnt eine neue Form von Grabmälern. Die Statuen der Könige liegen nicht mehr bekleidet, sondern nackt, als Leichname abgebildet, auf den Särgen. Nur der Unterleib ist bei den Königinnen gröfstentheils, bei den Königen nur um die Hüften herum mit einem Tuche bedeckt.

Das Grabmal Ludwigs XII, das an den Verzierungen und Nebenfiguren sehr viel gelitten hat, wird in diesem Augenblick eben wieder zusammengesetzt. Sie finden eine ausführliche Beschreibung desselben in Lenoir's Verzeichnifs der Denkmäler dieses Museums. Die Hauptfiguren sind von Paul Ponce Trebati; sie haben durch die Zertrümmerer nur ein paar Finger und Zehen verloren, die man jetzt wieder restaurirt hat.

Wer alles Schreckliche und Schauderhafte des Todes auf einmal sehen will, mufs bei diesen beiden Bildsäulen verweilen. Der Künstler hat die Natur sklavisch nachgeahmt; er hat einen Leichnam abbilden wollen, wie er, ohne allen mildernden oder erhebenden Ausdruck, das Werk und das wahre Bild des Todes, in der Wirklichkeit daliegt: die Menschheit unterliegend im Kampf mit der physischen Natur, ohne alle, auch nur die leiseste Erinnerung an ihre innere und eigenthümliche Stärke. Seine Einbildungskraft scheint ihn sogar noch über die Natur hinausgeführt zu

haben. Denn nur selten wird man in der Wirklichkeit so schreckliche, so, möchte ich sagen, von Menschen und Göttern verlassene Leichname erblicken. Leiteten vielleicht, während er arbeitete, religiöse Vorstellungen seinen Meifsel? glaubte er vielleicht die Hoheit der Königswürde lebendiger unter dem allgemeinen Loose der Menschheit niedergebeugt darzustellen, wenn er die Personen, die sie zu dem Gipfel ihrer Gröfse erhob, in diesen fürchterlichen Momenten dem Niedrigsten und Verlassensten unter den Sterblichen gleich machte? oder fand er diese Entsetzen erregenden Züge wirklich in den Originalen, welche er abbilden sollte, und entlehnte er sie unmittelbar aus der Natur? Dann mufs uns ein Jahrhundert mit Wehmuth erfüllen, in welchem auch ein wohlwollender und geliebter König dem Tode nicht mehr ruhige Heiterkeit oder standhaften Muth entgegenzusetzen wufste.

Ludwig XII trägt noch die lebhaften Spuren eines schmerzhaften Todeskampfes an sich. Sein Kopf ist ein wenig empor gegen ein Kissen gelehnt, die Hände über der Brust gefaltet. Man glaubt ihn zu sehen, wie er sich zum letzten Mal emporgerichtet hat: wie er, schon besinnungslos, mit den Augen vor sich hinstarrt und die letzten Zuckungen des Todes sein Gesicht entstellen. Der Mund ist krampfhaft geöffnet, und die hagern zurückgezogenen Lippen lassen beide Reihen der Zähne unbedeckt. Gleich krampfhafte Anstrengung ist in den übrigen Gliedern. Der Ausdruck des Gesichts ist durchaus gemein. Der Mensch, welcher so stirbt, kann gut, redlich und wohlwollend gewesen seyn, aber nie hat er einen Funken höheren Muths in der Seele getragen; sklavisch hat er einem fremden Gesetz gehorcht, aber fremd sind ihm eigene unabhängige Kraft und freier Schwung der Phantasie gewesen.

Solche die Menschheit entstellende Verzerrungen, wie

sie uns in jenen Zeiten sogar die Kunst noch zeigt, werden, wie es mir scheint, jetzt auch in der Wirklichkeit seltner. Statt dafs damals die Schreckbilder des Aberglaubens auch den Starken niederdrückten, setzen jetzt selbst gewöhnlichere Seelen dem Schicksal mehr Fassung und ruhigen Muth entgegen. Diese schönere Milde wirkt auf die Physiognomie ein; und so läfst sich eine fortschreitende Veredlung der Menschengestalt, in ihren festen Zügen wie in ihrem beweglichen Mienenspiel, mit Wahrscheinlichkeit annehmen. Selbst in der Erfahrung glaube ich nicht unbedeutende Spuren davon zu erblicken.

Anna von Bretagne, Ludwigs Gemahlinn, hat einen anderen Charakter. Der Kopf ist hinten übergebeugt, das losgebundene Haar sinkt unordentlich und sträubend an dem Scheitel herab; Arme und Fufse sind starr ausgestreckt. Sie gleicht einer Unglücklichen, die an der Ecke eines Waldes von Räubern erschlagen und ausgeplündert ist. Sie giebt uns nicht mehr den schrecklichen Anblick einer Sterbenden, aber den unangenehmen eines entstellten Leichnams. Wunderbar ist es noch, dafs Arme und Füfse einen durchaus männlichen Charakter haben, dieselbe Stärke der Knochen und Muskeln, nichts Schwächeres und Weicheres. Würde man nicht durch die mit fast ekelhafter Wahrheit behandelte Brust an das Geschlecht erinnert, so hielte man es für die Bildsäule eines männlichen Leichnams.

Noch mufs ich bei beiden Statuen erinnern, dafs sie in einzelnen Theilen nur sehr wenig bearbeitet sind und kaum beendigt scheinen. So ist Anna's Kopf mehr angelegt als fertig zu nennen.

Ich würde mich nicht so lange bei diesen scheufslichen Bildern aufgehalten haben, wenn ich Sie nicht dabei hätte an einen Stil in der Kunst erinnern wollen, den man, dünkt mich, auch in der Poesie wiederfindet. Was diese Statuen

in der Sculptur sind, das scheinen mir die Meistersänger in der Dichtkunst. Es ist eine blofs handwerksmäfsige Behandlung der Kunst, in den bildenden Künsten eine blofs sklavische Nachahmung der Natur, in der Poesie der blofse Ausdruck des Gedankens in Reime gebracht. Es kann in beiden Verstand und Einsicht, Witz und sogar Empfindung sichtbar seyn; allein das Wesen der Kunst fehlt ihnen: der leise Hauch der Einbildungskraft, der auf einmal seinen Gegenstand mit einem sonst unbekannten Glanze überkleidet. Wenn man den gothischen Stil dem griechischen entgegensetzt, den Stil des Wirklichen dem Stil des Idealischen, so sind dies recht eigentlich gothische Werke: ein solches Darstellen der einzelnen Züge, als sollten sie in der That nur einzeln dastehen; ohne alle Verschmelzung, ohne die höhere des Geistes in Einen Gedanken, ohne die leibliche der Phantasie in Eine Gestalt.

Auffallend ist es, dafs wir diesen Stil noch in Künstlern finden, welche offenbar eine tiefere Einsicht in ihre Kunst und eine nicht gemeine Geschicklichkeit in der Ausübung derselben besafsen. Auch die beiden eben beschriebenen Statuen verrathen einen geübten, in der Anatomie erfahrenen Künstler. Sie sind sogar nicht blofs mit Kenntnifs und Einsicht, sondern auch mit Kraft und Kühnheit gemacht; es sind nicht die unsicheren Umrisse, die unausgearbeiteten Formen der anfangenden Kunst. Trebati stand unläugbar auf einer höheren Stufe derselben, wenn sie ihm gleich ihre holdeste und lieblichste Gabe versagt hatte. Diese Erscheinung finden wir, so viel ich weifs, nur bei den neueren Künstlern. Bei den Griechen ging freilich die Künsterfahrenheit auch einen stufenweisen und sogar langsamen Gang; aber Geschmack und Phantasie begleiteten sie harmonischer. Selbst die älteren italiänischen Maler haben mehr Lieblichkeit als die gleichzeitigen deutschen, sind ihnen diese

auch, wie es mir offenbar scheint, an Kraft und Mannigfaltigkeit des Ausdrucks überlegen.

Was man in Ludwigs Statue vermifst, das findet man mit reichlichem Gewinn in der schönen und meisterhaft gearbeiteten Franz I. Auch er ist als Leichnam abgebildet, auch bei ihm ist die Natur nicht wesentlich verschönert noch veredelt: der Anblick des Todes und das tief zurückgebeugte Haupt machen immer und auch hier, vorzüglich auf den ersten Anblick, einen unangenehmen und sogar widrigen Eindruck. Aber wie anders hat Goujon's Meifsel diesen Formen Charakter zu geben verstanden! wie edel und harmonisch ist hier, selbst noch im Tode, der Ausdruck des Gesichts und der Gestalt! Diese Statue ist in der That keiner Beschreibung fähig, man mufs sie selbst sehen und studiren. Nie ist vielleicht wieder ein Kunstwerk so bis auf die letzten kleinsten Züge fertig gearbeitet worden. Der Kopf allein, mit dem wunderschönen Barte, müfste, denkt man, Jahre erfordert haben, um diesen Grad der Vollendung zu erhalten.

Es ist ein erhebender Anblick, zu sehen, wie die Kunst gerade zu derselben Zeit einen bedeutenden Fortschritt gewinnt, da auch die Menschheit selbst einen höheren und edleren Ausdruck erhält. Denn in der That fängt, so viel ich diesen Gang habe in Statuen und Kupferstichen verfolgen können, mit Franz I Zeitalter in Frankreich eine schönere und geistreichere Gesichtsbildung an.

Ludwig XII ist noch in Form und Ausdruck des Gesichts ganz und gar den Bildungen des zunächst vorhergehenden Jahrhunderts ähnlich; und wenn es mir nicht wichtiger geschienen hätte die verschiedenen Epochen in der Reihe dieser Denkmäler nach der Verschiedenheit ihrer Form als nach physiognomischen Grillen abzusondern, so hätte ich, statt diesen Abschnitt mit ihm anzufangen, den

vorigen mit ihm beschliefsen mussen. Eine knieende Statue, welche aufser jener auf seinem Grabmal hier von ihm vorhanden ist, kommt in der Aehnlichkeit der Züge ganz und gar mit den besten nach Originalgemälden von ihm gemachten Kupferstichen überein; und nach diesen hat er, wie sein Vater und Grofsvater, eine sehr gewöhnliche Physiognomie, ein rundes, fast eben so breites als langes Gesicht, eine kleine gerade Nase, starke, aber unbedeutende Züge, die höchstens Redlichkeit und Gutmüthigkeit ankündigen. Er trägt, so viel ich bemerken kann, nichts Nationelles in seiner Bildung, und das rund geschnittene, glatt gekämmte Haar giebt ihm noch einen Ausdruck schlichter Einfalt mehr.

Von Franz I hingegen an gewinnen die Gesichtsbildungen unläugbar mehr Würde und Schönheit. Der Hauptausdruck liegt nicht mehr in der Knochen- und Muskelstärke, und die Backenknochen sind weniger vorstehend; dagegen werden die Stirn und die Augen bedeutender, die Nase gebogener und edler, das ganze Gesicht länger und schmaler.

Franz I selbst mufs zu den schönsten männlichen Bildungen gehört haben. Geist und Edelmuth sprechen aus jedem seiner Züge; und es gattet sich mit ihnen eine Stärke, die an ein heldenmäfsigeres Jahrhundert, als das jetzige ist, erinnert. Der Knochenbau *) des Kopfes ist stark und ins Auge fallend; das Gesicht hat ungeachtet seiner Länge viel Breite, und eben so Stirn und Wangen. Es ist als hätten die festen und starken Züge seiner Ahnherrn in ihm durch

*) Die Franzosen nennen dies mit einem sehr guten Ausdruck *la charpente du visage*. Es ist nicht unmerkwürdig die verschiedenen Bezeichnungen der Mannigfaltigkeit der Gesichtbildungen in verschiedenen Sprachen zu vergleichen. Unter den neueren europäischen ist die spanische vorzüglich reich an malenden und ausdrucksvollen Wörtern in dieser Gattung.

einen höheren eigenthümlichen Geist schönere Umrisse und eine edlere Gestalt gewonnen. Gewifs erinnern Sie Sich gute Abbildungen von ihm gesehen zu haben; und dann haben Sie unstreitig in der hohen und prächtig gewölbten Stirn, dem feurigen Blick, der langen, starken, mit einer mäfsigen Ausbeugung schön herabsteigenden Nase, in der Bestimmtheit und Schärfe der Zuge überhaupt eben den Ausdruck von Festigkeit, Edelmuth und Klugheit gefunden, der mir das Gesicht vor den meisten andern werth macht. Das Einzige, was man tadeln könnte, wären die länglichen, im Verhältnifs des Uebrigen zu wenig geöffneten Augen. Die Statue hat diesen Zug nicht; dagegen finde ich ihn sehr deutlich in einer bronzenen Büste in diesem Museum, welche man Jean Cousin zuschreibt, auf einer von demselben gemalten Glasscheibe aus Vincennes und auf einem nach einem Gemälde in Fontainebleau gemachten Kupferstich: so dafs Goujon hier die Natur verlassen zu haben scheint. Das Gemälde in Fontainebleau soll von Raphael herrühren. Dies scheint mir sehr unwahrscheinlich, da Raphael und Franz nie zusammen gekommen sind; da ich es aber nicht selbst gesehen, so kann ich nicht darüber entscheiden.

Das Grabmal der Valois ist noch nicht zusammengesetzt. Katharina von Medicis liefs es bekanntermafsen nach Philibert de Lorme's Zeichnungen durch Germain Pilon verfertigen. Man findet von ihr und Heinrich II drei von diesem Künstler verfertigte Statuen in diesem Museum: eine knieende in Bronze und eine unbekleidete liegende, welche beide zum Grabmal gehören, die dritte knieend in der Königskleidung.

Heinrichs II Gesichtsbildung gleicht offenbar der seines Vaters. Doch ist das Gesicht länger und schmaler; die Züge sind weniger bestimmt und edel, haben weniger Harmonie und gehen mehr aus einander. Es fehlt ihnen

die auf sich selbst beruhende Festigkeit, und sie versammeln sich nicht so wie bei Franz I in Einen Mittelpunkt. Dadurch verliert die Physiognomie an Stärke und Geist, und erhält einen blofs gutmüthigen, frommen, beinahe leidenden Ausdruck.

Die Bildsäulen Katharina's scheinen mir nichts Vorzügliches zu haben; und eben so wenig ihr Gesicht, das länglich, fleischig und unbedeutend im Ausdruck ist. Nur die langen, nahe an der Nase stehenden Augen sind mir aufgefallen, welche hier eben das sind, was in Johann dem Guten als Carricatur erscheint.

An Heinrich II und Franz I lassen Sie mich gleich Heinrich IV anschliefsen, weil er (wunderbar genug, da er nur entfernt und nur durch seine Mutter und Grofsmutter mit ihm verwandt ist) eine offenbare Aehnlichkeit mit ihm in der Physiognomie besitzt. Es sind in dem Museum eine Büste von Prieur und einige Statuen von ihm. Unter den letzteren ist die von Francheville merkwürdig, weil sie nach Lenoir's Zeugnifs (S. 152 seines Katalogs) äufserst ähnlich seyn soll. Lenoir hatte nämlich von der Convention den Auftrag erhalten bei der Oeffnung der Gräber in St. Denis über die Erhaltung der Kunstwerke und Denkmäler zu wachen. Er sah also die Särge dieser langen Königsreihe vor sich öffnen, sah die Costüme so verschiedener Jahrhunderte, und konnte sogar noch eine und die andere Gesichtsbildung ganz oder zum Theil erkennen; — ein einziger Anblick! mehr als irgend etwas anderes dazu gemacht die Einbildungskraft in jene entfernten Zeiten zurückzuversetzen. Schade dafs die Lage und die Zeitumstände ihm nicht erlaubten die mindeste kleine Zeichnung zu entwerfen, da sich fast unstreitig über das Costüm der früheren Zeiten interessante Entdeckungen hätten machen lassen. Heinrichs IV Züge waren noch so gut erhalten,

dafs er die Aehnlichkeit mit der Statue seines Museums genau bemerken konnte; und auch Ludwig XV war noch durchaus erkennbar.

Vergleicht man Heinrichs IV Gesichtsbildung mit der Franz I, so sind die Züge kleiner, schärfer, spitziger und gedrängter. Die heroenmäfsige Stärke ist gewichen, aber es ist mehr Feinheit und Munterkeit an die Stelle getreten. In der That giebt es wohl nur wenig geistreichere und feinere Physiognomien als die seinige.

Ich erinnere mich ein paar Holzschnitte von Heinrichs Vater und Mutter gesehen zu haben, die mir sehr viel Freude gemacht haben. Anton von Navarra hat ein merkwürdiges und ausdrucksvolles Gesicht. Die Profillinie steigt sehr stark von hinten nach vorn herab; die Stirn ist knöchern und einwärts gebogen, die Nase stark an ihr abgesetzt, spitzig und mit einem grofsen Höcker versehen, die Wangen hager, das Kinn spitzig. Aber auf der Stirn und in den Augen ruht ein seltener und rührender Ausdruck einer schönen und rein menschlichen Sorge. Die Mutter ist ihrem Sohne ähnlicher. Ihr tiefliegendes Auge verräth männliche Klugheit und Festigkeit; aber ihr Gesicht ist finsterer, und zeigt nicht so lebendige Spuren geistreicher Feinheit und fröhlichen Witzes.

In wenigen Wochen befinde ich mich wahrscheinlich in den Zimmern, wo Heinrich IV geboren ist. Noch bis zum Anfange der Revolution hatte man in dem Schlosse zu Pau die Anordnung der Zimmer, die Meublen, die Familiengemälde, kurz alles, noch eben so gelassen, als es zu seiner Zeit war. Man sah sogar noch die Muschel, welche ihm (ein hübscher Einfall) zur Wiege gedient hatte.

Bei Heinrich IV darf ich seiner Freunde, Sully's und Sarrède's de Vic d'Ermenonville, nicht vergessen. Sully hat, wie schon sonst bemerkt worden ist, eine unverkennbare

Aehnlichkeit mit Heinrich IV; vielleicht noch mehr Festigkeit in dem breiten Gesicht und der stärker gewölbten Stirn, aber mindere Lebhaftigkeit. In Sarrède, der seinem Könige aus Gram in das Grab folgte, liegt ein Ausdruck tiefen Wohlwollens. Die Büsten, welche sich von beiden in diesem Museum befinden, sind von unbekannten Meistern und nicht vorzüglich.

Mit Heinrich II haben die Grabmäler mit Statuen in St. Denis aufgehört. Von seinen drei Söhnen sind, so viel ich weifs, nicht einmal je Bildsäulen oder Büsten vorhanden gewesen. Auffallend war es mir, aus ihren Kupferstichen zu sehen, dafs sie, Heinrich III ausgenommen, gar keine Aehnlichkeit mit ihrem Vater und Grofsvater zeigen. Es ist eine ganz andere, kleine und runde Gesichtsform. Franz II hat eine regelmäfsige, recht eigentlich schöne, beinahe weibliche Physiognomie. Der Ausdruck im Gesicht Carls IX ist zwar unbedeutend, aber gefällig, lebhaft und verständig. Wenn man sein Bildnifs sieht, oder an seine Liebe zur Dichtkunst und seinen Umgang mit den vorzüglichsten Dichtern seiner Zeit denkt, begreift man wenigstens eher, als wenn man die Begebenheiten seiner Regierung liest, wie der alte Ronsard die Stirn haben konnte ihm zu sagen:

Denn Niemand ist dir gleich,
Als Franz, dein Ahnherr nur; ja wenn's die edle Schaam *)
erlaubte, sagt' ich, dafs dein Herz ihn übertrifft,
so viel als uns Alter besser ist als seins,
die Gegenwart, mehr als die Vorzeit, Ruhm verdient.

Da Frankreich im 16ten Jahrhundert einige grofse Bildhauer besafs, so ist dieser Theil des Museums vorzüglich

*) *Honneste honte*; ein schöner Ausdruck, der an die Homerische αἰδώς erinnert.

reich an schönen Arbeiten. Ich nenne Ihnen nur noch das Grabmal des Admiral Chabert von Cousin, eine marmorne Säule zu Ehren Timoléons de Cossé, eine andere gewundene auf Anne de Montmorency, an der Barthélemy Prieur aus Dankbarkeit gegen seinen Wohlthäter 20 Jahre arbeibeitete; endlich die Grazien, welche Katharinens und Heinrichs II Herz tragen. An dies Meisterstück Pilon's, das gleichfalls bei den Cölestinern stand, brauche ich Sie nur zu erinnern, da es allgemein bekannt ist.

Man kann sich in der That nichts Gefälligeres und Reizenderes denken als die Gruppirung und Verbindung dieser drei himmlischen Gestalten. Der Ausdruck der körperlichen und sittlichen Grazie ist so rein und innig in ihnen verschmolzen, dafs man ihn vergebens zu trennen versuchen würde; und welche religiöse und moralische Begriffe ein Zeitalter hätte, so mufste es in ihnen das Bild der feinsten Bluthe menschlicher Veredlung anerkennen. Daher ist es thöricht, zu streiten, ob sie die Grazien der Alten darstellen oder Sinnbilder christlicher Tugenden seyn sollen; und eine Gränze zu ziehen, an die der Künstler sogar die Erinnerung vertilgt hat.

Ich habe Sie im Vorigen darauf aufmerksam gemacht, dafs mit Franz I eine neue Gesichtsform anfängt; und ich glaube mit Sicherheit hinzusetzen zu können, dafs das 16te Jahrhundert seine eigenthumliche, leicht erkennbare Physiognomie hat. In der ehemaligen französischen Königsfamilie ist dies offenbar; aber wenn ich es nur von dieser hier zeigte, weil von ihr gerade merkwürdigere Kunstwerke vorhanden sind, so scheint es mir darum auch übrigens allgemein wahr. Einzelne Beispiele können freilich eine solche Bemerkung weder bestätigen noch widerlegen; aber man blättere eine chronologisch geordnete Kupferstichsammlung durch, und man wird sich leicht von ihrer Wahrheit über-

zeugen. In der Form sind die Gesichtsbildungen des 16ten Jahrhunderts schmaler, länger und spitziger, mit schärferen und zum Theil auch feineren Zügen. Der Ausdruck ist minder gemein und beschränkt, verräth mehr Geist und Munterkeit, mehr Freiheit und Rittermuth.

Ich erinnere mich besonders vier Kupferstiche aus der Familie der Thomassins gefunden zu haben, welche mir in dieser Rücksicht merkwürdig schienen. Sie gingen vom Vater zum Sohn; der Urgrofsvater war 1421 gestorben, sein Urenkel lebte bis in die Mitte des 16ten Jahrhunderts. Der Urgrofsvater hatte ein kurzes und dickes Gesicht, starke Backenknochen, eine kurze und gerade Nase; sein Sohn flachere Züge und eine längere Gesichtsform: aber bei beiden war der Ausdruck unbedeutend und gemein. Der Enkel näherte sich der Physiognomie Heinrichs II: ein sehr langes Gesicht, starke Stirnknochen, tiefe Augen, eine gerade und lange Höckernase; der Ausdruck nachdenkend und fest, aber etwas traurig und dunkel. Der Urenkel endlich hatte ein kürzeres Gesicht, gebogene Stirn und Nase, kleine näher zusammengerückte Augen, weniger Stärke, aber mehr Munterkeit und einen lebhafteren Geist im Ausdruck.

Sonette.

1.

Dichtung.

Es giebt nichts tiefer Sinniges auf Erden,
Als Dichtung, die das Herz bewegt, erzeuget.
Man fühlet sie im Menschenbusen werden,
Und zu dem Ohr sie des Olympiers steiget.

Sie weilet bei dem Hirten stiller Heerden,
Sie theilt des Kriegers Fahrnifs und Beschwerden,
Sie mild zu jedem Menschenloos sich neiget,
Und in der Brust nur des Verworfnen schweiget.

Sie fliefst aus dunkler, unerspähter Quelle,
Und hebt sich zu des Aethers lichter Helle.
Man ahndet, dafs sie Irdischem entstammet,

Und fafst nicht, wie sie her vom Himmel flammet,
Da sie so menschlich um die Brust sich schmieget,
Wie Mutterlied, das ein den Säugling wieget.

2.

Resignation.

In ruhigem Schritt durchwandr' ich die Gefilde,
Wo mir aus längst vergangnen, edlen Zeiten,
Die alle Gattungen der Gröfse weihten,
Begegnen Trümmer mächtiger Gebilde.

In Wehmuth schmilzt des Busens tiefe Milde;
Wenn, die sich solcher Gröfse stolz erfreuten,
Doch unterliegend mit Zerstörung streiten,
Was dient dann noch dem Endlichen zum Schilde?

So aus der Wehmuth Milde quillt mir Strenge,
Und in dem weiblich sanft gestimmten Herzen,
Wie auch die Strenge möge bitter schmerzen,

Entsag' ich fest dem weichen Schonungstriebe;
Wenn Gröfse sinkt, kann dumpfe Wesensenge
Verlangen, dafs auf sie man Rücksicht übe?

3.

Der Wehmuth Hafen.

Den stillen Kahn, der mich hierher getragen,
Zur Rückkehr niemals wieder ich besteige;
Hier ewge Wohnung hab ich aufgeschlagen,
Wo nur der Himmel ist mein ernster Zeuge.

Hier fühl' ich endlich meine Ruhe tagen,
Und dankerfüllt ich meine Kniee beuge;
Jetzt meine sichren Schritte nicht mehr zagen,
Gesieget hab' ich, doch vom Sieg ich schweige.

Und kostet theuer er dem armen Herzen,
Das widerstrebend rang mit seinen Schmerzen,
Jetzt hat es, wie es wollte, überwunden.

Gelagert ist der Schmerz in Todesstille,
Er starr und fühllos blickt durch dichte Hülle,
Und nun in Wehmuth kann die Brust gesunden.

4.

Spes.

Der Wunsch, den täglich ich dir, Saule, sage,
Verläßt nicht meiner Lippen treue Pforte;
Zu dem durch stummen Schmerz geweihten Orte
In stiller Brust ich ihn tiefschweigend trage.

Auch fern begleitet er mich alle Tage,
Und dienet mir zum wahren Schicksalshorte;
Denn einmal kommt Erfüllung doch dem Worte,
Drum ich geduldig, wenn sie säumt, nicht klage.

Zwei Zeiten kann es für den Menschen geben,
Die eine, wo am süßen Licht er hänget,
Die andre, wo es ihn zum Dunkel dränget,

Doch Alle beide Zeiten nicht erleben;
Mir ward es, und ich willig es gewahrte,
Weil ich geliebter Brust so Schmerz ersparte.

5.

Die Cypressen-Allee.

I.

Hochragende, nachtfinstere Cypressen,
Die ihr mich zwischen euch habt oft gelitten,
Lafst eure Länge mich auch heut durchmessen
Mit langsam zögernd unverrückten Schritten.

Wohl Seufzer den beklommnen Busen pressen;
Es fruchtet nicht, vom Himmel Huld erbitten,
Im Herzen habe Muth ich mir erstritten,
Was bringt die Stunde, macht der Tag vergessen.

Unwiderstehlich hat michs hergezogen.
Wohl fassen mich an eurer Schwelle Schauer,
Und eurer schwarzen Nadeln tiefe Trauer

Hat mich, wie dichter Schatten überflogen.
Doch werde ich zu euren beiden Enden,
So oft michs mahnt, die Schritte muthvoll senden.

6.

II.

Ich seh' euch, dunkele Cypressen, wieder,
Und banger Schauder rollt durch meine Glieder;
Erinnrung wehmuthsvoll die Brust umquillet,
Und was ihr finster droht, mit Furcht mich füllet.

Mir ists, als senkten eure Wipfel nieder
Auf mich des Tods umnachtendes Gefieder.
Allein wie so das Herz von Gram mir schwillet,
Steh doch ich da in Duldungsmuth gehüllet.

Denn wie von klarem Sonnenlicht umschrieben,
Erscheinen Andren eure zarten Zweige,
Und allgewalt'ges, nie zerstörbar Lieben

Macht, dafs zu dem ich mich, heifssehnend, neige.
Darum, ihr nachtumschauerten Cypressen,
Wird doch mein Fufs euch stillgefafst durchmessen.

7.

III.

Ich sah euch lang nicht, finstere Cypressen.
Durch euch einst meiner Jugend Schritte gingen,
Doch wie des Schicksals Pfade sich verschlingen,
Kann ich an euch im Herzen wohl ermessen.

Der Jugend Trauer hatte ich vergessen,
Weil mir des Lebens Loose heiter hingen,
Da hört' ich plötzlich scharfe Töne klingen,
Die Seufzer meiner bangen Brust entpressen.

Zurückgedrängt ward' ich in eure Schatten,
Die ihr am Abend, weithinreichend, sendet,
Und wenn mein Blick sich zu den Wolken wendet,

Seh' ich ihr Licht an eurer Nacht ermatten.
Ich kann auf Hülfe nicht vom Himmel zählen,
Mufs mit der Erde Dunkel mich vermählen.

Die Phantasiegestalten

Ihr bluthenduftgen Phantasiegestalten,
Die mich seit meiner Kindheit zartem Streben
Begleiteten durchs reichbegabte Leben,
Habt stets in heitrer Höhe mich erhalten.

Wenn ich umlagert war von Schmerzgewalten,
Hab' ich die Prüfung schwer euch aufgegeben,
Ob ihr auch dann mich könntet schützend heben,
Und heilvoll stets erprobt' ich euer Walten.

Nur euch erwart' ich in des Todes Stunde,
Wann aus des Geistes letzter Funke glimmet;
Ob ihr mir treulos werdet dann entweichen,

Wie Bilder, zögernd sich entfernend, bleichen, —
Ob, treu dem unter uns geschlossnen Bunde,
Mich halten götterselig noch gestimmet?

9.

Freiheit und Zwang.

Der Mensch muſs oft ein Joch sich auferlegen,
Und sich aus eigner Willenskraft bezwingen;
Der Selbstbeherrschung nur kann es gelingen,
Sich frei in richtgen Bahnen zu bewegen.

Denn Freiheit ist nicht regelloses Schwingen
Des Geistes, sie, der Seele stiller Segen,
Ist nicht auch strenger Fesseln Zwang entgegen,
Wenn sie kann selbst in sich den Sieg erringen.

Doch muſs den Zügel schieſsen lassend wieder
Er auch, des Zwangs vergessend, sich erheben,
Dem Adler gleich, auf schwebendem Gefieder.

Wem Kraft Entschluſs und Selbstverleugnung geben,
Ziehn nicht des Erdenstoffs Gewichte nieder,
Er kann in Aetherhöhe sicher leben.

10.

Des Geistes Heimath.

Oft wenn der Körper krankt, der Geist sich hebet,
Er freier in das Reich der Ahndung schauet,
Und sichrer seinen Deutungen vertrauet,
Wenn nicht zu mächtig mit der Körper strebet.

Denn immer doch die Sehnsucht ihn umschwebet,
Zu wirken, nur von seinem Hauch muthauet,
Und nur was er aus eignem Stoffe bauet,
Scheint ihm aus innrer Wahrheit ächt gewebet.

Im voraus athmend in des Aethers Lüften,
Graut nicht ihm vor den nachtumgebnen Klüften,
Die dieser Erde Dasein schroff begränzen.

Er einsam kühn die neuen Pfade gehet,
Und sich begeistert zu den Sphären drehet,
Die neue Strahlen ihm entgegenglänzen.

II.

Stimmung im Schmerz

Ich fasse schwer nicht auf des Lebens Schmerzen,
Weifs sie mit kraftgem Muthe zu bezähmen.
Gestatte nicht, dafs sie den Schlaf mir nehmen,
Noch meiner Seele heitren Himmel schwärzen.

Doch auch zu gehen mit leichtsinngem Scherzen
Durchs Leben tändelnd, wurde ich mich schämen;
In Leid und Muhe still mich zu bequemen
Gewinn' ich ab dem oft geprüften Herzen.

Drum wenn auch bittren Gram der Busen fühlet,
Doch oft mir Lächeln um die Lippen spielet,
Und wenn ich Abends mich aufs Kissen lege,

So schliefs' ich unbesorgt die Augenlieder,
Und nur des Menschenschicksals Gang erwäge,
Dafs stets auf Leid folgt Ruh und Stille wieder.

12.

Macht des Geistes.

Hülflosigkeit dem Geiste Spannung giebet,
Dafs er des Wesens volle Kräfte übet;
Doch oft auch seine Kraft sie niederdrücket,
Und alle Sehnen seines Muths umstricket.

Des Starken Kraft bleibt heiter, ungetrübet,
Wenn vor dem Schicksal auch sein Glück zerstiebet;
An seiner Stärke Quell er sich erquicket,
Harrt nicht auf das, was ihm der Himmel schicket.

Von weiser Gottheit unsichtbaren Händen
Hat er, wefs er bedarf, in sich empfangen,
Und kann hervor aus sich es selbst nun spinnen.

Wenn auch des Lebens Ströme wechselnd rinnen,
Mufs doch er zum gesteckten Ziel gelangen,
An niemand Fodrung, als an sich, zu wenden.

13.

Richard.

Ich führe wohl ein mühvoll saures Leben,
Von sonnenheller Freude nie beschienen,
Und bittre Sorgen oft mich Nachts umschweben,
Das Brot mit den sechs Söhnen zu verdienen.

Doch meines Fleißes unermüdlich Streben
Läßt meine kleine Wirthschaft blühn und grünen,
Und wenn auch Kummer mir die Sorgen geben,
Ruht doch Zufriedenheit auf meinen Mienen.

Des Glückes Pfad nach außen geht von innen,
Nicht umgekehrt von außen nach dem Herzen,
Drum kann der Mensch auch mit des Lebens Schmerzen,

Wie Zauberweib mit zahmen Nattern, scherzen,
Und Ruhe auch im Schicksalsdrang gewinnen,
Wie Seidenwürmer in ihr Grab sich spinnen.

II.

Faust.

Durch alles Heiligste und Gröfste irret
Faust an des nachtlichen Gefährten Seite;
Was glanzt und strahlet in des Weltalls Weite,
An seiner Phantasie vorüberschwirret.

Der Sonne Klarheit selber sich verirret
In des Gesellen tückischem Geleite,
Und Helena, schon der Verwesung Beute,
Wie morsches, klapperndes Gebein dumpf klirret.

Doch anders könnte durch des Erdballs Sunden
Ein rein entbrennendes Gemüth man führen,
Und doch der Hölle Schrecklichstes berühren.

Man mufs das Wesen nur der Dinge finden.
Denn Tugenden entsprühn wie Steinesfunken,
Wenn Höllentücke wüthet grauelrunken.

15.

Aphrodite.

I.

Dem Meer entblühten deine holden Glieder,
Umthaut von seiner Perlenfluten Reine,
Dann gofs des Himmels Pracht sich auf dich nieder,
So strahlest du in magischem Vereine.

Entzückt umrauschten dich der Musen Lieder,
Dich grüfste Hebe mit dem Götterweine,
Zeus Adler sänftigte sein Glanzgefieder,
Gerührt von deiner Schönheit Wunderscheine.

Dem Menschen wurdest du der Schönheit Quelle,
Du schenktest ihm die seelenvolle Liebe,
Und wie der Strand empfängt das Bild der Welle,

So bildete sich aus dem süfsen Triebe
Das, was den Menschen mit dem Gotte gattet,
Des Himmels Glanz, von Erdenreiz beschattet.

16.

II.

Das Wasser lieh mir seine dichte Hülle,
Als ich noch schlummernd lag im Meeresschaume;
Es war, ihr wifst es, Götter, nicht mein Wille,
Herauf zu steigen zu des Aethers Raume.

Wie lieblich quoll der Welle weiche Fülle
Um meine Schwanenbrust, und wie im Traume,
Genofs ich süfs balsamisch duftge Stille
Dort unter dem krystallnen Flutensaume.

Hier im Olympus und der Menschenerde
Von Zwist, wie der in Asche Ilion legte,
Durch Götterneid bedroht ich ewig werde.

Drum Liebe zu den Wellen fort ich hegte,
Und wo ich Künstlerphantasie anregte,
Sieht man mich meist in badender Geberde.

17.

Schein und Wahrheit.

Wenn in des Menschen Innrem Welt sich bauet,
Die von der äufsern nur den Umrifs nimmt,
Worin ein eigner Lebensfunken glimmt,
Und die ein Glanz, nicht irdisch mehr, umthauet;

Dann nicht die Seele mehr nach aufsen schauet,
Nicht nach den Dingen mehr sich beugt und krümmt;
Für Zauberdasein nur in sich gestimmt,
Ihr vor der Wirklichkeit Erstarrung grauet.

Dann sie im Scheine nur der Dinge lebet,
Und ist von jedem Scheine doch befreit,
Weil ihr Schein aus der tiefsten Wahrheit stammet.

Die darum nur nicht hier auf Erden flammet,
Weil sie sich leichtren Fittigschwunges freuet,
Der sie zum Himmel aus dem Busen hebet.

18.

Das Reich des Gesanges

So wie die Sonne kehrt in festen Gleisen,
Selene regelmäfsig neu erscheinet,
Der Morgen froh entstrahlt, die Nacht sich bräunet, —
So mir begegnen des Gesanges Weisen.

Wie Götterhauptes Haare niemals greisen,
Und Niobe in ewgem Schmerze weinet,
Mir sich, mit dem Gefühl der Brust vereinet,
Des Liedes Quellen unversiegt erweisen.

An Alles leicht sich flüchtge Reime hängen,
Und in des Lebens labyrinthschen Gängen
Gebricht nicht Stoff, den sprossenden Gedanken

Zu führen in der Dichtung luftge Räume,
Wenn man das ungemessne Feld der Träume
Vorzieht der Wirklichkeit beengten Schranken.

19.

Tod und Schlaf.

Der Tod sich und der Schlaf, wie Brüder, gleichen,
Doch sind durch mächtge Kluft sie auch geschieden,
Der Tod ist ewig milder Seelenfrieden,
Der Schlaf entfliehet bei der Sterne Bleichen.

Sobald das Licht verdrängt die goldnen Zeichen,
Die Sorge kehrt, die schlafend man gemieden;
Des Schicksalsrades Wirbeldrehn hienieden
Die innre Ruh, die göttliche, mufs weichen.

Im Schlafe noch sich um den Menschen streiten,
Das Leben, das ihn schreckt mit bösen Träumen,
Und jene Ruhe, die aus Himmelsräumen

Entzückende läfst an ihm niedergleiten.
Im Tode hat der Geist den Sieg errungen,
Und alten Erdengram in Ruh verschlungen.

20.

Der sterbende Schwan.

Wenn mit Gesang der Schwan das Leben schliefset.
Er nicht, dem Helden gleich, der jauchzend schreitet
Zur Schlacht, wo Todesnähe ihn begleitet,
Die ewge Nacht mit Jubeltönen grüfset.

Indem sein letzter Lebenstropfen fliefset,
Sein Blick begeistert rückwärts sich verbreitet;
Dann aus der Brust, die Wehmuth sanft besaitet,
Er Dank und Klag' in Abendlüfte gieſset.

Denn wie das Leben unentfaltet lieget,
Wenn sich das Kind in Säuglingsträumen wieget,
So sich in Eins im letzten Punkt es dränget.

Befreit von allem, was auf Erden enget,
In Harmonie, die sich zum Himmel schwinget,
Sich sinnvoll die Vergangenheit verschlinget.

21.

Schule der Leiden.

I.

Wie Schmerzen man den Wolken wohl vergleichet,
Die auch des Himmels heitres Blau verdecken,
Zur Erde bald die schwarzen Busen strecken,
Und bald entfliehn, wenn frisch der Nordwind streichet;

So Schmerz auch giebts, der wanket nicht, noch weichet,
Den immer neue Thränen rinnend wecken,
Der gleicht den nächtgen, düstren Nebelflecken,
Wenn Sternenglanz für ewge Zeit erbleichet.

Wer in dem tiefgeprüften Busen kennet,
Wie dieser Schmerz, am Leben zehrend, brennet,
Der willig ein sich in den bittren spinnet.

Denn wenn man leidend ihn hat durchgerungen,
Und hält mit beiden Armen ihn umschlungen,
Die Seele Frieden wehmuthvoll gewinnet,

22.

II.

Wenn meine Schritte Tag und Nacht durchstreifen
Des Buchenwalds bald ebne und gerade,
Bald durchs Gebüsch verschlungne, krumme Pfade,
Im Geist mir vielerlei Gedanken reifen.

Der Mensch, was ihn umgiebt, mufs rasch ergreifen,
Sonst ihm entrollt es an der Zeiten Rade.
Wohin die wechselnde Natur ihn lade,
Mufs folgsam Eindruck er auf Eindruck häufen.

Ob Lust mir oder Schmerz die Brust bewege,
Acht' ich so hoch nicht im erprüften Herzen.
Wenn die Gedanken sind erfindsam rege,

So werden heilsam auch des Lebens Schmerzen.
Mir ist nicht immer mildes Loos beschieden,
Doch nimmer wankt mein stiller Seelenfrieden.

23.

III

Mit Stärke wird gestählt der Sinn durch Schmerzen,
Geführet in des Busens stillen Schranken
Zu tiefbewegten, hebenden Gedanken,
Die Schwingen werden dem gepreſsten Herzen.

Wo Wolken nicht den heitren Himmel schwärzen,
Des Lebens Nebel alle nieder sanken,
Kein treulos Glück droht ungewiſs zu wanken,
Da gaukelt froh der Sinn in leichten Scherzen.

Doch Kraft und Tiefe auch dem Licht sich gatten,
Bedürfend nicht der scharfumschriebnen Schatten;
Was tiefer wirkt, hängt an der Seele Farbe.

Wo Freiheit schafft, muſs Glück hellachend blühen,
Wo Still' und Demuth eng die Kreise ziehen,
Da hebt und stärkt der Schmerz, und läſst nicht Narbe.

21.

Aus Nacht zum Licht

Es giebt im Busen ein geheimes Sehnen,
Das nur die tiefsten der Gemüther kennen,
Das keine Sprache je vermag zu nennen,
Bei dem man fühlt das Herz sich schmerzlich dehnen.

Doch ists kein eitel eingebildet Wähnen,
Denn plötzlich sich von ihm Gedanken trennen,
Die durch die Nacht, wie Sterne, funkelnd brennen,
Und hier entstammt, sich an den Ewgen lehnen.

Das ist des Geistes Seyn, das unverstanden
Gefangen gehet in der Menschheit Banden,
Das, wie die Frucht, vom Mutterschoss bedecket,

Sich in dem engen Kerker regt und recket,
Und sich befreit, gelangt ans Licht, erst fühlet,
Wenn alles Irdische die Erde kühlet.

Wilhelm von Humboldt's

gesammelte Werke.

Sechster Band.

Berlin,
Verlag von G. Reimer.
1848.

A D
BIBL. UNIV.
MONAC.

Inhalt.

Seite

Ueber die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues und ihren Einfluss auf die geistige Entwickelung des Menschengeschlechts . . . . . 1—425

(Zuerst gedruckt Berlin 1836. 4.)

Methode nach welcher in dieser Schrift die fremden Alphabete mit Lateinischen Lettern geschrieben sind . . . . . VII—X

§. 1. Gegenstand dieser Schrift 1

§. 2. und 3. Allgemeine Betrachtung des menschlichen Entwickelungsganges 3. 6

§. 4. Einwirkung ausserordentlicher Geisteskraft. Civilisation, Cultur und Bildung 12

§. 5. und 6. Zusammenwirken der Individuen und Nationen 24. 30

§. 7. Uebergang zur näheren Betrachtung der Sprache . . 37

§. 8. Form der Sprachen 39

§. 9. Natur und Beschaffenheit der Sprache überhaupt . . . 49

§. 10. Lautsystem der Sprachen. Natur des articulirten Lautes 66

— item. Lautveränderungen 73

— item. Vertheilung der Laute unter die Begriffe . 75

— item. Bezeichnung allgemeiner Beziehungen . . 82

— item. Articulationssinn 84

Lautsystem der Sprachen 85

— item. Technik derselben 89

§. 11. Innere Sprachform 92

§. 12. Verbindung des Lautes mit der inneren Sprachform . 103

§. 13. Genauere Darlegung des Sprachverfahrens 106

Wortverwandtschaft und Wortform 109

Seite

§. 14. Isolirung der Wörter. Flexion und Agglutination . . 121

§. 15. Nähere Betrachtung der Worteinheit. Einverleibungssystem der Sprachen 133

Bezeichnungsmittel der Worteinheit. Pause . . . 138

— item. Buchstabenveränderung 141

§. 16. — item. Accent 161

§. 17. Einverleibungssystem der Sprachen. Gliederung des Satzes 166

§. 18. Congruenz der Lautformen der Sprachen mit den grammatischen Forderungen 184

§. 19. Hauptunterschied der Sprachen nach der Reinheit ihres Bildungsprincips 188

§. 20. Charakter der Sprachen 195

— item. Poesie und Prosa 230

§. 21. Kraft der Sprachen, sich glücklich aus einander zu entwickeln 251

Act des selbstthätigen Setzens in den Sprachen . . 254

— item. Verbum 256

— item. Conjunction 282

— item. Pronomen relativum 283

Betrachtung der Flexionssprachen in ihrer Fortentwicklung 285

Aus dem Lateinischen hervorgegangene Sprachen . 293

§. 22. Rückblick auf den bisherigen Gang der Untersuchung 303

Von der rein gesetzmäßigen Form abweichende Sprachen 308

§. 23. Beschaffenheit und Ursprung des weniger vollkommenen Sprachbaues 313

Der weniger vollkommene Sprachbau. Semitische Sprachen 314

— item. Delaware-Sprache 323

§. 24. — item. Chinesische Sprache 329

Beschaffenheit und Ursprung des weniger vollkommenen Sprachbaues 336

Der weniger vollkommene Sprachbau. Barmanische Sprache 341

Seite

§. 25. Ob der mehrsylbige Sprachbau aus der Einsylbigkeit hervorgegangen sei 382

Ueber den Zusammenhang der Schrift mit der Sprache . . . . . 426—525

(Ueber die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues etc. [Berlin 1836. 4.] S. 413—491.)

Einleitung 426

Von der Bilderschrift 439

Ueber die phonetischen Hieroglyphen des Herrn Champollion des jüngern 488

Ueber die Buchstabenschrift und deren Zusammenhang mit dem Sprachbau . . . . . 526—561

Abhandlungen der historisch-philologischen Klasse der k. Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Aus dem Jahre 1824. Berlin 1826. 4. S. 161—188.

Ueber den Dualis . . . . . 562—596

Ebend. Aus dem Jahre 1827. Berlin 1830. 4. S. 161—187.

Sonette (Handschriftlich.) . . . . . 597—630

1. Das ewige Sonett 597
2. Jugendlandschaft 598
3. Mnemosyne 599
4. Der umschlossene See 600
5. Der Erde Recht 601
6. Stille Ergebung 602
7. Die Schauspielerin 603
8. Das grosse Weltenrad 604
9. Die schwarze Stunde 605
10. Resignation 606
11. Der Ring 607
12. Zwei Sterne 608
13. Kein süßres Wort 609
14. Ocean der Zeit 610
15. Frage 611
16. Zuversicht aus den Sternen 612

17. Ueber Wolken und Sterne 613
18. Des Traumbilds Element 614
19. Poseidon 615
20. Zwiefacher Lebensweg 616
21. Das Hauskleid 617
22. Genius der Nacht 618
23. Aline 619
24. Schule des Lebens 620
25. Wesen der Dichtung 621
26. Natur und Dichtung 622
27. Anmuth 623
28. Die altheleusischen Gestalten 624
29. Freiheit und Wirklichkeit 625
30. Macht der Liebe 628
31. Die beiden Welten 629
32. Der Traumwelt Schwingen 630
33. Irdische Dämmerhelle 631
34. Das Bild im Herzen 632

Methode,

nach welcher in der folgenden Schrift die fremden Alphabete mit Lateinischen Lettern geschrieben sind.

I.

Sanskrit-Alphabet.

Die langen Vocale und die Diphthongen *e* und *o* bezeichne ich durch einen Circumflex,

den r-Vocal (ऋ) durch einen Punkt unter dem *r* und angehängtes *i* (*ṛi*),

den dumpfen Gaumen-Consonanten (ख) durch *ch*,

den tönenden Gaumen-Consonanten (ज) durch *j*,

alle Zungen-Consonanten durch die entsprechenden Zahn-Consonanten mit darunter gesetztem Punkt,

den ersten Halbvocal (य) durch *y*, den letzten Halbvocal (व) durch *w*,

den Gaumen-Zischlaut (श) durch *s* mit darüber gesetztem Spiritus lenis (*s̓*),

den Zungen-Zischlaut (ष) durch *sh*,

alle aspirirte Consonanten durch die unaspirirten mit hinzugesetztem *h*,

das *Anuswâra* und alle Nasal-Consonanten, mit Ausnahme des dentalen *n* und des *m*, durch ein *n* mit untergesetztem Punkte (*ṇ*). Einer weiteren Unterscheidung dieser Töne bedarf es nicht, da der Leser weifs, welche Sanskrit-Zeichen, nach Maafsgabe des unmittelbar nachfolgenden Buchstaben, an die Stelle des *ṇ* zu setzen sind.

Das *Wisarga* bezeichne ich durch *h* mit einem Punkt darunter (*ḥ*). Es kommt jedoch kaum vor, da, wo es am Nominativ der Sanskrit-Wörter steht, dieser Nominativ richtiger durch *s* angedeutet wird.

2.

Barmanische Sprache.

Von den Vocalen schreibe ich die sechs ersten, das lange und kurze *a*, *i*, *u*, wie im Sanskrit,

den siebenten mit *è*,

den achten mit *ai*,

den neunten mit *au*,

den zehnten mit *aȧ*,

und den aus *a*, *i*, *u* bestehenden Triphthongen mit *ô*.

Die dumpfen und tönenden unaspirirten Buchstaben der fünf Consonantenclassen schreibe ich ganz wie im Sanskrit.

Bei den dumpfen und tönenden aspirirten mache ich blofs die Aenderung, dafs ich das *h* nicht, wie in der Umschreibung des Sanskrit, hinter, sondern vor den Consonanten stelle, also *hk*, *hch*, *ht* u. s. w. schreibe. Diese Umstellung, welche indefs an sich nicht unnatürlich ist, da der Consonant nicht blofs den Hauch annimmt, sondern mit dem Hauche hervorgestofsen wird, hat hier keinen andern Grund, als, diese Buchstaben von dem dreifsigsten Barmanischen Consonanten zu unterscheiden. Dieser hat nämlich ganz den Laut des Englischen *th*, und ich mochte ihn daher nicht gern auf andere Weise bezeichnen.

Die Nasenlaute der drei ersten Classen nebst dem *Anusvâra* konnten im Sanskrit durch dasselbe Zeichen angedeutet werden, da ihr Gebrauch bestimmten Regeln unterliegt. Im Barmanischen ist dies nicht der Fall. Ich bezeichne daher den gutturalen durch ein Spanisches *n* con *tilde* (ñ), das palatine durch *ng*, die der drei übrigen Classen wie im Sanskrit, das *Anusvâra* durch *n* mit einem Punkte darüber (ṅ).

Die vier Halbvocale schreibe ich wie im Sanskrit,

den auf sie folgenden Consonanten mit *th*. Dieser Laut gehört im Barmanischen zu den Zischlauten. Die Barmanische Schrift hat keinen Zischlaut aus dem Sanskrit-Alphabet aufgenommen. In der gesprochenen Sprache findet sich aber der linguale, das Englische *sh*. Dieses wird in der Schrift durch ein den drei ersten Halbvocalen und dem *th* beigefügtes *h* angedeutet. Dies *h* schreibe ich dann vor diesen Buchstaben, so dafs *hy*, *hr*, *hl* und *hth* das Englische *sh* der Aussprache ausdrücken. Diese Aussprache scheint aber bei dem *l* nicht constant. Denn Hough schreibt die Zunge *hlyâ*, in der Aussprache *shyâ*, dagegen *hlè*, fliegen, in der Aussprache *hle*.

Den ein und dreifsigsten Barmanischen Consonanten schreibe ich *h*, wie im Sanskrit.

Den schweren Accent bezeichne ich, wie es im Barmanischen selbst der Fall ist, durch zwei am Schlusse der Wörter über einander gesetzte Punkte (:); den einfachen Punkt, durch welchen der leichte angedeutet wird, stelle ich nicht unter den letzten Buchstaben, wie es im Barmanischen geschieht, sondern hinter denselben, etwa in halber Höhe (·).

3.

Bei den anderen Sprachen, deren ich hier nicht ausführlich erwähnen kann, bediene ich mich der von den Hauptschriftstellern über jede einzelne angenommenen Schreibung, welche gewöhnlich der ihrer Muttersprache folgt, so dafs man also nament-

lich bei den Nord-Amerikanischen, einigen Asiatischen und den meisten Südsee-Sprachen das Englische, bei der Chinesischen und Madecassischen Sprache das Französische, bei der Tagalischen und den Sprachen Neuspaniens und Süd-Amerika's das Spanische Lautsystem vor Augen haben muſs.

§. 1.

Die Vertheilung des Menschengeschlechts in Volker und Volkerstamme und die Verschiedenheit seiner Sprachen und Mundarten hangen zwar unmittelbar mit einander zusammen, stehen aber auch in Verbindung und unter Abhängigkeit einer dritten, höheren Erscheinung, der Erzeugung menschlicher Geisteskraft in immer neuer und oft gesteigerter Gestaltung. Sie finden darin ihre Würdigung, aber auch, soweit die Forschung in sie einzudringen und ihren Zusammenhang zu umfassen vermag, ihre Erklärung. Diese in dem Laufe der Jahrtausende und in dem Umfange des Erdkreises, dem Grade und der Art nach, verschiedenartige Offenbarwerdung der menschlichen Geisteskraft ist das höchste Ziel aller geistigen Bewegung, die letzte Idee, welche die Weltgeschichte klar aus sich hervorgehen zu lassen streben mufs. Denn diese Erhöhung oder Erweiterung des inneren Daseins ist das Einzige, was der Einzelne, insofern er daran Theil nimmt, als ein unzerstörbares Eigenthum ansehen kann, und in einer Nation dasjenige, woraus sich unfehlbar wieder grofse Individualitäten entwickeln. Das vergleichende Sprach-

studium, die genaue Ergründung der Mannigfaltigkeit, in welcher zahllose Völker dieselbe in sie, als Menschen, gelegte Aufgabe der Sprachbildung lösen, verliert alles höhere Interesse, wenn sie sich nicht an den Punkt anschliefst, in welchem die Sprache mit der Gestaltung der nationellen Geisteskraft zusammenhängt. Aber auch die Einsicht in das eigentliche Wesen einer Nation und in den inneren Zusammenhang einer einzelnen Sprache, so wie in das Verhältnifs derselben zu den Sprachforderungen überhaupt, hängt ganz und gar von der Betrachtung der gesammten Geisteseigenthümlichkeit ab. Denn nur durch diese, wie die Natur sie gegeben und die Lage darauf eingewirkt hat, schliefst sich der Charakter der Nation zusammen, auf dem allein, was sie an Thaten, Einrichtungen und Gedanken hervorbringt, beruht und in dem ihre sich wieder auf die Individuen fortvererbende Kraft und Würde liegt. Die Sprache auf der andern Seite ist das Organ des inneren Seins, dies Sein selbst, wie es nach und nach zur inneren Erkenntnifs und zur Aeufserung gelangt. Sie schlägt daher alle feinste Fibern ihrer Wurzeln in die nationelle Geisteskraft, und je angemessener diese auf sie zurückwirkt, desto gesetzmäfsiger und reicher ist ihre Entwicklung. Da sie in ihrer zusammenhangenden Verwebung nur eine Wirkung des nationellen Sprachsinns ist, so lassen sich gerade die Fragen, welche die Bildung der Sprachen in ihrem innersten Leben betreffen, und woraus zugleich ihre wichtigsten Verschiedenheiten entspringen, gar nicht gründlich beantworten, wenn man nicht bis zu diesem Standpunkte hinaufsteigt. Man kann allerdings dort nicht Stoff für das, seiner Natur nach, nur historisch zu behandelnde vergleichende Sprachstudium suchen, man kann aber nur da die Einsicht in den ursprünglichen Zusammenhang der Thatsachen und die Durchschauung der Sprache, als eines innerlich zusammen-

hangenden Organismus, gewinnen, was alsdann wieder die richtige Würdigung des Einzelnen befördert.

Die Betrachtung des Zusammenhanges der Sprachverschiedenheit und Völkervertheilung mit der Erzeugung der menschlichen Geisteskraft, als einer sich nach und nach in wechselnden Graden und neuen Gestaltungen entwickelnden, insofern sich diese beiden Erscheinungen gegenseitig aufzuhellen vermögen, ist dasjenige, was mich in dieser Schrift beschäftigen wird.

§. 2.

Die genauere Betrachtung des heutigen Zustandes der politischen, künstlerischen und wissenschaftlichen Bildung führt auf eine lange, durch viele Jahrhunderte hinlaufende Kette einander gegenseitig bedingender Ursachen und Wirkungen. Man wird aber bei Verfolgung derselben bald gewahr, dafs darin zwei verschiedenartige Elemente obwalten, mit welchen die Untersuchung nicht auf gleiche Weise glücklich ist. Denn indem man einen Theil der fortschreitenden Ursachen und Wirkungen genügend aus einander zu erklären vermag, so stöfst man, wie dies jeder Versuch einer Culturgeschichte des Menschengeschlechts beweist, von Zeit zu Zeit gleichsam auf Knoten, welche der weiteren Lösung widerstehen. Es liegt dies eben in jener geistigen Kraft, die sich in ihrem Wesen nicht ganz durchdringen und in ihrem Wirken nicht vorher berechnen läfst. Sie tritt mit dem von ihr und um sie Gebildeten zusammen, behandelt und formt es aber nach der in sie gelegten Eigenthümlichkeit. Von jedem grofsen Individuum einer Zeit aus könnte man die weltgeschichtliche beginnen, auf welcher Grundlage es aufgetreten ist und wie die Arbeit der vorausgegangenen Jahrhunderte diese nach und nach aufgebaut hat. Allein die Art, wie dasselbe seine

so bedingte und unterstützte Thätigkeit zu demjenigen gemacht hat, was sein eigenthümliches Gepräge bildet, läfst sich wohl nachweisen, und auch weniger darstellen als empfinden, jedoch nicht wieder aus einem Anderen ableiten. Es ist dies die natürliche und überall wiederkehrende Erscheinung des menschlichen Wirkens. Ursprünglich ist alles in ihm innerlich, die Empfindung, die Begierde, der Gedanke, der Entschlufs, die Sprache und die That. Aber wie das Innerliche die Welt berührt, wirkt es für sich fort, und bestimmt durch die ihm eigne Gestalt anderes, inneres oder äufseres, Wirken. Es bilden sich in der vorrückenden Zeit Sicherungsmittel des zuerst flüchtig Gewirkten, und es geht immer weniger von der Arbeit des verflossenen Jahrhunderts für die folgenden verloren. Dies ist nun das Gebiet, worin die Forschung Stufe nach Stufe verfolgen kann. Es ist aber immer zugleich von der Wirkung neuer und nicht zu berechnender innerlicher Kräfte durchkreuzt; und ohne eine richtige Absonderung und Erwägung dieses doppelten Elementes, von welchem der Stoff des einen so mächtig werden kann, dafs er die Kraft des anderen zu erdrücken Gefahr droht, ist keine wahre Würdigung des Edelsten möglich, was die Geschichte aller Zeiten aufzuweisen hat.

Je tiefer man in die Vorzeit hinabsteigt, desto mehr schmilzt natürlich die Masse des von den auf einander folgenden Geschlechtern fortgetragenen Stoffes. Man begegnet aber auch dann einer andren, die Untersuchung gewissermafsen auf ein neues Feld versetzenden Erscheinung. Die sicheren, durch ihre äufseren Lebenslagen bekannten Individuen stehen seltner und ungewisser vor uns da; ihre Schicksale, ihre Namen selbst, schwanken, ja es wird ungewifs, ob, was man ihnen zuschreibt, allein ihr Werk, oder ihr Name nur der Vereinigungspunkt der Werke Mehrerer ist? sie verlieren sich gleichsam in eine Classe

von Schattengestalten. Dies ist der Fall in Griechenland mit Orpheus und Homer, in Indien mit Manu, Wyâsa, Wâlmiki, und mit andren gefeierten Namen des Alterthums. Die bestimmte Individualität schwindet aber noch mehr, wenn man noch weiter zurückschreitet. Eine so abgerundete Sprache, wie die Homerische, mufs schon lange in den Wogen des Gesanges hin und her gegangen sein, schon Zeitalter hindurch, von denen uns keine Kunde geblieben ist. Noch deutlicher zeigt sich dies an der ursprünglichen Form der Sprachen selbst. Die Sprache ist tief in die geistige Entwickelung der Menschheit verschlungen, sie begleitet dieselbe auf jeder Stufe ihres localen Vor- oder Rückschreitens, und der jedesmalige Culturzustand wird auch in ihr erkennbar. Es giebt aber eine Epoche, in der wir nur sie erblicken, wo sie nicht die geistige Entwickelung blofs begleitet, sondern ganz ihre Stelle einnimmt. Die Sprache entspringt zwar aus einer Tiefe der Menschheit, welche überall verbietet, sie als ein eigentliches Werk und als eine Schöpfung der Völker zu betrachten. Sie besitzt eine sich uns sichtbar offenbarende, wenn auch in ihrem Wesen unerklärliche, Selbstthätigkeit, und ist, von dieser Seite betrachtet, kein Erzeugnifs der Thätigkeit, sondern eine unwillkührliche Emanation des Geistes, nicht ein Werk der Nationen, sondern eine ihnen durch ihr inneres Geschick zugefallene Gabe. Sie bedienen sich ihrer, ohne zu wissen, wie sie dieselbe gebildet haben. Demungeachtet müssen sich die Sprachen doch immer mit und an den aufblühenden Völkerstämmen entwickelt, aus ihrer Geisteseigenthümlichkeit, die ihnen manche Beschränkungen aufgedrückt hat, herausgesponnen haben. Es ist kein leeres Wortspiel, wenn man die Sprache als in Selbstthätigkeit nur aus sich entspringend und göttlich frei, die Sprachen aber als gebunden und von den Nationen, welchen sie an-

gehören, abhängig darstellt. Denn sie sind dann in bestimmte Schranken eingetreten *). Indem Rede und Gesang zuerst frei strömten, bildete sich die Sprache nach dem Maafs der Begeisterung und der Freiheit und Stärke der zusammenwirkenden Geisteskräfte. Dies konnte aber nur von allen Individuen zugleich ausgehn, jeder Einzelne mufste darin von dem Andren getragen werden, da die Begeisterung nur durch die Sicherheit, verstanden und empfunden zu sein, neuen Aufflug gewinnt. Es eröffnet sich daher hier, wenn auch nur dunkel und schwach, ein Blick in eine Zeit, wo für uns die Individuen sich in der Masse der Völker verlieren und wo die Sprache selbst das Werk der intellectuell schaffenden Kraft ist.

§. 3.

In jeder Ueberschauung der Weltgeschichte liegt ein, auch hier angedeutetes Fortschreiten. Es ist jedoch keineswegs meine Absicht, ein System der Zwecke oder bis ins Unendliche gehenden Vervollkommnung aufzustellen; ich befinde mich im Gegentheil hier auf einem ganz verschiedenen Wege. Völker und Individuen wuchern gleichsam, sich vegetativ, wie Pflanzen, über den Erdboden verbreitend, und geniefsen ihr Dasein in Glück und Thätigkeit. Dies, mit jedem Einzelnen hinsterbende Leben geht ohne Rücksicht auf Wirkungen für die folgenden Jahrhunderte ungestört fort; die Bestimmung der Natur, dafs alles, was athmet, seine Bahn bis zum letzten Hauche vollende, der Zweck wohlthätig ordnender Güte, dafs jedes Geschöpf zum Genusse seines Lebens gelange, werden erreicht, und jede neue Generation durchläuft denselben Kreis freudigen oder leidvollen Daseins, gelingender oder gehemmter Thätigkeit.

*) Man vergleiche weiter unten §§. 6. 7. 22.

Wo aber der Mensch auftritt, wirkt er menschlich, verbindet sich gesellig, macht Einrichtungen, giebt sich Gesetze; und wo dies auf unvollkommnere Weise geschehen ist, verpflanzen das an andren Orten besser Gelungene hinzukommende Individuen oder Völkerhaufen dahin. So ist mit dem Entstehen des Menschen auch der Keim der Gesittung gelegt und wächst mit seinem sich fortentwickelnden Dasein. Diese Vermenschlichung können wir in steigenden Fortschritten wahrnehmen, ja es liegt theils in ihrer Natur selbst, theils in dem Umfange, zu welchem sie schon gediehen ist, dafs ihre weitere Vervollkommnung kaum wesentlich gestört werden kann.

In den beiden hier ausgeführten Punkten liegt eine nicht zu verkennende Planmäfsigkeit; sie wird auch in andren, wo sie uns nicht auf diese Weise entgegentritt, vorhanden sein. Sie darf aber nicht vorausgesetzt werden, wenn nicht ihr Aufsuchen die Ergründung der Thatsachen irre führen soll. Dasjenige, wovon wir hier eigentlich reden, läfst sich am wenigsten ihr unterwerfen. Die Erscheinung der geistigen Kraft des Menschen in ihrer verschiedenartigen Gestaltung bindet sich nicht an Fortschritte der Zeit und an Sammlung der Gegebenen. Ihr Ursprung ist ebenso wenig zu erklären, als ihre Wirkung zu berechnen, und das Höchste in dieser Gattung ist nicht gerade das Späteste in der Erscheinung. Will man daher hier den Bildungen der schaffenden Natur nachspähen, so mufs man ihr nicht Ideen unterschieben, sondern sie nehmen, wie sie sich zeigt. In allen ihren Schöpfungen bringt sie eine gewisse Zahl von Formen hervor, in welchen sich das ausspricht, was von jeder Gattung zur Wirklichkeit gediehen ist und zur Vollendung ihrer Idee genügt. Man kann nicht fragen, warum es nicht mehr oder andere Formen giebt? es sind nun einmal nicht andere vorhanden, — würde die

einzige naturgemäfsige Antwort sein. Man kann aber nach dieser Ansicht, was in der geistigen und körperlichen Natur lebt, als die Wirkung einer zum Grunde liegenden, sich nach uns unbekannten Bedingungen entwickelnden Kraft ansehen. Wenn man nicht auf alle Entdeckung eines Zusammenhanges der Erscheinungen im Menschengeschlecht Verzicht leisten will, mufs man doch auf irgend eine selbstständige und ursprüngliche, nicht selbst wieder bedingt und vorübergehend erscheinende Ursach zurückkommen. Dadurch aber wird man am natürlichsten auf ein inneres, sich in seiner Fülle frei entwickelndes Lebensprincip geführt, dessen einzelne Entfaltungen darum nicht in sich unverknüpft sind, weil ihre äufseren Erscheinungen isolirt dastehen. Diese Ansicht ist gänzlich von der der Zwecke verschieden, da sie nicht nach einem gesteckten Ziele hin, sondern von einer, als unergründlich anerkannten Ursache ausgeht. Sie nun ist es, welche mir allein auf die verschiedenartige Gestaltung der menschlichen Geisteskraft anwendbar scheint: da, wenn es erlaubt ist so abzutheilen, durch die Kräfte der Natur und das gleichsam mechanische Fortbilden der menschlichen Thätigkeit die gewöhnlichen Forderungen der Menschheit befriedigend erfüllt werden, aber das durch keine eigentlich genügende Herleitung erklärbare Auftauchen gröfserer Individualität in Einzelnen und in Völkermassen dann wieder plötzlich und unvorhergesehen in jenen sichtbarer durch Ursach und Wirkung bedingten Weg eingreift.

Dieselbe Ansicht ist nun natürlich gleich anwendbar auf die Hauptwirksamkeiten der menschlichen Geisteskraft, namentlich, wobei wir hier stehen bleiben wollen, auf die Sprache. Ihre Verschiedenheit läfst sich als das Streben betrachten, mit welchem die in den Menschen allgemein gelegte Kraft der Rede, begünstigt oder gehemmt durch die

den Völkern beiwohnende Geisteskraft, mehr oder weniger glücklich hervorbricht.

Denn wenn man die Sprachen genetisch als eine auf einen bestimmten Zweck gerichtete Geistesarbeit betrachtet, so fällt es von selbst in die Augen, dafs dieser Zweck in niedrigerem oder höherem Grade erreicht werden kann; ja es zeigen sich sogar die verschiedenen Hauptpunkte, in welchen diese Ungleichheit der Erreichung des Zweckes bestehen wird. Das bessere Gelingen kann nämlich in der Stärke und Fülle der auf die Sprache wirkenden Geisteskraft überhaupt, dann aber auch in der besonderen Angemessenheit derselben zur Sprachbildung liegen: also z. B. in der besonderen Klarheit und Anschaulichkeit der Vorstellungen, in der Tiefe der Eindringung in das Wesen eines Begriffs, um aus demselben gleich das am meisten bezeichnende Merkmal loszureifsen, in der Geschäftigkeit und der schaffenden Stärke der Phantasie, in dem richtig empfundenen Gefallen an Harmonie und Rhythmus der Töne, wohin also auch Leichtigkeit und Gewandtheit der Lautorgane und Schärfe und Feinheit des Ohres gehören. Ferner aber ist auch die Beschaffenheit des überkommenen Stoffs und der geschichtlichen Mitte zu beachten, in welcher sich, zwischen einer auf sie einwirkenden Vorzeit und den in ihr selbst ruhenden Keimen fernerer Entwickelung, eine Nation in der Epoche einer bedeutenden Sprachumgestaltung befindet. Es giebt auch Dinge in den Sprachen, die sich in der That nur nach dem auf sie gerichteten Streben, nicht gleich gut nach den Erfolgen dieses Strebens, beurtheilen lassen. Denn nicht immer gelingt es den Sprachen, ein, auch noch so klar in ihnen angedeutetes Streben vollständig durchzuführen. Hierhin gehört z. B. die ganze Frage über Flexion und Agglutination, über welche sehr viel Mifsverständnifs geherrscht hat, und noch fortwährend

herrscht. Dafs nun Nationen von glücklicheren Gaben und unter günstigeren Umständen vorzüglichere Sprachen, als andere, besitzen, liegt in der Natur der Sache selbst. Wir werden aber auch auf die eben angeregte tiefer liegende Ursach geführt. Die Hervorbringung der Sprache ist ein inneres Bedürfnifs der Menschheit, nicht blofs ein äufserliches zur Unterhaltung gemeinschaftlichen Verkehrs, sondern ein in ihrer Natur selbst liegendes, zur Entwickelung ihrer geistigen Kräfte und zur Gewinnung einer Weltanschauung, zu welcher der Mensch nur gelangen kann, indem er sein Denken an dem gemeinschaftlichen Denken mit Anderen zur Klarheit und Bestimmtheit bringt, unentbehrliches. Sieht man nun, wie man kaum umhin kann zu thun, jede Sprache als einen Versuch, und wenn man die Reihe aller Sprachen zusammennimmt, als einen Beitrag zur Ausfüllung dieses Bedürfnisses an; so läfst sich wohl annehmen, dafs die sprachbildende Kraft in der Menschheit nicht ruht, bis sie, sei es einzeln, sei es im Ganzen, das hervorgebracht hat, was den zu machenden Forderungen am meisten und am vollständigsten entspricht. Es kann sich also, im Sinne dieser Voraussetzung, auch unter Sprachen und Sprachstämmen, welche keinen geschichtlichen Zusammenhang verrathen, ein stufenweis verschiedenes Vorrücken des Princips ihrer Bildung auffinden lassen. Wenn dies aber der Fall ist, so mufs dieser Zusammenhang äufserlich nicht verbundener Erscheinungen in einer allgemeinen inneren Ursach liegen, welche nur die Entwickelung der wirkenden Kraft sein kann. Die Sprache ist eine der Seiten, von welchen aus die allgemeine menschliche Geisteskraft in beständig thätige Wirksamkeit tritt. Anders ausgedrückt, erblickt man darin das Streben, der Idee der Sprachvollendung Dasein in der Wirklichkeit zu gewinnen. Diesem Streben nachzugehen und dasselbe darzu-

stellen, ist das Geschäft des Sprachforschers in seiner letzten, aber einfachsten Auflösung.*) Das Sprachstudium bedarf übrigens dieser, vielleicht zu hypothetisch scheinenden Ansicht durchaus nicht als einer Grundlage. Allein es kann und mufs dieselbe als eine Anregung benutzen, zu versuchen, ob sich in den Sprachen ein solches stufenweis fortschreitendes Annähern an die Vollendung ihrer Bildung entdecken läfst. Es könnte nämlich eine Reihe von Sprachen einfacheren und zusammengesetzteren Baues geben, welche, bei der Vergleichung mit einander, in den Principien ihrer Bildung eine fortschreitende Annäherung an die Erreichung des gelungensten Sprachbaues verriethen. Der Organismus dieser Sprachen müfste dann, selbst bei verwickelten Formen, in Consequenz und Einfachheit die Art ihres Strebens nach Sprachvollendung leichter erkennbar, als es in andern der Fall ist, an sich tragen. Das Fortschreiten auf diesem Wege würde sich in solchen Sprachen vorzüglich zuerst in der Geschiedenheit und vollendeten Articulation ihrer Laute, daher in der davon abhängigen Bildung der Sylben, der reinen Sonderung derselben in ihre Elemente, und im Baue der einfachsten Wörter finden; ferner in der Behandlung der Wörter, als Lautganzer, um dadurch wirkliche Worteinheit, entsprechend der Begriffseinheit, zu erhalten; endlich in der angemefsnen Scheidung desjenigen, was in der Sprache selbstständig und was nur, als Form, am Selbstständigen erscheinen soll: wozu natürlich ein Verfahren erfordert wird, das in der Sprache blofs an einander Geheftete von dem symbolisch Verschmolznen zu unterscheiden. In dieser Be-

*) Man vergleiche meine Abhandlung über die Aufgabe des Geschichtsschreibers in den Abhandlungen der historisch-philologischen Classe der Berliner Akademie 1820—1821. S. 322. (Gesammelte Werke Bd. I. S. 24.)

trachtung der Sprachen sondre ich aber die Veränderungen, die sich in jeder, ihren Schicksalen nach, aus einander entwickeln lassen, gänzlich von ihrer für uns ersten, ursprünglichen Form ab. Der Kreis dieser Urformen scheint geschlossen zu sein, und in der Lage, in der wir die Entwickelung der menschlichen Kräfte jetzt finden, nicht wiederkehren zu können. Denn so innerlich auch die Sprache durchaus ist, so hat sie dennoch zugleich ein unabhängiges, äufseres, gegen den Menschen selbst Gewalt übendes Dasein. Die Entstehung solcher Urformen würde daher eine Geschiedenheit der Völker voraussetzen, die sich jetzt, und vorzüglich verbunden mit regerer Geisteskraft, nicht mehr denken läfst, wenn auch nicht, was noch wahrscheinlicher ist, dem Hervorbrechen neuer Sprachen überhaupt eine bestimmte Epoche im Menschengeschlechte, wie im einzelnen Menschen, angewiesen war.

§. 4.

Die aus ihrer inneren Tiefe und Fülle in den Lauf der Weltbegebenheiten eingreifende Geisteskraft ist das wahrhaft schaffende Princip in dem verborgenen und gleichsam geheimnifsvollen Entwickelungsgange der Menschheit, von dem ich oben, im Gegensatz mit dem offenbaren, sichtbar durch Ursach und Wirkung verketteten, gesprochen habe. Es ist die ausgezeichnete, den Begriff menschlicher Intellectualität erweiternde Geisteseigenthümlichkeit, welche unerwartet und in dem Tiefsten ihrer Erscheinung unerklärbar hervortritt. Sie unterscheidet sich besonders dadurch, dafs ihre Werke nicht blofs Grundlagen werden, auf denen man fortbauen kann, sondern zugleich den wieder entzündenden Hauch in sich tragen, der sie erzeugt. Sie pflanzen Leben fort, weil sie aus vollem Leben hervorgehn. Denn die sie hervorbringende Kraft wirkt mit der Spannung ihres ganzen

Strebens und in ihrer vollen Einheit, zugleich aber wahrhaft schöpferisch, ihr eignes Erzeugen als ihr selbst unerklärliche Natur betrachtend; sie hat nicht blofs zufällig Neues ergriffen oder blofs an bereits Bekanntes angeknüpft. So entstand die Aegyptische plastische Kunst, der es gelang, die menschliche Gestalt aus dem organischen Mittelpunkt ihrer Verhältnisse heraus aufzubauen, und die dadurch zuerst ihren Werken das Gepräge ächter Kunst aufdrückte. In dieser Art tragen, bei sonst naher Verwandtschaft, Indische Poesie und Philosophie und das classische Alterthum einen verschiedenen Charakter an sich, und in dem letzteren wiederum Griechische und Römische Denkweise und Darstellung. Ebenso entsprang in späterer Zeit aus der Romanischen Poesie und dem geistigen Leben, das sich mit dem Untergange der Römischen Sprache plötzlich in dem nun selbstständig gewordenen Europäischen Abendlande entwickelte, der hauptsächlichste Theil der modernen Bildung. Wo solche Erscheinungen nicht auftraten, oder durch widrige Umstände erstickt wurden, da vermochte auch das Edelste, einmal in seinem natürlichen Gange gehemmt, nicht wieder grofses Neues zu gestalten, wie wir es an der Griechischen Sprache und so vielen Ueberresten Griechischer Kunst in dem Jahrhunderte lang, ohne seine Schuld, in Barberei gehaltenen Griechenland sehen. Die alte Form der Sprache wird dann zerstückt und mit Fremdem vermischt, ihr wahrer Organismus zerfällt, und die gegen ihn andringenden Kräfte vermögen nicht ihn zum Beginnen einer neuen Bahn umzuformen und ihm ein neu begeisterndes Lebensprincip einzuhauchen. Zur Erklärung aller solcher Erscheinungen lassen sich begünstigende und hemmende, vorbereitende und verzögernde Umstände nachweisen. Der Mensch knüpft immer an Vorhandenes an. Bei jeder Idee, deren Entdeckung oder Ausführung dem menschlichen

Bestreben einen neuen Schwung verleiht, läfst sich durch scharfsinnige und sorgfältige Forschung zeigen, wie sie schon früher und nach und nach wachsend in den Köpfen vorhanden gewesen. Wenn aber der anfachende Odem des Genies in Einzelnen oder Völkern fehlt, so schlägt das Helldunkel dieser glimmenden Kohlen nie in leuchtende Flammen auf. Wie wenig auch die Natur dieser schöpferischen Kräfte sie eigentlich zu durchschauen gestattet, so bleibt doch so viel offenbar, dafs in ihnen immer ein Vermögen obwaltet, den gegebenen Stoff von innen heraus zu beherrschen, in Ideen zu verwandeln oder Ideen unterzuordnen. Schon in seinen frühesten Zuständen geht der Mensch über den Augenblick der Gegenwart hinaus, und bleibt nicht bei blofs sinnlichem Genusse. Bei den rohesten Völkerhorden finden sich Liebe zum Putz, Tanz, Musik und Gesang, dann aber auch Ahndungen überirdischer Zukunft, darauf gegründete Hoffnungen und Besorgnisse, Ueberlieferungen und Mährchen, die gewöhnlich bis zur Entstehung des Menschen und seines Wohnsitzes hinabsteigen. Je kräftiger und heller die nach ihren Gesetzen und Anschauungsformen selbstthätig wirkende Geisteskraft ihr Licht in diese Welt der Vorzeit und Zukunft ausgiefst, mit welcher der Mensch sein augenblickliches Dasein umgiebt, desto reiner und mannigfaltiger zugleich gestaltet sich die Masse. So entsteht die Wissenschaft und die Kunst, und immer ist daher das Ziel des sich entwickelnden Fortschreitens des Menschengeschlechts die Verschmelzung des aus dem Innern selbstthätig Erzeugten mit dem von aufsen Gegebenen, jedes in seiner Reinheit und Vollständigkeit aufgefafst und in der Unterordnung verbunden, welche das jedesmalige Bestreben, seiner Natur nach, erheischt.

Wie wir aber hier die geistige Individualität als etwas Vorzügliches und Ausgezeichnetes dargestellt haben,

so kann und so mufs man sogar dieselbe, auch wo sie die höchste Stufe erreicht hat, doch zugleich wieder als eine Beschränkung der allgemeinen Natur, eine Bahn, in welche der Einzelne eingezwängt ist, ansehen, da jede Eigenthümlichkeit dies nur durch ein vorherrschendes und daher ausschliefsendes Princip zu sein vermag. Aber gerade auch durch die Einengung wird die Kraft erhöht und gespannt, und die Ausschliefsung kann dennoch dergestalt von einem Princip der Totalität geleitet werden, dafs mehrere solche Eigenthümlichkeiten sich wieder in ein Ganzes zusammenfügen. Hierauf beruht in ihren innersten Gründen jede höhere Menschenverbindung in Freundschaft, Liebe oder grofsartigem dem Wohl des Vaterlandes und der Menschheit gewidmetem Zusammenstreben. Ohne die Betrachtung weiter zu verfolgen, wie gerade die Beschränkung der Individualität dem Menschen den einzigen Weg eröffnet, der unerreichbaren Totalität immer näher zu kommen, genügt es mir hier, nur darauf aufmerksam zu machen, dafs die Kraft, die den Menschen eigentlich zum Menschen macht, und also die schlichte Definition seines Wesens ist, in ihrer Berührung mit der Welt, in dem, wenn der Ausdruck erlaubt ist, vegetativen und sich auf gegebener Bahn gewissermafsen mechanisch fortentwickelnden Leben des Menschengeschlechts, in einzelnen Erscheinungen sich selbst und ihre vielfältigen Bestrebungen in neuen, ihren Begriff erweiternden Gestalten offenbart. So war z. B. die Erfindung der Algebra eine solche neue Gestaltung in der mathematischen Richtung des menschlichen Geistes, und so lassen sich ähnliche Beispiele in jeder Wissenschaft und Kunst nachweisen. In der Sprache werden wir sie weiter unten ausführlicher aufsuchen.

Sie beschränken sich aber nicht auf die Denk- und Darstellungsweise, sondern finden sich auch ganz vorzüg-

lich in der Charakterbildung. Denn was aus dem Ganzen der menschlichen Kraft hervorgeht, darf nicht ruhen, ehe es nicht wieder in die ganze zurückkehrt, und die Gesammtheit der inneren Erscheinung, Empfindung und Gesinnung, verbunden mit der von ihr durchstrahlten äufseren, mufs wahrnehmen lassen, dafs sie, vom Einflusse jener erweiterten einzelnen Bestrebungen durchdrungen, auch die ganze menschliche Natur in erweiterter Gestalt offenbart. Gerade daraus entspringt die allgemeinste und das Menschengeschlecht am würdigsten emporhebende Wirkung. Gerade die Sprache aber, der Mittelpunkt, in welchem sich die verschiedensten Individualitäten durch Mittheilung äufserer Bestrebungen und innerer Wahrnehmungen vereinigen, steht mit dem Charakter in der engsten und regsten Wechselwirkung. Die kraftvollsten und die am leisesten berührbaren, die eindringendsten und die am fruchtbarsten in sich lebenden Gemüther giefsen in sie ihre Stärke und Zartheit, ihre Tiefe und Innerlichkeit, und sie schickt zur Fortbildung der gleichen Stimmungen die verwandten Klänge aus ihrem Schoofse herauf. Der Charakter, je mehr er sich veredelt und verfeinert, ebnet und vereinigt die einzelnen Seiten des Gemüths und giebt ihnen, gleich der bildenden Kunst, eine in ihrer Einheit zu fassende, aber den jedesmaligen Umrifs immer reiner aus dem Innern hervorbildende Gestalt. Diese Gestaltung ist aber die Sprache durch die feine, oft im Einzelnen unsichtbare, aber in ihr ganzes wundervolles symbolisches Gewebe verflochtene Harmonie darzustellen und zu befördern geeignet. Die Wirkungen der Charakterbildung sind nur ungleich schwerer zu berechnen als die der blofs intellectuellen Fortschritte, da sie grofsentheils auf den geheimnifsvollen Einflüssen beruhen, durch welche eine Generation mit der anderen zusammenhängt.

Es giebt also in dem Entwickelungsgange des Men-

schengeschlechts Fortschritte, die nur erreicht werden, weil eine ungewöhnliche Kraft unerwartet ihren Aufflug bis dahin nimmt. Fälle, wo man an die Stelle gewöhnlicher Erklärung der hervorgebrachten Wirkung die Annahme einer ihr entsprechenden Kraftäußerung setzen muß. Alles geistige Vorrücken kann nur aus innerer Kraftäußerung hervorgehen, und hat insofern immer einen verborgenen und, weil er selbstthätig ist, unerklärlichen Grund. Wenn aber diese innere Kraft plötzlich aus sich selbst hervor so mächtig schafft, daß sie durch den bisherigen Gang gar nicht dahin geführt werden konnte, so hört eben dadurch alle Möglichkeit der Erklärung von selbst auf. Ich wünsche diese Sätze bis zur Ueberzeugung deutlich gemacht zu haben, weil sie in der Anwendung wichtig sind. Denn es folgt nun von selbst, [illegible], wo sich gesteigerte Erscheinungen derselben Bestrebung wahrnehmen lassen, wenn es nicht die Thatsachen unabweislich verlangen, kein allmäliges Fortschreiten vorausgesetzt werden darf, da jede bedeutende Steigerung vielmehr einer eigenthümlich schaffenden Kraft angehört. Ein Beispiel kann der Bau der Chinesischen und der Sanskrit-Sprache liefern. Es ließe sich wohl hier ein allmäliger Fortgang von dem einen zum anderen denken. Wenn man aber das Wesen der Sprache überhaupt und dieser beiden insbesondere wahrhaft fühlt, wenn man bis zu dem Punkte der Verschmelzung des Gedanken mit dem Laute in beiden vordringt, so entdeckt man in ihm das von innen heraus schaffende Princip ihres verschiedenen Organismus. Man wird alsdann, die Möglichkeit allmäliger Entwickelung einer aus der andren aufgebend, jeder ihren eignen Grund in dem Geiste der Volksstämme anweisen, und nur in dem allgemeinen Triebe der Sprachentwickelung, also nur ideal, sie als Stufen gelungener Sprachbildung betrachten. Durch die Verabsäumung

der hier aufgestellten sorgfältigen Trennung des zu berechnenden stufenartigen und des nicht vorauszusehenden unmittelbar schöpferischen Fortschreitens der menschlichen Geisteskraft verbannt man ganz eigentlich aus der Weltgeschichte die Wirkungen des Genies, das sich ebensowohl in einzelnen Momenten in Völkern als in Individuen offenbart.

Man läuft aber auch Gefahr, die verschiedenen Zustände der menschlichen Gesellschaft unrichtig zu würdigen. So wird der Civilisation und der Cultur oft zugeschrieben, was aus ihnen durchaus nicht hervorgehen kann, sondern durch eine Kraft gewirkt wird, welcher sie selbst ihr Dasein verdanken.

In Absicht der Sprachen ist es eine ganz gewöhnliche Vorstellung, alle ihre Vorzüge und jede Erweiterung ihres Gebiets ihnen beizumessen, gleichsam als käme es nur auf den Unterschied gebildeter und ungebildeter Sprachen an. Zieht man die Geschichte zu Rathe, so bestätigt sich eine solche Macht der Civilisation und Cultur über die Sprache keineswegs. Java erhielt höhere Civilisation und Cultur offenbar von Indien aus, und beide in bedeutendem Grade; aber darum änderte die einheimische Sprache nicht ihre unvollkommnere und den Bedürfnissen des Denkens weniger angemefsne Form, sondern beraubte vielmehr das so ungleich edlere Sanskrit der seinigen, um es in die ihrige zu zwängen. Auch Indien selbst, mochte es noch so früh und nicht durch fremde Mittheilung civilisirt sein, erhielt seine Sprache nicht dadurch; sondern das tief aus dem ächtesten Sprachsinn geschöpfte Princip derselben flofs, wie jene Civilisation selbst, aus der genialischen Geistesrichtung des Volks. Darum stehen auch Sprache und Civilisation durchaus nicht immer im gleichen Verhältnifs zu einander. Peru war, welchen Zweig seiner Einrichtungen unter den Incas man betrachten mag, leicht das am meisten civilisirte Land

in Amerika; gewifs wird aber kein Sprachkenner der allgemeinen Peruanischen Sprache, die man durch Kriege und Eroberungen auszubreiten versuchte, ebenso den Vorzug vor den übrigen des neuen Welttheils einräumen. Sie steht namentlich der Mexicanischen, meiner Ueberzeugung zufolge, bedeutend nach. Auch angeblich rohe und ungebildete Sprachen können hervorstechende Trefflichkeiten in ihrem Baue besitzen und besitzen dieselben wirklich, und es wäre nicht unmöglich, dafs sie darin höher gebildete überträfen. Schon die Vergleichung der Barmanischen, in welche das Pali unläugbar einen Theil Indischer Cultur verwebt hat, mit der Delaware-Sprache, geschweige denn mit der Mexicanischen, dürfte das Urtheil über den Vorzug der letzteren kaum zweifelhaft lassen.

Die Sache ist aber zu wichtig, um sie nicht näher und aus ihren innern Gründen zu erörtern. Insofern Civilisation und Cultur den Nationen ihnen vorher unbekannte Begriffe aus der Fremde zuführen oder aus ihrem Innern entwickeln, ist jene Ansicht auch von einer Seite unläugbar richtig. Das Bedürfnifs eines Begriffs und seine daraus entstehende Verdeutlichung mufs immer dem Worte, das blofs der Ausdruck seiner vollendeten Klarheit ist, vorausgehn. Wenn man aber bei dieser Ansicht einseitig stehen bleibt und die Unterschiede in den Vorzügen der Sprachen allein auf diesem Wege zu entdecken glaubt, so verfällt man in einen, der wahren Beurtheilung der Sprache verderblichen Irrthum. Es ist schon an sich sehr mifslich, den Kreis der Begriffe eines Volks in einer bestimmten Epoche aus seinem Wörterbuche beurtheilen zu wollen. Ohne hier die offenbare Unzweckmäfsigkeit zu rügen, dies nach den unvollständigen und zufälligen Wörtersammlungen zu versuchen, die wir von so vielen Aufser-Europäischen Nationen besitzen, mufs es schon von selbst in die Augen fallen, dafs eine grofse

Zahl, besonders unsinnlicher Begriffe, auf die sich jene Behauptungen vorzugsweise beziehen, durch uns ungewöhnliche und daher unbekannte Metaphern, oder auch durch Umschreibungen ausgedrückt sein können. Es liegt aber, und dies ist hier bei weitem entscheidender, auch sowohl in den Begriffen als in der Sprache jedes, noch so ungebildeten Volkes eine, dem Umfange der unbeschränkten menschlichen Bildungsfähigkeit entsprechende Totalität, aus welcher sich alles Einzelne, was die Menschheit umfaßt, ohne fremde Beihülfe, schöpfen läßt; und man kann der Sprache nicht fremd nennen, was die auf diesen Punkt gerichtete Aufmerksamkeit unfehlbar in ihrem Schoofse antrifft. Einen factischen Beweis hiervon liefern solche Sprachen uncultivirter Nationen, welche, wie z. B. die Philippinischen und Amerikanischen, lange von Missionaren bearbeitet worden sind. Auch sehr abstracte Begriffe findet man in ihnen, ohne die Hinzukunft fremder Ausdrücke, bezeichnet. Es wäre allerdings interessant, zu wissen, wie die Eingebornen diese Wörter verstehen. Da sie aber aus Elementen ihrer Sprache gebildet sind, so müssen sie nothwendig mit ihnen irgend einen analogen Sinn verbinden. Worin jedoch jene eben erwähnte Ansicht hauptsächlich irre führt, ist, daſs sie die Sprache viel zu sehr als ein räumliches, gleichsam durch Eroberungen von aufsen her zu erweiterndes Gebiet betrachtet und dadurch ihre wahre Natur in ihrer wesentlichsten Eigenthümlichkeit verkennt. Es kommt nicht gerade darauf an, wie viele Begriffe eine Sprache mit eignen Wörtern bezeichnet. Dies findet sich von selbst, wenn sie sonst den wahren, ihr von der Natur vorgezeichneten Weg verfolgt; und es ist nicht dies die Seite, von welcher sie zuerst beurtheilt werden muſs. Ihre eigentliche und wesentliche Wirksamkeit im Menschen geht auf seine denkende und im Denken schöpferische Kraft selbst,

und ist in viel tieferem Sinne immanent und constitutiv. Ob und inwiefern sie die Deutlichkeit und richtige Anordnung der Begriffe befördert oder ihr Schwierigkeiten in den Weg legt? den aus der Weltansicht in die Sprache übergetragenen Vorstellungen die ihnen beiwohnende sinnliche Anschaulichkeit erhält? durch den Wohllaut ihrer Töne harmonisch und besänftigend, und wieder energisch und erhebend, auf die Empfindung und die Gesinnung einwirkt? darin und in vielen andren solchen Stimmungen der ganzen Denkweise und Sinnesart liegt dasjenige, was ihre wahren Vorzüge ausmacht und ihren Einfluss auf die Geistesentwickelung bestimmt. Dies aber beruht auf der Gesammtheit ihrer ursprünglichen Anlagen, auf ihrem organischen Bau, ihrer individuellen Form. Auch hieran gehen die selbst erst spät eintretende Civilisation und Cultur nicht fruchtlos vorüber. Durch den Gebrauch zum Ausdruck erweiterter und veredelter Ideen gewinnt die Deutlichkeit und die Präcision der Sprache, die Anschaulichkeit läutert sich in einer auf höhere Stufe gestiegenen Phantasie, und der Wohllaut gewinnt vor dem Urtheile und den erhöheten Forderungen eines geübteren Ohrs. Allein dies ganze Fortschreiten gesteigerter Sprachbildung kann sich nur in den Gränzen fortbewegen, welche ihr die ursprüngliche Sprachanlage vorschreibt. Eine Nation kann eine unvollkommnere Sprache zum Werkzeuge einer Ideenerzeugung machen, zu welcher sie die ursprüngliche Anregung nicht gegeben haben würde; sie kann aber die inneren Beschränkungen nicht aufheben, die einmal tief in ihr gegründet sind. Insofern bleibt auch die höchste Ausbildung unwirksam. Selbst was die Folgezeit von aufsen hinzufügt, eignet sich die ursprüngliche Sprache an und modificirt es nach ihren Gesetzen.

Von dem Standpunkt der inneren Geisteswürdigung aus kann man auch Civilisation und Cultur nicht als den Gipfel

ansehen, zu welchem der menschliche Geist sich zu erheben vermag. Beide sind in der neuesten Zeit bis auf den höchsten Punkt und zu der grösten Allgemeinheit gediehen. Ob aber darum zugleich die innere Erscheinung der menschlichen Natur, wie wir sie z. B. in einigen Epochen des Alterthums erblicken, auch gleich häufig und mächtig, oder gar in gesteigerten Graden zurückgekehrt ist? dürfte man schon schwerlich mit gleicher Sicherheit behaupten wollen, und noch weniger, ob dies gerade in den Nationen der Fall gewesen ist, welchen die Verbreitung der Civilisation und einer gewissen Cultur am meisten verdankt?

Die Civilisation ist die Vermenschlichung der Völker in ihren äufseren Einrichtungen und Gebräuchen und der darauf Bezug habenden inneren Gesinnung. Die Cultur fügt dieser Veredlung des gesellschaftlichen Zustandes Wissenschaft und Kunst hinzu. Wenn wir aber in unserer Sprache Bildung sagen, so meinen wir damit etwas zugleich Höheres und mehr Innerliches, nämlich die Sinnesart, die sich aus der Erkenntnifs und dem Gefühle des gesammten geistigen und sittlichen Strebens harmonisch auf die Empfindung und den Charakter ergiefst.

Die Civilisation kann aus dem Inneren eines Volkes hervorgehen, und zeugt alsdann von jener, nicht immer erklärbaren Geisteserhebung. Wenn sie dagegen aus der Fremde in eine Nation verpflanzt wird, verbreitet sie sich schneller, durchdringt auch vielleicht mehr alle Verzweigungen des geselligen Zustandes, wirkt aber auf Geist und Charakter nicht gleich energisch zurück. Es ist ein schönes Vorrecht der neuesten Zeit, die Civilisation in die entferntesten Theile der Erde zu tragen, dies Bemühen an jede Unternehmung zu knüpfen, und hierauf, auch fern von anderen Zwecken, Kraft und Mittel zu verwenden. Das hierin waltende Princip allgemeiner Humanität ist ein Fortschritt,

zu dem sich erst unsere Zeit wahrhaft emporgeschwungen hat, und alle grofsen Erfindungen der letzten Jahrhunderte streben dahin zusammen es zur Wirklichkeit zu bringen. Die Colonien der Griechen und Römer waren hierin weit weniger wirksam. Es lag dies allerdings in der Entbehrung so vieler äufserer Mittel der Länderverknüpfung und der Civilisirung selbst. Es fehlte ihnen aber auch das innere Princip, aus dem allein diesem Streben das wahre Leben erwachsen kann. Sie besafsen einen klaren und tief in ihre Empfindung und Gesinnung verwebten Begriff hoher und edler menschlicher Individualität; aber der Gedanke, den Menschen blofs darum zu achten, weil er Mensch ist, hatte nie Geltung in ihnen erhalten, und noch viel weniger das Gefühl daraus entspringender Rechte und Verpflichtungen. Dieser wichtige Theil allgemeiner Gesittung war dem Gange ihrer zu nationellen Entwickelung fremd geblieben. Selbst in ihren Colonien vermischten sie sich wohl weniger mit den Eingebornen als sie dieselben nur aus ihren Gränzen zurückdrängten; aber ihre Pflanzvölker selbst bildeten sich in den veränderten Umgebungen verschieden aus, und so entstanden, wie wir an Grofs-Griechenland, Sicilien und Iberien sehen, in entfernten Ländern neue Völkergestaltungen in Charakter, politischer Gesinnung und wissenschaftlicher Entwickelung. Ganz vorzugsweise verstanden es die Indier, die eigene Kraft der Völker, denen sie sich beigesellten, anzufachen und fruchtbar zu machen. Der Indische Archipel und gerade Java geben uns hiervon einen merkwürdigen Beweis. Denn wir sehen da, indem wir auf Indisches stofsen, auch gewöhnlich, wie das Einheimische sich dessen bemächtigte und darauf fortbaute. Zugleich mit ihren vollkommneren äufseren Einrichtungen, ihrem gröfseren Reichthum an Mitteln zu erhöhetem Lebensgenufs, ihrer Kunst und Wissenschaft, trugen die Indischen Ansiedler

auch den lebendigen Hauch in die Fremde hinüber, durch dessen beseelende Kraft sich bei ihnen selbst dies erst gestaltet hatte. Alle einzelnen geselligen Bestrebungen waren bei den Alten noch nicht so geschieden als bei uns; sie konnten, was sie besafsen, viel weniger ohne den Geist mittheilen, der es geschaffen hatte. Weil sich dies jetzt bei uns durchaus anders verhält, und eine in unsrer eignen Civilisation liegende Gewalt uns immer bestimmter in dieser Richtung forttreibt, so bekommen unter unserem Einfluss die Völker eine viel gleichförmigere Gestalt, und die Ausbildung der originellen Volkseigenthümlichkeit wird oft, auch da, wo sie vielleicht statt gefunden hätte, im Aufkeimen erstickt.

§. 5.

Wir haben in dem Ueberblick der geistigen Entwicklung des Menschengeschlechts bis hierher dieselbe in ihrer Folge durch die verschiedenen Generationen hindurch betrachtet und darin vier sie hauptsächlich bestimmende Momente bezeichnet: das ruhige Leben der Völker nach den natürlichen Verhältnissen ihres Daseins auf dem Erdboden; ihre bald durch Absicht geleitete, oder aus Leidenschaft und innerem Drange entspringende, bald ihnen gewaltsam abgenöthigte Thätigkeit in Wanderungen, Kriegen u. s. f.; die Reihe geistiger Fortschritte, welche sich gegenseitig als Ursachen und Wirkungen an einander ketten; endlich die geistigen Erscheinungen, die nur in der Kraft ihre Erklärung finden, welche sich in ihnen offenbart. Es bleibt uns jetzt die zweite Betrachtung, wie jene Entwicklung in jeder einzelnen Generation bewirkt wird, welche den Grund ihres jedesmaligen Fortschrittes enthält.

Die Wirksamkeit des Einzelnen ist immer eine abgebrochene, aber, dem Anschein nach, und bis auf einen

gewissen Punkt auch in Wahrheit, eine sich mit der des ganzen Geschlechts in derselben Richtung bewegende, da sie, als bedingt und wieder bedingend, in ungetrenntem Zusammenhange mit der vergangenen und nachfolgenden Zeit steht. In anderer Rücksicht aber, und ihrem tiefer durchschauten Wesen nach, ist die Richtung des Einzelnen gegen die des ganzen Geschlechts doch eine divergirende, so dafs das Gewebe der Weltgeschichte, insofern sie den inneren Menschen betrifft, aus diesen beiden, einander durchkreuzenden, aber zugleich sich eng verkettenden Richtungen besteht. Die Divergenz ist unmittelbar daran sichtbar, dafs die Schicksale des Geschlechts, unabhängig von dem Hinschwinden der Generationen, ungetrennt fortgehen: wechselnd, aber, soviel wir es übersehen können, doch im Ganzen in steigender Vollkommenheit, der Einzelne dagegen nicht blofs, und oft unerwartet mitten in seinem bedeutendsten Wirken, von allem Antheil an jenen Schicksalen ausscheidet, sondern auch darum, seinem inneren Bewufstsein, seinen Ahndungen und Ueberzeugungen nach, doch nicht am Ende seiner Laufbahn zu stehen glaubt. Er sieht also diese als von dem Gange jener Schicksale abgesondert an, und es entsteht in ihm, auch schon im Leben, ein Gegensatz der Selbstbildung und derjenigen Weltgestaltung, mit der jeder in seinem Kreise in die Wirklichkeit eingreift. Dafs dieser Gegensatz weder der Entwicklung des Geschlechts, noch der individuellen Bildung verderblich werde, verbürgt die Einrichtung der menschlichen Natur. Die Selbstbildung kann nur an der Weltgestaltung fortgehen; und über sein Leben hinaus knüpfen den Menschen Bedürfnisse des Herzens und Bilder der Phantasie, Familienbande, Streben nach Ruhm, freudige Aussicht auf die Entwicklung gelegter Keime in folgenden Zeiten an die Schicksale, die er verläfst. Es bildet sich aber durch jenen Gegensatz, und

liegt demselben sogar ursprünglich zum Grunde, eine Innerlichkeit des Gemüths, auf welcher die mächtigsten und heiligsten Gefühle beruhen. Sie wirkt um so eingreifender, als der Mensch nicht blofs sich, sondern alle seines Geschlechts als ebenso bestimmt zur einsamen, sich über das Leben hinaus erstreckenden Selbstentwicklung betrachtet, und als dadurch alle Bande, die Gemüth an Gemüth knüpfen, eine andere und höhere Bedeutung gewinnen. Aus den verschiedenen Graden, zu welchen sich jene, das Ich, auch selbst in der Verknüpfung damit, doch von der Wirklichkeit absondernde Innerlichkeit erhebt, und aus ihrer, mehr oder minder ausschliefslichen Herrschaft entspringen für alle menschliche Entwicklung wichtige Nüancen. Indien gerade giebt von der Reinheit, zu welcher sie sich zu läutern vermag, aber auch von den schroffen Contrasten, in welche sie ausarten kann, ein merkwürdiges Beispiel, und das Indische Alterthum läfst sich hauptsächlich von diesem Standpunkte aus erklären. Auf die Sprache übt diese Seelenstimmung einen besonderen Einflufs. Sie gestaltet sich anders in einem Volke, das gern die einsamen Wege abgezogenen Nachdenkens verfolgt, und in Nationen, die des vermittelnden Verständnisses hauptsächlich zu äufserem Treiben bedürfen. Das Symbolische wird ganz anders von den ersteren erfafst, und ganze Theile des Sprachgebiets bleiben bei den letzteren unangebauet. Denn die Sprache mufs erst durch ein noch dunkles und unentwickeltes Gefühl in die Kreise eingeführt werden, über die sie ihr Licht ausgiefsen soll. Wie sich dies hier abbrechende Dasein der Einzelnen mit der fortgehenden Entwicklung des Geschlechts vielleicht in einer uns unbekannten Region vereinigt? bleibt ein undurchdringliches Geheimnifs. Aber die Wirkung des Gefühls dieser Undurchdringlichkeit ist vorzüglich ein wichtiges Moment in der inneren individuellen Ausbildung, in-

dem sie die ehrfurchtsvolle Scheu vor etwas Unerkanntem wirkt, das doch nach dem Verschwinden alles Erkennbaren übrig bleibt. Sie ist dem Eindruck der Nacht vergleichbar, in der auch nur das einzeln zerstreute Funkeln uns unbekannter Körper an die Stelle alles gewohnten Sichtbaren tritt.

Sehr bedeutend auch wirkt das Fortgehen der Schicksale des Geschlechts und das Abbrechen der einzelnen Generationen durch die verschiedene Geltung, welche dadurch für jede der letzteren die Vorzeit bekommt. Die später eintretenden befinden sich gleichsam, und vorzüglich durch die Vervollkommnung der die Kunde der Vergangenheit aufbewahrenden Mittel, vor eine Bühne gestellt, auf welcher sich ein reicheres und heller erleuchtetes Drama entfaltet. Der fortreifsende Strom der Begebenheiten versetzt auch, scheinbar zufällig, Generationen in dunklere und in verhängnifsschwerere, oder in hellere und leichter zu durchlebende Perioden. Für die wirkliche, lebendige, individuelle Ansicht ist dieser Unterschied minder grofs, als er in der geschichtlichen Betrachtung erscheint. Es fehlen viele Punkte der Vergleichung, man erlebt in jedem Augenblick nur einen Theil der Entwicklung, greift mit Genufs und Thätigkeit ein, und die Rechte der Gegenwart führen über ihre Unebenheiten hinweg. Gleich den sich aus Nebel hervorziehenden Wolken, nimmt ein Zeitalter erst aus der Ferne geschen eine rings begränzte Gestalt an. Allein in der Einwirkung, die jedes auf das nachfolgende ausübt, wird diejenige deutlich, welche es selbst von seiner Vorzeit erfahren hat. Unsere moderne Bildung z. B. beruht grofsentheils auf dem Gegensatz, in welchem uns das classische Alterthum gegenübersteht. Es würde schwer und betrübend zu sagen sein, was von ihr zurückbleiben möchte, wenn wir uns von allem trennen sollten, was diesem Alter-

ihnen angehört. Wenn wir den Zustand der Völker, die dasselbe ausmachten, in allen ihren geschichtlichen Einzelheiten erforschen, so entsprechen auch sie nicht eigentlich dem Bilde, das wir von ihnen in der Seele tragen. Was auf uns die mächtige Einwirkung ausübt, ist unsere Auffassung, die von dem Mittelpunkt ihrer gröfsten und reinsten Bestrebungen ausgeht, mehr den Geist als die Wirklichkeit ihrer Einrichtungen heraushebt, die contrastirenden Punkte unbeachtet läfst, und keine, nicht mit der von ihnen aufgenommenen Idee übereinstimmende Forderung an sie macht. Zu einer solchen Auffassung ihrer Eigenthümlichkeit führt aber keine Willkühr. Die Alten berechtigen zu derselben; sie wäre von keinem anderen Zeitalter möglich. Das tiefe Gefühl ihres Wesens verleiht uns selbst erst die Fähigkeit uns zu ihr zu erheben. Weil bei ihnen die Wirklichkeit immer mit glücklicher Leichtigkeit in die Idee und die Phantasie überging, und sie mit beiden auf dieselbe zurückwirkten, so versetzen wir sie mit Recht ausschliefslich in dies Gebiet. Denn dem, auf ihren Schriften, ihren Kunstwerken und thatenreichen Bestrebungen ruhenden Geiste nach beschreiben sie, wenn auch die Wirklichkeit bei ihnen nicht überall dem entsprach, den der Menschheit in ihren freiesten Entwickelungen angewiesenen Kreis in vollendeter Reinheit, Totalität und Harmonie, und hinterliefsen auf diese Weise ein auf uns, wie erhöhte Menschennatur, idealisch wirkendes Bild. Wie zwischen sonnigem und bewölktem Himmel, liegt ihr Vorzug gegen uns nicht sowohl in den Gestalten des Lebens selbst als in dem wundervollen Licht, das sich bei ihnen über sie ergofs. Den Griechen selbst, wenn man auch einen noch so grofsen Einflufs früherer Völker auf sie annimmt, fehlte eine solche Erscheinung, die ihnen aus der Fremde herübergeleuchtet hätte, offenbar gänzlich. In sich selbst hatten

sie etwas Aehnliches in den Homerischen und den sich an diese anreihenden Gesängen. Wie sie uns als Natur und in den Gründen ihrer Gestaltung unerklärbar erscheinen, uns Muster der Nacheiferung, Quelle für eine grofse Menge von Geistesbereicherungen werden, so war für sie jene dunkle und doch in so einzigen Vorbildern ihnen entgegenstrahlende Zeit. Für die Römer wurden sie nicht ebenso zu etwas Aehnlichem, als sie uns sind. Auf die Römer wirkten sie nur als eine gleichzeitige, höher gebildete Nation, die eine von früher Zeit her beginnende Litteratur besitzt. Indien geht für uns in zu dunkle Ferne hinauf, als dafs wir über seine Vorzeit zu urtheilen im Stande wären. Auf das Abendland wirkte es, da sich eine solche Einwirkung nicht hätte so spurlos verwischen lassen, in der ältesten Zeit wenigstens nicht durch die eigenthümliche Form seiner Geisteswerke, sondern höchstens durch einzelne herübergekommene Meinungen, Erfindungen und Sagen. Wie wichtig aber dieser Unterschied des geistigen Einflusses der Völker auf einander ist, habe ich in meiner Schrift über die Kawi-Sprache (I. Buch S. I. 2.) Gelegenheit gehabt näher zu berühren. Ihr eignes Alterthum wird den Indiern in ähnlicher Gestalt, als den Griechen das ihrige, erschienen sein. Sehr viel deutlicher aber ist dies in China durch den Einfluss und den Gegensatz der Werke des alten Styls und der darin enthaltenen philosophischen Lehre.

Da die Sprachen, oder wenigstens ihre Elemente (ein nicht unbeachtet zu lassender Unterschied), von einem Zeitalter dem anderen überliefert werden, und wir nur mit gänzlicher Ueberschreitung unseres Erfahrungsgebiets von neu beginnenden Sprachen reden können, so greift das Verhältnifs der Vergangenheit zu der Gegenwart in das Tiefste ihrer Bildung ein. Der Unterschied, in welche Lage ein Zeitalter durch den Platz gesetzt wird, den es in der Reihe

der uns bekannten einnimmt, wird aber auch bei schon ganz gebornten Sprachen unendlich mächtig, weil die Sprache zugleich eine Auffassungsweise der gesammten Denk- und Empfindungsart ist, und diese, sich einem Volke aus entfernter Zeit her darstellend, nicht auf dasselbe einwirken kann, ohne auch für dessen Sprache einflufsreich zu werden. So würden unsre heutigen Sprachen doch eine in mehreren Stücken andre Gestalt angenommen haben, wenn, statt des classischen Alterthums, das Indische so anhaltend und eindringlich auf uns eingewirkt hätte.

§. 6.

Der einzelne Mensch hängt immer mit einem Ganzen zusammen: mit dem seiner Nation, des Stammes, zu welchem diese gehört, und des gesammten Geschlechts. Sein Leben, von welcher Seite man es betrachten mag, ist nothwendig an Geselligkeit geknüpft, und die äufsere untergeordnete und innere höhere Ansicht führen auch hier, wie wir es in einem ähnlichen Falle weiter oben gesehen haben, auf denselben Punkt hin. In dem, gleichsam nur vegetativen Dasein des Menschen auf dem Erdboden treibt die Hülfsbedürftigkeit des Einzelnen zur Verbindung mit Anderen, und fordert zur Möglichkeit gemeinschaftlicher Unternehmungen das Verständnifs durch Sprache. Ebenso aber ist die geistige Ausbildung, auch in der einsamsten Abgeschlossenheit des Gemüths, nur durch diese letztere möglich; und die Sprache verlangt, an ein äufseres, sie verstehendes Wesen gerichtet zu werden. Der articulirte Laut reifst sich aus der Brust los, um in einem anderen Individuum einen zum Ohre zurückkehrenden Anklang zu wecken. Zugleich macht dadurch der Mensch die Entdeckung, dafs es Wesen gleicher innerer Bedürfnisse, und daher fähig, der in seinen Empfindungen liegenden mannigfachen Sehn-

sucht zu begegnen, um ihn her giebt. Denn das Ahnden einer Totalität und das Streben danach ist unmittelbar mit dem Gefühle der Individualität gegeben, und verstärkt sich in demselben Grade, als das letztere geschärft wird: da doch jeder Einzelne das Gesammtwesen des Menschen, nur auf einer einzelnen Entwicklungsbahn, in sich trägt. Wie haben auch nicht einmal die entfernteste Ahndung eines andren als eines individuellen Bewufstseins. Aber jenes Streben und der durch den Begriff der Menschheit selbst in uns gelegte Keim unauslöschlicher Sehnsucht lassen die Ueberzeugung nicht untergehen, dafs die geschiedene Individualität überhaupt nur eine Erscheinung bedingten Daseins geistiger Wesen ist.

Der Zusammenhang des Einzelnen mit einem, die Kraft und die Anregung verstärkenden Ganzen ist ein zu wichtiger Punkt in der geistigen Oekonomie des Menschengeschlechts, wenn ich mir diesen Ausdruck erlauben darf, als dafs er nicht hier hätte bestimmt angedeutet werden müssen. Die allemal zugleich Absonderung hervorrufende Verbindung der Nationen und Volksstämme hängt allerdings zunächst von geschichtlichen Ereignissen, grofsentheils selbst von der Beschaffenheit ihrer Wohn- und Wanderungsplätze ab. Wenn man aber auch, ohne dafs ich diese Ansicht geradezu rechtfertigen möchte, allen Einflufs innerer, auch nur instinctartiger Uebereinstimmung oder Abstofsung davon trennen will, so kann und mufs doch jede Nation, noch abgesondert von ihren äufsren Verhältnissen, als eine menschliche Individualität, die eine innere eigenthümliche Geistesbahn verfolgt, betrachtet werden. Je mehr man einsieht, dafs die Wirksamkeit der Einzelnen, auf welche Stufe sie auch ihr Genius gestellt haben möchte, doch nur in dem Grade eingreifend und dauerhaft ist, in welchem sie zugleich durch den in ihrer Nation liegenden Geist emporgetragen

werden und diesem wiederum von ihrem Standpunkte aus neuen Schwung zu ertheilen vermögen, desto mehr leuchtet die Nothwendigkeit ein, den Erklärungsgrund unserer heutigen Bildungsstufe in diesen nationellen geistigen Individualitäten zu suchen. Die Geschichte bietet sie uns auch überall, wo sie uns die Data zur Beurtheilung der inneren Bildung der Völker überliefert, in bestimmten Umrissen dar. Civilisation und Cultur heben die grellen Contraste der Völker allmälig auf, und noch mehr gelingt das Streben nach allgemeinerer sittlicher Form der tiefer eindringenden, edleren Bildung. Damit stimmen auch die Fortschritte der Wissenschaft und Kunst überein, die immer nach allgemeineren, von nationellen Ansichten entfesselten Idealen hinstreben. Wenn aber das Gleiche gesucht wird, kann es doch nur in verschiedenem Geiste errungen werden; und die Mannigfaltigkeit, in welcher sich die menschliche Eigenthümlichkeit, ohne fehlerhafte Einseitigkeit, auszusprechen vermag, geht ins Unendliche. Gerade von dieser Verschiedenheit hängt aber das Gelingen des allgemein Erstrebten unbedingt ab. Denn dieses erfordert die ganze, ungetrennte Einheit der, in ihrer Vollständigkeit nie zu erklärenden, aber nothwendig in ihrer schärfsten Individualität wirkenden Kraft. Es kommt daher, um in den allgemeinen Bildungsgang fruchtbar und mächtig einzugreifen, in einer Nation nicht allein auf das Gelingen in einzelnen wissenschaftlichen Bestrebungen, sondern vorzüglich auf die gesammte Anspannung in denjenigen an, was den Mittelpunkt des menschlichen Wesens ausmacht, sich am klarsten und vollständigsten in der Philosophie, Dichtung und Kunst ausspricht, und sich von da aus über die ganze Vorstellungsweise und Sinnesart des Volkes ergiefst.

Vermöge des hier betrachteten Zusammenhangs des Einzelnen mit der ihn umgebenden Masse gehört, jedoch

nur mittelbar und gewissermafsen, jede bedeutende Geistesthätigkeit des ersteren zugleich auch der letzteren an. Das Dasein der Sprachen beweist aber, dafs es auch geistige Schöpfungen giebt, welche ganz und gar nicht von Einem Individuum aus auf die übrigen übergehen, sondern nur aus der gleichzeitigen Selbstthätigkeit Aller hervorbrechen können. In den Sprachen also sind, da dieselben immer eine nationelle Form haben, Nationen, als solche, eigentlich und unmittelbar schöpferisch.

Doch mufs man sich wohl hüten diese Ansicht ohne die ihr gebührende Beschränkung aufzufassen. Da die Sprachen unzertrennlich mit der innersten Natur des Menschen verwachsen sind und weit mehr selbstthätig aus ihr hervorbrechen als willkührlich von ihr erzeugt werden, so könnte man die intellectuelle Eigenthümlichkeit der Völker ebensowohl ihre Wirkung nennen. Die Wahrheit ist, dafs beide zugleich und in gegenseitiger Uebereinstimmung aus unerreichbarer Tiefe des Gemüths hervorgehen. Aus der Erfahrung kennen wir eine solche Sprachschöpfung nicht, es bietet sich uns auch nirgends eine Analogie zu ihrer Beurtheilung dar. Wenn wir von ursprünglichen Sprachen reden, so sind sie dies nur für unsere Unkenntnifs ihrer früheren Bestandtheile. Eine zusammenhangende Kette von Sprachen hat sich Jahrtausende lang fortgewälzt, ehe sie an den Punkt gekommen ist, den unsere dürftige Kunde als den ältesten bezeichnet. Nicht blofs aber die primitive Bildung der wahrhaft ursprünglichen Sprache, sondern auch die secundären Bildungen späterer, die wir recht gut in ihre Bestandtheile zu zerlegen verstehen, sind uns, gerade in dem Punkte ihrer eigentlichen Erzeugung, unerklärbar. Alles Werden in der Natur, vorzüglich aber das organische und lebendige, entzieht sich unsrer Beobachtung. Wie genau wir die vorbereitenden Zustände erforschen mögen, so

befindet sich zwischen dem letzten und der Erscheinung immer die Kluft, welche das Etwas vom Nichts trennt: und ebenso ist es bei dem Momente des Aufhörens. Alles Begreifen des Menschen liegt nur in der Mitte von beiden. In den Sprachen liefert uns eine Entstehungs-Epoche, aus ganz zugänglichen Zeiten der Geschichte, ein auffallendes Beispiel. Man kann einer vielfachen Reihe von Veränderungen nachgehen, welche die Römische Sprache in ihrem Sinken und Untergang erfuhr, man kann ihnen die Mischungen durch einwandernde Völkerhaufen hinzufügen: man erklärt sich darum nicht besser das Entstehen des lebendigen Keims, der in verschiedenartiger Gestalt sich wieder zum Organismus neu aufblühender Sprachen entfaltete. Ein inneres, neu entstandenes Princip fügte, in jeder auf eigene Art, den zerfallenden Bau wieder zusammen; und wir, die wir uns immer nur auf dem Gebiete seiner Wirkungen befinden, werden seiner Umänderungen nur an der Masse derselben gewahr. Es mag daher scheinen, dafs man diesen Punkt lieber ganz unberührt liefse. Dies ist aber unmöglich, wenn man den Entwickelungsgang des menschlichen Geistes auch nur in den gröfsten Umrissen zeichnen will, da die Bildung der Sprachen, auch der einzelnen in allen Arten der Ableitung oder Zusammensetzung, eine denselben am wesentlichsten bestimmende Thatsache ist, und sich in dieser das Zusammenwirken der Individuen in einer sonst nicht vorkommenden Gestalt zeigt. Indem man also bekennt, dafs man an einer Gränze steht, über welche weder die geschichtliche Forschung, noch der freie Gedanke hinüberzuführen vermögen, mufs man doch die Thatsache und die unmittelbaren Folgerungen aus derselben getreu aufzeichnen.

Die erste und natürlichste von diesen ist, dafs jener Zusammenhang des Einzelnen mit seiner Nation gerade in dem Mittelpunkte ruht, von welchem aus die gesammte gei-

stige Kraft alles Denken, Empfinden und Wollen bestimmt. Denn die Sprache ist mit allem in ihr, dem Ganzen wie dem Einzelnen, verwandt, nichts davon ist oder bleibt ihr je fremd. Sie ist zugleich nicht blofs passiv, Eindrücke empfangend, sondern folgt aus der unendlichen Mannigfaltigkeit möglicher intellectueller Richtungen Einer bestimmten, und modificirt durch innere Selbstthätigkeit jede auf sie geübte äufsere Einwirkung. Sie kann aber gegen die Geisteseigenthümlichkeit gar nicht als etwas von ihr äufserlich Geschiedenes angesehen werden, und läfst sich daher, wenn es auch auf den ersten Anblick anders erscheint, nicht eigentlich lehren, sondern nur im Gemüthe wecken; man kann ihr nur den Faden hingeben, an dem sie sich von selbst entwickelt. Indem die Sprachen nun also in dem von allem Mifsverständnifs befreiten Sinne des Worts*) Schöpfungen der Nationen sind, bleiben sie doch Selbstschöpfungen der Individuen, indem sie sich nur in jedem Einzelnen, in ihm aber nur so erzeugen können, dafs jeder das Verständnifs aller voraussetzt und alle dieser Erwartung genügen. Man mag nun die Sprache als eine Weltanschauung, oder als eine Gedankenverknüpfung, da sie diese beiden Richtungen in sich vereinigt, betrachten, so beruht sie immer nothwendig auf der Gesammtkraft des Menschen; es läfst sich nichts von ihr ausschliefsen, da sie alles umfafst.

Diese Kraft nun ist in den Nationen, sowohl überhaupt als in verschiednen Epochen, dem Grade und der in der gleichen allgemeinen Richtung möglichen eigenen Bahn nach, individuell verschieden. Die Verschiedenheit mufs aber an dem Resultate, der Sprache, sichtbar werden, und wird es natürlich vorzüglich durch das Uebergewicht der äufseren Einwirkung oder der inneren Selbstthätigkeit. Es tritt da-

*) Man vergl. oben S. 5—6. unten §. 22.

her auch hier der Fall ein, dafs, wenn man die Reihe der Sprachen vergleichend verfolgt, die Erklärung des Baues der einen aus der andren mehr oder minder leichten Fortgang gewinnt, allein auch Sprachen dastehen, die durch eine wirkliche Kluft von den übrigen getrennt erscheinen. Wie Individuen durch die Kraft ihrer Eigenthümlichkeit dem menschlichen Geiste einen neuen Schwung in bis dahin unentdeckt gebliebener Richtung ertheilen, so können dies Nationen der Sprachbildung. Zwischen dem Sprachbaue aber und dem Gelingen aller andren Arten intellectueller Thätigkeit besteht ein unläugbarer Zusammenhang. Er liegt vorzüglich, und wir betrachten ihn hier allein von dieser Seite, in dem begeisternden Hauche, den die sprachbildende Kraft der Sprache in dem Acte der Verwandlung der Welt in Gedanken dergestalt einflöfst, dafs er sich durch alle Theile ihres Gebietes harmonisch verbreitet. Wenn man es als möglich denken kann, dafs eine Sprache in einer Nation gerade auf die Weise entsteht, wie sich das Wort am sinnvollsten und anschaulichsten aus der Weltansicht entwickelt, sie am reinsten wieder darstellt, und sich selbst so gestaltet, um in jede Fügung des Gedanken am leichtesten und am körperlichsten einzugehen; so mufs diese Sprache, so lange sich nur irgend ihr Lebensprincip erhält, dieselbe Kraft in derselben Richtung gleich gelingend in jedem Einzelnen hervorrufen. Der Eintritt einer solchen, oder auch nur einer ihr nahe kommenden Sprache in die Weltgeschichte mufs daher eine wichtige Epoche in dem menschlichen Entwickelungsgange, und gerade in seinen höchsten und wundervollsten Erzeugungen, begründen. Gewisse Bahnen des Geistes und ein gewisser, ihn auf denselben forttragender Schwung lassen sich nicht denken, ehe solche Sprachen entstanden sind. Sie machen daher einen wahren Wendepunkt in der inneren Geschichte des Menschenge-

schlechts aus; wenn man sie als den Gipfel der Sprachbildung ansehen mufs, so sind sie die Anfangsstufe seelenvoller und phantasiereicher Bildung, und es ist insofern ganz richtig zu behaupten, dafs das Werk der Nationen den Werken der Individuen vorausgehen müsse: obgleich gerade das hier Gesagte unumstöfslich beweist, wie gleichzeitig in diesen Schöpfungen die Thätigkeit beider in einander verschlungen ist.

§. 7.

Wir sind jetzt bis zu dem Punkte gelangt, auf dem wir in der primitiven Bildung des Menschengeschlechts die Sprachen als die erste nothwendige Stufe erkennen, von der aus die Nationen erst jede höhere menschliche Richtung zu verfolgen im Stande sind. Sie wachsen auf gleich bedingte Weise mit der Geisteskraft empor, und bilden zugleich das belebend anregende Princip derselben. Beides aber geht nicht nach einander und abgesondert vor sich, sondern ist durchaus und unzertrennlich dieselbe Handlung des intellectuellen Vermögens. Indem ein Volk der Entwicklung seiner Sprache, als des Werkzeuges jeder menschlichen Thätigkeit in ihm, aus seinem Inneren Freiheit erschafft, sucht und erreicht es zugleich die Sache selbst, also etwas Anderes und Höheres; und indem es auf dem Wege dichterischer Schöpfung und grübelnder Ahndung dahin gelangt, wirkt es zugleich wieder auf die Sprache zurück. Wenn man die ersten, selbst rohen und ungebildeten Versuche des intellectuellen Strebens mit dem Namen der Litteratur belegt, so geht die Sprache immer den gleichen Gang mit ihr, und so sind beide unzertrennlich mit einander verbunden.

Die Geisteseigenthümlichkeit und die Sprachgestaltung eines Volkes stehen in solcher Innigkeit der Verschmelzung in einander, dafs, wenn die eine gegeben wäre, die andere mufste vollständig aus ihr abgeleitet werden können. Denn

die Intellectualität und die Sprache gestatten und befördern nur einander gegenseitig zusagende Formen. Die Sprache ist gleichsam die äuſserliche Erscheinung des Geistes der Völker; ihre Sprache ist ihr Geist und ihr Geist ihre Sprache, man kann sich beide nie identisch genug denken. Wie sie in Wahrheit mit einander in einer und ebendersellben, unserem Begreifen unzugänglichen Quelle zusammenkommen, bleibt uns unerklärlich verborgen. Ohne aber über die Priorität der einen oder andren entscheiden zu wollen, müssen wir als das reale Erklärungsprincip und als den wahren Bestimmungsgrund der Sprachverschiedenheit die geistige Kraft der Nationen ansehen, weil sie allein lebendig selbstständig vor uns steht, die Sprache dagegen nur an ihr haftet. Denn insofern sich auch diese uns in schöpferischer Selbstständigkeit offenbart, verliert sie sich über das Gebiet der Erscheinungen hinaus in ein ideales Wesen. Wir haben es historisch nur immer mit dem wirklich sprechenden Menschen zu thun, dürfen aber darum das wahre Verhältnifs nicht aus den Augen lassen. Wenn wir Intellectualität und Sprache trennen, so existirt eine solche Scheidung in der Wahrheit nicht. Wenn uns die Sprache mit Recht als etwas Höheres erscheint, als dafs sie für ein menschliches Werk, gleich andren Geisteserzeugnissen, gelten könnte; so würde sich dies anders verhalten, wenn uns die menschliche Geisteskraft nicht blofs in einzelnen Erscheinungen begegnete, sondern ihr Wesen selbst uns in seiner unergründlichen Tiefe entgegenstrahlte, und wir den Zusammenhang der menschlichen Individualität einzusehen vermöchten, da auch die Sprache über die Geschiedenheit der Individuen hinausgeht. Für die praktische Anwendung besonders wichtig ist es nur, bei keinem niedrigeren Erklärungsprincipe der Sprachen stehen zu bleiben, sondern wirklich bis zu diesem höchsten und letzten hinaufzusteigen,

und als den festen Punkt der ganzen geistigen Gestaltung den Satz anzusehen, dafs der Bau der Sprachen im Menschengeschlechte darum und insofern verschieden ist, weil und als es die Geisteseigenthümlichkeit der Nationen selbst ist.

Gehen wir aber, wie wir uns nicht entbrechen können zu thun, in die Art dieser Verschiedenheit der einzelnen Gestaltung des Sprachbaues ein, so können wir nicht mehr die Erforschung der geistigen Eigenthümlichkeit, erst abgesondert für sich angestellt, auf die Beschaffenheiten der Sprache anwenden wollen. In den frühen Epochen, in welche uns die gegenwärtigen Betrachtungen zurückversetzen, kennen wir die Nationen überhaupt nur durch ihre Sprachen, wissen nicht einmal immer genau, welches Volk wir uns, der Abstammung und Verknüpfung nach, bei jeder Sprache zu denken haben. So ist das Zend wirklich für uns die Sprache einer Nation, die wir nur auf dem Wege der Vermuthung genauer bestimmen können. Unter allen Aeufserungen, an welchen Geist und Charakter erkennbar sind, ist aber die Sprache auch die allein geeignete, beide bis in ihre geheimsten Gänge und Falten darzulegen. Wenn man also die Sprachen als einen Erklärungsgrund der successiven geistigen Entwickelung betrachtet, so mufs man zwar dieselben als durch die intellectuelle Eigenthümlichkeit entstanden ansehen, allein die Art dieser Eigenthümlichkeit bei jeder einzelnen in ihrem Baue aufsuchen: so dafs, wenn die hier eingeleiteten Betrachtungen zu einiger Vollständigkeit durchgeführt werden sollen, es uns jetzt obliegt, in die Natur der Sprachen und die Möglichkeit ihrer rückwirkenden Verschiedenheiten näher einzugehen, um auf diese Weise das vergleichende Sprachstudium an seinen letzten und höchsten Beziehungspunkt anzuknüpfen.

§. 8.

Es gehört aber allerdings eine eigene Richtung der Sprachforschung dazu, den im Obigen vorgezeichneten Weg mit Glück zu verfolgen. Man muſs die Sprache nicht sowohl wie ein todtes Erzeugtes, sondern weit mehr wie eine Erzeugung ansehen: mehr von demjenigen abstrahiren, was sie als Bezeichnung der Gegenstände und Vermittelung des Verständnisses wirkt, und dagegen sorgfältiger auf ihren mit der inneren Geistesthätigkeit eng verwebten Ursprung und ihren gegenseitigen Einfluſs darauf zurückgehen. Die Fortschritte, welche das Sprachstudium den gelungenen Bemühungen der letzten Jahrzehende verdankt, erleichtern die Uebersicht desselben in der Totalität seines Umfangs. Man kann nun dem Ziele näher rücken, die einzelnen Wege anzugeben, auf welchen den mannigfach abgetheilten, isolirten, und verbundenen Völkerhaufen des Menschengeschlechts das Geschäft der Spracherzeugung zur Vollendung gedeiht. Hierin aber liegt gerade sowohl die Ursach der Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues als ihr Einfluſs auf den Entwicklungsgang des Geistes, also der ganze uns hier beschäftigende Gegenstand.

Gleich bei dem ersten Betreten dieses Forschungsweges stellt sich uns jedoch eine wichtige Schwierigkeit in den Weg. Die Sprache bietet uns eine Unendlichkeit von Einzelnheiten dar: in Wörtern, Regeln, Analogien und Ausnahmen aller Art; und wir gerathen in nicht geringe Verlegenheit, wie wir diese Menge, die uns, der schon in sie gebrachten Anordnung ungeachtet, doch noch als verwirrendes Chaos erscheint, mit der Einheit des Bildes der menschlichen Geisteskraft in beurtheilende Vergleichung bringen sollen. Wenn man sich auch im Besitze alles nöthigen lexicalischen und grammatischen Details zweier wichtigen Sprachstämme, z. B. des Sanskritischen und Semitischen,

befindet; so wird man dadurch doch noch wenig in dem Bemühen gefördert, den Charakter eines jeden von beiden in so einfache Umrisse zusammenzuziehen, dafs dadurch eine fruchtbare Vergleichung derselben und die Bestimmung der ihnen, nach ihrem Verhältnifs zur Geisteskraft der Nationen, gebührenden Stelle in dem allgemeinen Geschäfte der Spracherzeugung möglich wird. Dies erfordert noch ein eignes Aufsuchen der gemeinschaftlichen Quellen der einzelnen Eigenthümlichkeiten, das Zusammenziehen der zerstreuten Züge in das Bild eines organischen Ganzen. Erst dadurch gewinnt man eine Handhabe, an der man die Einzelheiten festzuhalten vermag. Um daher verschiedene Sprachen in Bezug auf ihren charakteristischen Bau fruchtbar mit einander zu vergleichen, mufs man der Form einer jeden derselben sorgfältig nachforschen, und sich auf diese Weise vergewissern, auf welche Art jede die hauptsächlichen Fragen löst, welche aller Spracherzeugung als Aufgaben vorliegen. Da aber dieser Ausdruck der Form in Sprachuntersuchungen in mehrfacher Beziehung gebraucht wird, so glaube ich ausführlicher entwickeln zu müssen, in welchem Sinne ich ihn hier genommen wünsche. Dies erscheint um so nothwendiger, als wir hier nicht von der Sprache überhaupt, sondern von den einzelnen verschiedener Völkerschaften reden: und es daher auch darauf ankommt, abgränzend zu bestimmen, was unter einer einzelnen Sprache, im Gegensatz auf der einen Seite des Sprachstammes, auf der andren des Dialektes, und was unter Einer da zu verstehen ist, wo die nämliche in ihrem Verlaufe wesentliche Veränderungen erfährt.

Die Sprache, in ihrem wirklichen Wesen aufgefafst, ist etwas beständig und in jedem Augenblicke Vorübergehendes. Selbst ihre Erhaltung durch die Schrift ist immer nur eine unvollständige, mumienartige Aufbewahrung, die es doch

erst wieder bedarf, dafs man dabei den lebendigen Vortrag zu versinnlichen sucht. Sie selbst ist kein Werk (*ergon*), sondern eine Thätigkeit (*energeia*). Ihre wahre Definition kann daher nur eine genetische sein. Sie ist nämlich die sich ewig wiederholende Arbeit des Geistes, den articulirten Laut zum Ausdruck des Gedanken fähig zu machen. Unmittelbar und streng genommen, ist dies die Definition des jedesmaligen Sprechens; aber im wahren und wesentlichen Sinne kann man auch nur gleichsam die Totalität dieses Sprechens als die Sprache ansehen. Denn in dem zerstreuten Chaos von Wörtern und Regeln, welches wir wohl eine Sprache zu nennen pflegen, ist nur das durch jenes Sprechen hervorgebrachte Einzelne vorhanden, und dies niemals vollständig, auch erst einer neuen Arbeit bedürftig, um daraus die Art des lebendigen Sprechens zu erkennen und ein wahres Bild der lebendigen Sprache zu geben. Gerade das Höchste und Feinste läfst sich an jenen getrennten Elementen nicht erkennen, und kann nur, was um so mehr beweist, dafs die eigentliche Sprache in dem Acte ihres wirklichen Hervorbringens liegt, in der verbundenen Rede wahrgenommen oder geahndet werden. Nur sie mufs man sich überhaupt in allen Untersuchungen, welche in die lebendige Wesenheit der Sprache eindringen sollen, immer als das Wahre und Erste denken. Das Zerschlagen in Wörter und Regeln ist nur ein todtes Machwerk wissenschaftlicher Zergliederung.

Die Sprachen als eine Arbeit des Geistes zu bezeichnen, ist schon darum ein vollkommen richtiger und adäquater Ausdruck, weil sich das Dasein des Geistes überhaupt nur in Thätigkeit und als solche denken läfst. Die zu ihrem Studium unentbehrliche Zergliederung ihres Baues nöthigt uns sogar sie als ein Verfahren zu betrachten, das durch bestimmte Mittel zu bestimmten Zwecken vorschreitet, und

sie insofern wirklich als Bildungen der Nationen anzusehen. Der hierbei möglichen Mifsdeutung ist schon oben*) hinlänglich vorgebeugt worden, und so können jene Ausdrücke der Wahrheit keinen Eintrag thun.

Ich habe schon im Obigen (S. 33) darauf aufmerksam gemacht, dafs wir uns, wenn ich mich so ausdrücken darf, mit unsrem Sprachstudium durchaus in eine geschichtliche Mitte versetzt befinden, und dafs weder eine Nation noch eine Sprache unter den uns bekannten ursprünglich genannt werden kann. Da jede schon einen Stoff von früheren Geschlechtern aus uns unbekannter Vorzeit empfangen hat, so ist die, nach der obigen Erklärung, den Gedankenausdruck hervorbringende geistige Thätigkeit immer zugleich auf etwas schon Gegebenes gerichtet: nicht rein erzeugend, sondern umgestaltend.

Diese Arbeit nun wirkt auf eine constante und gleichförmige Weise. Denn es ist die gleiche, nur innerhalb gewisser, nicht weiter Gränzen verschiedene geistige Kraft, welche dieselbe ausübt. Sie hat zum Zweck das Verständnifs. Es darf also Niemand auf andere Weise zum Anderen reden, als dieser, unter gleichen Umständen, zu ihm gesprochen haben würde. Endlich ist der überkommene Stoff nicht blofs der nämliche, sondern auch, da er selbst wieder einen gleichen Ursprung hat, ein mit der Geistesrichtung durchaus nahe verwandter. Das in dieser Arbeit des Geistes, den articulirten Laut zum Gedankenausdruck zu erheben, liegende Beständige und Gleichförmige, so vollständig als möglich in seinem Zusammenhange aufgefafst, und systematisch dargestellt, macht die Form der Sprache aus.

In dieser Definition erscheint dieselbe als ein durch die Wissenschaft gebildetes Abstractum. Es würde aber durchaus

*) S. 5. 6. 35. 37—39 und weiter unten §. 22.

unrichtig sein, sie auch an sich blofs als ein solches daseinloses Gedankenwesen anzusehen. In der That ist sie vielmehr der durchaus individuelle Drang, vermittelst dessen eine Nation dem Gedanken und der Empfindung Geltung in der Sprache verschafft. Nur weil uns nie gegeben ist, diesen Drang in der ungetrennten Gesammtheit seines Strebens, sondern nur in seinen jedesmal einzelnen Wirkungen zu sehen, so bleibt uns auch blofs übrig, die Gleichartigkeit seines Wirkens in einen todten allgemeinen Begriff zusammenzufassen. In sich ist jener Drang Eins und lebendig.

Die Schwierigkeit gerade der wichtigsten und feinsten Sprachuntersuchungen liegt sehr häufig darin, dafs etwas aus dem Gesammteindruck der Sprache Fliefsendes zwar durch das klarste und überzeugendste Gefühl wahrgenommen wird, dennoch aber die Versuche scheitern es in genügender Vollständigkeit einzeln darzulegen und in bestimmte Begriffe zu begränzen. Mit dieser nun hat man auch hier zu kämpfen. Die charakteristische Form der Sprachen hängt an jedem einzelnen ihrer kleinsten Elemente; jedes wird durch sie, wie unerklärlich es im Einzelnen sei, auf irgend eine Weise bestimmt. Dagegen ist es kaum möglich Punkte aufzufinden, von denen sich behaupten liefse, dafs sie an ihnen, einzeln genommen, entscheidend haftete. Wenn man daher irgend eine gegebene Sprache durchgeht, so findet man vieles, das man sich, dem Wesen ihrer Form unbeschadet, auch wohl anders denken könnte, und wird, um diese rein geschieden zu erblicken, zu dem Gesammteindruck zurückgewiesen. Hier nun tritt sogleich das Gegentheil ein. Die entschiedenste Individualität fällt klar in die Augen, drängt sich unabweisbar dem Gefühl auf. Die Sprachen können hierin noch am wenigsten unrichtig mit den menschlichen Gesichtsbildungen verglichen werden. Die Individualität steht unläugbar da, Aehnlichkeiten werden erkannt, aber

kein Messen und kein Beschreiben der Theile im Einzelnen und in ihrem Zusammenhange vermag die Eigenthümlichkeit in einen Begriff zusammenzufassen. Sie ruht auf dem Ganzen und in der wieder individuellen Auffassung; daher auch gewifs jede Physiognomie jedem anders erscheint. Da die Sprache, in welcher Gestalt man sie aufnehmen möge, immer ein geistiger Aushauch eines national individuellen Lebens ist, so mufs beides auch bei ihr eintreffen. Wie viel man in ihr heften und verkörpern, vereinzeln und zergliedern möge, so bleibt immer etwas unerkannt in ihr übrig; und gerade dies der Bearbeitung entschlüpfende ist dasjenige, worin die Einheit und der Odem eines Lebendigen ist. Bei dieser Beschaffenheit der Sprachen kann daher die Darstellung der Form irgend einer in dem hier angegebenen Sinne niemals ganz vollständig, sondern immer nur bis auf einen gewissen, jedoch zur Uebersicht des Ganzen genügenden Grad gelingen. Darum ist aber dem Sprachforscher durch diesen Begriff nicht minder die Bahn vorgezeichnet, in welcher er den Geheimnissen der Sprache nachspüren und ihr Wesen zu enthüllen suchen mufs. Bei der Vernachlässigung dieses Weges übersieht er unfehlbar eine Menge von Punkten der Forschung, mufs sehr vieles, wirklich erklärbares, unerklärt lassen, und hält für isolirt dastehend, was durch lebendigen Zusammenhang verknüpft ist.

Es ergiebt sich schon aus dem bisher Gesagten von selbst, dafs unter Form der Sprache hier durchaus nicht blofs die sogenannte grammatische Form verstanden wird. Der Unterschied, welchen wir zwischen Grammatik und Lexicon zu machen pflegen, kann nur zum praktischen Gebrauche der Erlernung der Sprachen dienen, allein der wahren Sprachforschung weder Gränze noch Regel vorschreiben. Der Begriff der Form der Sprachen dehnt sich weit über die Regeln der Redefügung und selbst über die der Wort-

bildung hin aus: insofern man unter der letzteren die Anwendung gewisser allgemeiner logischer Kategorien des Wirkens, des Gewirkten, der Substanz, der Eigenschaft u. s. w. auf die Wurzeln und Grundwörter versteht. Er ist ganz eigentlich auf die Bildung der Grundwörter selbst anwendbar: und mufs in der That möglichst auf sie angewandt werden, wenn das Wesen der Sprache wahrhaft erkennbar sein soll.

Der Form steht freilich ein Stoff gegenüber; um aber den Stoff der Sprachform zu finden, mufs man über die Gränzen der Sprache hinausgehen. Innerhalb derselben läfst sich etwas nur beziehungsweise gegen etwas anderes als Stoff betrachten, z.B. die Grundwörter in Beziehung auf die Declination. In anderen Beziehungen aber wird, was hier Stoff ist, wieder als Form erkannt. Eine Sprache kann auch aus einer fremden Wörter entlehnen und wirklich als Stoff behandeln. Aber alsdann sind dieselben dies wiederum in Beziehung auf sie, nicht an sich. Absolut betrachtet, kann es innerhalb der Sprache keinen ungeformten Stoff geben, da alles in ihr auf einen bestimmten Zweck, den Gedankenausdruck, gerichtet ist, und diese Arbeit schon bei ihrem ersten Element, dem articulirten Laute, beginnt, der ja eben durch Formung zum articulirten wird. Der wirkliche Stoff der Sprache ist auf der einen Seite der Laut überhaupt, auf der andren die Gesammtheit der sinnlichen Eindrücke und selbstthätigen Geistesbewegungen, welche der Bildung des Begriffs mit Hülfe der Sprache vorausgehen.

Es versteht sich daher von selbst, dafs die reelle Beschaffenheit der Laute, um eine Vorstellung von der Form einer Sprache zu erhalten, ganz vorzugsweise beachtet werden mufs. Gleich mit dem Alphabete beginnt die Erforschung der Form einer Sprache, und durch alle Theile derselben hindurch wird dies als ihre hauptsächlichste Grund-

lage behandelt. Ueberhaupt wird durch den Begriff der Form nichts Factisches und Individuelles ausgeschlossen, sondern alles nur wirklich historisch zu Begründende, so wie das Allerindividuellste, gerade in diesen Begriff befafst und eingeschlossen. Sogar werden alle Einzelheiten, nur wenn man die hier bezeichnete Bahn verfolgt, mit Sicherheit in die Forschung aufgenommen, da sie sonst leicht übersehen zu werden Gefahr laufen. Dies führt freilich in eine mühvolle, oft ins Kleinliche gehende Elementaruntersuchung; es sind aber auch lauter in sich kleinliche Einzelheiten, auf welchen der Totaleindruck der Sprachen beruht: und nichts ist mit ihrem Studium so unverträglich, als in ihnen blofs das Grofse, Geistige, Vorherrschende aufsuchen zu wollen. Genaues Eingehen in jede grammatische Subtilität und Spalten der Wörter in ihre Elemente ist durchaus nothwendig, um sich nicht in allen Urtheilen über sie Irrthümern auszusetzen. Es versteht sich indefs von selbst, dafs in den Begriff der Form der Sprache keine Einzelheit als isolirte Thatsache, sondern immer nur insofern aufgenommen werden darf, als sich eine Methode der Sprachbildung an ihr entdecken lafst. Man mufs durch die Darstellung der Form den specifischen Weg erkennen, welchen die Sprache und mit ihr die Nation, der sie angehört, zum Gedankenausdruck einschlägt. Man mufs zu übersehen im Stande sein, wie sie sich zu andren Sprachen, sowohl in den bestimmten ihr vorgezeichneten Zwecken als in der Rückwirkung auf die geistige Thätigkeit der Nation, verhält. Sie ist in ihrer Natur selbst eine Auffassung der einzelnen, im Gegensatze zu ihr als Stoff zu betrachtenden, Sprachelemente in geistiger Einheit. Denn in jeder Sprache liegt eine solche; und durch diese zusammenfassende Einheit macht eine Nation die ihr von ihren Vorfahren überlieferte Sprache zu der ihrigen. Dieselbe Einheit

mufs sich also in der Darstellung wiederfinden; und nur wenn man von den zerstreuten Elementen bis zu dieser Einheit hinaufsteigt, erhält man wahrhaft einen Begriff von der Sprache selbst: da man, ohne ein solches Verfahren, offenbar Gefahr läuft nicht einmal jene Elemente in ihrer wahren Eigenthümlichkeit, und noch weniger in ihrem realen Zusammenhange zu verstehen.

Die Identität, um dies hier im voraus zu bemerken, so wie die Verwandtschaft der Sprachen mufs auf der Identität und der Verwandtschaft ihrer Formen beruhen, da die Wirkung nur der Ursach gleich sein kann. Die Form entscheidet daher allein, zu welchen anderen eine Sprache, als stammverwandte, gehört. Dies findet sogleich eine Anwendung auf das Kawi, das, wie viele Sanskritwörter es auch in sich aufnehmen möchte, darum nicht aufhört eine Malayische Sprache zu sein. Die Formen mehrerer Sprachen können in einer noch allgemeineren Form zusammenkommen; und die Formen aller thun dies in der That, insofern man überall blofs von dem Allgemeinsten ausgeht: von den Verhältnissen und Beziehungen der zur Bezeichnung der Begriffe und der zur Redefügung nothwendigen Vorstellungen; von der Gleichheit der Lautorgane, deren Umfang und Natur nur eine bestimmte Zahl articulirter Laute zuläfst; von den Beziehungen endlich, welche zwischen einzelnen Consonant- und Vocallauten und gewissen sinnlichen Eindrücken obwalten: woraus dann Gleichheit der Bezeichnung, ohne Stammverwandtschaft, entspringt. Denn so wundervoll ist in der Sprache die Individualisirung innerhalb der allgemeinen Uebereinstimmung, dafs man ebenso richtig sagen kann, dafs das ganze Menschengeschlecht nur Eine Sprache, als dafs jeder Mensch eine besondere besitzt. Unter den durch nähere Analogien verbundenen Sprachähnlichkeiten aber zeichnet sich vor allen die aus Stammver-

wandtschaft der Nationen entstehende aus. Wie grofs und von welcher Beschaffenheit eine solche Aehnlichkeit sein mufs, um zur Annahme von Stammverwandtschaft da zu berechtigen, wo nicht geschichtliche Thatsachen dieselbe ohnehin begründen, ist es hier nicht der Ort zu untersuchen. Wir beschäftigen uns hier nur mit der Anwendung des eben entwickelten Begriffs der Sprachform auf stammverwandte Sprachen. Bei dieser ergiebt sich nun natürlich aus dem Vorigen, dafs die Form der einzelnen stammverwandten Sprachen sich in der des ganzen Stammes wiederfinden mufs. Es kann in ihnen nichts enthalten sein, was nicht mit der allgemeinen Form in Einklang stände; vielmehr wird man in der Regel in dieser jede ihrer Eigenthümlichkeiten auf irgend eine Weise angedeutet finden. In jedem Stamme wird es auch eine oder die andere Sprache geben, welche die ursprüngliche Form reiner und vollständiger in sich enthält. Denn es ist hier nur von aus einander entstandenen Sprachen die Rede, wo also ein wirklich gegebener Stoff (dies Wort immer, nach den obigen Erklärungen, beziehungsweise genommen) von einem Volke zum andern in bestimmter Folge, die sich jedoch nur selten genau nachweisen läfst, übergeht und umgestaltet wird. Die Umgestaltung selbst aber kann bei der ähnlichen Vorstellungsweise und Ideenrichtung der sie bewirkenden Geisteskraft, bei der Gleichheit der Sprachorgane und der überkommenen Lautgewohnheiten, endlich bei vielen zusammentreffenden historischen äufserlichen Einflüssen immer nur eine nah verwandte bleiben.

§. 9.

Da der Unterschied der Sprachen auf ihrer Form beruht, und diese mit den Geistesanlagen der Nationen und der sie im Augenblicke der Erzeugung oder neuen Auffassung durchdringenden Kraft in der engsten Verbindung steht,

so ist es nunmehr nothwendig, diese Begriffe mehr im Einzelnen zu entwickeln.

Zwei Principe treten bei dem Nachdenken über die Sprache im Allgemeinen und der Zergliedrung der einzelnen, sich deutlich von einander absondernd, an das Licht: die Lautform, und der von ihr zur Bezeichnung der Gegenstände und Verknüpfung der Gedanken gemachte Gebrauch. Der letztere gründet sich auf die Forderungen, welche das Denken an die Sprache bildet, woraus die allgemeinen Gesetze dieser entspringen; und dieser Theil ist daher in seiner ursprünglichen Richtung, bis auf die Eigenthümlichkeit ihrer geistigen Naturanlagen oder nachherigen Entwickelungen, in allen Menschen, als solchen, gleich. Dagegen ist die Lautform das eigentlich constitutive und leitende Princip der Verschiedenheit der Sprachen, sowohl an sich, als in der befördernden oder hemmenden Kraft, welche sie der inneren Sprachtendenz gegenüberstellt. Sie hängt natürlich, als ein in enger Beziehung auf die innere Geisteskraft stehender Theil des ganzen menschlichen Organismus, ebenfalls genau mit der Gesammtanlage der Nation zusammen; aber die Art und die Gründe dieser Verbindung sind in, kaum irgend eine Aufklärung erlaubendes Dunkel gehüllt. Aus diesen beiden Principien nun, zusammengenommen mit der Innigkeit ihrer gegenseitigen Durchdringung, geht die individuelle Form jeder Sprache hervor, und sie machen die Punkte aus, welche die Sprachzergliederung zu erforschen und in ihrem Zusammenhange darzustellen versuchen muſs. Das Unerlafslichste hierbei ist, dafs dem Unternehmen eine richtige und würdige Ansicht der Sprache, der Tiefe ihres Ursprungs und der Weite ihres Umfangs zum Grunde gelegt werde; und bei der Aufsuchung dieser haben wir daher hier noch zunächst zu verweilen.

Ich nehme hier das Verfahren der Sprache in seiner weitesten Ausdehnung, nicht blofs in der Beziehung derselben auf die Rede und den Vorrath ihrer Wortelemente, als ihr unmittelbares Erzeugnifs, sondern auch in ihrem Verhältnifs zu dem Denk- und Empfindungsvermögen. Der ganze Weg kommt in Betrachtung, auf dem sie, vom Geiste ausgehend, auf den Geist zurückwirkt.

Die Sprache ist das bildende Organ des Gedanken. Die intellectuelle Thätigkeit, durchaus geistig, durchaus innerlich, und gewissermafsen spurlos vorübergehend, wird durch den Laut in der Rede äufserlich und wahrnehmbar für die Sinne. Sie und die Sprache sind daher Eins und unzertrennlich von einander. Sie ist aber auch in sich an die Nothwendigkeit geknüpft, eine Verbindung mit dem Sprachlaute einzugehen; das Denken kann sonst nicht zur Deutlichkeit gelangen, die Vorstellung nicht zum Begriff werden. Die unzertrennliche Verbindung des Gedanken, der Stimmwerkzeuge und des Gehörs zur Sprache liegt unabänderlich in der ursprünglichen, nicht weiter zu erklärenden Einrichtung der menschlichen Natur. Die Uebereinstimmung des Lautes mit dem Gedanken fällt indefs auch klar in die Augen. Wie der Gedanke, einem Blitze oder Stofse vergleichbar, die ganze Vorstellungskraft in Einen Punkt sammelt und alles Gleichzeitige ausschliefst, so erschallt der Laut in abgerissener Schärfe und Einheit. Wie der Gedanke das ganze Gemüth ergreift, so besitzt der Laut vorzugsweise eine eindringende, alle Nerven erschütternde Kraft. Dies thun von allen übrigen sinnlichen Eindrücken Unterscheidende beruht sichtbar darauf, dafs das Ohr (was bei den übrigen Sinnen nicht immer, oder anders der Fall ist) den Eindruck einer Bewegung, ja bei dem der Stimme entschallenden Laut einer wirklichen Handlung empfängt, und diese Handlung hier aus dem Innern eines lebenden Geschöpfes, im articulirten

Laut eines denkenden, im unarticulirten eines empfindenden, hervorgeht. Wie das Denken in seinen menschlichsten Beziehungen eine Sehnsucht aus dem Dunkel nach dem Licht, aus der Beschränkung nach der Unendlichkeit ist, so strömt der Laut aus der Tiefe der Brust nach aufsen, und findet einen ihm wundervoll angemessenen, vermittelnden Stoff in der Luft, dem feinsten und am leichtesten bewegbaren aller Elemente, dessen scheinbare Unkörperlichkeit dem Geiste auch sinnlich entspricht. Die schneidende Schärfe des Sprachlautes ist dem Verstande bei der Auffassung der Gegenstände unentbehrlich. Sowohl die Dinge in der äufseren Natur, als die innerlich angeregte Thätigkeit dringen auf den Menschen mit einer Menge von Merkmalen zugleich ein. Er aber strebt nach Vergleichung, Trennung und Verbindung, und in seinen höheren Zwecken nach Bildung immer mehr umschliefsender Einheit. Er verlangt also auch, die Gegenstände in bestimmter Einheit aufzufassen, und fordert die Einheit des Lautes, um ihre Stelle zu vertreten. Dieser verdrängt aber keinen der andren Eindrücke, welche die Gegenstände auf den äufseren oder inneren Sinn hervorzubringen fähig sind, sondern wird ihr Träger, und fügt in seiner individuellen, mit der des Gegenstandes, und zwar gerade nach der Art, wie ihn die individuelle Empfindungsweise des Sprechenden auffafst, zusammenhangenden Beschaffenheit einen neuen bezeichnenden Eindruck hinzu. Zugleich erlaubt die Schärfe des Lauts eine unbestimmbare Menge, sich doch vor der Vorstellung genau absondernder, und in der Verbindung nicht vermischender Modificationen, was bei keiner anderen sinnlichen Einwirkung in gleichem Grade der Fall ist. Da das intellectuelle Streben nicht blofs den Verstand beschäftigt, sondern den ganzen Menschen anregt, so wird auch dies vorzugsweise durch den Laut der Stimme befördert. Denn sie geht, als lebendiger Klang, wie

das athmende Dasein selbst, aus der Brust hervor, begleitet, auch ohne Sprache, Schmerz und Freude, Abscheu und Begierde, und haucht also das Leben, aus dem sie hervorströmt, in den Sinn, der sie aufnimmt, so wie auch die Sprache selbst immer zugleich mit dem dargestellten Object die dadurch hervorgebrachte Empfindung wiedergiebt, und in immer wiederholten Acten die Welt mit dem Menschen, oder, anders ausgedrückt, seine Selbstthätigkeit mit seiner Empfänglichkeit in sich zusammenknüpft. Zum Sprachlaut endlich pafst die, den Thieren versagte, aufrechte Stellung des Menschen, der gleichsam durch ihn emporgerufen wird. Denn die Rede will nicht dumpf am Boden verhallen, sie verlangt, sich frei von den Lippen zu dem, an den sie gerichtet ist, zu ergiefsen, von dem Ausdruck des Blickes und der Mienen, so wie der Geberde der Hände, begleitet zu werden, und sich so zugleich mit Allem zu umgeben, was den Menschen menschlich bezeichnet.

Nach dieser vorläufigen Betrachtung der Angemessenheit des Lautes zu den Operationen des Geistes können wir nun genauer in den Zusammenhang des Denkens mit der Sprache eingehen. Subjective Thätigkeit bildet im Denken ein Object. Denn keine Gattung der Vorstellungen kann als ein blofs empfangendes Beschauen eines schon vorhandenen Gegenstandes betrachtet werden. Die Thätigkeit der Sinne mufs sich mit der inneren Handlung des Geistes synthetisch verbinden, und aus dieser Verbindung reifst sich die Vorstellung los, wird, der subjectiven Kraft gegenüber, zum Object, und kehrt, als solches auf neue wahrgenommen, in jene zurück. Hierzu aber ist die Sprache unentbehrlich. Denn indem in ihr das geistige Streben sich Bahn durch die Lippen bricht, kehrt das Erzeugnifs desselben zum eignen Ohre zurück. Die Vorstellung wird also in wirkliche Objectivität hinüberversetzt, ohne darum der Subjectivität

entzogen zu werden. Dies vermag nur die Sprache; und ohne diese, wo Sprache mitwirkt, auch stillschweigend immer vorgehende Versetzung in zum Subject zurückkehrende Objectivität ist die Bildung des Begriffs, mithin alles wahre Denken, unmöglich. Ohne daher irgend auf die Mittheilung zwischen Menschen und Menschen zu sehen, ist das Sprechen eine nothwendige Bedingung des Denkens des Einzelnen in abgeschlossener Einsamkeit. In der Erscheinung entwickelt sich jedoch die Sprache nur gesellschaftlich, und der Mensch versteht sich selbst nur, indem er die Verstehbarkeit seiner Worte an Andren versuchend geprüft hat. Denn die Objectivität wird gesteigert, wenn das selbstgebildete Wort aus fremdem Munde wiedertönt. Der Subjectivität aber wird nichts geraubt, da der Mensch sich immer Eins mit dem Menschen fühlt; ja auch sie wird verstärkt, da die in Sprache verwandelte Vorstellung nicht mehr ausschliessend Einem Subject angehört. Indem sie in andere übergeht, schliefst sie sich an das dem ganzen menschlichen Geschlechte Gemeinsame an, von dem jeder Einzelne eine, das Verlangen nach Vervollständigung durch die andren in sich tragende Modification besitzt. Je gröfser und bewegter das gesellige Zusammenwirken auf eine Sprache ist, desto mehr gewinnt sie, unter übrigens gleichen Umständen. Was die Sprache in dem einfachen Acte der Gedankenerzeugung nothwendig macht, das wiederholt sich auch unaufhörlich im geistigen Leben des Menschen; die gesellige Mittheilung durch Sprache gewährt ihm Ueberzeugung und Anregung. Die Denkkraft bedarf etwas ihr Gleiches und doch von ihr Geschiednes. Durch das Gleiche wird sie entzündet, durch das von ihr Geschiedne erhält sie einen Prüfstein der Wesenheit ihrer innren Erzeugungen. Obgleich der Erkenntnifsgrund der Wahrheit, des unbedingt Festen, für den Menschen nur in seinem Inneren liegen kann, so ist das Anrin-

gen seines geistigen Strebens an sie immer von Gefahren der Täuschung umgeben. Klar und unmittelbar nur seine veränderliche Beschränktheit fühlend, mufs er sie sogar als etwas aufser ihm Liegendes ansehn; und eines der mächtigsten Mittel, ihr nahe zu kommen, seinen Abstand von ihr zu messen, ist die gesellige Mittheilung mit Andren. Alles Sprechen, von dem einfachsten an, ist ein Anknüpfen des einzeln Empfundenen an die gemeinsame Natur der Menschheit.

Mit dem Verstehen verhält es sich nicht anders. Es kann in der Seele nichts, als durch eigne Thätigkeit, vorhanden sein, und Verstehen und Sprechen sind nur verschiedenartige Wirkungen der nämlichen Sprachkraft. Die gemeinsame Rede ist nie mit dem Uebergehen eines Stoffes vergleichbar. In dem Verstehenden, wie im Sprechenden, mufs derselbe aus der eigenen, inneren Kraft entwickelt werden; und was der erstere empfängt, ist nur die harmonisch stimmende Anregung. Es ist daher dem Menschen auch schon natürlich, das eben Verstandene gleich wieder auszusprechen. Auf diese Weise liegt die Sprache in jedem Menschen in ihrem ganzen Umfange, was aber nichts Anderes bedeutet, als dafs jeder ein, durch eine bestimmt modificirte Kraft, anstofsend und beschränkend, geregeltes Streben besitzt, die ganze Sprache, wie es äufsere oder innere Veranlassung herbeiführt, nach und nach aus sich hervorzubringen und hervorgebracht zu verstehen.

Das Verstehen könnte jedoch nicht, so wie wir es eben gefunden haben, auf innerer Selbstthätigkeit beruhen, und das gemeinschaftliche Sprechen müfste etwas Andres, als blos gegenseitiges Wecken des Sprachvermögens des Hörenden sein, wenn nicht in der Verschiedenheit der Einzelnen die sich nur in abgesonderte Individualitäten spaltende Einheit der menschlichen Natur läge. Das Begreifen von Wörtern

ist durchaus etwas Andres, als das Verstehen unarticulirter Laute, und fafst weit mehr in sich, als das blofse gegenseitige Hervorrufen des Lauts und des angedeuteten Gegenstandes. Das Wort kann allerdings auch als mittheilbares Ganzes genommen werden, wie man selbst in der Schrift wohl den Sinn einer Wortgruppe erkennt, ohne noch ihrer alphabetischen Zusammensetzung gewifs zu sein; und es wäre möglich, dafs die Seele des Kindes in den ersten Anfängen des Verstehens so verführe. So wie aber nicht blofs das thierische Empfindungsvermögen, sondern die menschliche Sprachkraft angeregt wird (und es ist viel wahrscheinlicher, dafs es auch im Kinde keinen Moment giebt, wo dies, wenn auch noch so schwach, nicht der Fall wäre), so wird auch das Wort, als articulirt, vernommen. Nun ist aber dasjenige, was die Articulation dem blofsen Hervorrufen seiner Bedeutung (welches natürlich auch durch sie in höherer Vollkommenheit geschieht) hinzufügt, dafs sie das Wort unmittelbar durch seine Form als einen Theil eines unendlichen Ganzen, einer Sprache, darstellt. Denn es ist durch sie, auch in einzelnen Wörtern, die Möglichkeit gegeben, aus den Elementen dieser eine wirklich bis ins Unbestimmte gehende Anzahl anderer Wörter nach bestimmenden Gefühlen und Regeln zu bilden, und dadurch unter allen Wörtern eine Verwandtschaft, entsprechend der Verwandtschaft der Begriffe, zu stiften. Die Seele würde aber von diesem künstlichen Mechanismus gar keine Ahndung erhalten, die Articulation ebensowenig, als der Blinde die Farbe, begreifen, wenn ihr nicht eine Kraft beiwohnte, jene Möglichkeit zur Wirklichkeit zu bringen. Denn die Sprache kann ja nicht als ein daliegender, in seinem Ganzen übersehbarer, oder nach und nach mittheilbarer Stoff, sondern mufs als ein sich ewig erzeugender angesehen werden, wo die Gesetze der Erzeugung bestimmt sind, aber der Um-

fang und gewissermafsen auch die Art des Erzeugnisses gänzlich unbestimmt bleiben. Das Sprechenlernen der Kinder ist nicht ein Zumessen von Wörtern, Niederlegen im Gedächtnifs, und Wiedernachlallen mit den Lippen, sondern ein Wachsen des Sprachvermögens durch Alter und Uebung. Das Gehörte thut mehr, als blofs sich mitzutheilen; es schickt die Seele an, auch das noch nicht Gehörte leichter zu verstehen, macht längst Gehörtes, aber damals halb oder gar nicht Verstandenes, indem die Gleichartigkeit mit dem eben Vernommenen der seitdem schärfer gewordenen Kraft plötzlich einleuchtet, klar, und schärft den Drang und das Vermögen, aus dem Gehörten immer mehr, und schneller, in das Gedächtnifs hinüberzuziehen, immer weniger davon als blofsen Klang vorüberrauschen zu lassen. Die Fortschritte beschleunigen sich daher in beständig sich selbst steigerndem Verhaltnifs, da die Erhöhung der Kraft und die Gewinnung des Stoffs sich gegenseitig verstärken und erweitern. Dafs bei den Kindern nicht ein mechanisches Lernen der Sprache, sondern eine Entwickelung der Sprachkraft vorgeht, beweist auch, dafs, da den hauptsächlichsten menschlichen Kräften ein gewisser Zeitpunkt im Lebensalter zu ihrer Entwicklung angewiesen ist, alle Kinder unter den verschiedenartigsten Umständen ungefähr in denselben, nur innerhalb eines kurzen Zeitraums schwankenden, Alter sprechen und verstehen. Wie aber könnte sich der Hörende blofs durch das Wachsen seiner eignen, sich abgeschieden in ihm entwickelnden Kraft des Gesprochenen bemeistern, wenn nicht in dem Sprechenden und Hörenden dasselbe, nur individuell und zu gegenseitiger Angemessenheit getrennte Wesen wäre, so dafs ein so feines, aber gerade aus der tiefsten und eigenthümlichsten Natur desselben geschöpftes Zeichen, wie der articulirte Laut ist, hinreicht, beide auf übereinstimmende Weise, vermittelnd, anzuregen?

Man könnte gegen das hier Gesagte einwenden wollen, dafs Kinder jedes Volkes, ehe sie sprechen, unter jedes fremde versetzt, ihr Sprachvermögen an dessen Sprache entwickeln. Diese unleugbare Thatsache, könnte man sagen, beweist deutlich, dafs die Sprache blofs ein Wiedergeben des Gehörten ist und, ohne Rücksicht auf Einheit oder Verschiedenheit des Wesens, allein vom geselligen Umgange abhängt. Man hat aber schwerlich in Fällen dieser Art mit hinlänglicher Genauigkeit bemerken können, mit welcher Schwierigkeit die Stammanlage hat überwunden werden müssen, und wie sie doch vielleicht in den feinsten Nüancen unbesiegt zurückgeblieben ist. Ohne indefs auch hierauf zu achten, erklärt sich jene Erscheinung hinlänglich daraus, dafs der Mensch überall Eins mit dem Menschen ist, und die Entwickelung des Sprachvermögens daher mit Hülfe jedes gegebenen Individuums vor sich gehen kann. Sie geschieht darum nicht minder aus dem eignen Innern; nur weil sie immer zugleich der äufseren Anregung bedarf, mufs sie sich derjenigen analog erweisen, die sie gerade erfährt, und kann es bei der Uebereinstimmung aller menschlichen Sprachen. Die Gewalt der Abstammung über diese liegt demungeachtet klar genug in ihrer Vertheilung nach Nationen vor Augen. Sie ist auch an sich leicht begreiflich, da die Abstammung so vorherrschend mächtig auf die ganze Individualität einwirkt, und mit dieser wieder die jedesmalige besondere Sprache auf das innigste zusammenhängt. Träte nicht die Sprache durch ihren Ursprung aus der Tiefe des menschlichen Wesens auch mit der physischen Abstammung in wahre und eigentliche Verbindung, warum würde sonst für den Gebildeten und Ungebildeten die vaterländische eine so viel gröfsere Stärke und Innigkeit besitzen, als eine fremde, dafs sie das Ohr, nach langer Entbehrung, mit einer Art plötzlichen Zaubers begrüfst, und in der Ferne Sehnsucht erweckt?

Es beruht dies sichtbar nicht auf dem Geistigen in derselben, dem ausgedrückten Gedanken oder Gefühle, sondern gerade auf dem Unerklärlichsten und Individuellsten, auf ihrem Laute; es ist uns, als wenn wir mit dem heimischen einen Theil unseres Selbst vernähmen.

Auch bei der Betrachtung des durch die Sprache Erzeugten wird die Vorstellungsart, als bezeichne sie blofs die schon an sich wahrgenommenen Gegenstände, nicht bestätigt. Man würde vielmehr niemals durch sie den tiefen und vollen Gehalt der Sprache erschöpfen. Wie, ohne diese, kein Begriff möglich ist, so kann es für die Seele auch kein Gegenstand sein, da ja selbst jeder äufsere nur vermittelst des Begriffes für sie vollendete Wesenheit erhält. In die Bildung und in den Gebrauch der Sprache geht aber nothwendig die ganze Art der subjectiven Wahrnehmung der Gegenstände über. Denn das Wort entsteht eben aus dieser Wahrnehmung, ist nicht ein Abdruck des Gegenstandes an sich, sondern des von diesem in der Seele erzeugten Bildes. Da aller objectiven Wahrnehmung unvermeidlich Subjectivität beigemischt ist, so kann man, schon unabhängig von der Sprache, jede menschliche Individualität als einen eignen Standpunkt der Weltansicht betrachten. Sie wird aber noch viel mehr dazu durch die Sprache, da das Wort sich der Seele gegenüber auch wieder, wie wir weiter unten sehen werden, mit einem Zusatz von Selbstbedeutung zum Object macht, und eine neue Eigenthümlichkeit hinzubringt. In dieser, als der eines Sprachlauts, herrscht nothwendig in derselben Sprache eine durchgehende Analogie; und da auch auf die Sprache in derselben Nation eine gleichartige Subjectivität einwirkt, so liegt in jeder Sprache eine eigenthümliche Weltansicht. Wie der einzelne Laut zwischen den Gegenstand und den Menschen, so tritt die ganze Sprache zwischen ihn und die innerlich und äufserlich auf ihn ein-

wirkende Natur. Er umgiebt sich mit einer Welt von Lauten, um die Welt von Gegenständen in sich aufzunehmen und zu bearbeiten. Diese Ausdrücke überschreiten auf keine Weise das Maafs der einfachen Wahrheit. Der Mensch lebt mit den Gegenständen hauptsächlich, ja, da Empfinden und Handeln in ihm von seinen Vorstellungen abhängen, sogar ausschliefslich so, wie die Sprache sie ihm zuführt. Durch denselben Act, vermöge dessen er die Sprache aus sich herausspinnt, spinnt er sich in dieselbe ein, und jede zieht um das Volk, welchem sie angehört, einen Kreis, aus dem es nur insofern hinauszugehen möglich ist, als man zugleich in den Kreis einer andren hinübertritt. Die Erlernung einer fremden Sprache sollte daher die Gewinnung eines neuen Standpunktes in der bisherigen Weltansicht sein, und ist es in der That bis auf einen gewissen Grad, da jede Sprache das ganze Gewebe der Begriffe und die Vorstellungsweise eines Theils der Menschheit enthält. Nur weil man in eine fremde Sprache immer, mehr oder weniger, seine eigne Welt-, ja seine eigne Sprachansicht hinüberträgt, so wird dieser Erfolg nicht rein und vollständig empfunden.

Selbst die Anfänge der Sprache darf man sich nicht auf eine so dürftige Anzahl von Wörtern beschränkt denken, als man wohl zu thun pflegt, indem man ihre Entstehung, statt sie in dem ursprünglichen Berufe zu freier, menschlicher Geselligkeit zu suchen, vorzugsweise dem Bedürfnifs gegenseitiger Hülfsleistung beimifst und die Menschheit in einen eingebildeten Naturstand versetzt. Beides gehört zu den irrigsten Ansichten, die man über die Sprache fassen kann. Der Mensch ist nicht so bedürftig, und zur Hülfsleistung hätten unarticulirte Laute ausgereicht. Die Sprache ist auch in ihren Anfängen durchaus menschlich, und dehnt sich absichtlos auf alle Gegenstände zufälliger sinnlicher Wahrnehmung und innerer Bearbeitung aus. Auch

die Sprache der sogenannten Wilden, die doch einem solchen Naturstande näher kommen müfsten, zeigen gerade eine überall über das Bedürfnifs überschiefsende Fülle und Mannigfaltigkeit von Ausdrücken. Die Worte entquellen freiwillig, ohne Noth und Absicht, der Brust, und es mag wohl in keiner Einöde eine wandernde Horde gegeben haben, die nicht schon ihre Lieder besessen hätte. Denn der Mensch, als Thiergattung, ist ein singendes Geschöpf, aber Gedanken mit den Tönen verbindend.

Die Sprache verpflanzt aber nicht blofs eine unbestimmbare Menge stoffartiger Elemente aus der Natur in die Seele, sie führt ihr auch dasjenige zu, was uns als Form aus dem Ganzen entgegenkommt. Die Natur entfaltet vor uns eine bunte und nach allen sinnlichen Eindrücken hin gestaltenreiche Mannigfaltigkeit, von lichtvoller Klarheit umstrahlt. Unser Nachdenken entdeckt in ihr eine unserer Geistesform zusagende Gesetzmäfsigkeit. Abgesondert von dem körperlichen Dasein der Dinge, hängt an ihren Umrissen, wie ein nur für den Menschen bestimmter Zauber, äufsere Schönheit, in welcher die Gesetzmäfsigkeit mit dem sinnlichen Stoff einen uns, indem wir von ihm ergriffen und hingerissen werden, doch unerklärbar bleibenden Bund eingeht. Alles dies finden wir in analogen Anklängen in der Sprache wieder, und sie vermag es darzustellen. Denn indem wir an ihrer Hand in eine Welt von Lauten übergehen, verlassen wir nicht die uns wirklich umgebende. Mit der Gesetzmäfsigkeit der Natur ist die ihres eignen Baues verwandt; und indem sie durch diesen den Menschen in der Thätigkeit seiner höchsten und menschlichsten Kräfte anregt, bringt sie ihn auch überhaupt dem Verständnifs des formalen Eindrucks der Natur näher, da diese doch auch nur als eine Entwickelung geistiger Kräfte betrachtet werden kann. Durch die dem Laute in seinen Verknüpfungen eigenthüm-

liche rhythmische und musikalische Form erhöht die Sprache, ihn in ein anderes Gebiet versetzend, den Schönheitseindruck der Natur; wirkt aber, auch unabhängig von ihm, durch den blofsen Fall der Rede auf die Stimmung der Seele.

Von dem jedesmal Gesprochenen ist die Sprache, als die Masse seiner Erzeugnisse, verschieden; und wir müssen, ehe wir diesen Abschnitt verlassen, noch bei der näheren Betrachtung dieser Verschiedenheit verweilen. Eine Sprache in ihrem ganzen Umfange enthält alles durch sie in Laute Verwandelte. Wie aber der Stoff des Denkens und die Unendlichkeit der Verbindungen desselben niemals erschöpft werden, so kann dies ebensowenig mit der Menge des zu Bezeichnenden und zu Verknüpfenden in der Sprache der Fall sein. Die Sprache besteht, neben den schon geformten Elementen, ganz vorzüglich auch aus Methoden, die Arbeit des Geistes, welcher sie die Bahn und die Form vorzeichnet, weiter fortzusetzen. Die einmal fest geformten Elemente bilden zwar eine gewissermafsen todte Masse, diese Masse trägt aber den lebendigen Keim nie endender Bestimmbarkeit in sich. Auf jedem einzelnen Punkt und in jeder einzelnen Epoche erscheint daher die Sprache, gerade wie die Natur selbst, dem Menschen, im Gegensatze mit allem ihm schon Bekannten und von ihm Gedachten, als eine unerschöpfliche Fundgrube, in welcher der Geist immer noch Unbekanntes entdecken und die Empfindung noch nicht auf diese Weise Gefühltes wahrnehmen kann. In jeder Behandlung der Sprache durch eine wahrhaft neue und grofse Genialität zeigt sich diese Erscheinung in der Wirklichkeit; und der Mensch bedarf es zur Begeisterung in seinem immer fortarbeitenden intellectuellen Streben und der fortschreitenden Entfaltung seines geistigen Lebensstoffes, dafs ihm, neben dem Gebiete des schon Errungenen, der Blick in

eine unendliche, allmälig weiter zu entwirrende Masse offen bleibe. Die Sprache enthält aber zugleich nach zwei Richtungen hin eine dunkle, umenthüllte Tiefe. Denn auch rückwärts fliefst sie aus unbekanntem Reichthum hervor, der sich nur bis auf eine gewisse Weite noch erkennen läfst, dann aber sich schliefst, und nur das Gefühl seiner Unergründlichkeit zurücklässt. Die Sprache hat diese anfangs- und endlose Unendlichkeit für uns, denen nur eine kurze Vergangenheit Licht zuwirft, mit dem ganzen Dasein des Menschengeschlechts gemein. Man fühlt und ahndet aber in ihr deutlicher und lebendiger, wie auch die ferne Vergangenheit sich noch an das Gefühl der Gegenwart knüpft, da die Sprache durch die Empfindungen der früheren Geschlechter durchgegangen ist, und ihren Anhauch bewahrt hat, diese Geschlechter aber uns in denselben Lauten der Muttersprache, die auch uns Ausdruck unsrer Gefühle wird, nationell und familienartig verwandt sind.

Dies theils Feste, theils Flüssige in der Sprache bringt ein eignes Verhältnifs zwischen ihr und dem redenden Geschlechte hervor. Es erzeugt sich in ihr ein Vorrath von Wörtern und ein System von Regeln, durch welche sie in der Folge der Jahrtausende zu einer selbstständigen Macht anwächst. Wir sind im Vorigen darauf aufmerksam geworden, dafs der in Sprache aufgenommene Gedanke für die Seele zum Object wird, und insofern eine ihr fremde Wirkung auf sie ausübt. Wir haben aber das Object vorzüglich als aus dem Subject entstanden, die Wirkung als aus demjenigen, worauf sie zurückwirkt, hervorgegangen betrachtet. Jetzt tritt die entgegengesetzte Ansicht ein, nach welcher die Sprache wirklich ein fremdes Object, ihre Wirkung in der That aus etwas andrem, als worauf sie wirkt, hervorgegangen ist. Denn die Sprache mufs nothwendig (S. 54. 55.) zweien angehören, und ist wahrhaft ein Eigen-

thum des ganzen Menschengeschlechts. Da sie nun auch in der Schrift den schlummernden Gedanken dem Geiste erweckbar erhält, so bildet sie sich ein eigenthümliches Dasein, das zwar immer nur in jedesmaligem Denken Geltung erhalten kann, aber in seiner Totalität von diesem unabhängig ist. Die beiden hier angeregten, einander entgegengesetzten Ansichten, dafs die Sprache der Seele fremd und ihr angehörend, von ihr unabhängig und abhängig ist, verbinden sich wirklich in ihr, und machen die Eigenthümlichkeit ihres Wesens aus. Es mufs dieser Widerstreit auch nicht so gelöst werden, dafs sie zum Theil fremd und unabhängig und zum Theil beides nicht sei. Die Sprache ist gerade insofern objectiv einwirkend und selbstständig, als sie subjectiv gewirkt und abhängig ist. Denn sie hat nirgends, auch in der Schrift nicht, eine bleibende Stätte, ihr gleichsam todter Theil mufs immer im Denken aufs neue erzeugt werden, lebendig in Rede oder Verständnifs, und mufs folglich ganz in das Subject übergehen. Es liegt aber in dem Act dieser Erzeugung, sie gerade ebenso zum Object zu machen; sie erfährt auf diesem Wege jedesmal die ganze Einwirkung des Individuums, aber diese Einwirkung ist schon in sich durch das, was sie wirkt und gewirkt hat, gebunden. Die wahre Lösung jenes Gegensatzes liegt in der Einheit der menschlichen Natur. Was aus dem stammt, welches eigentlich mit mir Eins ist, darin gehen die Begriffe des Subjects und Objects, der Abhängigkeit und Unabhängigkeit in einander über. Die Sprache gehört mir an, weil ich sie so hervorbringe, als ich thue; und da der Grund hiervon zugleich in dem Sprechen und Gesprochenhaben aller Menschengeschlechter liegt, soweit Sprachmittheilung, ohne Unterbrechung, unter ihnen gewesen sein mag, so ist es die Sprache selbst, von der ich dabei Einschränkung erfahre. Allein was mich in ihr beschränkt und bestimmt, ist in sie

aus menschlicher, mit mir innerlich zusammenhangender Natur gekommen, und das Freude in ihr ist daher dies nur für meine augenblicklich individuelle, nicht meine ursprünglich wahre Natur.

Wenn man bedenkt, wie auf die jedesmalige Generation in einem Volke alles dasjenige bindend einwirkt, was die Sprache desselben alle vorigen Jahrhunderte hindurch erfahren hat, und wie damit nur die Kraft der einzelnen Generation in Berührung tritt, und diese nicht einmal rein, da das aufwachsende und abtretende Geschlecht untermischt neben einander leben, so wird klar, wie gering eigentlich die Kraft des Einzelnen gegen die Macht der Sprache ist. Nur durch die ungemeine Bildsamkeit der letzteren, durch die Möglichkeit, ihre Formen, dem allgemeinen Verständnifs unbeschadet, auf sehr verschiedene Weise aufzunehmen, und durch die Gewalt, welche alles lebendig Geistige über das todt Ueberlieferte ausübt, wird das Gleichgewicht wieder einigermafsen hergestellt. Doch ist es immer die Sprache, in welcher jeder Einzelne am lebendigsten fühlt, dafs er nichts als ein Ausfluſs des ganzen Menschengeschlechts ist. Weil indefs doch jeder einzeln und unaufhörlich auf sie zurückwirkt, bringt demungeachtet jede Generation eine Veränderung in ihr hervor, die sich nur oft der Beobachtung entzieht. Denn die Veränderung liegt nicht immer in den Wörtern und Formen selbst, sondern bisweilen nur in dem anders modificirten Gebrauche derselben; und dies letztere ist, wo Schrift und Litteratur mangeln, schwieriger wahrzunehmen. Die Rückwirkung des Einzelnen auf die Sprache wird einleuchtender, wenn man, was zur scharfen Begränzung der Begriffe nicht fehlen darf, bedenkt, dafs die Individualität einer Sprache (wie man das Wort gewöhnlich nimmt) auch nur vergleichungsweise eine solche ist, dafs aber die wahre Individualität nur in dem jedesmal Sprechen-

den liegt. Erst im Individuum erhält die Sprache ihre letzte Bestimmtheit. Keiner denkt bei dem Wort gerade und genau das, was der andre, und die noch so kleine Verschiedenheit zittert, wie ein Kreis im Wasser, durch die ganze Sprache fort. Alles Verstehen ist daher immer zugleich ein Nicht-Verstehen, alle Uebereinstimmung in Gedanken und Gefühlen zugleich ein Auseinandergehen. In der Art, wie sich die Sprache in jedem Individuum modificirt, offenbart sich, ihrer im Vorigen dargestellten Macht gegenüber, eine Gewalt des Menschen über sie. Ihre Macht kann man (wenn man den Ausdruck auf geistige Kraft anwenden will) als ein physiologisches Wirken ansehen; die von ihm ausgehende Gewalt ist ein rein dynamisches. In dem auf ihn ausgeübten Einfluſs liegt die Gesetzmäſsigkeit der Sprache und ihrer Formen, in der aus ihm kommenden Rückwirkung ein Princip der Freiheit. Denn es kann im Menschen etwas aufsteigen, dessen Grund kein Verstand in den vorhergehenden Zuständen aufzufinden vermag; und man würde die Natur der Sprache verkennen, und gerade die geschichtliche Wahrheit ihrer Entstehung und Umänderung verletzen, wenn man die Möglichkeit solcher unerklärbaren Erscheinungen von ihr ausschlieſsen wollte. Ist aber auch die Freiheit an sich unbestimmbar und unerklärlich, so lassen sich dennoch vielleicht ihre Gränzen innerhalb eines gewissen ihr allein gewährten Spielraums auffinden; und die Sprachuntersuchung muſs die Erscheinung der Freiheit erkennen und ehren, aber auch gleich sorgfältig ihren Gränzen nachspüren.

§. 10.

Der Mensch nöthigt den articulirten Laut, die Grundlage und das Wesen alles Sprechens, seinen körperlichen Werkzeugen durch den Drang seiner Seele ab; und das Thier würde das Nämliche zu thun vermögen, wenn es von

dem gleichem Drange beseelt wäre. So ganz und ausschliefslich ist die Sprache schon in ihrem ersten und unentbehrlichsten Elemente in der geistigen Natur des Menschen gegründet, dafs ihre Durchdringung hinreichend, aber nothwendig ist, den thierischen Laut in den articulirten zu verwandeln. Denn die Absicht und die Fähigkeit zur Bedeutsamkeit, und zwar nicht zu dieser überhaupt, sondern zu der bestimmten durch Darstellung eines Gedachten, macht allein den articulirten Laut aus, und es läfst sich nichts andres angeben, um seinen Unterschied auf der einen Seite vom thierischen Geschrei, auf der andren vom musikalischen Ton zu bezeichnen. Er kann nicht seiner Beschaffenheit, sondern nur seiner Erzeugung nach beschrieben werden, und dies liegt nicht im Mangel unsrer Fähigkeit, sondern charakterisirt ihn in seiner eigenthümlichen Natur, da er eben nichts, als das absichtliche Verfahren der Seele, ihn hervorzubringen, ist, und nur so viel Körper enthält, als die äufsere Wahrnehmung nicht zu entbehren vermag.

Dieser Körper, der hörbare Laut, läfst sich sogar gewissermafsen von ihm trennen und die Articulation dadurch noch reiner herausheben. Dies sehen wir an den Taubstummen. Durch das Ohr ist jeder Zugang zu ihnen verschlossen, sie lernen aber das Gesprochene an der Bewegung der Sprachwerkzeuge des Redenden und an der Schrift, deren Wesen die Articulation schon ganz ausmacht, verstehen, sie sprechen selbst, indem man die Lage und Bewegung ihrer Sprachwerkzeuge lenkt. Dies kann nur durch das, auch ihnen beiwohnende Articulationsvermögen geschehen, indem sie, durch den Zusammenhang ihres Denkens mit ihren Sprachwerkzeugen, im Andren aus dem einen Gliede, der Bewegung seiner Sprachwerkzeuge, das andre, sein Denken, errathen lernen. Der Ton, den wir hören, offenbart sich ihnen durch die Lage und Bewegung der

Organe und durch die hinzukommende Schrift, sie vernehmen durch das Auge und das angestrengte Bemühen des Selbstsprechens seine Articulation ohne sein Geräusch. Es geht also in ihnen eine merkwürdige Zerlegung des articulirten Lautes vor. Sie verstehen, da sie alphabetisch lesen und schreiben, und selbst reden lernen, wirklich die Sprache, erkennen nicht blofs angeregte Vorstellungen an Zeichen oder Bildern. Sie lernen reden, nicht blofs dadurch, dafs sie Vernunft, wie andre Menschen, sondern ganz eigentlich dadurch, dafs sie auch Sprachfähigkeit besitzen, Uebereinstimmung ihres Denkens mit ihren Sprachwerkzeugen, und Drang, beide zusammenwirken zu lassen, das eine und das andere wesentlich gegründet in der menschlichen, wenn auch von einer Seite verstümmelten Natur. Der Unterschied zwischen ihnen und uns ist, dafs ihre Sprachwerkzeuge nicht durch das Beispiel eines fertigen articulirten Lautes zur Nachahmung geweckt werden, sondern die Aeufserung ihrer Thätigkeit auf einem naturwidrigen, künstlichen Umwege erlernen müssen. Es erweist sich aber auch an ihnen, wie tief und enge die Schrift, selbst wo die Vermittelung des Ohres fehlt, mit der Sprache zusammenhängt.

Die Articulation beruht auf der Gewalt des Geistes über die Sprachwerkzeuge, sie zu einer der Form seines Wirkens entsprechenden Behandlung des Lautes zu nöthigen. Dasjenige, worin sich diese Form und die Articulation, wie in einem verknüpfenden Mittel, begegnen, ist, dafs beide ihr Gebiet in Grundtheile zerlegen, deren Zusammenfügung lauter solche Ganze bildet, welche das Streben in sich tragen, Theile neuer Ganzen zu werden. Das Denken fordert ausserdem Zusammenfassung des Mannigfaltigen in Einheit. Die nothwendigen Merkmale des articulirten Lautes sind daher scharf zu vernehmende Einheit, und eine Beschaffenheit, die sich mit andren und allen denkbaren articulirten Lauten in

ein bestimmtes Verhältnifs zu stellen vermag. Die Geschiedenheit des Lautes von allen ihn verunreinigenden Nebenklängen ist zu seiner Deutlichkeit und der Möglichkeit zusammentönenden Wohllauts unentbehrlich, fliefst aber auch unmittelbar aus der Absicht, ihn zum Elemente der Rede zu machen. Er steht von selbst rein da, wenn diese wahrhaft energisch ist, sich von verwirrtem und dunklem thierischen Geschrei losmacht und als Erzeugnifs rein menschlichen Dranges und menschlicher Absicht hervortritt. Die Einpassung in ein System, vermöge dessen jeder articulirte Laut etwas an sich trägt, in Beziehung worauf andre ihm zur Seite oder gegenüberstehen, wird durch die Art der Erzeugung bewirkt. Denn jeder einzelne Laut wird in Beziehung auf die übrigen, mit ihm gemeinschaftlich zur freien Vollständigkeit der Rede nothwendigen, gebildet. Ohne dafs sich angeben liefse, wie dies zugeht, brechen aus jedem Volke die articulirten Laute, und in derjenigen Beziehung auf einander hervor, welche und wie sie das Sprachsystem desselben erfordert. Die ersten Hauptunterschiede bildet die Verschiedenheit der Sprachwerkzeuge und des räumlichen Ortes in jedem derselben, wo der articulirte Laut hervorgebracht wird. Es gesellen sich dann zu ihm Nebenbeschaffenheiten, die jedem, ohne Rücksicht auf die Verschiedenheit der Organe, eigen sein können, wie Hauch, Zischen, Nasenton u. s. w. Von diesen droht jedoch der reinen Geschiedenheit der Laute Gefahr; und es ist ein doppelt starker Beweis des Vorwaltens richtigen Sprachsinnes, wenn ein Alphabet diese Laute dergestalt durch die Aussprache gezügelt enthält, dafs sie vollständig und doch dem feinsten Ohre unvermischt und rein hervortönen. Diese Nebenbeschaffenheiten müssen alsdann mit der ihnen zum Grunde liegenden Articulation in eine eigne Modification des Haupt-

lautes zusammenschmelzen, und auf jede andre, ungeregelte Weise durchaus verbannt sein.

Die consonantisch gebildeten articulirten Laute lassen sich nicht anders, als von einem Klang gebenden Luftzuge begleitet, aussprechen. Dies Ausströmen der Luft giebt nach dem Orte, wo es erzeugt wird, und nach der Oeffnung, durch die es strömt, ebenso bestimmt verschiedne und gegen einander in festen Verhältnissen stehende Laute, als die der Consonantenreihe. Durch dies gleichzeitig zwiefache Lautverfahren wird die Sylbe gebildet. In dieser aber liegen nicht, wie es, nach unsrer Art zu schreiben, scheinen sollte, zwei oder mehrere Laute, sondern eigentlich nur Ein auf eine bestimmte Weise herausgestofsener. Die Theilung der einfachen Sylbe in einen Consonanten und Vocal, insofern man sich beide als selbstständig denken will, ist nur eine künstliche. In der Natur bestimmen sich Consonant und Vocal dergestalt gegenseitig, dafs sie für das Ohr eine durchaus unzertrennliche Einheit ausmachen. Soll daher auch die Schrift diese natürliche Beschaffenheit bezeichnen, so ist es richtiger, so wie es mehrere Asiatische Alphabete thun, die Vocale gar nicht als eigne Buchstaben, sondern blofs als Modificationen der Consonanten zu behandeln. Genau genommen, können auch die Vocale nicht allein ausgesprochen werden. Der sie bildende Luftstrom bedarf eines ihn hörbar machenden Anstofses; und giebt diesen kein klar andautender Consonant, so ist dazu ein, auch noch so leiser Hauch erforderlich, den einige Sprachen auch in der Schrift jedem Anfangsvocal vorausgehen lassen. Dieser Hauch kann sich gradweise bis zum wirklich gutturalen Consonanten verstärken, und die Sprache kann die verschiednen Stufen dieser Verhärtung, durch eigne Buchstaben, bezeichnen. Der Vocal verlangt dieselbe reine Geschiedenheit, als der Consonant, und die Sylbe mufs diese dop-

pelte an sich tragen. Sie ist aber im Vocalsystem, obgleich der Vollendung der Sprache nothwendiger, dennoch schwieriger zu bewahren. Der Vocal verbindet sich nicht blofs mit einem ihm vorangehenden, sondern ebensowohl mit einem ihm nachfolgenden Laute, der ein reiner Consonant, aber auch ein blofser Hauch, wie das Sanskritische Wisarga und in einigen Fällen das Arabische schliefsende Elif, sein kann. Gerade dort aber ist die Reinheit des Lautes, vorzüglich wenn sich kein eigentlicher Consonant, sondern nur eine Nebenbeschaffenheit der articulirten Laute an den Vocal anschliefst, für das Ohr schwieriger als beim Anlaute zu erreichen, so dafs die Schrift einiger Völker von dieser Seite her sehr mangelhaft erscheint. Durch die zwei, sich immer gegenseitig bestimmenden, aber doch sowohl durch das Ohr, als die Abstraction, bestimmt unterschiedenen Consonanten- und Vocalreihen entsteht nicht nur eine neue Mannigfaltigkeit von Verhältnissen im Alphabete, sondern auch ein Gegensatz dieser beiden Reihen gegen einander, von welchem die Sprache vielfachen Gebrauch macht.

In der Summe der articulirten Laute läfst sich also bei jedem Alphabete ein Zweifaches unterscheiden, wodurch dasselbe mehr oder weniger wohlthätig auf die Sprache einwirkt, nämlich der absolute Reichthum desselben an Lauten, und das relative Verhältnifs dieser Laute zu einander und zu der Vollständigkeit und Gesetzmäfsigkeit eines vollendeten Lautsystems. Ein solches System enthält nämlich, seinem Schema nach, als ebenso viele Classen der Buchstaben, die Arten, wie die articulirten Laute sich in Verwandtschaft an einander reihen, oder in Verschiedenheit einander gegenüberstellen. Gegensatz und Verwandtschaft von allen den Beziehungen ausgenommen, in welchen sie statt finden können. Bei Zergliederung einer einzelnen Sprache fragt es sich nun zuerst, ob die Verschiedenartigkeit ihrer

Laute vollständig oder mangelhaft die Punkte des Schemas besetzt, welche die Verwandtschaft oder der Gegensatz angeben, und ob daher der oft nicht zu verkennende Reichthum an Lauten, nach einem dem Sprachsinne des Volks in allen seinen Theilen zusagenden Bilde, des ganzen Lautsystems gleichmäfsig vertheilt ist, oder Classen Mangel leiden, indem andre Ueberfluſs haben? Die wahre Gesetzmäfsigkeit, der das Sanskrit in der That sehr nahe kommt, würde erfordern, daſs jeder nach dem Ort seiner Bildung verschiedenartige articulirte Laut durch alle Classen, mithin durch alle Laut-Modificationen durchgeführt sei, welche das Ohr in den Sprachen zu unterscheiden pflegt. Bei diesem ganzen Theile der Sprachen kommt es, wie man leicht sieht, vor allem auf eine glückliche Organisation des Ohrs und der Sprachwerkzeuge an. Es ist aber auch keineswegs gleichgültig, wie klangreich oder lautarm, gesprächig oder schweigsam ein Volk seinem Naturell und seiner Empfindungsweise nach sei. Denn das Gefallen am articulirt hervorgebrachten Laute giebt demselben Reichthum und Mannigfaltigkeit von Verknüpfungen. Selbst dem unarticulirten Laute kann ein gewisses freies und daher edleres Gefallen an seiner Hervorbringung nicht immer abgesprochen werden. Oft entpreſst ihn zwar, wie bei widrigen Empfindungen, die Noth; in andren Fällen liegt ihm Absicht zum Grunde, indem er lockt, warnt, oder zur Hülfe herbeiruft. Aber er entströmt auch ohne Noth und Absicht, dem frohen Gefühle des Daseins, und nicht bloſs der rohen Lust, sondern auch dem zarteren Gefallen am kunstvolleren Schmettern der Töne. Dies Letzte ist das Poetische, ein aufglimmender Funke in der thierischen Dumpfheit. Diese verschiednen Arten der Laute sind unter die mehr oder minder stummen und klangreichen Geschlechter der Thiere sehr ungleich vertheilt, und verhältnifsmäfsig wenigen ist die

höhere und freudigere Gattung geworden. Es wäre, auch für die Sprache, belehrend, bleibt aber vielleicht immer unergründet, woher diese Verschiedenheit stammt. Dafs die Vögel allein Gesang besitzen, liefse sich vielleicht daraus erklären, dafs sie freier, als alle andren Thiere, in dem Elemente des Tons und in seinen reineren Regionen leben, wenn nicht so viele Gattungen derselben, gleich den auf der Erde wandelnden Thieren, an wenige einförmige Laute gebunden wären.

In der Sprache entscheidet jedoch nicht gerade der Reichthum an Lauten, es kommt vielmehr im Gegentheil auf keusche Beschränkung auf die der Rede nothwendigen Laute und auf das richtige Gleichgewicht zwischen denselben an. Der Sprachsinn mufs daher noch etwas anderes enthalten, was wir uns nicht im Einzelnen zu erklären vermögen, ein instinctartiges Vorgefühl des ganzen Systems, dessen die Sprache in dieser ihrer individuellen Form bedürfen wird. Was sich eigentlich in der ganzen Spracherzeugung wiederholt, tritt auch hier ein. Man kann die Sprache mit einem ungeheuren Gewebe vergleichen, in dem jeder Theil mit dem andren und alle mit dem Ganzen in mehr oder weniger deutlich erkennbarem Zusammenhange stehen. Der Mensch berührt im Sprechen, von welchen Beziehungen man ausgehen mag, immer nur einen abgesonderten Theil dieses Gewebes, thut dies aber instinctmäfsig immer dergestalt, als wären ihm zugleich alle, mit welchen jener einzelne nothwendig in Uebereinstimmung stehen mufs, im gleichen Augenblick gegenwärtig.

Die einzelnen Articulationen machen die Grundlage aller Lautverknüpfungen der Sprache aus. Die Gränzen, in welche diese dadurch eingeschlossen werden, erhalten aber zugleich ihre noch nähere Bestimmung durch die den meisten Sprachen eigenthümliche Lautumformung, die auf be-

sonderen Gesetzen und Gewohnheiten beruht. Sie geht sowohl die Consonanten-, als Vocalreihe an, und einige Sprachen unterscheiden sich noch dadurch, dafs sie von der einen oder andren dieser Reihen vorzugsweise, oder zu verschiedenen Zwecken Gebrauch machen. Der wesentliche Nutzen dieser Umformung besteht darin, dafs, indem der absolute Sprachreichthum und die Laut-Mannigfaltigkeit dadurch vermehrt werden, dennoch an dem umgeformten Element sein Urstamm erkannt werden kann. Die Sprache wird dadurch in den Stand gesetzt, sich in gröfserer Freiheit zu bewegen, ohne dadurch den dem Verständnisse und dem Aufsuchen der Verwandtschaft der Begriffe nothwendigen Faden zu verlieren. Denn diese folgen der Veränderung der Laute oder gehen ihr gesetzgebend voran, und die Sprache gewinnt dadurch an lebendiger Anschaulichkeit. Mangelnde Lautumformung setzt dem Wiedererkennen der bezeichneten Begriffe an den Lauten Hindernisse entgegen, eine Schwierigkeit, die im Chinesischen noch fühlbarer sein würde, wenn nicht dort sehr häufig, in Ableitung und Zusammensetzung, die Analogie der Schrift an die Stelle der Laut-Analogie träte. Die Lautumformung unterliegt aber einem zwiefachen, gegenseitig sich oft unterstützenden, allein auch in andren Fällen entgegenkämpfenden Gesetze. Das eine ist ein blofs organisches, aus den Sprachwerkzeugen und ihrem Zusammenwirken entstehend, von der Leichtigkeit und Schwierigkeit der Aussprache abhängend, und daher der natürlichen Verwandtschaft der Laute folgend. Das andere wird durch das geistige Princip der Sprache gegeben, hindert die Organe, sich ihrer blofsen Neigung oder Trägheit zu überlassen, und hält sie bei Lautverbindungen fest, die ihnen an sich nicht natürlich sein würden. Bis auf einen gewissen Grad stehen beide Gesetze in Harmonie mit einander. Das geistige mufs zur Beförderung leichter und

fliefsender Aussprache dem anderen, soviel es möglich ist, nachgebend huldigen, ja bisweilen, um von einem Laute zum andren, wenn eine solche Verbindung durch die Bezeichnung als nothwendig erachtet wird, zu gelangen, andere, blofs organische Uebergänge ins Werk richten. In gewisser Absicht aber stehen beide Gesetze einander so entgegen, dafs, wenn das geistige in der Kraft seiner Einwirkung nachläfst, das organische das Uebergewicht gewinnt, so wie im thierischen Körper beim Erlöschen des Lebensprincips die chemischen Affinitäten die Herrschaft erhalten. Das Zusammenwirken und der Widerstreit dieser beiden Gesetze bringt sowohl in der uns ursprünglich scheinenden Form der Sprachen, als in ihrem Verfolge, mannigfaltige Erscheinungen hervor, welche die genaue grammatische Zergliederung entdeckt und aufzählt.

Die Lautumformung, von der wir hier reden, kommt hauptsächlich in zwei, oder wenn man will, in drei Stadien der Sprachbildung vor: bei den Wurzeln, den daraus abgeleiteten Wörtern, und deren weiterer Ausbildung in die verschiednen allgemeinen, in der Natur der Sprache liegenden Formen. Mit dem eigenthümlichen Systeme, welches jede Sprache hierin annimmt, mufs ihre Schilderung beginnen. Denn es ist gleichsam das Bett, in welchem ihr Strom von Zeitalter zu Zeitalter fliefst; ihre allgemeinen Richtungen werden dadurch bedingt, und ihre individuellsten Erscheinungen weifs eine behartliche Zergliederung auf diese Grundlage zurückzuführen.

Unter Wörtern versteht man die Zeichen der einzelnen Begriffe. Die Sylbe bildet eine Einheit des Lautes; sie wird aber erst zum Worte, wenn sie für sich Bedeutsamkeit erhält, wozu oft eine Verbindung mehrerer gehört. Es kommt daher in dem Worte allemal eine doppelte Einheit, des Lautes und des Begriffes, zusammen. Dadurch werden die

Wörter zu den wahren Elementen der Rede, da die der Bedeutsamkeit ermangelnden Sylben nicht eigentlich so genannt werden können. Wenn man sich die Sprache als eine zweite, von dem Menschen nach den Eindrücken, die er von der wahren empfängt, aus sich selbst heraus objectivirte Welt vorstellt, so sind die Wörter die einzelnen Gegenstände darin, denen daher der Charakter der Individualität, auch in der Form, erhalten werden mufs. Die Rede läuft zwar in ungetrennter Stätigkeit fort, und der Sprechende, ehe auf die Sprache gerichtete Reflexion hinzutritt, hat darin nur das Ganze des zu bezeichnenden Gedanken im Auge. Man kann sich unmöglich die Entstehung der Sprache als von der Bezeichnung der Gegenstände durch Wörter beginnend, und von da zur Zusammenfügung übergehend denken. In der Wirklichkeit wird die Rede nicht aus ihr vorangegangenen Wörtern zusammengesetzt, sondern die Wörter gehen umgekehrt aus dem Ganzen der Rede hervor. Sie werden aber auch schon, ohne eigentliche Reflexion, und selbst in dem rohesten und ungebildesten Sprechen, empfunden, da die Wortbildung ein wesentliches Bedürfnifs des Sprechens ist. Der Umfang des Worts ist die Gränze, bis zu welcher die Sprache selbstthätig bildend ist. Das einfache Wort ist die vollendete, ihr entknospende Blüthe. In ihm gehört ihr das fertige Erzeugnifs selbst an. Dem Satz und der Rede bestimmt sie nur die regelnde Form, und überläfst die individuelle Gestaltung der Willkühr des Sprechenden. Die Wörter erscheinen auch oft in der Rede selbst isolirt, allein ihre wahre Herausfindung aus dem Continuum derselben gelingt nur der Schärfe des schon mehr vollendeten Sprachsinnes; und es ist dies gerade ein Punkt, in welchem die Vorzüge und Mängel einzelner Sprachen vorzüglich sichtbar werden.

Da die Wörter immer Begriffen gegenüberstehen, so

ist es natürlich, verwandte Begriffe mit verwandten Lauten zu bezeichnen. Wenn man die Abstammung der Begriffe, mehr oder weniger deutlich, im Geiste wahrnimmt, so mufs ihr eine Abstammung in den Lauten entsprechen, so dafs Verwandtschaft der Begriffe und Laute zusammentrifft. Die Lautverwandtschaft, die doch nicht zu Einerleiheit des Lautes werden soll, kann nur daran sichtbar sein, dafs ein Theil des Wortes einen, gewissen Regeln unterworfenen Wechsel erfährt, ein anderer Theil dagegen ganz unverändert, oder nur in leicht erkennbarer Veränderung bestehen bleibt. Diese festen Theile der Wörter und Wortformen nennt man die wurzelhaften, und wenn sie abgesondert dargestellt werden, die Wurzeln der Sprache selbst. Diese Wurzeln erscheinen in ihrer nackten Gestalt in der zusammengefügten Rede in einigen Sprachen selten, in anderen gar nicht. Sondert man die Begriffe genau, so ist das letztere sogar immer der Fall. Denn so wie sie in die Rede eintreten, nehmen sie auch im Gedanken eine ihrer Verbindung entsprechende Kategorie an, und enthalten daher nicht mehr den nackten und formlosen Wurzelbegriff. Auf der anderen Seite kann man sie aber auch nicht in allen Sprachen ganz als eine Frucht der blofsen Reflexion und als das letzte Resultat der Wortzergliederung, also lediglich wie eine Arbeit der Grammatiker ansehen. In Sprachen, welche bestimmte Ableitungsgesetze in grofser Mannigfaltigkeit von Lauten und Ausdrücken besitzen, müssen die wurzelhaften Laute sich in der Phantasie und dem Gedächtnifs der Redenden leicht als die eigentlich ursprünglich, aber bei ihrer Wiederkehr in so vielen Abstufungen der Begriffe als die allgemein bezeichnenden herausheben. Prägen sie sich als solche, dem Geiste tief ein, so werden sie leicht auch in die verbundene Rede unverändert eingeflochten werden, und mithin der Sprache auch in wahrer Wortform angehören. Sie

können aber auch schon in uralter Zeit in der Periode des Aufsteigens zur Formung auf diese Weise gebräuchlich gewesen sein, so dafs sie wirklich den Ableitungen vorausgegangen, und Bruchstücke einer später erweiterten und umgeänderten Sprache wären. Auf diese Weise läfst sich erklären, wie wir z. B. im Sanskrit, wenn wir die uns bekannten Schriften zu Rathe ziehen, nur gewisse Wurzeln gewöhnlich in die Rede eingefugt finden. Denn in diesen Dingen waltet natürlich in den Sprachen auch der Zufall mit; und wenn die Indischen Grammatiker sagen, dafs jede ihrer angeblichen Wurzeln so gebraucht werden könne, so ist dies wohl nicht eine aus der Sprache entnommene Thatsache, sondern eher ein ihr eigenmächtig gegebenes Gesetz. Sie scheinen überhaupt, auch bei den Formen, nicht blofs die gebräuchlichen gesammelt, sondern jede Form durch alle Wurzeln durchgeführt zu haben; und dies System der Verallgemeinerung ist auch in andren Theilen der Sanskrit-Grammatik genau zu beachten. Die Aufzählung der Wurzeln beschäftigte die Grammatiker vorzüglich, und die vollständige Zusammenstellung derselben ist unstreitig ihr Werk*). Es giebt aber auch Sprachen, die in dem hier angenommenen Sinn wirklich keine Wurzeln haben, weil es ihnen an Ableitungsgesetzen und Lautumformung von einfacheren Lautverknüpfungen aus fehlt. Alsdann fallen, wie im Chinesischen, Wurzeln und Wörter zusammen, da sich die letz-

*) Hieraus erklärt sich nun auch, warum in der Form der Sanskrit-Wurzeln keine Rücksicht auf die Wohllautsgesetze genommen wird. Die auf uns gekommenen Wurzelverzeichnisse tragen in Allem das Gepräge einer Arbeit der Grammatiker an sich, und eine ganze Zahl von Wurzeln mag nur ihrer Abstraction ihr Dasein verdanken. Pott's treffliche Forschungen (Etymologische Forschungen. 1833.) haben schon sehr viel in diesem Gebiete aufgeräumt, und man darf sich noch viel mehr von der Fortsetzung derselben versprechen.

teren in keine Formen auseinanderlegen oder erweitern; die Sprache besitzt blofs Wurzeln. Von solchen Sprachen aus, wäre es denkbar, dafs andere, den Wörtern jene Lautumformung hinzufügende, entstanden wären, so dafs die nackten Wurzeln der letzteren den Wortvorrath einer älteren, in ihnen aus der Rede ganz oder zum Theil verschwundenen Sprache ausmachten. Ich führe dies aber blofs als eine Möglichkeit an; dafs es sich wirklich mit irgend einer Sprache also verhielte, könnte nur geschichtlich erwiesen werden.

Wir haben die Wörter hier, zum Einfachen hinaufgehend, von den Wurzeln gesondert; wir können sie aber auch, zum noch Verwickelteren hinabsteigend, von den eigentlich grammatischen Formen unterscheiden. Die Wörter müssen nämlich, um in die Rede eingefügt zu werden, verschiedene Zustände andeuten, und die Bezeichnung dieser kann an ihnen selbst geschehen, so dafs dadurch eine dritte, in der Regel erweiterte Lautform entspringt. Ist die hier angedeutete Trennung scharf und genau in einer Sprache, so können die Wörter der Bezeichnung dieser Zustände nicht entbehren, und also, insofern dieselben durch Lautverschiedenheit bezeichnet sind, nicht unverändert in die Rede eintreten, sondern höchstens als Theile andrer, diese Zeichen an sich tragender Wörter darin erscheinen. Wo dies nun in einer Sprache der Fall ist, nennt man diese Wörter Grundwörter; die Sprache besitzt alsdann wirklich eine Lautform in dreifach sich erweiternden Stadien; und dies ist der Zustand, in welchem sich ihr Lautsystem zu dem gröfsten Umfange ausdehnt.

Die Vorzüge einer Sprache in Absicht ihres Lautsystems beruhen aber, aufser der Feinheit der Sprachwerkzeuge und des Ohrs, und aufser der Neigung, dem Laute die gröfste Mannigfaltigkeit und die vollendetste Ausbildung zu geben,

ganz besonders noch auf der Beziehung desselben zur Bedeutsamkeit. Die äufseren, zu allen Sinnen zugleich sprechenden Gegenstände und die inneren Bewegungen des Gemüths blofs durch Eindrücke auf das Ohr darzustellen, ist eine im Einzelnen grofsentheils unerklärbare Operation. Dafs Zusammenhang zwischen dem Laute und dessen Bedeutung vorhanden ist, scheint gewifs; die Beschaffenheit dieses Zusammenhanges aber läfst sich selten vollständig angeben, oft nur ahnden, und noch viel öfter gar nicht errathen. Wenn man bei den einfachen Wörtern stehen bleibt, da von den zusammengesetzten hier nicht die Rede sein kann, so sieht man einen dreifachen Grund, gewisse Laute mit gewissen Begriffen zu verbinden, fühlt aber zugleich, dafs damit, besonders in der Anwendung, bei weitem nicht Alles erschöpft ist. Man kann hiernach eine dreifache Bezeichnung der Begriffe unterscheiden:

1. Die unmittelbar nachahmende, wo der Ton, welchen ein tönender Gegenstand hervorbringt, in dem Worte so weit nachgebildet wird, als articulirte Laute unarticulirte wiederzugeben im Stande sind. Diese Bezeichnung ist gleichsam eine malende; so wie das Bild die Art darstellt, wie der Gegenstand dem Auge erscheint, zeichnet die Sprache die, wie er vom Ohre vernommen wird. Da die Nachahmung hier immer unarticulirte Töne trifft, so ist die Articulation mit dieser Bezeichnung gleichsam im Widerstreite; und je nachdem sie ihre Natur zu wenig oder zu heftig in diesem Zwiespalte geltend macht, bleibt entweder zu viel des Unarticulirten übrig, oder es verwischt sich bis zur Unkenntbarkeit. Aus diesem Grunde ist diese Bezeichnung, wo sie irgend stark hervortritt, nicht von einer gewissen Rohheit freizusprechen, kommt bei einem reinen und kräftigen Sprachsinn wenig hervor, und verliert sich nach und nach in der fortschreitenden Ausbildung der Sprache.

2. Die nicht unmittelbar, sondern in einer dritten, dem Laute und dem Gegenstande gemeinschaftlichen Beschaffenheit nachahmende Bezeichnung. Man kann diese, obgleich der Begriff des Symbols in der Sprache viel weiter geht, die symbolische nennen. Sie wählt für die zu bezeichnenden Gegenstände Laute aus, welche theils an sich, theils in Vergleichung mit andren, für das Ohr einen dem des Gegenstandes auf die Seele ähnlichen Eindruck hervorbringen, wie stehen, stätig, starr den Eindruck des Festen, das Sanskritische *li*, schmelzen, auseinandergehen, den des Zerfliefsenden, nicht, nagen, Neid den des fein und scharf Abschneidenden. Auf diese Weise erhalten ähnliche Eindrücke hervorbringende Gegenstände Wörter mit vorherrschend gleichen Lauten, wie wehen, Wind, Wolke, wirren, Wunsch, in welchen allen die schwankende, unruhige, vor den Sinnen undeutlich durcheinandergehende Bewegung durch das aus dem, an sich schon dumpfen und hohlen *u* verhärtete *w* ausgedrückt wird. Diese Art der Bezeichnung, die auf einer gewissen Bedeutsamkeit jedes einzelnen Buchstaben und ganzer Gattungen derselben beruht, hat unstreitig auf die primitive Wortbezeichnung eine grofse, vielleicht ausschliefsliche Herrschaft ausgeübt. Ihre nothwendige Folge mufste eine gewisse Gleichheit der Bezeichnung durch alle Sprachen des Menschengeschlechts hindurch sein, da die Eindrücke der Gegenstände überall mehr oder weniger in dasselbe Verhältnifs zu denselben Lauten treten mufsten. Vieles von dieser Art läfst sich noch heute in den Sprachen erkennen, und mufs billigerweise abhalten, alle sich antreffende Gleichheit der Bedeutung und Laute sogleich für Wirkung gemeinschaftlicher Abstammung zu halten. Will man aber daraus, statt eines blofs die geschichtliche Herleitung beschränkenden oder die Entscheidung durch einen nicht zurückzuweisenden Zweifel aufhaltenden, ein consti-

tutives Princip machen und diese Art der Bezeichnung als eine durchgängige an den Sprachen beweisen, so setzt man sich grofsen Gefahren aus und verfolgt einen in jeder Rücksicht schlüpfrigen Pfad. Es ist, anderer Gründe nicht zu gedenken, schon viel zu ungewifs, was in den Sprachen sowohl der ursprüngliche Laut, als die ursprüngliche Bedeutung der Wörter gewesen ist; und doch kommt hierauf Alles an. Sehr häufig tritt ein Buchstabe nur durch organische oder gar zufällige Verwechslung an die Stelle eines andren, wie *n* an die von *l*, *d* von *r*; und es ist jetzt nicht immer sichtbar, wo dies der Fall gewesen ist. Da mithin dasselbe Resultat verschiedenen Ursachen zugeschrieben werden kann, so ist selbst grofse Willkührlichkeit von dieser Erklärungsart nicht auszuschliefsen.

3. Die Bezeichnung durch Lautähnlichkeit nach der Verwandtschaft der zu bezeichnenden Begriffe. Wörter, deren Bedeutungen einander nahe liegen, erhalten gleichfalls ähnliche Laute; es wird aber nicht, wie bei der eben betrachteten Bezeichnungsart, auf den in diesen Lauten selbst liegenden Charakter gesehen. Diese Bezeichnungsweise setzt, um recht an den Tag zu kommen, in dem Lautsysteme Wortganze von einem gewissen Umfange voraus, oder kann wenigstens nur in einem solchen Systeme in gröfserer Ausdehnung angewendet werden. Sie ist aber die fruchtbarste von allen, und die am klarsten und deutlichsten den ganzen Zusammenhang des intellectuell Erzeugten in einem ähnlichen Zusammenhange der Sprache darstellt. Man kann diese Bezeichnung, in welcher die Analogie der Begriffe und der Laute, jeder in ihrem eignen Gebiete, dergestalt verfolgt wird, dafs beide gleichen Schritt halten müssen, die analogische nennen.

In dem ganzen Bereiche des in der Sprache zu Bezeichnenden unterscheiden sich zwei Gattungen wesentlich

von einander: die einzelnen Gegenstände oder Begriffe, und solche allgemeine Beziehungen, die sich mit vielen der ersteren theils zur Bezeichnung neuer Gegenstände oder Begriffe, theils zur Verknüpfung der Rede verbinden lassen. Die allgemeinen Beziehungen gehören gröfstentheils den Formen des Denkens selbst an, und bilden, indem sie sich aus einem ursprünglichen Princip ableiten lassen, geschlossene Systeme. In diesen wird das Einzelne sowohl in seinem Verhältnifs zu einander, als zu der das Ganze zusammenfassenden Gedankenform, durch intellectuelle Nothwendigkeit bestimmt. Tritt nun in einer Sprache ein ausgedehntes, Mannigfaltigkeit erlaubendes Lautsystem hinzu, so können die Begriffe dieser Gattung und die Laute in einer sich fortlaufend begleitenden Analogie durchgeführt werden. Bei diesen Beziehungen sind von den drei im Vorigen (S. 80) aufgezählten Bezeichnungsarten vorzugsweise die symbolische und analogische anwendbar, und lassen sich wirklich in mehreren Sprachen deutlich erkennen. Wenn z. B. im Arabischen eine sehr gewöhnliche Art der Bildung der Collectiva die Einschiebung eines gedehnten Vocals ist, so wird die zusammengefafste Menge durch die Länge des Lautes symbolisch dargestellt. Man kann dies aber schon als eine Verfeinerung durch höher gebildeten Articulationssinn betrachten. Denn einige rohere Sprachen deuten Aehnliches durch eine wahre Pause zwischen den Sylben des Wortes oder auf eine Art an, die der Gebehrde nahe kommt, so dafs alsdann die Andeutung noch mehr körperlich nachahmend wird*). Von ähnlicher Art ist die unmittelbare Wiederholung der gleichen Sylbe zu vielfacher Andeutung,

*) Einige besonders merkwürdige Beispiele dieser Art finden sich in meiner Abhandlung über das Entstehen der grammatischen Formen. Abhandlungen der Akad. der Wiss. zu Berlin. 1822. 1823. Hist.-philolog. Classe. S. 413. (Gesammelte Werke, Bd. III. S. 285.)

namentlich auch zu der der Mehrheit, so wie der vergangenen Zeit. Es ist merkwürdig, im Sanskrit, zum Theil auch schon im Malayischen Sprachstamme, zu sehen, wie edle Sprachen die Sylbenverdoppelung, indem sie dieselbe in ihr Lautsystem verflechten, durch Wohllautsgesetze verändern, und ihr dadurch das rohere, symbolisch nachahmende Sylbengeklingel nehmen. Sehr fein und sinnvoll ist die Bezeichnung der intransitiven Verba im Arabischen durch das schwächere, aber zugleich schneidend eindringende *i*, im Gegensatz des *a* der activen, und in einigen Sprachen des Malayischen Stammes durch die Einschiebung des dumpfen, gewissermafsen mehr in dem Inneren verhaltenen Nasenlauts. Dem Nasenlaute mufs hier ein Vocal vorausgehen. Die Wahl dieses Vocals folgt hier aber wieder der Analogie der Bezeichnung; dem *m* wird, die wenigen Fälle ausgenommen, wo durch eine vom Laute über die Bedeutsamkeit geübte Gewalt dieser Vocal sich dem der folgenden Sylbe assimilirt, das hohle, aus der Tiefe der Sprachwerkzeuge kommende *u* vorausgeschickt, so dafs die eingeschobene Sylbe *um* die intransitive Charakteristik ausmacht.

Da sich aber die Sprachbildung hier in einem ganz intellectuellen Gebiete befindet, so entwickelt sich hier auch auf ganz vorzügliche Weise noch ein anderes höheres Princip, nämlich der reine und, wenn der Ausdruck erlaubt ist, gleichsam nackte Articulationssinn. So wie das Streben, dem Laute Bedeutung zu verleihen, die Natur des articulirten Lautes, dessen Wesen ausschliefslich in dieser Absicht besteht, überhaupt schafft, so wirkt dasselbe Streben hier auf eine bestimmte Bedeutung hin. Diese Bestimmtheit ist um so gröfser, als das Gebiet des zu Bezeichnenden, indem die Seele selbst es erzeugt, wenn es auch nicht immer in seiner Totalität in die Klarheit des Bewufstseins tritt, doch dem Geiste wirksam vorschwebt. Die Sprachbildung kann

also hier reiner von dem Bestreben, das Aehnliche und Unähnliche der Begriffe, bis in die feinsten Grade, durch Wahl und Abstufung der Laute zu unterscheiden, geleitet werden. Je reiner und klarer die intellectuelle Ansicht des zu bezeichnenden Gebietes ist, desto mehr fühlt sie sich gedrungen, sich von diesem Principe leiten zu lassen; und ihr vollendeter Sieg in diesem Theil ihres Geschäftes ist die vollständige und sichtbare Herrschaft desselben. In der Stärke und Reinheit dieses Articulationssinnes liegt daher, wenn wir die Feinheit der Sprachorgane und des Ohres, so wie des Gefühls für Wohllaut für den ersten ansehen, ein zweiter wichtiger Vorzug der sprachbildenden Nationen. Es kommt hier Alles darauf an, dafs die Bedeutsamkeit den Laut wahrlich durchdringe, und dafs dem sprachempfänglichen Ohre, zugleich und ungetrennt, in dem Laute nichts als seine Bedeutung, und von dieser ausgegangen, der Laut gerade und einzig für sie bestimmt erscheine. Dies setzt natürlich eine grofse Schärfe der abgegränzten Beziehungen, da wir vorzüglich von diesen hier reden, aber auch eine gleiche in den Lauten voraus. Je bestimmter und körperloser diese sind, desto schärfer setzen sie sich von einander ab. Durch die Herrschaft des Articulationssinnes wird die Empfänglichkeit sowohl, als die Selbstthätigkeit der sprachbildenden Kraft nicht blofs gestärkt, sondern auch in dem allein richtigen Gleise erhalten; und da diese, wie ich schon oben (S. 73) bemerkt habe, jedes Einzelne in der Sprache immer so behandelt, als wäre ihr zugleich instinctartig das ganze Gewebe, zu dem das Einzelne gehört, gegenwärtig, so ist auch in diesem Gebiete dieser Instinct im Verhältnifs der Stärke und Reinheit des Articulationssinnes wirksam und fühlbar.

Die Lautform ist der Ausdruck, welchen die Sprache dem Gedanken erschafft. Sie kann aber auch als ein Ge-

häuse betrachtet werden, in welches sie sich gleichsam hineinbaut. Das Schaffen, wenn es ein eigentliches und vollständiges sein soll, könnte nur von der ursprünglichen Spracherfindung, also von einem Zustande gelten, den wir nicht kennen, sondern nur als nothwendige Hypothese voraussetzen. Die Anwendung schon vorhandener Lautform auf die inneren Zwecke der Sprache aber läfst sich in mittleren Perioden der Sprachbildung als möglich denken. Ein Volk könnte, durch innere Erleuchtung und Begünstigung äufserer Umstände, der ihm überkommenen Sprache so sehr eine andere Form ertheilen, dafs sie dadurch zu einer ganz anderen und neuen würde. Dafs dies bei Sprachen von gänzlich verschiedener Form möglich sei, läfst sich mit Grunde bezweifeln. Dagegen ist es unläugbar, dafs Sprachen durch die klarere und bestimmtere Einsicht der innern Sprachform geleitet werden, mannigfaltigere und schärfer abgegränzte Nüancen zu bilden, und dazu nun ihre vorhandene Lautform, erweiternd oder verfeinernd, gebrauchen. In Sprachstämmen lehrt alsdann die Vergleichung der verwandten einzelnen Sprachen, welche den anderen auf diese Weise vorgeschritten ist. Mehrere solcher Fälle finden sich im Arabischen, wenn man es mit dem Hebräischen vergleicht; und eine, meiner Schrift über das Kawi vorbehaltene, interessante Untersuchung wird es sein, ob und auf welche Weise man die Sprachen der Südsee-Inseln als die Grundform ansehen kann, aus welcher sich die im engeren Verstande Malayischen des Indischen Archipelagus und Madagascars nur weiter entwickelt haben?

Die Erscheinung im Ganzen erklärt sich vollständig aus dem natürlichen Verlauf der Spracherzeugung. Die Sprache ist, wie es aus ihrer Natur selbst hervorgeht, der Seele in ihrer Totalität gegenwärtig, d. h. jedes Einzelne in ihr verhält sich so, dafs es Andrem, noch nicht deutlich ge-

wordenem, und einem durch die Summe der Erscheinungen und die Gesetze des Geistes gegebenen oder vielmehr zu schaffen möglichen Ganzen entspricht. Allein die wirkliche Entwicklung geschieht allmälig, und das neu Hinzutretende bildet sich analogisch nach dem schon Vorhandenen. Von diesen Grundsätzen mufs man nicht nur bei aller Sprachererklärung ausgehen, sondern sie springen auch so klar aus der geschichtlichen Zergliederung der Sprachen hervor, dafs man es mit völliger Sicherheit zu thun vermag. Das schon in der Lautform Gestaltete reifst gewissermafsen gewaltsam die neue Formung an sich, und erlaubt ihr nicht, einen wesentlich anderen Weg einzuschlagen. Die verschiedenen Gattungen des Verbum in den Malayischen Sprachen werden durch Sylben angedeutet, welche sich vorn an das Grundwort anschliefsen. Dieser Sylben hat es sichtbar nicht immer so viele und fein unterschiedene gegeben, als man bei den Tagalischen Grammatikern findet. Aber die nach und nach hinzugekommenen behalten immer dieselbe Stellung unverändert bei. Ebenso ist es in den Fällen, wo das Arabische von der älteren Semitischen Sprache unbezeichnet gelassene Unterschiede zu bezeichnen sucht. Es entschliefst sich eher, für die Bildung einiger Tempora Hülfsverba herbeizurufen, als dem Worte selbst eine dem Geiste des Sprachstammes nicht gemäfse Gestalt durch Sylbenanfügung zu geben.

Es wird daher sehr erklärbar, dafs die Lautform hauptsächlich dasjenige ist, wodurch der Unterschied der Sprachen begründet wird. Es liegt dies an sich in ihrer Natur, da der körperliche, wirklich gestaltete Laut allein in Wahrheit die Sprache ausmacht, der Laut auch eine weit grössere Mannigfaltigkeit der Unterschiede erlaubt, als bei der inneren Sprachform, die nothwendig mehr Gleichheit mit sich führt, statt finden kann. Ihr mächtigerer Einfluss entsteht

aber zum Theil auch aus dem, welchen sie auf die innere Form selbst ausübt. Denn wenn man sich, wie man nothwendig mufs, und wie es weiter unten noch ausführlicher entwickelt werden wird, die Bildung der Sprache immer als ein Zusammenwirken des geistigen Strebens, den durch den inneren Sprachzweck geforderten Stoff zu bezeichnen, und des Hervorbringens des entsprechenden articulirten Lautes denkt: so mufs das schon wirklich gestaltete Körperliche, und noch mehr das Gesetz, auf welchem seine Mannigfaltigkeit beruht, nothwendig leicht das Uebergewicht über die erst durch neue Gestaltung klar zu werden versuchende Idee gewinnen.

Man mufs die Sprachbildung überhaupt als eine Erzeugung ansehen, in welcher die innere Idee, um sich zu manifestiren, eine Schwierigkeit zu überwinden hat. Diese Schwierigkeit ist der Laut, und die Ueberwindung gelingt nicht immer in gleichem Grade. In solch einem Fall ist es oft leichter, in den Ideen nachzugeben und denselben Laut oder dieselbe Lautform für eigentlich verschiedene anzuwenden, wie wenn Sprachen Futurum und Conjunctivus, wegen der in beiden liegenden Ungewifsheit, auf gleiche Weise gestalten (s. unten §. 11). Allerdings ist alsdann immer auch Schwäche der lauterzeugenden Ideen im Spiel, da der wahrhaft kräftige Sprachsinn die Schwierigkeit allemal siegreich überwindet. Aber die Lautform benutzt seine Schwäche, und bemeistert sich gleichsam der neuen Gestaltung. In allen Sprachen finden sich Fälle, wo es klar wird, dafs das innere Streben, in welchem man doch, nach einer anderen und richtigeren Ansicht, die wahre Sprache aufsuchen mufs, in der Annahme des Lautes von seinem ursprünglichen Wege mehr oder weniger abgebeugt wird. Von denjenigen, wo die Sprachwerkzeuge einseitigerweise ihre Natur geltend machen und die wahren Stamm-

laute, welche die Bedeutung des Wortes tragen, verdrängen, ist schon oben (S. 73. 74) gesprochen worden. Es ist hier und da merkwürdig zu sehen, wie der von innen heraus arbeitende Sprachsinn sich dies oft lange gefallen läfst, dann aber in einem einzelnen Fall plötzlich durchdringt, und, ohne der Lautneigung nachzugeben, sogar an einem einzelnen Vocal unverbrüchlich fest hält. In anderen Fällen wird eine neue von ihm geforderte Formung zwar geschaffen, allein auch im nämlichen Augenblick von der Lautneigung, zwischen der und ihm gleichsam ein vermittelnder Vertrag entsteht, modificirt. Im Grofsen aber üben wesentlich verschiedene Lautformen einen entscheidenden Einfluss auf die ganze Erreichung der inneren Sprachzwecke aus. Im Chinesischen z. B. konnte keine, die Verbindung der Rede leitende Wortbeugung entstehen, da sich der die Sylben starr aus einander haltende Lautbau, ihrer Umformung und Zusammenfügung widerstrebend, festgesetzt hatte. Die ursprünglichen Ursachen dieser Hindernisse können aber ganz entgegengeseter Natur sein. Im Chinesischen scheint es mehr an der dem Volke mangelnden Neigung zu liegen, dem Laute phantasiereiche Mannigfaltigkeit und die Harmonie befördernde Abwechslung zu geben; und wo dies fehlt, und der Geist nicht die Möglichkeit sieht, die verschiedenen Beziehungen des Denkens auch mit gehörig abgestuften Nüancen des Lauts zu umkleiden, geht er in die feine Unterscheidung dieser Beziehungen weniger ein. Denn die Neigung, eine Vielfachheit fein und scharf abgegränzter Articulationen zu bilden, und das Streben des Verstandes, der Sprache so viele und bestimmt gesonderte Formen zu schaffen, als sie deren bedarf, um den in seiner unendlichen Mannigfaltigkeit flüchtigen Gedanken zu fesseln, wecken sich immer gegenseitig. Ursprünglich, in den unsichtbaren Bewegungen des Geistes, darf man sich, was den Laut an-

geht und was der innere Sprachzweck erfordert, die bezeichnenden und die das zu Bezeichnende erzeugenden Kräfte auf keine Weise geschieden denken. Beide vereint und umfafst das allgemeine Sprachvermögen. Wie aber der Gedanke, als Wort, die Aufsenwelt berührt, wie durch die Ueberlieferung einer schon vorhandenen Sprache dem Menschen, der sie doch in sich immer wieder selbstthätig erzeugen mufs, die Gewalt eines schon geformten Stoffes entgegentritt, kann die Scheidung entstehen, welche uns berechtigt und verpflichtet, die Spracherzeugung von diesen zwei verschiedenen Seiten zu betrachten. In den Semitischen Sprachen dagegen ist vielleicht das Zusammentreffen des organischen Unterscheidens einer reichen Mannigfaltigkeit von Lauten und eines zum Theil durch die Art dieser Laute motivirten feinen Articulationssinnes der Grund, dafs diese Sprachen weit mehr eine künstliche und sinnreiche Lautform besitzen, als sie sogar nothwendige und hauptsächliche grammatische Begriffe mit Klarheit und Bestimmtheit unterscheiden. Der Sprachsinn hat, indem er die eine Richtung nahm, die andere vernachlässigt. Da er dem wahren, naturgemäfsen Zweck der Sprache nicht mit gehöriger Entschiedenheit nachstrebte, wandte er sich zur Erreichung eines auf dem Wege liegenden Vorzugs, sinnvoll und mannigfaltig bearbeiteter Lautform. Hierzu aber führte ihn die natürliche Anlage derselben. Die Wurzelwörter, in der Regel zweisylbig gebildet, erhielten Raum, ihre Laute innerlich umzuformen, und diese Formung forderte vorzugsweise Vocale. Da nun diese offenbar feiner und körperloser, als die Consonanten, sind, so weckten und stimmten sie auch den inneren Articulationssinn zu gröfserer Feinheit *).

*) Den Einfluſs der Zweisylbigkeit der Semitischen Wurzelwörter hat Ewald in seiner Hebräischen Grammatik (8. 144. §. 93.

Auf eine andere Weise läfst sich noch ein, den Charakter der Sprachen bestimmendes Uebergewicht der Lautform, ganz eigentlich als solcher genommen, denken. Man kann den Inbegriff aller Mittel, deren sich die Sprache zur Erreichung ihrer Zwecke bedient, ihre Technik nennen, und diese Technik wieder in die phonetische und intellectuelle eintheilen. Unter der ersteren verstehe ich die Wort- und Formenbildung, insofern sie blofs den Laut angeht, oder durch ihn motivirt wird. Sie ist reicher, wenn die einzelnen Formen einen weiteren und volltönenderen Umfang besitzen, so wie wenn sie für denselben Begriff oder dieselbe Beziehung sich blofs durch den Ausdruck unterscheidende Formen angiebt. Die intellectuelle Technik begreift dagegen das in der Sprache zu Bezeichnende und zu Unterscheidende. Zu ihr gehört es also z. B., wenn eine Sprache Bezeichnung des Genus, des Dualis, der Tempora durch alle Möglichkeiten der Verbindung des Begriffes der Zeit mit dem des Verlaufes der Handlung u. s. f. besitzt.

In dieser Absicht erscheint die Sprache als ein Werkzeug zu einem Zwecke. Da aber dies Werkzeug offenbar die rein geistigen, und ebenso die edelsten sinnlichen Kräfte, durch die sich in ihm ausprägende Ideenordnung, Klarheit und Schärfe, so wie durch den Wohllaut und Rhythmus anregt, so kann das organische Sprachgebäude, die Sprache an sich und gleichsam abgesehen von ihrem Zwecke, die

8. 165. §. 93) nicht nur ausdrücklich bemerkt, sondern durch die ganze Sprachlehre in dem in ihr waltenden Geiste meisterhaft dargethan. Dafs die Semitischen Sprachen dadurch, dafs sie ihre Wortformen, und zum Theil ihre Wortbeugungen, fast ausschliefslich durch Veränderungen im Schoofse der Wörter selbst bilden, einen eignen Charakter erhalten, ist von Bopp ausführlich entwickelt, und auf die Eintheilung der Sprachen in Classen auf eine neue und scharfsinnige Weise angewandt worden. (Vergleichende Grammatik. S. 107—113)

Begeisterung der Nationen an sich reifsen, und thut dies in der That. Die Technik überwächst alsdann die Erfordernisse zur Erreichung des Zwecks; und es läfst sich ebensowohl denken, dafs Sprachen hierin über das Bedürfnifs hinausgehen, als dafs sie hinter demselben zurückbleiben. Wenn man die Englische, Persische und eigentlich Malayische Sprache mit dem Sanskrit und dem Tagalischen vergleicht, so nimmt man eine solche, hier angedeutete Verschiedenheit des Umfangs und des Reichthums der Sprachtechnik wahr, bei welcher doch der unmittelbare Sprachzweck, die Wiedergebung des Gedanken, nicht leidet, da alle diese drei Sprachen ihn nicht nur überhaupt, sondern zum Theil in bereelter und dichterischer Mannigfaltigkeit erreichen. Auf das Uebergewicht der Technik überhaupt und im Ganzen behalte ich mir vor in der Folge zurückzukommen. Hier wollte ich nur desjenigen erwähnen, das sich die phonetische über die intellectuelle anmafsen kann. Welches alsdann auch die Vorzüge des Lautsystems sein möchten, so beweist ein solches Mifsverhältnifs immer einen Mangel in der Stärke der sprachbildenden Kraft, da, was in sich Eins und energisch ist, auch in seiner Wirkung die in seiner Natur liegende Harmonie unverletzt bewahrt. Wo das Maafs nicht durchaus überschritten ist, läfst sich der Lautreichthum in den Sprachen mit dem Colorit in der Malerei vergleichen. Der Eindruck beider bringt eine ähnliche Empfindung hervor; und auch der Gedanke wirkt anders zurück, wenn er, einem blofsen Umrisse gleich, in gröfserer Nacktheit auftritt, oder, wenn der Ausdruck erlaubt ist, mehr durch die Sprache gefärbt erscheint.

§. 11.

Alle Vorzüge noch so kunstvoller und tonreicher Lautformen, auch verbunden mit dem regesten Articulationssinn,

bleiben aber unvermögend, dem Geiste würdig zusagende Sprachen hervorzubringen, wenn nicht die strahlende Klarheit der auf die Sprache Bezug habenden Ideen sie mit ihrem Lichte und ihrer Wärme durchdringt. Dieser ihr ganz innerer und rein intellectueller Theil macht eigentlich die Sprache aus; er ist der Gebrauch, zu welchem die Spracherzeugung sich der Lautform bedient, und auf ihm beruht es, dafs die Sprache Allem Ausdruck zu verleihen vermag, was ihr, bei fortrückender Ideenbildung, die gröfsten Köpfe der spätesten Geschlechter anzuvertrauen streben. Diese ihre Beschaffenheit hängt von der Uebereinstimmung und dem Zusammenwirken ab, in welchem die sich in ihr offenbarenden Gesetze unter einander und mit den Gesetzen des Anschauens, Denkens und Fühlens überhaupt stehen. Das geistige Vermögen hat aber sein Dasein allein in seiner Thätigkeit, es ist das auf einander folgende Aufflammen der Kraft in ihrer ganzen Totalität, aber nach einer einzelnen Richtung hin bestimmt. Jene Gesetze sind also nichts andres, als die Bahnen, in welchen sich die geistige Thätigkeit in der Spracherzeugung bewegt, oder in einem andren Gleichnifs, als die Formen, in welchen diese die Laute ausprägt. Es giebt keine Kraft der Seele, welche hierbei nicht thätig wäre; nichts in dem Inneren des Menschen ist so tief, so fein, so weit umfassend, das nicht in die Sprache überginge und in ihr erkennbar wäre. Ihre intellectuellen Vorzüge beruhen daher ausschliefslich auf der wohlgeordneten, festen und klaren Geistes-Organisation der Völker in der Epoche ihrer Bildung oder Umgestaltung, und sind das Bild, ja der unmittelbare Abdruck derselben.

Es kann scheinen, als müfsten alle Sprachen in ihrem intellectuellen Verfahren einander gleich sein. Bei der Lautform ist eine unendliche, nicht zu berechnende Mannigfaltigkeit begreiflich, da das sinnlich und körperlich Indivi-

duelle aus so verschiedenen Ursachen entspringt, dafs sich die Möglichkeit seiner Abstufungen nicht überschlagen läfst. Was aber, wie der intellectuelle Theil der Sprache, allein auf geistiger Selbstthätigkeit beruht, scheint auch bei der Gleichheit des Zwecks und der Mittel in allen Menschen gleich sein zu müssen; und eine gröfsere Gleichförmigkeit bewahrt dieser Theil der Sprache allerdings. Aber auch in ihm entspringt aus mehreren Ursachen eine bedeutende Verschiedenheit. Einestheils wird sie durch die vielfachen Abstufungen hervorgebracht, in welchen, dem Grade nach, die spracherzeugende Kraft, sowohl überhaupt, als in dem gegenseitigen Verhältnifs der in ihr hervortretenden Thätigkeiten, wirksam ist. Anderentheils sind aber auch hier Kräfte geschäftig, deren Schöpfungen sich nicht durch den Verstand und nach blofsen Begriffen ausmessen lassen. Phantasie und Gefühl bringen individuelle Gestaltungen hervor, in welchen wieder der individuelle Charakter der Nation hervortritt, und wo, wie bei allem Individuellen, die Mannigfaltigkeit der Art, wie sich das Nämliche in immer verschiedenen Bestimmungen darstellen kann, ins Unendliche geht.

Doch auch in dem blofs ideellen, von den Verknüpfungen des Verstandes abhängenden Theile finden sich Verschiedenheiten, die aber alsdann fast immer aus unrichtigen oder mangelhaften Combinationen herrühren. Um dies zu erkennen, darf man nur bei den eigentlich grammatischen Gesetzen stehen bleiben. Die verschiedenen Formen z. B., welche, dem Bedürfnifs der Rede gemäfs, in dem Baue des Verbum abgesondert bezeichnet werden müssen, sollten, da sie durch blofse Ableitung von Begriffen gefunden werden können, in allen Sprachen auf dieselbe Weise vollständig aufgezählt und richtig geschieden sein. Vergleicht man aber hierin das Sanskrit mit dem Griechischen, so ist es auffallend, dafs in dem ersteren der Begriff des Modus nicht allein

offenbar unentwickelt geblieben, sondern auch in der Erzeugung der Sprache selbst nicht wahrhaft gefühlt und nicht rein von dem des Tempus unterschieden worden ist. Er ist daher nicht mit dem der Zeit gehörig verknüpft, und gar nicht vollständig durch denselben durchgefühlt worden*). Dasselbe findet bei dem Infinitivus statt, der noch ausserdem, mit gänzlicher Verkennung seiner Verbalnatur, zu dem Nomen herübergezogen worden ist. Bei aller, noch so gerechten Vorliebe für das Sanskrit, muſs man gestehen, dafs es hierin hinter der jüngeren Sprache zurückbleibt. Die Natur

*) Bopp hat (Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik. 1834. II. Bd. S. 465) zuerst bemerkt, dafs der gewöhnliche Gebrauch des Potentialis darin besteht, allgemein kategorische Behauptungen, getrennt und unabhängig von jeder besonderen Zeitbestimmung, auszudrücken. Die Richtigkeit dieser Bemerkung bestätigt sich durch eine Menge von Beispielen, besonders in den moralischen Sentenzen des Hitôpadêśa. Wenn man aber genauer über den Grund dieser, auf den ersten Anblick auffallenden Anwendung dieses Tempus nachdenkt, so findet man, dafs dasselbe doch in ganz eigentlichem Sinne in diesen Fällen als Conjunctivus gebraucht wird, nur dafs die ganze Redensart elliptisch erklärt werden muſs. Anstatt zu sagen: der Weise handelt nie anders, sagt man: der Weise würde so handeln, und versteht darunter die ausgelassenen Worte: unter allen Bedingungen und zu jeder Zeit. Ich möchte daher den Potentialis wegen dieses Gebrauches keinen Nothwendigkeits-Modus nennen. Er scheint mir vielmehr hier der ganz reine und einfache, von allen materiellen Nebenbegriffen des Könnens, Mögens, Sollens u. s. w. geschiedene Conjunctivus zu sein. Das Eigenthümliche dieses Gebrauchs liegt in der hinzugedachten Ellipse, und nur insofern im sogenannten Potentialis, als dieser gerade durch die Ellipse, vorzugsweise vor dem Indicativus, motivirt wird. Denn es ist nicht zu läugnen, dafs der Gebrauch des Conjunctivus, gleichsam durch die Abarbeitung aller andren Möglichkeiten, hier stärker wirkt, als der einfach aussagende Indicativ. Ich erwähne dies ausdrücklich, weil es nicht unwirthig ist, den reinen und gewöhnlichen Sinn grammatischer Formen so weit beizubehalten und zu schätzen, als man nicht unvermeidlich zum Gegentheile gezwungen wird.

der Rede begünstigt indefs Ungenauigkeiten dieser Art, indem sie dieselben für die wesentliche Erreichung ihrer Zwecke unschädlich zu machen versteht. Sie läfst eine Form die Stelle der anderen vertreten*), oder bequemt sich zu Umschreibungen, wo es ihr an dem eigentlichen und kurzen Ausdruck gebricht. Darum bleiben aber solche Fälle nicht weniger fehlerhafte Unvollkommenheiten, und zwar gerade in dem rein intellectuellen Theile der Sprache. Ich habe schon oben (S. 88.) bemerkt, dafs hiervon bisweilen die Schuld auf die Lautform fallen kann, welche, einmal an gewisse Bildungen gewöhnt, den Geist leitet, auch neue Gattungen der Bildung fordernde Begriffe in diesen ihren Bildungsgang zu ziehen. Immer aber ist dies nicht der Fall. Was ich so eben von der Behandlung des Modus und Infinitivs im Sanskrit gesagt habe, dürfte man wohl auf keine Weise aus der Lautform erklären können. Ich wenigstens vermag in dieser nichts der Art zu entdecken. Ihr Reichthum an Mitteln ist auch hinlänglich, um der Bezeichnung genügenden Ausdruck zu leihen. Die Ursach ist offenbar eine mehr innerliche. Der ideelle Bau des Verbum, sein innerer, vollständig in seine verschiedenen Theile gesonderter Organismus entfaltete sich nicht in hinreichender Klarheit vor dem bildenden Geiste der Nation. Dieser Mangel ist jedoch um so wunderbarer, als übrigens keine Sprache die wahrhafte Natur des Verbum, die reine Synthesis des Seins mit dem Begriff, so wahrhaft und so ganz eigentlich geflügelt darstellt, als das Sanskrit, welches gar keinen anderen, als einen nie ruhenden, immer bestimmte einzelne Zustände

*) Von dieser Verwechslung einer grammatischen Form mit der andren habe ich in meiner Abhandlung über das Entstehen der grammatischen Formen ausführlicher gehandelt. Abhandl. d. Akad. d. Wissensch. zu Berlin 1822. 1823. Hist.-philol. Classe. S. 161—195. (Gesammelte Werke. Bd. III. S. 243—45.)

andeutenden Ausdruck für dasselbe kennt. Denn die Wurzelwörter können durchaus nicht als Verba, nicht einmal ausschliefslich als Verbalbegriffe angesehen werden. Die Ursach einer solchen mangelhaften Entwickelung oder unrichtigen Auffassung eines Sprachbegriffs möge aber, gleichsam äufserlich, in der Lautform, oder innerlich in der ideellen Auffassung gesucht werden müssen, so liegt der Fehler immer in mangelnder Kraft des erzeugenden Sprachvermögens. Eine mit der erforderlichen Kraft geschleuderte Kugel läfst sich nicht durch entgegenwirkende Hindernisse von ihrer Bahn abbringen, und ein mit gehöriger Stärke ergriffener und bearbeiteter Ideenstoff entwickelt sich in gleichförmiger Vollendung bis in seine feinsten, und nur durch die schärfste Absonderung zu trennenden Glieder.

Wie bei der Lautform als die beiden hauptsächlichsten zu beachtenden Punkte die Bezeichnung der Begriffe und die Gesetze der Redefügung erschienen, ebenso ist es in dem inneren, intellectuellen Theil der Sprache. Bei der Bezeichnung tritt auch hier, wie dort, der Unterschied ein, ob der Ausdruck ganz individueller Gegenstände gesucht wird, oder Beziehungen dargestellt werden sollen, welche, auf eine ganze Zahl einzelner anwendbar, diese gleichförmig in einen allgemeinen Begriff versammeln, so dafs eigentlich drei Fälle zu unterscheiden sind. Die Bezeichnung der Begriffe, unter welche die beiden ersteren gehören, machte bei der Lautform die Wortbildung aus, welcher hier die Begriffsbildung entspricht. Denn es mufs innerlich jeder Begriff an ihm selbst eigenen Merkmalen, oder an Beziehungen auf andere festgehalten werden, indem der Articulationssinn die bezeichnenden Laute auffindet. Dies ist selbst bei äufseren, körperlichen, geradezu durch die Sinne wahrnehmbaren Gegenständen der Fall. Auch bei ihnen ist das Wort nicht das Aequivalent des den Sinnen vorschwebenden Ge-

genstandes, sondern der Auffassung desselben durch die Spracherzeugung im bestimmten Augenblicke der Worterfindung. Es ist dies eine vorzügliche Quelle der Vielfachheit von Ausdrücken für die nämlichen Gegenstände; und wenn z. B. im Sanskrit der Elephant bald der zweimal Trinkende, bald der Zweizahnige, bald der mit einer Hand Versehene heifst, so sind dadurch, wenn auch immer derselbe Gegenstand gemeint ist, ebenso viele verschiedene Begriffe bezeichnet. Denn die Sprache stellt niemals die Gegenstände, sondern immer die durch den Geist in der Spracherzeugung selbstthätig von ihnen gebildeten Begriffe dar; und von dieser Bildung, insofern sie als ganz innerlich, gleichsam dem Articulationssinne vorausgehend angesehen werden mufs, ist hier die Rede. Freilich gilt aber diese Scheidung nur für die Sprachzergliederung, und kann nicht als in der Natur vorhanden betrachtet werden.

Von einem anderen Gesichtspunkte aus stehen die beiden letzten der drei oben unterschiedenen Fälle einander näher. Die allgemeinen, an den einzelnen Gegenständen zu bezeichnenden Beziehungen und die grammatischen Wortbeugungen beruhen beide gröfstentheils auf den allgemeinen Formen der Anschauung und der logischen Anordnung der Begriffe. Es liegt daher in ihnen ein übersehbares System, mit welchem sich das aus jeder besonderen Sprache hervorgehende vergleichen läfst, und es fallen dabei wieder die beiden Punkte ins Auge: die Vollständigkeit und richtige Absonderung des zu Bezeichnenden, und die für jeden solchen Begriff ideell gewählte Bezeichnung selbst. Denn es trifft hier gerade das schon oben Ausgeführte ein. Da es hier aber immer die Bezeichnung unsinnlicher Begriffe, ja oft blofser Verhältnisse gilt, so mufs der Begriff für die Sprache oft, wenn nicht immer, bildlich genommen werden; und hier zeigen sich nun die eigentlichen Tiefen des Sprach-

sinnes in der Verbindung der die ganze Sprache von Grund aus beherrschenden einfachsten Begriffe. Person, mithin Pronomen, und Raumverhältnisse spielen hierin die wichtigste Rolle; und oft läfst es sich nachweisen, wie dieselben auch auf einander bezogen, und in einer noch einfacheren Wahrnehmung verknüpft sind. Es offenbart sich hier das, was die Sprache, als solche, am eigenthümlichsten, und gleichsam instinctartig, im Geiste begründet. Der individuellen Verschiedenheit dürfte hier am wenigsten Raum gelassen sein, und der Unterschied der Sprachen in diesem Punkte mehr blofs darauf beruhen, dafs in einigen theils ein fruchtbarerer Gebrauch davon gemacht, theils die aus dieser Tiefe geschöpfte Bezeichnung klarer und dem Bewufstsein zugänglicher angedeutet ist.

Tiefer in die sinnliche Anschauung, die Phantasie, das Gefühl und, durch das Zusammenwirken von diesen, in den Charakter überhaupt dringt die Bezeichnung der einzelnen inneren und äufseren Gegenstände ein, da sich hier wahrhaft die Natur mit dem Menschen, der zum Theil wirklich materielle Stoff mit dem formenden Geiste verbindet. In diesem Gebiete leuchtet daher vorzugsweise die nationelle Eigenthümlichkeit hervor. Denn der Mensch naht sich, auffassend, der äufseren Natur und entwickelt, selbstthätig, seine inneren Empfindungen nach der Art, wie seine geistigen Kräfte sich in verschiedenem Verhältnifs gegen einander abstufen; und dies prägt sich ebenso in der Spracherzeugung aus, insofern sie innerlich die Begriffe dem Worte entgegenbildet. Die grofse Gränzlinie ist auch hier, ob ein Volk in seine Sprache mehr objective Realität oder mehr subjective Innerlichkeit legt. Obgleich sich dies immer erst allmälig in der fortschreitenden Bildung deutlicher entwickelt, so liegt doch schon der Keim dazu in unverkennbarem Zusammenhange in der ersten Anlage; und auch die Lautform

trägt das Gepräge davon. Denn je mehr Helle und Klarheit der Sprachsinn in der Darstellung sinnlicher Gegenstände, und je reiner und körperloser umschriebene Bestimmtheit er bei geistigen Begriffen fordert, desto schärfer, da in dem Innern der Seele, was wir reflectirend sondern, ungetrennt Eins ist, zeigen sich auch die articulirten Laute, und desto volltönender reihen sich die Sylben zu Wörtern an einander. Dieser Unterschied mehr klarer und fester Objectivität und tiefer geschöpfter Subjectivität springt bei sorgfältiger Vergleichung des Griechischen mit dem Deutschen in die Augen. Man bemerkt aber diesen Einfluss der nationellen Eigenthümlichkeit in der Sprache auf eine zwiefache Weise: an der Bildung der einzelnen Begriffe, und an dem verhältnissmäßig verschiedenen Reichthum der Sprache an Begriffen gewisser Gattung. In die einzelne Bezeichnung geht sichtbar bald die Phantasie und das Gefühl, von sinnlicher Anschauung geleitet, bald der fein sondernde Verstand, bald der kühn verknüpfende Geist ein. Die gleiche Farbe, welche dadurch die Ausdrücke für die mannigfaltigsten Gegenstände erhalten, zeigt die der Naturauffassung der Nation. Nicht minder deutlich ist das Uebergewicht der Ausdrücke, die einer einzelnen Geistesrichtung angehören. Ein solches ist z. B. im Sanskrit an der vorwaltenden Zahl religiös philosophischer Wörter sichtbar, in der sich vielleicht keine andere Sprache mit ihr messen kann. Man muss hierzu noch hinzufügen, dass diese Begriffe grösstentheils in möglichster Nacktheit nur aus ihren einfachen Urelementen gebildet sind, so dass der tief abstrahirende Sinn der Nation auch daraus noch klarer hervorstrahlt. Die Sprache trägt dadurch dasselbe Gepräge an sich, das man in der ganzen Dichtung und geistigen Thätigkeit des Indischen Alterthums, ja in der äußeren Lebensweise und Sitte wiederfindet. Sprache, Litteratur und Verfassung bezeugen einstimmig, dass im Inne-

ren die Richtung auf die ersten Ursachen und das letzte Ziel des menschlichen Daseins, im Aeufseren der Stand, welcher sich dieser ausschliefslich widmete, also Nachdenken und Aufstreben zur Gottheit, und Priesterthum, die vorherrschenden, die Nationalität bezeichnenden Züge waren. Eine Nebenfärbung in allen diesen drei Punkten war das oft in Nichts auszugehen drohende, ja nach diesem Ziele wirklich strebende Grübeln, und der Wahn, die Gränzen der Menschheit durch abenteuerliche Uebungen überschreiten zu können.

Es wäre jedoch eine einseitige Vorstellung, zu denken, dafs sich die nationelle Eigenthümlichkeit des Geistes und des Charakters allein in der Begriffsbildung offenbarte; sie übt einen gleich grofsen Einflufs auf die Redefügung aus, und ist an ihr gleich erkennbar. Es ist auch begreiflich, wie sich das in dem Innern heftiger oder schwächer, flammender oder dunkler, lebendiger oder langsamer lodernde Feuer in den Ausdruck des ganzen Gedanken und der ausströmenden Reihe der Empfindungen vorzugsweise so ergiefst, dafs seine eigenthümliche Natur daraus unmittelbar hervorleuchtet. Auch in diesem Punkte führt das Sanskrit und das Griechische zu anziehenden und belehrenden Vergleichungen. Die Eigenthümlichkeiten in diesem Theile der Sprache prägen sich aber nur zum kleinsten Theile in einzelnen Formen und in bestimmten Gesetzen aus, und die Sprachzergliederung findet daher hier ein schwierigeres und mühevolleres Geschäft. Auf der anderen Seite hängt die Art der syntaktischen Bildung ganzer Ideenreihen sehr genau mit demjenigen zusammen, wovon wir weiter oben sprachen, mit der Bildung der grammatischen Formen. Denn Armuth und Unbestimmtheit der Formen verbietet, den Gedanken in zu weitem Umfange der Rede schweifen zu lassen, und nöthigt zu einem einfachen, sich an wenigen Ruhepunkten

begnügenden Periodenbau. Allein auch da, wo ein Reichthum fein gesonderter und scharf bezeichneter grammatischer Formen vorhanden ist, mufs doch, wenn die Redefügung zur Vollendung gedeihen soll, noch ein innerer, lebendiger Trieb nach längerer, sinnvoller verschlungner, mehr begeisterter Satzbildung hinzukommen. Dieser Trieb mufste in der Epoche, in welcher das Sanskrit die Form seiner uns bekannten Producte erhielt, minder energisch wirken, da er sich sonst, wie es dem Genius der Griechischen Sprache gelang, auch gewissermafsen vorahnend die Möglichkeit dazu geschaffen hätte, die sich uns jetzt wenigstens selten in seiner Redefügung durch die That offenbart.

Vieles im Periodenbaue und der Redefügung läfst sich aber nicht auf Gesetze zurückführen, sondern hängt von dem jedesmal Redenden oder Schreibenden ab. Die Sprache hat dann das Verdienst, der Mannigfaltigkeit der Wendungen Freiheit und Reichthum an Mitteln zu gewähren, wenn sie oft auch nur die Möglichkeit darbietet, diese in jedem Augenblick selbst zu erschaffen. Ohne die Sprache in ihren Lauten, und noch weniger in ihren Formen und Gesetzen zu verändern, führt die Zeit durch wachsende Ideenentwickelung, gesteigerte Denkkraft und tiefer eindringendes Empfindungsvermögen oft in sie ein, was sie früher nicht besafs. Es wird alsdann in dasselbe Gehäuse ein anderer Sinn gelegt, unter demselben Gepräge etwas Verschiedenes gegeben, nach den gleichen Verknüpfungsgesetzen ein anders abgestufter Ideengang angedeutet. Es ist dies eine beständige Frucht der Litteratur eines Volkes, in dieser aber vorzüglich der Dichtung und Philosophie. Der Ausbau der übrigen Wissenschaften liefert der Sprache mehr ein einzelnes Material, oder sondert und bestimmt fester das vorhandene; Dichtung und Philosophie aber berühren in einem noch ganz anderen Sinne den innersten Menschen selbst,

und wirken daher auch stärker und bildender auf die mit diesem innig verwachsene Sprache. Auch der Vollendung in ihrem Fortgange sind daher die Sprachen am meisten fähig, in welchen poetischer und philosophischer Geist wenigstens in einer Epoche vorgewaltet hat, und doppelt mehr, wenn dies Vorwalten aus eigenem Triebe entsprungen, nicht dem Fremden nachgeahmt ist. Bisweilen ist auch in ganzen Stämmen, wie im Semitischen und Sanskritischen, der Dichtergeist so lebendig, dafs der einer früheren Sprache des Stammes in einer späteren gleichsam wieder neu ersteht. Ob der Reichthum sinnlicher Anschauung auf diese Weise in den Sprachen einer Zunahme fähig ist, möchte schwerlich zu entscheiden sein. Dafs aber intellectuelle Begriffe und aus innerer Wahrnehmung geschöpfte den sie bezeichnenden Lauten im fortschreitenden Gebrauche einen tieferen, seelenvolleren Gehalt mittheilen, zeigt die Erfahrung an allen Sprachen, die sich Jahrhunderte hindurch fortgebildet haben. Geistvolle Schriftsteller geben den Wörtern diesen gesteigerten Gehalt, und eine regsam empfängliche Nation nimmt ihn auf und pflanzt ihn fort. Dagegen nutzen sich Metaphern, welche den jugendlichen Sinn der Vorzeit, wie die Sprachen selbst die Spuren davon an sich tragen, wunderbar ergriffen zu haben scheinen, im täglichen Gebrauch so ab, dafs sie kaum noch empfunden werden. In diesem gleichzeitigen Fortschritt und Rückgang üben die Sprachen den der fortschreitenden Entwicklung angemessenen Einfluss aus, der ihnen in der grofsen geistigen Oekonomie des Menschengeschlechts angewiesen ist.

§. 12.

Die Verbindung der Lautform mit den inneren Sprachgesetzen bildet die Vollendung der Sprachen; und der höchste Punkt dieser ihrer Vollendung beruhet darauf, dafs

diese Verbindung, immer in gleichzeitigen Acten des sprach-erzeugenden Geistes vor sich gehend, zur wahren und reinen Durchdringung werde. Von dem ersten Elemente an ist die Erzeugung der Sprache ein synthetisches Verfahren, und zwar ein solches im ächtesten Verstande des Worts, wo die Synthesis etwas schafft, das in keinem der verbundenen Theile für sich liegt. Das Ziel wird daher nur erreicht, wenn auch der ganze Bau der Lautform und der inneren Gestaltung ebenso fest und gleichzeitig zusammenfliefsen. Die daraus entspringende, wohlthätige Folge ist dann die völlige Angemessenheit des einen Elements zu dem andren, so dafs keins über das andere gleichsam überschiefst. Es wird, wenn dieses Ziel erreicht ist, weder die innere Sprachentwickelung einseitige Pfade verfolgen, auf denen sie von der phonetischen Formenerzeugung verlassen wird, noch wird der Laut in wuchernder Ueppigkeit über das schöne Bedürfnifs des Gedanken hinauswalten. Er wird dagegen gerade durch die inneren, die Sprache in ihrer Erzeugung vorbereitenden Seelenregungen zu Euphonie und Rhythmus hingeleitet werden, in beiden ein Gegengewicht gegen das blofse, klingelnde Sylbengetön finden, und durch sie einen neuen Pfad entdecken, auf dem, wenn eigentlich der Gedanke dem Laute die Seele einhaucht, dieser ihm wieder aus seiner Natur ein begeisterndes Princip zurückgiebt. Die feste Verbindung der beiden constitutiven Haupttheile der Sprache äufsert sich vorzüglich in dem sinnlichen und phantasiereichen Leben, das ihr dadurch aufblüht, da hingegen einseitige Verstandesherrschaft, Trockenheit und Nüchternheit die unfehlbaren Folgen sind, wenn sich die Sprache in einer Epoche intellectueller erweitert und verfeinert, wo der Bildungstrieb der Laute nicht mehr die erforderliche Stärke besitzt, oder wo gleich anfangs die Kräfte einseitig gewirkt haben. Im Einzelnen sieht man dies an den Spra-

chen, in denen einige Tempora, wie im Arabischen, nur durch getrennte Hülfsverba gebildet werden, wo also die Idee solcher Formen nicht mehr wirksam von dem Triebe der Lautformung begleitet gewesen ist. Das Sanskrit hat in einigen Zeitformen das Verbum sein wirklich mit dem Verbalbegriff in Worteinheit verbunden.

Weder dies Beispiel aber, noch auch andre ähnlicher Art, die man leicht, besonders auch aus dem Gebiete der Wortbildung, aufzählen könnte, zeigen die volle Bedeutung des hier ausgesprochenen Erfordernisses. Nicht aus Einzelnheiten, sondern aus der ganzen Beschaffenheit und Form der Sprache geht die vollendete Synthesis, von der hier die Rede ist, hervor. Sie ist das Product der Kraft im Augenblicke der Spracherzeugung, und bezeichnet genau den Grad ihrer Stärke. Wie eine stumpf ausgeprägte Münze zwar alle Umrisse und Einzelnheiten der Form wiedergiebt, aber des Glanzes ermangelt, der aus der Bestimmtheit und Schärfe hervorspringt, ebenso ist es auch hier. Ueberhaupt erinnert die Sprache oft, aber am meisten hier, in dem tiefsten und unerklärbarsten Theile ihres Verfahrens, an die Kunst. Auch der Bildner und Maler vermählt die Idee mit dem Stoff, und auch seinem Werke sieht man es an, ob diese Verbindung, in Innigkeit der Durchdringung, dem wahren Genius in Freiheit entstrahlt, oder ob die abgesonderte Idee mühevoll und ängstlich mit dem Meifsel oder dem Pinsel gleichsam abgeschrieben ist. Aber auch hier zeigt sich dies letztere mehr in der Schwäche des Totaleindrucks, als in einzelnen Mängeln. Wie sich nun eigentlich das geringere Gelingen der nothwendigen Synthesis der äufseren und inneren Sprachform an einer Sprache offenbart, werde ich zwar weiter unten an einigen einzelnen grammatischen Punkten zu zeigen bemüht sein; die Spuren eines solchen Mangels aber bis in die äufsersten Feinheiten des Sprachbaues zu verfol-

gen, ist nicht allein schwierig, sondern bis auf einen gewissen Grad unmöglich. Noch weniger kann es gelingen, denselben überall in Worten darzustellen. Das Gefühl aber täuscht sich darüber nicht, und noch klarer und deutlicher äufsert sich das Fehlerhafte in den Wirkungen. Die wahre Synthesis entspringt aus der Begeisterung, welche nur die hohe und energische Kraft kennt. Bei der unvollkommenen hat diese Begeisterung gefehlt; und ebenso übt auch eine so entstandene Sprache eine minder begeisternde Kraft in ihrem Gebrauch aus. Dies zeigt sich in ihrer Litteratur, die weniger zu den Gattungen hinneigt, welche einer solchen Begeisterung bedürfen, oder den schwächeren Grad derselben an der Stirn trägt. Die geringere nationelle Geisteskraft, welcher die Schuld dieses Mangels anheimfällt, bringt dann wieder eine solche durch den Einfluss einer unvollkommneren Sprache in den nachfolgenden Geschlechtern hervor, oder vielmehr die Schwäche zeigt sich durch das ganze Leben einer solchen Nation, bis durch irgend einen Anstofs eine neue Geistesumformung entsteht.

§. 13.

Der Zweck dieser Einleitung, die Sprachen, in der Verschiedenartigkeit ihres Baues, als die nothwendige Grundlage der Fortbildung des menschlichen Geistes darzustellen und den wechselseitigen Einfluss des Einen auf das Andre zu erörtern, hat mich genöthigt, in die Natur der Sprache überhaupt einzugehen. Jenen Standpunkt genau festhaltend, muss ich diesen Weg weiter verfolgen. Ich habe im Vorigen das Wesen der Sprache nur in seinen allgemeinsten Grundzügen dargelegt, und wenig mehr gethan, als ihre Definition ausführlicher zu entwickeln. Wenn man ihr Wesen in der Laut- und Ideenform und der richtigen und energischen Durchdringung beider sucht, so bleibt dabei eine zahllose

Menge die Anwendung verwirrender Einzelnheiten zu bestimmen übrig. Um daher, wie es hier meine Absicht ist, der individuell historischen Sprachvergleichung durch vorbereitende Betrachtungen den Weg zu bahnen, ist es zugleich nothwendig, das Allgemeine mehr auseinanderzulegen, und das dann hervortretende Besondere dennoch mehr in Einheit zusammenzuziehen. Eine solche Mitte zu erreichen, bietet die Natur der Sprache selbst die Hand. Da sie, in unmittelbarem Zusammenhange mit der Geisteskraft, ein vollständig durchgeführter Organismus ist, so lassen sich in ihr nicht blofs Theile unterscheiden, sondern auch Gesetze des Verfahrens, oder, da ich überall hier gern Ausdrücke wähle, welche der historischen Forschung auch nicht einmal scheinbar vorgreifen, vielmehr Richtungen und Bestrebungen desselben. Man kann diese, wenn man den Organismus der Körper dagegen halten will, mit den physiologischen Gesetzen vergleichen, deren wissenschaftliche Betrachtung sich auch wesentlich von der zergliedernden Beschreibung der einzelnen Theile unterscheidet. Es wird daher hier nicht einzeln nach einander, wie in unsren Grammatiken, vom Lautsysteme, Nomen, Pronomen u. s. f., sondern von Eigenthümlichkeiten der Sprachen die Rede sein, welche durch alle jene einzelnen Theile, sie selbst näher bestimmend, durchgehen. Dies Verfahren wird auch von einem andren Standpunkte aus hier zweckmäßiger erscheinen. Wenn das oben angedeutete Ziel erreicht werden soll, mufs die Untersuchung hier gerade vorzugsweise eine solche Verschiedenheit des Sprachbaues im Auge behalten, welche sich nicht auf Einerleiheit eines Sprachstammes zurückführen läfst. Diese nun wird man vorzüglich da suchen müssen, wo sich das Verfahren der Sprache am engsten in ihren endlichen Bestrebungen zusammenknüpft. Dies führt uns wieder, aber in andrer Beziehung, zur Bezeichnung der Begriffe und zur

Verknüpfung des Gedanken im Satze. Beide fliefsen aus dem Zwecke der inneren Vollendung des Gedanken und des äufseren Verständnisses. Gewissermafsen unabhängig hiervon bildet sich in ihr zugleich ein künstlerisch schaffendes Princip aus, das ganz eigentlich ihr selbst angehört. Denn die Begriffe werden in ihr von Tönen getragen, und der Zusammenklang aller geistigen Kräfte verbindet sich also mit einem musikalischen Element, das, in sie eintretend, seine Natur nicht aufgiebt, sondern nur modificirt. Die künstlerische Schönheit der Sprache wird ihr daher nicht als ein zufälliger Schmuck verliehen; sie ist, gerade im Gegentheil, eine in sich nothwendige Folge ihres übrigen Wesens, ein untrüglicher Prüfstein ihrer inneren und allgemeinen Vollendung. Denn die innere Arbeit des Geistes hat sich erst dann auf die kühnste Höhe geschwungen, wenn das Schönheitsgefühl seine Klarheit darüber ausgiefst.

Das Verfahren der Sprache ist aber nicht blofs ein solches, wodurch eine einzelne Erscheinung zu Stande kommt; es mufs derselben zugleich die Möglichkeit eröffnen, eine unbestimmbare Menge solcher Erscheinungen, und unter allen, ihr von dem Gedanken gestellten Bedingungen hervorzubringen. Denn sie steht ganz eigentlich einem unendlichen und wahrhaft gränzenlosen Gebiete, dem Inbegriff alles Denkbaren, gegenüber. Sie mufs daher von endlichen Mitteln einen unendlichen Gebrauch machen, und vermag dies durch die Identität der Gedanken und Sprache erzeugenden Kraft. Es liegt hierin aber auch nothwendig, dafs sie nach zwei Seiten hin ihre Wirkung zugleich ausübt, indem diese zunächst aus sich heraus auf das Gesprochene geht, dann aber auch zurück auf die sie erzeugenden Kräfte. Beide Wirkungen modificiren sich in jeder einzelnen Sprache durch die in ihr beobachtete Methode, und müssen daher

bei der Darstellung und Beurtheilung dieser zusammengenommen werden.

Wir haben schon im Vorigen gesehen, dafs die Worterfindung im Allgemeinen nur darin besteht, nach der in beiden Gebieten aufgefafsten Verwandtschaft, analogen Begriffen analoge Laute zu wählen, und die letzteren in eine mehr oder weniger bestimmte Form zu giefsen. Es kommen also hier zwei Dinge, die Wortform und die Wortverwandtschaft, in Betrachtung. Die letztere ist, weiter zergliedert, eine dreifache: nämlich die der Laute, die logische der Begriffe, und die aus der Rückwirkung der Wörter auf das Gemüth entstehende. Da die Verwandtschaft, insofern sie logisch ist, auf Ideen beruht, so erinnert man sich hier zuerst an denjenigen Theil des Wortvorraths, in welchem Wörter nach Begriffen allgemeiner Verhältnisse zu andren Wörtern, concrete zu abstracten, einzelne Dinge andeutende zu collectiven u. s. f., umgestempelt werden. Ich sondre ihn aber hier ab, da die charakteristische Modification dieser Wörter sich ganz enge an diejenige anschliefst, welche dasselbe Wort in den verschiednen Verhältnissen zur Rede annimmt. In diesen Fällen wird ein sich immer gleich bleibender Theil der Bedeutung des Wortes mit einem andren, wechselnden, verbunden. Dasselbe findet aber auch sonst in der Sprache statt. Sehr oft läfst sich in dem, in der Bezeichnung verschiedenartiger Gegenstände gemeinschaftlichen Begriffe ein stammhafter Grundtheil des Wortes erkennen, und das Verfahren der Sprache kann diese Erkennung befördern oder erschweren, den Stammbegriff und das Verhältnifs seiner Modificationen zu ihm herausheben oder verdunkeln. Die Bezeichnung des Begriffs durch den Laut ist eine Verknüpfung von Dingen, deren Natur sich wahrhaft niemals vereinigen kann. Der Begriff vermag sich aber ebensowenig von dem Worte abzulösen, als der Mensch

seine Gesichtszüge ablegen kann. Das Wort ist seine individuelle Gestaltung, und er kann, wenn er diese verlassen will, sich selbst nur in andren Worten wiederfinden. Dennoch muſs die Seele immerfort versuchen, sich von dem Gebiete der Sprache unabhängig zu machen, da das Wort allerdings eine Schranke ihres inneren, immer mehr enthaltenden, Empfindens ist, und oft gerade sehr eigenthümliche Nüancen desselben durch seine im Laut mehr materielle, in der Bedeutung zu allgemeine Natur zu ersticken droht. Sie muſs das Wort mehr wie einen Anhaltspunkt ihrer inneren Thätigkeit behandeln, als sich in seinen Gränzen gefangen halten lassen. Was sie aber auf diesem Wege schützt und erringt, fügt sie wieder dem Worte hinzu; und so geht aus diesem ihrem fortwährenden Streben und Gegenstreben, bei gehöriger Lebendigkeit der geistigen Kräfte, eine immer gröſsere Verfeinerung der Sprache, eine wachsende Bereicherung derselben an seelenvollem Gehalte hervor, die ihre Forderungen in eben dem Grade höher steigert, in dem sie besser befriedigt werden. Die Wörter erhalten, wie man an allen hoch gebildeten Sprachen sehen kann, in dem Grade, in welchem Gedanke und Empfindung einen höheren Schwung nehmen, eine mehr umfassende, oder tiefer eingreifende Bedeutung.

Die Verbindung der verschiedenartigen Natur des Begriffs und des Lautes fordert, auch ganz abgesehen vom körperlichen Klange des letzteren, und blofs vor der Vorstellung selbst, die Vermittlung beider durch etwas Drittes, in dem sie zusammentreffen können. Dies Vermittelnde ist nun allemal sinnlicher Natur, wie in Vernunft die Vorstellung des Nehmens, in Verstand die des Stehens, in Blüthe die des Hervorquellens liegt; es gehört der äuſseren oder inneren Empfindung oder Thätigkeit an. Wenn die Ableitung es richtig entdecken läſst, kann man, immer das Con-

erstere mehr davon absondernd, es entweder ganz, oder neben seiner individuellen Beschaffenheit, auf Extension oder Intension, oder Veränderung in beiden, zurückführen, so dafs man in die allgemeinen Sphären des Raumes und der Zeit und des Empfindungsgrades gelangt. Wenn man nun auf diese Weise die Wörter einer einzelnen Sprache durchforscht, so kann es, wenn auch mit Ausnahme vieler einzelnen Punkte, gelingen, die Fäden ihres Zusammenhanges zu erkennen und das allgemeine Verfahren in ihr individualisirt, wenigstens in seinen Hauptumrissen, zu zeichnen. Man versucht alsdann, von den concreten Wörtern zu den gleichsam wurzelhaften Anschauungen und Empfindungen aufzusteigen, durch welche jede Sprache, nach dem sie beseelenden Genius, in ihren Wörtern den Laut mit dem Begriffe vermittelt. Diese Vergleichung der Sprache mit dem ideellen Gebiete, als demjenigen, dessen Bezeichnung sie ist, scheint jedoch umgekehrt zu fordern, von den Begriffen aus zu den Wörtern herabzusteigen, da nur die Begriffe, als die Urbilder, dasjenige enthalten können, was zur Beurtheilung der Wortbezeichnung, ihrer Gattung und ihrer Vollständigkeit nach, nothwendig ist. Das Verfolgen dieses Weges wird aber durch ein inneres Hindernifs gehemmt, da die Begriffe, so wie man sie mit einzelnen Wörtern stempelt, nicht mehr blofs etwas Allgemeines, erst näher zu Individualisirendes darstellen können. Versucht man aber, durch Aufstellung von Kategorien zum Zweck zu gelangen, so bleibt zwischen der engsten Kategorie und dem durch das Wort individualisirten Begriff eine nie zu überspringende Kluft. Inwiefern also eine Sprache die Zahl der zu bezeichnenden Begriffe erschöpft, und in welcher Festigkeit der Methode sie von den ursprünglichen Begriffen zu den abgeleiteten besonderen herabsteigt, läfst sich im Einzelnen nie mit einiger Vollständigkeit darstellen, da der Weg der Begriffsverzweigung

nicht durchführbar ist, und der der Wörter wohl das Geleistete, nicht aber das zu Fordernde zeigt.

Man kann den Wortvorrath einer Sprache auf keine Weise als eine fertig daliegende Masse ansehen. Er ist, auch ohne ausschliefslich der beständigen Bildung neuer Wörter und Wortformen zu gedenken, so lange die Sprache im Munde des Volks lebt, ein fortgehendes Erzeugnifs und Wiedererzeugnifs des wortbildenden Vermögens: zuerst in dem Stamme, dem die Sprache ihre Form verdankt, dann in der kindischen Erlernung des Sprechens, und endlich im täglichen Gebrauche der Rede. Die unfehlbare Gegenwart des jedesmal nothwendigen Wortes in dieser ist gewifs nicht blofs Werk des Gedächtnisses. Kein menschliches Gedächtnifs reichte dazu hin, wenn nicht die Seele instinctartig zugleich den Schlüssel zur Bildung der Wörter selbst in sich trüge. Auch eine fremde erlernt man nur dadurch, dafs man sich nach und nach, sei es auch nur durch Uebung, dieses Schlüssels zu ihr bemeistert, nur vermöge der Einerleiheit der Sprachanlagen überhaupt, und der besonderen zwischen einzelnen Völkern bestehenden Verwandtschaft derselben. Mit den todten Sprachen verhält es sich nur um Weniges anders. Ihr Wortvorrath ist allerdings nach unserer Seite hin ein geschlossenes Ganzes, in dem nur glückliche Forschung in ferner Tiefe liegende Entdeckungen zu machen im Stande ist. Allein ihr Studium kann auch nur durch Aneignung des ehemals in ihnen lebendig gewesenen Princips gelingen; sie erfahren ganz eigentlich eine wirkliche augenblickliche Wiederbelebung. Denn eine Sprache kann unter keiner Bedingung wie eine abgestorbene Pflanze erforscht werden. Sprache und Leben sind unzertrennliche Begriffe, und die Erlernung ist in diesem Gebiet immer nur Wiedererzeugung.

Von dem hier gefafsten Standpunkte aus zeigt sich nun

die Einheit des Wortvorrathes jeder Sprache am deutlichsten. Er ist ein Ganzes, weil Eine Kraft ihn erzeugt hat und diese Erzeugung in unzertrennlicher Verkettung fortgefuhrt worden ist. Seine Einheit beruht auf dem, durch die Verwandtschaft der Begriffe geleiteten Zusammenhange der vermittelnden Anschauungen und der Laute. Dieser Zusammenhang ist es daher, den wir hier zunächst zu betrachten haben.

Die Indischen Grammatiker bauten ihr, gewifs zu künstliches, aber in seinem Ganzen von bewundrungswürdigem Scharfsinn zeugendes System auf die Voraussetzung, dafs sich der ihnen vorliegende Wortschatz ihrer Sprache ganz durch sich selbst erklären lasse. Sie sahen dieselbe daher als eine ursprüngliche an, und schlossen auch alle Möglichkeit im Verlaufe der Zeit aufgenommener fremder Wörter aus. Beides war unstreitig falsch. Denn aller historischen, oder aus der Sprache selbst aufzufindenden Gründe nicht zu gedenken, ist es auf keine Weise wahrscheinlich, dafs sich irgend eine wahrhaft ursprüngliche Sprache in ihrer Urform bis auf uns erhalten habe. Vielleicht hatten die Indischen Grammatiker bei ihrem Verfahren auch nur mehr den Zweck im Auge, die Sprache zur Bequemlichkeit der Erlernung in systematische Verbindung zu bringen, ohne sich gerade um die historische Richtigkeit dieser Verbindung zu kümmern. Es mochte aber auch den Indiern in diesem Punkte wie den meisten Nationen bei dem Aufblühen ihrer Geistesbildung ergehen. Der Mensch sucht immer die Verknüpfung, auch der äufseren Erscheinungen, zuerst im Gebiete der Gedanken auf; die historische Kunst ist immer die späteste, und die reine Beobachtung, noch weit mehr aber der Versuch, folgen erst in weiter Entfernung idealischen oder phantastischen Systemen nach. Zuerst

versucht der Mensch die Natur von der Idee aus zu beherrschen. Dies zugestanden, zeugt aber jene Voraussetzung der Erklärlichkeit des Sanskrits durch sich allein von einem richtigen und tiefen Blick in die Natur der Sprache überhaupt. Denn eine wahrhaft ursprüngliche und von fremder Einmischung rein geschiedene müfste wirklich einen solchen thatsächlich nachzuweisenden Zusammenhang ihres gesammten Wortvorraths in sich bewahren. Es war überdies ein schon durch seine Kühnheit Achtung verdienendes Unternehmen, sich gerade mit dieser Beharrlichkeit in die Wortbildung, als den tiefsten und geheimnifsvollsten Theil aller Sprachen, zu versenken.

Das Wesen des Lautzusammenhanges der Wörter beruht darauf, dafs eine mäfsige Anzahl dem ganzen Wortvorrathe zum Grunde liegender Wurzellaute durch Zusätze und Veränderungen auf immer bestimmtere und mehr zusammengesetzte Begriffe angewendet wird. Die Wiederkehr desselben Stammlauts, oder doch die Möglichkeit ihn nach bestimmten Regeln zu erkennen, und die Gesetzmäfsigkeit in der Bedeutsamkeit der modificirenden Zusätze oder innern Umänderungen bestimmen alsdann diejenige Erklärlichkeit der Sprache durch sich selbst, die man eine mechanische oder technische nennen kann.

Es giebt aber einen, sich auch auf die Wurzelwörter beziehenden, wichtigen, noch bisher sehr vernachlässigten Unterschied unter den Wörtern in Absicht auf ihre Erzeugung. Die grofse Anzahl derselben ist gleichsam erzählender oder beschreibender Natur, bezeichnet Bewegungen, Eigenschaften und Gegenstände an sich, ohne Beziehung auf eine anzunehmende oder gefühlte Persönlichkeit; bei andren hingegen macht gerade der Ausdruck dieser oder die schlichte Beziehung auf dieselbe das ausschliefsliche Wesen der Bedeutung aus. Ich glaube in einer früheren

Abhandlung*) richtig gezeigt zu haben, dafs die Personenwörter die ursprünglichen in jeder Sprache sein müssen, und dafs es eine ganz unrichtige Vorstellung ist, das Pronomen als den spätesten Redetheil in der Sprache anzusehen. Eine eng grammatische Vorstellungsart der Vertretung des Nomen durch das Pronomen hat hier die tiefer aus der Sprache geschöpfte Ansicht verdrängt. Das Erste ist natürlich die Persönlichkeit des Sprechenden selbst, der in beständiger unmittelbarer Berührung mit der Natur steht, und unmöglich unterlassen kann auch in der Sprache ihr den Ausdruck seines Ichs gegenüberzustellen. Im Ich aber ist von selbst auch das Du gegeben; und durch einen neuen Gegensatz entsteht die dritte Person, die sich aber, da nun der Kreis der Fühlenden und Sprechenden verlassen wird, auch zur todten Sache erweitert. Die Person, namentlich das Ich, steht, wenn man von jeder concreten Eigenschaft absieht, in der äufseren Beziehung des Raumes und der inneren Empfindung. Es schliefsen sich also an die Personenwörter Präpositionen und Interjectionen an. Denn die ersteren sind Beziehungen des Raumes oder der als Ausdehnung betrachteten Zeit auf einen bestimmten, von ihrem Begriff nicht zu trennenden Punkt; die letzteren sind blofse Ausbrüche des Lebensgefühls. Es ist sogar wahrscheinlich, dafs die wirklich einfachen Personenwörter ihren Ursprung selbst in einer Raum- oder Empfindungsbeziehung haben.

Der hier gemachte Unterschied ist aber fein, und mufs genau in seiner bestimmten Sonderung genommen werden.

*) Ueber die Verwandtschaft der Ortsadverbien mit dem Pronomen in einigen Sprachen, in den Abhandlungen der historisch-philologischen Classe der Berliner Akademie der Wissenschaften aus dem Jahre 1829 S. 1—6. Man vergleiche auch die Abhandlung über den Dualis, ebendaselbst, aus dem Jahre 1827, S. 182—185.

Denn auf der einen Seite werden alle die inneren Empfindungen bezeichnenden Wörter, wie die für die äußeren Gegenstände, beschreibend und allgemein objectiv gebildet. Der obige Unterschied beruht nur darauf, daſs der wirkliche Empfindungsausbruch einer bestimmten Individualität das Wesen der Bezeichnung ausmacht. Auf der andren Seite kann es in den Sprachen Pronomina und Präpositionen geben, und giebt deren wirklich, die von ganz concreten Ergenschaftswörtern hergenommen sind. Die Person kann durch etwas mit ihrem Begriff Verbundenes bezeichnet werden; die Präposition auf eine ähnliche Weise durch ein mit ihrem Begriff verwandtes Nomen, wie hinter durch Rücken, vor durch Brust u.s.f. Wirklich so entstandene Wörter können durch die Zeit so unkenntlich werden, daſs die Entscheidung schwer fällt, ob sie so abgeleitete oder ursprüngliche Wörter sind. Wenn hierüber aber auch in einzelnen Fällen hin und her gestritten werden kann, so bleibt darum nicht abzuläugnen, daſs jede Sprache ursprünglich solche dem unmittelbaren Gefühl der Persönlichkeit entstammte Wörter gehabt haben muſs. Bopp hat das wichtige Verdienst, diese zwiefache Gattung der Wurzelwörter zuerst unterschieden und die bisher unbeachtet gebliebene in die Wort- und Formenbildung eingeführt zu haben. Wir werden aber gleich weiter unten sehen, auf welche sinnvolle, auch von ihm zuerst an den Sanskritformen entdeckte Weise die Sprache beide, jede in einer verschiedenen Geltung, zu ihren Zwecken verbindet.

Die hier unterschiedenen objectiven und subjectiven Wurzeln der Sprache (wenn ich mich, der Kürze wegen, dieser, allerdings bei weitem nicht erschöpfenden Bezeichnung derselben bedienen darf) theilen indeſs nicht ganz die gleiche Natur mit einander, und können daher, genau genommen, auch nicht auf dieselbe Weise als Grundlaute betrachtet

werden. Die objectiven tragen das Ansehen der Entstehung durch Analyse an sich: man hat die Nebenlaute abgesondert, die Bedeutung, um alle darunter geordnete Wörter zu umfassen, zu schwankendem Umfange erweitert, und so Formen gebildet, welche in dieser Gestalt nur uneigentlich Wörter genannt werden können. Die subjectiven hat sichtbar die Sprache selbst geprägt. Ihr Begriff erhält keine Weite, ist vielmehr überall Ausdruck scharfer Individualität; er war dem Sprechenden unentbehrlich, und konnte bis zur Vollendung allmäliger Spracherweiterung gewissermafsen ausreichen. Er deutet daher, wie wir gleich in der Folge näher untersuchen werden, auf einen primitiven Zustand der Sprachen hin, was, ohne bestimmte historische Beweise, von den objectiven Wurzeln nur mit grofser Behutsamkeit angenommen werden kann.

Mit dem Namen der Wurzeln können nur solche Grundlaute belegt werden, welche sich unmittelbar, ohne Dazwischenkunft anderer, schon für sich bedeutsamer Laute, dem zu bezeichnenden Begriffe anschliefsen. In diesem strengen Verstande des Worts, brauchen die Wurzeln nicht der wahrhaften Sprache anzugehören; und in Sprachen, deren Form die Umkleidung der Wurzeln mit Nebenlauten mit sich führt, kann dies sogar überhaupt kaum, oder doch nur unter bestimmten Bedingungen der Fall sein. Denn die wahre Sprache ist nur die in der Rede sich offenbarende, und die Spracherfindung läfst sich nicht auf demselben Wege abwärts schreitend denken, den die Analyse aufwärts verfolgt. Wenn in einer solchen Sprache eine Wurzel als Wort erscheint, wie im Sanskrit युध, *yudh*, Kampf, oder als Theil einer Zusammensetzung, wie in धर्मज्ञ, *dharmagna*, gerechtigkeitskundig, so sind dies Ausnahmen, die ganz und gar nicht zu der Voraussetzung eines Zustandes berechtigen, wo auch, gleichsam wie im Chinesischen, die unbekleideten Wurzeln

sich mit der Rede verbanden. Es ist sogar viel wahrscheinlicher, dafs, je mehr die Stammlaute dem Ohre und dem Bewufstsein der Sprechenden geläufig wurden, solche einzelnen Fälle ihrer nackten Anwendung dadurch eintraten. Indem aber durch die Zergliederung auf die Stammlaute zurückgegangen wird, fragt es sich, ob man überall bis zu dem wirklich einfachen gelangt ist? Im Sanskrit ist schon mit glücklichem Scharfsinn von Bopp, und in einer, schon oben erwähnten, wichtigen Arbeit, die gewifs zur Grundlage weiterer Forschungen dienen wird, von Pott gezeigt worden, dafs mehrere angebliche Wurzeln zusammengesetzt oder durch Reduplication abgeleitet sind. Aber auch auf solche, die wirklich einfach scheinen, kann der Zweifel ausgedehnt werden. Ich meine hier besonders die, welche von dem Bau der einfachen oder doch den Vocal nur mit solchen Consonantenlauten, die sich bis zu schwieriger Trennung mit ihm verschmelzen, umkleidenden Sylben abweichen. Auch in ihnen können unkenntlich gewordene und phonetisch durch Zusammenziehung, Abwerfung von Vocalen, oder sonst veränderte Zusammensetzungen versteckt sein. Ich sage dies nicht, um leere Muthmafsungen an die Stelle von Thatsachen zu setzen, wohl aber, um der historischen Forschung nicht willkührlich das weitere Vordringen in noch nicht gehörig durchschaute Sprachzustände zu verschliefsen, und weil die uns hier beschäftigende Frage des Zusammenhanges der Sprachen mit dem Bildungsvermögen es nothwendig macht, alle Wege aufzusuchen, welche die Entstehung des Sprachbaues genommen haben kann.

Insofern sich die Wurzellaute durch ihre stätige Wiederkehr in sehr abweichenden Formen kenntlich machen, müssen sie in dem Grade mehr zur Klarheit gelangen, in welchem eine Sprache den Begriff des Verbum seiner Natur gemäfser in sich ausgebildet hat. Denn bei der Flüch-

tigkeit und Beweglichkeit dieses, gleichsam nie ruhenden Redetheils zeigt sich nothwendig dieselbe Wurzelsylbe mit immer wechselnden Nebenlauten. Die indischen Grammatiker verfahren dabei nach einem ganz richtigen Gefühl ihrer Sprache, indem sie alle Wurzeln als Verbalwurzeln behandelten, und jede bestimmten Conjugationen zuwiesen. Es liegt aber auch in der Natur der Sprachentwickelung selbst, dafs, sogar geschichtlich, die Bewegungs- und Beschaffenheitsbegriffe die zuerst bezeichneten sein werden, da nur sie natürlich wieder gleich, und oft in dem nämlichen Acte, die bezeichnenden der Gegenstände sein können, insofern diese einfache Wörter ausmachen. Bewegung und Beschaffenheit stehen einander aber an sich nahe, und ein lebhafter Sprachsinn reifst die letztere noch häufiger zu der ersteren hin. Dafs die Indischen Grammatiker auch diese wesentliche Verschiedenheit der Bewegung und Beschaffenheit, und der selbstständige Sachen andeutenden Wörter empfanden, beweist ihre Unterscheidung der *Krit*- und *Unâdi*-Suffixe. Durch beide werden Wörter unmittelbar von den Wurzellauten abgeleitet. Die ersteren aber bilden nur solche, in welchen der Wurzelbegriff selbst blofs mit allgemeinen, auf mehrere zugleich passenden Modificationen versehen wird. Wirkliche Substanzen finden sich bei ihnen seltener, und nur insofern, als die Bezeichnung derselben von dieser bestimmten Art ist. Die *Unâdi*-Suffixe begreifen, gerade im Gegentheil, nur Benennungen concreter Gegenstände, und in den durch sie gebildeten Wörtern ist der dunkelste Theil gerade das Suffix selbst, welches den allgemeineren, den Wurzellaut modificirenden Begriff enthalten sollte. Es ist nicht zu läugnen, dafs ein grofser Theil dieser Bildungen erzwungen und offenbar ungeschichtlich ist. Man erkennt zu deutlich ihre absichtliche Entstehung aus dem Princip, alle Wörter der

Sprache, ohne Ausnahme, auf die einmal angenommenen Wurzeln zurückzubringen. Unter diesen Benennungen concreter Gegenstände können einestheils fremde in die Sprache aufgenommene, andrentheils aber unkenntlich gewordene Zusammensetzungen liegen, wie es von den letzteren in der That erkennbare bereits unter den Unâdi-Wörtern giebt. Es ist dies natürlich der dunkelste Theil aller Sprachen, und man hat daher mit Recht neuerlich vorgezogen, aus einem grofsen Theile der Unâdi-Wörter eine eigne Classe dunkler und ungewisser Herleitung zu bilden.

Das Wesen des Lautzusammenhanges beruht auf der Kenntlichkeit der Stammsylbe, die von den Sprachen überhaupt nach dem Grade der Richtigkeit ihres Organismus mit mehr oder minder sorgfältiger Schonung behandelt wird. In denen eines sehr vollkommenen Baues schliefsen sich aber an den Stammlaut, als den den Begriff individualisirenden, Nebenlaute, als allgemeine, modificirende, an. Wie nun in der Aussprache der Wörter in der Regel jedes nur Einen Hauptaccent hat, und die unbetonten Sylben gegen die betonte sinken (s. unten §. 16.), so nehmen auch, in den einfachen, abgeleiteten Wörtern, die Nebenlaute in richtig organisirten Sprachen einen kleineren, obgleich sehr bedeutsamen Raum ein. Sie sind gleichsam die scharfen und kurzen Merkzeichen für den Verstand, wohin er den Begriff der mehr und deutlicher sinnlich ausgeführten Stammsylbe zu setzen hat. Dies Gesetz sinnlicher Unterordnung, das auch mit dem rhythmischen Baue der Wörter in Zusammenhange steht, scheint durch sehr rein organisirte Sprachen auch formell, ohne dafs dazu die Veranlassung von den Wörtern selbst ausgeht, allgemein zu herrschen; und das Bestreben der Indischen Grammatiker, alle Wörter ihrer Sprache danach zu behandeln, zeugt wenigstens von richtiger Einsicht in den Geist ihrer Sprache. Da sich die Unâdi-

Suffixa bei den früheren Grammatikern nicht gefunden haben sollen, so scheint man aber hierauf erst später gekommen zu sein. In der That zeigt sich in den meisten Sanskritwörtern für concrete Gegenstände dieser Bau einer kurz abfallenden Endung neben einer vorherrschenden Stammsylbe, und dies läfst sich sehr füglich mit dem oben über die Möglichkeit unkenntlich gewordener Zusammensetzung Gesagten vereinen. Der gleiche Trieb hat, wie auf die Ableitung, so auch auf die Zusammensetzung gewirkt, und gegen den individueller oder sonst bestimmt bezeichnenden Theil den anderen im Begriff und im Laute nach und nach fallen lassen. Denn wenn wir in den Sprachen, ganz dicht neben einander, beinahe unglaublich scheinende Verwischungen und Entstellungen der Laute durch die Zeit, und wieder ein Jahrhunderte hindurch zu verfolgendes, beharrliches Halten an ganz einzelnen und einfachen antreffen, so liegt dies wohl meistentheils an dem durch irgend einen Grund motivirten Streben oder Aufgeben des inneren Sprachsinnes. Die Zeit verlöscht nicht an sich, sondern nur in dem Maafse, als er vorher einen Laut absichtlich oder gleichgültig fallen läfst.

§. 14.

Ehe wir jetzt zu den wechselseitigen Beziehungen der Worte in der zusammenhangenden Rede übergehen, mufs ich eine Eigenschaft der Sprachen erwähnen, welche sich zugleich über diese Beziehungen und über einen Theil der Wortbildung selbst verbreitet. Ich habe schon im Vorigen (S. 109. 110) die Aehnlichkeit des Falles erwähnt, wenn ein Wort durch die Hinzufügung eines allgemeinen, auf eine ganze Classe von Wörtern anwendbaren Begriffs aus der Wurzel abgeleitet, und wenn dasselbe auf diese Weise, seiner Stellung in der Rede nach, bezeichnet wird. Die hier wirksame oder hemmende Eigenschaft der Sprachen ist

nämlich die, welche man unter den Ausdrücken: Isolirung der Wörter, Flexion und Agglutination zusammenzubegreifen pflegt. Sie ist der Angelpunkt, um welchen sich die Vollkommenheit des Sprachorganismus drehet; und wir müssen sie daher so betrachten, dafs wir nach einander untersuchen, aus welcher inneren Forderung sie in der Seele entspringt, wie sie sich in der Lautbehandlung äufsert, und wie jene inneren Forderungen durch diese Aeufserung erfüllt werden, oder unbefriedigt bleiben? immer der oben gemachten Eintheilung der in der Sprache zusammenwirkenden Thätigkeiten folgend.

In allen hier zusammengefafsten Fällen liegt in der innerlichen Bezeichnung der Wörter ein Doppeltes, dessen ganz verschiedene Natur sorgfältig getrennt werden mufs. Es gesellt sich nämlich zu dem Acte der Bezeichnung des Begriffes selbst noch eine eigne, ihn in eine bestimmte Kategorie des Denkens oder Redens versetzende Arbeit des Geistes; und der volle Sinn des Wortes geht zugleich aus jenem Begriffsausdruck und dieser modificirenden Andeutung hervor. Diese beiden Elemente aber liegen in ganz verschiedenen Sphären. Die Bezeichnung des Begriffs gehört dem immer mehr objectiven Verfahren des Sprachsinnes an. Die Versetzung desselben in eine bestimmte Kategorie des Denkens ist ein neuer Act des sprachlichen Selbstbewufstseins, durch welchen der einzelne Fall, das individuelle Wort, auf die Gesammtheit der möglichen Fälle in der Sprache oder Rede bezogen wird. Erst durch diese, in möglichster Reinheit und Tiefe vollendete, und der Sprache selbst fest einverleibte Operation verbindet sich in derselben, in der gehörigen Verschmelzung und Unterordnung, ihre selbstständige, aus dem Denken entspringende, und ihre mehr den äufseren Eindrücken in reiner Empfänglichkeit folgende Thätigkeit.

Es giebt daher natürlich Grade, in welchen die verschiedenen Sprachen diesem Erfordernisse genügen, da in der innerlichen Sprachgestaltung keine dasselbe ganz unbeachtet zu lassen vermag. Allein auch in denen, wo dasselbe bis zur äuſserlichen Bezeichnung durchdringt, kommt es auf die Tiefe und Lebendigkeit an, in welcher sie wirklich zu den ursprünglichen Kategorien des Denkens aufsteigen und denselben in ihrem Zusammenhange Geltung verschaffen. Denn diese Kategorien bilden wieder ein zusammenhängendes Ganzes unter sich, dessen systematische Vollständigkeit die Sprachen mehr oder weniger durchstrahlt. Die Neigung der Classificirung der Begriffe, der Bestimmung der individuellen durch die Gattung, welcher sie angehören, kann aber auch aus einem Bedürfniſs der Unterscheidung und der Bezeichnung entstehen, indem man den Gattungsbegriff an den individuellen anknüpft. Sie läſst daher an sich, und nach diesem oder dem reineren Ursprunge aus dem Bedürfniſs des Geistes nach lichtvoller logischer Ordnung, verschiedene Stufen zu. Es giebt Sprachen, welche den Benennungen der lebendigen Geschöpfe regelmäſsig den Gattungsbegriff hinzufügen, und unter diesen solche, wo die Bezeichnung dieses Gattungsbegriffs zum wirklichen, nur durch Zergliederung erkennbaren, Suffixe geworden ist. Diese Fälle hängen zwar noch immer mit dem oben Gesagten zusammen, insofern auch in ihnen ein doppeltes Princip, ein objectives der Bezeichnung, und ein subjectives logischer Eintheilung sichtbar wird. Sie entfernen sich aber auf der andren Seite gänzlich dadurch davon, daſs hier nicht mehr Formen des Denkens und der Rede, sondern nur verschiedene Classen wirklicher Gegenstände in die Bezeichnung eingehen. So gebildete Wörter werden nun denjengen ganz ähnlich, in welchen zwei Elemente einen zusammengesetzten Begriff bilden. Was dagegen in der innerlichen

Gestaltung dem Begriffe der Flexion entspricht, unterscheidet sich gerade dadurch, dafs gar nicht zwei Elemente, sondern nur Eines, in eine bestimmte Kategorie versetztes, das Doppelte ausmacht, von dem wir bei der Bestimmung dieses Begriffs ausgingen. Dafs dies Doppelte, wenn man es auseinanderlegt, nicht gleicher, sondern verschiedener Natur ist, und verschiedenen Sphären angehört, bildet gerade hier das charakteristische Merkmal. Nur dadurch können rein organisirte Sprachen die tiefe und feste Verbindung der Selbstthätigkeit und Empfänglichkeit erreichen, aus der hernach in ihnen eine Unendlichkeit von Gedankenverbindungen hervorgeht, welche alle das Gepräge ächter, die Forderungen der Sprache überhaupt rein und voll befriedigender Form an sich tragen. Dies schliefst in der Wirklichkeit nicht aus, dafs in den auf diese Weise gebildeten Wörtern nicht auch blofs aus der Erfahrung geschöpfte Unterschiede Platz finden könnten. Sie sind aber alsdann in Sprachen, die einmal in diesem Theile ihres Baues von dem richtigen geistigen Principe ausgehen, allgemeiner gefafst, und schon durch das ganze übrige Verfahren der Sprache auf eine höhere Stufe gestellt. So würde z. B. der Begriff des Geschlechtsunterschiedes nicht haben ohne die wirkliche Beobachtung entstehen können, wenn er sich gleich durch die allgemeinen Begriffe der Selbstthätigkeit und Empfänglichkeit an die ursprünglichen Verschiedenheiten denkbarer Kräfte gleichsam von selbst anreiht. Zu dieser Höhe nun wird er in der That in Sprachen gesteigert, die ihn ganz und vollständig in sich aufnehmen, und ihn auf ganz ähnliche Weise, als die aus den blofs logischen Verschiedenheiten der Begriffe entstehenden Wörter, bezeichnen. Man knüpft nun nicht zwei Begriffe an einander, man versetzt blofs einen, durch eine innere Beziehung des Geistes, in eine Classe, deren Begriff durch viele Naturwesen durchgeht, aber

als Verschiedenheit wechselseitig thätiger Kräfte auch unabhängig von einzelner Beobachtung aufgefaſst werden könnte.

Das lebhaft im Geiste Empfundene verschafft sich in den sprachbildenden Perioden der Nationen auch allemal Geltung in den entsprechenden Lauten. Wie daher zuerst innerlich das Gefühl der Nothwendigkeit aufstieg, dem Worte, nach dem Bedürfniſs der wechselnden Rede oder seiner dauernden Bedeutung, seiner Einfachheit unbeschadet, einen zwiefachen Ausdruck beizugeben, so entstand von innen hervor Flexion in den Sprachen. Wir aber können nur den entgegengesetzten Weg verfolgen, nur von den Lauten und ihrer Zergliederung in den inneren Sinn eindringen. Hier nun finden wir, wo diese Eigenschaft ausgebildet ist, in der That ein Doppeltes, eine Bezeichnung des Begriffs, und eine Andeutung der Kategorie, in die er versetzt wird. Denn auf diese Weise läſst sich vielleicht am bestimmtesten das zwiefache Streben unterscheiden, den Begriff zugleich zu stempeln, und ihm das Merkzeichen der Art beizugeben, in der er gerade gedacht werden soll. Die Verschiedenheit dieser Absicht muſs aber aus der Behandlung der Laute selbst hervorspringen.

Das Wort läſst nur auf zwei Wegen eine Umgestaltung zu; durch innere Veränderung oder äuſseren Zuwachs. Beide sind unmöglich, wo die Sprache alle Wörter starr in ihre Wurzelform, ohne Möglichkeit äuſseren Zuwachses, einschlieſst, und auch in ihrem Innern keiner Veränderung Raum giebt. Wo dagegen innere Veränderung möglich ist, und sogar durch den Wortbau befördert wird, ist die Unterscheidung der Andeutung von der Bezeichnung, um diese Ausdrücke festzuhalten, auf diesem Wege leicht und unfehlbar. Denn die in diesem Verfahren liegende Absicht, dem Worte seine Identität zu erhalten, und dasselbe doch als verschieden gestaltet zu zeigen, wird am besten

durch die innere Umänderung erreicht. Ganz anders verhält es sich mit dem äufseren Zuwachs. Er ist allemal Zusammensetzung im weiteren Sinne, und es soll hier der Einfachheit des Wortes kein Eintrag geschehen; es sollen nicht zwei Begriffe zu einem dritten verknüpft, Einer soll in einer bestimmten Beziehung gedacht werden. Es ist daher hier ein scheinbar künstlicheres Verfahren erforderlich, das aber durch die Lebendigkeit der im Geiste empfundenen Absicht von selbst in den Lauten hervortritt. Der andeutende Theil des Wortes mufs mit der in ihn zugleich gelegten Lautschärfe gegen das Uebergewicht des bezeichnenden auf eine andre Linie als dieser gestellt erscheinen; der ursprüngliche bezeichnende Sinn des Zuwachses, wenn ihn ein solcher beigewohnt hat, mufs in der Absicht, ihn nur andeutend zu benutzen, untergehen; und der Zuwachs selbst mufs, verbunden mit dem Worte, nur als ein nothwendiger und unabhängiger Theil desselben, nicht als für sich der Selbstständigkeit fähig, behandelt werden. Geschieht dies, so entsteht, aufser der inneren Veränderung und der Zusammensetzung, eine dritte Umgestaltung der Wörter, durch Anbildung, und wir haben alsdann den wahren Begriff eines Suffixes. Die fortgesetzte Wirksamkeit des Geistes auf den Laut verwandelt dann von selbst die Zusammensetzung in Anbildung. In beiden liegt ein entgegengesetztes Princip. Die Zusammensetzung ist für die Erhaltung der mehrfachen Stammsylben in ihren bedeutsamen Lauten besorgt; die Anbildung strebt, ihre Bedeutung, wie dieselbe an sich ist, zu vernichten; und unter dieser entgegenstreitenden Behandlung erreicht die Sprache hier ihren zwiefachen Zweck, durch die Bewahrung und die Zerstörung der Erkennbarkeit der Laute. Die Zusammensetzung wird erst dunkel, wenn, wie wir im Vorigen sahen, die Sprache, einem anderen Gefühle folgend, sie als Anbildung behandelt.

Ich habe jedoch der Zusammensetzung hier mehr darum erwähnt, weil die Anbildung hätte irrig mit ihr verwechselt werden können, als weil sie wirklich mit ihr in Eine Classe gehörte. Dies ist immer nur scheinbar der Fall; und auf keine Weise darf man sich die Anbildung mechanisch, als absichtliche Verknüpfung des an sich Abgesonderten, und Ausglättung der Verbindungsspuren durch Worteinheit, denken. Das durch Anbildung flectirte Wort ist ebenso Eins, als die verschiedenen Theile einer aufknospenden Blume es sind; und was hier in der Sprache vorgeht, ist rein organischer Natur. Das Pronomen möge noch so deutlich an der Person des Verbum haften, so wurde in ächt flectirenden Sprachen es nicht an dasselbe geknüpft. Das Verbum wurde nicht abgesondert gedacht, sondern stand als individuelle Form vor der Seele da, und ebenso ging der Laut als Eins und untheilbar über die Lippen. Durch die unerforschliche Selbstthätigkeit der Sprache brechen die Suffixa aus der Wurzel hervor, und dies geschieht so lange und so weit, als das schöpferische Vermögen der Sprache ausreicht. Erst wenn dies nicht mehr thätig ist, kann mechanische Anfügung eintreten. Um die Wahrheit des wirklichen Vorgangs nicht zu verletzen, und die Sprache nicht zu einem blofsen Verstandesverfahren niederzuziehen, mufs man die hier zuletzt gewählte Vorstellungsweise immer im Auge behalten. Man darf sich aber nicht verhehlen, dafs eben darum, weil sie auf das Unerklärliche hingeht, sie nichts erklärt; dafs die Wahrheit nur in der absoluten Einheit des zusammen Gedachten, und im gleichzeitigen Entstehen und in der symbolischen Uebereinkunft der inneren Vorstellung mit dem äufseren Laute liegt; dafs sie aber übrigens das nicht zu erhellende Dunkel unter bildlichem Ausdruck verhüllt. Denn wenn auch die Laute der Wurzel oft das Suffix modificiren, so thun sie dies nicht immer, und nie läfst sich anders

als bildlich sagen, dafs das letztere aus dem Schoofse der Wurzel hervorbricht. Dies kann immer nur heifsen, dafs der Geist sie untrennbar zusammen denkt, und der Laut, diesem zusammen Denken folgsam, sie auch vor dem Ohre in Eins giefst. Ich habe daher die oben gewählte Darstellung vorgezogen, und werde sie auch in der Folge dieser Blätter beibehalten. Mit der Verwahrung gegen alle Einmischung eines mechanischen Verfahrens kann sie nicht zu Mifsverständnissen Anlafs geben. Für die Anwendung auf die wirklichen Sprachen aber ist die Zerlegung in Anbildung und Worteinheit passender, weil die Sprache technische Mittel für beide besitzt, besonders aber, weil sich die Anbildung, in gewissen Gattungen von Sprachen nicht rein und absolut, sondern nur dem Grade nach von der wahren Zusammensetzung abscheidet. Der Ausdruck der Anbildung, der nur den durch Zuwachs ächt flectirenden Sprachen gebührt, sichert schon, verglichen mit dem der Anfügung, die richtige Auffassung des organischen Vorgangs.

Da die Aechtheit der Anbildung sich vorzüglich in der Verschmelzung des Suffixes mit dem Worte offenbart, so besitzen die flectirenden Sprachen zugleich wirksame Mittel zur Bildung der Worteinheit. Die beiden Bestrebungen, den Wörtern durch feste Verknüpfung der Sylben in ihrem Inneren eine äufserlich bestimmt trennende Form zu geben, und Anbildung von Zusammensetzung zu sondern, befördern gegenseitig einander. Dieser Verbindung wegen habe ich hier nur von Suffixen, Zuwächsen am Ende des Wortes, nicht von Affixen überhaupt geredet. Das hier die Einheit des Wortes Bestimmende kann, im Laute und in der Bedeutung, nur von der Stammsylbe, von dem bezeichnenden Theile des Wortes ausgehen, und seine Wirksamkeit im Laute hauptsächlich nur über das ihm Nachfolgende erstrecken. Die vorn zuwachsenden Sylben verschmelzen im-

mer in geringerem Grade mit dem Worte, so wie auch in der Betonung und der metrischen Behandlung die Gleichgültigkeit der Sylben vorzugsweise in den vorschlagenden liegt, und der wahre Zwang des Metrums erst mit der dasselbe eigentlich bestimmenden Tactsylbe angeht. Diese Bemerkung scheint mir für die Beurtheilung derjenigen Sprachen besonders wichtig, welche den Wörtern die ihnen zuwachsenden Sylben in der Regel am Anfange anschliefsen. Sie verfahren mehr durch Zusammensetzung als durch Anbildung, und das Gefühl wahrhaft gelungener Beugung bleibt ihnen fremd. Das alle Nüancen der Verbindung des zart andeutenden Sprachsinnes mit dem Laute so vollkommen wiedergebende Sanskrit setzt andre Wohllautsregeln für die Anschliefsung der suffigirten Endungen, und der präfigirten Präpositionen fest. Es behandelt die letzteren wie die Elemente zusammengesetzter Wörter.

Das Suffix deutet die Beziehung an, in welcher das Wort genommen werden soll; es ist also in diesem Sinne keinesweges bedeutungslos. Dasselbe gilt von der inneren Umänderung der Wörter, also von der Flexion überhaupt. Zwischen der inneren Umänderung aber und dem Suffixe ist der wichtige Unterschied der, dafs der ersteren ursprünglich keine andere Bedeutung zum Grunde gelegen haben kann, die zuwachsende Sylbe dagegen wohl meistentheils eine solche gehabt hat. Die innere Umänderung ist daher allemal, wenn wir uns auch nicht immer in das Gefühl davon versetzen können, symbolisch. In der Art der Umänderung, dem Uebergange von einem helleren zu einem dunkleren, einem schärferen zu einem gedehnteren Laute, besteht eine Analogie mit dem, was in beiden Fällen ausgedrückt werden soll. Bei dem Suffixe waltet dieselbe Möglichkeit ob. Es kann ebensowohl ursprünglich und ausschliefslich symbolisch sein, und diese Eigenschaft kann alsdann blofs

in den Lauten liegen. Es ist aber keineswegs nothwendig, dafs dies immer so sei; und es ist eine unrichtige Verkennung der Freiheit und Vielfachheit der Wege, welche die Sprache in ihren Bildungen nimmt, wenn man nur solche zuwachsenden Sylben Beugungssylben nennen will, denen durchaus niemals eine selbstständige Bedeutung beigewohnt hat, und die ihr Dasein in den Sprachen überhaupt nur der auf Flexion gerichteten Absicht verdanken. Wenn man sich Absicht des Verstandes unmittelbar schaffend in den Sprachen denkt, so ist dies, meiner innersten Ueberzeugung nach, überhaupt immer eine irrige Vorstellungsweise. Insofern das erste Bewegende in der Sprache allemal im Geiste gesucht werden muſs, ist allerdings Alles in ihr, und die Ausstofsung des articulirten Lautes selbst, Absicht zu nennen. Der Weg aber, auf dem sie verfährt, ist immer ein andrer, und ihre Bildungen entspringen aus der Wechselwirkung der äuſseren Eindrücke und des inneren Gefühls, bezogen auf den allgemeinen, Subjectivität mit Objectivität in der Schöpfung einer idealen, aber weder ganz innerlichen, noch ganz äuſserlichen Welt verbindenden Sprachzweck. Das nun an sich nicht blofs Symbolische und blofs Andeutende, sondern wirklich Bezeichnende verliert diese letztere Natur da, wo es das Bedürfnifs der Sprache verlangt, durch die Behandlungsart im Ganzen. Man braucht z. B. nur das selbstständige Pronomen mit dem in den Personen des Verbums angebildeten zu vergleichen. Der Sprachsinn unterscheidet richtig Pronomen und Person, und denkt sich unter der letzteren nicht die selbstständige Substanz, sondern eine der Beziehungen, in welchen der Grundbegriff des flectirten Verbums nothwendig erscheinen muſs. Er behandelt sie also lediglich als einen Theil von diesem, und gestattet der Zeit, sie zu entstellen und abzuschleifen, sicher, dem durch sein ganzes Verfahren befestigten Sinne solcher Andeutun-

gen vertrauend, dafs die Entstellung der Laute demnach die Erkennung der Andeutung nicht verhindern wird. Die Entstellung mag nun wirklich statt gefunden haben, oder das angefügte Pronomen gröfstentheils unverändert geblieben sein, so ist der Fall und der Erfolg immer der nämliche. Das Symbolische beruht hier nicht auf einer unmittelbaren Analogie der Laute, es geht aber aus der in sie auf kunstvollere Weise gelegten Ansicht der Sprache hervor. Wenn es unbezweifelt ist, dafs nicht blofs im Sanskrit, sondern auch in andren Sprachen die Anbildungssylben, mehr oder weniger, aus dem Gebiete der oben erwähnten, sich unmittelbar auf den Sprechenden beziehenden Wurzelstämme genommen sind, so ruht das Symbolische darin selbst. Denn die durch die Anbildungssylben angedeutete Beziehung auf die Kategorien des Denkens und Redens kann keinen bedeutsameren Ausdruck finden als in Lauten, die unmittelbar das Subject zum Ausgangs- oder Endpunkt ihrer Bedeutung haben. Hierzu kann sich hernach auch die Analogie der Töne gesellen, wie Bopp so vortrefflich an der Sanskritischen Nominativ- und Accusativ-Endung gezeigt hat. Im Pronomen der dritten Person ist der helle s-Laut dem Lebendigen, der dunkle des *m* dem geschlechtslosen Neutrum offenbar symbolisch beigegeben; und derselbe Buchstabenwechsel der Endungen unterscheidet nun das in Handlung gestellte Subject, den Nominativ, von dem Accusativ, dem Gegenstande der Wirkung.

Die ursprünglich selbstständige Bedeutsamkeit der Suffixe ist daher kein nothwendiges Hindernifs der Reinheit ächter Flexion. Mit solchen Beugungssylben gebildete Wörter erscheinen ebenso bestimmt, als wo innere Umänderung statt findet, nur als einfache, in verschiedenen Formen gefafste, Begriffe, und erfüllen daher genau den Zweck der Flexion. Allein diese Bedeutsamkeit fordert allerdings grös-

sere Stärke des inneren Flexionssinnes und entschiednere Lautherrschaft des Geistes, die bei ihr die Ausartung der grammatischen Bildung in Zusammensetzung zu überwinden hat. Eine Sprache, die sich, wie das Sanskrit, hauptsächlich solcher ursprünglich selbstständig bedeutsamen Beugungssylben bedient, zeigt dadurch selbst das Vertrauen, das sie in die Macht des sie belebenden Geistes setzt.

Das phonetische Vermögen und die sich daran knüpfenden Lautgewohnheiten der Nationen wirken aber auch in diesem Theile der Sprache bedeutend mit. Die Geneigtheit, die Elemente der Rede mit einander zu verbinden, Laute an Laute anzuknüpfen, wo es ihre Natur erlaubt, einen in den andren zu verschmelzen, und überhaupt sie, ihrer Beschaffenheit gemäfs, in der Berührung zu verändern, erleichtert dem Flexionssinne sein Einheit bezweckendes Geschäft, so wie das strengere Auseinanderhalten der Töne einiger Sprachen seinem Gelingen entgegenwirkt. Befördert nun das Lautvermögen das innerliche Erfordernifs, so wird der ursprüngliche Articulationssinn rege, und es kommt auf diese Weise das bedeutsame Spalten der Laute zu Stande, vermöge dessen auch ein einzelner zum Träger eines formalen Verhältnisses werden kann, was hier gerade, mehr als in irgend einem andren Theile der Sprache, entscheidend ist, da hier eine Geistesrichtung angedeutet, nicht ein Begriff bezeichnet werden soll. Die Schärfe des Articulationsvermögens und die Reinheit des Flexionssinnes stehen daher in einem sich wechselseitig verstärkenden Zusammenhange.

Zwischen dem Mangel aller Andeutung der Kategorien der Wörter, wie er sich im Chinesischen zeigt, und der wahren Flexion kann es kein mit reiner Organisation der Sprachen verträgliches Drittes geben. Das einzige dazwischen Denkbare ist als Beugung gebrauchte Zusammensetzung, also beabsichtigte, aber nicht zur Vollkommenheit

gediehene Flexion, mehr oder minder mechanische Anfügung, nicht rein organische Anbildung. Dies, nicht immer leicht zu erkennende, Zwitterwesen hat man in neuerer Zeit Agglutination genannt. Diese Art der Anknüpfung von bestimmenden Nebenbegriffen entspringt auf der einen Seite allemal aus Schwäche des innerlich organisirenden Sprachsinnes, oder aus Vernachlässigung der wahren Richtung desselben, deutet aber auf der andren dennoch das Bestreben an, sowohl den Kategorien der Begriffe auch phonetische Geltung zu verschaffen, als dieselben in diesem Verfahren nicht durchaus gleich mit der wirklichen Bezeichnung der Begriffe zu behandeln. Indem also eine solche Sprache nicht auf die grammatische Andeutung Verzicht leistet, bringt sie dieselbe nicht rein zu Stande, sondern verfälscht sie in ihrem Wesen selbst. Sie kann daher scheinbar, und bis auf einen gewissen Grad sogar wirklich, eine Menge von grammatischen Formen besitzen, und doch nirgends den Ausdruck des wahren Begriffs einer solchen Form wirklich erreichen. Sie kann übrigens einzeln auch wirkliche Flexion durch innere Umänderung der Wörter enthalten, und die Zeit kann ihre ursprünglich wahren Zusammensetzungen scheinbar in Flexionen verwandeln, so dafs es schwer wird, ja zum Theil unmöglich bleibt, jeden einzelnen Fall richtig zu beurtheilen. Was aber wahrhaft über das Ganze entscheidet, ist die Zusammenfassung aller zusammen gehörenden Fälle. Aus der allgemeinen Behandlung dieser ergiebt sich alsdann, in welchem Grade der Stärke oder Schwäche das flectirende Bestreben des inneren Sinnes über den Bau der Laute Gewalt ausübte. Hierin allein kann der Unterschied gesetzt werden. Denn diese sogenannten agglutinirenden Sprachen unterscheiden sich von den flectirenden nicht der Gattung nach, wie die alle Andeutung durch Beugung zurückweisenden, sondern nur durch den Grad, in welchem ihr dunkles

Streben nach derselben Richtung hin mehr oder weniger mifslingt.

Wo Helle und Schärfe des Sprachsinns in der Bildungsperiode den richtigen Weg eingeschlagen hat, — und er ergreift mit diesen Eigenschaften keinen falschen —, ergiefst sich die innere Klarheit und Bestimmtheit über den ganzen Sprachbau, und die hauptsächlichsten Aeufserungen seiner Wirksamkeit stehen in ungetrenntem Zusammenhange mit einander. So haben wir die unauflösliche Verbindung des Flexionssinnes mit dem Streben nach Worteinheit und dem, Laute bedeutsam spaltenden Articulationsvermögen gesehen. Die Wirkung kann nicht dieselbe da sein, wo nur einzelne Funken der reinen Bestrebungen dem Geiste entsprühen; und der Sprachsinn hat, worauf wir gleich in der Folge kommen werden, alsdann gewöhnlich einen einzelnen, vom richtigen ablenkenden, allein oft von gleich grofsem Scharfsinne und gleich feinem Gefühl zeugenden, Weg ergriffen. Dies äufsert alsdann seine Wirkung auch oft auf den einzelnen Fall. So ist in diesen Sprachen, die man nicht als flectirende zu bezeichnen berechtigt ist, die innere Umgestaltung der Wörter, wo es eine solche giebt, meistentheils von der Art, dafs sie dem inneren angedeuteten Verfahren gleichsam durch eine rohe Nachbildung des Lautes folgt, den Plural und das Präteritum z. B. durch materielles Aufhalten der Stimme, oder durch heftig aus der Kehle hervorgestofsenen Hauch bezeichnet, und gerade da, wo rein gebildete Sprachen, wie die Semitischen, die gröfste Schärfe des Articulationssinnes durch symbolische Veränderung des Vocals, zwar nicht gerade in den genannten, aber in andren grammatischen Umgestaltungen beweisen, das Gebiet der Articulation beinahe verlassend, auf die Gränzen des Naturlauts zurückkehrt. Keine Sprache ist, meiner Erfahrung nach, durchaus agglutinirend, und bei den einzelnen Fällen läfst

sich oft nicht entscheiden, wie viel oder wenig Antheil der Flexionssinn an dem scheinbaren Suffix hat. In allen Sprachen, die in der That Neigung zur Lautverschmelzung äußern, oder doch dieselbe nicht starr zurückweisen, ist einzeln Flexionsbestreben sichtbar. Ueber das Ganze der Erscheinung aber kann nur nach dem Organismus des gesammten Baues einer solchen Sprache ein sicheres Urtheil gefällt werden.

§. 15.

Wie jede aus der inneren Auffassung der Sprache entspringende Eigenthümlichkeit derselben in ihren ganzen Organismus eingreift, so ist dies besonders mit der Flexion der Fall. Sie steht namentlich mit zwei verschiedenen, und scheinbar entgegengesetzten, allein in der That organisch zusammenwirkenden Stücken, mit der Worteinheit, und der angemessenen Trennung der Theile des Satzes, durch welche seine Gliederung möglich wird, in der engsten Verbindung. Ihr Zusammenhang mit der Worteinheit wird von selbst begreiflich, da ihr Streben ganz eigentlich auf Bildung einer Einheit, sich nicht blos an einem Ganzen begnügend, hinausgeht. Sie befördert aber auch die angemessene Gliederung des Satzes und die Freiheit seiner Bildung, indem sie in ihrem eigentlich grammatischen Verfahren die Wörter mit Merkzeichen versieht, welchen man das Wiedererkennen ihrer Beziehung zum Ganzen des Satzes mit Sicherheit anvertrauen kann. Sie hebt dadurch die Aengstlichkeit auf, ihn wie ein einzelnes Wort zusammenzuhalten, und ermuthigt zu der Kühnheit, ihn in seine Theile zu zerschlagen. Sie weckt aber, was noch weit wichtiger ist, durch den in ihr liegenden Rückblick auf die Formen des Denkens, insofern diese auf die Sprache bezogen werden, eine richtigere und anschaulichere Einsicht in seine Zusammenfügungen. Denn eigentlich entspringen alle drei, hier genannten Eigen-

thümlichkeiten der Sprache aus Einer Quelle, aus der lebendigen Auffassung des Verhältnisses der Rede zur Sprache. Flexion, Worteinheit und angemessene Gliederung des Satzes sollten daher in der Betrachtung der Sprache nie getrennt werden. Die Flexion erscheint erst durch die Hinzufügung dieser andren Punkte in ihrer wahren, wohlthätig einwirkenden Kraft.

Die Rede fordert gehörig zu der Möglichkeit ihres gränzenlosen, in keinem Augenblick meſsbaren Gebrauchs zugerichtete Elemente; und diese Forderung wächst an intensivem und extensivem Umfang, je höher die Stufe ist, auf welche sie sich stellt. Denn in ihrer höchsten Erhebung wird sie zur Ideenerzeugung und gesammten Gedankenentwickelung selbst. Ihre Richtung geht aber allemal im Menschen, auch wo die wirkliche Entwickelung noch so viele Hemmungen erfährt, auf diesen letzten Zweck hin. Sie sucht daher immer die Zurichtung der Sprachelemente, welche den lebendigsten Ausdruck der Formen des Denkens enthält; und darum sagt ihr vorzugsweise die Flexion zu, deren Charakter es gerade ist, den Begriff immer zugleich nach seiner äufsren und nach der innren Beziehung zu betrachten, welche das Fortschreiten des Denkens durch die Regelmäfsigkeit des eingeschlagenen Weges erleichtert. Mit diesen Elementen aber will die Rede die zahllosen Combinationen des gefügelten Gedanken, ohne in ihrer Unendlichkeit beschränkt zu werden, erreichen. Dem Ausdrucke aller dieser Verknüpfungen liegt die Satzbildung zum Grunde; und es ist jener freie Aufflug nur möglich, wenn die Theile des einfachen Satzes nach aus seinem Wesen geschöpfter Nothwendigkeit, nicht mit mehr oder weniger Willkühr, an einander gelassen oder getrennt sind.

Die Ideenentwickelung erfordert ein zwiefaches Verfahren, ein Vorstellen der einzelnen Begriffe und eine Ver-

knüpfung derselben zum Gedanken. Beides tritt auch in der Rede hervor. Ein Begriff wird in zusammengehörende, ohne Zerstörung der Bedeutung nicht trennbare, Laute eingeschlossen, und empfängt Kennzeichen seiner Beziehung zur Construction des Satzes. Das so gebildete Wort spricht die Zunge, indem sie es von andren, in dem Gedanken mit ihm verbundenen, trennt, als ein Ganzes zusammen aus, hebt aber dadurch nicht die gleichzeitige Verschlingung aller Worte der Periode auf. Hierin zeigt sich die Worteinheit im engsten Verstande, die Behandlung jedes Wortes als eines Individuums, welches, ohne seine Selbstständigkeit aufzugeben, mit andren in verschiedene Grade der Berührung treten kann. Wir haben aber oben gesehen, dafs sich auch innerhalb der Sphäre desselben Begriffs, mithin desselben Wortes, bisweilen ein verbundenes Verschiedenes findet; und hieraus entspringt eine andre Gattung der Worteinheit, die man zum Unterschiede von der obigen, äufseren, eine innere nennen kann. Je nachdem nun das Verschiedene gleichartig ist und sich blofs zum zusammengesetzten Ganzen verbindet, oder ungleichartig (Bezeichnung und Andeutung) den Begriff als mit bestimmtem Gepräge versehen darstellen mufs, hat die innere Worteinheit eine weitere und engere Bedeutung.

Die Worteinheit in der Sprache hat eine doppelte Quelle, in dem innren, sich auf das Bedürfnifs der Gedankenentwickelung beziehenden Sprachsinn, und in dem Laute. Da alles Denken in Trennen und Verknüpfen besteht, so mufs das Bedürfnifs des Sprachsinnes, alle verschiedenen Gattungen der Einheit der Begriffe symbolisch in der Rede darzustellen, von selbst wach werden, und nach Maafsgabe seiner Regsamkeit und geordneten Gesetzmäfsigkeit in der Sprache ans Licht kommen. Auf der andren Seite sucht der Laut seine verschiedenen, in Berührung tretenden Mo-

dificationen in ein, der Aussprache und dem Ohre zusagendes Verhältnifs zu bringen. Oft gleicht er dadurch nur Schwierigkeiten aus, oder folgt organisch angenommenen Gewohnheiten. Er geht aber auch weiter, bildet Rhythmus-Abschnitte, und behandelt diese als Ganze für das Ohr. Beide nun aber, der innere Sprachsinn und der Laut, wirken, indem sich der letztere an die Forderungen des ersteren anschliefst, zusammen, und die Behandlung der Lauteinheit wird dadurch zum Symbole der gesuchten bestimmten Begriffseinheit. Diese, dadurch in die Laute gelegt, ergiefst sich als geistiges Princip über die Rede, und die melodisch und rhythmisch künstlerisch behandelte Lautformung weckt, zurückwirkend, in der Seele eine engere Verbindung der ordnenden Verstandeskräfte mit bildlich schaffender Phantasie, woraus also die Verschlingung der sich nach aufsen und nach innen, nach dem Geist und nach der Natur hin bewegenden Kräfte ein erhöhtes Leben und eine harmonische Regsamkeit schöpft.

Die Bezeichnungsmittel der Worteinheit in der Rede sind Pause, Buchstabenveränderung und Accent.

Die Pause kann nur zur Andeutung der äufseren Einheit dienen; innerhalb des Wortes würde sie, gerade umgekehrt, seine Einheit zerstören. In der Rede aber ist ein flüchtiges, nur dem geübten Ohre merkbares, Innehalten der Stimme am Ende der Wörter, um die Elemente des Gedanken kenntlich zu machen, natürlich. Indefs steht mit dem Streben nach der Bezeichnung der Einheit des Begriffs das gleich nothwendige nach der Verschlingung des Satzes, die lautbar werdende Einheit des Begriffs mit der Einheit des Gedanken im Gegensatz; und Sprachen, in welchen sich ein richtig und fein fühlender Sinn offenbart, machen die doppelte Absicht kund, und ehnen jenen Gegensatz, oft noch indem sie ihn verstärken, wieder durch andre Mittel. Ich werde

die erläuternden Beispiele hier immer aus dem Sanskrit hernehmen*), weil diese Sprache glücklicher und erschöpfender, als irgend eine andere, die Worteinheit behandelt, und auch ein Alphabet besitzt, das mehr, als die unsrigen, die genaue Aussprache vor dem Ohre auch dem Auge graphisch darzustellen bemüht ist. Das Sanskrit nun gestattet nicht jedem Buchstaben, ein Wort zu beschliefsen, und erkennt also dadurch schon die selbständige Individualität des Wortes an, sanctionirt auch seine Absonderung in der Rede dadurch, dafs es die Veränderungen in Berührung tretender Buchstaben bei den schliefsenden und anfangenden anders, als in der Mitte der Wörter, regelt. Zugleich aber folgt in ihr mehr, als in einer andern Sprache ihres Stammes, der Verschlingung des Gedanken auch die Verschmelzung der Laute, so dafs, auf den ersten Anblick, die Worteinheit durch die Gedankeneinheit zerstört zu werden scheint. Wenn sich der End- und der Anfangsvocal in einen dritten verwandeln, so entsteht dadurch unläugbar eine Lauteinheit beider Wörter. Wo Endconsonanten sich vor Anfangsvocalen verändern,

*) Ich entlehne die einzelnen in dieser Schrift über den Sanskritischen Sprachbau erwähnten Data, auch wo ich die Stellen nicht besonders anführe, aus Bopp's Grammatik, und gestehe gern, dafs ich die klarere Einsicht in denselben allein diesem classischen Werke verdanke, da keine der früheren Sprachlehren, wie verdienstvoll auch einige in andrer Hinsicht sind, sie in gleichem Grade gewährt. Sowohl die Sanskrit-Grammatik in ihren verschiedenen Ausgaben, als die später erschienene vergleichende, und die einzelnen akademischen Abhandlungen, welche eine ebenso fruchtbare als talentvolle Vergleichung des Sanskrits mit den verwandten Sprachen enthalten, werden immer wahre Muster tiefer und glücklicher Durchschauung, ja oft kühner Ahndung, der Analogie der grammatischen Formen bleiben; und das Sprachstudium verdankt ihnen schon jetzt die bedeutendsten Fortschritte in einer zum Theil neu eröffneten Bahn. Schon im Jahre 1816 legte Bopp in seinem Conjugationssystem der Indier den Grund zu den Untersuchungen, die er später, und immer in der nämlichen Richtung, so glücklich verfolgte.

ist dies zwar wohl darum nicht der Fall, weil der Anfangsvocal, immer von einem gelinden Hauche begleitet, sich nicht in dem Verstande an den Endconsonanten anschliefst, in welchem das Sanskrit den Consonanten mit dem in derselben Sylbe auf ihn folgenden Vocal als unlösbar Eins betrachtet. Indefs stört diese Consonantenveränderung immer die Andeutung der Trennung der einzelnen Wörter. Diese leise Störung kann aber dieselbe im Geiste des Hörers nie wirklich aufheben, nicht einmal die Anerkennung derselben bedeutend schwächen. Denn einestheils finden gerade die beiden Hauptgesetze der Veränderung zusammenstofsender Wörter, die Verschmelzung der Vocale und die Verwandlung dumpfer Consonanten in tönende vor Vocalen, innerhalb desselben Wortes nicht statt, andrentheils aber ist im Sanskrit die innere Worteinheit so klar und bestimmt geordnet, dafs man in aller Lautverschlingung der Rede nie verkennen kann, dafs es selbstständige Lauteinheiten sind, die nur in unmittelbare Berührung mit einander treten. Wenn übrigens die Lautverschlingung der Rede für die feine Empfindlichkeit des Ohres und für das lebendige Dringen auf die symbolische Andeutung der Einheit des Gedanken spricht, so ist es doch merkwürdig, dafs auch andre Indische Sprachen, namentlich die Telingische, welchen man keine, aus ihnen selbst entsprungene, grofse Cultur zuschreiben kann, diese, mit den innersten Lautgewohnheiten eines Volks zusammenhängende und daher wohl nicht leicht blofs aus einer Sprache in die andre übergehende Eigenthümlichkeit besitzen. An sich ist das Verschlingen aller Laute der Rede in dem ungebildeten Zustande der Sprache natürlicher, da das Wort erst aus der Rede abgeschieden werden mufs; im Sanskrit aber ist diese Eigenthümlichkeit zu einer inneren und äufseren Schönheit der Rede geworden, die man darum nicht geringer schätzen darf, weil sie, gleich-

sam als ein dem Gedanken nicht nothwendiger Luxus, entbehrt werden könnte. Es giebt offenbar eine, von dem einzelnen Ausdruck verschiedene, Rückwirkung der Sprache auf den Gedanken erzeugenden Geist selbst, und für diese gelt keiner ihrer, auch einzeln entbehrlich scheinenden Vorzüge verloren.

Die innere Worteinheit kann wahrhaft nur in Sprachen zum Vorschein kommen, welche durch Umkleidung des Begriffs mit seinen Nebenbestimmungen den Laut zur Mehrsylbigkeit erweitern, und innerhalb dieser mannigfaltige Buchstabenveränderungen zulassen. Der auf die Schönheit des Lauts gerichtete Sprachsinn behandelt alsdann diese innere Sphäre des Wortes nach allgemeinen und besondren Gesetzen des Wohllauts und des Zusammenklanges. Allein auch der Articulationssinn wirkt, und zwar hauptsächlich auf diese Bildungen mit: indem er bald Laute zu verschiedener Bedeutsamkeit umändert; bald aber auch solche, die auch selbstständige Geltung besitzen, dadurch, dafs sie nun blofs als Zeichen von Nebenbestimmungen gebraucht werden, in sein Gebiet herüberzieht. Denn ihre ursprünglich sächliche Bedeutung wird jetzt zu einer symbolischen, der Laut selbst wird durch die Unterordnung unter einen Hauptbegriff oft bis zum einfachen Elemente abgeschliffen, und erhält daher, auch bei verschiedenem Ursprunge, eine ähnliche Gestalt mit den durch den Articulationssinn wirklich gebildeten, rein symbolischen. Je reger und thätiger der Articulationssinn in der beständigen Verschmelzung des Begriffs mit dem Laute ist, desto schneller gelt diese Operation von statten.

Vermittelst dieser, hier zusammenwirkenden Ursachen entspringt nun ein, zugleich den Verstand und das ästhetische Gefühl befriedigender Wortbau, in welchem die genaue Zergliederung, von dem Stammworte ausgehend, von

jedem hinzugekommenen, ausgestofsenen oder veränderten Buchstaben aus Gründen der Bedeutsamkeit oder des Lauts Rechenschaft zu geben bemüht sein mufs. Sie kann aber dies Ziel auch wirklich wenigstens insofern erreichen, als sie jeder solcher Veränderung erklärende Analogien an die Seite zu stellen vermag. Der Umfang und die Mannigfaltigkeit dieses Wortbaues ist in den Sprachen am gröfsten und am befriedigendsten für den Verstand und das Ohr, welche den ursprünglichen Wortformen kein einförmig bestimmtes Gepräge aufdrücken, und sich zur Andeutung der Nebenbestimmungen, vorzugsweise vor der inneren rein symbolischen Buchstabenveränderung, der Anbildung bedienen. Das, wenn man es mit mechanischer Anfügung verwechselt, ursprünglich roher und ungebildeter scheinende Mittel übt, durch die Stärke des Flexionssinns auf eine höhere Stufe gestellt, unläugbar hierin einen Vorzug vor dem in sich feineren und kunstvolleren aus. Es liegt gewifs grofsentheils in dem zweisylbigen Wurzelbaue und in der Scheu vor Zusammensetzung, dafs der Wortbau in den Semitischen Sprachen, ungeachtet des sich in ihm so bewundrungswürdig mannigfaltig und sinnreich offenbarenden Flexions- und Articulationssinnes, doch bei weitem nicht der Mannigfaltigkeit, dem Umfange und der Angemessenheit zu den gesammten Zwecken der Sprache, wie sie der Sanskritische zeigt, gleichkommt.

Das Sanskrit bezeichnet durch den Laut die verschiedenen Grade der Einheit, zu deren Unterscheidung der innere Sprachsinn ein Bedürfnifs fühlt. Es bedient sich dazu hauptsächlich einer verschiedenartigen Behandlung der als verschiedene Begriffselemente in demselben Wort zusammentretenden Sylben und einzelnen Laute in den Buchstaben, in welchen sich dieselben berühren. Ich habe schon oben angeführt, dafs diese Behandlung eine verschiedene bei ge-

trennten Wörten und in der Wortmitte ist. Denselben Weg verfolgt die Sprache nun weiter; und wenn man die Regeln für diese beiden Fälle als zwei grofse einander entgegengesetzte Classen bildend ansieht, so deutet die Sprache, von der mehr lockren zur festeren Verbindung hin, die Worteinheit in folgenden Abstufungen an:

bei zusammengesetzten Wörtern,

bei mit Präfixen verbundenen, meistentheils Verben,

bei solchen, die durch Suffixa (*Taddhita*-Suffixe) aus in der Sprache vorhandenen Grundwörtern gebildet sind,

bei solchen (*Kridanta*-Wörtern), welche durch Suffixa aus Wurzeln, also aus Wörtern, die eigentlich aufserhalb der Sprache liegen, abgeleitet werden,

bei den grammatischen Declinations- und Conjugationsformen.

Die beiden zuerst genannten Gattungen der Wörter folgen im Ganzen den Anfügungsregeln getrennter Wörter, die drei letzten denen der Wortmitte. Doch gielt es hierin, wie sich von selbst versteht, einzelne Ausnahmen; und der ganzen hier aufgestellten Abstufung liegt natürlich keine für jede Classe absolute Verschiedenheit der Regeln, sondern nur ein, aber sehr entschiedenes, gröfseres oder geringeres Annähern an die beiden Hauptclassen zum Grunde. In den Ausnahmen selbst aber verräth sich oft wieder auf sinnvolle Weise die Absicht festerer Vereinigung. So übt bei getrennten Wörtern eigentlich, wenn man Eine, nur scheinbare Ausnahme hinwegnimmt, der Endconsonant eines vorhergehenden Worts niemals eine Veränderung des Anfangsbuchstaben des nachfolgenden; dagegen findet dies bei einigen zusammengesetzten Wörtern und bei Präfixen auf eine Weise statt, die bisweilen noch auf den zweiten Anfangsconsonanten Einfluss hat, wie wenn aus अग्नि, *agni*, Feuer,

und स्तोम, *stôma*, Opfer, verbunden अग्निष्टोम, *agnishtôma*, Brandopfer, wird. Durch diese Entfernung von den Anfügungsregeln getrennter Wörter deutet die Sprache offenbar ihr Gefühl der Forderung der Worteinheit an. Dennoch ist es nicht zu läugnen, dafs die zusammengesetzten Wörter im Sanskrit durch die übrige und allgemeinere Behandlung der sich in ihnen berührenden End- und Anfangsbuchstaben und durch den Mangel von Verbindungslauten, deren sich die Griechische Sprache immer in diesem Falle bedient, den getrennten Wörtern zu sehr gleichkommen. Die, uns freilich unbekannte, Betonung kann dies kaum aufgehoben haben. Wo das erste Glied der Zusammensetzung seine grammatische Beugung beibehält, liegt die Verbindung wirklich allein im Sprachgebrauch, der entweder diese Wörter immer verknüpft, oder sich des letzten Gliedes niemals einzeln bedient. Allein auch der Mangel der Beugungen bezeichnet die Einheit dieser Wörter mehr nur vor dem Verstande, ohne dafs sie durch Verschmelzung der Laute vor dem Ohre Gültigkeit erhält. Wo Grundform und Casusendung im Laute zusammenfallen, läfst es die Sprache ohne ausdrückliche Bezeichnung, ob ein Wort für sich steht, oder Element eines zusammengesetzten ist. Ein langes Sanskritisches Compositum ist daher, der ausdrücklichen grammatischen Andeutung nach, weniger ein einzelnes Wort, als eine Reihe beugungslos an einander gestellter Wörter; und es ist ein richtiges Gefühl der Griechischen Sprache, ihr Compositum nie durch zu grofse Länge dahin ausarten zu lassen. Allein auch das Sanskrit beweist wieder in andren Eigenthümlichkeiten, wie sinnvoll es bisweilen die Einheit dieser Wörter anzudeuten versteht; so z. B., wenn es zwei oder mehrere Substantiva, welches Geschlechtes sie sein mögen, in Ein geschlechtsloses zusammenfafst.

Unter den Classen von Wörtern, welche den Anfügungs-

gesetzen der Wortmitte folgen, stehen die Kridanta-Wörter und die grammatisch flectirten einander am nächsten; und wenn es zwischen denselben Spuren noch innigerer Verbindung giebt, so liegen sie eher in dem Unterschiede der Casus- und Verbalendungen. Die Krit-Suffixa verhalten sich durchaus wie die letzteren. Denn sie bearbeiten unmittelbar die Wurzel, die sie erst eigentlich in die Sprache einführen, indefs die Casusendungen, hierin den Taddhita-Suffixen gleich, sich an schon durch die Sprache selbst gegebene Grundwörter anschliefsen. Am festesten ist die Innigkeit der Lautverschmelzung mit Recht in den Beugungen des Verbums, da sich der Verbalbegriff auch vor dem Verstande am wenigsten von seinen Nebenbestimmungen trennen läfst.

Ich habe hier nur zu zeigen bezweckt, auf welche Weise die Wohllautsgesetze bei sich berührenden Buchstaben, nach den Graden der inneren Worteinheit, von einander abweichen. Man mufs sich aber wohl hüten, etwas eigentlich Absichtliches hierin zu finden, so wie überhaupt, was ich schon einmal bemerkt habe, das Wort Absicht, von Sprachen gebraucht, mit Vorsicht verstanden werden mufs. Insofern man sich darunter gleichsam Verabredung, oder auch nur vom Willen ausgehendes Streben nach einem deutlich vorgestellten Ziele denkt, ist, woran man nicht zu oft erinnern kann, Absicht den Sprachen fremd. Sie äufsert sich immer nur in einem ursprünglich instinctartigen Gefühl. Ein solches Gefühl der Begriffseinheit nun ist hier, meiner Ueberzeugung nach, allerdings in den Laut übergegangen, und eben weil es ein Gefühl ist, nicht überall in gleichem Mafse und gleicher Consequenz. Mehrere der einzelnen Abweichungen der Anfügungsgesetze von einander entspringen zwar phonetisch aus der Natur der Buchstaben selbst. Da nun alle grammatisch geformten Wörter immer in der-

selben Verbindung der Anfangs- und Endbuchstaben dieser Elemente vorkommen, bei getrennten und selbst bei zusammengesetzten Wörtern aber dieselbe Berührung nur wechselnd und einzeln wiederkehrt, so bildet sich bei den ersteren natürlich leicht eine eigne, alle Elemente inniger verschmelzende Aussprache, und man kann daher, das Gefühl der Worteinheit in diesen Fällen als hieraus, mithin auf dem umgekehrten Wege, als ich es oben gethan, entstanden ansehen. Indefs bleibt doch der Einfluss jenes inneren Einheitsgefühls der primitive, da es aus ihm herausfliefst, dafs überhaupt die grammatischen Anfügungen dem Stammwort einverleibt werden, und nicht, wie in einigen Sprachen, abgesondert stehen bleiben. Für die phonetische Wirkung ist es von wichtigem Einfluss, dafs sowohl die Casusendungen als die Suffixa nur mit gewissen Consonanten anfangen, und daher nur eine bestimmte Anzahl von Verbindungen eingehen können, die bei den Casusendungen am beschränktesten, bei den Krit-Suffixen und Verbalendungen gröfser ist, bei den Taddhita-Suffixen aber sich noch mehr erweitert.

Aufser der Verschiedenheit der Anfügungsgesetze der sich in der Wortmitte berührenden Consonanten, giebt es in den Sprachen noch eine andere, seine innere Einheit noch bestimmter bezeichnende, Lautbehandlung des Wortes, nämlich diejenige, welche seiner Gesammtbildung Einfluss auf die Veränderung der einzelnen Buchstaben, namentlich der Vocale, verstattet. Dies geschieht, wenn die Anschliefsung mehr oder weniger gewichtiger Sylben auf die schon im Wort vorhandenen Vocale Einfluss ausübt, wenn ein beginnender Zuwachs des Wortes Verkürzungen oder Ausstossungen am Ende desselben hervorbringt, wenn anwachsende Sylben ihren Vocal denen des Wortes oder diese sich ihm assimiliren, oder wenn Einer Sylbe durch Lautverstärkung

oder durch Lautveränderung ein die übrigen des Wortes vor dem Ohre beherrschendes Uebergewicht gegeben wird. Jeder dieser Fälle kann, wo er nicht rein phonetisch ist, als unmittelbar symbolisch für die innere Worteinheit betrachtet werden. Im Sanskrit erscheint diese Lautbehandlung in mehrfacher Gestalt, und immer mit merkwürdiger Rücksicht auf die Klarheit der logischen und die Schönheit der ästhetischen Form. Das Sanskrit assimilirt daher nicht die Stammsylbe, deren Festigkeit erhalten werden mufs, den Endungen; es erlaubt sich aber wohl Erweiterungen des Stammvocals, aus deren regelmäfsiger Wiederkehr in der Sprache das Ohr den ursprünglichen leicht wiedererkennt. Es ist dies eine von feinem Sprachsinn zeugende Bemerkung Bopp's, die er sehr richtig so ausdrückt, dafs die hier in Rede stehende Veränderung des Stammvocals im Sanskrit nicht qualitativ, sondern quantitativ ist *). Die qualitative Assimilation entsteht aus Nachlässigkeit der Aussprache, oder aus Gefallen an gleichförmig klingenden Sylben; in der quantitativen Umstellung des Zeitmaafses spricht sich ein höheres und feineres Wohllautsgefühl aus. In jener wird der bedeutsame Stammvocal geradezu dem Laute geopfert, in dieser bleibt er in der Erweiterung dem Ohre und dem Verstande gleich gegenwärtig.

Einer Sylbe eines Worts in der Aussprache ein das ganze Wort beherrschendes Uebergewicht zu geben, besitzt das Sanskrit im *Guna* und *Vriddhi* zwei so kunstvoll

*) Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik 1827 S. 281. Bopp macht diese Bemerkung nur bei Gelegenheit der unmittelbar anfügenden Abwandlungen. Das Gesetz scheint mir aber allgemein durchgehend zu sein. Selbst die scheinbarste Einwendung dagegen, die Verwandlung des *r*-Vocals in ur in den gunalosen Beugungen des Verbums कृ, *kri*, (कृणोति, *kurutas*), läfst sich anders erklären.

ausgebildete, und mit der übrigen Lautverwandtschaft so eng verknüpfte Mittel, dafs sie in dieser Ausbildung und in diesem Zusammenhange ihm ausschliefslich eigenthümlich geblieben sind. Keine der Schwestersprachen hat diese Lautveränderungen, ihrem Systeme und ihrem Geiste nach, in sich aufgenommen; nur einzelne Bruchstücke sind als fertige Resultate in einige übergegangen. Guna und Wriddhi bilden bei *a* eine Verlängerung, aus *i* und *u* die Diphthongen *ê* und *ô*, ändern das Vocal-*r* in *ar* und *âr* um*), und verstärken *ê* und *ô* durch neue Diphthongisirung zu *ai* und *au*. Wenn auf das durch Guna und Wriddhi entstandene *ê* und *ai*, *ô* und *au* ein Vocal folgt, so lösen sich diese Diphthongen in *ay* und *ây*, *av* und *âv* auf. Hierdurch entsteht eine doppelte Reihe fünffacher Lautveränderungen, welche durch bestimmte Gesetze der Sprache und durch ihre beständige Rückkehr im Gebrauche derselben dennoch immer zu dem gleichen Urlaute zurückführen. Die Sprache erhält dadurch eine Mannigfaltigkeit wohltönender Lautverknüpfungen, ohne dem Verständnifs im mindesten Eintrag zu thun. Im Guna und Wriddhi tritt jedesmal ein Laut an die Stelle eines andren. Doch darf man darum Guna und Wriddhi nicht als einen blofsen, sonst in vielen Sprachen gewöhnlichen, Vocalwechsel ansehen. Der wichtige Unterschied zwischen beiden liegt darin, dafs bei dem Vocalwechsel der Grund des an die Stelle eines andren gesetzten Vocals immer, wenigstens zum Theil, dem ursprünglichen der veränderten Sylbe fremd ist, bald in grammatisch un-

*) Hr. Dr. Lepsius erklärt auf eine die Analogie dieser Lautumstellungen sinnreich erweiternde Weise *ar* und *âr* für Diphthongen der *r*-Vocals. Man lese hierüber seine, der Sprachforschung eine neue Bahn vorzeichnende, an scharfsinnigen Erörterungen reichhaltige Schrift: Paläographie als Mittel für die Sprachforschung, S. 46—49, §. 36—39, selbst nach.

terscheidendem Streben, bald im Assimilationsgesetz, oder in irgend einer andren Ursach gesucht werden mufs, und dafs daher der neue Laut nach Verschiedenheit der Umstände wechseln kann, da er bei Guna und Wriddhi immer gleichförmig aus dem Urlaut der veränderten Sylbe selbst, ihr allein angehörend, entspringt. Wenn man daher den Guna-Laut वेदमि, *wêdmi*, und den, nach der Bopp'schen Erklärung, durch Assimilation entstehenden तेनिम, *tênima*, mit einander vergleicht, so ist das hineingekommene *ê* in der ersteren Form aus dem *i* der veränderten, in der letzteren aus dem der nachfolgenden Sylbe entstanden.

Guna und Wriddhi sind Verstärkungen des Grundlauts, und zwar nicht blofs gegen diesen, sondern auch gegen einander selbst, gleichsam wie Comparativus und Superlativus, in gleichem quantitativen Maafse steigende Verstärkungen des einfachen Vocals. In der Breite der Aussprache und dem Laute vor dem Ohre ist diese Steigerung unverkennbar; sie zeigt sich aber in einem schlagenden Beispiel auch in der Bedeutung bei dem durch Anhängung von *ya* gebildeten Participium des Passiv-Futurum. Denn der einfache Begriff fordert dort nur Guna, der verstärkte, mit Nothwendigkeit verknüpfte aber Wriddhi: स्तव्य, *stawya*, ein Preiswürdiger, स्ताव्य, *stâwya*, ein nothwendig und auf alle Weise zu Preisender. Der Begriff der Verstärkung erschöpft aber nicht die besondre Natur dieser Lautveränderungen. Zwar mufs man hier das Wriddhi von *a* ausnehmen, das aber auch nur gewissermafsen in seiner grammatischen Anwendung, durchaus nicht seinem Laut nach, in diese Classe gehört. Bei allen übrigen Vocalen und Diphthongen liegt das Charakteristische dieser Verstärkungen darin, dafs durch sie eine, vermittelst der Verbindung ungleichartiger Vocale oder Diphthongen hervorgebrachte, Umbeugung des Lautes entsteht. Denn allem Guna und Wriddhi liegt eine Verbin-

dung von *a* mit den übrigen Vocalen oder Diphthongen zum Grunde, man mag nun annehmen, dafs im Guna ein kurzes, im Wriddhi ein langes *a* vor den einfachen Vocal, oder dafs immer ein kurzes *a*, im Guna vor den einfachen Vocal, im Wriddhi vor den schon durch Guna verstärkten tritt *). Die blofse Entstehung verlängerter Vocale durch Verbindung gleichartiger wird, soviel mir bekannt ist, das einzige *a* ausgenommen, auch von den Indischen Grammatikern nicht zum Wriddhi gerechnet. Da nun in Guna und Wriddhi immer ein sehr verschieden auf das Ohr einwirkender Laut entsteht, und seinen Grund ausschliefslich in dem Urlaut der Sylbe selbst findet, so gehen die Guna- und Wriddhi-Laute auf eine, mit Worten nicht zu beschreibende, aber dem Ohre deutlich vernehmbare Weise aus der inneren Tiefe der Sylbe selbst hervor. Wenn daher Guna,

*) Bopp vertheidigt (Lateinische Sanskrit-Grammatik. r. 33) die erstere dieser Meinungen. Wenn es mir aber erlaubt ist, von diesem gründlichen Forscher abzuweichen, so möchte ich mich für die letztere erklären. Bei der Boppschen Annahme läfst sich kaum noch der enge Zusammenhang des Guna und Wriddhi mit den allgemeinen Lautgesetzen der Sprache retten, da ungleiche einfache Vocale, ohne dafs es irgend auf ihre Länge oder Kürze ankommt, immer in die, allerdings schwächeren, Diphthongen des Guna übergehen. Da die Natur des Diphthongen auch wesentlich nur in der Ungleichheit der Töne liegt, so ist es begreiflich, dafs Länge und Kürze von dem neuen Laute, ohne zurückbleibenden Unterschied, verschlungen werden. Erst wenn eine neue Ungleichartigkeit in das Spiel tritt, entsteht eine Verstärkung des Diphthongen. Ich glaube daher nicht, dafs die Guna-Diphthongen ursprünglich gerade aus kurzen Vocalen zusammengeschmolzen. Dafs sie gegen die Diphthongen des Wriddhi bei ihrer Auflösung ein kurzes *a* annehmen (*ay*, *aw* gegen *áy*, *áw*), läfst sich auf andere Weise erklären. Da der Unterschied der beiden Lauterweiterungen nicht am Halbvocal kenntlich gemacht werden konnte, so mufste er in die Quantität des Vocals der neuen Sylbe fallen. Dasselbe gilt vom Vocal-*r*.

das im Verbum so häufig die Stammsylbe verändert, eine bestimmte Charakteristik gewisser grammatischer Formen wäre, so würde man diese, auch der sinnlichen Erscheinung nach, buchstäblich Entfaltungen aus dem Innern der Wurzel, und in prägnanterem Sinne als in den Semitischen Sprachen, wo blofs symbolischer Vocalwechsel vorgeht, nennen können *). Es ist dies aber durchaus nicht der Fall, da das Guna nur eine der Nebengestaltungen ist, welche das Sanskrit den Verbalformen, aufser ihren wahren Charakteristiken, nach bestimmten Gesetzen beigiebt. Es ist, seiner Natur nach, eine rein phonetische, und, soweit wir seine Gründe einzusehen vermögen, auch allein aus den Lauten erklärbare Erscheinung, und nicht einzeln bedeutsam oder symbolisch. Der einzige Fall in der Sprache, den man hiervon ausnehmen mufs, ist die Gunirung des Verdoppelungsvocals in den Intensivverben. Diese zeigt um so mehr den verstärkenden Ausdruck an, welchen die Sprache, auf eine sonst ungewöhnliche Weise, in diese Formen zu legen beabsichtigt, als die Verdoppelung sonst den langen Vocal zu verkürzen pflegt, und als das Guna hier auch, wie sonst nicht, bei langen Mittelvocalen der Wurzel statt findet.

Dagegen kann man es wohl in vielen Fällen als Symbol der inneren Worteinheit ansehen, indem diese, sich stu-

*) Dies hat vielleicht wesentlich beigetragen, Friedrich Schlegel zu seiner, allerdings nicht zu billigenden, Theorie einer Eintheilung aller Sprachen (Sprache und Weisheit der Indier. S. 50) zu führen. Es ist aber bemerkenswerth, und, wie es mir scheint, zu wenig anerkannt, dafs dieser tiefe Denker und geistvolle Schriftsteller der erste Deutsche war, der uns auf die merkwürdige Erscheinung des Sanskrits aufmerksam machte, und dafs er schon in einer Zeit bedeutende Fortschritte darin gethan hatte, wo man von allen jetzigen zahlreichen Hülfsmitteln zur Erlernung der Sprache entblöfst war. Selbst Wilkins Grammatik erschien erst in demselben Jahre, als die angeführte Schlegelsche Schrift.

fenweis in der Vocalsphäre bewegenden Lautveränderungen eine weniger materielle, entschiedenere und enger verbundene Wortverschmelzung hervorbringen, als die Veränderungen sich berührender Consonanten. Sie gleichen hierin gewissermafsen dem Accent, indem die gleiche Wirkung, das Uebergewicht einer vorherrschenden Sylbe, im Accent durch die Tonhöhe, im Guna und Wriddhi durch die erweiterte Lautumbeugung hervorgebracht wird. Wenn sie daher auch nur in bestimmten Fällen die innere Worteinheit begleiten, so sind sie doch immer einer der verschiedenen Ausdrücke, deren sich die, bei weitem nicht immer dieselben Wege verfolgende Sprache zur Andeutung derselben bedient. Es mag auch hierin liegen, dafs sie den sylbenreichen, langen Formen der zehnten Verbalclasse und der mit dieser verwandten Causalverben ganz besonders eigenthümlich sind. Wenn sie sich freilich auf der andren Seite auch bei ganz kurzen finden, so ist darum doch nicht zu läugnen, dafs sie bei den langen das abgebrochene Auseinanderfallen der Sylben verhindern, und die Stimme nöthigen, sie fest zusammenzuhalten. Sehr bedeutsam scheint es auch in dieser Beziehung, dafs das Guna in den Wortgattungen der festesten Einheit, den Kridanta-Wörtern und Verbalendungen, herrschend ist, und in ihnen gewöhnlich die Wurzelsylbe trifft, dagegen nie auf der Stammsylbe der Declinationsbeugungen, oder der durch Taddhita-Suffixe gebildeten Wörter vorkommt.

Das Wriddhi findet eine doppelte Anwendung. Auf der einen Seite ist es, wie das Guna, rein phonetisch, und steigert dasselbe entweder nothwendig oder nach der Willkühr des Sprechenden; auf der andren Seite ist es bedeutsam und rein symbolisch. In der ersteren Gestalt trifft es vorzugsweise die Endvocale, so wie auch die langen unter diesen, was sonst nicht geschieht, Guna annehmen. Es entsteht

dies daraus, dafs die Erweiterung eines Endvocals keine Beschränkung vor sich findet. Es ist dasselbe Princip, das im Javanischen im gleichen Falle das dem Consonanten einverleibte *a* als dunkles *o* auslaufen läfst. Die Bedeutsamkeit des Wriddhi zeigt sich besonders bei den Taddhita-Suffixen, und scheint ihren ursprünglichen Sitz in den Geschlechtsbenennungen, den Collectiv- und abstracten Substantiven zu haben. In allen diesen Fällen erweitert sich der ursprünglich einfache concrete Begriff. Dieselbe Erweiterung wird aber auch metaphorisch auf andre Fälle, wenn auch nicht in gleicher Beständigkeit, übergetragen. Daher mag es kommen, dafs die durch Taddhita-Suffixe gebildeten Adjectiva bald Wriddhi annehmen, bald den Vocal unverändert lassen. Denn das Adjectivum kann als concrete Beschaffenheit, aber auch als die ganze Menge von Dingen, an welchen es erscheint, unter sich befassend angesehen werden.

Die Annahme oder der Mangel des Guna bildet im Verbum in grammatisch genau bestimmten Fällen einen Gegensatz zwischen gunirten und gunalosen Formen der Abwandlung. Bisweilen, aber viel seltener, wird ein gleicher Gegensatz durch den bald nothwendigen, bald willkührlichen Gebrauch des Wriddhi gegen Guna hervorgebracht. Bopp hat zuerst diesen Gegensatz auf eine Weise, die, wenn sie auch einige Fälle gewissermafsen als Ausnahme übersehen mufs, doch gewifs im Ganzen vollkommen befriedigend erscheint, aus der Wirkung der Lautschwere oder Lautleichtigkeit der Endungen auf den Wurzelvocal erklärt. Die erstere verhindert nämlich seine Erweiterung, welche die letztere hervorzulocken scheint, und das Eine und das Andere findet überall da statt, wo sich die Endung unmittelbar an die Wurzel anschliefst, oder auf ihrem Wege dahin einen des Guna fähigen Vocal antrifft. Wo aber der

Einfluſs der Beugungssylbe durch einen andren, dazwischentretenden Vocal, oder einen Consonanten gehemmt wird, mithin die Abhängigkeit des Wurzelvocals von ihr aufhört, läſst sich der Gebrauch und Nichtgebrauch des Guna, obgleich er auch da in bestimmten Fällen regelmäſsig eintritt, auf keine Weise aus den Lauten erklären, und dieser Unterschied der Wurzelsylbe sich also überhaupt in der Sprache auf kein ganz allgemeines Gesetz zurückführen. Die wahrhafte Erklärung der Anwendung und Nichtanwendung des Guna überhaupt scheint mir nur aus der Geschichte der Abwandlungsformen des Verbums geschöpft werden zu können. Dies ist aber ein noch sehr dunkles Gebiet, in dem wir nur fragmentarisch Einzelnes zu errathen vermögen. Vielleicht gab es ehemals, nach Verschiedenheit der Dialekte oder Zeiten, zweierlei Gattungen der Abwandlung, mit und ohne Guna, aus deren Mischung die jetzige Gestaltung in der uns vorliegenden Niedersetzung der Sprache entsprang. In der That scheinen auf eine solche Vermuthung einige Classen der Wurzeln zu führen, die sich zugleich, und gröfstentheils in der nämlichen Bedeutung, mit und ohne Guna abwandeln lassen, oder ein durchgängiges Guna annehmen, wo die übrige Analogie der Sprache den oben erwähnten Gegensatz erfordern würde. Dies letztere geschieht nur in einzelnen Ausnahmen; das erstere aber findet bei allen Verben statt, die zugleich nach der ersten und sechsten Classe conjugirt werden, so wie in denjenigen der ersten Classe, welche ihr vielförmiges Präteritum nach der sechsten Gestaltung, bis auf das fehlende Guna, ganz gleichförmig mit ihren Augment-Präteritum, bilden. Diese ganze, dem Griechischen zweiten Aorist entsprechende, sechste Gestaltung dürfte wohl nichts andres, als ein wahres Augment-Präteritum einer gunalosen Abwandlung sein, neben welcher eine mit Guna (unser jetziges Augment-Präteritum der Wur-

zeln der ersten Classe) bestanden hat. Denn es ist mir sehr wahrscheinlich, dafs es im wahren Sinne des Wortes im Sanskrit nur zwei, nicht, wie wir jetzt zählen, drei Praeterita giebt, so dafs die Bildungen des angeblich dritten, nämlich des vielförmigen, nur Nebenformen, aus anderen Epochen der Sprache herstammend, sind.

Wenn man auf diese Weise eine ursprünglich zwiefache Conjugation, mit und ohne Guna, in der Sprache annimmt, so entsteht gewissermafsen die Frage, ob da, wo die Gewichtigkeit der Endungen einen Gegensatz hervorbringt, das Guna verdrängt oder angenommen worden ist? und man mufs sich unbedenklich für das erstere erklären. Lautveränderungen, wie Guna und Wriddhi, lassen sich nicht einer Sprache einimpfen, sie gehen, nach Grimm's vom deutschen Ablaut gebrauchtem glücklichem Ausdruck, bis auf den Grund und Boden derselben, und können in ihrem Ursprunge sich aus den dunklen und breiten Diphthongen, die wir auch in andren Sprachen antreffen, erklären lassen. Das Wohllautsgefühl kann diese gemildert und zu einem quantitativ bestimmten Verhältnifs geregelt haben. Dieselbe Neigung der Sprachwerkzeuge zur Vocalerweiterung kann aber auch in einem glücklich organisirten Volksstamm unmittelbar in rhythmischer Haltung hervorgebrochen sein. Denn es ist nicht nothwendig, und kaum einmal rathsam, sich jede Trefflichkeit einer gebildeten Sprache als stufenartig und allmälig entstanden zu denken.

Der Unterschied zwischen rohem Naturlaut und geregeltem Ton zeigt sich noch bei weitem deutlicher an einer andren, zur inneren Wortausbildung wesentlich beitragenden Lautform, der Reduplication. Die Wiederholung der Anfangssylbe eines Wortes, oder auch des ganzen Wortes selbst, ist, bald in verstärkender Bedeutsamkeit zu mannigfachem Ausdruck, bald als blofse Lautgewohnheit, den Sprachen

vieler ungebildeten Völker eigen. In anderen, wie in einigen des Malayischen Stammes, verräth sie schon dadurch einen Einfluſs des Lautgefühls, daſs nicht immer der Wurzelvocal, sondern gelegentlich ein verwandter wiederholt wird. Im Sanskrit aber wird die Reduplication so genau dem jedesmaligen inneren Wortbau angemessen modificirt, daſs man fünf oder sechs verschiedene, durch die Sprache vertheilte, Gestaltungen derselben zählen kann. Alle aber flieſsen aus dem doppelten Gesetz der Anpassung dieser Vorschlagssylbe an die besondere Form des Wortes und aus dem der Beförderung der inneren Worteinheit. Einige sind zugleich für bestimmte grammatische Formen bezeichnend. Die Anpassung ist bisweilen so künstlich, daſs die eigentlich dem Worte voranzugehen bestimmte Sylbe dasselbe spaltet, und sich zwischen seinen Anfangsvocal und Endconsonanten stellt, was vielleicht darin seinen Grund hat, daſs dieselben Formen auch den Vorschlag des Augments verlangen, und diese beiden Vorschlagssylben sich, als solche, an vocalisch anlautenden Wurzeln nicht hätten auf unterscheidbare Weise andeuten lassen. Die Griechische Sprache, in welcher Augment und Reduplication wirklich in diesen Fällen im *augmentum temporale* zusammenflieſsen, hat zur Erreichung desselben Zweckes ähnliche Formen entwickelt*). Es ist dies ein merkwürdiges Beispiel, wie, bei regem und lebendigem Articulationssinn, die Lautformung sich eigne und wunderbar scheinende Bahnen bricht, um den innerlich

*) In einer, von mir im Jahre 1828 im Französischen Institute gelesenen Abhandlung: über die Verwandtschaft des Griechischen Plusquamperfectum, der reduplicirenden Aoriste und der Attischen Perfecta mit einer Sanskritischen Tempusbildung, habe ich die Uebereinstimmung und die Verschiedenheit beider Sprachen in diesen Formen ausführlich auseinandergesetzt, und dieselbe aus ihren Gründen herzuleiten versucht.

organisirenden Sprachsinn in allen seinen verschiedenen Richtungen, jede kenntlich erhaltend, zu begleiten.

Die Absicht, das Wort fest mit dem Vorschlage zu verbinden, äufsert sich im Sanskrit bei den consonantischen Wurzeln durch die Kürze des Wiederholungsvocals, auch gegen einen langen Wurzellaut, so dafs der Vorschlag vom Worte übertönt werden soll. Die einzigen zwei Ausnahmen von dieser Verkürzung in der Sprache haben wieder ihren eigenthümlichen, den allgemeinen überwiegenden Grund, bei den Intensivverben die Andeutung ihrer Verstärkung, bei dem vielförmigen Präteritum der Causalverba das euphonisch geforderte Gleichgewicht zwischen dem Wiederholungs- und Wurzelvocal. Bei vocalisch anlautenden Wurzeln fällt da, wo sich die Reduplication durch Verlängerung des Anfangsvocals ankündigt, das Uebergewicht des Lautes auf die Anfangssylbe, und befördert dadurch, wie wir es beim Guna gesehen, die enge Verbindung der übrigen, dicht an sie angeschlossenen Sylben. Die Reduplication ist in den meisten Fällen ein wirkliches Kennzeichen bestimmter grammatischer Formen, oder doch eine, sie charakteristisch begleitende Lautmodification. Nur in einem kleinen Theil der Verben (in denen der dritten Classe) ist sie diesen an sich eigen. Aber auch hier, wie beim Guna, wird man auf die Vermuthung geführt, dafs sich in einer früheren Zeit der Sprache Verba mit und ohne Reduplication abwandeln liessen, ohne dadurch, weder in sich, noch in ihrer Bedeutung, eine Veränderung zu erfahren. Denn das Augment-Präteritum und das vielförmige einiger Verba der dritten Classe unterscheiden sich blofs durch die Anwendung oder den Mangel der Reduplication. Dies erscheint bei dieser Lautform noch natürlicher, als bei dem Guna. Denn die Verstärkung der Aussage durch den Laut vermittelst der Wiederholung kann ursprünglich nur die Wirkung der Leben-

digkeit des individuellen Gefühls sein, und daher, auch wenn sie allgemeiner und geregelter wird, leicht zu wechselndem Gebrauche Anlafs geben.

Das, in seiner Andeutung der vergangenen Zeit der Reduplication verwandte Augment wird gleichfalls auf eine die Worteinheit befördernde Weise bei Wurzeln mit anlautenden Vocalen behandelt, und zeigt darin einen merkwürdigen Gegensatz gegen den Verneinung andeutenden gleichlautenden Vorschlag. Denn da das *Alpha privativum* sich blofs mit Einschiebung eines *n* vor diese Wurzeln stellt, verschmilzt das Augment mit ihrem Anfangsvocal, und zeigt also schon dadurch die ihm, als Verbalform, bestimmte grössere Innigkeit der Verbindung an. Es überspringt aber in dieser Verschmelzung das durch dieselbe entstehende Guna, und erweitert sich zu Wriddhi, wohl offenbar darum, weil das Gefühl für die innere Worteinheit diesem das Wort zusammenhaltenden Anfangsvocal ein so grofses Uebergewicht, als möglich, geben will. Zwar trifft man in einer andren Verbalform, im reduplicirten Präteritum, in einigen Wurzeln auch die Einschiebung des *n* an; der Fall steht aber ganz einzeln in der Sprache da, und die Anfügung ist mit einer Verlängerung des Vorschlagsvocals verbunden.

Aufser den hier kurz berührten, besitzen tonreiche Sprachen noch eine Reihe anderer Mittel, die alle das Gefühl des Bedürfnisses ausdrücken, dem Worte einen, innere Fülle und Wohllaut vereinenden, organischen Bau zu geben. Man kann im Sanskrit hierher die Vocalverlängerung, den Vocalwechsel, die Verwandlung des Vocals in einen Halbvocal, die Erweiterung desselben zur Sylbe durch nachfolgenden Halbvocal und gewissermafsen die Einschiebung eines Nasenlautes rechnen, ohne der Veränderungen zu gedenken, welche die allgemeinen Gesetze der Sprache in den sich in der Wortmitte berührenden Buchstaben hervorbrin-

gen. In allen diesen Fällen entspringt die letzte Bildung des Lautes zugleich aus der Beschaffenheit der Wurzel und der Natur der grammatischen Anfügungen. Zugleich äußern sich aber die Selbstständigkeit und Festigkeit, die Verwandtschaft und der Gegensatz, und das Lautgewicht der einzelnen Buchstaben bald in ursprünglicher Harmonie, bald in einem, immer von dem organisirenden Sprachsinn schön geschlichteten Widerstreite. Noch deutlicher verräth sich die auf die Bildung des Ganzen des Wortes gerichtete Sorgfalt in dem Compensationsgesetze, nach welchem in einem Theile des Worts vorgefallene Verstärkung oder Schwächung, zur Herstellung des Gleichgewichts, eine entgegengesetzte Veränderung in einem anderen Theile desselben nach sich zieht. Hier, in dieser letzten Ausbildung, wird von der qualitativen Beschaffenheit der Buchstaben abgesehen. Der Sprachsinn hebt nur die körperlosere quantitative heraus, und behandelt das Wort, gleichsam metrisch, als eine rhythmische Reihe. Das Sanskrit enthält hierin so merkwürdige Formen, als sich nicht leicht in anderen Sprachen antreffen lassen. Das vielförmige Präteritum der Causalverba (die siebente Bildung bei Bopp), zugleich versehen mit Augment und Reduplication, liefert hierzu ein in jeder Rücksicht merkwürdiges Beispiel. Da in den Formen dieser Gestaltung dieses Tempus auf das, immer kurze Augment bei consonantisch anlautenden Wurzeln unmittelbar die Wiederholungs- und Wurzelsylbe auf einander folgen, so bemüht sich die Sprache, den Vocalen dieser beiden ein bestimmtes metrisches Verhältniß zu geben. Mit wenigen Ausnahmen, wo diese beiden Sylben pyrrhichisch (अजगदम्, *ajagadam*, ∪∪∪∪, von गद्, *gad*, reden) oder spondäisch (अदधर्दम्, *adadhrdam*, ∪−−∪, von धर्द्, *dhrd*, abfallen, welken) klingen, steigen sie entweder jambisch (अदूदुषम्, *adudûsham*, ∪∪−∪, von दूष्, *dûsh*, sündigen, sich beflecken) auf, oder senken sich,

was die Mehrheit der Fälle ausmacht, trochäisch (अचीकलं, *achikalam*, ⏑–⏑⏑, von कल्, *kal*, schleudern, schwingen), und lassen bei denselben Wurzeln selten der Aussprache die Wahl zwischen diesem doppelten Vocalmaafs. Untersucht man nun das, auf den ersten Anblick sehr verwickelte, quantitative Verhältnifs dieser Formen, so findet man, dafs die Sprache dabei ein höchst einfaches Verfahren befolgt. Sie wendet nämlich, indem sie eine Veränderung mit der Wurzelsylbe vornimmt, lediglich das Gesetz der Lautcompensation an. Denn sie stellt, nach einer vorgenommenen Verkürzung der Wurzelsylbe, blofs das Gleichgewicht durch Verlängerung der Wiederholungssylbe wieder her, woraus die trochäische Senkung entsteht, an welcher die Sprache, wie es scheint, hier ein besonderes Wohlgefallen fand. Die Veränderung der Quantität der Wurzelsylbe scheint das höhere, auf die Erhaltung der Stammsylben gerichtete Gesetz zu verletzen. Genauere Nachforschung aber zeigt, dafs dies keinesweges der Fall ist. Denn diese Präterita werden nicht aus der primitiven, sondern aus der schon grammatisch veränderten Causalwurzel gebildet. Die verkürzte Länge ist daher in der Regel nur der Causalwurzel eigen. Wo die Sprache in diesen Bildungen auf eine primitiv stammhafte Länge, oder gar auf einen solchen Diphthongen stöfst, giebt sie ihr Vorhaben auf, läfst die Wurzelsylbe unverändert, und verlängert nun auch nicht die, der allgemeinen Regel nach kurze Wiederholungssylbe. Aus dieser, sich dem in diesen Formen eigentlich beabsichtigten Verfahren entgegenstellenden Schwierigkeit entspringt der jambische Aufschwung, der das natürliche, unveränderte Quantitäts-Verhältnifs ist. Zugleich beachtet die Sprache die Fälle, wo die Länge der Sylbe nicht aus der Natur des Vocals, sondern aus dessen Stellung vor zwei auf einander folgenden Consonanten herfliefst. Sie häuft nicht zwei Ver-

Lingerungsmittel, und läfst also auch in der trochäischen Senkung den Wiederholungsvocal vor zwei Anfangsconsonanten der Wurzel unverlängert. Bemerkenswerth ist es, dafs auch die eigentlich Malayische Sprache eine solche Sorgfalt, die Einheit des Worts bei grammatischen Anfügungen zu erhalten, und dasselbe als ein euphonisches Lautganzes zu behandeln, durch Quantitäts-Versetzung der Wurzelsylben zeigt. Die angeführten Sanskritischen Formen sind, ihrer Sylbenfülle und ihres Wohllauts wegen, die deutlichsten Beispiele, was eine Sprache aus einsylbigen Wurzeln zu entfalten vermag, wenn sie mit einem reichen Alphabete ein festes und durch Feinheit des Ohres den zartesten Anklängen der Buchstaben folgendes Lautsystem verbindet, und Anbildung und innere Veränderung, wieder nach bestimmten Regeln aus mannigfaltigen und fein unterschiedenen grammatischen Gründen, hinzutreten *).

§. 16.

Eine andere, der Natur der Sache nach allen Sprachen gemeinschaftliche, in den todten aber uns nur da noch kenntliche Worteinheit, wo die Flüchtigkeit der Aussprache durch uns verständliche Zeichen festgehalten wird, liegt im Accent. Man kann nämlich an der Sylbe dreierlei phonetische Eigen-

*) Was ich hier über diese Form des Präteritums der Causalverba sage, habe ich aus einer ausführlichen, schon vor Jahren über diese Tempusformen ausgearbeiteten Abhandlung ausgezogen. Ich bin in derselben alle Wurzeln der Sprache, nach Anleitung der zu solchen Arbeiten vortrefflichen Forsterschen Grammatik, durchgegangen, habe die verschiedenen Bildungen auf ihre Gründe zurückzuführen gesucht, und auch die einzelnen Ausnahmen angemerkt. Die Arbeit ist aber ungedruckt geblieben, weil es mir schien, dafs eine so specielle Ausführung sehr selten vorkommender Formen nur sehr wenige Leser interessiren könnte.

schaften unterscheiden: die eigenthümliche Gattung ihrer Laute, ihr Zeitmaafs, und ihre Betonung. Die beiden ersten werden durch ihre eigne Natur bestimmt, und machen gleichsam ihre körperliche Gestalt aus; der Ton aber (unter welchem ich hier immer den Sprachton, nicht die metrische Arsis verstehe) hängt von der Freiheit des Redenden ab, ist eine ihr von ihm mitgetheilte Kraft, und gleicht einem ihr eingehauchten fremden Geist. Er schwebt, wie ein noch seelenvolleres Princip als die materielle Sprache selbst ist, über der Rede, und ist der unmittelbare Ausdruck der Geltung, welche der Sprechende ihr und jedem ihrer Theile aufprägen will. An sich ist jede Sylbe der Betonung fähig. Wenn aber unter mehreren nur Eine den Ton wirklich erhält, wird dadurch die Betonung der sie unmittelbar begleitenden, wenn der Sprechende nicht auch unter diesen eine ausdrücklich vorlauten läfst, aufgehoben, und diese Aufhebung bringt eine Verbindung der tonlos werdenden mit der betonten und dadurch vorwaltenden und sie beherrschenden hervor. Beide Erscheinungen, die Tonaufhebung und die Sylbenverbindung, bedingen einander, und jede zieht unmittelbar und von selbst die andere nach sich. So entsteht der Wortaccent und die durch ihn bewirkte Worteinheit. Kein selbstständiges Wort läfst sich ohne einen Accent denken, und jedes Wort kann nicht mehr als Einen Hauptaccent haben. Es zerfiele mit zweien in zwei Ganze und würde mithin zu zwei Wörtern. Dagegen kann es allerdings in einem Worte Nebenaccente geben, die entweder aus der rhythmischen Beschaffenheit des Wortes, oder aus Nüancirungen der Bedeutung entspringen *).

*) Die sogenannten accentlosen Wörter der Griechischen Sprache scheinen mir dieser Behauptung nicht zu widersprechen. Es würde mich aber zu weit von meinem Hauptgegenstande ab-

Die Betonung unterliegt mehr, als irgend ein anderer Theil der Sprache, dem doppelten Einfluſs der Bedeutsamkeit der Rede und der metrischen Beschaffenheit der Laute. Ursprünglich, und in ihrer wahren Gestalt, geht sie unstreitig aus der ersteren hervor. Je mehr aber der Sinn einer Nation auch auf rhythmische und musikalische Schönheit gerichtet ist, desto mehr Einfluſs wird auch diesem Erforderniſs auf die Betonung verstattet. Es liegt aber in dem Betonungstriebe, wenn der Ausdruck erlaubt ist, weit mehr, als die auf das bloſse Verständniſs gehende Bedeutsamkeit. Es drückt sich darin ganz vorzugsweise auch der Drang aus, die intellectuelle Stärke des Gedanken und seiner Theile weit über das Maaſs des bloſsen Bedürfnisses hinaus zu bezeichnen. Dies ist in keiner andren Sprache so sichtbar, als in der Englischen, wo der Accent sehr häufig das Zeitmaaſs,

führen, wenn ich hier zu zeigen versuchte, wie sie meistentheils sich, als dem Accent des nachfolgenden Wortes vorangehende Sylben, vorn an dasselbe anschliessen, in den Wortstellungen aber, welche eine solche Erklärung nicht zulassen (wie οὐκ in Sophocles. *Oedipus Rex* v. 334–336. *Ed. Brunckii*), wohl in der Aussprache eine schwache, nur nicht bezeichnete, Betonung besaſsen. Daſs jedes Wort nur Einen Hauptaccent haben kann, sagen die Lateinischen Grammatiker ausdrücklich. Cicero *Orat.* 18. *natura, quasi modularetur hominum orationem, in omni verbo posuit acutam vocem, nec una plus.* Die Griechischen Grammatiker behandeln die Betonung überhaupt mehr wie eine Beschaffenheit der Sylbe, als des Wortes. In ihnen ist mir keine Stelle bekannt, welche die Accent-Einheit des letzteren als allgemeinen Canon ausspräche. Vielleicht lieſsen sie sich durch die Fälle irre machen, in welchen ein Wort wegen enklitischer Sylben zwei Accentzeichen erhält, wo aber wohl das der Anlehnung zugehörende immer nur einen Nebenaccent bildete. Dennoch fehlt es auch bei ihnen nicht an bestimmten Andeutungen jener nothwendigen Einheit. So sagt Arcadius (*περὶ τόνων. Ed. Barkeri p.* 190.) von Aristophanes: *τὸν μὲν ὀξὺν τόνον ἐν ἅπαντι μέρει καθαρῷ τόνου ἅπαξ ἐμφαίνεσθαι δοκιμάσας.*

und sogar die eigenthümliche Geltung der Sylben verändernd, mit sich fortreifst. Nur mit dem höchsten Unrecht würde man dies einem Mangel an Wohllautsgefühl zuschreiben. Es ist im Gegentheil nur die, mit dem Charakter der Nation zusammenhangende, intellectuelle Energie, bald die rasche Gedanken-Entschlossenheit, bald die ernste Feierlichkeit, welche das durch den Sinn hervorgehobene Element auch in der Aussprache über alle andren überwiegend zu bezeichnen strebt. Aus der Verbindung dieser Eigenthümlichkeit mit den, oft in grofser Bestimmtheit und Schärfe aufgefafsten Wohllautsgesetzen entspringt der in Absicht auf Betonung und Aussprache wahrhaft wundervolle Englische Wortbau. Wäre das Bedürfnifs starker und scharf nüancirter Betonung nicht so tief in dem Englischen Charakter gegründet, so würde auch das Bedürfnifs der öffentlichen Beredsamkeit nicht zur Erklärung der grofsen Aufmerksamkeit hinreichen, welche auf diesen Theil der Sprache in England so sichtbar gewandt wird. Wenn alle andren Theile der Sprache mehr mit den intellectuellen Eigenthümlichkeiten der Nationen in Verbindung stehen, so hängt die Betonung zugleich näher und auf innigere Weise mit dem Charakter zusammen.

Die Verknüpfung der Rede bietet auch Fälle dar, wo gewichtlosere Wörter sich an gewichtigere durch die Betonung anschliefsen, ohne doch mit ihnen in eines zu verschmelzen. Dies ist der Zustand der Anlehnung, der Griechischen ἐγκλισις. Das gewichtlosere Wort giebt alsdann seine Unabhängigkeit, nicht aber seine Selbstständigkeit, als getrenntes Element der Rede, auf. Es verliert seinen Accent, und fällt in das Gebiet des Accents des gewichtigeren Wortes. Erhält aber dies Gebiet durch diesen Zuwachs eine den Gesetzen der Sprache zuwiderlaufende Ausdehnung, so verwandelt das gewichtigere Wort, indem es zwei Accente annimmt, seine tonlose Endsylbe in eine scharfbetonte, und

schliefst dadurch das gewichtlosere an sich an *). Durch diese Anschliefsung soll aber die natürliche Wortabtheilung nicht gestört werden; dies beweist deutlich das Verfahren der enklitischen Betonung in einigen besonderen Fällen. Wenn zwei enklitische Wörter auf einander folgen, so fällt das letztere, seiner Betonung nach, nicht, wie das erstere, in das Gebiet des gewichtigeren Worts, sondern das erstere nimmt für das letztere die scharfe Betonung auf sich. Das enklitische Wort wird also nicht übersprungen, sondern als ein selbstständiges Wort geehrt, und schliefst ein anderes an sich an. Die besondere Eigenthümlichkeit eines solchen enklitischen Wortes macht sogar, was das eben Gesagte noch mehr bestätigt, ihren Einflufs auf die Art der Betonung geltend. Denn da ein Circumflex sich nicht in einen Acutus verwandeln kann, so wird, wenn von zwei auf einander folgenden enklitischen Wörtern das erste circumflectirt ist, das ganze Anlehnungsverfahren unterbrochen, und das zweite enklitische Wort behält alsdann seine ursprüngliche Betonung **). Ich habe diese Einzelheiten nur angeführt, um zu zeigen, wie sorgfältig Nationen, welche die Richtung ihres Geistes auf sehr hohe und feine Ausbildung ihrer Sprache geführt hat, auch die verschiedenen Grade der Worteinheit bis zu den Fällen herab andeuten, wo weder die Trennung, noch die Verschmelzung vollständig und entschieden ist.

---

*) Dies nennen die Griechischen Grammatiker den schlummernden Ton der Sylbe erwecken. Sie bedienen sich auch des Ausdrucks des Zurückwerfens des Tones (ἀναβιβάζειν τὸν τόνον). Diese letztere Metapher ist aber weniger glücklich. Der ganze Zusammenhang der Griechischen Accentlehre zeigt, dafs das, was hier wirklich vorgeht, das oben Beschriebene ist.

**) z. B. Ilias I. v. 178. Θεὸς τὸν σοὶ τύχ' ἔδωκεν.

§. 17.

Das grammatisch gebildete Wort, wie wir es bisher in der Zusammenfügung seiner Elemente und in seiner Einheit, als ein Ganzes, betrachtet haben, ist bestimmt, wieder als Element in den Satz einzutreten. Die Sprache mufs also hier eine zweite, höhere Einheit bilden; höher, nicht blofs weil sie von gröfserem Umfange ist, sondern auch weil sie, indem der Laut nur nebenher auf sie einwirken kann, ausschliefslicher von der ordnenden inneren Form des Sprachsinnes abhängt. Sprachen, die, wie das Sanskrit, schon in die Einheit des Wortes seine Beziehungen zum Satze verflechten, lassen den letzteren in die Theile zerfallen, in welchen er sich, seiner Natur nach, vor dem Verstande darstellt; sie bauen aus diesen Theilen seine Einheit gleichsam auf. Sprachen, die, wie die Chinesische, jedes Stammwort veränderungslos starr in sich einschliefsen, thun zwar dasselbe, und fast in noch strengerem Verstande, da die Wörter ganz vereinzelt dastehen; sie kommen aber bei dem Aufbau der Einheit des Satzes dem Verstande, theils nur durch lautlose Mittel, wie z. B. die Stellung ist, theils durch eigne, wieder abgesonderte Wörter zu Hülfe. Es giebt aber, wenn man jene beiden zusammennimmt, ein zweites, beiden entgegengesetztes Mittel, das wir hier jedoch besser als ein drittes betrachten, die Einheit des Satzes für das Verständnifs festzuhalten, nämlich ihn mit allen seinen nothwendigen Theilen nicht wie ein aus Worten zusammengesetztes Ganzes, sondern wirklich als ein einzelnes Wort zu behandeln.

Wenn man, wie es ursprünglich richtiger ist, da jede, noch so unvollständige Aussage in der Absicht des Sprechenden wirklich einen geschlossenen Gedanken ausmacht, vom Satze ausgeht, so zerschlagen Sprachen, welche sich dieses Mittel bedienen, die Einheit des Satzes gar nicht, sondern streben vielmehr in ihrer Ausbildung, sie immer

fester zusammenzuknüpfen. Sie verrücken aber sichtbar die Gränzen der Worteinheit, indem sie dieselbe in das Gebiet der Satzeinheit hinüberziehen. Die richtige Unterscheidung beider geht daher allein, da die Chinesische Methode das Gefühl der Satzeinheit zu schwach in die Sprache überführt, von den wahren Flexionssprachen aus; und die Sprachen beweisen nur dann, dafs die Flexion in ihrem wahren Geiste ihr ganzes Wesen durchdrungen hat, wenn sie auf der einen Seite die Worteinheit bis zur Vollendung ausbilden, auf der andren aber zugleich dieselbe in ihrem eigentlichen Gebiete festhalten, den Satz in alle seine nothwendigen Theile trennen, und erst aus ihnen seine Einheit wieder aufbauen. Insofern gehören Flexion, Worteinheit und Gliederung des Satzes dergestalt enge zusammen, dafs eine unvollkommene Ausbildung des einen oder des andren dieser Stücke immer sicher beweist, dafs keines in seinem ganz reinen, ungetrübten Sinn in der Sprachbildung vorgewaltet hat. Jenes dreifache Verfahren nun, das sorgfältige grammatische Zurichten des Wortes zur Satzverknüpfung, die ganz indirecte und gröfstentheils lautlose Andeutung derselben, und das enge Zusammenhalten des ganzen Satzes, soviel es immer möglich ist, in Einer zusammen ausgesprochenen Form, erschöpft die Art, wie die Sprachen den Satz aus Wörtern zusammenfügen. Von allen drei Methoden finden sich in den meisten Sprachen einzelne, stärkere oder schwächere Spuren. Wo aber eine derselben bestimmt vorwaltet und zum Mittelpunkt des Organismus wird, da lenkt sie auch den ganzen Bau, in strengerer oder laxerer Consequenz, nach sich hin. Als Beispiele des stärksten Verwaltens jeder derselben lassen sich das Sanskrit, die Chinesische und, wie ich gleich ausführen werde, die Mexicanische Sprache aufstellen.

Um die Verknüpfung des einfachen Satzes in Eine laut-

verbundene Form hervorzubringen, hebt die letztere *) das Verbum, als den wahren Mittelpunkt desselben, heraus, fügt,

*) Ich erlaube mir hier eine Bemerkung über die Aussprache des Namens Mexico. Wenn wir dem *x* in diesem Worte den bei uns üblichen Laut geben, so ist dies freilich unrichtig. Wir würden uns aber noch weiter von der wahren einheimischen Aussprache entfernen, wenn wir der Spanischen, in der neuesten, noch tadelnswürdigeren Schreibung Mejico ganz unwiederruflich gewordenen, durch den Gurgellaut *ch* folgten. Der einheimischen Aussprache gemäs, ist der dritte Buchstabe des Namens des Kriegsgottes Mexitli und des davon herkommenden der Stadt Mexico ein starker Zischlaut, wenn sich auch nicht genau angeben läst, in welchem Grade derselbe sich unserm *sch* nähert. Hierauf wurde ich zuerst dadurch geführt, dafs Castillon auf Mexicanische Weise Castil, und in der verwandten Cora-Sprache das Spanische *pesar*, wägen, *pexau* geschrieben wird. Noch deutlicher fand ich diese Muthmafsung bestätigt durch Gilij's Art, das im Mexicanischen gebrauchte *x* Italienisch durch *sc* wiederzugeben. (*Saggio di storia Americana* III. 343.) Da ich denselben oder einen ähnlichen Zischlaut auch in mehreren anderen Amerikanischen Sprachen von den Spanischen Sprachlehrern mit *x* geschrieben fand, so erklärte ich mir diese Sonderbarkeit aus dem Mangel des *sch*-Lauts in der Spanischen Sprache. Weil die Spanischen Grammatiker in ihrem eignen Alphabete keinen ihm entsprechenden fanden, so wählten sie zu seiner Bezeichnung das bei ihnen zweideutige und ihrer Sprache selbst fremde *x*. Späterhin fand ich dieselbe Erklärung dieser Buchstabenverwechselung bei dem Ex-Jesuiten Camaño, der geradezu *ch* in der Chiquitischen Sprache (im Innern von Südamerika) mit *x* geschriebenen Laut mit dem Deutschen *sch* und dem Französischen *ch* vergleicht und denselben Grund für den Gebrauch des *x* angiebt. Diese Aeufserung findet sich in seiner sehr systematischen und vollständigen handschriftlichen Chiquitischen Grammatik, die ich der Güte des Etatsraths von Schlözer als ein Geschenk aus dem Nachlasse seines Vaters verdanke. Dafs das *x* der Spanier in den Amerikanischen Sprachen einen solchen Laut vertritt, hat mir zuletzt noch Buschmann, nach den von ihm an Ort und Stelle gemachten Beobachtungen, ausdrücklich bestätigt; und er giebt der Sache die erweiternde Fassung: dafs die Spanier durch diesen Buchstaben die zwischen dem Deutschen *sch* und dem ihnen gleich unbekannten Französischen *j* liegen-

soviel es möglich ist, die regierenden und regierten Theile des Satzes an dasselbe an, und giebt dieser Verknüpfung durch Lautformung das Gepräge eines verbundenen Ganzen: *ni-náca-qua*, ich esse Fleisch. Man könnte diese Verbindung des Substantivs mit dem Verbum als ein zusammengesetztes Verbum, gleich dem Griechischen χειροτονέω, ansehen; die Sprache nimmt es aber offenbar anders. Denn wenn aus irgend einem Grunde das Substantivum nicht selbst einverleibt wird, so ersetzt sie es durch das Pronomen der dritten Person, zum deutlichen Beweise, dafs sie mit dem Verbum, und in ihm enthalten, zugleich das Schema der Construction zu haben verlangt: *ni-c-qua in nácatl*, ich esse es, das Fleisch. Der Satz soll, seiner Form nach, schon im Verbum abgeschlossen erscheinen, und wird nur nachher, gleichsam durch Apposition, näher bestimmt. Das Verbum läfst sich gar nicht ohne diese vervollständigenden Nebenbestimmungen nach Mexicanischer Vorstellungsweise denken. Wenn daher kein bestimmtes Object dasteht, so verbindet die Sprache mit dem Verbum ein eignes, in doppelter Form für Personen und Sachen gebrauchtes, unbestimmtes Pronomen: *ni-tla-qua*, ich esse etwas, *ni-te-tla-náca*, ich gebe jemanden etwas. Ihre Absicht, diese Zusammenfügungen als ein Ganzes erscheinen zu lassen, bekundet die Sprache auf das deutlichste. Denn wenn ein solches, den Satz selbst, oder gleichsam sein Schema in sich fassendes Verbum in eine vergangene Zeit gestellt wird, und dadurch das Augment *o* erhält, so stellt sich dieses an den Anfang der Zusammenfügung, was klar anzeigt, dafs

---

den Laute, so wie diese selbst, bezeichnen. Um der einheimischen Aussprache nahe zu bleiben, müfste man also die Hauptstadt Neuspaniens ungefähr wie die Italiener aussprechen, genauer genommen aber so, dafs der Laut zwischen Messico und Meschico fiele.

jene Nebenbestimmungen dem Verbum immer und nothwendig angehören, das Augment aber ihm nur gelegentlich, als Vergangenheits-Andeutung, hinzutritt. So ist von *ni-nemi*, ich lebe, das als ein intransitives Verbum keine andren Pronomina mit sich führen kann, das Perfectum *o-ni-nen*, ich habe gelebt, von *maca*, geben, *o-ni-c-te-maca-c*, ich habe es jemandem gegeben. Noch wichtiger aber ist es, dafs die Sprache für die zur Einverleibung gebrauchten Wörter sehr sorgfältig eine absolute und eine Einverleibungsform unterscheidet, eine Vorsicht, ohne welche diese ganze Methode mifslich für das Verständnifs werden würde, und die man daher als die Grundlage derselben anzusehen hat. Die Nomina legen in der Einverleibung, ebenso wie in zusammengesetzten Wörtern, die Endungen ab, welche sie im absoluten Zustande immer begleiten, und sie als Nomina charakterisiren. Fleisch, das wir im Vorigen einverleibt als *naca* fanden, heifst absolut *nacatl**). Von den einverleibten

*) Der Endlaut dieses Wortes, der durch seine häufige Wiederkehr gewissermafsen zum charakteristischen der Mexicanischen Sprache wird, findet sich bei den Spanischen Sprachlehrern durchaus mit *tl* geschrieben. Tapia Zenteno (*Arte novissima de lengua Mexicana*. 1753. pag. 2. 3.) nur bemerkt, dafs die beiden Consonanten zwar im Anfange und in der Mitte der Wörter wie im Spanischen ausgesprochen würden, dagegen am Ende nur Einen, sehr schwer zu erlernenden Laut bildeten. Nachdem er diesen sehr undeutlich beschrieben hat, tadelt er ausdrücklich, wenn *tlatlauhtli*, Sünde, und *tlamantli*, Schicht, *tlatlecuhli* und *tlamauh* ausgesprochen würden. Da ich aber, durch die gefällige Vermittelung meines Bruders, Herrn Alaman und Herrn Castorena, einen Mexicanischen Eingebornen, über diesen Punkt schriftlich befragte, erhielt ich zur Antwort, dafs die heutige Aussprache den *tl* allgemein und in allen Fällen die von *t* ist. Hierfür zeugt auch das in das Spanische aufgenommene, in Mexico ganz gewöhnliche Wort *tlaco*, eine Kupfermünze, einen halben *quartillo*, d. h. den achten Theil eines Reals, betragend, das Mexicanische *tlaco*, halb. Der

Pronomina wird keines in gleicher Form abgesondert gebraucht. Die beiden unbestimmten kommen im absoluten Zustande gar nicht in der Sprache vor. Die auf ein bestimmtes Object gehenden haben eine von ihrer selbstständigen mehr oder weniger verschiedene Form. Die beschriebene Methode zeigt aber schon von selbst, dafs die Einverleibungsform eine doppelte sein müsse, eine für das regierende und eine für das regierte Pronomen. Die selbstständ-

---

Cora-Sprache fehlt das *l*, und sie nimmt daher bei Mexicanischen Wörtern nur den ersten Buchstaben des *tl* in sich auf. Aber auch die Spanischen Grammatiker dieser Sprache setzen dann immer ein *t* (nie ein *t*), so *dafs tlatoani*, Gouverneur, *tatoani* lautet. Dasselbe *t* für das Mexicanische *tl* findet sich auch in der, wie mir Buschmann sagt, eine sehr merkwürdige Verwandtschaft mit dem Mexicanischen zeigenden Cahita-Sprache, in der Mexicanischen Provinz Cinaloa, einer Sprache, deren Namen ich noch nirgends erwähnt gefunden habe und die mir erst durch Buschmann bekannt geworden ist, wo z. B. das oben angeführte Wort *tlatlacolli* für Sünde die Form *tatasoli* hat. (*Manuel para administrar a los Indios del idioma Cahita los santos sacramentos.* Mexico 1749. pag. 63.) Ich schrieb den Herrn Alaman und Castorena noch einmal, und stellte ihnen die aus der Cora-Sprache hervorgehende Einwendung entgegen. Die Antwort blieb aber dieselbe, als zuvor. An der heutigen Aussprache ist daher nicht zu zweifeln. Man geräth nur in Verlegenheit, ob man annehmen soll, dafs die Aussprache sich mit der Zeit verändert hat, von *t* zu *l* übergegangen ist, oder ob die Ursache darin liegt, *dafs* der dem *l* vorhergehende Laut ein dunkles zwischen *t* und *l* schwebender ist? Auch in der Aussprache von Eingeborenen von Tahiti und den Sandwich-Inseln habe ich selbst ergründet, dafs diese Laute kaum von einander zu unterscheiden sind. Ich halte den zuletzt angedeuteten Grund für den richtigen. Die Spanier, welche sich zuerst ernsthaft mit der Sprache beschäftigten, mochten den dunklen Laut wie ein *t* auffassen; und da sie ihn auf diese Weise in ihre Schreibung aufnahmen, so mag man hierbei stehen geblieben sein. Auch aus Tapia Zentsno's Aeufserung scheint eine gewisse Unentschiedenheit des Lautes hervorzugehen, die er nur nicht in ein nach Spanischer Weise deutliches *tl* ausarten lassen will.

digen persönlichen Pronomina können zwar den hier geschilderten Formen zu besonderem Nachdruck vorgesetzt werden, die sich auf sie beziehenden einverleibten bleiben aber darum nicht weg. Das in einem eigenen Worte ausgedrückte Subject des Satzes wird nicht einverleibt; sein Vorhandensein zeigt sich aber an der Form dadurch, dafs in dieser allemal bei der dritten Person ein sie andeutendes regierendes Pronomen fehlt.

Wenn man die Verschiedenheit der Art überschlägt, in welcher sich auch der einfache Satz dem Verstande darstellen kann, so sieht man leicht ein, dafs das strenge Einverleibungssystem nicht durch alle verschiedenen Fälle durchgeführt werden kann. Es müssen daher oft Begriffe in einzelnen Wörtern aus der Form, welche sie nicht alle umschliefsen kann, herausgestellt werden. Die Sprache verfolgt aber hierbei immer die einmal gewählte Bahn, und ersinnt, wo sie auf Schwierigkeiten stöfst, neue künstliche Abhelfungsmittel. Wenn also z. B. eine Sache in Beziehung auf einen andren, für oder wider ihn, geschehen soll, und nun das bestimmte regierte Pronomen, da es sich auf zwei Objecte beziehen müfste, Undeutlichkeit erregen würde, so bildet sie, vermittelst einer zuwachsenden Endung, eine eigne Gattung solcher Verben, und verfährt übrigens wie gewöhnlich. Das Schema des Satzes liegt nun wieder vollständig in der verknüpften Form, die Andeutung einer verrichteten Sache im regierten Pronomen, die Nebenbeziehung auf einen andren in der Endung; und sie kann jetzt mit Sicherheit des Verständnisses diese beiden Objecte, ohne sie mit Kennzeichen ihrer Beziehung auszustatten, aufserhalb nachfolgen lassen: *chihua*, machen, *chihui-lia*, für oder wider jemand machen, mit Veränderung des *a* in *i* nach dem Assimilationsgesetz, *ni-c-chihui-lia in no-piltzin ce calli*, ich mache es für der mein Sohn ein Haus.

Die Mexicanische Einverleibungsmethode zeugt darin von einem richtigen Gefühle der Bildung des Satzes, dafs sie die Bezeichnung seiner Beziehungen gerade an das Verbum anknüpft, also an den Punkt, in welchem sich derselbe zur Einheit zusammenschlingt. Sie unterscheidet sich dadurch wesentlich und vortheilhaft von der Chinesischen Andeutungslosigkeit, in welcher das Verbum nicht einmal sicher durch seine Stellung, sondern oft nur materiell an seiner Bedeutung kenntlich ist. In den bei verwickelteren Satzen aufserhalb des Verbums stehenden Theilen aber kommt sie der letzteren wieder vollkommen gleich. Denn indem sie ihre ganze Andeutungs-Geschäftigkeit auf das Verbum wirft, läfst sie das Nomen durchaus beugungslos. Dem Sanskritischen Verfahren nähert sie sich zwar insofern, als sie den, die Theile des Satzes verknüpfenden Faden wirklich angiebt; übrigens aber steht sie mit demselben in einem merkwürdigen Gegensatz. Das Sanskrit bezeichnet auf ganz einfache und natürliche Weise jedes Wort als constitutiven Theil des Satzes. Die Einverleibungsmethode thut dies nicht, sondern läfst, wo sie nicht Alles in Eins zusammenschlagen kann, aus dem Mittelpunkte des Satzes Kennzeichen, gleichsam wie Spitzen, ausgehen, die Richtungen anzuzeigen, in welchen die einzelnen Theile, ihrem Verhältnifs zum Satze gemäfs, gesucht werden müssen. Des Suchens und Rathens wird man nicht überhoben, vielmehr durch die bestimmte Art der Andeutung in das entgegengesetzte System der Andeutungslosigkeit zurückgeworfen. Wenn aber auch dies Verfahren auf diese Weise etwas mit den beiden übrigen gemein hat, so würde man seine Natur dennoch verkennen, wenn man es als eine Mischung von beiden ansehen, oder es so auffassen wollte, als hätte nur der innere Sprachsinn nicht die Kraft besessen, das Andeutungssystem durch alle Theile der Sprache durchzuführen. Es liegt vielmehr offen-

bar in dieser Mexicanischen Satzbildung eine eigenthümliche Vorstellungsweise. Der Satz soll nicht construirt, nicht aus Theilen allmälig aufgebaut, sondern als zur Einheit geprägte Form auf Einmal hingegeben werden.

Wenn man es wagt, in die Uranfänge der Sprache hinabzusteigen, so verbindet zwar der Mensch gewifs immer mit jedem als Sprache ausgestofsenen Laute innerlich einen vollständigen Sinn, also einen geschlossenen Satz, stellt nicht blofs, seiner Absicht nach, ein vereinzeltes Wort hin, wenn auch seine Aussage, nach unserer Ansicht, nur ein solches enthält. Darum aber kann man sich das ursprüngliche Verhältnifs des Satzes zum Worte nicht so denken, als würde ein schon in sich vollständiger und ausführlicher nur nachher durch Abstraction in Wörter zerlegt. Denkt man sich, wie es doch das Natürlichste ist, die Sprachbildung successiv, so mufs man ihr, wie allem Entstehen in der Natur, ein Evolutionssystem unterlegen. Das sich im Laut äufsernde Gefühl enthält Alles im Keime, im Laute selbst aber ist nicht Alles zugleich sichtbar. Nur wie das Gefühl sich klarer entwickelt, die Articulation Freiheit und Bestimmtheit gewinnt, und das mit Glück versuchte gegenseitige Verständnifs den Muth erhöht, werden die erst dunkel eingeschlossenen Theile nach und nach heller, und treten in einzelnen Lauten hervor. Mit diesem Gange hat das Mexicanische Verfahren eine gewisse Aehnlichkeit. Es stellt zuerst ein verbundenes Ganzes hin, das formal vollständig und genügend ist; es bezeichnet ausdrücklich das noch nicht individuell Bestimmte als ein unbestimmtes Etwas durch das Pronomen, malt aber nachher dies unbestimmt Gebliebene einzeln aus. Es folgt aus diesem Gange von selbst, dafs, da den einverleibten Wörtern die Endungen fehlen, welche sie im selbstständigen Zustande besitzen, man sich dies in der Wirklichkeit der Spracherfindung nicht als ein

Abwerfen der Endungen zum Behuf der Einverleibung, sondern als ein Hinzufügen im Zustande der Selbstständigkeit denken muſs. Man darf mich darum nicht so mißverstehen, als schiene mir deshalb der Mexicanische Sprachbau jenen Uranfängen näher zu liegen. Die Anwendung von Zeitbegriffen auf die Entwickelung einer so ganz im Gebiete der nicht zu berechnenden ursprünglichen Seelenvermögen liegenden menschlichen Eigenthümlichkeit, als die Sprache, hat immer etwas sehr Mißliches. Offenbar ist auch die Mexicanische Satzbildung schon eine sehr kunstvoll und oft bearbeitete Zusammenfügung, die von jenen Urbildungen nur den allgemeinen Typus beibehalten hat, übrigens aber schon durch die regelmäſsige Absonderung der verschiedenen Arten des Pronomens an eine Zeit erinnert, in welcher eine klarere grammatische Vorstellungsweise herrscht. Denn diese Zusammenfügungen am Verbum haben sich schon harmonisch und in gleichem Grade, wie die Zusammenbildung in eine Wortenheit und die Biegungen des Verbums selbst, ausgebildet. Das Unterscheidende liegt nur darin, daſs, was in den Uranfängen gleichsam die unentwickelt in sich schlieſsende Knospe ausmacht, in der Mexicanischen Sprache als ein zusammengebildetes Ganzes vollständig und unzertrennbar hingelegt wird, da die Chinesische es ganz dem Hörer überläſst, die, kaum irgend durch Laute angedeutete Zusammenfügung aufzusuchen, und die lebendigere und kühnere Sanskritische sich gleich den Theil in seiner Beziehung zum Ganzen, sie fest bezeichnend, vor Augen stellt.

Die Malayischen Sprachen folgen zwar nicht dem Einverleibungssysteme, haben aber darin mit demselben eine gewisse Aehnlichkeit, daſs sie die Richtungen, welche der Gang des Satzes nimmt, durch sorgfältige Bezeichnung der intransitiven, transitiven oder causalen Natur des Verbums

angeben, und dadurch den Mangel an Beugungen für das Verständnifs des Satzes zu ersetzen suchen. Einige von ihnen häufen Bestimmungen aller Art auf diese Weise am Verbum, so dafs sie sogar gewissermafsen daran ausdrücken, ob es im Singularis oder Pluralis steht. Es wird daher auch durch Bezeichnung am Verbum der Wink gegeben, wie man die anderen Theile des Satzes darauf beziehen soll. Auch ist das Verbum bei ihnen nicht durchaus beugungslos. Der Mexicanischen kann man am Verbum, im welchem die Zeiten durch einzelne Endbuchstaben und zum Theil offenbar symbolisch bezeichnet werden, Flexionen und ein gewisses Streben nach Sanskritischer Wortfeinheit nicht absprechen.

Ein gleichsam geringerer Grad des Einverleibungsverfahrens ist es, wenn Sprachen zwar dem Verbum nicht zumuthen, ganze Nomina in den Schoofs seiner Beugungen aufzunehmen, allein doch an ihm nicht blofs das regierende Pronomen, sondern auch das regierte ausdrücken. Auch hierin giebt es verschiedene Nüancen, je nachdem diese Methode sich mehr oder weniger tief in der Sprache festgesetzt hat, und je nachdem diese Andeutung auch da gefordert wird, wo der ausdrückliche Gegenstand der Handlung selbstständig nachfolgt. Wo diese Beugungsart des Verbums mit dem, in dasselbe verwebten, nach verschiedenen Richtungen hin bedeutsamen Pronomen seine volle Ausbildung erreicht hat, wie in einigen Nordamerikanischen Sprachen und in der Vaskischen, da wuchert eine schwer zu übersehende Anzahl von verbalen Beugungsformen auf. Mit bewundrungswürdiger Sorgfalt aber ist die Analogie ihrer Bildung dergestalt festgehalten, dafs das Verständnifs an einem leicht zu erkennenden Faden durch dieselben hindurchläuft. Da in diesen Formen häufig dieselbe Person des Pronomens in verschiedenen Beziehungen als handelnd, als

directer und indirecter Gegenstand der Handlung wiederkehrt, und diese Sprachen gröfstentheils aller Declinationsbeugungen ermangeln, so mufs es entweder dem Laut nach verschiedene Pronominal-Affixa in ihnen geben, oder auf irgend eine andre Weise dem möglichen Mifsverständnifs vorgebeugt werden. Hierdurch entsteht nun oft ein höchst kunstvoller Bau des Verbums. Als ein vorzügliches Beispiel eines solchen kann man die Massachusetts-Sprache in Neu-England, einen Zweig des grofsen Delaware-Stamms, anführen. Mit den gleichen Pronominal-Affixen, zwischen denen sie nicht, wie die Mexicanische, einen Lautunterschied macht, bestimmt sie in ihrer verwickelten Conjugation alle vorkommenden Beugungen. Sie bedient sich dazu hauptsächlich des Mittels, in bestimmten Fällen die leidende Person zu präfigiren, so dafs man, wenn man einmal die Regel eingesehen hat, gleich am Anfangsbuchstaben der Form die Gattung erkennt, zu welcher sie gehört. Da aber auch dies Mittel nicht vollkommen ausreicht, so verbindet sie damit andere, namentlich einen Endungslaut, der, wenn die beiden ersten Personen die leidenden sind, die dritte als wirkend bezeichnet. Dieser Umstand, die verschiedene Bedeutung des Pronomens durch den Ort seiner Stellung im Verbum anzudeuten, hat mir immer sehr merkwürdig geschienen, indem er entweder eine bestimmte Vorstellungsweise in dem Geiste des Volkes voraussetzt, oder darauf hinführt, dafs das Ganze der Conjugation gleichsam dunkel dem Sprachsinne vorgeschwebt habe, und dieser nun willkührlich sich der Stellung als Unterscheidungsmittels bediente. Mir ist jedoch das Erstere bei weitem wahrscheinlicher. Zwar scheint es auf den ersten Anblick in der That willkührlich, wenn die erste Person, als regierte, da suffigirt wird, wo die zweite die handelnde ist, dagegen dem Verbum da vorangeht, wo die dritte als wirkend auftritt, wenn man mithin

immer du greifst mich und mich greift er, nicht umgekehrt, sagt. Indefs mag doch ein Grund darin liegen, dafs die beiden ersten Personen einen höheren Grad von Lebendigkeit vor der Phantasie des Volkes ausübten, und dafs das Wesen dieser Formen, wie es nicht unnatürlich zu denken ist, von der betroffenen, leidenden Person ausging. Unter den beiden ersten scheint wieder die zweite das Uebergewicht zu haben; denn die dritte wird, als leidende, nie präfigirt, und die zweite hat in demselben Zustand nie eine andre Stellung. Wo aber die zweite, als wirkend, mit der ersten, als leidenden, zusammenkommt, behauptet die zweite, indem die Sprache auf andre Weise für die Vermeidung der Verwechslung sorgt, dennoch ihren vorzüglicheren Platz. Auch spricht für diese Ansicht, dafs in der Sprache des Hauptzweiges des Delaware-Stammes, in der Lenni Lenape-Sprache, die Stellung des Pronomens in diesen Formen dieselbe ist. Auch die Mundart der unter uns durch den geistvollen Cooperschen Roman bekannt gewordenen Mohegans (eigentlich Muhhekaneew) scheint sich hiervon nicht zu entfernen. Immer aber bleibt das Gewebe dieser Conjugation so künstlich, dafs man sich des Gedanken nicht erwehren kann, dafs auch hier, wie schon weiter oben von der Sprache überhaupt bemerkt worden ist, die Bildung jedes Theiles in Beziehung auf das dunkel gefühlte Ganze gemacht worden sei. Die Grammatiken geben blofs Paradigmen, und enthalten keine Zergliederung des Baues. Ich habe mich aber durch eine solche genaue, in weitläuftige Tabellen gebrachte, aus Eliot's *) Para-

*) John Eliot, *Massachusetts Grammar*, herausgegeben von John Pickering, Boston 1822. Man vergleiche auch David Zeisberger's *Delaware Grammar*, übersetzt von Du Ponceau, Philadelphia 1827; und Jonath. Edwards *observations on the language of the Muhhekaneew Indians*, herausgegeben von John Pickering, 1823.

dignen vollständig von der in dem anscheinenden Chaos herrschenden Regelmäßigkeit überzeugt. Die Mangelhaftigkeit der Hulfsmittel erlaubt der Zergliederung nicht immer, durch alle Theile jeder Form durchzudringen, und besonders nicht, das, was die Grammatiker nur als Wohllautsbuchstaben ansehen, von allen charakteristischen zu scheiden. Durch den gröfsten Theil der Beugungen aber führen die erkannten Regeln; und wo hiernach Fälle zweifelhaft bleiben, läfst sich die Bedeutung der Form doch immer dadurch zeigen, dafs sie aus bestimmt anzugebenden Gründen keine andere sein kann. Dennoch ist es kein glücklicher Wurf, wenn die innere Organisation eines Volkes, verbunden mit äufseren Umständen, den Sprachbau auf diese Bahn führt. Die grammatischen Formen fügen sich für den Verstand und den Laut in zu grosse und unbehülfliche Massen zusammen. Die Freiheit der Rede fühlt sich gebunden, indem sie sich, anstatt den in seinen Verknüpfungen wechselnden Gedanken aus einzelnen Elementen zusammenzusetzen, grofsentheils ein für allemal gestempelter Ausdrücke bedienen mufs, von welchen sie nicht einmal aller Theile in jedem Augenblicke bedarf. Dabei ist die Verbindung innerhalb dieser zusammengesetzten Formen doch zu locker und zu lose, als dafs ihre einzelnen Theile zu wahrer Worteinheit in einander verschmelzen könnten.

So leidet die Verbindung bei nicht organisch richtig vorgenommener Trennung. Der hier erhobene Vorwurf trifft das ganze Einverleibungsverfahren. Die Mexicanische Sprache macht zwar dadurch die Worteinheit wieder stärker, dafs sie weniger Bestimmungen durch Pronomina in die Verbalbeugungen verwebt, niemals auf diese Weise zwei bestimmte regierte Gegenstände andeutet, sondern die Bezeichnung der indirecten Beziehung, wenn zugleich eine directe da ist, in die Endung des Verbums selbst legt; allein

sie verknüpft immer auch, was besser unverbunden wäre. In Sprachen, welche einen hohen Sinn für die Worteinheit verrathen, ist zwar auch bisweilen die Andeutung des regierten Pronomens an der Verbalform eingedrungen, wie z. B. im Hebräischen diese regierten Pronomina suffigirt werden. Allein die Sprache giebt hier selbst zu erkennen, welchen Unterschied sie zwischen diesen Pronominen und denen der handelnden Personen, welche wesentlich zur Natur des Verbums selbst gehören, macht. Denn indem sie diese letzteren in die allerengste Verbindung mit dem Stamme setzt, hängt sie die ersteren locker an, ja trennt sie bisweilen gänzlich vom Verbum, und stellt sie für sich hin.

Die Sprachen, welche auf diese Weise die Gränzen der Wort- und Satzbildung in einander überführen, pflegen der Declination zu ermangeln, entweder gar keine Casus zu haben, oder, wie die Vaskische, den Nominativus nicht immer im Laut vom Accusativus zu unterscheiden. Man darf aber dies nicht als die Ursache jener Einfügung des regierten Objects ansehen, als wollten sie gleichsam der aus dem Declinationsmangel entstehenden Undeutlichkeit vorbeugen. Dieser Mangel ist vielmehr die Folge jenes Verfahrens. Denn der Grund dieser ganzen Verwechslung dessen, was dem Theile und was dem Ganzen des Satzes gebührt, liegt darin, dafs dem Geiste bei der Organisation der Sprache nicht der richtige Begriff der einzelnen Redetheile vorgeschwebt hat. Aus diesem würde unmittelbar selbst zugleich die Declination des Nomens und die Beschränkung der Verbalformen auf ihre wesentlichen Bestimmungen hervorgesprungen sein. Gerieth man aber, statt dessen, zuerst auf den Weg, das blofs in der Construction Zusammengehörende auch im Worte eng zusammenzuhalten, so erschien natürlich die Ausbildung des Nomens minder nothwendig. Sein Bild war in der Phantasie des Volkes nicht als Theils des

Satzes vorherrschend, sondern wurde blofs als erklärender Begriff nachgebracht. Das Sanskrit hat sich von dieser Verwebung regierter Pronomina in das Verbum durchaus frei erhalten.

Ich habe bisher einer andren Verbindung des Pronomens in Fällen, wo es natürlicher unverbunden steht, nämlich des Besitzpronomens mit dem Nomen, nicht erwähnt, weil derselben zugleich, und sogar hauptsächlich, etwas anderes, als das, wovon wir hier reden, zum Grunde liegt. Die Mexicanische Sprache hat eine eigen für das Besitzpronomen bestimmte Abkürzung, und das Pronomen umschlingt auf diese Weise in zwei abgesonderten Formen die beiden Hauptheile der Sprache. Im Mexicanischen, und nicht blofs in dieser Sprache, hat diese Verbindung zugleich eine syntaktische Anwendung, und gehört daher genau hierher. Man bedient sich nämlich der Zusammenfügung des Pronomens der dritten Person mit dem Nomen als einer Andeutung des Genitiv-Verhältnisses, indem man das im Genitiv stehende Nomen nachfolgen läfst, sein Haus der Gärtner, statt das Haus des Gärtners, sagt. Man sieht, dafs dies gerade dasselbe Verfahren, als bei dem ein nachgesetztes Substantiv regierenden Verbum, ist.

Die Verbindungen mit dem Besitzpronomen sind im Mexicanischen nicht blofs überhaupt viel häufiger, als die Hinzufügung desselben unsrer Vorstellungsweise nothwendig erscheint, sondern mit gewissen Begriffen, z. B. denen der Verwandtschaftsgrade und der Glieder des menschlichen Körpers, ist dies Pronomen gleichsam unablöslich verwachsen. Wo keine einzelne Person zu bestimmen ist, fügt man dem Verwandtschaftsgrade das unbestimmte persönliche Pronomen, den Gliedmassen des Körpers das der ersten Person des Plurals hinzu. Man sagt daher nicht leicht *nantli*, die Mutter, sondern gewöhnlich *te-nan*, jemandes

Mutter, und ebensowenig *maitl*, die Hand, sondern *to-ma*, unsere Hand. Auch in vielen anderen Amerikanischen Sprachen geht das Anknüpfen dieser Begriffe an das Besitzpronomen bis zur anscheinenden Unmöglichkeit der Trennung davon. Hier ist der Grund nun wohl offenbar kein syntaktischer, sondern liegt vielmehr noch tiefer in der Vorstellungsweise des Volks. Wo der Geist noch wenig an Abstraction gewöhnt ist, fafst er in Eins, was er oft an einander anknüpft; und was der Gedanke schwer oder überall nicht zu sondern vermag, das verbindet die Sprache, wo sie überhaupt zu solchen Verknüpfungen hinneigt, in Ein Wort. Solche Wörter erhalten nachher, als ein für allemal gestempelte Gepräge, Umlauf, und die Sprechenden denken nicht mehr daran, ihre Elemente zu trennen. Die beständige Beziehung der Sache auf die Person liegt überdies in der ursprünglicheren Ansicht des Menschen, und beschränkt sich erst bei steigender Cultur auf die Fälle, in welchen sie wirklich nothwendig ist. In allen Sprachen, welche stärkere Spuren jenes früheren Zustandes enthalten, spielt daher das persönliche Pronomen eine wichtigere Rolle. In dieser Ansicht bestätigen mich auch einige andere Erscheinungen. Im Mexicanischen bemächtigen sich die Besitzpronomina dergestalt des Wortes, dafs die Endungen desselben gewöhnlich verändert werden, und diese Verknüpfungen durchaus eine ihnen eigne Pluralendung haben. Eine solche Umgestaltung des ganzen Wortes beweist sichtbar, dafs es auch innerlich als ein neuer individueller Begriff, nicht als eine blofs gelegentlich in der Rede vorkommende Verknüpfung zweier verschiedener angesehen wird. In der Hebräischen Sprache zeigt sich der Einfluls der verschiedenen Festigkeit der Begriffsverknüpfung auf die Wortverknüpfung in besonders bedeutsamen Nüancen. Am festesten und engsten schliefsen sich, wie schon oben bemerkt worden ist, an den

Stamm die Pronomina der handelnden Person des Verbums an, weil dieses sich gar nicht ohne sie denken läfst. Die dann folgende festere Verbindung gehört dem Besitzpronomen an, und am losesten tritt das Pronomen des Objects des Verbums zu dem Stamme hinzu. Nach rein logischen Gründen sollte bei den beiden letzten Fällen, wenn man überhaupt in ihnen einen Unterschied gestatten wollte, die gröfsere Festigkeit auf der Seite des vom Verbum regierten Objects sein. Denn offenbar wird dieses nothwendiger vom transitiven Verbum, als das Besitzpronomen im Allgemeinen vom Nomen, gefordert. Dafs die Sprache hier den entgegengesetzten Weg wählt, kann kaum einen andren Grund, als den, haben, dafs dies Verhältnifs in den Fällen, die es am häufigsten mit sich führt, sich dem Volke in individueller Einheit darstellte.

Wenn man zu dem Einverleibungssysteme, wie man streng genommen thun mufs, alle die Fälle rechnet, wo dasjenige, was einen eignen Satz bilden könnte, in eine Wortform zusammengezogen wird, so finden sich Beispiele desselben auch in Sprachen, die ihm übrigens fremd sind. Sie kommen aber alsdann gewöhnlich so vor, dafs sie in zusammengesetzten Sätzen zur Vermeidung von Zwischensätzen gebraucht werden. Wie die Einverleibung im einfachen Satze mit der Beugungslosigkeit des Nomens zusammenhängt, so ist dies hier entweder mit dem Mangel eines Relativpronomens und gehöriger Conjunctionen, oder mit der geringeren Gewohnheit der Fall, sich dieser Verbindungsmittel zu bedienen. In den Semitischen Sprachen ist der Gebrauch des *status constructus*, auch in diesen Fällen, weniger auffallend, da sie überhaupt der Einverleibung nicht abgeneigt sind. Allein auch im Sanskrit brauche ich hier nur an die in *twâ* und *ya* ausgehenden sogenannten beugungslosen Participia, und selbst an die Composita zu erin-

nern, die, wie die *Bahuwrihi's*, ganze Relativsätze in sich schliefsen. Die letzteren sind nur in geringerem Maafse in die Griechische Sprache übergegangen, welche überhaupt auch von dieser Art der Einverleibung einen weniger häufigen Gebrauch macht. Sie bedient sich mehr des Mittels verknüpfender Conjunctionen. Sie vermehrt sogar lieber die Arbeit des Geistes durch unverbunden gelassene Constructionen, als sie durch allzu grofse Zusammenziehungen dem Periodenbau eine gewisse Ungelenkigkeit aufbürdet, von welcher, in Vergleichung mit ihr, das Sanskrit nicht immer ganz frei zu sprechen ist. Es ist hier der nämliche Fall, als da, wo die Sprachen überhaupt als Eins geprägte Wortformen in Sätze auflösen. Nur braucht der Grund zu diesem Verfahren nicht immer die Abstumpfung der Formen bei geschwächter Bildungskraft der Sprachen zu sein. Auch da, wo sich eine solche nicht annehmen läfst, kann die Gewöhnung an richtigere und kühnere Trennung der Begriffe auflösen, was, zwar sinnlich und lebendig, allein dem Ausdruck der wechselnden und geschmeidigen Gedankenverknüpfung weniger angemessen, in Eins zusammengegossen war. Die Gränzbestimmung, was und wie viel in Einer Form verbunden werden kann, erfordert einen zarten und feinen grammatischen Sinn, wie er unter allen Nationen wohl vorzugsweise den Griechen ursprünglich eigen war, und sich in ihrem, durchaus mit reichem und sorgfältigem Gebrauche der Sprache verschlungenen Leben bis zur höchsten Verfeinerung ausbildete.

§. 18.

Die grammatische Formung entspringt aus den Gesetzen des Denkens durch Sprache, und beruht auf der Congruenz der Lautformen mit denselben. Eine solche Congruenz mufs auf irgend eine Weise in jeder Sprache vorhanden

sein; der Unterschied liegt nur in den Graden, und die Schuld mangelnder Vollendung kann das nicht gehörig deutliche Hervorspringen jener Gesetze in der Seele oder die nicht ausreichende Geschmeidigkeit des Lautsystemes treffen. Der Mangel in dem einen Punkte wirkt aber immer zugleich auf den andren zurück. Die Vollendung der Sprache fordert, dafs jedes Wort als ein bestimmter Redetheil gestempelt sei, und diejenigen Beschaffenheiten an sich trage, welche die philosophische Zergliederung der Sprache an ihm erkennt. Sie setzt dadurch selbst Flexion voraus. Es fragt sich nun also, auf welche Weise der einfachste Theil der vollendeten Sprachbildung, die Ausprägung eines Wortes zum Redetheil durch Flexion, in dem Geiste eines Volkes vor sich gehend gedacht werden kann? Reflectirendes Bewufstsein der Sprache lässt sich bei ihrem Ursprunge nicht voraussetzen, und würde auch keine schöpferische Kraft für die Lautformung in sich tragen. Jeder Vorzug, den eine Sprache in diesen wahrhaft vitalen Theilen ihres Organismus besitzt, geht ursprünglich aus der lebendigen, sinnlichen Weltanschauung hervor. Weil aber die höchste und von der Wahrheit am wenigsten abirrende Kraft aus der reinsten Zusammenstimmung aller Geistesvermögen, deren idealischste Blüthe die Sprache selbst ist, entspringt, so wirkt das aus der Weltanschauung Geschöpfte von selbst auf die Sprache zurück. So ist es nun auch hier. Die Gegenstände der äusseren Anschauung, so wie der innern Empfindung, stellen sich in zwiefacher Beziehung dar, in ihrer besondren qualitativen Beschaffenheit, welche sie individuell unterscheidet, und in ihrem allgemeinen, sich für die gehörig regsame Anschauung immer auch durch etwas in der Erscheinung und dem Gefühl offenbarenden Gattungsbegriff; der Flug eines Vogels z. B. als diese bestimmte Bewegung durch Flügelkraft, zugleich aber als die unmittelbar vorüber-

gehende, und nur an diesem Vorübergehen festzuhaltende Handlung; und auf ähnliche Weise in allen andren Fällen. Eine aus der regsten und harmonischsten Anstrengung der Kräfte hervorgehende Anschauung erschöpft alles sich in dem Angeschauten Darstellende, und vermischt nicht das Einzelne, sondern legt es in Klarheit aus einander. Aus dem Erkennen jener doppelten Beziehung der Gegenstände nun, dem Gefühle ihres richtigen Verhältnisses, und der Lebendigkeit des von jeder einzelnen hervorgebrachten Eindrucks, entspringt, wie von selbst, die Flexion, als der sprachliche Ausdruck des Angeschauten und Gefühlten.

Es ist aber zugleich merkwürdig zu sehen, auf welchem verschiedenen Wege die geistige Ansicht hier zur Satzbildung gelangt. Sie geht nicht von seiner Idee aus, setzt ihn nicht mühevoll zusammen, sondern gelangt zu ihm, ohne es noch zu ahnden, indem sie nur dem scharf und vollständig aufgenommenen Eindruck des Gegenstandes Gestaltung im Laute ertheilt. Indem dies jedesmal richtig und nach demselben Gefühle geschieht, ordnet sich der Gedanke aus den so gebildeten Wörtern zusammen. In ihrem wahren, inneren Wesen ist die hier erwähnte geistige Verrichtung ein unmittelbarer Ausfluss der Stärke und Reinheit des ursprünglich im Menschen liegenden Sprachvermögens. Anschauung und Gefühl sind nur gleichsam die Handhaben, an welchen sie in die äussere Erscheinung herübergezogen wird; und dadurch ist es begreiflich, dafs in ihrem letzten Resultate so unendlich mehr liegt, als diese, an sich betrachtet, darzubieten scheint. Die Einverleibungsmethode befindet sich, streng genommen, in ihrem Wesen selbst in wahrem Gegensatze mit der Flexion, indem diese vom Einzelnen, sie aber vom Ganzen ausgeht. Nur theilweise kann sie durch den siegreichen Einfluss des inneren Sprachsinnes wieder zu ihr zurückkehren. Immer aber verräth sich in ihr, dafs

durch seine geringere Stärke die Gegenstände sich nicht in gleicher Klarheit und Sonderung der in ihnen das Gefühl einzeln berührenden Punkte vor der Anschauung darlegen. Indem sie aber dadurch auf ein anderes Verfahren geräth, erlangt sie durch das lebendige Verfolgen dieser neuen Bahn wieder eine eigenthümliche Kraft und Frische der Gedankenverknüpfung. Die Beziehung der Gegenstände auf ihre allgemeinsten Gattungsbegriffe, welchen die Redetheile entsprechen, ist eine ideale, und ihr allgemeinster und reinster symbolischer Ausdruck wird von der Persönlichkeit hergenommen, die sich zugleich, auch sinnlich, als ihre natürlichste Bezeichnung darstellt. So knüpft sich das weiter oben von der sinnvollen Verwebung der Pronominalstämme in die grammatischen Formen Gesagte wieder hier an.

Ist einmal Flexion in einer Sprache wahrhaft vorwaltend, so folgt die fernere Ausspinnung des Flexionssystems nach vollendeter grammatischer Ansicht von selbst; und es ist schon oben angedeutet worden, wie die weitere Entwicklung sich bald neue Formen schafft, bald sich in vorhandene, aber bis dahin nicht in verschiedener Bedeutsamkeit gebrauchte, auch bei Sprachen desselben Stammes, hineinbaut. Ich darf hier nur an die Entstehung des Griechischen Plusquamperfectums aus einer blofs verschiedenen Form eines Sanskritischen Aoristes erinnern. Denn bei dem, wie zu übergehenden Einflufs der Lautformung auf diesen Punkt darf man nicht mit einander verwechseln, ob die letztere auf die Unterscheidung der mannigfaltigen grammatischen Begriffe beschränkend einwirkt, oder dieselben nur nicht vollständig in sich aufgenommen hat. Es kann, auch bei der richtigsten Sprachansicht, in früherer Periode der Sprache ein Uebergewicht der sinnlichen Formenschöpfung geben, in welchem einem und demselben grammatischen Begriff eine Mannigfaltigkeit von Formen entspricht. Die Wörter

stellten sich in diesen früheren Perioden, wo der innerlich schöpferische Geist des Menschen ganz in die Sprache versenkt war, selbst als Gegenstände dar, ergriffen die Einbildungskraft durch ihren Klang, und machten ihre besondre Natur in Vielförmigkeit vorherrschend geltend. Erst später und allmälig gewann die Bestimmtheit und die Allgemeinheit des grammatischen Begriffs Kraft und Gewicht, bemächtigte sich der Wörter und unterwarf sie ihrer Gleichförmigkeit. Auch im Griechischen, besonders in der Homerischen Sprache, haben sich bedeutende Spuren jenes früheren Zustandes erhalten. Im Ganzen aber zeigt sich gerade in diesem Punkte der merkwürdige Unterschied zwischen dem Griechischen und dem Sanskrit, dafs das erstere die Formen genauer nach den grammatischen Begriffen umgränzt, und ihre Mannigfaltigkeit sorgfältiger benutzt, feinere Abstufungen derselben zu bezeichnen; wogegen das Sanskrit die technischen Bezeichnungsmittel mehr herausbebt, sie auf der einen Seite in gröfserem Reichthum anwendet, auf der andren aber dennoch besser, einfacher und mit weniger zahlreichen Ausnahmen festhält.

§. 19.

Da die Sprache, wie ich bereits öfter im Obigen bemerkt habe, immer nur ein ideales Dasein in den Köpfen und Gemüthern der Menschen, niemals, auch in Stein oder Erz gegraben, ein materielles besitzt, und auch die Kraft der nicht mehr gesprochenen, insofern sie noch von uns empfunden werden kann, gröfstentheils von der Stärke unsres eignen Wiederbelebungsgeistes abhängt, so kann es in der That weniger, als in den unaufhörlich fortflammenden Gedanken der Menschen selbst, einen Augenblick wahren Stillstandes geben. Es ist ihre Natur, ein fortlaufender Entwicklungsgang unter dem Einflusse der jedesmaligen Gei-

steskraft der Redenden zu sein. In diesem Gange entstehen natürlich zwei bestimmt zu unterscheidende Perioden; die eine, wo der lautschaffende Trieb der Sprache noch im Wachsthum und in lebendiger Thätigkeit ist, die andere, wo, nach vollendeter Gestaltung wenigstens der äußeren Sprachform, ein scheinbarer Stillstand eintritt und dann eine sichtbare Abnahme jenes schöpferischen sinnlichen Triebes folgt. Allein auch aus der Periode der Abnahme können neue Lebensprincipe und neu gelingende Umgestaltungen der Sprache hervorgehen, wie ich in der Folge näher berühren werde.

In dem Entwicklungsgange der Sprachen überhaupt wirken zwei sich gegenseitig beschränkende Ursachen zusammen, das ursprünglich die Richtung bestimmende Princip, und der Einfluss des schon hervorgebrachten Stoffes, dessen Gewalt immer in umgekehrtem Verhältnis mit der sich geltend machenden Kraft des Princips steht. An dem Vorhandensein eines solchen Princips in jeder Sprache kann nicht gezweifelt werden. So wie ein Volk, oder eine menschliche Denkkraft überhaupt, Sprachelemente in sich aufnimmt, muss sie dieselben, selbst unwillkührlich und ohne zum deutlichen Bewusstsein davon zu gelangen, in eine Einheit verbinden, da ohne diese Operation weder ein Denken durch Sprache im Individuum, noch ein gegenseitiges Verständnis möglich wäre. Eben dies müsste man annehmen, wenn man bis zu einem ersten Hervorbringen einer Sprache aufsteigen könnte. Jene Einheit aber kann nur die eines ausschliesslich verwaltenden Princips sein. Nähert sich das Princip dem allgemeinen sprachbildenden Principe im Menschen so weit, als dies die nothwendige Individualisirung desselben erlaubt, und durchdringt es die Sprache in voller und ungeschwächter Kraft, so wird diese alle Stadien ihres

Stelle einer schwindenden Kraft immer wieder eine neue, der sich fortschlingenden Bahn angemessene eintritt. Denn es ist jeder intellectuellen Entwicklung eigen, dafs die Kraft eigentlich nicht abstirbt, sondern nur in ihren Functionen wechselt, oder eines ihrer Organe durch ein anderes ersetzt. Mischt sich aber schon dem ersten Principe etwas nicht in der Nothwendigkeit der Sprachform Gegründetes bei, oder durchdringt das Princip nicht wahrhaft den Laut, oder schliefst sich an einen nicht rein organischen Stoff zu noch gröfserer Abweichung anderes gleich Verbildetes an, so stellt sich dem natürlichen Entwickelungsgange eine fremde Gewalt gegenüber, und die Sprache kann nicht, wie es sonst bei jeder richtigen Entwicklung intellectueller Kräfte der Fall sein mufs, durch die Verfolgung ihrer Bahn selbst neue Stärke gewinnen. Auch hier, wie bei der Bezeichnung der mannigfaltigen Gedankenverknüpfungen, bedarf die Sprache der Freiheit, und man kann es als ein sicheres Merkmal des reinsten und gelungensten Sprachbaues ansehen, wenn in demselben die Formung der Wörter und der Fügungen keine andren Beschränkungen erleidet, als nothwendig sind, mit der Freiheit auch Gesetzmäfsigkeit zu verbinden, d. h. der Freiheit durch Schranken ihr eignes Dasein zu sichern. Mit dem richtigen Entwicklungsgange der Sprache steht der des intellectuellen Vermögens überhaupt in natürlichem Einklange. Denn da das Bedürfnifs des Denkens die Sprache im Menschen weckt, so mufs, was rein aus ihrem Begriffe abfliefst, auch nothwendig das gelingende Fortschreiten des Denkens befördern. Versänke aber auch eine mit solcher Sprache begabte Nation durch andere Ursachen in Geistesträgheit und Schwäche, so würde sie sich immer an ihrer Sprache selbst leichter aus diesem Zustande hervorarbeiten können. Umgekehrt mufs das in-

schwunges finden, wenn ihm eine von jenem richtigen und natürlichen Entwickelungsgange abweichende Sprache zur Seite steht. Es wird alsdann durch die aus ihm selbst geschöpften Mittel auf die Sprache einwirken, nicht zwar schaffend, da ihre Schöpfungen nur das Werk ihres eignen Lebenstriebes sein können, allein in sie hineinbauend, ihren Formen einen Sinn leihend und eine Anwendung verstattend, den sie nicht hineingelegt und zu der sie nicht geführt hatte.

Wir können nun in der zahllosen Mannigfaltigkeit der vorhandenen und untergegangenen Sprachen einen Unterschied feststellen, der für die fortschreitende Bildung des Menschengeschlechts von entschiedener Wichtigkeit ist, nämlich den zwischen Sprachen, die sich aus reinem Principe in gesetzmäßiger Freiheit kräftig und consequent entwickelt haben, und zwischen solchen, die sich dieses Vorzuges nicht rühmen können. Die ersten sind die gelungenen Früchte des in mannigfaltiger Bestrebung im Menschengeschlecht wuchernden Sprachtriebes. Die letzten haben eine abweichende Form, in welcher zwei Dinge zusammentreffen, Mangel an Stärke des ursprünglich immer im Menschen rein liegenden Sprachsinnes, und eine einseitige, aus dem Umstande entspringende Verbildung, daß an eine nicht aus der Sprache nothwendig hervorgehende Lautform andere, durch sie an sich gerissen, angeschlossen werden.

Die obigen Untersuchungen geben einen Leitfaden an die Hand, dies in den wirklichen Sprachen, wie sehr man auch anfangs in ihnen eine verwirrende Menge von Einzelnheiten zu sehen glaubt, zu erforschen und in einfacher Gestalt darzustellen. Denn wir haben gesucht zu zeigen, worauf es in den höchsten Principien ankommt, und dadurch Punkte festzustellen, zu welchen sich die Sprachzergliede-

heilt und geebnet werden können, so begreift man die Möglichkeit, in jeder Sprache die Form aufzufinden, aus welcher die Beschaffenheit ihres Baues fliefst, und sieht nun in dem eben Entwickelten den Maafsstab ihrer Vorzüge und ihrer Mängel.

Wenn es mir gelungen ist, die Flexionsmethode in ihrer ganzen Vollständigkeit zu schildern, wie sie allein dem Worte vor dem Geiste und dem Ohre die wahre innere Festigkeit verleiht, und zugleich mit Sicherheit die Theile des Satzes, der nothwendigen Gedankenverschlingung gemäfs, auseinanderwirft, so bleibt es unzweifelhaft, dafs sie ausschliefslich das reine Princip des Sprachbaues in sich bewahrt. Da sie jedes Element der Rede in seiner zwiefachen Geltung, seiner objectiven Bedeutung und seiner subjectiven Beziehung auf den Gedanken und die Sprache, nimmt, und dies Doppelte in seinem verhältnifsmäfsigen Gewichte durch dasselbe zugerichtete Lautformen bezeichnet, so steigert sie das ursprünglichste Wesen der Sprache, die Articulation und die Symbolisirung, zu ihren höchsten Graden. Es kann daher nur die Frage sein, in welchen Sprachen diese Methode am consequentesten, vollständigsten und freiesten bewahrt ist. Den Gipfel hierin mag keine wirkliche Sprache erreicht haben. Allein einen Unterschied des Grades sahen wir oben zwischen den Sanskritischen und Semitischen Sprachen: in den letzteren die Flexion in ihrer wahrsten und unverkennbarsten Gestalt und verbunden mit der feinsten Symbolisirung, allein nicht durchgeführt durch alle Theile der Sprache, und beschränkt durch mehr oder minder zufällige Gesetze, die zweisylbige Wurzelform, die ausschliefslich zu Flexionsbezeichnung verwendeten Vocale, die Scheu vor Zusammensetzung; in den ersteren die Flexion durch die Festigkeit der Wortcinheit von jedem Verdachte der Agglutination gerettet, durch alle Theile der Sprache durchgeführt und in der höchsten Freiheit ihr waltend.

Verglichen mit dem einverleibenden und ohne wahre Wortein-heit lose anfügenden Verfahren, erscheint die Flexionsmethode als ein geniales, aus der wahren Intuition der Sprache hervorgehendes Princip. Denn indem solche Sprachen ängstlich bemüht sind, das Einzelne zum Satz zu vereinigen, oder den Satz gleich auf einmal vereint darzustellen, stempelt sie unmittelbar den Theil der jedesmaligen Gedankenfügung gemäß, und kann, ihrer Natur nach, in der Rede gar nicht sein Verhältniß zu dieser von ihm trennen. Schwäche des sprachbildenden Triebes läßt bald, wie im Chinesischen, die Flexionsmethode nicht in den Laut übergehen; bald, wie in den Sprachen, welche einzeln ein Einverleibungsverfahren befolgen, nicht frei und allein verwalten. Die Wirkung des reinen Princips kann aber auch zugleich durch einseitige Verbildung gehemmt werden, wenn eine einzelne Bildungsform, wie z. B. im Malayischen die Bestimmung des Verbums durch modificirende Präfixe, bis zur Vernachlässigung aller andren herrschend wird.

Wie verschieden aber auch die Abweichungen von dem reinen Principe sein mögen, so wird man jede Sprache doch immer danach charakterisiren können, inwiefern in ihr der Mangel von Beziehungs-Bezeichnungen, das Streben, solche hinzuzufügen und zu Beugungen zu erheben, und der Nothbehelf, als Wort zu stempeln, was die Rede als Satz darstellen sollte, sichtbar ist. Aus der Mischung dieser Principe wird das Wesen einer solchen Sprache hervorgehen, allein in der Regel sich aus der Anwendung derselben eine noch individuellere Form entwickeln. Denn wo die volle Energie der leitenden Kraft nicht das richtige Gleichgewicht bewahrt, da erlangt leicht ein Theil der Sprache vor dem andren ungerechterweise eine unverhältnißmäßige Ausbildung. Hieraus und aus anderen Umständen können einzelne Trefflichkeiten auch in Sprachen entstehen, in welchen man

sonst nicht gerade den Charakter erkennen kann, vorzüglich geeignete Organe des Denkens zu sein. Niemand kann läugnen, dafs das Chinesische des alten Styls dadurch, dafs lauter gewichtige Begriffe unmittelbar an einander treten, eine ergreifende Würde mit sich führt, und dadurch eine einfache Gröfse erhält; dafs es gleichsam, mit Abwerfung aller unnützen Nebenbeziehungen, nur zum reinen Gedanken vermittelst der Sprache zu entfliehen scheint. Das eigentlich Malayische wird wegen seiner Leichtigkeit und der grofsen Einfachheit seiner Fügungen nicht mit Unrecht gerühmt. Die Semitischen Sprachen bewahren eine bewundrungswürdige Kunst in der feinen Unterscheidung der Bedeutsamkeit vieler Vocalabstufungen. Das Vaskische besitzt im Wortbau und in der Redefügung eine besondere, aus der Kürze und der Kühnheit des Ausdrucks hervorgehende Kraft. Die Delaware-Sprache, und auch andere Amerikanische, verbinden mit einem einzigen Worte eine Zahl von Begriffen, zu deren Ausdruck wir vieler bedürfen würden. Alle diese Beispiele beweisen aber nur, dafs der menschliche Geist, in welche Bahn er sich auch einseitig wirft, immer etwas Grofses und auf ihn befruchtend und begeisternd Zurückwirkendes hervorzubringen vermag. Ueber den Vorzug der Sprachen vor einander entscheiden diese einzelnen Punkte nicht. Der wahre Vorzug einer Sprache ist nur der, sich aus einem Princip und in einer Freiheit zu entwickeln, die es ihr möglich machen, alle intellectuelle Vermögen des Menschen in reger Thätigkeit zu erhalten, ihnen zum genügenden Organ zu dienen, und durch die sinnliche Fülle und geistige Gesetzmäfsigkeit, welche sie bewahrt, ewig anregend auf sie einzuwirken. In dieser formalen Beschaffenheit liegt Alles, was sich wohlthätig für den Geist aus der Sprache entwickeln läfst. Sie ist das Bett, in welchem er seine Wogen im sichren Vertrauen fortbewegen kann, dafs die

Quellen, welche sie ihm zuführen, niemals versiegen werden. Denn wirklich schwebt er auf ihr, wie auf einer unergründlichen Tiefe, aus der er aber immer mehr zu schöpfen vermag, je mehr ihm schon daraus zugeflossen ist. Diesen formalen Maßstab also kann man allein an die Sprachen anlegen, wenn man sie unter eine allgemeine Vergleichung zu bringen versucht.

§. 20.

Mit dem grammatischen Baue, wie wir ihn bisher im Ganzen und Grofsen betrachtet haben, und der äußerlichen Structur der Sprache überhaupt ist jedoch ihr Wesen bei weitem nicht erschöpft, und ihr eigentlicher und wahrer Charakter beruht noch auf etwas viel Feinerem, tiefer Verborgenem und der Zergliederung weniger Zugänglichem. Immer aber bleibt jenes, vorzugsweise bis hierher betrachtete, die nothwendige, sichernde Grundlage, in welcher das Feinere und Edlere Wurzel fassen kann. Um dies deutlicher darzustellen, ist es nothwendig, einen Augenblick wieder auf den allgemeinen Entwicklungsgang der Sprachen zurückzublicken. In der Periode der Formenbildung sind die Nationen mehr mit der Sprache, als mit dem Zwecke derselben, mit dem, was sie bezeichnen sollen, beschäftigt. Sie ringen mit dem Gedankenausdruck, und dieser Drang, verbunden mit der begeisternden Anregung des Gelungenen, bewirkt und erhält ihre schöpferische Kraft. Die Sprache entsteht, wenn man sich ein Gleichnifs erlauben darf, wie in der physischen Natur ein Krystall an den andren anschiefst. Die Bildung geschieht allmälig, aber nach einem Gesetz. Diese anfänglich stärker vorherrschende Richtung auf die Sprache, als auf die lebendige Erzeugung des Geistes, liegt in der Natur der Sache; sie zeigt sich aber auch an den Sprachen selbst, die, je ursprünglicher sie sind,

desto reichere Formenfülle besitzen. Diese schiefst in einigen sichtbar über das Bedürfnifs des Gedanken über, und mäfsigt sich daher in den Umwandlungen, welche die Sprachen gleichen Stammes unter dem Einfluls reiferer Geistesbildung erfahren. Wenn diese Krystallisation geendigt ist, steht die Sprache gleichsam fertig da. Das Werkzeug ist vorhanden, und es fällt nun dem Geiste anheim, es zu gebrauchen und sich hineinzubauen. Dies geschieht in der That; und durch die verschiedene Weise, wie er sich durch dasselbe ausspricht, empfängt die Sprache Farbe und Charakter.

Man würde indefs sehr irren, wenn man, was ich hier mit Absicht zur deutlichen Unterscheidung grell von einander gesondert habe, auch in der Natur für so geschieden halten wollte. Auch auf die wahre Structur der Sprache und den eigentlichen Formenbau hat die fortwährende Arbeit des Geistes in ihrem Gebrauche einen bestimmten und fortlaufenden Einfluls; nur ist derselbe feiner, und entzieht sich bisweilen dem ersten Anblick. Auch kann man keine Periode des Menschengeschlechtes oder eines Volkes als ausschliefslich und absichtlich sprachentwickelnd ansehen. Die Sprache wird durch Sprechen gebildet, und das Sprechen ist Ausdruck des Gedanken oder der Empfindung. Die Denk- und Sinnesart eines Volkes, durch welche, wie ich eben sagte, seine Sprache Farbe und Charakter erhält, wirkt schon von den ersten Anfängen auf dieselbe ein. Dagegen ist es gewifs, dafs, je weiter eine Sprache in ihrer grammatischen Structur vorgerückt ist, sich immer weniger Fälle ergeben, welche einer neuen Entscheidung bedürfen. Das Ringen mit dem Gedankenausdruck wird daher schwächer; und je mehr sich der Geist nun des schon Geschaffenen bedient, desto mehr erschlafft sein schöpferischer Trieb und mit ihm auch seine schöpferische Kraft. Auf der an-

dren Seite wächst die Menge des in Bauten hervorgebrachten Stoffs, und diese, nun auf den Geist zurückwirkende, äußere Masse macht ihre eigenthümlichen Gesetze geltend und hemmt die freie und selbstständige Einwirkung der Intelligenz. In diesen zwei Punkten liegt dasjenige, was in dem oben erwähnten Unterschiede nicht der subjectiven Ansicht, sondern dem wirklichen Wesen der Sache angehört. Man muſs also, um die Verflechtung des Geistes in die Sprache genauer zu verfolgen, dennoch den grammatischen und lexicalischen Bau der letzteren gleichsam als den festen und äußeren von dem inneren Charakter unterscheiden, der, wie eine Seele, in ihr wohnt, und die Wirkung hervorbringt, mit welcher uns jede Sprache, so wie wir nur anfangen, ihrer mächtig zu werden, eigenthümlich ergreift. Es ist damit auf keine Weise gemeint, daſs diese Wirkung dem äußeren Baue fremd sei. Das individuelle Leben der Sprache erstreckt sich durch alle Fibern derselben und durchdringt alle Elemente des Lautes. Es soll nur darauf aufmerksam gemacht werden, daſs jenes Reich der Formen nicht das einzige Gebiet ist, welches der Sprachforscher zu bearbeiten hat, und daſs er wenigstens nicht verkennen muſs, daſs es noch etwas Höheres und Ursprünglicheres in der Sprache giebt, von dem er, wo das Erkennen nicht mehr ausreicht, doch das Ahnden in sich tragen muſs. In Sprachen eines weit verbreiteten und vielfach getheilten Stammes läſst sich das hier Gesagte mit einfachen Beispielen belegen. Sanskrit, Griechisch und Lateinisch haben eine nahe verwandte und in sehr vielen Stücken gleiche Organisation der Wortbildung und der Redefügung. Jeder aber fühlt die Verschiedenheit ihres individuellen Charakters, die nicht bloſs eine, in der Sprache sichtbar werdende, des Charakters der Nationen ist, sondern, tief in die Sprachen selbst eingewachsen, den eigenthümlichen Bau jeder bestimmt. Ich werde

daher bei diesem Unterschiede zwischen dem Principe, aus welchem sich, nach dem Obigen, die Structur der Sprache entwickelt, und dem eigentlichen Charakter dieser hier noch verweilen, und schmeichle mir, sicher sein zu können, dafs dieser Unterschied weder als zu schneidend angesehen, noch auf der andren Seite als blofs subjectiv verkannt werde.

Um den Charakter der Sprachen, insofern wir ihn dem Organismus entgegensetzen, genauer zu betrachten, müssen wir auf den Zustand nach Vollendung ihres Baues sehen. Das freudige Staunen über die Sprache selbst, als ein immer neues Erzeugnifs des Augenblicks, mindert sich allmälig. Die Thätigkeit der Nation geht von der Sprache mehr auf ihren Gebrauch über, und diese beginnt mit dem eigenthümlichen Volksgeiste eine Laufbahn, in der keiner beider Theile sich von dem andren unabhängig nennen kann, jeder aber sich der begeisternden Hülfe des andren erfreut. Die Bewunderung und das Gefallen wenden sich nun zu Einzelnem glücklich ausgedrückten. Lieder, Gebetsformeln, Sprüche, Erzählungen erregen die Begierde, sie der Flüchtigkeit des vorübereilenden Gesprächs zu entreifsen, werden aufbewahrt, umgeändert und nachgebildet. Sie werden die Grundlage der Litteratur; und diese Bildung des Geistes und der Sprache geht allmälig von der Gesammtheit der Nation auf Individuen über, und die Sprache kommt in die Hände der Dichter und Lehrer des Volkes, welchen sich dieses nach und nach gegenüberstellt. Dadurch gewinnt die Sprache eine zwiefache Gestalt, aus welcher, so lange der Gegensatz sein richtiges Verhältnifs behält, für sie zwei sich gegenseitig ergänzende Quellen, der Kraft und der Läuterung, entspringen.

Neben diesen, lebendig in ihren Werken die Sprache gestaltenden Bildnern stehen dann die eigentlichen Grammatiker auf, und legen die letzte Hand an die Vollendung des

Organismus. Es ist nicht ihr Geschäft, zu schaffen; durch sie kann in einer Sprache, der es sonst daran fehlt, weder Flexion, noch Verschlingung der End- und Anfangslaute volksmäfsig werden. Aber sie werfen aus, verallgemeinern, ebnen Ungleichheiten, und füllen übrig gebliebene Lücken. Von ihnen kann man mit Recht in Flexionssprachen das Schema der Conjugationen und Declinationen herleiten, indem sie erst die Totalität der darunter begriffenen Fälle, zusammengestellt, vor das Auge bringen. In diesem Gebiete werden sie, indem sie selbst aus dem unendlichen Schatze der vor ihnen liegenden Sprache schöpfen, gesetzgebend. Da sie eigentlich zuerst den Begriff solcher Schemata in das Bewufstsein einführen, so können dadurch Formen, die alles eigentlich Bedeutsame verloren haben, blofs durch die Stelle, die sie in dem Schema einnehmen, wieder bedeutsam werden. Solche Bearbeitungen einer und derselben Sprache können in verschiedenen Epochen auf einander folgen; immer aber mufs, wenn die Sprache zugleich volksthümlich und gebildet bleiben soll, die Regelmäfsigkeit ihrer Strömung von dem Volke zu den Schriftstellern und Grammatikern, und von diesen zurück zu dem Volke ununterbrochen fortrollen.

So lange der Geist eines Volks in lebendiger Eigenthümlichkeit in sich und auf seine Sprache fortwirkt, erhält diese Verfeinerungen und Bereicherungen, die wiederum einen anregenden Einfluss auf den Geist ausüben. Es kann aber auch hier in der Folge der Zeit eine Epoche eintreten, wo die Sprache gleichsam den Geist überwächst, und dieser in eigner Erschlaffung, nicht mehr selbstschöpferisch, mit ihren aus wahrhaft sinnvollem Gebrauch hervorgegangenen Wendungen und Formen ein immer mehr leeres Spiel treibt. Dies ist dann ein zweites Ermatten der Sprache, wenn man das Absterben ihres äufseren Bildungstriebes als

das erste ansieht. Bei dem zweiten welkt die Blüthe des Charakters, von diesem aber können Sprachen und Nationen wieder durch den Genius einzelner grofser Männer geweckt und emporgerissen werden.

Ihren Charakter entwickelt die Sprache vorzugsweise in den Perioden ihrer Litteratur und in der vorbereitend zu dieser hinführenden. Denn sie zieht sich alsdann mehr von den Alltäglichkeiten des materiellen Lebens zurück, und erhebt sich zu reiner Gedankenentwickelung und freier Darstellung. Es scheint aber wunderbar, dafs die Sprachen aufser demjenigen, den ihnen ihr äufserer Organismus giebt, sollten einen eigenthümlichen Charakter besitzen können, da jede bestimmt ist, den verschiedensten Individualitäten zum Werkzeug zu dienen. Denn ohne des Unterschiedes der Geschlechter und des Alters zu gedenken, so umschliefst eine Nation wohl alle Nuancen menschlicher Eigenthümlichkeit. Auch diejenigen, die, von derselben Richtung ausgehend, das gleiche Geschäft treiben, unterscheiden sich in der Art zu ergreifen und auf sich zurückwirken zu lassen. Diese Verschiedenheit wächst aber noch für die Sprache, da diese in die geheimsten Falten des Geistes und des Gemüthes eingeht. Jeder nun braucht dieselbe zum Ausdruck seiner besondersten Eigenthümlichkeit; denn sie geht immer von dem Einzelnen aus, und jeder bedient sich ihrer zunächst nur für sich selbst. Dennoch genügt sie jedem dazu, insofern überhaupt immer dürftig bleibende Worte dem Drange des Ausdrucks der innersten Gefühle zusagen. Es läfst sich auch nicht behaupten, dafs die Sprache, als allgemeines Organ, diese Unterschiede mit einander ausgleicht. Sie baut wohl Brücken von einer Individualität zur andren, und vermittelt das gegenseitige Verständnifs; den Unterschied selbst aber vergröfsert sie eher, da sie durch die Verdeutlichung und Verfeinerung der Begriffe klarer ins Bewufstsein bringt,

wie er seine Wurzeln in die ursprüngliche Geistesanlage schlägt. Die Möglichkeit, so verschiedenen Individualitäten zum Ausdruck zu dienen, scheint daher eher in ihr selbst vollkommene Charakterlosigkeit vorauszusetzen, die sie doch aber sich auf keine Weise zu Schulden kommen lässt. Sie umfasst in der That die beiden entgegengesetzten Eigenschaften, sich als Eine Sprache in derselben Nation in unendlich viele zu theilen, und, als diese vielen, gegen die Sprachen anderer Nationen mit bestimmtem Charakter, als Eine, zu vereinigen. Wie verschieden jeder dieselbe Muttersprache nimmt und gebraucht, findet man, wenn es nicht schon das gewöhnliche Leben deutlich zeigte, in der Vergleichung bedeutender Schriftsteller, deren jeder sich seine eigne Sprache bildet. Die Verschiedenheit des Charakters mehrerer Sprachen ergiebt sich aber beim ersten Anblick, wie z. B. beim Sanskrit, dem Griechischen und Lateinischen, aus ihrer Vergleichung.

Untersucht man nun genauer, wie die Sprache diesen Gegensatz vereinigt, so liegt die Möglichkeit, den verschiedensten Individualitäten zum Organe zu dienen, in dem tiefsten Wesen ihrer Natur. Ihr Element, das Wort, bei dem wir, der Vereinfachung wegen, stehen bleiben können, theilt nicht, wie eine Substanz, etwas schon Hervorgebrachtes mit, enthält auch nicht einen schon geschlossenen Begriff, sondern regt blofs an, diesen mit selbstständiger Kraft, nur auf bestimmte Weise, zu bilden. Die Menschen verstehen einander nicht dadurch, dafs sie sich Zeichen der Dinge wirklich hingeben; auch nicht dadurch, dafs sie sich gegenseitig bestimmen, gen[illegible] vollständig denselben Begriff hervorzubringen; sondern [illegible]h, dafs sie gegenseitig in einander dasselbe Glied der Kette ihrer sinnlichen Vorstellungen und inneren Begriffserzeugungen berühren, dieselbe Taste ihres geistigen Instruments anschlagen, worauf alsdann

in jedem entsprechende, nicht aber dieselben Begriffe hervorspringen. Nur in diesen Schranken und mit diesen Divergenzen kommen sie auf dasselbe Wort zusammen. Bei der Nennung des gewöhnlichsten Gegenstandes, z. B. eines Pferdes, meinen sie alle dasselbe Thier, jeder aber schiebt dem Worte eine andere Vorstellung, sinnlicher oder rationeller, lebendiger als einer Sache, oder näher den todten Zeichen u. s. f., unter. Daher entsteht in der Periode der Sprachbildung in einigen Sprachen die Menge der Ausdrücke für denselben Gegenstand. Es sind ebenso viele Eigenschaften, unter welchen er gedacht worden ist, und deren Ausdruck man an seine Stelle gesetzt hat. Wird nun aber auf diese Weise das Glied der Kette, die Taste des Instrumentes berührt, so erzittert das Ganze; und was, als Begriff, aus der Seele hervorspringt, steht in Einklang mit allem, was das einzelne Glied bis auf die weiteste Entfernung umgiebt. Die von dem Worte in Verschiedenen geweckte Vorstellung trägt das Gepräge der Eigenthümlichkeit eines jeden, wird aber von allen mit demselben Laute bezeichnet.

Die sich innerhalb derselben Nation befindenden Individualitäten umschliefst aber die nationelle Gleichförmigkeit, die wiederum jede einzelne Sinnesart von der ihr ähnlichen in einem andren Volke unterscheidet. Aus dieser Gleichförmigkeit und aus der besonderen jeder Sprache eignen Anregung entspringt der Charakter der letzteren. Jede Sprache empfängt eine bestimmte Eigenthümlichkeit durch die der Nation, und wirkt gleichförmig bestimmend auf diese zurück. Der nationelle Charakter wird zwar durch Gemeinschaft des Wohnplatzes und des Wirkens unterhalten, verstärkt, ja bis zu einem gewissen Grad hervorgebracht; eigentlich aber beruht er auf der Gleichheit der Naturanlage, die man gewöhnlich aus Gemeinschaft der Abstammung

erklärt. In dieser liegt auch gewifs das undurchdringliche Geheimnifs der tausendfältig verschiedenen Verknüpfung des Körpers mit der geistigen Kraft, welche das Wesen jeder menschlichen Individualität ausmacht. Es kann nur die Frage sein, ob es keine andere Erklärungsweise der Gleichheit der Naturanlagen geben könne? und auf keinen Fall darf man hier die Sprache ausschliefsen. Denn in ihr ist die Verbindung des Lautes mit einer Bedeutung etwas mit jener Anlage gleich Unerforschliches. Man kann Begriffe spalten, Wörter zergliedern, so weit man es vermag, und man tritt darum dem Geheimnifs nicht näher, wie eigentlich der Gedanke sich mit dem Worte verbindet. In ihrer ursprünglichsten Beziehung auf das Wesen der Individualität sind also der Grund aller Nationalität und die Sprache einander unmittelbar gleich. Allein die letztere wirkt augenscheinlicher und stärker darauf ein, und der Begriff einer Nation mufs vorzugsweise auf sie gegründet werden. Da die Entwicklung seiner menschlichen Natur im Menschen von der der Sprache abhängt, so ist durch diese unmittelbar selbst der Begriff der Nation als der eines auf bestimmte Weise sprachbildenden Menschenhaufens gegeben.

Die Sprache aber besitzt auch die Kraft, zu entfremden und einzuverleiben, und theilt durch sich selbst den nationellen Charakter, auch bei verschiedenartiger Abstammung, mit. Dies unterscheidet namentlich eine Familie und eine Nation. In der ersteren ist unter den Gliedern factisch erkennbare Verwandtschaft; auch kann dieselbe Familie in zwei verschiedenen Nationen fortblühen. Bei den Nationen kann es noch zweifelhaft scheinen, und macht bei weit verbreiteten Stämmen eine wichtige Betrachtung aus, ob alle dieselben Sprachen Redenden einen gemeinschaftlichen Ursprung haben, oder ob diese ihre Gleichförmigkeit aus uranfänglicher Naturanlage, verbunden mit Verbreitung über

einen gleichen Erdstrich, unter dem Einflufs gleichförmig wirkender Ursachen, entstanden ist? Welche Bewandtnifs es aber auch mit den, uns unerforschlichen, ersten Ursachen haben möge, so ist es gewifs, dafs die Entwicklung der Sprache die nationellen Verschiedenheiten erst in das hellere Gebiet des Geistes überführt. Sie werden durch sie zum Bewufstsein gebracht, und erhalten von ihr Gegenstände, in denen sie sich nothwendig ausprägen müssen, die der deutlichen Einsicht zugänglicher sind, und an welchen zugleich die Verschiedenheiten selbst feiner und bestimmter ausgesponnen erscheinen. Denn indem die Sprache den Menschen bis auf den ihm erreichbaren Punkt intellectualisirt, wird immer mehr der dunklen Region der unentwickelten Empfindung entzogen. Dadurch nun erhalten die Sprachen, welche die Werkzeuge dieser Entwicklung sind, selbst einen so bestimmten Charakter, dafs der der Nation besser an ihnen, als an den Sitten, Gewohnheiten und Thaten jener, erkannt werden kann. Es entspringt hieraus, wenn Völker, welchen eine Litteratur mangelt, und in deren Sprachgebrauch wir nicht tief genug eindringen, uns oft gleichförmiger erscheinen, als sie sind. Wir erkennen nicht die sie unterscheidenden Züge, weil nicht das Medium sie uns zuführt, welches sie uns sichtbar machen würde.

Wenn man den Charakter der Sprachen von ihrer äuferen Form, unter welcher allein eine bestimmte Sprache gedacht werden kann, absondert, und beide einander gegenüberstellt, so besteht er in der Art der Verbindung des Gedanken mit den Lauten. Er ist, in diesem Sinne genommen, gleichsam der Geist, welcher sich in der Sprache einheimisch macht, und sie, wie einen aus ihm herausgebildeten Körper, beseelt. Er ist eine natürliche Folge der fortgesetzten Einwirkung der geistigen Eigenthümlichkeit der Nation. Indem diese die allgemeinen Bedeutungen der Wörter

immer auf dieselbe individuelle Weise aufnimmt und mit den gleichen Nebenideen und Empfindungen begleitet, nach denselben Richtungen hin Ideenverbindungen eingeht, und sich der Freiheit der Redefügungen in demselben Verhältnifs bedient, in welchem das Maafs ihrer intellectuellen Kühnheit zu der Fähigkeit ihres Verständnisses steht, ertheilt sie der Sprache eine eigenthümliche Farbe und Schattirung, welche diese fixirt und so in demselben Gleise zurückwirkt. Aus jeder Sprache läfst sich daher auf den Nationalcharakter zurückschliefsen. Auch die Sprachen roher und ungebildeter Völker tragen diese Spuren in sich, und lassen dadurch oft Blicke in intellectuelle Eigenthümlichkeiten werfen, die man auf dieser Stufe mangelnder Bildung nicht erwarten sollte. Die Sprachen der Amerikanischen Eingebornen sind reich an Beispielen dieser Gattung, an kühnen Metaphern, richtigen, aber unerwarteten Zusammenstellungen von Begriffen, an Fällen, wo leblose Gegenstände durch eine sinnreiche Ansicht ihres auf die Phantasie wirkenden Wesens in die Reihe der lebendigen versetzt werden u. s. f. Denn da diese Sprachen grammatisch nicht den Unterschied der Geschlechter, wohl aber, und in sehr ausgedehntem Umfange, den lebloser und lebendiger Gegenstände beachten, so geht ihre Ansicht hiervon aus der grammatischen Behandlung hervor. Wenn sie die Gestirne mit dem Menschen und den Thieren grammatisch in dieselbe Classe versetzen, so sehen sie offenbar die ersteren als sich durch eigne Kraft bewegende, und wahrscheinlich auch als die menschlichen Schicksale von oben herab leitende, mit Persönlichkeit begabte Wesen an. In diesem Sinn die Wörterbücher der Mundarten solcher Völker durchzugehen, gewährt ein eignes, auf die mannigfaltigsten Betrachtungen führendes Vergnügen; und wenn man zugleich bedenkt, dafs die Versuche beharrlicher Zergliede-

rung der Formen solcher Sprachen, wie wir im Vorigen gesehen haben, die geistige Organisation entdecken lassen, aus welcher ihr Bau entspringt, so verschwindet alles Trockne und Nüchterne aus dem Sprachstudium. In jedem seiner Theile führt es zu der inneren geistigen Gestaltung zurück, welche alle Menschenalter hindurch die Trägerin der tiefsten Ansichten, der reichsten Gedankenfülle und der edelsten Gefühle ist.

Bei den Völkern aber, bei denen wir nur in den einzelnen Elementen ihrer Sprache die Kennzeichen ihrer Eigenthümlichkeit auffinden können, läfst sich selten oder nie ein zusammenhängendes Bild von der letzteren entwerfen. Wenn dies überall ein schwieriges Geschäft ist, so wird es nur da wahrhaft möglich, wo Nationen in einer mehr oder weniger ausgedehnten Litteratur ihre Weltansicht niedergelegt und in zusammenhängender Rede der Sprache eingeprägt haben. Denn die Rede enthält auch in Absicht der Geltung ihrer einzelnen Elemente und in den Nüancen ihrer Fügungen, welche sich nicht gerade auf grammatische Regeln zurückführen lassen, unendlich viel, was, wenn sie in diese Elemente zerschlagen ist, man nicht mehr an denselben erkennbar zu fassen vermag. Ein Wort hat meistentheils seine vollständige Geltung erst durch die Verbindung, in der es erscheint. Diese Gattung der Sprachforschung erfordert daher eine kritisch genaue Bearbeitung der in einer Sprache vorhandenen schriftlichen Denkmäler, und findet einen meisterhaft vorbereiteten Stoff in der philologischen Behandlung der Griechischen und Lateinischen Schriftsteller. Denn wenn auch immer bei dieser das Studium der ganzen Sprache selbst der höchste Gesichtspunkt ist, so geht sie dennoch zunächst von den in ihr übrigen Denkmälern aus, strebt, dieselben in möglichster Reinheit und Treue herzustellen und zu bewahren, und sie zu zuverlässiger

Kenntnifs des Alterthums zu benutzen. So enge auch die Zergliederung der Sprache, die Aufsuchung ihres Zusammenhanges mit verwandten, und die nur auf diesem Wege erreichbare Erklärung ihres Baues mit der Bearbeitung der Sprachdenkmäler verbunden bleiben mufs, so sind es doch sichtbar zwei verschiedene Richtungen des Sprachstudiums, die verschiedene Talente erfordern und unmittelbar auch verschiedene Resultate hervorbringen. Es wäre vielleicht nicht unrichtig, auf diese Weise Linguistik und Philologie zu unterscheiden, und ausschliefslich der letzteren die engere Bedeutung zu geben, die man bisher damit zu verbinden pflegte, die man aber in den letztverflossenen Jahren, besonders in Frankreich und England, auf jede Beschäftigung mit irgend einer Sprache ausgedehnt hat. Gewifs ist es wenigstens, dafs die Sprachforschung, von welcher hier die Rede ist, sich nur auf eine in dem hier aufgestellten Sinne wahrhaft philologische Behandlung der Sprachdenkmäler stützen kann. Indem die grofsen Männer, welche dies Fach der Gelehrsamkeit in den letzten Jahrhunderten verherrlicht haben, mit gewissenhafter Treue, und bis zu den kleinsten Modificationen des Lautes herab, den Sprachgebrauch jedes Schriftstellers feststellen, zeigt sich die Sprache beständig unter dem beherrschenden Einflufs geistiger Individualität, und gewährt eine Ansicht dieses Zusammenhanges, durch die es zugleich möglich wird, die einzelnen Punkte aufzusuchen, an welchen er haftet. Man lernt zugleich, was dem Zeitalter, der Localität und dem Individuum angehört, und wie die allgemeine Sprache alle diese Unterschiede umfafst. Das Erkennen der Einzelnheiten aber ist immer von dem Eindruck eines Ganzen begleitet, ohne dafs die Erscheinung durch Zergliederung etwas an ihrer Eigenthümlichkeit verliert.

Sichtbar wirkt auf die Sprache nicht blofs die ursprüng-

liche Anlage der Nationaleigenthümlichkeit ein, sondern jede durch die Zeit herbeigeführte Abänderung der inneren Richtung, und jedes äussere Ereignifs, welches die Seele und den Geistesschwung der Nation hebt oder niederdrückt, vor allem aber der Impuls ausgezeichneter Köpfe. Ewige Vermittlerin zwischen dem Geiste und der Natur, bildet sie sich nach jeder Abstufung des ersteren um; nur dafs die Spuren davon immer feiner und schwieriger im Einzelnen zu entdecken werden, und die Thatsache sich nur im Totaleindruck offenbart. Keine Nation könnte die Sprache einer andren mit dem ihr selbst eigenen Geiste beleben und befruchten, ohne sie eben dadurch zu einer verschiedenen umzubilden. Was aber schon weiter oben von aller Individualität bemerkt worden ist, gilt auch hier. Darum, dafs unter verschiedenen jede, weil sie Eine bestimmte Bahn verfolgt, alle andren ausschliefst, können dennoch mehrere in einem allgemeinen Ziele zusammentreffen. Der Charakterunterschied der Sprachen braucht daher nicht nothwendig in absoluten Vorzügen der einen vor der andren zu bestehen. Die Einsicht in die Möglichkeit der Bildung eines solchen Charakters erfordert aber noch eine genauere Betrachtung des Standpunktes, aus dem eine Nation ihre Sprache innerlich behandeln mufs, um ihr ein solches Gepräge aufzudrücken.

Wenn eine Sprache blofs und ausschliefslich zu den Alltagsbedürfnissen des Lebens gebraucht würde, so gälten die Worte blofs als Repräsentanten des auszudrückenden Entschlusses oder Begehrens, und es wäre von einer inneren, die Möglichkeit einer Verschiedenheit zulassenden, Auffassung gar nicht in ihr die Rede. Die materielle Sache oder Handlung träte in der Vorstellung des Sprechenden und Erwiedernden sogleich und unmittelbar an die Stelle des Wortes. Eine solche wirkliche Sprache kann es nun

glücklicherweise unter immer doch denkenden und empfindenden Menschen nicht geben. Es liefsen sich höchstens mit ihr die Sprachmischungen vergleichen, welche der Verkehr unter Leuten von ganz verschiedenen Nationen und Mundarten hier und dort, vorzüglich in Seehäfen, wie die *lingua franca* an den Küsten des Mittelmeeres, bildet. Aufserdem behaupten die individuelle Ansicht und das Gefühl immer zugleich ihre Rechte. Ja es ist sogar sehr wahrscheinlich, dafs der erste Gebrauch der Sprache, wenn man bis zu demselben hinaufzusteigen vermöchte, ein blofser Empfindungsausdruck gewesen sei. Ich habe mich schon weiter oben (S. 60.) gegen die Erklärung des Ursprungs der Sprachen aus der Hülflosigkeit des Einzelnen ausgesprochen. Nicht einmal der Trieb der Geselligkeit entspringt unter den Geschöpfen aus der Hülflosigkeit. Das stärkste Thier, der Elephant, ist zugleich das geselligste. Ueberall in der Natur entwickelt sich Leben und Thätigkeit aus innerer Freiheit, deren Urquell man vergeblich im Gebiete der Erscheinungen sucht. In jeder Sprache aber, auch der am höchsten gebildeten, kommt einzeln der hier erwähnte Gebrauch derselben vor. Wer einen Baum zu fällen befiehlt, denkt sich nichts als den bezeichneten Stamm bei dem Worte; ganz anders aber ist es, wenn dasselbe, auch ohne Beiwort und Zusatz, in einer Naturschilderung oder einem Gedichte erscheint. Die Verschiedenheit der auffassenden Stimmung giebt denselben Lauten eine auf verschiedene Weise gesteigerte Geltung, und es ist, als wenn bei jedem Ausdruck etwas durch ihn nicht absolut Bestimmtes gleichsam überschwankte.

Dieser Unterschied liegt sichtbar darin, ob die Sprache auf ein inneres Ganzes des Gedankenzusammenhanges und der Empfindung bezogen, oder mit vereinzelter Seelenthätigkeit einseitig zu einem abgeschlossnen Zwecke gebraucht

wird. Von dieser Seite wird sie ebensowohl durch blofs wissenschaftlichen Gebrauch, wenn dieser nicht unter dem leitenden Einflufs höherer Ideen steht, als durch das Alltagsbedürfnifs des Lebens, ja, da sich diesem Empfindung und Leidenschaft beimischen, noch stärker beschränkt. Weder in den Begriffen, noch in der Sprache selbst, steht irgend etwas vereinzelt da. Die Verknüpfungen wachsen aber den Begriffen nur dann wirklich zu, wenn das Gemüth in innerer Einheit thätig ist, wenn die volle Subjectivität einer vollendeten Objectivität entgegenstrahlt. Dann wird keine Seite, von welcher der Gegenstand einwirken kann, vernachlässigt, und jede dieser Einwirkungen läfst eine leise Spur in der Sprache zurück. Wenn in der Seele wahrhaft das Gefühl erwacht, dafs die Sprache nicht blofs ein Austauschungsmittel zu gegenseitigem Verständnifs, sondern eine wahre Welt ist, welche der Geist zwischen sich und die Gegenstände durch die innere Arbeit seiner Kraft setzen mufs, so ist sie auf dem wahren Wege, immer mehr in ihr zu finden und in sie zu legen.

Wo ein solches Zusammenwirken der in bestimmte Laute eingeschlossenen Sprache und der, ihrer Natur nach, immer weiter greifenden inneren Auffassung lebendig ist, da betrachtet der Geist die Sprache, wie sie denn in der That in ewiger Schöpfung begriffen ist, nicht als geschlossen, sondern strebt unaufhörlich, Neues zuzuführen, um es, an sie geheftet, wieder auf sich zurückwirken zu lassen. Dies setzt aber ein Zwiefaches voraus: ein Gefühl, dafs es etwas giebt, was die Sprache nicht unmittelbar enthält, sondern der Geist, von ihr angeregt, ergänzen mufs; und den Trieb, wiederum alles, was die Seele empfindet, mit dem Laut zu verknüpfen. Beides entquillt der lebendigen Ueberzeugung, dafs das Wesen des Menschen Ahndung eines Gebietes besitzt, welches über die Sprache hinausgeht, und

das durch die Sprache eigentlich beschränkt wird; dafs aber wiederum sie das einzige Mittel ist, dies Gebiet zu erforschen und zu befruchten, und dafs sie gerade durch technische und sinnliche Vollendung einen immer gröfseren Theil desselben in sich zu verwandeln vermag. Diese Stimmung ist die Grundlage des Charakterausdrucks in den Sprachen; und je lebendiger dieselbe in der doppelten Richtung, nach der sinnlichen Form der Sprache und nach der Tiefe des Gemüths hin, wirkt, desto klarer und bestimmter stellt sich die Eigenthümlichkeit in der Sprache dar. Sie gewinnt gleichsam an Durchsichtigkeit, und läfst in das Innere des Sprechenden schauen.

Dasjenige, was auf diese Weise durch die Sprache durchscheint, kann nicht etwas einzeln, objectiv und qualitativ Andeutendes sein. Denn jede Sprache würde alles andeuten können, wenn das Volk, dem sie angehört, alle Stufen seiner Bildung durchliefe. Jede hat aber einen Theil, der entweder nur noch jetzt verborgen ist, oder, wenn sie früher untergeht, ewig verborgen bleibt. Jede ist, wie der Mensch selbst, ein sich in der Zeit allmälig entwickelndes Unendliches. Jenes Durchschimmernde ist daher etwas alle Andeutungen subjectiv und eher quantitativ Modificirendes. Es erscheint darin nicht als Wirkung, sondern die wirkende Kraft äufsert sich unmittelbar, als solche, und eben darum auf eine eigne, schwerer zu erkennende Weise, die Wirkungen gleichsam nur mit ihrem Hauche umschwebend. Der Mensch stellt sich der Welt immer in Einheit gegenüber. Es ist immer dieselbe Richtung, dasselbe Ziel, dasselbe Maafs der Bewegung, in welchen er die Gegenstände erfafst und behandelt. Auf dieser Einheit beruht seine Individualität. Es liegt aber in dieser Einheit ein Zwiefaches, obgleich wieder einander Bestimmendes, nämlich die Beschaffenheit der wirkenden Kraft und die ihrer Thätigkeit,

wie sich in der Körperwelt der sich bewegende Körper von dem Impulse unterscheidet, welcher die Heftigkeit, Schnelligkeit und Dauer seiner Bewegung bestimmt. Das Erstere haben wir im Sinn, wenn wir einer Nation mehr lebendige Anschaulichkeit und schöpferische Einbildungskraft, mehr Neigung zu abgezogenen Ideen, oder eine bestimmtere praktische Richtung zuschreiben; das Letztere, wenn wir eine vor der andren heftig, veränderlich, schneller in ihrem Ideengange, beharrender in ihren Empfindungen nennen. In Beidem unterscheiden wir also das Sein von dem Wirken, und stellen das erstere, als unsichtbare Ursach, dem in die Erscheinung tretenden Denken, Empfinden und Handeln gegenüber. Wir meinen aber dann nicht dieses oder jenes einzelne Sein des Individuums, sondern das allgemeine, das in jedem einzelnen bestimmend hervortritt. Jede erschöpfende Charakterschilderung mufs dies Sein als Endpunkt ihrer Forschung vor Augen haben.

Wenn man nun die gesammte innere und äufsere Thätigkeit des Menschen bis zu ihren einfachsten Endpunkten verfolgt, so findet man diese in der Art, wie er die Wirklichkeit als Object, das er aufnimmt, oder als Materie, die er gestaltet, mit sich verknüpft, oder auch unabhängig von ihr sich eigene Wege bahnt. Wie tief und auf welche Weise der Mensch in die Wirklichkeit Wurzel schlägt, ist das ursprünglich charakteristische Merkmal seiner Individualität. Die Arten jener Verknüpfung können zahllos sein, je nachdem sich die Wirklichkeit oder die Innerlichkeit, deren keine die andre ganz zu entbehren vermag, von einander zu trennen versuchen, oder sich mit einander in verschiedenen Graden und Richtungen verbinden.

Man darf aber nicht glauben, dafs ein solcher Maafsstab blofs bei schon intellectuell gebildeten Nationen anwendbar sei. In den Aeufserungen der Freude eines Haufens

von Wilden wird sich unterscheiden lassen, wie weit sich dieselbe von der bloßen Befriedigung der Begierde unterscheidet, und ob sie, als ein wahrer Götterfunke, aus dem inneren Gemüthe als wahrhaft menschliche Empfindung, bestimmt, einmal in Gesang und Dichtung aufzublühen, hervorbricht. Wenn aber auch, wie daran kein Zweifel sein kann, der Charakter der Nation sich an allem ihr wahrhaft Eigenthümlichen offenbart, so leuchtet er vorzugsweise durch die Sprache durch. Indem sie mit allen Aeußerungen des Gemüths verschmilzt, bringt sie schon darum das immer sich gleich bleibende, individuelle Gepräge öfter zurück. Sie ist aber auch selbst durch so zarte und innige Bande mit der Individualität verknüpft, daß sie immer wieder eben solche an das Gemüth des Hörenden heften muß, um vollständig verstanden zu werden. Die ganze Individualität des Sprechenden wird daher von ihr in den andren übergetragen, nicht um seine eigne zu verdrängen, sondern um aus der fremden und eignen einen neuen, fruchtbaren Gegensatz zu bilden.

Das Gefühl des Unterschiedes zwischen dem Stoff, den die Seele aufnimmt und erzeugt, und der in dieser doppelten Thätigkeit treibenden und stimmenden Kraft, zwischen der Wirkung und dem wirkenden Sein, die richtige und verhältnißmäßige Würdigung beider, und die gleichsam hellere Gegenwart des, dem Grade nach, obenan stehenden vor dem Bewußtsein liegt nicht gleich stark in jeder nationellen Eigenthümlichkeit. Wenn man den Grund des Unterschiedes hiervon tiefer untersucht, so findet man ihn in der mehr oder minder empfundenen Nothwendigkeit des Zusammenhanges aller Gedanken und Empfindungen des Individuums durch die ganze Zeit seines Daseins, und des gleichen in der Natur gegründeten und geforderten. Was die Seele hervorbringen mag, so ist es nur Bruchstück; und

je beweglicher und lebendiger ihre Thätigkeit ist, desto mehr regt sich alles, in verschiedenen Abstufungen mit dem Hervorgebrachten Verwandte. Ueber das Einzelne schiefst also immer etwas, minder bestimmt Auszudrückendes, über, oder vielmehr an das Einzelne hängt sich die Forderung weiterer Darstellung und Entwicklung, als in ihm unmittelbar liegt, und geht durch den Ausdruck in der Sprache in den andren über, der gleichsam eingeladen wird, in seiner Auffassung das Fehlende harmonisch mit dem Gegebenen zu ergänzen. Wo der Sinn hierfür lebendig ist, erscheint die Sprache mangelhaft und dem vollen Ausdruck ungenügend, da im entgegengesetzten Fall kaum die Ahndung entsteht, dafs über das Gegebene hinaus noch etwas fehlen könne. Zwischen diesen beiden Extremen aber befindet sich eine zahllose Menge von Mittelstufen, und sie selbst gründen sich offenbar auf vorherrschende Richtung nach dem Inneren des Gemüths und nach der äufseren Wirklichkeit.

Die Griechen, welche in diesem ganzen Gebiete das lehrreichste Beispiel abgeben, verbanden in ihrer Dichtung überhaupt, besonders aber in der lyrischen, mit den Worten Gesang, Instrumentalmusik, Tanz und Geberde. Dafs sie dies aber nicht blofs thaten, um den sinnlichen Eindruck zu vermehren und zu vervielfachen, sieht man deutlich daraus, dafs sie allen diesen einzelnen Einwirkungen einen gleichförmigen Charakter beigaben. Musik, Tanz, und die Rede im Dialekte mufsten sich einer und ebenderselben ursprünglich nationellen Eigenthümlichkeit unterwerfen, Dorisch, Aeolisch, oder von einer anderen Tonart und anderem Dialekte sein. Sie suchten also das Treibende und Stimmende in der Seele auf, um die Gedanken des Liedes in einer bestimmten Bahn zu erhalten und durch die, nicht als Idee geltende Regung des Gemüthes in dieser Bahn zu be-

leben und zu verstärken. Denn wie in der Dichtung und dem Gesange die Worte und ihr Gedankengehalt vorwalten, und die begleitende Stimmung und Anregung ihnen nur zur Seite steht, so verhält es sich umgekehrt in der Musik. Das Gemüth wird nur zu Gedanken, Empfindungen und Handlungen angefeuert und begeistert. Diese müssen in eigner Freiheit aus dem Schoofse dieser Begeistrung hervorgehen, und die Töne bestimmen sie nur insofern, als in den Bahnen, in welche sie die Regung einleiten, sich nur bestimmte entwickeln können. Das Gefühl des Treibenden und Stimmenden im Gemüth ist aber nothwendig immer, wie es sich hier bei den Griechen zeigt, ein Gefühl vorhandener oder geforderter Individualität, da die Kraft, welche alle Seelenthätigkeit umschliefst, nur eine bestimmte sein, und nur in einer solchen Richtung wirken kann.

Wenn ich daher im Vorigen von etwas über den Ausdruck Ueberschiefsendem, ihm selbst Mangelndem, sprach, so darf man sich darunter durchaus nichts Unbestimmtes denken. Es ist vielmehr das Allerbestimmteste, weil es die letzten Züge der Individualität vollendet, was das, seiner Abhängigkeit vom Objecte, und der von ihm geforderten allgemeinen Gültigkeit wegen, immer minder individualisirende Wort vereinzelt nicht zu thun vermag. Wenn daher auch dasselbe Gefühl eine mehr innerliche, sich nicht auf die Wirklichkeit beschränkende Stimmung voraussetzt, und nur aus einer solchen entspringen kann, so führt es darum nicht von der lebendigen Anschauung in abgezogenes Denken zurück. Es weckt vielmehr, da es von der eignen Individualität ausgeht, die Forderung der höchsten Individualisirung des Objects, die nur durch das Eindringen in alle Einzelnheiten der sinnlichen Auffassung und durch die höchste Anschaulichkeit der Darstellung erreichbar ist. Dies zeigen eben wieder die Griechen. Ihr Sinn ging vorzugsweise auf

das, was die Dinge sind, und wie sie erscheinen, nicht einseitig auf dasjenige hin, wofür sie im Gebrauche der Wirklichkeit gelten. Ihre Richtung war daher ursprünglich eine innere und intellectuelle. Dies beweist ihr ganzes Privat- und öffentliches Leben, da Alles in demselben theils ethisch behandelt, theils mit Kunst begleitet, und meistentheils gerade das Ethische in die Kunst selbst verflochten wurde. So erinnert bei ihnen fast jede äufsere Gestaltung, oft mit Gefährdung und selbst wahrem Nachtheil der praktischen Tauglichkeit, an eine innere. Eben darum nun gingen sie in allen geistigen Thätigkeiten auf die Auffassung und Darstellung des Charakters aus, immer aber mit dem Gefühle, dafs nur das vollendete Eindringen in die Anschauung ihn zu erkennen und zu zeichnen vermag, und dafs das an sich nie völlig auszudrückende Ganze derselben nur aus einer, vermittelst richtigen, gerade auf jene Einheit hinstrebenden Tacts geordneten, Verknüpfung der Einzelnheiten hervorspringen kann. Dies macht besonders ihre frühere Dichtung, namentlich die Homerische, so durch und durch plastisch. Die Natur wird, wie sie ist, die Handlung, selbst die kleinste, z. B. das Anlegen der Rüstung, wie sie allmälig fortschreitet, vor die Augen gestellt; und aus der Schilderung geht immer der Charakter hervor, ohne dafs sie je zu einer blofsen Herzählung des Geschehenen herabsinkt. Dies aber wird nicht sowohl durch eine Auswahl des Geschilderten bewirkt, als dadurch, dafs die gewaltige Kraft des vom Gefühle der Individualität beseelten und nach Individualisirung strebenden Sängers seine Dichtung durchströmt und sich dem Hörer mittheilt. Vermöge dieser geistigen Eigenthümlichkeit, wurden die Griechen durch ihre Intellectualität in die ganze lebendige Mannigfaltigkeit der Sinnenwelt, und von dieser, da sie in ihr doch etwas, das nur der Idee angehören kann, suchten, wieder zur Intellec-

tualität zurückgedrängt. Denn ihr Ziel war immer der Charakter, nicht blofs das Charakteristische, da das Erhaschen des ersteren gänzlich vom Haschen nach diesem verschieden ist. Diese Richtung auf den wahren, individuellen Charakter zog dann zugleich zu dem Idealischen hin, da das Zusammenwirken der Individualitäten auf die höchste Stufe der Auffassung, auf das Streben führt, das Individuelle als Beschränkung zu vernichten, und nur als leise Gränze bestimmter Gestaltung zu erhalten. Daraus entsprang die Vollendung der Griechischen Kunst, die Nachbildung der Natur aus dem Mittelpunkte des lebendigen Organismus jedes Gegenstandes, gelingend durch das den Künstler neben der vollständigsten Durchschauung der Wirklichkeit beseelende Streben nach höchster Einheit des Ideals.

Es liegt aber auch in der historischen Entwicklung des Griechischen Völkerstammes etwas, das die Griechen vorzugsweise zur Ausbildung des Charakteristischen hinwies, nämlich die Vertheilung in einzelne in Dialekt und Sinnesart verschiedene Stämme, und die durch mannigfaltige Wanderungen und inwohnende Beweglichkeit bewirkte geographische Mischung derselben. Alle umschlofs das allgemeine Griechenthum, und trug in jeden in allen Aeufserungen seiner Thätigkeit, von der Verfassung des Staats bis zur Tonart des Flötenspielers, zugleich sein eigenthümliches Gepräge über. Geschichtlich gesellte sich nun hierzu der andre begünstigende Umstand, dafs keiner dieser Stämme den andren unterdrückte, sondern alle in einer gewissen Gleichheit des Strebens aufblühten, keiner der einzelnen Dialekte der Sprache zum blofsen Volksdialekte herabgesetzt, oder zum höheren allgemeinen erhoben wurde, und dafs dies gleiche Aufspriefsen der Eigenthümlichkeit gerade in der Periode der lebendigsten und kraftvollsten Bildung der Sprache und der Nation am stärksten und entschiedensten war. Hieraus

bildete nun der Griechische Sinn, in Allem darauf gerichtet, das Höchste aus dem bestimmt Individuellsten hervorgehen zu lassen, etwas, das sich bei keinem andren Volke in dem Grade zeigt. Er behandelte nämlich diese ursprünglichen Volkseigenthümlichkeiten als Gattungen der Kunst, und führte sie auf diese Weise in die Architektur, Musik, Dichtung und in den edleren Gebrauch der Sprache ein*). Das blofs Volksmäfsige wurde ihnen genommen, Laute und Formen wurden in den Dialekten geläutert und dem Gefühle der Schönheit und des Zusammenklanges unterworfen. So veredelt, erhoben sie sich zu eignen Charakteren des Styls und der Dichtung, fähig, in ihren sich ergänzenden Gegensätzen idealisch zusammenzustreben. Ich brauche kaum zu bemerken, dafs ich hier, was die Dialekte und die Dichtung

*) Den engen Zusammenklang zwischen der Volksthümlichkeit der verschiedenen Griechischen Stämme und ihrer Dichtung, Musik, Tanz- und Geberdenkunst, und selbst ihrer Architektur, hat Böckh in den seine Ausgabe des Pindar begleitenden Abhandlungen, in welchen dem Studium des Lesers ein reicher Schatz mannigfaltiger und grofsentheils bis dahin verborgener Gelehrsamkeit in methodisch faßlicher Anordnung dargeboten wird, in klares und volles Licht gestellt. Denn er begnügt sich nicht, den Charakter der Tonarten in allgemeinen Ausdrücken zu schildern, sondern geht in die einzelnen metrischen und musikalischen Punkte ein, an welche ihre Verschiedenheit sich anknüpft, was vor ihm niemals auf diese gründlich historische und genau wissenschaftliche Weise geschehen war. Es wäre ungemein zu wünschen, dafs dieser die ausgedehnteste Kenntnifs der Sprache mit einer seltenen Durchschauung des Griechischen Alterthums in allen seinen Theilen und nach allen seinen Richtungen hin verbindende Philologe recht bald seinen Entschlufs ausführte, dem Einflufs des Charakters und der Sitten der einzelnen Griechischen Stämme auf ihre Musik, Poesie und Kunst eine eigne Schrift zu widmen, um diesen wichtigen Gegenstand in seinem ganzen Umfange abzuhandeln. Man sehe seine Aeufserungen über ein solches Vorhaben in seiner Ausgabe des Pindar, *Tom.* I. *de metris Pindari* p. 253 *not.* 14, besonders aber p. 279.

betrifft, nur von dem Gebrauch verschiedener Tonarten und Dialekte in der lyrischen, und dem Unterschiede der Chöre und des Dialogs in der tragischen Poesie rede, nicht von den Fällen, wo in der Komödie verschiedene Dialekte den handelnden Personen in den Mund gelegt werden. Diese Fälle haben mit jenen durchaus nichts gemein, und finden sich wohl mehr oder weniger in den Litteraturen aller Völker.

In den Römern, wie sich ihre Eigenthümlichkeit auch in ihrer Sprache und Litteratur darstellt, offenbart sich viel weniger das Gefühl der Nothwendigkeit, die Aeufserungen des Gemüths zugleich mit dem unmittelbaren Einflufs der treibenden und stimmenden Kraft auszustatten. Ihre Vollendung und Gröfse entwickelt sich auf einem anderen, dem Gepräge, das sie ihren äufseren Schicksalen aufdrückten, homogeneren Wege. Dagegen spricht sich jenes Gefühl in der Deutschen Sinnesart vielleicht nicht weniger stark, als bei den Griechen, aus, nur dafs, so wie diese die äufsere Anschauung, wir mehr die innere Empfindung zu individualisiren geneigt sind.

Ich habe das Gefühl, dafs alles sich im Gemüthe Erzeugende, als Ausflufs Einer Kraft, ein grofses Ganzes ausmacht, und dafs das Einzelne, gleichsam von dem Hauche jener Kraft, Merkzeichen seines Zusammenhanges mit diesem Ganzen an sich tragen mufs, bis hierher mehr in seinem Einflusse auf die einzelnen Aeufserungen betrachtet. Es übt aber auch eine nicht minder bedeutende Rückwirkung auf die Art aus, wie jene Kraft, als erste Ursache aller Geisteserzeugungen, zum Bewufstsein ihrer selbst gelangt. Das Bild seiner ursprünglichen Kraft kann aber dem Menschen nur als ein Streben in bestimmter Bahn erscheinen, und eine solche setzt ein Ziel voraus, welches kein andres, als das menschliche Ideal, sein kann. In diesem Spiegel erblicken wir die Selbstanschauung der Nationen. Der erste

Beweis ihrer höheren Intellectualität und ihrer tiefer eingreifenden Innerlichkeit ist es nun, wenn sie dies Ideal nicht in die Schranken der Tauglichkeit zu bestimmten Zwecken einschliefsen, sondern, woraus innere Freiheit und Allseitigkeit hervorgeht, dasselbe als etwas, das seinen Zweck nur in seiner eignen Vollendung suchen kann, als ein allmäliges Aufblühen zu nie endender Entwicklung betrachten. Allein auch diese erste Bedingung in gleicher Reinheit vorausgesetzt, entstehen aus der Verschiedenheit der individuellen Richtung nach der sinnlichen Anschauung, der inneren Empfindung und dem abgezogenen Denken verschiedene Erscheinungen. In jeder derselben strahlt die den Menschen umgebende Welt, von einer andren Seite in ihn aufgenommen, in verschiedener Form aus ihm zurück. In der äufseren Natur, um einen solchen Zug hier herauszuheben, bildet Alles eine stätige Reihe, gleichzeitig vor dem Auge, auf einander folgend in der Entwicklung der Zustände aus einander. Ebenso sehr ist dies in der bildenden Kunst der Fall. Bei den Griechen, denen es verliehen war, immer die vollste und zarteste Bedeutung aus der sinnlichen, äufseren Anschauung zu ziehen, ist vielleicht, was ihre geistige Thätigkeit betrifft, der am meisten charakteristische Zug ihre Scheu vor allem Uebermäfsigen und Uebertriebenen, die inwohnende Neigung, bei aller Regsamkeit und Freiheit der Einbildungskraft, aller scheinbaren Ungebundenheit der Empfindung, aller Veränderlichkeit der Gemüthsstimmung, aller Beweglichkeit, von Entschlüssen zu Entschlüssen überzugehen, dennoch immer Alles, was sich in ihnen gestaltete, innerhalb der Gränzen des Ebenmaafses und des Zusammenklanges zu halten. Sie besafsen in höherem Grade, als irgend ein anderes Volk, Tact und Geschmack; und der sich in allen ihren Werken offenbarende zeichnet sich noch vorzugsweise dadurch aus, dafs die Verletzung der Zartheit

des Gefühls niemals auf Kosten seiner Stärke oder der Naturwahrheit vermieden wird. Die innere Empfindung erlaubt, auch ohne von der richtigen Bahn abzuweichen, stärkere Gegensätze, schroffere Uebergänge, Spaltungen des Gemüths in unheilbare Kluft. Alle diese Erscheinungen bieten daher, — und dies beginnt schon bei den Römern —, die Neueren dar.

Das Feld der Verschiedenheit geistiger Eigenthümlichkeit ist von unmefsbarer Ausdehnung und unergründlicher Tiefe. Der Gang der gegenwärtigen Betrachtungen erlaubte mir aber nicht, es ganz unberührt zu lassen. Dagegen kann es scheinen, dafs ich den Charakter der Nationen zu sehr in der inneren Stimmung des Gemüths gesucht habe, da er sich vielmehr lebendig und anschaulich in der Wirklichkeit offenbart. Er äufsert sich, wenn man die Sprache und ihre Werke ausnimmt, in Physiognomie, Körperbau, Tracht, Sitten, Lebensweise, Familien- und bürgerlichen Einrichtungen, und vor Allem in dem Gepräge, welches die Völker eine Reihe von Jahrhunderten hindurch ihren Werken und Thaten aufdrücken. Dies lebendige Bild scheint in einen Schatten verwandelt, wenn man die Gestaltung des Charakters in der Gemüthsstimmung sucht, welche diesen lebendigen Aeufserungen zum Grunde liegt. Um aber den Einfluss desselben auf die Sprache zu zeigen, schien es mir nicht möglich, dies Verfahren zu umgehen. Die Sprache läfst sich nicht unmittelbar mit jenen thatsächlichen Aeufserungen überall in Verbindung bringen. Es mufs das Medium gefunden werden, in welchem beide einander begegnen, und, aus Einer Quelle entspringend, ihre verschiedenen Wege einschlagen. Dies aber ist offenbar nur das Innerste des Gemüths selbst.

Ebenso schwierig, als die Abgränzung der geistigen Individualität, ist die Beantwortung der Frage, wie sie in

den Sprachen Wurzel schlägt? woran der Charakter der Sprachen in ihnen haftet? an welchem ihrer Theile erkennbar ist? Die geistige Eigenthümlichkeit der Nationen wird, indem sie sich der Sprachen bedienen, in allen Stadien des Lebens derselben sichtbar. Ihr Einfluſs modificirt die Sprachen verschiedener Stämme, mehrere desselben Stammes, Mundarten einer einzelnen, ja endlich dieselbe, sich äuſserlich gleich bleibende, Mundart nach Verschiedenheit der Zeitalter und der Schriftsteller. Der Charakter der Sprache vermischt sich dann mit dem des Styls, bleibt aber immer der Sprache eigenthümlich, da nur gewisse Arten des Styls jeder Sprache leicht und natürlich sind. Macht man zwischen diesen hier aufgezählten Fällen den Unterschied, ob auch die Laute in den Wörtern und Beugungen verschieden sind, wie es sich in immer absteigenden Graden von den Sprachen verschiedenen Stammes an bis zu den Dialekten zeigt, oder ob der Einfluſs, indem jene äuſsere Form ganz oder doch wesentlich dieselbe bleibt, nur in dem Gebrauche der Wörter und Fügungen liegt, so ist in dem letzteren Falle die Einwirkung des Geistes, da die Sprache hier schon zu hoher intellectueller Ausbildung gelangt sein muſs, sichtbarer, aber feiner, in dem ersteren mächtiger, aber dunkler, da sich der Zusammenhang der Laute mit dem Gemüthe nur in wenigen Fällen bestimmt und scharf erkennen und schildern läſst. Doch kann, selbst in Dialekten, kleine und im Ganzen die Sprache wenig verändernde Umbildung einzelner Vocale mit Recht auf die Gemüthsbeschaffenheit des Volkes bezogen werden, wie schon die Griechischen Grammatiker von dem männlicheren Dorischen *a* gegen das weichlichere Ionische *ae* (η) bemerken.

In der Periode der ursprünglichen Sprachbildung, in welche wir auf unsrem Standpunkte die nicht von einander abzuleitenden Sprachen verschiedener Stämme setzen müs-

sen, waltet das Streben, die Sprache nur erst wahrhaft, dem eignen Bewufstsein anschaulich und dem Hörenden verständlich, aus dem Geiste herauszubauen, gleichsam die Schöpfung ihrer Technik, zu sehr vor, um nicht den Einflufs der individuellen Geistesstimmung, die ruhiger und klarer aus dem späteren Gebrauche hervorleuchtet, einigermafsen zu verdunkeln. Doch wirkt gerade dazu die ursprüngliche Charakteranlage der Völker gewifs am mächtigsten und einflufsreichsten mit. Dies sehen wir gleich an zwei Punkten, die, da sie die gesammte intellectuelle Anlage charakterisiren, eine Menge anderer zugleich bestimmen. Die verschiedenen, oben nachgewiesenen Wege, auf welchen die Sprachen die Verknüpfung der Sätze bezwecken, machen den wichtigsten Theil ihrer Technik aus. Gerade hierin nun enthüllt sich erstlich die Klarheit und Bestimmtheit der logischen Anordnung, welche allein der Freiheit des Gedankenflugs eine sichere Grundlage verleiht, und zugleich Gesetzmäfsigkeit und Ausdehnung der Intellectualität darthut, und zweitens das mehr oder minder durchscheinende Bedürfnifs nach sinnlichem Reichthum und Zusammenklang, die Forderung des Gemüths, was nur irgend innerlich wahrgenommen und empfunden wird, auch äufserlich mit Laut zu umkleiden. Allein gewifs liegen auch in dieser technischen Form der Sprachen noch Beweise anderer und mehr specieller Geistes-Individualitäten der Nationen, wenn sie gleich sich minder gewifs aus ihnen herleiten lassen. Sollte nicht z. B. die feine Unterscheidung zahlreicher Vocalmodificationen und Vocalstellungen und die sinnvolle Anwendung derselben, verbunden mit der Beschränkung auf dies Verfahren und der Abneigung gegen Zusammensetzung, ein Uebergewicht scharfsinnig und spitzfindig sondernden Verstandes in den Völkern Semitischen Stammes, besonders den Arabern, verrathen und befördern? Hiermit scheint

zwar der Bilderreichthum der Arabischen Sprache in Contrast zu stehen. Wenn es aber nicht selbst eine spitzfindige Sonderung der Begriffe ist, so möchte ich sagen, dafs jener Bilderreichthum in den einmal geformten Wörtern liegt, dagegen die Sprache selbst, hierin mit dem Sanskrit und dem Griechischen verglichen, einen viel geringeren Reichthum von Mitteln enthält, immerfort Dichtung jeder Gattung aus sich hervorsprieſsen zu lassen. Gewifs wenigstens scheint es mir, dafs man einen Zustand der Sprache, in welchem sie, als treues Abbild einer solchen Periode, viel dichterisch geformte Elemente enthält, von demjenigen unterscheiden mufs, wo ihrem Organismus selbst in Lauten, Formen, freigelassenen Verknüpfungen und Redefügungen unzerstörbare Keime ewig sprossender Dichtung eingepflanzt sind. In dem ersteren erkaltet nach und nach die einmal geprägte Form, und ihr dichterischer Gehalt wird nicht mehr begeisternd empfunden. In dem letzteren kann die dichterische Form der Sprache sich in immer neuer Frische nach der Geistescultur des Zeitalters und dem Genie der Dichter selbsterzeugten Stoff aneignen. Das bereits oben bei Gelegenheit des Flexionssystems Bemerkte findet sich auch hier bestätigt. Der wahre Vorzug einer Sprache besteht darin, den Geist durch die ganze Folge seiner Entwicklungen zu gesetzmäfsiger Thätigkeit und Ausbildung seiner einzelnen Vermögen zu stimmen, oder, um es von Seiten der geistigen Einwirkung auszudrücken, das Gepräge einer solchen reinen, gesetzmäfsigen und lebendigen Energie an sich zu tragen.

Allein auch da, wo das Formensystem mehrerer Sprachen im Ganzen dasselbe ist, wie im Sanskrit, Griechischen, Römischen und Deutschen, in welchen allen Flexion, zugleich durch Vocalwechsel und Anbildung, selten durch jenen, gewöhnlich durch diese bewirkt, herrscht, können in der Anwendung dieses Systems wichtige, durch die geistige Ei-

genthümlichkeit bewirkte Unterschiede liegen. Einer der wichtigsten ist das mehr oder minder sichtbare Vorwalten richtiger und vollständiger grammatischer Begriffe und die Vertheilung der verschiedenen Lautformen unter dieselben. Je nachdem dies in einem Volke bei der höheren Bearbeitung seiner Sprache herrschend wird, kehrt sich die Aufmerksamkeit von der sinnlichen Lautfülle und Mannigfaltigkeit der Formen auf die Bestimmtheit und die scharf abgegränzte Feinheit ihres Gebrauchs. Dies kann daher auch in derselben Sprache in verschiedenen Zeiten gefunden werden. Eine solche sorgfältige Beziehung der Formen auf die grammatischen Begriffe zeigt die Griechische Sprache durchaus; und wenn man auch auf den Unterschied zwischen einigen ihrer Dialekte Rücksicht nimmt, so verräth sie zugleich eine Neigung, sich der zu üppigen Lautfülle der zu volltönenden Formen zu entledigen, sie zusammenzuziehen, oder durch kürzere zu ersetzen. Das jugendliche Aufrauschen der Sprache in ihrer sinnlichen Erscheinung concentrirt sich mehr auf ihre Angemessenheit zum inneren Gedankenausdruck. Hierzu trägt die Zeit auf doppelte Weise bei, indem auf der einen Seite der Geist sich im fortschreitenden Entwicklungsgange immer mehr zu der inneren Thätigkeit hinneigt, und indem auf der andren auch die Sprache sich im Verlauf ihres Gebrauches da, wo die geistige Eigenthümlichkeit nicht alle ursprünglich bedeutsamen Laute unversehrt bewahrt, abschleift und vereinfacht. Auch im Griechischen ist, gegen das Sanskrit gehalten, schon das Letztere sichtbar, allein nicht in dem Grade, dafs man hierin allein einen genügenden Erklärungsgrund finden könnte. Wenn in dem Griechischen Formengebrauch in der That, wie es mir scheint, eine mehr gereifte intellectuelle Tendenz liegt, so entspringt sie wahrhaft aus dem der Nation inwohnenden Sinne für schnelle, feine und scharf gesonderte Ge-

dankenentwicklung. Die Deutsche höhere Bildung dagegen hat unsere Sprache schon auf einem Punkte der Abschleifung und der Abstumpfung bedeutsamer Laute gefunden, so dafs bei uns geringere Hinneigung zu sinnlicher Anschaulichkeit und gröfseres Zurückziehen auf die Empfindung allerdings auch darin ihren Grund gehabt haben kann. In der Römischen Sprache ist sehr üppige Lautfülle und grofse Freiheit der Phantasie über die Lautformung nie ausgegossen gewesen; der männlichere, ernstere und viel mehr auf die Wirklichkeit und auf den unmittelbar in ihr gültigen Theil des Intellectuellen gerichtete Sinn des Volkes gestattete wohl kein so üppiges und freies Aufsprieſsen der Laute. Den Griechischen grammatischen Formen kann man, als Folge der grofsen Beweglichkeit Griechischer Phantasie und der Zartheit des Schönheitssinnes, auch wohl, ohne zu irren, vorzugsweise vor den übrigen des Stammes, gröfsere Leichtigkeit, Geschmeidigkeit und gefälligere Anmuth zuschreiben.

Auch das Maafs, in welchem die Nationen von den technischen Mitteln ihrer Sprachen Gebrauch machen, ist nach ihrer verschiedenen Geisteseigenthümlichkeit verschieden. Ich erinnere hier nur an die Bildung zusammengesetzter Wörter. Das Sanskrit bedient sich derselben innerhalb der weitesten Gränzen, die sich eine Sprache überhaupt leicht erlauben darf, die Griechen auf viel beschränktere Weise und nach Verschiedenheit der Dialekte und des Styls. In der Römischen Litteratur findet sie sich vorzugsweise bei den ältesten Schriftstellern, und wird von der fortschreitenden Cultur der Sprache mehr ausgeschlossen.

Erst bei genauerer Erwägung, aber dann klar und deutlich, findet man den Charakter der verschiedenen Weltauffassung der Völker an der Geltung der Wörter haftend. Ich habe schon im Vorigen (S. 201. 209. 210) ausgeführt, dafs nicht leicht irgend ein Wort, es müfste denn augenblicklich

blofs als materielles Zeichen seines Begriffes gebraucht werden, von verschiedenen Individuen auf dieselbe Weise in die Vorstellung aufgenommen wird. Man kann daher geradezu behaupten, dafs in jedem etwas nicht wieder mit Worten zu Unterscheidendes liegt, und dafs die Wörter mehrerer Sprachen, wenn sie auch im Ganzen gleiche Begriffe bezeichnen, doch niemals wahre Synonyma sind. Eine Definition kann sie, genau und streng genommen, nicht umschliefsen, und oft läfst sich nur gleichsam die Stelle andeuten, die sie in dem Gebiete, zu dem sie gehören, einnehmen. Auf welche Weise dies sogar bei Bezeichnungen körperlicher Gegenstände der Fall ist, habe ich gleichfalls schon erwähnt. Das wahre Gebiet verschiedener Wortgeltung aber ist die Bezeichnung geistiger Begriffe. Hier drückt selten ein Wort, ohne sehr sichtbare Unterschiede, den gleichen mit dem Worte einer anderen Sprache aus. Wo wir, wie bei den Sprachen roher und ungebildeter Völker, von den feineren Nüancen der Wörter keinen Begriff haben, scheint uns wohl oft das Gegentheil statt zu finden. Allein die auf andere, hochgebildete Sprachen gerichtete Aufmerksamkeit verwahrt vor solcher übereilten Ansicht; und es liefse sich eine fruchtbare Vergleichung solcher Ausdrücke derselben Gattung, eine Synonymik mehrerer Sprachen, wie sie von einzelnen Sprachen vorhanden sind, aufstellen. Bei Nationen von grofser Geistesregsamkeit bleibt aber diese Geltung, wenn man sie bis in die feinsten Abstufungen verfolgt, gleichsam im beständigen Flusse. Jede Zeit, jeder selbstständige Schriftsteller fügt unwillkührlich hinzu, oder ändert ab, da er nicht vermeiden kann, seine Individualität an seine Sprache zu heften, und diese ein anderes Bedürfnifs des Ausdrucks ihr entgegenträgt. Es wird in diesen Fällen lehrreich, eine doppelte Vergleichung, der für den im Ganzen gleichen Begriff in mehreren Sprachen gebräuchli-

chen Wörter, und derjenigen derselben Sprache, welche zu der gleichen Gattung gehören, vorzunehmen. In der letzteren zeichnet sich die geistige Eigenthümlichkeit in ihrer Gleichförmigkeit und Einheit; es ist immer dieselbe, die sich den objectiven Begriffen beimischt. In der ersteren erkennt man, wie derselbe Begriff, z. B. der der Seele, von verschiedenen Seiten aufgefafst wird, und lernt dadurch gleichsam den Umfang menschlicher Vorstellungsweise auf geschichtlichem Wege kennen. Diese kann durch einzelne Sprachen, ja durch einzelne Schriftsteller erweitert werden. In beiden Fällen entsteht das Resultat theils durch die verschieden angespannte und zusammenwirkende Geistesthätigkeit, theils durch die mannigfaltigen Verknüpfungen, in welche der Geist, in dem nichts jemals einzeln dasteht, die Begriffe bringt. Denn es ist hier von dem aus der Fülle des geistigen Lebens hervorströmenden Ausdruck die Rede, nicht von der Gestaltung der Begriffe durch die Schule, welche sie auf ihre nothwendigen Kennzeichen beschränkt. Aus dieser systematisch genauen Beschränkung und Feststellung der Begriffe und ihrer Zeichen entsteht die wissenschaftliche Terminologie, die wir im Sanskrit in allen Epochen des Philosophirens und in allen Gebieten des Wissens ausgebildet finden, da der Indische Geist vorzugsweise auf die Sonderung und Aufzählung der Begriffe hinging. Die oben angedeutete doppelte Vergleichung bringt die bestimmte und feine Sonderung des Subjectiven und Objectiven in die Klarheit des Bewufstseins, und zeigt, wie beide immer wechselsweise auf einander wirken, und die Erhöhung und Veredlung der schaffenden Kraft mit der harmonischen Zusammenwölbung der Erkenntnifs gleichen Schritt hält.

Von der hier entwickelten Ansicht sind irrige oder mangelhafte Auffassungen der Begriffe ausgeschlossen geblieben. Es handelte sich hier nur von dem auf verschie-

denen Bahnen gemeinschaftlichen geregelten und energischen Streben nach dem Ausdruck von Begriffen, von der Auffassung derselben in ihrer Abspiegelung in der geistigen Individualität von unendlich vielen Seiten. Es kommt aber natürlich bei der Aufsuchung der Geisteseigenthümlichkeiten in der Sprache vor Allem auch die richtige Abtheilung der Begriffe in Betrachtung. Denn wenn z. B. zwei oft, aber doch nicht nothwendig, verbundene in einer Sprache in demselben Worte zusammengefafst werden, so kann es an einem reinen Ausdruck für jeden derselben allein fehlen. Ein Beispiel findet man in einigen Sprachen an den Ausdrücken für **Wollen, Wünschen** und **Werden**. Des Einflusses des Geistes auf die Art der Bezeichnung der Begriffe nach Maafsgabe der Verwandtschaft der letzteren, welche Gleichheit der Laute herbeiführt, und in Bezug auf die dabei gebrauchten Metaphern, ist es kaum nothwendig hier noch besonders zu erwähnen.

Weit mehr aber, als bei den einzelnen Wörtern, zeichnet sich die intellectuelle Verschiedenheit der Nationen in den Fügungen der Rede, in dem Umfange, welchen sie den Sätzen zu geben vermag, und in der innerhalb dieser Gränzen zu erreichenden Mannigfaltigkeit. Hierin liegt das wahre Bild des Ganges und der Verkettung der Gedanken, an die sich die Rede nicht wahrhaft anzuschliefsen vermag, wenn nicht die Sprache den gehörigen Reichthum und die begeisternde Freiheit der Fügungen besitzt. Alles, was die Arbeit des Geistes in sich, ihrer Form nach, ist, erscheint hier in der Sprache, und wirkt ebenso wieder auf das Innere zurück. Die Abstufungen sind hier unzählig, und das Einzelne, was die Wirkung hervorbringt, läfst sich nicht immer genau und bestimmt in Worten darstellen. Aber der dadurch hervorgebrachte verschiedene Geist schwebt, wie ein leiser Hauch, über dem Ganzen.

Ich habe bis hierher einzelne Punkte des gegenseitigen Einflusses des Charakters der Nationen und der Sprachen berührt. Es giebt aber zwei Erscheinungen in den letzteren, in welchen nicht nur alle am entschiedensten zusammentreffen, sondern wo sich auch dermafsen der Einfluſs des Ganzen offenbart, dafs selbst der Begriff des Einzelnen daraus verschwindet, die Poesie und die Prosa. Man muſs sie Erscheinungen der Sprache nennen, da schon die ursprüngliche Anlage dieser vorzugsweise die Richtung zu der einen oder andren, oder, wo die Form wahrhaft grofsartig ist, zur gleichen Entwicklung beider in gesetzmäfsigem Verhältnifs giebt, und auch wieder in ihrem Verlaufe darauf zurückwirkt. In der That aber sind sie zuerst Entwicklungsbahnen der Intellectualität selbst, und müssen sich, wenn ihre Anlage nicht mangelhaft ist, und ihr Lauf keine Störungen erleidet, nothwendig aus ihr entspinnen. Sie erfordern daher das sorgfältigste Studium, nicht nur in ihrem Verhältnifs zu einander überhaupt, sondern auch insbesondere in Beziehung auf die Zeit ihrer Entstehung.

Wenn man beide zugleich von der in ihnen am meisten concreten und idealen Seite betrachtet, so schlagen sie zu ähnlichem Zweck verschiedene Pfade ein. Denn beide bewegen sich von der Wirklichkeit aus zu einem ihr nicht angehörenden Etwas. Die Poesie fasst die Wirklichkeit in ihrer sinnlichen Erscheinung, wie sie äufserlich und innerlich empfunden wird, auf, ist aber unbekümmert um dasjenige, wodurch sie Wirklichkeit ist, stöst vielmehr diesen ihren Charakter absichtlich zurück. Die sinnliche Erscheinung verknüpft sie sodann vor der Einbildungskraft, und führt durch sie zur Anschauung eines künstlerisch idealischen Ganzen. Die Prosa sucht in der Wirklichkeit gerade die Wurzeln, durch welche sie am Dasein haftet, und die Fäden ihrer Verbindungen mit demselben. Sie verknüpft als-

dann auf intellectuellem Wege Thatsache mit Thatsache und Begriffe mit Begriffen, und strebt nach einem objectiven Zusammenhang in einer Idee. Der Unterschied beider ist hier so gezeichnet, wie er nach ihrem wahren Wesen im Geiste sich ausspricht. Sieht man blofs auf die mögliche Erscheinung in der Sprache, und auch in dieser nur auf eine, in der Verbindung höchst mächtige, aber vereinzelt fast gleichgültige Seite derselben, so kann die innere prosaische Richtung in gebundener, und die poetische in freier Rede ausgeführt werden, meistentheils aber nur auf Kosten beider, so dafs das poetisch ausgedrückte Prosaische weder den Charakter der Prosa, noch den der Poesie ganz an sich trägt, und ebenso in Prosa gekleidete Poesie. Der poetische Gehalt führt gewaltsam auch das poetische Gewand herbei; und es fehlt nicht an Beispielen, dafs Dichter im Gefühle dieser Gewalt das in Prosa Begonnene in Versen vollendet haben. Beiden gemeinschaftlich, um zu ihrem wahren Wesen zurückzukehren, ist die Spannung und der Umfang der Seelenkräfte, welche die Verbindung der vollen Durchdringung der Wirklichkeit mit dem Erreichen eines idealen Zusammenhanges unendlicher Mannigfaltigkeit erfordert, und die Sammlung des Gemüthes auf die consequente Verfolgung des bestimmten Pfades. Doch mufs diese wieder so aufgefafst werden, dafs sie die Verfolgung des entgegengesetzten im Geiste der Nation nicht ausschliefst, sondern vielmehr befördert. Beide, die poetische und prosaische Stimmung, müssen sich zu dem Gemeinsamen ergänzen, den Menschen tief in die Wirklichkeit Wurzel schlagen zu lassen, aber nur, damit sein Wuchs sich desto fröhlicher über sie in ein freieres Element erheben kann. Die Poesie eines Volkes hat nicht den höchsten Gipfel erreicht, wenn sie nicht in ihrer Vielseitigkeit und in der freien Geschmeidigkeit ihres Schwunges zugleich die Möglichkeit einer ent-

sprechenden Entwicklung in Prosa verkündet. Da der menschliche Geist, in Kraft und Freiheit gedacht, zu der Gestaltung von beiden gelangen muſs, so erkennt man die eine an der andren, wie man dem Bruchstück eines Bildwerks ansieht, ob es Theil einer Gruppe gewesen ist.

Die Prosa kann aber auch bei blofser Darstellung d s Wirklichen und bei ganz äufserlichen Zwecken stehen bleiben, gewissermafsen nur Mittheilung von Sachen, nicht Anregung von Ideen oder Empfindungen sein. Dann weicht sie nicht von der gewöhnlichen Rede ab, und erreicht nicht die Höhe ihres eigentlichen Wesens. Sie ist dann nicht eine Entwicklungsbahn der Intellectualität zu nennen, und hat keine formale, sondern nur materielle Beziehungen. Wo sie den höheren Weg verfolgt, bedarf sie, um zum Ziele zu gelangen, auch tiefer in das Gemüth eingreifender Mittel, und erhebt sich dann zu derjenigen veredelten Rede, von der allein gesprochen werden kann, wenn man sie als Gefährtin der Poesie auf der intellectuellen Laufbahn der Nationen betrachtet. Sie verlangt alsdann das Umfassen ihres Gegenstandes mit allen vereinten Kräften des Gemüths, woraus zugleich eine Behandlung entsteht, welche denselben als nach allen Seiten Strahlen aussendend zeigt, auf die er Wirkung ausüben kann. Der sondernde Verstand ist nicht allein thätig, die übrigen Kräfte wirken mit, und bilden die Auffassung, die man mit höherem Ausdruck die geistvolle nennt. In dieser Einheit trägt der Geist auch, aufser der Bearbeitung des Gegenstandes, das Gepräge seiner eignen Stimmung in die Rede über. Die Sprache, durch den Schwung des Gedanken gehoben, macht ihre Vorzüge geltend, ordnet sie aber dem hier gesetzgebenden Zwecke unter. Die sittliche Gefühlsstimmung theilt sich der Sprache mit, und die Seele leuchtet aus dem Style hervor. Auf eine ihr ganz eigenthümliche Weise offenbart sich aber in

der Prosa durch die Unterordnung und Gegeneinanderstellung der Sätze die der Gedankenentwicklung entsprechende logische Eurhythmie, welche der prosaischen Rede in der allgemeinen Erhebung durch ihren besondren Zweck geboten wird. Wenn sich der Dichter dieser zu sehr überläfst, so macht er die Poesie der rhetorischen Prosa ähnlich. Indem nun alles hier einzeln Genannte in der geistvollen Prosa zusammenwirkt, zeichnet sich in ihr die ganze lebendige Entstehung des Gedanken, das Ringen des Geistes mit seinem Gegenstande. Wo dieser es erlaubt, gestaltet sich der Gedanke wie eine freie, unmittelbare Eingebung, und ahnt auf dem Gebiete der Wahrheit die selbstständige Schönheit der Dichtung nach.

Aus allem diesem ergiebt sich, dafs Poesie und Prosa durch dieselben allgemeinen Forderungen bedingt sind. In beiden mufs ein von innen entstehender Schwung den Geist heben und tragen. Der Mensch in seiner ganzen Eigenthümlichkeit mufs sich mit dem Gedanken nach der äufseren und inneren Welt hinbewegen, und, indem er Einzelnes erfafst, auch dem Einzelnen die Form lassen, die es an das Ganze knüpft. In ihren Richtungen aber und den Mitteln ihres Wirkens sind beide verschieden, und können eigentlich nie mit einander vermischt werden. In Rücksicht auf die Sprache ist auch besonders zu beachten, dafs die Poesie in ihrem wahren Wesen von Musik unzertrennlich ist, die Prosa dagegen sich ausschliefslich der Sprache anvertraut. Wie genau die Poesie der Griechen mit Instrumentalmusik verbunden war, ist bekannt, und das Gleiche gilt von der lyrischen Poesie der Hebräer. Auch von der Einwirkung der verschiedenen Tonarten auf die Poesie ist oben gesprochen worden. Wie poetisch Gedanke und Sprache sein möge, fühlt man sich, wenn das musikalische Element fehlt, nicht auf dem wahren Gebiete der Poesie. Daher der na-

türliche Bund zwischen grofsen Dichtern und Componisten, obgleich die Neigung der Musik, sich in unbeschränkter Selbstständigkeit zu entwickeln, auch wohl die Poesie absichtlich in Schatten stellt.

Genau genommen, läfst sich nie sagen, dafs die Prosa aus der Poesie hervorgeht. Auch wo beide, wie in der Griechischen Litteratur, historisch*) in der That so erscheinen, kann dies doch nur richtig so erklärt werden, dafs die Prosa aus einem durch die ächteste und mannigfaltigste Poesie Jahrhunderte lang bearbeiteten Geiste und in einer auf diese Weise gebildeten Sprache entsprang. Beides aber ist wesentlich verschieden. Der Keim zur Griechischen Prosa lag, wie der zur Poesie, schon ursprünglich im Griechischen Geiste, durch dessen Individualität auch beide, ihrem Wesen unbeschadet, einander in ihrem eigenthümlichen Gepräge entsprechen. Schon die Griechische Poesie zeigt den weiten und freien Aufflug des Geistes, der das Bedürfnifs der Prosa hervorbringt. Beider Entwicklung war vollkommen naturgemäfs aus gemeinschaftlichem Ursprung und einem beide zugleich umfassenden intellectuellen Drange, der nur durch äufsere Umstände hätte an der Vollendung seiner Entfaltung verhindert werden können. Noch weniger läfst sich die höhere Prosa als durch eine, noch so sehr von dem bestimmten Zwecke der Rede und feinem Geschmack geminderte, Beimischung poetischer Elemente entstehend erklären. Die Unterschiede beider in ihrem Wesen üben ihre Wirkung natürlich auch in der Sprache aus, und die poetische und prosaische haben jede ihre Eigenthümlichkei-

*) Eine sehr geistvolle und von tiefer und gründlicher Lesung der Alten zeugende Uebersicht des Ganges der Griechischen Litteratur in Absicht auf Redefügung und Styl giebt die Einleitung zu Bernhardy's wissenschaftlicher Syntax der Griechischen Sprache.

ten in der Wahl der Ausdrücke, der grammatischen Formen und Fügungen. Viel weiter aber, als durch diese Einzelnheiten, werden sie durch den in ihrem tieferen Wesen gegründeten Ton des Ganzen auseinandergehalten. Der Kreis des Poetischen ist, wie unendlich und unerschöpflich auch in seinem Innern, doch immer ein geschlossener, der nicht Alles in sich aufnimmt, oder der Aufgenommenen nicht seine ursprüngliche Natur läßt; der durch keine äußere Form gebundene Gedanke kann sich in freier Entwickelung nach allen Seiten hin weiter bewegen, sowohl in der Auffassung des Einzelnen, als in der Zusammenfügung der allgemeinen Idee. Insofern liegt das Bedürfniß zur Ausbildung der Prosa in dem Reichthum und der Freiheit der Intellectualität, und macht die Prosa gewissen Perioden der geistigen Bildung eigenthümlich. Sie hat aber auch noch eine andre Seite, durch welche sie reizt, und sich dem Gemüthe einschmeichelt: ihre nahe Verwandtschaft mit den Verhältnissen des gewöhnlichen Lebens, das durch ihre Veredlung in seiner Geistigkeit gesteigert werden kann, ohne darum an Wahrheit und natürlicher Einfachheit zu verlieren. Von dieser Seite her kann sogar die Poesie die prosaische Einkleidung wählen, um gleichsam die Empfindung in ihrer ganzen Reinheit und Wahrheit darzustellen. Wie der Mensch selbst der Sprache, als das Gemüth begränzend und seine reinen Aeußerungen entstellend, abhold sein, und sich nach einem Empfinden und Denken ohne ein solches Medium sehnen kann, ebenso kann er sich durch Ablegung alles ihres Schmuckes, auch in der höchsten poetischen Stimmung, zu der Einfachheit der Prosa flüchten. Die Poesie trägt, ihrem Wesen nach, immer auch eine äußere Kunstform an sich. Es kann aber in der Seele eine Neigung zur Natur, im Gegensatz mit der Kunst, jedoch dergestalt geben, daß dem Gefühl der Natur übrigens ihr ganzer idealer Gehalt

bewahrt wird; und dies scheint in der That den neuern gebildeten Völkern eigen zu sein. Gewifs wenigstens, — und dies hängt zugleich mit der, bei gleicher Tiefe, weniger sinnlichen Formung unsrer Sprache zusammen —, liegt dies in unserer Deutschen Sinnesart. Der Dichter kann alsdann absichtlich den Verhältnissen des wirklichen Lebens nahe bleiben, und, wenn die Macht seines Genies dazu hinreicht, ein ächt poetisches Werk in prosaischer Einkleidung ausführen. Ich brauche hier nur an Göthe's Werther zu erinnern, von dem jeder Leser fühlen wird, wie nothwendig die äufsere Form mit dem inneren Gehalte zusammenhängt. Ich erwähne dies jedoch nur, um zu zeigen, wie aus ganz verschiednen Seelenstimmungen Stellungen der Poesie und Prosa gegen einander und Verknüpfungen ihres inneren und äufseren Wesens entstehen können, welche alle auf den Charakter der Sprache Einflufs haben, aber auch alle wieder, was uns noch sichtbarer ist, ihre Rückwirkung erfahren.

Die Poesie und Prosa selbst erhalten aber auch, jede für sich, eine eigenthümliche Färbung. In der Griechischen Poesie herrschte, in Gemäfsheit mit der allgemeinen intellectuellen Eigenthümlichkeit, die äufsere Kunstform vor allem Uebrigen vor. Dies entsprang zugleich aus ihrer regen und durchgängigen Verknüpfung mit der Musik, allein auch vorzüglich aus dem feinen Tact, mit welchem dieses Volk die inneren Wirkungen auf das Gemüth abzuwägen und auszugleichen verstand. So kleidete sich die alte Komödie in das reichste und mannigfaltigste rhythmische Gewand. Je tiefer sie oft in Schilderungen und Ausdrücken zum Gewöhnlichen und sogar zum Gemeinen hinabstieg, desto mehr fühlte sie die Nothwendigkeit, durch die Gebundenheit der äufseren Form Haltung und Schwung zu gewinnen. Die Verbindung des hochpoetischen Tones mit

der durchaus praktischen, altväterlichen, auf Sitteneinfachheit und Bürgertugend gerichteten Gediegenheit der gehaltvollen Parabasen ergreift man, wie man lebhaft beim Lesen des Aristophanes fühlt, das Gemüth in einem sich in seinem Tiefsten wieder vereinigenden Gegensatze. Auch war den Griechen die Einmischung der Prosa in die Poesie, wie wir sie bei den Indiern und Shakspeare finden, schlechterdings fremd. Das empfundene Bedürfnifs, sich auf der Bühne dem Gespräch zu nähern, und das richtige Gefühl, dafs auch die ausführlichste Erzählung, einer spielenden Person in den Mund gelegt, sich von dem epischen Vortrage des Rhapsoden, an den sie übrigens immer lebhaft erinnerte, unterscheiden mufste, liefs für diese Theile des Dramas eigne Sylbenmaafse entstehen, gleichsam Vermittler zwischen der Kunstform der Poesie und der natürlichen Einfachheit der Prosa. Auf diese selbst wirkte aber dieselbe allgemeine Stimmung ein, und gab auch ihr eine äufserlich kunstvollere Gestaltung. Die nationelle Eigenthümlichkeit zeigt sich besonders in der kritischen Ansicht und der Beurtheilung der grofsen Prosaisten. Die Ursach ihrer Trefflichkeit wird da, wo wir einen ganz andren Weg einschlagen würden, vorzüglich in Feinheiten des Numerus, kunstvollen Redefiguren und in Aeufserlichkeiten des Periodenbaues gesucht. Die Zusammenwirkung des Ganzen, die Anschauung der inneren Gedankenentwicklung, von welcher der Styl nur ein Abglanz ist, scheint uns bei Lesung solcher Schriften, wie z. B. der in diese Materie einschlagenden Bücher des Dionysius von Halikarnafs, gänzlich zu verschwinden. Es ist indefs nicht zu läugnen, dafs, Einseitigkeiten und Spitzfindigkeiten dieser Art der Kritik abgerechnet, die Schönheit jener grofsen Muster mit auf diesen Einzelnheiten beruht; und das genauere Studium dieser Ansicht führt uns zugleich tiefer in die Eigenthümlichkeit des Griechischen Geistes ein.

Denn die Werke des Genies üben doch ihre Wirkung nur durch die Art, wie sie von den Nationen aufgefafst werden, aus; und gerade die Einwirkung auf die Sprachen, mit der wir es hier zu thun haben, hängt vorzugsweise von dieser Auffassung ab.

Die fortschreitende Bildung des Geistes führt zu einer Stufe, wo er, gleichsam aufhörend zu ahnden und zu vermuthen, die Erkenntnifs zu begründen und ihren Inbegriff in Einheit zusammenzufügen strebt. Es ist dies die Epoche der Entstehung der Wissenschaft und der sich aus ihr entwickelnden Gelehrsamkeit; und dieser Moment kann nicht anders, als im höchsten Grade einflufsreich auf die Sprache sein. Von der sich in der Schule der Wissenschaft bildenden Terminologie habe ich schon oben (S. 228) gesprochen. Des allgemeinen Einflusses aber dieser Epoche ist es hier der Ort zu erwähnen, da die Wissenschaft in strengem Verstande die prosaische Einkleidung fordert, und eine poetische ihr nur zufällig zu Theil werden kann. In diesem Gebiete nun hat der Geist es ausschliefslich mit Objectivem zu thun, mit Subjectivem nur insofern, als dies Nothwendigkeit enthält; er sucht Wahrheit und Absonderung alles äufseren und inneren Scheins. Die Sprache erhält also erst durch diese Bearbeitung die letzte Schärfe in der Sonderung und Feststellung der Begriffe, und die reinste Abwägung der zu Einem Ziele zusammenstrebenden Sätze und ihrer Theile. Da sich aber durch die wissenschaftliche Form des Gebäudes der Erkenntnifs und die Feststellung des Verhältnisses der letzteren zu dem erkennenden Vermögen dem Geiste etwas ganz Neues aufthut, welches alles Einzelne an Erhabenheit übertrifft, so wirkt dies zugleich auf die Sprache ein, giebt ihr einen Charakter höheren Ernstes und einer die Begriffe zur höchsten Klarheit bringenden Stärke. Auf der andren Seite erheischt aber ihr Gebrauch in diesem

Gebiete Kälte und Nüchternheit und in den Fügungen Vermeidung jeder kunstvolleren, der Leichtigkeit des Verständnisses schädlichen und dem blofsen Zwecke der Darstellung des Objectes unangemessenen Verschlingung. Der wissenschaftliche Ton der Prosa ist also ein ganz anderer, als der bisher geschilderte. Die Sprache soll, ohne eigne Selbstständigkeit geltend zu machen, sich nur dem Gedanken so eng, als möglich, anschliefsen, ihn begleiten und darstellen. In dem uns überschbaren Gange des menschlichen Geistes kann mit Recht Aristoteles der Gründer der Wissenschaft und des auf sie gerichteten Sinnes genannt werden. Obgleich das Streben danach natürlich viel früher entstand, und die Fortschritte allmälig waren, so schlofs es sich doch erst mit ihm zur Vollendung des Begriffes zusammen. Als wäre dieser plötzlich in bis dahin unbekannter Klarheit in ihm hervorgebrochen, zeigt sich zwischen seinem Vortrage und der Methodik seiner Untersuchungen, und zwischen der seiner unmittelbarsten Vorgänger eine entschiedene, nicht stufenweis zu vermittelnde Kluft. Er forschte nach Thatsachen, sammelte dieselben, und strebte, sie zu allgemeinen Ideen hinzuleiten. Er prüfte die vor ihm aufgebauten Systeme, zeigte ihre Unhaltbarkeit, und bemühte sich, dem seinigen eine auf tiefer Ergründung des erkennenden Vermögens im Menschen ruhende Basis zu geben. Zugleich brachte er alle Erkenntnisse, die sein riesenmäfsiger Geist umfafste, in einen nach Begriffen geordneten Zusammenhang. Aus einem solchen, zugleich tief strebenden und weitumfassenden, gleich streng auf Materie und Form der Erkenntnifs gerichteten Verfahren, in welchem die Erforschung der Wahrheit sich vorzüglich durch scharfe Absonderung alles verführerischen Scheins ausgezeichnete, mufste bei ihm eine Sprache entstehen, die einen auffallenden Gegensatz mit der seines unmittelbaren Vorgängers und Zeit-

genossen, des Plato, bildete. Man kann beide in der That nicht in dieselbe Entwickelungsperiode stellen, mufs die Platonische Diction als den Gipfel einer nachher nicht wieder erstandenen, die Aristotelische als eine neue Epoche beginnend ansehen. Hierin erblickt man aber auffallend die Wirkung der eigenthümlichen Behandlungsart der philosophischen Erkenntnifs. Man irrte gewifs sehr, wenn man Aristoteles, mehr von Anmuth entblöfste, schmucklose und unläugbar oft harte Sprache einer natürlichen Nüchternheit und gleichsam Dürftigkeit seines Geistes zuschreiben wollte. Musik und Dichtung hatten einen grofsen Theil seiner Studien beschäftigt. Ihre Wirkung war, wie man schon an den wenigen von ihm übrigen Urtheilen in diesem Gebiete sieht, tief in ihn eingegangen, und nur angeborne Neigung konnte ihn zu diesem Zweige der Litteratur geführt haben. Wir besitzen noch einen Hymnus voll dichterischen Schwunges von ihm; und wenn seine exoterischen Schriften, besonders die Dialogen, auf uns gekommen wären, so würde unser Urtheil über den Umfang seines Styles wahrscheinlich ganz verschieden ausfallen. Einzelne Stellen seiner auf uns gekommenen Schriften, besonders der Ethik, zeigen, zu welcher Höhe er sich zu erheben vermochte. Die wahrhaft tiefe und abgezogne Philosophie hat auch ihre eignen Wege, zu einem Gipfel grofser Diction zu gelangen. Die Gediegenheit und selbst die Abgeschlossenheit der Begriffe giebt, wo die Lehre aus ächt schöpferischem Geiste hervorgeht, auch der Sprache eine mit der inneren Tiefe zusammenpassende Erhabenheit.

Eine Gestaltung des philosophischen Styls von ganz eigenthümlicher Schönheit findet sich auch bei uns in der Verfolgung abgezogener Begriffe in Fichte's und Schelling's Schriften und, wenn auch nur einzeln, aber dann wahrhaft ergreifend, in Kant. Die Resultate factisch wissenschaftli-

cher Untersuchungen sind vorzugsweise nicht allein einer ausgearbeiteten und sich aus tiefer und allgemeiner Ansicht des Ganzen der Natur von selbst hervorbildenden grofsartigen Prosa fähig, sondern eine solche befördert die wissenschaftliche Untersuchung selbst, indem sie den Geist entzündet, der allein in ihr zu grofsen Entdeckungen führen kann. Wenn ich hier der in dies Gebiet einschlagenden Werke meines Bruders erwähne, so glaube ich nur ein allgemeines, oft ausgesprochenes Urtheil zu wiederholen.

Das Feld des Wissens kann sich von allen Punkten aus zum Allgemeinen zusammenwölben; und gerade diese Erhebung und die genaueste und vollständigste Bearbeitung der thatsächlichen Grundlagen hängen auf das innigste zusammen. Nur wo die Gelehrsamkeit und das Streben nach ihrer Erweiterung nicht von dem ächten Geiste durchdrungen sind, leidet auch die Sprache; alsdann ist dies eine der Seiten, von welcher der Prosa, ebenso wie vom Herabsinken des gebildeten, ideenreichen Gespräches zu alltäglichem oder conventionellem, Verfall droht. Die Werke der Sprache können nur gedeihen, so lange der auf seine eigne sich erweiternde Ausbildung und auf die Verknüpfung des Weltganzen mit seinem Wesen gerichtete Schwung des Geistes sie mit sich emporträgt. Dieser Schwung erscheint in unzähligen Abstufungen und Gestalten, strebt aber immer zuletzt, auch wo der Mensch sich dessen nicht einzeln bewufst ist, seinem angeborenen Triebe gemäfs, nach jener grofsen Verknüpfung. Wo sich die intellectuelle Eigenthümlichkeit der Nation nicht kräftig genug zu dieser Höhe erhebt, oder die Sprache im intellectuellen Sinken eines gebildeten Volkes von dem Geiste verlassen wird, dem sie allein ihre Kraft und ihr blühendes Leben verdanken kann, entsteht nie eine grofsartige Prosa, oder zerfällt, wenn sich das Schaffen des Geistes zu gelehrtem Sammeln verflacht.

Die Poesie kann nur einzelnen Momenten des Lebens und einzelnen Stimmungen des Geistes angehören, die Prosa begleitet den Menschen beständig und in allen Aeufserungen seiner geistigen Thätigkeit. Sie schmiegt sich jedem Gedanken und jeder Empfindung an; und wenn sie sich in einer Sprache durch Bestimmtheit, helle Klarheit, geschmeidige Lebendigkeit, Wohllaut und Zusammenklang zu der Fähigkeit, sich von jedem Punkte aus zu dem freiesten Streben aufzuschwingen, aber zugleich zu dem feinen Tact ausgebildet hat, wo und wie weit ihr diese Erhebung in jedem einzelnen Falle zusteht, so verräth und befördert sie einen ebenso freien, leichten, immer gleich behutsam fortstrebenden Gang des Geistes. Es ist dies der höchste Gipfel, den die Sprache in der Ausbildung ihres Charakters zu erreichen vermag, und der daher, von den ersten Keimen ihrer äufseren Form an, der breitesten und sichersten Grundlagen bedarf.

Bei einer solchen Gestaltung der Prosa kann die Poesie nicht zurückgeblieben sein, da beide aus gemeinschaftlicher Quelle fliefsen. Sie kann aber einen hohen Grad der Trefflichkeit erreichen, ohne dafs auch die Prosa zur gleichen Entwicklung in der Sprache gelangt. Vollendet wird der Kreis dieser letzteren immer nur durch beide zugleich. Die Griechische Litteratur bietet uns, wenn auch mit grofsen und bedauerungswürdigen Lücken, den Gang der Sprache in dieser Rücksicht vollständiger und reiner dar, als er uns sonst irgendwo erscheint. Ohne erkennbaren Einfluls fremder gestalteter Werke, wodurch der fremder Ideen nicht ausgeschlossen wird, entwickelt sie sich von Homer bis zu den Byzantinischen Schriftstellern durch alle Phasen ihres Laufes allein aus sich selbst, und aus den Umgestaltungen des nationellen Geistes durch innere und äufsere geschichtliche Umwälzungen. Die Eigenthümlichkeit der Griechischen

Volksstämme bestand in einer, immer zugleich nach Freiheit und Obermacht, die aber auch meistentheils gern den Unterworfenen den Schein der ersteren erhielt, ringenden volksthümlichen Beweglichkeit. Gleich den Wellen des sie umgebenden, eingeschlossenen Meeres, brachte diese innerhalb derselben mäfsigen Gränzen unaufhörliche Veränderungen, Wechsel der Wohnsitze, der Gröfse und der Herrschaft hervor, und gab dem Geiste beständig neue Nahrung und Antrieb, sich in jeder Art der Thätigkeit zu ergiefsen. Wo die Griechen, wie bei Anlegung von Pflanzstädten, in die Ferne wirkten, herrschte der gleiche volksthümliche Geist. So lange dieser Zustand währte, durchdrang dies innerliche nationelle Princip die Sprache und ihre Werke. In dieser Periode fühlt man lebendig den inneren fortschreitenden Zusammenhang aller Geistesproducte, das lebhafte Ineinandergreifen der Poesie und der Prosa, und aller Gattungen beider. Als aber seit Alexander Griechische Sprache und Litteratur durch Eroberung ausgebreitet wurde und später, als besiegtem Volke angehörend, sich mit dem weltbeherrschenden der Sieger verband, erhoben sich zwar noch ausgezeichnete Köpfe und poetische Talente, aber das beseelende Princip war erstorben, und mit ihm das lebendige, aus der Fülle seiner eignen Kraft entspringende Schaffen. Die Kunde eines grofsen Theils des Erdbodens wurde nun erst wahrhaft eröffnet, die wissenschaftliche Beobachtung und die systematische Bearbeitung des gesammten Gebietes des Wissens war, in wahrhaft welthistorischer Verbindung eines thaten- und eines ideenreichen aufserordentlichen Mannes, durch Aristoteles Lehre und Vorbild dem Geiste klar geworden. Die Welt der Objecte trat mit überwiegender Gewalt dem subjectiven Schaffen gegenüber; und noch mehr wurde dieses durch die frühere Litteratur niedergedrückt, welche, da ihr beseelendes Princip mit der Freiheit, aus

der es quoll, verschwunden war, auf einmal wie eine Macht erscheinen mufste, mit der, wenn auch vielfache Nachahmungen versucht wurden, doch kein wahrer Wetteifer zu wagen war. Von dieser Epoche an beginnt also ein allmäliges Sinken der Sprache und Litteratur. Die wissenschaftliche Thätigkeit wandte sich aber nun auf die Bearbeitung beider, wie sie aus dem reinsten Zustande ihrer Blüthe übrig waren, so dafs zugleich ein grofser Theil der Werke aus den besten Epochen, und die Art, wie sich diese Werke in der absichtlich auf sie gerichteten Betrachtung späterer Generationen desselben, sich immer gleichen, aber durch äufsere Schicksale herabgedrückten Volkes abspiegelten, auf uns gekommen sind.

Vom Sanskrit läfst sich, unserer Kenntnifs der Litteratur desselben nach, nicht mit Sicherheit beurtheilen, bis auf welchen Grad und Umfang auch die Prosa in ihm ausgebildet war. Die Verhältnisse des bürgerlichen und geselligen Lebens boten aber in Indien schwerlich die gleichen Veranlassungen zu dieser Ausbildung dar. Der Griechische Geist und Charakter ging schon an sich mehr, als vielleicht je bei einer Nation der Fall war, auf solche Vereinigungen hin, in welchen das Gespräch, wenn nicht der alleinige Zweck, doch die hauptsächlichste Würze war. Die Verhandlungen vor Gericht und in der Volksversammlung forderten Ueberzeugung wirkende und die Gemüther lenkende Beredsamkeit. In diesen und ähnlichen Ursachen kann es liegen, wenn man auch künftig unter den Ueberresten der Indischen Litteratur nichts entdeckt, was man im Style den Griechischen Geschichtsschreibern, Rednern und Philosophen an die Seite stellen könnte. Die reiche, beugsame, mit allen Mitteln, durch welche die Rede Gediegenheit, Würde und Anmuth erhält, ausgestattete Sprache bewahrt sichtbar alle Keime dazu in sich, und würde in der höheren prosai-

schen Bearbeitung noch ganz andere Charakterseiten, als wir an ihr jetzt kennen, entwickelt haben. Dies beweist schon der einfache, anmuthvolle, auf bewundrungswürdige Weise zugleich durch getreue und zierliche Schilderung und eine ganz eigenthümliche Verstandesschärfe anziehende Ton der Erzählungen des Hitôpadêśa.

Die Römische Prosa stand in einem ganz andren Verhältnisse zur Poesie, als die Griechische. Hierauf wirkte bei den Römern gleich stark ihre Nachahmung der Griechischen Muster, und ihre eigne, überall hervorleuchtende Originalität. Denn sie drückten ihrer Sprache und ihrem Style sichtbar das Gepräge ihrer inneren und äufseren politischen Entwicklung auf. Mit ihrer Litteratur in ganz andre Zeitverhältnisse versetzt, konnte bei ihnen keine ursprünglich naturgemäfse Entwicklung statt finden, wie wir sie bei den Griechen vom Homerischen Zeitalter an, und durch den dauernden Einfluſs jener frühesten Gesänge, wahrnehmen. Die grofse, originelle Römische Prosa entspringt unmittelbar aus dem Gemüth und Charakter, dem männlichen Ernst, der Sittenstrenge und der ausschliefsenden Vaterlandsliebe, bald an sich, bald im Contraste mit späterer Verderbniſs. Sie hat viel weniger eine bloſs intellectuelle Farbe, und muſs, aus allen diesen Gründen zusammengenommen, der naiven Anmuth einiger Griechischen Schriftsteller entbehren, welche bei den Römern nur in poetischer Stimmung, da die Poesie das Gemüth in jeden Zustand zu versetzen vermag, hervortritt. Ueberhaupt erscheinen fast in allen Vergleichungen, die sich zwischen Griechischen und Römischen Schriftstellern anstellen lassen, die ersteren minder feierlich, einfacher und natürlicher. Hieraus entsteht ein mächtiger Unterschied zwischen der Prosa beider Nationen; und es ist kaum glaublich, daſs ein Schriftsteller wie Tacitus von den Griechen seiner Zeit

wahrhaft empfunden worden sei. Eine solche Prosa mufste um so mehr auch anders auf die Sprache einwirken, als beide den gleichen Impuls von derselben Nationaleigenthümlichkeit empfingen. Eine gleichsam unbeschränkte, sich jedem Gedanken hingebende, jede Bahn des Geistes mit gleicher Leichtigkeit verfolgende, und gerade in dieser Allseitigkeit und nichts zurückstofsenden Beweglichkeit ihren wahren Charakter findende Geschmeidigkeit konnte aus solcher Prosa nicht entspringen und ebenso wenig eine solche erzeugen. Ein Blick in die Prosa der neueren Nationen würde in noch verwickeltere Betrachtungen führen, da die Neueren, wo sie nicht selbst original sind, nicht vermeiden konnten, verschieden von den Römern und Griechen angezogen zu werden, zugleich aber ganz neue Verhältnisse auch eine bis dahin unbekannte Originalität in ihnen erzeugten.

Es ist seit den meisterhaften Wolfischen Untersuchungen über die Entstehung der Homerischen Gedichte wohl allgemein anerkannt, dafs die Poesie eines Volkes noch lange nach der Erfindung der Schrift unaufgezeichnet bleiben kann, und dafs beide Epochen durchaus nicht nothwendig zusammenfallen. Bestimmt, die Gegenwart des Augenblicks zu verherrlichen und zur Begehung festlicher Gelegenheiten mitzuwirken, war die Poesie in den frühesten Zeiten zu innig mit dem Leben verknüpft, ging zu freiwillig zugleich aus der Einbildungskraft des Dichters und der Auffassung der Hörer hervor, als dafs ihr die Absichtlichkeit kalter Aufzeichnung nicht hätte fremd bleiben sollen. Sie entströmte den Lippen des Dichters, oder der Sängerschule, welche seine Gedichte in sich aufgenommen hatte; es war ein lebendiger, mit Gesang und Instrumentalmusik begleiteter Vortrag. Die Worte machten von diesem nur einen Theil aus, und waren mit ihm unzertrennlich verbunden. Dieser ganze Vortrag wurde der Folgezeit zugleich

überliefert, und es konnte nicht in den Sinn kommen, das so fest Verschlungene absondern zu wollen. Nach der ganzen Weise, wie in dieser Periode des geistigen Volkslebens die Poesie in demselben Wurzel schlug, entstand gar nicht der Gedanke der Aufzeichnung. Diese setzte erst die Reflexion voraus, die sich immer aus der, eine Zeit hindurch blofs natürlich geübten Kunst entwickelt, und eine gröfsere Entfaltung der Verhältnisse des bürgerlichen Lebens, welche den Sinn hervorruft, die Thätigkeiten zu sondern und ihre Erfolge dauernd zusammenwirken zu lassen. Erst dann konnte die Verbindung der Poesie mit dem Vortrag und dem augenblicklichen Lebensgenufs loser werden. Die Nothwendigkeit der poetischen Wortstellung und das Metrum machten es auch grofsentheils überflüssig, der Ueberlieferung vermittelst des Gedächtnisses durch Schrift zu Hülfe zu kommen.

Bei der Prosa verhielt sich dies alles ganz anders. Die Hauptschwierigkeit läfst sich zwar, meiner Ueberzeugung nach, hier nicht in der Unmöglichkeit suchen, längere ungebundene Rede dem Gedächtnifs anzuvertrauen. Es giebt gewifs bei den Völkern auch blofs nationelle, durch mündliche Ueberlieferung aufbewahrte Prosa, bei welcher die Einkleidung und der Ausdruck sicher nicht zufällig sind. Wir finden in den Erzählungen von Nationen, welche gar keine Schrift besitzen, einen Gebrauch der Sprache, eine Art des Styls, denen man es ansieht, dafs sie gewifs nur mit kleinen Veränderungen von Erzähler zu Erzähler übergegangen sind. Auch die Kinder bedienen sich bei Wiederholung gehörter Erzählungen gewöhnlich gewissenhaft derselben Ausdrücke. Ich brauche hier nur an die Erzählung von Tangaloa auf den Tonga-Inseln zu erinnern*).

*) Mariner. Th. II. S. 377.

Unter den Vasken gehen noch heute solche unaufgezeichnet bleibenden Mährchen herum, die, zum sichtbaren Beweise, dafs auch, und ganz vorzüglich, die äufsere Form dabei beobachtet wird, nach der Versicherung der Eingebornen, allen ihren Reiz und ihre natürliche Grazie durch Uebertragung in das Spanische verlieren. Das Volk ist ihnen dergestalt ergeben, dafs sie, ihrem Inhalte nach, in verschiedene Classen getheilt werden. Ich hörte selbst ein solches, unserer Sage vom Hamelnschen Rattenfänger ganz ähnliches, erzählen; andere stellen, nur auf verschiedene Weise verändert, Mythen des Hercules, und ein ganz locales von einer kleinen, dem Lande vorliegenden Insel*) die Geschichte Hero's und Leander's, auf einen Mönch und seine Geliebte übertragen, dar. Allein die Aufzeichnung, zu welcher der Gedanke bei der frühesten Poesie gar nicht entsteht, liegt dennoch bei der Prosa nothwendig und unmittelbar, auch ehe sie sich zur wahrhaft kunstvollen erhebt, in dem ursprünglichen Zweck. Thatsachen sollen erforscht oder dargestellt, Begriffe entwickelt und verknüpft, also etwas Objectives ausgemittelt werden. Die Stimmung, welche dies hervorzubringen strebt, ist eine nüchterne, auf Forschung gerichtete, Wahrheit von Schein sondernde, dem Verstande die Leitung des Geschäfts übertragende. Sie stöfst also zuerst das Metrum zurück, nicht gerade wegen der Schwierigkeit seiner Fesseln, sondern weil das Bedürfnifs danach in ihr nicht gegründet sein kann, ja vielmehr der Allseitigkeit des überall hin forschenden und verknüpfenden Verstandes eine die Sprache nach einem bestimmten Gefühle einengende Form nicht zusagt. Aufzeichnung wird nun hierdurch und durch das ganze Unternehmen wünschenswerth, ja selbst unentbehrlich. Das Erforschte und selbst

*) Izaro in der Bucht von Bermeo.

der Gang der Forschung mufs in allen Einzelnheiten fest und sicher dastehen. Der Zweck selbst ist möglichste Vereinigung: Geschichte soll das sonst im Laufe der Zeit Verfliegende erhalten, Lehre zu weiterer Entwickelung ein Geschlecht an das andere knüpfen. Die Prosa begründet auch erst das namentliche Heraustreten Einzelner aus der Masse in Geisteserzeugnissen, da die Forschung persönliche Erkundigungen, Besuche fremder Länder und eigen gewählte Methoden der Verknüpfung mit sich führt, die Wahrheit, besonders in Zeiten, wo andere Beweise mangeln, eines Gewährsmannes bedarf, und der Geschichtsschreiber nicht, wie der Dichter, seine Beglaubigung vom Olymp ableiten kann. Die sich in einer Nation entwickelnde Stimmung zur Prosa mufs daher die Erleichterung der Schriftmittel suchen, und kann durch die schon vorhandene angeregt werden.

In der Poesie entstehen durch den natürlichen Gang der Bildung der Völker zwei, gerade durch die Entbehrung und den Gebrauch der Schrift zu bezeichnende, verschiedene Gattungen*), eine gleichsam vorzugsweise natürliche, der Begeistrung ohne Absicht und Bewufstsein der Kunst entströmende, und eine spätere kunstvollere, doch darum nicht minder dem tiefsten und ächtesten Dichtergeist angehörende. Bei der Prosa kann dies nicht auf dieselbe Weise und noch

*) Unübertrefflich gesagt und mit eigenem Dichtergefühl empfunden ist in der Vorrede zu A. W. v. Schlegel's Rámâyana die Auseinandersetzung über die früheste Poesie bei den Griechen und Indiern. Welcher Gewinn wäre es für die philosophische und ästhetische Würdigung beider Litteraturen und für die Geschichte der Poesie, wenn es diesem, vor allen andren mit den Gaben dazu ausgestatteten Schriftsteller gefiele, die Litteraturgeschichte der Indier zu schreiben, oder doch einzelne Theile derselben, namentlich die dramatische Poesie, zu bearbeiten, und einer ebenso glücklichen Kritik zu unterwerfen, als das Theater anderer Nationen von seiner wahrhaft genialen Behandlung erfahren hat.

weniger in denselben Perioden statt finden. Allein in anderer Art ist dasselbe auch bei ihr der Fall. Wenn sich nämlich in einem für Prosa und Poesie glücklich organisirten Volke Gelegenheiten ausbilden, wo das Leben frei hervorströmender Beredsamkeit bedarf, so ist hier, nur auf andere Weise, eine ähnliche Verknüpfung der Prosa mit dem Volksleben, als wir sie oben bei der Poesie gefunden haben. Sie stöfst dann auch, so lange sie ohne Bewufstsein absichtlicher Kunst fortdauert, die todte und kalte Aufzeichnung zurück. Dies war wohl gewifs in den grofsen Zeiten Athens zwischen dem Perserkriege und dem Peloponnesischen und noch später der Fall. Redner wie Themistokles, Perikles und Alcibiades entwickelten gewifs mächtige Rednertalente; von den beiden letzteren wird dies ausdrücklich herausgehoben. Dennoch sind von ihnen keine Reden, da die in den Geschichtsschreibern natürlich nur diesen angehören, auf uns gekommen, und auch das Alterthum scheint keine ihnen mit Sicherheit beigelegte Schriften besessen zu haben. Zu Alcibiades Zeit gab es zwar schon aufgezeichnete und sogar von andren, als ihren Verfassern, gehalten zu werden bestimmte Reden; es lag aber doch in allen Verhältnissen des Staatslebens jener Periode, dafs diese Männer, welche wirklich Lenker des Staates waren, keine Veranlassung fanden, ihre Reden, weder ehe sie dieselben hielten, noch nachher, niederzuschreiben. Dennoch bewahrt diese natürliche Beredsamkeit gewifs ebenso wie jene Poesie nicht nur den Keim, sondern war in vielen Stücken das unübertroffene Vorbild der späteren kunstvolleren. Hier aber, wo von dem Einflusse beider Gattungen auf die Sprache die Rede ist, konnte die nähere Erwägung dieses Verhältnisses nicht übergangen werden. Die späteren Redner empfingen die Sprache aus einer Zeit, wo schon in bildender und dichtender Kunst so Grofses und Herrliches das Genie der Red-

ner angeregt und den Geschmack des Volkes gebildet hatte, in einer ganz andren Fülle und Feinheit, als deren sie sich früher zu rühmen vermöchte. Etwas sehr Aehnliches mußte das lebendige Gespräch in den Schulen der Philosophen darbieten.

§. 21.

Es ist bewundrungswürdig zu sehen, welche lange Reihe von Sprachen gleich glücklichen Baues und gleich anregender Wirkung auf den Geist diejenige hervorgebracht hat, die wir an die Spitze des Sanskritischen Stammes stellen müssen, wenn wir einmal überhaupt in jedem Stamme Eine Ur- oder Muttersprache voraussetzen. Um nur die uns am meisten nahe liegenden Momente hier aufzuzählen, so finden wir zuerst das Zend und das Sanskrit in enger Verwandtschaft, aber auch in merkwürdiger Verschiedenheit, das eine und das andre von dem lebendigsten Principe der Fruchtbarkeit und Gesetzmäfsigkeit in Wort- und Formenbildung durchdrungen. Dann gingen aus diesem Stamm die beiden Sprachen unsrer classischen Gelehrsamkeit hervor, und, wenn auch in späterer wissenschaftlicher Entwickelung, der ganze Germanische Sprachzweig. Endlich, als die Römische Sprache durch Verderbniſs und Verstümmlung entartete, blühten, wie mit erneuerter Lebenskraft, aus derselben die Romanischen Sprachen auf, welchen unsere heutige Bildung so unendlich viel verdankt. Jene Ursprache bewahrte also ein Lebensprincip in sich, an welchem sich wenigstens drei Jahrtausende hindurch der Faden der geistigen Entwickelung des Menschengeschlechts fortzuspinnen vermochte, und das selbst aus dem Verfallnen und Zersprengten neue Sprachbildungen zu regeneriren, Kraft besafs.

Man hat wohl in der Völkergeschichte die Frage aufgeworfen, was aus den Weltbegebenheiten geworden sein würde, wenn Carthago Rom besiegt und das Europäische

Abendland beherrscht hätte. Man kann mit gleichem Rechte fragen: in welchem Zustande sich unsre heutige Cultur befinden würde, wenn die Araber, wie sie es eine Zeit hindurch waren, im alleinigen Besitz der Wissenschaft geblieben wären, und sich über das Abendland verbreitet hätten? Weniger günstiger Erfolg scheint mir in beiden Fällen nicht zweifelhaft. Derselben Ursache, welche die Römische Weltherrschaft hervorbrachte, dem Römischen Geist und Charakter, nicht äufseren, mehr zufälligen Schicksalen, verdanken wir den mächtigen Einflufs dieser Weltherrschaft auf unsere bürgerlichen Einrichtungen, Gesetze, Sprache und Cultur. Durch die Richtung auf diese Bildung und durch innere Stammverwandtschaft wurden wir wirklich für Griechischen Geist und Griechische Sprache empfänglich, da die Araber vorzugsweise nur an den wissenschaftlichen Resultaten Griechischer Forschung hingen. Sie würden, auch auf der Grundlage desselben Alterthums, nicht das Gebäude der Wissenschaft und Kunst aufzuführen vermocht haben, dessen wir uns mit Recht rühmen.

Nimmt man nun dies als richtig an, so fragt sich, ob dieser Vorzug der Völker Sanskritischen Stammes in ihren intellectuellen Anlagen, oder in ihrer Sprache, oder in günstigeren geschichtlichen Schicksalen zu suchen ist? Es springt in die Augen, dafs man keine dieser Ursachen als allein wirkend ansehen darf. Sprache und intellectuelle Anlagen lassen sich in ihrer beständigen Wechselwirkung nicht von einander trennen, und auch die geschichtlichen Schicksale möchten, wenn uns gleich der Zusammenhang bei weitem nicht in allen Punkten durchschimmert, von dem inneren Wesen der Völker und Individuen so unabhängig nicht sein. Dennoch mufs jener Vorzug sich an irgend etwas in der Sprache erkennen lassen; und wir haben daher hier noch vom Beispiele des Sanskritischen Sprachstammes aus-

gehend, die Frage zu untersuchen, woran es liegt, dafs eine Sprache vor der andren ein stärker und mannigfaltiger aus sich heraus erzeugendes Lebensprincip besitzt? Die Ursach liegt, wie man hier deutlich sieht, in zwei Punkten, darin, dafs es ein Stamm von Sprachen, keine einzelne ist, wovon wir hier reden, dann aber in der individuellen Beschaffenheit des Sprachbaues selbst. Ich bleibe hier zunächst bei der letzteren stehen, da ich auf die besondren Verhältnisse der einen Stamm bildenden Sprachen erst in der Folge zurückkommen kann.

Es ergiebt sich von selbst, dafs die Sprache, deren Bau dem Geiste am meisten zusagt und seine Thätigkeit am lebendigsten anregt, auch die dauerndste Kraft besitzen mufs, alle neue Gestaltungen aus sich hervorgehen zu lassen, welche der Lauf der Zeit und die Schicksale der Völker herbeiführen. Eine solche auf die ganze Sprachform verweisende Beantwortung der aufgeworfenen Frage ist aber viel zu allgemein, und giebt, genau genommen, nur die Frage in anderen Worten zurück. Wir bedürfen aber hier einer auf specielle Punkte führenden; und eine solche scheint mir auch möglich. Die Sprache, im einzelnen Wort und in der verbundenen Rede, ist ein Act, eine wahrhaft schöpferische Handlung des Geistes; und dieser Act ist in jeder Sprache ein individueller, in einer von allen Seiten bestimmten Weise verfahrend. Begriff und Laut, auf eine ihrem wahren Wesen gemäfse, nur an der Thatsache selbst erkennbare Weise verbunden, werden als Wort und als Rede hinausgestellt, und dadurch zwischen der Aufsenwelt und dem Geiste etwas von beiden Unterschiedenes geschaffen. Von der Stärke und Gesetzmäfsigkeit dieses Actes hängt die Vollendung der Sprache in allen ihren einzelnen Vorzügen, welchen Namen sie immer führen mögen, ab, und auf ihr beruht also auch das in ihr lebende, weiter erzeu-

gende Princip. Es ist aber nicht einmal nöthig, auch der Gesetzmäfsigkeit dieses Actes zu erwähnen; denn diese liegt schon im Begriffe der Stärke. Die volle Kraft entwickelt sich immer nur auf dem richtigen Wege. Jeder unrichtige stöfst auf eine die vollkommene Entwicklung hemmende Schranke. Wenn also die Sanskritischen Sprachen mindestens drei Jahrtausende hindurch Beweise ihrer zeugenden Kraft gegeben haben, so ist dies lediglich eine Wirkung der Stärke des spracherschaffenden Actes in den Völkern, welchen sie angehörten.

Wir haben im Vorigen (§. 12) ausführlich von der Zusammenfügung der inneren Gedankenform mit dem Laute gesprochen, und in ihr eine Synthesis erkannt, die, was nur durch einen wahrhaft schöpferischen Act des Geistes möglich ist, aus den beiden zu verbindenden Elementen ein drittes hervorbringt, in welchem das einzelne Wesen beider verschwindet. Diese Synthesis ist es, auf deren Stärke es hier ankommt. Der Völkerstamm wird in der Spracherzeugung der Nationen den Sieg erringen, welcher diese Synthesis mit der gröfsten Lebendigkeit und der ungeschwächtesten Kraft vollbringt. In allen Nationen mit unvollkommneren Sprachen ist diese Synthesis von Natur schwach, oder wird durch irgend einen hinzutretenden Umstand gehemmt und gelähmt. Allein auch diese Bestimmungen zeigen noch zu sehr im Allgemeinen, was sich doch in den Sprachen selbst bestimmt und als Thatsache nachweisen läfst.

Es giebt nämlich Punkte im grammatischen Baue der Sprachen, in welchen jene Synthesis und die sie hervorbringende Kraft gleichsam nackter und unmittelbarer ans Licht treten, und mit denen der ganze übrige Sprachbau dann auch nothwendig im engsten Zusammenhange steht. Da die Synthesis, von welcher hier die Rede ist, keine Be-

schaffenheit, nicht einmal eigentlich eine Handlung, sondern ein wirkliches, immer augenblicklich vorübergehendes Handeln selbst ist, so kann es für sie kein besonderes Zeichen an den Worten geben, und das Bemühen, ein solches Zeichen zu finden, würde schon an sich den Mangel der wahren Stärke des Actes durch die Verkennung seiner Natur beurkunden. Die wirkliche Gegenwart der Synthesis mufs gleichsam immateriell sich in der Sprache offenbaren, man mufs inne werden, dafs sie, gleich einem Blitze, dieselbe durchleuchtet und die zu verbindenden Stoffe, wie eine Gluth aus unbekannten Regionen, in einander verschmolzen hat. Dieser Punkt ist zu wichtig, um nicht eines Beispieles zu bedürfen. Wenn in einer Sprache eine Wurzel durch ein Suffix zum Substantivum gestempelt wird, so ist das Suffix das materielle Zeichen der Beziehung des Begriffs auf die Kategorie der Substanz. Der synthetische Act aber, durch welchen, unmittelbar beim Aussprechen des Wortes, diese Versetzung im Geiste wirklich vor sich geht, hat in dem Worte selbst kein eignes einzelnes Zeichen, sondern sein Dasein offenbart sich durch die Einheit und Abhängigkeit von einander, zu welcher Suffix und Wurzel verschmolzen sind, also durch eine verschiedenartige, indirecte, aber aus dem nämlichen Bestreben fliefsende Bezeichnung.

Wie ich es hier in diesem einzelnen Falle gethan habe, kann man diesen Act überhaupt den Act des selbstthätigen Setzens durch Zusammenfassung (Synthesis) nennen. Er kehrt überall in der Sprache zurück. Am deutlichsten und offenbarsten erkennt man ihn in der Satzbildung, dann in den durch Flexion oder Affixe abgeleiteten Wörtern, endlich überhaupt in allen Verknüpfungen des Begriffs mit dem Laute. In jedem dieser Falle wird durch Verbindung etwas Neues geschaffen, und wirklich als etwas (ideal) für sich Bestehendes gesetzt. Der Geist schafft, stellt sich aber das

Geschaffene durch denselben Act gegenüber, und läfst es, als Object, auf sich zurückwirken. So entsteht, aus der sich im Menschen reflectirenden Welt zwischen ihm und ihr, die ihn mit ihr verknüpfende und sie durch ihn befruchtende Sprache. Auf diese Weise wird es klar, wie von der Stärke dieses Actes das ganze, eine bestimmte Sprache durch alle Perioden hindurch beseelende Leben abhängt.

Wenn man nun aber zum Behuf der historischen und praktischen Prüfung und Beurtheilung der Sprachen, von der ich mich in dieser Untersuchung niemals entferne, nachforscht, woran die Stärke dieses Actes in ihrem Baue erkennbar ist, so zeigen sich vorzüglich drei Punkte, an welchen er haftet, und bei denen man den Mangel seiner ursprünglichen Stärke durch ein Bemühen, denselben auf anderem Wege zu ersetzen, angedeutet findet. Denn auch hier äufsert sich, worauf wir schon im Vorigen mehrmals zurückgekommen sind, dafs das richtige Verlangen der Sprache (also z. B. im Chinesischen die Abgränzung der Redetheile) im Geiste immer vorhanden, allein nicht immer so durchgreifend lebendig ist, dafs es sich auch wieder im Laute darstellen sollte. Es entsteht alsdann im äufseren grammatischen Baue eine durch den Geist zu ergänzende Lücke, oder Ersetzung durch unadäquate Analoga. Auch hier also kommt es auf eine solche Auffindung des synthetischen Actes im Sprachbaue an, die nicht blofs seine Wirksamkeit im Geiste, sondern seinen wahren Uebergang in die Lautformung nachweist. Jene drei Punkte sind nun das Verbum, die Conjunction, und das Pronomen relativum, und wir müssen bei jedem derselben noch einige Augenblicke verweilen.

Das Verbum (um zuerst von diesem allein zu sprechen) unterscheidet sich vom Nomen und von den andren, möglicherweise im einfachen Satze vorkommenden Redetheilen

mit schneidender Bestimmtheit dadurch, dafs ihm allein der Act des synthetischen Setzens als grammatische Function beigegeben ist. Es ist ebenso, als das declinirte Nomen, in der Verschmelzung seiner Elemente mit dem Stammworte durch einen solchen Act entstanden; es hat aber auch diese Form erhalten, um die Obliegenheit und das Vermögen zu besitzen, diesen Act in Absicht des Satzes wieder selbst auszuüben. Es liegt daher zwischen ihm und den übrigen Wörtern des einfachen Satzes ein Unterschied, der diese mit ihm zur gleichen Gattung zu zählen verbietet. Alle übrigen Wörter des Satzes sind gleichsam todt daliegender, zu verbindender Stoff, das Verbum allein ist der Leben enthaltende und Leben verbreitende Mittelpunkt. Durch einen und ebendenselben synthetischen Act knüpft es durch das Sein das Prädicat mit dem Subjecte zusammen, allein so, dafs das Sein, welches mit einem energischen Prädicate in ein Handeln übergeht, dem Subjecte selbst beigelegt, also das blofs als verknüpfbar Gedachte zum Zustande oder Vorgange in der Wirklichkeit wird. Man denkt nicht blofs den einschlagenden Blitz, sondern der Blitz ist es selbst, der herniederfährt; man bringt nicht blofs den Geist und das Unvergängliche als verknüpfbar zusammen, sondern der Geist ist unvergänglich. Der Gedanke, wenn man sich so sinnlich ausdrücken könnte, verläfst durch das Verbum seine innere Wohnstätte und tritt in die Wirklichkeit über.

Wenn nun hierin die unterscheidende Natur und die eigenthümliche Function des Verbums liegt, so mufs die grammatische Gestaltung desselben in jeder einzelnen Sprache kund geben, ob und auf welche Weise sich gerade diese charakteristische Function in der Sprache andeutet? Man pflegt wohl, um einen Begriff von der Beschaffenheit und dem Unterschiede der Sprachen zu geben, anzuführen, wie viel Tempora, Modi und Conjugationen das Verbum in ih-

nen hat, die verschiednen Arten der Verba aufzuzählen u. s. f. Alle hier genannten Punkte haben ihre unbestreitbare Wichtigkeit. Allein über das wahre Wesen des Verbums, insofern es der Nerv der ganzen Sprache ist, lassen sie ohne Belehrung. Das, worauf es ankommt, ist, ob und wie sich am Verbum einer Sprache seine synthetische Kraft, die Function, vermöge welcher es Verbum ist? *) äufsert; und diesen Punkt läfst man nur zu häufig ganz unberührt. Man geht auf diese Weise nicht tief genug und nicht bis zu den wahren inneren Bestrebungen der Sprachformung zurück, sondern bleibt bei den Aeufserlichkeiten des Sprachbaues stehen, ohne zu bedenken, dafs diese erst dadurch Bedeutung erlangen, dafs zugleich ihr Zusammenhang mit jenen tiefer liegenden Richtungen dargethan wird.

Im Sanskrit beruht die Andeutung der zusammenfassenden Kraft des Verbums allein auf der grammatischen Behandlung dieses Redetheiles, und läfst, da sie durchaus seiner Natur folgt, schlechterdings nichts zu vermissen übrig. Wie das Verbum sich in dem hier in Rede stehenden Punkte von allen übrigen Redetheilen des einfachen Satzes dem Wesen nach unterscheidet, so hat es im Sanskrit durchaus nichts mit dem Nomen gemein, sondern beide stehen vollkommen rein und geschieden da. Man kann zwar aus dem geformten Nomen in gewissen Fällen abgeleitete Verba bilden. Dies ist aber weiter nichts, als dafs das Nomen, ohne Rücksicht auf diese seine besondere Natur, wie ein Wurzelwort behandelt wird. Seine Endung, also gerade sein grammatisch bezeichnender Theil, erfährt dabei mehrfache Aenderungen. Auch kommt gewöhnlich, aufser der

*) Ich habe diese Frage in Absicht der uns grammatisch bekannten Amerikanischen Sprachen in einer eignen, in einer der Classensitzungen der Berliner Akademie gelesenen Abhandlung zu beantworten versucht.

in der Abwandlung liegenden Verbalbehandlung, noch eine Sylbe oder ein Buchstabe hinzu, welcher zu dem Begriffe des Nomens einen zweiten, einer Handlung, fügt. Dies ist in der Sylbe कम्य्, *kâmy*, von काम, *kâma*, Verlangen, unmittelbar deutlich. Sollten aber auch die übrigen Einschiebsel andrer Art, wie *y*, *sy* u. s. f., keine reale Bedeutung besitzen, so drücken sie ihre Verbalbeziehungen dadurch formal aus, dafs sie bei den primitiven, aus wahren Wurzeln entstehenden Verben gleichfalls, und wenn man in die Untersuchung der einzelnen Fälle eingeht, auf sehr analoge Weise Platz finden. Dafs Nomina ohne solchen Zusatz in Verba übergehen, ist bei weitem der seltenste Fall. Ueberhaupt hat aber von dieser ganzen Verwandlung der Nomina in Verba die ältere Sprache nur sehr sparsamen Gebrauch gemacht.

Wie zweitens das Verbum in seiner hier betrachteten Function niemals substanzartig ruht, sondern immer in einem einzelnen, von allen Seiten bestimmten Handeln erscheint, so vergönnt ihm auch die Sprache keine Ruhe. Sie bildet nicht, wie beim Nomen, erst eine Grundform, an welche sie die Beziehungen anhängt; und selbst ihr Infinitiv ist nicht verbaler Natur, sondern ein deutlich, auch nicht aus einem Theile des Verbums, sondern aus der Wurzel selbst abgeleitetes Nomen. Dies ist nun zwar ein Mangel in der Sprache zu nennen, welche wirklich die ganz eigenthümliche Natur des Infinitivs zu verkennen scheint. Es beweist aber nur noch mehr, wie sorgfältig sie jeden Schein der Nominalbeschaffenheit von dem Verbum zu entfernen bemüht ist. Das Nomen ist eine Sache, und kann, als solche, Beziehungen eingehen, und die Zeichen derselben annehmen. Das Verbum ist, als augenblicklich verfliegende Handlung, nichts als ein Inbegriff von Beziehungen; und so stellt es die Sprache in der That dar. Ich brauche hier kaum zu

bemerken, dafs es wohl niemandem einfallen kann, die Classensylben der speciellen Tempora des Sanskritischen Verbums als den Grundformen des Nomens entsprechend anzusehen. Wenn man die Verba der vierten und zehnten Classe ausnimmt, von welchen sogleich weiter unten die Rede sein wird, so bleiben nur Vocale, mit oder ohne eingeschobene Nasenlaute, übrig, also sichtbar nur phonetische Zusätze zu der in die Verbalform übergehenden Wurzel.

Wie endlich drittens überhaupt in den Sprachen die innere Gestaltung eines Redetheils sich ohne directes Lautzeichen durch die symbolische Lauteinheit der grammatischen Form ankündigt, so kann man mit Wahrheit behaupten, dafs diese Einheit in den Sanskritischen Verbalformen noch viel enger, als in den nominalen, geschlossen ist. Ich habe schon im Vorigen darauf aufmerksam gemacht, dafs das Nomen in seiner Abwandlung niemals einen Stammvocal, wie das Verbum so häufig, durch Gunirung steigert. Die Sprache scheint hierin offenbar eine Absonderung des Stammes von dem Suffix, die sie im Verbum gänzlich verlöscht, im Nomen noch allenfalls dulden zu wollen. Mit Ausnahme der Pronominal-Suffixa in den Personenendungen, ist auch die Bedeutung der nicht blofs phonetischen Elemente der Verbalbildungen viel schwieriger zu entdecken, als dies wenigstens in einigen Punkten der Nominalbildung der Fall ist. Wenn man als die Scheidewand der von dem wahren Begriff der grammatischen Formen ausgehenden (flectirenden) und der unvollkommen zu ihnen hinstrebenden (agglutinirenden) Sprachen den zwiefachen Grundsatz aufstellt: aus der Form ein einzeln ganz unverständliches Zeichen zu bilden, oder zwei bedeutsame Begriffe nur eng an einander zu heften, so tragen in der ganzen Sanskritsprache die Verbalformen den ersteren am deutlichsten an sich. Diesem Gange zufolge ist die Bezeichnung jeder einzelnen

Beziehung nicht dieselbe, sondern nur analogisch gleichförmig, und der einzelne Fall wird besonders, nur mit Bewahrung der allgemeinen Analogie, nach den Lauten der Bezeichnungsmittel und des Stammes behandelt. Daher haben die einzelnen Bezeichnungsmittel verschiedene, nur immer auf bestimmte Fälle anzuwendende Eigenheiten, wie ich hieran schon oben (S. 153-156.) bei Gelegenheit des Augments und der Reduplication erinnert habe. Wahrhaft bewundrungswürdig ist die Einfachheit der Mittel, mit welchen die Sprache eine so ungemein grofse Mannigfaltigkeit der Verbalformen hervorbringt. Die Unterscheidung derselben ist aber nur eben dadurch möglich, dafs alle Umänderungen der Laute, sie mögen blofs phonetisch oder bezeichnend sein, auf verschiedenartige Weise verbunden werden, und nur die besondere unter diesen vielfachen Combinationen den einzelnen Abwandlungsfall stempelt, der alsdann auch blofs dadurch, dafs er gerade diese Stelle im Conjugations-Schema einnimmt, bezeichnend bleibt, selbst wenn die Zeit gerade seine bedeutsamen Laute abgeschliffen hat. Personenendungen, die symbolischen Bezeichnungen durch Augment und Reduplication, die, wahrscheinlich blofs auf den Klang bezogenen Laute, deren Einschiebung die Verbalclassen andeutet, sind die hauptsächlichen Elemente, aus welchen die Verbalformen zusammengesetzt werden. Aufser denselben giebt es nur zwei Laute, *i* und *s*, welche da, wo sie nicht auch blofs phonetischen Ursprungs sind, als wirkliche Bezeichnungen von Gattungen, Zeiten und Modi des Verbums gelten müssen. Da mir in diesen ein besonders feiner und sinnvoller Gebrauch ursprünglich für sich bedeutsamer Wörter grammatisch bezeichnet zu liegen scheint, so verweile ich bei ihnen noch einen Augenblick länger.

Bopp hat zuerst mit grofsem Scharfsinn und unbestreitbarer Gewifsheit das erste Futurum und eine der Forma-

tionen des vielförmigen Augment-Präteritums als zusammengesetzt aus einem Stammwort und dem Verbum अस्, *as* sein, nachgewiesen. Haughton glaubt auf gleich sinnreiche Weise in dem *ya* der Passiva das Verbum gehen, ऐ, *i*, oder या, *yâ*, zu entdecken. Auch da, wo sich *s* oder *sy* zeigt, ohne dafs die Gegenwart des Verbums *as* in seiner eignen Abwandlung so sichtbar, als in den oben erwähnten Zeiten, ist, kann man diese Laute als von *as* herstammend betrachten; und es ist dies zum Theil auch von Bopp bereits geschehen. Erwägt man dies, und nimmt man zugleich alle Fälle zusammen, wo *i* oder von ihm abstammende Laute in den Verbalformen bedeutsam zu sein scheinen, so zeigt sich hier am Verbum etwas Aehnliches, als wir oben am Nomen gefunden haben. Wie dort das Pronomen in verschiedener Gestalt Beugungsfälle bildet, so thun dasselbe hier zwei Verba der allgemeinsten Bedeutung. Sowohl dieser Bedeutung, als dem Laute nach, verräth sich in dieser Wahl die Absicht der Sprache, sich der Zusammensetzung nicht zur wahren Verbindung zweier bestimmten Verbalbegriffe zu bedienen, wie wenn andere Sprachen die Verbalnatur durch den Zusatz des Begriffes thun oder machen andeuten, sondern, auf der eignen Bedeutung des angesetzten Verbums nur leise fufsend, sich seines Lautes als blofsen Andeutungsmittels zu bedienen, in welche Kategorie des Verbums die einzelne in Rede stehende Form gesetzt werden soll. Gehen liefs sich auf eine unbestimmbare Menge von Beziehungen des Begriffes anwenden. Die Bewegung zu einer Sache hin kann von Seiten ihrer Ursach als willkührlich oder unwillkührlich, als ein thätiges Wollen oder leidendes Werden, von Seiten der Wirkung als ein Hervorbringen, Erreichen u. s. f. angesehen werden. Von phonetischer Seite aber war der *i*-Vocal gerade der schicklichste, um wesentlich als Suffix zu dienen, und diese Zwit-

terrolle zwischen Bedeutsamkeit und Symbolisirung gerade so zu spielen, dafs die erstere, wenn auch der Laut von ihr ausging, dabei ganz in Schatten gestellt wurde. Denn er dient schon an sich im Verbum häufig als Zwischenlaut, und seine euphonischen Veränderungen in *y* und *ay* vermehren die Mannigfaltigkeit der Laute in der Gestaltung der Formen; *a* gewährte diesen Vortheil nicht, und *u* hat einen zu eigenthümlichen schweren Laut, um so häufig zu immaterieller Symbolisirung zu dienen. Vom *s* des Verbums sein läfst sich nicht dasselbe, aber doch auch Aehnliches sagen, da es auch zum Theil phonetisch gebraucht wird, und seinen Laut nach Maafsgabe des ihm vorangehenden Vocals verändert*).

*) Wenn ich es hier versuche, der Behauptung Haughton's (Ausg. des Manu, Th. I. S. 329) eine gröfsere Ausdehnung zu geben, so schmeichle ich mir, dafs dieser treffliche Gelehrte dies vielleicht selbst gethan haben würde, wenn es ihm nicht an der angeführten Stelle, wie es scheint, weniger um diese etymologische Muthmafsung, als um die logische Feststellung des Verbum neutrum und des Passivums zu thun gewesen wäre. Denn man mufs offenherzig gestehen, dafs der Begriff des Gehens durchaus nicht gerade mit dem des Passivums an sich, sondern erst dann einigermafsen übereinstimmt, wenn man dies, mehr in Verbindung mit dem Begriff des Verbum neutrum, als ein Werden betrachtet. So erscheint es auch, nach Haughton's Anführung, im Hindostanischen, wo es dem Sein entgegengesetzt. Auch die neueren Sprachen, welchen es an einem den Uebergang zum Sein direct und ohne Metapher ausdrückenden Worte, wie es das Griechische γίγνεσθαι, das Lateinische *fieri* und unser werden ist, fehlt, nehmen zu dem bildlichen Ausdruck des Gehens ihre Zuflucht, nur dafs sie es sinnvoller, sich gleichsam an das Ziel des Ganges stellend, als ein Kommen auffassen: *devenire*, *divenire*, *devenir*, *to become*. Im Sanskrit mufs daher immer, auch bei der Voraussetzung der Richtigkeit jener Etymologie, die Hauptkraft des Passivums in der neutralen Conjugation (der des *Átmanépadam*) liegen, und die Verbindung dieser mit dem Gehen erst das Gehen, auf sich selbst bezogen, als eine innerliche, nicht

Wie in den Sprachen eine Entwickelung immer aus der andren, so dafs die frühere dadurch bestimmend wird,

nach aufsen zu bewirkende Veränderung bezeichnen. Es ist in dieser Hinsicht nicht unmerkwürdig, und hätte von Haughton für seine Meinung angeführt werden können, dafs die Intensiva nur im *Atmanêpadam* die Zwischensylbe *ya* annehmen, was eine besondere Verwandtschaft des *ya* mit dieser Abwandlungsform verräth. Auf den ersten Anblick ist es auffallend, dafs sowohl im Passivum, als bei dem Intensivum, das *ya* in den generellen Zeiten, auf welche der Classenunterschied nicht wirkt, hinwegfällt. Es scheint mir aber dies gerade ein neuer Beweis, dafs das Passivum sich aus dem Verbum neutrum der vierten Verbalclasse entwickelte, und dafs die Sprache, überwiegend dem Gange der Formen folgend, die aus jener Classe entnommene Kennsylbe nicht über sie hinausführen wollte. Das *sy* der Desiderativa, welches auch seine Bedeutung sein möge, haftet auch in jenen Zeiten an den Formen, und erfährt nicht die Beschränkung der Classen-Tempora, weil es nicht mit diesen zusammenhängt. Viel natürlicher, als auf das Passivum, pafst der Begriff des Gehens auf die durch Anfügung eines *y* geformten Denominativa, die ein Verlangen, Aneignen, Nachbilden einer Sache andeuten. Auch in den Causalverben kann derselbe Begriff vorgewaltet haben; und es möchte daher doch vielleicht nicht zu mifsbilligen sein, sondern vielmehr für eine Erinnerung der Abstammung gelten können, wenn die Indischen Grammatiker als die Kennsylbe dieser Verba *i*, und *ay* nur als die nothwendige phonetische Erweiterung davon ansehen. (Vergl. Bopp's Lat. Sanskrit-Gramm. S. 142. Anm. 233.) Die Vergleichung der ganz gleichmäfsig gebildeten Denominativa macht dies sehr wahrscheinlich. In den durch काम्य, *kâmy*, aus Nominen gebildeten Verben scheint diese Zusatzsylbe eine Zusammensetzung von काम, *kâma*, Begierde, und इ, *i*, gehen, also selbst ein vollständiges eignes Denominativverbum. Wenn es erlaubt ist, Muthmafsungen weiter auszudehnen, so liefse sich das *sy* der Desiderativverba als ein Gehen in den Zustand erklären, was zugleich auf die Etymologie des zweiten Futurums Anwendung fände. Was Bopp (über das Conjugationssystem der Sanskritsprache S. 29-33. *Annals of oriental literature* S. 45-50) sehr scharfsinnig und richtig zuerst über die Verwandtschaft des Potentialis und zweiten Futurums ausgeführt hat, kann sehr gut hiermit vereinigt werden. Den Desiderativen scheinen die Denominativa mit der Kennsylbe *sya* und *asya* nachgebildet.

hervorgeht, und wie sich vorzüglich im Sanskrit der Faden dieser Entwickelungen hauptsächlich an den Lautformen fortspinnen läfst, davon ist das Passivum der Sanskrit-Grammatik ein auffallender Beweis. Nach richtigen grammatischen Begriffen ist diese Verbalgattung immer nur ein Correlatum des Activums, und zwar eine eigentliche Umkehrung desselben. Indem aber, dem Sinne nach, der Wirkende zum Leidenden, und umgekehrt, wird, soll, der grammatischen Form nach, dennoch der Leidende das Subject des Verbums sein, und der Wirkende von diesem regiert werden. Von dieser, einzig richtigen Seite hat die grammatische Formenbildung das Passivum im Sanskrit nicht aufgefafst, wie sich überhaupt, am deutlichsten aber da verräth, wo der Infinitiv des Passivums ausgedrückt werden soll. Zugleich aber bezeichnet das Passivum etwas mit der Person Vorgehendes, sich auf sie, mit Ausschliefsung ihrer Thätigkeit, innerlich Beziehendes. Da nun die Sanskritsprache unmittelbar darauf gekommen war, das Wirken nach aufsen und das Erfahren im Innern in der ganzen Abwandlung des Verbums von einander zu trennen, so fafste sie, der Form nach, auch das Passivum von dieser Seite auf. Dadurch entstand es wohl, dafs diejenige Verbalclasse, die vorzugsweise jene innere Abwandlungsart verfolgte, auch zur Kennsylbe des Passivums die Veranlassung gab. Ist nun aber das Passivum in seinem richtigen Begriff, gleichsam als die Vereinigung eines zwischen Bedeutung und Form liegenden und unaufgehoben bleibenden Widerspruchs, schwierig, so ist es in der Zusammenschliefsung mit der im Subjecte selbst befangenen Handlung nicht adäquat aufzufassen, und kaum von Nebenbegriffen rein zu erhalten. In der ersteren Beziehung sieht man, wie einige Sprachen, z. B. die Malayischen, und unter diesen am sinnreichsten die Tagalische, mühsam danach streben, eine Art von Passivum hervorzu-

bringen. In der letzteren Beziehung wird es klar, dafs der reine Begriff, den die spätere Sanskritsprache, wie wir aus ihren Werken sehen, richtig auffafste, in die frühere Sprachformung durchaus nicht überging. Denn anstatt dem Passivum einen durch alle Tempora gleichförmig oder analog durchgehenden Ausdruck zu geben, knüpft sie dasselbe an die vierte Classe der Verba, und läfst es ihre Kennsylbe an den Gränzen derselben ablegen, indem sie sich in den nicht innerhalb dieser Schranken befindlichen Formen an unvollkommner Bezeichnung begnügt.

Im Sanskrit also, um zu unsrem Hauptgegenstande zurückzukehren, hat das Gefühl der zusammenfassenden Kraft des Verbums die Sprache vollständig durchdrungen. Es hat sich in derselben nicht blofs einen entschiednen, sondern gerade den ihm allein zusagenden Ausdruck, einen rein symbolischen geschaffen, ein Beweis seiner Stärke und Lebendigkeit. Denn ich habe schon oft in diesen Blättern bemerkt, dafs, wo die Sprachform klar und lebendig im Geiste dasteht, sie in die, sonst die äufsere Sprachbildung leitende, äufsere Entwickelung eingreift, sich selbst geltend macht, und nicht zugiebt, dafs im blofsen Fortspinnen angefangener Fäden, statt der reinen Formen, gleichsam Surrogate derselben gebildet werden. Das Sanskrit giebt uns hier zugleich vom Gelingen und Mifslingen in diesem Punkt passende Beispiele. Die Function des Verbums drückt es rein und entscheidend aus, in der Bezeichnung des Passivums läfst es sich auf der Verfolgung des äufseren Weges irre leiten.

Eine der natürlichsten und allgemeinsten Folgen der inneren Verkennung, oder vielmehr der nicht vollen Anerkennung der Verbalfunction ist die Verdunkelung der Gränzen zwischen Nomen und Verbum. Dasselbe Wort kann als beide Redetheile gebraucht werden; jedes Nomen läfst

sich zum Verbum stempeln; die Kennzeichen des Verbums modificiren mehr seinen Begriff, als sie seine Function charakterisiren; die der Tempora und Modi begleiten das Verbum in eigner Selbstständigkeit, und die Verbindung des Pronomens ist so lose, dafs man gezwungen wird, zwischen demselben und dem angeblichen Verbum, welches eher eine Nominalform mit Verbalbedeutung ist, das Verbum sein im Geiste zu ergänzen. Hieraus entsteht natürlich, dafs wahre Verbalbeziehungen zu Nominalbeziehungen hingezogen werden, und beide auf die mannigfaltigste Weise in einander übergehen. Alles hier Gesagte trifft vielleicht nirgends in so hohem Grade zusammen, als im Malayischen Sprachstamm, der auf der einen Seite, mit wenigen Ausnahmen, an Chinesischer Flexionslosigkeit leidet, und auf der andren nicht, wie die Chinesische Sprache, die grammatische Formung mit verschmähender Resignation zurückstöfst, sondern dieselbe sucht, einseitig erreicht, und in dieser Einseitigkeit wunderbar vervielfältigt. Von den Grammatikern als vollständige, durch ganze Conjugationen durchgeführte Bildungen lassen sich deutlich als wahre Nominalformen nachweisen; und obgleich das Verbum keiner Sprache fehlen kann, so wandelt dennoch den, welcher den wahren Ausdruck dieses Redetheils sucht, in den Malayischen Sprachen gleichsam ein Gefühl seiner Abwesenheit an. Dies gilt nicht blofs von der Sprache auf Malacca, deren Bau überhaupt von noch gröfserer Einfachheit, als der der übrigen ist, sondern auch von der, in der Malayischen Weise sehr formenreichen Tagalischen. Merkwürdig ist es, dafs im Javanischen, durch die blofse Veränderung des Anfangsbuchstaben in einen andren derselben Classe, Nominal- und Verbalformen wechselsweise in einander übergehen. Dies scheint auf den ersten Anblick eine wirklich symbolische Bezeichnung; ich habe aber im zweiten Buche meiner Abhandlung über die

Kawi-Sprache gezeigt, dafs diese Buchstabenveränderung nur die Folge der Abschleifung eines Präfixes im Laufe der Zeit ist. Ich verbreite mich nur hier nicht ausführlicher über diesen Gegenstand, da er im zweiten und dritten Buche jener Schrift von mir ausführlich erörtert worden ist.

In den Sprachen, in welchen das Verbum gar keine, oder sehr unvollkommene Kennzeichen seiner wahren Function besitzt, fällt es von selbst, mehr oder weniger, mit dem Attributivum, also einem Nomen, zusammen, und das eigentliche Verbum, welches das wirkliche Setzen des Gedachten andeutet, mufs, als Verbum sein, zu dem Subject und diesem Attributivum geradezu ergänzt werden. Eine solche Auslassung des Verbums da, wo einer Sache blofs eine Eigenschaft beigelegt werden soll, ist auch den höchstgebildeten Sprachen nicht fremd. Namentlich trifft man sie häufig im Sanskrit und Lateinischen, seltner im Griechischen an. Neben einem vollkommen ausgebildeten Verbum hat sie mit der Charakterisirung des Verbums nichts zu schaffen, sondern ist blofs eine Art der Satzbildung. Dagegen geben einige der Sprachen, welche in ihrem Bau den Verbalausdruck nur mit Mühe erringen, diesen Constructionen eine besondere Form, und ziehen dieselben dadurch gewissermafsen in den Bau des Verbums hinein. So kann man im Mexicanischen ich liebe sowohl durch *ni-tlazotla*, als durch *ni-tlazotla-ni* ausdrücken. Das Erstere ist die Verbindung des Verbalpronomens mit dem Stamme des Verbums, das Letztere die gleiche mit dem Participium, insofern nämlich gewisse Mexicanische Verbaladjectiva, ob sie gleich nicht den Begriff des Verlaufs der Handlung (das Element, aus welchem erst vermittelst der Verbindung mit den drei Stadien der Zeit das eigentliche Tempus entsteht*)

*) Ich folge nämlich der, wie es mir scheint, mit Unrecht jetzt zu oft verlassenen Theorie der Griechischen Grammatiker, nach

enthalten, doch in der Rücksicht Participia heifsen können, als sie activer, passiver oder reflexiver Bedeutung sind. Vetancurt macht in seiner Mexicanischen Grammatik*) die zweite der obigen Mexicanischen Formen zu einem Gewohnheit andeutenden Tempus. Dies ist zwar eine offenbar irrige Ansicht, da eine solche Form im Verbum kein Tempus sein könnte, sondern, was nicht der Fall ist, durch die Tempora durchflectirt werden müfste. Man sieht aber aus Vetancurt's genauerer Bestimmung der Bedeutung des Ausdrucks, dafs derselbe nichts andres, als die Verbindung eines Pronomens und eines Nomens mit ausgelassenem Verbum sein, ist. Ich liebe hat den reinen Verbalausdruck; ich bin ein Liebender (d. h. ich pflege zu lieben) ist, genau genommen, keine Verbalform, sondern ein Satz. Die Sprache aber stempelt diese Construction gewissermafsen zum Verbum, da sie in derselben nur den Gebrauch des Verbalpronomens erlaubt. Sie behandelt auch das Attributivum dadurch wie ein Verbum, dafs sie demselben die von ihm regierten Wörter beigiebt: *ni-te-tla-namaca-ni*, ich (bin) ein jemandem etwas Verkaufender, d. i. ich pflege zu verkaufen, bin Kaufmann.

Die, gleichfalls Neuspanien angehörende Mixteca-Sprache unterscheidet den Fall, wo das Attributivum, als schon dem

---

welcher jedes Tempus aus der Verbindung einer der drei Zeiten mit einem der drei Stadien des Verlaufs der Handlung besteht, und die Harris in seinem Hermes und Reitz in, leider zu wenig bekannten akademischen Abhandlungen vortrefflich ins Licht gesetzt haben, Wolf aber durch die genaue Bestimmung der drei Aoriste erweitert hat. Das Verbum ist das Zusammenfassen eines energischen Attributivums (nicht eines blofs qualitativen) durch das Sein. Im energischen Attributivum liegen die Stadien der Handlung, im Sein die der Zeit. Dies hat Bernhardy, meiner Ueberzeugung nach, richtig begründet und erwiesen.

*) *Arte de lengua Mexicana.* Mexico 1673. S. 6.

Substantivum anhängend, bezeichnet, und wo es demselben erst durch den Verbalausdruck beigelegt wird, durch die Stellung beider Redetheile. Im ersteren mufs das Attributivum auf das Substantivum folgen, im letzteren demselben vorausgehen- *naha quadza*, die böse Frau, *quadza naha*, die Frau ist böse*).

Das Unvermögen, den Ausdruck des zusammenfassenden Seins unmittelbar in die Form des Verbums zu legen, welches in den eben genannten Fällen diesen Ausdruck gänzlich fehlen läfst, kann auch im Gegentheil dahin führen, ihn ganz materiell da eintreten zu lassen, wo er auf diese Weise nicht stehen soll. Dies geschieht, wenn zu einem wahrhaft attributiven Verbum (er geht, er fliegt) das Sein in einem wirklichen Hülfsverbum herbeigezogen wird (er ist gehend, fliegend). Doch hilft dies Auskunftsmittel eigentlich der Verlegenheit des sprachbildenden Geistes nicht ab. Da dies Hülfsverbum selbst die Form eines Verbums haben mufs, und wieder nur die Verbindung des Seins mit einem energischen Attributiv sein kann, so entsteht immer wieder die nämliche, und der Unterschied ist blofs der, dafs, da dieselbe sonst bei jedem Verbum zurückkehrt, sie hier nur in Einem festgehalten wird. Auch zeigt das Gefühl der Nothwendigkeit eines solchen Hülfsverbums, dafs der Sprachbildung, wenn sie auch nicht die Kraft besessen hat, der wahren Function des Verbums einen richtigen Ausdruck zu schaffen, dennoch der Begriff derselben gegenwärtig gewesen ist. Es würde unnütz sein, für eine in den Sprachen, theils bei der ganzen Verbalbildung, theils bei der einzelner Abwandlungen, häufig vorkommende Sache Beispiele anführen zu wollen. Dagegen verweile ich einige Augenblicke bei einem interessanteren und seltneren Falle, nämlich bei

*) *Arte Mixteca, compuesta por Fr. Antonio de los Reyes.*

dem, wo die Function des Hülfsverbums (der Hinzufügung des Seins) einem andren Redetheil, als dem Verbum selbst, nämlich dem Pronomen, auf übrigens ganz gleiche Weise zugetheilt ist.

In der Sprache der Yarura, einer Völkerschaft am Casanare und unteren Orinoco, wird die ganze Conjugation auf die einfachste Weise durch die Verbindung des Pronomens mit den Partikeln der Tempora gebildet. Diese Verbindungen machen für sich das Verbum sein, und einem Worte suffigirt, die Abwandlungssylben desselben aus. Ein eigner Wurzellaut, der nicht zum Pronomen oder zu den Tempus-Partikeln gehörte, fehlt dem Verbum sein gänzlich; und da das Präsens keine eigne Partikel hat, so bestehen die Personen desselben blofs aus den Personen des Pronomens selbst, die sich nur als Abkürzungen von dem selbstständigen Pronomen unterscheiden*). Die drei Personen des Singulars des Verbums sein heifsen daher *qne, mé, di***), und in buchstäblicher Uebersetzung blofs ich, du,

*) Zwischen dem selbstständigen Pronomen *caddé*, ich, und der entsprechenden Verbalcharakteristik *qne* ist zwar der Unterschied scheinbar gröfser. Das selbstständige Pronomen aber lautet im Accusativ *qna*; und aus der Vergleichung von *caddé* mit dem Demonstrativpronomen *oddé* sieht man deutlich, dafs der Wurzellaut der ersten Person nur im *k*-Laut besteht, *caddé* aber eine zusammengesetzte Form ist.

**) Die Nachrichten von dieser Sprache hat uns der sorgsame Fleifs des würdigen Hervas erhalten. Er hatte den lobenswürdigen Gedanken, die aus Amerika und Spanien vertriebnen Jesuiten welche sich in Italien niedergelassen hatten, zur Aufzeichnung ihrer Erinnerungen der Sprachen der Amerikanischen Eingebornen, bei denen sie Missionare gewesen waren, zu veranlassen. Ihre Mittheilungen sammelte er und arbeitete sie, wo es nöthig war, um, so dafs hieraus eine Reihe handschriftlicher Grammatiken von Sprachen entstand, über die uns zum Theil alle sonstigen Nachrichten fehlen. Ich habe diese Sammlung schon, als ich Gesandter in Rom war, für mich abschreiben,

er. Im Imperfectum wird diesen Sylben *ri* vorgesetzt, *ri-que*, ich war, und verbunden mit einem Nomen, *ui ri-di*, Wasser war (vorhanden), als wahres Verbum aber *jura-ri-di*, er afs. Hiernach also bedeutete *que* ich bin, und diese Form des Pronomens drückte eigentlich die Function des Verbums aus. Indefs kann diese Verbindung des Pronomens mit den Zeitpartikeln niemals allein für sich gebraucht werden, sondern immer nur so, dafs dadurch vermittelst eines andren Wortes, das aber jeder Redetheil sein kann, ein Satz gebildet wird. *Que*, *di* heifsen niemals allein ich bin, er ist, wohl aber *ui di* es ist Wasser, *jura-u-di*, mit euphonischem *u*, er isset. Genau untersucht, ist daher die grammatische Form dieser Redensarten nicht das, wovon ich hier spreche, eine Einverleibung des Begriffs des Seins in das Pronomen, sondern der im Vorigen besprochene Fall einer Auslassung und Ergänzung des Verbums sein bei der Zusammenstellung des Pronomens mit einem andren Worte. Die obige Zeitpartikel *ri* ist übrigens nichts andres, als ein Entfernung anzeigendes Wort. Ihr steht gegenüber die Partikel *re*, welche als Charakteristik des Conjunctivs angegeben wird. Dies *re* ist aber blofs die Präposition in, die in mehreren Amerikanischen Sprachen eine ähnliche Anwendung findet. Sie bildet ein Analogon eines Gerundiums: *jura-re*, im Essen, *edendo*; und dies Gerundium wird dann durch Vorsetzung des selbstständigen Pronomens zum Conjunctiv oder Optativ gestempelt: wenn ich, oder dafs ich äfse. Hier wird der Begriff des Seins mit der Charakteristik des Conjunctivs verbunden, und es fallen daher die,

allein diese Abschriften durch die gütige Mitwirkung des jetzigen Preufs. Gesandten in Rom, Hrn. Bunsen, noch einmal mit der, seit Hervas Tode im Collegio Romano niedergelegten Urschrift genau vergleichen lassen. Die Mittheilungen über die Yarura-Sprache rühren vom Ex-Jesuiten Forneri her.

sonst unveränderlich mit ihm verknüpften, Verbalsuffixa der Personen hinweg, indem das selbstständige Pronomen vorgesetzt wird. Wirklich nimmt Forneri *re, ri-re* als Gerundia der Gegenwart und der Vergangenheit in sein Paradigma des Verbums sein auf, und übersetzt sie: wenn ich wäre, wenn ich gewesen wäre.

So wie hier die Sprache zwar eine eigne Form des Pronomens bestimmt, mit welcher beständig und ausschliefslich der Begriff des Seins verbunden ist, allein der Fall, von dem wir hier reden, dafs nämlich dieser Begriff dem Pronomen selbst einverleibt sei, doch nicht rein vorhanden war, ebenso ist es auch, nur wieder auf verschiedene Weise, in der Huasteca-Sprache, die in einem Theile von Neuspanien gesprochen wird. Auch in ihr verbinden sich die Pronomina, jedoch nur die selbstständigen, mit einer Zeitpartikel, und machen alsdann das Verbum sein aus. Sie nähern sich diesem in seinem wahren Begriffe um so mehr, als diese Verbindungen, wie in der Yarura-Sprache nicht der Fall war, auch ganz allein stehen können: *nânâ-itz*, ich war, *tâtâ-itz*, du warst, u. s. w. Beim Verbum attributivum werden die Personen durch andere Pronominalformen angedeutet, welche dem Besitzpronomen sehr nahe kommen. Allein der Ursprung der mit dem Pronomen verbundenen Partikel ist zu unbekannt, als dafs sich entscheiden liefse, ob nicht in derselben eine eigne Verbalwurzel enthalten ist. Jetzt dient sie zwar allerdings in der Sprache zur Charakteristik der Tempora der Vergangenheit, beim Imperfectum beständig und ausschliefslich, bei den anderen Zeiten nach besondren Regeln. Die Bergbewohner, bei welchen sich doch wohl die älteste Sprache erhalten hat, sollen aber einen allgemeineren Gebrauch von dieser Sylbe machen und sie auch dem Präsens und Futurum hinzufügen. Bisweilen wird sie auch einem Verbum angehängt, um

Heftigkeit der Handlung anzudeuten; und in diesem Sinne, als Verstärkung (wie auch in so vielen Sprachen die Reduplication das Perfectum verstärkend begleitet), könnte sie wohl nach und nach zur ausschliefslichen Charakteristik der Zeiten der Vergangenheit geworden sein*).

In der Maya-Sprache, welche auf der Halbinsel Yucatan gesprochen wird, findet sich dagegen der Fall, von dem wir hier reden, rein und vollständig**). Sie besitzt ein Pronomen, welches, allein gebraucht, durch sich selbst das Verbum sein ausmacht, und beweist eine höchst merkwürdige Sorgfalt, die wahre Function des Verbums immer durch ein eignes, besonders dazu bestimmtes Element anzuzeigen. Das Pronomen ist nämlich zwiefach. Die eine Gattung desselben führt den Begriff des Seins mit sich, die andere besitzt diese Eigenschaft nicht, verbindet sich aber auch mit dem Verbum. Die erstere dieser Gattungen theilt sich in zwei Unterarten, von welchen die eine die Bedeutung des Seins nur in Verbindung mit einem andren Worte hinzubringt, die andre aber dieselbe unmittelbar in sich enthält. Diese letztere Unterart bildet, da sie sich auch mit den Partikeln der Tempora verbindet (die der Sprache jedoch im Präsens und Perfectum fehlen), vollkommen das Verbum sein. In den beiden ersten Personen des Singu-

*) *Noticia de la lengua Huasteca que da Carlos de Tapia Zenteno.* Mexico 1767. S. 18.

**) Was ich von dieser Sprache kenne, ist aus Hervas handschriftlicher Grammatik entnommen. Er hatte diese Grammatik theils aus schriftlichen Mittheilungen des Ex-Jesuiten Domingo Rodriguez, theils aus der gedruckten Grammatik des Franziscaner-Geistlichen Gabriel de S. Buenaventura (Mexico 1684.) geschöpft, welche er in der Bibliothek des Collegio Romano fand. Ich habe mich vergebens bemüht, diese Grammatik in der gedachten Bibliothek wiederzufinden. Sie scheint verloren gegangen zu sein.

lars und Plurals lauten diese Pronomina *Pedro en*, ich bin Peter, und so analogisch fort: *ech*, *on*, *ex*; dagegen *ten*, ich bin, *tech*, du bist, *toon*, wir sind, *teex*, ihr seid. Ein selbstständiges Pronomen, aufser den hier genannten drei Gattungen, giebt es nicht, sondern die zugleich als Verbum sein dienende (*ten*) wird dazu gebraucht. Die den Begriff des Seins nicht mit sich führende wird allemal affigirt, und *en* hat durchaus keinen andren, als den angeführten Gebrauch. Wo das Verbum die erste Gattung des Pronomens entbehrt, verbindet es sich regelmäfsig mit der zweiten. Alsdann aber findet sich in den Formen desselben ein Element (*eah* und *ah*, nach bestimmten Regeln abwechselnd), welches bei der Zergliederung desselben, wenn man alle das Verbum gewöhnlich begleitende Elemente (Personen, Zeit, Modus u. s. f.) absondert, übrig bleibt. *En*, *ten*, *eah* und *ah* erscheinen daher in allen Verbalformen, jedoch immer so, dafs eine dieser Sylben die übrigen ausschliefst, woraus schon für sich hervorgeht, dafs alle Ausdruck der Verbalfunction sind, so dafs eine nicht fehlen kann, dagegen jede den Gebrauch der andren überflüssig macht. Ihre Anwendung unterliegt nun bestimmten Regeln. *En* wird blofs beim intransitiven Verbum, und auch bei ihm nicht im Präsens und Imperfectum, sondern nur in den übrigen Zeiten gebraucht; *ah*, mit demselben Unterschiede, bei den transitiven Verben; *eah* bei allen Verben ohne Unterschied, jedoch nur im Präsens und Imperfectum. *Ten* findet sich blofs in einer angeblich anomalen Conjugation. Untersucht man diese genauer, so führt sie die Bedeutung einer Gewohnheit oder eines bleibenden Zustandes mit sich, und die Form erhält, mit Wegwerfung von *eah* und *ah*, Endungen, die zum Theil auch die sogenannten Gerundia bilden. Es geht also hier eine Verwandlung einer Verbalform in eine Nominalform vor sich, und diese Nominalform bedarf nun

des wahren Verbums sein, um wieder zum Verbum zu werden. Insofern stimmen diese Formen gänzlich mit dem oben erwähnten Mexicanischen Gewohnheits-Tempus überein. Bemerken muſs ich noch, daſs in dieser Vorstellungsweise der Begriff der transitiven Verba auf solche beschränkt wird, welche wirklich einen Gegenstand auſser sich regieren. Unbestimmt gebrauchte, wahre Activa, lieben, tödten, so wie diejenigen, welche, wie das Griechische *οἰκοδομέω*, den regierten Gegenstand in sich enthalten, werden als intransitiv behandelt.

Es wird schon dem Leser aufgefallen sein, daſs die beiden Unterarten der ersten Pronominalgattung sich blofs durch ein vorgesetztes *t* unterscheiden. Da sich dies *t* gerade in demjenigen Pronomen findet, welches durch sich selbst Verbalbedeutung hat, so ist die natürliche Vermuthung die, daſs es den Wurzellaut eines Verbums ausmacht, so daſs, genauer ausgedrückt, nicht das Pronomen in der Sprache als Verbum sein, sondern umgekehrt dies Verbum als Pronomen gebraucht würde. Die unzertrennliche Verbindung der Existenz mit der Person bliebe alsdann dieselbe, die Ansicht aber wäre dennoch verschieden. Daſs *ten* und die übrigen von ihm abhängigen Formen wirklich auch als blofs selbstständige Pronomina gebraucht werden, sieht man aus dem Mayischen Vaterunser*). In der That halte auch ich dies *t* für einen Stammlaut, allein nicht eines Verbums, sondern des Pronomens selbst. Hierfür spricht der für die dritte Person geltende Ausdruck. Dieser ist nämlich gänzlich von den beiden ersten verschieden, und im Singular für beide das Verbum sein ausdrückende Gattungen *lai-lo*, im Plural für die nicht als Verbum dienende

*) Adelung's Mithridates Th. III. Abth. 3. S. 20, wo nur Vater das Pronomen nicht richtig erkannt, und die Deutschen Wörter unrichtig auf die Mayischen vertheilt hat.

Gattung *ob*, für die andre *loob*. Wäre nun *t* Wurzellaut eines Verbums, so liefse sich dies auf keine Weise erklären. Da aber mehrere Sprachen eine Schwierigkeit finden, die dritte Person in ihrem reinen Begriffe aufzufassen und vom Demonstrativpronomen zu trennen, so kann es nicht auffallend erscheinen, dafs die beiden ersten Personen einen nur ihnen eigenthümlichen Stammlaut haben. Wirklich wird in der Mayischen Sprache ein angebliches Pronomen relativum *tai* aufgeführt, und auch andre Amerikanische Sprachen besitzen durch mehrere oder alle Personen des Pronomens durchgehende Stammlaute. In der Sprache der Maipuren findet sich die dritte Person, nur mit verschiedenem Zusatz, in den beiden ersten wieder, gleichsam als hiefsen, wenn die dritte vielleicht ursprünglich Mensch bedeutete, die beiden ersten der Ich-Mensch und der Du-Mensch. Bei den Achaguas haben alle drei Personen des Pronomens die gleiche Endsylbe. Beide diese Völkerschaften wohnen zwischen dem Rio Negro und dem oberen Orinoco. Zwischen den beiden Hauptgattungen des Mayischen Pronomens ist nur in einigen Personen eine Verwandtschaft der Laute, in andren herrscht dagegen grofse Verschiedenheit. Das *t* findet sich in dem affigirten Pronomen nirgends. Das *e.r* und *ob* der zweiten und dritten Pluralperson des mit der Bedeutung des Seins verbundenen Pronomens ist gänzlich in dieselben Personen des andren, diese Bedeutung nicht mit sich führenden, Pronomens übergegangen. Da aber diese Sylben hier der zweiten und dritten Person des Singulars nur als Endungen beigefügt sind, so erkennt man, dafs sie, von jenem, vielleicht älteren, Pronomen entnommen, dem andren blofs als Pluralzeichen dienen.

Cah und *ah* unterscheiden sich auch nur durch den hinzugefügten Consonanten, und dieser scheint mir ein wahrer Verbalwurzellaut, der, verbunden mit *ah*, ein Hülfsver-

bum **sein** bildet. Wo ***cah*** einem Verbum beständig einverleibt ist, führt es den Begriff der Heftigkeit mit sich; und dadurch mag es gekommen sein, dafs die Sprache sich dessen bedient hat, alle Handlungen, da in jeder Kraft und Beweglichkeit liegt, zu bezeichnen. Mit wahrhaft feinem Tact aber ist ***cah*** doch nur der Lebendigkeit der währenden Handlung, also dem Präsens und Imperfectum, aufbehalten worden. Dafs ***cah*** wirklich als ein Verbalstamm behandelt wird, beweist die Verschiedenheit der Stellung des affigirten Pronomens in den Formen mit ***cah*** und mit ***ah***. In den ersteren steht dies Pronomen immer unmittelbar vor dem ***cah***, in den andren nicht vor dem ***ah***, sondern vor dem attributiven Verbum. Da es sich nun immer einem Stammwort, Nomen oder Verbum, präfigirt, so beweist dies deutlich, dafs ***ah*** in diesen Formen keines von beiden ist, dafs es dagegen mit ***cah*** eine andere Bewandtnifs hat. So ist von ***canan***, bewachen, die erste Person des Singulars im Präsens ***canan-in-cah***, dagegen dieselbe Person im Perfectum ***in-canan-t-ah***. ***In*** ist Pron. I. sing., das dazwischengeschobene ***t*** ein euphonischer Laut. ***Ah*** hat in der Sprache als Präfix einen mehrfachen Gebrauch, indem es Charakteristik des männlichen Geschlechtes, der Ortsbewohner, endlich der aus Activverben gebildeten Nomina ist. Es mag daher aus einem Substantivum zum Demonstrativpronomen und endlich zum Affixum geworden sein. Da es, seinem Ursprunge nach, weniger geeignet ist, die heftige Beweglichkeit des Verbums anzuzeigen, so bleibt es für die Bezeichnung der Tempora, welche der unmittelbaren Erscheinung ferner liegen. Dieselben Tempora intransitiver Verba verlangen noch mehr, um in das Verbum einzutreten, von dem blofs ruhenden Begriff des Seins, und begnügen sich daher mit demjenigen Pronomen, bei welchem dieser immer hinzugedacht wird. So bezeichnet die Sprache ver-

schiedene Grade der Lebendigkeit der Erscheinungen, und bildet daraus ihre Conjugationsformen auf eine künstlichere Weise, als es selbst die hochgebildeten Sprachen thun, allein nicht auf einem so einfachen, naturgemäßen, die Functionen der verschiedenen Redetheile richtig abgränzenden Wege. Der Bau des Verbums ist daher immer fehlerhaft; es leuchtet doch aber sichtbar das Gefühl der wahren Function des Verbums, und ein sogar ängstliches Bemühen, es nicht dafür an einem Ausdruck fehlen zu lassen, daraus hervor.

Das affigirte Pronomen der zweiten Hauptgattung dient auch als Besitzpronomen bei Substantiven. Es verräth ein völliges Mißkennen des Unterschiedes zwischen Nomen und Verbum, dem letzteren ein Besitzpronomen zuzutheilen, unser Essen mit wir essen zu verwechseln. Dies scheint mir jedoch in den Sprachen, welche sich dessen schuldig machen, mehr ein Mangel der gehörigen Absonderung der verschiedenen Pronominalgattungen von einander. Denn offenbar wird der Irrthum geringer, wenn der Begriff des Besitzpronomens selbst nicht in seiner eigentlichen Schärfe aufgefaßt wird; und dies ist, wie ich glaube, hier der Fall. Fast in allen Amerikanischen Sprachen geht das Verständniß ihres Baues gleichsam vom Pronomen aus, und dies schlingt sich in zwei großen Zweigen, als Besitzpronomen um das Nomen, als regierend oder regiert um das Verbum, und beide Redetheile bleiben meistentheils immer mit ihm verbunden. Gewöhnlich besitzt die Sprache hierfür auch verschiedene Pronominalformen. Wo dies aber nicht der Fall ist, verbindet sich der Begriff der Person schwankend und unbestimmt mit dem einen und dem anderen Redetheil. Der Unterschied beider Fälle wird wohl empfunden, aber nicht mit der formalen Schärfe und Bestimmtheit, welche der Uebergang in die Lautbezeichnung erfordert.

Bisweilen deutet sich aber die Empfindung des Unterschiedes doch auf andre Weise, als durch die genaue Absonderung eines doppelten Pronomens, an. In der Sprache der Betoi, die auch um den Casanare und unteren Orinoco herum wohnen, hat das Pronomen, wenn es sich mit dem Verbum, als regierend, verbindet, eine von der des Besitzpronomens beim Nomen verschiedene Stellung. Das Besitzpronomen wird nämlich vorn, das die Person des Verbums begleitende hinten angehängt; die Verschiedenheit der Laute besteht nur in einer durch die Anfügung hervorgebrachten Abkürzung. So heifst *rau tucu* mein Haus, aber *humasai-rrà* Mensch bin ich und *ajoi-rrà* ich bin. Im letzteren Worte ist mir die Bedeutung der Wurzelsylbe unbekannt. Diese Suffigirung des Pronomens findet aber nur da statt, wo dasselbe aoristisch ohne specielle Zeitbestimmung mit einem andren Worte verbunden wird. Das Pronomen bildet alsdann mit diesem Worte Einen Wortlaut, und es entsteht wirklich eine Verbalform. Denn der Accent geht in diesen Fällen von dem verbundenen Worte auf das Pronomen über. Dies ist also gleichsam ein symbolisches Zeichen der Beweglichkeit der Handlung, wie auch im Englischen da, wo dasselbe zweisylbige Wort als Nomen und als Verbum gebraucht werden kann, die Oxytonirung die Verbalform andeutet. Im Chinesischen findet sich zwar auch die Bezeichnung des Ueberganges vom Nomen zum Verbum, und umgekehrt, durch den Accent, allein nicht in symbolischer Beziehung auf die Natur des Verbums, da derselbe Accent unverändert den doppelten Uebergang ausdrückt, und nur andeutet, dafs das Wort zu dem seiner natürlichen Bedeutung und seinem gewöhnlichen Gebrauche entgegengesetzten Redetheil wird *).

*) S. meine Schrift *Lettre à Monsieur Abel-Rémusat* S. 23.

Ich habe die obige Auseinandersetzung der Mayischen Conjugation nicht durch die Erwähnung einer Ausnahme unterbrechen mögen, die ich jedoch hier kurz nachholen will. Das Futurum unterscheidet sich nämlich in seiner Bildung gänzlich von den übrigen Zeiten. Es verbindet zwar seine Kennsylben mit *ten*, führt aber niemals weder *enh*, noch *ah* mit sich, besitzt eigne Suffixa, entbehrt auch bei gewissen Veränderungen seiner Form alle; besonders steht es der Sylbe *ah* entgegen. Denn es schneidet dieselbe auch da ab, wo diese Sylbe wirkliche Endung des Stammverbums ist. Es würde hier zu weit führen, in die Untersuchung einzugehen, ob diese Abweichungen aus der Natur der eigenthümlichen Suffixa des Futurums, oder aus andren Gründen entstehen. Gegen das oben Gesagte kann aber diese Ausnahme nichts beweisen. Vielmehr bestätigt die Abneigung gegen die Partikel *ah* die oben derselben beigelegte Bedeutung, da die Ungewifsheit der Zukunft nicht die Lebendigkeit eines Pronomens hervorruft, und mit der einer wirklich dagewesenen Erscheinung contrastirt.

Wo die Sprachen zwar den Weg einschlagen, die Function des Verbums durch die engere Verknüpfung seiner immer wechselnden Modificationen mit der Wurzel symbolisch anzudeuten, da ist es, wenn sie auch das Ziel nicht vollkommen erreichen, ein günstiges Zeichen für ihr richtiges Gefühl derselben, wenn sie die Enge dieser Verbindung vorzugsweise mit dem Pronomen bezwecken. Sie nähern sich dann immer mehr der Verwandlung des Pronomens in die Person und somit der wahren Verbalform, in welcher die formale Andeutung der Personen (die durch die bloße Vorausschickung des selbstständigen Pronomens nicht erreicht wird) der wesentlichste Punkt ist. Alle übrigen Modificationen des Verbums (die Modi abgerechnet, die mehr der Satzbildung angehören) können auch den, mehr dem

Nomen gleichenden, erst durch die Verbalfunction in Bewegung zu setzenden Theil des Verbums charakterisiren. Hierin vorzüglich liegt der Grund, dafs in den Malayischen Sprachen, in gewisser Aehnlichkeit mit dem Chinesischen, die Verbalnatur so wenig sichtbar hervorspringt. Die bestimmte Neigung der Amerikanischen, das Pronomen auf irgend eine Weise zu affigiren, führt dieselben hierin auf einen richtigeren Weg. Werden alle Modificationen des Verbums wirklich mit der Wurzelsylbe verknüpft, so beruht die Vollkommenheit der Verbalformen nur auf der Enge der Verknüpfung, auf dem Umstande, ob sich die im Verbum liegende Kraft des Setzens energischer als flectirend, oder träger als agglutinirend erweist.

Gleich stark, als das Verbum, beruht in den Sprachen die richtige und genügende Bildung von Conjunctionen auf der Thätigkeit derselben Kraft des sprachbildenden Geistes, von der wir hier reden. Denn die Conjunction, im eigentlichen Sinne des Ausdrucks genommen, zeigt die Beziehungen zweier Sätze auf einander an; und es liegt daher ein doppeltes Zusammenfassen, eine verwickeltere Synthesis in ihr. Jeder Satz mufs als Eins genommen, diese Einheiten müssen aber wieder in eine gröfsere verknüpft, und der vorhergehende Satz so lange schwebend vor der Seele erhalten werden, bis der nachfolgende der ganzen Aussage die vollendete Bestimmung giebt. Die Satzbildung erweitert sich hier zur Periode, und die Conjunctionen theilen sich in die leichteren, die nur Sätze verbinden und trennen, und in die schwierigeren, welche einen Satz von dem andren abhängig machen. In diesen, gleichsam gerade fortlaufenden oder verschlungenen Gang der Periode setzten schon Griechische Grammatiker das Kennzeichen des einfacheren und des sich kunstvoll erhebenden Styls. Die blofs verbundenen Sätze laufen in unbestimmter Folge nach ein-

ander hin, und gestalten sich nicht zu einem, Anfang und Ende auf einander beziehenden Ganzen, da hingegen die wahrhaft zur Periode verknüpften sich, gleich den Steinen eines Gewölbes, gegenseitig stützen und halten*). Die weniger gebildeten Sprachen haben gewöhnlich Mangel an Conjunctionen, oder bedienen sich dazu nur mittelbar zu diesem Geb auch passender, ihm nicht ausschliefslich gewidmeter Wörter, und lassen sehr oft die Sätze unverbunden auf einander folgen. Auch die von einander abhängigen werden, soviel es irgend geschehen kann, in gerade fortlaufende verwandelt; und hiervon tragen selbst ausgebildete Sprachen noch die Spuren an sich. Wenn wir z. B. sagen: ich sehe, dafs du fertig bist, so ist das gewifs nichts andres, als ich sehe das: du bist fertig, nur dafs das richtige grammatische Gefühl in späterer Zeit die Abhängigkeit des Folgesatzes symbolisch durch die Umstellung des Verbums angedeutet hat.

Am schwierigsten für die grammatische Auffassung ist das in dem Pronomen relativum vorgehende synthetische Setzen. Zwei Sätze sollen dergestalt verbunden werden, dafs der eine einen bloßen Beschaffenheitsausdruck eines Nomens des andren ausmacht. Das Wort, durch welches dies geschieht, mufs daher zugleich Pronomen und Conjunction sein, das Nomen durch Stellvertretung darstellen, und einen Satz regieren. Sein Wesen geht sogleich verloren, als man sich nicht die beiden in ihm verbundenen Redetheile, einander modificirend, als untheilbar zusammendenkt. Die Beziehung beider Sätze auf einander fordert endlich, dafs das Conjunctions-Pronomen (das Relativum) in dem Casus stehe, welchen das Verbum des relativen Satzes erfordert, dennoch aber, welches dieser Casus immer sein

*) Demetrius *de elocutione* §. 11-13.

möge, den Satz selbst, an dessen Spitze stehend, regiere. Hier häufen sich offenbar die Schwierigkeiten, und der ein Pronomen relativum mit sich führende Satz kann erst vermittelst des andren vollständig aufgefafst werden. Ganz dem Begriffe dieses Pronomens entsprechen können nur die Sprachen, in welchen das Nomen declinirbar ist. Allein auch von diesem Erfordernifs abgesehen, wird es den meisten, weniger gebildeten Sprachen unmöglich, einen wahren Ausdruck dieser Satzbezeichnung zu finden, das Relativpronomen fehlt ihnen wirklich; sie umgehen, so viel als möglich, den Gebrauch desselben; wo dies aber durchaus nicht geschehen kann, bedienen sie sich mehr oder weniger geschickt dessen Stelle vertretender Constructionen.

Eine solche, aber in der That sinnreiche, ist in der Quichua-Sprache, der allgemeinen Peruanischen, üblich. Die Folge der Sätze wird umgekehrt, der relative geht, als selbstständige und einfache Aussage, voran, der Hauptsatz folgt ihm nach. Im relativen aber wird das Wort, auf welches die Beziehung trifft, weggelassen, und eben dies Wort, mit ihm vorausgeschicktem Demonstrativpronomen, an die Spitze des Hauptsatzes und in den von dessen Verbum regierten Casus gestellt. Anstatt also zu sagen: der Mensch, welcher auf Gottes Gnade vertraut, erlangt dieselbe; dasjenige, was du jetzt glaubst, wirst du künftig im Himmel offenbart sehen; ich werde den Weg gehen, welchen du mich führst; sagt man: er vertraut auf Gottes Gnade, dieser Mensch erlangt dieselbe; du glaubst jetzt, dieses wirst du künftig im Himmel offenbart sehen; du führst mich, diesen Weg werde ich gehen. In diesen Constructionen ist die wesentliche Bedeutung der Relativsätze, dafs nämlich ein Wort nur unter der im Relativsatze enthaltenen Bestimmung gedacht werden soll, nicht nur erhalten, sondern auch gewissermafsen symbolisch ausgedrückt. Der Relativsatz,

auf den sich die Aufmerksamkeit zuerst sammeln soll, geht voraus, und ebenso stellt sich das durch ihn bestimmte Nomen an die Spitze des Hauptsatzes, wenn seine Construction ihm auch sonst eine andere Stelle anweisen würde. Allein alle grammatischen Schwierigkeiten der Fügung sind umgangen. Die Abhängigkeit beider Sätze bleibt ohne Ausdruck; die künstliche Methode, den Relativsatz immer durch das Pronomen regieren zu lassen, wenn auch dasselbe eigentlich von seinem Verbum regiert wird, fällt ganz hinweg. Es giebt überhaupt gar kein Relativpronomen in diesen Fügungen. Es wird aber dem Nomen das gewöhnliche und leicht zu fassende Demonstrativpronomen beigegeben, so dafs die Sprache sichtbar die Wechselbeziehung beider Pronomina auf einander dunkel gefühlt, allein dieselbe von der leichteren Seite aus angedeutet hat. Die Mexicanische Sprache verfährt kürzer in diesem Punkt; aber nicht auf eine der wahren Bedeutsamkeit des Relativsatzes so nahe kommende Weise. Sie stellt vor den Relativsatz das Wort *in*, welches zugleich die Stelle des Demonstrativpronomens und des Artikels vertritt, und knüpft ihn in dieser Gestalt an den Hauptsatz.

Wenn ein Volksstamm in seiner Sprache die Kraft des synthetischen Setzens bis zu dem Grade bewahrt, ihm in dem Baue derselben einen genügenden und gerade den geeigneten Ausdruck zu geben, so folgt daraus zunächst eine sich in allen Theilen gleich bleibende glückliche Anordnung ihres Organismus. Wenn das Verbum richtig construirt ist, so müssen es, nach der Art, wie dasselbe den Satz beherrscht, auch die übrigen Redetheile sein. Dieselbe, Gedanken und Ausdruck in ihr richtiges und fruchtbringendstes Verhältnifs setzende Kraft durchdringt sie in allen ihren Theilen; und es kann ihr in dem Leichteren nicht mifslingen, wenn sie die gröfsere Schwierigkeit der satzbildenden

Synthesis überwunden hat. Der wahre Ausdruck dieser letzteren kann daher nur ächten Flexionssprachen und unter denselben immer nur denen, die es in höherem Grade sind, eigen sein. Sachausdruck und Beziehung müssen, in richtigem Verhältnifs stehenden Ausdruck finden; die Worteinheit mufs, unter dem Einflufs des Rhythmus, die höchste Festigkeit besitzen, und der Satz dagegen wieder die seine Freiheit sichernde Trennung der einzelnen Worte zeigen. Diesen ganzen glücklichen Organismus bringt in der Sprache die Kraft der Synthesis, als eine nothwendige Folge, hervor.

Im Innern der Seele aber führt sie das vollendete Uebereinstimmen des fortschreitenden Gedanken mit der ihn begleitenden Sprache mit sich. Da Denken und Sprechen sich immer wechselsweise vollenden, so wirkt der richtige Gang in beiden auf eine ununterbrochene Fortschritte verbürgende Weise. Die Sprache, insofern sie materiell ist, und zugleich von äufseren Einwirkungen abhängt, setzt, sich selbst überlassen, der auf sie wirkenden inneren Form Schwierigkeiten in den Weg, oder schleicht, ohne recht vorwaltendes Eingreifen jener, in ihren Bildungen nach ihr eigenthümlichen Analogien fort. Wo sie aber, von innerer energischer Kraft durchdrungen, sich durch diese getragen fühlt, erhebt sie sich freudig, und wirkt nun durch ihre materielle Selbstständigkeit zurück. Gerade hier wird ihre bleibende und unabhängige Natur wohlthätig, wenn sie, wie es bei glücklichem Organismus sichtbar der Fall ist, immer neu aufkeimenden Generationen zum begeisternden Werkzeuge dient. Das Gelingen geistiger Thätigkeit in Wissenschaft und Dichtung beruht, aufser den inneren nationellen Anlagen und der Beschaffenheit der Sprache, zugleich auf mannigfaltigen äufseren, bald vorhandenen, bald fehlenden Einflüssen. Da aber der Bau der Sprache, unabhängig von solchen, sich forterhält, so bedarf es nur eines glücklichen Anstofses, um

das Volk, dem sie angehört, erkennen zu lassen, dafs es in ihr ein zu ganz anderem Gedankenschwunge geeignetes Werkzeug besitzt. Die nationellen Anlagen erwachen, und ihrem Zusammenwirken mit der Sprache erblüht eine neue Periode. Wenn man die Geschichte der Völker vergleicht, so findet man dies zwar seltener auf die Weise, dafs eine Nation zwei verschiedene und nicht mit einander zusammenhängende Bluthen ihrer Litteratur erlebte. Aber in andrer Beziehung kann man, wie es mir scheint, nicht umhin, ein solches Aufblühen der Völker zu einer höheren geistigen Thätigkeit aus einem Zustande abzuleiten, in welchem sowohl in ihren geistigen Anlagen, als in ihrer Sprache selbst, die Keime der kräftigen Entwickelung schon gleichsam schlummernd und präformirt lagen. Möge man auch ganze Zeitalter von Sängern vor Homer annehmen, so ist gewifs doch die Griechische Sprache auch durch sie nur ausgebildet, nicht aber ursprünglich gebildet worden. Ihr glücklicher Organismus, ihre ächte Flexionsnatur, ihre synthetische Kraft, mit Einem Worte alles das, was die Grundlage und den Nerv ihres Baues ausmacht, war ihr gewifs schon eine unbestimmbare Reihe von Jahrhunderten hindurch eigen. Auf die entgegengesetzte Weise sehen wir auch Völker im Besitze der edelsten Sprachen, ohne dafs sich, unsrer Kenntnifs nach, jemals in denselben eine dem entsprechende Litteratur entwickelt hätte. Der Grund lag also hier in mangelndem Anstofs oder hemmenden Umständen. Ich erinnere hier blofs an die, dem Sanskritischen Stamm, zu dem sie gehört, viel glücklicher, als andere ihrer Schwestern, getreu gebliebene Litthauische Sprache. Wenn ich die hemmenden und fördernden Einflüsse äufsere und zufällige, oder besser historische nenne, so ist dieser Ausdruck wegen der wirklichen Gewalt, welche ihre Gegenwart oder Abwesenheit ausübt, vollkommen richtig. In der Sache selbst aber kann

die Wirkung doch nur von innen ausgehen. Es mufs ein Funke geweckt, ein Band, welches gleichsam die Federkraft der Seele sich auszudehnen hindert, gelöst werden; und dies kann urplötzlich, ohne langsame Vorbildungen, geschehen. Das wahre und immer unbegreiflich bleibende Entstehen wird darum nicht erklärbarer, dafs man seinen ersten Moment weiter hinaufschiebt.

Der Einklang der Sprachbildung mit der gesammten Gedankenentwicklung, von dem wir im concreten Sprachbau den geeigneten Ausdruck des synthetischen Setzens als ein glückliches Zeichen betrachtet haben, führt zunächst auf diejenige geistige Thätigkeit, welche allein aus dem Inneren heraus schöpferisch ist. Wenn wir den gelungenen Sprachbau blofs als rückwirkend betrachten, und augenblicklich vergessen, dafs, was er dem Geiste ertheilt, er erst selber von ihm empfing, so gewährt er Kraft der Intellectualität, Klarheit der logischen Anordnung, Gefühl von etwas Tieferem, als sich durch blofse Gedankenzergliederung erreichen läfst, und Begierde, es zu ergründen, Ahndung einer Wechselbeziehung des Geistigen und Sinnlichen, und endlich rhythmisch melodische, auf allgemeine künstlerische Auffassung bezogene Behandlung der Töne, oder befördert alles dies, wo es schon von selbst vorhanden ist. Durch das Zusammenstreben der geistigen Kräfte in der entsprechenden Richtung entsteht daher, so wie nur ein irgend weckender Funke aufsprüht, eine Thätigkeit rein geistiger Gedankenentwicklung; und so ruft ein lebendig empfundener, glücklicher Sprachbau durch seine eigne Natur Philosophie und Dichtung hervor. Das Gedeihen beider läfst aber wieder umgekehrt auf die Lebendigkeit jener Einwirkung der Sprache zurückschliefsen. Die sich fühlende Sprache bewegt sich am liebsten da, wo sie sich herrschend zu sein dünkt, und auch die geistige Thätigkeit äufsert ihre gröfste Kraftan-

strengung und erreicht ihre höchste Befriedigung da, wo sie in intellectueller Betrachtung oder in selbstgeschaffener Bildung aus ihrer eignen Fülle schöpft, oder die Endfäden wissenschaftlicher Forschung zusammenknüpft. In diesem Gebiete tritt aber auch am lebendigsten die intellectuelle Individualität hervor. Indem also ein hochvollendeter, aus glücklichen Anlagen entstandener und sie fortdauernd nährender und anregender Sprachbau das Leben-princip der Sprache sichert, veranlafst und befördert er zugleich die Mannigfaltigkeit der Richtungen, die sich in der oben betrachteten Verschiedenheit der Charaktere der Sprachen desselben Sprachstammes offenbart.

Wie läfst sich aber die hier ausgeführte Behauptung, dafs das fruchtbare Lebensprincip der Sprachen hauptsächlich auf ihrer Flexionsnatur beruht, mit der Thatsache vereinigen, dafs der Reichthum an Flexionen immer im jugendlichsten Alter der Sprachen am gröfsten ist, im Laufe der Zeit aber allmälig abnimmt? Es erscheint wenigstens sonderbar, dafs gerade das einbüfsende Princip das erhaltende sein soll. Das Abschleifen der Flexionen ist eine unläugbare Thatsache. Der die Sprache formende Sinn läfst sie aus verschiedenen Ursachen und in verschiedenen Stadien bald gleichgültig wegfallen, bald macht er sich absichtlich von ihnen los; und es ist sogar richtiger, die Erscheinung auf diese Weise auszudrücken, als die Schuld allein und ausschliefslich der Zeit beizumessen. Schon in den Formationen der Declination und Conjugation, die gewifs mehrere Niedersetzungen erfahren haben, werden sichtbar charakteristische Laute immer sorgloser weggeworfen, je mehr sich der Begriff des ganzen, jedem einzelnen Fall seine Stelle von selbst anweisenden Schemas festsetzt. Man opfert kühner dem Wohllaute auf, und vermeidet die Häufung der Kennzeichen, wo die Form schon durch eines gegen die

Verwechslung mit andren gesichert ist. Wenn mich meine Wahrnehmungen nicht trügen, so finden diese, gewöhnlich der Zeit zugeschriebene Lautveränderungen weniger in den angeblich roheren, als in den gebildeten Sprachen statt, und diese Erscheinung liefse sich wohl sehr natürlich erklären. Unter Allem, was auf die Sprache einwirkt, ist das Beweglichste der menschliche Geist selbst; und sie erfährt also auch die meisten Umgestaltungen von seiner lebendigsten Thätigkeit. Gerade seinem Fortschreiten aber entspricht es, in der steigenden Zuversicht auf die Festigkeit seiner inneren Ansicht zu sorgfältige Modificirung der Laute für überflüssig zu erachten. Gerade aus diesem Princip droht in einer sehr viel späteren Sprachperiode den Flexionssprachen eine weit tiefer in ihr Wesen eingreifende Umänderung. Je gereifter sich der Geist fühlt, desto kühner wirkt er in eignen Verbindungen, und desto zuversichtlicher wirft er die Brücken ab, welche die Sprache dem Verständnisse baut. Zu dieser Stimmung gesellt sich dann leicht Mangel an Gefühl des auf dem Schalle ruhenden dichterischen Reizes. Die Dichtung selbst bahnt sich dann mehr innerliche Wege, auf welchen sie jenes Vorzugs gefahrloser zu entbehren vermag. Es ist also ein Uebergang von mehr sinnlicher zu reinerer intellectueller Stimmung des Gemüths, durch welchen die Sprache hier umgestaltet wird. Doch sind die ersten Ursachen nicht immer von der edleren Natur. Rauhere Organe, weniger für die reine und feinere Lautabsonderung geeignet, ein von Natur weniger empfindliches, und musikalisch nicht geübtes Ohr legen den Grund zu der Gleichgültigkeit gegen das tönende Princip in der Sprache. Gleichergestalt kann die vorwaltende praktische Richtung der Sprache Abkürzungen, Auslassungen von Beziehungswörtern, Ellipsen aller Art aufdringen, weil man, nur das Verständnifs bezweckend, alles dazu nicht unmittelbar Nothwendige verschmäht.

Ueberhaupt muſs die Beziehung des Volksgeistes auf die Sprache durchaus eine andere sein, so lange sich diese noch in der Gährung ihrer ersten Formation befindet, und wenn die schon geformte nur zum Gebrauche des Lebens dient. So lange in jener früheren Periode die Elemente, auch ihrem Ursprunge nach, noch klar vor der Seele stehen, und diese mit ihrer Zusammenfügung beschäftigt ist, hat sie Gefallen an dieser Bildung des Werkzeugs ihrer Thätigkeit, und läſst nichts fallen, was durch irgend eine auszudrückende Nüance des Gefühls festgehalten wird. In der Folge waltet mehr der Zweck des Verständnisses vor, die Bedeutung der Elemente wird dunkler, und die eingeübte Gewohnheit des Gebrauchs macht sorglos über die Einzelnheiten des Baues und die genaue Bewahrung der Laute. An die Stelle der Freude der Phantasie an sinnreicher Vereinigung der Kennzeichen mit volltönendem Sylbenfall tritt Bequemlichkeit des Verstandes und löst die Formen in Hülfsverba und Präpositionen auf. Er erhebt dadurch zugleich den Zweck leichterer Deutlichkeit über die übrigen Vorzüge der Sprache, da allerdings diese analytische Methode die Anstrengung des Verständnisses vermindert, ja in einzelnen Fällen die Bestimmtheit da vermehrt, wo die synthetische dieselbe schwieriger erreicht. Bei dem Gebrauch dieser grammatischen Hülfswörter aber werden die Flexionen entbehrlicher, und verlieren allmälig ihr Gewicht in der Achtsamkeit des Sprachsinnes.

Welches nun immer die Ursache sein mag, so ist es sicher, dafs auf diese Weise ächte Flexionssprachen ärmer an Formen werden, häufig grammatische Wörter an die Stelle derselben setzen, und auf diese Art sich im Einzelnen denjenigen Sprachen nähern können, die sich von ihrem Stamme durch ein ganz verschiedenes und unvollkommneres Princip unterscheiden. Unsere heutige und die Eng-

lische Sprache enthalten hiervon häufige Beispiele, die letztere bei weitem mehr, woran mir aber ihre Mischung mit Romanischem Stoff keine Schuld zu tragen scheint, da diese auf ihren grammatischen Bau wenig oder gar keinen Einfluſs ausübt. Daſs aber hieraus eine Einwendung gegen den fruchtbaren Einfluſs der Flexionsnatur, auch auf die späteste Dauer der Sprachen hin, hergenommen werden könne, glaube ich dennoch nicht. Gäbe es auch eine Sanskritische Sprache, die auf dem hier beschriebenen Wege Chinesischem Entbehren der Beziehungszeichen der Redetheile nahe gekommen wäre, so bliebe der Fall dennoch immer gänzlich verschieden. Dem Chinesischen Bau liegt, wie man ihn auch erklären möge, offenbar eine Unvollkommenheit in der Sprachbildung, wahrscheinlich eine, dem Volke eigenthümliche, Gewohnheit der Isolirung der Laute, zusammentreffend mit zu geringer Stärke des inneren, ihre Verbindung und Vermittlung erheischenden Sprachsinns, zum Grunde. In einer solchen Sanskritsprache dagegen hätte sich die ächteste Flexionsnatur mit allen ihren wohlthätigen Einflüssen seit einer unbestimmbaren Reihe von Generationen festgesetzt und dem Sprachsinn seine Gestalt gegeben. In ihrem wahren Wesen wäre daher solche Sprache immer Sanskritisch geblieben; ihr Unterschied läge nur in einzelnen Erscheinungen, welche das Gepräge nicht austilgen könnten, das die Flexionsnatur der ganzen übrigen Sprache aufgedrückt hätte. Die Nation trüge aufserdem, da sie zu dem gleichen Stamme gehörte, dieselben nationellen Anlagen in sich, welchen der edlere Sprachbau seinen Ursprung verdankte, und faſste mit demselben Geiste und Sinne ihre Sprache auf, wenn auch diese in einzelnen Theilen jenem Geiste äuſserlich minder entsprechend wäre. Auch würden immer, wie es namentlich in der Englischen Conjugation der Fall ist, einzelne ächte Flexionen übrig geblieben sein,

die den Geist an dem wahren Ursprunge und dem eigentlichen Wesen der Sprache nicht irre werden liefsen. Ein auf diese Weise entstehender geringerer Formenreichthum und einfacherer Bau macht daher die Sprachen, wie wir eben an der Englischen und der unsrigen sehen, keineswegs hoher Vorzüge unfähig, sondern ertheilt ihnen nur einen verschiedenen Charakter. Ihre Dichtung entbehrt zwar dadurch der vollständigen Kräftigkeit eines ihrer hauptsächlichen Elemente. Wenn aber bei einer solchen Nation die Poesie wirklich sänke, oder doch in ihrer Fruchtbarkeit abnähme, so entspränge dies gewifs, ohne Schuld der Sprache, aus tieferen inneren Ursachen.

Dem festen, ja man kann wohl sagen, unaustilgbaren Haften des ächten Organismus an den Sprachen, welchen er einmal eigenthümlich geworden ist, verdanken auch die Lateinischen Töchtersprachen ihren reinen grammatischen Bau. Es scheint mir ein hauptsächliches Erfordernifs zur richtigen Beurtheilung der merkwürdigen Erscheinung ihrer Entstehung, darauf Gewicht zu legen, dafs auf den Wiederaufbau der zertrümmerten Römischen Sprache, wenn man allein das grammatisch Formale desselben ins Auge fafst, kein fremder Stoff irgend wesentlich eingewirkt hat. Die Ursprachen der Länder, in welchen die neuen Mundarten aufblühten, scheinen durchaus keinen Antheil daran gehabt zu haben. Vom Vaskischen ist dies gewifs; es gilt aber höchst wahrscheinlich ebenso von den ursprünglich in Gallien herrschenden Sprachen. Die fremden einwandernden Völkerschaften, gröfstentheils von Germanischem, oder den Germanen verwandtem Stamme, haben der Umbildung des Römischen eine grofse Anzahl von Wörtern zugeführt; allein in dem grammatischen Theile lassen sich schwerlich irgend bedeutende Spuren ihrer Mundarten auffinden. Die Völker lassen sich nicht leicht die Form umgestalten, in welche sie

den Gedanken zu gieſsen gewohnt sind. Der Grund, aus welchem die Grammatik der neuen Sprachen hervorging, war daher wesentlich und hauptsächlich der der zertrümmerten selbst. Aber die Zertrümmerung und den Verfall muſs man, ihren Ursachen nach, schon viel früher, als in der Periode, in welcher sie offenbar wurden, aufsuchen. Die Römische Sprache wurde schon, während des Bestehens der Gröſse des Reichs, in den Provinzen, und nach Verschiedenheit derselben, anders, als in Latium und der Herrscherstadt, gesprochen. Selbst in diesen ursprünglichen Wohnsitzen der Nation mochte die Volkssprache Eigenthümlichkeiten an sich tragen, die erst spät, nach dem Sinken der gebildeten, allgemeiner zum Vorschein kamen. Es entstanden natürlich Abweichungen der Aussprache, Solöcismen in den Constructionen, ja wahrscheinlich schon Erleichterungen der Formen durch Hülfswörter da, wo die gebildete Sprache sie gar nicht oder nur in ganz einzelnen Ausnahmen zuliefs. Die Volkseigenthümlichkeiten muſsten überwiegend werden, als die letztere sich, bei dem Verfalle des Gemeinwesens, nicht mehr durch Litteratur und mündlichen öffentlichen Gebrauch auf ihrer Höhe getragen fühlte*). Die provincielle Entartung ging immer weiter, je lockerer die Bande wurden, welche die Provinzen mit dem Ganzen verknüpften.

Diesen doppelten Verfall steigerten endlich die fremden Einwanderungen auf den höchsten Punkt. Es war nun nicht mehr ein bloſses Ausarten der herrschend gewesenen Sprache, sondern ein Abwerfen und Zerschlagen ihrer wesentlichsten Formen, oft ein wahres Miſsverstehen derselben, immer aber zugleich ein Unterschieben neuer Erhaltungsmittel der Ein-

*) Man vergleiche hierüber, so wie bei diesem ganzen Abschnitt, Diefenbach's höchst lesenswerthe Schrift über die jetzigen Romanischen Schriftsprachen.

heit der Rede, geschöpft aus dem vorhandenen Vorrathe, allein oft widersinnig verknüpft. Mitten in allen diesen Veränderungen, blieb aber in der untergehenden Sprache das wesentliche Princip ihres Baues, die reine Unterscheidung des Sach- und Beziehungsbegriffs, und das Bedürfniss, beiden den ihnen eigenthümlichen Ausdruck zu verschaffen, und im Volke das durch die Gewohnheit von Jahrhunderten tief eingedrungene Gefühl hiervon. An jedem Bruchstück der Sprache haftete dies Gepräge; es hätte sich nicht austilgen lassen, wenn die Völker es auch verkannt hätten. Es lag jedoch in diesen selbst, es aufzusuchen, zu enträthseln und zum Wiederaufbau anzuwenden. In dieser, aus der allgemeinen Natur des Sprachsinnes selbst entspringenden, Gleichförmigkeit der neuen Umbildung, verbunden mit der Einheit der in Absicht des Grammatischen unvermischt gebliebenen Muttersprache, muss man die Erklärung der Erscheinung suchen, dass das Verfahren der Romanischen Sprachen in ganz entfernten Länderstrichen sich so gleich bleibt, und oft durch ganz einzelne Uebereinstimmungen überrascht. Es sanken Formen, nicht aber die Form, die vielmehr ihren alten Geist über die neuen Umgestaltungen ausgoss.

Denn wenn in diesen neueren Sprachen eine Präposition einen Casus ersetzt, so ist der Fall nicht dem gleich, wenn in einer nur Partikeln anfügenden ein Wort den Casus andeutet. Mag auch die ursprüngliche Sachbedeutung desselben verloren gegangen sein, so drückt es doch nicht rein eine Beziehung blos als solche aus, weil der ganzen Sprache diese Ausdrucksweise nicht eigenthümlich ist, ihr Bau nicht aus der inneren Sprachansicht, welche rein und energisch auf scharfe Abgränzung der Redetheile dringt, herfloss, und der Geist der Nation ihre Bildungen nicht von diesem Standpunkte aus in sich aufnimmt. In der Römischen Sprache war dies Letztere genau und vollkommen der Fall.

Die Präpositionen bildeten ein Ganzes solcher Beziehungen, jede forderte, nach ihrer Bedeutung, einen ihr geeigneten Casus; nur mit diesem zusammen bezeichnete sie das Verhältnifs. Diese schöne Uebereinstimmung nahmen die, ihrem Ursprunge nach, entarteten Sprachen nicht in sich auf. Allein das Gefühl davon, die Anerkennung der Präposition als eines eignen Redetheiles, ihre wahre Bedeutsamkeit gingen nicht mit unter; und dies ist keine blofs willkührliche Annahme. Es ist auf nicht zu verkennende Weise in der Gestaltung der ganzen Sprache sichtbar, die eine Menge von Lücken in den einzelnen Formen, aber im Ganzen Formalität an sich trägt, ihrem Principe nach, nicht weniger, als ihre Stammmutter, selbst Flexionssprache ist. Das Gleiche findet sich im Gebrauche des Verbums. Wie mangelhaft seine Formen sein mögen, so ist seine synthetisch setzende Kraft dennoch dieselbe, da die Sprache seine Scheidung vom Nomen einmal unauslöschbar in ihrem Gepräge trägt. Auch das in unzähligen Fällen, wo es die Muttersprache nicht selbstständig ausdrückt, gebrauchte Pronomen entspricht, dem Gefühl nach, dem wahren Begriff dieses Redetheils. Wenn es in Sprachen, denen die Bezeichnung der Personen am Verbum fehlt, sich, als Sachbegriff, vor das Verbum stellt, so ist es in den Lateinischen Töchtersprachen, seinem Begriffe nach, wirklich die nur abgelöste, anders gestellte Person. Denn die Unzertrennlichkeit des Verbums und der Person liegt von der Stammmutter her fest in der Sprache, und beurkundet sich sogar in der Tochter durch einzelne übrig gebliebene Endlaute. Ueberhaupt kommt in dieser, wie in allen Flexionssprachen, die stellvertretende Function des Pronomens mehr an das Licht; und da diese zur reinen Auffassung des Relativpronomens führt, so wird die Sprache auch dadurch in den richtigen Gebrauch dieses letzteren eingeführt. Ueberall kehrt daher dieselbe Erscheinung zu-

rück. Die zertrümmerte Form ist in ganz verschiedener Weise wieder aufgebaut, aber ihr Geist schwebt noch über der neuen Bildung, und beweist die schwer zerstörbare Dauer des Lebensprincips ächt grammatisch gebildeter Sprachstämme.

Bei aller Gleichförmigkeit der Behandlung des umgebildeten Stoffes, welche die Lateinischen Töchtersprachen im Ganzen beibehalten, liegt doch einer jeden einzelnen ein besonderes Princip in der individuellen Auffassung zum Grunde. Die unzähligen Einzelnheiten, welche der Gebrauch der Sprache nothwendig macht, müssen, wie ich im Vorigen wiederholt angedeutet habe, wo und wie immer gesprochen werden soll, in eine Einheit verknüpft werden; und diese kann, da die Sprache ihre Wurzeln in alle Fibern des menschlichen Geistes einsenkt, nur eine individuelle sein. Dadurch allein, dafs ein verändertes Einheitsprincip, eine neue Auffassung von dem Geiste eines Volkes vorgenommen wird, tritt eben eine neue Sprache in die Wirklichkeit; und wo eine Nation auf ihre Sprache mächtig einwirkende Umwälzungen erfährt, mufs sie die veränderten oder neuen Elemente durch neue Formung zusammenfassen. Wir haben oben von dem Momente im Leben der Nationen geredet, in welchem ihnen die Möglichkeit klar wird, die Sprache, unabhängig von äufserem Gebrauche, zum Aufbau eines Ganzen der Gedanken und der Gefühle hinzuwenden. Wenn auch das Entstehen einer Litteratur, das wir hier in seinem eigentlichen Wesen und vom Standpunkte seiner letzten Vollendung aus bezeichnet haben, in der That nur allmälig und aus dunkel empfundenem Triebe hervorgeht, so ist doch der Beginn immer ein eigenthümlicher Schwung, ein von innen heraus entstehender Drang eines Zusammenwirkens der Form der Sprache und der individuellen des Geistes, aus welchem die ächte und reine Natur beider zurückstrahlt,

und das keinen andren Zweck, als eben dies Zurückstrahlen, hat. Die Entwicklungsart dieses Dranges wird die Ideenbahn, welche die Nation bis zum Verfall ihrer Sprache durchläuft. Es ist dies gleichsam eine zweite, höhere Verknüpfung der Sprache zur Einheit; und wie diese sich zur Bildung der äufseren, technischen Form verhält, ist oben bei Gelegenheit des Charakters der Sprachen näher erörtert worden.

Bei dem Uebergange der Römischen Sprache in die neueren, aus ihr entstandenen, ist diese zwiefache Behandlung der Sprache sehr deutlich zu unterscheiden. Zwei der letzteren, die Rhäto- und Dako-Romanische, sind der wissenschaftlichen nicht theilhaft geworden, ohne dafs sich sagen läfst, dafs ihre technische Form hinter den übrigen zurückstände. Vielmehr hat gerade die Dako-Romanische am meisten Flexionen der Muttersprache beibehalten, und nähert sich aufserdem in der Behandlung derselben der Italienischen. Der Fehler lag also hier nur an äufseren Umständen, am Mangel von Ereignissen und Lagen, welche den Schwung veranlafsten, die Sprache zu höheren Zwecken zu gebrauchen.

Dasselbe war, wenn wir zu einem Falle ähnlicher Art übergehen, unstreitig die Ursach, dafs sich aus dem Verfall des Griechischen nicht eine durch neue Eigenthümlichkeit hervorstechende Sprache erzeugte. Denn sonst ist die Bildung des Neugriechischen in Vielem der der Romanischen Sprachen sehr ähnlich. Da diese Umbildungen grofsentheils im natürlichen Laufe der Sprache liegen, und beide Muttersprachen den gleichen grammatischen Charakter an sich tragen, so ist diese Aehnlichkeit leicht erklärbar, macht aber die Verschiedenheit im letzten Erfolge noch auffallender. Griechenland, als Provinz eines sinkenden, oft Verheerungen durch fremde Völkerzüge ausgesetzten Reiches, konnte nicht

die blühend sich emporschwingende Kraft gewinnen, welche im Abendlande die Frische und Regsamkeit neu sich bildender innerer und äusserer Verhältnisse erzeugte. Mit den neuen gesellschaftlichen Einrichtungen, dem gänzlichen Aufhören des Zusammenhanges mit einem in sich zerfallnen Staatskörper, und verstärkt durch die Hinzukunft kräftiger und muthvoller Völkerstämme, mufsten die abendländischen Nationen in allen Thätigkeiten des Geistes und des Charakters neue Bahnen betreten. Die sich hieraus hervorbildende neue Gestaltung führte zugleich eine Verbindung religiösen, kriegerischen und dichterischen Sinnes mit sich, welche auf die Sprache den glücklichsten und entschiedensten Einflufs ausübte. Es blühte diesen Nationen eine neue poetisch schöpferische Jugend auf, und ihr Zustand hierin wurde gewissermafsen dem ähnlich, der sonst durch das Dunkel der Vorzeit von uns getrennt ist.

So gewifs man aber auch diesem äufseren historischen Umschwunge das Aufblühen der neueren abendländischen Sprachen und Litteraturen zu einer Eigenthümlichkeit, in der sie mit der Stammmutter zu wetteifern vermögen, zuschreiben mufs, so wirkte doch, wie es mir scheint, ganz wesentlich noch eine andere, schon weiter oben (S. 294) im Vorbeigehn berührte Ursache mit, deren Erwägung, da sie besonders die Sprache angeht, ganz eigentlich in die Reihe dieser Betrachtungen gehört. Die Umänderung, welche die Römische Sprache erlitt, war, ohne allen Vergleich, tiefer eingreifend, gewaltiger und plötzlicher, als die, welche die Griechische erfuhr. Sie glich einer wahren Zertrümmerung, da die des Griechischen sich mehr in den Schranken blofs einzelner Verstümmelungen und Formenauflösungen erhielt. Man erkennt an diesem Beispiele eine, auch durch andere in der Sprachgeschichte bestätigte, doppelte Möglichkeit des Ueberganges einer formenreichen

Sprache in eine formlosere. In der einen zerfällt der kunstvolle Bau, und wird, nur weniger vollkommen, wiedergeschaffen. In der anderen werden der sinkenden Sprache nur einzelne, wieder vernarbende, Wunden geschlagen; es entsteht keine reine neue Schöpfung, die veraltete Sprache dauert, nur in beklagenswerther Entstellung, fort. Da das Griechische Kaiserthum, seiner Hinfälligkeit und Schwäche ungeachtet, noch lange bestand, so dauerte auch die alte Sprache länger fort, und stand, wie ein Schatz, aus dem sich immer schöpfen, ein Kanon, auf den sich immer zurückkommen liefs, noch lange da. Nichts beweist so überzeugend den Unterschied zwischen der Neugriechischen und den Romanischen Sprachen in diesem Punkte, als der Umstand, dafs der Weg, auf welchem man die erstere in der neuesten Zeit zu heben und zu läutern versucht hat, immer der der möglichsten Annäherung an das Altgriechische gewesen ist. Selbst einem Spanier oder Italiener konnte der Gedanke einer solchen Möglichkeit nicht beikommen. Die Romanischen Nationen sahen sich wirklich auf neue Bahnen hingeschleudert, und das Gefühl des unabweislichen Bedürfnisses beseelte sie mit dem Muthe, sie zu ebnen und in den ihrem individuellen Geiste angemessenen Richtungen zum Ziele zu führen, da eine Rückkehr unmöglich war. Von einer andren Seite aus betrachtet, befindet sich aber gerade durch diese Verschiedenheit die Neugriechische Sprache in einer günstigeren Lage. Es besteht ein mächtiger Unterschied zwischen den Sprachen, welche, wie verwandt aufkeimende desselben Stammes, auf dem Wege innerer Entwickelung aus einander fortsprieſsen, und zwischen solchen, die sich auf dem Verfall und den Trümmern andrer, also durch die Einwirkung äufserer Umstände, erheben. In den ersteren, durch gewaltsame Revolutionen und bedeutende Mischungen mit fremden ungetrübten, läfst sich, mehr

oder weniger, von jedem Ausdrucke, Worte oder Form aus in eine unabsehbare Tiefe zurückgehen. Denn sie bewahren gröfstentheils die Gründe derselben in sich; und nur sie können sich rühmen, sich selbst zu genügen und innerhalb ihrer Gränzen nachzuweisende Consequenz zu besitzen. In dieser Lage befinden sich Töchtersprachen in dem Sinne, wie es die Romanischen sind, offenbar nicht. Sie ruhen gänzlich auf der einen Seite auf einer nicht mehr lebenden, auf der anderen auf fremden Sprachen. Alle Ausdrücke führen daher, wie man ihrem Ursprunge nachgeht, meistentheils durch eine ganz kurze Reihe vermittelnder Gestaltungen, auf ein fremdes, dem Volke unbekanntes Gebiet. Selbst in dem, wenig oder gar nicht mit fremden Elementen vermischten, grammatischen Theil läfst sich die Consequenz der Bildung, auch insofern sie wirklich vorhanden ist, immer nur mit Bezugnahme auf die fremde Muttersprache darthun. Das tiefere Verständnifs dieser Sprachen, ja selbst der Eindruck, welchen in jeder Sprache der innere harmonische Zusammenhang aller Elemente bewirkt, ist daher durch sie selbst immer nur zur Hälfte möglich, und bedarf zu seiner Vervollständigung eines dem Volke, das sie spricht, unzugänglichen Stoffes. In beiden Gattungen von Sprachen kann man genöthigt werden, auf die frühere zurückzugehen. Man fühlt aber in der Art, wie dies geschieht, den Unterschied genau, wenn man vergleicht, wie die Unzulänglichkeit der eigenen Erklärung im Römischen auf Sanskritischen Grund und Boden, und im Französischen auf Römischen führt. Offenbar mischt sich der Umgestaltung in dem letzteren Falle mehr durch äufsere Einwirkung entstandene Willkühr bei, und selbst der natürliche, analogische Gang, der sich allerdings auch hier wieder bildet, hängt an der Voraussetzung jener äufseren Einwirkung. In dieser, hier von den Romanischen Sprachen geschilderten Lage befindet sich nun

das Neugriechische, eben weil es nicht wirklich zu einer eigentlich neuen Sprache geworden ist, gar nicht, oder doch unendlich weniger. Von der Mischung mit fremden Wörtern kann es sich im Verlaufe der Zeit befreien, da dieselben, mit gewifs wenig zahlreichen Ausnahmen, nicht so tief, als in den Romanischen Sprachen, in sein wahres Leben eingedrungen sind. Sein wirklicher Stamm aber, das Altgriechische, kann auch dem Volke nicht als fremd erscheinen. Wenn sich das Volk auch nicht mehr in das Ganze seines kunstvollen Baues hineinzudenken vermag, so mufs es doch die Elemente zum gröfsten Theil als auch seiner Sprache angehörend erkennen.

In Absicht auf die Natur der Sprache selbst ist der hier erwähnte Unterschied gewifs bemerkenswerth. Ob er auch auf den Geist und den Charakter der Nation einen bedeutenden Einflufs ausübt? kann eher zweifelhaft scheinen. Man kann mit Recht dagegen einwenden, dafs jede über den jedesmal gegenwärtigen Zustand der Sprache hinausgehende Betrachtung dem Volke fremd ist, dafs daher die auf sich selbst ruhende Erklärbarkeit der rein organisch in sich geschlossenen Sprachen für dasselbe unfruchtbar bleibt, und dafs jede aus einer andren, auf welchem Wege es immer sei, entstandene, aber schon Jahrhunderte hindurch fortgebildete Sprache eben dadurch eine vollkommen hinlängliche, auf die Nation wirkende Consequenz gewinnt. Es läfst sich in der That denken, dafs es unter den früheren, uns als Muttersprachen erscheinenden Sprachen auf ähnliche Art, als es die Romanischen sind, entstandene geben könne, obgleich eine sorgfältige und genaue Zergliederung uns wohl bald ihre Unerklärbarkeit aus ihrem eignen Gebiete verrathen dürfte. Unläugbar aber liegt in dem geheimen Dunkel der Seelenbildung und des Forterbens geistiger Individualität ein unendlich mächtiger Zusammenhang zwischen

dem Tongewebe der Sprache und dem Ganzen der Gedanken und Gefühle. Unmöglich kann es daher gleichgültig sein, ob in ununterbrochener Kette die Empfindung und die Gesinnung sich an denselben Lauten hingeschlungen, und sie mit ihrem Gehalte und ihrer Wärme durchdrungen haben, oder ob diese auf sich selbst ruhende Reihe von Wirkungen und Ursachen gewaltsame Störungen erfährt. Eine neue Consequenz bildet sich auch hier allerdings, und die Zeit hat in den Sprachen mehr, als sonst im menschlichen Gemüthe, eine Wunden heilende Kraft. Man darf aber auch nicht vergessen, dafs diese Consequenz nur allmälig wieder entsteht, und dafs die, ehe sie zur Festigkeit gelangt, lebenden Generationen auch schon, als Ursachen wirkend, in die Reihe treten. Es erscheint mir daher durchaus nicht als einflufslos auf die Tiefe der Geistigkeit, die Innigkeit der Empfindung und die Kraft der Gesinnung, ob ein Volk eine ganz auf sich selbst ruhende, oder doch eine aus rein organischer Fortentwicklung hervorgegangene Sprache redet, oder nicht? Es sollte daher bei der Schilderung von Nationen, welche sich im letzteren Falle befinden, nicht unerforscht bleiben, ob und inwiefern das durch den Einflufs ihrer Sprache gleichsam gestörte Gleichgewicht in ihnen auf andere Weise wiederhergestellt, ja ob und wie vielleicht aus der nicht abzuläugnenden Unvollkommenheit ein neuer Vorzug gewonnen worden ist?

§. 22.

Wir haben jetzt einen der Endpunkte erreicht, auf welche die gegenwärtige Untersuchung zu führen bestimmt ist.

Die ganze hier von der Sprache gegebene Ansicht beruht, um das bis hierher Erörterte, so weit es die Anknüpfung des Folgenden erfordert, kurz ins Gedächtnifs zurückzurufen, wesentlich darauf, dafs dieselbe zugleich die noth-

wendige Vollendung des Denkens und die natürliche Entwicklung einer den Menschen, als solchen, bezeichnenden Anlage ist. Diese Entwicklung ist aber nicht die eines Instincts, der blofs physiologisch erklärt werden könnte. Ohne ein Act des unmittelbaren Bewufstseins, ja selbst der augenblicklichen Spontaneität und der Freiheit zu sein, kann sie doch nur einem mit Bewufstsein und Freiheit begabten Wesen angehören, und geht in diesem aus der ihm selbst unergründlichen Tiefe seiner Individualität, und aus der Thätigkeit der in ihm liegenden Kräfte hervor. Denn sie hängt durchaus von der Energie und der Form ab, mit und in welcher der Mensch seiner gesammten geistigen Individualität, ihm selbst unbewufst, den treibenden Anstofs ertheilt*). Durch diesen Zusammenhang mit einer individuellen Wirklichkeit, so wie aus anderen, hinzukommenden Ursachen, ist sie aber zugleich den den Menschen in der Welt umgebenden, sogar auf die Acte seiner Freiheit Einflufs ausübenden Bedingungen unterworfen. In der Sprache nun, insofern sie am Menschen wirklich erscheint, unterscheiden sich zwei constitutive Principe: der innere Sprachsinn (unter welchem ich nicht eine besondere Kraft, sondern das ganze geistige Vermögen, bezogen auf die Bildung und den Gebrauch der Sprache, also nur eine Richtung verstehe) und der Laut, insofern er von der Beschaffenheit der Organe abhängt, und auf schon Ueberkommenem beruht. Der innere Sprachsinn ist das die Sprache von innen heraus beherrschende, überall den leitenden Impuls gebende Princip. Der Laut würde an und für sich der passiven, Form empfangenden Materie gleichen. Allein, vermöge der Durchdringung durch den Sprachsinn, in articulirten umgewandelt, und dadurch, in untrennbarer Einheit und immer gegenseitiger Wechselwir-

*) S. oben S. 6. 35. 37-39.

kung, zugleich eine intellectuelle und sinnliche Kraft in sich fassend, wird er zu dem in beständig symbolisirender Thätigkeit wahrhaft, und scheinbar sogar selbstständig, schaffenden Princip in der Sprache. Wie es überhaupt ein Gesetz der Existenz des Menschen in der Welt ist, dafs er nichts aus sich hinauszusetzen vermag, das nicht augenblicklich zu einer auf ihn zurückwirkenden und sein ferneres Schaffen bedingenden Masse wird, so verändert auch der Laut wiederum die Ansicht und das Verfahren des inneren Sprachsinnes. Jedes fernere Schaffen bewahrt also nicht die einfache Richtung der ursprünglichen Kraft, sondern nimmt eine aus dieser und der durch das früher Geschaffene gegebenen zusammengesetzte an. Da die Naturanlage zur Sprache eine allgemeine des Menschen ist, und Alle den Schlüssel zum Verständnifs aller Sprachen in sich tragen müssen, so folgt von selbst, dafs die Form aller Sprachen sich im Wesentlichen gleich sein, und immer den allgemeinen Zweck erreichen mufs. Die Verschiedenheit kann nur in den Mitteln, und nur innerhalb der Gränzen liegen, welche die Erreichung des Zweckes verstattet. Sie ist aber mannigfaltig in den Sprachen vorhanden, und nicht allein in den blofsen Lauten, so dafs dieselben Dinge nur anders bezeichnet würden, sondern auch in dem Gebrauche, welchen der Sprachsinn in Absicht der Form der Sprache von den Lauten macht, ja in seiner eignen Ansicht dieser Form. Durch ihn allein sollte zwar, so weit die Sprachen blofs formal sind, nur Gleichförmigkeit in ihnen entstehen können. Denn er mufs in allen den richtigen und gesetzmäfsigen Bau verlangen, der nur Einer und ebenderselbe sein kann. In der Wirklichkeit aber verhält es sich anders, theils wegen der Rückwirkung des Lautes, theils wegen der Individualität des inneren Sinnes in der Erscheinung. Es kommt nämlich auf die Energie der Kraft an, mit welcher er auf den Laut einwirkt, und denselben in allen, auch

den feinsten Schattirungen zum lebendigen Ausdruck des Gedanken macht. Diese Energie kann aber nicht überall gleich sein, nicht überall gleiche Intensität, Lebendigkeit und Gesetzmäfsigkeit offenbaren. Sie wird auch nicht immer durch gleiches Hinneigen zur symbolischen Behandlung des Gedanken und durch gleiches ästhetisches Gefallen an Lautreichthum und Einklang unterstützt. Dennoch bleibt das Streben des inneren Sprachsinns immer auf Gleichheit in den Sprachen gerichtet, und auch abbeugende Formen sucht seine Herrschaft auf irgend eine Weise zur richtigen Bahn zurückzuleiten. Dagegen ist der Laut wahrhaft das die Verschiedenheit vermehrende Princip. Denn er hängt von der Beschaffenheit der Organe ab, welche hauptsächlich das Alphabet bildet, das, wie eine gehörig angestellte Zergliederung beweist, die Grundlage jeder Sprache ist. Gerade der articulirte hat ferner seine, ihm eigenthümlichen, theils auf Leichtigkeit, theils auf Wohlklang der Aussprache gegründeten Gesetze und Gewohnheiten, die zwar auch wieder Gleichförmigkeit mit sich führen, allein in der besonderen Anwendung nothwendig Verschiedenheiten bilden. Er mufs sich endlich, da wir es nirgends mit einer isolirt, rein von neuem anfangenden Sprache zu thun haben, immer an Vorhergegangenes, oder Fremdes anschliefsen. In diesem allem zusammengenommen liegen die Gründe der nothwendigen Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues. Die Sprachen können nicht den nämlichen an sich tragen, weil die Nationen, die sie reden, verschieden sind, und eine durch verschiedene Lagen bedingte Existenz haben.

In der Betrachtung der Sprache an sich mufs sich eine Form offenbaren, die unter allen denkbaren am meisten mit den Zwecken der Sprache übereinstimmt, und man mufs die Vorzüge und Mängel der vorhandenen nach dem Grade beurtheilen können, in welchem sie sich dieser einen Form

nähern. Diesen Weg verfolgend, haben wir gefunden, dafs diese Form nothwendig diejenige ist, welche dem allgemeinen Gange des menschlichen Geistes am meisten zusagt, sein Wachsthum durch die am meisten geregelte Thätigkeit befördert, und das verhältnifsmäfsige Zusammenstimmen aller seiner Richtungen nicht blofs erleichtert, sondern durch zurückwirkenden Reiz lebendiger hervorruft. Die geistige Thätigkeit hat aber nicht blofs den Zweck ihrer inneren Erhöhung. Sie wird auf der Verfolgung dieser Bahn auch nothwendig zu dem äufseren hingetrieben, ein wissenschaftliches Gebäude der Weltauffassung aufzuführen, und von diesem Standpunkte aus wieder schaffend zu wirken. Auch dies haben wir in Betrachtung gezogen, und es hat sich unverkennbar gezeigt, dafs diese Erweiterung des menschlichen Gesichtskreises am besten oder vielmehr allein an dem Leitfaden der vollkommensten Sprachform gedeiht. Wir sind daher in diese genauer eingegangen, und ich habe versucht, die Beschaffenheit dieser Form in den Punkten nachzuweisen, in welchen das Verfahren der Sprache sich zur unmittelbaren Erreichung ihrer letzten Zwecke zusammenschliefst. Die Frage, wie die Sprache es macht, um den Gedanken im einfachen Satze und in der, viele Sätze in sich verflechtenden Periode darzustellen, schien hier die einfachste Lösung der Aufgabe ihrer Würdigung, zugleich nach ihren inneren und äufseren Zwecken hin, darzubieten. Von diesem Verfahren liefs sich aber zugleich auf die nothwendige Beschaffenheit der einzelnen Elemente zurückgehn. Dafs ein vorhandener Sprachstamm oder auch nur eine einzelne Sprache eines solchen durchaus und in allen Punkten mit der vollkommenen Sprachform übereinstimme, läfst sich nicht erwarten, und findet sich wenigstens nicht in dem Kreise unserer Erfahrung. Die Sanskritischen Sprachen aber nähern sich dieser Form am meisten, und sind zugleich

die, an welchen sich die geistige Bildung des Menschengeschlechts in der längsten Reihe der Fortschritte am glücklichsten entwickelt hat. Wir können sie mithin als einen festen Vergleichungspunkt für alle übrigen betrachten.

Diese letzteren lassen sich nicht gleich einfach darstellen. Da sie nach denselben Endpunkten, als die rein gesetzmäfsigen, hinstreben, dies Ziel aber nicht in gleichem Grade, oder nicht auf richtigem Wege erreichen, so kann in ihrem Baue keine so klar hervorleuchtende Consequenz herrschen. Wir haben oben zur Erreichung der Satzbildung, aufser der, aller grammatischen Formen entrathenden, Chinesischen Sprache, drei mögliche Formen der Sprachen aufgestellt: die flectirende, agglutinirende und die einverleibende. Alle Sprachen tragen eine oder mehrere dieser Formen in sich; und es kommt zur Beurtheilung ihrer relativen Vorzüge darauf an, wie sie jene abstracten Formen in ihre concrete aufgenommen haben, oder vielmehr welches das Princip dieser Annahme oder Mischung ist? Diese Unterscheidung der abstracten möglichen Sprachformen von den concreten wirklich vorhandenen wird, wie ich mir schmeichle, schon dazu beitragen, den befremdenden Eindruck des Heraushebens einiger Sprachen, als der allein berechtigten, welches die andren ebendadurch zu unvollkommneren stempelt, zu vermindern. Denn dafs unter den abstracten die flectirenden die allein richtigen genannt werden können, dürfte nicht leicht bestritten werden. Das hierdurch über die andren gefällte Urtheil trifft aber nicht in gleichem Maafse auch die concreten vorhandenen Sprachen, in welchen nicht ausschliefslich Eine jener Formen herrschend, dagegen immer ein sichtbares Streben nach der richtigen lebendig ist. Dennoch bedarf dieser Punkt noch einer genaueren rechtfertigenden Erörterung.

Wohl sehr allgemein dürfte bei denen, die sich im Be-

sitz der Kenntnifs mehrerer Sprachen befinden, die Empfindung die sein, dafs, insofern diese letzteren auf gleichem Grade der Cultur stehen, jeder ihr eigenthümliche Vorzüge gebühren, ohne dafs einer der entschiedene Vorzug über die andren eingeräumt werden könne. Hiermit nun steht die in den gegenwärtigen Betrachtungen aufgestellte Ansicht in directem Gegensatze; sie dürfte aber Vielen um so zurückstofsender erscheinen, als das Bemühen eben dieser Betrachtungen vorzugsweise dahin geht, den regen und untrennbaren Zusammenhang zwischen den Sprachen und dem geistigen Vermögen der Nationen zu beweisen. Dasselbe zurückweisende Urtheil über die Sprachen scheint daher auch die Völker zu treffen. Hier bedarf es jedoch einer genaueren Unterscheidung. Wir haben im Vorigen schon bemerkt, dafs die Vorzüge der Sprachen zwar allgemein von der Energie der geistigen Thätigkeit abhängen, indefs doch noch ganz besonders von der eigenthümlichen Hinneigung dieser zur Ausbildung des Gedanken durch den Laut. Eine unvollkommnere Sprache beweist daher zunächst nur den geringeren auf sie gerichteten Trieb der Nation, ohne darum über andere intellectuelle Vorzüge derselben zu entscheiden. Ueberall sind wir zuerst rein von dem Baue der Sprachen ausgegangen, und zur Bildung eines Urtheils über ihn auch nur bei ihm selbst stehen geblieben. Dafs nun dieser Bau, dem Grade nach, vorzüglicher in der einen als in der andren sei, im Sanskrit mehr als im Chinesischen, im Griechischen mehr als im Arabischen, dürfte von unparteiischen Forschern schwerlich geläugnet werden. Wie man es auch versuchen möchte, Vorzüge gegen Vorzüge abzuwägen, so würde man doch immer gestehen müssen, dafs ein fruchtbareres Princip der Geistesentwickelung die einen, als die anderen dieser Sprachen beseelt. Nun aber müfste man alle Beziehungen des

Geistes und der Sprache zu einander verkennen, wenn man nicht die verschiedenartigen Folgerungen hieraus auf die Rückwirkung dieser Sprachen und auf die Intellectualität der Völker ausdehnen wollte, welche sie (so viel dies überhaupt innerhalb des menschlichen Vermögens liegt) gebildet haben. Von dieser Seite rechtfertigt sich daher die aufgestellte Ansicht vollkommen. Es läfst sich jedoch hiergegen noch der Einwand erheben, dafs einzelne Vorzüge der Sprache auch einzelne intellectuelle Seiten vorzugsweise auszubilden im Stande sind, und dafs die geistigen Anlagen der Nationen selbst weit mehr nach ihrer Mischung und Beschaffenheit verschieden sind, als sie nach Graden abgemessen werden können. Beides ist unläugbar richtig. Allein der wahre Vorzug der Sprachen mufs doch in ihrer allseitig und harmonisch einwirkenden Kraft gesucht werden. Sie sind Werkzeuge, deren die geistige Thätigkeit bedarf, Bahnen, in welchen sie fortrollt. Sie sind daher nur dann wahrhaft wohlthätig, wenn sie dieselbe nach jeder Richtung hin erleichternd und begeisternd begleiten, sie in den Mittelpunkt versetzen, aus welchem sich jede ihrer einzelnen Gattungen harmonisch entfaltet. Wenn man daher auch gern zugesteht, dafs die Form der Chinesischen Sprache mehr, als vielleicht irgend eine andere, die Kraft des reinen Gedanken herausstellt, und die Seele, gerade weil sie alle kleinen, störenden Verbindungslaute abschneidet, ausschliefslicher und gespannter auf denselben hinrichtet, wenn die Lesung auch nur weniger Chinesischer Texte diese Ueberzeugung bis zur Bewunderung steigert, so dürften doch auch die entschiedensten Vertheidiger dieser Sprache schwerlich behaupten, dafs sie die geistige Thätigkeit zu dem wahren Mittelpunkt hinlenkt, aus dem Dichtung und Philosophie, wissenschaftliche Forschung und beredter Vortrag gleich willig emporblühen.

Von welcher Seite der Betrachtung ich daher ausgehen mag, kann ich immer nicht umhin, den entschiedenen Gegensatz zwischen den Sprachen rein gesetzmäßiger und einer von jener reinen Gesetzmäßigkeit abweichenden Form deutlich und unverholen aufzustellen. Meiner innigsten Ueberzeugung nach, wird dadurch blos eine unabläugbare Thatsache ausgedrückt. Die einzelne Vortheile gewährende Trefflichkeit auch jener abweichenden Sprachen, die Künstlichkeit ihres technischen Baues wird nicht verkannt, noch geringgeschätzt; man spricht ihnen nur die Fähigkeit ab, gleich geordnet, gleich allseitig und harmonisch durch sich selbst auf den Geist einzuwirken. Ein Verdammungsurtheil über irgend eine Sprache, auch der rohesten Wilden, zu fällen, kann niemand entfernter sein, als ich. Ich würde ein solches nicht blos als die Menschheit in ihren eigenthümlichsten Anlagen entwürdigend ansehen, sondern auch als unverträglich mit jeder durch Nachdenken und Erfahrung von der Sprache gegebenen richtigen Ansicht. Denn jede Sprache bleibt immer ein Abbild jener ursprünglichen Anlage zur Sprache überhaupt; und um zur Erreichung der einfachsten Zwecke, zu welchen jede Sprache nothwendig gelangen muss, fähig zu sein, wird immer ein so künstlicher Bau erfordert, dass sein Studium nothwendig die Forschung an sich zieht, ohne noch zu gedenken, dass jede Sprache, ausser ihrem schon entwickelten Theil, eine unbestimmbare Fähigkeit sowohl der eignen Biegsamkeit, als der Hineinbildung immer reicherer und höherer Ideen besitzt. Bei allem hier Gesagten habe ich die Nationen nur auf sich selbst beschränkt vorausgesetzt. Sie ziehen aber auch fremde Bildung an sich, und ihre geistige Thätigkeit erhält dadurch einen Zuwachs, den sie nicht ihrer Sprache verdanken, der dagegen dieser zu einer Erweiterung ihres eigenthümlichen Umfanges dient. Denn jede Sprache besitzt

die Geschmeidigkeit, Alles in sich aufnehmen und Allem wieder Ausdruck aus sich verleihen zu können. Sie kann dem Menschen niemals, und unter keiner Bedingung, zur absoluten Schranke werden. Der Unterschied ist nur, ob der Ausgangspunkt der Kraftentbindung und Ideenerweiterung in ihr selbst liegt, oder ihr fremd ist, mit anderen Worten, ob sie dazu begeistert, oder sich nur gleichsam passiv und mitwirkend hingiebt.'

Wenn nun ein solcher Unterschied zwischen den Sprachen vorhanden ist, so fragt es sich, an welchen Zeichen er sich erkennen läfst? und es kann einseitig und der Fülle des Begriffs unangemessen erscheinen, dafs ich ihn gerade in der grammatischen Methode der Satzbildung aufgesucht habe. Es ist darum keineswegs meine Absicht gewesen, ihn darauf zu beschränken, da er gewifs gleich lebendig in jedem Elemente und in jeder Fügung enthalten ist. Ich bin aber vorsätzlich auf dasjenige zurückgegangen, was gleichsam die Grundvesten der Sprache ausmacht und gleich von ganz entschiedener Wirkung auf die Entfaltung der Begriffe ist. Ihre logische Anordnung, ihr klares Auseinandertreten, die bestimmte Darlegung ihrer Verhältnisse zu einander macht die unentbehrliche Grundlage aller, auch der höchsten Aeufserungen der geistigen Thätigkeit aus, hängt aber, wie jedem einleuchten mufs, wesentlich von jenen verschiedenen Sprachmethoden ab. Mit der richtigen geht auch das richtige Denken leicht und natürlich von statten, bei den andren findet es Schwierigkeiten zu überwinden, oder erfreut sich wenigstens nicht einer gleichen Hülfe der Sprache. Dieselbe Geistesstimmung, aus welcher jene drei verschiedenen Verfahrungsarten entspringen, erstreckt sich auch von selbst über die Formung aller übrigen Sprachelemente, und wird nur an der Satzbildung vorzugsweise erkannt. Zugleich endlich eigneten sich gerade diese

Eigenthümlichkeiten besonders, factisch an dem Sprachbau dargelegt zu werden; ein Umstand, der bei einer Untersuchung vornehmlich wichtig ist, die ganz eigentlich darauf hinausgeht, an dem Thatsächlichen, historisch Erkennbaren in den Sprachen die Form aufzufinden, welche sie dem Geiste ertheilen, oder in der sie sich ihm innerlich darstellen.

§. 23.

Die von der durch die rein gesetzmäfsige Nothwendigkeit vorgezeichneten Bahn abweichenden Wege können von unendlicher Mannigfaltigkeit sein. Die in diesem Gebiete befangenen Sprachen lassen sich daher nicht aus Principien erschöpfen und classificiren; man kann sie höchstens nach Aehnlichkeiten in den hauptsächlichsten Theilen ihres Baues zusammenstellen. Wenn es aber richtig ist, dafs der naturgemäfse Bau auf der einen Seite von fester Worteinheit, auf der andren von gehöriger Trennung der den Satz bildenden Glieder abhängt, so müssen alle Sprachen, von denen wir hier reden, entweder die Worteinheit oder die Freiheit der Gedankenverbindung schmälern, oder endlich diese beiden Nachtheile in sich vereinigen. Hierin wird sich immer bei der Vergleichung auch der verschiedenartigsten ein allgemeiner Maafsstab ihres Verhältnisses zur Geistesentwickelung finden lassen. Mit eigenthümlichen Schwierigkeiten verbunden ist die Aufsuchung der Gründe solcher Abweichungen von der naturgemäfsen Bahn. Dieser läfst sich auf dem Wege der Begriffe nachgehen, die Abirrung aber beruht auf Individualitäten, die bei dem Dunkel, in welches sich die frühere Geschichte jeder Sprache zurückzieht, nur vermuthet und eruirt werden können. Wo der unvollkommene Organismus blofs darin liegt, dafs der innere Sprachsinn sich nicht überall in dem Laute hat sinnlichen Ausdruck verschaffen können, und daher die Formen bil-

dende Kraft dieses letzteren vor Erreichung vollendeter Formalität ermattet ist, tritt allerdings diese Schwierigkeit weniger ein, da der Grund der Unvollkommenheit alsdann in dieser Schwäche selbst liegt. Allein auch solche Fälle stellen sich selten so einfach dar, und es giebt andere, und gerade die merkwürdigsten, welche sich durchaus nicht blofs auf diese Weise erklären lassen. Dennoch mufs man die Untersuchung unermüdlich bis zu diesem Punkte verfolgen, wenn man es nicht aufgeben will, den Sprachbau in seinen ersten Gründen gleichsam da, wo er in den Organen und dem Geiste Wurzel schlägt, zu enthüllen. Es würde unmöglich sein, in diese Materie hier irgend erschöpfend einzugehen. Ich begnüge mich daher, nur einige Augenblicke bei zwei Beispielen stehen zu bleiben, und wähle zu dem ersten derselben die Semitischen Sprachen, vorzüglich aber wieder unter diesen die Hebräische.

Dieser Sprachstamm gehört zwar offenbar zu den flectirenden, ja es ist schon oben bemerkt worden, dafs die eigentlichste Flexion, im Gegensatz bedeutsamer Anfügung, gerade in ihm wahrhaft einheimisch ist. Die Hebräische und Arabische Sprache beurkunden auch die innere Trefflichkeit ihres Baues, die erstere durch Werke des höchsten dichterischen Schwunges, die letztere noch durch eine reiche, vielumfassende wissenschaftliche Litteratur, neben der poetischen. Auch an sich, blofs technisch betrachtet, steht der Organismus dieser Sprachen an Strenge der Consequenz, kunstvoller Einfachheit, und sinnreicher Anpassung des Lautes an den Gedanken nicht nur keinem anderen nach, sondern übertrifft vielleicht hierin alle. Dennoch tragen diese Sprachen zwei Eigenthümlichkeiten an sich, welche nicht in den natürlichen Forderungen, ja man kann mit Sicherheit hinzusetzen, kaum den Zulassungen der Sprache überhaupt liegen. Sie verlangen nämlich, wenigstens in ihrer

jetzigen Gestaltung, durchaus drei Consonanten in jedem Wortstamm, und Consonant und Vocal enthalten nicht zusammen die Bedeutung der Wörter, sondern Bedeutung und Beziehung sind ausschliefslich, jene den Consonanten, diese den Vocalen zugetheilt. Aus der ersteren dieser Eigenthümlichkeiten entsteht ein Zwang für die Wortform, welchem man billig die Freiheit anderer Sprachen, namentlich des Sanskritischen Stammes, vorzieht. Auch bei der zweiten jener Eigenthümlichkeiten finden sich Nachtheile gegen die Flexion durch Anfügung gehörig untergeordneter Laute. Man mufs also doch, meiner Ueberzeugung nach, von diesen Seiten aus, die Semitischen Sprachen zu den von der angemessensten Bahn der Geistesentwickelung abweichenden rechnen. Wenn man aber nun versucht, den Gründen dieser Erscheinung und ihrem Zusammenhange mit den nationellen Sprachanlagen nachzuspüren, so dürfte man schwerlich zu einem vollkommen befriedigenden Resultate gelangen. Es erscheint gleich zuerst zweifelhaft, welche von jenen beiden Eigenthümlichkeiten man als den Bestimmungsgrund der andren ansehen soll? Offenbar stehen beide in dem innigsten Zusammenhange. Der bei drei Consonanten mögliche Sylbenumfang lud gleichsam dazu ein, die mannigfaltigen Beziehungen der Wörter durch Vocalwechsel anzudeuten; und wenn man die Vocale ausschliefslich hierzu bestimmen wollte, so konnte man den nothwendigen Reichthum an Bedeutungen nur durch mehrere Consonanten in demselben Worte erreichen. Die hier geschilderte Wechselwirkung aber ist mehr geeignet, den inneren Zusammenhang der Sprache in ihrer heutigen Formung zu erläutern, als zum Entstehungs-grunde eines solchen Baues zu dienen. Die Andeutung der grammatischen Beziehungen durch die blofsen Vocale läfst sich nicht füglich als erster Bestimmungsgrund annehmen, da überall in den Sprachen natür-

lich die Bedeutung vorausgeht, und daher schon die Ausschliefsung der Vocale von derselben erklärt werden müfste. Die Vocale müssen zwar in einer zwiefachen Beziehung betrachtet werden. Sie dienen zunächst nur als Laut, ohne welchen der Consonant nicht ausgesprochen werden könnte; weiter aber tritt uns die Verschiedenheit des Lautes, den sie in der Vocalreihe annehmen, entgegen. In der ersten Beziehung giebt es nicht Vocale, sondern nur Einen, als zunächst stehenden, allgemeinen Vocallaut, oder, wenn man will, eigentlich noch gar keinen wahren Vocal, sondern einen unklaren, noch im Einzelnen unentwickelten Schwa-Laut. Etwas Aehnliches findet sich bei den Consonanten in ihrer Verbindung mit Vocalen. Auch der Vocal bedarf, um hörbar zu werden, des consonantischen Hauches; und insofern dieser nur die zu dieser Bestimmung erforderliche Beschaffenheit an sich trägt, ist er von den in der Consonantenreihe sich durch verschiedenen Klang gegenüberstehenden Tönen verschieden*). Hieraus folgt schon von selbst, dafs sich die Vocale in dem Ausdruck der Begriffe nur den Consonanten beigesellen, und, wie schon von den tiefsten Sprachforschern**) anerkannt werden ist, hauptsächlich zur

*) Diese Sätze hat Lepsius in seiner Paläographie auf das klarste und befriedigendste dargestellt, und den Unterschied zwischen dem Anfangs-*a* und dem *h* in der Sanskritschrift gezeigt. Ich hatte im Bugis und in einigen andren, verwandten Alphabeten erkannt, dafs das Zeichen, welches von allen Bearbeitungen der Sprachen, denen diese Alphabete angehören, ein Anfangs-*a* genannt wird, eigentlich gar kein Vocal ist, sondern einen schwachen, dem Spiritus lenis der Griechen ähnlichen, consonantischen Hauch andeutet. Alle von mir dort (*Nouv. Journ. Asiat.* IX. 189-194.) nachgewiesene Erscheinungen lassen sich aber durch das von Lepsius aber denselben Punkt im Sanskrit-Alphabet Entwickelte besser und richtiger erklären.

**) Grimm drückt dies in seiner glücklich sinnvollen Sprache folgendergestalt aus: die Consonanz gestaltet, der Vocal bestimmt und beleuchtet das Wort. (Deutsche Gramm. II. S. I.)

näheren Bestimmung des durch die Consonanten gestalteten Wortes dienen. Es liegt auch in der phonetischen Natur der Vocale, dafs sie etwas Feineres, mehr Eindringendes und Innerliches, als die Consonanten, andeuten, und gleichsam körperloser und seelenvoller sind. Dadurch passen sie mehr zur grammatischen Andeutung, wozu die Leichtigkeit ihres Schalles und ihre Fähigkeit, sich anzuschliefsen, hinzutritt. Indefs ist von diesem allem doch ihr ausschliefslich grammatischer Gebrauch in den Semitischen Sprachen noch sehr verschieden, steht, wie ich glaube, als eine einzige Erscheinung in der Sprachgeschichte da, und erfordert daher einen eignen Erklärungsgrund. Will man, um diesen zu finden, auf der andren Seite von dem zweisylbigen Wurzelbau ausgehen, so stellt sich diesem Versuche der Umstand entgegen, dafs dieser Wurzelbau, wenn auch für den uns bekannten Zustand dieser Sprachen der constitutive, dennoch vermuthlich nicht der wirklich ursprüngliche war. Vielmehr lag ihm, wie ich weiter unten näher ausführen werde, wahrscheinlich in gröfserem Umfange, als man es jetzt anzunehmen pflegt, ein einsilbiger zum Grunde. Vielleicht aber läfst sich die Eigenthümlichkeit, von der wir hier reden, dennoch gerade hieraus und aus dem Uebergange zu den zweisylbigen Formen, auf die wir durch die Vergleichung der zweisylbigen unter einander geführt werden, herleiten. Diese einsylbigen Formen hatten zwei Consonanten, welche einen Vocal zwischen sich einschlossen. Vielleicht verlor der so eingeschlossene und vom Consonantenklange übertönte Vocal die Fähigkeit gehörig selbstständiger Entwicklung, und nahm deshalb keinen Theil an dem Ausdrucke der Bedeutung. Die sich später offenbarende Nothwendigkeit grammatischer Bezeichnung rief erst vielleicht jene Entwickelung hervor, und bewirkte dann, um den grammatischen Flexionen einen gröfseren Spielraum zu

geben, die Hinzufügung einer zweiten Sylbe. Immer aber mufs doch irgend noch ein anderer Grund vorhanden gewesen sein, die Vocale nicht frei auslauten zu lassen; und dieser ist wohl eher in der Beschaffenheit der Organe und in der Eigenthümlichkeit der Aussprache, als in der inneren Sprachansicht, zu suchen.

Gewisser, als das bis hierher Besprochene, scheint es mir dagegen, und wichtiger zur Bestimmung des Verhältnisses der Semitischen Sprachen zur Geistesentwickelung ist es, dafs es dem inneren Sprachsinn demnach bei diesen Völkern an der nothwendigen Schärfe und Klarheit der Unterscheidung der materiellen Bedeutung und der Beziehungen der Wörter theils zu den allgemeinen Formen des Sprechens und Denkens, theils zur Satzbildung mangelte, so dafs dadurch selbst die Reinheit der Unterscheidung der Consonanten- und Vocalbestimmung zu leiden Gefahr lauft. Zuerst mufs ich hier auf die besondere Natur derjenigen Laute aufmerksam machen, die man in den Semitischen Sprachen Wurzeln nennt, die sich aber wesentlich von den Wurzellauten anderer Sprachen unterscheiden. Da die Vocale von der materiellen Bedeutsamkeit ausgeschlossen sind, so müssen die drei Consonanten der Wurzel, streng genommen, vocallos, d. h. blofs von dem zu ihrer Herausstofsung erforderlichen Laute begleitet sein. In diesem Zustande aber fehlt ihnen die zum Erscheinen in der Rede nothwendige Lautform, da auch die Semitischen Sprachen nicht mehrere, unmittelbar auf einander folgende, mit blofsem Schwa verbundene Consonanten dulden. Mit hinzugefügten Vocalen drücken sie diese oder jene bestimmte Beziehung aus, und hören auf, beziehungslose Wurzeln zu sein. Wo daher die Wurzeln wirklich in der Sprache erscheinen, sind sie schon wahre Wortformen; in ihrer eigentlichen Wurzelgestalt mangelt ihnen noch ein wichtiger Theil zur Vollendung ihrer

Lautform in der Rede. Hierdurch erhält selbst die Flexion in den Semitischen Sprachen einen anderen Sinn, als welchen dieser Begriff in den übrigen Sprachen hat, wo die Wurzel, frei von aller Beziehung, wirklich dem Ohre vernehmbar, wenigstens als Theil eines Wortes in der Rede erscheint. Flectirte Wörter enthalten in den Semitischen Sprachen nicht Umbeugungen ursprünglicher Töne, sondern Vervollständigungen zur wahren Lautform. Da nun der ursprüngliche Wurzellaut nicht neben dem flectirten dem Ohre im Zusammenhange der Rede vernehmbar werden kann, so leidet dadurch die lebendige Unterscheidung des Bedeutungs- und Beziehungsausdrucks. Allerdings wird zwar dadurch selbst die Verbindung beider noch inniger, und die Anwendung der Laute, nach Ewald's geistvoller und richtiger Bemerkung, passender, als in irgend einer andren Sprache, da den leicht beweglichen Vocalen das mehr Geistige, den Consonanten das mehr Materielle zugetheilt ist. Aber das Gefühl der nothwendigen Einheit des, zugleich Bedeutung und Beziehung in sich fassenden Worts ist gröfser und energischer, wenn die verschmolzenen Elemente in reiner Selbstständigkeit geschieden werden können; und dies ist dem Zweck der Sprache, die ewig trennt und verbindet, und der Natur des Denkens selbst angemessen. Allein auch bei der Untersuchung der einzelnen Arten des Beziehungs- und Bedeutungsausdrucks findet man die Sprache nicht von einer gewissen Vermischung beider frei. Durch den Mangel untrennbarer Präpositionen entgeht ihr eine ganze Classe von Beziehungsbezeichnungen, die ein systematisches Ganzes bilden und sich in einem vollständigen Schema darstellen lassen. In den Semitischen Sprachen wird dieser Mangel zum Theil dadurch ersetzt, dafs für diese, durch Präpositionen modificirten Verbalbegriffe eigene Wörter bestimmt sind. Dies kann aber keine

Vollständigkeit gewähren, und noch weniger vermag dieser scheinbare Reichthum für den Nachtheil zu entschädigen, dafs, da sich nun der Gegensatz weniger fühlbar darstellt, auch die Totalität nicht übersichtlich ins Auge fällt, und die Redenden die Möglichkeit einer leichten und sicheren Spracherweiterung durch einzelne, bis dahin unversucht gebliebene, Anwendungen verlieren.

Auch einen mir wichtig scheinenden Unterschied in der Bezeichnung verschiedener Arten von Beziehungen kann ich hier nicht übergehen. Die Andeutung der Casus des Nomens, insofern sie einen Ausdruck zulassen, und nicht blofs durch die Stellung unterschieden werden, geschieht durch Hinzufügung von Präpositionen, die der Personen des Verbums durch Hinzufügung der Pronomina. Durch diese beiden Beziehungen wird die Bedeutung der Wörter auf keinerlei Weise afficirt. Es sind Ausdrücke reiner allgemein anwendbarer Verkältnisse. Das grammatische Mittel aber ist Anfügung, und zwar solcher Buchstaben oder Sylben, welche die Sprache als für sich bestehend anerkennt, die sie auch nur bis auf einen gewissen Grad der Festigkeit mit den Wörtern befindet. Insofern auch Vocalwechsel dabei eintritt, ist er eine Folge jener Zuwächse, deren Anfügung nicht ohne Wirkung auf die Wortform in einer Sprache bleiben kann, welche so fest bestimmte Regeln für den Bau der Wörter besitzt. Die übrigen Beziehungsausdrücke, sie mögen nun in reinem Vocalwechsel, oder zugleich in Hinzufügung consonantischer Laute, wie im Hifil, Nifal u. s. f., oder in Verdoppelung eines der Consonanten des Wortes selbst, wie bei den mehrsten Steigerungsformen, bestehen, haben eine nähere Verwandtschaft mit der materiellen Bedeutung des Worts, afficiren dieselbe mehr oder weniger, ändern sie wohl auch gewissermafsen ganz ab, wie wenn aus dem Stamm grofs gerade durch eine solche Form das

Verbum erziehen hervorgebracht wird. Ursprünglich und hauptsächlich bezeichnen sie zwar wirkliche grammatische Beziehungen, den Unterschied des Nomens und Verbums, die transitiven oder intransitiven, reflexiven und causativen Verba u. s. w. Die Aenderung der ursprünglichen Bedeutung, durch welche aus den Stämmen abgeleitete Begriffe entstehen, ist eine natürliche Folge dieser Formen selbst, ohne dafs darin eine Vermischung des Beziehungs- und Bedeutungsausdrucks zu liegen braucht. Dies beweist auch die gleiche Erscheinung in den Sanskritischen Sprachen. Allein der ganze Unterschied jener zwei Classen (auf der einen Seite der Casus- und Pronominalaffixa, auf der andren der inneren Verbalflexionen) und ihre verschiedene Bezeichnung ist in sich selbst auffallend. Zwar liegt in demselben eine gewisse Angemessenheit mit der Verschiedenheit der Fälle. Da, wo der Begriff keine Aenderung erleidet, wird die Beziehung nur äufserlich; dagegen innerlich, am Stamme selbst, da bezeichnet, wo die grammatische Form, sich blofs auf das einzelne Wort erstreckend, die Bedeutung afficirt. Der Vocal erhält an derselben den feinen ausmalenden, näher modificirenden Antheil, von dem weiter oben die Rede war. In der That sind alle Fälle der zweiten Classe von dieser Art, und können, wenn wir beim Verbum stehen bleiben, schon auf die blofsen Participien angewendet werden, ohne die actuale Verbalkraft selbst anzugehen. In der Barmanischen Sprache geschieht dies wirklich, und auch die Verbalvorschläge der Malayischen Sprachen beschreiben ungefähr denselben Kreis, als die Semitischen in dieser Bezeichnungsart. Denn in der That lassen sich alle Fälle derselben auf etwas den Begriff selbst Abänderndes zurückführen. Dies gilt sogar von der Andeutung der Tempora, insofern sie durch Beugung und nicht syntaktisch geschieht. Denn auf jene Weise unterscheidet sie blofs die

Wirklichkeit und die noch nicht mit Sicherheit zu bestimmende Ungewifsheit. Dagegen erscheint es sonderbar, dafs gerade diejenigen Beziehungen, die am meisten den unveränderten Begriff nur in eine andere Beziehung stellen, wie die Casus, und diejenigen, welche am wesentlichsten die Verbalnatur bilden, wie die Personen, weniger formal bezeichnet werden, ja sich fast, gegen den Begriff der Flexion, zur Agglutination hinneigen, und dagegen die den Begriff selbst modificirenden den am meisten formalen Ausdruck annehmen. Der Gang des Sprachsinnes der Nation scheint hier nicht sowohl der gewesen zu sein, Beziehung und Bedeutung scharf von einander zu trennen, als vielmehr der, die aus der ursprünglichen Bedeutung fliefsenden Begriffe, nach systematischer Abtheilung grammatischer Form, in den verschiedenen Nüancen derselben, regelmäfsig geordnet, abzuleiten. Man würde sonst nicht die gemeinsame Natur aller grammatischen Beziehungen durch Behandlung in zwiefachem Ausdruck gewissermafsen verwischt haben. Wenn dies Räsonnement richtig und mit den Thatsachen übereinstimmend erscheint, so beweist dieser Fall, wie ein Volk seine Sprache mit bewundrungswürdigem Scharfsinn und gleich seltnem Gefühl der gegenseitigen Forderungen des Begriffs und des Lautes behandeln, und doch die Bahn verfehlen kann, welche in der Sprache überhaupt die naturgemäfseste ist. Die Abneigung der Semitischen Sprachen gegen Zusammensetzung ist aus ihrer ganzen, hier nach ihren Hauptzügen geschilderten Form leicht erklärlich. Wenn auch die Schwierigkeit, vielsylbigen Wörtern die einmal fest in die Sprache eingewachsene Wortform zu geben, wie es die zusammengesetzten Eigennamen beweisen, überwunden werden konnte, so mufsten sie doch bei der Gewöhnung des Volks an eine kürzere, einen streng gegliederten und leicht übersehbaren inneren Bau erlaubende Wortform hie-

ber vermieden werden. Es boten sich aber auch weniger Veranlassungen zu ihrer Bildung dar, da der Reichthum an Stämmen sie entbehrlicher machte.

In der Delaware-Sprache in Nord-Amerika herrscht mehr, als vielleicht in irgend einer andren, die Gewohnheit, neue Wörter durch Zusammensetzung zu bilden. Die Elemente dieser Composita enthalten aber selten das ganze ursprüngliche Wort, sondern es gehen von diesem nur Theile, ja selbst nur einzelne Laute in die Zusammensetzung über. Aus einem von Du Ponceau *) gegebenen Beispiel mufs man sogar schliefsen, dafs es von dem Redenden abhängt, solche Wörter oder vielmehr ganze zu Wörtern gestempelte Phrasen gleichsam aus Bruchstücken einfacher Wörter zusammenzufügen. Aus *ki*, du, *wulit*, gut, schön, niedlich, *wichgat*, Pfote, und *schis*, einem als Endung im Sinne der Kleinheit gebrauchten Worte, wird, in der Anrede an eine kleine Katze, *k-uligat-schis*, deine niedliche kleine Pfote, gebildet. Auf gleiche Weise gehen Redensarten in Verba über, und werden alsdann vollständig conjugirt. *Nad-holineen*, von *naten*, holen, *amochol*, Boot, und dem schliefsenden regierten Pronomen der ersten Person des Plurals, heifst: hole uns mit dem Boote! nämlich: über den Flufs. Man sieht schon aus diesen Beispielen, dafs die Veränderungen der diese Composita bildenden Wörter sehr bedeutend sind. So wird aus *wulit* in dem obigen Beispiel *uli*, in anderen Fällen, wo im Compositum kein Consonant vorausgeht, *wul*, allein auch mit vorausgehendem Consonanten *ola***). Auch die Abkürzungen sind bisweilen sehr gewalt-

*) Vorrede zu Zeisberger's Delaware-Grammatik. (Philadelphia 1827. 4. S. 20.)

**) *Transactions of the Historical and Literary Committee of the American Philosophical Society.* Philadelphia 1819. Vol. 1. S. 405. u. flgd.

sam. Von *ascesis*, Thier, wird, um das Wort Pferd zu bilden, blofs die Sylbe *es* in die Zusammensetzung aufgenommen. Zugleich gehen, da die Bruchstücke der Wörter nun in Verbindung mit anderen Lauten treten, Wohllautsveränderungen vor, welche dieselben noch weniger kenntlich machen. Dem eben erwähnten Worte für Pferd, *nanayung-es*, liegt, aufser der Endung *es*, nur *nayundam*, eine Last auf dem Rücken tragen, zum Grunde. Das *g* scheint eingeschoben, und die Verstärkung durch die Verdoppelung der ersten Sylbe nur auf das Compositum angewandt. Ein blofses Anfangs-*m* von *machit*, schlecht, oder von *medhick*, übel, giebt dem Worte einen bösen und verächtlichen Sinn*). Man hat daher diese Wortverstümmlungen verschiedentlich, als barbarische Rohheit, sehr hart getadelt. Man müfste aber eine tiefere Kenntnifs der Delaware-Sprache und der Verwandtschaft ihrer Wörter besitzen, um zu entscheiden, ob wirklich in den abgekürzten Wörtern die Stammsylben vernichtet, oder nicht vielmehr gerade erhalten werden. Dafs dies letztere in einigen Fällen sich wirklich so verhält, sieht man an einem merkwürdigen Beispiel. *Lenape* bedeutet Mensch; *lenni*, welches mit dem vorigen Worte zusammen (Lenni Lenape) den Namen des Hauptstammes der Delawaren ausmacht, hat die Bedeutung von etwas Ursprünglichem, Unvermischtem, dem

*) Zeisberger (a. a. O.) bemerkt, dafs *mannitto* hiervon eine Ausnahme bilde, da man darunter Gott selbst, den grofsen und guten Geist, verstehe. Es ist aber sehr gewöhnlich, die religiösen Ideen ungebildeter Völker von der Furcht vor bösen Geistern ausgehen zu sehen. Die ursprüngliche Bedeutung des Wortes könnte daher doch sehr leicht eine solche gewesen sein. Ueber den Rest des Wortes finde ich, bei dem Mangel eines Delaware-Wörterbuchs, keine Auskunft. Auffallend, obgleich vielleicht blofs zufällig, ist die Uebereinstimmung dieses Ueberrestes mit dem Tagalischen *aute*, Götzenbild. (s. meine Schrift über die Kawi-Sprache I. Buch, S. 75.)

Lande von jeher Angehörigem, und bedeutet daher auch gemein, gewöhnlich. In diesem letzteren Sinne dient der Ausdruck zur Bezeichnung alles Einheimischen, von dem grofsen und guten Geiste dem Lande Gegebenen, im Gegensatz mit dem aus der Fremde erst durch die weifsen Menschen Gekommenen. *Ape* heifst aufrecht gehen*). In *lenape* sind also ganz richtig die charakteristischen Kennzeichen des aufrecht wandelnden Eingebornen enthalten. Dafs hernach das Wort allgemein für Mensch gilt, und, um zum Eigennamen zu werden, noch einmal den Begrifs des Ursprünglichen mit sich verbindet, sind leicht erklärliche Erscheinungen. In *pilape*, Jüngling, ist das Wort *pilsit*, keusch, unschuldig, mit demjenigen Theil von *lenape* zusammengesetzt, welcher die den Menschen charakterisirende Eigenschaft bezeichnet. Da die in der Zusammensetzung verbundenen Wörter grofsentheils mehrsylbig und schon selbst wieder zusammengesetzt sind, so kommt alles darauf an, welcher ihrer Theile zum Element des neuen Compositums gebraucht wird, worüber nur die aus einem vollständigen Wörterbuche zu schöpfende genauere Kenntnifs der Sprache Aufklärung geben könnte. Auch versteht es sich wohl von selbst, dafs der Sprachgebrauch diese Abkürzungen in bestimmte Regeln eingeschlossen haben wird. Dies sieht man schon daraus, dafs das modificirte Wort in den gegebenen Beispielen immer im Compositum, als das letzte Element, den modificirenden nachsteht. Das Verfahren dieser scheinbaren Verstümmlung der Wörter dürfte daher wohl ein milderes Urtheil verdienen, und nicht so zerstörend für die Etymologie sein, als es der oberflächliche Anblick befürchten läfst. Es hängt genau mit der, oben schon

*) So verstehe ich nämlich Heckewelder. (*Transactions* I. 411.) Auf jeden Fall ist *ape* blofs Endung für aufrecht gehende Wesen, wie *chum* für vierfüfsige Thiere.

als die Amerikanischen Sprachen auszeichnend angeführten Tendenz, das Pronomen in abgekürzter oder noch mehr abweichender Gestalt mit dem Verbum und dem Nomen zu verbinden, zusammen. Das eben von der Delawarischen Gesagte beweist ein noch allgemeineres Streben nach Verbindung mehrerer Begriffe in demselben Worte. Wenn man mehrere der Sprachen mit einander vergleicht, welche die grammatischen Beziehungen, ohne Flexion, durch Partikeln andeuten, so halten einige derselben, wie die Barmanische, die meisten der Südsee-Inseln und selbst die Mandschuische und die Mongolische, die Partikeln und die durch sie bestimmten Wörter eher aus einander, da hingegen die Amerikanischen eine Neigung, sie zu verknüpfen, verrathen. Die letztere fliefst natürlich schon aus dem oben (§. 17) geschilderten einverleibenden Verfahren. Dieses habe ich im Vorigen als eine Beschränktheit der Satzbildung dargestellt, und durch die Aengstlichkeit des Sprachsinns erklärt, die Theile des Satzes für das Verständnifs recht enge zusammenzufassen.

Dem hier betrachteten Verfahren der Delawarischen Wortbildung läfst sich aber zugleich noch eine andere Seite abgewinnen. Es liegt in demselben sichtbar die Neigung, der Seele die im Gedanken verbundenen Begriffe, statt ihr dieselben einzeln zuzuzählen, auf einmal, und auch durch den Laut verbunden, vorzulegen. Es ist eine malerische Behandlung der Sprache, genau zusammenhängend mit der übrigen aus allen ihren Bezeichnungen hervorblickenden bildlichen Behandlung der Begriffe. Die Eichel heifst *wunach-quim*, die Nufs der Blatt-Hand (von *wunpach*, Blatt, *nach*, Hand, und *quim*, die Nufs), weil die lebendige Einbildungskraft des Volkes die eingeschnittenen Blätter der Eiche mit einer Hand vergleicht. Auch hier bemerke man die doppelte Befolgung des oben erwähnten Gesetzes in

der Stellung der Elemente, erst in dem letzten, dann in den beiden ersten, wo wieder die Hand, gleichsam aus einem Blatte gebildet, diesem letzteren Worte, nicht umgekehrt, nachsteht. Es ist offenbar von grofser Wichtigkeit, wie viel eine Sprache in Ein Wort einschliefst, statt sich der Umschreibung durch mehrere zu bedienen. Auch der gute Schriftsteller übt hierin sorgfältige Unterscheidung, wo ihm die Sprache die Wahl frei läfst. Das richtige Gleichgewicht, welches die Griechische Sprache hierin beobachtet, gehört gewifs zu ihren gröfsten Schönheiten. Das in Einem Worte Verbundene stellt sich auch der Seele mehr als Eins dar, da die Wörter in der Sprache das sind, was die Individuen in der Wirklichkeit. Es erregt lebendiger die Einbildungskraft, als was dieser einzeln zugezählt wird. Daher ist das Einschliefsen in Ein Wort mehr Sache der Einbildungskraft, die Trennung mehr die des Verstandes. Beide können sich sogar hierin entgegenstehen, und verfahren wenigstens dabei nach ihren eignen Gesetzen, deren Verschiedenheit sich hier in einem deutlichen Beispiel in der Sprache verräth. Der Verstand fordert vom Worte, dafs es den Begriff vollständig und rein bestimmt hervorrufe, aber auch zugleich in ihm die logische Beziehung anzeige, in welcher es in der Sprache und in der Rede erscheint. Diesen Verstandesforderungen genügt die Delaware-Sprache nur auf ihre, den höheren Sprachsinn nicht befriedigende, Weise. Dagegen wird sie zum lebendigen Symbol der Bilder an einander reihenden Einbildungskraft, und bewahrt hierin eine sehr eigenthümliche Schönheit. Auch im Sanskrit tragen die sogenannten undeclinirbaren Participien, die so oft zum Ausdruck von Zwischensätzen dienen, zur lebendigen Darstellung des Gedanken, dessen Theile sie mehr gleichzeitig vor die Seele bringen, wesentlich bei. In ihnen vereinigt sich aber, da sie grammatische Bezeichnung ha-

ben, die Strenge der Verstandesforderung mit dem freien Erguſs der Einbildungskraft. Dies ist ihre beifallswürdige Seite. Denn allerdings haben sie auch eine entgegengesetzte, wenn sie durch Schwerfälligkeit der Freiheit der Satzbildung Fesseln anlegen, und ihre einverleibende Methode an mangelnde Mannigfaltigkeit von Mitteln erinnert, dem Satze gehörige Erweiterung zu geben.

Es scheint mir nicht unmerkwürdig, dafs diese kühn bildliche Zusammenfügung der Wörter gerade einer Nord-Amerikanischen Sprache angehört, ohne dafs ich jedoch hieraus mit Sicherheit Folgerungen auf den Charakter dieser Völker, im Gegensatz mit den südlichen, ziehen möchte, da man hierzu mehr Data über beide und ihre frühere Geschichte besitzen müfste. Gewifs aber ist es, dafs wir in den Reden und Verhandlungen dieser Nord-Amerikanischen Stämme eine gröfsere Erhebung des Gemüths und einen kühneren Flug der Einbildungskraft erkennen, als von dem wir im südlichen Amerika Kunde haben. Natur, Klima und das den Völkern dieses Theils von Amerika mehr eigenthümliche Jägerleben, welches weite Streifzüge durch die einsamsten Wälder mit sich bringt, mögen zugleich dazu beitragen. Wenn aber die Thatsache in sich richtig ist, so übten unstreitig die grofsen despotischen Regierungen, besonders die zugleich priesterlich die freie Entwickelung der Individualität niederdrückende Peruanische, einen sehr verderblichen Einfluſs aus, da jene Jägerstämme, wenigstens soviel wir wissen, immer nur in freien Verbindungen lebten. Auch seit der Eroberung durch die Europäer erfuhren beide Theile ein verschiedenes, gerade in der Hinsicht, von welcher wir hier reden, sehr wesentlich entscheidendes Schicksal. Die fremden Anwohner in dem Nord-Amerikanischen Küstenstrich drängten die Eingebornen zurück, und beraubten sie wohl auch ungerechter Weise ihres Eigen-

thums, unterwarfen sie aber nicht, indem auch ihre Missionare, von dem freieren und milderen Geiste des Protestantismus beseelt, einem drückenden mönchischen Regimente, wie es die Spanier und Portugiesen systematisch einführten, fremd waren.

Ob übrigens in der reichen Einbildungskraft, von welcher Sprachen, wie die Delawarische, das sichtbare Gepräge tragen, auch ein Zeichen liegt, dafs wir in ihnen eine jugendlichere Gestalt der Sprache aufbewahrt finden? ist eine schwer zu beantwortende Frage, da man zu wenig abzusondern vermag, was hierin der Zeit, und was der Geistesrichtung der Nation angehört. Ich bemerke in dieser Rücksicht hier nur, dafs diese Zusammensetzung von Wörtern, von welchen in unsren heutigen oft auch nur einzelne Buchstaben übrig geblieben sein mögen, sich leicht auch in den schönsten und gebildetsten Sprachen finden mag, da es in der Natur der Dinge liegt, vom Einfachen an aufzusteigen, und im Verlaufe so vieler Jahrtausende, in welchen sich die Sprache im Munde der Völker fortgepflanzt hat, die Bedeutung der Urlaute natürlich verloren gegangen sind.

§. 21.

In dem entschiedensten Gegensatze befinden sich unter allen bekannten Sprachen die Chinesische und das Sanskrit, da die erstere alle grammatische Form der Sprache in die Arbeit des Geistes zurückweist, das letztere sie bis in die feinsten Schattirungen dem Laute einzuverleiben strebt. Denn offenbar liegt in der mangelnden und sichtbarlich vorleuchtenden Bezeichnung der Unterschied beider Sprachen. Den Gebrauch einiger Partikeln ausgenommen, deren sie, wie wir weiter unten sehen werden, auch wieder bis auf einen hohen Grad zu entbehren versteht, deutet die Chinesische alle Form der Grammatik im weitesten Sinne

durch Stellung, den einmal nur in einer gewissen Form festgestellten Gebrauch der Wörter, und den Zusammenhang des Sinnes an, also blofs durch Mittel, deren Anwendung innere Anstrengung erheischt. Das Sanskrit dagegen legt in die Laute selbst nicht blofs den Sinn der grammatischen Form, sondern auch ihre geistigere Gestalt, ihr Verhältnifs zur materiellen Bedeutung.

Hiernach sollte man auf den ersten Anblick die Chinesische Sprache für die von der naturgemäfsen Forderung der Sprache am meisten abweichende, für die unvollkommenste unter allen halten. Diese Ansicht verschwindet aber vor der genaueren Betrachtung. Sie besitzt im Gegentheil einen hohen Grad der Trefflichkeit, und übt eine, wenn gleich einseitige, doch mächtige Einwirkung auf das geistige Vermögen aus. Man könnte zwar den Grund hiervon in ihrer frühen wissenschaftlichen Bearbeitung und reichen Litteratur suchen. Offenbar hat aber vielmehr die Sprache selbst, als Aufforderung und Hülfsmittel, zu diesen Fortschritten der Bildung wesentlich mitgewirkt. Zuerst kann ihr die grofse Consequenz ihres Baues nicht bestritten werden. Alle andren flexionslosen Sprachen, wenn sie auch noch so grofses Streben nach Flexion verrathen, bleiben, ohne ihr Ziel zu erreichen, auf dem Wege dahin stehen. Die Chinesische führt, indem sie gänzlich diesen Weg verläfst, ihren Grundsatz bis zum Ende durch. Dann trieb gerade die Natur der in ihr zum Verständnifs alles Formalen angewandten Mittel, ohne Unterstützung bedeutsamer Laute, darauf hin, die verschiedenen formalen Verhältnisse strenger zu beachten, und systematisch zu ordnen. Endlich wird der Unterschied zwischen materieller Bedeutung und formeller Beziehung dem Geiste dadurch von selbst um so mehr klar, als die Sprache, wie sie das Ohr vernimmt, blofs die materiell bedeutsamen Laute enthält, der

Ausdruck der formellen Beziehungen aber an den Lauten nur wieder als Verhältnifs, in Stellung und Unterordnung, hängt. Durch diese fast durchgängige lautlose Bezeichnung der formellen Beziehungen unterscheidet sich die Chinesische Sprache, soweit die allgemeine Uebereinkunft aller Sprachen in Einer inneren Form Verschiedenheit zuläfst, von allen andren bekannten. Man erkennt dies am deutlichsten, wenn man irgend einen ihrer Theile in die Form der letzteren zu zwängen versucht, wie einer ihrer gröfsten Kenner, Abel-Rémusat, eine vollständige Chinesische Declination aufgestellt hat*). Sehr begreiflicher Weise mufs es in jeder Sprache Unterscheidungsmittel der verschiedenen Beziehungen des Nomens geben. Diese aber kann man bei weitem nicht immer darum als Casus im wahren Sinne dieses Wortes betrachten. Die Chinesische Sprache gewinnt durchaus nicht bei einer solchen Ansicht. Ihr charakteristischer Vorzug liegt im Gegentheil, wie auch Rémusat an derselben Stelle sehr treffend bemerkt, in ihrem, von den andren Sprachen abweichenden, Systeme, wenn sie gleich eben durch dasselbe auch mannigfaltiger Vorzüge entbehrt, und allerdings, als Sprache und Werkzeug des Geistes, den Sanskritischen und Semitischen Sprachen nachsteht. Der Mangel einer Lautbezeichnung der formalen Beziehungen darf aber nicht in ihr allein genommen werden. Man mufs zugleich, und sogar hauptsächlich, die Rückwirkung ins Auge fassen, welche dieser Mangel nothwendig auf den Geist ausübt, indem er ihn zwingt, diese Beziehungen auf feinere Weise mit den Worten zu verbinden, und doch nicht eigentlich in sie zu legen, sondern wahrhaft in ihnen zu entdecken. Wie paradox es daher klingt, so halte ich es dennoch für ausgemacht, dafs im Chinesischen gerade die

*) Fundgruben des Orients. III. 283.

scheinbare Abwesenheit aller Grammatik die Schärfe des Sinnes, den formalen Zusammenhang der Rede zu erkennen, im Geiste der Nation erhöht, da im Gegentheil die Sprachen mit versuchter, aber nicht gelingender Bezeichnung der grammatischen Verhältnisse den Geist vielmehr einschläfern, und den grammatischen Sinn durch Vermischung des materiell und formal Bedeutsamen eher verdunkeln.

Dieser eigenthümliche Chinesische Bau rührt wohl unstreitig von der Lauteigenthümlichkeit des Volkes in den frühesten Zeiten her, von der Sitte, die Sylben stark in der Aussprache aus einander zu halten, und von einem Mangel an der Beweglichkeit, mit welcher ein Ton auf den andren umändernd einwirkt. Denn diese sinnliche Eigenthümlichkeit mufs, wenn die geistige der inneren Sprachform erklärt werden soll, zum Grunde gelegt werden, da jede Sprache nur von der ungebildeten Volkssprache ausgehen kann. Entstand nun durch den grübelnden und erfindsamen Sinn der Nation, durch ihren scharfen und regen und vor der Phantasie vorwaltenden Verstand eine philosophische und wissenschaftliche Bearbeitung der Sprache, so konnte sie nur den sich wirklich in dem älteren Style verrathenden Weg nehmen, die Absonderung der Töne, wie sie im Munde des Volkes bestand, beibehalten, aber alles das feststellen und genau unterscheiden, was im höheren Gebrauch der Sprache, entblöfst von der, dem Verständnifs zu Hülfe kommenden Betonung und Geberde, zur lichtvollen Darstellung des Gedanken erfordert wurde. Dafs aber eine solche Bearbeitung schon sehr früh eintrat, ist geschichtlich erwiesen, und zeigt sich auch in den unverkennbaren, aber geringen Spuren bildlicher Darstellung in der Chinesischen Schrift.

Es läfst sich wohl allgemein behaupten, dafs, wenn der Geist anfängt, sich zu wissenschaftlichem Denken zu erheben, und eine solche Richtung in die Bearbeitung der

Sprache kommt, überhaupt Bilderschrift sich nicht lange erhalten kann. Bei den Chinesen mufs dies doppelt der Fall gewesen sein. Auf eine alphabetische Schrift würden sie, wie alle andere Völker, durch die Unterscheidung der Articulation des Lautes geführt worden sein. Es ist aber erklärlich, dafs die Schrifterfindung bei ihnen diesen Weg nicht verfolgte. Da die geredete Sprache die Töne nie in einander verschlang, so war ihre einzelne Bezeichnung minder erfordert. Wie das Ohr Monogramme des Lautes vernahm, so wurden diesen Monogramme der Schrift nachgebildet. Von der Bilderschrift abgehend, ohne sich der alphabetischen zu nähern, bildete man ein kunstvolles, willkührlich erzeugtes System von Zeichen, nicht ohne Zusammenhang der einzelnen unter einander, aber immer nur in einem idealen, niemals in einem phonetischen. Denn weil die Verstandesrichtung vor dem Gefallen an Lautwechsel in der Nation und der Sprache vorherrschte, so wurden diese Zeichen mehr Andeutungen von Begriffen, als von Lauten, nur dafs jedem derselben doch immer ein bestimmtes Wort entspricht, da der Begriff erst im Worte seine Vollendung erhält.

Auf diese Weise bilden die Chinesische und die Sanskrit-Sprache in dem ganzen uns bekannten Sprachgebiete zwei feste Endpunkte, einander nicht an Angemessenheit zur Geistesentwickelung, allein allerdings an innerer Consequenz und vollendeter Durchführung ihres Systems gleich. Die Semitischen Sprachen lassen sich nicht als zwischen ihnen liegend ansehen. Sie gehören, ihrer entschiedenen Richtung zur Flexion nach, in Eine Classe mit den Sanskritischen. Dagegen kann man alle übrigen Sprachen als in der Mitte jener beiden Endpunkte befindlich betrachten, da alle sich entweder der Chinesischen Entblösung der Wörter von ihren grammatischen Beziehungen, oder der

festen Anschliefsung der dieselben bezeichnenden Laute nähern müssen. Selbst einverleibende Sprachen, wie die Mexicanische, sind in diesem Falle, da die Einverleibung nicht alle Verhältnisse andeuten kann, und sie, wo diese nicht ausreicht, Partikeln gebrauchen müssen, die angefügt werden oder getrennt bleiben können. Weiter aber, als diese negativen Eigenschaften, nicht aller grammatischen Bezeichnung zu entbehren, und keine Flexion zu besitzen, haben diese mannigfaltig unter sich verschiedenen Sprachen nichts mit einander gemein, und können daher nur auf ganz unbestimmte Weise in Eine Classe geworfen werden.

Hiernach fragt es sich, ob es nicht in der Sprachbildung (nicht in demselben Sprachstamm, aber überhaupt) stufenartige Erhebungen zu immer vollkommnerer geben sollte? Man kann diese Frage von der wirklichen Sprachentstehung thatsächlich so nehmen, als habe es in verschiedenen Epochen des Menschengeschlechts nur successive Sprachbildungen verschiedener einander in ihrer Entstehung voraussetzender und bedingender Grade gegeben. Alsdann wäre das Chinesische die älteste, das Sanskrit die jüngste Sprache. Denn die Zeit könnte uns Formen aus verschiedenen Epochen aufbewahrt haben. Ich habe schon weiter oben genügend ausgeführt, und es macht dies einen Hauptpunkt meiner Sprachansichten aus, dafs die vollkommnere, die Frage blofs aus Begriffen betrachtet, nicht auch die spätere zu sein braucht. Historisch läfst sich nichts darüber entscheiden; doch werde ich in einem der folgenden Abschnitte dieser Betrachtungen bei Gelegenheit der factischen Entstehung und Vermischung der Sprachen diesen Punkt noch genauer zu bestimmen suchen. Man kann aber auch ohne Rücksicht auf dasjenige, was wirklich bestanden hat, fragen, ob sich die in jener Mitte liegenden Sprachen, blofs ihrem Baue nach, zu einander wie solche stufenartige Er-

hebungen verhalten, oder ob ihre Verschiedenheit nicht erlaubt, einen so einfachen Maafsstab an sie zu legen? Auf der einen Seite scheint nun wirklich das Erstere der Fall. Wenn z. B. die Barmanische Sprache für die meisten grammatischen Beziehungen wirkliche Lautbezeichnungen in Partikeln besitzt, aber diese weder unter einander, noch mit den Hauptwörtern, durch Lautveränderungen verschlingt; dagegen, wie ich gezeigt habe, Amerikanische Sprachen abgekürzte Elemente verbinden, und dem daraus entstehenden Worte eine gewisse phonetische Einheit geben, so scheint das letztere Verfahren der wirklichen Flexion näher zu stehen. Sieht man aber wieder bei der Vergleichung des Barmanischen mit dem eigentlich Malayischen, dafs jenes zwar viel mehr Beziehungen bezeichnet, da wo dieses die Chinesische Bezeichnungslosigkeit beibehält, dagegen das Malayische die vorhandenen Anfügungssylben in sorgfältiger Beachtung sowohl ihrer eignen, als der Laute des Hauptworts behandelt, so wird man verlegen, welcher beider Sprachen man den Vorzug ertheilen soll, obgleich, bei Beurtheilung auf anderem Wege, derselbe unzweifelhaft der Malayischen Sprache gebührt.

Man sieht also, dafs es einseitig sein würde, auf diese Weise und nach solchen Kriterien Stufen der Sprachen zu bestimmen. Es ist dies auch vollkommen begreiflich. Wenn die bisherigen Betrachtungen mit Recht Eine Sprachform als die einzig gesetzmäfsige anerkannt haben, so beruht dieser Vorzug nur darauf, dafs durch ein glückliches Zusammentreffen eines reichen und feinen Organes mit lebendiger Stärke des Sprachsinnes die ganze Anlage, welche der Mensch physisch und geistig zur Sprache in sich trägt, sich vollständig und unverfälscht im Laute entwickelt. Ein unter so begünstigenden Umständen sich bildender Sprachbau erscheint dann als aus einer richtigen und energischen In-

tuition des Verhältnisses des Sprechens zum Denken und aller Theile der Sprache zu einander hervorgesprungen. In der That ist der wahrhaft gesetzmäfsige Sprachbau nur da möglich, wo eine solche, gleich einer belebenden Flamme, die Bildung leuchtend durchdringt. Ohne ein von innen heraus arbeitendes Princip, auf mechanisch allmälig einwirkenden Wegen, bleibt er unerreichbar. Treffen aber auch nicht überall so befördernde Umstände zusammen, so haben doch alle Völker bei ihrer Sprachbildung nur immer eine und dieselbe Tendenz. Alle wollen das Richtige, Naturgemäfse und daher Höchste. Dies bewirkt die sich an und in ihnen entfaltende Sprache von selbst und ohne ihr Zuthun, und es ist nicht denkbar, dafs eine Nation gleichsam absichtlich z. B. nur die materielle Bedeutung bezeichnete, die grammatischen Beziehungen aber der Lautbezeichnung entzöge. Da indefs die Sprache, die, um hier einen schon im Vorigen gebrauchten Ausdruck zu wiederholen, der Mensch nicht sowohl bildet, als vielmehr in ihren, wie von selbst hervorgehenden, Entwicklungen mit einer Art freudigen Erstaunens an sich entdeckt, durch die Umstände, in welchen sie in die Erscheinung tritt, in ihrem Schaffen bedingt wird, so erreicht sie nicht überall das gleiche Ziel, sondern fühlt sich, nicht ausreichend, an einer, nicht in ihr selbst liegenden Schranke. Die Nothwendigkeit aber, demungeachtet immer ihrem allgemeinen Zwecke zu genügen, treibt sie, wie es auch sein möge, von jener Schranke aus nach einer hierzu tauglichen Gestaltung. So entsteht die concrete Form der verschiedenen menschlichen Sprachen, und enthält, insofern sie vom gesetzmäfsigen Baue abweicht, daher immer zugleich einen negativen, die Schranke des Schaffens bezeichnenden, und einen positiven, das unvollständig Erreichte dem allgemeinen Zwecke zuführenden Theil. In dem negativen liefse sich nun wohl eine stufen-

artige Erhebung nach dem Grade, in welchem die schöpferische Kraft der Sprache ausgereicht hätte, denken. Der positive aber, in welchem der oft sehr kunstvolle individuelle Bau auch der unvollkommneren Sprachen liegt, erlaubt bei weitem nicht immer so einfache Bestimmungen. Indem hier mehr oder weniger Uebereinstimmung und Entfernung vom gesetzmäfsigen Baue zugleich vorhanden ist, mufs man sich oft nur bei einem Abwägen der Vorzüge und Mängel begnügen. Bei dieser, wenn der Ausdruck erlaubt ist, anomalen Art der Spracherzeugung wird oft ein einzelner Sprachtheil mit einer gewissen Vorliebe vor andren ausgebildet, und es liegt hierin häufig gerade der charakteristische Zug einzelner Sprachen. Natürlich aber kann sich alsdann die wahre Reinheit des richtigen Princips in keinem Theile aussprechen. Denn dieses fordert gleichmäfsige Behandlung aller, und würde, könnte es einen Theil wahrhaft durchdringen, sich von selbst auch über die anderen ergiefsen. Mangel an wahrer innerer Consequenz ist daher ein gemeinsamer Charakter aller dieser Sprachen. Selbst die Chinesische kann eine solche doch nicht vollkommen erreichen, da auch sie in einigen, allerdings nicht zahlreichen Fällen dem Principe der Wortfolge mit Partikeln zu Hülfe kommen mufs.

Wenn den unvollkommneren Sprachen die wahre Einheit eines, sie von innen aus gleichmäfsig durchstrahlenden Principes mangelt, so liegt es doch in dem hier geschilderten Verfahren, dafs jede demungeachtet einen festen Zusammenhang und eine, nicht zwar immer aus der Natur der Sprache überhaupt, aber doch aus ihrer besonderen Individualität hervorgehende Einheit besitzt. Ohne Einheit der Form wäre überhaupt keine Sprache denkbar; und so wie die Menschen sprechen, fassen sie nothwendig ihr Sprechen in eine solche Einheit zusammen. Dies geschieht bei jedem

inneren und äußeren Zuwachs, welchen die Sprache erhält. Denn ihrer innersten Natur nach macht sie ein zusammenhängendes Gewebe von Analogien aus, in dem sich das fremde Element nur durch eigene Anknüpfung festhalten kann.

Die hier gemachten Betrachtungen zeigen zugleich, welche Mannigfaltigkeit verschiedenen Baues die menschliche Spracherzeugung in sich zu fassen vermag, und lassen folglich an der Möglichkeit einer erschöpfenden Classification der Sprachen verzweifeln. Eine solche ist wohl zu bestimmten Zwecken, und wenn man einzelne Erscheinungen an ihnen zum Eintheilungsgrunde annimmt, ausführbar; verwickelt dagegen in unauflösliche Schwierigkeiten, wenn, bei tiefer eindringendem Forschen, die Eintheilung auch in ihre wesentliche Beschaffenheit und ihren inneren Zusammenhang mit der geistigen Individualität der Nationen eingehen soll. Die Aufstellung eines nur irgend vollständigen Systems ihres Zusammenhanges und ihrer Verschiedenheiten wäre, ständen derselben auch nicht die so eben angegebenen allgemeinen Schwierigkeiten im Wege, doch bei dem jetzigen Zustande der Sprachkunde unmöglich. Eine nicht unbedeutende Anzahl noch gar nicht unternommener Forschungen müßte einer solchen Arbeit nothwendig vorausgehen. Denn die richtige Einsicht in die Natur einer Sprache erfordert viel anhaltendere und tiefere Untersuchungen, als bisher noch den meisten Sprachen gewidmet worden sind.

Dennoch finden sich auch zwischen nicht stammverwandten Sprachen, und in Punkten, die am entschiedensten mit der Geistesrichtung zusammenhangen, Unterschiede, durch welche mehrere wirklich verschiedene Classen zu bilden scheinen. Ich habe weiter oben (§. 21) von der Wichtigkeit gesprochen, dem Verbum eine, seine wahre Function formal charakterisirende Bezeichnung zu geben. In dieser Eigenthümlichkeit nun unterscheiden sich Spra-

chen, welche sonst, dem Ganzen ihrer Bildung nach, auf gleicher Stufe zu stehen scheinen. Es ist natürlich, dafs die Partikel-Sprachen, wie man diejenigen nennen könnte, welche die grammatischen Beziehungen zwar durch Sylben oder Wörter bezeichnen, allein diese gar nicht, oder nur locker und verschiebbar anfügen, keinen ursprünglichen Unterschied zwischen Nomen und Verbum feststellen. Bezeichnen sie auch einige einzelne Gattungen des ersteren, so geschieht dies nur in Beziehung auf bestimmte Begriffe und in bestimmten Fällen, nicht im Sinne grammatischer Absonderung durchgängig. Es ist daher in ihnen nicht selten, dafs jedes Wort, ohne Unterschied, zum Verbum gestempelt werden, dagegen auch wohl jede Verbalflexion zugleich als Participium gelten kann. Sprachen nun, die hierin einander gleich sind, unterscheiden sich dennoch wieder dadurch, dafs die einen das Verbum mit gar keinem, seine eigenthümliche Function der Satzverknüpfung charakterisirenden Ausdruck ausstatten, die anderen dies wenigstens durch die ihm in Abkürzungen oder Umänderungen angefügten Pronomina thun, den schon im Obigen öfters berührten Unterschied zwischen Pronomen und Verbalperson festhaltend. Das erstere Verfahren beobachtet z. B. die Barmanische Sprache, soweit ich sie genauer beurtheilen kann, auch die Siamesische, die Mandschuische und Mongolische, insofern sie die Pronomina nicht zu Affixen abkürzen, die Sprachen der Südsee-Inseln, und grofsentheils auch die übrigen Malayischen des westlichen Archipelagus, das letztere die Mexicanische, die Delaware-Sprache und andere Amerikanische. Indem die Mexicanische dem Verbum das regierende und regierte Pronomen, bald in concreter, bald in allgemeiner Bedeutung, beigiebt, drückt sie wirklich auf eine geistigere Weise seine nur ihm angehörende Function durch die Richtung auf die übrigen Haupt-

theile des Satzes aus. Bei dem ersteren dieser beiden Verfahren können Subject und Prädicat nur so verknüpft werden, dafs man die Verbalkraft durch Hinzufügung des Verbums sein andeutet. Meistentheils aber wird dasselbe blofs hinzugedacht; was in Sprachen dieses Verfahrens Verbum heifst, ist nur Participium oder Verbalnomen, und kann, wenn auch Genus des Verbums, Tempus und Modus daran ausgedrückt sind, vollkommen so gebraucht werden. Unter Modus verstehen aber diese Sprachen nur die Fälle, wo die Begriffe des Wünschens, Befürchtens, des Könnens, Müssens u. s. f. Anwendung finden. Der reine Conjunctivus ist ihnen in der Regel fremd. Das durch ihn, ohne Hinzukommen eines materiellen Nebenbegriffs, ausgedrückte ungewisse und abhängige Setzen kann in Sprachen nicht angemessen bezeichnet werden, in welchen das einfache actuale Setzen keinen formalen Ausdruck findet. Dieser Theil des angeblichen Verbums ist alsdann mehr oder weniger sorgfältig behandelt und zu Worteinheit verschmolzen. Der hier geschilderte Unterschied ist aber genau derselbe, als wenn man das Verbum in seine Umschreibung auflöst, oder es in seiner lebendigen Einheit gebraucht. Das erstere ist mehr ein logisch geordnetes, das letztere ein sinnlich bildendes Verfahren; und man glaubt, wenn man sich in die Eigenthümlichkeit dieser Sprachen versetzt, zu sehen, was in dem Geiste der Völker, welchen nur das auflösende eigenthümlich ist, vorgehen mufs. Die andren, so wie die Sprachen gesetzmäfsiger Bildung, bedienen sich beider nach Verschiedenheit der Umstände. Die Sprache kann, ihrer Natur nach, den sinnlich bildenden Ausdruck der Verbalfunction nicht ohne grofse Nachtheile aufgeben. Auch wird in der That, selbst bei den Sprachen, welche, wie man offenherzig gestehen mufs, an wirklicher Abwesenheit des wahren Verbums leiden, der Nachtheil dadurch verringert,

dafs bei einem grofsen Theile von Verben die Verbalnatur in der Bedeutung selbst liegt, und daher der formale Mangel materiell ersetzt wird. Kommt nun noch, wie im Chinesischen, hinzu, dafs Wörter, welche beide Functionen, des Nomens und des Verbums, übernehmen könnten, durch den Gebrauch nur zu Einem gestempelt sind, oder dafs sie ihre Geltung durch die Betonung anzeigen können, so hat sich die Sprache auf einem andren Wege noch mehr wieder in ihre Rechte eingesetzt.

Unter allen, mir genauer bekannten Sprachen mangelt keiner so sehr die formale Bezeichnung der Verbalfunction, als der Barmanischen *). Carey bemerkt ausdrücklich in seiner Grammatik, dafs in der Barmanischen Sprache Verba kaum anders, als in Participialformen, gebraucht werden, indem, setzt er hinzu, dies hinreichend sei, jeden durch ein Verbum auszudrückenden Begriff anzudeuten. An einer andren Stelle spricht er dem Barmanischen alle Verba ganz und gar ab **). Diese Eigenthümlichkeit wird aber erst ganz

*) Der Name, den die Barmanen sich selbst geben, ist Mranmâ. Das Wort wird aber gewöhnlich Mrammâ geschrieben, und Byammâ ausgesprochen. (Judson. A. v.) Wenn es erlaubt ist, diesen Namen geradezu aus der Bedeutung seiner Elemente zu erklären, so bezeichnet er einen kräftigen, starken Menschenschlag. Denn *mran* heifst schnell, und *mâ* hart, wohl, gesund sein. Von diesem einheimischen Worte sind ohne Zweifel die verschiedenen für das Volk und das Land üblichen Schreibungen entstanden, unter welchen Barma und Barmanen die richtige ist. Wenn Carey und Judson Burma und Burmanen schreiben, so meinen sie denselben, dem Consonanten inhärirenden Laut, und bezeichnen diesen nur auf eine falsche, jetzt allgemein aufgegebene Weise. Man vergleiche auch Berghaus Asia. Gotha 1832. I. Lieferung. Nr. 8. Hinterindien. S. 77. und Leyden. (*Asiat res* X. 232.)

**) *A Grammar of the Burman language.* Serampore 1814. 8. 79. §. 1. S. 181. Vorzüglich auch in der Vorrede S. 8. 9. Diese Grammatik hat Felix Carey, den ältesten Sohn des William

verständlich, wenn man sie im Zusammenhange mit dem übrigen Bau der Sprache betrachtet.

Die Barmanischen Stammwörter erfahren keine Veränderung durch die Anfügung grammatischer Sylben. Die einzigen Buchstabenveränderungen in der Sprache sind die Verwandlung des ersten aspirirten Buchstaben in einen unaspirirten, da wo ein aspirirter verdoppelt wird; und bei der Verbindung von zwei einsylbigen Stammwörtern zu Einem Worte, oder der Wiederholung des nämlichen, der Uebergang des dumpfen Anfangsconsonanten des zweiten in den unaspirirten tönenden. Auch im Tamulischen*) werden *k, t* (sowohl das linguale, als dentale) und *p* in der Mitte der Wörter zu *g, d* und *b*. Der Unterschied ist nur, dafs im Tamulischen der Consonant dumpf bleibt, wenn er sich doppelt in der Wortmitte befindet, da hingegen im Barmanischen die Umwandlung auch dann statt findet, wenn das erste beider Stammwörter mit einem Consonanten schliefst. Das Barmanische erhält daher in jedem Falle die gröfsere Einheit des Wortes durch die gröfsere Flüssigkeit des hinzutretenden Consonanten**).

Carey, des Lehrers mehrerer Indischen Sprachen am Collegium in Fort William, dem wir eine Reihe von Grammatiken Asiatischer Sprachen verdanken, zum Verfasser. Felix Carey starb leider schon im Jahre 1822. (*Journ. Asiat.* III. 59.) Sein Vater ist ihm im Jahre 1834 gefolgt.

*) Anderson's Grammatik in der Tafel des Alphabets.

**) In beiden Sprachen ändert sich wegen dieses Wechsels der Aussprache der Buchstabe in der Schrift nicht, obgleich die Barmanische, was der Fall der Tamulischen nicht ist, Zeichen für alle tönenden Buchstaben besitzt. Der Fall, dafs die Aussprache sich von der Schrift entfernt, ist im Barmanischen häufig. Ich habe über die hauptsächlichste dieser Abweichungen in den einsylbigen Stammwörtern, wo z. B. das geschriebene *kak* in der Aussprache *ket* lautet, in meinem Briefe an Herrn Jaquet (*Nouv. Journ. Asiat.* IX. 500.) über die Polynesischen Alphabete die Vermuthung gewagt, dafs die Beibehat-

Der Barmanische Wortbau beruht (mit Ausnahme der Pronomina und der grammatischen Partikeln) auf einsylbigen

tung der von der Aussprache verschiedenen Schrift einen etymologischen Grund habe, und bin auch noch jetzt dieser Meinung. Die Sache scheint mir nämlich die, dafs die Aussprache nach und nach von der Schrift abgewichen ist, dafs man aber, um die ursprüngliche Gestalt des Wortes kenntlich zu erhalten, diesen Abweichungen in der Schrift nicht gefolgt ist. Leyden scheint dieselbe Ansicht über diesen Punkt gehabt zu haben, da er (*Asiat. res.* X. 237.) den Barmanen eine weichlichere, minder articulirte und mit der gegenwärtigen Rechtschreibung der Sprache weniger übereinkommende Aussprache, als den **Rukhéng**, den Bewohnern von Aracan (bei Judson: Rariń), zuschreibt. Es liegt aber auch in der Natur der Sache, dafs es nicht füglich andera damit sein kann. Wäre in dem oben angeführten Beispiele nicht früher wirklich *kak* gesprochen worden, so würde sich auch diese Endung nicht in der Schrift befinden. Denn es ist ein gewisser, und auch neuerlich von Hrn. Lepsius in seiner an scharfsinnigen Bemerkungen und feinen Beobachtungen reichen Schrift über die Paläographie als Mittel für die Sprachforschung S. 6. 7. 89. genügend ausgeführter Grundsatz, dafs nichts in der Schrift dargestellt wird, was sich nicht in irgend einer Zeit in der Aussprache gefunden hat. Nur die Umkehrung dieses Satzes halte ich für mehr als zweifelhaft, da es nicht leicht zu widerlegende Beispiele giebt, dafs die Schrift, wie auch sehr begreiflich ist, nicht immer die ganze Aussprache darstellt. Dafs im Barmanischen diese Lautveränderungen nur durch flüchtiger werdende Aussprache entstanden sind, beweist Carey's ausdrückliche Bemerkung, dafs die von der Schrift abweichenden Endungen der einsylbigen Wörter durchaus nicht rein, sondern sehr dunkel und kaum dem Ohre recht unterscheidbar ausgesprochen werden. Der palatale Nasallaut wird sogar nicht ungewöhnlich in der Aussprache in diesen Fällen am Ende der Wörter ganz weggelassen. Daher kommt es, dafs die in mehreren grammatischen Beziehungen gebrauchte geschriebene Sylbe *thaung* in der Aussprache bei Carey bald *thaen* (nämlich so, dafs *ae* für ein langes *i* gilt. Tabelle nach S. 20), bald *thee* (S. 36. §. 105), bei Hough, in seinem Englisch-Barmanischen Wörterbuche, gewöhnlich *the* (S. 14) lautet, so dafs die Verkürzung bald stärker, bald geringer zu sein scheint. In einem andren Punkte läfst sich historisch beweisen, dafs die Schrift die Aussprache eines andren Dialekts, und vermuthlich eines älteren,

Stammwörtern und aus denselben gebildeten Zusammensetzungen. Von den Stammwörtern lassen sich zwei Classen unterscheiden. Die einen deuten Handlungen und Eigenschaften an, und beziehen sich daher auf mehrere Gegenstände. Die andren sind Benennungen einzelner Gegenstände, lebendige Geschöpfe oder leblose Dinge. So liegt also hier Verbum, Adjectivum und Substantivum in der Bedeutung der Stammwörter. Auch besteht der eben angegebene Unterschied dieser Wörter nur in ihrer Bedeutung, nicht in ihrer Form; *è*, kühl sein, erhalten, *kù*, umgeben, verbinden, helfen, *mà*, hart, stark, gesund sein, sind nicht anders geformt, als *lê*, der Wind, *rè* (ausgesprochen *yè**), das Wasser, *lù*, der Mensch. Carey hat die Beschaffenheit

bewahrt. Das Verbum sein wird *kri* geschrieben und bei den Barmanen *shi* ausgesprochen. In Aracan dagegen lautet es *hi*; und der Volksstamm dieser Provinz wird für älter und früher civilisirt, als der der Barmanen, gehalten. (Leyden. *Asiat. res.* X. 222. 237.)

*) Nämlich nach Hough; das *r* wird bald wie *r*, bald wie *y* ausgesprochen, und es scheint hierüber keine sichere Regel zu geben. Klaproth (*Asia polyglotta* S. 369) schreibt das Wort *jè*, nach Französischer Aussprache, giebt aber nicht an, woher er seine Barmanischen Wörter genommen hat. Da die Aussprache oft von der Schreibung abweicht, so schreibe ich die Barmanischen Wörter genau nach der letzteren, so dafs man nach der, am Ende dieser Schrift gegebenen Erläuterung über die Umschreibung des Barmanischen Alphabets jedes von mir angeführte Wort genau in die Barmanischen Schriftzeichen zurückübertragen kann. In Parenthese gebe ich alsdann die Aussprache da, wo sie abweicht und mir mit Sicherheit bekannt ist. Ein H. an dieser Stelle deutet an, dafs Hough die Aussprache angiebt. Ob Klaproth in der *Asia polyglotta* der Schrift oder der Aussprache folgt, ist nicht deutlich zu sehen. So schreibt er S. 373 für Zunge *la* und für Hand *lek*. Das erstere Wort ist aber in der Schrift *hlyà*, in der Aussprache *shyà*, das letztere in der Schrift *lak*, in der Aussprache *let*. Das bei ihm für Zunge angegebene *ma* finde ich in meinen Wörterbüchern gar nicht.

und Handlung andeutenden Stammwörter in ein besonderes alphabetisches Verzeichniſs gebracht, welches seiner Grammatik angehängt ist, und hat sie ganz wie die Wurzeln des Sanskrit behandelt. Auf der einen Seite lassen sie sich in der That damit vergleichen. Denn sie gehören in ihrer ursprünglichen Gestalt keinem einzelnen Redetheile an, und erscheinen auch in der Rede nur mit den grammatischen Partikeln, welche ihnen ihre Bestimmung in derselben geben. Es wird auch eine groſse Zahl von Wörtern von ihnen abgeleitet, was schon aus der Art der durch sie bezeichneten Begriffe natürlich herfliefst. Allein genau erwogen, haben sie durchaus eine andere Natur, als die Sanskritischen Wurzeln, da die grammatische Behandlung der ganzen Sprache nur Stammwörter und grammatische Partikeln an einander reiht, und keine verschmolzenen Wortganze bildet, ebendarum auch nicht bloſse Ableitungssylben mit Stammlauten verbindet. Auf diese Weise erscheinen die Stammwörter in der Rede nicht als untrennbare Theile verbundener Wortformen, sondern wirklich in ihrer ganzen unveränderten Gestalt, und es bedarf keiner künstlichen Abtrennung derselben aus gröſseren, in sich verschmolzenen Formen. Die Ableitung aus ihnen ist auch keine wahre Ableitung, sondern bloſse Zusammensetzung. Die Substantiva endlich haben zum gröſsten Theil nichts, was sie von ihnen unterscheidet, und lassen sich meistens nicht von ihnen ableiten. Im Sanskrit ist wenigstens, seltene Fälle ausgenommen, die Form der Nomina von der Wurzelform verschieden, wenn es auch mit Recht unstatthaft genannt werden mag, alle Nomina durch Unâdi-Suffixa von den Wurzeln abzuleiten. Die angeblichen Barmanischen Wurzeln verhalten sich daher eigentlich wie die Chinesischen Wörter, verrathen aber allerdings, mit dem übrigen Baue der Sprache zusammengenommen, eine gewisse Annäherung zu den Sanskritischen Wurzeln.

Sehr häufig hat die angebliche Wurzel, ohne alle Veränderung, auch daneben die Bedeutung eines Substantivums, in welchem ihre eigenthümliche Verbalbedeutung mehr oder weniger klar hervortritt. So heifst *mai* schwarz sein, drohen, schrecken, und die Indigopflanze, *nê* bleiben, fortwähren, und die Sonne, *pauñ*, zur Verstärkung, hinzufügen, daher verpfänden, und die Lende, Hinterkeule bei Thieren. Dafs blofs die grammatische Kategorie durch eine Ableitungssylbe aus der Wurzel verändert und bezeichnet werde, finde ich nur in einem einzigen Falle; wenigstens unterscheidet sich nur dieser, dem Anblicke nach, von der sonst gewöhnlichen Zusammensetzung. Es werden nämlich durch Präfigirung eines *a* aus Wurzeln Substantiva, nach Hough (*Voc.* S. 20.) auch Adjectiva, gebildet: *a-chû*, Speise, Nahrungsmittel, von *chû*, essen; *a-myak* (*amyet* H.), Aerger, von *myak*, ärgerlich sein, sich ärgern; *a-pan:*, ein abmattendes Geschäft, von *pan:*, mit Mühe athmen; *chang* (*chi*), in eine ununterbrochene Reihe stellen, und *a-chang*, Ordnung, Methode. Dies vorschlagende *a* wird aber wieder abgeworfen, wenn das Substantivum als eines der letzten Glieder in ein Compositum tritt. Diese Abwerfung findet aber auch, wie wir weiter unten bei *ama* sehen werden, in Fällen statt, wo das *a* gewifs keine Ableitungssylbe aus einer Wurzel ist. Es giebt auch Substantiva, welche ohne Aenderung der Bedeutung diesen Vorschlag bald haben, bald entbehren. So lautet das oben angeführte *pauñ*, Lende, auch bisweilen *apauñ*. Man kann daher doch dies *a* keiner wahren Ableitungssylbe gleichstellen.

In Zusammensetzungen sind theils zwei Beschaffenheits- oder Handlungswörter (Carey's Wurzeln), theils zwei Nomina, theils endlich ein Nomen mit einer solchen Wurzel verbunden. Der erste Fall wird oft an der Stelle eines

Modus des Verbums, z. B. des Optativs, durch die Verbindung irgend eines Verbalbegriffs mit wünschen, angewandt. Es werden jedoch auch zwei Wurzeln blofs zur Modificirung des Sinnes zusammengesetzt, und alsdann fügt die letzte denselben bisweilen kaum eine kleine Nüance hinzu; ja die Ursach der Zusammensetzung läfst sich bisweilen aus dem Sinne der einzelnen Wurzeln nicht errathen. So heifsen *pan*, *pan-krâ:* und *pan-kwâ* Erlaubnifs fordern, bitten; *krâ:* (*kyâ:*) heifst Nachricht empfangen und geben, dann aber auch getrennt sein, *kwâ* sich trennen, nach vorheriger Verbindung geschieden werden. In andren Compositis ist die Zusammensetzung erklärlicher: so heifst *prach-hmâ:* gegen etwas sündigen, übertreten, und *prach* (*prich*) allein nach etwas hinwerfen, *hmâ:* irren, auf falschem Wege sein, daher auch für sich allein sündigen. Es wird also hier durch die Zusammensetzung eine Verstärkung des Begriffs erreicht. Aehnliche Fälle finden sich in der Sprache häufiger, und zeigen deutlich, dafs dieselbe die Eigenthümlichkeit besitzt, sehr oft neben einer einfachen und daher einsylbigen Wurzel ein aus zweien zusammengesetztes und also zweisylbiges Verbum ohne alle irgend wesentliche Veränderung der Bedeutung, und so zu bilden, dafs die hinzutretende Wurzel den Begriff der anderen entweder blofs auf etwas verschiedene Weise wiedergiebt, oder ihn auch ganz einfach wiederholt, oder endlich einen ganz allgemeinen Begriff hinzufügt*). Ich werde auf diese, für

*) Carey's Grammatik hebt diese Art der Composita nicht heraus, und erwähnt derselben nicht besonders. Sie ergiebt sich aber von selbst, wenn man das Barmanische Wörterbuch prüfend durchgeht. Auch scheint Judson auf diese Gattung der Zusammensetzung hinzudeuten, wenn er v. *pañ* bemerkt, dafs dies Wort nur in Zusammensetzungen mit Wörtern ähnlicher

den Sprachbau überhaupt wichtige Erscheinung weiter unten wieder zurückkommen. Einige solcher Wurzeln werden,

---

Bedeutung gebraucht wird. Ich lasse, um die Thatsache genau festzustellen, hier noch einige Beispiele solcher Wörter folgen:

chì: und *chì-naŭ:*, auf etwas reiten oder fahren, *naŭ:* (*neŭ:* H.) für sich: auf etwas treten;

tup (*tûk*. Nach Carey wird *o* wie im Englischen *yoke*, nach Hough wie im Englischen *go* ausgesprochen) und *tup-kœa*, knieen, *kœa* für sich: niedrig sein;

nè und *nà-khaŭ* (*nà-gaŭ*), horchen, aufmerken, *khaŭ* für sich: nehmen, empfangen;

paŭ (*peŭ* H.) und *paŭ-pan:*, ermüdet, erschöpft sein, *pan:* für sich dasselbe. Den gleichen Sinn hat *paŭ-hrà:*; *hrà:* (*shà:*) für sich heißt: zurückweichen, aber auch: in geringer Menge vorhanden sein;

rang (*yi*), sich erinnern, auf etwas sammeln, beobachten, über etwas nachdenken, *rang-kchaŭ*, dasselbe mit noch bestimmterer Bedeutung des Zielens auf etwas, des Heraushebens einer Sache, *kchaŭ* für sich: tragen, halten, vollenden, *rang-pè:* dasselbe als das Vorige, *pè:* für sich: gehen;

hrà (*shà*), suchen, nach etwas sehen, *hrà-kraŭ* (*shà-gyaŭ*) dasselbe, *kraŭ* für sich: denken, überlegen, nachsehen, beabsichtigen;

kan und *kam-kwak*, hindern, verstopfen, vereiteln, *kwak* (*kwet*) für sich: in einen Kreis einschließen, Gränzen festsetzen;

chang (*chi*) und *chang-kà:*, zahlreich, in Ueberfluß vorhanden sein, *kà:* für sich: ausbreiten, erweitern, zerstreuen;

ram: (*ran*, der Vocal wie im Englischen *pan*) und *ram:-kcha*, auf etwas rathen, versuchen, forschen, *kcha* für sich: überlegen, zweifelhaft sein. *Faŭ* heißt auch für sich, und mit *kcha* verbunden, rathen, wird aber nicht allein gebraucht;

pa und *pa-tha*, einem bösen Geiste darbieten, opfern, *tha* für sich: neu machen, herstellen, aber auch: mitbringen, darbieten.

Ich habe in den obigen Beispielen Sorge getragen, immer nur mit gleichem Accent versehene Wörter mit einander zu vergleichen. Wenn aber vielleicht, worüber meine Hülfsmittel

auch wenn sie erste Glieder eines Compositums sind, niemals einzeln gebraucht. Von dieser Art ist *tun-*, das immer nur zusammen mit *wap* (*wet*) vorkommt, obgleich beide Wurzeln die Bedeutung des Compositums, sich aus Verehrung verneigen, an sich tragen. Man sagt auch umgekehrt *wap-tun-*, allein in verstärktem Sinn; auf der Erde kriechen, vor Vornehmen liegen. Bisweilen dienen auch Wurzeln dergestalt zu Zusammensetzungen, dafs nur ein Theil ihrer Bedeutung in das Compositum übergeht, und nicht darauf geachtet wird, dafs der Ueberrest derselben mit dem andren Gliede der Zusammensetzung in Widerspruch steht. So wird *kchwat*, sehr weifs sein, nach Judson's ausdrücklicher Bemerkung, auch als Verstärkung mit Wörtern andrer Farben gebraucht. Wie mächtig die Zusammensetzung auf das einzelne Wort wirkt, sieht man endlich auch daraus, dafs Judson bei dem oben dagewesenen Worte *kchauñ* bemerkt, dafs dasselbe bisweilen durch die Verbindung, in welcher es steht, eine besondere Bedeutung (*a specific meaning*) erhält.

Wo Nomina mit Wurzeln verbunden sind, stehen die letzteren gewöhnlich hinter den ersteren: *lak-tat* (*let-tat* H.), ein Künstler, Verfertiger, von *lak* (*let* H.), die Hand, und *tat*, in etwas geschickt sein, etwas verstehen. Diese Zusammensetzungen kommen alsdann mit den Sanskritischen überein, wo, wie in धर्मविद्, *dharmawid*, eine Wurzel als letztes Glied an ein Nomen gefügt ist. Oft aber wird in diesen Zusammensetzungen auch blofs die Wurzel im Sinne eines Adjectivums genommen, und dann entsteht

---

schweigen, auch Wörter verschiedenen Accentes in etymologischer Verbindung stehen können, so würden sich viel mehr Fälle dieser Zusammensetzung aufweisen, auch würde sich bisweilen die Herleitung von Wurzeln machen lassen, deren Bedeutungen dem Compositum noch besser entsprechen.

nur insofern ein Compositum, als die Barmanische Sprache ein mit seinem Substantivum verbundenes Adjectivum immer als ein solches betrachtet: *nwà:-kauñ*, Kuh gute (genau: gut sein). Ein Compositum dieser Art im eigentlicheren Sinne des Worts ist *lû-chu*, Menschenmenge, von *lû*, Mensch, und *chu*, sich versammeln. Bei der Zusammensetzung der Nomina unter einander finden sich Fälle, wo dasjenige, welches das letzte Glied ausmacht, sich so von seiner ursprünglichen Bedeutung entfernt, dafs es zu einem Suffix allgemeiner Bedeutung wird. So wird *ama*, Weib, Mutter *), mit Wegwerfung des *a*, zu *ma* abgekürzt, und fügt dann dem ersten Gliede des Compositums die Bedeutung des Grofsen, Vornehmsten, Hauptsächlichen hinzu: *tak* (*tet*), das Ruder, aber *tak-ma*, das hauptsächliche Ruder, das Steuerruder.

Zwischen dem Nomen und dem Verbum giebt es in der Sprache keinen ursprünglichen Unterschied. Erst in der Rede wird derselbe durch die an das Wort geknüpften Partikeln bestimmt; man kann aber nicht, wie im Sanskrit, das Nomen an bestimmten Ableitungssylben erkennen, und der Begriff einer zwischen der Wurzel und dem flectirten Nomen stehenden Grundform fällt im Barmanischen gänzlich hinweg. Höchstens machen hiervon die durch Präfigirung eines *a* gebildeten, weiter oben erwähnten, Substantiva, eine Ausnahme. Alle grammatische Bildung von Substantiven und Adjectiven besteht in deutlicher Zusammensetzung, wo das letzte Glied dem Begriff des ersten einen allgemeineren hinzufügt, es sei nun, dafs das erste eine Wurzel, oder ein Nomen ist. Im ersteren Fall ent-

*) So erklärt Judson (v. *ma*) das Wort *ama*. Bei diesem Worte selbst aber giebt er nur die Bedeutung Weib, ältere Schwester oder Schwester überhaupt; Mutter lautet bei ihm eigentlich *ami*.

stehen aus den Wurzeln Nomina, im letzteren werden mehrere Nomina unter Einen Begriff, gleichsam unter eine Classe, zusammengestellt. Es fällt in die Augen, dafs das letzte Glied dieser Zusammensetzungen nicht eigentlich ein Affixum genannt werden könne, obgleich es in der Barmanischen Grammatik immer diesen Namen trägt. Das wahre Affixum zeigt durch die Lautbehandlung in der Worteinheit an, dafs es den bedeutsamen Theil des Wortes, ohne ihm etwas materielles hinzuzufügen, in eine bestimmte Kategorie versetzt. Wo, wie hier, eine solche Lautbehandlung fehlt, ist diese Versetzung nicht symbolisch in den Laut übergegangen, sondern der Sprechende mufs sie aus der Bedeutung des angeblichen Affixes oder aus dem angenommenen Sprachgebrauch erst hineinlegen. Diesen Unterschied mufs man bei Beurtheilung der ganzen Barmanischen Sprache wohl im Auge behalten. Sie drückt Alles, oder doch das Meiste von dem aus, was durch Flexion angedeutet werden kann; überall aber fehlt ihr der wahre symbolische Ausdruck, durch welchen die Form in die Sprache übergeht, und wieder aus ihr in die Seele zurückkehrt. Daher findet man in Carey's Grammatik unter dem Titel der Bildung der Nomina die verschiedensten Fälle neben einander gestellt, abgeleitete Nomina, rein zusammengesetzte, Gerundia, Participia u. s. f., und kann diese Zusammenstellung nicht einmal wahrhaft tadeln, da in allen diesen Fällen Wörter durch ein angebliches Affixum unter Einen Begriff und, soviel die Sprache Worteinheit besitzt, auch in Ein Wort zusammengefafst werden. Es ist auch nicht zu läugnen, dafs der beständig wiederkehrende Gebrauch dieser Zusammensetzungen im Geiste der Sprechenden die letzten Glieder derselben den wahren Affixen näher bringt, besonders wenn, wie im Barmanischen wirklich bisweilen der Fall ist, die sogenannten Affixa gar keine für sich anzugebende Bedeutung, oder in

ihrer Selbstständigkeit eine solche haben, die sich in ihrer Affigirung gar nicht, oder nur sehr entfernt, wiederfinden läfst. Beide Fälle, von denen sich aber der letztere, da die Ideenverbindungen so mannigfaltig sein können, nicht immer mit völliger Bestimmtheit beurtheilen läfst, kommen in der Sprache, wie man bei der Durchgehung des Wörterbuchs sieht, nicht selten vor, ob sie gleich auch nicht die häufigeren sind. Diese Neigung zur Zusammensetzung der Affigirung beweist sich auch dadurch, dafs, wie wir schon oben sahen, eine bedeutende Anzahl der Wurzeln und Nomina niemals aufser dem Zustande der Zusammensetzung selbstständig gebraucht wird; ein Fall, der sich auch in andren Sprachen, namentlich im Sanskrit, wiederfindet. Ein vielfältig gebrauchtes, und allemal die Verwandlung einer Wurzel, mithin eines Verbums, in ein Nomen mit sich führendes Affix ist *hkyañ:**). Es bringt den abstracten Begriff des Zustandes, welchen das Verbum enthält, hervor, die als Sache gedachte Handlung: *chè*, senden, *chè-hkyañ:* (*chè-gyeñ:*), Sendung. Als für sich stehendes Verbum heifst *hkyañ:* bohren, durchstechen, durchdringen, wozwischen und seinem Sinne als Affixum gar kein Zusammenhang zu entdecken ist. Unstreitig liegen aber diesen heutigen concreten Bedeutungen verloren gegangene allgemeine zum Grunde. Alle übrigen, Nomina bildenden Affixa sind, soviel ich sie übersehen kann, mehr particulärer Natur.

Die Behandlung des Adjectivums ist allein aus der Zusammensetzung zu erklären, und beweist recht augenscheinlich, wie die Sprache immer dies Mittel bei der grammatischen Bildung vor Augen hat. An und für sich kann das

*) Carey S. 111. §. 8. schreibt *hkreñ*, und giebt dem Worte keinen Accent. Ich bin Judson's Schreibung gefolgt.

Adjectivum nichts, als die Wurzel selbst, sein. Seine grammatische Beschaffenheit erlangt er erst in der Zusammensetzung mit einem Substantivum, oder wenn es absolut hingestellt wird, wo es, wie die Nomina, ein präfigirtes *a* annimmt. Bei der Verbindung mit einem Substantivum kann es vor demselben vorausgehen, oder ihm nachfolgen, mufs sich aber in dem ersteren Falle durch eine Verbindungspartikel (*thang* oder *than*) demselben anschliefsen. Den Grund dieses Unterschiedes glaube ich in der Natur der Zusammensetzung zu finden. Bei dieser mufs das letzte Glied allgemeinerer Natur sein, und das erste in seinen gröfseren Umfang aufnehmen können. Bei der Verknüpfung eines Adjectivums mit einem Substantivum hat aber jenes den gröfseren Umfang, und bedarf daher eines seiner Natur angemessenen Zusatzes, um sich an das Substantivum anzufügen. Jene Verbindungspartikeln, von denen ich weiter unten ausführlicher reden werde, erfüllen diesen Zweck; und die Verbindung heifst nun nicht sowohl z. B. ein guter Mann, als: ein gut seiender, oder ein Mann, der gut ist, nur dafs im Barmanischen diese Begriffe umgekehrt (gut, welcher, Mann) auf einander folgen. Das angebliche Adjectivum wird auf diese Weise ganz als Verbum behandelt; denn wenn auf der einen Seite *kauñ:-thang-lü* der gute Mensch heifst, so würden, für sich stehend, die beiden ersten Elemente des Compositums er ist gut heifsen. Noch deutlicher erscheint dies dadurch, dafs man ganz auf dieselbe Weise einem Substantivum, statt eines blofsen Adjectivums, ein vollkommenes, sogar mit dem von ihm regierten Worte versehenes, Verbum vorausschicken kann; der in der Luft fliegende Vogel lautet in Barmanischer Wortfolge: Luftraum in fliegen (Verbindungspartikel) Vogel. Bei dem nachstehenden Adjectivum kommt die Stellung der Begriffe mit den Zusammensetzungen überein, wo eine als

letztes Glied stehende Wurzel, wie besitzen, wägen, würdig sein, mit andren Wörtern, durch ihre Bedeutung modificirte Nomina bildet.

In der Verbindung der Rede werden die Beziehungen der Wörter auf einander durch Partikeln angezeigt. Es ist daher begreiflich, dafs diese beim Nomen und Verbum verschieden sind. Indefs ist dies nicht einmal immer der Fall, und Nomen und Verbum fallen dadurch noch mehr in eine und dieselbe Kategorie. Die Verbindungspartikel *thang* ist zugleich das wahre Nominativzeichen, und bildet auch den Indicativ des Verbums. In diesen beiden Functionen findet sie sich in der kurzen Redensart ich thue, *ñà-thang pru-thang*, dicht neben einander. Hier liegt offenbar dem Gebrauche des Wortes eine andere Ansicht, als die gewöhnliche Bedeutung der grammatischen Formen, zum Grunde, und wir werden diese weiter unten aufsuchen. Dieselbe Partikel wird aber als Endung des Instrumentalis aufgeführt, und steht auf diese Weise in folgender Redensart: *lù-tat-thang hchauk-thang-im*, das durch einen geschickten Mann gebaute Haus. Das erste dieser beiden Wörter enthält das Compositum aus Mann und geschickt, welchem darauf das angebliche Zeichen des Instrumentalis folgt. Im zweiten findet sich die Wurzel bauen, hier im Sinne von gebaut sein, auf die im Vorigen angegebene Weise als Adjectivum vermittelst der Verbindungspartikel *thang* dem Substantivum *im* (*ieng* H.), Haus, vorn angefügt. Es wird mir nun sehr zweifelhaft, ob der Begriff des Instrumentalis wirklich ursprünglich in der Partikel *thang* liegt, oder ob erst später grammatische Ansicht ihn hineintrug, da ursprünglich im ersten jener Worte blofs der Begriff des geschickten Mannes lag, und es dem Hörer überlassen blieb, die Beziehung hinzuzudenken, in welcher derselbe hier vor das zweite Wort gestellt wurde. Auf ähnliche

Art giebt man *thang* auch als Genitivzeichen an. Wenn man die grofse Zahl von Partikeln, welche angeblich als Casus die Beziehungen des Nomens ausdrücken, zusammennimmt, so sieht man deutlich, dafs Pali-Grammatiker, welchen überhaupt die Barmanische Sprache ihre wissenschaftliche Anordnung und Terminologie verdankt, bemüht gewesen sind, sie unter die acht Casus des Sanskrit und ihrer Sprache zu vertheilen, und eine Declination zu bilden. Genau genommen, ist aber eine solche der Sprache fremd, die blofs in Rücksicht auf die Bedeutung der Partikeln, durchaus nicht auf den Laut des Nomens, die angeblichen Casusendungen gebraucht. Jedem Casus werden mehrere zugetheilt, die aber wieder jede eigne Nüancen des Beziehungsbegriffes ausdrücken. Einige bringt Carey auch noch, nach Aufstellung seiner Declination, abgesondert nach. Zu einigen dieser Casuszeichen gesellen sich auch, bald vorn, bald hinten, andere, den Sinn der Beziehung genauer bestimmende. Uebrigens folgen dieselben allemal dem Nomen nach; und zwischen diesem und ihnen stehen, wenn sie vorhanden sind, die Bezeichnung des Geschlechts und die des Plurals. Die letztere dient, so wie alle Casuszeichen, auch bei dem Pronomen, und es giebt keine eigne Pronomina für wir, ihr, sie. Die Sprache scheidet also Alles nach der Bedeutsamkeit, verbindet nichts durch den Laut, und stöfst dadurch sichtbar das natürliche und ursprüngliche Streben des inneren Sprachsinns, aus Genus, Numerus und Casus vereinte Lautmodificationen des materiell bedeutsamen Wortes zu machen, zurück. Die ursprüngliche Bedeutung der Casuszeichen läfst sich indefs nur bei wenigen nachweisen, selbst bei dem Pluralzeichen *tŏ* (*do* H.) nur dann, wenn man mit Nichtbeachtung der Accente es von *tôi*, vermehren, hinzufügen, abzuleiten unternimmt. Die persönlichen Pronomina erscheinen immer nur in selbstständi-

ger Form, und dienen niemals, abgekürzt oder verändert, als Affixe.

Das Verbum ist, wenn man das blofse Stammwort betrachtet, allein durch seine materielle Bedeutung kenntlich. Das regierende Pronomen steht allemal vor demselben, und deutet schon dadurch an, dafs es nicht zur Form des Verbums gehört, indem es sich gänzlich von den, immer auf das Stammwort folgenden, Verbalpartikeln absondert. Was die Sprache von Verbalformen besitzt, beruht ausschliefslich auf den letzteren, welche den Plural, wenn er vorhanden ist, den Modus und das Tempus angeben. Eine solche Verbalform ist dieselbe für alle drei Personen; und die einfache Ansicht des ganzen Verbums oder vielmehr der Satzbildung ist daher die, dafs das Stammwort mit seiner Verbalform ein Participium ausmacht, welches sich mit dem, von ihm unabhängig stehenden, Subject durch ein hinzugedachtes Verbum sein verbindet. Das letztere ist zwar auch in der Sprache ausdrücklich vorhanden, wird aber, wie es scheint, zu dem gewöhnlichen Verbalausdruck selten zu Hülfe genommen.

Kehren wir nun zu der Verbalform zurück, so hängt sich der Pluralausdruck unmittelbar an das Stammwort, oder an den Theil an, der mit diesem als ein und ebendasselbe Ganze angesehen wird. Es ist aber merkwürdig, und hierin liegt ein Erkennungsmittel des Verbums, dafs das Pluralzeichen der Conjugation gänzlich von dem der Declination verschieden ist. Das niemals fehlende einsylbige Pluralzeichen *kra* (*kya*) nimmt gewöhnlich, obgleich nicht immer, noch ein zweites, *kun*, verwandt mit *akun*, völlig, vollständig*), unmittelbar nach sich; und die Sprache beweist

*) Hough schreibt *a-kun*. Die Bedeutung dieses Wortes kommt von der im Verbum *kun* liegenden: zum Ende kommen, welche aber von Erschöpfung gebraucht wird.

auch hierin ihre doppelte Eigenthümlichkeit, die grammatische Beziehung durch Zusammensetzung zu bezeichnen, und in dieser den Ausdruck, auch wo Ein Wort schon hinreichen würde, noch durch Hinzufügung eines andren zu verstärken. Doch tritt hier der nicht unmerkwürdige Fall ein, dafs einem mit verloren gegangener ursprünglicher Bedeutung zum Affixum gewordenen Worte eines von bekannter Bedeutung beigegeben wird.

Die Modi beruhen, wie schon oben erwähnt worden ist, gröfstentheils auf der Verbindung von Wurzeln allgemeinerer Bedeutung mit den concreten. Auf diese Weise sich blofs nach der materiellen Bedeutsamkeit richtend, gehen sie ganz über den logischen Umfang dieser Verbalform hinaus, und ihre Zahl wird gewissermafsen unbestimmbar. Die Tempuszeichen folgen ihnen, bis auf wenige Ausnahmen, in der Anfügung an das eigentliche Verbum nach; das Pluralzeichen aber richtet sich nach der Festigkeit, mit welcher die den Modus anzeigende Wurzel mit der concreten als verbunden betrachtet wird, worüber eine doppelte Ansicht in dem Sprachsinne des Volks zu herrschen scheint. In einigen wenigen Fällen tritt dasselbe zwischen beide Wurzeln, in den meisten aber folgt es der letzten. Es ist offenbar, dafs die den Modus anzeigenden Wurzeln im ersteren Fall mehr von einem dunklen Gefühl der grammatischen Form begleitet sind, da hingegen im letzteren beide Wurzeln in der Vereinigung ihrer Bedeutungen gleichsam als ein und dasselbe Stammwort gelten. Unter dem, was hier Modus durch Verbindung von Wurzeln genannt wird, kommen Formen ganz verschiedener grammatischer Bedeutung vor, z. B. die Causalverba, welche durch Hinzufügung der Wurzel schicken, auftragen, befehlen gebildet werden, und Verba, deren Bedeutung andere Sprachen durch untrennbare Präpositionen modificiren.

Von Tempuspartikeln führt Carey fünf des Präsens, drei zugleich des Präsens und Präteritums, und zwei ausschliefslich dem letzteren angehörende, dann einige des Futurums auf. Er nennt die damit gebildeten Verbalbeugungen Formen des Verbums, ohne jedoch den Unterschied des Gebrauchs der die gleiche Zeit bezeichnenden anzugeben. Dafs jedoch unter ihnen ein Unterschied gemacht wird, zeigt sich durch seine gelegentliche Aeufserung, dafs zwei, von denen er gerade spricht, wenig in der Bedeutung von einander abweichen. Von *thé:* merkt Judson an, dafs es anzeigt, dafs die Handlung noch im gegenwärtigen Augenblicke nicht fortzudauern aufgehört hat. Aufser den so aufgeführten kommen aber auch noch andere, namentlich eine für die ganz vollendete Vergangenheit, vor. Eigentlich gehören nun diese Tempuszeichen insofern dem Indicativus an, als sie an und für sich keinen anderen Modus andeuten; einige derselben dienen aber auch in der That zur Bezeichnung des Imperativus, der jedoch auch seine ganz eigenen Partikeln hat, oder durch die nackte Wurzel angedeutet wird. Judson nennt einige dieser Partikeln blofs euphonische, oder ausfüllende. Verfolgt man sie im Wörterbuche, so sind die meisten zugleich, wenn auch in einer gar nicht oder nur entfernt verwandten Bedeutung, wirkliche Wurzeln; und das Verfahren der Sprache ist also auch hier bedeutsame Zusammensetzung. Diese Partikeln machen, der Absicht der Sprache nach, offenbar Ein Wort mit der Wurzel aus, und man mufs die ganze Form als ein Compositum ansehen. Durch Buchstabenveränderung aber ist diese Einheit nicht angedeutet, ausgenommen darin, dafs in den oben angegebenen Fällen die Aussprache die dumpfen Buchstaben in ihre unaspirirten tönenden verwandelt. Auch dies wird von Carey nicht ausdrücklich bemerkt; es scheint aber aus der Allgemeinheit seiner Regel und der Schreibung bei

Hough zu folgen, der diese Umwandlung bei allen auf diese Weise als Partikeln gebrauchten Wörtern anwendet, und z. B. das Zeichen vollendeter Vergangenheit *pri:* in der Angabe der Aussprache *byi:* schreibt. Auch eine wirklich in der geschriebenen Sprache vorkommende Zusammenziehung der Vocale zweier solcher einsylbiger Wörter finde ich in dem Futurum der Causalverba. Das Causalzeichen *chè* (die Wurzel befehlen) und die Partikel *an·* des Futurums werden zu *chim·**). Der gleiche Fall scheint mit der zusammengesetzten Partikel des Futurums *lim·-mang* statt zu finden, wo nämlich die Partikel *lé* mit *an·* zu *lim·* zusammengezogen und dann eine andere Partikel des Futurums, *mang*, hinzugesetzt wird. Aehnliche Fälle mag zwar die Sprache noch aufweisen, doch können sie, da man ihnen sonst nothwendig öfter begegnen müfste, unmöglich häufig sein. Die hier geschilderten Verbalformen lassen sich wieder durch Anfügung von Casuszeichen deciniren, dergestalt, dafs das Casuszeichen entweder unmittelbar an die Wurzel oder an die sie begleitenden Partikeln geheftet wird. Wenn dies zwar mit der Natur der Gerundien und Participien anderer Sprachen übereinkommt, so werden wir doch weiter unten sehen, dafs die Barmanische auch noch in einer ganz eigenthümlichen Art Verba und Verbalsätze als Nomina behandelt.

Von den hier erwähnten Partikeln der Modi und Tempora mufs man eine andere absondern, welche auf die Bildung der Verbalformen den wesentlichsten Einfluſs ausübt, aber auch dem Nomen angehört, und in der Grammatik der ganzen Sprache eine wichtige Rolle spielt. Man erräth schon aus dem Vorigen, dafs ich hier das, als Nominativzeichen weiter oben erwähnte *thang* meine. Auch Carey hat diesen Unterschied gefühlt. Denn ob er gleich *thang*

*) Carey S. 116. §. 112. Judson v. *chim·*.

als die erste der Präsensformen des Verbums bildend aufführt, so behandelt er es doch unter dem Namen einer Verbindungspartikel (*connective increment*) immer ganz abgesondert. ***Thang*** fügt dem Verbum nicht, wie die übrigen Partikeln, eine Modification hinzu*), ist vielmehr für seine Bedeutung unwesentlich; es zeigt aber an, in welchem grammatischen Sinne das Wort, dem es sich anschliefst, genommen werden soll, und begränzt, wenn der Ausdruck erlaubt ist, seine grammatischen Formen. Es gehört daher beim Verbum nicht zu den bedeutsamen, sondern zu den bei der Zusammenfügung der Elemente der Rede das Verständnifs leitenden Wörtern, und kommt ganz mit dem Begriff der im Chinesischen hohl oder leer genannten Wörter überein. Wo ***thang*** das Verbum begleitet, stellt es sich entweder, wenn keine andere Partikel vorhanden ist, unmittelbar hinten an die Wurzel, oder folgt den andren vorhandenen Partikeln nach. In beiden Stellungen kann es durch Anheftung von Casuszeichen flectirt werden. Es zeigt sich aber hier der merkwürdige Unterschied, dafs, bei der Declination des Nomens, ***thang*** blofs das Nominativzeichen ist, und bei der Anfügung der übrigen Casus nicht weiter erscheint, bei der des Participiums (denn für ein solches kann man doch hier nur das Verbum nehmen) hingegen seine Stelle behält. Dies scheint zu beweisen, dafs seine Bestimmung im letzteren Fall die ist, das Zusammengehören der Partikeln mit der Wurzel, folglich die Begränzung der Participialform anzuzeigen. Seinen regelmäfsigen Gebrauch findet es nur im Indicativus. Vom Subjunctivus ist es gänzlich ausgeschlossen, ebenso vom Imperativus;

*) Dies sagt Carey ausdrücklich an mehreren Stellen seiner Grammatik. S. 90. §. 34. S. 110. §. 92. 93. Inwiefern aber seine noch weiter gehende Behauptung: das Wort besäfse gar keine Bedeutung für sich, gegründet ist, werden wir gleich sehen.

und auch noch in einigen einzelnen andren Fügungen fällt es hinweg. Nach Carey dient es, die Participialformen mit einem folgenden Worte zu verbinden, was insofern mit meiner Behauptung übereinkommt, dafs es eine Abgränzung jener Formen von der auf sie folgenden ausmacht. Wenn man das hier Gesagte zusammennimmt und mit dem Gebrauche des Wortes beim Nomen verbindet, so fühlt man bald, dafs dasselbe nicht nach der Theorie der Redetheile erklärt werden kann, sondern dafs man, wie bei den Chinesischen Partikeln, zu seiner ursprünglichen Bedeutung zurückgehen mufs. In dieser drückt es nun den Begriff: dieses, also aus, und wird in der That von Carey und Judson (welche nur diese Bedeutung nicht mit dem Gebrauche des Worts als Partikel in Verbindung bringen) ein Demonstrativpronomen und Adverbium genannt. In beiden Functionen bildet es, als erstes Glied, mehrere Composita. Sogar bei der Verbindung von Verbalwurzeln, wo eine von allgemeinerer Bedeutung den Sinn der andren modificirt, führt Carey *thang* in einem seiner Adverbialbedeutung verwandten Sinne: entsprechen, übereinkommen (also: ebenso sein), an, hat es jedoch nicht in sein Wurzelverzeichnifs aufgenommen, und giebt leider auch kein Beispiel dieser Bedeutung*). In demselben Sinne scheint es mir nun als Leitungsmittel des Verständnisses gebraucht zu werden. Indem der Redende einige Worte, die er genau zusammengenommen wissen will, oder die Substantiva und Verba besonders heraushebt, läfst er auf sie: dies! also! folgen, und wendet die Aufmerksamkeit des Hörers auf das Gesagte, um es nun weiter mit dem Folgenden zu verbinden, oder auch, wenn *thang* das letzte Wort des Satzes ist, die voll-

*) S. 115. §. 110. Die andren zu vergleichenden Stellen sind S. 67. 74. §. 75. S. 162. §. 4. S. 169. §. 24. S. 170. §. 25. S. 173.

endete Rede zu beschliefsen. Auf diesen Fall pafst Carey's Erklärung von *thang*, als einer Vorhergehendes und Nachfolgendes mit einander verbindenden Partikel, nicht, und daher mag seine Aeufserung kommen, dafs die mit *thang* verbundene Wurzel oder Verbalform die Kraft eines Verbums hat, wenn sie sich am Schlufs eines Satzes befindet*). In der Mitte der Rede ist die mit *thang* verbundene Verbalform nach ihm ein Participium, oder wenigstens eine Fügung, in der man nur mit Mühe das wahre Verbum erkennt, am Schlufs eines Satzes aber ein wirklich flectirtes Verbum. Mir scheint dieser Unterschied ungegründet. Auch am Schlufs eines Satzes ist die hier besprochene Form nur Participium, oder genauer zu reden, nur eine nach Aehnlichkeit eines Participiums modificirte. Die eigentliche Verbalkraft mufs in beiden Stellungen immer hinzugedacht werden.

Dieselbe wirklich auszudrücken, besitzt jedoch die Sprache noch ein anderes Mittel, über dessen wahre Beschaffenheit zwar weder Carey, noch Judson, vollkommene Aufklärung gewähren, das aber mit der Kraft eines hinzugefügten Hülfsverbums grofse Aehnlichkeit hat. Wenn man nämlich einen Satz durch ein wirklich flectirtes Verbum wahrhaft beschliefsen und alle Verbindung mit dem Folgenden aufheben will, so setzt man der Wurzel oder der Verbalform *éng* (*i* H.) an der Stelle von *thang* nach. Es wird hierdurch allem Mifsverständnifs vorgebeugt, das aus der verbindenden Natur von *thang* entspringen könnte, und die Reihe an einander hängender Participien wirklich zum Schlufs gebracht; *pru-éng* heifst nun wirklich (ich u. s. w.) thue, nicht mehr: ich bin thuend, *pru-pri:-éng* ich habe gethan, nicht: ich bin thuend gewesen. Die eigent-

*) S. 96. §. 31.

liche Bedeutung dieses Wörtchens giebt weder Carey noch Judson an. Der Letztere sagt blofs, dafs dasselbe mit *hri* (*shi*), sein, gleichgeltend (*equivalent*) sei. Dabei erscheint es aber sonderbar, dafs es zur Conjugation dieses Verbums selbst gebraucht wird*). Nach Carey und Hough ist es auch Casuszeichen des Genitivs: *lû-êng*, des Menschen. Judson hat diese Bedeutung nicht**). Dieses Schlufszeichen wird aber, wie Carey versichert, im Gespräch selten gebraucht, und auch in Schriften findet es sich hauptsächlich in Uebersetzungen aus dem Pali; ein Unterschied, der sich aus der Neigung des Barmanischen, die Sätze der Rede an einander zu hängen, und dem regelmäfsigen Periodenbau einer Tochtersprache des Sanskrit erklärt. Einen näheren Grund, warum gerade Uebersetzungen aus dem Pali dies Hülfswort lieben, glaube ich auch noch darin zu finden, dafs die Pali-Sprache Participien mit dem Verbum sein zur Andeutung mehrerer Tempora verbindet, und alsdann immer das Hülfsverbum mit einiger Lautveränderung nachfolgen läfst***). Die Barmanischen Uebersetzer konnten, sich genau an die Worte haltend, ein Aequivalent dieses Hülfsverbums suchen, und dazu *êng* wählen. Deshalb ist aber dies Wort nicht weniger ein ächt Barmanisches, kein dem Pali abgeborgtes. Eine treue Uebertragung der Hülfsform des Pali war schon darum unmöglich, weil das Barmanische Verbum nicht die Bezeichnung der Personen in sich aufnimmt. Eine Eigenheit der Sprache ist es, dafs dieses Schlufswort zwar hinter allen andren Verbalformen, nicht aber hinter denen des Futurums gebraucht werden kann.

*) S. im Evangelium Johannis 21, 2. *hri-kwa-êng* (*shi-gya-i*), sie sind oder waren.

**) Carey S. 79. §. 1. S. 96. §. 37. S. 44. 46. Hough S. 14. Judson v. *êng*.

***) Burnouf und Lassen. *Essai sur le Pali* S. 136. 137.

Die erwähnte Pali-Construction scheint sich vorzugsweise bei Zeiten der Vergangenheit zu finden. Der Grund kann aber schwerlich in der Natur der Partikeln des Futurums liegen, da diese *thang* ohne Schwierigkeit zulassen. Carey, der eine lobenswürdige Aufmerksamkeit auf die Unterscheidung der Participialformen und des flectirten Verbums wendet, bemerkt, dafs die befehlende und fragende Form des Verbums die einzigen in der Sprache sind, welche einigen Anschein dieses letzteren Redetheiles haben *). Diese scheinbare Ausnahme liegt aber auch nur darin, dafs die genannten Formen nicht mit Casuszeichen verbunden werden können, mit welchen sich die ihnen eigenthümlichen Partikeln nicht verbinden würden. Denn diese Partikeln schliefsen die Form, und das verbindende *thang* steht bei den fragenden Verben vor denselben, um sie selbst an die Tempuspartikeln anzuknüpfen.

Sehr ähnliche Beschaffenheit mit dem oben betrachteten *thang* hat die Verbindungspartikel *thau*. Da es mir aber hier nur darauf ankommt, den Charakter der Sprache im Ganzen anzugeben, so übergehe ich die einzelnen Punkte ihrer Uebereinstimmung und Verschiedenheit. Es giebt noch andere Verbindungspartikeln, welche gleichfalls, ohne dem Sinne etwas hinzuzufügen, an die Verbalform geheftet werden, und alsdann *thang* und *thau* von ihrer Stelle verdrängen. Einige von diesen werden aber auch bei andren Gelegenheiten, als Bezeichnungen des Conjunctivus, gebraucht, und nur der Zusammenhang der Rede verräth ihre jedesmalige Bestimmung.

Die Folge der Theile des Satzes ist so, dafs zuerst das Subject, dann das Object, zuletzt aber das Verbum steht: Gott die Erde schuf, der König zu seinem General sprach.

*) S. 109. §. 88.

er mir gab. Die Stelle des Verbums in dieser Construction ist offenbar nicht die natürliche, da dieser Redetheil sich in der Folge der Ideen zwischen Subject und Object stellt. Im Barmanischen aber erklärt sie sich dadurch, dafs das Verbum eigentlich nur ein Participium ist, das erst später seinen Schlufssatz erwartet, und auch eine Partikel in sich trägt, deren Bestimmung Verbindung mit etwas Folgendem ist. Diese Verbalform nimmt nun, ohne als wirkliches Verbum den Satz zu bilden, alles Vorhergehende in sich auf, und trägt es in das Nachfolgende über. Carey bemerkt, dafs die Sprache vermöge dieser Formen, soweit als es ihr gefällt, Sätze in einander verweben kann, ohne zu einem Schlusse zu gelangen, und setzt hinzu, dafs dies in allen rein Barmanischen Werken in hohem Grade der Fall sei. Je mehr nun der Schlufsstein eines ganzen in an einander gehängten Sätzen fortlaufenden Räsonnements hinausgerückt wird, desto sorgfältiger mufs die Sprache sein, die einzelnen Sätze immer mit jedem untergeordneten Endwort abzuschliefsen. Dieser Form bleibt sie nun auch durchaus getreu, und läfst immer die Bestimmung dem zu Bestimmenden vorausgehen. Sie sagt daher nicht: der Fisch ist im Wasser, der Hirt geht mit den Kühen, ich esse Reis mit Butter gekocht; sondern: im Wasser der Fisch ist, mit den Kühen der Hirt geht, ich mit Reis gekocht Butter esse. Auf diese Weise stellt sich an das Ende jedes Zwischensatzes immer ein Wort, welches keine Bestimmung mehr nach sich zu erwarten hat. Vielmehr geht regelmäfsig die weitere Bestimmung immer der engeren voraus. Dies wird besonders deutlich in Uebersetzungen aus andren Sprachen. Wenn es in der Englischen Bibel im Evangelium Johannis 21, 2. heifst: *and Nathanael of Cana in Galilee*, so dreht die Barmanische Uebersetzung den Satz um, und sagt: Galiläa des Distrikts Cana der Stadt Abkömmling Nathanael.

Ein anderes Mittel, viele Sätze mit einander zu verknüpfen, ist die Verwandlung derselben in Theile eines Compositums, wo jeder einzelne Satz ein dem Substantivum vorausgehendes Adjectivum bildet. In der Redensart: ich preise Gott, welcher alle Dinge geschaffen hat, welcher frei von Sünde ist u. s. f., wird jeder dieser, noch so zahlreichen Sätze durch das oben schon in dieser Funktion betrachtete *thau* mit dem Substantivum, das aber erst dem letzten von ihnen nachfolgt, verbunden. Diese einzelnen Relativsätze gehen also voran, und werden mit dem auf sie folgenden Substantivum als ein zusammengesetztes Wort angesehen; das Verbum (ich preise) beschliefst den Satz. Zur Erleichterung des Verständnisses sondert aber die Barmanische Schrift jedes einzelne Element des langen Compositums durch ihr Interpunctionszeichen ab. Die Regelmäfsigkeit dieser Stellung macht es eigentlich leicht, dem Periodenbaue nachzugehen, wobei man nur, in Sätzen der beschriebenen Art, vom Ende gegen den Anfang vorschreiten mufs. Nur beim Hören mufs die Aufmerksamkeit schwierig angespannt werden, ehe sie erfährt, wem die endlos vorangeschickten Prädicate gelten sollen. Vermuthlich aber vermeidet die Umgangssprache so zahlreich an einander gereihte Redensarten.

Es ist der Barmanischen Construction durchaus nicht eigen, die einzelnen Theile der Perioden in gehöriger Absonderung dergestalt zu ordnen, dafs der regierte Satz dem regierenden nachfolgte. Sie sucht vielmehr immer den ersteren in den letzteren aufzunehmen, wo er ihm dann natürlich vorausgehen mufs. Auf diese Weise werden in ihr ganze Sätze wie einzelne Nomina behandelt. Um z. B. zu sagen: ich habe gehört, dafs du deine Bücher verkauft hast, dreht sie die Redensart um, läfst in derselben deine Bücher vorangehen, hierauf das Perfectum des Verbums ver-

kaufen folgen, und fügt nun diesem das Accusativzeichen bei, an das sich wieder zuletzt: ich habe gehört, schliefst.

Wenn es der hier versuchten Zergliederung gelungen ist, die Bahn richtig herauszufinden, auf welcher die Barmanische Sprache den Gedanken in der Rede zusammenzufassen strebt, so sieht man, dafs sie sich zwar auf der einen Seite von dem gänzlichen Mangel grammatischer Formen entfernt, allein auf der andren auch die Bildung derselben nicht erreicht. Sie befindet sich insofern wahrhaft in der Mitte zwischen beiden Gattungen des Sprachbaues. Zu wahrhaft grammatischen Formen zu gelangen, verhindert sie schon ihr ursprünglicher Wortbau, da sie zu den einsylbigen Sprachen der zwischen China und Indien wohnenden Volksstämme gehört. Zwar wirkt diese Eigenthümlichkeit der Wortbildung nicht gerade dadurch auf den tieferen Bau dieser Sprachen ein, dafs jeder Begriff in einzelne eng verbundene Laute eingeschlossen wird. Da aber in diesen Sprachen die Einsylbigkeit nicht zufällig entsteht, sondern die Organe sie absichtlich und vermöge ihrer individuellen Richtung festhalten, so ist mit ihr das einzelne Herausstofsen jeder Sylbe verbunden, was dann natürlich durch die Unmöglichkeit, mit den materiell bedeutsamen Wörtern Beziehungsbegriffe anzeigende Suffixa zu verschmelzen, in die innersten Tiefen des Sprachbaues eingreift. Die Indo-Chinesischen Nationen, sagt Leyden*), haben eine Menge von Pali-Wörtern in sich aufgenommen, sie passen sie aber alle ihrer eigenthümlichen Aussprache an, indem sie jede einzelne Sylbe als ein besonderes Wort hervorstofsen. Diese Eigenschaft also mufs man als die charakteristische Eigenthümlichkeit dieser Sprachen, so wie der Chinesischen, ansehen und bei den Untersuchungen über ihren Bau fest im

*) *Asiat. res.* X. 222.

Auge behalten, wenn nicht sogar, da alle Sprache vom Laute ausgeht, demselben zum Grunde legen. Mit ihr ist eine zweite, andren Sprachen in viel geringerem Grade angehörende, verbunden: die Vermannigfaltigung und Vermehrung des Wortreichthums durch die den Wörtern beigegebenen verschiedenen Accente. Die Chinesischen sind bekannt; einige Indo-Chinesische Sprachen aber, namentlich die Siamesische und Anam-Sprache, besitzen eine so grofse Menge derselben, dafs es unsrem Ohre fast unmöglich ist, sie richtig zu unterscheiden. Die Rede wird dadurch zu einer Art Gesang, oder Recitativ, und Low vergleicht die Siamesischen vollkommen mit einer musikalischen Tonleiter *). Diese Accente geben zugleich zu noch gröfseren und zahlreicheren Dialektverschiedenheiten, als die wahren Buchstaben, Veranlassung; und man versichert, dafs in Anam jede irgend bedeutende Ortschaft ihren eignen Dialekt hat, und dafs benachbarte, um sich zu verständigen, bisweilen zu der geschriebenen Sprache ihre Zuflucht nehmen müssen **). Die Barmanische Sprache besitzt zwei solcher Accente, den in der Barmanischen Schrift mit zwei am Ende des Worts über einander stehenden Punkten bezeichneten langen und sanften, und den durch einen unter das Wort gesetzten Punkt angedeuteten kurzen und abgebrochnen. Rechnet man hierzu die accentlose Aussprache, so läfst sich dasselbe Wort, mit mehr oder minder verschiedener Bedeutung, in dreifacher Gestalt in der Sprache auffinden: *pô*, aufhalten, aufschütten, überfüllen, ein langer ovaler Korb, *pô:*, an einander heften oder binden, aufhängen, ein Insect, Wurm, *pô-*, tragen, herbeibringen, lehren, unterrichten, darbringen (wie einen Wunsch, oder Segen), in oder auf etwas gewor-

*) *A Grammar of the Thai or Siamese Language* S. 12-19.
**) *Asiat. res.* X. 270.

fen werden; *ñâ*, ich, *ñâ:*, fünf, ein Fisch. Nicht jedes Wort aber ist dieser verschiednen Accentuation fähig. Einige Endvocale nehmen keinen beider Accente, andere nur einen derselben an, und immer können sie nur sich an Wörter heften, die mit einem Vocal oder nasalen Consonanten endigen. Dies letztere beweist deutlich, dafs sie Modificationen der Vocale sind, und untrennbar mit ihnen zusammenhangen. Wenn zwei Barmanische einsylbige Wörter als ein Compositum zusammentreten, so verliert darum das erste seinen Accent nicht, woraus sich wohl schliefsen läfst, dafs die Aussprache auch in Zusammensetzungen die Sylben, gleich besonderen Wörtern, aus einander hält. Man pflegt diese Accente dem Bedürfnifs der einsylbigen Sprachen zuzuschreiben, die Anzahl der möglichen Lautverbindungen zu vermehren. Ein so absichtliches Verfahren ist aber kaum denkbar. Es scheint umgekehrt viel natürlicher, dafs diese mannigfaltigen Modificationen der Aussprache zuerst und ursprünglich in den Organen und den Lautgewohnheiten der Völker lagen; dafs, um sie deutlich austönen zu lassen, die Sylben einzeln und mit kleinen Pausen dem Ohre zugezählt wurden, und dafs eben diese Gewohnheit nicht zu der Bildung mehrsylbiger Wörter einlud.

Die einsylbigen Indo-Chinesischen Sprachen haben daher auch, ohne irgend eine historische Verwandtschaft unter ihnen vorauszusetzen, mehrere Eigenschaften durch ihre Natur selbst sowohl mit einander, als mit dem Chinesischen gemein. Ich bleibe jedoch hier nur bei der Barmanischen stehen, da mir von den übrigen keine Hülfsmittel zu Gebote stehen, welche hinreichende Data zu Untersuchungen, wie die gegenwärtigen sind, darböten*). Von der Barmanischen

*) Ueber die Siamesische Sprache giebt zwar Low höchst wichtige Aufschlüsse, die noch zugleich belehrender werden, wenn

Sprache mufs man zuerst zugestehen, dafs sie niemals den Laut der Stammwörter zum Ausdruck ihrer Beziehungen modificirt, und die grammatischen Kategorien nicht zur Grundlage ihrer Redefügung macht. Denn wir haben oben gesehen, dafs sie dieselben nicht ursprünglich an den Wörtern unterscheidet, dasselbe Wort mehreren zutheilt, die Natur des Verbums verkennt, und sogar eine Partikel dergestalt zugleich beim Verbum und beim Nomen gebraucht, dafs nur die Bedeutung des Worts, und wo auch diese nicht ausreicht, der Zusammenhang der Rede schliefsen läfst, welche beider Kategorien gemeint ist. Das Princip ihrer Redefügung ist, anzudeuten, welches Wort in der Rede das andere bestimmt. Hierin kommt sie völlig mit der Chinesischen überein*). Sie hat, um nur dies anzuführen, wie diese, unter ihren Partikeln eine nur zur Anordnung der Construction bestimmte, zugleich und zu demselben Zwecke trennende und verbindende; denn die Aehnlichkeit zwischen *thang* und dem Chinesischen *tchi* in diesem Gebrauche in der Construction ist zu auffallend, als dafs sie verkannt werden könnte**). Dagegen weicht die Barmanische Sprache wieder sehr bedeutend von der Chinesischen, sowohl in dem Sinne, in welchem sie das Bestimmen nimmt, als in den Mitteln der Andeutung, ab. Das Bestimmen, von welchem hier die Rede ist, begreift nämlich zwei Fälle unter sich,

man damit Burnouf's vortreffliche Beurtheilung seiner Schrift im *Nouv. Journ. Asiat.* IV. 210 vergleicht. Allein über die meisten Theile der Grammatik ist er zu kurz, und begnügt sich zu sehr, statt der Regeln, blofs Beispiele zu geben, ohne diese einmal gehörig zu zergliedern. Ueber die Anamitische Sprache habe ich blofs Leyden's schätzbare, aber für den jetzigen Standpunkt der Sprachkunde wenig genügende Abhandlung (*Asiat. res.* X. 158) vor mir.

*) Mein Brief an Abel-Rémusat S. 31.

**) *l. c.* S. 31 34.

die es sehr wesentlich ist, sorgfältig von einander zu unterscheiden: das Regiert-werden eines Wortes durch das andere, und die Vervollständigung eines von gewissen Seiten unbestimmt gebliebenen Begriffs. Das Wort mufs qualitativ, seinem Umfang und seiner Beschaffenheit nach, und relativ, seiner Causalität nach, als von andrem abhängig, oder selbst andres leitend, begränzt werden*). Die Chinesische Sprache unterscheidet in ihrer Construction beide Fälle genau, und wendet jeden da an, wo er wahrhaft hingehört. Sie läfst das regierende Wort dem regierten vorangehen, das Subject dem Verbum, dieses seinem directen Objecte, dies letztere endlich seinem indirecten, wenn ein solches vorhanden ist. Hier läfst sich nicht eigentlich sagen, dafs das vorangehende Wort die Vervollständigung des Begriffs enthalte; vielmehr wird das Verbum sowohl durch das Subject, als durch das Object, in deren Mitte es steht, in seinem Begriffe vervollständigt, und ebenso das directe Object durch das indirecte. Auf der andren Seite läfst sie das vervollständigende Wort immer dem von der Seite des Begriffs desselben noch unbestimmten vorausgehen, das Adjectivum dem Substantivum, das Adverbium dem Verbum, den Genitiv dem Nominativ, und beobachtet hierdurch wieder gewissermafsen ein dem im Vorigen entgegengesetztes

*) In meinem Briefe an Abel-Rémusat (S. 41. 42.) habe ich den Fall der Vervollständigung als die Beschränkung eines Begriffs von weiterem Umfange auf einen von kleinerem bezeichnet. Beide Ausdrücke laufen aber hier auf dasselbe hinaus. Denn das Adjectivum vervollständigt den Begriff des Substantivums, und wird in seinem jedesmaligen Gebrauch von seiner weiten Bedeutung auf einen einzelnen Fall beschränkt. Ebenso ist es mit dem Adverbium und Verbum. Weniger deutlich erscheint das Verhältnifs beim Genitiv. Doch auch hier werden die in dieser Relation gegen einander stehenden Worte als von vielen bei ihnen möglichen Beziehungen auf Eine bestimmte beschränkt betrachtet.

Verfahren. Denn gerade dies noch unbestimmte hier nachstehende Wort ist das regierende, und müfste nach der Analogie des vorigen Falles, als solches, vorausgehen. Die Chinesische Construction beruht also auf zwei grofsen, allgemeinen, aber in sich verschiedenen Gesetzen, und thut sichtbar wohl daran, die Beziehung des Verbums auf sein Object durch eine besondere Stellung entschieden herauszuheben, da das Verbum in einem viel gewichtigeren Sinne, als jedes andere Wort im Satze, regierend ist. Das erstere wendet sie auf die Hauptgliederung des Satzes, das letztere auf seine Nebentheile an. Hätte sie dieses dem ersteren nachgebildet, so dafs sie Adjectivum, Adverbium und Genitiv dem Substantivum, Verbum und Nominativ nachfolgen liefse, so würde zwar die, gerade aus dem hier entwickelten Gegensatz entspringende, Concinnität der Satzbildung dadurch leiden, auch die Stellung des Adverbiums nach dem Verbum dasselbe nicht deutlich vom Objecte zu unterscheiden erlauben; allein der blofsen Anordnung des Satzes selbst, der Uebereinstimmung zwischen seinem Gange und dem inneren des Sprachsinnes geschähe dadurch kein Eintrag. Das Wesentliche war, den Begriff des Regierens richtig festzustellen; und an ihm hält die Chinesische Construction mit den wenigen Ausnahmen fest, welche in allen Sprachen, mehr oder weniger, Abweichungen von der gewöhnlichen Regel der Wortstellung rechtfertigen. Die Barmanische Sprache unterscheidet jene zwei Fälle so gut als gar nicht, bewahrt eigentlich nur Ein Constructionsgesetz, und vernachlässigt gerade das wichtigere von beiden. Sie läfst blofs das Subject dem Object und Verbum voran-, das letztere aber dem Objecte nachgehen. Durch diese Verkehrung macht sie es mehr als zweifelhaft, ob sie im Voranschicken des Subjects den Zweck hat, es wirklich als regierend darzustellen, und nicht vielmehr dasselbe als

eine Vervollständigung der nachfolgenden Satztheile ansieht. Das regierte Object wird offenbar als eine vervollständigende Bestimmung des Verbums betrachtet, welches, als an sich selbst unbestimmt, auf die vollständige Aufzählung aller Bestimmungen durch sein Subject und Object folgt, und den Satz beschliefst. Dafs Subject und Object wieder, jedes für sich, die sie vervollständigenden Nebenbestimmungen vorn an sich anfügen, versteht sich von selbst, und ist aus den im Vorigen angeführten Beispielen klar.

Dieser Unterschied der Barmanischen und Chinesischen Construction entspringt sichtbar aus der im Chinesischen liegenden richtigen Ansicht des Verbums und der mangelhaften der Barmanischen Sprache. Die Chinesische Construction verräth das Gefühl der wahren und eigenthümlichen Function des Verbums. Sie drückt dadurch, dafs sie dasselbe in die Mitte des Satzes zwischen Subject und Object stellt, aus, dafs es ihn beherrscht, und die Seele der ganzen Redefügung ist. Auch von Lautmodificationen an demselben entblöfst, giefst sie durch die blofse Stellung über den Satz das Leben und die Bewegung aus, welche vom Verbum ausgehen, und stellt das actuale Setzen des Sprachsinnes dar, oder verräth wenigstens das innere Gefühl desselben. Im Barmanischen verhält sich dies alles durchaus auf andere Weise. Die Verbalformen schwanken zwischen flectirtem Verbum und Participium, sind dem materiellen Sinne nach eigentlich das letztere, und können den formalen nicht erreichen, da die Sprache für das Verbum selbst keine Form besitzt. Denn seine wesentliche Function findet nicht allein keinen Ausdruck in der Sprache, sondern die eigenthümliche Bildung der angeblichen Verbalformen und ihr sichtbarer Anklang an das Nomen beweisen, dafs in den Sprechenden selbst alles lebendige Durchdringen des Gefühls der wahren Kraft des Verbums mangelt. Bedenkt

man auf der andren Seite, dafs die Barmanische Sprache das Verbum so ungleich mehr, als die Chinesische, durch Partikeln charakterisirt, und vom Nomen unterscheidet, so erscheint es um so wunderbarer, dafs sie dasselbe dennoch aus seiner wahren Kategorie herausrückt. Unläugbar aber ist es nicht blofs so, sondern die Erscheinung wird auch dadurch erklärlicher, dafs die Sprache das Verbum blofs nach Modificationen, die auch materiell genommen werden können, bezeichnet, ohne nur eine Ahndung des in ihm lediglich Formalen zu verrathen. Die Chinesische Sprache bedient sich dieser materiellen Andeutung selten, enthält sich derselben oft gänzlich, erkennt aber in der richtigen Stellung der Wörter eine unsichtbar an der Rede hangende Form an. Man könnte sagen, dafs, je weniger sie äufsere Grammatik besitzt, desto mehr ihr innere beiwohne. Wo grammatische Ansicht in ihr durchdringt, ist es die logisch richtige. Diese trug ihre erste Anordnung in sie hinein, und sie mufste sich durch den Gebrauch des so richtig gestimmten Instrumentes im Geiste des Volks fortbilden. Man kann gegen das so eben hier Vorgetragene einwenden, dafs auch die Flexionssprachen gar nicht ungewöhnlich das Verbum seinem Objecte nachsetzen, und dafs die Barmanische die Casus des Nomens durch eigne Partikeln, wie jene, kenntlich erhält. Da aber die Sprache in vielen andren Punkten deutlich zeigt, dafs ihr keine klare Vorstellung der Redetheile zum Grunde liegt, sondern dafs sie in ihren Fügungen nur die Modificirung der Wörter durch einander verfolgt, so ist sie in der That von jener, das wahre Wesen der Satzbildung verkennenden Ansicht nicht freizusprechen. Sie beweist dies auch durch die Unverbrüchlichkeit, mit der sie ihr angebliches Verbum immer an das Ende des Satzes verweist. Dies springt um so deutlicher in die Augen, als auch aus dem zweiten, schon oben angegebnen, Grunde

dieser Stellung, an die Verbalform wieder einen neuen Satz anknüpfen zu können, klar wird, dafs sie weder von der eigentlichen Natur des Periodenbaues, noch von der darin geschäftigen Kraft des Verbums durchdrungen ist. Sie hat einen sichtbaren Mangel an Partikeln, die, gleich unsren Conjunctionen, durch die Verschlingung der Sätze den Perioden Leben und Mannigfaltigkeit ertheilen. Die Chinesische, welche auch hier das allgemeine Gesetz ihrer Wortstellung beobachtet, indem sie, wie den Genitiv dem Nominativ, so den näher bestimmenden und vervollständigenden Satz dem durch ihn modificirten vorausgehen läfst, ist ihr hierin weit überlegen. In der Barmanischen laufen die Sätze gleichsam in gerader Linie an einander fort. Allein selbst so sind sie selten durch solche verbindenden Conjunctionen an einander gereiht, welche, wie unser und, jedem seine Selbstständigkeit erhalten. Sie verbinden sich auf eine den materiellen Inhalt mehr in einander verwebende Weise. Dies liegt schon in der, gewöhnlich am Ende jedes solcher fortlaufenden Sätze gebrauchten Partikel *thang*, die, indem sie das Vorhergehende zusammennimmt, es immer zugleich zum Verständnifs des zunächst Folgenden anwendet. Dafs hieraus eine gewisse Schwerfälligkeit, bei welcher aufserdem ermüdende Gleichförmigkeit unvermeidlich scheint, entstehen mufs, fällt in die Augen.

In den Mitteln zur Andeutung der Wortfolge stimmen beide Sprachen insofern überein, als sie sich zugleich der Stellung und besonderer Partikeln bedienen. Die Barmanische bedürfte eigentlich nicht so strenger Gesetze der ersteren, da eine grofse Anzahl, die Beziehungen andeutender Partikeln das Verständnifs hinreichend sichert. Sie bewahrt aber zugleich noch gewissenhafter die einmal übliche Stellung, und ist nur in der Anordnung derselben in Einem Punkte nicht gleich consequent, da sie das Adjectivum vor

und hinter das Substantivum zu setzen erlaubt. Indem aber die erstere dieser Stellungen immer der Hinzukunft einer der zur Bestimmung der Wortfolge nöthigen Partikeln bedarf, so sieht man hieraus, dafs die zweite als die eigentlich natürliche betrachtet wird; und dies mufs man wohl als eine Folge des Umstandes ansehen, dafs Adjectiv und Substantiv ein Compositum zusammen ausmachen, in welchem man die, wenn das Adjectivum vorausgeht, ihm nie beigegebene Casusbeugung auch nur als dem in seiner Bedeutung durch das Adjectivum modificirten Substantivum angehörig betrachten mufs. In ihren Compositis nun, sowohl der Nomina, als der Verba, läfst die Sprache gewöhnlich das ihr jedesmal als Gattungsbegriff geltende Wort im ersten Gliede vorangehen, und das specificirende (insofern, als es auf mehrere Gattungen Anwendung finden kann) allgemeinere im zweiten nachfolgen. So bildet sie Modi der Verba, mit vorausgehendem Worte Fisch eine grofse Anzahl von Fischnamen u. s. w. Wenn sie in andren Fällen den entgegengesetzten Weg zu nehmen scheint, Wörter von Handwerkern durch das allgemeine verfertigen, das als zweites Glied hinter den Namen ihrer Werkzeuge steht, bildet: bleibt man zweifelhaft, ob sie wirklich hierin einer anderen Methode, oder nur einer andren Ansicht von dem, was ihr jedesmal als Gattungsbegriff gilt, folgt. Ebenso nun behandelt sie in der Verbindung des nachfolgenden Adjectivums dieses als einen Gattungsbegriff specificirend. Die Chinesische Sprache bleibt auch hier ihrem allgemeinen Gesetze treu; das Wort, dem eine speciellere Bestimmung zugehen soll, macht auch im Compositum das letzte Glied aus. Wenn auf eine an sich allerdings wenig natürliche Weise das Verbum sehen zur Bildung oder vielmehr an der Stelle des Passivums gebraucht wird, so geht es dem Hauptbegriffe voraus: sehen tödten, d. i. getödtet werden. Da so viele Dinge gesehen

werden können, so müfste eigentlich tödten vóraüsgehen. Die umgekehrte Stellung zeigt aber, dafs hier sehen als eine Modification des folgenden Wortes, mithin als ein Zustand des Tödtens, gedacht werden soll; und dadurch wird in der, auf den ersten Anblick befremdenden Redensart auf eine sinnreich feine Weise das grammatische Verhältnifs angedeutet. Auf ähnliche Art werden Ackersmann, Bücherhaus u. s. f. gebildet.

In Uebereinstimmung mit einander, kommen die Barmanische und Chinesische Sprache in der Redefügung der Wortstellung durch Partikeln zu Hülfe. Beide gleichen einander auch darin, dafs sie einige dieser Partikeln dergestalt blofs zur Andeutung der Construction bestimmen, dafs dieselben der materiellen Bedeutung nichts hinzufügen. Doch liegt gerade in diesen Partikeln der Wendepunkt, in welchem die Barmanische Sprache den Charakter der Chinesischen verläfst, und einen eignen annimmt. Die Sorgfalt, die Beziehung, in der ein Wort mit dem andren zusammengedacht werden soll, durch vermittelnde Begriffe zu bezeichnen, vermehrt die Zahl dieser Partikeln, und bringt in ihnen eine gewisse, wenn auch allerdings nicht ganz systematische, Vollständigkeit hervor. Die Sprache zeigt aber auch ein Bestreben, diese Partikeln in gröfsere Nähe mit dem Stammworte, als mit den übrigen Wörtern des Satzes, zu bringen. Wahre Worteinheit kann allerdings bei der sylbentrennenden Aussprache, und nach dem ganzen Geiste der Sprache, nicht statt finden. Wir haben aber doch gesehen, dafs in einigen Fällen die Einwirkung eines Wortes eine Consonantenveränderung in dem unmittelbar daran gehängten hervorbringt; und bei den Verbalformen schliefsen die endenden Partikeln *thang* und *êng* die Verbalpartikeln mit dem Stammwort in ein Ganzes zusammen. In einem einzelnen Falle entsteht sogar eine Zusammenziehung zweier

Sylben in Eine, was schon in Chinesischer Schrift nur phonetisch, also fremdartig, dargestellt werden könnte. Ein Gefühl der wahren Natur der Suffixa liegt auch darin, dafs selbst diejenigen unter diesen Partikeln, welche als bestimmende Adjectiva angesehen werden könnten, wie die Pluralzeichen, nie dem Stammworte vorausgehen, sondern immer nachfolgen. Im Chinesischen ist, nach Verschiedenheit der Pluralpartikeln, bald die eine, bald die andere Stellung üblich.

In dem Grade, in welchem sich die Barmanische Sprache von dem Chinesischen Baue entfernt, nähert sie sich dem Sanskritischen. Es würde aber überflüssig sein, noch im speciellen zu schildern, welche wahre Kluft sie wieder von diesem trennt. Der Unterschied liegt hierbei nicht blofs in der mehr oder weniger engen Anschliefsung der Partikeln an das Hauptwort. Er geht ganz besonders aus der Vergleichung derselben mit den Suffixen der Indischen Sprache hervor. Jene sind ebenso bedeutsame Wörter, als alle andren der Sprache, wenn auch die Bedeutung allerdings meistentheils schon in der Erinnerung des Volkes erloschen ist. Diese sind gröfstentheils subjective Laute, geeignet zu, auch nur inneren, Beziehungen. Ueberhaupt kann man die Barmanische Sprache, wenn sie auch in der Mitte zwischen den beiden andren zu stehen scheint, doch niemals als einen Uebergangspunkt von der einen zur andren ansehen. Das Leben jeder Sprache beruht auf der inneren Anschauung des Volkes von der Art, den Gedanken in Laute zu hüllen. Diese aber ist in den drei hier verglichenen Sprachstämmen durchaus eine verschiedene. Wenn auch die Zahl der Partikeln und die Häufigkeit ihres Gebrauchs eine stufenweis gesteigerte Annäherung zur grammatischen Andeutung vom alten Styl des Chinesischen durch den neueren hindurch bis zum Barmanischen verräth, so ist doch die letztere die-

der Sprachen von der ersteren gänzlich durch ihre Grundanschauung, die auch im neueren Styl der Chinesischen wesentlich dieselbe bleibt, verschieden. Die Chinesische stützt sich allein auf die Wortstellung und auf das Gepräge der grammatischen Form im Inneren des Geistes. Die Barmanische beruht in ihrer Redefügung nicht auf der Wortstellung, obgleich sie mit noch gröfserer Festigkeit an der ihrer Vorstellungsweise gemäfsen hängt. Sie vermittelt die Begriffe durch neue hinzugefügte, und wird hierauf selbst durch die ihr eigne, ohne dies Hülfsmittel der Zweideutigkeit ausgesetzte, Stellung nothwendig geführt. Da die vermittelnden Begriffe Ausdrücke der grammatischen Formen sein müssen, so stellen sich allerdings auch die letzteren in der Sprache heraus. Die Anschauung derselben ist aber nicht gleich klar und bestimmt, als im Chinesischen und im Sanskrit; nicht wie im ersteren, weil sie eben jene Stütze vermittelnder Begriffe besitzt, welche die Nothwendigkeit der wahren Concentration des Sprachsinnes vermindert; nicht wie im Sanskrit, weil sie nicht die Laute der Sprache beherrscht, nicht bis zur Bildung wirklicher Worteinheit und ächter Formen durchdringt. Auf der andren Seite kann man das Barmanische auch nicht zu den agglutinirenden Sprachen rechnen, da es in der Aussprache die Sylben im Gegentheil geflissentlich aus einander hält. Es ist reiner und consequenter in seinem Systeme, als jene Sprachen, wenn es sich auch eben dadurch noch mehr von aller Flexion entfernt, die doch in den agglutinirenden Sprachen auch nicht aus den eigentlichen Quellen fliefst, sondern nur eine zufällige Erscheinung ist.

Das Sanskrit oder von ihm herstammende Dialekte haben sich, mehr oder weniger, den Sprachen aller Indien umgebenden Völker beigesellt; und es ist anziehend, zu sehen, wie sich durch diese, mehr vom Geiste der Religion

und der Wissenschaft, als von politischen und Lebensverhältnissen, ausgehenden Verbindungen die verschiedenen Sprachen gegen einander stellen. In Hinter-Indien ist nun das Pali, also eine um viele Lautunterscheidungen der Formen gekommene Flexionssprache, zu Sprachen hinzugetreten, die in wesentlichen Punkten mit der Chinesischen übereinstimmen: gerade also da und dahin, wo der Gegensatz reicher grammatischer Andeutung mit fast gänzlichem Mangel derselben am gröfsten ist. Ich kann nicht der Ansicht beistimmen, dafs die Barmanische Sprache in ihrer ächten Gestalt, und soweit sie der Nation selbst angehört, irgend wesentlich durch das Pali anders gemodelt worden ist. Die mehrsylbigen Wörter sind in ihr aus dem eigenthümlichen Hange zur Zusammensetzung entstanden, ohne des Vorbildes des Pali bedurft zu haben; und ebenso gehört ihr allein der sich den Formen nähernde Partikelgebrauch an. Die Pali-Kundigen haben die Sprache nur mit ihrem grammatischen Gewande äufserlich umkleidet. Dies sieht man an der Vielfachheit der Casuszeichen und an den Classen der zusammengesetzten Wörter. Was sie hier den Sanskritischen *Karmadhâraya* gleichstellen, ist gänzlich davon verschieden, da das Barmanische vorausgehende Adjectivum immer einer anknüpfenden Partikel bedarf. An das Verbum scheinen sie, nach Carey's Grammatik zu urtheilen, ihre Terminologie nicht einmal anzulegen gewagt zu haben. Dennoch ist nicht die Möglichkeit zu läugnen, dafs durch fortgesetztes Studium des Pali der Styl und insofern auch der Charakter der Sprache zur Annäherung an das Pali verändert sein kann und immer mehr verändert werden könnte. Die wahrhaft körperliche, auf den Lauten beruhende Form der Sprachen gestattet eine solche Einwirkung nur innerhalb sehr gemessener Gränzen. Dagegen ist einer solchen die innere Anschauung der Form sehr zugänglich;

und die grammatischen Ansichten, ja selbst die Stärke und Lebendigkeit des Sprachsinnes, werden durch die Vertraulichkeit mit vollkommneren Sprachen berichtigt und erhöht. Dies wirkt alsdann auf die Sprache insoweit zurück, als sie dem Gebrauche Herrschaft über sich verstattet. Im Barmanischen nun würde diese Rückwirkung vorzugsweise stark sein, da Hauptheile des Baues desselben sich schon dem Sanskritischen nähern, und ihnen nur vorzüglich fehlt, in dem rechten Sinne genommen zu werden, zu dem die Sprache an sich nicht zu führen vermag, da sie nicht aus diesem Sinne entstanden ist. Hierin nun käme ihr die fremde Ansicht zu Hülfe. Man dürfte zu diesem Behufe nur allmälig die gehäuften Partikeln, mit Wegwerfung mehrerer, bestimmten grammatischen Formen aneignen, in der Construction häufiger das vorhandene Hülfsverbum gebrauchen u. s. w. Allein bei dem sorgfältigsten Bemühen dieser Art wird es nie gelingen, zu verwischen, dafs der Sprache doch eine ganz verschiedene Form eigenthümlich ist; und die Erzeugnisse eines solchen Verfahrens würden immer Un-Barmanisch klingen, da, um nur diesen einen Punkt herauszuheben, die mehreren für eine und dieselbe Form vorhandnen Partikeln nicht gleichgültig, sondern nach feinen, im Sprachgebrauch liegenden Nüancen Anwendung finden. Immer also würde man erkennen, dafs der Sprache etwas ihr Fremdartiges eingeimpft worden sei.

Historische Verwandtschaft scheint, nach allen Zeugnissen, zwischen dem Barmanischen und Chinesischen nicht vorhanden zu sein. Beide Sprachen sollen nur wenige Wörter mit einander gemein haben. Dennoch weifs ich nicht, ob dieser Punkt nicht einer mehr sorgfältigen Prüfung bedürfte. Auffallend ist die grofse Lautähnlichkeit einiger, gerade aus der Classe der grammatischen genommener Wörter. Ich setze diese für tiefere Kenner beider Spra-

chen hier her. Die Barmanischen Pluralzeichen der Nomina und Verba lauten *tò* und *kra* (gesprochen *kya*), und *toû* und *kiâi* sind Chinesische Pluralzeichen im alten und neuen Styl; *thang* (gesprochen *thi* H.) entspricht, wie wir schon oben gesehen, dem *ti* des neueren und dem *tchi* des älteren Styls; *hri* (gesprochen *shi*) ist das Verbum sein, und ebenso im Chinesischen, bei Rémusat, *chi*. Morrison und Hough schreiben beide Wörter nach Englischer Weise ganz gleichförmig *she*. Das Chinesische Wort ist allerdings zugleich ein Pronomen und eine Bejahungspartikel, so dafs seine Verbalbedeutung wohl nur daher entnommen ist. Dieser Ursprung würde aber der Verwandtschaft beider Wörter keinen Eintrag thun. Endlich lautet der in beiden Sprachen bei der Angabe gezählter Gegenstände gebrauchte allgemeine, hierin unserm Worte Stück ähnliche, Gattungsausdruck im Barmanischen *kku* und im Chinesischen *ko**). Ist die Zahl dieser Wörter auch gering, so gehören sie gerade zu den am meisten die Verwandtschaft beider Sprachen verrathenden Theilen des Baues derselben; und auch die Verschiedenheiten zwischen der Chinesischen und Barmanischen Grammatik sind, wenn auch grofs und tief in den Sprachbau eingreifend, doch nicht von der Art, dafs sie, wie z. B. zwischen dem Barmanischen und Tagalischen, Verwandtschaft unmöglich machen sollten.

§. 25.

Ganz nahe an die so eben angestellten Untersuchungen schliefst sich die Frage an: ob der Unterschied zwischen ein- und mehrsylbigen Sprachen ein absoluter oder nur ein, dem Grade nach, relativer ist, und ob diese Form der Wörter wesentlich den Charakter der Sprachen bildet, oder die

*) S. meine Schrift über die Kawi-Sprache I. Buch. S. 253. Anm. 3.

Einsylbigkeit nur ein Uebergangszustand ist, aus welchem sich die mehrsylbigen Sprachen nach und nach herausgebildet haben?

In früheren Zeiten der Sprachkunde erklärte man die Chinesische und mehrere südöstliche Asiatische Sprachen geradehin für einsylbig. Späterhin wurde man hierüber zweifelhaft; und Abel-Rémusat bestritt diese Behauptung ausdrücklich vom Chinesischen *). Diese Ansicht schien aber doch zu sehr gegen die vor Augen liegende Thatsache zu streiten; und man kann wohl mit Grunde behaupten, dafs man jetzt, und nicht mit Unrecht, zur früheren Annahme zurückgekehrt ist. Dem ganzen Streite liegen indefs mehrere Mifsverständnisse zum Grunde; und es bedarf daher zuerst einer gehörigen Bestimmung desjenigen, was man einsylbige Wortform nennt, und des Sinnes, in welchem man ein- und mehrsylbige Sprachen unterscheidet. Alle von Rémusat angeführten Beispiele der Mehrsylbigkeit des Chinesischen laufen auf Zusammensetzungen hinaus; und es kann wohl kein Zweifel sein, dafs Zusammensetzung ganz etwas anderes, als ursprüngliche Mehrsylbigkeit, ist. In der Zusammensetzung entsteht auch der durchaus als einfach betrachtete Begriff doch aus zwei oder mehreren, mit einander verbundenen. Das sich hieraus ergebende Wort ist also nie ein einfaches; und eine Sprache hört darum nicht auf, eine einsylbige zu sein, weil sie zusammengesetzte Wörter besitzt. Es kommt offenbar auf solche einfache an, in welchen sich keine, den Begriff bildenden Elementarbegriffe unterscheiden lassen, sondern wo die Laute zweier oder mehrerer, an sich bedeutungsloser, Sylben das Begriffszeichen ausmachen. Selbst wenn man Wörter findet, bei welchen dies scheinbar der Fall ist, erfordert es immer ge-

*) Fundgruben des Orients III. S. 279.

nauere Untersuchung, ob nicht doch jede einzelne Sylbe ursprünglich eine, nur in ihr verloren gegangene, eigenthümliche Bedeutung besafs. Ein richtiges Beispiel gegen die Einsylbigkeit einer Sprache müfste den Beweis in sich tragen, dafs alle Laute des Wortes nur gemeinschaftlich und zusammen, nicht abgesondert für sich, bedeutsam sind. Dies hat Abel-Rémusat allerdings nicht klar genug vor Augen gehabt, und darum in der That die originelle Gestaltung des Chinesischen in der oben angeführten Abhandlung verkannt*). Von einer andren Seite her aber gründete sich

*) Hr. Ampère (*de la Chine et des travaux de M. Abel-Rémusat*, in der *Revue des deux mondes*. T. 8. 1832. p. 373-405.) hat dies richtig gefühlt. Er erinnert aber zugleich daran, dafs jene Abhandlung in die ersten Jahre der Chinesischen Studien Abel-Rémusat's fällt, bemerkt jedoch dabei, dafs er auch später diese Ansicht nie ganz verliefs. In der That neigte sich Rémusat wohl zu sehr dahin, den Chinesischen Sprachbau für weniger abweichend von dem andrer Sprachen zu halten, als er wirklich ist. Hierauf mochten ihn zuerst die abentheuerlichen Ideen geführt haben, die zu der Zeit des Beginnens seiner Studien noch vom Chinesischen und von der Schwierigkeit, dasselbe zu erlernen, herrschend waren. Er fühlte aber auch nicht genug, dafs der Mangel gewisser feinerer grammatischer Bezeichnungen zwar wohl im Einzelnen bisweilen für den Sinn überhaupt, nie aber für die bestimmtere Nüancirung der Gedanken im Ganzen unschädlich ist. Sonst aber hat er sichtbar zuerst das wahre Wesen des Chinesischen dargestellt; und man lernt erst jetzt den grofsen Werth seiner Grammatik wahrhaft kennen, da die, in ihrer Art auch sehr schätzungswürdige, des Vaters Prémare (*Notitia linguae Sinicae auctore P. Premare. Malaccae* 1831.) im Druck erschienen ist. Die Vergleichung beider Arbeiten zeigt unverkennbar, welchen grofsen Dienst die Rémusatsche dem Studium geleistet hat. Ueberall strahlt dem Leser aus ihr die Eigenthümlichkeit der behandelten Sprache in leichter Anordnung und lichtvoller Klarheit entgegen. Die seines Vorgängers bietet ein unendlich schätzbares Material dar, und fafst gewifs alle Eigenheiten der Sprache einzeln in sich; allein vom Ganzen schwebte ihrem Verfasser schwerlich ein gleich deutliches Bild vor, und wenigstens gelang es ihm nicht, seinen Lesern ein solches mitzutheilen.

Rémusat's Meinung doch auf etwas Wahres und richtig Gesehenes. Er blieb nämlich bei der Eintheilung der Sprachen in ein- und mehrsylbige stehen, und es entging seinem Scharfblicke nicht, dafs diese, wie sie gewöhnlich verstanden wird, allerdings nicht genau zu nehmen ist. Ich habe schon im Vorigen bemerkt, dafs eine solche Eintheilung nicht auf der blofsen Thatsache des Vorherrschens ein- und mehrsylbiger Wörter beruhen kann, sondern dafs ihr etwas viel Wesentlicheres zum Grunde liegt, nämlich der doppelte Umstand des Mangels der Affixa, und die Eigenthümlichkeit der Aussprache, auch da, wo der Geist die Begriffe verbindet, dennoch die Sylbenlaute getrennt zu erhalten. Die Ursache des Mangels der Affixa liegt tiefer, und wirklich im Geiste. Denn wenn dieser lebendig das Abhängigkeitsverhältnifs des Affixums zum Hauptbegriff empfindet, so kann die Zunge unmöglich dem ersteren gleiche Lautgeltung in einem eigenen Worte geben. Verschmelzung zweier verschiedener Elemente zur Einheit des Wortes ist eine nothwendige und unmittelbare Folge jener Empfindung. Rémusat scheint mir daher nur darin gefehlt zu haben, dafs er, anstatt die Einsylbigkeit des Chinesischen anzugreifen, nicht vielmehr zu zeigen versuchte, dafs auch die übrigen Sprachen von einsylbigem Wurzelbau ausgehen, und nur, theils auf dem ihnen eigenthümlichen Wege der Affigirung, theils auf dem, auch dem Chinesischen nicht fremden, der Zusammensetzung, zur Mehrsylbigkeit gelangen, dies Ziel aber, da ihnen nicht, wie im Chinesischen, die oben genannten

Tiefere Kenner der Sprache mögen auch manche Lücken in Rémusat's Grammatik ausgefüllt wünschen; aber das grofse Verdienst, sich zuerst wahrhaft in den Mittelpunkt der richtigen Ansicht der Sprache versetzt, und aufserdem das Studium derselben allgemein zugänglich gemacht und dadurch erst eigentlich begründet zu haben, wird dem trefflichen Manne dauernd bleiben.

Hindernisse im Wege standen, wirklich erreichen. Diese Bahn nun will ich hier einschlagen, und an dem Faden thatsächlicher Untersuchung einiger hier vorzüglich in Betrachtung zu ziehender Sprachen verfolgen.

So schwer und zum Theil unmöglich es auch ist, die Wörter bis zu ihrem wahren Ursprunge zurückzuführen, so leitet uns doch sorgfältig angestellte Zergliederung in den meisten Sprachen auf einsylbige Stämme hin; und die einzelnen Fälle des Gegentheils können nicht als Beweise auch ursprünglich mehrsylbiger gelten, da die Ursach der Erscheinung mit viel gröſserer Wahrscheinlichkeit in nicht weit genug fortgesetzter Zergliederung gesucht werden kann. Man geht aber auch, wenn man die Frage blofs aus Ideen betrachtet, wohl nicht zu weit, indem man allgemein annimmt, dafs ursprünglich jeder Begriff nur durch Eine Sylbe bezeichnet wurde. Der Begriff in der Spracherfindung ist der Eindruck, welchen das Object, ein äufseres oder inneres, auf den Menschen macht; und der durch die Lebendigkeit dieses Eindrucks der Brust entlockte Laut ist das Wort. Auf diesem Wege können nicht leicht zwei Laute Einem Eindruck entsprechen. Wenn wirklich zwei Laute, unmittelbar auf einander folgend, entständen, so bewiesen sie zwei von demselben Object ausgehende Eindrücke, und bildeten Zusammensetzung schon in der Geburt des Wortes, ohne dafs dadurch der Grundsatz der Einsylbigkeit beeinträchtigt würde. Dies ist in der That bei der, in allen Sprachen, vorzugsweise aber in den ungebildeteren, sich findenden Verdoppelung der Fall. Jeder der wiederholten Laute spricht das ganze Object aus; durch die Wiederholung aber tritt dem Ausdrucke eine Nüance mehr hinzu: entweder blofse Verstärkung, als Zeichen der höheren Lebendigkeit des erfahrnen Eindrucks; oder Anzeigen des sich wiederholenden Objects, weshalb die Verdoppelung

vorzüglich bei Adjectiven statt findet, da bei der Eigenschaft das besonders auffällt, dafs sie nicht als einzelner Körper, sondern, gleichsam als Fläche, überall in demselben Raume erscheint. Wirklich gehört in mehreren Sprachen, von denen ich hier nur die der Südsee-Inseln anführen will, die Verdoppelung vorzugsweise, ja fast ausschliefslich, den Adjectiven und den aus ihnen gebildeten, also ursprünglich adjectivisch empfundenen, Substantiven an. Denkt man sich freilich die ursprüngliche Sprachbezeichnung als ein absichtliches Vertheilen der Laute unter die Gegenstände, so erscheint allerdings die Sache bei weitem anders. Die Sorgfalt, verschiedenen Begriffen nicht ganz gleiche Zeichen zu geben, könnte dann die wahrscheinlichste Ursache sein, dafs man einer Sylbe, durchaus unabhängig von einer neuen Bedeutsamkeit, eine zweite und dritte hinzugefügt hätte. Allein diese Vorstellungsart, bei der man gänzlich vergifst, dafs die Sprache kein todtes Uhrwerk, sondern eine lebendige Schöpfung aus sich selbst ist, und dafs die ersten sprechenden Menschen bei weitem sinnlicher erregbar waren als wir, abgestumpft durch Cultur und auf fremder Erfahrung beruhende Kenntnifs, ist offenbar eine falsche. Alle Sprachen enthalten wohl Wörter, die durch ganz verschiedene Bedeutung, bei ganz gleichem Laute, Zweideutigkeit zu erregen im Stande sind. Dafs dies aber selten ist, und in der Regel jedem Begriff ein anders nüancirter Laut entspricht, entstand gewifs nicht aus absichtlicher Vergleichung der schon vorhandenen Wörter, welche dem Sprechenden nicht einmal gegenwärtig sein konnten; sondern daraus, dafs sowohl der Eindruck des Objects, als der durch ihn hervorgelockte Laut, immer individuell war, und keine Individualität vollständig mit der andren übereinkommt. Von einer andren Seite aus wurde allerdings der Wortvorrath auch durch Erweiterung der einzelnen vorhandnen Bezeichnungen

vermehrt. Wie der Mensch mehr Gegenstände und die einzelnen genauer kennen lernte, bot sich ihm bei vielen besondere Verschiedenheit bei allgemeiner Aehnlichkeit dar; und dieser neue Eindruck bewirkte natürlich einen neuen Laut, der, an den vorigen geknüpft, zum mehrsylbigen Worte wurde. Aber auch hier sind verbundene Begriffe mit verbundenen Lauten als Bezeichnungen eines und desselben Objects. Aufs höchste könnte man, was die ursprüngliche Bezeichnung anbetrifft, es für möglich halten, dafs die Stimme blofs aus sinnlichem Gefallen am Rauschen der Töne ganz bedeutungslose hinzugefügt hätte, oder dafs blofs auslautende Hauche bei mehr geregelter Aussprache zu wahren Sylben geworden wären. Dafs Laute in der That ohne alle Bedeutsamkeit sich in Sprachen blofs sinnlich erhalten, möchte ich nicht in Abrede stellen; allein dies ist nur darum der Fall, weil ihre Bedeutsamkeit verloren gegangen ist. Ursprünglich stöfst die Brust keinen articulirten Laut aus, den nicht eine Empfindung geweckt hat.

Im Verlaufe der Zeit verhält es sich überhaupt auch anders mit der Mehrsylbigkeit. Man kann sie, als Thatsache, in den ausgebildeten Sprachen nicht abläugnen; man bestreitet sie nur bei den Wurzeln, und, aufserhalb dieses Kreises, beruht sie durch ihren, im Ganzen anzunehmenden und sehr häufig im Einzelnen nachzuweisenden Ursprung auf Zusammensetzung, und verliert dadurch ihre eigenthümliche Natur. Denn nicht blofs weil uns die Bedeutung der einzelnen Wortelemente fehlt, erscheinen sie uns als bedeutungslose, sondern es liegt der Erscheinung auch oft etwas positives zum Grunde. Die Sprache verbindet zuerst einander wirklich modificirende Begriffe. Dann knüpft sie an einen Hauptbegriff einen andren, nur metaphorisch oder nur mit einem Theile seiner Bedeutung geltenden; wie wenn die Chinesische, um bei Verwandtschaften den Unterschied

des Aeltern oder Jüngeren anzudeuten, das Wort Sohn in zusammengesetzten Verwandtschaftsnamen da braucht, wo weder die directe Abstammung, noch das Geschlecht, sondern einzig das Nachstehen im Alter paſst. Waren nun einige solcher Begriffe wegen der, durch ihre gröſsere Allgemeinheit gegebenen Möglichkeit dazu häufig Wortelemente zur Specificirung von Begriffen geworden: so gewöhnt sich die Sprache auch wohl, sie da anzuwenden, wo ihre Beziehung nur eine ganz entfernte, kaum nachzuspürende, ist; oder wo man frei gestehen muſs, daſs gar keine wirkliche Beziehung vorliegt, und daher die Bedeutsamkeit in der That in Nichts aufgeht. Diese Erscheinung, daſs die Sprache, einer allgemeinen Analogie folgend, Laute von Fällen, wo sie wahrhaft hingehören, auf andere, denen sie fremd sind, anwendet, findet sich auch in anderen Theilen ihres Verfahrens. So ist nicht zu läugnen, daſs in mehreren Flexionen der Sanskrit-Declination Pronominalstämme verborgen sind, daſs aber in einigen dieser Fälle sich wirklich kein Grund auffinden läſst, warum gerade dieser, und kein anderer Stamm diesem oder jenem Casus beigegeben ist, ja nicht einmal sagen, wie überhaupt ein Pronominalstamm den Ausdruck dieses bestimmten Casusverhältnisses ausmachen kann. Es mag allerdings auch in denjenigen solcher Fälle, die uns die schlagendsten zu sein scheinen, noch ganz individuelle, fein aufgefaſste Verbindungen zwischen dem Begriffe und dem Laute geben. Diese sind aber alsdann so von allgemeiner Nothwendigkeit entblöſst, und so sehr, wenn auch nicht zufällig, doch nur historisch erkennbar, daſs, für uns, selbst ihr Dasein verloren geht. Der Einverleibung fremder mehrsylbiger Wörter aus einer Sprache in die andere erwähne ich hier mit Absicht nicht, da, wenn die hier aufgestellte Behauptung ihre Richtigkeit hat, die Mehrsylbigkeit solcher Wörter niemals ursprünglich ist, und die Be-

deutungslosigkeit ihrer einzelnen Elemente für die Sprache, welcher sie zuwachsen, blofs eine relative bleibt.

Es giebt aber in den nicht einsylbigen Sprachen, nur allerdings in sehr verschiedenem Grade, auch ein, aus zusammentreffenden inneren und äufseren Ursachen entspringendes Streben nach reiner Mehrsylbigkeit, ohne Rücksicht auf den noch bekannten oder in Dunkel verschwundenen Ursprung derselben aus Zusammensetzung. Die Sprache verlangt alsdann Lautumfang als Ausdruck einfacher Begriffe, und läfst in diesen die in ihnen verbundenen Elementarbegriffe aufgehen. Auf diesem zwiefachen Wege entsteht dann die Bezeichnung Eines Begriffs durch mehrere Sylben. Denn wie die Chinesische Sprache der Mehrsylbigkeit widerstrebt, und wie ihre, sichtbar aus diesem Widerstreben hervorgegangene Schrift sie in demselben bestätigt, so haben andere Sprachen die entgegengesetzte Neigung. Durch Gefallen an Wohllaut und durch Streben nach rhythmischen Verhältnissen gehen sie auf Bildung gröfserer Wortganzen hin, und unterscheiden weiter, ein inneres Gefühl hinzunehmend, die blofse, lediglich durch die Rede entstehende Zusammensetzung von derjenigen, die mit dem Ausdruck eines einfachen Begriffs durch mehrere Sylben, deren einzelne Bedeutung nicht mehr bekannt ist, oder nicht mehr beachtet wird, verwechselt werden kann. Wie aber Alles in der Sprache immer innig verbunden ist, so ruht auch dies, zuerst blofs sinnlich scheinende, Streben auf einer breiteren und festeren Basis. Denn die Richtung des Geistes, den Begriff und seine Beziehungen in die Einheit desselben Wortes zu verknüpfen, wirkt offenbar dazu mit, die Sprache mag nun, als wahrhaft flectirende, dies Ziel wirklich erreichen, oder, als agglutinirende, auf halbem Wege stehen bleiben. Die schöpferische Kraft, mit welcher die Sprache selbst, um mich eines figürlichen Ausdrucks zu bedienen,

aus der Wurzel alles das hervortreibt, was zur inneren und äufseren Bildung der Wortform gehört, ist hier das ursprünglich Wirkende. Je weiter sich diese Schöpfung erstreckt, desto gröfser, je früher sie ermattet, desto geringer ist der Grad jenes Strebens. In dem aus demselben entspringenden Lautumfang des Wortes bestimmt aber die vollendete Abrundung dieses Strebens nach Wohllautsgesetzen die nothwendige Gränze. Gerade die in der Verschmelzung der Sylben zur Einheit minder glücklichen Sprachen reihen eine gröfsere Anzahl derselben unrhythmisch an einander, da das vollendete Einheitsstreben wenigere harmonisch zusammenschliefst. So eng und genau mit einander übereinstimmend ist auch hier das innere und äufsere Gelingen. Durch die Begriffe selbst aber wird in vielen Fällen ein Bemühen veranlafst, einige blofs in der Absicht zu verknüpfen, einem einfachen ein angemessenes Zeichen zu geben, und ohne gerade die Erinnerung an die einzelnen verknüpften erhalten zu wollen. Hieraus entsteht alsdann natürlich um so mehr wahre Mehrsylbigkeit, als der so zusammengesetzte Begriff blofs seine Einfachheit geltend macht.

Unter den Fällen, von welchen wir hier reden, zeichnen sich hauptsächlich zwei verschiedene Classen aus. Bei der einen soll der durch einen Laut schon gegebne Begriff durch Anknüpfung eines zweiten nur bestimmter festgestellt, oder mehr erläutert, also im Ganzen Ungewifsheit und Undeutlichkeit vermieden werden. Auf diese Weise verbinden Sprachen oft ganz gleichbedeutende, oder doch durch sehr kleine Nüancen verschiedene Begriffe mit einander, auch allgemeine, speciellen angefügt, und zu solchen allgemeinen oft erst aus speciellen durch diesen Gebrauch gestempelt, wie im Chinesischen der Begriff des Schlagens fast in den des Machens überhaupt in diesen Zusammensetzungen übergeht. In die andere Classe gehören die Falle, wo wirklich

aus zwei verschiedenen Begriffen ein dritter gebildet wird, wie z. B. die Sonne das Auge des Tages, die Milch das Wasser der Brust u. s. f. heifst. Der ersten Classe von Verbindungen liegt ein Mifstrauen in die Deutlichkeit des gebrauchten Ausdrucks, oder eine lebhafte Hast nach Vermehrung derselben zum Grunde. Sie dürfte in sehr ausgebildeten Sprachen selten gefunden werden, ist aber in einigen, die sich, ihrem Baue nach, einer gewissen Unbestimmtheit bewufst sind, sehr häufig. In den Fällen der zweiten Classe sind die beiden zu verbindenden Begriffe die unmittelbare Schilderung des empfangenen Eindrucks, also in ihrer speciellen Bedeutung das eigentliche Wort. An und für sich würden sie zwei bilden. Da sie aber doch nur Eine Sache bezeichnen, so dringt der Verstand auf ihre engste Verbindung in der Sprachform; und wie seine Macht über die Sprache wächst, und die ursprüngliche Auffassung in dieser untergeht, so verlieren die sinnreichsten und lieblichsten Metaphern dieser Art ihren rückwirkenden Einflufs, und entschwinden, wie deutlich sie auch noch nachzuweisen sein mögen, der Beachtung der Redenden. Beide Classen finden sich auch in den einsylbigen Sprachen, nur dafs in ihnen das innere Bedürfnifs nach der Verbindung der Begriffe nicht das Hangen an der Trennung der Sylben zu überwinden vermag.

Auf diese Weise, glaube ich, mufs in den Sprachen die Erscheinung der Ein- und Mehrsylbigkeit aufgefafst und beurtheilt werden. Ich will jetzt versuchen, dies allgemeine Räsonnement, das ich nicht habe durch Aufzählung von Thatsachen unterbrechen mögen, mit einigen Beispielen zu belegen.

Schon der neuere Styl des Chinesischen besitzt eine nicht unbedeutende Anzahl von Wörtern, die dergestalt aus zwei Elementen zusammengesetzt sind, dafs ihre Zusammen-

setzung nur die Bildung eines dritten, einfachen Begriffes zum Zweck hat. Bei einigen derselben ist es sogar offenbar, dafs die Hinzufügung des einen Elements, ohne dem Sinne etwas beizugeben, nur von wirklich bedeutsamen Fällen aus zur Gewohnheit geworden ist. Die Erweiterung der Begriffe und der Sprachen mufs darauf leiten, neue Gegenstände durch Vergleichung mit andren, schon bekannten, zu bezeichnen, und das Verfahren des Geistes bei der Bildung ihrer Begriffe in die Sprachen überzuführen. Diese Methode mufs allmälig an die Stelle der früheren treten, den Eindruck durch die in den articulirten Tönen liegende Analogie symbolisirend wiederzugeben. Aber auch die spätere Methode tritt bei Völkern von grofser Lebendigkeit der Einbildungskraft und Schärfe der sinnlichen Auffassung in ein sehr hohes Alter zurück, und daher besitzen vorzugsweise die am meisten noch vom Jugendalter ihrer Bildung zeugenden Sprachen eine grofse Anzahl solcher malerisch die Natur der Gegenstände darlegenden Wörter. Im Neu-Chinesischen zeigt sich aber hierin sogar eine, erst späterer Cultur angehörende, Verbildung. Mehr spielend witzige, als wahrhaft dichterische Umschreibungen der Gegenstände, in welchen diese oft, gleich Räthseln, verhüllt liegen, bilden häufig solche aus zwei Elementen bestehende Wörter*). Eine andere Classe dieser letztren erscheint auf den ersten Anblick sehr wunderbar, nämlich die, wo zwei einander entgegengesetzte Begriffe durch ihre Vereinigung den allgemeinen, beide unter sich befassenden, Begriff ausdrücken, wie wenn die jüngeren und älteren Brüder, die hohen und niedrigen Berge für die Brüder und die Berge überhaupt

*) St. Julien zu Paris hat zuerst auf diese Terminologie des poetischen Styls, wie man sie nennen könnte, die ein eignes, weitläuftiges Studium erfordert, und ohne ein solches zu den grofsten Mifsverständnissen führt, aufmerksam gemacht.

gesagt wird. Die in solchen Fällen in dem bestimmten Artikel liegende Universalität wird hier anschaulicher durch die entgegengesetzten Extreme auf eine keine Ausnahme erlaubende Weise angedeutet. Eigentlich ist auch diese Wortgattung mehr eine rednerische Figur, als eine Bildungsmethode der Sprachen. In einer Sprache aber, wo der, sonst blofs grammatische, Ausdruck so häufig materiell in den Inhalt der Rede gelegt werden mufs, wird sie nicht mit Unrecht den letzteren beigezählt. Einzeln finden sich übrigens solche Zusammensetzungen in allen Sprachen; im Sanskrit erinnern sie an das in philosophischen Gedichten häufig vorkommende स्थावरजङ्गमम्, *sthâwara-jangamam*. Im Chinesischen aber kommt noch der Umstand hinzu, dafs die Sprache in einigen dieser Fälle für den einfach allgemeinen Begriff gar kein Wort besitzt, und sich also nothwendig dieser Umschreibungen bedienen mufs. Die Bedingung des Alters z. B. läfst sich von dem Worte Bruder nicht abtrennen, und man kann nur ältere und jüngere Brüder, nicht Brüder allgemein, sagen. Dies mag noch aus dem Zustande früher Uncultur herstammen. Die Begierde, den Gegenstand anschaulich mit seinen Eigenschaften im Worte darzustellen, und der Mangel an Abstraction lassen den allgemeinen, mehrere Verschiedenheiten unter sich befassenden, Ausdruck vernachlässigen; die individuelle sinnliche Auffassung greift der allgemeinen des Verstandes vor. Auch in den Amerikanischen Sprachen ist diese Erscheinung häufig. Von einer ganz entgegengesetzten Seite aus und gerade durch ein künstlich gesuchtes Verstandesverfahren hebt sich diese Art der Wortzusammenfügung im Chinesischen auch dadurch mehr hervor, dafs die symmetrische Anordnung der in bestimmten Verhältnissen gegen einander stehenden Begriffe als ein Vorzug und eine Zierlichkeit des Styls betrachtet wird, worauf auch die Natur

der, jeden Begriff in Ein Zeichen einschliefsenden, Schrift Einfluss hat. Man sucht also solche Begriffe absichtlich in die Rede zu verflechten, und die Chinesische Rhetorik hat sich ein eignes Geschäft daraus gemacht, da kein Verhältnifs so bestimmt, als das des reinen Gegensatzes, ist, die contrastirenden Begriffe in der Sprache aufzuzählen*). Der ältere Chinesische Styl macht keinen Gebrauch von zusammengesetzten Wörtern, es sei nun, dafs man in früheren Zeiten, wie bei einigen Classen derselben sehr begreiflich ist, noch nicht auf dies Verfahren gekommen war, oder dafs dieser strengere Styl, welcher überhaupt der Anstrengung des Verstandes durch die Sprache zu Hülfe zu kommen gewissermafsen verschmähte, dasselbe aus seinem Kreise ausschlofs.

Die Barmanische Sprache kann ich hier übergehen, da ich schon oben bei der allgemeinen Schilderung ihres Baues gezeigt habe, wie sie durch Aneinanderheftung gleichbedeutender oder modificirender Stämme aus einsylbigen mehrsylbige bildet.

In den Malayischen Sprachen bleibt, nach Ablösung der Affixa, sehr häufig, ja man kann wohl sagen meistentheils, ein zweisylbiger, in grammatischer Beziehung auf die Redefügung nicht weiter theilbarer, Stamm übrig. Auch da, wo derselbe einsylbig ist, wird er häufig, im Tagalischen sogar gewöhnlich, verdoppelt. Man findet daher öfter des zweisylbigen Baues dieser Sprachen erwähnt. Eine Zergliederung dieser Wortstämme ist indefs bis jetzt, soviel ich weifs,

*) Ein solches, aber gegen die bis dahin in Europa bekannt gewesenen sehr ansehnlich vermehrtes, Verzeichnifs hat Klaproth in den Supplementen zu Basile's grofsem Wörterbuche gegeben. Es zeichnet sich auch vor dem in Prémare's Grammatik befindlichen durch höchst schätzbare, über die Chinesischen philosophischen Systeme Licht verbreitende Bemerkungen aus.

nirgends vorgenommen worden. Ich habe sie versucht; und wenn ich auch noch nicht dahin gelangt bin, vollkommene Rechenschaft über die Natur der Elemente aller dieser Wörter zu geben, so habe ich mich dennoch überzeugt, dafs in sehr vielen Fällen jede der beiden vereinigten Sylben als ein einsylbiger Stamm in der Sprache nachgewiesen werden kann, und dafs die Ursache der Verbindung begreiflich wird. Wenn dies nun bei unsren unvollständigen Hülfsmitteln und unsrer mangelhaften Kenntnifs der Fall ist, so läfst sich wohl auf eine gröfsere Ausdehnung dieses Princips und auf die ursprüngliche Einsylbigkeit auch dieser Sprachen schliefsen. Mehr Schwierigkeit erregen zwar die Wörter, welche, wie z. B. die Tagalischen *lisà* und *lisaŋ*, von der Wurzel *lis* (s. unten), in blofse Vocallaute ausgehen; doch auch diese werden vermuthlich bei künftiger Untersuchung erklärlich werden. So viel ist schon jetzt offenbar, dafs man, der Mehrzahl der Fälle nach, die letzten Sylben der Malayischen zweisylbigen Stämme nicht als an bedeutsame Wörter gefügte Suffixa betrachten darf, sondern dafs sich in ihnen wirkliche Wurzeln, ganz den die erste Sylbe bildenden gleich, erkennen lassen. Denn sie finden sich auch theils als erste Sylben jener Composita, theils ganz abgesondert in der Sprache. Die einsylbigen Stämme mufs man aber meistentheils in ihren Verdopplungen aufsuchen.

Aus dieser Beschaffenheit der, auf den ersten Anblick einfach scheinenden, und doch auf Einsylbigkeit zurückführenden zweisylbigen Wörter geht eine Richtung der Sprache auf Mehrsylbigkeit hervor, die, wie man aus der Häufigkeit der Verdopplung sieht, zum Theil auch phonetisch, nicht blofs intellectuell, ist. Die zusammentretenden Sylben werden aber auch mehr, als im Barmanischen, wirklich zu Einem Worte, indem sie der Accent mit einander verbindet.

Im Barmanischen trägt jedes einsylbige Wort den seinigen an sich und bringt ihn in das Compositum. Dafs das ganze, nun entstehende Wort einen, seine Sylben zusammenhaltenden besäfse, wird nicht nur nicht gesagt, sondern ist bei der Aussprache mit hörbarer Sylbentrennung unmöglich. Im Tagalischen hat das mehrsylbige Wort allemal einen, die vorletzte Sylbe heraushebenden, oder fallen lassenden Accent. Buchstabenveränderung ist jedoch mit der Zusammensetzung nicht verbunden.

Ich habe meine hierher gehörenden Forschungen vorzüglich bei der Tagalischen und Neu-Seeländischen Sprache angestellt. Die erstere zeigt, meinem Urtheile nach, den Malayischen Sprachbau in seinem gröfsten Umfange und seiner reinen Consequenz. Die Südsee-Sprachen war es wichtig in die Untersuchung einzuschliefsen, weil ihr Bau noch uranfänglicher zu sein, oder wenigstens noch mehr solche Elemente zu enthalten scheint. Ich habe mich bei den hier folgenden, aus dem Tagalischen entlehnten Beispielen fast ausschliefslich an diejenigen Fälle gehalten, wo der einsylbige Stamm, wenigstens noch in der Verdopplung, auch als solcher der Sprache angehört. Weit gröfser ist natürlich die Zahl solcher zweisylbigen Wörter, deren einsylbige Stämme blofs in Zusammensetzungen erscheinen, aber in diesen an ihrer immer gleichen Bedeutung kennbar sind. Diese Fälle sind aber nicht so beweisend, indem gewöhnlich alsdann auch Wörter vorkommen, in welchen diese Gleichheit weniger oder gar nicht vorhanden zu sein scheint, obgleich solche scheinbare Ausnahmen sehr leicht nur daher entstehen können, dafs man eine entfernter liegende Ideenverknüpfung nicht erräth. Dafs ich immer auf die Nachweisung beider Sylben gegangen bin, versteht sich von selbst, da das entgegengesetzte Verfahren die Natur dieser Wortbildungen nur zweifelhaft andeuten könnte. Auch auf

Wörter, welche ihren ursprünglichen Stamm nicht in der nämlichen, sondern in einer andren Sprache haben, wie es im Tagalischen mit einigen aus dem Sanskrit, oder auch mit aus den Südsee-Sprachen übergegangenen Wörtern der Fall ist, mufs natürlich Bedacht genommen werden.

Beispiele aus der Tagalischen Sprache:

bag-sàc, etwas mit Gewalt auf die Erde werfen, oder gegen etwas andrängen; ***bag-bàg,*** auf den Strand gerathen, ein Saatfeld aufbrechen (also von gewaltsamem Stofsen oder Werfen gebraucht); ***sac-sùc,*** etwas fest einlegen, eindrängen, hineinstopfen, in etwas werfen (*apretar embutiendo algo, atestar, hincar*); ***lab-sàc,*** etwas in den Koth, Abtritt werfen, vom eben angeführten Wort, und ***lab-làb,*** Sumpf, Kothhaufen, Abtritt. Von diesem Wort und dem gleich weiter unten vorkommenden ***as-às*** ist zusammengesetzt ***lab-às,*** *semen suis ipsius manibus elicere.* Wahrscheinlich gehört auch hierher ***sac-àl,*** jemandem den Nacken, die Hand oder den Fufs drücken; obgleich die Bedeutung des zweiten Elements ***al-àl,*** die Zähne mit einem Steinchen abfeilen, wenig hierher pafst, und ebenso ***sac-yòr,*** Heuschrecken fangen, wo ich aber das zweite Element nicht zu erklären weifs. Dagegen kann man ***sacsì,*** Zeuge, bezeugen, nicht hierher rechnen, da das Wort wohl unbezweifelt das Sanskritische साक्षिन्, ***sâkshin,*** ist, und, als ein gerichtliches, mit Indischer Cultur in die Sprache gekommen sein kann. Dasselbe Wort findet sich auch in der gleichen Bedeutung in der eigentlich Malayischen Sprache.

bac-às, Fufsstapfen, Spur von Menschen und Thieren, übrig bleibendes Zeichen eines körperlichen Eindrucks von Thränen, Schlägen u. s. w.; ***bac-bàc,*** die Rinde abnehmen, oder verlieren; ***às-as,*** sich abreiben, von Kleidern und andren Dingen gebraucht.

bac-làs, Wunde, und zwar solche, die vom Kratzen herkommt; das eben angeführte *bac-bàc*, und *las-làs*, Blätter oder Dachziegel abnehmen, auch vom Zerstören der Zweige und Dächer durch den Wind gebraucht. Das Wort heifst auch *bac-lis*, von *lis-lis*, jäten, Gras ausreifsen (s. unten).

às-al, eingeführter Gebrauch, angenommene Gewohnheit, von dem oben angeführten *ás-as*, und *al-àl*, also von der Verbindung der Begriffe des Abnutzens und des Abfeilens.

it-it, einsaugen, und *im-im*, verschliefsen, vom Munde gebraucht. Aus diesen beiden ist vermuthlich *it-im*, schwarz (Malayisch *ĕtam*), entstanden, da diese Farbe sehr gut mit etwas Eingesogenem und Verschlofsnem zu vergleichen ist.

tac-lis, wetzen, schärfen, und zwar ein Messer mit dem andren; *tac* bedeutet die Entleerung des Leibes, die Verrichtung der Nothdurft, das verdoppelte *tac-tàc* einen grofsen Spaten, eine Haue (*azadon*), und zum Verbum gemacht, mit diesem Werkzeuge arbeiten, aushöhlen. Hieraus wird klar, dafs dieser letzte Begriff eigentlich die Grundbedeutung auch der einfachen Wurzel ist. *lis-lis* wird noch weiter unten vorkommen, vereinigt aber die Begriffe des Zerstörens und des Kleinen, Kleinmachens in sich. Beides pafst sehr gut auf das abreibende Wetzen.

lis-pis, mit dem Präfix *pa*, das Korn zur Saat reinigen, stammt vom oft erwähnten *lis-lis*, und von *pis-pis*, abkehren, abfegen, besonders von den Brotkrumen mit einer Bürste gebraucht.

lá-bay, ein Bündel Seide, Zwirn oder Baumwolle (*madeja*), und davon, als Verbum, haspeln; *lá-la*, Teppiche weben; *bay-bay*, gehen, und zwar an der Küste

des Meeres hin, also in einer bestimmten Richtung, was zu der Bewegung des Haspelns gut paſst.

tú-lis, Spitze, zuspitzen, namentlich von groſsen hölzernen Nägeln (*estacas*) gebraucht, und im Javanischen und Malayischen auf den Begriff des Schreibens angewandt*). *lis-lis*, schlechte, unnütze Gewächse zerstören, ausreiſsen, ist schon oben da gewesen. Der Begriff ist eigentlich kleinmachen, und daher passend auf das Abschaben, um eine Spitze hervorzubringen; *lisà*, sind die kleinen Nisse der Läuse, und aus dem Begriff des Kleinen, des Staubes, kommt auch die Anwendung des Wortes auf das Ausfegen, Auskehren, wie in *ua-lis*, dem allgemeinen Worte für diese Arbeit. Das erste Element von *tú-lis* finde ich weder einfach, noch verdoppelt im Tagalischen, dagegen wohl in den Südsee-Sprachen, in dem Tongischen *tu* (bei Mariner *too* geschrieben), schneiden, sich erheben, aufrecht stehen; im Neu-Seeländischen hat es diese letztere Bedeutung neben der von schlagen.

tó-bo, hervorkommen, spriefsen, von Pflanzen (*nacer*), *bo-bò*, etwas ausleeren; *tó-to* hat im Tagalischen blofs metaphorische Bedeutungen: Freundschaft knüpfen, einträchtig sein, seine Absicht im Reden oder Handeln erreichen. Aber im Neu-Seeländischen ist *to* Leben, Belebung, und

*) Siehe meinen Brief an Hrn. Jacquet *Nouv. Journ. Asiat.* IX. 496. Das Tahitische Wort für schreiben ist *papai* (Apostelgeschichte 15, 20), und auf den Sandwich-Inseln *palapala*. (Marcus 10, 4.) Im Neu-Seeländischen heifst *twi*: schreiben, nähen, bezeichnen. Jacquet hat, wie ich aus brieflichen Mittheilungen weifs, den glücklichen Gedanken gefafst, dafs bei diesen Völkern die Begriffe des Schreibens und Tattuirens in enger Verbindung stehen. Dies bestätigt die Neu-Seeländische Sprache. Denn statt *twinga*, Handlung des Schreibens, sagt man auch *tiwinga*; und *tiwana* ist der Theil der durch Tattuiren eingeätzten Zeichen, welcher sich vom Auge nach der Seite des Kopfes hin erstreckt.

davon *tato* Flut. Im Tongischen hat *tubu* (Mariner: *toaboo*) dieselbe Bedeutung des Spriefsens, als das Tagalische *túbo*, bedeutet aber auch aufspringen. *bu* findet sich im Tongischen als *bubula*, schwellen; *tu* heifst: schneiden, trennen, und stehen. Dem Tongischen *tubu* entspricht das Neu-Seeländische *tupu*, sowohl in der Bedeutung, als der Ableitung. Denn *tu* ist stehen, aufstehen, und in *pu* liegt der Begriff eines durch Schwellen rund gewordenen Körpers, da es eine schwangere Frau bedeutet. Die Bedeutungen: Cylinder, Flinte, Röhre, welche Lee zuerst setzt, sind nur abgeleitete. Dafs in *pu* auch schon der Begriff des Aufbrechens durch Anschwellung liegt, beweist das Compositum *pu-ao*, Tagesanbruch.

Beispiele aus der Neu-Seeländischen Sprache.

De los Santos Tagalisches Wörterbuch ist, wie die meisten, besonders älteren, Missionarien-Arbeiten dieser Art, blofs zur Anleitung, in der Sprache zu schreiben und zu predigen, bestimmt. Es giebt daher von den Wörtern immer die concretesten Bedeutungen, zu welchen sie durch den Sprachgebrauch gelangt sind, und geht selten auf die ursprünglichen, allgemeinen zurück. Auch ganz einfache, in der That zu den Wurzeln der Sprache gehörende Laute tragen also sehr häufig Bedeutungen bestimmter Gegenstände an sich, so *pay-páy* die von Schulterblatt, Fächer, Sonnenschirm, in welchen allen der Begriff des Ausdehnens liegt. Dies sieht man aus *sam-páy*, Wäsche oder Zeug an der Luft auf ein Seil, eine Stange u. s. w. aufhängen (*tender*), *cá-pay*, mit den Armen, in Ermanglung der Ruder, rudern, beim Rufen mit den Händen winken, und andren Zusammensetzungen. In dem vom Professor Lee in Cambridge nach den schon an Ort und Stelle aufgesetzten Materialien Thomas Kendall's, mit Zuziehung zweier Eingebornen, sehr einsichtsvoll zusammengetragenen Neu-Seelän-

dischen Wörterbuche ist es durchaus anders. Die einfachsten Laute haben höchst allgemeine Bedeutungen von Bewegung, Raum u. s. f., wie man sich aus der Vergleichung der Artikel der Vocallaute überzeugen kann*). Man geräth dadurch bisweilen über die specielle Anwendung in Verlegenheit, und ist auch wohl versucht, zu bezweifeln, ob diese Begriffsweite in der That in der geredeten Sprache liegt, oder nicht vielleicht erst hinzugeschlossen ist. Indefs hat Lee dieselbe doch gewifs aus den Angaben der Eingebornen geschöpft; und es ist nicht zu läugnen, dafs man in der Herleitung der Neu-Seeländischen Wörter bedeutend dadurch gefördert wird.

ora, Gesundheit, Zunahme, Herstellung derselben; *o*, Bewegung, und auch ganz besonders: Erfrischung; *ra*, Stärke, Gesundheit, dann auch: die Sonne; *ka-ha*, Stärke, eine aufsteigende Flamme, brennen, Belebung als der Act derselben und als kräftige Wirksamkeit; *ha*, das Ausathmen.

mara, ein der Sonnenwärme ausgesetzter Platz, dann eine dem Redenden gegenüberstehende Person, wohl vom Leuchten des Antlitzes, daher als Anrede gebraucht; *ma*, klar, wie weifse Farbe; *ra* das eben erwähnte Wort für Sonne; *marama* ist das Licht und der Mond.

pono, wahr, Wahrheit; *po*, Nacht, die Region der Finsternifs; *noa*, frei, ungebunden. Wenn diese Ableitung wirklich richtig ist, so ist die Zusammensetzung der Begriffe merkwürdig sinnvoll.

mutu, das Ende, endigen; *mu*, als Partikel gebraucht, das Letzte, zuletzt; *tu*, stehen.

*) So beginnt z. B. der Artikel über *a* folgendergestalt: *A, signifies universal existence, animation, action, power, light, possession, etc., also the present existence, animation, power, light, etc. of a being, or thing.*

Tongische Sprache:

fachi, brechen, ausrenken; *fa*, fähig, etwas zu sein oder zu thun; *chi*, klein, das Neu-Seeländische *iti*.

loto bedeutet die Mitte, den Mittelpunkt, das innerlich Eingeschlossene, unstreitig davon metaphorisch: Gemüth, Gesinnung, Temperament, Gedanke, Meinung. Das Wort ist dasselbe mit dem Neu-Seeländischen *roto*, das jedoch nur die körperliche, nicht die figürliche Bedeutung hat, also nur das Innere und, als Präposition, in heifst. Ich glaube beide Wörter richtig aus beiden Sprachen ableiten zu können. Das erste Element scheint mir das Neu-Seeländische *roro*, Gehirn. Das einfache *ro* wird in Lee's Wörterbuch blofs durch das vieldeutige *matter*, Materie, übersetzt, das man aber wohl hier als Eiter, Materie eines Geschwüres nehmen mufs, und das vielleicht allgemeiner jeden eingeschlofsnen klebrigten Stoff bedeutet. Von dem zweiten Element, *to*, ist, als Neu-Seeländischem Worte, schon bei *tó-bo* gesprochen worden, und ich bemerke nur noch hier, dafs es auch von Schwangerschaft, also von dem innerlich, lebendig Eingeschlossenen, gebraucht wird. Im Tongischen ist es mir bis jetzt nur als Name eines Baumes bekannt, dessen Beeren ein klebrigtes Fleisch haben, welches man zum Zusammenkleben verschiedener Dinge braucht. Es liegt also auch in dieser Bedeutung der Begriff, sich an etwas anderes anzuhängen. Im Tongischen liegt aber der Ausdruck für Gehirn nur zum Theil in diesem Wörterkreis. Das Gehirn heifst nämlich *uto* (Mariner: *ooto*). Das letzte Glied des Wortes halte ich für das so eben betrachtete *to*, da die Klebrigkeit sehr gut auf die Masse des Gehirnes pafst. Die erste Sylbe ist nicht weniger ausdrucksvoll zur Beschreibung des Gehirns, da *u* ein Bündel (*a bundle*), Paket ist. Dieses Wort glaube ich auch in dem Tagalischen *útac* und dem Malayischen *ūtak* wiederzufinden,

deren Wurzeln ich also nicht in diesen Sprachen selbst suche. Das End-*k* kann sehr leicht, wie in andren Malayischen Wörtern, nicht wurzelhaft sein. Beide Wörter bedeuten zugleich, offenbar von der Gleichheit der Materie, Mark und Gehirn, und werden daher oft, oder sogar gewöhnlich, durch Hinzufügung von Kopf oder Knochen unterschieden. Im Madecassischen lautet dasselbe Wort bei Flacourt *otcche* als Mark, und als Gehirn *otchcoudoha*, Mark des Kopfes, indem er das Wort *loha*, Kopf, nach einer ganz gewöhnlichen Buchstabenvertauschung *doha* schreibt, und dasselbe durch einen Nasenlaut mit dem andren Worte verknüpft. Ein anders lautender Ausdruck für Gehirn ist bei Challan *tso oudola*, und auf ähnliche Weise für Mark *tsoc*, *tsoco*. Ob *oudola* nothwendig zu *tso* gehören soll, ist schwer zu entscheiden. Vermuthlich ist aber nur das Unterscheidungszeichen weggelassen; denn im Madecassisch-Französischen Theile findet sich das, mir übrigens bis jetzt unerklärliche *oudola* allein für Gehirn. In dem handschriftlichen von Jacquet herausgegebenen Wortverzeichnifs heifst Gehirn *tsokou loha* und Jacquet bemerkt dabei, dafs er kein entsprechendes Wort in den andren Dialekten findet*). Ich halte aber *tsokou* und die Varianten bei Challan blofs für eine Entstellung des Malayischen *utac* durch Wegwerfung des Anfangsvocals und zischende Aussprache des *t*, und folglich gleichbedeutend mit Flacourt's *otcche*, das noch mehr an das Tagalische *ùtac* erinnert. Chapelier's handschriftliches Wörterbuch, welches ich der Güte des Herrn Lesson verdanke, hat für Gehirn *tsoudoa*, worin wieder das endende *doa*, Kopf, für *loa* steht. Sehr bedaure ich, das Wort nicht in der Gestalt zu kennen, wie es nach den Englischen

*) *Nouv. Journ. Asiat.* XI. S. 108. No. 13 u. S. 126. No. 13.

Missionaren heut zu Tage lautet. Allein das Gehirn kommt in der Bibel nur in zwei Stellen des Buchs der Richter in der Lateinischen Vulgata vor, und die Englische Bibel, nach welcher die Missionare übersetzen, hat dafür Schädel.

Die Zweisylbigkeit der Semitischen Stämme (um hier die geringe Zahl der weniger oder mehr Sylben enthaltenden zu übergehen) ist von durchaus anderer Art, als die bis hierher betrachtete, da sie untrennbarer in den lexikalischen und grammatischen Bau verwachsen ist. Sie bildet einen wesentlichen Theil des Charakters dieser Sprachen, und kann, so oft von dem Ursprunge, dem Bildungsgange und dem Einfluss derselben die Rede ist, nicht ausser Betrachtung gelassen werden. Dennoch kann man es als ausgemacht annehmen, dass auch dieses mehrsylbige System sich auf ein ursprünglich einsylbiges, noch in der jetzigen Sprache an deutlichen Spuren erkennbares, gründet. Dies ist von mehreren Bearbeitern der Semitischen Sprachen, namentlich von Michaelis, allein auch schon vor ihm, anerkannt, und von Gesenius und Ewald näher entwickelt und beschränkt worden*). Es giebt, sagt Gesenius, ganze Reihen von Stammverben, welche nur die zwei ersten Stammconsonanten gemein, zum dritten aber ganz verschiedene haben, und doch in der Bedeutung, wenigstens im Hauptbegriffe, übereinstimmen. Er nennt es nur übertrieben, wenn der, im Anfange des vorigen Jahrhunderts in Breslau verstorbene Caspar Neumann alle zweisylbigen Wurzeln auf einsylbige zurückführen wollte. In den hier genannten Fällen liegen also den heutigen zweisylbigen Stammwörtern

*) Gesenius hebräisches Handwörterbuch I. S. 132. II. Vorrede S. XIV, desselben Geschichte der hebräischen Sprache und Schrift S. 125, ganz vorzüglich aber in dessen ausführlichem Lehrgebäude der hebräischen Sprache S. 183 u. flgd. Ewald's kritische Grammatik der hebräischen Sprache S. 166. 167.

einsylbige, aus zwei, einen Vocal einschliefsenden Consonanten bestehende Wurzeln zum Grunde, welchen in einer späteren Niedersetzung der Sprache durch einen zweiten Vocal ein dritter Consonant angehängt worden ist. Klaproth hat dies gleichfalls erkannt, und in einer eignen Abhandlung eine Anzahl solcher, von Gesenius angedeuteter Reihen aufgestellt*). Er zeigt darin zugleich auf merkwürdige und scharfsinnige Weise, wie die, von ihrem dritten Consonanten befreiten, einsylbigen Wurzeln sehr häufig in Laut und Bedeutung ganz oder gröfstentheils mit Sanskritischen übereinkommen. Ewald bemerkt, dafs eine solche, mit Vorsicht angestellte Vergleichung der Stämme zu manchen neuen Resultaten führen würde, setzt aber hinzu, dafs man sich durch solche Etymologie über das Zeitalter der eigentlich Semitischen Sprache und Form erhebt. In dem Letzteren stimme ich ihm durchaus bei, da, gerade meiner Ueberzeugung nach, mit jeder wesentlich neuen Form, welche die Mundart auch des nämlichen Volksstammes im Laufe der Zeit gewinnt, in der That eine neue Sprache angeht.

Bei der Frage über den Umfang dieses Ursprungs zweisylbiger Wurzeln aus einsylbigen, müfste zuerst factisch genau festgestellt werden, wie weit wirklich hierin die etymologische Zergliederung zu gehen vermag. Blieben nun, wie wohl kaum zu bezweifeln ist, nicht zurückzuführende Fälle übrig, so könnte allerdings die Schuld hiervon doch am Mangel der Glieder liegen, welche die Reihen vollstän-

*) *Observations sur les racines des langues Sémitiques.* Diese Abhandlung macht eine Zugabe zu Merian's, unmittelbar nach seinem Tode (er starb am 25. April 1828) erschienen *Principes de l'étude comparative des langues* aus. Durch einen unglücklichen Zufall ist die Merianssche Schrift, bald nach ihrem Erscheinen, aus dem Buchhandel verschwunden. Daher ist auch die Klaprothsche Abhandlung in weniger Leser Hände gekommen und erforderte einen neuen Abdruck.

dig zeigen würden. Allein auch aus allgemeinen Gründen scheint es mir sogar nothwendig, anzunehmen, dafs dem Systeme der Ausdehnung aller Wurzeln zu zwei Sylben nicht ein durchaus einsylbiges, sondern eine Mischung ein- und zweisylbiger Wortstämme unmittelbar vorausgegangen sei. Man darf sich die Veränderungen in den Sprachen nie so gewaltsam und am wenigsten so theoretisch denken, dafs ein neuer Bildungsgrundsatz, für den es bisher an Beispielen fehlte, dem Volke (denn das heifst doch der Sprache) aufgedrängt werden könnte. Es müssen schon Fälle, und in ziemlicher Anzahl, vorhanden sein, wenn gewisse Lautbeschaffenheiten durch grammatische Gesetzgebung, die überhaupt gewifs im Ausmerzen vorhandener Formen mächtiger, als in der Einführung neuer, ist, allgemein gemacht werden sollen. Blofs des allgemeinen Satzes wegen, dafs eine Wurzel immer einsylbig sein mufs, möchte ich auf keine Weise auch ursprünglich zweisylbige läugnen. Ich habe mich hierüber im Vorigen deutlich erklärt. Wenn ich hiernach aber selbst die Zweisylbigkeit auf Zusammensetzung zurückführe, so dafs zwei Sylben auch die vereinte Darstellung zweier Eindrücke sind, so kann die Zusammensetzung schon im Geiste desjenigen liegen, der das Wort zum erstenmal ausspricht. Dies ist hier um so mehr möglich, als von einem mit Flexionssinn begabten Volksstamme die Rede ist. Ja es kommt bei den Semitischen Sprachen noch ein zweiter wichtiger Umstand hinzu. Versetzt uns auch die Vernichtung des Gesetzes der Zweisylbigkeit in eine über den jetzigen Sprachbau hinausgehende Zeit, so bleiben in dieser doch zwei andere charakteristische Kennzeichen übrig, dafs nämlich die Wurzelsylbe, auf welche die Zergliederung der heutigen Stämme führt, immer eine durch einen Consonanten geschlossene war, und dafs man den Vocal als gleichgültig für die Begriffsbedeutsamkeit an-

sah. Denn hätten die Mittelvocale wirklich Begriffsbedeutsamkeit besessen, so wäre es unmöglich gewesen, ihnen diese wiederum zu entreifsen. Ueber das Verhältnifs der Vocale zu den Consonanten in jenen einsylbigen Wurzeln habe ich mich schon oben*) geäufsert. Auf der andren Seite könnte aber auch schon die frühere Sprachbildung auf den Ausdruck einer doppelten Empfindung in zwei verknüpften Sylben geleitet worden sein. Der Flexionssinn läfst das Wort als ein Ganzes ansehen, das Verschiedenes in sich begreift; und der Hang, die grammatische Andeutung in den Schoofs des Wortes selbst zu legen, mufste dahin bringen, ihm mehr Umfang zu verleihen. Mit den hier entwickelten Gründen, die mir keineswegs gezwungen erscheinen, liefse sich sogar die Ansicht auch ursprünglich gröfstentheils zweisylbiger Wurzeln vertheidigen. Die gleichförmige Bedeutung der ersten Sylbe von mehreren bewiese nur die Gleichheit des Haupteindrucks verschiedener Gegenstände. Mir aber kommt es natürlicher vor, das Dasein einsylbiger Wurzeln anzunehmen, aber darum nicht, auch schon neben ihnen, zweisylbige auszuschliefsen. Zu bedauern ist es, dafs die mir bekannten Untersuchungen sich nicht auf die Erforschung der Bedeutung des, zwei gleichen vorausgehenden Consonanten hinzugefügten dritten einlassen. Erst diese, freilich gewifs höchst schwierige Arbeit würde vollkommnes Licht über diese Materie verbreiten. Betrachtet man aber auch alle zweisylbige Semitische Wortstämme als zusammengesetzte, so sieht man doch auf den ersten Anblick, dafs diese Zusammensetzung von ganz anderer Art, als die in den hier durchgegangenen Sprachen, ist. In diesen macht jedes Glied der Zusammensetzung ein eignes

*) Man vergleiche überhaupt mit dieser Stelle S. 314-318 dieser Schrift.

Wort aus. Wenn auch, wenigstens im Barmanischen und Malayischen, die Fälle sogar häufig sind, dafs Wörter gar nicht mehr für sich allein, sondern blofs in solchen Zusammensetzungen erscheinen, so ist dies doch nur eine Folge des Sprachgebrauchs. An sich widerspricht in ihnen nichts ihrer Selbstständigkeit; sie sind sogar gewifs früher eigne Wörter gewesen, und nur darum als solche aufser Gewohnheit gekommen, weil ihre Bedeutung vorzüglich passend war, Modificationen in Zusammensetzungen zu bezeichnen. Die den Semitischen Wortstämmen auf diese Weise hinzugefügte zweite Sylbe könnte aber nicht allein und für sich bestehen, da sie, bei vorausgehendem Vocal und nachfolgendem Consonanten, gar nicht die legitime Form der Nomina und Verba an sich trägt. Man sieht hieraus deutlich, dafs dieser Bildung zweisylbiger Wortstämme ein ganz anderes Verfahren im Geiste des Volkes zum Grunde liegt, als im Chinesischen und in den demselben in diesem Theile seines Baues ähnlichen Sprachen. Es werden nicht zwei Wörter zusammengesetzt, sondern, mit unverkennbarer Hinsicht auf Worteinheit, Eines erweiternd gebildet. Auch in diesem Punkte bewährt der Semitische Sprachstamm seine edlere, den Forderungen des Sprachsinnes mehr entsprechende, die Fortschritte des Denkens sicherer und freier befördernde Form.

Die wenigen mehrsylbigen Wurzeln der Sanskritsprache lassen sich auf einsylbige zurückführen, und alle übrigen Wörter der Sprache entstehen, nach der Theorie der Indischen Grammatiker, aus diesen. Die Sanskritsprache kennt daher hiernach keine andere Mehrsylbigkeit, als die durch grammatische Anheftung oder offenbare Zusammensetzung hervorgebrachte. Es ist aber schon oben (S. 119 f.) erwähnt worden, dafs die Grammatiker hierin vielleicht zu weit gehen, so dafs unter den nicht auf natürliche Weise aus den

Wurzeln abzuleitenden Wörtern ungewissen Ursprungs auch zweisylbige sind, deren Entstehung insofern zweifelhaft bleibt, als weder Ableitung, noch Zusammensetzung an ihnen sichtbar ist. Wahrscheinlich aber tragen sie doch die letztere an sich, nur dafs sich nicht allein die ursprüngliche Bedeutung der einzelnen Elemente im Gedächtnifs des Volks verloren, sondern auch ihr Laut nach und nach eine, sie blofsen Suffixen ähnlich machende, Abschleifung erfahren hat. Zu Beidem mufste selbst nach und nach der von den Grammatikern aufgestellte Grundsatz durchgängiger Ableitung führen.

In einigen ist aber die Zusammensetzung wirklich erkennbar. So hat schon Bopp शरद्, *śarad*, Herbst, Regenjahreszeit, als ein Compositum aus शर्, *śara*, Wasser, und द्, da, gebend, und andere *Unâdi*-Wörter als ähnliche Zusammensetzungen angesehen*). Die Bedeutung der in ein Unâdi-Wort übergegangenen Wörter mag auch in der Anwendung, wenn einmal diese Form eingeführt war, so verändert worden sein, dafs die ursprüngliche darin nicht mehr zu erkennen ist. Der allgemein in der Sprache herrschende Geist der Bildung durch Affixa mochte zur gleichen Behandlung dieser Formen hinleiten. In einigen Fällen tragen Unâdi-Suffixa durchaus die Gestalt auch in der Sprache selbstständig vorhandener Substantiva an sich. Von dieser Art sind अण्ड, *anda*, und अङ्ग, *anga*. Substantiva würden sich nun zwar, den Gesetzen der Sprache nach, nicht als Endglieder eines Compositums mit einer Wurzel vereinigen lassen, und insofern bleibt die Natur dieser Bildung immer räthselhaft. Allein bei genauer Durchgehung aller einzelnen Fälle mufste sich die Sache doch wohl vollkommen erledigen. Da, wo das Wort weder der angegebenen, noch einer

*) Lehrgebäude der Sanskrita-Sprache r. 646. S. 296.

andren Wurzel, nach natürlicher Herleitung, beigelegt werden kann, löst sich die Schwierigkeit von selbst, da alsdann keine Wurzel in dem Worte vorhanden ist. In andren Fällen kann man annehmen, dafs die Wurzel erst durch das Krit-Suffix *a* in ein Nomen verwandelt ist. Endlich aber scheint es unter den Unâdi-Suffixen mehrere zu geben, welche man mit gröfserem Rechte den Krit-Suffixen beizählen würde. In der That ist der Unterschied beider Gattungen schwer zu bestimmen; und ich wüfste keinen andren als den, in der einzelnen Anwendung gewifs oft schwankend bleibenden, anzugeben: dafs die Krit-Suffixa durch einen sich in ihnen deutlich aussprechenden allgemeinen Begriff auf ganze Gattungen von Wörtern anwendbar sind, dagegen die Unâdi-Suffixa nur einzelne Wörter, und ohne dafs sich diese Bildung aus Begriffen erklären liefse, erzeugen. Im Grunde gesagt, sind die Unâdi-Wörter nichts andres, als solche, die man, da sie nicht die Anwendung der gewöhnlichen Suffixa der Sprache erlaubten, auf anomale Weise auf Wurzeln zurückzuführen versuchte. Ueberall, wo diese Zurückführung natürlich von statten geht, und die Häufigkeit des erscheinenden Suffixes dazu veranlafst, scheint mir kaum ein Grund vorhanden zu sein, sie nicht den Krit-Suffixen beizufügen. Daher hat auch Bopp in seiner Lateinischen Grammatik, so wie in der abgekürzten Deutschen, die Methode befolgt, die üblichsten und sich am meisten als Suffixa bewährenden Unâdi-Suffixa in alphabetischer Ordnung, vermischt mit den Krit-Suffixen, aufzustellen.

अण्ड, ***anda***, Ei, selbst ein Unâdi-Wort, aus der Wurzel अण्, ***an***, athmen, und dem Suffix ड, ***da***, ist wohl wenigstens ursprünglich ein und dasselbe Wort mit dem gleichlautenden Unâdi-Suffix gewesen. Der aus dem Begriff des Eies hergenommene der Ernährung, oder der runden Gestalt pafst mehr oder weniger da, wo nicht an das Ei selbst

zu denken ist, auf die mit diesem Suffix gebildeten Wörter. In वरण्ड, *waranda*, in der Bedeutung eines offenen Laubenganges (*open portico*), liegt derselbe Begriff vielleicht in einem Theile der Gestaltung oder Verzierung dieser Gebäude. Am deutlichsten zeigen sich die durch die beiden Elemente des Worts gegebenen Begriffe des Runden und des Bedeckens in der Bedeutung einer in einem Gesichtsausschlage (*pimples in the face*) bestehenden Hautkrankheit, welche es gleichfalls hat. In die andren Bedeutungen, der Menge, und des oben bedeckten, zu den Seiten offenen Laubenganges, sind sie theils einzeln, theils vereint übergegangen*). Das Unâdi-Suffix वण्ड, *anda*, verbindet sich, nach den mir bekannten Beispielen, blofs mit Wurzeln, deren Endlaut das Vocal-*r* ist, und nimmt alsdann immer

*) Man vergleiche Carey's Sanskrit-Gramm. S. 613. nr. 168. Wilkins Sanskrit-Gramm. S. 487. nr. 863. A. W. v. Schlegel nennt (Berl. Kalender für 1831 S. 65.) *waranda* einen Portugiesischen Namen für die in Indien üblichen offenen Vorhallen, welchen die Engländer in ihre Sprache aufgenommen. Auch Marsden giebt in seinem Wörterbuche dem gleichbedeutenden Malayischen Worte *barāndah* einen Portugiesischen Ursprung. Sollte dies aber wohl richtig sein? Nicht abzuläugnen ist, dafs *waranda* ein ächtes Sanskritwort ist. Es kommt schon im Amara Kôsha (Cap. 6. Abtheil. 2. S. 381) vor. Das Wort hat mehrere Bedeutungen, und der Zweifel könnte also darüber obwalten, ob die eines Säulenganges ächt Sanskritisch sei. Wilson und Colebrooke, Letzterer in den Noten zum Amara Kôsha, haben sie dafür gehalten. Auch wäre der Fall zu sonderbar, dafs ein so langes Wort in verschiedener Bedeutung mit völliger Gleichheit der Laute in Portugal und Indien üblich gewesen sein sollte. Das Wort scheint mir daher aus Indien nach Portugal gekommen und in die Sprache übergegangen zu sein. Im Hindostanischen lautet es nach Gilchrist (*Hindoostanee philology. Vol. I. v. Balcony. Gallery. Portico.*) *buraudu* und *buramudu*. Die Engländer können allerdings die Benennung dieser Gebäude von den Portugiesen entlehnt haben. Doch nennt Johnson's Wörterbuch (*Ed.* Todd) dasselbe *a word adopted from the East.*

Guna an. Man könnte also die erste Sylbe (*war*) für ein aus der Wurzel gebildetes Nomen ansehen. Dafs nun das End-*a* von diesem nicht mit dem Anfangs-*a* von *anda* in ein langes *a* übergeht, widerspricht allerdings dieser Erklärung. Es erscheint jedoch natürlich, da man diese Formation, wenn dies auch ursprünglich wahr gewesen sein mag, doch in der späteren Sprache nicht als Zusammensetzung, sondern als Ableitung behandelte; und immer läfst sich schwer annehmen, dafs die gleichlautenden Wörter Ei und dies Unâdi-Suffix völlig verschieden sein sollten, weit eher begreifen, wie aus dem Substantivum nach und nach in Bedeutung und grammatischer Behandlung ein Suffix gemacht worden sei.

Von dem Unâdi-Suffix अङ्ग, *anga*, liefse sich ungefähr dasselbe, als von *anda*, sagen, ja vielleicht noch mit gröfserem Rechte, da das Substantivum अङ्ग, *anga*, als Körper, Gehen, Bewegen u. s. f., eine noch weitere, sich zur Bildung eines Suffixes mehr eignende, Bedeutung hat. Ein solches Suffix könnte nicht unrichtig mit unsrem Deutschen thum, heit u. s. f. verglichen werden. Bopp hat indefs auf eine so scharfsinnige und so trefflich auf alle mir bekannte Wörter dieser Art anwendbare Weise dies Suffixum, indem er die erste Sylbe zur Accusativendung des Hauptwortes macht, und die letzte von गा, *gâ*, ableitet, zerstört, dafs ich nicht, im Widerspruche mit ihm, auf dessen Wiederherstellung bestehen möchte. Dennoch findet sich *anga*, auf ähnliche Weise, als, der gewöhnlichen Vorstellungsart nach, im Sanskrit, gebraucht, in der Kawi-Sprache und auch in einigen heutigen Malayischen Sprachen so auffallend, dafs ich die Erwähnung hier nicht umgehen zu können glaube. Im Brata Yuddha, dem Kawi-Gedichte, von welchem meine Schrift über die Kawi-Sprache ausführlich handelt, kommen Sanskrit-Substantiva der ersten Declination mit der hinzu-

gegebenen Endung *anga* und *angana* vor: neben *sura* (1. *a.*), Held (शूर, *śūra*), auch *suranga* (97, *a.*), neben *rana* (82, *d.*), Kampf (रण, *raṇa*), auch *rananga* (83, *d.*), *ranangana* (86, *b.*). Auf die Bedeutung scheinen diese Zusätze gar keinen Einfluſs zu haben, da die handschriftliche Paraphrase sowohl die einfachen, als verlängerten Wörter durch dasselbe heutige Javanische Wort erklärt. Die Kawi-Sprache soll zwar, als eine dichterische, sich sowohl Abkürzungen als Hinzufügungen völlig bedeutungsloser Sylben erlauben. Die Uebereinstimmung dieser Zusätze mit den Sanskrit-Substantiven अङ्ग, *anga*, und अङ्गन, *aṅgana*, welches letztere auch eine sehr allgemeine Bedeutung hat, ist aber zu auffallend, als daſs man nicht genöthigt würde, in einer Sprache, die ganz eigentlich aus dem Sanskrit zu schöpfen bestimmt war, hierbei an dieselben zu denken. Diese Substantiva und das mit ihnen gleichlautende Unâdi-Suffix konnten solche, dem Sylbenklange willkommene, Endungen hervorbringen. In der heutigen gewöhnlichen Javanischen Sprache wüſste ich sie nicht aufzuweisen. Dagegen findet sich in ihr, nur mit kleiner Veränderung, als Substantivum, und in der Neu-Seeländischen und Tongischen ganz unverändert, und zugleich als Substantivum und als Endung, *anga* auf eine Weise, welche wohl die Vermuthung geben kann, daſs auch hier an einen Sanskritischen Ursprung zu denken sei. Javanisch ist *hangé:* die Art und Weise, wie etwas geschieht; und der Umstand, daſs dies Wort der vornehmen Sprache angehört, weist von selbst bei seiner Ableitung auf Indien hin. Im Tongischen ist *anga:* Stimmung des Gemüths, Gewohnheit, Gebrauch, der Platz, wo etwas vorgeht; im Neu-Seeländischen hat das Wort, wie man aus den Zusammensetzungen sieht, auch diese letzte Bedeutung, allein hauptsächlich die des Machens, besonders des gemein-

schaftlichen Arbeitens. Diese Bedeutungen kommen allerdings nur mit der allgemeinen des Bewegens in dem Sanskritwort überein; doch hat auch dieses die Bedeutung von Seele und Gemüth. Die wahre Aehnlichkeit scheint mir aber in der Weite des Begriffs zu liegen, der dann auf verschiedene Weise aufgefafst werden konnte. Im Neu-Seeländischen ist der Gebrauch von *anga* als letztem Gliede einer Zusammensetzung so häufig, dafs es dadurch fast zur grammatischen Endung abstracter Substantiva wird: *udi*, sich herumdrehen, herumwälzen, auch vom Jahre gebraucht, *udinga*, eine Umwälzung; *rongo*, hören, *rongonga*, die Handlung oder Zeit des Hörens; *tono*, befehlen, *tononga*, Befehl; *tao*, ein langer Speer, *taonga*, mit dem Speer erworbenes Eigenthum; *toa*, ein herzhafter, kühner Mann, *tounga*, das Erzwingen, Ueberwältigen; *tui*, nähen, bezeichnen, schreiben, *tuinga*, das Schreiben, die Tafel, auf die man schreibt; *tu*, stehen, *tunga*, der Platz, wo man steht, der Ankerplatz eines Schiffes; *toi*, im Wasser tauchen, *toinga*, das Eintauchen; *tupu*, ein Sprölsling, hervorspriefsen, *tupunga*, die Voreltern, der Platz, an dem irgend etwas gewachsen ist; *ngaki*, das Feld bebauen, *ngakinga*, ein Meierhof. Nach diesen Beispielen könnte man glauben, dafs *nga*, und nicht *anga*, die Endung wäre. Das Anfangs-*a* ist aber blofs, des vorhergehenden Vocals wegen, abgeworfen. Denn man sagt auch, nach Lee's ausdrücklicher Bemerkung, statt *udinga*, *udi anga*, und die Tongische Sprache läfst das *a* auch nach Vocalen bestehen, wie die Wörter *maanga*, ein Bissen, von *ma*, kauen, *taanga*, das Niederhauen von Bäumen, aber auch (vermuthlich figürlich vom schlagenden Ton des Taktes): Gesang, Vers, Dichtung, von *ta*, schlagen (in Laut und Bedeutung übereinstimmend mit dem Chinesischen Worte), und *nofoanga*, Wohnung, von *nofo*, wohnen,

beweisen. Inwiefern das Madecassische *mangke*, machen, mit diesen Wörtern zusammenhängt, erfordert zwar noch eigne Untersuchung. Doch dürfte diese wohl auf Verwandtschaft führen, da das Anfangs-*m* in diesem, selbst als Auxiliare und Präfix gebrauchten Worte sehr leicht ein davon abzulösendes Verbalpräfix sein kann. Froberville *) leitet *magne*, wie er schreibt, von *maka aigne*, oder von *maka angam* ab, und führt mehrere Lautveränderungen dieses Wortes an. Da unter diesen Formen auch *manganou* ist, so gehört wohl auch das Javanische *mangun*, bauen, bewirken, hierher **).

Wenn man also die Frage aufwirft, ob es, nach Ablösung aller Affixe, im Sanskrit zwei- oder mehrsylbige einfache Wörter giebt? so mufs man sie, da allerdings solche Wörter vorkommen, in welchen das letzte Glied nicht mit Sicherheit als ein, einer Wurzel angehängtes, Suffix angesehen werden kann, nothwendig bejahen. Indefs ist die Einfachheit dieser Wörter gewifs nur scheinbar. Sie sind unstreitig Composita, in welchen sich die Bedeutung des einen Elementes verloren hat.

Abgesehen von der sichtbaren Mehrsylbigkeit, fragt es sich, ob nicht im Sanskrit eine andere, verdeckte, vorhanden ist? Es kann nämlich zweifelhaft scheinen, ob die mit doppelten Consonanten beginnenden, besonders aber die in Consonanten auslautenden Wurzeln, die ersteren durch Zusammenziehung, die letzteren durch Abwerfung des Endvocals, nicht von ursprünglich zweisylbigen zu einsylbigen ge-

*) Er ist der Verfasser der von Jacquet (*Nouv. Journ. Asiat.* XI. 102. Anmerk.) erwähnten Sammlungen über die Madecassische Sprache, welche sich jetzt in London in den Händen des Bruders des verstorbenen Gouverneurs Farquhar befinden.

**) Gericke's Wörterbuch. In Crawfurd's handschriftlichem wird es durch *to adjust, to put right* übersetzt.

worden sind. Ich habe in einer früheren Schrift*), bei Gelegenheit der Barmanischen Sprache, diesen Gedanken geäufsert. Der einfache Sylbenbau mit auslautendem Vocal, dem mehrere Sprachen des östlichen Asiens noch grofsentheils treu geblieben sind, scheint in der That der natürlichste; und so könnten leicht die uns jetzt einsylbig scheinenden Wurzeln eigentlich zweisylbige einer früheren, der uns jetzt bekannten zum Grunde liegenden Sprache, oder eines primitiveren Zustandes der nämlichen sein. Der auslautende Endconsonant wäre alsdann der Anfangsconsonant einer neuen Sylbe, oder eines neuen Wortes. Denn dies letzte Glied der heutigen Wurzeln wäre dann, nach dem verschiedenen Genius der Sprachen, entweder eine bestimmtere Ausbildung des Hauptbegriffes durch eine nähere Modification, oder eine wirkliche Zusammensetzung von zwei selbstständigen Wörtern. In der Barmanischen Sprache z. B. erhöbe sich also eine sichtbare Zusammensetzung auf dem Grunde einer jetzt nicht mehr erkannten. Am nächsten führten hierauf die mit dazwischen liegendem einfachen Vocale mit dem gleichen Consonanten an- und auslautenden Wurzeln. Im Sanskrit haben diese, wenn man etwa दद्, *dad*, ausnimmt, mit welchem es überhaupt leicht eine verschiedene Bewandtnifs haben kann, eine zum Ausdruck durch Reduplication passende Bedeutung, indem sie, wie कक्, जज्, शश् (*kak, jaj, s'as'*), heftige Bewegung, wie लल्, *lal*, Wunsch, Begierde, oder wie सस्, *sas*, schlafen, einen sich gleichmäfsig verlängernden Zustand bezeichnen. Die den Ton des Lachens nachahmenden, कक्क्, खक्ख्, घग्घ् (*kakk, khakkh, ghaggh*), kann man sich ursprünglich kaum anders, als mit Wiederholung der vollen Sylbe, denken. Ob man aber durch Zergliederung auf diesem Wege

*) *Nouv. Journ. Asiat.* IX. 500-506.

viel weiter kommen könnte, möchte ich bezweifeln; und sehr leicht kann ein solcher auslautender Consonant auch wirklich ursprünglich blofs auslautend gewesen sein. Selbst im Chinesischen, das keine wahrhaften Consonanten, als auslautend, in der Mandarinen- und Büchersprache kennt, fügen die Provinzial-Dialekte den vocalisch endenden Wörtern sehr häufig solche hinzu.

In anderer Beziehung, und wahrscheinlich auch in andrem Sinne, ist ganz neuerlich die Zweisylbigkeit aller consonantisch auslautenden Sanskritwurzeln von Lepsius*) behauptet worden. Die Nothwendigkeit hiervon wird in dem in dieser Schrift aufgestellten consequenten und scharfsinnigen Systeme daraus abgeleitet, dafs im Sanskrit überhaupt nur Sylbenabtheilung herrscht, und die untheilbare Sylbe in der Weiterbildung der Wurzel nicht einen einzelnen Buchstaben, sondern nur wieder eine untheilbare Sylbe aus sich erzeugen kann. Der Verfasser dringt nämlich auf die Nothwendigkeit, die Flexionslaute nur als organische Entwickelungen der Wurzel, nicht aber als, gleichsam willkührliche Einschiebungen oder Anfügungen von Buchstaben anzusehen; und die Frage läuft also darauf hinaus, ob man z. B. in बोधामि, *bôdhâmi*, das *â* als den Endvocal von बुध, *budha*, oder als einen der Wurzel बुध्, *budh*, nur in der Conjugation äufserlich hinzutretenden Vocal betrachten soll? Für den von uns hier behandelten Gegenstand kommt es vorzugsweise auf die Bedeutung des scheinbaren oder wirklichen Endconsonanten an. Da aber der Verfasser sich in diesem ersten Theile seiner Schrift nur über den Vocalismus verbreitet, so äufsert er sich in ihr auch gar noch nicht über diesen Punkt. Ich bemerke daher nur, dafs, wenn

*) Palæographie S. 61-71. § 47-52. S. 91-93. nr. 25-30. und besonders S. 83. Anm. 1.

man sich auch nicht des, doch nur bildlich scheinenden, Ausdrucks einer eignen Weiterbildung der Wurzel bedient, sondern von Anfügung und Einschiebung spricht, darum, bei richtiger Ansicht, doch alle und jede Willkühr ausgeschlossen bleibt, indem auch die Anfügung oder Einschiebung immer nur organischen Gesetzen gemäfs und vermöge derselben geschieht.

Wir haben schon im Vorigen gesehen, dafs in Sprachen bisweilen dem concreten Begriffe sein generischer hinzugefügt wird; und da dies einer der hauptsächlichsten Wege ist, auf welchen in einsylbigen Sprachen zweisylbige Wörter entstehen können, so mufs ich hier noch einmal darauf zurückkommen. Bei Naturgegenständen, die, wie Pflanzen, Thiere u. s. w., sehr sichtbar in abgesonderte Classen fallen, finden sich hiervon in allen Sprachen häufige Beispiele. In einigen aber treffen wir diese Verbindung zweier Begriffe auf eine uns fremde Weise an; und dies ist es, wovon ich hier zu reden beabsichtigte. Es ist nämlich nicht immer gerade der wirkliche Gattungsbegriff des concreten Gegenstandes, sondern der Ausdruck einer denselben in irgend einer allgemeinen Aehnlichkeit unter sich begreifenden Sache, wie, wenn der Begriff einer ausgedehnten Länge mit den Wörtern: Messer, Schwerdt, Lanze, Brot, Zeile, Strick u. s. f., verbunden wird, so dafs die verschiedenartigsten Gegenstände, blofs insofern sie irgend eine Eigenschaft mit einander gemein haben, in dieselben Classen gesetzt werden. Wenn also diese Wortverbindungen auf der einen Seite für einen Sinn logischer Anordnung zeugen, so spricht aus ihnen noch häufiger die Geschäftigkeit lebendiger Einbildungskraft; so, wenn im Barmanischen die Hand zum generischen Begriff aller Arten von Werkzeugen, des Feuergewehrs so gut als des Meifsels, dient. Im Ganzen besteht diese Art des Ausdrucks in einem, bald das Verständnifs erleichtern-

den, bald die Anschaulichkeit vermehrenden Ausmalen der Gegenstände. In einzelnen Fällen aber mag ihr eine wirkliche Nothwendigkeit der Verdeutlichung zum Grunde liegen, wenn sie auch uns nicht mehr fühlbar ist. Wir stehen überall den Grundbedeutungen der Wörter fern. Was in allen Sprachen Luft, Feuer, Wasser, Mensch u. s. f. heifst, ist für uns, bis auf wenige Ausnahmen, blofs ein conventioneller Schall. Was diesen begründete, die Ansicht der Völker von den Gegenständen nach ihren, das Wortzeichen bestimmenden Eigenschaften, bleibt uns fremd. Gerade hierin aber kann die Nothwendigkeit einer Verdeutlichung durch Hinzufügung eines generischen Begriffes liegen. Gesetzt z. B. das Chinesische *ji*, Sonne und Tag, habe ursprünglich das Erwärmende, Erleuchtende bedeutet, so war es nothwendig, ihm *tscheu*, als Wort für ein materielles, kugelförmiges Object, hinzuzufügen, um begreiflich zu machen, dafs man nicht die in der Luft verbreitete Wärme oder Helligkeit, sondern den wärmenden und erleuchtenden Himmelskörper meint. Aus ähnlicher Ursach konnte dann der Tag, mit Hinzufügung von *tscheu*, durch eine andere Metapher der Sohn der Wärme und des Lichts genannt werden. Sehr merkwürdig ist es, dafs die eben genannten Ausdrücke nur dem neuern, nicht dem alten Chinesischen Style angehören, da die in ihnen, nach dieser Erklärungsart, enthaltene Vorstellungsweise eher die ursprünglichere scheint. Dies begünstigt die Meinung, dafs diese in der Absicht gebildet worden sind, Mifsverständnissen, die aus dem Gebrauche desselben Wortes für mehrere Begriffe oder für mehrere Schriftzeichen entstehen konnten, vorzubeugen. Sollte aber die Sprache noch, gerade in späterer Zeit, auf diese Weise metaphorisch nachbildend sein, und sollte sie nicht vielmehr zur Erreichung eines blofsen Verstandeszweckes auch ähnliche Mittel angewandt, und daher den Tag

anders, als durch einen Verwandtschaftsbegriff, unterschieden haben?

Ich kann hierbei einen Zweifel nicht unterdrücken, den ich schon sehr oft bei Vergleichung des alten und neuen Styls gehegt habe. Wir kennen den alten blofs aus Schriften, und grofsentheils nur aus philosophischen. Von der geredeten Sprache jener Zeit wissen wir nichts. Sollte nun nicht Manches, ja vielleicht Vieles, was wir jetzt dem neuern Styl zuschreiben, schon im alten, als geredete Sprache, im Schwange gewesen sein? Eine Thatsache scheint hierfür wirklich zu sprechen. Der ältere Styl des *koù wén* enthält, wenn man die Zusammenfügungen mehrerer abrechnet, eine mäfsige Anzahl von Partikeln; der neuere, *kouàn koá*, eine viel gröfsere, besonders solcher, welche grammatische Verhältnisse näher bestimmen. Gleichsam als einen dritten, sich von beiden wesentlich unterscheidenden, mufs man den historischen, *wén tchang*, ansehen; und dieser macht von den Partikeln einen sehr sparsamen Gebrauch, ja enthält sich derselben fast gänzlich. Dennoch beginnt der historische Styl, zwar später, als der ältere, aber doch schon etwa zweihundert Jahre vor unsrer Zeitrechnung. Nach dem gewöhnlichen Bildungsgange der Sprachen, ist diese verschiedenartige Behandlung eines, im Chinesischen doppelt wichtigen Redetheils, wie die Partikeln sind, unerklärbar. Nimmt man hingegen an, dafs die drei Style nur drei Bearbeitungen derselben geredeten Sprache zu verschiedenen Zwecken sind, so wird dieselbe begreiflich. Die gröfsere Häufigkeit der Partikeln gehörte natürlich der geredeten Sprache an, welche immer begierig ist, sich durch neue Zusätze verständlicher zu machen, und in dieser Hinsicht auch das wirklich unnütz Scheinende nicht zurückstöfst. Der ältere Styl, schon durch die von ihm behandelte Materie Anstrengung voraussetzend, schmälerte den Gebrauch

der Partikeln in Absicht der Verdeutlichung, fand aber in ihnen ein treffliches Mittel, durch Unterscheidung der Begriffe und Sätze dem Vortrage eine, der inneren logischen Anordnung der Gedanken entsprechende, symmetrische Stellung des Ausdrucks zu geben. Der historische hat denselben Grund, die Häufigkeit der Partikeln zu verwerfen, als jener, nicht aber den nämlichen Beruf, sie doch wieder zu anderem Zwecke in seinen Kreis zu ziehen. Er schrieb für ernste Leser, aber in einfacherer Erzählung über leicht verständliche Gegenstände. Von diesem Unterschiede mag es herstammen, dafs historische Schriften sich sogar des Gebrauchs der gewöhnlichen Schlufspartikel (*gè*) bei Uebergängen von einer Materie zur andren überheben. Der neuere Styl des Theaters, der Romane und der leichteren Dichtungsarten mufste, da er die Gesellschaft und ihre Verhältnisse selbst darstellte und redend einführte, auch das ganze Gewand ihrer Sprache und daher ihren ganzen Partikelvorrath annehmen*).

Ich kehre nach dieser Abschweifung zu den vermittelst Hinzusetzung eines generischen Ausdrucks entstehenden scheinbar zweisylbigen Wörtern in einsylbigen Sprachen zurück. Sie können, insofern man darunter Ausdrücke für einfache Begriffe, an deren Bezeichnung die einzelnen Syl-

*) Ich freue mich, hier hinzufügen zu können, dafs Hr. Professor Klaproth, welchem ich die in dem Obigen enthaltenen Data verdanke, dem von mir geäufserten Zweifel über das Verhältnifs der verschiedenen Chinesischen Style beistimmt. Nach seiner ausgebreiteten Belesenheit im Chinesischen, namentlich in historischen Schriften, mufs er einen reichen Schatz von Bemerkungen über die Sprache gesammelt haben, von dem hoffentlich ein grofser Theil in das neue Chinesische Wörterbuch überfliefsen wird, dessen Herausgabe er beabsichtigt. Sehr wünschenswürdig wäre aber alsdann die Zusammenstellung auch seiner allgemeinen Bemerkungen über den Chinesischen Sprachbau in einer besonderen Einleitung.

ben, nicht als solche, sondern nur verbunden, Theil haben, auf zwiefachem Wege entstehen: nämlich relativ für das spätere Verständnifs, oder wirklich absolut an und für sich. Der Ursprung des generischen Ausdrucks kann aus dem Gedächtnifs der Nation entschwinden, und der Ausdruck selbst dadurch zum bedeutungslosen Zusatz werden. Dann ruht der Begriff des ganzen Wortes zwar wirklich auf beiden Sylben desselben; es ist aber nur relativ für uns, dafs er sich nicht mehr aus den Bedeutungen der einzelnen zusammensetzen läfst. Der Zusatz selbst aber kann auch, bei bekannter Bedeutung und Häufigkeit der Anwendung, durch gleichsam gedankenlosen Gebrauch zu Gegenständen hinzutreten, mit welchen er in gar keiner Beziehung steht, so dafs er in der Verbindung wieder bedeutungslos wird. Dann liegt der Begriff des ganzen Wortes wirklich in der Vereinigung beider Sylben, es ist aber eine absolute Eigenschaft desselben, dafs die Bedeutung nicht aus der Vereinigung des Sinnes der einzelnen hervorgeht. Dafs beide Arten dieser Zweisylbigkeit leicht durch den Uebergang der Wörter von einer Sprache in eine andere entstehen können, ergiebt sich von selbst. Eine besondere Gattung solcher theils noch erklärlicher, theils unerklärlicher Zusammenfügungen legt der Sprachgebrauch einiger Sprachen der Rede als nothwendig auf, wenn Zahlen mit concreten Gegenständen verbunden werden. Vier Sprachen sind mir bekannt, in welchen dies Gesetz in merkwürdiger Ausdehnung gilt: die Chinesische, Barmanische, Siamesische und Mexicanische. Gewifs giebt es aber deren mehrere, und einzelne Beispiele finden sich wohl in allen, namentlich auch in der unsrigen. Es vereinigen sich, wie es mir scheint, zwei Ursachen in diesem Gebrauche: einmal die allgemeine Hinzufügung eines generischen Begriffs, von der ich eben gesprochen habe, dann aber auch die besondre Natur gewisser,

unter eine Zahl gebrachter Gegenstände, wo, wenn man nicht ein wirkliches Maafs angiebt, die zu zählenden Individuen erst künstlich geschaffen werden müssen, wie, wenn man vier Köpfe Kohl zu ein Bund Heu u. s. f. sagt, oder wo man durch die allgemeine Zahl die Verschiedenheiten der gezählten Gegenstände gleichsam vertilgen will, wie in dem Ausdruck: vier Häupter Rinder, Kühe und Stiere einbegriffen sind. Von den vier genannten Sprachen hat nun keine diesen Gebrauch so weit, als die Barmanische, ausgedehnt. Aufser einer grofsen Zahl für bestimmte Classen wirklich festgesetzter Ausdrücke, kann noch der Redende immer jedes Wort der Sprache, welches eine, mehrere Gegenstände unter sich befassende, Aehnlichkeit andeutet, zu diesem Zwecke gebrauchen; und endlich giebt es noch ein allgemeines, auf alle Gegenstände jeglicher Art anwendbares Wort (*hkù*). Das Compositum wird übrigens so gebildet, dafs, von der Gröfse der Zahl abhangende Unterschiede abgerechnet, das concrete Wort das Anfangs-, die Zahl das Mittel-, und der generische Ausdruck das Endglied ausmacht. Wenn der concrete Gegenstand auf irgend eine Weise dem Hörenden bekannt sein mufs, wird der generische allein gebraucht. Bei dieser Ausdehnung müssen solche Composita, da schon der bloíse Gebrauch der Einheit, als unbestimmten Artikels, sie hervorruft, besonders im Gespräche sehr häufig vorkommen*). Indem mehrere der generischen Begriffe durch Wörter ausgedrückt werden, bei

*) Man vergleiche über diese ganze Materie Burnouf: *Notice, Journ. Asiat.* IV. 221. Low's Siamesische Gramm. S. 21, 66-70. Carey's Barmanische Gramm. S. 120-141. §. 49-56. Rémusat's Chinesische Gramm. S. 50. nr. 113-115. S. 116. nr. 309. 310. *Iniat. rez.* X. 245. Wenn Rémusat diese Zahlwörter bei dem alten Style abhandelt, so hat er sie wohl nur aus andren Gründen dahin gezogen. Denn eigentlich gehören sie dem neueren an.

welchen man gar keine Beziehung auf die concreten Gegenstände errathen kann, oder die auch wohl, aufser diesem Gebrauche, ganz bedeutungslos geworden sind, so werden diese Zahlwörter in den Grammatiken auch wohl Partikeln genannt. Ursprünglich aber sind sie allemal Substantiva.

Aus dem hier Entwickelten ergiebt sich, für die Andeutung grammatischer Verhältnisse durch besondere Laute, so wie für den Sylbenumfang der Wörter, dafs, wenn man die Chinesische und Sanskritsprache als die äufsersten Punkte betrachtet, in den dazwischen liegenden Sprachen, sowohl den die Sylben aus einander haltenden, als den nach ihrer Verbindung unvollkommen strebenden, ein stufenweis wachsendes Hinneigen zu sichtbarerer grammatischer Andeutung und zu freierem Sylbenumfange obwaltet. Ohne nun hieraus Folgerungen über ein solches geschichtliches Fortschreiten zu ziehen, begnüge ich mich, hier dies Verhältnifs im Ganzen angezeigt und einzelne Arten desselben dargelegt zu haben.

Ueber den

Zusammenhang der Schrift mit der Sprache.

Einleitung.

Es giebt bei der Betrachtung des Menschengeschlechts zwei Gegenstände, auf welche alle einzelnen Forschungen, als auf den letzten und wichtigsten Punkt, hinausgehen, die Verbreitung und die Steigerung der geistigen Entwicklung. Beide stehen zwar in nothwendigem Zusammenhang, aber nehmen nicht durchaus denselben Weg, und halten nicht immer gleichen Schritt, da es Zeiten gegeben hat, wo die Erkenntnifs an Einem Punkte eine ungewöhnliche Höhe erreichte, andere, wo sie, wenig über das schon Errungene hinausgehend, sich allgemeiner vertheilte. Das Letztere begann erst mit Alexanders des Grofsen Eroberungen, gewann Bestand durch die Erweiterung des Römischen Reichs, gehört aber im vollsten Maafse nur der neueren Zeit an. Das Erstere ist gewifs dieser nicht fremd, setzt uns aber im Alterthum mehr in Erstaunen, da ein plötzliches Licht aus tiefem Dunkel hervorbricht. Beide erregen auch weder an sich, noch überall den gleichen Antheil. Die Höhe, zu welcher Nachdenken, Wissenschaft und Kunst emporsteigen, die Stufe der Vollkommenheit, welche die von ihnen ab-

hängigen menschlichen Werke und Einrichtungen erreichen, sprechen die blofs nachdenkende Forschung, die dadurch den Umfang des menschlichen Geistes auszumessen sucht, und nicht in dem Kreise örtlichen Strebens befangen bleibt, mehr an, als die, immer zufälligere Mittheilung.

Dagegen weckt diese, der Einfluſs klarer und bestimmter Ideenentwicklung, geläuterter Empfindung, mit Schönheitssinn verbundener Kunstfertigkeit auf das häusliche und öffentliche Leben, einzelne und Gesammteinrichtungen, Gewerbe und Beschäftigungen, stärker das Mitgefühl und die im Leben wirksame Thätigkeit, als näher verbunden mit dem Wohlstand, der Sittlichkeit und dem Glücke des Menschengeschlechts. Diese Verschiedenheit der Ansicht kann aber nie zu wahrem Gegensatz ausarten, da es unmöglich ist, zu verkennen, wie auch die blofse Verbreitung des schon in der Erkenntniſs Errungenen dazu beiträgt, von da aus höhere Punkte zu gewinnen.

Der Wachsthum in geistiger Bildung ist zwar dem Menschen natürlich, da gerade in der Fähigkeit zu dieser Vervollkommnung, und in der Erzeugung des Begriffs aus sinnlichem Stoff das Unterscheidende seiner Natur liegt. Aber er ist in sich schwierig, wird oft auch von aufsen gehemmt, und nimmt daher einen verwickelten, nur in wenigen Punkten leicht aufzuspürenden Weg.

Zuerst muſs das geistige Streben im Einzelnen erwachen, und zur Reife gedeihen; und die Gesetze, nach welchen dies geschieht, könnte man die Physiologie des Geistes nennen. Aehnliche Gesetze muſs es auch für eine ganze Nation geben. Denn der Erklärung gewisser Erscheinungen, zu denen ganz vorzugsweise die Sprache gehört, läſst sich auch nicht einmal nahe kommen, wenn man nicht, aufser der Natur und dem Zusammentreten Einzelner, auch noch das Nationelle in Anschlag bringt, dessen Einwirkung durch

gemeinschaftliches Leben und gemeinschaftliche Abstammung zwar zum Theil bezeichnet, allein gewifs weder erschöpft, noch in ihrer wahren Beschaffenheit dargestellt wird. Die Nation ist Ein Wesen sowohl, als der Einzelne. Die Verbindung beider durch gemeinsame Anlage wird in sich schwerlich je enträthselt werden können; allein ihre Einwirkung fällt da in die Augen, wo das Nationelle, wie bei der Erzeugung der Sprache, ohne Bewufstsein der Einzelnen, thätig ist. Auf diesem Durchbruchspunkt der Geistigkeit in den Einzelnen und den Völkern tritt nun das Streben derselben in die Reihe der übrigen geschichtlichen Erscheinungen, wächst an Stärke, oder Ausdehnung, erfährt Hindernisse, besiegt dieselben oder erliegt ihnen, gewinnt oder verliert an Kraft, bildet und empfängt ihr Schicksal durch sich selbst, und unter der Herrschaft der leitenden Ideen, welchen alle Weltbegebenheiten untergeordnet sind. Von da an ist daher die Aufspürung des Bildungsganges das Werk der Geschichte, da dieselbe bis zu jenem Punkt mehr dem philosophischen Nachdenken und der Naturkunde des Geistigen angehört.

Das Studium der verschiedenen Sprachen des Erdbodens verfehlt seine Bestimmung, wenn es nicht immer den Gang der geistigen Bildung im Auge behält, und darin seinen eigentlichen Zweck sucht. Die mühevolle Sichtung der kleinsten Elemente und ihrer Verschiedenheiten, welche unerläfslich ist zu dem Erkennen der auf die Ideenentwicklung einwirkenden Eigenthümlichkeit der ganzen Sprache, wird, ohne jene Rücksicht, kleinlich, und sinkt zu einer Befriedigung der blofsen Neugier herab. Auch kann das Studium der Sprachen nicht von dem ihrer Litteraturen getrennt werden, da in Grammatik und Wörterbuch nur ihr todtes Gerippe, ihr lebendiger Bau aber nur in ihren Werken sichtbar ist.

Das Sprachstudium verfolgt aber den Bildungsgang der Völker aus seinem besonderen Standpunkt; und in dieser Rücksicht bildet die Einführung der Schrift einen der wichtigsten Abschnitte in demselben. Sie wirkt nicht blofs auf die Sicherung und Verbreitung der gemachten Fortschritte, sondern befördert sie selbst, und steigert den Grad der erreichbaren Vollkommenheit, weshalb es mir zweckmäfsig schien, gleich im Anfang dieser Untersuchung auf diese doppelte Richtung aufmerksam zu machen. Es kann zwar scheinen, als wirkte die Schrift mehr auf die Erkenntnifs selbst, als auf die Sprache; allein wir werden sehen, dafs sie auch mit der letzteren in unmittelbarem Zusammenhange steht. Erkenntnifs und Sprache wirken dergestalt wechselweise auf einander, dafs, wenn von einem Einflufs auf die eine die Rede ist, die andere nie davon ausgeschlossen werden kann.

Bei dieser grofsen Bedeutsamkeit der Schrift für die Sprache, habe ich es für nicht unwichtig gehalten, dem Zusammenhange beider eine eigne Untersuchung zu widmen, die zwar vorzüglich durch Prüfung der verschiedenen Schriftarten und der sie begleitenden Sprachen, zugleich aber auch, da die Thatsachen allein hier nicht auszureichen vermögen, aus Ideen geführt werden mufs. Auf diesem Wege wird es auch unvermeidlich sein, einige geschichtliche Punkte gerade aus den dunkelsten Zeiträumen zu berühren. Denn es ist gewifs eine merkwürdige, und hier die genaueste Beleuchtung verdienende Erscheinung, dafs wahre Bilderschrift allein in Aegypten einheimisch war, und die nächst vollkomme, nach ihr, unter den Aztekischen Völkern in Mexico, dafs die Figurenschrift sich auf den Osten Asiens beschränkt, und ein schwaches Analogon in den Peruanischen Knotenschnüren vorhanden war, dafs es in dem übrigen Asien seit den ältesten Zeiten mehrere Buchstabenschriften gab, und dafs

Europa ursprünglich gar keine Schrift besafs, aber sehr früh gerade diejenige empfing und bewundernswürdig benutzte, welche die Fortschritte der Sprache und die Ideenentwicklung am meisten befördert.

Unter Schrift im engsten Sinne kann man nur Zeichen verstehen, welche bestimmte Wörter in bestimmter Folge andeuten. Nur eine solche kann wirklich gelesen werden. Schrift im weitläuftigsten Verstande ist dagegen Mittheilung blofser Gedanken, die durch Laute geschieht.

Zwischen diesen beiden Bedeutungen liegt eine unbestimmbare Menge von andren in der Mitte, je nachdem der Gebrauch die Beschaffenheit der einzelnen Zeichen mehr oder weniger an eine bestimmte Reihe bestimmter Wörter, oder auch nur Gedanken bindet, und mithin die Entzifferung sich mehr oder weniger dem wirklichen Ablesen nähert.

Gegen die obige Bestimmung des Begriffs der Schrift könnte man einwenden, dafs sie auch die Geberde in sich schliefst, und man doch immer Geberdensprache, nie Geberdenschrift sagt. Allein in der That ist die von Lauten entblöfste Geberde eine Gattung der Schrift. Nur gehen die Begriffe von Schrift und Sprache sehr natürlich in einander über. Jede Schrift, welche Begriffe bezeichnet, wird, wie schon öfter bemerkt worden ist, dadurch zu einer Art von Sprache. Sprache dagegen wird oft auch, obgleich immer uneigentlich, von einer Gedankenmittheilung, ohne Laute, gebraucht. Der Sprachgebrauch könnte überdies den in unmittelbarer Lebendigkeit vom Menschen zum Menschen übergehenden Geberdenausdruck unmöglich mit der todten Schrift zusammenstellen.

Wollte man jede Mittheilung von Gedanken Sprache, und nur die von Worten Schrift nennen, so hätte dies zwar auf den ersten Anblick etwas für sich, brächte aber in die gegenwärtige Materie grofse Verwirrung, und stiefse noch

viel mehr gegen den Sprachgebrauch an. Denn man müßte dieselbe Schriftart, z. B. die Hieroglyphen, zugleich zur Sprache und zur Schrift rechnen, je nachdem sie in unvollkommenem Zustande Gedanken, oder im ausgebildetsten Worte anzeigte. Es ist daher richtiger und genauer, Sprache blofs auf die Bezeichnung der Gedanken durch Laute zu beschränken, und unter Schrift jede andere Bezeichnungsart der Gedanken, so wie die der Laute selbst, zusammenzufassen. Es braucht übrigens kaum bemerkt zu werden, dafs auch da, wo die Schrift Gedanken bezeichnet, ihr in dem Sinne dessen, von dem sie ausgeht, doch immer einigermafsen bestimmte Worte in einigermafsen bestimmter Folge zum Grunde liegen. Denn die Schrift, auch da, wo sie sich noch am wenigsten vom Bilde unterscheidet, ist doch immer nur Bezeichnung des schon durch die Sprache geformten Gedanken. Die einzelne Geberde, die sich, als Schriftzeichen betrachtet, am meisten hiervon zu entfernen scheint, entspricht doch der Interjection. Der Unterschied zwischen verschiedenen Schriftarten liegt nur in der gröfseren oder geringeren Bestimmtheit der ihnen ursprünglich mitgetheilten Gedankenform, und in dem Grade der Treue, mit welcher sie dieselbe auf dem Wege der Mittheilung zu bewahren im Stande sind.

Daher ist Schrift ursprünglich immer Bezeichnung der Sprache, nur nicht immer für den Entzifferndeu, der ihr oft eine andere Sprache, oder andere Worte derselben unterlegen kann, und nicht immer in gleichem Grade der Bestimmtheit von Seiten des Schreibenden.

Die Wirkung der Schrift ist, dafs sie den, sonst nur durch Ueberlieferung zu erhaltenden Gedanken, ohne menschliche Dazwischenkunft, für entfernte oder künftige Entzifferung aufbewahrt, und die allgemeinste Folge hieraus für die Sprache, dafs durch die erleichterte Vergleichung des in

verschiedenen Zeiten Gesagten, oder in Worten Gedachten nun erst Nachdenken über die Sprache und Bearbeitung derselben eigentlich möglich werden.

Wo die Schrift in häufigeren Gebrauch kommt, tritt sie auch im Reden und Denken nothwendig in Verbindung mit der Sprache, theils nach den Gesetzen der Verbindung verwandter Ideen, theils bei tausendfachen Veranlassungen, die eine auf die andere zu beziehen. Die Bedürfnisse, Schranken, Vorzüge, Eigenthümlichkeiten beider wirken daher auf einander ein. Veränderungen in der Schrift führen zu Veränderungen in der Sprache; und obgleich man eigentlich so schreibt, weil man so spricht, findet es sich doch auch, dafs man so spricht, weil man so schreibt.

Aus jener allgemeinen Wirkung der Schrift und dieser Ideenverknüpfung müssen sich alle einzelnen Einflüsse herleiten lassen, welche sie auf die Sprache ausübt, die aber erst bei der Betrachtung der einzelnen Schriftarten geprüft werden können. Die Macht dieser Einflüsse scheint, dem ersten Anblicke nach zu urtheilen, nur gering sein zu können. Denn da die meisten Nationen die Schrift erst spät zu empfangen pflegen, so hat ihre Sprache dann meistentheils schon eine Festigkeit des Baues angenommen, die keinen bedeutenden Aenderungen mehr Raum giebt. Bei mehreren geht schon ein Theil ihrer Litteratur der Einführung der Schrift voraus; und man kann sogar annehmen, dafs dies bei allen der Fall ist, welche zu höherer geistiger Bildung Anlage haben. Es dauert lange, ehe die, auch schon bekannte Schrift in allgemeinerem Gebrauch kommt; und ein grofser Theil jeder Nation bleibt der Schrift ganz, oder doch gröfstentheils fremd. Durch alle diese vereinten Umstände entzieht sich also die Sprache der Einwirkung, welche die Schrift auf sie ausüben könnte. Nun ist zwar keine Sprache von so fest gegliedertem Bau, dafs nicht noch Veränderungen

vieler Art in ihr vorgehen sollten; gerade der kleinere Theil der Nation, welcher sich vorzugsweise der Schrift bedient, ist auf den übrigen gröfseren, auch in Beziehung auf die Sprache, von unverkennbar bildendem Einflufs. Allein dennoch mag es in jeder Sprache nur wenige, und gerade nicht die bedeutendsten Veränderungen geben, von denen sich mit Bestimmtheit nachweisen läfst, dafs sie durch bestimmte Eigenthümlichkeiten der Schrift entstanden sind.

Dagegen ist ein anderer Einflufs der Schrift auf die Sprache unläugbar von der gröfsten Wirksamkeit, wenn er sich auch nur mehr im Ganzen erkennen läfst, nämlich der, welchen die Sprache dadurch erfährt, dafs überhaupt für sie eine Schrift, und eine die Ideenentwicklung wahrhaft fördernde vorhanden ist. Denn wenn die Nation nur irgend Sinn für die Form der Sprache besitzt, so weckt und nährt diesen die Schrift, und es entstehen nun nach ihrer Einführung und durch sie diejenigen Umbildungen der Sprache, die, indem sie den mehr in die Augen fallenden grammatischen und lexicalischen Bau unverändert lassen, durch feinere Veränderungen die Sprache doch zu einer ganz verschiedenen machen.

Auf diesem Wege entsteht die höhere Prosa, wie schon sonst scharfsinnig bemerkt worden ist, dafs das Entstehen der Prosa den Zeitpunkt anzeigt, in welchem die Schrift in den Gebrauch des täglichen Lebens trat [1]).

Man mufs aber auch die Einwirkung der Sprache auf die Schrift in Anschlag bringen; und dadurch wird man auf einen viel tieferen Zusammenhang beider, und in Zeiten zurückgeführt, in welchen von schon erfundener Schrift noch gar nicht die Rede ist.

[1]) Wolf *Prolegomena ad Homerum* LXX-LXXIII. *Scripturam tentare et communi usui aptare plane idem videtur fuisse, atque prosam tentare, et in ea excolenda se ponere.*

Es kann nämlich schwerlich geläugnet werden, dafs die Eigenthümlichkeit der Sprachen in Vorzügen oder Mängeln gröfstentheils von dem Grade der Sprachanlagen der Nationen, und den fördernden oder hindernden Umständen, die auf sie einwirken, abhängt. Ich habe zu einer andren Zeit in dieser Versammlung zu zeigen versucht, dafs man daraus den bestimmteren und klareren grammatischen Bau einiger Sprachen herzuleiten hat, und dafs es irrig sein würde, zu glauben, dafs alle einen gleichen Gang der Vervollkommnung, ohne jenen Einflufs der Nationaleigenthümlichkeit, genommen haben. Dies ist nun auch für die Schrift nicht gleichgültig. Denn da diese sich am meisten der Vollkommenheit nähert, wenn sie die Wörter und ihre Folge in eben der Ordnung und Bestimmtheit wiedergiebt, in welcher sie gesprochen werden, so mufs der Sinn einer Nation in dem Grade mehr auf sie gerichtet sein, in dem es ihr darauf ankommt, nicht blofs, wie es immer sei, den Gedanken auszudrücken, sondern dies auf eine Weise zu thun, in welcher die Form sich, neben dem Inhalt, Geltung verschafft. Mit diesem Sinne versehen, wird ein Volk, wenn man auch nicht von der in undurchdringliches Dunkel gehüllten Erfindung reden will, die ihm dargebotene eifriger ergreifen, zweckmäfsiger für die Sprache benutzen, auf den Gebrauch solcher Schriftarten, die der Ideenentwicklung wenig förderlich sind, nicht gerathen, ihre Spur nicht verfolgen, oder sie zu einer vollkommneren umformen. Die Wirkung des Geistes wird also gleichartig sein auf Sprache und Schrift, sie wird auf die Erlangung und Wahl der letzteren Einflufs haben, und vollkommnere Sprachen werden von vollkommnerer Schrift, und umgekehrt, begleitet sein.

Zwar ist es hier, wie überall in der Weltgeschichte: die reine und natürliche Wirksamkeit der schaffenden Kräfte nach ihrer inneren Natur wird durch äufsere, zufällig schei-

nende Begebenheiten unterbrochen und verändert. Die Einführung einer unvollkommenen Schriftart kann eine vollkommnere Sprache, die einer vollkommneren eine unvollkommnere treffen; obgleich ich am Ersteren beinahe zweifeln möchte, da der richtige und kräftige Sprachsinn einer Nation eine mangelhafte Schrift vermuthlich zurückstofsen würde. Indefs darf, dieser Unterbrechungen ungeachtet, die Betrachtung des reinen Wirkens der Dinge nicht aus den Augen gelassen werden; jede geschichtliche Untersuchung kann vielmehr nur dann gelingen, wenn sie von dieser Grundlage ausgeht. Auch wird niemand den Einflufs abzuläugnen vermögen, den eine Schrift in dem Gebrauche mehrerer Jahrhunderte insofern auf den Geist, und dadurch mittelbar auf die Sprache ausübt, als sie mehr, oder weniger Gleichartigkeit mit dieser besitzt; und zwar kommt es dabei auf eine doppelte Gleichartigkeit an, auf die mit der Sprache in ihrem vollkommensten Begriff, und auf die mit der besonderen Sprache, mit welcher die Schrift in Verbindung tritt. Nach Maafsgabe dieser verschiedenen Fälle müssen auch verschiedene Bildungsverhältnisse entstehen.

Ohne nun die zuerst erwähnte Einwirkung auszuschliefsen, welche die erfundene, oder eingeführte Schrift auf eine vorher mit keiner versehene Sprache ausübt, ist es doch vorzugsweise meine Absicht, in der gegenwärtigen Abhandlung von dem zuletzt geschilderten innern, in der Anlage des sprachefindenden Geistes gegründeten Zusammenhange der Sprache und Schrift zu reden. Ich habe mich im Vorigen begnügt, diesen nur im Ganzen anzugeben, und mich sowohl der Ausführung des Einzelnen, als der Belegung mit Beispielen, enthalten, weil beides nur bei der Betrachtung der einzelnen Schriftarten genügend geschehen kann. Ich wünsche überhaupt nicht, dafs man das Obige für entschiedene Behauptungen halten möge, da solche fester be-

gründet sein müfsten. Es ist nichts anderes, als, was sich aus der bloßen Vergleichung der reinen Begriffe der Sprache, der Schrift und des menschlichen Geistes ergiebt. Es kommt nun erst darauf an, es mit der geschichtlichen Prüfung der Thatsachen zusammenzuhalten, und, wenn diese verschiedenartig ausfallen sollte, zu sehen, worin der Grund dieser Verschiedenheit liegen kann.

Wohin aber auch die Untersuchung führen möge, so kann es nie unwichtig sein, von den merkwürdigsten Völkern, die sich der verschiedenen Schriftarten seit den frühesten Jahrhunderten bedient haben, Sprache, Schrift und Bildungszustand mit einander zu vergleichen, und auch die Betrachtung der Sprachen, und des geistigen Zustandes derer daran zu knüpfen, bei welchen man keine Spur irgend wahrer Schrift angetroffen hat. Sollte es auch mifslingen, dadurch über die Erfindung und Wanderung der Schriftarten helleres Licht zu verbreiten, so mufs doch die Natur der Sprache und der Schrift klarer werden, wenn man gezwungen ist, nach einem gemeinschaftlichen Maafsstabe ihrer Vorzüge und Mängel, und deren Einflufs auf die Entwicklung und den Ausdruck der Gedanken zu forschen.

Diesen Weg werde ich nun in diesen Blättern verfolgen, nach einander von der Bilder-, Figuren- und Buchstabenschrift, und der Entbehrung aller Schrift handeln. Vorher aber wird es nothwendig sein, einige Worte über diese verschiedenen Schriftarten im Allgemeinen zu sagen.

Alle Schrift beruht entweder auf der wirklichen Darstellung des bezeichneten Gegenstandes, oder darauf, dafs die Erinnerung an denselben durch ein mehr, oder weniger künstliches System an den Schriftzug geknüpft wird. Sie ist Bilder-, oder Zeichenschrift. Ihre Grundlagen sind also entweder die, allen Nationen beiwohnende, Neigung zur

bildlichen Darstellung, welche nach und nach zur Kunst aufsteigt; oder das Bemühen, dem Gedächtnifs eine Hülfe, und dem Entziffern eine Anleitung zu geben, womit die bei den Alten vielfach, bei uns neuerlich sehr kleinlich und spielend bearbeitete Mnemonik, und die Zifferkunst zusammenhängt. Die Anfänge der Bilder- und Zeichensprache fallen daher mit Gemälden und rohen Gedächtnifshülfen, wie z. B. die Kerbstöcke sind, zusammen, und sind oft schwer davon zu unterscheiden. Die Bilder- und Zeichenschrift können Gegenstände, Begriffe und Laute angeben. Wo aber die erstere zur Tonbezeichnung dient, wird sie zur Zeichenschrift. Sie nähert sich dieser auch dann, und kann ganz in dieselbe übergehen, wenn die bildliche Gestalt so verzerrt, oder den Bildern eine so entfernte und gesuchte Bedeutung untergelegt wird, dafs nicht mehr das Auge den bezeichneten Gegenstand dargestellt erkennt, sondern Gedächtnifs und Verstand ihn aufzusuchen genöthigt sind.

Die Schrift stellt hiernach entweder Begriffe, oder Töne dar, ist Ideen-, oder Lautschrift.

Zu jener gehört in der Regel Bilder-, und ein Theil der Zeichenschrift. Alle Ideenschrift ist natürlich eine wahre Pasigraphie, und kann in allen Sprachen gelesen werden. Für die Nation aber, die sich ihrer täglich bedient, kommt sie zum Theil einer Lautschrift gleich, da diese jeden gehörig bestimmten Begriff doch auch mit einem bestimmten Worte bezeichnet. Hierin liegt nun ein merkwürdiger Unterschied der Bilder-, und der Chinesischen Figurenschrift. Die Bilderschrift kann den Eindruck einer Lautschrift niemals rein und ganz hervorbringen, da auch der Roheste durch das Bild auf eine von dem Ton durchaus verschiedene Weise an einen bezeichneten Gegenstand selbst erinnert wird. Bei der Chinesischen Figurenschrift aber wäre dies

insofern möglich, als jemand, wenig oder gar nicht mit dem Systeme bekannt, nur mechanisch gelernt hätte, dafs gewisse Figuren gewisse Wörter bezeichnen.

Die Lautschrift kann Buchstabenschrift, oder Sylbenschrift sein, obgleich dieser Unterschied sehr wenig wichtig ist. Fruchtbarer für die gegenwärtige Untersuchung ist es, daran zu erinnern, dafs es auch eine Wortschrift geben könnte, und dafs eigentlich jede vollkommene Ideenschrift eine Wortschrift sein mufs, da sie den Begriff in seiner genauesten Individualisirung, die er nur im Worte findet, auffassen mufs.

Ich habe bei dieser Eintheilung der Schriftarten vorzüglich dahin gesehen, die Punkte bemerklich zu machen, in welchen die Art der Verbindung vorleuchtet, in der sie mit den verschiedenen Geistesanlagen stehen. Auch würde die gewöhnliche Eintheilung in Hieroglyphen-, Figuren-, und Buchstabenschrift nicht alles, z. B. nicht die Knotenschnüre umfassen, die aber, zugleich als Zeichen- und Ideenschrift, unmittelbar ihre richtige Stellung erhalten. Der Ausdruck Figurenschrift ist bisher, soviel ich weifs, nicht gebraucht worden; er scheint mir aber passend, da die Chinesischen Schriftzeichen wirklich mathematischen Figuren gleichen, und alle Züge, die nicht Bilder sind, kaum einen andren Namen führen können. Bezeichnet man die Chinesische Schrift mit dem Ausdruck einer Begriffs- oder Ideenschrift, so ist dies zwar richtig, insofern man darunter versteht, dafs dem Zeichen nichts, als der Begriff, folglich nicht das Bild, zum Grunde liegt. Gewöhnlich aber nimmt man dieses Wort so, dafs die Zeichen nicht Laute, sondern Begriffe bezeichnen; und dann unterscheidet der Name nicht mehr diese Schrift von den Hieroglyphen, die sich, wenigstens zum Theil, in dem gleichen Falle befinden.

Von der Bilderschrift.

Die einfachste und natürlichste Mittheilung der Gedanken vor Entstehung der Schrift ist die durch Gemälde, wirkliche Darstellung des Vergangenen. Nennt man diese Hieroglyphenschrift, so wird es kaum eine so rohe Nation geben, bei der man sie nicht angetroffen hätte. Sie fehlt alsdann wohl nur denen, von deren rohestem Zustand man keine geschichtliche Kunde besitzt.

Der zweite, sich der Sprache mehr nähernde Grad ist das symbolische Gemälde, welches die Gestalten durch einzelne ihrer Theile, und unkörperliche Begriffe durch Bilder bezeichnet.

Zur Schrift werden diese Darstellungen eigentlich erst, wenn sie, wie oben bemerkt, eine Rede in ihrer Folge bestimmt darzustellen im Stande sind; allein auch ehe sie dahin gelangen, verdienen sie diesen Namen schon durch die mit ihnen verbundene Absicht der Gedankenmittheilung. Diese sondert sie gleich von der Kunst ab; und der Grad, in dem sie erreicht wird, bestimmt den Grad der Vollkommenheit der Schrift.

Das geschichtliche und symbolische Gemälde unterliegt sehr häufig einer gewissen Zweideutigkeit. Schon im Alterthum, wie Diodor [1]) von einem Basrelief erzählt, von dem noch heute ein ähnlicher vorhanden ist, war man zweifelhaft, ob ein Löwe, der dem Osymandyas zur Seite tritt, einen wirklichen abgerichteten Löwen, oder figürlich den Muth des Königs bezeichnen sollte, so wie dies Thier sonst wohl den Abbildungen der Könige, mit andren Symbolen, zur Seite steht [2]). In der Nähe dieser Vorstellung war, nach

[1]) I. 48.

[2]) *Descript. de l'Egypte. Ant. Planches* T. 2. pl. 11.° Text. *Descriptions* T. I. Chap. 9. pag. 47. Ich bemerke hier ein für alle-

Diodor [1], eine andre, von Gefangenen, denen, um ihre Feigheit und Unmännlichkeit anzudeuten, die Hände und Zeugungstheile fehlten. Auf dem merkwürdigen grofsen geschichtlichen Basrelief am Peristyl des Pallastes in Medinet-Abou legen Krieger, die Gefangene führen, vor einem Sieger Hände und Zeugungsglieder nieder, und sie werden gezählt und aufgeschrieben [2]. Die Herren Jollois und Devilliers erklären dies [3] von den Gliedmafsen, die man den in der Schlacht Gebliebenen abgehauen hätte, und deren Zahl nun bestimmt und aufgeschrieben würde; und diese Erklärung gewinnt dadurch sehr an Wahrscheinlichkeit, dafs ganz ähnliche Verstümmelungen von Gefangenen sowohl, als Gebliebenen, noch jetzt in einigen Theilen Afrika's im Gebrauch [4] sind. Wenn aber an der angeführten Stelle Diodor und seine Gewährsmänner beschuldigt werden, die von ihnen auf die Gefangenen gedeuteten Vorstellungen flüchtig angesehen zu haben, da so verstümmelte Gefangene sich nicht hätten dem Könige vorführen lassen können, und wenn dem

mal, dafs ich die Kupfertafeln im gröfsten Format, zur Bequemlichkeit des Aufsuchens, da sie nicht mit den andren zusammengebunden werden können, mit einem Sternchen bezeichne.

[1] I. 48.

[2] *Descript. de l'Egypte. Ant. Planches* T. 2. pl. 12. Text. *Descriptions* T. 1. Chap. 9. p. 41. 42. 148. Bei Hamilton, *Remarks on several parts of Turkey* pl. 8. sind, aufser den Händen, auch Köpfe und Füfse gezeichnet, und im Text (l. c. p. 115.) heifst es *heaps of hands, and other limbs*. Die blofse Ansicht der beiden Kupfertafeln entscheidet für die Genauigkeit der Französischen. Sollte aber die Originalvorstellung durch die Zeit undeutlich genug geworden sein, um nur einen solchen Irthum möglich zu machen? Hamilton bezieht die Verstümmlungen auf die Gefangenen. Vergl. hierüber Champollion *Système hiéroglyphique* p. 274. 275.

[3] *Descript. de l'Egypte.* Text. *Ant. Descriptions* T. 1. Chap. 9. p. 130 und 148.

[4] Salt *Voyage to Abyssinia.* London 1814. p. 292. 293. Burckhardt *Travels in Nubia* p. 831 ut.

Diodor die Behauptung aufgebürdet wird [1]), dafs die Aegyptier ihre Gefangnen so grausam behandelt hätten, so ist das Letztere unrichtig und das Erstere zu weit gegangen. Diodor spricht offenbar von einer symbolischen Darstellung und Bedeutung der Verstümmelung. Er hatte gewifs kein Bild, wie das in Medinet-Abou, konnte aber doch eines vor Augen haben, wo den vorgestellten Gefangenen diese Theile fehlten, wenn auch jetzt kein solches mehr sollte gefunden werden [2]).

[1]) *l. c.* p. 42. nt. 2.

[2]) Es scheint mir durchaus kein Grund vorhanden zu sein, Diodor's Glaubwürdigkeit in diesem Stück zu bezweifeln. Er beschreibt an derselben Stelle zwei Bildwerke. Von dem einen, wo der Löwe den König begleitet, findet sich noch heute ein ähnliches. *Descript. de l'Egypte. Ant. Text. Descriptions* T. I. p. 148. Hamilton *Remarks on several parts of Turkey* P. I. p. 116. In der letzteren Stelle ist von einem Basrelief am Pallast von Louqsor, in der ersten von einem am sogenannten Memnonium (Grab des Osymandyas nach dem Französischen Werk) die Rede. Vorstellungen dieser Art wiederholen sich aber öfter. Immer zeigt der Umstand mit dem Löwen, dafs Diodor das eine Bildwerk richtig beschrieb. Warum soll nun die Schilderung des andren, an derselben Stelle geschehnen, falsch sein? Es ist richtig, dafs in der Nähe des von Hamilton beschriebenen Basreliefs eine Vorstellung von Gefangenen ist, denen keineswegs die Hände zu fehlen scheinen. Allein wenn auch nicht andre Umstände so für die Meinung der Französischen Erklärer sprächen, das Grab des Osymandyas nach dem sogenannten Memnonium zu versetzen, so würde dieser hinreichen. An der letzteren Stelle sind die Bildwerke der Wände, welche Diodor die zweite und dritte nennt, zerstört. Hamilton's Meinung, dafs Diodor von allen Nachrichten über jene Gebäude ein phantastisches Grabmal des Osymandyas (*l. c.* p. 113) zusammengesetzt habe, scheint doch noch strengere Beweise zu verdienen. Doch giebt auch Hamilton Diodor's Genauigkeit in den einzelnen Schilderungen das günstigste Zeugnifs. *Yet there is scarcely*, sagt er, *any one circumstance, that he mentions, that may not be referred to one or other of the temples of Luxor, Carnack, Gournou, Medinet Abou, or the Tombs of the Kings among the mountains.* Damit stimmt eine

Die Vergleichung der Stelle Diodor's mit dem angeführten Basrelief am Pallaste von Medinet-Abou (der Diodorische war am Grabmal des Osymandyas) und jener grausamen Afrikanischen Sitte beweist aber immer, wie zweifelhaft oft bei diesen Bildwerken die Wahl zwischen der eigentlichen und symbolischen Vorstellung bleiben mochte.

Diese Unvollkommenheit der symbolischen Vorstellungen müssen die Aegyptier früh gefühlt haben, da sie in Denkmälern, die bereits zu Herodot's [1]) Zeiten zu den uralten gehörten, schon Bild, Symbol und Bilderschrift mit einander verbanden, den Eroberer, in seiner ganzen Gestalt und Bewaffnung gebildet, ein Zeugungsglied, die Gemüthsart des besiegten Volkes andeutend, und die heiligen Schriftzeichen [2]). Gerade ebenso finden wir es noch auf den bis auf unsre Zeit erhaltenen Denkmälern. Fast überall sind die wirklichen Bilder von Bilderschrift begleitet, die sich durch Kleinheit, Anordnung und Stellung als von ihnen ganz

so wesentlich falsche Schilderung eines Basreliefs nicht überein. Schliefslich mufs ich darauf aufmerksam machen, dafs einige Theile der Gebäude in Medinet-Abou nach Hrn. Gau (Letronne *Recherches pour servir etc.* p. XXIX. nt.) zur spätesten Periode gehören. Sollten dies aber auch die hier in Rede stehenden sein, so konnte man alte Bildwerke an neueren wiederholen. Nur fordert dieser Umstand immer die Vorsicht, Bildwerke, welche auch ganz solchen, die Diodor beschreibt, gleich scheinen, nicht darum gleich für dieselben jener Zeit zu halten.

[1]) II. 102. 106. Diodorus Sic. I. 55.

[2]) Dafs man unter diesen wirklich Hieroglyphen, und nicht die sogenannte enchorische Schrift zu verstehen habe, geht aus dem Anblick der noch heute vorhandenen Denkmäler, welche ganz dieselbe Einrichtung haben, hervor. Auch Zoëga, *de origine et usu obeliscorum* 428-432, ist dieser Meinung, nur dafs sein Beweisgrund, dafs die enchorische Schrift nie auf Steinen eingegraben vorkomme, durch die Inschrift von Rosetta widerlegt ist. Warum er aber die von Herodot aufbewahrte Inschrift in Ionien nicht für hieroglyphisch hält? ist nicht abzusehen.

verschieden auszeichnet. Viel seltner ist die, unstreitig auch rohere Manier, wo die Hieroglyphe dem Bilde selbst beigesellt ist. So hält auf einem, schon im Vorigen erwähnten Denkmal der über dem Hauptheldeu schwebende Falke Hieroglyphen in seinen Klauen, und in einem nicht abgebildeten Basrelief gehen Hieroglyphen aus dem Munde eines Belagerers [1]).

Die meisten auf uns gekommenen Bilder enthalten symbolische Figuren, und grofsentheils eben solche Handlungen. Oft aber, wie bei den Festzügen, lagen die Symbole, z. B. die Thiermasken [2]), schon in dem abgebildeten Gegenstand, so dafs das Symbolische in diesem und nicht in der Abbildung zu suchen ist. Es finden sich aber auch von allem symbolischen Zusatz freie Vorstellungen, theils geschichtlicher Handlungen [3]), theils blofser Beschäftigungen [4]), so wie eben solche, aber mit wenigen und einzelnen Symbolen, wie der schwebende Falke oder einzelne Göttergestalten sind, verbundene [5]).

Diese so entschiedene Absonderung der Bilderschrift von den Bildern scheint mir überaus merkwürdig. Es liegt in dem gewöhnlichen Entwicklungsgange des menschlichen Geistes, dafs ein Volk, auf demselben, einmal betretenen

[1]) *Descript. de l'Egypte. Ant. Planches* T. 2. pl. 11.* Text. *Descriptions* T. 1. Chap. 9. p. 48. 130.

[2]) Dafs die thierköpfigen Figuren oft nur Masken sind, geht aus einigen Vorstellungen in der *Descript. de l'Egypte* deutlich hervor. Bei den Mexicanern findet sich dieselbe Sitte, nur dort zu kriegerischem Gebrauch, um sich dem Feinde furchtbarer zu machen. Diesem ganz ähnlich ist Diodor's (I. 18) Erzählung von Anubis und Macedo, Osiris Begleitern, und von dem Kopfschmuck der Könige. *l. c. c.* 62. Vgl. Champollion *Système hieroglyphique* p. 293.

[3]) *Descript. de l'Egypte. Ant. Planches* T. 3. pl. 38. nr. 32. pl. 40.

[4]) *l. c.* T. 1. pl. 45. 65. 66.

[5]) *l. c.* T. 2. pl. 10.* T. 3. pl. 32. nr. 4.

Wege fortschreitend, stufenweis Verbesserungen erreicht; und so konnte die symbolisirende, der Sprache nacheifernde Kunst immer klarer und bestimmter werden. Bei den Aegyptiern aber, sieht man, ist ein Zeitpunkt eingetreten, wo man einsah, dafs dieser fortschreitende Gang, da der Weg einmal nicht der rechte war, nie zur Schrift führen konnte, und hat einen neuen eingeschlagen. Die Hieroglyphenschrift wurde nun nicht eine verbesserte Bildnerei, sondern eine ganz neue Gattung, ein Uebergang in ein ganz neues System. Es scheint mir dies ein Beweis mehr, dafs man den Ursprung grofser Erfindungen nicht blofs in stufenweisen Fortschritten suchen, und die plötzliche Entstehung ganz neuer und mächtig einwirkender Gedanken ausschliefsen darf. Die ägyptische Verwandlung der Bilder in Schrift konnte nicht vor sich gehen, ohne wirkliche Reflexion über die Natur der Sprache, oder ohne plötzlich erwachendes richtiges Gefühl derselben; sie war aber um so schwieriger, als man im Gebiete der Bilder blieb, und sich daher schwerer von den Fesseln losmachen konnte, womit jede Vorstellung durch Bilder, als der Sprache in vielfacher Beziehung gänzlich entgegengesetzt, den Geist befangen hält. Dennoch geschah die Trennung bei den Aegyptiern so fest und entschieden, dafs auch die bildliche Vorstellung fortfahren konnte zu symbolisiren und nach ihrer Art zu erzählen, wie dies in den Aegyptischen Basreliefen wirklich der Fall ist, da sie in einem ganz andren Sinne zusammengesetzt sind, als die aus dem Griechischen Alterthum. Das Symbolische in ihnen liegt nicht immer in wirklichen symbolischen Gestalten, sondern oft nur in der Art der Stellungen und Handlungen gewöhnlicher. So sind die Menschengruppen, die ein Priester an den Haaren, wie im Begriff sie zu opfern, hält, bei denen das Symbolische schon zum Theil in der sich immer gleichen Menschenzahl von 30 gesucht

wird [1]). In einem ähnlichen, aber doch etwas verschiedenen Basrelief scheint die drohende Figur kein Priester, sondern ein Fürst zu sein. Es sind zwei Gruppen, eine von bärtigen Fremden, eine andre von Einheimischen, und der allegorische Sinn soll sein, dafs der Herrscher ebensowohl die äufseren, als die inneren Feinde zu züchtigen weifs [2]). Auf einem andren Bildwerk verfolgt ein Held auf seinem Wagen zwei Löwen, deren einen er getödtet, den andren verwundet hat. Indem die Rosse immer den Löwen nacheilen, schiefst er, rückwärts gewendet, Pfeile auf einen mit Aegyptiern kämpfenden Feindeshaufen ab [3]). Die Französischen Erklärer deuten diese Vorstellung mit vielem Scharfsinn, nach Diodor's [4]) Erzählung, auf Sesostris Jugendaufenthalt in Arabien, wo er die Jagd übte, und die damals noch unbezähmten Bewohner bezwang. Sollte man aber nicht hinzusetzen können, dafs durch das Umwenden des Helden, und die sonderbare Verbindung von zwei, nach entgegengesetzten Seiten hin vorgehenden Handlungen symbolisch bezeichnet werden sollte, dafs Sesostris sich zu gleicher Zeit mit der Jagd und dem Kriege beschäftigte?

Indem auf diese Weise bei den Aegyptiern zwei Hieroglyphensysteme neben einander hinliefen, von denen das eine, wie mein Bruder, bei Gelegenheit des Mexicani-

[1]) *Descript. de l'Egypte. Ant. Planches* T. 1. pl. 15. Text *Descriptions* T. 1. Chap. 1. p. 25.

[2]) *l. c.* Chap. 9. p. 30.

[3]) So nach der Beschreibung; auf der Kupferplatte sieht er mit der Lanze. *Descript. de l'Egypte. Ant. Planches* T. 2. pl. 9. Text. *Descriptions* T. 1. Chap. 9. p. 53, 54, 60. Hamilton (*l. c.* pl. 8. p. 147) giebt auch nur die Jagdscene, und erwähnt in seiner sehr flüchtigen Beschreibung nicht einmal der zurückgewandten Stellung des Helden.

[4]) I. 55.

schen, treffend gezeigt hat[1]), den Hieroglyphen viel roherer Völker ähnlich ist, wurde dieses in den Gränzen edlerer Kunst nicht blofs durch wirklich höheren Kunstsinn, sondern auch dadurch gehalten, dafs man nicht in der Nothwendigkeit war, die Schönheit der Deutlichkeit aufzuopfern, weil immer noch die Hieroglyphenschrift da war, die etwa gebliebenen Dunkelheiten aufzuklären. Es fielen daher in dem Bilder-Hieroglyphensystem alle Vorstellungen des Ganzen durch einen einzelnen Theil, die in dem Schrift-Hieroglyphensystem so häufig sind, hinweg, und ebenso die roheren Bezeichnungen, wie z. B. auf den Mexicanischen Bildern die Richtung der Bewegung der Personen durch Fufsstapfen angedeutet ist[2]). Der Rang der Könige, Helden, Priester wurde bei den Mexicanern durch ihre Tracht angezeigt, was die Figuren mit Kleidung und Farben überlud[3]). Der feinere Geschmack der Aegyptier liefs diese Personen vor den übrigen hervorragen[4]), wodurch nicht blofs der Gestalt ihre Reinheit erhalten, sondern der Künstler in den Stand gesetzt

[1]) A. v. Humboldt *Vues des Cordillères et Monumens des peuples de l'Amérique* p. 63-65. Ich werde dies für die erste Völkergeschichte, und die Verbindung der Asiatischen mit der Amerikanischen so ungemein wichtige Werk künftig, der Kürze wegen, blofs unter dem Titel *Monumens* citiren.

[2]) Humboldt *Monumens* p. 55. pl. 59. nr. 6.

[3]) In Purchas *Pilgrimes* p. IIII A-F. ist eine ganze Reihe von Abbildungen zu sehen, wo ein Priester, je nachdem er mehr Gefangene im Kriege machte, mit andrem Waffen- und Kleiderschmuck geziert ward. An diesen Auszeichnungen sind sie dann auf allen Vorstellungen zu erkennen. S. ferner Humboldt *Monumens* pl. 11.

[4]) *Descript. de l'Egypte. Ant.* Text. *Descriptions* T. I. Chap. 9. p. 55. *Planches* T. I. pl. 51.* T. 2. pl. 10.* 11.* und auf vielen andren. Vulcan's Zwerggestalt (Hirt, über die Gegenstände der Kunst bei den Aegyptiern. Abhandl. der Akad. d. Wissensch. in Berlin. Hist.-philol. Classe p. 1151 hat eine besondre Beziehung.

wurde, sie noch vollkommner auszuführen. Diese Manier ging für die Göttergestalten auf das Griechische Alterthum über; und Visconti bemerkt, ob er gleich der Aegyptischen Sitte dabei keine Erwähnung thut, sehr scharfsinnig, bei Gelegenheit eines der Basreliefs am Fries des Parthenons, dafs Phidias das Abstechende übermenschlicher Gestalten dadurch künstlerisch milderte, dafs er sie sitzend neben den vor ihnen stehenden Sterblichen darstellte [1]). Dies geschah aber bei weitem nicht immer auf Griechischen Bildwerken dieser Art [2]). Wenn auf einigen Mexicanischen Gemälden die Besiegten auch kleiner, als die Sieger, erscheinen, so kann dies leicht nur Folge fehlerhafter Zeichnung sein. Dagegen zeichnen sich vornehmere Personen neben dem Schmuck ihrer Kleidung häufig durch die Gröfse der Nasen aus [3]).

Da die Aegyptische Kunst in den geschichtlichen und symbolischen Bildwerken immer ein eignes, vom Einflusse des Zwanges und der Flüchtigkeit der Schrift freies Feld behielt, so trifft die Aegyptier nicht die, sonst sehr wahre Bemerkung [4]), dafs der Gebrauch der Hieroglyphen dem Fortschreiten der Kunst nachtheilig ist. Vielmehr ging der höhere Schönheitssinn von den Bildern auf die Bilderschrift über, die wir, wenige Fälle ausgenommen, mit einer Reinheit und Bestimmtheit der Züge ausgeführt finden, welche eine bewundernswürdige Richtigkeit des Auges und Sicherheit der Hand voraussetzt. Dies gilt nicht blofs von den in Stein gehauenen Hieroglyphen, sondern auch grofsentheils von den Papyrusrollen, auf denen es schon merkwürdig ist,

[1]) *Lettre du Chev. A. Canova et deux mémoires sur les ouvrages de sculpture dans la collection de* Myl. Cte d'Elgin par Visconti p. 61, 62.
[2]) *Museum Pio-Clementinum* T. 5. p. 52, 53. Pl. 27.
[3]) Humboldt *Monumens* p. 69.
[4]) *l. c.* p. 69.

dafs, ungeachtet der Kleinheit, jede Thiergattung deutlich zu erkennen ist [1]). Unstreitig hatte aber die Gewohnheit, so viele Hieroglyphen in harten Stein zu graben, hierauf einen günstigen Einfluſs, da es die Festigkeit der Umrisse beförderte, und immer sichtbare Muster jedes Zeichens unbeweglich dastanden [2]), obgleich dieselbe Härte der Masse wohl die nöthigende Ursach war, dafs alle Aegyptische Basreliefs fast nur den Schattenrissen gleichen.

So wurden daher die Aegyptier von zwei Seiten zu der, soviel wir wissen, allein von ihnen vorgenommenen Absonderung der Bilderzeichnung und der Bilderschrift getrieben; einmal von der der Sprache, welcher jene unmöglich lange zu genügen im Stande war; dann von der Kunst, die sich ein eignes Gebiet zu schaffen strebte. Wenn man, wie ich glaube und weiterhin zu beweisen suchen werde, annehmen darf, dafs diese merkwürdige Nation weit mehr Anlage und Talent zur bildenden Kunst als zur Behandlung der Sprache besafs, so konnte wohl der zuletzt erwähnte Antheil an jenem Erfolge der mächtigere gewesen sein. Immer aber mufsten beide zusammenwirken; denn, wie der Gedanke einer Schrift durch Sprache einmal gefafst war, bedurfte es des Nachdenkens über diese, um ihn gelingend auszuführen. Die Sprache, und mehr oder weniger auch die, noch mit dem eigentlichen Bildwerk zusammenlaufende Bilderschrift gehören der ganzen Nation an; dagegen war die Absonderung der Schrift von dem Bilde vermuthlich das Werk einzelner Erfinder und Verbesserer, und mufste,

[1]) Jomard in der *Description de l'Egypte. Ant.* Text T. I. Chap. 9. p. 366.

[2]) Indefs giebt es auch in Granit, namentlich auf der Insel Philae, sehr ungenau gezeichnete Hieroglyphen, die Jomard cursive nennt, die aber auch nur von Privatpersonen herzurühren scheinen.

wenn es vorher keine besonders auf Wissenschaft und Erkenntnifs gerichtete Classe gegeben hätte, unfehlbar eine solche hervorbringen. Dies aber bildet in der Geschichte aller Sprache und Schrift immer einen höchst merkwürdigen Abschnitt.

Gewisse Eigenschaften sind der malenden und schreibenden Bilderschrift, wenn mir diese Ausdrücke, die, nach dem Vorigen, nicht mehr dunkel sein können, erlaubt sind, gemeinschaftlich. Von dieser Art ist, wenigstens grofsentheils, die Bezeichnung der Gegenstände, sowohl die eigentliche (kyriologische), als die symbolische. In diesen kann also die erstere sich der letzteren nähern. Dagegen giebt es zwischen beiden einen wesentlichen und hauptsächlichen Unterschied, der Ursache wird, dafs, welche Fortschritte man ihr beilegen möge, die erstere niemals in die letztere übergehen kann, so lange sie nämlich ihrer Gattung getreu bleibt. Dieser Unterschied liegt darin, dafs bei der malenden Schrift der Gegenstand, wie er ist, die Sache, wie sie erscheint, die Handlung, wie sie vorgeht, das Unkörperliche, wie man es auf Körpergestalt zurückgeführt hat; bei der mit Bildern schreibenden der Gegenstand, wie man ihn denkt, bezeichnet wird. Das Eigenthümliche beider Methoden liegt also in der Objectivität und Subjectivität; die Sache mufs, auf welchem Wege es geschehen möge, zum Worte herabsteigen. Dies erfordert eine Zerlegung des Bildes, damit nicht ein Vorgang oder ein Gedanke überhaupt, sondern jedes Wort, durch welches ihn die Rede ausdrückt, bezeichnet werde. Die malende Bilderschrift steht in ähnlichem Verhältnifs zur Ideenschrift (sie sei Bilder- oder Figurenschrift), wie diese zur Buchstabenschrift. Die letztere kann man nur mit den gleichen Wortern, die Ideenschrift auch mit andren Worten in andrer Folge, ja zum Theil mit anders modificirten Begriffen lesen. Zu dieser Stufe waren die

Aegyptier unläugbar gelangt; die Hieroglyphenschrift besteht aus wahren Elementen der Rede; dies beweist schon ihr Anblick. Dafs der Schritt, welcher von dem Malen zu dem Schreiben mit Bildern führte, wahrhaft ein Uebergang in eine neue Gattung war, läfst sich leicht an einem Beispiel versinnlichen. Wenn man malend einen Jäger, der einen Löwen erlegt, vorstellte, so konnte man durch mannigfaltige Abstufungen das Bild in allen seinen Theilen sowohl bestimmen, als vereinfachen, und dadurch dem Begriff Genauigkeit und Klarheit geben; aber man blieb dabei immer in dem Gebiet des Malens. Auf den Einfall, die Vorstellung zu zerlegen, das Abschiefsen des Pfeiles von dem Schiefsenden zu trennen, konnte man nicht auf jenem Wege gerathen; er konnte nur durch ein sich vordrängendes Gefühl der von der bildlichen Darstellung ganz abweichenden Natur der Sprache entstehen, die eine solche Trennung verlangt. Die Aegyptier waren aber in ihrer Hieroglyphenschrift durchaus dahin gekommen; ihre Hieroglyphen gehen nicht wieder in das Malen über, sondern folgen, wie wiederum der Anblick beweist, darin einem consequenten System. Dies ist ein zweiter wichtiger Punkt. Einzeln findet sich ein solches Uebergehen in wahre Bilderschrift wohl auch bei roheren Völkern, namentlich bei den Mexicanern. Gewöhnlich wird in ihren Handschriften die Handlung der Eroberung, ganz malend, durch die Gefangennehmung eines Menschen vorgestellt. Man sieht daher zwei handgemein, von welchen der Eine sichtbar unterliegt [1]). Es kommen aber auch in demselben Sinn ein sitzender König, ein auf Pfeilen ruhender Schild, seine Waffen, und die Namens-Hieroglyphen der von ihm eroberten Stadt vor [2]). Dies ist

[1]) Humboldt *Monumens* p. 109. pl. 21. Purchas *Pilgrimes* p. 1110, 1111.

[2]) Purchas *l. c.* p. 1071.

nicht mehr Gemälde, läfst sich nicht, als vorgestellte Handlung, von selbst erkennen, kann aber, als wirkliche Schrift, gelesen werden: der König erobert die Stadt. Das Verbum ist durch eine Sache (wie es auch Sprachen giebt, die zwischen Verbum und Substantivum nicht überall unterscheiden) angedeutet, und die Vorstellung ist ganz und gar der bekannten Aegyptischen gleich: die Gottheit hafst die Schaamlosigkeit, wo das Verbum hassen auch, nur viel dunkler, durch einen Fisch angedeutet ist*). Allein in demselben, äufserst merkwürdigen Mexicanischen Gemälde wird das Verbrennen, oder Zerstören einiger Schiffe wieder ganz durch die Handlung selbst vorgestellt. Vermuthlich wurde für den Begriff der Eroberung hier nur die Darstellung der Handlung selbst darum nicht gewählt, weil auch die eroberten Städte hier nicht personificirt sind. Da die Aegyptische Bilderschrift nun die Bilder nach dem Bedürfnifs der Rede zerlegt, und dies ohne Ausnahme und ohne Rückfall in das entgegengesetzte System that, so entfernte sie auch von den in Schriftzeichen umgeformten Bildern alles Ueberflüssige, und behielt nur das Unterscheidende des Begriffs bei. Das Wort that dasselbe, und insofern vollendete dieser dritte Punkt die Uebereinstimmung der Schrift mit der Sprache.

Sollte nun auch diese Schrift niemals wahre Vollkommenheit erreicht haben, so mufste doch schon ihr System selbst den Geist auf eine ganz andere Linie setzen, als die Beschauung und Entzifferung blofser Gemälde; und ein Volk, welches ein solches System besafs, mufste, von dieser Seite wenigstens, sich zu einer höheren Bestimmtheit und Genauigkeit der Gedanken und der Rede erheben können, als

*) Plutarchus *De Iside et Osiride* c. 32. Clemens Alexandrinus *Strom.* l. 5. c. 7. Zoëga (wenn ich ihn auf diese Weise anführe, meine ich immer das Werk über die Obelisken) p. 439.

das, welches noch ganz in malend bildlicher Vorstellungsart befangen lag. Es gehörte aber auch eine glücklichere Anstrengung höherer Geisteskraft dazu, um nur überhaupt den Gedanken eines solchen Systems festzuhalten.

Immer aber blieb man innerhalb des Kreises der Bilder, und entfernte dadurch die Schrift noch um einen Schritt mehr, als es jede Ideenschrift thut, von der Sprache. Denn immer auf die Subjectivität dieser zurückkommend, sieht man leicht, dafs, wenn die, als wirkliche Schrift behandelte Hieroglyphe sich zwar [illegible]erschen unterwarf, doch die Vorstellung eines Bildes immer ein Natur-Individuum giebt, und kein Gedanken-Individuum, die Sprache aber sich höchstens mit diesem begnügen kann, da sie eigentlich ein Laut-Individuum fordert. Denn bei der Betrachtung aller Wirkungen der Sprache und aller Einflüsse auf dieselbe darf man nie vergessen, dafs die Wörter zwar ihrer ursprünglichen Bestimmung nach Zeichen sind, allein im Gebrauch, als wahre Individuen, ganz an die Stelle der Gegenstände selbst treten, die im Denken nicht so, wie die Natur es thut, noch so, wie ihre Definition sie als Begriffe bestimmt, sondern so, wie es dem Sprachgebrauche der Wörter gemäfs ist, begränzt werden. Da mithin alle Sprachthätigkeit im eigentlichsten Verstande eine innerliche ist, so entspricht ihr eine Bilderschrift weniger, als eine, wo, nach bestimmten Gesetzen, willkührlich gebildete Figuren nicht sowohl den Gegenstand selbst, als den abgezogenen Begriff desselben, anzeigen. Es ist unmöglich, Schriftzeichen, die Bilder sind, einen der Verwandtschaft der Begriffe entsprechenden Zusammenhang zu geben; und die Nothwendigkeit, sie in ideale Classen zu theilen, findet in den wirklichen, zu welchen ihre Vorbilder in der Natur gehören, beständige Hindernisse. Schon dafs diese beiden Arten von Classification, so wie der eigentliche und symbolische Sinn, immer neben

einander hinlauten, belästigt den Geist, und stört das reine und freie Denken.

Es ist daher eine der wichtigsten Fragen, ob, und in welcher Art, die Aegyptier nicht nachahmende Zeichen, blofse Figuren, den Hieroglyphen beigemischt haben? Hr. Jomard, dessen beabsichtigtes Werk über die Hieroglyphen, wenn er es nach dem neuerlich dargelegten Plane [1]) ausführt, unstreitig das vollständigste über diesen Gegenstand sein wird, und der wenigstens einen ungemein gründlichen und vorsichtigen Weg einschlägt, räumt den nicht nachahmenden Figuren ausdrücklich zwei Classen in seiner Eintheilung aller Hieroglyphen ein [2]). Zoëga läugnet dagegen alle Aehnlichkeit der Hieroglyphen mit den Chinesischen Charakteren, deren Natur er sehr richtig bestimmt [3]). Sein Zeugnifs aber ist, ungeachtet seiner Gelehrsamkeit, und des geistvollen Gebrauchs, den er von derselben macht, hier weniger gültig, da er zu wenig Hieroglyphen gesehen hatte, und die grofse, zuerst von Cadet, nachher in dem Französischen Aegyptischen Werk herausgegebene hieroglyphische Papyrusrolle zur Zeit der Herausgabe seines Werks noch in den Gräbern von Theben verborgen lag [4]). Indefs mufs

[1]) *Descript. de l'Egypte.* Text. *Mémoires* T. 2. p. 57-60.

[2]) *L. c.* p. 60.

[3]) p. 556.

[4]) *Copie figurée d'un rouleau de Papyrus trouvé a Thèbes, publiée par* M. Cadet. Paris 1805. *Descript. de l'Egypte.* Ant. Planches T. 2. 1812. pl. 72-75. Text. *Description* T. 1. 1809. Chap. 9. p. 357-367. In der kurzen Erläuterung der Kupferplatten ist gesagt, dafs Hr. Sonnini sie aus Theben gebracht hat. Es ist wunderbar, dafs Hr. Jomard, in seiner Beschreibung, der Herausgabe des Hrn. Cadet mit keinem Worte gedenkt. Dafs beide Abbildungen dasselbe Original darstellen, zeigt die Vergleichung beider. Dafs die letzte Seite der Cadetschen Beschreibung mehr Columnen zeigt, als das grofse Französische Werk, beruht auf Druckfehlern, oder irriger Zählung. Es sind in der Cadetschen Abbildung, wie in der andern, 525.

man gestehen, dafs Zeichen von so vielfachen Linien, als die Chinesischen, nicht vorkommen, so dafs die Mexicanischen Handschriften sich auch darin von den Hieroglyphen unterscheiden, dafs sie den Chinesischen Coua's sehr ähnliche Zeichen enthalten [1]). Auch ist es, bei der Kleinheit der Abbildungen, und bei unsrer, doch immer noch mangelhaften Kenntnifs der Einrichtungen der alten Aegyptier, schwer, mit Gewifsheit zu behaupten, dafs ein Zeichen gewifs kein nachahmendes ist. Als ganz entschieden darf man die Sache also wohl noch nicht annehmen. Auch würde wohl immer ein wesentlicher Unterschied zwischen diesen, und den Chinesischen Zeichen sein, da Hr. Jomard ausdrücklich bemerkt, dafs die meisten von der Geometrie entlehnt waren [2]), so dafs sie, ihren geometrischen Eigenschaften nach, wie andre Bilder, symbolisch auf Gegenstände bezogen werden konnten. Figuren dieser Art waren vermuthlich vorzugsweise für gewisse Classen von Gegenständen bestimmt. Zu diesen sollte man wohl zuerst die Zahlen rechnen. Auch scheinen unter den von Hrn. Jomard scharfsinnig entdeckten Zahlzeichen [3]) die für 1 und 10, ohne alle Naturnachahmung, blofs linienartig; das für 5 ist eine geometrische Figur [4]), aber das für 100 vergleicht Hr. Jomard selbst mit einem Stück aus dem Hauptschmuck der Götter und Priester, und das für 1000 erklärt er geradehin für ein auf dem Wasser schwimmendes Lotusblatt, weil die Frucht dieser Pflanze beim Aufschneiden Tausende von Körnern

[1]) Humboldt *Monumens* p. 267. pl. 45.

[2]) Dafs von diesen viele vorkommen, giebt auch Zoëga p. 440 zu. Jedoch läugnet er gleich p. 441 ausdrücklich alle Zeichen ab, welche nicht wirkliche Gegenstände ganz, oder durch Abkürzung (*per compendium*, die sogenannten *hyeroglyphes*) ausdrücken.

[3]) *Descript. de l'Egypte*, Ant. Text. *Mémoires* T. 2. p. 61-67.

[4]) *l. c.* T. 1. p. 714-716.

zeigt. Dem Wesentlichen nach beruhte daher die Aegyptische Hieroglyphenschrift doch immer nur auf einer Beziehung der eigenthümlichen Gestalt des Zeichens auf die Eigenschaften des Gegenstandes, und malte daher den Gegenstand selbst, wirklich, oder vermittelst irgend einer Anspielung. Insofern ist Zoëga's Ausspruch vollkommen wahr. Einzelne Ausnahmen willkührlicher Zeichen mag es gegeben haben. Allein von einem System, dafs man durch absichtlich in die Zeichen gelegte Verschiedenheiten, wie im Chinesischen durch die Zahl der Striche, Gegenstände wirklich bezeichnet habe, finde ich weder in den Hieroglyphen, noch in dem bis jetzt über sie Gesagten die mindeste Spur.

Sehr wunderbare und blofs linienartige Zeichen auf einem Fragment einer in Theben gefundenen Jupiterstatue aus Basalt sind in dem neuesten Theile des grofsen Aegyptischen Werks abgebildet[1]). Nichts aber würde die Voraussetzung rechtfertigen, dafs dieselben zu den Hieroglyphen gehören.

Fand nun die Aegyptische Hieroglyphenschrift in der Welt, aus der sie ihre Zeichen entlehnte, feste und unveränderliche Bedingungen, und einen auf ganz andren Gesetzen, als welche das System der Sprache im Denken befolgt, beruhenden Zusammenhang, so ist die wichtigste Frage die, welches System sie in der Bezeichnung der Begriffe befolgte, um diese Verschiedenartigkeit zu verbinden, und zu dem letzten Ziel aller Schrift zu gelangen, Zeichen, Laut und Begriff schnell, sicher und rein zu verknüpfen? Denn darauf, ob diese Verknüpfung so gemacht werden kann, dafs aber keines der drei zu verknüpfenden Dinge Zweifel zurückbleiben kann, und ob dies ohne zu grofse Schwierigkeit, ohne Gefahr des Mifsverständnisses, und ohne zu grofse

[1]) *Antiquités. Planches* T. 5. pl. 60. nr. 5.

Störung durch Nebenbegriffe möglich ist? beruht der Einfluſs jeder Schrift auf den Geist der Nation, wenn ihre Wirkung Jahrhunderte lang fortgesetzt wird.

Die groſse Menge der möglichen Zeichen, und ihrer Beziehungen scheint es nothwendig zu machen, sie einem einfacheren System unterzuordnen; indeſs war ein solches, das gewisse allgemeine Zeichen, unter welche sich die übrigen, wie unter die Chinesischen Schlüssel, bringen lieſsen, zu Grunde legte, der Natur der Sache nach, nicht leicht möglich. Wenn daher bei den Alten von ersten Elementen (πρῶτα στοιχεῖα) der Hieroglyphenschrift die Rede ist[1]), so können darunter nur die unveränderten Abbildungen der Gegenstände (die sogenannten kyriologischen Zeichen) verstanden werden[2]). Rechnet man mit Zoëga zu diesen diejenigen, wo der Gegenstand theilweis, oder abgekürzt (ein Kreis statt der Sonne u. s. w.) vorgestellt wird, die bei Clemens von Alexandrien *kyriologumena* heiſsen, so umfaſst diese Classe eigentlich alle Zeichen der ganzen Schrift, die willkührlichen Figuren abgerechnet, und bildet keine Abtheilung der Hieroglyphen, sondern ihrer Bedeutung, da den kyriologischen Zeichen die symbolischen gegenüberstehen. Wichtig ist Zoëga's Bemerkung[3]), daſs ein einmal in vollständiger Abbildung (kyriologisch) vorkommender Gegenstand nie in nur angedeuteter (als *kyriologumenon*), oder umgekehrt, dargestellt wird. Es hob dies wenigstens Eine groſse Quelle von Verwirrungen auf, und zeigt auch die Befolgung fester Bezeichnungsregeln. Dagegen blieb in der Schrift, wie in den Gemälden, die Zweideutigkeit zwischen figürlicher und eigentlicher Bedeutung. Von dem Zeichen eines Weibes, welches die Isis und das Jahr anzeigte, be-

[1]) Clemens Alex. Strom. l. 5. c. 4. p. 657. ed. Potteri.
[2]) Zoëga p. 441.
[3]) p. 449.

merkt Horapollo [1]) dies ausdrücklich. Dafs man auf andre Weise gewisse Classen von Gegenständen gewissen Classen von Begriffen gewidmet hätte, ist kaum wahrscheinlich, da z. B. Gemüthsbeschaffenheiten unter dem Zeichen von Thieren aller Art, und auch von leblosen Gegenständen gefunden werden, Muth als Löwe, Hafs als Fisch, Gerechtigkeit als Straufsfeder, Unterthanengehorsam als Biene, Schwachsinn, der sich bevormunden läfst, als Muschel, in welcher ein Krebs sitzt, in die göttlichen Geheimnisse eingeweihte Frömmigkeit als Heuschrecke, vereinigende und herzengewinnende Gesinnung als Leier u. s. f. [2])

Es scheint daher nicht, dafs sich die Hieroglyphenschrift, als ein Schriftsystem, unter allgemeine Gesetze fassen, und auf diese Weise erlernen liefs. Man mufste, wie in der Sprache selbst, die Bedeutung jedes Zeichens einzeln dem Gedächtnifs einprägen; und es ist sehr zu bezweifeln, dafs dasselbe bei dieser Arbeit in den Beziehungen der Zeichen auf ihre Bedeutung und auf sich unter einander dieselbe Hülfe fand, welche die, in der Sprache herrschende Analogie gewährt. Vermuthlich gab es daher ehemals hieroglyphische Wörterbücher, obgleich eine bestimmte Erwähnung derselben nicht vorkommt. Die von Zoëga darauf gedeutete Stelle bei Clemens von Alexandrien sagt eigentlich nur allgemein, dafs der Hierogrammateus die hieroglyphischen Bücher des Hermes kennen mufste [3]). Da von diesen Bü-

[1]) l. 1. c. 3.

[2]) Horapollo l. 1. c. 17. Plut. *de Iside et Osiride* c. 32. Horapollo l. 2. c. 118. l. 1. c. 62. l. 2. c. 108. 55. 116.

[3]) Clemens Alex. Strom. l. 6. c. 4. p. 757. Zoëga scheint mir vollkommen Recht zu haben, wenn er, gegen Fabricius, die Verbindungspartikel τε ausgelassen beibehält, und die Stelle so nimmt, dafs einige der Bücher, welche der Hierogrammateus wissen mufste, nicht aber alle, die hieroglyphischen genannt werden; und alsdann ist es allerdings wahrscheinlich, dafs diese

chern nichts auf uns gelangt ist, so bleibt uns nur die Vergleichung der von den Alten erwähnten Hieroglyphen mit ihren Bedeutungen übrig. Dieser giebt es aber verhältnifsmäfsig nur eine kleine Anzahl. Die meisten finden sich in der unter dem Namen des Horapollo auf uns gekommenen Schrift. Diese hat aber, aufser den wichtigen Einwürfen [1], welche man gegen ihre Glaubwürdigkeit erheben kann, für den gegenwärtigen Zweck noch die Unbequemlichkeit, dafs der Verfasser vorzüglich darauf ausgegangen zu sein scheint, solche Zeichen zu erklären, deren Bedeutung gesucht, weit hergeholt war, oder auf sonderbare, wahre oder angebliche Erscheinungen in der Thierwelt hinwies. Statt also das Leichte und Gewöhnliche anzutreffen, findet man meistentheils nur das Schwere und vermuthlich Seltnere, und hat, indem man ein brauchbares Lexicon sucht, gleichsam eine Erklärung von Glossen. Hierzu kommt noch, dafs, wie man aus mehreren Stellen sieht, das Wort Hieroglyphe im weiteren Sinn genommen ist, so dafs vieles darin blofs symbo-

von den Hieroglyphen und ihrer Bedeutung handelten. Die ganze Stelle von dem Hierogrammateus scheint aber noch einiger Verbesserung zu bedürfen. Denn nachdem offenbar immer von Büchern die Rede ist, und also die Bezeichnung ihres Inhalts entweder durch ein Adjectivum (τὰ ἱερογλυφικά) oder mit περί geschieht, tritt plötzlich ein Substantivum im Accusativ und ohne Präposition (γραμματέα) dazwischen, auf das wieder ein Genitiv (τῆς τοῦ Νείλου u. s. w.) bezogen wird. Auch hatte Clemens schwerlich γραμματέα τῆς διαγραφῆς geschrieben. Um diese Schwierigkeit zu heben, braucht man nur τῆς γραμματικῆς zu lesen, das dann von dem vorhergehenden περί regiert wird. Dafs die Eintheilung der Bücher des Hierogrammateus in zehn sowohl bei Zoëga, als bei Fabricius (T. I. p. 81. §. 5. n. A.), sehr viel Willkührliches hat, fällt in die Augen.

[1] Fabricii *bibliotheca* T. I. p. 98. nt. l. Zoëga (p. 459. nt. 102) urtheilt über die Glaubwürdigkeit dieses Schriftstellers mit der, ihm so vorzüglich eignen Billigkeit und Mäfsigung.

fisches Bild gewesen sein kann, ohne gerade in die eigentliche Schrift überzugehen. Der Begriff einer zu bezeichnenden Sprache hat dem Verfasser nirgends vorgeschwebt, und man sucht daher vergebens bei ihm Spuren ihres lexicalischen oder grammatischen Systems.

Fruchtbarer für diesen Zweck müfste die Entzifferung der Hieroglyphen selbst sein, und ich habe daher die hierin gemachten Versuche vor allen Dingen zu Rathe gezogen. Man kann freilich, was darin bis jetzt geleistet worden ist, nicht durchaus für schon entschieden wahr und gewifs ansehen; aber der Weg, auf dem Hr. Jomard, Young und Champollion der jüngere vorgehen, ist ein so gründlicher und vorsichtig gewählter, dafs man sich der Hoffnung nicht erwehren kann, dafs er nach und nach zum Ziel führen werde; sie versäumen auch nicht, selbst die verschiedenen Grade der Wahrscheinlichkeit ihrer Behauptungen zu bestimmen. Wenn auch daher Einzelnes ungewifs bleibt, läfst sich im Ganzen schon sehr viel aus ihren Arbeiten über die Einrichtung der Hieroglyphenschrift entnehmen. Diese neuen Entzifferungen bestätigen nun in einigen Fällen den Horapollo. Wenn Hrn. Champollion's Entdeckungen über die nicht phonetischen Hieroglyphen werden bekannt gemacht sein, dürften sich hiervon mehr Beispiele finden. In dem bis jetzt Bekannten finde ich nur die Zeichen: Sohn, Schrift, und die der Zahlen 1, 5 und 10 übereinstimmend. Das Zeichen des Sohnes[1], eine Fuchsente mit einem daneben stehenden Kreise (dessen jedoch Horapollo nicht neben dem Thiere erwähnt), erscheint so häufig zwischen Namen tragenden Schilden, dafs man schon daraus seine Bedeutung

[1] Horapollo l. 1. c. 53. Young *Hieroglyphical Vocabulary* (dies sind die Platten 74-77. zu den Supplementen der *Encyclopaedia Brit.* Vol. 4. Part. 1) nr. 129. *Egypt.* (dies ist ein Artikel in den eben erwähnten Supplementen) p. 31.

schliefsen konnte, ehe noch die Entzifferung einiger dieser Namen die Vermuthung bestätigte. Für Schrift giebt zwar Horapollo an einer Stelle einen Cynocephalus, nach Erzählungen von einigen zum Lesen abgerichteten Thieren dieser Art [1]), an, allein an einer andren die Werkzeuge des Schreibens, welche Hr. Young ebenso auf der Rosettischen Steinschrift erklärt [2]). Die Zahlzeichen hat Hr. Jomard nach ihren Bedeutungen überzeugend festgestellt, und scharfsinnig in Horapollo nachgewiesen [3]). Die übrigen der, überhaupt nur sehr wenigen Fälle, wo Horapollo und die neuesten Entzifferer derselben Begriffe erwähnen, geben durchaus verschiedene Zeichen, was nicht auffallen darf, da man auch sonst Vielfachheit der Zeichen für denselben Begriff antrifft [4]). Wenn Hrn. Young's Bezeichnung des Begriffs der Festigkeit durch einen Altar, als einen sicher gegründeten Stein [5]), richtig ist, so beweist die bei Horapollo durch einen

[1]) Horapollo l. 1. c. 14. Aelianus *De nat. anim.* l. 6. c. 10.

[2]) Horapollo l. 1. c. 38. Young *Hierogl. Vocab.* nr. 103. *Egypt.* p. 29.

[3]) *Descript. de l'Egypte. Ant. Mém.* T. 2. p. 61. 62. Horapollo l. 1. c. 11. 13. l. 2. c. 30.

[4]) Man vergleiche die Zeichen für Gott bei Horapollo l. 1. c. 6. 13. und Young *Egypt.* nr. 1. 2. 4.; für Isis bei Horapollo l. 1. c. 3. und Young nr. 14. Champollion *Lettre à Mr. Dacier* p. 18. pl. 2. nr. 52-55; für Liebe bei Horapollo l. 2. c. 26. und Young nr. 162. Champollion *l. c.*; für Monat bei Horapollo l. 1. c. 4. und Young nr. 179; für Priester bei Horapollo l. 1. c. 14. und Young nr. 142. 144; für Sieg bei Horapollo l. 1. c. 6. und Young nr. 117. für Stärke bei Horapollo l. 1. c. 18. und Young nr. 115; für Stern bei Clemens Alex. *Strom.* l. 5. c. 4. p. 657. und Young nr. 86; für Vater bei Horapollo l. 1. c. 10. und Young nr. 127.

[5]) Horapollo l. 2. c. 10. und Young nr. 113. Es ist sehr zu bedauern, dafs Hr. Young, dessen Erklärungen sehr sinnreich, und oft wahrhaft überzeugend sind, nicht gesucht hat, sie durch genauere Angaben der Monumente und mehr ausgeführte Beweise noch besser zu sichern. Hr. Jomard ist hierin musterhaft.

Wachtelknochen, weil dieser nicht leicht Schaden leide, das oben von diesem Erklärer Gesagte. Jahr und Monat unterscheidet Horapollo durch einen ganzen Palmbaum, und einen einzelnen Zweig, weil die Palme in jedem Monat einen Zweig verliere[1]; Hr. Young[2] sieht in dem Zweige, den er aber nicht gerade als Palmzweig bestimmt, das Zeichen des Jahres. Der Weg der Entzifferung, auf dem die Schrift nothwendig wie eine Sprache behandelt werden muſs, konnte nicht anders, als auch auf lexicalische Zeichenbildung und grammatische Verbindung führen. Auch theilt Hr. Young mehrere solcher Zeichen mit, und Hr. Champollion[3] glaubt bald im Besitz einer wahren Hieroglyphen-Grammatik zu sein.

Betrachtet man nun die Bezeichnung der Begriffe, soviel sich davon aus den eben beschriebenen Quellen entnehmen läſst, so lassen sich folgende allgemeine Bemerkungen machen.

1. Die Zeichen sind, fast ohne alle Ausnahme, nur bestimmte Arten, nicht allgemeine Gattungen von Dingen. In keiner Stelle des Horapollo, und, soviel ich bemerkt habe, eines andren alten Schriftstellers finden sich Thier, Vogel, Baum u. s. f. als Hieroglyphen angegeben, sondern immer Löwe, Habicht, Palmbaum u. s. f. Nur der Fisch kommt allgemein vor in der schon oben berührten Stelle bei Plutarch, und bei Horapollo[4]. Auch wäre es kaum möglich gewesen, die einzelnen Arten in den kleinen Abbildungen kenntlich zu machen. Doch geschieht des wiederkäuenden Scarus, als Bezeichnung eines Gefräſsigen, und des Krampfrochen, für einen Menschen, der viele aus dem Meere er-

[1] l. l. c. 3. 4.
[2] l. c. nr. 180.
[3] *Lettre a Mr. Dacier* p. 1. 2.
[4] l. l. c. 44.

rettet, besondre Erwähnung [1]). Aus dieser Sitte erklärt sich auch die von Hrn. Jomard in den kleinsten Hieroglyphen bemerkte Sorgfalt, jede Figur erkenntlich zu charakterisiren. Die allgemeinen Begriffe mußten allerdings auch ihre Zeichen haben; allein bei der Unmöglichkeit allgemeiner Bilder, und der Schwierigkeit, den Leser zu unterrichten, wo von der bestimmten Art abgesehen werden mußte, sollte man glauben, daſs dies nur figürlich geschehen sei.

Es ist daher eine auffallende Erscheinung, daſs, nach Hrn. Champollion, fünf, und nach der von ihm gegebenen Kupfertafel sogar sieben Vogelarten den Vocal *a* bedeuten. Wenn dem wirklich so ist, so darf man es wohl nicht von dem Wort Geflügel, gaAm, ableiten, wie er es versucht [2]), sondern man muſs annehmen, daſs alle, durch diese Vogelgattungen angedeuteten, eigentlich oder figürlich gebrauchten Wörter mit einem *a*, oder dem Hauchbuchstaben anfingen.

2. Die wirklichen Gegenstände scheinen nicht häufig durch sich selbst, kyriologisch, sondern mehr durch andre, figürlich, angedeutet worden zu sein.

In Horapollo sind die Beispiele wahrhaft kyriologischer Bezeichnung sehr selten: ein Tuchwalker, angedeutet durch zwei in Wasser stehende Füſse, die Nacht durch einen Stern, der Geschmack durch Mund und Zunge, das Gehör durch ein Ohr, jedoch eines Stiers [3]). Nach der Analogie der beiden letzten Bezeichnungen, sollte man nun für das Gesicht ein Auge erwarten. Er giebt aber, statt dessen, einen Geier an. Das Auge ist, mit der Zunge, bei ihm Zeichen der Sprache [4]). Clemens von Alexandrien aber re-

[1]) l. 2. c. 109. 104.

[2]) *Lettre a Mr. Dacier* p. 11. 38. pl. 4. Der Hauchbuchstabe im Anfange würde sonst dieser Ableitung nicht im Wege stehen, da er bisweilen ausgelassen wird.

[3]) l. 1. c. 65. l. 2. c. 1. l. 1. c. 31.

[4]) l. l. c. 11. 27.

det von Augen und Ohren aus edlen Metallen, die als Symbole des göttlichen Allsehens und Hörens den Tempeln geweiht wurden[1]).

Es lag indefs in der Natur der Sache, dafs selbst ein wahres Hieroglyphen-Wörterbuch kyriologischer Zeichen, da sie von selbst verständlich waren, kaum zu erwähnen brauchte. Mehr beweist es dagegen, wenn man körperliche Gegenstände durch ganz andre, kaum entfernt an sie erinnernde, den Mund durch eine Schlange, den Schlund durch einen Finger, die Milz durch einen Hund, einen essenden Menschen durch ein Krokodil mit geöffnetem Mund, einen Stundenbeobachter durch Einen, der die Stunden ifst, Wespen und Mücken durch Dinge, denen man ihre Entstehung zuschrieb, das Herz durch einen Ibis bezeichnet findet[2]). Dagegen wurde das Bild des Herzens gebraucht, um, verbunden mit einem Rauchfafs, Eifersucht, und, wegen des heifsen, fruchtbaren Bodens des Landes Aegypten, an die Kehle eines Menschen gefügt, den Mund eines guten, wahrheitsliebenden Mannes anzuzeigen[3]). Bei Hrn. Young kommen zwar mehrere Thierbilder als Zeichen derselben Gattungen vor; er gesteht aber die Ungewifsheit ihrer kyriologischen Deutung zu[4]), und bestätigt auch, wie schon früher Zoëga, die Seltenheit dieser Gattung der Zeichen[5]). Es versteht sich aber von selbst, dafs hierdurch nicht das Dasein kyriologischer Hieroglyphen auf den noch vorhandenen Monumenten geläugnet werden soll. Ein Beispiel einer solchen

[1]) *Strom.* l. 5. c. 7. p. 671.

[2]) Horapollo l. 1. c. 45. l. 2. c. 6. l. 1. c. 39. l. 2. c. 80. l. 1. c. 42. l. 2. c. 44. 47. l. 1. c. 36.

[3]) *l. c.* l. 1. c. 22. l. 2. c. 4.

[4]) *Egypt.* nr. 72-79.

[5]) *l. c.* nr. 161. Zoëga p. 441. Auch in der *Descript. de l'Egypte. Ant.* Text T. 1. Chap. 9. p. 163 wird die Anzahl der Zeichen, „*dont la configuration représente bien les objets*", klein genannt.

ist die steinerne Tafel auf dem Rosettastein [4]). Zum Theil konnte diese Erscheinung zwar von der Neigung der Sprache zu Bildern, oder einem im Gebrauch der Hieroglyphen zur Sitte gewordenen bilderreichen Styl herkommen; sie ist aber noch aus zwei andren Gründen von der größten Wichtigkeit. Denn einmal zeigt sie, worauf schon im Vorigen hingedeutet ist, daſs das Aegyptische Hieroglyphensystem sich durchaus von der Malerei unterschied, die man bei beginnenden Nationen antrifft, und die dem Auge unmittelbar erkennbare Gegenstände darlegt. Dies geht, wie Zoëga in einer sehr merkwürdigen Stelle richtig bemerkt, aus den Zeugnissen des ganzen Alterthums über dasselbe hervor [5]), und beruht nicht etwa blofs auf einzelnen Beispielen von Zeichen, wie die oben berührten. Zugleich aber führt die Seltenheit der einfachen Bilder auf eine noch ganz andre Ansicht der Hieroglyphenschrift, auf welche ich erst in der Folge, nach dem über die Schrift selbst zu Sagenden, aus-

---

[4]) Zeile 14. Hr. Champollion (*Rev. encyclop.* T. 13. 1822. p. 517.) erklärt dies für die einzige Form dessen, was man, wenn von Aegyptischen Denkmälern die Rede ist, *οβελὸς* nennt. Den Obelisken spricht er diese Benennung gänzlich ab. Zoëga (p. 33. 129. 151. 371) nimmt den Begriff weiter, und dehnt ihn auch auf Obelisken, jedoch nur auf kleinere, aus. Hr. Letronne stimmt hiermit (*Recherches* p. 333) so sehr überein, daſs er, gegen Hrn. Champollion's Meinung, glaubt, daſs der, nicht große Obelisk von Philae wohl die in der Sockel-Inschrift erwähnte *στήλη* sein könne. Es fehlt aber doch wohl bis jetzt eine Stelle eines alten Schriftstellers, in welcher *στήλη* von einem Obelisken gebraucht wäre, und in der man das Wort nicht blofs von einer Denktafel, oder Säule verstehen könnte. Vergleicht man viele Stellen mit einander, so scheint sich mir wenigstens ein viel bestimmterer Unterschied zwischen *ὀβελὸς*, *ὀβελίσκος* und *στήλη* zu finden, als Zoëga zugeben will.

[5]) *Quis enim veterum unquam dixit hieroglyphicum scripturae notis tantum constare, quae res, quales sunt, imitarentur omnibusque essent notissimae? Quis veterum qui hanc rem attigere, non ea dixit quae illi sententiae e regione sunt opposita?* p. 428.

führlicher kommen werde. Sie beweist nämlich, dafs diese Schrift nicht blofs durch ihre Bedeutung, den in der Rede in sie gelegten Sinn, sondern auch das einzelne Zeichen für sich, als Hieroglyphe, belehren sollte, theils wie es auch die Sprache hier und da durch sinnvolle Wortbildung thut, theils auf eine noch andre, tiefere und mystische Weise. Von diesen beiden Seiten her zeigt sich ihre wahrhaft ideale Richtung, der man genau folgen mufs, wenn man die Eigenthümlichkeit des Aegyptischen Geistes, und den Zustand seiner Bildung erkennen, und diesem wunderbaren Volke nicht sichtbar Unrecht zufügen will. Für jetzt wünsche ich nur so viel festzuhalten, dafs man irren würde, wenn man die Hieroglyphenschrift blofs und ausschliefslich wie eine Schrift, wie eine Bezeichnung der Rede ansehen wollte.

3. Es kommen bei Horapollo Zeichen vor, von denen man nicht begreift, auf welche Weise sie sich überhaupt, oder wenigstens erkennbar für das Auge, darstellen liefsen.

Ein Stier- und ein Kuhhorn, für Werk und Strafe, mochten sich noch allenfalls unterscheiden lassen; wie aber stellt man einen blinden Käfer, für einen am Sonnenstich Gestorbenen, dar? wie eine wachende Schlange, für einen schützenden König? einen gesunden Stier, für die Verbindung von Enthaltsamkeit mit Stärke? wie die Stunden, die in der oben angeführten Hieroglyphe der Stundenbeobachter afs? das Ende, für Aegyptische Schrift, Reden, für das am längsten Vergangene[1])? Es läfst sich allerdings denken, dafs man in den ersten Fällen den Zustand des Thiers durch Stellung, oder Zeichen nach einmal hergebrachter Sitte, bestimmte, in den andren das nicht an sich Darzustellende wieder durch Hieroglyphe andeutete, so dafs z. B. eine Zunge[2]) über einer Hand, das Zeichen der Rede, nun auch,

[1]) Horapollo l. 2. c. 17. 18. 41. l. 1. c. 60. 46. 42. 38. l. 2. c. 27.
[2]) l. c. l. 1. c. 27.

als Bild zweiter Stufe, das Vergangene bezeichnete; und wenn Horapollo's Angaben richtig sind, und er sich nicht vielleicht in diesen Stellen verleiten liefs, abgehend von den Schriftzeichen, mehr Symbole für den Geist, als das Auge, zu beschreiben, so mufste es sich wohl auf diese oder ähnliche Art damit verhalten.

Wirklich führt Horapollo ein Beispiel einer solchen zwiefachen Figürlichkeit an. Denn ein Palmbaum ist, nach ihm, Symbol der Sonne, und deutet dann Wasserfluth an, weil das Sonnenlicht alles durchdringt und überfluthet [1]).

Welche Methode man aber auch gewählt haben mag, so beweist diese Gattung der Zeichen immer, wie weit die Hieroglyphen sich von Abbildungen der Dinge entfernten, und wie künstlich ihre Entzifferung durch die Unterscheidung solcher nicht eigentlich darzustellender Zustände, und eine solche Steigerung der Figürlichkeit werden mufste.

4. Ein Zeichen hat mehrere Bedeutungen, und Ein Begriff mehrere Zeichen.

In dem ersteren Fall waren vorzüglich gewisse sehr heilig gehaltene Zeichen, wie der Käfer, der Falk, der Geier, das Krokodil, in dem letzteren gewisse allgemeine Begriffe, die man von sehr verschiedenen Seiten ansehen konnte, wie Gott, Welt, Sonne, Zeit. Eine Eigenschaft eines Thiers, wie die Schnelligkeit des Falken [2]), wurde auf mehrere Gegenstände, auf welche dieser Begriff pafst, den Wind, die Gottheit, Höhe und Tiefe, welche dieser Vogel, gerade auf- und abwärts schiefsend, auf dem kürzesten Wege erreicht, Hervorragung, Sieg angewandt. Ebenso war es mit dem Käfer, dem Symbol der männlichen Kraft, und dem Geier, dem der weiblichen Empfänglichkeit [3]). In anderen

[1]) *l. c.* l. 1. c. 34.

[2]) Diodorus Sic. l. 3. c. 4. Horapollo l. 1. c. 6. l. 2. c. 15.

[3]) Horapollo l. 1. c. 10-12. Zoëga p. 446-453. vorzüglich nt. 43. 47

Fällen wurden aber auch verschiedene Eigenschaften desselben Thiers auf verschiedene Begriffe übergetragen, wie die Raubsucht, die Wuth und die Fruchtbarkeit des Krokodils auf die gleichen menschlichen Eigenschaften [1]). Das Verständnifs mufste dadurch allerdings erschwert werden, indefs kaum mehr, als es auch in der Sprache durch vieldeutige Wörter geschieht; und zur Vergleichung der Schrift mit der Sprache kann hier daran erinnert werden, dafs diese Vieldeutigkeit sich vorzüglich in sehr alten Sprachen findet. [2])

Die Verschiedenheit der Zeichen für denselben Begriff war vermuthlich, wie die der Wörter in den Sprachen, mit kleinen Veränderungen des Begriffs nach der Natur des Zeichens, und der Art seines Gebrauchs verknüpft. Die Zeit unter dem Bilde der Sonne und des Mondes, eines Sternes, oder einer ihren Schwanz unter ihrem Leibe verbergenden Schlange, oder, in Bezug auf eine heilige Erzählung, unter dem eines Krokodils [3]) erregte nothwendig andre Nebenbegriffe, wenn diese auch für den Sinn der jedesmaligen Rede vielleicht gleichgültig sein mochten. Die Welt wurde bald in dem Bilde einer in ihren Schwanz beifsenden Schlange gleichsam hingemalt, in den Schuppen der gestirnte Himmel, in der Schwere des Thieres die Erde, in der Glätte das Wasser, in dem jährlichen Abwerfen der Haut die, auch jährliche, Verjüngung in Keimen und Blüthen, in der in sich zurückgewundenen Gestalt die Idee, dafs, wie auch Alles in ewigem Wechsel wachse und abnehme, die Welt doch diesen ganzen, ewig in sich zurück-

[1]) Horapollo l. 1. c. 67. Man vergl. auch l. 1. c. 35. 68-70. l. 2. c. 80. 81.

[2]) Auch der Koptischen ist diese Vieldeutigkeit nicht fremd. Vgl. Lacroze Lex. v. ογω. In welchem Grade sie aber dieselbe ehemals besessen habe, liefse sich nur dann beurtheilen, wenn sich mehr und ältere Schriften in ihr erhalten hätten.

[3]) Horapollo l. 1. c. 1. l. 2. c. 1. Clemens Alex. l. 5. c. 7. p. 670.

kehrenden Kreislauf umschliefst; bald aber erinnert das Bild des Käfers an die zeugenden, bald, mit dem Bilde des Geiers vereint, an die zeugenden und empfangenden Kräfte der Welt [1]). Die Sonne theilt, aus leicht begreiflichen Gründen, das Zeichen des Käfers und Falken [2]), sie erscheint aber auch als ein Mann in einem, auf einem Krokodil ruhenden Boot, um ihren Lauf durch die leicht trembare, wasserähnliche, und, gleich dem durch das Krokodil vorgestellten Nilwasser, heilsame Luft anzudeuten [3]); ferner als Dattelpalme [4]), wegen des verwandten Begriffs des Jahres, dem dieses Zeichen angehört [5]); endlich, ohne alle figürliche Deutung, blofs als angedeutetes Bild (*kyrioloyumenon*), in einem einfachen Kreise [6]). Für die Gottheit geben die neueren Entzifferer andre Zeichen, als die alten Schriftsteller, nämlich eine Art Streitaxt, und menschliche stehende und sitzende Figuren [7]). Bei den Alten kommen der Falk, ein Stern und ein Auge auf einem Stab vor [8]). Die Zeichen sollen aber

---

[1]) Horapollo l. 1. c. 2. 10. 12.

[2]) *l. c.* l. 1. c. 6. 10.

[3]) Eusebius bei Zoëga p. 142. nt. 17. — Clemens von Alexandrien (l. 5. c. 4. p. 657) erwähnt auch dieser Hieroglyphe, giebt aber für die Verflechtung des Krokodils in dieselbe den weniger wahrscheinlichen Grund, dafs die Sonne die Zeit, deren Sinnbild das Thier ist, erzeuge. Auch in der *Description de l'Egypte* wird die Bemerkung gemacht, dafs die, einem Zickzack ähnliche Hieroglyphe nur für das heilsame Nilwasser, nicht für das, den Aegyptiern verhafste Meerwasser, gebraucht wurde. *Descript. de l'Egypte. Ant. Planches* T. 2. pl. 10.* 90. Text. *Descriptions* T. 1. Chap. 9. p. 57. Bei Aelian (l. 10. c. 24) ist das Krokodil das Zeichen des Wassers. Doch scheint auch da nur das heilsame des Flusses gemeint.

[4]) Horapollo l. 1. c. 34.

[5]) *l. c.* l. 1. c. 3.

[6]) Clemens Alex. *l. c.*

[7]) Young nr. 1-4. Champollion im *Panthéon Egyptien.* Livr. 1. Erkl. der 4. Kupfert.
Horapollo l. 1. c. 6. 13. Cyrillus bei Zoëga p. 153. nt. 48.

verschiedene Eigenschaften darstellen, der Stern die Lenkung der Weltkörper bei Horapollo [1]), die stehende Gestalt, ohne Hände, das Richteramt bei Hrn. Young [2]).

Wie aber war es in diesen Fällen mit dem Laut? Dafs Ein Wort mehrere Zeichen hatte, konnte das Lesen und Verstehen nicht zweifelhaft machen. Gab es aber für dieselbe vieldeutige Hieroglyphe auch nur Ein oder mehrere Wörter?

Es scheint mir unläugbar, dafs man nur das Letztere annehmen kann, wenn man nicht die Sprache als nach den Hieroglyphen geformt ansehen, und den ganzen natürlichen Lauf der Sprach- und Schrifterfindung umkehren will. Die Hieroglyphenschrift mufste zwar, da sie wirklich eine eigene gedachte und geschriebene Sprache war, auf die geredete einen mächtigen Einfluss ausüben, und sehr leicht konnten Wörter, indem sie, dem Schall nach, dieselben blieben, nach Maafsgabe des Zeichens, anders bestimmte Bedeutungen empfangen. Dies konnte aber nur feinere Nüancen der Begriffe treffen. Im Ganzen mufste die vor den Hieroglyphen dagewesene Sprache, welche auch nachher noch das Band zwischen den gebildeten Ständen und dem Volk war, dieselbe bleiben. Noch abentheuerlicher wäre es wohl, anzunehmen, dafs die eigentliche Bedeutung der Hieroglyphen wäre in Worten abgelesen, und das Zeichen, nicht sein Begriff, wäre in Laut übergetragen worden. Solche tönenden Hieroglyphen hätte wenigstens nur der Eingeweihte verstanden; und doch las man bei öffentlichen Versammlungen

[1]) Horapollo l. 1. c. 13. Es ist schwer zu glauben, dafs τὴν τύχην in dieser Stelle die richtige Lesart sei.

[2]) Wenn der Mangel der Hände das Richteramt beweist, wie kommt es dann, dafs das Zeichen der Göttin bei ihm auch ohne Hände erscheint, als wäre mit deren Begriff der des Richtens, ohne Ausnahme, verbunden?

auch dem Volke vor. Aber auch für den Eingeweihten wäre daraus Verwirrung entstanden; und da man einmal nur vermittelst der Sprache denken kann, so hätten doch diese in Laute ungelesenen Zeichen wieder in wahre Sprache verwandelt werden müssen. Nach eignen und ganz verschiednen Gesetzen geformt, können sie sich nicht unmittelbar, sondern nur durch die, unabhängig von ihnen vorhandene Sprache auf den Begriff beziehen. Der blofse ihnen gegebene Laut verändert darum nicht ihre Natur. Im Chinesischen giebt es allerdings auch mehrdeutige Charaktere, aber sie erlauben keine Anwendung auf die Hieroglyphen. Denn bei ihnen entsteht die Verschiedenheit der Bedeutungen aus dem Wort, und geht mit ihm auf die Figur über, welche an sich, die lose Verbindung mit dem Schlüssel ausgenommen, leer an Bedeutung und Inhalt ist. Hier aber wird die Hieroglyphe, nach ihr beiwohnenden Eigenschaften, auf mehrere Begriffe, und mithin auch auf mehrere Wörter übergetragen. Hatte Ein Wort mehrere Bedeutungen, so konnte und mufste es wohl auch mehrere Zeichen haben. Die mehrdeutigen Hieroglyphen beweisen daher unläugbar, dafs nicht jedem Zeichen blofs Ein Wort entsprach, sondern dafs der Leser bisweilen zwischen mehreren, dem Sinn nach, zu wählen hatte.

5. Der in Einer einfachen oder zusammengesetzten Hieroglyphe ausgedrückte Begriff ist häufig durch Nebenbegriffe so ins Einzelne hinein bestimmt, dafs nothwendig die Frage entsteht, ob dem Zeichen in der Sprache gleichfalls Ein Wort entsprochen habe?

Schon bei den Alten ist angemerkt, dafs die Hieroglyphen nicht blofs Wörter, sondern auch ganze Redensarten andeuteten. Bei Horapollo kommen viele solcher, mit Bestimmungen des Begriffs überladener Zeichen vor; die meisten seines zweiten Buches gehören zu dieser Classe. Man

kann sich nicht der Bemerkung erwehren, dafs man bei dem Lesen des Horapollo hierin eine ähnliche Empfindung, als bei den Wörterbüchern der Sprachen noch sehr ungebildeter Nationen, hat. Auch in diesen findet man die Begriffe so durch Besonderheiten bestimmt, dafs man oft grofse Mühe hat, zu dem reinen und einfachen zu gelangen. Horapollo hat über zwanzig Artikel von Menschen in allerlei Zuständen, Zeichen für eine Wittwe, ein schwangeres, ein säugendes, ein einmal Mutter gewesenes Weib u. s. f.; allein ein einfaches Zeichen für Mensch und Weib überhaupt sucht man vergebens bei ihm. Wie die Alt-Aegyptische Sprache hierin beschaffen gewesen sein mag, läfst sich in der Koptischen nicht erkennen, da wir in derselben blofs nicht mehr in ihrem ursprünglichen Geist verfafste Schriften haben, und dadurch, und durch die Vermischung mit Griechischen Wörtern alles verdunkelt wird, was den Charakter der Sprache im Ganzen sehen liefse.

Einige der oben erwähnten Zeichen lassen sich nun zwar sehr gut in Einem, danach modificirten Worte ausgedrückt denken, und können in einer reichgebildeten Sprache gelegen haben. So die Verbindung der Stärke mit der Enthaltsamkeit durch einen Stier mit gefesseltem rechten Knie; eines schwachen und doch muthwillig unternehmenden Menschen durch eine Fledermaus; eines schnell, aber unbedachtsam Handelnden durch einen Hirsch und eine Viper u. s. f. [1])

Wenn man sich aber Vorstellungen, wie die Eines, der sich selbst nach einem Orakelspruch heilt (in der Hieroglyphe eine wilde Taube, die einen Lorbeerzweig im Schnabel hält), oder eines Menschen, der, von Natur ohne gallichte Gemüthsart, durch einen andren dazu gebracht wird (in der

[1]) Horapollo l. 1. c. 46. l. 2. c. 78. 32. 87.

Hieroglyphe eine zahme Taube, welche das Hintertheil in die Höhe hält), eines Clienten, der bei seinem Patron Schutz sucht, und nicht erhält (in der Hieroglyphe ein Sperling und eine Eule), Eines, der sein Vermögen einem verhaßten Sohne hinterläßt (in der Hieroglyphe ein Affe mit dessen hinter ihm hergehenden Jungen), Eines, der aus Armuth seine Kinder aussetzt (in der Hieroglyphe ein Falke, der eben legen will), oder Eines, der viele aus dem Meere errettet (in der Hieroglyphe ein Krampfroche [1]), denen man noch viele andre hinzufügen könnte, in Rede ausgedrückt denkt, so erscheint es nicht natürlich, jede derselben in Ein Wort zusammenzufassen. Sie gleichen vielmehr Bildern, welche nur den Gedanken gaben, den jeder im Entziffern frei in Worten umschrieb.

Dennoch möchte ich hierauf kein entscheidendes Gewicht für die Beantwortung der wichtigen Frage legen, ob jeder Hieroglyphe ein bestimmtes Wort entsprach, und diese Schrift mithin gelesen, oder nur entziffernd erklärt werden konnte? Denn es läßt sich nicht allgemein beurtheilen, wie weit die Zusammensetzungsfähigkeit der Sprachen reicht; und manche im Alt-Indischen ganz übliche Zusammensetzungen dürften dem dieser Sprache Unkundigen leicht unmöglich erscheinen. Es konnten auch ganze Phrasen ein für allemal für solche Bilder gestempelt sein. Endlich aber ist, bei dem unverkennbaren Jagen des unter dem Namen Horapollo's gehenden Schriftstellers nach sinnreichen Einfällen und wunderbaren Thiergeschichten, schwer zu unterscheiden, ob er nicht Hieroglyphe und Schriftzeichen (zwei wesentlich verschiedne Begriffe) in diesen Artikeln mit einander verwechselte, oder auch die Begriffe nach dem Bilde mehr, als der gewöhnliche Schriftgebrauch es that, individualisirte.

[1] l. c. I. 7. c. 16. 48. 51. 66. 99. 104.

Was aber diese Vorstellungen mit Gewifsheit beweisen, und was auch auf die andren, einfacheren Schriftzeichen, wenn es auch bei ihnen nicht immer gleich in die Augen fallend ist, trifft, ist der Gang, welchen der Geist bei der Bezeichnung durch Bilder nahm. Jedem, der irgend mit Sprachen vertraut ist, und auf die Art Acht gegeben hat, wie dieselben den Theil der Begriffe bestimmen, welchen Ein Wort umfassen soll, oder wie sie den, gleichsam in unendlicher Ausdehnung hinlaufenden Gedanken durch die Wortbildung in einzelne Stücke prägen, mufs es auffallend sein, dafs viele Hieroglyphenzeichen hierin eine ganz andre Eintheilung machen, als die Sprachen in den Wörtern. Am meisten leuchtet dies freilich bei denjenigen Zeichen ein, von denen wir hier reden, allein diese Verschiedenheit der Gedankeneinschnitte ist doch auch bei andren, einfacheren sichtbar. Dies bestätigt nun, was, wie ich in der Folge zeigen werde, auch das ganze Wesen der Hieroglyphen andeutet, dafs man nicht Zeichen für Wörter, nicht einmal für Begriffe, noch weniger malerische Darstellung für etwas Vergangenes suchte, mithin nicht von dem zu Bezeichnenden, sondern vielmehr in der, nach Symbolen suchenden Geistesstimmung von dem Bilde aus zu dem Gedanken, und endlich dem Worte überging. Mochte dies auch nicht immer geschehen, so machte es offenbar einen wesentlichen, und den charakteristischen Theil des Hieroglyphensystems aus, womit auch die oben berührte Seltenheit kyriologischer Zeichen zusammentrifft. Dem symbolisirenden Geiste war die ganze Natur Eine grofse Hieroglyphe, jeder Gegenstand forderte ihn auf, einem in demselben angedeuteten Begriff nachzuforschen. Das Erste in seiner Vorstellung war daher das Bild; und wenn er, was er in ihm zu entdecken glaubte, in Einem Begriff zusammenfafste, so mufste dieser sehr natürlich anders ausfallen, als, wenn er in nicht symbolisiren-

dem Denken an der Hand der Sprache zu ihm gelangt wäre. Bei einigen Zeichen springt diese Erscheinung ordentlich unwillkührlich ins Auge. Der Elephant soll einen Menschen andeuten, der, zugleich stark, überall das ihm Zuträgliche wittert. Die Verbindung der Klugheit mit der Stärke war schon an sich durch die Natur des Elephanten gerechtfertigt; allein auf die besondre Bestimmung der Art der Klugheit, als einer ausspürenden, von fern ahndenden, und auf die Metapher des Riechens, auch im Begriff, konnte man, wie auch Horapollo thut, nur von dem Anblick des Rüssels aus gerathen, der zugleich Waffe und Geruchswerkzeug ist. Gegen diese Hieroglyphe läfst sich einwenden, dafs sie, da das Aegyptische Alterthum sonst von Elephanten schweigt, zu den Einschiebseln des ausländischen Schriftstellers gehören könnte [1]). Allein der Ibis bietet ein andres, und zu

[1]) I. 2. c. 84. Andre Beispiele, wo der Elephant bei Horapollo, als Hieroglyphe, erwähnt wird, sind I. 2. c. 85. 86. 88. Man darf hier nicht vergessen, dafs seit den Zeiten der Ptolemäer die Elephanten den Aegyptiern nicht mehr fremd waren, wobei man nur an den zu erinnern braucht, welcher nach Plinius (VIII. 5) und Aelian (I. 38) Nebenbuhler des Aristophanes von Byzanz bei der Kränzeflechterin in Alexandria war. Die Hieroglyphen erfuhren aber auch in späteren Zeiten Vermehrungen und Veränderungen, so dafs Zoëga (p. 455. 474. 475) auf dem Pamphilischen Obelisk 194, auf dem Barberinischen 241 Zeichen fand, die auf den für älter erkannten nicht vorkommen. Ammianus Marcellinus (I. 17. c. 4) bezeugt ausdrücklich, und der Anblick lehrt, dafs auch Thiere anderer Weltgegenden hieroglyphisch gebraucht wurden. Bisher kannte man zwar keinen Elephanten auf Aegyptischen Bildwerken. Allein ganz neuerlich lernen wir aus der Reise des Hrn. Grafen Minutoli, dafs in dem Isistempel auf der Insel Philae wirklich einer angetroffen wird. Auch ein Kamel findet sich dort zum erstenmal. Horapollo erwähnt eines Kamels als Hieroglyphe. I. 2. c. 100. Die Bildwerke im Isistempel auf Philae scheinen aber aus der Zeit der Ptolemäer herzurühren. Letronne *Recherches pour servir a l'hist. de l'Egypte* p. XXXIV. 139. 140. Man vergleiche über die Elephanten in Aegypten A. W. v. Schlegel's Abhandlung über

sinnreiches Beispiel dar, als dafs man es nicht sogar in das hohe Alterthum hinaufsetzen sollte.

Die weifsen und schwarzen Federn dieses Vogels wurden zugleich auf den Mond, wegen seiner Licht- und Schattenseite, und auf den Hermes, und die Sprache bezogen, welche, erst im Gedanken verborgen, durch die Zunge hervortritt [1]). So bildete man also durch dies Zeichen den Begriff des halb Offenbaren und halb Ungesehenen, worauf man, ohne das Symbol, wohl schwerlich gekommen wäre. Auf diesem Wege begreift man auch noch mehr, wie dasselbe Zeichen mehreren Begriffen diente. Die Hieroglyphen waren nicht blofs Zeichen, sondern wirkliche Wörter für das Auge. Wie nun die Sprache ein Wort auf einen verwandten Begriff hinüberzieht, so wurde die Hieroglyphe, wegen einer neu beobachteten Eigenschaft, einem andren Begriffe gewidmet. Dies traf selbst die berühmtesten und am allgemeinsten aufgefafsten Hieroglyphen, welche dadurch Bedeutungen erhielten, die ihrem Grundbegriff durchaus fremd waren. So bezeichnete der Geier, das Grundsymbol der empfangenden und mütterlichen Kräfte der Natur, zugleich wegen seines scharfen Gesichts das Sehen, wegen der ihm beigemessenen Vorhersehungskraft, mit der er bei zwei schlagfertig stehenden Heeren sich das Feld seines Raubes unter den zu Besiegenden ausersah, die Begränzung [2]). Immer stand also in erster Linie das Bild, der Begriff nur in zweiter. Dieser, nach dem Zeichen gebildet, erhielt dann

den Elephanten (Indische Bibl. B. I. S. 130. 186), die unter einem sehr anspruchslosen Titel, und in dem Gewande einer blofs unterhaltenden Erzählung höchst wichtige Untersuchungen und Aufschlüsse enthält.

[1]) Clemens Alex. l. 5. c. 7. p. 671. Aelianus *De nat. anim.* l. 10. c. 29. Der Ibis hatte aber auch andre Beziehungen zum Monde. Aelianus *l.* c. l. 2. c. 35. 38.

[2]) Horapollo l. 1. c. 11.

freilich auch eine Bezeichnung in Wörtern, vielleicht auch in Einem, indem man entweder das Wort der Sprache wählte, das ihm am nächsten kam, oder ein zusammengesetztes bildete. Es ist daher sehr zu vermuthen, dafs die Zeichen oft prägnanter, als die Wörter, waren; und ihre Aenderung und Vervielfachung mochte auch die Sprache mit neuen Zusammensetzungen bereichern. Denn in diesem Theile erfahren die Sprachen am leichtesten Umänderungen auch noch in späterer Zeit; und wenn auch richtiger, oder zu edler Geschmack, wie wir es an der Lateinischen und Französischen Sprache sehen, die Zahl der Composita vermindert, so lehrt das Beispiel der Deutschen, dafs die Nachbildung fremder Sprachen, die, bei der Verschiedenheit des Gedankeneinschneidens in jeder, mit dem Fall der Aegyptier Aehnlichkeit hat, dieselben vermehrt.

6. Die Gesetze aufsuchen zu wollen, nach welchen die Begriffe hieroglyphisch bezeichnet werden, würde ein vergebliches Bemühen sein. Es kann nicht einmal weiter führen, so, wie Zoëga gethan hat, die verschiedenen figürlichen Ausdrücke unter Classen zu bringen, und mit Beispielen zu belegen *). Bemerkenswerth ist es nur im Ganzen, dafs, wo wir den Zusammenhang des Begriffs mit dem Zeichen bei den Alten angegeben finden, derselbe in den meisten Fällen, mit Uebergehung des sich leicht darbietenden, ein unerwarteter und gesuchter ist. Gewifs mufs man zwar hierbei sehr viel auf die Berichterstatter schieben, deren Zeugnifs wohl gerade in diesem Stück, und weit mehr, als in den Angaben der Zeichen selbst, gerechten Verdacht erregt. Namentlich sind in Horapollo ein grofser Theil der angegebenen Bezeichnungsgründe so kindisch, spielend, und selbst lächerlich, dafs man sich des Argwohns nicht erwehren

kann, dafs entweder die wahren nicht mehr bekannt waren, oder dafs spätere Deutelei ihnen absichtlich falsche unterschob. Nicht unmöglich wäre es auch, dafs die Priestercaste selbst exoterische und esoterische gehabt hätte. Zum Theil aber mag uns auch manches hierin mehr auffallen, als es sollte. So gehen die häufigsten Fälle sonderbarer Zeichenerklärungen auf Eigenschaften der Thiere hinaus, die wir an ihnen nicht zu bemerken gewohnt, oder die auch augenscheinlich fabelhaft sind.

Die Alten stellten aber, wie ihre Schriften beweisen, über die kleinsten Eigenthümlichkeiten des thierischen Lebens viel mehr ins Einzelne gehende Beobachtungen an, und legten einen viel gröfseren Werth darauf, als wir zu thun pflegen. Die Aegyptier mochten aus Gründen, die in ihrem Gottesdienst lagen, noch mehr in diesem Fall sein. Dafs alsdann auch eine Menge falscher Beobachtungen, und wirklicher Erdichtungen mit unterlief, war natürlich; und so mögen wir oft die Berichtsteller beschuldigen, wo sie getreulich das selbst Gehörte niederschrieben. Wie viel man aber auch auf ihre Rechnung, oder die ihrer, vielleicht schon nicht mehr hinlänglich unterrichteten Gewährsmänner setzen mag, so brachte es die Natur der Hieroglyphen, welche doch wesentlich auf dem Forschen nach Aehnlichkeiten zwischen Körperlichem und Unkörperlichem beruhn mufste, mit sich, dafs die subjective Nationalansicht einen sehr grofsen Einfluſs darauf ausübte. In der Nation selbst mufste dies ihr Verständnifs erleichtern; allein unmöglich hätte die Hieroglyphenschrift so leicht auf eine fremde Nation übergehen können, als dies bei der Chinesischen Figurenschrift möglich ist; und da das Symbolisiren der Hieroglyphensprache nothwendig den ganzen Geist der Nation

Verwandte, oder zu einander in gewisser Beziehung stehende Begriffe sollten, wie es scheint, durch gleiche, nur auch verschieden dargestellte Hieroglyphen bezeichnet sein, wie es im Chinesischen, dort aber, weil die Chinesische Schrift hierzu andre, besser zum Zweck führende Mittel besitzt, mit Recht nur selten, doch z. B. bei den Begriffen von rechts und links, geschieht [1]). Ich finde indefs bei Horapollo nur sehr wenige Zeichen dieser Art. Das Jahr wurde durch einen Palmbaum, der Monat durch einen einzelnen Zweig desselben, eine Mutter, je nachdem sie zuerst Töchter oder Söhne geboren hatte, durch einen Stier, der sich links oder rechts umwandte, auf ganz ähnliche Weise durch eine sich rechts oder links umdrehende Hyäne ein seinen Feind besiegender, oder von ihm besiegter Mensch, ein als Beherrscher der ganzen Welt betrachteter König durch eine ganze, ein König, der nur einen Theil beherrschte, durch eine halbe Schlange bezeichnet [2]).

Bei weitem das merkwürdigste Beispiel bietet aber die Bezeichnung derjenigen Gottheiten bei den Aegyptiern dar, welche die weibliche und männliche Natur zugleich in sich vereinten. Denn indem sie dieselbe durch einen Käfer und Geier darstellten, setzten sie bei Hephästos, dem Mannweibe, jenen, bei Athene, dem Weibmanne, diesen voran [3]).

Nach der Bezeichnung der Grundbegriffe wäre das Wichtigste, zu erforschen, inwiefern die Hieroglyphen die Anwendung eines lexicalischen Systems erlaubten, wie es in den Sprachen durch Ableitung und Zusammensetzung angetroffen wird.

[1]) Rémusat's Grammatik p. 2. §. 3.

[2]) Horapollo l. 1. c. 3. 4. l. 2. c. 43. 71. l. 1. c. 64. 63.

[3]) Horapollo l. 1. c. 12. Die Griechischen Namen können Verdacht gegen diese Stelle erregen, allein die Vorstellung war darum nicht weniger Aegyptisch. Vergl. Creuzer's Symbolik

Unmöglich wäre dies nicht gewesen; es käme nur darauf an, Beispiele dafür aufzufinden. Bei den Alten giebt es kaum einige, die sich dahin rechnen lassen. So kommen bei Horapollo natürlich oft verneinende Begriffe, bisweilen auch zugleich ihr Gegensatz vor. Nie aber ist alsdann dasselbe Bild, nur mit einem verneinenden Zusatz, gebraucht, sondern das Zeichen des verneinenden Begriffs ist ein verschiedenes, und in sich positives [1]). Es scheint nicht einmal, dafs die neueren Entzifferer auf den reinen und allgemeinen Begriff der Verneinung in den Hieroglyphen gestofsen sind. Hr. Young erwähnt einer Hieroglyphe, die im Bilde, und auch dem Begriff nach, einem mit einer Präposition verbundenen Verbum entspricht: aufstellen, auf die Beine bringen, einrichten, errichten (*set up, prepare*); einer auf einem Stiel ruhenden Leiter [2]) (was auch als Kopfputz vorkommen soll) folgt ein ausgestreckter Arm über zwei Beinen. Diese Gruppe kommt in der Rosetta-Inschrift vor; aber die von Hrn. Young befolgte Methode, meistentheils nur die in der Griechischen Inschrift stehenden Worte, nachdem man sie in der enchorischen aufgefunden zu haben glaubt, auf die hieroglyphischen Zeichen anzuwenden, mag allerdings bis jetzt die einzige brauchbare sein, sie bleibt aber zu ungewifs, um für so bestimmte Fälle, als der gegenwärtige ist, mit Sicherheit darauf zu fufsen. Es darf auch nicht unbemerkt bleiben, dafs die Zeichen in dem Wörterbuch (Nr. 164. 165) nicht vollständig so, wie sie in der Rosetta-Inschrift vorkommen, eingetragen sind. Nr. 164. findet sich allerdings ganz so in der 13. Zeile, allein in der 11. ist, statt der Leiter auf einem Stiel, eine blofse Gabel,

[1]) Man vergleiche bei Horapollo l. 2. c. 55 und 56. — l. 2. c. 118. und l. 1. c. 14. — l. 1. c. 43. und 48.; ferner l. 1. c. 58. und andere Stellen mehr.

ohne dafs Hr. Young etwas andres über diese Verschiedenheit bemerkt, als dafs er *a fork or ladder* sagt, da das Zeichen doch schlechterdings keine Leiter sein kann [1]. Nr. 165. hat die Rosetta-Inschrift nirgends so, wie es in dem Wortverzeichnifs mit einer Leiter gezeichnet ist.

Dafs die Hieroglyphen einfacher Begriffe zusammengestellt wurden, um den aus jenen zusammengesetzten zu bilden, davon haben wir oben an Hephaestos und Athene ein Beispiel gesehen, allein es ist mir auch kein andres, wenigstens nicht bei den Alten, bekannt. In mehreren zusammengesetzten Zeichen bei Horapollo entsprechen zwar die beiden Zeichen zwei in dem Begriff vorkommenden Gegenständen, wie in der Bezeichnung eines von einem Stärkeren Verfolgten durch eine Trappe (ὠτὶς) und ein Pferd, aber ohne dafs diese einzelnen Zeichen nun auch, aufser der Zusammensetzung, Hieroglyphen der einfachen Begriffe wären [2]. Sehr oft aber fafst er zusammengesetzte Zeichen für einfache Begriffe, und umgekehrt, an. So Himmel und die Wasser ausströmende Erde für das Anschwellen des Nils, ein Herz über einem Rauchfafs für Aegypten, eine Zunge über einem blutigen Auge für die Sprache [3], dagegen eine Viper für Kinder, die ihrer Mutter nachstellen [4].

Zeichen grammatischer Verbindung, oder grammatische Wörter, Präpositionen, Conjunctionen u. s. f., liefern Horapollo und die alten Schriftsteller überhaupt gar nicht; und sollte man nach der im Alterthum hochberühmten, schon

[1] Ein ganz ähnliches Zeichen, nämlich die Gabel, und der Arm über zwei Beinen, nur mit noch zwei gegen einander gerichteten Stäben über dem Arm, steht Zeile 6, ohne dafs Hr. Young dessen erwähnt.

[2] Horapollo l. 2. c. 50. Von ganz gleicher Art sind die Hieroglyphen c. 51. 75. 86. 91. 106. 108.

[3] l. c. l. 1. c. 21. 22. 27.

[4] l. c. l. 2. c. 60.

im Vorigen erwähnten Saitischen Inschrift schließen, so standen die Hauptbegriffe zwar in der Ordnung, in der sie gedacht werden mußten, aber ganz abgesondert, ohne alle grammatische Kennzeichen und Verbindungen, da. Es fragt sich aber, ob die in dieser Inschrift zusammengestellten Zeichen wirklich einen Spruch, eine bestimmte Wortreihe vorstellen sollten. Die Inschrift gehört vielleicht zu derjenigen Gattung von Hieroglyphen, die nur bestimmt waren, eine Wahrheit, oder Lehre symbolisch dem Geiste vorzuführen, wie die sogenannten εἴσαφα γράμματα bei Clemens von Alexandrien. Ich werde von diesen weiter unten sprechen, man muß sie aber sorgfältig von der eigentlichen Schrift unterscheiden. Sehr leicht konnte sich aber auch in verschiedenen Zeiten, oder für verschiedene Gegenstände in dem sparsameren und häufigeren Gebrauch grammatischer Zeichen eine Verschiedenheit in dem Hieroglyphenstyle finden. In den Chinesischen Schriften ist dies bekanntermaßen der Fall, und es zeigt sich in denselben, daß es wohl möglich ist, wenn Schriftsteller und Leser sich einmal in diese Art, unverknüpfte Begriffe hinzustellen, hineingedacht haben, der Grammatik bis auf einen gewissen Grad zu entbehren.

Hr. Champollion und Hr. Young glauben mehrere bloß grammatische Zeichen in den Hieroglyphen gefunden zu haben. In dem jetzigen Zustande der Hieroglyphenentzifferung wäre es vorelig, auf die gemachten Entdeckungen schon andre Folgerungen gründen zu wollen, allein gewiß noch mehr unrecht, sie, wenn sie auch nur glückliche Vermuthungen sein sollten, zurückzuweisen, und dadurch der weiteren Untersuchung vorzugreifen. Was mir in der That die Behauptung grammatischer Zeichen sehr zu unterstützen scheint, ist die Häufigkeit, in der gewisse Hieroglyphen in wenigen Zeilen erscheinen. Unter diesen fällt, auch dem Ungeübten, am leichtesten die wagerechte in lauter spitzen

Winkeln auf- und abwärtsgehende Linie ins Auge. Hr. Young und Hr. Champollion erklären sie für die den Genitiv bildende Präposition, ohne jedoch andre bestimmte Beweise davon zu geben, als dafs sie dem Koptischen gleichbedeutenden ⲛⲥ oder ⲛ entsprechen soll, weshalb sie, nach Hrn. Champollion, auch den Buchstaben *n* bedeutet[1]). Dafs in der Hieroglyphenschrift ursprünglich das Wasser dadurch angedeutet werde, wie nun nach der Aehnlichkeit mit den Vorstellungen dieses Elements in den Bildern[2]) schliefsen sollte, läugnet der Letztere gänzlich. Dieses Zeichen nun findet sich in den 14 Zeilen Hieroglyphenschrift des Rosettasteins über sechzig Mal, in Verbindung mit verschiedenen andren Zeichen, wo es denn auch andre Bedeutungen haben mag[3]), und bestätigt daher allerdings dadurch die Vermuthung, dafs es keinen Hauptbegriff, der nicht so oft wiederholt sein könnte, sondern blofs eine grammatische Bestimmung anzeigt. Auch in andren Hieroglyphen-Inschriften ist es häufig; dagegen kommt dies Zeichen in den 545 Columnen der oben erwähnten hieroglyphischen Papyrusrolle auch nicht ein einziges Mal vor, wie ich mich durch sehr genaue Durchsicht derselben überzeugt habe. Ueber diese auffallende Erscheinung, die vielleicht dadurch zu erklären ist, dafs in dieser Rolle an der Stelle dieses Zeichens ein andres, gleichbedeutendes gebraucht ist[4]), darf man wohl

---

[1]) Young *Egypt.* nr. 177. Champollion *Lettre à Mr. Dacier* p. 36.

[2]) *Descript. de l'Egypte. Ant. Planches T.* 2. *pl.* 90. Ueber die Hieroglyphe des Wassers s. oben S. 447. Anm. 4.

[3]) z. B. einer Substantivendung nach Young *Egypt.* nr. 93.

[4]) Eine einfache wagerechte Linie kommt in dieser Rolle ungemein oft vor, und ich habe einen Augenblick geglaubt, dafs der eckige Strich auf diese Weise vereinfacht sei, da diese Rolle die Zeichen überall nur in den äufsersten Umrissen giebt. Dieselbe gerade Linie findet sich aber auch, neben der im Winkel gebrochenen, auf dem Rosettastein, und beide konnten daher wohl nicht, ohne Zweideutigkeit, zusammengeworfen werden.

erst von den ferneren Arbeiten der oft genannten Französischen und Englischen Gelehrten Aufschlüsse erwarten, vorzüglich von Hrn. Jomard's angekündigtem Verzeichniſs aller bekannten Hieroglyphen, aus dem sich auch unstreitig ergeben wird, welche dieser oder jener Art der Denkmäler eigenthümlich sind.

Die Bezeichnung des weiblichen Geschlechts scheint durch vielfache Analogie begründet, und dürfte wohl als gewiſs angenommen werden können [1]). In der Regel steht sie den Zeichen des Subjects nach; doch will Hr. Young sie auch, nach Analogie des Koptischen Artikels, an dem allein das Geschlecht in der Sprache kenntlich ist, vor denselben gefunden haben. Das männliche Geschlecht wird nicht angedeutet. Im Koptischen sind Sonne und Mond (letzterer nur) männlichen Geschlechts, und auch die Hieroglyphe des Ioh, des Mondgottes, trägt kein weibliches Zeichen. Daſs auch der mythologische Begriff der Mondgöttin in das männliche Geschlecht hinüberschweifte, ist schon durch andre Untersuchungen bekannt [2]).

Den Dualis und Pluralis findet Hr. Young durch zwei- oder dreifache Wiederholung des Gegenstandes, oder durch zwei und drei Strichelchen bezeichnet [3]). Nach Hrn. Champollion wird, statt der Hinzufügung der Zahl, der Gegenstand auch so oft, als sie erfordert, wiederholt [4]). Dies erklärte den Dual, der dem Koptischen fremd ist. Die Bezeichnung unbestimmter Mehrzahl durch drei wäre merkwürdig, selbst wenn die Zweideutigkeit, wie Hr. Young be-

[1]) Champollion *Lettre à Mr. Dacier* p. 9. 12. 46. pl. I. nr. 21. Young *Egypt.* nr. 3. 38.

[2]) Hirt in den Abhandl. der Berl. Akad. d. Wissensch. Hist.-philol. Classe Jahrg. 1820. 1821. S. 133. Creuzer Symbolik B. 2. S. 8-10.

[3]) *Egypt.* nr. 4. 11. 57. 187-196.

[4]) *Pantheon Egyptien* Heft. 1. p. 2. pl. 1.

hauptet, durch die Stellung vermieden war; und es ist mir in keiner Sprache aufgestofsen, dafs die Charakteristik des Plurals mit drei etymologisch zusammenhinge. Dagegen gilt fast in allen Sprachen diese Zahl, als eine Art Superlativus, für viel. Hrn. Young's Behauptung hat unläugbar das für sich, dafs auf dem Rosettastein keine einzige Hieroglyphenzeile ist, in welcher diese zwei- und dreifachen Strichelchen, oder Zeichen sich nicht wiederholten, und auch auf dem grofsen Hieroglyphen-Papyrus selten einer Columne ein Beispiel dieser Art fehlt. Fast unmöglich kann die Zahl drei dort so oft nöthig gewesen sein. Bei der grofsen Leichtigkeit, die Zweiheit dergestalt auszudrücken läfst sich das Entstehen eines Dualis in der Schrift denken, wenn auch die Sprache keinen kannte; und kann er nicht im Koptischen mit der Zeit ebenso, als dies fast ganz in der Griechischen Prosa der Fall ist, verloren gegangen sein?

Sehr viel hat auch die Bemerkung für sich, dafs die Ordinalzahlen durch ein über die Cardinalzahlen gesetztes Zeichen unterschieden werden. Denn in der letzten Hieroglyphen-Zeile des Rosettasteins folgen diese Zeichen mit den Zahlen 1, 2, 3 in dieser Ordnung auf einander, und in der Griechischen entsprechenden Stelle sind die letzten Worte vor dem Bruch: *τῶν τε πρώτων καὶ δευτέρ..* [*]). Es wäre nur zu untersuchen, ob es nie allein vorkommt, wie auf dem Rosettastein wirklich nicht der Fall ist. Indefs würde dies Hrn. Young's Behauptung nicht zerstören. Denn das Koptische ⲙⲁⲣ, mit welchem Hr. Young es vergleicht, ist nichts andres, als ein, sich auf das mit der Ordinalzahl verbundene Substantivum beziehendes Adjectivum, da es

*) Schon Åkerblad (*Lettre sur l'inscript. de Rosette* p. 67) ergänzt, und zwar nach der enchorischen Inschrift, .. ων και πρωτων, und bemerkt die Uebereinstimmung des Hieroglyphentextes.

mit ihm in gleichem Geschlecht stehen mufs, und wohl eins mit ⲙⲉϩ, der volle, von ⲙⲁϩ, anfüllen. Im Saitischen Dialekt lautet auch das Zahlaffixum ⲙⲉϩ.

Andere grammatische Bemerkungen bei Hrn. Young, die Bezeichnung einer Substantivendung [1]), des Koptischen Präfixums ⲙⲉⲧ [2]), des Superlativs [3]), des Verbums durch Verdoppelung [4]), scheinen mir ungewisser.

Substantiv, Adjectiv und Verbum bedurften wohl keiner besondren Bezeichnung. Sinn und Stellung machen sie kenntlich, und in mehreren Sprachen fliefsen sie grammatisch in einander, noch weniger haben alle Sprachen wirkliche Bildungsgesetze für die Steigerung der Begriffe. Sehr viele behelfen sich mit Hinzufügung von Adverbien. Der Natur der Hieroglyphe nach, mufste auch der Grad höherer, oder geringerer Vollkommenheit, selbst oft das Adjectivum, ohne eines besondren Ausdrucks zu bedürfen, in dem danach gewählten Zeichen des Hauptbegriffs liegen. Horapollo hat viele solche Fälle [5]), dagegen allgemeine Eigenschaftsbegriffe, wie bei Hrn. Young gut [6]) ist, beinahe gar nicht. Auf gleiche Weise in das Zeichen des Hauptbegriffs gelegt, erscheinen bei Horapollo Activum, Passivum [7]) und Medium [8]). Ob die Hieroglyphenschrift aber auch abgeson-

[1]) *Egypt.* nr. 93.

[2]) *l. c.* nr. 143.

[3]) *l. c.* nr. 120. 121.

[4]) *l. c.* nr. 113. 114. Ich bin durch Hrn. Prof. Tölken darauf aufmerksam gemacht worden, dafs, was hier Hr. Young einen Altar nennt, die den Leichnam des Osiris einschliefsende Säule vorstellt. Creuzer Symb. B. 1. S. 261. Daher erklärt es sich, dafs diese Säule heiliger Bedeutung auch als einzelne Hieroglyphe von glasirter Erde vorkommt, wie Hr. Young sagt.

[5]) Grade der Vollkommenheit I. 1. c. 31. I. 2. c. 27. 68. Eigenschaften, in den Begriff verflochten I. 2. c. 4. 52. 78. 100. 101.

[6]) *Egypt.* nr. 152.

[7]) I. 2. c. 71.

[8]) I. 2. c. 46. 65. 76. 88. 93.

derte Zeichen für diese Arten des Verbums, ob für die Tempora hatte? wäre eine sehr wichtige, aber nach dem jetzigen Zustande der Entzifferungskunde wohl unbeantwortbare Frage. Wenn es sich zu befriedigender Wahrscheinlichkeit bringen liefse, dafs, wie Hr. Young vermuthet, die gehörnte liegende Schlange das Pronomen bedeutete [1], so wäre man dem Aufschlufs über das Verbum viel näher getreten. Häufig ist dieses Zeichen allerdings auch auf der Papyrusrolle.

Bei Gelegenheit der von Hrn. Young angegebenen Hieroglyphen für Präpositionen und Conjunctionen [2], ist es zwar ein glücklicher Einfall, den Kopf auf die Koptische Präposition ϩⲁϩ, über, zu beziehen, die wörtlich zum, beim Kopf heifst [3]. Allein die Hieroglyphe erscheint mit andren Zeichen zusammen, welche diese einfache und klare Beziehung wieder ins Dunkel stellen.

Aus allen diesen Angaben und Zusammenstellungen, bei denen ich absichtlich länger verweilt bin, geht für mich die Ueberzeugung hervor, dafs, wie ungewifs auch noch die Bestimmung der einzelnen Zeichen sein mag, es doch in der Hieroglyphenschrift wirklich grammatische gab.

Dafs aber der Gebrauch derselben nicht so häufig und regelmäfsig gewesen sein mag, als in unserer Buchstabenschrift, läfst sich nicht nur schon an sich erwarten, sondern zeigt sich auch an Beispielen. So stehen da, wo ein König den Beinamen des Geliebten einer Gottheit erhält, die Zeichen für geliebt und für die Gottheit (deren Entzifferung ich für eine der sichersten unter den bisher entdeckten hal-

[1] *Egypt.* nr. 74.
[2] *l. c.* nr. 166-177.
[3] *l. c.* nr. 174.

ten möchte) immer ohne ein verbindendes Präpositions- oder Casuszeichen[1].

Ich bin bis hierher die Bildungsart der Hieroglyphen auf ähnliche Weise durchgegangen, wie man es mit der einer Sprache thun mufs, habe zuerst die ursprüngliche Bezeichnung der Begriffe, dann die lexicalische Analogie, endlich die grammatische Verbindung betrachtet. Ich habe dabei immer die Frage vor Augen gehabt, inwiefern sich die Hieroglyphen als wirkliche Schrift, d. h. als durch jedes Zeichen an einen bestimmten Laut erinnernd, lesen liefsen?

Wir sind nun wesentlich nur auf zwei Dinge gestofsen, welche dies zweifelhaft machen, nämlich die doppelte, eigentliche und figürliche, und die auch sonst mehrfache Bedeutung einiger Hieroglyphen, so wie die Häufung von Bestimmungen in dem Begriffe des Zeichens, die ein Wort nicht leicht in sich vereinigt.

Der aus dem letzteren Umstand herzunehmende Einwurf ist schon oben entkräftet worden, der in dem ersteren liegende hebt sich grofsentheils durch die Seltenheit des Gebrauchs kyriologischer Hieroglyphen, die gerade diesen Grund haben mochte, und durch die geringe Schwierigkeit, wenn eine Hieroglyphe mehreren Wörtern entsprechen konnte, das in jeder Stelle gemeinte ebenso zu errathen, als

[1] Champollion *Lettre à Mr. Dacier* p. 46. pl. 22. 23 bis. Das Zeichen für geliebt oder vielmehr für den Begriff der Liebe überhaupt ist eine Kette, also eine natürliche Metapher, bei Horapollo (l. 2. c. 26) eine Schlinge (ἀγχύλη), also auch ähnlich. Hr. Young (*Egypt.* nr. 162) rechnet zu dem Zeichen noch ein Viereck, und einen Zickelabschnitt, die sich auch bei Champollion (*l. c.* pl. 1. nr. 23 bis) finden. In nr. 22 bei ihm fehlen sie, aber nur durch einen Fehler des Kupferstechers. Denn die Cartouche nr. 22. ist aus der Rosetta-Inschrift genommen, und diese hat das Zeichen in diesem Ausdruck (der dreimal darin vorkommt) immer.

man in Sprachen den eigentlichen und figürlichen Sinn eines Wortes erkennt.

Dafs aber eine Hieroglyphe mehr als Ein Wort in der Sprache haben konnte, und einige in diesem Fall sein mufsten, fanden wir auf nicht abzuläugnende Weise.

Hiermit scheinen aber die neuerlich aufgefundenen phonetischen Hieroglyphen, die nämlich keinen Begriff, sondern einen blofsen Laut andeuten sollen, in Streit zu sein. Denn wenn man an einer, aus dem Zusammenhang herausgerissenen Hieroglyphe den Anfangsbuchstaben erkennen soll, so mufs es nur Ein mit derselben immer untrennbar verbundenes Wort geben. Es ist also hier der Ort, in diese Gattung der Hieroglyphen genauer einzugehen.

Ueber die phonetischen Hieroglyphen des Herrn Champollion des jüngern.

Hr. Young sprach, seit der Auffindung des Rosettasteins, zuerst von dem Hervorgehen alphabetischer Schrift aus hieroglyphischer, erinnerte dabei an die bekannte Methode der Chinesen, und zergliederte die Namen Ptolemäus und Berenice. Er erklärte auch sehr glücklich die meisten Buchstaben des ersteren, und einige des letzteren, ging aber von einer Voraussetzung aus, die er nothwendig, auf dem Wege fernerer Entzifferungen, wieder hätte aufgeben müssen, dafs nämlich ein Zeichen eine Sylbe mit zwei Consonanten, oder eine mit einem anfangenden Vocal bedeuten könne. Er wurde schon in jenen beiden Namen dadurch gezwungen, überflüssige und nichtssagende Zeichen anzunehmen, da doch die Erfahrung lehrt, dafs wohl bisweilen Buchstaben fehlen, nie aber einer zu viel ist [1]). Er scheiterte daher gleich bei

[1]) Young *Egypt.* nr. 56. 58. Champollion *Lettre à Mr. Bucier* p. 15. nt. 2.

dem Namen Arsinoe, gab in seinem hieroglyphischen Wörterbuch einen unrichtigen dafür, und deutete seine Ungewissheit selbst, seiner Wahrheitsliebe gemäfs, durch ein Fragezeichen an [1].

Hr. Champollion der jüngere setzte sein System phonetischer Hieroglyphen in einer kleinen, an Hrn. Dacier gerichteten Schrift aus einander, nahm in jedem Zeichen nur Einen Consonanten an, es sei nun, dafs der nicht besonders geschriebene Vocal blofs in der Aussprache hinzugesetzt, oder als mit dem vorhergehenden Consonanten von selbst zusammenhangend gedacht wurde, und entzifferte auf diese Weise eine sehr bedeutende Anzahl in Hieroglyphen geschriebener Namen. Der Erfolg war, dafs man jetzt auf einer Menge Aegyptischer Denkmäler Griechische und Römische Namen von den Zeiten der Ptolemäer an bis auf die Antonine herunter findet [2].

Bei einer Thatsache von dieser Wichtigkeit kommt alles darauf an, ob sie auf einer sicheren Grundlage beruht; und deshalb, und weil der Gebrauch der Hieroglyphen, als Laute, zur Bezeichnung fremder Namen, die für den Aegyptier keine Sachbedeutung haben konnten, sehr innig mit den Fragen über das Alphabet der Aegyptier überhaupt zusam-

[1] Wenn Hr. Young die Inschrift nr. 58. genau nach einem Urbilde gegeben hat, so hätte ihn schon der Mangel des Zeichens des weiblichen Geschlechts erinnern sollen, dafs der Name nicht Arsinoe sein kann. Nach Hrn. Champollion's Alphabet heifst das Wort Autocrator, aber die Zeichen sind nicht regelmäfsig gestellt.

[2] Die wichtigen Schlüsse, die sich hieraus, verbunden mit den [illegible]chen Inschriften und der Beurtheilung des Styls der [illegible] und Bildwerke, auf das verschiedene Alter der Aegyptischen [illegible]mäler machen lassen, hat Hr. Letronne in seinen *Recherches sur l'histoire de l'Egypte* mit scharfsinniger Kritik zusammengestellt. Man sehe besonders *Introduction* p. 12-40. p. 459 und andre Stellen dieses gehaltvollen Werks.

menhängt, schien mir zuerst eine strenge Prüfung der Behauptung Hrn. Champollion's nothwendig. Ich habe diese nicht nur durch eine genaue Untersuchung der von ihm angeführten Beispiele vorgenommen, sondern bin auch nachher viele andre Namen-Hieroglyphen in dem grofsen Französischen Werke, und den früheren Abbildungen der Obelisken durchgegangen, um das neue System auch an den nicht von ihm angeführten zu versuchen. Ich glaube mich auf diesem Wege überzeugt zu haben, dafs man, mit Hrn. Champollion, phonetische Hieroglyphen annehmen mufs, und dafs bisher für sehr alt gehaltene Denkmäler spätere Namen an sich tragen. Aber die Gründe, auf welche er sein System stützt, erfordern, meines Erachtens, eine noch sorgfältigere Sichtung, als er mit denselben vorgenommen hat, und bei einigen seiner Behauptungen sind mir Bedenken aufgestofsen. Ich glaube daher in eine genaue und ausführliche Erörterung eingehen zu müssen, um sowohl vor den Zweiflern an Hrn. Champollion's Alphabet, als vor den Vertheidigern desselben unpartheiisch zu erscheinen.

Hr. Champollion nimmt an, dafs die Aegyptier, um fremde Namen (da es am einfachsten ist, erst hierbei stehen zu bleiben) in Hieroglyphen zu schreiben, sich für jeden einzelnen Buchstaben der Hieroglyphe derjenigen Sache bedienten, welche mit diesem Laute anfing, oder aus demselben bestand [1]). Dies läfst sich allerdings nicht durch ein historisches Zeugnifs beweisen, da die Alten dieser Art phonetischer Hieroglyphen gar nicht, sondern nur einer ganz verschiedenen, von welcher in der Folge die Rede sein wird, erwähnen [2]).

[1]) *Lettre* p. 11. 12.

[2]) In einer Stelle des Horapollo (l. 1. c. 39) sollte man auf den ersten Anblick wirklich glauben, dafs von einem geschriebenen Namen, und sogar in einem Ringe, wie wir die Namen auf den

Es liegt nicht allein in der Natur der Sache, wenn Ideenzeichen als Lautzeichen gebraucht werden sollen, sondern Hr. Champollion weist auch an mehreren Beispielen nach, dafs das Koptische Wort der als phonetische Hieroglyphe gebrauchten Sache mit dem Buchstaben anfängt, für welchen die Hieroglyphe gilt [1]). Indefs hätte er hier die Schwierigkeit zeigen sollen, welche diese Bezeichnungsart durch Hieroglyphen darin fand, dafs es nothwendig viele derselben gab, für die, nach Verschiedenheit des Gebrauchs mehrere Wörter galten. Denn bei dem hieroglyphischen Zeichen kamen sehr häufig figürliche und eigentliche Bedeutung zusammen; Einem Zeichen entsprachen auch mehrere Begriffe, die nicht immer unter einander, sondern jeder mit dem Zeichen in Verbindung standen. Diese verschiedenen Bedeutungen derselben Zeichen konnten nun in der Sprache, die natürlich der Schrift voranging, nicht dieselben Laute mit sich führen. Dies ist im Vorigen an dem ganzen Ideengange der Bezeichnung durch Hieroglyphen gezeigt, und mit Beispielen belegt worden. Einer Hieroglyphe konnten daher mehrere Wörter entsprechen; und aus dem Zusam-

Denkmälern finden, die Rede sei. Nachdem gesagt ist, dafs ein sehr schlechter König durch eine, deren Schwanz in dem Mund haltende Schlange angedeutet wird, heifst es: τὸ δὲ ὄπισθε τοῦ ἡμίσους τὸ πόαν τὸ πίπτουσι ζωγραφοῦσι. Man sieht aber aus dem Gegensatz im folgenden Capitel, wo die Aegyptier ἀντὶ δὲ τοῦ ὀπισθίου τοῦ ἡμίσους φύλακα ζωγραφοῦσι, dafs nicht der Name, sondern das Wort König, entgegengesetzt dem Wort Wächter, gemeint ist. Auf den Unterschied der Wörter γράφουσι und ζωγραφοῦσι darf man hier kein Gewicht legen. Der Verfasser dieser Schrift braucht sehr häufig γράφειν für das Zeichen der Hieroglyphe, so l. l. c. 27. 29. 34. 36. l. 2. c. 1 u. s. f., obgleich, diese Ausnahmen abgerechnet, er gewöhnlich γράφειν mit dem auszudrückenden Begriff, ζωγραφεῖν mit der Hieroglyphe verbindet, wie l. l. c. 34. γράφειν δὲ γράφοντες, ἀλλὰ μὴν ζωγραφοῦσιν.

[1]) *Lettre* p. 12. 35-37.

menhange herausgerissen, blieb das wirklich damit gemeinte ungewifs. Wäre man aber auch hiermit nicht einverstanden, so ist wenigstens das Gegentheil eine bisher unerwiesene Voraussetzung. Es kommt nun daher, dafs Hr. Champollion bald, wie bei der Hand (*t*, ϖτ), die eigentliche, bald, wie bei dem Sperber (*a*, ϩϫτ, das Leben), die figürliche, bald eine generische, wie Vogel (*a*, ϫϩλπ), auswählte [1]). Dafs das Letzte durchaus unstatthaft ist, habe ich schon weiter oben bemerkt, und den Beweis davon aus der Analogie der Hieroglyphenbezeichnung geführt. Beruhte das System wirklich auf dieser Grundlage, so wäre ein solches Schwanken höchst verdächtig. Glücklicherweise aber steht das System, dafs die angegebenen Zeichen die angegebenen Buchstaben bedeuten, für sich selbst, und stützt sich auf ganz andre Beweise; und nur indem man sich die Gründe der Wahl dieser Zeichen deutlich machen will, kommt man auf die eben erwähnte Annahme. Diese scheint auch im Ganzen richtig zu sein. Bei der Vieldeutigkeit der Hieroglyphen folgt aber nothwendig daraus, dafs entweder die Aegyptier, nach uns unbekannten Regeln, von mehreren Bedeutungen einer Hieroglyphe, zum phonetischen Gebrauche, eine bestimmte auswählten, so wie die Chinesen [2]) auch eigne Methoden für den ähnlichen Zweck haben, oder dafs diese

[1]) *Lettre* p. 12.

[2]) Hr. Young und Hr. Champollion berufen sich auf das Beispiel der Chinesen, aber ohne tief genug in die Methode, welche das Chinesische hierbei beobachtet, einzugehen. In der Anzeige der Champollionschen Schrift im *Quarterly review* Vol. 28. 1823. p. 191. 195 wird zwar auf mehrere Unterschiede zwischen der Chinesischen und Aegyptischen Lautbezeichnung durch Ideenzeichen aufmerksam gemacht, und auch bemerkt, dafs im Chinesischen, was jedoch nicht unbedingt richtig ist, jedem Zeichen nur Ein Laut, dagegen Ein Laut einer Menge von Zeichen entspricht. Dafs aber, und inwiefern es in den Hieroglyphen anders war, wird nicht angeführt.

ganze Art, Namen zu schreiben, doch unvollkommen war, und den, noch über den Inhalt ganz ununterrichteten Leser bisweilen über die wahre Geltung eines Zeichens in Ungewifsheit lassen konnte. Dafs die letztere Folgerung von beiden die wahrscheinlichere ist, zeigen auch andre vielfache Mängel dieser Bezeichnungsart. Zugleich aber ergiebt sich hieraus, und hierauf ist es wichtig, aufmerksam zu machen, dafs die etwanige Uebereinstimmung der phonetischen Geltung eines Zeichens mit einem Koptischen Worte nicht für einen Beweis der Richtigkeit der aufgefundenen Bedeutung dieses Zeichens dienen kann, und dafs in der Champollionschen Schrift auf diese Beweisart noch immer zu viel Gewicht gelegt worden ist. Wenn auch die Koptische Sprache im Ganzen die Alt-Aegyptische war, so ist dies bei weitem nicht von jedem ihrer einzelnen Wörter (auch wenn es kein uns sonsther bekanntes ist) ausgemacht.

Die Andeutung der Vocale wird bei dieser Entzifferungsart sehr mangelhaft angenommen. Es finden sich wenige Zeichen dafür, und diese auch dienen mehreren Lauten zugleich. Oft sind sie ganz ausgelassen, so dafs man sich alsdann die Geltung der Consonanten als syllabisch denken kann [1].

Jeder Buchstabe hat, oder kann wenigstens mehr als Ein Zeichen haben. In Hrn. Champollion's Alphabet giebt es bis auf funfzehn und mehr für einen. Doch hat er auch sein Alphabet, ohne Noth, mit Zeichen überladen, indem er die Verschiedenheit der Richtung, die kleinste Veränderung der Form als eigene Zeichen giebt, unter *r* einige für *l*, unter *l* einige für *r* wiederholt, so wie unter *g* und *d* einige für *k* und *t*. Rechnet man dies ab, so bleiben zwischen 40 und 50. Indefs hat seine Arbeit gewifs nicht alle erschöpft,

[1] Champollion *Lettre* p. 51.

und es kann sogar hierin gar keine Gränze gezogen werden. Denn, und dies ist ausnehmend wichtig für andre, später zu berührende Untersuchungen, diese Bezeichnungsart ging gar nicht von der Idee eines Alphabets, d. h. der Andeutung aller nothwendigen Laute durch die möglichst kleinste Zahl von Zeichen, aus, sondern nur von der Nothwendigkeit, bedeutungslose Laute durch Hieroglyphen auszudrücken. Dieser Zweck nun wurde durch jedes Zeichen, dessen Wort nur an den beabsichtigten Laut mit hinreichender Bestimmtheit erinnerte, erreicht, und man sieht daher auch durchaus dieselbe Erscheinung bei den Chinesen[1]). Indefs finden sich doch bei denselben Namen meistentheils dieselben Zeichen, da sich natürlich hierin eine gewisse Gewohnheit bildete. Man braucht nur die 3 Kupfertafeln Hrn. Champollion's anzusehen, um sich zu überzeugen, dafs die erste, welche blofs Griechische Namen enthält, meistentheils dieselben Zeichen giebt, und die auffallend neuen erst bei den Kaisernamen auf der zweiten und vorzüglich der dritten auftreten. Bisweilen hatte wohl auch auf die Wahl des Zeichens, so wie auf ihre Stellung, wovon gleich mehr, der Raum u. s. die Symmetrie Einfluss, eine Rücksicht, die bei den Hieroglyphen auf Denkmälern nie aus den Augen gelassen werden mufs. Obgleich die Ovale, welche die Namen zu umschliefsen pflegen, von verschiedener Gröfse sind, so richtete sich dieselbe doch zum Theil nach der Einrichtung der ganzen Hieroglyphenschrift; und meistentheils sind zwei gleich grofse gepaart, oft kehren mehrere in gleicher Gröfse zurück. Ein längerer Name erhält daher oft nur denselben Raum, als ein kürzerer. Es scheint gewifs, dafs die Ovale bisweilen früher gemacht wurden, als man den Namen einschrieb, obgleich sich damit sehr gut Hrn. Letronne's Be-

[1]) l. c. p. 33. *Quaterly review* V. 28. p. 191.

hauptung [1], dafs es leere Ovale (*cartouches*) nur an nicht fertigen Denkmälern giebt, vereinigen läfst. Denn auf dem Barberinischen Obelisk [2]) finden sich zwei, auf dem Alexandrinischen (*Aiguille de Cleopatre*) ein leeres [3]), wo man doch demungeachtet die übrige Hieroglyphenschrift fortgesetzt hat, und daher die Namen nachtragen wollte. In diesen Fällen nun mufste der Name, wie er auch war, in den Raum gebracht werden.

Bei der Lesung der Namen nach dem Champollionschen Alphabet findet man bisweilen, jedoch selten, die Stellung der Zeichen sehr stark versetzt [4]). Um *a o t o* zu schreiben, steht fast regelmäfsig das *a*, der Sperber, zwischen dem *o* und *t o*, so dafs man eigentlich *o a t o* lesen müfste [5]). Die beiden zusammen *ŋ* bedeutenden Federn sind bisweilen, vermuthlich der Symmetrie wegen, durch einen andren Buchstaben getrennt. Im Folgenden werde ich einiger Fälle erwähnen, wo man erst in einer, dann einige Zeichen in der entgegengesetzten Richtung lesen mufs. Allein in der Regel liest man, wie bei den Hieroglyphen überhaupt, von oben herab, und von der Seite in der den Köpfen entgegengehenden Richtung. In jenen Fällen kann daher schon darum die Lesung verdächtig scheinen.

Ich mufs bei dieser Gelegenheit bemerken, dafs Hr. Champollion meistentheils nur die regelmäfsigen Inschriften für seine Kupferplatten gewählt, und einige angeblich fehlerhafte stillschweigend ergänzt hat, und überhaupt der von der ge-

[1]) *Recherches* p. XXXX.
[2]) An der dritten Seite. Zoëga pl. 8.
[3]) *Descript. de l'Egypte. Ant. Planches* T. 5. pl. 33.*
[4]) Champollion *Lettre* pl. 3. nr. 72. c. *Descript. de l'Egypte. Ant. Planches* T. 4. pl. 60. nr. 9. pl. 80. nr. 7. T. 4. pl. 33. nr. 5.
[5]) Mehrere Beispiele bei Champollion *Lettre* pl. 2. Ferner *Descript. de l'Egypte. Ant. Planches* T. 4. pl. 28. nr. 29. 31. 35.

wöhnlichen Schreibart abweichenden nur selten erwähnt [1]). Er hat dabei offenbar die Absicht gehabt, den Leser nicht

---

[1]) Es ist zu bedauern, dafs Hr. Champollion in seinen Abbildungen die Originale bei weitem nicht mit diplomatischer Treue wiedergiebt. Es mag dies zum Theil an der Nachlässigkeit des Kupferstiches liegen. Allein zum Theil kommt es aus einer andren Ursach. Hr. Champollion hat mehrere Inschriften, die ihm vermuthlich fehlerhaft schienen, ergänzt. Bisweilen sind diese Ergänzungen bei ihm punktirt, so pl. 2. nr. 63. a. pl. 3. nr. 68.; bisweilen aber ist nicht die mindeste Andeutung der Ergänzung oder Veränderung weder auf den Platten, noch im Text, noch in der Erklärung der Kupfer gemacht. Dafs die Inschriften manchmal fehlerhaft sind, scheint wirklich die 52ste Kupfertafel des 3. Bandes des grofsen Französischen Werks zu beweisen. Der Name Ptolemäus kommt auf derselben achtmal mit denselben Buchstaben, wie auf dem Rosettastein, ohne alle Veränderung vor. Ein neuntesmal aber steht statt des *m* ein *t*, was nur durch Unachtsamkeit des Aegyptischen Bildhauers, oder des neueren Zeichners entstanden sein kann. So mögen auch Auslassungen geschehen sein, wie Hr. Champollion p. 16. nr. 26, aber zu beiläufig, und nur bei wenigen Fällen, erwähnt. Es mag daher nicht unrichtig sein, solche offenbaren Auslassungen zu ergänzen. Allein bei dem Vortrage eines Systems, das schon vielen Zweifeln ausgesetzt sein mufs, und wo man nicht genug thun kann, jeden Schein der Willkührlichkeit zu vermeiden, sollte man jede Ergänzung dieser Art anzeigen und mit Gründen belegen. Zu Beispielen des eben Gesagten mögen folgende Fälle dienen, bei denen Herr Champollion die Originale selbst citirt.

1) Pl. 1. nr. 72. vom Rosettastein. Z. 14. nach *Lettre* p. 6. 16. Es fehlen die beiden ideographischen Zeichen vor der Kette.

2) Pl. 1. nr. 41. aus der *Descript. de l'Egypte. Ant.* T. 1. pl. 43. nr. 8. nach *Lettre* p. 20. Hier sind *t* und *m*, die im Original fehlen, eingeschaltet, das deutliche *s* des Originals vor dem *r* ist in eine Feder, *a* oder *e*, und das sehr dünne Mondsegment, das im Original zwischen *n* und *e* steht, in ein, *t* bedeutendes Zirkelsegment verwandelt worden. Diese Aenderungen sind nach einer Inschrift *Descript. de l'Egypte* T. 1. pl. 60. nr. 9. (Champollion pl. 1. nr. 40) gemacht, die aber gar nicht in den Zeichen, sondern nur in Hrn. Champollion's Lesung derselben mit jener übereinkommt.

3) Pl. 1. nr. 42. aus *Descript. de l'Egypte* T. 4. pl. 28. nr. 15.

durch Unregelmäſsigkeiten irre zu machen, welche, seiner Meinung nach, doch dem System keinen Eintrag thun. Ich

---

nach *Lettre* p. 21 steht zwischen den beiden *s* ein Mund, der *r* anzeigen soll. Im Original aber ist ein deutliches Auge (nach Hrn. Champollion's Alphabet ein *a*). Von dieser Inschrift werde ich unten weitläuftiger handeln. Hier bemerke ich nur Folgendes. Im Original steht *κησας*, und Hr. Champollion will hierin Caesar erkennen. Es tritt aber hier gerade ein Fall ein, wo dies Wort sich nicht, aus andren sichren Gründen, erwarten läſst. Denn stände sonst fest, daſs der Name das Wort Caesar enthalten müſste, so könnte, wenn man einmal Auslassungen annimmt, *κησας* für *κησρας*, *i. e. κασαρος*, stehen. Denn Hr. Champollion hat pl. 2. nr. 52. aus *Descript. de l'Egypte* T. 4. pl. 28. nr. 9. *κησρατ* (nach ihm Caesar Autocrator), und T. 4. pl. 28. nr. 12, steht in einem eignen Schilde *κησαι*, was man ebenso, mit ausgelaſsnem *ρ*, erklären könnte. Die Lesung verliert aber, wo solche Voraussetzungen nothwendig sind, immer an Gewiſsheit.

4) Pl. 2. nr. 61. aus *Descript. de l'Egypte* T. 1. pl. 20. nr. 8. nach der Beschreibung des Basreliefs *Lettre* p. 26. Hier ist in dem Schilde, welches Caesar gelesen werden soll, das erste *a* (Hr. Champollion hat *κησρς*, das Original *κηρς*) und eines der beiden Zeichen des weiblichen Geschlechts unter dem Thron, der ideographisch die Isis anzeigt, hinzugesetzt. Man sieht aber, daſs hier der Kupferstecher gefehlt hat. Denn da die letzte Ergänzung punktirt ist, war es gewiſs die Absicht des Verfassers, auch die erste punktiren zu lassen. Nur sollte der Text diese Verbesserungen angeben.

5) Pl. 3. nr. 72. aus *Descript. de l'Egypte* T. 1. pl. 27. nr. 12. nach *Lettre* p. 30. Hier hat das sechste Zeichen einen deutlichen Henkel, als *k*, von dem im Original jede Andeutung fehlt. Ich habe gefunden, daſs diese henkellosen Gefäſse (◡) sehr häufig auf den Inschriften sind, indem andre, sonst ganz gleiche Gefäſse einen deutlichen Henkel haben. Hr. Champollion sagt nichts hierüber, und nimmt die Abweichung nicht in sein Alphabet auf, scheint aber beide Zeichen für gleich zu halten.

Hr. Champollion citirt selten seine Originale anders, als bloſs nach dem Gebäude, wo sie waren; und man kann daher nicht behaupten, wenn man auch an denselben Gebäuden ganz gleiche

stimme ihm hierin in mehreren Fällen bei. Da man aber nicht bei jedem Leser eigne Prüfung vorauszusetzen berechtigt ist, so werde ich, nicht um Hrn. Champollion zu berichtigen, sondern um unpartheiisch die Gründe für und wider seine Behauptungen zusammenzustellen, diese Auslassungen möglichst nachholen. Um jedoch gerecht zu sein, darf man nicht vergessen, dafs Hrn. Champollion's Brief an Hrn. Dacier nur eine vorläufige Entwicklung eines Theils seines Systems ist, dafs die Form einer Flugschrift ihn nöthigte, sich in der Zahl der als Beweise angeführten Inschriften zu beschränken, und dafs er an einem Orte lebt, wo ihn eine Menge hieroglyphischer Denkmäler aller Art umgiebt. Er konnte daher seiner Behauptungen in mehreren Punkten durch einen Totaleindruck sicher sein, den es ihm unmöglich war dem Leser in einer kurzen, nur einem Theil seines Systems bestimmten Schrift wiederzugeben. Es kann-

---

Inschriften findet, ob sie die Urbilder der seinigen sind. Dies vorausgeschickt, bemerke ich noch folgende Abweichungen.

1) Pl. 3. nr. 72. c. gleich mit *Descript. de l'Egypte* T. 1. pl. 80. nr. 9. hat das zwölfte Zeichen eine ganz andre Gestalt bei Hrn. Champollion, wo es ein *r* ist, als im Original, wo es deutlich einen Bogen vorstellt. Für seine Verbesserung aber spricht auf derselben Tafel nr. 7., welche, die wagerechte Stellung des Schildes und den einen Buchstaben ausgenommen, gänzlich mit nr. 9. übereinkommt.

2) Pl. 3. nr. 78. vom Typhonium zu Denderah. Das Schild mit dem Namen Antoninus kommt mit *Descript. de l'Egypte* T. 4. pl. 33. nr. 6. überein; aber das damit verbundene weicht von nr. 5. derselben Platte in der Stellung der ersten drei und im letzten Zeichen so ab, dafs ich glauben möchte, beide Schilde (obgleich die Bilder von jener Platte auch von dem Typhonium sind) wären wo anders hergenommen. Ich bemerke schliefslich, dafs ich einen Theil der Champollionschen Abbildungen nicht mit den Originalen verglichen habe, weil mehrere nicht aus dem Französischen Werke genommen sind, und andre mir haben beim Durchblättern dieses entgehen können.

ten ihm auf diese Weise Abweichungen als unbedeutend erscheinen, auf welche der, blofs diese Schrift, und eine beschränkte Anzahl von Denkmälern vor Augen habende Leser, aus seinem Standpunkt nicht mit Unrecht, Gewicht legt.

Hr. Letronne bemerkt sehr richtig [1]), dafs man nur durch Hülfe der Griechen das alte Aegypten kennen zu lernen hoffen darf; und hierauf, auf eine Vergleichung der Hieroglyphen mit entsprechenden Griechischen Inschriften, gründet sich ursprünglich auch das System der phonetischen Hieroglyphen. Auf dem Rosettastein ergab die Vergleichung mit dem Griechischen Text viermal (zweimal ohne Anhängung ideographischer Zeichen) den Namen Ptolemaeus, auf dem Obelisk von Philae, dessen Griechische Sockel-Inschrift auch einen Ptolemaeus, und zwei Cleopatren nennt, fand sich in der Hieroglyphenschrift derselbe Name Ptolemaeus mit denselben Zeichen, und ein zweiter, dessen Zeichen zum Theil mit jenem übereinkamen, und an dessen Ende sich die Hieroglyphen des weiblichen Geschlechts fanden [2]). Durch die Griechischen Inschriften stand also fest, dafs der erstere Name gewifs Ptolemaeus, der zweite wahrscheinlich Cleopatra war, allein allerdings auch nicht mehr. Ob die Zeichen nur zusammen eine untrennbare Gruppe ausmachten, oder ob die einzelnen, und welche Geltung sie hatten? blieb ungewifs. Wenn man aber hypothetisch annahm, dafs die Zeichen alphabetisch waren, worauf in beiden Namen die Vielheit, in dem ungewisseren die genaue Uebereinstimmung ihrer Zahl mit der Zahl der Buchstaben in Cleopatra führte, so fand sich nun, dafs von den, beiden Namen gemeinschaftlichen Buchstaben *p*, *o*, *l* in ihnen in regel-

[1]) *Recherches* p. 9.

[2]) Diese Inschriften des Obelisks in Philae habe ich nicht Gelegenheit gehabt selbst zu sehen. Ich kenne sie nur aus Hrn. Champollion's Nachbildungen pl. 1. nr. 23. 24.

mäfsiger Ordnung (wie es die Lesung der Buchstaben und der Hieroglyphen forderte) mit denselben Zeichen vorkamen, *e* in Cleopatra auf analoge Weise mit *η* oder *αι* in Ptolemaeus, *t* aber mit einem verschiedenen Zeichen; dafs ferner von den Buchstaben, welche nur einer der beiden Namen hat, keiner in dem anderen war, und endlich dafs genau an der Stelle, wo in Cleopatra derselbe Buchstabe (*a*) wiederkehren mufste, auch pünktlich dasselbe Zeichen wirklich wiederkehrte. Dies, gestehe ich, kann ich nicht für das Spiel eines Zufalls halten, sondern die alphabetische Geltung der Zeichen in diesen beiden Namen, so wie die richtige Deutung des weiblichen, scheinen mir so sicher und vollständig erwiesen, als Beweise bei Dingen möglich sind, die einmal, ihrer Natur nach, nichts andres, als mit allen Umständen zutreffende Hypothesen, zulassen.

Gegen die Wirklichkeit blofs als Laute geltender Hieroglyphen, und einer Bezeichnung von Namen durch sie läfst sich, meines Erachtens, schon hiernach kein andrer, als der allgemeine Zweifel erheben, dafs, trotz aller dieser Wahrscheinlichkeiten, die Andeutung der Namen doch habe anders gemeint sein können.

Tritt man der Hypothese bei, so sind durch sie elf Buchstaben gefunden.

Ehe ich aber diesen Punkt verlasse, mufs ich, der Genauigkeit wegen, noch einen andren berühren. Ob die hieroglyphische Inschrift auf dem Obelisk von Philae mit der Griechischen auf dem Sockel[1]) in Zusammenhange steht, so

[1]) Hr. Champollion (*Lettre* p. 6) sagt: *l'obelisque était lié, dit-on, à un socle etc.* Hiernach wäre selbst ungewifs, ob der Sockel mit der Griechischen Inschrift wirklich der des Obelisks war? Hr. Letronne (*Recherches* p. 297) sagt bestimmt: *il fit déblayer l'obelisque ainsi que le socle, qui le supportait.* Auf alle Fälle fand man also den Obelisk nicht mehr auf dem Sockel stehend.

dafs jene aus dieser erklärt werden kann, wie wir oben voraussetzten[2] ist nicht als ganz ausgemacht anzusehen, jedoch höchst wahrscheinlich[1]). Dafs die beiden Inschriften nicht Uebersetzungen, eine der andren, sind, darüber ist man einverstanden[2]). Die Griechische Inschrift enthält eine Bitte der Priester an den König Ptolemaeus Euergetes 2., gewissen, sie drückenden Mifsbräuchen abzuhelfen, und ihnen zu erlauben, zum Gedächtnifs hiervon eine Stele zu errichten[3]). Es fragt sich nun, ob der Obelisk selbst diese Stele ist? Hrn. Letronne scheint dies nicht unmöglich. Hr. Champollion ist aber aus den beiden, mir überwiegend scheinenden Gründen dagegen, dafs ein Obelisk nie eine Stele genannt werde[4]), und dafs dieser Obelisk noch einen zu ihm gehörenden, der noch unter Trümmern daliege, neben sich gehabt habe. Er geht sogar so weit, allen Zusammenhang zwischen dem Obelisken und der Sockel-Inschrift abzuläugnen, doch nennt er den Obelisken einen von einem Ptolemaeus errichteten[5]). Von dieser, in einer eignen Abhandlung in der *Revue encyclopédique* geäufserten Meinung scheint er in seinem Brief an Hrn. Dacier[6]) zurückgetreten zu sein. Denn ob er sich gleich zweifelhaft ausdrückt, so zieht er doch den möglichen Zusammenhang beider Inschriften mit in seine Beweisgründe für die Entzifferung des Namens Cleopatra. Indefs geschieht dies nur beiläufig. Denn seine Hauptbeweise nimmt er immer von der Uebereinstimmung

[1]) Hr. Letronne nennt es sogar gewifs. *l. c.* p. 333.

[2]) Letronne *Recherches* p. 338-340. Champollion in der *Revue encyclopédique* T. 13. p. 517.

[3]) Letronne *l. c.* p. 300.

[4]) Ueber den Begriff von στήλη habe ich mich schon oben S. 141 Anm. 2. ausführlich erklärt, und verweise daher auf das dort Gesagte zurück.

[5]) *Revue encyclop.* T. 13. p. 512. 517. 518.

[6]) p. 6. 7.

her, die, unter Voraussetzung seines Alphabets, zwischen allen von ihm angeführten, vermöge desselben lesbar gewordnen Inschriften herrscht. Wenn man bedenkt, dafs in der Hieroglyphenschrift deutlich und mit den ganz gleichen Buchstaben der Rosetta-Inschrift Ptolemaeus vorkommt, und dafs die Griechische Inschrift von einem Ptolemaeus redet, so wird der Zusammenhang beider Inschriften wahrscheinlich. Der Obelisk braucht darum nicht die auf dem Sockel verheifsne Stele zu sein. Oft waren Obelisken ursprünglich (wie noch mehrere in Rom) von Hieroglyphen leer, und konnten nachher Inschriften erhalten. Des Namens Cleopatra habe ich hier nicht erwähnt, obgleich die Sockel-Inschrift zwei Cleopatren, Mutter und Tochter, und beide Gemalinnen Euergetes 2., nennt, weil die Deutung der hieroglyphischen Zeichen desselben mit auf dem Zusammengehören des Obelisks und des Sockels beruht.

Die Beweise aus Inschriften in bekannten Sprachen gehen nun über das bis jetzt Gesagte nicht hinaus. Die Sicherheit der übrigen Zeichen des Champollionschen Alphabets gründet sich darauf, dafs unter mehreren jener zuerst gefundenen neue vorkommen, und durch jene erkennbar werden, oder, um mich bestimmter auszudrücken, in die gemachte Hypothese einer Namensdeutung mit jenen passen, dafs dadurch die Zahl der gedeuteten Zeichen wächst, und dieselbe Operation nun mit neuen, und der, sich immer vermehrenden Zahl der alten vorgenommen, und darin so weit gegangen wird, als die Zahl und Art der Inschriften es erlaubt.

Gegen diese Methode kann eine strenge Kritik nun freilich erhebliche Einwendungen machen. Denn erstlich kann die hypothetisch gemachte Deutung vielleicht unrichtig sein. So giebt die Inschrift, auf der Alexander gelesen wird, von den ersten elf Zeichen αλ. σε. ιϱ., und drei neue

an den mit Punkten bezeichneten Stellen. Diese ergänzt Hr. Champollion durch..κ..ν..ς. Man kann allerdings nun nicht mit Gewifsheit behaupten, dafs nicht vielleicht andre Laute einen ganz andren Namen bezeichneten [1]).

Zweitens, und das ist das Wichtigste, wird man auf diese Weise von einem Zeichen zum andren fortgezogen, die Grade der Gewifsheit der einzelnen sind nicht dieselben, ohne dafs doch Hr. Champollion sie unterscheidet, oder nur eines solchen Unterschiedes erwähnt. Es kann, und mufs daher der Verdacht entstehn, dafs man vielleicht, auch von einer wahren und richtigen Grundlage ausgehend, zu ganz falschen, oder wenigstens ganz unsichren Behauptungen gelangt, indem die Ungewifsheiten allmälig zunehmen.

Drittens kann die häufigere Wiederkehr derselben Inschriften, insofern man sich darauf berufen sollte, nichts für die Richtigkeit der Lesung beweisen. Nur wo, bei der Wiederkehr, die Zeichen verschieden sind, und, nach der früher angenommenen Geltung, doch denselben Namen geben, sind sie wirklich beweisend.

Dieser Einwendungen ungeachtet, halte ich die beobachtete Methode im Ganzen, wenn sie nur mit Behutsamkeit, und mit Beachtung der verschiedenen Wahrscheinlich-

---

[1]) Champollion *Lettre* p. 10. pl. 1. nr. 25. Er sagt, nachdem er den Namen *αλκσιντρς*, mit *ε* zum fünften Zeichen, geschrieben hat: *qui est écrit ainsi, lettre pour lettre en écriture démotique dans l'inscription de Rosette et dans le papyrus du cabinet du roi.* Diese Papyrusrolle kann ich nicht beurtheilen; aber auf der Rosetta-Inschrift (Zeile 2) steht deutlich und nach Hrn. Champollion's eigner Lesung (p. 45. pl. 1. nr. 1) *αλκσιντρς*, mit *α* zum fünften Zeichen, und so schreibt er auch p. 14 und 15. Es fällt also entweder der Beweis der Uebereinstimmung mit der demotischen Schrift hinweg, oder der Name hat nicht drei, sondern vier neue Zeichen. Denn die einzelne Feder, die hier das fünfte Zeichen ist, bedeutete im Namen Cleopatra *ε*, und mufs hier *α* sein.

keitsgrade der Geltung der einzelnen Zeichen angewendet wird, durchaus nicht für verwerflich; man darf vielmehr den Scharfsinn bei ihrer Auffindung nicht verkennen. Sie ist künstlich, auch wohl gefährlich; allein ich möchte fragen, ob man durch andre, als sehr künstliche Methoden, stumme Hieroglyphen zum Reden bringen kann?

Die neuen Zeichen, wo sie jenen ersten beigemischt sind, für Buchstaben anzusehen, kann ich nicht mehr eine blofse Vermuthung nennen, da jene als Buchstaben erkannt sind, und die übrigen Namensschilde durchaus Gleichheit der Anordnung mit denen auf dem Rosettastein und dem Obelisken zu Philae zeigen, und jene ersten Zeichen bald vor, bald hinter, bald zwischen den neuen erscheinen, mithin die Idee einer Geltung, als zusammenhängender Gruppen, ganz wegfällt. Hiermit aber ist sehr viel gewonnen; denn es fragt sich nun blofs, welche Buchstaben man darunter zu verstehen hat?

Die Grade der Wahrscheinlichkeit der Deutung sind bei den verschiedenen Zeichen allerdings verschieden, und ich möchte nicht alle von Hrn. Champollion aufgestellten Buchstaben für gewifs halten.

Den ersten Grad der Sicherheit haben immer jene oben erwähnten elf.

An diese schliefsen sich diejenigen neuen Zeichen an, die man in denselben Namen Ptolemaeus und Cleopatra an der Stelle einiger von jenen findet. Doch ist ihre Gewifsheit nicht dieselbe mit jenen, da sie blofse Fehler, oder die Namen andre, nur wenig von jenen abweichende, sein könnten. Es sind, soviel ich habe finden können, vier[1]). So

[1]) Champollion's *m*, nr. 3. Champ. pl. 1. nr. 40. *Descript. de l'Egypte. Ant.* T. 1. pl. 43. nr. 1. Champollion's *m*, nr. 5. Champ. pl. 1. nr. 31. Champollion's *o*, nr. 5. und 6. Champ. pl. 1. nr. 30. Champollion's *p*, nr. 2. 3. Champ. pl. 1. nr. 31.

hangen also mit der Vergleichung mit den Griechischen Inschriften funfzehn Zeichen zusammen, ein Drittel des Champollionschen Alphabets. Der Grad der Gewifsheit der übrigen kann nur auf der Häufigkeit der Fälle, und der Verschiedenartigkeit ihrer Mischung, in welcher sie, unter der einmal angenommenen Geltung immer lesbar, vorkommen, beruhen. Ich möchte indefs, ungeachtet dieser Unterscheidung der Wahrscheinlichkeitsgrade, bei weitem die meisten dieser Zeichen nicht für weniger gewifs ansehen, als jene funfzehn.

Denn erstlich findet man die hier in Classen gesonderten Zeichen so mit einander untermischt, dafs man weit mehr sie wie sich gegenseitig haltend, als wie die einen, weniger gewissen, sich auf die andren, sichreren, stützend ansieht.

Zweitens wird (die Verwechslung des *l* und *r*, und die Nichtbeachtung des Unterschiedes einiger harten und weichen Laute abgerechnet) jedes Consonantenzeichen nur in Einer Geltung angenommen, und giebt in dieser die behauptete Lesung.

Drittens kehren die Namen gar nicht immer in denselben Zeichen wieder, sondern sehr häufig mit einigen verschiedenen, und die Geltung der einzelnen ist doch immer dieselbe. Dies zeigen besonders die Reihen der Wörter: Autocrator, Cäsar, Tiberius, Domitianus bei Hrn. Champollion.

Viertens finden sich eins, oder das andre der elf ersten

---

34. 36. *Descr. de l'Egypte. Ant.* T. 1. pl. 43. nr. 11. Dies Zeichen gilt auch ideographisch für dasselbe mit Champollion's *p*, nr. 1., wie *Descr. de l'Egypte. Ant.* T. 4. pl. 28. nr. 9. zeigt, wo es vor dem Zeichen *g e l i e b t* ebenso steht, als sonst jenes. Nachgesehen zu werden verdient T. 3. pl. 69. nr. 17., wo statt des *t* das Zeichen umgekehrt (also *k* ohne den Henkel) und ein neues Zeichen statt des *m* steht. Bedeutet dies auch Ptolemaeus? Ein Ptolemaeus ähnlich kommender Name ist T. 5. pl. 30. nr. 3.

Zeichen auf allen von Hrn. Champollion angeführten Inschriften, und einige, auch der auf weit spätere Römische Kaiser gedeuteten, bestehen ganz, oder so weit aus denselben, als sie gleiche Buchstaben enthalten, so Autocrator [1]) hier und da, Tiberius [2]), Domitianus [3]); dagegen ist mir Caesar nie so vorgekommen, sondern immer mit einem oder dem andren der später aufgefundenen Zeichen.

Hiernach glaube ich, dafs Hrn. Champollions oben beschriebene Methode wirklich haltbar ist, nur allerdings in der Anwendung Vorsicht erfordert, dafs man bei weitem nicht alle Zeichen für unsicher ansehen kann, welche sich nicht mehr auf die Inschriften des Rosettasteins und des Obelisken von Philae stützen, und dafs sogar die in diesen enthaltenen durch die später entdeckten neue Bestätigung erlangen. Indem nämlich, unter der vorausgesetzten Bedeutung, alle diese Zeichen zusammen Reihen articulirter Laute geben, welche bekannte Namen dadurch zu lesen erlauben, stützen sich die Theile des Gebäudes gegenseitig, ohne dafs darum doch das Ganze in der Luft schwebt. Dies Urtheil kann indefs nur von dem System überhaupt gelten; die einzelnen Zeichen müssen einzeln geprüft werden [4]).

[1]) Champollion pl. 2. nr. 15. aus *Descript. de l'Egypte* T. 1. pl. 23. nr. 18.

[2]) Von dem West-Tempel auf Philae. Champollion p. 28. pl. 2. nr. 64. Ich habe im grofsen Französischen Werk diese Inschrift vergebens gesucht.

[3]) Auch von Philae. Champollion p. 28. pl. 2. nr. 65. Auch diese Inschrift habe ich nicht gefunden.

[4]) Da ich alle Buchstaben Hrn. Champollion's genau durchgegangen bin, so bemerke ich hier die seltneren, und füge die mir vorgekommenen Beispiele hinzu, die Hr. Champollion nicht angeführt hat, indem ich jedoch blofs vollständig lesbare Inschriften auswähle:

1) *a*, vorletzte Nummer. Champ. pl. 3. nr. 79. *Descr. de l'Egypte. Ant.* T. 4. pl. 28. nr. 15.

Hrn. Champollion's System der phonetischen Hieroglyphen hängt mit einem weitläuftigeren auch über die ideo-

---

2) *b*, nr. 1. Champ. pl. 1. nr. 32. pl. 2. nr. 64. pl. 3. nr. 73. *Descr. de l'Eg. Ant.* T. 5. pl. 49. nr. 10. 19. 20.

3) *b*, nr. 2. Champ. pl. 2. nr. 62. 63 bis. pl. 3. nr. 77. 77. b. *Descr. de l'Eg. Ant.* T. 1. pl. 22. nr. 1. pl. 23. nr. 19.

4) *b*, nr. 3. Champ. pl. 3. nr. 70. 72. c.

5) *η* oder *ω*, nr. 8. 9. Champ. pl. 3. nr. 69. 70. 76. 77.

6) *k*, nr. 5. Champ. pl. 2. nr. 45. 46. 49.

7) *k*, nr. 6. Champ. pl. 3. nr. 72. c. *Descr. de l'Eg. Ant.* T. 5. pl. 49. nr. 8. 9.

8) *k*, nr. 7. 8. Champ. pl. 3. nr. 72. c., wo die Form noch dazu in etwas verschieden ist.

9) *k*, nr. 11. Champ. pl. 1. nr. 32.

10) *k*, nr. 14. Champ. pl. 3. nr. 60. 67.

11) *l*, nr. 3. 4. scheint bloſs der Verwechslung des *l* und *r* wegen gesetzt. Ich kenne wenigstens kein Beispiel, wo diese Zeichen nicht *r*, sondern *l* bedeuteten.

12) *m*, nr. 4. Champ. pl. 3. nr. 67. 68 b. *Descr. de l'Eg. Ant.* T. 4. pl. 28. nr. 30. 32.

13) *s*, nr. 6. Champ. pl. 1. nr. 32. 77. b.

14) *s*, nr. 9. 10. Champ. pl. 3. nr. 71. 72.

15) *s*, nr. 11. auſser den Beispielen bei Champ. *Descr. de l'Eg. Ant.* T. 4. pl. 28. nr. 30. 32.

16) *s*, nr. 12. Champ. pl. 3. nr. 70. bis. 71. 72.

17) *s*, nr. 13. Champ. pl. 2. nr. 57. pl. 3. nr. 66. 76.

18) *s*, nr. 14. läſst mich sehr zweifelhaft. In zwei Beispielen, *Descr. de l'Eg. Ant.* T. 1. pl. 43. nr. 3. 4., beidemale im Namen Ptolemaeus, vertritt dies Zeichen die Stelle des *m*. Bei Hrn. Champollion findet es sich zweimal, pl. 3. nr. 75. a. aus *Descr. de l'Eg. Ant.* T. 1. pl. 27. nr. 16. (σβο(ϑτ), und pl. 3. nr. 76. von dem Barberinischen Obelisk (Zoëga pl. 8), eine Inschrift, über die ich weiter unten sprechen werde. Soll man nun in den beiden ersteren in allen andren Buchstaben deutlichen Fällen *Ptolsäs* lesen, oder hier, in den weniger deutlichen, das Zeichen nicht für ein *s* halten? Es wäre zu wünschen gewesen, Hr. Champollion hätte sich hierüber erklärt, und jener beiden Inschriften wenigstens erwähnt. Sonderbar genug ist es, daſs dies Zeichen sehr leicht sowohl aus dem gewöhnlichen *m* (nr. 1. 2. bei Hrn. Champollion), als aus

graphischen, und die hieratische und demotische Schrift zusammen; und da er diese verschiedenen Schriften nur als Abkürzungen, eine von der andren, betrachtet, so stützt er sich auch bisweilen darauf, dafs zwei verschiedene hieroglyphische Zeichen, die jedoch denselben Buchstaben bedeuten, nur Einen und ebendenselben entsprechenden in der hieratischen Schrift haben [1]). In diesen Beweisen habe ich ihm jedoch nicht folgen können, da man hierzu das Ganze seines Systems mehr kennen müfste, seine Citate zu unbestimmt sind, und gewifs nur ein an dies System schon gewöhntes Auge in der Abkürzung leicht die Hieroglyphe entdeckt.

Wenn aber auch in einer Inschrift die Buchstaben feststehen, so kommt es darauf an, ob diese die von Hrn. Champollion angegebenen Namen bedeuten, oder überhaupt, bei dem Mangel vieler Vocallaute und der Vieldeutigkeit der Vocalzeichen, eine sichre Lesung, oder blofs ein schwankendes Rathen erlauben. Die wenigen Griechischen Namen lassen, wenn man die Buchstaben für sicher hält, nicht gerade Zweifel übrig; Cleopatra findet sich mit allen Consonanten und Vocalen; bei den Römischen aber ist der Fall anders. Doch spricht diese Verschiedenheit für Hrn. Cham-

---

dem *s* (nr. 13), welches er (p. 48) für eine Panflöte erklärt, entstehen konnte. War dies der Fall, und vertrat es hiernach zugleich die Stelle von *m* und *s*?

19) *s*, nr. 15. Champ. pl. 3. nr. 70.

20) *t*, nr. 4. Champ. pl. 3. nr. 66. 68. b. *Descr. de l'Eg. Ant.* T. 4. pl. 28. nr. 30. 32.

21) *to*, aufser Hrn. Champollion's zahlreichen Beispielen, *Descr. de l'Eg. Ant.* T. 4. p. 28. nr. 30. 32. pl. 33. nr. 4. Nicht in das Alphabet aufgenommen, aber in der Schrift gedeutet sind zwei andre Zeichen, noch eins für *a* oder *ha* (pl. 3. nr. 76) und eins für *n* (pl. 3. nr. 77. a).

[1]) *Lettre* p. 13.

pollion, da den Aegyptiern die Griechischen Namen natürlich geläufiger waren.

Der Name Ptolemaeus kommt, da es so viele Könige dieses Namens gab, sehr häufig vor, und, die wenigen oben angeführten Beispiele ausgenommen [1]), immer mit denselben Zeichen, als auf dem Rosettastein [2]), bisweilen auch abgekürzt, oder fehlerhaft: ***Ptole, Ptoleäs, Ptoles, Poläs*** [3]).

Cleopatra habe ich nur ein einzigesmal mehr gefunden, als es Hr. Champollion hat, und zwar als Claoptra [4]) (einmal [5]), wo Hr. Champollion Cleopatra liest [6]), steht, wenn man nicht in entgegengesetzter Richtung der Zeichen lesen soll, *κλεοαπτρα*), Berenice, aufser den beiden Beispielen dieses Namens bei Hrn. Champollion, welche beide dieselbe Inschrift, nur in umgekehrter Ordnung, sind, und Alexander gar nicht. Arsinoe [7]) ist hieroglyphisch bis jetzt nicht vorgekommen.

Die Römischen, von Hrn. Champollion entzifferten Namen und Benennungen sind Autocrator (*αοτοκρτρ, αοτκρτρ, αοτακρτρ, αοτοκλτλ, αοτοκρτλ, αοτρκρτορ, αοτκρτλ, αοτκροτορ, ατ*), Caesar (*κησρς, κησλς, κησρ, κεσρς, κσρς, κης,*

---

[1]) Siehe S. 475. Anm. 1.

[2]) Neunmal wiederholt (einmal darunter mit einem neuen, oder fehlerhaften Zeichen) *Descript. de l'Egypte. Ant.* T. 3. pl. 52, zweimal pl. 61, ferner pl. 69, nr. 11, auch T. 1. pl. 16. nr. 1. pl. 59. nr. 4. 5. pl. 60. nr. 7. 8. pl. 63. nr. 5, endlich die Abbildungen bei Hrn. Champollion.

[3]) *Descript. de l'Egypte. Ant.* T. 3. pl. 69. nr. 70. T. 1. pl. 12. nr. 10. 11. pl. 23. nr. 8 (mit einem neuen Zeichen, das hier, nicht aber an andren Stellen, ein *m* zu sein scheint). Ich brauche hier wohl kaum daran zu erinnern, dafs die Namen auf den Münzen auch bei weitem nicht immer vollständig sind.

[4]) *l. c.* pl. 43. nr. 11.

[5]) Champ. pl. 1. nr. 36. aus *Descript. de l'Egypte. Ant.* T. 4. pl. 28. nr. 16.

[6]) *Lettre* p. 47. pl. 1. nr. 36.

[7]) Siehe oben S. 463.

κσρ), Tiberius (τβρς, τβλς, τβρες), Domitianus (τομτηνς, τομητνς, τιμτιτης, τμητενς), Vespasianus (οσπσηνς), Trajanus (τρητς), Nerva (νρσα, νλοα, νρο), Claudius (κλοτης, κροτης, κρτης), Hadrianus (ατρητς), Sabina (σαβητνα), Antoninus (αντονητς, ατονητς), Germanicus (κρμητκς, κρμητκς, κλμητκς), Dacicus (τητκκς), Sebastos (σβστς), Sebaste (σβστη) [1].

Von allen diesen Namen darf man, wie man aus dem eben Gesagten sieht, regelmäfsig und richtig geschrieben, nur die Consonanten erwarten; die Vocale fehlen theils, theils steht einer für einen andren. Hierdurch werden einige Namen allerdings sehr entstellt. Da man aber mit diesen Namen die Benennungen Caesar, Autocrator, und Beinamen, wie Germanicus, Dacicus, und zwar auf denselben Cartouchen, verbunden findet, nicht blofs auf neben einander stehenden, so unterstützt dies die Richtigkeit der Lesung. Was aufserdem für dieselbe spricht, ist, dafs bisweilen die Schreibung der Vocale verschieden ist, und eine den wahren Lauten näher kommt, als die andre; so τμητιτης mehr [2], als τομητης, für Domitianus. Man darf dabei nicht vergessen, dafs den hieroglyphischen Inschriften immer die Griechische Aussprache zum Grunde liegt, und die Römischen Namen mithin einer doppelten Verdrehung unterworfen waren, was bei Lauten, wie *j* in Trajanus, sehr bemerkbar werden mufste. Sehr beweisend für Hrn. Champollion's Lesung ist, dafs *ianus* in Domitianus, Vespasianus und Trajanus ganz gleich geschrieben ist. Alle diese Namen endigen sich regelmäfsig in ητς [3].

[1] Ich habe in den Parenthesen bei diesen Namen immer Herrn Champollion's Art, sie zu lesen, gegeben.

[2] Champ. *Lettre* pl. 3. nr. 69 aus Kircher's Obel. Pamphilius 72. 434.

[3] Von Domitianus und Trajanus sind die Beispiele häufig, von Vespasianus auf dem Pamphilischen Obelisk. Champ. pl. 3. nr. 70 bis.

In einigen Namen, Caesar, Autocrator, Tiberius, Germanicus, steht nicht selten *l* für *r*, eine Verwechslung, die allerdings, wie in mehreren Sprachen, so in demjenigen Dialekt der Koptischen gefunden wird, welchen man wohl den Baschmurischen zu nennen pflegt, und den Hr. Champollion für die alte Landessprache von Mittel-Aegypten hält [1]).

Wenn aber in demselben Namen von zwei *r* eins richtig, und eins in *l* verwandelt steht [2]), so fällt dies immer sehr auf.

Dafs γ und κ, δ und τ für dieselben Laute gelten, ist schon bemerkt worden. Dagegen finde ich β und π nicht verwechselt.

Bei den Kaisernamen stützt sich Hr. Champollion mit Recht auch auf die Uebereinstimmung der hieroglyphischen Inschriften mit denen der Münzen [3]).

Ich habe jedoch schon oben bemerkt, dafs, wenn man auch alle Voraussetzungen Hrn. Champollion's zugiebt, die Entzifferung aller Namen bei weitem nicht gleich deutlich und gewifs ist. Ich werde hier die Schwierigkeiten, die sich bei einigen finden, um so mehr zusammenstellen, als einige dieser Fälle nicht unwichtige Thatsachen betreffen.

Unter den vier Beispielen für den Namen Alexander ist nur eins, wo die Consonanten vollständig und zweifellos sind [4]): αλχσεντιες; das fünfte Zeichen hier schwankt zwischen α und ε. Im zweiten, αλχαιγες (hier ist das vorletzte

[1]) *Lettre* p. 21. Es heifst: *Je persiste à considérer etc.* Hr. Champollion hat also vermuthlich diese Meinung schon öffentlich irgendwo ausführlicher geäufsert.

[2]) Wie Champ. pl. 2. nr. 56 aus *Descript. de l'Egypte. Ant.* T. 4. pl. 28. nr. 35.

[3]) *Lettre* p. 27. 28.

[4]) Champollion pl. 1. nr. 25 aus *Descript. de l'Egypte. Ant.* T. 3. pl. 38. nr. 15.

Zeichen der schwankende Vocallaut), fehlt das r [1]). Hr. Champollion giebt diese Inschriften entschieden als aus Karnak (Theben) stammend, und Alexander dem Grofsen zugehörend an [2]). Allein die Erklärer des Französischen Werks sagen nur: *Légendes que l'on croit avoir été recueillies à Karnak;* und dafs gerade Alexander der Grofse gemeint sei, ist wenigstens nicht gewifs, obgleich es wahrscheinlich sein mag. Die beiden Inschriften des Ptolemäus Alexander [3]) haben αρχαντος. Hier kommt mehreres zusammen, was Bedenken erregen kann. Der Anfangsvocal ist nicht der Falke, der immer bestimmt *a* anzuzeigen scheint, sondern das zwischen *a* und *e* schwankende Zeichen; für *l* ist *r* gesetzt, was auch sonst nicht vorkommt; und eine dieser beiden Inschriften ist die oben [4]) erwähnte, stillschweigend stark von Hrn. Champollion ergänzte [5]), wofür sich jedoch sagen läfst, dafs die andre Inschrift die veränderten Buchstaben deutlich hat.

Der Name Caesarion's, des Sohnes der Cleopatra, soll sich, als Ptolemaeus Neo-Cäsar, auf einer Inschrift in Denderah befinden [6]). Allein um den Aegyptischen Hieroglyphenschriften diesen Königsnamen einzuverleiben, würde ich doch ein anderes Beispiel abwarten. Denn einmal bemerkt Hr. Champollion nicht, dafs, wo auf seiner Platte ein *r* ist,

[1]) Champollion p. 46. pl. 1. nr. 26 aus *Descript. de l'Egypte. l. c.*

[2]) *Lettre* p. 10. 21. *le nom d'Alexandre le Grand que nous avons lu sur les édifices de Karnak* p. 46.

[3]) *Lettre* p. 20. pl. 1. nr. 40. 41. In nr. 40 bleibt ein von Hrn. Champollion nicht erklärtes Zeichen übrig, das aber schwerlich die Namen angeht. Es steht unmittelbar vor der ideographischen Gruppe für: zubenannt.

[4]) Siehe oben S. 469. Anm. 1. nr. 2.

[5]) Bei Hrn. Champollion steht nämlich αρχαντος, im Original αρχαν (ein Viertel-Mondsegment) ος.

[6]) *Lettre* p. 21. pl. 1. nr. 42 aus *Descript. de l'Egypte. Ant.* T. 4. pl. 28. nr. 15.

das Original ein *a* hat, folglich nicht, wie er sagt, *νηο κηρος*, sondern *νηο κηρας* steht[1]); dann mufs das *η*, welches nur einmal steht, zweimal, zu *ν* und zu *κ*, gelesen werden. Dies nun wäre nicht so wichtig, da, nach Hrn. Champollion, dies auch sonst vorkommt[2]), und Caesar auch in andren Beispielen ohne allen Vocal geschrieben steht[3]). Wichtiger ist, dafs, um deutlich *νηο* lesen zu können, das *η* doch zu dem *ν* gehören müfste. Nun aber giebt die Lesung der Inschrift, wenn man das *η* schlechterdings zu dem *ν* ziehen will, eigentlich *νοη*, und nur wenn man der übrigen Hieroglyphen-Richtung auf dem Stein entgegen liest, *νηο*. Mit ungezwungener Anwendung der gewöhnlichen Regeln, lautet die Inschrift *νοκησας*, und die Frage ist nun, ob man dies für *νέου Καίσαρος* nehmen soll? Hr. Champollion führt von derselben Kupfertafel des grofsen Französischen Werks den Namen Cleopatra, als des der Mutter Caesarion's, an, und stützt sich auch auf zwei Inschriften Ptolemaeus und Caesar[4]), die er *deux cartouches accolés* nennt. Aber gerade dieser Hauptumstand ist sehr zweifelhaft. Die angeführte Kupfertafel des Französischen Werks giebt kein Gebäude, an dem man die Stellung der Inschriften sehen könnte, sondern jede einzeln in vermuthlich willkührlicher Ordnung. Es ist nicht einmal gewifs, ob jene beiden sich in demselben Tempel befinden. Die Erklärung sagt blofs, von allen diesen In-

[1]) Siehe oben S. 496. folg. Anm. 1. nr. 3.

[2]) Er citirt seine pl. 3. nr. 71 aus *Descript. de l'Egypte. Ant.* T. 1. pl. 27. nr. 2, wo dies aber nur dann statt findet, wenn Sebastos einen Vocal haben soll, was, streng genommen, nicht nöthig ist. In dieser sowohl, als der daneben stehenden Cartouche hat Hr. Champollion in seiner Zeichnung richtig scheinende Ergänzungen gemacht.

[3]) Champ. pl. 2. nr. 59 und pl. 3. nr. 72. c. aus *Descript. de l'Egypte. Ant.* T. 1. pl. 80. nr. 9.

[4]) *Descript. de l'Egypte. Ant.* T. 4. pl. 28. nr. 25. 26. Champ. pl. 1. nr. 43.

schriften: *dessinées dans les temples de Denderah.* Gründet sich Hrn. Champollion's Behauptung auf andre Thatsachen, so wäre es gut gewesen, sie anzuführen[1]). Hat aber Caesarion wohl jemals den Namen *νέος Καῖσαρ*, oder Ptolemaeus Caesar getragen? Mir ist keine Stelle eines alten Schriftstellers bekannt, aus der sich der eine, oder andere Name rechtfertigen liefse. Bei Dio Cassius[2]) heifst er deutlich Ptolemaeus, mit dem Beinamen Caesarion, nicht Caesar. Man mufs daher annehmen, dafs er sich den Namen seines angeblichen Vaters so zugeeignet habe, als ihn August durch Caesar's Testament empfing. Für den ersteren Namen würde Hr. Champollion vielleicht anführen, dafs Cleopatra sich *νέα Ἶσις*[3]), Ptolemaeus Auletes *νέος Διόνυσος*[4]) nannten, und dafs Nero auf einer Aegyptischen Münze (*νέος Ἀγαθοδαίμων* ΝΕΟ . ΑΓΑΘ . ΔΑΙΜ.)[5]) heifst. Allein diese Fälle erlauben hier nur insofern Anwendung, als man annimmt, dafs Cäsar, nach seinem Tode, göttliche Ehre in Aegypten genofs. Die Sache in sich ist aber nicht unwichtig, da es einen Beweis gegen Hrn. Champollions System abgeben würde, wenn die von ihm Caesar gedeuteten Zeichen in einer Verbindung vorkämen, wo sich dies Wort, mit Berücksichtigung der Geschichte, gar nicht, oder nicht leicht erwarten liefse.

Die einzige auf Augustus zu deutende Inschrift wird

[1]) Hr. Young ist mit diesem Sohn der Cleopatra noch viel weniger glücklich gewesen. Für seinen Cleopatriden (*Egypt.* nr. 63) läfst sich kaum ein irgend scheinbarer Grund anführen.

[2]) l. 47. c. 31. l. 49. c. 41. Die andren Hauptstellen über ihn sind l. 50. c. 1. 3. l. 51. c. 6. 15. Plutarchus *in Caesare* c. 49, in *Antonio* c. 55. 71. 81. 82. Suetonius *in Caesare* c. 52, *in Augusto* c. 17.

[3]) Plutarchus *in Antonio* c. 55.

[4]) Diodorus Siculus l. 1. c. 44.

[5]) Zoëga *Nummi Aegyptii Imperatorii* p. 23.

dadurch unsicher, dafs Hr. Champollion auf ihr hat ein Zeichen ergänzen müssen, und ohne dasselbe Caesar, in einer sonst ungewöhnlichen Abkürzung, κηρς, vorkommt [1]).

Die Inschrift auf dem Zodiacus von Denderah [2]) lautet, wenn man der bei den Hieroglyphen sonst gewöhnlichen Richtung folgt, da der Kopf des Falken (*a*) nach der Linken hinsieht, und man daher nach der Rechten lesen mufs, je nachdem man die beiden ersten Zeilen senkrecht, oder wagerecht liest, οκατρτρ, oder οακτρτρ. Um, wie Hr. Champollion thut, αοτκρτρ, oder, wie es senkrecht möglich wäre, ατοκρτρ zu lesen, mufs man die Buchstaben entgegengesetzt, mithin der Richtung des Kopfs folgend, ordnen [3]).

Diese Bemerkungen mögen kleinlich scheinen, und die eben angeführte Inschrift mag dennoch Autocrator heifsen. Indefs vermifst man immer mit Bedauern, dafs diese Inschrift gerade nicht eine so klare und deutliche Lesung, als andre, erlaubt, da es hier auf die Zeitbestimmung eines wichtigen Denkmals ankommt. Ich läugne dabei aber keinesweges die Wichtigkeit der von Hrn. Champollion versuchten Er-

[1]) Champollion *Lettre* p. 27 aus *Descript. de l'Egypte. Ant.* T. 1. pl. 20. nr. 8. Siehe oben S. 507. Anm. nr. 4.

[2]) Champollion *Lettre* p. 25. pl. 2. nr. 50. *Descript. de l'Egypte. Ant.* T. 4. pl 21.*

[3]) Mit denselben Zeichen, aber in streng richtiger Folge, steht das Wort Champ. pl. 2. nr. 45 aus *Descript. de l'Egypte. Ant.* T. 1. pl. 23. nr. 18. — nr. 61 aus *Descript. de l'Egypte. Ant.* T. 1. pl. 20. nr. 8. — nr. 62 aus *Descript. de l'Egypte. Ant.* T. 1. pl. 23. Auch in den übrigen Inschriften kann man beim Lesen des Worts die Ordnung richtig beobachten. Wie schon oben bemerkt ist, steht wohl *oato* für *aoto*, dies hat aber auf die Consonanten keinen Einflufs. Dafs Hr. Champollion sonst streng der Ordnung der Zeichen folgt, beweist pl. 2. nr. 46 aus *Descr. de l'Egypte. Ant.* T. 4. pl. 28. nr. 17. Hier sind zwei *a*, von denen man das eine gern zwischen κρ und τ setzen möchte. Er liest aber, streng nach der Zeichenrichtung, αοτακρτρ.

klärung. Sie erschüttert vollständig den Glauben an das hohe Alterthum dieses Thierkreises.

Auf dem Barberinischen Obelisk hat Hr. Champollion die Namen Hadrianus Caesar und Sabina Sebaste [1]) entdeckt; und hiermit stimmt sehr wohl überein, dafs Zoëga auch den Barberinischen Obelisk für neuer hielt, obgleich er ihn, nach den damals herrschenden Ideen, immer in die Zeiten des Psammetichus versetzt [2]). Vergleicht man aber, was er von dem Styl der Bildwerke desselben sagt, mit seiner Beschreibung einer Marmortafel, die er bestimmt den Zeiten Hadrian's zuschreibt [3]), so wundert man sich, dafs ihm nicht selbst die Uebereinstimmung aufgefallen ist. Für Hrn. Champollions Entzifferung spricht ferner, dafs das Wort σεβαστη auch in den Hieroglyphen deutlich weibliche Endung in η hat. Uebrigens aber ist die Lesung der beiden Namen gar nicht ohne Schwierigkeit, da in jedem ein durchaus neuer Buchstabe vorkommt, den auch Hr. Champollion sehr richtig, weil die Geltung nur auf diesem Einen Beispiel beruhen würde, nicht in sein Alphabet mit aufnimmt. Hadrian ist nämlich gerade so, wie sonst Trajan, aber mit einem neuen Zeichen davor, geschrieben [4]). Auf den Namen folgen die drei Buchstaben κσρ, von denen aber der zweite das oben erwähnte mir zweifelhafte s ist [5]). Erwarten sollte man eher, dafs Hadrian, wie auf den Griechischen Münzen, mit Vernachlässigung der Aspiration, mit einem deutlichen α

[1]) *Lettre* p. 31. 50. 51. pl. 3. nr. 76. 77. a. b. Zoëga pl. 8.
[2]) p. 598. §. 2.
[3]) p. 618.
[4]) Hr. Champollion sagt p. 50, ein neues Beispiel müsse erst entscheiden, ob dieser Buchstabe hα, oder α sei. Auf eine artige Weise hat Hr. Champollion diesen Buchstaben mit k verbunden, um unter die Kupferplatten seiner Schrift seinen eignen Namen hieroglyphisch zu setzen.
[5]) Siehe oben S. 507. folg. Anm. nr. 18.

geschrieben wäre. In Sabina, *σαβηνα*, ist das *ν* ein neues Zeichen, oder dieser Buchstabe fehlt ganz. Ueber der Hieroglyphe, welche ideographisch Göttin bedeutet, steht nämlich das Bild eines Kopfschmuckes, welcher dem sogenannten Pschent[1]) ähnlich sieht, und nur einfacher, als dieser, ist. Wenn hier ein *ν* sein soll, mufs dies Zeichen diesen Buchstaben vorstellen. Hr. Champollion sagt: *ce cartouche contient en toutes lettres le nom de l'Impératrice Σαβηνα*, ohne des mangelnden, oder neuen *ν* zu gedenken. In *σεβαστη* ist das erste Zeichen ein Vogel, das, als *s*, auch, soviel ich habe finden können, keine andre Autorität für sich hat, als die beiden Inschriften der Berenice, *βερνικς*[2]). In diesen aber kann es ebenso gut einen Vocal bedeuten, wie sonst in Hrn. Champollion's Alphabet mehrere Vogelgattungen einen solchen anzeigen.

In den beiden Inschriften[3]), welche Hr. Champollion Autocrator (*αυτοκρτρ*) Caesar (*κις*) Nerva (*νλοα*) Trajanus (*τρινς*) Germanicus (*κρμνικς*) Dacicus (*τικκς*) liest, bleiben

[1]) Ueber diese Kopfbedeckung vergleiche man Champollion *Lettre* p. 26. Als ideographisches Zeichen kommt sie sehr häufig in der Rosetta-Inschrift vor, so dafs dadurch Young's Meinung, der sie für eine Partikel hält (*Egypt.* nr. 177), Wahrscheinlichkeit gewinnt. Sehr merkwürdig ist gleichfalls das häufige Erscheinen der gebrochenen Linie (in den Namenschilden das *n* Hrn. Champollion's) auch in den forttautenden, nicht phonetischen Hieroglyphen. Auf der Rosetta-Inschrift findet er sich über sechzigmal. Dagegen steht es auch nicht einmal weder in der langen hieroglyphischen Papyrusrolle in der *Descript. de l'Egypte Ant.* T. 2. pl. 72-75.*, noch in den beiden ähnlichen, jetzt hier aufgerollten Papyrusschriften aus der Sammlung des Grafen Minutoli. Ich habe mich hierüber schon oben (S. 482 und daselbst Anm. 4) ausführlich geäufsert, und auch der in jener Papyrusrolle so häufig wiederkehrenden, aber sich auch auf dem Rosettastein, neben der gebrochenen, findenden, einfachen wagerechten Linie erwähnt.

[2]) Champollion *Lettre* pl. 1. nr. 32. 33

[3]) pl. 3. nr. 74 aus *Descript. de l'Egypte. Ant.* T. 1. pl. 41. nr. 56.

hinter Nerva zwei Zeichen unerklärt übrig, die nicht ideographisch scheinen, und nach dem Alphabet *oi* heifsen; ebenso zwischen Germanicus und Dacicus ein unerklärtes *n*.

Hr. Champollion hat natürlich nur eine Auswahl von Inschriften seinen Lesern mitgetheilt. Ich habe, soviel ich konnte, auch andre, von ihm übergangene, nachgesehen, nicht um eine Nachlese zu halten, was ich billig schärfer blickenden und geübteren Entzifferern überlasse, sondern um mich zu überzeugen, von welcher Art diejenigen Inschriften wären, die Hr. Champollion entweder nicht errathen konnte, oder die er aus andren Gründen unerwähnt liefs. Ein vollständiges Urtheil über die phonetischen Hieroglyphen schien mir nur insofern möglich, als man das Ganze derselben zu umfassen suchte. Die Auffindung hieroglyphisch geschriebener Namen wird dadurch erleichtert, dafs dieselben, wenn auch vielleicht nicht ganz ohne Ausnahme, doch so gut, als immer, in ovale Schilde eingeschlossen sind. In diesen vermuthete schon Zoëga[1]) Namen, und neuerlich hat wohl Hr. Young zuerst auf sie aufmerksam gemacht. Bemerkenswerth scheint es mir, dafs auf der grofsen, oft erwähnten hieroglyphischen Papyrusrolle im Französischen Werk kein einziges dieser Ovale zu finden ist[2]). Sollte darum in derselben gar kein Name vorkommen?

Diese Namensschilde enthalten aber auch Beinamen, und

---

[1]) p. 465. Er nennt sie *schemata ovata sive elliptica planae basi insidentia.*

[2]) T. 2. pl. 75.* col. 129 ist zwar ein Viereck mit einem kleineren in einer seiner Ecken, das Hieroglyphen einschliefst. Allein diese Vierecke dürfen wohl nicht mit jenen Ovalen verwechselt werden. Sie finden sich auch mit Ovalen zugleich; so T. 3. pl. 74. nr. 1, und etwas verschieden T. 1. pl. 59. nr. 5. Bei Hrn. Young (*Egypt.* nr. 16) bedeutet ein Habicht in solchem Viereck die Horus-Amme Bato, doch nach blofser Vermuthung.

nicht blofs phonetische, sondern oft auch ideographische Zeichen, dergleichen, wie man nicht vergessen mufs, die phonetischen ursprünglich auch sind. Wenn man, wie ich glaube, annehmen darf, dafs Hrn. Champollion's Alphabet, wenn es auch bei weitem nicht vollständig sein mag [1]), doch einen grofsen Theil der phonetischen Zeichen enthält, so kann man, immer im Sinn seines Systems gesprochen, hierauf die Vermuthung gründen, dafs die Schilde, in welchen nur wenige, oder keine dieser Zeichen vorkommen, blofs ideographische, und andre die wenigen, bisweilen phonetisch gebrauchten, nur in ideographischer Geltung enthalten.

Diese Schilde mögen nur die einheimischen Namen umfassen. Denn wie würden die Aegyptier, deren ganze Schrift ideographisch war, darauf gekommen sein, Namen alphabetisch, blofs nach den Lauten, zu schreiben, die in ihrer Sprache eine leicht erkennbare Bedeutung hatten?

---

[1]) Hr. Champollion glaubt, dafs seinem Alphabet nur wenige Buchstaben fehlen. Wenn man die von ihm nicht erklärten Namen durchgeht, findet man Zeichen mit so vielen der seinigen verbunden, dafs man sich nicht erwehren kann, sie auch für phonetische zu halten; so auf dem Pamphilischen Obelisk (Kircher 434) eine Schlange, vielleicht als *t*, so ferner anderswo einen kleinen Kreis (○), und den Strich, der den obern Theil der Sylbe *to* bei Hrn. Champollion ausmacht. Doch ist es mir nicht gelungen, die beiden letzteren in den verschiedenen Stellen, wo ich sie gefunden, gleichmäfsig zu erklären. Der Kreis scheint *Descript. de l'Egypte. Ant.* T. 1. pl. 23. nr. 8 ein *m*, T. 4. pl. 28. nr. 30 ein *s*, T. 5. pl. 49. nr. 19 ein *a*, und T. 1. pl. 36. nr. 8 ist mir die Bedeutung zweifelhaft geblieben. Der Strich ist, wie es auch die Zusammensetzung *to* angiebt, ein deutliches *t* T. 1. pl. 22. nr. 6. pl. 23. nr. 19. p. 27. nr. 17, scheint aber ein *k* pl. 80. nr. 8. T. 5. pl. 49. nr. 19 ist ein Zeichen, das nichts andres, als *k*, sein zu können scheint, und vielleicht dasselbe, als Champollion's *k* nr. 14, nur anders gewandt, ist. Ein neues Zeichen für *r* geht aus der Vergleichung von T. 5. pl. 49. nr. 10 und 20 hervor.

Wir lernen aus Horapollo [1]), dafs ein Falke, weil er Baiäth hiefs, die Seele in ihrem Sitze, dem Herzen (*ψυχὴν ἐγκαρδίαν*), anzeigte, und haben daher hieran ein Beispiel, dafs der Name einer Hieroglyphe, ohne Rücksicht auf den Gegenstand, einen andren bezeichnete. Hatte aber ein Name, und dies konnte auch bei einem einheimischen der Fall sein, keine Bedeutsamkeit, oder war seine Bedeutung nicht leicht erkennbar, so mufste man zur Bezeichnung des Lautes theilweise, nach Sylben oder Buchstaben, vorschreiten; und hierin scheint mir der Uebergang von den ideographischen Bezeichnungen der einheimischen Namen zu den phonetischen der fremden zu liegen.

Hr. Champollion behauptet [2]), dafs die phonetische Hieroglyphenschrift als Hülfsschrift (*écriture auxiliaire*) bei der rein ideographischen lange vor der Griechischen und Römischen Herrschaft bestanden, einen nothwendigen Theil derselben ausgemacht, und aufserdem, vor und nach Cambyses Zeit, zum Schreiben fremder Namen gedient habe. Sein aus der Unvollkommenheit des hieroglyphischen Alphabets hergenommener Grund hierfür scheint mir zwar auf keine Weise entscheidend. Allein da er im Besitz der Entzifferung auch der ideographischen Hieroglyphen zu sein behauptet, so würde es voreilig sein, zu bestreiten, worüber man Belehrung erwarten mufs.

Ich erlaube mir daher blofs die Bemerkung, dafs Hr. Champollion keine entzifferte Inschrift gegeben hat, welche über die Zeiten der Griechen, und da es unsicher ist, ob die mit dem Namen Alexander dem grofsen Welteroberer angehören, über die der Ptolemaeer hinausginge; so wie,

---

[1]) l. l. c. 7. Ueber die Alt-Aegyptischen hierbei zur Sprache kommenden Wörter s. Zoëga p. 454. nr. 53.

[2]) p. 40.

dafs mir die Prüfung vieler andren Namenschilde die Ansicht gegeben hat, dafs frühere Namen wenigstens nicht mit den Champollionschen Buchstaben zu lesen sind. Ist dies richtig, so mufs doch ein andres System in ihrer Schreibung vorherrschend sein. Soll man die von Hrn. Champollion nicht angeführten Namen-Inschriften blofs nach dem Eindrucke schildern, den ihre ungefähre Vergleichung mit seinem Alphabete macht, so enthält ein Theil wenig, oder gar keine Buchstaben aus demselben, ein zweiter mehr, aber mit fremden Zeichen vermischt, ein dritter so wenige von diesen, dafs jemand, mit Talent zum Entziffern begabt, sie wohl sollte lesen können[1]). Die ersten will ich, ohne jedoch darum das Mindeste über sie behaupten zu wollen, ideographisch nennen. Als Beispiele führe ich die des La-

[1]) Zu diesen rechne ich eine an der mittäglichen Seite des Pamphilischen Obelisks (Kircher 434), in der ΤΥΡΑΝΝΟΣ (Domitianus) deutlich zu erkennen, das Uebrige aber mir dunkel ist. Am Ende stehen die Zeichen des weiblichen Geschlechts, die sich, nach der Analogie von der Inschrift der Sabina (Champ. pl. 3. nr. 77. a), nicht auf das ideographische Zeichen der Göttin am Ende zu beziehen scheinen. Hr. Champollion erwähnt p. 29 der Inschriften auf der östlichen und mittäglichen Seite, allein so, als wären sie gleich. Seine Abbildung pl. 3. nr. 69 stimmt nur mit der ersteren, bis auf eine kleine, wohl richtige, Abänderung im vierten Zeichen, überein. Ferner *Descript. de l'Egypte. Ant.* T. 1. pl. 22. nr. 6; es steht vor einem deutlichen Caesar ein andrer Name. pl. 27. nr. 8. 19-22. pl. 36. nr. 8. pl. 80. nr. 10. T. 3. pl. 69. nr. 14. 37. 54; auf allen diesen kommt ein fremdes Zeichen zwischen *e* und *s* als Anfangssylbe vor, und diese Gruppe kehrt auch sonst oft wieder pl. 69. nr. 38; das vorletzte Zeichen findet sich auch auf dem Obeliscus Campensis mit einem *p*, einem *s*, und einem *m* vor, und einem *k* hinter sich. T. 5. pl. 26. nr. 3 vom Obelisken zu Heliopolis, wo die lesbaren Buchstaben auf der Kircherschen Abbildung (Oedipus T. 3. p. 332) gar nicht würden zu erkennen gewesen sein. pl. 49. nr. 8 mit einem deutlichen Autocrator. nr. 11, wo die Ordnung der Buchstaben schwer herauszufinden, sonst nur Ein Zeichen (eine Schlange. Siehe S. 519. Anm.) neu ist.

teranensischen und Flaminischen Obelisks an[1]). Finden sich unter lauter solchen ideographischen Inschriften einige phonetisch lesbare, wie T. 3. pl. 38 des grofsen Französischen Werks, so ist dem Auge der Unterschied beim ersten Anblick so auffallend, als wenn man wirkliche Schrift mitten unter Bildern anträfe.

Vorzüglich aufmerksam bin ich auf solche Inschriften gewesen, die, blofs aus Zeichen des Champollionschen Alphabets bestehend, dennoch im Lesen keinen zu deutenden Namen geben. Ich habe ihrer nur wenige gefunden[2]), so dafs jeder Verdacht, Hr. Champollion habe nur die lesbaren ausgewählt, wegfallen mufs. Daraus aber, dafs ich diese nicht habe entziffern können, folgt noch nicht, dafs man überhaupt nicht Namen auffinden könnte, welchen sich ihre Laute anpassen lassen. Denn da oft Vocale zu ergänzen, die vorhandenen Vocalzeichen mehrdeutig sind, die harten und weichen Buchstaben, *r* und *l* verwechselt sein können, bisweilen (vorzüglich, wo in der Inschrift keine Thiergestalten vorkommen) auch die Richtung unsicher ist, so ist dies

[1]) Kircher Oedipus T. 3. p. 161. 213. Zu diesen möchte ich die meisten von Hrn. Young als Namen aufgeführten Inschriften (*Egypt.* nr. 36-54) rechnen, deren Erklärung aber, wie man sich durch das über sie Gesagte überzeugen kann, auf sehr schwachen Gründen beruht.

[2]) *Descript. de l'Egypte. Ant.* T. 1. pl. 36. nr. 3; den gehenkelten Schlüssel halte ich nämlich für ein ideographisches Zeichen. T. 4. pl. 33. nr. 4; der Anfang ist deutlich Autocrator. Am Ende ist das senkrechte *s* durch das wagerechte *n* gezogen. Was ich hier nicht lesen kann, kehrt, aber ohne *n*, T. 4. pl. 34. nr. 1 zurück. Beide Inschriften sind aus Denderah, die erste aus dem Typhonium, die andre aus dem Süd-Tempel. T. 5. pl. 30. nr. 4, womit, wegen der gleichen zwei Anfangs- und vier Endbuchstaben, T. 3. pl. 52 zu vergleichen ist. T. 4. pl. 34. nr. 1 steht Hrn. Champollion's *k* nr. 11 aufrecht, und die Thierfigur scheint kein Löwe, sondern eine Sphinx, übrigens lauter bekannte Zeichen.

Entziffern, kein blofses und einfaches Lesen; und die Furcht, blofsen Einfällen Raum zu geben, schreckt sogar vom Rathen ab.

Der fünfte Theil des grofsen Französischen Werks liefert die Inschriften mit dem Namen des Kaisers Claudius, deren Hr. Champollion, ohne sich aber weiter, als über die drei nicht in seinem Alphabet befindlichen Buchstaben, darauf einzulassen, erwähnt [1].

Für das Ganze des Systems des Hrn. Champollion, wie ich es hier zu prüfen versucht habe, mufs ich noch an einen sehr für dasselbe sprechenden Beweis erinnern, den nämlich, dafs gerade Denkmäler, auf welchen er spätere Namen zu finden glaubte, auch durch ihren Styl, oder andere Kennzeichen einen späteren Ursprung verrathen. Zu den in dieser Beziehung schon von Hrn. Letronne [2] angeführten kann man noch den Pamphilischen und Barberinischen Obelisken [3] rechnen. Dafs der Sallustische Obelisk, den Zoëga in die Zeiten nach den Antoninen setzt, und dessen Bildwerke er in Rom gemacht glaubt, keine Namen Römischer Kaiser zu enthalten scheint, mag wohl daher kommen, dafs seine Hieroglyphen, absichtlich, aber schlecht, älteren Werken, namentlich dem Flaminischen Obelisken, nachgeahmt sind [4]. Dieser und der Lateranensische, und vermuthlich ebenso viele andre unter den Obelisken, sind, soviel ich urtheilen kann, von späteren Inschriften frei, und ebenso finden sich ihrer wenige, wie es scheint, in den Gebäuden des alten Thebens, ob es gleich sehr vom Zufall abhängt, wie viel und welche gerade von Reisenden abgeschrieben, und uns auf diese Weise bekannt wurden.

---

[1]) p. 50. *Descript. de l'Egypte. Ant.* T. 5. pl. 49. nr. 10. 19. 20. Siehe S. 519. Anm.

[2]) *Recherches* p. XXXVII.

[3]) Siehe oben S. 516.

[4]) Zoëga p. 391. 616. 617.

Es ist bei weitem leichter, gegen ein aufgestelltes System Zweifel zu erheben, und zwischen den Gründen dafür und dagegen herumzuschwanken, als ein bestimmtes Urtheil darüber auszusprechen. Indefs ist ein solches Ende einer im Einzelnen sehr ermüdenden Arbeit wenig erfreulich. Ich stehe daher nicht an, meine Meinung hier zusammenzufassen.

Ich glaube, Hrn. Champollion's Behauptung über die beiden Namen auf dem Rosettastein und dem Obelisken von Philae von den ferneren trennen zu müssen. In den ersteren finde ich überzeugende Beweise für den Gebrauch phonetischer Hieroglyphen bei den Aegyptiern in der Art, wie Hr. Champollion ihn angiebt. Sie würden auch stehen bleiben, wenn man das ferner auf sie Gegründete, als blofse Hypothese, bei Seite setzte.

Dieses, und besonders die Erklärung der Römischen Namen und Benennungen, ist nun zwar scharfsinnig und kunstreich mit jenen Behauptungen in Verbindung gebracht, und stützt sich zum Theil auf sie. Strenger beurtheilt aber, bilden doch nur diese Behauptungen mit jenen ein Gebäude, das sich selbst gegenseitig tragen mufs, und, um nicht in der leeren Luft zu schweben, darauf beruht, dafs die Befolgung der aufgestellten Regeln eine Reihe von Inschriften hervorbringt, welche mit sich, und äufseren in Betrachtung kommenden Umständen übereinstimmt. Auf diese Weise betrachtet, finde ich in Hrn. Champollion's Erklärungen einen hohen Grad der Wahrscheinlichkeit, und gewifs einen hinreichenden, um ihm den Dank und die Theilnahme aller Sprach- und Geschichtsforscher zu gewinnen, und das Bemühen zu rechtfertigen, auf dem eröffneten Wege weiter zu gehen. Immer aber wird, meines Erachtens, die gröfste Aufmerksamkeit darauf zu wenden sein, ob, bei fortgesetztem Forschen, vermittelst des schon vorhandenen oder neuen Stoffes, auch noch, so wie es jetzt scheint, alle erforderlichen

Bedingungen zusammentreffen? Um diese Art der Prüfung möglich zu machen, müfste man suchen, häufig alle Namenschilde Eines Gebäudes, oder wenigstens Eines abgesonderten Theiles desselben, vollständig mit einander zu vergleichen. Jetzt, wo man gröfstentheils nur einzelne Schilde vor sich hat, ohne ihre Stellung gegen einander zu kennen, läfst sich zu wenig entscheiden, ob nicht vielleicht Inschriften neben einander stehen, die, nach Champollionscher Weise gelesen, zu einander nicht gehörende Namen und Benennungen geben. Vorzüglich wünschenswerth aber bleibt es, dafs das System, aufser der auf dem eben beschriebenen Wege zu erreichenden Bestätigung, auch noch eine neue in entsprechenden Griechischen Inschriften finden möge.

Ich mufs es andren überlassen, ob sie diesem Urtheil, zu welchem meine Prüfung mich führt, beitreten werden oder nicht? Immer aber hoffe ich, dazu beigetragen zu haben, diese Untersuchung dem nachtheiligsten Standpunkte zu entreifsen, auf dem sich wissenschaftliche Forschungen befinden können, dem nämlich, wo die, auch gegründete Behauptung nicht vollkommen gesichert ist, und der auch ungegründete Zweifel immer noch Anhaltspunkte findet.

Ueber die

Buchstabenschrift und ihren Zusammenhang mit dem Sprachbau.

Es hat mir bei dem Nachdenken über den Zusammenhang der Buchstabenschrift mit der Sprache immer geschienen, als wenn die erstere in genauem Verhältnifs mit den Vorzügen der letzteren stände, und als wenn die Annahme und Bearbeitung des Alphabets, ja selbst die Art und vielleicht auch die Erfindung desselben, von dem Grade der Vollkommenheit der Sprache, und noch ursprünglicher, der Sprachanlagen jeder Nation abhinge.

Anhaltende Beschäftigung mit den Amerikanischen Sprachen, Studium der Alt-Indischen und einiger mit ihr verwandten, und die Betrachtung des Baues der Chinesischen schienen mir diesen Satz auch geschichtlich zu bestätigen. Die Amerikanischen Sprachen, die man zwar sehr mit Unrecht mit dem Namen roher und wilder bezeichnen würde, die aber ihr Bau doch bestimmt von den vollkommen gebildeten unterscheidet, haben, soviel wir bis jetzt wissen, nie Buchstabenschrift besessen. Mit den Semitischen und der Indischen ist diese so innig verwachsen, dafs auch nicht die entfernteste Spur vorhanden ist, dafs sie sich jemals einer

anderen bedient hätten. Wenn die Chinesen beharrlich die ihnen seit so langer Zeit bekannten Alphabete der Europäer zurückstofsen, so liegt dies, meines Erachtens, bei weitem nicht blofs in ihrer Anhänglichkeit am Hergebrachten, und ihrer Abneigung gegen das Fremde, sondern viel mehr darin, dafs, nach dem Maafs ihrer Sprachanlagen, und nach dem Bau ihrer Sprache, noch gar nicht das innere Bedürfnifs nach einer Buchstabenschrift in ihnen erwacht ist. Wäre dies nicht der Fall, so würden sie durch ihre eigene, ihnen in hohem Grade beiwohnende Erfindsamkeit, und durch ihre Schriftzeichen selbst dahin gekommen sein, nicht blofs, wie sie jetzt thun, Lautzeichen als Nebenhülfe zu gebrauchen, sondern ein wahres, vollständiges und reines Alphabet zu bilden.

Auf Aegypten allein schien diese Vorstellungsart nicht recht zu passen. Denn die heutige Coptische Sprache beweist unläugbar, dafs auch die Alt-Aegyptische einen Bau besafs, der nicht von grofsen Sprachanlagen der Nation zeugt, und dennoch hat Aegypten nicht nur Buchstabenschrift besessen, sondern war sogar, nach keinesweges verwerflichen Zeugnissen, die Wiege derselben. Allein auch wenn eine Nation Erfinderin einer Buchstabenschrift ist, bleibt ihre Art, dieselbe zu behandeln, ihrer Anlage entsprechend, den Gedanken aufzufassen und durch Sprache zu fesseln und auszubilden; und die Wahrheit dieser Behauptung leuchtet gerade recht aus der wunderbaren Art hervor, wie die Aegyptier Bilder- und Buchstabenschrift in einander übergehen liefsen.

Buchstabenschrift und Sprachanlage stehen daher in dem engsten Zusammenhange, und in durchgängiger Beziehung auf einander. Dies werde ich mich bemühen, hier sowohl aus Begriffen, als, soviel es in der Kürze geschehen kann, welche diesen Abhandlungen geziemt, geschichtlich

zu beweisen. Die Wahl dieses Gegenstandes hat mir aus dem zwiefachen Grunde angemessen geschienen, dafs die Natur der Sprache in der That nicht vollständig eingesehen werden kann, wenn man nicht zugleich ihren Zusammenhang mit der Buchstabenschrift untersucht, und dafs gerade jene neuesten Beschäftigungen mit der Aegyptischen Schrift den Antheil an Untersuchungen über Schrift-Erfindung und Aneignung im gegenwärtigen Augenblicke verdoppeln.

Alles, was sich auf die äufseren Zwecke der Schrift, ihren Nutzen im Gebrauch für das Leben und die Verbreitung der Kenntnisse bezieht, übergehe ich gänzlich. Ihre Wichtigkeit von dieser Seite leuchtet zu sehr von selbst ein, und nur Wenige dürften in dieser Hinsicht die Vorzüge der Buchstabenschrift vor den übrigen Schriftarten verkennen. Ich beschränke mich blofs auf den Einflufs der alphabetischen auf die Sprache und ihre Behandlung. Ist dieser wirklich bedeutend, ist der Zusammenhang der Sprache mit dem Gebrauche eines Alphabets innig und fest, so können auch die Ursachen begieriger Aneignung der Buchstabenschrift, oder kalter Gleichgültigkeit gegen dieselbe, nicht länger zweifelhaft bleiben.

Wie aber schon oft von den Sprachen selbst behauptet wird, dafs ihre Verschiedenheit nicht von grofser Wichtigkeit sei, da, wie auch der Schall laute, und die Rede sich verknüpfe, doch endlich immer derselbe Gedanken hervortrete, so dürfte die Art der Schriftzeichen noch für bei weitem gleichgültiger gehalten werden, wenn sie nur nicht gar zu grofse Unbequemlichkeit mit sich führe, oder die Nation sich gewöhnt habe, die mit ihr verbundenen zu überwinden. Auch machen diejenigen, welche sich der Schrift häufig, und noch weit mehr diejenigen, welche sich derselben auf eine sinnige Weise bedienen, immer und von jedem Volke einen kleinen Theil aus. Jede Sprache hat also nicht blofs

lange Zeit ohne Schrift bestanden, sondern lebt auch grofsentheils beständig auf gleiche Art fort.

Allein das tönende Wort ist gleichsam eine Verkörperung des Gedanken, die Schrift eine des Tons. Ihre allgemeinste Wirkung ist, dafs sie die Sprache fest heftet, und dadurch ein ganz anderes Nachdenken über dieselbe möglich macht, als wenn das verhallende Wort blofs im Gedächtnifs eine bleibende Stätte findet. Es ist aber auch zugleich unvermeidlich, dafs sich nicht irgend eine Wirkung dieser Bezeichnung durch Schrift, und der bestimmten Art derselben überhaupt dem Einflusse der Sprache auf den Geist beimischen sollte. Es ist daher keinesweges gleichgültig, welche Art der Anregung die geistige Thätigkeit durch die besondere Natur der Schriftbezeichnung erhält. Es liegt in den Gesetzen dieser Thätigkeit, das Denkbare und Anschauliche als Zeichen und Bezeichnetes zu betrachten, wechselweise hervorzurufen, und in verschiedene Stellung gegen einander zu bringen; es ist ihr eigen, bei einer Idee oder Anschauung auch die verwandten wirken zu lassen, und so kann die Uebertragung des erst als Ton gehefteten Gedanken auf einen Gegenstand des Auges, nach Maafsgabe der Art, wie sie geschieht, dem Geiste sehr verschiedene Richtungen geben. Offenbar aber müssen, wenn die Gesammtwirkung nicht gestört werden soll, das Denken in Sprache, die Rede und die Schrift übereinstimmend gebildet, und wie aus Einer Form gegossen sein.

Darum dafs die Schrift nur immer Eigenthum eines kleineren Theils der Nation bleibt, und wohl überall erst entstanden ist, als der schon fest bestimmte Sprachbau nicht mehr wesentliche Umänderungen zuliefs, ist ihr Einflufs auf sie nicht minder wichtig. Denn die gemeinschaftliche Rede umschlingt doch (freilich in einer Lebensform weniger als in der andern) das ganze Volk, und was auf sie bei Einzel-

nen gewirkt ist, geht doch mittelbar auf Alle über. Die feinere Bearbeitung der Sprache aber, für welche der Gebrauch der Schrift eigentlich erst den Anfangspunkt bezeichnet, ist gerade die wichtigste, und unterscheidet, an sich und in ihrer Wirkung auf die Nationalbildung, die Eigenthümlichkeit der Sprachen bei weitem mehr, als der gröbere, ursprüngliche Bau.

Die Eigenthümlichkeit der Sprache besteht darin, dafs sie, vermittelnd, zwischen dem Menschen und den äufseren Gegenständen eine Gedankenwelt an Töne heftet. Alle Eigenschaften jeder einzelnen können daher auf die beiden grofsen Hauptpunkte in der Sprache überhaupt bezogen werden, ihre Idealität und ihr Tonsystem. Was der ersteren an Vollständigkeit, Klarheit, Bestimmtheit und Reinheit, dem letzteren an Vollkommenheit abgeht, sind ihre Mängel, das Entgegengesetzte ihre Vorzüge.

Diese Ansicht habe ich in zwei, dieser Versammlung früher vorgelegten Abhandlungen aufzustellen und zu rechtfertigen versucht, mich bemühet zu zeigen:

dafs das, auch unverknüpfte Wortsystem jeder Sprache eine Gedankenwelt bildet, die, gänzlich heraustretend aus dem Gebiet willkührlicher Zeichen, für sich Wesenheit und Selbstständigkeit besitzt;

dafs diese Wortsysteme niemals einem einzelnen Volk allein angehören, sondern auf einem Wege der Ueberlieferung, den weder die Geschichte, noch die Sprachforschung ganz zu verfolgen im Stande sind, zu dem Werke der gesammten Menschheit alle Jahrhunderte ihres Daseins hindurch werden, und dafs mithin jedes Wort ein doppeltes Bildungselement in sich trägt, ein physiologisches, aus der Natur des menschlichen Geistes hervorgehendes, und ein geschichtliches, in der Art seiner Entstehung liegendes; ferner:

dafs der Charakter der vollkommener gebildeten Sprachen dadurch bestimmt wird, dafs die Natur ihres Baues beweist, dafs es dem Geist nicht blofs auf den Inhalt, sondern vorzüglich auf die Form des Gedanken ankommt.

Ich glaube diesen Weg auch hier verfolgen zu können, und es leuchtet nun von selbst ein, dafs die Buchstabenschrift die Idealität der Sprache schon insofern negativ befördert, als sie den Geist auf keine, von der Form der Sprache abweichende Weise anregt, dafs aber das Tonsystem, da Lautbezeichnung ihr Wesen ausmacht, erst durch sie Festigkeit und Vollständigkeit erlangen kann.

Dafs jede Bilderschrift durch Anregung der Anschauung des wirklichen Gegenstandes die Wirkung der Sprache stören mufs, statt sie zu unterstützen, fällt von selbst in die Augen. Die Sprache verlangt auch Anschauung, heftet sie aber an die vermittelst des Tones gebundene Wortform. Dieser mufs sich die Vorstellung des Gegenstandes unterordnen, um als Glied zu der unendlichen Kette zu gehören, an welcher sich das Denken durch Sprache nach allen Richtungen hinschlingt. Wenn sich das Bild zum Schriftzeichen aufwirft, so drängt es unwillkührlich dasjenige zurück, was es bezeichnen will, das Wort. Die Herrschaft der Subjectivität, das Wesen der Sprache, wird geschwächt, die Idealität dieser leidet durch die reale Macht der Erscheinung, der Gegenstand wirkt nach allen seinen Beschaffenheiten auf den Geist, nicht nach denenigen, welche das Wort, in Uebereinstimmung mit dem individuellen Geiste der Sprache, auswählend zusammenfafst, die Schrift, die nur Zeichen des Zeichens sein soll, wird zugleich Zeichen des Gegenstandes, und schwächt, indem sie seine unmittelbare Erscheinung in das Denken einführt, die Wirkung, welche das Wort gerade dadurch ausübt, dafs es nur Zeichen sein will. An Lebendigkeit kann die Sprache durch das Bild nicht gewinnen, da diese

Gattung der Lebendigkeit nicht ihrer Natur entspricht, und die beiden verschiedenen Thätigkeiten der Seele, die man hier zugleich anregen möchte, können nicht Verstärkung, sondern nur Zerstreuung der Wirkung zur Folge haben.

Dagegen scheint eine Figurenschrift, welche Begriffe bezeichnet, recht eigentlich die Idealität der Sprache zu befördern. Denn ihre willkührlich gewählten Zeichen haben ebensowenig, als die der Buchstaben, etwas, das den Geist zu zerstreuen vermöchte, und die innere Gesetzmäfsigkeit ihrer Bildung führt das Denken auf sich selbst zurück.

Dennoch wirkt auch eine solche Schrift gerade der idealen, d. h. der die Aufsenwelt in Ideen verwandelnden Natur der Sprache entgegen, wenn sie auch nach der strengsten Gesetzmäfsigkeit in allen ihren Theilen zusammengefügt wäre. Denn für die Sprache ist nicht blofs die sinnliche Erscheinung stoffartig, sondern auch das unbestimmte Denken, inwiefern es nicht fest und rein durch den Ton gebunden ist; denn es ermangelt der ihr wesentlich eigenthümlichen Form. Die Individualität der Wörter, in deren jedem immer noch etwas anderes, als blofs seine logische Definition liegt, ist insofern an den Ton geheftet, als durch diesen unmittelbar in der Seele die ihnen eigenthümliche Wirkung geweckt wird. Ein Zeichen, das den Begriff aufsucht, und den Ton vernachlässigt, kann sie mithin nur unvollkommen ausdrücken. Ein System solcher Zeichen giebt nur die abgezogenen Begriffe der äufseren und inneren Welt wieder; die Sprache aber soll diese Welt selbst, zwar in Gedankenzeichen verwandelt, aber in der ganzen Fülle ihrer reichen, bunten und lebendigen Mannichfaltigkeit enthalten.

Es hat aber auch nie eine Begriffsschrift gegeben, und kann keine geben, die rein nach Begriffen gebildet wäre, und auf die nicht die in bestimmte Laute gefafsten Wörter der Sprache, für welche sie erfunden wurde, den hauptsächlich-

sten Einfluſs ausgeübt hätten. Denn da die Sprache doch vor der Schrift da ist, so sucht dieselbe natürlich für jedes Wort ein Zeichen, und nimmt diese, wenn sie auch durch systematische Unterordnung unter ein Begriffssystem vom Laut unabhängige Geltung hätten, doch in dem Sinn der ihnen untergelegten Wörter. Daher ist jede Begriffsschrift immer zugleich eine Lautschrift, und ob sie, nebenher und in welchem Grade auch als wahre Begriffsschrift gilt? hangt von dem Grade ab, in welchem der sie Gebrauchende die systematische Unterordnung ihrer Zeichen, den logischen Schlüssel ihrer Bildung, kennt und beachtet. Wer die den Wörtern entsprechenden Zeichen nur mechanisch kennt, besitzt in ihr nichts, als eine Lautschrift. Wenn eine solche Schrift auf eine andere Sprache übergeht, findet der gleiche Fall statt. Denn auch in dieser muſs der Gebrauch, wenn die Schrift wirklich Schrift sein soll, doch jedem Zeichen seine Geltung in Einem, oder mehreren bestimmten Wörtern anweisen. Die Schriftzeichen sind also in beiden Sprachen nur insofern gleichbedeutend, als es die ihnen untergelegten Wörter sind, und das Lesen des in einer beider Sprachen Geschriebenen wird für den dieser Sprache Unkundigen immer zu einem Uebersetzen, in welchem die Individualität der Ursprache allemal aufgegeben wird. Es geht also bei dem Gebrauche Einer solchen Schrift unter verschiedenen Nationen immer hauptsächlich nur der Inhalt über, die Form wird wesentlich verändert, und der unläugbare Vorzug einer Begriffsschrift, Nationen verschiedener Sprachen verständlich zu sein, wiegt die Nachtheile nicht auf, welche sie von anderen Seiten her mit sich führt. Als Lautschrift ist eine Begriffsschrift unvollkommen, weil sie Laute für Wörter angiebt, mithin der Sprache allen Gewinn entzieht, der, wie wir sehen werden, aus der Lautbezeichnung der Wortelemente entspringt. Sie wird aber auch niemals rein als Laut-

schrift. Da man der Geltung und dem Zusammenhang ihrer Zeichen nach Begriffen nachgehen kann, den Gedanken, gleichsam mit Uebergehung des Lautes, unmittelbar bilden, so wird sie dadurch zu einer eignen Sprache, und schwächt den natürlichen, vollen und reinen Eindruck der wahren und nationellen. Sie ringt auf der einen Seite, sich von der Sprache überhaupt, wenigstens von einer bestimmten frei zu machen, und schiebt auf der andern dem natürlichen Ausdruck der Sprache, dem Ton, die viel weniger angemessene Anschauung durch das Auge unter. Sie handelt daher dem instinctartigen Sprachsinn des Menschen gerade entgegen, und zerstört, je mehr sie sich mit Erfolg geltend macht, die Individualität der Sprachbezeichnung, die allerdings nicht blofs in dem Laut einer jeden liegt, aber an denselben durch den Eindruck gebunden ist, den jede bestimmte Verknüpfung articulirter Töne unläugbar specifisch hervorbringt.

Das Bemühen, sich von einer bestimmten Sprache unabhängig zu machen, mufs, da das Denken ohne Sprache einmal unmöglich ist, nachtheilig und verödend auf den Geist einwirken. Eine Begriffsschrift übt diese Nachtheile nur insofern nicht in dem hier geschilderten Grade aus, als ihr System nicht consequent durchgeführt ist, und als sie im Gebrauch phonetisch aufgenommen wird.

Die Buchstabenschrift ist von diesen Fehlern frei, einfaches, durch keinen Nebenbegriff zerstreuendes Zeichen des Zeichens, die Sprache überall begleitend, ohne sich ihr vorzudrängen, oder zur Seite zu stellen, nichts hervorrufend, als den Ton, und daher die natürliche Unterordnung bewahrend, in welcher der Gedanke nach dem durch den Ton gemachten Eindruck angeregt werden, und die Schrift ihn nicht an sich, sondern in dieser bestimmten Gestalt festhalten soll.

Durch dies enge Anschliefsen an die eigenthümliche

Natur der Sprache verstärkt sie gerade die Wirkung dieser, indem sie auf die prangenden Vorzüge des Bildes und Begriffsausdrucks Verzicht leistet. Sie stört die reine Gedankennatur der Sprache nicht, sondern vermehrt vielmehr dieselbe durch den nüchternen Gebrauch an sich bedeutungsloser Züge, und läutert und erhöht ihren sinnlichen Ausdruck, indem sie den im Sprechen verbundenen Laut in seine Grundtheile zerlegt, den Zusammenhang derselben unter einander, und in der Verknüpfung zum Wort anschaulich macht, und durch die Fixirung vor dem Auge auch auf die hörbare Rede zurückwirft.

An diese Spaltung des verbundenen Lauts, als an das Wesen der Buchstabenschrift, haben wir uns daher zu halten, wenn wir den inneren Einfluss derselben auf die Sprache beurtheilen wollen.

Die Rede bildet im Geiste des Sprechenden, bis sie einen Gedanken erschöpft, ein verbundenes Ganzes, in welchem erst die Reflexion die einzelnen Abschnitte aufsuchen muss. Dies erfährt man vorzüglich bei der Beschäftigung mit den Sprachen ungebildeter Nationen. Man muss theilen und theilen, und immer misstrauisch bleiben, ob das einfach Scheinende nicht auch noch zusammengesetzt ist. Gewissermafsen ist freilich dasselbe auch bei den hochgebildeten der Fall, allein auf verschiedene Weise; bei diesen nur etymologisch zum Behuf der Einsicht in die Wortentstehung, bei jenen grammatisch und syntaktisch zum Behuf der Einsicht in die Verknüpfung der Rede. Das Verbinden des zu Trennenden ist allemal Eigenschaft des ungeübten Denkens und Sprechens; von dem Kinde und dem Wilden erhält man schwer Wörter, statt Redensarten. Die Sprachen von unvollkommnerem Bau überschreiten auch leicht das Maafs dessen, was in einer grammatischen Form verbunden sein darf. Die logische Theilung, welche die Gedankenverknü-

pfung auflöst, geht aber nur bis auf das einfache Wort. Die Spaltung dieses ist das Geschäft der Buchstabenschrift. Eine Sprache, die sich einer anderen Schrift bedient, vollendet daher das Theilungsgeschäft der Sprache nicht, sondern macht einen Stillstand, wo die Vervollkommnung der Sprache weiter zu gehen gebietet.

Zwar ist die Aufsuchung der Lautelemente auch ohne den Gebrauch der Buchstabenschrift denkbar, und die Chinesen besitzen namentlich eine Analyse der verbundenen Laute, indem sie die Zahl und Verschiedenheit ihrer Anfangs- und End-Articulationen und ihrer Wortbetonungen bestimmt und genau angeben. Da aber nichts weder in der gewöhnlichen Sprache, noch in der Schrift (insofern sie nemlich wirklich Zeichenschrift ist, da die Chinesen bekanntlich dieser auch Lautbezeichnung beimischen) zu dieser Analyse nöthigt, so kann sie schon darum nicht so allgemein sein. Da ferner der einzelne Ton (Consonant und Vocal) nicht durch ein nur ihm angehörendes Zeichen isolirt dargestellt, sondern nur den Anfängen und Endigungen verbundener Laute abgehört wird, so ist die Darstellung des Tonelements nie so rein und anschaulich, als durch die Buchstabenschrift und die Lautanalyse, wenn ihr auch nichts an Vollständigkeit und Genauigkeit abginge, macht nicht auf den Geist den Eindruck einer rein vollendeten Sprachtheilung. Bei der inneren Wirkung der Sprachen aber, welche allein ihre wahren Vorzüge bestimmt, kommt Alles auf das volle und reine Wirken jedes Eindrucks an, und der geringste, im äuſseren Erfolg gar nicht bemerkbare Mangel an einem von beiden ist von Erheblichkeit. Das alphabetische Lesen und Schreiben dagegen nöthigt in jedem Augenblick zum Anerkennen der zugleich dem Ohr und dem Auge fühlbaren Lautelemente, und gewöhnt an die leichte Trennung und Zusammensetzung derselben; es macht daher eine voll-

endet richtige Ansicht der Theilbarkeit der Sprache in ihre Elemente in eben dem Grade allgemein, in welchem es selbst über die Nation verbreitet ist.

Zunächst äufsert sich diese berichtigte Ansicht in der Aussprache, die, durch das Erkennen und Ueben der Lautelemente in abgesonderter Gestalt, befestigt und geläutert wird. So wie für jeden Laut ein Zeichen gegeben ist, gewöhnen sich das Ohr und die Sprachorgane, ihn immer genau auf dieselbe Weise zu fordern und wiederzugeben; zugleich wird er, mit Abschneidung des unbestimmten Tönens, mit dem, im ungebildeten Sprechen, ein Laut in den andern überfliefst, schärfer und richtiger begränzt. Diese reinere Aussprache, die feine Ausbildung des Ohrs und der Sprachwerkzeuge ist schon an sich, und in ihrer Wirkung auch auf das Innere der Sprache von der äufsersten Wichtigkeit; die Absonderung der Lautelemente übt aber auch einen noch tiefer in das Wesen der Sprache eingehenden Einflufs aus.

Sie führt nemlich der Seele die Articulation der Töne vor, indem sie die articulirten Töne vereinzelt und bezeichnet. Die alphabetische Schrift thut dies klarer und anschaulicher, als es auf irgend einem anderen Wege geschehen könnte, und man behauptet nicht zu viel, wenn man sagt, dafs durch das Alphabet einem Volke eine ganz neue Einsicht in die Natur der Sprache aufgeht. Da die Articulation das Wesen der Sprache ausmacht, die ohne dieselbe nicht einmal möglich sein würde, und der Begriff der Gliederung sich über ihr ganzes Gebiet, auch wo nicht blofs von Tönen die Rede ist, erstreckt; so mufs die Versinnlichung und Vergegenwärtigung des gegliederten Tons vorzugsweise mit der ursprünglichen Richtigkeit und der allmählichen Entwickelung des Sprachsinnes in Zusammenhang stehen. Wo dieser stark und lebendig ist, wird ein Volk aus eigenem Drange der Erfindung des Alphabets entgegengehen, und

wo ein Alphabet einer Nation von der Fremde her zukommt, wird es die Sprachausbildung in ihr befördern und beschleunigen.

Obgleich der articulirte Laut körperlich und instinctartig hervorgebracht ist, so stammt sein Wesen doch eigentlich nur aus der inneren Seelenanlage zur Sprache, die Sprachwerkzeuge besitzen blofs die Fähigkeit, sich dem Drange dieser gemäfs zu gestalten. Eine Definition des articulirten Lauts blofs nach seiner physischen Beschaffenheit, ohne die Absicht oder den Erfolg seiner Hervorbringung darin aufzunehmen, scheint mir daher unmöglich. Er ist ein sich einzeln abschneidender Laut, nicht ein verbundenes und vermischtes Tönen oder Schnettern, wie die meisten Gefühllaute. Sein charakteristischer Unterschied liegt nicht, musikalisch, in der Höhe und Tiefe, da er durch die ganze Tonleiter hindurch angestimmt werden kann. Derselbe beruht ebensowenig auf der Dehnung und Verkürzung, Helligkeit oder Dumpfheit, Härte oder Weiche, da diese Verschiedenheiten theils Eigenschaften aller articulirten Töne sein können, theils Gattungen derselben bilden.

Versucht man nun aber die Unterschiede zwischen *a* und *e*, *p* und *k* u. s. w. auf einen allgemeinen sinnlichen Begriff zurückzuführen, so ist mir wenigstens bis jetzt dies immer mifslungen. Es bleibt nichts übrig, als überhaupt zu sagen, dafs diese Töne, unabhängig von jenen Kennzeichen, dennoch specifisch verschieden sind, oder dafs ihr Unterschied aus einem bestimmten Zusammenwirken der Organe entsteht, oder eine andere ähnliche Beschreibung zu versuchen, die aber nie eine wahre Definition giebt. Erschöpfend und ausschliefsend wird ihr Wesen immer nur dadurch geschildert, dafs man ihnen die Eigenschaft zuschreibt, unmittelbar durch ihr Ertönen Begriffe hervorzubringen, indem theils jeder einzelne dazu gebildet ist, theils die Bildung

des einzelnen eine in bestimmbaren Classen bestimmbare Anzahl gleichartiger, aber specifisch verschiedener möglich macht und fordert, welche nothwendige oder willkührliche Verbindungen mit einander einzugehen geeignet sind. Hierdurch ist jedoch nicht mehr gesagt, als dafs articulirte Laute Sprachlaute und umgekehrt sind.

Die Sprache aber liegt in der Seele, und kann sogar bei widerstrebenden Organen und fehlendem äufseren Sinn hervorgebracht werden. Dies sieht man bei dem Unterrichte der Taubstummen, der nur dadurch möglich wird, dafs der innere Drang der Seele, die Gedanken in Worte zu kleiden, demselben entgegenkommt, und vermittelst erleichternder Anleitung den Mangel ersetzt, und die Hindernisse besiegt. Aus der individuellen Beschaffenheit dieses Dranges, verständliche Laute hervorzubringen, aus der Individualität des Lautgefühls (überhaupt in Hinsicht des Lautes, als solchen, des musikalischen Tons und der Articulation) und endlich aus der Individualität des Gehörs und der Sprachwerkzeuge entsteht das besondere Lautsystem jeder Sprache, und wird, sowohl durch seine ursprüngliche Gleichartigkeit mit der ganzen Sprachanlage des Individuums, als in seinen tausendfachen, einzeln gar nicht zu verfolgenden Einflüssen auf alle Theile des Sprachbaues, die Grundlage der besonderen Eigenthümlichkeit der ganzen Sprache selbst. Die aus der Seele heraustönende specifische Sprachanlage verstärkt sich in ihrer Eigenthümlichkeit, indem sie wieder ihr eigenes Tönen, als etwas fremdes Erklingendes, vernimmt.

Wenn gleich jede wahrhaft menschliche Thätigkeit der Sprache bedarf, und diese sogar die Grundlage aller ausmacht, so kann doch eine Nation die Sprache mehr oder weniger eng in das System ihrer Gedanken und Empfindungen verweben. Es beruht dies auch nicht blofs, wie man wohl zuweilen zu glauben pflegt, auf ihrer Geistigkeit

überhaupt, ihrer mehr oder weniger sinnigen Richtung, ihrer Neigung zu Wissenschaft und Kunst; noch weniger auf ihrer Cultur, einem höchst vieldeutigen, und mit der gröfsten Behutsamkeit zu brauchenden Worte. Eine Nation kann in allen diesen Rücksichten vorzüglich sein, und dennoch der Sprache kaum das ihr gebührende Recht einräumen.

Der Grund davon liegt in Folgendem. Wenn man sich das Gebiet der Wissenschaft und Kunst auch völlig abgesondert von Allem denkt, was sich auf die Anordnung des physischen Lebens bezieht, so giebt es für den Geist doch mehrere Wege dahin zu gelangen, von denen nicht jeder die Sprache gleich stark und lebendig in Anspruch nimmt. Diese lassen sich theils nach Gegenständen der Erkenntnifs bestimmen, wobei ich nur an die bildende Kunst und die Mathematik zu erinnern brauche, theils nach der Art des geistigen Triebes, der mehr die sinnliche Anschauung suchen, trockenem Nachdenken nachhängen, oder sonst eine, nicht der ganzen Fülle und Feinheit der Sprache bedürfende Richtung nehmen kann.

Zugleich liegt, wie schon oben bemerkt ist, auch in der Sprache ein Doppeltes, durch welches das Gemüth nicht immer in der nothwendigen Vereinigung berührt wird; sie bildet Begriffe, führt die Herrschaft des Gedanken in das Leben ein, und thut es durch den Ton. Die geistige Anregung, die sie bewirkt, kann dahin führen, dafs man, vorzugsweise von dem Gedanken getroffen, ihn zugleich auf einem anderen, unmittelbareren Wege, entweder sinnlicher, oder reiner, unabhängiger von einem, als zufällig erscheinenden Schall, aufzufassen versucht; alsdann wird das Wort nur als Nebenhülfe behandelt. Es kann aber auch gerade der in Töne gekleidete Gedanke die Hauptwirkung auf das Gemüth ausüben, gerade der Ton, zum Worte geformt, begeistern, und alsdann ist die Sprache die Hauptsache, und

der Gedanke erscheint nur als hervorspriefsend aus ihr, und untrennbar in sie verschlungen.

Wenn man daher die Sprachen mit der Individualität der Nationen vergleicht, so mufs man zwar zuerst die geistige Richtung derselben überhaupt, nachher aber immer vorzüglich den eben erwähnten Unterschied beachten, die Neigung zum Ton, das feine Unterscheidungsgefühl seiner unendlichen Anklänge an den Gedanken, die leise Regsamkeit, durch ihn gestimmt zu werden, dem Gedanken tausendfache Formen zu geben, auf welche, gerade weil sie in der Fülle seines sinnlichen Stoffes ihre Anregung finden, der Geist von oben herab, durch Gedankeneintheilungen nie zu kommen vermöchte. Es liefse sich leicht zeigen, dafs diese Richtung für alle geistige Thätigkeiten die am gelingendsten zum Ziel führende sein mufs; da der Mensch nur durch Sprache Mensch, und die Sprache nur dadurch Sprache ist, dafs sie den Anklang zu dem Gedanken allein in dem Wort sucht. Wir können aber dies für jetzt übergehen, und nur dabei stehen bleiben, dafs die Sprache wenigstens auf keinem Wege eine gröfsere Vollkommenheit erlangen kann, als auf diesem. Was nun die Articulation der Laute, oder, wie man sie auch nennen kann, ihre gedankenbildende Eigenschaft hervorhebt, und ins Licht stellt, wird in dieser geistigen Stimmung begierig gesucht oder ergriffen werden, und so mufs die Buchstabenschrift, welche die Articulation der Laute zuerst bei dem Aufzeichnen, hernach bei allgemein werdender Gewohnheit, bei dem innersten Hervorbringen der Gedanken, der Seele unablässig vorführt, in dem engsten Zusammenhange mit der individuellen Sprachanlage jeder Nation stehen. Auch erfunden oder gegeben, wird sie ihre volle und eigenthümliche Wirkung nur da ausüben, wo ihr die dunkle Empfindung des Bedürfnisses nach ihr schon voranging.

So unmittelbar an die innerste Natur der Sprache geknüpft, übt sie nothwendig ihren Einfluſs auf alle Theile derselben aus, und wird von allen Seiten her in ihr gefordert. Ich will jedoch nur an zwei Punkte erinnern, mit welchen ihr Zusammenhang vorzüglich einleuchtend ist, an die rhythmischen Vorzüge der Sprachen, und die Bildung der grammatischen Formen.

Ueber den Rhythmus ist es in dieser Beziehung kaum nöthig, etwas hinzuzufügen. Das reine und volle Hervorbringen der Laute, die Sonderung der einzelnen, die sorgfaltige Beachtung ihrer eigenthümlichen Verschiedenheit kann da nicht entbehrt werden, wo ihr gegenseitiges Verhältniſs die Regel ihrer Zusammenreihung bildet. Es hat gewiſs rhythmische Dichtung bei allen Nationen vor dem Gebrauch einer Schrift gegeben, auch regelmäſsig sylbenmessende bei einigen, und bei wenigen, vorzüglich glücklich organisirten, hohe Vortrefflichkeit in dieser Behandlung. Es muſs diese aber unläugbar durch das Hinzukommen des Alphabets gewinnen, und vor dieser Epoche zeugt sie selbst schon von einem solchen Gefühl der Natur der einzelnen Sprachlaute, daſs eigentlich nur das Zeichen dafür noch mangelt, wie auch in anderen Bestrebungen der Mensch oft erst von der Hand des Zufalls den sinnlichen Ausdruck für dasjenige erwarten muſs, was er geistig längst in sich trägt. Denn bei der Würdigung des Einflusses der Buchstabenschrift auf die Sprache ist vorzüglich das zu beachten, daſs auch in ihr eigentlich zweierlei liegt, die Sonderung der articulirten Laute, und ihre äuſseren Zeichen. Wir haben schon oben, bei Gelegenheit der Chinesen, bemerkt, und die Behauptung läſst sich, unter Umständen, auch auf wahrhaft alphabetische Schrift ausdehnen, daſs nicht jeder Gebrauch einer Lautbezeichnung den entscheidenden Einfluſs auf die Sprache hervorbringt, den die Auffassung der Buch-

stabenschrift in ihrem wahren Geist einer Nation und ihrer Sprache allemal zusichert. Wo dagegen, auch noch ohne den Besitz alphabetischer Zeichen, durch die hervorstechende Sprachanlage eines Volks jene innere Wahrnehmung des articulirten Lauts (gleichsam der geistige Theil des Alphabets) vorbereitet und entstanden ist, da geniefst dasselbe, schon vor der Entstehung der Buchstabenschrift, eines Theils ihrer Vorzüge.

Daher sind Sylbenmaafse, die sich, wie der Hexameter und der sechszehnsylbige Vers der Slocas aus dem dunkelsten Alterthum her auf uns erhalten haben, und deren blofser Sylbenfall noch jetzt das Ohr in einen unnachahmlichen Zauber wiegt, vielleicht noch stärkere und sicherere Beweise des tiefen und feinen Sprachsinns jener Nationen, als die Ueberbleibsel ihrer Gedichte selbst. Denn so eng auch die Dichtung mit der Sprache verschwistert ist, so wirken doch natürlich mehrere Geistesanlagen zusammen auf sie; die Auffindung einer harmonischen Verflechtung von Sylben-Längen und Kürzen aber zeugt von der Empfindung der Sprache in ihrer wahren Eigenthümlichkeit, von der Regsamkeit des Ohrs und des Gemüths, durch das Verhältnifs der Articulationen dergestalt getroffen und bewegt zu werden, dafs man die einzelnen in den verbundenen unterscheidet, und ihre Tongeltung bestimmt und richtig erkennt.

Dies liegt allerdings zum Theil auch in dem, der Sprache nicht unmittelbar angehörenden musikalischen Gefühl. Denn der Ton besitzt die glückliche Eigenthümlichkeit, das Idealische auf zwei Wegen, durch die Musik und die Sprache, berühren, und diese beiden mit einander verbinden zu können, woher der von Worten begleitete Gesang wohl unbestreitbar im ganzen Gebiete der Kunst, weil sich zwei ihrer bedeutendsten Formen in ihm vereinen, die vollste und erhebendste Empfindung hervorbringt. Je lebendiger aber

jene Sylbenmaafse auch für die musikalische Anlage ihrer Erfinderin sprechen, desto mehr zeugen sie von der Stärke ihres Sprachsinnes, da gerade durch sie dem articulirten Laut, also der Sprache, neben der hinreifsenden Gewalt der Musik, sein volles Recht erhalten wird. Denn die antiken Sylbenmaafse unterscheiden sich eben dadurch am allgemeinsten von den modernen, dafs sie, auch in dem musikalischen Ausdruck, den Laut immer wahrhaft als Sprachlaut behandeln, die wiederkehrende, vollständige oder unvollständige Gleichheit verbundener Laute (Reim und Assonanz), die auf den blofsen Klang hinausläuft, verschmähen, und nur sehr selten die Sylben gegen ihre Natur, blofs der Gewalt des Rhythmus gehorchend, zu dehnen oder zu verkürzen erlauben, sondern genau dafür sorgen, dafs sie in ihrer natürlichen Geltung, klar und unverändert austönend, harmonisch zusammenklingen.

Die Beugung, auf welcher das Wesen der grammatischen Formen beruht, führt nothwendig auf die Unterscheidung und Beachtung der einzelnen Articulationen. Wenn eine Sprache nur bedeutsame Laute an einander knüpft, oder es wenigstens nicht versteht, die grammatischen Bezeichnungen mit den Wörtern fest zusammenzuschmelzen, so hat sie es nur mit Lautganzen zu thun, und wird nicht zu der Unterscheidung einer einzelnen Articulation, wie durch das Erscheinen des nemlichen, nur in seinen Beugungen verschiedenen Wortes angeregt. So wie daher Feinheit und Lebendigkeit des Sprachsinnes zu festen grammatischen Formen führen, so befördern diese die Anerkennung des Alphabets, als Lauts, welcher hernach leichter die Erfindung, oder fruchtbarere Benutzung der sichtbaren Zeichen folgt. Denn wo sich ein Alphabet zu einer grammatisch noch unvollkommeneren Sprache gesellt, kann Beugung durch Hinzufügung und Umänderung einzelner Buchstaben gebil-

det, die vorhandene sicherer bewahrt, und die noch halb in Auffügung begriffene reiner abgeschieden werden.

Wodurch aber die Buchstabenschrift noch viel wesentlicher, obgleich nicht so sichtlich an einzelnen Beschaffenheiten erkennbar, auf die Sprache wirkt, ist dadurch, dafs sie allein erst die Einsicht in die Gliederung derselben vollendet, und das Gefühl davon allgemeiner verbreitet. Denn ohne die Unterscheidung, Bestimmung und Bezeichnung der einzelnen Articulationen, werden nicht die Grundtheile des Sprechens erkannt, und der Begriff der Gliederung wird nicht durch die ganze Sprache durchgeführt. Jeden in einem Gegenstande liegenden Begriff aber vollständig durchzuführen, ist überhaupt und überall von der gröfsesten Wichtigkeit, und noch mehr da, wo der Gegenstand, wie die Sprache, ganz ideal ist, und wo, theils zugleich, theils nach einander, der Instinct handelt, das Gefühl ahndet, der Verstand einsieht, und die Verstandeseinsicht wieder auf das Gefühl, und dieses auf den Instinct berichtigend zurückwirkt. Die Folgen des Mangels davon erstrecken sich weit über den unvollendet bleibenden Theil hinaus, bei den Sprachen ohne Buchstabenschrift, und ohne sichtbare Spuren eines nach derselben empfundenen Bedürfnisses, nicht blofs auf die richtige und vollständige Einsicht in die Articulation der Laute, sondern über die ganze Art ihres Baues und ihres Gebrauchs. Die Gliederung ist aber gerade das Wesen der Sprache; es ist nichts in ihr, das nicht Theil und Ganzes sein könnte, die Wirkung ihres beständigen Geschäfts beruht auf der Leichtigkeit, Genauigkeit und Uebereinstimmung ihrer Trennungen und Zusammensetzungen. Der Begriff der Gliederung ist ihre logische Function, so wie die des Denkens selbst. Wo also, vermöge der Schärfe des Sprachsinnes, in einem Volk die Sprache in ihrer ächten, geistigen und tönenden Eigenthümlichkeit empfunden wird, da wird

dasselbe angeregt, bis zu ihren Elementen, den Grundlauten, vorzudringen, dieselben zu unterscheiden und zu bezeichnen, oder mit anderen Worten, Buchstabenschrift zu erfinden, oder sich darbietende begierig zu ergreifen.

Richtigkeit der intellectuellen Ansicht der Sprache, von Lebendigkeit und Feinheit zeugende Bearbeitung ihrer Laute, und Buchstabenschrift erheischen und befördern sich daher gegenseitig, und vollenden, vereint, die Auffassung und Bildung der Sprache in ihrer ächten Eigenthümlichkeit. Jeder Mangel an einem dieser drei Punkte wird in ihrem Bau, oder ihrem Gebrauche fühlbar, und wo die natürliche Einwirkung der Dinge nicht durch besondere Umstände Abweichungen erfährt, da darf man sie vereint, und noch verbunden mit Festigkeit grammatischer Formen und rhythmischer Kunst anzutreffen hoffen.

Die hier gemachte Einschränkung beugt dem Bestreben vor, dasjenige, was sich theoretisch ergiebt, nun auch durch die Geschichte der Völker (sollte man es ihr auch aufdringen müssen) sogleich beweisen, oder voreilig widerlegen zu wollen. Darum darf aber die Entwickelung aus blofsen Begriffen, wenn sie nur sonst richtig und vollständig ist, nicht unnütz genannt werden. Sie mufs vielmehr, wo es nur irgend angeht, die Prüfung der Thatsachen begleiten, und ihr die Punkte der Untersuchung bestimmen helfen. Nach dem im Vorigen über den Zusammenhang des Sprachbaues mit der Buchstabenschrift Gesagten, werden erschöpfende Untersuchungen über die Verbreitung der letzteren nicht von der Geschichte der Sprachen selbst getrennt werden dürfen, und es wird überall auf die Frage ankommen: ob es die Beschaffenheit der Sprache, und die sich in ihr ausdrückende Sprachanlage der Nation, oder andere Umstände waren, welche wesentlich auf die Art der Erfindung oder Aneignung eines Alphabets einwirkten? inwiefern diese Entstehungsweise die Beschaffenheit desselben

bestimmte oder veränderte, und welche Spuren es, bei allgemein gewordenem Gebrauch, in der Sprache zurückliefs?

Es kann hier nicht meine Absicht sein, nach der bis jetzt versuchten Entwickelung aus Ideen, noch in eine historische Untersuchung der Sprachen in Beziehung auf die Schriftmittel, deren sie sich bedienen, einzugehen. Nur um im Ganzen den behaupteten Zusammenhang zwischen der Buchstabenschrift und der Sprache auch an einer Thatsache zu erläutern, sei es mir erlaubt, diese Abhandlung mit einigen Betrachtungen über die Amerikanischen Sprachen in dieser Hinsicht zu beschliefsen.

Man kann es als eine Thatsache annehmen, dafs sich in keinem Theile Amerika's eine Spur einer Buchstabenschrift gezeigt hat, obgleich es bisweilen behauptet oder vermuthet worden ist. Unter den Mexikanischen Hieroglyphen findet sich zwar eine, zum Theil den Chinesischen Coua's ähnliche Gattung, die noch nicht genau erläutert ist, und dies, bei den wenigen vorhandenen Ueberbleibseln, auch wahrscheinlich nicht zuläfst; wären aber darin auf irgend eine Weise Lautzeichen, so würden die Nachrichten, die wir über das Land und seine Geschichte besitzen, davon Spuren enthalten. Man könnte zwar hier die Einwendung machen, dafs auch von Buchstabenzeichen in den Hieroglyphen das Alterthum schweigt. Allein hier ist der Fall durchaus anders. Dafs Aegypten Buchstabenschrift besafs, fing nur in den allerneuesten Zeiten an bezweifelt zu werden, als man auch die demotische Schrift für Begriffszeichen erklärte, sonst gab es eine Menge von Zeugnissen, die es bewiesen, oder vermuthen liefsen. Nur darüber stritt man, welche unter den Aegyptischen Schriftarten die alphabetische gewesen sei, oder suchte vielmehr den Sitz dieser blofs in der obengenannten demotischen.

Dafs in Amerika ein Zustand früherer Cultur über die

ältesten Anfänge der uns bekannten Geschichte hinaus untergegangen ist, beweist eine Reihe von Denkmälern, theils in Gebäuden, theils in künstlicher Bearbeitung des Erdbodens, die sich von den grofsen Seen des nördlichen Theiles bis zur südlichsten Gränze Peru's erstrecken, von welchen ich zu einem anderen Zweck theils aus der Reise meines Bruders, der ihre Gränzen, die Mittelpunkte dieser Civilisation, und den Strich, dem sie folgt, genau angiebt, und die Ursachen des letzteren sehr glücklich nachweist, theils aus anderen Quellen, vorzüglich den Werken der ersten Eroberer, ein Verzeichnifs zusammengetragen habe.

Meine Aufmerksamkeit bei der Untersuchung der Amerikanischen Sprachen ist daher immer zugleich darauf gerichtet gewesen, ob ihr Bau Spuren des Gebrauchs verloren gegangener Alphabete an sich trage? Ich habe jedoch nie dergleichen angetroffen, vielmehr ist der Organismus dieser Sprachen gerade von der Art, dafs man, von den obigen allgemeinen Betrachtungen über den Zusammenhang der Sprache mit der Buchstabenschrift ausgehend, recht füglich begreifen kann, dafs weder sie zur Erfindung eines Alphabets führten, noch auch, wenn sich ein solches dargeboten hätte, eine mehr als gleichgültige Aneignung desselben erfolgt sein würde. Die Aufnahme der nach Amerika gekommenen Europäischen Schrift beweist indefs freilich hierfür nichts. Denn die unglücklichen Nationen wurden gleich so niedergedrückt, und ihre edelsten Stämme grofsentheils dergestalt ausgerottet, dafs an keine freie, wenigstens keine geistige nationelle Thätigkeit zu denken war. Einige Mexicaner ergriffen aber wirklich das neue Aufzeichnungsmittel, und hinterliefsen Werke in der einheimischen Sprache.

Alle Vortheile des Gebrauchs der Buchstabenschrift beziehen sich, wie im Vorigen gezeigt ist, hauptsächlich auf die Form des Ausdrucks, und vermittelst dieser, auf die

Entwicklung der Begriffe, und die Beschäftigung mit Ideen. Darin liegt ihre Wirkung, daraus entspringt das Bedürfnifs nach ihr. Gerade die Form des Gedankens aber wird durch den Bau der Amerikanischen Sprachen, die zwar bei weitem nicht die bisweilen behauptete, aber doch, und eben hierin, eine auffallende Gleichartigkeit haben, nicht vorzüglich begünstigt, oft durchaus vernachlässigt, und die Amerikanischen Volksstämme standen, auch bei der Eroberung, und in ihren blühendsten Reichen, nicht auf der Stufe, wo im Menschen der Gedanke, als überall herrschend, hervortritt.

An die Seltenheit und zum Theil den gänzlichen Mangel solcher grammatischer Bezeichnungen, die man ächte grammatische Formen nennen könnte, will ich hier nur im Vorbeigehen noch einmal erinnern. Aber ich glaube mich nicht zu irren, wenn ich auch die nur durch höchst seltene Abweichungen unterbrochene strenge und einförmige Analogie dieser Sprachen, die Häufung aller durch einen Begriff gegebenen Nebenbestimmungen, auch da, wo ihre Erwähnung nicht nothwendig ist, die vorherrschende Neigung zu dem besonderen Ausdruck, statt des allgemeineren, hierher zähle. Der dauernde Gebrauch einer alphabetischen Schrift würde, wie es mir scheint, nicht nur diese Dinge abgeändert oder umgestaltet haben, sondern lebendigere nationelle Geistigkeit hätte sich auch dieser unbehülflichen Fesseln zu entledigen gewufst, die Begriffe in ihrer Allgemeinheit aufgefafst, die in dem Gedanken und der Sprache liegende Gliederung energischer und angemessener angewandt, und den Drang gefühlt, das ängstliche Aufbewahren der Sprache im Gedächtnifs durch Zeichen für das Auge zu sichern, damit die Reflexion ruhiger über ihr walten, und der Gedanke sich in festeren, aber mannigfaltiger wechselnden und freieren Formen bewegen könne. Denn wenn die Buchstabenschrift nicht die Bevölkerung Amerika's begleitet hatte (in-

sofern man nemlich überhaupt eine von der Fremde her annimmt) so waren die Amerikanischen Nationen wohl nur auf eigne Erfindung derselben zurückgewiesen, und da diese mit ungemeinen Schwierigkeiten verbunden ist, so mag die lange Entbehrung einer Buchstabenschrift nicht unbedeutend auf den Bau ihrer Sprachen eingewirkt haben. Diese Einwirkung konnte auch noch dadurch besonders modificirt werden, dafs auch die Gattung der Schrift, welche einige Amerikanische Völker wirklich besafsen, nicht von der Art war, bedeutenden Einfluss auf die Sprache und das Gedankensystem auszuüben.

Ich berühre jedoch dies nur im Vorbeigehn, da, um wirklich darauf fufsen zu können, es eine Vergleichung der Sprachen Amerika's mit denen der Völkerstämme anderer Welttheile, die sich gleichfalls keiner Schriftzeichen bedienen und mit der Chinesischen, der wenigstens alphabetische fremd sind, nothwendig machen würde, zu welcher hier nicht der Ort ist.

Dagegen liegt es den hier anzustellenden Betrachtungen näher, und leuchtet von selbst ein, dafs lange Entbehrung der Schrift die regelmäfsige Einförmigkeit des Sprachbaues, die man fälschlich für einen Vorzug hält, befördert. Abweichungen werden dem Gedächtnifs mühevoller aufzubewahren, vorzüglich wenn noch nicht hinreichendes Nachdenken über die Sprache erwacht ist, um ihre inneren Gründe zu entdecken und zu würdigen, oder nicht genug Forschungsgeist, ihre blofs geschichtlichen aufzusuchen. Das Vorherrschen des Gedächtnisses gewöhnt auch die Seele an das Hervorbringen der Gedanken in möglichst gleichem Gepräge, und der auf genaue Sprachuntersuchung gerichteten Aufmerksamkeit endlich sind die Fälle nicht fremd, wo die Schrift selbst, das Aneinanderreihen der Buchstaben, Abkürzungen und Veränderungen hervorbringt.

Man darf hiermit nicht verwechseln, dafs die Schrift den Formen auch mehr Festigkeit, und dadurch in anderer Rücksicht mehr Gleichförmigkeit giebt. Dadurch wirkt sie vorzüglich nur der Spaltung in zu vielfaltige Mundarten entgegen, und schwerlich würden sich bei anhaltendem Schriftgebrauch die den meisten Amerikanischen Sprachen eigenen Verschiedenheiten der Ausdrücke der Männer und Weiber, Kinder und Erwachsenen, Vornehmen und Geringen erhalten haben. In demselben Stamm und derselben Klasse zeigen sonst gerade die Amerikanischen Nationen ein bewunderungswürdiges Festhalten der gleichen Formen durch die blofse Ueberlieferung. Man hat Gelegenheit, dies durch die Vergleichung der Schriften der in die ersten Zeiten der Europäischen Ansiedelungen fallenden Missionarien mit der heutigen Art zu sprechen zu bemerken. Vorzüglich bietet sich dieselbe bei den Nordamerikanischen Stämmen dar, da man sich in den Vereinigten Staaten (und jetzt leider nur dort) auf eine höchst beifallswürdige Weise um die Sprache und das Schicksal der Eingebornen bemüht. Es wäre indefs sehr zu wünschen, dafs sich die Aufmerksamkeit noch bestimmter auf diese Vergleichung derselben Mundarten in verschiedenen Zeiten richtete. Die durch die Schrift hervorgebrachte Festigkeit ist daher mehr ein Verallgemeinern der Sprache, welches nach und nach in die Bildung eines eigenen Dialekts übergeht, und sehr verschieden von der Durchführung Einer Regel durch eine Menge zwar ähnlicher, doch, Begriff und Ton genau beachtet, nicht immer ganz gleicher Fälle, von der wir oben redeten.

Alles hier Gesagte findet auch auf das Zusammenhäufen zu vieler Bestimmungen in Einer Form Anwendung, und wenn man den Gründen tiefer nachgeht, so hangen die hier erwähnten Erscheinungen sämmtlich von der mehr oder weniger stark und eigenthümlich auf die Sprache gerichteten Regsamkeit des Geistes

ab, von welcher die Schrift zugleich Beweis und befördernde Ursach ist. Wo diese Regsamkeit mangelt, zeigt es sich in dem unvollkommneren Sprachbau; wo sie herrscht, erfährt dieser eine heilsame Umformung, oder kommt von Anfang an nicht zum Vorschein. Mit dem einen und anderen Zustande aber ist die Schrift, das Bedürfniss nach ihr, die Gleichgültigkeit gegen sie, in beständiger Verbindung.

Bei der Aufzählung der Ursachen der Eigenthümlichkeit der Amerikanischen Sprachen darf man aber auch die oben erwähnte Gleichartigkeit derselben, so wie die Absonderung Amerika's von den übrigen Welttheilen nicht vergessen. Selbst wo entschieden verschiedene Sprachen ganz nahe bei einander waren, wie im heutigen Neu-Spanien, habe ich in ihrem Bau nie eine belebende oder gestaltende Einwirkung der einen auf die andere an irgend einer sicheren Spur bemerken können. Die Sprachen vorzüglich gewinnen aber an Kraft, Reichthum und Gestaltung durch das Zusammenstofsen grofser und selbst contrastirender Verschiedenheit, da auf diesem Wege ein reicherer Gehalt menschlichen Daseins, schon zu Sprache geformt, in sie übergeht. Denn dies nur ist ihr realer Gewinn, der in ihnen, wie in der Natur, aus der Fülle schaffender Kräfte entsteht, ohne dafs der Verstand die Art dieses Schaffens ergründen kann, aus der Anschauung, der Einbildungskraft, dem Gefühl. Nur von diesen hat sie Stoff und Bereicherung zu erwarten; von der Bearbeitung durch den Verstand, wenn dieselbe darüber hinausgeht, dem Stoff seine volle Geltung in klarem und bestimmtem Denken zu verschaffen, eher Trockenheit und Dürftigkeit zu fürchten. Die Schrift nun kann sich leichter verbreiten, selbst leichter entstehen, wo verschiedene Völkereigenthümlichkeit sich lebendig gegeneinander bewegt; einmal entstanden und ausgebildet, kann sie aber auch, wie die logische Bearbeitung, zu der sie am mächtigsten mit-

wirkt, der Lebendigkeit der Sprache, und ihrer Einwirkung auf den Geist nachtheilig werden.

Bei den Amerikanischen Völkerstämmen lag aber dasjenige, was sie, da ihnen Buchstabenschrift einmal nicht von aufsen zugekommen war, von derselben fern hielt, freilich vorzüglich noch im Mangel geistiger Bildung, ja nur intellectueller Richtung überhaupt. Davon geben die Mexicaner ein auffallendes Beispiel. Sie besafsen, wie die Aegyptier, Hieroglyphen-Bilder und Schrift, machten aber nie die beiden wichtigen Schritte, wodurch jenes Volk der alten Welt gleich seine tiefe Geistigkeit bewies, die Schrift von dem Bilde zu sondern, und das Bild als sinniges Symbol zu behandeln, Schritte, welche, aus der geistigen Individualität des Volks entspringend, der ganzen Aegyptischen Schrift ihre bleibende Form gaben, und die man, wie es mir scheint, nicht als blofs stufenweis fortgehende Entwickelung des Gebrauchs der Bilderschrift ansehen darf, sondern die geistigen Funken gleichen, die plötzlich umgestaltend, in einer Nation oder einem Individuum sprühen. Die Mexicanische Hieroglyphik gelangte ebensowenig zur Kunstform. Und doch scheinen mir die Mexicaner unter den uns bekannt gewordenen Amerikanischen Nationen an Charakter und Geist die vorzüglichsten zu sein, und namentlich die Peruaner weit übertroffen zu haben, so wie ich auch glaube, die Vorzüge ihrer Sprache vor der Peruanischen beweisen zu können. Die Gräfslichkeit ihrer Menschenopfer zeigt sie allerdings in einer unglaublich rohen und abschreckenden Gestalt. Allein die kalte Politik, mit welcher die Peruaner, nach blofsen Einfällen ihrer Regenten, unter dem Schein weiser Bevormundung, ganze Nationen ihren Wohnsitzen entrissen, und blutige Kriege führten, um, soweit sie zu reichen vermochten, den Völkern das Gepräge ihrer mönchischen Einförmigkeit aufzudrücken, ist kaum weniger

grausam zu nennen. In der Mexicanischen Geschichte ist regere und individuellere Bewegung, die, wenn auch die Leidenschaften Rohheit verrathen, sich doch, bei hinzukommender Bildung, zu höherer Geistigkeit erhebt. Die Ansiedelung der Mexicaner, die Reihe ihrer Kämpfe mit ihren Nachbarn, die siegreiche Erweiterung ihres Reichs erinnert an die Römische Geschichte. Von dem Gebrauch ihrer Sprache in Dichtkunst und Beredsamkeit läfst sich nicht genau urtheilen, da, was auch von Reden, im Rath und bei häuslichen Veranlassungen, in den Schriftstellern vorkommt, schwerlich hinlänglich treu aufgefafst ist. Allein es läfst sich sehr wohl denken, dafs, vorzüglich in den politischen, dem Ausdruck weder Scharfsinn, noch Feuer, noch hinreifsende Gewalt jeder Empfindung gefehlt haben mag. Findet sich doch dies alles noch in unseren Tagen in den Reden der Häuptlinge der Nord-Amerikanischen wilden Horden, deren Aechtheit nicht zu bezweifeln scheint, und wo diese Vorzüge gerade nicht können aus dem Umgange mit Europäern abgeleitet werden. Da Alles, was den Menschen bewegt, in seine Sprache übergeht, so mufs man wohl die Stärke und Eigenthümlichkeit der Empfindungsweise und des Charakters im Leben überhaupt von der intellectuellen Richtung und der Neigung zu Ideen unterscheiden. Beides strahlt in dem Ausdruck wieder, aber auf die Gestaltung und den Bau der Sprache kann doch, ohne das letztere, nicht mächtig und dauernd gewirkt werden.

Es ist sehr wahrscheinlich, dafs, wenn auch das Mexicanische und Peruanische Reich noch Jahrhunderte hindurch unerobert von Fremden bestanden hätte, diese Nationen doch nicht würden aus sich selbst zur Buchstabenschrift gelangt sein. Die Bilderschrift und die Knotenschnüre, welche beide besafsen, von welchen aber, aus noch nicht gehörig klar gewordenen Ursachen, jene bei den Mexicanern, diese bei

den Peruanern ausschliefslich im Staats- und eigentlichen Nationalgebrauch blieben, erfüllten die äufseren Zwecke der Gedanken-Aufzeichnung, und ein inneres Bedürfnifs nach vollkommeneren Mitteln wäre schwerlich erwacht.

Ueber die Knotenschnüre, die auch in anderen Gegenden Amerika's, aufserhalb Peru und Mexico, üblich waren, und die auf Vermuthungen eines Zusammenhanges der Bevölkerung Amerika's mit China, so wie die Hieroglyphen mit Aegypten geführt haben, werde ich an einem anderen Orte die Nachrichten, die sich von ihnen finden, zusammenstellen. Sie sind allerdings sehr mangelhaft, aber doch hinreichend, einen bestimmteren und genaueren Begriff von dieser Gattung von Zeichen zu geben, als man durch Robertson's, und anderer neuerer Schriftsteller Berichte erhält. Ihre Bedeutung lag in der Zahl ihrer Knoten, der Verschiedenheit ihrer Farben, und vermuthlich auch der Art ihrer Verschlingung. Diese Bedeutung war jedoch wohl nicht überall dieselbe, sondern verschieden nach den Gegenständen, und man mufste vermuthlich, um sie zu erkennen, wissen, von wem die Mittheilung herrührte, und was sie betraf. Denn es waren auch der Aufbewahrung dieser Schnüre, nach der Verschiedenheit der Verwaltungszweige, verschiedene Beamte vorgesetzt. Ihre Entzifferung endlich war künstlich, und sie bedurften eigener Ausleger. Sie scheinen daher im Allgemeinen mit den Kerbstöcken in Eine Klasse zu gehören, allein durch einen Grad sehr hoher Vervollkommnung künstliche Mittel, zuerst, mnemonisch, der Erinnerung, hernach, wenn der Schlüssel des Zusammenhanges der Zeichen mit dem Bezeichneten bekannt war, der Mittheilung gewesen zu sein. Es bleibt nur zweifelhaft, in welchem Grade sie sich von subjectiven Verabredungen für bestimmte und genau bedingte Fälle zu wirklichen Gedankenzeichen erhoben. Dafs sie beides zugleich waren, ist offenbar, da z. B. in denjeni-

gen, durch welche die Richter von der Art und Menge der verhängten Bestrafungen Nachricht gaben, die Farben der Schnüre die Verbrechen, die Knoten die Arten der Strafen andeuteten. Ob aber in ihnen auch ein allgemeinerer Gedankenausdruck möglich war, ist nicht klar, und sehr zu bezweifeln, da die Verschlingung auch farbiger Schnüre keine hinlängliche Mannigfaltigkeit von Zeichen zu gewähren scheint.

Dagegen lagen in dieser Kunst der Knotenschnüre vielleicht besondere Methoden der Gedächtnifshülfe oder Mnemonik, wie sie auch dem classischen Alterthum nicht fremd waren. Diese scheinen bei den Peruanern wirklich üblich gewesen zu sein. Denn es wird erzählt, dafs Kinder, um ihnen von den Spaniern mitgetheilte Gebetsformeln zu behalten, farbige Steine an einander reiheten, also, nur mit anderen Gegenständen, ein den Knotenschnüren ähnliches Verfahren beobachteten. In dieser Voraussetzung waren die Knotenschnüre allerdings Schrift im weitläufigeren Sinne des Worts, entfernten sich doch aber sehr von diesem Begriff, da das Verständnifs bei der Mittheilung in der Entfernung auf der Kenntnifs der äufseren Umstände beruhte, und wo sie zu geschichtlicher Ueberlieferung dienten, dem Gedächtnifs doch die hauptsächlichste Arbeit blieb, der die Zeichen nur zu Hülfe kamen, die Fortpflanzung mündlicher Erklärung hinzutreten mufste, und die Zeichen nicht eigentlich und vollständig (wie es die Schrift, wenn nur der Schlüssel ihrer Bedeutung gegeben ist, doch thun soll) den Gedanken durch sich selbst aufbewahrten.

Mit Sicherheit läfst sich jedoch hierüber kein Urtheil fällen. Ich bin auch nur darum in die vermuthliche Beschaffenheit dieser Knotenschnüre, von welchen sich noch im vorigen Jahrhundert einer (aber ein Mexicanischer) in

der Boturinischen Sammlung befand, eingegangen, um zu zeigen, auf welche Weise die Völker Amerika's die doppelte Art der Zeichen kannten, zu welcher alle Schrift, wie sie sein mag, gehört, die durch sich selbst verständliche der Bilder, und die durch willkührlich für das Gedächtniſs gebildete Ideenverknüpfung, wo das Zeichen durch etwas Drittes (den Schlüssel der Bezeichnung) an das Bezeichnete erinnert. Die Unterscheidung dieser beiden Gattungen, die da in einander übergehen, wo die allegorisirende Bilderschrift auch ihre unmittelbare Verständlichkeit aufgiebt, und die, der Masse nach, und im Fortschreiten willkührlich scheinenden Zeichen zum Theil ursprünglich Bilder waren, ist aber, und gerade in Rücksicht auf die Sprache, von erheblicher Wichtigkeit, wie man an der Mexicanischen und Peruanischen zeigen kann.

Die Mexicanischen Hieroglyphen hatten einen nicht geringen Grad der Vollkommenheit erreicht; sie bewahrten offenbar den Gedanken durch sich selbst, da sie noch heute verständlich sind, sie unterschieden sich auch bisweilen deutlich von bloſsen Bildern. Denn wenn auch z. B. der Begriff der Eroberung in ihnen meistentheils durch den Kampf zweier Krieger vorgestellt wird, so findet man doch auch den sitzenden König mit seinem Namenszeichen, dann Waffen, als Tropheen gebildet, und das Sinnbild der eroberten Stadt, welches zusammengenommen die deutliche Phrase: der König eroberte die Stadt, und eine viel bestimmter ausgedruckte ist, als die berühmte Saitische Inschrift, die als die einzige angeführt zu werden pflegt, wo sich in dem Zeugniſs des Alterthums zugleich Bedeutung und Zeichen erhalten haben. Man sieht auch aus dem eben Gesagten, daſs es nicht an Mitteln fehlte, auch Namen zu schreiben, und man daher auf dem Wege war, Lautzeichen in der Art der Chinesischen zu besitzen. Dennoch ist sehr zu bezwei-

feln, ob die Mexicanische Hieroglyphik jemals wahre Schrift geworden ist.

Denn wahre Schrift kann man nur diejenige nennen, welche bestimmte Wörter in bestimmter Folge andeutet, was, auch ohne Buchstaben, durch Begriffszeichen, und selbst durch Bilder möglich ist. Nennt man dagegen Schrift im weitläufigsten Verstande jede Gedanken-Mittheilung, die durch Laute geschieht, d. h. bei welcher der Schreibende sich Worte denkt, und welche der Lesende in Worte, wenn gleich nicht in dieselben, übersetzt (eine Bestimmung, ohne die es gar keine Gränze zwischen Bild und Schrift geben würde), so liegt zwischen diesen beiden Endpunkten ein weiter Raum für mannigfaltige Grade der Schriftvollkommenheit. Diese hangt nemlich davon ab, inwieweit der Gebrauch die Beschaffenheit der Zeichen mehr oder weniger an bestimmte Wörter, oder auch nur Gedanken gebunden hat, und mithin die Entzifferung sich mehr oder weniger dem wirklichen Ablesen nähert, und in diesem Raum, ohne den Begriff wahrer Schrift zu erreichen, allein auf einer Stufe, die sich jetzt nicht mehr bestimmen läfst, scheint auch die Mexicanische Hieroglyphenschrift stehen geblieben zu sein. Ob man z. B. Gedichte, von welchen es berühmte und namentlich angeführte gab, hieroglyphisch aufbewahren konnte? da die Poesie einmal unwiderruflich an bestimmte Worte in bestimmter Folge durch ihre Form gebunden ist, läfst sich jetzt nicht mehr entscheiden. War es nicht möglich, so befanden sich die Peruaner hierin in einer vortheilhafteren Lage. Denn eine Schrift, oder ein Analogon derselben, das nicht die Gegenstände selbst darstellt, sondern mehr innerliches Gedächtnifsmittel ist, kann sich, wenn auch weniger fähig, auf ein anderes Volk, oder eine entfernte Zeit überzugehen, der Sprache ganz genau anschliefsen. Indefs darf man freilich nicht vergessen, dafs ein Volk, welches

sich einer solchen Schrift in solchem Sinne bedient, nicht sowohl wirklich eine Schrift besitzt, als vielmehr nur den Zustand, ohne Schrift auf das bloſse Gedächtniſs verwiesen zu sein, durch künstliche Mittel in hohem Grade vervollkommnet hat. Das aber ist gerade der wichtigste Unterscheidungspunkt in dem Zustande mit und ohne Schrift, daſs in dem ersteren das Gedächtniſs nicht mehr die Hauptrolle in den geistigen Bestrebungen spielt.

Welches indeſs auch die Vorzüge und Nachtheile jedes dieser beiden Schriftsysteme sein mochten, so genügten sie den Nationen, welche sie sich angeeignet hatten; sie hatten sich einmal an dieselben gewöhnt, und jedes, vorzüglich aber das Peruanische, war sogar in die Verfassung des Staats, und die Art seiner Verwaltung verwebt. Es ist daher nicht abzusehen, wie eins dieser Völker von selbst auf Buchstabenschrift gekommen sein würde; die Möglichkeit läſst sich allerdings nicht bestreiten. Das Beispiel Aegyptens zeigt die nahe Verwandtschaft von Laut-Hieroglyphen und Buchstaben, und aus der graphischen Darstellung der Verschlingungen der Knotenschnüre konnten Zeichen entstehen, die in der Gestalt den Chinesischen glichen, sich aber phonetisch behandeln lieſsen. Es hätte aber dazu eine ähnliche geistige Anlage gehört, als die Aegyptier schon so frühe verriethen, daſs auch die älteste Ueberlieferung sie uns nicht anders darstellt, und es ist allemal ein ungünstiges Zeichen für die künftige Entwickelung einer Nation, wenn sie, ohne daſs jene Anlage zugleich ans Licht tritt, schon einen so bedeutenden Grad der Cultur, und so mannigfache und feste gesellschaftliche Formen erreicht, als dies in Mexico und Peru der Fall war. Vermuthlich hätte man sich in beiden Reichen, so wie heute in China, den Gebrauch der Buchstabenschrift anzunehmen geweigert, wenn er sich

freiwillig, und nicht auf dem nöthigenden Wege der Eroberung dargeboten hätte.

So wie ich versucht habe, bei den grammatischen Formen zu zeigen, dafs auch blofse Analoga ihre Stelle vertreten können, ebenso ist es mit der Schrift. Wo die wahre, der Sprache allein angemessene, fehlt, können auch stellvertretende andere alle äufseren, und bis auf einen gewissen Grad auch die innern Zwecke und Bedürfnisse befriedigen. Nur die eigenthümliche Wirkung jener wahren und angemessenen, so wie die eigenthümliche Wirkung der ächten grammatischen Form, kann nie und durch nichts ersetzt werden; sie liegt aber in der inneren Auffassung und der Behandlung der Sprache, in der Gestaltung des Gedanken, in der Individualität des Denk- und Empfindungsvermögens.

Wo jedoch solche stellvertretende Mittel (da dieser Ausdruck nunmehr verständlich sein wird) einmal Wurzel gefafst haben, wo der instinctartig in der Nation auf das Bessere gerichtete Sinn nicht ihr Emporkommen verhindert hat, da stumpfen sie diesen Sinn noch mehr ab, erhalten das Sprach- und Gedankensystem in der falschen, ihnen entsprechenden Richtung, oder geben ihm dieselbe, und sind nicht mehr zu verdrängen, oder ihre wirkliche Verdrängung übt nun die erwartete heilsame Wirkung viel schwächer und langsamer aus. Wo also die Buchstabenschrift von einem Volke mit freudiger Begierde ergriffen und angeeignet werden soll, da mufs sie demselben früh, in seiner Jugendfrische, wenigstens zu einer Zeit dargeboten werden, wo dasselbe noch nicht auf künstlichem und mühevollem Wege eine andere Schriftgattung gebildet, und sich an dieselbe gewöhnt hat. Noch weit mehr wird dies der Fall sein müssen, wenn die Buchstabenschrift aus

innerem Bedürfnifs, und geradezu, ohne durch das Medium einer anderen hindurchzugehen, erfunden werden soll. Ob dies aber wirklich jemals geschehen sein mag, oder so unwahrscheinlich ist, dafs es nur als eine entfernte Möglichkeit angesehen werden darf? darauf behalte ich mir vor, bei einer anderen Gelegenheit zurückzukommen.

Ueber den Dualis.

Ex quo intelligimus, quantum dualis numerus, una et simplice compage solidatus, ad rerum valent perfectionem.
LACTANTIUS de opificio Dei.

Unter den mannigfaltigen Wegen, welche das vergleichende Sprachstudium einzuschlagen hat, um die Aufgabe zu lösen, wie sich die allgemeine menschliche Sprache in den besondren Sprachen der verschiedenen Nationen offenbart? ist einer der am richtigsten zum Ziele führenden unstreitig der, die Betrachtung eines einzelnen Sprachtheils durch alle bekannte Sprachen des Erdbodens hindurch zu verfolgen. Es kann dies entweder in Hinsicht auf die Begriffsbezeichnung mit einzelnen Wörtern oder Wörterklassen, oder in Hinsicht auf die Redefügung mit einer grammatischen Form geschehen. Beides ist auch vielfältig versucht worden, doch hat man gewöhnlich nur zufällig eine gewisse Anzahl von Sprachen an einander gereiht, und das hier durchaus nicht gleichgültige Streben nach Vollständigkeit unberücksichtigt gelassen.

Uebersieht man die Art, wie eine grammatische Form, da ich, meinem gegenwärtigen Zwecke gemäfs, bei diesen stehen bleibe, in den verschiedenen Sprachen behandelt, hervorgehoben oder unbeachtet gelassen, eigenthümlich ge-

modelt, in Verbindung mit andren gebracht, geradezu oder durch Umwege ausgedruckt wird, so wirft diese Nebeneinanderstellung sehr oft ein ganz neues Licht zugleich auf die Natur dieser Form, und die Beschaffenheit der einzelnen, in Betrachtung gezogenen Sprachen. Es läfst sich alsdann der besondre Charakter, welchen eine solche Form in den verschiedenen Sprachen annimmt, mit demjenigen vergleichen, welchen die übrigen grammatischen Formen in den nämlichen Sprachen an sich tragen, und somit der ganze grammatische Charakter dieser letzteren, so wie ihre grammatische Consequenz, beurtheilen. In Absicht der Form selbst aber steht nunmehr der von ihr wirklich gemachte Gebrauch demjenigen gegenüber, der sich aus ihrem blofsen Begriff ableiten läfst, was vor der einseitigen Systemssucht bewahrt, in die man nothwendig verfällt, wenn man die Gesetze der wirklich vorhandenen Sprachen nach blofsen Begriffen bestimmen will. Gerade dadurch, dafs die hier empfohlne Verfahrungsweise auf möglichst vollständige Aufsuchung der Thatsachen dringt, hiermit aber die Ableitung aus blofsen Begriffen nothwendig verbinden mufs, um Einheit in die Mannigfaltigkeit zu bringen, und den richtigen Standpunkt zur Betrachtung und Beurtheilung der einzelnen Verschiedenheiten zu gewinnen, baut sie der Gefahr vor, welche sonst dem vergleichenden Sprachstudium gleich verderblich von der einseitigen Einschlagung des historischen, wie des philosophischen Weges droht. Keiner, der sich mit diesem Studium beschäftigt, und den Neigung und Talent vorzugsweise zu einem beider Wege einladen, darf vergessen, dafs die Sprache, aus der Tiefe des Geistes, den Gesetzen des Denkens, und dem Ganzen der menschlichen Organisation hervorgehend, aber in die Wirklichkeit in vereinzelter Individualität übertretend, und in einzelne Erscheinungen vertheilt auf sich zurückwirkend, die durch richtige

Methodik geleitete, vereinte Anwendung des reinen Denkens und der streng geschichtlichen Untersuchung fordert.

Ein zweiter wichtiger Nutzen durch alle Sprachen durchgeführter Beschreibungen grammatischer Formen liegt in der Vergleichung der verschiedenen Behandlung derselben mit dem Cultur- und selbst dem Sprachzustande der Nation. Ob ein gewisser Ausbildungsgrad einer Sprache einen gewissen Culturzustand voraussetzt oder hervorbringt; ob gewisse Eigenthümlichkeiten Afrikanischer und Amerikanischer Sprachen nur aus dem den Völkern, die sie reden, im Ganzen gemeinsamen Zustande mangelnder Civilisation herrühren, oder andre, erst aufzusuchende Ursachen haben? sind Fragen von der gröfsesten Wichtigkeit. Ihre Beantwortung knüpft das vergleichende Sprachstudium an die philosophische Geschichte des Menschengeschlechts an, und zeigt demselben einen über dasselbe hinaus liegenden höheren Zweck. Denn das Sprachstudium mufs zwar allein um sein selbst willen bearbeitet werden. Aber es trägt darum doch eben so wenig als irgend ein andrer einzelner Theil wissenschaftlicher Untersuchung seinen letzten Zweck in sich selbst, sondern ordnet sich mit allen andren dem höchsten und allgemeinen Zweck des Gesammtstrebens des menschlichen Geistes unter, dem Zweck, dafs die Menschheit sich klar werde über sich selbst und ihr Verhältnifs zu allem Sichtbaren und Unsichtbaren um und über sich.

Ich glaube nicht, dafs die oben erwähnten Fragen, auch durch sehr vollständiges und genaues Sprachstudium jemals werden vollständig beantwortet werden können. Die Zeit hat sowohl von den Sprachen, als den Zuständen der Nationen, zuviel unsrer Kenntnifs entzogen, und die übriggebliebenen Bruchstücke lassen kein entscheidendes Urtheil zu. Allein schon meine bisherige Erfahrung hat mich vielfältig belehrt, dafs die ununterbrochen auf jene Fragen ge-

richtete Aufmerksamkeit sehr schätzbare einzelne Aufklärungen gewährt, und auf jeden Fall Irrthümern vorbaut und Vorurtheile zerstört [1]).

---

[1]) Hr. Schmitthenner (Ursprachlehre S. 20.) sagt: „Ohne nun eine ausführliche Darstellung, dafs die Sprachen Amerikas und Afrikas um so unvollkommener und von einander abweichender sein müssen, je weniger sich die sie sprechenden Völker aus der Dummheit des Naturlebens zu dem Lichte der Vernunft, und aus der Zerstreuung der Rohheit zu der Einheit der Bildung erhoben haben, der Mühe werth zu halten, gehen wir u. s. f." Ich weifs nicht, ob viele einen so verwerfenden und die Untersuchung von vorn herein abschneidenden Ausspruch zu unterschreiben geneigt sein möchten. Ich kann nicht anders, als eine ganz entgegengesetzte Meinung hegen. Ich will mich hier nicht auf den merkwürdigen Bau mehrerer Afrikanischen und Amerikanischen Sprachen berufen. Es mag nicht jeder Sprachforscher Neigung zu einem solchen Studium in sich fühlen, doch wird gewifs jeder, der sich auch nur oberflächlich mit denselben beschäftigt hat, zugestehen, dafs ihre Kenntnifs von der höchsten Wichtigkeit für das Sprachstudium ist. Allein der Culturzustand jener Völkerschaften, namentlich der Amerikanischen, ist, und gerade in Beziehung auf den Gedankenausdruck, gar nicht durchgängig so, wie er in jener Stelle geschildert wird. Von den Nord-Amerikanischen Nationen geben die Berichte über ihre Volksversammlungen und die mitgetheilten Reden einiger ihrer Häuptlinge einen ganz andren Begriff. Viele Stellen derselben sind von wahrhaft rührender Beredsamkeit; und stehen auch diese Stämme mit den Einwohnern der Vereinigten Staaten in enger Verbindung, so ist doch das Gepräge der reinen und ursprünglichen Eigenthümlichkeit in ihren Ausdrücken unverkennbar. Sie sträuben sich allerdings, die Freiheit ihrer Wälder und Gebirge mit der Arbeit des Ackerbaus und der Beschränkung in Häuser und Dörfer zu vertauschen; allein sie bewahren in ihrem herumstreifenden Leben eine einfache, wahrheitliebende, oft grofsartige und edelmüthige Gesinnung. Man sehe Morse's *Report to the Secretary of war of the United States on Indian affairs* p. 71. App. p. 5. 21. 53. 121. 141. 242. Die Sprachen von Menschen, die ihrem Ausdruck diese Klarheit, Stärke und Lebendigkeit zu geben verstehen, können der Aufmerksamkeit der Sprachforscher nicht unwerth sein. Von einigen Süd-Amerikanischen Stämmen giebt

Es ist aber hierbei nicht blofs auf den häuslichen und gesellschaftlichen Zustand der Nationen, sondern ganz vorzüglich auf die Schicksale zu sehen, welche ihre Sprache erfahren hat, so weit sich dieselben aus ihrem Baue ergründen lassen, oder geschichtlich bekannt sind. So hängt z. B. die feine und vollständige grammatische Ausbildung der jetzt fast zu blofsen Volksmundarten gewordenen Lettischen Sprachen gar nicht mit dem Culturzustande der Völker, die sie reden, sondern nur mit der treueren Aufbewahrung der Ueberreste einer ursprünglichen und ehemals hoch ausgebildeten Sprache zusammen.

Endlich dürfte es nicht leicht ein besseres Mittel als die Betrachtung derselben grammatischen Form in einer grofsen Anzahl von Sprachen geben, um zu einer vollständigeren Beantwortung der Frage zu gelangen, welcher Grad von Aehnlichkeit des grammatischen Baues zu Schlüssen auf die Verwandtschaft der Sprachen berechtigt? Es ist eine eigne Erscheinung, dafs das Sprachstudium zu keinem andren Zwecke so vielfältig benutzt worden ist, ja dafs sehr viele noch jetzt den Nutzen desselben fast nur darauf zu

---

Vieles Zeugnifs, was in Gilij's *Saggio di storia Americana* über ihre Sagen und Erzählungen verstreut ist. Wären aber auch alle heutigen Amerikanischen Eingebornen zu einem Zustand absoluter Rohheit und dumpfen Naturlebens, wie es gewifs nicht der Fall ist, herabgewürdigt, so läist sich doch auf keine Weise behaupten, dafs es immer ebenso gewesen sei. Der blühende Zustand des Mexicanischen und Peruanischen Reichs ist bekannt, und dafs mehrere Völker in Amerika einen höheren Grad der Ausbildung erlangt hatten, zeigen die Spuren alter Cultur, die man zufällig von den Muiscas und Panos, aufgefunden hat (A. v. Humboldt *Monumens des peuples de l'Amérique*, p. 20. 72-74. 128. 244. 246. 248. 265. 297). Sollte man es nun nicht der Mühe werth halten, zu untersuchen, ob die uns gegenwärtig bekannten Amerikanischen Sprachen das Gepräge jener Cultur oder der heutigen angeblichen Rohheit an sich tragen?

beschränken pflegen, und dafs es doch bisher noch an gehörig gesicherten Grundsätzen zur Beurtheilung der Verwandtschaft der Sprachen und des Grades derselben fehlt. Meiner Ueberzeugung nach, reicht die bisher gewöhnlich befolgte Methode wohl hin, sehr nahe mit einander übereinstimmende Sprachen zu erkennen, so wie, obgleich dies schon viel gröfsere Behutsamkeit erfordert, die gänzliche Geschiedenheit andrer auszusprechen. Allein in der Mitte zwischen diesen beiden Aeufsersten, also gerade da, wo die Lösung der Aufgabe am nöthigsten wäre, scheinen mir die Grundsätze noch dergestalt zu schwanken, dafs es unmöglich ist, sich ihrer Anwendung irgend mit Vertrauen hinzugeben. Nichts wäre zugleich für die Sprachkunde und die Geschichte so wichtig, als die Feststellung dieser Grundsätze. Sie ist aber mit grofsen Schwierigkeiten verbunden, und erfordert Vorarbeiten nach mehreren Richtungen hin. Zuerst müssen noch viel mehr Sprachen, und einige genauer, als bis jetzt geschehen, zergliedert werden. Um auch nur zwei Wörter mit Erfolg mit einander grammatisch vergleichen zu können, ist es nothwendig, erst jedes für sich in der Sprache, welcher es angehört, zur Vergleichung genau vorzubereiten. So lange man blofs, wie jetzt so oft der Fall ist, der allgemeinen Aehnlichkeit des Klanges folgt, ohne die Lautgesetze der Sprachen selbst und ihre Analogie aufzusuchen, läuft man unvermeidlich die doppelte Gefahr, dieselben Wörter für verschiedne, und verschiedne für dieselben zu erklären, der gröberen, aber noch immer nicht seltenen Fälle nicht zu gedenken, dafs die verglichenen Wörter nicht in ihrer Grundform aufgenommen, sondern grammatische Zusätze und Beugungen daran übersehen werden [1]).

[1]) Eine grofse Anzahl eben so nachahmungswerther, als schwer nachzuahmender, auf genaue und vollständige Zergliederung

Hierauf muſs sich die Untersuchung zu den Veränderungen der Sprachen im Laufe der Jahrhunderte wenden, um zu erkennen, welche Eigenthümlichkeiten blofs in diesen ihre Erklärung finden. Nach der Bearbeitung der einzelnen Sprachen, welche erst einen reinen und brauchbaren Stoff darbietet, ist die Vergleichung derjenigen, deren Zusammenhang wirklich historisch erwiesen ist, in der genauen Abstufung ihres Verwandtschaftsgrades nothwendig, um nach diesen Analogien die noch unbekannten beurtheilen zu können. Endlich aber dürfte die hier versuchte Verfolgung einzelner grammatischer Formen durch alle bekannten Sprachen hindurch grofsen Nutzen gewähren. Denn nur auf diese Weise läfst sich prüfen, wie die in solchen einzelnen Punkten einander ähnlichen Sprachen sich gegen einander in andren verhalten, und wie sehr oder wenig tief der Einfluſs einzelner Formen in das Ganze des Sprachbaues eingreift. Dafs ferner, aufser diesen, die Sprachen angehenden Vorarbeiten, ganz vorzüglich, auch das aus der Geschichte zu schöpfende Studium der Art erforderlich ist, wie die Nationen sich verzweigen, vermischen und verbinden, versteht sich von selbst [1]). Nur durch die Verbindung dieser vielfachen Untersuchungen, wird es möglich sein, Grundsätze aufzustellen, um das in den Sprachen wirklich geschichtlich aus der einen in die andre Uebergegangne zu erkennen. Jedes weniger sorgfältige Verfahren läfst immer die Gefahr übrig, das wirklich der Verwandtschaft Angehörende mit den durch die Zeit bewirkten Umwandlungen oder mit demjenigen zu vermischen, was, unabhängig von einander, blofs

gegründeter Wörtervergleichungen finden sich in den neuesten Boppischen, Grimmischen und A. W. v. Schlegelschen Schriften.

[1]) Wie vortrefflich historische Untersuchungen dieser Art die Sprachenkunde aufzuhellen im Stande sind, beweisen vorzüglich Klaproth's *Tableaux historiques de l'Asie*.

aus ähnlichen Ursachen an verschiedenen Orten und in verschiedenen Zeiten in ganz von einander getrennten Sprachen ähnlich entsteht. Es folgt schon aus dem hier Gesagten von selbst, dafs bei jeder solchen Untersuchung das grammatische Studium die Grundlage ausmachen mufs. Es leistet dabei einen doppelten Nutzen, einen mittelbaren, indem es die Wörter zur Vergleichung vorbereitet, und einen unmittelbaren, indem es die Uebereinstimmung oder Verschiedenheit des grammatischen Baues prüft. Aus der letzteren Arbeit allein ergiebt sich mit Bestimmtheit, was durch blofse Wörtervergleichungen nie gleich klar wird, ob die verglichenen Sprachen wirklich Eines Stammes sind, oder ob sie blofs Wörter mit einander ausgetauscht haben. Man erlangt daher nur auf diesem Wege einen bestimmten Begriff von derjenigen besondren Völkertrennung und Verbindung, welchen bestimmte Verwandtschaftsgrade der Mundarten entsprechen. Doch mufs man bei allen diesen Untersuchungen den Begriff der Verwandtschaft nur als geschichtlichen Zusammenhang nehmen, nicht aber etwa auf den buchstäblichen Sinn des Wortes zu viel Gewicht legen. Dies letztere führt, aus Gründen, die es hier zu weitläufig sein würde zu erörtern, in mehrfache Irrthümer [1]).

Es scheint mir hiermit, wie mit so vielen andren Punkten, zu stehen, dafs man sich nämlich noch lange Zeit hindurch wird auf einzelne Untersuchungen beschränken müssen, ehe es möglich sein wird, etwas Allgemeines festzustellen. Indefs ist allerdings auch schon jetzt, nur in wohl bestimmten Schranken, Allgemeines nothwendig, nämlich einmal in demjenigen Theile, den das Sprachstudium allerdings auch besitzt, der allein aus Ideen geschöpft werden kann, und

[1]) Hierauf hat schon Klaproth (*Asia Polyglotta* S. 43) sehr richtig aufmerksam gemacht.

dann, weil es nothwendig ist, von Zeit zu Zeit zu übersehen, wie weit man, nach dem gegenwärtigen Zustande der einzelnen Untersuchung, in dem Anbau des Ganzen der Wissenschaft vorgeschritten ist. Nur zwei Dinge dürfen nie und auf keine Weise zugelassen werden, die Herleitung aus Begriffen in ein ihr nicht angehörendes Gebiet hinüberzuführen, und allgemeine Folgerungen aus unvollständiger Beobachtung zu ziehen.

Wenn die vollständige Beschreibung einzelner grammatischer Formen den hier geschilderten verschiedenartigen Nutzen gewähren kann, so folgt auch von selbst daraus, dafs dieselbe nach eben diesen verschiedenen Gesichtspunkten hin unternommen werden mufs. Schon darum glaubte ich mir diese einleitenden Betrachtungen erlauben zu müssen, die sonst wohl hätten als eine Abschweifung von meinem Gegenstande erscheinen können.

Dafs meine Wahl bei dem gegenwärtigen Versuch gerade auf den Dualis gefallen ist, würde, wenn es einer Rechtfertigung bedürfte, dieselbe schon darin finden, dafs unter allen grammatischen Formen sich diese vielleicht am füglichsten von dem übrigen grammatischen Bau, als minder tief in ihn eingreifend, aussondern läfst. Dies, und dafs er sich nicht in einer zu grofsen Anzahl von Sprachen findet, macht seine Behandlung in der hier befolgten Methode leichter. Denn obgleich, meiner Ueberzeugung nach, die Beschreibung einzelner grammatischer Formen an allen, ohne Ausnahme, versucht werden kann, so sind einige, wie z. B. das Pronomen und das Verbum, das letztere auch in seinem allgemeinsten Begriff, so in den ganzen grammatischen Bau verwachsen, dafs ihre Schilderung gewissermafsen die der ganzen Grammatik selbst ist. Hierdurch vermehrt sich natürlich die Schwierigkeit.

Zu der Wahl des Dualis ladet aber auch aufserdem

noch ein, dafs das Dasein dieser merkwürdigen Sprachform sich ebensowohl aus dem natürlichen Gefühl des uncultivirten Menschen, als aus dem feinen Sprachsinn des höchst gebildeten erklären läfst. Wirklich findet sie sich auf der einen Seite bei uncultivirten Nationen, den Grönländern, Neu-Seeländern u. s. f., da auf der andren im Griechischen gerade der am sorgfältigsten bearbeitete Dialekt, der Attische, sie beibehalten hat.

Wenn man mehrere Sprachen in Rücksicht auf dieselbe grammatische Form mit einander vergleicht, so mufs man, glaube ich, die Formen auf der niedrigsten Stufe der grammatischen Abtheilung dazu auswählen, ohne ängstlich zu besorgen, dadurch das eng Zusammengehörende von einander zu reifsen. Man umfafst auf diese Weise einen kleineren Umfang, und kann besser in das ganz Einzelne eingehen. Ich habe daher den *Dualis*, nicht den *Numerus* überhaupt gewählt, ob ich gleich auf den mit dem Dualis so eng zusammenhangenden Pluralis immer werde zugleich Rücksicht nehmen müssen. Dennoch wird der Pluralis immer eine eigne Ausführung erfordern.

Erster Abschnitt.

Von der Natur des Dualis im Allgemeinen.

Ich halte es für zweckmäfsig, zuerst den räumlichen Umfang anzugeben, in welchem der Dualis in den verschiedenen Sprachgebieten des Erdbodens angetroffen wird [1]).

[1]) Es liegt in der Natur der Sache, dafs die hier versuchte Aufzählung der Sprachen, welche den Dualis besitzen, nicht vollständig sein kann. Es schien mir aber dennoch nothwendig,

Die Geographie fordert bei der Anwendung auf verschiedene Gegenstände verschiedene Abtheilungen, und in der Sprachenkunde lassen sich Asien, Europa und Nord-Afrika nicht füglich von einander trennen.

Nehmen wir nun diesen Theil der alten Welt zusammen, so finden wir den Dualis hauptsächlich an drei Punkten, von deren zweien er sich weit und nach verschiedenen Richtungen hin ausgebreitet hat:

in den ursprünglichen Sitzen der Semitischen Sprachen,

in Indien,

in dem Sprachstamme, der auf der Halbinsel Malacca, in den Philippinen und den Südsee-Inseln bisher für den gleichen gehalten wird.

In den Semitischen Sprachen herrscht der Dualis vorzüglich in der Arabischen, und hat am wenigsten Spuren zurückgelassen in den Aramäischen. Mit dem Arabischen ist er auf Nord-Afrika übergegangen, allein in Europa blofs nach Malta gekommen, und nicht einmal mit den aus ihm entnommenen Wörtern in die Türkische Sprache eingedrungen [1]).

Das Sanskrit hat den Dualis zunächst, doch sehr wenig, dem Pali, und gar nicht dem Prâkrit mitgetheilt, aus dem Sanskrit aber, oder vielmehr aus der gleichen Quelle mit ihm, hat ihn Europa erhalten in der Griechischen Sprache, den Germanischen, Slavischen und der Littauischen, in allen diesen in verschiedener Ausdehnung und Erhaltung nach

---

sie als eine durch weitere Forschungen zu ergänzende, hier mitzutheilen.

[1]) Nur gewisse einmal hergebrachte Formeln, wie *die beiden alten und heiligen Städte* (Jerusalem und Mekka) machen hiervon eine Ausnahme. P. Amédée Jaubert's *Elemens de la grammaire Turke* p. 19. §. 46.

Mundarten und Zeiten, wie in der Folge näher bestimmt werden wird.

Unter den übrigen Europäischen Sprachen finde ich ihn blofs in der Lappländischen. Es ist aber merkwürdig, dafs in der verwandten Finnischen und Esthnischen, so wie in der Ungarischen, keine Spur davon angemerkt wird. Der Dualis stammt also in Europa hauptsächlich aus dem Alt-Indischen.

Man spricht zwar auch von einem Dualis in der Sprache von Wales und der Nieder-Bretagne, der sogenannten Kymrischen [1]). Er besteht jedoch nur darin, dafs man den Benennungen der doppelten Gliedmafsen die Zahl *zwei*, deren Femininum im Bas-Bretonschen in dieser Verbindung seine Endsylbe verliert, vorsetzt. Da dies beständig und regelmäfsig zu geschehen scheint, das Wort dabei im Singular bleibt, und der Plural eintritt, so wie es auf andre Begriffe (z. B. Tischfufs) übergetragen wird, so liegt hierin allerdings ein Gefühl des Dualis, und die Erscheinung verdient hier angemerkt zu werden. Aber in die Zahl der Sprachen, die wirklich einen Dualis besitzen, läfst sich darum die Kymrische nicht aufnehmen. Neuere, jedoch noch nicht vollendete Untersuchungen machen es mir übrigens wahrscheinlich, dafs auch diese und die Gaelische Sprache in ihrem grammatischen Bau mit dem Sanskrit zusammenhangen.

Aehnlich, wie mit Europa, ist es mit Afrika. Es kennt den Dualis blofs im Arabischen. Das Koptische hat ihn nicht, und eben so wenig finde ich ihn in einer der zahl-

[1]) W. Owen's *dictionary of the Welsh language* Vol. I. p. 36. *Gramm. Celto-Bretonne* par Legonidec, p. 42. Owen erwähnt nur des Vorsetzens der Zahl zwei, nicht der beiden andren, für die Dualform allein entscheidenden Umstände. Man mufs dies aber nur auf Rechnung seiner Ungenauigkeit, nicht auf die der Sprache setzen.

reichen übrigen Afrikanischen Sprachen, so reich auch einige, z. B. die Bundische, an grammatischen Formen sind.

In der alten Welt bleibt also Asien der eigentliche Sitz des Dualis.

In den, aus demselben Stamm, als das Sanskrit, hervorgegangenen Asiatischen Sprachen, kommt der Dualis nicht vor. Nur die Malabarische soll hiervon eine Ausnahme machen [1]). Ueberhaupt ist es eine merkwürdige Erscheinung, dafs der kunstreiche und vollendete Bau der Sanskrit-Grammatik, aufser dem Sanskrit und Pali selbst, gänzlich nach Europa übergewandert ist, die übrigen, mit dem Sanskrit zusammenhangenden Asiatischen Sprachen aber viel weniger davon bewahrt haben. Es erklärt sich dies zwar durch die eben so scharfsinnige, als richtige Annahme [2]), dafs die hier gemeinten Europäischen Sprachen gleich ursprünglich, als das Sanskrit selbst, sind, da jene Asiatischen Sprachen aus dem Sanskrit, und zwar gröfstentheils durch Vermischung mit andren, ihren Ursprung haben, und mithin das bei solchen Uebergängen und Umwälzungen allgemeine Schicksal des Unterganges der grammatischen Formen getheilt haben. Auch in Europa findet sich der reichere grammatische Bau vorzüglich nur in abgestorbenen Sprachen, und jene Asiatischen können nicht mit diesen, sondern müfsten eher mit unsren heutigen verglichen werden. Indefs ist auch so der Vorzug mit treuerer Aufbewahrung des ursprünglichen Sprachcharakters sichtbar auf Seiten Europas, und es giebt kein Beispiel in Asien, dafs sich so viel von dem frühesten Indischen Sprachbau so lebendig und rein im

[1]) Adelung's Mithridates I, 211.

[2]) Bopp's *analytical comparison of the Sanskrit etc. languages* in den *Annals of the Oriental literature* p. 1 u. f. und in der Recension von Grimm's Gramm. in den Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik 1827. S. 251 u. f.

Munde eines ganzen Volksstamms erhalten habe, wie in Europa bei den Littauern-und Letten. Dagegen ist es sehr auffallend, dafs derjenige Theil der Sanskrit-Grammatik, den man genöthigt ist, den künstlichsten und schwierigsten, aber für die allgemeinen Sprachzwecke entbehrlichsten zu nennen, die Buchstabenveränderung, jene empfindliche Reizbarkeit der Laute, mit welcher fast jeder sich sogleich verändert, wie er in andre Berührungen tritt, in den Europäisch-Sanskritischen, auch den frühesten Sprachen immer wenig geherrscht zu haben scheint, da er in mehrere der Asiatisch-Sanskritischen, man weifs nicht, ob man sagen soll, übergegangen, oder dem ursprünglichen Lautsystem aller dieser Völker so eigenthümlich gewesen ist, dafs er sich, ungeachtet aller Sprachumwälzungen, niemals verloren hat.

Der Zend-Sprache ist der Dualis nicht fremd. Da aber auch sie unstreitig den Sanskritischen beizuzählen ist [1]), so wird hierdurch in dem oben erwähnten dreifachen Sitz des Dualis in Asien nichts geändert [2]).

Bleiben wir nun hier noch einen Augenblick stehen, so sehen wir, dafs in Europa, Afrika und dem Festlande von Asien, das Malaiische Sprachgebiet ausgenommen, der Dualis hauptsächlich blofs in todten Sprachen gefunden wird, lebend nur noch:

in Europa, im Maltesisch-Arabischen, im Littauischen, Lappländischen und einigen Volksmundarten, bei dem Landvolk in einigen Districten des Königreichs Polen [3]), auf den Farör Inseln, in Norwegen, und

[1]) Dies scheint auch Hrn. Bopp's Meinung. *Annals* etc. p. 2.

[2]) Ueber den vergeblichen Versuch, den Dualis in die Armenische Sprache einzuführen, sehe man Cirbied's *grammaire de la langue Arménienne* p. 37.

[3]) Nach der mündlichen Versicherung des Hrn. Prof. Puharska, durch dessen wissenschaftliche Sendung die Polnische Regie-

einigen Gegenden Schwedens und Deutschlands, doch hier ohne mehr vom Volke verstanden zu werden, blofs im Gebrauch als Plural [1]);

in Afrika, im Neu-Arabischen;

in dem beschriebenen Theil von Asien, in demselben und im Malabarischen.

Da nur die Sprachen der alten Welt eine Literatur besitzen, so kann man ihn für die Büchersprache (das Arabische ausgenommen) als abgestorben ansehen.

Im Osten Asiens (dem dritten Punkt seiner Heimath) findet sich der Dualis, jedoch nur in schwacher Spur, im Malaiischen, mehr entwickelt in der Tagalischen und der ihr nahe verwandten Pampangischen Sprache auf den Philippinen, endlich in sonst, so viel mir bekannt ist, nirgends vorkommenden Abstufungen, auf Neu-Seeland, den Gesellschafts- und Freundschafts-Inseln. Die Mundarten der übrigen Südsee-Inseln sind leider noch nicht grammatisch gehörig bekannt. Es ist aber sehr wahrscheinlich, dafs sie, namentlich in diesem Punkte, alle mit einander übereinkommen. Die Frage, ob und wie alle diese Sprachen von der Malaiischen bis zur Tahitischen zusammenhangen? werde ich an einem andren Orte ausführlich untersuchen. Hier nehme ich dieselben nur wegen ihrer ähnlichen Behandlung des Dualis zusammen. Gänzlich vom Malaiischen Sprachstamm verschieden scheinen die Sprachen der Eingebornen von Neu-Holland und Neu-Süd-Wales. Aber die der um den See Macquarie herumwohnenden besitzt den Dualis [2]),

rung ein höchst seltnes Beispiel edlen Eifers für die vaterländische Sprache und das Sprachstudium überhaupt giebt.

[1]) Grimm's Gramm. I. p. 814. Nr. 35.

[2]) In diesem Dialect hat der Missionar L. E. Threlkeld (ohne Bemerkung des Jahres) in Sydney in Neu-Süd-Wales gedruckte, nach den grammatischen Formen geordnete Gespräche unter folgendem Titel herausgegeben: *Specimens of a dialect of the*

und es ist daher wahrscheinlich, dafs er sich auch in andren Australischen Mundarten findet.

In den Amerikanischen Sprachen erscheint diese Mehrheitsform selten, aber an verschiedenen Punkten fast durch die ganze Länge des ungeheuern Welttheils; nämlich im höchsten Norden in der Grönländischen Sprache; in sehr beschränkter Form in der Totonakischen in dem Theile Neu-Spaniens, in dem Veracruz liegt, ferner in der Sprache der Chaimas, welche den meisten Völkerstämmen der Provinz Neu-Andalusien gemeinschaftlich ist; so wie am rechten Orenoko-Ufer, im Süd-Osten der Mission der Encamarada, in der Tamanakischen Sprache; in sehr schwachen Spuren in der Oquichuischen, der ehemaligen allgemeinen Sprache des Peruanischen Reichs; endlich sehr ausgebildet in der Araukanischen Sprache in Chili. Auch die Cherokees im Nord-Westen von Georgien und den angränzenden Gegenden sollen einen Dualis in ihrer Sprache besitzen [1]).

Man sieht aus dieser kurzen Darstellung, dafs die Anzahl der Stamm-Sprachen, welche den Dualis in sich aufgenommen haben, sehr klein, dagegen das Gebiet, in welchem derselbe, vorzüglich in älterer Zeit, Geltung gefunden hat, sehr grofs ist, weil er gerade den weitverbreitetsten Sprachstämmen, dem Sanskritischen und dem Semitischen angehört. Ich mufs jedoch hier noch einmal wiederholen, dafs die eben gemachte Aufzählung nicht als vollständig ausgegeben werden kann. Ohne nur das zu erwähnen, was

Aborigines of New South-Wales being the first attempt to form their speech into a written language. 8. Man sehe den Dualis p. 8.

[1]) Es beruht dies nur auf einer abgerissenen Nachricht, die Herr Du Ponceau zu der neuen Ausgabe von Eliot's *grammar of the Massachusetts Indian language* p. XX giebt, und in der er sich selbst nur ungewifs ausdrückt.

sich jedem Anspruch auf Vollständigkeit im vergleichenden Sprachstudium entgegenstellt, dafs uns bei weitem nicht alle Sprachen des Erdbodens bekannt sind, so giebt es auch von sehr vielen im Allgemeinen bekannten, noch keine grammatischen Hülfsmittel. Von andren sind diese nicht so genau, dafs man sich mit Sicherheit darauf verlassen könnte, dafs vorzüglich eine seltener vorkommende Form, wie die des Dualis, nicht darin könnte unbeachtet geblieben sein. Endlich ist es sehr schwierig, und setzt oft eine sehr tiefe Kenntnifs einer Sprache voraus, die Spuren von Formen darin zu entdecken, die sich nicht mehr lebendig in derselben erhalten haben. Arbeiten der gegenwärtigen Art können und müssen daher immer Zuwächse erhalten, und ich habe mich im Vorigen bei verneinenden Behauptungen nur darum bestimmter ausgedruckt, um beständige einschränkende Einschiebsel zu vermeiden. Auf der andren Seite versteht es sich von selbst, dafs ich nichts verabsäumt habe, um wenigstens die, unter den gegebenen Umständen, mögliche Vollständigkeit und Genauigkeit zu erreichen, und ich bin so glücklich gewesen, hier auch für Aufser-Europäische Sprachen eine bedeutende Menge von Hülfsmitteln benutzen zu können. Nur sehr selten habe ich mich genöthigt gesehen, bei der Benutzung so allgemeiner Werke, als der Mithridates und neuerlich Balbi's Atlas ist, stehen zu bleiben. Auch wird gewifs jeder genaue Sprachforscher vermeiden, sich auf diese Schriften, so unverkennbar ihr Werth in andrer Rücksicht ist, und so unentbehrlich namentlich der Mithridates für das vergleichende Sprachstudium bleibt, bei Beurtheilung des grammatischen Baues einzelner Sprachen zu stützen, ohne auf die ursprünglichen Quellen zurückzugehen.

Prüft man nunmehr die verschiedene Art, auf welche die hier aufgezählten Sprachen den Dualis behandeln, so

lassen sich dieselben im Ganzen, und einzelne Abstufungen ungerechnet, füglich in folgende drei Classen abtheilen.

Einige dieser Sprachen nehmen die Ansicht des Dualis von der redenden und angeredeten Person, dem Ich und dem Du her. In diesen haftet derselbe am Pronomen, geht nur so weit in die übrige Sprache mit über, als sich der Einfluss des Pronomen erstreckt, ja beschränkt sich bisweilen allein auf das Pronomen der ersten Person in der Mehrheit, auf den Begriff des Wir.

Andre Sprachen schöpfen diese Sprachform aus der Erscheinung der paarweis in der Natur vorkommenden Gegenstände, der Augen, der Ohren und aller doppelten Gliedmafsen des Körpers, der beiden grofsen Gestirne u. s. f. In diesen reicht dieselbe alsdann nicht über diese Begriffe, oder wenigstens nicht über das Nomen hinaus.

Bei andren Völkerstämmen endlich durchdringt der Dualis die ganze Sprache, und erscheint in allen Redetheilen, in welchen er Geltung erhalten kann. Es ist daher bei diesen keine besondre Gattung, sondern der allgemeine Begriff der Zweiheit, von dem er ausgeht.

Es versteht sich von selbst, dafs Sprachen auch Spuren von mehr als einer dieser Auffassungsweisen, ja von allen zugleich an sich tragen können. Wichtiger ist es zu bemerken, dafs in ursprünglich der dritten Klasse angehörenden Sprachstämmen es sich auch findet, dafs einzelne Sprachen, entweder überhaupt oder im Laufe der Zeit den Dualis nur in der Beschränkung der beiden ersten Classen beibehalten. Sie werden aber in diesem Fall dennoch billig, wie ich auch hier thun werde, der dritten beigesellt. So zeigt sich in den oben angeführten Deutschen Volksmundarten der Dualis nur noch an den beiden ersten Personen des Pronomen, und im Syrischen, aufser der Zahl Zwei selbst, blofs an dem Namen Aegypten, das man sich,

wie man hieraus sieht, immer als Ober- und Nieder-Aegypten zu denken gewöhnt hatte [1]).

Die von mir untersuchten Sprachen vertheilen sich nun folgendergestalt in die so eben aufgezählten Classen.

Zur ersten, wo der Dualis seinen Sitz im Pronomen hat, gehören

die oben genannten Sprachen des östlichen Asiens, der Philippinen und Südsee-Inseln,
die Chaynäische und
die Tamanakische;

zu der zweiten, wo er vom Nomen ausgeht, blofs
die Totonakische, und so weit ihr ein Dualis zugeschrieben werden kann,
die Oquichuische;

zu der dritten, wo sich der Dualis über die ganze Sprache verbreitet,
die Sanskritischen [2]),

[1]) Vater's Handbuch der Hebräischen u. s. f. Grammatik S. 121. Auch im Hebräischen ist der Name Aegyptens Mizraim (Gesenius Wörterbuch v. *mazor*) ein Dualis. Diesen aber auf Ober- und Unter-Aegypten zu deuten, wird man einen Augenblick dadurch irre gemacht, dafs das obere, südliche einen eignen Namen, Patros (Gesenius h. v.), führt. Auch leitet Gesenius (Lehrgebäude S. 539. §. 2) den Dualis in Mizraim von der, freilich aber nicht auf das Delta passenden, Zweitheilung durch den Nil ab. Allein späteren Mittheilungen nach, neigt sich Gesenius jetzt zu meiner Meinung hin, dafs die Theilung in Ober- und Unter-Aegypten der Grund der Namenform ist, und ich werde, wenn ich auf den Hebräischen Dualis komme, weitläufiger ausführen, wie scharfsinnig er alle obige Benennungen, mit Unterscheidung der Zeit ihres Gebrauchs, in Uebereinstimmung bringt.

[2]) Dieser Ausdruck dürfte sich für die mit dem Sanskrit zusammenhangenden Sprachen, die man neuerlich auch Indo-Germanische genannt hat, nicht blofs durch seine Kürze, sondern auch durch seine innere Angemessenheit empfehlen, da Sanskritische Sprachen, der Bedeutung des Worts nach, Sprachen kunstreichen und zierlichen Baues sind.

die Semitischen,
die Grönländische,
die Araukanische,
und obgleich in geringerer Vollständigkeit,
die Lappländische.

Man erkennt in dieser absichtlich kurz zusammengedrängten Uebersicht, dafs der Dualis in der Wirklichkeit der bekannten Sprachen ungefähr in eben der Verschiedenheit des Begriffs und des Umfanges auftritt, die man ihm hätte nach reiner Ideen-Zergliederung anweisen können. Ich habe es aber vorgezogen, diese seine verschiedenen Arten auf dem Wege der Beobachtung aufzusuchen, um der Gefahr zu entgehen, sie den Sprachen aus Begriffen aufzudringen. Doch wird es jetzt nothwendig sein, die Natur dieser Sprachform auch unabhängig von der Kenntnifs wirklicher Sprachen aus allgemeinen Ideen zu entwickeln.

Eine, doch vielleicht noch nicht ganz ungewöhnliche, allein durchaus irrige Ansicht ist es, wenn man den Dualis blofs als einen zufällig für die Zahl zwei eingeführten, beschränkten Pluralis ansieht, und dadurch die Frage rechtfertigt, warum nicht auch irgend eine andre beliebige Zahl ihre eigne Mehrheitsform besitze? Es kommt in dem Gebiete der Sprachen allerdings ein solcher beschränkter Plural vor, der, wenn er sich auf zwei Gegenstände bezieht, die Zweiheit blofs als kleine Zahl behandelt, allein dieser ist, auch in diesem Fall, auf keine Weise mit dem wahren Dualis zu verwechseln.

In der Sprache der Abiponen, eines Volksstammes in Paraguay, giebt es einen doppelten Plural, einen engeren, für zwei und mehrere, aber immer wenige, und einen weiteren für viele Gegenstände [1]). Der erstere scheint eigent-

[1]) Dobrizhoffer's *historia de Abiponibus* Tom. 2. p. 166-168.

lich dem zu entsprechen, was wir Plural nennen. Seine Bildung geschieht durch Suffixa, die an die Stelle der Singularendung treten, oder durch beugungsartige Abänderungen dieser, und ist, obgleich man sie nur an einer Reihe mitgetheilter Beispiele beurtheilen kann, sehr mannigfaltig. Der weitere Plural kennt blofs die Endung *ripi*. Dafs in dieser der Begriff der Vielheit liegt, geht daraus hervor, dafs man, sobald dieser Begriff in der Rede durch ein eignes Wort bezeichnet ist, die Endung *ripi* wegläfst, und das Substantivum in den engeren Plural setzt. Dafs aber *ripi* allein gebraucht würde, finde ich nicht, und es ist so sehr zur Endung geworden, dafs es weder dem Singular noch dem engeren Plural geradezu angeheftet wird, sondern durch eine eigne Veränderung der Wortendung eine besondere Bildung eingeht. Wenigstens ist dies in folgenden Beispielen der Fall:

Singularis.	Engerer Plur.	Weiterer Plur.
choale, Mensch.	*choalèc* oder *choalcèna*.	*choaliripi*.
ahopegak, Pferd.	*ahöpega*.	*ahopegeripi*[1]).

Die der Abiponischen sehr nahe verwandte Sprache der Mokobi[2]) in der Provinz Chaco besitzt diesen doppelten Plural nicht, bildet aber den Plural aller nicht auf *i* ausgehenden Wörter durch Anheftung des Wortes *ipi*, ohne dafs dieses, wie es wenigstens nach den Beispielen scheint, etwas an der Endung des Hauptwortes ändert; *choalè*, Mensch, *choalè-ipi*, die M. In dieser Sprache ist *ipi* wirklich das

[1]) Dobrizhoffer schreibt *joale* und *ahepegak*, will aber mit *j* den Spanischen Laut dieses Buchstabens und mit *e* den Umlaut *ö* ausdrücken.

[2]) Handschriftliche, mir vom Abate Hervas mitgetheilte, nach Papieren des Abate Don Raimondo de Termaier verfafste Grammatik der Mokobischen Sprache, §. 3.

Wort: viel, und es bleibt nun ungewifs, ob das Abiponische hinzugefügte *r* ein Bildungsbuchstabe, oder die Weglassung eine Eigenthümlichkeit der Mokobischen Mundart ist?

Die Tahitische Sprache, welche den Dualis am Nomen nicht unterscheidet, kennt auch diesen weiteren und engeren Plural, bezeichnet ihn aber blofs durch eigne, vor das Substantivum gestellte, und nur ihrer ursprünglichen Bedeutung nach, noch nicht erklärte Wörter, die man nur uneigentlich grammatische Formen nennen könnte [1]).

Am bestimmtesten besitzt Mehrheitsformen für verschiedene Zahlen die Arabische Sprache, nämlich den Dualis für zwei, den beschränkten Plural für 3 bis 9, den Vielheits-Plural und den Plural-Plural, in welchem von dem Plural einiger Wörter durch regelmäfsige Flexion ein neuer gebildet wird, für 10 und mehr oder eine unbestimmte Anzahl. Selbst für die Bezeichnung der Einheit, bedient sich das Arabische, nämlich bei Substantiven, in deren Natur es liegt, wie bei Thier- und Fruchtgattungen, eine Vielheit unter sich zu begreifen, einer besondren Charakteristik, welche der Singularis in andren Sprachen nicht kennt, und macht von diesem einen Plural [2]). Diese Ansicht, den Gattungsbegriff gewissermafsen als aufser der Kategorie des Numerus liegend zu betrachten, und von ihm durch Beugung Singularis und Pluralis zu unterscheiden, ist unleugbar eine sehr philosophische, deren Entbehrung andere Sprachen zu andren Hülfsmitteln zwingt. Da aber diese Arabischen Pluralformen nicht, wie die Abiponische, je können mit dem Dualis ver-

[1]) *A Grammar of the Tahitian dialect of the Polynesian language. Tahiti* 1823. p. 9-10.

[2]) Silvestre de Sacy's *Grammaire Arabe* Tom. I. §. 702. 704. 710, womit auch Oberleitner *Fundamenta linguae Arabicae* p. 224) verglichen zu werden verdient.

wechselt werden, so gehört ihre ausführliche Betrachtung nicht hierher.

Der so eben als irrig angeführten Vorstellung des Dualis, die sich auf den Begriff der blofsen Zahl *zwei*, als einer der vielen in der Zahlreihe fortlaufenden beschränkt, steht diejenige entgegen, die sich auf den Begriff der *Zweiheit* gründet, und den Dualis wenigstens vorzugsweise der Gattung von Fällen zueignet, welche auf diesen Begriff zu kommen Veranlassung geben. Nach dieser Vorstellung ist der Dualis gleichsam ein Collectiv-Singularis der Zahl *zwei*, da der Pluralis nur gelegentlich, nicht aber seinem ursprünglichen Begriff nach, die Vielheit wieder zur Einheit zurückführt. Der Dualis theilt daher als Mehrheitsform und als Bezeichnung eines geschlossenen Ganzen zugleich die Plural- und Singular-Natur. Dafs er empirisch in den wirklichen Sprachen dem Plural näher steht, beweist, dafs die erstere dieser beiden Beziehungen den natürlichen Sinn der Nationen mehr anspricht, allein sein sinnvoll geistiger Gebrauch wird immer die letztere eines Collectiv-Singulars festhalten. Auch läfst sich in allen Sprachen diese, als die Grundlage des Dualis, nachweisen, wenn gleich alle im nachherigen Gebrauch allerdings die hier getrennte, richtige und irrige Vorstellung von ihm mit einander vermischen, und ihn ebensogut zum Ausdruck von zwei, als der Zweiheit, machen.

Alle grammatische Verschiedenheit der Sprachen ist, meiner Ansicht nach, eine dreifache, und man erhält keinen vollständigen Begriff des Baues einer einzelnen, ohne ihn nach dieser dreifachen Verschiedenheit in Betrachtung zu ziehen. Die Sprachen sind nämlich grammatisch verschieden:

a) zuerst in der Auffassung der grammatischen Formen nach ihrem Begriff.

b) dann in der Art der technischen Mittel ihrer Bezeichnung,

c) endlich in den wirklichen, zur Bezeichnung dienenden Lauten.

Im gegenwärtigen Augenblick haben wir es nur mit dem ersten dieser drei Punkte zu thun, die beiden andren können erst bei Betrachtung der einzelnen Sprachen in Absicht des Dualis in Erwägung kommen.

Durch den zweiten und dritten dieser Punkte, vorzüglich durch den letzten, erlangt eine Sprache erst ihre grammatische Individualität, und die Aehnlichkeit mehrerer in diesem ist das sicherste Kennzeichen ihrer Verwandtschaft. Aber der erste bestimmt ihren Organismus, und ist vorzüglich wichtig, nicht blofs als hauptsächlich einwirkend auf den Geist und die Denkart der Nation, sondern auch als der sicherste Prüfstein desjenigen Sprachsinnes in ihr, den man in jeder als das eigentlich schaffende und umbildende Princip der Sprache ansehen mufs.

Dächte man sich das vergleichende Sprachstudium in einiger Vollendung, so müfste die verschiedene Art, wie die Grammatik und ihre Formen in den Sprachen genommen werden (denn dies ist es, was ich unter Auffassung dem Begriffe nach verstehe), an den einzelnen grammatischen Formen, wie hier am Dualis, dann an den einzelnen Sprachen, in jeder im Zusammenhange erforscht, und endlich diese doppelte Arbeit dazu benutzt werden, einen Abrifs der menschlichen Sprache als ein Allgemeines gedacht, in ihrem Umfange, der Nothwendigkeit ihrer Gesetze und Annahmen, und der Möglichkeit ihrer Zulassungen zu entwerfen.

Die zunächst liegende, aber beschränkteste Ansicht der Sprache ist die, sie als ein blofses Verständigungsmittel zu betrachten. Auch in dieser Hinsicht indefs ist der Dualis nicht gänzlich überflüssig; er trägt in der That bisweilen zum

besseren und eindringenderen Verständnifs bei, wie es der Ort sein wird, bei seinem Gebrauche im Griechischen zu zeigen. Diese Fälle kommen aber wohl nur im Gebiete des Styls zum Vorschein, und wenn die sprachenbildenden Völker, wie es glücklicherweise nicht der Fall ist, blofs das gegenseitige Verständnifs zum Zweck hätten, so wäre ein eigner Zweiheitsplural gewifs für überflüssig gehalten worden. Wenden doch mehrere Völker nicht einmal die in ihren Sprachen wirklich vorhandenen Pluralformen da an, wo die gemeinte Mehrheit aus anderen Umständen hervorgeht, aus einer hinzugefügten Zahl[1]), einem Anzahlsadver-

[1]) Auf dieselbe Weise scheint Adelung (Wörterbuch v. Mann S. 319 u. a. a. O.) es zu nehmen, wenn man im Deutschen einige Wörter mit Zahlen im Singular verbindet, und *sechs Loth*, *zehn Mann* u. s. w. sagt. Zum Theil ist dies auch ganz richtig; einige dieser Redensarten sind sogar nur in der gemeinen, nicht in der edleren Sprechart geduldet, und in allen herrscht der zufällige Eigensinn des Sprachgebrauchs, da man z. B. *zehn Pfund*, aber nie *zehn Elle* sagt. Gerade da aber, wo dieser Sprachgebrauch sich am meisten festgesetzt hat, bei *Mann*, liegt, meinem Gefühl nach, eine schöne, von Adelung nicht herausgehobene Feinheit in dem Ausdruck. Der Singular soll hier andeuten, dafs die angezeigte Zahl als ein geschlossenes Ganzes angesehen wird; darum wird das Wort aus der unbestimmten Mehrheit des Pluralis herausgerissen. Dies ist vorzüglich in der distributiven Redensart *vier Mann hoch* sichtbar, wo jede vier zusammenstehende Männer als Eine Reihe gelten sollen. Ich glaubte dies bemerken zu müssen, da dieser anomale Singular, wie der Dualis, eigentlich ein collectiver, ein Plural-Singular, ist, und diese Redensarten einen Beweis abgeben, wie die Sprachen, in Ermangelung richtiger Formen, unrichtige, aber im Augenblick des jedesmaligen Gebrauchs charakteristische, zu Erreichung ihres Zwecks anwenden. Dem Ausdruck zehn Fufs liegt wohl etwas Anders, nemlich die Unterscheidung des eigentlichen und des übergetragenen Begriffs von Fufs zum Grunde, obgleich man zu diesem Behuf auch einen doppelten Plural Fufse und Füfse unterscheidet. Eine ähnliche, mit diesen Fällen zu vergleichende Verwechslung

bum, aus dem Verbum, wenn die Mehrheitsbezeichnung beim Nomen, oder dem Nomen, wenn sie beim Verbum weggelassen wird, u. s. f.

Die Sprache ist aber durchaus kein blofses Verständigungsmittel, sondern der Abdruck des Geistes und der Weltansicht der Redenden; die Geselligkeit ist das unentbehrliche Hülfsmittel zu ihrer Entfaltung, aber bei weitem nicht der einzige Zweck, auf den sie hinarbeitet, der vielmehr seinen Endpunkt doch in dem Einzelnen findet, insofern der Einzelne von der Menschheit getrennt werden kann. Was also aus der Aufsenwelt und dem Innern des Geistes in den grammatischen Bau der Sprachen überzugehen vermag, kann darin aufgenommen, angewendet und ausgebildet werden, und wird es wirklich, nach Mafsgabe der Lebendigkeit und Feinheit des Sprachsinns und der Eigenthümlichkeit seiner Ansicht.

Hier aber zeigt sich sogleich eine auffallende Verschiedenheit. Die Sprache trägt Spuren an sich, dafs bei ihrer Bildung vorzugsweise aus der sinnlichen Weltanschauung geschöpft worden ist, oder aus dem Innern der Gedanken, wo jene Weltanschauung schon durch die Arbeit des Geistes gegangen war. So haben einige Sprachen zu Pronomina der dritten Person Ausdrücke, welche das Individuum in ganz bestimmter Lage, als stehend, liegend, sitzend u. s. f. bezeichnen, besitzen also viele besondre Pronomina und ermangeln eines allgemeinen; andre vermannigfachen die dritte Person nach der Nähe zu den redenden Personen, oder ihrer Entfernung von denselben; andre endlich kennen zugleich ein reines Er, den blofsen Gegensatz des Ich und des Du, als unter Einer Kategorie zusammengefafst. Die erste dieser

des Numerus kommt im Hebräischen vor (Gesenius Lehrgebäude S. 538). Ueber das Kymrische s. oben S. 170.

Ansichten ist ganz sinnlich; die zweite bezieht sich schon auf eine reine Form der Sinnlichkeit, den Raum; die letzte beruht auf Abstraction und logischer Begriffstheilung, wenn auch sehr oft erst der Gebrauch gestempelt haben mag, was vielleicht einen ganz andren Ursprung hatte. Es bedarf überhaupt kaum der Bemerkung, dafs diese drei verschiedenen Ansichten nicht als in der Zeit fortschreitende Stufen anzusehen sind. Alle können sich in mehr oder minder sichtbaren Spuren in Einer und ebenderselben Sprache neben einander befinden [1]).

Der Begriff der Zweiheit nun gehört dem doppelten Gebiet des Sichtbaren und Unsichtbaren an, und indem er sich lebendig und anregend der sinnlichen Anschauung und der äufseren Beobachtung darstellt, ist er zugleich vorwaltend in den Gesetzen des Denkens, dem Streben der Empfindung, und dem in seinen tiefsten Gründen unerforschbaren Organismus des Menschengeschlechts und der Natur.

Zunächst hebt sich, um von der leichtesten und oberflächlichsten Beobachtung auszugehen, eine Gruppe von zwei Gegenständen zwischen einem einzelnen und einer Gruppe von mehreren von selbst, als im Augenblick übersehbar und geschlossen, heraus. Dann geht die Wahrnehmung und die Empfindung der Zweiheit in den Menschen in der Theilung der beiden Geschlechter und in allen sich auf dieselbe be-

[1]) In der Abiponischen Sprache z. B. giebt es sechs verschiedene durch beide Geschlechter durchgehende Wörter, um das Pron. 3 Pers. selbstständig auszudrücken. Alle endigen mit der Sylbe *ha*, diese kommt aber allein nie vor, und ist auch schwerlich die Bezeichnung des er, da sie, wenn man mit diesem sechsfachen Pronomen, wie man kann, den Begriff *allein* verbindet, gänzlich verschwindet. Für das Besitzpronomen hingegen giebt es eine einfache Bezeichnun , die jedoch oft ausgelassen wird, so dafs alsdann der Mangel der Besitzbezeichnung zur Anzeige des Possessivum 3. Pers. wird. Dobrizhoffer l. c. T. 2. p. 168-170.

ziehenden Begriffen und Gefühlen über. Sie begleitet ihn ferner in der Bildung seines und der thierischen Körper in zwei gleiche Hälften und mit paarweise vorhandenen Gliedmafsen und Sinnenwerkzeugen. Endlich stellen sich gerade einige der mächtigsten und gröfsesten Erscheinungen in der Natur, die auch den Naturmenschen in jedem Augenblick umgeben, als Zweiheiten dar, oder werden als solche aufgefafst, die beiden grofsen, die Zeit bestimmenden Gestirne, Tag und Nacht, die Erde und der sie überwölbende Himmel, das feste Land und das Gewässer u. s. f. Was sich der Anschauung so überall gegenwärtig zeigt, das trägt der lebendige Sinn natürlich und ausdrucksvoll durch eine ihm besonders gewidmete Form in die Sprache über.

In dem unsichtbaren Organismus des Geistes, den Gesetzen des Denkens, der Classification seiner Kategorien aber wurzelt der Begriff der Zweiheit noch auf eine viel tiefere und ursprünglichere Weise: in dem Satz und Gegensatz, dem Setzen und Aufheben, dem Seyn und Nichtseyn, dem Ich und der Welt. Auch wo sich die Begriffe drei- und mehrfach theilen, entspringt das dritte Glied aus einer ursprünglichen Dichotomie, oder wird im Denken gern auf die Grundlage einer solchen zurückgebracht.

Der Ursprung und das Ende alles getheilten Seins ist Einheit. Daher mag es stammen, dafs die erste und einfachste Theilung, wo sich das Ganze nur trennt, um sich gleich wieder, als gegliedert, zusammenzuschliefsen, in der Natur die vorherrschende, und dem Menschen für den Gedanken die lichtvollste, für die Empfindung die erfreulichste ist.

Besonders entscheidend für die Sprache ist es, dafs die Zweiheit in ihr eine wichtigere Stelle, als irgendwo sonst einnimmt. Alles Sprechen ruht auf der Wechselrede, in der, auch unter Mehreren, der Redende die Angeredeten

immer sich als Einheit gegenüberstellt. Der Mensch spricht, sogar in Gedanken, nur mit einem Andren, oder mit sich, wie mit einem Andren, und zieht danach die Kreise seiner geistigen Verwandtschaft, sondert die, wie er, Redenden von den anders Redenden ab. Diese, das Menschengeschlecht in zwei Classen, Einheimische und Fremde, theilende Absonderung ist die Grundlage aller ursprünglichen geselligen Verbindung.

Es hätte schon können oben bemerkt werden, dafs die in der Natur äufserlich erscheinende Zweiheit oberflächlicher und in innigerer Durchdringung des Gedanken und des Gefühls aufgefafst werden kann. Es wird genug sein, nur an einiges Einzelne in dieser Beziehung zu erinnern. Wie tief die bilaterale Symmetrie der Menschen- und Thierkörper in die Phantasie und das Gefühl eingeht, und zu einer der Hauptquellen der Architektonik der Kunst wird, ist neuerlich von A. W. v. Schlegel auf eine überraschend treffende und höchst geistvolle Weise gezeigt worden [1]). Der in seiner allgemeinsten und geistigsten Gestaltung aufgefafste Geschlechtsunterschied fühlt das Bewufstsein einer, nur durch gegenseitige Ergänzung zu heilenden Einseitigkeit durch alle Beziehungen des menschlichen Denkens und Empfindens hindurch.

Ich erwähne aber mit Absicht dieser zwiefachen, oberflächlicheren und tieferen, sinnlicheren und geistigeren Auffassung erst hier, da sie vorzüglich da eintritt, wo die Sprache auf der Zweiheit der Wechselrede ruht. Es ist im Vorigen nur die ganz empirische Erscheinung hiervon angedeutet worden. Es liegt aber in dem ursprünglichen Wesen der Sprache ein unabänderlicher Dualismus, und die Möglichkeit des Sprechens selbst wird durch Anrede und Erwiederung

[1]) Indische Bibliothek B. 2, S. 158.

bedingt. Schon das Denken ist wesentlich von Neigung zu gesellschaftlichem Dasein begleitet, und der Mensch sehnt sich, abgesehen von allen körperlichen und Empfindungs-Beziehungen, auch zum Behuf seines blofsen Denkens, nach einem dem Ich entsprechenden Du; der Begriff scheint ihm erst seine Bestimmtheit und Gewifsheit durch das Zurückstrahlen aus einer fremden Denkkraft zu erreichen. Er wird erzeugt, indem er sich aus der bewegten Masse des Vorstellens losreifst, und dem Subject gegenüber, zum Object bildet. Die Objectivität erscheint aber noch vollendeter, wenn diese Spaltung nicht in dem Subject allein vorgeht, sondern der Vorstellende den Gedanken wirklich aufser sich erblickt, was nur in einem andren, gleich ihm vorstellenden und denkenden Wesen möglich ist. Zwischen Denkkraft und Denkkraft aber giebt es keine andere Vermittlerin, als die Sprache.

Das Wort an sich selbst ist kein Gegenstand, vielmehr den Gegenständen gegenüber, etwas Subjectives; dennoch soll es im Geiste des Denkenden zum Object, von ihm erzeugt und auf ihn zurückwirkend werden. Es bleibt zwischen dem Worte und seinem Gegenstande eine so befremdende Kluft; das Wort gleicht, allein im Einzelnen geboren, so sehr einem blofsen Scheinobject; die Sprache kann auch nicht vom Einzelnen, sie kann nur gesellschaftlich, nur, indem an einen gewagten Versuch ein neuer sich anknüpft, zur Wirklichkeit gebracht werden. Das Wort mufs also Wesenheit, die Sprache Erweiterung in einem Hörenden und Erwiedernden gewinnen. Diesen Urtypus aller Sprachen druckt das Pronomen durch die Unterscheidung der zweiten Person von der dritten aus. Ich und Er sind wirklich verschiedene Gegenstände, und mit ihnen ist eigentlich Alles erschöpft, denn sie heifsen mit andren Worten Ich und Nicht-ich. Du aber ist ein dem Ich gegenüberge-

stelltes Er. Indem Ich und Er auf innerer und äuſserer Wahrnehmung beruhen, liegt in dem Du Spontaneität der Wahl. Es ist auch ein Nicht-ich, aber nicht wie das Er, in der Sphäre aller Wesen, sondern in einer andren, in der eines durch Einwirkung gemeinsamen Handelns. In dem Er selbst liegt nun dadurch, auſser dem Nicht-ich, auch ein Nicht-du, und es ist nicht bloſs einem von ihnen, sondern beiden entgegengesetzt. Hierauf deutet auch der oben angeführte Umstand hin, daſs in vielen Sprachen die Bezeichnung und die grammatische Bildung des Pronomen der dritten Person in ihrem ganzen Wesen von den beiden ersten Personen abweicht, der Begriff desselben bald nicht rein, bald nicht in allen Beugungsfällen der Declination vorhanden ist.

Erst durch die, vermittelst der Sprache bewirkte Verbindung eines Andren mit dem Ich entstehen nun alle, den ganzen Menschen anregenden, tieferen und edleren Gefühle, welche in Freundschaft, Liebe und jeder geistigen Gemeinschaft die Verbindung zwischen Zweien zu der höchsten und innigsten machen.

Ob, was den Menschen innerlich und äuſserlich bewegt, in die Sprache übergeht, hängt von der Lebendigkeit seines Sprachsinnes ab, mit welcher er die Sprache zum Spiegel seiner Welt macht. In welchem Grade der Tiefe der Auffassung dies geschieht, liegt in der mehr oder minder reinen und zarten Stimmung des Geistes und der Einbildungskraft, in welcher der Mensch, auch ehe er noch zum klaren Bewuſstsein seiner selbst gelangt, unwillkührlich auf seine Sprache einwirkt.

Der Begriff der Zweiheit, als der einer Zahl, also einer der reinen Anschauungen des Geistes, besitzt aber auch die glückliche Gleichartigkeit mit der Sprache, welche ihn vorzugsweise geschickt macht, in sie überzugehen. Denn nicht

Alles, wie mächtig es auch sonst den Menschen anrege, ist hierzu gleich fähig. So giebt es nicht leicht einen mehr in die Augen fallenden Unterschied unter den Wesen, als den zwischen Lebendigen und Leblosen. Mehrere, vorzüglich Amerikanische Sprachen, gründen daher auf ihn auch grammatische Unterschiede, und vernachlässigen dagegen den des Geschlechts. Da aber die blofse Beschaffenheit, mit Leben begabt zu seyn, nichts in sich fafst, das sich innig in die Form der Sprache verschmelzen liefse, so bleiben die auf sie gegründeten grammatischen Unterschiede, wie ein fremdartiger Stoff, in der Sprache liegen, und zeugen von einer nicht vollkommen durchgedrungenen Herrschaft des Sprachsinns. Der Dualis dagegen schliefst sich nicht nur an eine der Sprache schlechterdings nothwendige Form, den Numerus, an, sondern begründet sich, wie oben gezeigt worden, auch im Pronomen eine eigene Stellung. Er bedarf daher nur in der Sprache eingeführt zu werden, um sich in ihr einheimisch zu fühlen.

Indefs kann es auch bei ihm, und giebt es in der That in verschiedenen Sprachen einen nicht zu vernachlässigenden Unterschied. Es waltet nemlich in der Bildung der Sprachen, aufser dem schaffenden Sprachsinn selbst, auch die überhaupt, was sie lebendig berührt, in die Sprache hinüberzutragen geschäftige Einbildungskraft. Hierin ist der Sprachsinn nicht immer das herrschende Princip, allein er sollte es seyn, und die Vollendung ihres Baues schreibt den Sprachen das unabänderliche Gesetz vor, dafs Alles, was in denselben hinübergezogen wird, seine ursprüngliche Form ablegend, die der Sprache annehme. Nur so gelingt die Verwandlung der Welt in Sprache, und vollendet sich das Symbolisiren der Sprache auch vermittelst ihres grammatischen Baues.

Zu einem Beispiel kann das Genus der Wörter dienen. Jede Sprache, welche dasselbe in sich aufnimmt, steht, mei-

nes Erachtens, schon der reinen Sprachform um einen Schritt näher, als eine, die sich mit dem Begriff des Lebendigen und Leblosen, obgleich dieser die Grundlage des Genus ist, begnügt. Allein der Sprachsinn zeigt nur dann seine Herrschaft, wenn das Geschlecht der Wesen wirklich zu einem Geschlecht der Wörter gemacht ist, wenn es kein Wort giebt, das nicht, nach den mannigfaltigen Ansichten der sprachbildenden Phantasie, einem der drei Geschlechter zugetheilt wird. Wenn man dies unphilosophisch nannte, verkannte man den wahrhaft philosophischen Sinn der Sprache. Alle Sprachen, die nur die natürlichen Geschlechter bezeichnen, und kein metaphorisch bezeichnetes Genus anerkennen, beweisen, dafs sie entweder ursprünglich, oder in der Epoche, wo sie diesen Unterschied der Wörter nicht mehr beachteten, oder über ihn in Verwirrung gerathend, Masculinum und Neutrum zusammenwarfen, nicht von der reinen Sprachform energisch durchdrungen waren, nicht die feine und zarte Deutung verstanden, welche die Sprache den Gegenständen der Wirklichkeit leiht.

Auch bei dem Dualis kommt es daher darauf an, ob er nur als empirische Wahrnehmung der paarweis in der Natur vorhandenen Gegenstände, in das Nomen, und als Gefühl der Aneignung und Abstofsung von Menschen und Stämmen, in das Pronomen, und mit diesem gelegentlich in das Verbum übergegangen, oder ob er, wirklich in die allgemeine Form der Sprache verschmolzen, wahrhaft mit ihr Eins geworden ist. Als ein Kennzeichen hierfür kann allerdings seine durchgängige Aufnahme in alle Theile der Sprache gelten, doch für sich kann dieser Umstand allein nicht entscheidend sein.

Dafs der Dualis sich schön in die Angemessenheit der Redefügung einpafst, indem er die gegenseitige Beziehungen der Wörter aufeinander vermehrt, auch für sich den leben-

digen Eindruck der Sprache erhöht und in der philosophischen Erörterung der Schärfe und Kürze der Verständigung zu Hülfe kommt, dürfte wohl schwerlich bezweifelt werden. Er hat darin dasjenige voraus, wodurch sich jede grammatische Form in der Schärfe und Lebendigkeit der Wirkung vor einer Umschreibung durch Worte unterscheidet. Man vergleiche nur die Stellen Griechischer und Römischer Dichter, wo von den, auch als Nachbarsterne in die Augen fallenden Tyndariden, oder sonst von Brüderpaaren die Rede ist. Wieviel lebendiger und ausdrucksvoller stellen die einfachen Dualendungen

κρατερόφρονε γείνατο παῖδε oder:
μιννθαδίω δὲ γενέσθην

bei Homer die Zwillingsnatur dar, als die Ovidische Umschreibung es thut,

et gemini, nondum coelestia sidera, fratres,
ambo conspicui, nive candidioribus ambo
vectabantur equis.

Es vermindert diesen Eindruck nicht, dafs in der ersten der angeführten und andren ähnlichen Homerischen Stellen gleich auf den Dualis der Pluralis folgt. Wenn das Bild einmal mit dem Dual eingeführt ist, wird auch der Plural nicht anders gefühlt. Es ist vielmehr eine schöne Freiheit der Griechischen Sprache, dafs sie sich das Recht nicht entziehen läfst, den Plural auch als gemeinschaftliche Mehrheitsform zu gebrauchen, wenn sie nur, da wo es der Nachdruck erfordert, den Vorzug der eignen Bezeichnung der Zweiheit behält. Dies aber weitläufiger auszuführen, und zu erforschen, ob auch bei den vorzüglichsten Griechischen Schriftstellern durchgängig ein so feines und richtiges Gefühl für den Dualis herrscht, wird es erst am Ende dieser Abhandlung bei der besonderen Betrachtung des Griechischen Dualis möglich sein.

Nach allem bis hierher Gesagten scheint es mir nicht nothwendig, noch diejenigen zu widerlegen, welche den Dualis einen Luxus und Auswuchs der Sprachen nennen. Die Ansicht der Sprache, welche dieselbe mit dem ganzen und vollen Menschen und dem Tiefsten in ihm in Verbindung setzt, kann dahin nicht führen, und mit dieser allein haben wir es hier zu thun. Ich beschliefse daher hier den allgemeinen Theil dieser Untersuchungen, und werde in den folgenden zu der Betrachtung der einzelnen Sprachen nach den weiter oben [1]) in Absicht der Behandlung des Dualis abgetheilten drei Classen übergehen.

---

[1]) S. 579-81.

Sonette.

1.

Das ewige Sonett.

Die Berge stehen weifs im tiefen Norden,
Die Seen fest wie hellpolirter Spiegel,
Wenn in des Südens Milde längst die Hügel
Der Bäume Blätterspitzen grün umborden.

In weifsen Steppen ziehen wilde Horden,
Nicht kennend des Gesetzes weisen Zügel,
Wenn Völker längst auf der Begeistrung Flügel
Den Göttern im Olymp sind gleich geworden.

Auch Menschenbusen ist reich angebauet,
Mit Geist genährt, von Dichtung sanft bethauet,
Und sich erfreuend lieblich üppger Fülle.

In meiner Brust es ewig fahl nur grauet,
Und dafs aus Leere trostlos Leere quille,
Bewirket tödtende Gedankenstille.

2.

Jugendlandschaft.

Zu euch nun kehr' ich, waldbekränzte Hügel,
Die meiner Kindheit Schritte schon betraten,
Der Menschennähe kann ich hier entrathen,
Wenn über meines Geistes reinem Spiegel

Mich frei erhebet des Gedankens Flügel,
Erscheinen mir als froh entkeimte Saaten
Der Vorzeit Fabelsinn und Kinderthaten,
Mir lüpfend den geheimnifsvollen Riegel

Der Pforte, die des Schicksals ehrne Mächte
Eröffnen wechselsweise und verschliefsen,
Wenn sie der Menschheitloose Faden drehen.

Wie Frühlingshäuche mir entgegenwehen,
Wenn jene Schattenbilder mich begrüfsen
Im Glanze, den kein Strom der Zeiten schwächte.

3.

Mnemosyne.

Von allen himmelthronenden Göttinnen
Ich dich, Mnemosyne, am meisten ehre,
Du machst die Vorzeit zu der Zukunft Lehre,
Schöpfst aus Geschehnem, nicht aus leerem Sinnen.

Ich sehe gern den Strom der Zeit verrinnen,
Dafs dir der Schatz sich der Erinnrung mehre;
Zu ihm wehmüthig ich die Blicke kehre,
Den einzgen Trost des Lebens zu gewinnen.

Denn alle schönsten, tiefsten Erdenfreuden
Nun hinter mir, schon längst vergangen, liegen,
Und niemals werden wieder sie mir blühen.

Doch wie vergifst sich der Entbehrung Leiden,
Wenn ich in langen, sehnsuchtsvollen Zügen
Die Bilder schlürfe, die mir fernher glühen.

4.

Der umschlossene See.

Wenn ich die Wellen so im Rudern schlage,
Ich mir in wehmuthsvoller Brust wohl sage:
Wie ausgangslos der See ist hingegossen,
So ist mein Lebensbett auch rings umschlossen.

Ich kaum den Blick hinaus zu werfen wage,
Weifs nicht, obs draufsen nächte oder tage;
Das halbe Leben ist mir so verflossen,
Ich habe freien Ausflug nie genossen.

Und seh' ich fernher wohl die Sterne kommen,
Die Kraniche des Nordens Winter fliehen,
Dann fühl' ich mich im Busen bang beklommen,

Ich möchte fernhin nach den Wandrern ziehen.
Allein der See ist nirgend, nirgend offen,
Kein muntrer Bach läfst irgend Ausweg hoffen.

5.

Der Erde Recht.

Jedwedes Schicksal mufs Erfüllung finden,
Es sei in Schmerzen, oder sei in Freuden;
Der Mensch mufs durch sein Loos hindurch sich winden,
Wenn er nicht will ganz von dem Leben scheiden.

Das ist der Erde Recht, womit sie binden
Und lösen kann; der Mensch mufs still es leiden.
Doch kann er Freiheit in der Brust sich gründen,
Wie rauhe Schlacken edles Erz umkleiden.

Und wie man mehr der Erde Rechte ehret,
Nicht lässet Weichlichkeit noch Schonung walten,
Dafs voll sein Maafs das Schicksal kann erreichen,

Sich auch die Kraft der innren Freiheit mehret.
Der Mensch, gefesselt von den Erdgewalten,
Trägt in sich dennoch keiner Knechtschaft Zeichen.

6.

Stille Ergebung.

Ich lebe nur in kleiner, niedrer Hütte,
Und schöpfe dort der Seele tiefen Frieden,
Bin froh des Looses, das mir ist beschieden,
Und zügl' in Demuth meines Wandels Schritte.

Nie mir geschiehts, dafs ich entgegentritte,
Ich suche Ruhe, ungestört, hienieden,
Ich fühl' in Heftigkeit mein Blut nie sieden,
Und meine Zunge kennt nur sanfte Bitte.

Indem ich still mich an mein Schicksal schmiege,
Mach' ich das Erdenleben mir zur Wiege,
Die mich hinüberschaukelt zu dem Grabe;

In mir sich keine Stürme je erheben,
Nach Unerreichtem nicht Begierden streben,
Ich wünsche nichts, als was von selbst ich habe.

7.

Oede des Lebens.

Warum kann ich nicht ganz versenket leben
Nur in die Rollen, die ich Abends spiele?
In ihnen ich mein bessres Dasein fühle,
Zur Wirklichkeit kehr' ich mit Widerstreben.

Was soll, wen mit geheimnifsvollem Beben
Füllt Schicksalsmacht in Leidenschaftenschwüle,
Sich tauchen in der Hausbeschränktheit Kühle,
Wenn er kann frei in Aetherhöhe schweben? —

Wen Loos und Neigung fremd der Bühne halten,
Kann, als ihr Spiel, sein Leben doch behandeln,
Und in der Dichtung Wesenheit verwandeln

Der Welt vorüberrauschende Gestalten.
Mit Wonne dann er in Gedanken schweifet,
Und in die Wirklichkeit mit Unmuth greifet.

8.

Das grofse Weltenrad.

Oft durch die finstre Nacht ich schweigend gehe,
Und mich erfreue an der Pracht der Sterne.
Sie leuchten heiter aus der ewgen Ferne,
Ich mich vom dunklen Wald umgeben sehe.

Dann ist mir, als ob ich in Geisternahe
Die Töne der Natur verstehen lerne;
Ich trete leiser auf, und lausche gerne
Dem Laut, wie schauerlich er mich umwehe.

Denn alles, was da lebet und empfindet —
Die ernste Stimme, wahr verkündend, saget —
Ist an das grofse Weltenrad gebunden,

Und unterthan des Schicksals dunklen Stunden.
Nach seinem Schmerz, nach seinem Glück nicht fraget,
Es trägt und wirkt, und in dem All verschwindet.

9.

Die schwarze Stunde.

In jedem Jahr man durch die Stunde gehet,
Der keiner, der auf Erden lebt, entfliehet,
Sie aus, wie alle andren Stunden, siehet,
Doch unsichtbar da, schwarz gezeichnet, stehet.

Wenn eignen Todeshauch sie uns zuwehet,
Legt gern man ab die Last, die drückt und mühet,
Und folgt, wo Ruhe süfs und ewig blühet,
In Nacht, um die sich keine Sonne drehet.

Doch wenn sie plötzlich so sich offenbaret,
Dafs sie des Süfsesten uns hart beraubet,
Des Höchsten, was auf Erden man gewahret,

Des Tiefsten, woran Seel' in Seele glaubet,
Dann sie im Jahr, wie finstrer Abgrund, gähnet,
Nach dem man doch im stillen Gram sich sehnet.

10.

Resignation.

Beständig rudern meine ems'gen Hände;
Ich stofse ab den Nachen von dem Lande,
Und fahre zu des Stromes andrem Rande,
Und nie geschieht, dafs ich am Ufer stände.

Doch einen Abend nimmt das Rudern Ende.
Ein Mann erscheint in dunkelem Gewande,
Und wie er kommt, lös' ich des Nachens Bande,
Folg' ihm, und nie zurück mich wieder wende.

Das Leben ist solch hin und wieder Fahren,
Das niemals dich zu wahrem Ziele führet,
Wo Gluth zu Flamme zwar der Kräftige schüret,

Doch nichts vollendet auch in langen Jahren,
Und was er that, wenn Tod sein Recht nun übet,
Verloren, wie den Kahn dem Strome, giebet.

11.

Der Ring.

Der Reifen, der den Finger zart umschliefset,
Wenn auch von Gold, ist Sinnbild einer Kette.
Doch wenn als Pfand er der Geliebten grüfset,
Wer nicht entzückt ihn dann empfangen hätte?

Er Wonne in den stillen Busen gieſset,
Und folgt dem Treuen in des Grabes Bette;
Kaum Sorge je im wunden Herzen spriefset,
Von der ein Blick auf ihn uns nicht errette.

Wenn die Geliebte weilt im Schattenlande,
Verbürgt der Ring noch an des Lebens Rande,
Dafs sich einander nach die Seelen ziehen.

Denn unauslöschlicher Gefühle Glühen
Und reiner Sehnsucht heilig Funkensprühen
Stets schmieden wieder neuen Schicksals Bande.

12.

Zwei Sterne.

Der Mensch wohl gehet im gewohnten Gleise,
Und klar besonnen hin und her sich drehet
Im weiten ihm gelassnen Lebenskreise;
Doch plötzlich Sturm aus tiefer Brust her wehet.

Nun gilt nicht mehr die selbstgewählte Weise,
Die Saamen sich für künftge Erndte säet.
Wie ankerloses Schiff auf Meeresreise,
Kein Ziel er, keiner Küste Land erspähet.

Ihm hilft kein Streiten und kein zögernd Sträuben,
Er mufs herum sich lassen spürlos treiben,
Wohin der Sturm ihn, blindlings rasend, jäget,

Nach Süd und Nord und Ost und West verschläget,
Bis die geschwellten Segel wieder sinken,
Und ihm zwei Sterne fernher Ruhe winken.

13.

Kein süfsres Wort.

Die Sprache hat kein süfsres Wort erfunden,
Als wenn vertraulich Du die Lippen sagen,
Bald zuversichtlich nach beglückten Stunden,
Bald schüchtern, wenn sie's, kaum erst hoffend, wagen.

Denn was je mit dem Andren wird verbunden
An seeligem Gefühl in Wonnezagen,
Wird in die Eine Silbe eingewunden,
Wie Blumenstraufs, den Mädchenbusen tragen;

Und diese goldenduftge Blütenfülle
Wird auf das eigne Wesen dann bezogen,
Dem Du entspricht ein Ich; man fühlt ein Wogen

Von Trunkenheit in heilger Wonne Stille.
Denn Du und Ich, zu Wir vereint zusammen,
Hebt über der Gestirne Aetherflammen.

14.

Ocean der Zeit.

Kein Flufs zur Quelle seine Fluten wendet,
Der Tag, der einmal sich ins Meer gesenket,
Zum vor'gen Morgen nicht den Pfad mehr lenket;
Was war, das ist nicht mehr, hat rein geendet.

Und doch war es nicht Wahn, der trügrisch blendet,
Der Morgen, defs kein Abend mehr gedenket,
Mit seinem Thaue Leben hat getränket,
Des Jünglings Glanz dem Greis noch Strahlen sendet.

In welches Meer zusammen nun geflossen
Ist, was erstrebet wurde und genossen?
Im Ocean der Zeit ist es begriffen,

Den finstrer Wolkennebel Nacht verhüllet,
Der, nicht beginnend, unaufhörlich schwillet,
Von dem wir Küstenspannen kaum umschiffen.

15.

Frage.

Aurora eilt voraus dem Sonnenwagen,
Der Rosse Hauch deckt Schultern ihr und Rücken,
Es glänzt ein Strahlenmeer von Farbenblicken
Die flutend sich, wie Welle Welle, jagen.

Nicht unbegleitet auch die Nacht einschlagen
Kann ihren Schattenpfad; des Thaus Erquicken,
Als Botengrufs, die finstern Wolken schicken,
Und Dämmrung mufs ihr vor ihr Zwielicht tragen.

Im Leben nie sich volles Licht ergiefset,
Ein schattig Grau damit zusammenfliefset,
Wie zweifelnd, obs zu Tag, zu Nacht sich wende.

Ist's Morgenroth, das einst in Tag verschwindet,
Ist's Abenddämmerung, die Nacht verkündet,
Was scheuen Schritts uns führt zum Lebensende?

16.

Zuversicht in den Sternen.

Sind denn die Schwäne alle fortgezogen,
Die sonst hier heimisch ihre Sitze hatten?
Du siehst sie ziehn, des Stromes blaue Wogen
Mit den geschwellten Fittigen beschatten.

Die Falschen meine Hoffnungen betrogen,
Irrlichtern gleich auf nebelfeuchten Matten.
Die Sterne nur stehn fest am Himmelsbogen,
Sonst sich mit Allem Flucht und Wandel gatten.

So wie der Schwäne silberweiße Schwingen,
Sah ich die Freuden meiner Jugend glänzen,
Und eilte rasch damit mein Haupt zu kränzen,

Da nichts kann die entflohnen wiederbringen.
Erinnrungsvoll nun schau' ich auf die Sterne,
Die Zuversicht entsenden dunkler Ferne.

17.

Wolken und Gestirne.

Die Wolken ziehn in luftigem Gewühle,
Es treibt der Wind verwirrt sie hin und wieder,
Am Himmel lagern sie die schweren Glieder,
Und eilen fort in regellosem Spiele.

Doch die Gestirne folgen festem Ziele;
Wie Rhythmus Sphären-Tanz entklungner Lieder
Durchschwebt das Jahr ihr leuchtend Strahlgefieder,
Und ewig gleich abwechseln Frost und Schwüle.

Der Mensch mufs beide sie in sich vereinen,
Der Sterne streng Gesetz, der Wolken Wühlen.
Er mufs den Stoff der ird'schen Dinge fühlen,

Die, ewig kreisend, ewig sich verwirren,
Und von des Daseins Bahn nicht abzuirren,
Mufs ihm der Ewigkeiten Sonne scheinen.

14.

Des Traumbilds Element.

Wenn sanft das Haupt sich in das Kissen schmieget,
Von allen Tagsgedanken abgeschieden
Nur suchend stiller Ruhe tiefen Frieden,
Herbei der Reigen luftger Träume flieget.

Und Traumbild doch die Wirklichkeit besieget.
Nichts ist so fein und zart gewebt hienieden,
Es führt in Feenland den Lebensmüden,
Und ihn auf goldnen Wolken wonnig wieget;

Und ist es beim Erwachen auch zerronnen,
Sind seine Fäden dennoch fest gesponnen,
Nur biegsam in des Schlummers Bildnerhänden.

Denn in des Busens tief geheimsten Gründen
Die Träume ihres Wesens Wurzel finden,
Und von da auf uns seine Schatten senden.

15.

Poseidon.

Poseidon fährt mit Rossen durch die Wellen,
Sein Dreizack macht die Felsenküsten beben,
Empor sich Inseln aus der Tiefe heben,
Und Flammen, blutgetüncht, die Nacht erhellen.

Ihm ihre Urnen giefsen alle Quellen,
Die Ströme willig ihm die Wasser geben,
Und die schwarzbusig in den Lüften schweben,
Ihm Regen geudend, seine Fluten schwellen.

Doch keine Frucht die feuchte Fläche träget,
Sie wälzt und wälzt sich nur in dumpfem Wogen,
Und kommt und gehet ohne Zweck und Ende.

So auch der Taumel sich der Welt beweget,
Und wird in blindem Strudel fortgezogen.
Der Geist nur weifs, wohin den Blick er wendet.

20.

Zwiefacher Lebensweg.

Die still Gedanken reihen an Gedanken,
Des Schicksals Schalen stiegen oder sanken,
Mit sichrem Schritt zum fernen Ziele gehen,
Nicht plötzlich sich zurückgeschleudert sehen.

Die mit Begier die Wirklichkeit umranken,
Vertrauend sich des Lebensnachens Schwanken,
Getrieben oft von wilder Stürme Wehen,
Verwirret sich herum im Kreise drehen.

Doch wenn mit Weisheit sie das Steuer führen,
Und nicht der Wahrheit Richtungsstern verlieren,
Den Hafen so in sichrem Lauf erreichen,

Dann müssen diesen jene ersten weichen.
Denn sie gebieten frei den Weltgeschicken,
Und sinn'ge Form dem rohen Stoff aufdrücken.

21.

Das Hauskleid.

Am liebsten ich mein aschgrau Hauskleid trage,
Als Zeichen innerlich zufriedner Stille,
Es wird mir zu bedeutungsvolle Hülle,
Und zeigt, dafs ich nach Putz und Schmuck nicht frage.

Denn wie ich das Gewand nur um mich schlage,
Dafs einfach es der Glieder Bau umquille,
Zieht sich auch meiner Brust Empfindungsfülle
Einsam zurück vom laut umrauschten Tage.

Und innig werd' ich doch von dem verstanden,
An den geknüpfet ich mit ewgen Banden
Hin durch des Lebens stille Gründe gehe;

Und dafs mich Keiner aufser ihm verstehe,
Der Liebe Odem einzig mich umwehe,
Davor längst alle andren Wünsche schwanden.

22.

Genius der Nacht.

Wenn sich der Abendsonne Strahlen neigen,
In Nacht sich schwarz vertieft die heitre Bläue,
Und senkt den Geist aufs in Beschauungsweihe,
Dann Leidenschaft und Sinnentäuschung schweigen.

Dann sicher, dafs nichts blendend sie zerstreue,
Und Stille ihnen kühnern Aufflug leihe,
Empor Nachdenken und Begeistrung steigen,
Und Fülle göttlicher Gedanken zeugen.

Darum was an der Menschheit Gipfel reichet,
Man gern der sternumglänzten Nacht vergleichet.
Wenn sie den Fittig leise rauschend schwinget,

Der Ton im tiefen Busen wiederklinget,
Und Erdenwahn und Nichtigkeit entweichet,
So wie der Blick in dieses Dunkel dringet.

23.

Aline.

Wie breiter Strom in reiner Klarheit fliefset,
Langsamen Zuges schwere Schiffe träget,
Der Mühlen fleifs'ge Räder still beweget,
Und seine Ufer, strömend, freundlich grufset;

So sich Alinens Leben hin ergiefset,
Von willger Herzensgüte angeregt,
Die Ein Bestreben nur mit Sorgfalt heget,
Dafs einfach es der Kreis der Pflicht umschliefset.

Sie hascht, genügsam, niemals nach Genusse,
Kein Erdenschicksal füllt sie mit Verdrusse,
An keines Lohnes Hoffnung sie sich lehnet;

Sie wünscht dem Tag nicht mehr, noch wen'ger Stunden,
Und wenn des Lebens Knäul sie abgewunden,
Ist Grabesruh ihr lieb, doch nicht ersehnet.

24.

Schule des Lebens.

Ich strengen Ernst tief im Gemüthe trage,
Und drum nicht heiter stets durchs Leben gehe;
Doch weifs ich deutlich immer, wo ich stehe,
Mich falsch nie freue, und von Wahn nicht zage.

Da ich genau weifs immer, was ich wage,
Ich der Gefahr mit Muth ins Auge sehe,
Mich nicht nach jedem Wind des Schicksals drehe,
Und selbstgewählte Bahnen dreist einschlage.

Früh hat das Leben mich dem Ernst vermählet,
Von innen aus hab' ich die Brust gestählet,
Erzogen mich in harter Strenge Schule;

Die kindisch irre schwankenden Verlangen
Das Schicksal und der eigne Trieb bezwangen,
So niemals um Genufs und Glück ich buhle.

25.

Wesen der Dichtung.

Die Dichtung um des Dichters Schläfe flieget,
Doch läfst sich locken auch durch leise Töne,
Wenn man, von zaubrischer Gestalten Schöne
Umschwebet, sich in süfsen Träumen wieget.

Allmählig Bild an Bild sich sanft dann schmieget
Der Mund, dafs er das Ohr an Reim gewöhne,
Sucht sorgsam, dafs er Laut mit Laut versöhne,
Und endlich Zeile sich zu Zeile füget.

Denn doppelt Dichtung mächtge Wurzel schläget
In Menschenbrust und der Natur Gestalten,
In uns sie bald aus diesen sich ergiefset,

Und bald empor aus unserm Busen schiefset;
Wenn nur der Mensch die Phantasie läfst walten,
Sie willig ihn in Erdenferne träget.

26.

Natur und Dichtung.

Gefüllte Blume keine Frucht je träget.
Sie bildet kein Geschlecht, bleibt immer Eine,
Nur Farbenschmuck, in lieblichem Vereine
Mit würzgem Duft, zur Schau den Sinnen leget.

Das, wodurch Dichtung uns die Brust beweget,
Ist auch Gewebe gleich aus farbgem Scheine,
Wie Welle, die in luftger Körperreine
An das entzückte Ohr, verhallend, schläget.

Doch wenn sie beide sich im Menschen spiegeln,
Der Reichthum der Natur in Pracht der Sinne,
Die Dichtung in phantastisch zartem Glühen,

Dem Geist dann frei entkeimte Blüthen blühen,
Durch die zu unvergänglichem Gewinne
Sie alle Erdenfrüchte überflügeln.

27.

Anmuth.

Die Anmuth, die tief aus der Brust entspringet,
In sanfte Herzensgüte sich ergiefset,
Und wenn die Liebe redend sich erschliefset
Holdselig den Gedanken zart umschlinget,

Die aus dem Ton der Stimme wiederklinget
Und aus dem Blicke mild entgegengrüfset,
Frei aus dem Tiefesten des Wesens spriefset,
Und niemals mühevoll mit Absicht ringet,

Die war das Element, in dem sie lebte.
Wie einfach blüht versteckte Wiesenblume,
Bewahrte sie im innren Heiligthume

Der Unschuld Schatz und der Gefühle Fülle,
Dafs sie in reiner, unentweihter Stille
Den reichen Teppich der Gedanken webte.

28.

Die althellenischen Gestalten.

Zu euch, ihr althellenischen Gestalten,
Treibt innre Sehnsucht mich zurückzukehren,
Ich kann des Busens heißem Drang nicht wehren,
Wenn andre Bahnen auch noch fern mich halten.

Die Formen, die sich reich in euch entfalten,
Den Geist mit tiefer Schönheit sinnig nähren,
Und zum Olymp den freien Pfad gewähren
In mächtig angeknüpftem Wechselwalten.

Was irr' ich noch um ferne Meergestade,
Wo keine Nais spielt im Wellenbade,
Und die umschwärmt, barbarischer Nomade?

Wie mag ich selbst an Indus Ufern weilen,
Und nicht die Klänge zu vernehmen eilen,
Die alte Schicksalswunden lindernd heilen?

29.

Freiheit und Wirklichkeit.

Die edle Freiheit des Gemüthes sprießet
Wie Blüthe aus der Knospe der Gefühle,
Sie kennet nicht der Leidenschaften Schwüle,
Besonnen sie und milde sich erschließet.

Dann aber muthig sie den Himmel grüßet,
Wie, breitend unten süßen Schattens Kühle,
Des Baumes Gipfel, daß ihn Luft umspiele,
Hoch in das Reich der Lüfte freudig schießet.

So lange sie und ihre Sinnverwandte
Hienieden, göttliche Gestalten, gingen,
Sah man dies Götterkind auf Erden blühen.

Jetzt das Gemüth hernieder, fesselnd, ziehen
Die Wirklichkeit und ihres Werks Vollbringen,
Und jene Freiheit trauert als Verbannte.

30.

Macht der Liebe.

Wenn man geliebt sich tief und innig fühlet,
Wird man berührt kaum von der Erde Schmerzen;
Ihr Glühn mit hehrer Glut die Liebe kühlet,
Und Unglück wohnt nicht in geliebtem Herzen.

Ob in den Busen auch sich Kummer stiehlet,
Läßt seinen Himmel nicht der Mensch sich schwärzen,
Wenn einmal er das höchste Loos erzielet,
Und tausend süße Freuden ihn umscherzen;

Wenn er in Tageslast sich abgemühet,
Dann in der Liebe Arm vertrauend fliehet,
Und reichlich nimmt, was er gewähret, wieder.

Es hebt ihn der Begeistrung Schwangefieder,
Wohin der Liebe Stern ihn strahlend ziehet,
Wo er vernimmt der Unschuld Wiegenlieder.

31.

Die beiden Welten.

Zwei Welten sich in der Geschichte wägen,
Sind schwer mit Spruch gerechter Brust zu richten,
Weil Nachruhm von verschiedenen Gewichten
Sie in der goldnen Schaalen Schwanken legen.

Die alte sieht man sich gestaltreich regen,
Wo Kunst die Wirklichkeit strebt zu vernichten;
Die andre, neue mahnt an ernstre Pflichten,
Und spendet Götterursprungs heilgen Seegen.

Allein verbindend lieget zwischen beiden
Ein Punkt im tiefen menschlichen Gemüthe;
Wer ihn erreicht, für den sie nicht sich scheiden;

Er pflücket beider anmuthsvolle Blüthe,
Die schön zu flechten in Ihr reiches Leben,
War Ihr vor allen Sterblichen gegeben.

32.

Der Traumwelt Schwingen.

Wenn traumlos eine ganze Nacht verschwindet,
In tiefen, todesgleichen Schlaf versenket,
Kein seelenvolles Bild hervor sich windet,
Und wie mit nächtgem Thau den Busen tränket;

Dann an die Nacht den leeren Tag nichts bindet,
Nichts hin zum schattgen Geisterreiche lenket;
Und nichts der Stunden Nüchternheit verkündet,
Was Himmelsnäh der Erdensehnsucht schenket.

Denn nur der dunklen Träume Nebelpforte
Führt aus des Erdenlebens dumpfen Schranken
Hin, wo der Geist von Fesseln ist befreiet,

Wo Wesenheit nicht Körperstoff blofs leihet,
Und die in Freiheit schweifenden Gedanken
Nicht sind umgränzt von nüchtern kaltem Worte.

33.

Der Erde Dämmerhelle.

Ich habe gern die mondumkreiste Erde,
Die stille Freuden zahlreich mir gewähret,
Die Menschen und die Thiergeschlechter nähret,
Und sichren Wohnsitz giebt am Heimathsheerde.

Ich trage willig ihrer Müh' Beschwerde,
Und beut sie Schmerz, mich nicht gleich Gram verzehret;
Die Himmelsglut, die in der Brust mir gähret,
Bürgt, dafs sie mir nicht ewger Kerker werde.

Doch wandl' ich gern in ihrer Dämmerhelle,
Und freue mich der leichten Lebenswelle,
So oft sie an die Brust mir, kehrend, schläget,

Zum neuen Sonnenlauf mich weiter träget,
Bis sie mich sanft bringt an des Grabes Schwelle,
Und mich in ihrem Schoofs die Erde heget.

34.

Das Bild im Herzen.

Nie wird die ewge Liebe von mir weichen,
Die ich die Brust mir fühle sanft umthauen;
Ich kann mit Zuversicht der Holden trauen,
Sie gab davon mir nimmer trügend Zeichen.

Gefühle wohl vergehen, Bilder bleichen;
Doch was der Busen, klar und hell zu schauen,
Durchs ganze Leben strebte aufzubauen,
Das kann des Wahns Vergänglichkeit nie gleichen.

Und in mir dieser Liebe Bild ich trage,
So weit zurück mein erstes Denken gehet.
Zuerst erschien es mir, wie ferne Sage,

Dann stieg zur Erde es mir sichtbar nieder,
Und nun, da es mir ist verschwunden wieder,
Der Hauch mich der Erinnrung süfs anwehet.

Druck von G. Reimer.

Wilhelm von Humboldt's

gesammelte Werke.

Siebenter Band.

Berlin,
Verlag von Georg Reimer.
1852.

774.

A D
BIBL. UNIV.
MONAC.

Universitäts
München
Bibliothek

Inhalt*).

Seite

Ideen zu einem Versuch, die Gränzen der Wirksamkeit des Staats zu bestimmen . . . . . 1—188
(Breslau 1851. 8. 189 S.)

I. Einleitung 1

II. Betrachtung des einzelnen Menschen, und der höchsten Endzwekke des Daseins desselben 10

III. Uebergang zur eigentlichen Untersuchung. Eintheilung derselben. Sorgfalt des Staats für das positive, insbesondre physische, Wohl der Bürger 15

IV. Sorgfalt des Staats für das negative Wohl der Bürger, für ihre Sicherheit 41

V. Sorgfalt des Staats für die Sicherheit gegen auswärtige Feinde 43

VI. Sorgfalt des Staats für die Sicherheit der Bürger unter einander. Mittel, diesen Endzwek zu erreichen. Veranstaltungen, welche auf die Umformung des Geistes und Charakters der Bürger gerichtet sind. Oeffentliche Erziehung 49

VII. Religion 59

VIII. Sittenverbesserung 82

*) Mit dem vorliegenden Bande sind diese gesammelten Werke Wilhelm von Humboldt's geschlossen.

Seite

IX. Nähere, positive Bestimmung der Sorgfalt des Staats für die Sicherheit. Entwikkelung des Begriffs der Sicherheit. 98

X. Sorgfalt des Staats für die Sicherheit durch Bestimmung solcher Handlungen der Bürger, welche sich unmittelbar und geradezu nur auf den Handlenden selbst beziehen (Polizeigeseze) 104

XI. Sorgfalt des Staats für die Sicherheit durch Bestimmung solcher Handlungen der Bürger, welche sich unmittelbar und geradezu auf andre beziehen (Civilgeseze) 115

XII. Sorgfalt des Staats für die Sicherheit durch rechtliche Entscheidung der Streitigkeiten der Bürger 132

XIII. Sorgfalt des Staats für die Sicherheit durch Bestrafung der Uebertretungen der Geseze des Staats (Kriminalgeseze) 137

XIV. Sorgfalt des Staats für die Sicherheit durch Bestimmung des Verhältnisses derjenigen Personen, welche nicht im Besiz der natürlichen, oder gehörig gereiften menschlichen Kräfte sind. (Unmündige und des Verstandes Beraubte.) Allgemeine Anmerkung zu diesem und den vier vorhergehenden Abschnitten 161

XV. Verhältniss der, zur Erhaltung des Staatsgebäudes überhaupt nothwendigen Mittel zur vorgetragenen Theorie. Schluss der theoretischen Entwiklung 171

XVI. Anwendung der vorgetragenen Theorie auf die Wirklichkeit 176

Inhaltsregister 189

Denkschrift über Preussens ständische Verfassung. 198—278

(Denkschriften des Ministers Freiherrn vom Stein über Deutsche Verfassungen. Herausgegeben von G. H. Pertz. Berlin 1848. 8. S. 96—175.)

Mémoire devant servir de refutation à celui du Comte de Capo d'Istria . . . . . 279—293

(Geschichte des zweiten Pariser Friedens für Deutschland. Aus Aktenstücken von A. F. H. Schaumann. Göttingen 1844. 8. Theil II. S. III—XII.)

Lettre à M. Abel-Rémusat, sur la nature des formes grammaticales en général et sur le génie de la langue chinoise en particulier . . . . . 294—381

(Paris 1827. 8. VIII^{b}. 122 S.)

Seite

Notice sur la Grammaire Japonaise du P. Oyanguren . . . . . 382—396

(Supplément à la grammaire Japonaise du P. Rodriguez, ou Remarques additionnelles sur quelques points du système grammatical des Japonais, tirées de la Grammaire composée en espagnol par le P. Oyanguren, et traduites par M. C. Landresse, membre de la soc. asiat.; precédées d'une notice comparative des Grammaires japonaises des PP. Rodriguez et Oyanguren. Par M. G. de Humboldt. Ouvrage publié par la société asiatique. Paris 1826. 8. S. 1—12.)

Lettre à M. Jacquet sur les alphabets de la Polynésie Asiatique . . . . . 397—422

(Ueber die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues und ihren Einfluss auf die geistige Entwickelung des Menschengeschlechts. Berlin 1834. 4. S. 492—511.)

An Essay on the best means of ascertaining the affinities of oriental languages . . . . . 423—434

(Transactions of the Royal Asiatic Society of Great Britain and Ireland. Vol. II. P. 1. London 1829. 4. p. 213—221. Auch in einem besonderen Abdrucke aus diesem Bande. London 1828. 4. 11 S.)

Sonette (Handschriftlich) . . . . . 435—488

1. Der Zug nach oben 435
2. Die Hoffnung 436
3. Die Ewiggütige 437
4. Jugend und Alter 438
5. Die letzten Schranken 439
6. Zwiefache Ansicht 440
7. Die stillen Nächte 441
8. Die Sterne 442
9. Blumen und Sterne 443
10. Betrachtung 444
11. Höchster Lebensgewinn 445
12. Wolken, Träume, Lieder 446
13. Das Schicksal und der Mensch 447
14. Der Seele Kräfte 448
15. Gefiederte Sänger 449

Seite

16. Ihr Bild 450
17. Licht der Liebe 451
18. Gegenliebe 452
19. Vorgefühl und Muth 453
20. Mannesmuth 454
21. Der Gymnast 455
22. Bescheidenes Glück 456
23. Die Schönheit 457
24. Gedanke und Gefühl 458
25. Des Dichters Geist 459
26. Gegebenes Maafs 460
27. Zwiefache Richtung 461
28. Der Stier im Joch 462
29. Das Pferd 463
30. Das Verstummen 464
31. Das Verschwinden 465
32. Räthsel I. 466
33. Räthsel II. 467
34. Lea 468
35. Traumgestalten 469
36. Sehnsucht der Liebe 470
37. Thekla 471
38. Das Schweigen 472
39. Mitleid 473
40. Damokles 474
41. Des Herrschers Glanz 475
42. Das Diadem 476
43. Die Seelenwanderung 477
44. Venus 478
45. Mars 479
46. Leto 480
47. Sisyphus 481
48. Hellas 482
49. Die Römer 483
50. Die Römerin 484
51. Wahre Gröfse 485
52. Macht der Liebe 486
53. Abschied vom Meer 487
54. Des Jenseits Schleier 488

Ideen zu einem Versuch, die Gränzen der Wirksamkeit des Staats zu bestimmen.

Le difficile est de ne promulguer que des lois nécessaires, de rester à jamais fidele à ce principe vraiment constitutionnel de la société, de se mettre en garde contre la fureur de gouverner, la plus funeste maladie des gouvernemens modernes.

MIRABEAU L'AINE., sur l'éducation publique p. 92.

Ideen zu einem Versuch, die Gränzen der Wirksamkeit des Staats zu bestimmen.

I.
Einleitung.

Wenn man die merkwürdigsten Staatsverfassungen mit einander, und mit ihnen die Meinungen der bewährtesten Philosophen und Politiker vergleicht; so wundert man sich vielleicht nicht mit Unrecht, eine Frage so wenig vollständig behandelt, und so wenig genau beantwortet zu finden, welche doch zuerst die Aufmerksamkeit an sich zu ziehen scheint, die Frage nämlich: zu welchem Zweck die ganze Staatseinrichtung hinarbeiten und welche Schranken sie ihrer Wirksamkeit setzen soll? Den verschiedenen Antheil, welcher der Nation, oder einzelnen ihrer Theile, an der Regierung gebührt, zu bestimmen, die mannigfaltigen Zweige der Staatsverwaltung gehörig zu vertheilen, und die nöthigen Vorkehrungen zu treffen, dass nicht ein Theil die Rechte des andern an sich reisse; damit allein haben sich fast alle beschäftigt, welche selbst Staaten umgeformt, oder Vorschläge zu politischen Reformationen gemacht haben. Dennoch müsste man, so dünkt mich, bei jeder neuen Staatseinrichtung zwei Gegenstände vor Augen haben, von wel-

chen beiden keiner, ohne grossen Nachtheil übersehen werden dürfte: einmal die Bestimmung des herrschenden und dienenden Theils der Nation, und alles dessen, was zur wirklichen Einrichtung der Regierung gehört, dann die Bestimmung der Gegenstände, auf welche die einmal eingerichtete Regierung ihre Thätigkeit zugleich ausbreiten und einschränken muss. Dies Letztere, welches eigentlich in das Privatleben der Bürger eingreift und das Maass ihrer freien, ungehemmten Wirksamkeit bestimmt, ist in der That das wahre, letzte Ziel, das Erstere nur ein nothwendiges Mittel, dies zu erreichen. Wenn indess dennoch der Mensch dies Erstere mit mehr angestrengter Aufmerksamkeit verfolgt, so bewährt er dadurch den gewöhnlichen Gang seiner Thätigkeit. Nach Einem Ziele streben, und dies Ziel mit Aufwand physischer und moralischer Kraft erringen, darauf beruht das Glück des rüstigen, kraftvollen Menschen. Der Besitz, welcher die angestrengte Kraft der Ruhe übergiebt, reizt nur in der täuschenden Phantasie. Zwar existirt in der Lage des Menschen, wo die Kraft immer zur Thätigkeit gespannt ist, und die Natur um ihn her immer zur Thätigkeit reizt, Ruhe, und Besitz in diesem Verstande nur in der Idee. Allein dem einseitigen Menschen ist Ruhe auch Aufhören Einer Aeusserung, und dem Ungebildeten giebt Ein Gegenstand nur zu wenigen Aeusserungen Stoff. Was man daher vom Ueberdruss am Besitze, besonders im Gebiete der feineren Empfindungen, sagt, gilt ganz und gar nicht von dem Ideale des Menschen, welches die Phantasie zu bilden vermag, im vollesten Sinne von dem ganz Ungebildeten, und in immer geringerem Grade, je näher immer höhere Bildung jenem Ideale führt. Wie folglich, nach dem Obigen, den Eroberer der Sieg höher freut, als das errungene Land, wie den Reformator die gefahrvolle Unruhe der Reformation höher, als der ruhige Genuss ihrer Früchte; so ist dem

Menschen überhaupt Herrschaft reizender, als Freiheit, oder wenigstens Sorge für Erhaltung der Freiheit reizender, als Genuss derselben. Freiheit ist gleichsam nur die Möglichkeit einer unbestimmt mannigfaltigen Thätigkeit; Herrschaft, Regierung überhaupt zwar eine einzelne, aber wirkliche Thätigkeit. Sehnsucht nach Freiheit entsteht daher nur zu oft erst aus dem Gefühle des Mangels derselben. Unläugbar bleibt es jedoch immer, dass die Untersuchung des Zwecks und der Schranken der Wirksamkeit des Staats eine grosse Wichtigkeit hat, und vielleicht eine grössere, als irgend eine andere politische. Dass sie allein gleichsam den letzten Zweck aller Politik betrifft, ist schon oben bemerkt worden. Allein sie erlaubt auch eine leichtere und mehr ausgebreitete Anwendung. Eigentliche Staatsrevolutionen, andere Einrichtungen der Regierung sind nie, ohne die Concurrenz vieler, oft sehr zufälliger Umstände möglich, und führen immer mannigfaltig nachtheilige Folgen mit sich. Hingegen die Gränzen der Wirksamkeit mehr ausdehnen oder einschränken kann jeder Regent — sei es in demokratischen, aristokratischen, oder monarchischen Staaten — still und unbemerkt, und er erreicht vielmehr seinen Endzweck nur um so sicherer, je mehr er auffallende Neuheit vermeidet. Die besten menschlichen Operationen sind diejenigen, welche die Operationen der Natur am getreuesten nachahmen. Nun aber bringt der Keim, welchen die Erde still und unbemerkt empfängt, einen reicheren und holderen Segen, als der gewiss nothwendige, aber immer auch mit Verderben begleitete Ausbruch tobender Vulkane. Auch ist keine andere Art der Reform unserm Zeitalter so angemessen, wenn sich dasselbe wirklich mit Recht eines Vorzugs an Kultur und Aufklärung rühmt. Denn die wichtige Untersuchung der Gränzen der Wirksamkeit des Staats muss — wie sich leicht voraussehen lässt — auf höhere Freiheit der Kräfte, und

grössere Mannigfaltigkeit der Situationen führen. Nun aber erfordert die Möglichkeit eines höheren Grades der Freiheit immer einen gleich hohen Grad der Bildung und das geringere Bedürfniss, gleichsam in einförmigen, verbundenen Massen zu handeln, eine grössere Stärke und einen mannigfaltigeren Reichthum der handelnden Individuen. Besitzt daher das gegenwärtige Zeitalter einen Vorzug an dieser Bildung, dieser Stärke und diesem Reichthum, so muss man ihm auch die Freiheit gewähren, auf welche derselbe mit Recht Anspruch macht. Ebenso sind die Mittel, durch welche die Reform zu bewirken stände, einer fortschreitenden Bildung, wenn wir eine solche annehmen, bei weitem angemessener. Wenn sonst das gezückte Schwerdt der Nation die physische Macht des Beherrschers beschränkt, so besiegt hier Aufklärung und Kultur seine Ideen, und seinen Willen; und die umgeformte Gestalt der Dinge scheint mehr sein Werk, als das Werk der Nation zu sein. Wenn es nun schon ein schöner, seelenerhebender Anblick ist, ein Volk zu sehen, das im vollen Gefühl seiner Menschen- und Bürgerrechte, seine Fesseln zerbricht; so muss — weil, was Neigung oder Achtung für das Gesetz wirkt, schöner und erhebender ist, als was Noth und Bedürfniss erpresst — der Anblick eines Fürsten ungleich schöner und erhebender sein, welcher selbst die Fesseln löst und Freiheit gewährt, und dies Geschäft nicht als Frucht seiner wohlthätigen Güte, sondern als Erfüllung seiner ersten, unerlässlichen Pflicht betrachtet. Zumal da die Freiheit, nach welcher eine Nation durch Veränderung ihrer Verfassung strebt, sich zu der Freiheit, welche der einmal eingerichtete Staat geben kann, eben so verhält, als Hoffnung zum Genuss, Anlage zur Vollendung.

Wirft man einen Blick auf die Geschichte der Staatsverfassungen; so würde es sehr schwierig sein, in irgend

einer genau den Umfang zu zeigen, auf welchen sich ihre Wirksamkeit beschränkt, da man wohl in keiner hierin einem überdachten, auf einfachen Grundsätzen beruhenden Plane gefolgt ist. Vorzüglich hat man immer die Freiheit der Bürger aus einem zwiefachen Gesichtspunkte eingeengt, einmal aus dem Gesichtspunkte der Nothwendigkeit, die Verfassung entweder einzurichten, oder zu sichern; dann aus dem Gesichtspunkte der Nützlichkeit, für den physischen oder moralischen Zustand der Nation Sorge zu tragen. Je mehr oder weniger die Verfassung, an und für sich mit Macht versehen, andere Stützen braucht; oder je mehr oder weniger die Gesetzgeber weit ausblickten, ist man bald mehr bei dem einen, bald bei dem andern Gesichtspunkte stehen geblieben. Oft haben auch beide Rücksichten vereint gewirkt. In den älteren Staaten sind fast alle Einrichtungen, welche auf das Privatleben der Bürger Bezug haben, im eigentlichsten Verstande politisch. Denn da die Verfassung in ihnen wenig eigentliche Gewalt besass, so beruhte ihre Dauer vorzüglich auf dem Willen der Nation, und es musste auf mannigfaltige Mittel gedacht werden, ihren Charakter mit diesem Willen übereinstimmend zu machen. Eben dies ist noch jetzt in kleinen republikanischen Staaten der Fall, und es ist daher völlig richtig, dass — aus diesem Gesichtspunkt allein die Sache betrachtet — die Freiheit des Privatlebens immer in eben dem Grade steigt, in welchem die öffentliche sinkt, da hingegen die Sicherheit immer mit dieser gleichen Schritt hält. Oft aber sorgten auch die ältern Gesetzgeber, und immer die alten Philosophen im eigentlichsten Verstande für den Menschen, und da am Menschen der moralische Werth ihnen das Höchste schien, so ist z. B. Platos Republik, nach Rousseaus äusserst wahrer Bemerkung, mehr eine Erziehungs- als eine Staatsschrift. Vergleicht man hiermit die neuesten Staaten, so ist die Absicht,

für den Bürger selbst und sein Wohl zu arbeiten, bei so vielen Gesetzen und Einrichtungen, die dem Privatleben eine oft sehr bestimmte Form geben, unverkennbar. Die grössere innere Festigkeit unserer Verfassungen, ihre grössere Unabhängigkeit von einer gewissen Stimmung des Charakters der Nation, dann der stärkere Einfluss bloss denkender Köpfe — die, ihrer Natur nach, weitere und grössere Gesichtspunkte zu fassen im Stande sind — eine Menge von Erfindungen, welche die gewöhnlichen Gegenstände der Thätigkeit der Nation besser bearbeiten oder benutzen lehren, endlich und vor Allem gewisse Religionsbegriffe, welche den Regenten auch für das moralische und künftige Wohl der Bürger gleichsam verantwortlich machen, haben vereint dazu beigetragen, diese Veränderung hervorzubringen. Geht man aber der Geschichte einzelner Polizei-Gesetze und Einrichtungen nach, so findet man oft ihren Ursprung in dem bald wirklichen, bald angeblichen Bedürfniss des Staats, Abgaben von den Unterthanen aufzubringen, und insofern kehrt die Aehnlichkeit mit den älteren Staaten zurück, indem insofern diese Einrichtungen gleichfalls auf die Erhaltung der Verfassung abzwecken. Was aber diejenigen Einschränkungen betrifft, welche nicht sowohl den Staat, als die Individuen, die ihn ausmachen, zur Absicht haben; so ist und bleibt ein mächtiger Unterschied zwischen den älteren und neueren Staaten. Die Alten sorgten für die Kraft und Bildung des Menschen, als Menschen; die Neueren für seinen Wohlstand, seine Habe und seine Erwerbfähigkeit. Die Alten suchten Tugend, die Neueren Glückseligkeit. Daher waren die Einschränkungen der Freiheit in den älteren Staaten auf der einen Seite drückender und gefährlicher. Denn sie griffen geradezu an, was des Menschen eigenthümliches Wesen ausmacht, sein inneres Dasein; und daher zeigen alle älteren Nationen eine Einseitigkeit, welche (den Mangel an feinerer

Kultur, und an allgemeinerer Kommunikation noch abgerechnet) grossentheils durch die fast überall eingeführte gemeinschaftliche Erziehung, und das absichtlich eingerichtete gemeinschaftliche Leben der Bürger überhaupt hervorgebracht und genährt wurde. Auf der andern Seite erhielten und erhöheten aber auch alle diese Staatseinrichtungen bei den Alten die thätige Kraft des Menschen. Selbst der Gesichtspunkt, den man nie aus den Augen verlor, kraftvolle und genügsame Bürger zu bilden, gab dem Geiste und dem Charakter einen höheren Schwung. Dagegen wird zwar bei uns der Mensch selbst unmittelbar weniger beschränkt, als vielmehr die Dinge um ihn her eine einengende Form erhalten, und es scheint daher möglich, den Kampf gegen diese äusseren Fesseln mit innerer Kraft zu beginnen. Allein schon die Natur der Freiheitsbeschränkungen unserer Staaten, dass ihre Absicht bei weitem mehr auf das geht, was der Mensch besitzt, als auf das, was er ist, und dass selbst in diesem Fall sie nicht — wie die Alten — die physische, intellektuelle und moralische Kraft nur, wenn gleich einseitig, üben, sondern vielmehr ihr bestimmende Ideen, als Gesetze, aufdringen, unterdrückt die Energie, welche gleichsam die Quelle jeder thätigen Tugend, und die nothwendige Bedingung zu einer höheren und vielseitigeren Ausbildung ist. Wenn also bei den älteren Nationen grössere Kraft für die Einseitigkeit schadlos hielt; so wird in den neueren der Nachtheil der geringeren Kraft noch durch Einseitigkeit erhöht. Ueberhaupt ist dieser Unterschied zwischen den Alten und Neueren überall unverkennbar. Wenn in den letzteren Jahrhunderten die Schnelligkeit der gemachten Fortschritte, die Menge und Ausbreitung künstlicher Erfindungen, die Grösse der gegründeten Werke am meisten unsere Aufmerksamkeit an sich zieht; so fesselt uns in dem Alterthum vor Allem die Grösse, welche immer mit dem Leben Eines

Menschen dahin ist, die Blüthe der Phantasie, die Tiefe des Geistes, die Stärke des Willens, die Einheit des ganzen Wesens, welche allein dem Menschen wahren Werth giebt. Der Mensch und zwar seine Kraft und seine Bildung war es, welche jede Thätigkeit rege machte; bei uns ist es nur zu oft ein ideelles Ganze, bei dem man die Individuen beinah zu vergessen scheint, oder wenigstens nicht ihr inneres Wesen, sondern ihre Ruhe, ihr Wohlstand, ihre Glückseligkeit. Die Alten suchten ihre Glückseligkeit in der Tugend, die Neueren sind nur zu lange diese aus jener zu entwickeln bemüht gewesen[1]); und der selbst[2]), welcher die Moralität in ihrer höchsten Reinheit sah und darstellte, glaubt, durch eine sehr künstliche Maschinerie seinem Ideal des Menschen die Glückseligkeit, wahrlich mehr, wie eine fremde Belohnung, als wie ein eigen errungenes Gut, zuführen zu müssen. Ich verliere kein Wort über diese Verschiedenheit. Ich schliesse nur mit einer Stelle aus Aristoteles Ethik: „Was einem Jeden, seiner Natur nach, eigenthümlich ist, „ist ihm das Beste und Süsseste. Daher auch den Menschen

---

[1]) Nie ist dieser Unterschied auffallender, als wenn alte Philosophen von neueren beurtheilt werden. Ich führe als ein Beispiel eine Stelle Tiedemanns über eins der schönsten Stücke aus Platos Republik an: *Quanquam autem per se sit iustitia grata nobis: tamen si exercitium eius nullam omnino afferret utilitatem, si iusto ea omnia essent patienda, quae fratres commemorant; iniustitia iustitiae foret praeferenda; quae enim ad felicitatem maxime faciunt nostram, sunt absque dubio aliis praeponenda. Jam corporis cruciatus, omnium rerum inopia, fames, infamia, quaeque alia evenire iusto fratres dixerunt, animi illam e iustitia manantem voluptatem dubio procul longe superant, essetque adeo iniustitia iustitiae antehabenda et in virtutum numero collocanda.* Tiedemann in *argumentis dialogorum Platonis.* Ad l. 2. de republica.

[2]) Kant über das höchste Gut in den Anfangsgründen der Metaphysik der Sitten und in der Kritik der praktischen Vernunft.

„das Leben nach der Vernunft, wenn nämlich darin am „meisten der Mensch besteht, am meisten beseligt [1])."

Schon mehr als Einmal ist unter den Staatsrechtslehrern gestritten worden, ob der Staat allein Sicherheit, oder überhaupt das ganze physische und moralische Wohl der Nation beabsichten müsse? Sorgfalt für die Freiheit des Privatlebens hat vorzüglich auf die erstere Behauptung geführt; indess die natürliche Idee, dass der Staat mehr, als allein Sicherheit gewähren könne, und ein Missbrauch in der Beschränkung der Freiheit wohl möglich, aber nicht nothwendig sei, der letzteren das Wort redete. Auch ist diese unläugbar sowohl in der Theorie, als in der Ausführung die herrschende. Dies zeigen die meisten Systeme des Staatsrechts, die neueren philosophischen Gesetzbücher, und die Geschichte der Verordnungen der meisten Staaten. Ackerbau, Handwerke, Industrie aller Art, Handel, Künste und Wissenschaften selbst, alles erhält Leben und Lenkung vom Staat. Nach diesen Grundsätzen hat das Studium der Staatswissenschaften eine veränderte Gestalt erhalten, wie Kameral- und Polizeiwissenschaft z. B. beweisen, nach diesen sind völlig neue Zweige der Staatsverwaltung entstanden, Kameral-, Manufaktur- und Finanz-Kollegia. So allgemein indess auch dieses Princip sein mag; so verdient es, dünkt mich, doch noch allerdings eine nähere Prüfung, und diese Prü ..... *).

---

[1]) *Το οικειον εκαστῳ τῃ φυσει, κρατιστον και ἡδιστον εσθ' εκαστῳ· και τῳ ανθρωπῳ δη ὁ κατα τον νουν βιος, εἰπερ μαλιστα τουτο ανθρωπος, ουτος αρα και ευδαιμονιστατος.* Aristotelis *Ηθικων Νικομαχ.* l. X. c. 7. in fin.

*) An dieser Stelle fehlen in der vom Herausgeber benutzten Originalhandschrift (in 4.) sechs Bogen, welche wahrscheinlich zum Abdruck des hier folgenden Fragments in Schiller's Thalia (Jahrg. 1795, Heft 5 S. 131—169; abgedr. in der vorlieg. Ausg. der gesammelten Werke Band V. S. 242—263) benutzt und bis

II.

Betrachtung des einzelnen Menschen, und der höchsten Endzwecke des Daseins desselben.

Der wahre Zweck des Menschen, nicht der, welchen die wechselnde Neigung, sondern welchen die ewig unveränderliche Vernunft ihm vorschreibt — ist die höchste und proportionirlichste Bildung seiner Kräfte zu einem Ganzen. Zu dieser Bildung ist Freiheit die erste, und unerlässliche Bedingung. Allein ausser der Freiheit, erfordert die Entwickelung der menschlichen Kräfte noch etwas anderes, obgleich mit der Freiheit eng verbundenes, Mannigfaltigkeit der Situationen. Auch der freieste und unabhängigste Mensch in einförmige Lagen versetzt, bildet sich minder aus. Zwar ist nun einestheils diese Mannigfaltigkeit allemal Folge der Freiheit, und anderntheils giebt es auch eine Art der Unterdrückung, die, statt den Menschen einzuschränken, den Dingen um ihn her eine beliebige Gestalt giebt, so dass beide gewissermassen Eins und dasselbe sind. Indess ist es der Klarheit der Ideen dennoch angemessener, beide noch von einander zu trennen. Jeder Mensch vermag auf Einmal nur mit Einer Kraft zu wirken, oder vielmehr sein ganzes Wesen wird auf Einmal nur zu Einer Thatigkeit gestimmt. Daher scheint der Mensch zur Einseitigkeit bestimmt, indem er seine Energie schwächt, sobald er sich auf mehrere Gegenstande verbreitet. Allein dieser Einseitigkeit entgeht er, wenn er die einzelnen, oft einzeln geubten Kräfte zu vereinen, den beinah schon verloschnen wie den erst kunftig hell aufflammenden Funken in jeder Periode seines Lebens zugleich mitwirken zu lassen, und statt der Gegenstande, auf die er wirkt, die Kräfte, womit er wirkt, durch Verbindung zu vervielfaltigen strebt. Was hier gleichsam die Verknupfung der Vergangenheit und der Zukunft mit der Gegenwart wirkt, das wirkt in der Gesellschaft die Verbindung mit andern. Denn auch durch alle Perioden des Lebens erreicht jeder Mensch dennoch

---

jetzt nicht wieder aufgefunden sind. Zunächst ist daher der Schluss der Einleitung verloren gegangen, in welcher dargelegt wurde, wie jene „Prüfung von dem einzelnen Menschen und seinen höchsten Endzwecken ausgehen muss."

(Anmerk. d. Herausg.)

nur Eine der Vollkommenheiten, welche gleichsam den Charakter des ganzen Menschengeschlechts bilden. Durch Verbindungen also, die aus dem Innern der Wesen entspringen, muss einer den Reichthum des andern sich eigen machen. Eine solche charakterbildende Verbindung ist, nach der Erfahrung aller auch sogar der rohesten Nationen, z. B. die Verbindung der beiden Geschlechter. Allein wenn hier der Ausdruck, sowohl der Verschiedenheit, als der Sehnsucht nach der Vereinigung gewissermassen stärker ist: so ist beides darum nicht minder stark, nur schwerer bemerkbar, obgleich eben darum auch mächtiger wirkend, auch ohne alle Rücksicht auf jene Verschiedenheit, und unter Personen desselben Geschlechts. Diese Ideen weiter verfolgt und genauer entwickelt, dürften vielleicht auf eine richtigere Erklärung des Phänomens der Verbindungen führen, welche bei den Alten, vorzüglich den Griechen, selbst die Gesetzgeber benutzten, und die man oft zu unedel mit dem Namen der gewöhnlichen Liebe, und immer unrichtig mit dem Namen der blossen Freundschaft belegt hat. Der bildende Nutzen solcher Verbindungen beruht immer auf dem Grade, in welchem sich die Selbstständigkeit der Verbundenen zugleich mit der Innigkeit der Verbindung erhält. Denn wenn ohne diese Innigkeit der eine den andern nicht genug aufzufassen vermag, so ist die Selbstständigkeit nothwendig, um das Aufgefasste gleichsam in das eigne Wesen zu verwandeln. Beides aber erfordert Kraft der Individuen, und eine Verschiedenheit, die, nicht zu gross, damit einer den andern aufzufassen vermöge, auch nicht zu klein ist, um einige Bewundrung dessen, was der andre besitzt, und den Wunsch rege zu machen, es auch in sich überzutragen. Diese Kraft nun und diese mannigfaltige Verschiedenheit vereinen sich in der **Originalität**, und das also, worauf die ganze Grösse des Menschen zuletzt beruht, wonach der einzelne Mensch ewig ringen muss, und was der, welcher auf Menschen wirken will, nie aus den Augen verlieren darf, ist **Eigenthümlichkeit der Kraft und der Bildung**. Wie diese Eigenthümlichkeit durch Freiheit des Handelns und Mannigfaltigkeit des Handelnden gewirkt wird; so bringt sie beides wiederum hervor. Selbst die leblose Natur, welche nach ewig unveränderlichen Gesetzen einen immer gleichmässigen Schritt hält, erscheint dem eigengebildeten Menschen eigenthümlicher. Er trägt gleichsam sich selbst in sie hinüber, und so ist es im höchsten Ver-

stande wahr, dass jeder immer in eben dem Grade Fülle und Schönheit ausser sich wahrnimmt, in welchem er beide im eignen Busen bewahrt. Wieviel ähnlicher aber noch muss die Wirkung der Ursache da sein, wo der Mensch nicht bloss empfindet und äussere Eindrücke auffasst, sondern selbst thätig wird?

Versucht man es, diese Ideen, durch nähere Anwendungen auf den einzelnen Menschen, noch genauer zu prüfen; so reducirt sich in diesem alles auf Form und Materie. Die reinste Form mit der leichtesten Hülle nennen wir Idee, die am wenigsten mit Gestalt begabte Materie, sinnliche Empfindung. Aus der Verbindung der Materie geht die Form hervor. Je grösser die Fülle und Mannigfaltigkeit der Materie, je erhabener die Form. Ein Götterkind ist nur die Frucht unsterblicher Eltern. Die Form wird wiederum gleichsam Materie einer noch schöneren Form. So wird die Blüthe zur Frucht, und aus dem Saamenkorn der Frucht entspringt der neue, von neuem bluthenreiche Stamm. Je mehr die Mannigfaltigkeit zugleich mit der Feinheit der Materie zunimmt, desto höher die Kraft. Denn desto inniger der Zusammenhang. Die Form scheint gleichsam in die Materie, in die Materie die Form verschmolzen; oder, um ohne Bild zu reden, je ideenreicher die Gefühle des Menschen, und je gefühlvoller seine Ideen, desto unerreichbarer seine Erhabenheit. Denn auf diesem ewigen Begatten der Form und der Materie, oder des Mannigfaltigen mit der Einheit beruht die Verschmelzung der beiden im Menschen vereinten Naturen, und auf dieser seine Grösse. Aber die Stärke der Begattung hängt von der Stärke der Begattenden ab. Der höchste Moment des Menschen ist dieser Moment der Blüthe [1]). Die minder reizende, einfache Gestalt der Frucht weist gleichsam selbst auf die Schönheit der Blüthe hin, die sich durch sie entfalten soll. Auch eilt nur alles der Blüthe zu. Was zuerst dem Saamenkorn entspriesst, ist noch fern von ihrem Reiz. Der volle dicke Stengel, die breiten, aus einander fallenden Blätter bedürfen noch einer mehr vollendeten Bildung. Stufenweise steigt diese, wie sich das Auge am Stamme erhebt; zartere Blätter sehnen sich gleichsam, sich zu vereinigen, und schliessen sich enger und enger, bis der Kelch das Verlangen zu stillen scheint [2]).

---

[1]) Blüthe, Reife. Neues deutsches Museum, 1791. Junius, 22, 3.
[2]) Göthe, über die Metamorphose der Pflanzen.

Indess ist das Geschlecht der Pflanzen nicht von dem Schicksal gesegnet. Die Blüthe fällt ab, und die Frucht bringt wieder den gleich rohen, und gleich sich verfeinernden Stamm hervor. Wenn im Menschen die Blüthe welkt; so macht sie nur jener schönern Platz, und den Zauber der schönsten birgt unserm Auge erst die ewig unerforschbare Unendlichkeit. Was nun der Mensch von aussen empfangt, ist nur Saamenkorn. Seine energische Thätigkeit muss es, sei's auch das schönste, erst auch zum seegenvollsten für ihn machen. Aber wohlthätiger ist es ihm immer in dem Grade, in welchem es kraftvoll, und eigen in sich ist. Das höchste Ideal des Zusammenexistirens menschlicher Wesen wäre mir dasjenige, in dem jedes nur aus sich selbst, und um seiner selbst willen sich entwickelte. Physische und moralische Natur würden diese Menschen schon noch an einander führen, und wie die Kämpfe des Kriegs ehrenvoller sind, als die der Arena, wie die Kämpfe erbitterter Bürger höheren Ruhm gewähren, als die getriebener Miethsoldaten; so würde auch das Ringen der Kräfte dieser Menschen die höchste Energie zugleich beweisen und erzeugen.

Ist es nicht eben das, was uns an das Zeitalter Griechenlands und Roms, und jedes Zeitalter allgemein an ein entfernteres, hingeschwundenes so namenlos fesselt? Ist es nicht vorzüglich, dass diese Menschen härtere Kämpfe mit dem Schicksal, härtere mit Menschen zu bestehen hatten? Dass die grössere, ursprüngliche Kraft und Eigenthümlichkeit einander begegnete, und neue wunderbare Gestalten schuf. Jedes folgende Zeitalter — und in wieviel schnelleren Graden muss dieses Verhältniss von jetzt an steigen? — muss den vorigen an Mannigfaltigkeit nachstehen, an Mannigfaltigkeit der Natur — die ungeheuren Wälder sind ausgehauen, die Moräste getrocknet u. s. f. — an Mannigfaltigkeit der Menschen, durch die immer grössere Mittheilung und Vereinigung der menschlichen Werke, durch die beiden vorigen Gründe [1]). Dies ist eine der vorzüglichsten Ursachen, welche die Idee des Neuen, Ungewöhnlichen, Wunderbaren so viel seltner, das Staunen, Erschrecken beinahe zur Schande, und die Erfindung neuer, noch unbekannter Hülfsmittel, selbst nur plötzliche, unvorbereitete und dringende Entschlüsse bei weitem seltner noth-

[1]) Eben dies bemerkt einmal Rousseau im Emil.

wendig macht. Denn theils ist das Andringen der äusseren Umstände gegen den Menschen, welcher mit mehr Werkzeugen, ihnen zu begegnen, versehen ist, minder gross; theils ist es nicht mehr gleich möglich, ihnen allein durch diejenigen Kräfte Widerstand zu leisten, welche die Natur jedem giebt, und die er nur zu benutzen braucht; theils endlich macht das ausgearbeitetere Wissen das Erfinden weniger nothwendig, und das Lernen stumpft selbst die Kraft dazu ab. Dagegen ist es unläugbar, dass, wenn die physische Mannigfaltigkeit geringer wurde, eine bei weitem reichere und befriedigendere intellectuelle und moralische an ihre Stelle trat, und dass Gradationen und Verschiedenheiten von unserm mehr verfeinten Geiste wahrgenommen, und unserm, wenn gleich nicht eben so stark gebildeten, doch reizbaren kultivirten Charakter ins praktische Leben übergetragen werden, die auch vielleicht den Weisen des Alterthums, oder doch wenigstens nur ihnen nicht unbemerkt geblieben wären. Es ist im ganzen Menschengeschlecht, wie im einzelnen Menschen gegangen. Das Gröbere ist abgefallen, das Feinere ist geblieben. Und so wäre es ohne allen Zweifel segenvoll, wenn das Menschengeschlecht Ein Mensch wäre, oder die Kraft eines Zeitalters ebenso als seine Bücher, oder Erfindungen auf das folgende überginge. Allein dies ist bei weitem der Fall nicht. Freilich besitzt nun auch unsere Verfeinerung eine Kraft, und die vielleicht jene gerade um den Grad ihrer Feinheit an Stärke übertrifft; aber es fragt sich, ob nicht die frühere Bildung durch das Gröbere immer vorangehen muss? Ueberall ist doch die Sinnlichkeit der erste Keim, wie der lebendigste Ausdruck alles Geistigen. Und wenn es auch nicht hier der Ort ist, selbst nur den Versuch dieser Erörterung zu wagen; so folgt doch gewiss soviel aus dem Vorigen, dass man wenigstens diejenige Eigenthümlichkeit und Kraft, nebst allen Nahrungsmitteln derselben, welche wir noch besitzen, sorgfältigst bewachen müssen.

Bewiesen halte ich demnach durch das vorige, dass die wahre Vernunft dem Menschen keinen andern Zustand als einen solchen wünschen kann, in welchem nicht nur jeder Einzelne der ungebundensten Freiheit geniesst, sich aus sich selbst, in seiner Eigenthümlichkeit zu entwickeln, sondern in welchem auch die physische Natur keine andre Gestalt von Menschenhänden

empfangt, als ihn jeder Einzelne, nach dem Maasse seines Bedurfnisses und seiner Neigung, nur beschrankt durch die Granzen seiner Kraft und seines Rechts, selbst und willkührlich giebt. Von diesem Grundsatz darf, meines Erachtens, die Vernunft nie mehr nachgeben, als zu seiner eignen Erhaltung selbst nothwendig ist. Er musste daher auch jeder Politik, und besonders der Beantwortung der Frage, von der hier die Rede ist, immer zum Grunde liegen.

III.

Uebergang zur eigentlichen Untersuchung. Eintheilung derselben. Sorgfalt des Staats für das positive, insbesondere physische, Wohl der Bürger.

In einer völlig allgemeinen Formel ausgedruckt, könnte man den wahren Umfang der Wirksamkeit des Staats alles dasjenige nennen, was er zum Wohl der Gesellschaft zu thun vermöchte, ohne jenen oben ausgeführten Grundsatz zu verletzen; und es würde sich unmittelbar hieraus auch die nähere Bestimmung ergeben, dass jedes Bemühen des Staats verwerflich sei, sich in die Privatangelegenheiten der Burger überall da einzumischen, wo dieselbe nicht unmittelbaren Bezug auf die Kränkung der Rechte des einen durch den andern haben. Indess ist es doch, um die vorgelegte Frage ganz zu erschöpfen, nothwendig, die einzelnen Theile der gewöhnlichen oder möglichen Wirksamkeit der Staaten genau durchzugehen.

Der Zweck des Staats kann nämlich ein doppelter sein; er kann Glück befördern, oder nur Uebel verhindern wollen, und im letzteren Fall Uebel der Natur oder Uebel der Menschen. Schränkt er sich auf das letztere ein, so sucht er nur Sicherheit, und diese Sicherheit sei es mir erlaubt, einmal allen übrigen möglichen Zwecken, unter dem Namen des positiven Wohlstandes vereint entgegen zu setzen. Auch die Verschiedenheit der vom Staat angewendeten Mittel giebt seiner Wirksamkeit eine verschiedene Ausdehnung. Er sucht nämlich seinen Zweck entweder unmittelbar zu erreichen, sei's durch Zwang — befehlende und verbietende Gesetze, Strafen — oder durch Ermunterung und Beispiel;

oder mit allen, indem er entweder die Lage der Bürger eine demselben günstige Gestalt giebt, und sie gleichsam anders zu handeln hindert, oder endlich, indem er sogar ihre Neigung mit demselben übereinstimmend zu machen, auf ihren Kopf oder ihr Herz zu wirken strebt. Im ersten Falle bestimmt er zunächst nur einzelne Handlungen; im zweiten schon mehr die ganze Handlungsweise; und im dritten endlich, Charakter und Denkungsart. Auch ist die Wirkung der Einschränkung im ersten Falle am kleinsten, im zweiten grösser, im dritten am grössesten, theils weil auf Quellen gewirkt wird, aus welchen mehrere Handlungen entspringen, theils weil die Möglichkeit der Wirkung selbst mehrere Veranstaltungen erfordert. So verschieden indess hier gleichsam die Zweige der Wirksamkeit des Staats scheinen, so giebt es schwerlich eine Staatseinrichtung, welche nicht zu mehreren zugleich gehörte, da z. B. Sicherheit und Wohlstand so sehr von einander abhängen, und was auch nur einzelne Handlungen bestimmt, wenn es durch öftere Wiederkehr Gewohnheit hervorbringt, auf den Charakter wirkt. Es ist daher sehr schwierig, hier eine, dem Gange der Untersuchung angemessene Eintheilung des Ganzen zu finden. Am besten wird es indess sein, zuvörderst zu prüfen, ob der Staat auch den positiven Wohlstand der Nation oder bloss ihre Sicherheit abzwecken soll, bei allen Einrichtungen nur auf das zu sehen, was sie hauptsächlich zum Gegenstande, oder zur Folge haben, und bei jedem beider Zwecke zugleich die Mittel zu prüfen, deren der Staat sich bedienen darf.

Ich rede daher hier von dem ganzen Bemühen des Staats, den positiven Wohlstand der Nation zu erhöhen, von aller Sorgfalt für die Bevölkerung des Landes, den Unterhalt der Einwohner, theils geradezu durch Armenanstalten, theils mittelbar durch Beförderung des Ackerbaues, der Industrie und des Handels, von allen Finanz- und Münzoperationen, Ein- und Ausfuhr-Verboten u. s. f. (in so fern sie diesen Zweck haben), endlich allen Veranstaltungen zur Verhütung oder Herstellung von Beschädigungen durch die Natur, kurz von jeder Einrichtung des Staats, welche das physische Wohl der Nation zu erhalten, oder zu befördern die Absicht hat. Denn da das Moralische nicht leicht um seiner selbst willen, sondern mehr zum Behuf der Sicherheit befördert wird, so komme ich zu diesem erst in der Folge.

Alle diese Einrichtungen nun, behaupte ich, haben nachtheilige Folgen, und sind einer wahren, von den höchsten, aber immer menschlichen Gesichtspunkten ausgehenden Politik unangemessen.

1. Der Geist der Regierung herrscht in einer jeden solchen Einrichtung, und wie weise und heilsam auch dieser Geist sei, so bringt er Einförmigkeit und eine fremde Handlungsweise in der Nation hervor. Statt dass die Menschen in Gesellschaft traten, um ihre Kräfte zu schärfen, sollten sie auch dadurch an ausschliessendem Besitz und Genuss verlieren; so erlangen sie Güter auf Kosten ihrer Kräfte. Gerade die aus der Vereinigung Mehrerer entstehende Mannigfaltigkeit ist das höchste Gut, welches die Gesellschaft giebt, und diese Mannigfaltigkeit geht gewiss immer in dem Grade der Einmischung des Staats verloren. Es sind nicht mehr eigentlich die Mitglieder einer Nation, die mit sich in Gemeinschaft leben, sondern einzelne Unterthanen, welche mit dem Staat, d. h. dem Geiste, welcher in seiner Regierung herrscht, in Verhältniss kommen, und zwar in ein Verhältniss, in welchem schon die überlegene Macht des Staats das freie Spiel der Kräfte hemmt. Gleichförmige Ursachen haben gleichförmige Wirkungen. Je mehr also der Staat mitwirkt, desto ähnlicher ist nicht bloss alles Wirkende, sondern auch alles Gewirkte. Auch ist dies gerade die Absicht der Staaten. Sie wollen Wohlstand und Ruhe. Beide aber erhält man immer in eben dem Grade leicht, in welchem das Einzelne weniger mit einander streitet. Allein was der Mensch beabsichtet und beabsichten muss, ist ganz etwas anders, es ist Mannigfaltigkeit und Thätigkeit. Nur dies giebt vielseitige und kraftvolle Charaktere, und gewiss ist noch kein Mensch tief genug gesunken, um für sich selbst Wohlstand und Glück der Grösse vorzuziehen. Wer aber für andre so raisonniret, den hat man, und nicht mit Unrecht, in Verdacht, dass er die Menschheit misskennt, und aus Menschen Maschinen machen will.

2. Das wäre also die zweite schädliche Folge, dass diese Einrichtungen des Staats die Kraft der Nation schwächen. So wie durch die Form, welche aus der selbstthätigen Materie hervorgeht, die Materie selbst mehr Fülle und Schönheit erhält — denn was ist sie anders, als die Verbindung dessen, was erst

stritt? eine Verbindung, zu welcher allemal die Auffindung neuer Vereinigungspunkte, folglich gleichsam eine Menge neuer Entdeckungen nothwendig ist, die immer in Verhältniss mit der grösseren, vorherigen Verschiedenheit steigt — eben so wird die Materie vernichtet durch diejenige, die man ihr von aussen giebt. Denn das Nichts unterdrückt da das Etwas. Alles im Menschen ist Organisation. Was in ihm gedeihen soll, muss in ihm gesäet werden. Alle Kraft setzt Enthusiasmus voraus, und nur wenige Dinge nähren diesen so sehr, als den Gegenstand desselben als ein gegenwärtiges, oder künftiges Eigenthum anzusehen. Nun aber hält der Mensch das nie so sehr für sein, was er besitzt, als was er thut, und der Arbeiter, welcher einen Garten bestellt, ist vielleicht in einem wahreren Sinne Eigenthümer, als der müssige Schwelger, der ihn geniesst. Vielleicht scheint dies zu allgemeine Raisonnement keine Anwendung auf die Wirklichkeit zu verstatten. Vielleicht scheint es sogar, als diente vielmehr die Erweiterung vieler Wissenschaften, welche wir diesen und ähnlichen Einrichtungen des Staats, welcher allein Versuche im Grossen anzustellen vermag, vorzüglich danken, zur Erhöhung der intellectuellen Kräfte und dadurch der Kultur und des Charakters überhaupt. Allein nicht jede Bereicherung durch Kenntnisse ist unmittelbar auch eine Veredlung, selbst nur der intellectuellen Kraft, und wenn eine solche wirklich dadurch veranlasst wird, so ist dies nicht sowohl bei der ganzen Nation, als nur vorzüglich bei dem Theile, welcher mit zur Regierung gehört. Ueberhaupt wird der Verstand des Menschen doch, wie jede andere seiner Kräfte, nur durch eigne Thätigkeit, eigne Erfindsamkeit, oder eigne Benutzung fremder Erfindungen gebildet. Anordnungen des Staats aber führen immer, mehr oder minder, Zwang mit sich, und selbst, wenn dies der Fall nicht ist, so gewöhnen sie den Menschen zu sehr, mehr fremde Belehrung, fremde Leitung, fremde Hülfe zu erwarten, als selbst auf Auswege zu denken. Die einzige Art beinah, auf welche der Staat die Bürger belehren kann, besteht darin, dass er das, was er für das Beste erklärt, gleichsam das Resultat seiner Untersuchungen, aufstellt, und entweder direkt durch ein Gesetz, oder indirekt durch irgend eine, die Bürger bindende Einrichtung anbefiehlt, oder durch sein Ansehn und ausgesetzte Belohnungen, oder andre Ermunterungsmittel dazu anreizt, oder endlich es bloss durch Gründe empfiehlt;

aber welche Methode er von allen diesen befolgen mag, so entfernt er sich immer sehr weit von dem besten Wege des Lehrens. Denn dieser besteht unstreitig darin, gleichsam alle mögliche Auflösungen des Problems vorzulegen, um den Menschen nur vorzubereiten, die schicklichste selbst zu wählen, oder noch besser, diese Auflösung selbst nur aus der gehörigen Darstellung aller Hindernisse zu erfinden. Diese Lehrmethode kann der Staat bei erwachsenen Bürgern nur auf eine negative Weise, durch Freiheit, die zugleich Hindernisse entstehen lässt, und zu ihrer Hinwegräumung Stärke und Geschicklichkeit giebt; auf eine positive Weise aber nur bei den erst sich bildenden durch eine wirkliche Nationalerziehung befolgen. Eben so wird in der Folge der Einwurf weitläuftiger geprüft werden, der hier leicht entstehen kann, dass es nämlich bei Besorgung der Geschäfte, von welchen hier die Rede ist, mehr darauf ankomme, dass die Sache geschehe, als wie der, welcher sie verrichtet, darüber unterrichtet sei, mehr, dass der Acker wohl gebaut werde, als dass der Ackerbauer gerade der geschickteste Landwirth sei.

Noch mehr aber leidet durch eine zu ausgedehnte Sorgfalt des Staats die Energie des Handlens überhaupt, und der moralische Charakter. Dies bedarf kaum einer weiteren Ausführung. Wer oft und viel geleitet wird, kommt leicht dahin, den Ueberrest seiner Selbstthätigkeit gleichsam freiwillig zu opfern. Er glaubt sich der Sorge überhoben, die er in fremden Händen sieht, und genug zu thun, wenn er ihre Leitung erwartet und ihr folgt. Damit verrücken sich seine Vorstellungen von Verdienst und Schuld. Die Idee des ersteren feuert ihn nicht an, das quälende Gefühl der letzteren ergreift ihn seltener und minder wirksam, da er dieselbe bei weitem leichter auf seine Lage, und auf den schiebt, der dieser die Form gab. Kommt nun noch dazu, dass er die Absichten des Staats nicht für völlig rein hält, dass er nicht seinen Vortheil allein, sondern wenigstens zugleich einen fremdartigen Nebenzweck beabsichtet glaubt, so leidet nicht allein die Kraft, sondern auch die Güte des moralischen Willens. Er glaubt sich nun nicht bloss von jeder Pflicht frei, welche der Staat nicht ausdrücklich auflegt, sondern sogar jeder Verbesserung seines eignen Zustandes überhoben, die er manchmal sogar, als eine neue Gelegenheit, welche der Staat benutzen möchte, fürchten

kann. Und den Gesetzen des Staats selbst sucht er, soviel er vermag, zu entgehen, und hält jedes Entwischen für Gewinn. Wenn man bedenkt, dass bei einem nicht kleinen Theil der Nation die Gesetze und Einrichtungen des Staats gleichsam den Umfang der Moralität abzeichnen; so ist es ein niederschlagender Anblick, oft die heiligsten Pflichten und die willkührlichsten Anordnungen von demselben Munde ausgesprochen, ihre Verletzung nicht selten mit gleicher Strafe belegt zu sehen. Nicht minder sichtbar ist jener nachtheilige Einfluss in dem Betragen der Bürger gegen einander. Wie jeder sich selbst auf die sorgende Hülfe des Staats verlässt, so und noch weit mehr übergiebt er ihr das Schicksal seines Mitbürgers. Dies aber schwächt die Theilnahme, und macht zu gegenseitiger Hülfsleistung träger. Wenigstens muss die gemeinschaftliche Hülfe da am thätigsten sein, wo das Gefühl am lebendigsten ist, dass auf ihm allein alles beruhe, und die Erfahrung zeigt auch, dass gedrückte, gleichsam von der Regierung verlassene Theile eines Volks immer doppelt fest unter einander verbunden sind. Wo aber der Bürger kälter ist gegen den Bürger, da ist es auch der Gatte gegen den Gatten, der Hausvater gegen die Familie.

Sich selbst in allem Thun und Treiben überlassen, von jeder fremden Hülfe entblösst, die sie nicht selbst sich verschafften, würden die Menschen auch oft, mit und ohne ihre Schuld, in Verlegenheit und Unglück gerathen. Aber das Glück, zu welchem der Mensch bestimmt ist, ist auch kein andres, als welches seine Kraft ihm verschafft; und diese Lagen gerade sind es, welche den Verstand schärfen, und den Charakter bilden. Wo der Staat die Selbstthätigkeit durch zu specielles Einwirken verhindert, da — entstehen etwa solche Uebel nicht? Sie entstehen auch da, und überlassen den einmal auf fremde Kraft sich zu lehnen gewohnten Menschen nun einem weit trostloseren Schicksal. Denn so wie Ringen und thätige Arbeit das Unglück erleichtern, so und in zehnfach höherem Grade erschwert es hoffnungslose, vielleicht getäuschte Erwartung. Selbst den besten Fall angenommen, gleichen die Staaten, von denen ich hier rede, nur zu oft den Aerzten, welche die Krankheit nähren und den Tod entfernen. Ehe es Aerzte gab, kannte man nur Gesundheit oder Tod.

3. Alles, womit sich der Mensch beschäftigt, wenn es gleich nur bestimmt ist, physische Bedürfnisse mittelbar oder unmittelbar zu befriedigen, oder überhaupt äussere Zwecke zu erreichen, ist auf das genaueste mit innern Empfindungen verknüpft. Manchmal ist auch, neben dem äusseren Endzweck, noch ein innerer, und manchmal ist sogar dieser der eigentlich beabsichtete, jener nur nothwendig oder zufällig damit verbunden. Je mehr Einheit der Mensch besitzt, desto freier entspringt das äussere Geschäft, das er wählt, aus seinem innern Sein; und desto häufiger und fester knüpft sich dieses an jenes da an, wo dasselbe nicht frei gewählt wurde. Daher ist der interessante Mensch in allen Lagen und allen Geschäften interessant; daher blüht er zu einer entzückenden Schönheit auf in einer Lebensweise, die mit seinem Charakter übereinstimmt.

So liessen sich vielleicht aus allen Bauern und Handwerkern Künstler bilden, d. h. Menschen, die ihr Gewerbe um ihres Gewerbes willen liebten, durch eigen gelenkte Kraft und eigne Erfindsamkeit verbesserten, und dadurch ihre intellectuellen Kräfte kultivirten, ihren Charakter veredelten, ihre Genüsse erhöhten. So würde die Menschheit durch eben die Dinge geadelt, die jetzt, wie schön sie auch an sich sind, so oft dazu dienen, sie zu entehren. Je mehr der Mensch in Ideen und Empfindungen zu leben gewohnt ist, je stärker und feiner seine intellectuelle und moralische Kraft ist; desto mehr sucht er allein solche äussere Lagen zu wählen, welche zugleich dem innern Menschen mehr Stoff geben, oder denjenigen, in welche ihn das Schicksal wirft, wenigstens solche Seiten abzugewinnen. Der Gewinn, welchen der Mensch an Grösse und Schönheit einerntet, wenn er unaufhörlich dahin strebt, dass sein inneres Dasein immer den ersten Platz behaupte, dass es immer der erste Quell, und das letzte Ziel alles Wirkens, und alles Körperliche und Aeussere nur Hülle und Werkzeug desselben sei, ist unabsehlich.

Wie sehr zeichnet sich nicht, um ein Beispiel zu wählen, in der Geschichte der Charakter aus, welchen der ungestörte Landbau in einem Volke bildet. Die Arbeit, welche es dem Boden widmet, und die Ernte, womit derselbe es wieder belohnt, fesseln es süss an seinen Acker und seinen Heerd; Theilnahme der segenvollen Mühe und gemeinschaftlicher Genuss des Gewonnenen schlingen ein liebevolles Band um jede Familie, von dem selbst

der mitarbeitende Stier nicht ganz ausgeschlossen wird. Die Frucht, die gesäet und geerntet werden muss, aber alljährlich wiederkehrt, und nur selten die Hoffnung täuscht, macht geduldig, vertrauend und sparsam; das unmittelbare Empfangen aus der Hand der Natur, das immer sich aufdringende Gefühl: dass, wenn gleich die Hand des Menschen den Saamen ausstreuen muss, doch nicht sie es ist, von welcher Wachsthum und Gedeihen kommt; die ewige Abhängigkeit von günstiger und ungünstiger Witterung, flösst den Gemüthern bald schauderhafte, bald frohe Ahndungen höherer Wesen, wechselweis Furcht und Hoffnung ein, und führt zu Gebet und Dank; das lebendige Bild der einfachsten Erhabenheit, der ungestörtesten Ordnung, und der mildesten Güte bildet die Seelen einfach gross, sanft, und der Sitte und dem Gesetz froh unterworfen. Immer gewohnt hervorzubringen, nie zu zerstören, ist der Ackerbauer friedlich, und von Beleidigung und Rache fern, aber erfüllt von dem Gefühl der Ungerechtigkeit eines ungereizten Angriffs und gegen jeden Störer seines Friedens mit unerschrockenem Muth beseelt.

Allein freilich ist Freiheit die nothwendige Bedingung, ohne welche selbst das seelenvollste Geschäft keine heilsamen Wirkungen dieser Art hervor zu bringen vermag. Was nicht von dem Menschen selbst gewählt, worin er auch nur eingeschränkt und geleitet wird, das geht nicht in sein Wesen über, das bleibt ihm ewig fremd, das verrichtet er nicht eigentlich mit menschlicher Kraft, sondern mit mechanischer Fertigkeit. Die Alten, vorzüglich die Griechen, hielten jede Beschäftigung, welche zunächst die körperliche Kraft angeht, oder Erwerbung äusserer Güter, nicht innere Bildung, zur Absicht hat, für schädlich und entehrend. Ihre menschenfreundlichsten Philosophen billigten daher die Sklaverei, gleichsam um durch ein ungerechtes und barbarisches Mittel einem Theile der Menschheit durch Aufopferung eines andern die höchste Kraft und Schönheit zu sichern. Allein den Irrthum, welcher diesem ganzen Raisonnement zum Grunde liegt, zeigen Vernunft und Erfahrung leicht. Jede Beschäftigung vermag den Menschen zu adeln, ihm eine bestimmte, seiner würdige Gestalt zu geben. Nur auf die Art, wie sie betrieben wird, kommt es an; und hier lässt sich wohl als allgemeine Regel annehmen, dass sie heilsame Wirkungen äussert, so lange sie selbst, und die darauf verwandte Energie vorzüglich die Seele füllt, minder wohl-

thätige, oft nachtheilige hingegen, wenn man mehr auf das Resultat sieht, zu dem sie führt, und sie selbst nur als Mittel betrachtet. Denn alles, was in sich selbst reizend ist, erweckt Achtung und Liebe, was nur als Mittel Nutzen verspricht, bloss Interesse; und nun wird der Mensch durch Achtung und Liebe eben so sehr geadelt, als er durch Interesse in Gefahr ist, entehrt zu werden. Wenn nun der Staat eine solche positive Sorgfalt übt, als die, von der ich hier rede, so kann er seinen Gesichtspunkt nur auf die Resultate richten, und nun die Regeln feststellen, deren Befolgung der Vervollkommnung dieser am zuträglichsten ist.

Dieser beschränkte Gesichtspunkt richtet nirgends grösseren Schaden an, als wo der wahre Zweck des Menschen völlig moralisch, oder intellectuell ist, oder doch die Sache selbst, nicht ihre Folgen beabsichtet, und diese Folgen nur nothwendig oder zufällig damit zusammenhängen. So ist es bei wissenschaftlichen Untersuchungen, und religiösen Meinungen, so mit allen Verbindungen der Menschen unter einander, und mit der natürlichsten, die für den einzelnen Menschen, wie für den Staat, die wichtigste ist, mit der Ehe.

Eine Verbindung von Personen beiderlei Geschlechts, welche sich gerade auf die Geschlechtsverschiedenheit gründet, wie vielleicht die Ehe am richtigsten definirt werden könnte, lässt sich auf eben so mannigfaltige Weise denken, als mannigfaltige Gestalten die Ansicht jener Verschiedenheit, und die, aus derselben entspringenden Neigungen des Herzens und Zwecke der Vernunft anzunehmen vermögen; und bei jedem Menschen wird sein ganzer moralischer Charakter, vorzüglich die Stärke, und die Art seiner Empfindungskraft darin sichtbar sein. Ob der Mensch mehr äussere Zwecke verfolgt, oder lieber sein inneres Wesen beschäftigt? ob sein Verstand thätiger ist oder sein Gefühl? ob er lebhaft umfasst und schnell verlässt; oder langsam eindringt und treu bewahrt? ob er losere Bande knüpft, oder sich enger anschliesst? ob er bei der innigsten Verbindung mehr oder minder Selbstständigkeit behält? und eine unendliche Menge andrer Bestimmungen modifiziren anders und anders sein Verhältniss im ehelichen Leben. Wie dasselbe aber auch immer bestimmt sein mag; so ist die Wirkung davon auf sein Wesen und seine Glückseligkeit unverkennbar, und ob der Versuch die Wirklichkeit nach

seiner innern Stimmung zu finden oder zu bilden, glücke oder misslinge? davon hängt grösstentheils die höhere Vervollkommnung, oder die Erschlaffung seines Wesens ab./ Vorzüglich stark ist dieser Einfluss bei den interessantesten Menschen, welche am zartesten und leichtesten auffassen, und am tiefsten bewahren. Zu diesen kann man mit Recht im Ganzen mehr das weibliche, als das männliche Geschlecht rechnen, und daher hängt der Charakter des ersteren am meisten von der Art der Familienverhältnisse in einer Nation ab. Von sehr vielen äusseren Beschäftigungen gänzlich frei; fast nur mit solchen umgeben, welche das innere Wesen beinah ungestört sich selbst überlassen; stärker durch das, was sie zu sein, als was sie zu thun vermögen; ausdrucksvoller durch die stille, als die geäusserte Empfindung; mit aller Fähigkeit des unmittelbarsten, zeichenlosesten Ausdrucks, bei dem zarteren Körperbau, dem beweglicheren Auge, der mehr ergreifenden Stimme, reicher versehen; im Verhältniss gegen andre mehr bestimmt, zu erwarten und aufzunehmen, als entgegen zu kommen; schwächer für sich, und doch nicht darum, sondern aus Bewunderung der fremden Grösse und Stärke inniger anschliessend; in der Verbindung unaufhörlich strebend, mit dem vereinten Wesen zu empfangen, das Empfangene in sich zu bilden, und gebildet zurück zu geben; zugleich höher von dem Muthe beseelt, welchen Sorgfalt der Liebe, und Gefühl der Stärke einflösst, die nicht dem Widerstande aber dem Erliegen im Dulden trotzt — sind die Weiber eigentlich dem Ideale der Menschheit näher, als der Mann; und wenn es nicht unwahr ist, dass sie es seltner erreichen, als er, so ist es vielleicht nur, weil es überall schwerer ist, den unmittelbaren steilen Pfad, als den Umweg zu gehen./ Wie sehr aber nun ein Wesen, das so reizbar, so in sich Eins ist, bei dem folglich nichts ohne Wirkung bleibt, und jede Wirkung nicht einen Theil sondern das Ganze ergreift, durch äussre Missverhältnisse gestört wird, bedarf nicht ferner erinnert zu werden. Dennoch hängt von der Ausbildung des weiblichen Charakters in der Gesellschaft so unendlich viel ab. Wenn es keine unrichtige Vorstellung ist, dass jede Gattung der Trefflichkeit sich — wenn ich so sagen darf — in einer Art der Wesen darstellt; so bewahrt der weibliche Charakter den ganzen Schatz der Sittlichkeit.

Nach Freiheit strebt der Mann, das Weib nach Sitte,

und wenn, nach diesem tief und wahr empfundenen Ausspruch des Dichters, der Mann sich bemuht, die äusseren Schranken zu entfernen, welche dem Wachsthum hinderlich sind, so zieht die sorgsame Hand der Frauen die wohlthätige innere, in welcher allein die Fülle der Kraft sich zur Blüthe zu lautern vermag, und zieht sie um so feiner, als die Frauen das innre Dasein des Menschen tiefer empfinden, seine mannigfaltigen Verhältnisse feiner durchschauen, als ihnen jeder Sinn am willigsten zu Gebote steht, und sie des Vernünftelns überhebt, das so oft die Wahrheit verdunkelt.

Sollte es noch nothwendig scheinen, so würde auch die Geschichte diesem Raisonnement Bestätigung leihen, und die Sittlichkeit der Nationen mit der Achtung des weiblichen Geschlechts überall in enger Verbindung zeigen. Es erhellt demnach aus dem Vorigen, dass die Wirkungen der Ehe eben so mannigfaltig sind, als der Charakter der Individuen; und dass es also die nachtheiligsten Folgen haben muss, wenn der Staat eine, mit der jedesmaligen Beschaffenheit der Individuen so eng verschwisterte Verbindung, durch Gesetze zu bestimmen, oder durch seine Einrichtungen, von andern Dingen, als von der blossen Neigung, abhängig zu machen versucht. Dies muss um so mehr der Fall sein, als er bei diesen Bestimmungen bemah nur auf die Folgen, auf Bevölkerung, Erziehung der Kinder u. s. f. sehen kann. Zwar lasst sich gewiss darthun, dass eben diese Dinge auf dieselben Resultate mit der höchsten Sorgfalt für das schönste innere Dasein führen. Denn bei sorgfältig angestellten Versuchen, hat man die ungetrennte, dauernde Verbindung Eines Mannes mit Einer Frau der Bevölkerung am zuträglichsten gefunden, und unläugbar entspringt gleichfalls keine andre aus der wahren, natürlichen, unverstimmten Liebe. Eben so wenig führt diese ferner auf andre, als eben die Verhältnisse, welche die Sitte und das Gesetz bei uns mit sich bringen; Kindererzeugung, eigne Erziehung, Gemeinschaft des Lebens, zum Theil der Güter, Anordnung der äussern Geschäfte durch den Mann, Verwaltung des Hauswesens durch die Frau. Allein, der Fehler scheint mir darin zu liegen, dass das Gesetz befiehlt, da doch ein solches Verhältniss nur aus Neigung, nicht aus äussern Anordnungen entstehn kann, und wo Zwang oder Leitung der Neigung widersprechen, diese noch

weniger zum rechten Wege zurückkehrt. Daher, dünkt mich, sollte der Staat nicht nur die Bande freier und weiter machen, sondern — wenn es mir erlaubt ist, hier, wo ich nicht von der Ehe überhaupt, sondern einem einzelnen, bei ihr sehr in die Augen fallenden Nachtheil einschränkender Staatseinrichtungen rede, allein nach den im Vorigen gewagten Behauptungen zu entscheiden — überhaupt von der Ehe seine ganze Wirksamkeit entfernen, und dieselbe vielmehr der freien Willkühr der Individuen, und der von ihnen errichteten mannigfaltigen Verträge, sowohl überhaupt, als in ihren Modifikationen, gänzlich überlassen. Die Besorgniss, dadurch alle Familienverhältnisse zu stören, oder vielleicht gar ihre Entstehung überhaupt zu verhindern — so gegründet dieselbe auch, bei diesen oder jenen Lokalumständen, sein möchte — würde mich, in so fern ich allein auf die Natur der Menschen und Staaten im Allgemeinen achte, nicht abschrekken. Denn nicht selten zeigt die Erfahrung, dass gerade, was das Gesetz löst, die Sitte bindet; die Idee des äussern Zwangs ist einem, allein auf Neigung und innrer Pflicht beruhenden Verhältniss, wie die Ehe, völlig fremdartig; und die Folgen zwingender Einrichtungen entsprechen der Absicht schlechterdings nicht*).

. . . . . .

in dem moralischen und überhaupt praktischen Leben des Menschen, sofern er nur auch hier gleichsam die Regeln beobachtet — die sich aber vielleicht allein auf die Grundsätze des Rechts beschränken — überall den höchsten Ge-

*) Hier endigt das im Jahrg. 1792 der „Thalia" abgedruckte Fragment. Der weitere Inhalt des verloren gegangenen Stückes der Handschrift ergiebt sich aus der Inhaltsanzeige:

(4.) „Die Sorgfalt des Staats für das positive Wohl muss auf eine gemischte Menge gerichtet werden und schadet daher den Einzelnen durch Maassregeln, welche auf einen jeden von ihnen, nur mit beträchtlichen Fehlern passen."

(5.) „Die Sorgfalt des Staats für das positive Wohl der Bürger hindert die Entwikkelung der Individualität und Eigenthümlichkeit des Menschen."

Der zunächst folgende Text der Handschrift gehört zu diesem 5. Theil.

sichtspunkt der eigenthümlichsten Ausbildung seiner selbst und anderer vor Augen hat, überall von dieser reinen Absicht geleitet wird, und vorzüglich jedes andre Interesse diesem, ohne alle Beimischung sinnlicher Beweggründe erkannten Geseze unterwirft. Allein alle Seiten, welche der Mensch zu kultiviren vermag, stehen in einer wunderbar engen Verknüpfung, und wenn schon in der intellektuellen Welt der Zusammenhang, wenn nicht inniger, doch wenigstens deutlicher und bemerkbarer ist, als in der physischen; so ist er es noch bei weitem mehr in der moralischen. Daher müssen sich die Menschen unter einander verbinden, nicht um an Eigenthümlichkeit, aber an ausschliessendem Isolirtsein zu verlieren; die Verbindung muss nicht ein Wesen in das andre verwandeln, aber gleichsam Zugänge von einem zum andern eröfnen; was jeder für sich besizt, muss er mit dem, von andren Empfangenen vergleichen, und danach modificiren, nicht aber dadurch unterdrükken lassen. Denn wie in dem Reiche des Intellektuellen nie das Wahre, so streitet in dem Gebiete der Moralität nie das des Menschen wahrhaft Würdige mit einander; und enge und mannigfaltige Verbindungen eigenthümlicher Charaktere mit einander sind daher eben so nothwendig, um zu vernichten, was nicht neben einander bestehen kann, und daher auch für sich nicht zu Grösse und Schönheit führt, als das, dessen Dasein gegenseitig ungestört bleibt, zu erhalten, zu nähren, und zu neuen, noch schöneren Geburten zu befruchten. Daher scheint ununterbrochenes Streben, die innerste Eigenthümlichkeit des andern zu fassen, sie zu benuzen, und, von der innigsten Achtung für sie, als die Eigenthümlichkeit eines freien Wesens, durchdrungen, auf sie zu wirken — ein Wirken, bei welchem jene Achtung nicht leicht ein andres Mittel erlauben wird, als sich selbst zu zeigen und gleichsam vor den Augen des andern mit ihm zu vergle-

chen — der höchste Grundsaz der Kunst des Umganges, welche vielleicht unter allen am meisten bisher noch vernachlässigt worden ist. Wenn aber auch diese Vernachlässigung leicht eine Art der Entschuldigung davon borgen kann, dass der Umgang eine Erholung, nicht eine mühevolle Arbeit sein soll, und dass leider sehr vielen Menschen kaum irgend eine interessante eigenthümliche Seite abzugewinnen ist; so sollte doch jeder zu viel Achtung für sein eignes Selbst besizen, um eine andre Erholung, als den Wechsel interessanter Beschäftigung, und noch dazu eine solche zu suchen, welche gerade seine edelsten Kräfte unthätig lässt, und zu viel Ehrfurcht für die Menschheit, um auch nur Eins ihrer Mitglieder für völlig unfähig zu erklären, benuzt, oder durch Einwirkung anders modifizirt zu werden. Wenigstens aber darf derjenige diesen Gesichtspunkt nicht übersehen, welcher sich Behandlung der Menschen und Wirken auf sie zu einem eigentlichen Geschäft macht, und insofern folglich der Staat, bei positiver Sorgfalt auch nur für das, mit dem innern Dasein immer eng verknüpfte äussre und physische Wohl, nicht umhin kann, der Entwikklung der Individualität hinderlich zu werden, so ist dies ein neuer Grund eine solche Sorgfalt nie, ausser dem Fall einer absoluten Nothwendigkeit zu verstatten.

Dies möchten etwa die vorzüglichsten nachtheiligen Folgen sein, welche aus einer positiven Sorgfalt des Staats für den Wohlstand der Bürger entspringen, und die zwar mit gewissen Arten der Ausübung derselben vorzüglich verbunden, aber überhaupt doch von ihr meines Erachtens nicht zu trennen sind. Ich wollte jezt nur von der Sorgfalt für das physische Wohl reden, und gewiss bin ich auch überall von diesem Gesichtspunkte ausgegangen, und habe alles genau abgesondert, was sich nur auf das moralische allein bezieht. Allein ich erinnerte gleich anfangs, dass der Gegen-

stand selbst keine genaue Trennung erlaubt, und dies möge also zur Entschuldigung dienen, wenn sehr Vieles des im Vorigen entwickelten Raisonnements von der ganzen positiven Sorgfalt überhaupt gilt. Ich habe indess bis jezt angenommen, dass die Einrichtungen des Staats, von welchen ich hier rede, schon wirklich getroffen wären, und ich muss daher noch von einigen Hindernissen reden, welche sich eigentlich bei der Anordnung selbst zeigen.

6. Nichts wäre gewiss bei dieser so nothwendig, als die Vortheile, die man beabsichtet, gegen die Nachtheile, und vorzüglich gegen die Einschränkungen der Freiheit, welche immer damit verbunden sind, abzuwägen. Allein eine solche Abwägung lässt sich nur sehr schwer und genau, und vollständig vielleicht schlechterdings nicht zu Stande bringen. Denn jede einschränkende Einrichtung kollidirt mit der freien und natürlichen Aeusserung der Kräfte, bringt bis ins Unendliche gehend neue Verhältnisse hervor, und so lässt sich die Menge der folgenden, welche sie nach sich zieht (selbst den gleichmässigsten Gang der Begebenheiten angenommen, und alle irgend wichtige unvermuthete Zufälle, die doch nie fehlen, abgerechnet) nicht voraussehen. Jeder, der sich mit der höheren Staatsverwaltung zu beschäftigen Gelegenheit hat, fühlt gewiss aus Erfahrung, wie wenig Maassregeln eigentlich eine unmittelbare, absolute, wie viele hingegen eine bloss relative, mittelbare, von andern vorhergegangenen abhangende Nothwendigkeit haben. Dadurch wird daher eine bei weitem grössere Menge von Mitteln nothwendig, und eben diese Mittel werden der Erreichung des eigentlichen Zweks entzogen. Nicht allein dass ein solcher Staat grösserer Einkünfte bedarf, sondern er erfordert auch künstlichere Anstalten zur Erhaltung der eigentlichen politischen Sicherheit, die Theile hängen weniger von selbst fest zusammen, die Sorgfalt des Staats muss bei

weitem thätiger sein. Daraus entspringt nun eine gleich schwierige, und leider nur zu oft vernachlässigte Berechnung, ob die natürlichen Kräfte des Staats zu Herbeischaffung aller nothwendig erforderlichen Mittel hinreichend sind? und fällt diese Berechnung unrichtig aus, ist ein wahres Misverhältniss vorhanden, so müssen neue künstliche Veranstaltungen die Kräfte überspannen, ein Uebel, an welchem nur zu viele neuere Staaten, wenn gleich nicht allein aus dieser Ursache, kranken.

Vorzüglich ist hiebei ein Schade nicht zu übersehen, weil er den Menschen und seine Bildung so nahe betrift, nemlich dass die eigentliche Verwaltung der Staatsgeschäfte dadurch eine Verflechtung erhält, welche, um nicht Verwirrung zu werden, eine unglaubliche Menge detaillirter Einrichtungen bedarf und ebensoviele Personen beschäftigt. Von diesen haben indess doch die meisten nur mit Zeichen und Formeln der Dinge zu thun. Dadurch werden nun nicht bloss viele, vielleicht treffliche Köpfe dem Denken, viele, sonst nützlicher beschäftigte Hände der reellen Arbeit entzogen; sondern ihre Geisteskräfte selbst leiden durch diese zum Theil leere, zum Theil zu einseitige Beschäftigung. Es entsteht nun ein neuer und gewöhnlicher Erwerb, Besorgung von Staatsgeschäften, und dieser macht die Diener des Staats so viel mehr von dem regierenden Theile des Staats, der sie besoldet, als eigentlich von der Nation abhängig. Welche ferneren Nachtheile aber noch hieraus erwachsen, welches Warten auf die Hülfe des Staats, welcher Mangel der Selbstständigkeit, welche falsche Eitelkeit, welche Unthätigkeit sogar und Dürftigkeit, beweist die Erfahrung am unwidersprechlichsten. Dasselbe Uebel, aus welchem dieser Nachtheil entspringt, wird wieder von demselben wechselsweis hervorgebracht. Die, welche einmal die Staatsgeschäfte auf diese Weise verwalten, sehen immer

mehr und mehr von der Sache hinweg und nur auf die Form hin, bringen immerfort bei dieser, vielleicht wahre, aber nur, mit nicht hinreichender Hinsicht auf die Sache selbst, und daher oft zum Nachtheil dieser ausschlagende Verbesserungen an, und so entstehen neue Formen, neue Weitläuftigkeiten, oft neue einschränkende Anordnungen, aus welchen wiederum sehr natürlich eine neue Vermehrung der Geschäftsmänner erwächst. Daher nimmt in den meisten Staaten von Jahrzehend zu Jahrzehend das Personale der Staatsdiener, und der Umfang der Registraturen zu, und die Freiheit der Unterthanen ab. Bei einer solchen Verwaltung kommt freilich alles auf die genaueste Aufsicht, auf die pünktlichste und ehrlichste Besorgung an, da der Gelegenheiten, in beiden zu fehlen, so viel mehr sind. Daher sucht man insofern nicht mit Unrecht, alles durch so viel Hände als möglich gehen zu lassen, und selbst die Möglichkeit von Irrthümern oder Unterschleifen zu entfernen. Dadurch aber werden die Geschäfte beinah völlig mechanisch, und die Menschen Maschinen; und die wahre Geschicklichkeit und Redlichkeit nehmen immer mit dem Zutrauen zugleich ab. Endlich werden, da die Beschäftigungen, von denen ich hier rede, eine grosse Wichtigkeit erhalten, und um konsequent zu sein, allerdings erhalten müssen, dadurch überhaupt die Gesichtspunkte des Wichtigen und Unwichtigen, Ehrenvollen und Verächtlichen, des letzteren und der untergeordneten Endzwecke verrükt. Und da die Nothwendigkeit von Beschäftigungen dieser Art auch wiederum durch manche, leicht in die Augen fallende heilsame Folgen für ihre Nachtheile entschädigt; so halte ich mich hiebei nicht länger auf, und gehe nunmehr zu der lezten Betrachtung, zu welcher alles bisher Entwikkelte, gleichsam als eine Vorbereitung, nothwendig war, zu der Verrükkung der Ge-

sichtspunkte überhaupt über, welche eine positive Sorgfalt des Staats veranlasst.

7. Die Menschen — um diesen Theil der Untersuchung mit einer allgemeinen, aus den höchsten Rücksichten geschöpften Betrachtung zu schliessen — werden um der Sachen, die Kräfte um der Resultate willen vernachlässigt. Ein Staat gleicht nach diesem System mehr einer aufgehäuften Menge von leblosen und lebendigen Werkzeugen der Wirksamkeit und des Genusses, als einer Menge thätiger und geniessender Kräfte. Bei der Vernachlässigung der Selbstthätigkeit der handelnden Wesen scheint nur auf Glükseligkeit und Genuss gearbeitet zu sein. Allein, wenn da über Glükseligkeit und Genuss nur die Empfindung des Geniessenden richtig urtheilt, die Berechnung auch richtig wäre; so wäre sie dennoch immer weit von der Würde der Menschheit entfernt. Denn woher käme es sonst, dass eben dies nur Ruhe abzwekkende System auf den menschlich höchsten Genuss, gleichsam aus Besorgniss vor seinem Gegentheil, willig Verzicht thut? Der Mensch geniesst am meisten in den Momenten, in welchen er sich in dem höchsten Grade seiner Kraft und seiner Einheit fühlt. Freilich ist er auch dann dem höchsten Elend am nächsten. Denn auf den Moment der Spannung vermag nur eine gleiche Spannung zu folgen, und die Richtung, zum Genuss oder zum Entbehren, liegt in der Hand des unbesiegten Schiksals. Allein wenn das Gefühl des Höchsten im Menschen nur Glück zu heissen verdient, so gewinnt auch Schmerz und Leiden eine veränderte Gestalt. Der Mensch in seinem Innern wird der Siz des Glücks und des Unglücks, und er wechselt ja nicht mit der wallenden Fluth, die ihn trägt. Jenes System führt, meiner Empfindung nach, auf ein fruchtloses Streben, dem Schmerz zu entrinnen. Wer sich wahrhaft auf Genuss versteht, erduldet den Schmerz, der doch

den Flüchtigen ereilt, und freuet sich unaufhörlich am ruhigen Gange des Schiksals; und der Anblik der Grösse fesselt ihn süss, es mag entstehen, oder vernichtet werden. So kommt er — doch freilich nur der Schwärmer in andern, als seltnen Momenten — selbst zu der Empfindung, dass sogar der Moment des Gefühls der eignen Zerstörung ein Moment des Entzükkens ist.

Vielleicht werde ich beschuldigt, die hier aufgezählten Nachtheile übertrieben zu haben; allein ich musste die volle Wirkung des Einmischens des Staats — von dem hier die Rede ist — schildern, und es versteht sich von selbst, dass jene Nachtheile, nach dem Grade und nach der Art dieses Einmischens selbst, sehr verschieden sind. Ueberhaupt sei mir die Bitte erlaubt, bei allem, was diese Blätter Allgemeines enthalten, von Vergleichungen mit der Wirklichkeit gänzlich zu abstrahiren. In dieser findet man selten einen Fall voll und rein, und selbst dann sieht man nicht abgeschnitten und für sich die einzelnen Wirkungen einzelner Dinge. Dann darf man auch nicht vergessen, dass, wenn einmal schädliche Einflüsse vorhanden sind, das Verderben mit sehr beschleunigten Schritten weiter eilt. Wie grössere Kraft, mit grösserer vereint, doppelt grössere hervorbringt, so artet auch geringere mit geringerer in doppelt geringere aus. Welcher Gedanke selbst wagt es nun, die Schnelligkeit dieser Fortschritte zu begleiten? Indess auch sogar zugegeben, die Nachtheile wären minder gross; so, glaube ich, bestätigt sich die vorgetragene Theorie doch noch bei weitem mehr durch den warlich namenlosen Seegen, der aus ihrer Befolgung — wenn diese, wie freilich manches zweifeln lässt, je *ganz* möglich wäre — entstehen müsste. Denn die immer thätige, nie ruhende, den Dingen inwohnende Kraft kämpft gegen jede, ihr schädliche Einrichtung, und befördert jede, ihr heilsame; so dass es im höchsten

Verstande wahr ist, dass auch der angestrengteste Eifer nie so viel Böses zu wirken vermag, als immer und überall von selbst Gutes hervorgeht.

Ich könnte hier ein erfreuliches Gegenbild eines Volkes aufstellen, das in der höchsten und ungebundensten Freiheit, und in der grössesten Mannigfaltigkeit seiner eignen und der übrigen Verhältnisse um sich her existirte; ich könnte zeigen, wie hier, noch in eben dem Grade schönere, höhere und wunderbarere Gestalten der Mannigfaltigkeit und der Originalität erscheinen müssten, als in dem, schon so unnennbar reizenden Alterthum, in welchem die Eigenthümlichkeit eines minder kultivirten Volks allemal roher und gröber ist, in welchem mit der Feinheit auch allemal die Stärke, und selbst der Reichthum des Charakters wächst, und in welchem, bei der fast gränzenlosen Verbindung aller Nationen und Welttheile mit einander, schon die Elemente gleichsam zahlreicher sind; zeigen, welche Stärke hervorblühen müsste, wenn jedes Wesen sich aus sich selbst organisirte, wenn es, ewig von den schönsten Gestalten umgeben, mit uneingeschränkter und ewig durch die Freiheit ermunterter Selbstthätigkeit diese Gestalten in sich verwandelte; wie zart und fein das innere Dasein des Menschen sich ausbilden, wie es die angelegentlichere Beschäftigung desselben werden, wie alles Physische und Aeussere in das Innere moralische und intellektuelle übergehen, und das Band, welches beide Naturen im Menschen verknüpft, an Dauer gewinnen würde, wenn nichts mehr die freie Rückwirkung aller menschlichen Beschäftigungen auf den Geist und den Charakter störte; wie keiner dem andern gleichsam aufgeopfert würde, wie jeder seine ganze, ihm zugemessene Kraft für sich behielte, und ihn eben darum eine noch schönere Bereitwilligkeit begeisterte, ihr eine, für andre wohlthätige Richtung zu geben; wie, wenn jeder in seiner Eigen-

thümlichkeit fortschritte, mannigfaltigere und feinere Nüancen des schönen menschlichen Charakters entstehen, und Einseitigkeit um so seltener sein würde, als sie überhaupt immer nur eine Folge der Schwäche und Dürftigkeit ist, und als jeder, wenn nichts mehr den andern zwänge, sich ihm gleich zu machen, durch die immer fortdauernde Nothwendigkeit der Verbindung mit andern, dringender veranlasst werden würde, sich nach ihnen anders und anders selbst zu modificiren; wie in diesem Volke keine Kraft und keine Hand für die Erhöhung und den Genuss des Menschendaseins verloren gienge; endlich zeigen, wie schon dadurch ebenso auch die Gesichtspunkte aller nur dahin gerichtet, und von jedem andern falschen, oder doch minder der Menschheit würdigen Endzwek abgewandt werden würden. Ich könnte dann damit schliessen, aufmerksam darauf zu machen, wie diese wohlthätige Folgen einer solchen Konstitution, unter einem Volke, welches es sei, ausgestreut, selbst dem freilich nie ganz tilgbaren Elende der Menschen, den Verheerungen der Natur, dem Verderben der feindseligen Neigungen, und den Ausschweifungen einer zu üppigen Genussesfülle, einen unendlich grossen Theil seiner Schrecklichkeit nehmen würden. Allein ich begnüge mich, das Gegenbild geschildert zu haben; es ist mir genug, Ideen hinzuwerfen, damit ein reiferes Urtheil sie prüfe.

Wenn ich aus dem ganzen bisherigen Raisonnement das letzte Resultat zu ziehen versuche; so muss der erste Grundsaz dieses Theils der gegenwärtigen Untersuchung der sein:

> der Staat enthalte sich aller Sorgfalt für den positiven Wohlstand der Bürger, und gehe keinen Schritt weiter, als zu ihrer Sicherstellung gegen sich selbst und gegen auswärtige Feinde nothwendig ist; zu keinem andern Endzwekke beschränke er ihre Freiheit.

Ich müsste mich jezt zu den Mitteln wenden, durch welche eine solche Sorgfalt thätig geübt wird; allein, da ich sie selbst, meinen Grundsäzen gemäss, gänzlich misbillige, so kann ich hier von diesen Mitteln schweigen, und mich begnügen nur allgemein zu bemerken, dass die Mittel, wodurch die Freiheit zum Behuf des Wohlstandes beschränkt wird, von sehr mannigfaltiger Natur sein können, direkte: Geseze, Ermunterungen, Preise; indirekte: wie dass der Landesherr selbst der beträchtlichste Eigenthümer ist, und dass er einzelnen Bürgern überwiegende Rechte, Monopolien u. s. f. einräumt, und dass alle, einen, obgleich dem Grade und der Art nach, sehr verschiedenen Nachtheil mit sich führen. Wenn man hier auch gegen das Erstere und Leztere keinen Einwurf erregte; so scheint es dennoch sonderbar, dem Staate wehren zu wollen, was jeder Einzelne darf, Belohnungen aussezen, unterstüzen, Eigenthümer sein. Wäre es in der Ausübung möglich, dass der Staat eben so eine zwiefache Person ausmachte, als er es in der Abstraktion thut; so wäre hiergegen nichts zu erinnern. Es wäre dann gerade nicht anders, als wenn eine Privatperson einen mächtigen Einfluss erhielte. Allein da, jenen Unterschied zwischen Theorie und Praxis noch abgerechnet, der Einfluss einer Privatperson durch Konkurrenz andrer, Versplitterung ihres Vermögens, selbst durch ihren Tod aufhören kann, lauter Dinge, die beim Staate nicht zutreffen; so steht noch immer der Grundsaz, dass der Staat sich in nichts mischen darf, was nicht allein die Sicherheit angeht, um so mehr entgegen, als derselbe schlechterdings nicht durch Beweise unterstüzt worden ist, welche gerade aus der Natur des Zwanges allein hergenommen gewesen wären. Auch handelt eine Privatperson aus andern Gründen, als der Staat. Wenn z. B. ein einzelner Bürger Prämien aussetzt, die ich auch — wie es doch wohl nie ist — an sich gleich wirk-

sam mit denen des Staats annehmen will; so thut er dies seines Vortheils halber. Sein Vortheil aber steht, wegen des ewigen Verkehrs mit allen übrigen Bürgern, und wegen der Gleichheit seiner Lage mit der ihrigen, mit dem Vortheile oder Nachtheile anderer, folglich mit ihrem Zustande in genauem Verhältniss. Der Zwek, den er erreichen will, ist also schon gewissermaassen in der Gegenwart vorbereitet, und wirkt folglich darum heilsam. Die Gründe des Staats hingegen sind Ideen und Grundsätze, bei welchen auch die genaueste Berechnung oft täuscht; und sind es aus der Privatlage des Staats geschöpfte Gründe, so ist diese schon an sich nur zu oft für den Wohlstand und die Sicherheit der Bürger bedenklich, und auch der Lage der Bürger nie in eben dem Grade gleich. Wäre sie dies, nun so ist's auch in der Wirklichkeit nicht der Staat mehr, der handelt, und die Natur dieses Raisonnements selbst verbietet dann seine Anwendung.

Eben diess, und das ganze vorige Raisonnement aber gieng allein aus Gesichtspunkten aus, welche bloss die Kraft des Menschen, als solchen, und seine innere Bildung zum Gegenstand hatten. Mit Recht würde man dasselbe der Einseitigkeit beschuldigen, wenn es die Resultate, deren Dasein so nothwendig ist, damit jene Kraft nur überhaupt wirken kann, ganz vernachlässigte. Es entsteht also hier noch die Frage: ob eben diese Dinge, von welchen hier die Sorgfalt des Staats entfernt wird, ohne ihn und für sich gedeihen können? Hier wäre es nun der Ort, die einzelnen Arten der Gewerbe, Akkerbau, Industrie, Handel und alles Uebrige, wovon ich hier zusammengenommen rede, einzeln durchzugehen, und mit Sachkenntniss aus einander zu sezen, welche Nachtheile und Vortheile Freiheit und Selbstüberlassung ihnen gewährt. Mangel eben dieser Sachkenntniss hindert mich, eine solche Erörterung einzugehen. Auch

halte ich dieselbe für die Sache selbst nicht mehr nothwendig. Indess, gut und vorzüglich historisch ausgeführt, würde sie den sehr grossen Nuzen gewähren, diese Ideen mehr zu empfehlen, und zugleich die Möglichkeit einer sehr modificirten Ausführung — da die einmal bestehende wirkliche Lage der Dinge schwerlich in irgend einem Staat eine uneingeschränkte erlauben dürfte — zu beurtheilen. Ich begnüge mich an einigen wenigen allgemeinen Bemerkungen. Jedes Geschäft — welcher Art es auch sei — wird besser betrieben, wenn man es um seiner selbst willen, als den Folgen zu Liebe treibt. Dies liegt so sehr in der Natur des Menschen, dass gewöhnlich, was man anfangs nur des Nuzens wegen wählt, zulezt für sich Reiz gewinnt. Nun aber rührt diess bloss daher, weil dem Menschen Thätigkeit lieber ist, als Besiz, allein Thätigkeit nur, insofern sie Selbstthätigkeit ist. Gerade der rüstigste und thätigste Mensch würde am meisten einer erzwungenen Arbeit Müssiggang vorziehn. Auch wächst die Idee des Eigenthums nur mit der Idee der Freiheit, und gerade die am meisten energische Thätigkeit danken wir dem Gefühle des Eigenthums. Jede Erreichung eines grossen Endzweks erfordert Einheit der Anordnung. Das ist gewiss. Eben so auch jede Verhütung oder Abwehrung grosser Unglücksfälle, Hungersnoth, Ueberschwemmungen u. s. f. Allein diese Einheit lässt sich auch durch Nationalanstalten, nicht bloss durch Staatsanstalten hervorbringen. Einzelnen Theilen der Nation, und ihr selbst im Ganzen muss nur Freiheit gegeben werden, sich durch Verträge zu verbinden. Es bleibt immer ein unläugbar wichtiger Unterschied zwischen einer Nationalanstalt und einer Staatseinrichtung. Jene hat nur eine mittelbare, diese eine unmittelbare Gewalt. Bei jener ist daher mehr Freiheit im Eingehen, Trennen und Modificiren der Verbindung. Anfangs sind höchst wahrscheinlich alle Staatsverbindungen

nichts, als dergleichen Nationenvereine gewesen. Allein hier zeigt eben die Erfahrung die verderblichen Folgen, wenn die Absicht Sicherheit zu erhalten, und andre Endzwekke zu erreichen mit einander verbunden wird. Wer dieses Geschäft besorgen soll, muss, um der Sicherheit willen, absolute Gewalt besizen. Diese aber dehnt er nun auch auf das Uebrige aus, und je mehr sich die Einrichtung von ihrer Entstehung entfernt, desto mehr wächst die Macht, und desto mehr verschwindet die Erinnerung des Grundvertrags. Eine Anstalt *im* Staat hingegen hat nur Gewalt, insofern sie diesen Vertrag und sein Ansehen erhält. Schon dieser Grund allein könnte hinreichend scheinen. Allein dann, wenn auch der Grundvertrag genau bewahrt würde, und die Staatsverbindung im engsten Verstande eine Nationalverbindung wäre; so könnte dennoch der Wille der einzelnen Individuen sich nur durch Repräsentation erklären; und ein Repräsentant Mehrerer kann unmöglich ein so treues Organ der Meinung der einzelnen Repräsentirten sein. Nun aber führen alle im Vorigen entwikkelte Gründe auf die Nothwendigkeit der Einwilligung jedes Einzelnen. Eben diese schliesst auch die Entscheidung nach der Stimmenmehrheit aus, und doch liesse sich keine andere in einer solchen Staatsverbindung, welche sich auf diese, das positive Wohl der Bürger betreffende Gegenstände verbreitete, denken. Den nicht Einwilligenden bliebe also nichts übrig, als aus der Gesellschaft zu treten, dadurch ihrer Gerichtsbarkeit zu entgehen, und die Stimmenmehrheit nicht mehr für sich geltend zu machen. Allein dies ist beinah bis zur Unmöglichkeit erschwert, wenn aus dieser Gesellschaft gehen, zugleich aus dem Staate gehen heisst. Ferner ist es besser, wenn bei einzelnen Veranlassungen einzelne Verbindungen eingegangen, als allgemeinere für unbestimmte künftige Fälle geschlossen werden. Endlich entstehen auch

Vereinigungen freier Menschen in einer Nation mit grösserer Schwierigkeit. Wenn nun dies auf der einen Seite auch der Erreichung der Endzwekke schadet — wogegen doch immer zu bedenken bleibt, dass allgemein, was schwerer entsteht, weil gleichsam die langgeprüfte Kraft sich in einander fügt, auch eine festere Dauer gewinnt — so ist doch gewiss überhaupt jede grössere Vereinigung minder heilsam. Je mehr der Mensch für sich wirkt, desto mehr bildet er sich. In einer grossen Vereinigung wird er zu leicht Werkzeug. Auch sind diese Vereinigungen Schuld, dass oft das Zeichen an die Stelle der Sache tritt, welches der Bildung allemal hinderlich ist. Die todte Hieroglyphe begeistert nicht, wie die lebendige Natur. Ich erinnere hier nur, statt alles Beispiels, an Armenanstalten. Tödtet etwas Andres so sehr alles wahre Mitleid, alle hoffende aber anspruchlose Bitte, alles Vertrauen des Menschen auf Menschen? Verachtet nicht jeder den Bettler, dem es lieber wäre, ein Jahr im Hospital bequem ernährt zu werden, als, nach mancher erduldeten Noth, nicht auf eine hinwerfende Hand, aber auf ein theilnehmendes Herz zu stossen? Ich gebe es also zu, wir hätten diese schnellen Fortschritte ohne die grossen Massen nicht gemacht, in welchen das Menschengeschlecht, wenn ich so sagen darf, in den lezten Jahrhunderten gewirkt hat; allein nur die schnellen nicht. Die Frucht wäre langsamer, aber dennoch gereift. Und sollte sie nicht seegenvoller gewesen sein? Ich glaube daher von diesem Einwurf zurükkehren zu dürfen. Zwei andre bleiben der Folge zur Prüfung aufbewahrt, nemlich, ob auch, bei der Sorglosigkeit, die dem Staate hier vorgeschrieben wird, die Erhaltung der Sicherheit möglich ist? und ob nicht wenigstens die Verschaffung der Mittel, welche dem Staate nothwendig zu seiner Wirksamkeit eingeräumt werden müssen, ein viel-

facheres Eingreifen der Räder der Staatsmaschine in die Verhältnisse der Bürger nothwendig macht?

IV.

Sorgfalt des Staats für das negative Wohl der Bürger, für ihre Sicherheit.

Wäre es mit dem Uebel, welches die Begierde der Menschen, immer über die, ihnen rechtmässig gezogenen Schranken in das Gebiet andrer einzugreifen [1]), und die daraus entspringende Zwietracht stiftet, wie mit den physischen Uebeln der Natur, und denjenigen, diesen hierin wenigstens gleichkommenden moralischen, welche durch Uebermaass des Geniessens oder Entbehrens, oder durch andere, mit den nothwendigen Bedingungen der Erhaltung nicht übereinstimmende Handlungen auf eigne Zerstörung hinauslaufen; so wäre schlechterdings keine Staatsvereinigung nothwendig. Jenen würde der Muth, die Klugheit und Vorsicht der Menschen, diesen die, durch Erfahrung belehrte Weisheit von selbst steuern, und wenigstens ist in beiden mit dem gehobenen Uebel immer Ein Kampf beendigt. Es ist daher keine letzte, widerspruchlose Macht nothwendig, welche doch im

---

[1]) Was ich hier umschreibe, bezeichnen die Griechen mit dem einzigen Worte πλεονεξία, für das ich aber in keiner andern Sprache ein völlig gleichbedeutendes finde. Indess liesse sich vielleicht im Deutschen: Begierde nach Mehr sagen; obgleich dies nicht zugleich die Idee der Unrechtmässigkeit andeutet, welche in dem griechischen Ausdruck, wenn gleich nicht dem Wortsinne, aber doch (so viel mir wenigstens vorgekommen ist) dem beständigen Gebrauch der Schriftsteller nach, liegt. Passender, obgleich, wenigstens dem Sprachgebrauche nach, wohl auch nicht von völlig gleichem Umfang, möchte noch Uebervortheilung sein.

eigentlichsten Verstande den Begriff des Staats ausmacht. Ganz anders aber verhält es sich mit den Uneinigkeiten der Menschen, und sie erfordern allemal schlechterdings eine solche eben beschriebene Gewalt. Denn bei der Zwietracht entstehen Kämpfe aus Kämpfen. Die Beleidigung fordert Rache, und die Rache ist eine neue Beleidigung. Hier muss man also auf eine Rache zurükkommen, welche keine neue Rache erlaubt — und diese ist die Strafe des Staats — oder auf eine Entscheidung, welche die Partheien sich zu beruhigen nöthigt, die Entscheidung des Richters. Auch bedarf nichts so eines zwingenden Befehls und eines unbedingten Gehorsams, als die Unternehmungen der Menschen gegen den Menschen, man mag an die Abtreibung eines auswärtigen Feindes, oder an Erhaltung der Sicherheit im Staate selbst denken. Ohne Sicherheit vermag der Mensch weder seine Kräfte auszubilden, noch die Früchte derselben zu geniessen; denn ohne Sicherheit ist keine Freiheit. Es ist aber zugleich etwas, das der Mensch sich selbst allein nicht verschaffen kann; dies zeigen die eben mehr berührten als ausgeführten Gründe, und die Erfahrung, dass unsre Staaten, die sich doch, da so viele Verträge und Bündnisse sie mit einander verknüpfen, und Furcht so oft den Ausbruch von Thätlichkeiten hindert, gewiss in einer bei weitem günstigeren Lage befinden, als es erlaubt ist, sich den Menschen im Naturstande zu denken, dennoch der Sicherheit nicht geniessen, welcher sich auch in der mittelmässigsten Verfassung der gemeinste Unterthan zu erfreuen hat. Wenn ich daher in dem Vorigen die Sorgfalt des Staats darum von vielen Dingen entfernt habe, weil die Nation sich selbst diese Dinge gleich gut, und ohne die, bei der Besorgung des Staats mit einfliessenden Nachtheile, verschaffen kann; so muss ich dieselbe aus gleichem Grunde

jezt auf die Sicherheit richten, als das Einzige [1]), welches der einzelne Mensch mit seinen Kräften allein nicht zu erlangen vermag. Ich glaube daher hier als den ersten positiven — aber in der Folge noch genauer zu bestimmenden und einzuschränkenden — Grundsatz aufstellen zu können:

> dass die Erhaltung der Sicherheit sowohl gegen auswärtige Feinde, als innerliche Zwistigkeiten den Zwek des Staats ausmachen, und seine Wirksamkeit beschäftigen muss;

da ich bisher nur negativ zu bestimmen versuchte, dass er die Gränzen seiner Sorgfalt wenigstens nicht weiter ausdehnen dürfe.

Diese Behauptung wird auch durch die Geschichte so sehr bestätigt, dass in allen früheren Nationen die Könige nichts andres waren, als Anführer im Kriege, oder Richter im Frieden. Ich sage die Könige. Denn — wenn mir diese Abschweifung erlaubt ist — die Geschichte zeigt uns, wie sonderbar es auch scheint, gerade in der Epoche, wo dem Menschen, welcher, mit noch sehr wenigem Eigenthum versehen, nur persönliche Kraft kennt und schäzt, und in die ungestörteste Ausübung derselben den höchsten Genuss sezt, das Gefühl seiner Freiheit das theuerste ist, nichts als Könige und Monarchien. So alle Staatsverfassungen Asiens, so die ältesten Griechenlands, Italiens, und der freiheitliebendsten Stämme, der Germanischen [2]). Denkt man über die Gründe hiervon nach, so wird man gleichsam von der

---

[1]) *La sureté et la liberté personelle sont les seules choses qu'un être isolé ne puisse s'assurer par lui même.* Mirabeau s. l'éducat. publique. p. 119.

[2]) *Reges (nam in terris nomen imperii id primum fuit)* cet. Sallustius in Catilina. c. 2. — *Και' αρχας απασα πολις Ελλας εβασιλευετο.* Dion. Halicarn. Antiquit. Rom. l. 5. (Zuerst wurden alle Griechische Städte von Königen beherrscht u. s. f.)

Wahrheit überrascht, dass gerade die Wahl einer Monarchie ein Beweis der höchsten Freiheit der Wählenden ist. Der Gedanke eines Befehlshabers entsteht, wie oben gesagt, nur durch das Gefühl der Nothwendigkeit eines Anführers, oder eines Schiedsrichters. Nun ist Ein Führer oder Entscheider unstreitig das Zwekmässigste. Die Besorgniss, dass der Eine aus einem Führer und Schiedsrichter ein Herrscher werden möchte, kennt der wahrhaft freie Mann, die Möglichkeit selbst ahndet er nicht; er traut keinem Menschen die Macht, seine Freiheit unterjochen zu können, und keinem Freien den Willen zu, Herrscher zu sein — wie denn auch in der That der Herrschsüchtige, nicht empfänglich für die hohe Schönheit der Freiheit, die Sklaverei liebt, nur dass er nicht der Sklave sein will — und so ist, wie die Moral mit dem Laster, die Theologie mit der Kezerei, die Politik mit der Knechtschaft entstanden. Nur führen freilich unsere Monarchen nicht eine so honigsüsse Sprache, als die Könige bei Homer und Hesiodus [1]).

---

[1]) *Ὁντινα τιμησουσι Διος κουραι μεγαλοιο,*
Γενομενον τ' εσιδωσι διοτρεφεων βασιλεων,
Τῳ μεν επι γλωσσῃ γλυκερην χεουσι δεησιν,
Του δ' επε' εκ στοματος ρεει μειλιχα.

und

Τουνεκα γαρ βασιληες εχεφρονες, οὑνεκα λαοις
Βλαπτομενοις αγορῃφι μεταφρασα εργα τελευσι
Ρηιδιως, μαλακως παραφαμενοι επεεσσιν.
Hesiodus in Theogonia.

(Wen der götterentsprossenen Könige Zeus des Erhabnen
Töchter ehren, auf wen ihr Auge bei seiner Geburt blickt,
Dem beträufeln sie mit holdem Thaue die Zunge,
Honigsüss entströmet seinen Lippen die Rede.

und

Darum herrschen verständige Könige, dass sie die Völker,
Wenn ein Zwist sie spaltet, in der Versammlung zur Eintracht
Sonder Mühe bewegen, mit sanften Worten sie lenkend.)

V.

Sorgfalt des Staats für die Sicherheit gegen auswärtige Feinde *).

Von der Sicherheit gegen auswärtige Feinde brauchte ich — um zu meinem Vorhaben zurükzukehren — kaum ein Wort zu sagen, wenn es nicht die Klarheit der Hauptidee vermehrte, sie auf alle einzelne Gegenstände nach und nach anzuwenden. Allein diese Anwendung wird hier um so weniger unnüz sein, als ich mich allein auf die Wirkung des Krieges auf den Charakter der Nation, und folglich auf den Gesichtspunkt beschränken werde, den ich in dieser ganzen Untersuchung, als den herrschenden, gewählt habe. Aus diesem nun die Sache betrachtet, ist mir der Krieg eine der heilsamsten Erscheinungen zur Bildung des Menschengeschlechts, und ungern seh' ich ihn nach und nach immer mehr vom Schauplaz zurücktreten. Es ist das freilich furchtbare Extrem, wodurch jeder thätige Muth gegen Gefahr, Arbeit und Mühseligkeit geprüft und gestählt wird, der sich nachher in so verschiedene Nüancen im Menschenleben modificirt, und welcher allein der ganzen Gestalt die Stärke und Mannigfaltigkeit giebt, ohne welche Leichtigkeit Schwäche, und Einheit Leere ist.

Man wird mir antworten, dass es, neben dem Kriege, noch andere Mittel dieser Art giebt, physische Gefahren bei mancherlei Beschäftigungen, und — wenn ich mich des Ausdrucks bedienen darf — moralische von verschiedener Gattung, welche den festen, unerschütterten Staatsmann im

*) Dieser Abschnitt war bereits in der Berlinischen Monatsschrift Jahrg. 1792. Stück I. S. 84—88 enthalten und aus derselben in diesen gesammelten Werken Thl. I. S. 312 — 317 abgedruckt. Die uns jetzt vorliegende Original-Handschrift des Verfassers enthält einzelne Abweichungen, welche in diesem neuen Abdruck genau wiedergegeben sind.

Kabinett, wie den freimüthigen Denker in seiner einsamen Zelle treffen können. Allein es ist mir unmöglich, mich von der Vorstellung loszureissen, dass, wie alles Geistige nur eine feinere Blüthe des Körperlichen, so auch dieses es ist. Nun lebt zwar der Stamm, auf dem sie hervorspriessen kann, in der Vergangenheit. Allein das Andenken der Vergangenheit tritt immer weiter zurück, die Zahl derer, auf welche es wirkt, vermindert sich immer in der Nation, und selbst auf diese wird die Wirkung schwächer. Andren, obschon gleich gefahrvollen Beschäftigungen, Seefahrten, dem Bergbau u. s. f. fehlt, wenn gleich mehr und minder, die Idee der Grösse und des Ruhms, die mit dem Kriege so eng verbunden ist. Und diese Idee ist in der That nicht chimärisch. Sie beruht auf einer Vorstellung von überwiegender Macht. Den Elementen sucht man mehr zu entrinnen, ihre Gewalt mehr auszudauern, als sie zu besiegen:

— mit Göttern
soll sich nicht messen
irgend ein Mensch;

Rettung ist nicht Sieg; was das Schicksal wohlthätig schenkt, und menschlicher Muth, oder menschliche Empfindsamkeit nur benutzt, ist nicht Frucht, oder Beweis der Obergewalt. Auch denkt jeder im Kriege, das Recht auf seiner Seite zu haben, jeder eine Beleidigung zu rächen. Nun aber achtet der natürliche Mensch, und mit einem Gefühl, das auch der kultivirteste nicht abläugnen kann, es höher, seine Ehre zu reinigen, als Bedarf fürs Leben zu sammeln. Niemand wird es mir zutrauen, den Tod eines gefallenen Kriegers schöner zu nennen, als den Tod eines kühnen Plinius, oder, um vielleicht nicht genug geehrte Männer zu nennen, den Tod von Robert und Pilatre du Rozier. Allein diese Beispiele sind selten, und wer weiss, ob ohne jene sie überhaupt nur wären? Auch habe ich für den Krieg gerade

keine günstige Lage gewählt. Man nehme die Spartaner bei Thermopylä. Ich frage einen jeden, was solch ein Beispiel auf eine Nation wirkt? Wohl weiss ichs, eben dieser Muth, eben diese Selbstverläugnung kann sich in jeder Situation des Lebens zeigen, und zeigt sich wirklich in jeder. Aber will man es dem sinnlichen Menschen verargen, wenn der lebendigste Ausdruck ihn auch am meisten hinreisst, und kann man es läugnen, dass ein Ausdruck dieser Art wenigstens in der grössesten Allgemeinheit wirkt? Und bei alle dem, was ich auch je von Uebeln *hörte*, welche schrecklicher wären, als der Tod; ich *sah* noch keinen Menschen, der das Leben in üppiger Fülle genoss, und der — ohne Schwärmer zu sein — den Tod verachtete. Am wenigsten aber existirten diese Menschen im Alterthum, wo man noch die Sache höher, als den Namen, die Gegenwart höher, als die Zukunft schätzte. Was ich daher hier von Kriegern sage, gilt nur von solchen, die, nicht gebildet, wie jene in Platos Republik, die Dinge, Leben und Tod, nehmen für das, was sie sind; von Kriegern, welche, das Höchste im Auge, das Höchste aufs Spiel sezen. Alle Situationen, in welchen sich die Extreme gleichsam an einander knüpfen, sind die interessantesten und bildendsten. Wo ist dies aber mehr der Fall, als im Kriege, wo Neigung und Pflicht, und Pflicht des Menschen und des Bürgers in unaufhörlichem Streite zu sein scheinen, und wo dennoch — sobald nur gerechte Vertheidigung die Waffen in die Hand gab — alle diese Kollisionen die vollste Auflösung finden?

Schon der Gesichtspunkt, aus welchem allein ich den Krieg für heilsam und nothwendig halte, zeigt hinlänglich, wie, meiner Meinung nach, im Staate davon Gebrauch gemacht werden müsste. Dem Geist, den er wirkt, muss Freiheit gewährt werden, sich durch alle Mitglieder der Nation zu ergiessen. Schon diess spricht gegen die stehen-

den Armeen. Ueberdiess sind sie, und die neuere Art des Krieges überhaupt, freilich weit von dem Ideal entfernt, das für die Bildung des Menschen das nüzlichste wäre. Wenn schon überhaupt der Krieger, mit Aufopferung seiner Freiheit, gleichsam Maschine werden muss; so muss er es noch in weit höherem Grade bei unserer Art der Kriegführung, bei welcher es soviel weniger auf die Stärke, Tapferkeit und Geschicklichkeit des Einzelnen ankommt. Wie verderblich muss es nun sein, wenn beträchtliche Theile der Nationen, nicht bloss einzelne Jahre, sondern oft ihr Leben hindurch im Frieden, nur zum Behuf des möglichen Krieges, in diesem maschinenmässigen Leben erhalten werden? Vielleicht ist es nirgends so sehr, als hier, der Fall, dass mit der Ausbildung der Theorie der menschlichen Unternehmungen, der Nuzen derselben für diejenigen sinkt, welche sich mit ihnen beschäftigen. Unläugbar hat die Kriegskunst unter den Neueren unglaubliche Fortschritte gemacht, aber ebenso unläugbar ist der edle Charakter der Krieger seltner geworden, seine höchste Schönheit existirt nur noch in der Geschichte des Alterthums, wenigstens — wenn man diess für übertrieben halten sollte — hat der kriegerische Geist bei uns sehr oft bloss schädliche Folgen für die Nationen, da wir ihn im Alterthum so oft von so heilsamen begleitet sehen. Allein unsre stehende Armeen bringen, wenn ich so sagen darf, den Krieg mitten in den Schooss des Friedens. Kriegsmuth ist nur in Verbindung mit den schönsten friedlichen Tugenden, Kriegszucht nur in Verbindung mit dem höchsten Freiheitsgefühle ehrwürdig. Beides getrennt — und wie sehr wird eine solche Trennung durch den im Frieden bewafneten Krieger begünstigt? — artet diese sehr leicht in Sklaverei, jener in Wildheit und Zügellosigkeit aus.

Bei diesem Tadel der stehenden Armeen sei mir die Erinnerung erlaubt, dass ich hier nicht weiter von ihnen rede als mein gegenwärtiger Gesichtspunkt erfordert. Ihren grossen, unbestrittenen Nuzen — wodurch sie dem Zuge das Gleichgewicht halten, mit dem sonst ihre Fehler sie, wie jedes irdische Wesen, unaufhaltbar zum Untergange dahinreissen würden — zu verkennen, sei fern von mir. Sie sind ein Theil des Ganzen, welches nicht Plane eitler menschlicher Vernunft, sondern die sichre Hand des Schiksals gebildet hat. Wie sie in alles Andre, unsrem Zeitalter Eigenthümliche, eingreifen, wie sie mit diesem die Schuld und das Verdienst des Guten und Bösen theilen, das uns auszeichnen mag, müsste das Gemälde schildern, welches uns, treffend und vollständig gezeichnet, die Vorwelt an die Seite zu stellen wagte.

Auch müsste ich sehr unglüklich in Auseinandersezung meiner Ideen gewesen sein, wenn man glauben könnte, der Staat sollte, meiner Meinung nach, von Zeit zu Zeit Krieg erregen. Er gebe Freiheit und dieselbe Freiheit geniesse ein benachbarter Staat. Die Menschen sind in jedem Zeitalter Menschen, und verlieren nie ihre ursprünglichen Leidenschaften. Es wird Krieg von selbst entstehen; und entsteht er nicht, nun so ist man wenigstens gewiss, dass der Friede weder durch Gewalt erzwungen, noch durch künstliche Lähmung hervorgebracht ist; und dann wird der Friede den Nationen freilich ein eben so wohlthätigeres Geschenk sein, wie der friedliche Pflüger ein holderes Bild ist, als der blutige Krieger. Und gewiss ist es, denkt man sich ein Fortschreiten der ganzen Menschheit von Generation zu Generation; so müssten die folgenden Zeitalter immer die friedlicheren sein. Aber dann ist der Friede aus den inneren Kräften der Wesen hervorgegangen, dann sind die Menschen, und zwar die freien Menschen friedlich geworden.

Jezt — das beweist Ein Jahr Europäischer Geschichte — geniessen wir die Früchte des Friedens, aber nicht die der Friedlichkeit. Die menschlichen Kräfte, unaufhörlich nach einer gleichsam unendlichen Wirksamkeit strebend, wenn sie einander begegnen, vereinen oder bekämpfen sich. Welche Gestalt der Kampf annehme, ob die des Krieges, oder des Wetteifers, oder welche sonst man nüanciren möge? hängt vorzüglich von ihrer Verfeinerung ab.

Soll ich jezt auch aus diesem Raisonnement einen zu meinem Endziel dienenden Grundsaz ziehen;

so muss der Staat den Krieg auf keinerlei Weise befördern, allein auch ebensowenig, wenn die Nothwendigkeit ihn fordert, gewaltsam verhindern; dem Einflusse desselben auf Geist und Charakter sich durch die ganze Nation zu ergiessen völlige Freiheit verstatten; und vorzüglich sich aller positiven Einrichtungen enthalten, die Nation zum Kriege zu bilden, oder ihnen, wenn sie denn, wie z. B. Waffenübungen der Bürger, schlechterdings nothwendig sind, eine solche Richtung geben, dass sie derselben nicht bloss die Tapferkeit, Fertigkeit und Subordination eines Soldaten beibringen, sondern den Geist wahrer Krieger, oder vielmehr edler Bürger einhauchen, welche für ihr Vaterland zu fechten immer bereit sind.

VI.

Sorgfalt des Staats für die Sicherheit der Bürger unter einander. Mittel, diesen Endzwek zu erreichen. Veranstaltungen, welche auf die Umformung des Geistes und Charakters der Bürger gerichtet sind. Oeffentliche Erziehung.

Eine tiefere und ausführlichere Prüfung erfordert die Sorgfalt des Staats für die innere Sicherheit der Bürger un-

ter einander, zu der ich mich jezt wende. Denn es scheint mir nicht hinlänglich, demselben bloss allgemein die Erhaltung derselben zur Pflicht zu machen, sondern ich halte es vielmehr für nothwendig, die besondren Gränzen dabei zu bestimmen, oder wenn diess allgemein nicht möglich sein sollte, wenigstens die Gründe dieser Unmöglichkeit auseinanderzusezen, und die Merkmale anzugeben, an welchen sie in gegebenen Fällen zu erkennen sein möchten. Schon eine sehr mangelhafte Erfahrung lehrt, dass diese Sorgfalt mehr oder minder weit ausgreifen kann, ihren Endzwek zu erreichen. Sie kann sich begnügen, begangene Unordnungen wieder herzustellen, und zu bestrafen. Sie kann schon ihre Begehung überhaupt zu verhüten suchen, und sie kann endlich zu diesem Endzwek den Bürgern, ihrem Charakter und ihrem Geist, eine Wendung zu ertheilen bemüht sein, die hierauf abzwekt. Auch gleichsam die Extension ist verschiedener Grade fähig. Es können bloss Beleidigungen der Rechte der Bürger, und unmittelbaren Rechte des Staats untersucht und gerügt werden; oder man kann, indem man den Bürger als ein Wesen ansieht, das dem Staate die Anwendung seiner Kräfte schuldig ist, und also durch Zerstörung oder Schwächung dieser Kräfte ihn gleichsam seines Eigenthums beraubt, auch auf Handlungen ein wachsames Auge haben, deren Folgen sich nur auf den Handelnden selbst erstrekken. Alles diess fasse ich hier auf einmal zusammen, und rede daher allgemein von allen Einrichtungen des Staats, welche in der Absicht der Beförderung der öffentlichen Sicherheit geschehen. Zugleich werden sich hier von selbst alle diejenigen darstellen, die, sollten sie auch nicht überall, oder nicht bloss auf Sicherheit abzwekken, das moralische Wohl der Bürger angehen, da, wie ich schon oben bemerkt, die Natur der Sache selbst keine genaue Trennung erlaubt, und diese Einrichtungen doch gewöhnlich

die Sicherheit und Ruhe des Staats vorzüglich beabsichten. Ich werde dabei demjenigen Gange getreu bleiben, den ich bisher gewählt habe. Ich habe nemlich zuerst die grösseste mögliche Wirksamkeit des Staats angenommen, und nun nach und nach zu prüfen versucht, was davon abgeschnitten werden müsse. Jezt ist mir nur die Sorge für die Sicherheit übrig geblieben. Bei dieser muss nun aber wiederum auf gleiche Weise verfahren werden, und ich werde daher dieselbe zuerst in ihrer grössesten Ausdehnung betrachten, um durch allmähliche Einschränkungen auf diejenigen Grundsäze zu kommen, welche mir die richtigen scheinen. Sollte dieser Gang vielleicht für zu langsam und weitläuftig gehalten werden; so gebe ich gern zu, dass ein dogmatischer Vortrag gerade die entgegengesezte Methode erfordern würde. Allein bei einem bloss untersuchenden, wie der gegenwärtige, ist man wenigstens gewiss, den ganzen Umfang des Gegenstandes umspannt, nichts übersehen, und die Grundsäze gerade in der Folge entwikkelt zu haben, in welcher sie wirklich aus einander herfliessen.

Man *) hat, vorzüglich seit einiger Zeit, so sehr auf die Verhütung gesezwidriger Handlungen und auf Anwendung moralischer Mittel im Staate gedrungen. Ich, so oft ich dergleichen oder ähnliche Aufforderungen höre, freue mich, gesteh' ich, dass eine solche freiheitbeschränkende Anwendung bei uns immer weniger gemacht, und, bei der Lage fast aller Staaten, immer weniger möglich wird.

Man beruft sich auf Griechenland und Rom, aber eine genauere Kenntniss ihrer Verfassungen würde bald zeigen, wie unpassend diese Vergleichungen sind. Jene Staaten

*) Von hier an war dieser Abschnitt bereits in der Berlin. Monatsschr. Jahrg. 1792 Stück 12, S. 597—606 enthalten und ist daraus in diesen „gesammelten Werken" Bd. I. S. 336—342 abgedruckt. (Anmerk. d. Herausgeb.)

waren Republiken, ihre Anstalten dieser Art waren Stüzen der freien Verfassung, welche die Bürger mit einem Enthusiasmus erfüllte, welcher den nachtheiligen Einfluss der Einschränkung der Privatfreiheit minder fühlen, und die Energie des Charakters minder schädlich werden liess. Dann genossen sie auch übrigens einer grösseren Freiheit, als wir, und was sie aufopferten, opferten sie einer andern Thätigkeit, dem Antheil an der Regierung, auf. In unsern, meistentheils monarchischen Staaten ist das alles ganz anders. Was die Alten von moralischen Mitteln anwenden mochten, Nationalerziehung, Religion, Sittengeseze, alles würde bei uns minder fruchten, und einen grösseren Schaden bringen. Dann war auch das Meiste, was man jezt so oft für Wirkung der Klugheit des Gesezgebers hält, bloss schon wirkliche, nur vielleicht wankende, und daher der Sanktion des Gesezes bedürfende Volkssitte. Die Uebereinstimmung der Einrichtungen des Lykurgus mit der Lebensart der meisten unkultivirten Nationen hat schon Ferguson meisterhaft gezeigt, und da höhere Kultur die Nation verfeinerte, erhielt sich auch in der That nicht mehr, als der Schatten jener Einrichtungen. Endlich steht, dünkt mich, das Menschengeschlecht jezt auf einer Stufe der Kultur, von welcher es sich nur durch Ausbildung der Individuen höher emporschwingen kann; und daher sind alle Einrichtungen, welche diese Ausbildung hindern, und die Menschen mehr in Massen zusammendrängen, jezt schädlicher als ehmals.

Schon diesen wenigen Bemerkungen zufolge erscheint, um zuerst von demjenigen moralischen Mittel zu reden, was am weitesten gleichsam ausgreift, öffentliche, d. i. vom Staat angeordnete oder geleitete Erziehung wenigstens von vielen Seiten bedenklich. Nach dem ganzen vorigen Raisonnement kommt schlechterdings Alles auf die Ausbildung des Menschen in der höchsten Mannigfaltigkeit an; öffentliche Erzie-

hung aber muss, selbst wenn sie diesen Fehler vermeiden, wenn sie sich bloss darauf einschränken wollte, Erzieher anzustellen und zu unterhalten, immer eine bestimmte Form begünstigen. Es treten daher alle die Nachtheile bei derselben ein, welche der erste Theil dieser Untersuchung hinlänglich dargestellt hat, und ich brauche nur noch hinzuzufügen, dass jede Einschränkung verderblicher wird, wenn sie sich auf den moralischen Menschen bezieht, und dass, wenn irgend etwas Wirksamkeit auf das einzelne Individuum fordert, diess gerade die Erziehung ist, welche das einzelne Individuum bilden soll. Es ist unläugbar, dass gerade daraus sehr heilsame Folgen entspringen, dass der Mensch in der Gestalt, welche ihm seine Lage und die Umstände gegeben haben, im Staate selbst thätig wird, und nun durch den Streit — wenn ich so sagen darf — der ihm vom Staat angewiesenen Lage, und der von ihm selbst gewählten, zum Theil er anders geformt wird, zum Theil die Verfassung des Staats selbst, Aenderungen erleidet, wie denn dergleichen, obgleich freilich auf einmal fast unbemerkbare Aenderungen, nach den Modifikationen des Nationalcharakters, bei allen Staaten unverkennbar sind. Diess aber hört wenigstens immer in dem Grade auf, in welchem der Bürger von seiner Kindheit an schon zum Bürger gebildet wird. Gewiss ist es wohlthätig, wenn die Verhältnisse des Menschen und des Bürgers soviel als möglich zusammenfallen; aber es bleibt diess doch nur alsdann, wenn das des Bürgers so wenig eigenthümliche Eigenschaften fordert, dass sich die natürliche Gestalt des Menschen, ohne etwas aufzuopfern, erhalten kann — gleichsam das Ziel, wohin alle Ideen, die ich in dieser Untersuchung zu entwikkeln wage, allein hinstreben. Ganz und gar aber hört es auf, heilsam zu sein, wenn der Mensch dem Bürger geopfert wird. Denn wenn gleich alsdann die nachtheiligen Folgen des Misverhaltnisses hinweg-

fallen; so verliert auch der Mensch dasjenige, welches er gerade durch die Vereinigung in einen Staat zu sichern bemüht war. Daher müsste, meiner Meinung zufolge, die freieste, so wenig als möglich schon auf die bürgerlichen Verhältnisse gerichtete Bildung des Menschen überall vorangehen. Der so gebildete Mensch müsste dann in den Staat treten, und die Verfassung des Staats sich gleichsam an ihm prüfen. Nur bei einem solchen Kampfe würde ich wahre Verbesserung der Verfassung durch die Nation mit Gewissheit hoffen, und nur bei einem solchen schädlichen Einfluss der bürgerlichen Einrichtung auf den Menschen nicht besorgen. Denn selbst wenn die leztere sehr fehlerhaft wäre, liesse sich denken, wie gerade durch ihre einengenden Fesseln die widerstrebende, oder, troz derselben, sich in ihrer Grösse erhaltende Energie des Menschen gewänne. Aber diess könnte nur sein, wenn dieselbe vorher sich in ihrer Freiheit entwikkelt hätte. Denn welch ein ungewöhnlicher Grad gehörte dazu, sich auch da, wo jene Fesseln von der ersten Jugend an drükten, noch zu erheben und zu erhalten? Jede öffentliche Erziehung aber, da immer der Geist der Regierung in ihr herrscht, giebt dem Menschen eine gewisse bürgerliche Form.

Wo nun eine solche Form an sich bestimmt und in sich, wenn gleich einseitig, doch schön ist, wie wir es in den alten Staaten, und vielleicht noch jezt in mancher Republik finden, da ist nicht allein die Ausführung leichter, sondern auch die Sache selbst minder schädlich. Allein in unsren monarchischen Verfassungen existirt — und gewiss zum nicht geringen Glük für die Bildung des Menschen — eine solche bestimmte Form ganz und gar nicht. Es gehört offenbar zu ihren, obgleich auch von manchen Nachtheilen begleiteten Vorzügen, dass, da doch die Staatsverbindung immer nur als ein Mittel anzusehen ist, nicht soviel Kräfte

der Individuen auf diess Mittel verwandt zu werden brauchen, als in Republiken. Sobald der Unterthan den Gesezen gehorcht, und sich und die seinigen im Wohlstande und einer nicht schädlichen Thätigkeit erhält, kümmert den Staat die genauere Art seiner Existenz nicht. Hier hätte daher die öffentliche Erziehung, die, schon als solche, sei es auch unvermerkt, den Bürger oder Unterthan, nicht den Menschen, wie die Privaterziehung, vor Augen hat, nicht Eine bestimmte Tugend oder Art zu sein zum Zwek; sie suchte vielmehr gleichsam ein Gleichgewicht aller, da nichts so sehr, als gerade diess, die Ruhe hervorbringt und erhält, welche eben diese Staaten am eifrigsten beabsichten. Ein solches Streben aber gewinnt, wie ich schon bei einer andern Gelegenheit zu zeigen versucht habe, entweder keinen Fortgang, oder führt auf Mangel an Energie; da hingegen die Verfolgung einzelner Seiten, welche der Privaterziehung eigen ist, durch das Leben in verschiedenen Verhältnissen und Verbindungen jenes Gleichgewicht sichrer und ohne Aufopferung der Energie hervorbringt.

Will man aber der öffentlichen Erziehung alle positive Beförderung dieser oder jener Art der Ausbildung untersagen, will man es ihr zur Pflicht machen, bloss die eigene Entwikkelung der Kräfte zu begünstigen; so ist diess einmal an sich nicht ausführbar, da was Einheit der Anordnung hat, auch allemal eine gewisse Einförmigkeit der Wirkung hervorbringt, und dann ist auch unter dieser Voraussezung der Nuzen einer öffentlichen Erziehung nicht abzusehen. Denn ist es bloss die Absicht zu verhindern, dass Kinder nicht ganz unerzogen bleiben; so ist es ja leichter und minder schädlich, nachlässigen Eltern Vormünder zu sezen, oder dürftige zu unterstüzen. Ferner erreicht auch die öffentliche Erziehung nicht einmal die Absicht, welche sie sich vorsezt, nemlich die Umformung der Sitten nach dem Muster, wel-

ches der Staat für das ihm angemessenste hält. So wichtig und auf das ganze Leben einwirkend auch der Einfluss der Erziehung sein mag; so sind doch noch immer wichtiger die Umstände, welche den Menschen durch das ganze Leben begleiten. Wo also nicht alles zusammenstimmt, da vermag diese Erziehung allein nicht durchzudringen. Ueberhaupt soll die Erziehung nur, ohne Rüksicht auf bestimmte, den Menschen zu ertheilende bürgerliche Formen, Menschen bilden; so bedarf es des Staats nicht. Unter freien Menschen gewinnen alle Gewerbe bessren Fortgang; blühen alle Künste schöner auf; erweitern sich alle Wissenschaften. Unter ihnen sind auch alle Familienbande enger, die Eltern eifriger bestrebt für ihre Kinder zu sorgen, und, bei höherem Wohlstande, auch vermögender, ihrem Wunsche hierin zu folgen. Bei freien Menschen entsteht Nacheiferung, und es bilden sich bessere Erzieher wo ihr Schiksal von dem Erfolg ihrer Arbeiten, als wo es von der Beförderung abhängt, die sie vom Staate zu erwarten haben. Es wird daher weder an sorgfältiger Familienerziehung, noch an Anstalten so nüzlicher und nothwendiger gemeinschaftlicher Erziehung fehlen [1]). Soll aber öffentliche Erziehung dem Menschen eine bestimmte Form ertheilen, so ist, was man auch sagen möge, zur Verhütung der Uebertretung der Geseze, zur Befestigung der Sicherheit so gut als nichts gethan. Denn Tugend und Laster hängen nicht an dieser oder jener Art des Menschen zu sein, sind nicht mit dieser oder jener Charakterseite nothwendig verbunden; sondern es kommt in Rüksicht auf sie weit mehr auf die Harmonie

[1]) *Dans une société bien ordonnée, au contraire, tout invite les hommes à cultiver leurs moyens naturels: sans qu'on s'en mêle, l'éducation sera bonne; elle sera même d'autant meilleure, qu'on aura plus laissé à faire à l'industrie des maitres et à l'émulation des élèves.* Mirabeau s. l'éducat. publ. p. 12.

oder Disharmonie der verschiedenen Charakterzüge, auf das Verhältniss der Kraft zu der Summe der Neigungen u. s. f. an. Jede bestimmte Charakterbildung ist daher eigener Ausschweifungen fähig, und artet in dieselben aus. Hat daher eine ganze Nation ausschliesslich vorzüglich eine gewisse erhalten, so fehlt es an aller entgegenstrebenden Kraft, und mithin an allem Gleichgewicht. Vielleicht liegt sogar hierin auch ein Grund der häufigen Veränderungen der Verfassung der alten Staaten. Jede Verfassung wirkte so sehr auf den Nationalcharakter, dieser, bestimmt gebildet, artete aus, und brachte eine neue hervor. Endlich wirkt öffentliche Erziehung, wenn man ihr völlige Erreichung ihrer Absicht zugestehen will, zu viel. Um die in einem Staat nothwendige Sicherheit zu erhalten, ist Umformung der Sitten selbst nicht nothwendig. Allein die Gründe, womit ich diese Behauptung zu unterstüzen gedenke, bewahre ich der Folge auf, da sie auf das ganze Bestreben des Staats, auf die Sitten zu wirken, Bezug haben, und mir noch vorher von einem Paar einzelner, zu demselben gehöriger Mittel zu reden übrig bleibt. Oeffentliche Erziehung scheint mir daher ganz ausserhalb der Schranken zu liegen, in welchen der Staat seine Wirksamkeit halten muss [1]).

---

[1]) *Ainsi c'est peut-être un problème de savoir si les législateurs français doivent s'occuper de l'éducation publique, autrement que pour en protéger les progrès, et si la constitution la plus favorable au développement du moi humain et les lois les plus propres à mettre chacun à sa place, ne sont pas la seule éducation que le peuple doive attendre d'eux.* l. c. p. 11. — *D'après cela, les principes rigoureux sembleroient exiger que l'Assemblée Nationale ne s'occupât de l'éducation que pour l'enlever à des pouvoirs ou à des corps qui peuvent en dépraver l'influence.* l. c. p. 12.

VII.

Religion.

Ausser der eigentlichen Erziehung der Jugend giebt es noch ein anderes Mittel auf den Charakter und die Sitten der Nation zu wirken, durch welches der Staat gleichsam den erwachsenen, reif gewordenen Menschen erzieht, sein ganzes Leben hindurch seine Handlungsweise und Denkungsart begleitet, und derselben diese oder jene Richtung zu ertheilen, oder sie wenigstens vor diesem oder jenem Abwege zu bewahren versucht — die Religion. Alle Staaten, soviel uns die Geschichte aufzeigt, haben sich dieses Mittels, obgleich in sehr verschiedener Absicht, und in verschiedenem Maasse bedient. Bei den Alten war die Religion mit der Staatsverfassung innigst verbunden, eigentlich politische Stüze oder Triebfeder derselben, und es gilt daher davon alles das, was ich im Vorigen über ähnliche Einrichtungen der Alten bemerkt habe. Als die christliche Religion, statt der ehemaligen Partikulargottheiten der Nationen, eine allgemeine Gottheit aller Menschen lehrte, dadurch eine der gefährlichsten Mauern umstürzte, welche die verschiedenen Stämme des Menschengeschlechts von einander absonderten, und damit den wahren Grund aller wahren Menschentugend, Menschenentwikkelung und Menschenvereinigung legte, ohne welche Aufklärung, und Kenntnisse und Wissenschaften selbst noch sehr viel länger, wenn nicht immer, ein seltenes Eigenthum einiger Wenigen geblieben wären; wurde das Band zwischen der Verfassung des Staats und der Religion lokkerer. Als aber nachher der Einbruch barbarischer Völker die Aufklärung verscheuchte, Misverstand eben jener Religion einen blinden und intoleranten Eifer Proselyten zu machen eingab, und die politische Gestalt der Staaten zugleich so verändert war, dass man, statt der Bürger, nur

Unterthanen, und nicht sowohl des Staats, als des Regenten fand, wurde Sorgfalt für die Erhaltung und Ausbreitung der Religion aus eigener Gewissenhaftigkeit der Fürsten geübt, welche dieselbe ihnen von der Gottheit selbst anvertraut glaubten. In neueren Zeiten ist zwar diess Vorurtheil seltener geworden, allein der Gesichtspunkt der innerlichen Sicherheit und der Sittlichkeit — als ihrer festesten Schuzwehr — hat die Beförderung der Religion durch Geseze und Staatseinrichtungen nicht minder dringend empfohlen. Diess, glaube ich, wären etwa die Hauptepochen in der Religionsgeschichte der Staaten, ob ich gleich nicht läugnen will, dass jede der angeführten Rüksichten, und vorzüglich die lezte überall mitwirken mochte, indess freilich Eine die vorzüglichste war. Bei dem Bemühen, durch Religionsideen auf die Sitten zu wirken, muss man die Beförderung einer bestimmten Religion von der Beförderung der Religiosität überhaupt unterscheiden. Jene ist unstreitig drükkender und verderblicher, als diese. Allein überhaupt ist nur diese nicht leicht, ohne jene, möglich. Denn wenn der Staat einmal Moralität und Religiosität unzertrennbar vereint glaubt, und es für möglich und erlaubt hält, durch diess Mittel zu wirken; so ist es kaum möglich, dass er nicht, bei der verschiedenen Angemessenheit verschiedener Religionsmeinungen zu der wahren oder angenommenen Ideen nach geformten Moralität eine vorzugsweise vor der andern in Schuz nehme. Selbst wenn er diess gänzlich vermeidet und gleichsam als Beschüzer und Vertheidiger aller Religionspartheien auftritt; so muss er doch, da er nur nach den äussren Handlungen zu urtheilen vermag, die Meinungen dieser Partheien mit Unterdrükkung der möglichen abweichenden Meinungen Einzelner begünstigen; und wenigstens interessirt er sich auf alle Fälle insofern für Eine Meinung, als er den aufs Leben einwirkenden Glauben an eine Gottheit all-

gemein zum herrschenden zu machen sucht. Hiezu kommt nun noch über diess alles, dass, bei der Zweideutigkeit aller Ausdrükke, bei der Menge der Ideen, welche sich Einem Wort nur zu oft unterschieben lassen, der Staat selbst dem Ausdruk Religiosität eine bestimmte Bedeutung unterlegen müsste, wenn er sich desselben irgend, als einer Richtschnur, bedienen wollte. So ist daher, meines Erachtens, schlechterdings keine Einmischung des Staats in Religionssachen möglich, welche sich nicht, nur mehr oder minder, die Begünstigung gewisser bestimmter Meinungen zu Schulden kommen liesse, und folglich nicht die Gründe gegen sich gelten lassen müsste, welche von einer solchen Begünstigung hergenommen sind. Eben so wenig halte ich eine Art dieses Einmischens möglich, welche nicht wenigstens gewissermaassen eine Leitung, eine Hemmung der Freiheit der Individuen mit sich führte. Denn wie verschieden auch sehr natürlich der Einfluss von eigentlichem Zwange, blosser Aufforderung, und endlich blosser Verschaffung leichterer Gelegenheit zu Beschäftigung mit Religionsideen ist; so ist doch selbst in dieser lezteren, wie im Vorigen bei mehreren ähnlichen Einrichtungen ausführlicher zu zeigen versucht worden ist, immer ein gewisses, die Freiheit einengendes Uebergewicht der Vorstellungsart des Staats. Diese Bemerkungen habe ich vorausschikken zu müssen geglaubt, um bei der folgenden Untersuchung dem Einwurfe zu begegnen, dass dieselbe nicht von der Sorgfalt für die Beförderung der Religion überhaupt, sondern nur von einzelnen Gattungen derselben rede, und um dieselbe nicht durch eine ängstliche Durchgehung der einzelnen möglichen Fälle zu sehr zerstükkeln zu dürfen.

Alle Religion — und zwar rede ich hier von Religion, insofern sie sich auf Sittlichkeit und Glükseligkeit bezieht, und folglich in Gefühl übergegangen ist, nicht insofern die

Vernunft irgend eine Religionswahrheit wirklich erkennt, oder zu erkennen meint, da Einsicht der Wahrheit unabhängig ist von allen Einflüssen des Wollens oder Begehrens, oder insofern Offenbarung irgend eine bekräftigt, da auch der historische Glaube dergleichen Einflüssen nicht unterworfen sein darf — alle Religion, sage ich, beruht auf einem Bedürfniss der Seele. Wir hoffen, wir ahnden, weil wir wünschen. Da, wo noch alle Spur geistiger Kultur fehlt, ist auch das Bedürfniss bloss sinnlich. Furcht und Hofnung bei Naturbegebenheiten, welche die Einbildungskraft in selbstthätige Wesen verwandelt, machen den Inbegriff der ganzen Religion aus. Wo geistige Kultur anfängt, genügt diess nicht mehr. Die Seele sehnt sich dann nach dem Anschauen einer Vollkommenheit, von der ein Funke in ihr glimmt, von der sie aber ein weit höheres Maass ausser sich ahndet. Diess Anschauen geht in Bewunderung, und wenn der Mensch sich ein Verhältniss zu jenem Wesen hinzudenkt, in Liebe über, aus welcher Begierde des Aehnlichwerdens, der Vereinigung entspringt. Diess findet sich auch bei denjenigen Völkern, welche noch auf den niedrigsten Stufen der Bildung stehen. Denn daraus entspringt es, wenn selbst bei den rohesten Völkern die Ersten der Nation sich von den Göttern abzustammen, zu ihnen zurükzukehren wähnen. Nur verschieden ist die Vorstellung der Gottheit nach der Verschiedenheit der Vorstellung von Vollkommenheit, die in jedem Zeitalter und unter jeder Nation herrscht. Die Götter der ältesten Griechen und Römer, und die Götter unserer entferntesten Vorfahren waren Ideale körperlicher Macht und Stärke. Als die Idee des sinnlich Schönen entstand und verfeinert ward, erhob man die personificirte sinnliche Schönheit auf den Thron der Gottheit, und so entstand die Religion, welche man Religion der Kunst nennen könnte. Als man sich von dem Sinnlichen zum rein Geistigen, von dem

Schönen zum Guten und Wahren erhob, wurde der Inbegriff aller intellektuellen und moralischen Vollkommenheit Gegenstand der Anbetung, und die Religion ein Eigenthum der Philosophie. Vielleicht könnte nach diesem Maassstabe der Werth der verschiedenen Religionen gegen einander abgewogen werden, wenn Religionen nach Nationen oder Partheien, nicht nach einzelnen Individuen verschieden wären. Allein so ist Religion ganz subjektiv, beruht allein auf der Eigenthümlichkeit der Vorstellungsart jedes Menschen.

Wenn die Idee einer Gottheit die Frucht wahrer geistiger Bildung ist; so wirkt sie schön und wohlthätig auf die innere Vollkommenheit zurük. Alle Dinge erscheinen uns in veränderter Gestalt, wenn sie Geschöpfe planvoller Absicht, als wenn sie ein Werk eines vernunftlosen Zufalls sind. Die Ideen von Weisheit, Ordnung, Absicht, die uns zu unsrem Handlen und selbst zur Erhöhung unsrer intellektuellen Kräfte so nothwendig sind, fassen festere Wurzel in unserer Seele, wenn wir sie überall entdekken. Das Endliche wird gleichsam unendlich, das Hinfällige bleibend, das Wandelbare stät, das Verschlungene einfach, wenn wir uns Eine ordnende Ursach an der Spize der Dinge, und eine endlose Dauer der geistigen Substanzen denken. Unser Forschen nach Wahrheit, unser Streben nach Vollkommenheit gewinnt mehr Festigkeit und Sicherheit, wenn es ein Wesen für uns giebt, das der Quell aller Wahrheit, der Inbegriff aller Vollkommenheit ist. Widrige Schiksale werden der Seele weniger fühlbar, da Zuversicht und Hofnung sich an sie knüpft. Das Gefühl, alles, was man besizt, aus der Hand der Liebe zu empfangen, erhöht zugleich die Glükseligkeit und die moralische Güte. Durch Dankbarkeit bei der genossenen, durch hinlehnendes Vertrauen bei der ersehnten Freude geht die Seele aus sich heraus, brütet nicht immer, in sich verschlossen, über den eignen Empfindungen

Planen, Besorgnissen, Hofnungen. Wenn sie das erhebende Gefühl entbehrt, sich allein alles zu danken; so geniesst sie das entzükkende, in der Liebe eines andern Wesens zu leben, ein Gefühl, worin die eigne Vollkommenheit sich mit der Vollkommenheit jenes Wesens gattet. Sie wird gestimmt, andren zu sein, was andre ihr sind; will nicht, dass andre ebenso alles aus sich selbst nehmen sollen, als sie nichts von andern empfängt. Ich habe hier nur die Hauptmomente dieser Untersuchung berührt. Tiefer in den Gegenstand einzugehn, würde, nach Garves meisterhafter Ausführung, unnüz und vermessen sein.

So mitwirkend aber auf der einen Seite religiöse Ideen bei der moralischen Vervollkommnung sind; so wenig sind sie doch auf der andern Seite unzertrennlich damit verbunden. Die blosse Idee geistiger Vollkommenheit ist gross und füllend und erhebend genug, um nicht mehr einer andern Hülle oder Gestalt zu bedürfen. Und doch liegt jeder Religion eine Personificirung, eine Art der Versinnlichung zum Grunde, ein Anthropomorphismus in höherem oder geringerem Grade. Jene Idee der Vollkommenheit wird auch demjenigen unaufhörlich vorschweben, der nicht gewohnt ist, die Summe alles moralisch Guten in Ein Ideal zusammenzufassen, und sich in Verhältniss zu diesem Wesen zu denken; sie wird ihm Antrieb zur Thätigkeit, Stoff aller Glükseligkeit sein. Fest durch die Erfahrung überzeugt, dass seinem Geiste Fortschreiten in höherer moralischer Stärke möglich ist, wird er mit muthigem Eifer nach dem Ziele streben, das er sich stekt. Der Gedanke der Möglichkeit der Vernichtung seines Daseins wird ihn nicht schrekken, sobald seine täuschende Einbildungskraft nicht mehr im Nichtsein das Nichtsein noch fühlt. Seine unabänderliche Abhängigkeit von äusseren Schiksalen drükt ihn nicht; gleichgültiger gegen äusseres Geniessen und Entbehren, blikt

er nur auf das rein Intellektuelle und Moralische hin, und Schiksal vermag etwas über das Innre seiner Seele. Sein Geist fühlt sich durch Selbstgenügsamkeit unabhängig, durch die Fülle seiner Ideen, und das Bewusstsein seiner innern Stärke über den Wandel der Dinge gehoben. Wenn er nun in seine Vergangenheit zurükgeht, Schritt vor Schritt aufsucht, wie er jedes Ereigniss bald auf diese, bald auf jene Weise benuzte, wie er nach und nach zu dem ward, was er jezt ist, wenn er so Ursach und Wirkung, Zwek und Mittel, alles in sich vereint sieht, und dann, voll des edelsten Stolzes, dessen endliche Wesen fähig sind, ausruft:

Hast du nicht alles selbst vollendet
Heilig glühend Herz?

wie müssen da in ihm alle die Ideen von Alleinsein, von Hülflosigkeit, von Mangel an Schuz und Trost und Beistand verschwinden, die man gewöhnlich da glaubt, wo eine persönliche, ordnende, vernünftige Ursach der Kette des Endlichen fehlt? Dieses Selbstgefühl, dieses in und durch sich Sein wird ihn auch nicht hart und unempfindlich gegen andre Wesen machen, sein Herz nicht der theilnehmenden Liebe und jeder wohlwollenden Neigung verschliessen. Eben diese Idee der Vollkommenheit, die warlich nicht bloss kalte Idee des Verstandes ist, sondern warmes Gefühl des Herzens sein kann, auf die sich seine ganze Wirksamkeit bezieht, trägt sein Dasein in das Dasein andrer über. Es liegt ja in ihnen gleiche Fähigkeit zu grösserer Vollkommenheit, diese Vollkommenheit kann er hervorbringen oder erhöhen. Er ist noch nicht ganz von dem höchsten Ideale aller Moralität durchdrungen, solange er noch sich oder andre einzeln zu betrachten vermag, solange nicht alle geistige Wesen in der Summe der in ihnen einzeln zerstreut liegenden Vollkommenheit in seiner Vorstellung zusammenfliessen. Viel-

leicht ist seine Vereinigung mit den übrigen, ihm gleichartigen Wesen noch inniger, seine Theilnahme an ihrem Schiksale noch wärmer, je mehr sein und ihr Schiksal, seiner Vorstellung nach, allein von ihm und von ihnen abhängt.

Sezt man vielleicht, und nicht mit Unrecht, dieser Schilderung den Einwurf entgegen, dass sie, um Realität zu erhalten, eine ausserordentliche, nicht blos gewöhnliche Stärke des Geistes und des Charakters erfordert; so darf man wiederum nicht vergessen, dass diess in gleichem Grade da der Fall ist, wo religiöse Gefühle ein wahrhaft schönes, von Kälte und Schwärmerei gleich fernes Dasein hervorbringen sollen. Auch würde dieser Einwurf überhaupt nur passend sein, wenn ich die Beförderung der zulezt geschilderten Stimmung vorzugsweise empfohlen hätte. Allein so geht meine Absicht schlechterdings allein dahin, zu zeigen, dass die Moralität, auch bei der höchsten Konsequenz des Menschen, schlechterdings nicht von der Religion abhängig, oder überhaupt nothwendig mit ihr verbunden ist, und dadurch auch an meinem Theile zu der Entfernung auch des mindesten Schattens von Intoleranz, und der Beförderung derjenigen Achtung beizutragen, welche den Menschen immer für die Denkungs- und Empfindungsweise des Menschen erfüllen sollte. Um diese Vorstellungsart noch mehr zu rechtfertigen, könnte ich jezt auf der andern Seite auch den nachtheiligen Einfluss schildern, welches die religiöseste Stimmung, wie die am meisten entgegengesezte, fähig ist. Allein es ist gehässig, bei so wenig angenehmen Gemählden zu verweilen, und die Geschichte schon stellt ihrer zur Genüge auf. Vielleicht führt es auch sogar eine grössere Evidenz mit sich, auf die Natur der Moralität selbst, und auf die genaue Verbindung, nicht bloss der Religiosität, sondern auch der Religionssysteme der Menschen mit ihren Empfindungssystemen einen flüchtigen Blik zu werfen.

Nun ist weder dasjenige, was die Moral als Pflicht vorschreibt, noch dasjenige, was ihren Gesezen gleichsam die Sanktion giebt, was ihnen Interesse für den Willen leiht, von Religionsideen abhängig. Ich führe hier nicht an, dass eine solche Abhängigkeit sogar der Reinheit des moralischen Willens Abbruch thun würde. Man könnte vielleicht diesem Grundsaz in einem, aus der Erfahrung geschöpften, und auf die Erfahrung anzuwendenden Raisonnement, wie das gegenwärtige, die hinlängliche Gültigkeit absprechen. Allein die Beschaffenheiten einer Handlung, welche dieselbe zur Pflicht machen, entspringen theils aus der Natur der menschlichen Seele, theils aus der näheren Anwendung auf die Verhältnisse der Menschen gegen einander; und wenn dieselben auch unläugbar in einem ganz vorzüglichen Grade durch religiöse Gefühle empfohlen werden, so ist diess weder das einzige, noch auch bei weitem ein auf alle Charaktere anwendbares Mittel. Vielmehr beruht die Wirksamkeit der Religion schlechterdings auf der individuellen Beschaffenheit der Menschen, und ist im strengsten Verstande subjektiv. Der kalte, bloss nachdenkende Mensch, in dem die Erkenntniss nie in Empfindung übergeht, dem es genug ist, das Verhältniss der Dinge und Handlungen einzusehen, um seinen Willen darnach zu bestimmen, bedarf keines Religionsgrundes, um tugendhaft zu handeln, und, soviel es seinem Charakter nach möglich ist, tugendhaft zu sein. Ganz anders ist es hingegen, wo die Fähigkeit zu empfinden sehr stark ist, wo jeder Gedanke leicht Gefühl wird. Allein auch hier sind die Nuancen unendlich verschieden. Wo die Seele einen starken Hang fühlt, aus sich hinaus in andre überzugehen, an andre sich anzuschliessen, da werden Religionsideen wirksame Triebfedern sein. Dagegen giebt es Charaktere, in welchen eine so innige Konsequenz aller Ideen und Empfindungen herrscht, die eine so grosse Tiefe der

Erkenntniss und des Gefühls besizen, dass daraus eine Stärke und Selbstständigkeit hervorgeht, welche das Hingeben des ganzen Seins an ein fremdes Wesen, das Vertrauen auf fremde Kraft, wodurch sich der Einfluss der Religion so vorzüglich äussert, weder fordert noch erlaubt. Selbst die Lagen, welche erfordert werden, um auf Religionsideen zurükzukommen, sind nach Verschiedenheit der Charaktere verschieden. Bei dem einen ist jede starke Rührung — Freude oder Kummer — bei dem andren nur das frohe Gefühl aus dem Genuss entspringender Dankbarkeit dazu hinreichend. Die lezteren Charaktere verdienen vielleicht nicht die wenigste Schäzung. Sie sind auf der einen Seite stark genug, um im Unglük nicht fremde Hülfe zu suchen, und haben auf der andren zu viel Sinn für das Gefühl geliebt zu werden, um nicht an die Idee des Genusses gern die Idee eines liebevollen Gebers zu knüpfen. Oft hat auch die Sehnsucht nach religiösen Ideen noch einen edleren, reineren, wenn ich so sagen darf, mehr intellektuellen Quell. Was der Mensch irgend um sich her erblikt, vermag er allein durch die Vermittlung seiner Organe aufzufassen; nirgends offenbart sich ihm unmittelbar das reine Wesen der Dinge; gerade das, was am heftigsten seine Liebe erregt, am unwiderstehlichsten sein ganzes Inneres ergreift, ist mit dem dichtesten Schleier umhüllt; sein ganzes Leben hindurch ist seine Thätigkeit Bestreben, den Schleier zu durchdringen, seine Wollust Ahnden der Wahrheit in dem Räthsel des Zeichens, Hoffen der unvermittelten Anschauung in anderen Perioden seines Daseins. Wo nun, in wundervoller und schöner Harmonie, nach der unvermittelten Anschauung des wirklichen Daseins der Geist rastlos forscht, und das Herz sehnsuchtsvoll verlangt, wo der Tiefe der Denkkraft nicht die Dürftigkeit des Begriffs, und der Wärme des Gefühls nicht das Schattenbild der Sinne und der Phantasie

genügt; da folgt der Glaube unaufhaltbar dem eigenthümlichen Triebe der Vernunft, jeden Begriff, bis zur Hinwegräumung aller Schranken, bis zum Ideal zu erweitern, und heftet sich fest an ein Wesen, das alle andre Wesen umschliesst, und rein und ohne Vermittlung existirt, anschaut und schaft. Allein oft beschränkt auch eine genügsamere Bescheidenheit den Glauben innerhalb des Gebiets der Erfahrung; oft vergnügt sich zwar das Gefühl gern an dem der Vernunft so eignen Ideal, findet aber einen wollustvolleren Reiz in dem Bestreben, eingeschränkt auf die Welt, für die ihm Empfänglichkeit gewährt ist, die sinnliche und unsinnliche Natur enger zu verweben, dem Zeichen einen reicheren Sinn, und der Wahrheit ein verständlicheres, ideenfruchtbareres Zeichen zu leihen; und oft wird so der Mensch für das Entbehren jener trunkenen Begeisterung hoffender Erwartung, indem er seinem Blik in unendliche Fernen zu schweifen verbietet, durch das ihn immer begleitende Bewusstsein des Gelingens seines Bestrebens entschädigt. Sein minder kühner Gang ist doch sichrer; der Begriff des Verstandes, an den er sich festhält, bei minderem Reichthum, doch klarer; die sinnliche Anschauung, wenn gleich weniger der Wahrheit treu, doch für ihn tauglicher, zur Erfahrung verbunden zu werden. Nichts bewundert der Geist des Menschen überhaupt so willig und mit so voller Einstimmung seines Gefühls, als weisheitsvolle Ordnung in einer zahllosen Menge mannigfaltiger, vielleicht sogar mit einander streitender Individuen. Indess ist diese Bewunderung einigen noch in einem bei weitem vorzüglicheren Grade eigen, und diese verfolgen daher vor allem gern die Vorstellungsart, nach welcher Ein Wesen die Welt schuf und ordnete, und mit sorgender Weisheit erhält. Allein andern ist gleichsam die Kraft des Individuums heiliger, andre fesselt diese mehr, als die Allgemeinheit der Anordnung, und es stellt sich ihnen

daher öfter und natürlicher der, wenn ich so sagen darf, entgegengesezte Weg dar, der nemlich, auf welchen das Wesen der Individuen selbst, indem es sich in sich entwikkelt, und durch Einwirkung gegenseitig modificirt, sich selbst zu der Harmonie stimmt, in welcher allein der Geist, wie das Herz des Menschen, zu ruhen vermag. Ich bin weit entfernt zu wähnen, mit diesen wenigen Schilderungen die Mannigfaltigkeit des Stoffs, dessen Reichthum jeder Klassifikation widerstrebt, erschöpft zu haben. Ich habe nur an ihnen, wie an Beispielen zeigen wollen, dass die wahre Religiosität, so wie auch jedes wahre Religionssystem, im höchsten Verstande aus dem innersten Zusammenhange der Empfindungsweise des Menschen entspringt. Unabhängig von der Empfindung und der Verschiedenheit des Charakters ist nun zwar das, was in den Religionsideen rein Intellektuelles liegt, die Begriffe von Absicht, Ordnung, Zwekmässigkeit, Vollkommenheit. Allein einmal ist hier nicht sowohl von diesen Begriffen an sich, als von ihrem Einfluss auf die Menschen die Rede, welcher leztere unstreitig keinesweges eine gleiche Unabhängigkeit behauptet; und dann sind auch diese der Religion nicht ausschliessend eigen. Die Idee von Vollkommenheit wird zuerst aus der lebendigen Natur geschöpft, dann auf die leblose übergetragen, endlich nach und nach, bis zu dem Allvollkommenen hinauf von allen Schranken entblösst. Nun aber bleiben lebendige und leblose Natur dieselben, und ist es nicht möglich, die ersten Schritte zu thun, und doch vor dem lezten stehen zu bleiben? Wenn nun alle Religiosität so gänzlich auf den mannigfaltigen Modifikationen des Charakters und vorzüglich des Gefühls beruht; so muss auch ihr Einfluss auf die Sittlichkeit ganz und gar nicht von der Materie gleichsam des Inhalts der angenommenen Säze, sondern von der Form des Annehmens, der Ueberzeugung, des Glaubens abhängig sein. Diese Be-

merkung, die mir gleich in der Folge von grossem Nuzen sein wird, hoffe ich durch das Bisherige hinlänglich gerechtfertigt zu haben. Was ich vielleicht allein hier noch fürchten darf, ist der Vorwurf, in allem, was ich sagte, nur den sehr von der Natur und den Umständen begünstigten, interessanten, und eben darum seltenen Menschen vor Augen gehabt zu haben. Allein die Folge wird, hoffe ich, zeigen, dass ich den freilich grösseren Haufen keineswegs übersehe, und es scheint mir unedel, überall da, wo es der Mensch ist, welcher die Untersuchung beschäftigt, nicht aus den höchsten Gesichtspunkten auszugehen.

Kehre ich jezt — nach diesem allgemeinen, auf die Religion und ihren Einfluss im Leben geworfenen Blik — auf die Frage zurük, ob der Staat durch die Religion auf die Sitten der Bürger wirken darf oder nicht? so ist es gewiss, dass die Mittel, welche der Gesezgeber zum Behuf der moralischen Bildung anwendet, immer in dem Grade nüzlich und zwekmässig sind, in welchem sie die innere Entwikkelung der Fähigkeiten und Neigungen begünstigen. Denn alle Bildung hat ihren Ursprung allein in dem Innern der Seele, und kann durch äussere Veranstaltungen nur veranlasst, nie hervorgebracht werden. Dass nun die Religion, welche ganz auf Ideen, Empfindungen und innrer Ueberzeugung beruht, ein solches Mittel sei, ist unläugbar. Wir bilden den Künstler, indem wir sein Auge an den Meisterwerken der Kunst üben, seine Einbildungskraft mit den schönen Gestalten der Produkte des Alterthums nähren. Ebenso muss der sittliche Mensch gebildet werden durch das Anschauen hoher moralischer Vollkommenheit, im Leben durch Umgang, und durch zwekmässiges Studium der Geschichte, endlich durch das Anschauen der höchsten, idealischen Vollkommenheit im Bilde der Gottheit. Aber diese leztere Ansicht ist, wie ich im Vorigen gezeigt zu haben glaube, nicht für jedes Auge ge-

macht, oder um ohne Bild zu reden, diese Vorstellungsart ist nicht jedem Charakter angemessen. Wäre sie es aber auch; so ist sie doch nur da wirksam, wo sie aus dem Zusammenhange aller Ideen und Empfindungen entspringt, wo sie mehr von selbst aus dem Innern der Seele hervorgeht, als von aussen in dieselbe gelegt wird. Wegräumung der Hindernisse, mit Religionsideen vertraut zu werden, und Begünstigung des freien Untersuchungsgeistes sind folglich die einzigen Mittel, deren der Gesezgeber sich bedienen darf; geht er weiter, sucht er die Religiosität direkt zu befördern, oder zu leiten, oder nimmt er gar gewisse bestimmte Ideen in Schuz, fordert er, statt wahrer Ueberzeugung, Glauben auf Autorität; so hindert er das Aufstreben des Geistes, die Entwiklung der Seelenkräfte; so bringt er vielleicht durch Gewinnung der Einbildungskraft, durch augenblikliche Rührungen Gesezmässigkeit der Handlungen seiner Bürger, aber nie wahre Tugend hervor. Denn wahre Tugend ist unabhängig von aller, und unverträglich mit befohlener, und auf Autorität geglaubter Religion.

Wenn jedoch gewisse Religionsgrundsäze auch nur gesezmässige Handlungen hervorbringen, ist diess nicht genug, um den Staat zu berechtigen, sie, auch auf Kosten der allgemeinen Denkfreiheit, zu verbreiten? Die Absicht des Staats wird erreicht, wenn seine Geseze streng befolgt werden; und der Gesezgeber hat seiner Pflicht ein Genüge gethan, wenn er weise Geseze giebt, und ihre Beobachtung von seinen Bürgern zu erhalten weiss. Ueberdiess passt jener aufgestellte Begriff von Tugend nur auf einige wenige Klassen der Mitglieder eines Staats, nur auf die, welche ihre äussere Lage in den Stand sezt, einen grossen Theil ihrer Zeit und ihrer Kräfte dem Geschäfte ihrer inneren Bildung zu weihen. Die Sorgfalt des Staats muss sich auf die grös-

sere Anzahl erstrekken, und diese ist jenes höheren Grades der Moralität unfähig.

Ich erwähne hier nicht mehr die Säze, welche ich in dem Anfange dieses Aufsazes zu entwikkeln versucht habe, und die in der That den Grund dieser Einwürfe umstossen, die Säze nemlich, dass die Staatseinrichtung an sich nicht Zwek, sondern nur Mittel zur Bildung des Menschen ist, und dass es daher dem Gesezgeber nicht genügen kann, seinen Aussprüchen Autorität zu verschaffen, wenn nicht zugleich die Mittel, wodurch diese Autorität bewirkt wird, gut, oder doch unschädlich sind. Es ist aber auch unrichtig, dass dem Staate allein die Handlungen seiner Bürger und ihre Gesezmässigkeit wichtig sei. Ein Staat ist eine so zusammengesezte und verwikkelte Maschine, dass Geseze, die immer nur einfach, allgemein, und von geringer Anzahl sein müssen, unmöglich allein darin hinreichen können. Das Meiste bleibt immer den freiwilligen einstimmigen Bemühungen der Bürger zu thun übrig. Man braucht nur den Wohlstand kultivirter und aufgeklärter Nationen mit der Dürftigkeit roher und ungebildeter Völker zu vergleichen, um von diesem Saze überzeugt zu werden. Daher sind auch die Bemühungen aller, die sich je mit Staatseinrichtungen beschäftigt haben, immer dahin gegangen, das Wohl des Staats zum eignen Interesse des Bürgers zu machen, und den Staat in eine Maschine zu verwandeln, die durch die innere Kraft ihrer Triebfedern in Gang erhalten würde, und nicht unaufhörlich neuer äusserer Einwirkungen bedürfte. Wenn die neueren Staaten sich eines Vorzugs vor den alten rühmen dürfen; so ist es vorzüglich weil sie diesen Grundsaz mehr realisirten. Selbst dass sie sich der Religion, als eines Bildungsmittels bedienen, ist ein Beweis davon. Doch auch die Religion, insofern nemlich durch gewisse bestimmte Säze nur gute Handlungen hervorgebracht, oder durch positive

Leitung überhaupt auf die Sitten gewirkt werden soll, wie es hier der Fall ist, ist ein fremdes, von aussen einwirkendes Mittel. Daher muss es immer des Gesezgebers leztes, aber — wie ihn wahre Kenntniss des Menschen bald lehren wird — nur durch Gewährung der höchsten Freiheit erreichbares Ziel bleiben, die Bildung der Bürger bis dahin zu erhöhen, dass sie alle Triebfedern zur Beförderung des Zweks des Staats allein in der Idee des Nuzens finden, welchen ihnen die Staatseinrichtung zu Erreichung ihrer individuellen Absichten gewährt. Zu dieser Einsicht aber ist Aufklärung und hohe Geistesbildung nothwendig, welche da nicht emporkommen können, wo der freie Untersuchungsgeist durch Geseze beschränkt wird.

Nur dass man sich überzeugt hält, ohne bestimmte, geglaubte Religionssäze oder wenigstens ohne Aufsicht des Staats auf die Religion der Bürger, können auch äussere Ruhe und Sittlichkeit nicht bestehen, ohne sie sei es der bürgerlichen Gewalt unmöglich, das Ansehen der Geseze zu erhalten, macht, dass man jenen Betrachtungen kein Gehör giebt. Und doch bedurfte der Einfluss, den Religionssäze, die auf diese Weise angenommen werden und überhaupt jede, durch Veranstaltungen des Staats beförderte Religiosität haben soll, wohl erst einer strengeren und genaueren Prüfung. Bei dem roheren Theile des Volks rechnet man von allen Religionswahrheiten am meisten auf die Ideen künftiger Belohnungen und Bestrafungen. Diese mindern den Hang zu unsittlichen Handlungen nicht, befördern nicht die Neigung zum Guten, verbessern also den Charakter nicht, sie wirken bloss auf die Einbildungskraft, haben folglich, wie Bilder der Phantasie überhaupt, Einfluss auf die Art zu handeln, ihr Einfluss wird aber auch durch alles das vermindert, und aufgehoben, was die Lebhaftigkeit der Einbildungskraft schwächt. Nimmt man nun hinzu, dass diese Er-

wartungen so entfernt, und darum, selbst nach den Vorstellungen der Gläubigsten, so ungewiss sind, dass die Ideen von nachheriger Reue, künftiger Besserung, gehofter Verzeihung, welche durch gewisse Religionsbegriffe so sehr begünstigt werden — ihnen einen grossen Theil ihrer Wirksamkeit wiederum nehmen; so ist es unbegreiflich, wie diese Ideen mehr wirken sollten, als die Vorstellung bürgerlicher Strafen, die nah, bei guten Polizeianstalten gewiss, und weder durch Reue, noch nachfolgende Besserung abwendbar sind, wenn man nur von Kindheit an die Bürger ebenso mit diesen, als mit jenen Folgen sittlicher und unsittlicher Handlungen bekannt machte. Unläugbar wirken freilich auch weniger aufgeklärte Religionsbegriffe bei einem grossen Theile des Volks auf eine edlere Art. Der Gedanke, Gegenstand der Fürsorge eines allweisen und vollkommenen Wesens zu sein, giebt ihnen mehr Würde, die Zuversicht einer endlosen Dauer führt sie auf höhere Gesichtspunkte, bringt mehr Absicht und Plan in ihre Handlungen, das Gefühl der liebevollen Güte der Gottheit giebt ihrer Seele eine ähnliche Stimmung, kurz die Religion flösst ihnen Sinn für die Schönheit der Tugend ein. Allein wo die Religion diese Wirkungen haben soll, da muss sie schon in den Zusammenhang der Ideen und Empfindungen ganz übergegangen sein, welches nicht leicht möglich ist, wenn der freie Untersuchungsgeist gehemmt, und alles auf den Glauben zurükgeführt wird; da muss auch schon Sinn für bessere Gefühle vorhanden sein; da entspringt sie mehr aus einem, nur noch unentwikkelten Hange zur Sittlichkeit, auf den sie hernach nur wieder zurükwirkt. Und überhaupt wird ja niemand den Einfluss der Religion auf die Sittlichkeit ganz abläugnen wollen; es fragt sich nur immer, ob er von einigen bestimmten Religionssäzen abhängt? und dann ob er so entschieden ist, dass Moralität und Religion darum in unzer-

trennlicher Verbindung mit einander stehen? Beide Fragen müssen, glaube ich, verneint werden. Die Tugend stimmt so sehr mit den ursprünglichen Neigungen des Menschen überein, die Gefühle der Liebe, der Verträglichkeit, der Gerechtigkeit haben so etwas Süsses, die der uneigennüzigen Thätigkeit, der Aufopferung für andre so etwas Erhebendes, die Verhältnisse, welche daraus im häuslichen und gesellschaftlichen Leben überhaupt entspringen, sind so beglükkend, dass es weit weniger nothwendig ist, neue Triebfedern zu tugendhaften Handlungen hervorzusuchen, als nur denen, welche schon von selbst in der Seele liegen, freiere und ungehindertere Wirksamkeit zu verschaffen.

Wollte man aber auch weiter gehen, wollte man neue Beförderungsmittel hinzufügen; so dürfte man doch nie einseitig vergessen, ihren Nuzen gegen ihren Schaden abzuwägen. Wie vielfach aber der Schade eingeschränkter Denkfreiheit ist, bedarf wohl, nachdem es so oft gesagt, und wieder gesagt ist, keiner weitläuftigen Auseinandersezung mehr; und ebenso enthält der Anfang dieses Aufsazes schon alles, was ich über den Nachtheil jeder positiven Beförderung der Religiosität durch den Staat zu sagen für nothwendig halte. Erstrekte sich dieser Schade bloss auf die Resultate der Untersuchungen, brächte er bloss Unvollständigkeit oder Unrichtigkeit in unsrer wissenschaftlichen Erkenntniss hervor; so möchte es vielleicht einigen Schein haben, wenn man den Nuzen, den man von dem Charakter davon erwartet — auch erwarten darf? — dagegen abwägen wollte. Allein so ist der Nachtheil bei weitem beträchtlicher. Der Nuzen freier Untersuchung dehnt sich auf unsre ganze Art, nicht bloss zu denken, sondern zu handlen aus. In einem Manne, der gewohnt ist, Wahrheit und Irrthum, ohne Rüksicht auf äussere Verhältnisse für sich und gegen andre zu beurtheilen, und von andren beurtheilt zu

hören, sind alle Principien des Handlens durchdachter, konsequenter, aus höheren Gesichtspunkten hergenommen, als in dem, dessen Untersuchungen unaufhörlich von Umständen geleitet werden, die nicht in der Untersuchung selbst liegen. Untersuchung und Ueberzeugung, die aus der Untersuchung entspringt, ist Selbstthätigkeit; Glaube Vertrauen auf fremde Kraft, fremde intellektuelle oder moralische Vollkommenheit. Daher entsteht in dem untersuchenden Denker mehr Selbstständigkeit, mehr Festigkeit; in dem vertrauenden Gläubigen mehr Schwäche, mehr Unthätigkeit. Es ist wahr, dass der Glaube, wo er ganz herrscht, und jeden Zweifel erstikt, sogar einen noch unüberwindlicheren Muth, eine noch ausdauerndere Stärke hervorbringt; die Geschichte aller Schwärmer lehrt es. Allein diese Stärke ist nur da wünschenswerth, wo es auf einen äussren bestimmten Erfolg ankommt, zu welchem bloss maschinenmässiges Wirken erfordert wird; nicht da, wo man eignes Beschliessen, durchdachte, auf Gründen der Vernunft beruhende Handlungen, oder gar innere Vollkommenheit erwartet. Denn diese Stärke selbst beruht nur auf der Unterdrükkung aller eignen Thätigkeit der Vernunft. Zweifel sind nur dem quälend, welcher glaubt, nie dem, welcher bloss der eignen Untersuchung folgt. Denn überhaupt sind diesem die Resultate weit weniger wichtig, als jenem. Er ist sich, während der Untersuchung, der Thätigkeit, der Stärke seiner Seele bewusst, er fühlt, dass seine wahre Vollkommenheit, seine Glükseligkeit eigentlich auf dieser Stärke beruht; statt dass Zweifel an den Säzen, die er bisher für wahr hielt, ihn drükken sollten, freut es ihn, dass seine Denkkraft so viel gewonnen hat, Irrthümer einzusehen, die ihm vorher verborgen blieben. Der Glaube hingegen kann nur Interesse an dem Resultat selbst finden, denn für ihn liegt in der erkannten Wahrheit nichts mehr. Zweifel, die seine Vernunft erregt, peinigen

ihn. Denn sie sind nicht, wie in dem selbstdenkenden Kopfe, neue Mittel zur Wahrheit zu gelangen; sie nehmen ihm bloss die Gewissheit, ohne ihm ein Mittel anzuzeigen, dieselbe auf eine andre Weise wieder zu erhalten. Diese Betrachtung, weiter verfolgt, führt auf die Bemerkung, dass es überhaupt nicht gut ist, einzelnen Resultaten eine so grosse Wichtigkeit beizumessen, zu glauben, dass entweder so viele andere Wahrheiten, oder so viele äussere oder innere nüzliche Folgen von ihnen abhängen. Es wird dadurch zu leicht ein Stillstand in der Untersuchung hervorgebracht, und so arbeiten manchmal die freiesten und aufgeklärtesten Behauptungen gerade gegen den Grund, ohne den sie selbst nie hätten emporkommen können. So wichtig ist Geistesfreiheit, so schädlich jede Einschränkung derselben. Auf der andren Seite hingegen fehlt es dem Staate nicht an Mitteln, die Geseze aufrecht zu erhalten, und Verbrechen zu verhüten. Man verstopfe, so viel es möglich ist, diejenigen Quellen unsittlicher Handlungen, welche sich in der Staatseinrichtung selbst finden, man schärfe die Aufsicht der Polizei auf begangene Verbrechen, man strafe auf eine zweckmässige Weise, und man wird seines Zweks nicht verfehlen. Und vergisst man denn, dass die Geistesfreiheit selbst, und die Aufklärung, die nur unter ihrem Schuze gedeiht, das wirksamste aller Beförderungsmittel der Sicherheit ist? Wenn alle übrige nur den Ausbrüchen wehren, so wirkt sie auf Neigungen und Gesinnungen; wenn alle übrige nur eine Uebereinstimmung äusserer Handlungen hervorbringen, so schaft sie eine innere Harmonie des Willens und des Bestrebens. Wann wird man aber auch endlich aufhören, die äusseren Folgen der Handlungen höher zu achten, als die innere geistige Stimmung, aus welcher sie fliessen? wann wird der Mann aufstehen, der für die Gesezgebung ist, was Rousseau der Erziehung war, der den Gesichtspunkt von

den äussren physischen Erfolgen hinweg auf die innere Bildung des Menschen zurükzieht?

Man glaube auch nicht, dass jene Geistesfreiheit und Aufklärung nur für einige Wenige des Volks sei, dass für den grösseren Theil desselben, dessen Geschäftigkeit freilich durch die Sorge für die physischen Bedürfnisse des Lebens erschöpft wird, sie unnüz bleibe, oder gar nachtheilig werde, dass man auf ihn nur durch Verbreitung bestimmter Säze, durch Einschränkung der Denkfreiheit wirken könne. Es liegt schon an sich etwas die Menschheit Herabwürdigendes in dem Gedanken, irgend einem Menschen das Recht abzusprechen, ein Mensch zu sein. Keiner steht auf einer so niedrigen Stufe der Kultur, dass er zu Erreichung einer höheren unfähig wäre; und sollten auch die aufgeklärteren religiösen und philosophischen Ideen auf einen grossen Theil der Bürger nicht unmittelbar übergehen können, sollte man dieser Klasse von Menschen, um sich an ihre Ideen anzuschmiegen, die Wahrheit in einem andern Kleide vortragen müssen, als man sonst wählen würde, sollte man genöthigt sein, mehr zu ihrer Einbildungskraft und zu ihrem Herzen, als zu ihrer kalten Vernunft zu reden; so verbreitet sich doch die Erweiterung, welche alle wissenschaftliche Erkenntniss durch Freiheit und Aufklärung erhält, auch bis auf sie herunter, so dehnen sich doch die wohlthätigen Folgen der freien, uneingeschränkten Untersuchung auf den Geist und den Charakter der ganzen Nation bis in ihre geringsten Individua hin aus.

Um diesem Raisonnement, weil es sich grossentheils nur auf den Fall bezieht, wenn der Staat gewisse Religionssäze zu verbreiten bemüht ist, eine grössere Allgemeinheit zu geben, muss ich noch an den, im Vorigen entwikelten Saz erinnern, dass aller Einfluss der Religion auf die Sittlichkeit weit mehr — wenn nicht allein — von der Form

abhängt, in welcher gleichsam die Religion im Menschen existirt, als von dem Inhalte der Säze, welche sie ihm heilig macht. Nun aber wirkt jede Veranstaltung des Staats, wie ich gleichfalls im Vorigen zu zeigen versucht habe, nur mehr oder minder, auf diesen Inhalt, indess der Zugang zu jener Form — wenn ich mich dieses Ausdruks ferner bedienen darf — ihm so gut als gänzlich verschlossen ist. Wie Religion in einem Menschen von selbst entstehe? wie er sie aufnehme? diess hängt gänzlich von seiner ganzen Art zu sein, zu denken und zu empfinden ab. Auch nun angenommen, der Staat wäre im Stande, diese auf eine, seinen Absichten bequeme Weise umzuformen — wovon doch die Unmöglichkeit wohl unläugbar ist — so wäre ich in der Rechtfertigung der, in dem ganzen bisherigen Vortrage aufgestellten Behauptungen sehr unglüklich gewesen, wenn ich hier noch alle die Gründe wiederholen müsste, welche es dem Staate überall verbieten, sich des Menschen, mit Uebersehung der individuellen Zwekke desselben, eigenmächtig zu seinen Absichten zu bedienen. Dass auch hier nicht absolute Nothwendigkeit eintritt, welche allein vielleicht eine Ausnahme zu rechtfertigen vermöchte, zeigt die Unabhängigkeit der Moralität von der Religion, die ich darzuthun versucht habe, und werden diejenigen Gründe noch in ein helleres Licht stellen, durch die ich bald zu zeigen gedenke, dass die Erhaltung der innerlichen Sicherheit in einem Staate keineswegs es erfordert, den Sitten überhaupt eine eigne bestimmte Richtung zu geben. Wenn aber irgend etwas in den Seelen der Bürger einen fruchtbaren Boden für die Religion zu bereiten vermag, wenn irgend etwas die fest aufgenommene und in das Gedanken- wie in das Empfindungssystem übergegangene Religion wohlthätig auf die Sittlichkeit zurükwirken lässt; so ist es die Freiheit, welche doch immer, wie wenig es auch sei, durch eine positive Sorgfalt

des Staats leidet. Denn je mannigfaltiger und eigenthümlicher der Mensch sich ausbildet, je höher sein Gefühl sich emporschwingt; desto leichter richtet sich auch sein Blik von dem engen, wechselnden Kreise, der ihn umgiebt, auf das hin, dessen Unendlichkeit und Einheit den Grund jener Schranken und jenes Wechsels enthält, er mag nun ein solches Wesen zu finden, oder nicht zu finden vermeinen. Je freier ferner der Mensch ist, desto selbstständiger wird er in sich, und desto wohlwollender gegen andere. Nun aber führt nichts so der Gottheit zu, als wohlwollende Liebe; und macht nichts so das Entbehren der Gottheit der Sittlichkeit unschädlich, als Selbstständigkeit, die Kraft, die sich in sich genügt, und sich auf sich beschränkt. Je höher endlich das Gefühl der Kraft in dem Menschen, je ungehemmter jede Aeusserung derselben: desto williger sucht er ein inneres Band, das ihn leite und führe, und so bleibt er der Sittlichkeit hold, es mag nun diess Band ihm Ehrfurcht und Liebe der Gottheit, oder Belohnung des eignen Selbstgefühls sein. Der Unterschied scheint mir demnach der: der in Religionssachen völlig sich selbst gelassene Bürger wird nach seinem individuellen Charakter religiöse Gefühle in sein Inneres verweben, oder nicht; aber in jedem Fall wird sein Ideensystem konsequenter, seine Empfindung tiefer, in seinem Wesen mehr Einheit sein, und so wird ihn Sittlichkeit und Gehorsam gegen die Geseze mehr auszeichnen. Der durch mancherlei Anordnungen beschränkte hingegen wird — troz derselben — eben so verschiedne Religionsideen aufnehmen, oder nicht; allein in jedem Fall wird er weniger Konsequenz der Ideen, weniger Innigkeit des Gefühls, weniger Einheit des Wesens besizen, und so wird er die Sittlichkeit minder ehren, und dem Gesez öfter ausweichen wollen.

Ohne also weitere Gründe hinzuzufügen, glaube ich

demnach den auch an sich nicht neuen Saz aufstellen zu dürfen, dass alles, was die Religion betrift, ausserhalb der Gränzen der Wirksamkeit des Staats liegt, und dass die Prediger, wie der ganze Gottesdienst überhaupt, eine, ohne alle besondere Aufsicht des Staats zu lassende Einrichtung der Gemeinen sein müssten.

VIII.

Sittenverbesserung *).

Das lezte Mittel, dessen sich die Staaten zu bedienen pflegen, um eine, ihrem Endzwek der Beförderung der Sicherheit angemessene Umformung der Sitten zu bewirken, sind einzelne Geseze und Verordnungen. Da aber diess ein Weg ist, auf welchem Sittlichkeit und Tugend nicht unmittelbar befördert werden kann; so müssen sich einzelne Einrichtungen dieser Art natürlich darauf beschränken, einzelne Handlungen der Bürger zu verbieten, oder zu bestimmen, die theils an sich, jedoch ohne fremde Rechte zu kränken, unsittlich sind, theils leicht zur Unsittlichkeit führen. Dahin gehören vorzüglich alle Luxus einschränkende Geseze. Denn nichts ist unstreitig eine so reiche und gewöhnliche Quelle unsittlicher, selbst gesezwidriger Handlungen, als das zu grosse Uebergewicht der Sinnlichkeit in der Seele, oder das Misverhältniss der Neigungen und Begierden überhaupt gegen die Kräfte der Befriedigung, welche die äussere Lage darbietet. Wenn Enthaltsamkeit und Mässigkeit die Menschen mit den ihnen angewiesenen Kreisen zufrieden macht; so

*) Dieser Abschnitt war bereits in der Berliner Monatsschrift Jahrg. 1792, Stück 11. S. 419—44 enthalten und ist daraus in diesen „gesammelten Werken" Bd. I. S. 318—35 abgedrukt, vergl. S. 45 Anm.

suchen sie minder, dieselben auf eine, die Rechte andrer beleidigende, oder wenigstens ihre eigne Zufriedenheit und Glükseligkeit störende Weise zu verlassen. Es scheint daher dem wahren Endzwek des Staats angemessen, die Sinnlichkeit — aus welcher eigentlich alle Kollisionen unter den Menschen entspringen, da das, worin geistige Gefühle überwiegend sind, immer und überall harmonisch mit einander bestehen kann — in den gehörigen Schranken zu halten; und, weil diess freilich das leichteste Mittel hierzu scheint, so viel als möglich zu unterdrükken. Bleibe ich indess den bisher behaupteten Grundsäzen getreu, immer erst an dem wahren Interesse des Menschen die Mittel zu prüfen, deren der Staat sich bedienen darf; so wird es nothwendig sein, mehr dem Einfluss der Sinnlichkeit auf das Leben, die Bildung, die Thätigkeit und die Glükseligkeit des Menschen, soviel es zu dem gegenwärtigen Endzwekke dient, zu untersuchen — eine Untersuchung, welche, indem sie den thätigen und geniessenden Menschen überhaupt in seinem Innern zu schildern versucht, zugleich anschaulicher darstellen wird, wie schädlich oder wohlthätig demselben überhaupt Einschränkung und Freiheit ist. Erst wenn diess geschehen ist, dürfte sich die Befugniss des Staats, auf die Sitten der Bürger positiv zu wirken, in der höchsten Allgemeinheit beurtheilen, und damit dieser Theil der Auflösung der vorgelegten Frage beschliessen lassen.

Die sinnlichen Empfindungen, Neigungen und Leidenschaften sind es, welche sich zuerst und in den heftigsten Aeusserungen im Menschen zeigen. Wo sie, ehe noch Kultur sie verfeinert, oder der Energie der Seele eine andre Richtung gegeben hat, schweigen; da ist auch alle Kraft erstorben, und es kann nie etwas Gutes und Grosses gedeihen. Sie sind es gleichsam, welche wenigstens zuerst der Seele eine belebende Wärme einhauchen, zuerst zu einer

eigenen Thätigkeit anspornen. Sie bringen Leben und Strebekraft in dieselbe, unbefriedigt machen sie thätig, zur Anlegung von Planen erfindsam, muthig zur Ausübung; befriedigt befördern sie ein leichtes, ungehindertes Ideenspiel. Ueberhaupt bringen sie alle Vorstellungen in grössere und mannigfaltigere Bewegung, zeigen neue Ansichten, führen auf neue, vorher unbemerkt gebliebene Seiten; ungerechnet, wie die verschiedne Art ihrer Befriedigung auf den Körper und die Organisation, und diese wieder auf eine Weise, die uns freilich nur in den Resultaten sichtbar wird, auf die Seele zurükwirkt.

Indess ist ihr Einfluss in der Intension, wie in der Art des Wirkens verschieden. Diess beruht theils auf ihrer Stärke oder Schwäche, theils aber auch — wenn ich mich so ausdrükken darf — auf ihrer Verwandtschaft mit dem Unsinnlichen, auf der grösseren oder minderen Leichtigkeit, sie von thierischen Genüssen zu menschlichen Freuden zu erheben. So leiht das Auge der Materie seiner Empfindung die für uns so genussreiche und ideenfruchtbare Form der Gestalt, so das Ohr die der verhältnissmässigen Zeitfolge der Töne. Ueber die verschiedene Natur dieser Empfindungen und die Art ihrer Wirkung liesse sich vielleicht viel Schönes und manches Neue sagen, wozu aber schon hier nicht einmal der Ort ist. Nur Eine Bemerkung über ihren verschiedenen Nuzen zur Bildung der Seele. Das Auge, wenn ich so sagen darf, liefert dem Verstande einen mehr vorbereiteten Stoff. Das Innere des Menschen wird uns gleichsam mit seiner, und der übrigen, immer in unserer Phantasie auf ihn bezogenen Dinge Gestalt, bestimmt, und in einem einzelnen Zustande, gegeben. Das Ohr, bloss als Sinn betrachtet, und insofern es nicht Worte aufnimmt, gewährt eine bei weitem geringere Bestimmtheit. Darum räumt auch Kant den bildenden Künsten den Vorzug vor

der Musik ein. Allein er bemerkt sehr richtig, dass diess auch zum Maassstabe die Kultur voraussezt, welche die Künste dem Gemüth verschaffen, und ich möchte hinzusezen, welche sie ihm *unmittelbar* verschaffen. Es fragt sich indess, ob diess der richtige Maassstab sei? Meiner Idee nach, ist Energie die erste und einzige Tugend des Menschen. Was seine Energie erhöht, ist mehr werth, als was ihm nur Stoff zur Energie an die Hand giebt. Wie nun aber der Mensch auf Einmal nur Eine Sache empfindet, so wirkt auch das am meisten, was nur Eine Sache zugleich ihm darstellt; und wie in einer Reihe auf einander folgender Empfindungen jede einen, durch alle vorige gewirkten, und auf alle folgende wirkenden Grad hat, das, in welchem die einzelnen Bestandtheile in einem ähnlichen Verhältnisse stehen. Diess alles aber ist der Fall der Musik. Ferner ist der Musik bloss diese Zeitfolge eigen; nur diese ist in ihr bestimmt. Die Reihe, welche sie darstellt, nöthigt sehr wenig zu einer bestimmten Empfindung. Es ist gleichsam ein Thema, dem man unendlich viele Texte unterlegen kann. Was ihr also die Seele des Hörenden — insofern derselbe nur überhaupt und gleichsam der Gattung nach, in einer verwandten Stimmung ist — wirklich unterlegt, entspringt völlig frei und ungebunden aus ihrer eignen Fülle, und so umfasst sie es unstreitig wärmer, als was ihr gegeben wird, und was oft mehr beschäftigt, wahrgenommen, als empfunden zu werden. Andre Eigenthümlichkeiten und Vorzüge der Musik, z. B. dass sie, da sie aus natürlichen Gegenständen Töne hervorlokt, der Natur weit näher bleibt, als Mahlerei, Plastik und Dichtkunst, übergehe ich hier, da es mir nicht darauf ankommt, eigentlich sie und ihre Natur zu prüfen, sondern ich sie nur als ein Beispiel brauche, um an ihr die verschiedene Natur der sinnlichen Empfindungen deutlicher darzustellen. Die eben geschilderte Art zu wir-

ken, ist nun nicht der Musik allein eigen. Kant bemerkt eben sie als möglich bei einer wechselnden Farbenmischung, und in noch höherem Grade ist sie es bei dem, was wir durch das Gefühl empfinden. Selbst bei dem Geschmak ist sie unverkennbar. Auch im Geschmak ist ein Steigen des Wohlgefallens, das sich gleichsam nach einer Auflösung sehnt, und nach der gefundenen Auflösung in schwächeren Vibrationen nach und nach verschwindet. Am dunkelsten dürfte diess bei dem Geruch sein. Wie nun im empfindenden Menschen der Gang der Empfindung, ihr Grad, ihr wechselndes Steigen und Fallen, ihre — wenn ich mich so ausdrükken darf — reine und volle Harmonie eigentlich das anziehendste, und anziehender ist, als der Stoff selbst, insofern man nemlich vergisst, dass die Natur des Stoffes vorzüglich den Grad, und noch mehr die Harmonie jenes Ganges bestimmt; und wie der empfindende Mensch — gleichsam das Bild des blüthetreibenden Frühlings — gerade das interessanteste Schauspiel ist, so sucht auch der Mensch gleichsam diess Bild seiner Empfindung, mehr als irgend etwas andres, in allen schönen Künsten. So macht die Mahlerei, selbst die Plastik es sich eigen. Das Auge der Guido Renischen Madonna hält sich gleichsam nicht in den Schranken eines flüchtigen Augenbliks. Die angespannte Muskel des Borghesischen Fechters verkündet den Stoss, den er zu vollführen bereit ist. Und in noch höherem Grade benuzt diess die Dichtkunst. Ohne hier eigentlich von dem Range der schönen Künste reden zu wollen, sei es mir erlaubt, nur noch Folgendes hinzuzusezen, um meine Idee deutlich zu machen. Die schönen Künste bringen eine doppelte Wirkung hervor, welche man immer bei jeder vereint, aber auch bei jeder in sehr verschiedener Mischung antrift; sie geben unmittelbar Ideen, oder regen die Empfindung auf, stimmen den Ton der Seele, oder, wenn der Ausdruk nicht

zu gekünstelt scheint, bereichern oder erhöhen mehr ihre Kraft. Je mehr nun die eine Wirkung die andre zu Hülfe nimmt, desto mehr schwächt sie ihren eignen Eindruk. Die Dichtkunst vereinigt am meisten und vollständigsten beide, und darum ist dieselbe auf der einen Seite die vollkommenste aller schönen Künste, aber auf der andren Seite auch die schwächste. Indem sie den Gegenstand weniger lebhaft darstellt, als die Mahlerei und die Plastik, spricht sie die Empfindung weniger eindringend an, als der Gesang und die Musik. Allein freilich vergisst man diesen Mangel leicht, da sie — jene vorhin bemerkte Vielseitigkeit noch abgerechnet — dem innren, wahren Menschen gleichsam am nächsten tritt, den Gedanken, wie die Empfindung, mit der leichtesten Hülle bekleidet. — Die energisch wirkenden sinnlichen Empfindungen — denn nur um diese zu erläutern, rede ich hier von Künsten — wirken wiederum verschieden, theils je nachdem ihr Gang wirklich das abgemessenste Verhältniss hat, theils je nachdem die Bestandtheile selbst, gleichsam die Materie, die Seele stärker ergreifen. So wirkt die gleich richtige und schöne Menschenstimme mehr als ein todtes Instrument. Nun aber ist uns nie etwas näher, als das eigne körperliche Gefühl. Wo also dieses selbst mit im Spiele ist, da ist die Wirkung am höchsten. Aber wie immer die unverhältnissmässige Stärke der Materie gleichsam die zarte Form unterdrükt; so geschieht es auch hier oft, und es muss also zwischen beiden ein richtiges Verhältniss sein. Das Gleichgewicht bei einem unrichtigen Verhältniss kann hergestellt werden durch Erhöhung der Kraft des einen, oder Schwächung der Stärke des andren. Allein es ist immer falsch, durch Schwächung zu bilden, oder die Stärke müsste denn nicht natürlich, sondern erkünstelt sein. Wo sie aber das nicht, da schränke man sie nie ein. Es ist besser, dass sie sich zerstöre, als dass sie

langsam hinsterbe. Doch genug hievon. Ich hoffe meine Idee hinlänglich erläutert zu haben, obgleich ich gern die Verlegenheit gestehe, in der ich mich bei dieser Untersuchung befinde, da auf der einen Seite das Interesse des Gegenstandes, und die Unmöglichkeit, nur die nöthigen Resultate aus andren Schriften — da ich keine kenne, welche gerade aus meinem gegenwärtigen Gesichtspunkt ausgienge — zu entlehnen, mich einlud, mich weiter auszudehnen; und auf der andern Seite die Betrachtung, dass diese Ideen nicht eigentlich für sich, sondern nur als Lehnsäze, hierhergehören, mich immer in die gehörigen Schranken zurükwies. Die gleiche Entschuldigung muss ich, auch bei dem nun Folgenden, nicht zu vergessen bitten.

Ich habe bis jezt — obgleich eine völlige Trennung nie möglich ist — von der sinnlichen Empfindung nur als sinnlicher Empfindung zu reden versucht. Aber Sinnlichkeit und Unsinnlichkeit verknüpft ein geheimnissvolles Band, und wenn es unsrem Auge versagt ist, dieses Band zu sehen, so ahndet es unser Gefühl. Dieser zwiefachen Natur der sichtbaren und unsichtbaren Welt, dem angebohrnen Sehnen nach dieser, und dem Gefühl der gleichsam süssen Unentbehrlichkeit jener, danken wir alle, wahrhaft aus dem Wesen des Menschen entsprungene, konsequente philosophische Systeme, so wie eben daraus auch die sinnlosesten Schwärmereien entstehen. Ewiges Streben, beide dergestalt zu vereinen, dass jede so wenig als möglich der andren raube, schien mir immer das wahre Ziel des menschlichen Weisen. Unverkennbar ist überall diess ästhetische Gefühl, mit dem uns die Sinnlichkeit Hülle des Geistigen, und das Geistige belebendes Princip der Sinnenwelt ist. Das ewige Studium dieser Physiognomik der Natur bildet den eigentlichen Menschen. Denn nichts ist von so ausgebreiteter Wirkung auf den ganzen Charakter, als der Ausdruk des Unsinnlichen im

Sinnlichen, des Erhabenen, des Einfachen, des Schönen in allen Werken der Natur und Produkten der Kunst, die uns umgeben. Und hier zeigt sich zugleich wieder der Unterschied der energisch wirkenden, und der übrigen sinnlichen Empfindungen. Wenn das lezte Streben alles unsres menschlichsten Bemühens nur auf das Entdekken, Nähren und Erschaffen des einzig warhaft Existirenden, obgleich in seiner Urgestalt ewig Unsichtbaren, in uns und andren gerichtet ist, wenn es allein das ist, dessen Ahndung uns jedes seiner Symbole so theuer und heilig macht; so treten wir ihm einen Schritt näher, wenn wir das Bild seiner ewig regen Energie anschauen. Wir reden gleichsam mit ihm in schwerer und oft unverstandner, aber auch oft mit der gewissesten Wahrheitsahndung überraschender Sprache, indess die Gestalt — wieder, wenn ich so sagen darf, das Bild jener Energie — weiter von der Wahrheit entfernt ist. Auf diesem Boden, wenn nicht allein, doch vorzüglich, blüht auch das Schöne, und noch weit mehr das Erhabene auf, das die Menschen der Gottheit gleichsam noch näher bringt. Die Nothwendigkeit eines reinen, von allen Zwekken entfernten Wohlgefallens an einem Gegenstande, ohne Begriff, bewährt ihm gleichsam seine Abstammung von dem Unsichtbaren, und seine Verwandtschaft damit; und das Gefühl seiner Unangemessenheit zu dem überschwenglichen Gegenstande verbindet, auf die menschlich göttlichste Weise, unendliche Grösse mit hingebender Demuth. Ohne das Schöne, fehlte dem Menschen die Liebe der Dinge um ihrer selbst willen; ohne das Erhabene, der Gehorsam, welcher jede Belohnung verschmäht, und niedrige Furcht nicht kennt. Das Studium des Schönen gewährt Geschmak, des Erhabnen — wenn es auch hiefür ein Studium giebt, und nicht Gefühl und Darstellung des Erhabenen allein Frucht des Genies ist — richtig abgewägte Grösse. Der Geschmak

allein aber, dem allemal Grösse zum Grunde liegen muss, weil nur das Grosse des Maasses, und nur das Gewaltige der Haltung bedarf, vereint alle Töne des vollgestimmten Wesens in eine reizende Harmonie. Er bringt in alle unsre auch bloss geistigen Empfindungen und Neigungen, so etwas Gemässigtes, Gehaltnes, auf Einen Punkt hin Gerichtetes. Wo er fehlt, da ist die sinnliche Begierde roh und ungebändigt, da haben selbst wissenschaftliche Untersuchungen vielleicht Scharfsinn und Tiefsinn, aber nicht Feinheit, nicht Politur, nicht Fruchtbarkeit in der Anwendung. Ueberhaupt sind ohne ihn die Tiefen des Geistes, wie die Schäze des Wissens todt und unfruchtbar, ohne ihn der Adel und die Stärke des moralischen Willens selbst rauh und ohne erwärmende Segenskraft.

Forschen und Schaffen — darum drehen und darauf beziehen sich wenigstens, wenn gleich mittelbarer oder unmittelbarer, alle Beschäftigungen des Menschen. Das Forschen, wenn es die Gründe der Dinge, oder die Schranken der Vernunft erreichen soll, sezt, ausser der Tiefe, einen mannigfaltigen Reichthum und eine innige Erwärmung des Geistes, eine Anstrengung der vereinten menschlichen Kräfte voraus. Nur der bloss analytische Philosoph kann vielleicht durch die einfachen Operationen der, nicht bloss ruhigen, sondern auch kalten Vernunft seinen Endzwek erreichen. Allein um das Band zu entdekken, welches synthetische Säze verknüpft, ist eigentliche Tiefe und ein Geist erforderlich, welcher allen seinen Kräften gleiche Stärke zu verschaffen gewusst hat. So wird Kants — man kann wohl mit Wahrheit sagen — nie übertroffener Tiefsinn noch oft in der Moral und Aesthetik der Schwärmerei beschuldigt werden, wie er es schon wurde, und — wenn mir das Geständniss erlaubt ist — wenn mir selbst einige, obgleich seltne Stellen (ich führe hier, als ein Beispiel, die Deutung

der Regenbogenfarben in der Kritik der Urtheilskraft an) darauf hinzuführen scheinen; so klage ich allein den Mangel der Tiefe meiner intellektuellen Kräfte an. Könnte ich diese Ideen hier weiter verfolgen, so würde ich auf die gewiss äusserst schwierige, aber auch ebenso interessante Untersuchung stossen: welcher Unterschied eigentlich zwischen der Geistesbildung des Metaphysikers und des Dichters ist? und wenn nicht vielleicht eine vollständige, wiederholte Prüfung die Resultate meines bisherigen Nachdenkens hierüber wiederum umstiesse, so würde ich diesen Unterschied bloss darauf einschränken, dass der Philosoph sich allein mit Perceptionen, der Dichter hingegen mit Sensationen beschäftigt, beide aber übrigens desselben Maasses und derselben Bildung der Geisteskräfte bedürfen. Allein diess würde mich zu weit von meinem gegenwärtigen Endzwek entfernen, und ich hoffe selbst durch die wenigen, im Vorigen angeführten Gründe, hinlänglich bescheinigt zu haben, dass, auch um den ruhigsten Denker zu bilden, Genuss der Sinne und der Phantasie oft um die Seele gespielt haben muss. Gehen wir aber gar von transcendentalen Untersuchungen zu psychologischen über, wird der Mensch, wie er erscheint, unser Studium, wie wird da nicht der das gestaltenreiche Geschlecht am tiefsten erforschen, und am wahrsten und lebendigsten darstellen, dessen eigner Empfindung selbst die wenigsten dieser Gestalten fremd sind?

Daher erscheint der also gebildete Mensch in seiner höchsten Schönheit, wenn er ins praktische Leben tritt, wenn er, was er in sich aufgenommen hat, zu neuen Schöpfungen in und ausser sich fruchtbar macht. Die Analogie zwischen den Gesezen der plastischen Natur, und denen des geistigen Schaffens ist schon mit einem warlich unendlich genievollen Blikke beobachtet, und mit treffenden Bemerkungen

bewährt worden [1]). Doch vielleicht wäre eine noch anziehendere Ausführung möglich gewesen; statt der Untersuchung unerforschbarer Geseze der Bildung des Keims, hätte die Psychologie vielleicht eine reichere Belehrung erhalten, wenn das geistige Schaffen gleichsam als eine feinere Blüthe des körperlichen Erzeugens näher gezeigt worden wäre. Um auch in dem moralischen Leben von demjenigen zuerst zu reden, was am meisten blosses Werk der kalten Vernunft scheint; so macht es die Idee des Erhabenen allein möglich, dem unbedingt gebietenden Geseze zwar allerdings, durch das Medium des Gefühls, auf eine menschliche, und doch, durch den völligen Mangel der Rüksicht auf Glükseligkeit oder Unglük, auf eine göttlich uneigennüzige Weise zu gehorchen. Das Gefühl der Unangemessenheit der menschlichen Kräfte zum moralischen Gesez, das tiefe Bewusstsein, dass der Tugendhafteste nur der ist, welcher am innigsten empfindet, wie unerreichbar hoch das Gesez über ihn erhaben ist, erzeugt die Achtung — eine Empfindung, welche nicht mehr körperliche Hülle zu umgeben scheint, als nöthig ist, sterbliche Augen nicht durch den reinen Glanz zu verblenden. Wenn nun das moralische Gesez jeden Menschen, als einen Zwek in sich zu betrachten nöthigt, so vereint sich mit ihm das Schönheitsgefühl, das gern jedem Staube Leben einhaucht, um, auch in ihm, an einer eignen Existenz sich zu freuen, und das um so viel voller und schöner den Menschen aufnimmt und umfasst, als es, unabhängig vom Begriff, nicht auf die kleine Anzahl der Merkmale beschränkt ist, welche der Begriff. und noch dazu nur abgeschnitten und einzeln, allein zu umfassen vermag. Die Beimischung des Schönheitsgefühls scheint der Reinheit des moralischen Willens Abbruch zu thun, und sie könnte es

[1]) F. v. Dalberg vom Bilden und Erfinden.

allerdings, und würde es auch in der That, wenn diess Gefühl eigentlich dem Menschen Antrieb zur Moralität sein sollte. Allein es soll bloss die Pflicht auf sich haben, gleichsam mannigfaltigere Anwendungen für das moralische Gesez aufzufinden, welche dem kalten und darum hier allemal unfeinen Verstande entgehen würden, und das Recht geniessen, dem Menschen — dem es nicht verwehrt ist, die mit der Tugend so eng verschwisterte Glükseligkeit zu empfangen, sondern nur mit der Tugend gleichsam um diese Glükseligkeit zu handlen — die süssesten Gefühle zu gewähren. Je mehr ich überhaupt über diesen Gegenstand nachdenken mag, desto weniger scheint mir der Unterschied, den ich eben bemerkte, bloss subtil, und vielleicht schwärmerisch zu sein. Wie strebend der Mensch nach Genuss ist, wie sehr er sich Tugend und Glükseligkeit ewig, auch unter den ungünstigsten Umständen, vereint denken möchte; so ist doch auch seine Seele für die Grösse des moralischen Gesezes empfänglich. Sie kann sich der Gewalt nicht erwehren, mit welcher diese Grösse sie zu handeln nöthigt, und, *nur* von diesem Gefühle durchdrungen, handelt sie schon darum ohne Rüksicht auf Genuss, weil sie nie das volle Bewusstsein verliert, dass die Vorstellung jedes Unglüks ihr kein andres Betragen abnöthigen würde. Aber diese Stärke gewinnt die Seele freilich nur auf einem, dem ähnlichen Wege, von welchem ich im Vorigen rede; nur durch mächtigen inneren Drang und mannigfaltigen äussren Streit. Alle Stärke — gleichsam die Materie — stammt aus der Sinnlichkeit, und, wie weit entfernt von dem Stamme, ist sie doch noch immer, wenn ich so sagen darf, auf ihm ruhend. Wer nun seine Kräfte unaufhörlich zu erhöhen, und durch häufigen Genuss zu verjüngen sucht, wer die Stärke seines Charakters oft braucht, seine Unabhängigkeit von der Sinnlichkeit zu behaupten, wer so diese Unabhän-

gigkeit mit der höchsten Reizbarkeit zu vereinen bemüht ist, wessen gerader und tiefer Sinn der Wahrheit unermüdet nachforscht, wessen richtiges und feines Schönheitsgefühl keine reizende Gestalt unbemerkt lässt, wessen Drang, das ausser sich Empfundene in sich aufzunehmen und das in sich Aufgenommene zu neuen Geburten zu befruchten, jede Schönheit in seine Individualität zu verwandeln, und, mit jeder sein ganzes Wesen gattend, neue Schönheit zu erzeugen strebt; der kann das befriedigende Bewusstsein nähren, auf dem richtigen Wege zu sein, dem Ideale sich zu nahen, das selbst die kühnste Phantasie der Menschheit vorzuzeichnen wagt.

Ich habe durch diess, an und für sich politischen Untersuchungen ziemlich fremdartige, allein in der von mir gewählten Folge der Ideen nothwendige Gemählde zu zeigen versucht, wie die Sinnlichkeit, mit ihren heilsamen Folgen, durch das ganze Leben, und alle Beschäftigungen des Menschen verflochten ist. Ihr dadurch Freiheit und Achtung zu erwerben, war meine Absicht. Vergessen darf ich indess nicht, dass gerade die Sinnlichkeit auch die Quelle einer grossen Menge physischer und moralischer Uebel ist. Selbst moralisch nur dann heilsam, wenn sie in richtigem Verhältniss mit der Uebung der geistigen Kräfte steht, erhält sie so leicht ein schädliches Uebergewicht. Dann wird menschliche Freude thierischer Genuss, der Geschmak verschwindet, oder erhält unnatürliche Richtungen. Bei diesem lezteren Ausdruk kann ich mich jedoch nicht enthalten, vorzüglich in Hinsicht auf gewisse einseitige Beurtheilungen, noch zu bemerken, dass nicht unnatürlich heissen muss, was nicht gerade diesen oder jenen Zwek der Natur erfüllt, sondern was den allgemeinen Endzwek derselben mit dem Menschen vereitelt. Dieser aber ist, dass sein Wesen sich zu immer höherer Vollkommenheit bilde, und daher vorzüg-

lich, dass seine denkende und empfindende Kraft, beide in verhältnissmässigen Graden der Stärke, sich unzertrennlich vereine. Es kann aber ferner ein Misverhältniss entstehen, zwischen der Art, wie der Mensch seine Kräfte ausbildet, und überhaupt in Thätigkeit sezt, und zwischen den Mitteln des Wirkens und Geniessens, die seine Lage ihm darbietet, und diess Misverhältniss ist eine neue Quelle von Uebeln. Nach den im Vorigen ausgeführten Grundsäzen aber ist es dem Staat nicht erlaubt, mit positiven Endzwekken auf die Lage der Bürger zu wirken. Diese Lage erhält daher nicht eine so bestimmte und erzwungene Form, und ihre grössere Freiheit, wie dass sie in eben dieser Freiheit selbst grösstentheils von der Denkungs- und Handlungsart der Bürger ihre Richtung erhält, vermindert schon jenes Misverhältniss. Dennoch könnte indess die, immer übrig bleibende, warlich nicht unbedeutende Gefahr die Vorstellung der Nothwendigkeit erregen, der Sittenverderbniss durch Geseze und Staatseinrichtungen entgegenzukommen.

Allein, wären dergleichen Geseze und Einrichtungen auch wirksam, so würde nur mit dem Grade ihrer Wirksamkeit auch ihre Schädlichkeit steigen. Ein Staat, in welchem die Bürger durch solche Mittel genöthigt oder bewogen würden, auch den besten Gesezen zu folgen, könnte ein ruhiger, friedliebender, wohlhabender Staat sein; allein er würde mir immer ein Haufe ernährter Sklaven, nicht eine Vereinigung freier, nur, wo sie die Gränze des Rechts übertreten, gebundener Menschen scheinen. Bloss gewisse Handlungen, Gesinnungen hervorzubringen, giebt es freilich sehr viele Wege. Keiner von allen aber führt zur wahren, moralischen Vollkommenheit. Sinnliche Antriebe zur Begehung gewisser Handlungen, oder Nothwendigkeit sie zu unterlassen, bringen Gewohnheit hervor; durch die Gewohnheit wird das Vergnügen, das anfangs nur mit jenen Antrieben ver-

bunden war, auf die Handlung selbst übergetragen, oder die Neigung, welche anfangs nur vor der Nothwendigkeit schwieg, gänzlich erstikt; so wird der Mensch zu tugendhaften Handlungen, gewissermaassen auch zu tugendhaften Gesinnungen geleitet. Allein die Kraft seiner Seele wird dadurch nicht erhöht; weder seine Ideen über seine Bestimmung und seinen Werth erhalten dadurch mehr Aufklärung, noch sein Wille mehr Kraft, die herrschende Neigung zu besiegen; an wahrer, eigentlicher Vollkommenheit gewinnt er folglich nichts. Wer also Menschen bilden, nicht zu äussern Zwekken ziehen will, wird sich dieser Mittel nie bedienen. Denn abgerechnet, dass Zwang und Leitung nie Tugend hervorbringen; so schwächen sie auch noch immer die Kraft. Was sind aber Sitten, ohne moralische Stärke und Tugend? Und wie gross auch das Uebel des Sittenverderbnisses sein mag, es ermangelt selbst der heilsamen Folgen nicht. Durch die Extreme müssen die Menschen zu der Weisheit und Tugend mittlerem Pfad gelangen. Extreme müssen, gleich grossen, in die Ferne leuchtenden Massen, weit wirken. Um den feinsten Adern des Körpers Blut zu verschaffen, muss eine beträchtliche Menge in den grossen vorhanden sein. Hier die Ordnung der Natur stören wollen, heisst moralisches Uebel anrichten, um physisches zu verhüten.

Es ist aber auch, meines Erachtens, unrichtig, dass die Gefahr des Sittenverderbnisses so gross und dringend sei; und so manches auch schon zu Bestätigung dieser Behauptung im Vorigen gesagt worden ist, so mögen doch noch folgende Bemerkungen dazu dienen, sie ausführlicher zu beweisen:

1. Der Mensch ist an sich mehr zu wohlthätigen, als eigennüzigen Handlungen geneigt. Diess zeigt sogar die Geschichte der Wilden. Die häuslichen Tugenden haben so

etwas Freundliches, die öffentlichen des Bürgers so etwas Grosses und Hinreissendes, dass auch der bloss unverdorbene Mensch ihrem Reiz selten widersteht.

2. Die Freiheit erhöht die Kraft, und führt, wie immer die grössere Stärke, allemal eine Art der Liberalität mit sich. Zwang erstikt die Kraft, und führt zu allen eigennüzigen Wünschen, und allen niedrigen Kunstgriffen der Schwäche. Zwang hindert vielleicht manche Vergehung, rauht aber selbst den gesezmässigen Handlungen von ihrer Schönheit. Freiheit veranlasst vielleicht manche Vergehung, giebt aber selbst dem Laster eine minder unedle Gestalt.

3. Der sich selbst überlassene Mensch kommt schwerer auf richtige Grundsäze, allein sie zeigen sich unaustilgbar in seiner Handlungsweise. Der absichtlich geleitete empfängt sie leichter, aber sie weichen, auch sogar seiner, doch geschwächten Energie.

4. Alle Staatseinrichtungen, indem sie ein mannigfaltiges und sehr verschiedenes Interesse in eine Einheit bringen sollen, verursachen vielerlei Kollisionen. Aus den Kollisionen entstehen Misverhältnisse zwischen dem Verlangen und dem Vermögen der Menschen; und aus diesen Vergehungen. Je müssiger also — wenn ich so sagen darf — der Staat, desto geringer die Anzahl dieser. Wäre es, vorzüglich in gegebenen Fällen möglich, genau die Uebel aufzuzählen, welche Polizeieinrichtungen veranlassen, und welche sie verhüten, die Zahl der ersteren würde allemal grösser sein.

5. Wieviel strenge Aufsuchung der wirklich begangenen Verbrechen, gerechte und wohl abgemessene, aber unerlassliche Strafe, folglich seltne Straflosigkeit vermag, ist praktisch noch nie hinreichend versucht worden.

Ich glaube nunmehr für meine Absicht hinlänglich gezeigt zu haben, wie bedenklich jedes Bemühen des Staats ist, irgend einer — nur nicht unmittelbar fremdes Recht

kränkenden Ausschweifung der Sitten entgegen, oder gar zuvorzukommen, wie wenig davon insbesondere heilsame Folgen auf die Sittlichkeit selbst zu erwarten sind, und wie ein solches Wirken auf den Charakter der Nation, selbst zur Erhaltung der Sicherheit, nicht nothwendig ist. Nimmt man nun noch hinzu die im Anfange dieses Aufsazes entwikkelten* Gründe, welche jede auf positive Zwekke gerichtete Wirksamkeit des Staats misbilligen, und die hier um so mehr gelten, als gerade der moralische Mensch jede Einschränkung am tiefsten fühlt; und vergisst man nicht, dass, wenn irgend eine Art der Bildung der Freiheit ihre höchste Schönheit dankt, diess gerade die Bildung der Sitten und des Charakters ist; so dürfte die Richtigkeit des folgenden Grundsazes keinem weiteren Zweifel unterworfen sein, des Grundsazes nemlich:

> dass der Staat sich schlechterdings alles Bestrebens, direkt oder indirekt auf die Sitten und den Charakter der Nation anders zu wirken, als insofern diess als eine natürliche, von selbst entstehende Folge seiner übrigen schlechterdings nothwendigen Maassregeln unvermeidlich ist, gänzlich enthalten müsse, und dass alles, was diese Absicht befördern kann, vorzüglich alle besondre Aufsicht auf Erziehung, Religionsanstalten, Luxusgeseze u. s. f. schlechterdings ausserhalb der Schranken seiner Wirksamkeit liege.

IX.

Nähere, positive Bestimmung der Sorgfalt des Staats für die Sicherheit. Entwikkelung des Begriffs der Sicherheit.

Nachdem ich jezt die wichtigsten und schwierigsten Theile der gegenwärtigen Untersuchung geendigt habe, und

ich mich nun der völligen Auflösung der vorgelegten Frage nähere, ist es nothwendig, wiederum einmal einen Blik zurük auf das, bis hieher, entwikkelte Ganze zu werfen. Zuerst ist die Sorgfalt des Staats von allen denjenigen Gegenständen entfernt worden, welche nicht zur Sicherheit der Bürger, der auswärtigen sowohl als der innerlichen, gehören. Dann ist eben diese Sicherheit, als der eigentliche Gegenstand der Wirksamkeit des Staats dargestellt, und endlich das Princip festgesezt worden, dass, um dieselbe zu befördern und zu erhalten, nicht auf die Sitten und den Charakter der Nation selbst zu wirken, diesem eine bestimmte Richtung zu geben, oder zu nehmen, versucht werden dürfe. Gewissermaassen könnte daher die Frage: in welchen Schranken der Staat seine Wirksamkeit halten müsse? schon vollständig beantwortet scheinen, indem diese Wirksamkeit auf die Erhaltung der Sicherheit, und in Absicht der Mittel hiezu noch genauer auf diejenigen eingeschränkt ist, welche sich nicht damit befassen, die Nation zu den Endzwekken des Staats gleichsam bilden, oder vielmehr ziehen zu wollen. Denn wenn diese Bestimmung gleich nur negativ ist; so zeigt sich doch das, was, nach geschehener Absonderung, übrig bleibt, von selbst deutlich genug. Der Staat wird nemlich allein sich auf Handlungen, welche unmittelbar und geradezu in fremdes Recht eingreifen, ausbreiten, nur das streitige Recht entscheiden, das verlezte wieder herstellen, und die Verlezer bestrafen dürfen. Allein der Begriff der Sicherheit, zu dessen näherer Bestimmung bis jezt nichts andres gesagt ist, als dass von der Sicherheit vor auswärtigen Feinden, und vor Beeinträchtigungen der Mitbürger selbst die Rede sei, ist zu weit, und vielumfassend, um nicht einer genaueren Auseinandersezung zu bedürfen. Denn so verschieden auf der einen Seite die Nüancen von dem bloss Ueberzeugung beabsichtenden Rath zur zudringlichen Em-

pfehlung, und von da zum nöthigenden Zwange, und eben so verschieden und vielfach die Grade der Unbilligkeit oder Ungerechtigkeit von der, innerhalb der Schranken des eignen Rechts ausgeübten, aber dem andren möglicherweise schädlichen Handlung, bis zu der, gleichfalls sich nicht aus jenen Schranken entfernenden, aber den andren im Genuss seines Eigenthums sehr leicht, oder immer störenden, und von da bis zu einem wirklichen Eingriff in fremdes Eigenthum sind; ebenso verschieden ist auch der Umfang des Begriffs der Sicherheit, indem man darunter Sicherheit vor einem solchen, oder solchen Grade des Zwanges, oder einer so nah, oder so fern das Recht kränkenden Handlung verstehen kann. Gerade aber dieser Umfang ist von überaus grosser Wichtigkeit, und wird er zu weit ausgedehnt, oder zu eng eingeschränkt; so sind wiederum, wenn gleich unter andern Namen, alle Gränzen vermischt. Ohne eine genaue Bestimmung jenes Umfangs also ist an eine Berichtigung dieser Gränzen nicht zu denken. Dann müssen auch die Mittel, deren sich der Staat bedienen darf, oder nicht, noch bei weitem genauer auseinandergesezt und geprüft werden. Denn wenn gleich ein auf die wirkliche Umformung der Sitten gerichtetes Bemühen des Staats, nach dem Vorigen, nicht rathsam scheint; so ist hier doch noch für die Wirksamkeit des Staats ein viel zu unbestimmter Spielraum gelassen, und z. B. die Frage noch sehr wenig erörtert, wie weit die einschränkenden Geseze des Staats sich von der, unmittelbar das Recht andrer beleidigenden Handlung entfernen? inwiefern derselbe wirkliche Verbrechen durch Verstopfung ihrer Quellen, nicht in dem Charakter der Bürger, aber in den Gelegenheiten der Ausübung verhüten darf? Wie sehr aber, und mit wie grossem Nachtheile hierin zu weit gegangen werden kann, ist schon daraus klar, dass gerade Sorgfalt für die Freiheit mehrere gute Köpfe vermocht

hat, den Staat für das Wohl der Bürger überhaupt verantwortlich zu machen, indem sie glaubten, dass dieser allgemeinere Gesichtspunkt die ungehemmte Thätigkeit der Kräfte befördern würde. Diese Betrachtungen nöthigen mich daher zu dem Geständniss, bis hieher mehr grosse, und in der That ziemlich sichtbar ausserhalb der Schranken der Wirksamkeit des Staats liegende Stükke abgesondert, als die genaueren Gränzen, und gerade da, wo sie zweifelhaft und streitig scheinen konnten, bestimmt zu haben. Diess bleibt mir jezt zu thun übrig, und sollte es mir auch selbst nicht völlig gelingen, so glaube ich doch wenigstens dahin streben zu müssen, die Gründe dieses Mislingens so deutlich und vollständig als möglich, darzustellen. Auf jeden Fall aber hoffe ich, mich nun sehr kurz fassen zu können, da alle Grundsäze, deren ich zu dieser Arbeit bedarf, schon im Vorigen — wenigstens so viel es *meine* Kräfte erlaubten — erörtert und bewiesen worden sind.

Sicher nenne ich die Bürger in einem Staat, wenn sie in der Ausübung der ihnen zustehenden Rechte, dieselben mögen nun ihre Person, oder ihr Eigenthum betreffen, nicht durch fremde Eingriffe gestört werden; *Sicherheit* folglich — wenn der Ausdruk nicht zu kurz, und vielleicht dadurch undeutlich scheint, *Gewissheit der gesezmässigen Freiheit.* Diese Sicherheit wird nun nicht durch alle diejenigen Handlungen gestört, welche den Menschen an irgend einer Thätigkeit, seiner Kräfte, oder irgend einem Genuss seines Vermögens hindern, sondern nur durch solche, welche diess *widerrechtlich* thun. Diese Bestimmung, so wie die obige Definition, ist nicht willkührlich von mir hinzugefügt, oder gewählt worden. Beide fliessen unmittelbar aus dem oben entwikkelten Raisonnement. Nur wenn man dem Ausdrukke der Sicherheit diese Bedeutung unterlegt, kann jenes Anwendung finden. Denn nur wirkliche Verlezungen des

Rechts bedürfen einer andern Macht, als die ist, welche jedes Individuum besizt; nur was diese Verlezungen verhindert, bringt der wahren Menschenbildung reinen Gewinn, indess jedes andre Bemühen des Staats ihr gleichsam Hindernisse in den Weg legt; nur das endlich fliesst aus dem untrüglichen Princip der Nothwendigkeit, da alles andre bloss auf den unsichren Grund einer, nach täuschenden Wahrscheinlichkeiten berechneten Nüzlichkeit gebaut ist.

Diejenigen, deren Sicherheit erhalten werden muss, sind auf der einen Seite alle Bürger, in völliger Gleichheit, auf der andern der Staat sell ℓ. Die Sicherheit des Staats selbst hat ein Objekt von grösserem oder geringerem Umfange, je weiter man seine Rechte ausdehnt, oder je enger man sie beschränkt, und daher hängt hier die Bestimmung von der Bestimmung des Zweks derselben ab. Wie ich nun diese hier bis jezt versucht habe, dürfte er für nichts andres Sicherheit fordern können, als für die Gewalt, welche ihm eingeräumt, und das Vermögen, welches ihm zugestanden worden. Hingegen Handlungen in Hinsicht auf diese Sicherheit einschränken, wodurch ein Bürger, ohne eigentliches Recht zu kränken — und folglich vorausgesezt, dass er nicht in einem besondern persönlichen, oder temporellen Verhältnisse mit dem Staat stehe, wie z. B. zur Zeit eines Krieges — sich oder sein Eigenthum ihm entzieht, könnte er nicht. Denn die Staatsvereinigung ist bloss ein untergeordnetes Mittel, welchem der wahre Zwek, der Mensch, nicht aufgeopfert werden darf, es müsste denn der Fall einer solchen Kollision eintreten, dass, wenn auch der Einzelne nicht verbunden wäre, sich zum Opfer zu geben, doch die Menge das Recht hätte, ihn als Opfer zu nehmen. Ueberdiess aber darf, den entwikkelten Grundsäzen nach, der Staat nicht für das Wohl der Bürger sorgen, und um ihre Sicherheit

zu erhalten, kann das nicht nothwendig sein, was gerade die Freiheit und mithin auch die Sicherheit aufhebt.

Gestört wird die Sicherheit entweder durch Handlungen, welche an und für sich in fremdes Recht eingreifen, oder durch solche, von deren Folgen nur diess zu besorgen ist. Beide Gattungen der Handlungen muss der Staat jedoch mit Modifikationen, welche gleich der Gegenstand der Untersuchung sein werden, verbieten, zu verhindern suchen; wenn sie geschehen sind, durch rechtlich bewirkten Ersaz des angerichteten Schadens, soviel es möglich ist, unschädlich, und, durch Bestrafung, für die Zukunft seltner zu machen bemüht sein. Hieraus entspringen Polizei-Civil- und Kriminalgeseze, um den gewöhnlichen Ausdrükken treu zu bleiben. Hiezu kommt aber noch ein andrer Gegenstand, welcher, seiner eigenthümlichen Natur nach, eine völlig eigne Behandlung verdient. Es giebt nemlich eine Klasse der Bürger, auf welche die im Vorigen entwikkelten Grundsäze, da sie doch immer den Menschen in seinen gewöhnlichen Kräften voraussezen, nur mit manchen Verschiedenheiten passen, ich meine diejenigen, welche noch nicht das Alter der Reife erlangt haben, oder welche Verrüktheit oder Blödsinn des Gebrauchs ihrer menschlichen Kräfte beraubt. Für die Sicherheit dieser muss der Staat gleichfalls Sorge tragen, und ihre Lage kann, wie sich schon voraussehen lässt, leicht eine eigne Behandlung erfordern. Es muss also noch zulezt das Verhältniss betrachtet werden, in welchem der Staat — wie man sich auszudrükken pflegt — als Ober-Vormund, zu allen Unmündigen unter den Bürgern steht. So glaube ich — da ich von der Sicherheit gegen auswärtige Feinde wohl, nach dem im Vorigen Gesagten, nichts mehr hinzuzusezen brauche — die Aussenlinien aller Gegenstände gezeichnet zu haben, auf welche der Staat seine Aufmerksamkeit richten muss. Weit entfernt nun in alle, hier

genannte, so weitläuftige und schwierige Materien irgend tief eindringen zu wollen, werde ich mich begnügen, bei einer jeden, so kurz als möglich, die höchsten Grundsäze, insofern sie die gegenwärtige Untersuchung angehen, zu entwikkeln. Erst wenn diess geschehen ist, wird auch nur der Versuch vollendet heissen können, die vorgelegte Frage gänzlich zu erschöpfen, und die Wirksamkeit des Staats von allen Seiten her mit den gehörigen Gränzen zu umschliessen.

X.

Sorgfalt des Staats für die Sicherheit durch Bestimmung solcher Handlungen der Bürger, welche sich unmittelbar und geradezu nur auf den Handlenden selbst beziehen. (Polizeigeseze.)

Um — wie es jezt geschehen muss — dem Menschen durch alle die mannigfaltigen Verhältnisse des Lebens zu folgen, wird es gut sein, bei demjenigen zuerst anzufangen, welches unter allen das einfachste ist, bei dem Falle nemlich, wo der Mensch, wenn gleich in Verbindung mit andern lebend, doch völlig innerhalb der Schranken seines Eigenthums bleibt, und nichts vornimmt, was sich unmittelbar und geradezu auf andre bezieht. Von diesem Fall handeln die meisten der sogenannten Polizeigeseze. Denn so schwankend auch dieser Ausdruk ist; so ist dennoch wohl die wichtigste und allgemeinste Bedeutung die, dass diese Geseze, ohne selbst Handlungen zu betreffen, wodurch fremdes Recht unmittelbar gekränkt wird, nur von Mitteln reden, dergleichen Kränkungen vorzubeugen; sie mögen nun entweder solche Handlungen beschränken, deren Folgen

selbst dem fremden Rechte leicht gefährlich werden können, oder solche, welche gewöhnlich zu Uebertretungen der Geseze führen, oder endlich dasjenige bestimmen, was zur Erhaltung oder Ausübung der Gewalt des Staats selbst nothwendig ist. Dass auch diejenigen Verordnungen, welche nicht die Sicherheit, sondern das Wohl der Bürger zum Zwek haben, ganz vorzüglich diesen Namen erhalten, übergehe ich hier, weil es nicht zu meiner Absicht dient. Den im Vorigen festgesezten Principien zufolge, darf nun der Staat hier, in diesem einfachen Verhältnisse des Menschen nichts weiter verbieten, als was mit Grund Beeinträchtigung seiner eignen Rechte, oder der Rechte der Bürger besorgen lässt. Und zwar muss in Absicht der Rechte des Staats hier dasjenige angewandt werden, was von dem Sinne dieses Ausdruks so eben allgemein erinnert worden ist. Nirgends also, wo der Vortheil oder der Schade nur den Eigenthümer allein trift, darf der Staat sich Einschränkungen durch Prohibitiv-Geseze erlauben. Allein es ist auch, zur Rechtfertigung solcher Einschränkungen nicht genug, dass irgend eine Handlung einem andren bloss Abbruch thue; sie muss auch sein Recht schmälern. Diese zweite Bestimmung erfordert also eine weitere Erklärung. Schmälerung des Rechts nemlich ist nur überall da, wo jemandem, ohne seine Einwilligung, oder gegen dieselbe, ein Theil seines Eigenthums, oder seiner persönlichen Freiheit entzogen wird. Wo hingegen keine solche Entziehung geschieht, wo nicht der eine gleichsam in den Kreis des Rechts des andren eingreift, da ist, welcher Nachtheil auch für ihn entstehen möchte, keine Schmälerung der Befugnisse. Ebensowenig ist diese da, wo selbst der Nachtheil nicht eher entsteht, als bis der, welcher ihn leidet, auch seinerseits thätig wird, die Handlung — um mich so auszudrükken — auffasst, oder wenigstens der Wirkung derselben nicht wie er könnte entgegenarbeitet.

Die Anwendungen dieser Bestimmungen ist von selbst klar; ich erinnere nur hier an ein Paar merkwürdige Beispiele. Es fällt nemlich, diesen Grundsäzen nach, schlechterdings alles weg, was man von Aergerniss erregenden Handlungen in Absicht auf Religion und Sitten besonders sagt. Wer Dinge äussert, oder Handlungen vornimmt, welche das Gewissen und die Sittlichkeit des andren beleidigen, mag allerdings unmoralisch handeln, allein, so fern er sich keine Zudringlichkeit zu Schulden kommen lässt, kränkt er kein Recht. Es bleibt dem andern unbenommen, sich von ihm zu entfernen, oder macht die Lage diess unmöglich, so trägt er die unvermeidliche Unbequemlichkeit der Verbindung mit ungleichen Charakteren, und darf nicht vergessen, dass vielleicht auch jener durch den Anblik von Seiten gestört wird, die ihm eigenthümlich sind, da, auf wessen Seite sich das Recht befinde? immer nur da wichtig ist, wo es nicht an einem Rechte zu entscheiden fehlt. Selbst der doch gewiss weit schlimmere Fall, wenn der Anblik dieser oder jener Handlung, das Anhören dieses oder jenen Raisonnements die Tugend oder die Vernunft und den gesunden Verstand andrer verführte, würde keine Einschränkung der Freiheit erlauben. Wer so handelte, oder sprach, beleidigte dadurch an sich niemandes Recht, und es stand dem andren frei, dem üblen Eindruk bei sich selbst Stärke des Willens, oder Gründe der Vernunft entgegenzusezen. Daher denn auch, wie gross sehr oft das hieraus entspringende Uebel sein mag, wiederum auf der andren Seite nie der gute Erfolg ausbleibt, dass in diesem Fall die Stärke des Charakters, in dem vorigen die Toleranz und die Vielseitigkeit der Ansicht geprüft wird, und gewinnt. Ich brauche hier wohl nicht zu erinnern, dass ich an diesen Fällen hier nichts weiter betrachte, als ob sie die Sicherheit der Bürger stören? Denn ihr Verhältniss zur Sittlichkeit der Na-

tion, und was dem Staat in dieser Hinsicht erlaubt sein kann, oder nicht? habe ich schon im Vorigen auseinanderzusezen versucht.

Da es indess mehrere Dinge giebt, deren Beurtheilung positive, nicht jedem eigne Kenntnisse erfordert, und wo daher die Sicherheit gestört werden kann, wenn jemand vorsäzlicher oder unbesonnener Weise die Unwissenheit andrer zu seinem Vortheile benuzt; so muss es den Bürgern frei stehen, in diesen Fällen den Staat gleichsam um Rath zu fragen. Vorzüglich auffallende Beispiele hievon geben theils wegen der Häufigkeit des Bedürfnisses, theils wegen der Schwierigkeit der Beurtheilung und endlich wegen der Grösse des zu besorgenden Nachtheils, Aerzte, und zum Dienst der Partheien bestimmte Rechtsgelehrte ab. Um nun in diesen Fällen dem Wunsche der Nation zuvorzukommen, ist es nicht bloss rathsam, sondern sogar nothwendig, dass der Staat diejenigen, welche sich zu solchen Geschäften bestimmen — insofern sie sich einer Prüfung unterwerfen wollen — prüfe, und, wenn die Prüfung gut ausfällt, mit einem Zeichen der Geschiklichkeit versehe, und nun den Bürgern bekannt mache, dass sie ihr Vertrauen nur denjenigen gewiss schenken können, welche auf diese Weise bewährt gefunden worden sind. Weiter aber dürfte er auch nie gehen, nie weder denen, welche entweder die Prüfung ausgeschlagen, oder in derselben unterlegen, die Uebung ihres Geschäfts, noch der Nation den Gebrauch derselben untersagen. Dann dürfte er dergleichen Veranstaltungen auch auf keine andre Geschäfte ausdehnen, als auf solche, wo einmal nicht auf das Innere, sondern nur auf das Aeussere des Menschen gewirkt werden soll, wo dieser folglich nicht selbst mitwirkend, sondern nur folgsam und leidend zu sein braucht, und wo es demnach nur auf die Wahrheit oder Falschheit der Resultate ankommt; und wo zweitens

die Beurtheilung Kenntnisse voraussezt, die ein ganz abgesondertes Gebiet für sich ausmachen, nicht durch Uebung des Verstandes, und der praktischen Urtheilskraft erworben werden, und deren Seltenheit selbst das Rathfragen erschwert. Handelt der Staat gegen die leztere Bestimmung, so geräth er in Gefahr, die Nation träge, unthätig, immer vertrauend auf fremde Kenntniss und fremden Willen zu machen, da gerade der Mangel sicherer, bestimmter Hülfe sowohl zur Bereicherung der eigenen Erfahrung und Kenntniss mehr ansporn t, als auch die Bürger unter einander enger und mannigfaltiger verbindet, indem sie mehr einer von dem Rathe des andren abhängig sind. Bleibt er der ersteren Bestimmung nicht getreu; so entspringen, neben dem eben erwähnten, noch alle, im Anfange dieses Aufsazes weiter ausgeführte Nachtheile. Schlechterdings müsste daher eine solche Veranstaltung wegfallen, um auch hier wiederum ein merkwürdiges Beispiel zu wählen, bei Religionslehrern. Denn was sollte der Staat bei ihnen prüfen? Bestimmte Säze — davon hängt, wie oben genauer gezeigt ist, die Religion nicht ab; das Maass der intellektuellen Kräfte überhaupt — allein bei dem Religionslehrer, welcher bestimmt ist, Dinge vorzutragen, die in so genauem Zusammenhange mit der Individualität seiner Zuhörer stehen, kommt es beinah einzig auf das Verhältniss seines Verstandes, zu dem Verstande dieser an, und so wird schon dadurch die Beurtheilung unmöglich; die Rechtschaffenheit und den Charakter — allein dafür giebt es keine andere Prüfung, als gerade eine solche, zu welcher die Lage des Staats sehr unbequem ist, Erkundigung nach den Umständen, dem bisherigen Betragen des Menschen u. s. f. Endlich müsste überhaupt, auch in den oben von mir selbst gebilligten Fällen, eine Veranstaltung dieser Art doch nur immer da gemacht werden, wo der nicht zweifelhafte Wille der Nation

sie forderte. Denn an sich ist sie unter freien, durch Freiheit selbst kultivirten Menschen, nicht einmal nothwendig, und immer könnte sie doch manchem Misbrauch unterworfen sein. Da es mir überhaupt hier nicht um Ausführung einzelner Gegenstände, sondern nur um Bestimmung der Grundsäze zu thun ist, so will ich noch einmal kurz den Gesichtspunkt angeben, aus welchem allein ich einer solchen Einrichtung erwähnte. Der Staat soll nemlich auf keine Weise für das positive Wohl der Bürger sorgen, daher auch nicht für ihr Leben und ihre Gesundheit — es müssten denn Handlungen andrer ihnen Gefahr drohen — aber wohl für ihre Sicherheit. Und nur, insofern die Sicherheit selbst leiden kann, indem Betrügerei die Unwissenheit benuzt, könnte eine solche Aufsicht innerhalb der Gränzen der Wirksamkeit des Staats liegen. Indess muss doch bei einem Betruge dieser Art der Betrogene immer zur Ueberzeugung überredet werden, und da das Ineinanderfliessen der verschiednen Nüancen hiebei schon eine allgemeine Regel beinah unmöglich macht, auch gerade die, durch die Freiheit übriggelassne Möglichkeit des Betrugs die Menschen zu grösserer Vorsicht und Klugheit schärft; so halte ich es für besser und den Principien gemässer, in der, von bestimmten Anwendungen fernen Theorie, Prohibitivgeseze nur auf diejenigen Fälle auszudehnen, wo ohne, oder gar gegen den Willen des andern gehandelt wird. Das vorige Raisonnement wird jedoch immer dazu dienen, zu zeigen, wie auch andre Fälle — wenn die Nothwendigkeit es erforderte — in Gemässheit der aufgestellten Grundsäze behandelt werden müssten [1]).

---

[1]) Es könnte scheinen, als gehörten die hier angeführten Fälle nicht zu dem gegenwärtigen, sondern mehr zu dem folgenden Abschnitt, da sie Handlungen betreffen, welche sich geradezu

Wenn bis jezt die Beschaffenheit der Folgen einer Handlung auseinandergesezt ist, welche dieselbe der Aufsicht des Staats unterwirft; so fragt sich noch, ob jede Handlung eingeschränkt werden darf, bei welcher nur die Möglichkeit einer solchen Folge vorauszusehen ist, oder nur solche, mit welcher dieselbe nothwendig verbunden ist? In dem ersteren Fall geriethe die Freiheit, in dem lezteren die Sicherheit in Gefahr zu leiden. Es ist daher freilich soviel ersichtlich, dass ein Mittelweg getroffen werden muss. Diesen indess allgemein zu zeichnen halte ich für unmöglich. Freilich müsste die Berathschlagung über einen Fall dieser Art, durch die Betrachtung des Schadens, der Wahrscheinlichkeit des Erfolgs, und der Einschränkung der Freiheit im Fall eines gegebenen Gesezes zugleich geleitet werden. Allein keins dieser Stükke erlaubt eigentlich ein allgemeines Maass; vorzüglich täuschen immer Wahrscheinlichkeitsberechnungen. Die Theorie kann daher nicht mehr, als jene Momente der Ueberlegung, angeben. In der Anwendung müsste man, glaube ich, allein auf die specielle Lage sehen, nicht aber sowohl auf die allgemeine Natur der Fälle, und nur, wenn Erfahrung der Vergangenheit und Betrachtung der Gegenwart eine Einschränkung *nothwendig* machte, dieselbe verfügen. Das Naturrecht, wenn man es auf das Zusammenleben mehrerer Menschen anwendet, scheidet die Gränzlinie scharf ab. Es misbilligt alle Handlungen, bei welchen der eine ***mit seiner Schuld*** in den Kreis des an-

---

auf den andren beziehen. Aber ich sprach auch hier nicht von dem Fall, wenn z. B. ein Arzt einen Kranken wirklich behandelt, ein Rechtsgelehrter einen Prozess wirklich übernimmt, sondern von dem, wenn jemand diese Art zu leben und sich zu ernähren wählt. Ich fragte mich ob der Staat eine solche Wahl beschränken darf, und diese blosse Wahl bezieht sich noch geradezu auf niemand.

dern eingreift, alle folglich, wo der Schade entweder aus einem eigentlichen Versehen entsteht, oder, wo derselbe immer, oder doch in einem solchen Grade der Wahrscheinlichkeit mit der Handlung verbunden ist, dass der Handlende ihn entweder einsieht, oder wenigstens nicht, ohne dass es ihm zugerechnet werden müsste, übersehn kann. Ueberall, wo sonst Schaden entsteht, ist es Zufall, den der Handlende zu ersezen nicht verbunden ist. Eine weitere Ausdehnung liesse sich nur aus einem stillschweigenden Vertrage der Zusammenlebenden, und also schon wiederum aus etwas Positivem, herleiten. Allein hiebei auch im Staate stehen zu bleiben, könnte mit Recht bedenklich scheinen, vorzüglich wenn man die Wichtigkeit des zu besorgenden Schadens, und die Möglichkeit bedenkt, die Einschränkung der Freiheit der Bürger nur wenig nachtheilig zu machen. Auch lässt sich das Recht des Staats hiezu nicht bestreiten, da er nicht bloss insofern für die Sicherheit sorgen soll, dass er, bei geschehenen Kränkungen des Rechts zur Entschädigung zwinge, sondern auch so, dass er Beeinträchtigungen verhindre. Auch kann ein Dritter, der einen Ausspruch thun soll, nur nach äussren Kennzeichen entscheiden. Unmöglich darf daher der Staat dabei stehen bleiben, abzuwarten, ob die Bürger es nicht werden an der gehörigen Vorsicht bei gefährlichen Handlungen mangeln lassen, noch kann er sich allein darauf verlassen, ob sie die Wahrscheinlichkeit des Schadens voraussehen; er muss vielmehr — wo wirklich die Lage die Besorgniss dringend macht — die an sich unschädliche Handlung selbst einschränken.

Vielleicht liesse sich demnach der folgende Grundsaz aufstellen:

> um für die Sicherheit der Bürger Sorge zu tragen, muss der Staat diejenigen, sich unmittelbar allein auf den Handlenden beziehenden Handlungen verbieten,

oder einschränken, deren Folgen die Rechte andrer kränken, d. i. ohne oder gegen die Einwilligung derselben ihre Freiheit oder ihren Besiz schmälern, oder von denen diess wahrscheinlich zu besorgen ist, eine Wahrscheinlichkeit, bei welcher allemal auf die Grösse des zu besorgenden Schadens und die Wichtigkeit der durch ein Prohibitivgesez entstehenden Freiheitseinschränkung zugleich Rüksicht genommen werden muss. Jede weitere, oder aus andren Gesichtspunkten gemachte Beschränkung der Privatfreiheit aber, liegt ausserhalb der Gränzen der Wirksamkeit des Staats.

Da, meinen hier entwikkelten Ideen nach, der einzige Grund solcher Einschränkungen die Rechte andrer sind; so müssten dieselben natürlich sogleich wegfallen, als dieser Grund aufhörte, und sobald also z. B. da bei den meisten Polizeiveranstaltungen die Gefahr sich nur auf den Umfang der Gemeinheit, des Dorfs, der Stadt erstrekt, eine solche Gemeinheit ihre Aufhebung ausdrüklich und einstimmig verlangte. Der Staat müsste alsdann zurüktreten, und sich begnügen, die, mit vorsäzlicher, oder schuldbarer Kränkung der Rechte vorgefallenen Beschädigungen zu bestrafen. Denn diess allein, die Hemmung der Uneinigkeiten der Bürger unter einander, ist das wahre und eigentliche Interesse des Staats, an dessen Beförderung ihn nie der Wille einzelner Bürger, wären es auch die Beleidigten selbst, hindern darf. Denkt man sich aufgeklärte, von ihrem wahren Vortheil unterrichtete, und daher gegenseitig wohlwollende Menschen in enger Verbindung mit einander; so werden leicht von selbst freiwillige, auf ihre Sicherheit abzwekkende Verträge unter ihnen entstehen, Verträge z. B. dass diess oder jenes gefahrvolle Geschäft nur an bestimmten Orten, oder zu gewissen Zeiten, betrieben werden, oder auch ganz unterbleiben soll. Verträge dieser Art sind Verordnungen

des Staats bei weitem vorzuziehen. Denn, da diejenigen selbst sie schliessen, welche den Vortheil und Schaden davon unmittelbar, und eben so, wie das Bedürfniss dazu, selbst fühlen, so entstehen sie erstlich gewiss nicht leicht anders, als wenn sie wirklich nothwendig sind; freiwillig eingegangen werden sie ferner besser und strenger befolgt; als Folgen der Selbstthätigkeit, schaden sie endlich, selbst bei beträchtlicher Einschränkung der Freiheit, dennoch dem Charakter minder, und vielmehr, wie sie nur bei einem gewissen Maasse der Aufklärung und des Wohlwollens entstehen, so tragen sie wiederum dazu bei, beide zu erhöhen. Das wahre Bestreben des Staats muss daher dahin gerichtet sein, die Menschen durch Freiheit dahin zu führen, dass leichter Gemeinheiten entstehen, deren Wirksamkeit in diesen und vielfältigen ähnlichen Fällen an die Stelle des Staats treten könne.

Ich habe hier gar keiner Geseze erwähnt, welche den Bürgern positive Pflichten, diess, oder jenes für den Staat, oder für einander aufzuopfern, oder zu thun, auflegten, dergleichen es doch bei uns überall giebt. Allein die Anwendung der Kräfte abgerechnet, welche jeder Bürger dem Staate, wo es erfordert wird, schuldig ist, und von der ich in der Folge noch Gelegenheit haben werde zu reden, halte ich es auch nicht für gut, wenn der Staat einen Bürger zwingt, zum Besten des andern irgend etwas gegen seinen Willen zu thun, möchte er auch auf die vollständigste Weise dafür entschädigt werden. Denn da jede Sache, und jedes Geschäft, der unendlichen Verschiedenheit der menschlichen Launen und Neigungen nach, jedem einen so unübersehbar verschiedenen Nuzen gewähren, und da dieser Nuzen auf gleich mannigfaltige Weise interessant, wichtig, und unentbehrlich sein kann; so führt die Entscheidung, welches Gut

des einen welchem des andren vorzuziehen sei? — selbst wenn auch nicht die Schwierigkeit gänzlich davon zurükschrekt — immer etwas Hartes, über die Empfindung und Individualität des andren Absprechendes mit sich. Aus eben diesem Grunde ist auch, da eigentlich nur das Gleichartige, eines die Stelle des andren ersezen kann, wahre Entschädigung oft ganz unmöglich, und fast nie allgemein bestimmbar. Zu diesen Nachtheilen auch der besten Geseze dieser Art, kommt nun noch die Leichtigkeit des möglichen Misbrauchs. Auf der andren Seite macht die Sicherheit — welche doch allein dem Staat die Gränzen richtig vorschreibt, innerhalb welcher er seine Wirksamkeit halten muss — Veranstaltungen dieser Art überhaupt nicht nothwendig, da freilich jeder Fall, wo diess sich findet, eine Ausnahme sein muss; auch werden die Menschen wohlwollender gegen einander, und zu gegenseitiger Hülfsleistung bereitwilliger, je weniger sich ihre Eigenliebe und ihr Freiheitssinn durch ein eigentliches Zwangsrecht des andren gekränkt fühlt; und selbst, wenn die Laune und der völlig grundlose Eigensinn eines Menschen ein gutes Unternehmen hindert, so ist diese Erscheinung nicht gleich von der Art, dass die Macht des Staats sich ins Mittel schlagen muss. Sprengt sie doch nicht in der physischen Natur jeden Fels, der dem Wanderer in dem Wege steht! Hindernisse beleben die Energie, und schärfen die Klugheit; nur diejenigen, welche die Ungerechtigkeiten der Menschen hervorbringen, hemmen ohne zu nüzen; ein solches aber ist jener Eigensinn nicht, der zwar durch Geseze für den einzelnen Fall gebeugt, aber nur durch Freiheit gebessert werden kann. Diese hier nur kurz zusammengenommenen Gründe sind, dünkt mich, stark genug, um bloss der ehernen *Nothwendigkeit* zu weichen, und der Staat muss sich daher begnügen, die, schon ausser der positiven Verbindung existirenden Rechte der Menschen, ihrem

eignen Untergange die Freiheit oder das Eigenthum des andren aufzuopfern, zu schüzen.

Endlich entstehen eine nicht unbeträchtliche Menge von Polizeigesezen aus solchen Handlungen, welche innerhalb der Gränzen des eignen aber nicht alleinigen, sondern gemeinschaftlichen Rechts vorgenommen werden. Bei diesen sind Freiheitsbeschränkungen natürlich bei weitem minder bedenklich, da in dem gemeinschaftlichen Eigenthum jeder Miteigenthümer ein Recht zu widersprechen hat. Solch ein gemeinschaftliches Eigenthum sind z. B. Wege, Flüsse, die mehrere Besizungen berühren, Pläze und Strassen in Städten u. s. f.

XI.

Sorgfalt des Staats für die Sicherheit durch Bestimmung solcher Handlungen der Bürger, welche sich unmittelbar und geradezu auf andre beziehen. (Civilgeseze.)

Verwikkelter, allein für die gegenwärtige Untersuchung mit weniger Schwierigkeit verbunden, ist der Fall solcher Handlungen, welche sich unmittelbar und geradezu auf andre beziehen. Denn wo durch dieselben Rechte gekränkt werden, da muss der Staat natürlich sie hemmen, und die Handlenden zum Ersaze des zugefügten Schadens zwingen. Sie kränken aber, nach den im Vorigen gerechtfertigten Bestimmungen, das Recht nur dann, wenn sie dem andren gegen, oder ohne seine Einwilligung etwas von seiner Freiheit, oder seinem Vermögen entziehn. Wenn jemand von dem andren beleidigt worden ist, hat er ein Recht auf Ersaz, allein, da er in der Gesellschaft seine Privatrache dem Staat

übertragen hat, auf nichts weiter, als auf diesen. Der Beleidiger ist daher dem Beleidigten auch nur zur Erstattung des Entzognen, oder, wo diess nicht möglich ist, zur Entschädigung verbunden, und muss dafür mit seinem Vermögen, und seinen Kräften, insofern er durch diese zu erwerben vermögend ist, einstehn. Beraubung der Freiheit, die z. B. bei uns bei unvermögenden Schuldnern eintritt, kann nur als ein untergeordnetes Mittel, um nicht Gefahr zu laufen, mit der Person des Verpflichteten, seinen künftigen Erwerb zu verlieren, stattfinden. Nun darf der Staat zwar dem Beleidigten kein rechtmässiges Mittel zur Entschädigung versagen, allein er muss auch verhüten, dass nicht Rachsucht sich dieses Vorwands gegen den Beleidiger bediene. Er muss diess um so mehr, als im aussergesellschaftlichen Zustande diese dem Beleidigten, wenn derselbe die Gränzen des Rechts überschritte, Widerstand leisten würde, und hingegen hier die unwiderstehliche Macht des Staats ihn trift, und als allgemeine Bestimmungen, die immer da nothwendig sind, wo ein Dritter entscheiden soll, dergleichen Vorwände immer eher begünstigen. Die Versicherung der Person der Schuldner z. B. dürfte daher leicht noch mehr Ausnahmen erfordern, als die meisten Geseze davon verstatten.

Handlungen, die mit gegenseitiger Einwilligung vorgenommen werden, sind völlig denjenigen gleich, welche Ein Mensch für sich, ohne unmittelbare Beziehung auf andre ausübt, und ich könnte daher bei ihnen nur dasjenige wiederholen, was ich im Vorigen von diesen gesagt habe. Indess giebt es dennoch unter ihnen Eine Gattung, welche völlig eigne Bestimmungen nothwendig macht, diejenigen nemlich, die nicht gleich und auf Einmal vollendet werden, sondern sich auf die Folge erstrekken. Von dieser Art sind alle Willenserklärungen, aus welchen vollkommene Pflichten

der Erklärenden entspringen, sie mögen einseitig oder gegenseitig geschehen. Sie übertragen einen Theil des Eigenthums von dem einen auf den andren, und die Sicherheit wird gestört, wenn der Uebertragende durch Nicht Erfüllung des Versprechens das Uebertragene wiederum zurükzunehmen sucht. Es ist daher eine der wichtigsten Pflichten des Staats Willenserklärungen aufrecht zu erhalten. Allein der Zwang, welchen jede Willenserklärung auflegt, ist nur dann gerecht und heilsam, wenn einmal bloss der Erklärende dadurch eingeschränkt wird, und zweitens dieser, wenigstens mit gehöriger Fähigkeit der Ueberlegung — überhaupt und in dem Moment der Erklärung — und mit freier Beschliessung handelte. Ueberall, wo diess nicht der Fall ist, ist der Zwang eben so ungerecht als schädlich. Auch ist auf der einen Seite die Ueberlegung für die Zukunft nur immer auf eine sehr unvollkommene Weise möglich; und auf der andren sind manche Verbindlichkeiten von der Art, dass sie der Freiheit Fesseln anlegen, welche der ganzen Ausbildung des Menschen hinderlich sind. Es entsteht also die zweite Verbindlichkeit des Staats, rechtswidrigen Willenserklärungen den Beistand der Geseze zu versagen, und auch alle, nur mit der Sicherheit des Eigenthums vereinbare Vorkehrungen zu treffen, um zu verhindern, dass nicht die Unüberlegtheit Eines Moments dem Menschen Fesseln anlege, welche seine ganze Ausbildung hemmen oder zurükhalten. Was zur Gültigkeit eines Vertrags, oder einer Willenserklärung überhaupt erfordert wird, sezen die Theorien des Rechts gehörig auseinander. Nur in Absicht des Gegenstandes derselben, bleibt mir hier zu erinnern übrig, dass der Staat, dem, den vorhin entwikkelten Grundsäzen gemäss, schlechterdings bloss die Erhaltung der Sicherheit obliegt, keine andern Gegenstände ausnehmen darf, als diejenigen, welche entweder schon die allgemeinen Begriffe des Rechts selbst ausnehmen, oder deren

Ausnahme gleichfalls durch die Sorge für die Sicherheit gerechtfertigt wird. Als hieher gehörig aber zeichnen sich vorzüglich nur folgende Fälle aus: 1. wo der Versprechende kein Zwangsrecht übertragen kann, ohne sich selbst bloss zu einem Mittel der Absichten des andren herabzuwürdigen, wie z. B. jeder auf Sklaverei hinauslaufende Vertrag wäre; 2. wo der Versprechende selbst über die Leistung des Versprochenen, der Natur desselben nach, keine Gewalt hat, wie z. B. bei Gegenständen der Empfindung, und des Glaubens der Fall ist; 3. wo das Versprechen, entweder an sich, oder in seinen Folgen den Rechten andrer entweder wirklich entgegen, oder doch gefährlich ist, wobei alle, bei Gelegenheit der Handlungen einzelner Menschen entwikkelte Grundsäze eintreten. Der Unterschied zwischen diesen Fällen ist nun der, dass in dem ersten und zweiten der Staat bloss das Zwangsrecht der Geseze versagen muss, übrigens aber weder Willenserklärungen dieser Art, noch auch ihre Ausübung, insofern diese nur mit gegenseitiger Bewilligung geschieht, hindern darf, da er hingegen in dem zulezt aufgeführten auch die blosse Willenserklärung an sich untersagen kann, und muss.

Wo aber gegen die Rechtmässigkeit eines Vertrags oder einer Willenserklärung kein Einwand zu machen ist; da kann der Staat dennoch, um den Zwang zu erleichtern, welchen selbst der freie Wille der Menschen sich unter einander auflegt, indem er die Trennung der, durch den Vertrag eingegangenen Verbindung minder erschwert, verhindern, dass nicht der zu einer Zeit gefasste Entschluss auf einen zu grossen Theil des Lebens hinaus, die Willkühr beschränke. Wo ein Vertrag bloss auf Uebertragung von Sachen, ohne weiteres persönliches Verhältniss, abzwekt, halte ich eine solche Veranstaltung nicht rathsam. Denn einmal sind dieselben weit seltener von der Art, dass sie auf ein dauerndes

Verhältniss der Kontrahenten führen; dann stören auch, bei ihnen vorgenommene Einschränkungen die Sicherheit der Geschäfte auf eine bei weitem schädlichere Weise; und endlich ist es von manchen Seiten, und vorzüglich zur Ausbildung der Beurtheilungskraft, und zur Beförderung der Festigkeit des Charakters gut, dass das einmal gegebene Wort unwiderruflich binde, so dass man diesen Zwang nie, ohne eine wahre Nothwendigkeit, erleichtern muss, welche bei der Uebertragung von Sachen, wodurch zwar diese oder jene Ausübung der menschlichen Thätigkeit gehemmt, aber die Energie selbst nicht leicht geschwächt werden kann, nicht eintritt. Bei Verträgen hingegen, welche persönliche Leistungen zur Pflicht machen, oder gar eigentliche persönliche Verhältnisse hervorbringen, ist es bei weitem anders. Der Zwang ist bei ihnen den edelsten Kräften des Menschen nachtheilig, und da das Gelingen der Geschäfte selbst, die durch sie bewirkt werden, obgleich mehr oder minder, von der fortdauernden Einwilligung der Partheien abhängt; so ist auch bei ihnen eine Einschränkung dieser Art minder schädlich. Wo daher durch den Vertrag ein solches persönliches Verhältniss entsteht, das nicht bloss einzelne Handlungen fordert, sondern im eigentlichsten Sinn die Person und die ganze Lebensweise betrift, wo dasjenige, was geleistet, oder dasjenige, dem entsagt wird, in dem genauesten Zusammenhange mit inneren Empfindungen steht, da muss die Trennung zu jeder Zeit, und ohne Anführung aller Gründe erlaubt sein. So bei der Ehe. Wo das Verhältniss zwar weniger eng ist, indess gleichfalls die persönliche Freiheit eng beschränkt, da, glaube ich, müsste der Staat eine Zeit festsezen, deren Länge auf der einen Seite nach der Wichtigkeit der Beschränkung, auf der andren nach der Natur des Geschäfts zu bestimmen wäre, binnen welcher zwar keiner beider Theile einseitig abgehen dürfte, nach Verlauf welcher

aber der Vertrag ohne Erneuerung, kein Zwangsrecht nach sich ziehen könnte, selbst dann nicht, wenn die Partheien, bei Eingehung des Vertrags, diesem Geseze entsagt hätten. Denn wenn es gleich scheint, als sei eine solche Anordnung eine blosse Wohlthat des Gesezes, und dürfte sie, ebensowenig als irgend eine andre, jemandem aufgedrungen werden; so wird ja niemandem hierdurch die Befugniss genommen auch, das ganze Leben hindurch dauernde Verhältnisse einzugehen, sondern bloss dem einen das Recht, den andren da zu zwingen, wo der Zwang den höchsten Zwekken desselben hinderlich sein würde. Ja es ist um so weniger eine blosse Wohlthat, als die hier genannten Fälle, und vorzüglich der der Ehe (sobald nemlich die freie Willkühr nicht mehr das Verhältniss begleitet) nur dem Grade nach von denjenigen verschieden sind, worin der eine sich zu einem blossen Mittel der Absicht des andren macht, oder vielmehr von dem andren dazu gemacht wird; und die Befugniss hier die Gränzlinie zu bestimmen zwischen dem, ungerechter, und gerechter Weise aus dem Vertrag entstehenden Zwangsrecht, kann dem Staat, d. i. dem gemeinsamen Willen der Gesellschaft, nicht bestritten werden, da ob die, aus einem Vertrage entstehende Beschränkung den, welcher seine Willensmeinung geändert hat, wirklich nur zu einem Mittel des andren macht? völlig genau, und der Wahrheit angemessen zu entscheiden, nur in jeglichem speciellen Fall möglich sein würde. Endlich kann es auch nicht eine Wohlthat aufdringen heissen, wenn man die Befugniss aufhebt, ihr im Voraus zu entsagen.

Die ersten Grundsäze des Rechts lehren von selbst, und es ist auch im Vorigen schon ausdrüklich erwähnt worden, dass niemand gültigerweise über etwas andres einen Vertrag schliessen, oder überhaupt seinen Willen erklären kann,

als über das, was wirklich sein Eigenthum ist, *seine* Handlungen, oder *seinen* Besiz. Es ist auch gewiss, dass der wichtigste Theil der Sorgfalt des Staats für die Sicherheit der Bürger, insofern Verträge oder Willenserklärungen auf dieselbe Einfluss haben, darin besteht, über die Ausübung dieses Sazes zu wachen. Dennoch finden sich noch ganze Gattungen der Geschäfte, bei welchen man seine Anwendung gänzlich vermisst. So alle Dispositionen von Todes wegen, auf welche Art sie geschehen mögen, ob direkt, oder indirekt, nur bei Gelegenheit eines andren Vertrags, ob in einem Vertrage, Testamente, oder irgend einer andren Disposition, welcher Art sie sei. Alles Recht kann sich unmittelbar nur immer auf die Person beziehn; auf Sachen ist es nicht anders denkbar, als insofern die Sachen durch Handlungen mit der Person verknüpft sind. Mit dem Aufhören der Person fällt daher auch diess Recht weg. Der Mensch darf daher zwar, bei seinem Leben mit seinen Sachen nach Gefallen schalten, sie ganz oder zum Theil, ihre Substanz, oder ihre Benuzung, oder ihren Besiz veräussern, auch seine Handlungen, seine Disposition über sein Vermögen, wie er es gut findet, im Voraus beschränken. Keinesweges aber steht ihm die Befugniss zu, auf eine, für andre verbindliche Weise zu bestimmen, wie es mit seinem Vermögen nach seinem Tode gehalten werden, oder wie der künftige Besizer desselben handlen oder nicht handlen solle? Ich verweile nicht bei den Einwürfen, welche sich gegen diese Säze erheben lassen. Die Gründe und Gegengründe sind schon hinlänglich in der bekannten Streitfrage über die Gültigkeit der Testamente nach dem Naturrecht auseinandergesezt worden, und der Gesichtspunkt des Rechts ist hier überhaupt minder wichtig, da freilich der ganzen Gesellschaft die Befugniss nicht bestritten werden kann, lezt-willigen Erklärungen die, ihnen sonst mangelnde Gültigkeit

positiv beizulegen. Allein wenigstens in der Ausdehnung, welche ihnen die meisten unsrer Gesezgebungen beilegen, nach dem System unsres gemeinen Rechts, in welchem sich hier die Spizfindigkeit Römischer Rechtsgelehrten, mit der, eigentlich auf die Trennung aller Gesellschaft hinauslaufenden Herrschsucht des Lehnwesens vereint, hemmen sie die Freiheit, deren die Ausbildung des Menschen nothwendig bedarf, und streiten gegen alle, in diesem ganzen Aufsaz entwikkelte Grundsäze. Denn sie sind das vorzüglichste Mittel, wodurch eine Generation der andren Gesäze vorschreibt, wodurch Misbräuche und Vorurtheile, die sonst nicht leicht die Gründe überleben würden, welche ihr Entstehen unvermeidlich, oder ihr Dasein unentbehrlich machen, von Jahrhunderten zu Jahrhunderten forterben, wodurch endlich, statt dass die Menschen den Dingen die Gestalt geben sollten, diese die Menschen selbst ihrem Joche unterwerfen. Auch lenken sie am meisten den Gesichtspunkt der Menschen von der wahren Kraft und ihrer Ausbildung ab, und auf den äussren Besiz, und das Vermögen hin, da diess nun einmal das Einzige ist, wodurch dem Willen noch nach dem Tode Gehorsam erzwungen werden kann. Endlich dient die Freiheit leztwilliger Verordnungen sehr oft und meistentheils gerade den unedleren Leidenschaften des Menschen, dem Stolze, der Herrschsucht, der Eitelkeit u. s. f. so wie überhaupt viel häufiger nur die minder Weisen und minder Guten davon Gebrauch machen, da der Weisere sich in Acht nimmt, etwas für eine Zeit zu verordnen, deren individuelle Umstände seiner Kurzsichtigkeit verborgen sind, und der Bessere sich freut, auf keine Gelegenheit zu stossen, wo er den Willen andrer einschränken muss, statt dieselben noch begierig hervorzusuchen. Nicht selten mag sogar das Geheimniss und die Sicherheit vor dem Urtheil der Mitwelt Dispositionen begünstigen, die sonst die Schaam unterdrükt

Univ. Bibl. München

hätte. Diese Gründe zeigen, wie es mir scheint hinlänglich die Nothwendigkeit, wenigstens gegen die Gefahr zu sichern, welche die testamentarischen Dispositionen der Freiheit der Bürger drohen.

Was soll aber, wenn der Staat die Befugniss gänzlich aufhebt, Verordnungen zu machen, welche sich auf den Fall des Todes beziehen — wie denn die Strenge der Grundsäze diess allerdings erfordert — an ihre Stelle treten? Da Ruhe und Ordnung allen erlaubte Besiznehmung unmöglich machen, unstreitig nichts andres als eine vom Staat festgesezte Intestat-Erbfolge. Allein dem Staate einen so mächtigen positiven Einfluss, als er durch diese Erbfolge, bei gänzlicher Abschaffung der eignen Willenserklärungen der Erblasser, erhielte, einzuräumen, verbieten auf der andren Seite manche der im Vorigen entwikkelten Grundsäze. Schon mehr als einmal ist der genaue Zusammenhang der Geseze der Intestatsuccession mit den politischen Verfassungen der Staaten bemerkt worden, und leicht liesse sich dieses Mittel auch zu andren Zwekken gebrauchen. Ueberhaupt ist im Ganzen der mannigfaltige und wechselnde Wille der einzelnen Menschen dem einförmigen und unveränderlichen des Staats vorzuziehen. Auch scheint es, welcher Nachtheile man immer mit Recht die Testamente beschuldigen mag, dennoch hart, dem Menschen die unschuldige Freude des Gedankens zu rauben, diesem oder jenem mit seinem Vermögen noch nach seinem Tode wohlthätig zu werden; und wenn grosse Begünstigung derselben der Sorgfalt für das Vermögen eine zu grosse Wichtigkeit giebt, so führt auch gänzliche Aufhebung vielleicht wiederum zu dem entgegengesezten Uebel. Dazu entsteht durch die Freiheit der Menschen, ihr Vermögen willkührlich zu hinterlassen, ein neues Band unter ihnen, das zwar oft sehr gemisbraucht, allein auch oft heilsam benuzt werden kann. Und die ganze Ab-

sicht der hier vorgetragenen Ideen liesse sich ja vielleicht nicht unrichtig darin sezen, dass sie alle Fesseln in der Gesellschaft zu zerbrechen, aber auch dieselbe mit so viel Banden, als möglich, unter einander zu verschlingen bemüht sind. Der Isolirte vermag sich eben so wenig zu bilden, als der Gefesselte. Endlich ist der Unterschied so klein, ob jemand in dem Moment seines Todes sein Vermögen wirklich verschenkt, oder durch ein Testament hinterlässt, da er doch zu dem Ersteren ein unbezweifeltes und unentreissbares Recht hat.

Der Widerspruch, in welchen die hier aufgeführten Gründe und Gegengründe zu verwikkeln schienen, löst sich, dünkt mich, durch die Betrachtung, dass eine leztwillige Verordnung zweierlei Bestimmungen enthalten kann, 1. wer unmittelbar der nächste Besizer des Nachlasses sein? 2. wie er damit schalten, wem er ihn wiederum hinterlassen, und wie es überhaupt in der Folge damit gehalten werden soll? und dass alle vorhin erwähnte Nachtheile nur von den lezteren, alle Vortheile hingegen allein von den ersteren gelten. Denn haben die Geseze nur, wie sie allerdings müssen, durch gehörige Bestimmung eines Pflichttheils Sorge getragen, dass kein Erblasser eine wahre Unbilligkeit oder Ungerechtigkeit begehen kann, so scheint mir von der bloss wohlwollenden Meinung, jemanden noch nach seinem Tode zu beschenken, keine sonderliche Gefahr zu befürchten zu sein. Auch werden die Grundsäze, nach welchen die Menschen hierin verfahren werden, zu Einer Zeit gewiss immer ziemlich dieselben sein, und die grössere Häufigkeit oder Seltenheit der Testamente wird dem Gesezgeber selbst zugleich zu einem Kennzeichen dienen, ob die von ihm eingeführte Intestat-Erbfolge noch passend ist, oder nicht? Dürfte es daher vielleicht nicht rathsam sein, nach der zwiefachen Natur dieses Gegenstandes, auch die Maassregeln des Staats

in Betreff seiner zu theilen? auf der einen Seite zwar jedem zu gestatten, die Einschränkung in Absicht des Pflichttheils ausgenommen, zu bestimmen, *wer* sein Vermögen nach seinem Tode besizen solle? aber ihm auf der andren zu verbieten, gleichfalls auf irgend eine nur denkbare Weise zu verordnen, wie derselbe übrigens damit schalten, oder walten solle? Leicht könnte nun zwar das, was der Staat erlaubte, als ein Mittel gemisbraucht werden, auch das zu thun, was er untersagte. Allein diesem müsste die Gesezgebung durch einzelne und genaue Bestimmungen zuvorzukommen bemüht sein. Als solche Bestimmungen liessen sich z. B. da die Ausführung dieser Materie nicht hieher gehört, folgende vorschlagen, dass der Erbe durch keine Bedingung bezeichnet werden dürfte, die er, nach dem Tode des Erblassers, vollbringen müsste, um wirklich Erbe zu sein; dass der Erblasser immer nur den nächsten Besizer seines Vermögens, nie aber einen folgenden ernennen, und dadurch die Freiheit des früheren beschränken dürfte; dass er zwar mehrere Erben ernennen könnte, aber diess geradezu thun müsste; eine Sache zwar dem Umfange, nie aber den Rechten nach z. B. Substanz und Niessbrauch, theilen dürfte u. s. f. Denn hieraus, wie auch aus der hiermit noch verbundnen Idee, dass der Erbe den Erblasser vorstellt — die sich, wenn ich mich nicht sehr irre, wie so vieles andre, in der Folge für uns noch äusserst wichtig Gewordene, auf eine Formalität der Römer, und also auf die mangelhafte Einrichtung der Gerichtsverfassung eines erst sich bildenden Volkes gründet — entspringen mannigfaltige Unbequemlichkeiten, und Freiheitsbeschränkungen. Allen diesen aber wird es möglich sein zu entgehen, wenn man den Saz nicht aus den Augen verliert, dass dem Erblasser nichts weiter verstattet sein darf, als aufs Höchste seinen Erben zu nennen; dass der Staat, wenn diess gültig geschehen ist, diesen

Erben zum Besize verhelfen, aber jeder weitergehenden Willenserklärung des Erblassers seine Unterstüzung versagen muss.

Für den Fall, wo keine Erbesernennung von dem Erblasser geschehen ist, muss der Staat eine Intestaterbfolge anordnen. Allein die Ausführung der Säze, welche dieser, so wie der Bestimmung des Pflichttheils zum Grunde liegen müssen, gehört nicht zu meiner gegenwärtigen Absicht, und ich kann mich mit der Bemerkung begnügen, dass der Staat auch hier nicht positive Endzwekke, z. B. Aufrechthaltung des Glanzes und des Wohlstandes der Familien, oder in dem entgegengesezten Extreme Versplitterung des Vermögens durch Vervielfachung der Theilnehmer, oder gar reichlichere Unterstüzung des grösseren Bedürfnisses, vor Augen haben darf; sondern allein den Begriffen des Rechts folgen muss, die sich hier vielleicht bloss auf den Begriff des ehemaligen Miteigenthums bei dem Leben des Erblassers beschränken, und so das erste Recht der Familie, das fernere der Gemeine u. s. w. einräumen [2]).

Sehr nah verwandt mit der Erbschaftsmaterie ist die Frage, inwiefern Verträge unter Lebendigen auf die Erben übergehen müssen? Die Antwort muss sich aus dem festgestellten Grundsaz ergeben. Dieser aber war folgender: der Mensch darf bei seinem Leben seine Handlungen beschränken und sein Vermögen veräussern, wie er will, auf die Zeit seines Todes aber weder die Handlungen dessen bestimmen wollen, der alsdann sein Vermögen besizt, noch

[2]) Sehr vieles in dem nächsten Raisonnement habe ich aus Mirabeaus Rede über eben diesen Gegenstand entlehnt; und ich würde noch mehr daraus haben benuzen können, wenn nicht Mirabeau

auch hierüber eine Anordnung irgend einer Gattung (man müsste denn die blosse Ernennung eines Erben billigen) treffen. Es müssen daher alle diejenigen Verbindlichkeiten auf den Erben übergehn, und gegen ihn erfüllt werden, welche wirklich die Uebertragung eines Theils des Eigenthums in sich schliessen, folglich das Vermögen des Erblassers entweder verringert oder vergrössert haben; hingegen keine von denjenigen, welche entweder in Handlungen des Erblassers bestanden, oder sich nur auf die Person desselben bezogen. Selbst aber mit diesen Einschränkungen bleibt die Möglichkeit, seine Nachkommenschaft durch Verträge, die zur Zeit des Lebens geschlossen sind, in bindende Verhältnisse zu verwikkeln, noch immer zu gross. Denn man kann ebensogut Rechte, als Stükke seines Vermögens veräussern, eine solche Veräusserung muss nothwendig für die Erben, die in keine andre Lage treten können, als in welcher der Erblasser selbst war, verbindlich sein, und nun führt der getheilte Besitz mehrerer Rechte auf Eine und die nemliche Sache allemal zwingende persönliche Verhältnisse mit sich. Es dürfte daher wohl, wenn nicht nothwendig, doch aufs mindeste sehr rathsam sein, wenn der Staat entweder untersagte, Verträge dieser Art anders als auf die Lebenszeit zu machen, oder wenigstens die Mittel erleichterte, eine wirkliche Trennung des Eigenthums da zu bewirken, wo ein solches Verhältniss einmal entstanden wäre. Die genauere Ausführung einer solchen Anordnung gehört wiederum nicht hieher, und das um so weniger, als, wie es mir scheint, dieselbe nicht sowohl durch Feststellung allgemeiner Grundsäze, als durch einzelne, auf bestimmte Verträge gerichtete Geseze zu machen sein würde.

Je weniger der Mensch anders zu handeln vermocht

auf diese Wahrheit — um welche allein sich eigentlich alle in diesem Aufsaze vorgetragene Ideen drehen, das Feld unserer Civiljurisprudenz übersehe; so zeigt sich mir neben andren, minder erheblichen Gegenständen, noch ein äusserst wichtiger, die Gesellschaft nemlich, welche man, im Gegensaze der physischen Menschen, moralische Personen zu nennen pflegt. Da sie immer eine, von der Zahl der Mitglieder, welche sie ausmachen, unabhängige Einheit enthalten, welche sich, mit nur unbeträchtlichen Veränderungen, durch eine lange Reihe von Jahren hindurch erhält; so bringen sie aufs mindeste alle die Nachtheile hervor, welche im Vorigen als Folgen leztwilliger Verordnungen dargestellt worden sind. Denn wenn gleich ein sehr grosser Theil ihrer Schädlichkeit bei uns, aus einer, nicht nothwendig mit ihrer Natur verbundnen Einrichtung — den ausschliesslichen Privilegien nemlich, welche ihnen bald der Staat ausdrüklich, bald die Gewohnheit stillschweigend ertheilt, und durch welche sie oft wahre politische Corps werden — entsteht; so führen sie doch auch an sich noch immer eine beträchtliche Menge von Unbequemlichkeiten mit sich. Diese aber entstehen allemal nur dann, wenn die Verfassung derselben entweder alle Mitglieder, gegen ihren Willen, zu dieser oder jener Anwendung der gemeinschaftlichen Mittel zwingt, oder doch dem Willen der kleineren Zahl, durch Nothwendigkeit der Uebereinstimmung aller, erlaubt, den der grösseren zu fesseln. Uebrigens sind Gesellschaften und Vereinigungen, weit entfernt an sich schädliche Folgen hervorzubringen, gerade eins der sichersten und zweckmässigsten Mittel, die Ausbildung des Menschen zu befördern und zu beschleunigen. Das Vorzüglichste, was man hiebei vom Staat zu erwarten hätte, dürfte daher nur die Anordnung

anzusehen sei, und daher nichts diese hindern könne, über die Verwendung der gemeinschaftlichen Kräfte und Mittel durch Stimmenmehrheit nach Gefallen zu beschliessen. Nur muss man sich wohl in Acht nehmen für diese Mitglieder bloss diejenigen anzusehen, auf welchen wirklich die Gesellschaft beruht, nicht aber diejenigen, welcher sich diese nur etwa als Werkzeuge bedienen – eine Verwechslung, welche nicht selten, und vorzüglich, bei Beurtheilung der Rechte der Geistlichkeit, gemacht worden ist.

Aus diesem bisherigen Raisonnement nun rechtfertigen sich, glaube ich, folgende Grundsäze.

Da, wo der Mensch nicht bloss innerhalb des Kreises seiner Kräfte und seines Eigenthums bleibt, sondern Handlungen vornimmt, welche sich unmittelbar auf den andren beziehen, legt die Sorgfalt für die Sicherheit dem Staat folgende Pflichten auf.

1. Bei denjenigen Handlungen, welche ohne, oder gegen den Willen des andren vorgenommen werden, muss er verbieten, dass dadurch der andre in dem Genuss seiner Kräfte, oder dem Besiz seines Eigenthums gekränkt werde; im Fall der Uebertretung, den Beleidiger zwingen, den angerichteten Schaden zu ersezen, aber den Beleidigten verhindern, unter diesem Vorwande, oder ausserdem eine Privatrache an demselben zu üben.

2. Diejenigen Handlungen, welche mit freier Bewilligung des andern geschehen, muss er in eben denjenigen, aber keinen engern Schranken halten, als welche den Handlungen einzelner Menschen im Vorigen vorgeschrieben sind. (S. S. 111. 112).

3. Wenn unter den eben erwähnten Handlungen

und gegenseitige Willenserklärungen, Verträge u. s. f.), so muss der Staat das, aus denselben entspringende Zwangsrecht zwar überall da schützen, wo dasselbe in dem Zustande der Fähigkeit gehöriger Ueberlegung, in Absicht eines, der Disposition des Uebertragenden unterworfenen Gegenstandes, und mit freier Beschliessung übertragen wurde; hingegen niemals da, wo es entweder den Handlenden selbst an einem dieser Stükke fehlt, oder wo ein Dritter, gegen, oder ohne seine Einwilligung widerrechtlich beschränkt werden würde.

4. Selbst bei gültigen Verträgen muss er, wenn aus denselben solche persönliche Verbindlichkeiten, oder vielmehr ein solches persönliches Verhältniss entspringt, welches die Freiheit sehr eng beschränkt, die Trennung, auch gegen den Willen Eines Theils immer in dem Grade der Schädlichkeit der Beschränkung für die innere Ausbildung erleichtern; und daher da, wo die Leistung der, aus dem Verhältniss entspringenden Pflichten mit inneren Empfindungen genau verschwistert ist, dieselbe unbestimmt und immer, da hingegen, wo, bei zwar enger Beschränkung, doch gerade diess nicht der Fall ist, nach einer, zugleich nach der Wichtigkeit der Beschränkung und der Natur des Geschäfts zu bestimmenden Zeit erlauben.

5. Wenn jemand über sein Vermögen auf den Fall seines Todes disponiren will; so dürfte es zwar rathsam sein, die Ernennung des nächsten Erben, ohne Hinzufügung irgend einer, die Fähigkeit desselben, mit dem Vermögen nach Gefallen zu schalten, einschränkenden Bedingung, zu gestatten; hingegen

6. ist es nothwendig alle weitere Disposition dieser Art gänzlich zu untersagen; und zugleich eine Intestat-

7. Wenn gleich unter Lebendigen geschlossene Verträge insofern auf die Erben übergehn und gegen die Erben erfüllt werden müssen, als sie dem hinterlassenen Vermögen eine andre Gestalt geben; so darf doch der Staat nicht nur keine weitere Ausdehnung dieses Sazes gestatten, sondern es wäre auch allerdings rathsam, wenn derselbe einzelne Verträge, welche ein enges und beschränkendes Verhältniss unter den Partheien hervorbringen (wie z. B. die Theilung der Rechte auf Eine Sache zwischen Mehreren) entweder nur auf die Lebenszeit zu schliessen erlaubte, oder doch dem Erben des einen oder andren Theils die Trennung erleichterte. Denn wenn gleich hier nicht dieselben Gründe, als im Vorigen bei persönlichen Verhältnissen eintreten; so ist auch die Einwilligung der Erben minder frei, und die Dauer des Verhältnisses sogar unbestimmt lang.

Wäre mir die Aufstellung dieser Grundsäze völlig meiner Absicht nach, gelungen: so müssten dieselben allen denjenigen Fällen die höchste Richtschnur vorschreiben, in welchen die Civil-Gesezgebung für die Erhaltung der Sicherheit zu sorgen hat. So habe ich auch z. B. der moralischen Personen in denselben nicht erwähnt, da, je nachdem eine solche Gesellschaft durch einen lezten Willen, oder einen Vertrag entsteht, sie nach den, von diesen redenden Grundsäzen zu beurtheilen ist. Freilich aber verbietet mir schon der Reichthum der in der Civil-Gesezgebung enthaltenen Fälle, mir mit dem Gelingen dieses Vorsazes zu schmeicheln.

XII.

Sorgfalt des Staats für die Sicherheit durch rechtliche Entscheidung der Streitigkeiten der Bürger.

Dasjenige, worauf die Sicherheit der Bürger in der Gesellschaft vorzüglich beruht, ist die Uebertragung aller eigenmächtigen Verfolgung des Rechts an den Staat. Aus dieser Uebertragung entspringt aber auch für diesen die Pflicht, den Bürgern nunmehr zu leisten, was sie selbst sich nicht mehr verschaffen dürfen, und folglich das Recht, wenn es unter ihnen streitig ist, zu entscheiden, und den, auf dessen Seite es sich findet, in dem Besize desselben zu schüzen. Hiebei tritt der Staat allein, und ohne alles eigne Interesse in die Stelle der Bürger. Denn die Sicherheit wird hier nur dann wirklich verlezt, wenn derjenige, welcher Unrecht leidet, oder zu leiden vermeint, diess nicht geduldig ertragen will, nicht aber dann, wenn er entweder einwilligt, oder doch Gründe hat, sein Recht nicht verfolgen zu wollen. Ja selbst wenn Unwissenheit oder Trägheit Vernachlässigung des eignen Rechtes veranlasste, dürfte der Staat sich nicht von selbst darin mischen. Er hat seinen Pflichten Genüge geleistet, sobald er nur nicht durch verwikkelte, dunkle, oder nicht gehörig bekannt gemachte Geseze zu dergleichen Irrthümern Gelegenheit giebt. Eben diese Gründe gelten nun auch von allen Mitteln, deren der Staat sich zur Ausmittelung des Rechts da bedient, wo es wirklich verfolgt wird. Er darf darin nemlich niemals auch nur einen Schritt weiter zu gehen wagen, als ihn der Wille der Partheien führt. Der erste Grundsaz jeder Prozessordnung müsste daher nothwendig der sein, niemals die Wahrheit an sich und schlechterdings, sondern nur immer insofern aufzusuchen, als diejenige Parthei es fordert, welche deren Aufsu-

hier treten noch neue Schranken ein. Der Staat darf nemlich nicht jedem Verlangen der Partheien willfahren, sondern nur demjenigen, welches zur Aufklärung des streitigen Rechtes dienen kann, und auf die Anwendung solcher Mittel gerichtet ist, welche, auch ausser der Staatsverbindung, der Mensch gegen den Menschen, und zwar in dem Falle gebrauchen kann, in welchem bloss ein Recht zwischen ihnen streitig ist, in welchem aber der andre ihm entweder überhaupt nicht, oder wenigstens nicht erwiesenermaassen etwas entzogen hat. Die hinzukommende Gewalt des Staats darf nicht mehr thun, als nur die Anwendung dieser Mittel sichern, und ihre Wirksamkeit unterstüzen. Hieraus entsteht der Unterschied zwischen dem Civil und Kriminalverfahren, dass in jenem das äusserste Mittel zur Erforschung der Wahrheit der Eid ist, in diesem aber der Staat einer grösseren Freiheit geniesst. Da der Richter bei der Ausmittelung des streitigen Rechts gleichsam zwischen beiden Theilen steht, so ist es seine Pflicht zu verhindern, dass keiner derselben durch die Schuld des andern in der Erreichung seiner Absicht entweder ganz gestört, oder doch hingehalten werde; und so entsteht der zweite gleich nothwendige Grundsaz, das Verfahren der Partheien, während des Prozesses, unter specieller Aufsicht zu haben, und zu verhindern, dass es, statt sich dem gemeinschaftlichen Endzwek zu nähern, sich vielmehr davon entferne. Die höchste und genaueste Befolgung jedes dieser beiden Grundsäze würde, dünkt mich, die beste Prozessordnung hervorbringen. Denn übersieht man den lezteren, so ist der Chikane der Partheien, und der Nachlässigkeit und den eigensüchtigen Absichten der Sachwalter zuviel Spielraum gelassen; so werden die Prozesse verwikkelt, langwierig, kostspielig; und die Entscheidungen dennoch schief, und der Sache, wie der Meinung

sogar zur grösseren Häufigkeit rechtlicher Streitigkeiten und zur Nahrung der Prozesssucht bei. Entfernt man sich hingegen von dem ersteren Grundsaz: so wird das Verfahren inquisitorisch, der Richter erhält eine zu grosse Gewalt, und mischt sich in die geringsten Privatangelegenheiten der Bürger. Von beiden Extremen finden sich Beispiele in der Wirklichkeit, und die Erfahrung bestätigt, dass, wenn das zulezt geschilderte die Freiheit zu eng und widerrechtlich beschränkt, das zuerst aufgestellte der Sicherheit des Eigenthums nachtheilig ist.

Der Richter braucht zur Untersuchung und Erforschung der Wahrheit Kennzeichen derselben, Beweismittel. Daher giebt die Betrachtung, dass das Recht nicht anders wirksame Gültigkeit erhält, als wenn es, im Fall es bestritten würde, eines Beweises vor dem Richter fähig ist, einen neuen Gesichtspunkt für die Gesezgebung an die Hand. Es entsteht nemlich hieraus die Nothwendigkeit neuer einschränkender Gesezе, nemlich solcher, welche den verhandelten Geschäften solche Kennzeichen beizugeben gebieten, an welchen künftig ihre Wirklichkeit oder Gültigkeit zu erkennen sei. Die Nothwendigkeit von Gesezen dieser Art fällt allemal in eben dem Grade, in welchem die Vollkommenheit der Gerichtsverfassung steigt; ist aber am grössesten da, wo diese am mangelhaftesten ist, und daher der meisten äusseren Zeichen zum Beweise bedarf. Daher findet man die meisten Formalitäten bei den unkultivirtesten Völkern. Stufenweise erforderte die Vindikation eines Akkers, bei den Römern, erst die Gegenwart der Partheien auf dem Akker selbst, dann das Bringen einer Erdscholle desselben ins Gericht, in der Folge feierliche Worte, und endlich auch diese nicht mehr. Ueberall, vorzüglich aber bei minder kultivirten Nationen hat folglich die Gerichtsverfassung einen sehr

sehr oft bei weitem nicht auf blosse Formalitäten beschränkt. Ich erinnere hier, statt eines Beispiels, an die Römische Lehre von Pakten und Kontrakten, die wie wenig sie auch bisher noch aufgeklärt ist, schwerlich aus einem andern Gesichtspunkt angesehen werden darf. Diesen Einfluss in verschiedenen Gesezgebungen verschiedener Zeitalter und Nationen zu erforschen, dürfte nicht bloss aus vielen andren Gründen, aber auch vorzüglich in der Hinsicht nüzlich sein, um daraus zu beurtheilen, welche solcher Geseze wohl allgemein nothwendig, welche nur in Lokalverhältnissen gegründet sein möchten? Denn alle Einschränkungen dieser Art aufzuheben, dürfte — auch die Möglichkeit angenommen — schwerlich rathsam sein. Denn einmal wird die Möglichkeit von Betrügereien, z. B. von Unterschiebung falscher Dokumente u. s. f. zu wenig erschwert; dann werden die Prozesse vervielfältigt, oder, da diess vielleicht an sich noch kein Uebel scheint, die Gelegenheiten durch erregte unnüze Streitigkeiten die Ruhe andrer zu stören zu mannigfaltig. Nun aber ist gerade die Streitsucht, welche sich durch Prozesse äussert, diejenige, welche — den Schaden noch abgerechnet, den sie dem Vermögen, der Zeit, und der Gemüthsruhe der Bürger zufügt — auch auf den Charakter den nachtheiligsten Einfluss hat, und gerade durch gar keine nüzliche Folgen für diese Nachtheile entschädigt. Der Schade der Förmlichkeiten hingegen ist die Erschwerung der Geschäfte, und die Einschränkung der Freiheit, die in jedem Verhältniss bedenklich ist. Das Gesez muss daher auch hier einen Mittelweg einschlagen, Förmlichkeiten nie aus einem andern Gesichtspunkte anordnen, als um die Gültigkeit der Geschäfte zu sichern, und Betrügereien zu verhindern, oder den Beweis zu erleichtern; selbst in dieser Absicht dieselben nur da fordern, wo sie den individuellen Umständen

leicht zu besorgen, und dieser Beweis zu schwer zu führen sein würde; zu denselben nur solche Regeln vorschreiben, deren Befolgung mit nicht grossen Schwierigkeiten verbunden ist; und dieselben von allen denjenigen Fällen gänzlich entfernen, in welchen die Besorgung der Geschäfte durch sie nicht bloss schwieriger, sondern so gut als unmöglich werden würde.

Gehörige Rüksicht auf Sicherheit und Freiheit zugleich, scheint daher auf folgende Grundsäze zu führen:

1. Eine der vorzüglichsten Pflichten des Staats ist die Untersuchung und Entscheidung der rechtlichen Streitigkeiten der Bürger. Derselbe tritt dabei an die Stelle der Partheien, und der eigentliche Zwek seiner Dazwischenkunft besteht allein darin, auf der einen Seite gegen ungerechte Forderungen zu beschüzen, auf der andren gerechten denjenigen Nachdruk zu geben, welchen sie von den Bürgern selbst nur auf eine die öffentliche Ruhe störende Weise erhalten könnten. Er muss daher während der Untersuchung des streitigen Rechts dem Willen der Partheien, insofern derselbe nur in dem Rechte gegründet ist, folgen, aber jede, sich widerrechtlicher Mittel gegen die andere zu bedienen, verhindern.

2. Die Entscheidung des streitigen Rechts durch den Richter kann nur durch bestimmte, gesezlich angeordnete Kennzeichen der Wahrheit geschehen. Hieraus entspringt die Nothwendigkeit einer neuen Gattung der Geseze, derjenigen nemlich, welche den rechtlichen Geschäften gewisse bestimmte Charaktere beizulegen verordnen. Bei der Abfassung dieser nun muss der Gesezgeber einmal immer allein von dem Gesichtspunkt geleitet werden, die Authenticität der rechtlichen Geschäfte gehörig zu sichern, und den Beweis im Prozesse

nicht zu sehr zu erschweren; ferner aber unaufhörlich die Vermeidung des entgegengesezten Extrems, der zu grossen Erschwerung der Geschäfte, vor Augen haben, und endlich nie da eine Anordnung treffen wollen, wo dieselbe den Lauf der Geschäfte so gut, als gänzlich hemmen würde.

XIII.

Sorgfalt des Staats für die Sicherheit durch Bestrafung der Uebertretungen der Geseze des Staats, (Kriminalgeseze.)

Das lezte, und vielleicht wichtigste Mittel, für die Sicherheit der Bürger Sorge zu tragen, ist die Bestrafung der Uebertretung der Geseze des Staats. Ich muss daher noch auf diesen Gegenstand die im Vorigen entwikkelten Grundsäze anwenden. Die erste Frage nun, welche hiebei entsteht, ist die: welche Handlungen der Staat mit Strafen belegen, gleichsam als Verbrechen aufstellen kann? Die Antwort ist nach dem Vorigen leicht. Denn da der Staat keinen andern Endzwek, als die Sicherheit der Bürger, verfolgen darf; so darf er auch keine andre Handlungen einschränken, als welche diesem Endzwek entgegenlaufen. Diese aber verdienen auch insgesammt angemessene Bestrafung. Denn nicht bloss, dass ihr Schade, da sie gerade das stören, was dem Menschen zum Genuss, wie zur Ausbildung seiner Kräfte das unentbehrlichste ist, zu wichtig ist, um ihnen nicht durch jedes zwekmässige und erlaubte Mittel entgegenzuarbeiten; so muss auch, schon den ersten Rechtsgrundsäzen nach, jeder sich gefallen lassen, dass die Strafe eben so weit gleichsam in den Kreis seines Rechts eingreife, als sein Verbrechen in den des fremden eingedrungen ist. Hingegen Handlungen, welche sich allein auf [illegible]

beziehen, oder mit Einwilligung dessen geschehen, den sie treffen, zu bestrafen, verbieten eben die Grundsäze, welche dieselben nicht einmal einzuschränken erlauben; und es dürfte daher nicht nur keins der sogenannten fleischlichen Verbrechen (die Nothzucht ausgenommen), sie möchten Aergerniss geben oder nicht, unternommener Selbstmord u. s. f. bestraft werden, sondern sogar die Ermordung eines andern mit Bewilligung desselben müsste ungestraft bleiben, wenn nicht in diesem lezteren Falle die zu leichte Möglichkeit eines gefährlichen Misbrauchs ein Strafgesez nothwendig machte. Ausser denjenigen Gesezen, welche unmittelbare Kränkungen der Rechte anderer untersagen, giebt es noch andre verschiedener Gattung, deren theils schon im Vorigen gedacht ist, theils noch erwähnt werden wird. Da jedoch, bei dem, dem Staat allgemein vorgeschriebenen Endzwek, auch diese, nur mittelbar, zur Erreichung jener Absicht hinstreben; so kann auch bei diesen Bestrafung des Staats eintreten, insofern nicht schon ihre Uebertretung allein unmittelbar eine solche mit sich führt, wie z. B. die Uebertretung des Verbots der Fideikommisse die Ungültigkeit der gemachten Verfügung. Es ist diess auch um so nothwendiger, als es sonst hier gänzlich an einem Zwangsmittel fehlen würde, dem Geseze Gehorsam zu verschaffen.

Von dem Gegenstande der Bestrafung wende ich mich zu der Strafe selbst. Das Maass dieser auch nur in sehr weiten Gränzen vorzuschreiben, nur zu bestimmen, über welchen Grad hinaus dieselbe nie steigen dürfe, halte ich in einem allgemeinen, schlechterdings auf gar keine Lokalverhältnisse bezogenen Raisonnement für unmöglich. Die Strafen müssen Uebel sein, welche die Verbrecher zurükschrekken. Nun aber sind die Grade, wie die Verschiedenheiten des physischen und moralischen Gefühls, nach der Verschiedenheit der Erdstriche und Zeitalter, unendlich verschieden

und wechselnd. Was daher in einem gegebenen Falle mit Recht Grausamkeit heisst, das kann in einem andren die Nothwendigkeit selbst erheischen. Nur soviel ist gewiss, dass die Vollkommenheit der Strafen immer — versteht sich jedoch bei gleicher Wirksamkeit — mit dem Grade ihrer Gelindigkeit wächst. Denn nicht bloss, dass gelinde Strafen schon an sich geringere Uebel sind; so leiten sie auch den Menschen auf die, seiner am meisten würdige Weise, von Verbrechen ab. Denn je minder sie physisch schmerzhaft und schreklich sind, desto mehr sind sie es moralisch; da hingegen grosses körperliches Leiden bei dem Leidenden selbst das Gefühl der Schande, bei dem Zuschauer das der Misbilligung vermindert. Daher kommt es denn auch, dass gelinde Strafen in der That viel öfter angewendet werden können, als der erste Anblik zu erlauben scheint; indem sie auf der andren Seite ein ersezendes moralisches Gegengewicht erhalten. Ueberhaupt hängt die Wirksamkeit der Strafen ganz und gar von dem Eindruk ab, welchen dieselben auf das Gemüth der Verbrecher machen, und beinah liesse sich behaupten, dass in einer Reihe gehörig abgestufter Stufen es einerlei sei, bei welcher Stufe man gleichsam, als bei der höchsten, stehen bleibe, da die Wirkung einer Strafe in der That nicht sowohl von ihrer Natur an sich, als von dem Plaze abhängt, den sie in der Stufenleiter der Strafen überhaupt einnimmt, und man leicht das für die höchste Strafe erkennt, was der Staat dafür erklärt. Ich sage beinah, denn völlig würde die Behauptung nur freilich dann richtig sein, wenn die Strafen des Staats die einzigen Uebel wären, welche dem Bürger drohten. Da diess hingegen der Fall nicht ist, vielmehr oft sehr reelle Uebel ihn gerade zu Verbrechen veranlassen; so muss freilich das Maass der höchsten Strafe, und so der Strafen überhaupt, welche diesen Uebeln entgegenwirken sollen, auch mit Rük-

sicht auf sie bestimmt werden. Nun aber wird der Bürger da, wo er einer so grossen Freiheit geniesst, als diese Blätter ihm zu sichern bemüht sind, auch in einem grösseren Wohlstande leben; seine Seele wird heiterer, seine Phantasie lieblicher sein, und die Strafe wird, ohne an Wirksamkeit zu verlieren, an Strenge nachlassen können. So wahr ist es, dass alles Gute und Beglükkende in wundervoller Harmonie steht, und dass es nur nothwendig ist, Eins herbeizuführen, um sich des Segens alles Uebrigen zu erfreuen. Was sich daher in dieser Materie allgemein bestimmen lässt, ist, dünkt mich, allein dass die höchste Strafe die, den Lokalverhältnissen nach, möglichst gelinde sein muss.

Nur Eine Gattung der Strafen müsste, glaube ich, gänzlich ausgeschlossen werden, die Ehrlosigkeit, Infamie. Denn die Ehre eines Menschen, die gute Meinung seiner Mitbürger von ihm, ist keinesweges etwas, das der Staat in seiner Gewalt hat. Auf jeden Fall reduzirt sich daher diese Strafe allein darauf, dass der Staat dem Verbrecher die Merkmale *seiner* Achtung und *seines* Vertrauens entziehn, und andern gestatten kann diess gleichfalls ungestraft zu thun. So wenig ihm nun auch die Befugniss abgesprochen werden darf, sich dieses Rechts, wo er es für nothwendig hält, zu bedienen, und so sehr sogar seine Pflicht es erfordern kann; so halte ich dennoch eine allgemeine Erklärung, dass er es thun wolle, keinesweges für rathsam. Denn einmal sezt dieselbe eine gewisse Konsequenz im Unrechthandlen bei dem Bestraften voraus, die sich doch in der That in der Erfahrung wenigstens nur selten findet; dann ist sie auch, selbst bei der gelindesten Art der Abfassung, selbst wenn sie bloss als eine Erklärung des gerechten Mistrauens des Staats ausgedrukt wird, immer zu unbestimmt, um nicht an sich manchem Misbrauch Raum zu geben, und um nicht wenigstens oft, schon der Konsequenz der Grundsäze wegen,

mehr Fälle unter sich zu begreifen, als der Sache selbst wegen nöthig wäre. Denn die Gattungen des Vertrauens, welches man zu einem Menschen fassen kann, sind, der Verschiedenheit der Falle nach, so unendlich mannigfaltig, dass ich kaum unter allen Verbrechen ein Einziges weiss, welches den Verbrecher zu allen auf Einmal unfähig machte. Dazu führt indess doch immer ein allgemeiner Ausdruk, und der Mensch, bei dem man sich sonst nur, bei dahin passenden Gelegenheiten, erinnern würde, dass er diess oder jenes Gesez übertreten habe, trägt nun überall ein Zeichen der Unwürdigkeit mit sich herum. Wie hart aber diese Strafe sei, sagt das, gewiss keinem Menschen fremde Gefühl, dass, ohne das Vertrauen seiner Mitmenschen, das Leben selbst wünschenswerth zu sein aufhört. Mehrere Schwierigkeiten zeigen sich nun noch bei der näheren Anwendung dieser Strafe. Mistrauen gegen die Rechtschaffenheit muss eigentlich überall da die Folge sein, wo sich Mangel derselben gezeigt hat. Auf wie viele Fälle aber alsdann diese Strafe ausgedehnt werde, sieht man von selbst. Nicht minder gross ist die Schwierigkeit bei der Frage: wie lange die Strafe dauern solle? Unstreitig wird jeder Billigdenkende sie nur auf eine gewisse Zeit hin erstrekken wollen. Aber wird der Richter bewirken können, dass der, so lange mit dem Mistrauen seiner Mitbürger Beladene, nach Verlauf eines bestimmten Tages, auf einmal ihr Vertrauen wieder gewinne? Endlich ist es den, in diesem ganzen Aufsaz vorgetragenen Grundsäzen nicht gemäss, dass der Staat der Meinung der Bürger, auch nur auf irgend eine Art, eine gewisse Richtung geben wolle. Meines Erachtens wäre es daher rathsamer, dass der Staat sich allein in den Gränzen der Pflicht hielte, welche ihm allerdings obliegt, die Bürger gegen verdächtige Personen zu sichern, und dass er daher überall, wo diess nothwendig sein kann, z. B. bei Besezung

von Stellen, Gültigkeit der Zeugen, Fähigkeit der Vormünder u. s. f. durch ausdrükkliche Geseze verordnete, dass, wer diess oder jenes Verbrechen begangen, diese oder jene Strafe erlitten hätte, davon ausgeschlossen sein solle; übrigens aber sich aller weiteren, allgemeinen Erklärung des Mistrauens, oder gar des Verlustes der Ehre gänzlich enthielte. Alsdann wäre es auch sehr leicht, eine Zeit zu bestimmen, nach Verlauf welcher ein solcher Einwand nicht mehr gültig sein solle. Dass es übrigens dem Staat immer erlaubt bleibe, durch beschimpfende Strafen auf das Ehrgefühl zu wirken, bedarf von selbst keiner Erinnerung. Ebensowenig brauche ich noch zu wiederholen, dass schlechterdings keine Strafe geduldet werden muss, die sich über die Person des Verbrechers hinaus, auf seine Kinder, oder Verwandte erstrekt. Gerechtigkeit und Billigkeit sprechen mit gleich starken Stimmen gegen sie; und selbst die Vorsichtigkeit, mit welcher sich, bei Gelegenheit einer solchen Strafe, das, übrigens gewiss in jeder Rüksicht vortrefliche Preussische Gesezbuch ausdrukt, vermag nicht, die, in der Sache selbst allemal liegende Härte zu mindern[1]).

Wenn das absolute Maass der Strafen keine allgemeine Bestimmung erlaubt; so ist dieselbe hingegen um so nothwendiger bei dem relativen. Es muss nemlich festgesezt werden, was es eigentlich ist, wonach sich der Grad der, auf verschiedne Verbrechen gesezten Strafen bestimmen muss? Den im Vorigen entwikkelten Grundsäzen nach, kann diess, dünkt mich, nichts andres sein, als der Grad der Nicht-Achtung des fremden Rechts in dem Verbrechen, ein Grad, welcher, da hier nicht von der Anwendung eines Strafgesezes auf einen einzelnen Verbrecher, sondern von allgemeiner Bestimmung der Strafe überhaupt die Rede ist,

[1]) Thl. 2. Tit. 20. §. 95.

nach der Natur des Rechts beurtheilt werden muss, welches das Verbrechen kränkt. Zwar scheint die natürlichste Bestimmung der Grad der Leichtigkeit oder Schwierigkeit zu sein, das Verbrechen zu verhindern, so dass die Grösse der Strafe sich nach der Quantität der Gründe richten müsste, welche zu dem Verbrechen trieben, oder davon zurükhielten. Allein wird dieser Grundsaz richtig verstanden; so ist er mit dem eben aufgestellten einerlei. Denn in einem wohlgeordneten Staate, wo nicht in der Verfassung selbst liegende Umstände zu Verbrechen veranlassen, kann es keinen andern eigentlichen Grund zu Verbrechen geben, als eben jene Nicht-Achtung des fremden Rechts, welcher sich nur die zu Verbrechen reizenden Antriebe, Neigungen, Leidenschaften u. s. f. bedienen. Versteht man aber jenen Saz anders, meint man, es müssten den Verbrechen immer in dem Grade grosse Strafen entgegengesezt werden, in welchem gerade Lokal- oder Zeitverhältnisse sie häufiger machen, oder gar, ihrer Natur nach (wie es bei so manchen Polizeiverbrechen der Fall ist) moralische Gründe sich ihnen weniger eindringend widersezen; so ist dieser Maassstab ungerecht und schädlich zugleich. Er ist ungerecht. Denn so richtig es wenigstens insofern ist, Verhinderung der Beleidigungen für die Zukunft als den Zwek aller Strafen anzunehmen, als keine Strafe je aus einem andern Zweke verfügt werden darf; so entspringt doch die Verbindlichkeit des Beleidigten, die Strafe zu dulden, eigentlich daraus, dass jeder sich gefallen lassen muss, seine Rechte von dem Andern in so weit verlezt zu sehen, als er selbst die Rechte desselben gekränkt hat. Darauf beruht nicht bloss diese Verbindlichkeit ausser der Staatsverbindung, sondern auch in derselben. Denn die Herleitung derselben aus einem gegenseitigen Vertrag ist nicht nur unnüz, sondern hat auch die Schwierigkeit, dass z. B. die, manchmal und unter ge-

wissen Lokalumständen offenbar nothwendige Todesstrafe bei derselben schwerlich gerechtfertigt werden kann, und dass jeder Verbrecher sich von der Strafe befreien könnte, wenn er, bevor er sie litte, sich von dem gesellschaftlichen Vertrage lossagte, wie z. B. in den alten Freistaaten die freiwillige Verbannung war, die jedoch, wenn mich mein Gedächtniss nicht trügt, nur bei Staats-, nicht bei Privat-Verbrechen geduldet ward. Dem Beleidiger selbst ist daher gar keine Rüksicht auf die Wirksamkeit der Strafe erlaubt; und wäre es auch noch so gewiss, dass der Beleidigte keine zweite Beleidigung von ihm zu fürchten hätte, so müsste er, dessen ungeachtet, die Rechtmässigkeit der Strafe anerkennen. Allein auf der andern Seite folgt auch aus eben diesem Grundsaz, dass er sich auch jeder, die Quantität seines Verbrechens überschreitenden Strafe rechtmässig widersezen kann, wie gewiss es auch sein möchte, dass nur diese Strafe, und schlechterdings keine gelindere völlig wirksam sein würde. Zwischen dem inneren Gefühle des Rechts, und dem Genuss des äusseren Glüks ist, wenigstens in der Idee des Menschen, ein unläugbarer Zusammenhang, und es vermag nicht bestritten zu werden, dass er sich durch das Erstere zu dem Lezteren berechtigt glaubt. Ob diese seine Erwartung in Absicht des Glüks gegründet ist, welches ihm das Schiksal gewährt, oder versagt? — eine allerdings zweifelhaftere Frage — darf hier nicht erörtert werden. Allein in Absicht desjenigen, welches andre ihm willkührlich geben oder entziehen können, muss seine Befugniss zu derselben nothwendig anerkannt werden; da hingegen jener Grundsaz sie, wenigstens der That nach, abzuläugnen scheint. Es ist aber auch ferner jener Maassstab, sogar für die Sicherheit selbst, nachtheilig. Denn wenn er gleich diesem oder jenem einzelnen Geseze vielleicht Gehorsam erzwingen kann; so verwirrt er gerade das, was die festeste Stüze der Sicherheit

der Bürger in einem Staate ist, das Gefühl der Moralität, indem er einen Streit zwischen der Behandlung, welche der Verbrecher erfährt, und der eignen Empfindung seiner Schuld veranlasst. Dem fremden Rechte Achtung zu verschaffen, ist das einzige sichre und unfehlbare Mittel, Verbrechen zu verhüten; und diese Absicht erreicht man nie, sobald nicht jeder, welcher fremdes Recht angreift, gerade in eben dem Maasse in der Ausübung des seinigen gehemmt wird, die Ungleichheit möge nun im Mehr oder im Weniger bestehen. Denn nur eine solche Gleichheit bewahrt die Harmonie zwischen der inneren moralischen Ausbildung des Menschen, und dem Gedeihen der Veranstaltungen des Staats, ohne welche auch die künstlichste Gesezgebung allemal ihres Endzweks verfehlen wird. Wie sehr aber nun die Erreichung aller übrigen Endzwekke des Menschen, bei Befolgung des oben erwähnten Maassstabes, leiden würde, wie sehr dieselbe gegen alle, in diesem Aufsaze vorgetragene Grundsäze streitet; bedarf nicht mehr einer weiteren Ausführung. Die Gleichheit zwischen Verbrechen und Strafe, welche die eben entwikkelten Ideen fordern, kann wiederum nicht absolut bestimmt, es kann nicht allgemein gesagt werden, dieses oder jenes Verbrechen verdient nur eine solche oder solche Strafe. Nur bei einer Reihe, dem Grade nach verschiedener Verbrechen kann die Beobachtung dieser Gleichheit vorgeschrieben werden, indem nun die, für diese Verbrechen bestimmten Strafen in gleichen Graden abgestuft werden müssen. Wenn daher, nach dem Vorigen, die Bestimmung des absoluten Maasses der Strafen, z. B. der höchsten Strafe sich nach derjenigen Quantität des zugefügten Uebels richten muss, welche erfordert wird, um das Verbrechen für die Zukunft zu verhüten; so muss das relative Maass der übrigen, wenn jene, oder überhaupt Eine einmal festgesezt ist, nach dem Grade bestimmt werden, um welchen die

Verbrechen, für die sie bestimmt sind, grösser oder kleiner, als dasjenige sind, welches jene zuerst verhängte Strafe verhüten soll. Die härteren Strafen müssten daher diejenigen Verbrechen treffen, welche wirklich in den Kreis des fremden Rechts eingreifen; gelindere die Uebertretung derjenigen Geseze, welche jenes nur zu verhindern bestimmt sind, wie wichtig und nothwendig diese Geseze auch an sich sein möchten. Dadurch wird denn zugleich die Idee bei den Bürgern vermieden, dass sie vom Staat eine willkührliche, nicht gehörig motivirte Behandlung erführen — ein Vorurtheil, welches sehr leicht entsteht, wenn harte Strafen auf Handlungen gesezt sind, die entweder wirklich nur einen entfernten Einfluss auf die Sicherheit haben, oder deren Zusammenhang damit doch weniger leicht einzusehen ist. Unter jenen erstgenannten Verbrechen aber müssten diejenigen am härtesten bestraft werden, welche unmittelbar und geradezu die Rechte des Staats selbst angreifen, da, wer die Rechte des Staats nicht achtet, auch die seiner Mitbürger nicht zu ehren vermag, deren Sicherheit allein von jenen abhängig ist.

Wenn auf diese Weise Verbrechen und Strafe allgemein von dem Geseze bestimmt sind, so muss nun diess gegebene Strafgesez auf einzelne Verbrechen angewendet werden. Bei dieser Anwendung sagen schon die Grundsäze des Rechts von selbst, dass die Strafe nur nach dem Grade des Vorsazes oder der Schuld den Verbrecher treffen kann, mit welchem er die Handlung begieng. Wenn aber der oben aufgestellte Grundsaz, dass nemlich immer die Nicht Achtung des fremden Rechts, und nur diese bestraft werden darf, völlig genau befolgt werden soll; so darf derselbe, auch bei der Bestrafung einzelner Verbrechen, nicht vernachlässigt werden. Bei jedem verübten Verbrechen muss daher der Richter bemüht sein, so viel möglich, die Absicht des Verbrechers genau zu erforschen, und durch das Gesez

in den Stand gesezt werden, die allgemeine Strafe noch nach dem individuellen Grade, in welchem er das Recht, welches er beleidigte, ausser Augen sezte, zu modificiren.

Das Verfahren gegen den Verbrecher, während der Untersuchung findet gleichfalls sowohl in den allgemeinen Grundsäzen des Rechts, als in dem Vorigen seine bestimmten Vorschriften. Der Richter muss nemlich alle rechtmässige Mittel anwenden, die Wahrheit zu erforschen, darf sich hingegen keines erlauben, das ausserhalb der Schranken des Rechts liegt. Er muss daher vor allen Dingen den bloss verdächtigen Bürger von dem überführten Verbrecher sorgfältig unterscheiden, und nie den erstern, wie den lezteren, behandeln; überhaupt aber nie, auch den überwiesenen Verbrecher in dem Genuss seiner Menschen- und Bürgerrechte kränken, da er die ersteren erst mit dem Leben, die lezteren erst durch eine gesezmässige richterliche Ausschliessung aus der Staatsverbindung verlieren kann. Die Anwendung von Mitteln, welche einen eigentlichen Betrug enthalten, dürfte daher ebenso unerlaubt sein, als die Folter. Denn wenn man dieselbe gleich vielleicht dadurch entschuldigen kann, dass der Verdächtige, oder wenigstens der Verbrecher selbst durch seine eignen Handlungen dazu berechtiget; so sind sie dennoch der Würde des Staats, welchen der Richter vorstellt, allemal unangemessen; und wie heilsame Folgen ein ofnes und gerades Betragen, auch gegen Verbrecher, auf den Charakter der Nation haben würde, ist nicht nur an sich, sondern auch aus der Erfahrung derjenigen Staaten klar, welche sich, wie z. B. England, hierin einer edlen Gesezgebung erfreuen.

Zulezt muss ich, bei Gelegenheit des Kriminalrechts, noch eine Frage zu prüfen versuchen, welche vorzüglich durch die Bemühungen der neueren Gesezgebung wichtig geworden ist, die Frage nemlich, inwiefern der Staat befugt

oder verpflichtet ist, Verbrechen, noch ehe dieselben begangen werden, zuvorzukommen? Schwerlich wird irgend ein anderes Unternehmen von gleich menschenfreundlichen Absichten geleitet, und die Achtung, womit dasselbe jeden empfindenden Menschen nothwendig erfüllt, droht daher der Unpartheilichkeit der Untersuchung Gefahr. Dennoch halte ich, ich läugne es nicht, eine solche Untersuchung für überaus nothwendig, da, wenn man die unendliche Mannigfaltigkeit der Seelenstimmungen erwägt, aus welchen der Vorsaz zu Verbrechen entstehen kann, diesen Vorsaz zu verhindern unmöglich, und nicht allein diess, sondern selbst, nur der Ausübung zuvorzukommen, für die Freiheit bedenklich scheint. Da ich im Vorigen (S. S. 104—112) das Recht des Staats, die Handlungen der einzelnen Menschen einzuschränken zu bestimmen versucht habe; so könnte es scheinen, als hätte ich dadurch schon zugleich die gegenwärtige Frage beantwortet. Allein wenn ich dort festsezte, dass der Staat diejenigen Handlungen einschränken müsse, deren Folgen den Rechten andrer leicht gefährlich werden können; so verstand ich darunter — wie auch die Gründe leicht zeigen, womit ich diese Behauptung zu unterstüzen hemüht war — solche Folgen, die allein und an sich aus der Handlung fliessen, und nur etwa durch grössere Vorsicht des Handlenden hätten vermieden werden können. Wenn hingegen von Verhütung von Verbrechen die Rede ist; so spricht man natürlich nur von Beschränkung solcher Handlungen, aus welchen leicht eine zweite, nemlich die Begehung des Verbrechens, entspringt. Der wichtige Unterschied liegt daher hier schon darin, dass die Seele des Handlenden hier thätig, durch einen neuen Entschluss, mitwirken muss; da sie hingegen dort entweder gar keinen, oder doch nur, durch Verabsäumung der Thätigkeit, einen negativen Einfluss haben konnte. Diess allein wird, hoffe ich, hinreichen, die Gränzen deutlich zu

zeigen. Alle Verhütung von Verbrechen nun muss von den Ursachen der Verbrechen ausgehen. Diese so mannigfaltigen Ursachen aber liessen sich, in einer allgemeinen Formel, vielleicht durch das, nicht durch Gründe der Vernunft gehörig in Schranken gehaltene Gefühl des Misverhältnisses ausdrukken, welches zwischen den Neigungen des Handlenden und der Quantität der rechtmässigen Mittel obwaltet, die in seiner Gewalt stehn. Bei diesem Misverhältniss lassen sich wenigstens im Allgemeinen, obgleich die Bestimmung im Einzelnen viel Schwierigkeit finden würde, zwei Fälle von einander absondern, einmal wenn dasselbe aus einem wahren Uebermaasse der Neigungen, dann wenn es aus dem, auch für ein gewöhnliches Maass, zu geringen Vorrath von Mitteln entspringt. Beide Fälle muss noch ausserdem Mangel an Stärke der Gründe der Vernunft und des moralischen Gefühls, gleichsam als dasjenige begleiten, welches jenes Misverhältniss nicht verhindert, in gesezwidrige Handlungen auszubrechen. Jedes Bemühen des Staats, Verbrechen durch Unterdrükkung ihrer Ursachen in dem Verbrecher verhüten zu wollen, wird daher, nach der Verschiedenheit der beiden erwähnten Fälle, entweder dahin gerichtet sein müssen, solche Lagen der Bürger, welche leicht zu Verbrechen nöthigen können, zu verändern und zu verbessern, oder solche Neigungen, welche zu Uebertretungen der Geseze zu führen pflegen, zu beschränken, oder endlich den Gründen der Vernunft und dem moralischen Gefühl eine wirksamere Stärke zu verschaffen. Einen andren Weg, Verbrechen zu verhüten giebt es endlich noch ausserdem durch gesezliche Verminderung der Gelegenheiten, welche die wirkliche Ausübung derselben erleichtern, oder gar den Ausbruch gesezwidriger Neigungen begünstigen. Keine dieser verschiedenen Arten darf von der gegenwärtigen Prüfung ausgeschlossen werden.

Die erste derselben, welche allein auf Verbesserung zu Verbrechen nöthigender Lagen gerichtet ist, scheint unter allen die wenigsten Nachtheile mit sich zu führen. Es ist an sich so wohlthätig, den Reichthum der Mittel der Kraft, wie des Genusses, zu erhöhen; die freie Wirksamkeit des Menschen wird dadurch nicht unmittelbar beschränkt; und wenn freilich unläugbar auch hier alle Folgen anerkannt werden müssen, die ich, im Anfange dieses Aufsazes, als Wirkungen der Sorgfalt des Staats für das physische Wohl der Bürger darstellte, so treten sie doch hier, da eine solche Sorgfalt hier nur auf so wenige Personen ausgedehnt wird, nur in sehr geringem Grade ein. Allein immer finden dieselben doch wirklich Statt; gerade der Kampf der inneren Moralität mit der äusseren Lage wird aufgehoben, und mit ihm seine heilsame Wirkung auf die Festigkeit des Charakters des Handlenden, und auf das gegenseitig sich unterstüzende Wohlwollen der Bürger überhaupt; und eben, dass diese Sorgfalt nur einzelne Personen treffen muss, macht ein Bekümmern des Staats um die individuelle Lage der Bürger nothwendig — lauter Nachtheile, welche nur die Ueberzeugung vergessen machen könnte, dass die Sicherheit des Staats, ohne eine solche Einrichtung, leiden würde. Aber gerade diese Nothwendigkeit kann, dünkt mich, mit Recht bezweifelt werden. In einem Staate, dessen Verfassung den Bürger nicht selbst in dringende Lagen versezt, welcher denselben vielmehr eine solche Freiheit sichert, als diese Blätter zu empfehlen versuchen, ist es kaum möglich, dass Lagen der beschriebenen Art überhaupt entstehen, und nicht in der freiwilligen Hülfsleistung der Bürger selbst, ohne Hinzukommen des Staats, Heilmittel finden sollten; der Grund müsste denn in dem Betragen des Menschen selbst liegen. In diesem Falle aber ist es nicht gut, dass der Staat ins Mittel trete, und die Reihe der Begebenheiten

störe, welche der natürliche Lauf der Dinge aus den Handlungen desselben entspringen lässt. Immer werden auch wenigstens diese Lagen nur so selten eintreffen, dass es überhaupt einer eignen Dazwischenkunft des Staats nicht bedürfen wird, und dass nicht die Vortheile derselben von den Nachtheilen überwogen werden sollten, die es, nach Allem im Vorigen Gesagten, nicht mehr nothwendig ist, einzeln auseinanderzusezen.

Gerade entgegengesezt verhalten sich die Gründe, welche für und wider die zweite Art des Bemühens, Verbrechen zu verhindern streiten, wider diejenige nemlich, welche auf die Neigungen und Leidenschaften der Menschen selbst zu wirken strebt. Denn auf der einen Seite scheint die Nothwendigkeit grösser, da, bei minder gebundner Freiheit der Genuss üppiger ausschweift, und die Begierden sich ein weiteres Ziel stekken, wogegen die, freilich, mit der grösseren eignen Freiheit, immer wachsende Achtung auch des fremden Rechts dennoch vielleicht nicht hinlänglich wirkt. Auf der andern aber vermehrt sich auch der Nachtheil in eben dem Grade, in welchem die moralische Natur jede Fessel schwerer empfindet, als die physische. Die Gründe, aus welchen ein, auf die Verbesserung der Sitten der Bürger gerichtetes Bemühen des Staats weder nothwendig, noch rathsam ist, habe ich im Vorigen zu entwikkeln versucht. Eben diese nun treten in ihrem ganzen Umfange, und nur mit dem Unterschiede auch hier ein, dass der Staat hier nicht die Sitten überhaupt umformen, sondern nur auf das, der Befolgung der Geseze Gefahr drohende Betragen Einzelner wirken will. Allein gerade durch diesen Unterschied wächst die Summe der Nachtheile. Denn dieses Bemühen muss schon eben darum, weil es nicht allgemein wirkt, seinen Endzwek minder erreichen, so dass daher nicht einmal das einseitige Gute, das es abzwekt, für den Schaden entschädigt, den es an-

richtet; und dann sezt es nicht bloss ein Bekümmern des Staats um die Privathandlungen einzelner Individuen, sondern auch eine Macht voraus, darauf zu wirken, welche durch die Personen noch bedenklicher wird, denen dieselbe anvertraut werden muss. Es muss nemlich alsdann entweder eigen dazu bestellten Leuten, oder den schon vorhandenen Dienern des Staats eine Aufsicht über das Betragen, und die daraus entspringende Lage entweder aller Bürger, oder der ihnen untergebenen, übertragen werden. Dadurch aber wird eine neue und drükkendere Herrschaft eingeführt, als beinah irgend eine andere sein könnte; indiskreter Neugier, einseitiger Intoleranz, selbst der Heuchelei und Verstellung Raum gegeben. Man beschuldige mich hier nicht, nur Misbräuche geschildert zu haben. Die Misbräuche sind hier mit der Sache unzertrennlich verbunden; und ich wage es zu behaupten, dass selbst, wenn die Geseze die besten und menschenfreundlichsten wären, wenn sie den Aufsehern bloss Erkundigungen auf gesezmässigen Wegen, und den Gebrauch von allem Zwang entfernter Rathschläge und Ermahnungen erlaubten, und diesen Gesezen die strengste Folge geleistet würde, dennoch eine solche Einrichtung unnüz und schädlich zugleich wäre. Jeder Bürger muss ungestört handlen können, wie er will, solange er nicht das Gesez überschreitet; jeder muss die Befugniss haben, gegen jeden andern, und selbst gegen alle Wahrscheinlichkeit, wie ein Dritter dieselbe beurtheilen kann, zu behaupten: wie sehr ich mich der Gefahr, die Geseze zu übertreten, auch nähere, so werde ich dennoch nicht unterliegen. Wird er in dieser Freiheit gekränkt, so verlezt man sein Recht, und schadet der Ausbildung seiner Fähigkeiten, der Entwikkelung seiner Individualität. Denn die Gestalten, deren die Moralität und die Gesezmässigkeit fähig ist, sind unendlich verschieden und mannigfaltig; und wenn ein Dritter entscheidet, dieses oder

jenes Betragen muss auf gesezwidrige Handlungen führen, so folgt er seiner Ansicht, welche, wie richtig sie auch in ihm sein möge, immer nur Eine ist. Selbst aber angenommen, er irre sich nicht, der Erfolg sogar bestätige sein Urtheil, und der andre, dem Zwange gehorchend, oder dem Rath, ohne innere Ueberzeugung, folgend, übertrete das Gesez diessmal nicht, das er sonst übertreten haben würde; so ist es doch für den Uebertreter selbst besser, er empfinde einmal den Schaden der Strafe, und erhalte die reine Lehre der Erfahrung, als dass er zwar diesem einen Nachtheil entgehe, aber für seine Ideen keine Berichtigung, für sein moralisches Gefühl keine Uebung empfange; doch besser für die Gesellschaft, Eine Gesezesübertretung mehr störe die Ruhe, aber die nachfolgende Strafe diene zu Belehrung und Warnung, als dass zwar die Ruhe diessmal nicht leide, aber darum das, worauf alle Ruhe und Sicherheit der Bürger sich gründet, die Achtung des fremden Rechts, weder an sich wirklich grösser sei, noch auch jezt vermehrt und befördert werde. Ueberhaupt aber wird eine solche Einrichtung nicht leicht einmal die erwähnte Wirkung haben. Wie alle, nicht geradezu auf den innern Quell aller Handlungen gehende Mittel, wird nun durch sie eine andre Richtung der, den Gesezen entgegenstrebenden Begierden, und gerade doppelt schädliche Verheimlichung entstehen. Ich habe hierbei immer vorausgesezt, dass die zu dem Geschäft, wovon hier die Rede ist, bestimmten Personen keine Ueberzeugung hervorbringen, sondern allein durch fremdartige Gründe wirken. Es kann scheinen, als wäre ich zu dieser Voraussezung nicht berechtigt. Allein dass es heilsam ist, durch wirkendes Beispiel und überzeugenden Rath auf seine Mitbürger und ihre Moralität Einfluss zu haben, ist zu sehr in die Augen leuchtend, als dass es erst ausdrüklich wiederholt werden dürfte. Gegen keinen der Fälle also, wo jene Einrichtung diess

hervorbringt, kann das vorige Raisonnement gerichtet sein. Nur, scheint es mir, ist eine gesezliche Vorschrift hiezu nicht bloss ein undienliches, sondern sogar entgegenarbeitendes Mittel. Einmal sind schon Geseze nicht der Ort, Tugenden zu empfehlen, sondern nur erzwingbare Pflichten vorzuschreiben, und nicht selten wird nur die Tugend, die jeder Mensch nur *freiwillig* auszuüben sich freut, dadurch verlieren. Dann ist jede Bitte eines Gesezes, und jeder Rath, den ein Vorgesezter kraft desselben giebt, ein Befehl, dem die Menschen zwar in der Theorie nicht gehorchen müssen, aber in der Wirklichkeit immer gehorchen. Endlich muss man hiezu noch soviele Umstände rechnen, welche die Menschen nöthigen, und soviele Neigungen, welche sie bewegen können, einem solchen Rathe, auch gänzlich gegen ihre Ueberzeugung, zu folgen. Von dieser Art pflegt gewöhnlich der Einfluss zu sein, welchen der Staat auf diejenigen hat, die der Verwaltung seiner Geschäfte vorgesezt sind, und durch den er zugleich auf die übrigen Bürger zu wirken strebt. Da diese Personen durch besondre Verträge mit ihm verbunden sind; so ist es freilich unläugbar, dass er auch mehrere Rechte gegen sie, als gegen die übrigen Bürger, ausüben kann. Allein wenn er den Grundsäzen der höchsten gesezmässigen Freiheit getreu bleibt; so wird er nicht mehr von ihnen zu fordern versuchen, als die Erfüllung der Bürgerpflichten im Allgemeinen, und derjenigen besondren, welche ihr besondres Amt nothwendig macht. Denn offenbar übt er einen zu mächtigen positiven Einfluss auf die Bürger überhaupt aus, wenn er von jenen, vermöge ihres besondren Verhältnisses, etwas zu erhalten sucht, was er den Bürgern geradezu nicht aufzulegen berechtigt ist. Ohne dass er wirkliche positive Schritte thut, kommen ihm hierin schon von selbst nur zuviel die Leidenschaften der Menschen zuvor, und das Bemühen, nur diesen, hieraus von

selbst entspringenden Nachtheil zu verhüten, wird seinen Eifer und seinen Scharfsinn schon hinlänglich beschäftigen.

Eine nähere Veranlassung Verbrechen durch Unterdrükung der in dem Charakter liegenden Ursachen derselben zu verhüten, hat der Staat bei denjenigen, welche durch wirkliche Uebertretungen der Geseze gerechte Besorgniss für die Zukunft erwekken. Daher haben auch die denkendsten neueren Gesezgeber versucht, die Strafen zugleich zu Besserungsmitteln zu machen. Gewiss ist es nun, dass nicht bloss von der Strafe der Verbrecher schlechterdings alles entfernt werden muss, was irgend der Moralität derselben nachtheilig sein könnte; sondern dass ihnen auch jedes Mittel, das nur übrigens nicht dem Endzwek der Strafe zuwider ist, freistehen muss, ihre Ideen zu berichtigen und ihre Gefühle zu verbessern. Allein auch dem Verbrecher darf die Belehrung nicht aufgedrungen werden; und wenn dieselbe schon eben dadurch Nuzen und Wirksamkeit verliert; so läuft ein solches Aufdringen auch den Rechten des Verbrechers entgegen, der nie zu etwas mehr verbunden sein kann, als die gesezmässige Strafe zu leiden.

Ein völlig specieller Fall ist noch der, wo der Angeschuldigte zwar zu viel Gründe gegen sich hat, um nicht einen starken Verdacht auf sich zu laden, aber nicht genug, um verurtheilt zu werden. (Absolutio ab instantia.) Ihm alsdann die völlige Freiheit unbescholtener Bürger zu verstatten, macht die Sorgfalt für die Sicherheit bedenklich, und eine fortdauernde Aufsicht auf sein künftiges Betragen ist daher allerdings nothwendig. Indess eben die Gründe, welche jedes positive Bemühen des Staats bedenklich machen, und überhaupt anrathen, an die Stelle seiner Thätigkeit lieber, wo es geschehen kann, die Thätigkeit einzelner Bürger zu sezen, geben auch hier der freiwillig übernommenen Aufsicht der Bürger vor einer Aufsicht des Staats

den Vorzug; und es dürfte daher besser sein, verdächtige Personen dieser Art sichere Bürgen stellen zu lassen, als sie einer unmittelbaren Aufsicht des Staats zu übergeben, die nur, in Ermanglung der Bürgschaft, eintreten müsste. Beispiele solcher Bürgschaften giebt auch, zwar nicht in diesem, aber in ähnlichen Fällen, die Englische Gesezgebung.

Die lezte Art, Verbrechen zu verhüten, ist diejenige, welche, ohne auf ihre Ursachen wirken zu wollen, nur ihre wirkliche Begehung zu verhindern bemüht ist. Diese ist der Freiheit am wenigsten nachtheilig, da sie am wenigsten einen positiven Einfluss auf die Bürger hervorbringt. Indess lässt auch sie mehr oder minder weite Schranken zu. Der Staat kann sich nemlich begnügen, die strengste Wachsamkeit auf jedes gesezwidrige Vorhaben auszuüben, um dasselbe, vor seiner Ausführung zu verhindern; oder er kann weiter gehen, und solche, an sich schädliche Handlungen untersagen, bei welchen leicht Verbrechen entweder nur ausgeführt, oder auch beschlossen zu werden pflegen. Diess Leztere greift abermals in die Freiheit der Bürger ein; zeigt ein Mistrauen des Staats gegen sie, das nicht bloss auf ihren Charakter, sondern auch für den Zwek selbst, der beabsichtet wird, nachtheilige Folgen hat; und ist aus eben den Gründen nicht rathsam, welche mir die vorhin erwähnten Arten, Verbrechen zu verhüten, zu misbilligen schienen. Alles, was der Staat thun darf, und mit Erfolg für seinen Endzwek, und ohne Nachtheil für die Freiheit der Bürger, thun kann, beschränkt sich daher auf das Erstere, auf die strengste Aufsicht auf jede, entweder wirklich schon begangene, oder erst beschlossene Uebertretung der Geseze; und da diess nur uneigentlich den Verbrechen zuvorkommen genannt werden kann; so glaube ich behaupten zu dürfen, dass ein solches Zuvorkommen gänzlich ausserhalb der Schranken der Wirksamkeit des Staats liegt. Desto emsiger

aber muss derselbe darauf bedacht sein, kein begangenes Verbrechen unentdekt, kein entdektes unbestraft, ja nur gelinder bestraft zu lassen, als das Gesez es verlangt. Denn die durch eine ununterbrochene Erfahrung bestätigte Ueberzeugung der Bürger, dass es ihnen nicht möglich ist, in fremdes Recht einzugreifen, ohne eine, gerade verhältnissmässige Schmälerung des eignen zu erdulden, scheint mir zugleich die einzige Schuzmauer der Sicherheit der Bürger, und das einzige untrügliche Mittel, unverlezliche Achtung des fremden Rechts zu begründen. Zugleich ist dieses Mittel die einzige Art, auf eine des Menschen würdige Weise auf den Charakter desselben zu wirken, da man den Menschen nicht zu Handlungen unmittelbar zwingen oder leiten, sondern allein durch die Folgen ziehen muss, welche, der Natur der Dinge nach, aus seinem Betragen fliessen müssen. Statt aller zusammengesezteren und künstlicheren Mittel, Verbrechen zu verhüten, würde ich daher nie etwas andres, als gute und durchdachte Geseze, in ihrem absoluten Maasse den Lokalumständen, in ihrem relativen dem Grade der Immoralität der Verbrechen genau angemessene Strafen, möglichst sorgfältige Aufsuchung jeder vorgefallenen Uebertretung der Geseze, und Hinwegräumung aller Möglichkeit auch nur der Milderung der richterlich bestimmten Strafe vorschlagen. Wirkt diess freilich sehr einfache Mittel, wie ich nicht läugnen will, langsam; so wirkt es dagegen auch unfehlbar, ohne Nachtheil für die Freiheit, und mit heilsamem Einfluss auf den Charakter der Bürger. Ich brauche mich nun nicht länger bei den Folgen der hier aufgestellten Säze zu verweilen, wie z. B. bei der schon öfter bemerkten Wahrheit, dass das Begnadigungs- selbst das Milderungsrecht des Landesherrn gänzlich aufhören müsste. Sie lassen sich von selbst ohne Mühe daraus herleiten. Die näheren Veranstaltungen, welche der Staat treffen muss, um begangene Ver-

brechen zu entdekken, oder erst beschlossenen zuvorzukommen, hängen fast ganz von individuellen Umständen specieller Lagen ab. Allgemein kann hier nur bestimmt werden, dass derselbe auch hier seine Rechte nicht überschreiten, und also keine, der Freiheit und der häuslichen Sicherheit der Bürger überhaupt entgegenlaufende Maassregeln ergreifen darf. Hingegen kann er für öffentliche Orte, wo am leichtesten Frevel verübt werden, eigene Aufseher bestellen; Fiskale anordnen, welche, vermöge ihres Amts, gegen verdächtige Personen verfahren; und endlich alle Bürger durch Geseze verpflichten, ihm in diesem Geschäfte behülflich zu sein, und nicht bloss beschlossene, und noch nicht begangene Verbrechen, sondern auch schon verübte, und ihre Thäter anzuzeigen. Nur muss er diess Leztere, um nicht auf den Charakter der Bürger nachtheilig zu wirken, immer nur als Pflicht fordern, nicht durch Belohnungen, oder Vortheile dazu anreizen; und selbst von dieser Pflicht diejenigen entbinden, welche derselben kein Genüge leisten könnten, ohne die engsten Bande dadurch zu zerreissen.

Endlich muss ich noch, ehe ich diese Materie beschliesse, bemerken, dass alle Kriminalgeseze, sowohl diejenigen, welche die Strafen, als diejenigen, welche das Verfahren bestimmen, allen Bürgern, ohne Unterschied, vollständig bekannt gemacht werden müssen. Zwar hat man verschiedentlich das Gegentheil behauptet, und sich des Grundes bedient, dass dem Bürger nicht die Wahl gelassen werden müsse, mit dem Uebel der Strafe gleichsam den Vortheil der geseziwidrigen Handlung zu erkaufen. Allein — die Möglichkeit einer fortdauernden Verheimlichung auch einmal angenommen — so unmoralisch auch eine solche Abwägung in dem Menschen selbst wäre, der sie vornähme; so darf der Staat, und überhaupt ein Mensch dem andren, dieselbe doch nicht verwehren. Es ist im Vorigen, wie ich hoffe, hinlänglich

gezeigt worden, dass kein Mensch dem andren mehr Uebel, als Strafe, zufügen darf, als er selbst durch das Verbrechen gelitten hat. Ohne gesezliche Bestimmung müsste also der Verbrecher soviel erwarten, als er ohngefähr seinem Verbrechen gleichachtete; und da nun diese Schäzung bei mehreren Menschen zu verschieden ausfallen würde, so ist sehr natürlich, dass man ein festes Maass durch das Gesez bestimme, und dass also zwar nicht die Verbindlichkeit, Strafe zu leiden, aber doch die, bei Zufügung der Strafe, nicht willkührlich alle Gränzen zu überschreiten, durch einen Vertrag begründet sei. Noch ungerechter aber wird eine solche Verheimlichung bei dem Verfahren zur Aufsuchung der Verbrechen. Da könnte sie unstreitig zu nichts andrem dienen, als Furcht vor solchen Mitteln zu erregen, die der Staat selbst nicht anwenden zu dürfen glaubt, und nie muss der Staat durch eine Furcht wirken wollen, welche nichts andres unterhalten kann, als Unwissenheit der Bürger über ihre Rechte, oder Mistrauen gegen seine Achtung derselben.

Ich ziehe nunmehr aus dem bisher vorgetragenen Raisonnement folgende höchste Grundsäze jedes Kriminalrechts überhaupt:

1. Eins der vorzüglichsten Mittel zur Erhaltung der Sicherheit ist die Bestrafung der Uebertreter der Geseze des Staats. Der Staat darf jede Handlung mit einer Strafe belegen, welche die Rechte der Bürger kränkt, und insofern er selbst allein aus diesem Gesichtspunkt Geseze anordnet, jede, wodurch eines seiner Geseze übertreten wird.

2. Die härteste Strafe darf keine andre, als die nach den individuellen Zeit- und Ortverhältnissen möglichst gelinde sein. Nach dieser müssen alle übrige, gerade in dem Verhältniss bestimmt sein, in welchem die Verbrechen, gegen welche sie gerichtet sind, Nicht Achtung

des fremden Rechts bei dem Verbrecher voraussezen. So muss daher die härteste Strafe denjenigen treffen, welcher das wichtigste Recht des Staats selbst, eine minder harte denjenigen, welcher nur ein gleich wichtiges Recht eines einzelnen Bürgers gekränkt, eine noch gelindere endlich denjenigen, welcher bloss ein Gesez übertreten hatte, dessen Absicht es war, eine solche, bloss mögliche Kränkung zu verhindern.

3. Jedes Strafgesez kann nur auf denjenigen angewendet werden, welcher dasselbe mit Vorsaz, oder mit Schuld übertrat, und nur in dem Grade, in welchem er dadurch Nicht Achtung des fremden Rechts bewies.

4. Bei der Untersuchung begangener Verbrechen darf der Staat zwar jedes dem Endzwek angemessene Mittel anwenden; hingegen keines, das den bloss verdächtigen Bürger schon als Verbrecher behandelte, noch ein solches, das die Rechte des Menschen und des Bürgers, welche der Staat, auch in dem Verbrecher, ehren muss, verlezte, oder das den Staat einer unmoralischen Handlung schuldig machen würde.

5. Eigene Veranstaltungen, noch nicht begangene Verbrechen zu verhüten, darf sich der Staat nicht anders erlauben, als insofern dieselben die unmittelbare Begehung derselben verhindern. Alle übrige aber, sie mögen nun den Ursachen zu Verbrechen entgegenarbeiten, oder an sich unschädliche, aber leicht zu Verbrechen führende Handlungen verhüten wollen, liegen ausserhalb der Gränzen seiner Wirksamkeit. Wenn zwischen diesem, und dem, bei Gelegenheit der Handlungen des einzelnen Menschen S. 111. 112. aufgestellten Grundsaz ein Widerspruch zu sein scheint, so muss man nicht vergessen, dass dort von solchen Handlungen die Rede war, deren Folgen an sich fremde Rechte kränken

können, hier hingegen von solchen, aus welchen, um diese Wirkung hervorzubringen, erst eine zweite Handlung entstehen muss. Verheimlichung der Schwangerschaft also, um diess an einem Beispiel deutlich zu machen, dürfte nicht aus dem Grunde verboten werden, den Kindermord zu verhüten (man müsste denn dieselbe schon als ein Zeichen des Vorsazes zu demselben ansehen), wohl aber als eine Handlung, welche an sich, und ohnediess, dem Leben und der Gesundheit des Kindes gefährlich sein kann.

XIV.

Sorgfalt des Staats für die Sicherheit durch Bestimmung des Verhältnisses derjenigen Personen, welche nicht im Besiz der natürlichen, oder gehörig gereiften menschlichen Kräfte sind. (Unmündige und des Verstandes Beraubte.) Allgemeine Anmerkung zu diesem und den vier vorhergehenden Abschnitten.

Alle Grundsäze, die ich bis hieher aufzustellen versucht habe, sezen Menschen voraus, die im völligen Gebrauch ihrer gereiften Verstandeskräfte sind. Denn alle gründen sich allein darauf, dass dem selbstdenkenden und selbstthätigen Menschen nie die Fähigkeit geraubt werden darf, sich, nach gehöriger Prüfung aller Momente der Ueberlegung, willkührlich zu bestimmen. Sie können daher auf solche Personen keine Anwendung finden, welche entweder, wie Verrükte, oder gänzlich Blödsinnige, ihrer Vernunft so gut, als gänzlich beraubt sind; oder bei welchen dieselbe noch nicht einmal diejenige Reife erlangt hat, welche von der Reife des Körpers selbst abhängt. Denn so unbestimmt,

und, genau gesprochen, unrichtig auch dieser leztere Maasstab sein mag; so ist er doch der einzige, welcher allgemein und bei der Beurtheilung des Dritten gültig sein kann. Alle diese Personen nun bedürfen einer im eigentlichsten Verstande positiven Sorgfalt für ihr physisches und moralisches Wohl, und die bloss negative Erhaltung der Sicherheit kann bei denselben nicht hinreichen. Allein diese Sorgfalt ist — um bei den Kindern, als der grössesten und wichtigsten Klasse dieser Personen anzufangen — schon vermöge der Grundsäze des Rechts ein Eigenthum bestimmter Personen, der Eltern. Ihre Pflicht ist es, die Kinder, welche sie erzeugt haben, bis zur vollkommenen Reife zu erziehen, und aus dieser Pflicht allein entspringen alle Rechte derselben, als nothwendige Bedingungen der Ausübung von jener. Die Kinder behalten daher alle ihre ursprünglichen Rechte, auf ihr Leben, ihre Gesundheit, ihr Vermögen, wenn sie schon dergleichen besizen, und selbst ihre Freiheit darf nicht weiter beschränkt werden, als die Eltern diess theils zu ihrer eignen Bildung, theils zur Erhaltung des nun neu entstehenden Familienverhältnisses für nothwendig erachten, und als sich diese Einschränkung nur auf die Zeit bezieht, welche zu ihrer Ausbildung erfordert wird. Zwang zu Handlungen, welche über diese Zeit hinaus, und vielleicht aufs ganze Leben hin ihre unmittelbaren Folgen erstrekken, dürfen sich daher Kinder niemals gefallen lassen. Daher niemals z. B. Zwang zu Heirathen, oder zu Erwählung einer bestimmten Lebensart. Mit der Zeit der Reife muss die elterliche Gewalt natürlich ganz und gar aufhören. Allgemein bestehen daher die Pflichten der Eltern darin die Kinder, theils durch persönliche Sorgfalt für ihr physisches und moralisches Wohl, theils durch Versorgung mit den nothwendigen Mitteln in den Stand zu sezen, eine eigne Lebensweise, nach ihrer, jedoch durch ihre individuelle Lage

beschränkten Wahl anzufangen; und die Pflichten der Kinder dagegen darin, alles dasjenige zu thun, was nothwendig ist, damit die Eltern jener Pflicht ein Genüge zu leisten vermögen. Alles nähere Detail, die Aufzählung dessen, was diese Pflichten nun bestimmt in sich enthalten können und müssen, übergehe ich hier gänzlich. Es gehört in eine eigentliche Theorie der Gesezgebung, und würde auch nicht einmal ganz in dieser Plaz finden können, da es grossentheils von individuellen Umständen specieller Lagen abhängt.

Dem Staat liegt es nun ob, für die Sicherheit der Rechte der Kinder gegen die Eltern Sorge zu tragen, und er muss daher zuerst ein gesezmässiges Alter der Reife bestimmen. Diess muss nun natürlich nicht nur nach der Verschiedenheit des Klimas und selbst des Zeitalters verschieden sein, sondern auch individuelle Lagen, je nachdem nemlich mehr oder minder Reife der Beurtheilungskraft in denselben erfordert wird, können mit Recht darauf Einfluss haben. Hiernächst muss er verhindern, dass die väterliche Gewalt nicht über ihre Gränzen hinausschreite, und darf daher dieselbe mit seiner genauesten Aufsicht nicht verlassen. Jedoch muss diese Aufsicht niemals positiv den Eltern eine bestimmte Bildung und Erziehung der Kinder vorschreiben wollen, sondern nur immer negativ dahin gerichtet sein, Eltern und Kinder gegenseitig in den, ihnen vom Gesez bestimmten Schranken zu erhalten. Daher scheint es auch weder gerecht, noch rathsam, fortdauernde Rechenschaft von den Eltern zu fordern; man muss ihnen zutrauen, dass sie eine Pflicht nicht verabsäumen werden, welche ihrem Herzen so nah liegt; und erst solche Fälle, wo entweder schon wirkliche Verlezungen dieser Pflicht geschehen, oder sehr nah bevorstehen, können den Staat, sich in diese Familienverhältnisse zu mischen berechtigen.

Nach dem Tode der Eltern bestimmen die Grundsäze des natürlichen Rechts minder klar, an wen die Sorgfalt der noch übrigen Erziehung fallen soll. Der Staat muss daher genau festsezen, wer von den Verwandten die Vormundschaft übernehmen, oder, wenn von diesen keiner dazu im Stande ist, wie einer der übrigen Bürger dazu gewählt werden soll. Ebenso muss er die nothwendigen Eigenschaften der Fähigkeit der Vormünder bestimmen. Da die Vormünder die Pflichten der Eltern übernehmen, so treten sie auch in alle Rechte derselben; da sie aber auf jeden Fall in einem minder engen Verhältniss zu ihren Pflegbefohlenen stehen, so können sie nicht auf ein gleiches Vertrauen Anspruch machen, und der Staat muss daher seine Aufsicht auf sie verdoppeln. Bei ihnen dürfte daher auch ununterbrochene Rechenschaftsablegung eintreten müssen. Je weniger positiven Einfluss der Staat auch nur mittelbar ausübt, desto mehr bleibt er den, im Vorigen entwikkelten Grundsäzen getreu. Er muss daher die Wahl eines Vormunds durch die sterbenden Eltern selbst, oder durch die zurükbleibenden Verwandten, oder durch die Gemeine, zu welcher die Pflegbefohlnen gehören, soviel erleichtern, als nur immer die Sorgfalt für die Sicherheit dieser erlaubt. Ueberhaupt scheint es rathsam, alle eigentlich specielle hier eintretende Aufsicht den Gemeinheiten zu übertragen; ihre Maassregeln werden immer nicht nur der individuellen Lage der Pflegbefohlnen angemessener, sondern auch mannigfaltiger, minder einförmig sein, und für die Sicherheit der Pflegbefohlnen ist dennoch hinlänglich gesorgt, sobald die Ober-Aufsicht in den Händen des Staats selbst bleibt.

Ausser diesen Einrichtungen muss der Staat sich nicht bloss begnügen, Unmündige, gleich andren Bürgern, gegen fremde Angriffe zu beschüzen, sondern er muss hierin auch noch weiter gehen. Es war nemlich oben festgesezt worden,

dass jeder über seine eignen Handlungen und sein Vermögen nach Gefallen freiwillig beschliessen kann. Eine solche Freiheit könnte Personen, deren Beurtheilungskraft noch nicht das gehörige Alter gereift hat, in mehr als Einer Hinsicht gefährlich werden. Diese Gefahren nun abzuwenden ist zwar das Geschäft der Eltern, oder Vormünder, welche das Recht haben, die Handlungen derselben zu leiten. Allein der Staat muss ihnen, und den Unmündigen selbst hierin zu Hülfe kommen, und diejenigen ihrer Handlungen für ungültig erklären, deren Folgen ihnen schädlich sein würden. Er muss dadurch verhindern, dass nicht eigennüzige Absichten andrer sie täuschen, oder ihren Entschluss überraschen. Wo diess geschieht, muss er nicht nur zu Ersezung des Schadens anhalten, sondern auch die Thäter bestrafen; und so können aus diesem Gesichtspunkt Handlungen strafbar werden, welche sonst ausserhalb des Wirkungskreises des Gesezes liegen würden. Ich führe hier als ein Beispiel den unehelichen Beischlaf an, den, diesen Grundsäzen zufolge, der Staat an dem Thäter bestrafen müsste, wenn er mit einer unmündigen Person begangen würde. Da aber die menschlichen Handlungen einen sehr mannigfaltig verschiednen Grad der Beurtheilungskraft erfordern, und die Reife der leztern gleichsam nach und nach zunimmt; so ist es gut, zum Behuf der Gültigkeit dieser verschiedenen Handlungen gleichfalls verschiedene Epochen und Stufen der Unmündigkeit zu bestimmen.

Was hier von Unmündigen gesagt worden ist, findet auch auf Verrükte und Blödsinnige Anwendung. Der Unterschied besteht nur darin, dass sie nicht einer Erziehung und Bildung (man müsste denn die Bemühungen, sie zu heilen, mit diesem Namen belegen), sondern nur der Sorgfalt und Aufsicht bedürfen; dass bei ihnen noch vorzüglich der Schaden verhütet werden muss, den sie andren zufügen

könnten; und dass sie gewöhnlich in einem Zustande sind, in welchem sie weder ihrer persönlichen Kräfte, noch ihres Vermögens geniessen können, wobei jedoch nicht vergessen werden muss, dass, da eine Rükkehr der Vernunft bei ihnen immer noch möglich ist, ihnen nur die temporelle Ausübung ihrer Rechte, nicht aber diese Rechte selbst genommen werden können. Diess noch weiter auszuführen, erlaubt meine gegenwärtige Absicht nicht, und ich kann daher diese ganze Materie mit folgenden allgemeinen Grundsäzen beschliessen.

1. Diejenigen Personen, welche entweder überhaupt nicht den Gebrauch ihrer Verstandeskräfte besizen, oder das dazu nothwendige Alter noch nicht erreicht haben, bedürfen einer besondren Sorgfalt für ihr physisches, intellektuelles und moralisches Wohl. Personen dieser Art sind Unmündige und des Verstandes Beraubte. Zuerst von jenen, dann von diesen.

2. In Absicht der Unmündigen muss der Staat die Dauer der Unmündigkeit festsezen. Er muss dieselbe, da sie ohne sehr wesentlichen Nachtheil weder zu kurz, noch zu lang sein darf, nach den individuellen Umständen der Lage der Nation bestimmen, wobei ihm die vollendete Ausbildung des Körpers zum ohngefähren Kennzeichen dienen kann. Rathsam ist es, mehrere Epochen anzuordnen, und gradweise die Freiheit der Unmündigen zu erweitern, und die Aufsicht auf sie zu verringern.

3. Der Staat muss darauf wachen dass die Eltern ihre Pflichten gegen ihre Kinder — nemlich dieselben, so gut es ihre Lage erlaubt, in den Stand zu sezen, nach erreichter Mündigkeit, eine eigne Lebensweise zu wählen und anzufangen — und die Kinder ihre Pflichten gegen ihre Eltern, — nemlich alles dasjenige zu

thun, was zur Ausübung jener Pflicht von Seiten der Eltern nothwendig ist — genau erfüllen; keiner aber die Rechte überschreite, welche ihm die Erfüllung jener Pflichten einräumt. Seine Aufsicht muss jedoch allein hierauf beschränkt sein; und jedes Bemühen, hiebei einen positiven Endzwek zu erreichen, z. B. diese oder jene Art der Ausbildung der Kräfte bei den Kindern zu begünstigen, liegt ausserhalb der Schranken seiner Wirksamkeit.

4. Im Fall des Todes der Eltern sind Vormünder nothwendig. Der Staat muss daher die Art bestimmen, wie diese bestellt werden sollen, so wie die Eigenschaften, welche sie nothwendig besizen müssen. Er wird aber gut thun, soviel als möglich die Wahl derselben durch die Eltern selbst, vor ihrem Tode, oder die übrigbleibenden Verwandten, oder die Gemeine zu befördern. Das Betragen der Vormünder erfordert eine noch genauere und doppelt wachsame Aufsicht.

5. Um die Sicherheit der Unmündigen zu befördern, und zu verhindern, dass man sich nicht ihrer Unerfahrenheit oder Unbesonnenheit zu ihrem Nachtheil bediene, muss der Staat diejenigen ihrer, allein für sich vorgenommenen Handlungen, deren Folgen ihnen schädlich werden könnten, für ungültig erklären, und diejenigen, welche sie zu ihrem Vortheil auf diese Weise benuzen, bestrafen.

6. Alles was hier von Unmündigen gesagt worden, gilt auch von solchen, die ihres Verstandes beraubt sind; nur mit den Unterschieden, welche die Natur der Sache selbst zeigt. Auch darf niemand eher als ein solcher angesehen werden, ehe er nicht, nach einer, unter Aufsicht des Richters, durch Aerzte vorgenommenen Prüfung, förmlich dafür erklärt ist; und das

Uebel selbst muss immer, als möglicherweise wieder vorübergehend, betrachtet werden.

Ich bin jezt alle Gegenstände durchgegangen, auf welche der Staat seine Geschäftigkeit ausdehnen muss; ich habe bei jedem die höchsten Principien aufzustellen versucht. Findet man diesen Versuch zu mangelhaft, sucht man viele, in der Gesezgebung wichtige Materien vergebens in demselben; so darf man nicht vergessen, dass es nicht meine Absicht war, eine Theorie der Gesezgebung aufzustellen — ein Werk, dem weder meine Kräfte noch meine Kenntnisse gewachsen sind — sondern allein den Gesichtspunkt herauszuheben, inwiefern die Gesezgebung in ihren verschiedenen Zweigen die Wirksamkeit des Staats ausdehnen dürfe, oder einschränken müsse? Denn wie sich die Gesezgebung nach ihren Gegenständen abtheilen lässt, eben so kann dieselbe auch nach ihren Quellen eingetheilt werden, und vielleicht ist diese Eintheilung, vorzüglich für den Gesezgeber selbst, noch fruchtbarer. Dergleichen Quellen, oder — um mich zugleich eigentlicher und richtiger auszudrukken — Hauptgesichtspunkte, aus welchen sich die Nothwendigkeit von Gesezen zeigt, giebt es, wie mich dünkt, nur drei. Die Gesezgebung im Allgemeinen soll die Handlungen der Bürger, und ihre nothwendigen Folgen bestimmen. Der erste Gesichtspunkt ist daher die Natur dieser Handlungen selbst, und diejenigen ihrer Folgen, welche allein aus den Grundsäzen des Rechts entspringen. Der zweite Gesichtspunkt ist der besondre Zwek des Staats, die Gränzen, in welchen er seine Wirksamkeit zu beschränken, oder der Umfang, auf welchen er dieselbe auszudehnen beschliesst. Der dritte Gesichtspunkt endlich entspringt aus den Mitteln, welcher er nothwendig bedarf, um das ganze Staatsgebäude selbst zu erhalten, um es nur möglich zu machen, seinen Zwek überhaupt zu erreichen. Jedes nur denkbare Gesez muss einem dieser

Gesichtspunkte vorzüglich eigen sein; allein keines dürfte, ohne die Vereinigung aller, gegeben werden, und gerade diese Einseitigkeit der Ansicht macht einen sehr wesentlichen Fehler mancher Geseze aus. Aus jener dreifachen Ansicht entspringen nun auch drei vorzüglich nothwendige Vorarbeiten zu jeder Gesezgebung: 1. eine vollständige allgemeine Theorie des Rechts. 2. Eine vollständige Entwikkelung des Zweks, den der Staat sich vorsezen sollte, oder, welches im Grunde dasselbe ist, eine genaue Bestimmung der Grenzen, in welchen er seine Wirksamkeit halten muss; oder eine Darstellung des besondern Zweks, welchen diese oder jene Staatsgesellschaft sich wirklich vorsezt. 3. Eine Theorie der, zur Existenz eines Staats nothwendigen Mittel, und da diese Mittel theils Mittel der innern Festigkeit, theils Mittel der Möglichkeit der Wirksamkeit sind, eine Theorie der Politik und der Finanzwissenschaften; oder wiederum eine Darstellung des einmal gewählten politischen und Finanzsystems. Bei dieser Uebersicht, welche mannigfaltige Unterabtheilungen zulässt, bemerke ich nur noch, dass bloss das erste der genannten Stükke ewig und, wie die Natur des Menschen im Ganzen selbst, unveränderlich ist; die andern aber mannigfaltige Modifikationen erlauben. Werden indess diese Modifikationen nicht nach völlig allgemeinen, von allen zugleich hergenommenen Rüksichten, sondern nach andren zufälligeren Umständen gemacht, ist z. B. in einem Staat ein festes politisches System, sind unabänderliche Finanz-Einrichtungen, so geräth das zweite der genannten Stükke in ein sehr grosses Gedränge, und sehr oft leidet sogar hiedurch das erste. Den Grund sehr vieler Staatsgebrechen würde man gewiss in diesen und ähnlichen Kollisionen finden.

So, hoffe ich, wird die Absicht hinlänglich bestimmt sein, welche ich mir bei der versuchten Aufstellung der obigen Principien der Gesezgebung vorsezte. Allein, auch

unter diesen Einschränkungen, bin ich sehr weit entfernt, mir irgend mit dem Gelingen dieser Absicht zu schmeicheln. Vielleicht leidet die Richtigkeit der aufgestellten Grundsäze im Ganzen weniger Einwürfe, aber an der nothwendigen Vollständigkeit, an der genauen Bestimmung mangelt es ihnen gewiss. Auch um die höchsten Principien festzusezen, und gerade vorzüglich zu diesem Zwek, ist es nothwendig in das genaueste Detail einzugehen. Diess aber war mir hier, meiner Absicht nach, nicht erlaubt, und wenn ich gleich nach allen meinen Kräften strebte, es in mir, gleichsam als Vorarbeit zu dem Wenigen zu thun, das ich hinschrieb; so gelingt doch ein solches Bemühen niemals in gleichem Grade. Ich bescheide mich daher gern, mehr die Fächer, die noch ausgefüllt werden müssten, gezeigt, als das Ganze selbst hinlänglich entwikkelt zu haben. Indess wird doch, hoffe ich, das Gesagte immer hinreichend sein, meine eigentliche Absicht bei diesem ganzen Aufsaz noch deutlicher gemacht zu haben, die Absicht nemlich, dass der wichtigste Gesichtspunkt des Staats immer die Entwikkelung der Kräfte der einzelnen Bürger in ihrer Individualität sein muss, dass er daher nie etwas andres zu einem Gegenstand seiner Wirksamkeit machen darf, als das, was sie allein nicht selbst sich zu verschaffen vermögen, die Beförderung der Sicherheit, und dass diess das einzige wahre und untrügliche Mittel ist, scheinbar widersprechende Dinge, den Zwek des Staats im Ganzen, und die Summe aller Zwekke der einzelnen Bürger durch ein festes, und dauerndes Band freundlich mit einander zu verknüpfen.

XV.

Verhältniss der, zur Erhaltung des Staatsgebäudes überhaupt nothwendigen Mittel zur vorgetragenen Theorie. Schluss der theoretischen Entwiklung.

Da ich jezt vollendet habe, was mir, bei der Uebersicht meines ganzen Plans im Vorigen (S. S. 98—104.) nur allein noch übrig zu bleiben schien; so habe ich nunmehr die vorliegende Frage in aller der Vollständigkeit und Genauigkeit beantwortet, welche mir meine Kräfte erlaubten. Ich könnte daher hier schliessen, wenn ich nicht noch eines Gegenstandes erwähnen müsste, welcher auf das bisher Vorgetragene einen sehr wichtigen Einfluss haben kann, nemlich der Mittel, welche nicht nur die Wirksamkeit des Staats selbst möglich machen, sondern ihm sogar seine Existenz sichern müssen.

Auch um den eingeschränktesten Zwek zu erfüllen, muss der Staat hinlängliche Einkünfte haben. Schon meine Unwissenheit in allem, was Finanzen heisst, verbietet mir hier ein langes Raisonnement. Auch ist dasselbe, dem von mir gewählten Plane nach, nicht nothwendig. Denn ich habe gleich anfangs bemerkt, dass ich hier nicht von dem Falle rede, wo der Zwek des Staats nach der Quantität der Mittel der Wirksamkeit, welche derselbe in Händen hat, sondern wo diese nach jenem bestimmt wird. (S. S. 15. 16.) Nur des Zusammenhangs willen muss ich bemerken, dass auch bei Finanzeinrichtungen jene Rüksicht des Zweks der Menschen im Staate, und der daher entspringenden Beschränkung seines Zweks nicht aus den Augen gelassen werden darf. Auch der flüchtigste Blik auf die Verwebung so vieler Polizei- und Finanzeinrichtungen lehrt diess hinlänglich. Meines Erachtens giebt es für den Staat nur dreierlei Arten der Einkünfte: 1. die Einkünfte aus vorbehaltenem,

oder an sich gebrachtem Eigenthum; 2. aus direkten, und 3. aus indirekten Abgaben. Alles Eigenthum des Staats führt Nachtheile mit sich. Schon oben (S. S. 35—37) habe ich von dem Uebergewichte geredet, welches der Staat, als Staat, allemal hat; und ist er Eigenthümer, so muss er in viele Privatverhältnisse nothwendig eingehen. Da also, wo das Bedürfniss, um welches allein man eine Staatseinrichtung wünscht, gar keinen Einfluss hat, wirkt die Macht mit, welche nur in Hinsicht dieses Bedürfnisses eingeräumt wurde. Gleichfalls mit Nachtheilen verknüpft sind die indirekten Abgaben. Die Erfahrung lehrt, wie vielfache Einrichtungen ihre Anordnung und ihre Hebung voraussezt, welche das vorige Raisonnement unstreitig nicht billigen kann. Es bleiben also nur die direkten übrig. Unter den möglichen Systemen direkter Abgaben ist das physiokratische unstreitig das einfachste. Allein — ein Einwurf, der auch schon öfter gemacht worden ist — eines der natürlichsten Produkte ist in demselben aufzuzählen vergessen worden, die Kraft des Menschen, welche, da sie in ihren Wirkungen, ihren Arbeiten, bei unsren Einrichtungen mit zur Waare wird, gleichfalls der Abgabe unterworfen sein muss. Wenn man das System direkter Abgaben, auf welches ich hier zurükkomme, nicht mit Unrecht das schlechteste, und unschiklichste aller Finanzsysteme nennt; so muss man indess auch nicht vergessen, dass der Staat, welchem so enge Gränzen der Wirksamkeit gesezt sind, keiner grossen Einkünfte bedarf, und dass der Staat, der so gar kein eignes, von dem der Bürger getheiltes Interesse hat, der Hülfe einer freien d. i. nach der Erfahrung aller Zeitalter, wohlhabenden Nation gewisser versichert sein kann.

So wie die Einrichtung der Finanzen der Befolgung der im Vorigen aufgestellten Grundsäze Hindernisse in den Weg legen kann; ebenso, und vielleicht noch mehr, ist diess der

Fall bei der inneren politischen Verfassung. Es muss nemlich ein Mittel vorhanden sein, welches den beherrschenden und den beherrschten Theil der Nation mit einander verbindet, welches dem ersteren den Besiz der ihm anvertrauten Macht und dem lezteren den Genuss der ihm übriggelassenen Freiheit sichert. Diesen Zwek hat man in verschiedenen Staaten auf verschiedene Weise zu erreichen versucht; bald durch Verstärkung der gleichsam physischen Gewalt der Regierung — welches indess freilich für die Freiheit gefährlich ist — bald durch die Gegeneinanderstellung mehrerer einander entgegengesezter Mächte, bald durch Verbreitung eines, der Konstitution günstigen, Geistes unter der Nation. Diess leztere Mittel, wie schöne Gestalten es auch, vorzüglich im Alterthum, hervorgebracht hat, wird der Ausbildung der Bürger in ihrer Individualität leicht nachtheilig, bringt nicht selten Einseitigkeit hervor, und ist daher am wenigsten in dem, hier aufgestellten Systeme rathsam. Vielmehr müsste, diesem zufolge, eine politische Verfassung gewählt werden, welche so wenig, als möglich, einen positiven speciellen Einfluss auf den Charakter der Bürger hätte, und nichts andres, als die höchste Achtung des fremden Rechts, verbunden mit der enthusiastischen Liebe der eigenen Freiheit, in ihnen hervorbrächte. Welche der denkbaren Verfassungen diess nun sein möchte? versuche ich hier nicht zu prüfen. Diese Prüfung gehört offenbar allein in eine Theorie der eigentlichen Politik. Ich begnüge mich nur an folgenden kurzen Bemerkungen, welche wenigstens die Möglichkeit einer solchen Verfassung deutlicher zeigen. Das System, das ich vorgetragen habe, verstärkt und vervielfacht das Privatinteresse der Bürger, und es scheint daher, dass eben dadurch das öffentliche geschwächt werde. Allein es verbindet auch dieses so genau mit jenem, dass dasselbe vielmehr nur auf jenes, und zwar,

wie es jeder Bürger — da doch jeder sicher und frei sein will — anerkennt, gegründet ist. So dürfte also doch, gerade bei diesem System, die Liebe der Konstitution am besten erhalten werden, die man sonst oft durch sehr künstliche Mittel vergebens hervorzubringen strebt. Dann trift auch hier ein, dass der Staat, der weniger wirken soll, auch eine geringere Macht, und die geringere Macht eine geringere Wehr braucht. Endlich versteht sich noch von selbst, dass, so wie überhaupt manchmal Kraft oder Genuss den Resultaten aufgeopfert werden müssen, um beide vor einem grösseren Verlust zu bewahren, eben diess auch hier immer angewendet werden müsste.

So hätte ich denn jezt die vorgelegte Frage, nach dem Maasse meiner gegenwärtigen Kräfte, vollständig beantwortet, die Wirksamkeit des Staats von allen Seiten her mit den Gränzen umschlossen, welche mir zugleich erspriesslich und nothwendig schienen. Ich habe indess dabei nur den Gesichtspunkt des Besten gewählt; der des Rechts könnte noch neben denselben nicht uninteressant scheinen. Allein wo eine Staatsgesellschaft wirklich einen gewissen Zwek, sichere Gränzen der Wirksamkeit freiwillig bestimmt hat; da sind natürlich dieser Zwek und diese Gränzen — sobald sie nur von der Art sind, dass ihre Bestimmung in der Macht der Bestimmenden lag — rechtmässig. Wo eine solche ausdrükliche Bestimmung nicht geschehen ist, da muss der Staat natürlich seine Wirksamkeit auf diejenigen Gränzen zurükzubringen suchen, welche die reine Theorie vorschreibt, aber sich auch von den Hindernissen leiten lassen, deren Uebersehung nur einen grösseren Nachtheil zur Folge haben würde. Die Nation kann also mit Recht die Befolgung jener Theorie immer so weit, aber nie weiter erfordern, als diese Hindernisse dieselbe nicht unmöglich machen. Diese Hindernisse nun habe ich im Vorigen nicht erwähnt; ich

habe mich bis hieher begnügt, die reine Theorie zu entwikkeln. Ueberhaupt habe ich versucht, die vortheilhafteste Lage für den Menschen im Staat aufzusuchen. Diese schien mir nun darin zu bestehen, dass die mannigfaltigste Individualität, die originellste Selbstständigkeit mit der gleichfalls mannigfaltigsten und innigsten Vereinigung mehrerer Menschen neben einander aufgestellt würde — ein Problem, welches nur die höchste Freiheit zu lösen vermag. Die Möglichkeit einer Staatseinrichtung, welche diesem Endzwek so wenig, als möglich, Schranken sezte, darzuthun, war eigentlich die Absicht dieser Bogen, und ist schon seit längerer Zeit der Gegenstand alles meines Nachdenkens gewesen. Ich bin zufrieden, wenn ich bewiesen habe, dass dieser Grundsaz wenigstens bei allen Staatseinrichtungen dem Gesezgeber, als Ideal, vorschweben sollte.

Eine grosse Erläuterung könnten diese Ideen durch die Geschichte und Statistik — beide auf diesen Endzwek gerichtet — erhalten. Ueberhaupt hat mir oft die Statistik einer Reform zu bedürfen geschienen. Statt blosse Data der Grösse, der Zahl der Einwohner, des Reichthums, der Industrie eines Staats, aus welchen sein eigentlicher Zustand nie ganz und mit Sicherheit zu beurtheilen ist, an die Hand zu geben; sollte sie, von der natürlichen Beschaffenheit des Landes und seiner Bewohner ausgehend, das Maass und die Art ihrer thätigen, leidenden, und geniessenden Kräfte, und nun schrittweise die Modifikationen zu schildern suchen, welche diese Kräfte theils durch die Verbindung der Nation unter sich, theils durch die Einrichtung des Staats erhalten. Denn die Staatsverfassung und der Nationalverein sollten, wie eng sie auch in einander verwebt sein mögen, nie mit einander verwechselt werden. Wenn die Staatsverfassung den Bürgern, seis durch Uebermacht und Gewalt, oder Gewohnheit und Gesez, ein bestimmtes Verhältniss anweist;

so giebt es ausserdem noch ein andres, freiwillig von ihnen gewähltes, unendlich mannigfaltiges, und oft wechselndes. Und diess leztere, das freie Wirken der Nation unter einander, ist es eigentlich, welches alle Güter bewahrt, deren Sehnsucht die Menschen in eine Gesellschaft führt. Die eigentliche Staatsverfassung ist diesem, als ihrem Zwekke, untergeordnet, und wird immer nur, als ein nothwendiges Mittel, und, da sie allemal mit Einschränkungen der Freiheit verbunden ist, als ein nothwendiges Uebel gewählt. Die nachtheiligen Folgen zu zeigen, welche die Verwechselung der freien Wirksamkeit der Nation mit der erzwungenen der Staatsverfassung dem Genuss, den Kräften, und dem Charakter der Menschen bringt, ist daher auch eine Nebenabsicht dieser Blätter gewesen.

XVI.

Anwendung der vorgetragenen Theorie auf die Wirklichkeit.

Jede Entwikkelung von Wahrheiten, welche sich auf den Menschen, und insbesondre auf den handlenden Menschen beziehen, führt auf den Wunsch, dasjenige, was die Theorie als richtig bewährt, auch in der Wirklichkeit ausgeführt zu sehen. Dieser Wunsch ist der Natur des Menschen, dem so selten der still wohlthätige Seegen blosser Ideen genügt, angemessen und seine Lebhaftigkeit wächst mit der wohlwollenden Theilnahme an dem Glük der Gesellschaft. Allein wie natürlich derselbe auch an sich, und wie edel in seinen Quellen er sein mag, so hat er doch nicht selten schädliche Folgen hervorgebracht, und oft sogar schädlichere, als die kältere Gleichgültigkeit oder — da auch gerade aus dem Gegentheil dieselbe Wirkung entstehn kann — die glühende Wärme, welche, minder bekümmert um die Wirklichkeit,

sich nur an der reinen Schönheit der Ideen ergözt. Denn das Wahre, sobald es — wäre es auch nur in Einem Menschen — tief eindringende Wurzeln fasst, verbreitet immer, nur langsamer und geräuschloser, heilsame Folgen auf das wirkliche Leben; da hingegen das, was unmittelbar auf dasselbe übergetragen wird, nicht selten, bei der Uebertragung selbst, seine Gestalt verändert, und nicht einmal auf die Ideen zurükwirkt. Daher giebt es auch Ideen, welche der Weise nie nur auszuführen versuchen würde. Ja für die schönste, gereifteste Frucht des Geistes ist die Wirklichkeit nie, in keinem Zeitalter, reif genug; das Ideal muss der Seele des Bildners jeder Art nur immer, als unerreichbares Muster vorschweben. Diese Gründe empfehlen demnach auch bei der am mindesten bezweifelten, konsequentesten Theorie mehr als gewöhnliche Vorsicht in der Anwendung derselben; und um so mehr bewegen sie mich noch, ehe ich diese ganze Arbeit beschliesse, so vollständig, aber zugleich so kurz, als mir meine Kräfte erlauben, zu prüfen, inwiefern die im Vorigen theoretisch entwikkelten Grundsäze in die Wirklichkeit übergetragen werden könnten? Diese Prüfung wird zugleich dazu dienen, mich vor der Beschuldigung zu bewahren, als wollte ich durch das Vorige unmittelbar der Wirklichkeit Regeln vorschreiben, oder auch nur dasjenige misbilligen, was demselben etwa in ihr widerspricht — eine Anmaassung, von der ich sogar dann entfernt sein würde, wenn ich auch alles, was ich vorgetragen habe, als völlig richtig und gänzlich zweifellos anerkennte.

Bei jeglicher Umformung der Gegenwart muss auf den bisherigen Zustand ein neuer folgen. Nun aber bringt jede Lage, in welcher sich die Menschen befinden, jeder Gegenstand, der sie umgiebt, eine bestimmte, feste Form in ihrem Innren hervor. Diese Form vermag nicht in jede andre selbstgewählte überzugehen, und man verfehlt zugleich seines End-

zweks und tödtet die Kraft, wenn man ihr eine unpassende aufdringt. Wenn man die wichtigsten Revolutionen der Geschichte übersieht, so entdekt man, ohne Mühe, dass die meisten derselben aus den periodischen Revolutionen des menschlichen Geistes entstanden sind. Noch mehr wird man in dieser Ansicht bestätigt, wenn man die Kräfte überschlägt, welche eigentlich alle Veränderungen auf dem Erdkreis bewirken, und unter diesen die menschlichen — da die der physischen Natur wegen ihres gleichmässigen, ewig einförmig wiederkehrenden Ganges in dieser Rüksicht weniger wichtig, und die der vernunftlosen Geschöpfe in eben derselben an sich unbedeutend sind — in dem Besize des Hauptantheils erblikt. Die menschliche Kraft vermag sich in Einer Periode nur auf Eine Weise zu äussern, aber diese Weise unendlich mannigfaltig zu modificiren; sie zeigt daher in jedem Moment eine Einseitigkeit, die aber in einer Folge von Perioden das Bild einer wunderbaren Vielseitigkeit gewährt. Jeder vorhergehende Zustand derselben ist entweder die volle Ursach des folgenden, oder doch wenigstens die beschränkende, dass die äussern, andringenden Umstände nur gerade diesen hervorbringen können. Eben dieser vorhergehende Zustand und die Modifikation, welche er erhält, bestimmt daher auch, wie die neue Lage der Umstände auf den Menschen wirken soll, und die Macht dieser Bestimmung ist so gross, dass diese Umstände selbst oft eine ganz andre Gestalt dadurch erhalten. Daher rührt es, dass alles, was auf der Erde geschieht, gut und heilsam genannt werden kann, weil die innere Kraft des Menschen es ist, welche sich alles, wie seine Natur auch sein möge, bemeistert, und diese innere Kraft in keiner ihrer Aeusserungen, da doch jede ihr von irgend einer Seite mehr Stärke oder mehr Bildung verschaft, je anders als — nur in verschiedenen Graden — wohlthätig wirken kann. Daher ferner, dass sich

vielleicht die ganze Geschichte des menschlichen Geschlechts bloss als eine natürliche Folge der Revolutionen der menschlichen Kraft darstellen liesse; welches nicht nur überhaupt vielleicht die lehrreichste Bearbeitung der Geschichte sein dürfte, sondern auch jeden, auf Menschen zu wirken Bemühten belehren würde, welchen Weg er die menschliche Kraft mit Fortgang zu führen versuchen, und welchen er niemals derselben zumuthen müsste? Wie daher diese innre Kraft des Menschen durch ihre Achtung erregende Würde die vorzüglichste Rüksicht verdient; eben so nöthigt sie auch diese Rüksicht durch die Gewalt ab, mit welcher sie sich alle übrigen Dinge unterwirft.

Wer demnach die schwere Arbeit versuchen will, einen neuen Zustand der Dinge in den bisherigen kunstvoll zu verweben, der wird vor allem sie nie aus den Augen verlieren dürfen. Zuerst muss er daher die volle Wirkung der Gegenwart auf die Gemüther abwarten; wollte er hier zerschneiden, so könnte er zwar vielleicht die äussere Gestalt der Dinge, aber nie die innere Stimmung der Menschen umschaffen, und diese würde wiederum sich in alles Neue übertragen, was man gewaltsam ihr aufgedrungen hätte. Auch glaube man nicht, dass je voller man die Gegenwart wirken lässt, desto abgeneigter der Mensch gegen einen andern folgenden Zustand werde. Gerade in der Geschichte des Menschen sind die Extreme am nächsten mit einander verknüpft; und jeder äussre Zustand, wenn man ihn ungestört fortwirken lässt, arbeitet, statt sich zu befestigen, an seinem Untergange. Diess zeigt nicht nur die Erfahrung aller Zeitalter, sondern es ist auch der Natur des Menschen gemäss, sowohl des thätigen, welcher nie länger bei einem Gegenstand verweilt, als seine Energie Stoff daran findet, und also gerade dann am leichtesten übergeht, wenn er sich am ungestörtesten damit beschäftigt hat, als auch des lei-

denden, in welchem zwar die Dauer des Druks die Kraft abstumpft, aber auch den Druk um so härter fühlen lässt. Ohne nun aber die gegenwärtige Gestalt der Dinge anzutasten, ist es möglich, auf den Geist und den Charakter der Menschen zu wirken, möglich diesem eine Richtung zu geben, welche jener Gestalt nicht mehr angemessen ist; und gerade das ist es, was der Weise zu thun versuchen wird. Nur auf diesem Wege ist es möglich, den neuen Plan gerade so in der Wirklichkeit auszuführen, als man ihn sich in der Idee dachte; auf jedem andren wird er, den Schaden noch abgerechnet, den man allemal anrichtet, wenn man den natürlichen Gang der menschlichen Entwikklung stört, durch das, was noch von dem vorhergehenden in der Wirklichkeit, oder in den Köpfen der Menschen übrig ist, modificirt, verändert, entstellt. Ist aber diess Hinderniss aus dem Wege geräumt, kann der neu beschlossene Zustand der Dinge, des vorhergehenden und der, durch denselben bewirkten Lage der Gegenwart ungeachtet, seine volle Wirkung äussern; so darf auch nichts mehr der Ausführung der Reform im Wege stehn. Die allgemeinsten Grundsäze der Theorie aller Reformen dürften daher vielleicht folgende sein:

1. man trage Grundsäze der reinen Theorie allemal alsdann, aber nie eher in die Wirklichkeit über, als bis diese in ihrem ganzen Umfange dieselben nicht mehr hindert, diejenigen Folgen zu äussern, welche sie, ohne alle fremde Beimischung, immer hervorbringen würden.

2. Um den Uebergang von dem gegenwärtigen Zustande zum neu beschlossenen zu bewirken, lasse man, soviel möglich, jede Reform von den Ideen und den Köpfen der Menschen ausgehen.

Bei den, im Vorigen aufgestellten, bloss theoretischen Grundsäzen war ich zwar überall von der Natur des Menschen ausgegangen, auch hatte ich in demselben kein ausser-

ordentliches, sondern nur das gewöhnliche Maass der Kräfte vorausgesezt; allein immer hatte ich ihn mir doch bloss in der ihm nothwendig eigenthümlichen Gestalt, und noch durch kein bestimmtes Verhältniss auf diese oder jene Weise gebildet, gedacht. Nirgends aber existirt der Mensch so, überall haben ihm schon die Umstände, in welchen er lebt, eine positive, nur mehr oder minder abweichende Form gegeben. Wo also ein Staat die Gränzen seiner Wirksamkeit, nach den Grundsäzen einer richtigen Theorie, auszudehnen oder einzuschränken bemüht ist, da muss er auf diese Form eine vorzügliche Rüksicht nehmen. Das Misverhältniss zwischen der Theorie und der Wirklichkeit in diesem Punkte der Staatsverwaltung wird nun zwar, wie sich leicht voraussehen lässt, überall in einem Mangel an Freiheit bestehen, und so kann es scheinen, als wäre die Befreiung von Fesseln in jeglichem Zeitpunkt möglich, und in jeglichem wohlthätig. Allein wie wahr auch diese Behauptung an sich ist, so darf man nicht vergessen, dass, was als Fessel von der einen Seite die Kraft hemmt, auch von der andren Stoff wird, ihre Thätigkeit zu beschäftigen. Schon in dem Anfange dieses Aufsazes habe ich bemerkt, dass der Mensch mehr zur Herrschaft, als zur Freiheit geneigt ist, und ein Gebäude der Herrschaft freut nicht bloss den Herrscher, der es aufführt und erhält, sondern selbst die dienenden Theile erhebt der Gedanke, Glieder Eines Ganzen zu sein, welches sich über die Kräfte und die Dauer einzelner Generationen hinauserstrekt. Wo daher diese Ansicht noch herrschend ist, da muss die Energie hinschwinden, und Schlaffheit und Unthätigkeit entstehen, wenn man den Menschen zwingen will, nur in sich und für sich, nur in dem Raume, den seine einzelnen Kräfte umspannen, nur für die Dauer, die er durchlebt, zu wirken. Zwar wirkt er allein auf diese Weise auf den unbeschränktesten Raum, für die unvergänglichste

Dauer; allein er wirkt auch nicht so unmittelbar, er streut mehr sich selbst entwikkelnden Saamen aus, als er Gebäude aufrichtet, welche geradezu Spuren seiner Hand aufweisen, und es ist ein höherer Grad von Kultur nothwendig, sich mehr an der Thätigkeit zu erfreuen, welche nur Kräfte schaft, und ihnen selbst die Erzeugung der Resultate überlässt, als an derjenigen, welche unmittelbar diese selbst aufstellt. Dieser Grad der Kultur ist die wahre Reife der Freiheit. Allein diese Reife findet sich nirgends in ihrer Vollendung, und wird in dieser — meiner Ueberzeugung nach — auch dem sinnlichen, so gern aus sich herausgehenden Menschen ewig fremd bleiben.

Was würde also der Staatsmann zu thun haben, der eine solche Umänderung unternehmen wollte? Einmal in jedem Schritt, den er neu, nicht in Gefolge der einmaligen Lage der Dinge thäte, der reinen Theorie streng folgen, es musste denn ein Umstand in der Gegenwart liegen, welcher, wenn man sie ihr aufpfropfen wollte, sie verändern, ihre Folgen ganz oder zum Theil vernichten würde. Zweitens alle Freiheitsbeschränkungen, die einmal in der Gegenwart gegründet wären, so lange ruhig bestehen lassen, bis die Menschen durch untrügliche Kennzeichen zu erkennen geben, dass sie dieselben als einengende Fesseln ansehen, dass sie ihren Druk fühlen, und also in diesem Stükke zur Freiheit reif sind; dann aber dieselben ungesäumt entfernen. Endlich die Reife zur Freiheit durch jegliches Mittel befördern. Diess Leztere ist unstreitig das Wichtigste, und zugleich in diesem System das Einfachste. Denn durch nichts wird diese Reife zur Freiheit in gleichem Grade befördert, als durch Freiheit selbst. Diese Behauptung dürften zwar diejenigen nicht anerkennen, welche sich so oft gerade dieses Mangels der Reife, als eines Vorwandes bedient haben, die Unterdrükkung fortdauern zu lassen. Allein sie folgt, dünkt mich,

unwidersprechlich aus der Natur des Menschen selbst. Mangel an Reife zur Freiheit kann nur aus Mangel intellektueller und moralischer Kräfte entspringen; diesem Mangel wird allein durch Erhöhung derselben entgegengearbeitet; diese Erhöhung aber fordert Uebung, und die Uebung Selbstthätigkeit erwekkende Freiheit. Nur freilich heisst es nicht Freiheit geben, wenn man Fesseln löst, welche der noch nicht, als solche, fühlt, welcher sie trägt. Von keinem Menschen der Welt aber, wie verwahrlost er auch durch die Natur, wie herabgewürdigt durch seine Lage sei, ist diess mit allen Fesseln der Fall, die ihn drükken. Man löse also nach und nach gerade in eben der Folge, wie das Gefühl der Freiheit erwacht, und mit jedem neuen Schritt wird man den Fortschritt beschleunigen. Grosse Schwierigkeiten können noch die Kennzeichen dieses Erwachens erregen. Allein diese Schwierigkeiten liegen nicht sowohl in der Theorie, als in der Ausführung, die freilich nie specielle Regeln erlaubt, sondern, wie überall, so auch hier, allein das Werk des Genies ist. In der Theorie würde ich mir diese freilich sehr schwierig verwikkelte Sache auf folgende Art deutlich zu machen suchen.

Der Gesezgeber müsste zwei Dinge unausbleiblich vor Augen haben: 1. die reine Theorie, bis in das genauste Detail ausgesponnen; 2. den Zustand der individuellen Wirklichkeit, die er umzuschaffen bestimmt wäre. Die Theorie müsste er nicht nur in allen ihren Theilen auf das genaueste und vollständigste übersehen, sondern er müsste auch die nothwendigen Folgen jedes einzelnen Grundsazes in ihrem ganzen Umfange, in ihrer mannigfaltigen Verwebung, und in ihrer gegenseitigen Abhängigkeit einer von der andren, wenn nicht alle Grundsäze auf einmal realisirt werden könnten, vor Augen haben. Eben so müsste er — und diess Geschäft wäre freilich unendlich schwieriger — sich von

dem Zustande der Wirklichkeit unterrichten, von allen Banden, welche der Staat den Bürgern, und welche sie sich selbst, gegen die reinen Grundsäze der Theorie, unter dem Schuze des Staats, auflegen, und von allen Folgen derselben. Beide Gemählde müsste er nun mit einander vergleichen, und der Zeitpunkt, einen Grundsaz der Theorie in die Wirklichkeit überzutragen, wäre da, wenn in der Vergleichung sich fände, dass, auch nach der Uebertragung, der Grundsaz unverändert bleiben, und noch eben die Folgen hervorbringen würde, welche das erste Gemählde darstellte; oder, wenn diess nicht ganz der Fall wäre, sich doch voraussehen liesse, dass diesem Mangel alsdann, wenn die Wirklichkeit der Theorie noch mehr genähert wäre, abgeholfen werden würde. Denn diess lezte Ziel, diese gänzliche Näherung müsste den Blik des Gesezgebers unablässig an sich ziehen.

Diese gleichsam bildliche Vorstellung kann sonderbar, und vielleicht noch mehr, als das, scheinen, man kann sagen, dass diese Gemählde nicht einmal treu erhalten, viel weniger noch die Vergleichung genau angestellt werden könne. Alle diese Einwürfe sind gegründet, allein sie verlieren sehr vieles von ihrer Stärke, wenn man bedenkt, dass die Theorie immer nur Freiheit verlangt, die Wirklichkeit, insofern sie von ihr abweicht, immer nur Zwang zeigt, die Ursach, warum man nicht Freiheit gegen Zwang eintauscht, immer nur Unmöglichkeit sein, und diese Unmöglichkeit hier, der Natur der Sache nach, nur in Einem von folgenden beiden Stükken liegen kann, entweder dass die Menschen, oder dass die Lage noch nicht für die Freiheit empfänglich ist, dass also dieselbe — welches aus beiden Gründen entspringen kann — Resultate zerstört, ohne welche nicht nur keine Freiheit, sondern auch nicht einmal Existenz gedacht werden kann, oder dass sie — eine allein der ersteren Ursach eigenthümliche Folge — die heilsamen Wirkungen

nicht hervorbringt, welche sie sonst immer begleiten. Beides aber lässt sich doch nicht anders beurtheilen, als wenn man beides, den gegenwärtigen und den veränderten Zustand, in seinem ganzen Umfang, sich vorstellt, und seine Gestalt und Folgen sorgfältig mit einander vergleicht. Die Schwierigkeit sinkt auch noch mehr, wenn man erwägt, dass der Staat selbst nicht eher umzuändern im Stande ist, bis sich ihm gleichsam die Anzeigen dazu in den Bürgern selbst darbieten, Fesseln nicht eher zu entfernen, bis ihre Last drükkend wird, dass er daher überhaupt gleichsam nur Zuschauer zu sein, und wenn der Fall, eine Freiheitsbeschränkung aufzuheben, eintritt, nur die Möglichkeit oder Unmöglichkeit zu berechnen, und sich daher nur durch die Nothwendigkeit bestimmen zu lassen braucht. Zulezt brauche ich wohl nicht erst zu bemerken, dass hier nur von dem Falle die Rede war, wo dem Staate eine Umänderung überhaupt nicht nur physisch, sondern auch moralisch möglich ist, wo also die Grundsäze des Rechts nicht entgegenstehen. Nur darf bei dieser lezteren Bestimmung nicht vergessen werden, dass das natürliche und allgemeine Recht die einzige Grundlage alles übrigen positiven ist, und dass daher auf dieses allemal zurükgegangen werden muss, dass folglich, um einen Rechtssaz anzuführen, welcher gleichsam der Quell aller übrigen ist, niemand, jemals und auf irgend eine Weise ein Recht erlangen kann, mit den Kräften, oder dem Vermögen eines andren, ohne oder gegen dessen Einwilligung zu schalten.

Unter dieser Voraussezung also wage ich es, den folgenden Grundsaz aufzustellen:

Der Staat muss, in Absicht der Gränzen seiner Wirksamkeit, den wirklichen Zustand der Dinge der richtigen und wahren Theorie insoweit nähern, als ihm die Möglichkeit diess erlaubt, und ihn nicht Gründe wahrer

Nothwendigkeit daran hindern. Die Möglichkeit aber beruht darauf, dass die Menschen empfänglich genug für die Freiheit sind, welche die Theorie allemal lehrt, dass diese die heilsamen Folgen äussern kann, welche sie an sich, ohne entgegenstehende Hindernisse, immer begleiten; die entgegenarbeitende Nothwendigkeit darauf, dass die, auf einmal gewährte Freiheit nicht Resultate zerstöre, ohne welche nicht nur jeder fernere Fortschritt, sondern die Existenz selbst in Gefahr geräth. Beides muss immer aus der sorgfältig angestellten Vergleichung der gegenwärtigen und der veränderten Lage und ihrer beiderseitigen Folgen beurtheilt werden.

Dieser Grundsaz ist ganz und gar aus der Anwendung des oben, in Absicht aller Reformen, aufgestellten (S. 180) auf diesen speciellen Fall entstanden. Denn sowohl, wenn es noch an Empfänglichkeit für die Freiheit fehlt, als wenn die nothwendigen erwähnten Resultate durch dieselbe leiden würden, hindert die Wirklichkeit die Grundsäze der reinen Theorie, diejenigen Folgen zu äussern, welche sie, ohne alle fremde Beimischung, immer hervorbringen würden. Ich seze auch jezt nichts mehr zur weiteren Ausführung des aufgestellten Grundsazes hinzu. Zwar könnte ich mögliche Lagen der Wirklichkeit klassificiren, und an ihnen die Anwendung desselben zeigen. Allein ich würde dadurch meinen eignen Principien zuwiderhandlen. Ich habe nemlich gesagt, dass jede solche Anwendung die Uebersicht des Ganzen und aller seiner Theile im genauesten Zusammenhange erfordert, und ein solches Ganze lässt sich durch blosse Hypothesen nicht aufstellen.

Verbinde ich mit dieser Regel für das praktische Benehmen des Staats die Geseze, welche die, im Vorigen entwikkelte Theorie ihm auflegte; so darf derselbe seine Thä-

tigkeit immer nur durch die Nothwendigkeit bestimmen lassen. Denn die Theorie erlaubt ihm allein Sorgfalt für die Sicherheit, weil die Erreichung dieses Zweks allein dem einzelnen Menschen unmöglich, und daher diese Sorgfalt allein nothwendig ist; und die Regel des praktischen Benehmens bindet ihn streng an die Theorie, insofern nicht die Gegenwart ihn nöthigt, davon abzugehn. So ist es also *das Princip der Nothwendigkeit*, zu welchem alle, in diesem ganzen Aufsaz vorgetragene Ideen, wie zu ihrem lezten Ziele, hinstreben. In der reinen Theorie bestimmt allein die Eigenthümlichkeit des natürlichen Menschen die Gränzen dieser Nothwendigkeit; in der Ausführung kommt die Individualität des wirklichen hinzu. Dieses Princip der Nothwendigkeit müsste, wie es mir scheint, jedem praktischen, auf den Menschen gerichteten Bemühen die höchste Regel vorschreiben. Denn es ist das Einzige, welches auf sichre, zweifellose Resultate führt. Das Nüzliche, was ihm entgegengesezt werden kann, erlaubt keine reine und gewisse Beurtheilung. Es erfordert Berechnungen der Wahrscheinlichkeit, welche noch abgerechnet, dass sie, ihrer Natur nach, nicht fehlerfrei sein können, Gefahr laufen, durch die geringsten unvorhergesehenen Umstände vereitelt zu werden; da hingegen das Nothwendige sich selbst dem Gefühl mit Macht aufdringt, und was die Nothwendigkeit befiehlt immer nicht nur nüzlich, sondern sogar unentbehrlich ist. Dann macht das Nüzliche, da die Grade des Nüzlichen gleichsam unendlich sind, immer neue und neue Veranstaltungen erforderlich, da hingegen die Beschränkung auf das, was die Nothwendigkeit erheischt, indem sie der eigenen Kraft einen grösseren Spielraum lässt, selbst das Bedürfniss dieser verringert. Endlich führt Sorgfalt für das Nüzliche meistentheils zu positiven, für das Nothwendige meistentheils zu negativen Veranstaltungen, da — bei der Stärke der selbst-

thätigen Kraft des Menschen — Nothwendigkeit nicht leicht anders, als zur Befreiung von irgend einer einengenden Fessel eintritt. Aus allen diesen Gründen — welchen eine ausführlichere Analyse noch manchen andern beigesellen könnte — ist kein andres Princip mit der Ehrfurcht für die Individualität selbstthätiger Wesen, und der, aus dieser Ehrfurcht entspringenden Sorgfalt für die Freiheit so vereinbar, als eben dieses. Endlich ist es das einzige untrügliche Mittel den Gesezen Macht und Ansehen zu verschaffen, sie allein aus diesem Princip entstehen zu lassen. Man hat vielerlei Wege vorgeschlagen, zu diesem Endzwek zu gelangen; man hat vorzüglich, als das sicherste Mittel, die Bürger von der Güte und der Nüzlichkeit der Geseze überzeugen wollen. Allein auch diese Güte und Nüzlichkeit in einem bestimmten Falle zugegeben; so überzeugt man sich von der Nüzlichkeit einer Einrichtung nur immer mit Mühe; verschiedene Ansichten bringen verschiedene Meinungen hierüber hervor; und die Neigung selbst arbeitet der Ueberzeugung entgegen, da jeder, wie gern er auch das selbsterkannte Nüzliche ergreift, sich doch immer gegen das, ihm aufgedrungene sträubt. Unter das Joch der Nothwendigkeit hingegen beugt jeder willig den Nakken. Wo nun schon einmal eine verwikkelte Lage vorhanden ist, da ist die Einsicht selbst des Nothwendigen schwieriger; aber gerade mit der Befolgung dieses Princips wird die Lage immer einfacher und diese Einsicht immer leichter.

Ich bin jezt das Feld durchlaufen, das ich mir, bei dem Anfange dieses Aufsazes, abstekte. Ich habe mich dabei von der tiefsten Achtung für die innere Würde des Menschen und die Freiheit beseelt gefühlt, welche allein dieser Würde angemessen ist. Möchten die Ideen, die ich vortrug, und der Ausdruk, den ich ihnen lieh, dieser Empfindung nicht unwerth sein!

Inhalt.

I.

Seite

Einleitung. . . . . 1 — 9

Bestimmung des Gegenstandes der Untersuchung. — Seltene Bearbeitung und Wichtigkeit desselben. — Historischen Blik auf die Granzen, welche die Staaten ihrer Wirksamkeit wirklich gesezt haben. — Unterschied der alten und neueren Staaten. — Zwek der Staatsverbindung überhaupt. — Streitfrage, ob derselbe allein in der Sorgfalt für die Sicherheit, oder für das Wohl der Nation überhaupt bestehen soll? — Gesezgeber und Schriftsteller behaupten das Lezlere. — Dennoch ist eine fernere Prüfung dieser Behauptung nothwendig. — Diese Prüfung muss von dem einzelnen Menschen und seinen höchsten Endzwekken ausgehen.

II.

Betrachtung des einzelnen Menschen, und der höchsten Endzwekke des Daseins desselben. . 10 — 15

Der höchste und lezte Zwek jedes Menschen ist die höchste und proportionirlichste Ausbildung seiner Kräfte in ihrer individuellen Eigenthümlichkeit. — Die nothwendigen Bedingungen der Erreichung desselben: Freiheit des Handlens, und Mannigfaltigkeit der Situationen. — Nähere Anwendung dieser Säze auf das innere Leben des Menschen. — Bestätigung derselben aus der Geschichte. — Höchster Grundsaz für die ganze gegenwärtige Untersuchung, auf welchen diese Betrachtungen führen.

III.

Seite

Uebergang zur eigentlichen Untersuchung. Eintheilung derselben. Sorgfalt des Staats für das positive, insbesondre physische, Wohl der Bürger. 15 — 41

Umfang dieses Abschnitts. — Die Sorgfalt des Staats für das positive Wohl der Bürger ist schädlich. Denn sie — bringt Einförmigkeit hervor; — schwächt die Kraft; — stört und verhindert die Rükwirkung der äusseren, auch bloss körperlichen Beschäftigungen, und der äussren Verhältnisse überhaupt auf den Geist und den Charakter der Menschen; — muss auf eine gemischte Menge gerichtet werden, und schadet daher den Einzelnen durch Maassregeln, welche auf einen jeden von ihnen, nur mit beträchtlichen Fehlern passen; — hindert die Entwikkelung der Individualität und Eigenthümlichkeit des Menschen; — erschwert die Staatsverwaltung selbst, vervielfältigt die dazu erforderlichen Mittel, und wird dadurch eine Quelle neuer mannigfaltiger Nachtheile; — verrükt endlich die richtigen und natürlichen Gesichtspunkte der Menschen, bei den wichtigsten Gegenständen. — Rechtfertigung gegen den Einwurf der Uebertreibung der geschilderten Nachtheile. — Vortheile des, dem eben bestrittenen entgegengesezten Systems. — Höchster, aus diesem Abschnitt gezogener Grundsaz. — Mittel einer auf das positive Wohl der Bürger gerichteten Sorgfalt des Staats. — Schädlichkeit derselben. — Unterschied der Fälle, wenn etwas vom Staat, als Staat, und wenn dasselbe von einzelnen Bürgern gethan wird. — Prüfung des Einwurfs: ob eine Sorgfalt des Staats für das positive Wohl nicht nothwendig ist, weil es vielleicht nicht möglich ist, ohne sie, dieselben äussren Zwekke zu erreichen, dieselben nothwendigen Resultate zu erhalten? — Beweis dieser Möglichkeit. — vorzüglich durch freiwillige gemeinschaftliche Veranstaltungen der Bürger. — Vorzug dieser Veranstaltungen vor den Veranstaltungen des Staats.

IV.

Sorgfalt des Staats für das negative Wohl der Bürger, für ihre Sicherheit. . . . . . 41 — 44

Diese Sorgfalt ist nothwendig, — macht den eigentlichen Endzwek des Staats aus. — Höchster, aus diesem Abschnitt gezogener Grundsaz. — Bestätigung desselben durch die Geschichte.

V.

Seite

Sorgfalt des Staats für die Sicherheit gegen auswärtige Feinde. . . . . 45 — 49

Bei dieser Betrachtung gewählter Gesichtspunkt. — Einfluss des Kriegs überhaupt auf den Geist und den Charakter der Nation. — Damit angestellte Vergleichung des Zustandes desselben, und aller sich auf ihn beziehenden Einrichtungen bei uns. — Mannigfaltige Nachtheile dieses Zustandes für die innere Bildung des Menschen. — Höchster, aus dieser Vergleichung geschöpfter Grundsaz.

VI.

Sorgfalt des Staats für die Sicherheit der Bürger unter einander. Mittel, diesen Endzwek zu erreichen. Veranstaltungen, welche auf die Umformung des Geistes und Charakters der Bürger gerichtet sind. Oeffentliche Erziehung. . 49 — 58

Möglicher Umfang der Mittel, diese Sicherheit zu befördern. — Moralische Mittel. — Oeffentliche Erziehung. — Ist nachtheilig, vorzüglich weil sie die Mannigfaltigkeit der Ausbildung hindert; — unnüz, weil es in einer Nation, die einer gehörigen Freiheit geniesst, an guter Privaterziehung nicht fehlen wird; — wirkt zu viel, weil die Sorgfalt für die Sicherheit nicht gänzliche Umformung der Sitten nothwendig macht; — liegt daher ausser den Gränzen der Wirksamkeit des Staats.

VII.

Religion. . . . . 59 — 82

Historischer Blik auf die Art, wie die Staaten sich der Religion bedient haben. — Jedes Einmischen des Staats in die Religion führt Begünstigung gewisser Meinungen, mit Ausschliessung andrer, und einen Grad der Leitung der Bürger mit sich. — Allgemeine Betrachtungen über den Einfluss der Religion auf den Geist und den Charakter des Menschen. — Religion und Moralität sind nicht unzertrennlich mit einander verbunden. Denn — der Ursprung aller Religionen ist gänzlich subjektiv; — Religiosität und der gänzliche Mangel derselben können gleich wohlthätige Folgen für die Moralität hervorbringen; — die Grundsäze der Moral sind von der Religion völlig unabhängig; — und die Wirksamkeit aller Religion beruht allein auf der individuellen Beschaffenheit des Menschen; —

so dass dasjenige, was allein auf die Moralität wirkt, nicht der Inhalt gleichsam der Religionssysteme ist, sondern die Form des innern Annehmens derselben. — Anwendung dieser Betrachtungen auf die gegenwärtige Untersuchung, und Prüfung der Frage: ob der Staat sich der Religion, als eines Wirkungsmittels bedienen müsse? — Alle Beförderung der Religion durch den Staat bringt aufs Höchste gesezmässige Handlungen hervor. — Dieser Erfolg aber darf dem Staate nicht genügen, welcher die Bürger dem Geseze folgsam, nicht bloss ihre Handlungen mit demselben übereinstimmend machen soll. — Derselbe ist auch an sich ungewiss, sogar unwahrscheinlich, und wenigstens durch andre Mittel besser erreichbar, als durch jenes. — Jenes Mittel führt überdiess so überwiegende Nachtheile mit sich, dass schon diese den Gebrauch desselben gänzlich verbieten. — Gelegentliche Beantwortung eines hiebei möglichen, von dem Mangel an Kultur mehrerer Volksklassen hergenommenen Einwurfs. — Endlich, was die Sache aus den höchsten und allgemeinsten Gesichtspunkten entscheidet, ist dem Staat gerade zu dem Einzigen, was wahrhaft auf die Moralität wirkt, zu der Form des innern Annehmens von Religionsbegriffen, der Zugang gänzlich verschlossen. — Daher liegt alles, was die Religion betrifft, ausserhalb der Gränzen der Wirksamkeit des Staats.

Seite

VIII.

Sittenverbesserung. . . . . 82 — 98

Mögliche Mittel zu derselben. — Sie reducirt sich vorzüglich auf Beschränkung der Sinnlichkeit. — Allgemeine Betrachtungen über den Einfluss der Sinnlichkeit auf den Menschen. — Einfluss der sinnlichen Empfindungen, dieselben an sich und allein, als solche, betrachtet. — Verschiedenheit dieses Einflusses, nach ihrer eignen verschiedenen Natur, vorzüglich Verschiedenheit des Einflusses der energisch wirkenden, und der übrigen sinnlichen Empfindungen. — Verbindung des Sinnlichen mit dem Unsinnlichen durch das Schöne und Erhabene. — Einfluss der Sinnlichkeit auf die forschenden, intellektuellen, — auf die schaffenden, moralischen Kräfte des Menschen. — Nachtheile und Gefahren der Sinnlichkeit. — Anwendung dieser Betrachtungen auf die gegenwärtige Untersuchung, und Prüfung der Frage: ob der Staat positiv auf die Sitten zu wirken versuchen dürfe? — Jeder solcher Versuch wirkt nur auf die äussren Handlungen — und bringt mannigfaltige und wichtige Nachtheile hervor. — Sogar

das Sittenverderbniss selbst, dem er entgegen steuert, ermangelt nicht aller heilsamen Folgen — und macht wenigstens die Anwendung eines, die Sitten überhaupt umformenden Mittels nicht nothwendig. — Ein solches Mittel liegt daher ausserhalb der Gränzen der Wirksamkeit des Staats. — Höchster aus diesem, und den beiden vorhergehenden Abschnitten gezogener Grundsaz.

Seite

IX.

Nähere positive Bestimmung der Sorgfalt des Staats für die Sicherheit. Entwikkelung des Begriffs der Sicherheit. . . . . 98—104

Rüklik auf den Gang der ganzen Untersuchung. — Aufzählung des noch Mangelnden. — Bestimmung des Begriffs der Sicherheit. — Definition. — Rechte, für deren Sicherheit gesorgt werden muss. — Rechte der einzelnen Bürger. — Rechte des Staats. — Handlungen, welche die Sicherheit stören. — Eintheilung des noch übrigen Theils der Untersuchung.

X.

Sorgfalt des Staats für die Sicherheit durch Bestimmung solcher Handlungen der Bürger, welche sich unmittelbar und geradezu nur auf den Handlenden selbst beziehen. (Polizeigeseze.) . 104—115

Ueber den Ausdruk Polizeigeseze. — Der einzige Grund, welcher den Staat hier zu Beschränkungen berechtigt, ist, wenn die Folgen solcher Handlungen die Rechte andrer schmälern. — Beschaffenheit der Folgen, welche eine solche Schmälerung enthalten. — Erläuterung durch das Beispiel Aergerniss erregender Handlungen. — Vorsichtsregeln für den Staat für den Fall solcher Handlungen, deren Folgen dadurch den Rechten andrer gefährlich werden können, weil ein seltner Grad der Beurtheilungskraft und der Kenntnisse erfordert wird, um der Gefahr zu entgehen. — Welche Nähe der Verbindung jener Folgen mit der Handlung selbst nothwendig ist, um Beschränkungen zu begründen? — Höchster aus dem Vorigen gezogener Grundsaz. — Ausnahmen desselben. — Vortheile, wenn die Bürger freiwillig durch Verträge bewirken, was der Staat sonst durch Geseze bewirken muss. — Prüfung der Frage: ob der Staat zu positiven Handlungen zwingen kann? — Verneinung, weil — ein solcher Zwang schäd-

lich, — zur Erhaltung der Sicherheit nicht nothwendig ist. — Ausnahmen des Nothrechts. — Handlungen, welche auf gemeinschaftlichem Eigenthum geschehen, oder dasselbe betreffen. Seite

XI.

Sorgfalt des Staats für die Sicherheit durch Bestimmung solcher Handlungen der Bürger, welche sich unmittelbar und geradezu auf andre beziehen. (Civilgeseze.) . . . . . 115—131

Handlungen, welche die Rechte andrer kränken. — Pflicht des Staats, — dem Beleidigten zur Entschädigung zu verhelfen, — und den Beleidiger vor der Rache jenes zu schüzen. — Handlungen mit gegenseitiger Einwilligung. — Willenserklärungen. — Doppelte Pflicht des Staats in Rüksicht auf sie, — einmal die gültigen aufrecht zu erhalten, — zweitens den rechtswidrigen den Schuz der Geseze zu versagen, und zu verhüten, dass die Menschen sich, auch durch gültige, nicht zu drükkende Fesseln anlegen. — Gültigkeit der Willenserklärungen. — Erleichterung der Trennung gültig geschlossener Verträge, als eine Folge der zweiten eben erwähnten Pflicht des Staats; — allem bei Verträgen, welche die Person betreffen. — mit verschiedenen Modifikationen, nach der eigenthümlichen Natur der Verträge. — Dispositionen von Todeswegen. — Gültigkeit derselben nach allgemeinen Grundsäzen des Rechts? — Nachtheile derselben. — Gefahren einer blossen Intestaterbfolge, und Vortheile der Privatdispositionen. — Mittelweg, welcher diese Vortheile zu erhalten, und jene Nachtheile zu entfernen versucht. — Intestaterbfolge. — Bestimmung des Pflichttheils. — Inwiefern müssen Verträge unter Lebendigen auf die Erben übergehen? — Nur insofern, als das hinterlassene Vermögen dadurch eine andre Gestalt erhalten hat. — Vorsichtsregeln für den Staat, hier freiheitsbeschränkende Verhältnisse zu verhindern. — Moralische Personen. — Ihre Nachtheile. — Grund derselben. — Werden gehoben, wenn man jede moralische Person bloss als eine Vereinigung der jedesmaligen Mitglieder ansieht. — Höchste, aus diesem Abschnitt gezogene Grundsäze.

XII.

Sorgfalt des Staats für die Sicherheit durch rechtliche Entscheidung der Streitigkeiten der Bürger. 132—137

Der Staat tritt hier bloss an die Stelle der Partheien. —

Erster, hieraus entspringender Grundsaz der Prozessordnung. — Der Staat muss die Rechte beider Partheien gegen einander beschüzen. — Daraus entspringender zweiter Grundsaz der Prozessordnung. — Nachtheile der Vernachlässigung dieser Grundsäze. — Nothwendigkeit neuer Geseze zum Behuf der Möglichkeit der richterlichen Entscheidung. — Güte der Gerichtsverfassung, das Moment, von welchem diese Nothwendigkeit vorzüglich abhängt. — Vortheile und Nachtheile solcher Geseze. — Aus denselben entspringenden Regeln der Gesezgebung. — Höchste aus diesem Abschnitt gezogene Grundsäze.

XIII.

Sorgfalt des Staats für die Sicherheit durch Bestrafung der Uebertretungen der Geseze des Staats. (Kriminalgeseze.) . . . . . 137 – 161

Handlungen, welche der Staat bestrafen muss. — Strafen. Maass derselben; absolutes; Höchste Gelindigkeit bei der sicherigen Wirksamkeit. — Schädlichkeit der Strafe der Ehrlosigkeit. — Ungerechtigkeit der Strafen, welche sich, über den Verbrecher hinaus, auf andre Personen erstrekken. — Relatives Maass der Strafen. Grad der Nicht Achtung des fremden Rechts. — Widerlegung des Grundsazes, welcher zu diesem Maassstab die Häufigkeit der Verbrechen, und die Menge der, zu ihnen reizenden Antriebe annimmt. — Ungerechtigkeit, — Schädlichkeit desselben. — Allgemeine Stufenfolge der Verbrechen in Absicht der Härte ihrer Strafen. — Anwendung der Strafgeseze auf wirkliche Verbrechen. — Verfahren gegen die Verbrecher, während der Untersuchung. — Prüfung der Frage: inwiefern der Staat Verbrechen verhüten darf? — Unterschied zwischen der Beantwortung dieser Frage, und der Bestimmung, sich nur auf den Handlenden selbst beziehende Handlungen im Vorigen. — Abriss der verschiedenen, möglichen Arten, Verbrechen zu verhüten, nach den allgemeinen Ursachen der Verbrechen. — Die erste dieser Arten, welche dem Mangel an Mitteln abhilft, der leicht zu Verbrechen führt, ist schädlich und unnüz. — Noch schädlicher und daher gleichfalls nicht rathsam ist die zweite, welche auf Entfernung der, im Charakter liegenden Ursachen zu Verbrechen gerichtet ist. — Anwendung dieser Art auf wirkliche Verbrecher. Besserung derselben. — Behandlung der ab instantia absolvirten. — Lezte Art, Verbrechen zu verhüten: Entfernung der Gelegenheiten

ihrer Begehung. — Einschränkung derselben auf die blosse Verhütung der Ausführung schon beschlossener Verbrechen. — Was dagegen an die Stelle jener gemisbilligten Mittel treten muss, um Verbrechen zu verhüten? — Die strengste Aufsicht auf begangene Verbrechen, und Seltenheit der Straflosigkeit. — Schädlichkeit des Begnadigungs- und Milderungsrechts. — Veranstaltungen zur Entdekkung von Verbrechen. — Nothwendigkeit der Publicität aller Kriminalgeseze, ohne Unterschied. — Höchste, aus diesem Abschnitt gezogene Grundsäze.

Seite

XIV.

Sorgfalt des Staats für die Sicherheit durch Bestimmung des Verhältnisses derjenigen Personen, welche nicht im Besiz der natürlichen, oder gehörig gereiften menschlichen Kräfte sind. (Unmündige und des Verstandes Beraubte.) Allgemeine Anmerkung zu diesem und den vier vorhergehenden Abschnitten. . . . . 161—170

Unterschied der hier genannten Personen und der übrigen Bürger. — Nothwendigkeit einer Sorgfalt für ihr positives Wohl. — Unmündige. — Gegenseitige Pflichten der Eltern und Kinder. — Pflichten des Staats. — Bestimmung des Alters der Mündigkeit; — Aufsicht auf die Erfüllung jener Pflichten. — Vormundschaft, nach dem Tode der Eltern. — Pflichten des Staats in Rüksicht auf dieselbe. — Vortheile, die specielleste Ausübung dieser Pflichten, wo möglich, den Gemeinheiten zu übertragen. — Veranstaltungen, die Unmündigen gegen Eingriffe in ihre Rechte zu schüzen. — Des Verstandes Beraubte. — Unterschiede zwischen ihnen und den Unmündigen. — Höchste, aus diesem Abschnitt gezogene Grundsäze. — Gesichtspunkt bei diesem und den vier vorhergehenden Abschnitten. — Bestimmung des Verhältnisses der gegenwärtigen Arbeit zur Theorie der Gesezgebung überhaupt. — Aufzählung der Hauptgesichtspunkte, aus welchen alle Geseze fliessen müssen. — Hieraus entspringende, zu jeder Gesezgebung nothwendige Vorarbeiten.

XV.

Verhältniss der, zur Erhaltung des Staatsgebäudes überhaupt nothwendigen Mittel zur vorgetrage-

nen Theorie. Schluss der theoretischen Entwiklung. . . . . Seite 171—176

Finanzeinrichtungen. — Innere politische Verfassung. Betrachtung der vorgetragenen Theorie aus dem Gesichtspunkt des Rechts. — Hauptgesichtspunkt bei dieser ganzen Theorie. — Inwiefern Geschichte und Statistik derselben zu Hülfe kommen konnten? — Trennung des Verhältnisses der Bürger zum Staat, und der Verhältnisse derselben unter einander. — Nothwendigkeit dieser Trennung.

XVI.

Anwendung der vorgetragenen Theorie auf die Wirklichkeit. . . . . 176—188

Verhältniss theoretischer Wahrheiten überhaupt zur Ausführung. — Dabei nothwendige Vorsicht. — Bei jeder Reform muss der neue Zustand mit dem vorhergehenden verknüpft werden. — Diess gelingt am besten, wenn man die Reform bei den Ideen der Menschen anfangt. Daraus herfliessende Grundsaze aller Reformen. — Anwendung derselben auf die gegenwärtige Untersuchung. — Vorzüglichste Eigenthümlichkeiten des aufgestellten Systems. Zu besorgende Gefahren bei der Ausführung desselben. — Hieraus entspringende nothwendige successive Schritte bei derselben. — Höchster dabei zu befolgender Grundsaz. — Verbindung dieses Grundsazes mit den Hauptgrundsazen der vorgetragenen Theorie. — Aus dieser Verbindung fliessendes Princip der Nothwendigkeit. — Vorzüge desselben. — Schluss.

Denkschrift über Preussens ständische Verfassung.

An den Staatsminister von Stein.

Frankfurt, den 1. Februar 1819.

§. 1.

Die mir mitgetheilten Papiere enthalten so verschiedentliche Aufsätze, dass es gleich schwer seyn würde, sich über alle zu verbreiten, oder einen einzelnen zu genauerer Prüfung herauszuheben, so sehr auch, besonders einige durch ihre innere Trefflichkeit, und die Gediegenheit der Gedanken einladen. Da es indess hier doch nur darauf ankommt, die Uebereinstimmung mit den in den sämmtlichen Vorschlägen enthaltenen leitenden Ideen anzudeuten, oder die etwanigen Zweifel dagegen auseinander zu setzen; so wird es am besten seyn, alle Hauptpunkte, die bei Einrichtung landständischer Verfassungen in den Preussischen Staaten vorkommen können, kurz durchzugehen, und sich von der Art, wie man sie behandelt zu sehen wünschen würde, Rechenschaft zu geben. Auf diesem Wege wird man zugleich auf in jenen Papieren nicht berührte Punkte stossen, und dadurch Gelegenheit zu neuen mündlichen oder schriftlichen Erörterungen finden.

§. 2.

Dieser Methode zufolge wird daher hier

1) von dem Zwecke und dem Geschäftskreise der landständischen Behörden (dies Wort in seiner weitesten Bedeutung genommen),
2) von ihrer Bildung und Wirksamkeit,
3) von dem Gange, wie sie stufenweise in Thätigkeit gebracht werden müssten,

nach einander geredet werden.

I.

Zweck und Geschäftskreis der landständischen Behörden überhaupt.

§. 3.

Als die Hauptzwecke der Einrichtung einer landständischen Verfassung werden in den anliegenden Papieren sehr richtig folgende angegeben:

1) der objektive, dass die Verwaltung von Seiten der Regierung, dadurch:
   a) gediegner — mehr aus genauerer Kenntniss der eigenthümlichen Lage, als aus abstrakter Theorie hervorgehend —
   b) stätiger, — weniger von einem Systeme zu einem andern abspringend —
   c) einfacher und minder kostspielig — durch Abgeben mehrer Zweige an die Ortsbehörden —
   d) endlich gerechter und regelmässiger gemacht wird — durch festeres Binden an verabredete Normen und Verhütung einzelner Eingriffe.
2) Der subjektive, dass der Bürger durch die Theilnahme an der Gesetzgebung, Beaufsichtigung und Verwaltung mehr Bürgersinn und mehr Bürgergeschick er-

hält, dadurch für sich selbst sittlicher wird, und seinem Gewerbe und individuellen Leben, indem er beide näher an das Wohl seiner Mitbürger knüpft, eine höhere Geltung giebt.

Man kann zu diesen beiden Zwecken noch den dritten, nicht unwichtigen hinzusetzen:

3) dass der Beschwerdeführung jedes Einzelnen ein mehr geeigneter Weg, als jetzt vorhanden ist, geöffnet, und die öffentliche Meinung in den Stand gesetzt, und genöthigt wird, sich mit mehr Ernst und Wahrheit über die Interessen des Landes, und die Schritte der Regierung auszusprechen.

ad 1.

§. 4.

Wenn man sich die landständische Verfassung als einen Antagonismus, und die Landstände als eine Opposition denkt, was wenigstens eine sehr natürliche Vorstellungsart ist, so kann sie bei uns, als keine gegen Eingriffe der Krone gelten, die, wie lange Erfahrung zeigt, so wenig zu befürchten sind, dass darum keine solche Verfassung nothwendig wäre, allein gar sehr gegen

a) unstäte und unzweckmässige Organisation, und dem ähnliches Verfahren der obersten Verwaltungsbehörden, und

b) gegen das Ansichreissen und Umsichgreifen der Staatsbehörden überhaupt, was unter andern auch den Nachtheil hat, dass, besonders bei dem gesunkenen Ansehen des Adels, nur der Beamte etwas zu gelten scheint, und daher jeder sich dieser Klasse zudrängt.

§. 5.

Da eine inkonsequente Verwaltung sich einer Ständeversammlung gegenüber nicht halten kann, so werden die obersten Verwaltungsbehörden durch dieselbe genöthigt und

gewöhnt, nach festen und beim Wechsel der Personen doch bleibenden, und nur mit vieler Vorsicht zu ändernden Prinzipien zu handeln, und dies ist die einzige innere, so wie strenge Verantwortlichkeit die einzige äussere Bürgschaft für die Güte eines Ministeriums. Die Verantwortlichkeit aber wächst auf eine doppelte Weise, einmal gegen die Landstände, und dann gegen den König, der in den Landständen, zu seiner eignen Hülfe und Leitung, einen strengen und sachkundigen Beurtheiler seiner Minister erhält. Endlich legen die zögernden Formen der Verfassung der Lust zu neuen Gesetzen und Einrichtungen, die, ohne eine solche, leicht in blosse Einfälle ausarten, wohlthätige Fesseln an; und so gewinnt auf mehr als eine Weise durch landständische Einrichtungen die Stätigkeit, die ein Haupterforderniss alles Regierens ist, und auf die es dabei weit mehr, als auf Scharfsinn und Genialität ankommt.

§. 6.

Es kann aber auch die Ständeversammlung selbst ein Element unberufener Neuerungen werden, und es folgt daher aus dem Gesagten, dass es ein Hauptaugenmerk sein muss, dies zu verhindern. Dies geschieht, wie die Folge zeigen wird, indem man den Wirkungskreis dieser Versammlung genau abgrenzt, und indem man sie nicht, wie es in Frankreich üblich ist, unmittelbar auf die Basis der ganzen Volksmasse gründet, sondern sich von der Verwaltung der einfachsten Bürgervereine durch Mittelglieder zur Berathung über das Ganze erheben lässt.

§. 7.

Die Sicherung, welche das Volk durch eine Verfassung erhält, ist eine doppelte, die aus der Existenz und der Wirksamkeit der Landstände mittelbar hervorgehende, und diejenige, welche als Theil der Constitution, unmittelbar mit ihr ausgesprochen wird.

§. 8.

Die letzte muss nothwendig umfassen:

1) die individuelle, persönliche Sicherheit, nur nach dem Gesetze behandelt zu werden;
2) die des Eigenthums;
3) die Freiheit des Gewissens;
4) der Presse.

Man kann behaupten, dass, mit wenigen, seltenen, und vielleicht in sich noch gewissermassen zu entschuldigenden Ausnahmen, die drei ersten im Preussischen Staat, der That nach, wirklich vorhanden sind. Allein sie sind nicht ausgesprochen, und dies, die Form, ist hier gleich wesentlich, als die Sache, nicht blos für den unmittelbaren Zweck, sondern auch, und hauptsächlich für die Rückwürkung auf den Charakter des Volks, welchem man, damit es dem Gesetz unverbrüchlich, und aus Grundsatz gehorche, auch das aus dem Gesetz entspringende Recht als unverbrüchlichen Grundsatz darstellen muss.

Von der Pressfreiheit wird im dritten Abschnitt näher die Rede sein.

§. 9.

Viele Verfassungen setzen noch Sicherung der Staatsdiener, ihre Stellen nur durch Urtheil und Recht zu verlieren, hinzu. Diese müsste aber wohl nur auf Justizbeamte beschränkt sein, und so gehört sie zur Sicherung der Person und des Eigenthums. Die Ausdehnung auf alle Stellen hat schon den Nachtheil, dass sie dieselben als Pfründen anzusehen gewöhnt, ist auch bei einigen vorzügliches Talent erfordernden, wobei der Staat sich jedoch manchmal in Personen irren kann, durchaus unanwendbar. Indess verdient es Untersuchung, ob nicht diese sichernde Bestimmung noch auf einige andere Stellen, als die der Gerechtigkeitspflege ausgedehnt werden müsste? Die Englische Verfas-

sung kennt schlechterdings nichts dem Aehnliches. Vielmehr wechseln die meisten angesehenen Stellen gewöhnlich mit dem Ministerium zugleich, was aber dort wieder auf Verhältnisse gegründet ist, die bei uns nicht statt finden.

§. 10.

Die Vereinfachung des Regierens ist ein Hauptzweck. Sie besteht aber gar nicht blos in dem eigentlichen Abgeben von bestimmten Verwaltungszweigen. Denn sobald es andere, als Staatsbehörden in wirklich lebendiger Thätigkeit giebt, so sind sie (wenn man sie auch nicht anordnend machte) von selbst beaufsichtigend und vorschlagend, und ersparen daher der Staatsbehörde einen Theil dieser Wirksamkeit. Allein, wenn dies der Fall sein soll, müssen sie nicht blos nach oben hin, und im Gegensatz, sondern vorzüglich um sich her, und nach unten hin, und in Verbindung mit der Staatsbehörde beaufsichtigen und vorschlagen, und wenn nicht einige unter ihnen zugleich verwaltend sind, wird ihr Beaufsichtigen und Vorschlagen nie recht praktisch aus dem Bedürfniss und der würklichen Lage der Dinge hervorgehen, und der sich so natürlich einstellende Kitzel zu beaufsichtigen und vorzuschlagen, nie gehörig sein Gegengewicht in genauer Sachkenntniss, und richtigem Gefühl der Schwierigkeiten des Regierens finden. Alles das führt aber auch wieder dahin, dass die allgemeine Ständeversammlung auf sich immer von unten an verengenden Stufen anderer ähnlicher Institute aufsteigen, und dass ihr belebendes Prinzip nicht Lust zum Mitregieren des Ganzen, sondern ächter, auf Entbehrlichmachung vielen Regierens durch zweckmässiges Ordnen der einzelnen Verhältnisse gerichteter Gemeinsinn sein muss — die einzige wahre Grundlage des innern Wohls jedes Staats.

ad 2.

§. 11.

Bei diesem Zweck muss man gleich einen jetzt sehr gewöhnlichen Missverstand aus dem Wege räumen. Man hört, und liest noch mehr, jetzt sehr oft Klagen darüber, dass das Volk nicht genug Antheil an Gegenständen äusserer und innerer Politik nimmt, und Wünsche, dass dies Interesse möge geweckt, befeuert und erhalten werden. Man kann aber dreist behaupten, dass, wenn dies Interesse, wie es leider gewöhnlich vorhanden ist oder gewünscht wird, so allgemein und ohne feste praktische Grundlage, gleichsam in der Luft schwebt, sehr wenig an demselben gelegen ist, ja es noch auf die Umstände ankommt, ob es nicht geradezu schädlich genannt werden muss? Denn es führt nur zu oft von gelingender, mehr beschränkter Thätigkeit zu unglücklichen Versuchen in höheren Sphären. Wie dieser Antheil gewöhnlich ausgedrückt wird, fehlt ihm die nothwendigste Bedingung, die nemlich, dass er beim Nächsten, dass er da anfange, wo unmittelbares Berühren der Verhältnisse wirkliche Einsicht und gelingendes Einwirken möglich macht; ein Punkt, von dem an er sich hernach, sofern er nur nicht nothwendige Stufen überspringen will, zum Höchsten und Allgemeinsten erheben kann.

§. 12.

Das Leben im Staat hat drei Gattungen, oder wenn man will, Stufen, der Thätigkeit und Theilnahme am Ganzen: das passive Fügen in die eingeführte Ordnung, was jeder Bewohner, selbst Schutzverwandter oder Fremder thun muss; die Theilnahme an der Gründung und Erhaltung der Ordnung aus dem allgemeinen Beruf, als thätiges Mitglied der Staatsgemeinschaft, was das eigentliche Geschäft des Staatsbürgers ist; die Theilnahme aus besonderm Beruf, als Staatsdiener.

§. 13.

Gerade die mittlere Stufe ist seit einer langen Reihe von Jahren, namentlich recht in dem Preussischen Staat, obgleich nicht vielleicht in der Mehrzahl seiner Provinzen, verlassen worden; aus Ehrgeiz und Eitelkeit hat man sich zur höhern gedrängt, aus Trägheit, Sinnlichkeit und Egoismus ist man zur niedrigern zurückgegangen. Es war dadurch eine höchst verderbliche Gleichgültigkeit gegen die Art und das Verfahren der Regierung, und mit ihr, da doch gewisse Regierungsmassregeln für Person und Eigenthum nicht gleichgültig waren, zugleich Streben, sich durch ungesetzmässige Mittel von der Folge der Gesetze auszunehmen, entstanden; und jene, wenn auch oft missverstandene Klage ist an sich so gegründet, dass jeder vaterlandsliebende Mann sie nothwendig theilen muss. Zugleich — und dies ist natürliche Folge, zum Theil aber, indem es aus andern Ursachen entstand, auch wieder Grund jener Gleichgültigkeit — waren die Bande lockerer geworden, durch welche der Bürger, ausser dem allgemeinen Verbande, Mitglied kleinerer Genossenschaften ist.

Als nun durch die Französische Revolution, und die sich aus ihr entwickelnden Begebenheiten die Gemüther plötzlich, aus mehr oder minder lauteren Beweggründen zur politischen Thätigkeit aufgeschüttelt wurden, so flogen sie, mit Ueberspringung aller Mittelglieder, der unmittelbaren Theilnahme an den höchsten und allgemeinsten Regierungsmassregeln zu, und daraus entstand und entstehet noch, was man laut missbilligen, von sich abwenden, und, wo man kann, niederdrücken muss.

§. 14.

Es ist daher nichts gleich nothwendig, als das Interesse stufenweise an die im Staate vorhandenen einzelnen kleinen Bürgergemeinheiten zu knüpfen, es dafür zu erwecken, und

dem schon überhaupt an Staatsbegebenheiten vorhandenen diese Richtung zu geben.

---

§. 15.

Dass Sinn und Wesen der bei uns einzuführenden Verfassung die hier geschilderten, und keine andere seyn müssen, wird auch durch die Erwägung der Gründe klar, die zur Einführung selbst veranlassen und bewegen. Niemand kann leugnen, dass dieselbe, wie gelinde und allmählig sie auch vorgenommen werden möge, doch eine fast gänzliche Umänderung der jetzt bestehenden Verwaltung der Monarchie hervorbringt. Zu einer solchen Umänderung muss nicht blos ein wichtiger Grund vorhanden sein, sondern man kann mit Recht dazu einen solchen fordern, der Nothwendigkeit einschliesst, die überhaupt ein weit sicherer Leiter bei Staatsoperationen ist, als das blos nützlich Erachtete. Dass mit jeder Einführung einer ständischen Verfassung eine Entäusserung eines Theils der Königlichen Rechte verbunden ist, lässt sich nicht ableugnen; es lässt sich auch nicht behaupten, dass dies nur durch Unterdrückung der ehemaligen Stände unrechtmässig erworbne Rechte seyen; denn einige Provinzen befinden sich offenbar gegenwärtig in gar keinem Rechtsbesitz von Ständen, und es ist einleuchtend, dass alle jetzt, dem Wort und der That nach, einen consequenteren und vollständigeren Einfluss auf die Angelegenheiten der Nation bekommen werden, als sie ehemals besassen. Eine solche Entäusserung kann man nun nicht ansehen, als der Regierung durch das Volk abgedrungen, was eine faktisch unrichtige und in sich ungeziemende Idee seyn würde; noch als durch den Zeitgeist unabweisbar gefordert, was eine verderbliche und im Grunde sinnlose Phrase ist, da man doch nur dem vernünftigen Zeitgeiste folgen könnte

und man alsdann lieber die ihn selbst leitenden Vernunftgründe an die Stelle dieses unbestimmten Wortes setzt; noch als ein der Nation zum Lohn ihrer vaterländischen Anstrengungen gemachtes Geschenk, da eine dergestalt motivirte Verwilligung dieser Art den Pflichten des Königs entgegenliefe, und die Nation Recht haben könnte, ein so gefährliches Geschenk abzulehnen; noch als eine Erklärung, dass die Nation nun zur Vertretung ihrer eignen Rechte mündig geworden sey, da die Mündigkeit zu ständischen Verfassungen leicht ehemals grösser als jetzt gewesen seyn möchte, weil wenigstens gewiss in vielen Orten ein kräftigerer und thätigerer Gemeinsinn herrschte, noch endlich ein gemachtes Versprechen, wenn sich dies nicht auf noch jetzt fortdauernde, und also für sich selbst redende Gründe stützte. Durch nichts von Allem diesem kann weder von dem König, noch seinen Ministern, noch selbst von dem Volke die Einführung einer ständischen Verfassung motivirt werden, sondern bloss durch die innere Ueberzeugung, dass eine solche dahin führen wird, dem Staate in der erhöhten sittlichen Kraft der Nation, und ihrem belebten und zweckmässig geleiteten Antheil an ihren Angelegenheiten, eine grössere Stütze und dadurch eine sichrere Bürgschaft seiner Erhaltung nach aussen und seiner innern fortschreitenden Entwickelung zu verschaffen. Dieses Motiv wird entscheidend, wenn sich zeigen lässt, dass ständische Einrichtungen zu diesem Zweck unumgänglich nothwendig sind, wie denn dieses in der That hervorgeht aus der Nothwendigkeit, unter den verschiedenen Provinzen, ohne Vernichtung ihrer Eigenthümlichkeiten, Einheit und festen Zusammenhang zu schaffen, aus der Gefahr, den Staat bei Unglücksfällen, die immer wiederkehren können, gewissermassen blos der Vertheidigung durch physische Mittel zu überlassen, ohne auf die moralischen, auf schon an regelmässiges Zusammen-

wirken mit der Regierung gewöhnte Kraft des Volks, die von dem blossen guten Willen noch sehr wesentlich verschieden ist, rechnen zu können, endlich aus der immer anschaulicher werdenden Gewissheit, dass das blosse Regieren durch den Staat, da es Geschäfte aus Geschäften erzeugt, sich mit der Zeit in sich selbst zerstören, in den Mitteln immer unbestreitbarer, in seinen Formen immer hohler, in seiner Beziehung auf die Wirklichkeit, die eigentlichen Bedürfnisse und Gesinnungen des Volkes, minder entsprechend werden muss.

§. 16.

Hiernach ist nun aber auch die Einrichtung selbst zu machen. Es muss nicht einseitig bezweckt werden, Stände, als Gegengewicht gegen die Regierung, und diese letztere wieder, als den Einfluss jener beschränkend zu bilden, und so ein Gleichgewicht von Gewalten herauszubringen, was oft vielmehr in ein unsichres und schädliches Schwanken ausartet; sondern die gesetzgebende, beaufsichtigende, und gewissermassen auch die verwaltende Thätigkeit der Regierung muss dergestalt zwischen Behörden des Staats und Behörden des Volks, von ihnen selbst, in seinen verschiedenen politischen Abtheilungen und aus seiner Mitte gewählt, vertheilt seyn, dass beide, immer unter der Oberaufsicht der Regierung, aber mit fest gesonderten Rechten, sich in allen Abstufungen ihres Ansehens zusammenwirkend begegnen, dass von jeder Seite zum höchsten Punkt der Berathung über die allgemeinen Angelegenheiten des Staats nur also gesichtete, einander schon näher getretene, aus dem Leben der Nation selbst gewonnene, und mithin wahrhaft praktische Vorschläge gebracht werden. Es kommt nicht blos auf die Einrichtung von Wahlversammlungen und berathenden Kammern, es kommt auf die ganze politische Organisation des Volks selbst an.

§. 17.

Dem natürlichen Gange der Dinge nach, wird bei Ständen das Prinzip der Erhaltung, bei der Regierung das Bestreben der Verbesserung vorwaltend sein, da es immer schwer hält, dass das sich kreuzende Interesse der Einzelnen über eine Veränderung zum Schluss komme, und rein theoretische Grundsätze bei Staatsbeamten mehr Eingang finden. Wenn sich in neueren Zeiten oft das Gegentheil gezeigt hat, und die gewaltsamsten Neuerungen gerade von der Volksbehörde ausgegangen sind, so hat dies nur daran gelegen, dass entweder sehr grosse Missbräuche, die laut um Abhülfe schrien, vorhanden waren, oder dass die Volksbehörden nicht so gewählt und so gestellt waren, dass das eigentliche bürgerliche Interesse der verschiedenen Gemeinheiten der Staatsbewohner in ihnen ihr wahrhaftes Organ fand. Stände, auf die oben gezeigte Weise eingerichtet, können nicht anders, als erhaltend wirken, es müsste denn die nothwendige Hinwegräumung wahrer Missbräuche anfangs einiges Schwanken verursachen. Erhaltung aber muss immer der erste und hauptsächlichste Zweck aller politischen Massregeln bleiben.

---

§. 18.

Es ist eine alte und weise Maxime, dass neue Massregeln und Einrichtungen im Staate an schon vorhandene geknüpft werden müssen damit sie, als heimisch und vaterländisch, im Boden Wurzel fassen können.

§. 19.

Nun zeigt sich zwischen den vor der Französischen Revolution in den meisten Europäischen Staaten bestandenen Verfassungen, und den neuerlich gebildeten ein merkwürdiger Unterschied. Die ersten, die man mit grösserer oder geringerer Beimischung von Lehnsinstituten, ständische nennen kann, waren aus mehreren, ehemals fast selbstständig

gewesenen kleinen politischen Ganzen zusammengesetzt, die sich bald mit Aufopferung gewisser Rechte, an grössere Ganze freiwillig angeschlossen hatten, theils mit Beibehaltung gewisser Rechte, zusammengegossen worden waren. Die neuesten hatten im Grunde (ausser der äussern Form der Englischen, da das innere Wesen derselben nachzuahmen unmöglich ist) die Amerikanische, die gar nichts Altes vorfand, und die Französische, die alles Alte zertrümmerte, zum Muster.

§. 20.

Dieser Typus darf, wenn man den Bürgersinn wahrhaft beleben und erwecken will, nicht angewendet werden, und er ist in Deutschland nicht erforderlich, da noch viel Altes erhalten ist, was nicht umgestossen zu werden braucht, selbst nicht ohne zugleich viel tüchtigen, sittlichen Sinn zu vernichten, umgestossen werden kann. Was gerade davon beibehalten werden soll, muss in jedem einzelnen Falle bestimmt werden. Allein so viel lässt sich überhaupt mit Sicherheit angeben, dass der Sinn jener Verfassungen im Allgemeinen nicht bloss erhalten, sondern recht eigentlich wiederhergestellt werden muss, nemlich dass das Ganze der politischen Organisation aus gleichmässig organisirten Theilen zusammengesetzt werde, indem man nur dabei die alten Missbräuche vermindert, und verhindert, dass diese Theile sich unrechtmässiger Weise Gewalt anthun, dass sie mit einander in Widerstreit stehen, oder wenigstens zu scharf abgegrenzt sind um in ein Ganzes zusammen zu schmelzen, der persönlichen Kraft freie Entwickelung zu gewähren und die Verfügung über das Eigenthum nicht zu sehr zu erschweren.

Mit einem solchen Anschliessen an das Alte nun stimmt die im Vorigen von der zu errichtenden Verfassung aufgestellte Idee überein.

§. 21.

Der Geschäftskreis der ständischen Behörden im Allgemeinen (denn der jeder einzelnen richtet sich natürlich nach der Ausdehnung ihrer besondern Thätigkeit) begreift, dem ausgeführten allgemeinen Zwecke nach, Folgendes unter sich:

1) Die Uebernehmung solcher Geschäfte, die, als Angelegenheiten der einzelnen politischen Theile der Nation, nicht eigentlich zum Ressort der Regierung gehören, sondern nur unter ihrer Oberaufsicht stehen müssen.

   Welche Grenzen diese verwaltende Thätigkeit haben muss, kommt weiter unten vor.

2) Die Verbindlichkeit, der Regierung, wo sie dazu aufgefordert werden, Rath zu ertheilen, und die Befugniss auch unaufgefordert Vorschläge zu machen.

   Ueber die Schranken der letzteren wird auch erst in der Folge geredet werden können.

3) Die Ertheilung oder Verweigerung ihrer Zustimmung.

4) Das Recht der Beschwerdeführung.

§. 22.

Der dritte Punkt erfordert offenbar die sorgfältigste Erwägung und Bestimmung, da es bei ihm eigentlich darauf ankommt, wie viel der Landesherr von seinem, sonst allein ausgeübten Rechte nachgeben, oder mit andern Worten, um wieviel weniger die Verfassung rein monarchisch sein soll.

Verweigerung der ständischen Zustimmung.

§. 23.

Eine verfassungsmässige Monarchie kann man nur diejenige nennen, welche geschriebene Verfassungsgesetze hat. Ohne solche ist es überhaupt sehr schwer, nur den Begriff einer Monarchie festzuhalten.

§. 24.

Der erste Schritt weiter ist es, wenn es ausser dem König und seinen Behörden, Behörden der Nation giebt, welche das Recht haben, nach gesetzmässiger Berathschlagung, auszusprechen, dass eine Massregel der Verfassung widerspricht. Die Beobachtung der Verfassung unterliegt alsdann dem Urtheil der Nation; es sei nun, dass der Ausspruch ihrer Behörde die verfassungswidrige Massregel, auch wenn der Landesherr darauf beständе, unverbindlich für die Nation mache, und mithin der Landesherr nicht einseitig die Verfassung abändern und aufheben könne; oder nicht.

In beiden Fällen aber ist alsdann die Autorität der Nationalbehörde nur auf Verletzungen der Verfassung beschränkt. Was innerhalb der Verfassung geschehen kann, liegt ausserhalb ihres Wirkungskreises.

§. 25.

Der zweite Schritt ist, dass die ständischen Behörden auch solche Massregeln, welche innerhalb der verfassungsmässigen Befugniss liegen, vorher zu beurtheilen haben, ohne dass jedoch der Landesherr an ihre Bestimmung gebunden ist. In diesem Falle stehen die Landstände, als blosse Räthe, den Ministern zur Seite.

§. 26.

Der dritte Schritt weiter ist, dass die volksvertretenden Behörden solche Massregeln durch ihre Missbilligung kraftlos machen können, der Regent an ihre Zustimmung gebunden ist, und ihm dagegen nur das Recht ihrer Auflösung, mit Verbindlichkeit, in gewisser Zeit neue zusammen zu berufen, zusteht.

§. 27.

Dies Recht der Entscheidung lässt in sich wiederum viele Grade der Ausdehnung zu, je nachdem es auf alle oder einige, und in diesem Fall auf mehr, oder weniger Regie-

rungsmassregeln beschränkt ist, und je nachdem die Erklärung der Missbilligung mehr oder weniger Förmlichkeiten unterliegt.

Wie sehr sich aber hierin auch der Regent beschränken möchte, so bleibt die Verfassung immer noch wirklich monarchisch; sie geht erst in eigentliche Republik über, wenn dem Regenten das Recht der Auflösung genommen ist, und ihm mithin, auch in ihren Personen, von ihm unabhängige politische Körper gegenüberstehen.

§. 28.

Im Preussischen Staate bestehet, in Absicht einzelner Provinzen, sogar der dritte Grad verfassungsmässiger Monarchie; in Absicht des ganzen Staats kein einziger.

§. 29.

Der erste Grad enthält ein blosses Minimum des ständischen Rechts, und es würde höchst unpolitisch seyn, Stände zu berufen, um ihnen so wenig einzuräumen.

§. 30.

Es wird also nur auf die Beurtheilung des zweiten und dritten und auf die Frage ankommen, ob die Stände (hier dies Wort ganz allgemein, ohne Unterscheidung der provinziellen oder allgemeinen genommen) sollen eine blosse berathende, oder eine entscheidende Stimme haben? und ob sie im letzten Fall diese sollen bloss durch die Erklärung, dass die vorgelegte Massregel verfassungswidrig ist, motiviren dürfen, oder nicht?

§. 31.

Die Stände bloss zu berathenden Behörden zu machen, nimmt dem Institute zu viel von seiner Würde und seinem Ernst. Es lässt sich zwar dafür sagen, dass die Regierung, ohne sich die Hände ganz zu binden, doch die Gründe der Stände hören, aber hernach diese Gründe selbst wieder ihrer Beurtheilung unterwerfen will. Allein sie erscheint

ängstlich, indem sie dies ausspricht, und gewinnt eigentlich sehr wenig, da sie immer sehr grosses Bedenken tragen wird, eine offenkundiger Weise gemissbilligte Massregel dennoch vorzunehmen. Die Fälle, in denen sie sich hierzu bewogen fühlte, und nicht irgend ein andres, weniger auffallendes Mittel zu finden wüsste, werden so selten seyn, dass sie wohl eben so gut und ohne gleich grossen Nachtheil, zur Auflösung der dermaligen Versammlung schreiten könnte.

§. 32.

Das Recht der Entscheidung bloss auf verfassungswidrige Massregeln zu beschränken, liesse sich allerdings wohl denken, obgleich die Regierung nicht die Möglichkeit zugestehen kann, dass sie je solche vorschlagen werde. Man könnte der Bestimmung aber immer die Form einer Verwahrung von Seiten der Stände geben. Es würde dann vorzüglich darauf ankommen, welche Ausdehnung die zur Verfassung gehörenden Gesetze erhielten? Von Steuern liesse sich in diesem Falle höchstens auf die Grundsteuer ein ständischer Einfluss denken. Denn ausser diesen dürfte sich schwerlich weder ein Steuersatz, noch eine Besteuerungsart finden, die eine gesetzliche, für alle mögliche Fälle auf alle Zeiten hin gültige Festsetzung erlaubte. Die besondre Natur der Grundsteuer macht es aber in der That möglich, und vielleicht sogar rathsam, ein für alle Mal über gewisse Punkte in Rücksicht auf dieselbe übereinzukommen, z. B. dass sie nur nach einer gewissen Reihe von Jahren, und unter gewissen Modalitäten umgeändert, oder einen gewissen Satz nicht übersteigen solle. Diese Beschränkung des ständischen Rechts würde aber einen Nachtheil haben, der höchst verderblich auf den Geist der ganzen Berathung, und des Instituts selbst zurückwirken könnte. Die Stände würden nehmlich durch diese Einrichtung veranlasst werden,

wenn nicht durch sophistische, wenigstens doch durch spitzfindige Gründe, sehr entfernt liegende Beziehungen der gemachten Vorschläge mit Verfassungsgesetzen aufzusuchen, um Verletzungen derselben darin anzutreffen, und dadurch den schlimmsten Geist, den Stände haben können, einen Sachwaltergeist annehmen.

§. 33.

Das Natürlichste, Einfachste und Zweckmässigste scheint daher immer, den Ständen ein wirkliches, auf die Angemessenheit der ihnen gemachten Vorschläge selbst gegründetes Entscheidungsrecht zuzugestehen, und dieses auch auf alle eigentlichen und allgemeinen Gesetze, so wie auf jede Veränderung in der allgemeinen Besteurung auszudehnen; zugleich aber, um der Regierung gehörige Freiheit und Sicherheit für die Ausführung ihrer Zwecke zu lassen, den Begriff der Gesetze und die Art der Steuerbewilligung genau zu bestimmen, und die Form der auszusprechenden Missbilligung zu erschweren.

§. 34.

Der Berathung der Stände müssen alle Gesetze vorgelegt werden, welche den Rechtszustand aller Bürger, oder einzelner Classen derselben wesentlich und dauernd bezwecken. Dagegen sind nicht als Gesetze, welche der Berathung der Stände unterliegen, zu betrachten, alle, wenn auch allgemeine Vorschriften, welche unmittelbar zur Ausübung der Verwaltungspflichten der Regierung gehören, wie z. B. die Vorschrift, dass jeder, der eine Erziehungsanstalt anlegen will, sich einer Prüfung unterwerfen muss, dass Blatterkranke von der Gemeinschaft mit Andern abgesondert gehalten werden müssen, und noch weniger solche, welche sich auf Personen, die freiwillig mit der Regierung einen Vertrag eingegangen sind, wie Staatsbeamte in ihren Dienstverhältnissen, beziehen

§. 35.

Immer aber bleibt in den Bestimmungen der Grenze zwischen demjenigen, was blosser Befehl der Regierung ist, in dem sie, um gehörig verwalten zu können, unabhängig seyn muss, und dem eigentlichen, die Zustimmung der Stände erfordernden Gesetze etwas Schwieriges, vorzüglich in der Anwendung auf einzelne Fälle, das sich durch eine allgemeine Definition kaum wird heben lassen. So z. B. war es ehemals Katholiken verboten, sich unmittelbar mit Gesuchen nach Rom zu wenden. Hätte dieser Fall ständische Zustimmung erfordert? Auf der einen Seite fliesst aus dem unleugbaren Rechte der Regierung, die Verhältnisse ihrer Unterthanen zu fremden Autoritäten zu beaufsichtigen, die Befugniss die Form dieser Aufsicht festzustellen. Auf der andern ist es ein, die Gewissensrechte wesentlich verändernder Umstand, wenn jedes solches Gesuch erst der weltlichen, nicht katholischen Behörde vorgelegt werden soll. Demnach scheint hier das Recht der Regierung, allein zu entscheiden, stärker.

§. 36.

Da die Vorschläge bei der ständischen Berathung von der Regierung kommen müssen, so fällt die Unterlassung der Vorlegung eines Gesetzentwurfs von selbst in die Kategorie der Beschwerden der Stände, und die einseitig entschiedene Angelegenheit kommt daher auf diese Weise doch zur Berathung in der Versammlung, und zur Verantwortung der Regierung.

Steuer-Bewilligung.

§. 37.

In Absicht der Steuern dürfte die Methode, dass dieselben von einer Epoche zur andern immer neu bewilligt werden müssen, nicht einzuführen seyn. Es macht die Re-

gierung zu abhängig, kann gefährliche Stockungen hervorbringen, und giebt den Ständen ein Mittel in die Hand, die Regierung unter dem Vorwande der Finanzen, allein in der That aus ganz andern Gründen, aufzuhalten und zu necken. Diese Taktik aber, und die Art des Krieges, in welchem, statt offen und ernstlich gemeinschaftlich des Landes Wohlfarth zu berathen, Regierung und Stände sich wechselseitig etwas abzugewinnen suchen, muss man möglichst verhüten.

§. 38.

Es scheint vollkommen genug, wenn

1) jede Massregel, welche den jedesmaligen Zustand der Steuern, oder des Aktiv- oder Passiv-Vermögens des Staats (wie Veräusserungen und Darlehen) verändert, den Ständen zur Abgebung ihrer entscheidenden Stimme vorgelegt wird;
2) bei der ersten Zusammenberufung, die Regierung die Einnahmen und Ausgaben des Staats, und den Zustand seiner Schulden den Ständen bekannt macht, damit sie, sowohl hierüber, als über die Natur und Vertheilung der Abgaben ihre Bemerkungen machen, und die Regierung hierauf ihre Erklärung abgeben, oder Vorschläge zu Veränderungen darauf gründen kann;
3) dasselbe bei jeder neuen Zusammenkunft der Stände wiederholt wird, damit dieselben sich überzeugen, dass die Staatshaushaltung nach den von ihnen genehmigten oder doch gehörig vor ihnen gerechtfertigten Grundsätzen fortgeführt worden sei.

§. 39.

In Absicht der Form der auszusprechenden Missbilligung eines Gesetzvorschlages könnte bestimmt werden, dass, um die Zustimmung zu demselben zu bewirken, die absolute Mehrheit der Stimmen genügen sollte, dahingegen, um die Nichtannahme zu begründen, $^1/_4$ der Stimmen sich gegen

den Vorschlag vereinigen müssen. In der That ist die absolute Mehrheit von zu vielen zufälligen Umständen abhängig, als dass sie bei einer so wichtigen Angelegenheit, wie die erklärte Missbilligung eines Gesetzvorschlages von Seiten der Stände ist, für entscheidend angesehen werden könnte. Bei der Zustimmung ist es hingegen offenbar anders, indem ein Gesetz, über welches die Regierung mit der Mehrheit der Deputirten übereinkommt, schon ohne darauf zu sehen, wie gross oder wie klein diese Mehrheit ist, ein grösseres Gewicht bei der öffentlichen Meinung haben muss.

§. 40.

Wollte man den Ständen ganz und gar keine andre, als eine berathende Stimme beilegen, so würde es besser seyn, nur bei Provinzialständen stehen zu bleiben und niemals allgemeine zu versammeln. Zwar würde auch dies in ein Labyrinth von Schwierigkeiten führen; allein über Entschlüsse, die man doch auszuführen gesonnen ist, allgemein auszusprechende Missbilligung gleichsam hervorrufen zu wollen, kann unmöglich zweckmässig genannt werden. Dass dagegen Provinzialstände über allgemeine Gesetze keine entscheidenden Stimmen abgeben können, rührt unmittelbar aus ihrer Natur und ihrer Stellung her.

Recht der Beschwerdeführung.

§. 41.

Auch dies Recht lässt verschiedne Grade zu. Die Stände können:

1) bloss die Mängel der Verwaltung anzeigen, und auf deren Abhülfe antragen;
2) oder den Landesherrn ersuchen, diejenigen Minister zu entfernen, welchen die Fehler der Verwaltung zur Last gelegt werden;
3) oder endlich die Minister in Anklagestand setzen.

§. 42.

Der erste Grad ist unbedenklich und versteht sich von selbst. Der zweite wäre in jeder Art gefährlich und verderblich. Das Ministerium kann nur collectiv, und als ein unzertrennlicher Körper den Ständen gegenüberstehen, und es muss strenge darauf gehalten werden, dass die Stände nie aus diesem Standpunkte hinausgehen. Ob die Stände das Recht der Anklage ausüben, und die Minister daher ganz eigentlich in Verantwortlichkeit gegen sie gesetzt werden sollen, ist eine Frage, die der Landesherr selbst allein entscheiden muss. Gegen die Sache ist nichts zu sagen, sie ist vielmehr unläugbar heilsam. Allein diese Befugniss stellt die Stände, die auch einen vom Regenten beschützten Minister angreifen können, in eine gewissermassen imponirende Lage gegen ihn. Auf alle Fälle kann ihnen das Recht nicht bestritten werden, da, wo sie solchen Dienstvergehungen einzelner Staatsbeamten auf die Spur kommen, welche ein peinliches Verfahren zulassen, dieselben namentlich der Regierung anzuzeigen, und nach einem durch die Mehrheit genommenen Beschluss, auf ordnungsmässige Untersuchung der Vergehungen anzutragen.

Dies Letztere würde das Einzige sein, was unter allen Umständen die Provinzialstände thun könnten. Das Recht in Anklagestand zu versetzen, könnten sie nie üben, da es nur gegen den geübt werden kann, der unter einem unverletzlichen Obern steht, welcher nie zur Verantwortung gezogen werden kann. Jede andre untergeordnete Behörde kann, da sie ja auf Befehl gehandelt haben könnte, nur bei ihrem Obern belangt werden.

II.

Bildung und Wirksamkeit der landständischen Behörden.

§. 43.

Drei Arten vom Volke bestellte Behörden scheinen, ihrer Wirksamkeit, und der Art ihrer Einsetzung nach, nothwendig genau unterschieden werden zu müssen:

1) Vorsteher von Landgemeinen, Städten und Kreisen,
2) Provinzial-
3) Allgemeine Stände.

§. 44.

Die Vorsteher ländlicher und städtischer Gemeinen können bloss verwalten, was im Wesentlichen in der Besorgung der Privatangelegenheiten ihrer Gemeine besteht.

Die allgemeinen Stände können mit der Verwaltung gar nichts, sondern allein mit der Berathung über Gesetz- und Geldvorschläge zu thun haben.

Die Provinzialstände verbinden die beiden Attributionen, indem sie einestheils die Privatangelegenheiten ihrer Provinz besorgen, anderntheils in Berathung über Provinzial- und allgemeine Gesetze eingehen.

§. 45.

Die Wahl der Mitglieder dieser dreifachen Behörden muss vom Volke, nicht die der einen von der andern ausgehen. Hiervon wird weiter unten ausführlich gehandelt werden.

§. 46.

Eigene Amtsbehörden, welche der *Grundzüge* betitelte Aufsatz verlangt, würden wohl überflüssig seyn, allein Kreis-Vorsteher sind nothwendig, weil sonst die Kluft zwischen den Gemeinen und den Provinzial-Ständen zu gross ist.

Kreisstände scheinen die Verhältnisse unnützer Weise zu vervielfältigen. An der Berathung über Gesetze könnten sie, als solche, dennoch keinen Antheil nehmen, sondern müssten sich bloss auf die Besorgung der Kreisangelegenheiten beschränken. Sie würden daher immer nur zur ersten Art der Behörden gehören. Kommen gemeinschaftliche Angelegenheiten eines Kreises vor, die zu partikular sind, um vor die Provinzialstände gebracht zu werden; so hindert nichts, dass die Vorsteher der Kreisgemeinen durch Delegirte aus ihrer Mitte zu einer solchen Berathung zusammentreten. Man könnte zwar auch Kreisstände wählen und diese sich hernach zu Provinzial-Ständen vereinigen lassen. Allein dabei wäre immer zu getheiltes Interesse, und zu partikuläre Ansicht zu besorgen.

§. 47.

Wenn die Provinzial-Stände die Besorgung der Angelegenheiten ihrer Provinz mit dem eigentlich ständischen Geschäft, Beaufsichtigung und Berathung, verbinden sollen, so müssen sie zu jener einen beständigen und von ihnen sichtbar getrennten Ausschuss haben, zu welchem sie in ihrer Gesammtheit sich wieder, wie die berathende und beaufsichtigende Behörde zur bloss verwaltenden verhalten. Sie müssen beschliessen, er ausführen. Der Ausschuss gehört alsdann, als solcher, zur ersten Gattung ständischer Behörden, und es fällt nun die von Hr. von Vincke gegen das Verwalten ständischer Behörden überhaupt gemachte Einwendung weg, dass die von den Staatsbehörden unabhängigen Stände, so wie sie verwalten, von diesen Staatsbehörden beaufsichtigt werden müssen. Denn diese allerdings nothwendige Aufsicht würde nunmehr nur über den Ausschuss, nicht über die Versammlung selbst ausgeübt. Es kann auch nur so Vermischung der Geschäfte vermieden werden.

§. 48.

Dass die allgemeinen Stände nicht verwalten können, ist natürlich, weil es keine Privatangelegenheiten des ganzen Staats geben kann, wohl aber Angelegenheiten eines Theils, die gegen die des Ganzen, besondre sind. Die Verwaltung der Angelegenheiten des Ganzen kann, wenn nicht alle Begriffe vermischt werden sollen, nur in den Händen der Regierung ruhen. Selbst wo diese einzelne Zweige davon delegiren wollte, müsste es immer bei ihr stehen, sie wieder zu jeder Zeit zurückzunehmen. Dagegen können die allgemeinen Stände wohl bei der Verwaltung da, wo es die Natur des Gegenstandes erlaubt, verwahrend eintreten, und so scheint es gut, Delegirte der Stände den für das Schuldenwesen des Staats eingesetzten Behörden beizuordnen.

Untergeordnete ständische Verwaltungs-Behörden.

§. 49.

Die Gegenstände, welche der Verwaltung ständischer Behörden übergeben werden können, sind in einem der anliegenden Aufsätze schon sehr vollständig angegeben. Der allgemeinen Natur der Gegenstände nach lassen sich hauptsächlich folgende drei unterscheiden:

1) Angelegenheiten, welche ganz eigentlich Privatsache der Gemeine, Stadt oder Provinz sind, und wobei der Staat nur Oberaufsicht oder Obervormundschaft ausübt, wie

die Verwaltung des Vermögens, und alles was dahin einschlägt;

einen grossen Theil derjenigen Polizei, die Schaden abzuwenden bestimmt ist;

einige der möglicherweise vorkommenden, gemeinnützigen Einrichtungen, wie Anlegung von Chausseen auf Kosten der Provinz u. s. f.

Bei dieser Klasse von Geschäften muss der Staat den Behörden die Besorgung ganz überlassen, und sich begnügen, bloss, wo es nöthig ist, negativ mitzuwirken.

2) Angelegenheiten, die einen Charakter an sich tragen, der sie mehr zur Sache des ganzen Staats macht, wie Kirchen und Schulen, Armen-, Straf-, Kranken-Anstalten.

Hier muss der Staat auch positiv hinzutreten; es muss gänzlich von ihm abhängen, wie viel oder wenig er die Besorgung hier aus den Händen geben will; und es muss nur nach der Ortsbeschaffenheit modifizirte Verwaltungsmaxime seyn, die ständischen Behörden hierfür so viel, als nur immer möglich, zu interessiren.

3) Angelegenheiten, welche die Regierung, ohne dass sie an sich diese oder jene Provinz besonders angehen, den Ständen mit ihrer Bewilligung aufträgt, wie z. B. die Anlegung grosser Communications-Chausseen gegen Gestattung der darauf zu legenden Abgabe, oder gegen Herschiessung der Kosten selbst aus den Staatseinkünften.

§. 50.

Insofern die Provinzialversammlung, worunter hier immer die eines Ober-Präsidial-Bezirks verstanden wird, ihre eigene Verwaltung beaufsichtigend, nicht Gesetzvorschläge berathend wirkt, können Gegenstände vorkommen, welche nicht alle in ihr vereinigte Präsidialbezirke, sondern nur Einen betreffen. Alsdann können die Deputirten von diesem allein zusammentreten, und dies kann gleichfalls geschehen, ohne dass gerade die ganze Versammlung zur nemlichen Zeit vereinigt ist. Dies setzt aber voraus, dass der Ausschuss dieser letztern, zu verhältnissmässiger Anzahl, von Mitgliedern der einzelnen Präsidialbezirke zusammengesetzt sei, damit sich dieser Ausschuss eben so, wie die Versammlung selbst theilen, und auch eben so allein handeln könne.

§. 51.

Auf diese Weise scheint es am besten möglich, den Widerspruch zu vereinigen, dass für die Verwaltung Präsidialbezirks-Versammlungen, für den Antheil an der Gesetzgebung Ober-Präsidialbezirks-Versammlungen angemessener scheinen. Wird die Einrichtung so getroffen, so kann man sagen, entweder, dass die Präsidialbezirksversammlungen sich zu einer Ober-Präsidialbezirksversammlung vereinigen, oder diese sich in jene theilt, und die Unterscheidung beider Fälle ist keine theoretische Spitzfindigkeit, da es allemal praktische Folgen hat, ob man die Sache von unten herauf, oder von oben hinunter anfängt. Das Erstere scheint zweckmässiger.

§. 52.

Bei den *ad* 2 und 3 genannten Gegenständen wird bisweilen von der Regierung beabsichtigt, Ausgaben von sich ab, auf die Gemeinen und Provinzen zu wälzen. Dies hat aber nur alsdann Nutzen, wenn die Ausgabe auf diese Weise in sich verringert wird, weil Gemeine, oder Provinz wohlfeiler zum Ziele kommen. Sonst ist es ein, bloss die Uebersicht der Abgaben und Volkslasten erschwerendes Blendwerk.

§. 53.

Alle Verwaltung der ständischen Behörden muss unter Aufsicht des Staats geschehen. Allein diese muss nicht in Bevormundung bei jedem Schritte des Geschäfts, sondern in Einführung strenger Verantwortlichkeit bestehen. Sind diese Behörden dem beständigen Berichterfordern, Vorschreiben und Verweisen der Regierung ausgesetzt, so will niemand, der sich ein wenig fühlt, mit dem Geschäfte zu thun haben, und der Geist und Sinn der Einrichtung geht verloren. Da es minder untergeordnete Stufen solcher Behörden giebt, so kann die Regierung sich an die höchste halten, und ihr Geschäft dadurch sehr vereinfachen. Da es

auch jedem Einwohner freisteht, bei der höhern Behörde über die untere Beschwerde anzubringen, und diese Beschwerden immer mehr werden angebracht werden, je mehr der Gemeinsinn erwachen wird, da jetzt viele lieber Unrecht geschehen lassen, als sich die Mühe geben, es zu rügen, so wird die Controlle, wie die Verwaltung, mehr von dem Bürger selbst geübt, und das Geschäft der Regierung entbehrlicher werden.

§. 54.

Die Aufsicht des Staats auf jede dieser landständischen Behörden wird natürlich, nach ihren verschiedenen Abstufungen, durch die ihr gegenüberstehende Abstufung der Regierungsbehörden ausgeübt. Der Landrath berücksichtigt die Kreisbezirke, die Regierung den Ausschuss der Provinzialversammlung, insofern er ihrem Präsidialbezirk angehört, das Oberpräsidium diesen Ausschuss in seinem Ganzen.

§. 55.

Die Landräthe wurden ehemals in den östlichen Preussischen Provinzen mehr als Behörden angesehen, welche ihren Kreis, der sie selbst wählte, bei der Regierung vertreten sollten, als wie solche, die ganz und ausschliessend ihre Beamten waren. Sie hatten daher fast keine Besoldung, und mussten im Kreise angesessen seyn. Das letztere hat in den westlichen Provinzen ganz aufgehört, und alle Landräthe werden jetzt bloss als Delegirte der Regierungen angesehen, mit Arbeiten überhäuft u. s. f. Es verdient Ueberlegung, ob nicht die landständische und Regierungskreisbehörde, zu mehrer Vereinfachung, dergestalt in der Person des Landraths vereinigt werden könnte, dass derselbe hauptsächlich von dem Kreis, wenn auch unter Mitwirkung der Regierung durch Auswahl aus mehreren Vorgeschlagenen, gewählt würde, zugleich aber die Geschäfte der Regierung besorgte. Der Nachtheil dabei aber

dürfte vermuthlich der seyn, dass beide, Regierung und Land, darin zu wenig eine ihnen angehörige Behörde fänden. Da aber, wo die Landräthe noch mehr in ihrer ehemaligen Kategorie fortdauern, liesse sich, um das Neue dem Alten anzupassen, hierüber doch vielleicht wegsehen. Sonst müsste, nach dem neuen Plan, der Landrath bloss eine Staatsbehörde seyn, und ihm die ständische des Kreises respektive zu- und untergeordnet werden. In diesem Falle würde es weniger eine nothwendige Bedingung, als eine nützliche Regierungsmaxime seyn, dass er allemal auch in dem Kreise angesessen seyn müsste.

§. 56.

Die erste und nothwendige Grundlage der ganzen landständischen Verfassung ist daher die Einrichtung der Gemeinen, der ländlichen und städtischen. Ueber diese enthält, vorzüglich im Allgemeinen, und ohne auf die speziellen Unterschiede beider einzugehen, der Aufsatz, welcher von Nassau, den 10. October 1815 datirt ist, alle Hauptgrundsätze. Vorzüglich ist die dort allgemein aufgestellte Formel richtig, erschöpfend, und klar und bestimmt gefasst. Eben so ist auch das über die Gemeineglieder, ihre Vorsteher, die Einsetzung und den Geschäftskreis derselben Gesagte.

§. 57.

Wenn es jedoch heisst, dass die Gemeineglieder nicht bloss Eingesessene, sondern auch Angesessene seyn müssen; so scheint dies in Absicht der städtischen Gemeinen doch eine Modifikation erleiden zu müssen, wenn man nicht dem Besitz eines Grundstücks einen, der Natur des städtischen Gewerbes unangemessenen Werth beilegen will. Es scheint hier zuerst auf das Gewerbe anzukommen. Ist es im eigentlichsten Verstande eine Ackerstadt, oder ist sie es wenigstens zugleich, so ist für diejenigen, welche nichts anderes, als Ackerbau, treiben, auch nothwendig, dass sie angesessen

sind, da hier das Gewerbe unmittelbar an der Scholle klebt. Allein bei den übrigen, nicht auf so fixen Verhältnissen beruhenden Gewerben, müssen andere Normen eintreten.

§. 58.

Es ist in den Randanmerkungen zu den *Grundzügen* sehr richtig bemerkt, dass es überhaupt gut, und tief einwirkend auf alle städtische Verfassungen seyn wird, dieselben nicht nach dem blossen Wohnen in diesem oder jenem Quartier, sondern nach Corporationen zu bestimmen. Glieder der Gemeinde wären nur die Glieder von Corporationen, und keine andere. Diese Corporationen müssen eine vernünftige Gewerbefreiheit nicht aufheben, sie dürften überhaupt nicht mit den Zünften verwechselt werden. Dies Letztere würde auf jede Weise unstatthaft seyn. Die Corporationen sollen ein politisches Mittel seyn, die städtische Gemeine in Classen von Individuen abzutheilen, welche sich in ihrer Handthierung und den Resultaten derselben in ähnlichen Verhältnissen befinden. Diese Abtheilung soll zum Behuf der Besorgung des städtischen Interesses und nach dem Grundsatz geschehen, dass Theilnahme an einem kleinen, bestimmt abgeschiednen Körper den Bürgersinn und die Moralität mehr, als einzelnes Handeln in einer grössern Masse vermehrt. Die Zünfte sollen die Güte und Ehrlichkeit des Gewerbes sichern und bekunden. Aus diesem ganz verschiednen Zweck folgen natürlich auch verschiedne Grundsätze über die Regeln der Zusammensetzung dieser beiden Arten von Genossenschaften, und die Zulassung zu denselben. In die Zünfte muss man, wenn man nicht die Freiheit der Gewerbe vernichten will, jeden, der hinreichende Geschicklichkeit, den nöthigen Vorschuss, und einen nicht offenbar anstössigen Charakter besitzt, aufnehmen; zur Zulassung zu den Bürger-Corporationen kann dies natürlich nicht genügen. Eben so müssen die Zünfte sich in sehr viele

Zweige theilen, weil der Eintheilungsgrund die Verschiedenheit der Gewerbe ist; bei den Bürger-Corporationen wäre dagegen die einfachste Eintheilung die beste.

§. 59.

Die natürlichste scheint die in diejenigen, welche Landbau, Handwerke und Handel treiben. In grossen Städten dürfte es zweckmässig seyn, die letztern wieder nach dem Unterschied des Details- und Grosshandels abzusondern. Ob Fabrikanten in so hinreichender Anzahl vorhanden sind, dass sie eine eigene Corporation bilden müssen, oder ob man sie den Kaufleuten anschliessen kann? lässt sich nur nach den Ortsverhältnissen beurtheilen. In Einer Corporation ausser jener, müsste man alle übrigen Bürger vereinigen.

Der *Grundzüge* betitelte Aufsatz fügt den obengenannten Classen nur noch Gelehrte und Künstler hinzu, und übergeht also viele Individuen, die nichts von dem allem sind. Ueberhaupt aber hüte man sich ja, die Gelehrten unmittelbar, als solche, als politische Classe handeln zu lassen.

§. 60.

Der Adel, wie zahlreich er auch in einer Stadt seyn möchte, müsste darin keine besondere Classe bilden wollen. Wo er etwas ihm Eigenthümliches geltend machen will, muss er, als Landbesitzer und Landbewohner, erscheinen. In der Stadt gehört er in die allgemeine gemischte Klasse.

§. 61.

Die Genossenschaft in der Corporation müsste abhängen von dem Vermögen oder erweislichen Erwerb, dem unbescholtenen Ruf, der Herkunft aus dem Orte, oder einem von dem Zeitpunkte der gemachten Erklärung, dass man zu ihr gehören wolle, an, ununterbrochenen fortgesetzten Aufenthalte. In wiefern Erwerbung eines Grundstücks die letzte Bedingung erleichtern könnte, wäre eine besonders zu erwägende Frage.

§. 62.

Eine solche Unterscheidung der Corporationen lässt sich nur in Städten von beträchtlicher Grösse denken. In den meisten würde der Fall eintreten, dass eine oder die andere zu wenig zahlreiche Classe der andern beitreten müsste. Allein die Bedingungen der vollen Bürgerrechte würden immer, wenn auch, wie in blossen Ackerstädten, nur Eine Klasse vorhanden wäre, dieselben seyn, welche den Beitritt des Individuums zu der ihm eigenen Corporation erfordern würde. In dem von Vinckeschen Aufsatz ist als eine bedeutende Schwierigkeit erwähnt, dass bei dem jetzigen Verfall der Städte, viele sich nicht mehr von ländlichen Gemeinen unterscheiden. Sollte indess hierin ein grosses Hinderniss liegen? Die Gemeineordnung lässt sich leicht so einrichten, dass sie in diesen Fällen auf beide passt, und einige Eigenthümlichkeit bewahren auch die kleinsten Städte schon dadurch, dass sie gewöhnlich andere Rechte und andere Gattungen des Gemeineeigenthums, auch in der Regel mehr desselben, als das platte Land haben, woraus denn natürlich auch Unterschiede in der Verwaltung nöthig werden.

§. 63.

Im Preussischen ist in der Städteordnung eine Gemeineeinrichtung vorhanden, die jetzt nur isolirt dasteht.

§. 64.

So richtig auch die in dem oben erwähnten Aufsatze aufgestellte Formel über die Gemeineeinrichtungen ist, so wird ihre Anwendung doch in mehreren alt Preussischen Provinzen grosse Schwierigkeit finden, in welchen die Rittergutsbesitzer jetzt allein die Obrigkeit ausmachen, und die Gemeine bloss gehorcht, und wo auch das Rittergut ungleich mehr Acker, und mit ganz andern Rechten, als irgend ein andres Mitglied der Gemeine besitzt. Den Rittergutsbesitzern diese obrigkeitliche Befugniss zu nehmen, scheint

weder billig noch zweckmässig. Dagegen die Gemeine ganz davon auszuschliessen, eben so wenig rathsam.

§. 65.

Vielleicht liesse sich hierin dadurch ein Mittelweg einschlagen, dass

1) für alles dasjenige, was besonderes und abgeschlossenes Interesse und Eigenthum der Gemeine, ausser dem Rittergutsbesitzer ist, diese einem aus ihrer Mitte die Besorgung und Verwaltung übertrüge. In sehr vielen und den meisten Fällen dürfte aber sehr wenig oder nichts von dieser Art vorhanden seyn.

2) die Gemeine bei Ernennung eines Schulzen durch den Rittergutsbesitzer ein Widerspruchsrecht ausüben könnte, über das, wenn man sich in einem Falle nicht einigen könnte, der Landrath entschiede.

3) dass, wo es das Verhältniss nur immer erlaubte, der Rittergutsbesitzer mehr als die beaufsichtigende Behörde behandelt würde, und als in einem ähnlichen Falle zur Gemeine stehend, wie der Landrath zu dem Kreise.

§. 66.

Noch schwieriger wird die Entscheidung da, wo das gutsherrliche Verhältniss ehemals bestand, aber durch dazwischen getretene fremde Herrschaft aufgehoben worden ist. Soll man es wieder herstellen, oder nicht? In einigen Orten ernennt jetzt der Landrath den Schulzen, in andern die Gutsherrschaft, in andern ist das Verhältniss schwankend. Doch nennt ihn (von Berlin aus) diesseits der Weser, die Gemeine nirgends. Im Allgemeinen lässt sich wohl sagen, dass die Ernennung durch den Landrath immer unstatthaft scheint. Sie hat zwar jetzt zum Grunde, dass der Landrath den Schulzen als die Unterbehörde ansieht, deren er sich bedienen muss. Allein in der neuen Verfassung würde ein grosser Theil der Wirksamkeit des Landraths an

die Kreisbehörde übergehen, und dann würde es vielleicht rathsam seyn, dieser zwar kein Ernennungs- aber ein Bestätigungsrecht der Schulzen zu ertheilen. Der Landrath, als die beaufsichtigende Behörde, dürfte nur dasjenige haben, die Entfernung eines untüchtig Befundenen zu verlangen.

§. 67.

Wo sich aber das Verhältniss dergestalt verändert hätte, dass die Ackervertheilung gar nicht mehr wesentlich dieselbe wäre, auch die Einwohner, ausser dem Rittergutsbesitzer, nicht mehr bloss aus selbst ihren Acker bauenden Personen bestände, da ist Ernennung durch die Gemeinde der Herstellung der alten gutsherrlichen Rechte bei weitem vorzuziehen. Denn sie ist immer die vollkommenere und bessere Form, die nur nicht da eingeführt werden muss, wo, weil seit lange die entgegengesetzte besteht, sie ungerecht und selbst kaum natürlich seyn würde.

§. 68.

Hierher gehört auch die ganze Frage von den gesetzlichen Schranken, die der Veräusserung, Vererbung und Vertheilung bäuerlicher Grundstücke zu setzen sind. Die Aufhebung, da, wo sie bestehen, wäre auf jeden Fall unzweckmässig. Ihre Herstellung, wenn sie aufgehoben wären, würde im eigentlichen Verstande der Gegenstand der Berathung der Provinzialversammlungen da seyn, wo der Fall vorkäme. Der Staat hat offenbar bei der Wiederherstellung Interesse, und erhält sich von allem Vorwurf gewaltsamer Rückwirkung frei, wenn er der Meinung der Mehrheit in der Provinz selbst folgt.

§. 69.

Ein wichtiger Punkt ist noch der, dass alle Verwaltung des Communalinteresses, so viel es nur immer möglich ist, unentgeldlich geschehen muss. Dies ist nicht allein nothwendig, um Aufwand zu vermeiden, sondern ganz vorzüg-

lich, um den Geist der Einrichtung in seiner Reinheit zu erhalten. Nur die allerniedrigsten Bedienten, wie Boten u. s. w. müssen für ihre Zeit entschädigt werden. Sonst würde sich die unentgeldliche Verwaltung wohl durch gehörig eingeleiteten Wechsel der Last durchführen lassen. Bloss bei verwickelten Verwaltungszweigen sehr grosser Communen könnte und müsste vielleicht eine Ausnahme stattfinden.

Provinzialstände.

§. 70.

Bei den Provinzialständen kommt ihre Zusammensezzung und ihr Wirkungskreis (in so fern derselbe, wovon schon im Vorigen geredet worden, nicht verwaltend ist) in Betrachtung. Die erste kann und muss in verschiedenen Provinzen verschieden seyn; der letztere in allen derselbe, da sonst eine Provinz Vorrechte vor der andern hätte.

§. 71.

Der letzte Punkt wird, bis es allgemeine Stände giebt, in Absicht Sachsens und Schwedisch-Pommerns Schwierigkeiten haben. Beide Distrikte haben das Recht, keine andern Steuern, als mit ihrer Zustimmung, anzuerkennen, und die Regierung kann es, vorzüglich bei Pommern nicht zurückweisen. Bewilligung allgemeiner Steuern aber ist mit der Existenz blosser Provinzialversammlungen nicht verträglich. Es würde daher nichts übrig bleiben, als den Einspruch dieser Distrikte in der Zwischenzeit möglichst gut zu beseitigen.

§. 72.

Bei der Zusammensetzung kommen hauptsächlich, wenn man das Detail übergeht, folgende Fragen vor:

1) soll die Bildung dieser Versammlungen bloss nach der Zahl der Einwohner, oder nach den Ständen derselben geschehen?

2) soll im letztern Falle der Adel einen eigenen Stand ausmachen, und wie?
3) soll in demselben Fall die Versammlung nur eine, oder soll sie in zwei oder mehr Kammern getheilt seyn, und auf welche Weise?

Ad 1.

§. 73.

Dass die Bildung nach Ständen geschehe, ist eine nothwendige Folge des ganzen hier aufgestellten Systems. Wenn der Zweck ständischer Einrichtungen seyn soll: Erweckung und Erhaltung richtig geleiteten Interesses an den Angelegenheiten des Ganzen, vermittelst gehörig bestimmten Zusammenwirkens mit der Regierung und Begränzens ihrer Gewalt, so muss die Bildung der Stände derselben Richtung folgen, welche dies Interesse von unten auf nimmt. Diese ist aber offenbar die nach Gemeinheiten, Genossenschaften und Ständen. Die Gründung volkvertretender Versammlungen nach blos numerischen Verhältnissen setzt offenbar eine völlige Vernichtung alles Unterschieds der einzelnen Genossenschaften voraus, und würde, wo ein solcher noch vorhanden wäre, ihn nach und nach zerstören.

§. 74.

Dem allgemeinen Begriffe des Volks nach, giebt es aber in einer Nation sehr viele Stände und fast eben so viele als Beschäftigungen. Es fragt sich daher, nach was für Kriterien zu bestimmen ist, welche unter diesen Ständen politische Stände ausmachen sollen? Bei Beantwortung von Fragen dieser Art würde es ganz unzweckmässig seyn, weit in theoretischen Betrachtungen herum zu schweifen. Sieht man sich aber in der Wirklichkeit um, und blickt man auf dasjenige zurück, was Provinzialständen zur Basis dienen soll, so giebt es unläugbar zwei abgesonderte Stände, die

man nicht übergehen und nicht vermischen kann: den Landbauer und den Städter.

§. 75.

Forscht man alsdann hierbei mehr nach allgemeinen Gründen, so findet man, dass zwischen diesen beiden Klassen der wahrhaft politische wichtige Unterschied die Art ist, wie der Boden des Staats bewohnt wird, und dass Alles auf diesem physischen Unterschiede beruht, aus welchem nachher die moralischen, rechtlichen und politischen herfliessen. In der That würde, wenn es einen selbstständigen Distrikt gäbe, in welchem Landbauer, Handwerker und Kaufleute alle nur in Dörfern zerstreut wohnten, man Unrecht haben, nach Verschiedenheit dieser Gewerbe, diejenigen, welche sonst gewöhnlich städtisch genannte treiben, von den übrigen abzusondern. Man würde vielmehr nur Eine Art der Stände, Eine Art der Gemeinheiten annehmen müssen. Nur so wie die Bürger eines Staates zusammenwohnen, wie sie, als Nachbarn einen von andern abgesonderten Bezirk ausmachen, wie sie als Theilhaber an diesem Eigenthum, Rechte und Pflichten besitzen, nur nach diesen festen, unveränderlichen, räumlichen Verhältnissen können sie das unmittelbare partielle Interesse in ein allgemeines vereinigen; denn nur nach denselben Verhältnissen ist gemeinschaftliche Vertheidigung, Zusammentreten in einen grossen Staat, Zerspaltung in kleinere möglich, in welchem Allem das wahre und eigentliche Wesen der bürgerlichen Gesellschaft besteht.

§. 76.

Sieht man ferner auf den Unterschied zwischen dem platten Lande und den Städten, so kommt er gewissermassen auf die grosse allgemeine Eintheilung in Sache und Person zurück. Der Landbau vereinzelt und heftet an die Erdscholle; alles übrige Gewerbe, weil es der nahen Berührung der Menschen bedarf, drängt zusammen und vereinigt. Zu-

gleich hat auf den Unterschied die Leichtigkeit und Schwierigkeit der Vertheidigung gewirkt. So lange die Städte noch ihre eigentliche Bedeutung hatten, waren sie bei allen Nationen und durch alle Perioden der Geschichte hindurch, Orte des Verkehrs und Orte der Wehr; der Unterschied in verschiedenen Zeiten und Ländern war bloss immer der, dass sie bald das Letzte aus dem Ersten und bald das Erste aus dem Letzten wurden.

§. 77.

Es ist daher schon an sich, auch noch ausser den jedoch auch sehr wahr geschilderten moralischen Nachtheilen, richtig in einem der anliegenden Aufsätze bemerkt, dass Pfarrer keinen besondern politischen Stand ausmachen sollten. Ueberhaupt nur die Geistlichkeit so anzusehen, hat schon sein eigenes Bedenken. Von dem doppelten Gesichtspunkte, den die ehemaligen Verfassungen dabei hatten, ist bei uns nur noch der eine übrig geblieben, dass man eine so wichtige Sache, als ständische Versammlungen sind, nicht von dem Ansehen und dem Ehrwürdigen der Religion entblösst lassen will. Deswegen, und damit es nicht dem Zufall überlassen bleibt, ob die Häupter der Geistlichkeit, die einen so grossen Einfluss auf eine der wichtigsten Klassen der Gesellschaft ausüben, durch Wahl in die ständische Versammlung treten, ist es immer nothwendig, diese als gesetzlich darin einzuführen; allein dies ist auch hinlänglich. Der andere Grund, welcher ehemals vorhanden, und politisch wichtig war, ist mit der veränderten Verfassung der Geistlichkeit mehr oder weniger verschwunden. Ehemals nemlich erschien die Geistlichkeit auf Landtagen, als Besitzerin einer eignen Art des Grundeigenthums, das gewissermassen ewig, wohl des Zuwachses, aber nicht der Verminderung fähig war. Sie schlossen sich insofern an den Erbadel an, und beide stellten sich, als wegen der fortlau-

fenden Dauer ihrer eigenthümlichen Verhältnisse verwandte Klassen den Städten und dem platten Lande gegenüber.

§. 78.

Jetzt kann die Berufung von Pfarrgeistlichen in landständische Versammlungen kaum einen andern Zweck haben, als eine Anzahl von Abgeordneten zu erhalten, von denen die Regierung geringeren Widerspruch zu erwarten hat, die sie gewissermassen als ihre Beamten ansehen kann, ohne sich den Schein zu geben, von diesen ausdrücklich eine gewisse Anzahl in die Versammlung aufzunehmen.

In protestantischen Staaten mit gemischter Geistlichkeit dürfte indess dieses Mittel weniger zuverlässig seyn.

§. 79.

Wollte man die Einwendung machen, dass auf diese Weise die Rechte der Geistlichkeit nicht gehörig vertreten wären, so beriefe man sich auf einen offenbar falschen Grundsatz. Denn nach eben diesem Räsonnement müssten auch die Rechte der Handwerksvereinigungen, der Kaufmannschaft nicht als Theile einzelner Städte, wie oben gesagt ist, sondern als Stände durch den ganzen Staat, der Gelehrten besonders vertreten werden, wie denn in den ephemeren Versuchen von Verfassungen in den letzten Jahrzehnden alle diese Erscheinungen da gewesen sind, und sich selbst gerichtet haben.

§. 80.

Von den Universitäten, die keine bedeutenden liegenden Gründe haben, kann nur gelten, was von den Häuptern der Geistlichkeit gesagt worden ist, und ihre Theilnahme ist offenbar noch weniger wichtig, da sie keinen gleich grossen unmittelbaren politischen Einfluss besitzen. Es ist aber eine Huldigung die man der Wissenschaft, und dem wohlthätigen Einfluss stehender, für sie gebildeter Körper bezeugt, und in sofern gewiss beizubehalten. Denn die Wissenschaften

und die Nationalbildung würden offenbar verlieren, wenn die Universitäten aufhörten, wirkliche und gewissermassen selbstständige bürgerliche Institute auszumachen.

§. 81.

Mit liegenden Gütern versehene Universitäten, wie Greifswalde, und eben solche katholische oder protestantische Stifter und Kapitel treten noch in ein andres Verhältniss. Es ist kein Grund abzusehen, warum sie nicht eben so gut zu den Ständen gehören sollten, als es der Fall der Individuen seyn würde, die ihre Güter käuflich an sich brächten.

ad 2.

§. 82.

Dass der Adel fortbestehen, und, als Grundeigenthümer, an den Landständen Theil nehmen muss, bedarf nicht erst bemerkt zu werden.

Dass er nur als Grundeigenthümer unter denselben erscheinen kann, ist sehr richtig in den anliegenden Papieren aufgestellt.

Es kommt also nur darauf an, ob und wie er politisch einen eigenen abgesonderten Stand (noch ohne die Frage der zwei Kammern) ausmachen soll?

§. 83.

Der eigene Aufsatz über den Adel unter den anliegenden Papieren lässt, so geistvoll er ist, und so viel Treffliches er enthält, dennoch zu wünschen übrig, dass er zu einem bestimmteren und deutlicher ausgesprochnen Resultate führen möchte. Es erregt auch eine Ungewissheit über die eigentlich darin aufgestellte Meinung, dass immer nur in dem Aufsatz von erblichem Landstandsrecht gesprochen wird, da es, wie es in der Baierischen Verfassung der Fall ist, und des Beifalls werth scheint, auch auf Wahl beruhende adliche Landstandschaft geben kann.

§. 84.

Den Adel bloss in Rücksicht auf den Betrag der Einkünfte seiner liegenden Gründe mit allen übrigen Landeigenthümern in den Wahlen zu den ständischen Versammlungen zu vermischen, hiesse in der That ihn seines ganzen politischen Charakters entblössen, es wäre eben so viel, als ihn aufzuheben, oder wie es sehr gut in dem Aufsatze heisst, zu einem Gaukelspiele der Eitelkeit herabwürdigen. Er muss also allerdings eine Corporation bilden, aber diese Corporation darf auch keine andere Beziehung auf politische Rechte, als in Hinsicht der Landstandschaft haben. Dabei bleibt ihr indessen allerdings unbenommen, für sich, als eine moralische Person, Stiftungen und ähnliche Einrichtungen zu machen.

§. 85.

Diese Corporation hat das Recht, zu den ständischen Versammlungen zu wählen, und gewählt zu werden. Allein dies Recht ist bedingt durch die Forderung, dass, um das eine oder andere auszuüben, der Adliche mit liegenden Gründen in der Provinz angesessen seyn muss. In denjenigen Provinzen, wo mit den Rittergütern noch Patrimonialgerichte, oder andere besondere Rechte verbunden sind, müsste man auch fordern, dass er ein solches Gut besässe, und in den übrigen müsste die Grösse des Guts nach dem Steuerquantum, oder sonst bestimmt seyn, damit nicht ein winziger Besitz, bloss um Landstandschaft zu erlangen, erworben werde.

§. 86.

Von denjenigen Adlichen, die nicht durch Wahl, sondern erblich in den ständischen Versammlungen erscheinen wollen, muss nothwendig gefordert werden, dass sie ein Fideikommiss von einer gewissen Höhe errichten, damit die Dauer des Besitzes bei der Dauer des Geschlechts gesichert wird.

§. 87.

Auf diese Weise ist die adliche Landstandschaft zugleich persönlich und dinglich. Kein Unadlicher, wenn er auch ein adliches Gut kaufte, könnte sie mit, und vermöge der Corporation des Adels erlangen, und der nicht begüterte Adel sie eben so wenig ausüben.

§. 88.

Darum müsste aber dem Ankaufe adlicher Güter durch Bürgerliche kein Hinderniss in den Weg gelegt werden. Die adliche Corporation könnte allerdings in einer Provinz zu Zeiten sehr abnehmen. Allein theils wäre dies doch wohl nur vorübergehend, theils ist der Adel gerade ein Institut, das nicht gleichsam mit Gewalt, sondern nur in sofern unterhalten und gestützt werden muss, als die Sitte und sein eigenes Wesen es hält. Hat der Gesetzgeber richtig gefühlt, dass es dem Zustande und der Stimmung der Nation angemessen sey, den Adel als eine politische Corporation beizubehalten, so wird der Adel selbst sich nicht schwächen wollen, und seine Güter zusammen zu halten streben. Der Einzelne wird sich schämen, der Ehre, den angestammten Sitz zu bewahren, einen Geldvortheil vorzuziehen, und wo ein Nothfall eintritt, wird der übrige Adel des Kreises hinzuzutreten geneigt seyn und die Erhaltung des Guts, oder den Uebergang an eine andre adliche Familie befördern. Geschieht dies nicht, oder vielmehr geschieht das Gegentheil häufig, so ist es ein sicheres Zeichen, dass der Adel den Sinn seines Instituts verloren hat, und dann würde man sich vergebens schmeicheln, ihn durch Zwangsmittel, die ausserdem schädlich sind, festbannen zu wollen. Der Staat thut genug, ihm durch die hergestellte politische Bedeutung einen neuen Antrieb zu verleihen.

§. 89.

Man kann zwar hiergegen noch einwenden, dass in keiner Verfassung man eine so wichtige Sache, als das Verhältniss des Adels zu den übrigen Landeigenthümern ist, dem Zufall überlassen darf. Allein man muss bedenken, dass, da auch nach jenem Aufsatze, der Adel doch kein von den übrigen Ständen geschiednes Interesse haben, und keine nutzbaren Vorzüge geniessen soll, der ihn belebende eigenthümliche Geist nur auf festem Halten am Lande durch mehr dauernden Grundbesitz, und auf dem edlen Ehrgeiz, sich durch Consequenz und Gediegenheit seiner Meinung auszuzeichnen, beruhen kann. Dieses rein sittliche Resultat steigt und fällt aber mit dem den Adel an sich beseelenden Sinn, von dem eben bemerkt worden ist, dass Gesetze ihn nicht festhalten können, wenn ihn die Sitte fahren lässt.

§. 90.

Der Eintritt in die Corporation wird doch am Ende nur von dem durch den Staat ertheilten Adel, verbunden mit dem Besitze oder Erwerbe eines solchen Guts, als die Corporation fordert, abhängen können. Was jener Aufsatz darüber sagt, dass *Adeln* eigentlich nur die *Adelsfähigkeit* ertheilen heisst, ist zwar an sich sehr scharfsinnig, und stellt in historischer Beziehung einen brauchbaren Unterschied auf, allein es würde nur dann vollkommen wahr genannt werden können, wenn der Eintritt in die Corporation, als das wahre Criterium des Adels, entweder von Ahnenprobe oder von der Einwilligung der Mitglieder abhinge. Allein das letztere verwirft der Aufsatz mit Recht, obgleich ein anderer d. d. Frankfurt, 27. März 1818 es zulässt, und die erstere fordert er nicht unbedingt. Er legt am Ende auch den Eintritt wieder in die Hände des Landesherrn, indem er sagt:

„thätiges Glied der adlichen Genossenschaft ist also, wer erblicher Provinzial-Landstand."

Allein dies bestimmt erstlich nur, wie man *thätiges*, nicht wie man *Glied überhaupt* seyn soll, und dann spricht es nur von der Herrenbank. Wo der Adel in einer ständischen Versammlung durch Wahl sitzt, hat der Landesherr nichts zu bestimmen. Die Corporation wählt, und nur ein zu ihr Gehörender kann gewählt werden.

§. 91.

Adeln wird also immer heissen müssen: dem Neugeadelten und seinen Abkömmlingen das Recht verleihen, zu der adlichen Corporation sogleich zu gehören, als er oder einer von ihnen die gesetzlich zur Ausübung adlich ständischer Rechte vorgeschriebenen Bedingungen erfüllt.

§. 92.

Dies nemlich, insofern die Corporation eine politische ist. Wo sie Privatverträge unter sich macht, können blos die allgemeinen gesetzlichen Bestimmungen eintreten, und da muss sie in so weit, aber auch nicht weiter, gesetzgebend seyn können, als dies Corporationen überhaupt verstattet ist. Da aber die erste Bedeutung der Corporation immer die politische ist, so wird dieselbe, wenn sie Privatbestimmungen machen will, nicht eigentlich, als Corporation, sondern nur als Verbindung dieser und dieser Geschlechter für sich und ihre Nachkommen handeln können. Wenn z. B. sechs Geschlechter den Adel eines Kreises ausmachen, so würden zwar diese unter ihrem Namen eine Stiftung errichten können, welche nur Personen mit so und so viel Ahnen zuliesse; sie würden aber diese Stiftung nicht errichten können, als die adliche Corporation des bestimmten Kreises, weil ihnen der Staat nicht erlauben kann, den Willen der zu dieser politischen Corporation neu Hinzutretenden durch ihren Willen zu binden. Es würde hierdurch unläugbar aus der Corporation eine Kaste werden, was auch der Aufsatz nicht will. Der Neuhinzutretende würde die

von ihr vorgeschriebenen Bedingungen eingehen müssen, oder sie würde, wenn sie ihn auch nicht von der Ausübung der landständischen Rechte verdrängen könnte, doch den Namen der Corporation, der ihr nur, mit Einschluss seiner, zukäme, für sich allein, ohne ihn, an sich reissen.

§. 93.

Ahnenprobe kann der Staat nur erlaubend zulassen, und nur bei Privatinstituten. Verbot der Vermischung durch Ehe ist eines der ersten Kriterien einer Kaste, und man rettet sich nur durch Worte, wenn man sagt, dass es kein Verbot ist, dass derjenige, der eine die Ahnenprobe vernichtende Ehe macht, nur seine Kinder von einer Corporation in eine andere, sogar mit der Möglichkeit zu jener zurückzukehren, versetzt. Es ist auch nicht mit den wahren Begriffen der Sittlichkeit, und dem Begriffe der Ehe zu vereinigen, dass Ehen andere Hindernisse finden sollen, als die in den Willen der sich verheirathenden Personen, und derer, von welchen sie unmittelbar abhängen, liegen, noch andere Reizmittel, als die gegenseitige Neigung und individuelle Convenienz.

§. 94.

In den einzelnen Resultaten stimmt das hier über den Adel Gesagte meistentheils mit dem Aufsatze überein. Allein im Ganzen bleibt eine nicht unwichtige Nüance des Unterschiedes. Der Aufsatz will eigentlich, dass der Staat positiv dem Adel zu Hülfe komme, ihn gewissermassen, als einen Halberstorbenen, ins Leben zurückführe. Hier dagegen ist die Ansicht aufgestellt, dass der Staat ihm nur Freiheit, und gesetzlichen Antrieb geben soll, durch seine eigene Kraft ins Leben zurückzukehren. Von jenem Standpunkte ausgehend, würde man z. B. den Adel, wo er an Zahl zu sehr abgenommen hätte, durch neue Ertheilungen zu vermehren suchen müssen; wie es auch in dem Aufsatz

dd. Frankfurt 27. März 1818 vorgeschlagen ist; von diesem aus würde so etwas nicht Statt finden dürfen, sondern der Staat müsste bei Erhebungen in den Adelstand nur Belohnung des Verdienstes, oder solche Fälle im Auge haben, wo, bei Uebertragung eines Amts, oder erworbnem grossen Güterbesitz, verbunden mit persönlichen Vorzügen, der Mangel des Adels ein gewisses Missverhältniss in die Lage des Individuums bringt.

§. 95.

Die hier aufgestellte Ansicht gründet sich darauf, dass man ein Institut, was nur historisch, nicht nach Begriffen, erklärt und hergeleitet werden kann, nur so lange und nur in so fern erhalten muss, als es selbst Lebenskraft besitzt. Dass es sich aber mit dem Adel wirklich so verhält, ist offenbar. Es ist unmöglich, ohne Rückblick auf die Geschichte, eine Definition von ihm zu geben. Der Aufsatz nennt als seine Grundlagen:

1) bedeutenden erblich zusammengehaltnen Grundbesitz — dies gilt aber nur von dem hohen, und in dem Majorate vorhanden sind;

2) Erhaltung und Sicherung der Geschlechter — allein diese für sich genommen, bestand namentlich bei den Bauern in gewisser Art, da sie ihre Besitzungen und ihren Wohnort nicht verändern konnten, oder nicht veranlasst waren, es zu thun; es bestand bei den städtischen Patriziern, endlich bei mehreren bürgerlichen Familien, die eben so gut ihr Geschlecht aus alter Zeit herzählen können;

3) sittliche Würde, Berechtigung des Bestehenden im Leben und Verfassung — ob dies wirklich Kriterium des Adels sey (seit den letzten 50 Jahren lässt es sich wohl schwerlich beweisen) hängt aber davon ab, ob der Geist und Sinn des Instituts noch lebendig sind, was kein Gesetz bewirken kann.

Der Begriff des Adels ist allein ein politischer Begriff, und lässt sich nur an dem politischen Charakter festhalten. Nun ist aber der politische Charakter des deutschen Adels — vorzügliche Theilnahme an der Landesvertheidigung, und Bildung des Herrenstandes gegen den mehr oder weniger hörigen Landmann — grösstentheils untergegangen. Der Gesetzgeber, der dem Adel eine neue politische Haltung geben soll, kann ihn daher nur nach demjenigen nehmen und festhalten, was er von dem ehemaligen politischen Charakter moralisch wirklich in sich erhalten hat.

§. 96.

Ausser der Landstandschaft scheint es besser, alle sonst in einigen Provinzen noch mit dem Besitze der Rittergüter verknüpfte Rechte, wie z. B. Patrimonialgerichtsbarkeit, an dem Gute selbst kleben, und mit ihm auf jeden, auch nicht adlichen Besitzer übergehen zu lassen.

§. 97.

In Baiern ist dies anders. Der Erwerb durch einen Nichtadlichen suspendirt nicht blos die Ausübung dieser Rechte, sondern dieselben erlöschen dadurch gänzlich. Diese Rechte werden daher nur, als solche, behandelt, die man nach und nach vernichten will. Diese Einrichtung hat doch aber unläugbar die doppelte Unbequemlichkeit, dass sie diese Vorzüge (die bei uns bisher Nichtadliche eben so gut ausgeübt haben) zu wirklich persönlichen, und dadurch unbilligeren des Adels macht, und dass das einzelne und allmählige Aufhören derselben sogar in der Ausführung viele Schwierigkeiten hervorbringen muss. Sie führt, wie auch der Fall seyn soll, fast natürlich dahin, dass solche bürgerliche Erwerber von adlichen Gütern wieder geadelt werden, was der Ertheilung des Adels eine ganz schiefe Richtung giebt. Wenn gar auch das auf solchen Gütern ruhende Recht der adlichen Landstandschaft nicht wieder erwacht,

wenn das Gut abermals in Besitz eines Adlichen kommt, so würde damit auch die adliche Landstandschaft selbst einem allmähligen Aussterben ausgesetzt seyn.

§. 98.

Ein sehr schwieriger und schlimmer Punkt ist die, in einigen unsrer Provinzen noch bestehende Steuerfreiheit des Adels. Ihre Fortdauer scheint unmöglich. Dagegen ist die Auflegung einer Grundsteuer Verringerung des Werths des Guts, und gewiss es höchst nachtheilig, im Augenblicke der Einführung der Verfassung eine Klasse der Einwohner zu erbittern, oder nieder zu schlagen.

§. 99.

Vielleicht wäre es ein Ausgleichungsmittel, wenn man, indem man den Adel unverzüglich besteuerte, ihm von Seiten des Staats ein dem Steuerbetrag gleichkommendes Capital (allenfalls durch Domänenhypothek) versicherte, welches aber erst in so viel Jahren, und zinslos, bezahlt würde, als nöthig wäre, aus der jährlichen Steuer das Capital zu bilden. Im Grunde bliebe der Adel dadurch auf so lange steuerfrei, und der Staat sammelte die von ihm bezahlte Steuer für ihn zu einem Capital, das ihn wegen des Grundverlustes entschädigte. Er aber gewöhnte sich, von dem jetzigen Augenblicke an, an die Zahlung einer Steuer, und erschiene, was sehr wichtig ist, auf einem gleichen Fuss mit allen übrigen Staatsbürgern.

§. 100.

Herr von Wangenheim will den Adel besteuern, allein als eine nothwendige Mittelklasse zwischen Landesherrn und Volk, nach einer geringeren Quote, als die andern Grundeigenthümer. Dies aber würde keinen Theil befriedigen, und der politische Grund der geringeren Besteuerung ist zu theoretisch und allgemein, um die Gemüther versöhnen zu können.

§. 101.

Wer es mit dem Adel wohlmeint, kann nicht rathen, ihm irgend ein nutzbares, Geld bringendes Vorrecht zu lassen. Dagegen hat der Staat allerdings die dringendsten Gründe, der Verringerung des Werthes seiner Güter, aus welcher sein Ruin entstehen kann, vorzubeugen. Ein anderes Mittel, diese Verringerung wenigstens sanfter zu machen, wäre, die Steuerquote, die er zur allgemeinen Gleichstellung tragen müsste, ihm stufenweise von etwa 5 zu 5 Jahren, so dass die Gleichheit erst nach 20 erreicht würde, aufzulegen.

§. 102.

Bei dem Antheile aller übrigen Grundeigenthümer (ausser dem Adel, und den Städtern) an den ständischen Einrichtungen würde man wohl schwerlich dieselbe Organisation in allen Provinzen machen können. Wenigstens wenn bloss der Steuersatz denselben bestimmen sollte, könnte dieser nicht derselbe seyn. Wenn man die verschiednen Fälle des Grundbesitzers im Allgemeinen durchgeht, so findet man:

1) adliche Besitzer von Rittergütern, in den Provinzen nemlich, wo noch jetzt ein gesetzlicher Begriff mit diesem Worte verbunden werden kann, was eigentlich nur von Berlin aus diesseits der Elbe der Fall ist; vielleicht auch im Herzogthume Westphalen;

2) nicht adliche Besitzer von Rittergütern;

3) Besitzer von Grundstücken, die nicht Rittergüter sind, allein eine solche Ausdehnung und solche Verhältnisse haben, dass sie nicht hauptsächlich vom Eigenthümer selbst bearbeitet werden;

4) eigentliche Bauern, das sind solche, die ihren Acker in der Regel und hauptsächlich selbst bestellen, und seit kürzerer oder längerer Zeit aus einem Verbande wirklicher Hörigkeit herausgetreten sind.

§. 103.

In Absicht der dritten Classe herrscht zwischen den Preussischen Provinzen wohl der bedeutendste Unterschied, der daher, da er unstreitig auch die Culturnüancen unter den verschiedenen Classen angiebt, sorgfältig beachtet werden müsste.

§. 104.

Wo diese Classe ansehnlich ist und den Rittergutsbesitzern näher steht, als den Bauern, wird es keine Schwierigkeiten haben, die Individuen *ad* 2. (denn man kann dies nicht eigentlich eine Classe nennen) mit ihr zu vereinigen.

Sonst wird es nothwendig seyn, diese dennoch mit der adlichen Corporation für das landständische Geschäft zu verbinden, versteht sich immer nur da, wo von Wahl, nicht wo von Erbrecht in der Herrenbank die Rede ist. Denn es würde nicht gerecht seyn, diese Individuen, bloss wegen des mangelnden Adels, von aller Theilnahme an der Verfassung auszuschliessen, und nicht rathsam, sie mit den Bauern zusammen zu werfen, wo sie einen, ihnen gar nicht gebührenden unverhältnissmässigen Einfluss gewönnen. Es versteht sich aber immer, dass diese Individuen nicht zugleich ein städtisches Gewerbe treiben dürften, ohne von dem Antheil an der Verfassung (den sie alsdann auf dem Lande hatten) ausgeschlossen zu werden.

§. 105.

Sehr nachtheilig würde es seyn, es der vierten Classe gewissermassen unmöglich zu machen, zu der Verfassung mitzuwirken. Wenn sie nicht die aufgeklärtere ist, ist sie eine schlicht vernünftige, am Lande und dem Bestehenden hängende, und gutgesinnte. Sie von der dritten bestimmt abzusondern, könnte nur da angehen, wo diese, wie vielleicht in einigen Provinzen der Fall ist, sich durch eigene gesetzliche Bestimmungen, die mit ihnen verbunden sind, in einen

bestimmten Begriff fassen lassen. Sonst kann man nur die beiden, oder drei letzten Classen verbinden, und nach dem Steuersatze den Antheil an der Verfassung festsetzen. Allein alsdann dürfte der Steuersatz ja nicht zu hoch seyn. Das Nachtheilige eines zu hohen zeigt sich bei der Baierischen Verfassung. Statt der vielen Postmeister wäre es wohl besser, wahre, wenn auch etwas weniger bemittelte Bauern zu haben. Bei der Baierischen Verfassung scheint freilich die Absicht hierbei, wie bei der Geistlichkeit, dahin zu gehen, viele Mitglieder in der Versammlung zu finden, die wahrscheinlich mit der Regierung stimmen.

ad 3.

§. 106.

Der Punkt der Vereinigung der Provinzial-Stände in Einer Versammlung, oder ihre Theilung in mehrere Kammern scheint noch eine genauere Erörterung zu erfordern, als er in den anliegenden Aufsätzen gefunden hat.

Zuerst entsteht die Frage: nach welchem Grundsatz? und zu welchem Zweck soll die Theilung angenommen werden?

§. 107.

Man kann entweder bloss die Absicht haben, die Berathung ruhiger, einfacher, besonnener zu machen, und darum diejenigen zusammenbringen, welche ein am meisten gleiches Interesse haben, und die auch ihr tägliches Leben sich näher bringt; und dann ist nichts dagegen zu sagen, dass der Adel, die nicht adlichen Grundeigenthümer und die Städte drei verschiedne Kammern bilden. In diesem Sinne scheint die Sache in dem Aufsatz vom 27. März genommen, aber dann wird es schwer seyn, eine Art zu bestimmen, wie die Verschiedenheit der Meinungen unter diesen drei Kammern wird vereinigt oder entschieden werden können. Städte und plattes Land dann aber zusammenzuziehen, und

nur zwei Kammern zu haben, würde alsdann unpassend seyn, und die natürliche Lage der Dinge verändern. Diese Theilung wäre nur eine der verschiedenen möglichen Arten gemeinschaftlicher Berathung.

§. 108.

Ganz anders ist es, wenn eine Ständeversammlung in dem Sinne in zwei Kammern getheilt ist, in dem die eine als Ober- die andere als Unterhaus der andern zur Seite steht, jede das Verwerfungsrecht eines Vorschlages besitzt, und nur beide zusammen die Zustimmung geben können.

Auf diese Weise kann es nur zwei, nicht drei Kammern geben, und die beiden müssen durch einen wahren und wesentlichen Eintheilungsgrund geschieden seyn, der darin liegt, dass die Landstandschaft in der einen erblich, in der andern auf Wahl beruhend ist, dass zu jener bloss Grundeigenthum, und wieder nur bedeutend ausgedehntes, und wenigstens zum Theil nothwendig erbliches, das ist fideicommissarisches Eigenthum den Zutritt giebt.

§. 109.

Eine solche Theilung der Kammern ist, strenge genommen, in den Provinzial-Ständen nicht leicht, oder nicht überall möglich. Denn es ist kaum vorauszusetzen, dass in einer Provinz sich so viel Erbstände befinden, dass sie allein eine hinlänglich zahlreiche Kammer bilden könnten. Wäre dies indess der Fall, so würde auch kein Grund seyn, die adlichen Wahldeputirten dieser Kammer zuzugesellen, sondern sie fänden, wie in den allgemeinen Ständen, natürlich ihren Platz in der zweiten Kammer mit den übrigen Grundeigenthümern und Ständen.

§. 110.

Auf gewisse Weise bedarf der Staat bei Provinzial-Ständen, eben sowohl als bei allgemeinen, einer doppelten Kammer. Denn für Provinzialgesetze sind Provinzial-Stände

gerade dasselbe, als allgemeine, und er kann das Schicksal seiner Vorschläge nicht der Berathung in Einer Kammer, die überdies leicht tumultuarisch ist, anvertrauen. Bedenkt man aber wieder, dass eigentliche Provinzialgesetze, wie in der Folge gezeigt werden wird, an sich ziemlich bedenklich sind, und nicht häufig vorkommen werden, so verliert dieser Grund viel an seinem Gewicht, und es scheint keine so wesentliche Sache, ob die Provinzial-Stände eine oder zwei Kammern bilden, wenn man auch nicht mit Herrn v. Vincke ganz gegen das Letztere seyn will. Das hier zunächst Folgende ist daher mehr zur Beurtheilung der anliegenden Aufsätze und für den Fall gesagt, dass man doch die anscheinende Weitläuftigkeit zweier Kammern nicht scheute.

§. 111.

In dem mehrerwähnten Aufsatz werden den Erbständen in der höheren Kammer alle und nur adliche Wahldeputirte beigeordnet. Allein diese Bildung einer Kammer, welche das Verwerfungsrecht gegen die andere hat, aus blossen Adlichen, die doch nur zum kleinsten Theil Erbstände sind, scheint den Adel zu sehr von den andern Staatsbürgern abzusondern, bietet keinen wahren Eintheilungsgrund der beiden Kammern dar, da dieser unmöglich in der adlichen Qualität allein liegen kann, und ist der Analogie der allgemeinen Stände, wo die Wahldeputirten des Adels nicht in der oberen Kammer sitzen, zuwider.

§. 112.

Die Herrenbank der Provinzialstände muss daher, wenn sie einmal nicht bloss aus wahren Erbständen (erblich und persönlich Berechtigten) bestehen kann, auf eine andere Weise zusammengesetzt werden. Um dies den Grundsätzen, auf welche die Theilung der Kammern in den allgemeinen Ständen beruht, so nahe kommend, als möglich, zu machen, muss daraus zuerst aller Geldreichthum ausgeschlossen und

nur Grundeigenthum aufgenommen werden, vom Grundeigenthum aber auch nur dasjenige, was sich entweder durch nothwendige Erblichkeit oder durch seine Grösse auszeichnet. Sonach würde die Herrenbank bestehen:

1) aus den eigentlichen Erbständen und der hohen Geistlichkeit,
2) aus denjenigen Grundbesitzern, welche fideicommissarische Güter von einer zu bestimmenden Grösse hätten,
3) aus denjenigen, die einen Steuersatz bezahlen, welcher, nach Verschiedenheit der Provinz, da die obere Kammer nicht zahlreich seyn muss, den doppelten oder dreifachen der Abgeordneten in der untern Kammer ausmacht.

Bei den beiden letzten Classen wäre die Qualität des Adels gleichgültig, und die adlichen Wahldeputirten von geringerem Steuersatz nähmen in der untern Kammer ihren Platz.

Der Adel verliert nicht das Mindeste hierbei, sondern gewinnt vielmehr. Denn sobald er nur das Vorrecht behält, eine eigne Wahlcorporation zu bilden, und daher sicher ist, eine bestimmte Anzahl Glieder aus seiner Mitte unter den Ständen zu haben, und in der Person und der Abstimmung dieser sich als einen politisch wohlthätigen Körper erweisen zu können, ist es vielmehr sein Vortheil, wenn seine Abgeordneten bei allen Theilen der gemeinschaftlichen Berathung gegenwärtig sind.

§. 113.

Es ist in der Badenschen Verfassung nicht zu loben, dass der Adel von der zweiten Kammer ganz ausgeschlossen ist. War die erste zahlreich genug, ohne die Abgeordneten des Adels, so hätte man besser gethan, diese in die zweite Kammer zu setzen. War dies nicht, so konnte man sie nach dem Vermögen vertheilen.

§. 114.

Nach Herrn von Vincke sollen alle adliche Gutsbesitzer für geborne Mitglieder der Landstände erklärt werden. Dennoch fordert er zugleich auch ein zu bestimmendes Grundeinkommen, obschon ein geringes. Dies giebt dem Adel, scheint es, was er eigentlich nicht besitzen soll, und nimmt ihm wieder, was ihm zukommt. Bloss darum, weil man adlich und nicht ganz arm ist (ohne andre Kriterien wahrer Erbstände), geborner Landstand, und über alle Wahl hinweggesetzt zu seyn, ist ein wahres und zu grosses Vorrecht. Dagegen wenn man auch adlich, auch angesessen, allein nicht dem eigentlich adlichen Steuersatz gemäss begütert ist, auch gar kein adliches Corporationsrecht, weder als Wählender, noch Gewählter auszuüben, sondern mit den Nichtadlichen zu wählen, und wenn es sonst angeht, gewählt zu werden, nimmt dem Adel zu viel, und räumt dem blossen Reichthum unter dem Adel zu viel ein. Nach dem hier aufgestellten System kann jeder angesessene Adliche unter seines Gleichen zur Wahl mitwirken, und übt also ein volles Corporationsrecht aus. Erst ob er gewählt werden kann? hängt von der Grösse des Grundbesitzes ab. Hält man es in den allgemeinen Ständen für gut, dass der Adel auch in der zweiten Kammer Sitz hat, so ist nicht abzusehen, warum dasselbe nicht bei den Provinzial-Ständen gut seyn soll. Auf jene Stände-Versammlung aber hat Hr. v. Vincke gar keine Rücksicht genommen. Denn es ist offenbar, dass in keiner beider Kammern der allgemeinen Stände alle adliche Gutsbesitzer von so kleinem Einkommen Platz finden können. Nun bleibt nichts übrig, als hier das Einkommen zu vergrössern, und alle übrige Adlichen ganz von der allgemeinen Versammlung auszuschliessen. Dadurch verliert aber der Adel sehr bedeutend, da eine grosse Menge

Adlicher alsdann weder passiv noch activ an der allgemeinen Versammlung Theil nehmen.

§. 115.

Diese Abtheilung in zwei Kammern müsste überall da stattfinden, wo die Provinzial-Stände der Regierung gegenübertreten; daher bei Berathung über Gesetzentwürfe, bei Vorschlägen eigener, und bei Beschwerdeführung. Nur was beide Kammern billigten, könnte als Beschluss der Provinzial-Stände angesehen werden.

§. 116.

Wo die Provinzial-Stände verwaltend und über ihre Verwaltung berathend handeln, und also nur im Verhältniss zu sich selbst sind, wäre die Deliberation in einer Versammlung viel besser, und da doch nur ein Ausschuss hierzu seyn kann, fast nothwendig. Auch werden dies meist nur Versammlungen der Präsidialbezirke, also minder zahlreiche, seyn. Dieses Wirken der Provinzial-Stände, bald in vereinigter, bald in getrennter Form, hätte auch das Gute, dass es die Mitglieder nahe brächte, ohne sie mit einander zu vermischen. Es bedarf indess kaum bemerkt zu werden, dass, sobald besondere Angelegenheiten einer Corporation, wie z. B. der städtischen vorkommen, die Versammlung sich auch nach Corporationen trennen könnte.

§. 117.

Man muss sich darauf gefasst machen, dass es von manchen Seiten her Widerspruch erregen wird, wenn man dem Adel jenseits des Rheines wieder politische Geltung giebt. Baiern hat es, wenn es auch in seinen überrheinischen Distrikten noch Adel geben sollte, in denselben schon dadurch nicht gethan, dass wo der Adel politisch auftreten soll, er allemal grundherrliche Rechte besitzen muss, die dort nicht sind, und die man sich auch sehr hüthen müsste, wieder einzuführen. Wenn, wie es scheint, in Absicht der Anzahl

und der Besitzungen des Adels ein grosser Unterschied zwischen den ehemaligen Provinzen Cleve, Jülich, Berg und Marck und den übrigen ist, so könnte man wohl darauf kommen, diese lieber mit Westphalen in landständischer Verfassung zu verbinden, als mit dem Herzogthum Niederrhein, oder in diesem Präsidialbezirksversammlungen vorzuziehen.

Allein es ist sehr zu bezweifeln, dass die Stimmung so allgemein gegen den Adel in jenen Provinzen sey. Wenn sie es aber seyn sollte, so muss man dieselbe auf eine sanfte Weise zurückzuführen suchen. So lange der Rhein auf der einen Seite ehemalige deutsche Institute von bloss neufranzösischen auf der andern scheidet, ist an ein volles Aneignen der jenseitigen Provinzen nie zu denken. Sie werden sich, da nichts so grosse Macht, als politische Institutionen, hat, nothwendig zu dem hinneigen, was ihnen mehr ähnlich ist. Auf die hier angegebene Weise kann die Wiederbelebung des Adels keine gegründete Beschwerden erregen. Er hat schlechterdings keine Vorrechte, er nimmt seinen Platz überall bei den andern Grundeigenthümern. Weiter aber dürfte man auch, wenigstens in den obern Rheinprovinzen, gewiss nicht gehen, und ja nicht durch absichtliches Adeln das Ansehen haben, geflissentlich den Adel wiederherstellen zu wollen. Zeit und Gewohnheit haben dort mächtig gewirkt; man würde wirklich die Gemüther entfernen, und die Regierung würde den Schein gewinnen, ihnen gewaltsam entgegen wirken zu wollen. Die bürgerlichen Vorrechte des Adels müssen auch diesseits des Rheins nach und nach aufhören, den Adel selbst aber, als politische Corporation, muss man jenseits mit Vorsicht wieder erwecken. Nur so kann sich Alles ausgleichen und der Begriff organisch gebildeter Stände an die Stelle einer, nach vorhergegangner allgemeiner Nivellirung, auf blossen Zahl- und Vermögensverhältnissen beruhender Volksrepräsentation treten. Bei

dem Allem aber scheint es immer viel ausgemachter, dass man in den Rheinprovinzen mit dem Adel nicht weiter, als dass man nur so weit gehen könne, und es kommt dabei immer noch auf genaue Kenntniss aller Distrikte an. Dass aber der Nieder- und Oberrhein in den Ständen nicht getrennt würde, dürfte, wenn jener noch mehr den ehemaligen Verhältnissen treu geblieben seyn sollte, gerade zu gehöriger Mischung der Meinungen und Gesinnungen erspriesslich seyn.

§. 118.

Der Geschäftskreis der Provinzial-Stände, insofern sie nicht verwalteten, würde sich ausdehnen

1) auf Zustimmung zu Provinzialgesetzen und Bewilligung provinzieller Steuern;
2) auf Berathung über allgemeine Gesetze und Steuern aus dem Standpunkte der besondern Verhältnisse der Provinz;
3) auf eigene Vorschläge zu Gesetzen und Einrichtungen;
4) auf Beschwerdeführungen.

§. 119.

Der erste Punkt ist zwar durch sich selbst klar. Allein er macht doch eine eigene verwahrende Bemerkung nothwendig. Da es allen Grundsätzen zuwider laufen würde, dass die Regierung allein mit Einer Provinz ein Gesetz zu Stande brächte, welches auf irgend eine Weise auch auf eine andere, oder den ganzen Staat einen hemmenden, oder belastenden Einfluss haben könnte, so muss der Begriff des provinziellen Gesetzes im allerengsten Sinne in diesem Falle genommen, oder wenn der direkte Einfluss eines solchen Vorschlages sich auf eine andere Provinz mit erstreckte, auch diese um ihre Zustimmung befragt werden. Da aber in dem jetzigen Zustande der bürgerlichen Gesellschaft eigentlich kein Gesetz, welches eine ganze Provinz betrifft,

für den Staat und die allgemeine Gesetzgebung gleichgültig seyn kann, so dürfte es wohl nothwendig seyn, bei jeder allgemeinen Ständeversammlung die in der Zwischenzeit ihrer Zusammenkünfte beliebten Provinzialgesetze vorzutragen, und bestätigen zu lassen, ohne dass die Nothwendigkeit dieser Bestätigung jedoch hindern dürfte, solche Gesetze schon vorher provisorisch in Ausübung zu bringen. Erhöben sich Stimmen gegen eines, oder das andre, so müsste erst durch beide Kammern die Frage entschieden werden, ob der ganze Staat wirklich ein so nahes Interesse bei der Massregel habe, um einen Einspruch zu begründen. Würde dies bejaht, so müsste das Provinzialgesetz, wie jedes andere allgemeine, einer neuen Berathung unterworfen werden.

§. 120.

Bei dem zweiten Punkte muss die Beurtheilung, ob die Provinzial-Stände, und welche befragt werden sollen? der Regierung anheimgestellt bleiben. Hierbei kann die Stimme der Provinzial-Stände nur berathend seyn, und es muss jedes Abschweifen von dem schlicht provinziellen Standpunkt sorgfältig vermieden werden. Versäumt die Regierung da, wo sie es hätte thun sollen, die Provinzial-Stände zu Rathe zu ziehen, so steht es immer in der allgemeinen Versammlung, wo jeder Gesetzentwurf vorkommen muss, den Abgeordneten der betreffenden Provinz frei, selbst ihre, auf ihren Standpunkt berechneten Erinnerungen zu machen, auch in Anregung zu bringen, den ganzen Entwurf erst an die Provinzialversammlung zurück zu verweisen.

§. 121.

In Absicht des dritten Punkts muss immer der Grundsatz festgehalten werden, dass die Provinzial-Stände so wenig, als die allgemeinen, jemals die Initiative der Berathung nehmen können. Sie können daher nie die Regierung gewissermassen nöthigen, über einen Vorschlag in Diskussion

einzugehen, und ihre Vorschläge selbst müssen nur im Allgemeinen, mehr um den Gegenstand anzuzeigen, als um ihn auszuführen, gemacht werden. Die anzubringenden Vorschläge werden am Ende der Sitzung mit den Beschwerden in einen und denselben Beschluss gefasst, und es hängt von der Regierung ab, ob sie auf dieselben in der nächsten Sitzung eingehen will, oder nicht. Dagegen müssen die Beschwerden allemal und einzeln erledigt werden.

§. 122.

Es ist in den anliegenden Aufsätzen eines landesherrlichen Commissarii bei der Versammlung erwähnt. Wenn es einen solchen geben soll, so würde es nicht gut seyn, dass er zwar bei der Berathung, nicht aber der Abstimmung zugegen seyn könnte. Es verräth dies schon einiges Misstrauen, und sobald es eine Zeit gäbe, wo der Commissarius nicht zugegen seyn dürfte, so würde es nicht fehlen, dass, unter dem Vorwand der blossen Abstimmung, auch gesprochen würde, und dies würde kleinliche Neckereien und Händel herbeiführen.

§. 123.

Sollte, und kann es aber füglich einen landesherrlichen Commissarius, insofern dies Eine bei allen Sitzungen immer gegenwärtige Person seyn soll, bei den Versammlungen geben? Ihn den Vorsitz führen, oder die Polizei in der Versammlung machen zu lassen, dürfte dieser, die ihren Präsidenten in der untern Kammer selbst wählen und ihn die Ordnung erhalten lassen muss, zu viel vergeben.

Es scheint daher besser, den obersten Personen der Provinzialbehörde, den Oberpräsidenten, Präsidenten und den Direktoren das Recht zu ertheilen, wenn und so oft sie wollen, in den Versammlungen zu seyn, nicht aber um sich, wo sie nicht Gesetzentwürfe vorschlagen, oder vertheidigen, in die Berathschlagungen zu mischen, sondern nur um voll-

ständige Kenntniss von denselben zu nehmen. Es würde ihnen natürlich verstattet seyn, wo sie, wenn von Vorschlägen oder Beschwerdeführungen die Rede wäre, factische Aufklärungen geben könnten, dies unaufgefordert zu thun; allein auf keine Weise müssten sie die Berathung lenken oder gar zurecht weisen wollen. Dagegen müsste der Oberpräsident, oder wenn man es für gut hielte, einem eignen Commissarius dies Geschäft zu übertragen, alles dasjenige bei den Provinzial-Ständen thun, was bei der allgemeinen Sache des Landesherrn ist, öffnen und schliessen, und auch mit dem Rechte die Versammlung zu suspendiren versehen seyn, wenn er den Fall eingetreten glaubte, dass der Landesherr sie auflösen müsste. Auf diese Weise wäre ihm der Präsident der Versammlung indirekt für die Erhaltung der Ordnung und des Anstandes verantwortlich.

§. 124.

Die Zusammenberufung der Provinzial-Stände kann natürlich nicht anders, als vom Landesherrn ausgehen, allein es würde nothwendig seyn, zu bestimmen, dass sie alle zwei Jahre versammelt werden müssten.

Allgemeine Ständeversammlung.

§. 125.

Ueber die allgemeine Ständeversammlung wird hier, wo nur die höchsten Grundsätze berührt werden sollen, kaum noch etwas zu sagen seyn, was nicht schon bei den Provinzial-Ständen erwähnt worden wäre.

§. 126.

Die obere Kammer kann bei den allgemeinen Ständen allein aus persönlich zur Landstandschaft berechtigten Personen bestehen, nicht aus gewählten. Es treten in sie natürlich die Königlichen Prinzen, nach diesen die Mediatisirten, die Schlesischen Standesherrn, und von dem übrigen

Adel diejenigen, welche das bedeutendste Grundeigenthum besitzen, wozu es wohl nöthig seyn würde, einen gewissen Satz zu bestimmen; nach diesen die Häupter der katholischen und protestantischen Geistlichkeit. Ob der Landesherr nach seinem Gutfinden, auch Personen, die gar kein oder kein grosses Grundvermögen besitzen, zu Erbständen für ihr ganzes Geschlecht, oder zu Mitgliedern der obern Kammer für ihre Lebenszeit soll ernennen können, ist eine nicht unwichtige Frage. Eigentlich wird das wahre Wesen der obern Kammer dadurch unzweckmässig alterirt, es würde aber dem Landesherrn zu sehr die Hände binden, nicht das Recht dazu zu besitzen. Es wird also gut seyn, es in die Verfassung aufzunehmen, allein Staatsmaxime bleiben müssen, nicht häufig von diesem Rechte Gebrauch zu machen. Ist dies Recht bei den allgemeinen Ständen vorhanden, muss es auch bei den Provinzialständen seine Anwendung finden können. Mit der eigentlichen Erbstandschaft müsste wohl, wie schon oben bemerkt worden, nothwendig die Verbindlichkeit verknüpft werden, einen Theil des Grundvermögens, dessen Maximum und Minimum bestimmt werden müsste, als Majorat zu vinculiren. Wer sich dazu nicht verstehen wollte, könnte nicht Erbstand seyn.

§. 127.

Die zweite Kammer würde zusammengesetzt, wie dieselbe in den Provinzialversammlungen, und sie bestände daher aus Adlichen, Abgeordneten der übrigen Landeigenthümer, und der Städte. Es dürfte aber wohl rathsam seyn, zur Wahl zu Abgeordneten in den allgemeinen Ständen einen höheren Steuersatz zu bestimmen, als zur Wahl zu den Provinzialständen. Denn sonst würde dieser Satz entweder für die allgemeine zu niedrig, oder für die andere zu hoch werden. Es ist auch eher möglich aus dem Kreise be-

schränkter Verhältnisse die Angelegenheiten der Provinz, als die des ganzen Landes mit Richtigkeit zu beurtheilen.

§. 128.

Die Abgeordneten der Universitäten könnten nur in die zweite Kammer eintreten, schon aus dem Grunde, weil es natürlich ist, diese Abgeordneten durch Wahl bestimmen zu lassen, und Wahlstände in der obern Kammer nicht Platz finden können.

§. 129.

Es ist im Vorigen die periodische Bewilligung der Steuern für nicht rathsam erklärt worden. Dagegen müsste den allgemeinen Ständen, bei ihrer jedesmaligen Zusammenberufung, die Lage des Staatshaushalts, und des Schuldenwesens genau vorgelegt werden. Den Ständen müsste frei stehen, Bemerkungen über mögliche Ersparungen zu machen, und wie sich von selbst versteht, Beschwerden über vorkommende Unregelmässigkeiten zu führen, und die Minister müssten gehalten seyn, hierauf augenblicklich zu antworten. So lange indess von keiner neuen Steuer und keiner Veräusserung und Anleihen die Rede wäre, müsste es immer bei der Regierung stehen, die vorgeschlagene Anordnung zu machen oder nicht, da den Ständen keine Einmischung in die Verwaltung gestattet werden kann.

§. 130.

Die Minister müssen das Recht haben, in beiden Kammern jedesmal zu erscheinen, und allen Verhandlungen beizuwohnen. Zur Vertheidigung von Gesetzentwürfen können ihnen Räthe zugeordnet werden.

§. 131.

Die allgemeinen Stände müssten wenigstens alle vier Jahre zusammenberufen werden, und es würde gut seyn, um den Zusammenhang zwischen ihnen und den Provinzialständen zu erhalten, die letzteren allemal unmittelbar vor,

oft auch unmittelbar nach jenen zu versammeln, je nachdem die Vorbereitung der Berathungen der allgemeinen Versammlung, oder die Ausführung ihrer Beschlüsse es erforderte.

§. 132.

Die Zulassung von Zuhörern in den ständischen Versammlungen hat allerdings Unbequemlichkeiten, und es muss in jeder Art vermieden werden, dass sie dieselben nicht in eine Art von Schauspiel verwandelt. Auf der andern Seite ertödtet die ausdrückliche Versagung dieser Art der Oeffentlichkeit den Geist, und es ist auch unläugbar, dass es, vorzüglich für junge Männer, die sich selbst dem Geschäftsleben widmen, überaus nützlich ist, ein anschauliches Bild ordentlich und gründlich geführter ständischer Berathungen vor sich zu haben. Es würde daher, um den Missbrauch zu verhüten, hinlänglich seyn, die Zahl der Zuhörer zu beschränken, Frauen ganz auszuschliessen, und durch die Abgeordneten selbst dahin wirken zu lassen, dass der Zutritt zur Versammlung nicht aus Neugierde, oder Parteisucht, sondern nur aus wahrem Antheil am öffentlichen Geschäftsleben gesucht würde.

W a h l e n.

§. 133.

Es ist schon im Vorigen als Grundsatz aufgestellt worden, dass die Wahlen zu den drei verschiedenen Stufen ständischer Autoritäten, den Verwaltungsbehörden, den Provinzial- und den allgemeinen Ständen, sämmtlich unmittelbar vom Volke ausgehen müssen.

Herr von Vincke lässt die Behörden und Provinzialstände vom Volke wählen, allein die Abgeordneten zu den allgemeinen Ständen sollen durch die Provinzialstände (ohne dass gesagt ist, ob auch aus ihrer Mitte oder nicht) gewählt

werden. Einer der übrigen Aufsätze bestimmt, dass die Volkswahlen gleich angeben sollen, welche unter den Abgeordneten zu den Provinzialständen es auch für die allgemeinen seyn sollen. Beide Meinungen gehen von der hier vorgetragenen ab, haben aber eine sehr merkwürdige Nüance. Herr von Vincke kann so verstanden werden, dass die Provinzialstände nur die Wählenden sind; nach dem andern Aufsatze sind sie die Gewählten. Die hier aufgestellte Meinung erfordert daher eine ausführlichere Rechtfertigung, und es wird nur vorläufig bemerkt, dass Herrn von Vincke's Meinung die annehmbarere scheint, obgleich sie, eigentlich ganz gegen sein sonstiges System, eine Wahl durch Zwischenstufen aufstellt. Denn was wären die Provinzialstände anders, als ein Collegium von Wahlen? Gewiss nicht zu billigen wäre es, wenn die Provinzialstände gar aus ihrer Mitte wählen sollten, und also Wähler und Gewählte zugleich wären. Die Majorität in ihnen und somit ihr ganzer individueller Amtsgeist und Amtscharakter gingen alsdann unmittelbar in die allgemeine Versammlung über. Aufs Höchste dürfte man nicht zu untersagen brauchen, dass die Wähler in der Nation auch Mitglieder der Provinzialstände zu allgemeinen Abgeordneten machten.

§. 134.

Die drei genannten Körper einen aus dem anderen hervorgehen zu lassen, würde Einseitigkeit zur Folge haben, und die Geschiedenheit des Corporationsgeistes hervorbringen, der um so schädlicher seyn müsste, als hier nicht von Volkscorporationen, sondern von Amtscorporationen die Rede wäre. Deputirte, die zugleich Mitglieder der Provinzialversammlungen sind, werden zu leicht bloss Organe dieser Versammlungen, anstatt rein ihre eigene Meinung, oder die öffentliche ihrer Provinz auszusprechen, da es nicht fehlen kann, dass eine Versammlung nach einiger Zeit einen ge-

wissen Charakter und gewisse Maximen annimmt. Dieser Nachtheil scheint den Vortheil aufzuwiegen, den es sonst allerdings hätte, in der allgemeinen Versammlung bloss Männer zu finden, die schon an den Berathungen in ihrer Provinz thätigen Antheil genommen haben.

Die Regierung würde sich auch umsonst einbilden, vor Widerspruch oder neuernden Vorschlägen dadurch sichrer zu seyn. Amtskörper widerstehen, wie man an den Parlamenten in Frankreich gesehen hat, mit dem Eigensinn von Individuen, nur verstärkt durch die Mehrzahl. Der Munizipalgeist würde in die Provinzialstände, der dieser in die allgemeinen übergehen, und da er in den verschiedenen Provinzen nicht derselbe seyn kann, so würden in den allgemeinen Ständen schroff geschiedene Massen starr neben einander dastehen. Dagegen wird die vernünftige Stimme der Nation viel deutlicher zu erkennen seyn, wenn in der allgemeinen Versammlung Männer zusammentreten, die zwar mit Allem, was in der Provinzialversammlung vorgenommen worden ist, vertraut sind, aber nicht selbst Theil daran genommen haben, und wenn nur an die allgemeine Versammlung zugleich, wie in vielen Gelegenheiten der Fall seyn muss, das amtliche Gutachten der Provinzialversammlung gelangt. Wenn diese, wie sich voraussehen lässt, sich mehr hinneigt, der Advokat der Provinz zu seyn, so werden die unmittelbar aus dieser in die allgemeine Versammlung tretenden Mitglieder sich um so freier glauben, als die amtliche Verwahrung der Provinzialrechte vorhanden ist. Auch halten Individuen nie so einseitig zusammen, wenn sie bloss aus derselben Landschaft gewählt, als wenn sie schon als Collegen in demselben Geschäfte verbunden gewesen sind. Auf diese Weise wird die allgemeine Berathung ein Correctiv für die Provinzialstände, und für die Provinzialabgeordneten in jener seyn, wenn einer dieser beiden Theile das

Provinzialinteresse zu warm oder zu nachlässig vertheidigen sollte. Das Volk in den Provinzen wird selbst ihm lästig fallende Gesetze mit versöhnterem Gemüth aufnehmen, da der Fall doch selten seyn wird, dass der allgemeine Beschluss zugleich ganz gegen das Gutachten der Provinzialversammlung, und gegen die Abstimmung der Mehrheit der Provinzialabgeordneten ausgefallen wäre. In den Provinzialständen selbst endlich könnte die Möglichkeit, welche die Minorität für sich hätte, doch, indem sie wieder die Berathung in der allgemeinen Versammlung theilte, noch den Sieg davon zu tragen, einen sehr schädlichen Partheigeist, Rechthaberei und Eifersucht bewirken.

§. 135.

Man muss sich überhaupt nicht verhehlen, dass der grösseste und gegründetste Vorwurf, welcher dem hier aufgestellten Systeme gemacht werden kann, der ist, dass er die Nation zu sehr in verschiedene Theile spaltet. Man muss daher kein Mittel versäumen, um diese Spaltung, so wie sie von gewissen, und den wichtigsten Seiten offenbar heilsam und wohlthätig ist, nicht von andern nachtheilig werden zu lassen.

§. 136.

Die ganze Frage, ob es überhaupt Provinzialstände geben soll? ist in diesen Blättern mehr als schon entschieden betrachtet, dann erst erörtert worden. Dies hat den natürlichen Grund gehabt, dass hierüber der Wille der Regierung ausgesprochen, und vielmehr die Existenz der allgemeinen Versammlung problematisch scheint.

Es ist nicht zu läugnen, dass, wenn man schon die grosse Verschiedenheit der einzelnen Provinzen der Preussischen Monarchie als eine Schwierigkeit für die ständische Verfassung ansieht, die wahre und geflissentliche Ausbildung dieser Verschiedenheit in jeder Provinz diesen Uebelstand

zu vermehren scheint. Allein die Einheit eines Staats beruht nicht gerade auf der Einerleiheit der bürgerlichen und politischen Verhältnisse in allen seinen Theilen, sondern nur auf der Gleichheit des Antheils aller an der Verfassung, und auf der festbegründeten Ueberzeugung, dass die eigenthümlichen, und daher jedem gewohnten und werthen Einrichtungen nur in so ferne sicheren und gefahrlosen Bestand finden, als man zusammen unverbrüchlich am Ganzen hängt. Zerschlagen eines grossen Landes in lauter winzige Theile, deren jeder mit gar keiner Art von Selbstständigkeit auftreten kann, erleichtert offenbar den Despotismus; es bleibt aber dem Zufall und der Stärke der Parteien überlassen, ob derselbe wird von der Regierung, oder von der Volksvertretung ausgeübt werden. Es ist nicht zu läugnen, dass Sieyes, der Urheber dieser Maassregel in Frankreich, dadurch mit sehr richtigem Blicke, die Revolution organisirt, und auf gewisse Weise perpetuirlich gemacht hat. In England haben die einzelnen Grafschaften einen ganz anderen inneren bürgerlichen Verband, als die Französischen Departements, und ein ganz anderes Gebietsverhältniss zum Ganzen. Die Eintheilungen der ständischen Verfassung müssen auch nothwendig den Eintheilungen der Verwaltung folgen. Daher würde auch die in dem Schlosser'schen Aufsatze über die *Grundzüge* angedeutete Maassregel nicht zweckmässig seyn, nemlich die, die ständischen Verfassungen nach der Einheit und Verschiedenheit zu theilen, welche zwischen den Landesgebieten in Rechts- und Sittenverhältnissen ist, so viel es sonst für sich hätte, und mit diesen Verfassungen die Eintheilungen der Verwaltung zu zerschneiden. Macht eine Provinz ein Mal einen Verwaltungsbezirk, so besitzt dieser Bezirk auch ein gemeinsames landschaftliches Interesse, gemeinsame Angelegenheiten, hat gemeinsame Beschwerden gegen die Regierung zu führen. Es muss also

auch eine landständische Behörde der Provinz geben. Nun könnte man zwar diese ausschliessend auf die Besorgung ihrer inneren Angelegenheiten, und übrigens nur auf Beschwerdeführung gegen die Regierung beschränken. Aber diese Beschränkung würde nie verhindern, dass sie nicht, bei Gelegenheit und unter dem Vorwande der Beschwerde wenigstens, weiter ginge; es würde grosse Missstimmung erregen, dass sie sich in so engen Schranken gehalten fühlte, und die Regierung würde selbst weiter gehen müssen, oder sich ihres Raths bei rein provinziellen Einrichtungen berauben. Zugleich ginge der ungeheure Nachtheil hervor, dass dann die allgemeine Versammlung auch ganz provinzielle Gesetze beständig in ihre Berathung ziehen müsste, ohne die nothwendige Kenntniss der besonderen Verhältnisse zu besitzen. Nichts aber befördert (die Ungerechtigkeit für diejenigen abgerechnet, welche ein solcher Beschluss trifft) so sehr die Ausartung einer vernunftigen und grundlichen Diskussion in leeres Geschwäz und hohle Theorie.

§. 137.

Provinzialstände sind daher, wenn man auch ihr jetziges Bestehen, wie man doch nicht kann, gänzlich hintansetzen wollte, in der Preussischen Monarchie durchaus nothwendig, verhindern die Gefahr, nicht einer, ohnehin nicht zu besorgenden Revolution, aber eines abgeschmakten Hin- und Herschwatzens von Seiten der allgemeinen, und werden die Berathungen dieser erst recht heilsam und wohlthätig machen.

§. 138.

Der zweite Grundsatz bei den Wahlen wäre, dass jeder Stand nur Personen aus seiner Mitte, und jede Distriktswahlversammlung nur in dem Kreise zu dem sie gehörte, eingesessene Personen wählen könnte. Es ist ein nothwendiges Erforderniss, dass der Wählende den zu Wählenden aus der Nähe, und nicht bloss durch den Ruf und von

Hörensagen kenne. Es ist auch heilsam, dass die Provinzialversammlung sowohl, als die allgemeine, so viel als möglich, aus allen Theilen der Monarchie Mitglieder erhalte, und endlich sind als ständische Deputirte vorzüglich solche Personen wichtig und wohlthätig, welche genau mit allen praktischen Verhältnissen bekannt sind.

Herr von Vincke ist dagegen, dass die Wahlen nach Ständen geschehen. Er will die Wahlversammlungen überall, wie es scheint, aus der ganzen qualifizirten Bevölkerung zusammensetzen. Ich sehe aber den Grund nicht ein. Jeder wird lieber und besser wählen, wenn er in seinem gewohnten Kreise bleibt, als sich in der Menge verliert. Verwickelung ist nicht zu fürchten. Sie wäre es nur dann, wenn man die Stände und Corporationen vervielfältigte. Allein hier hat man bloss Adel, Grundeigenthümer und Städter aufgestellt, und nur in wenigen grossen Städten theilten sich die einzelnen Corporationen, und dort auch sie nur in sehr einfache Massen. Diese städtischen Corporationen müssen auch nicht in ihrer Wahl auf sich selbst beschränkt seyn, sondern eine qualifizirte, aber sonst beliebige, Person aus der Stadt oder bei kleinen aus dem Distrikt überhaupt wählen können. Insofern hier die Wahl auf den Stand beschränkt ist, werden unter Ständen nur die drei grossen Abtheilungen: Landmann, Städter und Adel verstanden. Wo die Einwohner einer Stadt zu wenig zahlreich sind, um eine eigene Wahlversammlung auszumachen, versteht es sich ohnehin, dass sie, selbst auch als Wählende, sich mit dem platten Lande des Distrikts vereinigen müssen.

§. 139.

Der dritte Grundsatz endlich ist, dass die Wahlen, ohne Mittelstufen geschehen müssen. Dies ist in Herrn von Vincke's Aufsatze sehr gut auseinander gesetzt. In der That liegt etwas durchaus Unnatürliches darin, die Wählenden erst

wieder Wähler wählen zu lassen. Das Erste ist doch, wenn man gute Wahlen fordert, dass man sich in den Sinn der Wählenden versetzt, und sich fragt, was diese sich bei der Wahl denken sollen? Nun kann auch ein beschränkter Kopf gewissermassen beurtheilen, ob Cajus oder Titius vernünftig handeln und sprechen wird. Er hat ihn doch im Privatleben und in den örtlichen Verhältnissen handeln sehen und sprechen hören, er kennt seinen Charakter, seine Verbindungen, sein persönliches Interesse. Dagegen zu beurtheilen, ob Cajus oder Titius eine vernünftige oder unvernünftige Wahl machen wird? ist genau genommen, auch dem Klügsten und Umsichtigsten unmöglich, und auf alle Fälle ungleich schwieriger. Denn es setzt, wenn es nur mit einiger Vernunft gemacht werden soll, die 2fache Ueberlegung voraus, einmal auf welche Person wohl die Wahl von Cajus und Titius, nach der Art ihrer Verbindungen, Meinungen, Interessen fallen wird? und zweitens ob diese Personen nützliche Deputirte seyn werden?

§. 140.

Dies muss jedem auf den ersten Anblick einleuchten. Die Vertheidiger der Zwischenstufen bei Wahlen haben daher auch nur gewöhnlich zwei Gründe: zu zahlreiche Wahlversammlungen zu vermeiden, und von Seiten der Regierung zu versuchen, die Wahlen nach ihren Absichten zu leiten, was bei einer kleinen Anzahl von Wählern leichter erscheint. Das Leiten der Wahlen durch die Regierung, wenn es einen andern Zweck hat, als wahre Intriguen der Beamten zu verhindern, durch welche die Wählenden irregeführt werden, ist überhaupt eine missliche Sache, deren sich eine starke und billige Regierung besser enthält. Auch mit der grössesten Vorsicht unternommen, bringt es leicht ganz andere, als die beabsichtigten Resultate hervor, und so wie es ein nothwendiges Uebel da seyn mag, wo einmal Parteigeist

entschieden herrscht, so befördert es denselben unausbleiblich. Dass die Wahlversammlungen allzu zahlreich seyn sollten, wird nicht überall eintreten, da es vom Steuersatz und mithin vom Wohlstande der Provinzen abhängt. Wo die Zahl der zu wählenden Abgeordneten für die Zahl der Wähler, um sie noch füglich in Eine und dieselbe Versammlung zu vereinigen, zu klein wäre, was bei den Abgeordneten für die allgemeinen Stände leicht der Fall seyn dürfte, da könnte man eine doppelte Anzahl wählen und hernach das Loos entscheiden lassen, wer von den Gewählten Abgeordneter oder Suppleant seyn sollte. Auf diese Weise könnte zwar der Zufall die Ausübung des Wahlrechts eines Distrikts fruchtlos machen, aber die Bewohner desselben selbst würden vermuthlich dies einem so mittelbaren Wahlrecht, als das Volk beim System der Zwischenstufen ausübt, vorziehen. Dass Suppleants gewählt werden, ist, um die Wahlen nicht zu unregelmässigen Zeiten nöthig zu machen, an sich rathsam. Wenn es ihrer aber geben soll, so hätte die erwähnte Einrichtung auch den Vorzug, dass, da man nicht vorher wüsste, wer Suppleant, wer Abgeordneter seyn würde? die Wahl beider mit grösserem Ernst geschähe, was, so wie bestimmt zum Suppleiren gewählt wird, leicht mangeln kann. Die Unbequemlichkeiten bei selbst sehr zahlreichen Versammlungen zu vermeiden, giebt es übrigens ein sehr einfaches Mittel. Man eröffne Register, man lade jeden Wähler ein, seine Stimme einzuschreiben, so ist keine Versammlung, kein Tumult, die Wähler kommen nach einander, ihre grosse Anzahl macht nur das Geschäft länger. So ist es eigentlich in England. Die wahren Wähler kommen und gehen; die bleibenden, die Redner, die bei uns billig wegfallen, Zuhörenden sind ganz andere und nicht mitwählende Personen. Alle tumultuarische Auftritte kommen grösstentheils von diesen, welche von den Bewerbern angehetzt werden, her.

§. 141.

Da die Wähler, als Zwischenstufe, aus einer Klasse mit höherem Steuersatze genommen zu werden pflegen, so wird dies noch gewöhnlich, als ein Vorzug dieses Systems angeführt. Aber es wäre dann viel besser, die Scheinwahl des in erster Stufe wählenden Volkes aufzuheben, und den Steuersatz der Wähler zweiter Stufe zum Wahlerforderniss überhaupt zu machen. Da aber dieser wieder zu hoch seyn dürfte, so wird es am besten seyn, ihn zwischen demjenigen zu nehmen, den man beiden Stufen anweisen würde.

§. 142.

Der Aufsatz des Herrn von Vincke fordert eine höhere Stimmqualifikation zur Wahl der Abgeordneten zu den Landständen, als zur Wahl der Gemeinevertreter; und gewiss mit Recht. Nicht jeder Bauer, welcher seinen Schulzen mitzuwählen das Recht hat, kann an Wahlen zu Landständen Theil nehmen. Ob man einen solchen Unterschied aber auch in den Wahlen zu Provinzial- und zu allgemeinen Ständen zulassen könnte? ist zweifelhaft. An sich wäre es nicht unnatürlich. Es gehört eine Lage dazu, die weitern Umblick gestattet, um diejenigen aufzufinden, welche das Wohl des Staats, als die, welche das Wohl der Provinz berathen sollen. In der Provinz kennt ziemlich jeder jedes genauer. Indess könnte ein solcher Unterschied doch eine Eifersucht und einen Neid zwischen den beiden Klassen der Landstände erregen, die vermieden werden müssen.

§. 143.

Die Erneuerung der ständischen Versammlung auf einmal scheint der theilweisen Erneuerung vorzuziehen. Jede Amtskorporation nimmt leicht mit der Zeit die Wendung, einseitige Maximen und ihre Gemächlichkeit den Rücksichten des allgemeinen Wohls beizumischen. Bei der theilweisen Erneuerung kann nun die kleinere hinzutretende Masse

nicht leicht die grössere aus ihrem Schwerpunkte wirklich verrücken. Sie folgt ihr daher, oder schüttelt und rüttelt sie bloss, woraus unnützes Spalten und Streiten entsteht.

§. 144.

Ob aber die Wahlen für die Provinzial- und allgemeinen Stände auf ein Mal oder zu verschiedenen Epochen geschehen sollen? ist eine andre Frage. Das erste Mal wäre das Erstere kaum möglich. Denn man wird die Provinzial-Stände vor den allgemeinen in Thätigkeit setzen, und es würde unzweckmässig seyn, Abgeordnete lange vor der Zeit zu wählen, wo sie sich zu versammeln bestimmt sind. Ueberhaupt aber scheinen verschiedene Epochen besser. Wenn die Wahlen nur alle 7 bis 8 Jahre vorkommen, so erscheinen sie wie ausserordentliche Energie des Volks, wie man sie denn mit wiederkehrenden Fiebern verglichen hat. Es ist daher besser, ihnen durch öftere Wiederholung den Charakter gewöhnlicher, bürgerlicher Akte zu geben. Darum dürfte aber die Dauer der Funktion der Abgeordneten nicht abgekürzt werden, sondern würde sehr angemessen auf 7 bis 8 Jahre gestellt. Denn dies hat nicht die Absicht, die Wahlen seltener zu machen, sondern nur die, dass die Abgeordneten sich besser in ihr Geschäft hinein arbeiten und dasselbe nicht eben verlassen sollen, wenn sie anfangen, dessen am meisten mächtig zu seyn.

§. 145.

Dass die ehemaligen Abgeordneten, ohne alle Beschränkung, aufs Neue wählbar sind, versteht sich von selbst.

§. 146.

Den Wahlen dürfte keine Oeffentlichkeit gegeben werden. Das Wahlgeschäft hängt zu nahe mit Persönlichkeiten zusammen, als dass es eine andere ertragen könnte, als die, dass die Bewerber natürlich vorher bekannt wären, und dass ihre Brauchbarkeit oder Untüchtigkeit, da sie sich selbst auf

die Bühne stellen, natürlich dem öffentlichen Urtheil ausgesetzt blieben. In England würde zwar allerdings die Unabhängigkeit der Wahlen, ohne die Gegenwart des nicht wählenden Volks, sehr grosse Gefahr laufen. Allein dies leidet auf uns gar keine Anwendung. Es entspringt nur daher, dass dort einmal zwei bestimmte Parteien, die ministerielle und die Opposition, gegen einander überstehen, und sich um so dreister bekämpfen, weil sie wissen, dass sie weder die Absicht, noch die Macht haben, einander eigentlich zu vernichten. Da nun das Ministerium doch über sehr grosse Streitmittel gebieten kann, so muss, um das Gleichgewicht herzustellen, Alles aufgeboten werden, was die öffentliche Meinung repräsentiren und ihr Stärke verleihen kann.

III.

Stufenweiser Gang, die landständische Verfassung in Thätigkeit zu bringen.

§. 147.

Es ist hier von einem doppelten Gange die Rede, von dem der wirklichen aber allmähligen Einführung, und von dem der diese Einführung einleitenden obersten Behörde.

1.

§. 148.

Den Gang der Einführung bestimmt alles bisher Entwickelte von selbst.

Eine Städteordnung ist vorhanden.

Nun müsste eine Gemeineordnung für das platte Land folgen;

dann müssten die Kreisbehörden gebildet werden;

darauf die Provinzial-Stände zusammentreten;

endlich den Schlussstein die allgemeinen ausmachen.

§. 149.

Es wäre durchaus nicht nothwendig die Provinzial-Stände durch die ganze Monarchie auf einmal in Wirksamkeit zu setzen. Man müsste nach überall hin zugleich einleitend arbeiten, allein wenn das Gebäude an einer Stelle eher zu Stande kommt, als an einer andern, brauchte man auf diese nicht zu warten. Die Rheinprovinzen und Westphalen würden am meisten für die Beschleunigung zu berücksichtigen seyn, weil jetzt keine Stände dort vorhanden sind, und doch in einem Theile die Erinnerung an ehemalige, und in einem andern ein unbestimmtes Streben darnach lebhaft ist.

§. 150.

Dass man bei Provinzial-Ständen stehen bleiben, oder die allgemeinen auch nur sehr langsam auf sie könne folgen lassen, dürfte schwer durchzuführen seyn. Man kann nicht sagen, dass eine Monarchie eine ständische Verfassung hat, wenn es nur in den Provinzen Stände giebt. Die unausbleibliche Folge davon ist alsdann, dass die allgemeinen Staatsmassregeln ohne allen Einfluss ständischer Verfassung fortgehen, oder, was noch schlimmer ist, durch blosse Provinzialverfassungen eine schiefe und schädliche erhalten. Zugleich würde, da es an einem Mittelpunkt fehlte, eine entschiedene Trennung der Provinzen erfolgen. Vermuthlich würde aber noch eine ganz andere und noch weit verderblichere Erscheinung hervortreten, wenn man auch in den Provinzen nur ahndete, dass die Regierung es mit einer allgemeinen Versammlung nicht ernsthaft meinte. Die Provinzial-Versammlungen würden nemlich versuchen, sich an die Stelle der Centralversammlung zu setzen. Unter dem Vorwande der Beurtheilung eines Gesetzentwurfes aus dem

Standpunkte des provinziellen Interesses, und bei Gelegenheit der Beschwerden würden sie ganz allgemeine Einwendungen und Vorschläge an die Stellen solcher setzen, die nur ihre besondere Verhältnisse beträfen; sie würden ferner öffentlich, oder geheim mit einander in Verbindung treten; und die Regierung würde in Neckereien hierüber, in polizeiliche Massregeln und in Entgegenwirken, das alles gute Streben vereitelte, verwickelt werden. Nur wenn beide in Beziehung auf einander gebildet werden, und in dem gleichen Geiste in Wirksamkeit treten, ist von ihnen Heil zu erwarten. Im entgegengesetzten Falle hat die Regierung nur Ein und höchst trauriges, bei uns selbst kaum mögliches Mittel, nemlich das, die verschiedenen Provinzen als eben so viel verschiedene Staaten zu behandeln, wie Oesterreich thut. Höchstens liesse sich von Preussischer Seite dies mit den westlichen und östlichen Provinzen versuchen, hiesse aber immer die Kraft und Einheit der Monarchie unwiederbringlich schwächen und stören.

§. 151.

Dagegen ist es selbst nothwendig, dass die Provinzialverfassungen um einige Zeit der allgemeinen vorangehen. Die Nation muss sich erst einen anschaulichen Begriff von einem so geeigneten Geschäft erwerben, und viele Dinge müssen erst in den Provinzen vorbereitet werden, um als allgemeine Gesetz-Entwürfe an die allgemeine Versammlung gebracht werden zu können. Inzwischen gewinnt auch die Verwaltung Zeit in einer festeren Lage den Ständen gegenüberzustehen.

§. 152.

Innerhalb zwei Jahren, nach Vollendung der Provinzial-

Verfassung, aber müsste die allgemeine Versammlung aufs Höchste auf jeden Fall zusammenberufen werden, und indess müsste Alles den festen Willen beurkunden, sie in Wirksamkeit zu setzen. Gewännen die ständischen Einrichtungen einen glücklichen Gang, so müssten im Jahre 1820, höchstens 1821, die ständischen Versammlungen in allen Provinzen gebildet seyn, und im Jahre 1822, höchstens 1823, die allgemeine Zusammenberufung auf sie folgen. Kann man noch mehr beschleunigen, so ist es gewiss besser, aber dieser Zeitraum scheint, wenn er gut angewendet wird, vollkommen hinlänglich, jede Art von Uebereilung zu verhindern.

§. 153.

Zugleich mit der Einrichtung der Provinzial-Stände würde es nothwendig seyn, alle zur Verfassung gehörende organische Gesetze, besonders in so fern sie die Person, das Eigenthum, und den ungestörten Lauf der Gerechtigkeit sichern, zu ertheilen, so dass an der ganzen Verfassung nur die Zusammenberufung der allgemeinen Ständeversammlung fehlte. Auch die Pressfreiheit müsste alsdann ihre Bestimmung erhalten. Vorher, und ehe in den ständischen Versammlungen der öffentlichen Meinung ein geeigneter Weg sich zu äussern gegeben ist, so dass die Stimme des angreifenden Schriftstellers nicht die allein hörbare bleibt, liegt in dem Bemühen, Pressfreiheit zu gründen, immer etwas Steifes und Unzusammenhängendes. Allein auch bis dahin muss man vernünftige Oeffentlichkeit auf jede Weise befördern; auch dürfte es in dieser Zwischenzeit wohl rathsam seyn, einzelnen Schriftstellern völlige Censurlosigkeit zu gestatten, um sie nach und nach zu gewöhnen, sich von selbst in gehörige Schranken zu halten.

2.

§. 154.

Bei dem Gange der leitenden Behörde hat man vorzüglich drei Regeln streng zu beobachten:

1) nicht mit ganzen Entwürfen, sondern mit Aufstellung von Grundsätzen, und Vorzeichnung des Plans im Ganzen anzufangen, und so vom Allgemeinen zum Besondern durch allmählige Weiterbestimmung des vorher unbestimmt Gelassenen vorzuschreiten.

Auf diese Weise kann selbst über die wichtigsten Fragen Unschlüssigkeit und Ungewissheit vermindert werden, indem der einmal festgestellte Grundsatz von selbst die Diskussion in das gehörige Geleis einleitet, aus dem sie nicht ferner weichen kann;

2) ja die Einmischung individueller Meinungen, Vorlieben und Systeme dadurch zu verhindern, dass man nicht Einem oder mehreren einzelnen Köpfen einen zu grossen Einfluss auf die Arbeit verstattet, sondern sie mehr aus den Ansichten vieler Einsichtsvollen hervorgehen lässt.

Dabei muss aber natürlich Ein Individuum den Gang der Diskussion in seinen Händen haben, bei jedem Schritte die Richtung und Länge des Weges zum Ziel überschlagen, und dafür einstehen, dass man sich nicht auf fruchtlosen Umwegen verirre oder Inconsequenzen und Widersprüche begehe;

3) nichts von allem demjenigen, was örtlich faktische Verhältnisse betrifft, definitiv festzusetzen, ohne diejenigen darüber gehört zu haben, die von diesen Verhältnissen einen nicht bloss aus Büchern und Acten, sondern aus dem Leben geschöpften Begriff besitzen.

Es ist nichts so furchtbar, als das Niederschlagen des örtlich vielleicht sehr heilsam, oder wenigstens sehr harmlos, und dadurch die Gemüther in der nöthigen Ruhe erhaltend Bestehenden durch Aussprüche aus dem Mittelpunkt. Nichts bringt die Provinzen mit Recht so sehr auf, nichts macht alle Einrichtungen so hohl und leer, und vervielfacht zugleich so das Uebel, das es stiftet, weil nichts so leicht ist, als ohne Sachkenntniss nach allgemeinen Ideen zu regieren.

§. 155.

Hiernach wäre nun der natürliche Gang folgender:

commissarische Berathung nach Vorschlägen der für dies Geschäft gesetzten Behörde;

Prüfung der Resultate derselben, wo sie einzelne Provinzen betreffen, durch die Provinzialbehörden mit Zuziehung sachkundiger, und mit den einzelnen Verhältnissen bekannter Männer;

darauf Berathung im Staatsrath.

§. 156.

Da aber die gesammte Verfassung aus vielen einzelnen Stücken besteht, so müsste auch, nur immer mit gehöriger Nachweisung des Zusammenhanges, die Berathung getrennt seyn, und selbst die Einführung einzeln und nach und nach geschehen, wodurch Zeit gewonnen würde, ohne dass man, wenn der Plan ordentlich angelegt wäre, Gefahr liefe, das schon in die Wirklichkeit Uebergegangene wieder verändern zu müssen.

§. 157.

Um der Erfahrung ihr Recht und der fortschreitenden Entwickelung der Institute aus sich selbst Spielraum zu las-

sen, müsste man nicht bei den einzelnen Bestimmungen in grosses Detail eingehen, auch manches gewissermassen Gleichgültige nicht fest, als Gesetz, sondern nur als einen der Abänderung unterworfenen reglementarischen Theil hinstellen. Dies ist in Herrn v. Vincke's Aufsatz sehr richtig bemerkt, obgleich die Fassung dieser Stelle auf der andern Seite besorgen lässt, dass dort der ersten Organisation zu wenig Bestimmtheit und Festigkeit gelassen ist. Dies könnte noch schädlicher, als der entgegengesetzte Fehler wirken. Das Wesentliche und Charakteristische an der Form muss fest und unwiederruflich dastehen.

Humboldt.

Mémoire devant servir de réfutation à celui du Comte de Capo d'Istria.*)

Mémoire confidentiel.

La situation des Puissances alliées vis-à-vis de la France, ou du gouvernement français, est trop compliquée pour qu'il ne soit pas très essentiel de la définir avec une grande précision; d'un côté, elle a été évidemment différente aux différentes époques, qu'on ne saurait se dispenser de distinguer dans le cours des événemens depuis l'évasion de Napoléon de l'île d'Elbe; d'un autre côté, nous ne sommes point encore parvenus au point où la France et le *Gouvernement français* pourraient être regardés comme des termes synonymes.

Lorsque les Puissances publièrent leur déclaration du 13 Mars, le Gouvernement légitime subsistait encore en France, et n'était attaqué que par une poignée d'hommes ou semblait du moins ne l'être qu'ainsi. Car la vérité est que cette poignée d'hommes n'eût jamais renversé le trône sans l'indifférence avec laquelle au moins une très grande partie de

*) *Mémoire de M. le Comte de Capo d'Istria. État des négociations actuelles entre les Puissances alliées et la France. Le 28 juillet* 1815. Abgedruckt in A. F. H. Schaumann Geschichte des zweiten Pariser Friedens für Deutschland. Göttingen 1844. Theil II. Actenstücke S. III—XII.

la nation attendait, les uns avec satisfaction, les autres sans peine, ni regret, l'issue de la révolution qui se préparait. C'est alors que les Puissances furent vraiment les alliés de Louis XVIII. La déclaration promet au Roi de France et à la nation française (qu'on croyait réunie à lui) des secours et cela seulement dans le cas que les secours seraient demandés. Elle suppose un gouvernement indépendant en France et en respecte l'autorité.

Le traité du 25 Mars est encore conçu dans le même sens. L'article 8. exprime le but de soutenir la France contre Napoléon, et il y est question de la réquisition des forces des Puissances par Louis XVIII. Mais en même tems, il y est aussi parlé des secours que le Roi apportera à l'objet du traité, ce qui détermine suffisamment ce que suppose l'application de cette stipulation. Du reste ce traité porte évidemment le caractère de former une ligue Européenne pour la sûreté de l'Europe contre un état de choses en France qui pourrait la menacer. C'est là son but essentiel; l'art. 1. ne parle que de celui-là et ce traité se distingue déjà par là très-fort de la déclaration du 13 Mars. S. M. T. Chr. n'est point accedée à cette alliance, en signant un traité formel; on s'est borné à demander et à accepter une note d'adhésion de la part de son ministre.

Au moment de la ratification de ce traité, les circonstances étaient devenues différentes. Le Gouvernement britannique déclara positivement, et toutes les autres Puissances accedèrent à cette déclaration, qu'il ne prenait pas l'engagement de poursuivre la guerre dans l'intention *d'imposer un Gouvernement à la France*. Les malheurs si glorieusement réparés à présent, avaient éloigné le Roi légitime de son Royaume; on distingua officiellement le Gouvernement et la France; on regarda, comme possible, que le Gouvernement ne rentrât pas dans ses droits. L'alliance prit alors

le caractère bien prononcé et entièrement décidé, d'une ligue *dirigée contre la France pour la propre sûreté des Puissances.*

Les armées se mirent en marche, Napoléon commença la guerre, la journée du 18 Juin la termina, et les Alliés entrèrent à Paris. Il faudrait renverser toutes les idées et changer arbitrairement la valeur des termes pour nier que la France n'était alors l'ennemie des Alliés, et que la partie subjuguée devint leur conquête.

Le Roi Louis XVIII. ne s'y trouvait point, il avait conservé certainement tous ses droits, toujours inproscriptibles; les droits étaient reconnus par les Puissances, mais de fait, il n'exerçait aucune autorité et *n'avait en rien contribué au succès.* Les engagemens des Alliés envers lui, étaient, ainsi que le prouvent la teneur et la ratification du traité du 25 Mars, pour le moins coordonnées à d'autres considérations, et ne leur imposaient pas des obligations absolues. La France d'un autre côté aurait en vain voulu rejeter tous les torts sur Napoléon, elle les avait, ce qui est le seul point de vue pratique, tellement partagés, qu'elle avait rendu impossible aux Alliés de séparer la nation de l'Usurpateur. Celui-ci ne s'était point replacé sur le trône, seulement entouré de baïonnettes et inspirant la terreur, mais avait constitué un Gouvernement, assemblé des Chambres, introduit des formes qu'il aurait été impossible d'introduire, si la volonté d'une très-grande partie de la nation n'y avait concouru directement ou indirectement. Quoiqu'on dise, le parti opposé, ce qui se fit dans les trois mois de son usurpation, ne fut pas seulement l'ouvrage de la force. On ne peut pas même dire qu'il exerça beaucoup d'actes de rigueur. Il opposa aux Alliés, non pas une poignée de partisans de sa cause, mais une armée de près de 200,000 hommes pris à peu près sur toute la surface de la France et cette armée se battit avec

courage et persévérance. Il n'y a guères de Français qui doutent que si la bataille du 18 Juin lui avait été favorable, il n'eût pu attirer possiblement de nouveaux renforts à son armée, prolonger la guerre, faire, si les Alliés le lui avaient permis, une paix et régner, comme il régna avant 1813.

Immédiatement après la prise de Paris par les Alliés, le Roi revint, se replaça sur son trône et les Puissances alliées commencèrent à négocier. C'est alors que l'état des choses, tel qu'il avait été avant la crise, commença à se rétablir, mais néanmoins avec deux immenses différences.

1. Les Puissances alliées ont fait une terrible expérience et de grands sacrifices; elles ont vu que le Gouvernement Royal en France a pu succomber à l'entreprise la plus téméraire et la plus avanturée; *que ni l'idée de sa légitimité, ni la conviction de sa modération et de sa douceur, ni l'influence qu'il a exercée sur la France pendant près d'une année*, n'ont pu empêcher la nation de s'armer sous les ordres de Napoléon contre l'Europe; et que, sans une bravoure aussi signalée des armées et des talens aussi rares des Généraux, contre qui le premier choc était dirigé, l'Europe aurait facilement été plongée dans une guerre aussi longue que désastreuse. Elles sont autorisées, par conséquent, et même obligées envers leurs sujets, d'user de toutes les précautions nécessaires pour éviter qu'un pareil désastre ne se renouvelle, et leurs relations avec le Gouvernement replacé sur le trône doivent évidemment être modifiées par ce premier et plus important de tous leurs devoirs. Leur alliance ayant été dès son principe, et étant devenue ensuite une ligue défensive de l'Europe contre l'attitude menaçante des affaires en France, elle doit conserver ce caractère, et elles doivent subordonner à ce but toute autre considération. Si ces réflexions

engagent à penser à des garanties, les sacrifices exigent des garanties.

2. Quoique le roi soit revenu et que toute la France, à peu d'exception près, ait arboré le signe extérieur de la soumission à son pouvoir, il n'est encore guère possible de regarder le *Roi et la France comme un et le même pouvoir.* L'autorité Royale n'est encore ni assurée ni consolidée et l'on se met dans une contradiction évidente, si pour l'affermir, on veut épargner des conditions pénibles à la France et qu'on affaiblit par là, ce qui, dans le moment actuel est encore son véritable soutien, la supériorité des armées étrangères. La nation s'étant mise dans une attitude entièrement hostile envers les Puissances alliées, elles ne peuvent la regarder comme étant devenue, tout-à-coup, entièrement amie.

Elles ne peuvent se dispenser de la crainte, qu'ainsi que les ménagemens dont on a usé à la paix de Paris, auraient sans un concours heureux de circonstances et ont, en effet, servi Bonaparte, ceux dont on userait maintenant, ne retournent au profit d'une partie de la nation qui s'opposerait de nouveau aux Bourbons. Les relations des Alliés avec le Roi sont donc encore modifiées par la considération que la durée de l'autorité Royale et la soumission de la nation, dépendent elles-mêmes des mesures qu'ils vont prendre.

Si, d'après cet aperçu, purement historique, l'on demande ce que les Alliés ont le droit de faire vis-à-vis de la France et de son Gouvernement et ce qu'ils auraient tort de se permettre, *la question devient facile à résoudre dès qu'elle est placée d'une manière convenable.*

La sûreté de l'Europe ayant été la cause de la guerre et le but de l'alliance, elle doit aussi être la base de la pacification et les Alliés ont le droit incontestable de tout exiger de la France et de son Gouvernement ce qu'ils jugent

nécessaire pour cette sûreté. Ni le Roi, ni la nation ne sauraient contester ce droit. La nation n'en a aucun à réclamer sans le roi; elle a souffert de paraître identifiée avec Napoléon et a été vaincue avec lui; le Roi a été placé par les malheurs qui l'ont frappé *hors de la ligue* où il n'avait demandé que l'assistance des Alliés, et ceux-ci ayant dû commencer et terminer à eux seuls ce qu'ils avaient entrepris, il leur appartient aussi à eux seuls de juger ce qui sera nécessaire pour leur épargner à la suite les mêmes sacrifices.

On prétend que le droit des Puissances alliées ne s'étend pas jusqu'à porter atteinte à l'intégrité de la France, puisque les Puissances alliées, n'ayant pas considéré, en prenant les armes contre Napoléon et ses adhérens, la France comme pays ennemi, elles ne peuvent point maintenant y exercer un droit de conquête. Mais ce raisonnement qui semble déjà pécher par là qu'il n'a nullement égard aux différens caractères que l'alliance des Puissances a dû prendre, ne paraît vrai que d'un côté tout au plus.

Il est très certain que la guerre actuelle n'a point dû, et ne doit jamais être une guerre de conquête; les Puissances agiraient entièrement contre leurs intentions et contre leurs principes, si elles voulaient s'aggrandir aux dépens de la France, uniquement pour profiter de ses malheurs. *Mais malgré cela, la conquête existe de fait*, et si la mesure de resserrer les limites de la France, était reconnue comme la plus convenable pour atteindre le but principal de leur alliance, il est incontestable qu'elles ont le plein droit de l'exécution.

Ni le traité du 25 Mars, ni la note d'adhésion remise par le Plénipotentiaire de France, ni les déclarations du 13 Mars et du 12 Mai, ne renferment une promesse directe et explicite des Puissances de ne pas toucher à l'intégrité de la France. On s'est borné uniquement à proclamer le maintien

de la paix de Paris, et si l'on examine bien attentivement les termes de l'art. 1. du traité qui est le fond de toutes les déclarations postérieures, on verra, qu'il renferme beaucoup plus un engagement mutuel des Alliés de ne point souffrir que la paix de Paris soit altérée contre eux, qu'un engagement de leur part, vis-à-vis de la France de n'y rien changer. Si l'article avait eu ce dernier sens, la restriction ajoutée à sa ratification en aurait entièrement changé la nature. Mais quand même on voudrait l'interpréter ainsi, il est toujours indubitable que la conduite de la France qui, au lieu de se servir de l'assistance des Puissances pour se débarrasser de Napoléon, prit les armes contre elles, leur a donné le plein droit de ne plus penser qu'à leur propre sûreté.

Rien n'est, en général, aussi singulier que le raisonnement que, puisque Napoléon est pris, la guerre est terminée, et que les Alliés n'ont plus rien à demander à la France. La guerre ne sera terminée, que lorsque les Puissances alliées auront obtenu les garanties et les indemnités qu'elles ont droit de réclamer; et les Puissances demandent aussi, après l'éloignement de Napoléon, avec raison à la France des gages qu'une nouvelle tentative ne les force à prendre de nouveau les armes. Si les Puissances, en disant qu'elles ne faisaient la guerre que contre Bonaparte et ses adhérens, ont séparé la nation de lui, la nation pour réclamer cette déclaration en sa faveur, aurait dû s'en séparer réellement, ne pas rester passive et même combattre pour l'usurpateur, mais, au contraire, contribuer à s'en débarrasser.

Le mémoire qui a fait naître ces réflexions établit une grande différence entre une cession territoriale et l'imposition d'une contribution, même suivie d'une occupation de Provinces. Mais cette différence subsiste-t-elle bien sous le rapport du droit? N'est-ce pas aussi user d'un droit de conquête que d'imposer de pareilles contributions? Tout droit

de conquête n'est-il pas, d'après une saine théorie du droit des gens, limité par la nécessité de garanties et d'indemnités?

Si l'on peut exiger une indemnité, ne peut-on pas la fixer, ou en territoire, ou en argent? Et peut-on dire qu'une contribution considérable pourrait être légitimement fournie par la France, comme moyen de concilier la conservation de son intégrité territoriale avec ce qu'elle doit à la sûreté générale, lorsque l'on soutient que les Alliés n'ont aucun droit à porter atteinte à cette intégrité? Comment la France doit-elle faire des sacrifices pour conserver ce qu'on n'a pas le droit d'attaquer?

La question du droit étant établie, il s'agit de déterminer quelles sont les garanties et les indemnités qu'on devra exiger de la France? et quelles mesures il convient de prendre pour ne pas s'exposer à de nouveaux dangers de sa part?

Tout le monde est d'accord qu'il y a deux moyens pour atteindre ce but, l'un de rétablir et d'amener la tranquillité en France, en finissant, comme l'on s'exprime, la révolution, l'autre, de faire, par différens modes d'une manière temporaire ou permanente, une autre répartition de forces entre la France et les États ses voisins, pour empêcher qu'elle ne puisse empiéter sur leurs droits.

Rien n'est certainement aussi salutaire et aussi nécessaire que de tâcher de tranquilliser la France, d'y neutraliser les passions, et de rattacher tous les intérêts à la conservation de l'autorité légitime. Mais comme une saine politique doit toujours s'en tenir de préférence à ce qu'il est entièrement dans son pouvoir de faire, cette tâche doit être subordonnée à l'autre de l'établissement d'une proportion relative de forces adoptées aux circonstances et rien de ce qui est vraiment essentiel sous ce dernier point de vue ne doit être abandonné dans le premier. L'esprit public et la volonté nationale, là où il en existe une, se composent de tant

d'élémens divers qu'il est extrêmement difficile d'éviter même des erreurs assez grossières en les jugeant en détail, et plus encore en voulant y exercer une influence directe: celle des Puissances étrangères blesse naturellement la fierté nationale et le droit même de s'y immiscer est bien plus douteux que celui de pourvoir entièrement à leur propre sûreté. Les Alliés ont rendu au Gouvernement toute l'assistance qui dépendait d'eux, en faisant disparaître son plus cruel ennemi, et en dissipant et désarmant les autres; il doit le maintenir à présent par lui-même; mais il est toujours beaucoup trop douteux, s'il pourra conserver son autorité et son indépendance pour qu'il puisse encore de longtems offrir à l'Europe une garantie suffisante pour qu'on puisse se relâcher sur d'autres mesures de précaution et de sûreté. La révolution française a été la suite de la faiblesse du Gouvernement; elle ne pourra être terminée que par un Gouvernement fort, mais à la fois juste et légitime. Il sera difficile par conséquence de la voir finir, tandis que des Puissances étrangères exercent la tutèle sur la France. Cette tutèle pourra tout au plus empêcher les crises, autant qu'elle dure. Les tentatives de rendre le Gouvernement agréable à la nation, de le mettre à même de se faire des mérites auprès d'elle ne seront jamais d'un grand effet. La partie de la nation qui sait apprécier ce mérite, n'est pas celle qui s'agite, et celle qui est habituée à ne pas rester tranquille, ne peut être comprimée que par la force de l'autorité. Le maintien du Gouvernement dans sa véritable indépendance sera donc longtems un sujet de doute très-fondé et tout système de pacification actuelle dans lequel la sûreté générale sera rendue dépendante de là, ou qui exigera seulement qu'on porte là-dessus un jugement sûr et précis entrainera de grands inconvéniens après lui et pourra être nommé erroné. Mais, il n'en est pas moins vrai que, tout en réglant ce qu'exige

leur sûreté, la conservation du Gouvernement Royal doit être constamment une des premières sollicitudes des Puissances alliées.

Une autre répartition des forces respectives, reste, en conséquence, le seul moyen qui puisse vraiment mettre l'Europe à l'abri de nouveaux dangers, et parmi les différentes méthodes qu'on pourrait adapter, soit pour affaiblir la France, soit pour renforcer ses voisins, la plus simple, la plus conséquente et la plus conforme au système général des Puissances alliées, paraîtrait celle de procurer aux États voisins de la France une frontière assurée, en leur donnant, comme moyens de défense, les places fortes dont la France depuis qu'elle les possède, s'est servie comme point d'aggression.

L'aggrandissement qui résulterait de là pour les États, serait trop peu considérable pour exiger un nouveau travail sur l'établissement de l'équilibre en Europe, et un changement essentiel du recès du congrès de Vienne. Il est donc l'esprit de cet acte que l'indépendance des Pays-bas et de l'Allemagne ne puissent éprouver d'atteinte et c'est là ce qui résulterait de cette mesure. La Belgique acquerrait plusieurs points importants, l'Allemagne s'étendrait du côté du haut Rhin, ce qui serait d'autant moins nuisible que les traités conclus à Vienne laissent toujours ouvert un arrangement entre l'Autriche et la Bavière qui ne peut se réaliser qu'aux dépens de quelques uns des petits Princes de l'Allemagne, et qui serait prodigieusement facilité par quelque acquisition de ce côté. La Prusse gagnerait assez en voyant ses voisins ainsi renforcés, pour pouvoir se borner à quelque peu d'objets tendant uniquement au but de compléter son propre système de défense.

Ce n'est pas depuis Napoléon ou depuis la révolution seulement que la France a fait des tentatives pour envahir l'Allemagne et la Belgique. Elles les a toujours renouvelées

de tems en tems, et les places qu'on lui ôterait à présent ont servi de bases à ses opérations militaires. L'Allemagne, de son côté, est un état essentiellement pacifique. La tranquillité de l'Europe ne peut, en conséquence, que gagner par le changement de frontière. — Les cours d'Allemagne doivent, d'ailleurs, attacher un intérêt particulier à revendiquer au moins une partie de ce qui lui a été injustement arraché.

Tous les autres moyens d'affaiblir la France que le mémoire en question comprend sous le nom général de garanties réelles, quoique ce mot (pour observer ceci en passant) ne soit pas proprement l'opposé des garanties morales qui sans doute, peuvent être très-réelles aussi, sont ou impossibles ou même injustes, comme celui de priver la France de tout le matériel de son état militaire, et d'en détruire les sources, ou tellement compliqués, que leur emploi même ferait naître de nouveaux inconvéniens. Ce reproche semble pouvoir être fait surtout à celui dont l'exécution est proposée définitivement dans le mémoire.

Après avoir exclu par une loi de l'Europe Napoléon Bonaparte et sa famille du trône de France, ce qui semblerait donner trop d'importance à un homme qu'on envoit à St. Hélène et à des individus qui n'ont jamais occupé aucun rang que par lui, et après avoir remis en vigueur la partie défensive du traité de Chaumont, les Puissances alliées doivent prendre et conserver une position militaire en France dans le double but de faire acquitter une forte contribution et de voir si l'état intérieur de la France se consolide; et cette contribution doit être employée par les Puissances voisines de la France à renforcer leurs frontières par de nouvelles places qu'elles devront construire.

La première objection qu'on peut faire à ce plan, est, qu'au lieu qu'on pourrait tranquillement abandonner le soin

de leur propre défense et celui du maintien du repos de cette partie de l'Europe aux États voisins de la France, si l'on renforçait leurs frontières par les points aggressifs de ce Royaume, il établit une surveillance prolongée des Puissances alliées sur le repos extérieur et intérieur de la France, occasionne des cantonnemens et des marches des troupes et remet le retour d'un véritable état de paix à un nombre presque indéterminé d'années. Car comment l'échéance des termes fixés pour le payement des contributions coincidera-t-il précisement avec le terme où l'état intérieur de la France pourra se passer d'une pareille surveillance? Et à quels symptômes assez certains ce dernier pourra-t-il être reconnu? Car la supposition que le Roi de France parvienne à reformer la monarchie française, de manière à ce que les intérêts de toutes les parties se confondent en un seul intérêt, et qu'il en résulte une garantie morale de la fin de toute révolution en France, dont parle le mémoire, ne se réalisera guères, et il faudra, comme dans toutes les choses humaines se contenter d'un état tout au plus approchant de celui-ci.

En exigeant que la contribution soit employée à la construction des places fortes, on confond les idées de garanties et d'indemnité et établit une inégalité évidente entre les Alliés, puisque les états voisins de la France sont seuls grevés de cette charge. Serait-ce en général le moyen de conserver la paix que d'opposer des forteresses à des forteresses et ne serait-il pas plus simple, de donner celles qui forment, d'après l'aveu du mémoire même, une immense et menaçante ligne, à ceux qui en sont menacés, et dont les dispositions paisibles ne laissent pas de doute, en abandonnant plutôt à la France le soin d'en construire de nouvelles? Elle garderait, d'ailleurs, toujours ces places davantage vers l'intérieur du Royaume.

La seconde considération est pour la France et l'auto-

rité Royale, elle même. La cession de places et de territoire est un sort auquel tous les états sont sujets, c'est une plaie douloureuse, mais qui se cicatrise et s'oublie. Mais il n'y a rien de si humiliant, surtout pour une nation que le mémoire en question nomme, non sans fondement, ivre d'orgueil et d'amour propre, que la présence prolongée de troupes étrangères dans les provinces. Quelque précis que soient les réglemens et quelque stricte que soit leur exécution, il naît toujours, dans ces cas, des différences qui ne laisseraient au Gouvernement que le choix entre une condescendance qui blesserait la fierté nationale ou le danger de se brouiller avec les Puissances alliées. Il est inévitable aussi que la province occupée souffre considérablement et que cela mécontente extrêmement les habitans. Ces plaintes se renouvellent chaque jour, elles tourneront infailliblement toutes contre le Gouvernement; on lui imputera non seulement d'avoir acheté, par cet arrangement, son retour en France, mais encore d'être l'ame de la prolongation de cet état pour se servir des forces étrangères pour son maintien et il deviendra infiniment plus impopulaire par cette mesure, que par celle d'une cession, qui étant la suite immédiate de la guerre, pourrait encore être imputée à Bonaparte.

Une troisième objection, et peut-être la plus importante de toutes, est que le remède proposé n'offre aucunement une véritable garantie. Il a, au contraire, le défaut de ne point assez renforcer les états voisins de la France, de ne point ôter à la nation française les principaux moyens d'aggression et de l'inciter et de l'exaspérer au dernier point. On objecterait en vain que la France après avoir dû payer de fortes sommes ne pourrait se procurer le matériel nécessaire pour faire la guerre. La Prusse a montré à quoi porte au contraire un pareil traitement et ce que peut un état, même lorsqu'il semble dénué de tous les moyens. Priver la France

de celles de ses forteresses qui menacent ses voisins est la seule garantie solide qu'on puisse obtenir. Sans elle, ni le Gouvernement ni l'Europe, ne serait à l'abri d'une nouvelle explosion, lorsque le moment de l'évacuation arrivera, qui pourra, devra arriver un jour, puisqu'une occupation permanente de troupes étrangères, quoique le mémoire la nomme aussi parmi les garanties réelles, offre à peine une idée pratique et les états voisins de la France n'auront pour lors d'autre avantage que leurs places fortes nouvellement construites, tandis que la France aura conservé les siennes et fera la guerre avec toute l'énergie que donne la fierté nationale humiliée et la pauvreté causée par le payement des contributions.

Le passage du mémoire relatif à la garantie à offrir à la France dans le cas de l'occupation n'est pas assez clair pour qu'on puisse entièrement en juger. Mais il est très-douteux, si la circonstance seule que ce ne seraient pas les troupes qui pourraient le plus convenablement occuper une position militaire en France, qui en occuperaient une partie, rassurerait entièrement la nation sur la restitution du territoire occupé. Il serait difficile, d'ailleurs, que les Puissances alliées habituées à suivre constamment un système d'égalité parfaite, voulussent y renoncer dans un cas aussi important.

Conformément à ces considérations, une cession territoriale qui, en se portant surtout sur les places fortes, ne tendrait qu'à renforcer les frontières des Pays-bas, de l'Allemagne et de la Suisse, comme garantie, et une contribution, comme indemnité paraîteraient mieux remplir les vues des Puissances alliées et le but de leur alliance; placer plus convenablement le Roi dans l'attitude de pouvoir reprendre d'une manière indépendante les rênes du Gouvernement, éviter d'avantage l'irritation de la nation qui naîtra nécessairement de la présence prolongée des troupes étrangères et de tout

contact trop rapproché avec les Alliés dans les premières années et mettre, si, malgré cela, on en venait à une nouvelle guerre avec la France, les États qui l'avoisinent, en état de faire une résistance suffisante, sans s'épuiser par des efforts excessifs.

Quant à la marche à tenir actuellement, il est incontestable que celle que prescrit le mémoire:

> De se concerter sans délai sur les garanties et indemnités, de négocier avec le Gouvernement français et
>
> de faire un traité avec la France et les Alliés,

est d'une extrême urgence, et qu'elle est en même tems la seule qu'il soit possible de suivre.

Lettre à M. Abel-Rémusat, sur la nature des formes grammaticales en général, et sur le génie de la langue chinoise en particulier.

Avertissement.

La lettre que nous publions doit sa naissance à une discussion qui s'est élevée entre M. G. de Humboldt et un Professeur de Paris. La question souvent agitée, de la nature et de l'importance réelle des formes grammaticales, s'est renouvelée depuis que deux langues célèbres de l'Asie, remarquables, l'une par la perfection de son système, l'autre par la pauvreté apparente qui la caractérise, ont commencé à être étudiées avec plus de soin et de succès. Le samscrit et le chinois offraient des faits nouveaux qu'il devenait indispensable d'examiner, et les progrès de la philologie Orientale devaient tourner au profit de la grammaire générale et de la métaphysique du langage. Divers mémoires lus par M. G. de Humboldt à l'Académie de Berlin, annonçaient par leur titre seul que ce savant célèbre avait abordé un sujet éminemment philosophique, et la communication qu'il en fit obligeamment à quelques hommes de lettres français, leur en donna l'idée la plus avantageuse. Cependant, le chinois semblait, sous quelques rapports, faire exception aux principes de l'auteur, et on appela son attention sur ce singulier phénomène d'un peuple qui, depuis quatre mille ans, possède une littérature florissante, sans formes grammaticales.

Comparée sous ce rapport au samscrit, au grec, à l'allemand, et aux autres idiomes pour lesquels M. G. de Humboldt annonçait

une juste prédilection, la langue chinoise offrait des particularités qu'il n'était plus permis de négliger. Accoutumé à surmonter des difficultés bien autrement graves, cette étude n'a été qu'un jeu pour le savant académicien, et il y a bientôt acquis assez d'habileté pour y porter une nouvelle lumière. Ainsi qu'on l'avait prévu, plusieurs questions curieuses acquirent à ses yeux plus d'importance, et comme il continuait de communiquer ses idées à la personne qui en suivait le progrès avec le plus d'intérêt, il a été conduit à les résumer, en leur donnant à la fois un meilleur ordre et de plus grands développemens, dans une lettre plus étendue que toutes celles qui avaient précédé. C'est cette lettre que nous livrons à l'impression, persuadés que notre savant correspondant ne nous saura pas mauvais gré de faire jouir le public d'un écrit qu'il ne lui avait pas destiné, mais qui contient trop d'idées neuves et de réflexions profondes, pour ne pas mériter de voir le jour.

Les théories de l'auteur touchent aux parties les plus subtiles de la grammaire générale, et les applications qu'il en fait tombent sur un idiome dont la connaissance est encore trop peu répandue en Europe: c'est annoncer assez qu'il peut y rester quelques points à discuter et à éclaircir. Plusieurs sujets de doutes avaient été proposés dans la correspondance dont on a parlé, et l'on a cru utile d'indiquer ici ceux qui ne paraissaient pas avoir été levés complétement. C'est l'objet des notes ou observations qu'on a placées à la fin de la lettre de M. G. de Humboldt. Une personne moins dévouée que ce savant aux intérêts de la vérité aurait pu désapprouver ce genre d'additions. Pour lui, nous avons la confiance qu'il y verra un hommage rendu à son caractère, et une preuve de gratitude pour l'honneur qu'il a fait à l'éditeur en lui adressant le résultat de ses réflexions. Si les faits nouveaux qu'on lui propose et les considérations qu'on se plaît à lui soumettre provoquaient de sa part quelque travail ultérieur, ce serait au public instruit à nous savoir gré des éclaircissemens qui auraient encore été obtenus sur un sujet si digne d'occuper les hommes qui ont consacré leurs méditations à l'histoire du développement et des progrès de l'intelligence.

A.-R.

Lettre sur la nature des formes grammaticales en général, et sur le génie de la langue chinoise en particulier.

Monsieur!

Je me suis occupé du chinois, ainsi que vous avez bien voulu me le conseiller, et la facilité admirable que vous avez portée dans cette étude par votre Grammaire et par l'édition du *Tchoûng-yoûng*, a secondé mes efforts. J'ai comparé attentivement les textes chinois renfermés dans ces deux ouvrages, avec la traduction que vous en donnez, et j'ai tâché de me rendre compte, par ce moyen, de la nature particulière de la langue chinoise. Etant parvenu à fixer jusqu'à un certain point mes idées à ce sujet, je vais vous les soumettre, monsieur, et je prends la liberté de vous prier de vouloir bien les examiner et les rectifier. Je ne puis avoir qu'une connaissance bien imparfaite encore de la langue chinoise, et il est dangereux de hasarder un jugement sur le génie et le caractère d'une langue sans en avoir fait une étude approfondie. J'ai donc grand besoin d'être guidé par vos bontés dans une carrière neuve et difficile.

La première impression que laisse la lecture d'une phrase chinoise, tend à persuader que cette langue s'éloigne de presque toutes celles que l'on connaît; mais, en fait de langues, il faut se garder d'assertions générales. Il serait difficile de dire que la langue chinoise différât entièrement de *toutes* les autres. Je m'arrêterai d'abord, pour avoir un point fixe de comparaison, surtout aux langues classiques; j'aurai principalement en vue ces dernières, lorsque je parlerai du chinois en opposition avec les autres langues. J'examinerai plus tard s'il y en a réellement qui se rapprochent plus ou moins de cet idiome.

Je crois pouvoir réduire la différence qui existe entre la langue chinoise et les autres langues au seul point fondamental que, pour indiquer la liaison des mots dans ses phrases, elle ne fait point usage des catégories grammaticales, et ne fonde point sa grammaire sur la classification des mots (1), mais fixe d'une autre manière les rapports des élémens du langage dans l'enchaînement de la pensée. Les grammaires des autres langues ont une partie étymologique et une partie syntactique; la grammaire chinoise ne connaît que cette dernière.

De là découlent les lois et les particularités de la phraséologie chinoise, et dès qu'on se place sur le terrain des catégories grammaticales, on altère le caractère original des phrases chinoises.

Vous trouverez peut-être, monsieur, ces assertions trop étendues et trop positives, ou vous supposerez que j'ai voulu dire simplement que la langue chinoise néglige d'attacher aux mots les marques des catégories grammaticales, et ne poursuit pas cette classification jusqu'à ses dernières ramifications. J'avoue cependant que la langue chinoise me semble moins négliger que dédaigner de marquer les catégories grammaticales, et se placer, autant que la nature du langage le comporte, sur un terrain entièrement différent. Mais je sens que ceci exige des développemens d'idées et des preuves de fait; et je vais vous soumettre, monsieur, ce qui, dans mes réflexions générales sur les langues, et dans mes études chinoises, m'a conduit à ce que je viens d'avancer.

Je nomme *catégories grammaticales* les formes assignées aux mots par la grammaire, c'est-à-dire les parties d'oraison et les autres formes qui s'y rapportent. Ce sont des classes de mots qui emportent avec elles certaines qualifications grammaticales, que l'on reconnaît, soit par des marques inhérentes aux mots mêmes, soit par la place que les mots oc-

cupent, soit enfin par la liaison de la phrase. Aucune langue peut-être ne distingue, ni ne marque toutes ces formes; mais on peut dire qu'une langue les emploie pour indiquer la liaison des mots, si elle fait de cette classification la base de sa grammaire, si du moins les formes ou catégories principales sont reconnaissables, indépendamment du sens du contexte, et si la nature de la langue porte l'esprit de ceux qui la parlent, à assigner chaque mot à une de ces classes, même là, où ce mot n'en porte point les marques distinctives.

La classification des mots, d'après les catégories grammaticales, tire son origine d'une double source: de la nature de l'expression affectée à la pensée par le langage, et de l'analogie qui règne entre ce dernier et le monde réel.

Comme on exprime, en parlant, les idées par des mots qui se succèdent, il doit exister un ordre déterminé dans la combinaison de ces élémens, pour qu'ils puissent former l'ensemble de l'idée exprimée, et cet ordre doit être le même dans l'esprit de celui qui parle et de celui qui écoute, pour que l'intelligence soit mutuelle entr'eux. C'est là la base de toute grammaire. Cet ordre établit nécessairement des rapports entre les mots d'une phrase, d'une part, et de l'autre, entre ces mots et l'ensemble de l'idée; ces rapports, considérés dans leur généralité, et abstraction faite des idées particulières auxquelles ils s'attachent, nous donnent les catégories grammaticales. C'est donc par l'analyse de la pensée convertie en paroles, qu'on parvient à déduire les formes grammaticales des mots. Mais cette analyse ne fait que développer ce qui se trouve déjà originairement dans l'esprit de l'homme doué de la faculté du langage; parler d'après ces formes, et s'élever à leur connaissance par la réflexion sont deux choses entièrement différentes, car l'homme ne comprendrait ni lui-même, ni les autres, si ces formes ne se trouvaient comme

archétypes dans son esprit, ou, pour me servir d'une expression plus rigoureusement exacte, si sa faculté de parler n'était soumise, comme par une espèce d'instinct naturel, aux lois que ces formes imposent.

Les catégories grammaticales se trouvent en relation intime avec l'unité de la proposition, car elles sont les exposans des rapports des mots à cette unité, et si elles sont conçues avec précision et clarté, elles en marquent mieux cette unité et la rendent plus sensible. Les rapports des mots doivent se multiplier, et varier à proportion de la longueur et de la complication des phrases, et il en résulte naturellement que le besoin de poursuivre la distinction des catégories ou formes grammaticales, jusque dans leurs dernières ramifications, naît surtout de la tendance à former des périodes longues et compliquées. Là où des phrases entrecoupées dépassent rarement les limites de la proposition simple, l'intelligence n'exige pas qu'on se représente exactement les formes grammaticales des mots, ou qu'on en porte la distinction jusqu'au point où chacune de ces formes paraît dans toute son individualité. Il suffit pour lors très-souvent de savoir que tel mot est le sujet de la proposition, sans qu'on ait besoin de se rendre compte exactement s'il est substantif ou infinitif, qu'un autre mot en détermine un troisième, sans qu'on doive se décider à le considérer comme participe ou comme adjectif.

On voit par là qu'il est possible de parler et d'être compris, sans s'assujétir à marquer ou même à distinguer exactement les formes grammaticales des mots. Ces formes ne s'en trouvent pas moins dans l'esprit de celui qui en use ainsi; il n'en suit pas moins les lois, mais il exprime sa pensée, en se bornant à une application générale de ces lois. Il ne sent pas le besoin de les spécifier, et les formes grammaticales des mots n'étant point spécifiées par tout ce qui distingue

chacune d'elles, ne peuvent pas proprement agir sur son esprit, ni diriger principalement son langage. Mais avant que de poursuivre ce point extrêmement important pour toute recherche sur la langue chinoise, je vais passer à l'analogie qui existe entre le langage et le monde réel, analogie qui donne également lieu à classer les mots sous diverses catégories purement grammaticales.

Les mots se placent naturellement dans les catégories auxquelles appartiennent les objets qu'ils représentent. C'est ainsi qu'il existe dans toute langue des mots de signification substantive, adjective et verbale, et les idées de ces trois formes grammaticales naissent très-naturellement de ces mêmes mots. Mais ceux-ci peuvent aussi être adaptés à une autre catégorie: celui dont l'idée est substantive, peut être transformé en verbe, ou *vice versâ*. Il y a en outre des mots dont la signification idéale ne trouve point la même analogie dans le monde réel, et ces mots peuvent aussi être classifiés à l'instar des autres. Il existe donc dans chaque langue deux espèces de mots: l'une se compose de mots à qui leur signification, l'objet qu'ils représentent (substance, action ou qualité) assigne une catégorie grammaticale; l'autre est formée de mots qui, n'étant point dans le même cas, peuvent être pris dans plus d'une catégorie, selon le point de vue sous lequel on les envisage. La manière dont une langue traite ces derniers, est une chose de la plus grande importance. Si elle les place également dans ces catégories et leur en donne la forme, ces mots acquièrent véritablement une valeur grammaticale; ils deviennent réellement des substantifs ou des verbes; car ces rapports entr'eux n'existent qu'en idée; ils n'ont été aperçus que par une manière particulière de considérer le langage, et c'est par cette même raison qu'ils seront à son usage. Si au contraire les catégories de ces mots restent vagues et indéterminées, ceux même dont

la signification annoncerait la catégorie, n'ont plus de valeur grammaticale; ce ne sont pas des verbes ou des substantifs, mais simplement des expressions d'idées verbales ou substantives. Car les rapports de verbes et de substantifs ne leur ont point été assignés ni par le langage, ni pour le langage, dans lequel on peut former beaucoup de phrases sans leur secours. Dans les phrases même où ils entrent, ils n'agissent pas toujours grammaticalement dans la qualité qu'annonce leur signification. L'expression d'une idée verbale ne forme pas nécessairement, ainsi que c'est le caractère distinctif du verbe, la liaison entre le sujet et l'attribut de la proposition. L'expression d'une idée substantive peut s'attacher au régime, de la même manière que le ferait grammaticalement le verbe, quoique le substantif passe à l'infinitif, dès que, sans l'intermédiaire d'une préposition, il prend un complément direct.

On ne peut donc parvenir, par cette voie, aux catégories grammaticales, que lorsqu'une nation possède une tendance à regarder la langue qu'elle parle, comme un monde à part, mais analogue au monde réel; à voir dans chaque mot un individu, et à ne pas souffrir qu'il y en ait un seul qu'on ne puisse assigner à une classe quelconque. Cette tendance naîtra surtout du travail de l'imagination, appliquée au langage, et, dans les langues qui se distinguent par une grammaire riche et variée, ce travail paraît avoir développé l'instinct intellectuel dont j'ai parlé plus haut.

Dans les langues qui ne distinguent qu'imparfaitement les catégories grammaticales, ou dans lesquelles cette distinction semble disparaître entièrement, il faut néanmoins que les mots enchaînés dans la phrase aient une valeur grammaticale, outre leur valeur matérielle ou lexicologique; mais cette valeur n'est pas reconnaissable dans le mot pris isolément, ou du moins, ne l'est pas indépendamment de sa signi-

fication: elle résulte ou de cette dernière, si l'objet que le mot représente ne peut appartenir qu'à une catégorie seulement, ou de l'habitude d'assigner à une catégorie, un mot qui, selon sa signification, pourrait appartenir à plusieurs, ou de l'emploi qui y est affecté dans la phrase, et dans ce cas, elle dépend de l'arrangement des mots, fixé comme règle grammaticale, ou, enfin, du sens du contexte; car ce sont là, il me semble, les différentes manières dont la valeur grammaticale peut s'annoncer dans les langues.

Dans une même langue, les mêmes idées grammaticales occupent celui qui parle et celui qui écoute; ou plutôt, les mêmes lois grammaticales les dirigent l'un et l'autre. Si ce dernier est étranger, et qu'il parle une langue d'une structure différente et y porte ses propres idées, si la grammaire qui lui est habituelle est plus parfaite, il exige, à chaque mot de la langue étrangère, une précision égale dans l'expression de la valeur grammaticale, et il n'y a aucun doute que, dans chaque phrase d'une langue quelconque, chaque mot si on lui applique ce système) ne puisse être ramené à une catégorie grammaticale, la seule à laquelle il puisse appartenir, si l'on pèse exactement le sens et la liaison des idées exprimées. Car la grammaire, bien plus que toute autre partie de la langue, existe essentiellement dans l'esprit, auquel elle offre la manière de lier les mots pour exprimer et concevoir des idées, et tous ceux qui s'occupent d'une langue étrangère y arrivent, s'il m'est permis de me servir de cette image, avec des cases toutes préparées pour y ranger les élémens qu'elle leur présente. La grammaire qu'on trouve dans une langue par ce genre d'interprétation, n'est donc pas toujours celle qui y existe réellement. La véritable grammaire d'une langue s'y présente d'une manière reconnaissable à des marques inhérentes aux mots, ou à des termes grammaticaux, ou à la position fixée d'après des lois con-

stantes, ou enfin elle existe, sous-entendue, dans l'esprit de ceux qui la parlent, mais se manifestant par la coupe et la tournure des phrases.

En parlant ici des diverses manières d'exprimer la valeur grammaticale des mots, j'ai surtout eu en vue les degrés de précision que les nations portent dans cette expression. Le degré le plus élevé se trouve dans la distinction des catégories grammaticales, qu'on poursuit jusqu'à leurs dernières ramifications; et comme l'homme parvient à cette distinction, d'un côté en analysant la pensée énoncée en paroles, et de l'autre, en traitant et en maniant, pour ainsi dire, d'une manière particulière la langue qui en est l'organe; nous touchons ici à ce qu'il y a de plus intime et de plus profond dans la nature des langues, au rapport primitif qui existe entre la pensée et le langage.

Tout jugement de l'esprit est une comparaison de deux idées dont on prononce la convenance ou la disconvenance. Tout jugement peut en conséquence être réduit à une équation mathématique. C'est cette forme première de la pensée que les langues revêtent de celle qui leur appartient, en unissant les deux idées d'une manière synthétique, c'est-à-dire en y ajoutant l'idée de l'existence. Elles se servent pour cet effet du verbe fléchi, qui est la réalisation de l'idée verbale, et qui ne se trouve que dans la pensée parvenue au comble de la précision et de la clarté que comporte le langage. C'est par là que le verbe devient le centre de la grammaire de toutes les langues.

Si l'on examine l'opération que l'homme, souvent sans s'en apercevoir, fait en parlant, on y voit une prosopopée continuelle. Dans chaque phrase un être idéal (le mot qui constitue le sujet de la proposition) est mis en action ou représenté en état de passivité. L'action intérieure par laquelle on forme un jugement, est rapportée à l'objet sur

lequel on prononce. Au lieu de dire: *Je trouve les idées de l'être suprême et de l'éternité identiques,* l'homme pose ce jugement au dehors de lui et dit: *L'être suprême est éternel.* C'est là, si j'ose me servir de cette expression, la partie imaginative des langues. Elle doit nécessairement exister dans chacune d'elles, puisqu'elle tient à l'organisation intellectuelle de l'homme et à la nature du langage; mais les développemens qu'elle reçoit, le point qu'atteint sa culture, dépendent du génie particulier des nations. Elle est à son comble dans les langues classiques: la langue chinoise n'en adopte que ce qui est absolument indispensable pour parler et être compris.

Les nations peuvent ainsi, en formant les langues, suivre deux routes absolument différentes: s'attacher strictement aux rapports des idées, en tant qu'idées; s'en tenir avec sobriété à ce qu'exige indispensablement l'énonciation claire et précise de ces mêmes idées; prendre aussi peu que possible de ce qui appartient à la nature particulière de la langue, comme organe et instrument de la pensée; ou cultiver surtout la langue, comme instrument, s'attacher à sa manière de représenter la pensée, l'assimiler, comme un monde idéal, au monde réel sous tous les rapports qui peuvent y être appliqués.

La distinction des genres des mots, propre aux langues classiques, mais négligée par un grand nombre d'autres idiomes, offre un exemple frappant de ce que je viens d'avancer. Elle appartient entièrement à la partie imaginative des langues. L'examen de la pensée et de ses rapports intellectuels ne saurait y conduire; regardée de ce point de vue, elle serait même rangée facilement parmi les imperfections des langues, comme peu philosophique, superflue et déplacée. Mais dès que l'imagination jeune et active d'une nation vivifie tous les mots, assimile entièrement la langue au monde réel, en achève la prosopopée, en faisant de chaque période un tableau

où l'arrangement des parties et les nuances appartiennent plus à l'expression de la pensée qu'à la pensée même, alors les mots doivent avoir des genres, comme les êtres vivans appartiennent à un sexe. Il en résulte ensuite des avantages techniques, dans l'arrangement des phrases; mais pour les apprécier et en sentir le besoin, il faut qu'une nation soit frappée surtout de ce que la langue ajoute à la pensée, en la transformant en parole.

Je crois avoir suffisamment développé jusqu'ici l'origine de la distinction des formes grammaticales dans les langues. Je ne les regarde point comme le fruit des progrès qu'une nation fait dans l'analyse de la pensée, mais plutôt comme un résultat de la manière dont une nation considère et traite sa langue. J'ajouterai seulement une observation: dès qu'une nation poursuit cette route, le système se complète, puisque l'idée d'une de ces catégories conduit naturellement à l'autre; et il faut avouer que tant que le système est défectueux, l'idée même d'une seule de ces catégories n'a jamais toute la précision dont elle est susceptible.

Il serait impossible de parler sans être dirigé par un sentiment vague des formes grammaticales des mots. Mais je crois avoir démontré aussi qu'il est possible, en ne faisant entrer qu'un nombre bien limité de rapports dans une phrase, de s'arrêter au point où la distinction exacte des catégories grammaticales n'est point nécessaire; qu'on peut renoncer entièrement au système de classer chaque mot dans une de ces catégories, et de lui en attacher la marque; qu'on peut s'éloigner dans la formation des phrases, aussi peu que possible, de la forme des équations mathématiques. Il suit également de ce qui a été dit plus haut, qu'aucune des catégories grammaticales ne peut être conçue dans toute sa précision par celui qui n'est pas habitué à en former, et à en appliquer le système complet.

Les Chinois, qui sont dans ce cas, s'énoncent souvent de manière à laisser indéterminée la catégorie grammaticale à laquelle il faut assigner un mot employé; mais ils ne sont pas forcés non plus d'ajouter à la pensée, là où elle n'en a que faire, l'idée précise que telle ou telle forme grammaticale entraîne après elle. On peut, en Chinois, employer le verbe sans y exprimer le tems qui, dans l'énonciation des idées générales, est toujours un accessoire déplacé; on n'a pas besoin de mettre le verbe ou à l'actif ou au passif, on peut comprendre les deux modifications dans un même mot. Les langues classiques ne pouvant que très-rarement s'énoncer ainsi d'une manière indéfinie, doivent avoir recours à d'autres moyens pour rendre à l'idée la généralité qu'elles ont été obligées de circonscrire en employant une forme précise.

Il est digne de remarque que deux langues américaines, les langues *maya* et *betoi*, ont deux manières d'exprimer le verbe: l'une marque le tems auquel l'action est assignée, l'autre énonce purement et simplement la liaison de l'attribut avec le sujet. Cela est d'autant plus frappant, que ces deux langues attachent aussi, au présent, dans leur véritable conjugaison, un affixe particulier. Ces rapprochemens peuvent, ce me semble, servir à prouver que, lorsqu'on trouve de pareilles particularités dans les langues, il ne faut point les attribuer à un esprit éminemment philosophique dans leurs inventeurs. Toutes les nations dont les langues n'ont pas adopté la fixité des formes grammaticales, ajoutent, là où le sens l'exige, des adverbes de tems au verbe, et négligent de le faire dans d'autres cas; et ce n'est que cette méthode qui se régularise dans diverses langues de différentes manières. Mais il n'en reste pas moins vrai, que l'esprit philosophique, lorsqu'il s'est développé dans la suite des tems, peut tirer un parti fort utile de ces particularités en apparence insignifiantes.

En n'adoptant point le système de la distinction des catégories grammaticales des mots, on est dans la nécessité de se servir d'une autre méthode pour faire connaître la liaison grammaticale des idées: c'est ce que j'ai indiqué au commencement de cette lettre, et ce que je tenterai de développer à présent. J'arriverai plus facilement au but que je me propose, en appliquant directement, dès à présent, mon raisonnement à la langue chinoise, et en passant ainsi à ces preuves de fait dont j'ai parlé plus haut.

J'ai pris la liberté, monsieur, de fixer votre attention sur la liaison étroite qui existe entre l'unité de la proposition énoncée et les formes grammaticales. Dans nos langues, nous reconnaissons cette unité au verbe fléchi, quelquefois sous-entendu, mais le plus souvent exprimé grammaticalement. Autant il y a de verbes fléchis, autant il y a de propositions.

La langue chinoise emploie tous les mots dans l'état où ils indiquent l'idée qu'ils expriment, abstraction faite de tout rapport grammatical. Tous les mots chinois, quoique enchaînés dans une phrase, sont *in statu absoluto*, et ressemblent par-là aux radicaux de la langue samscrite.

La langue chinoise ne connaît donc, à parler grammaticalement, point de verbe fléchi; elle n'a pas proprement de verbes, mais seulement des expressions d'idées verbales, et ces dernières paraissent sous la forme d'infinitifs, c'est-à-dire, sous la plus vague de celles que nous connaissons. On peut dire, à la vérité, que l'expression d'une idée verbale, précédée d'un substantif ou d'un pronom, équivaut en chinois au verbe fléchi, aussi bien que les mots *they like* en anglais. Il n'y a aucun doute qu'on ne puisse, dans quelques-unes de nos langues modernes, surtout en anglais, former des phrases même assez longues, lesquelles seraient entièrement chinoises, puisqu'aucun mot n'y porterait l'exposant

d'un rapport grammatical; mais la différence est néanmoins grande et sensible. Le mot *like* est placé, aussi grammaticalement, à l'actif et au présent, puisqu'il manque des marques du passif et des autres tems: il s'annonce donc comme verbe; celui qui le prononce sait que dans d'autres cas ce verbe marque aussi la personne dont il est question. Un Anglais est habitué, en général, à combiner les élémens de la phrase d'après leurs formes grammaticales, puisqu'il existe, dans sa langue, des marques distinctives de ces formes, de véritables exposans des rapports grammaticaux, et c'est là le point important. Dans un idiome où l'absence de ces exposans forme la règle, l'esprit ne saurait être porté à y suppléer, comme dans celui où cette absence est comptée parmi les exceptions.

Ce qu'on nomme verbe, en Chinois, n'est pas ce qui est désigné par le terme grammatical de verbe fléchi et c'est en quoi la *matière* des mots diffère de leur forme, s'il est permis de parler ainsi. Prononcer un verbe comme liaison de la proposition, et comme devant indiquer un rapport grammatical, c'est appliquer réellement l'attribut au sujet, c'est poser (par l'acte intellectuel qui constitue le langage) le sujet comme existant ou agissant d'une manière déterminée. Or, si une nation est frappée de ce rapport grammatical au point de vouloir l'exprimer, elle attachera à l'idée verbale quelque chose qui la désignera comme existence ou action réelle; elle exprimera, avec l'idée matérielle, au moins quelques-unes des circonstances qui accompagnent toute existence ou action, le tems, le sujet, l'objet, l'activité ou la passivité. C'est ainsi que, dans un grand nombre de langues sans flexions, par exemple dans la langue copte, dans la plupart des langues américaines, et dans d'autres encore, le verbe fléchi porte avec lui un pronom abrégé en guise d'affixe, soit constamment, soit du moins dans le cas où le sujet

n'est pas exprimé; c'est ainsi qu'en mexicain le verbe est même accompagné du pronom qui représente son complément, ou de ce complément lui-même, qui lui est incorporé. On voit de cette manière, à la forme même du verbe, s'il est neutre ou transitif. Le verbe, dans toutes ces langues, s'annonce comme une véritable partie d'oraison, comme une forme grammaticale; il désigne, outre la valeur qu'il a dans le lexique, ce qui caractérise l'existence et l'action réelle, il prouve par là qu'il n'a pas été regardé comme l'idée vague d'une manière d'exister ou d'agir, mais comme posé réellement dans la phrase en un état déterminé d'existence ou d'action. En chinois, toutes ces modifications lui manquent, il n'exprime que l'idée; son sujet, son complément, s'il en a, forment des mots séparés; le tems, pour la plupart, n'est pas marqué ou l'est, non comme un accessoire indispensable du verbe, mais comme appartenant à l'expression de l'idée de la phrase. Le prétendu verbe chinois, si l'on veut lui assigner une forme grammaticale, sans lui prêter ce qu'il n'annonce ni ne possède, est à l'infinitif, c'est-à-dire dans un état mitoyen entre le verbe et le substantif. Le lecteur reste entièrement en doute, si ce verbe forme, comme verbe fléchi, la liaison entre le sujet et l'attribut, ou s'il faut le regarder comme l'attribut, et sous-entendre le verbe substantif. Plus on se pénètre du caractère des phrases chinoises, plus on incline à cette dernière opinion. A peine même a-t-on besoin de sous-entendre ce verbe; on peut regarder souvent la proposition, à l'instar d'une équation mathématique, simplement comme l'énonciation de la convenance on de la disconvenance du sujet avec l'attribut.

Il es vrai qu'il existe une autre circonstance qui fait aussi reconnaître le verbe dans la construction chinoise. Le chinois range les mots des phrases dans un ordre déterminé, et la distinction fondamentale sur laquelle repose cet ordre, con-

siste en ce que les mots qui en déterminent d'autres, précèdent ces derniers, tandis que les mots sur lesquels d'autres se dirigent comme sur leur objet, suivent ceux dont ils dépendent. Or, il est dans la nature des verbes, en tant qu'ils expriment l'idée d'une action, d'avoir un objet sur lequel ils se dirigent, tandis qu'il est de la nature des noms, comme désignant des choses (qualités ou substances), d'être déterminés, dans l'étendue qu'on veut leur assigner. On reconnaît donc en chinois les noms à cette circonstance, qu'ils sont précédés par leurs déterminatifs, et les verbes, à cette autre, qu'ils sont suivis par leur régime; et dans un grand nombre de phrases chinoises on passe du mot déterminant au mot déterminé, jusqu'au point où cet ordre devient inverse en conduisant du mot qui régit à celui qui est régi, ou, ce qui revient au même, du mot déterminant au mot déterminé. Le mot qui occupe cette place, fait les fonctions du verbe en chinois, et constitue l'unité de la proposition. C'est ainsi que *wéï* [1]) et *tsai* [2]) peuvent grammaticalement être regardés comme les liens de l'attribut au sujet.

Mais on chercherait en vain dans cette méthode d'indiquer la liaison des mots, la véritable idée du verbe fléchi. La circonstance qui consiste à placer le complément après l'idée verbale, est aussi commune à l'infinitif et au participe. Le substantif même pourrait être construit ainsi, si la plupart des langues n'avaient la coutume d'employer dans ces cas l'intermédiaire d'une préposition. D'un autre côté, le verbe chinois est bien souvent aussi déterminé par des mots qui le précèdent. Il n'y a rien là qui caractérise rigoureusement sa qualité grammaticale.

L'unité même de la phrase n'est pas complètement constituée par ces différens arrangemens des mots, et l'on reste souvent en doute si l'on doit regarder une série de mots

[1]) Tchoûng-yoûng, p. 32, 1, 1. [2]) *Ib.* p. 67, XX, 2.

comme formant une ou deux propositions. Dans la phrase que je viens de citer [1]), ne pourrait-on pas regarder aussi *pou* comme terminant une proposition, et traduire *regimen ordinatum est, exstat in, etc.?* Dans la phrase *ta ko tao* rien indique-t-il qu'il faille la traduire en deux propositions, *valde ploravit, dixit,* ou dans une, *valde plorando dixit* (2)? Le simple sujet d'une proposition semble même quelquefois être énoncé isolément, et non lié immédiatement à ce qu'on nomme verbe; il est placé là comme pour être pris lui seul en considération. On le trouve souvent séparé du reste de la phrase par un signe de ponctuation, et même le verbe auquel il se rapporte peut encore être accompagné d'un pronom qui le représente. Tout cela me semble prouver que les Chinois ne rangent pas leurs mots d'après des formes grammaticales qui assigneraient des limites fixes aux différentes propositions, mais qu'ils profèrent chaque mot, comme pour le livrer d'abord isolément à la réflexion, en entrecoupant continuellement leurs phrases, et en ne liant les mots que là où l'idée l'exige absolument. Ils indiquent des pauses moyennant certaines particules finales; mais ces particules manquent souvent là où il y a des pauses très-marquées. Si je ne me trompe dans cette manière d'envisager la construction chinoise, ce doute que j'exprimais, si les phrases ci-dessus citées forment une ou deux propositions, ne doit pas s'élever dans l'esprit d'un Chinois.

Ne croiriez-vous pas aussi, monsieur, que notre méthode de ranger toujours les mots rigoureusement sous les catégories grammaticales, nous force souvent à regarder comme une même proposition, des phrases chinoises qui en renferment deux ou plusieurs? Ne devrait-on pas traduire, par exemple, la phrase citée dans votre *Grammaire* [2]) d'après le

[1]) Tchoung-yoûng, XX, 2.
[2]) §. 159, p. 67, no 159.

génie de la langue chinoise. *Il dispose* de l'empire (*utitur*, par l'analogie de l'exemple du no 252); *il en pourvoit l'homme?* La particule *i* peut presque toujours se traduire ainsi; et *sò i*, que, d'après nos idées, nous regardons comme une conjonction, forme, à ce qu'il me semble, une proposition incidente, qui se place souvent immédiatement après le sujet [1]).

Les prépositions qui marquent le terme d'une action dont vous parlez, monsieur, aux Nos 84—91 de votre *Grammaire*, renferment, presque sans aucune exception, originairement, une idée verbale. Cela n'indiquerait-il pas clairement la marche de la construction chinoise? On exprime une idée verbale, et la proposition, d'après nos idées, est terminée là; on ajoute, immédiatement après, une autre idée verbale (exprimant généralement un mouvement, une direction, et passant insensiblement en préposition), et on la fait suivre de son complément, c'est-à-dire qu'on commence une seconde proposition après avoir terminé la première. Quelquefois cet ordre est renversé. Le verbe qui tient lieu de préposition, précède avec son complément, et est suivi de celui dont, comme préposition, il est le régime [2]). Mais la construction reste toujours, même dans ce cas, grammaticalement la même (3).

Les idées de substantif et de verbe se mêlent et se confondent nécessairement dans les phrases chinoises; la même particule sert à séparer, comme signe du génitif, un substantif d'un autre, et comme particule relative, le sujet du verbe. On voit par cette circonstance seule que la langue n'adopte pas la méthode de nos formes grammaticales. Dès qu'on abandonne la rigueur des idées grammaticales, le verbe,

---

[1]) Tchoûng-yoûng, p. 64, XIX, 4.
[2]) Gr. 299.

surtout à l'infinitif, peut être pris comme substantif, et il y a des langues qui, pour indiquer les personnes, y attachent les pronoms possessifs, comme les pronoms substantifs; *notre manger* est à peu près la même idée que *nous mangeons*. En chinois, des adjectifs et même des substantifs [1]) changent d'accent, lorsqu'ils passent au sens verbal, et d'après M. Morrison (vol. I, Part. I, p. 6), les mots usités à la fois comme noms et verbes, ont, lorsqu'ils servent de verbes, ordinairement l'accent appelé *khiu* (4). La prononciation anglaise [2]) établit une distinction semblable pour les mots de deux syllabes, employés à la fois comme substantifs et comme verbes. Mais en chinois ce changement de prononciation ne décide rien sur le sens grammatical. Le mot ne devient pas proprement un verbe, mais prend seulement la signification verbale (5).

Je ne puis, à cette occasion, me dispenser de vous adresser, monsieur, une question sur les mots *tchoûng-yoûng*. Vous le traduisez par *milieu invariable, medium constans*. Mais regardez-vous le rapport grammatical de ces deux mots comme étant le même que, par exemple, celui de *taï hiŏ*? J'avoue qu'il me paraît différent. Comme adjectif, *yoûng* devrait précéder *tchoûng*. Il me semble qu'en appliquant nos idées, *yoûng* est un infinitif qui est précédé en guise d'adverbe par le mot qui le détermine, *medio constare*. Vous le traduisez aussi comme verbe, t. p. 35, II, 2: *parvi homines medio constant* (6).

Cet exemple ne prouverait-il pas de nouveau qu'il ne faut guère, en chinois, élever la question des formes grammaticales? Ce que les mots *tchoûng-yoûng* expriment avec précision et clarté, c'est l'idée de *persévérer* (d'avoir pour

---

[1]) Gr. 55.

[2]) Walker's Pronouncing dictionary, 16 éd., p. 71, §. 492.

coutume) dans ce qui est appelé le *milieu*. Mais s'il faut attribuer à cette idée la forme du verbe fléchi, ou de l'infinitif, ou d'un substantif verbal, ou d'un autre substantif; s'il faut traduire *persévérant*, *perseverare*, *perseveratio* ou *perseverantia:* c'est là ce qui reste indécis, et ce que le génie et le caractère de la langue chinoise n'engagent point à demander. Tout ce qu'on peut dire grammaticalement, c'est que l'idée plus étendue de *yoûng* est circonscrite par l'idée de *tchoûng*. La phrase *siaò jin tchi tchoûng-yoûng* renferme simplement les idées *vulgaire* et *persévérer dans le milieu;* elle indique, par la particule *tchi*, que ce sont deux idées qu'on a séparées l'une de l'autre, pour pouvoir les comparer dans leurs différens rapports. Leur convenance, la qualité affirmative de la proposition, résultent de l'absence d'une négation. Voilà à quoi la langue se borne; elle ne détermine rien sur la forme précise de l'expression de la phrase, si l'on doit regarder *yoûng*, ainsi que vous l'avez fait, comme verbe fléchi, ou s'il faut suppléer après *tchi* le verbe substantif, ou enfin un autre verbe, ainsi que vous l'observez, monsieur, dans votre note sur la même phrase, dans un autre passage.

Les mots *ta hŏ tao*, ci-dessus cités, fournissent une autre preuve bien frappante que la langue chinoise, en indiquant la liaison des idées, ne *précise* pas pour cela la forme de l'expression, qui pourtant rejaillit nécessairement sur l'idée même. Ces mots désignent les trois idées *magnum*, *plorare*, *dicere*, et annoncent que de *grandes lamentations* ont accompagné ou précédé le *parler* de quelqu'un. Mais ils laissent indécis, autant que je puis voir, si le deuxième mot doit être pris comme substantif, ou comme verbe; si les deux premiers forment une proposition à eux seuls, ou se rattachent au troisième; si, dans ce cas, ils renferment, comme participe accompagné d'un adverbe, le sujet du

troisième, ou si, en forme de gérondif, ils en expriment seulement une modification de manière que le sujet du verbe reste sous-entendu (7)? Il faut avouer que toutes ces nuances sont assez indifférentes, et qu'il suffit pour le sens du passage que l'individu dont il y est question, ait pleuré et parlé, et qu'il ne soit pas expressément marqué d'intervalle entre ces deux actions. En traduisant cette phrase en latin, on peut la rendre de quatre différentes manières:

Valde ploravit, dixit;
\- - *plorans* - -
\- - *plorando* - -
cum magno ploratu -

Chacune de ces quatre phrases représente l'objet d'une manière différente, et attache une nuance particulière à l'idée; un bon écrivain ne les emploierait pas indifféremment (8). Il faut, en traduisant, en choisir une, et nuancer l'expression plus qu'elle ne l'est dans le texte chinois, et plus que l'idée seule ne l'exigerait.

On pourrait faire ici l'objection que de semblables phrases ne se présentent à l'esprit d'un Chinois que sous une des formes possibles qu'elles semblent admettre, et que l'usage de la langue donne le tact nécessaire pour saisir cette forme précise. Mais il est toujours de fait que les mots chinois ne renferment aucune marque qui force ou qui autorise à les prendre plutôt sous cette forme que sous une des autres formes indiquées, et l'on peut poser en principe que, dès qu'un rapport grammatical frappe vivement l'esprit d'une nation, ce rapport trouve une expression quelconque dans la langue que parle cette même nation. Ce que l'homme conçoit avec vivacité et clarté dans la pensée, il l'exprime infailliblement dans son langage. On peut également retourner ce principe, et dire: si un rapport grammatical ne trouve pas d'expression dans une langue, il ne frappe pas vivement la

nation qui la parle, et n'en est pas senti avec clarté et précision. Car toute l'opération du langage consiste à donner du corps à la pensée; à en arrêter le vague par l'impression fixe que laissent les sons articulés; à forcer l'esprit de dérouler l'ensemble de la pensée dans des paroles qui se succèdent. Tout ce que, dans l'esprit, on veut élever à la clarté et la précision que les langues répandent sur les idées, doit, par cette raison, y être marqué, ou y trouver au moins en quelque façon, un signe qui le représente.

Les deux moyens que la langue chinoise emploie pour indiquer la liaison des mots, ses particules et la position des mots, ne me semblent pas non plus avoir pour but de marquer les formes grammaticales, mais de guider d'une autre manière dans l'intelligence de la tournure des phrases.

Je commence, pour prouver la première partie de cette assertion, par l'examen de la particule qui semble s'approcher le plus de ce que, dans nos langues, nous nommons suffixe ou flexion. La particule *tchi* paraît, dans un grand nombre de phrases, être un simple exposant du génitif, et équivaloir par là aux prépositions *de, of, von,* des langues française, anglaise et allemande. Mais lorsqu'on considère que cette même particule, là où elle fait les fonctions de particule relative (en unissant, par exemple, le sujet de la proposition au verbe), devient l'exposant du nominatif, et que là où elle suit le verbe [1]) comme son complément, elle se trouve à l'accusatif (9); on voit bien que ce n'est pas dans le sens adopté dans d'autres langues qu'on lui donne le nom d'exposant du génitif, et qu'elle ne peut point être mise sur la même ligne avec les prépositions ci-dessus citées. C'est aussi là précisément l'idée que vous en donnez, monsieur, au No 82 de votre *Grammaire.*

---

[1]) Gr. no 134.

Le génitif peut se passer de cette particule, même lorsque deux génitifs, dépendant l'un de lautre, pourraient facilement prêter à l'amphibologie [1]), et la particule s'emploie dans beaucoup de cas où il n'est pas question de génitif. Elle unit le sujet de la proposition au verbe, le verbe substantif [2]) et d'autres neutres ou passifs à l'attribut [3]) *'wei tchi tchoung* (10), ce qui est l'inverse de la phrase ordinaire *tchi 'wei;* le substantif à l'adjectif, en prenant la place du verbe substantif [4]); ou l'adjectif [5]), ou le substantif la précède; elle forme des adjectifs [6]); fait les fonctions d'article déterminatif ou partitif [7]); devient synonyme du pronom relatif [8]); mais ne peut jamais être nommée purement explétive [9]).

Je la trouve aussi entre la négation *moŭ* et le verbe, et désirerais bien apprendre, monsieur, si la même chose peut avoir lieu avec d'autres particules négatives, ou si *moŭ* fait exception, puisqu'il faut le regarder [10]) comme un substantif sujet du verbe (11)?

J'ai déjà remarqué que le nominatif, sujet du verbe, et le génitif, quelque singulier que cela paraisse, ne diffèrent pas tellement dans leurs fonctions, qu'ils ne puissent quelquefois se confondre. Cela peut arriver en chinois, lorsque la construction et la signification du mot qui suit la particule *tchi* permet de le prendre comme verbe ou comme substantif. Je citerais comme exemples de tels passages, ceux qui sont allégués au no 119 et 87 de votre grammaire, monsieur. On pourrait traduire le premier *non cupio hominum addere* (*additionem*) *ad me*, et dans le second, on

---

[1]) Gr. 346, ex. 2. [2]) *Ib.* no 137, ex. 2. [3]) Tchoûng-yoûng, p. 32, I, 4. [4]) Gr. no 315. [5]) Tchoûng-yoûng, p. 47, XII, 2. [6]) Gr. no 195. [7]) *Ib.* no 190. [8]) *Ib.* no 192. [9]) *Ib.* p. 80, no I. [10]) *Ib.* no 271.

pourrait regarder la phrase du commencement comme placée au génitif, et changer *vocatur* en *nomen*. En grec, où l'infinitif se transforme sans difficulté en substantif, ces deux traductions ne rencontreraient guère d'obstacle. La même chose est encore plus évidente, lorsque *tchi* sert à lier le substantif avec l'adjectif; si ce dernier précède, il peut être pris comme placé au génitif du pluriel [1]). (*Studio natus debilium marcidorum sum*, id est *homo*.) Si le substantif commence la phrase, l'adjectif doit être pris dans le sens substantif, et *thian ti tchi tø*, pris en lui-même, se traduit tout aussi *coelum terraque magna* [2]), que *coeli terraeque magnitudo*. Le contexte du passage entier décide seul entre ces deux manières de rendre la phrase.

La raison de ce que j'avance ici est claire: les deux cas où le génitif est placé avant le mot duquel il dépend, et où le nominatif précède le verbe, ont cela de commun, que le premier des deux mots détermine l'idée du second; leur différence ne consiste que dans la forme grammaticale qu'on donne à ce dernier. Une langue qui, ainsi que la chinoise, n'a point égard aux formes grammaticales, mais qui borne sa grammaire à bien distinguer l'idée déterminante de l'idée déterminée, peut donc facilement traiter ces deux cas de la même manière.

La véritable fonction de la particule *tchi* est celle que vous lui attribuez, monsieur [3]), d'éviter une amphibologie, en marquant mieux le rapport qui existe entre les mots qu'elle réunit.

Si la définition de cette particule devait encore être rendue plus précise, j'y ajouterais qu'elle doit fixer l'attention de celui qui écoute, sur les mots qui la précèdent, en

---

[1]) Gr. 315.
[2]) Gr. p. 80, no 1.
[3]) Tchoûng-yoûng, p. 47, XII, 2.

signe que ces mots, pris à part, doivent être mis en rapport avec ce qui suit. En même tems que la particule *tchi* réunit, elle sépare aussi, à ce qu'il me semble, et pourrait encore nommée *séparative*. Car, si je ne me trompe, son effet, lorsqu'elle marque le génitif, est aussi d'empêcher qu'on ne regarde les substantifs qui se suivent, comme placés dans le même cas en opposition, et lorsqu'elle désigne le sujet du verbe, d'empêcher qu'on ne prenne ce sujet pour une expression purement modificative ou un adverbe. L'idée prend là où *tchi* est employé, une direction différente, mais intimement liée à celle qu'on a suivie jusque là.

Si l'on remonte à l'origine de *tchi*, je vois par ce que vous en dites, monsieur, que ce mot signifie *bourgeon*, qu'il a le sens verbal de *passer d'un lieu dans un autre*, et qu'il est employé comme adjectif ou pronom démonstratif [1]).

Le premier de ces trois emplois répond entièrement à l'idée du génitif; le deuxième donne à la particule un sens plus étendu; mais il n'y a, ce me semble, que le troisième au moyen duquel on puisse expliquer toutes les différentes manières de s'en servir.

Lorsque *tchi* sert de complément au verbe, son sens pronominal est évident [2]). Dans le premier exemple du No 223 de votre *Grammaire*, monsieur, ce complément semble se trouver devant le verbe. Mais il me semble que *tchi*, dans ce passage, doit être pris au contraire comme sujet de la proposition. Trois déterminatifs se suivent immédiatement, et le complément du verbe doit être sous-entendu. *Cela, ceci, cela même, je le disais. Tchi* est encore pronom dans cette phrase, où il forme à lui seul le sujet du verbe [3]). Dans les cas où il unit, comme génitif, le terme antécédent et le terme conséquent, où il se place entre le verbe et son

[1]) Gr. 189. [2]) *Ib.* no. 134. [3]) *Ib.* 191.

sujet, et surtout où il fait les fonctions d'article, je l'explique de la même manière. On énonce un objet; pour y fixer davantage l'attention, on y ajoute *cela!* et ayant placé ce mot comme une pierre d'attente, on continue à exprimer l'idée qui doit s'y lier. La particule indique ainsi quels sont les mots qui, ayant été séparés sous un certain rapport, doivent être liés ensemble sous un autre. Mais elle ne détermine point le genre de cette liaison, ou ne la détermine pas, au moins, d'après les idées que nous avons des formes grammaticales.

Si *tchi* n'était pas proprement un pronom; il serait difficile de concevoir comment il pourrait se prendre pour *tchè* qui en est évidemment un [1]). En comparant ces deux déterminatifs ensemble, la nature démonstrative du premier, et la nature conjonctive ou relative du second devient évidente. Là où le but du pronom est simplement de rappeler un objet déjà énoncé, on peut également bien employer le démonstratif (*veteres, hi*) et le relatif, en y sous-entendant le verbe substantif (*veteres qui sunt*). Mais lorsque le pronom est le complément d'un verbe, sans être suivi d'une autre idée qui en dépende, le démonstratif seul est à sa place, et c'est là précisément que *tchi* est employé exclusivement. Par cette même raison *tchi* a un sens restrictif [2]). *Tchè* embrasse tout l'étendue de l'idée, *tchi* la détermine davantage.

Dans le style moderne la liaison grammaticale des idées paraît être la même, quoiqu'exprimée avec un mot différent. Celui qui y désigne le génitif, *ti*, se prend aussi pour le pronom relatif, mais il ne sert pas de complément au verbe, et porte par là moins évidemment le caractère pronominal. Vous ne dites pas précisément, monsieur, dans votre grammaire, si *ti* se place aussi, ainsi que *tchi*, entre le sujet de

---

[1]) Gr. no[s] 192, 145. [2]) Gr. 193, 195.

la proposition et le verbe (12). Mais dans la phrase *ngò eu luy lây ti tching hào, mon enfant, ton arrivée est à propos, et agréable*, je le trouve employé exactement comme *tchi*, dans l'exemple que vous citez au No 315 de votre grammaire.

Si j'ai réussi à me rendre compte exactement des différentes acceptions de *tchi*, on pourrait les réduire aux trois suivantes:

1. Le sens verbal de *passer*. C'est peut-être à cause de cette acception que *tchi* signifie *pour, à l'égard de* [1]). Dans deux autres exemples [2]) ce sens paraît résulter du contexte, et la particule semble conserver son emploi grammatical ordinaire.

2. Le sens d'un pronom démonstratif, lorsque *tchi* est complément, ou bien seul sujet du verbe.

3. Cette même signification pronominale, mais employée de manière que *tchi* devient vraiment une particule, un *mot vide*, ou grammatical.

Si ensuite, et c'est là pourquoi j'ai cru devoir entrer dans cet examen détaillé, on se demande à quelle classe de mots grammaticaux appartient *tchi*, il ne faut point, selon mon opinion, le ranger parmi ceux qui sont les exposans des catégories grammaticales des mots, mais parmi ceux qui marquent, dans la construction, le passage d'une idée à une autre. On pourrait peut-être distinguer ces deux classes par les noms de mots grammaticaux étymologiques et syntactiques.

La particule *yé* est de la même classe que *tchi*; elle marque également la suspension, tient lieu du verbe substantif, ou peut être regardée, ainsi que vous l'avez représenté, monsieur, dans votre dissertation sur la nature mono-

[1]) *Ib.* 187. [2]) *Ib.* 123, 162.

syllabique du chinois [1]), comme un affixe du nominatif, qui renforce le pronom relatif.

J'oserais dire, monsieur, que dans le mémoire que je viens de citer, vous semblez assimiler la grammaire chinoise beaucoup plus à celle des autres langues que vous ne le faites, à ce qu'il me semble au moins, dans vos Élémens (13). Dans ces derniers, vous ne suivez cette méthode qu'autant que le but d'enseigner le chinois et de le mettre, pour cet effet, en rapport avec les idées grammaticales des lecteurs, le rend absolument nécessaire. Votre Grammaire est réellement, ainsi que la nature de la langue l'exige, plutôt un traité de syntaxe chinoise, soumis à la division que nous supposons dans toute grammaire d'une langue quelconque, et l'excellent résumé de la phraséologie, comparé au corps de l'ouvrage, met tout lecteur un peu exercé à juger du génie particulier des langues parfaitement sur la voie et en état de ne pas pouvoir se méprendre sur celui de la langue chinoise. Je crois avoir puisé l'idée de l'absence des formes grammaticales en chinois, dans l'étude approfondie de vos Élémens, et pour cela même, je ne crains presque pas, monsieur, de rencontrer en vous un adversaire de cette opinion.

Les particules finales, pour revenir à mon sujet, appartiennent entièrement à la partie de la grammaire qui détermine la forme des phrases.

Les prépositions ne peuvent pas, comme dans d'autres langues, être prises pour des exposans des cas des mots, puisque les mots qui dépendent d'elles ne souffrent aucune altération, qu'elles gardent elles-mêmes la construction que leur assigne leur signification primitive, et que le seul changement qu'elles éprouvent en passant à l'état de prépositions, est la généralisation de l'idée primitive.

---

[1]) Fundgruben des Orients, III, 283.

On peut dire la même chose des marques des tems dans les verbes. Elles désignent beaucoup plutôt des idées, à l'instar de tout autre *mot plein*, qu'elles n'indiquent grammaticalement le rapport du tems. Elles ont tellement loin de faire partie du verbe, que vous observez, monsieur, que, même dans le style moderne, leur emploi est peu fréquent [1]). On n'y découvre pas même une tendance à s'amalgamer avec le verbe (14), car il y en a qui peuvent à volonté le précéder ou le suivre, et d'autres qui peuvent en être séparées par d'autres mots. Elles accompagnent le verbe également, et sans altérer le moins du monde leur forme, là où il est verbe fléchi, et là où il se trouve à l'infinitif. Le passage cité No 370 de votre grammaire en fournit un exemple frappant, qui prouve aussi en général que les phrases chinoises ont un sens clairement et précisément exprimé, dès qu'on se borne à examiner de quelle manière une idée est déterminée par l'autre, mais qu'on est livré à l'incertitude sur la forme de l'expression, dès qu'on veut ranger les mots selon les idées des catégories grammaticales. La seconde proposition de ce passage est déterminée par le mot *chi* qui termine la première, et celui-ci l'est à son tour par ceux qui le précèdent et qui expriment une action. Rien ne saurait être plus clair et plus précis. Mais faut-il regarder l'expression de cette action comme celle d'un fait; ***femme tu as préparé***, y joindre, après une pause, l'idée du ***tems*** rapportée à ce fait? ou faut-il prendre *chi* pour une conjonction, et en faire régir le verbe, comme verbe fléchi? ou ce verbe est-il à l'infinitif, et précède-t-il comme le génitif du gérondif le substantif *chi*, de manière que le pronom personnel devienne possessif? Voilà les questions auxquelles on cherche en vain la réponse dans la phrase, et qu'un Chinois, selon

[1]) Gr. no 351.

mon opinion, ne serait pas même porté à élever. Ce qui est encore remarquable, c'est qu'il y est question du prétérit d'une action future, mais que le futur n'y est nullement exprimé. Si celui qui parle avait voulu dire que, lorsque la dame dont il y est question, eut achevé de tout préparer, il lui eût renouvelé ses remercimens, il me semble qu'il aurait pu lui adresser les mêmes paroles (15).

Il me paraît résulter de ce que je viens de dire, que, sous le rapport des *mots vides*, la langue chinoise diffère aussi des autres langues. Ces dernières suppléent par ces mots au manque de flexions; dans plusieurs, les mots *vides* tendent visiblement à faire partie des mots *pleins* auxquels ils appartiennent, à s'amalgamer avec eux, à devenir flexions. Il y a même bien peu de ces langues qui n'offrissent un ou plusieurs exemples de flexions véritables ou apparentes. Les mots *vides* des Chinois n'ont point pour but d'indiquer les catégories grammaticales, mais ils indiquent le passage d'une partie de la pensée à l'autre, et s'adaptent, si l'on veut absolument les regarder du point de vue de ces catégories, à plusieurs d'entr'elles. Au reste, beaucoup de ces mots *vides* conservent encore si évidemment leur acception primitive, qu'on les comprend souvent mieux en les regardant comme des *mots pleins*, ainsi que j'ai tâché de le faire voir de *i*. Vous traduisez, monsieur, *i* et *yeoû* [1]) par *adhibere* et *provenire*, dans un passage où ces deux particules sont précédées de *sò*, qui forme leur complément. Une construction semblable, mais plus remarquable encore, à ce qu'il me paraît, se trouve dans le *Tchoûng-yoûng* [2]); *i* est précédé, dans ce passage, de *sò*, et suivi de *sieoû chin*. Il a donc deux complémens, l'un dans son sens verbal, l'autre dans son emploi comme particule. On peut cependant le regarder

[1]) Gr. no 146. [2]) P. 72; XX, 11.

aussi comme verbe par rapport à ce dernier; car on pourrait traduire *cognoscit* (*scit id*) *quo* (*per quod*) *tractamus tò instaurare vel colere corpus.*

Ce que je viens de dire des mots grammaticaux de la langue chinoise, qu'ils n'indiquent pas proprement les formes grammaticales des mots, peut également, à ce qu'il me semble, se dire de l'emploi que cette langue fait de la position des mots. En fixant par les lois grammaticales l'ordre des mots, on marque les parties constitutives de la pensée; mais dénuée d'autres secours, la position seule est hors d'état de les marquer toutes. Elle laisse du vague là où des mots de différentes catégories grammaticales pourraient former une de ces parties. Aussi les langues joignent-elles pour la plupart l'emploi de la position à celui des flexions ou de mots grammaticaux. Cela arrive même dans des idiomes qui n'ont point atteint un haut degré de perfection, comme dans le péruvien, qui assujétit la position des mots à des lois très-rigoureuses. Vous observez, monsieur, la même chose de la langue des Tartares Mandchous, qui possède aussi des formes grammaticales. Le chinois manquant de flexions, et usant très-imparfaitement de mots grammaticaux, s'en remet le plus souvent à la position seule pour l'intelligence de ses phrases.

Sans flexions, ou sans quelque chose qui en tienne lieu, on manque souvent du point fixe qu'il faut avoir pour appliquer les règles de la position. On peut dire avec certitude que le sujet précède le verbe, et que le complément le suit; mais la position seule ne fournit aucun moyen pour reconnaître le verbe, ce premier chaînon auquel on doit rattacher les autres. Les règles grammaticales ne suffisant pas dans ce cas, il ne reste d'autre moyen que de recourir à la signification des mots et au sens du contexte.

Sans ce moyen la position seule des mots est rarement

un guide sûr pour l'intelligence des livres chinois. Le verbe, par exemple, est précédé du mot qui en forme le sujet, mais il peut aussi l'être d'un adverbe et d'expressions modificatives. Dans le deuxième exemple du No 177 de votre Grammaire, monsieur, on ignore, avant que de connaître la signification du mot, si *kou* appartient encore au sujet du verbe, ou s'il accompagne ce dernier comme adverbe. Les phrases

thsin thsin (*Tchoûng-yoûng*, p. 68, XX, 5.)
khi 'wéi (*Tchoûng-yoûng*, p. 75, XX, 14.)
thian-hia kouc kiâ (*Tchoûng-yoûng*, 72, XX, 11.)
ta tchhin (*Tchoûng-yoûng, ibid.* 12.)
jeoû youàn jin (*ibid.*)

sont toutes ou sujets ou complémens d'un verbe. Mais elles diffèrent toutes dans leurs rapports grammaticaux, et quoique ces rapports y fixent l'ordre des mots, ils n'y sont reconnaissables qu'à la signification et au sens du contexte. Les mots placés à la tête de ces phrases appartiennent à des catégories grammaticales différentes, que les règles de la position, qui les traitent toutes de la même manière, n'ont pas le moyen d'indiquer.

Si l'on considère attentivement la phraséologie chinoise dont vous avez donné, monsieur, dans votre Grammaire, un résumé à la fois lumineux et concis, la position des mots ne marque point proprement les formes grammaticales des mots, mais se borne à indiquer quel est le mot de la phrase qui en détermine un autre. Cette détermination est considérée sous deux points de vue, sous celui de la restriction de l'idée d'une plus grande étendue à une plus petite, et sous celui de la direction d'une idée sur une autre, comme sur son objet. De là dérivent les deux grandes lois de la construction chinoise auxquelles, à parler rigoureusement, se réduit toute la grammaire de la langue.

Dans toutes les langues, une partie de la grammaire est

explicite, marquée par des signes ou par des règles grammaticales, et une autre sous-entendue, est supposée conçue sans ce secours.

Dans la langue chinoise, la grammaire explicite est dans un rapport infiniment petit, comparativement à la grammaire sous-entendue.

Dans toutes les langues, le sens du contexte doit plus ou moins venir à l'appui de la grammaire.

Dans la langue chinoise, le sens du contexte est la base de l'intelligence, et la construction grammaticale doit souvent en être déduite. Le verbe même n'est reconnaissable qu'à son sens verbal. La méthode usitée dans les langues classiques, de faire précéder du travail grammatical et de l'examen de la construction, la recherche des mots dans le dictionnaire, n'est jamais applicable à la langue chinoise. C'est toujours par la signification des mots qu'il faut y commencer.

Mais dès que cette signification est bien établie, les phrases chinoises ne prêtent plus à l'amphibologie. Même, d'après le peu d'étude que j'ai fait jusqu'ici du chinois, je vois avec combien de justesse vous avez rectifié, monsieur, dans votre analyse beaucoup trop flatteuse d'un de mes mémoires académiques, un jugement précipité que j'y avais porté sur cette langue; mais il est sûr que, plus que dans tout autre, le secours le plus essentiel pour l'intelligence se trouve dans les dictionnaires, tant pour fixer l'usage des mots qui peuvent avoir une acception verbale et substantive à la fois, que, surtout, pour les phrases habituelles sur lesquelles je reviendrai bientôt.

La grammaire chinoise a pu adopter cette forme, puisque la coupe des phrases chinoises n'en exige pas une plus rigoureuse ni plus variée, et la coupe des phrases est restée telle, parce qu'une grammaire, aussi simple en admettrait

difficilement une différente. Ces deux choses se trouvent toujours dans les langues en un rapport réciproque.

Presque toutes les phrases chinoises sont très-courtes, et même celles qui, à en juger par les traductions, paraissent longues et compliquées, se coupent facilement en plusieurs phrases très-courtes et très-simples, et cette manière de les envisager paraît la plus conforme au génie de la langue.

On peut rarement se borner à prendre les mots des phrases chinoises dans le sens seulement où on les emploie isolément; il faut le plus souvent y rattacher en même tems les modifications qui naissent de la combinaison de ce sens avec l'idée qui a précédé.

C'est là surtout ce qui arrive dans l'emploie des particules. *Eùl*, par exemple, n'est presque jamais une particule purement copulative; mais pour savoir si elle veut dire *et tamen*[1]) ou *et ideo*[2]), il faut consulter la phrase qui la précède. Le rapport, ou opposé, ou conforme, dans lequel se trouvent les deux idées que *eùl* lie ensemble, se rattache à la signification de la particule. C'est d'après ce même principe que dans deux propositions, dépendantes l'une de l'autre, les conjonctions qui indiquent leur dépendance sont les plus souvent supprimées[3]). La phrase chinoise perd de son originalité, si on essaie de les rétablir. Toutes les fois que l'on comparera des traductions de passage chinois au texte, on trouvera qu'on a toujours eu soin d'y lier les idées et les propositions que la langue chinoise se contente de placer isolément. Les termes chinois reçoivent précisément un plus grand poids par cet isolement, et on est forcé de s'y arrêter davantage pour en saisir tous les rapports. La

---

[1]) Gr. no 224. [2]) *Ib.* 178, 226; Tchoûng-yoûng, p. 35, II. 2, p. 66, XVIII, 2, p. 107, XXXI, 2. [3]) *Ib.* 167, Tchoûng-yoûng, p. 63, XVIII, 3.

langue chinoise abandonne au lecteur le soin de suppléer un grand nombre d'idées intermédiaires, et impose par là un travail plus considérable à l'esprit. Chaque mot paraît, dans une phrase chinoise, placé là pour qu'on le pèse, et qu'on le considère sous tous ses différens rapports avant que de passer au suivant. Comme la liaison des idées naît de ces rapports, ce travail purement méditatif supplée à une partie de la grammaire. On peut supposer que, dans le langage vulgaire, l'habitude et l'emploi de phrases une fois usitées, rendent le même service. Vous dites, monsieur, dans vos *Recherches sur les langues tartares*[1]) qu'il y a en chinois une foule prodigieuse de phrases tellement consacrées par l'usage, et si bien restreintes dans leur signification, qu'on doit les entendre et qu'on les prend en effet toujours dans le sens qui leur a été affecté par convention, et non dans celui qu'elles auraient si on les traduisait littéralement. Il ne faut en général pas oublier que notre manière d'examiner et de traiter les langues est en quelque façon l'inverse de celle dont on les forme et même dont on les parle. Quelqu'imparfait que puisse être le commencement des langues, l'homme parle dès le principe. Lorsque la langue est formée, il aurait souvent encore bien de la peine à analyser ses phrases, et il les prend le plus souvent dans leur ensemble, et moins ceux qui parlent, même chez nous, ont l'esprit cultivé, plus ils possèdent de ces phrases toutes faites, moins ils osent les briser et en transposer les élémens.

Les indications de la liaison des idées sont quelquefois négligées en chinois, au point qu'un mot est avancé tout seul uniquement pour en tirer une induction dans une phrase suivante. Dans le passage du *Tchoûng-yoûng*[2]) ***kiun tseu chi tchoung, sapiens, et semper medio***, l'idée du sage est

[1]) Pag. 124. [2]) Pag. 35, II, 2.

placée isolément, puisqu'elle renferme en elle toute la phrase suivante comme une suite nécessaire.

La langue chinoise n'offre jamais de ces phrases longues et compliquées, régies par des mots placés à une grande distance de ceux qui en dépendent (16); elle présente au contraire toujours un objet isolé et indépendant; elle n'attache à cet objet aucune marque qui autorise à l'attente de ce qui va suivre: elle place, après cet objet, d'une manière également isolée, ou une pareille marque, ou un deuxième objet, et compose insensiblement, de cette manière, des phrases entières.

Si j'ai réussi à me former une idée juste de la langue chinoise, on peut, pour juger de cette langue, partir des faits suivans:

1. La langue chinoise ne marque jamais ni la catégorie grammaticale à laquelle les mots appartiennent, ni leur valeur grammaticale en général. Les signes des idées, dans la prononciation et dans l'écriture, restent les mêmes, quelle que soit cette valeur.

Le changement d'accent des noms qui peuvent passer à l'état de verbe, et quelques composés, nommément ceux que la terminaison *tseù* fait reconnaître au premier coup-d'oeil comme substantifs, font seuls exception à cette règle générale (17).

2. La langue chinoise n'attache point les mots *vides* aux mots *pleins*, de manière qu'on puisse, en enlevant de la phrase un mot *plein* avec son mot *vide*, reconnaître toujours avec précision, à l'aide du dernier, la catégorie grammaticale du premier.

Thian tchi peut être nominatif et génitif (18).

3. La valeur grammaticale n'est donc reconnaissable qu'à la composition même de la phrase.

4. Elle ne l'est même alors que lorsqu'on connaît la signification d'un ou de plusieurs mots de la proposition.

5. La langue chinoise, dans sa manière d'indiquer la valeur grammaticale, n'adopte point le système des catégories grammaticales, ne les spécifie point dans leurs nuances les plus fines, et ne les détermine même qu'autant que le langage le rend absolument nécessaire.

On pourrait, d'après cette description, confondre la langue chinoise avec ces langues imparfaites de nations qui n'ont jamais atteint un grand développement dans leurs facultés intellectuelles, ou chez lesquelles ce développement n'a pas agi, puissamment sur la langue; mais ce serait, selon mon opinion une erreur extrêmement grave.

La langue chinoise diffère de toutes ces langues imparfaites, par la conséquence et la régularité avec lesquelles elle fait valoir le système qu'elle a adopté, tandis que les langues des peuples barbares dont je viens de parler ou s'arrêtent à moitié chemin, ou manquent le but qu'elles se proposent. Toutes ces langues pèchent à la fois par l'absence et par la rédondance inutile des formes grammaticales. C'est, au contraire, par la netteté et la pureté qu'elle met dans l'application de son système grammatical, que la langue chinoise se place absolument à l'égal et au rang des langues classiques, c'est-à-dire, des plus parfaites parmi celles que nous connaissons, mais avec un système non pas seulement différent, mais opposé, autant que la nature générale des langues le permet.

Si l'on regarde ces langues du point de vue d'où nous partons ici, on en trouvera de trois genres différens.

La *langue chinoise* renonce à la distinction précise et minutieuse des catégories grammaticales, range les mots des phrases d'après l'ordre moins restreint de la détermination

des idées, et donne aux périodes une structure à laquelle ce système est applicable.

La *langue samscrite*, les langues qui ont une affinité évidente avec elle, et peut-être d'autres encore sur lesquelles je ne voudrais rien préjuger ici, établissent la distinction des catégories grammaticales comme base unique de leur grammaire, poursuivent cette distinction jusque dans leurs dernières ramifications, et s'abandonnent, dans la formation de leurs phrases, à tout l'essor que ce guide sûr et fidèle leur permet de prendre.

La *langue grecque*, surtout, jouit de cet avantage; car je crois en effet que le latin même et le samscrit lui sont inférieurs dans cette phraséologie exacte, riche et belle à la fois, qui s'insinue dans tous les replis de la pensée, et en exprime toutes les nuances.

Il reste après cela un certain nombre de langues qui tendent, pour ainsi dire, à avoir de véritables formes grammaticales, et n'atteignent pas ce but; qui distinguent les catégories grammaticales, mais n'en marquent qu'imparfaitement les rapports; dont par conséquent la structure grammaticale est défectueuse, sous ce point de vue, ou vicieuse, ou l'un et l'autre à la fois. Il existe cependant, entre ces langues elles-mêmes, une différence très-marquée, puisqu'elles se rapprochent plus ou moins de celles qui ont des formes grammaticales accomplies. Ces dernières admettent également des différences, de sorte qu'il serait impossible de tirer une ligne de démarcation fixe et stable entre elles et les langues dont je parle à présent. Ce n'est souvent que ce plus ou ce moins qui peut décider du jugement qu'on doit en porter. Vos savantes recherches sur les langues tartares, monsieur, renferment les observations les plus judicieuses sur la comparaison des langues mandchoue, mongole, turque, ouigoure, avec le chinois: vous énoncez même l'opinion que ces langues

sont inférieures au chinois. Je partage entièrement cette opinion; j'avoue néanmoins que les points de vue desquels on peut regarder ce qu'on nomme perfection et imperfection, supériorité et infériorité d'une langue, sont si différens, que si l'on n'énonce précisément celui qu'on saisit, ces jugemens sont bien incertains. Vous fixez, monsieur, votre attention dans vos recherches, principalement sur la clarté et la précision de l'expression; mon raisonnement m'a conduit ici à examiner jusqu'à quel point la distinction des catégories grammaticales a été adoptée et perfectionnée.

Si l'on essaie de remonter à l'origine de ces différences des langues, il est bien difficile de s'en faire une idée juste et précise.

Les rapports grammaticaux existent dans l'esprit des hommes, quelle que soit la mesure de leurs facultés intellectuelles, ou, ce qui est plus exact, l'homme en parlant suit, par son instinct intellectuel, les lois générales de l'expression de la pensée par la parole. Mais est-ce de là seul qu'on peut dériver l'expression de ces rapports dans la langue parlée? La supposition d'une convention expresse serait sans doute chimérique. Mais l'origine du langage en général est si mystérieuse, il est d'une telle impossibilité d'expliquer d'une manière mécanique ce fait, que les hommes parlent et se comprennent mutuellement; il existe dans chaque peuplade une correspondance si naturelle dans la méthode suivie pour assigner des paroles aux idées, que je n'oserais regarder comme une chose impossible que les rapports grammaticaux aient aussi été marqués d'emblée dans le langage primitif.

Il est très-important de fonder les recherches de ce genre, autant que possible, sur des faits positifs, et l'examen de plusieurs langues conduit à une observation qui peut servir à expliquer l'origine des formes qui expriment les rapports grammaticaux.

On remarque qu'il est naturel à l'homme, et surtout à l'homme dont l'esprit est encore peu développé, d'ajouter en parlant, à l'idée principale, une foule d'idées accessoires, exprimant des rapports de tems, de lieux, de personnes, de circonstances, sans faire attention si ces idées sont précisément nécessaires là où on les place. Il l'est encore de ne pas être avare de paroles, mais de répéter ce qui a déjà été dit, et d'interposer des sons qui expriment moins une idée qu'ils ne marquent un mouvement de l'ame. Or c'est de ces idées accessoires, devenues compagnes habituelles des idées principales, et généralisées par l'instinct intellectuel et le développement progressif de l'esprit, et des sons qui y répondent, que les exposans des rapports grammaticaux semblent être provenus dans beaucoup de langues. En examinant les langues américaines, nous observons que certains rapports (par exemple, ceux du nombre et du genre) ne sont exprimés que là où le sens l'exige, mais qu'un grand nombre d'autres rapports sont reproduits là où on s'en passerait facilement. La structure infiniment artificielle des verbes de la langue Delaware vient principalement de cette dernière circonstance. Il faut encore attribuer à cette habitude celle de plusieurs langues américaines, de ne jamais séparer les substantifs d'un pronom possessif, dût-il même être indéfini. De cette cause et d'une autre habitude, plus naturelle cependant, de lier toujours des pronoms au verbe comme sujets et comme objets, dérive la transformation des pronoms isolés en affixes, et cette grande classification des derniers en affixes nominaux et verbaux, classification qui forme si bien la grammaire de plusieurs langues que le même mot devient substantif ou verbe selon l'affixe qui l'accompagne. Ce même passage de mots exprimant des idées accessoires, à l'état d'exposans de rapports grammaticaux, se retrouve plus ou moins clairement, dans les langues basque et copte, dans

celles des îles de la mer du Sud et des peuplades tartares, comme vos recherches me le semblent prouver, et indubitablement dans toutes les langues qui manquent entièrement de flexions, ou dans lesquelles au moins le système des flexions est incomplet ou vicieux.

Ce que je viens d'exposer pourrait être l'histoire de la formation de toutes les langues, et toutes pourraient suivre la même méthode pour marquer les rapports grammaticaux. Voyons donc d'où peuvent venir les deux exceptions que nous rencontrons dans la langue chinoise, et dans les langues qui possèdent un système complet d'exposans pour les rapports grammaticaux.

Ces dernières peuvent, d'après ce que je viens de dire sur l'origine du langage en général, être redevables de leur structure à leur formation primitive. Mais si l'on n'embrasse point ce système (et je suis persuadé qu'une analyse perfectionnée de leurs formes grammaticales, surtout du changement qu'y subissent les voyelles et l'intérieur des mots, jettera du jour sur ce point important), il n'est pas impossible d'expliquer, jusqu'à un certain point, l'origine de leur grammaire, en leur assignant la même marche qu'aux langues moins avantageusement organisées. Car s'il existe un concours heureux du penchant des nations avec l'instinct qui forme les langues, si à cette disposition favorable se joint le genre d'imagination d'ont j'ai parlé plus haut, et qui assimile les élémens du langage aux objets du monde réel, l'opération à laquelle leur grammaire doit son origine, aura un succès complet. La généralisation des rapports de circonstances particulières ne laissera rien à désirer; tous ceux que distingue une analyse complète de la parole, trouveront leurs exposans; on n'en marquera point de superflus, et ces exposans seront tellement inhérens aux mots qu'aucun mot, enchaîné dans une phrase, ne frappera l'esprit que dans une

valeur grammaticale donnée. Car on doit toujours, en comparant les langues sous le point de vue des formes grammaticales, avoir égard à la double question de savoir si une langue est parvenue à ce qu'on peut qualifier de véritable forme grammaticale (question que j'ai tâché de traiter dans un mémoire particulier), et quel est le système que ces formes présentent sous le rapport de leur nombre, de l'exactitude de leur classification et de leur régularité. Cette dernière question peut s'agiter aussi à l'égard des langues qui ne sont point parvenues à créer de véritables formes grammaticales: c'est celle qui m'occupe de préférence dans cet exposé.

Qu'une nation atteigne un haut degré de perfection dans sa langue, cela dépend du don de la parole dont elle est douée. De même que les talens pour différens objets sont diversement dévolus aux individus, le génie des langues me paraît aussi partagé entre les nations. La force de l'instinct intellectuel qui pousse l'homme à parler, l'esprit et l'imagination portés vers la forme et la couleur que la parole donne à la pensée, une ouie délicate, un organe heureux et peut-être bien d'autres circonstances encore, forment ces prodiges de langues, qui, pour une longue série de siècles, deviennent les types des idées les plus déliées et les plus sublimes. En combinant le génie inné à l'homme pour les langues, avec les circonstances qui entourent naturellement l'état primitif de la société, on peut, je ne dis pas expliquer en détail, mais entrevoir l'origine des langues les plus parfaites; c'est là, monsieur, le terrain sur lequel je voudrais me tenir. Je ne crois pas qu'il faille supposer chez les nations auxquelles on est redevable de ces langues admirables, des facultés plus qu'humaines, ou admettre qu'elles n'ont point suivi la marche progressive à laquelle les nations sont assujéties; mais je suis pénétré de la conviction qu'il ne faut pas méconnaître cette

force vraiment divine que recèlent les facultés humaines, ce génie créateur des nations, surtout dans l'état primitif où toutes les idées et même les facultés de l'ame empruntent une force plus vive de la nouveauté des impressions, où l'homme peut pressentir des combinaisons auxquelles il ne serait jamais arrivé par la marche lente et progressive de l'expérience. Ce génie créateur peut franchir les limites qui semblent prescrites au reste des mortels, et s'il est impossible de retracer sa marche, sa présence vivifiante n'en est pas moins manifeste. Plutôt que de renoncer, dans l'explication de l'origine des langues, à l'influence de cette cause puissante et première, et de leur assigner à toutes une marche uniforme et mécanique qui les traînerait pas à pas depuis le commencement le plus grossier jusqu'à leur perfectionnement, j'embrasserais l'opinion de ceux qui rapportent l'origine des langues à une révélation immédiate de la divinité. Ils reconnaissent au moins l'étincelle divine qui luit à travers tous les idiomes, même les plus imparfaits et les moins cultivés.

En posant ainsi comme premier principe dans les recherches sur les langues, qu'il faut renoncer à vouloir tout expliquer, et qu'il faut se borner souvent à n'indiquer que les faits, je ne partage nullement l'opinion que toutes les flexions aient été dans leur origine des affixes détachés. Je conviens qu'il est, ainsi que vous l'avez énoncé, monsieur, assez naturel de supposer cette transformation; je crois même qu'elle a eu lieu dans un très-grand nombre de cas; mais il est bien certainement arrivé aussi que l'homme a senti qu'un rapport grammatical s'exprimerait d'une manière plus décisive par un changement du mot même. Il serait plus que hasardé de poser ainsi des bornes au génie créateur des langues. Ce qui fait qu'on méconnaît quelquefois la vérité dans ces matières, c'est qu'on apprécie rarement la force

qu'exerce le plus simple son articulé sur l'esprit par la seule circonstance qu'il s'annonce comme le signe d'une idée. Comment, sans cela, se ferait-il que les différences les plus fines de voyelles se conservassent, sans altération, durant des siècles entiers? Dans un passage de mon ouvrage sur les peuples ibériens, j'ai dirigé l'attention sur cette tenacité avec laquelle les nations s'attachent aux plus légères nuances de prononciation. Comment, sans cela, des différences très-essentielles d'idées se lieraient-elles au seul changement d'une voyelle, ainsi que vous en citez, monsieur, un exemple infiniment remarquable dans la langue Manchoue [1])?

Avant que de tenter une explication du système de la langue chinoise, je dois encore développer davantage l'idée que je me forme de sa véritable nature. J'ai parlé presque exclusivement jusqu'ici des qualités qu'elle ne possède pas; mais cette langue étonne par le phénomène singulier qui consiste en ce que, simplement en renonçant à un avantage commun à toutes les autres, par cette privation seule, elle en acquiert un qui ne se trouve dans aucune. En dédaignant, autant que la nature du langage le permet (car je crois pouvoir insister sur la justesse de cette expression), les couleurs et les nuances que l'expression ajoute à la pensée, elle fait ressortir les idées, et son art consiste à les ranger immédiatement l'une à côté de l'autre, de manière que leurs conformités et leurs oppositions ne sont pas seulement senties et aperçues, comme dans toutes les autres langues, mais qu'elles frappent l'esprit avec une force nouvelle, et le poussent à poursuivre et à se rendre présens leurs rapports mutuels. Il naît de là un plaisir évidemment indépendant du fond même du raisonnement, et qu'on peut nommer purement intellectuel, puisqu'il ne tient qu'à la forme et à l'ordonnance des idées; et si

[1]) Rech. Tart., p. 111 et 112.

l'on analyse les causes de ce sentiment, il provient surtout de la manière rapide et isolée dont les mots, tous expressifs d'une idée entière, sont rapprochés l'un de l'autre, et de la hardiesse avec laquelle tout ce qui ne leur sert que de liaison, en a été enlevé.

Voilà du moins ce que j'éprouve en me pénétrant d'un texte chinois. Etant parvenu à en saisir l'originalité, j'ai cru voir que, dans aucune autre langue peut-être, les traductions ne rendent si peu la force et la tournure particulière de l'original. Et partant, n'est-ce pas principalement ce que l'individualité de l'homme ajoute à la pensée, c'est-à-dire, le style dans les langues et dans les ouvrages, qui nous fait éprouver cette satisfaction que procure la lecture des auteurs anciens et modernes? L'idée nue, dépourvue de tout ce qu'elle tient de l'expression, offre tout au plus une instruction aride. Les ouvrages les plus remarquables, analysés de cette manière, donneraient un résultat bien peu satisfaisant. C'est la manière de rendre et de présenter les idées, d'exciter l'esprit à la méditation, de remuer l'ame, de lui faire découvrir des routes nouvelles pour la pensée et le sentiment, qui transmet, non pas seulement les doctrines, mais la force intellectuelle même qui les a produites, d'âge en âge, et jusqu'à une postérité reculée. Ce que, dans l'art d'écrire (intimement lié à la nature de la langue dans laquelle il s'exerce), l'expression prête à l'idée, ne peut point en être détaché sans qu'on l'altère sensiblement; la pensée n'est la même que dans la forme sous laquelle elle a été conçue par son auteur. C'est par là que l'étude de différentes langues devient précieuse, et c'est lorsqu'on se place dans ce point de vue, que les langues cessent d'être regardées comme une variété embarrassante de sons et de formes.

Je ne me dissimule guère ce qu'on a coutume d'attribuer au plaisir de la difficulté vaincue; mais la difficulté

qu'offrent les textes chinois dont je parle ici, entourés de nombreux secours, n'est pas bien grande; ceux qui ne se refusent point à d'autres études dans lesquelles la difficulté vaincue n'offre que des épines, ne peuvent guère se méprendre ainsi.

Comme la langue chinoise renonce à tant de moyens par lesquels les autres langues varient et enrichissent l'expression, on pourrait croire que ce qu'on nomme style dans ces dernières, lui devrait manquer entièrement. Mais le style très-marqué, qui dans les ouvrages chinois doit être attribué à la langue elle même, vient, à ce qu'il me semble, du contact immédiat des idées, du rapport tout-à-fait nouveau qui naît entre l'idée et l'expression par l'absence presque totale de signes grammaticaux, et de l'art facilité par la phraséologie chinoise, de ranger les mots de manière à faire ressortir de la construction même les relations réciproques des idées. C'est dans ce dernier point que la force et la justesse de l'impression sur le lecteur, depend du talent et du goût de l'auteur qui peut aussi, comme les styles antique et moderne le prouvent, renforcer l'impression qui naît de l'absence des signes grammaticaux, en usant plus ou moins sobrement de ces signes.

Je distingue la langue chinoise des langues vulgairement appelées imparfaites, par l'esprit conséquent et la régularité, et des langues classiques, par la nature opposée de son système grammatical. Les langues classiques assimilent leurs mots aux objets réels, les douent des qualités de ces derniers, font entrer dans l'expression des idées, toutes les relations qui naissent de ces rapports des mots dans la phrase, et ajoutent à l'idée par ce moyen des modifications qui ne sont pas toujours absolument requises par le fond essentiel de la pensée qui doit être énoncée. La langue chinoise n'entre pas dans cette méthode de faire, des mots, des êtres dont

la nature particulière réagit sur ces idées; elle s'en tient purement et nettement au fond essentiel de la pensée, et prend, pour la revêtir de paroles, aussi peu que possible de la nature particulière du langage.

Il faudra donc, pour approfondir pleinement la matière que nous traitons ici, déterminer ce qui dans l'ame répond à cette opération par laquelle les langues, en liant les mots d'après les rapports qu'elles leur ont assignés, ajoutent à la pensée des nuances qui naissent uniquement de leur forme grammaticale.

Je répondrais à cette question, que la faculté de l'ame à laquelle cette opération appartient, est précisément celle qui inspire ce travail aux créateurs des langues; c'est l'imagination, non pas l'imagination en général, mais l'espèce particulière de cette faculté qui revêt les idées de sons pour les placer au dehors de l'homme, pour les faire revenir à son oreille proférées comme paroles, par la bouche d'êtres organisés ainsi que lui, et pour les faire agir ensuite de nouveau en lui-même comme des idées fixées par le langage. Les langues à formes grammaticales complètes, ainsi qu'elles doivent leur origine à l'action vive et puissante de cette faculté, réagissent fortement sur elle, tandis que la langue chinoise se trouve pour l'un et l'autre de ces procédés, dans un cas diamétralement opposé.

Mais l'influence que les langues exercent sur l'esprit par une structure grammaticale riche et variée, s'étend bien au-delà de ce que je viens d'exposer. Ces formes grammaticales, si insignifiantes en apparence, en fournissant le moyen d'étendre et d'entrelacer les phrases selon le besoin de la pensée, livrent cette dernière à un plus grand essor, lui permettent et la sollicitent d'exprimer jusqu'aux moindres nuances, et jusqu'aux liaisons les plus subtiles. Comme les idées forment dans la tête de chaque individu un tissu non interrompu,

elles trouvent dans l'heureuse organisation de ces langues le même ensemble, la même continuité, l'expression de ces passages presque insensibles qu'elles rencontrent en elles-mêmes. La perfection grammaticale qu'offrent les langues classiques, est à la fois un moyen de donner à la pensée plus d'étendue, plus de finesse et plus de couleur, et une manière de la rendre avec plus d'exactitude et de fidélité, par des traits plus prononcés et plus délicatement expressifs, en y ajoutant une symétrie de formes et une harmonie de sons analogues aux idées énoncées et aux mouvemens de l'ame qui les accompagnent. Sous tous ces rapports, une grammaire imparfaite et qui ne met pas pleinement à profit toutes les ressources des langues, seconde moins bien ou entrave l'activité et l'essor libre de la pensée.

D'un autre côté, l'homme peut, en combinant et en énonçant ses idées, se livrer avec plus d'abandon ou avec plus de réserve à l'imagination qui forme les langues. Quoiqu'il ne puisse penser sans le secours de la parole, il discerne cependant très-bien la pensée détachée des liens, et libre des prestiges du langage, de celle qui y est assujétie. Il n'a de la première qu'une sensation vague, mais qui en prouve néanmoins l'existence; comment d'ailleurs se plaindrait-il si souvent de l'insuffisance du langage, si les idées et les sentimens ne dépassaient pas, pour ainsi dire, la parole? Comment nous verrions-nous, parfois même en écrivant dans notre propre langue, dans l'embarras de trouver des expressions qui n'altèrent en rien le sens que nous voulons leur donner? Il n'y a aucun doute: la pensée, libre des liens de la parole, nous paraît plus entière et plus pure. Aussi, dès qu'il s'agit d'idées plus profondes ou de sentimens plus intimes, donnons-nous toujours aux paroles une signification qui déborde, pour ainsi dire, leur acception commune, un sens ou plus étendu ou autrement tourné, et le talent de

parler et d'écrire consiste alors à faire sentir ce qui ne se trouve pas immédiatement dans les mots. C'est un point essentiel dans l'explication philosophique de la formation des langues et de leur action sur l'esprit des nations, que la parole dans l'intérieur de la pensée est toujours soumise à un nouveau travail, et dépouillée de ce qu'une fois isolée de l'homme, elle a de roide et de circonscrit.

Je ne me suis point arrêté ici sur cette divergence de la pensée et de la parole, pour en faire une application immédiate au chinois, et pour attribuer chimériquement la structure particulière de cette langue à une tendance de cette nation, à s'affranchir des liens et des prestiges du langage. Mon but a été uniquement de montrer que l'homme ne cesse jamais de faire une distinction entre la pensée et la parole, et que, si la double activité qui le porte vers l'une et vers l'autre n'est point égale, l'une se ramène à mesure que l'autre se rallentit.

Ce qui manque à la langue chinoise se trouve tout entier du côté de l'imagination formative des langues, mais réagit ensuite sur l'action de la pensée elle même; en revanche la langue chinoise gagne par sa manière simple, hardie et concise de présenter les idées. L'effet qu'elle produit ne vient pas des idées seules, ainsi présentées, mais surtout de la manière dont elle agit sur l'esprit par son système grammatical. En lui imposant un travail méditatif beaucoup plus grand qu'aucune autre langue n'en exige de lui, en l'isolant sur les rapports des idées, en le privant presque de tout secours à peu près machinal, en fondant la construction presqu'exclusivement sur la suite des idées rangées selon leur qualité déterminative, elle réveille et entretient en lui l'activité qui se porte vers la pensée isolée, et l'éloigne de tout ce qui pourrait en varier et en embellir l'expression. Cet avantage ne s'étend cependant pas unique-

ment sur le maniement des idées philosophiques; le style hardi et laconique du chinois anime aussi singulièrement les récits et les descriptions, et donne de la force à l'expression du sentiment. Quel beau morceau, par exemple, que celui qu'exprime le livre de *Vers*, à l'occasion de *la tour de l'intelligence*[1].

Je conviens que ces passages nous étonnent et nous frappent davantage par le contraste qu'ils forment avec nos langues et nos constructions; mais il n'en reste pas moins vrai qu'en se livrant à l'impression qu'ils produisent, on peut se faire une idée de la direction que cette langue étonnante donne à l'esprit, et dont elle a dû nécessairement tirer elle-même son origine.

C'est donc par le contraste qu'il y a entr'elle et les langues classiques, que la langue chinoise acquiert un avantage étranger à ces langues à formes grammaticales complètes. Elles peuvent à la vérité, et l'allemand me semble surtout avoir cette facilité, y atteindre dans quelques locutions et jusqu'à un certain degré (19), mais les idées ne se présentent jamais dans un tel isolement, leurs rapports logiques ne s'aperçoivent pas d'une manière aussi tranchée, aussi pure et aussi nette à travers une construction dont le principe est de tout lier, et dans une phraséologie où les mots, purement comme tels, jouent un rôle considérable.

Malgré cet avantage, la langue chinoise me semble, sans aucun doute très-inférieure, comme organe de la pensée, aux langues qui sont parvenues à donner un certain degré de perfection à un système qui est opposé au sien.

Ceci résulte déjà de ce qui vient d'être indiqué. S'il est impossible de nier que ce ne soit que de la parole que la pensée tient sa précision et sa clarté, il faut aussi convenir

[1] *Voyez* Tchoûng-yoûng, p. 21

que cet effet n'est complet qu'autant que tout ce qui modifie l'idée, trouve une expression analogue dans la langue parlée. C'est là une vérité évidente, et un principe fondamental (20).

On dira que la langue chinoise ne s'oppose pas à ce principe; que tout y est exprimé, même tout ce qui regarde les rapports grammaticaux, et je suis loin de le nier. La langue chinoise a certainement une grammaire fixe et régulière, et les règles de cette grammaire déterminent, à ne pas pouvoir s'y méprendre, la liaison des mots dans l'enchaînement des phrases.

Mais la différence est qu'à bien peu d'exceptions près, elle n'attache pas, aux modifications grammaticales, des sons, en guise de signe, mais qu'elle abandonne au lecteur le soin de les déduire de la position des mots, de leur signification et même du sens du contexte, et qu'elle ne façonne pas les mots pour l'emploi qu'ils ont dans la phrase. Cela est important en soi-même, mais plus encore par la raison que cela rétrécit la phraséologie chinoise, la force à entrecouper ses périodes, et empêche l'essor libre de la pensée dans ces longs enchaînemens de propositions à travers lesquelles les formes grammaticales seules peuvent servir de guides.

Plus l'idée est rendue individuelle, et plus elle se présente sous des faces différentes à toutes les facultés de l'homme, plus elle remue, agite et inspire l'ame; de même plus il existe de vie et d'agitation dans l'ame, et plus le concours de toutes les facultés se réunit dans son activité, plus elle tend à rendre l'idée individuelle. Or l'avantage à cet égard est entièrement du côté des langues qui regardent l'expression comme un tableau de la pensée dans lequel tout est continu et fermement lié ensemble, et où cette continuité est imprimée aux mots mêmes, qui répandent la vie sur ces derniers en les diversifiant dans leurs formes selon leurs

fonctions; et qui permettent à celui qui écoute, de suivre, toujours à l'aide des sons prononcés, l'enchaînement des pensées, sans l'obliger à interrompre ce travail pour remplir les lacunes que laissent les paroles. Il se répand par là plus de vie et d'activité dans l'ame; toutes les facultés agissent avec plus de concert, et si le style chinois nous en impose par des effets qui frappent, les langues d'un système grammatical opposé nous étonnent par une perfection que nous reconnaissons comme étant celle à laquelle le langage doit réellement viser.

J'ai observé plus haut que la forme particulière dans laquelle la langue chinoise circonscrit ses phrases, est la seule compatible avec une absence presque totale de formes grammaticales. C'est sur cette liaison étroite entre la phraséologie et le système grammatical qu'il est indispensable, selon moi, de fixer l'attention pour ne pas donner contre un des deux écueils, qui consisteraient ou à prêter, par manière d'interprétation, à la langue chinoise des formes grammaticales qu'elle n'a point, ou à supposer ce qui est impossible par la nature même du langage. Ce n'est qu'en se bornant à des phrases toutes simples et courtes, en s'arrêtant à tout moment, comme pour prendre haleine, en n'avançant jamais un mot duquel d'autres très-éloignés doivent dépendre, qu'on peut se passer à ce point de formes grammaticales dans une langue (21). Dès qu'on tenterait d'étendre et de compliquer les phrases, on serait forcé à déterminer par des signes quelconques les différentes fonctions des mots, et l'on ne pourrait plus abandonner l'emploi de ces signes, ainsi que le fait le chinois, au tact et au goût des auteurs. J'ai tâché de prouver plus haut que les formes grammaticales tiennent surtout à la coupe et à l'unité des propositions. Or il existe un point où la simple distinction du sujet, de l'attribut et de leur liaison, ne suffit plus pour se rendre compte de l'en-

chaînement des mots, où il faut spécifier ces catégories, encore purement logiques, par des catégories proprement grammaticales, c'est-à-dire puisées dans la nature de la langue, et c'est, si j'ose le dire, sur cette limite étroite où se tient la langue chinoise. Elle la dépasse à la vérité et l'art de sa grammaire consiste à lui en fournir les moyens sans sortir de son système, mais l'étendue et la tournure qu'elle donne aux périodes est toujours renfermée dans la mesure de ses moyens. Il est clair d'après cela qu'elle s'arrête à un point où il est donné aux langues de continuer leur marche progressive, et c'est par là ainsi qu'elle reste, selon ma conviction la plus intime, au-dessous des langues à formes grammaticales complètes.

Il faut ajouter à ce que je viens de développer sommairement, que la langue chinoise est dans une impossibilité absolue d'atteindre aux avantages particuliers des langues à formes grammaticales plus parfaites, tandis que celles-ci qui dirigent la construction par des formes grammaticales, peuvent, si le sujet l'exige, en user plus sobrement, supprimer souvent les liaisons des idées, employer les formes les plus vagues, et non pas égaler, mais au moins suivre à une certaine distance le laconisme et la hardiesse de la diction chinoise. Il dépend toujours d'un emploi sage et judicieux des moyens d'expression dont ces langues sont abondamment pourvues, de faire en sorte que la diction ne diminue point la force, ni n'altère la pureté des idées. Sous ce point de vue, il est vrai, l'avantage reste entièrement du côté du chinois. Dans les autres langues, c'est la simplicité et la hardiesse de telle expression, de tel tour de phrase; dans les ouvrages chinois, c'est la simplicité et la hardiesse de la langue elle-même qui agit sur l'esprit. Mais cet avantage est acheté aux dépens d'autres avantages plus importans et plus essentiels.

L'absence des formes grammaticales rappelle le parler des enfans, qui placent ordinairement les paroles sans les lier suffisamment entr'elles. On suppose une enfance aux nations, comme aux individus et rien ne serait d'abord plus naturel que de dire que la langue chinoise s'est arrêtée à cette époque du développement général des langues.

Il y a certainement un fond de vérité dans cette assertion, mais à d'autres égards je la crois fausse, et peu propre à expliquer le phénomène singulier de la langue chinoise.

Je dois observer en premier lieu que l'enfance des nations, quelqu'usage qu'on fasse de cette expression, est, à mon avis, toujours un terme impropre. L'idée de l'enfance renferme celle de la relation à un point fixe, donné par l'organisation même de l'être à qui on l'attribue, au point de sa maturité. Or il existe peut-être, et pour mon particulier j'en suis entièrement persuadé, dans les développemens progressifs des nations, un point qu'elles ne dépassent pas, et à compter duquel leur marche devient plutôt rétrograde, mais ce point ne peut pas être nommé un point de maturité. Une nation ne peut pas être regardée comme adulte, et par la même raison elle ne peut être considérée comme enfant; car la maturité suppose nécessairement un individu, et ne peut s'appliquer à un être collectif, quelque grande que soit l'influence réciproque que les individus appartenant à cet être collectif, exercent l'un sur l'autre. La maturité tient aussi toujours au physique, et l'on peut dire qu'une nation, quoique des causes physiques influent sur l'affinité de ceux qui la composent, ne forme un ensemble que dans un sens moral et intellectuel. Le développement de la faculté de parler est entièrement lié au physique de l'homme, et tous les enfans, à moins qu'une organisation anomale ne s'y oppose, apprennent à parler à peu près au même âge, et avec le même degré de perfection. Cette faculté s'augmente et

s'étend sans doute dans l'homme adulte avec le cercle de ses idées et suivant les circonstances; mais cet accroissement, dépendant sous beaucoup de rapports du hasard, est entièrement différent du premier développement de la parole, qui arrive nécessairement et par la nature même des forces intellectuelles. Les nations peuvent se trouver à différentes époques des progrès de leurs langues par rapport à cet accroissement, mais jamais par rapport au développement primitif. Une nation ne peut jamais, pas même pendant l'âge d'une seule génération, conserver ce qu'on nomme *le parler enfantin*. Or ce qu'on veut appliquer à la langue chinoise tient précisément à ce parler, et au premier développement du langage.

Je crois donc pouvoir inférer de là que les inductions tirées de la manière de parler des enfans ne sont d'aucune force dans un raisonnement quelconque sur la nature et le caractère particulier des langues.

Il serait peut-être plus naturel de parler d'une enfance des langues mêmes, quoique l'emploi de ce terme exigeât aussi beaucoup de circonspection. On trouve (et ce résultat m'a frappé dans le cours de mes recherches appliquées aux changemens d'une même langue, pendant un certain nombre de siècles), que, quelque grands que soient ces changemens sous beaucoup de rapports, le véritable système grammatical et lexicographique de la langue, sa structure en grand, restent les mêmes, et que là où ce système devient différent, comme au passage de la langue latine aux langues romanes, on doit placer l'origine d'une nouvelle langue. Il paraît donc y avoir dans les langues une époque à laquelle elles arrivent à une forme qu'elles ne changent plus essentiellement. Ce serait là leur véritable point de maturité; mais pour parler de leur enfance, il faudrait encore savoir si elles atteignent cette forme insensiblement, ou si leur

premier jet n'est pas plutôt cette forme même? Voilà sur quoi, d'après l'état actuel de nos connaissances, j'hésiterais à me prononcer. Mais, supposez aussi qu'on pût attribuer aux langues un état d'enfance, il faudrait toujours examiner par des moyens autres que des inductions tirées du parler réel des enfans parmi nous, ce qui caractérise les langues dans cet état primitif.

Ce qui rend tous les raisonnemens de ce genre si peu concluans et ce qui m'en détourne entièrement, c'est que ni l'histoire des nations ni celle des langues, ne nous conduit jamais à cet état du genre humain; il reste hypothétique, et la seule méthode saine, dans toute recherche sur les langues, me semble être celle qui s'éloigne, aussi peu que possible, des faits. Je vais tâcher de l'appliquer à l'examen de l'origine du chinois; mais je vous avoue ingénuement, monsieur, que tout ce qu'on a dit jusqu'ici à ce sujet, et ce que j'en dirai moi-même ici, ne me satisfait nullement encore. Bien loin de m'imaginer que je puisse retracer l'origine de cette langue extraordinaire, je devrai me borner à l'énumération de quelques-unes des causes qui peuvent avoir contribué à la former telle que nous la trouvons.

Vous avez établi, monsieur, dans votre dissertation sur la nature monosyllabique du chinois, deux faits que je regarde comme fondamentaux dans cette matière, 1. que la langue chinoise doit son origine à une peuplade à laquelle rien n'autorise à supposer un degré de culture plus perfectionné que l'état primitif de la société ne le présente ordinairement; 2. que des langues, regardées comme très-anciennes et même des langues de peuples de moeurs grossières et incultes, loin de ressembler au chinois dans leur grammaire, sont au contraire hérissées de difficultés et de distinctions grammaticales.

Vous faites cette dernière observation, monsieur, au

sujet de la langue laponne. J'ai trouvé la même chose dans la langue basque, dans les langues américaines et dans celles de la mer Pacifique.

Il faut cependant convenir que, sous quelques rapports, toutes ces langues offrent aussi de grands points de ressemblance avec le chinois. Le genre des mots n'est ordinairement pas marqué; le pluriel l'est souvent de la même manière qu'en chinois. La coutume singulière d'ajouter, aux nombres, des mots différens suivant l'espèce des choses nombrées, y est à peu près générale; les exposans grammaticaux sont souvent supprimés de manière que les mots se trouvent placés sans liaison grammaticale, tout comme en chinois. Il ne faut pas oublier non plus que nous ne connaissons toutes ces langues que par l'intermédiaire d'ouvrages faits par des hommes accoutumés à un système grammatical très-rigoureux, et qu'il se peut très-bien qu'ils représentent l'emploi de ces moyens grammaticaux comme constant et indispensable, tandis que les nationaux n'en font peut-être usage, comme les Chinois, que là où l'intelligence le rend absolument nécessaire. Il faut enfin se tenir en garde contre l'apparence grammaticale qu'une langue peut prendre quelquefois sous la main de celui qui en compose la grammaire; car il est bien aisé de représenter comme affixe et comme flexion, ce qui, considéré dans son véritable jour, se réduit en effet à toute autre chose.

Je craindrais donc d'avancer trop, en disant positivement que, même parmi les langues que je viens de nommer, il n'en existe aucune qui n'offre un système grammatical très-analogue à celui de la grammaire chinoise. Tout ce que je puis assurer, c'est que je n'en ai pas trouvé jusqu'ici. Les analogies qu'on rencontre réellement entre ces langues et le chinois, et j'en ai indiqué quelques-unes, appartiennent à peu près à toutes les langues primitives en général, et ont laissé

des traces même dans les langues à formes grammaticales parfaites. Ne forme-t-on pas, dans la langue samscrite, un prétérit par le moyen du mot *sma*, qui n'est pas même devenu un affixe, et en grec un conjonctif par l'indicatif du verbe et la particule *ἄν*? Les langues que j'ai désignées sous le nom d'imparfaites, se trouvant placés entre le chinois et les autres langues, elles doivent nécessairement conserver une certaine analogie avec ces deux classes; mais ce qui décide la question de la différence du chinois et de ces langues, c'est que la structure et l'organisation du chinois en diffère généralement, et jusque dans son principe même. J'ai parlé plus haut de l'habitude des nations d'attacher, souvent en se répétant, des idées accessoires à l'idée principale, et j'ai émis l'opinion que c'est de cette habitude surtout que dérivent un grand nombre de formes grammaticales. Or, la langue chinoise offre bien peu de traces de cette habitude.

J'ai lu, il y a quelques années, à l'académie de Berlin, un mémoire qui n'a pas été imprimé, dans lequel j'ai comparé la plupart des langues américaines entre elles, sous l'unique rapport de la manière dont elles expriment le verbe, comme liaison du sujet avec l'attribut dans la proposition, et je les ai rangées, sous ce point de vue, en différentes classes. Comme cette circonstance prouve jusqu'à quel point une langue possède des formes grammaticales, ou du moins est près d'en posséder, elle décide de la grammaire entière d'une langue. Or, parmi toutes celles que j'ai examinées dans ce travail, il n'y en a aucune qui soit semblable à la langue chinoise.

Presque toutes ces langues, pour alléguer une autre circonstance également importante, ont des pronoms affixes à côté de pronoms isolés. Cette distinction prouve que les premiers accompagnent habituellement les noms et le verbe; car si ces affixes ne sont que les pronoms abrégés, cela

même montre qu'on en fait un usage extrêmement fréquent, et si ce sont des pronoms différens, on voit par là que ceux qui parlent, regardent l'idée pronominale d'un autre point de vue, lorsqu'elle est placée isolément, et lorsqu'elle est jointe au verbe ou au substantif. Le chinois n'offre que le pronom isolé, qui ne change ni de son ni de caractère en se joignant à d'autres mots. La langue chinoise possède, à la vérité, aussi des mots grammaticaux qu'elle qualifie de mots vides, mais qui n'ont pas pour but de déterminer précisément la nature du mot qu'ils accompagnent, et qui peuvent si souvent être omis, qu'il est évident que dans la pensée même, ils ne se joignent pas régulièrement à ceux avant ou après lesquels on les trouve, et c'est seulement sur un emploi constant et régulier que peut se fonder la dénomination de forme grammaticale. J'avoue que par cette raison et par d'autres encore, je ne crois pas qu'on doive donner aux particules chinoises le nom d'affixes, quoique j'énonce avec une grande hésitation, une opinion qui est contraire à celle que vous avez émise à ce sujet, monsieur, dans votre dissertation latine.

Il y a, à la vérité, encore une réflexion à faire sur la comparaison du chinois avec les langues américaines en particulier. Bien des raisons portent à croire que les nations sauvages des deux Amériques ne sont que des races dégradées, ou d'après une expression heureuse de mon frère, des débris échappés à un naufrage commun. La *Relation historique* du voyage de mon frère, si riche en notices sur les langues américaines et en idées profondes sur les langues en général, renferme une foule d'indices qui conduisent tous à cette supposition. Si donc ces langues se sont éloignées par un grand nombre de changemens de leur premier état, s'il faut les regarder comme des idiomes corrompus, estropiés, mélangés et altérés de toutes les manières, la différence

qui les sépare des Chinois ne prouverait rien contre l'opinion qui ferait de la grammaire chinoise, pour ainsi dire, la grammaire primitive du genre humain. J'avoue, néanmoins, que ce raisonnement même ne me semble guère concluant. Celles des langues américaines que nous connaissons le plus parfaitement, possèdent une grande régularité et bien peu d'anomalies dans leur structure; leur grammaire, au moins, n'offre pas de traces visibles de mélange, ce qui peut très-bien s'expliquer, malgré les vicissitudes auxquelles les peuplades paraissent avoir été exposées. Le chinois diffère tout autant des autres langues peu cultivées, que de celles de la mer du sud et de tout l'hémisphère occidental. Or, les nations qui parlent ces langues auraient-elles toutes été sous l'empire des mêmes circonstances que les Américains? et par quel accident bizarre la nation chinoise aurait-elle conservé à elle seule une prétendue pureté primitive? J'avoue que, bien loin de croire que la grammaire chinoise forme, pour ainsi dire, le type du langage humain, développé dans le sein d'une nation abandonnée à elle-même, je la range au contraire parmi les exceptions. Je suis, néanmoins, bien loin de nier que la circonstance qui fait que les Chinois, depuis que nous les connaissons, n'ont pas subi de grandes révolutions par des migrations de peuples avec lesquels ils auraient été forcés de s'amalgamer, puisse et doive avoir influé sur la structure de leur langage.

La langue chinoise manquant de flexions, doit avoir commencé comme toutes les autres langues qui se trouvent dans le même cas, et dans lesquelles des mots, exprimant originairement des idées accessoires, sont devenus les exposans de formes grammaticales. Cela est même prouvé, en quelque sorte, par les analogies qui se trouvent entre elles et les langues qu'on nomme barbares; mais pourquoi, en ayant les moyens comme les autres, n'a-t-elle pas poursuivi

de même? Pourquoi n'a-t-elle pas changé insensiblement ses mots grammaticaux en affixes, pour faire enfin de ces affixes des flexions? Si l'on considère d'un côté l'analogie du chinois avec des langues grossières, de l'autre sa nature entièrement différente et à plusieurs égards égale à celle des langues les plus parfaites, on croit voir qu'il y a eu une cause quelconque qui l'a détourné de la marche routinière des langues, pour s'en former une nouvelle. Quelle a été cette cause? comment un pareil changement a-t-il pu avoir lieu? Voilà ce qui est difficile, sinon impossible, à expliquer.

L'écriture chinoise exprime, par un seul signe, chaque mot simple et chaque partie intégrante des mots composés; elle convient parfaitement, par-là même, au système grammatical de la langue. Cette dernière présente, en conséquence avec son principe, un triple isolement, celui des idées, des mots, et des caractères. Je suis entièrement de votre opinion, monsieur, et je pense que les savans qui se sont presque laissé entraîner à oublier que le chinois est une langue parlée, ont tellement exagéré l'influence de l'écriture chinoise, qu'ils ont, pour ainsi dire, mis l'écriture à la place de la langue. Le Chinois a certainement existé avant qu'on ne l'ait écrit, et on n'a écrit que comme on a parlé. L'écriture chinoise n'aurait d'ailleurs présenté aucune difficulté à l'emploi de préfixes et de suffixes, elle serait devenue, par cet emploi, syllabique, dans un plus grand nombre de cas qu'elle ne l'est à présent. Des changemens, même dans l'intérieur d'une syllabe, auraient pu s'indiquer par le moyen de signes analogues à ceux qu'on emploie pour marquer les changemens de tons.

Mais il n'en est pas moins vrai, pourtant, que cette écriture a dû influer considérablement, et doit influer encore sur l'esprit, et par-là également sur la langue des Chinois. L'imagination jouant un si grand rôle dans tout ce qui tient

au langage, le genre d'écriture qu'adopte une nation, n'est jamais indifférent. Les caractères forment une image de plus, de laquelle se revêtent les idées, et cette image s'amalgame avec l'idée même, chez ceux qui font un usage fréquent de ces caractères. Dans l'écriture alphabétique, cette influence est plutôt négative. L'image de signes qui ne disent rien par eux-mêmes, ou ne se présente guère, ou ramène au son, qui est la véritable langue. Mais les caractères chinois doivent souvent et puissamment contribuer à faire sentir les rapports des idées et à affaiblir l'impression des sons. La multiplicité des sons homophones invite nécessairement les personnes lettrées à se représenter toujours en même tems la langue écrite, libre des embarras qu'ils doivent causer. L'étymologie qui fait découvrir l'affinité des idées dans les langues, est naturellement double en chinois, et repose en même tems sur les caractères et sur les mots; mais elle n'est bien évidente et manifeste que dans les premiers. Il me semble qu'on s'est encore bien peu occupé de celle des mots; mais je conçois que les recherches à faire dans ce but, doivent être infiniment difficiles, à cause de la simplicité des mots qui se refusent à l'analyse. Les caractères, au contraire, sont presque tous composés; les parties qui les constituent sautent aux yeux, et leur composition a été faite suivant les idées de leurs inventeurs, idées dont on a eu soin, dans un grand nombre de cas, de conserver la mémoire. Cette composition des caractères entre même dans les beautés du style, ainsi que vous l'observez, monsieur, dans vos *Élémens* [1]). Je crois pouvoir supposer, d'après ces données, qu'en parlant et même en pensant, les caractères de l'écriture sont très-souvent présens à ceux qui, parmi les Chinois, savent lire et écrire; et s'il en est ainsi, on refuserait en vain à l'écriture chinoise

[1]) Pag. 81.

une très-grande influence, même sur la langue parlée. Cette influence doit consister, en général, à détourner l'attention des sons et des rapports qui existent entre eux et les idées; et comme l'on ne met point à la place du son l'image d'un objet réel (comme dans les hiéroglyphes), mais un signe conventionnel, choisi à cause de sa relation avec l'idée, l'esprit doit se tourner entièrement vers l'idée. Or, c'est là précisément ce que fait la grammaire chinoise en diminuant, par l'absence des affixes et des flexions, le nombre des sons dans le discours, et en faisant trouver à l'esprit, presque dans chaque mot, une idée capable de l'occuper à elle seule. Ceux qui s'étonnent que les Chinois n'adoptent point l'écriture alphabétique, ne font attention qu'aux inconvéniens et aux embarras auxquels l'écriture chinoise expose; mais ils semblent ignorer que l'écriture en Chine est réellement une partie de la langue, et qu'elle est intimement liée à la manière dont les Chinois, en partant de leur point de vue, doivent regarder le langage en général. Il est, selon l'idée que je m'en forme, à peu près impossible que cette révolution s'opère jamais.

Si la littérature d'une nation ne devance pas l'adoption de l'écriture, elle l'accompagne d'ordinaire immédiatement, et il est plus probable encore que tel a été le cas en Chine, puisque le genre d'écriture qu'on y a adopté, prouve par lui-même un travail qu'on peut nommer, en quelque façon, philosophique. Cette circonstance, jointe aux rapports que les caractères chinois invitent à chercher entre leur composition et les idées qu'ils expriment, et à la conformité de cette écriture avec le système grammatical de la langue, semblerait expliquer comment la langue chinoise aurait pu, sans qu'on y trouve des traces d'un état intermédiaire, passer du point où elle a dû contracter les analogies qu'elle offre avec des langues très-imparfaites, à une forme qui se

prête au plus haut développement des facultés intellectuelles. Car le phénomène qu'elle présente consiste, en effet, à avoir changé une imperfection en vertu.

Mais je douterais néanmoins qu'on pût trouver la cause du système particulier de la langue chinoise dans cette influence de son écriture sur la langue. Quoique l'art d'écrire remonte en Chine, ainsi que vous le dites, monsieur, dans votre analyse de l'ouvrage de M. Klaproth sur l'inscription de Yu, à plus de quarante siècles, il doit cependant nécessairement s'être écoulé un certain espace de tems où le chinois était parlé sans être écrit. Même lorsqu'il le fut, la première écriture paraît avoir été hiéroglyphique, et en conséquence d'une nature différente de celle d'aujourd'hui. Il faut donc nécessairement que dès lors le caractère de la langue ait pris une certaine forme. Si cette forme était analogue à celle de la plupart des langues, si les Chinois étaient portés à entremêler leurs phrases de signes uniquement destinés à marquer les rapports des idées, si, sans leur écriture, leur langue avait dû se développer à l'instar des autres langues, je ne crois pas que ses caractères, formant des groupes d'idées, l'eussent arrêtée dans cette marche. C'est au contraire l'écriture qui aurait été adaptée à cette direction de l'esprit national, et nous avons vu qu'elle en possède les moyens. Mais si, comme je le crois très-positivement, la langue avait déjà cette forme avant l'écriture; et si la nation, dès lors avare de sons, en faisait le plus sobre usage possible, en plaçant les mots, signes des idées, sans liaison, l'un à côté de l'autre, le phénomène qui nous occupe existait déjà avant l'écriture, et demande une autre explication. Tout ce que l'écriture a pu faire est, à mon avis, de confirmer l'esprit national dans la pente vers ce genre d'expression des idées, et voilà ce qu'elle me paraît avoir fait, et faire encore à un très-haut degré.

Je serais plutôt porté à chercher une des causes principales de la structure particulière de la langue chinoise dans sa partie phonétique. Vous avez, on ne peut pas mieux, prouvé, monsieur, que c'est entièrement à tort qu'on nomme cette langue monosyllabique. J'avoue que cette division des langues d'après le nombre des syllabes de leurs mots, ne m'a jamais paru ni juste, ni conforme à une saine philosophie. Toutes les langues ont probablement été monosyllabiques dans leur principe, puisqu'il n'y a guère de motif pour désigner, tant que les mots simples suffisent au besoin, un seul objet par plus d'une syllabe; mais il paraît plus certain encore qu'aucune langue ne se trouve plus à présent dans ce cas, et s'il y en avait une réellement, cela ne serait qu'accidentel, et ne prouverait rien pour sa nature particulière. Il est néanmoins de fait que la qualité monosyllabique des mots forme la règle dans la langue chinoise, et je ne me souviens pas d'avoir trouvé nulle part, si les Chinois en prononçant un mot polysyllabique comprennent ses différentes syllabes sous un même accent ou non; car l'unité du mot est constituée par l'accent. Sans cette règle constante la répartition de plusieurs syllabes dans un même ou dans différens mots serait arbitraire; ce ne serait plus qu'une affaire d'orthographe que de compter un substantif et son affixe pour deux mots, ou de le comprendre sous un seul. Mais quoique l'accent réunisse indubitablement les syllabes pour en former le mot, l'utilité de cette règle devient à peu près nulle dans les langues dont l'accentuation est entièrement ignorée comme celle du samscrit, ou du moins imparfaitement connue. Il est quelquefois difficile aussi de juger de l'accent, puisque le même mot peut avoir un accent secondaire à côté de l'accent principal, et qu'il faut distinguer exactement ces différens accens. Il n'en est cependant pas moins indispensable de tâcher de fixer ce qui, dans

une langue, est compris dans un même mot, ou séparé en plusieurs, et souvent cette recherche est au moins facilitée par d'autres circonstances qu'il serait trop long d'énumérer ici. Mais ce qui, dans le système phonétique chinois, me paraît plus remarquable que l'abondance des monosyllabes, c'est le nombre restreint des mots en général. Ce n'est pas que les autres langues eussent peut-être un plus grand nombre de syllabes vraiment primitives, mais c'est que les Chinois n'ont pas diversifié, mêlé et composé ces syllabes suffisamment pour se mettre par là en possession d'une grande richesse ou variété de sons (22).

C'est en quoi les nations me semblent différer essentiellement, et cette disposition naturelle à des sons monotones ou variés, pauvres ou riches, plus ou moins harmonieux, est de la plus grande influence sur la nature des langues. Elle tient à l'organisation physique et aux facultés sensitives; elle décide des propriétés des langues, conjointement avec ce qui, dans les facultés supérieures de l'ame, répond à la partie du langage liée aux idées. La pauvreté des Chinois, en fait de sons, jointe à l'aridité et à la sécheresse qu'on leur reproche, peuvent avoir produit dans leur langue, comme imperfection, ce qu'un talent heureux de manier méthodiquement les idées, peut avoir changé après en avantage. Mais une telle pauvreté de sons une fois supposée, le système presque monosyllabique une fois arrêté, l'esprit chinois a dû être affermi dans l'une et dans l'autre, par la nature particulière de l'écriture, qui, à ce que je crois avoir prouvé, est devenue inhérente à la langue même. Comme elle offre un moyen d'en multiplier les signes sans multiplier les sons, elle doit dans l'état actuel de la civilisation chinoise, et depuis le tems où elle est devenue très-généralement répandue, entrer pour beaucoup dans l'expression des idées.

La richesse et la variété des sons dans les langues, tient très-certainement à l'organisation physique et aux dispositions intellectuelles des nations, mais elle résulte peut-être encore davantage du contact et de l'amalgame de diverses peuplades entr'elles. L'affluence de cette matière première des langues s'explique beaucoup plus naturellement par un concours de causes accidentelles, parmi lesquelles les migrations et les réunions de différentes peuplades sont les plus efficaces, que par les progrès de l'esprit inventeur des nations. L'exemple des Chinois eux-mêmes prouve qu'un peuple accommode plutôt, par toute sorte d'artifices ingénieux, un petit nombre de mots à ses besoins, qu'il ne pense à l'augmenter et à l'étendre. L'isolement des nations n'est donc jamais salutaire aux langues. Il empêche évidemment la réunion d'une grande masse de mots, de locutions et de formes, qui est absolument nécessaire pour que l'heureuse disposition d'une des peuplades qui la possèdent, puisse insensiblement en former une langue vaste, riche et variée. L'ordre systématique, l'expression significative et heureuse des idées, la convenance des formes grammaticales avec le besoin du discours, et tout ce qui est organisation et structure, vient sans doute des dispositions intellectuelles des nations; mais la matière, la masse des sons et des mots, soumise à leur travail, est due au concours de ces causes, qui unissent et séparent, mêlent et isolent les nations, causes qui certainement sont dirigées par des lois générales, mais que nous nommons fortuites, parceque nous en ignorons l'ordre et l'enchaînement. Comme aussi l'état de nos connaissances ne nous permet jamais de remonter à l'origine première des langues, nous ne parvenons tout au plus qu'à l'époque où les langues se transforment et se recomposent d'idiomes et de dialectes, qui ont existé long-tems avant elles.

La langue chinoise n'est pas exempte de mots étrangers, elle en renferme même, d'après vos recherches, monsieur, un nombre assez considérable [1]). Mais l'histoire de la Chine prouve que le développement social de la nation, depuis que nous la connaissons, n'a guère été altéré par de grandes révolutions extérieures, par des incursions d'autres nations, venues pour s'établir dans son sein, ou par un mélange quelconque, qui eût pu avoir une influence marquée sur sa langue. Il n'est guère probable non plus qu'une pareille influence ait pu venir des nations barbares qui habitaient le pays du tems de l'arrivée des premières colonies chinoises. Si ces colonies, ainsi qu'on l'avance, ne se composaient guère que d'environ cent familles [2]), si elles se sont conservées pendant une longue suite de siècles sans altération notable de leurs moeurs, de leurs usages et de leur idiome, si enfin l'écriture date de l'origine même de la monarchie, dont ces colons furent les fondateurs, ces faits historiques réunis serviraient sans doute à expliquer le nombre limité des signes de la langue parlée de la Chine, et même l'absence de ces sons accessoires, qui forment les affixes et les flexions des autres langues.

Mais si l'on parvient ainsi à jeter quelque jour sur l'origine de ce qu'on peut nommer les imperfections de la langue chinoise, on n'en reste pas moins embarrassé de rendre compte de l'empreinte philosophique, de l'esprit méditatif, qui se manifeste évidemment dans la structure entière de cette langue extraordinaire. On comprend en quelque façon par quelles raisons elle n'a pas atteint les avantages que nous rencontrons, plus ou moins, dans presque toutes les autres langues; mais on conçoit beaucoup moins com-

[1]) Fundgruben des Orients. Th. 3. S. 285, no 6.
[2]) Tableaux hist. de l'Asie, par M. Klaproth. p. 30

ment elle a réussi à gagner des perfections, qui n'appartiennent qu'à elle seule. Il est vrai, cependant, que l'antiquité de l'écriture, et même de la littérature, en Chine, éclaircit en quelque façon cette question. Car quoique la structure grammaticale de la langue ait très-certainement devancé de beaucoup et la littérature et l'écriture, ce qui forme le fond essentiel de cette structure aurait pu appartenir à une nation grossière et peu civilisée, et la teinte philosophique que nous y voyons maintenant, a pu y être ajoutée par des hommes supérieurs. Cet avantage ne repose pas sur de nouvelles formes d'expression, dont on eût enrichi la langue (ce qui aurait exigé le concours de la nation entière), mais consiste beaucoup plus dans un usage à la fois judicieux et hardi des moyens qu'elle possédait déjà, ce qui s'explique facilement, si l'on se rappelle que la plus grande partie de la grammaire chinoise est sous-entendue.

Vous vous serez aperçu, monsieur, que j'ai fondé tout ce que j'ai osé avancer sur la langue chinoise, uniquement sur le style antique, sans faire une mention particulière du style moderne. Il ne me paraît pas non plus que ce dernier diffère du premier de manière à pouvoir altérer un raisonnement fondé sur l'analyse du langage et de la littérature vraiment classiques de la Chine.

Il est vrai qu'un passage [1]) de vos *Recherches sur les langues tartares*, monsieur, pourrait au premier abord en donner une idée différente. Mais en l'examinant avec plus d'attention, et en étudiant vos *Élémens*, on s'aperçoit qu'on comprendrait bien mal le sens de ce passage, si l'on prenait le style moderne, pour ainsi dire, pour une autre langue, ou même pour une transformation très-essentielle de la

[1]) Pag. 119

langue primitive. En commençant à parler du style moderne dans votre grammaire, vous posez pour base que le caractère propre de la langue chinoise est le même dans les deux styles, et si je compare, chapitre par chapitre, ce que vous dites des deux styles, je trouve que la structure grammaticale est la même dans l'un et dans l'autre. Le style moderne ne désigne pas plus clairement que l'antique, la véritable forme du verbe fléchi; il n'a pas non plus d'affixes, ni de flexions; il fait usage de la même particule *ti*, pour la construction du verbe et du substantif; il fait rarement usage des exposans des tems et des modes des verbes; il supprime moins fréquemment, mais très-souvent encore, les autres liaisons grammaticales; et la plus grande différence qu'il offre avec le style antique, consiste dans le grand nombre de mots composés, qui pourtant ne sont pas entièrement étrangers non plus à ce dernier. Il se distingue, ainsi que vous le dites, monsieur, par une grande clarté et facilité, et c'est là proprement en quoi il a apporté un changement utile à l'ancienne langue; mais il atteint cet avantage en se tenant dans les mêmes limites qu'elle. Aussi dans le style moderne, la langue chinoise possède pas proprement des formes grammaticales, ou du moins ne fonde point sa grammaire sur ces distinctions; elle n'attribue point aux mots les signes des catégories auxquelles ils appartiennent dans l'enchaînement du discours, mais dans tous ces points, et sous tous ces rapports, elle s'éloigne des autres langues que nous connaissons. Voilà au moins l'idée que j'ai pu m'en former, d'après les phrases citées dans vos *Elemens*, monsieur, et d'après quelques pages d'un roman, dont je tiens la copie et la traduction de la bonté de M. Schulz.

Je termine ici ma lettre monsieur, dans la juste crainte de vous avoir fatigué par la longueur de mes réflexions.

Mais le phénomène que présente la langue chinoise est trop remarquable, il est trop important pour l'étude de la grammaire comparative des langues de l'examiner avec soin, pour que je n'aie pas dû desirer de donner à mes idées tous les développemens dont je les ai crues susceptibles. Je regarderais non seulement comme une marque infiniment précieuse de votre bienveillance amicale, monsieur, mais comme un véritable service rendu à la science, que vous voulussiez bien me dire, si l'idée que je me suis formée de la langue chinoise est juste, ou si une étude approfondie de cette langue fournit des données qui conduisent à d'autres résultats. J'ose appeler également votre attention sur les idées générales dans lesquelles j'ai dû entrer. Le jugement que vous en porterez sera du plus grand poids pour moi, et je ne vous dissimule point que je vous les soumets avec d'autant plus d'hésitation que dans la marche que je me suis proposé de tenir, en appuyant mon raisonnement toujours sur des faits, il est facile de se laisser entraîner à modeler ses idées générales d'après la langue qu'on vient d'analyser, et de s'exposer au danger de former un nouveau système, si l'on en venait à l'examen d'une nouvelle langue.

Veuillez, monsieur, agréer l'assurance de ma considération la plus sentie et la plus distinguée.

Guillaume de Humboldt.

A Berlin, ce 7 mars 1826.

Observations sur quelques passages de la lettre précédente. Par M. A.-R.

Page 297.

(1) Cette première assertion est incontestable, si l'on veut bien admettre qu'un terme chinois est toujours susceptible du sens substantif, déterminatif (adjectif) et verbal, et peut même quelquefois devenir un simple exposant de rapport: voilà l'observation dans toute sa généralité. Cela n'empêche pas qu'il n'y ait un très-grand nombre de mots dont l'usage a fixé invariablement la signification grammaticale, et qui ne peuvent en être tirés que par une opération particulière. Cela seul prouverait que les Chinois ont dans l'esprit une idée juste des catégories grammaticales; mais ce fait sera, à ce qu'on espère, mis hors de doute un peu plus loin.

Page 311.

(2) Ce serait peut-être un peu trop presser les choses que de vouloir ainsi considérer isolément les membres de phrases dont la succession et l'apposition marquent suffisamment, selon le génie de la langue, la liaison et la dépendance. On ne saurait opposer en ce moment à l'auteur ni la ponctuation, ni les explications traditionnelles des commentateurs qui se sont constamment attachés à marquer la distinction et l'enchaînement des périodes. Il est en droit de ne compter pour rien, dans la question qui l'occupe ici, ces moyens accessoires. Son objet n'est pas de traiter des causes qui peuvent jeter accidentellement de l'obscurité dans les livres, mais de celles qui rendraient l'obscurité inhérente à la langue même. Or, ce qui la prévient dans les exemples qu'il cite, c'est l'unité évidente des propositions, où un nombre indéfini de verbes peuvent s'accumuler sans autre effet que de devenir modificatifs les uns des autres, tant qu'aucun sujet nouveau ne se trouve interposé, et qu'aucun des procédés convenus ne vient marquer une coupe ou une déviation du sens direct. On doit donc, de toute nécessité, traduire: *Regimen ordinatim* (per ordinem) *erstat*, etc. *Valdè* plorando *dixit*, etc. Il faudrait faire violence à la phrase pour la subdiviser autrement.

PAGE 312.

(3) On peut repeter ici ce qui a déjà été énoncé plus haut. L'apposition produit sur les phrases l'effet qu'elle produirait sur les mots. Celle qui se trouve placée dans la dépendance d'une autre phrase, perd, par cela seul, sa qualité de proposition isolée. Le verbe qu'elle renferme, cesse d'exprimer une idée verbale proprement dite, et devient une expression modificative du verbe de la proposition principale. S'il est suivi d'un complément, il peut le conserver sans marquer autre chose qu'un mode particulier de l'action du verbe principal exercée sur ce complément. Si cette opération se répète fréquemment sur le même verbe, l'esprit s'accoutume à ses résultats, et peut en venir à dépouiller habituellement ce verbe de son sens primitif, pour n'y plus voir qu'un terme accessoire, un véritable exposant de rapports. C'est par ce procédé que se sont formées certaines prépositions chinoises, comme **yi** (ci-dessus, p. 311. 12.), qui dans la phrase citée ne signifie vraiment pas, *il se sert, il dispose*, mais doit être traduit par les prépositions *per* ou *ex*, comme annonçant le *moyen*, *l'instrument*, et ayant pour complément la chose employée, le nom même de ce moyen ou de cet instrument.

PAGE 313.

(4) Cette règle a été donnée pour la première fois dans *l'Essai sur la langue et la littérature chinoises*. (Paris 1811, p. 44). Mais il serait peu exact de dire, avec M. Morrison, que le ton *khiu* marque de préférence le sens verbal. Le changement de ton indique une modification quelconque du sens primitif, au passage du sens substantif au sens verbal, ou *vice versa*. On peut s'en assurer en comparant les exemples qui en ont été cités dans l'ouvrage en question, pag. 46, 106 et pl. IVe.

Ibid.

(5) S'il faut admettre, comme distinction fondamentale, la nuance délicate qui est marquée en cet endroit, entre un verbe et un mot ayant une signification verbale, il paraîtrait superflu d'en presser les conséquences, et de les appliquer à un idiome où les verbes les mieux caractérisés par leur sens, peuvent toujours, au moyen d'un simple artifice de construction et sans aucune modification intrinsèque, passer à l'état de nom d'action. Sans doute

le mot *wâng*, roi, une fois donc, par un changement d'accent (*wáng*) du sens verbal de *gouverner*, peut encore être construit à la manière des substantifs, dans le sens de *gouvernement*, et pris comme sujet d'un autre verbe, ou comme complément. Mais il se passe alors quelque chose de tout-à-fait semblable à ce qui a lieu dans nos langues, et même dans les langues classiques, quand nous disons le *boire*, le *manger*, *mentiri*, *Τὸ*, *τοῦ*, *τῷ λέγειν*, *εἰναι*, etc.

Ibid.

(6) La traduction des deux mots *Tchoung-young*, par *immutabile medium*, est véritablement fautive et contraire aux règles de l'analogie grammaticale. La meilleure manière de les rendre serait de mettre: *In medio constantia*, ou *in medio constare*. Mais on n'a pas osé transporter une pareille phrase sur le titre d'un livre célèbre, et l'on a cru devoir adopter celle que les missionnaires avaient introduite depuis deux cents ans. L'observation de l'auteur n'en est pas moins judicieuse et tout-à-fait fondée.

Page 315.

(7) Toutes ces incertitudes peuvent effectivement se présenter au sujet d'une phrase que l'on considère isolément, et abstraction faite de tout rapport avec ce qui précède, et ce qui suit, si cette phrase est incomplète, s'il y manque quelqu'un des termes qui doivent former une proposition simple ou complexe. Mais quelle est la langue où cet inconvénient ne se présente jamais? J'avoue qu'il peut se rencontrer en Chinois, plus fréquemment qu'en tout autre idiome, et la seule chose que je puis assurer, c'est que dans toute phrase régulière, on trouvera, dans l'ordre où on les énonce ici, le sujet précédé de son attribut, le verbe précédé de son terme modificateur (adverbe) le complément précédé de son attribut, etc.

Ibid.

(8) Sans doute un bon écrivain, maître de disposer d'une langue où de pareilles nuances peuvent être observées, ne les emploiera pas indifféremment; mais la question est si ces nuances sont nécessaires, et si ce qu'elles ajoutent à l'expression est véritablement inhérent à la pensée. L'auteur avoue qu'elles lui semblent *assez indifférentes*, et que, dans l'exemple cité, il suffit

de savoir que l'individu dont il est question a pleuré et parlé, sans qu'il y ait d'intervalle expressément marqué entre ces deux actions. Je crois qu'une des meilleures manières d'apprécier le degré d'utilité de ces sortes de distinctions est d'examiner ce qui arrive quand on fait passer un texte écrit avec soin d'une langue qui les possède dans un idiome qui en est privé. Le traducteur le plus consciencieux, répondrait-il de s'astreindre à rendre constamment un gérondif par une forme impersonnelle, un participe par un adjectif verbal, un adverbe par une expression modificative; et s'il réussissait à se renfermer scrupuleusement dans un cercle si étroit, résulterait-il de ce tour de force quelque avantage réel pour la fidélité de sa version? Serait-il impossible d'en rédiger une qui fût exacte dans une langue où ces sortes de modifications se confondent; en anglais, par exemple, où la même forme du verbe désigne le nom d'agent et le nom d'action? Si ces observations ont quelque fondement, il est permis d'en induire que le chinois qui n'a guère qu'un moyen unique de marquer la dépendance où sont certaines actions l'une à l'égard de l'autre, peut, à quelques égards, paraître inférieur aux idiomes qui offrent plusieurs procédés pour exprimer cette dépendance, mais que la supériorité de ceux-ci se réduit peut-être en réalité à une variété plus grande de tours qui permet d'éviter la monotonie et la langueur résultant de la répétition indéfinie des mêmes constructions. Je serais, je l'avoue, un peu tenté d'étendre le même jugement à d'autres propriétés qui contribuent à former la richesse des langues classiques; mais une proposition aussi hardi exigerait des développemens que je dois m'abstenir de présenter ici.

PAGE 316.

(9) Nous aurons occasion de remarquer plus tard (*Voy.* note 18), que les divers emplois qu'on peut faire d'une même particule ou d'une même terminaison, pour indiquer des rapports différens, ne prouvent pas nécessairement que cette particule ou cette terminaison soit prise en un sens vague ou indéterminé dans chacun de ces emplois. On pourrait supposer que des mots, offrant entre eux quelque analogie, avaient été primitivement assignés à ces rapports, et qu'on les aurait ensuite pris les uns pour les autres, en les rendant par des lettres. La confusion dont on

se plaint serait, dans ce cas, un effet de l'écriture, et, pour ainsi dire, une affaire d'orthographe. Et pour éclaircir ceci par un exemple tiré du sujet même qui nous occupe, on a dû, dans un ouvrage élémentaire, présenter comme autant de valeurs du signe écrit que nous examinons, les sens de *rejeton*, *passer d'un lieu dans un autre*, et les qualités d'exposans des rapports du génitif et de l'accusatif. Tel est l'état des choses depuis qu'on écrit le chinois en caractères chinois. Mais ainsi que l'observe fort judicieusement l'auteur, le langage doit être plus ancien que l'écriture, et qui nous répond qu'antérieurement à l'invention de celle-ci, il n'y eut pas, pour ces quatre valeurs, quatre mots aussi différens entre eux que le seraient ceux-ci: *tchi*, *dji*, *tchü*, *tshi*, lesquels n'auraient trouvé dans l'écriture figurative qu'une seule représentation appartenant par sa figure même à l'idée de *rejeton*. On ne saurait assurer que les choses se soient réellement passées de cette manière, à l'égard des particules chinoises, quoiqu'il soit certain qu'en d'autres cas, des mots différens ont été rendus par un même signe, ou des caractères variés, affectés à une seule prononciation. Ce dernier fait paraît évident, lorsqu'on compare les formes diversifiées de l'adjectif démonstratif *tseu*, *thseu*, *sse*, ou de la particule négative *mo*, *mou*, *pou*, *fe*, *feou*, etc.

PAGE 317.

(10) La phrase *'wei tchi tchoung* offre la construction primitive, et *tchi* s'y prend pour représenter le complément du verbe actif, *vocant illud medium*. Quant à *tchi wei*, on ne saurait dire que ce soit la forme ordinaire; mais ainsi que cela a été indiqué dans la grammaire, *tchi* y tient la place de *tche*, et sert à définir ou à arrêter le sujet de la proposition, ou bien il est déplacé et mis avant son complément *tchi 'wei* pour *'wei tchi*. Pour abréger, dans un ouvrage purement pratique, on a appelé ce mot *expletif*, tout en reconnaissant que rien n'est plus rare dans les langues que les mots purement expletifs. Il y aurait encore une autre manière d'analyser cette construction, et ce serait de dire: *pou pian tchi, non deflexi, 'wei, appellatio* (est), *tchoung, medium*; *thian ming tchi, cœli mandati, 'wei, appellatio* (est) *sing, natura*. Cette analyse est bien simple et ramène *tchi* à la fonction d'exposant de rapport entre deux substantifs: je la crois conforme à la construction primitive de ces sortes de phrases; mais je me trompe

fort si c'est celle qui se présente actuellement à l'esprit d'un Chinois qui réfléchit sur sa langue.

Ibid.

(11) *Tchi* ne prend place à la suite de *mou* qu'à raison de la qualité de substantif *sujet*, attribuée à ce dernier mot: *nullus, non ullus*, et il doit alors se rapporter à l'une des analyses qui ont été proposées ci-dessus et dans la Grammaire chinoise, § 190, 191.

PAGE 321.

(12) Il y a une différence assez marquée entre la phrase moderne *ni lai ti*, etc., et la phrase du style littéraire: *kio seng sai kieou tchi fou*; et cette différence consiste surtout dans la présence du verbe *lai* qui aura nécessité l'emploi de *ti* dans la première; *lai ti* est un participe, *venu*, ou un abstrait, *être venu*; *ni lai ti, ton être venu*, ou *ta venue*. Il est douteux que *ti* pût trouver place entre le verbe et le sujet, si celui-ci n'était pas susceptible d'une interprétation analogue, et ne renfermait aucun verbe.

PAGE 322.

(13) Je me suis, dans les deux ouvrages qu'indique ici l'auteur, proposé des objets absolument différens. Je voulais, par mes *Élémens*, rendre l'étude pratique de la langue et de l'écriture chinoise aussi facile que cela était possible, et je me suis attaché à y présenter un tableau fidèle de ce que l'une et l'autre offrent de particulier. Dans la dissertation, je cherchais à établir qu'une partie des différences qu'on observe entre les phrases chinoises et celles des autres idiomes, tient à l'emploi d'une écriture d'une nature toute spéciale, et je m'attachais à considérer la langue chinoise comme si elle n'eût jamais été écrite, ou qu'elle l'eût été alphabétiquement. Je pensais (et je suis disposé à conserver cette opinion) que les particules et les désinences ou affixes, ne sont, au fond et dans leur nature intime, qu'une seule et même chose, et que si les cases qui ont permis de rapprocher en latin ou en grec les terminaisons du thème des noms et des verbes, n'avaient pas été impossibles en chinois, on y verrait des mots déclinés et

conjugués comme partout ailleurs. Je faisais voir, enfin, que la prétendue nature monosyllabique, communément attribuée à la langue chinoise, tenait à l'usage d'affecter un caractère particulier à chaque syllabe, usage qui n'avait pas permis de ramener à l'unité les parties d'un même mot qui concouraient à l'expression d'un sens unique; de sorte qu'on écrivait et on prononçait en chinois *jin-kiai-tchi*, et en latin **hominum**, quoique ce fût essentiellement et radicalement la même chose, et qu'il eût été possible d'écrire d'un côté *jinkiaitchi*, et de l'autre *hom-in-um*, sans rien changer à la nature des idées. Je montrais l'état des choses dans un de mes ouvrages, et je combattais dans l'autre un préjugé, ou une notion qui ne me paraissait pas exacte. Voilà la cause de la divergence observée par le savant auteur. Les personnes qui considéreraient le langage indépendamment de l'écriture qui y a été attachée, seraient naturellement conduites à le rapprocher des nôtres, et c'est une des causes de la facilité qu'ont trouvée quelques auteurs, comme le P. Varo et M. Morrison, à faire cadrer l'exposition des règles de la langue chinoise avec les formes et les divisions d'un rudiment latin ou d'une grammaire anglaise. Le point de vue où ils s'étaient placés n'est pas, je crois, le plus convenable pour apprécier les propriétés de l'idiome qu'ils enseignaient, mais il peut avoir son avantage quand il est question de constater la ressemblance que ce même idiome doit infailliblement offrir sous d'autres rapports, avec les divers moyens de communication que les hommes se sont créés dans le reste de l'univers.

PAGE 323.

(14) Je crois avoir suffisamment fait voir (note 13) la véritable cause qui a maintenu l'isolement du thème et des particules dans les noms et les verbes. Supposez qu'il y eût eu, dans la langue parlée, quelque tendance à confondre le radical *tchang* (chanter) avec le signe du prétérit *liao*, et à faire de ces deux mots par contraction *tchangliao*, *tchangyao*, *tchanniao*, ou tout autre composé, le pinceau du lettré serait toujours venu désunir ce que la prononciation du paysan aurait rapproché, en écrivant séparément *tchang*, *liao*. Qu'on fasse bien attention à cette circonstance; elle donne la clef de la plupart des singularités qu'on observe dans la construction des phrases chinoises.

PAGE 324.

(15) Il s'agit ici d'un idiotisme ou d'une construction particulière, dont l'analyse ne saurait donner une explication tout-à-fait satisfaisante. C'est par une convention particulière que *chi* (tems), ainsi placé à la fin d'un membre de phrase, signifie *au tems où, quum*, avec la notion du futur, plutôt que *depuis le tems où, ex quo*, avec l'idée du prétérit. Il y aurait pour ce dernier sens une autre construction dont l'absence suffit pour indiquer le tems auquel doit se rapporter l'action du verbe principal. Cela consenu, le futur relatif est aussi bien exprimé que possible, puisque le verbe de la proposition secondaire est affecté du signe du passé: *Au tems* (futur) *où vous avez eu fini de préparer*, pour dire *au tems où* (lorsque) *vous aurez préparé*.

PAGE 330.

(16) Le style antique comporte peu de complication dans le système phraséologique: cela peut tenir en partie aux causes que l'on indique ici, en partie à d'autres circonstances qu'il serait trop long de rechercher. Mais il y a des périodes très-longues dans le style littéraire et dans celui de la conversation. A la vérité, c'est ordinairement par la division, l'énumération, la gradation ou d'autres formes semblables que le sens y est soutenu jusqu'à la fin. Toutefois, il serait aisé d'en citer aussi où des membres de phrase assez étendus sont placés dans la dépendance d'un seul mot. Aux exemples qu'on peut voir dans la grammaire, § 370, 346 et ailleurs, je joindrai celui-ci où l'on trouve un participe ou une phrase conjonctive de dix-huit mots tous caractérisés par la finale *li*, ainsi qu'on le voit par la transcription suivante:

Houng li khio, naï (lao-ye kian meng thsao kian houng li ching khaï, yi chi kao hing yao Tchang lang tso) li.

„Cette chanson sur les poiriers à fleurs rouges est celle que *mon Seigneur, ayant vu dans le pavillon des songes de verdure des poiriers rouges en pleine fleur, a, dans son admiration, fait faire au moment même par le jeune M. Tchang.*“

Les mots entre parenthèses sont dans la dépendance de *li* en chinois, comme ceux qui sont soulignés en français, dans la dépendance de *que*.

Ibid.

(17) Cette dernière classe renferme seule la presque totalité des substantifs de la langue parlée ou du style familier. Je ne sais d'ailleurs pourquoi on voudrait en séparer cette autre classe si nombreuse dans les deux styles, des substantifs qui, sans porter avec eux aucune forme qui les caractérise, n'en ont pas pour cela un sens substantif moins arrêté, et n'en éveillent pas moins dans l'esprit des idées de substances. *Jin, mou, chouï, chan, lin,* sont des substantifs en chinois, au même titre que leurs équivalens français, *homme, arbre, eau, montagne, forêt.*

Ibid.

(18) Une équivoque du même genre se trouve dans les langues classiques: il suffit de citer *Rosae, Domini, Templum, Fructus, Dies,* etc. *Voy.* ci-dessus la note 9.

PAGE 344.

(19) Le grec, le samscrit, l'allemand, l'anglais offrent des constructions tout-à-fait analogues à celles qui abondent en chinois, c'est-à-dire où les mots sont rapprochés l'un de l'autre sans aucune marque de rapport, et où le sens jaillit de ce rapprochement et se détermine d'après la place que les termes occupent: c'est ce que, dans toutes les langues, on nomme *mots composés.* Le caractère de ces mots exige même que les élémens qui les constituent perdent les signes grammaticaux qu'ils pourraient avoir, et viennent, à l'état de radical, se grouper entre eux. On ne voit pas que la netteté du sens souffre de cette suppression, et les expressions qui en résultent sont, de toutes, celles qui ont le plus d'énergie et de vivacité. *Horseman, Pferdeknecht,* ἱππαρχος, *Asvamedha* signifient d'une manière aussi positive que les phrases les plus explicatives le pourraient faire, *un homme qui monte un cheval, un valet qui soigne des chevaux, un officier qui commande des chevaux* (des cavaliers), *un sacrifice où l'on immole un cheval.* Les rapports varient à l'infini, et l'esprit les supplée sans difficulté, sans embarras, sans hésitation. Que l'on généralise ce principe, et l'on aura assuré aux langues classiques un des principaux avantages du système chinois.

PAGE 345.

(20) Si cette proposition était admise sans distinction comme une vérité évidente et un principe fondamental, il semble que toute discussion ultérieure deviendrait superflue; car il n'y a pas, il faut bien l'avouer, d'idiome où il arrive plus fréquemment qu'en chinois, que ce qui modifie l'idée manque d'expression dans la langue parlée. Si c'est de la prononciation seule que la pensée tient sa précision et sa clarté, le langage chinois doit le plus souvent produire d'une manière incomplète l'effet qu'on en attend, et par conséquent cet idiome devra être placé fort au-dessous des autres, non pas seulement sous le rapport de cette perfection qu'on admire dans les autres langues, considérées comme produits de l'intelligence humaine, mais sous le rapport bien autrement important du degré d'exactitude auquel on peut parvenir en s'en servant: ce sera un instrument grossier dont on ne pourra attendre qu'une action imparfaite. Mais comme il me paraît démontré par les faits que les Chinois s'entendent, non pas seulement en gros et d'une manière générale, sur les objets ordinaires de la vie, mais sur les nuances les plus délicates et les modifications les plus subtiles de la pensée, je pense que la perfection de l'instrument peut se déduire de l'usage même auquel on l'applique; seulement il faut chercher cette perfection dans des propriétés un peu différentes de celles où nous sommes accoutumés à la placer. Je crois en effet qu'il y a deux manières de concevoir les conditions qui la déterminent. Ceux qui ont été plus frappés des ressources que les langues classiques ouvrent à l'intelligence, posent, avec l'auteur, le problème dont on cherche la solution dans un système grammatical, en ces termes: *Exprimer complètement la pensée avec toutes ses particularités, en assignant, dans le langage et dans l'écriture, des formes spéciales aux différentes circonstances de tems, de lieu, de personne, ainsi qu'aux rapports variés qui peuvent exister entre les élémens divers qui constituent la phrase.* Une personne habituée aux procédés rapides et expéditifs des Chinois, serait peut-être tentée d'y substituer l'énoncé suivant: *Éveiller, dans l'esprit de celui qui écoute ou qui lit, l'idée complète, telle qu'elle a été conçue par celui qui parle ou qui écrit, avec tout ce que l'un et l'autre ont besoin de connaître des circonstances de tems, de lieu et de personne.* Que le problème réduit à ces termes trouve sa solution dans le système chinois, c'est je

crois, ce qui ne saurait être mis en doute, et les développemens dans lesquels l'auteur entre immédiatement prouvent que personne n'a, mieux que lui, saisi les distinctions que je viens de rappeler.

PAGE 346.

(21) On a déjà vu (note 16) que les auteurs de la moyenne antiquité avaient dérogé aux formes éminemment simples et restreintes de la phraséologie primitive, et qu'on pouvait trouver chez les écrivains postérieurs des périodes très-étendues, formées de membres de phrases bien enchaînés entre eux, soit par des conjonctions, soit par ces marques d'induction auxquelles l'usage a donné une valeur analogue, soit enfin par la simple apposition qui est le moyen le plus ordinairement employé pour suppléer aux unes et aux autres. Je tombe par hasard sur ces deux phrases au commencement d'une préface des Quatre livres Moraux:

Tai hio tchi chou, kou tchi, tai hio so yi kiao jin tchi fa ye;
Kaï *tsou thian kiang seng min,*
Tse ki mou pou in tchi
Yi jin yi li tchi tchi sing yi.
Jan *khi khi tchi tchi pin,*
Hoe pou neng tsi;
Chi yi *pou neng kiaï yeou yi tchi khi sing tchi*, so *yeou eul thsiouan tchi ye.*
Yi yeou *thsoung ming jou tchi neng thsin khi sing* tche,
Tchhou in khi kian,
Tse *thian pi ming tchi, yi 'wei yi tchao tchi kiun sse,*
Sse tchi *tchi eul kiao tchi yi fou khi sing.*

„Le livre de la grande science est la règle par laquelle les anciens enseignaient aux hommes cette science (véritablement) grande;

Car depuis que le ciel a donné l'existence aux peuples d'ici bas,

De ce tems même, il ne leur avait pas refusé le naturel qui comporte la charité, la justice, la politesse et la prudence;

Or, comme cette force imprimée à la substance de leurs esprits,

Quelques-uns ne pouvaient en tirer avantage,

C'est pour cela que tous n'ont pas été en état de savoir par quel moyen ils pouvaient compléter ce qui était dans leur propre nature.

Il y en a eu aussi d'autres, intelligens, éclairés, habiles, pleins de perspicacité, capables d'atteindre au fond de leur naturel,

Que, étant sortis des rangs (du vulgaire),

Le ciel n'a pas manqué de les désigner pour, en étant les maîtres et les princes de la multitude,

Faire en sorte qu'ils la gouvernassent et lui enseignassent à recouvrer sa nature."

Ce ne sont pas des phrases françaises que j'ai prétendu écrire; j'ai voulu, au contraire, faire sentir, par une traduction toute littérale, quels étaient, dans l'original, l'ordre et l'enchaînement des propositions. Ces sortes de phrases sont très-communes dans le style littéraire, qui est essentiellement soutenu, périodique et symétrique. Il y en a de beaucoup plus longues encore dans les livres de philosophie; mais à la Chine, comme chez nous, c'est dans les ouvrages de discussion, qu'on trouve plus habituellement employées les formes de dialectique et d'argumentation, que le goût littéraire, plutôt que la nature de la langue, repousse dans les sujets ordinaires.

J'ai mis en romain, dans la transcription précédente, ceux des mots chinois qui servent à marquer la succession et les rapports des idées. Le nombre en pourra paraître peu considérable; mais il serait encore plus borné, que la dépendance des diverses parties de la phrase, les unes à l'égard des autres, n'en serait pas moins réelle, moins facilement sentie des lecteurs. Ceci réclame encore une courte explication.

Deux propositions peuvent être placées à la suite l'une de l'autre sans conjonction; on s'attache, en les traduisant, à en faire sentir la liaison, à montrer la dépendance de la première à l'égard de la seconde. En faisant cette opération, s'écarte-t-on, se rapproche-t-on du sens de l'écrivain qu'on interprète? Si, comme paraît l'avoir pensé le savant auteur auquel nous soumettons nos doutes, l'unité de la phrase n'est pas complétement constituée par l'arrangement des membres qui la composent; si une proposition complète n'est au fond qu'une succession de propositions véritablement isolées dans l'esprit de l'écrivain chinois; si, enfin, celui-ci n'a pas, dans son idiome, le moyen de déterminer le sens grammatical dans lequel il en emploie les mots, nous commettons, sous le rapport de la grammaire, une véritable infidélité, toutes les fois que nous exprimons des liaisons qu'il a sous-entendues, que

nous ajoutons des conjonctions qu'il a supprimées, que nous rattachons les diverses parties du raisonnement par la marque de rapports auxquels peut-être il n'a jamais pensé. Je ne crois pas qu'il en soit ainsi, et voici quelques-unes des raisons qui fondent mon opinion à cet égard.

Les Chinois n'ont pas une idée bien précise et bien complète de ce que nous nommons parties de l'oraison, catégories grammaticales; toutefois, on ne doit pas porter trop loin l'idée qu'on se forme de leur ignorance ou de leur indifférence dans cette matière. Il est impossible, ainsi que l'a très-bien remarqué M. G. de Humboldt, de parler ou d'écrire sans être dirigé par un sentiment vague des formes grammaticales des mots, mais il est tout aussi difficile d'écrire sur un sujet quelconque sans arrêter sa pensée sur la valeur grammaticale des mots qu'on emploie. Il est surtout impossible de traiter certains sujets, de philosopher, de discourir sur la morale, la métaphysique, l'ontologie, sans avoir des notions assez bien définies des termes abstraits, des qualificatifs, des noms d'agent, d'action, etc. Bien plus: nous nous croyons quelquefois libres d'analyser de deux ou trois manières différentes une même phrase, de déplacer l'idée verbale, de supposer telle ou telle ellipse, d'imaginer tel ou tel rapport: or, je suis persuadé que, dans tous ces cas, la liberté que nous prenons tient à notre ignorance, et que le plus souvent un Chinois instruit ne verrait qu'une seule bonne manière d'analyser ces phrases qui nous paraissent si indéterminées. Ils poussent la précision tout aussi loin que nous, quoiqu'ils aient moins d'occasions de s'expliquer à ce sujet. Ils ont cultivé la pratique et non la théorie, l'art et non pas la science. Ils ont une grammaire, mais non pas de grammairiens. Voilà, je crois, toute la différence.

Ces mots, auxquels ils se plaisent à laisser une si grande latitude de signification grammaticale, ont quelquefois besoin d'être définis. Dans ce cas, les commentateurs, leurs lexicographes ne manquent pas de les définir. Ils savent bien dire alors si le mot reste *mort*, ou devient *vivant*, selon la dénomination ingénieuse qu'ils ont affectée au verbe. *Ta* signifie *verberare, verberatio*. S'ils veulent déterminer ce mot comme verbe, ils y ajouteront un pronom pour complément: *ta tchi, verberare eum*. S'il est nécessaire de reformer le nom d'action dans son acception bien déterminée, une nouvelle particule remplit cet office: *ta tchi tche*, littéralement

le frapper. *Haò* ne signifie que *bon*; *hào* ne veut dire que *aimer*. L'un est un adjectif, l'autre ne saurait s'entendre que comme verbe. Beaucoup de mots changent ainsi d'intonation en passant d'une catégorie grammaticale à une autre; ceux qui leur font éprouver ces changemens ont sans doute la conscience de la modification qu'ils apportent à l'idée.

Il y a des occasions où il est tout-à-fait nécessaire d'appuyer sur ces distinctions: c'est quand on explique le texte d'un auteur classique, le sens de ces livres où tout, pour les philosophes de la Chine, est doctrinal et, pour ainsi dire, sacramentel. Depuis vingt siècles, des milliers de commentateurs se sont occupés de ce genre d'exégèse. Pour y réussir, il ne saurait leur être indifférent de prendre un mot comme verbe ou comme substantif, dans un sens indéfini ou individuel, ni de lire deux ou trois propositions isolément, ou dans le sens qui résulte de leur rapprochement; ils ont besoin d'une grande précision sur tous ces points, et ils y arrivent par des définitions toutes grammaticales, et qui montrent plus de sagacité dans ces matières qu'on n'est tenté de leur en accorder. Il est même bien remarquable qu'ayant à discuter tant de passages susceptibles d'interprétations différentes, leurs dissentimens ne portent presque jamais sur des points de grammaire, qui seraient pourtant si propres à exercer leur subtilité, si les phrases chinoises avaient, sous ce rapport, le degré de vague que nous croyons y apercevoir.

On a eu à plusieurs époques la preuve de la constance des commentateurs chinois dans leurs traditions grammaticales, et tout récemment l'expérience a été répétée à l'occasion de l'entreprise qui a consisté à rédiger en mandchou des versions littérales des classiques et des historiens chinois. Les écrivains qui ont composé ces traductions savaient également bien le chinois et le mandchou; ils connaissaient toutes les finesses des deux langues, et, comme la dernière a des tems et des modes pour les verbes, de nombreux signes de rapports pour les noms, des conjonctions et des prépositions dont il ne leur était pas permis de négliger l'emploi, il leur a fallu, à chaque phrase chinoise, prendre parti sur la valeur grammaticale des mots, sur le rapport et l'enchaînement des idées. Cette partie de leur travail s'est exécutée avec méthode et régularité, et les décisions qu'ils ont rendues implicitement sur tous ces points, généralement conformes aux traditions

des meilleurs commentateurs, portent un caractère de maturité et de précision très-remarquable. On voit que l'emploi des formes grammaticales dans ces versions n'a rien changé au sens des originaux, et que par conséquent la manière d'entendre ceux-ci était précédemment bien arrêtée et fondée sur l'emploi méthodique et régulier de procédés, qui suppléaient aux formes proprement dites, et qui ne les laissaient nullement regretter.

J'ai tracé ces considérations à la hâte, et je sens qu'elles auraient besoin d'être traitées d'une manière moins superficielle. Telles qu'elles sont, elles pourront jeter quelque jour sur une question d'un haut intérêt. Le savant illustre auquel nous aimons à les soumettre y trouvera peut-être matière à de nouvelles réflexions; car c'est un fait curieux que la conservation d'un système entier d'interprétations grammaticales chez un peuple qui n'aurait aucune notion de grammaire. Mon principal objet, en le rappelant, a été de faire voir qu'il n'y avait rien d'arbitraire dans la manière dont on supplée, en traduisant du chinois, à l'omission des signes de rapports, ou dont on lie ensemble les différentes parties des phrases. Cette démonstration peut aussi être nécessaire pour constater l'authenticité de certaines règles que j'ai déduites de l'étude des auteurs, et notamment de celle qui est l'objet des §§ 166 et 167 de mes *Élémens*.

PAGE 360.

(22) L'auteur touche ici à l'un des effets les plus curieux de l'influence que la nature particulière des caractères chinois a exercée sur la constitution de la langue. Il n'y a presque pas lieu de douter que, si les efforts des écrivains de la Chine pour enrichir et perfectionner leur idiome eussent été secondés par l'emploi d'une écriture alphabétique, le nombre des mots ne se fût accru dans la même proportion que les signes écrits. Mais l'impossibilité d'exprimer de nouvelles combinaisons de sons, et la nécessité de chercher toujours dans le même cercle de syllabes déjà usitées, les noms qu'on voulait donner à des objets nouveaux, ont à jamais fixé le langage dans l'état où il était parvenu lors de l'invention des caractères. Il est probable même qu'au lieu d'acquérir des sons, la langue parlée en a plutôt perdu; car beaucoup de nuances délicates ont dû s'effacer, une fois qu'elles ont été réduites, dans la langue écrite, à une expression commune approxi-

mative. On pourrait penser que les mots *toile, cent, prince* et *cyprès*, offraient primitivement quelque différence propre à les faire discerner dans la prononciation; mais une fois que ces mots ont été écrits avec un même signe de son (*pe*), associé à des images variées, le souvenir de ces différences a dû s'altérer et finir par se perdre. Je regarde l'invention des caractères *hing-ching* (figuratifs du son) comme une des causes qui ont maintenu le langage dans un état de véritable pauvreté, en même tems qu'elle a enrichi l'écriture de tant de signes remarquables par leur construction régulière et méthodique. Le chinois a acquis par là, au prix de l'harmonie et de la variété des sons, l'avantage d'une écriture admirablement appropriée à l'expression des idées et à la classification des êtres naturels.

Au reste, les vues proposées par M. G. de Humboldt au sujet de l'influence de l'écriture chinoise sur le système grammatical, montrent assez quelles lumières il aurait infailliblement jetées sur une question importante, proposée au concours pour le prix fondé par M. de Volney, s'il lui eût été possible de s'en occuper. Les effets de l'écriture alphabétique peuvent être étudiés dans un grand nombre d'idiomes; mais peu de personnes possèdent des matériaux assez nombreux pour la recherche de ceux qui s'observent dans les langues sans écriture, et quant aux modifications produites par l'usage des caractères représentatifs, l'importance en sera surtout appréciée par les personnes qui apporteront à l'étude du chinois et du japonais, la sagacité persévérante et la judicieuse subtilité qui distinguent la lettre qu'on vient de lire.

Notice sur la Grammaire Japonaise du P. Oyanguren.

Le P. Oyanguren, Biscayen de nation, ainsi que l'indique son nom, est l'auteur de cette grammaire imprimée à Mexico l'an 1738. Il paraît s'être retiré au Mexique, après avoir été missionnaire apostolique dans le royaume de Cochinchine, gardien de deux couvens aux îles Philippines, et professeur de langue *tagala* [1]). Sa grammaire, écrite en espagnol, porte le titre suivant:

Arte de la lengua Japona, dividido en quatro libros segun el arte de Nebrixa, con algunas voces proprias de la escritura, y otras de los linguages de Ximo *y del* Cami, *y con algunas perifrases y figuras: a mayor honra y gloria de Dios y de la immaculada concepcion de Nru. Sra. Patrona con este titulo del Japon, y para con mayor facilidad divulgar Nra. Sta. Fè Ca-*

[1]) Le P. Oyanguren, qui prend, en tête de cet ouvrage, le titre de *Ministro en el idioma Tagalog*, a encore composé une grammaire de cette langue; c'est du moins ce qu'indiquent plusieurs passages de sa grammaire japonaise, entr'autres celui où, en faisant observer l'analogie qui existe entre le tagalais et le japonais, quant aux locutions figurées, il dit, qu'il a parlé des figures en usage dans la langue tagala, *en el tagalismo elucidado*, et il y renvoie le lecteur. Nous ignorons si cet ouvrage a été imprimé. (C. L.)

tholica en aquellos Reynos dilatados, compuesto por el Hermano Pr. Fr. Melchor Oyanguren de Santa Ines, *Religioso descalzo de Nro. S. P. San Francisco, ex missionero, etc., etc.* Impresso en Mexico por Joseph Bernardo de Hogal. Anno de 1738. (200 pages in 4°.)

Quoique les grammaires des PP. Alvarez, Rodriguez et Collado aient été publiées long-tems avant celle du P. Oyanguren, il paraît qu'elles étaient déjà très rares au commencement du dernier siècle; car les approbations qui précèdent la grammaire du P. Oyanguren, parlent de la difficulté de trouver des livres propres à donner une connaissance suffisante de la langue du Japon. Le P. Oyanguren, lui-même, dit dans sa courte préface, qu'il a composé sa grammaire d'après les écrits d'auteurs japonais, et l'on ne voit pas même qu'il ait consulté le travail du P. Rodriguez, dont il s'éloigne en plusieurs points importans.

Je dois l'exemplaire que je possède de la grammaire du P. Oyanguren à la bonté de mon frère, qui l'a rapporté du Mexique, ainsi que les grammaires et les dictionnaires d'un grand nombre de langues américaines. Comme M. Landresse, dans la traduction de celle du P. Rodriguez, dont il a enrichi la littérature orientale, ne fait aucune mention de cette grammaire du P. Oyanguren, il m'a paru utile d'en donner une courte notice, en m'étendant seulement sur ce qui pourrait servir à faire connoître la méthode de l'auteur, et conduire à quelques observations générales sur la langue japonaise.

Le P. Oyanguren se dispense entièrement d'expliquer le système de l'écriture japonaise qu'il qualifie d'artifice du démon, ayant pour objet d'augmenter les peines des ministres du saint Évangile. Il suit, comme le titre l'indique, un système conforme à celui de la grammaire latine. Ce défaut est commun à tous les auteurs espagnols et portugais qui

ont composé des grammaires d'idiomes asiatiques et américains. Il faut toujours distinguer soigneusement les formes grammaticales, telles qu'elles se trouvent réellement dans la langue, de l'expression qui leur est donnée par l'auteur. Tout cet étalage de modes, de gérondifs, de supins et de participes, que l'on trouve dans les grammaires des PP. Rodriguez et Oyanguren, disparaîtrait devant une méthode adaptée au vrai génie de la langue.

En comparant attentivement ces deux ouvrages ensemble, il est évident que celui de l'auteur portugais est plus complet et plus exact, mais l'autre fournit des éclaircissemens utiles, lorsqu'on a fait l'étude du premier. Il y a aussi plusieurs cas où ces deux grammaires diffèrent l'une de l'autre, et où une connaissance plus intime de la langue pourrait seule mettre en état de décider de quel côté se trouve l'erreur.

L'usage de rattacher l'adjectif au verbe a surtout fixé mon attention dans la grammaire japonaise (§ 11, 55, 71, etc.). Il y a des langues américaines où l'on considère également l'adjectif comme lié d'une manière indissoluble au verbe *être*, et cette manière de voir semble naturelle à des nations encore peu accoutumées aux idées abstraites. L'abstraction pouvant seule conduire l'esprit à se représenter l'adjectif comme existant par lui-même, il est naturel de se le figurer toujours comme *étant* attaché à tel ou tel objet. Il n'est réellement rien en lui-même, il n'est que l'objet constitué de telle ou telle manière. Le P. Rodriguez explique très-bien, sous ce rapport, les verbes adjectifs et les différentes manières de s'en servir; le P. Oyanguren n'a point aussi bien pénétré l'esprit et la nature de la langue. Il regarde la forme du présent de ces verbes comme leur forme primitive, et leurs radicaux comme des adverbes; et lorsqu'il parle de leur conjugaison, il dit que le présent de l'indicatif est leur forme primitive même, à laquelle il faut ajouter, par la

pensée, le verbe substantif. Il méconnaît par là la nature vraiment verbale de leurs désinences. D'un autre côté, il établit, ce que le P. Rodriguez ne fait guère (§ 71 *bis*), la place différente que peuvent occuper ces verbes adjectifs, après ou avant le substantif. Ce dernier cas n'admet que le présent de l'indicatif, et le reste de la conjugaison ne peut servir que pour former une phrase où le substantif est placé le premier. C'est ainsi que ces deux auteurs se suppléent l'un l'autre sur ce point essentiel de la grammaire japonaise: car si l'on considère attentivement ces verbes adjectifs, on les trouvera produits sous quatre formes différentes: 1° comme radicaux; 2° dans le présent de l'indicatif; 3° dans ce même présent, mais privés de leur voyelle finale, c'est-à-dire en état de contraction, ou altérés par une permutation de lettres; 4° conjugués par tous les tems et modes du verbe japonais.

Les radicaux des verbes adjectifs sont de véritables adjectifs, tels que nous les trouvons dans d'autres langues. *Tako, siro, fouko* veulent véritablement dire *haut, blanc, profond:* car, joint au verbe substantif *arou, fouko* signifie: *il est blanc;* et ainsi des autres.

La définition que le P. Rodriguez (§ 28 *bis*) donne des radicaux en général, manque, à ce qu'il me paraît, de clarté et de précision. Cet auteur dit qu'ils ne signifient rien par eux-mêmes; ce qu'il a probablement voulu dire, c'est seulement que, puisqu'ils n'indiquent ni mode, ni tems, ni personne, il est impossible de leur assigner une signification précise dans la phrase: car si on les considère comme des mots isolés, ils ont incontestablement une signification réelle et constante. Au lieu d'être, comme le dit le P. Rodriguez, des verbes simples, ils ne sont pas du tout des verbes, mais le thème ou radical dont on les forme.

Le P. Oyanguren ne s'étend pas assez sur les radicaux des verbes, mais il paraît en avoir mieux saisi la nature.

Les mots primitifs (*las voces primeras*) de beaucoup de verbes sont, dit-il, comme des racines et des noms (*son como raices y nombres*); et cette définition me semble parfaitement juste. Les radicaux japonais ne ressemblent point aux radicaux samskrits; ce sont les mots pris isolément, tel que le dictionnaire pourrait les donner, et renfermant l'idée entière du verbe, mais manquant des inflexions de la conjugaison. Il serait intéressant de savoir si ces radicaux sont aussi dénués de toute autre forme grammaticale, ou si leurs désinences indiquent leur destination verbale, et s'il est permis d'appliquer les inflexions de la conjugaison à tout substantif qui en est susceptible, pour en former des verbes, à l'instar des verbes nominaux du samskrit. Le P. Rodriguez donne bien les désinences des radicaux, mais plusieurs de ces désinences appartiennent également à des noms substantifs, tels que *ame, tami, fito midzou* et beaucoup d'autres. Ce qui cependant paraît sûr, c'est qu'aucun radical ne se termine par une consonne, et qu'il y a des substantifs qui ont cette désinence, quoique le nombre en soit très-limité.

Pour en revenir aux radicaux des verbes adjectifs, ce qui constitue leur nature vraiment verbale, c'est que (§ 58 n° 1), placés dans des phrases qui se suivent, ils prennent le tems et le mode du verbe suivant, ainsi que le font tous les autres radicaux.

Il y a deux manières différentes de se servir de l'adjectif. On l'attache, par l'entremise d'un verbe à son substantif, et il devient alors le dernier membre d'une proposition simple (*praedicatum*); *la montagne est haute*; ou bien on le considère comme étant déjà lié au substantif, et ne formant avec lui qu'une seule et même partie de la proposition, *une haute montagne s'aperçoit de loin*. Les verbes adjectifs s'emploient très-naturellement dans le premier de ces cas. Ils abrègent la phrase et permettent de faire habi-

tuellement ce qui, dans d'autres langues, n'a lieu qu'à l'égard de certains mots, savoir: d'exprimer l'adjectif et le verbe substantif (*praedicatum et copula*) par un seul mot. Toutes les langues possèdent de ces verbes adjectifs, comme *briller* pour *être brillant*. Il est naturel que, dans ce cas, le verbe adjectif puisse être conjugué par tous les modes et tous les tems.

Mais lorsque l'idée de l'adjectif est intimement liée au substantif, l'intervention du verbe est contre l'ordre naturel des idées, et fait deux propositions d'une seule. C'est pourquoi le P. Rodriguez nomme (§ 11) ces phrases des phrases relatives. Mais cette explication me semble être prise de nos idées grammaticales, et non pas de celles des nations qui les premières ont formé les langues. *Takai yama, elle est élevée la montagne*[1]), nous paraît une expression incohérente et peu naturelle; mais pour un peuple nouveau et pour ainsi dire naissant, c'est au contraire la plus naturelle de toutes. L'homme est d'abord frappé de la qualité de l'objet qu'il voit, et il s'écrie: *c'est haut!* et il ajoute après, pour s'expliquer, *la montagne*. On voit par-là pourquoi, dans ce cas, le verbe adjectif est toujours au présent de l'indicatif (§ 71 *bis*). Il est même certain que toutes les phrases de cette nature en renferment proprement deux réunies en une seule, puisque la réflexion que la montagne est haute a dû précéder l'expression: *la haute montagne*.

Étant une fois accoutumé à faire précéder l'adjectif sous la forme de verbe, on fait naturellement la même chose en

[1]) Voyez une construction analogue dans le chinois, *Éléments de la Grammaire chinoise*, § 302 – 303, p. 113. La clé de beaucoup d'anomalies qui s'observent dans le système de la grammaire japonaise, se trouve dans la manière dont on a ajouté des signes grammaticaux aux vocables indéterminés de la langue chinoise. (A.-R.)

liant l'adjectif et le substantif dans un même mot. *Takayama* est évidemment la même chose que *takai yama*, et ce changement est purement euphonique. Nous ne voyons dans ce mot que l'idée de *haute montagne*, et nous le regardons comme appartenant à la classe des mots composés qu'on nomme en samskrit, *karmadharaya*. Mais les Japonais y attachent encore l'idée *d'être*, ou du moins il faut qu'ils l'y aient attachée au tems de la formation de leur langue.

Il aurait été sans doute plus conséquent d'employer, dans ces deux cas, le radical *tako*, qui exprime purement l'idée de hauteur; mais la manière de se représenter l'adjectif comme *étant* attaché au substantif, dont j'ai parlé plus haut, a sans doute fait préférer la forme du verbe. Ces diverses manières de se figurer les formes grammaticales constituent une des principales différences des langues entr'elles.

Le radical s'emploie, au contraire, d'une manière très-naturelle, lorsque l'adjectif se rapporte, comme adverbe, à un verbe. La répétition des inflexions verbales serait, dans ce cas, d'autant plus inutile que, lorsque deux verbes se suivent, le premier semble toujours rester à la forme radicale.

Le verbe japonais paraît être, en grande partie, la combinaison du radical avec le verbe substantif, ou avec un verbe auxiliaire qui en tient lieu; car outre que les radicaux (§ 28) peuvent être conjugués avec le verbe substantif *aru*, les inflexions verbales *uru*, *ouru*, *rouru*, *ri*, *reba*, *ka*, *ri*, *keri* et d'autres, renferment évidemment un verbe auxiliaire. *O* même est, selon le P. Rodriguez (p. 65), une contraction d'*oru*. Je n'oserais cependant porter un jugement décisif sur d'autres inflexions, nommément sur celles de la seconde conjugaison et sur celles des verbes adjectifs.

Mais très-souvent le verbe substantif et l'idée verbale, en tant qu'elle dépend de la forme grammaticale, sont simplement sous entendus. *Motome-ta* est un véritable nom, *celui*

qui a acquis; et il ne semble même pas différer essentiellement de *motomete*, qui n'est jamais employé que comme nom, c'est donc seulement le sens que lui attache celui qui parle, qui fait voir s'il doit être pris comme nom verbal ou comme une des personnes du parfait. Le parfait du verbe substantif joint au participe ne supplée pas même à ce défaut; car il n'est lui-même autre chose qu'un nom, *at-ta* pour *ar-ta* d'*aru*. *Motomete-atta* avec le pronom de la première personne signifie donc, traduit littéralement, *je celui qui a acquis celui qui a été*, et pour savoir que l'on doit dire *j'acquis*, il faut ajouter en pensée ce qui constitue proprement l'idée verbale, en changeant les participes ou noms verbaux en leur verbe fléchi. Il en est de même de *motome-yo*, *motome-yo-kasi*, *motome-ba*, *motome-nou*, *motome-nan-da*, *motome-nan-de-atta* et d'autres inflexions qui, littéralement, veulent dire, *acquérir-très*, *acquérir-très plût à Dieu*, *acquérir-si*, *acquérir-non*, *celui qui a acquis-non-celui qui a été*, et non pas proprement *acquiers*, *plût à Dieu que j'acquière*, *si j'acquiers*, *je n'acquiers pas*, *je n'acquis point*, *je n'avais point acquis*.

Les verbes japonais portent moins que ceux des autres langues le caractère verbal, par la circonstance que leurs inflexions ne varient jamais, quant aux personnes (gram. de Rodr., § 26); car ce qui caractérise surtout le verbe, c'est qu'il doit toujours y avoir une personne qui y soit affectée, tandis que les noms ne se rapportent aux personnes que dans certains cas, ou sous certaines suppositions. La langue copte et plusieurs langues américaines font entrer le pronom dans la composition des noms et du verbe, et il devient ainsi l'ame et le centre de la construction grammaticale de ces langues. Il n'en est pas de même en japonais; le pronom reste isolé, et s'ajoute simplement aux noms et aux verbes, ce qui le rend étranger à la formation de ces derniers.

La place que les pronoms doivent occuper devant les personnes du verbe mérite encore une attention particulière. Le P. Rodriguez n'en parle point, et les exclut de ses thèmes de conjugaison. Le P. Oyanguren (p. 59, 77) en donne des exemples [1]), et il ajoute à la plupart de ces pronoms la particule *no*. Les pronoms du pluriel *wagarawa*, *sonata domowa* et *nandatsi* en sont seuls privés, et *soregasi* prend après lui la particule *ga*. Or, *no* et *ga* sont les particules du génitif, et servent à former les pronoms possessifs: *sonata-no motomourou*, *soregasi-ga motomourou* veulent donc littéralement dire *ton, mon acquérir être*, et le verbe est ainsi entièrement traité comme un nom substantif. Le japonais n'est pas la première langue dans laquelle j'ai cru trouver ce singulier phénomène.

Je n'oserais cependant encore rien affirmer à cet égard; car, d'après le P. Oyanguren (p. 13), *no* est aussi une des particules du nominatif, et *no* et *ga* se rapportent également aux distinctions de rangs qui jouent un si grand rôle dans

---

[1]) *Indicatif.* — PRÉSENT.

Singulier.	Pluriel.
Wagano agourou,	*Wagarawa agourou*,
J'offre.	Nous offrons.
Sonatano agourou,	*Sonata domowa agourou*,
Tu offres.	Vous offrez.
Areno agourou,	*Arerano agourou*,
Il offre.	Ils offrent.

INDICATIF PRÉSENT POUR LA SECONDE CONJUGAISON.

Soregasiga yomou, je lis.
Soresamano yomou, votre seigneurie lit.
Nandatsi yomou, vous (pluriel) lisez.

PRÉTÉRIT. *Wagano yoda atta*, j'eus lû.
Sonata domowa yoda atta, vous lûtes (pluriel).
Areno yoda gozatta, il eût lu.

FUTUR. *Sonatano yomo*, tu liras.
Wagarawa yomozou, nous lirons.
Arerano yomozourou, ils liront. (C. L.)

la langue du Japon. Il faut avouer que nos deux grammairiens donnent des idées bien peu claires et bien peu précises sur ce point important.

Les verbes qui servent d'auxiliaires à la conjugaison *arou, kare, soro* sont évidemment les mêmes mots que les pronoms démonstratifs *arou, sore, kare*. Doit-on les prendre pour des pronoms qui sont devenus verbes substantifs, ou pour des verbes dont on a formé des pronoms? Je pencherais pour cette dernière opinion. Le P. Oyanguren dit positivement que *arou* (dont *guzarou* est sans doute un composé) signifie *aller, venir, être, tenir* (p. 80). Il est donc probable que le pronom *arou* (*quidam*, Rodriguez, p. 82) est un nom verbal, ou plutôt que la langue emploie ce mot tantôt comme verbe (*être*), tantôt comme un pronom (*celui qui est, un être existant*).

On doit regretter que ce chapitre, dans lequel nos deux grammairiens traitent du pronom, soit précisément un des plus imparfaits et des plus embrouillés[*]). *Ware* est assigné à la première personne par Rodriguez, et à la deuxième par Oyanguren; *waga* à la deuxième par Rodriguez, et à la première par Oyanguren; *konata* à la deuxième par les deux grammairiens, et en même tems à la troisième par Rodriguez, et à la première par Oyanguren.

J'ai peine à croire qu'une pareille confusion puisse réellement exister dans une langue quelconque. Si malgré cela,

*) Suivant Rodriguez, Oyanguren et Collado, *ware* s'emploie à la première comme à la seconde personne; Collado ne fait aucune mention de *waga*; mais il s'accorde avec les deux autres auteurs, en admettant *konata* comme pronom de la première, de la seconde et de la troisième personne; seulement le sens de ce mot comme pronom de la première personne, est, dit-il, en quelque sorte distributif, *pour ma part, quant à moi, pour ce qui me regarde: sonata* est le mot qui lui correspond, à la deuxième personne, *pour toi, pour ce qui te regarde*. (C. L.)

les deux auteurs avaient raison, la cause de cette confusion apparente pourrait se trouver dans les distinctions que l'étiquette établit entre les pronoms japonais. Il semble positif que la plupart marquent une certaine nuance de rang ; or, cela supposé, il peut très-bien se faire qu'un pronom qui, sous le rapport d'inférieur à supérieur, sert à la première personne, devienne, sous le rapport de supérieur à inférieur, pronom de la deuxième.

En examinant avec soin cette singularité de la langue, il m'est venu une idée dont j'abandonne le jugement à ceux qui pourront acquérir une connaissance plus étendue du japonais.

Il se pourrait que tous les pronoms japonais, quand même ils seraient assignés d'une manière fixe et stable à une des trois personnes, fussent proprement des pronoms de la troisième, et que l'usage seul eût introduit, d'après leur signification matérielle, leur emploi à la première et à la deuxième, tel que *bhacan*, en samskrit, qui sert à la deuxième personne, quoiqu'il soit proprement un pronom de la troisième, ou plutôt, dans son origine, un adjectif formé par l'affixe *catou* (Bibliothèque indienne de M. de Schlegel, vol. II, p. 11, 12), et tel que *cous* en français, qui s'emploie au singulier, quoiqu'il soit proprement un pronom du pluriel. De même qu'on adresse à un autre le titre de *votre grandeur*, on peut se qualifier soi-même de *mon humilité* ; de même qu'on dit *ego indignus feci*, on peut, en voulant se désigner soi-même, dire *indignus fecit*. Si ces qualifications sont une fois établies parmi les personnes d'un rang différent, ces idées s'amalgameront et se confondront tellement avec les idées primitives des pronoms, que ce qui était originairement un substantif ou un adjectif, par lequel on désignait un inférieur ou un supérieur, deviendra un pronom de la première ou de la deuxième personne.

Il faudrait, pour se convaincre de la justesse de cette assertion, connaître l'étymologie des pronoms japonais, et les sources dans lesquelles seules il m'est permis de puiser, sont insuffisantes pour un pareil examen. Mais *gouso*, pronom de la première personne pour les bonzes (*ego indignus*, Rodriguez, p. 81), paraît être le même mot que *gou*, *ignorant*, (Rodriguez, *Index*, *verbo*, gou nin). *Sonata*, qui est regardé comme un des pronoms de la deuxième personne, et *konata*, dont j'ai parlé plus haut, sont aussi des adverbes de lieu (Rodriguez p. 79, § 72; Oyanguren, p. 22, 23) qui répondent à l'interrogatif *donata*. Ils veulent donc dire, comme pronoms, *celui qui est ici* ou *là*, et pourraient servir pour toutes les trois personnes, selon le rapport dans lequel se trouve celui qui les emploie [1]). Ce fait m'a paru très-précieux, puisqu'il semble prouver que cette confusion des deux premières personnes avec la troisième vient d'une source plus générale que des idées conventionnelles de rang et d'étiquette, et qu'il tient à la nature même de l'intelligence humaine.

L'habitude des enfans de parler d'eux-mêmes à la troisième personne prouve que l'idée du *moi* est difficile à saisir. Celle du *toi* semble plus facile, quoiqu'elle ne le soit guère; car, prise dans son sens rigoureux, elle sépare un être de tous les autres, pour le mettre en opposition avec celui qui parle; elle renferme ainsi l'idée du *moi*. L'idée abstraite du pronom, c'est-à-dire de la personne dénuée de toute autre qualité, a dû, en général, exiger une réflexion plus profonde. C'est pourquoi on a voulu soutenir que parmi les parties du discours, le pronom a été le dernier à se développer. Mais si on exprime la chose de cette manière, les faits lui sont contraires. Un grand nombre de langues de véritables sauvages donnent aux pronoms des développemens

[1]) Voyez la note page 391.

même étrangers aux langues civilisées, et toute leur organisation grammaticale repose sur le pronom.

Il semble prouvé par là que l'homme place, par un instinct naturel, les idées du *moi* et du *toi* là où l'expression de la pensée l'exige, sans s'élever encore pour cela à leur sens rigoureux et abstrait. Mais il se pourrait que dans beaucoup de langues, même peut-être dans toutes, les pronoms de la première et de la deuxième personne aient été, dans leur origine, des pronoms de la troisième, ou plutôt des substantifs ou des adjectifs, désignant d'une manière quelconque la personne qui parle, mais n'exprimant point directement le rapport opposé de celui qui parle et de celui à qui on adresse la parole; c'est ce qui constitue proprement la différence du *moi* et du *toi*.

Dans la langue malaise, tous les pronoms de la première personne, à l'exception du seul *akou*, dont la signification paraît s'être perdue, sont des substantifs désignant différens degrés d'humilité. Marsden, dans sa Grammaire malaise, observe (p. 41) que ces pronoms devraient proprement être considérés comme étant de la troisième personne, et il ajoute fort judicieusement: „C'est ainsi que les parties du discours prennent la place l'une de l'autre, et de même que les pronoms sont qualifiés de substituts de noms, des noms deviennent, dans ce cas, des substituts de pronoms." Le malais, comme le japonais, ne connaît qu'une seule inflexion du verbe pour toutes les personnes du singulier et du pluriel.

Si je saisis bien le sens du § 5, et surtout du n° 122 de l'excellente Grammaire chinoise de M. Abel-Rémusat, les pronoms simples de la première personne, usités anciennement en Chine, ont fait place insensiblement aux formules d'humilité établies par l'étiquette. Les véritables pronoms auraient donc été les premiers, et la fausseté de l'assertion du développement tardif des pronoms serait encore prouvée

par ce fait. Mais il se pourrait également aussi que ces premiers pronoms eussent été de véritables substantifs [1]), et que leur signification primitive s'étant perdue avec le tems, on s'en fût servi comme de pronoms, qu'on eût trouvé bon plus tard de remplacer par des formules d'humilité. Les mêmes phénomènes se reproduisent dans toutes les langues, et tandis que les mots et les formes grammaticales restent matériellement les mêmes, l'esprit humain avance, et leur

---

[1]) C'est en chinois plus que dans tout autre idiome, c'est dans une écriture où se sont conservés tant de vestiges des notions qui ont été attachées aux mots, qu'on devait espérer de trouver quelque idée précise de la valeur primitive des pronoms. Les recherches étymologiques qu'on a faites à ce sujet sont loin d'avoir eu un résultat positif. Sous le rapport de la prononciation, il paraît qu'il y eut d'abord, dans cet idiome, moins de variétés qu'on n'en observe aujourd'hui; plusieurs termes qui ont à différentes époques reçu, dans l'écriture, des signes variés, rentrent évidemment les uns dans les autres; tels sont *'o*, *'ou*, *in*, *iù*, pour la première personne, *ni*, *ñi*, *eul*, *jou*, pour la seconde. Il faudrait savoir quel est le caractère dont on s'est servi d'abord pour peindre l'idée attachée à ces mots; mais c'est de quoi les livres ne nous instruisent pas. Un des plus curieux est le caractère *tseu* (soi-même); il représente l'haleine qui s'échappe à-la-fois du nez et de la bouche. On s'est servi de ce signe primitif, en y répétant encore une fois l'image de *bouche*, pour indiquer qu'on *parle de soi-même*: mais c'est un signe moderne et dépourvu d'autorité. On explique quelques-uns des caractères assignés aux pronoms, en y faisant remarquer une *bouche*, des *vapeurs*, une *main*. L'un des signes de la seconde personne représente, dit-on, du *souffle qui s'écarte*, apparemment en se dirigeant vers celui à qui l'on parle. Le caractère le plus usité pour le pronom de la première est, dit-on, formé d'une *main* qui tient une *lance*. Mais sans parler de l'incertitude et de l'insuffisance de ces explications, il faut avouer que la plupart des signes de cette espèce, même les plus anciens et ceux qui se trouvent dans le Chou-King, sont absolument rebelles à l'analyse, ou n'offrent que des indicateurs de sons, et par conséquent la peinture des mots de la langue parlée, dès-lors adoptés pour rappeler les idées de personnalité.

(A.-R.)

attribue, par un effet de ses progrès, un sens plus général, plus exact et plus abstrait; ils prennent une nature différente, en semblant rester les mêmes.

Si, en effet, tous les pronoms japonais étaient de la troisième personne, le verbe n'aurait besoin que d'une seule personne, et *motomourou*, par exemple, serait, dans le sens rigoureux de la grammaire, l'inflexion de la troisième personne, dans laquelle l'usage aurait établi de comprendre aussi la première et la deuxième, d'après la signification des adjectifs ou des substantifs servant de pronoms. Cela s'accorderait parfaitement avec ce que j'ai avancé plus haut, que les inflexions du verbe japonais ne sont que le radical modifié suivant les tems et les modes, et joint à un pronom possessif.

Le verbe prendrait dans cette supposition la nature du nom, ou plutôt le nom servirait de verbe. Cette facilité d'assigner à une partie du discours les fonctions d'une autre fait naître bien des réflexions sur la grammaire en général. Elle prouve, ce me semble, que les notions grammaticales résident bien plutôt dans l'esprit de celui qui parle, que dans ce qu'on peut appeler le matériel du langage; or, pour apprendre à connaître le mécanisme des langues, il faut bien se pénétrer de l'importance de cette distinction.

Lettre à Mr. Jaquet sur les alphabets de la Polynésie Asiatique *).

Je commence, Monsieur, par vous envoyer une copie exacte des paragraphes où les PP. Gaspar de S. Augustin et Domingo Ezguerra, dans leurs grammaires *tagala* et *bisaya*, parlent des alphabets de ces langues. Vous verrez par-là que vous avez eu parfaitement raison de supposer que ces deux dialectes et l'*ylog* se servent du même alphabet [1]), car quoique l'alphabet *bisay* offre quelques variétés plus considérables que les deux autres, l'identité n'en est pas moins évidente. Vous trouverez aussi, Monsieur, dans les deux alphabets que j'ai l'honneur de vous transmettre, le *v de corazon* de Totanes et toutes les dix-sept lettres dont se compose l'alphabet des Philippines.

Vous attribuez l'expression de *baybayin* aux gram-

*) *Hr. Jacquet hat die Güte gehabt, diesen Brief im neunten Bande des* Nouveau Journal Asiatique *abdrucken zu lassen. Er erscheint hier durch einige spätere Zusätze vermehrt, und durch Stellen des Aufsatzes des Hrn. Jacquet erläutert, welcher die Veranlassung zu demselben gab.*

[1]) *Jacquet.* Notice sur l'alphabet Yloc ou Ylog im Nouv. Journ. Asiat. T. 8. p. 3—19.

mairiens espagnols [1]), et cela m'a paru très-probable. Je vois cependant par le dictionnaire du P. Domingo de los Santos, que ces grammairiens ne reconnaissent pas ce mot pour le leur; il paraît appartenir aux indigènes, et l'étymologie qu'on en donne est assez curieuse. ***Baybayin*** est un substantif formé du verbe ***baybay*** (épeler, nommer une lettre après l'autre). Le même verbe signifie aussi, marcher sur la côte de la mer et naviguer près de la côte sans vouloir s'exposer aux dangers de la haute mer; c'est de cette métaphore que de los Santos dérive le mot, dans le sens d'épeler. J'ose aussi croire que la lettre *b* serait plutôt nommée ***ba*** que ***bay***. De los Santos dit expressément que les indigènes nomment les consonnes ainsi: ***baba, caca, dara, gaga***, etc.

Je suis entièrement d'accord avec vous, Monsieur, sur l'alphabet des Bugis [2]). Les consonnes sont à peu près les mêmes que dans l'alphabet tagala; mais la manière d'écrire les voyelles en diffère beaucoup, non pas pour la forme

[1]) La réunion de ces dix-sept lettres est nommée dans les dictionnaires Tagala, *baybayin* (*cf. A. B. C. Tagalo*). Il est facile de s'apercevoir que ce mot est de nouvelle formation et qu'il a été imaginé par les Espagnols, quand ils se sont occupés de donner des formes régulières à la grammaire et à la lexicographie de cette langue. Le mot *baybayin* est composé d'une formative finale et de *baybay* qui me paraît être le vocable de la lettre *B* (ainsi que les langues de l'Inde, le *Tagala* possède une formule pour citer chaque lettre grammaticalement; cette formule est le redoublement de la lettre même: *caca, baba, nana*, C, H, N). La consonne *B*, les voyelles mises en dehors comme dans l'ordre alphabétique des langues indiennes, se trouve être la première de l'ordre alphabétique européen introduit par les Espagnols et combiné avec les restes du ब — क sanskrit: c'est du nom de cette première lettre qu'on a nommé l'ensemble de toutes les autres: *baybayin* signifie donc proprement alphabet. (Jacquet. *l. c. p.* 7. 8.)

[2]) Jacquet. *l. c. p.* 10 — 12.

seulement, mais pour le principe même de la méthode. C'est précisément ce point principal dont il est impossible de se former une idée juste d'après Raffles. L'alphabet bugis manque de signes pour les voyelles initiales à l'exception de l'*a*: mais le fait est que cet *a*, outre sa fonction de voyelle, est en même temps un *fulcrum* pour toutes les autres voyelles, un signe qui, de même que toute autre consonne, leur sert pour ainsi dire de corps. Vous aurez peut-être déjà observé, Monsieur, en consultant la grammaire de Low, que la même chose a lieu dans le *thai*. Dans la dernière série des consonnes *thaï*, se trouve un $\bar{a}$ dont Low donne l'explication suivante: *$\bar{a}$, which is rather a vowel than a consonant, and is placed frequently in a word as a sort of pivot, on which the vowel points are arranged. It forms, as it were, the body of each of the simple vowels.* C'est ainsi qu'on place en javanais un *h* devant chaque voyelle initiale, mais sans le prononcer; et c'est encore ainsi que les mots malais commençant par $\bar{\imath}$ et $\bar{u}$ sont précédés tantôt d'un ı, tantôt d'un ɯ.

M. Thomsen, missionnaire danois, a commencé à imprimer à Sincapore, en types fort élégans, un vocabulaire anglais-bugis, où l'écriture indigène est placée à côté de la transcription anglaise. Le manque de fonds nécessaires a fait abandonner l'entreprise; mais je tiens de l'obligeance de M. Neumann la première feuille de ce vocabulaire, qu'il a rapportée de son intéressant voyage à Canton [1]): l'analyse de deux cents mots, qu'elle renferme, m'a fourni ce que je viens de dire sur l'emploi de l'*a* bugis: *noonvae* (*low wa-*

[1]) *Ich habe später dieses Wörterbuch vollständig erhalten; es führt den Titel:* A vocabulary of the English, Bugis, and Malay languages, containing about 2000 words. *Singapore.* 1833. 8°. *Es sind ihm ein Alphabet und einige Bemerkungen über die Aussprache vorausgeschickt, und der erste Bogen erscheint verändert.*

ter) y est écrit *na-o* pur *-a* avec le point de l'*ou-va-e-a; makounraï* (femme), *ma-ka* avec *ou-ra-a* avec le point de l'*i*. Vous voyez par ces exemples, Monsieur, que la difficulté que ces alphabets (qui considèrent les voyelles médiales comme de simples appendices de consonnes) éprouvent d'écrire deux voyelles de suite, est levée par le moyen de cet *a*. Le dévanagari, qui, parce que la langue sanscrite ne permet jamais à deux voyelles de se suivre, immédiatement dans le même mot, a destiné les voyelles indépendantes à être exclusivement employées au commencement des mots, s'est mis par-là dans l'impossibilité d'écrire le mot bugis *ouvae* (eau). Je trouve dans un seul mot le redoublement d'une voyelle médiale, *lelena*, écrit *e-e-la-na:* ce n'est là qu'une abréviation; on répète la voyelle, on néglige d'en faire autant pour la consonne, et le lecteur ne peut pas être induit en erreur; comme une consonne ne peut être accompagnée que d'une seule voyelle, il reconnaît de suite qu'il faut en reproduire le son.

Ce qui m'a frappé dans ce vocabulaire, c'est de trouver transcrit en anglais par *o*, le signe que Raffles rend par *eng* [1]). Cet *o*, que je nommerai nasal, diffère à la vérité dans l'impression anglaise, de l'autre qui répond à l'*o* bugis placé à la droite de la consonne, en ce que ce dernier est plus grêle et que l'autre est plus arrondi; mais cette différence typographique, très-peu sensible en elle-même, ne nous apprend rien sur la différence du son ou de l'emploi des deux

[1]) *Marsden giebt in seinen* miscellaneous works (*Platte 2. nach S.* 16.) *auch eine Abbildung des Bugis-Alphabets; er nennt das Zeichen n̄g und spricht es in der Verbindung mit einem Consonanten an̄g aus. Das vollständige Bugis-Wörterbuch giebt ihm die Aussprache des ö in Königsberg, und setzt hinzu:* it is *o, on* and *oāg*, according to its place in the word, or the letter which follows it. *Es wird darin auch immer ö bezeichnet.*

signes bugis. Je crois m'être assuré que l'*o* noté au-dessus de la consonne a en effet un son nasal, tandis que le signe placé à la droite de la consonne ne s'emploie que là où le son de l'*o* est pur et clair. C'est le mot ***sopoulo***, dix, qui m'a mis sur la voie de cette distinction: il s'écrit ***sa*** avec l'*o* nasal -***pa*** avec ***ou-la-o*** pur; il renferme donc les deux *o*. Or, ***sopoulo*** est le ***sanpóco*** tagala (Totanes, n°. 359), et l'*o* nasal bugis répond ainsi exactement au son nasal du mot tagala. L'*o* nasal est souvent suivi, dans la prononciation, du son nasal *ñg*; mais ce son n'en forme pas une partie nécessaire. Il se détache dans la prononciation, et l'*o* reste nasal dans l'écriture: ***oulong***, lune, ***a*** avec ***ou-la*** avec l'*o* nasal; ***oulo tepou***, pleine lune, ***a*** avec ***ou-la*** avec l'*o* nasal -***e-la-pa*** avec ***ou***. L'*o* nasal se trouve aussi dans des mots qui ne se terminent pas par le son *ñg*; ***oloe***, air, ***a*** avec l'*o* nasal-***la*** avec l'*o* nasal-***e-a:*** il est même suivi de consonnes autres que *ñg*; ***alok***, bois, ***a-la*** avec l'*o* nasal; tandis que cette consonne nasale peut être précédée par un *o* pur, ***tandjoñg***, ***ta-dja-o*** pur. Il résulte de tout cela que l'*o* nasal est un ***anousvara***, qui peut encore être renforcé par la consonne nasale.

L'uniformité avec laquelle les différens alphabets dont j'ai parlé placent l'*e* et l'*i* à la gauche de sa consonne et en sens contraire de la direction de l'écriture, est très-singulière: l'alphabet javanais assigne la même place à l'*e*.

Les quatre lettres composées ***ñgka***, ***mpa***, ***nra***, ***ntcha***, manquent dans mon vocabulaire[1]); et ce qui est plus sin-

[1]) *Hr. Jacquet hat schon (Nouv. Journ. Asiat. T. 8. p. 11. Anm. 1.) bemerkt, dafs diese zusammengesetzten Buchstaben auch in einer andren von Raffles gegebenen Abbildung eines Bugis-Alphabets fehlen, welches, nach Raffles, sich in einer alten Handschrift findet. Auffallend bleibt es, dass, obgleich das Bugis-Wörterbuch wie sich eines dieser zusammengesetzten Buchstaben bedient, sie*

gulier encore, c'est qu'au cas échéant, la première des deux consonnes réunies n'est pas exprimée dans l'écriture bugis: elle n'est donc point regardée, ainsi qu'on devait le croire d'après Raffles, comme initiale, mais comme terminant la syllabe précédente; exemple: ***lempok*** (inondation), ***e-lapa*** avec l'o pasal; ***onromalino*** (endroit retiré), ***a-o*** pur ***-ra-o*** pur ***-ma-la*** avec ***i-na-o*** pur. Je ne trouve pas d'exemple des syllabes ***ñgka*** et ***ntcha*** [1]).

dennoch in dem vor demselben gegebenen Alphabete aufgeführt sind, merkwürdigerweise aber in der Aussprache der Nasal fehlt: denn für ñgkak *(das Wörterbuch fügt allen diesen zusammengesetzten Buchstaben in der Benennung* ak, *den einfachen aber nur* a *bei) wird die Aussprache* k, *für* mpak *nur* p, *für* nrak *nur* r, *für* nchak *nur* ch *angegeben. Marsden's oben erwähntes Alphabet enthält ebenfalls die vier zusammengesetzten Buchstaben.*

[1]) *In den neueren Bugen des Bugis-Wörterbuches finde ich nun allerdings dafür Beispiele:* garañgkang, *Spinne, geschrieben* ga-ra ka, gonching, *Scheere, geschrieben* ga- *reines o-*cha *mit* i *(ich schreibe hier* ch, *was ich im Französischen Texte* tch *bezeichne). — Ja ich finde auch noch andre zusammengesetzte Consonantenlaute, als die vier oben erwähnten:* ñgga, *z. B. in* geñggo tedañg, *Käfer, geschrieben* e-ga-ga- *reines o-*e-ta-da- *reines o;* mba, *in* gumbang, *Wasserkrug, geschrieben* ga *mit* u-ba, sumbu, *Docht, geschrieben* sa *mit* u-ba *mit* u; nta, *in* lantera, *Laterne, geschrieben* la-e-ta-ra; nda, *in* landak, *Igel, geschrieben* la-da; taudak, *Sieb,* ta-da; nja *(ich verstehe unter* j *den Englischen Laut dieses Buchstaben),* in injili, *Evangelium, geschrieben* a *mit* i-ja *mit* i-la *mit* i, junjuñgi, *auf dem Kopfe tragen,* ja *mit* u-ja *mit* u-ñga *mit* i. *Hierdurch erweitert sich auf einmal der Gesichtskreis, und wird man in den Stand gesetzt, diese Eigenthümlichkeit des Bugis-Alphabets klar zu übersehen. Es wird nämlich deutlich, dass die Bugis-Sprache, wie die ihr verwandten Malayischen Sprachen, die eigentlich Malayische, die Javanische u. a., alle Zusammensetzungen des Nasallauts mit dem dumpfen und tönenden Consonanten der vier ersten Classen (von einer Zusammensetzung des Nasals mit s finde ich kein Beispiel, und scheint das Bugis diese Verbindung mit den verwandten Sprachen nicht zu theilen), wozu noch die Verknüpfung desselben mit dem*

Vous supposez, Monsieur, que le *r* initial est remplacé dans la langue tagala par l'*y* [1]; vous m'excuserez si je ne

Halbvocal ra *kommt (eine Verbindung mit* la *finde ich nicht, und die mit dem* ya *wird durch einen eigneu, einfachen Consonanten, wie in den verwandten Sprachen, ausgedrückt), in ihrem Lautsysteme besitzt, dass sie aber den Nasal nicht schreibt, sondern es dem Leser überlässt, ihn, wo er in der Aussprache vorkommt, vor dem geschriebenen zweiten Consonanten, nach Massgabe seines Organs* (n, n̄g oder m), *zu ergänzen. Dennoch hat die Schrift, und, wie ich glaube in späterer Zeit, für die Verbindung des Nasals mit den dumpfen Consonanten, merkwürdigerweise aber nicht mit dem dentalen, und mit dem Halbvocal* ra *eigene Zeichen gebildet, welche aber nicht viel im Gebrauche zu sein scheinen. Für die spätere Einführung dieser vier Consonantenzeichen spricht auch in der That ihre complicirtere Gestalt; und man kann wohl sicher behaupten, dass das Zeichen für* n̄ga *(durch blosse Umkehrung) von dem für* nga, *und durch blossen Zusatz einer Linie das für* mpa *von* pa, *das für* nra *von* ra *abgeleitet sind, wogegen nur das Zeichen für* ncha *keine Analogie darbietet. Daraus, dass man für die Verbindung des Nasenlauts mit dem dumpfen dentalen und mit allen vier tonenden Consonanten kein Zeichen besass, geht deutlich genug hervor, wie man sich nun auch der wirklich vorhandenen vier Zeichen beim Schreiben entschlagen konnte.*

[1]) Le tagala est comme plusieurs dialectes de la Tartarie septentrionale, privé de l'*r* initial: mais il paraît le remplacer par le *y*, que ne possède pas l'*Ugi*, ces deux lettres se permutent souvent dans les langues de l'Inde ultérieure. (Jacquet. Notice sur l'alphabet Vloc. Nouv. Journ. Asiat. T. 8. p. 11. *Anm.* 2.) — *Es sei mir erlaubt, hier noch zu bemerken, dass dem Bugis-Alphabet das* y *nicht fehlt; es findet sich in dem zweiten von Raffles gegebenen Alphabete, in dem in Marsden's* miscellaneous works *und dem des Bugis-Wörterbuches, und kommt auch in dem letzten öfter vor, z. B.* apeyan̄gi, *werfen, geschrieben* a-e-pa-ya-n̄ga *mit* i, ekayah, *Geschichte (das Arabische* حِكَايَةٌ), e-a-ka-ya, yatu, *er, sie, es,* ya-ta *mit* u. *Im Anfange des Wortes spricht es das Wörterbuch auch* iya *aus, z. B. in dem letztgenannten Pronomen mit* puna, iyatu puna, *sein, ihr, und bezeichnet diese Aussprache manchmal durch den Vocal* i *über dem* ya, *z. B. in* iyak, *ich, welches einfach durch diese Verbindung dargestellt wird,* iyapega, *welcher, geschrieben* ya *mit* i-e-pa-ga.

puis partager cette opinion. Les deux lettres *y* et *r*, il est vrai, se permutent souvent dans ces dialectes; le pronom tagala *siya*, il, est indubitablement le *sira* javanais ou plutôt kawi: mais le *r* initial est remplacé par le *d*; on dit *ratou* et *datou*, roi, *kadatoan* et *karatou*, palais. Les indigènes des Philippines confondent sans cesse le *d* et le *r*; mais de los Santos donne pour règle que le *d* doit être placé au commencement et le *r* dans le milieu des mots. Cette règle paraît constante pour le tagala; mais elle est aussi observée dans d'autres dialectes: le *danau* (lac) malais est le *ranou* (eau) de Madagascar et le *dano* ou *lano* de l'île de Magindanaõ. L'*y* entre aussi dans ces permutations, mais moins régulièrement, et dans la langue tagala, autant que je sache, jamais comme initiale. Un des exemples les plus frappans est le suivant. Ouïr: *dingig* en tagala, *ringue* Madagascar, *rongo* Nouvelle-Zélande, *roo* Tahiti, *ongo* tonga; oreille: *tayinga* tagala, *telinga* malais, *talinke*, *tadigny* Madagascar, *taringa* Nouvelle-Zélande, *taria* Tahiti.

Vous avez expliqué d'une manière fort ingénieuse, Monsieur, comment on a pu se méprendre sur la direction des signes de l'écriture tagala, et vous avez réfuté en même temps l'opinion de quelques missionnaires espagnols sur l'origine de cet alphabet. Cette opinion est certainement erronée: je ne voudrais cependant pas nier toute influence de l'écriture arabe sur les alphabets de l'archipel indien. Vous observerez, Monsieur, que, dans le § 11, page 152, le P. Gaspar de S. Augustin écrit les mots *gaby* et *gabe* en caractères tagalas, de droite à gauche. Ce n'est là peut-être qu'une méprise du P. Gaspar. Mais ne pourrait-on pas supposer aussi que les indigènes, ou pour flatter leurs nouveaux maîtres, ou pour leur faciliter la lecture de leur écriture, l'ont en certaines occasions assimilée en ce point à l'arabe?

Je soumettrai même à votre décision, Monsieur, une autre conjecture plus hasardée, mais plus importante. Vous témoignez avec raison votre étonnement de ce que l'alphabet bugis n'ait adopté que la première des voyelles initiales de l'alphabet tagala, et de ce que ces deux alphabets, d'ailleurs si conformes, diffèrent l'un de l'autre dans un point aussi essentiel. J'avoue ingénuement que cette différence ne me paraît pas avoir dû toujours exister. Il est très-naturel de supposer que les Bugis ont eu, de même que les Tagalas, les trois voyelles initiales, mais que, voyant l'écriture malaie faire souvent servir l'*a* de signe introductif de voyelle initiale (Gramm. mal. de Marsden, page 19), ils ont inventé une méthode analogue et ont laissé tomber en désuétude leurs deux autres voyelles initiales. Je conviens que le cas n'est pas tout-à-fait le même, puisque le ء et le ى arabes font en même temps les fonctions de voyelles et de consonnes, et que leur qualité de voyelles longues entre aussi en considération; mais ces nuances ont pu être négligées. Il est très-remarquable encore que des trois alphabets sumatrans, le *batta* ait les trois voyelles initiales, tandis que le *redjang* et le *lampoung* ont l'*a* seulement. Cette diversité est explicable dans mon hypothèse, puisque le hasard a pu faire que l'écriture arabe ait exercé une plus grande influence sur différens points de l'archipel. Mais hors de cette hypothèse, elle reste inconcevable dans les alphabets dont le principe est évidemment le même. Marsden ne dit pas, au reste, de quelle manière les Redjangs et les Lampoungs écrivent l'*i* et l'*o* initiaux; mais j'aime à croire qu'ils usent de la même méthode que les Bugis.

J'ai cru ne devoir pas m'éloigner de la supposition que le signe en question est vraiment un *a*, un signe de voyelle. S'il était permis de révoquer ce fait en doute, contre le témoignage des auteurs, toute difficulté serait levée par-là:

le prétendu *a* n'aurait rien de commun avec les voyelles sanscrites et tagalas; il serait le signe d'une aspiration infiniment faible, un *h*, un *e* ou un *y*, et pourrait, comme une consonne, s'unir à toutes les voyelles.

L'erreur dans laquelle seraient tombés les auteurs à qui nous devons ces alphabets, serait facile à expliquer. Comme, dans ces langues, toute consonne, lorsqu'elle est indépendante, se prononce liée à un *a*, ceux qui entendaient proférer un *a* avec une aspiration très-faible, pouvaient regarder ce son comme celui d'une voyelle. Ce qui me confirme dans cette opinion, c'est que mon vocabulaire bugis ne fournit aucun signe pour le *h* [1]), et que l'*a* thaï est rangé parmi les consonnes. Le prétendu *a* bugis ressemble moins à l'*a* qu'au *h* tagala, et l'*a* redjang n'a aucune ressemblance avec le véritable *a* batta, tandis qu'à la position près, il a la même forme que le pseudo-*a* lampoung. Mais ce qui me paraît presque décider la question, c'est que les signes de l'*a* et du *e* bugis sont absolument les mêmes, à l'exception d'un point ajouté au premier: les lettres *h*, *e*, *y* de ces alphabets peuvent êtres des consonnes plus prononcées [2]). Si donc, Monsieur, vous ne trouvez pas trop hardi de nommer *h* le signe que Low, Marsden et Raffles, d'après le témoignages des indigènes, nomment *a*, j'abandonne l'hypothèse de l'influence arabe sur ce point, en m'en tenant simplement à la supposition que ces peuplades, d'après leur prononcia-

[1]) *Auch in den späteren Bogen kommt es nicht vor, und dennoch erscheint ein besonderer Buchstabe* ha *in dem Alphabete, welches dem Wörterbuche beigegeben ist, sowie in Raffles erstem und in Marsden's Alphabete; in einem Falle, wo man am ersten ein wirkliches* ha *zu finden vermuthen sollte, dem oben angeführten Arabischen Worte* حكاية, *fehlt es.*

[2]) *Auch das Zeichen für y ist von dem für* w *abgeleitet, indem zwei Punkte, wie bei* a *einer, darunter gesetzt sind.*

tion, ont admis dans leurs alphabets les signes des voyelles initiales, ou adopté à leur place un signe d'aspiration infiniment faible, qui, sans presque rien ajouter au son des voyelles dans la prononciation, peut néanmoins leur servir de consonne dans l'écriture. La consone *h* qui précède toute voyelle initiale des mots javanais, est entièrement dans ce cas, et ressemble en cela au *spiritus lenis* que nous ne faisons pas entendre non plus en prononçant les mots grecs.

Je ne puis cependant pas quitter cette question sans faire encore mention de l'alphabet *barman*. Il possède dix voyelles initiales et autant de médiales; et cependant il use de cette même méthode de lier à la première les signes médiaux de tous les autres, en écrivant *aou* pour *ou*. Carey (Gramm. barm. page 17, n°. 72.) prescrit cette manière d'exprimer les voyelles initiales en les liant à un *a* muet, comme règle générale pour la formation des monosyllabes. Judson, dans la preface de son dictionnaire barman (page 12), s'exprime plus généralement. *The symbol* (la forme médiale) *of any vowel*, dit-il, *may be combined with* a (initial) *in which case the compound has the power of the vowel which the symbol represents, thus* ai *is equivalent to* i. Aucun de ces grammairiens ne dit à quel usage sont réservés les signes des autres voyelles initiales. Il faut cependant que l'usage en ait réglé l'emploi. Mais le nombre de mots où on les conserve est si peu considérable, que l'article de l'*a* occupe 42 pages dans le dictionnaire, tandis que ceux des autres neuf voyelles en remplissent huit; encore y a-t-il beaucoup de mots pris dans ces derniers. Lorsqu'on réfléchit sur cette circonstance et qu'on y ajoute cette autre, que la méthode de se servir de l'*a* comme d'une consonne est consacrée particulièrement aux monosyllabes, on est tenté de croire que l'alphabet barman se servait anciennement de la même méthode que l'alphabet des Bugis, celle de com-

biner les voyelles médiales avec l'*a* initial, et que l'usage des autres voyelles initiales n'a été introduit que postérieurement.

Je ne me souviens pas d'avoir rencontré la particularité dont nous parlons ici, dans aucun des alphabets dérivés du dévanagari et usités dans l'Inde même, à l'exception naturellement des cas où, comme dans la langue hindoustanie, on emploie l'alphabet arabe.

Il y a cependant, dans la langue telinga, un cas où l'*a* lié à une voyelle reste muet et conserve à la voyelle sa prononciation ordinaire; mais c'est pour la convertir de voyelle brève en voyelle longue. Campbell dit, en parlant de ces cas dans sa *Telougou Grammar* (page 10, n°. 23): *In such cases, the symbol of the long vowel* a *is to be considered as lengthening the short vowel* i, *rather than as representing the long vowel* a.

Au reste, je ne cite ces cas que parce qu'ils sont autant d'exemples, que l'*a* est chargé d'une fonction étrangère à son emploi primitif. La solution la plus simple du problème qui nous occupe ici, est sans doute de supposer que les peuples de ces îles, ayant à leur disposition des voyelles médiales et initiales, ont trouvé plus simple de se passer de ces dernières, et d'accoler les premières (lorsqu'elles n'étaient point précédées de consonnes) à l'*a*, qui, inhérent de sa nature aux consonnes, était la seule parmi les voyelles dont il n'existât pas de forme médiale. Le procédé n'en est pas moins étrange, et c'est pour cela que j'ai essayé de trouver une circonstance qui ait pu le faire adopter.

Les Tagalas trouvaient d'ailleurs, dans leur langue même, une raison particulière pour marquer bien fortement leurs trois voyelles, comme initiales de syllabes dans l'intérieur des mots. La langue tagala a deux accens, dont l'un prescrit de détacher entièrement la voyelle de la dernière

syllabe d'un mot, de la consonne qui la précède immédiatement (*haciendo que la sylaba postrera no sea herida de la consonante que la prefiere, sino que suene independente de ella*; Gramm. du P. Gaspar de S. Augustin, page 154, n°.3). Il faut donc lire *pat-ir*, *big-at*, *dug-y*, *tab-a*, et non pas *pa-tir*, etc. Comme, dans ce cas, la voix glisse légèrement sur la première syllabe, on a coutume de noter cet accent par les lettres *p. c.* (*penultimâ correptâ*); l'accent opposé, noté *p. p.* (*penultimâ productâ*), appuie sur la pénultième et laisse tomber la finale. Il est de la plus grande importance de ne pas confondre ces deux accens; car un grand nombre de mots changent entièrement de signification, selon l'accent qu'on leur donne. C'est donc à cet usage que les Tagalas réservaient spécialement leurs voyelles initiales. Ils les employaient aussi au milieu des mots, là où il importait de renvoyer une consonne à une syllabe précédente et de commencer la suivante par une voyelle. C'est ce qui résulte clairement de l'extrait de grammaire que je joins à cette lettre, et le P. Gaspar observe très-judicieusement que c'était là un grand avantage de l'écriture indigène sur la nôtre.

Soulat et *sourat* sont sans aucun doute des mots arabes; Marsden l'observe expressément de *sourat:* on peut y ajouter le *serrat* des Javanais et le *soratse* de Madagascar. Veuillez encore remarquer la conformité grammaticale de ces quatre langues, qui forment de ces mots *manounoulat*, *menyourat*, *nyerrat*, *manorats*, en changeant toutes le *s* en un son nasal. Il m'a été fort agréable d'apprendre qu'il existe dans la langue tagala une expression indigène pour l'idée d'écrire. Je ne connaissais pas le mot *titic*, qui ne se trouve pas dans le dictionnaire de de los Santos. Mais y aurait-il assez d'analogie entre *toulis* et *titic* pour dériver l'un de l'autre? Ce dernier

ne serait-il pas plutôt le *titik* malais, qui veut dire goutte, mais aussi tache (idée qui n'est pas sans rapport à l'écriture)? Quant à *toulis*, qui est le *toki* de la langue tonga, j'ai toujours cru le retrouver dans le *toulis* tagala, pointe, aiguiser: on trace ordinairement les lettres avec un instrument pointu.

Nous venons de voir que les langues malaies font subir aux mots arabes les changemens de lettres de leurs grammaires; la même chose a lieu pour les mots sanscrits qui passent dans le kawi: *boukti* devient *mamoukti*; *sabda*, parole, devient *masabda*, dire, et *sinabda*, ce qui a été dit.

On est naturellement porté à regarder l'alphabet indien comme le prototype de tous les alphabets des îles du Grand Océan. Ces peuplades pouvaient, comme vous le dites, Monsieur, l'adapter chacune à la nature de sa langue et à son orthophonie. Cette opinion a été néanmoins contestée: quelques auteurs regardent comme très-probable que les différens alphabets ont été inventés indépendamment l'un de l'autre chez les différentes nations. Je ne puis partager cette opinion. Je ne nie point la possibilité de l'invention simultanée de plusieurs alphabets; mais ceux dont nous parlons ici sont trop évidemment formés, sans parler même de la ressemblance matérielle des caractères, d'après le même système, pour ne pas être rapportés à une source commune. Il n'existe pas de données historiques qui puissent nous guider dans ces recherches; mais il me semble que nous devons les diriger dans une voie différente, mettre un moment de côté tout ce qui est tradition ou conjecture historique, et examiner les rapports intérieurs qui existent entre ces alphabets, voir si nous pouvons trouver les chaînons qui conduisent de l'un à l'autre: car il semble naturel de sup-

poser aussi, dans le perfectionnement des alphabets, des progrès successifs.

Les alphabets dont nous parlons ici ont cela de commun, qu'ils tracent les syllabes par des groupes de signes, dans lesquels la seule lettre initiale à laquelle on ajoute les autres comme accessoires est regardée comme constitutive. Ces alphabets, lorsqu'ils sont complets, se composent ainsi: 1°. de la série des consonnes et des voyelles initiales; 2°. de la série des voyelles proférés par les consonnes initiales; 3°. des consonnes qui se lient à d'autres consonnes sans voyelles intermédiaires; 4°. de quelques signes de consonnes, qui, en terminant la syllabe, se lient étroitement à sa voyelle, tels que le *repha*, l'*anouscara*, le *visarga*. Si les consonnes finales des mots ne passaient pas ordinairement, dans l'écriture de ces langues, aux lettres initiales des mots suivans, il faudrait encore ajouter à cette dernière classe toutes les consonnes pourvues d'un *viramo*. Ces alphabets se distinguent entièrement des syllabaires japonais: les syllabes n'y sont pas considérées comme indivisibles; on en reconnaît les divers élémens; mais cette écriture est pourtant syllabique, parce qu'elle ne détache pas toujours ces élémens l'un de l'autre, et parce qu'elle règle sa méthode de tracer les sons, d'après la valeur qu'ils ont dans la formation des syllabes, tandis qu'une écriture vraiment alphabétique isole tous les sons et les traite d'une manière égale.

Dans ce système commun, nous apercevons deux classes d'alphabets très-différens: les uns, tels que le dévanagari et le javanais, possèdent toute l'étendue des signes que je viens d'exposer; les autres, tels que le tagala, le bugis, et à ce qu'il paraît les sumatrans, se bornent aux deux premières classes de ces signes. Si l'on examine de plus près cette

différence, on trouve qu'elle consiste en ce que les derniers de ces alphabets ne peuvent point détacher la consonne de sa voyelle, et que les premiers sont en possession de moyens pour réussir dans cette opération. Les alphabets tagala et bugis n'expriment en effet aucune consonne finale d'une syllabe; ils laissent au lecteur le soin de les deviner. La seule adoption du *virama* aurait levé cette difficulté, et l'on est étonné de voir que ces peuples l'aient exclu de leurs alphabets. Mais je crois que nous nous représentons mal la question, en transportant nos idées d'aujourd'hui et de notre prononciation à des époques où les langues étaient encore à se former, et à des idiomes tout-à-fait différens. Si l'invention et le perfectionnement d'un alphabet exercent une influence quelconque sur la langue dont il rend les sons, c'est certainement celle de contribuer au perfectionnement de l'articulation, c'est-à-dire, de l'habitude des organes de la voix de séparer bien distinctement tous les élémens de la prononciation. Si les nations, pour être capables de faire usage d'un alphabet, doivent déjà posséder cette disposition à un certain degré, elle augmente par cette invention, et l'écriture et la prononciation se perfectionnent mutuellement.

Le premier pas était fait par l'invention des lettres initiales de syllabes, des voyelles qui en forment une à elles seules et les consonnes accompagnées de leurs voyelles. Les langues dont nous parlons ici forment presque tous leurs mots de syllabes simples se terminant en voyelles; on pouvait donc, jusqu'à un certain degré, se passer des moyens de marquer aussi les consonnes finales: dans les 200 mots que renferme la première feuille du vocabulaire bugis, je ne trouve de consonnes finales que *m*, *n*, *k*, *h*, *ñg*, les deux premières dans l'intérieur des mots seulement, *m* devant *p*, *n* devant *r*; *h* et *k* ne paraissent qu'à la fin des

mots, mais *n̄g* occupe les deux places et est employé plus souvent que les autres[1]).

Il n'était cependant pas si aisé d'aller plus loin. On ne pouvait écrire la terminaison des syllabes composées qu'en faisant une double opération. Après avoir privé la consonne finale de sa voyelle inhérente, par laquelle elle aurait formé une nouvelle syllabe, il fallait encore, pour en isoler entièrement le son, la détacher de la voyelle qui la précédait immédiatement; car le son de la consonne et celui de la voyelle se confondaient. Il faut observer en effet que les peuples qui se servaient d'alphabets semblables à ceux des Bugis et des Tagalas, ne croyaient pas représenter leurs

[1]) *Die mir später zugekommenen übrigen Bogen des Bugis-Wörterbuchs liefern noch als am Ende der Wörter vorkommend die Consonanten* m, n, t, s, *aber nur in einigen als ausländisch zu betrachtenden Wörtern, und zwar nur in folgenden:* batu pulam, *Marmor (das Malayische* bātu pūālam), apiun, *Opium (Malayisch* apyūn *oder* afyūn, *vom Arabischen* أفيون, *das Griechische* ὄπιον), intan, *Diamant (ebenso im Malayischen)* sapu chat, *malen (das Malayische Verbum* sāpū, *fegen, übertünchen, und das Substantivum* chap, *Siegel, welches, wie Marsden in seiner Grammatik S.* 113, *der dialektischen Verwandlung eines Anfangs-*p *in* t, *z. B.* tūkul *statt* pūkul, *schlagen, und umgekehrt eines End-*t *in* p, kīlap *für* kīlat, *Blitz, erwähnt, wahrscheinlich in einigen Gegenden* chat *lautet; denn die beigesetzte Malayische Paraphrase giebt* sapu chat *ebenso für den Malayischen, wie für den Bugis-Ausdruck),* an̄garis, *Englisch* (pawale angaris, *Kreide), im Malayischen* in̄ggris. *Man kann daher von diesen Consonanten ganz absehen, und behält allein die drei oben genannten,* h, k *und* n̄g, *als beständig am Ende der Wörter wiederkehrende. Merkwürdig ist noch eine Einzelheit; ich finde nämlich* paak, *Meissel, nur durch den einzigen Buchstaben* pa *ausgedrückt; man hat es also nicht für nöthig erachtet, für den Endlaut* ak *den Buchstaben* a *zu gebrauchen, welches ein neuer Beweis ist, wie sorglos man mit dem Wortschlusse umging; denn eigentlich würde man diese Schreibung* pak *zu lesen haben.*

syllabes d'une manière incomplète : ils ne voyaient pas, comme nous, dans les signes de leurs voyelles finales, un *i* ou un *ou* seulement, mais, selon les circonstances, aussi un *ik*, un *ing*, etc ; ils ne concevaient pas même la possibilité de décomposer encore des sons déjà si simples. Le *virama* privait bien la consonne de sa voyelle inhérente; mais l'opération de détacher la consonne de la voyelle qui la précédait, était plus difficile: car la voyelle qui s'exhale, pour ainsi dire, en consonne, rend naturellement un son plus obscur et moins distinct que la consonne qui commence la syllabe; de même la voyelle qui est coupée par une consonne finale, se trouve arrêtée dans sa formation. Il résulte des deux cas que la voyelle et la consonne des terminaisons de mots se modifient mutuellement.

L'écriture barmane offre un exemple très-curieux de ces modifications; j'observe que cette particularité se trouve dans les monosyllabes, qui constituent le fond primitif de cette langue. Les consonnes, lorsqu'elles viennent à terminer un mot, reçoivent dans presque tous les cas une autre valeur, et altèrent même celle de la voyelle qui les précède. Le monosyllabe écrit *kuk*, est prononcé *ket*, un *p* final devient *t*, un *m* final *n*, etc. (Carey, p. 19; Judson, p. 13). On se demande naturellement d'où il vient que l'écriture ne suive pas ici la prononciation: si l'on prononce constamment *t*, d'où sait-on que ce *t* est proprement un *k* ou un *p*? L'étymologie du monosyllabe *tenferme*, très-probablement, la réponse à ces questions. Les racines se terminant en une consonne bien prononcée, peuvent être et sont vraisemblablement, pour la plupart, des mots composés; la combinaison des syllabes japonaises, par exemple, offre des cas où de deux syllabes ainsi réunies, la dernière perd sa voyelle.

qu'une consonne qui, comme initiale, se prononçait *k*, changeât de valeur en devenant finale. Quoi qu'il en soit, cette divergence de l'écriture et de la prononciation des monosyllabes barmans ne permet pas de méconnaître qu'il existe encore dans la langue une lutte qu'il serait important de faire cesser, entre les deux grands moyens de représenter la pensée.

Les voyelles se terminent souvent aussi, et surtout dans les langues dont nous parlons ici, en des sons qui ne s'annoncent pas comme des consonnes très-prononcées, mais seulement comme des aspirations ou des sons nasaux qu'il serait difficile ou même impossible de réduire en articulations. Le sanscrit même a dû encore accorder une place dans son alphabet à deux caractères, le *visarga* et l'*anousvara*, qu'on ne peut considérer comme de véritables lettres, sous le rapport de la clarté et de la précision de leur son. M. Bopp a en effet prouvé, dans son excellente grammaire sanscrite, que l'*anousvara*, bien qu'il ne fasse souvent que remplacer les autres lettres nasales, possède aussi un son à lui, qui n'est représenté par aucune autre lettre.

Il restait donc, sous tous les rapports, beaucoup de chemin à faire pour arriver de l'alphabet tagala au dévanagari.

D'après ce que je viens d'exposer, il me semble évident qu'il existe, dans les deux classes d'alphabets désignées ici, une tendance progressive au perfectionnement de l'écriture. Je ne prétends cependant pas soutenir, sur ces données seules, que telle ait été réellement la marche historique de ce perfectionnement, et bien moins encore que l'alphabet tagala ait nécessairement dû servir d'échelon pour s'élever au devanagari: je me borne, pour le moment, simplement

plète le travail que le tagala et ceux qui lui ressemblent laissent imparfait.

Comme le système de ces alphabets moins parfaits est renfermé, pour ainsi dire, dans le système plus étendu du dévanagari, on peut supposer que les Tagalas n'ont pris de cet alphabet venu à leur connaissance que ce qu'il fallait à leur langue, beaucoup plus simple et moins riche dans son système phonétique. L'alphabet tagala serait, d'après cela, le dévaganari en raccourci. Mais c'est cette supposition surtout que je voudrais combattre; elle me semble être dénuée de toute probabilité. Quelque simple que soit l'alphabet tagala, il est complet dans son système; et dès qu'on lui accorde le principe sur lequel il est calqué, de ne noter les syllabes composées que par leurs voyelles seulement, il ne s'y trouve rien de superflu ni de défectueux. Il aurait été vraiment difficile d'abstraire aussi méthodiquement du dévanagari un système qu'il renferme en effet, mais qui ne forme que la moitié de sa tendance vers l'écriture alphabétique. Les syllabes des mots tagalas sont pourtant assez souvent terminées par des consonnes suffisamment prononcées; l'inconvénient de ne pas les noter se fait considérablement sentir, comme nous le voyons par le témoignage des missionnaires espagnols: pourquoi donc aurait-on repoussé l'adoption du *virama*, moyen si simple et si facile à adapter à toute écriture? La langue harmone est, sous le rapport de la formation des mots, pour le moins tout aussi simple que la langue *tagala;* elle a cependant adopté, même dans la partie qui lui est entièrement propre, tous les moyens de marquer les sons que le dévaganari lui offrait. Le même cas existe chez les Javanais et les Telougous: l'alphabet tamoul est moins nombreux en signes, mais fait également

connaissons à présent, avait donné origine à leurs alphabets, les Tagalas, les Bugis et les Sumatrans n'auraient-ils pas fait de même? On peut dire que les Hindous avaient des établissemens moins fixes dans ces pays; mais cette circonstance, qui n'est même pas exacte pour Sumatra, change peu à l'état de la question: car il est beaucoup moins croyable qu'on ait pu à la hâte adapter l'alphabet hindou aux langues indigènes, d'une manière à la fois aussi méthodique et aussi incomplète.

Mais ce qui tranche la question, c'est qu'un examen plus réfléchi du dévanagari lui-même prouve qu'il a existé avant lui peut-être plus d'un alphabet dressé sur le même système, mais moins parfait que lui. Le dévanagari est visiblement sorti d'un système syllabique d'alphabets; il n'est pas une invention, mais seulement un perfectionnement du système. Le dévanagari ne se distingue d'une écriture vraiment alphabétique que par des choses qu'avec raison l'on peut nommer accessoires. Traiter l'*a* bref de voyelle inhérente aux consonnes, se servir par cette raison du *virama*, placer l'*i* bref avant sa consonne, combiner les signes des consonnes au lieu de les écrire l'une après l'autre, voilà les seules différences entre lui et l'alphabet grec ou toute autre écriture alphabétique. L'isolement des syllabes dans les manuscrits est plutôt une habitude purement calligraphique. Les inventeurs du dévanagari avaient certainement, aussi bien que nous, le principe de l'écriture alphabétique; ils avaient franchi la grande difficulté qui arrête le progrès de la prononciation à l'écriture; ils savaient détacher en tout sens les voyelles des consonnes, ils leur assignaient leurs limites et les marquaient avec précision. S'ils n'avaient eu aucun alphabet déjà existant sous les yeux, s'ils avaient dû

ment bien détacher les voyelles des consonnes et leur assigner leurs valeurs d'après leurs différentes positions, auraient-ils, par exemple, renfermé une voyelle dans une consonne, pour l'en détacher un moment après par un signe inventé pour cet usage? Mais ils ont visiblement pris à tâche de perfectionner une écriture syllabique au point qu'elle rendît tous les services d'une écriture alphabétique; car voilà ce qu'on peut dire de l'admirable arrangement du dévanagari.

Je ne crois pas que l'écriture alphabétique ait dû être nécessairement précédée de l'écriture syllabique; une telle supposition me paraît trop systématique: mais toute la structure du dévanagari me semble prouver qu'il n'a pas été fait d'un jet. Tout y est explicable, dès qu'on suppose qu'on a voulu rendre plus parfait un système déjà existant, remplir ses lacunes, corriger ses défauts; sans cette supposition, il est inconcevable comment, connaissant si bien la nature des sons, étant habitué à les faire passer par toute la série de leurs modifications, sachant parfaitement balancer et contrebalancer leurs valeurs dans la formation des mots, on ait voulu se traîner encore dans la route des écritures syllabiques, tandis que l'écriture alphabétique est évidemment la seule véritable solution du grand problème de peindre la parole aux yeux. Je crois donc que l'alphabet tagala, avec tous ceux qui sont basés sur le même système, appartient à une classe d'alphabets antérieurs au dévanagari, ou du moins qu'il n'en est pas tiré. On pourrait plutôt croire ces alphabets des îles entièrement étrangers à l'alphabet du continent de l'Inde (et, dans ce cas, ils pourraient même lui être postérieurs), si la ressemblance des caractères ne s'opposait pas à une pareille supposition.

Je trouve avec vous, Monsieur, l'alphabet tagala très-

présenter la prononciation toute entière. Il appartient à la même classe que le dévanagari; je n'oserais décider si, pour cela, cet alphabet est d'origine indienne. De plus profondes recherches prouveront peut-être que la partie fondamentale du sanscrit a de fréquentes affinités avec les langues à l'est de l'Inde et avec celles des îles; les Hindous auraient donc bien pu avoir des alphabets d'une nation de ces contrées devant les yeux. Ce qui me paraît certain, c'est que les alphabets syllabiques, ceux surtout du genre de l'alphabet tagala, ont des rapports fort intimes avec la structure des langues monosyllabiques de ces contrées, et avec le passage de cet état des langues à un autre plus compliqué. Autant que chaque syllabe forme un mot à elle seule, les syllabes sont simples, mais variées dans les modifications et les accens des voyelles; on note alors facilement l'articulation principale, et l'on néglige impunément le reste: mais si des nations viennent à réunir plusieurs syllabes dans le même mot, et qu'elles visent à donner à chaque mot l'unité d'un ensemble, en quoi repose principalement l'artifice grammatical des langues dans le sens le plus étendu, il arrive des compositions, des contractions, des intercalations. Alors naît la tendance vers l'écriture alphabétique: car on sent, en voulant tracer les mots, la nécessité d'aller aux premiers élémens, pour avoir la liberté de les réunir entièrement à volonté. Le dévanagari et le système grammatical que nous admirons dans le sanscrit, datent probablement à-peu-près de la même époque; une langue tellement organisée supposait une nation à laquelle le dernier perfectionnement et même l'invention de l'alphabet ne pouvaient pas rester longtemps étrangers. Le tagala était évidemment resté en arrière avec son alphabet beaucoup trop borné pour la structure

Rien, au reste, n'empêcherait aussi que les habitans des Philippines fussent redevables de leurs alphabets aux Hindous. L'influence de l'Inde sur l'archipel qui l'avoisine, a été exercée de manières et à des époques fort différentes; et l'on reconnaît ces époques, en quelque façon, au genre et à la coupe des mots que les langues de ces contrées ont adoptés du sanscrit. Les communications avec les Philippines m'ont paru, d'après ces considérations, être très-anciennes: le difficile est seulement de trouver une époque où l'on pourrait attribuer à l'Inde un alphabet aussi incomplet. Le sanscrit n'a certainement jamais pu être écrit par son moyen. Il est donc peut-être plus juste de dire que ces alphabets sont d'origine inconnue, que leur prototype doit être d'une haute antiquité, qu'il a servi de base au dévanagari lui-même; mais que c'est toujours de l'Inde que l'alphabet indien a obtenu tous les perfectionnemens de son système. Le dévanagari lui-même a éprouvé des changemens; mais si je nomme cet alphabet, je parle seulement de sa constitution, et plus particulièrement du principe qui tend en lui à réunir, dans l'écriture syllabique, tous les avantages de l'écriture alphabétique.

Votre interprétation du passage de Diodore me semble très-juste, Monsieur, et elle a le mérite de prouver combien ce passage est remarquable. Je n'hésite pas à avancer que c'est le seul, dans tous les auteurs grecs et romains, où une propriété très-particulière d'une langue étrangère ait été saisie avec autant de justesse. Le principe fondamental des alphabets syllabiques de l'Asie orientale y est exposé clairement; mais personne ne l'y avait découvert avant vous [1]).

---

[1]) Diodore de Sicile a donné dans le IIe livre de son histoire universelle un extrait des voyages d'Iamboule dans les îles de

Je prends avec vous, Monsieur, les *γράμματα* pour les groupes syllabiques, et les *χαρακτῆρας* pour les consonnes; non pas que Diodore les ait reconnues comme telles, mais parce que, dans ces alphabets, les consonnes seules s'annoncent par leurs formes comme de véritables lettres. Je crois donc que Diodore parle d'abord du nombre des signes de tout le syllabaire, et qu'il passe de là à celui des consonnes et des voyelles. Ce sont ces nombres seuls que je

---

l'Océan: *περὶ δὲ τῆς κατὰ τὸν Ὠκεανὸν εὐπλοΐας τάδον κατὰ τὴν μεσημβρίαν* etc. Ce Grec qui traversait l'Arabie pour se rendre au Pays des Aromates, *ἐπὶ τὴν ἀρωματοφόρον*, fut enlevé par des brigands, traîné en Ethiopie, et de là déporté, comme l'exigeait une superstition nationale, dans une île australe située au milieu de l'Océan: ce ne fut qu'après une longue traversée qu'Iamboule aborda à cette île mystérieuse: *τούτους δὲ πλείστας πλοῦς μέσῃ καὶ χειμαδίοις ἐν μησὶ τέτταρσι προσενεχθέντι τῇ προσωνυμίᾳ τάδον, σπουδῇ μὲν ὑποχρεοῦν τῇ σχολαίᾳ, τὴν δὲ λυμέτρον ἔρυσιν σαφῶς ὡς πεπεισμένοι. Ἐπεὶ δ' ἦσαν κἀνταῦθα τάδον παραπλήσιαι μὲν τοῖς μεγέθεσι, σύμμετρον δ' ἀλλήλων διαστήμασι, πόαι δὲ τοῖς αὐτοῖς ἦσαι καὶ νόμοι χρώμενοι.* Contraint de sortir de l'île, Iamboule atteignit les côtes de l'Inde après quatre mois de navigation: *πλέοσαι πλοῦν ἢ τέτταρες (πέντε) μῆνες· ἐκπεσὼν δὲ κατὰ τὴν Ἰνδικὴν τῆς ὑμοις καὶ τεσσαράδις τόπους* etc. Iamboule, rendu à sa patrie par le roi de *Palibothra* (Palibothra), écrivit une relation de ses voyages. *Ὁ δὲ Ἰαμβούλος οὗτος ταῦτά τε ἀνεγράψατο ἐξίσως, καὶ περὶ τῶν κατὰ τὴν Ἰνδικὴν οὐκ ὀλίγα διετάξατο τῶν ἐγνωσμένων παρὰ τοῖς ἄλλοις.* (Jacquet, De la relation et de l'alphabet indien d'Iamboule. Nouv. Journ. Asiat. T. 8. p. 20.) — *Die Stelle Diodor's über das Alphabet dieser Insel lautet so: Γράμματά τε αὐτοῖς ζῴδασι, κατὰ μὲν τὴν δύναμιν τῶν σημαινόντων, ἔτεσσι καὶ ἑξακὸν τὸν ἀριθμόν· κατὰ δὲ τοὺς χαρακτῆρας, ἐπὶ' ὧν ἕκαστον τετραχῶς μεταχηματίζεσθαι. Γράφουσι δὲ τοὺς στίχους οὐκ εἰς τὸ πλάγιον ἐκτείνοντες, ὥσπερ ἡμεῖς, ἀλλ' ἄνωθεν κάτω κατεγράφοντες εἰς ὀρθόν.* (l. c. p. 23. 24.) *Man lese die geistreiche Kritik selbst nach, welcher Hr. Jacquet diese letzte Stelle Diodor's, so wie seine ganze Erzählung von der Reise des Iambulos unterwirft.* (l. c. p. 29—30.)

crois erronés dans le texte de Diodore, et encore ne le sont-ils que pour leur valeur: les rapports dans lesquels ils se trouvent, sont parfaitement justes; car le nombre des signes du syllabaire est le plus considérable, et égal au produit de celui des consonnes multipliées par les voyelles. Il ne me paraît pas nécessaire de faire entrer les *vargas* dans le passage; c'est en quoi seulement je voudrais, Monsieur, différer de votre opinion.

Tegel, ce 10 décembre 1831.

G. de Humboldt.

An Essay on the best Means of ascertaining the Affinities of Oriental Languages, by Baron William Humboldt, For. M. R. A. S.

Contained in a Letter addressed to Sir Alexander Johnston, Knt., V. P. R. A. S.

Read June 14, 1828.

Sir:

I have the honour to return you Sir James Mackintosh's interesting memoir. It possesses (like every thing which comes from the pen of that gifted and ingenious writer) the highest interest; and the ideas, which are so luminously developed in it, have the more merit, if we consider, that, at the period when this memoir was published, philosophical notions on the study and nature of languages were rarer and more novel than they are at present.

I would, in the first place, observe, that the Royal Asiatic Society could not direct its efforts to a point more important, and more intimately connected with the national glory, than that of endeavouring to throw further light on the relations which subsist among the different Indian dialects. Since we cannot doubt, that this part of Asia was the cradle

would be highly interesting to ascertain with greater certainty whether the Sanscrit be a primitive idiom belonging to those countries, or whether, on the contrary, as most of the learned are at present inclined to believe, it was introduced as a foreign language into India; and if so, the country, whence it originated, would naturally follow in the course of inquiry. It is equally curious to determine, whether the primitive languages of India are to be traced over the Indian archipelago in dialects differing little from each other, and whether we are to assign their origin to these islands or to the continent. Mr. Ellis's paper on the Malayálam language, with which you were so good as to furnish me, contains assertions on the affinity of the Tamul language to the idioms of Java, which it would be very important to verify.

It must be confessed that these problems are extremely difficult to solve; and it is probable, that we shall never arrive at results which are quite certain: we should, however, carry these researches as far as possible, and the difficulty of the undertaking ought not to deter, but rather to induce us to select the most solid and certain means of insuring success. This is more particularly the point to which I wish to direct your attention, since you have been pleased to ask my opinion respecting the methods proposed by Sir James Mackintosh. It would assuredly have been very desirable to execute his plan, at the period when it was formed; we should then by this time have had more complete information regarding the languages of India; and should perhaps have been in the possession of dialects, of the existence of which we are now ignorant. There do exist, however, some works, such as Sir James calls for. Not to mention printed books, I have myself seen in the library of the East-India Company a MS. collection of Sanscrit words, compared in great numbers with those of the other lan-

guages of India, made under the direction of Mr. Colebrooke. (1) Some distinguished authors, as for instance Mr. Campbell, in his Telugu Dictionary, have been at pains to mark, from what foreign idiom such words are derived, as are not proper to the language of which they form a part; and if these works do not embrace all the Indian idioms, they have, on the other hand, the advantage of comprehending entire languages, or at least of not being confined to a limited number of expressions. In the present state of our knowledge of the languages of India, which is very different from that of 1806, and possessing, as we now do, grammars and dictionaries of most of these idioms, I should not advise our confining ourselves to a plan which can only give a very imperfect idea of each of them. We can, and ought to go farther at the present day. I confess that I am extremely averse to the system which proceeds on the supposition, that we can judge of the affinity of languages merely by a certain number of ideas expressed in the different languages which we wish to compare. I beg you will not suppose, however, that I am insensible to the value and utility of these comparisons: on the contrary, when they are well executed, I appreciate all their importance; but I can never deem them sufficient to answer the end for which they have been undertaken; they certainly form a part of the data to be taken into account in deciding on the affinity of languages: but we should never be guided by them alone, if we wish to arrive at a solid, complete, and certain conclusion. If we would make ourselves acquainted with the relation which subsists between two languages, we ought to possess a thorough and profound knowledge of each of them. This is a principle dictated alike by common sense, and by that precision acquired by the habit of scientific research.

I do not mean to say, that if we are unable to attain

a profound knowledge of each idiom, we should on this account entirely suspend our judgment: I only insist on it that we should not prescribe to ourselves arbitrary limits, and imagine that we are forming our judgment on a firm basis, while it is in reality insufficient.

The method of comparing a certain number of words of one existing language with those of several others, has always the two-fold inconvenience of neglecting entirely the grammatical relations, as if the grammar was not as essential a part of the language as the words; and of taking from the language which we wish to examine, isolated words, selected, not according to their affinities and natural etymology, but according to the ideas which they express. Sir James Mackintosh very justly observes, that the affinity of two languages is much better proved, when whole families of words resemble each other, than when this is the case with single words only. But how shall we recognize families of words in foreign languages, if we only select from them two or three hundred isolated terms? There undoubtedly subsists among words of the same language an analogy of meanings and forms of combination easy to be perceived. It is from this analogy, considered in its whole extent, and compared with the analogy of the words of another language, that we discover the affinity of two idioms, as far as it is recognizable in their vocabularies. It is in this manner alone, that we recognize the roots, and the methods by which each language forms its derivatives. The comparison of two languages requires, that we should examine, whether and in what degree the roots and derivative terms are common to both. It is not, then, by terms expressive of general ideas: such as sun, moon, man, woman, etc., that we must commence the comparison of two languages, but by their entire dictionary critically explained. The simple

comparison of a certain number of words, by reducing the examination of languages too much to a mere mechanical labour, often leads us to omit examining sufficiently the words which form the subjects of our comparison; and to avoid this defect, we are forced to enter deeply into all the minutiae of grammar, separating the words from their grammatical affixes, and comparing only what is really essential to the expression of the idea which they represent. The words, of which we seek a translation in different languages, often cannot be rendered except by a compound term. Thus the sun in some languages is called the father, the author, the star, etc., of day. It is evident, that, in these cases, we no longer compare the same words, but words altogether different. To conclude: it is impossible to form a correct judgment on the resemblance of sounds, without having carefully studied the system of sounds of each of the languages which we would compare. There occur often between different languages, and still more frequently between different dialects, regular transformations of letters, by which we can discover the identity of words, that at first view seem to have but a very slight resemblance in sound. On the other hand, a great resemblance of sound in two words will sometimes prove nothing, or leave the judgment in great uncertainty, if it be not supported by a train of analogies for the permutation of the same letters. What I have remarked, proves, as I think, that even if we confine ourselves to the comparison of a certain number of words in different languages, it is still necessary to enter more deeply into their structure, and to apply ourselves to the study of their grammar. I further, I am quite convinced, that it is only by an accurate examination of the grammar of languages that we can pronounce a decisive judgment on their true affinities.

Languages are the true images of the modes in which nations think and combine their ideas. The manner of this combination, represented by the grammar, is altogether as essential and characteristic as are the sounds applied to objects, that is to say, the words. The form of language being quite inherent in the intellectual faculties of nations, it is very natural, that one generation should transmit theirs to that which follows it; while words, being simple signs of ideas, may be adopted by races altogether distinct. If I attach great importance, however, under this view, to the grammar of a language; I do not refer to the system of grammar in general, but to grammatical forms, considered with respect to their system and their sounds taken conjointly.

If two languages, such for instance as the Sanscrit and the Greek, exhibit grammatical forms, which are identical in arrangement and have a close analogy in their sounds, we have an incontestable proof that these two languages belong to the same family.

If, on the contrary, two languages do contain a great number of words in common, but have no grammatical identity, their affinity becomes a matter of great doubt; and if their grammars have, like those of the Basque and the Latin, an essentially different character, these two languages certainly do not belong to the same family. The words of the one have been merely transplanted into the other, which has nevertheless retained its primitive forms.

If I assert that, in order to prove the affinity of languages, we should pay attention to the employment of grammatical forms and to their sounds taken together; it is, because I would affirm that they must be considered not only in the abstract but in the concrete. Some examples will render this clearer.

Several American languages have two plural forms in the first person, an exclusive and an inclusive form, according as we would include or exclude the person addressed. It has been thought that this peculiarity belonged exclusively to the American languages; but it is also found in the Mantchu, the Tamul, and in all the dialects of the South Sea Islands. All these languages have indeed this grammatical form in common; but it is only in the abstract. Each of them expresses it by a different sound: the identity of this form, therefore, does not furnish any proof of the affinity of these languages.

On the other hand, the Sanscrit infinitive, or rather the affixes तुं and तु, as in जेतुकाम, „desirous of vanquishing," correspond as grammatical forms with the Latin supines; and there is at the same time a perfect identity of sound in these forms in the two languages, as the Latin supines terminate invariably in *tum* and *tu*. The striking conformity of the Sanscrit auxiliary verb to that of the Greek and Lithuanian languages has been ingeniously developed by Professor Bopp. The Sanscrit वेद, the Greek *οἶδα*, and the Gothic *vait*, are evidently of the same origin. In all these three words there is a conformity both of sound and signification; but further: all the three verbal forms have these two peculiarities in common, that, though preterites, they are used in a present sense, and that in all three the *short* radical vowel, which is retained in the plural; is changed to a *long* vowel in the singular. The Lithuanian *weizdmi*, I know, and the Sanscrit वेद्मि, shew clearly at first view, that this word is not only the same in the two languages (as *bos* and *beef* in Latin and English), but that the two languages have, in the termination *mi*, modelled these words on the same grammatical form; for they not only mark the

persons of the verb by inflexions added to the end of the root, but the affix of the first person singular is in both cases the syllable *mi*.

There is then in the examples adduced a conformity in grammatical use, and at the same time in sound; and it is impossible to deny, that the languages, which possess these forms, must be of the same family.

The difference between the real affinity of languages, which presumes a filiation, as it were, among the nations who speak them, and that degree of relation, which is purely historical, and only indicates temporary and accidental connexions among nations, is, in my opinion, of the greatest importance. Now it appears to me impossible, ever to ascertain that difference merely by the examination of words; especially, if we examine but a small number of them.

It is perhaps too much to assert, that words pass from age to age and from nation to nation; that they arise also from connexions (which, though secret, are common to all men) between sounds and objects, and that they thus establish a certain identity between all languages: while the manner of casting and arranging these words, that is to say the grammar, constitutes the particular differences of dialects. This assertion, I repeat, is perhaps too bold, when expressed in this general way; yet I am strongly inclined to consider it correct, provided the expression *grammar* be not taken vaguely, but with a due regard to the sounds of grammatical forms. But whatever opinion may be entertained with respect to this manner of considering the difference of languages, it appears to me at all events demonstrated:

First, that all research into the affinity of languages, which does not enter quite as much into the examination of the grammatical system as into that of words, is faulty and imperfect; and,

Secondly, that the proofs of the real affinity of languages, that is to say the question, whether two languages belong to the same family, ought to be principally deduced from the grammatical system, and can be deduced from that alone; since the identity of words only proves a resemblance such, as may be purely historical and accidental.

Sir James Mackintosh rejects the examination of grammar, for this reason, that languages, which are evidently of the same stock, have very different grammars. But we must not be misled by this phenomenon, although it is in itself quite true. The grammatical form of languages depends, on the one hand, it is true, upon the nature of these languages; but it also depends, on the other hand, upon the changes which they experience in the course of ages, and in consequence of historical revolutions. Out of these changes it has arisen, that languages of the same family have a different grammatical system, and that languages really distinct resemble each other in some degree. But the slightest examination will suffice to shew the real relations which subsist between those languages, especially if, by following the plan above laid down, we proceed to the examination of forms which are alike identical in their uses and in their sounds. It is thus that we discover without difficulty, that the English language is of Germanic origin, and that the Persian belongs to the Sanscrit family of languages, notwithstanding the very great difference which exists between the grammars of these idioms.

It is generally believed, that the affinity of two languages is undeniably proved, if words, that are applied to objects, which must have been known to the natives ever since their existence, exhibit a great degree of resemblance; and to a certain extent this is correct. But, notwithstanding this, such a method of judging of the affinity of

seems to me by no means infallible. It often happens, that even the objects of our earliest perceptions, or of the first necessity, are represented by words taken from foreign languages, and which belong to a different class. If we only examine the list furnished by Sir James Mackintosh, we shall find there such words as *people, countenance, touch, voice, labour, force, power, marriage, spirit, circle, tempest, autumn, time, mountain, valley, air, vapour, herb, verdure,* and others of the same kind. Now all these words being evidently derived from the Latin, as it was transformed after the fall of the Roman empire, we ought, judging from these words, rather to assign to the English an origin similar to that of the Roman languages than to that of the German.

If, what I have here advanced, be well founded, it appears to me easy to point out the system, which the Royal Asiatic Society would do well to pursue, in order to complete our knowledge of the Indian languages, and to resolve the grand problem which they present to the minds of philologists, who endeavour to discover the origin and the filiation of languages.

It would be proper to commence by examining the country geographically, taking a review of every part of India, in order to know exactly, in what parts we are still in want of sufficient materials to determine the nature of their idioms. Where deficiencies are discovered, efforts should be used for their supply, by encouraging those persons who are already employed on those languages, or may intend studying them, to form grammars and dictionaries, and to publish the principal works existing in these languages, for which every facility should be afforded them. If materials to a certain extent were thus collected, we should unquestionably not want men who would be able to deduce from

them conclusions from which to prepare a critical view of the affinity of the Indian languages, and to determine, as far as the data which we might possess would admit, the manner in which the Sanscrit and other languages of India and its islands have reciprocally acted upon each other. I assume that the learned of the Continent would take their share in this work, M. E. Burnouf, of Paris, having already commenced a series of papers on the subject in the *Nouveau Journal Asiatique*.

There exists in England a vast quantity of manuscript materials relating to these languages. Dr. B. Babington, for instance, possesses alphabets altogether unknown in Europe up to the present time. In England, also, the great advantage is possessed of being able to direct works upon these languages to be undertaken in India itself, and to guide such labours by plans sent from this country. In India these are living languages, and literary men of the very nations in which they are spoken, may be employed in the researches we wish to forward. No other nation possesses so valuable an advantage. It is important to profit by it. The deficiencies in our knowledge are numerous and evident. We possess scarcely any thing upon the Malayalim; and are in want of a printed dictionary of the Tamul. But while we keep this object strictly in view, and work upon a fixed plan, we shall insensibly fill up these vacancies. It is certainly difficult to find men who both can and will engage in a work like this, but they are undoubtedly to be found. Thus Dr. Babington has mentioned Mr. Whish to me, as being profoundly acquainted with the Malayalim, and as being already employed in making it better known in Europe. Solid labours upon languages are, in their nature, slow. In an enterprize so vast as that of examining to the utmost

progress can only be made insensibly and step by step. But learned societies afford this advantage, that the same labour can be continued through a long series of years; and complete and perfect works upon two or three idioms are certainly preferable to notions, more or less superficial, upon all the dialects of India, hastily put forth for the purpose of coming at once to a general conclusion.

These, Sir, are my ideas upon the subject, upon which you wished to have my opinion. It is only in compliance with your request, that I have ventured to lay them before you; for I am well aware how much better able the distinguished members of the Royal Asiatic Society are to form a judgment of, and give an opinion upon, this matter than I am.

I request you, Sir, to accept the assurance of my highest respect.

(*Signed*) DE HUMBOLDT.

London, June 10, 1828.

NOTE (p. 425).

(1) The work to which allusion is made by Baron William de Humboldt, in the passage where I am named, was undertaken by me in furtherance of the views developed by Sir James Mackintosh. I thought that a more copious comparative vocabulary than he had proposed, would be practically useful; and would be instructive in more points of view than he had contemplated. Accordingly, at my instance, a Sanscrit vocabulary and a Persian one were printed with blank half pages, and distributed among gentlemen, whose situations were considered to afford the opportunity of having the blank column filled up, by competent persons, with a vocabulary of a provincial language. Vocabularies of the same vernacular tongue by a Pandit and a Munshi would serve to correct mutually and complete the information sought from them. Very few answers, however, were received: indeed scarcely any, except from Dr. Buchanan Hamilton. The compilation, to which Baron de Humboldt refers, comprises as many as I succeeded in collecting. H. T. C.

Sonette.

1.

Der Zug nach oben.

Ich tauchte oft mich wohl in Weltgeschäfte,
Erprobt an ihnen ernsthaft meine Kräfte,
Versuchte wagend, wie mein Loos mir fiele,
Und führte manche zum erwünschten Ziele.

Doch nie dem Wahn ich Anderer nachäffte,
Als wenn des Menschen Heil sich daran hefte;
In stiller Nacht, in Abend-Dämmrungs Kühle
Senkt ich mich tief in höhere Gefühle.

Wie dem, der schwebend in die Lüfte steiget
Auf leichtem Ball, die Erde plötzlich sinket,
So Höhe, ladend uns von oben, winket,

Wo mehr sich nichts von dieser Erde zeiget.
Und dieser Höhe zu den Flug zu lenken
Muss von der Welt zur Brust den Sinn man senken.

2.

Die Hoffnung.

Kommst Du herab zu dieser Ruhestätte,
Geliebte Hoffnung, oder schwebst nach oben,
Auf sussem Glaubensfittig, leichtgehoben
Auf von dem irdisch ew'gen Schlummerbette?

Denn heller Ahndungen verschlungne Kette,
Aus Himmelsduft und Erdenstoff gewoben,
Strahlt, wenn der Tod den Riegel vorgeschoben,
Licht nieder, das aus Erdendunkel rette.

Doch nicht von oben, noch nach oben gehet
Dein Pfad; Du wohnest in den stillen Sphären
Des Busens, die dem Menschen Schwung gewähren,

Dass er durch sich am Firmamente stehet,
Die Kräfte, die von Götterursprung zeugen,
Mit eignen Flügeln auf zum Aether steigen.

3.

Die Ewiggütige.

Wenn ich der Ewiggütigen gedenke,
Die mich begleitet süss hat durch das Leben,
Ich in die schönste Wirklichkeit mich senke,
Die Menschen je auf Erden hat umgeben,

Und scheinbar nur in Wirklichkeit ich lenke
Den Blick; es ist ein himmelhoch Erheben.
An Himmelsthaue ich entzückt mich tränke,
Wenn ich des Bildes Klarheit kann erstreben.

Mit ihm durchschleiche ich des Alters Tage,
Und Seligkeit die Seele reich mir füllet;
Mein Thun ist längstverklung'ne Vorzeitsage,

Doch mein Genuss in ew'gem Strome quillet.
Denn wie mit unsichtbaren Geisterhänden
Fühl' ich mir ihn sie ewig gütig senden.

4.

Jugend und Alter.

Der Jugend Bilder sind die süssen Träume,
In die am liebsten ich mich sinnend senke,
An ihrem Glanze ich mein Alter tränke,
Und schweif' hinaus in sonnenlichte Räume.

Der Jugend ziemt das Wort: ich überschäume,
Und des Genusses Becher voll mir schenke;
Das Alter fordert, dass Vernunft es lenke,
Ihm ziemt das Wort: ich mässig bin und säume.

Doch wie die Sonne glänzet noch und scheinet,
Wenn auch verschwunden ist die Kraft der Strahlen,
Und Schein und Wesen dient zwei Hemisphären;

So ist's dem Alter süsses Lustgewähren,
Wenn sich im Wiederschein die Bilder malen,
Worin sich Gegenwart und Vorzeit einet.

5.

Die letzten Schranken.

Von kleinem Hügel man zu grössrem steiget,
Um frei in weite Ferne auszublicken,
Doch höh'ren Berges langgedehnter Rucken
Sich, weite Aussicht hemmend, immer zeiget.

Und jede Stufe neue Sehnsucht zeuget,
Man träumt von nie geahndetem Entzücken;
Da plötzlich Gipfel ihre Schatten schicken,
Wo jeder Laut lebend'gen Wesens schweiget.

Die bleiben dann vom Wand'rer unerstiegen,
Er sieht, er muss ein Ziel dem Suchen stecken,
Und auf den letzterreichten Höh'n verweilen.

So auch des Lebens Stufenalter eilen;
Erst wachst das Licht, dann sieht man Nacht sich strecken,
Und zweifelt, ob sie Funken überfliegen.

6.

Zwiefache Ansicht.

1.

Ich lebe schon im Geist in den Genüssen,
Die diese Stunden bald mir jetzt bereiten;
Mein Wolkenhimmel plötzlich ist zerrissen,
Mich Tags nun Sonnenschein, Nachts Sterne leiten.

2.

Mir blühet Glück in ruhigem Gewissen,
Sieg ist mir sicher in des Busens Streiten;
Ich scheue nicht das schicksalernste Müssen,
Wenn treu vereinet Geist und Herz arbeiten.

1. 2.

Wir seh'n am Hügel dort die Sonne sinken
Und Luna's silberheller Scheibe weichen.

1.

Mir ist der Abend neuen Tags Zuwinken.

2.

Ich seh in ihm des vorigen Erbleichen.

1. 2.

So wir im vorwärts und im rückwärts Schauen
Uns gleiches Glück aus andrem Stoffe bauen.

7.

Die stillen Nächte.

Warum ich so die stillen Nächte liebe?
Kann recht ich nur der eignen Brust vertrauen;
Was da des Geistes Augen lebend schauen,
Zum Gott mich machte, wenn es ewig bliebe.

Am Tag' ich nur so meine Pflichten übe,
Wie Wandrers Schritte Nebel wohl umgrauen;
Die Thränen, die den Wimpern mir entthauen,
Zur Nacht mich ziehen mit geheimem Triebe.

Nicht von der Wirklichkeit Gesetz gehalten,
Der Zeiten hingeschwundene Gestalten
Im Traume süss vertraulich wiederkehren,

Und lieblich flüsternd da die Seele lehren,
Dass aller Wonnen susseste geniessen
Heiss' jedem Eindruck fest die Sinne schliessen.

8.

Die Sterne.

Ein grosser Dichter sagt, dass man die Sterne
Begehre nicht, sich ihres Lichts nur freue:
Sah er denn sehnend nie in jene Ferne
Nach Welten wo das Sein sich ihm erneue?

Wohl hängt das Aug' am Sternen-Glanze gerne,
Doch nicht, dass er die tiefe Nacht zerstreue,
Dass tief die Brust in sie zu tauchen lerne,
Wenn nicht ihr Glück mehr giebt die heitre Blaue.

Wenn, was das Herz geliebt, die Erde decket,
Ihr Dunkel nur die Lust des Busens wecket,
Man liebt die fernen Sterne hier auf Erden,

Dass durch des Grabes Nacht sie Leiter werden;
Wenn Glück und Lust hat für das Herz geendet,
Den Blick ihr nahes Sonnenflammen blendet.

9.

Blumen und Sterne.

Die Blumen, die in einem Jahre spriessen,
Und welkend in demselben auch vergehen,
Uns lehren, wenn wir sinnig auf sie sehen,
Dass wir auch hier des Daseins Kreis beschliessen.

Doch anders uns die nächt'gen Sterne grüssen:
Wir uns in ewigen Geleisen drehen,
Und ewig könnt mit uns auch ihr bestehen,
Da Geist und Licht in eins zusammenfliessen.

Sind nun die Körner, die als Saamen keimen,
Noch eins mit den vergang'nen Mutterblüthen?
Kann die Gestirne in des Aethers Räumen

Ihr Schicksal vor dem Untergang behüten?
Sind sie, wie Weltenblüthen weit zerstreuet,
Nicht auch doch der Vergänglichkeit geweihet?

10.

Betrachtung.

Auf Marmor hab' ich sicher euch gegründet,
Dass euch der Stand vor jedem Unfall wahre,
Ihr Bilder, die durch lange Lebensjahre
Mir habt die Brust mit süsser Lust entzündet.

Den Genius ihr jener Zeit verkündet,
Die, dass sie keinen Ruhm der Nachwelt spare,
Und Grössres Helios nichts als sie erfahre,
Mit Erdendasein Himmlisches verbindet.

Stumm sass ich oft vor euch, und stumm verlassen
Nun werd ich euch, wenn mich das Grab empfanget,
An Phöbus Strahlen eure Schönheit hänget,

Der Mensch in Grabesnacht kann sie nicht fassen,
Die ird'schen Sinne sind von ihm gewichen
Den himmlischen ist euer Reiz verblichen.

II.

Höchster Lebensgewinn.

Wo Friedrich Barbarossas Reuter zogen,
Zog ich in meines Glückes Jugendtagen,
Doch dacht' ich wenig jener dunklen Sagen,
Die längst hinweggespült der Zeiten Wogen.

Mir vom Geschick war Schön'res zugewogen,
Ich durft' im Busen himmlisch Wesen tragen,
Und fühlen Herz an Herz in Liebe schlagen;
Nur diesem Ziel zu meine Schritte flogen.

Aus jenen sehnsuchtsvollen Jugendwegen
Ist mir erblüht des ganzen Lebens Segen
In allen Wandels lieblichen Gestalten;

Denn von der Jungfrau üppig holder Blüthe
Sah' bis zum Tod in herrlichen Gemüthe
Ich jede Schönheit göttlich sich entfalten.

12.

Wolken, Träume, Lieder.

Sahst je Du, wie im blauen Himmelsraume
Ein klein Gewölk kaum sichtbar erst entstehet,
Doch bald mit grösseren zusammengehet,
Und fort drauf zieht in lockrem Flockenschaume?

Unstäte Bilder auch in irrem Traume
Die Phantasie zusammen seltsam wehet,
Wenn sich der Kreis der goldnen Sterne drehet,
Aufgeht und untersinkt am Erdensaume.

Wie Wolken und wie Träume sind die Lieder,
Die hold entblühn der Horen heitren Stunden,
Allein an sinniges Gesetz gebunden,

An Rhythmusfesseln steigend auf und nieder,
Gedanken her vom hohen Himmel lenkend,
Und in die Tiefe sie des Busens senkend.

13.

Das Schicksal und der Mensch.

Die Knospe, wenn sie ihre Zeit erreichet,
Und ihres Lebensmorgens Dämmrung grauet,
Bricht auf, und der Natur sich anvertrauet,
Ob Sonne scheinet, oder Wind rauh streichet,

Sie der Nothwendigkeit des Schicksals weichet,
Das vorwärts treibt, und niemals rückwärts schauet,
Und achtlos seine Riesenplane bauet,
Ob Blüthe welkt, und Menschenglück erbleichet.

Denn auch den Menschen fasst sein unstät Treiben,
Er muss hinaus ins öde, dürre Leben,
Muss wider Willen kämpfen, dulden, streben,

Darf nicht im Schoosse süsser Ruhe bleiben.
Allein der Mensch begegnet ihm mit Stärke,
Und schreitet doch zu selbstgewähltem Werke.

14.

Der Seele Kräfte.

Der Seele Kräfte frei vom Körper streben,
Und tragen in sich abgesondert Leben,
Wenn nur in ihrer tief empfundnen Stille
Wohnt fester, unerschütterlicher Wille.

Vor keinem Ungemach sie dann erbeben,
Vielmehr sie Krankheit noch und Leiden heben,
Da nicht mehr hindert der Begierde Fülle,
Dass der Gedanke rein dem Geist entquille.

Der Mensch fühlt dann ein ungewohntes Wogen
Im reich bewegt aufsteigenden Gemüthe,
Und pflücket der Empfindung Wahrheitsblüthe,

Nicht mehr von trubem Sinnenschein betrogen;
Und bis des Lebens letzter Pulsschlag stocket,
Der Phantasie er süssen Klang entlocket.

15.

Gefiederte Sänger.

Die Vögel trillern ihre muntern Lieder,
Dass weithin Feld und Wald davon erklinget;
Wie in die Lüfte hoch ihr Flug sich schwinget,
Tönt noch melodischer ihr Singen nieder.

Denn eng verknüpft sind Stimme und Gefieder;
Kein Thier, das frei nicht durch die Lüfte dringet,
Des Liedes Weihe dar dem Himmel bringet,
Eintörm'ger Ruf nur schallet von ihm wieder.

Doch auch der Vögel glückliche Geschlechte
Geniessen des Gesanges heilge Rechte
Nur, wenn der Liebe Trieb sie süss begeistert.

Wenn diese Augenblicke sind verschwunden,
Die von der Thierheit Fesseln sie entbunden,
Dann dumpfe Stummheit ihrer sich bemeistert.

16.

Ihr Bild.

Ums dunkle Haar den Schleier leicht geschlagen,
Dein tiefes Auge aus dem Bilde blicket.
Wenn auch nicht jeder Zug Dich nah uns rücket,
Sieht man Dich lebend doch in jenen Tagen,

Wo Roma's Wunder offen vor Dir lagen,
Wo Du das Höchste sinnvoll still gepflücket,
Und an des Südens Himmel Dich erquicket,
Um Rückkehr zu dem rauhen Nord zu wagen.

Denn Liebe zu Hesperiens Zauberblüthe
Verdrängte nicht in Dir aus dem Gemüthe
Zum Vaterland die sichre, ewge Treue;

Dein stiller Sinn genugsam in ihm lebte,
Und Grosses um Dich her geräuschlos webte
Zu Erdenheiterkeit und Himmelsweihe.

17.

Licht der Liebe.

In Einem Punkte sich zusammendränget
Mein Leben, wie in seiner höchsten Blüthe;
Aus ihm entsprang dem strebenden Gemüthe,
Woran es sehnend bis zum Grabe hänget.

Und bis dahin es, dunkel eingeenget,
Sein Wollen zu entziffern bang sich mühte:
Da kam mir ihre sonnenmilde Güte,
Wie Thau der Flur, die Sirius Glut versenget.

Wenn mir nun Strahlen höhrer Klarheit glänzten,
Sie nur von ihres Schimmers Lichte stammten;
Denn mit den Glorien, die sie umflammten,

Die Stirn mir ihre Hände huldreich kränzten;
Was zartren Ursprungs sich in mir verkündet,
Hat ihrer Liebe Inbrunst erst entzündet.

18.

Gegenliebe.

Die Liebe nährt sich wohl von Gegenliebe,
Doch wächst auch, wenn ihr diese Nahrung fehlet;
Sie nicht Erreichbares, nicht Glück sich wählet,
Stammt, selbst sich unbewusst, aus dunklem Triebe.

Wenn ihr auch nichts, als ihre Sehnsucht bliebe,
Sie nie die reichvergossnen Thränen zählet,
Mit susser Lust ist doch ihr Schmerz vermählet,
Wie Luna's Schimmer blickt durch Wolken trübe.

Nur Wenigen des Busens Stärke quillet,
Des Liebesglückes Sonnenschein zu tragen,
Und diesen immer Gegenliebe blühet,

Denn Himmelsglut an Himmelsglut erglühet;
Die meisten nur gedeihn im Morgentagen,
Von trübendem Gewölke bald umhüllet.

19.

Vorgefühl und Muth.

Der Mensch sieht wohl sich seinen Himmel schwärzen,
Trägt in sich Vorgefühl unselger Schmerzen,
Weiss deutlich anzugeben Tag und Stunde,
Die schlagen werden ihm die bittre Wunde.

Allein mit ruhigem und festem Herzen,
Als könnt' er auch mit Wehgeschicke scherzen,
Begegnet er der unheilschwangren Kunde,
Anordnend selbst mit unerschrocknem Munde.

Er weiss, dass, führt es auch durch Schmerzgefilde,
Das Schicksal dennoch ist von tiefer Milde,
Und wenn auch Grausamkeit und Harte schalten,

Weiss er den Muth des Busens zu erhalten,
Des Lebens Tage nicht nach Freuden zählet,
Allein den Sinn mit Stärke waffnend stählet.

20.

Mannesmuth.

Das Schicksal wohl den Menschen löst und bindet,
Doch wessen Busen Mannesmuth empfindet,
Zur Reife seine Frucht entschlossen bringet,
Eh' ihn zu überraschen ihm gelinget.

Was aus der Zukunft für ihn los sich windet,
Ihm leise Ahndung innerlich verkündet,
Er kennt, was ihm den Grund der Brust durchdringet,
Und weiss, wie Faden sich in Faden schlinget.

Dann fasset ihn ein mächtiges Verlangen,
Die Knoten zu zerhaun, die sonst ihn banden;
Er greifet ein mit unverzagten Händen,

Und giebt die Richtung, statt sie zu empfangen.
Denn wie des Schicksals Keim der Brust entspriesset,
So auch die reife Frucht er in sie schliesset.

21.

Der Gymnast.

Ich liebe nicht die buntgemischte Menge,
Die mich umsteht in wogendem Gedränge,
Ihr lauter Beifall giebt mir keine Freude,
Und ihrem Blick ich zu begegnen meide.

Allein die Glieder ich, gestaltend, zwänge,
Sie rollend bald, bald dehnend in die Länge;
Denn ich von des Berufes Pflicht nicht scheide,
Und noch mein Leid mit Heiterkeit umkleide.

Wenn dann, nach der bestandnen Abendschwüle,
Ich mich in stiller Kammer ruhig fühle,
Erfreu' ich mich am treu geübten Willen.

Doch würdig ist nur, was aus ihm entspringet,
Was sonst die Brust mit Lust und Schmerz durchdringet,
Sind süss und eigen nur Empfindungsgrillen.

22.

Bescheidenes Glück.

Nur schlicht gekämmt ich trage meine Haare,
Und auf den Scheitel sie zusammen binde,
Und ausser meinem dunklen Flechtenpaare,
Gefallen nicht an andrem Schmucke finde.

So meiner Jugend bald verschwundne Jahre
In emsgem Fleisse ab ich willig winde,
Und wenn ich Unmuth je in mir gewahre,
Scheit' ich mich hart, und acht' es mir für Sünde.

Man kann die Sorge aus dem Sinn sich schlagen,
Als leichte Last auch saure Bürde tragen,
Und aus verborgen unerkannten Freuden

Sich einen Kranz gelichter Blüthen flechten,
Der sanft umschmiegt des Busens bittres Leiden,
Und nicht erlaubt, mit dem Geschick zu rechten.

23.

Die Schönheit.

Die Schönheit ist der Menschheit höchste Blüthe;
Wenn sie, wie Hauch, nur die Gestalt umschwebet,
Gediegen sie hervor doch sinnig strebet
Aus dem von ihr durchstrahleten Gemüthe.

Verein von Geiste, Reinheit, Seelengute
Ein irdisch reich beglückend Dasein webet,
Doch wo die Allgewalt der Schönheit lebet,
Ist's, als wenn Strahl dem Himmel selbst entspruhte.

Sie fasst in Eine Knospe fest zusammen,
Worin sich Erd' und Himmel hold umschlingen,
Und sendet ihre ätherreinen Flammen,

Dass in die tiefste Brust sie lodernd dringen,
Und sie, befreit von dumpfem Erdenmühen,
Zu freiem Aufschwung kräftigend, durchglühen.

24.

Gedanke und Gefühl.

Wie Wasser rieseln aus der Erde Schlunden,
So die Gedanken tief der Brust entquillen,
Und dann das lange Menschen-Leben füllen,
Bis sie in mächtgen Thaten Ausgang finden.

Wie innerlich Vulkane sich entzünden,
Braust der Gefühle Gluhen, schwer zu stillen,
Bis sie, gebandiget durch starken Willen,
Sich durch der Pflichten Gleise muhvoll winden.

Denn das, was Mensch und Erde in sich schliessen,
Doch her von einerlei Natur nur stammet.
Der Woge, die krystallrein hoch sich bäumet,

Das Funkeln des Gedankenlichts entschaumet,
Wie Feuer lodernd das Gefuhl aufflammet,
Und beide aus vom Staub den Himmel grussen.

25.

Des Dichters Geist.

Wenn heitre Bläue ganz den Himmel decket,
Kein leichtes Wölkchen sich hochschwimmend zeiget,
Dann Flock' auf Flocke, wie aus nichts, aufsteiget,
Zusammenfliesst, und bald weit hin sich strecket;

So Dichters Geist jungfräulich unbefleckt
Ist, eh' Begeistrung sich zu ihm neiget,
In Worte der Gedanke sich verzweiget,
Und die Bewunderung der Hörer wecket.

Allein der Dichter selger schwelgt entzücket
In der noch ungeschiednen Bilderfülle,
Eh' losgerissen eines er erblicket,

Umdämmert von des Lautes Nebelhülle.
Denn was aus ihm emporsprieasst, nie ihm gnuget,
Ein schwacher Abglanz dess, was in ihm lieget.

26.

Gegebenes Maafs.

Das Meer nicht immer bleibt in gleichem Stande,
Doch kann gegebnes Maafs nicht überschweifen.
Scheint noch so stark die Welle auszugreifen,
Sie kehrt zurück vor nichts in ebnen Sande.

So halten auch uns unsichtbare Bande
Des Schicksals Wechsel und der Kräfte Reifen;
Nur wenig übers Maafs hinüber streifen
Kann man, der Becher füllt sich nur zum Rande.

Denn in der Götter unbesiegbar'n Handen
Das Richtscheit ruhet und des Wägens Schaale;
Und was bestimmt wird hoch im Göttersaale,

Muss hier der Mensch, woll' er auch nicht, vollenden.
Mag in den Styx ihn gleich die Mutter tauchen,
Die grosse Seele muss Achill verhauchen.

27.

Zwiefache Richtung.

Was immer auch im Menschen spriesst und blühet,
Zwei Richtungen zugleich entgegenstrebet,
Wie sich der Zweig frei in die Luft erhebet,
Die Wurzel an die Nacht des Bodens ziehet.

Doch nicht, was in dem Menschen luftig glühet,
In seiner reinsten Geistigkeit auch lebet,
Was tief sich in den Schofs der Brust verwebet
Aus seiner Nacht zum Himmel Funken sprühet.

Er kann nicht hindern dies zwiefache Spriessen
Zu Weltgetümmel und zu Sinnenfülle,
Und in die farblos dichtgewebte Hülle,

Wo der Gedanke liebt sich einzuschliessen;
Nur wehren muss er, dass der Wurzel Stille
Nicht störe üpp'ges in die Zweige Schiessen.

28.

Der Stier im Joch.

Gezwungen Tag um Tag zum sauren Frohnen,
Der Stier den Pflug, ins Joch gespannet, ziehet,
Und ihm kein andres Schicksal jemals blühet,
Als unter harter Arbeitslast zu stöhnen.

Dem Stachel muss die Seiten er gewöhnen,
Geduldig unter ihm er mehr sich mühet;
Wie auch im starken Nacken Strauben glühet,
Muss er sich doch mit seinem Loos versöhnen.

Wie um sein Ackerstück der Himmel lieget,
Umwölbend stets im gleichen Kreis die Erde,
Ist er gefangen in denselben Schranken.

Wie Epheuzweige dürren Stamm umranken,
Rankt sich sein Leben um des Diensts Beschwerde,
Bis Muh und Alter ihn der Grube füget.

29.

Das Pferd.

Das Ross des Schlachtgetümmels Schaaren zieret,
Und theilet die Gefahr im edlen Streite,
Es streckt im Lauf die schlankgedehnte Seite,
Der Boden dröhnt, wenn ihn sein Huf berühret.

Ein Leben es, gefangen, knechtisch führet,
Verwehrt ist, bis es wird des Todes Beute,
Ihm, dass sein Wille seine Schritte leite,
Und niemals es der Fesseln Zwang verlieret.

Doch sich zum Stolze hat es umgeschaffen
Den Zaum, an dem es herrisch wird gelenket,
Die Knechtschaft in sein Wesen tief gesenket.

So freut es sich, die Glieder anzustraffen;
Der Stier giebt sträubend nach dem stärkern Zwange,
Das Ross umglänzt er, dass es schöner prange.

30.

Das Verstummen.

Wenn theures Haupt wird durch den Tod entführet,
Was da das Herz mit tiefrem Schmerze rühret,
Dass nicht die Stimme mehr das Ohr entzücket?
Das Auge die Gestalt nicht mehr erblicket?

Der Sehnsucht Glut die Stimme heftger schüret,
Und nie der Ton dem Ohre sich verlieret.
Ist er, verstummt, auch lange ihm entrücket,
Erinn'rung aus dem Grab herauf ihn schicket.

Er ist der Seele eigentliches Leben,
Und wieder in der Seele Tiefen dringet,
Und was geheimnissvoller Schleier decket,

Zu neuem, wonnevollen Dasein wecket.
O möcht' in stiller Nacht er, leis beschwinget,
Her mir von unsichtbarer Lipp' auch beben.

31.

Das Verschwinden.

Doch sehnsuchtsvoll nach dem geliebten Bilde
Das Herz sucht wieder dann in andren Stunden,
Und glaubt zu heilen seine tiefen Wunden,
Kehrt' es nur einmal in des Lichts Gefilde.

Der seelenvollen Züge Engelsmilde
Liefs sonst von jedem Leid es gleich gesunden;
Nun ist auf ewig sie dahin geschwunden,
Dient ihm nicht mehr zum sichren Lebensschilde.

Wenn auch die Lippen waren fest geschlossen,
Drang doch der Blick mit süsser Himmelswonne
Tief in die Brust, und wie von Frühlingssonne

Sich seine Strahlen über sie ergossen.
Denn in der sprachlosen Gefühle Schwunge
Von selbst verstummete beschämt die Zunge.

32.

Räthsel.

I.

Zum Tempel führen luftge Säulenhallen,
Und am Altare fromm geschworne Treue
Und Fleifs, dess sich der Wuchs der Saaten freue,
Fern lassen mich nach Hellas Trümmern wallen.

Vom Norden her mir Lockungstöne schallen,
Nach Asiens Gluten drängt mich Pilgerreue,
Und dass sich meiner Tage Lenz erneue,
Mir Pflug und Ring zum Lebensloose fallen.

Dann weit von den gewohnten Menschentritten
Thron' ich in bunt vermischter Völkermenge
Im Eiland, das die Phantasie erstritten.

Doch bald entzogen wieder dem Gedränge,
Wird mir, was ich genossen und gelitten,
Zum Traum in schroffer Felsen Thalesenge.

33.

II.

Wie Kastor sich und Polydeukes gleichen,
Wenn durch die Himmel, Ross an Ross, sie sprengen,
Wo sich der Sterngebilde goldne Zeichen
Wie Winterabendhimmel glanzend drangen;

So wenn die Sterne vor der Sonne bleichen,
In heiteren und sauren Lebensgängen
Nicht von einander unsre Mütter weichen,
Begleitend wechselsweis sich mit Gesängen.

Denn diesen süssen Zwillingsmelodieen
Sah leuchtend uns derselbe Tag entglühen,
Wie Funken nächtlich von den Sternen sprühen.

Ein Räthsel ist dem Hörer vorgeleget,
Und nach der Losung er vergebens fräget,
Da, der nicht ist mehr, sie verborgen träget.

34.

L e a

Dir war der Sturm der Leidenschaften lieber,
Als Wehmuthsschweigen tief im stillen Herzen,
Dein Wesen trieb dich in ihr kochend Fieber,
Und sandte dir verzehrend ihre Schmerzen.

Allein die Leidenschaft, die trüb' und trüber
Kann auch des Busens reinen Himmel schwärzen,
Doch lauternd geht ins ganze Dasein über,
Wie Glut die Schlacke löst von edlen Erzen.

Sie war dir fremd; bald stürmend, bald beklommen,
Bist nie zum Seeleneinklang du gekommen,
Der die erhabensten der Frauen schmücket.

Viel konntest denkend, fühlend du erringen,
Doch nie dich auf zu ihrer Grösse schwingen,
Nie hat dich ihre Götterruh' erquicket.

35.

Der Traum.

Man klagt, dass reizerfüllte Traumgestalten
Sich beim Erwachen lassen fest nicht halten,
Dass sie den Sinnen wesenlos entfliehen,
Wie Nebelstreifen durchs Gebirge ziehen.

Allein sie haften in des Herzens Falten,
Und die Empfindung lasst sie nicht erkalten;
Auch in dem Reich der Phantasie sie glühen,
Und leuchtend der Erinn'rung Funken sprühen.

Als Kind sah ich ein lieblich Haupt mir nicken,
Aus hohem Fenster huldreich auf mich blicken.
War es das Bild, das ewig mit mir lebet,

Hat es im Traum mir ahndend vorgeschwebet,
Wie sich der Sonne Strahlenscheibe zeiget,
Eh' selbst durch Morgenthor empor sie steiget?

36.

Sehnsucht der Liebe.

Die Nacht des Todes aus vom Körper gehet,
Wenn, der ihn hält als Wohnung der Gedanken,
Der Einklang, nicht harmonisch mehr bestehet,
Und jeder Urstoff tritt aus seinen Schranken.

Die Seele, wenn ihr Himmels Hauch gleich wehet,
Und wenn sie, ohne irdisch schwaches Wanken,
Sehnsuchtig nach dem ew'gen Licht sich drehet,
Will still doch den Gefährten treu umranken,

Der sie des Lebens Laufbahn hat geführet,
Und ihrer Kräfte Glühen oft geschüret.
Doch nun, was soll die Einsame umfassen?

Sie kann der Liebe Sehnsucht nur vertrauen,
Und auf die tiefgefühlte Wahrheit bauen,
Dass sich verwandte Geister nicht verlassen.

37.

Thekla.

Nicht Dolche durch die zarte Brust ihr drangen,
Nicht Becher, giftgefullt, hat sie geleeret,
Ihr Leben hat nicht langsam Gram verzehret,
Kuhn ist sie dem Geliebten nachgegangen.

Wenn alle Kräfte, sehnend, Tod verlangen,
Das höchste Leben aus sich Tod gebäret,
Und die Natur zu sprengen dann nicht wehret
Des Lebens Fessel durch der Seele Bangen.

Sie will noch einmal liebend den umarmen,
An dem nicht mehr kann ihre Brust erwarmen,
Und sterben dann im letzten langen Kusse,

Das Schicksal seiner treuen Schaaren theilen,
Wohin er ging, an gleicher Stätte weilen,
Sei's in Vernichtung, sei's im Vollgenusse.

38.

Das Schweigen.

In Kloster lebt' ich viele lange Jahre,
Wo nie den Lippen durft ein Wo.t entfliehen,
In sich man Schmerz und Freude musste ziehen,
Dass man dem Ohre lästgen Laut erspare.

Da bleichten mir der Scheitel Silberhaare,
Doch tiefes Denken, reifer Sinn gediehen;
Darum in heitrer Lust und Tages-Mühen
Ich tiefes Schweigen gern auch jetzt bewahre.

Die Sterne ja gehn ihre goldnen Bahnen,
Auch schweigend in des Aethers stillen Wegen,
Und uns das Innerste der Brust doch regen,

Weil sie an überirdisch Licht uns mahnen.
Im tiefsten Senken, wie im höchsten Schwunge
Des Geist's fühlt fremd dem Busen sich die Zunge.

39.

Mitleid.

Medea stehet hoch im Drachenwagen,
Und raubt aus Gattenhass der Kinder Leben,
Die Mutterarme unnatürlich streben,
Die Wunde in das tiefe Herz zu schlagen.

Johannes Haupt sieht man die Jungfrau tragen,
Und ihre Glieder nicht vor Schauder beben;
Des Greises Blicke Tod und Nacht umschweben,
In ihren glänzt frohsinniges Behagen.

In Stein sind diese Bilder ausgehauen,
Und Menschen freuen sich sie anzuschauen;
Was ist's, das hin zu Gräuelthaten ziehet?

Das Mitleid ist es, das das Herz durchglühet,
Und im gespensterartig finstern Grauen
Noch sanft wie Blume süsser Wehmuth blühet.

40.

Damokles.

Das Schwert am Faden überm Haupte hänget
Des Gasts am üpp'gen Tische des Tyrannen,
Dass aus der Brust er nicht die Furcht kann bannen
In der Gefahr, die sich dem Blick aufdränget.

Mir grössre Bangigkeit den Busen enget,
Von der mit Müh' ich kaum mich kann ermannen;
Des Schicksals Mächte Wolke mir ersannen,
Mit Blitzen schwanger, deren Strahl versenget.

Die Wolke nicht am hohen Himmel schwebet,
Ihn fürcht' ich nicht, wie er auch dunkel scheine;
Die glühnde Wolke in mir selbst ich meine.

Was ihr entschiesset, kann ich nicht besiegen,
Und unter ihm verdorrt bleibt öde liegen,
Was frisch nach That sonst und Gedanken strebet.

41.

Des Herrschers Glanz

Des Herrschers Glanz, wie Sonnenstrahl, nie bleichet,
Er sich ergeht in Marmor-Saulengängen,
Nie über seinem Haupte Wolken hangen,
Der zartste Duft vor seinem Hauche weichet.

Der Grösse Gipfel hat er voll erreichet.
Die Völker des Pallastes Thor umdrängen,
Die Riesentreppen ihre Zuge engen,
Und schimmerlos kein Augenblick verstreichet.

Er weiss nicht, wie sich Glück und Unglück gatten,
Er kennet keines Dinges Erdenschatten.
Wie, denen überm Haupt die Sonne stehet,

Nach keiner Seite können Schatten schlagen,
Giebt es nicht Nacht für ihn, noch dämmernd Tagen,
Von wandellosem Licht umhüllt, er gehet.

42.

Das Diadem.

O, dieses Band die Schläfe mir versenget!
Mich von des Todes Macht es zwar entbindet,
Doch mich ins Leben fühl' ich eingeenget,
Aus dem mein Fuss mehr keinen Ausgang findet.

Wie sich der Anblick offner See verlänget,
Wo Hoffnung fern gelegner Küste schwindet,
Mich in der Tage Fluth einförmig zwänget
Unsterblichkeit, die Wechsel nie verkündet.

Die Sterne lieblich wohl am Himmel blinken,
Doch müssen ladend sie hernieder winken,
Die Brust umsonst nach ihnen nicht verlangen,

Sonst hält das Licht mehr, als das Grab, gefangen.
Denn, wenn der Erde Schoofs versöhnend kühlet,
Das Leben oft mit Schmerz die Brust durchwühlet.

43.

Die Seelenwanderung.

Als Papagei sitz ich beglückt im Zimmer
Suminda's, die mein Herz im Stillen liebet,
Und meiner Federn reicher Farbenschimmer
Dem süssen Mädchen Augenweide giebet.

Ein Jüngling war ich, doch erhöret nimmer
Von der, die gegen Menschen Harte übet,
Da sie nicht achtete mein Klaggewimmer,
Sank ich ins Grab, in Liebe tief betrübet.

Jetzt mich: ich liebe Dich! sie sagen lehret
Zwar weiss ich, dass sie nicht für mich es meinet,
Doch süss der Ton von ihr mir wiederkehret,

Und wonniglich so mich mit ihr vereinet.
Darf ich in meiner Liebe heissem Brennen
Ich liebe Dich! doch ewig ihr bekennen.

44.

Venus.

Aus Schaum bist, Venus, du hervorgegangen,
Der auf des Meeres lichter Welle sprühet:
So unentwickeltem Gefühl entblühet
Der Liebe zart aufkeimendes Verlangen.

Der Busen fühlet plötzlich sich gefangen,
Doch weiss zu nennen nicht, was an ihn ziehet,
Denn der Gedanke und die Sprache fliehet,
Wenn dieser innern Stimme Töne klangen.

Erst in des ruhigen Besitzes Stunden
Wenn das Gefühl hat klar sich losgewunden
Versunken nicht mehr in dem wachen Traume,

Entfaltet es sich gleich des Himmels Raume,
Und aus der Nacht, in die es sich verloren,
Hebt sich ein Götterbild wie neu geboren.

45.

M a r s.

Ich liebe kein olympisches Gebilde
So sehr als, ruh'ger Kriegsgott, deine Züge.
Du trägst die Spur der grofserkämpften Siege
Nur in erhabner Stille Göttermilde.

Du gern durchwandelst Paphos Lustgefilde;
Doch sind sie dir nicht eitler Träume Wiege,
Und gegen Amors flatterhafte Lüge
Dient dir der Ernst der Stirn zum sichern Schilde.

Als Griechengeist sich in geweihter Stunde
Auf tieferforschter Wahrheit festem Grunde
Mit kühnem Fluge hatt' emporgeschwungen,

Wo Grösse steht mit Reiz in treuem Bunde
Und Menschlichkeit von Gottheit wird durchdrungen,
War edlem Meissel dieses Bild gelungen.

46.

L e t o.

Orion die Titanin will bezwingen,
Gereizt von ihrer Schönheit Strahlenfülle,
Doch fern ihn hält gebieterisch ihr Wille,
Und ihm ins Herz der Kinder Pfeile dringen.

Denn Artemis und Phöbus Blitze schwingen
Sich frei hin durch die wüste Aetherstille,
Und keiner Wolkendecke finstre Hülle
Hemmt je ihr fernhertreffendes Vollbringen.

So zwiefach Leto's grosses Herz sich freuet,
Dass sie der Frevler nicht in Schmach gebettet,
Und sie der Kinder Wachsamkeit gerettet,

Die Schutz der hohen Göttermutter leihet.
Den Armen hatte Liebe irrgeführet,
Doch Mitleid keiner Göttin Busen rühret.

47.

Sisyphus.

Den Stein zu wälzen, der entdonnernd weichet,
Verdammt ist Sisyphus vom Qualgeschicke;
Doch in des Sturzes treulos arger Tücke
Der Ruhm des Menschen jenem Marmor gleichet.

Wenn nicht die Stärke bis zum Grab ausreichet,
Zu ringen, dass man steigend ihn erblicke,
Wenn Schwäche bleibt im Leben, oder Lücke,
Der Sternenkranz der Heldenstirn erbleichet.

Denn in des Geists ätherischen Gefilden
Erhalten ist ein ewig neues Bilden,
Und kein Besitz ein ruhend liegen Lassen:

Was in die Luft nicht eitel soll zerstieben,
Muss rasche Thatkraft immer neu erfassen,
Von hebender Begeistrung angetrieben.

48.

Hellas.

Zwei Dinge Hellas Phantasie-Gestalten
So tiefen Reiz für alle Zeiten geben:
Der Charitinnen ewig zartes Walten
Und Nemesis' nach strengem Maafse Streben.

In feinen Linien sie die Gränzen halten,
In denen hin und wieder schwankt das Leben.
Die Menschen bänd'gen der Natur Gewalten,
Und edle Scheu macht Götterbrust auch beben.

Am Indus und am Ganges sieht man schwellen
Der Rede Macht, wie ihrer Strömung Wellen,
Aus grauem Alterthum hervor sich giessen,

Aus Dichterbildern Weisheits-Sprüche spriessen;
Allein des Herzens Sehnsucht tief nur stillet
Der Thau, der Griechenlippen sanft entquillet.

49.

Die Römer.

Dass sich der Menschheit Schicksal wölbend baue,
Geschaffen ward des Römervolkes Sitte,
Dass pfeilerähnlich stehend in der Mitte,
Wie Janus, es nach vorn und rückwärts schaue.

Ein Fels, an dem des Meeres Wuth sich staue,
Wich es dem Trotz nie, selten flehnder Bitte,
Und vorwärts schritt mit nie gehemmtem Schritte,
Nicht achtend, dass den Fuss ihm Blut umthaue.

Der Kunst und Dichtung schöpferischen Funken
Nicht zeugte seine Brust, begeistrungtrunken.
Die Harfen-Töne seiner Dichter hallten

Nur nach den vollern, die von Hellas schallten.
Nur auf des Völker-Thrones ehrnen Stufen
Zu herrschen einzig, fühlt es sich berufen.

50.

Die Römerin.

Das Römermädchen flicht zum Knauf die Haare,
Und steckt mit langer Nadel sie zusammen,
Den Sitten treu, die von den Vätern stammen
Durch langgedehnte Reihe grauer Jahre.

Der Jüngling fest die Treue ihr bewahre;
Wenn ihre Augen erst in Thränen schwammen,
Entlodern ihrer innren Gluten Flammen,
Dass sie ihm nicht der Nadel Wunde spare.

Denn Liebe nahe ist dem Tod verbunden,
Da sich in sie das ganze Dasein schlinget,
Wenn sie das vollste Glück der Brust gegeben.

Was soll dem Glücklichen das schaale Leben?
Wenn sie zur kühnsten Höhe still sich schwinget,
Ist unter ihr die Erde schon verschwunden.

51.

Wahre Gröfse.

Wer nie die Trockenheit des Lebens fliehet,
Phantastisch nicht mit luftgen Bildern spielet,
Die aus sich selbst er sinnig webend ziehet,
Der doch des Menschen Dasein halb nur fühlet.

Ihm nicht der Gluten zarter Funken sprühet,
Der lodernd Sehnsucht weckt und Sehnsucht kühlet;
Er mit den Lasten sich des Lebens mühet,
Und in dem harten Stoff der Dinge wühlet.

Doch kann er bieder, wahr, gerecht, gediegen,
Durch jede Tugendübung mächtig, siegen.
Bewundernd ihn der Ruhm der Menge nennet;

Wer tiefer schaut, von Grofsem Gröfsres trennet.
So warest du, den ich geehrt mit Schweigen,
Doch vor dem nie mein Geist sich konnte beugen.

52.

Macht der Liebe.

Der Mensch wohl sinnt und regt sich in Gedanken,
Und setzet seinem Forschen keine Schranken;
Bis an des Weltalls Grenze möcht' er dringen,
Und tausend Dinge vor die Seele bringen.

Doch wenn er Liebe fühlt die Brust umranken,
Auf einmal alle tausend Dinge schwanken,
Er fühlt nur Eins, kann nur nach Einem ringen,
Nur das geliebte Bild im Geist umschlingen.

Und diese dicht verschlossne Blüten-Fülle,
Die nichts entfaltet aus der zarten Hülle,
Das Höchste ist, was Menschensinn erstrebet;

Von dem, was des Gemüthes heilge Stille
Da in geheimer Ahndung tief durchbebet,
Der Mensch bis zu des Grabes Rande lebet.

53.

Abschied vom Meer.

Auf ewig: lebe wohl! ich dir nun sage,
Geliebtes Meer, du rollst die stolzen Wellen
Fort aus den ewig unversiegbarn Quellen,
Ich weit von dir beschliesse meine Tage.

Das Schicksal wäget mit gerechter Wage;
Ich sahe Liebe meinen Pfad erhellen,
Ich fühl' Erinnrung meinen Busen schwellen,
Und fern ist meinen Lippen jede Klage.

Ein Tag, der sich in ewger Klarheit dehnet,
Kein tief empfindend Herz mit Lust erfüllet,
Es nach der Stille auch der Nacht sich sehnet,

Und freudig sich in ihre Schleier hüllet.
Das Meer sich meinem Blicke jetzt entwindet,
Bald auch in Dunkel ihm die Erde schwindet.

54.

Des Jenseits Schleier.

Wenn sanft der Klage wehmutsvolle Leier
Ertönet an geliebter Todtenfeier,
Man auf der unsichtbaren Gränze schwebet,
Wo in den Tod hinab das Leben bebet.

Man sucht zu lüften den geheimen Schleier,
Der dicht umhüllet, was dem Herzen theuer;
Doch undurchdringlich wie er ist gewebet,
Durchblickt ihn keiner der, noch athmend, lebet.

Nie kann vom Leben aus den Tod man schauen,
Man fühlet wohl es stufenweis verschwinden,
Doch mit dem Tod reisst der Besinnung Faden.

Wird aus vom Tod ins Leben Dämmrung grauen,
Wird rückwärts sich der Blick erkennend finden,
Wenn ihn die Thränen der Verlassnen laden?

Druck von Georg Reimer in Berlin.

Briefe Wilhelm von Humboldt's.

Erster Theil.

MONASTERY

Gefühl fürs Wahre, Gute, und Schöne adelt die Seele und beseligt das Herz; aber was ist es, selbst dieses Gefühl, ohne eine mitempfindende Seele, mit der man es theilen kann!

Noch nie wurde ich von der Wahrheit dieses Gedankens so lebhaft und so innig durchdrungen, als in dem jetzigen Augenblick, da ich mich, auf ungewisse Hofnung des Wiedersehens, von Ihnen trennen muß!

Wilhelm Humboldt.

Pyrmont,
den 20ten Julius,
1788.

Briefe

von

Wilhelm von Humboldt

an eine Freundin.

Erster Theil.

Mit einem Facsimile.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1847.

Cod. 203 b/1

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

386

Vorbericht.

Die Briefe, welche hier erscheinen, werden gewiß als eine willkommene Zugabe zu den gesammelten Werken Wilhelm von Humboldt's empfangen werden. Oft ist der Wunsch ausgesprochen, daß, außer den gelehrten Schriften, die man allein und getrennt von denen wünschte, die nicht in dieses Fach gehören, noch mehr Ungedrucktes, besonders Briefe, erscheinen möchten. Die hier vorliegenden fallen in die Jahre von 1788 bis 1835. Jahre waren nöthig bis die Herausgeberin den Entschluß fassen und festhalten konnte, von dem, was ihr verborgenes Heiligthum war, etwas durch den Druck mitzutheilen. Endlich überzeugte sie sich, daß das nicht untergehen darf, was wesentlich zur Charakteristik eines wahrhaft großen Mannes gehört.

Was Wilhelm von Humboldt in bewegter geschichtlich-wichtiger Zeit dem Staat war, was Er voll hoher Humanität und edler Freisinnigkeit den Völkern, der Menschheit leistete; was Er für Wissenschaft und Gelehrsamkeit erforschte, bewahrt die Geschichte und verzeichnet ihr Griffel auf unvergängliche Tafeln. Aber in dem unerschöpflichen

Reichthum der Gedanken, der Tiefe der Empfindung, der Mannichfaltigkeit, Höhe und Reinheit der Ideen, worin der Verewigte lebte, waltete vor allem — wie der edle Bruder sich ausdrückt — „das herrliche Gemüth, die Seele voll Hochsinn und Adel", die ihn belebte. Und wer kleidete seine Gesinnungen in eine so kraftvolle und würdige Sprache! Doch ist diese, wie schön sie auch war, nur die äußere Schale und Hülle des hohen Geistes. Die Ihm inwohnende Seele war: ein ganz uneigennütziger, sich immer selbst verleugnender, starker, ganz selbstloser Wille; mit diesem verband sich der tiefe Sinn, der heilige Ernst, der der Wahrheit entstammt, die Macht der Ueberzeugung, die liebevollste Schonung, die Milde im Urtheilen, und der unendliche Zauber der zartesten Empfindung, der Alles umfaßte.

Alles das spricht sich hinreißend in diesen Briefen an eine Freundin aus, die nach dem Ableben derselben für den Druck hinterlassen worden. Außerdem, daß sie den Verfasser verklären, könnte in der Herausgabe noch ein anderer, höher belohnender Zweck erkannt werden: die Briefe wirkten sehr wohlthätig einst bei jedem Empfange. Sie waren an eine vom Glück vergessene Freundin geschrieben, für sie gedacht und empfunden, dieser sollten sie segensvoll werden, und sie erreichten ihren Zweck. Sie können nur so auf die Leser wirken, für welche sie ausgewählt sind. Bleibt ja von großen Menschen ihr Geist, oder was aus ihm hervorging, fortwirkend der Nachwelt, wenn er gleich selbst die Welt verlassen hat.

Die Briefe sind nicht für jederman, wie das kein Buch ist. Aber es sind, für die rechten Leser oder Leserinnen, reiche, mannichfache Gaben, die allerdings immer auf einen Gegenstand sich bezogen, wo sie voll Verehrung und Dankbarkeit empfangen wurden. Sie berührten das Außenleben

nur, um einen Anknüpfungspunkt für Ideen daraus zu nehmen. Sie gingen hervor aus einem unerschöpflichen Quell inneren, geistigen Reichthums. Der eigne Stoff, der nie von außen genommen, nie ausgehen konnte, belebte alles.

Die Briefe sind nicht gelehrten oder wissenschaftlichen, noch weniger historisch-politischen, ja nicht einmal ästhetischen oder romantischen Inhalts. Auch wenn sie einmal bei äußeren Erscheinungen verweilen, kehren sie gleich wieder auf das innere Sein zurück, das allen Schein verschmähet. Sie kompromittiren niemand, sie enthalten kein Wort, das irgend jemand unangenehm sein könnte oder die Censur fürchten dürfte. Sie zeigen, wie ein großer Mann Theilnahme und Freundschaft auszusprechen und zu beweisen, wie er verschiedene Empfindungen zu sondern und in reine Harmonie zu bringen, und wie er zu überzeugen weiß, oft selbst mit rührender Bescheidenheit. So verstand es höchst trostreich der Edle, wie das viele Briefe beweisen, über Leben und Schicksale zu erheben, um auf den Standpunkt zu geleiten, von dem aus er selbst das irdische Dasein betrachtete.

So weit die Einleitung zum Vorbericht von befreundeter Hand. Das weitere kann allein die Herausgeberin wahr und getreu hinzufügen, ja, sie allein darf es.

Und wahr und treu will ich hinzusetzen, was als Erklärung nöthig ist, doch erst an das Vorhergehende anreihen, was noch dahin gehört.

Dieser Briefwechsel war seit einer langen Reihe von Jahren mein einziges, mein höchstes, ungekanntes Glück. Was ich an Theilnahme und Trost bei allem, was mich traf, an Rath und Ermuthigung, an Erhebung und Erheiterung, endlich an Erkenntniß und Erleuchtung über höhere Wahrheiten bedurfte, ich nahm es aus diesem unerschöpflichen Schatz, der mir immer zugänglich und zur Seite war.

Ein solcher Briefwechsel, der durch nichts gestört und unterbrochen wurde, ist Umgang, der gegenseitig zu näherer Kenntniß des Charakters führt. Ein Geheimniß kann er nicht sein, die ganze Welt könnte den Inhalt wissen. Aber sie waren an mich geschrieben, so war es das Heiligthum meines Lebens; so bewahrte ich schweigend und verborgen was nur für mich geschrieben war, mich entschädigte für große Entbehrungen, mich lohnte für viele Leiden, mir erschien wie mein zugewogenes Erdenglück, das mich ganz aussöhnte mit Schicksal und Verhängniß.

Wie viel aus einem solchen, das innere Leben vertrauungsvoll berührenden Briefe ausgeschaltet werden muß, wie nicht die Hälfte bleiben kann, auch vieles durch Mittheilung entweihet werden würde, darf kaum angedeutet werden. Zugleich ist anderes wieder in dem Schönen und selbst Lobenden so charakteristisch, spricht den inneren Gemüthsreichthum und die Fülle des gütigsten, gerechtesten Herzens so hinreißend aus, daß es denen nicht entzogen werden darf, die jede Erinnerung der Art gewiß heilig verehren. Daß alle diese die hier erscheinenden Briefe, wie eine zwiefache Stimme aus einer unsichtbaren Welt, wie ein doppeltes Vermächtniß ansehen, ist mein Wunsch. Zuerst die theuern Hinterbliebenen des Verfassers, dann die große Zahl seiner Verehrer und Freunde, in deren Herzen gewiß nie sein Bild

erloschen wird, da ihm die Stelle darin durch Liebe und Ehrfurcht geweihet ist. Demnächst sind sie ein Vermächtniß für den engen Kreis der Freunde der Herausgeberin, welche alle Papiere sorgfältig gesammelt, bewahrt, geordnet und treu-gewissenhaft ausgewählt hat. Jeder der das Glück hatte, dem Vollendeten näher zu stehen und den Er würdigte ihm das Innere seiner hohen Seele aufzuschließen, wird Ihn in den Briefen, in dem Gange seiner Ideen und den öfteren Selbstzeichnungen wiederfinden.

Manches bedarf, nur um nicht ganz unverständlich zu sein, einer Erklärung, wozu ich mich ungern entschließe. Welche Frau, geehrt und beglückt durch Wilhelm von Humboldt's Theilnahme und Freundschaft, gewürdigt vieljähriger, vertrauungsvoller Briefe und im Besitz so vieler geistreicher Blätter, könnte den Muth haben ihre Ansichten und ihr Geschreibe neben das zu stellen, was aus seiner Feder floß! Ihr allein reden zu lassen ist geziemend und natürlich. Die Briefe selbst sind es, und sie allein worauf es ankommt, und welche Tendenz der Briefwechsel haben sollte, geht klar daraus hervor.

Ueber den Beginn desselben möchte einige Nachricht dem einen und anderen interessant sein. Kurz und einfach will ich sie geben.

Wir lernten uns in früher Jugend, im Jahr 1788 in Pyrmont kennen, wohin Hr. von Humboldt, der in Göttingen studirte von dort kam, und wohin ich, nur wenige Jahre jünger, meinen Vater begleitete, der alljährlich ein Bad besuchte. Wir wohnten in Einem Hause, waren Tischnachbarn an der Wirthstafel und lebten in Gesellschaft meines Vaters drei glückliche Jugendtage von früh bis spät

als unzertrennliche Spaziergänger in Pyrmonts Alleen und reizenden Thälern. Wir hatten uns so viel zu sagen! so viele Ansichten und Meinungen mitzutheilen! so viele Ideen auszutauschen! wir wurden nicht fertig. Wie leise diese oder jene Saite angeschlagen wurde, sie fand den tiefsten Anklang.

Es war die letzte Epoche einer schönen, blüthen- und hoffnungsreichen, poetischen Zeit, worin ein Theil der Jugend ideal und begeistert lebte, während der andre wie heute, im Realismus prosaisch fortschritt. Wir gehörten Beide zu dem ersten. Und es herrschte damals noch die schöne Ruhe vor dem nahen Sturm, der bald furchtbar ausbrach.

Wenn die Jugend auch den klaren Begriff der Größe noch nicht hat, so ahndet und empfindet sie doch solche. Wilhelm von Humboldt's Charakter war schon im Jüngling derselbe, wie er sich später und bis an das Ende seines Lebens aussprach. Schon 1788 lebte er in hohen und klaren Ideen, schon damals war die einzig heitere Ruhe über sein ganzes Wesen ausgegossen, die im Umgang höchst wohlthätig ergriff und sich jeder Unterhaltung eben so mittheilte. Jedes Wort war überzeugend und beleuchtete hell den Gegenstand worüber er sprach.

Hr. von Humboldt reisete nach drei Tagen ab. Wir blieben länger. Mir blieb die Erinnerung von drei glückseligen Jugendtagen, die ein gewöhnliches, alltägliches langes Leben an Gehalt aufwiegen. Das Andenken derselben hat mich durch mein ganzes Leben begleitet. Mein neuer junger Freund hatte auf mich einen tiefen, nie vorher gekannten, nie in mir erloschenen Eindruck gemacht, der gesondert von andern Empfindungen, in sich geheiligt, wie ein geheimnißvoller Faden durch alle folgenden Verhängnisse meines Lebens ungesehen lief, und fest in mir verborgen blieb, den

ich immer gesegnet und als eine gütige Fügung der Vorsehung angesehen habe. Es knüpften sich an diese Erinnerungen, so wenig als an die drei Tage selbst, weder Wünsche, noch Hoffnungen, noch Unruhe. Ich fühlte mich unendlich bereichert im Innern und meine Seele war mehr noch als vorher aufs Ernste gerichtet. Manches, was wir besprochen hatten, beschäftigte mich noch lange, und „das Gefühl für's Wahre, Gute und Schöne," wurde klarer und stärker in mir.

Wir sahen uns nicht wieder, auch hegte ich nicht die leiseste Hoffnung des Wiedersehens.*) Ich schloß die vorübergegangene schöne Erscheinung in das Allerheiligste und gab es nie heraus, sprach nie darüber, und sicherte es so vor Entweihung durch fremde Berührung.

Ein Stammbuchblättchen, ein in jener Zeit mehr als jetzt gebräuchliches Erinnerungszeichen, blieb mir ein sehr theures Andenken durch mein ganzes Leben. Ich ahndete nicht, wie bedeutend es noch werden würde, als ein Dokument das hierher gehört,**) da es beides charakterisirt, den jugendlichen Humboldt und unser jugendliches Verhältniß.

Bald nach dieser für mich in den späteren Folgen so wichtigen Bekanntschaft, im Frühjahr 1789, wurde ich verheirathet. Ich lebte in dieser kinderlosen Ehe nur fünf Jahre, und trat in keine zweite.

Mich trafen ungewöhnliche und schmerzlich-verwickelte Schicksale, und durch räthselhafte, geheime, erst spät enthüllte

*) Doch geschah es noch zweimal nach vielen Jahren.

**) S. das Facsimile des Stammbuchblatts.

Intriguen und Feindschaften blieb mein ganzes Leben ein Gewebe von Widerwärtigkeiten, die ich später gesegnet habe, da nichts anders sein durfte, als es war, sollte ich der segensvollen Theilnahme des edelsten Freundes theilhaftig werden.

In dieser Zeit begannen die großen Weltbegebenheiten und griffen mehr oder weniger in die Schicksale von Tausenden ein, die nichts damit zu thun hatten. Auch auf mich übten sie ihre Gewalt, indem sie mich eines Vermögens beraubten, das eben ausreichte mir bei mäßigen Wünschen Unabhängigkeit zu sichern, wodurch mir viele Lebensbitterkeiten fern blieben, die ich später kennen lernte.

In der ereignißschweren Zeit 1806 wohnte ich als Fremde in Braunschweig. Eine Reihe von Jahren hatte ich dort unter der milden Regierung des alten, allgeliebten, verehrten Herzogs Karl Wilhelm Ferdinand gelebt. Es war nach der Schlacht bei Jena, wovon man so große Erwartungen hegte, als die Besitznahme deutscher Länder und die französische Herrschaft begann. Braunschweig traf der Schlag zuerst. Wie gewaltsam die Schritte auch waren die geschahen, man sah sie als kriegerische Maßregeln an, aber nicht als Vorspiel dessen was folgte. Man besorgte und befürchtete keine Fremdherrschaft.

Jetzt erging eine Aufforderung, die allgemeine Last freiwillig oder gezwungen mitzutragen. An mich erging aber keine Anforderung, gern und freiwillig gab ich einen großen Theil meines Vermögens. Es war mir gerade ein Kapital ausgezahlt, das vorerst auf Wechsel stand, worüber ich gleich disponiren konnte, gefährlich schien es durchaus nicht, die Obligationen wurden von den Landständen ausgestellt und

garantirt, die Gelder von ihnen empfangen. Man hielt das für sehr sicher. Mich hatten schwere Privatleiden in der Zeit getroffen, so, im Schmerz befangen, handelte ich wohl nicht vorsichtig genug. Wie es bald mit diesen Papieren ging, ist bekannt genug und gehört nicht weiter hierher.

Bald kamen die wichtigen weltgeschichtlichen Jahre 1812, 13 und 14 heran. Wer, der sie erlebte, denkt nicht gern und mit Freuden der Begeisterung jener Zeit, in der man des eignen Geschicks vergaß, wenn es nicht zu schwer war! Ich lebte in dieser Zeit im Braunschweigischen. Wer hatte mehr gelitten als der Herzog selbst, wie hing ihm sein Volk an mit deutscher Treue und Liebe! Auf eine den gütigen Fürsten hochehrende Art war er mit meinen Verlusten und meiner daraus hervor gegangenen Lage bekannt geworden. Er rechnete mir, als einer Fremden mein früheres Darlehn höher an, als es solches verdiente. Freunde von mir standen ihm nahe und machten ihn genauer mit allem bekannt. Der höchst gütige Fürst bezeigte mir in zwei Briefen seine Theilnahme an meinen Verlusten und den Wunsch, meine Lage gründlich zu ändern. Man rieth mir, das Wohlwollen gleich in Anspruch zu nehmen und um eine Pension zu bitten. Das vermochte ich nicht. Ich vertraute dem fürstlichen Wort: nach glücklich beendeter Sache die Sorge für mich selbst zu übernehmen. Dies Vertrauen hätte mich gewiß nicht getäuscht, wäre er nicht bei Waterloo gefallen. —

Mehrere einflußreiche Männer in hoher Stellung interessirten sich für meine Sache, um mir einigen Ersatz zu verschaffen, aber vergeblich. Meine großen Verluste blieben, wie hart und drückend sie waren, unersetzt.

Um dieſe Zeit ſprachen die Zeitungen viel in großen ehrenvollen Erwartungen von dem Miniſter von Humboldt, der im Hauptquartier des Königs von Preußen und dann als deſſen Bevollmächtigter auf dem Kongreß in Wien war. Plötzlich kam mir der Gedanke, mich in die Erinnerung des nie Vergeſſenen zurück zu rufen, mich offen und ohne Rückhalt gegen ihn über meine dermalige Lage auszuſprechen, und es ihm und ſeiner Einſicht anheim zu ſtellen, ob und was für mich zu thun ſei? So ſchnell wie der Gedanke in mir aufſtieg, wurde er ausgeführt. Alles Jugendvertrauen kehrte während des Schreibens zurück. Ich gab dem theuren Freund einen möglichſt kurzen Ueberblick über viele verhängnißvolle Jahre, verweilte aber länger bei der Gegenwart, die mir den Muth gegeben hatte zu dieſem Schritt. Das heilig bewahrte Stammbuchblättchen war eine ſprechende Beglaubigung. Von dieſem Brief habe ich damals für mich eine Abſchrift bewahrt und dieſe jetzt wiedergefunden, und da er die folgenden veranlaßte, und den Briefwechſel eröffnete, ſo gehört er, ſtückweiſe, hierher und ich theile das Nöthige daraus mit.

Ich bekam auf der Stelle Antwort.

Jeder, der den Vollendeten kannte, wird ſeinen Brief, den treuen Abdruck des edelſten Gemüths, nicht ohne gerührtes Intereſſe leſen.

Ehe jedoch zu den werthvollen Briefen übergegangen wird, möchte es nöthig ſein zu ſagen, wie die Veröffentlichung oder vielmehr der Entſchluß dazu entſtanden iſt. Es möchte dies Pflicht ſein in einer Zeit, worin ſo viele Briefe von vertrautem Inhalt erſcheinen, die neben dem Intereſſe,

das sie gewähren, nothwendig verletzen müssen und gerechten Tadel verdienen, ohne die Wahrhaftigkeit zu beweisen.

Die Herausgabe dieser Briefe ist, wie von einem unsichtbaren Willen geleitet, entstanden. Ich bewahrte viele Jahre meine köstlichen, neideswerthen Briefschätze, schweigend, wie ein Heiligthum, und sah sie an wie eine unerschöpfliche Quelle höheren Lebens, woraus ich lange Jahre Muth und Kraft schöpfte und die Reife empfing, deren ich fähig war, und nur auf diese Art theilhaftig werden konnte. Eigentlich bedurfte ich für meinen Geist keine weitere Nahrung, für mein Nachdenken keinen reicheren Stoff, für meine Belehrung kein anderes Buch, für meine Seele kein helleres Licht. Dabei fand ich in allen Lagen den Trost und die Ermuthigung die mir gerade nöthig waren. Höchst gütig ließ der edle Freund sich zu meiner Fassungskraft herab, so war Er mir, worüber er auch reden mochte, immer verständlich, klar und überzeugend. Wenn wir auch in manchen Meinungen verschieden waren, so ging diese Verschiedenheit aus ganz verschiedenen Aeußerlichkeiten des Lebens hervor. Immer aber blieb der Freund meiner Seele das leitende Prinzip meines geistigen Lebens; ich lebte von einem Brief bis zum andern mit Ihm fort, und es bildete sich für mich, in einer mühe- und sorgenvollen Lage und bei untergrabener Gesundheit, ein reiches inneres Leben. Wenn ich mich immer mehr zurückzog, den Kreis meiner Freunde enger schloß, folgte ich nur meiner tiefsten Neigung; Vergnügen und Freude, und meine stille Verborgenheit war, ungekannt und ungeahndet von jederman, höchst belebt und beseelt, ja beseligt, und war es allein durch diesen seelenvollen Briefwechsel, der nie wieder unterbrochen wurde, weder durch Reisen, noch

durch Krankheiten, und bis in den Tod bestand. Dem mit mir übereinstimmenden Freunde war es eine besondere Befriedigung, daß ich so schweigend mein Heiligthum während eines halben Menschenalters bewahrte.

Die letzten Jahre meines Lebens gewährten mir wieder mehr Muße, so konnte ich mehr und tiefer in den Geist der Briefe, der in allen und jeden einzelnen weht, mich versenken und vertiefen, in diesen reichen, hocherleuchteten Geist, voll lauterer himmlischer Gesinnungen! Jahre habe ich mit diesen Briefen, und nur mit ihnen gelebt.

Oft vertieft in die Ideen des vollendeten Freundes und zugleich versenkt in Nachdenken über dies einzige Verhältniß und das, was dadurch für Zeit und Ewigkeit in mir gereift war, schien es mir nicht recht, daß so viel Wahres, Großes und Gutes mit mir untergehen sollte. Es war allerdings nur für mich geschrieben, für mich und meine Art zu empfinden berechnet, aber die überzeugenden Wahrheiten, so klar ausgesprochen, die sicheren Wege zu innerem Glück und Ruhe so unverkennbar, so klar und milde gezeigt, daß die Erkenntniß heilsam für jedes gutgeartete Gemüth sein muß.

Und das alles sollte mit mir untergehen? mit mir zernichtet werden? —

Das war vielleicht die erste innere Aufforderung, das Segensreiche so oder anders zu erhalten!

Ich fing an Auszüge zu machen, um solche im Manuskript Freunden zu hinterlassen, und erkannte bald, wie vergänglich solche Vermächtnisse sind und wie schnell verlesen.

So stiegen nach und nach Gründe auf, so werthvolle Papiere durch den Druck zu erhalten. Ein großes Hinderniß trat mir entgegen: der Widerwille an aller Oeffentlichkeit. Was Freunden für mich hochehrend erschien, dünkte mir Entweihung. Ein zweites Hinderniß war die Forderung einer strengen Durchsicht, selbst theilweise einer gänzlichen Umschreibung der gemachten Auszüge. Schwierigkeiten aller Art entstanden. So waren, wie schon gesagt, Jahre nöthig, den Entschluß der Veröffentlichung zu reifen. Auch kann diese erst nach meinem Ableben statt finden. Die Zeit, die das Unbedeutende bald erbleichen läßt, verklärt das Große und wird auch den hohen Werth der Gaben steigern, die ich denen hinterlasse, die sie verstehen, würdigen, und gewiß mit Freuden empfangen.

Als heilige Pflicht erschien es mir nach dem gefaßten Entschluß, alle Auszüge selbst zu machen und eigenhändig zu schreiben. So sicherte ich Wahrheit und Treue auf einer Seite, indem ich auf der andern niemand verantwortlich machte. So kann ich aber nicht dafür einstehen, daß nicht Wiederholungen vorfallen. Ich bemerke dies im Vorbericht, um nicht später bei jedem einzelnen Fall daran zu erinnern. Ich bedarf gewiß Nachsicht und Verzeihung für solche Fehler, die ich begehen ja nicht werde vermeiden können, da ich den Entschluß der Herausgabe zu spät gefaßt habe, und keine fremde Hülfe erbitten noch zulassen will. Man ist wohl so gütig, wenn bei aller Sorgfalt Wiederholungen der Art vorfallen, solche Stellen zu überschlagen. Der Verfasser ist es ja allein, der Interesse erregt und gewährt, und was Er schreibt, entschädigt reichlich, wo mich Tadel trifft.

Von meinen Briefen ist, wie ich das gewünscht und erbeten hatte, nichts erhalten; nur von einzelnen habe ich Abschrift oder Fragmente bewahrt, um Ereignisse im Gedächtniß fest zu halten, die mir selbst nicht entschwinden sollten. Diese werde ich als Zusätze nachtragen, wo es nöthig ist.

An den Freiherrn von Humboldt,
K. Pr. Staats-Minister, auf dem Kongreß in Wien.

„Nicht an Ew. Excellenz, nicht an den Königlich Preußischen Minister, — an den unvergessenen, unvergeßlichen Jugendfreund schreibe ich, dessen Bild ich eine lange Reihe von Jahren verehrend im Gemüth bewahrt, und gern und viel dabei verweilt habe, der nie wieder von dem jungen Mädchen hörte, das Ihm einst begegnete, mit dem Er drei fröhliche Jugendtage verlebte in jenen schönen Gefühlen, die uns noch spät in Erinnerung beseligen und erheben. Der Name, auf den die Welt jetzt mit großen Erwartungen blickt, der Platz, auf den Sie früh durch Geist und Namen gestellt waren, machte es mir nicht sehr schwer, von Ihnen zu hören und Sie mit meinen Gedanken zu begleiten. Ich erfreuete mich an allem Großen und Schönen, was ich las oder hörte, nahm meinen Antheil von dem Wahren und Guten, suchte den Sinn wie früher zu verstehen, dem Geist zu folgen, auch wenn ich ihn nicht gleich faßte. Das alles läßt sich nur durch Worte andeuten, aber nicht sagen. Nur Einmal Sie wiederzusehen, wäre es auch nur in der Ferne, war und blieb ein vergeblicher Wunsch. Durch Freunde, welche kürzlich einige Zeit in Berlin lebten, erfuhr ich ausführlicher, was ich schon wußte, daß Ew. Excellenz mit einer höchst geistreichen und

eben so edeln Dame sehr glücklich vermahlt und Vater sehr liebenswürdiger Kinder sind, welche reiche Hoffnungen geben."

„Ich lege hier ein Blättchen ein, das Ihnen drei in Pyrmont verlebte Jugendtage zurückrufen wird. Ich habe das liebe Blättchen unter den kleinen Heiligthümern der Jugend sorgfältig vor allen andern bewahrt, als das einzige Pfand und Siegel der reinsten und zugleich der einzigen wahren Lebensfreude, die mir das Schicksal zugewogen. Dies Blättchen*) (das ich mir zurück erbitten darf) wird Ew. Excellenz eine Bekanntschaft zurückrufen, welche die großen Bilder und Erscheinungen des Lebens längst verwischt und ausgelöscht haben werden. Im weiblichen Gemüthe bleiben solche Eindrücke tiefer und sind unwandelbar, um so mehr, wenn es (welche Bedenklichkeit sollte ich finden, Ihnen nach 26 Jahren diesen Beweis von Verehrung zu geben?) wie bei mir, die ersten ungekannten, unerkannten Regungen erster, erwachender Liebe waren, so geistiger Art, wie sie wohl bei der edleren Jugend immer sind. Für die weibliche Jugend und die Entwickelung des Charakters aber ist es gewiß von der höchsten Wichtigkeit, für welchen Gegenstand die ersten Gefühle erwachen. Auch knüpften sich, was selten ist, durchaus keine trüben oder schmerzlichen Gefühle daran, sondern sie wurden von großem Einfluß auf die Ausbildung meines Charakters und Gemüths."

„Die Gefühle wandelte die Zeit. Das tief ins Gemüth gesenkte, theuere Bild erbleichte nie mehr. An dies geliebte Bild, das höher und immer höher erschien, lehnte sich fort und fort mein Ideal von Männerwerth und Ho-

*) Facsimile.

heit. Hier ruhete ich aus, wenn ich unter dem schweren Leben am Erliegen war, hier ermuthigte ich mich, wenn aller Muth sank, hier richtete ich mich auf im Glauben, wenn der Glaube an Menschen schwankte. Glauben Sie mir, ewig geliebter Freund! (Sie verzeihen dem Herzen diese Benennung) ich bin gereift unter großem und mannichfaltigem Schmerz, nicht entadelt, noch je durch unwürdige Empfindungen entweihet. Ew. Excellenz sind, das erkenne ich im eignen Busen, noch derselbe, der Sie waren, wie wir uns einst begegneten. Die Höhe des Lebens, der Glanz der äußeren Stellung mögen für Viele Klippen sein — hohe Naturen erlangen Reife und Vollendung, gleichviel, ob im Sonnenstrahl des Glücks oder im Schatten schwerer Verhängnisse. „Der Gehalt in unserer Brust, wie die Form unsers Geistes, beides ist gewiß ohne Wandel, beides ewig."

„Wie es mir erging? was ich erlebte? das werden Sie jetzt fragen. Es ist eine lange Reihe von Jahren, von der die Rede sein muß, dennoch läßt sich viel auf ein Blatt bringen, aber das giebt kein Bild, wird Ihnen nicht genug sein. So will ich suchen, Ihnen im äußeren Leben das innere in seiner Tiefe und ernsten Entwickelung zu zeigen.. Ob und wie ich mich bemühen werde um Kürze, wird es doch einige Blätter füllen, die Auswahl und Zusammenstellung kann nur schmerzlich sein, wenn man sich in Gegenden umsieht, die gleichsam mit unsern Thränen benetzt sind. Wenn ich daher mich nicht so kurz fassen kann, wie es Respekt für die Person und die Zeit des mit den wichtigsten Angelegenheiten beschäftigten Ministers gebietet, so vertrete mich bei diesem der Jugendfreund. Legen Ew. Excellenz die Blätter zurück für eine Stunde, die den Erinnerungen gehört."

„Die Zeit, bis wo wir uns kennen lernten, gehörte der ersten Jugend, und diese war harmlos im stillen, friedlichen Schatten eines gebildeten, sorgenlosen Familienlebens auf dem Lande hingeflossen. An theuern Eltern hatte ich nur Rechtschaffenheit und Güte und Beispiele vieler Tugenden gesehen. Ein mehr als ausreichendes Vermögen erlaubte ihnen in jener einfachen Zeit viele Annehmlichkeiten des Lebens, besonders auch des häuslichen Lebens; dem gemäß war auch die Erziehung ihrer Kinder; sie war vor allem, wofür ich sehr dankbar bin, in sittlicher Hinsicht sehr sorgfältig. Mein Vater, in ziemlich freier, unabhängiger Lage, indem meine Mutter dem Hause mit seltener Einsicht und Würde vorstand, ließ sich in seinen Neigungen gehen, die ihn vor allem in die Vorzeit und die Studien der Vorzeit zogen. Er lebte nur im Klassischen, war nur umgeben mit klassischen Werken. Die neue Lektüre zog ihn nicht an, ja ließ ihn unbefriedigt. Damit in Uebereinstimmung war auch sein Umgang. Aus den nicht immer gelehrten aber immer ernsten Unterhaltungen, die ich still anhörte, nahm ich vielleicht früh, und früher als Andre, den Grund meiner intellektuellen Bildung, und genoß auch früher als es gewöhnlich ist, das Glück bedeutenden Personen näher zu stehen, mit großer Güte behandelt und ihres Antheils gewürdigt zu werden. Auf diese Art wurde ich, meinen natürlichen Anlagen gemäß, früh zum Nachdenken geführt, und mehr durch Zuhören als durch Unterricht, mehr durch Nachdenken als durch Kenntnisse und Talente auf den Weg der Bildung geleitet. Die ernste Richtung, die so, schon als Kind mochte ich sagen, meine Seele nahm, schützte vor vielen jugendlichen Thorheiten und Frivolitäten, nährte aber zugleich mehr, als es, wenigstens zum Glück des Lebens gut ist, den Hang zum Idea-

len. Dabei bildete sich mehr und mehr, denn es war schon sehr früh, ja schon in der Kindheit entstanden, ein hohes, beseligendes Bild von Freundschaft in mir aus, das mir das größte, einzige Erdenglück erschien. Die erste Erzählung, die mir durch öfteres Lesen genau bekannt wurde und mich begeisterte, war die allerdings wunderschöne Gesinnung und Handlungsart Jonathans gegen den zurückstehenden David. Alle Beispiele aus alter und neuer Zeit sammelte ich — Richardson's Clarisse gab den vollen Ausschlag. Jeder Aufopferung fähig, glaubte ich nur für dies Glück geboren zu sein, und verlangte nichts Höheres. In Pyrmont war nun diese Ueberzeugung bis zur Begeisterung gesteigert, und wurde bald die tiefe und unendliche Quelle vielfacher, leidenvoller Verhängnisse und schmerzlicher Verwickelungen. Verzeihen Sie diese Einleitung, die ich nöthig glaube, um das Folgende richtig zu beurtheilen."

„Nun gehe ich über zu der schmerz- und ereignißschweren Vergangenheit, und von da zu der drückenden und zerdrückenden Gegenwart, die mir eigentlich zu diesem Schritt den Muth gegeben hat. Es wird schon leichter werden, da während des Schreibens bis hierher, nach und nach das seelenvolle Vertrauen zurückgekehrt ist, womit wir uns einst in den Pyrmonter Alleen besprachen und verstanden."

Darauf folgte eine möglichst kurz zusammengefaßte Uebersicht der hauptsächlichsten Ereignisse meines Lebens, worunter die am meisten herausgehoben und beglaubigt wurden, die mich zum Schreiben ermuthigt hatten: meine großen Verluste an den Staat. Daran knüpften sich Plane für mein Fortkommen, denen aber überall meine zerstörte Gesundheit, ein Mangel und Erschöpftsein aller Lebens-

kräfte entgegentraten. Das alles gehört nicht hierher und ist nicht erforderlich als Kommentar oder Einleitung zu den nun folgenden werthvollen Briefen, welche dadurch entstanden. Der Schluß war dann ungefähr so: „Jetzt haben Sie die Umrisse meines Lebens in dem langen Zeitraum übersehen, geben Sie der treuen, immer schweigenden Theilnahme etwas zurück! Sie kennen das Herz der Frauen und wissen besser, als ich das sagen kann, wie theuer uns alles ist, was dem einst geliebten Mann angehört und ihn beglückt. Sagen Sie mir etwas von den theuern Ihrigen, geben Sie mir etwas ab von Ihrem Glück!“

„Jetzt schließe ich die vielen Blätter ohne Furcht. Ich lege meine Angelegenheiten an Ihr Herz, da sind sie gut aufgehoben, und es geschiehet was geschehen kann. Wie sehe ich einer Antwort entgegen, die ich gewiß empfange!“

H. den 18. Oktober
1814.

Briefe Wilhelm von Humboldt's.

Erſter Brief.

Wien, den 3. November 1811.

Ich habe heute früh Ihren Brief vom 18. Oktober erhalten, und ich kann Ihnen nicht ſagen, wie mich Ihr Andenken gerührt und gefreut hat. Ich hatte in unſerm Zuſammentreffen in Pyrmont immer eine wunderbare Fügung des Schickſals erkannt, denn Sie irren ſehr, wenn Sie glauben, daß Sie in einer flüchtigen Jugenderſcheinung an mir vorüber gegangen ſind. Ich dachte ſehr oft an Sie, erkundigte mich auch, aber immer fruchtlos nach Ihnen, glaubte Sie verheirathet, dachte Sie mir mit Kindern und in einem Kreiſe, wo Sie mich längſt vergeſſen hätten, und bewahrte nur in mir, was mir jene Jugendtage gelaſſen hatten. Jetzt erfuhr ich, daß Ihr Leben viel weniger einfach geweſen iſt, als ich es mir dachte. Hätten Sie mir damals geſchrieben, wie Sie am meiſten litten, vielleicht hätten Ihnen meine Worte wohlthun können. Glauben Sie mir, liebe Charlotte — Sie werden mir dieſe vertrauliche Benennung nicht übel deuten, da ja nur Sie und ich unſre Briefe leſen —, der Menſch traut nie dem Menſchen genug. So erfahre ich erſt jetzt, erſt durch Sie, daß ich damals einen tiefern Eindruck auf Sie machte, als ich mir je eingebildet hätte. Die Zeilen, die man nach ſo langer Zeit von ſich ſelbſt wieder ſieht, ſprechen einen wie aus einer andern Welt an.*) Ich habe das Glück, denn es iſt

*) Bezieht ſich auf das eingelegte Blättchen von 1788. (Siehe das Facſimile.)

wirklich nur ein Glück, daß ich mich keiner Empfindung schämen darf, die ich in jener Jugend hegte, und glauben Sie es mir, ich bin noch jetzt gleich einfach wie damals. Jedes Wort Ihres Briefes hat mich auf das Tiefste ergriffen, ich versetze mich ganz in Ihre Lage, und ich danke Ihnen recht aus innigem Herzen, daß Sie den Glauben an mich nicht verloren und daß Sie mich werth hielten, sich mir, wie Sie es thun, zu erschließen. Schreiben Sie mir denn, wenn Sie es der Mühe werth halten es ferner zu thun, ohne Umschweife und mit dem Vertrauen, auf das ich vielleicht ein Recht erlangt hätte, wenn ich Sie wieder gesehen hätte. Sehr Unrecht haben Sie, wenn Sie sagen, daß gewisse Eindrücke im weiblichen Gemüth tiefer und länger haften. Ich könnte Ihnen das Gegentheil aus Ihrem eignen Briefe beweisen. Gestehen Sie immer, es soll kein Vorwurf sein — 26 Jahre liegen hinter unserer kurzen Bekanntschaft, und wir sehen uns Beide vermuthlich nie wieder — daß ich ziemlich aus Ihrem Gedächtniß verschwunden bin, wie ich Sie verließ. Sie haben sich wenigstens nicht an mein Versprechen erinnert, Sie wieder zu besuchen, das nicht gehalten zu haben mich oft sehr ernstlich geschmerzt hat. Ich könnte die Bank in der Allee noch bezeichnen, wo ich es machte; ich war im Begriff, zu Ihnen zu kommen, aber eine jugendliche Pedanterie, in der ich es unmöglich hielt, eine Woche später nach Göttingen zurückzukehren, hielt mich davon ab. Es ist mir ein sicherer Beweis, daß wir einander im Leben nicht nahe kommen sollten, und das Einzige, was mir innig leid thut, ist, daß ich nicht bestimmt war, irgend dauernde Freude in Ihr Leben zu bringen. Trübe oder schmerzliche Empfindungen konnten sich (davon sein Sie sicher überzeugt), an den Umgang mit mir nicht knüpfen. Es trifft mich kein Vorwurf der Art. Ihr Schicksal hat mich so ergriffen, wie

Sie es nach diesem Geständniß sich denken können. Ich habe es auch auf mannigfaltige Weise heut überlegt. Ich bitte Sie aber, überlassen Sie sich für den Augenblick mir, folgen Sie blindlings meinem Rath und glauben Sie dem, der mehr Welterfahrenheit hat als Sie, und eben so wie Sie weiß, was ein Gemüth in Ihrer Lage bedarf. Setzen Sie aber dabei alle kleinlichen Rücksichten bei Seite, sein Sie wirklich vertrauend, sein Sie gut gegen mich, und erzeigen Sie mir den größesten Gefallen, den Sie mir erzeigen können. Was Sie in Ihrer jetzigen Lage brauchen, Ihre Gesundheit und Ihr Herz, ist Ruhe. Die ängstliche Sorge, die große Anstrengung für Ihre Erhaltung, untergräbt beides. Sie waren, ich erinnere mich dessen noch sehr gut, gesund und stark, Sie waren es, so scheint es, später wieder geworden. Bleiben Sie ein Jahr nur ruhig und pflegen Ihre Gesundheit, so wird sie wiederkehren, trotz der Stürme, die Sie bestanden haben. Dies ist zugleich der beste Rath für Ihre übrigen Pläne. Glauben Sie mir, wer in dem Augenblick suchen muß, wo er braucht, findet schwer. Wenn man hingegen nur eine Zeit lang sorglos leben kann, finden sich die Lagen von selbst. Welcher Ihrer Pläne ausführbar sein kann, muß die Zeit erst lehren, ebenfalls was ich befördern kann. Ich halte es für Pflicht, Ihnen darüber ganz offen zu reden. O! Sie hätten sehr unrecht, es mir übel zu deuten. Die Briefe des Herzogs sind sehr gut und machen ihm Ehre, aber er kann, wie Sie aus den Briefen Ihrer Freunde sehen, vorerst nicht helfen.*) Diese Dinge müssen Sie also wenigstens der Zeit und dem Schicksal überlassen. Erlauben Sie mir das Verdienst, Ihnen diese Zeit zu verschaffen, gönnen Sie mir die Beruhigung zu

*) Darüber geben die folgenden Briefe Erklärung.

wiſſen, daß Ihnen jetzt ein Jahr ungetrübt von kleinen äußeren Sorgen verſtrichen iſt. Ja, liebe Charlotte, ich bitte Sie inſtändig darum; verſchmähen Sie mein Anerbieten nicht. Es wäre innerlich die falſcheſte Delikateſſe von der Welt, und Sie können ſicher ſein, daß niemand je als ich und Sie darum wiſſen wird. Ich bin nicht reich, aber ich weiß ſehr gut, was ich thue, und ich ſehe aus Ihrem ganzen Brief und allen ſeinen Beilagen, daß Sie, was meinen Gefallen an Ihrem Leben und meine wahre Achtung für Sie vermehrt, ſich an eine große Einfachheit von Bedürfniſſen gewöhnt haben. Ich lege Ihnen hier eine Anweiſung ein. Ich begreife, daß dies nur für Monate ſein kann. Aber folgen Sie mir, ſchreiben Sie mir recht vertraulich, recht ordentlich, was Sie, eine Badekur eingerechnet, brauchen. Glauben Sie mir, daß ich nie mehr thue, als ich kann, geben Sie es mir zurück, wenn Ihre Lage und Ihr Schickſal ſich ändert, aber begreifen Sie nur recht meinen Plan, der ganz einfach der iſt, daß Sie ein Jahr vor ſich haben, für das Sie nicht zu ſorgen brauchen, und in dem Sie mit Freiheit und ohne Aengſtlichkeit künftige Pläne bilden können. Ich fühle recht gut dasjenige, dem ich mich nach der Schilderung, die Sie mir von ſich ſelbſt machen, ausſetze. Sie können alles ausſchlagen, Sie können Anmaßung in mir finden, mir Vorwürfe machen. Ich muß aber doch auf meinem Vorſchlag beharren, er iſt der einzige Ihrer Lage angemeſſene. Glauben Sie ja nicht, liebe Charlotte, daß ich irgend etwas Ungeziemendes darin finde, ſelbſt mit ſeiner Arbeit Verdienſt zu ſuchen. Sie ſollen ja auch nachher ganz frei ſein. Nur bis Ihre Geſundheit wieder hergeſtellt iſt, folgen Sie. Jetzt iſt jede Arbeit Ihnen verderblich. Wenden Sie ſich aber an Andre, ſo glauben

Sie mir, niemand antwortet Ihnen so anspruchslos, so uneigennützig; Andre glauben Ihnen einen Gefallen zu thun; mir erzeigen Sie einen. — Jetzt breche ich davon ab, und rede Ihnen von mir, weil Sie es wollen. Ich bin, wie man Ihnen gesagt hat, verheirathet, ich heirathete drei Jahre, nachdem ich Sie sah, und habe jetzt fünf Kinder; drei habe ich verloren. Ich heirathete bloß und nur aus innerer Neigung, und es ist vielleicht nie ein Mann in seiner Verbindung so glücklich gewesen. Nur seit den letzten zwei Jahren habe ich das Unglück, daß meine Frau kränkelt, und mich meine Geschäfte oft von ihr fern gehalten haben, wie es noch jetzt der Fall ist. Da Sie, wie Sie mir sagen, manchmal von mir hörten, so werden Sie wissen, daß ich einige Jahre hindurch Gesandter in Rom war. Ich nahm die Stelle nur des Landes wegen an, und hätte es, ohne die unglücklichen Ereignisse, nie verlassen. In diesen aber wurde es gewissermaßen zur Pflicht zu dienen, und so bin ich nach und nach in verwickelte Verhältnisse gestoßen worden. Sie sind aber meiner Neigung wenig angemessen, und mir würde ein stilleres und einfacheres Leben mehr zusagen. Den Krieg hindurch war ich im Hauptquartier, dann in England, von da ging ich nach der Schweiz, meine Frau zu besuchen, die dort hingereist war. Jetzt bin ich hier auf dem Kongreß und sie ist auf ihren Gütern, von denen sie nach Berlin gehen wird. Nach dem Kongreß besuche ich sie dort, und gehe als Gesandter nach Paris, wohin sie mir später folgen wird. Mein ältester Sohn ist schon Officier, ging mit 16 Jahr ins Feld, wurde verwundet, ist aber glücklich geheilt, und nun wohlbehalten zurückgekommen. Außer ihm habe ich drei Mädchen und einen kleinen Jungen. Die beiden jüngsten der Mädchen sind eigentlich in Italien groß geworden und konn-

ten keine Silbe deutsch, wie sie, die älteste im 10. Jahre, nach Wien kamen. Ich wünschte, Sie sähen sie. Es sind zwei unendlich liebe Geschöpfe. Der kleine Junge ist erst 5 Jahre. Zwei Söhne hatte ich das Unglück in Rom zu verlieren, eine Tochter, mit der meine Frau, als sie eine Reise nach Paris machte, niederkam, ohne daß ich sie sah. So wissen Sie meine äußeren Schicksale. Von den inneren läßt sich nur reden, nicht schreiben.

Nun nehmen Sie noch einmal meinen herzlichen Dank. Ich weiß nicht, ob ich Sie je wiedersehen werde und ich darf es kaum hoffen. Ich kann mir auch jetzt kein deutliches Bild von Ihnen machen. Allein wenn daher auch das, was ich von Ihnen in der Seele trage, eine Erscheinung der Vergangenheit ist, sogar eine, an die meine Einbildungskraft vieles, über die augenblickliche Dauer unsres Zusammenseins hinaus, legte, so glauben Sie gewiß, daß es nie eine flüchtige war und nie eine solche sein wird. Ganz der Ihrige. H.

Die Originalbriefe und das Erinnerungsblatt schicke ich zurück.

Zweiter Brief.

Wien, den 18. December 1814.

Ihr Brief, liebe Charlotte, hat mir große Freude gemacht, und ich danke Ihnen recht herzlich dafür. Sie legen zu viel Werth auf das, was so natürlich war und nicht anders sein konnte. Ihr Andenken hatte sich nie bei mir verloren noch verlieren können, allein es fiel mir nicht ein zu glauben, daß ich je wieder von Ihnen hören würde, noch weniger, daß Sie meiner auch nur irgend gedächten. Auf Einmal rufen Sie mir mit Güte und mit dem ungezwungenen Geständniß, daß Sie, ohne die Umstände, die uns trennten, vielleicht mehr empfunden hätten, die Bilder der Vergangenheit und Jugend zurück. In der Rührung und in der Freude, die das in mir weckte, habe ich Ihnen geantwortet und werde ich Ihnen immer antworten. Erheben Sie mich also nicht deshalb, aber bleiben Sie mir gut, erhalten Sie mir Ihr Vertrauen; schreiben Sie mir so herzlich, so vertrauend, als jetzt, lassen Sie sich ganz mit mir gehen, wie ich mit Ihnen, und glauben Sie nicht, daß mir Ihre Briefe je zu häufig kommen, je zu weitläufig sein könnten. Es giebt nichts Beglückenderes für einen Mann, als die unbedingte Ergebenheit eines weiblichen Gemüths. Ich bin weit entfernt, den mindesten Anspruch an Sie zu machen. Ich kann kein Recht dazu besitzen. Sie können nur ein schwankendes Bild von mir in der Seele tragen. Ich muß jetzt, von Geschäften, Sorgen, Zerstreuungen zerrissen, Verzicht darauf thun, Ihnen irgend etwas sein zu können. Aber

Sie können mir, wenn Sie fortfahren mir zu schreiben, wie Sie thun, mir von Ihrem äußern und innern Leben zu erzählen, mit mir ohne Rückhalt so vertraulich umzugehen, wie es Ihren ersten Empfindungen für mich entsprochen hätte, eine Freude geben, die ich mit inniger und wahrer Dankbarkeit empfangen werde. Schreiben Sie mir also ja von Zeit zu Zeit. Sie schreiben natürlich und ausgezeichnet gut außerdem, und lassen Sie mich die Kinderei gestehen, schon Ihre Hand macht mir Freude, sie ist hübsch an sich und ich erinnere mich ihrer von ehemals.*) Reden Sie mir aber vor allen von sich selbst. Ihr letzter Brief enthält kaum ein Wort über Ihre Gesundheit. Lassen Sie mich wissen, ob Ihre Kräfte, Ihr gesundes Aussehen, Ihre Heiterkeit zunehmen. Dann muß ich Sie um Eines bitten: Warten Sie nie eine Antwort ab, mir zu schreiben; sein Sie großmüthig, rechnen Sie nicht um Briefe mit mir. Ich habe sehr wenig Zeit. Ich kann nur selten, nur abgerissen schreiben, geben Sie mir, und fordern Sie nicht von mir. Sie finden vielleicht in dieser Bitte mehr Freimüthigkeit, als ich haben sollte. Aber ich leugne es nicht, daß ich eigennützig mit Ihnen bin, und Sie haben eine zu gute Meinung von mir, die ich gern zur Wahrheit herunter stimme.

Sie fragen mich, liebe Charlotte, ob Sie vorerst in Göttingen oder Braunschweig leben sollen, und wollen nichts ohne meinen Willen thun. Damit berühren Sie eine sonderbare Seite in mir. Ich habe es sehr gern, wenn man meiner Bestimmung folgt. Ich will also, daß Sie nach Göttingen gehen sollen, und nicht bloß aus Gefälligkeit für Sie, weil Sie es vorziehen, sondern weil es mir lieber ist.

*) Dies kann nur in einem Stammbuchsblättchen gewesen sein.

Sie werden dies sehr sonderbar finden, und nicht errathen, was mich bestimmen mag. Auch kann ich es Ihnen kaum recht erklären; allein es ist doch nun so, wäre es auch nur, weil ich Sie von Göttingen aus sah, wie ich in Braunschweig war, Sie nicht kannte, und in Göttingen sehr oft an Sie dachte. Ueberhaupt liebe ich Göttingen, weil ich da in einer Zeit einsam lebte, in der die Einsamkeit bildend ist. Grüßen Sie in meiner Seele den Wall, und schreiben Sie mir, wenn Sie da sind, auch von den Menschen dort.

Nun leben Sie wohl, theure Frau, und werden mir nicht wieder fremd. Es ist ein wunderbares Verhältniß unter uns. Zwei Menschen, die sich vor langen Jahren drei Tage sahen und schwerlich wieder sehen werden! Aber es giebt in dieser Art der reinen und tiefen Freuden so wenige, daß ich mich schämen würde, geizig mit dem Geständniß zu sein, daß Ihr Bild von damals her, mit allen Gefühlen meiner Jugend, jener Zeit, und selbst eines schöneren und einfacheren Zustandes Deutschlands und der Welt, als der jetzige ist, innig in mir zusammenhängt. Ich habe überdies eine große Liebe für die Vergangenheit. Nur was Sie gewährt ist ewig und unveränderlich, wie der Tod, und zugleich, wie das Leben, warm und beglückend. Mit diesen unwandelbaren Gesinnungen Ihr H.

Dritter Brief.

Burgörner, April 1822.

Es iſt ſehr lange, daß ich ohne Nachricht von Ihnen bin, es thut mir leid, ja es ſchmerzt mich, ſo ganz von Ihnen vergeſſen zu ſein, während ich Ihrer oft gedachte. Schreiben Sie mir, liebe Charlotte, ſo bald Sie dieſe Zeilen empfangen haben, wie es Ihnen ergangen hat und ergeht? Es mahnte mich ſchon lange, Ihnen zu ſchreiben und um Nachricht zu bitten. Vielleicht bin ich ſelbſt ſchuld an Ihrem Schweigen. Meine kurzen Briefe können Sie eingeſchüchtert haben, Sie mochten beſorgen, mir läſtig zu werden. Adreſſiren Sie Ihren Brief nach Burgörner bei Eisleben; ich bin hier auf einem der Güter meiner Frau. Leben Sie wohl und antworten mir gleich. H.

Vierter Brief. *)

Burgèrner, April 1822.

Ich laſſe meinem kurzen Briefe, den ich Ihnen, liebe Charlotte, vor ein paar Tagen ſchrieb, einen zweiten folgen. Einmal, weil ich ſehr mich nach Zeilen von Ihrer Hand ſehne und es mir leid thut, daß ich ſo lange ſchwieg; dann auch, um noch einen andern Weg einzuſchlagen, damit mein Brief ſicher in Ihre Hände komme. Ich weiß Ihre Adreſſe nicht genau, ja ich weiß nicht einmal, ob Sie noch in *** ſind. Das aber darf ich mit Zuverſicht hoffen, daß Sie mich nicht vergeſſen haben. Ich vergeſſe Sie nie. Ihr H.

*) Zuſätze, 1. Anmerkung.

Fünfter Brief.

Burgörner, den 3. Mai 1822.

Ich habe Ihre beiden lieben Briefe, vom 24. und 26. April empfangen, und sage Ihnen, liebste Charlotte, auf der Stelle meinen herzlichen Dank. Sie haben mich recht sehr dadurch erfreut und ganz meinen Erwartungen entsprochen. Nie könnte ich irre an Ihnen werden oder den Glauben an die Ausdauer und die Treue Ihrer Gesinnungen und Empfindungen verlieren. Das sagte ich Ihnen schon neulich, und es ist nur natürlich. Wenn uns jemand eine so lange Reihe von Jahren, ohne irgend ein Zeichen des Andenkens empfangen zu haben, die tiefen Empfindungen eines edeln und zarten Gemüths bewahrte, so wäre es wahrer und hoher Undank, daran ferner zu zweifeln. Es ist gewiß ein seltenes Glück für einen Mann, daß ihm ein weibliches Gemüth die ersten Empfindungen der jugendlichen Brust heilig und vertrauungsvoll bewahrt, und ich bin mir bewußt, daß ich dies Glück, so wie es ist, würdige und schätze. Aber ich sage ohne Stolz, der mir wahrlich nicht eigen ist, allein auch ohne eine kindische Bescheidenheit, es kann auch Ihnen durch mich vieles kommen, was Ihr Leben bereichert, erheitert und verschönert. Wenn das Schicksal so etwas für zwei Menschen aufbewahrt hat, muß man es nicht hinwelken lassen, sondern erhalten und in Vereinigung bringen mit allen äußeren und inneren Verhältnissen, da auf diese Harmonie allein alle Zartheit der Gefühle und alle Ruhe der Seele gegründet sein kann. Weil

nun kein perſönlicher Umgang unter uns ſtatt finden kann, ſo wollen wir einen brieflichen beginnen und feſtſtellen. Ich ſchreibe zwar nicht gern und klage mich zum voraus an, Sie werden ſehr oft Nachſicht, Geduld und Großmuth zu üben haben, aber ich leſe ſehr gern Briefe, beſonders die Ihrigen, nicht nur, weil ich gern leſe was Sie ſchreiben, ſondern noch mehr, weil mich Ihr äußeres und noch mehr Ihr inneres Leben in der innigſten Theilnahme intereſſirt. Sollte ich alſo einmal ſeltener ſchreiben, ſo laſſen Sie ſich das nicht hindern. Schreiben Sie mir immer den 15., ſo habe ich immer einen Tag, auf den ich mich freue. Wenn Sie mir in der Zwiſchenzeit ſchreiben, ſo iſt das eine liebe Zugabe, die ich ſtets mit Dank empfangen werde.

Ihr Gartenleben und ſchon die Wahl deſſelben hat etwas, das mir ungemein gefällt. Es ſpricht Ihre Neigungen charakteriſtiſch aus und vereint Einſamkeit und Annehmlichkeit. Die erſte paßt zu Ihrem Charakter, Ihren Empfindungen und Ihrer Lage; die letzte erheitert und verſchönert Ihr Leben. Es iſt mir daher am liebſten, Sie ſo zu denken, zu denken, daß Sie nur ſelten in die Stadt kommen. Beſuche, das fühle ich, können Sie nicht vermeiden, und es iſt auch gut in einigen Verbindungen zu bleiben, beſonders da Sie mir ſagen, daß dieſe Verbindungen meiſt bewährte alte Freunde ſind.

Daß Sie am liebſten in *** leben, wo Ihre Jugend, wenn auch nicht immer ſchmerzloſe, doch auch frohe und heitre Erinnerungen zurückließ, begreife ich ganz. Auch iſt die Gegend ſchön und eine größere Stadt bietet, wie Sie ſehr richtig bemerken, vor allen anderen Freiheit zu leben, wie es die Neigungen fordern, und daneben, ohne großen Aufwand, manche Genüſſe, welche in kleinen Städten verſagt ſind. Ich billige alſo ganz Ihren Entſchluß, dort fer-

ner zu wohnen. Sorgen Sie aber vor allem in Ihrer ländlichen Wohnung für Ihre Gesundheit. Zu wenig sagen Sie mir darüber, und doch sind Ihre Ruhe, Ihre Gesundheit, Ihr Glück das, worauf es mir ankommt. In selbstsüchtigen Wünschen und Absichten habe ich mich Ihnen nicht wieder genähert, wenn ich auch einen Wunsch hege, den ich Ihnen nächstens aussprechen werde.

Ich schließe jetzt, ich bin seit 14 Tagen gar nicht wohl, leide zwar nur an einem katarrhalischen Fieber, da ich aber in Jahren nicht krank war, ist es mir lästig. Mit den herzlichsten, unwandelbarsten Gesinnungen der Ihrige.

H.

Sechster Brief.

Burgörner, Ende Mai 1822.

Ich sage Ihnen heute zuerst, liebe Charlotte, daß ich wieder vollkommen wohl bin, damit Sie sich nicht beunruhigen.

Es geht sehr eigen mit unserm Briefwechsel. Er fing so an, daß Sie selten Briefe von mir zu bekommen glaubten, und jetzt muß ich mich über Ihr Stillschweigen beklagen. Sie hatten mir in Ihrem letzten Briefe versprochen, mir unmittelbar nach dem 15. jedes Monats zu schreiben, das müssen Sie aber nicht gethan haben, da sonst Ihr Brief längst in meinen Händen sein müßte, und ich habe weder am vorigen Posttage noch heute das Geringste bekommen. Es beunruhigt mich, da Sie krank sein können, ich suche alles auf, was Sie verhindert haben könnte. Wie dem sei, so drängt es mich, Ihnen zu sagen, daß ich sehr nach einem Briefe verlange, und die, welche ich habe, oft wieder durchgelesen habe, und immer in dankbarer Erinnerung an Ihre mir so wunderbar erhaltenen Gesinnungen. Man könnte das wohl Eitelkeit nennen, könnte es wohl nur dem Gefühl, sich geschmeichelt und gehuldigt zu sehen, zuschreiben, wenn man sich durch die Bewahrung dieser Empfindungen beglückt fühlt. Allein es wäre das doch ein zu harter Ausspruch, und gegen mich wirklich ein ungerechter, da Eitelkeit mir nie eigen war. Schwerlich hat jemand je sich selbst so unpartheiisch beurtheilt, und so wenig schonend behandelt, schwerlich je einer so kalt und

richtig erkannt, was an den Lobsprüchen Anderer abzuschneiden und an dem worüber sie schweigen zu tadeln war. Und einem gewissen Mißtrauen in meine Kräfte und die mir hier und da beigelegten Vorzüge verdanke ich sogar die vorzüglichsten der Erfolge, die ich in Privat- und öffentlichen Verhältnissen gehabt habe. Allein ich gestehe gern, daß ich immer einen vorzüglichen Werth darauf gelegt habe, die innere Stimmung zu besitzen und zu bewahren, die auf ein weibliches Gemüth Eindruck zu machen fähig ist. Ich würde nicht so thöricht sein mir einzubilden, daß sie mir noch jetzt eigen sein könnte. Wenn man nun aber auf eine so wahre, natürliche, so eingreifende Weise, als sich in Ihren Briefen ausspricht, überzeugt wird, daß man jenen Eindruck tief und dauernd erregt hat, so liegt darin ein doppeltes, die Empfindungen süß erhebendes Gefühl, das des Selbstbewußtseins, und das des edeln tiefen Gemüths, welches diese Empfindungen zart zu sondern und fest aufzubewahren verstand. Darum freut mich die Erneuerung unsers Briefwechsels unendlich, und ich schmeichle mir, daß sie auch Ihnen wohlthätig sein wird; mir könnte sie nie anders sein. Ihr Bild ist mir ein ganzes Leben hindurch geblieben, in allen, auch den wechselvollsten Verhältnissen, stand es mir freundlich und licht, wie ich Ihnen neulich schrieb, vor. Ich glaubte nie wieder etwas von Ihnen zu erfahren. Die Zeit, wie Sie sich mir wieder naheten, trat grade in die beengteste meines Lebens. Diese ist vorüber, und so mahnte es mich schon lange Ihnen zu schreiben. Da wir uns nach so langer Zeit nur durch einzelne Briefe nahe gewesen sind, so kann es nicht fehlen, daß wir in manchen Ideen abweichend denken müssen, über die wir uns bei ruhigem und stillem Ideen-Umtausch leicht verständigen werden.

Sie erinnern mich daran, liebe Charlotte, welchen Schatz ein weibliches Herz bewahrt, und fordern mich auf, Vertrauen zu Ihnen zu haben. Glauben Sie gewiß, daß ich ein unbegrenztes Vertrauen in Sie, in Ihre Wahrheit, Ihre Treue und die Zartheit Ihrer Empfindungen setze, wie würde ich Ihnen sonst selbst so offen und wahr schreiben. Vertrauen Sie aber auch mir fest. Seien Sie sicher, daß das, was Sie mir vertrauungsvoll sagen, bei mir wie im Grabe ruht und verschlossen ist. Glauben Sie auch fest, daß ich es herzlich gut mit Ihnen meine, immer meinte und immer meinen werde; vertrauen Sie mir auch dann, wenn Sie mich nicht gleich verstehen. Ueberlassen Sie mir die Sorgfalt für die Erhaltung unsers gegenseitigen Verhältnisses, für die Entfernung jedes störenden Einflusses. Ich will niemanden, aber am wenigsten Ihnen, auch nur eine meiner Meinungen aufdringen. Ich habe die unzerstörbare Ueberzeugung, daß Sie nie, weder mich, noch irgend eine Idee von mir zu verkennen im Stande sind, ja, ich weiß, und Sie haben es mir recht schmeichelnd wiederholt, daß Sie immer gern und mit Freuden sich von mir, wie Sie gütig sich ausdrücken, „berichtigen" lassen.

Es ist mir lieb, daß Sie niemanden sagen, daß Sie Briefe von mir empfangen. Es geht niemanden was an, daß wir einander schreiben; was heilig in sich ist, muß man nicht gemein machen.

Leben Sie herzlich wohl und rechnen Sie fest auf die Unwandelbarkeit meiner Gesinnungen.

Ihr H.

Siebenter Brief.

Burgörner, 1822.

Ich will Ihnen, beste Charlotte, heute einen Wunsch, eine Bitte aussprechen, durch deren Erfüllung Sie mir große Freude machen werden, die ich gewiß recht dankbar empfange. Ihre Lebensgeschichte, besonders auch die Entwickelung und seltene Ausbildung Ihres innern Lebens, möchte ich gern im Zusammenhange übersehen und genau kennen. Dieser Wunsch ist schon durch Ihre früheren Briefe in mir erregt und entstanden und durch die jetzigen vermehrt. Schwer kann es Ihnen nicht werden, Sie haben sich eine große Fertigkeit im Schreiben erworben. Sie schreiben leicht, gewandt, geläufig, natürlich und ausgezeichnet gut. Die Sprache steht Ihnen ganz ungewöhnlich zu Gebote. Ich sage Ihnen da keine Schmeichelei, es ist die Wahrheit, die ich mit Ueberzeugung ausspreche und die sich in jedem Ihrer Briefe darlegt. *)

Wollen Sie in meine Wünsche eingehen, so thun Sie es auf folgende Weise: Fangen Sie mit Ihrem Geburtstag und Jahr an, in chronologischer Folge und in der größten Ausführlichkeit. Schreiben Sie aus dem Gedächtniß, auf was Sie sich besinnen, nicht aus der Phantasie. Gehen Sie zurück in Ihre Kindheit und Jugend, zurück auf Ihre Eltern und Großeltern, auf Ihre Vorfahren, wenn Sie davon Nachricht haben. Lieb wäre es mir, wenn Sie in

*) Zusätze, 2. Anmerkung.

dritter Perſon reden. Geben Sie den Orten und Menſchen, wenn Sie dahin kommen auch mir, andre Namen, nur den Namen Charlotte behalten Sie. Ich habe das mit Goethe gemein, daß ich eine beſondere Vorliebe für Ihren Namen habe. Aber reden Sie über ſich vor allem wie über eine Dritte, loben und tadeln Sie ſich, wo Sie ein Anderer loben und tadeln würde.

Was ich beſorge, iſt, daß Sie von ſchmerzlichen Erinnerungen ergriffen werden, da ich ja ſchon weiß, daß Sie viel gelitten haben. Allein vorerſt ſind Sie davon noch fern. Kindheit und Jugend ſind meiſt heiter und froh, und waren es gewiß auch bei Ihnen, und die Schilderung beider werde ich von Ihnen mit Freude empfangen. Sie ſchreiben nur für mich, und kein anderes Auge, als das meinige, ruht auf dem, was Sie für mich ſchreiben. Ich ſehe Ihrem Entſchluß und Ihrer Antwort mit Verlangen entgegen. Leben Sie herzlich wohl!

Ihr H.

Achter Brief.

Burgdorner, 1822.

Meine beiden Briefe werden Sie, liebe Charlotte, empfangen haben, ob sie gleich noch unbeantwortet sind. Beide hatten die Absicht, Sie über Ihre Bedenklichkeiten zu beruhigen. Ich hoffe, das ist mir gelungen, und ich wiederhole Ihnen heute zuerst, was Ihnen mein letzter Brief sagte, daß alles, was Sie mir aus Ihrem Leben und Ihrer Vergangenheit mittheilen, ganz durch Ihre Empfindungen bestimmt werden muß. Es soll ein Zurückgehen in die Vergangenheit sein, mit dem, der den innigsten Theil an Ihnen nimmt, aber kein Aufreißen schmerzlich vernarbter Wunden, das mußte ich Ihnen zuerst sagen.

Recht herzlich danke ich Ihnen für die mir als Probe übersandten wenigen Bogen. Die Erzählung beginnt so ganz zu meiner Zufriedenheit, nur wünschte ich doch hier und da noch mehr Ausführlichkeit. Lassen Sie sich ja keine Furcht angehen, daß Sie zu weitläufig werden könnten, und denken Sie nicht wie langsam Sie verweilen. Wir leben Beide, noch sehr lange, wenn gleich Sie länger. (!!) Grade die Schilderungen Ihres väterlichen Hauses, bestes Kind! haben ein großes Interesse für mich, und Sie haben wieder völlig wahr gemacht, was ich Ihnen immer sagte, daß Sie sehr gut schreiben, sehr wahr, hübsch und natürlich erzählen. Fahren Sie nur eben so fort, und wenn es Ihnen manchmal beschwerlich wird oder Ihnen Zeit raubt

so denken Sie, daß Sie mir Freude damit machen. Es verlängert und erweitert gewissermaßen das Leben, wenn man so individuelle Schilderungen einer Zeit vor sich hat, die man an ganz andern Orten und in ganz andern Verhältnissen erlebte, und es giebt doch in der Welt nichts Interessanteres für den Menschen, als wieder der Mensch. Man kann eigentlich nie genug sehen und nie genug hören. Es entstehen selbst durch jedes neue Gesicht, möchte ich sagen, neue Ideen. Erhält man nun aber gar bestimmte, ins Detail gehende Schilderungen, so sind es nun Figuren, die sich vor der Seele bewegen, und mit denen man eben so lebt, wie in der Wirklichkeit. Dieser Hang sich eigentlich an Menschengestalten zu ergötzen, in ihnen, wie unter Anwesenden zu leben, verträgt sich doch sehr gut mit dem entschiedensten Hange zur Einsamkeit. Sobald man mit Menschen umgehen muß, oder noch mehr, sobald man recht gern mit ihnen umgeht, befindet man sich selbst zu sehr in Thätigkeit, will sich auch wohl selbst geltend machen, und wird von bloß reiner Beschauung abgezogen. Lebt man aber mit dem Hange zur Einsamkeit unter Menschen, was man von Zeit zu Zeit nicht vermeiden kann, so gehen sie mehr wie Figuren der Beschauung vor einem vorüber, man richtet seine Aufmerksamkeit ganz auf sie und nicht auf sich selbst. Wie man auf sie wirkt, wie man ihnen gefällt, bleibt einem sehr gleichgültig, wenn man sie nur in ihrer eigentlichen Natur sieht. Kehrt man dann in die wirkliche Einsamkeit zurück, so hat man viele Bilder um sich, und wenn man zu innerer Geistesbeschäftigung geneigt ist und aufgelegt, so entstehen aus den wirklichen Menschen idealische in der Phantasie, denen die wirklichen nur in den äußern Umrissen zum Grunde liegen. Alle moralischen Fragen, alle tieferen Betrachtungen über Leben und Zweck des

Lebens, über Glück und Vollkommenheit, über Dasein und Zukunft gewinnen ein reicheres Interesse, erlauben mannichfaltigere Anwendungen, wenn man sie gleichsam an so vielen Menschengestalten einzeln prüfen kann. Denn in jedem, auch selbst unbedeutenden Menschen liegt im Grunde ein tieferer und edlerer, wenn der wirklich erscheinende nicht viel taugt, oder noch edlerer, wenn er in sich gut ist, verborgen. Man darf sich nur gewöhnen, die Menschen so zu studiren, und man kommt unvermerkt aus einem anscheinend alltäglichen Leben in eine ungleich höhere und tiefere Ansicht der Menschheit überhaupt. Es ist ja eigentlich das, worin das Gepräge jedes größeren Dichters liegt, diese Ansicht überall, und da er nur frei schaffen kann, ganz rein zu geben, oder vielmehr sie mitten aus aneinander gereiheten, oft zufällig scheinenden Begebenheiten hervortreten zu lassen. Die Geschichte hat etwas Aehnliches. Das menschliche Wesen tritt auch schon reiner und größer in ihr hervor, als in den tausendfältigen kleinen Umgebungen der Gegenwart. Einen interessanten Charakter mehr im Bilde zu besitzen, ist ein eigentlicher Lebensgewinn, und mit dem Einzelnen verbinden sich nun bisweilen die von Ständen, Zeiten, Gegenden. So habe ich immer eine entschiedene Neigung zu den Landpredigern gehabt, und eine Art romantische für ihre Töchter. Das war schon in mir, ehe ich Sie gesehen hatte, und nachher hat es eben durch Sie unendlich in mir zugenommen, obgleich Sie die Einzige geblieben sind, die diesen Eindruck auf mich gemacht hat. Einen großen Theil alles Guten im deutschen Charakter habe ich aus den Landprediger-Töchtern abgeleitet: die tiefe, nicht tändelnde Empfindung; die Einfachheit bei hoher Bildung; die Entfernung alles vornehmen, unangenehmen Tons, bei allen Eigenschaften, die man in vornehmen Zirkeln gern hat. Ich habe davon oft ge-

sprochen und dann bei mir lachen müssen, daß ich das alles im Grunde von Ihnen herleitete, da ich nie eine andere Prediger-Tochter auch nur irgend näher gekannt hatte. Aber ich hatte, wie ich Ihnen sage, ein Vorgefühl davon, denn schon zu Ihnen hat mich diese Neigung, wie wir uns sahen, schnell hingezogen. Nun waren Sie mir, ein halbgesehenes Bild, entschwunden, und gehörten also ganz der Phantasie an. Daher hat nun auch alles, was Sie mir von Ihrer Kindheit, Ihrer Jugend, Ihrem elterlichen Hause sagen, ein besonderes Interesse für mich. Ich prüfe dann, ob ich richtig oder falsch ahndete, und befinde mich in der Welt, in die mich meine jugendliche Phantasie versetzt hatte. Es ist mir jetzt doppelt leid, daß ich Ihren Vater und Sie nicht in demselben Herbste, wo ich Sie zuerst sah, besuchte. Ich war in Düsseldorf bei Jacobi und wollte von dort zu Ihnen, aber J. hielt mich länger auf, und nun eilte ich nach Göttingen zurück. Man hat in der Jugend oft eine einfältige Pflichtmäßigkeit. Um ein Paar Kollegienstunden nicht zu versäumen, versäumte ich etwas, was sich nie nachholen läßt, mir ein lebendiges Bild von Ihnen in jener Zeit, Ihrem Eltern-Hause, Ihrem ganzen Leben zu verschaffen.

Ich sagte im Anfange, daß Sie nicht ausführlich genug gewesen wären, darüber werden Sie lachen, da Sie schon alles menschenmögliche Maß überschritten zu haben glauben. Aber es ist doch so. Ich meine nämlich, daß Ihre Schilderungen noch umständlicher sein, noch mehr Züge dessen, wie es um Sie her war, enthalten sollten. Die Frage, die ich hersetzen will, müssen Sie mir noch in einem Ihrer nächsten Briefe auf einem besondern Blatte pünktlich und genau beantworten: Wie Ihre Mutter aussah? Das läßt sich doch beschreiben. Sie haben es aber gar nicht

gethan. Von allen Personen, die oft und viel in Ihrer Erzählung vorkommen, müssen Sie das immer thun. Was Sie sich also von den Gesichtszügen und dem Körperbau Ihrer Mutter erinnern, schreiben Sie ja ganz genau. Dann haben Sie mir zwar das Innere Ihres elterlichen Hauses beschrieben, aber nicht bestimmt genug. Ob die Lage des Hauses, des Orts, die Umgebungen gegen Gärten, gegen Nachbarhäuser, ob die Gegend anmuthig war, ob Sie aus den Fenstern ins Grüne, ob weit ins Ferne sahen, von dem allen steht kein Wort in Ihrer Erzählung, und das sind ja ganz wesentliche Umstände, das holen Sie ja nach und machen Sie die Schilderung so, daß ich mir ein bestimmtes Bild davon entwerfen kann. Diesen Wunsch müssen Sie mir befriedigen, sonst schwankt alles in der Phantasie, und selbst die Gedanken und Empfindungen verlieren dadurch in ihrem Gehalte.

Sie werden mich recht lästig mit meinen Bitten finden, aber Sie haben sich einmal darauf eingelassen, sie zu erfüllen.

Ich bin allein hier und nicht auf lange Zeit. Richten Sie aber doch Ihren nächsten Brief hierher; vermuthlich findet er mich noch hier, und ist das nicht, so geht er von hier von selbst nach Berlin, wohin ich zurückkehre. Sie erinnern sich wohl — Burgörner bei Hettstädt. Leben Sie herzlich wohl, liebste Charlotte, mit immer unveränderlichen Gesinnungen.

Ihr H.

Neunter Brief.

Tegel, den 10. Juli 1822.

Ich glaube Ihnen schon gesagt zu haben, daß ich Sie bitte, Ihre Briefe, wenn die meinigen diese Ueberschrift tragen, immer nach Berlin zu adressiren, sie kommen mir sicherer zu. — Hier brachte ich meine Kindheit und einen großen Theil meiner Jugend zu. Ich liebe Tegel sehr. Die Gegend ist wenigstens die hübscheste um Berlin; auf der einen Seite ein großer Wald, auf der andern von Hügeln, die schön bepflanzt sind, eine Aussicht auf einen ausgedehnten, von mehreren Inseln durchschnittenen See. Um das Haus und fast überall sind hohe Bäume, die ich in meiner Kindheit erst in mäßiger Stärke sah, und die nun mit mir emporgewachsen sind. Ich baue jetzt ein neues Haus hier, das schon halb fertig ist, und bringe auch hierher die Gemählde und Marmorsachen, die wir haben, so wird es ein anmuthiger Wohnplatz, von dem ich selten in die Stadt kommen werde.

Hier bekam ich auch Ihre beiden lieben Briefe, den vom 25. v. M. und den vom 3. d. M., für die ich Ihnen herzlich danke. Ich beantwortete den ersten, in dem Sie mich so sehr bitten, Ihnen augenblicklich zu schreiben, nicht gleich, weil ich wußte, daß einer von mir in der Zeit in Ihren Händen sein müßte.

Daß ich Ihren Hang zur Einsamkeit tadeln oder einschränken möchte, dürfen Sie nie fürchten. Ihr alter vä-

terlicher Freund E. iſt aber doch wohl hier viel gütig-ſorglicher geweſen, und hat an Ihr Glück gedacht und geglaubt, Sie hätten mehr Vergnügen in einer geſelligeren Art zu leben. Ich meine nun das gar nicht, allein, wenn ich es auch meinte, ſo würde ich doch mehr zur Einſamkeit rathen. Es iſt nun einmal (das lobe ich aber nicht) meine Art ſo, bei mir (das möchte hingehen) aber auch bei Andern, viel weniger auf ihr Glück, ihren Genuß, als auf das, was ſie in ſich ſind, auf den vorzüglicheren Grad und die eigenthümliche Art ihrer Gemüthsſtimmung zu ſehen. Dieſe nun aber iſt ſchon ſchöner, wenn man die Einſamkeit liebt, und wird ſchöner, wenn man dieſer Liebe nachhängt; ſie würde es aber allmählig auch, wenn man von Natur die Einſamkeit nicht liebte, und ſich nur Gewalt anthäte, in ihr zu beharren. Das iſt ſo in vielem meine Theorie.

Daß Sie mir gelegentlich erzählen, daß an Ihrem Haus und Garten ein Bach mit einem Steg iſt, hat mir Vergnügen gemacht. Solche kleine Züge bezeichnen die ganze Lage und verſetzen einen in die Gegenwart. Denken Sie nun auch hübſch an mich, theure Charlotte, hinter Ihrem Bach.

Der Aufſatz, den Sie mir vorerſt als Beantwortung meiner Frage*) ſenden, der urſprünglich nicht für mich beſtimmt war, in dem aber eine Stelle über mich vorkommt, für die ich Ihnen ſehr dankbar bin, hat mich ſehr intereſſirt. Ich liebe die Anſichten, die jemand, der bei vielen andern genauen Uebereinſtimmungen doch ſehr verſchieden ſein muß, über Gegenſtände wie über Schriften hat, mi denen man durch das Leben gegangen iſt. Es muß

*) Zuſätze, 3. Anmerkung.

in solchen Beurtheilungen vieles einseitig, selbst unrichtig sein, aber es ist die wahre, die natürliche und die eigene Ansicht, diese zieht immer an, weil man von ihr aus wieder Blicke in das Individuum thut, sie ist auch im hohen Grade belehrend, weil man sie sich gar nicht so von selbst vorstellen kann, und den Werth, den Eindruck, die Wirksamkeit der Dinge meist nur nach allgemeinen Maßstäben mißt und nur gewohnt ist, sich alles im Zusammenhange mit Denkart, Charakter, Erziehung und äußeren Umständen zu denken. Man wird die individuelle Ansicht immer ehren, auch wenn man nicht darin übereinstimmen könnte. Das, was Sie über mich sagen, ist sehr liebevoll und gütig, aber ich kann auch gewiß hinzusetzen, daß das gewiß wahr ist, daß ich unfähig wäre, je einen Menschen, der mir irgend nahe stand, zu vergessen oder aufzugeben, ich verfolge vielmehr jede Spur, die aus der Vergangenheit übrig ist. Jede solche Verbindung, ja jedes solches bloßes Begegnen, hängt ja mit so vielen in Einem zusammen und das Leben ist schon ein solches Stück- und Flickwerk, daß man nicht genug trachten kann, die zusammenhängenden Theile fester an einander zu knüpfen. Freilich kommt es auch darauf an, daß die, an die man sich auf diese Weise erinnert, noch etwas behalten haben, was dem Bilde entspricht, das in der Seele lebt. Aber selbst, wenn das nicht ist, wie ich auch deren Beispiele in meinem Leben habe, so ergötze ich mich doch, wenn mir solche Personen wieder vorkommen, sie und ihr Treiben zu betrachten, ohne ihnen weiter ein fortdauerndes Interesse zu beweisen. Bei Ihnen ist das nun aber sehr anders; Sie haben so lange Jahre mein Andenken treu bewahrt, ohne irgend ein Zeichen des Andenkens von mir zu empfangen; Sie leben gerne und viel

in Gedanken mit mir; Sie machen keine Ansprüche noch Forderungen an mich, als die ich gern und mit Freuden erfülle.

Sie bitten mich abermals, meine Briefe bewahren zu dürfen. Liebe Charlotte, ich bin ein großer Feind von alten Briefen, und wenn auch gar nichts darinnen steht, was irgend jemanden im mindesten nachtheilig sein könnte, habe ich das Aufheben nicht gern. Ein Brief ist ein Gespräch unter Abwesenden und Entfernten. Es ist seine Bestimmung, daß er nicht bleiben, sondern vergehen soll, wie die Stimme verhallt. Bleiben soll der Eindruck, den er in der Seele hervorbringt, und den dann der zweite und die folgenden verstärken oder verändern u. s. f.

Aber Sie legen einen so hohen Werth darauf, Sie bitten mich so inständig und so dringend darum, daß ich es Ihnen gewiß nicht abschlagen will. Behalten Sie also immerhin die Blätter. Es ist ja dazu sehr lieb und gut von Ihnen, daß Sie sagen, Sie holen sich immer daraus was Sie bedürfen. Ich schreibe nie eine Zeile, die ich nicht mit Fug und Recht vertheidigen könnte, so ist es mir auch nicht gegeben, über das Schicksal meiner Briefe unruhig zu sein. Auch war es das nicht, was mich bewog, Sie um Verbrennung der meinigen zu bitten, sondern, wie ich oben sagte, weil ich das Aufheben der Briefe überhaupt nicht liebe. Selbst das Lesen alter Briefe will mir nicht recht einkommen. Ich dächte, man beschäftigte sich lieber mit dem Gegenstande in Gedanken, an dem das Herz hängt, da der Brief doch sein Leben verloren hat, wenn er nicht eben von geliebter Hand kommt. Bei Ihnen ist das anders. So behalten Sie immerhin die Briefe. Es

macht mir Freude, Ihnen einen Wunsch zu gewähren, da Sie so selten einen Wunsch aussprechen. Nun leben Sie herzlich wohl, liebste Charlotte, und bleiben Sie um mich mit Ihren Gedanken, die meinigen theilen oft Ihre Einsamkeit. Ihr H.

Sie wundern sich, daß eine Liebe zu Beschäftigung mit Empfindungen, eine Milde und Zartheit in denselben, ein Eingehen in fremde Gemüthsstimmungen, mir unter vielen und abziehenden Geschäften geblieben ist. Das kommt doch nur daher, daß jenes eigentlich die natürliche Beschaffenheit meines Gemüths ist, und daß es mir immer eigen gewesen ist, gegen das innere und eigentliche Sein, die Geschäfte nur wie eine Art Nebensache zu behandeln, immer ihrer mächtig zu bleiben, statt mich von ihnen beherrschen zu lassen. Man macht sie darum und auf diese Weise nur desto besser. Und das, was den Menschen als Mensch berührt, die Gefühle, die ihn erfüllen, die sich in ihm drängen und stoßen, haben immer einen hauptsächlichen Reiz für mich gehabt. Ich habe zuerst damit angefangen, mich selbst zu kennen und mich selbst zu beherrschen, und kein Mensch kann sich klarer durchschauen, keiner sich mehr in seiner Gewalt haben, als ich. Ich habe dabei immer nach zwei Dingen gestrebt: mich empfänglich zu halten für jede Freude des Lebens, und dennoch durchaus in allem, was ich mir nicht selbst geben kann, unabhängig zu bleiben, niemandes zu bedürfen, auch nicht der Begünstigungen des Schicksals, sondern auf mir allein zu stehen, und mein Glück in mir und durch mich zu bauen. Beides habe ich in hohem Grade erreicht. Ueber keine Freude und keinen Genuß des Lebens bin ich hinweg, wie es die Leute nen-

nen. Die einfachste Sache, wenn sie nur etwas Anmuthiges oder Höheres an sich trägt, oder wenn sie mir durch irgend etwas besonders zusagt, gewährt mir reine Freude. Daher niemand so dankbar ist als ich, weil wirklich auch wenig Menschen so viel Grund zur Dankbarkeit haben. Theils begegnet ihnen vielleicht weniger Erfreuliches, theils aber finden sie auch in dem, was ihnen begegnet, das Erfreuliche nicht so heraus, und genießen es nicht wie sie könnten. Aber kein Mensch ist auch so wenig bedürftig, als ich, und darauf beruht ein großer Theil meines Glücks, denn jedes Bedürfniß ist, wie es befriedigt wird, nur eigentlich Stillung eines Schmerzes, und alles, was darauf verwendet wird, geht dem reinen, ruhigen, stillen Genuß ab.

Die Fähigkeit, sich einem fremden Willen, bloß weil es ein solcher Wille ist, auch geradezu, gegen die Neigung zu unterwerfen, als muß sich zu unterwerfen, diese Fähigkeit bedarf jeder, auch der Mann, und ich würde mich sehr tadeln, wenn ich nicht wüßte, daß ich sie hätte. Sie macht überdies das Gemüth milder, weicher und, so sonderbar es scheint, zugleich stärker, selbständiger und der Freiheit würdiger.

Ohne Kampf und Entbehrung ist kein Menschenleben, auch das glücklichste nicht, denn gerade das wahre Glück bauet sich jeder nur dadurch, daß er sich durch seine Gefühle unabhängig vom Schicksale macht.

Zehnter Brief.

Burgörner, im Juli 1822.

Ich habe zwei recht liebe Briefe von Ihnen bald nach einander empfangen, liebe Charlotte, die mir herzliche, wahre Freude gemacht haben und wofür ich Ihnen eben so herzlich danke. Die Güte und Liebe, die Sie mir so treu, wahr und natürlich bezeigen, thut meinem Herzen unendlich wohl, und wenn ich auch fühle, daß wenn Sie von mir reden, das nur nach der Art iſt, wie Sie mich anſehen, nicht gerade wie ich wirklich bin, ſo freut es mich, ſelbſt da ich viel abbrechen muß, da ja dies liebevolle Zuſetzen eine Folge und ein Beweis Ihrer Empfindung iſt. Die Erinnerungen an Pyrmont haben mich ſehr gefreuet; auch mir ſteht noch vieles, ſehr vieles in der Erinnerung von jener Zeit her. Mancher Geſpräche unter uns erinnere ich mich auch noch. Es war in jener Zeit und ſelbſt in der Gegend eine Scheide im Urtheil über viele Dinge, auch über Dichtungen und Charakter-Formen, die in jeder Zeit ſehr in Verbindung mit einander ſtehen. Die Einen lebten mehr in Klopſtock, den Stolbergen, und den Dichtern und Theaterſtücken, die ruhiger und weniger excentriſch hinlieſen; die Andern mehr in Goethe, Schiller, von dem man damals eigentlich nur die erſten Stücke hatte, (die Räuber, Fieske) und allem Regelloſen, Excentriſchen. Ich ſtand noch ſehr unentſchieden. Sie ſchienen mir mehr auf die erſte Weiſe gebildet.

Ich erinnere mich, daß Sie die Schillerschen Stücke nicht liebten. Alles das ist mir sehr im Gedächtniß geblieben, und ist mir noch heute, selbst außer der Persönlichkeit, merkwürdig, weil sich seit jener Zeit, auch in den innern Ansichten, viel mehr verändert hat, als die doch nicht so unendlich lange Reihe der Jahre voraussetzen ließe. Darum ist es mir auch sehr angenehm, wenn Sie, liebe Charlotte, gerade in Ihrer Jugend recht lange verweilen, in der Fortsetzung Ihrer Lebenserzählung. Ich werde Ihnen sehr dankbar sein, wenn Sie sich dieser Arbeit recht sorgfältig unterziehen. Auch wünschte ich genauer zu erfahren, durch welche Bücher sie schon früh eine so ungewöhnlich ernste Bildung und Stimmung bekommen haben, und wie und wodurch diese in späteren Jahren sich so sehr befestigt hat. Ich wiederhole auch hier, Sie können in dem allen nicht weitläufig genug sein. Ueber das: jemand nach seinem Charakter behandeln, kann ich nicht ganz Ihrer Meinung sein. Ich thue es immer, einestheils weil es leicht zum Zwecke führt, dann, weil ich nicht berufen bin, auf den Charakter der Menschen gegen ihren Willen einzuwirken, endlich, weil die Menschen dabei glücklich und heiter bleiben und man gern Glück und Heiterkeit um sich verbreitet. Allein, was mich selbst betrifft, so wünsche ich immer und thue alles dazu, daß mich die Menschen nicht nach meinem Charakter nehmen mögen. Denn was heißt das anders, als den Charakter, wie er nun einmal ist, für abgeschlossen und unveränderlich annehmen, und ihn in allem, was er in sich enthält, zu bestärken? Nun aber ist keines Menschen Charakter fehlerfrei, es heißt also auch den Menschen in seinen Fehlern bestärken. Ich weiß wohl, daß es mich manchmal tief schmerzt, wenn ich gegen meinen Charakter behandelt werde,

allein ein solcher innerer Schmerz ist allemal heilsam, und das wahre Glück beruht gar nicht auf Schmerzlosigkeit. In dem Grade nun, daß die Menschen meines vertrauten Umgangs mir zu erkennen geben, daß sie auch gern mit Kraft und Selbstverleugnung an sich arbeiten, daß sie heilsame Schmerzen nicht scheuen, behandle ich auch sie weniger mit Rücksicht auf ihren Charakter, und so könnte ich wohl bisweilen, gegen die, welche mir innerlich am nächsten stehen, gerade am wenigsten schonend erscheinen. — Es thut mir sehr leid aus einzelnen Aeußerungen zu erkennen, daß Sie leidend waren, vielleicht noch sind. Schonen Sie sich, liebe, gute Charlotte, schonen Sie sich auch für mich, denken Sie, daß es mich unendlich bekümmert, Sie leidend zu wissen. Ihre Ruhe, Ihre Heiterkeit, vor allem Ihre Gesundheit ist es, worauf es mir ankam. Frauen sind darin glücklicher und unglücklicher als Männer, daß ihre meisten Arbeiten von der Art sind, daß sie während derselben meist an ganz etwas anderes denken können. Ich würde es ein Glück nennen. Denn man kann ein ganz inneres Leben fast den ganzen Tag fortführen, ohne in seinen Arbeiten, oder in seinem Berufe dabei zu verlieren oder gestört zu werden. Es ist das auch wohl ein Hauptgrund, warum wenigstens viele Frauen die Männer in allem übertreffen, was zur tiefern und feinern Kenntniß seiner selbst und Anderer führt. Allein, wenn jene inneren Gedanken nicht beglückend, oder wenn sie wenigstens das nicht rein und unvermischt sind, sondern niederschlagend und beunruhigend dabei, so ist allerdings die Gefahr größer, welche die innere Ruhe bedrohet; da Männer in ihren Geschäften selbst, auch wider ihren Willen, Zerstreuung und Abziehung von einem das Innere einnehmenden Gedanken finden.

Fürchten Sie nie, daß mir Ihre entschiedene Vorliebe für die einsame Stille, die Sie sich selbst geschaffen haben, mißfallen könne. Gerade das Gegentheil. Die Zeichnung Ihres kleinen Landhauses und Gartens, die Ihrem letzten Brief beigelegt war, hat mir Vergnügen gemacht; es ist angenehm, sich mit jemand, den man liebt, alle Umgebungen denken zu können. Die Einseitigkeit, welche, wie Sie sagen, E. für Sie gefürchtet und darum die große Zurückgezogenheit, worin Sie leben, nicht ganz gebilligt habe, ist allerdings etwas, das nicht taugt. Einmal aber ist sie bei Ihnen nicht zu besorgen, anderntheils auch, kann man doch für sehr vieles verstummen, ohne zu verarmen im Innern, oder dem Wahren, Guten und Schönen abzusterben.

Die Abgeschiedenheit spannt alle Vermögen eines weiblichen, in sich zarten und tiefen Gemüths höher, läutert die Seele und zieht sie ab von den kleinlichen, zerstreuenden Rücksichten, worein Frauen leichter verfallen als Männer. Auch gibt eine Frau, die die Einsamkeit liebt und in ihr lebt, gleich den Begriff, daß sie keine Freude sucht, als die sie aus der Tiefe ihres eigenen Innern schöpft, und das ist das Hauptersorderniß, um einem selbst tiefer und besser fühlenden Mann zu gefallen und ein bleibendes, unwandelbares Interesse einzuflößen.

Die wenigsten Menschen verstehen, wie unendlich viel in der Einsamkeit liegt, und gerade für eine Frau liegt. Wenn sie verheirathet ist und Kinder hat, ist ihr Familienkreis ihre Einsamkeit, im entgegengesetzten Fall aber ist es

eine absolute, in der man wirklich allein lebt und wenig Menschen sieht.

Das Glück vergeht und läßt in der Seele kaum eine flache Spur zurück und ist oft gar kein Glück zu nennen, da man dauernd dadurch nicht gewinnt. Das Unglück vergeht auch (und das ist ein großer Trost), läßt aber tiefe Spuren zurück, und wenn man es wohl zu benutzen weiß, heilsame, und ist oft ein sehr hohes Glück, da es läutert und stärkt. Dann ist es eine eigene Sache im Leben, daß, wenn man gar nicht an Glück oder Unglück denkt, sondern nur an strenge sich nicht schonende Pflichterfüllung, das Glück sich von selbst, auch bei entbehrender, mühevoller Lebensweise einstellt. Dies habe ich oft bei Frauen in sehr unglücklichen ehelichen Verhältnissen erlebt, die aber lieber untergingen, als ihre Stelle verlassen wollten. Leben Sie herzlich wohl. Ihr H.

Eilfter Brief.

Berlin, den 2. December 1822.

Ich habe Ihren Brief, liebe Charlotte, empfangen, und danke Ihnen von ganzem Herzen dafür. Es gehört immer zu meinen angenehmsten Empfindungen, etwas von Ihnen zu erhalten, und jemehr ich darin Ihre treue und liebevolle Anhänglichkeit erkenne, desto tiefer ist der Eindruck, den Ihre Zeilen auf mich machen. Die Erinnerung der Vergangenheit gesellt sich alsdann zu dem Genuß der Gegenwart, und ich rechne es immer zu den günstigsten Schicksalen meines Lebens, daß Sie mein Andenken haben bewahren wollen, und daß, wie mich Ihnen Beschäftigungen, Schicksale genähert haben, Sie fortdauernd Werth auf meine Theilnahme legen, in meine Ideen eingehen, und es sich selbst für ein Glück, ja wohl gar mir zum Verdienst anrechnen, daß mir Empfindungen blieben, die nur mit meinem eigenen Leben aufhören können. Es könnte mich dieser Beifall eigentlich stolz machen, allein dazu habe ich keine Anlage. Ich kenne mehr, wie irgend einer, meine Fehler und Schwächen und weiß, daß es kein Verdienst genannt werden kann, daß, wenn man einmal vom Schicksal gewürdigt worden ist, das natürlich Treffliche und Gediegene zu sehen, wenn es sich, auch *) durch eine Gabe des Glücks, einem wirklich erschlossen hat, man es nun auch im Tief-

*) Zusätze, 4. Anmerkung.

sten der Seele festhält, und sich nicht wieder entreißen läßt. Für ein solches Glück halte ich es, daß ich Sie einmal sah und Sie mir blieben, und fortfuhren, mir mit Treue anzuhängen, sich noch jetzt gern und willig mir unterordnen, und mir erlauben, Ihnen so vertraulich zu schreiben. Ich habe die Stimmung von der Natur empfangen, die ich für eine ihrer wohlthätigsten Gaben halte, daß ich das Unglück nie fürchte, ja, wo es mich betraf, und das ist doch einigemal auf sehr harte Weise geschehen, es nur als einen ernsten, aber nicht übelwollenden Begleiter betrachte; dagegen das Glück unendlich schätze, erkenne und genieße. Ich meine aber so das recht reine Glück, das, von allem Verdienst entblößt, uns die Götter schicken, ohne daß der Mensch dazu das Mindeste thut. Ein solches Glück war es, daß Sie mir je begegneten, daß mir ein irdisches Bild vor Augen trat, das mir immer blieb und immer bleiben wird, mit dem Nichts meinen Frieden stören kann und stören wird. Denn selbst, wenn es möglich wäre, daß Sie etwas anwandelte, das ich mißbilligen müßte, so bliebe jenes Bild ewig rein und unentweihet in mir. Es wäre dann etwas, das Ihnen so begegnete, wie es jedem Menschen wohl begegnen kann, es wäre aber nicht in die Züge verwebt, die den Umriß jenes Bildes ausmachten. Denn jeder Mensch trägt eigentlich, wie gut er sei, einen noch bessern Menschen in sich, der sein viel eigentlicheres Selbst ausmacht, dem er aber wohl einmal untreu wird, und an diesem inneren und nicht so veränderlichen Sein, nicht an dem veränderlichen und alltäglichen muß man hängen, auf jenes dieses zurückführen, und manches verzeihen, woran jenes tiefere Sein unschuldig ist. So hatte ich ja auch nie geahndet, welchen Schatz von Liebe und Treue Sie mir ein langes Leben bewahrten. Wie sollte es mich nicht beglücken!

Diese Empfindungen, die Sie für mich hegen, die Gefühle, die aus jedem Ihrer Briefe sprechen, sind ja der Grund auf dem alles, was wir mit einander wechseln, rein und schön hinfließt, von dem es die Farbe annimmt und in dessen Licht es erscheint. Darin liegt auch der große Reiz, den Ihre Lebensbeschreibung für mich hat. Jemehr ich die Umgebungen kennen lerne, in denen Sie, meine gute Charlotte, aufwuchsen, je mehr ich Sie mir darin denke, desto mannichfaltiger bewegt schweben mir die Züge vor, an die meine Einbildungskraft immer gern und lieblich geheftet ist. Solchen Genuß der Phantasie rechne ich zu den höchsten, die den Menschen gegeben sind, und in vieler Rücksicht ziehe ich ihn der Wirklichkeit vor. In diese kann immer leicht etwas störend eintreten, aber jene nähert sich den Ideen, und das Größte und Schönste, das Menschen zu erkennen im Stande sind, bleiben doch die reinen, nur mit dem innern Blick erkennbaren Ideen. In ihnen zu leben ist eigentlich der wahre Genuß, das Glück, was man ohne Beimischung irgend einer Trübheit in sich aufnimmt. Nur haben wenig Menschen eigentlich Sinn dafür. Denn es gehört dazu eine Neigung der Beschauung, die in Menschen unmöglich ist, bei denen Sinnlichkeit und innere moralische Empfindung in Verlangen zur Wirklichkeit und zum Genuß übergehen. Ich bin von diesem Verlangen mein ganzes Leben hindurch sehr frei gewesen und habe daher mehr durch den Anblick am Innern und Aeußern genossen, und in beiden Rücksichten mehr die Wahrheit der Dinge erkannt, ohne mich Täuschungen hinzugeben.

Sie haben mich, liebe Charlotte, ſchon vor längerer Zeit gebeten, Ihnen Nachricht von den Meinigen zu geben; Sie haben den Wunſch leiſe erneuert, und ſprechen ihn jetzt wieder auf eine ſo zart empfundene Art aus, daß ich mir faſt einen Vorwurf darüber mache. Sie ſagen: Die nahen Angehörigen geliebter Männer ſeien für Frauen unendlich theure geheiligte Gegenſtände; die Kinder, Theile ſeines Weſens, die Lebensgefährtin, als die Mutter dieſer, würden in dem Grade, wie ſie den Geliebten beglücken, von der innigſten Zärtlichkeit umfaßt. Indem ich es zu würdigen weiß, aus wie edler Quelle dergleichen Aeußerungen kommen, danke ich Ihnen recht herzlich dafür. Ich habe es nur von Brief zu Brief verſchoben, weil ich gewöhnlich das letzte Wort eines Blattes und die letzte Viertelſtunde der Zeit erreichte, ehe ich dazu kam. Ich fange bei meiner Frau an, da ich mich nicht erinnere, ob Sie wiſſen, wer ſie eigentlich iſt. Wenn ich Ihnen alſo etwas ſage, was Ihnen bekannt iſt, ſo ſeien Sie mir darum nicht böſe. Sie war ein Fräulein von Dacheröden, in ihrer Jugend ſehr ſchön, und, ob ſie gleich acht Kinder gehabt hat, noch viel mehr erhalten, als es Frauen, die nicht in dem Falle ſind, gelungen iſt. Sie iſt ſeit einiger Zeit kränklich, aber auf keine Weiſe die Beſorgniß erregte, oder ihre natürliche Heiterkeit ſtörte. Burgörner gehört ihr und iſt eins ihrer Güter, dahingegen Tegel und die ſchleſiſchen mir gehören. Unſere Ehe wurde bloß durch gegenſeitige Neigung, ohne alles Zuthun von Eltern und Verwandten, geſchloſſen, ſie hat in den 31 Jahren, die ſie nun währt, nie einen nur weniger zufriedenen Moment gehabt, unſer Glück iſt gegenſeitig heute, wie im Anfange, und hat nur die Farbe der verlaufenden Zeit nach und nach angenommen. Da wir beide von Natur heiter ſind, ſo iſt unſer Verhältniß ſelbſt

jugendlicher geblieben, als es sonst der Fall sein würde. Meine Geschäfte haben uns manchmal lange von einander getrennt, aber seitdem ich freie Muße genieße, sind wir fast ununterbrochen zusammen, und dies fortsetzen zu können, wird mich vorzüglich bewegen, wenn es nicht durchaus sein muß, nicht wieder in Dienst zu treten. Gleich nach meiner Verheirathung lebte ich auch außer Dienstverhältnissen über 10 Jahre lang, und reiste damals mit meiner Frau nach Frankreich und Spanien. Jetzt in der Stadt berühre ich fast die Straße mit keinem Fuß, und fahre auch selten aus. Auf dem Lande gehen wir immer zusammen spazieren, oder sind beide zu Hause. Von unsern acht Kindern haben wir leider drei, eins in Paris, zwei in Rom verloren, als ich dort Gesandter war. Jetzt haben wir noch drei Töchter und zwei Söhne. Die älteste Tochter wird sich schwerlich verheirathen, sie bleibt gern mit uns, und wir würden sie, da sie so lange mit uns gewesen ist, noch ungerner missen. Meine beiden andern Töchter sind verheirathet; die zweite heirathete, ehe sie noch 15 Jahr alt war, und ihr Mann in den Krieg ging. Sie hat den Obrist-Lieutenant von Hedemann zum Manne und lebt überaus glücklich. Die jüngste ist an den Geheimerath von Bülow verheirathet, der Legations-Sekretair bei mir in London war, und jetzt hier bei dem auswärtigen Departement steht. Sie hat eine Tochter, die bald ein Jahr alt sein wird, und lebt gleichfalls sehr heiter und in ihrer Häuslichkeit zufrieden. Mein jüngster Sohn ist noch im Hause und wird bei mir erzogen. Mein ältester ist Kavallerie-Officier in Breslau und hat eine schöne und liebenswürdige Frau. Sie hat leider noch keine Kinder. So wissen Sie wenigstens im Ganzen so viel, daß Sie sich meine Familie und mein Leben in derselben vorstellen können. Außer meiner Familie sehe ich wenig

Leute. In Privathäuser gehe ich selten, nur zu einigen alten Bekannten.

Ich muß nun schließen, das Papier ist zu Ende. Leben Sie herzlich wohl, liebe Charlotte. Mit der unwandelbarsten und wärmsten Anhänglichkeit der Ihrige

H.

Zwölfter Brief.

Berlin, den 27. December 1822.

Ich ſetze mich mit inniger Freude an den Tiſch, Ihre beiden Briefe zu beantworten, die mir, wie alles, was mir von Ihnen kommt, ſehr theuer geweſen ſind. Es thut mir ſehr leid, daß mein längeres Schweigen Sie einen Augenblick beunruhigt hat, ob ich gleich dieſem Umſtande einen Brief mehr von Ihnen verdanke. Sie müſſen aber nie unruhig ſein, wenn ich einmal länger nicht ſchreibe, als Sie gerade gedacht haben, daß ich es thun würde. Ich bin ſo ſelten krank, daß dies gar nicht in Berechnung kommen kann, und eine Aenderung in meinen Geſinnungen, wie leiſe ſie auch ſein möchte, iſt in der That unmöglich. Es widerſpricht meinem Charakter überhaupt, und widerſpricht noch vielmehr meinen einmal für Sie gefaßten Empfindungen, und kann mit einem Wort nicht eintreten. Daß ich aber einmal weniger oft ſchreibe, hat ganz zufällige Urſachen, die ich aber auch nicht gut ändern kann. Ob ich gleich jetzt gar keine eigentlichen Geſchäfte habe, ſo bin ich beſchäftigter, als die Meiſten, die ſelbſt viel mit ſolchen beladen ſind, und ich lebe keinesweges ſo, wie manche Andre, daß ich nur auf irgend eine Weiſe dem Vergnügen oder meinen Einfällen nachhänge. Meine Stunden vom Morgen bis zum Abend, und vor 1 Uhr gehe ich nie zu Bette, ſind regelmäßig beſetzt, mit meiner Familie bringe ich nur

etwa zwei Stunden am Abend, außer dem Mittagseſſen, zu. In Geſellſchaft gehe ich ſo gut, als gar nicht, und in meiner Stube, in der ich alſo die meiſte Zeit meines Lebens zubringe, bin ich mit Papieren und Büchern umringt. Ich führe, ſeit ich den Dienſt verlaſſen habe, ein eigentliches Gelehrten-Leben, habe weitläufige, wiſſenſchaftliche Unterſuchungen unternommen, und ſo kommt es denn freilich, daß der Briefwechſel manchmal ſteckt, der mit Ihnen aber doch am wenigſten. Denn ich wundere mich ſelbſt manchmal, wie ich Ihnen ſo oft und ſo lange Briefe ſchreibe, und dann finde ich es doch wieder ſo natürlich, weil ich mich ſo gern in meinen Gedanken vor Ihnen gehen laſſe, und meine Briefe wieder Veranlaſſung der Ihrigen ſind, die ich ſo innig gern leſe, wie lang ſie ſein möchten. Denn zum Leſen habe ich immer Zeit, da dazu der Entſchluß nicht, wie zum Schreiben zu nehmen iſt, ſondern mit dem erſcheinenden Briefe natürlich da iſt, ſo ſchiebt ſich alles andre ſo lange zur Seite. Auch das Denken gehört jeder Stunde an, nur zum Schreiben kommt man nicht immer, und ich könnte mir darin einen Zwang anthun. Ich klagte mich zum voraus bei Ihnen an, liebe Charlotte, daß ich eigentlich nicht ordentlich und regelmäßig im Schreiben bin, und Sie ſehen jetzt, daß ich nicht unwahr redete.

Daß Sie erfreuet und zufrieden ſind mit den kurzen Nachrichten, die ich Ihnen über meine Familie gab, iſt mir lieb, ob Sie hinzuſetzen, „wenn ich ſie auch ausführlicher gewünſcht hätte, bin ich doch erfreuet und etwas bekannt mit den Ihrigen und beſcheide mich.“ — Das iſt ganz in Ihrer Art, und wenn ich Sie darum lobe, ſo muß ich darüber ſchmälen, daß Sie beſorgen, ob Sie ſich nicht zu ſehr haben gehen laſſen in dem Ausdruck Ihrer Empfindungen? Sie haben in Ihrer Selbſtbiographie nur für mich geſchrieben. Sie

haben mir die erſten Empfindungen Ihrer jugendlichen Bruſt aufrichtig, edel und offen geſtanden, Sie haben mir dieſe Gefühle durch ein ganzes Leben geſondert, bewahrt, und mein Andenken heilig erhalten, ohne irgend ein Zeichen des meinigen empfangen zu haben. Ihr ganzer Beſitz waren ein Paar Zeilen auf einem Zettel Papier. Das würde jeden Mann gerührt haben. Wer aber ſo etwas zu würdigen verſteht, wie ich das von mir ſagen darf, der wird es wie ein ſeltenes Glück dankbar empfangen und wie eine Zugabe des Himmels anſehen. Nicht der leiſeſte, nur ſcheinbar gerechte Vorwurf könnte Sie treffen, und die kälteſte, ruhigſte Beurtheilung könnte hier nichts zu tadeln finden. Sie ſehen, ich will mir nicht wieder entreißen laſſen, was Sie mir einſt freiwillig gegeben haben. Ich will es behalten, und keine kleinlichen Skrupel von Ihrer Seite ſollen mir meinen lieben Beſitz rauben. Irre ich, ſo irrt wenigſtens mein Herz nicht. Ich habe nicht die engherzigen Begriffe über ſolche Empfindungspflichten, die wohl ſonſt im Schwange ſind. Wenn man in ſich rein iſt, kein Gefühl mit dem andern vermengt, keine Pflicht verletzt, ſo habe ich für mich (ich will nie für das Gewiſſen eines Andern reden) kein Arges, mich jedem Gefühl, das wahr und unentſtellt in mir aufſteigt, ohne alle Aengſtlichkeit hinzugeben. So iſt es in mir. Sie ſehen, was ich Ihnen oben ſagte, ich will behalten, was ich habe.

Von meinem Familienleben hätte ich Ihnen, wenn Sie es nicht ausdrücklich gefordert hätten, und es mir nicht natürlich geſchienen, doch auch das Innere und gerade dasjenige Verhältniß zu berühren, von dem in einem Familienkreiſe alle andere Empfindungen ausgehen, immer geſchwiegen.

Alſo noch Einmal, ich will, liebe Charlotte, daß Sie

nicht eine einzige Zeile, nicht ein Wort zurück wünschen. Alles, was Sie mir geschrieben haben, woraus Ihre Gefühle so rein und wahr hervorstrahlen, beglückt mich in der Erinnerung. Ich wünsche vor allem, daß der Briefwechsel mit mir Ihnen reine, durch nichts getrübte Freude mache. Ich habe ja dabei keinen andern Zweck, als für mich Erinnerungen fest zu halten, die mir ewig theuer sein werden, und für Sie, Ihnen eben dadurch Freude zu geben.

Daß ich Ihnen jene Nachrichten so spät gab, darf Sie nicht wundern, ich gab sie nur, weil Sie es wollten. An sich ist es meine Art nicht, von dem, was ich für einen Menschen fühle, einem Andern als ihm selbst zu sprechen, ja, es ist mir ganz entgegen. Ich weiß wohl, daß man es so gemeinhin für ein Zeichen und ein Bedürfniß der Freundschaft hält, sich gegenseitig Freude und Kummer und alles mitzutheilen, den Andern, wie man es nennt, mit sich leben zu lassen. Ich könnte tiefen Kummer und große Freude im Herzen haben, und es würde mich nie drängen, es denen mitzutheilen, die ich am liebsten habe. Ich thue es auch wirklich nicht, wenn die Mittheilung nicht andere Veranlassung hat. Ich halte sehr wenig von den Ereignissen des Lebens und für mich (Gott weiß, nicht für Andere) wenig von Glück und Unglück, beide, auf mich bezogen, sind die letzten Rücksichten bei meinem Thun und Handlungen; ich weiß, Gottlob! mit denen, die ich so gern habe, als Sie, immer noch etwas Besseres zu reden, als was eben um mich herum vorgeht. Ich mache es gerade so mit meiner Frau und Kindern. Sie wissen von sehr vielem, was mich beschäftigt, gar nicht, und meine Frau denkt so gleichgestimmt mit mir darüber, daß, wenn sie zufällig etwas erfährt, was sie nicht wußte, oder ich ihr selbst bei einer Veranlassung davon sagte, es ihr nicht ein-

fällt, das sonderbar zu finden. Freundschaft und Liebe bedürfen des Vertrauens, des tiefsten und eigentlichsten, aber bei großartigen Seelen nie der Vertrauchlichkeiten.

Leben Sie herzlich wohl! Mit unveränderlichen Gesinnungen

der Ihrige

H.

Dreizehnter Brief.

Berlin, den 14. Februar 1823.

Sie verſtummen ja ganz, liebe Charlotte. Es iſt ungewöhnlich lange, daß ich keine Zeile von Ihnen erhielt. Schon ſeit 8 Tagen wollte ich Sie bitten, das Stillſchweigen zu brechen. Aber ich hoffte mit jedem Poſttag einen Brief zu erhalten. Wenn Sie nur nicht krank ſind! Allein gerade dann, dächte ich, hätten Sie geſchrieben, mir wenigſtens das zu ſagen. Sie waren aber ſehr angegriffen, hatten ſich ſehr angeſtrengt, dazu jetzt die kalte Witterung, das alles könnte Ihnen doch wohl geſchadet haben. Ich bitte Sie inſtändigſt, ſchreiben Sie mir, wie es Ihnen geht. Ich würde in der That ſehr unruhig ſein, wenn ich auch jetzt keinen Brief erhielte. Ich bin wohl, aber ſehr beſchäftigt. Mein Bruder war vier Wochen hier bei mir. Er iſt nun nach Paris zurück gegangen; während ſeiner Anweſenheit hatte ich alles liegen laſſen, und ſo iſt ſchon das, was ſich in meinen Geſchäften angehäuft hat, ſo anſehnlich, daß ich ein Paar Wochen daran aufzuräumen haben werde. Darum verzeihen Sie auch die Kürze meiner Zeilen. Da Sie gern lange Briefe von mir haben, ſo wird Ihnen mein letzter gefallen haben, er füllte den ganzen Bogen, und mit meiner kleinen Handſchrift iſt das ſehr viel. Leben Sie wohl, und ich bitte, ſchreiben Sie mir gleich. Von Herzen und mit unveränderlichen Geſinnungen

der Ihrige H.

Vierzehnter Brief.

Berlin, den 14. März 1823.

Ich habe, liebe Charlotte, Ihre Briefe mit deren Beilagen erhalten, und ſage Ihnen meinen herzlichſten Dank dafür. Man kann nicht ordentlicher ſein, als Sie dieſe zweite Lieferung zu Ihrer Lebensbeſchreibung eingerichtet haben. Sie nennen ſie: Einleitungs-Hefte. Die Folge wird das erſt ganz deutlich machen, da alle Ihre Gedanken Klarheit haben. Alles lieſ't ſich leicht und mühelos, wie ein Buch, und was bei Handſchriften immer ſehr angenehm iſt. Daß Sie das Ganze in Lieferungen theilen und in jede einen angemeſſenen Abſchnitt zuſammen faſſen, iſt äußerſt zweckmäßig. Ich finde es daher auch beſſer, daß Sie künftig ſich nicht gerade an die Zeitpunkte halten, die ich anfangs beſtimmt hatte, ſondern jeder Lieferung einen angemeſſenen, ſich nach dem Inhalt richtenden Abſchnitt geben, daß er weder allzukurz, noch allzulang wird, und abzuſenden, wenn Sie ſolche Lieferung fertig haben, ohne ſich an einen beſtimmten Zeitabſchnitt zu kehren. Ich weiß, auf der einen Seite, daß Sie Intereſſe genug an der Sache nehmen, und liebevoll gegen mich geſinnt, ſelbſt gern meine Wünſche erfüllen, und alſo die Muße, die Sie auf dieſe Arbeit verwenden können, gewiß nicht ohne Noth andren Dingen ſchenken. Auf der andern Seite aber möchte ich ſelbſt nie, daß Sie den nothwendigen Geſchäften, die Ihnen obliegen, Zeit entzögen, die dann wieder zu große Anſtrengungen forderten, um das Verſchobene wieder einzubringen. Alles, wozu ich Sie veranlaſſe, ſoll nur zu Ihrem Vergnügen und Ihrer Genugthuung dienen, nicht aber Ihnen zur Laſt noch Un-

ruhe werden. Was mich bei dieser Lieferung erschreckt, ist, daß Sie schon so weit vorgerückt sind. Sie sehen daraus, wie ich Ihnen immer sagte, daß Ihre Furcht vergeblich sei, daß Sie bei einer so großen Ausführlichkeit nie zu einem Ende kommen würden. Indessen kann ich Ihnen durchaus über Mangel an Ausführlichkeit keinen Vorwurf machen. Ich glaube gern und sehe es aus der Schrift selbst, daß Sie nichts weiter zu erzählen hatten, weil der Gegenstand Ihnen in Ihrem Gedächtniß nicht mehr darbot. Sie sind nichts übergangen, alle Personen, die Sie erwähnen, erscheinen in einer vollständigen Zeichnung mit sehr bestimmten Umrissen, man sieht zugleich ihre Umgebungen und es geht dem Bilde kein Zug ab, dessen Vermissen eine Lücke verursachte. Zwei interessante Figuren sind Ihre beiden Großmütter, man ist sehr geneigt, sie in Ihnen wieder zu erkennen. Zwei vorzügliche Frauen waren es gewiß. Es ist in sich natürlich, daß die Schilderung des Lebens einer in den einfachsten Verhältnissen sich befindenden Familie nicht mehr und nichts Vielfacheres darzubieten im Stande ist, auch ist es Ihnen wohl bis dahin nicht eingefallen, dies Leben in so weiter Vergangenheit zurückzuholen und zu beschreiben. Das alles, gute Charlotte, erkenne ich mit wahrer Dankbarkeit, erkenne, wie gern Sie mir Freude machen. Auch hat Ihre Erzählung, gerade in dieser Einfachheit eines solchen Lebens, für mich und meine individuelle Art zu empfinden einen großen Reiz, den ich auch wieder bei Lesung Ihrer Blätter empfunden habe. Ich muß diese Lieferung auch darin noch mehr loben als früher, weil die Erzählung darin ruhiger, ununterbrochener, und in einem einzig nur das Geschilderte heraushebenden Tone fortgeht. So gern ich auch Betrachtungen lese, welche Sie früher dem Erzählten einzustreuen pflegten, so besteht der größte

Reiz einer Erzählung doch gerade darin, daß man nur das Erzählte erblickt, und daß es als etwas ehemals Vorgegangenes und sich selbst vor dem Auge Bewegendes dasteht, nicht durch den unterbrochen wird, der es jetzt absichtlich darstellt. Im gegenwärtigen Falle sind nun zwar Sie, als darstellend und dargestellt, dieselbe Person, allein die Verschiedenheiten der Zeit bleiben auch so doch gleich beachtungswerth, und Sie, jetzt und selbst erzählend, werden gegen sich, in jener Zeit dargestellt, auch wieder gewissermaßen eine Fremde. Sie müssen aber darum nicht glauben, daß ich mich durchaus gegen die Einstreuung jeder Betrachtung erklärte, und Sie sich jede neue verbieten müßten. Dies ist gar nicht meine Absicht. Ich lobe mehr die Art, die ich hier beobachtet gefunden habe, als ich es tadeln würde, wenn Sie eine andere angewendet hätten. Denn auch diese könnte auf ihre Weise Reiz gehabt haben, und Sie würden es gewiß verstanden haben, ihn derselben zu geben. Allein in sich ist es richtig, daß die Erzählung reiner und anziehender in dem Grade ist, in welchem sich der Erzähler mehr zurück und in Schatten stellt, und dieser verliert dabei nicht, denn man sieht ihn und seine Individualität in der Art und Natur der Erzählung gleich klar und bestimmt, und fühlt sich durch die versteckte Art, mit der es geschieht, überrascht. Die Zeichnungen, die Sie beigelegt hatten, haben mich sehr gefreuet. Sie versetzen den, der sie sieht, auf den Schauplatz der Personen, von denen erzählt wird, und tragen daher zur Lebendigkeit der Schilderung und zur Bestimmtheit des Bildes bei. Die äußere Ansicht Ihres elterlichen Hauses hat aber auch etwas in sich Freundliches und Gefälliges. Bei Gelegenheit des Todes Ihrer Mutter erwähnen Sie, obgleich dunkel und so, daß man nicht deutlich und bestimmt sehen kann, wie es

geweſen iſt, etwas Geiſterartiges. Dies bitte ich Sie nicht zu übergehen. Iſt es, wie es faſt ſcheint, Ihre Abſicht, darauf bei einer andern Gelegenheit in der Folge zurück zu kommen, ſo mag es ſo bleiben, und ſo leſe auch ich die genaue Darſtellung dieſes Ereigniſſes lieber an dem Orte, den Sie für den paßlichſten halten. Wollen Sie aber nicht darauf zurück kommen, ſondern es bei demjenigen bewenden laſſen, was Sie darüber geſagt haben, ſo muß ich Sie bitten, dieſer Sache eine beſondere Zugabe zur zweiten Lieferung zu widmen, ſie zuerſt und zunächſt auszuarbeiten und mir einzeln zuzuſenden. Es hat gerade dies ein ganz beſonderes Intereſſe für mich. — Das Mißgeſchick mit Ihrer Wohnung hat mich ſehr geſchmerzt; Sie befanden ſich dort einſam und wohl, und hatten überdas ſie ſich nach ihren Neigungen eingerichtet. Das verlaſſen zu müſſen, iſt wirklich höchſt unangenehm, und ich nehme nicht nur den innigſten Antheil daran, ſondern begreife auch Ihre Niedergeſchlagenheit darüber vollkommen.

Daß Ihnen meine Theilnahme tröſtlich, mein Andenken wohlthätig iſt, und Sie gern dabei verweilen und ausruhen, wenn Ihnen, wie auch jetzt, weh iſt, dafür, liebe Charlotte, kann ich Ihnen nur ſehr dankbar ſein. Es war mein Wunſch und meine Abſicht, ich wollte nur glücklich, heilſam und wohlthätig auf Sie einwirken, und es freuet mich unendlich, wenn ich erkenne, daß ich das erreiche. Geſtatten Sie mir denn auch jetzt dieſen Einfluß auf Ihr Gemüth, da Sie leiden und gebeugt ſind. Richten Sie ſich an mir auf. Ich möchte niemand lieber, als Ihnen zur Stütze ſein. Leben Sie für heute herzlich wohl, und erlauben Sie mir die Wiederholung meiner Bitte, ſich zu beruhigen. Halten Sie den Glauben an die Treue meiner innigſten, liebevollſten Theilnahme feſt, womit ich Ihnen ſtets angehöre. Ihr H.

Funfzehnter Brief.

Berlin, den 30. März 1823.

Ihr Brief vom 19. dieſes, liebe Charlotte, hat mich bekümmert, da er in großer und ſichtbarer Niedergeſchlagenheit geſchrieben war; es hat mich aber gefreuet zu ſehen, daß er gegen das Ende hin heitrer wird, weil das ein ſicheres Zeichen iſt, daß das ruhige Schreiben, das ſtille Geſpräch mit dem, von dem Sie wiſſen, daß er immer gleichen Antheil an Ihnen nimmt, eben jene wohlthätige Wirkung auf Sie ausgeübt hat. Darum hoffe ich auch, werden Sie nicht bei dem Vorſatz des Verſtummens bleiben, ſondern fortfahren, wie bisher, zu ſchreiben. Jener Vorſatz, den ich überhaupt nur für augenblicklich halten will, kann Ihnen nur von einer düſtern Stimmung eingegeben ſein. Es iſt ſehr liebevoll von Ihnen, daß Sie, wie Sie ſagen, mein Leben nicht durch Ihre Niedergeſchlagenheit ſtören wollen. Allein, weiß ich ſie darum weniger, wenn ich ſie in Ihrem Verſtummen erkenne, und muß ſie mich denn nicht gerade darum mehr beunruhigen, weil ich den Grad, die Farbe, die Art derſelben weniger kenne? Sie können verſichert ſein, daß ich immer den herzlichſten und mitfühlendſten Antheil an Ihnen und allem, was Ihnen begegnet, nehme, und daß ich auch auf dieſelbe Weiſe den Unfall anſehe, daß Sie gerade jetzt, und überhaupt, eine Ihnen zu bequemer und lieber Gewohnheit gewordene Wohnung aufgeben müſſen. Allein ich möchte Ihnen doch, liebe Charlotte, bei einem ſolchen Falle

mehr Stärke, mehr innere, äußeren Unfällen entgegen ſtrebende Heiterkeit wünſchen, da Ihnen ſo vieles zum innern Genuß bleibt. Es ſoll dies gewiß auch nicht der fernſte und leiſeſte Vorwurf ſein, ich möchte lieber alles, als Ihnen im mindeſten weh thun. Aber es iſt einmal meine Art, denen, mit denen ich vertraulich umgehe, durchaus und ganz wahr zu reden, unverholen zu ſagen, was mir nicht zu billigen ſcheint, und ihnen die Vorſtellungen zu machen, durch die ſie meiner Ueberzeugung nach in ſich ſtärker, feſter und dadurch ſelbſtſtändiger und minder abhängig von äußern Zufälligkeiten werden. Alſo ſein Sie mir um dasjenige, was ich Ihnen hier ſage und ſagen werde, nicht böſe. Sehen Sie es auch nicht als etwas an, das der leicht ſagen kann, der ſelbſt nur in glücklicher und genügender Lage vor ähnlichen Unfällen ſicher iſt. Es kommt nicht auf die äußere Urſache an, von welcher der Schmerz oder die Widerwärtigkeit entſteht, und der Himmel hat Schmerz und Widerwärtigkeit ſo weiſe vertheilt, daß der äußerlich noch ſo vorzüglich Begünſtigte darum keinen Augenblick hindurch freier iſt von Anläſſen und Urſachen innern Schmerzes. In einem ſchon ziemlich langen und gar nicht in einfachen Verhältniſſen hingegangenen Leben ſind mir mannichfaltige Dinge vorgekommen, die mich augenblicklich oder auf lange aus meinem ganzen gewohnten Lebenswege in einen andern, in vielen, gerade das Innerſte berührenden Punkten verſchiedenen geſtoßen haben. Ich bin alſo den Empfindungen, die Sie jetzt haben, auf keine Weiſe fremd, und kann mir jeden Tag, da wir in der Hand des Schickſals ſind, eine ähnliche bevorſtehen. Ich verkenne auch darum die Art Ihrer Empfindungen nicht, weil ich, wie Sie allerdings Recht haben zu ſagen, nicht gerade mit der äußern Urſache ſympathiſiren kann. Das Wechſeln einer Wohnung, das mir

ſo oft von den angenehmſten zu den unliebſten begegnet iſt, würde auf mich allerdings wenig Einfluß haben. Ich lebe zwar auch beſtändig in meiner Stube, bin jetzt zum Beiſpiel, trotz des Sonnenſcheins, ſeit 8 Tagen mit keinem Fuße anders, als zu den durch Gewohnheit beſtimmten Tageszeiten, in das Nebenzimmer zu meiner Familie gekommen. Ich habe keine Bedürfniſſe der Art, jede Stube iſt mir gleich, ich brauche keine Bequemlichkeiten, den Rohrſtuhl, auf den ich ſitze, und den Tiſch, an dem ich ſchreibe, ausgenommen. Sie würden keinen Spiegel, kein Sopha, nichts von dem allen bei mir finden. Allein auf die Urſache der Trauer kommt gar nichts an, es gilt nur dieſe, und ich ſage Ihnen das nur, um jedem, auch ſtummen Einwand zu begegnen, daß ich bei einem Unfall, wie er Sie jetzt betrifft, mich nicht in Ihre Lage verſetzen könnte. Ich kann es gewiß, da jeden reizbaren und nicht empfindungsloſen Menſchen niederſchlagende Empfindungen ähnlicher Art betreffen. Aber gerade darum, meine eigenen Erfahrungen benutzend, muß ich Sie doch bitten, liebe Charlotte, ſich durch dies Ereigniß nicht auf ſolche Weiſe beugen zu laſſen. Ich kann es nach Ihrer eigenen Schilderung nicht ſowohl für ein empfindliches Uebel halten, daß Sie gerade dieſe Wohnung verlaſſen, ſondern mehr, daß Sie nicht wieder eine ungenirte Gartenwohnung mit Stille und Einſamkeit und ohne Mitbewohner gefunden haben. Was Sie mir einmal von der Kälte und Feuchtigkeit der Wände, auch wo Sie ſchlafen, ſagten, hat mich ſehr geſchreckt, und kann Ihnen unmöglich zuträglich geweſen ſein. Trotz allem dem, was ſich da ſagen läßt, bleibt der Verluſt, bis Sie eine andere ländliche und ſtille Wohnung finden, ſehr groß, und läßt ſich nicht wegraiſonniren auf keine Weiſe. Aber da, liebe Charlotte, bleibt, außer

der Resignation, das zu tragen, was unabänderlich ist, doch auch der Genuß dessen, was Ihnen in Ihrem innern Leben unentreißbar bleibt, das Andenken an alles, was Ihnen theuer ist, der Umgang mit einigen Personen, denen Sie geneigt sind, das Bewußtsein eines immer reinen Gemüths ein bewegtes Leben hindurch, die Genugthuung an einem sich selbst geschaffenen Dasein, endlich, darf ich auch mit Freuden hinzusetzen, nach dem, was Sie mir so oft sagen, die Beschäftigung mit mir, die Sicherheit, wie innig ich alles Weh und alle Freude theile, die sich in Ihnen bewegen. Eine gewisse Stärke bedarf der Mensch in allen, auch den glücklichsten Verhältnissen des Lebens, vielleicht kommen sogar Unfälle, wie Sie jetzt einen erfahren, um dieselbe zu prüfen und zu üben, und wenn man nur den Vorsatz faßt, sie anzuwenden, so kehrt bald, auch selbst dadurch Heiterkeit in die Seele zurück, die sich allemal freuet, pflichtmäßige Stärke geübt zu haben. — —

Ueberhaupt, liebe Charlotte, und ich denke das oft, mag es wohl sein, daß ich anders bin, als Sie sich mich manchmal gedacht hatten. Das kann eigentlich nicht fehlen, wenn man sich fast nie gesehen und nie mit einander gelebt hat. Ich schrieb Ihnen, im Beginn unsers Briefwechsels, Sie müssen mich nehmen, wie ich bin, ich kann aus meinem Wesen, wie es ist, nicht herausgehen. Meine wahren und eigentlichen Gesinnungen überhaupt und gegen Sie, liebe Charlotte, bleiben immer dieselben und ändern nie. Ob Ihnen der Ausdruck immer gleich erfreulich und ansprechend ist, dafür kann ich nicht einstehen. Ich kann meiner Freiheit, weder in der Häufigkeit, noch in der Art, wie ich schreibe, etwas nehmen, und muß Sie da, wo ich zufällig nicht mit Ihnen oder Ihren Bemerkungen übereinstimme, um Nachsicht bitten. Daß ich in Wahrheit Theil an Ihnen

nehme, daß ich Ihnen auch gern schreibe, sehen Sie genug auch daraus, daß ich Ihnen vom Anfange an frei und offen, wie ich immer bin, sagte, daß ich ungern schreibe, daß Sie selten und kurze Briefe von mir bekommen würden, und daß ich doch häufig, und wie selbst dieser zeigt, sehr lange Briefe wirklich schreibe. Um zu Ihrer Lebens-Erzählung zurückzukehren, so kann ich Ihnen nur wiederholen, daß Sie mir durch die Fortsetzung wahre Freude machen werden, muß aber auch hinzusetzen, daß meine Bitte immer von der Voraussetzung ausgeht, nicht bloß, daß Sie es gern thun, das weiß ich gewiß, sondern auch, daß Sie Stimmung und Zeit in Anschlag bringen, und sich nur dann damit beschäftigen, wenn beide es erlauben; ich weiß ja, wie gewissenhaft Sie Ihre Zeit anwenden und darüber denken, und Sie wissen, wie dies meine wahre Achtung für Sie erhöhet. Was Sie mir von den Geister-Erscheinungen sagen, hat mich noch neugieriger darauf gemacht. Ich bin ganz der Meinung Ihres verewigten Vaters. Niemand kennt den geheimen Zusammenhang der Dinge, und ich werde keinen Unglauben haben. Leben Sie nun herzlich wohl, liebste Charlotte! Suchen Sie sich zu erheitern, thun Sie es auch aus Liebe zu mir, und glauben Sie, daß niemand so gern und so oft an Sie denkt, als ich.

Ihr H.

Sechszehnter Brief.

Berlin, den 12. April 1823

Ich danke Ihnen recht herzlich für Ihre wenigen Zeilen, welche Ihnen Ihre liebevollen Gesinnungen eingaben. Ihre Worte: „nehmen Sie dem gepreßten Herzen die Worte nicht genau, so wenig als den Kleinmuth, der Folge schwerer Verhängnisse ist" — diese Worte haben mich tief gerührt. Niemals werden Sie in meinen Gesinnungen den leisesten Wandel erkennen. — Ihrem nächsten Brief sehe ich nun mit großem Verlangen entgegen; aus einigen Aeußerungen möchte ich schließen, daß sich Ihnen eine angenehmere Aussicht eröffnet habe. — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — —

Siebzehnter Brief.

Berlin, den 25. April 1823.

Ich wollte mich eben hinsetzen, liebe Charlotte, Ihren lieben Brief vom 9. dieses zu beantworten, als ich zu meiner großen Freude den vom 20. bekam. Ich glaubte schon, Sie wollten, ehe Sie mir schrieben, erst eine Antwort von mir abwarten. Ich freue mich sehr, Sie nicht in dem Hause zu wissen, vor dessen unliebsichen Bewohnern Sie mit Recht einen so großen Abscheu hatten. Sie haben bei Ihrem neuen Etablissement wenigstens an Ruhe und Einsamkeit gewonnen. Der Freund, der Ihnen erschien, um Ihnen den Rath zu geben, jener Wohnung zu entsagen, auch als Sie noch keine andre hatten, hat sich ein wahres Verdienst um das nächste Jahr Ihres Lebens erworben, und ein Jahr ist ein großer Abschnitt, wenn man es in plagenden Umgebungen zubringen muß. Indessen hätte ich doch gewünscht, Sie hätten die neue Wohnung nur auf den Sommer genommen, im Winter war es weniger widrig, in der Stadt zuzubringen. Die Beschreibung, die Sie nicht bloß von den unteren, auch von den oberen Zimmern machen, ist von der Art, daß es doch schwer halten wird, daß Sie den Winter dort zubringen, ohne wenigstens sehr gründliche Verbesserungen, bei Oefen, Wänden, Fenstern und Thüren anzubringen, was das Lokal nicht einmal immer recht erlaubt, und was überdies nicht ohne Kosten abgeht. Ich begreife indeß vollkommen Ihren Widerwillen vor der Stadt.

Wäre ich nicht meiner Kinder wegen hier, die einmal ihrer Verhältniſſe wegen die Stadt, zumal im Winter, nicht verlaſſen können, ſo würde ich immer fort auf dem Lande bleiben. Selbſt, wo die Gegend nicht reizend wäre, bleibt der Anblick des freien Himmels ſchon viel. Der Anblick des Himmels hat überhaupt unter allen Umſtänden einen unendlichen Reiz für mich, bei ſternenhellen, wie bei dunkeln Nächten, bei heiterm Blau, wie bei ziehenden Wolken, oder dem traurigen Grau, worin ſich das Auge verliert, ohne etwas darin zu unterſcheiden. Jeder dieſer Zuſtände entſpricht einer eigenen Stimmung im Menſchen, und wenn man das Glück hat, dieſe Stimmung nicht gerade von den Elementen empfangen zu müſſen, nicht düſter zu werden mit dem düſtern Himmel, ſondern in der, aus dem reinen Innern entſprungenen Stimmung, durch den Anblick des Himmels nur in andre und andre Betrachtungen verſenkt zu werden, ſo hat man wenigſtens kein Mißfallen am farbloſen Himmel, wenn man auch dem ruhig und mild ſtrahlenden natürlich den Vorzug giebt. Mir iſt überhaupt das Klagen über Wetter fremd, und ich kann es an Andern nicht ſonderlich leiden. Ich ſehe die Natur gern als eine Macht an, an der man die reinſte Freude hat, wenn man ruhig mit allen ihren Entwickelungen fortlebt, und die Summe aller als ein Ganzes betrachtet, indem es nicht gerade darauf ankommt, ob jedes Einzelne erfreulich ſei, wenn nur der Kreislauf vollendet wird. Das Leben mit der Natur auf dem Lande hat vorzüglich darin ſeinen Reiz für mich, daß man die Theile des Jahres vor ſeinen Augen abrollen ſieht. Mit dem Leben iſt es nicht anders, und es ſcheint mir daher immer aufs mindeſte eine müſſige Frage, welches Alter, ob Jugend oder Reife, oder ſonſt einen Abſchnitt man vorziehen möchte. Es iſt immer nur

eine Selbsttäuschung, wenn man sich einbildet, daß man wahrhaft wünschen könnte, in Einem zu bleiben. Der Reiz der Jugend besteht gerade im heiteren und unbefangenen Hineinstreben in das Leben, und er wäre dahin, wenn es einem je deutlich würde, daß dies Streben nie um eine Stufe weiter führt, etwa wie das Treten der Leute, die in einem Rade eine Last in die Höhe heben. Mit dem Alter ist es nicht anders, es ist im Grunde, wo es schön und kräftig empfunden wird, nichts anders, als ein Hinausſehen aus dem Leben, ein Steigen des Gefühls, daß man die Dinge verlaſſen wird, ohne ſie zu entbehren, indem man doch zugleich ſie liebt und mit Heiterkeit auf ſie hinblickt, und mit Antheil in Gedanken bei ihnen verweilt. Selbſt ohne auch religiöſe Gedanken an den Anblick des Himmels zu knüpfen, hat es etwas unbeſchreiblich Bewegendes, ſich in der Unendlichkeit des Luftraums zu verlieren, und benimmt ſo auf einmal aller kleinlichen Sorgen und Begehrungen des Lebens, und der Wirklichkeit ihre ſonſt leicht einengende Wichtigkeit. So ſehr auch der Menſch für den Menſchen das Erſte und Wichtigſte iſt, ſo giebt es gerade nichts gegenſeitig mehr Beſchränkendes, als die Menſchen, wenn ſie, enge zuſammengedrängt, nur ſich im Auge haben. Man muß erſt oft wieder in der Natur ein höheres, und über die Menſchheit waltendes Weſen erkennen und fühlen, ehe man zu den beſchränkten Menſchen zurück kehrt. Nur dadurch auch gelangt man dahin, die Dinge der Wirklichkeit nicht ſo wichtig zu halten, nicht ſo viel auf Glück oder Unglück zu geben, Entbehrung und Schmerz minder zu achten, und nur auf die innere Stimmung, die Verwandlungen des Geiſtes und Gemüths ſeine Aufmerkſamkeit zu richten, und das äußere Leben bis auf einen gewiſſen Grad in ſich untergehen zu laſſen. Der Gedanke des Todes hat dann

nichts, was abschrecken oder ungewöhnlich bekümmern könnte, man beschäftigt sich vielmehr gern mit ihm, und sieht das Ausscheiden aus dem Leben, was ihm auch immer folgen möge, als eine natürliche Entwickelungsstufe in der Folge des Daseins an. Ich komme zum Theil mit deßhalb auf diese Betrachtungen, weil ich eben die Zugabe zu Ihrem zweiten Heft gelesen habe, für die ich Ihnen herzlich danke und deren Inhalt damit enge zusammen hängt. Es ist schwer zu bestimmen, was man über die Thatsachen, denn als solche muß man Selbsterfahrnes ansehen, sagen soll.

Daß eine geliebte Person im Augenblick ihres Abscheidens, oder auch nachher, den Elementen und der Sinnenwelt die Kraft abgewinnt, zu erscheinen, läßt sich zwar auch nicht weiter begreiflich machen, allein die menschliche Seele empfindet doch selbst Dinge in sich, welche die Möglichkeit, wenn auch nur in einem Schleier, durchblicken lassen. Wer je Sehnsucht in sich getragen hat, begreift, daß sie eine Stärke gewinnen kann, die von selbst die gewöhnlichen Schranken der Natur durchbricht. Es mag aber auch bei dem, der etwas sehen soll, eine Empfänglichkeit nothwendig sein, die Geistergegenwart zu vernehmen, und wir mögen manchmal von Geistern umgeben sein, ohne es zu wissen oder zu ahnden. Warum man weniger Geister sieht, weniger von Erscheinungen hört, läßt sich eher erklären. Unter den Geschichten von ehemals waren wohl viele falsch, nicht gerade erfunden, aber ununtersucht geblieben, oder nicht verstandene, natürliche Ereignisse. Man hatte mehr Glauben überhaupt und auch an diese Dinge, man war mehr zur Furcht vor dem Uebernatürlichen geneigt; die Meinung von einem bösen Geist, der quäle und verführe, wurde sinnlicher und materieller genommen. Indeß mag auch außerdem richtig sein, daß doch auch wahre

Erzählungen, wirklich übernatürliche Wirkungen, wie die von Ihnen beobachtete, häufiger waren, und wenn das ist, ist die Erklärung freilich schwierig, zumal wo so eine Wirkung an mehreren, sehr verschiedenartigen Menschen beobachtet wurde, wie es in Ihrem Hause der Fall war. Denn Erscheinungen und Gesichte Einzelner würden sich eher erklären lassen. Ich sagte schon erst, daß eine gewisse Empfänglichkeit auch zur Wahrnehmung des Uebersinnlichen gehöre. Diese mochten die Menschen in jener Zeit mehr haben, wo sie weniger weltlich zerstreut lebten, ihr Gemüth innerlicher gesammelt, frommer und ernster auf ein Wesenreich außerhalb der irdischen Welt gerichtet war. Gerade bei einem Manne von so würdigem, tief religiös gestimmten Charakter, wie Ihr Vater war, konnte das füglich der Fall sein. Wie es sei, so hat er die Sache trefflich aufgenommen, zugleich ohne Furcht und Unglauben. Die Erzählung hat mich ausnehmend interessirt, ich danke Ihnen herzlich dafür, und sehe es als einen lieben Beweis Ihrer Bereitwilligkeit an, mir Freude zu machen, daß Sie so bald meinen Wunsch in dieser Sache erfüllt haben, und zu einer Zeit, wo Sie durch Ihr Umziehen auch sehr gestört waren. — Da das Wetter so rauh ist, bin ich noch mit meiner Familie in der Stadt, und gehe auch vorerst nur auf mein nahe gelegenes kleines Landgut Tegel. Nachher vermuthlich nach Ottmachau in Schlesien, auf 6 bis 8 Wochen. Leben Sie herzlich wohl und verwahren Sie sich ja in Ihrer Wohnung gegen die Einflüsse der äußern Luft, die noch gar nicht frühjahrmäßig ist. Ihr H.

Achtzehnter Brief.

Tegel, den 15. Mai 1823.

Ich ſchreibe Ihnen, liebe Charlotte, von meinem kleinen Landſitze aus, der Ihnen ſchon bekannt iſt. Ich bin mit den Meinigen ſeit einigen Tagen hier, das Wetter aber begünſtigt uns ſehr wenig. Es iſt ein ewiges Stürmen, Regnen, oder wenigſtens ein mit Wolken bedeckter Himmel. Den letztern liebe ich zwar wohl im Sommer. Wenn die Wolken leicht ſind und nur wie ein zarter Schleier das helle Blau verhüllen, und es dabei windſtill und warm iſt, ſo hat es etwas Wehmüthiges, was einer gleichgeſtimmten Seele ſehr wohl thut. Das Grün iſt noch ſehr zurück, die Eichen im Walde fangen erſt an, Laub anzuſetzen, und nur die früheſten Bäume, Kaſtanien, Flieder und ſolche, prangen ſchon in vollem Laube. Dagegen ſind die Blüthen der Obſtbäume reich und ſchön. Ich denke mir täglich, daß Sie das alles nun auch in Ihrem Garten genießen und bin nur bange, daß der Wind und das ſchlimme Wetter, da Ihre Wohnung, wie Sie ſchreiben, gar nicht dicht genug verwahrt iſt, Ihnen darin läſtig ſein werden. Die Anweſenheit meines Bruders in Berlin und eine Reihe anderer kleiner Umſtände hatten gemacht, daß ich den ganzen Winter über in der Stadt geblieben war und gar keinen Aufenthalt hier gemacht hatte; ſo iſt mir das Land

wie neu und ich genieße es doppelt. Es iſt eigentlich wunderbar, daß gerade die freie Natur und die Einſamkeit einen ſo großen Reiz für mich haben, da mein Leben nicht dazu beitragen konnte. Wenn man immer daran gewöhnt geweſen iſt, oder, wenn man es in ſehr langer Zeit nicht genoſſen hat, in beiden Fällen kann man eine ſolche Neigung leicht erklären. Die Neuheit tritt im letzten Fall an die Stelle der Gewohnheit. Bei mir war keins von beiden der Fall. Ich bin weder ganz von Land und Einſamkeit, auch nur auf mehrere Jahre entfernt geweſen, noch habe ich beide ſo viel genoſſen, daß ſie mir gleichſam zur andern Natur geworden wären. Als ich viele Jahre lang noch nicht in Geſchäften war, reiſte ich, oder war ſonſt unter Menſchen, hatte nicht einmal ein Gut, und wohnte aus eigener freilich durch andere Dinge beſtimmter Wahl in kleinen Städten. Die Geſchäfte zogen mich in große und vielfache von aller ländlichen Einſamkeit entfernte Zirkel. Doch auch dann fand ich Mittel, mich zu iſoliren, und war oft mitten in der Geſellſchaft einſam. Man lernt das ſehr gut, wenn man nur ein innerliches Intereſſe hat, das genug die ganze Seele einnimmt. Ich habe es aber immer als eine wahre Wohlthat des Himmels angeſehen, für die ich dem Geſchick nicht genug danken kann, und empfinde es noch jeden Tag eben ſo, daß es mich gerade in meinem Alter in die Lage verſetzte, in der ich, wie es auch ſonſt immer ſein möge, dieſer Lieblingsneigung frei nachhängen kann. Die Meiſten legen es mir noch als eine Anſpruchloſigkeit und Philoſophie aus, daß ich nicht blos im Augenblicke, wo es geſchah, die Geſchäftswirkſamkeit mit Gleichmuth aufgegeben habe, ſondern auch ſeitdem ruhig, beſchäftigt und glücklich lebe, ohne Plan wieder in dieſelbe zu treten und mit ſichtbarer Abweſenheit aller Zeichen, daß ich auch ver-

steckt irgend eine Sehnsucht darnach habe. Ich mache mir nicht das mindeste Verdienst daraus, weil ich weiß, daß ich keins dabei habe. Was geschehen ist, entsprach meiner Neigung, die sich auf Grundlagen meines innern Charakters stützt, so ist es kein Wunder, daß sie dauernd ist. Sie wird nie geschwächt werden. Es ist mir überhaupt immer eine widrige Idee gewesen, so bis zum Ende des Lebens an Verhältnissen Theil zu nehmen, die mit dem Moment des Todes alle gleichsam zu nichts werden, von denen man nichts jenseits mit hinüber nimmt. Und doch ist in Geschäften alles in dieser Art. Ganz anders ist es mit der Beschäftigung mit Ideen und Kenntnissen. Auch wenn die letzteren ganz ins Einzelne eingehen, hängen sie doch zuletzt immer mit Ideen zusammen, die, wenn man sie recht verfolgt, ihren Mittelpunkt nicht mehr in dieser Welt haben.

Was man in dieser Art erwirbt und ausbildet, behält man wahrhaft und trägt es mit sich, so lange noch überhaupt Dasein währt. Es hat mir immer unmöglich geschienen, daß, was einmal in mir denkt und empfindet, je aufhören könnte zu denken und zu empfinden. Wenn auch Zwischenräume mangelnden Bewußtseins eintreten, wenn die verschiedenen Zustände des Seins nicht verknüpft sein sollten durch zusammenhängende Erinnerung, so wirkt die einmal gefaßte Idee darum nicht minder auf das Wesen und den innern Gehalt der Seele. Ganz anders ist es, wenn man die, an äußeren Verhältnissen, wirklichen Geschäften theilnehmende Arbeit, nicht aus ganz freier Wahl, nicht aus unmittelbarer Liebe zu ihr, sondern aus andern Rücksichten und als einen Erwerb treibt. Auf diese Art würde ich sie ohne Mühe so lange fortsetzen können und fortgesetzt haben,

als nur die Kräfte es zulaſſen. Darin ſind Frauen beſonders gut daran, daß die Arbeiten, die ſie auf dieſe Weiſe machen, wenn auch nicht immer ganz, doch größtentheils mechaniſcher Art ſind, den Kopf wenig, die Empfindung gar nicht in Anſpruch nehmen, und alſo den beſſeren, zarteren und höheren Theil des Menſchen viel mehr ſich ſelbſt überlaſſen, als das bei Männern der Fall iſt. Daher werden Männer ſo leicht einſeitig, trokken, hölzern durch ihre Arbeit, Frauen nie, wenn ſie auch durch Umſtände und Widerwärtigkeiten beſtimmt werden, einen Erwerb darin zu ſuchen, wenn in ihren früheren Leben ſie noch ſo fern von einer ſolchen Nothwendigkeit waren.

Was mir aber weniger angenehm iſt in meiner Lage, iſt, daß ich nicht gut vermeiden kann, auch in demſelben Jahre mehrmals den Aufenthalt zu wechſeln. Ich gewöhne mich zwar leicht an einen neuen Ort, aber ich bleibe lieber in einem alten, und es hat vorzüglich einen großen Reiz für mich, ſo in demſelben die Reihe der Jahreszeiten vorübergehen zu ſehen. Die bloßen regelmäßigen Veränderungen der Zeit haben einen Reiz für mich, den ich mir oft ſelbſt vergebens zu erklären verſucht habe. Sie werden ſagen, daß bei der völligen Freiheit, die ich genieße, ich leicht auch hier mein Leben nach meinen Wünſchen einrichten könnte. Allein es gibt doch immer auch für den Freieſten Umſtände, die ihn mit einer gewiſſen Nöthigung beſtimmen, und ſo geht es auch mir. Gleich in dieſem Jahre werde ich nur bis zum 1. Juni hier bleiben und dann nach Schleſien gehen, wo meine Abweſenheit wohl zwei Monate dauern kann, dann kehre ich vermuthlich hierher zurück. Es thut mir leid, daß ich in dieſem Jahre gar nicht, oder nur kurz, nach Burgörner

kommen werde, da Sie mich gerade vorzugsweise gern dort wissen mögen. Leben Sie nun herzlich wohl und verzeihen Sie, wenn ich in diesen Zeilen viel von mir sprach. Ich rede zu Ihnen, wie zu mir selbst, und habe es auch gern, wenn Sie mir von sich erzählen. Mit der herzlichsten Anhänglichkeit der

Ihrige H.

Neunzehnter Brief.

Tegel, den 26. Mai 1823.

Unsere Briefe haben sich gekreuzt, liebe Charlotte, ich hatte Ihnen geschrieben, ohne einen Brief von Ihnen abzuwarten, und Sie haben den Ihrigen früher als gewöhnlich abgehen lassen. Sie werden aus meinem letzten gesehen haben, daß ich meiner Abreise nahe bin, und ich werde daher nur wenige Worte heute sagen. Ich habe mit großem und herzlichen Bedauern aus Ihrem Brief gesehen, daß Sie leidend sind und über Uebel klagen, die Sie mehr als sonst gewöhnlich belästigen. Viel ist wohl auf die Veränderung der Wohnung und die Unruhe und Sorge zu schieben, die Ihnen das Aufsuchen Ihrer neuen verursacht hat. Ich schmeichle mir daher mit der Hoffnung, daß es vorüber gehen wird, wenn Sie sich mehr an die neuen Umgebungen gewöhnen und die vorrückende Jahreszeit Ihnen den Aufenthalt in dem neuen Garten annehmlicher macht. Es hat mich in dieser Hinsicht sehr gefreuet, in Ihrem Briefe zu finden, daß schon damals Sie sich mehr mit dem Garten, den Sie jetzt inne haben, ausgesöhnt hatten. Ich fürchte nur immer den Winter; bei einer schwächlichen Gesundheit, wie die Ihrige leider immer ist, bleibt doch eine in den Mauern dichte und gegen Witterung gehörig verwahrende Wohnung die Hauptsache. Das scheint aber die Ihrige nach Ihrer Beschreibung gar nicht zu sein. Sprechen Sie darüber, ehe die Noth des Winters heran-

kommt, mit einem Sachverständigen, lassen Sie ihn darüber urtheilen und folgen einem solchen Rath. Es wäre allerdings schlimm, wenn Sie die Wohnung wieder verlassen müßten, aber doch besser, als die Gesundheit aufs Spiel zu setzen. Folgen Sie meinem Rath, liebe Charlotte, dem ich die Bitte hinzufüge: schonen Sie sich, gönnen Sie sich vorerst Ruhe nach so vielen Anstrengungen und Abmühen.

Die Stelle in Ihrem Briefe über das Pfingstfest hat mich sehr gefreuet und spricht ganz Ihr tiefstes Gemüthsbedürfen aus. Auch mir ist es eigentlich das liebste unter den großen Festen. Seine heilige Bedeutung, das Herabsteigen göttlicher Kraft auf menschliche Wesen, hat etwas zugleich Tröstendes und Erhebendes, und das doch nicht über der Fassungskraft unseres Geistes liegt, da man wohl zu begreifen vermag, wie sich geistig Göttliches und Menschliches mischt. Irdisch genommen aber ist es ein gar liebliches Fest, weil es den Winter recht eigentlich beschließt und man nun dem heitern Sommer entgegen geht. — Was Sie über Schmerz sagen, begreife ich sehr wohl, nemlich, daß Sie nicht dahin gekommen wären, Glück und Unglück, und besonders den Schmerz, nicht sehr zu achten. Es hat mir schon öfter geschienen, als wäre Ihnen nicht gerade viel Stärke darin verliehen und dies ist wohl das Zeichen einer schönen Weichheit einer weiblichen Seele, wo es unnütz und unrecht zugleich wäre, sich abhärten zu wollen. Ich will es daher auch nicht unternehmen, Sie das zu lehren, sondern vielmehr von innigem Herzen wünschen, daß Schmerz und Unglück, so wie jeder Kummer von Ihnen fern bleiben mögen. Ich will gern und mit Freuden,

wo ich kann, dazu beitragen. Aber in einem Manne muß das anders sein. Wenn ein Mann dem Schmerze Herrschaft über sich einräumt, wenn er ihn ängstlich meidet, über den unvermeidlichen klagt, flößt er eher Nichtachtung als Mitleid ein. So vieles muß in einer Frau anders sein, als im Manne. Einer Frau geziemt es sehr wohl, und scheint natürlich in ihr, sich an ein anderes Wesen anzuschließen. Der Mann muß gewiß auch das Vermögen dazu besitzen, aber wenn es ihm zum Bedürfniß würde, so wäre es sicher ein Mangel oder eine Schwäche zu nennen. Ein Mann muß immer streben, unabhängig in sich da zu stehen.

Ihre Frage, ob ich je wirklich Schmerz gefühlt hätte, war sehr natürlich. Sie können aber überzeugt sein, daß ich immer von dem zu reden vermeide, was ich nicht aus eigner, wohlerprüfter Erfahrung kenne.

Der Tag meiner Abreise ist zwar noch nicht bestimmt, doch ist er in jedem Falle so nahe, daß mich kein Brief von Ihnen mehr hier findet, darum ich Sie bitten muß, mir so zu schreiben, als ich Ihnen neulich sagte. Indem ich von Herzen wünsche, daß es bald besser und recht gut mit Ihrer Gesundheit gehen möge, wiederhole ich Ihnen die Versicherung meiner herzlichsten Theilnahme und Anhänglichkeit. Ihr H.

Glück und Unglück verliert von seinem Werth, wenn es den Kreis der inneren Empfindung verläßt. So wie

die Wirklichkeit in der That immer armselig und beschränkt ist, so vermindert sich auch der Reiz jedes angenehmen Gefühls, wenn man es in Worte kleidet. Im Herzen, wo es entstanden ist, muß es bleiben und wachsen, und wenn es vergänglich ist, wieder vergehen und sterben. Mit dem Unglück ist es nicht anders. Der im eigenen Busen erhaltene Schmerz enthält etwas Süßes, von dem man sich nicht gern mehr trennen mag, wenn ihn die eigene Brust bewahrt.

Trost wüßte ich bei einem Andern, als mir selbst, nie zu finden. Es würde mir ein zweites, noch unangenehmeres Gefühl, als das widrige Schicksal durch sich einflößt, geben, wenn ich nicht selbst Stärke genug besäße, mich selbst zu trösten. Dies mag indeß bei Frauen billig anders sein. Wenn es bei einem Mann anders ist, ist es nicht lobenswürdig. Ein Mann muß sich selbst genug sein.

Mitleid ist gar eine widrige Empfindung, und Theilnahme zwar eine sehr schöne, aber nur in einer gewissen Art.

Es ist mir unendlich viel werth, zu wissen, daß Sie an allem, was mir begegnet, einen so innigen ~~Antheil~~ Antheil nehmen, allein diese Theilnahme wirklich zu erfahren, ihrer gewissermaßen zu bedürfen, könnte ich nicht zu den erwünschtesten Gefühlen rechnen. Ueberhaupt ist mir das Bedürfen ungemein, nemlich für mich, nur für mich und mein Gefühl, zuwider. Von jeher habe ich

gestrebt, nichts außer mir selbst zu bedürfen. Es ist vielleicht nicht möglich, je ganz dahin zu gelangen, aber, wenn man es erreichte, so wäre man erst dann, auf vollkommen reine und uneigennützige Weise, der höchsten Freundschaft und der höchsten Liebe fähig, sowohl sie zu gewähren, als zu genießen. Denn das Bedürfen ist immer etwas Körperlichem im Geistigen ähnlich, und was dem Bedürfniß angehört, geht dem wahren Vergnügen ab. Befriedigung des Bedürfnisses ist nur Abhülfe eines Uebels, also immer etwas Negatives, das wahre Vergnügen aber, körperlich und geistig, muß etwas Positives sein. Wer also z. B. am wenigsten der Freundschaft bedürfte, der empfindet die, die ihm gewährt wird, am vollsten und süßesten, sie ist ihm ein reiner und ungetrübter Genuß, ein Zuwachs, den er zu seinem, schon in sich geschlossenen und beglückenden Sein erhält; er gewährt sie dann auch am beglückendsten für den Andern, denn es ist in ihm keine Rücksicht auf sich, nur einzig auf den Andern dabei. Je stärker und sicherer zwei Wesen, jedes in sich gewurzelt, je einiger mit sich und ihrem Geschick sie sind, desto sicherer ist ihre Vereinigung, desto dauernder, desto genügender für jeden.

Fehlt es dem Einen an dieser Sicherheit, so bleibt dem Andern für Beide hinreichend übrig. Nur was so die Alltagsbegriffe der Freundschaft und Liebe von gegenseitigem Stützen auf einander sagen, ist schwach und nur für sehr mittelmäßige Menschen und Empfindungen gemacht, denn leicht stürzen dabei beide, indem keinem die Schwachheit des Andern Gewähr der Sicherheit leistet. Nur auf diese Weise müssen Sie mich verstehen, wenn ich von männlicher Selbstständigkeit rede, die ich wirklich für die erste Bedingung männlichen Werths halte. Ein Mann, der sich durch Schwächen verführen, hinreißen läßt, kann gut

in andern Punkten, recht liebenswürdig sein, er ist aber kein Mann, sondern eine Art Mittelding zwischen beiden Geschlechtern. Er sollte daher eigentlich, obgleich dies manchmal sehr umgekehrt ist, nicht ausgezeichneten Beifall bei Frauen finden. Denn die schöne und reine Weiblichkeit sollte nur durch die schönste und reinste Männlichkeit angezogen werden.

Zwanzigster Brief.

Ottmachau, den 12. Juli 1823.

— — — — Die Güter, welche ich in diesem Augenblicke bewohne — von denen ich Ihnen schon einmal sprach — besitze ich erst seit 1820. Sie sind sehr reizend belegen. Das alte Schloß liegt auf einem Hügel, von dem man einen Kreis der schlesischen, böhmischen und mährischen Gebirge übersieht, und zwischen diesen Hügeln, an deren Fuß die Neisse hinläuft, und dem Gebirge sind die anmuthigsten Aecker, Wiesen und Gebüsche, zu denen auch meine Besitzungen gehören. Ich bewohne zwar dies Schloß nicht, da es nicht ausgebaut ist und nur einige bewohnbare Zimmer für meine Kinder hat, aber ein recht bequemes und gutes Haus, ein wenig tiefer, dient mir zur Wohnung und hat auch größtentheils dieselbe Aussicht.

Daß ich in einer glücklichen Lage bin, ist sehr wahr, und Sie bemerken mit Recht, daß das mehr die Sache des Glücks als meiner Anstrengungen ist. Das ist vollkommen wahr, und macht mir mein Glück, wenn ich so sagen soll, noch glücklicher. Eine Gabe, die mir nur durch das Glück zufällt, ist mir unendlich lieber, als etwas durch mein Verdienst Erstrebtes. Wer mit der ersten beschenkt wird, scheint für das Schicksal Werth und Wichtigkeit genug zu haben, um Gaben auf ihn zu häufen. Ich bin

auch in vielen andern Dingen glücklich gewesen, die ein Anderer nicht so, als diese Aeußerlichkeiten, beurtheilen kann, ja, ich kann wohl sagen, daß sich bis jetzt mein Glück ziemlich in allem bewährt hat, was ich unternahm. Manches in öffentlichen und Privat-Angelegenheiten, was nicht gerade sehr weise angelegt war, hat nicht die üblen Folgen gehabt, die daraus hätten entstehen können, anderes, das gar nicht sonderliche Mühe kostete, wurde mit ausgezeichnetem Erfolge belohnt. So bin ich gewohnt, mich als einen Glücklichen anzusehen und habe Muth, aber nur immer wie einer, den das Glück auch in jedem Augenblicke verlassen kann. Daher macht auch dies Glück mich doppelt vorsichtig. Träfen mich große Unglücksfälle, im Aeußerlichen, oder moralisch, oder in meiner Gesundheit, so würde ich dadurch natürlich leiden, wie ein Anderer, aber sie würden mich sehr vorbereitet und gefaßt finden, ich würde doch mit Heiterkeit auf das lang Genossene zurückblicken, und meine innere Ruhe würden solche Zustände nicht zerstören oder nur bedeutend ergreifen. Eben jene Selbstständigkeit, von der ich erst sprach, gibt Mittel, jedem Unglück so zu begegnen, daß für mich Glück und Unglück wenigstens ganz andere Bedeutung, als für andere Menschen haben. Und das ist mir immer eigen gewesen. Sie reden in Ihrem Brief, liebe Charlotte, den ich hier die Freude hatte, vorzufinden und wofür ich Ihnen noch nicht dankte, von der Sehnsucht und fragen mich, ob ich sie wohl je gefühlt habe? Ich glaube allerdings. Indeß ist es freilich wahr, und ich sage das nicht eben als ein Lob, da es vielleicht eher eine Selbstanklage ist, daß ich früh eine große Ruhe gewonnen habe, die nicht leicht durch etwas gestört wird. Ich lernte früh mir in meinen eigenen Gedanken und meinen von keiner fremden Einwir-

kung abhängigen Gefühlen genügen, und jetzt paßt diese Ruhe und Zurückgezogenheit in sich selbst zu meinen Jahren und ist mir dadurch doppelt natürlich. Indeß bin ich sicher, daß diese Ruhe und Bedürfnißlosigkeit nie der Wärme meiner Empfindungen geschadet hat. Wenige Menschen aber können fassen, wie man auf der einen Seite nicht mit Unruhe wünschen und nicht schmerzlich entbehren und auf der andern Seite doch voll Dank empfangen und genießen könne. Dennoch kommt es mir äußerst natürlich vor. Sie müssen nun aber darum nicht denken, daß ich Sehnsucht und selbst unruhiges Begehren in Anderen tadle. Jeder hat und muß seine eigene Weise haben, und wenn ich auch in der meinigen bleibe und gewiß in keine andere hinüber zu ziehen bin, so mißbillige ich die fremde nicht und bin Ihnen für jeden Ausdruck, jede erneuerte Versicherung Ihrer immer gleichen Gefühle für mich sehr dankbar, sie bleiben mir immer gleich wohlthätig. Ich hoffe, Sie haben an Ihrer Lebenserzählung wieder gearbeitet und freue mich darauf. In zehn bis zwölf Tagen gehe ich von hier, und hoffe in Berlin Briefe von Ihnen vorzufinden. Mit herzlicher Anhänglichkeit der Ihrige H.

Einundzwanzigſter Brief.

Tegel, den 11. Auguſt 1823.

Ich bin vorgeſtern nach Berlin und geſtern hierher zurückgekommen und habe mich ungemein gefreut, ein Paquet und Briefe von Ihnen, liebe Charlotte, hier zu finden. Auch habe ich daraus zuerſt erſehen, daß Sie wieder wohl ſind und ſich an Ihre neuen Umgebungen gewöhnen, und ſich wohler darin fühlen, indem Sie ſich mit der Verſchönerung Ihres Gartens beſchäftigen. Nächſtdem danke ich Ihnen recht herzlich für das neue Heft Ihrer Lebensbeſchreibung, das Sie mir geſchickt haben. Ich habe es, wie Sie ſelbſt ermeſſen werden, in dieſen erſten Tagen noch nicht leſen können, indeß habe ich ſchon hier und da darin geblättert, und bin mit dem, was ich angetroffen, ausnehmend zufrieden, ich bin alſo im voraus überzeugt, daß ich es mit dem Ganzen ſein werde. Die Abtheilung nach Jahren iſt gerade das, was ich wollte, die Ausführlichkeit ſchreckt mich ſo wenig ab, daß ich ſie gerade vorzüglich anziehend finde. Ich bitte alſo ja fortzufahren und wenn Sie Muße und Stimmung haben, mit Fleiß und Muth das ſo ſchön Angefangene fortzuſetzen, aber vor allem, in der Ausführlichkeit ja nicht zu ermüden. Da ſie nur aus der vollſtändigen Schilderung der ganzen Individualität entſteht und dieſe den vorzüglichſten Reiz und die größte Wichtigkeit bei ſolchen Schilderungen mit ſich führt, ſo wäre es unrecht, ſie ſcheuen zu wollen. Doch ſollen Sie ſich nicht

über das Ihnen angenehme Maß anſtrengen. Es ſoll keine ermüdende Arbeit, keine Aufopferung ſein, ſondern eine gemeinſchaftliche Erinnerung an die Vergangenheit mit dem, der einen aufrichtigen, herzlichen und ſich immer gleich bleibenden Antheil an Ihnen nimmt. Ich ſehe erſt jetzt den Plan, den ſie bei Ihrer Erzählung ſich vorgezeichnet haben. Sie wollen erſt Ihre Eltern und Ihre häuslichen Umgebungen ſchildern und dann auf ſich zurückkommen, und da thun Sie wohl, bis zum Tode Ihrer Eltern zu gehen. Sie hätten, ohne das, ſie nicht vollſtändig ſchildern können, und es war viel beſſer, das was ſie betraf, von Ihrer eigenen Schilderung zu trennen, als beides mit einander zu vermiſchen. Für die Zueignung danke ich Ihnen ganz beſonders. Ich bin der buchſtäblichen Wahrheit von allem, was Ihre Schilderung enthält, in mir gewiß. Sie iſt Ihres Charakter eigen, Ihrem Gemüth tief eingeprägt und auch gerade das, was einer ſolchen Schilderung vorzüglich Werth zu geben vermag. Was Sie in der Vorrede ſagen, daß man bei einem ſolchen Aufzeichnen des Vergangenen, ſein Leben noch einmal lebt, iſt ſehr wahr, allein der Eindruck, den die Wirklichkeit, und derjenige, den die bloße Erinnerung macht, ſind nothwendig ſehr von einander verſchieden.

Wo die Begebenheiten ſchmerzlich ſind, iſt die Wirklichkeit in ihrem ſchroffen und ſtarren Weſen, und von der Ungewißheit deſſen, was weiter erfolgen wird, begleitet, niederſchlagend und zerreißend. Die Erinnerung dämpft dieſe Gefühle bis zur ſanften Wehmuth. Das Schmerzvolle iſt nicht mehr ein einzelner, abgeſchnitten daſtehender Moment, ſondern verſchmelzt ſich mit dem ganzen Leben, und erhält dadurch einen ungleich mildern Charakter. Und ſehr wohlthätig und heilſam iſt dann gewiß ein ſolches

rückwärts gehendes Vertiefen in die Vergangenheit, das zugleich ein Vertiefen in die mannichfachen Falten des eigenen Gemüths und Herzens ist. Wie gut man sich auch schon erkennen möge, so gewinnt das Bild, je öfter man es wieder zu zeichnen versucht, immer mehr Klarheit, Bestimmtheit, und wird auch wohl in einzelnen Zügen noch berichtigt und der Wahrheit näher gebracht. Die Furcht, daß Sie durch eine Selbstschilderung bei mir verlieren könnten, dürfen und können Sie eigentlich nicht haben. Sie brauchen auch darin nicht, liebe, gute Charlotte, sich an meine Nachsicht und milde Beurtheilung zu wenden. Gerade ein so ausführliches, so das ganze Leben, wie aus seiner ersten Knospe entfaltendes Verfahren bewahrt vor jedem Mißverständniß, jedem Irrthum, jeder falschen Beurtheilung. Es kommt im Menschen, wie Sie auch gewiß denken, immer unendlich mehr auf das Wesen, als auf die einzelnen Handlungen an. Die gewöhnlichen Menschen richten allerdings nur die letzten, wie es auch die Gesetze thun. Aber die Macht, die die Herzen durchspäht, geht auf die Gesinnung, die Absicht, die ganze Beschaffenheit und Stimmung des Gemüths, und dasselbe thut auch die Geschichte. Jede zusammenhängende Erzählung aber, welche die Erfolge aus ihren Ursachen zu entwickeln strebt, ist Geschichte und bringt denselben Eindruck hervor, sie mögen Weltbegebenheiten oder die Schicksale eines einfachen Privatlebens zum Gegenstande haben. Ueberhaupt wünscht man ja nicht darum die Begebenheiten eines Menschenlebens zu übersehen, um sich gleichsam zum Richter darüber aufzuwerfen, am wenigsten ist ein solches Beurtheilen je mir eigen. Die Anschauung eines interessanten Gemüthszustandes, die Betrachtung seiner Ursachen und Folgen, zieht, — ohne daß man nur daran denkt zu urtheilen, oder zu richten, — das

Gemüth des Beſchauers an, wenn der Gegenſtand ihm werth iſt und ſeinen Antheil erweckt, ja, wenn das abgeſondert werden könnte, ſo erblickt man in der einzelnen Geſtalt die allgemeine, in dem einzelnen Menſchen die Menſchheit ſelbſt. Dagegen bin ich überzeugt und habe es ſchon an den bisherigen Heften erfahren, daß Ihre Erzählung mir ſehr oft, ohne daß Sie es wollen, ja, ohne daß Sie es nur ahnden werden, Veranlaſſung geben wird, die Meinung, die Sie mir vor einer langen Reihe von Jahren durch Ihren Anblick und Ihre Geſpräche und nachher durch Briefe und Schilderungen einflößten, und aus der mein warmer, lebhafter und ſich immer gleicher Antheil an Ihnen entſprang, zu beſtätigen, mit neuen Beiſpielen zu belegen und ſelbſt zu erweitern. Fahren Sie alſo ja, theure Charlotte, nur muthig und ohne einige Beſorgniß, je mißverſtanden zu werden, fort.

Zweiundzwanzigster Brief.

Den 10. Septembr 1823.

Ich habe nun das empfangene Heft Ihrer Lebensbeschreibung mit großer Sammlung und sehr großem Vergnügen gelesen und wiederhole Ihnen meinen wirklich recht herzlichen und aufrichtigen Dank dafür. Ich habe die Zeiten gewählt, wo ich am freiesten war, mich in die geschilderten Lagen zu versetzen und habe also langsam und mit großem Bedacht jedes Einzelne erwogen. Einige der Schilderungen sind mir ungemein anziehend und reizend vorgekommen. Es muß Sie das nicht wundern. Wenn man den Inhalt dieser Bogen in seinen Resultaten erzählt, so kann das Leben eines Kindes nur höchst unbedeutend scheinende geben. Aber wenn man eine sehr ausführliche Schilderung vor sich hat, ist es durchaus anders. Es ist dann nicht mehr die Sache, das Resultat, es ist die Veränderung, die dabei in der Seele vorgeht, die innere Entwickelung der Ideen und Empfindungen, und die ist bei einem Kinde nicht bloß eben so anziehend, als bei Erwachsenen, sondern im Grunde mehr, da das Kind zu mehr Vergleichungen Stoff darbietet. Wie Sie zum Beispiel sich als Kind zeigten, vergleicht man gern mit der Natur Ihrer beiden Eltern, und mit Ihrem eigenen späteren Wesen. Diese drei Punkte haben mir beim Lesen immer gleich deutlich vor Augen gestanden. Es ist vollkommen offenbar, daß, was Sie als Kind charakterisirt hat und was sich überall

in Ihrem künftigen Leben wieder finden wird, wenn Sie in Ihren Schilderungen fortrücken werden, eine gewisse Innerlichkeit Ihres Wesens ist. Sie scheinen zwar auch in jenen Jahren der früheren Kindheit sehr aufmerksam auf dasjenige gewesen zu sein, was um Sie herum vorging, allein doch nicht sowohl, um darin nun wirklich zu leben, als um sich daraus eine eigene, innere Welt zu bilden. Es ist eben so unverkennbar, daß Sie diese, mehr innerliche Natur Ihrem Vater verdanken, in dem sie nur auf eine andere Weise vorhanden und aus anderen Quellen entsprungen war. Ueber Ihre Eltern und ihre gegenseitigen Vorzüge zu urtheilen, ist nicht leicht. Wie Beide da in der Welt standen, ist man sehr geneigt, sich doch mehr für Ihre Mutter zu erklären. Sie ist praktisch, thätig, muthig, besonnen, verständig und doch nicht von tändelnder, aber doch von sehr wahrer Liebe und Wohlthätigkeit. Der größere Charakter unter Beiden ist sie gewiß. Bei dem Vater vermißt man das recht ins Leben Eingreifende, das einem Manne noch mehr als einem Weibe geziemt. Allein man hütet sich mit Recht abzuurtheilen. Es ist sichtbar, daß man in sein eigentliches, inneres Wesen nicht gehörig eindringt. Es ist auch höchst wahrscheinlich, daß er nie Gelegenheit fand, dies ganz und ohne Rückhalt aufzuschließen. Mit seiner Frau konnte er in einem solchen Verhältniß nicht stehen. Er hätte es späterhin mit Ihnen gekonnt, und vielleicht ist es auch in der Folge bis auf eine gewissen Punkt geschehen? Das werden in der Folge Ihre Blätter zeigen. Allein es ist selten und schwer, daß ein Vater sich über sich selbst erwachsenen Töchtern vollkommen öffnen kann. Dann war auch die innerliche Natur Ihres Vaters (ich meine darunter nämlich die Neigung, vorzugsweise vor allem andern, sich mit sich selbst zu be-

ſchäftigen) mit etwas, das, wenn man es auch nicht körperlich allein nennen mag, doch vom Willen und ſelbſt vom Bewußtſein unabhängig und getrennt iſt, vermiſcht. Dieſe Träume, dieſer gewiſſermaßen natürliche Magnetismus, haben in ſich etwas Geheimnißvolles, von dem ſich weder Urſachen noch Folgen berechnen laſſen, und das immer wie eine unbekannte Größe daſteht, und etwas, das das Urtheil über den ganzen Menſchen, in dem es ſich befindet, ungewiß macht.

Ich geſtehe, daß ich keine Vorliebe für dieſe innere Gemüthsſtimmung habe. Ich bedarf Klarheit der Gedanken und des Bewußtſeins, daß nichts in mir ohne meinen beſtimmten und wohlgeordneten Willen vorgeht. Ich beſitze, theils von Natur, theils durch die ſehr früh begonnene Uebung eines langen Lebens, eine große Gewalt und Stärke über mich ſelbſt, und mir würde daher ſchon in der Idee ein Zuſtand peinlich ſein, wie der war, wo in dem Traum, den Sie von Ihrem Vater erzählen, er von einem fremden Geiſte in ſeiner unmittelbaren Exiſtenz ſcheint beherrſcht zu werden. Ich bin daher noch viel behutſamer über Ihren Vater mir das mindeſte Urtheil zu erlauben, als ich es immer bei jemandem ſein würde, der Ihnen ſo nahe ſteht. In Rückſicht auf Sie wäre wohl zu ſagen, daß beide Eltern ſich genauer und öfterer mit Ihnen hätten beſchäftigen ſollen. Ihre Mutter konnte bei der großen Verſchiedenheit Ihrer beiderſeitigen Charaktere nicht eigentlich erziehend auf Sie einwirken. Auch ging ſie einſeitig in ihrer Anſicht fort und hätte Sie nur ebenſo haben wollen, wie ſie ſelbſt war. Vermuthlich weil das nicht ging, oder auch, weil Ihr Vater Sie manchmal gegen ihre Zumuthungen in Schutz nahm, geſchah es nun, daß ſie Sie doch mehr ſich ſelbſt überließ, als einem Kinde

gut ist. Gerade da Ihre Natur verschieden, weicher, zarter, innerlicher war, hätte es wohlthätig sein können, wenn Ihre Mutter etwas von ihrer Natur Ihnen hätte zugleich einflößen können. Indeß ist das doch nur ein blindes Vermuthen und im Grunde ein eitles Reden. Denn es ist mit Ihnen nun auf andern Wegen sehr gut und so geworden, daß man nicht grübeln möchte, ob nicht vielleicht bei anderer Erziehung noch etwas Vollkommneres hätte hervorgehen können. Wäre es Ihrer Mutter möglich gewesen, Ihnen mehr von ihrem eigenen Charakter mitzutheilen, so würden Sie freilich vielleicht weniger Widerwärtigkeiten im Leben ausgesetzt gewesen sein, manches sich erspart, anderes stärker getragen haben. Aber es wäre dann auch vieles in Ihnen unentwickelt und ungeprüft geblieben, und wenn das Glück (man verstehe nun darunter Schmerzlosigkeit oder positiven Genuß) mit einem reicheren und schöneren inneren Sein in Kollision kommt, so daß man von dem einen oder andern nachlassen muß, so leugne ich nicht, daß ich es immer für besser halte, an äußerem zu verlieren. Gewiß hat auf Ihre Ausbildung Ihre Tante in L. sehr eingewirkt. Es ist dies ein höchst liebenswürdiger Charakter, der Ihrem natürlichen Wesen und Art zu sein viel näher als Ihre Mutter stand. — Es hat mich sehr angenehm überrascht, in Ihrem jetzigen Heft Oohm und seine Frau zu finden. Ich habe sie viel gekannt. Ehe ich auf die Universität ging, als ich noch in Berlin war, habe ich einige Zeit hindurch Unterricht bei ihm gehabt. Damals aber habe ich die Frau wenig oder gar nicht gesehen. Einige Zeit darauf wurde er Gesandter und erhielt Geschäfte in Aachen. Gerade in demselben Jahr, wie ich Sie, liebe Charlotte, in Pyrmont sah, machte ich eine Rheinreise und hielt mich über acht Tage bei Oohm auf. Da er damals oft

in Geschäften in seiner Stube war, blieb ich bei der Frau und sie hat mir immer überaus gut gefallen. Sie war, wie Sie bemerken, sehr hübsch und hatte eine natürliche Anmuth, die man wirklich selten trifft. Nach dieser Zeit habe ich sie nicht wieder gesehen, allein ihn auf seiner Rückreise aus der Schweiz im Jahre 1817 in Frankfurt a. M. Es waren viele Jahre dazwischen verstrichen, er und ich hatten viele Schicksale gehabt; man kann sein Benehmen in der westphälischen Zeit nicht gerade loben, es vielleicht nicht von aller Schwäche freisprechen. Er blieb aber immer ein in sich braver, gutmeinender und durch seinen Kopf und Kenntnisse interessanter Mann. Seine Kränklichkeit aber hatte schon sehr stark auf seinen Körper gewirkt, und er glich wirklich nur noch einem Schatten. Kaum drei Wochen später führte uns der Zufall wieder zusammen. Es war auf meiner Reise nach London in Köln im Wirthshaus; es entstand in der Nacht ein heftiges Feuer im Nebenhause und die Sache war wirklich nicht für die Menschen, aber für die Sachen, da dort die Straßen sehr eng sind, höchst bedenklich. Ich stand auf und ging hinaus, auf dem Gange begegnete ich dem armen Dohm, der ein Paquet unter dem Arme trug. Wir hatten Beide nicht gewußt, daß wir in demselben Wirthshaus waren. Er ist nicht lange nachher gestorben. Wenn ich ihn mir bei dem kleinen Schauspiel, dessen Sie erwähnen, in dem von Ihnen beschriebenen Kostüm denke, so kommt es mir ganz sonderbar vor. Sie fragen mich, ob ich die Umgegend von Preußisch Minden und die Porta Westphalica kenne. Nein. Ich bin in jener Provinz immer im schnellen Durchreisen gewesen, und in diese Gegenden auch nicht einmal gekommen. Ich halte sie aber für sehr anziehend, außerdem, daß sie geschichtliche Wichtigkeit

haben. Nun werde ich indeß ſchwerlich mehr reiſen und mich anders, als in dem Kreiſe bewegen, in dem ich mich herum drehe, und werde ich ſie alſo auch wohl nie ſehen. Auch ſehe ich eben, daß Sie meinen Rath über etwas wünſchen. Schreiben Sie mir nur ohne Rückhalt, wenn ich Ihnen rathen kann, thue ich es gewiß mit Freuden. Es iſt aber wahr, daß ich nichts davon halte, Rath zu fragen, noch zu ertheilen. Gewöhnlich wiſſen die Fragenden ſchon, was ſie thun wollen, und bleiben auch dabei. Man kann ſich von einem Andern über mancherlei, auch über Konvenienz-Pflicht aufklären laſſen, aber entſchließen muß man doch ſich ſelbſt. Leben Sie herzlich wohl! Unwandelbar der Ihrige H.

Dreiundzwanzigſter Brief.

Tegel, den 28. September 1823.

Ich habe, liebe Charlotte, Ihren am 23. abgegangenen Brief eben empfangen, und danke Ihnen recht ſehr dafür. Ob ich gleich heute nicht Zeit habe, ihn zu beantworten, wünſche ich doch nicht zu verſäumen, Ihnen meinen Rath über den Schritt zu ertheilen, den Sie bei dem Herzog von Braunſchweig zu machen gedenken. Ich kenne weder den Herzog, noch irgend jemand in ſeinem Lande, der den mindeſten Einfluß auf ihn haben könnte. Ich kann daher auch ſchlechterdings nicht beurtheilen, welchen Erfolg Ihr Schreiben, den individuellen und lokalen Verhältniſſen nach, haben kann. Aber im Allgemeinen bin ich doch durchaus dafür, daß Sie ſchreiben, und zwar auf dem geradeſten, unmittelbarſten Wege. Ich ſehe nämlich durchaus nicht, wie Ihre Bitte auch nur die geringſte Ihnen nachtheilige Folge haben könnte. Daß nicht das Geringſte darin liegt, was unrecht oder unbeſcheiden genannt werden könnte, brauche ich gar nicht zu ſagen. Dagegen iſt es doch möglich, daß er auf Ihre Bitte eingeht und ſie erfüllt. Ich rathe Ihnen alſo, und zwar ſobald als möglich, das heißt, ſobald Sie erfahren, daß der Herzog in Braunſchweig iſt, zu ſchreiben. Fragen Sie auch Ihre Freunde darum nicht weiter um Rath, und kehren Sie ſich nicht daran, wenn dieſe Ihnen auch den Brief, den Sie ſchon geſchrieben haben, abrathen ſollten. Schreiben Sie dem Herzoge geradezu, ohne Mittelsperſon, auf der Poſt. Sie beſitzen ja Briefe des verſtorbenen Herzogs, der bei Waterloo blieb, in welchen er Ihnen ſehr gütig Antheil beweiſt, und Ihnen Hoffnung auf eine Pen

sion macht nach beendetem Feldzuge. Diese Briefe schicken Sie in Original dem Sohn, und auf diese Aeußerung seines Vaters stützen Sie Ihre Bitte. Setzen Sie dem hinzu, daß er zu diesem Antheil an Ihnen theils durch Erwägung Ihrer Lage, die ihm bekannt geworden, noch mehr aber durch die Aufopferungen, die Sie gemacht, bewogen sei. Sagen Sie ihm, daß Ihre Lage noch jetzt die gleiche Berücksichtigung verdient, daß auch eine kleine gewisse Einnahme Ihnen hülfreich sein würde, und beziehen Sie sich, wenn er ein Zeugniß über Sie zu haben wünscht, auf Ihre Freundin in Braunschweig. Vergessen Sie nicht hinzuzusetzen, daß er, was auch seine Entschließung über Ihre Bitte sein möge, doch die Briefe des Vaters zurückschicken möge, weil Ihnen diese ein theures Andenken seien. Ich möchte Ihnen auf keine Weise Hoffnung machen, daß der Schritt Erfolg haben wird. Es kann sehr leicht das Gegentheil der Fall sein. Allein die abschlägliche Antwort verschmerzen zu müssen, ist auch alles, was Sie besorgen dürfen. Auf der andern Seite denke ich mir aber auch sehr möglich, daß der Anblick der Handschrift seines Vaters Eindruck auf ihn macht, und daß er darum günstig für Sie gestimmt wird. Darum bin ich für unmittelbares Schreiben. Wird ihm die Sache von einem Andern vorgetragen, so bleibt sie ohne Erfolg, davon bin ich überzeugt. Ob die braunschweigischen Gesetze Pensionairs nöthigen, ihre Pension im Lande zu verzehren, weiß ich nicht. Es läßt sich aber wohl vermuthen. Dieses Umstandes erwähnen Sie nicht. Giebt er Ihnen eine Pension und wird diese Bedingung gemacht, so ist es immer Zeit, die zweite Bitte, Sie davon zu dispensiren, nach zu bringen. — Mit der alten, unveränderlichen Gesinnung der Ihrige H.

Vierundzwanzigster Brief.

Berlin, den 18. October 1823.

Den für den Augenblick nöthigſten Theil Ihres letzten Briefs, liebe Charlotte, habe ich ſchon neulich beantwortet, und bin begierig aus Ihrem nächſten zu ſehen, ob Sie meinen Rath befolgt haben werden. Der Ausgang bleibt allerdings immer zweifelhaft, indeß kann der Schritt nicht ſchaden, und man weiß doch nicht, was geſchieht. Ich halte immer ſehr viel davon im Leben, die Anläſſe, die ſich zu etwas darbieten, was dem gewohnten Gange eine veränderte Richtung geben kann, nicht zu verſäumen, ſie vielmehr zu benutzen, und was ſich daraus irgend entſpinnt, in das übrige Leben zu verweben. Vorzüglich aber iſt dies der Fall bei Dingen, die ſchon zu einer gewiſſen Reife gediehen ſind, und das war doch Ihre Bekanntſchaft mit dem verſtorbenen Herzog. Er hatte Ihnen einmal ſo günſtige Aeußerungen gemacht, daß es ſchade wäre, auf dieſem Wege nicht weiter fortzugehen. Es iſt immer auch zugleich eine Prüfung der Menſchen, und neben dem, was man etwa handelnd und ordnend ausrichten kann, iſt doch im Leben das Anſchauen, Verſuchen und Sammeln in Erfahrungen das Nützlichſte und wenigſtens bei weitem das Unterhaltendſte. Es kann zwar ſein, daß das nicht ſo in jeder Natur iſt, aber der meinigen iſt es ſogar mehr, als billig iſt, eigen, das Leben wie ein Schauſpiel anzuſehen, und ſelbſt wenn ich in Lagen war, wo ich ernſthaft ſelbſt mithandeln mußte, hat mich dieſe Freude am bloßen Zuſehen der Entwickelungen der Menſchen und Ereigniſſe nie

verlassen. Ich habe darin zugleich eine große Zugabe zu meinem innern Glück und eine nicht geringe Hülfe bei jeder Arbeit selbst gefunden. Das Erste ist leicht begreiflich, und entsteht auf doppelte Weise. Zuerst hat man die positive Freude am Anblick der wirkenden Kräfte, am Weiterrücken der sich in uns unbekannten Ursachen verflochtenen Dinge und Ereignisse, und dann wird man gleichgültiger gegen den Ausgang, in sofern dieser nämlich uns selbst betrifft. Denn der Antheil an Anderen kann dadurch auf keine Weise geschwächt werden. Im Handeln selbst aber gewinnt man dadurch Ruhe, Kälte und Besonnenheit. Besonders bei großen Angelegenheiten giebt diese Ansicht gerade die Ueberzeugung, daß sie, wenn sie auch gegen unsere Neigungen ausschlagen, einen Gang gehen, der tief in den einmal feststehenden Plänen des Schicksals liegt, und auch nur das Mindeste dieses Plans zu ahnden, ist schon an sich ein über jedes andere gehendes geistiges Vergnügen. Bei eignen Lebens-Begebenheiten ist es, wenigstens bei mir, anders. Es würde mir immer nur Eitelkeit und Selbstsucht scheinen, die ich mir nie erlauben würde, wenn ich, was sich mit mir und meiner Persönlichkeit ereignet, gewissermaßen tiefen Plänen im Weltlaufe zuschieben wollte. Es gehört freilich auch zum Ganzen, aber wie ein Atom, es interessirt mich geistig dabei nur, wie ich mich selbst betrage, wie ich die Ereignisse aufnehme, ob mit Festigkeit im Widrigen, mit Bescheidenheit im Günstigen, ob ich thue, was ein Mann seiner Pflicht und seinen Gefühlen schuldig ist, das Uebrige mag auf und abstürmen, ich suche mich darin zu finden, so gut es nun einmal gehen will. Aber auch bei den, von höherem Gesichtspunkte aus betrachtet, unbedeutenden Ereignissen meiner selbst und meiner Familie bleibt doch jenes Vergnügen der Beschauung der

ins Spiel kommenden Personen, der Umstände u. s. f., was oft für so vieles auch wirklich Widrige entschädigt. Es versteht sich jedoch von selbst, daß diese Beschauungslust des Lebens nie aus bloßer Neugierde entstehen muß, daß sie nicht sein darf, wie vergnügungssüchtige Leute in die Komödie gehen. Sie muß entstehen aus dem lebhaften Interesse, was man an der Menschheit, nicht bloß an ihrem Glück, denn das Glück ist bei weitem nicht das Höchste, sondern an ihrem innern Werth, ihrem Wesen und ihrer Natur nimmt, aus dem innern, unermüdlichen Streben eben diese menschliche Natur tiefer in ihrem Innern zu erkennen, und so viel es möglich ist, die Räder zu erahnden, welche die Schicksale der Menschen, oft unauflöslich scheinend, in einander treiben, und sie dann doch wieder so schonend auseinander rollen, daß wahre, nur nicht gleich eingesehene Harmonie daraus hervorgeht. So wie alles im Menschen nur auf die Höhe des Gesichtspunkts ankommt, auf den man sich stellt, so ist es auch hier. Ist der Gesichtspunkt der rechte, edel und gut, so kann nichts als wieder Gutes und Edles daraus hervorgehen. — Ich bitte Sie, mir die Fortsetzung Ihrer Lebenserzählung sobald zu schicken, als Sie den Abschnitt erreicht haben, zu dem Sie kommen wollten. Auf jeden Fall muß ich Sie ersuchen, es zwischen hier und dem 5. November zu thun. Könnte er nicht in dieser Zeit hier eintreffen, so behalten Sie ihn noch zurück. Ich verreise nämlich zwischen dem 5. und 15. November erst nach Thüringen, dann auf einige, obgleich nicht lange Zeit nach Burgörner. Auf jeden Fall aber schreibe ich Ihnen vor meiner Abreise einige Zeilen. Leben Sie herzlich wohl; mit dem innigsten Antheil der Ihrige H.

Fünfundzwanzigster Brief.

Berlin, den 3. November 1823.

Ich danke Ihnen ſehr, liebe Charlotte, für Ihren Brief vom 12., der mir aber ſehr ſpät zugekommen iſt. Zum Leſen des Hefts habe ich bis jetzt nicht Zeit gefunden. Ich beantworte es ſpäter. Heute nur über Ihr Geſuch an den Herzog und meine Reiſe.

Ich ſchicke Ihnen Ihren Entwurf zu dem Briefe an den Herzog unverändert zurück. Allerdings iſt er ein wenig zu lang, ich habe auch verſucht ihn zu ändern. Allein ich bin davon abgeſtanden. Wenn in ſolchen Angelegenheiten etwas Eindruck zu machen vermag, ſo iſt es nicht eine kurze und ſchlichte Geſchäftsform, ſondern nur dasjenige, was die ſchreibende Perſon in ihre Worte von ihrem Charakter legt. Gerade das aber wird durch Korrecturen eines Dritten immer weg gewiſcht, oder wenigſtens geſchwächt. Man verdirbt alſo, ſtatt zu beſſern. Ueberdieß ſchadet die Länge nicht. Der Herzog muß doch die Handſchrift ſeines Vaters bemerken, und ſo muß ihn Theilnahme und ſelbſt Neugierde zum Leſen bis zum Ende bringen. Ich reiſe in einigen Tagen von hier ab. Haben Sie die Güte mir nach Burgörner zu ſchreiben. Auf das Kouvert bemerken Sie: In Abweſenheit bis zur Ankunft aufzubewahren. Leben Sie herzlich wohl und verzeihen die Eile, in der ich eben bin.

H.

Sechsundzwanzigster Brief.

Burgörner, den 29. November 1823.

Ich habe erst hier Zeit gehabt, liebe Charlotte, Ihren Brief vom 25. v. M. zu lesen und empfange nun auch den spätern vom 25. d. M., nebst dem neuesten Heft. Für beides meinen herzlichen Dank. Wenn sich nicht meine Abreise gegen meinen Willen verschoben hätte, so wäre der frühere, was mir sehr leid gewesen wäre, bis zu meiner Zurückkunft liegen geblieben, da ich mir diesmal keine Briefe nachschicken lasse. Zu dem nun abgegangenen Briefe an den Herzog wünsche ich den besten Erfolg; ich hoffe, daß der Schritt nicht vergeblich sein wird, denn ich rechne auf die Wirkung der väterlichen Briefe, die Sie eingelegt haben.

Ich befinde mich hier sehr wohl. Es ist nicht bloß für diese Jahrszeit und den sonst oft so schlimmen Monat, sondern wirklich an sich immer leidliches und oft sehr gutes Wetter. Heute war es wirklich schön und die Sonne kam sehr freundlich heran. Zwar erhob sie sich nur wenig über eine dichte und finstere Wolke, die den Abendhimmel bedeckte, aber der übrige Theil des Himmels war vollkommen blau. Da ich theils viele Geschäfte hier habe, theils die Zeit zu eignen Arbeiten benutzen will, so ist es mir sehr lieb, ganz allein hier zu sein, ich bin so gar keiner Störung ausgesetzt und liebe in sich die Einsamkeit. Die Freude, mit den Meinigen zu sein, ist mir nur immer eine unendlich glückliche Zugabe zu meinem schon glücklichen Leben. Ich habe mir aber nie denken können, wie dasjenige

eigentlich ein Glück zu heißen verdient, was eine Lücke ausfüllt, die einem Unglück nahe kommt, und es hat mir immer geschienen, als ginge der wahrhaft edle und hohe Glücksgenuß erst an, wenn man, sich selbst genügend im Gleichgewicht, seine Neigungen und Empfindungen mit sich verknüpft, die diesen, schon in sich befriedigenden Zustand dergestalt erhöhen, daß er, damit verglichen, wirklich mangelhaft erscheint. Heftige Begierden und leidenschaftliche Aeußerungen sind mir daher immer fremd geblieben. Indeß will ich das nicht eben loben, noch in Schutz nehmen. Es könnte leicht auch in einem Mangel an Feuer liegen, dessen der Mann zu vielen der wichtigsten und ernsthaftesten Dinge bedarf, es ist auch nicht jene Fremdheit immer in gleichem Grade in mir gewesen. Jetzt ist sie meinen Jahren freilich natürlich. Die Jugend muß im Manne immer zuerst in der wirklich nur jugendlichen Lebendigkeit des Empfindens und dem, was leidenschaftlich ist, erlöschen; zum Entschluß und zur Anstrengung kann dann ihre Kraft noch lange ausdauern. — Nun komme ich zu dem letzten Heft Ihrer Lebenserzählung zurück, dessen Empfang ich Ihnen schon im Anfange dieses Blattes gesagt und dafür gedankt habe. Es hat mir wieder ungemein viel Freude gemacht und ich habe es gestern Abend ohne Unterbrechung hinter einander gelesen. Es schadet gar nicht, wenn auch Einiges, was Sie darin erzählen, in eine andere Periode gehört, wie Sie besorgen. Es ist unmöglich, in der Erinnerung so genau in der Zeitfolge zu bleiben, ich würde sehr verlegen sein, sollte ich von einem meiner Kinderjahre so ausführlich erzählen. Es ist merkwürdig, daß Ihnen so viel in der Erinnerung geblieben ist. Da in diesem Hefte gerade so viel vom Schreiben die Rede ist, so kann ich Ihnen mit Wahrheit sagen, daß diese Erzählung wie

der ganz diesen Vorzug hat. Alles darin ist trefflich gedacht und empfunden, das ist das erste darin, und wie Sie selbst richtig bemerken, das unerläßliche Erforderniß jedes guten Schreibens; allein auch das letzte ist bei Ihnen damit verbunden. Die Art Ihrer Entwickelung hat mich ungemein interessirt. Sie bemerken sehr richtig, daß das, was Ihnen mehr durch Sie selbst, und zufällig durch Umgang mit Erwachsenen, an Unterricht zukam, gerade darum so stark und so dauernd wirkte, weil es wenig war, und in ein auf bessern und reichhaltigern Unterricht begieriges Gemüth fiel, so möchte ich auch im Uebrigen weiter schließen. Es sollte mich aber nicht wundern, wenn doch gerade diese Erziehung mehr und kräftiger beigetragen hätte, Sie so, wie Sie geworden sind, zu bilden, als wenn alles fein systematisch dabei ausgedacht worden wäre. Man muß sich die Erziehung ja nicht bloß und immer als eine direkte Leitung zu verständiger Haltung, gutem Charakter und hinlänglichem Reichthum von Kenntnissen denken. Sie wirkt oft weit mehr als ein Zusammenfluß von Umständen, deren beabsichtigte Wirkung ganz vereitelt wird, die aber durch den Streit gegen die Individualität des zu Erziehenden in ihm bewirkt, was die direkte Einwirkung nie vermocht hätte. Denn das Resultat der Erziehung hängt ganz und gar von der Kraft ab, mit der der Mensch sich auf Veranlassung oder durch den Einfluß derselben selbst bearbeitet. Mit großem Vergnügen habe ich auch bestätigt gefunden, daß dasjenige, was Ihr Gemüth und Ihren Verstand noch jetzt auszeichnet, Ihnen auch in der Kindheit schon beiwohnte. Es ist immer meine Meinung gewesen, daß sich der Mensch, wenn man das Wesentliche seines Charakters nimmt, nicht eigentlich ändert. Er legt Fehler ab, vertauscht auch wohl Tugenden und gute Gewohnheiten gegen schlechte, allein

seine Art zu sein, ob mehr nach der Außenwelt, oder mehr nach innen gekehrt, ob heftig oder sanft, ob in die Tiefe der Ideen eingehend, oder auf der Oberfläche verweilend, ob mit kühnerem und festem Entschluß ins Leben eingreifend, oder Schwäche verrathend, bleibt gewiß von der Kindheit bis in den Tod der nämliche. Das war für heute vorerst das Wichtigste, was ich Ihnen über dies Heft sagen wollte. Auf ein und anderes komme ich ein anderesmal zurück. Immer aber wiederhole ich Ihnen aufs neue meinen herzlichen Dank für die Mühe, die Sie mir so liebevoll widmen. Beilagen bitte ich Sie ferner nicht beizufügen; wenn es Briefe sind, worin etwas Wesentliches, zur Erzählung Gehörendes vorkommt, so erzeigen Sie mir die Liebe, es abgeschrieben einzuweben. Ich wünsche nicht bloß, Sie zu sehen und zu kennen, sondern Sie von sich selbst geschildert. In dieser Schilderung vereinigt sich Ihr jetziges Sein mit dem früheren, und in dieser Selbstschilderung und Selbstbeurtheilung liegt mithin ein doppelter Reiz. Da ich bald wieder von hier weg gehe, aber doch nur kurz vor Weihnachten und Neujahr in Berlin sein werde, so thut es mir leid Sie bitten zu müssen, mir nicht vor Weihnachten, sondern so zu schreiben, daß Ihr Brief kurz vor Neujahr in Berlin eintrifft. Meine Frau ist sehr wohl und munter, sie pflegt jährlich ein Bad zu besuchen, bald ohne mich, bald mit mir, sie war auch dies Jahr in Marienbad nicht krank. Was man Ihnen gesagt hat, muß sich auf eine zufällige Unpäßlichkeit beziehen oder übertrieben gewesen sein. Mit dem herzlichsten Dank für Ihre Theilnahme und für Ihre Güte, und den liebevollsten Gesinnungen der

Ihrige H.

Siebenundzwanzigster Brief.

Berlin, den 12. Januar 1824.

Ihr Brief, liebe Charlotte, vom 21. v. M., hat mir große Freude gemacht, und ich danke Ihnen von ganzem Herzen für alles Liebevolle, das er enthält. Nehmen Sie besonders meinen Dank für Ihre Wünsche zum neuen Jahr an, und sein Sie versichert, daß ich sie aus recht inniger Seele erwiedere. Niemand kann innigeren Antheil an Ihnen nehmen, als ich, niemand es besser mit Ihnen meinen, so kann auch niemanden die Erfüllung der Wünsche für Ihr Glück so sehr am Herzen liegen als mir, davon sein Sie mit unumstößlicher Gewißheit überzeugt. Sorgen Sie aber auch selbst, beste Charlotte, angelegentlich für Ihre Gesundheit und Ihre Ruhe. Mir kommt es immer vor, daß die Art, wie man die Ereignisse des Lebens nimmt, eben so wichtigen Antheil an unserm Glück und Unglück hätten, als diese Ereignisse selbst. Den eigentlich frohen, heitern Genuß kann man sich allerdings nicht geben, er ist eine Gabe des Himmels. Aber man kann viel dazu thun, das Unangenehme, dessen für jeden das Leben immer viel herbeiführt, ruhiger aufzunehmen, muthiger zu tragen, besonnener abzuwehren oder zu vermindern. Man kann wenigstens vermeiden, sich unnöthige und ungegründete Besorgniß und Unruhe zu erregen. Wenn man das eine und das andere thut, sucht man sich darum nicht gleichsam frei von der Abhängigkeit der höheren Mächte zu machen; man genießt ja dadurch noch lange kein Glück, man bewahrt sich nur

Bayerische Staatsbibliothek München

vor zu unangenehmen Empfindungen. Man handelt aber gewiß im Sinne und nach dem Willen des Himmels, wenn man mit so viel Selbstständigkeit, als die individuellen Kräfte zulassen, dem Geschick begegnet und sich seinen Einflüssen von innen heraus weniger zugänglich macht. Ich sage das, liebe Charlotte, um Ihnen vorzustellen, daß Sie sich nicht so um Nichts beunruhigen müssen, wie neulich, wo Sie, geschreckt durch Träume, sich bangen Ahndungen überließen *). Ihre Worte: „Nehmen Sie mir den ängst„lichen Kleinmuth nicht strenge auf, ach! nehmen Sie mir „die Worte nicht so genau — das Unglück macht aber„gläubig, man fürchtet überall, man sieht nur traurige „Vorbedeutungen — der Glückliche weiß nichts von Aber„glauben" — diese Worte haben mich sehr gerührt und in innigster Theilnahme bewegt, und nur aus diesen Empfindungen geht das hervor, was ich Ihnen sage. Sie haben einen viel zu klaren und bestimmten Verstand, haben über diese Dinge in dem, was Sie bei Gelegenheit der Stimmung Ihres Vaters in dieser Art mir geschrieben, so richtig geurtheilt, daß Sie nicht durch so unbedeutende Zeichen, wenn man es nur überhaupt Zeichen nennen kann, sich sollten irgend bewegen lassen. Nehmen Sie, was ich da sage, ja nicht als einen Vorwurf auf. Ich würde mir gewiß nicht heraus nehmen, Ihnen je einen zu machen. Ich wünsche aber dringend, daß Sie sich nicht vergeblich beunruhigen, nicht Ihrer Gesundheit schaden, sich in Ihren Beschäftigungen stören und sich Ahndungen hingeben, die entweder Kummer über Unglücksfälle rege machen, die nicht eintreten, oder die Träume über wirklich sich ereignende schon im voraus fühlen lassen. Ich halte es auch nicht

*) Zusätze, 5. Anmerkung.

für unangemessen, Ihnen so ausführlich darüber zu schreiben, da ich besorge, daß die Unruhe, die Sie darüber äußern, Sie nicht sobald verlassen möchte, und Sie mir sehr oft die wohlthuende Versicherung geben, daß Ihnen meine Worte beruhigend und tröstlich sind.

Ich bleibe jetzt bis zum Frühjahr unausgesetzt hier in Berlin, und bitte Sie, mir wie gewöhnlich hierher zu schreiben. Sie werden mir auch ein sehr großes Vergnügen bereiten, wenn Sie mir die Fortsetzung Ihrer Lebenserzählung schicken wollen. Ich bin genau auf das eingegangen, was Sie mir darüber sagen, und es scheint mir, daß wir demnach folgende Einrichtung damit treffen könnten: Was Sie noch zu beschreiben haben, zerfällt, soweit ich es kenne, in drei Theile: erstlich die Fortsetzung Ihrer ersten Jugend bis zu Ihrer Verheirathung; zweitens die Erzählung dieser und der darauf folgenden Zeit; endlich die Jahre von dort an bis jetzt. Die erste dieser drei Perioden kann es Ihnen, dünkt mich, auf keine Weise schwer werden, fortzusetzen. Sie enthält, so viel ich weiß, nichts, was durch die Erinnerung Leiden erneuern könnte, es kommen gewiß frohe Andenken darin zurück, und es ist ein Zeitraum, der nicht nur die Geschichte Ihrer Erziehung und Jugendbildung vollendet, sondern auch in sich großes Interesse für mich hat. Ich nehme daher keinen Anstand, Sie zu bitten, diese auf alle Fälle zu vollenden und mir zu schicken. Wie viel Sie auf einmal schicken, überlasse ich Ihnen; das muß sich nach den Umständen und Ihren weiteren Geschäften richten. Ob Sie dann auch die zweite Periode Ihres Lebens beschreiben und mir zu schicken die Güte haben, ist eine andere Frage. Daß es mir Freude machen würde, brauche ich Ihnen nicht erst zu sagen. Es würde es auf jeden Fall und in hohem Grade, allein ich empfinde ganz mit

Ihnen, daß für Sie das Schreiben ein langsames, und Monate, ja selbst Jahre währendes Aufreißen schmerzlicher Wunden sein würde, und von dieser Seite angesehen kann es mir unmöglich Freude erregen, oder müßte mir die, welche mir die Erzählung immer machen würde, nothwendig verbittern. Ich habe zwar nicht dieselbe Ansicht als Sie über das Zurückrufen von Zeiten empfundener Schmerzen. Mir, wenn ich von mir reden sollte, würde es wehmüthig, doch mit einer Art von Süßigkeit verbunden sein, ich würde es auch für mich selbst und meine Charakterbildung, die Gewinnung der Stärke, die jeder Mensch gegen das Schicksal und das Leben braucht, wohlthätig halten. Allein ich fühle wohl, daß ich das nicht auf Sie anwenden kann, und ich mißtraue selbst meinen Empfindungen, weil ich bei weitem mehr nur ein glückliches Leben geführt habe. Prüfen Sie sich also selbst, theure Charlotte, und entscheiden Sie danach, ob Sie in die zweite Periode Ihres Lebens eingehen, oder bei dem Ende der ersten im Zusammenhange abbrechen. Ich weiß und bin auf das innigste und dankbarste überzeugt, daß Sie, um mir eine Freude zu machen, keine Aufopferung scheuen würden. Was Ihnen aber eine solche Aufopferung auferlegt, kann natürlich mir nicht mehr eine Freude geben. Das vergessen Sie nicht. Die dritte der oben berührten Perioden erscheint in sich wieder nicht bedenklich. Indeß können Sie das allein gehörig beurtheilen, ob sie sich so abgesondert von der zweiten behandeln läßt, oder ob sie nicht, um den Gang Ihrer Stimmungen und Ihres innern Lebens zu schildern, müßte oft, und zu oft für Ihre Ruhe, in die zweite hinübergehen. In diesem Falle müßte auch diese ungeschildert bleiben; immer würde ich mich unendlich freuen, wenigstens ein vollendetes Bild eines Kindes- und

Jugendlebens in der größten Individualität zu besitzen. Bis zu Ihrer Verheirathung schreiben Sie also ja. Nun leben Sie herzlich wohl und verscheuchen Sie jede bange Sorge. Vertrauen Sie den gütigen Mächten des Schicksals, und glauben Sie nicht, daß es solche giebt, die absichtlich das Herz mit Ahndungen plagen, sich nicht an dem Schmerz über wirkliches Unglück begnügend. Mit den Ihnen bekannten unveränderlichen Gesinnungen der Ihrige H.

Achtundzwanzigster Brief.

Ergebung in das, was geſchehen kann, Hoffnung und Vertrauen, daß nur dasjenige geſchehen wird, was heilſam und gut iſt, und Standhaftigkeit, wenn etwas Widerwärtiges eintrifft, ſind alles, was man dem Schickſale entgegen ſtellen kann. —

Sie erinnern mich an eine Stelle der Bibel und fragen mich, ob ich ſie geleſen habe? Ich habe die Bibel von einem Ende zum andern mehrmals durchgeleſen, das letztemal noch in London, und ich kannte daher ſehr gut das Kapitel des Briefes an die Korinther, das Sie anführen. *) Es iſt allerdings eines der ſchönſten im neuen Teſtament, wenn es recht verſtanden wird, allein auch eines von denen, in welche zu leicht ein jeder etwas von ſeinem eignen Gefühl und ſeiner Individualität hineinträgt, und wenn dieſe auch recht gut und fromm ſind, ſo können ſie doch der urſprünglichen Bedeutung fremd ſein. Im griechiſchen Urtext iſt das weniger möglich. Wir haben im Deutſchen nur das eine Wort **Liebe**, welches zwar ſehr rein, edel und ſchön iſt, aber doch für ſehr verſchiedenartige Empfindungen gebraucht wird. Im Griechiſchen giebt es ein eignes für die ruhige, ſanfte, leidenſchaftloſe, immer nur auf das Höhere und Beſſere gerichtete Liebe, das niemals für

*) 1 Kor. 13.

die Liebe zwischen den Geschlechtern, wie rein sie sein möchte, gebraucht wird, und dies Wort, welches mehr den christlichen griechischen Schriftstellern, als den früheren eigen ist, steht gerade in diesem Kapitel. Ich möchte damit aber keineswegs die Lutherische Uebersetzung tadeln, vielmehr leugne ich nicht, ist mir unser deutsches Wort lieber, als jedes andre, gerade weil es so vielumfassend ist, und die Empfindungen in der Seele gerade bei ihrer Wurzel aufnimmt. Was sowohl den Inhalt dieses Kapitels vorzüglich würdig und groß macht, und auch den Begriff deutlich zeigt, der mit dem Worte der Liebe nach dem Sinne des Apostels verbunden werden soll, sind, wie es mir scheint, zwei Dinge: Erstens, daß nicht bloß auf die Ewigkeit hingedeutet, sondern die Liebe selbst, als etwas Ewiges, mehrern andern, auch großen und schätzenswürdigen, aber dennoch vergänglichen Dingen entgegengesetzt wird, und daß die Liebe nicht als ein einzelnes Gefühl, sondern sichtbar als ein ganzer, sich über den ganzen Menschen verbreitender Seelenzustand geschildert wird. Die Liebe, heißt es, hört nimmer auf. Dies beweist zur Genüge, daß sie auf Dinge gerichtet sein muß, die selbst ewig und unvergänglich sind, und daß sie dem Herzen auf eine solche Weise eigen sein muß, daß sie in keinem Zustande des Daseins demselben entrissen werden kann. Es ist nicht sowohl von einer bestimmten Liebe, nicht einmal der des höchsten Wesens, die Rede, sondern von der innern Seelenstimmung, die sich über alles ergießt, was der Liebe würdig ist und worauf sich Liebe anwenden läßt. Es ist auf den ersten Anblick nicht gleich zu begreifen, warum, da alles hienieden Stückwerk genannt wird, die Liebe allein zu dem, was ganz und vollkommen ist, gerechnet wird. Denn das Uebrige, welches der Apostel anführt, ist doch offenbar des-

halb Stückwerk genannt, weil es in endlichen Wesen nicht vollkommen sein kann, und die Liebe, wie rein und erhaben sie sein möge, ist doch auch nur in endlichen Geschöpfen nach der Art, wie sie in diesem Kapitel genommen ist. Es ist aber wohl deshalb, weil alles Uebrige, wovon als von Stückwerk die Rede ist, eine Kraft des Wissens und des Thuns voraussetzt, die sich in menschlichen und endlichen Wesen nicht befinden kann. Die Liebe hingegen geht selbst von einem bedürfenden Zustande aus, sie gehört rein der Gesinnung und dem Gefühle an, und ist überall aufopfernd, gehorchend und hingebend. Sie wird daher durch die Schranken der Endlichkeit nicht so gehemmt. Allerdings könnte sie im Menschen nicht wohnen, wenn ihm nicht selbst eine Verwandtschaft mit dem Unendlichen im Innersten seines Wesens zum Grunde läge, denn wenn ihr Odem ihn einmal beseelt, so kann er sich in ihm mehr, als irgend sonst, dem Höheren verwandt fühlen. Da aber, wie ich im Anfange sagte, wohl jeder, ohne auch irgend in Mißverständnisse zu verfallen, gerade diese Stelle der Bibel nach seiner individuellen Empfindung nimmt, so gestehe ich, daß ich den Ausdruck Liebe hier von aller und jeder einzelnen Empfindung für ein Wesen durchaus geschieden und getrennt halte, und darin nur eine Schilderung des an sich weit höheren Seelenzustandes finde, der, frei von aller Selbstsucht, fern von jeder Leidenschaftlichkeit, mit Wohlwollen auf allem verweilt, das günstige, wie das widrige Schicksal mit Ergebung und Gelassenheit trägt, und aus dessen Ruhe selbst die belebende Wärme in alles, was ihn umgiebt, übergehet. Darum heißt es, daß die Liebe nicht eifert, sich nicht ungebärdig anstellt u. s. f. Darum werden ihr Glaube und Hoffnung zur Seite gestellt, sie aber über beide erhoben; darum besonders wird sie über die Werke

gesetzt. Dies letzte kann augenblicklich sonderbar scheinen. Allein es ist sehr richtig, da, wenn die Gesinnung wahrer Liebe da ist, die Werke von selbst aus ihr entspringen. Diesem Seelenzustande ist das Fordernde, das Unruhige, Sorgende, auf Ausübung von Recht mehr als auf strenge Uebung der Pflicht Bedachte, das sich selbst Lobende und mit sich Zufriedene entgegen gesetzt. So nehme ich diese biblische Stelle, obgleich ich fern bin zu behaupten, daß nicht auch eine andre Ansicht statthaft wäre.

Neunundzwanzigster Brief.

Sie fragen mich über den Unterschied von Prophezeihen und mit Zungen reden, den der Apostel Paulus im 14. Kapitel des 1. Briefes an die Korinther macht. Es ist allerdings eine schwierige Stelle, über die man viel und lange nachdenken kann, ohne doch vielleicht das Rechte zu finden. Es ist gerade das sehr schön auch im neuen Testament, daß das Klare mit weniger Klarem gemischt ist. Alles, dessen der Mensch zur Besserung, Beruhigung und Erbauung bedarf, ist klar und leicht verständlich, und die weniger klaren, ja dunkeln Stellen thun dem keinen Eintrag. Da aber der Mensch immer, indem er im Leben seine Pflicht erfüllt (was das einzige Nothwendige im Leben ist), auch außerdem etwas haben muß, wodurch er in eine über das Leben hinausgehende Tiefe geführt wird, und er diese Tiefe nur durch Nachdenken erreichen kann, so bringen ihn diese Stellen eines Buchs dazu, das ihm gegeben ist, immer in seiner Hand zu sein. Es werden ihm Geheimnisse gezeigt, damit er sie durch frommes Nachdenken zu ergründen lerne. Wie ich mir nun die Stelle von den Zungen erkläre, ist es so: der Apostel setzt einander entgegen: Das Reden mit der Zunge oder mit Zungen, und das Prophezeihen, den Geist und den Verstand (denn so wird wohl Luther das griechische Wort übersetzt haben; ich habe gerade keine deutsche Bibel zur Hand). Unter dem Reden mit Zungen versteht er, meiner Meinung nach,

das begeisterte Reden, das wie aus einer fremden Eingebung kommt, in dem man nur das sagt, wovon das Herz überfließt, ohne sich zu kümmern, ob es Andere hören oder verstehen. Man spricht auf diese Weise mit sich selbst und mit Gott. Unter Weissagung versteht er gar nicht Vorhersagung des Zukünftigen, sondern das öffentliche Lehren hoher und wichtiger Wahrheiten. Wer das that, hieß im Sinne des Morgenlandes ein Prophet. Eine solche Lehre nun hat einen äußern Zweck: Unterweisung und Erbauung. Sie muß also auf den Zuhörer berechnet sein, die Worte müssen durch den Verstand zum Verständniß zubereitet sein. Daher bestimmt nun der Apostel auch sehr richtig das Verhältniß dieser beiden Seelenstimmungen zu einander. Das begeisterte Sprechen ist das Erste und muß in dem Menschen vorausgehen; auf der Sprache, die er mit sich und mit Gott redet, beruht seine Fähigkeit, Andre zu erbauen. Dadurch erbauet er sich selbst, wie der Apostel sagt, und man kann nicht Andre erbauen, wenn man nicht selbst erbauet ist. Allein diese innere Begeisterung ist für Andere unfruchtbar. Also für die Verbreitung der Lehre ist die Weissagung besser, denn durch sie geht die Begeisterung in Andre über. Allein das Höchste ist selbst begeistert sein (mit Zungen reden) und zugleich weissagen oder unterrichten. Der fünfte Vers setzt dies sehr klar und bestimmt auseinander. Der Apostel wünscht, daß Alle mit Zungen reden mögen, aber noch mehr, daß sie Alle lehren mögen, weil dies nützlicher ist und jenes voraussetzt. Dies geht dann zugleich auf die Sitte der ersten Kirche, wo jedes Gemeindeglied das Wort nehmen konnte. Der Ausdruck mit Zungen reden oder mit der Zunge, scheint sonderbar, aber er ist eigentlich sehr richtig. Im Griechischen versteht man unter Zungen unbekannte, fremde, selten vorkommende

Wörter. Dies kann vielleicht hier in Betracht kommen. Man kann auch daran denken, daß die Ausgießung des heiligen Geistes auf die Apostel zur Folge hatte, daß sie in fremden, ihnen vorher unbekannten Sprachen redeten. Beides paßt auf das begeisterte Reden, wo man sich über seine eigenen Gedanken wundert, und noch weniger daran denkt, daß und ob einen der andre versteht. Allein beides halte ich hier nicht für anwendbar, vorzüglich deswegen nicht, weil es auch heißt: mit der Zunge reden, nicht bloß mit Zungen. Die Erklärung des Ausdrucks kann viel einfacher genommen werden. Wenn man wohl verstandene, selbst gefundene Dinge, oder doch solche, die man sich in Gedanken gehörig verdeutlicht hat, redet, so ist die Zunge nur das todte Werkzeug der Aussprache, aber der Verstand ist der eigentlich redende. Wenn man aber Dinge sagt, die einem plötzlich einfallen, und doch hoher und dunkler Natur sind, die man sich vorher nicht deutlich gemacht hat, und die man nur nach und nach durch den Verstand klarer ins Licht setzen kann, die ein fremder und höherer Geist eingegeben hat, so ist es nicht der Verstand, der redet, sondern die Worte sind auf der Zunge, ohne daß man weiß, wie sie dahin gerathen sind. Die Zunge scheint sie aus sich zu reden. Eigentlich müßte man dies: mit dem Geist reden, nennen. Allein es ist bildlicher hier die Zunge zu erwähnen, und da der Apostel dasjenige, was die Zunge so spricht, auch gewiß von einem fremden höheren Geist, dem heiligen selbst, eingegeben hält; so kann er das, was der Mensch so sagt, nur der Zunge beilegen. Der heilige Geist, das ist Gott selbst, legt dem Menschen die Wahrheit auf die Zunge, die er nicht mit seinem Verstande begreifen, oder doch nicht erfinden könnte. Man sagt wohl von einem Menschen, der spricht, was er nicht meint, daß

er mit der Zunge, nicht mit dem Herzen ſpricht. Hier iſt der Ausdruck in einer ganz andern Beziehung ähnlich. Die Zunge ſpricht hier (durch innere Begeiſterung oder göttliche Eingebung), ohne daß der Verſtand, der bloß nach menſchlicher Weiſe raiſonnirende und urtheilende, etwas davon weiß. Auf dieſe Weiſe liegt in dieſer Lehre des Apoſtels etwas ſehr Schönes. Man ſoll ſuchen, wenigſtens ſich wünſchen, in fromme Begeiſterung zu gerathen, mit ſich und Gott zu reden, wie man es mehr ahndet, als deutlich einſieht, aber man ſoll noch mehr dahin ſtreben, ſich das auch im Verſtande klar zu machen, und wenn man Andre unterrichtet, ſoll man es nur auf die letzte Weiſe thun. Ich weiß nicht, ob Ihnen dies genügen wird, aber ſo verſtehe ich dieſe Stelle.

Dreißigſter Brief.

Berlin, den 12. März 1824.

Ich habe Ihre Blätter vom 21. v. M. erhalten und danke Ihnen auf das herzlichſte dafür. Es hat mir aber leid gethan, zu ſehen, daß Sie ſich wieder vergebliche Beſorgniß und Unruhe gemacht hatten. Sie müſſen das möglichſt vermeiden, liebe Charlotte, und darin eine größere Herrſchaft über ſich gewinnen. Ich ſage Ihnen das gewiß nur zu Ihrem Beſten und zur Beförderung Ihrer inneren Ruhe. Es iſt ſo vielen Zufälligkeiten unterworfen, ob ein Brief einige Tage früher oder ſpäter geſchrieben wird, ob er länger oder kürzer geht, daß wenn eine ſolche Erwartung gerade einmal nicht zutrifft, Sie darum ſich nicht beunruhigen müſſen. Ich erkenne gewiß den ganzen Werth der Geſinnungen, die Sie gerade für mich beſorgt machen, allein ich bin vollkommen wohl und Sie brauchen auf keine Weiſe für mich zu fürchten. Ich lebe den ganzen Tag mit ernſthaften und mir wichtigen Dingen beſchäftigt, ich verlaſſe kaum mein Zimmer als in den ſpäten Abendſtunden, und bin ruhig, thätig und heiter. Bei ſolcher Stimmung würde ſich ſelbſt eine ſchwächliche Geſundheit erhalten. Die meinige aber iſt bisher ſehr gut geweſen. Ich weiß freilich, daß das ſehr leicht und von einem Jahre, ja Tage zum andern ändern kann, indeß für jetzt iſt kein Anſchein dazu. Wenn es kommen wird, bin ich auch darauf vorbereitet. Auf meine Stimmung wird ſelbſt Kränklichkeit keinen Ein-

fluß haben, ich habe mich von früher Jugend an gewöhnt und geübt, gegen mich selbst hart zu sein und meinen Körper als etwas meinem eigentlichen Selbst Fremdes anzusehen. Meinen Beschäftigungen werde ich schon eine Wendung geben können, daß ich sie nicht aufzugeben brauche, wenn sie auch gestört werden, und so dürften Sie sich wirklich mich auch dann nicht unglücklich denken, wenn einmal der Fall käme, daß ich wirklich leidend würde. Es freut mich sehr, aus Ihrem Briefe zu sehen, daß auch Sie im Ganzen leidlich wohl sind und der sonderbare Winter Ihnen nicht geschadet hat, wie ich zuweilen fürchtete. Ich liebe im Grunde die Abwesenheit von strenger Kälte so, daß ich die andern Unannehmlichkeiten, die ein so gelinder und wechselnder Winter allerdings mit sich führt, leicht übersehe. Die recht eigentliche Kälte hat etwas mehr als bloß physisch Erstarrendes, es kommt einem ordentlich vor, daß Menschen ihr nie ausgesetzt sein sollten, sie giebt der Natur selbst ein so einförmiges Ansehen, und hat etwas wahrhaft Unbarmherziges für die Armen. Das niedrige Volk, das nur wenig Mittel herbei schaffen kann, ist schon darum viel glücklicher in südlichen Ländern, weil es wenigstens von dieser Plage befreit ist. — Sie haben mir, liebe Charlotte, sehr lange nichts von Ihrer Lebensschilderung geschickt. Vermuthlich ist der Winter mit seinen Geschäften und kürzeren Tagen daran schuld. Wenn Sie aber Muße und Stimmung haben, so ist es, wie ich Ihnen oft und immer sagte, mein Wunsch, daß Sie fortfahren, wenigstens bis zu Ihrer Verheirathung. Hernach will ich Sie dann weder bitten noch bereden. Aber bis dahin kann es Ihnen nur eine angenehme und unterhaltende Beschäftigung sein. Wenn Sie so viel haben, daß es ein mäßiges Paquet ist, so haben Sie die

Güte, es mir auf die gewöhnliche Weise zu schicken. Alles das aber nur, insofern es Ihnen Freude macht, denn das ist die Bedingung, unter der auch ich nur Vergnügen daran finden kann. Was Sie mir bisher geschickt haben, giebt ein erfreuliches, anziehendes, individuelles Bild, und es wäre schade, wenn das nicht, wenigstens bis zu einem natürlichen Ruhepunkte, einem wichtigen Lebensabschnitt, vollendet wäre. Es sind auch nur noch einige Jahre, die Ihnen bis dahin übrig bleiben.

Ich war heute einige Stunden in Tegel und so wenig günstig das Wetter war, so hat es mir doch Vergnügen gemacht. Die Annäherung des Frühjahrs spürt sich immer und bringt auch in den Menschen eine Art von Erneuerung. Man ist lebendiger, man glaubt einem neuen Lebensabschnitt entgegen zu gehen, und vergißt gewissermaßen, daß die schöne Gestalt, die die Natur nun wieder annimmt, nur wenige Monate dauern und dann dasselbe wiederkehren wird, dem man sich jetzt entgangen zu sein freuet. Wenn das aber auch eine Art von Selbsttäuschung ist, so bleibt es das ganze Leben hindurch eine immer und immer gleich freudig wiederkehrende. Seit meinen Kinderjahren erinnere ich mich des gleichen oder wenigstens ganz ähnlichen Gefühls. Da Sie in einem Garten wohnen, werden Sie diese Gefühle auch gewiß theilen. Denn in der Stadt gehen freilich die Jahreszeiten in traurigem Einerlei an einem vorüber.

Mit den Ihnen bekannten unveränderlichen Gesinnungen der Ihrige H.

Einunddreißigster Brief.

Im April 1824.

— — Allerdings gehört das vollkommene Gelingen unserer Unternehmungen der ursprünglichen Kraft wohl größtentheils an, die der Mensch nicht in seiner Gewalt hat. Ich theile ganz Ihre Meinung, daß es noch mehr von einem nicht zu erklärenden höheren Segen abhängt, der Einzelne begleitet, und wohl, wie Sie sagen, auf der Lauterkeit ihrer Gesinnungen beruhet. Ihr Ausdruck, daß es scheine, als ob die Gottheit nur ihren Segen in reine Gefäße ergieße, hat mir ungemein gefallen. Der Mensch vermag diesen Segen, wenn er ihm entsteht, nicht herbei zu zaubern. Daß dieser Segen wirklich mit den Menschen zusammenhängt auf unsichtbare und geheimnißvolle Weise, das glaube ich mit Ihnen. Aber die Begriffe von Glück und Unglück sind selbst bei denen, die richtige Ideen zu haben pflegen, so unbestimmt und so irrig, daß ich von früh an immer gestrebt habe, mir darüber ganz klar zu werden, und wie ich dahin gelangt bin, habe ich gefühlt, daß man des Glückes, bis auf einen gewissen Grad wenigstens, immer sicher ist, so wie man sich von den äußeren Umständen unabhängig macht, so wie man lernt Freude aus allem Erfreulichen in Menschen und Dingen zu ziehen, aber in Menschen und Dingen nichts eigentlich zu bedürfen.

Gewiß hat man seinen Lohn dahin, indem alles Verdienst aufhört, wenn man der Folgen wegen etwas thut.

Wenn Sie, theure Charlotte, meinen vorletzten Brief nicht ganz richtig verstanden haben, so haben Sie dagegen in dem letzten meinen innigen Antheil an Ihnen und Ihrem Schicksal mit Vergnügen erkannt. Ich danke Ihnen sehr dafür und wiederhole Ihnen die Versicherung, daß Sie auf die unveränderte Dauer mit Gewißheit rechnen können. Ich wünsche nichts mehr, als daß Sie nach so vielen bestandenen Stürmen, endlich wieder ein ruhiges, sorgenloses und Ihnen ganz zusagendes glückliches Leben führen möchten, daß Ihr Gesundheitszustand dem entspreche, daß Sie kräftig und heiter im Genusse der einfachen Freuden, die Sie sich selbst geschaffen haben, und in dem Andenken an alles, was Ihnen theuer ist, leben mögen. Ich weiß mit Zuversicht und freue mich dessen, daß auch vorzüglich bei mir Ihr Andenken verweilt. Was ich beitragen kann, Ihr Leben zu erheitern, werde ich immer mit Freuden nach meinen Kräften thun. Ich wiederhole Ihnen die Bitte, die ich mehrmals that, mir offen und vertraulich zu sagen, wenn Sie einen Wunsch haben, für den Ihre eigenen Mittel nicht hinreichen. Setzen Sie alle falsche Delikatesse bei Seite. Sein Sie vertrauend Ihrer und meiner würdig. Es thut mir weh, zu denken, daß Sie in ununterbrochener Anstrengung sich abmühen, noch bei immer leidender Gesundheit. Ob ich das sehr zu ehren weiß, wünsche ich innig, Sie wieder in einer Lage zu wissen, die Ihrer ursprünglichen Bestimmung angemessen wäre. Bei Ihrem Gemüth und Ihrem Sinn würden Sie Ihre Muße schon

anzuwenden verſtehen. Erlauben Sie mir den Rath, ſich einmal einige Erholung zu gönnen in der ſchönen Jahreszeit; ſollte Ihnen nicht eine Badekur zuträglich ſein? antworten Sie mir vertrauend, liebe Charlette, niemand als Sie und ich weiß von dem, was Sie mir und ich Ihnen ſage.

Zweiunddreißigster Brief.

Im Mai.

Sie haben mir durch das mir übersandte neue Heft Ihrer Biographie eine viel größere Freude gemacht, als Sie es wohl geglaubt haben mögen. Ich habe es mit dem größten Antheil gelesen. Zuerst und hauptsächlich aus Antheil an Ihnen. In dieser Hinsicht ist es ein sehr erfreuliches Heft, weil es eine Zeit schildert, die Sie glücklich und froh verlebten und unter interessanten Menschen zubrachten. Es hat mich lebhaft in die Vergangenheit und in jene Zeit zurück versetzt. Wenn auch die verschiedene Lebensart, in von einander entfernten Provinzen Deutschlands, Sitten und Lebensweise sehr verschieden gestaltet, so spricht sich doch auch wieder der Eingeist der Zeit gleichmäßig in allem aus. Allein auch mehrere Schilderungen, die Sie nicht unmittelbar berühren und betreffen, haben mich sehr angezogen. Unter diesen am meisten die von Baum, dem Lustschlosse des merkwürdigen und berühmten Grafen von Lippe-Bückeburg. Der Wohnort eines ausgezeichneten Mannes hat immer für mich etwas zugleich Erhebendes und Bewegendes, das ich z. B. allemal empfinde, wenn ich mich Potsdam nähere. Wenn, wie hier, von Regenten die Rede ist, kommt nun noch hinzu, daß sie gewöhnlich die Gegend, die sie bewohnen, auch mehr oder weniger umschaffen und ihr ihr Gepräge aufdrücken, oder doch Gebäude hinterlassen, die einen ähnlichen Ein-

druck gewähren. Dies vermehrt die Anschaulichkeit, und man kann sich ein lebendiges Bild von ihrem eigenen Leben und Wirken machen. Selbst der bloße Gedanke, daß sie da gewesen, da gegangen sind, hat etwas, das die Einbildungskraft, und mehr als bloß sie, auch das Gefühl ergreift, was man auch darüber kalt mag vernünfteln können. Baum hatte nun aber von seinem Besitzer, nach Ihrer Ihnen sehr gut gelungenen Schilderung, ein so eigenthümliches und in sich anziehendes, schönes Gepräge bekommen, daß das Interesse daran dadurch um vieles erhöhet wird. Die Verbindung einer kräftigen und reizenden Natur mit Kunst und fürstlicher Pracht hat immer etwas eigenthümlich Gefallendes, und nach den wenigen Gegenden, die ich und nur kurz in Westphalen gesehen habe, müssen vorzüglich die Waldgegenden von ausnehmender Schönheit durch Fülle, Kräftigkeit und Frische des Baumwuchses sein. Noch viel interessanter aber ist mir die Schilderung des Lebens des Grafen gewesen und was man daraus auf seinen Charakter durchblicken sieht. Bei einem Manne, dessen Muth und Männlichkeit, verwebt mit einigen mehr sonderbaren, als gerade durch sich bedeutenden Zügen und Anekdoten, vorzugsweise bekannt sind, macht die Zartheit der Empfindung für seine kranke und schwächliche Frau und der Hang zu philosophischem und religiösem Nachdenken einen doppelt schönen Eindruck. Vorzüglich hat es mir gefallen, daß er sie niemals andern Händen anvertraut, sondern sie immer selbst getragen und gefahren hat, und immer um sie war. Ueberhaupt deutet schon die eng eingeschlossene Einsamkeit mit dem geliebten Gegenstande, die er nach ihrem Tode noch strenger fortsetzte, eine große und starke Seele an, reich genug, in sich selbst das Genügende zu finden, was das Leben oft meist vergeblich suchen läßt.

Daß der unglückliche Mann an Gift gestorben sei, halte ich doch für eine der Erzählungen, die ehemals in evangelischen Ländern über jeden gemacht wurden, der in südlichen Ländern gewesen war, zumal wenn ihn sein Geschick in feindselige Berührung mit der Geistlichkeit gebracht hatte. Man kennt eigentlich gar keine Gifte, von denen man auch nur mit der geringsten Sicherheit so langsame Fortschritte auf Jahre hin erwarten könnte, und Aqua Toffana ist ein bloßer bedeutungsloser Name, der Gott weiß wie entstanden ist und wer weiß welchem bekannten Gifte gegeben sein mag. Denn es ist ganz gewiß, daß es kein bestimmtes, am wenigsten ein ganz geheimes, nur wenigen bekanntes ist. In einem Saal des ehemaligen Hauses hier (in Tegel) hingen viele Bilder fürstlicher und anderer merkwürdigen Personen, die jedoch alle mit meinem verstorbenen Vater in näherer Berührung gestanden hatten. Unter diesen war auch ein Bild des Grafen Wilhelm von Lippe-Bückeburg, den mein Vater vermuthlich persönlich gekannt hatte. Ich erinnere mich dessen noch sehr gut. Allein in der Zeit, wo die Franzosen hier im Lande waren und mein Haus, ich selbst war in Italien, viele Einquartirung hatte, sind die meisten dieser Bilder beschädigt worden oder verloren gegangen, und das des Grafen von Lippe-Bückeburg gehört namentlich zu den letzteren. Ich bedaure jetzt doppelt den Verlust desselben.

Was Sie als Kind von sich erwähnen, daß Sie Bilder in der Phantasie getragen, für die Sie Wesenheit wünschten, ersehnten, erwarteten, ist mir genau eben so, und von der frühesten Kindheit an gewesen, ich glaube gewiß vom sechsten Jahre an, was doppelt früh bei mir ist,

da ich erst im dritten sprechen gelernt habe. Bei Ihnen war es die Sehnsucht nach einer Freundin, und zum Theil entstanden durch das Lesen der Clarisse. Bei mir hatte es keine äußere Ursache oder Veranlassung, wenigstens ist mir durchaus keine erinnerlich. Die Gegenstände, ich meine nicht eingebildete Personen, sondern die Sachen überhaupt, die sie betraf, waren allerdings verschieden, aber Eine blieb von dieser Zeit der ersten Kindheit bis jetzt und wird vermuthlich bis an meinen Tod bleiben; denn noch jetzt, wenn ich einmal eine schlaflose Nacht habe, oder allein im Wagen sitze, oder spazieren gehe, oder sonst eine Zeit habe, die man in bloßer Beschäftigung der Einbildungskraft zubringen kann, beschäftigt mich dieselbe Vorstellung noch immer, wie die in meiner Kindheit, aber natürlich in anderer, oft wechselnder Gestaltung. Da es ein Gegenstand ist, der gar nicht in das Leben übergehen, sondern nur auf die innere Denkweise einwirken kann, so berührt es mich auch im Leben nicht, sondern geht wie eine Dichtung neben der Wahrheit fort; allein im Innern verdanke ich, im besten Sinne des Worts, dieser Selbstbeschäftigung sehr viel. Es ist ja überhaupt die natürliche Folge aller innern Thätigkeit und jeder recht lebendigen Regsamkeit der Einbildungskraft und des Gefühls, daß dadurch die wirklichen Ereignisse des Lebens mehr in Schatten treten, und das zu große Gewicht dieser, ihr zu helles Licht zu vermindern, ist immer heilsam, das Unglück schadet und drückt dann weniger, und das Glück fesselt nicht an seinen Genuß, und macht den Gedanken erträglich, daß es immer leicht beweglich, vielleicht nicht immer bleiben wird.

Sie werden mir große Freude machen, wenn Sie fortfahren an Ihrer Lebensbeschreibung zu arbeiten. Ganz der Ihrige H.

Dreiunddreißigster Brief.

Tegel, den 15 Juni 1824.

Ich habe Ihren Brief vom 22. Mai und den letzten vor den Pfingstfeiertagen erhalten, liebe Charlotte, und danke Ihnen sehr für beide. Ich selbst schreibe Ihnen einige Tage später, als ich es sonst zu thun pflege; da Sie in Ihrem ersten Briefe eines zweiten erwähnen, der nachfolgen sollte, so wollte ich erst diesen abwarten, um beide zugleich zu beantworten. Daher rührt der kleine Verzug. Es ist mir sehr erfreulich, daraus zu ersehen, daß Sie wohl sind, aber zugleich erwähnen Sie, daß Sie an Schmerzen in den Händen leiden, und da diese sogar bei der schönen Wärme, die wir jetzt haben, nicht nachlassen, so ist es doch wohl zu besorgen, daß es Rheumatismus ist, der später in Gicht übergehen könnte. Ich möchte Ihnen doch rathen, ja Sie sehr bitten, dem zeitig durch den Gebrauch zweckmäßiger Mittel vorzubeugen. So lieb und so sehr lieb mir Ihre Briefe sind, so möchte ich sie nicht mit dem Gedanken erkaufen, daß Sie dabei gelitten und unangenehme Empfindungen dabei zu überwinden gehabt hätten. Stört Sie dieser Schmerz aber nicht hindernd bei Ihren künstlichen Beschäftigungen? Indeß kann ich mir doch denken, daß Sie ihn dabei weniger empfinden, eines Theils weil, wie Sie mir einmal schrieben, Sie das, was mehr Anstrengung erfordert, durch andere Personen verrichten lassen, und andern Theils, weil das Schreiben zwar eine

scheinbar gar keine Kraft erfordernde Arbeit ist, aber dennoch gerade durch das Festhalten der Feder bei so vielen kleinen Strichen sehr anstrengt. Mir ist es von jeher widerlich gewesen und auch jetzt schreibe ich ungern. Es klingt das sonderbar, da ich freilich in meinem Leben viel geschrieben habe; allein es ist darum nicht weniger wahr. Auch habe ich nicht so viel geschrieben, als man wohl denken mag. Von Kindheit an habe ich eine vielmehr innerliche Natur gehabt, wenig außer mir selbst bedurft, und nie daran Freude gefunden, mich anders, als wenn es ganz gelegentlich kam, Andern mitzutheilen. Vorzüglich habe ich nie Neigung zum Erzählen und Schildern in mir gefühlt, sondern beides so wenig als möglich gethan und so kurz als möglich abgemacht. Dagegen habe ich Mittheilungen und Erzählungen Anderer immer sehr geliebt. Wenn Sie finden, daß darin etwas ein wenig Selbstsüchtiges liegt, da man mehr empfangen als geben will, so will ich es nicht leugnen, es ist nun aber immer einmal so in mir gewesen. Ich spreche sehr wenig und schreibe nicht viel, und habe es immer so gehalten. Wenn ich Ausnahmen mache, ist es nur, weil ich glaube, daß man Werth darauf legt, und ich dann, wie natürlich, jedem gern gefällig bin.

Mit Ihrer Arbeit scheinen Sie, liebe Charlotte, wieder sehr beschäftigt. Wenn es Sie nicht zu sehr anstrengt, freuet es mich sehr, ich habe es immer sehr hoch geehrt als Stärke, Ausdauer und Eigenthümlichkeit Ihres Charakters, daß Sie sich nach erlittenen großen Verlusten durch diese Beschäftigung Ihre Unabhängigkeit erhalten haben, und indem Ihnen dies gelungen ist, Sie auf der andern Seite eine schöne Ausfüllung Ihrer Zeit gefunden haben, worin sich manches Schmerzliche, wenn auch nicht vergißt, doch weniger empfindet, da dies Ihren Neigungen angemessene

Streben nach dem Kunstvollen den Geist in Anspruch nimmt, und dies zugleich Ihrer vorherrschenden Neigung in die Betrachtung der Natur einzugehen entspricht. Daher ist es auch immer mein Wunsch gewesen, daß Sie dieser Arbeit eine solche Einrichtung möchten geben können, die Ihnen auch in späteren Jahren, bei weniger angestrengtem eigenen Antheil, die Fortsetzung derselben möglich machte.

Die Empfindung, daß Besuche dann am störendsten sind, wenn man sich einmal frei von eigentlichen Geschäften für kurze Zeit gemacht hat, theile ich ganz, wenn gleich aus früherer Erfahrung, mit Ihnen. Es ist aber gerade die Art der gewöhnlichen Menschen, eben das für die beste Zeit zu halten, einen zu überlaufen. — Ich werde nun in einigen Tagen meine Reise antreten und bis gegen Ende Juli keinen recht steten Aufenthalt haben, daher muß ich Sie bitten, so ungern ich so lange Ihre Briefe entbehre, mir jetzt nicht eher zu schreiben, als so, daß mich Ihr Brief den 25. Juli finden kann, und ihn nach Ottmachau bei Neiße in Schlesien zu adressiren.

Leben Sie herzlich wohl; mit unveränderlicher Freundschaft der Ihrige H.

Vierunddreißigster Brief.

Herrnstadt, den 9. Juli 1824.

Nehmen Sie nicht übel, liebe Charlotte, daß ich Ihnen mit lateinischen Lettern schreibe. Aber meine Augen sind schon seit geraumer Zeit so, daß ich sie sehr schonen muß, und da habe ich jetzt die Entdeckung gemacht, daß die kleinen deutschen Buchstaben sie mehr angreifen, als die größeren lateinischen. An Deutlichkeit gewinnen auch Sie im Lesen bei dem Tausch. Es giebt aber Personen, welchen die lateinische Schrift mißfällig ist, und die wenigstens, weil sie ihnen fremde vorkommt, sie nicht gern im Briefwechsel mit Personen gebraucht sehen, die ihnen werth sind. Ich halte Sie, nach Ihrer übrigen Art zu sein, von solcher gewissermaßen eigensinnigen Ansicht frei. Wären Ihnen indeß doch diese Buchstaben weniger angenehm, so sagen Sie es mir ja, ich kehre dann zu den andern zurück. — Wenn ich Ihnen nicht einmal geschrieben habe, daß meine zweite Tochter hier verheirathet ist, so dürfte Ihnen der Ort der Ueberschrift dieses Briefes wohl kaum auf irgend eine Art bekannt sein. Ich denke aber, daß ich es Ihnen einmal aus Berlin, als ich Ihnen über die Meinigen schrieb, gesagt habe, so wenig es mir sonst eigen ist, über das was mich umgibt, oder mir begegnet, in Briefen zu reden. Dieser Ort, eine kleine sehr unbedeutende Stadt, liegt kaum eine Tagereise von Breslau entfernt, ich bin seit einigen Tagen hier, gehe aber in wenigen andern von hier

nach Ottmachau auf mein Gut, wohin ich Sie bat, mir zu schreiben. Es hat, dünkt mich, immer etwas die Phantasie und das Gemüth angenehm Ansprechendes, wenn man weiß, daß an einem Ort und in einer Gegend, die einem sonst ganz und gar fremd ist und die man gar nicht oder kaum dem Namen nach gekannt hat, mit freundschaftlicher Theilnahme an einen gedacht wird. Diese Empfindung wünsche ich, daß die Ueberschrift dieser Zeilen auf Sie machen möge. Von Ottmachau habe ich Ihnen schon öfter geschrieben. — Wir haben hier eine warmnasse oder wenigstens feuchte Witterung, die leicht etwas Melancholisches haben kann, die ich aber sehr liebe. Die Natur hat dann eine doppelt wohlthätige Stille und ist wie mit einem nebeligen Schleier überzogen, der indeß doch die Gegenstände nicht verdunkelt, sondern nur ihre Formen und Farben sanfter hervortreten läßt. Ich bin immer und doppelt auf Reisen auf die mannichfaltigen Modifikationen aufmerksam, welche die Verschiedenheit der Luft- und Wolken-Beschaffenheit dem Charakter der nämlichen Gegend giebt. Man kann eine Gegend immer, ihrem Charakter nach, nach Art eines Menschen betrachten, und jene Modifikationen entsprechen dann den verschiedenen Stimmungen des Gemüths, und sind, wie sie, ruhig und bewegt, sanft und hart, fröhlich oder traurig, ja auch wohl launen- und grillenhaft. Darnach machen sie denn auch ihren Eindruck auf den, der auf sie zu achten versteht, und ich kann wohl sagen, daß ich das Glück habe, diesen Eindruck nur immer so zu erfahren, wie er für die Seele Reiz hat, sie angenehm und lebendig spannt. Unangenehme Wirkungen macht das Wetter nie auf mich, und wenn es schwermüthig oder schauerlich ist, empfinde ich es ungefähr nur eben so, wie man auf dem Theater schwermüthige oder schauerliche Scenen auf-

nimmt. — Beim Theater fällt mir ein, daß Sie es vermuthlich auch gar nicht, oder doch höchst selten besuchen. Mein Fall ist das ganz und gar, vorzüglich seitdem meinen Augen der Glanz der vielen Lichter zu widrig und mein Gehör auch nicht mehr gut genug ist, um die, wenigstens nicht sehr gut und deutlich redenden Schauspieler zu verstehen. Hier ist jetzt gerade eine herumziehende Truppe, und ob man gleich hier vor allem Glanz und blendendem Licht sicher und auch bei der Nähe der Sitze eher in Gefahr wäre, überschrieen zu werden, so bin ich doch noch nicht dazu gekommen, sie spielen zu sehen. An einem guten Schauspiel entbehrt man wirklich viel, wenn man darauf, freiwillig oder durch Umstände genöthigt, Verzicht leistet. Selbst wenn die Schauspieler nur mittelmäßig sind, hat das Vortragen eines guten Stücks (denn darauf kommt freilich alles an) durch Personen, die als selbst handelnd auftreten, immer etwas mehr Ergreifendes und Belebendes als selbst ein viel besseres, einzelnes Vorlesen. Auf der andern Seite aber liegt ein besonderer Reiz darin, sich von allen Gelegenheiten größerer Versammlungen zurückzuziehen. Schon jung, dann in männlichen Jahren hatte ich mir das lebhaft gedacht und gleichsam den Reiz vorher genossen, in den Jahren eine hinreichende Rechtfertigung zu finden, der Gesellschaft immer mehr und mehr zu entsagen, und jetzt, wo ich diesen Zustand wirklich erreicht habe, finde ich, was ich damals empfand, vollkommen bestätigt. Ich hatte mir das Alter immer reizend und viel reizender als die früheren Lebensepochen gedacht, und nun, da ich dahin gelangt bin, finde ich meine Erwartungen fast übertroffen. Daher mag es auch kommen, daß ich eigentlich in der Seele gewissermaßen älter bin, als körperlich und an Jahren. Ich bin jetzt 57 Jahr alt, und wer ohne große körperliche Er

müdungen und meist gesund und immer höchst regelmäßig und ohne Leidenschaften gelebt hat, welche die Gesundheit untergraben, kann da noch keine merkliche körperliche Abnahme fühlen. Allein die Ruhe des Geistes, die Freiheit von allem, was die Seele unangenehm spannt und aufreizt, die Unabhängigkeit fast von allem, was man sich nicht selbst durch innerliche Stimmung und Beschäftigung geben kann: diese Dinge sind alle in früheren Jahren schwerer zu erreichen, sind alsdann oft nur dann vorhanden, wenn, was noch viel schlimmer ist, sie aus Kälte und Unempfindlichkeit entstehen. Dennoch sind sie es vorzüglich, welche ein innerlich glückliches Leben geben und sichern. Es ist daher nicht ganz richtig, wenn man glaubt oder sagt, daß das Alter abhängiger von andern Umständen und Zufällen mache. Körperlich und äußerlich ist es freilich wohl der Fall, allein auch nicht so viel, als man glaubt, da wenigstens bei gut gearteten und an Selbstbeherrschung gewöhnten Menschen, die Begierden und selbst geschaffenen Bedürfnisse noch vielmehr im Alter abnehmen, als die Kraft, Ihnen Befriedigung zu verschaffen. Auf der andern Seite aber gewinnt eben dadurch die viel wesentlichere und das Glück weit mehr befördernde Unabhängigkeit ungleich mehr. Mangel an Ergebung und Ungeduld sind eigentlich die Dinge, welche alle Uebel, welcher Art sie sein mögen, erst recht empfindlich machen und sie wirklich vergrößern. Gerade von diesen beiden Uebeln heilt das Alter vorzüglich, immer eine Gemüthsart vorausgesetzt, die keine einmal eingewurzelten unartigen Gewohnheiten hat, die freilich ihr Gift sonst in jedes Alter hinüber tragen. Der größte Gewinn aber, der aus dieser größeren geistigen Freiheit, aus der Begierden- und Leidenschaftlosigkeit, dem gleichsam wolkenlosen Himmel, den zunehmende Jahre über das Gemüth hin-

führen, entsteht, ist, daß das Nachdenken reiner, stärker, anhaltender, mehr die ganze Seele in Anspruch nehmend wird, daß sich der intellektuelle Horizont erweitert und das Beschäftigen mit jeder Art der Wissenschaft und jedem Gebiet der Wahrheit immer mehr und mehr, ausschließend das ganze Gemüth ergreift und jedes andere Bedürfniß, jede andere Sehnsucht schweigen macht. Das nachdenkende, betrachtende, forschende Leben ist eigentlich das höchste; allein in gewisser Art läßt es sich doch nur im höhern Alter vollkommen genießen. Früher ist es im Streit mit der Aufforderung und sogar mit der Pflicht zu handeln, und erfährt nicht selten Störungen durch sie. Es wäre aber sehr unrichtig, wenn man in dem Wahn stände, daß ein solches Vergnügen an einem gar nicht mit dem Leben und dessen Weltlichkeit zusammenhängenden Nachdenken eine große Bildung oder viele Kenntnisse voraussetze. Wo diese gerade bei jemand zufällig vorhanden sind, da kann das Nachdenken vielfältige Gegenstände treffen, es ist da allerdings mehr Mannichfaltigkeit und ein wenigstens scheinbar weiterer Kreis. Allein gerade die dem Menschen nothwendigsten, heiligsten und wahrhaft erfreulichsten Wahrheiten liegen auch dem einfachsten, schlichtesten Sinn offen, ja werden von ihm nicht selten richtiger und selbst tiefer aufgefaßt, als von dem, den großer Umfang von Kenntnissen mehr zerstreut. Diese Wahrheiten haben noch außerdem das Eigene, daß, ob sie gleich keines Grübelns bedürfen, um erkannt zu werden, vielmehr sich von selbst Eingang in das Gemüth verschaffen, daß immer in ihnen Neues gefunden wird, weil sie in sich wirklich unerschöpflich und unendlich sind. Sie knüpfen sich an jedes Alter an, allein doch am natürlichsten an dasjenige, was den endlichen Aufschlüssen über alle unendliche Räthsel, die eben diese Wahrheiten enthalten, am

nächsten steht. So stirbt zwar in höheren Jahren eine gewisse Lebendigkeit mehr ab; aber es ist dies nur eine äußere, oft sogar fälschlich geschätzte. Die viel wohlthätigere, schönere, edlere, die sich immer in fruchtbarer Klarheit entfaltet, gehört vielmehr erst recht eigentlich dem wahren Alter an. Ich weiß, liebe Charlotte, daß Sie über alle diese Gegenstände auch sehr übereinstimmend mit mir denken, und schmeichle mir also, daß es Ihnen nicht unangenehm sein wird, daß ich mich gewissermaßen gehen ließ, darüber zu sprechen. Diese Dinge, über die sich nur mit Wenigen reden läßt, sind ja wohl die natürlichsten Gegenstände für einen Briefwechsel, der frei von Geschäften und äußeren einschränkenden Bedingungen, dann am meisten erfreuet, wenn er ein recht ungezwungener, vertraulicher Austausch persönlicher Stimmungen und Gesinnungen ist. — In Ottmachau hoffe ich, unter der Ihnen neulich gegebenen Adresse, einen Brief von Ihnen zu empfangen. Mit der aufrichtigsten Herzlichkeit der Ihrige H.

Fünfunddreißigster Brief.

Tegel, den 12. September 1824.

Ich bin seit einigen Tagen aus Schlesien wieder hierher zurückgekommen, liebe Charlotte, und eine meiner ersten Beschäftigungen ist Ihnen zu schreiben. Meinen letzten Brief aus Ottmachau werden Sie bereits empfangen haben. Der Herbst verspricht sehr schön zu werden, und ich habe mich darum doppelt gefreuet, wieder hier zu sein, die letzten Monate der scheidenden besseren Jahreszeit zu genießen. Ich liebe bei weitem mehr das Ausgehen, als das Beginnen des Jahres. Man blickt dann auf so manches, das man gethan oder erlebt hat, zurück, man meint sich sicherer, weil der Raum kleiner ist, in dem noch Unfälle begegnen können. Alles das ist freilich eine Täuschung, ein Augenblick reicht hin zu dem Größten. Aber so vieles im Leben, im Glück und im Unglück sogar, ist ja nichts als Täuschung, und so kann man auch dieser stillere Momente verdanken. Ich bin zwar von Besorgnissen für mich sehr frei, nicht gerade, weil ich mich weniger Unfällen ausgesetzt glaubte, aber weil ich mich vor nichts Menschlichem fürchte, sondern schon früh das Gefühl in mir genährt habe, daß man immer vorbereitet sein muß, jedes, wie das Schicksal es giebt, durchzumachen. Man kann sich aber doch nicht entschlagen, das Leben wie ein Gewässer zu betrachten, durch das man sein Schiff mehr oder minder glücklich durchbringt, und da ist es ein natürliches Gefühl, lieber den kürzeren

als den längeren Raum vor sich zu haben. Diese Ansicht des Lebens, als eines Ganzen, als einer zu durchmessenden Arbeit, hat mir immer ein mächtiges Mittel geschienen, dem Tode mit Gleichmuth entgegen zu gehen. Betrachtet man dagegen das Leben nur stückweise, strebt man nur einen fröhlichen Tag dem andern beizugesellen, als könne das nun so in alle Ewigkeit fortgehen, so giebt es allerdings nichts Trostloseres, als an der Grenze zu stehen, wo der Faden auf einmal abgebrochen wird.

Das Laub der Bäume fängt schon an die Buntfarbigkeit anzunehmen, die den Herbst so sehr ziert, und gewissermaßen eine Entschädigung für die Frischheit des ersten Grüns ist. Der kleine Ort, den ich hier bewohne, ist vorzüglich gemacht, alle Reize zu zeigen, welche große, schöne und mannichfaltige Bäume durch alle wechselnde Jahreszeiten hindurch gewähren. Um das Haus herum stehen alte und breitschattige, und umziehen es mit einem grünen Fächer. Ueber das Feld gehen in mehreren Richtungen Alleen, in den Gärten und dem Weinberg stehen einzelne Fruchtbäume, im Park ist ein dichtes und dunkles Gebüsch, und der See ist vom Walde umkränzt, sowie auch alle Inseln darauf mit Bäumen und Büschen eingefaßt. Ich habe eine besondere Liebe zu den Bäumen, und lasse nicht gern einen wegnehmen, nicht einmal gern verpflanzen. Es hat so etwas Trauriges, einen armen Baum von der Umgebung, in der er viele Jahre heimisch geworden war, in eine neue und in neuen Boden zu bringen, aus dem er nun, wie unwohl es ihm werden mag, nicht mehr heraus kann, sondern langsam schmachtend sein Ausgehen erwarten muß. Ueberhaupt liegt in den Bäumen ein unglaublicher Charakter der Sehnsucht, wenn sie so fort und beschränkt im Boden stehen und sich mit den Wipfeln, so weit sie können, über

die Grenzen der Wurzeln hinausbewegen. Ich kenne nichts in der Natur, was so gemacht wäre, Symbol der Sehnsucht zu sein. Im Grunde geht es dem Menschen mit aller scheinbaren Beweglichkeit aber nicht anders. Er ist, wie weit er herum schweifen möge, doch auch an eine Spanne des Raums gefesselt. Bisweilen kann er sie gar nicht verlassen, und das ist oft der Fall der Frauen, derselbe kleine Fleck sieht seine Wiege und sein Grab; oder er entfernt sich, aber es zieht ihn Neigung oder Bedürfniß immer von Zeit zu Zeit wieder zurück, oder er bleibt auch fortwährend entfernt, und seine Gedanken und Wünsche sind doch dem ursprünglichen Wohnsitz zugewendet.

Es freuet mich, daß Sie, liebe Charlotte, in Ihrem Garten auch in einiger Art wenigstens einen ländlichen Aufenthalt genießen. Ich weiß, wie sehr Sie daran hängen und jede damit verbundene Freude zu schätzen wissen. Für meine Beschäftigungen ist mir das Herannahen des Spätherbstes und Winters sehr unangenehm. Meine Augen sind zwar durch den anhaltenden Gebrauch wirksamer Mittel um vieles besser, sie erfordern indeß doch noch viel Schonung, und bei Licht greife ich sie nicht an. Damit zieht sich aber der Tag enge zusammen, und wenn man noch abrechnen muß, was das häusliche Leben, Besuche, Zerstreuungen mancher Art, endlich wirkliche Geschäfte wegnehmen, so bleibt wenig übrig. Und je länger ich fortfahre, ausschließlich meine Zeit den Studien und dem Nachdenken zu widmen, jemehr kann ich sagen, vertiefe ich mich darin und verliere Neigung und Geschmack an allem andern. Die Ereignisse der Welt haben auch nicht das mindeste Interesse für mich. Sie gehen an mir vorüber wie augenblickliche Erscheinungen, die weder dem Geist noch dem Gemüth etwas zu geben vermögen. Den Kreis meiner Bekannt-

schaften ziehe ich immer enger zusammen, die Männer, mit denen ich früher den anziehendsten Umgang hatte, sind gestorben, und ich habe es immer für Glücksfälle gehalten, die man benutzen, nicht aber für Bedürfnisse, die man suchen muß, wenn sich ein solcher Umgang von selbst ankündigte. Dagegen ist das Feld des Wissens und Forschens unermeßlich, und bietet beständig neue Reize dar. Es füllt alle Stunden aus, und man sehnt sich, nur die Zahl dieser vervielfältigen zu können. Ich kann wohl sagen, daß ich in meinem Innern einzig darin lebe, oft Tage lang, ohne diesen Gegenständen mehr als flüchtige Gedanken zu entwenden. Naturwissenschaften haben mich nie angezogen. Es fehlte mir auch der auf die äußeren Gegenstände aufmerksam gerichtete Sinn. Von früh an hat mich das Alterthum aber angezogen, und es ist auch eigentlich das, was mein wahres Studium ausmacht. Wo der Mensch noch seinem Entstehen näher war, zeigte sich mehr Größe, mehr Einfachheit, mehr Tiefe und Natur in seinen Gedanken und Gefühlen, wie in dem Ausdrucke, den er beiden lieh. Zu der vollen und reinen Ansicht davon kommt man freilich nur durch mühevolle und oft in mechanischer Beschäftigung zeitraubende Gelehrsamkeit; aber auch das hat seinen Reiz, oder wird wenigstens leicht überwunden, wenn man sich einmal an geduldiges Arbeiten gewöhnt hat. Zu den kraftvollsten, reinsten und schönsten Stimmen, die aus grauem Alterthum zu uns herübergekommen sind, gehören die Bücher des alten Testaments, und man kann es nie genug unserer Sprache verdanken, daß sie, auch in der Uebersetzung, so wenig an Wahrheit und Stärke eingebüßt haben. Ich habe oft darüber mit Vergnügen nachgedacht, daß es möglich wäre, etwas so Großes, Reiches und Mannichfaltiges zusammen zu bringen,

als die Bibel, die Bücher des alten und neuen Testaments enthalten. Wenn sie auch, wie bei uns, dem Volke gewöhnlich das einzige Buch ist, so hat dieses in ihr ein Ganzes menschlicher Geisteswerke, Geschichte, Dichtung und Philosophie, und alles dies so, daß es schwerlich eine Geistes- oder Gefühlsstimmung geben könnte, die nicht darin einen entsprechenden Anklang fände. Auch ist nur weniges so unverständlich, daß es nicht gemeinem, schlichtem Sinne zugänglich wäre. Der Kenntnißreichere dringt nur tiefer ein, aber keiner geht eigentlich unbefriedigt hinweg.

Ich bleibe diesen und den größten Theil des künftigen Monats hier, ehe ich nach Berlin ziehe, und auch dann bringe ich wohl nur einige Wochen dort zu. Sie können darauf für Ihre Briefe mit Sicherheit rechnen. Im November und December werde ich zwar vermuthlich wieder, wie im vorigen Herbst, eine Reise machen, die sich mit einem Aufenthalt von einigen Wochen in Burgörner schließen wird; allein es ist an sich noch nicht gewiß, noch weniger der Zeitpunkt, und ich schreibe es Ihnen vorher. Ich habe immer Neigung zum Bleiben am nämlichen Ort, und zum Aufsuchen eines andern, wie Gewicht und Gegengewicht, in mir. Doch ist das Reisen und der Wechsel des Aufenthalts meist Nothwendigkeit, selten ursprüngliche Lust. Leben Sie wohl, liebe Charlotte. Mit den herzlichsten Gefühlen der Ihrige. Humboldt.

Sechsunddreißigster Brief.

Burgörner, den 13. November 1824.

Ihr Brief vom 26. vorigen Monats hat mir, wie alle Ihre Briefe, viel Freude gemacht. — Es ist sehr liebevoll von Ihnen, daß Sie so viel Werth auf den Antheil legen, den ich allerdings fortwährend an Ihrer Lebenserzählung nehme und gewiß immer daran nehmen werde. Sie haben ganz recht, ihn in meiner Theilnahme an Ihnen und dem Interesse, das nicht gerade die Schilderung von äußern Ereignissen, sondern die Darstellung innerer Zustände weckt, zu finden. Es ist gerade das Beides, worin es liegt. Wenn auch das nun schon lange in Vergangenheit Getretene nicht mehr gegenwärtig auf den Gegenstand unserer Theilnahme einwirkt, so lesen wir doch alles, was diesen einmal betroffen hat, mit einem wahren Gefühl der Gegenwart. Es ist, als ginge es ihn noch an, als wirkten diese Empfindungen der Freude und der Wehmuth noch auf ihn, und im Grunde ist das auch wirklich so. Wie groß die Macht der Zeit ist, so entfremdet sie doch nie, auch nach so lange nicht mehr unmittelbar angeklungenen Gefühlen, dem Gemüthe ganz, in diesen giebt es vielmehr auch im wirklichen Dasein etwas, das man mit Recht zeitlos nennen kann. Ich meine damit nicht bloß die Beständigkeit sich unverändert erhaltender Gefühle. In diesen unterscheidet sich doch immer Vergangenheit und Gegenwart, und nur die Art, die eine und die andere zu empfinden, bleibt

dieselbe. Aber auch das Ganze aller Empfindungen, die je die Seele bewegt haben, bildet ein so in sich zusammenhängendes Gewebe, daß der längst vergangene Schmerz und die längst vergangene Freude noch jetzt die Seele erschüttern, obgleich sie jetzt unmittelbar keinen Einfluß auf dieselbe ausüben können. Wie es dem eignen Gefühl ist, eben so ist es auch dem Gefühl der Theilnahme an Andern. Die Entwickelung Ihrer ehemaligen Stimmungen, selbst derer, die so weit wie die ersten Jugend- und Kinderjahre von gegenwärtigem Augenblick entfernt liegen, gelingt Ihnen, liebe Charlotte, immer ungemein gut, und was Sie davon erzählen, führt den, der sie liest, nicht bloß in die äußern Umgebungen, sondern in Ihre Ansichten und Gefühle selbst ein. Es hebt sich darin nicht einseitig etwas Einzelnes heraus, sondern alles ist immer in seiner wahren Verbindung und Zusammenhang der Natur selbst geschildert. Dies beweist, daß Sie von jeher eine größere Innerlichkeit gehabt und bewahrt haben, als sonst dem Menschen gegeben ist, obgleich Frauen daran in der Regel einen größern Antheil besitzen als Männer. Die weiblichen Beschäftigungen, und selbst die ursprüngliche Bestimmung der Frauen, führt sie körperlich und geistig mehr auf ein inneres Wirken und Weben. Indeß ist selten damit auch die Klarheit der Ansicht und die Deutlichkeit des Selbstbewußtseins verbunden, die Sie so sehr auszeichnet. Gerade der nach innen zu wirkende Theil ist oft selbst gewissermaßen verdunkelnd und verwirrend, da die Anschaulichkeit ursprünglich ein Eigenthum der äußern Sinne ist. Ihnen aber legt sich, wie alle Ihre Selbstschilderungen beweisen, der Zustand Ihres Gemüths in jedem Zeitraum, an dem Ihre Erinnerung dazu lebendig genug ist, so bestimmt und so scharf gezeichnet dar, daß Sie nur aus Ihrer Seele abzuschreiben brauchen,

daß Sie nicht nöthig haben, Lücken durch die Phantasie auszufüllen, oder halb verwischte Züge unbestimmt zu lassen, sondern daß alles vollständig und doch in treuer Wahrheit dasteht. Die große, und bei Frauen sehr selten in dem Grade erreichte Uebung, die Sie sich im Schreiben erworben haben *), kommt hinzu, und durch das alles entsteht in Ihrer Erzählung ein lebendiges Bild inneren und äußeren Lebens, aber so, daß das letzte nur immer bestimmt ist, das erste noch vollständiger zu verdeutlichen und noch bestimmter zu charakterisiren.

Sie reden von Tadel, der Ihnen vielleicht zu Theil werden könnte bei Ihrer Lebenserzählung. Ich verstehe nicht, warum Sie glaubten, daß Sie diesmal ihn erwartet hätten. Ich verstehe nicht, was Sie damit meinen. Es ist mir nichts in diesem Hefte aufgefallen, was meinem Urtheile nach irgend eine Mißbilligung verdiente. Was die Schilderung und Beurtheilung Ihrer nun längst verewigten Eltern betrifft, so glaube ich Ihnen schon darüber geschrieben zu haben. Es ist darin gar nichts, was mit irgend einer Billigkeit verargt werden könnte. Wenn man sich wirklich Charaktere und Handlungen vorstellt, wenn man sie zu zeichnen versucht, so muß man es nothwendig ganz und vollständig *thun*; die guten und trefflichen Seiten selbst würden vielleicht mehr, aber nicht wahr hervortreten, wenn man sich aller Züge enthalten wollte, die überhaupt, oder nach dieser und jener Beurtheilung, einen leichten Schatten darauf werfen könnten. Ehrfurcht und Liebe, noch mehr, wo Dankbarkeit zu beiden hinzutritt, hängen glücklicher Weise nicht von ängstlicher Abwägung des Verdienstes und der Schwächen derjenigen ab, denen sie gezollt werden. Sie beruhen

*) Nur um eine spätere Stelle zu erklären, ist dies aufgenommen.

auf ursprünglichen Banden, wie zwischen elterlicher und kindlicher Liebe, oder auf einem Gesammtgefühl des Wesens, das man hochschätzt und liebt, und das immer dasselbe bleibt, wenn auch kleine Mängel, ja oft selbst größere erkannt werden. Die Ehrerbietung, die das Kind den Eltern, und überhaupt jeder dem innerlich Höhern, dem er nahe kommt, schuldig ist, und die jedem gutgearteten und weichgebildeten Gemüth so leicht darzubringen wird, gründet sich mehr auf ein oft mehr geahndetes, als deutlich in Handlungen erkanntes Wesen, auf ein Etwas, das vielleicht nicht einmal zur völligen Ausbildung gekommen ist, aber in Mienen, Gebehrden und dem Ganzen des Charakters durchscheint. Es ist in der Menschheit, die so leicht fehlt, so schwer durch alle Verwickelungen des Lebens ihre Reinheit bewahrt, gerade das beruhigend und schön, daß Liebe und sogar Ehrerbietung noch auch dem werden können, an dem man wohl Schwächen kennt, oder der sich nicht immer vor Fehltritten bewahrt hat. Ist man sich aber dieses Gefühls wahrhaft bewußt, weiß man sich von der Kälte und nüchternen Strenge frei, die, ehe sie Achtung und Liebe zollen will, erst Fehler und Vorzüge wägt, so kann man auch verehrte und geliebte Personen, beides mit vollkommener Freiheit und ohne sich Vorwürfe zu machen, erwähnen. Ueberhaupt aber bin ich in mir selten zum Tadel fremder Handlungen oder Fehler und fast eben so wenig zum Loben geneigt. Ich nehme die Dinge geschichtlich auf, wie sie sich im Innern und Aeußern gestalten, wo man selten recht bestimmt sagen kann, wie sie entstanden sind, und noch weniger preisen oder verdammen. Es ist so geworden und hat so werden müssen. Die sittliche Würdigung kann nur die die Handlung begleitende Empfindung treffen, und diese kann nur das Gewissen selbst richten. So

muß jeder sich selbst ein Richter sein, und ist es auch. Denn wo etwas Mißbilligung verdient, sagt dies die innere Stimme lauter und verwundender, als fremder Tadel es je thun könnte. Auf ähnliche Weise ist es auch mit dem Lobe. Wer es empfängt, thut immer wohl, es mehr als eine freiwillige Gabe anzusehen, denn als einen verdienten Lohn. Dies leuchtet auch daraus klar hervor, daß man selten sich selbst auf dieselbe Art loben würde, als man von Andern gelobt wird. Aber das Lob ist angenehmer zu hören, und auch zu ertheilen, und so ergießt es sich leichter, wenn man nicht mit Unrecht Anstand nimmt, Tadel, selbst leisen, geschweige denn bittern, auszusprechen. Darum ist aber auch nicht immer auf das Lob viel zu geben, und ich pflege es, wo es mich trifft, wie eine angenehme Empfindung zu empfangen, die man nicht so genau prüft, wie richtig sie sei, und mit der man es nur überhaupt in sofern streng zu nehmen hat, daß man nicht durch sie verdorben wird. Für heute nun leben Sie herzlich wohl, mit immer gleicher, unwandelbarer Theilnahme der Ihrige, Humboldt.

Ausgezogene Gedanken.

In der Vergangenheit ist reichlicher Stoff zur Freude und Wehmuth, zur Zufriedenheit mit sich und zur Reue, da hat man mit sich, mit Andern, mit dem Geschicke gekämpft, gesiegt und unterlegen; was da gefunden wird, das ist wahrhaft gewesen, das ist, wenn es schmerzlich war, untilgbar wie eine Narbe, und wenn es freudig war, unentreißbar wie ein der Seele eingewachsener Gedanke; es ist ferner rein von der Aengstlichkeit, der Besorgniß der Zukunft.

Ergebung und Genügsamkeit sind es vor allem, die sicher durch das Leben führen. Wer nicht Festigkeit genug hat zu entbehren und selbst zu leiden, kann sich nie vor schmerzlichen Empfindungen sicher stellen, ja er muß sich sogar selbst, wenigstens die zu rege Empfindung dessen, was ihn ungünstig trifft, zuschreiben.

Es giebt in der moralischen Welt nichts, was nicht gelänge, wenn man den rechten Willen dazu mitbringt. Der Mensch vermag eigentlich über sich alles, und muß über Andre nicht zu viel vermögen wollen.

Gegen Menschen und gegen Schicksale ist es nicht bloß die edelste, und sich selbst am meisten ehrende, sondern auch die am meisten auf dauernde Ruhe und Heiterkeit berechnete Gemüthsstimmung, nicht gegen sie zu streiten, sondern sich, wo und wie es nur immer das Verhältniß erlaubt, zu fügen, was sie geben, als Geschenk anzusehen, aber nicht mehr zu verlangen, und am wenigsten mißmuthig über das zu werden, was sie verweigern.

Mit den sogenannten Ahndungen und Vorgefühlen ist es eine sonderbare Sache. Bisweilen trifft so etwas ein, bisweilen schlägt es fehl. Man möchte aber doch keineswegs weder das Eine noch das Andere als etwas bloß Zufälliges ansehen, und darum, weil diese Vorgefühle oft ohne Erfolg bleiben, sie nicht auch, wenn sie eintreffen, dem Zufall beimessen, und ihnen das Verdienst wahrer Voranzeige der Zukunft nehmen. Es geht mit diesen Dingen

wie mit allem, was auf innerm Selbstgefühl beruht. Dies Selbstgefühl kann sich täuschen, man kann für Vorbedeutung halten, was es nicht ist, und kann auch wieder die wahre verkennen. Objektive Sicherheit läßt sich darüber nicht haben. Es kann keine sichern äußern Zeichen der Erkennung der Wahrheit geben. Es sind immer, oft schwache Andeutungen, sie können in die Seele gelegt, sie können aber auch aus einem unbestimmten, durch Hoffnung oder Furcht irre geleiteten Seelenzustand erzeugt sein. Im ersten Falle läßt sich auf ihre Zuverlässigkeit bauen, im letzteren Falle nicht. Das Weiseste ist immer, sie auf keine Weise herbei zu locken, bei ihrem Erscheinen sich die Möglichkeit ihrer Falschheit zu denken, und wenn sie ungünstig, auf ihre Wahrheit gefaßt zu sein.

Siebenunddreißigster Brief.

Berlin, December 1824

Ich bin seit einigen Tagen hierher zurückgekommen, liebe Charlotte, und es ist eins meiner ersten Geschäfte, es Ihnen zu sagen, und der alten, lieben Gewohnheit, Ihnen zu schreiben, getreu zu bleiben. Ich weiß, daß das Ihnen wie mir Freude macht. Wir nahen uns dem Schluß eines Jahres, und das Ende desselben hat mir immer eine passendere Zeit geschienen, die innern Bewegungen des Gemüths für sich und für diejenigen, die einem nahe stehen, zusammen zu fassen, als der Anfang eines neuen. So sehe ich auf das vergangene Jahr zurück, und danke Ihnen recht lebhaft und herzlich für den Antheil, mit dem Sie mich durch dasselbe begleitet haben. Sie können mir gewiß glauben, daß ich die innige, sich immer gleich bleibende Ergebenheit, die Sie mir unausgesetzt beweisen, im höchsten Grade zu schätzen weiß, daß sie die entsprechenden Gesinnungen in mir befestigt, daß Sie immer auf meinen herzlichsten Antheil an allem, was Ihnen begegnet, und unter allen Umständen in Rath und That auf mich rechnen können. Sie verzeihen mir, daß ich Ihnen das so ausdrücklich wiederhole, ich fühle, daß es eigentlich nicht nöthig wäre, da Sie es aus früheren und wiederholten Aeußerungen wissen, und aus keiner Zeile Ihrer Briefe ein Zweifel daran hervorgegangen ist. Aber ich spreche mich gern auch öfter darüber aus, da ich sehr gut fühle, daß es sonst vielleicht nicht so leicht ist,

mich zu jeder Zeit immer richtig zu verstehen. Ich weiß sehr wohl, daß ich eine andere Manier habe, mein Wohlwollen zu bezeigen, als Andere, aber wie ich nun einmal bin, wird das bleiben, und ich wüßte es nicht zu ändern, auch wenn ich es wollte. Ich erwähne dies alles nur, weil ich fühle, daß man leicht in gewisser Art, obgleich dieser Ausdruck eigentlich zu stark ist, an mir irre werden könnte, und weil es mir nur daran lag, Ihnen, theure Charlotte, noch beim Schlusse des Jahres schlicht und einfach, aber wahr zu versichern, daß Sie niemals werden mit Recht an meiner treuen und wahren Gesinnung für Sie zweifeln können, daß kein Eindruck in mir erlöscht, also auch nicht der jugendliche, den Sie auf mich gemacht haben, und daß die Gefühle der Schätzung, der Dankbarkeit und der vertrauenden Hingebung, die Sie mir ununterbrochen ausdrücken, in Wahrheit zu demjenigen gehören, was mein eigenes Lebensglück sehr erhöhet. Hegen Sie, liebe Charlotte, nun auch heitere Hoffnungen von dem kommenden Jahre. — — — — — — — — — — —

Achtunddreißigster Brief.

Berlin, den 31. Januar 1825.

Sie werden sich wundern, liebe Charlotte, schon vor der Zeit, wo Sie gewohnt sind, meine Briefe zu erwarten, einen von mir zu empfangen. Aber ich bin krank, habe ziemlich starkes Schnupfenfieber und Zahnweh, und beides hindert mich am Arbeiten. Da suche ich gern im Briefwechsel, und am liebsten in dem mit Ihnen, eine ruhigerheiternde und die Seele stimmende Beschäftigung. Ich gehöre zu den geduldigsten Kranken, ja ich kann mich oft nicht entschließen, das Krankſein ein Uebel zu nennen. Sie werden sagen, daß das nur beweist, daß ich nie oder selten ernsthaft krank war, und darin haben Sie ganz recht. Aber es giebt genug Leute, die auch schon bei kleinen Uebeln und bloß belästigenden Unpäßlichkeiten klagen. Mir bringt das Krankſein immer eine gewisse Ruhe und Sanftheit in die Seele. Es ist nicht, daß ich gesund sehr das Gegentheil wäre. Aber das gesunde Streben hat, vorzüglich im Manne, doch einen Eifer und eine Lebendigkeit, die immer mehr oder weniger anspannen. Das fällt in Krankheit weg, man fühlt seine Thätigkeit gelähmt, und erwartet, bis es besser geht, keine Erfolge. Uebrigens beunruhigen Sie sich ja nicht über mein Unwohlsein. Es ist durchaus unbedeutend und geht gewiß in wenig Tagen vorüber. Es ist bloß die Folge einer Erkältung, der ich nicht vermeiden konnte

mich auszuſetzen; ich fühlte gleich auf der Stelle das Entſtehen des Uebels. Meine Augen — Sie denken oft liebevoll daran, — haben ſich ſehr gebeſſert. Ich leide gar nicht in dieſem Winter daran. Ich ſchreibe es doch der großen Schonung und ſelbſt den lateiniſchen Buchſtaben zu. Für Ihren letzten Brief habe ich Ihnen ſchon meinen herzlichen Dank geſagt; ich habe ihn ſeitdem oft wieder geleſen, jedes Wort darin macht mir große und herzliche Freude, für die ich Ihnen ſchon im Stillen viel gedankt habe! Es iſt Ihnen eine ſeltene und natürliche Gabe eigen, Ihre Empfindungen einfach und wahr auszudrücken, darin liegt die große Wirkung, die Ihre Worte haben. Ich wünſchte immer, ja ich wußte, daß, wenn Sie mich erſt näher kennen lernten, ſich die Ueberzeugung mehr und mehr in Ihnen befeſtigen werde, wie herzlich mein Antheil an Ihnen und wie unwandelbar meine Geſinnungen gegen Sie ſind. Dies hoffe ich jetzt erreicht zu haben. Es iſt mir auch eine Angelegenheit, es Ihnen beſtimmt zu ſagen. Beim Schluß des Jahres drängen ſich ganz natürlich die Empfindungen zuſammen für diejenigen, die uns beſonders werth ſind, und wir faſſen ſie enger zuſammen. Ich halte überhaupt ſehr viel auf die Zeitabſchnitte auch im gewöhnlichen Leben, und der Anfang einer neuen Epoche iſt mir kein gewöhnlicher Tag. Ich paſſe alles, was ich thue, genau in die Zeit ein, und laſſe ſie über mich herrſchen.

Daß die Zeit hingehe und geiſtig erfüllt werde, iſt das Große und Wichtige im Menſchenleben. Durchdringt man ſich recht von dieſer Idee, ſo wird man gegen Glück und Unglück, gegen Freude und Schmerz ſehr gleichgültig. Was

ſind Glück und Unglück, Freude und Schmerz anders, als ein Hinfliegen der Zeit, von der nichts übrig bleibt, als was ſich davon geiſtig geſammelt hat? Die Zeit iſt das Wichtige im menſchlichen Leben; denn was iſt die Freude nach dem Verfliegen der Zeit? und das Tröſtliche, denn der Schmerz iſt eben ſo nichts nach ihrem Verfließen, ſie iſt das Gleis, in dem wir der letzten Zeit entgegen wallen, die dann zum Unbegreiflichen führt. Mit dieſem Fortſchreiten verbindet ſich eine reifende Kraft, und ſie reift mehr und wohlthätiger, wenn man auf ſie achtet, ihr gehorcht, ſie nicht verſchwendet, ſie als das größte Endliche anſieht, in der alles Endliche ſich wieder auflöſt.

Ihre Thätigkeit achte ich ſehr hoch, ſie macht Ihnen viel Ehre, und belohnt ſich in der ſelbſtändigen Unabhängigkeit, die Sie ſich nach großen und ehrenvollen Verluſten wieder geſchaffen haben. Darum intereſſirt mich auch alles aufs Höchſte, was Sie mir über Ihre ſchon an ſich intereſſante Beſchäftigung ſagen.

Ich liebe überall die Arbeitſamkeit, ſie iſt mir beſonders an Frauen ſehr ſchätzenswerth. Diejenigen Arbeiten, welche Frauen vorzunehmen pflegen, haben noch das Einladende und Reizende, daß ſie erlauben, dabei vielmehr in Empfindungen und Ideen zu leben. Ich leite daher die wirklich feinere und ſchönere, oft ſelbſt tiefere Bildung her, welche auch ſolche Frauen, die keine vorzügliche Erziehung genoſſen haben, meiſtentheils vor den Männern vorausharen, welchen

sie sonst in Kenntnissen nachstehen. Zum Theil freilich rührt aber eben daher auch die bei Frauen häufigere Schwermuth und Verletzbarkeit. Wie die Seele mehr, öfterer, tiefer und abgeschiedener in sich gekehrt ist, so berührt alles Aeußere sie rauher. Indeß ist das ein leicht zu verschmerzender Nachtheil.

Es hat immer einen unendlichen Nutzen, sich so zu gewöhnen, daß man sich selbst zu einem beständigen Gegenstand seines Nachdenkens macht. Man kann zwar auch, und mit gleicher Wahrheit, sagen, daß der Mensch wieder gerade sich gar nicht kennt, oder doch wenigstens nie recht. Beides ist wahr. Er weiß nämlich von niemanden so viel, er kennt bei niemanden so den geheimen Zusammenhang des Denkens und Wollens, die Entstehungsart jeder Neigung und jedes Entschlusses, und in dieser Art kennt er nur sich. Aber auf der andern Seite kann er, wie er es auch wollen möge, nie unpartheiisch gegen sich sein; denn der, den er beurtheilt, mit dem beurtheilt er auch. Er ist also in Einseitigkeit befangen, und ich habe daher nichts lieber, als wenn die, mit denen ich lebe, mich auf das Allerfreieste und ohne allen Rückhalt beurtheilen; man wird dadurch belehrt, man hört etwas, das man sich selbst so nun einmal nicht sagt, und auf irgend eine Weise, wenn es nicht mit Absicht verdreht wird, hat es doch Grund. — Es ist heute der letzte Tag im Monat, Sie wollten mir, liebe Charlotte, vor dem Ende ein neues Heft Ihrer Lebenserzählung schicken, ich habe es nicht erhalten, ich hatte mich darauf gefreuet; heute kann es nicht mehr kommen. Sie haben vermuthlich den Gang der fahrenden Post nicht recht berechnet, der auch wegen der Jahreszeit und Wege Verspätungen ausgesetzt gewesen sein kann. Ich hoffe und wünsche es bald zu empfangen. Da ich Ihnen heute ge-

schrieben habe, so weiß ich nicht, ob ich Ihnen am 12. oder später schreibe. In diesem Monat bekommen Sie gewiß noch einen Brief. Ich bitte Sie, mir auf jeden Fall mit umgehender Post zu antworten, und dann gleich nach dem 15. d. M. Leben Sie jetzt recht herzlich wohl, und lassen Sie sich, ich wiederhole es, meine Unpäßlichkeit nicht beunruhigen. Ganz mit den alten und sich nie ändernden Gesinnungen Ihr

Humboldt.

Neununddreißigster Brief.

Berlin, den 8. Februar 1825.

Ich habe, liebe Charlotte, Ihr Heft mit Ihrem kurzen, und bald darauf Ihren ausführlichen Brief erhalten, und wollte Ihnen heute, wie gewöhnlich, schreiben. Nun ist aber ein Besuch gekommen und hat mich am Schreiben gehindert, so daß mir nur eine Viertelstunde bis zur Post bleibt. Ich schreibe Ihnen aber doch, theils um Ihnen zu sagen, daß ich wieder hergestellt bin, theils weil Sie sehr bald einen Brief zu haben wünschen. Es schmerzt mich sehr, daß mein Brief Sie traurig gemacht hat, und es ist mir wirklich ein angelegenes Geschäft, Sie zu beruhigen. Aber das schwöre ich Ihnen heilig, daß niemand Ihnen unschuldiger Kummer gemacht haben kann. Es wäre mir nicht entfernt eingefallen, daß, da Sie mich so lange kennen, Sie mich so mißverstehen, und was ich in der Freiheit aussprach, die nur die seelenvollste Vertraulichkeit und das höchste Vertrauen einflößen können, so anders, so (Sie müssen mir den Ausdruck verzeihen) so äußerlich nehmen könnten. Sie hatten mich in allen Ihren Briefen nach Ihrer Empfindung so hoch gestellt, Sie hatten mich stets gebeten, Sie zu leiten, zu belehren. Hätte ich gedacht, die Worte mißfielen Ihnen, hätte ich mich darauf verlassen, daß Sie die Gesinnung zu unterscheiden wüßten; diese hat sich immer, und auch in jenem Briefe, liebevoll, theilnehmend, wohlwollend gegen Sie ausgesprochen. Hätten Sie

ſich nun wohl ſo betrübt fühlen ſollen? Wäre es nicht beſſer geweſen, mir gleich zu ſchreiben: ich weiß, Sie meinen es gut, aber ich mag dieſe Worte nicht. Liebe Charlotte, Sie können auf mich unverändert immer rechnen. Faſſen Sie das in ein vertrauenvolles Herz und nehmen Sie einmal für allemal an, daß ich Ihnen keinen Kummer machen will, und weil ich das nie will, auch nicht kann. — Sie werden einen zweiten Brief von mir vor Ankunft des Ihrigen bekommen haben. Daß er in ſehr freundlicher und liebevoller Stimmung geſchrieben war, weiß ich, und haben auch Sie gewiß gefunden. Aber er war in der Meinung geſchrieben, daß Ihnen der unmittelbar vorher gegangene nicht mißfallen haben würde. Und das kann Ihnen wieder wehe gethan haben. Es ſollte mich ſehr ſchmerzen, und es thut mir jetzt leid, ihn geſchrieben zu haben. Ihre Antwort muß unterwegs ſein. Wenn ich ſie habe, ſchreibe ich wieder und breite mich über alles mehr aus. Heute muß ich ſchließen. Leben Sie herzlich wohl, und wenn noch Kummer in Ihrer Seele zurückgeblieben ſein ſollte, ſo laſſen Sie ihn auf immer daraus ſchwinden. Ihr, Ihnen immer mit der herzlichſten und lebhafteſten Theilnahme zugethaner

H.

Vierzigster Brief.

Berlin, den 12. Februar 1825.

Sie haben mir, liebste Charlotte, durch Ihren Brief vom 6. d. eine sehr große Freude gemacht. Ich hatte Ihnen zwar gar nicht gezürnt, am wenigsten war ich Ihnen auch nur einen Augenblick böse. Ich war nur geschreckt und unsicher geworden, und meine erste Sorge war, Sie zu beruhigen, das werden Sie aus meinem kurzen Briefe gesehen haben. Ich war dann unschlüssig, was ich thun wollte. Wahrscheinlich hätte die Besorgniß, Ihnen weh zu thun, mich bestimmt, gegen meine Ueberzeugung Ihnen nachzugeben. Dies Alles hat Ihr lieber Brief glücklich verhindert. Ich wiederhole Ihnen, daß er mir eine große Freude gemacht hat, und danke Ihnen von Herzen dafür. Wenn Sie immer so gut bleiben, und ich weiß, das werden Sie, Sie fühlen nur das Wahre und Rechte, wie Sie es thun, so werden Sie erfüllen, was ich mir vom Anfange an von dem Briefwechsel mit Ihnen versprach, und diesen, der mir schon so, wie ich es dankbar erkenne, sehr viel Freude gegeben hat, für mich noch viel freudenvoller machen. Ich werde es nun ganz so machen, wie Sie mich darum bitten, Ihren vorletzten Brief vergessen, nie wieder erwähnen, ihn verbrennen, damit keine Silbe bei mir von Ihnen ist, welche die Freude, die ich an Ihren andern Briefen habe, stört. Zugleich werde ich den Ton behalten und ohne Zwang und Aengstlichkeit geradezu aussprechen, was ich für das Beste

unter uns halte, natürlich ist es, daß ich bestimme und Sie folgen. Dagegen soll und muß es immer von Ihnen abhängen, ob Sie mir diese Freiheit gestatten wollen.

Meine Gesundheit ist ganz wieder hergestellt und ich bin wieder im gewöhnlichen Zuge meiner Arbeiten. Es ist mir dies vorzüglich lieb, da ich mit Recht sagen kann, daß das mein Leben ist. Es sind lauter selbstgewählte Beschäftigungen und immer mit Ideen allgemeinerer Art. Da ich diese Beschäftigungen einen großen Theil meines Lebens hindurch geführt habe, so haben sie meinem Wesen auch die Richtung zum Ernst und zum Halten an Ideen und Gedanken gegeben, die es offenbar hat. Ich habe alles, was mich umgiebt und womit ich in Berührung komme, in ein gewisses System gebracht. Ich behaupte darum gar nicht, daß dies System immer richtig ist. Vielmehr ist nichts darin, was ich nicht von Zeit zu Zeit von neuem überdenke und in Betrachtung ziehe, und immer findet sich auch irgendwo ein Irrthum zu verbessern. Allein so lange ich das, was ich meine, für wahr halte, kann ich nicht leiden, daß um mich her, soweit ich Einfluß darauf habe, anders gehandelt wird. Ich kann alsdann die Grundsätze jedes Handelns aufweisen, und somit ist doch eine Grundlage vorhanden, auf die man fußen kann. Denn nichts ist mir so zuwider, als das bloße launige Wechseln der Ideen, oder das blinde Herumtappen. Es ist allerdings nicht immer möglich, jede Sache in ihrer Wahrheit zu ergründen, jeden Entschluß immer so zu nehmen, wie es am weisesten wäre. Aber man kann dem doch nahe kommen, und alles, auch das Unbedeutende in Regel und Norm zu pressen, nicht der wechselnden Lust oder Unlust zu diesem oder jenem zu folgen, sondern sich selbst zur Befolgung dieser Regel zu nöthigen, ist eine heilsame Weise für den

äußeren Erfolg und für den inneren Charakter. Es ist auch gar nicht richtig, daß eine solche Art des Seins den Aufschwung des Geistes hindern sollte, oder dem Erguß der Empfindung Schranken setzen. Der Geist bewegt sich vielmehr zuverlässiger in einem ihm gegebenen Gleise, in dem er eine feste Richtung und den gehörigen Anhalt findet, und die Empfindung erlangt mehr Stärke, wenn sie aus ganz geläuterten und berichtigten Ideen hervorgeht.

Das mir übersandte neue Heft hat mir wieder sehr viel Freude gemacht, ich schreibe Ihnen indeß heute noch nicht darüber, versichere Sie aber, daß ich die Fortsetzung sehr wünsche, und ich bitte Sie, daß, so wie Sie Zeit haben, Sie ferner daran arbeiten. Ich erwarte nun in wenig Tagen einen Brief von Ihnen, und bitte Sie, mir auf diesen so zu antworten, daß diese Antwort am 26. d. M. abgeht. Nun leben Sie wohl, liebe Charlotte, und sein Sie überzeugt, daß ich sehr oft und immer mit herzlichster Theilnahme Ihrer gedenke. Auf Ihr Befinden, denke ich, hat der gelinde Winter, den wir haben, einen wohlthätigen Einfluß ausgeübt. Je älter man wird, desto mehr wird man dem plötzlichen Wechsel und den Extremen der Witterung gram. Mit den alten, sich nie ändernden Gesinnungen der Ihrige H.

Einundvierzigster Brief.

Berlin, den 8. März 1825.

Die Beschreibung Ihres Lebens und Ihres häuslichen Daseins vom Jahre 1786 hat mir, liebe Charlotte, eine viel größere Freude gemacht, als ich Ihnen sagen kann. Es ist auch dieser Lebensabschnitt in Ihrer Jugend, wie natürlich, ohne gerade wichtige Ereignisse vorüber gegangen, aber es ist Ihnen eine ganz besondere Gabe eigen, die innern Seelenzustände zu schildern. Immer aber sind es doch nur diese, welche die Begebenheiten selbst erst anziehend machen, sie mögen dieselben nun vorbereiten, begleiten, oder aus ihnen entstehen. Nichts aber ist gleich reizend, als der Zustand eines aufblühenden Mädchens in dem Alter, worin Sie damals gewesen sein müssen. Ich war damals 19 Jahr, und auch noch nicht aus dem mütterlichen Hause gekommen. Meinen Vater habe ich schon früher in meinem zwölften Jahre an einer Krankheit verloren, die bloß zufällig war, da er seinem sonstigen Gesundheitszustande nach noch lange hätte leben können. Sie müssen ohngefähr vier Jahr jünger sein als ich. Ich erinnere mich aber hier, daß ich Ihr Geburtsjahr nicht genau weiß. Schreiben Sie es mir doch einmal. Mir ist es immer wichtig, ganz genau zu wissen, wie alt die sind, die ich gern habe, vorzüglich bei Frauen. Ich habe meine eigenen Gedanken über das weibliche Alter, und ziehe ein weiter fortgerücktes eigentlich einem jüngeren vor. Sogar der bloße körperliche

Reiz erhält sich meiner Meinung nach viel länger, als man gewöhnlich annimmt, und was in dem Innern einer Frau vorzüglich fesselt, gewinnt offenbar bei fortgeschrittenen Jahren. Ich hätte auch in keinem Alter meines Lebens gern in engem Verhältniß mit einem Mädchen oder einer Frau stehen mögen, die viel jünger als ich gewesen wäre, am wenigsten hätte ich eine solche heirathen mögen. Ich bin auch in mir überzeugt, daß solche Heirathen im Ganzen nicht gut sind. Sie führen meistentheils dahin, daß die Männer die Frauen wie Unmündige und Kinder behandeln, und es kann bei einer solchen Altersverschiedenheit unmöglich der freie, gegenseitig erhebende und beglückende Umgang, das volle und reine Ueberströmen der Gedanken und Empfindungen aus einem Gemüth in das andere stattfinden, die in dem Umgange beider Geschlechter eigentlich das Beseligende ausmachen. Gleichheit in allen innern Bedingungen ist da unentbehrlich nothwendig, und der Mann kann nur daran große Freude finden, daß sich ihm die in jeder Art in Empfindungen und Denken, nach Maßgabe der Verschiedenheit der Geschlechter, in ihrer Art Gleiche, in der mit erlangter Reife vollen Selbständigkeit ihres Wesens hingiebt, und seinen Willen als den ihrigen erkennt.

Ich bin aber von Ihrer Lebenserzählung abgekommen. Es ist eine sehr eigenthümliche, aber in der Unschuld eines aufkeimenden, noch vor sich selbst gar nicht entfalteten Gemüths, natürliche und liebenswürdige Richtung in Ihrem Herzen, in jener Zeit, daß Sie sich nur nach einer Freundin sehnten, und jede andere Sehnsucht Ihnen fremd war. Man erkennt darin recht, was Freundschaft und Liebe unterscheidet. Beide theilen mit einander das innere Seelenleben, worin zwei Wesen einander entgegen kommen, und indem sie, jeder seine Art zu sein in

dem andern aufzugeben scheinen, dieselbe reiner und klarer zurück empfangen. Der Mensch muß etwas außer sich gewinnen, an das er sich anschließen, auf das er mit allen vereinten Kräften seines Daseins wirken könne. Allein wenn auch diese Neigung allgemein ist, so ist der Hang und die Sehnsucht nach wahrer Freundschaft und Liebe doch nur ein Vorrecht zarter und innerlich gebildeter Seelen. Weniger zarte oder durch die Außenwelt betäubte Gemüther heften sich wechselnd und vorübergehend an, und erreichen niemals den wahren Frieden, einer in dem andern. Unter sich aber sind Liebe und Freundschaft doch immer und unter allen Umständen in der Art verschieden, daß die erste immer zugleich eine sinnliche Farbe an sich trägt. Man thut dadurch ihrer Reinheit keinen Eintrag, denn auch die sinnliche Neigung kann die größte Reinheit in sich schließen, diese stammt aus der Seele selbst und verwandelt alles in ihren unbefleckten Glanz. Bei jungen weiblichen Gemüthern, die noch gar nicht bis zum Gefühl, oder vielmehr bis zum Bewußtsein der Liebe gekommen sind, ist es doch aber eigentlich diese, die das Gewand der Freundschaft annimmt. Die Gefühle sind da noch nicht so bestimmt und klar geschieden, aber die beginnende weibliche Reife spielt doch alles, ohne es zu wissen, in die Liebe hinüber. Die Freundschaft selbst von einem Geschlecht zu einer Person desselben wird dann lebendiger, leidenschaftlicher, hingebender, aufopfernder; wenn sie auch in späteren Jahren alles dasselbe der That nach leistet, so ist in der früheren doch die Art anders, die Farbe der Empfindung glühender, die Seele heftiger davon ergriffen, und gleichsam wärmer und heller davon durchstrahlt. So ist es gewiß auch Ihnen, liebe Charlotte, damals mit Ihrer Freundin gegangen. Ich wünsche sehr, daß Sie Ihre Lebens-

erzählung fortsetzen. Vorerst sehe ich keine Schwierigkeit, nachher kommen die Perioden ernsthafter und zum Theil trauriger und schwerer Prüfungen, und da, liebe Charlotte, werde ich es ganz Ihrer Empfindung überlassen, ob Sie weiter darin fortgehen wollen. Handeln Sie alsdann ganz frei. Es muß ganz von Ihnen abhängen, ob Sie es tragen können, Empfindungen zu wecken, die doch, wenn die Wirklichkeit gleich schon lange der Vergangenheit angehört, schmerzlich bleiben. Schonen Sie sich ja, denken Sie, daß dies auch zu meiner Beruhigung gehört. Ich besorge sehr oft, Sie strengen sich in Ihrer Arbeit zu sehr an — ich möchte das anders gestaltet wissen. — Nun leben Sie herzlich wohl, liebe Charlotte, und gedenken Sie meiner, der Ihnen immer mit gleicher Theilnahme zugethan bleibt.

H.

Zweiundvierzigster Brief.

Berlin, den 22. März 1825.

Ich setze mich mit recht eigentlicher Freude hin, Ihnen zu schreiben, liebe Charlotte, und wünsche von ganzem Herzen, daß Sie dies Blatt körperlich recht wohl und heiter gestimmt finden möge. Bei dieser wunderbaren Witterung, wo der Winter es sich recht aufgespart hat, zum Frühjahr zu kommen, kann es selbst festen Gesundheiten leicht anders ergehen. Die meinige hat Gottlob! bis jetzt keinen Anstoß erlitten und ich denke, wenn nicht zum Osterfest, doch gleich nachher, nach Tegel zu gehen. Wenn man auch dies Jahr lange auf das Grünwerden der Bäume wird warten müssen, so ist es eine süße Erwartung, wie die alles Guten, das unfehlbar ist, weil es aus einer sich immer gleich bleibenden Güte quillt. Alle Freuden an dem Wechsel der Naturerscheinungen haben das, daß sie zugleich moralische sind, für das sie dankbar empfindende Herz. Diese Zuverlässigkeit, die in der Natur liegt und sich schon in ihrer Regelmäßigkeit ausspricht, durch die die gewöhnlichsten Begebenheiten, ja selbst der tägliche Sonnen-Auf- und Niedergang etwas Großes und Wunderbares erhalten, diese Zuverlässigkeit, sage ich, verbunden mit der Wohlthätigkeit alles dessen, was aus der Natur auf den Menschen herabfließt, ertheilt allen Empfindungen, die sich auf sie beziehen, eine erhebend beruhigende Fülle der Sanftheit. In unserm

rauhen Norden müssen wir freilich den Uebergang zum Frühjahr mit bittern Winter-Empfindungen erkaufen und das Bessere langsam erwarten. Aber dieser große Wechsel hat doch auch seine Vorzüge. Es schafft mehr und etwas Tieferes in dem Menschen, wenn er nach der Düsterheit, die doch immer den Winter begleitet, in die Milde heiterer Frühlingssonne übergeht. Man empfindet das recht, wenn man einige Jahre in südlichen Ländern zubringt. Der Winter ist da eigentlich Frühjahr und man kann fast nur drei Jahreszeiten unterscheiden, die der großen Hitze, den Sommer, die der Früchte, den Herbst, und die übrigen Monate des Jahres, wo man auch nicht Kälte oder unangenehme Witterung leidet, das Gras auf Angern und Wiesen frisch und schön, und bei vielen immer grünen Bäumen selbst wenige laublos dastehen. So kommt man in den Winter und Frühling, ohne eigentlich eine Veränderung zu bemerken, aber man entbehrt auch des ganzen, bei uns wahrhaft himmlischen Eindrucks, den diese Veränderung auf das Gemüth immer unfehlbar hervorbringt. Die Natur ist es aber auch allein, an der mir der Wechsel der Jahreszeiten bemerkbar wird. Die Menschen pflegen ihn sonst auch noch in ihrer veränderten Lebensweise zu spüren. Das ist nun bei mir nicht der Fall. Ich lebe, einigen Wechsel des Aufenthalts abgerechnet, ziemlich jeden Monat im Jahr auf die gleiche Weise. Es ist dies eine natürliche Folge meines wenigen Ausgehens im Winter und meines ununterbrochenen Arbeitens. Denn wenn Sie die Stunden von 3 bis 5 und von 8 bis 10 des Tages und die Nacht ausnehmen, können Sie sich mich, liebe Charlotte, immer in meiner Stube und da immer an meinem Schreibtische sitzend denken. Da die wenigen Gesellschaften, die ich besuche, auch noch meistentheils in die eben bezeichneten Stun-

den fallen, ſo giebt es kaum Ausnahmen. Je tiefer man in höhere Jahre tritt, je mehr reizt, wenn man deſſen einmal fähig iſt, der Ernſt der Gedanken. Man kann ſogar ohne Uebertreibung ſagen, daß das das Einzige iſt, was uns dann noch reizt. Und dieſer Reiz ſteigt mit der Beſchäftigung ſelbſt. Es entſpringt eines aus dem andern, es entſpinnt ſich neu zu Denkendes, aus bisher Halbgedachten, oder nur Geahndeten. Man wird dadurch, von dieſer Seite will ich gar dieſe Art des einſamen Denkens nicht unbedingt loben, man wird dadurch nicht anziehender für andere, man gränzt ſich vielmehr mehr ab, man weiſt gewiſſe Dinge zurück, man hat überhaupt eine Neigung und ein Bedürfniß, ſich und ſeine Anſicht herrſchend zu machen, und zieht ſich leicht, wenn es auch nicht zu billigen wäre, zurück, wo man ſieht, daß ſie keinen Eingang findet, man fühlt gewiſſermaßen, daß man nur noch in einem gewiſſen Gleiſe fortgehen kann, und verlangt daher, daß die, welche einen noch begleiten wollen, ſich demſelben fügen. Alles das mag ſeine Unbequemlichkeiten haben, allein alles Menſchliche iſt damit verbunden und jenes beſchauliche Leben in ſich ſelbſt, das ſich ſeinen Kreis ſchließt und dieſen Kreis nie wieder verläßt, hat und gewährt einen ſolchen Erſatz, daß man ſich doch darum nicht davon trennen würde. Ja, wenn es recht die Weiſe erreicht, mit der ſich ein ſonſt gut geartetes und tieferes Gemüth wahrhaft beruhigt, ſo darf man ſich ſogar aus Pflicht nicht davon trennen. Denn aus dieſem nach eigenen Entſchlüſſen und eigener Wahl begonnenen Verfolgen von Ideen entſteht immer etwas, das weiter und wichtig wirkt, und ohne die Selbſtändigkeit des Mannes iſt eine freie Anwendung ſeiner Thätigkeit nicht zu denken.

Sie werden, liebe Charlotte, in meinem Brief vom 8.

d. M. erkannt haben, mit welcher Freude und Interesse ich Ihr neuestes Lebensheft gelesen habe. Ich habe mich auch seitdem noch oft in Gedanken damit beschäftigt. Es kommt doch wohl jetzt seltener vor, als sonst, daß junge Leute zu ähnlichen Verbindungen gezwungen werden, gegen die sich ihre Neigung entschieden erklärt. Darin, möchte ich behaupten, ist die Welt besser, sanfter, gerechter geworden. Man geht eher über äußere Umstände und Verhältnisse weg, wenn man nur die innere Glückseligkeit gesichert weiß. Auch darin fallen freilich bisweilen falsche und trügerische Richtungen vor, indeß ist doch im Ganzen bei dieser Milde und Gerechtigkeit und der Anerkennung der Freiheit derer, für deren Leben die Bestimmung gilt, bedeutend gewonnen. Das Schlimmste aber, was in solchen Fällen geschehen kann, ist das, wozu sich Ihre Freundin entschloß, das eine Verhältniß einzugehen, ohne dem andern zu entsagen. Wenn es auch mit der reinsten Aufopferung geschieht, und mit der größten Sittlichkeit durchgeführt wird, so ist es eine unnatürliche Spannung des Gemüths und ein Verhältniß, das sich fast unmöglich eines höhern Segens, ohne den nichts gedeihet, erfreuen kann. Auch vermuthen Sie selbst, daß auch die zweite Verbindung nicht das von ihr gehoffte Glück gewährt habe. Es kann fast nicht fehlen. Der erste Zauber der Liebe, wenn man sich dem Wunsch gemäß gleich verbindet, der nicht rauschend verfliegt, sondern sich beglückend in alle Empfindungen verwebt, wird durch das Harren abgestumpft. In der Entfernung bildet sich ein Bild, dem hernach die Wirklichkeit nicht entspricht. Das Verhältniß mit einem Manne, dem das, der Sache und Verbindung angemessene, Eigene versagt ist, läßt auch nothwendig, wenn diesen nun das Grab umschließt, und er keine störende Em-

pfindung mehr erregt, einen Stachel in der Seele zurück. So ermangelt die innere Ruhe, ohne die kein Glück denkbar ist.

Heute nur so viel, ich schreibe bald mehr, liebe Charlotte. Mit der innigsten Theilnahme, unveränderlich Ihr

H.

Dreiundvierzigster Brief.

Berlin, den 6. April 1825.

Ich habe eine sehr große Freude an Ihrem ausführlichen Briefe vom 20. vor. M. gehabt, für die ich Ihnen recht herzlich danke. Ich fuhr am 24. Donnerstags aus und dachte daran, daß ich bei meiner Zurückkunft einen Brief von Ihnen finden müßte, und wirklich lag er auf meinem Tisch, als ich zurück kam. Ich erkenne sehr dankbar diese Aufmerksamkeit auf meine Wünsche und diese Pünktlichkeit. Es ist mir sehr erfreulich zu denken, daß die Zeit wohl vorüber ist, die so große Anstrengung von Ihnen forderte; wenn auch Ihre Einnahme dadurch vermehrt ist, so fürchte ich sehr für Ihre Gesundheit und noch mehr thut es mir weh, Sie so bedrängt und belastet zu sehen, die ich gern in freierer Muße beschäftigt wüßte, so sehr ich auch Thätigkeit und Arbeit ehre. Ich werde mit dem größten Antheile mit Ihrem nächsten Briefe die genauere Uebersicht über Ihre Einnahme und Ausgabe empfangen; ich will, da ich ein so lebendiges und inniges Interesse daran nehme, wissen und im Einzelnen wissen, wie es Ihnen in dieser Hinsicht geht, wie gesichert Ihre Lage ist, und ich würde mich unendlich freuen, wenn ich Ihnen passende Vorschläge machen könnte, die in Rücksicht auf Ihre Gemächlichkeit und Muße Gewinn für Sie wären, und nach Ihrem Charakter Ihnen annehmlich erschienen. Im Laufe der Zeit kann sich das doch einmal treffen, und

so schön Arbeit ist, so erfreulich und wohlthätig ist auch Muße und vor allen für Sie, die Sie so gern in Ideen und Gefühlen leben und durch sinnige und gefühlvolle Naturanlage, durch mehr als irgend gewöhnliche Bildung und durch ursprüngliche Lebensbestimmung der ganz freien Muße entgegengingen, welcher der Mann, auch in den höchsten Ständen, nie ganz, die Frau in den höhern immer genießt. So entstand mein Verlangen und so ist meine Absicht dabei. Ich habe es Ihnen in dem Tone des innigsten Zutrauens den Sie mir erlaubt haben, liebe Charlotte, ohne Umschweif gesagt, ja gefordert. Ich bin mir meines herzlichen Wohlwollens und meiner Empfindungen für Sie in meinen tiefsten Gesinnungen bewußt, und weiß, daß so wie ich handle, es recht und gut ist. Haben Sie eine andere Ansicht, so wundert mich das nicht, weil verschiedene Standpunkte verschiedene Ansichten geben, es vermehrt nur meine Dankbarkeit, meine Zuneigung und meine recht innig empfundene Achtung für Sie, daß Sie dem, zu dem sich Ihre Empfindungen neigen, wie es immer der Charakter ächt edler, weiblicher Empfindung ist, auch darum seine Ansicht vorwalten lassen, und ihm nachgeben. So hat es mir recht wahre Freude gemacht, daß Sie auch hierin meinem Willen folgen, und es aussprechen, daß Sie gehorchen*). Denn ich wiederhole Ihnen unverholen, wie ich mich Ihnen immer nur ganz wahr zeige, daß ich, wie unbegreiflich es Ihnen auch sei, nicht bloß die Sache, sondern auch das Wort und alles damit zusammenhängende ungemein liebe; und daß nicht bloß die Willenlosigkeit und der Gehorsam, sondern auch die willige Aeußerung dieser Ge-

*) Dieser sonderbaren Grille sich willig zu fügen gegen einen so hochverehrten Freund, konnte mir nicht schwer sein. A. d. H.

sinnungen, für mich eine der liebenswürdigsten Seiten edler, seelenvoller Weiblichkeit ausmacht, der Weiblichkeit, die eine solche Sicherheit Ihrer Würde besitzt, daß sie weiß, daß sie sich durch keine Unterordnung das Mindeste vergeben kann. Sie wünschen zu wissen, wo ich die Jahre 1786 und die folgenden eigentlich lebte. Ich war in Berlin, da wohnte meine Mutter im Winter, im Sommer blieb ich in unserm Hause in Berlin mit meinem jüngeren Bruder und einem Hofmeister. Wir ritten gewöhnlich nur zum Sonntag nach Tegel. So lebte ich bis 1788 im Herbst. Dann ging ich, auch mit meinem Bruder und demselben Hofmeister, nach Frankfurt an der Oder, wo damals eine Universität war, bis Ostern 1789. Um diese Zeit ging ich mit meinem Hofmeister, aber ohne meinen Bruder, nach Göttingen. Da verließ mich der Hofmeister, erst von diesem Augenblicke, vom 22. Jahre an, lebte ich allein und so sahen Sie mich im Jahr 1789 in Pyrmont, woran ich noch immer mit großer Freude denke. Der mich damals begleitete, stand in keiner Verwandtschaft mit mir und war bloß ein freigewählter Umgang.

Ostern 1790 folgte mir mein Bruder nach Göttingen, aber bald nach Johannis reiste ich mit dem verstorbenen Campe, der mein erster Hofmeister war, und von dem ich im dritten Jahre lesen und schreiben gelernt hatte, nach Paris, bei der Rückreise trennten wir uns in Mainz, ich machte allein eine Reise in die Schweiz, kehrte am Ende des Jahres zu meiner Mutter zurück, wurde hier angestellt, nahm aber 1791 meinen Abschied und heirathete. So verstrichen die Jahre, die Sie zunächst, Ihrem gütigen Versprechen nach, beschreiben wollen.

Ich kam neulich nicht dazu, Ihnen noch ein Wort darüber zu sagen, warum gerade Ihnen wohl die Schilde-

rung innerer Zustände vorzüglich gelingt. Der Grund liegt doch darin, daß Sie eine der selteneren und schöneren weiblichen Naturen selbst sind. Ohne eine an Gefühlen, Entschlüssen, Gesinnungen reiche und dabei zart und fein gebildete Seele, vernimmt man den Anklang nicht, der aus dem andern in uns hinüber tönt; mit einer solchen aber entdeckt und unterscheidet man in ihm, wie in sich selbst, die leisesten und kaum vernehmbaren Töne. Dies ist ein Vorzug des Charakters, der tiefsten Anlagen, eine Naturgabe, aber ausgebildet durch frühe Stimmung, durch sich selbst regelnde Uebung, durch Scheu vor allem Unedeln, durch reine Sittlichkeit und einfache aber tief empfundene Frömmigkeit. Dadurch sind Sie überhaupt innerlicher, mehr auf geistige Zustände gerichtet, und dazu gesellt sich das Talent der Darstellung, der Sprache und des Schreibens. So erkläre ich mir die Thatsache, die in allen Ihren Briefen und in jedem Heft Ihrer Lebenserzählung offenbar ist.

Tegel, den 14. Ich bin seit einigen Tagen hier allein, da ich meine Familie bei dem stürmischen schlechten Wetter noch in der Stadt gelassen. Es ist wirklich ein einziges Stürmen und Regnen, aber es ist mir doch recht wohl, und wird es mir noch mehr sein, wenn erst meine Frau und Kinder wieder mit mir sind. Trotz dem schlechten Wetter bin ich gestern und heute spazieren gegangen. Im Walde und um die Zeit des Sonnenuntergangs leidet man weniger vom Sturm. Er wird meistentheils gelinder um diese Tageszeit und im Gebüsch hört man ihn nur in den Wipfeln sausen. Nun für heute genug, leben Sie herzlich wohl, mit unwandelbarer Theilnahme und Zuneigung Ihr

H.

Vierundvierzigster Brief.

Tegel, den 1. Mai 1825.

Ich habe, liebe Charlotte, Ihren am 19. April abgegangenen Brief bekommen und mit großem Vergnügen gelesen. Ich habe dieselben Gesinnungen darin wieder gefunden, auf die ich so großen Werth lege, ja diese Gesinnungen sprechen sich diesmal noch besonders liebevoll aus. Ich will Ihren Brief Punkt vor Punkt beantworten. Sie haben sehr Recht, daß ich mich irrte, wenn ich Ihnen schrieb, daß wir uns im Jahr 1789 in Pyrmont gesehen hätten. Es war ein ganzes Jahr früher. Ich war aber erst Ostern desselben Jahres nach Göttingen gekommen. Es war mir aber ganz fremd, daß Sie schon in demselben Jahre verlobt wurden. Ich dachte mir das viel später. Mit Campe aber bin ich nicht im Irrthum. Er war wirklich Hauslehrer, oder wie man damals sagte, Hofmeister, bei einem ältern Stiefbruder, den ich hatte, einem Sohn meiner Mutter aus erster Ehe. Er hat mich aber lesen und schreiben gelehrt. Er muß unser Haus etwa 1770 oder 1771 verlassen haben, gerade um Ihre Geburt. So konnten seine Kinderschriften, wie Sie Kind waren, recht gut in Ihren Händen sein. Wie er von uns wegging, wurde er erst Prediger, verließ aber seine Stelle bald, und trat mit Basedow im dessauischen Philanthropin zusammen. Seine Reise nach Paris aber, auf der ich ihn begleitete, war im Jahr 1789, also später, als wir uns sahen. Ich bin seitdem,

bis an seinen Tod nie wieder mit ihm zusammen gekommen. In diesen Tagen bin ich noch durch einen andern zufälligen Umstand an jene Jahre erinnert worden. In Jacobi's nun herausgekommenem Briefwechsel steht ein Brief von ihm an Lavater, dem er mich 1789 empfiehlt. Ich machte damals gerade eine Reise nach der Schweiz. Ich habe eine große Freude daran in der Vergangenheit zu leben. Von dem Kleinsten, was mir begegnet ist, habe ich wenig vergessen, und ich verweile vor allem gern in Gedanken bei den Menschen, mit denen ich näher zusammen trat. Gerade in den Jahren, wo wir uns sahen, hatte ich eine Art von Leidenschaft, interessanten Menschen nahe zu kommen, viele zu sehen und diese genau, und mir in der Seele ein Bild ihrer Art und Weise zu machen. Ich hatte mir dadurch früh eine Menschenkenntniß verschafft, die andern sonst wohl viel später fehlt. Die Hauptsache lag mir an der Kenntniß. Ich benutzte sie zu allgemeinen Ideen, classificirte mir die Menschen, verglich sie, studirte ihre Physiognomien, kurz machte daraus, so viel es gehen wollte, ein eigenes Studium. Indeß hat es mir auch für die Behandlung der Menschen im Leben sehr viel geholfen. Ich habe gelernt, jeden zu nehmen, wie er nach seiner Sinnesart genommen werden muß, und was mir recht und dem Verhältniß gemäß scheint, mit jedem durchzusetzen. Was ich als junger Mensch zur Uebung versuchte, hat mir im männlichen Alter oft sichtbar genutzt. Jetzt kommt es mir längst nicht mehr vor, in dieser Art eine Wirkung auf einen Menschen zu bezwecken. Wenn man meine Jahre erlangt hat, kann man sich theils nicht mehr so in andere Verschiedenheiten finden, theils muß man es nicht wollen. Man muß seine Individualität frei gewähren lassen, mit denen fortwandeln, die sich ihr anpassen, und sich nach ihr

richten wollen, und die andern nur mit allgemeinem Wohlwollen begleiten. — —

Sie sind also auch von der schnellen, wunderartig plötzlichen Erscheinung des Frühjahrs in diesem Jahr so betroffen gewesen? ich meine, ich hätte es noch nie so erlebt. In einer einzigen Nacht stand ein großer alter Kirschbaum hier, der den Tag vorher noch nichts als nackte Reiser hatte, mit Blüthen bedeckt da.

Die wehmüthige Empfindung, gerade in dem Aufleben der Natur, ist sehr begreiflich, und ist wohl allen Menschen eigen, die tiefer empfinden und genauer auf sich achten. Sie hindert darum das frühe Theilnehmen an der erwachenden Natur gar nicht. Sie sprießt vielmehr aus der Tiefe dieser Empfindungen selbst, denn jede wahrhaft tiefe Empfindung im Menschen wird von selbst wehmüthig. Sehr natürlich. Der Mensch fühlt seine Schwäche, sein dem Wechsel und der Vergänglichkeit unterworfenes Dasein; und indem er nun in diesem, ihn scheinbar nur mit Unglück und Widerwärtigkeiten bedrohenden Dasein, eine unendliche ihn rund umgebende Güte erblickt, da die ganze Natur, gerade in diesem ersten Aufkeimen, überzuquellen scheint, um ihn mit Genüssen aller Art zu bereichern, so ist er darüber in seiner innersten Tiefe gerührt, was sich nur in wehmüthiger Freude aussprechen kann.

Eine andere Art der Wehmuth, und eine schmerzlichere, kann auch, nach Beschaffenheit der verschiedenen Stimmungen, daher entstehen, daß man den Eintritt einer so großen Menge, wenn auch nicht nach menschlicher Art lebenden Wesen, in erneuertes Dasein oder erneuerte Regsamkeit nicht ansehen kann, ohne zugleich an ihre Rückkehr in

Winterschlaf und Tod zu denken, die eben so plötzlich eintreten wird. Daß alles Leben nur ein der scheinbaren Vernichtung Entgegengehen ist, wird einem nie so klar, als in dem regelmäßigen Wechsel der Jahreszeiten. Die ganze Pflanzenwelt nun mit so harmlos zuversichtlicher Freude ins Leben treten zu sehen, als ahnete sie gar nicht das winterliche Ersterben, hat eben so etwas tief rührendes, wie das Leben eines, noch keine Gefahren ahnenden Kindes.

Leben Sie herzlich wohl. Unwandelbar mit der herzlichsten, unveränderlichsten Zuneigung Ihr H.

Fünfundvierzigster Brief.

Tegel, den 15. Mai 1825.

So sehr ich auch die Natur liebe und gern in ihr weile, bin ich doch, seit ich hier bin, nicht sehr viel ins Freie gekommen. Wenn nicht Besuch kommt, was bei diesen kalten und regnichten Tagen nicht so häufig der Fall ist, pflege ich von sechs bis acht Uhr Abends draußen zu sein. Ich ziehe den Abend dem Morgen besonders wegen des Sonnenuntergangs vor. Nicht leicht versäume ich diesen an irgend einem Tage zu sehen. Ich habe ihn immer werther gehalten als den Aufgang, obgleich das vielleicht nur daher kommt, daß man am Abend, nach vollendeten Geschäften, ruhiger und besser gestimmt ist sich Natureindrücken zu überlassen. Den ganzen Tag über arbeite ich in meiner Stube, die aber nach der Mittags- und Abendseite die unmittelbare Aussicht nach dem Garten und hohen Bäumen hat. Dies Arbeiten in selbstgewählten Studien, unabhängigem Denken (denn meine eigentlichen Geschäfte kosten mir verhältnißmäßig sehr wenig Zeit) kann ich eigentlich als mein Leben ansehen. Meine Ideen, und dies in Büchern, in Anschauungen, in Erfahrungen, wodurch sie genährt werden, beschäftigen mich eigentlich allein und ausschließend; und ich kann mit Recht sagen, daß ich mein sehr heiteres und glückliches Dasein, wenn nicht al-

lein, doch größtentheils ihnen verdanke. Meine äußere Lage giebt mir eigentlich nur das, daß ich ihnen ruhig nachhangen kann. Das übrige schätze ich wenigstens nicht sonderlich in ihr. Allein als ich auch, wie es so viele Jahre während meines Geschäftslebens der Fall war, diese äußere Muße nicht hatte, habe ich darum nicht minder gefühlt, daß ich meinen Gleichmuth, meine beständige Ruhe, aus der natürlich auch Milde gegen Menschen und Verhältnisse entspringt, nur in dieser Richtung aus von aller kleinlichen Wirklichkeit entfernten Ideen schöpfte. Denn wenn sich die Seele in ihrem klaren und bewußten Zustande auch mit etwas anderm zu beschäftigen, durch die Umstände genöthigt ist, so bleiben jene Ideen doch, wie das Bett, in dem sich ein Fluß bewegt, und theilen der Seele ihre stille Klarheit mit. Die recht frommen Menschen leben eigentlich auch so, und wo in ihnen dieser Zustand von aller Heuchelei und Selbsttäuschung frei ist, wo er in einem ächten Hinwandeln in Wahrheit und Demuth besteht, da ist der Ruhe wohl kein Zuwachs zu geben, die daraus entspringt. Hat man sich einmal an dies Leben in Ideen gewöhnt, so verlieren Kummer und Unglücksfälle ihren Stachel. Man ist wohl wehmüthig und traurig, aber nie ungeduldig noch rathlos. Ich knüpfe, weil ich einmal diese Gewohnheit gefaßt habe, dies Nachdenken immer an gelehrte Beschäftigungen, aber ich suche mich immer, und an jedem Punkte darin zu freien Ideen zu erheben, die sich dann an alles, was nicht wirklich, und an alles, was in der Wirklichkeit ächten und wesenhaften Glanz, Gehalt und Reiz hat, knüpfen. In dieser höhern Region werden die Ideen, die als gelehrte Beschäftigungen nur für Wenige bestimmt scheinen, wieder

sehr einfach und knüpfen sich an alles allgemein Menschliche an.

Ich freue mich zu denken, daß Sie diesen Brief, wie Sie es immer freuet, zum Pfingstfest bekommen. Mit unwandelbaren Gesinnungen der Ihrige H.

Sechsundvierzigster Brief.

Berlin, den 21. Mai 1825.

Die Vermählungsfeier der Prinzeß Louise nöthigt mich einige Tage hinter einander in die Stadt zu kommen. Da ich aber das Land sehr liebe, so fahre ich immer spät her, und kehre gleich von hier zurück. So kann ich Ihnen heute nur kurz schreiben. Ich fand Ihren Brief vom 15. hier und danke Ihnen auf das innigste dafür. Es hat mich sehr gefreut, daß ich mich nicht darin geirrt hatte, zu erwarten, daß Sie mir heute schreiben würden. Daß Sie traurig waren und vielleicht noch sind, hat mich geschmerzt; das aber hat mir Freude gemacht, daß Sie es geradezu und offen sagen.

Das Pfingstfest ist vor allen andern dem Gemüth erfreulich, erhebend, von allem kleinlichen abwendend zu größeren Hoffnungen anregend und in würdigen Entschlüssen befestigend. Denn eine Befestigung in ernsthafter Thätigkeit und würdiger Beschäftigung geben die Feste immer in ihrem Ursprung und den Ereignissen, zu deren Andenken sie gefeiert werden. Aber auch die religiösen Beziehungen noch abgerechnet, bilden sie wohlthätige Abschnitte im Jahre, dessen langgedehnte Einförmigkeit sonst nothwendig ermüden würde. Das Leben erscheint länger, wenn es auf diese Weise in kleinere Theile zerfällt, und es ist dies doch mehr als eine bloße Täuschung der Einbildungskraft. Wäre es aber in der That nur eine solche, so muß

man auch diese nicht geringschätzen. Die bloße Wirklichkeit wäre unendlich arm ohne den Reiz der Einbildung, die freilich so gut eitle Schrecken als leere Hoffnungen in ihrem Schooße trägt, aber doch viel häufiger, wenn sie auch Täuschungen mit sich führt, ihnen schmeichelnd liebliche als zurückschreckende Farben leiht. Meist ist auch das in unsere Hände gegeben und hängt von der Seelenstimmung ab, auf die man auf vielfache Weise bei sich selbst einwirken kann. Ganz geht das aber freilich nicht. In jedem irgend tiefer bewegten Gemüth ist eine Hauptempfindung, von welcher die übrigen ganz oder mehr oder weniger abhangen. Ist es mit dieser licht und freudig, so wird es auch der Ton der ganzen Seele. Mischt sich dagegen in diese düstre Besorgniß, oder nicht in Erfüllung gegangene Erwartung, so wird dadurch auch die ganze Seele umdüstert und verfinstert.

Die Frage, die Sie aufwerfen, ist allerdings eine wichtige moralische Frage, nemlich, wie weit man in der Sicherheit Gott wohlgefällig zu bleiben, in dem Hingeben an eine geliebte Person gehen könne? Sie haben selbst sehr richtig die Grenzen bestimmt, ich glaube aber wohl, daß sich darüber noch einige Ansichten fassen lassen. Zuerst gehe ich davon aus, daß der Gottheit nichts mißfällig ist, was mit einem edeln, reinen, sittlichen Erkenntniß übereinstimmt. Dies ist gewiß auch Ihre Meinung. Die Gottheit hat daran die sittliche Erkenntniß und besonders das sittliche Gefühl, das noch feinere Unterschiede machend, wohl noch verwirft, was die Erkenntniß nicht mißbilligt. Wollten wir nun noch weiter gehen, und glauben, es könne unerlaubte Dinge geben, gegen die die Sittlichkeit nichts

sagte, so schiene mir das eine Uebertreibung, oder ein Beweis von Mangel an Feinheit des sittlichen Gefühls. Was ein wirklich feines sittliches Gefühl nicht mißbilligt, das halte ich auch nicht für Gott mißfällig. Der Mensch kann nur menschlich urtheilen. Ferner kann ich mir nicht vorstellen, daß man fürchten dürfte, in seiner Liebe ein Geschöpf gleichsam Gott gleich zu stellen. Gott will gerade in seinen Geschöpfen durch die Art, wie man für sie fühlt und gegen sie handelt, von uns geliebt sein. Eine abgöttische Liebe ist mehr ein Wort, als daß ihm wirklich ein Begriff entspräche. Kein vernünftiger Mensch kann das höchste Wesen auf irgend eine Weise mit einem schwachen und vergänglichen Menschen vergleichen. Dies kann nur ungeregelte Leidenschaft, und dann würde sich auch gewiß finden, daß diese Leidenschaft, auch gegen das Geschöpf nicht so rein und fleckenlos wäre, daß sie vor einem freien, geläuterten, sittlichen Gefühl vollkommen tadelfrei bestehen könnte. Alles kommt also immer auf diesen Punkt zurück. Indeß müssen Sie mich wohl verstehen, liebe Charlotte, daß ich unter einem sittlichen Gefühl immer ein durch wahre Frömmigkeit geläutertes verstehe. Denn von Religion entfernte Sittlichkeit könnte für sich wohl auf Abwege kommen. Ferner meine ich auch kein dunkles Gefühl. Dies Gefühl muß sich auf Erkenntniß und besonnene Einsicht gründen, nur gewissermaßen, um noch feiner zu entscheiden, darüber hinaus gehen, so wie bei einem Gesange die gefühlte Musik immer noch etwas zu dem trocknen Begriff der Worte hinzusetzt. Eine Neigung nun, die von einem solchen Gefühle gebilligt wird, braucht sich nicht ängstlich Schranken in Absicht des Grades vorschreiben zu wollen. Welchen Grad sie auch erreichen möchte, bleibt sie eine reine und fromme Neigung, die nicht Ge-

schöpf und Schöpfer verwechseln wird, und von letzterem nicht abführen kann. Daß die Gottheit auch den Gegenstand einer solchen Neigung jeden Tag abrufen kann, ist freilich gewiß. Wenn aber die Neigung so ist, wie ich sie geschildert habe, so wird ein solches Ereigniß den, der sie hat, in tiefen Schmerz versenken, aber nicht seiner Selbstständigkeit berauben. Denn die Neigung könnte nicht von einem religiös sittlichen Gefühl gebilligt sein, wenn nicht schon in ihr läge, daß man sich bei einem solchen Fall mit Demuth in die Fügungen der Vorsehung ergeben werde. Alles übrige scheint mir nun sich von selbst zu verstehen.

Die Beschäftigung mit der Vergangenheit, das Zurückgehen in dieselbe, hat einen überaus großen Reiz. Was ehemals auf die Seele gewirkt hat, gedacht und empfunden worden ist, hat den jetzigen Zustand des Denkens, Empfindens und Wollens mit gebildet.

Der stetige Zusammenhang aller Zustände des Menschen gehört zu den unbegreiflichsten und wunderbarsten in seiner Natur. Man kann sich unmöglich denken, daß Gedanken und Empfindungen gleichsam aufbewahrt im Geist oder Herzen liegen könnten. Sie müssen also alle nur so zusammenhängen, daß, indem der eine auf gewisse Weise in die Seele tritt, auch der andere, wie eine angeschlagene Saite, anklingt. Es müssen daher auf diese Weise alle im Menschen längst vergangene Zustände gleichsam in seinem jedesmal gegenwärtigen vorhanden sein, und so bleibt der Mensch in seinem ganzen, durch alle Jahre seines Alters durchgegangenen Wesen, gleichsam immer gegenwärtig, da

wirklich was in jedem Augenblicke in ihm vorgeht, auf eine viel nähere Weiſe, als man es ſich gewöhnlich zu denken pflegt, mit allen vorigen in Verbindung ſteht.

Bei dem, was aus tiefer Empfindung entſpringt, hat man nie eine Abſicht, kann aber von kalten und ruhigen Menſchen ſchwärmeriſch und überſpannt genannt werden, weil es ganz aus dem Alltagsleben heraustritt und die Empfindung, ohne daß ſie darum im geringſten an Zartheit einbüßen darf, ſtärker anſpannt.

Siebenundvierzigster Brief.

Tegel, den 16. Juli 1825.

Ich wollte Ihnen vorgestern schreiben, liebe Charlotte, allein ich zog vor, erst Ihren Brief abzuwarten, weil ich dachte, daß es Ihnen lieber sein würde, wenn Sie ihn gleich beantwortet fänden, und da ich nun seinen Inhalt kenne, ist es mir doppelt lieb, es gethan zu haben. Denn ich zweifle nicht, daß mein Schreiben Sie zu größerer Klarheit führen wird, und wo Klarheit herrscht, ist auch Ruhe, oder entsteht doch nach und nach von selbst. Ich habe nämlich gestern Nachmittag Ihren Brief bekommen und danke Ihnen recht herzlich für alles Liebe- und Vertrauungsvolle, das er enthält und das ich gewiß erkenne und würdige, wie es sich gehört. Sie können sicherlich überzeugt sein, daß ich, weit entfernt, auch nur die leiseste Klage über Sie im tiefsten Herzen zu führen, Sie so klar durchschaue, als dies immer möglich ist, und ganz Ihre seltene, zarte, treue und feste Anhänglichkeit an mich und mit lebendiger Dankbarkeit fühle. Sie sehen auch aus jedem meiner Briefe, daß ich in Ihre Ideen eingehe, Ihre Zweifel löse, Ihre Fragen gern beantworte, und wenn ich das auch nicht gerade aus Erkenntlichkeit thue, sondern aus wahrer Zuneigung, aus freiem Interesse, das ich an Ihnen nehme, so ist es doch Ihnen vielleicht nebenher ein Zeichen meiner Dankbarkeit. Ich vergesse nicht, und kann es nie vergessen, daß Sie mir Ihre ersten Empfindungen durch

ein langes Leben bewahrt haben, und eben so wenig, daß Sie mir vertrauungsvoll Ihr reiches Innere aufschließen. Es ist dies ein seltner Schatz für einen Mann, das sagte ich Ihnen schon oft. Es thut mir sehr leid, daß Sie immer über eine schwermüthige Stimmung, über tiefe Wehmuth klagen, die ich wirklich, wie Sie vermuthen, nicht billigen kann, und gegen die Sie, liebste Charlotte, selbst kämpfen müssen. Ich schreibe diese Stimmung, die wohl zum Theil körperlich ist, Ihrer zu angestrengten Arbeit im Winter zu. Wir dürfen nicht vergessen, daß man zu einer so anhaltenden Anstrengung erzogen, ja man möchte hinzusetzen, geboren sein muß. Das waren Sie aber keineswegs. Sie gingen einer freien Muße entgegen, und Verhängnisse gestalteten Ihre jetzige Lage, und in einem Alter, wo bereits die frischen Jugendkräfte entflohen waren. Ob ich nun Ihre Ausdauer und Ihren Entschluß ungemein hoch ehre, so thut es mir innig weh, daß es so ist, und eine totale Veränderung Ihrer Lage, Ersatz für Ihre Verluste, nicht zu erreichen war. Ich, wenn Sie mich recht verstehen, kann Ihre wehmüthige Stimmung nicht veranlassen; Sie müssen an jeder Zeile meiner Briefe sehen, daß ich voll inniger Theilnahme, voll liebevollen Wohlwollens für Sie bin, daß ich Sie um kein Haar anders verlange als Sie sind, daß es mich innig freuen würde, Sie glücklich und heiter zu wissen, daß ich gleich entferne, was Sie anders stimmt, und Ihre Heiterkeit, so viel nun einmal mein Wesen, ich möchte hinzusetzen meine Jahre, es möglich machen, mit Freuden befördere. Davon sein Sie auch immer fest überzeugt. Sie werden mich immer gleich finden, und es wäre wirklich recht unglücklich, wenn Sie sich Gedanken über nichts machten, wenn Sie Besorgnisse nährten, zu denen nicht der mindeste Grund ist. Unser Ver-

hältniß scheint mir so klar als immer möglich. Ihre Empfindungen kennen Sie selbst; ich habe aus frühen Jugendjahren, so flüchtig und vorübergehend auch unser Begegnen war, Erinnerung und Antheil ins Alter hinüber bewahrt, habe mich gefreut, Gelegenheit zu finden, diesen Antheil auszusprechen, erhalte ihn gleich lebendig und rege in mir, und habe, wie Sie sehen, eine unverkennbare Freude an der Mittheilung Ihrer Ideen und Empfindungen. Dies ruhige, schöne, meinem Alter und Neigungen angemessene Verhältniß können wir ungestört so lange fortsetzen, als wir mit einander im Leben fortwandeln, es ist von meiner Seite nichts da, was es unterbrechen könnte, und ich weiß nichts, was es von Ihrer Seite hindern könnte. Genügt Ihnen, wie ich dann sicher überzeugt bin, daß es Ihnen genügt, dies, so ist unser Verhältniß so klar und rein, wie es nur immer gedacht werden kann. Sie brauchen auch gar nicht zu denken, daß Sie darin bloß die Empfangende sind; ich habe Ihnen oft gesagt, daß mir Ihre Briefe, Ihre natürlichen, weiblichen Aeußerungen Ihrer Ergebenheit, Ihre Lebensbeschreibung recht große Freude machen und gemacht haben. Glaube ich, daß Sie mir eine besondere machen könnten, so haben Sie ja gesehen, daß ich es Ihnen frei und natürlich geäußert habe. Sagt das Ihnen nicht zu, so trete ich davon zurück, und gewiß ohne Erbitterung, ohne Klage, ohne, wie ich Ihnen sagte, irgend eine Empfindung, die Ihnen unangenehm sein könnte, bloß in dem Gefühle, daß nicht zwei Menschen ganz gleich denken können. Also auch so etwas müssen Sie, liebe Charlotte, nicht schwer aufnehmen. Es giebt schon sehr vieles, was auch das glücklichste Leben schwer machen kann, daß man es nicht willkürlich vermehren muß. Willkürlich ist nun zwar eine solche Mißstimmung nicht,

aber man kann doch gegen sie arbeiten. Das erfordert freilich Selbstbeherrschung, aber darauf muß ich auch zurück kommen, daß die allen Menschen nöthig ist. So glaube ich liebe Charlotte, mich so rein ausgesprochen zu haben, daß Ihnen wenigstens in mir nichts dunkel und räthselhaft bleiben kann. Nun muß ich noch eine Stelle Ihres Briefes berichtigen, wo Sie mich ganz mißverstanden haben, indem Sie sagen, daß ich nichts zu meinem Glück bedürfe als mich. Es ist das allerdings wahr. Aber das kann ich, wie streng ich mich untersuche, nicht tadeln, es ist vielmehr in mir die Frucht eines langen und darauf gerichteten Lebens gewesen. Ich lebe nämlich in Gefühlen, Studien, Ideen; diese sind es eigentlich, die machen, daß ich nichts Fremdes bedarf, und sie sind auf unvergängliche Dinge gerichtet, sie lassen mich nicht sinken, wenn mir Erwartungen fehlschlagen, wie ich es oft, wenn mir Unglücksfälle zustießen, erlebt habe. Nur wenn man in diesem Sinne nichts bedarf, kann man möglichst frei von Egoismus sein, denn da man für sich nichts fordert, kann man andern hülfreicher sein. Man genießt auch dann jede Freude mehr, gerade weil sie kein Bedürfniß ist, sondern eine reine, schöne Zugabe zum Dasein. Alles was dem Bedürfniß ähnlich ist, hat die Eigenthümlichkeit, daß man es viel weniger genießt, wenn man es hat, als es schmerzt, wenn man es entbehrt. Darum aber fühle ich (ich habe es ja mehr als einmal erfahren) den Verlust geliebter Personen wohl eher tiefer als andere, wenn auch mit mehr Fassung und Ruhe. Nur die Wehmuth setze ich nicht dem Glücke entgegen, sondern theile das Glück in wehmüthiges und heiteres, und setze jenes nicht gegen dieses zurück. So meinte ich das, was Sie anders verstanden, und wenn Sie den Inhalt meiner Briefe im Ganzen durchgehen, werden Sie

immer dies darin ausgesprochen finden. Dafür daß einzelne Stellen anders erscheinen könnten, möchte ich nicht einstehen, da man nicht jedesmal alles begränzen kann, doch glaube ich es kaum. Wenn Sie sagen, daß Ihnen das Wort inkonsequent nicht sehr angenehm sei, so meinen Sie gewiß das oft mißbrauchte Wort. Die wahre Konsequenz billigen Sie gewiß und halten darauf gewiß eben so viel als ich. Sie ist ja nur das reine Befolgen für wahr erkannter Grundsätze. Leben Sie nun herzlich wohl, rechnen Sie fest auf die Unveränderlichkeit meiner Gesinnungen, verscheuchen Sie vor allem jede unnütze Besorgniß, erheitern Sie sich. Denken Sie, daß Sie mir Freude damit machen, das thun Sie ja so gerne. Von Herzen Ihr H.

Achtundvierzigster Brief.

Burgörner, den 18. August 1825.

Ich bin seit einigen Tagen hier und habe mich schon sehr an dem Gefühl erfreuet, das den Aufenthalt in der Provinz und in einer Gegend, wo man ganz und gar von größern Städten entfernt ist, begleitet. Ich finde mich immer sehr leicht darin und habe daran ein vorzügliches Gefallen. Es wandelt mich auch nicht die leiseste Neugierde an, und ich kann sehr gut selbst die Zeitungen entbehren. Ich pflege alsdann auch meine Beschäftigungen fast ganz einförmig einzurichten und so viel als möglich bei Einem Ideengange zu bleiben. Ich habe von jeher eine große Neigung gehabt, mich in Eine Sache zu vertiefen, und habe oft Gelegenheit gehabt, die Vortheile und Nachtheile davon an mir selbst zu erfahren. Denn daß diese Vorliebe für eine und dieselbe oft wiederholte Beschäftigung, dies Grübeln über Eine Idee auch seine beschränkenden und daher schädlichen Eigenschaften hat, läßt sich nicht leugnen. Die Vertiefung bringt im Grunde dieselbe Wirkung hervor, als die Zerstreuung, sie läßt vieles nicht bemerken, manches ungeschickt betreiben. Der Unterschied ist nur freilich, daß der zerstreute Mensch sich in nichts zersplittert, und nichts findet, noch besitzt, an dem er zu haften vermöchte, daß aber der Vertiefte immer Eins hat, was ihn für die Vernachlässigung des Uebrigen entschädigt. Am nachtheiligsten empfinde ich diesen Hang, sich Einer Sache, die dann mei-

stentheils eine innere Idee ist, hinzugeben dann, wenn ich mich in der freien Natur befinde. Ich liebe sie unendlich, und der Genuß, oft selbst einer einfachen Gegend, geschweige denn einer schönen, hat für mich mehr Reiz als fast alles Uebrige sonst. Aber auch der Eindruck, den die Natur macht, schließt sich immer wieder an den mich innerlich beschäftigenden Gedanken an, und verwandelt sich selbst in eine allgemeine Empfindung; dagegen entgehen mir eine ganze Menge Einzelnheiten. Ich würde nie zum Naturbeobachter darum getaugt haben, und hätte sicherlich mitten unter Pflanzen und Steinen sehr vieles unbemerkt vorüber gehen lassen, was ich zu anderer Zeit mit Bedauern inne geworden sein würde. Indeß möchte ich darum diesen Hang zur Vertiefung nicht fahren lassen und ihn nicht bloß nicht mit dem entgegengesetzten Extrem vertauschen, sondern mich nicht einmal gern mit der Mittelstraße zwischen beiden Extremen, die man sonst wohl als die weisere zu preisen pflegt, begnügen. Man lernt doch das, dem man sich so ganz, so ausschließend, so in fester Beharrlichkeit widmet, besser kennen, und je länger man dabei verweilt, desto mehr scheint an ihm in der Betrachtung hervorzutreten. Man kann in der That nicht sagen, daß die Dinge der Welt dasjenige, was an ihnen zu sehen ist, offen da liegen haben. Der Eine sieht, was dem Andern entgeht, und es ist, als wenn der Blick, wenn er durch gehörige Vertiefung geschärft wird, erst selbst den Gegenstand erschlösse. Die einfachsten Sachen können darum denjenigen, der einmal diesen Hang hat, sehr lange Zeit, und nicht auf eine leere, nutzlose Weise beschäftigen. Vorzüglich finde ich immer, geht bei dieser anhaltenden Betrachtung, wenn sie nicht bloß Gedanken, sondern Gegenstände der Welt betrifft, dasjenige auf, was die Zeit an ihnen gearbeitet hat, die Spur

der Vergangenheit in der Gegenwart, ja oft auch die leise Ahndung der Zukunft, welcher die Gegenwart entgegen geht. Darin liegt auch einer der höchſten Reize. Denn alles was das Laufen und das ununterbrochene Fließen der Zeit verſinnlicht, zieht den Menſchen unendlich und unnennbar an. Sehr natürlich, da er ſelbſt das Geſchöpf der Zeit iſt, da ſeine Schickſale auf ihr wie auf einem immer wogenden Meere ſchweben, da er nie weiß, ob er ſich der Gegenwart ſicher vertrauen darf, und ob nicht eine trügeriſche Zukunft ſeiner wartet. Dies tiefere Eindringen in die Gegenſtände, das man dem Hange zur Vertiefung dankt, wäre aber noch der mindeſte Vortheil. Denn Sie könnten mir vielleicht mit Recht einwenden, daß es gar wenig Dinge giebt, die ein ſolches Eindringen verdienen. Das viel Wichtigere dabei iſt der Gewinn, den der Geiſt in ſich, aus dieſem ſich Sammeln auf Einen Punkt, aus dieſer Genügſamkeit mit wenigen Gegenſtänden, auf die er ſich vereinzelt, zieht. Es entſpringt nothwendig daraus eine größere geiſtige Innigkeit, eine höhere Wärme, eine Liebe, mit der man das umfaßt, mit dem man ſich gleichſam allein in der Welt fühlt. Dadurch wird auf den Charakter ſelbſt gewirkt, oder vielmehr, da nichts Aeußeres hinzutritt, ſondern dieſer Hang aus dem Charakter ſelbſt hervorgeht, ſo entwickelt ſich der Charakter dadurch und bildet ſich zu einer höheren Würde und gehaltvolleren Schönheit aus. Denn es giebt Ideen, mit denen er gleichſam zuſammengewachſen iſt, die er nie aufgeben möchte, die ihn wie beſtändige Leiter, Freunde, Tröſter begleiten, und dieſe Ideen, die ſo zu ihm ſtehen, ſind gerade immer die eigenthümlichſten, diejenigen, die ein Andrer oft gar nicht, oft erſt nach Jahren, verſtehen und begreifen kann, was gar nicht darin liegt, daß ſie ihm, wie man es auszudrücken pflegt, zu hoch, zu verwickelt

wären, ſondern nur darin, daß ſie ſo unzertrennbar mit einem andern Individuum verbunden ſind. In Ideen dieſer Gattung würde ich nie von dem Allerkleinſten, ohne vollkommene Aenderung meiner früheren Ueberzeugung, zurückgehen; es kann nichts geben, was für dies Zurückgehen Entſchädigung gewährte, und welches Opfer auch einer ſolchen zu tiefer Ueberzeugung gewordenen Idee gebracht werden müßte, ſo kann es nie, gegen ſie ſelbſt gehalten, zu groß ſein. Die Feſtigkeit aber, die darin ſich ausſpricht, iſt keine eigenſinnige, ſie entſteht nicht einmal allein aus Verſtandesüberlegung. Denn ob ſie gleich an ſich freilich, wie die Ueberzeugung von demjenigen was von dieſer Feſtigkeit begleitet iſt, aus dem Verſtande entſpringt, ſo geſellt ſich nun in einem Gemüthe, das den Hang beſitzt, eine Idee und einen ſich mit ihr verbindenden Gegenſtand ganz und gewiſſermaßen ausſchließend zu umfaſſen, dazu Wärme, Empfindung und eigentliche Liebe. Das ganze Leben wird durch dieſe Stimmung innerlicher, und wo ſie recht einheimiſch geworden iſt, dauert ſie, wie ich in verſchiedenen Perioden meines Lebens erfahren habe, auch in derſelben Innerlichkeit mitten unter großen äußern Bewegungen fort. Sie macht alsdann denjenigen, welcher ſie beſitzt, von allen Aeußerlichkeiten unabhängig. Ueberhaupt wird durch dieſelbe, das Bedürfniß ſich gerade mit einem äußern Gegenſtande zu verbinden, vermindert. Denn die Liebe, welche die bloße innere Idee erweckt, vertritt ſchon deſſen Stelle. Wo aber etwas Aeußeres mit der Idee zuſammen trifft, da iſt nun auch die Wirkung doppelt ſtark und dauernd. Die Ideen, welche ſo durch das Leben begleiten, ſind auch natürlich zugleich dann die, welche am beſten vorbereiten, das Leben auch entbehren zu können. Denn da das Leben vorzüglich nur durch ſie Werth hat,

ſie aber feſt mit den tiefſten Kräften des Gemüths und der Seele vereinigt ſind, ſo kann ich mir wenigſtens nicht denken, wie nicht mit ihnen gerade auch das Eigenſte, was man beſitzt, mit einem hinüber gehen ſollte. Es iſt wohl zu hoffen und mit Vertrauen zu erwarten, daß ſie klarer, heller, und in neuer vielfacherer Anwendung den Geiſt umgeben werden. —

Recht herzlich habe ich mich gefreut, in Ihrem Briefe zu erkennen und ausgedrückt zu finden, daß Sie wieder ruhig und heiter werden, und aufs neue erkannt haben, daß ich nur beides zu befördern wünſche. Gewiß habe ich nur dieſe wohlwollenden Geſinnungen für Sie gehabt, wie ich vor einigen Jahren den Briefwechſel mit Ihnen wieder anfing. Ich glaube mir in meinen Geſinnungen ſtets gleich geblieben zu ſein, und Sie können gewiß ferner darauf rechnen. Die Grundſätze, nach denen ich handle, ſtammen weder aus Eigenſinn, noch ſind ſie eben ſo wenig auf eigne Wünſche berechnet. Sehr gefreut hat es mich auch, das volle feſte Vertrauen, wie ſonſt bei Ihnen, zu dieſen Ihnen mit liebevollem Antheil geweiheten Geſinnungen gefunden zu haben. Halten Sie dies unverbrüchlich feſt, liebſte Charlette, und nie wird etwas Störendes in unſerm Verhältniß entſtehen.

Daß Sie der Konſequenz gram und feind ſind, wenn ſie nichts als Eigenſinn iſt, und nur dieſen edleren Namen annimmt, darin haben Sie ganz recht. Es iſt dies dann nur eine tadelnswerthe Scheinheiligkeit. Doch muß man nicht alles Eigenſinn nennen, weven man die Gründe nicht einſieht, oder was auf ſolchen Gründen beruht, für die man, wenn man ſie auch kennt, keinen Sinn hat. Das wäre wieder auf der andern Seite und in einem andern Extreme gefehlt. Noch weniger könnte es Konſequenz ge-

nannt werden, wenn man bei Meinungen beharren wollte, die man selbst abgeändert hätte und nicht mehr, wie ehemals, für wahr hält; das wäre nichts als Rechthaberei, oder die Schwäche nicht vor Andern bekennen zu wollen, daß man früher Unrecht gehabt hat. Wenn man das selbst fühlt, muß man auch keine Schwierigkeit darin finden, es vor Andern einzugestehen. Ich halte gar nichts davon, in seinen Grundsätzen, Meinungen und Empfindungen so ein für allemal abgeschlossen zu sein, und zu denken, daß das nun alles darum so recht wäre, weil man es so lange dafür gehalten hat. Ich prüfe vielmehr immer alles aufs neue und würde es keinen Augenblick Hehl haben, wenn auch das, woran ich sehr gehangen hätte, mir plötzlich anders erschiene. Ich würde dann nicht nur selbst meine vorige Meinung ablegen, sondern es auch ohne allen Anstand bekennen. Gerade aber, wenn man so gestimmt ist, begegnet einem dies bei Andern viel weniger, denn man ist dann an sich dem Nachdenken geneigt, und die Grundsätze und Meinungen, die man hat, gründen sich dann auch auf das Nachdenken, solche aber vertauscht man nicht leicht mit andern, wenn man auch sich neuen Prüfungen noch so offen erhält. Sie sagen, daß Sie in den letzten Wochen zu sehr ernsthaftem Nachdenken über sich geführt worden sind, und Ihre Blicke sehr in die Tiefe Ihres Innern gerichtet haben. Sie werden dann dabei erfahren haben, wie wohlthätig es ist. Mir kehrt aus solchen Selbstbetrachtungen, die ich für die höchste und beste Beschäftigung halte, allemal eine große und nicht leicht wieder zu zerstörende Heiterkeit zurück. Man findet entweder, daß der Zustand des Gemüths von der Art ist, wie man nur wünschen kann ihn zu erhalten, und hat nichts nöthig gehabt, als ihn nur besser zu entwirren, mehr Licht und Klarheit in

ihn zu gießen — und das ist gewiß der Fall bei Ihnen — oder man muß sich selbst anklagen und unzufrieden mit sich sein; dann ändert man seinen Sinn, nöthigt das Gemüth zu dem, was es aus Irrthum, oder Schwäche, oder sonst einer Verkehrtheit versagte, und genießt gerade wieder in dem Gefühl, sich auf den rechten Weg zurückgebracht zu haben, einer neuen und nun wahrhaft befestigten Heiterkeit. Leben Sie herzlich wohl, bleiben Sie ruhig und heiter, und rechnen Sie auf die Gleichheit und Unveränderlichkeit meiner Gesinnungen. H.

Neunundvierzigster Brief.

Burgörner, den 6. Septbr. 1825.

Es ist nahe an Mitternacht, da ich meinen Brief an Sie anfange, er kann aber, es ist heute Dinstag, erst am Freitag abgehen. Ich habe immer im Briefschreiben die Sitte, die ich aber nicht unbedingt leben will, mich im Schreiben nicht an die Posttage zu kehren, sondern meiner Neigung zu folgen. Bei vertraulichen Briefen, wie die unsrigen sind, ist das eigentlich nicht gut. Es ist natürlich, solche Briefe sobald als möglich in die Hände desjenigen zu wünschen, dem sie bestimmt sind. Aber mit andern Briefen, die Dinge betreffen, an denen das Gemüth keinen oder wenigen Theil nimmt, ist es nicht übel, sie einige Tage liegen zu lassen. Man kann dann noch vielleicht ändern.

Was Sie über den Einfluß des schnelleren oder langsameren Umlaufs des Bluts auf das Gemüth sagen, ist vollkommen wahr, und darf bei der Beurtheilung Anderer nicht aus der Acht gelassen werden. Indeß ist es eine schöne Eigenschaft im Menschen, und ein ihm von dem Schöpfer ausschließlich vor den übrigen Erdengeschöpfen eingeräumter Vorzug, daß er immer fühlt, daß er durch den Gedanken und durch den Entschluß jeden körperlichen Einfluß, wie stark er sein möge, hemmen und beherrschen kann. Es sagt dem Menschen eine innere Stimme, daß er frei und unabhängig ist, sie rechnet ihm das Gute und das Böse an, und aus der Beurtheilung seiner selbst, die

immer ſtärker und ſtrenger ſein muß, als die Anderer, muß man jene ganz körperlichen Einflüſſe völlig hinweglaſſen. Es ſind zwei verſchiedene Gebiete, das der Abhängigkeit und das der Freiheit, und durch den bloßen Verſtand läßt ſich der Streit beider nicht löſen. In der Welt der Erſcheinungen ſind alle Dinge dergeſtalt verkettet, daß man, wenn man alle Umſtände bis auf die kleinſten und entfernteſten immer genau wüßte, beweiſen könnte, daß der Menſch in jedem Augenblick gezwungen war, ſo zu handeln, wie er gehandelt hat. Dabei hat er aber doch immer das Gefühl, daß er, wollte er in das hemmende Rad greifen und ſich von dieſer ihn umſtrickenden Verkettung losmachen, es vermöchte. In dieſem Gefühl ſeiner Freiheit liegt ſeine Menſchenwürde. Es iſt aber auch das, wodurch er gleichſam aus einer andern Welt in dieſe eintritt. Denn im Irdiſchen allein kann nichts frei, und im Ueberirdiſchen nichts gebunden ſein. Der Widerſtreit iſt nur dadurch zu löſen, daß es eine Herrſchaft des ganzen Gebiets der Freiheit über das ganze Gebiet der Abhängigkeit giebt, die wir nur im Einzelnen nicht begreifen können, die aber die Verkettung der Dinge vom Uranfange ſo leitet, daß ſie den freien Beſchlüſſen des Willens entſprechen muß.

Wie ich mir Ihren körperlichen Zuſtand denke, liebe Charlotte, ſo hängt er auch ſehr von der Seele ab. Suchen Sie daher vor allem ſich zu erheitern und von allen Seiten zu beruhigen. Es iſt dies freilich leichter zu ſagen, als zu thun, aber viel vermag es doch, wenn man ſich nur alles, was einem beſorglich ſcheint, recht klar macht und vollſtändig auseinander ſetzt, und alles in ſich zurück ruft, worin man mit dem Geſchick zufrieden ſein oder es vielleicht ſogar dankbar preiſen kann. Gelingt es dem Geiſt, die Krankheit oder Kränklichkeit ganz aus ſich zu entfernen

und bloß in den Körper zu bannen, so iſt unendlich viel gewonnen, und ſo erträgt ſich danach körperliches Uebel mit Faſſung und wirklicher, nicht ſcheinbarer Ruhe, und erträgt ſich nicht bloß, ſondern hat ſehr oft auch noch etwas die Seele ſchön und ſanft Reinigendes. Ich ſelbſt bin zwar mehrere Male, und ein Paar Mal ſehr gefährlich krank geweſen, aber an dauernder Kränklichkeit, eigentlich ſchwacher Konſtitution, habe ich nie gelitten. Ich bin aber oft mit Perſonen umgegangen, Männern und Frauen, in denen dieſer Zuſtand der tägliche war, und die nicht einmal irgend wahrſcheinliche Hoffnung hatten, ſich je anders als durch den Tod herauszuwickeln. Zu dieſen Menſchen gehörte Schiller vorzüglich. Er litt ſehr, litt dauernd, und wußte, wie auch eingetroffen iſt, daß dieſe beſtändigen Leiden nach und nach ſeinen Tod herbeiführen würden. Von ihm aber konnte man wirklich ſagen, daß er die Krankheit in den Körper verſchloſſen hielt. Denn zu welcher Stunde man zu ihm kommen, wie man ihn antreffen mochte, ſo war ſein Geiſt ruhig und heiter, und aufgelegt zu freundſchaftlicher Mittheilung und intereſſantem und ſelbſt tiefem Geſpräch. Er pflegte ſogar wohl zu ſagen, daß man beſſer bei einem gewiſſen, doch freilich nicht zu angreifendem Uebel arbeite, und ich habe ihn in ſolchen, wirklich ſehr unerfreulichen Zuſtänden Gedichte und proſaiſche Aufſätze machend gefunden, denen man dieſen Urſprung gewiß nicht anſah.

Wenn ſich Schwäche mit Wallung des Blutes, Unruhe oder gar Beängſtigung vereinigt, und dies Leiden mehrere Jahre dauert, ſo begreife ich freilich wohl, daß es Ueberdruß am Leben überhaupt hervorbringen kann, dieſem aber ſollte man doch immer mit allen Kräften entgegen arbeiten. Ich will nicht einmal darauf zurückgehen, daß dies offenbar ſogar gebotene Religionspflicht iſt, aber das Leben iſt ſchon,

ſelbſt wenn es am längſten währt, gegen die unendliche Zeit, wo man wenigſtens keinen Begriff im voraus von der Art des Daſeins hat, ſo kurz, daß man nicht mit ſeinen Wünſchen die Schranken noch näher rücken, ſondern ſich vielmehr, ſo gut es irgend gehen will, darin betten muß, und gewiß iſt es faſt noch richtiger, wie der Menſch das Schickſal nimmt, als wie ſein Schickſal iſt. Es iſt eine ſprichwörtliche Redensart, daß jeder ſich das ſeinige ſchafft, und man pflegt das ſo zu nehmen, daß er es ſich durch Vernunft oder Unvernunft gut oder ſchlecht bereitet. Man kann es aber auch ſo verſtehen, daß wie er es aus den Händen der Vorſehung empfängt, er ſich ſo hinein paßt, daß ihm doch wohl darin wird, wie viel Mängel es darbieten möge.

Erhalten Sie mir Ihr liebevolles Andenken und ſein Sie des meinigen unbezweifelt gewiß. Meine Gedanken begleiten Sie öfterer, als Sie es wohl denken. Der Ihrige

H.

Wenn Sie mir den 20. hierher ſchreiben, trifft mich Ihr Brief noch hier. Später in Berlin.

Funfzigſter Brief.

Burgörner, den 26. September 1825.

Ich habe, liebe Charlotte, Ihren am 4. d. M. angefangenen und am 6. geſchloſſenen Brief empfangen, und ſage Ihnen meinen wärmſten Dank für alles Gute und Liebevolle, was er für mich enthält. Ich habe nur mit Bedauern bemerkt, daß Sie wieder in dieſem Briefe über eine wehmüthige Stimmung und eine Oede, Dürre und Freudenloſigkeit klagen, und mich bitten, Sie zu tragen und wie eine Kranke anzuſehen und Nachſicht mit Ihnen zu haben. Deswegen, liebe Charlotte, brauchen Sie kein Bedenken zu hegen. Sie bedürfen auf keine Weiſe der Nachſicht bei mir, da mir gar nichts in dieſem Tone mißfällig iſt, ſondern es mich nur ſchmerzt, daß Sie durch eine ſolche Stimmung leiden. Entſchuldigen Sie ſich alſo ja nicht deshalb. Ich wünſchte, daß Sie heiter, wohlgeſtimmt, mit Ihrer Lage und Thätigkeit zufrieden wären und den letzten Theil Ihres Lebens glücklich durchlebten. Aber ich begreife wohl, wie eine Reihe widriger Schickſale das Gemüth gleichſam einſchüchtern und herabſtimmen können, und wenn einmal es ſo in Ihnen iſt, ſo iſt mir das Vertrauen theuer, mit dem Sie ſich mir ſo zeigen, wie Sie jedesmal ſind. Ich glaube allerdings, daß der Menſch viel thun kann, um ſolche Stimmungen abzuwehren, oder wenn ſie ſich einſtellen, ſie in heitere umzuwandeln. Aber ich beſcheide mich gern, daß, was einem unter gewiſſen Umſtänden möglich

und ſelbſt nicht ungemein ſchwer iſt, von andern und unter verſchiedenen Umſtänden kaum geleiſtet werden kann. So kann von Mißfallen nie die Rede ſein, ſondern nur von aufrichtigem Antheil an dieſem Zuſtande. Ich bin indeß in mir überzeugt, daß er nicht lange dauern, ſondern bald vorübergehen wird. Wenn Sie mir erlauben, Ihnen einen Rath zu geben, ſo achten Sie in ſolcher Zeit nur wenig auf ſich und Ihr Inneres, und ſuchen Sie ſich mehr äußerlich zu beſchäftigen. Ich meine damit nicht ſowohl Ihre eigentliche Arbeit, als andere ſelbſt gewählte eigene Beſchäftigung, auch mit Leſen und Schreiben, und übergebe das übrige der Zeit. Sie bemerken ſelbſt ſehr richtig, daß dies das beſte und wirkſamſte Mittel gegen ſolche Stimmungen iſt. Ich begreife übrigens ſehr gut, von welchem Zuſtande Sie eigentlich ſprechen. Sie bezeichnen ihn, ſo wie Sie ſich überhaupt immer ſehr treffend ausdrücken, ganz richtig, durch eine unfruchtbare, dürre Stimmung. Es unterſcheidet ſich dieſe ganz und gar von einem einzelnen Kummer, ſelbſt von dem Schmerz einer allgemeinen unglücklichen Lage. Dieſe greifen das Gemüth allerdings heftiger an und zerſtören es mehr, aber ſie bringen auch eine große, gegen ſie ankämpfende Kraft in Aufregung; dieſer Kampf hebt die Seele, indem er ſie betrübt, und die Entſcheidung iſt kurz und lebendig. Die unfruchtbare Stimmung hingegen müßte etwas finden, was ſie von außen höbe und in Bewegung und Thätigkeit ſetzte, und dies findet ſich um ſo ſchwerer, als dieſe öde Stimmung ihm ſelbſt den Eingang wehrt. Indeß giebt es zwei Gegenſtände, welche doch auch in ſolchen Stimmungen immer in der Seele willkommene Aufnahme finden: die Freude an der Natur, und die Beſchäftigung mit Ideen. Sie werden mich hier fragen, was für Ideen ich meine, ſo wie Sie ſchon

in Ihrem Briefe sagen, daß ich Sie darüber in Ungewißheit gelassen habe. Einzelne, bestimmte Ideen verstehe ich darunter gar nicht, sondern die Beschäftigung mit innerm, tiefem Nachdenken selbst. Dieses Nachdenken kann von allem ausgehen und sich an alles heften, nur sein Ziel, sein Endpunkt, zu dem es allemal gelangt, ist immer nur ein und dasselbe, nämlich das menschliche Schicksal im Ganzen und seine Lösung in dem Augenblick, wo alles Irdische zurücktritt und seinen Werth verliert und nur das rein Geistige übrig bleibt, dasjenige, was man nur in so fern noch menschlich ansehen kann, als der Mensch auch zu dem Höchsten bestimmt ist. Bei Privatereignissen des Lebens, bei Weltbegebenheiten, die unter unsern Augen vorgehen, bei Erinnerungen an beide aus vergangener Zeit, folgt der Geist immer gern den oft verwickelten Ursachen nach, erforscht die schon sichtbaren oder noch zu erwartenden Folgen, und verweilt endlich bei dem Gedanken, wie viel zuletzt auf der wahrhaft richtigen Wagschale daran noch Werth haben, und welcher dies sein wird. Wenn ich also von Beschäftigungen mit Ideen, Vertiefung in sie, Richten auf einen Punkt rede, so meine ich damit nichts Einzelnes, aber das Beschäftigen mit Nachdenken selbst, das Entkleiden der Dinge von ihrem Schein, das Prüfen seiner selbst und Anderer, und das Sammeln aller Gedanken auf das, was allein seine Vortrefflichkeit in sich selbst trägt, was auch im vergänglichen Menschen nicht untergehen kann, weil es nicht aus dem Menschen stammt, und was nach richtigem Maßstab erwogen allein verdient, daß der Mensch sich ihm ganz und bedingungslos hingebe.

Gelehrte oder auch nur wissenschaftliche Betrachtungen begreife ich eigentlich darunter nicht. Diese können allerdings den Stoff zu jenem Nachdenken sammeln und zube-

reiten, ſie können daſſelbe leiten, berichtigen, läutern, allein der letzte Zweck kann nicht in ihnen liegen. Das wahrhaft heilbringende Nachdenken bedarf nur der eignen, in ſich ſelbſt geſammelten Gemüthskräfte, es kann es jeder erreichen, da die Endfäden des menſchlichen Schickſals, an die es alles anknüpft, doch von jedem Menſchen aufgenommen werden müſſen, und die Ideen, die dabei in Anregung kommen, in jedem, dem Gebildeten wie dem Ungebildeten, vorhanden ſind, nur in verſchiedenen Graden der Klarheit und Beſtimmtheit, da ſich dieſem Nachdenken zu widmen, nicht ſowohl tiefe Verſtandeskräfte erfordert werden, als nur ein durch Vertreibung aller unrichtigen Begierden, durch Entfernung alles Nichtigen, durch Gleichgültigkeit gegen Genuß und äußeres Glück und durch Selbſtbeherrſchung ſtarkes und geläutertes Gemüth. Ueberhaupt aber hat die Beſchäftigung der Verſtandeskräfte auf den innern Menſchen denſelben wohlthätigen Einfluß, den die Sonne auf die Natur ausübt. Sie zerſtreuet die Wolken des Gemüths, erleuchtet und erwärmt, und hebt den Geiſt allmählig zu einer kraftvollen Ruhe. Wenn ich durch irgend etwas verſtimmt bin (was mir freilich kaum dreimal des Jahres begegnet), oder wenn ich krank bin, heilt mich von beiden immer am ſicherſten eine den Kopf einſeitig anſtrengende Arbeit. Unter dem, was Sie in Ihrem Briefe Freudenloſigkeit nennen, verſtehen Sie, glaube ich, nicht den Zuſtand, wo ſich keine Freude im Leben einfindet, ſondern den, wo die Seele für die Freude nicht mehr oder weniger empfänglich iſt. Sie fragen mich: ob ich je einen ſolchen Zuſtand gekannt habe? Er iſt mir in meinem ganzen Leben fremd geweſen. Menſchen, die in einer gewiſſen leichten Befriedigung aller Wünſche leben, wie es mir ſelbſt meiſtentheils ergangen iſt, pflegen leicht den Sinn für Freude

und Genuß zu verlieren und eine Gleichgültigkeit dagegen zu erhalten. Dies ist bei mir nie der Fall. Ich kann vielmehr mit Wahrheit und mit inniger Dankbarkeit sagen, daß ich täglich die Erfahrung erneuere, daß für den, der sie herauszunehmen versteht, fast in jedem Dinge in der Natur ein Gegenstand der Freude liegt. Es schadet auch meiner Empfindung nicht, dieselbe oft hinter einander zu genießen. Es ist vielmehr, als würde sie dadurch nur lebendiger und der Seele eigenthümlicher.

Ich hoffe in den ersten Tagen einen Brief von Ihnen zu empfangen, und lasse darum den meinigen noch ungeschlossen, auch weil ich warte und auch hoffe, Sie schreiben mir offen und vertrauungsvoll über Ihre innere, wehmüthige Stimmung und deren Grund, den ich endlich gehoben wünsche. Zu lange hat sie schon gedauert.

Ich will doch lieber meinen Brief abgehen lassen, und nicht, wie ich willens war, erst den Ihrigen erwarten, da ich Sie in einer Stimmung weiß, worin Ihnen mein Zuspruch wohlthuend sein wird, da er Ihnen gewiß meine innige Theilnahme ausdrückt, womit ich Ihnen unwandelbar angehöre. Ihr H.

Einundfunfzigſter Brief.

Ich habe Ihren Brief vom 20. erhalten, liebe Charlotte, wie eben der meinige an Sie abgegangen ſein konnte. Ich ſchreibe Ihnen aber auf der Stelle, ob es nur wenig heute ſein kann. Ich danke Ihnen von ganzem Herzen, daß Sie mir, wie ich es von Ihnen erwartete, offen und freimüthig ſagen, wie es in Ihnen iſt. Ja, liebe Charlotte, ich habe ſeit mehreren Wochen alles erkannt, was in Ihrer Seele vorging, und es war ein falſches Urtheil von mir, daß ich meinte, in einem ſo tiefen Gemüth als das Ihrige, würde ſich das in ſich verlieren. Sie legen mir alles, was in dieſer letzten Zeit Sie ſo wehmüthig bewegte, klar und deutlich dar. Sie können das ſchmerzliche Gefühl nicht überwinden, daß Sie mir „die kleine Freude, die ich wünſchte", nicht zurückgeben konnten, „für tauſend Freuden, die Sie empfingen", wie Sie ſich liebevoll ausdrücken. Sie bedauern zugleich, „daß Sie ſich ſelbſt der höheren Bildung beraubten, der Sie theilhaftig geworden ſein würden, hätten Sie ſich meiner Leitung unbedingt überlaſſen können"; Sie führen, ohne ſich im geringſten rechtfertigen zu wollen, als ein betrübtes Hinderniß eine ſchmerzliche Erregbarkeit eines durch große und langjährige Leiden zerſtörten Nervenſyſtems an; endlich laſſen Sie weislich liebevoll erkennen, was ich immer ahndete, daß Sie, immer noch auf mehr Stärke hoffend, das Zurückkommen und ſpätere Eingehen in meine Wünſche nicht haben aufgeben

wollen, aber doch auch nicht haben versprechen können. Durch das alles sei die tief wehmüthige Stimmung entstanden, die sich Ihrer gänzlich bemächtigt habe. Liebe, gute Charlotte, ich habe alle diese Empfindungen seit mehreren Wochen in Ihnen erkannt, und ich darf sagen, ganz gewürdigt, meine tief empfundene, wahre Achtung ist dadurch noch erhöhet. Es sind die natürlichen Regungen in einer edeln weiblichen Seele, Sie sind Ihrer werth, und ich danke Ihnen aus innigem Herzen dafür, daß Sie mich werth halten, mir so ohne Rückhalt Ihr Inneres aufzuschließen. Hören Sie nun aber auf meine Bitte: ich wiederhole Ihnen, was ich Ihnen mehrmals gesagt habe, daß keine meiner Empfindungen für Sie verändert ist, alle Ihnen zugewendet sind in liebevoller Theilnahme, in Rath und That, so wie Sie beides wollen. Es wäre in der That recht traurig, wenn Sie das nicht endlich wieder in ein vertrauungsvolles Herz aufnehmen wollten. Ihre frühere, schöne, heitere Zufriedenheit muß endlich zurückkehren. Gern will ich Ihnen Beistand leisten, wie bisher, aber Sie müssen auch das Ihrige thun, vor allen sich nicht länger mit Wahnbildern quälen, denen Sie sich hingegeben haben, mit Ihrem sonst so gläubigen, frommen Herzen, das gewohnt ist, nicht nur seine Handlungen, sondern auch seine Empfindungen vor einem höheren, unsichtbaren Richter zu prüfen. Hören Sie, erwägen und befolgen Sie meine Bitte und meinen Rath, Sie machen mir dadurch eine große Freude. Leben Sie herzlich wohl und verzeihen Sie meine Kürze, ich bin im Begriff von hier abzureisen. Ihren nächsten Brief richten Sie nach Berlin. Ihr, Ihnen mit unwandelbarer Zuneigung angehörender H.

Nachſchrift. Sie erwähnen im letzten Briefe einer Idee, die ſehr anſprechend iſt, und die Sie eine Hypotheſe nennen, wobei Sie gern und oft verweilen. Sie wiſſen, wie gern ich mich mit Ideen beſchäftige, und wie mich die Ihrigen intereſſiren. Ich bitte Sie, ſetzen Sie mir Ihre Gedanken recht ausführlich aus einander, auf ein beſonderes Blatt und recht bald. Es wird mir große Freude machen. Ich möchte, wie ich Ihnen ſchon oft ſagte, alles genau kennen, was in Ihrer Seele aufſteigt und Sie bewegt, und Sie halten mich werth eines Vertrauens, das ich ſehr dankbar erkenne und als eine hohe Gabe empfange.

Zweiundfunzigſter Brief.

Tegel, den 17. October 1825.

Ich bin ſeit Anfang October hierher zurückgekommen, und habe Ihren Brief vom 4. bald nach meiner Rückkunft bekommen, und danke Ihnen, liebe Charlotte, ganz beſonders und aufs herzlichſte für den ganzen Inhalt, der ganz meinen Erwartungen entſprochen hat. Ja, ich wußte und rechnete feſt darauf, daß Sie mir die Freude machen würden, auf meine Bitten und Vorſtellungen einzugehen, nun will ich auch nicht länger dabei verweilen, weil ich das am beſten halte, ſondern zu andern Gegenſtänden übergehen. Das aber muß ich noch ſagen, daß ich mit Freude und inniger Theilnahme ſehe, daß es auch beſſer mit Ihrer Geſundheit geht, und Sie einige Aenderungen in Ihrer Lebensdiät vornehmen. Auch iſt es mir ſehr lieb, daß Sie einmal einen Arzt befragt haben. Folgen Sie nun auch ſeinem Rath, wo es Ihnen nicht zu ſehr zuwider iſt. Die Krankheit des Gemüths, die ich Ihnen aber nicht zugebe, ſchwindet gewiß bald und von ſelbſt. Eine ſo geſunde und klare Seele, wie die Ihrige iſt, wird eingebildete Uebel durch ernſte und angeſtrengte Selbſtbehandlung leicht heilen, da ja Gott dem Menſchen darum den freien Willen gegeben hat, um in ſich aufzunehmen, und aus ſich auszuſcheiden, was die beſonnene Vernunft dazu angemeſſen hält.

Gewiß haben Sie in den letzten September- und erſten Octobertagen auch die Schönheit des öſtlichen Sternenhim-

mels bemerkt? Drei Planeten und ein Stern erster Größe ſtanden nahe beiſammen, Mars und Jupiter im Löwen, die Venus ſpäter als Morgenſtern nahe dem Sirius. Ich bemerke es nur, im Fall Sie den herrlichen Anblick verſäumt hätten, Sie noch nachholen können. Am ſchönſten war es zwiſchen drei und vier Uhr Morgens zu ſehen. Ich bin mit meiner Frau faſt alle Morgen aufgeſtanden und wir haben lange am Fenſter verweilt, und haben uns jedesmal nur mit Mühe von dem ſchönen Anblick losreißen können. Ich habe von meiner Jugend an ſehr viel auf die Sterne und das Beſchauen des geſtirnten Himmels gehalten. Meine Frau theilte, wie die meiſten, ſo auch dieſe meine Neigungen mit mir, und ſo habe ich mein ganzes Leben hindurch, zu Zeiten mehr, zu Zeiten weniger, in ſternhellen Nächten zugebracht. Selten iſt aber ein Jahr und eine Jahreszeit ſo günſtig dazu geweſen, als dieſer wunderbar ſchöne, helle und reine Herbſt. Ich kann nicht ſagen, daß an den Sternen mich ſo die Betrachtung ihrer Unendlichkeit und des unermeßlichen Raumes, den ſie einnehmen, in Entzücken ſetzt, dies verwirrt vielmehr nur den Sinn, und in dieſer Anſicht der Zahlloſigkeit und der Unendlichkeit des Raumes liegt ſogar ſehr vieles, was gewiß nur auf menſchlicher, nicht ewig zu dauern beſtimmter Anſicht beruht. Noch weniger betrachte ich ſie mit Hinſicht auf das Leben jenſeits. Aber der bloße Gedanke, daß ſie ſo außer und über allem Irdiſchen ſind; das Gefühl, daß alles Irdiſche davor ſo verſchwindet, daß der einzelne Menſch gegen dieſe in den Luftraum verſtreuten Welten ſo unendlich unbedeutend iſt, daß ſeine Schickſale, ſein Genießen und Entbehren, worauf er einen ſo kleinlichen Werth ſetzt, wie nichts gegen dieſe Größe verſchwinden; dann daß die Geſtirne alle Menſchen und alle Zeiten des Erdbodens verknüpfen, daß ſie alles geſehen ha-

ben vom Anbeginn an, und alles ſehen werden, darin verliere ich mich immer im ſtillen Vergnügen beim Anblick des geſtirnten Himmels. Gewiß iſt es aber auch ein wahrhaft erhabenes Schauſpiel, wenn in der Stille der Nacht, bei ganz reinem Himmel, die Geſtirne, gleichſam wie ein Weltenchor, herauf- und herabſteigen, und gewiſſermaßen das Daſein in zwei Theile zerfällt. Der eine Theil, wie dem Irdiſchen angehörend, in völliger Stille der Nacht verſtummt, und nun der andere heraufkommt in aller Erhabenheit, Pracht und Herrlichkeit. Dann wird der geſtirnte Himmel, aus dieſem Geſichtspunkte angeſehen, gewiß auch von moraliſchem Einfluß. Wer, der ſich gewöhnt hat, in dergleichen Empfindungen und Ideen zu leben, und oft darin zu verweilen, könnte ſich leicht auf unmoraliſchen Wegen verirren. Wie entzückt nicht ſchon der einfache Glanz dieſes wundervollen Schauſpiels der Natur? Ich habe ſchon oft daran gedacht, daß Ihnen gerade, liebe Charlotte, ein kleines Studium der Aſtronomie beſonders zuſagen müſſe; wenn Sie es wünſchen, will ich Ihnen gern einige Anleitung geben, und Ihnen Bücher nennen, die Ihnen behülflich ſein können.

Sie fragen mich, ob ich allein, oder mit den Meinigen in Burgörner geweſen bin? Wir waren noch in dieſem Sommer mit allen unſern Kindern und noch andern Verwandten in Burgörner, ſo daß im ziemlich großen Hauſe kein Zimmer zu viel war. Meine Tochter aus Schleſien kam aber erſt ſpäter, und mein jüngſter Sohn hatte uns früher verlaſſen. Ich aber bin nicht immer dort geweſen. Einmal bin ich meiner Tochter entgegen gereiſt, ſie abzuholen, dann habe ich auf zwei andern Gütern meiner Frau

einige Tage allein zugebracht. Ich kann wohl ſagen, daß ich beides, das Familienleben und die Einſamkeit genieße. Ich wünſche mich nie aus dem erſten in die letzte, aber bin ich allein, ſo füllt ſich meine Zeit und mein Sein auch gehörig durch mich ſelbſt aus. Indeß kann man nicht leicht einfacher, glücklicher und heiterer in ſeiner Familie leben, als ich, da alle mit mir zufrieden ſind und ich mit allen. Es iſt nie eine Uneinigkeit, nie eine Verſtimmung und keine Störung, als die etwa Krankheit macht. Daher iſt von dieſem Leben auch wenig zu ſagen, da es gar wenig reich an Begebenheiten iſt. Von Krankheiten ſind wir Gottlob! frei geblieben. Meine Frau, die zu Zeiten viel zu leiden hat, aber bei großer Geiſtesſtärke und Willensklarheit wenig davon in ihre Aeußerungen übergehen läßt, iſt ſeit einiger Zeit viel beſſer, und viel kräftiger in der That und im Ausſehen geweſen. Hier haben mich meine Töchter mit ihren Männern herbegleitet, aber mein älteſter Sohn iſt mit ſeiner Frau nach Schleſien zurück gegangen, wohin meine zweite Tochter auch bald zurück kehrt. So iſt das Aeußere meines Lebens geweſen, und ſo iſt es. Es iſt nie meine Art geweſen in Briefen davon gerne zu ſprechen, und daher hatte ich auch vergeſſen Ihnen zu ſagen, ob ich allein gereiſt ſei, oder nicht. Ich halte einmal nichts vom Erzählen, Ereigniſſe und Begebenheiten ſcheinen mir nur der Gefühle und Gedanken wegen, die ſie hervorbringen, intereſſant. Auch im Geſpräch erzähle ich nie, wo ich nicht muß, und trage nichts in meiner Familie, was mich und andere betrifft, herum, um es mitzutheilen. Es hat mir immer eine gewiſſe Ideenarmuth geſchienen, wenn man ſchriftlich oder mündlich aufs Erzählen kommt, wiewohl ichs in andern nicht tadle. Ich bin auch nie der Meinung geweſen, daß es zur Freundſchaft gehört, ſich mitzutheilen,

was einem Frohes oder Schmerzliches begegnet. Es mag dies wohl auch Freundschaft heißen und sogar sein, aber es giebt wenigstens Gottlob! eine höhere, auf Reinerem und Höherem beruhende Freundschaft, die dessen nicht bedarf und, weil sie mit etwas Edlerem beschäftigt ist, darauf nicht kommt.

Was ich Ihnen, liebe Charlotte, schon lange bestimmt hatte, werden Sie nächster Tage erhalten, nämlich eine Rolle Kupferstiche vom hiesigen Hause nebst einem Grundriß und Erklärung, so daß Sie dadurch eine anschauliche Idee von meiner hiesigen Existenz erhalten, da ich doch am meisten hier bin. Diese Kupferstiche gehören zu einem allgemein architektonischen Werke, und ich konnte sie mir bisher nicht einzeln verschaffen. Aber nun werde ich einen Weg dazu finden. Wenn Sie also eine Rolle mit Kupferstichen erhalten, so ist es von mir. Ich gehe noch einmal Ihren letzten Brief durch und verweile bei einer Stelle, die mir viel Vergnügen gemacht hat, und die ich mehr als einmal gelesen habe. An das zarte Verhältniß unserer dauerhaften Freundschaft knüpfen sich so manche schöne, und wenn man sie weiter verfolgt, höhere und selbst erhebende Ideen. Ich gehe zuerst davon aus, daß Sie mir diese Empfindungen von früher Jugend her gewidmet, und zart gesondert erhalten haben, bis ins Alter, ohne irgend eine Absicht, Wunsch oder Forderung daran zu knüpfen. Es giebt also schon hier, unter allem irdischen Wechsel, den Beweis von Dauer, Unvergänglichkeit, und man möchte sogar sagen Unendlichkeit. Auf der andern Seite, von Festhalten des Unveränderlichen, von Würdigung des wahrhaft Werthvollen in würdiger Erfassung eines höhern Guts,

in Wegweiſung kleinlicher, engherziger Beſchränkung. Denn gerade dieſe Engherzigkeit, der man ſo oft begegnet, und worin ſich der, der ſie nährt, meiſt gefällt, beweiſt die ſinnliche Unlauterkeit der Gefühle derer, die dergleichen Schranken bedürfen, um ſich dahinter zu verſtecken. Die wahre Liebe, die ihrer höhern Abſtammung treu bleibt und gewiß iſt, erwärmt gleich der Sonne, ſo weit ihre Strahlen reichen, und erhellt verklärend alles in ihrem lautern Glanz. Endlich erhebt eine ſolche Erſcheinung die Seele in Hoffnung und Glauben. Begleiten uns ſchon hier in unſrer Endlichkeit und Unvollkommenheit dauernde Treue und Liebe, beſitzen wir ſchon hier unentreißbare Güter, die mit uns hinüber gehen, die wir nicht zurück laſſen werden, wie ſollte uns nicht die Hoffnung beſeelen und erheben, daß wir im Ueberirdiſchen in höherer Klarheit wieder finden, was uns ſchon hier beſeligen konnte, als freie Himmelsgabe. Zählen und rechnen Sie, theure Charlotte, aber auch feſt auf die gleiche und unwandelbare Geſinnung, womit ich Ihnen angehöre. Ihr H.

Dreiundfunfzigſter Brief.

Berlin, den 30. October 1825.

Ich ſchreibe Ihnen heute nur wenige Zeilen, um die Kupferſtiche von Tegel nicht ohne Begleitung abgehen zu laſſen. Die Beſtimmung der einzelnen Zimmer ſteht zum Theil auf dem Plan. In dem als Bibliothek bezeichneten und den Kabineten nach dem Garten zu daneben wohne ich. Sonſt ſind im rez-de-chaussée nur Leuteſtuben. In dem Stockwerke eine Treppe hoch iſt, wie es auch bezeichnet iſt, über der Küche das Eßzimmer. Auf der entgegengeſetzten Seite des Hauſes, in dem runden Ausbau nach dem Hofe hin, ſchlafen wir. Die übrigen Räume dieſes Stockes bewohnt meine Frau mit meiner unverheiratheten Tochter, und zugleich ſind es die Geſellſchaftszimmer. Der zweite Stock iſt für meine Kinder, und ſind mehr hier, als da Platz haben, ſo räumen wir ihnen Platz im erſten Stockwerk. Leben Sie herzlich wohl. Wie immer Ihr H.

Vierundfunfzigſter Brief.

Berlin, den 8. November 1825.

Sie werden, liebe Charlotte, die Kupferſtiche von mir erhalten haben, und ich weiß zum voraus, daß ſie Ihnen Freude machen werden. Sie ſind ſo genau, daß ſie ein ſehr beſtimmtes und deutliches Bild des Hauſes geben müſſen, wenn man ſie durchgeht. Ich habe den Ort ſehr gerne, bin aber doch im Grunde nicht viel da. In dieſem Jahr verlebte ich kaum vier Monate dort. Im Winter habe ich mehrere Gründe, in der Stadt zu ſein, obgleich meiner Frau und mir das Leben auf dem Lande auch dann ſehr zuſagen würde. Im Sommer nöthigen oder veranlaſſen mich wenigſtens die Angelegenheiten der andern Güter, auch dieſe zu beſuchen. So kommt man, bei aller anſcheinenden Freiheit, doch nicht immer dazu, das zu thun, was einem das Liebſte wäre. An Tegel hänge ich aus vielen Gründen, unter denen doch aber der hauptſächlichſte die Bildſäulen ſind, theils Antiken in Marmor, theils Gypſe von Antiken, die in den Zimmern ſtehen, und die ich alſo immer um mich habe. Wenn man Sinn für die Schönheit einer Bildſäule hat, ſo gehört das zu den reinſten, edelſten und ſchönſten Genüſſen, und man entbehrt die Geſtalten ſehr ungern, an denen ſich das Vergnügen, wie unzählige male man ſie ſieht, immer erneuert, ja ſteigert. So reizend auch Schönheit und Geſichtsausdruck an lebenden Menſchen ſind, ſo ſind beide doch an einer vollende-

ten Statue, wie die antiken sind, so viel mehr, und so viel höher, daß es gar keine Vergleichung aushält. Man braucht, um das zu finden, gar keine besonderen Kenntnisse zu besitzen, sondern nur einen natürlich richtigen Sinn für das Schöne zu haben, und sich diesem Gefühl zu überlassen. Die Schönheit, welche ein Kunstwerk besitzt, ist natürlich weil es ein Kunstwerk ist, viel freier von Beschränkung, als die Natur, sie entfernt alle Begierde, alle auch auf noch so leise und entfernter Weise eigennützige oder sinnliche Regung. Man will sie nur ansehen, nur sich mehr und mehr in sie vertiefen, man macht keine Ansprüche an sie, es gilt von dieser Schönheit ganz, was Goethe so schön von den Sternen sagt: „Die Sterne die begehrt man nicht, man freut sich ihres Lichts." Sie werden auf der Zeichnung des Hausflurs einige Statuen bemerken, unter andern einen weiblichen Körper ohne Kopf und Arme. Dieser steht nicht mehr da, sondern ist jetzt mit andern Statuen in meiner Stube. Ich besitze ihn schon lange, und hatte ihn auch in Rom immer bei mir. Es ist eine der vollendetsten antiken Figuren, die sich erhalten haben, und es giebt nicht leicht eine andere Bildsäule einen so reinen Begriff streng weiblicher Schönheit. Alle Figuren, die Sie in dem Flur gezeichnet sehen, stehen jetzt in den Stuben. Nur das runde Gefäß in der Mitte ist im Flur geblieben. Es wird Sie gewundert und Sie werden nicht errathen haben, was es ist. Es ist eine antike Brunneneinfassung von Marmor mit einem Basrelief rund herum, welches ein Bacchusfest vorstellt. Man sieht noch den Einschnitt, den nach und nach der Strick, an dem man die Eimer heraufzog, im Marmor gemacht hat. Der Himmel weiß, durch welche Umstände dies Stück in Rom in eine Klosterkirche gekommen war. Die Legende sagt, es

sei derselbe Brunnen, in dem der heilige Papst Calixtus den Märtyrertod gelitten habe. Man hielt sogar das Wasser für heilbringend. Indeß wollte der Papst den Marmor verkaufen, und so erhielt ich ihn. Es kostete anfangs Mühe, die Erlaubniß zu erhalten, ihn aus Rom auszuführen. Aber der Papst, der vorige, war mir sehr gewogen und gab mir die Erlaubniß. In dem Saal über meiner Stube, der die hauptsächlichsten Kunstwerke enthält, stehn drei sehr schöne Säulen, von äußerst seltenem Marmor, und ein Medusenhaupt von Porphyr, die mir der Papst geschenkt hat. Die zierlichste unsrer Antiken, eine kleine bekleidete Nymphe, die eben Wasser zu schöpfen geht, steht in einer Nische im Salon, dicht am Antiken-Saal. Ich erzähle Ihnen, liebe Charlotte, diese Details, weil sie Ihnen ein Bild von dem Innern des Hauses geben werden. Gemählde sind gar nicht im Hause, wir haben die, welche wir besitzen, hier in Berlin.

Ich habe mich recht herzlich gefreut, in Ihrem letzten Brief die ruhige, heitere, vertrauende Stimmung wieder zu finden, die Ihnen immer eigen war. Erhalten Sie sich nur ja in dieser Stimmung, und geben Sie keinen trüben Gedanken wieder Raum. Ich weiß wohl, daß das leichter gesagt, als gethan ist, und fühle allerdings, daß Ihre Lage Ihnen viel zu wünschen übrig läßt, aber außerdem, daß Sie eine schöne und seltene Genügsamkeit besitzen, haben Sie doch in Ihrer Lage selbst Eins, was Ihnen ein erhebendes Gefühl und eine große Genugthuung gewähren muß. Sie können sich nämlich sagen, daß Alles, was Ihre Lage auch wieder Gutes und Beruhigendes hat, Ihr Werk ist, daß Sie sich durch sich selbst ein unabhängiges Dasein geschaffen und wieder gesichert haben. Die Charakterseiten, die dazu im Innern gehörten, das Talent und die

Thätigkeit, die im Aeußern hinzukommen mußten, gewahren einen Lohn in sich, ganz abgesondert noch von dem, was dadurch hervorgebracht wird. Was mir nur immer leid thut, ist, daß eigentlich Ihr ganzes Wesen eine andere Art von Beschäftigtsein bedürfte. Man muß allerdings annehmen, daß auch äußere Lagen, die ganz heterogen erscheinen, wieder Charakterseiten ausbilden, die ohne dies vielleicht unentwickelt blieben, und darauf kommt es am Ende doch vor allem an. Ich lobe und billige sehr, daß Sie Einrichtungen getroffen, wodurch Ihnen, was Sie vor allem bedürfen, mehr Stille gesichert wird. Das Entbehren dessen, was unser innerstes Bedürfniß fordert, ist härter als äußere Entbehrungen, besonders für Sie.

Sie wollen meine Meinung über Walter Scott, und fragen mich, was Sie lesen sollen. Da weiß ich Ihnen aber schwer Rath zu geben. Ich lese schon an sich wenig Deutsch, und unter diesen meist solche wissenschaftliche Bücher, die doch nicht für Sie sein würden, ich bin also eigentlich darin ein schlechter Rathgeber. Sie bemerken, daß Sie, ob die Mode es wolle, Scotts Romanen keinen rechten Geschmack abgewinnen können, daß die Kerker-, Räuber- und Wirthshaus-Scenen und die schaudererregende Richtung seiner Phantasie sehr unangenehme Eindrücke auf Sie machen und hinterlassen; daß ein Paar seiner Bände Ihnen nicht Eine erhebende Idee geben, daß Sie seinen Romanen keine längere Dauer versprechen als den Lafontaine'schen. Wenn ich auch nicht ganz Ihrer Meinung sein kann, will ich Sie doch auch nicht widerlegen; ich begreife, daß sie den geschilderten Eindruck auf Sie machen, und Sie nicht alle lesen werden. Einige habe ich auf dem Lande den Abend bei meiner Frau vorlesen hören, und sie haben mir viel Vergnügen gemacht. Ich empfehle Ihnen vor allen

den Astrologen, den Kerker von Edinburg und Ivanhoe. Es ist eine schöne Lebendigkeit und eine sehr richtige Zeichnung und Durchführung der Charakter in diesen Romanen, und sie haben noch das Anziehende, daß sich mehrere derselben genau an wirklich geschichtliche Ereignisse anschließen, und eine in große Details eingehende Schilderung von Sitten und Gebräuchen verschiedener Zeitalter enthalten. Geschichtsbücher würde ich immer als Lectüre vorziehen, und ich denke mir oft, daß, wenn ich einmal das Schicksal haben sollte, wie es Personen, die ihre Augen viel gebraucht haben, häufig geht, ganz schwache Augen zu bekommen, oder ganz blind zu werden, wo das eigne Studiren nicht mehr geht, daß ich mir, sage ich, da würde lauter Geschichtsbücher vorlesen lassen. In der Geschichte interessirt nun einen mehr das Entferntere, andern mehr das Nahe. Wenn Ihnen das letzte das liebste wäre, so sind seit einigen Jahren eine Menge interessanter Memoiren in Frankreich erschienen. Ich habe äußerst wenige davon gelesen, aber doch viel davon gehört, und anziehend sind diese Schriften gewiß. — Ich sehe nun mit Vergnügen dem neuen Heft Ihrer Lebenserzählung entgegen und es macht mir lebhafte Freude, daß Sie diese Arbeit fortsetzen wollen. Ich wiederhole Ihnen von ganzem Herzen, liebe Charlotte, die Versicherung meiner herzlichen und immer gleichen Gesinnungen. Ihr H.

Fünfundfunfzigster Brief.

Berlin, den 1. December 1825.

In der Zwischenzeit, wo ich Ihnen, liebe Charlotte, nicht schrieb, habe ich Ihr letztes Heft nebst Ihrem Brief empfangen und gelesen, und danke Ihnen für beides, besonders Ihre Lebenserzählung, auf das herzlichste. Es hat mir dasselbe Vergnügen gewährt als die vorhergehenden, und recht eigentlich das Vergnügen dieser in mir erneuert. Es ist gerade die interessanteste Epoche des weiblichen Alters, welche Sie in diesem Hefte schildern, und darum ist das Interesse, das es erregt, noch lebhafter, wenn es auch eigentlich noch leer an dem ist, was man Begebenheiten zu nennen pflegt. Das Heranwachsen eines menschlichen Wesens, die innere, sich immer mehr und deutlicher entfaltende Eigenthümlichkeit, ihr Durchlaufen verschiedener Stufen, die alle an einander gereihet sind und eine zur andern führen, dies Alles ist selbst eine Begebenheit, und gerade für den, der es richtig aufzufassen und zu würdigen versteht, eine größere und interessantere, als irgend ein Wechsel äußerer Umstände, den man gewöhnlich mit diesem Namen zu belegen pflegt, und der dann doch am Ende nur als ein äußerer Anstoß wirkt. Diese innere Begebenheit nun, denn so kann man es nennen, ist auch in diesem Heft einfach und natürlich dargestellt, und so, daß man zugleich sieht, daß sie mit Freiheit und Scharfblick aufgefaßt ist. Dabei sieht man Sie sich doch immer auch in Ihren damaligen

Umgebungen bewegen, lernt die Personen kennen, die mit Ihnen in Verbindung standen, und hat also ein anschauliches Bild interessanter menschlicher Eigenthümlichkeiten in einer nun schon lange vergangenen Zeit. Wenn dieses Bild schon von ganz fremden und unbekannten Menschen Interesse erwecken würde, so gesellt sich zwischen Ihnen und mir freundschaftlicher Antheil dazu, und so werden Sie mir, wie ich Ihnen oft sagte, durch die Fortsetzung dieser Hefte recht großes Vergnügen machen, für das ich Ihnen recht lebhaften und aufrichtigen Dank fühle. Die Schilderung Ihrer damaligen Freundin Henriette L. ist Ihnen sehr gelungen, und alles, was sich um sie, ihr geheimes Verhältniß und ihr sichtbares Leben dreht, erhöht um so mehr das Interesse dieses Heftes, als Sie damals einen so innigen Antheil an ihr nahmen, und daher sie auch nicht ohne großen Einfluß auf Sie blieb. Es ist aber sehr hübsch, daß dies nicht sowohl ein Einfluß der Art, wie die Freundin selbst von Natur sein mochte und sich im Leben gestaltet hatte, sondern bei weitem mehr ein Einfluß Ihrer eignen Empfindungen für die Freundin auf Sie selbst ist. Jene war dazu nur die Veranlassung. Sie haben sehr recht sich zu wundern, daß bei so großer Verschiedenheit eine solche Zuneigung und Vertraulichkeit unter Ihnen Beiden herrschen konnte. Allein es ist auch sichtbar, daß das, was Sie an die Freundin band, und ihre Gegenwart Ihnen zu einem so hohen Genuß steigerte, einestheils der romantische Eindruck der geheimnißvollen Leidenschaft derselben, und Ihr Bestreben, diese zu schützen, anderntheils das Bild war, was die äußere Erscheinung der Freundin, die Sie aber mit Augen des Geistes und des Gefühls aufnahmen, auf Sie machte. Beides war gleich rein und edel in Ihnen empfunden. Ich glaube aber mit Ihnen, daß das letzte wirk-

lich wahres Gefühl, weibliche Liebe in Ihnen war. Die Sehnsucht nach dieser Empfindung steigt in der Jugend in beiden Geschlechtern, in dem einen so, im andern anders dunkel und unverstanden auf, und wenn das Schicksal es nicht so fügt, daß sie gerade den Gegenstand trifft, der ihr angemessen ist, so geht sie in andre verwandte Gefühle über und leihet aber dann diesen mehr ihre Farbe, als daß sie die ihrige annimmt. Nun kam aber allerdings bei Ihnen dazu, daß Sie das größte Lebensglück in Freundschaft und in dem Besitz einer Freundin ahndeten und ersehnten, daß dies aufs höchste gesteigert war durch das frühe Lesen der übrigens ganz von Ihnen unverstandenen Clarisse, so trugen Sie ein solches Ideal in der Seele, und Ihre Freundin Henriette war die Form, worin Sie es übertrugen. Eigentliche Freundschaft konnte unter Ihnen Beiden nicht leicht stattfinden. Sie erfordert wirkliche Uebereinstimmungen in den Hauptcharakterseiten, und wenn, wie es doch nach Ihrer eigenen Erzählung unter Ihnen war, große Verschiedenheiten der Art die Dinge anzusehn und zu empfinden vorhanden sind, bleibt es immer ein vergebliches Bemühen, in sehr große Nähe zu treten oder sich darin zu erhalten. Schwerlich gelingt dies wenigstens unter Personen von gleichem Alter, wie Sie waren, es müßte denn die eine das innere Bedürfniß fühlen, sich der andern, als der höhern, ganz unterzuordnen. Die Liebe aber empfängt nicht sowohl den Eindruck von dem Gegenstande, als sie den letztern vielmehr selbst in den Glanz kleidet, der ihr angemessen ist. Was Sie in den Zügen der Freundin, ihrem Wesen sahen, lag wohl in den ersten Anlagen in ihr, wurde aber von Ihnen anders, als es in der Wirklichkeit geworden war, aufgefaßt und in einen Zauber gehüllt, der eigentlich nur Ihrer Empfindung angehörte. Die Eigen-

thümlichkeit, geliebte Personen gern schlafen zu sehen, hat etwas überaus Ansprechendes. Aber der Schlaf ist auch charakteristisch. Wie reizend in holder Unschuld sind Kinder, wie engelgleich in ihrer blühenden Farbe! Wie bange und quälend ist der Schlaf und der Ausdruck des Gesichts eines nicht schuldlosen Gewissens.

Leben Sie herzlich wohl, mit dem liebevollsten Antheil

Ihr H.

Sechsundfunfzigster Brief.

Berlin, den 25. December 1825

Ich habe seit Abgang meines letzten Briefes zwei von Ihnen empfangen, liebe Charlotte, einen vom 6., den andern vom 20. d. M., und danke Ihnen recht herzlich dafür. Es hat mich sehr gefreut, daß die Kupferstiche von Tegel Ihnen Freude gemacht haben, ich hatte das gewünscht und erwartet, aber nicht, daß Ihnen das Haus ein so stattliches Schloß scheint. Das alte Gebäude, aber kleiner als das jetzige, wie Sie sehen, war ein Jagdschloß des großen Kurfürsten, das nachher an meine Familie kam. Wegen dieses Besitzes, seiner Kleinheit, und da es noch ein mir nicht gehörendes Dorf Tegel giebt, heißt es in der Gegend das Schlößchen Tegel. Jetzt fangen die Leute an, es Schloß zu nennen. Ich habe das nicht gern. In Schlesien habe ich ein mehr als noch einmal so großes altes Schloß mit Thurm und Gräben, ich nenne es aber das Wohnhaus. Das Tegelsche Haus aber ist bequem und eigenthümlich. Das dankt es dem Baumeister, dem ich freie Hand gelassen. Mein größtes Verdienst bei dem Hause ist, daß ich nicht meine eignen Ideen in den Bau gemischt habe.

Wir sind nun wieder am Schlusse eines Jahres. Schreiben Sie mir, ich bitte Sie, den 3. Januar, wo wir dann ein neues begonnen haben. Das jetzige ist mir heiter und glücklich, aber ungeheuer schnell verflossen, so daß es mir ist, als hätte ich lange nicht so viel darin gethan, als ich

mir vorgesetzt hatte, und als auch eigentlich wohl ausführbar gewesen wäre. Daß ich die herzlichsten Wünsche für Sie, auch besonders beim Wechsel des Jahres hege, das wissen Sie, gute, liebe Charlotte. Möge vor allem Ihre, doch oft leidende, Gesundheit sich stärken und Ihre innere heitere Ruhe sich erhalten. Auf die Unveränderlichkeit meiner Theilnahme für Sie, und aller Gesinnungen, auf die Sie so gütig Werth legen, können Sie mit Zuversicht immer rechnen. Ich möchte Ihnen immer nach allen meinen Kräften, wo sich Gelegenheit zeigt, mit Rath und That nützlich sein, und es würde mich ungemein freuen, wollten Sie sich mit mehr Vertrauen noch als Sie thun, im Innerlichen und Aeußerlichen an mich wenden. Sie werden mich in allem immer gleich finden.

Ich klagte erst über das schnelle Verfliegen der Zeit, und wie ich es sagte, so ist es in Absicht der Arbeiten, die mich beschäftigen, auch wahr. Sonst aber kann ich nicht sagen, daß mich diese Schnelligkeit beunruhigt, oder mir lästig ist. Ich scheue das Alter nicht, und den Tod habe ich, durch eine sonderbare innere Stimmung, vielleicht von meiner Jugend an, nicht bloß als eine so rein menschliche Begebenheit angesehen, daß sie einen, der über Menschenschicksale zu denken gewohnt ist, unmöglich betrüben kann, sondern eher als etwas Erfreuliches. Jetzt ist meine Rechnung mit der Welt längst abgeschlossen. Ich verlange vom langen Leben weiter nichts, ich habe keine weit aussehenden Pläne, nehme jeden Genuß dankbar aus der Hand des Geschickes, würde es aber sehr thöricht finden, daran zu hängen, daß das noch lange so fortdauere. Meine Gedanken, meine Empfindungen sind doch eigentlich der Kreis, in dem ich lebe und durch den ich genieße, von außen bedarf ich kaum etwas, und diese Gedanken und Empfindun-

gen sind zu sehr mein, als daß ich sie nicht mit wir hinübernehmen sollte. Niemand kann den Schleier wegziehen, den die Vorsehung gewiß mit tiefer Weisheit über das Jenseits gezogen hat. Aber gewiß kann die Seele nur gewinnen an innerer Freiheit, an Klarheit aller Einsicht in das Tiefste und Höchste, an Wärme und Reinheit des Gefühls, an Reichthum und Schönheit der umgebenden Welt. Ein einziger Blick in die unermeßliche Ferne des Sternhimmels bringt mir das mit einer innern Stärkung, von der nur derjenige einen Begriff hat, dem sie zu Theil geworden ist, vor das Gefühl, und so erscheint mir das Ende des Lebens, so lange es von Krankheit und Schmerz frei ist, die ja aber auch Kindheit und Jugend treffen, vielleicht der schönste und heiterste Theil.

Für diese Jahreszeit fürchte ich immer die zu große Anstrengung für Sie doppelt, bei den wenigen Tagesstunden. Schonen Sie, liebe Charlotte, Ihre Augen, arbeiten Sie nicht zu tief in die Nacht, schonen Sie sich überhaupt, und denken Sie daran, daß mich der Gedanke beunruhigt, daß gerade Sie, mit Fähigkeit und Bedürfniß im Höheren zu leben, sich für das Leben so abmühen. Sie klagen nicht darüber, und wenn Sie es thäten, würde es mich vielleicht weniger rühren. — Auch wünsche ich, Sie könnten bald mit freierer Muße an Ihre Lebenserzählung denken, die mir so viel Freude macht. Es schien Ihnen, als Sie diese Hefte anfingen, als würden Sie nie endigen. Nun haben Sie doch aber schon Ihre ganze Kindheit geschildert, und so, wenn Sie mit Liebe zu der Arbeit fortfahren, wird sich auch nach und nach das Uebrige daran reihen. — — —

Wahrheiten und Meinungen die meinige und meine Ansichten haben möchten. Ich bin dazu mit Freuden immer bereit. Sagen Sie mir immer ohne Umstände, was in Ihrer Seele aufsteigt. — — — — — — — — — —

Denken Sie beim Schluß des Jahres meiner, und sein Sie versichert, daß ich mit der aufrichtigsten Theilnahme und Zuneigung Ihrer gedenke. Der Ihrige H.

Siebenundfunfzigster Brief.

Berlin, den 14. Februar 1826.

Ich danke Ihnen recht herzlich, liebe Charlotte, für Ihren langen und ausführlichen Brief vom 25. und 29. Januar. Er hat mir eine ganz besondere Freude gemacht, und mein Dank ist daher wirklich ein recht lebhaft empfundener. Ihre Blätter sprechen nicht allein wieder in gleicher Wärme die liebevollen Gesinnungen aus, auf die ich einen so großen Werth lege, sondern sie sind auch in der ruhigen Stimmung und Heiterkeit geschrieben, die ich besonders gern habe. Es ist dies auch nicht bloß eine Eigenheit meiner Gesinnung oder meiner Jahre, diese heitere Ruhe allem andern vorzuziehen, sondern es ist doch wirklich wahr, daß, wo sie gestört ist, die Harmonie des Lebens nicht mehr rein und voll erklingt. Ich meine nämlich die innere Harmonie, die die nothwendige Bedingung des glücklichen Lebens, ja die wahre Grundlage desselben ist. Wo diese Störung durch Kummer, durch Unruhe, durch irgend ein inneres Leiden, welcher Art es sein möge, entsteht, begreift sich das von selbst. Aber ich möchte sagen, auch wo diese Ruhe durch Kummer und betrübende Ursache, durch Sehnsucht, durch Stärke eines Gefühls in Schwanken geräth, ist der Seelenzustand, wenn er auch augenblicklich süß sein mag, doch nicht so schön, so erhebend, so der innersten und höheren Bestimmung, nach und nach, und so viel es dem Menschen hier gegeben ist, sich in die Ruhe

und Unveränderlichkeit des Himmels einzuwiegen, angemessen. Alles Heftigere und Leidenschaftliche trägt mehr Irdisches an sich. Doch bin ich weit entfernt, darum selbst wahre Leidenschaft, wenn sie wirklich aus der Tiefe des Gemüths stammt und auf einen guten Zweck gerichtet ist gewissermaßen zu verurtheilen. Was ich ausspreche, mag auch mehr eine Abendansicht des Lebens sein, und überhaupt war ich nie leidenschaftlich, und habe früh die Maxime gehabt, was davon die Natur in mich gelegt hatte durch die Herrschaft des Willens zu besiegen, was mir auch, wenn auch mit Anstrengung, nicht mißlungen ist. Wie dem aber sei, so halte ich die Ruhe und die sie hervorbringende und aus ihr fließende Stimmung immer für wohlthätiger und beglückender als eine bewegtere, welcher Art sie sei, und da ich den innigsten Antheil an Ihnen und Ihrem Glück nehme, so reicht mir das hin, am liebsten diese Stimmung in Ihren Briefen ausgedrückt zu finden. — Sie erwähnen in Ihrem letzten Schreiben nicht, liebe Charlotte, ob Sie darauf denken, weiter an Ihrer Lebensbeschreibung zu arbeiten. Ich hoffe es indeß. Je doch wissen Sie einmal für allemal, wie ich darüber denke. Ich wünsche, daß Sie dieselbe fortsetzen und zu Ende führen, ich lese sie immer mit großem Interesse und lebhaftem Vergnügen, allein ich will Ihnen auch nicht lästig damit werden, wenn Sie überhaupt nicht, oder zu einer bestimmten Zeit nicht Freude hätten, sich damit zu beschäftigen. Daß ich, wie Sie sagen, den Briefwechsel mit Ihnen angefangen hätte, um Sie genäuer kennen zu lernen, kann ich nicht sagen. Ich bin aber immer gern in die Vergangenheit zurück gegangen, und in der Erinnerung an Sie und meine Bekanntschaft mit Ihnen, und in meinem frühern Briefwechsel lag Grund des Wiederanknüpfens genug.

um keines andern zu bedürfen. Allein das ist gewiß, daß durch Fortdauer desselben Stärke der Theilnahme und der Freude am wieder aufgenommenen Briefwechsel sehr bestätigt und erhöhet werden mußte durch die Offenheit, mit der Sie mir gestatteten, in Ihr Inneres und in die Schicksale Ihres Lebens zu sehen. Ich bin Ihnen immer auf das Aufrichtigste und Lebhafteste für die Art dankbar gewesen, mit der Sie es thaten, und gewiß können Sie, wie Sie danach erscheinen müssen, nur unendlich gewinnen. Von Ihnen, und von jedem, der sich der Reinheit seiner Gesinnungen und Gefühle bewußt ist, versteht sich das von selbst. Aber ich möchte auch allgemein behaupten, daß, wenn man das Gewebe von Empfindungen, Gedanken und Gesinnungen eines Menschen ganz kennte, sich viele Unebenheiten ausgleichen würden, und immer sehr vieles, was man, einzeln und abgesondert betrachtet, verurtheilt, oder doch mit Strenge mißbilligt, leicht tragen und selbst entschuldigen würde.

Sie erwähnen in Ihrem Briefe, daß Sie die Cadet de Vaux'sche Heilmethode gebraucht, setzen aber hinzu, daß Sie solche nicht ganz durchgeführt haben. Das glaube ich wohl, denn die Kur ist, wie man versichert und wie man es sich auch von selbst denken kann, entsetzlich angreifend, so daß es wohl nicht viel Leute giebt, die sie ganz ausgebraucht haben. Sie meinen doch die Kur, die darin besteht, daß man so lange, bis das Uebel vergeht, heißes Wasser, so heiß, als man es ertragen kann, trinkt, und zwar in sehr kurzen Zwischenräumen. Ich bitte Sie, schreiben Sie mir genau, wie Sie es gebraucht, wie viel, in welcher Zeit und Zwischenräumen Sie getrunken, und wie Sie sich während des Trinkens befunden haben. Daß es Ihnen eine Zeitlang geholfen, nachher aber wieder das Uebel sich erneuert hat, sehe ich leider aus Ihrem Briefe. Ich

bin überzeugt, daß diese Kurart ungemein wirksam ist, und habe auch hier mehrere Beispiele erzählen hören, wo sie hartnäckige Uebel ganz geheilt hat. Allein es läßt sich darum doch nicht sagen, daß sie unbedingt jedem helfen wird.

Sie bemerken, daß es mit dem Berufen doch nicht ohne allen Grund ist. Ob ich indeß diesen Aberglauben nicht habe, ist er sehr alt und wohl unter den meisten Völkern verbreitet. Mich können Sie immer glücklich nennen, ohne daß ich daraus eine übele Ahndung ziehe. Ich erwähnte nur, daß mir der mir wohlbekannte Aberglaube dabei eingefallen wäre. Diesem Aberglauben liegt indeß doch wohl eine tiefere Idee zum Grunde. Das Preisen des Glücks, freilich noch mehr, wenn es der Beglückte selbst thut, ist wohl überall als ein Ueberheben über den unsteten Gang der menschlichen Dinge, oder als etwas Anmaßendes, der Demuth und Scheu Entgegenlaufendes, angesehen worden. Daran hat sich der Begriff geknüpft, daß diesem Ueberheben die Strafe nachfolgt, an die sich die häufige Erfahrung eines solchen Wechsels der Dinge gesellt hat. In furchtsamen, oder von solcher Scheu sich zu überheben durchdrungenen Gemüthern hat das also ein Streben hervorgebracht, sein Glück lieber zu verbergen, wenigstens nicht laut werden zu lassen, das Schicksal nicht daran zu erinnern, daß es wohl Zeit sei, nun auch einen Wechsel eintreten zu lassen. In Beziehung auf Andere hat sich der Begriff des Neides, der Schadenfreude hineingemischt, man hat befürchtet, es sei dies Anpreisen wohl nicht redlich gemeint, habe wohl gar die heimliche Absicht, eine Umwandlung herbei zu führen. Dadurch ist das Anpreisen auch als ein Zaubermittel angesehen worden, und daher muß man wohl das allerdings alberne Verwahrungsmittel des „Unberufen" herleiten. Vor geläuterten, auch religiösen Ideen fällt das

alles über den Haufen. Wer sein oder Anderer Glück, aus reiner Freude daran, mit Dankbarkeit gegen den Ursprung desselben rühmt, ist gewiß Gott wohlgefällig und setzt sich dadurch, wenn dies nicht sonst in unerforschlichen Planen liegt, keiner Umwandlung als Strafe aus. Vielmehr ist es eine schöne Empfindung fremdes Glück ohne Neid zu preisen, und sich des eigenen als einer unverdienten Gabe zu freuen.

Ich sehe aus Ihrem Briefe, daß Sie heute einen Brief an mich werden abgehen lassen; da ich diesen aber erst in drei Tagen erhalten kann, so denke ich mir, daß es Ihnen lieber ist, daß ich den gegenwärtigen nicht, bis dieser ankommt, aufhalte. Es wird mir angenehm sein, wenn Sie mir etwas von Ihrem Geschäft sagen. Sie wissen, wie ich an allem Theil nehme, was Sie betrifft, also auch daran aufrichtig und herzlich, und wünsche ich, daß es recht im Detail sei. Ich bitte Sie mir zunächst den 28. Februar zu schreiben. Nun leben Sie wohl, liebe Charlotte. Mit den Gesinnungen unveränderlicher Anhänglichkeit der Ihrige.

H.

Achtundfunfzigſter Brief.

Berlin, den 13. März 1826.

Ich habe, liebe Charlotte, Ihre beiden Briefe vom 13. und 26. v. M. zur Beantwortung vor mir liegen. Sie können ſich kaum vorſtellen, wie viel Freude mir der ruhige und vertrauungsvolle Ton macht, der in beiden herrſcht, und der ein treuer Abdruck Ihrer Geſinnung und Seelenſtimmung iſt. Es hat mich auch ſehr gefreuet zu ſehen, daß es doch mit Ihrer Geſundheit leidlich zu gehen ſcheint. Es iſt ſehr viel, daß Ihnen die Cadet de Vaux'ſche Kur zum zweitenmal nicht nur möglich, ſondern ausführbar geworden iſt. Ich weiß Perſonen, denen das warme Waſſer ſo viel Erbrechen verurſacht hat, daß ſie das Trinken haben aufgeben müſſen. Andern hat es das Blut ſo zum Kopf getrieben, daß beinahe ein Schlagfluß zu fürchten geweſen iſt. Doch kenne ich auch hier Beiſpiele von Männern und Frauen, die ohne zu große Beſchwerde das Trinken haben, wie Sie, durchſetzen können, und die dann ganz geheilt worden ſind. Ich habe übrigens keinen beſondern Grund, nach dem Gebrauch, den Sie von dieſer Kur gemacht haben, zu fragen. Ich bat Sie nur, mir darüber zu ſchreiben, weil mich alles intereſſirt, was Sie und Ihre Geſundheit betrifft, und weil auch dieſe Heilmethode meine Aufmerkſamkeit auf ſich zog, da ſie ſo vielſeitig beſprochen worden iſt, und ich gleich eifrige Anhänger und Widerſacher derſelben gefunden habe. Es genügt mir daher auch dasjenige voll

ständig, was in Ihrem Briefe darüber enthalten ist, und ich danke Ihnen sehr für die Mittheilung. Bei Ihnen wirkt nun aber die einfache und regelmäßige Lebensart, die Sie führen, gewiß sehr zur leichteren Besiegung aller Krankheiten mit, und damit verbinden Sie eine Ausdauer, die man gewiß selten findet. Es ist unglaublich, wie viel es thut, wenn der ganze Körper in einer steten und immer ununterbrochen fortgesetzten Ordnung bleibt und von dem Wechsel der Eindrücke frei ist, der doch immer die körperlichen Funktionen mehr oder weniger stört. Durchgängige Mäßigkeit ist gewiß doch am Ende dasjenige, was den Körper, am längsten erhält und am sichersten vor Krankheiten bewahrt. Bei Ihnen, liebe Charlotte, tritt nur ein Uebermaß ein, wofür ich Sie so gern sicher wüßte, das nämlich der Arbeit. Ich habe mit lebhafter Freude gesehen, daß Sie darauf bedacht sind, sich mehr Hülfe und eigne Ruhe zu verschaffen. Sie haben aber sehr recht und ich habe deutlich erkannt, daß auch der Theil der Arbeit, den Sie sich vorbehalten haben, noch über einzelne Kräfte ist. Wenn Sie durch dieselbe, wie Sie mir sagen, stets genöthigt sind, bis tief in die Nacht bis 1 — 2 Uhr zu arbeiten, und doch um 6 Uhr Morgens wieder auf zu sein, so ist das gewiß eine zu große Anstrengung. Ich bleibe zwar auch immer, bis auf wenige Ausnahmen, bis 1 Uhr Nachts auf, und jetzt, wo ich Ihnen schreibe, ist es nahe an Mitternacht. Aber ich bin es aus langer Zeit gewohnt, stehe auch Morgens vor 8 Uhr nicht auf, und suche vor dem Schlafengehen in den letzten Stunden nur leichte, nicht anstrengende Beschäftigungen. Gewöhnlich schreibe ich nur Briefe und besorge meine Geschäfte. Eigentliche wissenschaftliche, oder sonst anstrengende Arbeit behalte ich mir immer für den Tag, meistentheils für den Morgen vor. Die ganze Schilderung,

die Sie mir von Ihrer schönen, und unter den Verhältnissen, die eine entschiedene Wahl verlangten, wohl gewählten Arbeit und dem Ertrag derselben machen, hat mich mit dem größten Interesse erfüllt. Es ist wirklich bewundernswürdig zu sehen, daß, wie Sie es auf dem kleinen Blättchen mir zur Uebersicht zusammengestellt haben, vom Jahre 1820 bis 25, also in 6 Jahren, Ihre Einnahme verdreifacht ist. Es macht nicht nur Ihrer Ausdauer und Thätigkeit, sondern auch Ihrem Talent und Geschmack die größte Ehre. Das, was Sie aber jetzt erstreben müssen, ist, daß Sie selbst nicht mehr mit zu arbeiten brauchen, sondern sich auf die Anordnung und Aufsicht beschränken können, sonst laufen Sie doch Gefahr, an Gesundheit und Erwerb zugleich zu leiden. Ich bitte Sie recht sehr, diesen Punkt zum Hauptgegenstand Ihres aufmerksamen Nachdenkens zu machen.

Es ist sehr lieb und gut von Ihnen, daß Sie meine Briefe des letzten Jahres wieder der Reihe nach durchgelesen haben. Es thut mir aber leid, daß Sie bei denen verweilt haben, die Ihnen mißfällig waren. Das war ohne Nutzen. Es war ein reines Mißverstehen, das wir Beide können ganz ruhen lassen. Wichtiger und nach Ihren Gesinnungen für mich beruhigend muß es Ihnen sein, daß sich in mir gegen Sie nichts von dem, was vorher war, geändert hat, daß sich nichts ändern wird, daß Sie meiner lebhaftesten Theilnahme und Anhänglichkeit immer gewiß sind. Ohne Ihnen dies als einen Vorwurf zu sagen, ist es doch gewiß, und ich sehe es aus Ihren Briefen durchscheinen, daß Sie sich noch immer manchmal Sorge und Kummer deshalb ohne Ursache machen, das thut mir leid- ob ich die Gesinnung zu ehren weiß, da es die stille Heiterkeit hindert, die Sie doch jetzt haben könnten. Auf mich

meinen Antheil, meine Bereitwilligkeit Ihnen zu helfen, können Sie rechnen und sicher rechnen, da in meinem Alter unmöglich mehr etwas Leidenschaftliches, was immer unsicher ist, liegen kann, und in meinem Charakter nichts Launenhaftes liegt, noch je gelegen hat. Wie ich gegen Sie bin, so bleibe ich. Auch sehe ich mit Rührung, daß Ihr Kummer noch immer zuweilen der ist, mir vielleicht in Ihren Aeußerungen mißfällig gewesen zu sein. Nichts davon liegt in meiner Ihnen in der innigsten Theilnahme zugewendeten Seele. Wollen Sie mir aber einen Beweis geben, daß Sie mir gern einen Gefallen erzeigen, so lassen Sie diese Sache ruhen und erwähnen derselben nicht wieder. Sie können mir auch offen alles sagen, ich nehme am Kleinsten wie am Größten Theil, und werde Ihnen immer mit Ruhe, Vernunft und herzlicher Theilnahme in allen Dingen rathen, sie mit Ihnen prüfen und Ihre innere Zufriedenheit, wie Ihr äußeres Wohlsein nach meinen Kräften befördern. In unserm Briefwechsel thue ich es mit Fleiß, daß ich Ihre Gedanken aufnehme, die meinigen entwickele und ausspreche, ob beide übereinstimmen oder nicht. Es ist das der Hauptvorzug eines Briefwechsels, der keinen äußern Gegenstand betrifft, sondern nur Mittheilung von Gedanken und innern Stimmungen enthält. Aber ich habe darum gar nicht die Anmaßung, daß ich gerade immer Recht habe, und selbst wo ich es glaube, fordere ich nicht, daß Sie es finden sollen; vielmehr ist mir jeder Widerspruch immer erwünscht. So, liebe Charlotte, sehen Sie mein Verhältniß zu Ihnen an, und gewinnen und bewahren Sie ungestörtes Vertrauen, Zufriedenheit und Heiterkeit, verbunden mit der Ruhe, die jedem Alter, vorzüglich aber, wie ich an mir selbst fühle, dem höheren so wohlthätig ist.

Ich muß in Geschäften auf einige Wochen, ich weiß nicht wie lange, nach Schlesien reisen. Ich bitte Sie mir den 26. d. M. zu schreiben, unter der gewöhnlichen Adresse nach Ottmachau bei Neiße in Ober-Schlesien. Abzugeben an Hrn. A. M. Leben Sie herzlich wohl. Mit den liebevollsten Gesinnungen der Ihrige H.

Neunundfunfzigster Brief.

Ottmachau, den 10. April 1826.

Ich bin heute hier angekommen, liebe Charlotte, und habe Ihren lieben Brief vorgefunden, der hier gewiß schon lange gelegen hat. Denn obgleich ich den 29. März aus Berlin abgereist bin, so habe ich mich, ehe ich hierher kam, an mehreren Orten aufgehalten. Zuletzt war ich acht Tage lang bei einer Verwandtin, die noch eine Gespielin meiner Kindheit ist, und als Wittwe mit ihren zwei Söhnen, davon einer verheirathet ist, ein großes Schloß im Gebirge bewohnt. Es ist ein angenehmer Ort, durch die Natur und die Bewohner, und ich bin sehr angenehm dort gewesen. Das Wetter war allerdings, wie auch Sie von Ihrer Gegend sagen, rauh und naß, aber die letzten drei Tage auch so schön, daß heute eine ordentliche Sommerwärme war. Ich fuhr schon um 5 Uhr aus, und als ich aus dem tiefen Thal, wo das Schloß meiner Verwandtin liegt, langsam hinauf fuhr, sah man die Strahlen der Sonne immer heller, bis sie endlich ganz da stand, und die sehr schöne Gegend so überglänzte, daß man die Ränder der fernsten Bergspitzen sah. Allein heute Abend ist alles bewölkt; eine so große Wärme kann sich in dieser Jahrszeit nicht halten. Ich bin diesen ganzen letzten Winter nicht oft, ja vielmehr höchst selten, kaum ein Paar Tage auf dem Lande gewesen, und so ist es mir ganz neu, jetzt auf einmal ganz allein in tiefer Einsamkeit zu sein. Denn ich habe niemand von meiner Familie mitgenommen, und wohne mit einem Be-

dienten, der aber weit von mir ist, ganz allein im Hause. Es ist eine Grabesruhe. Mir mißfällt die indeß niemals, vielmehr sagt sie meinen innersten Neigungen und Empfindungen zu, und ich bleibe dann noch lieber bis spät in die Nacht auf, gleichsam als wollte ich die Einsamkeit des Orts noch durch die Einsamkeit der Nacht vermehren.

Den jungen Rosen kenne ich recht gut und liebe ihn sehr, er ist liebenswürdig, fleißig und talentvoll zugleich, und wirklich schon jetzt ein gelehrter junger Mensch. Er wird einmal sehr viel leisten. Es würde mir recht angenehm gewesen sein, wenn er Ihren Neffen zu mir gebracht hätte. Ich habe es immer zum Grundsatz gehabt, daß man in jedem Alter und jeder Lage sehr zugänglich sein muß, und ich weise auch Unbekannte nie zurück. Man hat gegenseitig Vortheile davon, ein lebender Mensch ist immer ein Punkt, an den sich wieder anderes anschließt, und wo man nicht berechnen kann, wo und wie es sich wieder zu etwas Erfreulichem gestaltet. Leute aber, die sich mit wissenschaftlichen Gegenständen beschäftigen, haben immer, auch wenn sie im Anfange ihrer Laufbahn sind, ein höheres Interesse als andere, und man geht mit ihnen leicht auch in Dinge ein, die einem nach seiner eigenen Lebensweise und Bildung fremd sind. Denn am Ende hängt doch, wäre es auch nur in den höchsten und allgemeinsten Punkten alles, was mit Ideen ausgemessen werden kann, zusammen, und die Berührung mit Personen verschiedenartiger Ausbildung, wenn diese nur irgend einen bedeutenderen Grad erreicht hat, wirkt vorzugsweise belebend auf den Geist und verhindert die Einseitigkeit, der man sonst selten, und selbst dann nicht entgeht, wenn man auch im Leben sich mit Menschen aller Stände gemischt hat und reich an wechselnden Erfahrungen gewesen ist.

Sie haben Unrecht, liebe Charlotte, wenn Sie sagen, daß ich jetzt gegen Sie einen zu höflichen, gleichsam alles billigenden Ton annehme. Meinem Gefühle nach ist das nicht der Fall, und daß ich nicht jede Ihrer Meinungen theile, oder in alle Ihre Ideen eingehe, hat Ihnen noch mein letzter Brief bewiesen, wo ich ganz verschiedener Meinung mit Ihnen war. Dies zeigt Ihnen deutlich, daß ich Ihre Ansichten und Ideen prüfe. Oefterer freilich kommt es vor, daß ich wirklich auch selbst, und gänzlich nach eigner Prüfung, mit Ihren Meinungen übereinstimme, und dann sage ich es allerdings gern und weiche der Uebereinstimmung besonders, weil ich mir nicht nur denke, sondern es auch weiß, daß sie Ihnen Freude macht. So ist es in dem, was den Gehalt Ihrer Meinungen, Empfindungen und Wünsche betrifft. Die Form ist wenigstens gewiß von allem Zwange der Höflichkeit frei, von aller Absichtlichkeit, aber der Wunsch kleidet sich in Bitte, und der Widerspruch, wo er eintritt, schleift wenigstens das ab, was er Schroffes und Eckiges haben könnte. Das alles ist natürlich in einem Verhältniß, dessen Grundlage Gleichheit der Persönlichkeit ist. Der wahre, aufrichtige und herzliche Antheil, den ich, liebste Charlotte, an Ihnen und Ihren Schicksalen nehme, bürgt schon dafür, daß diese Herzlichkeit sich auch im Ausdruck wiedergiebt, und die Kälte vermieden wird, welche eine gewisse Höflichkeit allerdings mit sich führt. Diese Kälte ist mir, wenn nicht das Verhältniß zu den ganz und absolut gleichgültigen gehört, in der Seele verhaßt, und ich verstatte ihr nur in Geschäften und im alltäglichsten Gesellschaftsleben Raum. Außer diesen Sphären, die es außerdem gut ist, so fern es immer gehen mag, zu halten, dulde ich diese Kälte, die noch dazu immer mit Leerheit verbunden ist, gewiß nicht. Aber in der Art der Höflichkeit, die

gerade dem Vertrauungsvollen und Herzlichen nichts nimmt, gebe ich allerdings vielleicht weiter als Andre. Das ist mir angeboren, und wenn mich jemand mit meinen Töchtern sähe, würde er, außer am Du nennen, auch nicht gleich merken, daß ich der Vater wäre. Ich meine es darum nicht weniger vertrauungsvoll, habe auch keine Grundsätze darüber, aber wüßte es kaum anders zu machen.

Ich will hier schließen. Für Ihr nächstes Schreiben weiß ich Ihnen leider in diesem Augenblicke keine bestimmte Adresse zu geben. Hier bleibe ich zu kurz, um noch einen Brief zu empfangen; es thut mir sehr leid, daß ich diesmal länger Ihre Briefe entbehren werde. Ich bitte Sie mir zu schreiben, aber erst den Brief abzuschicken, wenn ich Ihnen wieder schreibe. Dies geschieht unmittelbar nach meiner Ankunft in Berlin, oder auch früher, wenn ich meine Ankunft sicher berechnen kann.

Mit den Gesinnungen der herzlichsten Anhänglichkeit der Ihrige H.

Sechzigster Brief.

Glogau, den 9. Mai 1826.

Meine Reise, liebe Charlotte, hat sich über meine Erwartung verzögert, ich bin aber nun auf der Rückreise nach Berlin, und schreibe Ihnen von hier, da ich früher, als ich dachte hier angekommen bin, und doch nicht weiter reisen mag, sondern hier übernachten will. Es ist sehr lange her, daß ich keinen Brief von Ihnen erhalten habe. Es war mir, so sehr leid es mir that, unmöglich Ihnen einen Ort anzugeben, wo mich Ihre Briefe mit Gewißheit gefunden hätten. Mein Aufenthalt war wechselnd, und obgleich ich vierzehn Tage in Ottmachau war, sah ich auch das nicht voraus, sondern meine Geschäfte zogen sich nur so von einem Tage zum andern hin. Jetzt bitte ich Sie, liebe Charlotte, mir den 23. dieses Monats zu schreiben, da trifft mich der Brief gewiß in Berlin, wohin Sie wie gewöhnlich adressiren. Ich hoffe, daß alsdann nicht wieder eine solche Unterbrechung unseres Briefwechsels statt finden soll, da ich immer sehr ungern Ihre Briefe und Nachrichten entbehre. Ich fürchte, daß Ihnen das kalte und unfreundliche Wetter Uebelbefinden zugezogen hat. Es war hier wenigstens — ich meine in Schlesien — sehr rauh und gar nicht der Jahreszeit gemäß. Aus Berlin höre ich dieselben Klagen, aber seit drei, vier Tagen hat es sich geändert, und heute war ein warmer, schöner Sonnenschein, der mich von früh bis Abend im Fahren begleitet hat.

Himmel und Erde boten einen sonderbaren Contrast dar. Die Luft war ruhig, der Himmel blau, nur mit leichten Wolken hie und da bedeckt, die Sonne selten, nur auf Augenblicke versteckt. Dagegen hatte die Erde keinen so friedlichen Anblick. Ich mußte auf einer Fähre über die Oder gehen, und mein Weg führte mich auch stundenlang an dem Ufer des Stromes hin, den ich erst hier verlassen habe. Vorgestern und gestern war der Fluß ungewöhnlich gestiegen, große Felder waren überschwemmt, Dörfer wurden ausgeräumt, die Menschen waren überall in Bewegung, der Flut zu wehren, die Dämme zu erhöhen und Vorkehrungen aller Art zu treffen. Menschen konnte nicht leicht ein Unglück begegnen, da die weite Wasserfläche, außer in der Strömung selbst, ruhig und still war. Es sah wunderbar aus, wie das Gebüsch aus dem Wasser hervorblickte. Seit dem Jahr 1813 hat man keine so große Flut hier gehabt. Die unfreundliche kalte Jahreszeit hat vermuthlich den Schnee in den hohen Gebirgen vermehrt und die Wärme einiger darauf folgenden Tage zu schnellem Schmelzen gebracht. So erklärt man sich wenigstens hier das schnelle unbegreifliche Anschwellen des Wassers. Die Zeitungen erwähnen diese Ueberschwemmungen gewiß, und Sie werden darin davon lesen. Es ist aber wohl möglich, fällt mir ein, wie ich dies schreibe, daß Sie, liebe Charlotte, keine Zeitungen lesen. Ich würde dies wenigstens sehr begreiflich finden, schon wenn ich Sie nach mir beurtheile. Ich habe wirklich seit dem 29. März, wo ich Berlin verließ, keine Zeitung angesehen, wenn ich ein paar Blätter ausnehme, die mir zufällig in die Hand gefallen sind. Mein Leben kann innerlich und äußerlich recht gut fortgehen, ohne daß ich in Berührung mit dem bin, was man Weltbegebenheiten nennt. Wenn die wirklich großen

sich ereignen, und die Kunde davon gewiß ist, erfährt man es, ohne die Zeitungen zu lesen, und alle kleinen aufzusammeln, oder die großen von ihrem Entstehen an zu verfolgen, oder dem Schwanken der Nachrichten über sie Monate lang nach zu gehen, hat kein erhebliches Interesse für mich und ermüdet bald meine Geduld. Auch in den Weltbegebenheiten und den Ereignissen, die ganze Staaten erleben, bleibt doch immer das eigentlich Wichtige dasjenige, was sich auf die Thätigkeit, den Geist und die Empfindung Einzelner bezieht. Der Mensch ist einmal überall der Mittelpunkt und jeder Mensch bleibt doch am Ende allein, so daß nur, was in ihm war und aus ihm ausgeht, auf ihn Wichtigkeit ausübt. Wie der Mensch im Leben auf Erden mitempfindend, wirksam, theilnehmend, immer sich gesellig entwickelnd ist, so macht er den größeren Weg, der über die Grenzen der Irdischkeit hinaus reicht, doch allein, und keiner kann ihn da begleiten, wenn auch freilich in allen Menschen die Ahndung liegt jenseits des Grabes die wiederzufinden, die vorangegangen sind, und die um sich zu versammeln, die nach uns übrig bleiben. Kein gefühlvoller Mensch kann dieser Ahndung, ja dieses sichern Glaubens entbehren, ohne einen großen Theil seines Glückes und gerade den edelsten und reinsten, aufzugeben, und auch die heilige Schrift rechtfertigt ihn. Ja, man kann ihn in einigen Schriftstellen als eine ausgemachte und zu den trostreichen Lehren des Christenthums wesentlich gehörende Wahrheit aufgestellt finden. Allein, das ändert in dem, was ich erst sagte, nichts ab. Ich meinte nämlich, daß hier auf Erden alles, was sich auf andere, und im Ganzen auf künstlich eingerichtete Institute bezieht, doch nur in sofern dem Menschen wahren Gewinn bringt, als es in den Einzelnen eingeht. Alles Erhöhen der Bildung, alles

Verbessern der Dinge und der Einrichtungen auf Erden, alle Vervollkommnung der Staaten und der ganzen Welt selbst besteht nur in der Idee, insofern es sich nicht im einzelnen Menschen ausspricht, und darum nehme ich in allen, auch den größten Weltbegebenheiten immer den Einzelnen, seine Kraft zu denken, zu empfinden und zu handeln heraus. Die Allgemeinheit der Begebenheit macht nur, daß sie zugleich auf Viele so wirkt, oder durch ein solches Wirken Vieler entsteht, und die Größe der Begebenheit, daß sie außerordentliche und ungewöhnliche Kräfte in Bewegung setzt oder zu Urhebern hat. Dadurch verknüpft sich denn auch das Privatleben mit dem öffentlichen. Was man in diesem an dem einzelnen Menschen bemerkt, findet sich auch, nur anders, durch andere Triebfedern in Bewegung gesetzt, zu andern Handlungen anregend, in jenen. Es ist nur der Schauplatz, der sich ändert, das Schauspiel, der Gegenstand, an dem man sich erfreuet, ist derselbe. Sieht man so die öffentlichen Ereignisse an, so gewinnen sie, wenigstens in meinen Augen, ein höheres und lebendigeres Interesse. So aber können die Zeitungen sie eigentlich gar nicht, oder nur höchst selten liefern. Bei dem, was ich vorher bei dem Wiederfinden nach dem Tode sagte, fällt mir ein rührender Vers ein, den ich vor einigen Tagen beim Spazierengehen auf einem Dorfkirchhofe fand. Eine Frau, die Mutter und Großmutter gewesen war, war mit ihren Kindern und Enkeln redend und für sie betend eingeführt, und das Gebet schloß mit den Worten: „Behüte sie, Gott, vor Ungemach, und bringe sie mir stille nach!" Dieser Ausdruck hat etwas ungemein Naives und Ergreifendes. Ich vermuthe, daß die beiden Verse schon in ältern Gesangbüchern vorkommen, die in der Regel schönere und kräftigere Lieder, als die neueren haben, und so sind sie

Ihnen vielleicht bekannt. Ich habe eine eigne Neigung zu Kirchhöfen, und gehe nicht leicht an einem vorüber, ohne ihn zu besuchen. Vor allem liebe ich sie, wenn sie mit großen und alten Bäumen bepflanzt sind, auch nur einer oder der andere solcher Bäume darauf steht. Das grünende Leben verbindet sich so schön mit den schlummernden Todten. Die schönsten Kirchhöfe sah ich in dieser Art in Königsberg in Preußen. Sie haben ganze Reihen der schönsten, größten und kräftigsten Linden. Ich brachte einen Theil des Jahres 1809 in Königsberg zu, und versäumte nicht leicht einen schönen Sommernachmittag, auf einem dieser Kirchhöfe herumzugehen. In Rom liegt der der Fremden, die nicht katholisch sind, auch sehr schön, und hat auch eine antike Pyramide, auch ein Grabmal, die zufällig da stehen.

Wenn ich nach Berlin komme, bleibe ich nur kurze Zeit da, und gehe dann nach Tegel, theils weil ich den Ort liebe und von dem umgeben bin, was ich liebe, theils der ungestörten Ruhe wegen, in der ich dort wieder arbeiten kann. Auf der Reise und bei wechselndem Aufenthalt thut man immer wenig, und hat nur eine solche Geschäftigkeit, bei der man für den Geist eigentlich immer unthätig ist.

Leben Sie wohl, liebe Charlotte, mit herzlicher Theilnahme und unveränderlicher Anhänglichkeit der Ihrige

H.

Einundſechzigſter Brief.

Berlin.

Ich bin ſehr wohl, aber unendlich beſchäftigt, da ich Arbeiten, die ich ſchon ſeit Jahren vorbereitet habe, endlich zu endigen denke. Ich habe mir für die nächſten Jahre einen regelmäßigen Plan darüber gemacht, und werde ihnen jetzt, wie ich es ſeit einigen Wochen thue, alle meine freie Zeit widmen.

Die Witterung iſt ſo ſchön, wie ſie ſelten bei uns, in unſerm nördlichen Klima iſt; man fühlt ſich dann geiſtig wie körperlich heiter, und mehr als gewöhnlich aufgelegt zu geiſtigen Beſchäftigungen. Es iſt gewiß ein beneidenswürdiger Vorzug der ſüdlicheren Himmelsſtriche, ſich einer größeren Gleichheit der Temperatur zu erfreuen. In anderer Hinſicht iſt dieſe Gleichheit der Natur wieder freudenloſer und vielleicht gar in geiſtiger Hinſicht nachtheilig. Die Ankunft des Frühlings iſt keine ſolche reine und mit Ungeduld erwartete Begebenheit, da ihm der Winter gar nicht ſo unähnlich iſt. Dies wirkt natürlich auf die Seele, und wenn man annehmen kann, wie ich es wenigſtens für ſehr wahr halte, daß jede leidenſchaftliche oder doch tiefere Empfindung ihren urſprünglichen Grund in Eindrücken der äußeren großen Natur, auch ohne daß wir es ſelbſt im Einzelnen bemerken, hat, ſo kann es einen wohl bedünken, daß die Sehnſucht gar nicht ſo in der Seele und

dem Gemüthe südlicher Völker tiefe Wurzeln schlagen könne, wie unter uns, wo seit unserer Kindheit jedes Jahr die große und tiefe, aus der dumpfverschließenden Starrheit des Winters nach dem neu sprießenden und grünenden Erwachen der Natur zurückführt. Dies muß dann aber, da nichts in der Seele allein steht, auch auf die ganze Empfindungsart zurückwirken, und so mag es entstehen, daß auch in unsern Dichtern alles mehr in contrastirenden Farben, mehr mit Schattenmassen, die das Licht bekämpfen, aufgetragen wird, daß vieles freilich düsterer, finsterer ist aber auch alles tiefer, ergreifender, und bei jeder noch so kleinen Veranlassung mehr aus dem Licht der äußeren Natur in das Dunkel und in die Einsamkeit des innern Gemüths zurückführend erscheint. Die Stärke der Empfindung und der Leidenschaft, die dort als Glut flammt, hat hier eine andere Art des Feuers, ein mehr innerlich, geheim kochendes und langsam verzehrendes. Diese Empfindung, diese Sehnsucht wird noch dadurch vermehrt, daß wir in diesen wenig Reize darbietenden Himmelsstrichen auf jene immer wie auf ein Paradies hinblicken, das uns, wenigstens auf längeren und beständigen Wohnsitz, versagt ist. Das bringt in allen, hauptsächlich mit geistigen Dingen beschäftigten Menschen eine zweite große Sehnsucht hervor, die nur wenigen fremd ist. Denn wer sich hier auch noch so wohl fühlt und auch nie einen andern Himmelsstrich gesehen hat, kann doch nicht anders, als empfinden, daß es schönere giebt, und in jeder Art von der Natur reicher begabte. Es kann damit immerhin verbunden sein, daß er doch nicht seinen Aufenthalt mit einer Reise vertauschen würde, er kann in Dingen, die er wieder dort entbehren müßte, eine Entschädigung finden, allein darum ist das Anerkennen, daß ihm das minder Schöne zu

Theil geworden iſt, immer gleich gewiß, und davon kann eine Sehnſucht, wenigſtens auf Augenblicke, nicht getrennt ſein. Auch iſt ſie in allen deutſchen und engliſchen Dichtern, und ſpricht ſich gleich aus, wie der Zuſammenhang Gelegenheit dazu darbietet. Es hat, wenn man das viel Größere mit dem viel Geringeren vergleichen dürfte, eine Aehnlichkeit mit der Sehnſucht nach einem mehr von ſinnlichen Schranken befreiten Daſein, die in jeder höher geſtimmten Seele wirklich vorhanden iſt, ohne daß man doch darum gerade das Leben augenblicklich zu verlaſſen wünſcht.

Die Einſeitigkeit iſt etwas ganz Relatives, und im Manne, der ſich nach einer großen Menge von Gegenſtänden hinwenden ſoll, kann ſie wohl zu fürchten ſein. Frauen aber haben, wie man es recht eigentlich nennen kann, das Glück, vielen Dingen ganz fremd bleiben zu können, ſie gewinnen meiſtentheils gerade dadurch, daß ſie den Kreis ihres Erkennens und Empfindens zu kleinerem Umfang und größerer Tiefe zuſammen ziehen, und es iſt alſo bei ihnen in der Art, wie beim Manne, Einſeitigkeit nicht ſchädlich. Ich erinnere mich früher zwei Frauen gekannt zu haben, die mit allen Mitteln verſehen, ſich in dem bewegteſten Leben zu regen, aus reiner Neigung und ohne Unglücksfälle eine ſolche Einſamkeit bewahrten, daß es auch dem Einzelnen ſchwer wurde ihnen zu nahen, und die dadurch gewiß nicht das mindeſte an Intereſſe eingebüßt hatten. —

Sie berühren mit Widerwillen manche Laſter in gewiſſen Beziehungen und Folgen, und wollen meine Anſichten darüber. Ich geſtehe, daß ich die Anſicht nicht liebe und nicht ſonderlich billigen kann, wo man die Sittlich

keit so in einzelne Tugenden zerlegt, welche man einzelnen Lastern gegenüber stellt. Es scheint mir eine durchaus verkehrte und falsche. Ich wüßte nicht zu sagen, wer unter den Hoffärtigen, Geizigen, Verschwenderischen, Wollüstigen mir der am meisten Verhaßte sei. Es kann es nach Umständen jeder sein; denn es kommt auf die Art an, wie es jeder ist. Ich gehe in meiner Beurtheilung der Menschen gar nicht darauf, sondern auf die Gesinnung, als den Grund aller Gedanken, Vorsätze und Handlungen, und auf die gesammte Geistes- und Gemüthsstimmung. Wie diese pflichtmäßig oder pflichtwidrig, edel oder unedel ist, das allein entscheidet bei mir. Haben zwei oder drei Menschen in demselben Grade eine unedle, selbstsüchtige, gemeine Gemüthsart, so ist es mir sehr einerlei, in welchem Laster sich diese äußert. Das eine oder andere kann schädlicher oder unbequemer sein, aber alle diese Untugenden sind dann gleich schlecht und erbärmlich. Und eben so ist es mit den Tugenden. Es kann Einer gar keine Unsittlichkeit begehen, manche Tugend üben, und dagegen ein Anderer z. B. durch Stolz oder Heftigkeit oder sonst fehlen, und ich würde doch, wenn der Letztere, was sehr gut möglich ist, eine höhere und edlere Gesinnung hegt, ihn vorziehen. In der Gesinnung aber kommt es auf zwei Punkte an, auf die Idee, nach und aus welcher man gut ist, und auf die Willensstärke, durch die man diese Idee gegen die Freiheit oder Leidenschaftlichkeit der Natur geltend macht. Die erbärmlichen Menschen sind die, die nichts über sich vermögen, nicht können, was sie wollen, und die, welche selbst indem sie tugendhaft sind, niedrige Motive haben, Rücksichten auf Glück und Zufriedenheit, Furcht vor Gewissensbissen, oder gar vor künftigen Strafen. Es ist recht gut und nützlich, wenn die Menschen auch nur aus diesen Gründen nicht sündigen, aber

wer auf Gesinnung und Seelenzustand sieht, kann daran keinen Gefallen haben. Das Edle ist nur dann vorhanden, wenn das Gute um des Guten willen geschieht, entweder als selbst erkanntes und empfundenes Gesetz aus reiner Pflicht, oder aus dem Gefühl der erhabenen Würde und der ergreifenden Schönheit der Tugend. Nur diese Motive beweisen, daß wirklich die Gesinnung selbst groß und edel ist, und nur sie wirken auch wieder auf die Gesinnung zurück. Tritt, wie das bei gutartigen Gemüthern immer der Fall ist, die Religion dazu, so kann auch sie auf zweierlei Art wirken. Die Religion kann auch nicht in ihrer wahren Größe gefühlt, noch von einem niedrigen Standpunkte aus gewonnen werden. Wer Gott selbst nur in Rücksicht auf sich dient, um wieder dafür Schutz, Hülfe und Segen von ihm zu erhalten, um gleichsam von ihm zu fordern, daß er sich um jedes einzelne Lebensschicksal kümmern soll, der macht doch wieder sich zum Mittelpunkt des Alls. Wer aber die Größe und väterliche Güte Gottes so mit bewundernder Anbetung und mit tiefer Dankbarkeit in sein Gemüth aufgenommen hat, daß er alles von selbst zurückstößt, was nicht mit der reinsten und edelsten Gesinnung übereinstimmt wie der Gedanke, daß, was Pflicht und Tugend von ihm fordern, zugleich der Wille des Höchsten und die Forderung der von ihm gegründeten Weltordnung ist, der hat die wahrhaft religiöse und gewiß tugendhafte Gesinnung.

Ihrer fortgesetzten Lebenserzählung sehe ich, nach dem, was Sie mir sagen, in den nächsten Tagen mit großer Freude entgegen. Leben Sie herzlich wohl. Mit unveränderlicher, antheilvoller Anhänglichkeit, der Ihrige H.

Zweiundsechzigster Brief.

Tegel, den 10. September 1826.

Ich habe, liebste Charlotte, Ihre Briefe, nebst dem mit Ungeduld erwarteten neuen Heft Ihrer Lebensgeschichte empfangen, und danke Ihnen recht herzlich dafür. Es sind allerdings wenige Blätter, Sie umfassen einen kurzen aber inhaltreichen Zeitraum, aber ich habe sie nicht nur mit großem Interesse, sondern mit inniger Theilnahme gelesen.

Sie hatten mir schon einmal gesagt, daß, als ich Sie in Pyrmont kennen lernte, Sie eigentlich schon versprochen waren, nur noch nicht öffentlich. Es fiel mir damals sehr auf. Ich hatte, wie wir uns sahen, keine Ahndung davon. Die Art, wie diese Verbindung sich anknüpfte, hat etwas ganz Eigenes und Sonderbares. — Allein, was man in solchen Fällen auch denken und sagen mag, es scheint allerdings, wie Sie sehr richtig bemerken, ein ewiges Verhängniß im Zusammenhang zu walten, worin niemand dem Schicksal entgehen kann, was ihn für seine höhere Bestimmung entwickeln soll, worauf es doch eigentlich ankommt. Ich theile ganz Ihre Meinung, daß es nicht denkbar ist, daß die Vorsehung das, was wir Glück und Unglück nennen, einer Berücksichtigung würdige. So trostlos das auf den ersten Blick scheint, so erhebend ist es zugleich, einer höheren Ausbildung werth gehalten zu werden. Es ist in solchen Schicksalen, wie das Ihrige war und sehr früh begann, ein wunderbarer Zusammenhang.

Auch wenn man nicht von Andern geſtoßen und getrieben wird, wenn man nicht einmal ſich ſelbſt recht deutlich machen kann, was einen innerlich ſtößt und treibt, nähert man ſich doch einem Ziele, oder zieht eine Fügung über ſich heran, von der man beinahe das Gefühl hat, es ſei beſſer, man ſtieße ſie zurück. Wirklich haben Sie auch weniger gethan, ſich in das Schickſal, das ſich für Sie bereitete, zu verwickeln, als Sie nur ſich haben aus Liebe zu Ihrer Freundin gehen laſſen, und nicht entgegen gearbeitet. Es iſt ungemein häufig der Fall, daß Verbindungen ohne alle Neigung, ja ſelbſt gegen die Neigung, aus allerhand Gründen, mit Empfindungen eingegangen werden, die man oft gar nicht in ſich tadeln kann, die aber doch bei einem ſolchen Schritte nicht leitende ſein ſollten. In mir und nach meiner Weiſe kann ich mir das zwar wenig begreiflich machen. Mir wäre es durchaus unmöglich geweſen, auch nur den Gedanken einer ſolchen Verbindung zu faſſen, wenn ich nicht wirklich die tiefe Ueberzeugung der Empfindung gehabt hätte, daß die, mit der ich mich verbände, die einzige ſei, mit der ich ein ſolches Band eingehen könnte. Der Gedanke der Ehe, ſelbſt auf eine recht gute und verträgliche Weiſe mit gegenſeitiger Achtung und Freundſchaft geſchloſſen, aber ohne das tiefe und das ganze Weſen ergreifende Gefühl, das man gewöhnlich Liebe nennt, war mir immer zuwider, und es wäre meiner ganzen Natur entgegen geweſen, ſie auf eine ſolche Weiſe zu ſchließen. Es iſt zwar wahr, daß die ſo, wie ich es da von mir ſage, geſchloſſenen Ehen die einzigen ſind, in welchen die Empfindungen bis zum Grabe im gleichen Grade, nur in den Modifikationen, welche Jahre und Umſtände herbeiführen, dieſelben bleiben. Es iſt indeß doch recht gut, daß dieſe Art die Sache anzuſehen, nicht die allgemeine

iſt, da ſonſt wenig Ehen zu Stande kommen würden. Auch gelingen ſo viele Ehen, die anfangs recht gleichgültig geſchloſſen werden, ſo daß ſich dagegen nicht viel ſagen läßt. In Ihrem Fall war es offenbar das Gefühl für Ihre Freundin, das Sie leitete, und das war allerdings ein edles und aus dem beſten und reinſten im menſchlichen Herzen ſprießendes. Gerade das aber zeigt ſich recht oft, daß die beſten, edelſten, aufopferndſten Gefühle gerade die ſind, die in unglückliche Schickſale führen. Es iſt, als würden durch eine höhere und weiſe Führung die äußeren Geſchicke abſichtlich in Zwieſpalt mit den inneren Empfindungen gebracht, damit gerade die letzteren einen höheren Werth erlangen, in höherer Reinheit glänzen, und dem, der ſie hegt, eben durch Entbehrung und Leiden theurer werden ſollten. So wohlthätig die Vorſehung waltet, ſo kommt es ihr nicht immer und durchaus auf das Glück der Menſchen an. Sie hat immer höhere Zwecke, und wirkt gewiß vorzugsweiſe auf die innere Empfindung und Geſinnung *).

Die Geſchichte der geiſterartigen Warnung iſt ſehr ſonderbar — ſie wurde Ihnen in dem Moment, wie Sie zuerſt beſtimmt Ihre Zuſtimmung zu einer Verbindung niederſchrieben, die Sie in unendliche Leiden verwickelte. Noch ſonderbarer, da ſie zugleich eine Todesanzeige Ihrer Mutter war **).

Daß Sie wirklich ſich haben ſo rufen hören, iſt nicht abzuleugnen. Es iſt auch eben ſo ſicher, daß kein ſterbli-

*) Das Folgende müßte, als ganz unverſtändlich außer dem Zuſammenhange, wegbleiben, allein die dadurch veranlaßten Folgerungen ſind zu ſchön, um ſie auszuſcheiden. A. d. H.

**) Dieſe ſtarb genau acht Tage darauf, in demſelben Moment, wo die warnende Stimme ſich hatte vernehmen laſſen.

cher Mensch Sie gerufen hat in der totalen, abgeschiedenen Einsamkeit, worin Sie die warnende Stimme vernahmen. In Sich haben Sie die Stimme gehört, wenn Sie gleich Ihr äußeres Gehör zu vernehmen schien, und in Ihnen ist die Stimme erschallt. Es giebt gewiß Viele, die das nur als eine Selbsttäuschung erklären würden, die denken, daß der Mensch auf natürlichen Wegen, ohne alle Verknüpfung des Irdischen mit dem Geisterreich, bloß durch die innere Bewegung, die in seinem Gemüth, seiner Einbildung, seinem Blut selbst waltet, so etwas äußerlich zu vernehmen glaubt. Daß es so sein kann, bisweilen so ist, möchte ich nicht leugnen, wohl aber, daß es nicht auch anders sein kann, und bei gewissen Menschen unter gewissen Umständen anders gewesen ist. Sie sagen: Ihrer Seele habe sich in späterer Zeit und nach und nach die Meinung bemächtigt, die Jung-Stilling in seiner Theorie der Geisterkunde (ich habe sie nicht gelesen) aufstelle, daß die uns Vorangegangenen, heller sehenden, mit Liebe uns umgebenden, uns oft gern schützenden, warnend uns erkennbar zu werden suchten, und dies gern, um tiefere Eindrücke zu bewirken, an bedeutende und wichtige Ereignisse knüpften, wo es nur darauf allein ankomme, daß sie sich mit uns in Rapport zu bringen vermöchten, was allein davon abhänge, in welcher Entbundenheit der geistige Zustand von den äußern Sinnen sich befinde. In diesem entbundenen Zustand, worin sich gewiß niemand eigenwillig bringen kann, glauben Sie vielleicht in jener Stimmung gewesen zu sein, wo Sie über alle gewöhnlichen Rücksichten hinaus Ihre Entschließungen nieder geschrieben haben. Diese Ihre Bemerkungen sind tief gedacht und empfunden. Es giebt unleugbar ein stilles, geheimnißvolles, mit irdischen Sinnen nicht zu fassendes Gebiet, das uns, ohne daß wir es ahn-

den, umgiebt, und warum ſollte da nicht auf Augenblicke der Schleier reißen und das vernommen werden können, wozu in dieſem Leben keine vernehmbare Spur führt? Sie wurden hier in dem Augenblicke gewarnt, wie Sie einen bis dahin nur Ihnen bekannten Gedanken niederſchreiben wollten, einen Federzug thun, der Ihr Leben in vielfache und unglückſelige Verwickelung ziehen ſollte, Sie wurden mit der Stimme gewarnt, die bald nicht mehr ſein ſollte, und es wurde, wie Sie bemerken, um ſicherer Sie zum Nachdenken zu führen, der Moment bedeutend bezeichnet, da Ihre Mutter gerade in demſelben Moment acht Tage nachher ſtarb. Das war offenbar nicht von dieſer Welt. Es war eines der Zeichen, die ſelten, aber doch bisweilen kund werden, von dem, was eine im Leben unüberſteigbare Kluft von uns trennt. Ich danke Ihnen ſehr, daß Sie dies nicht übergangen haben.

Es iſt unverkennbar, ſichtbar und begreiflich, daß Sie ſich zu ſehr angeſtrengt haben, um der übernommenen Beſtellung zu genügen. Ob ich Ihre Ausdauer ſehr hoch ehre, thut es mir zugleich leid, ſchonen Sie ſich, ich bitte Sie. Ich würde gern dazu beitragen. Ich möchte Sie einer größeren Muße theilhaftig wiſſen, woran Sie von allen Seiten Anſpruch haben — ich fürchte immer, Sie werden eine größere Ausdehnung Ihres Unternehmens nicht durchführen können, es gehört dazu mehr merkantiliſcher Geiſt, und jüngere Kräfte und Jahre. Es iſt gewiß beſſer in dem beſchränkten Wirkungskreis, wie bisher, zu bleiben. Ich bitte Sie, mir den 26. d. M. zu ſchreiben. Für heute Adieu, liebſte Charlotte. Mit unwandelbarem Antheil und Anhänglichkeit, der Ihrige H

Dreiundſechzigſter Brief.

Tegel, im October 1826.

Ihr ausführlicher Brief vom 16. September iſt ſchon mehrere Tage in meinen Händen. Er hat mir ſehr viel Freude gemacht, und es iſt mir ſehr angenehm geweſen, daraus zu erſehen, daß der meinige Ihnen Stoff zu regem Nachdenken und zu tröſtenden, erhebenden und heitern Empfindungen gegeben hat. Ich ſelbſt lebe wenig oder gar nicht in äußeren Dingen, es begegnet mir, außer in wiſſenſchaftlichen Dingen, die eigentlich ausſchließlich meine Thätigkeit in Anſpruch nehmen, ſelten etwas von Andern, woraus ich etwas für mich zu nehmen wüßte. So entſteht, was ich von Grundſätzen, Maximen und Lebensanſichten in mir trage, im genaueſten Verſtande aus mir, und ſo begreife ich, daß wie Sie von einigen in meinem letzten Brief enthaltenen Ideen ſagen, Andern in meiner Vorſtellungsweiſe manches neu ſein kann. Es iſt darin durchaus kein Verdienſt einer höhern oder tieferen Anſicht, es entſpringt nur aus der Abgeſchloſſenheit, in der ich, wie ich im buchſtäblichen Verſtande ſagen kann, außer wiſſenſchaftlichen Beſchäftigungen, bloß mit mir ſelbſt lebe, und bloß mit mir ſelbſt beſchäftigt bin. Wer mit mir lebt, würde dieſe Aeußerung vielleicht in einer Art von Widerſpruch finden mit meinem Leben. Denn meine äußere Lage bringt es mit ſich, daß ich doch viel Leute ſehe, daß ich, theils mit ihnen, theils entfernt von ihnen, für mich in ihre Lage

und Bedürfnisse eingehe, und mich also momentan, auch wenn sie mir nicht näher stehen, mit ihnen beschäftige. Allein ich habe eine Gewohnheit darin erlangt, daß mich das in meinem innern Leben wenig oder gar nicht stört, oder nur unterbricht, ja daß oft, indem ich ein langes Gespräch führe, meine innere Ideenreihe darum immer ganz entfernt vom Gespräch fortgeht, ohne daß ich deshalb zerstreut erscheine.

Sie fragen mich, liebe Charlotte, wie ich das meinte, wenn ich sagte, daß die Stimme, die Sie an jenem Novemberabend rief, eigentlich in Ihnen erschallte, da Sie dieselbe doch deutlich hinter sich vernahmen. Recht ordentlich zu erklären ist so etwas eben nicht, ich möchte hierin auch meine Ansicht nicht für die ausgemacht wahre ausgeben, aber ich habe über alles, was man Geister und Geistererscheinungen nennt, einen Glauben, der, wenn ich so sagen darf, den Glauben und Unglauben daran gewissermaßen mit einander vereinigt. Ich glaube, daß Menschen solche Erscheinungen in Tönen und Gesichten und auf jede Weise haben können, und daß dies gar nicht Einbildungen einer bloß erhitzten Einbildungskraft, Täuschungen und so zu sagen wachende Träume sind. Ich würde es kaum sonderbar finden, wenn mir selbst etwas dieser Art begegnete. Ich halte also diese Erscheinungen für etwas Wirkliches, durch eine überirdische Macht Hervorgebrachtes, nur daß man freilich sehr genau prüfen muß, ob in dem einzelnen Fall die Erscheinung wirklich eine von der gewöhnlichen Ideenverbindung verschiedene und keine bloße Abirrung dieser Ideenverbindung, oder bloße Vorstellung der Phantasie war. Dagegen glaube ich nicht, daß solche Töne oder Gesichte eben so außer demjenigen vorgehen, welcher sie vernimmt, als wie wenn ein leiblicher Mensch rufe oder auftritt. Daher bin ich auch etwas ungläubiger gegen solche

Geſchichten, wo ein Geräuſch von mehreren gehört wird. Sind es nur zwei, ſo kann die Gleichheit der innern Seelenſtimmung wohl gleichzeitige innere Erſcheinungen hervorbringen. Für innerlich halte ich alſo Erſcheinungen, von denen nicht wirkliche Beweiſe des Gegentheils da wären, aber ſo für innerlich, daß ſie im Innern immer auch durch eine überirdiſche Macht eingeführt und geweckt werden, und daher der Menſch, der ſie erfährt, weil ihn das Bewußtſein überirdiſcher Gegenwart und von nicht aus ihm kommender Einwirkung ergreift, ſie nothwendig außer ſich ſetzt. Wie viel auch ſchon über dieſe Sache geſtritten worden iſt, ſo kann man doch nicht ableugnen, daß etwas wirklich Innerliches, von dem, dem es begegnet, als durchaus äußerlich betrachtet werden kann, und der höhern überirdiſchen Macht iſt die Hervorbringung einer Erſcheinung eben ſo möglich, wenn ſie in der That eine gewiſſermaßen körperlich äußere, als wenn ſie eine idealiſch innere iſt. —

Der Gedanke einer verfolgenden Macht würde mir immer fremd ſein. Ich habe mich niemals mit den Vorſtellungen vertragen können, die eines ſolchen, allem Guten feindſeligen, am Böſen Gefallen findenden Weſens Daſein annehmen. Im neuen Teſtament halte ich die dahin einſchlagenden Stellen nur für bildliche, ſich an die Vorſtellungen des Judenthums anſchließende Ausdrücke, für das Böſe, das der Menſch, auch wenn er gut iſt, und ſich ganz ſchuldlos glaubt, doch immer in ſich zu bekämpfen hat. Es giebt unleugbar Perſonen, welchen mehr Widerwärtiges, als Glückliches begegnet, und auch die ſehr Glücklichen haben kürzere oder längere Perioden, wo der Verlauf der Umſtände ihnen nicht zuſagt, und ſie gegen den Strom zu ſchwimmen genöthigt ſind. Dies liegt aber, auch wo es gar nicht eigne Schuld, oder Folge unrichtig berechne-

ter Verfahrungsweise iſt, in der natürlichen Verkettung der Umſtände, wo das allgemein Nothwendige oder Unvermeidliche dem Intereſſe des Einzelnen zuwider iſt. Sehr oft, und dies iſt mir bei weitem wahrſcheinlicher, kann es auch Fügung der mit weiſer und immer wohlthätiger Strenge heilſam züchtigenden und prüfenden Vorſehung ſein; denn die Züchtigung überirdiſcher und übermenſchlicher Weisheit ſetzt nicht gerade immer Schuld voraus. Es kann in den Wegen und Pfaden der über alle menſchliche Vernunft hinausreichenden Einſicht liegen, auch ohne Verſchulden, zur bloßen heilſamen Zurückführung auch den ganz Schuldloſen zu züchtigen. Auch iſt der Beſte, wenn er nur die Selbſtprüfung mit gehöriger Strenge anſtellt, nicht von Flecken rein, und es können in ſeinen bewußtloſen Empfindungen ſolche liegen, die ihn zur Schuld führen würden, wo aber der Schuld durch die heilſam angebrachte Züchtigung vorgebeugt wird. Der Menſch ſelbſt iſt zu kurzſichtig und ſein Blick zu trübe, dies einzuſehen, allein die in der Höhe waltende Macht durchſchaut es, und weiß es zu lenken und zum Beſten zu kehren. Alles dies pflege ich mir zu ſagen, oft ohne äußere Veranlaſſung, allein auch beſonders da, wo, wie's auch mir geſchieht, das Schickſal den Wünſchen entgegen wirkt, und eine Periode der Widerwärtigkeit oder des wahren Unglücks eintritt. Ich werde dann vorſichtiger als ſonſt im Handeln, und ohne mich im geringſten beugen oder betrüben zu laſſen, ſuche ich durchzuſteuern, ſo gut es gehen will. Wenn ich ſage, ohne mich zu betrüben, ſo meine ich damit nicht, daß mich die einzelnen Unfälle nicht betrüben ſollten (was unvermeidlich iſt), ſondern nur, daß ich ihr Eintreten überhaupt, die Wendung vom Glück zum Gegentheil nicht als etwas Feindſeliges, ſondern als etwas Natürliches, mit dem Weltgang und der menſchlichen Natur eng Ver-

bundenes, oft ſogar Heilbringendes nehme. Nach dieſer in mir feſtgewordenen Anſicht kann ich an eine verfolgende oder gar nur neckende Macht nicht glauben. Ich geſtehe, daß ich einen ſolchen Glauben nicht einmal bei Andern dulden oder unangefochten laſſen könnte. Es iſt eine finſtere, beengte Vorſtellung, die der Güte der Gottheit, der Größe der Natur und der Würde der Menſchheit widerſpricht. Dagegen hat der Glaube an eine, unter der Zulaſſung und Leitung der höchſten, untergeordnete, ſchützende Macht etwas Schönes, Beruhigendes und den reinſten und geläutertſten Religionsideen Angemeſſenes. Ich möchte ihn daher niemand rauben, der durch ſeine Natur angeregt wird, ihn zu haben und zu hegen. Mir iſt er jedoch nicht eigen, und er gehört auf alle Fälle zu denjenigen religiöſen Vorſtellungen, die nicht allgemein geboten ſind, ſondern bei denen es auf die individuelle Neigung und Stimmung ankommt.

Es wird mich ſehr freuen, wenn Sie Zeit und Stimmung haben, Ihre Lebenserzählung fortzuſetzen. Leben Sie herzlich wohl, und rechnen Sie feſt auf die Dauer der Geſinnungen, die Ihnen immer von mir gewidmet bleiben. Ihr H.

Vierundſechzigſter Brief.

Berlin, den 8. November 1826.

Sie ſehen an der Ueberſchrift dieſes Briefes, liebe Charlotte, daß ich das Land verlaſſen habe, und wieder in die Stadt gezogen bin. Es wäre dies ſchon eine Woche früher geſchehen, wenn nicht außergewöhnliche Abhaltungen eingetreten wären. Ich verlaſſe das Land immer ungern, auch der Winter hat ſeine Freude, und ich entbehre ungern den Anblick der Marmor- und Gypsgeſtalten, die mich in Tegel umgeben. Indeß hindern mich andere häusliche Umſtände, den ganzen Winter auf dem Lande zu bleiben, und im Grunde lebe ich hier vielmehr noch an meine Stube gebannt, da ich auf dem Lande öfterer im Freien bin. Auch haben wir unſere Gemählde in der Stadt. Denn um nicht beides zugleich zu vermiſſen, laſſen wir die Gemählde das ganze Jahr hier, ſo wie die Bildhauerwerke feſt in Tegel ſtehen.

Ihr lieber Brief hat mir große Freude gemacht, weil er in den Inhalt meines letzten eingeht und demſelben Gründe und Behauptungen entgegenſtellt. Es iſt ſehr natürlich und begreiflich, daß unſere Anſichten bisweilen aus einander gehen müſſen, es liegt das zuerſt im Geſchlecht, dann in der Lebensweiſe und den einmal angenommenen Gewohnheiten. Ein Mann, und noch mehr einer, der oft in Verhältniſſen war, in denen er gegen Gefahr und Ungemach nur bei ſich Schutz und Rath ſuchen konnte, muß mehr

von der Selbständigkeit erwarten und mehr auf sie dringen. Er muß sich zutrauen, mehr ertragen, Schmerz und Unglück (von denen kein Mensch frei ist, und zu denen Geschäfte und für Andere übernommene Verantwortlichkeit auch empfindlichere Gelegenheiten darbieten, als in einfachern Lagen vorkommen können) mit mehr Gleichgültigkeit ansehen, um sie mehr durch sich selbst bezwingen zu können. Indeß müssen Sie nie denken, daß dies die Theilnahme an fremdem Unglück schwächt, oder, daß es hindert zu begreifen, daß jeder die verschiedenartigen Ereignisse des Lebens nach seiner Weise und seiner Eigenthümlichkeit aufnimmt. Sind Sie aber auch in vielem von dem, was mein voriger Brief enthielt, anderer Meinung mit mir, so stimmen wir ganz in dem Wunsche überein, eine Anzeige des bevorstehenden Todes zu haben. Bis jetzt denke ich mir den Tod als eine freundliche Erscheinung, eine, die mir in jedem Augenblick willkommen wäre, weil, wie zufrieden und glücklich ich lebe, dies Leben doch immer beschränkt und räthselhaft ist, und das Zerreißen des irdischen Schleiers darin auf einmal Erweiterung und Lösung mit sich führen muß. Ich könnte darum stundenlang mich Nachts in den gestirnten Himmel vertiefen, weil mir diese Unendlichkeit fernher flammender Welten wie ein Band zwischen diesem und dem künftigen Dasein erscheint. Ich hoffe diese Freudigkeit der Todeserwartung soll mir bleiben, ich würde mich dessen, da sie tief in meiner Natur (die nie am Materiellen, immer nur an Gedanken, Ideen und reiner Anschauung gehangen hat) gegründet ist, sogar gewiß halten, wenn nicht der Mensch, wie stark er sich wähne, sehr vom augenblicklichen Zustande seiner körperlichen Gesundheit und selbst seiner Einbildungskraft abhinge. Ich wähne mich aber nicht einmal stark, sondern fordre nur

unbedingt von mir es zu sein. Ich würde daher, bliebe ich wie jetzt gestimmt, den Tod ohne Schrecken herannahen sehen, und mein Bemühen würde nur sein, mit Besonnenheit den Uebergang in einen andern Zustand, so lange es möglich ist, schrittweise zu verfolgen. Darum würde ich auch für mich einen langsameren Tod nicht für ein Unglück erachten, obgleich ein schneller sowohl für den Sterbenden selbst, als für die Zurückbleibenden Vorzüge hat. Ich trage mich auch seit einer Reihe von Jahren, und nach einer Begebenheit, die mich, als ich in Rom war, traf und sehr ergriff, mit dem Glauben, oder, wenn dies zu viel gesagt ist, mit der Ahndung, daß ich nicht anders sterben werde, als bis eine bestimmte Erscheinung es mir vorher verkündet. Wie das nun sein wird, will ich erwarten, aber erwünscht wäre mir, wie Ihnen, die Vorandeutung.

Sie schreiben, daß Sie Jahre lang vorausgesehen, daß Ewald früher als Sie sterben würde. Das schlossen Sie wohl bloß aus der Beschaffenheit seiner Gesundheit, oder hatten Sie andere Anzeichen? — Die biblischen Stellen, die Sie anführen, waren mir als ich sie nachschlug, wohl bekannt. Sie sind allerdings tröstend, weil sie Hoffnung gewähren, Vertrauen hervorrufen, und auf Liebe, die sich erbarmt, zählen lassen. Ich meine aber, diese Ansicht läßt sich sehr gut mit derjenigen vereinigen, die ich in meinem Briefe aussprach. Denn jene Stellen, sie mögen nun, wie doch wohl eigentlich der Fall ist, von einem künftigen Leben reden, oder vom gegenwärtigen, verweisen doch alle auf eine ferne Zukunft. Indeß dauert die Empfindung des Unglücks und der Schmerzen fort, und da in dieser Zwischenzeit können, außer jener Aussicht auf die Umänderung des Geschickes, die von mir berührten Gründe, die Sie die philosophischen nennen, von großer Wirksamkeit sein. Es ist

aber auch nicht ganz richtig, diese Gründe bloß und ausschließlich philosophische zu nennen. Es liegt in der religiösen Gesinnung, die menschlichen Schicksale als einen zusammenhängenden, von der höchsten Weisheit angeordneten Plan anzusehen, in welchen eben diese Weisheit auch menschliches und unverschuldetes Unglück aufgenommen hat, und wie man dies, philosophisch oder religiös, nehme, so ist es allerdings, da jener Plan in beiden Ansichten die tiefste Ehrfurcht weckt und gebietet, ein Trost und ein erhebender Gedanke mitten im Schmerz und Unglück, auch mit diesen Leiden in jenen unendlichen Plan zu gehören. Ich muß aber doch, wenn ich meine innere Empfindung erschließe, sagen, daß gerade die von Ihnen angeführten Stellen nicht diejenigen sein würden, bei denen ich Trost suchen würde. Sie gehören in die Reihe der Verheißungen, Hoffnungen, und in dieser Art in der Zukunft zu leben, ist nie mein Sinnen und Trachten gewesen. Ich habe immer mehr gesucht, mich gleich selbst in der Gegenwart zu bearbeiten, daß daraus soviel mögliche innere Besiegung des Unglücks hervorgeht. Gerade in dieser Hinsicht aber ist das Lesen der Bibel eine unendliche und wohl die sicherste Quelle des Trostes. Ich wüßte sonst nichts mit ihr zu vergleichen. Der biblische Trost fließt, wenn auch ganz verschieden, doch gleich stark, auf eine doppelte Weise im alten und neuen Testament. In beiden ist die Führung Gottes, das Allwalten der Vorsehung, die vorherrschende Idee, und daraus entspringt in religiös gestimmter Gesinnung auch gleich die tiefe innere, durch nichts auszurottende Ueberzeugung, daß auch die Schicksale, durch welche man selbst leidet, doch die am weisesten herbeigeführten, die wohlthätigsten für das Ganze und den dadurch Leidenden selbst sind. In dem neuen Testament hernach ist ein solches überschwäng-

liches Verwalten des Geistigen und des Moralischen, es wird alles so einzig auf die Reinheit der Gesinnung zurückgeführt, daß was den Menschen sonst innerlich und äußerlich betrifft, wenn er jenem mit Ernst und Eifer nachstrebt, vollkommen in Schatten zurücktritt. Dadurch verliert auch das Unglück und jedes Leiden einen Theil seiner drückenden Einwirkung, und es schwindet auf jeden Fall alle Bitterkeit davon. Die unendliche Milde der ganzen neutestamentlichen Lehre, die Gott fast nur von der erbarmenden Seite darstellt, und in der überall die aufersende Liebe Christi für das Menschengeschlecht vortritt, lindert, wie ein wohlthätiger Balsam, verbunden mit Christi Beispiel selbst, jeden Körper- und Seelenschmerz. Im alten Testament kann sich dies allerdings nicht finden. Aber da erscheint wieder und doch auch immer mehr tröstend, als schreckend, die Allmacht und Allweisheit des Schöpfers und Erhalters der Dinge, die durch die Größe und Erhabenheit der Vorstellung über das einzelne Unglück hinaushebt.

Ich bitte Sie, liebe Charlotte, mir den 21. d. M. zu schreiben, und muß diesmal wünschen, daß es nicht viel später sei, weil ich in den ersten Tagen des Decembers verreise, und dann Ihren Brief, der mir nachgeschickt werden müßte, später erhielte. —

Leben Sie herzlich wohl. Mit den Gesinnungen die, wie ich weiß, Sie lieben, und die nie in mir ändern werden Ihr H.

Fünfundsechzigster Brief.

Tegel, den 6. December 1826.

Ich habe, liebe Charlotte, Ihren inhaltreichen Brief vom 19. v. M., den Sie am 21. geschlossen haben, bekommen und mit großem Interesse gelesen, und danke Ihnen recht herzlich dafür. Sie sagen, daß mein letzter Brief Ihnen einige Tage später zugekommen, als es nach dem Datum hätte sein sollen. Der Fehler liegt gewiß am unrichtigen Abgeben. — — — — Verzeihen Sie, daß ich hierüber etwas weitläufig geworden bin. Es ist ein für allemal geschehen, und es ist mir wichtig, daß Sie nicht durch solche Verspätung beunruhigt werden.

Sie bemerken in Ihrem Briefe, daß vor dem Erscheinen Christi ein Umgang zwischen der Gottheit und einigen gleichsam bevorrechteten Personen stattgefunden, durch das Christenthum aber jeder, der in seinen Schooß aufgenommen sei, ein näheres Verhältniß zu dem höchsten Wesen erhalten habe. Ich halte dies für ungemein richtig. Zwar möchte ich nicht sagen, was eigentlich von jener engeren und persönlichen Gemeinschaft der Erzväter mit Gott, wie sie das alte Testament schildert, zu halten sei. Diese Erzählungen des ersten Theils der Schrift haben in jeder Rücksicht, welches auch ihr Ursprung sein möge, eine so ehrwürdige Heiligkeit, daß man dem Zweifel an der Wahrheit keinen Raum giebt, wohl aber ungewiß bleiben kann, was Eigenthümlichkeit der Vorstellungs- und Darstellungs-

weise, bildlicher oder eigentlicher Ausdruck sei. Denn bei so alten Ueberlieferungen, und die sich doch auch wiederum vermuthlich Jahrhunderte lang mündlich fortgepflanzt haben, ehe sie aufgezeichnet worden sind, läßt sich der wahre Sinn von der äußern Einkleidung schwer und wenig unterscheiden. Das aber ist eine gewisse und tröstliche, und im höchsten Grade heilsame Wahrheit, daß durch das Christenthum alle Segnungen der Religion eine durchaus allgemeine Wohlthätigkeit erlangt haben, daß alle innere und äußere Bevorrechtung aufgehört, und jeder ohne Unterschied Gott so nahe zu stehen glauben kann, als er sich ihm durch seine eigene Kraft und Demuth im Geist und in der Wahrheit zu nähern vermag. Es ist überhaupt in Allem, im Religiosen und Moralischen, der wahrhaft unterscheidende Charakter des Christenthums, die Scheidewände, die vorher die Völker wie Gattungen verschiedener Geschöpfe trennten, hinweggeräumt, den Dünkel, als gäbe es eine von der Gottheit bevorrechtete Nation, genommen, und ein allgemeines Band der Nächstenpflicht und Nächstenliebe um alle Menschen geschlungen zu haben. Hier ist nun nicht mehr von bildlichen Darstellungen und nicht mehr von Wundern die Rede. Es herrscht hier die geistige Gemeinschaft, welche die einzige ist, deren der Mensch wahrhaft bedarf, und zugleich diejenige, der er immer durch Vertrauen und Wandel theilhaftig werden kann. Ich gestehe daher auch, daß ich nicht in die Idee eingehen kann, als wäre oder als könnte nur noch jetzt eine engere Gemeinschaft zwischen Gott und Einzelnen sein, als die allgemeine, der schlichten Lehre des Christenthums angemessene, in die jeder durch Reinheit und Frömmigkeit der Gesinnung tritt. Es wäre ein gefährlicher Stolz, sich einer solchen andern und besondern theilhaftig zu glauben, und das Menschengeschlecht be-

darf deſſen nicht. Frömmigkeit und Reinheit der Geſinnung und Pflichtmäßigkeit des Handelns, ſelbſt ſchon Streben nach beiden, da das vollendete Erreichen keinem gelingt, ſind alles, den Menſchen, einzeln und in der Geſammtheit, Nothwendige, und alles dem höchſten Weſen, wie wir es uns denken müſſen, Wohlgefällige. — Schreiben Sie mir, liebe Charlotte, den 26. December nach Hadmarsleben bei Halberſtadt, und bemerken auf dem Couvert, daß der Brief bis zu meiner Ankunft aufgehoben wird. Hadmarsleben iſt ein Gut meiner Frau, wo ich mich einige Tage aufhalten werde. Mit der herzlichſten und unveränderlichſten Theilnahme der Ihrige H.

Sechsundsechzigster Brief.

Rudolstadt, den 2. Januar 1827.

Das neue Jahr hat begonnen, und ich wünsche Ihnen, liebe Charlotte, von ganzem Herzen Glück dazu. Mögen Sie es heiter, sorglos und vor allem in ungestörter Gesundheit durchleben. Ich hoffe, daß die Erfüllung dieser Wünsche wahrscheinlich ist. — — —

Ein Jahr ſcheint ein ſo kleiner Abſchnitt des Lebens, und iſt es auch gewiſſermaßen, da Tage, Wochen und Monate ſo unglaublich ſchnell verſchwinden. Es iſt aber doch wieder ein ſo wichtiger Abſchnitt, da auch der längſt Lebende nicht ſo viele dieſer Abſchnitte zuſammen ſetzt. Es fängt auch freilich mit jedem Tage gewiſſermaßen eben ſo gut, als mit dem erſten Januar, ein neues Jahr an, aber es iſt dennoch nicht abzuleugnen, daß das Schreiben einer neuen Jahreszahl immer etwas in ſich trägt, das den Bedächtigen und gern Ueberlegenden in Nachdenken verſetzt. Es iſt überhaupt ſehr meine Art, mich von Epoche zu Epoche zuſammen zu faſſen, und irgend etwas Neues in meinen Vorſätzen zu beginnen, und ich habe oft gefunden, daß es immer ſeinen Nutzen hat, wenn auch nicht immer alle Vorſätze in Erfüllung gehen oder durchaus dauerhaft ſind. Es giebt auch mehr oder minder günſtige Jahre, und das beweiſt ſich, wie ich oft im Leben bemerkt habe, manchmal an gewiſſen Anzeichen, wenn ſie auch augenblicklich unbedeutend und vorübergehend ſcheinen, in den erſten Tagen, wo die neue Jahrszahl beginnt. Sie werden das vielleicht etwas abergläubig finden, aber es iſt es doch nicht ſo ganz und ſo ſehr. Die Unfälle, die den Menſchen betreffen, kommen weit mehr, als man es denken ſollte, aus ihm ſelbſt. Es giebt ein geheimes und unbemerktes Einwirken des Menſchen auf die Dinge, was man ihm nicht Schuld geben kann, weil es nicht innerhalb ſeines Bewußtſeins liegt, aber was doch von ihm kommt. Iſt nun die Stimmung innerlich eine ungünſtige, düſtere, von Heiterkeit fern, ſo bringt ſie auch ſo etwas im Aeußern hervor; wenn man das Leben nicht leicht, oder doch wenigſtens ruhig und gleichmüthig mit einer gewiſſen Kälte, als wäre einem Glück und Unglück ziemlich gleich, aufnimmt, ſo ſtellt es ſich nicht

bloß in sofern noch drückender und lastender, daß man es schwerer empfindet, sondern es begegnet einem, meiner Erfahrung nach, auch mehr Widerwärtiges. Auf große Dinge mag das, wie ich wohl glauben will, keinen Einfluß haben, aber auf die kleineren, die doch auch überwunden sein wollen, scheint es mir nicht abzuleugnen zu sein. — — —

ist, lebt sie bloß sich selbst, arbeitet und studirt für sich, sie besitzt sehr viele Kenntnisse, vorzüglich aber das, was man nicht ohne eignen tiefen und umfassenden Geist erwirbt. Ihre Briefe sind gleich geist- und seelenvoll, und im Gespräch äußert sich dasselbe noch lebendiger und immer mit der größten Einfachheit und Bescheidenheit. Sie ist daher auch eigentlich kaum gekannt, nur bei den wenigen, die der Zufall ihr näher gebracht hat. Sie ist sehr religiös, verbindet das aber so schön mit dem tiefsten und freiesten philosophischen Nachdenken, daß die Religiösität ihr dadurch nur noch mehr eigen wird. Sie leidet jetzt sehr an den Augen, was sie unglücklicherweise sehr am Lesen und Schreiben hindert. Sie hat dabei noch einen andern, ganz wunderbaren Zufall, nämlich daß sie seit mehrern Jahren durchaus nicht fahren kann. Sie hat das Unglück gehabt, damals durch ein wunderbares Ungefähr unmittelbar vor ihrem Schlosse sehr gefährlich umzuwerfen. Sie hat dabei nichts gebrochen, aber einen so heftigen Stoß und eine so gewaltsame Erschütterung bekommen, daß ihr seitdem, so oft sie versucht hat in den Wagen zu steigen, kurz darauf übel wird und sie in Ohnmacht fällt. Sie hat also ganz auf alles Fahren verzichtet und entfernt sich nur so weit von ihrem Wohnort, als sie zu Fuß gehen kann. Vermuthlich haben die Nerven des Rückgrates gelitten, und gerathen durch die Erschütterung, die der Wagen doch immer giebt, in eine krankhafte Stimmung, die sich dem Gehirn mittheilt. Rudolstadt selbst ist eine der schöneren und sehr schönen Gegenden Deutschlands, ich habe es in allen Jahreszeiten gesehen, und es ist sogar jetzt mitten im Winter sehr schön, obgleich dann bloß ernst und feierlich, durch den prächtigen Kreis schöner und nahe liegender Waldgebirge. Ganz vorzüglich ist die Ansicht vom Schloß, das

auf einem bedeutend hohen Berge liegt. Der Fürst hat aber ein anderes Schloß, etwa 3 Meilen von hier, das alte Stammhaus der Familie Schwarzburg. Das liegt noch eigenthümlicher, mitten in Wäldern auf einer mäßigen Anhöhe, die eine schöne Wiese voll Wildpret und einen rauschenden Bergbach, die Schwarze, vor sich hat, aber in sehr kleiner Ferne von hohen, meist mit Tannen bewachsenen Bergen umgeben ist. Ich war dort einmal vor vielen Jahren mit der Fürstin und ihrer Familie eine Woche im Sommer, und fand es ungemein schön. Wenn die edle Fürstin jetzt dies Schloß besuchen will, geht sie zu Fuß in zwei, drei Tagereisen dahin.

Ihren lieben Brief werde ich erst in mehrern Tagen empfangen, es thut mir immer sehr leid, auch habe ich gern einen Brief von Ihnen bei mir, wenn ich selbst schreibe; aber meine Reise hat sich gegen meinen Willen verlängert. Ich bitte Sie mir jetzt so zu schreiben, daß Ihr Brief den 25. oder nur wenige Tage später in Berlin eintrifft. Leben Sie wohl, beste Charlotte. Mit der herzlichsten und unveränderlichsten Theilnahme der Ihrige H.

Siebenundſechzigſter Brief.

Berlin, den 28. Januar 1827.

Ich habe, liebſte Freundin, Ihre beiden Briefe richtig empfangen, obgleich den erſten vom 20. December v. J. ſehr ſpät, da ich meinen Reiſeplan nicht ſo, wie ich ihn machte, ausgeführt habe, und gar nicht nach Hadmarsleben gekommen bin. Er iſt mir hierher nachgeſchickt worden. Nun bleibe ich bis zur Mitte des Sommers hier und in Tegel, und unſer Briefwechſel iſt bis dahin gegen Störungen dieſer Art geſichert. Es hat mich ſehr gefreuet zu ſehen, daß Ihre Geſundheit wenigſtens leidlich iſt, und daß die Veränderlichkeit der Witterung und der viele Sturm, der ſonſt reizbaren Konſtitutionen zu ſchaffen macht, Ihnen nicht ſehr nachtheilig geworden iſt. Ich liebe den Winter zwar gar nicht, und habe von Kindheit an für die angebliche Schönheit eines Wintertags keinen Sinn gehabt. Die Kälte iſt mir in ſofern gleichgültig, als ich mich ihr nie anders als ſo verwahrt ausſetze, daß ſie mir nichts anhaben kann, und als ich mir ſogar im Zimmer den traurigen und einförmigen Anblick des Schnees durch Gardinen verſchließe. In der Stadt iſt es mir überhaupt heimlicher, wenn ich von meinem Zimmer aus nichts davon erblicke. Es iſt da nur die Nacht ſchön, wo der Menſch und das gewöhnliche Treiben des Gewühls verſchwinden und der geſtirnte Himmel den Anblick der reinen Natur giebt. Am

Tage freuet der Anblick aus dem Fenster nur auf dem Lande. Diese Gewohnheit, mich in der Stadt auf den Genuß der Nacht zu beschränken, habe ich schon sehr früh gehabt. Schon als ganz junger Mensch saß ich, so oft ich die Stadt bewohnen mußte, die Tage über, wenn ich nicht in Gesellschaft war, in meinem Zimmer, durchstrich aber fast regelmäßig, sogar im strengen Winter, mehrere Stunden lang des Nachts die einsamen Straßen. Es freuet mich ungemein, daß Sie die gleiche Neigung mit mir für den gestirnten Himmel haben. Wem dieser innere Sinn nicht erschlossen ist, entbehrt eine sehr große, und eine der reinsten und erhabensten Freuden, die es giebt. Auch eignet sich dieser höhere Genuß recht eigentlich für Ihr Gemüth und Ihr Stillleben. Mit großem Interesse habe ich wieder bei dem Ueberblick Ihrer arbeitenden Beschäftigung verweilt, den Sie so gut sind, mir allemal beim Abschluß des alten und Beginn des neuen Jahres zu geben. Es hat mich aber geschmerzt zu sehen, daß Sie bei sehr großer und übermäßiger Anstrengung weniger Gewinn davon gehabt haben, als die früheren Jahre. Solche Bemerkungen thun mir immer unendlich weh. Wie sehr ich Fleiß und Arbeit liebe, wie hoch ich beides besonders an Ihnen, gute, liebste Charlotte, ehre, so möchte ich Sie doch am Abend Ihres Lebens nach einem heißen Mittag gern in einer ruhigern Lage wissen, und darum kann ich es auch nicht billigen, wenn Sie Ihrem Geschäfte noch eine größere Ausdehnung zu geben bemüht sind. Glauben Sie mir, theure Charlotte, daß ich Ihr Zartgefühl empfinde und ganz würdige, aber sprechen Sie sich mit Vertrauen über Ihre äußere Lage aus. Sie halten mich ja werth, mir das Höhere, Ihr Inneres, zu zeigen, woran ich eine wahre und große Freude habe. Sie können sich in Wahrheit ge-

gen niemand aussprechen, der einen größeren Antheil an allem nehme. — — —

ben nur einen ſo kurzen Theil des menſchlichen Daſeins überſehen, daß derſelbe gar kein Urtheil über das ganze zuläßt.

Sie bemerken ſehr richtig, daß ein Wintertag doch auch ſeine Freuden habe. Einförmig iſt der Schnee freilich, aber auch rein, und wie ein Bild unberührter Fleckenloſigkeit, wenn er friſch gefallen und noch unbetreten iſt. In der Schweiz ſehen jene weißen Decken an den hohen Gebirgen, die nicht leicht ein Menſchenfuß erreicht, ſehr ſchön aus. Ihr Vergleich mit einem Leichentuch iſt mir aufgefallen. Er war mir neu. Aber wenn nun der Schnee ein Leichentuch wäre, iſt es keine unerwünſchte Erinnerung. Die Natur liegt wie in Todesſtarrheit im Winter, und wenn die große Natur in ihrem regelmäßig wiederkehrenden Laufe die Erinnerung an den Tod herbeiführt, erſcheint er dem Geiſt und der Einbildungskraft nur wie eine nothwendige Verwandlung, eine Enthüllung eines neuen, vorher nicht geahndeten Zuſtandes.

Ich muß mich neulich nicht deutlich ausgedrückt haben, wenn Sie, liebe Charlotte, glauben, ich hätte gewiſſermaßen beſtritten, daß die allwaltende Vorſehung die Schickſale der Menſchen auch ganz im Einzelnen leite. Auch nach meiner feſten Ueberzeugung kann darauf der Menſch mit Sicherheit bauen, es liegt in der Idee des Weltſchöpfers und Welterhalters, es geht aus vielen Stellen der Bibel, des alten und neuen Teſtaments, hervor, und iſt nicht nur eine ſichere und feſt gegründete, ſondern auch tiefe und troſtreiche Wahrheit, über welche kein Zweifel bleibt, und Sie haben gewiß recht, wenn Sie ſagen, der Glückliche bedarf den Glauben, um nicht übermüthig zu werden, der

nicht Glückliche aber als Halt, und der Unglückliche um nicht zu erliegen. Wenn auch jeder auf seine Weise sich diese göttliche Theilnahme und Fürsorge denkt, so sind das nur unbedeutende Verschiedenheiten der individuellen Ansicht. Die Hauptsache bleibt immer, daß eine Allweisheit und Allgüte die Ordnung der Dinge regiert, zu der wir gehören, daß unsre kleinsten und größten Schicksale darin mit verwebt sind, daß daher alles, was geschiehet, gut und uns, sei es auch schmerzhaft, wohlthätig sein muß, endlich daß sein Wohlgefallen an uns, und wo nicht aus andern gleich weisen Gründen Ausnahmen eintreten, auch der Segen oder Unsegen, der uns trifft, von der Pflichtmäßigkeit unsrer Handlungen, noch mehr aber von der Reinheit unserer Gesinnungen abhängt. Darin können unsere Meinungen nicht von einander abweichen. Was ich sagte, bezog sich nur auf das, was Ihr früherer Brief enthält, wo Sie anzunehmen schienen, daß die Gottheit gleichsam einen Unterschied unter den Menschen zu machen scheine und manche durch eine strengere Schule leite. Sie hatten dies nicht einmal als Ihre Meinung ausgesprochen, sondern nur als eine der versuchten Erklärungsarten der von Ihnen erwähnten Erscheinungen. In die Ansicht nur könnte ich nie einstimmen, daß die Gottheit sich um Einige weniger kümmert, als um Andere. Gott kann, und das liegt in der Sache selbst, sein Wohlgefallen mehr auf die richten, die dadurch, daß sie ihm anhängen, eine größere Liebe, Innigkeit und Reinheit des Gemüths beweisen, aber eine ungleiche Vertheilung seiner leitenden, sorgenden, belohnenden und strafenden Fürsorge läßt sich nicht, weder mit den Begriffen von seiner Allmacht, noch mit denen von seiner Gerechtigkeit in Vereinigung bringen. Im alten Testament kommt allerdings von Auserwählten Gottes vielleicht auch

in diesem Sinne vor, allein diese Stellen hängen auch zum Theil mit der jüdischen Idee des auserwählten Volkes Gottes zusammen, und dann braucht auch dieser Begriff der Auserwählung nicht gerade jenen ausschließenden Sinn, sondern nur den zu haben, daß die Auserwählten diejenigen waren, welche sich durch ihre Herzensreinheit und Frömmigkeit am meisten der Liebe Gottes würdig gemacht und sein Wohlgefallen auf sich gezogen hatten. Im neuen Testament kommen Stellen, aus denen man auf eine ungleiche Sorge Gottes in den waltenden Fügungen seiner Vorsehung schließen könnte, wohl nicht vor. Wenn es bei einer oder der andern dies Ansehen haben sollte, ist sie wohl anders zu erklären. Der tröstende Gedanke aber bleibt fort und fort, daß Gott auch widrige und schmerzliche Schicksale nur aus Liebe sendet, um unsere Gesinnungen zu läutern. So, liebe Charlotte, habe ich die Sache verstanden, die in ein Paar unserer Briefe von uns besprochen ist, und so sollte ich denken, stimmte sie auch mit Ihren Ansichten und Ueberzeugungen vollkommen überein.

Achtundſechzigſter Brief.

Tegel, den 18. März 1827.

Sie kennen ſchon meine Neigung bisweilen auf dem Lande zu ſein, und ſo wird es Sie nicht wundern, wenn ich Ihnen von Tegel jetzt ſchreibe. Ich bin indeß nur auf ein Paar Tage hier und habe eigentlich die Stadt noch nicht verlaſſen. Wenn gleich die Witterung rauh iſt, ſo hindert mich das nicht, alle Tage ſpazieren zu gehen, nämlich hier und ſo lange und ſo oft ich hier bin.

Der See, der in meinen Beſitzungen iſt, iſt natürlich jetzt wieder ganz frei von Eis. Das iſt immer ein Schauſpiel, an dem ich mich ſehr erfreue, dies Befreitwerden des Waſſers von den Banden, die ihm im Winter ſeine ſchöne Beweglichkeit rauben und es dem feſten Lande gleich machen. Man fühlt ordentlich die wiedergegebene freie Bewegung mit und iſt der rauhen Starrheit gram, welche das zarte, hingleitende Element, ſo tief ſie ihren Einfluß auszuüben vermag, um den ſchönſten Theil ſeiner eigenthümlichen Natur bringt. Man ſagt gewöhnlich, das Waſſer treynt die Länder und Orte, aber es verbindet ſie eher, es bietet eine viel leichter zu durchſchneidende Fläche dar als das feſte Land, und es iſt ein ſo hübſcher Gedanke, daß, wie weit auch die Ufer von einander entfernt ſind, die Welle, die mir die Füße beſpült, in kurzer Zeit am gegenüberſtehenden Geſtade ſein kann.

Mit Vergnügen leſe ich in Ihrem Briefe, daß Sie mit

dem Plan einer kleinen Reise nach Offenbach beschäftigt sind, und bitte Sie, doch ja Ihren Vorsatz nicht aufzugeben, auch glaube ich, daß Sie, liebe Charlotte, einmal einer Erholung bedürfen, oder eine solche wenigstens sehr wohlthätig auf Sie wirken würde. Ich empfinde recht wohl, daß Sie darum auf keine Weise unzufrieden mit Ihrer Lage, oder Ihrer Beschäftigung überdrüssig sind. Allein es ist doch in den Menschen so. Wenn sie eine lange Zeit hindurch dieselbe Sache, auch ohne Widerwillen, sogar mit Vergnügen getrieben haben, so bemächtigt sich ihrer dennoch eine durch die Einförmigkeit bewirkte Ermüdung, und neue, auch nur auf eine kurze Zeit genossene Gegenstände geben den Gedanken und der Empfindung eine neue Spannung, die gewöhnlich auch auf den Körper zurückwirkt. Die Wahl von Offenbach finde ich sehr angemessen, da Sie dort eine innig mit Ihnen verbundene, liebe, vertraute Freundin haben; es ist ein angenehmer Ort in einer sehr hübschen Gegend, auch nicht sehr weit von Ihnen entfernt. Ich war sehr oft da, zum erstenmal in demselben Jahre, wo ich Sie in Pyrmont sah, im Jahre 1788. Ich besuchte dort die als Schriftstellerin bekannte Frau von la Roche, die ich auch viele Jahre später dort wieder sah, als ich mit meiner Frau und Familie von Paris zurückkam. Sie war eine geistreiche und noch im hohen Alter unendlich lebendige Frau, und hatte etwas ganz besonders Angenehmes und Liebenswürdiges, wenn man sie mitten im Kreise Ihrer Kinder und Enkel sah. Ein Sohn, wenig älter als ich, lebt noch hier in Berlin in sehr genauer Freundschaft mit mir, ist glücklich verheirathet und in jeder Rücksicht ein trefflicher Mensch. — Ich wünsche von Herzen, daß Sie das Vorhaben ausführen.

Neunundsechzigster Brief.

Berlin, den 10. April 1827.

Ich habe Ihren Brief, liebe Charlotte, den Sie nach meinem Wunsch am 3. abgeschickt haben, richtig erhalten und danke Ihnen herzlich dafür. Der heitere, zufriedene Ton, der darin von der ersten bis zur letzten Zeile herrscht, hat mir eine ganz besondere Freude gemacht. Da ich, wie Sie wissen, an Ihnen und Ihrem Wohlergehen so lebhaften Antheil nehme, so ist mir das natürlich das Wichtigste, woraus ich Ihre Stimmung erkenne. Wenn auch Ihre Lage jetzt durch Ihre Talente, Fleiß und Anstrengung so ist, daß sie nicht außerordentliche Störungen fürchten läßt, so läßt sie doch sehr viel zu wünschen übrig, und selbst in der gleichförmigsten Lage können doch Dinge vorkommen, welche selbst ohne Krankheit und Mißgeschicke die Stimmung verändern und wehmüthig machen. Die wehmüthige Stimmung aber begegnet gerade den edelsten Gemüthern am meisten, und es läßt sich nichts dagegen sagen, wenn man sie auch des Glücks der Personen selbst wegen, die sie befällt, wegwünscht. Es scheint mir aber, als wären Sie schon seit längerer Zeit viel gleichförmiger gestimmt, als im Anfang unsers brieflichen Umgangs. Es ist sehr gütig und liebevoll von Ihnen, und gereicht mir zur Freude, daß Sie es dem Einfluß zuschreiben, den Sie mir so willig gestatten. Das Verdienst ist auf Ihrer Seite; Ihre Seele ist so klar und empfänglich wie Ihr Gemüth, und so sind Sie jeder Ueberzeugung und jeder Wahrheit immer offen. Ich liebe die Heiterkeit ungemein. Es ist nicht gerade die

laute, die sich wie genießende Fröhlichkeit ankündigt, sondern die stille, die sich so recht und ganz über die innere Seele ergießt. Ich liebe sie in Andern und mir vorzüglich der größern Klarheit wegen, die in der Heiterkeit immer die Gedanken haben, und die für mich die erste und unerläßliche Bedingung eines genügenden Daseins im Leben für sich und im Umgange mit Andern ist. Die Wehmuth führt auch bisweilen eine und oft noch größere Klarheit mit sich. Man sieht und empfindet die Dinge in ihrer Nacktheit, wenn das Gemüth so tief in sich bewegt ist, daß der Schleier zerreißt, der sie sonst verhüllt. Aber es ist dies, wie ich es nennen möchte, eine schmerzliche Klarheit, die theuer erkauft werden muß, und sie zeigt die Gegenstände auch nur im Augenblicke und vorübergehend, wie man auch augenblicklich in die Tiefe des Himmels schauet, wenn der Blitz die Wolken zerreißt. Davon ist die leichte Klarheit ruhiger Heiterkeit himmelweit verschieden. Diese zeigt die Dinge theils, als gingen sie fremd vor einem vorüber, theils als besitze man Stärke genug, sich nicht von ihnen bewegen zu lassen. Auf beide Weisen geht die Masse der Ereignisse wie ein Schauspiel vorüber, und das ist eigentlich die des Menschen würdigste Art, sie anzusehen, ohne lange bei ihnen zu verweilen oder sich gar in sie zu vertiefen, immer eingedenk, daß es ein ganz anderes und würdigeres geistiges Gebiet giebt, in dem der Mensch wirklich sich heimathlich zu fühlen bestimmt ist. Wenn man das Fremde so nimmt, und dasjenige, was Antheil der Freundschaft und Zuneigung nun in der That zur Wirklichkeit macht, die sich auf keine Weise mehr als Schauspiel behandeln läßt, nicht mehr bloß die Phantasie und den Gedanken in Anspruch nimmt, sondern warm und lebendig das Herz ergreift, so behandelt man das Leben vielleicht auf die unter allen zweckmäßigste

Art. Es iſt mir für die Erhaltung und Fortdauer Ihrer Heiterkeit, liebſte Charlotte, ſehr lieb, daß Sie ſich mit dem Plane Ihrer kleinen Reiſe beſchäftigen. Es würde Ihnen dieſe Beſchäftigung ſelbſt zur Entſchädigung dienen, im Fall ſich der Ausführung des Projekts etwas entgegen ſtellte. Ich kann mir aber das nicht denken, da die Sache ſo ungemein einfach iſt. Was Sie mir in Ihrem letzten Briefe über Offenbach ſagen, hat mir viel Vergnügen gemacht. Ich wußte nicht, daß der Ifenburger Hof das ehemalige Haus der Frau von La Roche war. Es iſt ſehr hübſch und ſehr natürlich von Ihnen, daß Sie alles lebhaft bei Ihrem Dortſein und Wohnen in dem Hauſe intereſſirte, ſo daß Sie bei allen Details verweilten, da die Schriften der La Roche, wie Sie mir ſagen, Ihnen in der Jugend nicht nur großes Vergnügen gewährten, ſondern bildend auf Sie wirkten. In gut gearteten Gemüthern bewahrt und erhält ſich dann eine dankbare Anhänglichkeit. Gerade der Garten, von dem Sie reden, iſt das Einzige, deſſen ich mich deutlich erinnere. Ich ſah die Frau von La Roche zum letzten Male darin, als ich im Jahre 1801 mit meiner Frau und Familie aus Paris zurückkam. Es war eine Laube im Garten, in der wir ſaßen. Sie erinnern mich an das, was Goethe in ſeiner Biographie, Wahrheit und Dichtung von der Familie La Roche ſagt, wo er bei ſeiner Rückkehr von Wetzlar nach Frankfurt dort mehrere Tage einkehrte und freundſchaftlich aufgenommen war. Sie ſind, wie es ſcheint, nicht ganz zufrieden mit Goethe, und der Art, wie er die würdige Frau und die übrigen Familienglieder darſtellt.

Leben Sie für heute herzlich wohl, und ſchreiben Sie mir doch den 24. d. M. Mit der herzlichſten und immer unveränderlichen Theilnahme Ihr H.

Siebenzigster Brief.

Berlin, den 2. Mai 1827.

Tausend Dank, liebe Charlotte, für Ihren mir sehr erwünscht gewesenen Brief vom 24. v. M. Ich habe es immer sehr gern, wenn ich, indem ich einen Brief schreibe, einen zur Beantwortung vor mir habe. Wenn auch unser Briefwechsel selten etwas enthält, worauf eigentlich eine Antwort erforderlich wäre, so ist doch ein Briefwechsel seiner Natur nach immer eine Erwiederung, und man schreibt weniger gern, wenn der Faden für den Augenblick abgerissen ist und von neuem angeknüpft werden muß. Das begegnet mir nun durch Ihre liebevolle Aufmerksamkeit nie, sondern unsere Briefe wechseln sich regelmäßig ab. Ich bin überzeugt, daß wenn manche Menschen wüßten, daß wir uns so regelmäßig schreiben, ohne über wissenschaftliche oder Geschäftsgegenstände zu reden, noch uns Thatsachen mitzutheilen, sie gar nicht begreifen würden, was man sich sagen könne, wenn man sich scheinbar nichts zu sagen hat. Recht wenige Menschen haben einen Begriff und einen Sinn für die Mittheilung von Gedanken, Ideen und Empfindungen, wenn es ihnen auch auf keine Art an Verstand, Geist und Regsamkeit für alle Gefühle fehlt, für welche der Mensch empfänglich zu sein pflegt. Es gehört zum Gefallen an solchen Mittheilungen noch mehr, nämlich die Neigung, das, was man selbst denkt und fühlt, gern außerhalb des eignen Seins im Andern zu erblicken. Bei

einem Umgange, wie es der zwischen uns Beiden ist, ist es nicht eben der Wunsch, etwas in den Andern zu verpflanzen, Meinungen in ihm zu gründen, zu befestigen oder zu zerstören, wenigstens fühle ich keinen solchen Hang und solches Bemühen in mir. Aber was ich deutlich fühle, ist ein großes und in der Liebe zu gefaßten Meinungen selbst gegründetes Verlangen, was ich über Gegenstände inneren Bewußtseins meine und empfinde, mit den Erfahrungen und der Vorstellungsweise Anderer zu vergleichen. Es kommt einem nur gewissermaßen in sich gesicherter vor, was man mit dem Vorstellen und dem Denken Anderer zusammen hält, und wenn es keinen andern Grund gegenseitiger Mittheilung im Menschengeschlecht gäbe, so wäre schon dies gewiß ein hinlänglicher. Es hat auch gewissermaßen das Schreiben darin einen Vorzug vor dem mündlichen Gespräch. Es vereinigt die Vorzüge des letzteren mit denen des einsamen Nachdenkens, die doch gleichfalls unverkennlich sind. Man hat für alles, was die Mittheilung der Gedanken und Empfindungen betrifft, den Andern nicht wieder gegenwärtig, als wenn man persönlich bei einander ist, und zu der Sammlung und dem Festhalten der eignen Gedanken trägt doch unfehlbar das Alleinsein, und selbst, daß man den Faden seiner Gedanken ruhig ausspinnen kann, ehe ein Anderer dazwischen tritt, bei.

Es ist mir sehr erfreulich gewesen zu sehen, daß es Ihnen lieb war, meinen Brief gerade in den Feiertagen zu erhalten. Es war das meine Absicht. Ich weiß, daß Sie sich in den Festtagen Muße, Ruhe und Erholung erlauben, die Sie, gute Charlotte, so oft ersehnen — und ihrer so selten theilhaftig werden — ich weiß auch, daß Ihnen das Pfingstfest besonders lieb ist in seiner geistigen Bedeutung, und nun erkenne ich mit Vergnügen, daß so die Tage in

Heiterkeit still an Ihnen vorübergegangen sind, und mein Brief und dessen Beantwortung Ihre zufriedene, heitere Stimmung vermehrt hat. Ich gestehe Ihnen, daß Ihre einfache Zufriedenheit mir stets erfreulich, oft rührend ist. Sie geht aus Ihrem Innern hervor, wodurch sich das Aeußere gestaltet. Ich theile ganz Ihre Meinung, daß die Einrichtung bestimmter Ruhetage, selbst wenn sie gar nicht mit religiöser Feier zusammenhinge, eine für jeden, der ein menschenfreundliches, auf alle Klassen der Gesellschaft gerichtetes Gemüth hat, höchst erfreuliche und wirklich erquickende Idee ist. Es giebt nichts so Selbstisches und Herzloses, als wenn Vornehme und Reiche mit Mißfallen, oder wenigstens mit einem gewissen verschmähenden Ekel auf Sonn- und Feiertage zurückblicken. Selbst die Wahl des siebenten Tages ist gewiß die weiseste, welche hätte gefunden werden können. So willkürlich es scheint und bis auf einen Punkt auch sein mag, die Arbeit um einen Tag zu verkürzen oder zu verlängern, so bin ich überzeugt, daß die sechs Tage gerade das wahre, den Menschen in ihren physischen Kräften und in ihrem Beharren in einförmiger Beschäftigung angemessene Maß ist. Es liegt noch etwas Humanes auch darin, daß die zur Arbeit dem Menschen behülflichen Thiere diese Ruhe mit genießen. Die Periode wiederkehrender Ruhe über die Maße zu verlängern, würde eben so unhuman als thöricht sein. Ich habe dies sogar einmal an einem Beispiel in der Erfahrung gesehen. Da ich in der Revolutionszeit einige Jahre in Paris war, so habe ich dort es erlebt, daß man auch diese Einrichtung, sich an die göttliche Einsetzung nicht kehrend, dem trocknen und hölzernen Decimalsystem untergeordnet hatte. Der zehnte Tag erst war es, was wir einen Sonntag nennen, und alle gewöhnliche Betriebsamkeit ging neun Tage lang

fort. Wenn dies eigentlich ſichtbar viel zu viel war, ſo wurde von Mehreren, ſoviel es die Polizeigeſetze erlaubten, der Sonntag zugleich mit gefeiert, und ſo entſtand wieder zu vieler Müßiggang. So ſchwankt man immer zwiſchen zwei Aeußerſten, wie man ſich von dem regelmäßigen und geordneten Mittelwege entfernt.

Wenn dies nun aber ſchon nach bloß vernunftgemäßen und weltlichen Betrachtungen hiermit der Fall iſt, wie anders ſtellt ſich noch die Sache nach den religiöſen Beziehungen dar; dadurch wird die Idee, wie der Genuß der Feiertage zu einer Quelle geiſtiger Heiterkeit und wahren Troſtes. Die großen Feiertage ſind überdies mit ſo merkwürdigen Geſchichtsereigniſſen verbunden, daß ſie dadurch eine beſondere Heiligkeit erhalten. Es iſt gewiß die angemeſſenſte Feier dieſer Tage, in der Bibel ſelbſt, in allen vier Evangeliſten, die Erzählung derjenigen, auf welche ſich das Feſt bezieht, zu leſen, wie Sie mir ſchreiben, daß Sie zu thun pflegen ſeit vielen Jahren. In den Evangeliſten iſt namentlich die Uebereinſtimmung in der Erzählung eben ſo merkwürdig als die Art, wie die Erzählung der einzelnen von einander abweicht. Die Uebereinſtimmung bürgt für die Treue und Wahrheit, und in ihr liegt das Gepräge des Geiſtes, in dem alle dieſe unmittelbaren Zeugen, die Chriſtus ſelbſt ſahen und begleiteten, ſchrieben. Allein dieſer Geiſt, ob er gleich ein Geiſt der Einheit war, der Alle beſeelte, hinderte doch nicht, daß ſich nicht die eigenthümliche Aechtheit und Schönheit jedes einzelnen Erzählers hätte gehörig entfalten und darſtellen können. Wirklich kann man, wenn man gewohnt iſt die vier Evangeliſten oft zu leſen, nicht leicht verkennen, von welchem eine Stelle iſt, wenn man nur irgend eine ſolche auswählt, in der ſich das Charakteriſtiſche einigermaßen zeigen läßt. Es ſcheint

mir auch aus Ihrem letzten Briefe, wie ich schon öfter bemerkt zu haben glaube, daß Sie dem Evangelium Johannis den Vorzug geben. Dieser Ausdruck ist zwar nicht passend, da in diesen Schriften mit Recht alles gleich geachtet werden muß. Allein es ist doch natürlich, daß der eine Erzähler das Herz und die Empfindung auf eine andere Art, als der andere anspricht, und alsdann läßt sich auch nach Individualitäten ein Unterschied im Eindruck fortsetzen. Ich theile ganz Ihre Meinung hierüber. Es ist gerade im Johannes, wenn man es so nennen darf, etwas vorzüglich Seelenvolles. —

Sie erinnern mich, liebste Charlotte, daß ich Ihnen noch Antwort schuldig bin auf eine Stelle Ihres frühern oder vorletzten Briefs, und nennen es sehr gütig Berichtigung Ihrer Meinungen über wichtige Wahrheiten. Lassen Sie es mich richtiger sagen, es ist der Wunsch, daß wir auch hier gleicher Meinung sein mögen, wie wir es gewiß meist sind über wichtige Wahrheiten. Ich erkenne, und immer mit großer Freude, daß Ihre Ansichten die Resultate eines geläuterten tiefen Nachdenkens sind, das sich die Gegenstände, die es auswählt, mit dem Lichte eines klaren Verstandes beleuchtet. Unter dem Frieden, dessen ich erwähnte und worauf Sie zurück kommen, verstehe ich allerdings den, welcher an den beiden von Ihnen angeführten und sehr gut gewählten Stellen bezeichnet ist, nur auf die Weise, wie ich die Stellen nehme. Ich muß aber beide Stellen eigentlich mit einander verbinden, da eine allein die von mir damit verbundene Idee wenigstens nicht unmittelbar ausdrückt. Zuerst ist, wie es im Jesaias heißt, der Friede das Werk der Gerechtigkeit, er ist unmöglich ohne strenge Pflichterfüllung, unmöglich in jedem, da Strenge der Pflichterfüllung das Erste und Nächste ist. Dies aber

möchte ich nur den irdischen menschlichen Frieden nennen. Er muß die Grundlage sein, aber er ist nicht alles. Er wird gepredigt durch den Propheten, durch das voraus gehende alte Testament; das neue giebt erst die Vollendung. Das allein ist der Friede, den die Welt nicht giebt; ein unübertrefflicher Ausdruck. Was diesem Frieden angehört, ist von der Welt, dem äußern Glück und dem äußern Genuß geschieden, es stammt von einer unsichtbaren Macht her, allein die Gesinnung muß im Gemüthe vorhanden sein, daß man sein ganzes inneres Wesen von der Welt trennt, daß man nicht auf äußeres Glück Anspruch macht, daß man nur die hohe Seelenruhe sucht, die auf dem Leben in Demuth und innerem Gehorsam wie in einer klippenlosen stillen Wasserfläche ihre Sicherheit findet. Die bloße Ausübung der Pflicht reicht dazu nicht hin, die Unterordnung des selbstischen Daseins unter das Gesetz und noch weit mehr unter das Anerkenntniß der höchsten alles beherrschenden und alles durchdringenden Liebe muß so vorwaltend sein, daß das ganze Wesen darin aufgelöst ist. Nur bei dieser Gesinnung kann man den von Jesus dargebotenen Frieden sich aneignen. Denn es wäre eine ganz irrige Auslegung der schönen biblischen Stelle, wenn man glauben könnte, der himmlische Friede senkte sich so von selbst und ohne alles Zuthun auf den Menschen herab. Wohl zwar senkt er sich also nieder, er kann nicht durch Werke verdient, nicht gleichsam wie Erdengüter durch eigenes Thun erworben werden. Er ist eine freie, himmlische, immer nur der Gnade entströmende Gabe. Allein der Mensch kann sie nicht erfassen ohne jene Gesinnung, er kann des Himmlischen nicht theilhaftig werden, so lange er irdisches Glück sucht. Besitzt er aber diese Gesinnung, so ist er wieder jenes Friedens gewiß, denn es ist recht eigentlich

von den himmlischen Gaben ein wahres Wort, daß denen gegeben wird, die da haben. Das Irdische muß schon, so viel es die schwache Kraft vermag, das Himmlische angezogen haben, wenn es ihm wahrhaft zu Theil werden soll. Auf diese Weise hängt der innere Friede immer vom Menschen selbst ab, der Mensch braucht zu seinem Glücke im wahren Verstande nichts als ihn, und er braucht, um ihn zu besitzen, nichts als sich.

In dem, was Sie über das Glück sagen, haben Sie mich doch einmal mißverstanden, wie das ja auch bei den meisten und großen Uebereinstimmungen unter uns manchmal nicht anders sein kann. Was ich darüber denke, wende ich übrigens nur für mich an. Ich finde es für mich tröstend und ausreichend. Ich liebe es auf mir selbst zu stehen, und entbehre lieber, als ich an Hoffnungen hänge, die auch fehlschlagen können. Jeder mag darin seine Weise haben. Mit innigster Theilnahme Ihr H.

Einundſiebenzigſter Brief.

Tegel, den 23. Mai 1827

Sie haben mir, liebe Charlotte, mit Ihrem Brief vom 12., 13. und 14. d. M. eine große Freude gemacht, für welche ich Ihnen herzlich danke. Ich habe mit großem Vergnügen daraus erſehen, daß Sie wohl und heiter ſind, und das ſchöne und wirklich ungewöhnlich ſchöne Frühjahr genießen. Sie wundern ſich nicht mit Unrecht, daß ich dieſes Jahr ſpäter, als es die Jahreszeit zu erlauben ſchien, hierher gegangen bin. Indeß pflege ich gewöhnlich erſt im Juni die Stadt zu verlaſſen. Es iſt jetzt ſehr ſchön hier, und eigentlich war es vor acht Tagen noch ſchöner. Es blühete da der Lila oder ſpaniſche Flieder, der gerade hier in großer Menge und Schönheit iſt, er giebt für Auge und Geruch dem Garten immer einen großen Reiz. Ich entbehre das indeß wenig, denn ich kann nicht ſagen, daß ich gerade auf einzelne Blumen ſehr viel hielte. Die ganze Gartenkunſt läßt mich ziemlich gleichgültig. Ich ſuche die großen Bäume, und ziehe noch mehr die eines freien Waldes den gepflanzten vor, und mein Vergnügen am Landleben iſt mehr das freie und weite Herumgehen in einer angenehmen Gegend, als das Bekümmern um Pflanzungen und Blumenanlagen. Dies weite Herumgehen und die Freude an Bäumen habe ich nun hier ſehr. Um mein Haus unmittelbar herum ſind ſchöne, alte und doch noch in voller Kraft ſtehende Bäume in bedeutender Menge und will ich weiter gehen, ſo habe ich dicht hinter meinem Park

einen großen, dem König gehörenden Wald. Die Bäume haben darin etwas so Schönes und Anziehendes, auch für die Phantasie, daß, da sie ihren Ort nicht verändern können, sie Zeugen aller Veränderungen sind, die in einer Gegend vorgehen, und da einige ein überaus hohes Alter erreichen, so gleichen sie darin geschichtlichen Monumenten und haben doch ein Leben, sind doch wie wir, entstehend und vergehend, nicht starr und leblos, wie Fluren und Flüsse, von denen sonst das im vorigen Gesagte in gleichem Maße gilt. Daß man sie jünger und älter und endlich nach und nach dem Tode zugehend sieht, zieht immer näher und näher an sie an. Gewiß aber ist es, um diesen Eindrücken offen zu bleiben, nothwendig, von Kindheit an oft und anhaltend auf dem Lande gewesen zu sein. Nur auf diese Weise verschwistern sich Gedanken und Empfindungen mit den uns in der Natur umgebenden Gegenständen. Sonderbar aber ist es, daß meine Liebhaberei nur auf die Bäume geht, die, da sie keine eßbare Frucht tragen, gewissermaßen wilde heißen können. Obstbäume haben höchstens in der Blüthe einen Reiz für mich. Es giebt zwar sehr große, und deren Wuchs in der That malerisch ist. Aber sie sagen mir nichts, ohne daß ich mir weiter einen Grund davon angeben könnte. Es liegt indeß vermuthlich darin, daß man die Obstbäume gewöhnlich nahe an Gebäuden findet, oder, daß sie doch immer die Kunst und Sorgfalt des Menschen verrathen, da die Seele und die Einbildungskraft die freie Natur fordert, an welcher der Mensch nichts gemodelt und nichts geändert hat. Es ist schon schlimm genug, daß so oft Bäume, die wirklich auf große Schönheit Anspruch machen können, durch Menschenhände und ewiges Behauen ganz um ihren freien und großartigen Wuchs gebracht werden. So ergeht es z. B.

den Weiden. Sie werden, wenn man sie frei und ungehindert wachsen läßt, zu starken, hohen und malerisch schönen Bäumen. Noch in meiner Kindheit gab es in Berlin selbst drei solche wirklich wundervolle Bäume, die aber auch jetzt nicht mehr vorhanden sind. Aber ich sehe, daß ich zwei volle Seiten über meine Liebhaberei an Bäumen geschrieben habe. Wüßte ich nicht, wie gut Sie sind, liebe Charlotte, so müßte ich fürchten, Sie zu ermüden, so aber rechne ich darauf, daß Sie gern lesen, was ich schreibe, meist meinen Ideen gern folgen, und sie in sich fortspinnen. Mir ist es ein sehr angenehmes Gefühl, mich so vor Ihnen ganz zwanglos gehen zu lassen, und zu Ihnen zu reden wie zu mir selbst. Aber ich habe Ihnen noch das Eine und Andere heute zu sagen, so werden Sie diesmal noch einen längeren Brief, als gewöhnlich erhalten.

Ihr letzter Brief hat mir darin besonders Freude gemacht, daß Sie meine Meinung theilen in dem, was ich über den Werth einer schriftlichen Mittheilung, wie wir sie in unserm Briefwechsel aufgenommen, sagte. Auch haben Sie darin vollkommen recht, daß ein solcher brieflicher Umgang, der nie unterbrochen wird, zu einer gegenseitigen tieferen Kenntniß des Charakters führt. Wenn es gewiß nur Wenige sind, die an einem Briefwechsel wie der unsrige ist, Gefallen finden würden, so möchten ihn auch vielleicht wenig Frauen führen können. Es sind dazu doch Individualitäten erforderlich, die nicht Jedermanns Sache sind, vor allen andern auch eine Innerlichkeit des Lebens. Ich kenne Frauen, denen Niemand Geist absprechen kann, noch absprechen wird, sie besitzen viele und selbst gelehrte Kenntnisse. Im Gebiete der Wissenschaften ist ihnen wenig fremd; sie haben alles gelesen, was in die neuere und frühere Zeit fällt, und selbst die Schriften und Schriftsteller

der Vorzeit sind ihnen bekannt, und ihre Unterhaltung ermüdet und ihre Briefe sind kaum zu lesen. Man fragt wohl, woran das liegt, und die Antwort ist nicht leicht. Gewiß aber ist die Sprache ein Haupterforderniß, und sie ist nicht Allen verliehen, und in der That mehr angeboren als angebildet. Sie haben die Sprache wohl das Kleid der Seele genannt. Es ist das eine ungemein richtige Bezeichnung, die mir sehr gefallen hat. Ihnen, liebe Charlotte, ist die Sprache vor vielen Andern geworden, und wenn auch, wie Sie mir wohl gesagt haben, Sie mit der neuen, modernen Lektüre unbekannt geblieben sind, zu der Ihnen keine Zeit übrig blieb, indem Sie auch nicht durch ihre Neigungen dahin gezogen wurden, so hat Ihnen das gar nicht geschadet, vielleicht ist das Eigenthümliche Ihnen dadurch gerade mehr erhalten. Ich selbst bin auch ganz unbekannt mit diesen Büchern. Es ist aber unverkennbar, daß Sie bei früherer, größerer Muße nur unsere besten Schriften gelesen, ja mit ihnen gelebt haben, so hat sich Charakter und Denkweise zugleich mit Sprache und Styl gebildet. Leben, Wärme und Feuer ist in Ihrer Sprache, die dabei immer einfach und natürlich und nie gesucht oder schwülstig ist. Ich habe Ihnen schon oft Aehnliches gesagt, ohne mich einer Schmeichelei schuldig zu machen. Die Thatsache liegt in jedem Ihrer Briefe und in jedem Heft Ihrer Biographie. Es hat mich gar nicht überrascht, daß Sie mir sagen, wie Sie schon sehr früh die Neigung gehabt, in „ernsthafte“ Korrespondenz zu treten, die nicht Erzählung von erlebten Begebenheiten, sondern Betrachtungen, Gedanken und dergl. enthalte. Jede Gelegenheit dazu haben Sie schon als Kind mit einer Art Leidenschaft ergriffen, und Ihre empfangenen Briefchen, wohl geordnet, mit Wichtigkeit bewahrt. Früh schon, wohl mit zwölf

Jahren wären Ihnen manche Briefe übertragen, z. B. in der Familie, auch die Krankenberichte an den verwandten Hausarzt. Ueberhaupt bemerken Sie, wären Ihnen unter allen Beschäftigungen die mit Crayon und Feder die liebsten gewesen, ob Ihnen doch auch eine vielleicht seltene Kunstfertigkeit in weiblicher Arbeit angeboren sei; gewiß angeboren meinen Sie, da Sie nie in irgend etwas Unterricht bekommen oder auch bedurft haben, da der scharf unterscheidende Blick Ihres Auges hinreichend gewesen, Sie zu belehren. (Diese Fähigkeit, bemerken Sie, wäre in dem letzten Theil Ihres Lebens von der größten Wichtigkeit für Sie geworden.) Ob nun dies Talent oder Kunstfertigkeit Sie auch erfreuet habe, und Ihnen viel Lob gewonnen, hätten Sie sich doch noch lieber Ihrem kleinen Schreibtisch zugewendet, und Auszüge aus allen Büchern gemacht, mit denen Sie nach und nach bekannt geworden.

Ich rufe Ihnen, liebe Charlotte, diese Selbstschilderungen aus einem Heft Ihrer Biographie nicht ohne Absicht zurück. Die frühe Uebung im Schreiben mag beigetragen haben, Ihnen eine ungewöhnliche Leichtigkeit, Fertigkeit, Gewandtheit, Richtigkeit und Gefälligkeit des Ausdrucks zu geben, nicht weniger aber sind auch die intellektuellen Kräfte erforderlich, die als Grundlage jenen den Werth geben.

Durch alle diese, sich stets erneuernden Bemerkungen ist schon mehr als einmal ein Gedanke in mir erregt, den ich Ihnen heute aussprechen will, über den Sie lachen werden, der aber mein Ernst ist. Hören Sie mich denn aufmerksam an, liebe Charlotte. Ich weiß, wie Sie in jener, nun schon lange vergangenen Zeit, nach den Ihnen leider unersetzt gebliebenen Vermögensverlusten ganz niedergebeugt waren. Ich habe es nicht vergessen, wie Sie

damals mit sich, Verhängniß und Entschlüssen kämpften, und endlich, da Sie etwas ergreifen mußten, die Kunstarbeit wählten, mit der Sie Ihre Neigung in einige Harmonie zu bringen dachten. Ich habe nicht vergessen, wie Sie nun unermüdet allen Fleiß und Nachdenken anwendeten, und sich so eine seltene Geschicklichkeit gewannen, so daß Ihre Fabrikate den ausländischen gleich gestellt, sehr gesucht und versendet wurden. So gelang es Ihrer Anstrengung und Ausdauer sich eine unabhängige Selbstständigkeit zu schaffen, die Ihnen noch die Freiheit gab, nach Ihrer Neigung ein halb ländliches Leben zu führen. Es macht Ihnen viel Ehre, und erregt meine volle und wahre Achtung. Nicht allein das Talent weiß ich zu würdigen, mehr noch die Charakterseiten, die dazu erfordert werden.

Gern möchte ich Sie indeß in einer freieren Lage und in Beschäftigungen wissen, worin Sie bei zunehmenden Jahren weniger angestrengt, mehr sich selbst lebten: das müßte, denke ich, zu erreichen sein. Ja, theure Charlotte, ich möchte Sie so gern aus Ihrer sehr angestrengten Lebensweise herausgehoben wissen, und weiß zugleich, daß, was für viele Andere paßt, doch nicht für Sie ist.

Sie haben sehr oft in Ihren Briefen des schönen Verhältnisses gedacht, worin Sie von Kindheit an, durch alle wechselnden Schicksale Ihres Lebens, bis an sein Grab, zu Ewald gestanden; Sie gedenken mit gerührter Dankbarkeit des Einflusses, den er auf Sie gehabt, und der unendlichen Theilnahme, die er Ihnen in Rath und That durch ein langes Leben trostvoll bewiesen. Hat er nie die Idee in Ihnen geweckt, Vortheil aus Ihrer Feder zu ziehen? Wie viele Frauen thaten und thun das, die vielleicht weniger dazu berechtigt sind als Sie. Denken Sie nur an Therese Huber, deren Sie schon mehrmal mit Liebe er-

wähnt haben, die Ihnen durch gemeinschaftliche Freunde näher bekannt war. Es war wirklich Nothwendigkeit, was sie bestimmte zum Schreiben. Anfangs war sie gewiß weniger dazu befähigt als Sie. Sie wenden mir hier vielleicht ein, Therese Huber arbeitete an der Seite ihres Mannes, unter seinem Schutz, Forthülfe und Korrektur. Wenn Sie einen solchen Entschluß fassen auf meinen Rath, so ist es billig, daß ich Ihnen hülfreich bin. Schreiben Sie Ihre Ansichten, Gedanken, Betrachtungen über freigewählte Gegenstände. Ihre eigenen Schicksale und Mancher, die Ihnen näher standen, bieten Ihnen gewiß Stoff genug, mehr noch Ihr reiches, inneres Leben, das auch in der sehr einfachen und angestrengten Lebensweise die Sie führen, sich nie erschöpfte. Die Schilderungen innerer Seelenzustände, gelingen Ihnen ganz vorzüglich.

Denken Sie meinem Vorschlage nach, prüfen Sie Ihre innern Kräfte, sein Sie nicht zu bescheiden, und sagen mir mit dem Vertrauen, das Sie mir ja immer und unwandelbar so gütig zeigen, und worauf meine Theilnahme an allem was Sie angeht, auch gerechten Anspruch hat, Ihre Meinung.

Und nun leben Sie herzlich wohl, liebe Charlotte, ich erschrecke selbst über die Länge meines Briefes, aber Sie finden darin einen Beweis der innigen Theilnahme, womit ich Ihnen angehöre und unwandelbar angehören werde.

Ihr H.

Zweiundſiebenzigſter Brief.

Tegel, den 12. Juni 1827.

Ihr lieber Brief, am 5. d. M. zur Poſt gegeben, hat mir, wie alle Ihre Briefe, wieder viel Freude gemacht, und ich danke Ihnen herzlich dafür, liebe Charlotte.

— — — — — — — — — — — — — — —

Ich weiß nicht, ob Sie in Ihrer Gegend auch ſo viele Gewitter haben. Neulich dauerte hier eins die ganze Nacht hindurch, und ich erinnere mich nie ſo ſchöne und mannichfaltige Donner gehört zu haben. Alle Arten des fernen und langſamen und dann beſchleunigten Rollens und der Schläge, die mit Krachen immer die Höhe verrathen, kamen hinter einander vor. Ich ſaß, wie ich gewöhnlich thue, bis nach ein Uhr an meinem Schreibtiſch beſchäftigt, ging aber noch während des Gewitters zu Bette, und ſchlief ein, als es noch in voller Stärke war. Ich liebe unter allen Naturerſcheinungen die Gewitter vorzugsweiſe. Ob ſie gleich freilich oft großen Schaden anrichten, und ſchmerzliche Verluſte herbeiführen, ſo ſind ſie doch auch durch Kühlung und den Regen, den ſie gewähren, höchſt wohlthätig. Hier in Tegel kommen ſie ſelten recht herauf, weil der ſehr große See das iſt, was die Leute eine Wetterſcheide nennen. Haben ſie aber den Uebergang über den See gemacht, ſo iſt es ein Beweis, daß ſie groß genug waren, um den Abgang an Elektricität, welche die Waſſermaſſe ihnen nimmt, ertragen zu können, und dann pfle-

gen sie sich nachher noch lange zu halten. Sie sagen mir in Ihrem Brief, daß Sie im letzten strengen Winter einige Akazien verloren haben, die Sie zum Schirm vor der Sonne in Ihrer Gartenstube hatten pflanzen lassen, und betrauern den Verlust der so schön herangewachsenen Bäume. Das glaube ich Ihnen gern und verstehe es ganz. Es ist nicht nur verdrießlich, Bäume zu verlieren, sondern es kann sogar schmerzlich sein, wenn man sich an einen Baum gewöhnt hat. Durch den Frost habe ich keinen Baum verloren, aber der Sturm hat mir eine Akazie entwurzelt und einen Ahorn gespalten. Beides waren alte, wunderschöne Bäume. Die Akazie habe ich nirgends größer gesehen. Sie hatte einen sehr dicken Stamm und weit verbreitete Aeste. Im Grunde aber bleibt die Akazie selten gesund, wenn sie ein Alter, wie diese gewiß hatte, von 45 bis 50 Jahren erreicht. Auch diese war schon einmal gespalten, ich hatte aber durch eine angelegte starke Klammer ihr wieder Festigkeit gegeben. Der Sturm hat sie langsam niedergebeugt, und die Wurzeln mit aus der Erde gerissen. Der Ahorn war noch größer und schöner, aber leider so gespalten, daß ich den ganzen Baum habe müssen abhauen lassen. Nun ist eine Lücke entstanden, die man, wenn man nicht die Ursache weiß, für absichtlich hält, da sie gerade vom Hause eine hübsche Aussicht auf den See giebt, die mir aber leid thut, so oft ich hinblicke. Die Bäume sind darin eigentlich unglücklich, zu allem Wind und Wetter, allen Verunglimpfungen der Vögel und Insekten, der Beschädigungen durch Menschen gar nicht zu gedenken, gerade zu still halten zu müssen, und sich nicht vom Fleck rühren zu können. Thieren steht es doch frei, einen Schutz zu suchen, und doch kann man sich kaum erwehren, die Bäume auch als empfindende Wesen anzusehen. Lebende sind sie

offenbar. Ihr Neigen ſieht oft wie eine Klage aus, daß ſie ſo unbeweglich da ſtehen müſſen, der Sturm iſt ohnehin die unerfreulichſte, ja man kann wohl ſagen, fürchterlichſte Naturerſcheinung. Schon daß er eine ſo furchtbare Gewalt unſichtbar ausübt, und man gar nicht einmal begreift, wie er plötzlich entſteht und ſich wendet, macht ihn viel ſchauerlicher, als die andern Naturerſcheinungen, die mehr in die Augen fallen. Bei Stürmen denke ich noch allemal mit größerer Theilnahme, wie Sie darunter leiden, da Sie mir wohl geſagt haben, daß Ihr Gartenhaus ſo wenig Sie ſichert.

Sie haben es ſich ſchon wieder müſſen gefallen laſſen, daß ich mich in meiner Liebe für die Bäume habe gehen laſſen, aber Sie ſind zu gut und unendlich gut, und ſagen mir ſehr freundlich, daß Ihre eignen Empfindungen für meine Lieblinge der freien Natur ſehr geſteigert ſeien, und Sie jetzt die belaubten Mitbewohner Ihres kleinen Gebiets mit größerer Liebe betrachten als früher. Das ſind ſo ſchöne und zart weibliche Aeußerungen, daß ich Sie mit Vergnügen geleſen habe, und Ihnen recht innig dafür danke, liebe, gute Charlotte.

Sie ſprechen in Ihrem Brief davon, daß ich wohl in dieſem Sommer nach Schleſien gehen würde, und dies Ihnen minder lieb ſei, weil es Ihnen eine ſo weite Entfernung dünke. Ich gehe aber leider, obgleich ich Schleſien nicht berühren werde, in dieſem Sommer noch weiter. Ich begleite nämlich meine Frau ins Bad nach Gaſtein. Dies Bad liegt hinter Salzburg und iſt alſo nahe an 120 Meilen von hier. Wir gehen aber erſt im Julius fort, und ich werde Ihnen in meinem nächſten Briefe, den ich noch vor meiner Abreiſe von hier

ſchreiben werde, ſagen, wohin ich Sie bitten werde, die Briefe an mich zu richten. Ich werde auch bei dieſer Gelegenheit einmal wieder München beſuchen, wo ich ſeit ſehr langen Jahren nicht war. Unſere Abweſenheit wird bis in den September hinein dauern, da mit der Hin- und Rückreiſe ſchon bedeutende Zeit verloren geht, und der Aufenthalt in München hinzukommt. Gaſtein iſt eine der intereſſanteſten Gegenden Deutſchlands. Ich habe es zwar noch nicht ſelbſt geſehen, da im vorigen Jahr meine Frau ohne mich da war, aber ich kenne Salzburg und dort fängt das Gebirge an, von dem das Bad Gaſtein gewiſſermaßen die letzte und äußerſte Schlucht iſt. Gaſtein wird vom Norden Deutſchlands wenig beſucht, von Oeſterreich und Baiern aber, und ſelbſt aus Italien ſehr viel. Dennoch ſind alle Anſtalten zum Wohnen und Leben dort ſehr ſchlecht, und man denkt auch wenigſtens nur ſehr langſam darauf, ſie zu verbeſſern. Da ich Tegel ſehr liebe, ſo gehe ich eigentlich immer ungern weg. Doch iſt das überwunden, wenn man im Wagen ſitzt, und in vieler Rückſicht freue ich mich auf dieſe Monate. Ich habe ſehr lange keine Berge und überhaupt keine wahrhaft große, ſchöne Natur geſehen, und ſo verſetzt man ſich immer gern in eine ſolche. Das Gaſteiner Waſſer gehört übrigens zu den wirkſamſten, die man kennt. Was aber die Geſundheit betrifft, ſo gehören die Badereiſen zum Theil auch zu den Moden der Aerzte. In meiner Kindheit und erſten Jugend war es höchſt ſelten, daß jemand, wenn er auch bedeutend leidend war, ſich in Bewegung ſetzte, um ſeine Geſundheit durch ein Bad wieder herzuſtellen. Jetzt ſind die Menſchen beweglicher geworden und finden mehr Vergnügen an dem Hin- und Herwandern, wiſſen ſich auch, obgleich Alles jetzt koſtbarer iſt, die Mittel dazu zu ſchaffen, und ſo ent-

ſieht in jedem Sommer eine eigentliche Auswanderung nach den Bädern. Doch glaube ich, daß es auch hier mehr Mode iſt, als anderswo, und z. B. bei Ihnen und in Ihrer Gegend.

Es thut mir ſehr leid, daß die große Wärme dieſes Jahres, die ſehr Vielen und auch mir ſo erwünſcht und erfreulich iſt, ganz entgegen geſetzt auf Sie wirkt, und Ihnen Beängſtigungen, das ſchlimmſte von allem, erregt. Ich werde mich ſehr freuen, wenn Ihr nächſter Brief mir beſſere Nachrichten giebt.

Es iſt mir ſehr merkwürdig, daß Sie ſich einer ſo großen Reihe von Sommern erinnern, worin ſehr wenig Sommerwärme war. Allerdings war ich, wie Sie bemerken, in den Jahren abweſend und in ſüdlichen Ländern. Es geſchieht mir überhaupt leicht, das zu vergeſſen, was in der Zeit vorgefallen iſt, die ich ſelbſt erlebt habe. Ich bin in der viel älteren Geſchichte viel beſſer bewandert. Ich beſinne mich theils nicht auf das Geſchehene, theils ſetze ich es in Zeiten, in die es nicht gehört. Es bleibt mir nur dasjenige, woran ſich mir im Geiſte oder im Gefühl etwas Tieferes geheftet hat. Aber die Ereigniſſe, die eigentlichen Vorgänge der Dinge entgehen mir leicht. In dieſem Sommer aber iſt alles merkwürdig früh. Die Roſen ſind ſchon vorüber, die Lilien werden es bald ſein. Zu den Lilien habe ich eine beſondere Zuneigung, Farbe, Wuchs, Geruch, alles iſt unendlich lieblich, und mehr als das, ſie haben eine Pracht, die allen andern Blumen fehlt. In Italien und Spanien ſieht man viele Blumen wild, die man bei uns bloß in Gärten ſieht. Aber Lilien ſind ſehr ſelten. Auf der Inſel Iſchia bei Neapel giebt es eine Art Lilien, ſehr gewürzreich an Duft, aber die Farbe iſt nicht ſo ſtrah-

lend weiß und fällt mehr ins Graue. Sie wachsen nur an einer Stelle der Insel, und gerade, da sonst die Lilie einen guten Boden fordert, im allerdürresten Sande am Ufer des Meeres. Die Bewohner erzählen, daß dies eine Art Wunder sei, das man der heiligen Rosalia, der Schutzheiligen der Insel, danke. An der Stelle, wo sie dort den Märtyrertod gelitten, wüchsen jetzt diese Lilien. —

Sie sagen mir, daß Sie einen lieben Brief von der Tochter des Direktors der rheinisch-westindischen Compagnie, Becher, erhalten haben; wie kam das? Der Vater ist ein sehr angenehmer, interessanter Mann, der einem, wie man ihn sieht, Vertrauen zu seiner Einsicht, Thätigkeit, Geschicklichkeit und Gewandheit einflößt. Ein Theil seiner Kinder wird wohl in England geboren sein. Er hielt sich lange dort auf, theils in London, theils in Manchester, er hatte große Anlagen in Fabriken dort gemacht, allein in der Zeit des Kriegs mit Frankreich hat er sie aufgeben müssen, und hat sich erst dann wieder nach Deutschland gezogen. Er hat eine überaus zahlreiche Familie. Indeß hat es ihm in England, trotz seines sehr langen Aufenthalts dort, doch nicht recht gefallen. Er findet sich jetzt viel glücklicher in Deutschland. Es muß doch wohl in Lebensweise, Umgebungen, dem Eindruck, den die Nationalgesichtszüge machen, endlich an der Sprache liegen, daß es recht selten Menschen giebt, die ihr Leben in der Fremde beschließen mögen. Einzelne Ausnahmen findet man freilich, sogar Italiener, die in Petersburg zu leben vorzogen, aber selten sind sie immer. Selbst diejenigen, die durch allerlei Umstände festgehalten, nicht in ihr Vaterland zurückkehren, behalten eine Sehnsucht danach, und gehen mit Plänen um, sich wirklich wieder dahin zu versetzen.

Sie schreiben, liebe Charlotte, in Ihrem letzten Brief

viel von Gewittern, indem Sie auf etwas antworten, was ich in einem meiner Briefe darüber gesagt hatte. Ich bekam Ihre lieben Blätter gerade bei einem heftigen Gewitter. Daß es Ihnen ist, als könnten Sie den Wunsch hegen, gerade durch einen Blitz zu sterben, bin ich weit entfernt zu tadeln, ich finde es, wenn man den Tod leicht gegenwärtig hat, sehr natürlich, und würde den Wunsch ohne Anstand selbst theilen. Es ist ein so reiner, gar nicht verstümmelnder, kaum verletzender Tod, und wenn man auch immer, welche Todesart einem auch bestimmt sein mag, durch eine höhere Fügung stirbt, so ist es doch in der Einbildungskraft nicht auszutilgen, was Sie auch von Ihren Kinderjahren sagen, daß dieser Tod als einer angesehen wird, der gleichsam unmittelbar vom Himmel kommt. Unter den Elementen giebt es kein reineres und schöneres Feuer, als das bloß durch die elektrische Naturkraft entstehende. Man wird auch bei dieser Todesart in einem so majestätischen Schauspiel hinweg genommen, daß darüber das Gewaltsame verschwindet. Kein durch äußere Umstände herbeigeführter Tod ist dem natürlichen so nahe kommend, als dieser. Unstreitig aber sehen die vom Gewitter Erschlagenen weder den Blitz, noch hören sie den Donner. Es kann nur eine Sekunde sein, wo Leben und Bewußtsein dahin sind. Es ist indeß sonderbar, daß Personen, die sich vor dem Gewitter fürchten, gerade bei dem Donner am meisten in Schrecken zu gerathen pflegen: wenn man den Donner hört, ist alle Gefahr vorüber. Wie viel man ihnen das sagen mag, es hilft nichts. Es liegt das gewiß darin, daß der Donner durch sein furchtbares Krachen und langsam steigendes Rollen die Nerven erschüttert und damit alle ruhige und verständige Ueberlegung raubt, oder wenigstens schwächt. Es mag überhaupt die Gewit-

terfurcht nicht immer sowohl Furcht und ängstliche Besorgniß vor der drohenden Gefahr, sondern öfterer eine Wirkung des Blitzes und Donners auf reizbare Nerven sein. Es ist aber überhaupt eine nicht so leicht zu beantwortende Frage: ob vorzuziehen ist, schnell hinweggerufen zu werden, oder langsam zu sterben, und das Bewußtsein seines Todes zu haben? Ich setze freilich dabei immer voraus, daß auch der langsame Tod ein schmerzloser sei. Selbst theologisch hat man die Frage aufgeworfen. Der Grund, den man sich dabei gedacht hat, ist wohl kein anderer gewesen, als daß man Zeit haben soll, sich auf den Tod vorzubereiten, damit man nicht unbußfertig sterbe. Davon gestehe ich, würde ich wenig halten, und bin ohne Ihre Erklärung darüber gewiß, daß wir gleicher Meinung sind. Die Vorbereitung zum Tode muß das ganze Leben sein, so wie das Leben selbst, und wirklich von seinem ersten Schritte an, eine Annäherung zum Tode ist. Allein wenn ich auch in diesen Grund nicht eingehen kann, so läßt sich sonst, wenigstens im individuellen Gefühl, manches zu Gunsten eines vorausſehenden, mit Bewußtsein verknüpften Todes sagen. Es hat immer etwas sehr Gewaltsames, so plötzlich hinweggerufen zu werden, auch wenn es ein bloßer Schlagfluß ist, und in der That noch so sanft. Dann aber liegt noch etwas Menschliches darin, sich dem Gefühl des Todes nicht entziehen zu wollen, ihn kennen zu lernen, bis auf den letzten Hauch das scheidende Leben in sich zu beobachten.

Ich bitte Sie, liebe Charlotte, Ihre Antwort auf diesen Brief nach München zu adreſſiren: abzugeben an Hrn. v. Küſter, königlich preußiſchen Geſandten in München. Nachher bitte ich Sie wieder, den 31. Julius zu ſchreiben, und dann den Brief wie gewöhnlich und nach Bad Gaſtein über Salzburg zu adreſſiren.

Leben Sie recht wohl, liebste Charlotte, und suchen Sie sich gegen den Ihnen so nachtheiligen Einfluß der Hitze zu verwahren. Ihre Meinung, immer durch Aderlässe sich zu erleichtern, beunruhigt mich. Sie können dadurch nur geschwächt werden, und noch mehr bei Ihrem Mangel an Eßlust. Der Ihrige H.

Dreiundſiebenzigſter Brief.

Landshut, den 19. Julius 1827.

Ich bin früh genug hier angekommen, was mich ſehr freut, ſo kann ich Ihnen, liebe Charlotte, noch von hier aus ſchreiben. Ich hoffe übermorgen nach München zu kommen. Wenn ich unterwegs kein ungewöhnliches Hinderniß antreffe, ſo denke ich übermorgen Abend im Beſitz eines Briefes von Ihnen zu ſein. Denn ich weiß gewiß, daß Sie an dem Tage, an dem ich Sie darum bat, den Brief abgeſchickt haben. Es iſt von hier nach München nur eine, und nicht einmal große Tagereiſe, und ich könnte ſehr füglich ſchon morgen Abend dort ſein. Aber ich beſuche einen Bekannten auf dem Lande, der etwas ſeitwärts wohnt, und halte mich bei ihm eine Nacht auf. Ich entſchließe mich jetzt überhaupt ungern zum Reiſen, und thue es nicht ohne erhebliche Gründe. Die Unbequemlichkeiten ſcheue ich gar nicht, ich liebe aber die Anſtalten dagegen nicht, ſondern gehe darin ſehr einfach zu Werke. Von der Seite alſo wäre mir das Reiſen nicht zuwider. Aber die Störung in meinen Geſchäften iſt es mir. Man kann es nicht vermeiden, daß nicht das Reiſen zu einer Art Nichtsthun, oder wenigſtens zu einer Art geſchäftigen Müſſiggangs werde. Ich wehre mich zwar, ſo viel ich kann dagegen, und wenn ich auch freilich nicht dieſelben Arbeiten fortſetzen kann, ſo ſuche ich es wenigſtens dahin zu bringen, daß es nur ein Wechſel von Arbeiten ſei. Das

Arbeiten iſt, meinem Gefühle nach, dem Menſchen ſo gut ein Bedürfniß, als Eſſen und Schlafen. Selbſt diejenigen, die gar nichts thun, was ein vernünftiger Menſch Arbeit nennen würde, bilden ſich doch ein, etwas zu thun. Einen Müſſiggänger, der es ſeiner Meinung nach wäre, giebt es wohl nicht auf der Welt. Auf der Reiſe aber giebt es eine andere Weiſe der Beſchäftigung, nämlich das ſtille Denken ohne einen Finger zu rühren, ohne zu leſen oder zu ſchreiben. Das kann man zwar auch zu Hauſe haben, aber die oft ſogar unrichtige Geſchäftigkeit erlaubt es nicht, man iſt zu pedantiſch, um es ſich eben anders zu geſtatten, als vielleicht bei einem einſamen Spaziergange. Ich halte ſehr viel davon, und habe darum ſogar ſchlafloſe Nächte recht gern, nur daß ich zu dieſen, da ich einen guten, geſunden Schlaf habe, kaum anders, als in Krankheiten komme. Beim Reiſen aber tritt die Nothwendigkeit ein, und man hat den Genuß, indem der Wille gerechtfertigt iſt. Wenn man, wie ich jetzt, mit jemand reiſt, mit dem man gerne ſpricht, wie ich mit meiner Frau, wo das Geſpräch nicht ausgeht, und wo man auf eine mehr anziehende Weiſe angeregt wird, als man ſelbſt anregt, da fällt dies natürlich weg. Aber ich ſprach nur erſt vom Alleinreiſen. Wirklich aber iſt es wahr, daß Männer ſich nicht genug im müſſigen Denken gehen laſſen. Sie thun eher alles, als denken, auch wenn ſie ganz unbeſchäftigt ſind, oder ſie geben ſich, wenn ſie gerade zu keinen höheren Beſchäftigungen berufen ſind, lieber noch ganz leeren und nichtigen hin. Die Beſchäftigungen der Männer ſind leider ſo, daß ſie das gleichzeitige innere Denken ausſchließen, und doch den Geiſt gar nicht auf eine irgend würdige Weiſe in Anſpruch nehmen. Auf dieſe Beſchäftigungen haben doch Viele die Albernheit, einen Werth zu ſetzen,

und ſich etwas darauf einzubilden. Dies iſt offenbar eine der Urſachen, warum in der Regel Frauen intereſſanter zu ſein pflegen als Männer. Denn bei den Arbeiten der Frauen wird das ſtille Sein der Seele für ſich viel ſeltener durch die Arbeit geſtört. Beides geht neben einander fort, und der Werth der Gedanken und Gefühle wird mehr empfunden. Eine Frau, die deſſen ſonſt fähig iſt, hängt beiden mit mehr Liebe nach.

Die Gegenden, durch die man von Berlin bis hier kommt, ſind nicht gerade von vorzüglicher Schönheit. Nur in einzelnen Strecken zeichnet ſich die Natur aus. Die wahrhaft großen Gebirgsgegenden kommen erſt zwiſchen München und Salzburg, und von da weiter bis Gaſtein. In München und Salzburg war ich ſchon mehrmals, doch machte ich nie einen längeren Aufenthalt daſelbſt. Bis hierher und zwiſchen hier und München geht zwar der Weg durch Provinzen, die überaus reich an mannichfachen Naturſchönheiten ſind, aber ſie liegen nicht an der Straße, theils zufällig, theils weil man dieſe mehr durch das ebene Land geführt hat. Baireuth iſt ein vorzüglich ſchönes Land und auch noch der reizendſte Strich, durch den ich ſeit Berlin bis jetzt gekommen bin. Es hat Seltenheiten, die ſich ſonſt nicht leicht in irgend einem Lande finden. Es werden nämlich in großen, weiten, unterirdiſchen Höhlen, ganze Haufen von Knochen großer Thiere, ja ganze Theile von Skeletten angetroffen. Sie erinnern ſich gewiß davon geleſen zu haben. Es war eine Zeit lang ſehr viel, ſelbſt in den gewöhnlichen Zeitungen die Rede davon. Theils waren die Knochen von Thieren, die man zwar ſehr gut kennt, die aber jetzt nicht dort leben, theils aber gehören ſie auch Thieren an, deren Gattungen verloren gegangen zu ſein ſcheinen, da man in keinem Lande Kenntniß von

ihnen hat. Auch eine Menge versteinerter Pflanzen und Thiere aller Arten giebt es im baireuthischen Gebirge, mehr als in den meisten andern. Eine schwer zu erklärende Sache ist es, daß man noch niemals versteinerte Menschen gefunden hat, nicht bloß hier nicht, sondern in keinem Theil des Erdbodens. Die menschlichen Knochen werden eben sowohl versteinern, als thierische, und nach der Schöpfung läßt sich doch kein eigentlicher Zwischenraum zwischen der Bevölkerung des Erdbodens mit unvernünftigen Thieren und zwischen der mit Menschen annehmen. Denn sonst könnte man glauben, daß die Epoche, wo thierische Substanzen in Stein übergingen, der Zeit vorhergehend gewesen sei, wo Menschen auf dem Erdboden verbreitet waren. Die nächste Poststation von hier aus jenseits Baireuth hat eine überraschend anziehende, merkwürdige Lage, heißt Berneck, ist nur ein kleiner Marktflecken, aber ringsum von anmuthigen, mit Tannen bewachsenen Bergen umgeben, von denen man sich in einem ganz engen, kreisrunden Thal umschlossen sieht. Die Berge ragen weit, auch über den Kirchthurm des Orts hervor und an ihrer sonst grünbewachsenen Seite stehen viele ganz nackte, zackige Felsstücke heraus. Auf einem dieser Berge steht ein hoher, viereckiger Thurm, der sich ganz sonderbar ausnimmt. Er ist unten alt, oben aber größtentheils neu aufgeführt. Er hat eigentlich keinen Zweck. Es ist zwar eine Uhr darin, aber es verdient kaum die Mühe, daß man, wie man es thut, sie regelmäßig aufzieht, da eine andere Uhr im Ort ist. Man hat aber, was eine lobenswürdige, hübsche Sorgfalt ist, den Thurm bloß hergestellt, um ein Stück des Alterthums zu erhalten. Ich weiß, Sie, liebe Charlotte, begleiten mich mit ihren Gedanken, und wissen gern, durch welche Gegenden ich komme, und wobei ich

verweile; Sie kennen und theilen auch meine Neigung für die Schönheiten der Natur, und wie ich oft da gern verweile, was gewiß Vielen keines Blickes werth scheint. Wäre das nicht, so müßte ich um Verzeihung bitten, daß ich mich so oft vor Ihnen gehen lasse, um so mehr, da Sie mir wohl gesagt haben, daß Sie eigentlich überhaupt keine Reisebeschreibungen lieben, und auch lieber von mir solche Briefe empfangen, die Sie mehr in meinen Ideengang hineinziehen. Ich bin Ihnen für beides sehr dankbar, und es ist eine mir gar liebe Vorstellung, daß Sie meine Beschreibungen, wie Gemählde, gern betrachten, eigentlich, weil sie von mir sind. Es ist das so rein weiblich, den Ansichten eines Mannes gern zu folgen, für den im Busen liebevolle Ergebenheit wohnt, daß dies selbst von einer Fremden angenehm sein würde, wie sollte es mich nicht von Ihnen herzlich erfreuen! —

Ich bitte Sie, mir so nach Gastein zu schreiben, daß Sie den 10. August den Brief abgehen lassen unter der gewöhnlichen Adresse. Nachher aber sollen Sie mir nicht eher schreiben, als bis ich es Ihnen anzeigen werde. Die Briefe gehen sehr langsam nach Gastein, und ein später abgehender Brief könnte mich leicht nicht mehr dort treffen. Ueber meine Rückkunft nach Berlin kann ich noch nichts bestimmen.

Leben Sie herzlich wohl, mit immer gleicher Theilnahme

der Ihrige H.

Vierundſiebenzigſter Brief.

Bad Gaſtein, den 5. Auguſt 1827.

Ich habe Ihnen, liebe Charlotte, von unterwegs, ich denke von Regensburg, gewiß am 19. d. v. M. geſchrieben, und hoffe, daß Ihnen der Brief, wenn auch ſpäter, zugekommen ſein wird. Die Erfahrung hat mich gelehrt im vorigen Jahr, daß die Poſt hierher ungemein langſam geht. Seitdem habe ich nun Ihren ſehr lieben, freundlichen Brief vom 10. Julius in München durch Hrn. v. Küſter empfangen, und ſage Ihnen meinen herzlichſten Dank dafür. Ich hatte Sie gebeten, Ihren nächſten Brief am 10. d. M. abzuſchicken, daran iſt nun nichts mehr zu ändern. Leicht kann ich Ihnen einen zu ſpäten Tag beſtimmt haben, denn es ſcheint, daß unſere Badekur ſchon eher beendigt ſein wird, wie ich es früher nicht dachte. Weſentlich ſchadet es nicht, da er mir auf jeden Fall nachgeſchickt wird. Es ſollte mir nur leid ſein, ſo lange von Ihnen ohne Nachrichten zu ſein. — Der Ort hier liegt ſchon den höchſten Bergen Deutſchlands ſehr nahe. Man befindet ſich ſelbſt hier im Bade 2000 Fuß über der Meeresfläche. Das Thal iſt überaus lieblich und ſchön. Von Salzburg hierher geht eine große, ſehr bequem angelegte Straße. Doch iſt das Thal ſehr enge. Im Grunde dankt man dies Thal nur dem Lauf des Fluſſes, welcher darin ſein Bett hat. Von Salzburg aus iſt es den größten Theil des Wegs über die Salza, einige Meilen von hier aber die Ache, die in die

Salza fließt. Sehr selten aber kann der Weg neben dem Fluß in der Thalebene hinlaufen. Meistentheils hängt er hoch an dem Felsen, und geht nur da hinunter, wo er sich mittelst einer Brücke auf die andere Seite des Flusses schlägt. An den Felsen hinlaufend, ist er mit hohen Mauern, mitunter auch nur mit hölzernen Pfeilern gestützt. Dieser Weg dauert aber nur bis in das Bad. Hier streckt sich eine Bergkette quer vor. Von hier weiter kann man nur mit ganz kleinen Landwagen noch etwa eine Stunde weit fahren, nachher nur mit Lastthieren oder reitend übers Gebirge kommen. Dies macht eben den schönen Anblick des Orts, da man, wenn man mit dem Gesicht gegen das Ende des Thals steht, mehrere Stufen von Bergen über einander sieht, deren unterste mit dunkeln Tannen bewachsen und die obersten mit Schnee bedeckt sind. Unmittelbar an diesem Berge liegt das Haus, wo wir mit andern Badegästen wohnen, und das ein vom letzten Erzbischof von Salzburg gebautes Schloß, aber weder prächtig noch groß ist. Ueber diese das Thal beschließende Bergreihe fällt nun die Ache, und bildet einen in seiner ganzen Länge sehr hohen, aber eigentlich aus mehreren einzelnen Fällen bestehenden Wasserfall. Die ganze Höhe beträgt 630 Fuß. Von beiden Seiten ist er von steilen Felsen eingeschlossen, über die aber an einigen Stellen der Schaum in der Ferne sichtbar hervorspritzt. Die Lage des Schlosses ist darin wunderbar, und für mich sehr angenehm, daß die Hinterseite so nahe an dem Felsen und dem Gebirge liegt, daß man keine volle zwei Schritte Raum hat. Die Vorderseite, die nach dem Orte zu liegt, hat hingegen eine hohe Treppe, die vom Platz in das untere Stockwerk führt. Hinten herum gehen Treppen und kleine mit Geländern versehene Pfade den Berg hinauf, neben dem Wasserfall

hin, dieser ist kaum zwanzig Schritte vom Hause entfernt, und macht ein großes, donnerartiges Getöse, das die Badegäste vom Augenblick ihrer Ankunft bis zur Abreise nicht einen Moment verläßt. Vielen, besonders nervenschwachen Personen ist dieser Lärm sehr zuwider, sie machen weite Spaziergänge, um sich auf Augenblicke davon zu befreien, können nicht schlafen, und haben ein grosses Wesen damit. Mir thut er nichts, vielmehr habe ich ihn gern. Ich bewohne das Zimmer, dem er am nächsten ist, und arbeite und schlafe vortrefflich. Das einzige Unbequeme ist, daß, wenn man Besuch hat, man, um sich vor dem Rauschen zu verstehen, viel lauter als sonst angenehm ist, reden muß. Die kleinen Felsenwege hinter dem Schloß führen auf eine über den Wasserfall weg an seinen höchsten Punkt gehende Brücke. Man hat dieser sehr unrichtig den Namen der Schreckensbrücke gegeben. Sie ist angenehm und gewährt einen lieblichen und ewig den Blick anziehenden Anblick, hat aber im geringsten nichts Schreckliches. Geht man über diese Brücke, so steigt man noch eine Zeit lang zur Seite der eben ihrem Fall zustürzenden Ache, und gelangt dann in ein viel freieres Thal, als das hiesige, das von noch höheren Bergen umgeben ist. Es ist meiner Empfindung nach bei weitem nicht so mahlerisch als das hiesige, aber man kann eine große Strecke lang ohne zu steigen fortgehen, weshalb ich es gern zu Spaziergängen wähle, auf denen ich mich mehr mit mir, als mit der Gegend beschäftigen will. In dem Thale des eigentlichen Bades, das der Vorderseite des Schlosses gegenüber liegt, sind sehr schöne Pfade und Gänge aller Art, aber kein Platz, wo man nur 200 Schritte, ohne hinauf oder hinab zu steigen gehen könnte. Für Personen, die an den Füßen leiden, ist das schlimm, da es ihnen leicht an Be-

wegung mangelt. Indeß wird auch die Bewegung hier gar nicht als nothwendig zur Kur angesehen. Man legt ſich vielmehr gleich nach dem Bade auf eine oder zwei Stunden ins Bette, und es wird für zuträglich gehalten, wenn man ſchläft. Die erſten Tage, ehe man die Wallung und Aufregung des Bades gewohnt wird, will das nicht gelingen, jetzt aber ſchlafe ich immer. Ich bade nämlich ſchon um vier Uhr Morgens. Man bleibt gewöhnlich eine Stunde im Bade. Die Quelle iſt ſehr heiß, wohl 40 Grad Hitze; man läßt es früh ein, damit es abkühlen kann; 27 bis 28 Grad iſt die gewöhnliche Badewärme. Getrunken wird das Waſſer auch, doch iſt das Baden die Hauptſache. Einigen bekommt auch das Trinken nicht. Ohne den Waſſerfall wäre das Thal ſeiner größten Schönheit beraubt. Ich kann Stunden lang dabei ſtehen, und dies Treiben, Kochen und Sprudeln mit anſehen, in dem ſich das Waſſer bis zu bloßem Schaum verarbeitet. An den weniger jähen Stellen rollt es dann in länglichen, grünen Wölbungen fort, deren Säume nur mit Schaum eingefaßt ſind, und überall iſt eine Eile, eine Emſigkeit, als gelte es das Leben, das ruhige und ſtille Thal zu erreichen. Ich habe in der Schweiz und Italien viel größere und eigentlich auch ſchönere Waſſerfälle geſehen, der hieſige gehört doch nur zu den kleineren. Aber ſeine Länge und die Verſchiedenheit, bald ſenkrecht ſteiler, bald bloß einer mehr und minder ſchiefen Fläche ähnlicher Abhänge giebt ihm wieder eine Mannichfaltigkeit, welche jene nicht haben. Ich bin in meiner Erzählung ſehr ausführlich geweſen, weil ich weiß, daß es Ihnen an ſich intereſſant ſein wird, noch mehr aber weil ich gewiß bin, daß Sie mich gern mit Ihren Gedanken begleiten, und darum gern ein anſchauliches Bild von einem Ort empfangen, der, ſo viel ich weiß,

noch wenig beſchrieben iſt. Sie ſehen zugleich, die Sie meine Neigung, mich an einer ſchönen Gegend zu erfreuen, kennen, daß mir die Zeit recht angenehm hingeht.

Auf der Herreiſe beſuchte ich auch München und blieb vier Tage dort. Es iſt von Kunſtſchätzen ſehr viel und unendlich Schönes da zu ſehen. Der König hat ſehr viel antike Statuen und Gemählde zuſammengekauft, und läßt Gebäude mit königlicher Pracht aufführen, um ſie darin aufzuſtellen. Dem Klima nach iſt allerdings, wie Sie ſagen, München keine angenehme Stadt. Im Sommer kann man das zwar nicht eben merken, allein es liegt auf einer ſehr hohen Fläche, und hat daher nicht bloß einen ſehr ſtrengen Winter, ſondern auch ſehr ſcharfe und unangenehme Winde. Vorzüglich klagt man über die Frühjahre und Herbſte. Die unmittelbare Gegend rund herum iſt auch nicht ſchön, ſondern eher häßlich zu nennen. Bloß der engliſche Garten gewährt einen angenehmen Spaziergang, und iſt eine wirklich ſchöne Anlage

Eine Antwort hierher würde mich nicht mehr treffen. Ich bitte Sie alſo, Ihren nächſten Brief an mich am 28. Auguſt auf die Poſt zu geben, und nach Berlin wie ſonſt gewöhnlich zu adreſſiren. Leben Sie recht wohl. Mit herzlicher Freundſchaft und Theilnahme Ihr H.

Fünfundſiebenzigſter Brief.

Bad Gaſtein, den 21. Auguſt 1827.

Ich habe bereits vor mehreren Tagen, liebe Charlotte, Ihren Brief vom 5. d. Monats empfangen, und mich gefreut zu ſehen, daß Ihnen auch der meinige, den ich, denke ich, aus Regensburg abſchickte, richtig zugekommen iſt. Ich hoffe, Sie werden ſeitdem auch den empfangen haben, den ich Ihnen von hier aus geſchrieben. Es iſt ſehr gut, daß Sie diesmal den Ihrigen haben früher abgehen laſſen, als ich es beſtimmt hatte. Ich habe darin mit großem Vergnügen eine Sorgfalt geſehen, mir die Nachrichten von ſich, von denen Sie wiſſen, wie ſehr ſie mich intereſſiren, früher zuzubringen.

Ob mich in Ihren Briefen alles intereſſirt, ſo habe ich mit beſonderem Antheil in Ihrem letztern geleſen, was Sie mir von einer franzöſiſchen Familie ſagen, die Sie vor Jahren gekannt haben, und die jetzt nach Deutſchland zurück gekehrt iſt. Vor allem hat die junge, vor wenigen Jahren verheirathete Frau meine Aufmerkſamkeit auf ſich gezogen, die auch Sie unverkennbar und vorzugsweiſe intereſſirt*). Nach allem, was Sie mir von ihr ſagen, wenn auch Liebe die Feder führte, muß ſie voll wahrer Anmuth ſein. Es wird mir ſehr lieb ſein, wenn Sie mir mehr von ihr und dieſer Familie überhaupt erzählen. Ich liebe immer, wie Sie wiſſen, und in allen Beziehungen das In-

*) Thereſe.

dividuelle; es bereichert beständig, eine Gestalt mehr zu kennen, sei es, daß man sie selbst sah, oder daß man ihr Bild nur durch Schilderung in der Einbildung trägt. Ich glaube aus Ihrem Briefe recht zu verstehen, daß dies eine ausgewanderte Familie ist, die in der Zeit der Revolution sich, wie alle Emigrirte, einen Zufluchtsort vor den Gefahren, die ihnen im Vaterlande droheten, im Auslande suchend, in Deutschland in Erwartung günstiger Veränderungen aufhielt, dann, als diese in der That eintraten, nach Frankreich zurück kehrte, und nun eine Reise in Ihre Gegend gemacht hat. Wenn unter diesen Emigrirten Kinder waren, welche einige der Jahre, in welche man mit Recht am meisten die geistige Entwickelung des jugendlichen Alters setzen muß, unter uns zugebracht haben, so dachte ich, könnte der Einfluß deutscher Sitten, deutscher Bildung und deutscher Umgebung nicht ganz unbemerkt an ihnen vorübergegangen sein. Das jugendliche Alter stößt das Verschiedenartige nicht feindselig von sich zurück. Dies ist offenbar mehr eine Unart des späteren. In der Jugend öffnet offenbar der bemerkte Kontrast mehr und eher die Empfänglichkeit als er derselben im Wege steht. Es ist aber allerdings wahr, daß ein Umstand bei den meisten französischen Emigrirten gemacht hat, daß ihr Aufenthalt in Deutschland kaum fruchtbarer für sie geworden ist, als wenn sie nie unter uns den Fuß gesetzt hätten. In vielen Familien hat sich das auch auf die Kinder erstreckt, obgleich andere allerdings auch wieder die deutsche Erziehung sehr zweckmäßig benutzt haben. Ich kenne sogar Beispiele, wo die, welche als Kinder die Auswanderung theilten, sich so mit allem Deutschen verbunden und verschmolzen haben, daß sie ganz bei uns geblieben sind, und daß ihnen die Sprache ihres Vaterlandes selbst minder geläufig geworden ist. Je-

doch sind diese Fälle freilich die selteneren. Der Umstand, von dem dieser ganz verschiedenartige Einfluß abhängt, ist nämlich der, wie weit diese Leute in die deutsche Sprache eingegangen sind, und sich mit ihrer bessern Ausbildung vertraut gemacht haben. Was Sie in Ihrem vorletzten Brief darüber schreiben, war sehr wahr und richtig bemerkt. Die wahre Heimath ist eigentlich die Sprache. Sie bestimmt die Sehnsucht danach, und die Entfremdung vom Heimischen geht immer durch die Sprache am schnellsten und leichtesten, wenn auch am leisesten vor sich. Nur gewisse klimatische Verhältnisse wirken gewissermaßen körperlich. So ist wenigstens das Heimweh der Schweizer zum Theil, das alle Bewohner großer Gebirge bis auf einen gewissen Grad mit ihnen gemein haben. Wer an die reine, feine, kräftigende Bergluft gewöhnt ist, kann nicht wohl im Thal ausdauern. Gerade das Weite beengt ihn, durch die schwere, dumpfere und feuchtere Atmosphäre, in welcher er sich bewegen soll. Doch auch in diesem Fall bemerkt man die Macht, wenn auch nicht der Sprache, aber doch der Eindrücke, welche der Mensch durch das Ohr empfängt. Diese haben auf jede Weise eine eindringendere Schärfe, als die uns durch das Auge zukommen. Es ist eine bekannte Erfahrung, daß nichts so sehr das Heimweh der Schweizer weckt, als die ganz eigenthümliche und nur dort übliche Reihe von Modulationen, welche den sogenannten Kuhreigen bildet, der von Worten ganz getrennt, und auf keine Melodie oder Musik beschränkt ist. Um auf die französischen Ausgewanderten zurück zu kommen, so hat sich im Ganzen der Einfluß deutscher Art und Sprache, wo er noch Statt gefunden hat, wohl mehr auf die Männer, als die Frauen bezogen. Die Knaben und jungen Leute kamen nicht nur überhaupt mehr in Um-

gang mit gebildeten Klassen, sondern sie benutzten auch häufig deutsche Schulen, Gymnasien und Universitäten, was sie dann in volle Gemeinschaft mit der Sprache führte. Die Mädchen, mehr an den Kreis ihrer ganz französisch bleibenden Eltern gefesselt, lernten unsere Sprache nur auf todte und künstliche Weise durch Lehrmeister, oder gar aus dem Umgange mit dem Gesinde. Auf keinem dieser Wege konnte dasjenige in ihnen lebendig werden, was gerade sie hätten Wohlthätiges für sich aus unserer Denk- und Empfindungsart ziehen können. Denn wohlthätig halte ich jede Verschmelzung mit einer der Individualitäten der gebildeten europäischen Nationen. Es bricht die Einseitigkeit, und wo dies auf die rechte Weise geschieht, da giebt man die eigne Eigenthümlichkeit nicht auf, sondern glättet nur ihre schrofferen Ecken ab, behält aber ihren ächten und edlen Charakter nur auf eine noch festere und sich mit allen innern Gefühlen inniger verschlingende Weise bei.

Da die Badekur beendet scheint, so reise ich vermuthlich übermorgen, den 23. d. M. auf dem gradesten Wege von hier nach Tegel zurück. Die Rückreise braucht 10 — 12 Tage, so kann ich am 2 — 3. September dort angelangt sein. Es können sich indeß Verhinderungen für ein paar Tage finden, denen man um so lieber nachgiebt, da der Aufenthalt hier sehr schön ist. Willkürlich hier seinen Aufenthalt verlängern, würde schwer sein bei dem großen Andrange der Badegäste und der geringen Zahl der Wohnungen. Ich habe Sie, liebe Charlotte, schon in meinem letzten Brief gebeten, mir am 28. August, wie gewöhnlich, nach Berlin zu schreiben. Ihr Brief kommt dann entweder mit mir zugleich, oder unmittelbar vorher an. Leben Sie herzlich wohl. Mit freundschaftlicher Theilnahme der Ihrige

H

Sechsundſiebenzigſter Brief.

Tegel, den 5. September 1827.

Ich bin am 3. d. M. hierher zurück gekommen, liebe Charlotte, und habe Ihren lieben Brief vom 25. und 28. Auguſt, für den ich Ihnen herzlich danke, hier, ſo wie ich es erwartete, vorgefunden. Ich halte viel auf die Regelmäßigkeit, und ſelbſt Briefe, die ich, wie die Ihrigen zu jeder Zeit mit Freude empfange und leſe, ſind mir doch doppelt lieb, wenn ſie gerade zu der Zeit, wo ich ſie erwarten kann, eintreffen. Ich rechne daher Ihnen die Regelmäßigkeit Ihres Schreibens ſehr an, und weiß ſie zu erkennen und zu ſchätzen. Beim Empfang dieſer Zeilen werden Sie wohl auch gewiß meinen Brief vom 21. Auguſt bekommen haben. Mein voriger war, wie ich aus dem Ihrigen ſehe, zwölf Tage gegangen, und ſo müßte er Ihnen dieſen Morgen zukommen. Es iſt bei dem Tage meiner Abreiſe, wie ich Ihnen denſelben darin ſchrieb, geblieben, und auch die Reiſe habe ich Tag für Tag ſo machen können, wie ich es beſchloſſen hatte. Sie iſt aber lang, und wenn man jede Nacht in größeren Städten bleiben will, muß man oft kurze Tagereiſen machen. In Baireuth habe ich mich einen Tag aufgehalten, ſonſt nirgends. So kam ich am 2. d. Abends in Berlin an, und ging am 3. hierher. Hier bleibe ich nun bis zum Ende October, und wenn das Wetter zuſagt, wohl auch etwas länger, ehe ich in die Stadt gehe. Es iſt ſehr gütig von Ihnen, bei dem in der letzten Zeit rauhen Wetter

an meine Reise gedacht zu haben. Wirklich war das Wetter vom 23. August Morgens, wo ich abreiste, bis zum 30., wo ich in die Ebene von Leipzig kam, sehr unangenehm. Der Regen ging zwar noch an, er war weder lang noch anhaltend, noch heftig, ob er gleich mehrmals täglich erschien. Allein kein Sonnenblick, ein ewig umwölkter Himmel. Glücklicherweise hatte ich noch in Salzburg einen leidlicheren und wenigstens etwas freieren Tag und Himmel, was dort sehr wichtig ist. Denn es giebt nicht leicht eine schönere Lage und Gegend, eine große fruchtbare Ebene, in der man gerade in der Nähe und Ferne, die beide gleich wohlthätig sind, die in schöne Massen vertheilten Gebirge sieht. Einzelne kleine Berge, die man überall sonst groß nennen würde, die aber den hohen Gebirgen gegenüber nur Hügel scheinen, sind in der Nähe der Stadt und machen selbst einen Theil derselben aus. Auf einem liegt die Citadelle, auf einem andern ein Kapuciner-Kloster, ein dritter ist bloß mit anmuthigen Gärten bedeckt. Dieser begränzt die Stadt und eins der Thore ist durch ihn hindurch gesprengt. Man erzählt, daß der Erzbischof, der es machen ließ (man arbeitete Jahre daran) es that, um seinem Kammerdiener einen nahen und bequemen Zugang zu einem Garten zu verschaffen, den er ihm früher geschenkt hatte. Hinter Salzburg und bis Baireuth hin bietet der Weg nichts vorzüglich Schönes dar. Baireuth aber hat wieder eine anziehende und liebliche Lage, wenn es sich freilich auch nicht mit Salzburg messen darf.

Vor dem Gasteiner Wasserfall scheinen Sie einen großen Respect zu haben. Ich bleibe dabei, daß er mich nicht gestört hat. Sie wundern sich, daß nach der Milde meines Wesens eine Gegend, wie die Gasteiner mir gerade vorzugsweise gefällt. Es liegt auch allerdings ein gewisser

Gegensatz darin, aber auf der andern Seite wieder nicht. Denn gerade wer eine furchtlose Milde in sich trägt und bewahrt, sieht auch die umgebende Natur mit dem Auge seiner Gesinnung an, und das Andern furchtbar und beengend Erscheinende ist ihm nur groß, feierlich und ernst. Dagegen fordern finstere, verschlossene, harte Gemüther eher Freundlichkeit und Lieblichkeit in bloß beschwichtigender Gestalt um sich, weil, wenn sie auch ihre Sinnesart nicht zu ändern gemeint sind, sie nicht wollen, daß ihnen selbst auf gleiche Weise gewissermaßen feindselig entgegen gekommen wird.

Ich habe also vergessen, Ihnen zu sagen, nach welcher Himmelsgegend das Schloß, in dem ich wohnte, liegt. Sie haben ganz recht, dies zu erinnern, jede Schilderung, in der die Natur die Hauptrolle spielt, sollte nothwendig davon beginnen. Ich will es also nachholen. Sie erinnern sich aus meiner Beschreibung, daß das Thal von Gastein nur nach einer Seite hin offen ist, indem sich gerade der Oeffnung gegenüber eine Querwand von Felsen, von denen der Wasserfall herunter kommt, davor stellt. Die Oeffnung nun ist nach Nordwest, doch mehr nördlich als westlich, und der Wasserfall geht von Süden nach Norden. Die Vorderseite meines Zimmers ging nach Norden, die Querseite, es war eine Eckstube, nach Westen. Auf den beiden andern Seiten stießen andere Zimmer daran. Da die gegen Morgen das Thal begränzenden Berge weniger hoch sind als die abendlichen, und auch weiter von den Gebäuden abliegen, so kann die Morgensonne schon immer ziemlich früh in das Thal, wenigstens vor acht Uhr. Wie lange vorher weiß ich nicht, da ich nach meinem Bade, wie es in Gastein Vorschrift ist, immer wieder ein paar Stunden schlief. Aber Abends verließ sie das Thal zwischen vier und fünf

Uhr. Dies war das einzige Unangenehme im dortigen Aufenthalte, denn nach Sonnenuntergang wurde es bald auch kühl und windig. Eigentlich rauh und kalt war es während meines Aufenthaltes nur wenige Tage. Nur einen habe ich eingeheizt. Darin ist aber die Ebene nicht besser daran. Hier kann man sich über die Höhe der Berge nicht beklagen, und doch habe ich gestern einheizen müssen. Heute aber war es ein schöner, warmer und sonniger Tag, an dem man sich einmal wieder sehr erfreuet. Was in meiner Gasteiner Wohnung weniger angenehm war, war daß ich den Mond, wenn ich nicht ausdrücklich hinaus ging, nicht sah. Nach Norden hin war das unmöglich und nach Westen zu war er zu kurz am Himmel bei dem beschränkten Horizont, und ging auch so viel tiefer auf, und mehr südlich als die Sonne, daß der Mondschein nie mein Zimmer berührte. Doch habe ich ihn ein paar Mal sehr schön gesehen, einmal, wie er gerade über den Berg kam, und wie ein goldener Nachen unmittelbar darauf zu ruhen schien.

Alles, was Sie mir, liebe Charlotte, von Ihren Empfindungen und Gesinnungen für mich sagen, hat mir, wie immer, die größte Freude gemacht. Die tief und wahr empfundene, liebevolle Ergebenheit und Verehrung, die seltene, zart-innige Treue, die aus allen Ihren Ausdrücken spricht, ist mir ungemein wohlthätig, und bleibt mir ein erfreulicher Beweis, daß Sie gerade das in mir sehen, und bei demjenigen in mir verweilen, an dessen Erhaltung und Bewahrung ich immer am eifrigsten gearbeitet habe. Ich kann auch sagen, daß die große und lebendige Dankbarkeit, in der Sie sich gegen mich aussprechen, gerecht ist, aber Sie können auch sicher glauben, daß es mich unaufhörlich und recht innerlich freut, den Briefwechsel mit Ihnen wieder aufgenommen zu haben. Ich that es in dem Vor-

ſatze, ihn nun nicht wieder unterbrechen zu laſſen, und das wollen wir als unumſtößlich anſehen. Ich bitte Sie, mir den 11. d. M. wieder zu ſchreiben, wenn dies nach der Ankunft dieſes Briefes möglich iſt. Iſt es das nicht, ſo bitte ich Sie, nicht den nächſtfolgenden Dienſtag abzuwarten, ſondern den nächſten Poſttag nach Empfang dieſes Ihren Brief abgehen zu laſſen. Mit den herzlichſten Geſinnungen unveränderlich der Ihrige H.

Siebenundſiebenzigſter Brief.

Tegel, den 21. September 1827.

Ihre beiden Briefe vom 4. und 15. d. M. ſind mir, liebe Charlotte, richtig zugekommen, und ich danke Ihnen recht herzlich dafür. Sie haben mir beide beſondere Freude gemacht, da ſich die Geſinnungen, die Sie mir ſchenken, darin gerade auf die angenehmſte und mir gefälligſte Art ausſprechen. Es war mir auch eine erfreuliche Ueberraſchung, daß mir der erſte dieſer Briefe unerwartet kam, alſo eine liebe Zugabe außer der Regel, weßhalb Sie gewiß nicht um Verzeihung bitten dürfen. Ich erbitte mir nur Ihre Briefe auf einen beſtimmten Tag, weil Sie das gern haben. Wenn ich neulich äußerte, daß es mir lieber ſei, auf den Tag, nicht früher und nicht ſpäter, den Brief zu erhalten, ſo ſagt das nicht, daß mir nicht immer einer mehr, welchen Tag er eintreffen möge, angenehm ſei.

Die Erzählung von der Familie, die ich ohne allen Grund für eine ausgewanderte (franzöſiſche) Familie hielt, hat mich ſehr intereſſirt, und Sie haben dieſelbe auf Ihre Art recht hübſch in beide Briefe vertheilt. Ich bitte, fahren Sie damit fort. Von der Tochter, die Sie jetzt vor allen intereſſirt, und die Sie Thereſe nennen, enthält Ihre Erzählung bis jetzt noch zu wenig, als daß ich mir ein anſchauliches Bild von ihr machen könnte. Das Hauptſächlichſte, was ſie betreffen wird, muß erſt kommen. Bis

jetzt gefällt mir der Vater besonders in der Art, wie Sie ihn thätig, hülfreich und menschenfreundlich kennen lernten. Es freut mich, daß Sie mit dieser Familie wieder in Verbindung gekommen sind. Personen wieder zu sehen, von denen man lange Zeit getrennt gewesen war, ja, wo das Verhältniß ganz aufgelöst schien, gewährt immer ein großes und das Dasein belebendes Gefühl. Denn im Grunde sind es doch die Verbindungen mit Menschen, welche dem Leben seinen Werth geben, und je tiefer eingehend sie sind, desto mehr fühlt man, worin doch zuletzt der eigentliche Genuß steckt, die Individualität. Selbst wo man den Menschen nicht unmittelbar nahe tritt, wo man nur von ihnen durch Andere, wie ich durch Sie, von dieser Familie hört, genießt man schon dies mit, wenigstens wenn, wie Sie das immer thun, die Schilderung gerade in ihren wesentlichen, wenn auch scheinbar kleinen Zügen zusammengesetzt wird. Es ist mir daher sehr angenehm gewesen, und ich danke Ihnen besonders dafür, daß Sie in diese Erzählung eingegangen sind. Ich werde mit gleichem Interesse die Fortsetzung in Ihren nächstfolgenden Briefen aufsuchen, ja eigentlich noch mit größerem, da in dieser Fortsetzung Therese mehr ausgemahlt und charakterisirt erscheinen muß.

Was mir aber am erfreulichsten in Ihrem Briefe ist, ist vor allem das, was Sie mir über Ihre immer zunehmende Heiterkeit und Zufriedenheit sagen. Es ist das ein sicheres Zeichen, daß Ihre Seele jetzt in einer Stimmung ist, die aus einer, Ihnen ziemlich zusagenden äußeren Lage und Schicksalen hervorgeht. Erhalten Sie sich so viel als möglich darin, liebe Charlotte. Der Mensch kann immer sehr viel für sein inneres Glück thun, und was er äußern Ursachen sonst abbetteln müßte, sich selbst geben. Es kommt nur auf

Kraft des Entschlusses und auf einige Gewöhnung zur Selbstüberwindung an. Diese aber ist die Grundlage aller Tugend, so wie aller innern größeren Gesinnung. Sie sagen in Ihrem Briefe vom 15. September: ich weiß, daß alles, was mich eigentlich jetzt beglückt, so bleibt, wie es ist. Gewiß, liebe Charlotte, dürfen Sie nicht fürchten, daß ich je anders gegen Sie werden würde, als ich jetzt bin. Sie besorgten es einmal, und obgleich auch damals Ihre Besorgniß ungegründet war, konnte sie dennoch damals eher entstehen. Es sind seitdem über zwei Jahre verflossen, und Sie haben gesehen, wie unnöthig Ihre Besorgnisse waren, und nicht die leiseste Umänderung eingetreten ist, und das Verhältniß unter uns dadurch zu dem geworden ist, was Ihnen das liebste ist, und hat die Gestalt angenommen, die Ihnen am meisten zusagt. In mir ist eine Aenderung wahrhaft unmöglich. Ich nehme den herzlichsten Theil an Ihnen und Ihrem Schicksal, wünsche Ihr Glück, trage gern zu Ihrer Freude bei, gebe gern Ihren Wünschen nach, wo es sich so thun läßt und so geschehen kann, daß ich nicht aus meinem innern Kreise heraus gehe. Für mich erwarte ich nichts, Sie können Ihrem Charakter und Ihren Gesinnungen nach mich nie täuschen, aber ich kann auch von niemanden getäuscht werden, da ich von Keinem auf etwas Anspruch mache, mich Keinem mit Erwartungen nähere, sondern mein inneres Bedürfniß so mit meinem eignen innern Vermögen in Gleichgewicht gesetzt habe, daß sich das erstere nie nach außen zu wenden braucht. Ich kann mit Wahrheit sagen, daß ich nie auf Dank rechne, sondern das, was ich für Andere thue, wenn es mir nicht gewissermaßen gleichgültig erscheint, aus Ideen und Grundsätzen fließt, die für mich einen von der Wirkung auf den Andern ganz unabhängigen Werth haben.

Ich werde auch nie durch etwas gereizt. Was mein Wesen ausmacht, ist abgeschlossen in sich und unabhängig von allen solchen das Leben so Vieler kleinlich bewegenden Zufälligkeiten. Ich tadle diese darum nicht; Sie haben ihre Weise und ich die meinige. Aber die meinige ist die sichere und beglückendere. Dabei ist mir jede Anerkennung, jede mir erwiesene Theilnahme, jede mir geäußerte Gesinnung erfreulich, und ich bin gern dankbar. Ich schätze sie besonders als ein Zeichen dessen, was in der Seele derer ist, die sie hegen. Wird nun eine solche anhängliche, treue, verehrende Gesinnung seit langer und sehr langer Zeit, wie in Ihnen, liebe Charlotte, fortgetragen, so steigt natürlich der Werth derselben. Es freut mich daher immer, zu sehen, wie Sie erkennen, daß der nie sich verleugnende Ernst und die in sich geschlossene Festigkeit meiner Ideen, meine Unabhängigkeit von äußeren Dingen, meine Gewohnheit, mein Glück mir nur selbst aus meinem Innern zu schöpfen, über Ihnen schweben, wie Sie gern daran herauf blicken und Ihre Ideen dadurch berichtigt sehen, wo sie einer Berichtigung bedürfen. So wird es auch gewiß ferner und immer bleiben. Mein inniger Antheil, meine Bereitwilligkeit, meine Freude Ihnen nützlich und erfreulich zu sein, werden Ihnen stets unwandelbar bleiben. Ich bitte Sie, mir den 2. Oktober und nicht später zu schreiben. Der Herbst ist wunderschön; ob er gleich immer unsere sicherste und beste Jahreszeit ist, scheint es mir doch, daß er in diesem Jahr sich selbst übertrifft. Leben Sie recht wohl. Mit der herzlichsten Theilnahme Ihr H.

Achtundsiebenzigster Brief.

Tegel, den 8. Oktober 1827.

Ich habe, liebe Charlotte, Ihren Brief vom 2. Oktober vor einigen Tagen erhalten, und er hat mich aufs neue erfreut, und ich danke Ihnen herzlich dafür.

Was sagen Sie zu diesem prachtvollen Wetter? man kann unmöglich es so ungerührt an sich vorüber gehen lassen. Indeß liebe ich an unserm nördlichen Klima das, daß die Jahreszeiten sich von einander unterscheiden, und nicht in Gleichförmigkeit in einander fließen. In südlichen Ländern ist das nicht so, der Frühling trennt sich nicht bestimmt wie bei uns vom Winter, er ist mehr nur der noch mildere Theil desselben. Gerade aber der Uebergang aus der Erstarrtheit und der Dumpfheit des Winters in die heitre Lauigkeit des Frühlings macht einen tiefen und anregenden Eindruck auf das Gemüth. Verbunden mit dem Herbst, durch den hindurch die Natur in die Gebundenheit des Winters übergeht, schließt sich der Wechsel und die Folge dieser drei Jahreszeiten an die großen Ideen an, die dem Menschen immer die nächsten sind, das Erstarren im Tode und das Auferstehen zu neuem Leben. Was man um sich sieht und empfindet, und was einer in der innern Tiefe seines Gemüths denkt, stellt unter ganz verschiedenen Formen immer dieser Wechsel und diese Uebergänge vor. Am lebendigsten aber thut es die Natur im Wechsel der Jahreszeiten, in allem Begraben des Samens in die ihn

mütterlich verdeckende Erde, und dem wieder Hervorkeimen aus derselben und vielen andern Erscheinungen, die man symbolisch und allegorisch also deuten und darauf hinziehen kann. Es ist der große Gedanke der Natur selbst, die nur dadurch besteht, daß sie sich ewig wieder erneuert. Wäre man immer recht durchdrungen von dieser Idee, so würde man sehr oft seinen Handlungen, Empfindungen und Gedanken eine andere Richtung geben, als man jetzt oft thut. Man würde nämlich fühlen, daß alles darauf hinausgeht, eine gewisse Reife zu erlangen, mit welcher allein jener Uebertritt aus dem gebundenen und unvollkommenen Zustand in den freiern und vollkommneren gedacht werden kann. Denn man kann sich doch das Sterben und wieder zu neuem Dasein Erstehen nicht als bloß zufällig geschehend, oder auf irdische Ereignisse berechnet, vorstellen. Das Verlassen dieses Lebens steht gewiß, es geschehe früh oder spät, in unmittelbarer Beziehung auf das innere Wesen des Dahingehenden, und ist immer ein Zeichen, daß nach der Erkenntniß, der nichts verborgen ist, eine fernere Entwickelung auf dieser Erde dem Scheidenden nicht mehr vortheilhaft war. Eben so kann auch der Tod nicht auf Alle gleiche Wirkungen haben, den, welcher im Leben mehr und höher zu geistiger Stärke gereift war, nicht so, als den führen und stellen, der darin zurück geblieben. Der Tod und das neue Leben ergreifen nur immer das für sie Gereifte. So muß also auch der Mensch diese Reife in sich befördern, und die Reife für den Tod und das neue Leben ist nur eine und ebendieselbe. Denn sie ist eine Trennung vom Irdischen, eine Gleichgültigkeit gegen irdischen Genuß und irdische Thätigkeit, ein Leben in Ideen, die von aller Welt entfernt sind, ein sich Losreißen von dem Sehnen nach Glück, es ist mit einem Wort die Stimmung,

daß man unbekümmert um die Art, wie man hier vom Schicksal behandelt wird, nur auf das Ziel sieht, dem man zustrebt, daß man also Stärke und Selbstverleugnung übt und wachsame Herrschaft über sich selbst. Daraus entsteht die heitre, furchtlose Ruhe, die nichts äußeres bedürfend, sich wie ein zweiter Himmel, ein geistiger, neben dem körperlichen in unbewölkter Bläue über den so in sich gestimmten Menschen ausbreitet.

Die Erzählung von Ihrem Wiedersehen mit der Familie von S. hat mich auch in dem Beschluß sehr interessirt. Die jüngste Tochter Therese muß ein unendlich liebenswürdiges Wesen von innerer und äußerer Anmuth und Grazie sein, und selbst wenn große und vielleicht selbst parteiische Liebe den Pinsel führte, ist Ihr Bild höchst anziehend, und danke ich Ihnen wiederholt herzlich dafür. Mit unveränderlicher Theilnahme Ihr H.

Neunundſiebenzigſter Brief.

Tegel, den 26. Oktober 1827.

Entſchuldigen Sie ſich nie, liebe Charlotte, wenn Sie einmal einen Poſttag ſpäter ſchreiben, als ich Ihnen meinen Wunſch nach einem Briefe ausgedrückt hatte. Sie ſind immer ſo pünktlich und aufmerkſam, daß ich gewiß bin, daß dann ein Hinderniß eintrat, das Sie nicht beſeitigen konnten. Auch beſtimme ich ja nur die Tage, weil Sie es wünſchen.

Sie haben ſehr recht, in Ihrem letzten Briefe zu ſagen, daß der 18. Oktober, den man gleich nach dem Ereigniß, welches damals ſo ungeheuer ſchien, ewig feiern wollte, jetzt ſchon beinahe vergeſſen iſt. Wahrhaft als ein Erinnerungstag gefeiert wird er noch in Hamburg, aber ich glaube, auch nur da. Es liegt indeſſen in der Natur der Dinge, daß ein Ereigniß das andere treibt, und daß es kaum möglich iſt, eins auf ſehr lange feſt zu halten. Man empfindet die wohlthätigen Folgen noch dankbar im Innern der Bruſt, man gedenkt der wundervollen Fügung des Schickſals, wodurch die menſchlichen Plane an einem ſo denkwürdigen Tage ein ſolches Gedeihen gewannen, aber der frohe, über alles hinwegheбende, ſich im allgemeinen Jubel ergießende Sinn erſtirbt; was kurz nach der Gegenwart als eine ganz außerordentliche Begebenheit, ein wahres Wunder erſchien, tritt nun in den gewöhnlichen Lauf der Begebenheiten zurück. Wenn das auch nicht recht ſein mag, ſo iſt es doch natürlich, und iſt, ſo lange die Welt ſteht, ſo ge-

wesen. Ich kann es selbst nicht so sehr tadeln. Alles, was man Staats- und Weltbegebenheiten nennt, hat in allen äußern Dingen die größte Wichtigkeit, stiftet und vernichtet im Augenblick das Glück, oft das Dasein von Tausenden, aber wenn nun die Welle des Augenblicks vorüber gerauscht ist, der Sturm sich gelegt hat, so verliert sich, ja so verschwindet oft spurlos ihr Einfluß. Viele andere ganz geräuschlos die Gedanken und Empfindung stimmende Dinge sind da oft weit mehr von tiefem und dauerndem Einfluß. Der Mensch kann sich überhaupt sehr frei halten von allem, was nicht unmittelbar in sein Privatleben eingreift, und dies ist eine sehr weise Einrichtung der Vorsehung, weil so das individuelle Glück unendlich mehr gesichert ist. Gerade auch je mehr der Mensch sich in seine Individualität einschließt, desto mehr geht aus ihr hervor, was segenvoll auf das Gemüth und das innere Glück Vieler wirkt. Diese Betrachtungen verrücken zwar sehr die gewöhnlich über das, was richtig und unrichtig ist, herrschenden Ideen; das für das Wichtigste Gehaltene wird fast zur Gleichgültigkeit herabgesetzt und dem Unscheinbaren große Bedeutung beigemessen. Sie sind aber denen doch nicht minder wahr, und werden auch gewiß so von Allen empfunden, welchen das äußere Weltleben nicht allen innern Sinn abgestumpft hat. Auch die verschiedenen Epochen des Lebens verändern hierin die Ansicht sehr. Dem Jugend- und frühern Mannsalter sagt alles mehr zu, was auf einen größern Schauplatz versetzt; im Alter fällt der falsche Glanz von den Dingen, aber sie erscheinen darum nicht ohne Bedeutung, hohl und leer. Man lernt nur das Reinmenschliche in ihnen suchen und schätzen, und dies bewährt sich ohne Wandel, so lange man Kraft behält, sich mit ihm in Berührung zu setzen.

Achtzigſter Brief.

Im December 1827.

Wir ſtehen wieder am Schluſſe eines Jahres. Der Monat, in dem das Jahr zu Ende geht, wir haben ſchon oft in unſern Briefen dabei verweilt, hat immer etwas zugleich Feierliches und Anregendes für mich. Man ſagt ſich wohl tauſendmal, daß die Jahreseintheilungen etwas ganz Unbedeutendes und Unweſentliches ſind, und in der That ginge die Zeit eben ſo leer und eben ſo bewegt, wie ſie jeder ergreift und wie jeder ſie aufnimmt, hin, wenn man ganz vergäße, welche Woche, welcher Monat und welches Jahr es wäre. Allein dieſe trocken vernünftige Philoſophie verliert ſich doch im Leben, und wer nur irgend Empfindung in ſich trägt, geht immer ganz anders vom 31. December zum 1. Januar, als von zwei andern auf einander folgenden Tagen über. Es iſt als wenn der Menſch verſucht, durch die Zeiteintheilungen der Flüchtigkeit der Zeit Einhalt zu thun, wenigſtens ihren ununterbrochenen und ungeſchiedenen Lauf zu unterbrechen. Sie ſelbſt zwar geht immer fort, aber der Menſch ſteht wie auf einer ſchmalen Grenze zwiſchen der Vergangenheit und Zukunft ſtill, er ſammelt ſich, nimmt in ſeinen Gedanken den zuletzt verfloſſenen Zeitabſchnitt zuſammen, und umſpannt den nächſt folgenden mit neuen Vorſätzen, Entwürfen, Hoffnungen und Beſorgniſſen. Ich möchte die Veranlaſſungen dies zu thun, nie aufgeben. So wenig man ihrer eigentlich bedarf, ſo willkommen iſt es gewahr zu

werden, daß sie einen mahnen. Denn eine Mahnung liegt ganz eigentlich in der Zeit, sie straft mit der Unwiederbringlichkeit der Schritte, die sie einmal gethan; sie drängt zugleich auf die Gegenwart mit der Ungewißheit der Zukunft, und zwischen dieser Unwiederbringlichkeit und Ungewißheit steht der Mensch beständig, immer mit dem Gefühl, das Versäumte nie zurückführen zu können, und nicht voraus zu sehen, ob es die Zukunft nachzuholen gestatten wird. Dann halte ich auch sehr viel auf das Charakteristische gewisser, ja jeder Epoche des Lebens. Jedes Jahrzehend bringt seine Sitten, Gewohnheiten, Schicklichkeiten mit, jedes seine Genüsse und seine Entbehrungen, und die Weisheit ist nur, das nicht zu verwechseln, nicht in ein Alter überzutragen, was einem andern angehört.

Ich habe, wie Sie, liebe Charlotte, wissen, eine eigne Liebe für die sternhellen Winternächte, und es freuet mich nicht allein, daß sie auch diese Neigung, wie so viele andere mit mir theilen, sondern auch, daß Sie mir oft gesagt haben, daß ich Sie noch mehr dahin geführt, und Ihnen meine Anleitungen nützlich waren. Ja, es macht mir oft Freude zu denken, daß sich unsre Blicke wohl oft in einem Planeten oder andern Gestirn begegnen in den tiefdunkeln, hellen, schönen Winternächten, die wir jetzt haben, da Sie, wie Sie mir wohl gesagt haben, aus Ihrer Wohnung einen freien weiten Horizont nach allen Seiten haben. Die Freude daran ruht wirklich bei mir mit auf Gewohnheit. In meiner Jugend, als ich 20 Jahr und darüber war, ging ich ganze Nächte hier, und wo ich war, auf den Straßen herum. Wenn ich dann so die Gestirne hinziehen und ihre Stellungen verändern sehe, fällt mir immer ein, daß es nur die Abtheilungen der Zeit sind, von denen ich eben sprach, die uns an jene fernen Welten heften, durch die wir ihre

gegenseitigen Stellungen zu Bestimmungspunkten in uns, und uns zu einer Epoche in ihrem Gange machen.

Das Versenken in diese Ferne, das sich Verlieren in dieser Menge der Weltkörper, die sich dem Auge selbst wie ein einziges Lichtmeer darstellen, macht mich ganz eigentlich glücklich und fesselt mich, daß ich mich stundenlang nicht davon losreißen kann. Ist der Juviter eben sichtbar, suche ich ihn immer zuerst auf und erfreue mich an seinem hellen, milden, weißen Lichte; dann verfolge ich die so unendlich fernen Fixsterne, und habe es gern, wenn das Auge zuletzt sich in dem für unser Auge ungeschiedenen Glanzschimmer der Milchstraße verliert. Selbst das bloße Schauen in die tiefe Nacht, wo gerade sternlose Räume sind, ist schön, zumal gerade jetzt, wo die mondlosen Nächte so ganz und unaussprechlich dunkel und finster sind. Ueberhaupt ist es bewunderungswürdig, welchen Genuß der anhaltend verweilende Anblick ganz einfacher Gegenstände in der Natur macht. Gewiß haben auch Sie bisweilen am Wasser gesessen, bloß um die Blicke und die Gedanken darin recht zu versenken. Für mich ist es einer der belohnendsten Genüsse, und der kleinste Bach, der stillste Teich, der sonst unbedeutendste See reicht dazu hin. Es ist das reine, klare, unbewegte Element, das diese Kraft ausübt. Es ist mir immer sehr begreiflich gewesen, wie man sich einbilden konnte, daß Wassernixen den am Ufer Sitzenden herabzögen. Es zieht wirklich hinab und es ist einem bisweilen dabei, als könnte man nur so niedersteigen, um da ewig zu ruhen, als müßte man es. Es ist in diesem Gefühl gar kein Unwille mit der Erde, kein Ueberdruß an dem, was sie bietet, es ist die reine Lust am feuchten Element. Es ist überhaupt ein Vorurtheil, wenn man meint, daß das Vergnügen an der Natur gerade eine schöne Gegend

erfordere. So unleugbar es ist, daß diese den Reiz unendlich erhöhet, so ist der Genuß überhaupt nicht daran gebunden. Es sind die Naturgegenstände selbst, die, ohne auch für sich auf Schönheit Anspruch zu machen, das Gefühl anziehen und die Einbildungskraft beschäftigen. Die Natur gefällt, reißt an sich, begeistert, bloß weil sie Natur ist. Man erkennt in ihr eine unendliche Macht, größer und wirksamer als alle menschliche, und doch nicht furchtbar. Denn es ist, als strahlte einem jeder Naturgegenstand immer etwas Mildes und Wohlthätiges entgegen. Denn der allgemeine Charakter der Natur ist Güte in der Größe. Wenn man auch wohl von schauderhaften Felsen, schrecklich schönen Gegenden spricht, so ist die Natur niemals furchtbar. Man wird bald mit der wildesten Felsenschlucht vertraut und heimisch in ihr, und empfindet, daß sie dem, der einsiedlerisch zu ihr flüchtet, gerne Ruhe und Frieden beut.

Die gedrückte und schwermüthige Stimmung, deren Sie erwähnen, thut mir sehr leid, und es rührt mich, wie unverkennbar sie durchscheint, daß Sie dabei so wenig und kurz verweilen, um sie mir zu entziehen. Ich weiß und fühle sehr wohl, daß in einem nicht sorgenfreien, eher sorgenvollen Leben unangenehme, verdrüßliche Vorfälle widrige Störungen hervorbringen, und der nach Ruhe schmachtenden und der Ruhe so innig bedürfenden Seele schmerzlich entgegen treten — aber es sind diese Stimmungen dennoch den Wolken zu vergleichen, die auch, bald licht und hell, bald dicht und finster gethürmt einher ziehen. Es läßt sich auch da nicht immer sehen, woher sie kamen, wohin sie ziehen, aber die Sonne verscheucht sie. Die Sonne für

das Gemüth iſt der Wille. Allein wenn dies ſehr leidet, reicht er nicht aus. Wir bedürfen dann Glauben. Glaube kann uns allein über das kleinliche tägliche Leben und irdiſche Treiben erheben, der Seele eine Richtung aufs Höhere geben und auf Gegenſtände und Ideen, die allein Werth und Wichtigkeit haben. Es giebt etwas, das Ihnen nicht fehlt, ja, das Ihnen, liebſte Charlotte, inwohnt, das Sie auch gewiß höher achten, als alles, was man äußerlich und innerlich Glück zu nennen pflegt. Es iſt der Friede der Seele. Er wird nach Verſchiedenheit der menſchlichen Richtungen auf ſehr verſchiedenen Wegen gewonnen und erhalten. Der im äußeren Glück und ſelbſt Glanz Lebende bedarf dieſes Friedens eben ſo ſehr, als der mit Kummer und Sorgen Beladene. Aber er erlangt ihn ſchwerer. Denn jener Friede iſt ein einfaches Gefühl, das in verwickelten Verhältniſſen ſchwerer gewonnen wird. Es beruht freilich auf Ruhe und Reinheit des Gewiſſens, damit allein aber iſt es nicht errungen. Man muß ſich zufrieden mit ſeinem Schickſale empfinden, ſich mit Ruhe und Wahrheit ſagen, daß man das Schickſal nicht anklagt, ſondern wenn es glücklich iſt, mit Demuth, und wenn es unglücklich iſt, mit Ergebung und mit wahrem Vertrauen in Gottes weiſe Führung empfängt. Da die ſchwerere, ſorgenvollere Lage auch das Verdienſt erhöht, ſich ohne Klage zu finden und ſich in ihr zu erhalten, oder aus ihr herauszuarbeiten, ſo gelangt man auf dieſem Wege zur harmoniſchen Uebereinſtimmung mit dem Geſchicke, wie es auch ſein möge. Sie, liebe Charlotte, wiſſen und üben das alles ſelbſt. Sie brauchen nur in ſich und mit Vertrauen auf Ihre innere Kraft davon Gebrauch zu machen, und Sie werden gewiß die ſchwere und niederbeugende Stimmung, über die Sie jetzt klagen, überwinden, wenn

ſie nicht anders einen äußern Grund hat, den ich nicht kenne, der aber freilich ſehr einwirkend ſein kann und von mancherlei Art. Wie ſehr wünſche ich, daß alles, was Sie in Wahrheit oder in der Vorſtellung drückt, im alten Jahr zurück bleibe, und das neue heiter und froh beginne. Mit dieſen herzlichen Wünſchen Ihr H.

Einundachtzigster Brief.

Berlin, Januar 1828.

— — — — — Der Abschnitt eines Jahres hat immer eine gewisse Feierlichkeit, meiner Empfindung nach mehr und ganz anders, als ein Geburtstag. Dieser bezieht sich immer nur auf Eine Person, und für den, der ihn selbst erlebt, ist er nur ein Abschnitt im Abschnitte des ganzen Jahrs. Für Alle eine Erneuerung der Epochen ist nur das erneuerte Jahr selbst, und es erregt daher auch eine allgemeine Theilnahme. Das Jahr selbst, das abgeschiedene und das neu eintretende, wird wie eine Person betrachtet, von der man Abschied nimmt und die man begrüßt. Jedes Jahr hat seine eignen geschichtlichen Ereignisse, die sich in die Reihe der individuellen Schicksale verweben, selbst wenn man gar keinen Theil daran nimmt, da man sich beinahe unwillkürlich daran erinnert, bei diesem oder jenem nur einen selbst betreffenden Vorfall gerade auch von diesem oder jenem öffentlichen Ereigniß gehört zu haben. Es ist aber auch keine Einbildung, daß die Jahre glücklich oder unglücklich für die Menschen sind, und daß man es ihnen gleichsam ansieht, wie sie sich in dieser Hinsicht gestalten werden. Ich meine damit nicht große Unglücksfälle, aber so das kleine Mißrathen aller Unternehmungen, das Fehlschlagen der frohen Erwartungen, die man sich auf diese oder jene Weise gebildet hatte, in der Art, wie es auch Tage so giebt, wo man z. B. in allem ungeschickt ist,

alle Augenblicke etwas fallen läßt, sagt was man nicht sagen soll, und wie es so oft in Träumen geschieht, niemals zu dem kommt, was man in der Absicht hat. Alles das liegt freilich weniger noch im Schicksal als im Menschen, der sich immer selbst sein Schicksal macht. Es kommt wohl oft von den ersten Eindrücken her, die man beim Beginnen des Jahrs bekommt, und die gleich das Vertrauen auf sein Glück schwächen, oder gar Furcht vor Unglück oder wenigstens Besorgnisse erwecken. Bisweilen ist es auch bloß phantastisch. So hatte ich viel von der Jahreszahl. Wenn sie viele ungerade Zahlen enthält, hat man bei aller Vernunft eine Art Scheu davor. Wenn dagegen so schöne grade Zahlen wie in 1828 sind, so flößt das eine gewisse freudige Sicherheit ein. Man schließt sich in das Jahr mit heiterm Muthe ein, wie in ein Fahrzeug, das schon durch sein Ansehn verspricht, einen sicher an das Ufer des nächsten Jahres zu bringen. Wenn ich sagte, daß jeder sich selbst sein Schicksal macht, so ist das ein altes Sprichwort, freilich ein heidnisches, das aber auch, christlich genommen, einen richtigen Sinn hat. Es ist nämlich hier von dem innern Schicksal die Rede, von der Empfindung, mit der man das Aeußere aufnimmt, und das hat der Mensch in seiner Gewalt. Er kann immer Ergebung, Fassung, Vertrauen auf wohlthätige höhere Macht in sich erhalten, und wenn es ihm noch daran fehlt, in sich hervorbringen. Wenn der Mensch nicht darin allein von sich selbst abhinge, so gäbe es keine Freiheit.

Indem die Vorsehung die Schicksale der Menschen bestimmt, ist auch das innere Wesen des Menschen dabei in Einklang gebracht. Es ist eine solche Harmonie hierin,

wie in allen Dingen der Natur, daß man ſie auch gegenſeitig aus einander ohne höhere Fügung erklären und herleiten könnte. Gerade dies aber beweiſt um ſo klarer und ſicherer dieſe höhere Fügung, die jener Harmonie das Daſein gegeben.

In der letzten Hälfte des Märzes werde ich eine größere Reiſe machen und wohl erſt in ſechs Monaten zurück kommen. Meine jüngſte Tochter iſt, wie Sie wiſſen, an Herrn von Bülow verheirathet, und dieſer iſt jetzt preußiſcher Geſandter in London. Er iſt ſchon ſeit mehreren Monaten dort, und meine Tochter will ihm nun mit ihren drei kleinen Mädchen nachgehen. Dahin nun werde ich, meine Frau und meine älteſte Tochter ſie begleiten. Wir gehen über Paris und halten uns dort einige Wochen auf, dann gehen wir nach London über und bleiben dort etwa anderthalb Monate. Von da reiſen wir, ich, meine Frau und älteſte Tochter, wieder über Paris, und dann über Straßburg und München nach Gaſtein und brauchen dort die gewöhnliche Badekur. Ende September können wir auf dieſe Weiſe wieder hier ſein. Ich mache die Reiſe ſehr gern, und das Einzige, was mir daran unlieb iſt, iſt die Nothwendigkeit, ſchon in der Mitte Auguſts wieder in Gaſtein ſein zu müſſen. Ich liebe zwar Gaſtein ſehr, und bin gern da, aber ich würde diesmal die Zeit lieber länger in London zubringen und dann auch ſpäter hierher zurück kommen. So ſetzt mir das Bad zu beſtimmte Grenzen in meinem Aufenthalt. Paris und London ſehe ich mit großer Freude wieder. Wenn ich nicht auf dem Lande bin, bin ich am liebſten in den größten Städten. Mitten im Gewühl iſt man wieder in der Einſamkeit. Solch eine Reiſe

ſcheint ſehr groß, und iſt es auch der Meilenzahl nach, aber am Ende iſt die Zahl der Tage, die man im Wagen zubringt, doch ſo groß nicht. Nachts werden wir nie fahren, und ſo iſt es viel weniger unbequem, als es auf den erſten Anblick ſcheint. Das Wetter kann freilich im März noch kalt und unangenehm ſein, doch iſt in Deutſchland der April gewöhnlich gut, und ſollte der Mai Mücken von Rauhheit haben wollen, ſo ſind wir dann ſchon im milderen Frankreich. Meinen Schwiegerſohn finden wir in London ſchon in einem ganz eingerichteten Hauſe und ſo entgehen wir den Unbequemlichkeiten, die man ſonſt in einer fremden Stadt erfährt. Paris nenne ich nicht fremd. Ich habe es mit meiner Frau und Kindern in den früheren Jahren meiner Heirath einige Jahre hindurch bewohnt. Es ſind mir zwei Kinder dort geboren und eins geſtorben. Nachher war meine Frau einige Monate ohne mich dort, und ich während des Kriegs zweimal ohne ſie. Jetzt ſind es freilich eilf Jahre, daß ich nicht nach Paris gekommen bin, und als ich das letzte Mal, es war bei Nacht, herausfuhr, dachte ich bei mir, daß ich nie wieder hinkommen würde. Mit demſelben Gefühl ſah ich die felſigen Ufer von England, als ich es im Jahre 1818 verließ. Das Schickſal hat es ſonderbar gefügt, daß ich nun wieder ganz unerwartet dahin komme, und daß mein Schwiegerſohn die Stelle bekleidet, die ich damals hatte. Er bleibt vermuthlich lange dort, und ſo wird mir das eine Veranlaſſung werden, auch öfterer hinzureiſen. Thäte ich es aber je allein, ſo würde ich nicht den weiten Weg über Paris, ſondern gewiß den kurzen über Hamburg nehmen. Man iſt alsdann in wenig Tagen in London, und kann in drei Wochen hin- und herreiſen und beinahe vierzehn Tage in London zubringen. Wie wir es mit unſerm Briefwechſel

einrichten, will ich Ihnen in meinem nächsten Briefe schreiben. Sein regelmäßiger Gang wird nicht dadurch unterbrochen werden. Natürlich brauchen die Briefe längere Zeit um anzukommen, aber dies ist vorzüglich nur das erstemal unangenehm und fühlbar. Hernach bleibt, welche die Entfernung sei, der Zwischenraum derselbe. Ich werde es übrigens so einrichten, daß Sie Ihre Briefe ganz wie gewöhnlich hierher schicken. Hier ist ohnehin ein Mensch, der mir die Briefe, wo ich bin, nachsendet. Auch die meinigen werden Sie in der Regel wohl von hier aus bekommen, so wird alles im gewohnten Geleise bleiben. Bei meinem Wiederkommen nach Paris und London fällt mir ein, daß irgendwo sehr hübsch gesagt ist, daß man immer nur die Orte gern besucht, die man schon von früher her kennt. Das ist aus sehr richtiger Beobachtung geschöpft, es ist wirklich so und macht den Empfindungen des Menschen Ehre. Man behandelt Orte wie Menschen, und kehrt nur zu den schon bekannten gern zurück. Die Freude, die Sie in Ihrem stillen Leben am Sternhimmel haben, macht mir wiederum Freude, da sie durch die meinige mehr erhöht und vermehrt ist; gern beantworte ich Ihre Fragen, so viel ich es selbst kann. Daß Ihnen früher die Zahllosigkeit der Gestirne, das Unendliche des Weltraums, mit einem Wort, die Unermeßlichkeit der Schöpfung furchtbar erschien, habe ich sonst kaum begreifen können, und es freut mich, daß sich diese Empfindung in Ihnen verloren hat. Die Größe der Natur schon ist eine erhebende, heitere, die ich gerade zu den am meisten beglückenden rechnen möchte. Noch mehr aber ist es die Größe des Schöpfers. Wenn man auch zugeben könnte, daß sie als Größe niederdrükkend wäre, so würde sie wieder erhebend und beglückend sein durch die unermeßliche Güte, die sich zugleich für alle

Geschöpfe darin ausspricht. Ueberhaupt ist es doch nur die physische Macht und Größe, welche als gewissermaßen niederdrückend Furcht einflößen kann. So unendliche physische Macht aber auch diejenige ist, welche sich in der Schöpfung und dem Weltall verherrlicht und darstellt, so ist sie doch noch weit mehr eine moralische. Diese aber, das wahrhaft Erhabene, erweitert immer das Innere, macht freier athmen und erscheint allemal in Milde, als Trost, Hülfe und Zuflucht. Man kann mit Wahrheit sagen, daß diese schaffende allmächtige Größe überall sich in gleicher, gleiche Bewunderung auf sich ziehenden Stärke sehen läßt. Aber man kann mit Wahrheit behaupten, daß am Himmel in den Gestirnen sie in einfachern Verhältnissen erscheint. Sie drängt sich der Phantasie mehr auf, es ist Alles nur durch Zahl und Maß zu ergründen, und es flieht doch wieder durch seine Unendlichkeit alle Zahl und alles Maß. Gerade weil man an den Himmelskörpern lauter Verhältnisse findet, die sich auf mathematische zurückbringen lassen, kennt man die Räume des Himmels in einigen Stücken besser, als die Erde und ihre Geschöpfe. Schreiben Sie mir, liebe Charlotte, den 26. d. M., und sein Sie überzeugt, daß Alles, was Sie mir sagen, großes Interesse für mich hat und mir immer willkommen ist. Leben Sie herzlich wohl und zählen Sie auf meinen unwandelbaren, unveränderlichen Antheil.

H.

Das Leben ist eine Gabe, die immer so viel Schönes für einen selbst, und wenn man es nur will, so viel Nützliches für Andere enthält, daß man sich wohl in der Stimmung erhalten kann, es nicht nur in Heiterkeit und innerer Genugthuung fortzuspinnen, sondern daß man auch aus

wahrer Pflicht alles thun muß, was von einem selbst abhängt, es zu verschönern und es sich und Andern nützlich zu machen.

Der Ernst und selbst der größte des Lebens ist etwas sehr Edles und Großes, aber er muß nicht störend in das Wirken im Leben eingreifen. Er bekommt sonst etwas Bitteres, das Leben selbst Verleidendes.

Wenn man auch das Ende des irdischen Daseins gar nicht fürchtet, wenn man ihm sogar mit mehr als gewöhnlicher Heiterkeit entgegen sieht, muß man dem Gedanken daran doch keinen, auf irgend eine Weise störenden Einfluß auf das Leben einräumen.

Wir reisen nach Paris über Weimar und Frankfurt a. M. Weimar ist die nähere und in Wegen und Wirthshäusern die bessere Straße. Wir bleiben übrigens wegen des Hofes, mit dem wir sehr bekannt sind, einige Tage dort.

Zweiundachtzigſter Brief.

Berlin, den 21. März 1828.

Es freuet mich, Ihnen, liebe Charlotte, ſagen zu können, daß ſich unſer Reiſeplan ſo geändert hat, daß wir über Kaſſel gehen werden. Unſer Plan iſt, am 31. von hier abzureiſen, und hiernach können wir am 2. April in Kaſſel ſein. Eine Nacht bleiben wir dort auf jeden Fall, ob den folgenden Tag und alſo zwei Nächte, weiß ich noch nicht. Ueberhaupt iſt kein Plan gewiß, wenn man mit Mehreren reiſt.

Ich freue mich ſehr Sie zu ſehen. Es wird freilich nur auf eine oder zwei Stunden ſein können, aber es iſt immer ſchön ſich wieder zu ſehen. Komme ich früh genug an, ſo komme ich noch denſelben Abend zu Ihnen; iſt es zu ſpät, ſo komme ich den folgenden Tag, wenn es auch vielleicht erſt am Abend ſein ſollte; komme ich früh genug und bleibe doch den folgenden Tag, ſo ſehe ich Sie beide Tage. Ich glaube nicht, daß mich eine Antwort auf dieſen Brief noch hier finden kann, ſonſt wäre es mir ſehr lieb, wenn Sie mir noch einige Zeilen herſchrieben.

Leben Sie herzlich wohl!

Dreiundachtzigſter Brief.

Unterwegens.

Ich glaubte geſtern noch bis 5 Uhr noch einmal zu Ihnen zu kommen, aber es kam mir etwas dazwiſchen. Hätten Sie näher gewohnt, hätte ich Sie dennoch auf eine halbe Stunde geſehen. So war es unmöglich.

Sie in Ihrem Hauſe geſehen zu haben, hat mir große Freude gemacht und hat mir einen ſehr angenehmen Eindruck hinterlaſſen. Ich ſchreibe Ihnen, liebe Charlotte, gewiß bald aus Paris, und hoffe auch dort einen Brief von Ihnen zu finden.

Vierundachtzigſter Brief.

Paris, den 23. April 1828.

Ich habe bei meiner Ankunft hier, liebe Charlotte, Ihren Brief vom 26. v. M. gefunden und darin Ihre Sorgfalt erkannt, mir Ihre Wohnung zu bezeichnen. Noch lebhafter als für dieſe Sorgfalt aber danke ich Ihnen für den lebendigen Ausdruck der Freude, der in Ihrem Briefe herrſcht. Ich bin hernach Zeuge dieſer Freude ſelbſt geweſen, und Ihre Freude, die dieſer Brief ausdrückt, hat mir dieſelbe noch lebhafter zurückgerufen. Sie iſt mir ein neuer ſehr angenehmer Beweis Ihrer Geſinnungen geweſen, oder vielmehr ich habe, da mir bisher nur immer Ihre Briefe dieſe Geſinnungen ausſprachen, ſie nun in ihrer lebendigen, noch unendlich mehr erfreuenden Aeußerung geſehen. Es iſt mir ſehr viel werth, ſelbſt bei Ihnen geweſen zu ſein, es hat mir einen anſchaulichen Begriff Ihres Lebens gegeben, noch außer der Freude, Sie wieder geſehen zu haben. Das Leben, wie Sie es ſich dort eingerichtet haben, iſt ſehr hübſch, und ſpricht für den Geiſt und die Weiſe, die Sie hineinlegen. Sie genießen einer freundlichen und heitern Einſamkeit, und alles in Ihrem kleinen Hauſe, aber gar nicht ſo kleinen Garten, ſpricht einen gleich beim Hereinkommen ſo an, daß einem wohl darin wird. Und doch habe ich beides nur bei rauhem Wetter und ohne Frühlings- und Sommerſchmuck geſehen. Wie viel muß der Garten durch beides gewinnen, wo Sie dann im vollen, dichten Grün

wohnen. Ich kann mir Sie jetzt in allen Momenten denken, da ich alle die Plätze gesehen habe, worin Sie Ihr Leben zubringen, und ich finde es eine sehr hübsche Einrichtung, daß Sie das geräumige und freundliche Zimmer unten, in dem wir waren, von Ihrer Arbeit abgesondert halten, und es nur besuchen, wenn Sie mit jemand sind oder frei allein sein wollen. Eine Stube nimmt immer für den, der sie bewohnt, die Farbe dessen an, was gewöhnlich darin vorgeht, und man sollte mehr darauf denken, sich einen Ort aufzubewahren, der einen bloß an das erinnern kann, was man frei von anderer Beschäftigung oder Zerstreuung darin gedacht oder empfunden hat. Wie man dann nur die Wände erblickt, erscheinen dieselben Gedanken und Empfindungen wieder, an die sich andere anreihen. Es ist eben so auf dem Lande mit Spaziergängen. Mir wenigstens geht es immer so, daß ich nach kurzem Aufenthalt in einer Gegend, sie mir zu verschiedenen Gedanken und Gefühlen bestimme, und je länger man sie in dieser Bestimmung braucht, desto mehr erwachen diese Gefühle und Gedanken mit ihnen. Aber auch oben, wo Sie arbeiten, sind Ihre Zimmer hübsch und bequem, wenn auch klein. Diese Kleinheit kann auch nichts Drückendes da haben, wo man gleich in einen freien und großen Garten hinaus kann. In der Stadt wäre das viel anders. Ihre ganze Einrichtung, in der sichtbar so viel Verstand, Ordnung und Genügsamkeit herrscht, hinterläßt darum einen noch viel angenehmern und erfreulichern Eindruck, weil es sichtbar ist, daß Sie sich dieses Dasein selbst geschaffen haben und es erhalten; ich hoffe auch gewiß, daß Ihre besonnenen Einrichtungen ferner von glücklichem Erfolg sein werden, ob zugleich die Idee immer bei mir wieder kehrt, daß Sie ein weniger angestrengtes Leben bei Ihnen zusa

gender größeren Muße genießen möchten. Ich brauche Ihnen nicht zu sagen, welchen lebhaften und aufrichtigen Antheil ich an der Erfüllung dieses Wunsches nehmen würde. — — — — — — —

Unsere Reise ist zwar recht glücklich gewesen, in sofern als sich kein sonderlich unangenehmer Zufall beigemischt hat. Aber wir sind von Kassel aus viel langsamer gereist als bis dahin. Worüber wir uns sehr zu beklagen gehabt haben, war das Wetter. Unterwegs, namentlich zwischen Kassel und Frankfurt, war es wahrhaft winterhaft. Auf einer langen Reise mit Frauen und Kindern ist das beschwerlich. In Frankfurt hielten wir uns drei Tage auf, diese Verzögerung war aber nicht willkürlich dasmal, sondern nöthig. Theils war es meiner Frau und den Kindern nothwendig auszuruhen, theils waren Reparaturen an Wagen vorzunehmen. Der längere Aufenthalt in Frankfurt war mir verdrüßlich, weil er immer so viel Tage dem hiesigen entriß, sonst hatte ich ihn nicht ungern, denn ich habe Frankfurt immer geliebt, und es giebt wirklich nur sehr wenige Städte in Deutschland, welche die Vergleichung damit ertragen können. Es zeichnet sich hauptsächlich durch zwei Vorzüge aus. Einmal hat es so äußerst hübsche Umgebungen. Ich rede hier nicht bloß von den schön angelegten Pflanzungen, die die Stadt umgeben, sondern von der Gegend selbst. Das Taunus-Gebirge gewährt von mehreren Punkten einen höchst reizenden Anblick, und der Fluß kommt dazu. Ich bin immer mit großer Freude dort spazieren gegangen. Dann aber bringt auch die Stadt den Eindruck hervor, daß die Bewohner fast im Allgemeinen eines großen oder wenigstens hinreichenden Wohlstandes

genießen. Der wahre, große Reichthum, der sich daselbst befindet, ist nicht so, wie oft an andern größern Orten, von Armuth und schreiendem Elend begleitet. Das gehört aber sehr dazu, wenn einem an einem Orte wohl werden soll. Man fühlt an jedem immer, bis auf einen gewissen Punkt, mit der ganzen Volkszahl, und es ist einem nicht behaglich, wenn man in dieser Noth und Armuth in zu großem Kontrast mit dem Wohlstande antrifft.

Von Frankfurt bis Saarbrück aus haben wir wieder größere Strecken Weges zurückgelegt, und sind am vierten Tage noch vor der hier gewöhnlichen Stunde des Mittagsessens, die allgemein 6 Uhr ist, angekommen. Das Reisen durch Frankreich ist nicht mit großen Annehmlichkeiten verbunden. Die Wege sind jetzt zum Theil schlecht und sehr schlecht, im Ganzen mittelmäßig und nirgends recht gut. Gute Wirthshäuser findet man nur in den größten Provinzialstädten, wie Lyon u. s. w. Der Anblick des Landes und der Bewohner hat von der Seite, von der wir kamen, gar nichts Anziehendes und Fesselndes. Die Gegenden sind vielmehr höchst gewöhnlich und bieten nicht einmal große Fruchtbarkeit oder Stärke der Vegetation dar. Was mir aber immer am meisten in Frankreich mißfallen hat, ist der Anblick der Dörfer gewesen. Sie lassen sich gar nicht mit unsern deutschen vergleichen. Sie bestehen entweder aus wenigen Häusern, die auf einmal, ohne daß man es erwartet, an einer, oft an beiden Seiten des Weges einander gegenüber stehen, und die von keinem Baume, von keinem Garten umgeben oder angekündigt sind, oder sie gleichen unsern kleinen Marktflecken, und haben nicht das mindeste Ländliche. Die Bewohner sind nicht anders. Sie haben entweder ein sehr ärmliches oder städtisches Ansehen. Vorzüglich sind die Frauen und Mädchen gar nicht hübsch und

anziehend. Allerdings trägt aber auch ihr Anzug dazu bei, sie weniger anmuthig erscheinen zu lassen, vor allem die schweren und ungeschickten Holzschuhe. Dieser wenig reizende Anblick des Landvolks und seiner Wohnungen nimmt der Annehmlichkeit des Reisens in Frankreich sehr viel, und wird von allen Reisenden bemerkt.

Hier in Paris hingegen befinde ich mich sehr wohl. Ich führe hier ein meinem gewöhnlichen ganz entgegengesetztes Leben. Ich gehe den ganzen Tag herum oder fahre, und bin im eigentlichsten Verstande nur eine Stunde nach dem Aufstehen, einige vor dem Schlafengehen, und bisweilen, obgleich auch selten, den Mittag zu Hause. Da ich so verschiedene male, zum erstenmal schon 1789, hier war, so habe ich sehr viele Bekanntschaften, und es fehlt nicht, daß sich nicht immer neue dazu gesellen. Dann sind auch eine Menge Dinge zu besehen, und so vergeht der Tag, wie lang er scheinen mag. Es wird Ihnen wunderbar vorkommen, daß mir ein Leben nicht eher zuwider ist, von dem ich zu Hause aus Wahl gerade das Gegentheil führe, allein ich habe in den verschiedenen Perioden meines Alters so verschieden gelebt, daß ich das jetzige Leben nicht weniger neu nennen kann. Es ist auch überhaupt nicht meine Art, so an einer Weise zu hängen. Mir ist ziemlich jede lieb, in die ich geworfen werde oder selbst übergehe, und ich befinde mich immer körperlich und geistig gleich wohl dabei.

Paris hat sich in den 13 Jahren, daß ich es nicht gesehen habe, ungemein verschönert. Es sind viele einzelne schöne neue Gebäude, ja ganze Straßen und Quartiere entstanden. Der Wohlstand, der Luxus, die Volksmenge hat zugenommen, die Bewegung, die schon immer so groß war, ist dadurch größer geworden. Auch in Wissenschaften und

Künſten iſt das Leben und alles Intereſſante geſtiegen. Eine ſolche Stadt iſt mit keiner bei uns zu vergleichen. Auch die größten deutſchen haben dagegen etwas Kleinſtädtiſches. Wenn man einmal nicht auf dem Lande wohnt, iſt allerdings eine ſolche Stadt jeder andern vorzuziehen.

Ich hoffe jetzt bald einen Brief von Ihnen, liebe Charlotte, zu bekommen. Sie ſehen, daß ich die Briefe auf dem Ihnen angegebenen Wege richtig bekomme. Den meinigen will ich verſuchen, geradezu, wie Sie wünſchten, gehen zu laſſen, damit er nicht den Umweg über Berlin zu machen braucht. Sie werden mir ſchreiben, wenn er in Ihren Händen geweſen iſt. Ihnen in der Entfernung einen Tag zu beſtimmen, an dem Sie mir ſchreiben, halte ich nicht für thunlich. Ich bitte Sie, mir acht Tage nach Empfang dieſes Briefes zu ſchreiben, und wieder über Berlin.

Vor dem 15. Mai gehe ich nicht von hier weg. Dann aber, wenn nicht unvorhergeſehene Hinderniſſe eintreten, gewiß. Sollte ich auch einige Tage zugeben, ſo wäre doch der 20. Mai das ſpäteſte. Man ſchickt mir Ihre Briefe eben ſo nach London, als hierher nach, und die Entfernung iſt eher kleiner.

Mit der innigſten und aufrichtigſten Theilnahme Ihr

H.

Fünfundachtzigster Brief.

London, den 20. Mai 1828.

Wir ſind geſtern Nachmittag hier angekommen, liebe Charlotte, und es iſt eins meiner erſten Geſchäfte, es Ihnen zu ſagen. Wir ſind Alle vollkommen wohl. Ich hoffe, Sie haben meinen Brief vom 23. April aus Paris richtig empfangen; ich habe ſeitdem den Ihrigen am 8. geſchloſſenen erhalten und danke Ihnen herzlich dafür. Sie hätten mir keinen deutlichern und überzeugendern Beweis von dem geben können, was mein Beſuch Ihnen geweſen iſt, als Sie durch dieſen Brief gethan haben. Es hat mich ungemein gerührt, und ich danke Ihnen von ganzem Herzen dafür. Auch mir iſt es eine ſehr angenehme Erinnerung, Sie in Ihrer ganzen häuslichen Umgebung geſehen zu haben. Ich kann Ihnen mit völliger Wahrheit ſagen, daß mir auch die letztere einen ſehr angenehmen Eindruck hinterlaſſen hat. Sie iſt einfach und flößt dennoch die Ueberzeugung ein, daß denen, die ſich darin befinden, in ihrem Inneren und Aeußeren wohl iſt, und was kann der Menſch eigentlich mehr verlangen? Das einſame Gartenleben, das Sie, von jederman unabhängig, führen, hat ſchon durch die drei Punkte, daß es unabhängig, der Natur ſo nahe und einſam iſt, etwas ſo Reizendes, daß es wenigen Menſchen auf Erden gegönnt iſt. Sie danken es allein ſich ſelbſt. Das Daſein, was Sie haben, haben Sie ſich ſelbſt, zuerſt durch eine charakteriſtiſche Wahl, dann durch helle

Einsicht, Erfindungskraft und Schönheitssinn, wie durch Nachdenken, Fleiß, Anstrengung und Ausdauer verschafft. Sie dürfen sich selbst darin achten, daß Sie, bei den ehrenvollen unersetzten Vermögens-Verlusten, nun die Kraft hatten, sich nur an sich zu halten, und niemand, wie man wohl sagt, zur Last zu fallen. Sie gewannen so eine Freiheit, die Wenigen zu Theil wird, und worin jeder Sie ungestört respektiren muß. Ich erinnere mich recht gut, wie Sie nur nach und nach und stufenweise zu der Fertigkeit gekommen sind, die Sie jetzt besitzen. Sie haben mir einmal eine Schilderung davon gemacht, die ich nie vergessen werde, da sie so wahr und natürlich war. Auch sagen Sie in Ihrem jetzigen Briefe, wie Sie erst vor kurzem dahin gelangt sind, dem untern Theile Ihres Hauses ein so heiteres und freundliches Ansehn zu geben. Es ist Ihnen das sehr gelungen. Was aber mehr als alles mich mit dem innigsten Interesse erfüllt, ist, daß in dieser so sehr angestrengten Lebensweise, die Sie oft selbst Arbeitsnoth nennen, Ihr Inneres frei blieb und sich erheben kann, indem Ihnen nicht einmal die Zeit bleibt, sich die Lektüre auszuwählen, die Ihnen zusagen könnte; Sie wiederholen mir jetzt schriftlich, was Sie mir mündlich auf die liebevollste Weise sagten, daß Sie sich an meinen Ideen nährten, daß Sie sich daran erheben, daß Sie dadurch erleuchtet werden. O! er hat mich sehr gerührt dieser Ausdruck Ihres Gemüths, Ihrer so weiblichen, ergebenen Gesinnungen. Wenn es denn so ist, liebste Charlotte, so fassen Sie die Gewißheit in ein unerschütterlich-vertrauensvolles Herz, daß meine Gesinnungen für Sie so unwandelbar sind, wie mein Antheil an Ihnen.

Seit ich Ihnen aus Paris schrieb, ist es uns recht gut ergangen. Wir haben Paris den 15. d. M. verlassen, und sind am 19. von Calais gerade nach London übergeschifft. Man macht die Ueberfahrt jetzt in Dampfböten, es giebt selbst für Reisende keine andre mehr. Es ist auch eine sehr bequeme Manier. Die Schiffe sind groß, haben außer der Anstalt für den Dampf auch Segel, die sie, wenn der Wind günstig ist, auch gebrauchen, und man kommt meistentheils, wie es unser Fall war, in weniger als 12 Stunden von Calais bis London über. Es war das schönste Wetter, was man denken kann. Die ersten Stunden war die See, da der Wind lebhaft ging, ziemlich hoch, und das Schiff schwankte sehr. Die meisten Personen wurden krank, und viele legten sich zu Bett. Ich habe nie eine unangenehme Empfindung auf dem Wasser, sondern bin immer auf dem Verdeck geblieben und habe mich des wundervoll schönen Anblicks des Meeres erfreuet. Vorzüglich groß und schön war der Sonnenaufgang, der mich um so mehr anzog, als ich ihn wirklich noch nie auf dem Meere gesehen hatte. Wir segelten nämlich schon um 3 Uhr Morgens ab. Hier wohnen wir bei meinem Schwiegersohn und sind also sehr angenehm im Schooße unserer Familie. London überrascht immer aufs neue durch seine Größe, seine Volkszahl und die daraus entstehende merkwürdige Bewegung. Es hat weniger schöne freie Ansichten, als Paris, das durch die großen öffentlichen und vielen Privatgärten hier und da ein ordentlich ländliches Ansehen hat. Aber es erregt als Stadt, als an einem Orte zusammengeflossene, und sich in beständiger Mannichfaltigkeit und doch im höchsten Wohlsein regende Volksmasse, eine größere Bewunderung.

Wir werden nahe an zwei Monate hier bleiben und

dann unſere Rückreiſe antreten. Allerdings war es und iſt es eine große, und unter den Umſtänden, wie wir ſie machten, anſtrengende Reiſe. Aber den Hauptzweck haben wir erfüllt, eine Tochter mit den Kindern an den Ort ihrer Beſtimmung gebracht. Das Uebrige wird ja auch gut gehen.

Es thut mir leid, daß Sie dieſen Brief mit einiger Verſpätung erhalten werden. Ich kann ihn nicht anders als über Berlin gehen laſſen, es iſt zu weitläufig, Ihnen das zu erklären, es iſt aber ſo. Schreiben Sie mir auf die gewöhnliche Weiſe. Ihr H.

Sechsundachtzigster Brief.

London, Juni 1828.

— — — — — Zu Ihrer gänzlichen Beruhigung noch etwas über meinen Gesundheitszustand. Ich begreife nicht recht, was Sie, liebe Charlotte, deshalb besorgt gemacht hat? Daß ich älter geworden bin, seit wir uns in Frankfurt sahen, liegt in der Natur und dürfte Sie nicht wundern. Ich bin bis auf diesen Tag auf der ganzen Reise durch meinen Körper an nichts gehindert worden. Mein Körper fügt sich ohne irgend eine Unbequemlichkeit in alle abweichenden Lebensweisen. Man ißt hier nie vor halb 8 Uhr zu Mittag, es wird aber oft auch 8 und bisweilen 9 Uhr. Ich frühstücke, da man hier im Hause spät aufsteht, um halb 10 Uhr, und nur Kaffee, ohne dazu zu essen, und dazwischen und dem Mittagsessen nehme ich nichts. Sie brauchen also gewiß nicht besorgt meinetwegen zu sein.

Unser Aufenthalt hier nähert sich seinem Ende. Wir schiffen uns zwischen dem 10. und 15. Julius wieder ein. Es thut mir sehr leid nicht länger bleiben zu können, aber mehrere zusammentreffende Umstände, vor allem unsre Badereise und die Nothwendigkeit, den 15. August in Gastein zu sein, erlauben es nicht. Sonst fehlt es hier nicht an interessanten Gegenständen, um eine viel längere Zeit sich angenehm zu beschäftigen. Es giebt eine große Menge der schönsten und merkwürdigsten Kunstsachen hier, ein unglaublicher Reichthum von Statuen und Gemälden, auch in Pri-

vathäusern, die einzeln aufzusuchen viel Zeit fordern. In Paris ist das viel leichter, da man alles an wenig Orten beisammen findet. Außerdem ist auch sehr viel für Wissenschaften und Sprachen zu thun, vorzüglich für die letzteren, da hier aus allen Welttheilen Menschen zusammen kommen. Endlich ist jetzt gerade die Zeit der meisten Gesellschaften, so daß man ohne Ende Mittags und Abends ausgebeten ist.

Den 16. Julius.

Ich reise übermorgen von hier ab und gehe wieder über Paris, wo ich mich aber nur acht Tage aufhalten werde. Dann gehe ich nach Gastein, und mache vielleicht nur noch einen Aufenthalt in München, wenn der König gerade dort sein sollte, da ich diesen wieder zu sehen wünschte. Ich bin mit meinem Aufenthalte hier sehr zufrieden, und nehme wenigstens die Beruhigung mit hinweg, liebe Charlotte, ihn so gut benutzt zu haben, wie es unter den Umständen nur immer möglich war. Ich habe keine Sache ganz versäumt, und diejenigen, welche ein besonderes Interesse für mich hatten, habe ich vollkommen erschöpft. Auch sind wir Alle vollkommen wohl. Die Gesundheit meiner Frau hat sich sogar verbessert. Sie ist gar nicht in Gesellschaft gegangen, da man hier immer erst um halb 8 Uhr und oft später zu Mittag ißt und also die Abend-Gesellschaften nicht vor 11 Uhr angehen. Aber sie hat alles gesehen, was Interesse für sie hatte. Das Parlament geht jetzt zu Ende, und die Leute fangen schon an aufs Land zu gehen, wo sie nun bis zum März künftigen Jahres bleiben. Denn man richtet sich hier nicht nach der Jahreszeit, sondern einzig nach den öffentlichen Geschäften. Auch macht die Jagd, daß jeder

gern den ganzen späten Herbst über auf dem Lande bleibt. London wird dann sehr leer, und es giebt dann fast keine Gesellschaften mehr. Die keine Landsitze haben, schämen sich dessen ordentlich, und verhängen wohl gar ihre Fenster gegen die Straße, um die Leute glauben zu machen, daß sie auf dem Lande sind. Das Landleben ist aber größtentheils nur ein Verpflanzen der Gesellschaft von der Stadt aufs Land. Dort hat jeder Besitzer eine Menge von Besuchen und macht Einladungen auf mehrere Tage. Auch sind die Engländer auf dem Lande offener und mittheilender, als im Getümmel der Geschäfte und den Zerstreuungen der Stadt.

Dem Gottesdienste habe ich hier mit meiner Frau einigemal beigewohnt, er ist mir aber weniger erbaulich erschienen, als bei uns. Es werden wohl zwei volle Stunden ehe die Predigt angeht, mit Ablesen von Stücken aus der Bibel, Hersagen des Glaubens u. s. w. zugebracht. Bei diesem Ablesen wiederholen diejenigen, welche dem Altar am nächsten sind, vorzüglich die Kinder, welche in der Religion unterrichtet werden, die letzten Worte jedes Verses. Dies hat natürlich etwas sehr Einförmiges und ist auf die Länge wahrhaft ermüdend. Gesang der Gemeine ist sehr wenig und eben so wenig Orgelspiel, nur kurz und bald wieder abbrechend fallen Gesang und Orgel ein. Die Predigt ist ebenfalls kurz, etwa eine halbe Stunde. Die wir hörten, war äußerst kalt und durchaus nicht, was man erbaulich nennen kann. Wie man mir sagt, ist dies der Ton und die Art der meisten Prediger hier. Dann hat noch das Aeußere etwas sehr Störendes. Nur eine Reihe Bänke, etwa der vierte Theil der Kirche, ist für jederman frei. Die andern sind verschlossen, gehören aber nicht einzelnen Personen, wie bei uns eigenthümlich, wenigstens

nicht alle. Nun stehen, wenigstens bis die Predigt angeht, zwei Frauen mitten in der Kirche, mit dem Gesicht gegen die Thür gewandt. Diese weisen jedem, der kommt und es wünscht, einen Platz in verschlossenen Bänken an, und empfangen dann, wenn sie die Leute wieder herauslassen, ein kleines Geschenk. Ob sie dies ganz behalten oder etwas davon abgeben, weiß ich nicht. Immer aber ist es widrig, den größten Theil des Gottesdienstes über zwei Personen ohne alle Aufmerksamkeit darauf und mit etwas ganz Weltlichem beschäftigt zu sehen. Freilich ist das Herumgehen mit dem Klingelbeutel bei uns etwas noch mehr Störendes. Indeß ist es auch in mehreren Kirchen, wenigstens im Preußischen, abgeschafft.

Etwas ganz Neues für mich waren die Zusammenkünfte der Quäker. Ich hatte, wie ich sonst hier war, sie zu sehen versäumt. Jetzt bin ich in einer gewesen. Der Saal war vor einigen Jahren angebauet, sehr bequem. und reinlich, aber ohne alle, auch die geringste Verzierung oder Ausschmückung. Das Licht fiel von oben ein, und weiter hatte der Saal keine Fenster. Die Versammlung war sehr zahlreich, die Männer auf einer Seite, die Frauen auf der andern. Die Quäker haben, wie Sie gewiß wissen, keine Prediger. Wer Muth und innern Beruf in sich fühlt zu reden, der steht auf und thut es. Sonst herrscht in der Versammlung eine Todtenstille. Wer spricht, thut das entweder von der Stelle aus, wo er ist, oder geht auf einen etwas erhöhten Platz, auf dem aber mehrere zugleich stehen können und der gar nicht einer Kanzel gleicht. Als wir darin waren, war es die zwei Stunden, die die Versammlung dauerte, fast ohne alle Unterbrechung still. Indeß sprach doch ein Mann und zwei Frauen. Sie sagten nur einzelne, aber selbst, und wie es schien, im Augenblick ge-

machte Gebete, von ganz kurzen Betrachtungen begleitet. Was sie aber sprachen, war in sich sehr gut, von vielen Sprüchen aus der Bibel begleitet und mit großer Innigkeit und Herzlichkeit vorgetragen.

Es giebt hier eine Gesellschaft von Frauen zur Verbesserung der weiblichen Gefangenen, wovon Sie vielleicht gehört oder gelesen haben. Mehrere sehr vornehme Frauen gehören dazu. In dieser Gesellschaft ist eine Quäkerin Fry, die Frau eines sehr bemittelten Kaufmanns, der bei uns reich heißen würde. Wir sahen sie im Hauptgefängniß von London den weiblichen Gefangenen eine Lesung aus der Bibel machen und erklären, wirklich auf eine vortreffliche und höchst einfache und anspruchslose Weise. Sie führte uns nachher im Gefängniß herum, und wir waren auch in ihrem Hause bei ihr. Man beschränkt sich in Absicht der Gefangenen nicht auf die geistliche Erbauung allein; man giebt ihnen Arbeit und bezahlt sie dafür, und theilt sie nach ihrer Aufführung in Klassen, was eine große Nacheiferung in guter Aufführung bei ihnen bewirkt. Sie können nicht glauben, wie reinlich, still und anständig diese Gefangenen waren, und doch sind gerade diese aus dem rohesten verderbtesten Theile des Londoner Pöbels. Die meisten waren entweder zeitlebens oder doch auf mehrere Jahre zur Transportation nach Botany-Bay und Neu-Südwallis verurtheilt, zwei zum Tode. Doch war es so gut als gewiß, daß diese begnadigt werden würden, da man hier nur äußerst selten Personen weiblichen Geschlechts hinrichtet.

Erst am Ende meines Briefes sage ich Ihnen, liebe Charlotte, meinen herzlichsten Dank für den Ihrigen, den ich zu seiner Zeit richtig empfangen habe, und der wie alle so viel Freundschaftliches, Gutes und Liebes enthält.

Sie können unausgesetzt fest überzeugt sein, daß diese Gesinnungen für mich den größten Werth haben und immer behalten werden. — — — — —

In Rücksicht auf die Briefabsendungen ist es besser, daß es bei meinen ersten Einrichtungen bleibt; ich kann Ihnen das nicht so deutlich machen, allein es ist auch ferner unnöthig, da ich Ihnen wieder näher komme. Schreiben Sie mir, liebe Charlotte, den 5. August, nicht nach Berlin, sondern nach München, und bemerken links auf dem Couvert: abzugeben an den Königlich Preußischen Gesandten Herrn von Küster. Sie haben, wenn ich nicht irre, schon voriges Jahr Briefe an ihn adressirt.

Leben Sie nun herzlich wohl und erhalten mir Ihre liebevollen Gesinnungen, ich verbleibe mit denselben Ihnen wohlbekannten unveränderlich Ihr H.

Siebenundachtzigster Brief.

Salzburg, den 14. August 1828.

Ich ſchreibe Ihnen wieder aus Deutſchland, liebe Charlotte, und aus der Gegend, die man wohl die ſchönſte von Deutſchland nennen kann. Wenigſtens kenne ich keine, die man als ſchöner rühmen könnte. Die Lage iſt wirklich prachtvoll, eine lachende, fruchtbare Ebene, von der man überall die Anſicht majeſtätiſcher Gebirge hat, und in der ſelbſt einige wie hingeſchleuderte Felſenpartien liegen. Dieſe ſind wirklich merkwürdig, und ich ſah nirgends ſonſt ähnliche dieſer Art. Es ſind nicht einzelne Felsſtücke bloß, noch weniger einzelne gipfelige Berge, ſondern hohe, lange und verhältnißmäßig ſchmale Felsmaſſen, die auf ihrer Oberfläche eine mit fruchtbarer Erde bedeckte, mit Gärten und Häuſern geſchmückte Ebene bilden.

Unſere Reiſe von London bis hierher war ſehr glücklich, nur hat das Wetter uns gar nicht begünſtigt. Bloß einzelne heitere und ſonnige Tage, ſonſt meiſtentheils Sturm und Regen. Kaum ein ſchöner Tag, ſo war er gleich von ſo ſchwüler Hitze und ſo ſtechender Sonne, daß ſich ein Gewitter zuſammen zog und wieder Kühle und Regen herbei führte. In London, Paris und Deutſchland war daſſelbe unerfreuliche Wetter. Indeß iſt das nun vorüber, und meine Wünſche gehen nur dahin, daß es beſſer mit dem Wetter während des Gaſteiner Badeaufenthalts ſei. In der Mitte hoher Gebirge und auf einem ſo hohen

Standpunkte, wo das Haus, in dem man wohnt, wenigstens so hoch als der Gipfel des Brocken liegt, sind milde Sonne und liebliche warme Luft mehr als bloß angenehme Zugaben zum Dasein. Unsere Ueberfahrt von London nach Calais war wieder sehr glücklich, nur ging die See sehr hoch, und so machte das Schwanken des Schiffs viele Kranke. Ich litt keinen Augenblick, sondern ergötzte mich eher am Schaukeln. In Paris verlebte ich noch eine sehr angenehme Woche. Ich würde recht gern einmal ein ganzes Jahr dort zubringen, und da meine Frau den Aufenthalt dort auch liebt, so richte ich es vielleicht einmal so ein. Der Weg durch das südliche Deutschland und Straßburg ist sehr schön und bequem, und wenn wir fortfahren Gastein zu besuchen, so ließe es sich sehr gut machen nach dem geendigten Badeaufenthalte eines Jahres nach Paris zu gehen, und zu dem des folgenden Jahres von da zurück zu kehren. Doch kommt zwischen solche Plane leicht vieles — und so ist es bis jetzt mehr Idee als Plan. In Straßburg ist eine sehr hübsche Mischung von französischer und deutscher Art. Die Natur ist deutsch in Gegend und Menschen. Das wird man gewahr, wie man den Elsaß von dem schönen Bergrücken von Zabern übersieht. Es ist einer der schönsten Anblicke, die man haben kann. Lieblich geformte Hügel rnd Berge, schön mit Gebüsch und Wald bekränzt, und auf den Gipfeln mehrere Gemäuer alter Burgen, ganz wie man sie so oft in Deutschland sieht, wie sie aber Frankreich gänzlich fremd sind. Die Physiognomien bieten auch ganz deutsche Gesichtszüge dar, und eben so ist auch das Benehmen der Menschen im Ganzen. Damit ist nun das französische Wesen verbunden und gleichsam darauf gepfropft. Ich finde diese Mischung interessant und angenehm zugleich. Von einer an-

dern Seite betrachtet, könnte man auch vielleicht anders darüber urtheilen, und gerade über die Vermischung das Verdammungsurtheil aussprechen. Denn es ist freilich nun weder ächte Deutschheit, noch wahres französisches Wesen in ihnen. Das fühlt sich am meisten in der Sprache. Sie sind wohl aus dem einen heraus, aber nicht völlig ins andere hinein gekommen. Nach dem Elsaß und wohl noch mehr ist Schwaben ein liebliches Land, in den Gegenden wie den Menschen. Wenn die Schwaben wie zu einem Sprichwort in Deutschland geworden sind, so ist das einer Art Naivetät zuzuschreiben, die der spöttisch Urtheilende leicht von einer lächerlichen Seite als Einfalt darstellen kann. Mehr und bös ists auch wohl mit dem Spottnamen nicht gemeint. An sich sind die Schwaben vielleicht die lebhaftesten, leicht beweglichsten und phantasiereichsten unter den deutschen Völkerschaften.

In München blieb ich wieder drei volle Tage und fand alle Gebäude und Kunstsachen bedeutend vorgeschritten, der König verfolgt seinen Plan mit höchst lobenswürdiger Stetigkeit und Ordnung. Nur eine gewisse und bestimmte Summe wird jährlich verwendet, diese dann auf die bei dem Beginn des Gebäudes festgesetzte Weise, und so rückt alles nicht schnell, aber in einer sichern Folge ohne Unterbrechung und Störung vor. Was man schon ganz oder auch nur halb fertig sieht, ist von bewunderungswürdiger Schönheit. Bis jetzt sind in neuer Aufstellung und von neuer Erwerbung aber nur die antiken Statuen zu sehen. Die neue Gemählde-Gallerie kann erst in mehreren Jahren fertig werden, und die angekauften Gemählde sind jetzt nicht zu sehen. Den König fand ich nicht in München, werde ihn aber wahrscheinlich auf meiner Rückkehr von Gastein sehen. Sie haben sehr recht, ihn hoch zu ehren,

und der Ausdruck, daß er unter die Monarchen gehöre, die in Ihrem Herzen einen Thron haben, iſt ſeiner würdig. Er iſt gewiß ein vortrefflicher Monarch. Ich kenne ihn ſeit ſeinen ſehr jungen Jahren und habe immer ſo über ihn geurtheilt. Er beſitzt auch ſehr viele und ſelbſt ſolche Kenntniſſe, die man gewöhnlich gelehrte nennt. So weiß er recht gut Griechiſch, und es rührt wohl eben daher der zugleich edle und großmüthige Eifer, den er ſo lebendig und kräftig für die Befreiung der Griechen an den Tag gelegt hat. Er nährt noch immer dieſelbe Geſinnung. Es iſt eine ordentliche Schule junger Griechen in München, und es ſollen ſehr gelehrige, aufgeweckte Köpfe darunter ſein. Der junge Bozzaris, der Sohn deſſen, der ſich im Kriege ſo heldenmüthig ausgezeichnet hat, aber geblieben iſt, hat eine der originellſten und einnehmendſten Geſichtsbildungen. Mit dieſer Neigung des Königs hängt denn auch die für griechiſche Kunſt zuſammen, und das Alles vereint bildet in ihm ein ſchönes und intereſſantes Ganze. Dabei nimmt er ſich der Regierungsgeſchäfte bis ins kleinſte Detail an.

Es freut mich, daß Sie ſich fortwährend gern mit dem Sternenhimmel beſchäftigen, wie ich es beklage, daß mein Auge nicht mehr dafür ausreicht. Ich gebe ſehr ungern einen Genuß auf, der mich ſo oft geſtärkt und erhoben hat, und eines Glaſes bediene ich mich nicht gern.

Schreiben Sie mir, liebe Charlotte, den 2. September nach Bad Gaſtein über Salzburg, nachher nach Berlin.

Leben Sie recht wohl, mit dem lebhafteſten Antheil der Ihrige H.

Achtundachtzigſter Brief.

Ein einfach ruhig zufriedenes Stillleben, wie Sie es genießen und ſich nach Ihrer Neigung geſchaffen haben, iſt eigentlich das Höchſte, was der Menſch beſitzen kann. Es iſt meiner innerſten Empfindung nach nicht nur dem nach außenhin mannichfach bewegten Leben vorzuziehen, ſondern auch wirklicher innerer, aber nur augenblicklich erſcheinender Freude wenigſtens gleichzuſetzen. Die Stille und Ruhe gönnen dem innern Sein eine tiefere Macht und ein freieres Walten, und es iſt immer, meiner aus langer Erfahrung geſchöpften Ueberzeugung nach, beſſer, wenn das Innere nach außen, als wenn umgekehrt das Aeußere nach innen ſtrömt. Es ſcheint zwar wohl, als könnte ſich das Innere nur von außenher bereichern und befruchten; allein dies iſt ein trügeriſcher Schein. Was nicht im Menſchen iſt, kommt auch nicht von außen in ihn hinein, was von außen in ihm eingeht, iſt nichts als ein zufälliger Anhalt, an dem ſich das Innere, aber immer aus ſeiner, nur ihm angehörenden eigenthümlichen Fülle entwickelt. So wie ein tiefer und reicher Gehalt inwendig vorhanden iſt, ſo kommt es niemals ſoviel auf den äußern Anlaß der Entwickelung an. Jeder, auch der kleinſte, iſt hinreichend, da hingegen bei mangelndem innern Gehalt auch der reichlichſte äußere Zufluß wenig oder nichts hervorbringen würde. Ich habe dies oft in Abſicht von wiſſenſchaftlichen

Kunstkenntnissen gesehen. Bei Männern ist es weniger zu bemerken, da sie diese Kenntnisse sehr oft wieder nur zu äußeren Zwecken anwenden, und man weiter nun nichts gewahr wird, oder danach fragt, wie dieselben auf ihr Inneres gewirkt haben. Aber bei Frauen ist das anders, und da sind mir mehrere vorgekommen, die wirklich recht viele und in gewisser Art sogar gelehrte Kenntnisse hatten, aber in ihrem Geist und Gemüthe, also in ihrem ganzen Innern darum nicht mehr gebildet, wenigstens nicht mehr bereichert waren, als wenn ihnen das alles gefehlt hätte. So sehr kommt es darauf an, daß das Innere dem äußeren Objekt, welches es in sich aufnimmt, auch selbstständig entgegen wirke.

Bad Gastein, den 14. September.

Sie besorgen, liebe Charlotte, es müsse hier im Gebirge so kalt sein, daß die Badekur dadurch unterbrochen werde. Ich habe selbst fast dasselbe gefürchtet. Mein Reiseplan ließ es nicht anders zu, als so spät im Jahr hierher zu kommen. Es ist aber sehr möglich, daß ich in einem andern Jahre aus eigner Bestimmung und ohne nöthigende Veranlassung diesen Theil des Jahres wähle. Das Wetter ist allerdings während der vier Wochen, die wir hier bald zugebracht haben, nicht immer schön gewesen, aber seit acht Tagen haben wir so warme Luft, daß man sich bei Nachmittags- und Abend-Spaziergängen in Acht nehmen muß, um sich nicht zu erhitzen. Es ist auch nur bei Gewittern in diesen verhältnißmäßig immer engen Thälern viel Wind, und bei uns ist es eben der Wind, der in der Ebene die Luft widrig und kalt macht. Die Sonne wirkt zwar hier nicht lange, nur eine geringe Zahl von Stunden er-

reichen den Tag ihre Strahlen das Thal ſelbſt, ob man ſie gleich, wenn ſie auch nicht mehr zu ſehen iſt, noch lange ſehr ſchön an den Bergſeiten und Berggipfeln erblickt. Aber die Enge der Thäler und das Zurückprallen der Sonnenſtrahlen von glatten Felsmaſſen giebt ihrem Scheinen mehr Wirkſamkeit. Auch iſt das Wetter allgemeiner und oft durch die That beſtätigter Erfahrung nach hier eher noch im Herbſt, als im Sommer von einiger Beſtändigkeit. Das Ende Auguſts und der Anfang des September ſind hier die Erndtezeit, auch und oft noch ſpäter des Heumähens. Auch dieſe ländlichen Arbeiten, die man um ſich her ſieht, verſetzen die Einbildungskraft in eine frühere Zeit des Jahrs. Was noch mehr macht, daß man des Spätherbſtes hier wenig gewahr wird, iſt, daß man gar kein Abfallen der Blätter bemerkt. Dies liegt aber freilich am Mangel großer Laubholzbäume. So vortrefflich auch der Baumwuchs hier iſt, und obgleich alle Vorberge bis Oben hinauf mit Wald bewachſen ſind, ſo iſt es immer Nadelholz, hohe und breitſchattige Tannen und ganz vorzüglich ſchöne Lärchenbäume.

Das Bad ausgeſetzt haben wir des Wetters wegen auch nicht ein einzigesmal. Es iſt theils nie ſo kalt geweſen, theils würde das aber auch nicht ſo nöthig ſein. Wir haben die Bäder in demſelben Hauſe, das wir bewohnen, nur wenige Schritte von unſern Zimmern, und da die Bäder ſo warm gemacht werden können, als man ſie braucht oder wünſcht, ſo iſt gar an Erkältung nicht zu denken, man müßte ſie ſich denn muthwillig zuziehen. Wir haben in dieſen Tagen bei 15 ſelbſt 18 Grad Wärme viele und ſtarke Gewitter gehabt, eins noch in der letzten Nacht. Der Donner macht in den engen klippigen Thälern ein prächtiges, majeſtätiſches Rollen, das noch den Waſſerfall übertönt.

Wovon ich aber vorher sprach, das allmälige Scheiden des Sonnenlichts von den größeren Bergen, am Abend, ist vorzüglich schön. Man sieht die Sonne da eigentlich im Morgen, an den östlich ihr gegenüber stehenden Bergen, untergehen. Ihr Licht steigt dann immer höher und höher, die Schatten, die sich darunter lagern, nehmen einen immer größeren Theil der Berge ein. Endlich ist nur noch die höchste Spitze erleuchtet, die wie ein goldener Knopf leuchtet und schimmert. Zuletzt senkt sich auch diese in Nacht. Ich stehe hier jetzt nicht früh genug auf, um die ähnliche Erscheinung beim Aufgang der Sonne zu sehen, auch ist sie hier nicht so gut zu sehen, da dem Aufgange hier nicht so im Westen wie dem Untergange im Osten eine einzelne Bergspitze gegenüber steht, aber es giebt in andern Thälern dieses Gebirges Berge, die man danach Sonnenblick nennt, und die auch im Volk diesen Namen tragen, weil sie den Aufgang der Sonne verkünden. Der höchste Berg dieses Thals heißt Gamskogel, oder wie wir sagen würden, Gemskegel. Er ist schon von sehr bedeutender Höhe und steht gegen Nord und Ost meinen Fenstern gerade gegenüber, die Badegäste besuchen ihn häufig, da er jetzt, wo der Erzherzog Johann den Weg hat besser bahnen und ebnen lassen, leichter zu ersteigen ist. Ich bin aber nicht oben gewesen. Man soll jedoch eine ungemein weite und schöne Aussicht von ihm haben. Man übersieht besonders deutlich von da die ganze Kette der höhern Gebirge, namentlich derer, die mit Gletschern versehen sind.

Für Ihre Lieblingswissenschaft empfehle ich besonders für Ihren Zweck: Bode's Anleitung zur Kenntniß des gestirnten Himmels. Es hat Karten für jeden Monat im Jahr und Beschreibungen dazu, falls Sie noch nicht hinlänglich damit versehen wären. Ich möchte Ihnen aber

gerade nicht rathen, das Buch zu kaufen; da es eine vollständige Astronomie enthält, ist es doch theuer, vielleicht bekommen Sie es aus einer Privat-Bibliothek, oder aus der kurfürstlichen. Fördernd wäre es Ihnen gewiß, auch macht es mir Freude, da ich, wie Sie sagen, diese Neigung in Ihnen belebt habe.

Wir reisen den 17. d. M. von hier, halten uns aber, wenn nichts dazwischen kommt, noch einige Tage in Franken auf. Es ist daher wahrscheinlich, daß wir erst im Anfang Oktober nach Berlin und Tegel zurückkommen. Schreiben Sie mir nach Berlin wie gewöhnlich. So werden alsdann die sechs Monate abgelaufen sein, wo ich einen so wechselnden Aufenthalt gehabt habe. Leben Sie recht wohl und rechnen Sie fortdauernd mit Gewißheit auf meine unveränderliche Theilnahme. Ganz der Ihrige H.

Neunundachtzigſter Brief.

Tegel, den 16. Oktober 1828.

Es mag wohl ein Jahr her ſein, daß ich Ihnen, liebe Charlotte, nicht von hier aus ſchrieb. Ich freue mich aber deſto mehr, es heute zu thun, und danke Ihnen recht herzlich, daß Sie mich in Ihrem lieben Brief, den ich hier fand, ſo herzlich beglückwünſchen zu der Heimkehr in die ſchöne, liebliche Heimath. Ja, liebe Charlotte, Sie haben recht, darin eine eigne Freude zu ſehen, und es erhöht in der That die meinige, daß Sie dieſelbe ſo liebevoll mit empfinden.

Wir ſind am 4. d. M. nach Berlin zurückgekommen, einige Tage ſpäter hierher gefahren, und haben uns hier, doch nur auf wenige Wochen eingerichtet. Es fängt doch an rauh zu werden, und der November pflegt uns immer zur Stadt zurück zu führen. Ich bin, ſo angenehm mir auch die Reiſe war, doch ſehr gern in mein heimiſches Leben zurück gekehrt und habe Tegel immer gleich hübſch gefunden. Ihre Bemerkung iſt ſehr richtig, daß dem Lande ein Wetter, wie wir es dieſen Sommer gehabt haben, wohl thut. Alles iſt ſo friſch und wie neu erquickt, und ich finde auch, was Sie bei ſich bemerken, daß noch wenig Laub abgefallen iſt, bei der ſchon ſehr vorgerückten Jahreszeit. Nur dem Obſt iſt das Jahr ungünſtig geweſen, das Getreide hat nicht gelitten, und da ich abweſend war, iſt mir das mißrathene Obſt gleichgültig, und das was mir viel

Vergnügen macht, das heitre, freundliche und kräftige Ansehen, habe ich alles sehr gut gefunden. Das Haus und die Sachen darin haben mir denselben erfreuenden Anblick als sonst gemacht. Es spricht einen immer, wenn man auch gerade unmittelbar vorher Großes und Schönes gesehen hat, mit heimlicher und zur Heiterkeit stimmender Freundlichkeit an. Es ist auch in meiner Abwesenheit gut gehalten, und Wände und Gypse haben nicht durch Fliegen gelitten, die ich sehr hasse. Wir sind sehr langsam gereist, und hätten der Entfernung nach recht gut schon am 25. v. M. hier sein können. Wir hatten aber einen Grund, der uns in Gastein und auf der Reise länger aufhielt. Der Arzt meiner Frau, denn ich brauche so selten einen, daß ich von dem meinigen nicht reden kann, begleitet den Kronprinzen auf seiner Reise nach Italien. Wir wünschten ihn wenigstens auf der Reise irgendwo zu treffen, um einige Stunden mit ihm reden zu können. Dies war der Grund unseres langsameren Reisens. Indeß erreichten wir unsern Zweck durch einen Umweg über Bamberg, dort trafen wir mit ihm zusammen. Wir machten dann von da noch einen Besuch auf dem Lande, der uns noch ein paar Tage kostete. In Thurnau wohnt der Graf Giech, der eine Tochter des Ministers Stein zur Frau hat. Es waren mehrere Besuche da, auch Personen aus Berlin, und wir waren sehr angenehm dort. Das Schloß ist uralt, theilweise vielleicht tausend Jahre, und es würde auch von außen schöner in die Augen fallen, wenn es nicht den Fehler hätte, daß die kleine Stadt Thurnau dicht daran liegt, so daß einzelne Häuser sich im eigentlichen Verstande daran anlegen. Selbst um in den Garten zu kommen, muß man über die Straße gehen. In Ottmachau gehört zwar auch das Schloß zur Stadt, es liegt aber ganz an

dem einen Ende derſelben, und hat alſo von der entgegengeſetzten Seite die ganz freie Anſicht in das Land. Auch iſt das Gehöft mit ſeinen Gärten dicht daran herum. Die Gegend iſt aber um Thurnau ſehr hübſch, ein fruchtbares Land, reich an Hügeln und Wäldern und mannichfaltig von Anblick. Anziehend iſt die Schattirung vom friſchen Grün des Laubholzes und dem ernſten Dunkel der Tannenwälder. Es ſcheint eine große Abwechſelung von Spaziergängen ſich ganz in der Nähe darzubieten. Wir haben ſehr ſchöne Spazierfahrten gemacht. Von Thurnau ſind wir zwar gerade hierher gereiſt, aber in ſehr kleinen Tagereiſen. In Gera nur haben wir uns noch einen Tag aufgehalten, weil wir dort eine Zuſammenkunft mit Perſonen verabredet hatten, die in der Nähe wohnen.

Es freut mich ſehr, daß fortwährend die Sterne Ihnen eine wohlthuende, erheiternde Beſchäftigung gewähren, um ſo mehr, da Sie mir ſagen, daß Sie doch oft in einer mehr als wehmüthigen Stimmung ſich befinden.

Am Himmel werden Sie ſich bald orientiren, da Sie einen ſchönen und weiten Horizont von allen Seiten haben und in Ihren Beobachtungen fortfahren. Außer dem Buche von Bode, das ich Ihnen einmal empfohlen habe, kann ich Ihnen für das Erkennen der Sterne einen Rath geben, der Ihnen gewiß nützlich ſein wird. Man muß nämlich den Himmel nach einer gewiſſen Methode durchgehen und ſich große Abtheilungen machen. Zuerſt müſſen Sie ſuchen die Sterne recht genau und feſt zu erkennen, die bei uns niemals untergehen und nur vor der Helligkeit des Tages verſchwinden, ſonſt aber ihren ganzen täglichen Kreis vor unſern Augen vollenden würden. Sie

ſtehen bekanntlich, und wie Sie wiſſen, im Norden, drehen ſich um den Polarſtern und die beiden Bären herum, und ſind leicht zu erkennen, da man ſie an jedem ſternenhellen Abend ſieht, und ſie zu denſelben Stunden in allen Jahreszeiten dieſelbe Stelle haben. Zu dieſen gehört auch die Capella, deren Sie erwähnen. Zweitens müſſen Sie die zwölf Sternbilder des Thierkreiſes aufſuchen. Man ſieht in jeder Jahreszeit immer nur ſechs auf einmal am Himmel. Bliebe man eine ganze Nacht auf, ſo gehen natürlich einige unter und andere kommen herauf. Allein einige werden dann immer vom Tage überholt. Wenn man nur eins recht feſt kennt, ſind die andern ſehr leicht zu finden, da ſie, wie in einem großen Gürtel um den Himmel herum liegen, man alſo die Richtung, in der man ſuchen muß, nicht verfehlen kann, wenn man ſich vorher mit der Ordnung und Folgenreihe, vor- und rückwärts, recht bekannt gemacht hat. Die im Winter, im Januar und December, ſo zwiſchen ſieben und neun Uhr erſcheinen, ſind ſchöner als diejenigen, die man zu gleicher Zeit im Sommer ſieht. Der Löwe iſt ein ſehr ſchönes Geſtirn, iſt aber jetzt erſt in ſpäten Stunden ſichtbar. Die Planeten erſcheinen immer nur in demſelben Gürtel, und können diejenigen, die noch nicht recht geübt ſind, manchmal ſehr irre machen. Allein man lernt ſie doch auch bald unterſcheiden, kennt man einmal recht feſt die nie untergehenden nördlichen Geſtirne und die Thierkreiszeichen, ſo iſt es dann leicht, ſich für die noch übrigen Geſtirne zurecht zu finden. Denn nun macht man ſich mit denen bekannt, die zwiſchen dem Thierkreis und den nie untergehenden Geſtirnen, und dann mit denen, die zwiſchen dem Thierkreis und dem ſüdlichen Horizont auf- und untergehen. Bode's Anleitung zur Kenntniß des geſtirnten Himmels hat das Angenehme,

daß es Karten für jeden Monat enthält, auf denen man natürlich die Sterne leichter findet, da jede Karte genau so iſt, als der Himmel zu einer dabei angegebenen Stunde an dem Tage, oder wenigſtens in dem Monat gerade iſt.

Sie ſagen ſehr richtig, daß das Betrachten des geſtirnten Himmels von der Erde abzieht, und die Seele mit höheren Ahnungen, Sehnen und Hoffen erfülle, tröſte und erhebe. Das thut es im höchſten Grade. Wenn man dieſe unendliche, unzählige Menge von Geſtirnen betrachtet und bedenkt, ſo ſcheint es zwar ein ordentlich ſchaudernder Gedanke, daß eine ſo ungeheure Menge im Weltall herum ſchwimmt. Der Menſch fühlt ſich darin gleichſam wie erdrückt. Allein die Ordnung und Härmonie, in denen alle Bewegungen vor ſich gehen, und alle Zeiten hindurch vor ſich gegangen ſind, iſt ein wohlthätiges, tröſtendes Zeichen einer höheren Macht, einer geiſtigen Herrſchaft, die wieder beruhigt, und die Beſorgniß tröſtend aufhebt. Mit unveränderlicher Theilnahme Ihr H.

Neunzigster Brief.

Berlin, den 16. November 1828.

Sie klagen auch darüber, liebe Charlotte, daß es oft ist, als könne man im Schreiben gar nicht fort, Augen, Hand und Feder sind wie im Bündniß gegen alles Gelingen der Handschrift. Man giebt sich Mühe, nimmt sich vor, recht langsam zu schreiben, damit es nur deutlich werde, aber alle Vorsätze scheitern, und es ist närrisch, daß man dann immer kleiner und kleiner schreibt. Mir geht es oft so, als ob ich gar keine großen Buchstaben machen könnte, und ich denke dann, wie viel Nachsicht Sie und Alle haben müssen, die mich lesen wollen. Wirklich war Ihr letzter Brief auch weniger hübsch und gut, als Sie sonst thun, geschrieben. Die Handschrift war nicht undeutlich, aber man sah ihr die Beschwerde an.

Aber mit mehr Bedauern habe ich gesehen, daß Sie sehr bekümmert und sorgenvoll waren. In solchen Gemüthszuständen, liebe Freundin, muß man immer die äußern Veranlassungen scheiden von der innern Anlage des Gemüths zu Heiterkeit und Ruhe, oder zu Besorgniß und Schmerz. Das Innere ist immer das Mächtigste. Auch wahres, selbst erschütterndes Unglück wird leichter und schwerer aufgenommen, je nachdem die Seele schon von lichteren und düsterern Ideen erfüllt ist. Bei Ihnen scheint mir das gerade jetzt noch mehr der Fall, und da bitte ich Sie inständig, dem entgegen zu arbeiten. Ich rechne es schon zu

diesen dunkeln Stimmungen, daß Sie, ohne doch krank zu sein, bald zu sterben glauben. Sie sagen zwar, und gewiß mit voller Wahrheit, daß Ihnen gerade die Todesgedanken freudige und Ihrer Neigung zusagende sind, und niemand kann dies besser begreifen als ich. Ich habe nie die mindeste Furcht vor dem Tode gehabt, er wäre mir in jedem Augenblick willkommen. Ich sehe ihn als das an, was er ist, die natürliche Entwickelung des Lebens, einen der Punkte, wo das unter gewissen endlichen Bedingungen geläuterte und schon gehobne menschliche Dasein in andere befriedigendere und erhellendere gelangen soll. Was menschlich ist, in dem Ausbildungsgange des Lebens liegt, was alle Menschen mit einander theilen, das kann der irgend Weise nicht fürchten, er muß es vielmehr begünstigen und lieben, gleichsam mit Wißbegierde, so lange die Besinnung ihm beiwohnt, auf den Uebergang achten, versuchen, wie lange er das fliehende Hier noch zu halten vermag. Ich hörte bisweilen sagen, der Tod müsse gewiß von einem wohlthätigen und angenehmen Gefühl begleitet sein, und das ist mir selbst, wenn auch manchmal das Gegentheil Statt zu finden scheint, glaublich. Die Schmerzen pflegen zu weichen, alle Unruhe sich zu legen und fast immer haben Todte, ehe die Züge entstellt und verzogen werden, etwas Ruhiges, Friedliches, selbst oft etwas Erhebendes und Verklärtes. Bei alledem muß man es doch eine düstere Gemüthsstimmung nennen, wenn man sich dem Tode nahe glaubt. Der Tod ist immer ein Ausscheiden aus aller bekannten Heimath, ein Gehen ins Neue und Fremde. So trafen äußere unerwünschte Umstände schon bei Ihnen auf ein wenigstens sehr ernst bewegtes Gemüth. Suchen Sie, theure Charlotte, denn auch hier da die Heilmittel, wo Sie sie schon so oft fanden, in Ihrem Innern, in Ihrem

Gottvertrauen, was Sie nie im Stich ließ. Es wird Sie aufs neue retten, und Troſt und Hülfe erſcheinen, wenn Sie ſie auch noch nicht ſehen. Immer ſchütten Sie Ihr beklommenes Herz mir aus, immer werden Sie dieſelbe Theilnahme in mir finden, die keiner Veränderung fähig iſt. Ganz der Ihrige H.

Den 16. December 1828.

Es wird mich ſehr freuen, eine Fortſetzung Ihrer Lebenserzählung zu bekommen. Sie wiſſen, daß ich auch an Ihrem vergangenen Leben einen warmen und innigen Antheil nehme, und daß außerdem ſchon jede recht individuelle Schilderung für mich einen hohen Reiz hat, der mich anzieht und verweilen läßt. Ich fühle aber ſehr gut, daß eine ſolche Schilderung aufzuſetzen und aus den Händen zu geben, eine große und ſchwer zu überwindende Schwierigkeit hat. Es kommen doch im Leben der Menſchen immer Dinge vor, die gerade in den beſten und feingeſinnteſten Gemüthern eine gewiſſe Scheu ſie auszuſprechen hervorbringen. Ich meine damit gar nicht ſolche, die man ſich gleichſam zu geſtehen ſcheuete, weil man fürchtet deshalb ungünſtig beurtheilt zu werden. O nein, es giebt Dinge, die gar nicht dieſer, ſondern ganz entgegengeſetzter Natur ſind, und deren man ſich eher rühmen könnte, die aber doch ein gewiſſes Zartgefühl über die Lippen gehen zu laſſen und gar durch die Feder dem Papier anzuvertrauen verbietet oder ſchwer macht. Es kommen auch Dinge vor, die Andere in ein nachtheiliges Licht ſtellen, und die man alſo, wie ſehr es auch ihre Urheber verdient haben möchten, ungern ans Licht bringt. So wie man aber von dem Grund-

satz abgeht, bei einer Lebenserzählung nur bloß und einfach die Erinnerungen seines Gedächtnisses abzuschreiben, und gänzlich darauf Verzicht zu leisten, zu beurtheilen, was wohl gesagt werden kann, und was verschwiegen oder verhüllt werden muß, so ist der Reiz einer wahren Naturschilderung dahin. Es ist nicht die einfache, nicht die vollständige, und mithin nicht die wahre Geschichte. Es ist keine Erzählung der Vergangenheit, sondern eine aus dem Standpunkt des spätern Lebens gemachte Beschreibung derselben. Man glaubt wohl, die moralische und geistige Wahrheit, um die es eigentlich zu thun sei, verliere nichts, wenn man zwar hier und da eine Thatsache nur halb oder allgemein erzählt, allein ganz treu und wahr die Wirkung schildert, die diese Thatsache auf die Empfindung und das Gemüth hervorgebracht habe. Wenn z. B. jemanden ein verletzendes Wort gesagt worden sei, so komme es nicht darauf an, dies selbst zu wiederholen. Man könne es vielmehr ganz füglich verschweigen, wenn man nur den Eindruck des Worts auf den, der es hören mußte, beschreibt. Dies ist aber durchaus falsch. Denn es hört nun aller Maßstab der ganzen Scene auf, den der Art und dem Grade nach bloß das Wort selbst, einfach ausgesprochen, geben kann. Ich sage Ihnen das so ausführlich, weil ich Ihnen recht offenherzig und nicht bloß obenhin über die Fortsetzung Ihrer Lebenserzählung sprechen möchte. Ich kann Ihnen nicht rathen, dieselbe weiter als zu dem Punkte fortzusetzen, wo Sie sicher sind, alles und jedes, wie es Ihnen Ihr Gedächtniß giebt, ohne die mindeste und leiseste Reticenz niederzuschreiben. Dies war in dem Theile, den Sie mir bis jetzt schickten, nicht nur möglich, sondern Ihnen nach Ihrem Charakter selbst leicht, und ich bin sicher, daß Sie in diesem so gehandelt haben. Sie konnten es,

ohne irgend ein eigenes oder fremdes Gefühl zu verletzen. Es ist möglich, daß dies auch ferner der Fall sei, allein ich kann mir auch sehr gut das Gegentheil denken. Dann würde ich es ganz natürlich finden, daß Sie den Schmerz der Erinnerung scheuen und vernarbte Wunden nicht aufreißen wollen; mir aber würde durch den Gedanken eines solchen mir gebrachten Opfers alle Freude genommen, die mir bisher durch den Empfang jedes Ihrer Hefte geworden. Wenn von Biographie die Rede ist, habe ich nun einmal den Begriff nur von historischer Wahrheit, von dem ich, bei dem großen und innigen Antheil, den ich an Ihnen nehme, auch mit dem besten Willen nicht abgehen könnte. An sich aber halte ich es für gut und heilsam, sein eignes Leben so buchstäblich durchzugehen, und das Zartgefühl, das Reticenzen hervorbringt, für ein falsches, obgleich unendlich natürliches und daher verzeihliches. Indeß mißtraue ich hier meinem eignen Gefühle, da ich bei weitem mehr ein glückliches Leben, in einer ganz genügenden Lage, geführt habe, man könnte dann leicht dahin kommen, den unrichtigen Maßstab an Andere zu legen, wovor ich mich immer gehütet habe. Noch einmal also, liebe Charlotte, wiederhole ich das schon oft Gesagte, folgen Sie Ihrem Gefühl; leidet dies nicht bei der Arbeit, so rechnen Sie immer mit Gewißheit darauf, daß Sie mir eine große Freude dadurch machen, aber nur auch unter der Bedingung, daß Sie ganz und ohne alle Reticenz wahr schreiben können. Sie können zu mir auch, wie man im Sprichwort sagt, wie in ein Grab sprechen. Ihre Hefte liegen wohlverwahrt in meinem Pult, und können nach meinem Tode nur ins Feuer ungelesen gehen. In meiner Lage habe ich Gelegenheiten, dies zu veranstalten, die durch keinen Zufall irgend einer Art vereitelt oder umgangen

werden können. Ich halte es für Pflicht, Sie über diesen Punkt auch fest zu beruhigen, es ist schon Pflicht der Dankbarkeit für die vertrauungsvolle, innige, rücksichtslose Hingabe, die Sie mir seit einer langen Reihe von Jahren bewiesen und offen gezeigt haben.

Das Jahr ist am Abscheiden, und wie ich gern verweile bei so viel schönen Genüssen, die es gewährte, worunter ich auch Ihr Wiedersehen rechne, so scheide ich nicht ohne sehr trübe Ahndung dessen, was das kommende bringen kann — und ich erkenne mit wehem Gefühl, daß es ähnlich in Ihrem Gemüthe ist. Möge die Vorsehung von Ihnen, gute Charlotte, neue Prüfungen abwenden! das ist mein herzlicher Wunsch.

Seit unsrer Rückkunft ist meine Frau bedeutend an mehreren zusammen kommenden Uebeln krank, es ist wenigstens kein Zeitpunkt der Besserung mit Wahrscheinlichkeit vorauszusehen. Dies stört meine innere Lage in diesem Winter sehr.

Ich bitte Sie, mir den 30. d. M. zu schreiben. Leben Sie recht wohl, und rechnen Sie immer auf meine Ihnen bekannten Gesinnungen der Zuneigung und lebhaften Theilnahme. Ganz der Ihrige H.

Bayerische Staatsbibliothek München

Briefe Wilhelm von Humboldt's.

Zweiter Theil.

Briefe

von

Wilhelm von Humboldt

an eine Freundin.

Zweiter Theil.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1847.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

386 4

Vorbericht.

Die Briefe von Wilhelm von Humboldt an eine Freundin fallen von selbst in zwei Theile. Der zweite Theil umfaßt die letzten Lebensjahre, das Alter des Verfassers. Sie sind in den Jahren 1829 bis 1835 geschrieben, und sind alle und noch der letzte Brief kurz vor dessen Ende, eigenhändig geschrieben.

Nach Frau von Humboldt's Tode beseelte ein ganz anderer Geist ihren jetzt auch schon verklärten Gatten. Gewiß blieb sein Leben und Wirken, im Allgemeinen, gleich wohlwollend, seine Theilnahme für Alle die ihm nahe und werth waren, trostreich und voll Güte und Liebe, aber der Geist der Freude war entflohen, war der Erde abgewendet. Vom Leben forderte er nichts mehr, es konnte ihm nichts mehr gewähren, was für ihn Werth hatte, als Stille und Einsamkeit um ungestört in der Vergangenheit, in wehmüthigen Erinnerungen, in höheren Betrachtungen, in seinen Studien zu leben. Nie ist vielleicht eine Frau tiefer, edler, zärtlicher betrauert, nie aber wohl auch eine Frau einer solchen verklärenden Trauer würdiger gewesen. Das sprechen alle Sonette, alle Briefe aus, die in jenen Jahren geschrieben sind. Der Leser, in dessen Erinnerung der Verfasser fortlebt, wird mit Ehrfurcht demselben, im leidenden, aber schönen würdigen Alter folgen, wie er ihm in den Jahren des männlich kräftigen Wirkens mit Verehrung folgte.

Außer diesem kurzen Vorwort, darf die Herausgeberin dem zweiten Theile wenig hinzufügen. Sie hat sich schwer entschlossen zu der Mittheilung der Briefe nach ihrem Ableben, noch schwerer den überzeugenden Vorstellungen nachgegeben, daß es noch bei ihrem Leben geschehe. Da aber der Entschluß endlich gefaßt ist, so hegt sie die freudige Zuversicht, daß das Buch viele Freunde finden wird.

So gehe denn heraus aus Deiner vieljährigen geheiligten Verborgenheit, Du lieber, trostreicher Gefährte in dunkeln Tagen, und sei Vielen zur Freude, zur Erhebung und zum Trost, wie Du es mir einst warest.

Die Herausgeberin bittet Alle die sich ihrer Arbeit freuen, um Nachsicht für das wenige Eigene was sie hinzuthun mußte, und um gütiges Wohlwollen für einen noch übrigen kleinen Lebensrest *).

*) Die edle Frau ist nach kurzen Leiden verschieden.

Inhalt des ersten Theils.

Seite

Vorbericht vom 18. October 1814 VI

An den Freiherrn von Humboldt XXVII

Erster Brief. Wien, den 3. November 1814.

Aus Wien vom Kongreß 1

Zweiter Brief. Wien, den 18. December 1814.

Aus Wien vom Kongreß 7

Dritter Brief. Burgörner, April 1822.

Erinnerung 10

Vierter Brief.

Erneuerte Erinnerung 11

Fünfter Brief. Burgörner, den 3. Mai 1822.

Beginn der Korrespondenz 12

Sechster Brief. Burgörner, Ende Mai 1822.

Wohlwollende Gesinnungen 15

Siebenter Brief. Burgörner 1822.

Ein Wunsch. Einwendungen. (Anmerkungen u. Zusätze.) .. 18

Achter Brief. Burgörner 1822.

Beantwortung derselben. Erster Versuch. Der Mensch, das Wichtigste für den Menschen 20

Neunter Brief. Tegel, den 10. Juli 1822.

Tegel. Hang zur Einsamkeit und deren Werth. Verschiedene Ansicht verschiedener Gegenstände. Ausgezogene Gedanken. Erlaubniß die Briefe zu bewahren. Selbstcharakteristik. Ausgezogene Gedanken 25

Zehnter Brief. Burgörner, Juli 1822.

Zurückkommen auf Lektüre. Behandeln der Menschen nach ihrem Charakter. Wiederholtes Gutheißen des Hanges zur Einsamkeit. Ausgezogene Gedanken 31

Seite

Elfter Brief. Berlin, den 2. December 1822.
Familiennachrichten 36

Zwölfter Brief. Berlin, den 27. December 1822.
Würdigung treuer Gesinnungen und Zusagen unwandelbarer Theilnahme. Eigentliches Gelehrtenleben. Studien. Eintheilung der Zeit 42

Dreizehnter Brief. Berlin, den 14. Februar 1823.
Klagen über Stillschweigen. Alexanders von Humboldt Besuch und Abreise nach Paris 47

Vierzehnter Brief. Berlin, den 14. März 1823.
Gabe zu trösten und zu erheben. Theilnahme an einer Unannehmlichkeit 48

Funfzehnter Brief. Berlin, den 30. März 1823.
Verweise. Milde, sanft, gütig und liebreich 52

Sechszehnter Brief. Berlin, den 12. April 1823.
Freude über gute Nachrichten 57

Siebzehnter Brief. Berlin, den 25. April 1823.
Abneigung gegen das Stadtleben. Freude am freien Himmel, an der Natur. Abtheilungen des Lebens, Jugend, Reife, Alter. Anblick des Himmels. Geisterartiges. Geisterreich. Erhebende Voraussetzung 58

Achtzehnter Brief. Tegel, den 15. Mai 1823.
Geistige Kraft, sich mitten unter Menschen zu isoliren und in ganz verschiedenen Ideen zugleich zu leben. Vertrauliche Beziehungen auf den Austritt aus dem Ministerium. Anerkennung des seltenen Glücks bei herannahendem Alter vollkommener Freiheit zu genießen 63

Neunzehnter Brief. Tegel, den 26. Mai 1823.
Pfingstfest, geistige und irdische Bedeutung. Schmerz, Milde, Nachsicht, Duldung, Theilnahme für Frauen. Andere Foderungen an den Mann. Ausgezogene Gedanken. Freundschaft höherer Naturen 68

Zwanzigster Brief. Ottmachau, den 12. Juli 1823.
Ottmachau. Güter in Schlesien. Glück, Sehnsucht, Selbstbeurtheilung 74

Einundzwanzigster Brief. Tegel, den 11. August 1823.
Rückkunft nach Tegel 77

Zweiundzwanzigster Brief. Den 10. September 1823.
Eine sonderbare, unerklärt gebliebene Spukgeschichte. Dohm und seine Frau 81

Seite

Dreiundzwanzigster Brief. Tegel, den 28. September 1823. Antwort auf erbetenen Rath. Ein Gesuch 87

Vierundzwanzigster Brief. Berlin, den 18. Oktober 1823. Eigene Art der Ansicht. Bemerkungen über biographische Mittheilungen 89

Fünfundzwanzigster Brief. Berlin, den 3. November 1823. Fortsetzung 92

Sechsundzwanzigster Brief. Burgörner, den 29. November 1823. Fortsetzung 93

Siebenundzwanzigster Brief. Berlin, den 22. Januar 1824. Glückwünsche beim Jahreswechsel. Liebreicher Tadel, Mißbilligung, Zurechtweisung. Verschläge zu biographischen Mittheilungen 97

Achtundzwanzigster Brief. Erklärung einiger Bibelstellen 102

Neunundzwanzigster Brief. Fortsetzung 106

Dreißigster Brief. Berlin, den 12. März 1824. Warnungen vor beunruhigenden Vorstellungen. Wiederkehr des Frühjahrs 110

Einunddreißigster Brief. Im April 1824. Höherer Segen. Glück. Sorge für die Herausgeberin ... 113

Zweiunddreißigster Brief. Im Mai. Baum, Lustschloß des Grafen Wilhelm zur Lippe-Bückeburg. Phantasiegebilde, oder Gemüthsbilder in ihrem Einfluß auf das innere Leben 116

Dreiunddreißigster Brief. Tegel, den 15. Juni 1824. Achtung für ein angestrengtes Arbeitsleben. Last und Pein unbedeutender Besuche 120

Vierunddreißigster Brief. Herrnstadt, den 9. Juli 1824. Ein Brief auf der Reise. Erste Lebrede auf das Alter, das sich leider ganz anders gestaltete, als es hier vorausgesetzt wird. Blick auf das Leben 123

Fünfunddreißigster Brief. Tegel, den 12. September 1824. Rückkunft in Tegel. Beschreibung. Große Freude an Schönheit der Bäume. Bäume, Symbole der Sehnsucht. Studien. Schöner Uebergang vom Studium des Alterthums zur Bibel. Ehrfurchtsvolles Urtheil über die Schriften des alten wie des neuen Testaments 129

Seite

Sechsunddreißigster Brief. Burgörner, den 13. November 1824. Theilnahme am innern und äußern Leben. Eltern und Kinder. Lob und Tadel. Ausgezogene Gedanken 134

Siebenunddreißigster Brief. Berlin, December 1824. Schluß des Jahres. Zusage unwandelbarer Freundschaft .. 141

Achtunddreißigster Brief. Berlin, den 31. Januar 1825. Kranksein. Gelassenheit und Würde. Die Zeit, ihre große Wichtigkeit. Freude an Ausdauer und Fleiß 143

Neununddreißigster Brief. Berlin, den 8. Februar 1825. Dunkle Stellen 148

Vierzigster Brief. Berlin, den 12. Februar 1825. Eigenthümliche Geistesrichtung. Studien. Biographie.... 150

Einundvierzigster Brief. Berlin, den 8. März 1825. Gleichheit des Alters. Freundschaft und Liebe..... 153

Zweiundvierzigster Brief. Berlin, den 22. März 1825. Freude an der Natur. Eintheilung der Zeit 157

Dreiundvierzigster Brief. Berlin, den 6. April 1825. Noch etwas Biographie. Erinnerung d. Jahre 1788, 89, 90 u. 91 162

Vierundvierzigster Brief. Tegel, den 1. Mai 1825. Fortsetzung. Campe. Reise nach Paris, in die Schweiz u. s. w. Leidenschaftliche Neigung, interessante Menschen näher zu kennen. Empfindungen beim Erwachen der Natur 166

Fünfundvierzigster Brief. Tegel, den 15. Mai 1825. Leben in Ideen das reichste und beste..... 170

Sechsundvierzigster Brief. Berlin, den 21. Mai 1825. Das Pfingstfest. Werth aller Feste. Ausgezogene Gedanken 173

Siebenundvierzigster Brief. Tegel, den 16. Juli 1825. Klare Ansicht eines seltenen Verhältnisses. Wunsch, Mißverständnisse zu beseitigen. Niemand außer sich bedürfen — wie das gemeint sei 178

Achtundvierzigster Brief. Burgörner, den 18. August 1825. Leben in der Provinz. Freude an einem einfachen Leben. Hang zur Vertiefung. Wohlthätiger Einfluß dieser Neigung. Erklärung derselben. Übergang aus dieser Ideenwelt in ein höheres Leben. Erneuerte Versicherung der Theilnahme. Konsequenz. Nachdenken über sich selbst..... 183

Neunundvierzigster Brief. Burgörner, den 6. September 1825. Gesundheitszustand. Zwei Gebiete, in denen sich der Mensch bewegt: das der Abhängigkeit und das der Freiheit. Schiller. Körperliche Leiden 190

Seite

Funfzigster Brief. Burgörner, den 26. September 1825.
Ermunterungen, Ermahnungen, Erhebungen. Ideen. Klare, erleuchtende Erklärungen 194

Einundfunfzigster Brief.
Kurzer Brief voll Güte 199

Zweiundfunfzigster Brief. Tegel, den 17. Oktober 1825.
Sternenhimmel, hohe Freude gewährend. Familienleben in Burgörner 202

Dreiundfunfzigster Brief. Berlin, den 30. Oktober 1825.
Die Kupferstiche von Tegel 208

Vierundfunfzigster Brief. Berlin, den 8. November 1825.
Beschreibung des Äußern und Innern des Schlosses. Walter Scott 209

Fünfundfunfzigster Brief. Berlin, den 1. December 1825.
Biographie, ein neues Heft; gütiges Interesse an der Charakterentwickelung eines jungen Mädchens, das noch nicht ganz aus der Kindheit herausgetreten war 214

Sechsundfunfzigster Brief. Berlin, den 25. December 1825.
Schnelligkeit der Zeit. Abgeschlossene Rechnung mit dem Leben. Leben, Tod, Fortdauer 218

Siebenundfunfzigster Brief. Berlin, den 14. Februar 1826.
Ruhe und Heiterkeit. Cadet de Vaux'sche Heilmethode. Berufen des Glücks 222

Achtundfunfzigster Brief. Berlin, den 13. März 1826.
Rathschläge und Versicherungen der Theilnahme 227

Neunundfunfzigster Brief. Ottmachau, den 10. April 1826.
Kurze Beschreibung der Reise. Der junge Rosen, ein Liebling Wilhelms von Humboldt. Höflichkeit 232

Sechzigster Brief. Glogau, den 9. Mai 1826.
Rückreise. Beschreibung derselben. Zeitungen, entbehrlich. Weltgeschichtliche Begebenheiten im Großen und Allgemeinen und wieder im Individuellen. Übergehen vom Irdischen zum Überirdischen. Wiedersehen, Wiederfinden unserer Geliebten; Unentbehrlichkeit dieser Hoffnung, dieses Glaubens. Freude an Kirchhöfen. Sehr schöne in Königsberg 236

Einundsechzigster Brief. Berlin.
Zurück in Berlin und sehr beschäftigt. Tiefe Sehnsucht nach einem höheren, schöneren Zustand, als er uns hier verliehen ist. Ueber Einseitigkeit. Laster und Gesinnung 241

Seite

Zweiundſechzigſter Brief. Tegel, den 10. September 1826.
Empfang eines neuen biographiſchen Heftes. Höhere Anſicht, höhere Zwecke ſchmerzlicher Verhängniſſe. Einiges aus dem Geiſterreich 246

Dreiundſechzigſter Brief. Tegel, im Oktober 1826.
Wunderbare ſeltene Geiſteskraft. Noch etwas ins Geiſterreich Gehörendes. Erhebende und troſtreiche Erklärungen. Tiefe Ehrfurcht für die Güte und Weisheit der Gottheit .. 251

Vierundſechzigſter Brief. Berlin, den 8. November 1826.
Tröſtlich und wohlthuend iſt die Vorſtellung über uns wachender Schutzgeiſter. Bibel, altes und neues Teſtament. Vertiefen in den Anblick des Sternenhimmels. Unſterblichkeit, Tod, freudiges Erwarten deſſelben. Freudigkeit und Hoffnung im Tode und der Erwartung des folgenden ſchönern Lebens 256

Fünfundſechzigſter Brief. Tegel, den 6. December 1826.
Segnungen des Chriſtenthums 261

Sechsundſechzigſter Brief. Rudolſtadt den 2. Januar 1827.
Rudolſtadt. Schönheit der Gegend. Schönes Bild der geiſtreichen, liebenswürdigen Fürſtin 264

Siebenundſechzigſter Brief. Berlin, den 28. Januar 1827.
Gedanken und Ideen über verſchiedene Gegenſtände. Religiöſe Anſichten, troſtvoll 269

Achtundſechzigſter Brief. Tegel, den 18. März 1827.
Offenbach. Frau von Laroche 275

Neunundſechzigſter Brief. Berlin, den 10. April 1827.
Wehmuth und Heiterkeit. Erinnerung an Offenbach 277

Siebzigſter Brief. Berlin, den 2. Mai 1827.
Korreſpondenz, was dazu erfordert wird und worin der Genuß und die Freude daran beſteht. Wenig Menſchen haben Sinn dafür. Feſt- und Ruhetage. Erklärung des Friedens, den die Welt nicht giebt 280

Einundſiebzigſter Brief. Tegel, den 23. Mai 1827.
Wiederholte Freude an Bäumen, immer neu und voll reicher Ideen. Zurückkommen auf die Korreſpondenz und Vorſchlag 287

Zweiundſiebzigſter Brief. Tegel, den 12. Juni 1827.
Naturerſcheinungen; von allen die furchtbarſte, der Sturm. Ankündigung einer großen Reiſe nach Bad Gaſtein. Salzburg mit ſeinen ſchönen Gebirgen; in Deutſchland wohl die ſchönſte Gegend. Tod durch Blitz, als Antwort auf eine Briefſtelle 294

Seite

Dreiundſiebzigſter Brief. Landshut, den 19. Juli 1827.
Reiſen ſtörend in Geſchäften. Stilles Denken lieben Frauen mehr als Männer. Die Arbeiten der Frauen laſſen das ſtille Sein der Seele, das Leben in Gedanken und Empfindungen zu. Die Beſchäftigungen der Männer ſchließen es aus. Darum ſind meiſt Frauen intereſſanter als Männer. München, Baireuth. Schönes Land, reich an Merkwürdigkeiten aller Art 303

Vierundſiebzigſter Brief. Bad Gaſtein, den 5. Auguſt 1827.
Reiſebeſchreibung. Gaſtein, der Waſſerfall und die überaus reizende Lage dieſes Bades. München. Große Kunſtſchätze daſelbſt 308

Fünfundſiebzigſter Brief. Bad Gaſtein, den 21. Auguſt 1827.
Familie St. Rückkehr nach Berlin und Tegel 313

Sechsundſiebzigſter Brief. Tegel, den 5. September 1827.
Beſchreibung ſehr ſchöner Gegenden, Salzburg, Baireuth und auch noch über Gaſtein. Über die Eindrücke der Natur und Gegenden 317

Siebenundſiebzigſter Brief. Tegel, den 21. September 1827.
Theilnahme an dem Wiederſehen der Familie St. 322

Achtundſiebzigſter Brief. Tegel, den 8. Oktober 1827.
Südliches und nördliches Klima (Wiederholungen, aber nur um zu höheren Ideen überzugehen: Erſtarren im Tode, Auferſtehn zu neuem Leben, Sterben und zu neuem Daſein erwachen) 326

Neunundſiebzigſter Brief. Tegel, den 26. Oktober 1827.
Der 18. Oktober 329

Achtzigſter Brief. Im December 1827.
Sternhimmel. Stimmung beim Anblick des Waſſers. Theilnehmendes Verweilen bei einer traurigen Stimmung. Glaube. Seelenfriede 331

Einundachtzigſter Brief. Berlin, im Januar 1828.
Sonderbare Einbildungen eines großen Mannes, daran geknüpfte hohe und erhebende Ideen. Großer Reiſeplan. Feſtſtellung des Briefwechſels. Sternhimmel. Größe der Natur, des Schöpfers und deſſen Güte, dieſe vor allen von der troſtvollen Seite betrachtet 337

Zweiundachtzigſter Brief. Berlin, den 21. März 1828.
Aenderung der Reiſeroute 344

Seite

Dreiundachtzigster Brief. Unterwegs.
Wiedersehen! ... 345

Vierundachtzigster Brief. Paris, den 23. April 1828.
Erinnerung daran. Frankfurt, Frankreich, Reisen in Frankreich, nicht vergnüglich. Ankunft in Paris. Reise und Reiseerzählung ... 346

Fünfundachtzigster Brief. London, den 20. Mai 1828.
Überfahrt von Calais nach London. Sonnenaufgang auf dem Meer betrachtet. Eindruck der großen Stadt. Lebensweise in London ... 352

Sechsundachtzigster Brief. London, im Juni 1828.
Mannichfaltiges Interesse, sowohl in Kunst und Wissenschaft, als in Gelehrsamkeit. Abreise von London. Ende des Parlaments. Englischer Gottesdienst, nicht erbaulich. Quäker, Mrs. Fry. Besuch des Hauptgefängnisses ... 356

Siebenundachtzigster Brief. Salzburg, den 14. August 1828.
Rückkehr nach Deutschland. Reise von London nach Gastein, über Elsaß, Schwaben und Baiern. Der König. Urtheil über ihn, Würdigung seines hohen Werths. Kunstschätze ... 362

Achtundachtzigster Brief.
Werth eines ruhigschönen Stilllebens. Es geht aus dem Innern hervor. Bemerkung über diesen Gegenstand. Noch ein Blick auf Gastein ... 366

Neunundachtzigster Brief. Tegel, den 16. October 1828.
Schloß Thurnau. Betrachtung des gestirnten Himmels ... 371

Neunzigster Brief. Berlin, den 16. Nov. u. 16. Dec. 1828.
Theilnahme an schwerer Stimmung. Ansicht des Todes. Beruhigender Zuspruch. Schwermüthige düstre Ahndung beim Schluß des Jahrs, der Frau v. Humboldt drohende tödtliche Krankheit ... 383

Inhalt des zweiten Theils.

Vorbericht. Seite

Erster Brief. Berlin, 1829.
Schmerzliche Stimmung. Nahes Ende der Frau von Humboldt 1

Zweiter Brief. Berlin, den 31. März 1829.
Frau von Humboldt's Tod; Begräbniß in Tegel 2

Dritter Brief. Berlin, den 18. Mai 1829.
Neuer Verlust durch den Tod eines Freundes 4

Vierter Brief. Tegel, den 12. Juni 1829.
Natur, Tod, Unglück, Trostlosigkeit, Trost. Leben mit einem großen Schmerz. Wehmüthige Zufriedenheit. Philosophische und religiöse Berufung zu neuer Thätigkeit. Ansicht großer Naturbegebenheiten 9

Fünfter Brief. Tegel, den 6. Juli 1829.
Erkrankung und Genesung eines Enkels. Wehmüthige Erinnerung an verlorne Kinder. Ableben der Frau Theresa Huber 15

Sechster Brief.
Würdigung der edeln Frau. Forster und Huber. Kraft des menschlichen Gemüths. Nahe Abreise nach Gastein 18

Siebenter Brief. Bad Gastein, den 20. August 1829.
Aus Gastein, voll hehen Inhalts 23

Achter Brief. Regensburg, den 10. Septbr. 1829.
Augenleiden. Resignation. Todesfall auf der Reise. Ein Aufsatz in der Horen, von Alexander von Humboldt..... 30

Neunter Brief. Tegel, den 30. Septbr. 1829.
Ruhe und Ergebung. Wehmüthige, auf Blindheit sich beziehende Gesinnungen. Der Rhedische Genius, von Alexander von Humboldt. Wetterlaunen. Gleichmuth in Krankheit. Frau von Humboldt's Grabmal 35

Zehnter Brief. Tegel, den 24. December 1829.
Betrachtende Ruhe. Sonnenuntergang. Tod. Künftiges

Seite

Leben. Wirken ſo lange man kann. Einſamkeit. Studien. Theilnahme. Wechſel des Jahrs 43

Elfter Brief. Tegel, den 26. Januar 1830.
Uebergang vom irdiſchen Kummer zu tiefem Schmerz, der erſt im eignen Grabe endet. Pflicht auch im größten Schmerz zu wirken und zu handeln. Dies der Probierſtein unſrer Empfindungen und der Aechtheit derſelben. Lauterkeit der Gefühle für Verſtorbene. Höher iſt noch die Empfindung des Schmerzes, wenn ſie ſich über das Irdiſche zu Göttlichem erhebt, dann entfremdet ſie der Erde nicht 48

Zwölfter Brief. Tegel, den 5. und 17. März 1830.
Sorge beim Ausbleiben der Briefe, Beruhigung nach Empfang derſelben. Freude an wiederkehrender Heiterkeit. Bitte und Ermahnung ſie zu befriedigen. Ueberall Rückblick auf die Verklärte in hoher Verehrung; überall Beziehung auf den unerſetzlichen Verluſt in höchſter Würdigung. Schmerz, Troſt in Erinnerung 53

Dreizehnter Brief. Tegel, den 6. bis 9. Mai 1830.
Nächtliches Dunkel. Uebergang zu Licht und höheren Anſichten. Rührende, zärtliche Beziehung, hier wie überall, auf der große Verluſt. Ermahnung zur entſchwundnen Heiterkeit 59

Vierzehnter Brief. Tegel, den 29. Mai 1830.
G. Jacobi. Offene Kirchen, tröſtlich und erhebend. Fernow. Göthe's Briefe über Italien. Reiſe nach Schleſien und nach Gaſtein 63

Fünfzehnter Brief. Ottmachau, den 22. Juni 1830.
Wien. Linz. Gewitter. Tod 67

Sechzehnter Brief. Gaſtein, den 17. Juli 1830.
Geſundheit. Vornamen, Vorliebe dabei. Gaſtein. Sehnſucht nach Ruhe. Erklärung derſelben und leiſe Hinweiſung auf äußeres wie inneres Glück 73

Siebzehnter Brief. Tegel, den 12. Auguſt 1830.
Zurückkunft nach Tegel, den ſchönen, lieben Wohnſitz, der alles umfaßte womit die unendliche Sehnſucht beſchäftigt war. Freude an den Studien 78

Achtzehnter Brief. Tegel, den 7. September 1830.
Stimmung und Lebensweiſe. Sternenhimmel. Eine Hypotheſe von Kant, in jener Zeit beruhigend und tröſtlich. Fürſorglichkeit. Die politiſchen Ereigniſſe von 1830 84

Seite

Neunzehnter Brief. Tegel, den 6. October 1830.
Das Leben, ein Fortſchreiten zu einer höheren Stufe. Fr. Leopold Stolberg, ſeine Geſchichte der Religion Jeſu Chriſti 91

Zwanzigſter Brief. Tegel, den 6. November 1830.
Art und Weiſe mit Seele und Freude eine wiſſenſchaftliche Beſchäftigung vorzunehmen 96

Einundzwanzigſter Brief. Tegel, den 4. December 1830.
Stolberg, ſein Uebertritt zur kathol. Religion. Ein Buch als Andenken. Paläſtina. Carl Ritter, ſchönes Lob deſſelben 101

Zweiundzwanzigſter Brief. Tegel, den 4. Januar 1831.
Wie Wilhelm v. Humboldt den Jahreswechſel begann. Ideen. Jugend, Alter; ſchöne Seiten von beiden. Paläſtina und das Alterthum. Immer derſelbe Geiſt, daſſelbe Bemühn, das Gebeugte zu erheben, das Schwache zu ermuthigen. Wohlwollen, leiſer Tadel und Zurechtweiſung. Anſicht der Weltereigniſſe im Allgemeinen, und derer von 1831 im Beſondern 107

Dreiundzwanzigſter Brief. Tegel, den 5. u. 8. Februar 1831.
Geſundheits-Nachrichten. Immer größere Schwierigkeit des Schreibens. Gellert. Würdigende Erinnerung an den lieben frommen Mann „ohne alle Poeſie". Heiligung nach Gellert, doch ſchön! 112

Vierundzwanzigſter Brief. Tegel, den 6. April 1831.
Stillſchweigen. Vermuthungen. Sonnenuntergang. Phantaſiegebilde 121

Fünfundzwanzigſter Brief. Tegel, den 6. Mai 1831.
Zeitereigniſſe. Krieg, Polen. Schiller's Leben von Frau von Wolzogen. Was iſt Poeſie? Klopſtock, Gellert 126

Sechsundzwanzigſter Brief. Tegel, den 3. Juni 1831.
Tröſtliche Theilnahme an einem Trauerfall. Wehmüthige Erinnerung an einem eignen Verluſt in Rom 129

Siebenundzwanzigſter Brief. Aſchersleben, den 2. Juli 1839.
Erinnerungen an Vergangenheit. Geringer Werth des Lebens. Verluſt und Gewinn des Alters. Campe. Verſchiedene Sphären der Menſchen. Ein irdiſcher und ein höherer Kreis. Der letzte iſt Eigenthum des Alters. Erklärung 134

Seite

Achtundzwanzigster Brief. Norderney, den 26. Juli 1831.
Das Seebad und Norderney. Das Meer. Erhabenheit des Gegenstandes. Lebhafte Beschreibung des Anblicks und von Norderney selbst. Gesundheits-Nachrichten 139

Neunundzwanzigster Brief. Tegel, den 1. Januar 1832.
Lebensansichten in verschiedenen Zeiten und Lagen. Zusammenhang des irdischen und überirdischen Daseins. Theilnahme an einem neuen Trauerfall 143

Dreißigster Brief. Tegel, den 2. Februar 1832.
Wohlthätiger Einfluß tröstenden Zuspruchs geliebter Personen. Woher diese Wirkung komme. Groß- und edelherzigen Aeußerungen über diesen Gegenstand, und eben so freisinnige Würdigung der Menschen. Gewinn dieser berichtigten Urtheilsart für die Lebensverhältnisse, vorzüglich für die innigsten. Trauer. Mißfallen an kalter frömmelnder Ergebung 147

Einunddreißigster Brief. Tegel, den 7. März 1832.
Ueber Duelle. Etwas Astronomie. Selbstkenntniß. Erhebung unserer Gesinnungen. Erweiterung der inneren Bestrebungen ist eben sowohl die Aufgabe, die der Mensch zu lösen hat, als die Reinheit seiner Handlungen. Sittliche Schönheit beweist, daß der Seele ein Bild unendlicher Größe, Güte und Schönheit vorschwebt, das zwar unerreichbar ist, aber stets zur Nacheiferung begeistert. In den Kreis von Begriffen, den einer besitzt, gehört nicht grade Bücherbildung, aber Klarheit, Bestimmtheit und Deutlichkeit ist erforderlich. Mißverhältniß des Denkens zum Wissen. Bei Männern fällt es weniger auf. Bei Frauen ist es unangenehm 153

Zweiunddreißigster Brief. Tegel, den 5. Mai 1832.
An einen unbedeutenden Todesfall geknüpfte trostreiche und erhebende Ideen. Etwas Astronomie. Briefwechsel mit Schiller 158

Dreiunddreißigster Brief. Tegel, den 4. Juni 1832.
Abermalige Reise nach Norderney im Gefühl zunehmender Schwäche. Gelassenes Ertragen derselben. Uebergang zu ernsteren Ansichten über Leben und Tod und Reife zum Tode, diese sieht der Mensch nicht ein und kann sie nicht berechnen 165

Vierunddreißigster Brief. Tegel, den 26. Juni 1832.
Das Wichtigste im Leben. Gesundheitsnachrichten die täuschen sollten, aber nicht täuschten! 170

Seite

Fünfunddreißigster Brief. Norderney, den 2. August 1832.
Ankunft in Norderney. Ueber die Wirkung des Bades und dortige Verbesserungen. Vorbereitung auf das gefürchtete Kommende. Ueber den Briefwechsel mit Schiller. Hohe Bescheidenheit, ja, Unterordnung unter Schiller. Frau von Stael und ein ihrer Paradoxen. Großes Lob der Frau von Stael. Freude an jungen glücklichen, zeitgemäßen Ehen. Uebergang zum Alter. Nicht freudenarm, doch nicht absprechend über Andre 173

Sechsunddreißigster Brief. Tegel, den 3. September 1832.
Rückkehr nach Tegel. Wiederaufnahme der Studien; Gelassenheit, Geduld, kein Verdienst! Alles nichts dem Reich begabten voll hoher Selbstbeherrschung. Zwiefache Art des Alters. Liebenswürdiger Frohsinn und Geselligkeit, oder mehr Ernst, und Ruhe und Tiefe 179

Siebenunddreißigster Brief. Tegel, den 4. October 1832.
Cholera. Besorgniß bei ihrer Erscheinung in K. Ausgezogene Gedanken. Lieblingsideen. Sonnenuntergang 184

Achtunddreißigster Brief. Tegel, December 1832.
Freude an vertrauten Mittheilungen. Einzelne Gedanken. Sein Haus bestellen, im Aeußern und Innern. Zurückkommen auf Geduld. Gar kein Verdienst! Campe. Doppelte Wünsche beim Schluß des Jahres 188

Neununddreißigster Brief. Tegel, den 5. Januar 1833.
Beginn des Jahrs, bei prächtigen Sternnächten. Größere Schönheit der Nächte in Italien 191

Vierzigster Brief. Tegel, den 9. Februar 1833.
Werth eines Briefwechsels, der das äußre Leben wenig berührt. Zugleich auch Freude an vertraulichen Mittheilungen. Sein Haus bestellen im Aeußeren und Inneren; Erklärung. Viel edlerer, höherer Art ist das innere geistige 194

Einundvierzigster Brief. Tegel, den 8. März 1833.
Ideen. Das Höchste. Erklärung 199

Zweiundvierzigster Brief. Tegel, den 7. April 1833.
Tagebücher, verbrannt!! Gedächtniß. Declamiren. Wie viel dazu gehört. Zufriedenheit mit ergebener Stimmung. Freundliche Ermahnung zu noch höherer Ergebung 204

Dreiundvierzigster Brief. Tegel, den 28. April 1833.
Fürst Radzivill und dessen Familie. Gall 210

Seite

Vierundvierzigſter Brief. Tegel, den 14. Juni 1833.
Wiederholte theilnehmende Beſorgniß. Weibliche Arbeit. Seelenvolles Lob derſelben. Einfluß derſelben auf Gemüth und Geiſt der Frauen 215

Fünfundvierzigſter Brief. Berlin, den 1. Juli 1833.
Homöopathie 218

Sechsundvierzigſter Brief. Norderney, den 13. Juli 1833.
Hamburg und der hohe Wohlſtand der dort herrſcht. Klopſtock. Sein Grab. Deſſen zweite Ehe. Widerwille gegen zweite Ehen. Leben in Nordernen. Erinnerungen. Ideen und Wiſſenſchaften. Etwas über Göthe's nachgelaſſene Werke 220

Siebenundvierzigſter Brief. Norderney, den 2. Auguſt 1833.
Erfreuliche Wirkung des Seebades. Gewalt der Seele über kranke Zuſtände. Frau von Stael. Frau von Lavalette. Großes Lob der Erſtern, Gerechtigkeit gegen die Letztere .. 224

Achtundvierzigſter Brief. Tegel, den 6. Oktober 1833.
Ueber Göthe und Herder. Beurtheilung Herder's. Würdigung ſeiner Schriften. Auf welche Art man Schriften nahen und ſie leſen ſoll. Milder Tadel des vorſätzlichen Leſens 229

Neunundvierzigſter Brief. Tegel, den 4. bis 8. November 1834.
Doppelte Sphäre in unſerer Seele. Montſerrat 234

Funfzigſter Brief. Tegel, den 16. November bis 7. Dec. 833.
Mehr noch über die Art wie man Bücher lieſt. Bunſen. Paul Gerhard. Was ein geiſtlich Lied eigentlich ſein ſoll. Sorgfältige Auswahl und Bearbeitung der Lieder. Vorzug der älteren Lieder vor den neueren. Es herrſcht jetzt mehr als früher, tiefer, religiöſer Sinn. Weltereigniſſe. Sträfliches, doch kein unbedingtes Abſprechen. Ehmals größere Frivolität, die alle Moralität untergräbt und keine Tiefe aufkommen läßt. Einfluß der Witterung auf viele Menſchen. Lächerliches Beiſpiel 238

Einundfunfzigſter Brief. Tegel, d. 20. Dec. 1833. d. 7. Jan. 34.
Italien. Reiſe und Aufenthalt dort ein ſehr hoher Genuß. Reiſebücher als Begleiter. Stolberg vorzüglich, auch Frederike Brun. Erwiederung auf Reſignation ferneré Briefe bei ungeheurer Anſtrengung im Schreiben, die in der Schrift auf's ſchmerzlichſte zu erkennen war. Beim Beginn des Jahrs. Es ſollte Troſt ſein und war es auch 245

Seite

Zweiundfunfzigster Brief. Tegel, den 12. Januar 1834.
Noch etwas über Paul Gerhard's Lieder. Ueber Bibel. Herder. Viel und wenig lesen. Woher die größere oder geringere Lesesucht stamme. Was ist Glück? Frauen finden stilles Glück eher als Männer. Zurückkommen auf die Fortdauer des Beisammenseins, leider nicht unbedingt! 251

Dreiundfunfzigster Brief. Tegel, Februar 1834.
Februar: der Komet von 1835. Das Verahnden eines nahen Zustandes, der über alles vielleicht Aufschluß giebt. Das Verahnden geht durch alle Gedanken wehmüthig und erhebend. Noch Erinnerungen an Göthe. Schleiermacher. Sein Tod ein großer Verlust 256

Vierundfunfzigster Brief. Tegel, den 14. März b. 9. April 1834.
Stolberg. Seine italienische Reise und sein Katholicismus. Schönheit und Pracht der Kirchen in Italien. Offene Kirchen den ganzen Tag. Einfluß derselben auf das Gemüth. Noch ein klares würdiges Urtheil über Paul Gerhardt's Lieder. Werth eines Predigers, worin er besteht..... 260

Fünfundfunfzigster Brief. Tegel, den 15. April bis 8. Mai 1834.
Ganz veränderte Handschrift! Sehr ernste Betrachtung über den Einfluß des Alters auf Geist und Charakter. Lieblingsideen..... 264

Sechsundfunfzigster Brief. Tegel, d. 16. Mai 18. u. 28. Juli 1834.
Freude an der Natur, immer neu. Blick auf eine künftige Welt, veranlaßt durch Paulus. Die allerdings vielfachen und großen Beschwerden des Alters sind nur in Geduld zu ertragen, und auch die erhebenden Seiten nicht zu übersehen..... 268

Siebenundfunfzigster Brief. Tegel, August u. September 1834.
Selbstkenntniß..... 273

Achtundfunfzigster Brief. Tegel, im März 1834.
Freude über beruhigende Nachrichten..... 276

Neunundfunfzigster Brief. Tegel, Novbr. d. 3. Decbr. 1834.
Lob der Heiterkeit. Noch etwas über Göthe's nachgelassene Werke. Frau von Varnhagen..... 279

Sechzigster Brief. Tegel, Decbr. 1834. bis 2. Jan. 1835.
Ermahnung. Abschlagen einer Bitte. Frau von Varnhagen. Selbstkenntniß und Selbsttäuschung..... 283

Einundsechzigster Brief. Tegel, Februar bis 3. März 1835.
Begriff und Wesen der Heiterkeit 291

Seite
Zweiundſechzigſter Brief. Tegel, im März 1835.
Göthe's nachgelaſſene Werke. Göthe's Briefwechſel mit einem Kinde 295
Dreiundſechzigſter Brief. Tegel, Februar bis 3. März 1835. 296

Anmerkungen und Zuſätze 297

Briefe Wilhelm von Humboldt's.

Erſter Brief.

Berlin, 1829.

Ihr Brief hat mich in einer Zeit gefunden, die ich zu den traurigſten meines Lebens rechnen kann. Mit meiner Frau, deren leidenden, ſehr kranken Zuſtand Sie kennen und theilnehmend mitfühlen, geht es zwar etwas leidlicher, allein der Zuſtand iſt von einem Tage zum andern immer mehr von der Art, daß er über den endlichen Ausgang keinen Zweifel übrig läßt. Zugleich ſchwebt noch jetzt in wahrer Todesgefahr an einem ſchlagartigen Nervenfieber der Geheimerath Ruſt, der Eigenthümer des Hauſes, das wir bewohnen, unſer Arzt, und zugleich ein Mann, mit dem wir ſeit langen Jahren in der engſten, freundſchaftlichen Verbindung ſtehen. Erſt ſeit heute früh ſcheint einige Hoffnung für ſeine Erhaltung aufzudämmern. Es wäre ein Verluſt für viele Hunderte, da er nicht bloß einer der hier am meiſten thätigen und beſchäftigten Aerzte iſt, ſondern auch um die Einrichtung der hieſigen Krankenhäuſer und ärztlichen Anſtalten die größten Verdienſte hatte, und gerade im Augenblick ſeiner Erkrankung noch mit wichtigen, eben erſt angelegten Planen dafür beſchäftigt war.

In ſolchen Momenten, die zu den ernſteſten des Lebens gehören, bedarf man es, ſich in ſich zurückzuziehen, und die Faſſung da zu ſuchen, wo die Quelle aller Stärke und aller innern Ausgleichung mit dem Schickſal iſt.

Zweiter Brief.

Berlin, den 31. März 1829.

Ich kann Ihnen, liebe Charlette, heute nur wenige Zeilen ſchreiben. Ich habe den tiefen Schmerz erfahren, dem ich, wie Ihnen mein letzter Brief ſagte, entgegen ſah. Meine Frau iſt am 26. d. M. früh geſtorben und geſtern in Tegel beerdigt worden. Sie hatte ein viermonatliches Krankenlager erduldet und viel gelitten, wenn ſie auch von heftigen Schmerzen ziemlich befreit blieb. Ihr klarer, heiterer, dem Tode und dem Leben eigentlich gleich zugekehrter Sinn war ihr unverrückt geblieben. Ihre letzten Stunden waren ruhig, ſanft und durchaus ſchmerzlos. Sie behielt bis zum letzten Athemzug ihre volle Beſinnung, und ſprach noch wenige Augenblicke vor ihrem Verſcheiden mit feſter, unbewegter Stimme mit uns, ihren beiden ältern Töchtern und mir. Ihre Worte waren eben ſo einfach, als der Ton ruhig, in dem ſie ſie ſprach. Je näher der Augenblick des Todes kam, je ruhiger und friedlicher wurden ihre Züge. Auch nicht das leiſeſte Zucken der Lippen entſtellte ſie. Ihr Tod war ein allmähliges Uebergehen in einen tiefen Schlaf.

Später.

Ich habe einen ganz unerwarteten, neuen und ſehr bittern Verluſt erlitten. Ein ſehr genauer Freund von uns,

der alle Abende ſeit Jahren, wenn wir in der Stadt waren, bei uns zubrachte, und auf dem Lande oft bei uns war, iſt nach einer ſehr kurzen Krankheit geſtorben. Er hatte noch mit mir am Grabe meiner Frau geſtanden, und geſtern war ich bei ſeinem Leichenbegängniſſe. Sein Verluſt betrübt mich ſehr und ich werde ihn ſchmerzlich vermiſſen.

Dritter Brief.

Berlin, den 18. Mai 1829.

Unſere Briefe, liebe Charlotte, haben ſich gekreuzt. Mein Brief wird Ihnen gezeigt haben, daß ich Ihrem Wunſch, Nachricht von mir zu erhalten, zuvorgekommen bin. Und weil Sie es gern ſehen, ſage ich Ihnen zuerſt, daß meine Geſundheit ganz gut iſt. Im höheren Alter, wie ich mich darin befinde, hat man immer hie und da eine kleine Unbequemlichkeit und nach langen Wintern leicht Rheumatismen. An ſolchen Kleinigkeiten leide ich natürlich auch bisweilen, allein das geht vorüber. Wenn meine Briefe nichts von Krankheit ſagen, können Sie mit Sicherheit annehmen, daß ich geſund bin. Von meinem Befinden, und überhaupt von mir zu reden, iſt mir im hohen Grade zuwider. Mich freuet eine liebevolle Theilnahme, wenn ich, wie bei Ihnen, liebe Charlotte, überzeugt bin, daß ſie aus aufrichtiger und wahrhaft theilnehmender Bruſt, aus innig theilnehmendem Herzen entſpringt. Aber ſie würde mir peinlich werden, wenn ich ſie gewiſſermaßen in Anſpruch nehmen, ſie an einzelnen Beiſpielen wahrnehmen müßte. Sie iſt mir ein ſchöner Genuß, wenn ich ſie mir überhaupt als in den Geſinnungen liegend denke, die Sie mir ſeit ſo langer Zeit mit ſo großer Treue ſchenken, und auf deren Beſtändigkeit ich immer mit Sicherheit rechnen kann.

Ich ſchrieb Ihnen neulich von dem Tode eines vertrauten Freundes, in dem ich ſehr viel verloren habe. Jetzt

blühen nun schon Frühlingsblumen auf seinem Grabe, wie auf dem meiner Frau. So geht die Natur ihren ewigen Gang fort, und kümmert sich nicht um den in ihrer Mitte vergänglichen Menschen. Mag auch das Schmerzhafteste und Zerreißendste begegnen, mag es sogar eine unmittelbare Folge ihrer eignen, gewöhnlichen Umwandlungen oder ihrer außerordentlichen Revolutionen sein, sie verfolgt ihre Bahn mit eiserner Gleichgültigkeit, mit scheinbarer Gefühllosigkeit.

Diese Erscheinung hat, wenn man eben vom Schmerz über ein schon geschehenes Unglück, oder von Furcht vor einem drohenden ergriffen ist, etwas wieder schmerzlich Ergreifendes, die innere Trauer Vermehrendes, etwas, das schaudern und starren macht. Aber so wie der Blick sich weiter wendet, so wie die Seele sich zu allgemeinen Betrachtungen sammelt, so wie also der Mensch zu der Besonnenheit und Ergebung zurückkehrt, die seiner wahrhaft würdig sind, dann ist gerade dieser ewige, wie an ihr Gesetz gefesselte Gang der Natur etwas unendlich Tröstendes und Beruhigendes. Es giebt dann doch auch hier schon etwas Festes, „einen ruhenden Pol in der Flucht der Erscheinungen", wie es einmal in einem Schillerschen Gedichte sehr schön heißt. Der Mensch gehört zu einer großen, nie durch Einzelnes gestörten noch störbaren Ordnung der Dinge, und da diese gerade zu etwas Höherem und endlich zu einem Endpunkte führt, in dem alle Zweifel sich lösen, alle Schwierigkeiten sich ausgleichen, alle früher oft verwirrt und im Widerspruch klingenden Töne sich in Einen mächtigen Einklang vereinigen, so muß auch er mit eben dieser Ordnung zu dem gleichen Punkte gelangen. Der Charakter, den die Natur an sich trägt, ist auch immer ein so zarter, kein auch die feinste Empfindung verletzender. Die Heiterkeit, die Freude, der Glanz, den sie über sich

verbreitet, die Pracht und Herrlichkeit, in die sie sich kleidet, haben nie etwas Anmaßendes oder Zurückstoßendes. Wer auch noch so tief in Kummer oder Gram versenkt ist, überläßt sich doch gern den Gefühlen, welche die tausendfältigen Blüthen des sich verjüngenden Jahres, das fröhliche Zwitschern der Vögel, das prachtvolle Glänzen aller Gegenstände im vollen Strahlen der immer mehr Stärke gewinnenden Sonne erwecken. Der Schmerz nimmt die Farbe der Wehmuth an, in welcher eine gewisse Süßigkeit und Heiterkeit selbst ihm gar nicht fremd sind. Sieht man endlich die Natur nicht wirklich als das All, als das die Geister- und Körperwelt vereinigende Ganze an, nimmt man sie nur als den Inbegriff der dem Schöpfer dienenden Materie und ihrer Kräfte, so gehört nicht der Mensch, sondern nur der Staub seiner irdischen Hülle ihr an. Er selbst, sein höheres und eigenthümliches Wesen, tritt aus ihren Schranken heraus und gesellt sich einer höhern Ordnung der Dinge bei. Sie sehen hieraus ohngefähr, wie mich der zwar langsam erscheinende aber schöne Frühling ergreift, wie ich ihn genieße, wie er sich mit meinen innersten Empfindungen mischt. Es giebt Ihnen zugleich ein Bild meines Innern selbst. Mein Leben kann keine wahrhaft freudigen Eindrücke, nur wehmüthige und traurige in diesem Augenblick erfahren, und wenn ich in diesem Augenblick sage, so thue ich das nur, weil ich nie gern etwas von der Zukunft sage, weil ich von aller Affektation immer frei gewesen bin, und, wenn eine wahrhaft fröhliche Stimmung in mich zurückkehrte, ich es gar kein Hehl haben würde zu sagen, und kein Bedenken mich ihr zu überlassen. Eigentlich glaube ich aber allerdings, daß meine jetzige Stimmung auch meine künftige sein wird. Ich habe nie begriffen, wie die Zeit einen Schmerz um einen Verlust

soll verringern können. Das Entbehren dauert durch alle Zeit fort, und die Linderung könnte nur darin liegen, daß sich die Erinnerung an den Verlust schwächte, oder man sich gar im Gefühl des Alleinstehens enger an ein anderes Wesen anschlösse, was hoffe ich, mir ewig fern bleiben wird, wie es jeder edeln Seele fern bleibt. Es ist mir aber auch sehr recht, daß es in mir bleibe so wie es ist. Ich habe für mich nie das Glück in freudigen, das Unglück nie in schmerzhaften Empfindungen gesucht, das was die Menschen gewöhnlich Glück oder Unglück nennen, nie so angesehen, als hätte ich ein Recht zu klagen, wenn statt des Genusses des ersteren das letztere mich beträfe. Ich bin eine lange Reihe von Jahren an der Seite meiner Frau unendlich glücklich gewesen, größtentheils allein und ganz durch sie, und wenigstens so, daß sie und der Gedanke an sie sich in alles das mischte, was mich wahrhaft beglückte. Dies ganze Glück hat der Gang der Natur, die Fügung des Himmels mir entzogen, und auf immer und ohne Möglichkeit der Rückkehr mir entzogen. Aber die Erinnerung an die Verstorbene, das was sie und das Leben mit ihr in mir gereift hat, kann mir kein Schicksal, ohne mich selbst zu zerstören, entreißen. Es giebt glücklicherweise etwas, das der Mensch festhalten kann, wenn er will, und über das kein Schicksal eine Macht hat. Kann ich mit dieser Erinnerung ungestört in Abgeschiedenheit und Einsamkeit fortleben, so klage ich nicht und bin nicht unglücklich. Denn man kann großen und tiefen Schmerz haben und sich doch darum nicht unglücklich fühlen, da man diesen Schmerz so mit dem eigensten Wesen verbunden empfindet, daß man ihn nicht trennen möchte von sich, sondern gerade indem man ihn innerlich nährt und hegt, seine wahre Bestimmung erfüllt. Die Vergangenheit und die

Erinnerung haben eine unendliche Kraft, und wenn auch schmerzliche Sehnsucht daraus quillt, sich ihnen hinzugeben, so liegt darin doch ein unaussprechlich süßer Genuß. Man schließt sich in Gedanken mit dem Gegenstande ab, den man geliebt hat, und der nicht mehr ist, man kann sich in Freiheit und Ruhe überall nach außen hinwenden, hülfreich und thätig sein, aber für sich fodert man nichts, da man alles hat, alles in sich schließt, was die Brust noch zu fühlen vermag. Wenn man das verliert, was einem eigentlich das Prinzip des gedankenreichsten und schönsten Theils seiner selbst gewesen ist, so geht immer für einen eine neue Epoche des Lebens an. Das bis dahin Gelebte ist geschlossen, man kann es als ein Ganzes überschauen, in seinem Gemüth durch Erinnerung festhalten und mit ihm fortleben, Wünsche aber für die Zukunft hat man nicht mehr, und da man durch diese Erinnerung eine beständige geistige Nähe gewissermaßen genießt, in allen seinen Kräften sich gehoben empfindet, behält auch das Leben, das ja die Bedingung aller dieser Empfindungen ist, noch seinen Reiz. Ich empfinde keine Freude der Natur schwächer als sonst, nur die Menschen meide ich, weil die Einsamkeit mir inneres Bedürfniß ist.

Vierter Brief.

Tegel, den 12. Juni 1829.

Ich danke Ihnen sehr, liebe Freundin, für Ihren letzten Brief, den ich mit großem und gewohntem Antheil gelesen habe. Ich danke Ihnen besonders für das, was Sie in Rücksicht auf mich und meine Gefühle sagen. — — — —

Ich weiß, daß mein Schmerz der Ihrige ist, auch wenn Sie sich scheuen, ihn zu berühren. Diese zarte Scheu hat etwas Heiliges in sich und ist allen tiefen Gemüthern eigen. — — Sie sehen aus meinen Briefen, daß ich ruhig und besonnen bin. Ich lebe, und das kann nur mit jedem Jahr ausschließlicher zunehmen, im Andenken der Vergangenheit, mit dem Glück, das die Gegenwart nicht mehr giebt. In diesem Andenken bin ich reich, und in sofern zufrieden, als ich fühle, daß dies gerade das Glück ist, das dieser Periode meines Lebens entspricht. Außer diesem Andenken suche ich nichts, sehe mich nicht in diesem Leben nach Ersatz, Trost, Beruhigung um. Ich fordere nichts und bedarf von dieser Seite nichts. Gegen meine Kinder bin ich wie sonst. Es hat sich nichts in meinen Gefühlen für sie geändert, als daß ich Mitleid mit ihrem Schmerz über den gleichen Verlust empfinde. Mich enger an sie anschließen, mehr für sie sorgen, kann ich nicht, da ich das immer so viel gethan, als ich vermochte. Alle übrigen Verhältnisse bleiben mir gerade dasselbe, was sie mir gewesen sind, und ich bin gewiß nicht weniger theilnehmend,

hülfreich, aufgelegt mit Rath und That beizuſtehen als früher. So, liebe Charlotte, müſſen Sie ſich mein Inneres denken, und Sie ſehen, daß Sie auf keine Weiſe beſorgt um mich zu ſein brauchen. Was ich erfahren, liegt im natürlichen Laufe der Dinge. Die zuſammen die Lebensbahn gehen, müſſen ſich an einem Punkte ſcheiden, es iſt glücklicher, wenn die Zwiſchenzeit ſehr kurz iſt, in der ſie einander folgen. Allein aller Verluſt von Jahren iſt kurz gegen die Ewigkeit. In mir geht jetzt nichts anderes vor, als daß mein Inneres ſich ungekünſtelt, unabſichtlich, ohne durch Vorſätze oder Maximen geleitet zu ſein, bloß ſich ſeinem Gefühl überlaſſend, mit der Lebens- oder Schickſalsperiode, wie Sie es nennen wollen, ins Gleichgewicht ſetze, in die ich unglücklicherweiſe früher getreten bin, als es der gewöhnliche Gang des Lebens erwarten ließ. An einem ſolchen Gleichgewicht darf es dem Menſchen, meiner Empfindung nach, nie fehlen, das Streben danach ſollte ihm wenigſtens immer eigen ſein. Es iſt dies gar keine Klugheitsregel, kein Bemühen, ſich heftige Empfindungen zu erſparen. Das Setzen ins Gleichgewicht wird oft nur dadurch erreicht, daß man viel Schmerz, phyſiſchen und moraliſchen, in ſein Daſein mit aufnimmt, aber es beſteht darin die wahre Demüthigung unter die Fügung des Geſchickes, die ich in mir immer als die erſte und höchſte Pflicht des Menſchen betrachte. Gehe ich nun in meine gegenwärtige Lebensepoche zurück, ſo kann in ihr ein gewiſſes Anſchließen an Perſonen und an die Welt nicht mehr liegen, aber das wohlthätig aus ſich Hinausgehen, die Geneigtheit Antheil zu nehmen und in jeder möglichen Art zu geben, ſind gewiſſermaßen in dem Grade größer, als man minder geneigt zum Empfangen, wenigſtens die Seele gar nicht gerade darauf gerichtet iſt. Mein hieſiger

Aufenthalt sagt mir überhaupt und gerade jetzt mehr zu, als ich es auszusprechen vermag. Dennoch bin ich fast in jeder Woche in dieser letzten Zeit, wo ich am liebsten vollkommene Freiheit und Einsamkeit genossen hätte, ein auch zwei Tage in der Stadt gewesen. Es ist sonderbar, daß ich gerade in dieser Zeit wieder habe müssen in Geschäfte treten, ohne es ablehnen zu können. Sie sind zwar glücklicherweise wenig bedeutend, nehmen mir aber doch viel Zeit weg, nöthigen mich zu Entfernungen von hier, und bringen mich mit mehr Menschen in Berührung, als mir gerade jetzt lieb ist. Es ist nämlich hier in Berlin ein neues Museum erbauet, in dem alle Kunstsammlungen und Kunstwerke, welche der König besitzt, aufgestellt werden sollen. Hierzu ist eine Kommission von Künstlern ernannt und mir die Leitung derselben anvertrauet worden. Das Geschäft ist in sich leicht und interessant, und die Menschen, mit denen ich in die nächsten Berührungen komme, gehörten schon immer zum Kreise meines Umgangs. Auf diese Weise stört mich dies neue Verhältniß weniger, als sonst der Fall gewesen sein würde.

Sie erwähnen in Ihrem Briefe der Ueberschwemmungen und der Unglücklichen, welche durch Wassersnoth gelitten haben. Die Unterstützungen, welche man für sie zusammengebracht und ihnen gegeben hat, sind sehr bedeutend gewesen. Sehr viel hat auch die Regierung gethan. Der wahren Noth ist freilich also geholfen und geschehen, was nur immer in solchen Fällen geschehen kann. Immer bleiben natürlich eine große Menge, die nicht eigentlich arm oder verarmt, an solchen Unterstützungen nicht theilnehmen können oder wollen, und doch in ihrem ganzen Vermögen und Gewerbsbetriebe sehr zurückgekommen sind. Diese gerade dürften fast die Beklagungswerthesten sein, es ist aber aller-

dings darin nichts zu thun, wie sich denn überhaupt alle geistige und körperliche Noth wohl erleichtern, aber nie ganz heben läßt. Ein Theil muß immer ertragen werden, und diese Nothwendigkeit ist eigentlich das Schmerzlichste für den, der gern Hülfe gewährt.

Bei Wassersnoth, bei Erdbeben, wie jetzt in den südlichen Provinzen Spaniens, ist es eine wunderbare Betrachtung, daß gewisse bestimmte Erdstecke und also gewisse bestimmte Menschenmassen immer und unveränderlich der Rückkehr der Unglücksfälle ausgesetzt sind, deren wirkliches Einbrechen jeden einen solchen Aufenthalt augenblicklich fliehen macht. Man pflegt das ewige Wiederanbauen der Gegenden dieser Art als einen Leichtsinn oder eine Vermessenheit der Menschen zu tadeln. Aber gewiß mit Unrecht. Es ist auf der einen Seite das Gefühl, daß man auf jedem Flecke des Erdbodens in der Hand einer höhern Macht steht, und die Sicherheit, die gleichsam eine physische und mathematische wäre, nicht haben soll und in keinem Theil der Erde hat. Die Erfahrung bestätigt auch dies Gefühl. In den Theilen Spaniens, die jetzt so schrecklich gelitten haben, sind bisher, so weit wir die Geschichte kennen, gar keine Erdbeben gewesen, man hat nicht einmal in der Bildung und Beschaffenheit der Berge und des Bodens dort Spuren bemerkt, welche irgend solche Gefahren fürchten ließen. Man müßte nirgend wohnen, wenn man jede und alle solche vermeiden wollte. Ereignisse dieser Art sind Winke des Himmels, daß der Mensch überhaupt nicht zu fest und sicher auf der Erde Wurzel fassen soll. Es ist nur auf andre Art bloß die Wiederholung der Lehre des Paulus, die Sie sehr richtig und schön in Ihrem Briefe anführen: leben wir allein für dieses Leben, so sind wir die elendesten aller erschaffenen Wesen. Auf der andern

Seite ſtammt aber auch das Wiederaufbauen von durch Waſſer und Erdſtöße verödeten Gegenden das ſich Wiederanſiedeln auf Punkten, welche die Grabſtätten von Menſchen und Menſchenwerken geworden ſind, aus einem ſchönen, ſehr lobenswürdigen und wahrhaft frommen Vertrauen auf die Güte der Vorſehung, daß ſie der Wuth der Elemente Einhalt thun, ihnen nicht geſtatten wird, immer die Sicherheit und Ruhe der Menſchen zu bedrohen und zu untergraben. Wirklich bemerkt man doch auch, daß die Revolutionen der Erdkörper abgenommen haben, daß die Umgeſtaltungen in grauer Vorzeit gewaltſamer geweſen ſind, daß die Natur jetzt dem Menſchen gleichſam freundlicher begegnet, und ihm nicht ſo in allen ihren Schreckniſſen nur als wilde und ungezügelte Macht erſcheint. Selbſt die Erfahrung, die Geſchichte, die Ueberlieferung, die Deutung der in der todten Natur als Kennzeichen des Geſchehenen liegenden Spuren der Begebenheiten und Umwälzungen beſtätigen und begründen dies Vertrauen. Kommt nun zu demſelben die Anwendung aller Mittel hinzu, durch welche der Menſch ſich gegen die Natur und ihre Macht ſichern kann, ſo iſt jenes Wiederanbauen einer denſelben Gefahren ausgeſetzten Landſtriche von allem Vorwurf gerechtfertigt.

Es freuet mich ſehr, daß Sie nicht aufhören, ſich mit den Sternen gern und anhaltend zu beſchäftigen. Der Himmel und der Eindruck, den er auf das Gemüth durch ſeinen bloßen Anblick macht, iſt ſo verſchieden von der Erde in allen Gefühlen und Vorſtellungen, daß, wer nur an der Natur des Erdbodens Gefallen findet, die Hälfte, und gerade die wichtigſte Hälfte der ganzen Naturanſicht entbehrt. Ich ſage darum nicht, daß ſich der Schöpfer größer, wunderbarer, weiſer oder gütiger am Firmament offenbart, als auf der Oberfläche der Erde. Seine Macht, Weisheit

und Güte leuchten aus jedem Wesen ebenso, als aus dem größten Weltkörper hervor. Allein der Himmel erweckt unmittelbar im Gemüth reinere, erhabenere, tiefer eindringende und uneigennützigere, weniger sinnliche Gefühle. Ich selbst kann leider wenig nach den Sternen aufsehen, da mein Gesicht zu schwach ist, in diesen hellen Sommernächten andere als die größten Sterne zu erkennen. *)

Da Sie die Bestimmung eines Tages wünschen, so bitte ich Sie, Ihren nächsten Brief am 23. d. M. abzuschicken. Leben Sie recht wohl. Ich bleibe mit der unveränderlichsten Theilnahme und Freundschaft der Ihrige H.

*) Jene Naturereigniſſe, wie die daran gereiheten, welche dieſe Bemerkungen veranlaßten, ſind lange in die Vergangenheit zurückgetreten, haben andern und ſelbſt wichtigern Platz gemacht, und könnten ſo an ſich vielleicht ohne Intereſſe ſein. Aber ſie charakteriſiren einen großen und edeln Charakter, ſprechen ſchmucklos-einfach die Milde und Menſchenliebe eines himmliſchen Gemüths aus, das Alle, die ihm näher ſtanden, nur unauflöslich ihm aneignen konnte.

Fünfter Brief.

Tegel, den 6. Julius 1809.

Seit ich Ihnen das letzte Mal ſchrieb, liebe Charlotte, bin ich nicht ohne beunruhigende und ſchmerzliche Ereigniſſe geblieben. Mein kleiner Enkel, der Sohn meines älteſten Sohnes, der mit ſeiner Mutter ſeit einigen Monaten hier iſt, war mehrere Tage höchſt gefährlich krank, ſo daß wir an ſeinem Aufkommen verzweifelten. Es iſt ein ſechsjähriger, blonder, überaus lebhafter Knabe, der aber aus allen dieſen Urſachen — denn man ſoll dies nach dem Urtheil erfahrner Aerzte am häufigſten bei blonden Kindern wahrnehmen — und vermuthlich auch aus hinzukommender eigenthümlicher Konformation des Kopfs, unglücklicherweiſe Anlage hat, an Gehirnentzündungen zu leiden, oder wenigſtens Gefahr zu laufen, ſolche zu bekommen. Bisher war es glücklicherweiſe bei letzterer geblieben. Allein diesmal entwickelte ſich die Krankheit hier in ihrer höchſten Gefährlichkeit. Die angewendeten Mittel haben jedoch, Gott ſei Dank! die Gefahr abgewendet und die baldige und gänzliche Heilung herbeigeführt. Drei bis vier Tage waren für uns Alle ſehr ängſtlich. Der Verluſt dieſes Kindes wäre unendlich traurig geweſen. Ich ſetze das nicht allein und nicht einmal vorzüglich darein, daß keine andern Geſchwiſter von ihm da ſind, und er das einzige Kind meines Sohnes geweſen und geblieben iſt, ſondern mehr in den vorzugsweiſe liebenswürdigen Charakter und aufgeweckten

Geiſt des Knaben. Ich weiß aus eigner ſchmerzlicher Erfahrung, daß der Verluſt eines Kindes immer, auch wenn man mehrere andere hat und behält, das Herz gleich tief erſchüttert und bange ergreift. Das verlorene ſcheint immer das einzige geweſen zu ſein. Aber vielleicht nicht der Grad, doch die Art des Schmerzes wird durch die Geiſtes- und Sinnesart des Dahingeſchiedenen allerdings mediſicirt. Einen Schmerz andrer Art habe ich durch das Ableben der verſtorbenen Huber gehabt. Sie haben vielleicht ihren Tod in den Zeitungen geleſen, und gewiß auch mit Theilnahme, da ja mehrmals in unſern Briefen die Rede von ihr war, und Sie ſich für ſie lebhaft intereſſirten. In der Allgemeinen Zeitung ſtand es gewiß, ich weiß aber nicht ob die Nachricht, die allerdings nicht von allgemeinem Intereſſe war, in andere Zeitungen übergegangen iſt. Ich kannte ſie, mit wenigen Wochen Unterſchied, gerade ſo lange wie Sie, war von Göttingen aus zweimal bei ihr und bei ihrem damaligen Manne — Forſter — in Mainz, und wohnte in ihrem Hauſe. Wir waren ſeitdem beſtändig in Briefwechſel, wenn es auch Zeiten gab, wo wir uns ſeltner, und andre, wo wir uns wieder häufiger ſchrieben. Ueber zwei Jahre war dieſer Briefwechſel nie unterbrochen. Nach beinahe 40 Jahren traf ich ſie, als ich mit meiner ſeligen Frau zum erſtenmal nach Gaſtein reiſte, in Baireuth, wo ſie eine Tochter verheirathet hatte. Sie war gegen mich und in ſich, den äußeren natürlich ſehr ſichtbaren Einfluß abgerechnet, ganz wie in der früheren Zeit. Noch über den Tod meiner Frau ſchrieb ſie mir einen ſehr ſchönen Brief. Ich glaubte nicht, daß es der letzte wäre, den ich empfangen ſollte. Sie hat eigentlich einen ſehr glücklichen Tod gehabt. Sie liebte das Leben, in dem ſie auch, obgleich ſie in einigen Perioden ſich durch viele Mühſelig-

keiten und wahren Mangel mit großem Muth durchkämpfen mußte, im Ganzen glücklich war, wenigstens nie über das Gegentheil klagte. Aber sie hatte zugleich, wenn das Schicksal einmal unabänderlich war, auch eine große Freudigkeit zum Tode, und hat es, wie mir einer ihrer Schwiegersöhne schreibt, in den letzten Stunden bewiesen. Sie war nur wenige Tage krank, und hatte sich ihr Uebel durch eine Erkältung zugezogen, da sie sich immer wenig schonte, obgleich sie sehr bejahrt war, um mehrere Jahre mehr als ich. Etwa 24 Stunden vor ihrem Tode hat sie ihr herannahendes Ende, über das auch die Aerzte nicht mehr zweifelhaft waren, gefühlt, aber mit steigender Heiterkeit, einer vollkommenen Ruhe und der Klarheit des Geistes, die ihr immer eigen war, mit den Umstehenden über sich, die Ihrigen und die Zukunft, über diese Erde hinaus gesprochen, bis nach und nach die Kräfte gesunken sind und sie sanft einschlummerte. Sie war von Geisteskräften gewiß eine der vorzüglichsten Frauen der Zeit. Sie wußte auch sehr viel, hatte unendlich viel in allen neueren Sprachen gelesen, und besaß einen sehr hohen Grad von intellektueller Bildung. Allein, das alles wurde überstrahlt, geordnet und befruchtet durch die innere, angeborne Geisteskraft, die keine Erziehung noch Bildung hervorbringen kann, und durch die Fülle einer reichen, ewig gestaltenden, schöpferischen Phantasie. Dabei hatte sie in ihrem Hauswesen, mit ihren Kindern, wie sie noch klein waren, die liebenswürdigste weibliche Einfachheit, und eine sichtbare ihr, ohne daß sie Verdienst in ihr war oder schien, angeborne Reinheit und Lauterkeit der Gesinnung; bis an ihr Ende hat sie mit merkwürdiger Thätigkeit und einer rastlosen Anstrengung gearbeitet. Denn sie lebte doch eigentlich nur von den Früchten ihrer Arbeit.

Sechster Brief.

Es iſt mir ſehr angenehm, daß Sie mir ſagen, daß Sie auf mittelbare Weiſe viel von der Huber'ſchen Familie erfahren haben und ſich für ſie lebhaft intereſſiren. Ich erinnere mich nicht, daß mir die verſtorbene Huber je von der St....ſchen Familie geſprochen hätte, oder dieſer Name überhaupt in ihren Briefen an mich vorgekommen wäre. Allein es war auch nie ihre Art, in ihren Briefen viel zu erzählen, oder ein genaues Bild ihres Lebens zu geben. Es freuet mich aber, daß Sie ſich ſo lebhaft für ſie intereſſiren, ohne ſie gekannt zu haben, es iſt dies ein Beweis, daß ſie in der St....ſchen Familie richtig beurtheilt und geliebt wurde. Es war das wirklich nicht ſo leicht. Sie hatte eine ſolche Eigenthümlichkeit, die ſchwer richtig beurtheilt wird. Nun kamen ungewöhnliche Schickſale hinzu, für die kein alltäglicher Maßſtab paßte. Es würde zu weitläufig ſein, darauf einzeln einzugehen. Das alles deckt nun das Grab, und was Verſtorbene betrifft, verſchließt man beſſer in die Stille der eignen Bruſt. Daß eine der St....ſchen Töchter, und gerade die, von der Sie mir ſo viel Liebenswürdiges, Seelenvolles, Anmuthiges erzählt haben, und die Ihnen ſo nahe ſteht und ſo viele Freude in Ihr Leben bringt, durch die Liebe, die gegenſeitig zwiſchen Ihnen Beiden ſtattfindet, daß dieſe den Namen Thereſe von ihr empfangen hat und führt, freuet mich ſehr, und

auch daß ihre Eltern beide mit der Huber'schen Familie, wie sie in Stuttgart lebten, innig verbunden waren. Ich habe Forster und Huber beide gekannt; für alles Reelle des Lebens würde ich Huber vorgezogen haben. Beide standen in Tiefe und Umfang des Geistes und in Größe des Charakters der Frau nach. Aeußerlich aber war Forster liebenswürdiger als Huber, er hatte mehr Phantasie, ein scheinbares Feuer der Empfindung und einen glänzenderen Ausdruck im Reden und Schreiben. In der Zeit, in der ich ihn kannte, und wo ich selbst sehr jung war, hatte ich eine sehr große Meinung von ihm, nachher habe ich aber wohl eingesehen, daß er wirklich, auch als Gelehrter und Schriftsteller, einen bedeutenderen Namen hatte, als wozu sein Geist und seine Kenntnisse eigentlich berechtigten. Um tiefer Empfindung fähig zu sein, dachte er viel zu viel an sich, und der Rückblick auf sich leuchtete überall durch. Das hinderte aber nicht, daß er nicht sehr edler Aufopferungen fähig sein konnte. Nur in den Augen des Dritten, den nicht für ein ihm gebrachtes Opfer Dankbarkeit anders urtheilen ließ, hatte er nach dem Ausdruck der Schrift meistentheils seinen Lohn dahin. Denn er gefiel sich in der Aufopferung, und sie nährte sein Selbstgefühl. Er ist in Paris gestorben, schwerlich später als 1795, denn 1797 kam ich nach Paris, und da war er gewiß schon zwei Jahre todt. Es war wohl ein Glück für ihn zu nennen, daß er nicht länger lebte. Er hätte keinem glücklichen Schicksale entgegen gesehen. Auch war sein Wesen und seine sehr große Liebenswürdigkeit von der Art, daß beide der Jugend bedurften und das Alter nicht ertragen haben würden. Es war für ihn zu bedauern, daß er zu früh geheirathet, ja daß er es überhaupt gethan hatte. Er gerieth dadurch in die Verle-

genheit, daß er um eine Familie zu ernähren, zu viel für den Verdienſt ſchreiben mußte, wodurch ſein eignes Studium litt, und mit der Zeit auch ſein Ruf gelitten haben würde. Er hat keinen Sohn hinterlaſſen. — Der Schwiegerſohn der verſtorbenen Huber, bei der ich ſie zuletzt geſehen habe, iſt allerdings ein Sohn von Herder, er iſt jetzt in Augsburg angeſtellt, wo auch ſeine Schwiegermutter geſtorben iſt.

Daß ein Unglück das andere, aber auch ein Glück das andere nach ſich zieht, iſt zu einer ſprichwörtlichen Redensart geworden, ſo daß ihm wohl eine gewiſſe Wahrheit zum Grunde liegen muß, wenigſtens eine hinreichende, um die Erſcheinung zu einer Volkserfahrung in Maſſe zu machen. Eine genaue Unterſuchung hält die Sache ſchwerlich aus. Gewiß kommen Glück und Unglück eben ſo oft einzeln. Durch ein ſehr und tief das Gemüth ergreifendes Schickſal wird nur die Aufmerkſamkeit mehr auf ähnliche Ereigniſſe geſpannt, was ich für einen Hauptgrund halte. Wäre es anders und jene Geſellung gleicher und gleicher Schickſale wirklich in der Natur und der Natur der Sache gegründet, ſo müßte eine geheime Verbindung zwiſchen der innern menſchlichen Gemüthsſtimmung und dem äußern menſchlichen Geſchicke beſtehen und obwalten, eine ſchmerzliche Stimmung ein ſchmerzliches Geſchick, eine freudige ein freudiges herbeiführen. In ſofern ein weltlicher, menſchlich zu begreifender, wenn auch in allen ſeinen einzelnen Fäden nicht zu erklärender Zuſammenhang zwiſchen jenem Innern und Aeußern möglich iſt, glaube ich vollkommen daran, daß ſo eins das andere herbei führt. Allein wo das nach menſchlicher Art zu reden nicht einzuſehen iſt, da zweifle

ich, daß der Schmerz wie durch eine geheimnißvolle Kraft, gleichsam wie ein geistiger Magnet, Stoff neuer Schmerzen an sich ziehe. Auch zerfällt die Sache in sich, da ja sonst auf ein einmal eingetretenes Unglück kaum je eine freudige Begebenheit folgen könnte, was doch durch die Erfahrung widerlegt wird. In gutgearteten Seelen ist ein wahrer Schmerz, was auch seine Ursache sein möge, immer ewig, und wenn man behauptet, daß die Zeit oder andere Umstände ihn minderten, so sind das Worte, die nur für die schwächliche Empfindung Geltung haben, die der gehörigen Kraft das einmal Empfundene dauernd festzuhalten ermangelt. Die glücklichsten Begebenheiten ändern darin nichts. Auch können in dem wunderbaren menschlichen Gemüth Schmerz und Empfindung eines in anderer Hinsicht glücklichen Daseins gleichzeitig neben einander fortleben. Der Schmerz um verlorene Kinder in glücklich lange nachher fortgeführten Ehen ist ein lebendiges, sich oft erneuerndes Beispiel davon. Auch muß es so sein. Der Mensch muß beständig sein und das Schicksal wechselnd erscheinen. Denn in sich hat auch das Schicksal seine, wenn gleich von uns nicht eingesehene und nicht erkannte Beständigkeit.

Ich werde in wenig Tagen nach Gastein gehen und erst wieder in der letzten Hälfte des Monats September hier sein können. Ich bin keineswegs krank, befinde mich eher so wohl, daß durchaus keine Badereise nothwendig ist. Allein für sehr nützlich hält mein Arzt mir dennoch die Kur und besteht auf die Reise, weil ich mich doch gewissermaßen an das Bad gewöhnt habe. Auch ist es so stär-

kend, daß es immer nur wohlthätig wirken kann. Ich entferne mich ungern von hier, gehe aber gern in die schöne, einsame Berggegend von Gastein, die ich immer und vom ersten Tage an, daß ich sie kenne, geliebt habe. Ich muß Sie, liebe Charlotte, bitten, Ihren nächsten Brief den 4. August nach Bad Gastein über Salzburg zu adressiren, nicht frei zu machen, und der Vorsicht wegen auf die linke Seite des Couverts zu schreiben: daß, wenn ich noch nicht angekommen sein sollte, er bis zu meiner Ankunft aufgehoben werde. Nachher bitte ich Sie wieder unter der gleichen Adresse, auch unfrankirt, den 25. August zu schreiben, den Brief aber keinen Tag später abgehen zu lassen, weil der Postenlauf dorthin sehr langsam ist. Der Arzt, von dem ich Ihnen im Winter schrieb, daß er lebensgefährlich krank sei und an dessen Aufkommen man vollkommen verzweifelte, ist glücklich wieder hergestellt worden. Es ist der auch im Auslande bekannte Geheimerath Rust, von dem Sie wahrscheinlich gehört haben werden, er war und ist unser Freund und Hausarzt, und geht gerade auch in diesem Jahre nach Gastein, braucht aber erst ein anderes Bad, kommt e[illegible]ige Tage nach mir an, und setzt hernach seine Reise weiter fort, da ich unmittelbar, und sobald ich kann, hierher zurückkehre.

Leben Sie recht wohl und nehmen Sie die herzliche Versicherung meiner aufrichtigen und lebhaftesten Theilnahme und Freundschaft an. Ihr H.

Siebenter Brief.

Bad Gastein, den 20. August 1829.

Ich bin überzeugt, daß Sie mir, nach Ihrer gewöhnlichen Güte und Freundschaft, und nach Ihrer so oft erprobten Pünktlichkeit, genau an dem Tage geschrieben haben, an dem ich Sie bat, Ihren Brief auf die Post zu geben. Dennoch habe ich noch keinen erhalten. Es liegt dies an dem so sehr langsamen Postenlauf. Bis Salzburg gehen die Briefe vermuthlich ohne so großen Aufenthalt, und bringen nur die der Weite des Wegs angemessene Zeit zu. Allein von da geht die Post nur zweimal wöchentlich hierher. Hat nun ein Brief das Unglück, gerade den Tag nach dem Abgange anzukommen, so bleibt er unbarmherzigerweise liegen. Es hat mir sehr leid gethan zu denken, daß Sie auf diese Weise sehr lange ohne Brief von mir sein werden. Mein letzter war, so viel ich mich erinnere, vom 29. Julius, er muß also in den ersten Tagen dieses Monats in Ihren Händen gewesen sein. Der heutige aber kann erst kurz vor dem Ende Augusts Sie erreichen.

Ich bin seit Sonntag den 16. d. M. wieder in den bekannten Bergen und bewohne dieselben Zimmer, als in den vorigen Jahren. Es ist mir das ganz besonders lieb, und eine angenehme Ueberraschung, welche mir der Zufall bereitet hat. Denn wirklich ist es nur ein Werk des Zufalls. Ich hatte, noch mit meiner seligen Frau zusammen, für

dies Jahr andere Zimmer bestellt, die den Vorzug hatten, der Morgensonne zu genießen, die besten in dem kleinen Schlosse waren, das sonst nur überall den Namen eines Wohnhauses führen würde, und die gewöhnlich vom Erzherzog Johann, der sich nun aber ein eigenes Haus erbauet hat, bewohnt werden. In diese glaubte ich zu ziehen, und es that mir schon sehr leid, nun alle anschaulichen Andenken, das die alten hervorrufen mußten, zu entbehren. Bei meiner Ankunft hier aber fand ich, daß aus Vergessen oder Versehen eine Verwechselung vorgegangen war, man die von uns bestellten Zimmer Anderen gegeben und mir unsre alten aufbewahrt hatte. Man machte mir viele Entschuldigungen darüber, aber es bedurfte dieser nicht, die Sache war mir so bei weitem lieber. Das Wetter war seit meiner Ankunft hier sehr günstig, nur einen Tag regnete es unterbrochen mehrmals. Auf den noch gar nicht weit entfernten, nur etwas höhern Bergen liegt freilich Schnee. Aber er glänzt freundlich im warmen Sonnenschein, und es hat auch etwas Erfreuliches, den Wechsel des Jahres so mit einem Blick zu übersehen. Die Sonne ist, wo sie trifft, sehr heiß und ordentlich brennend, da die Strahlen auch von den Felsen zurückprallen. Aber vor der Hitze darf man hier niemals bange sein. Die ganze Gegend ist schattig, die vielen großen und kleinen Wasserfälle wehen einem überall eine frische Kühlung zu, und man muß die Sonne, und wenn es nur irgend kühl ist, die warmen Stellen mit Mühe aufsuchen. Hat man aber eine gewisse, doch nur sehr mäßige Höhe erreicht, so befindet man sich in einem ganz ebenen, freien, sonnenbeschienenen, nur von sehr hohen Bergen umgebenen Thale. Dies ist mein gewöhnlicher Nachmittags-Spaziergang. Kurz vor Tisch pflege ich, doch nur bei heiterm und freundlichem Wetter, einen

kürzeren auf die Gloriette zu machen. Ich habe Ihnen so oft von Gastein aus geschrieben, daß ich dieses Orts gewiß schon gedacht und Ihnen die Lage geschildert habe. Ich will Sie daher nicht mit einer Wiederholung ermüden. Es ist dort eine höchst überraschende, theatralische, decorationsartig malerische Aussicht, die aber des hellen Glanzes der Sonnenstrahlen auf den schneeweißen Wasserfall bedarf. Bei dunklem Wetter ist es ohne Anmuth.

Ich bin in acht Tagen, also da die Entfernung doch von 110 Meilen ist, nicht gerade langsam hierher gereist.

Eine solche Reise hat eine gewisse Aehnlichkeit mit dem Lesen eines geschichtlichen Buchs. Wie in diesem eine Reihe von Zeiten, so durchläuft man reisend eine Reihe von Gegenden. In Absicht auf den Menschen, der doch in aller Weltbetrachtung immer der wichtigste, am meisten den Ernst und die Anstrengung der Beobachtung in Anspruch nehmende Gegenstand ist, trifft bei beiden Fällen der Umstand ein, daß der Einzelne in einer gewissen Masse verschwindet, die individuelle Existenz keinen Werth zu haben scheint gegen die Bestimmung des größeren und kleineren Ganzen, zu dem sie gehört. Dagegen fühlt nun doch der Betrachter, der Lesende oder Reisende, ganz vorzugsweise sein Ich. Er kann auch mit größter Anspruchlosigkeit es sich nicht ableugnen, daß dies für ihn der Mittelpunkt aller Bestrebungen sein muß. Ich meine nicht, um sich äußere Güter, Genuß und Glück zu verschaffen, aber womit gerade oft das freiwillige Aufgeben alles Genusses und Glücks verbunden sein kann, um das Heil seiner Seele zu besorgen. Ich bediene mich mit Absicht dieses Ausdrucks, um keine Art auszuschließen, die der Mensch bei seiner geistigen Veredlung wählen kann. Denn er kann durch immer reichere und reinere Entwickelung seiner Ideen,

durch immer angestrengtere Bearbeitung seines Charakters, sich zu einer höhern Stufe der Geistigkeit erheben, oder zu der gleichen auf dem kürzeren Wege stiller Gottseligkeit gelangen.

Wenn man die Welt weltlich betrachtet, so tritt vor zwei sich aufdrängenden gewaltigen Massen das Individuum ganz in den Schatten zurück, oder wird vielmehr in einen großen Strom fortgerissen. Dieser Eindruck entsteht nämlich, wenn man den Zusammenhang der Weltbegebenheiten, und wenn man den Wechsel des sich auf der Erde ewig erneuernden Lebens ins Auge faßt. Was ist der Einzelne in dem Strome der Weltbegebenheiten? Er verschwindet darin nicht bloß, wie ein Atom gegen eine unermeßliche, alles mit sich fortreißende Kraft, sondern auch in einem höheren, edleren Sinne. Denn dieser Strom wälzt sich doch nicht, einem blinden Zufall hingegeben, gedankenlos fort, er eilt doch einem Ziele zu, und sein Gang wird von allmächtiger und allweiser Hand geführt. Allein der Einzelne erlebt das Ziel nicht, das erreicht werden soll, er genießt, wie ihn der Zufall, worunter ich nur hier eine in ihren Gründen nicht erforschbare Fügung verstehe, in die Welt wirft, einen größern oder kleinern Theil des schon in der That erreichten Zweckes, wird dem noch zu erreichenden oft hingeopfert, und muß das ihm dabei angewiesene Werk oft plötzlich und in der Mitte der Arbeit verlassen. Er ist also nur Werkzeug, und scheint nicht einmal ein wichtiges, da, wenn der Lauf der Natur ihn hinwegrafft, er immer auf der Stelle ersetzt wird, weil es ganz widersinnig zu denken wäre, daß die große Absicht der Gottheit mit den Weltbegebenheiten durch Schicksale schwacher Einzelner auch nur um eine Minute könnte verspätet werden. In den Weltbegebenheiten handelt es sich um ein

Ziel, es wird eine Idee verfolgt, man kann es sich wenigstens, ja man muß es sich so denken. Im Laufe der körperlichen Natur ist das anders. Man kann da nichts anders sagen, als daß Kräfte entstehen und so lange auslaufen, als ihr Vermögen dauert. So lange man bei Einzelnen stehen bleibt, scheint darin ein Mensch gar sehr von andern verschieden, verschieden an Thätigkeit, Gesundheit und Lebensdauer. Sieht man aber auf eine Masse von Geschlechtern, so gleicht sich das alles aus. In jedem Jahrhundert erneuert sich das Menschengeschlecht etwa dreimal, von jedem Lebensalter stirbt in einer gewissen Reihe von Jahren eine gleiche Zahl. Kurz, es ist deutlich zu sehen, daß die nur auf die Masse, auf das ganze Geschlecht, nicht auf den Einzelnen berechnete Einrichtung vorherrscht. Wie man sich auch sagen und wie fest und tief man empfinden mag, daß darin einzig und ausschließlich allweise und allgütige Leitung waltet, so widerstrebt doch nichts so sehr der Empfindung des Einzelnen, zumal wenn sie eben schmerzlich bewegt ist, als dies gleichsam rücksichtslose Zurückwerfen des fühlenden Individuums auf eine nur wie Naturleben betrachtete Masse. Darum fand man es so empörend, wie einmal kurz nach der französischen Revolution kalt berechnet wurde, daß die Zahl aller vor den Gerichtshöfen gefallenen Opfern nur immer einen ganz geringen Theil der Bevölkerung Frankreichs ausmache. Dazu kommt noch, daß in dieser Betrachtung der Mensch sich mit allen übrigen Leben nur den am meisten untergeordneten vermischt. Dies Geschlecht vergeht und erneuert sich nicht anders als die Geschlechter der Thiere und Pflanzen, die ihn umgeben. Diese Betrachtungen, die ich die weltlichen nannte, verschlingen also das individuelle Dasein, und da man ihnen innere Wahrheit nicht absprechen kann,

ſo würden ſie das Gemüth in öde und hülfloſe Trauer verſenken, wenn nicht die innere Ueberzeugung tröſtlich aufrichtete, daß Gott beides, den Lauf der Begebenheiten und den der Natur, immer ſo richtet, daß die Exiſtenz überirdiſcher Zukunft mitgerechnet, das Glück und das Daſein des Einzelnen darin nicht nur nicht untergeht, ſondern im Gegentheil wächſt und gedeiht. Die wahre Beruhigung, der wahre Troſt, oder vielmehr das Gefühl, daß man gar keines Troſtes bedarf, entſtehen erſt, wenn man die weltlichen Betrachtungen ganz verläßt und zur Beſchauung der Natur und der Welt von der Seite des Schöpfers übergeht. Der Schöpfer konnte den Menſchen nur zu ſeinem individuellen Glück ins Leben ſetzen, er konnte ihn weder dem blinden Wechſel eines nach allgemeinen Geſetzen fortſchreitenden Lebensorganismus hingeben, noch einem idealiſchen Zwecke eines lange vor ihm entſtandenen, und weit über ihn hinaus fortdauernden Ganzen opfern, deſſen Grenzen und Geſtalt er niemals zu überſchauen im Stande iſt. Jeder einzelne, zum Eintritt ins Leben Geſchaffene ſollte glücklich ſein, glücklich nämlich in dem tiefern und geiſtigen Sinn, wo das Glück ein inneres Glück, gegründet auf Pflichterfüllung und Liebe iſt. In dieſem Sinne regiert und liebt die Gottheit ihn und würdigt ihn ihrer Obhut. In ihm, in dem Einzelnen liegt der Zweck und die ganze Wichtigkeit des Lebens, und mit dieſem Zwecke wird der Lauf der Natur und der Begebenheiten in Einklang gebracht. Nirgends iſt dieſe Vaterſorge Gottes für jedes einzelne Glück ſo ſchön, ſo wahrhaft beruhigend ausgedrückt, als im Chriſtenthum und im Neuen Teſtament. Es enthält die einfachſten, aber auch rührendſten und das Herz am tiefſten ergreifenden Aeußerungen darüber.

Ich bitte Sie, liebe Charlotte, mir jetzt nicht eher wieder zu schreiben, als ich es Ihnen anzeigen werde. Es könnte nichts helfen, wenn ein Brief von Ihnen während meiner Abwesenheit in Tegel ankäme.

Leben Sie herzlich wohl, ich bleibe mit unveränderter Freundschaft und Theilnahme der Ihrige H.

Achter Brief.

Regensburg, den 10. September 1829.

Sie ſehen, liebe Charlotte, ſchon an der Ueberſchrift dieſes Briefes, daß ich auf der Rückreiſe von Gaſtein begriffen bin, und ein bedeutendes Stück des Weges zurückgelegt habe. Ich reiſe aber ſehr langſam und mache ſehr kleine Tagereiſen, weil es mein Grundſatz iſt, daß man unmittelbar nach einer Badekur ſich beſonders in Acht nehmen muß, um nicht muthwillig wieder die gute Wirkung zu zerſtören. Man kann ſich viel eher anſtrengen, wenn man erſt in das Bad reiſt. Das Bad muß dann auch das wieder gut machen, — ich glaube, daß ich noch im Reſte des Jahres eine heilſame Nachwirkung davon erfahren werde.

Im höchſten Grade hat es mich geſchmerzt, liebe Charlotte, aus Ihrem Briefe zu erſehen, daß Sie von einer plötzlichen Augenſchwäche befallen worden ſind, und dieſe mit Schmerzen verbunden iſt. Beinahe möchte ich aber das Letzte tröſtlich nennen. So viel ich weiß, ſind Schmerzen immer nur mit vorübergehenden Augenkrankheiten verbunden, niemals mit denen, die zu den beiden gefährlichſten, dem grauen und ſchwarzen Staar führen. Sie haben ſehr recht zu ſagen, daß ein dauerndes oder oft wiederkehrendes Augenübel für Sie trauriger und beklagenswürdiger ſein müſſe, als für viele Andere. Ich halte aber das Ihrige glücklicherweiſe für ganz vorübergehend. Sie haben, ſo viel ich weiß, nie an den Augen gelitten, mir nie darüber

geklagt. Die wahrhaft ſchlimmen Augenübel pflegen ſich lange vorher in ſchwächeren Graden anzukündigen, oder kommen, wenn ſie plötzlich einbrechen, unmittelbar nach heftigen Krankheiten, Maſern, Nervenfiebern u. ſ. w., was auch nicht Ihr Fall geweſen iſt. Ihre Bemerkung ſcheint mir richtig, daß Ihr Uebel durch eine Eigenthümlichkeit in der diesjährigen Witterung herbeigeführt worden iſt, und dann iſt zu hoffen, daß es eben ſo vorüber gehen werde. Mit meinen Augen ſteht es ſchlimmer und beſſer, als mit den Ihrigen. Schmerzen habe ich gar nicht, bisher niemals, ich mag ſie anſtrengen oder nicht. Ueberhaupt habe ich von dem, was man Anſtrengung bei Augen nennt, keinen rechten Begriff. Die meinigen ſind nicht um ein Haar beſſer, wenn ich auch wie in Gaſtein wochenlang nicht viel leſe und ſchreibe, es namentlich nie bei Licht thue, und ſie werden nicht ſchlimmer, wenn ich viel und auch bei Licht arbeite. Mit der Zeit wird ſich das vielleicht ändern, aber bis jetzt iſt es ſo, wie ich Ihnen da ſage. Allein auf dem rechten Auge habe ich einen ſchon ſehr ausgebildeten grauen Staar. Es leiſtet mir beim Leſen oder Schreiben gar keine Hülfe mehr, und wenn das andere eben ſo wäre, ſo könnte mir mein Geſicht zu nichts mehr dienen, als ganz nahe Gegenſtände allenfalls zu erkennen. Dies Uebel iſt ſeit vielen Jahren langſam entſtanden, nimmt aber ſeit einigen ſchneller zu. Was ich mit dem Geſicht ausrichte, thue ich mit dem linken Auge, aber auch das iſt ſchwach und wird es immer mehr. Ich kann auf die Dauer nichts ohne Brille weder leſen noch ſchreiben, und die Brille, die mir ſonſt ſehr ſcharf ſchien, reicht jetzt kaum mehr hin. Wenn ich, wie ich weder wünſche noch glaube, noch lange, ich meine noch acht oder zehn Jahre, leben ſollte, ſo darf ich mir kaum ſchmeicheln, daß mich meine Augen bis zum

Grabe begleiten werden. Eher iſt es möglich, daß ich ſie oder doch eins durch eine Operation wieder erhalte. Ich habe mich ſehr oft mit dem Gedanken beſchäftigt, daß ich blind werden und bleiben könnte. Denn die Operation gelingt nicht immer. Ich glaube jetzt in mir ſo vorbereitet zu ſein, daß mich dies Ereigniß nicht außer Faſſung bringen würde. Ich würde es, glaube ich mit der Ergebung ertragen, mit der der Menſch alles Menſchliche dulden muß. Ich würde ſo viel von meiner Thätigkeit retten, als ich nicht ſchlechterdings aufgeben müßte, und wenn der Menſch thätig ſein kann, iſt um ſein Glück ſchon geringere Sorge. Aber die Vorſtellung eines Unglücks iſt noch immer etwas ganz anderes, als das Unglück ſelbſt, wenn es mit der furchtbaren Gewißheit ſeiner Gegenwart eintritt, und für das größte Unglück, das mich an meiner Perſon treffen könnte, halte ich Blindheit allerdings. Es iſt aber ſehr möglich, daß alle jetzige Faſſung und Vorbereitung mächtig erſchüttert werden, und mich ganz verlaſſen könnte, wenn es käme, daß einmal der Tag erſchiene, der mir kein Licht mehr brächte. Man muß auf nichts ſo wenig vertrauen, und an nichts ſo unabläſſig arbeiten, als an ſeiner Seelenſtärke und ſeiner Selbſtbeherrſchung, die beide die einzigen ſichern Grundlagen des irdiſchen Glücks ſind. Der Himmel ſcheint aber den Blinden zum Erſatz eine eigne Faſſung und milde Duldſamkeit in die Seele zu flößen. Das ſehe ich an einer Perſon in Berlin, die ich abſichtlich deshalb von Zeit zu Zeit beſuche. Es iſt eine Frau von Stande von einigen Jahren mehr als ich. Sie iſt ſeit ſechs bis acht Jahren auf beiden Augen unheilbar am ſchwarzen Staar blind, aber ohne Schmerzen und ohne Entſtellung an den Augen. Sie war ehemals reich und ihr Mann hatte einen angeſehenen Poſten. Sie hat aber ſo gut als

alles verloren, und es bleibt ihr jetzt mit Mühe so viel, als hinreicht die dürftigste Existenz zu sichern. Sie geht nie aus ihrer Stube, seit sie blind ist, und kommt also nie an die Luft. Kaum drei oder vier Leute besuchen sie, und das nur sehr selten. Ein Dienstmädchen, die ihre ganze Aufwartung ausmacht, ist zugleich ihre Vorleserin, und findet ein vorzügliches Vergnügen an diesem Geschäft. In dieser Lage und bei dieser Lebensweise versichert die Frau, die jedem, der sie sieht, höchst beklagenswürdig scheinen muß, daß sie sich innerlich ruhig, heiter und glücklich fühlt, und diese Periode ihres Lebens vielen früheren vorzieht. Sie ist mir wegen dieser wahren und ganz unaffektirten Zufriedenheit mit einem, aller gewöhnlichen Beurtheilung nach, traurigen Schicksal, im höchsten Grade merkwürdig. *)

In Regensburg habe ich im Wirthshause, wo ich wohnte, einen unglücklichen Fall erlebt. Man sagte mir, wie ich ankam, daß ein Fräulein von Hügel sehr gefährlich im Hause krank läge, und am Morgen, wie ich um acht Uhr aufstand, war sie todt. Sie war um sechs gestorben. Sie war die Tochter des Baron Hügel, der kaiserl. Gesandter am Reichstage war, der aber schon vor Jahren gestorben

*) Diese Bemerkungen über nahende Blindheit dürften manchem Leser wol unnöthig und überflüssig erscheinen, da lange schon ein höherer, himmlischer Geist und helles himmlisches Licht die schwachen Augen umstrahlt, um welche ich so schmerzlich bekümmert war und so unablässig bangte. Denen, die das Glück hatten, dem Vollendeten näher zu stehen, und in allem, was er war, that und dachte, ein Vorbild zu erblicken, wird es anders erscheinen, und nur für diese sind diese Auszüge aus seinen gefühlvollen, geistreichen Briefen.

iſt. Sie mochte einige dreißig Jahre alt ſein. Ich hatte ſie in Wien gekannt, ſie war ſchön, höchſt liebenswürdig, und hatte eine ſehr ſchöne Stimme, ſo wie überhaupt ein großes muſikaliſches Talent. Sie war mit ihrer Mutter, ihrer jüngeren Schweſter und einem Bruder, der Rittmeiſter in öſterreichiſchen Dienſten iſt, in Karlsbad geweſen, und ſtarb nun hier auf der Rückreiſe. Ein ſolcher Tod muß wirklich etwas ſehr Bitteres haben.

Daß Sie die „Anſichten" meines Bruders mit Freuden geleſen, und ſie Ihnen ein hoher Genuß waren, wie Sie ſagen, wundert mich nicht. Sie haben den Zweck allgemein zu intereſſiren und haben ihn auch erreicht.

Ich hatte dieſen Brief in Regensburg angefangen, und endige ihn heute, den 19. September, in Tegel. Es wollte ſich unterwegs nicht die Zeit dazu finden. Ich zog auch in Erwägung, daß der Brief doch, wenn ich ihn auch auf der Reiſe ſchlöſſe, mehrere Tage auf der Poſt zubringen müßte, und daß es ſogar beſſer wäre, wenn Sie ihn erſt erhielten, wenn Ihr Augenübel ganz und gar vorüber wäre. Daß dies nun jetzt der Fall ſein ſoll, wünſche ich nicht nur von ganzem Herzen, ſondern hoffe es auch gewiß. — Ich bitte Sie, mir ſo bald zu ſchreiben, als Sie können. Ich beſtimme keinen Tag, weil mir der nächſte der liebſte iſt, und weil Sie, wenn auch, wie ich hoffe, die Krankheit Ihrer Augen vorüber iſt, Sie ſie dennoch noch ſorgfältig werden ſchonen müſſen, und ſich alſo nicht an einen gewiſſen Tag binden können. Mit unveränderlicher und herzlicher Freundſchaft der Ihrige H.

Neunter Brief.

Tegel, den 30. September 1829.

Ich habe vor ein paar Tagen, liebe Charlotte, Ihren am 25. September beendigten Brief empfangen, und sage Ihnen meinen herzlichen Dank dafür. Es hat mich sehr gefreuet zu sehen, daß es mit Ihren Augen bedeutend besser geht, und daß Sie einfache Mittel gefunden haben, die Ihnen wohlthätig sind. Ich halte sehr viel von dergleichen vernünftig und sorgfältig angewendeten Mitteln. Ihr nächster Brief bringt mir hoffentlich die Nachricht, daß Sie ganz wieder hergestellt sind. Meinetwegen bitte ich Sie recht sehr, nicht besorgt zu sein. Ich selbst bin es nicht. Was in der Natur der Dinge liegt und das Schicksal herbei führt, darüber wäre es thöricht und unmännlich zugleich, seine Ruhe und sein inneres Gleichgewicht zu verlieren. So lange ich meine natürlichen Seelenkräfte behalte, wird mir das nicht begegnen. Ich werde einsehen, daß körperliche Organe durch den Gebrauch schwächer werden und andern Zufällen unterworfen sind, und es wird mir nicht einkommen zu erwarten, daß die Vorsehung diesen natürlichen Lauf der Dinge für mich hemmen sollte. Wäre es einmal anders in mir, so wäre das ein trauriges Zeichen, daß mir nicht die Kraft mehr beiwohnte, die jeder vernünftige Mann besitzen muß. Mein Augenübel ist früh und durch einen Zufall entstanden, wie ich noch sehr jung war. Sein Sie übrigens, liebe Charlotte, um mich nicht

bekümmert. Wäre es auch schlimm mit meinen Augen, so würde mir darum nicht fehlen, was der Mensch innerlich braucht, um zufrieden und ruhig zu sein. Der Mensch hängt darin, nach Gottes weiser Einrichtung, glücklicherweise von sich und nicht von seinem äußern Schicksal ab. Es ist aber auch nicht so übel mit meinem Gesicht. Nur Geschriebenes zu lesen, greift die Augen eigentlich an, und das kommt mir so viel nicht vor. Bei Gedrucktem fühle ich keine Unbequemlichkeit, vor sehr kleinem und schlechtem Druck nehme ich mich in Acht. Das eigne Schreiben thut mir gar nichts. Da man weiß, was man schreiben will, und die große Gewohnheit besitzt, braucht man beim Schreiben weniger genau hinzusehen.

Sie bemerken sehr richtig, daß man viele Fälle hat, wo ein anfangender grauer Staar auf einem gewissen Punkt stehen bleibt, ohne je zu eigentlicher Blindheit zu führen, und das ist schon eine große Wohlthat. Denn man muß in diesen immer sehr traurigen Zuständen doch noch immer unterscheiden, was es mehr und was es weniger ist, und die eigentliche Blindheit enthält eigentlich ein doppeltes Leiden, erstlich, daß man unfähig wird, eine Menge von Dingen zu thun, zu denen das Gesicht unentbehrlich ist, und dann, daß man des Lichtes beraubt, in Finsterniß versetzt ist. Dies Letzte halte ich bei weitem für das Schlimmste. Denn die bloße Empfindung des Lichts, auch von dem Wahrnehmen aller Gegenstände gänzlich abstrahirt, hat etwas unendlich Wohlthätiges und Erfreuliches, und gehört in vieler Beziehung auch zu dem heitern und fruchtbringenden inneren geistigen Leben. Das Licht ist wenigstens unter allen uns bekannten Materien die am wenigsten körperliche. Es hängt, ohne daß man selbst sagen kann, wie das zugeht, mit dem Leben selbst zusammen,

und Leben, Licht und Luft sind wie verwandte, immer zusammen gedachte, das irdische Dasein erst recht möglich machende Dinge. Wunderbar ist es auch, daß die Finsterniß selbst den Reiz, den sie offenbar hat, verlieren muß, wenn sie zur beständigen Begleiterin des Lebens wird. Jedoch ist es nicht zu leugnen, daß die Finsterniß eine süße Ruhe gegen das Licht des Tages gewährt. Allein die angenehme Empfindung beruht nur darauf, daß der Tag vorangegangen ist, und daß man sicher ist, daß er nachfolgen wird. Nur der Wechsel ist wohlthätig. Unaufhörliches Tageslicht ermüdet. Das fühlt man schon, wenn man im Sommer nördliche Länder bereist, wo die Dämmerung die ganze Nacht hindurch währt. Ich wenigstens habe das nie angenehm gefunden. Allein, die ewige Finsterniß muß etwas viel Traurigeres haben, als daß man den Begriff durch bloße Ermüdung erschöpfend ausdrücken könnte. Es ist wohl eine Stille, aber auch eine zurückstoßende Oede. Man wird durch den Mangel äußerer Zerstreuung in sich zurückgedrängt, und kann doch viel weniger durch sich selbst handeln und thätig sein. Weit das Unangenehmste würde für mich das Aufhören der Mittheilung durch Briefe sein, die nicht bloß und lediglich Geschäfte betrafen. Denn wer könnte es aushalten, Andern vertrauliche Briefe zu diktiren, oder sich vorlesen zu lassen? Der Briefwechsel besteht, seinem Wesen nach, ganz und gar auf gänzlich unmittelbarer Mittheilung, und ich würde jeden gleich abschneiden, wenn ich, was ich nicht hoffe, jemals das Unglück hätte wirklich zu erblinden. Ueberhaupt ist es wunderbar, daß, meinem jetzigen Gefühl nach, ein solcher Zustand mich mehr von der Gesellschaft Anderer abziehen, als ihr zuführen würde. Ich kann es mir selbst nicht ganz erklären, da es natürlich scheint, die Zeit alsdann doppelt

gern mit Geſpräch auszufüllen. Es kommt vielleicht daher, daß ich, ohne ſelbſt ſagen zu können warum, ſehr ungern mit Blinden zuſammen bin. Da ich fühle, daß dies eine gewiſſermaßen ungerechte Empfindung iſt, ſo überwinde ich mich da, wo die Gelegenheit vorkommt, aber der Zwang, den ich mir anthue, hebt die Widrigkeit des Gefühls nicht auf. Der Anblick kranker, auch nur glanzlos ſtarrer, ſelbſt verbundener Augen wirkt körperlich auf mich. Ich kann machen, daß ich der Empfindung nicht Raum gebe, aber ich kann nicht hindern, daß ſie nicht entſtehe und fortdauere. Schon ein Schirm vor den Augen Anderer, beſonders bei Frauen, iſt mir unangenehm. Auch die Gewohnheit ändert darin nichts. Ich bin jahrelang wöchentlich mit Blinden zuſammen geweſen, der Eindruck blieb aber immer derſelbe. Daß ich nun, ſelbſt blind, nicht mit Andern ſein möchte, iſt nur eine Rückwirkung deſſelben Gefühls; wenn ſie auch nicht daſſelbe empfinden, als ich, ſo kann ich doch nicht hindern, daß ich mich nicht außer mich ſelbſt verſetze, und mich, Andern gegenüber, mir ſelbſt vorſtelle.

Ich bemerke eben, daß ich mich zu ſehr habe gehen laſſen, und müßte Sie, liebe Charlotte, wohl deshalb um Verzeihung bitten. Einestheils wünſche ich Sie zu beruhigen, dann habe ich mich in dieſen Monaten anhaltender mit dem Gedanken an Blindheit beſchäftigt, da zufällig drei, vier meiner genaueſten Bekannten in große Gefahr gerathen ſind, das Geſicht zu verlieren, ohne vorher zu ahnden, daß ihnen dies Schickſal bevorſtehe. Dennoch ſind es keine vorübergehende Augenübel, an denen ſie leiden, wie es glücklicherweiſe das Ihrige war, ſondern wahre, unheilbare, die nur ſchneller oder langſamer vorſchreiten. Auch faſſe ich gern jeden Zuſtand, der den Menſchen betreffen kann, feſt

und gerade ins Auge; denn was kann der Mensch auf Erden Besseres thun, als zu lernen, Mensch zu sein?

Nun breche ich ab, und wiederhole, was ich auf der ersten Seite sagte: bekümmern Sie sich nicht meinetwegen. Hoffentlich ist es nicht sehr schlimm mit mir.

Sie fragten mich neulich wegen des kleinen Aufsatzes meines Bruders, welcher „Der Rhodische Genius" überschrieben ist. Sie wünschten zu wissen, ob alles darin bloße Dichtung sei, oder etwas Geschichtliches zum Grunde liege? Ich vergaß Ihnen darauf zu antworten. Es ist allerdings eine bloße Dichtung, die sich auf nichts Historisches stützt. Die Erfindung soll auch nur zur Einkleidung der philosophischen Idee dienen, deren Entwickelung der Zweck des ganzen Aufsatzes ist. Man liebte in der Zeit, in welcher der Aufsatz geschrieben ist, mehr als man jetzt thun würde, solche halb-dichterische Einkleidungen ernsthafter, philosophischer Wahrheiten. Es freuet mich, daß Sie sich daran erfreuet haben. Es ist aber auch in Wahrheit, wie Sie sehr richtig gefunden haben, ein besonders durch seinen Inhalt anziehender und ausnehmend glücklich geschriebener Aufsatz.

Ich bitte Sie, wenn es möglich ist, Ihren nächsten Brief am 13. d. M. auf die Post zu geben. Ich habe verschiedener Hinderungen wegen erst heute, d. 4., diesen Brief enden können. Leben Sie herzlich wohl. Ich wünsche sehr, daß es mit Ihren Augen besser gehen möge. Mit unwandelbaren Gesinnungen der Ihrige H.

Es ist eine große Weisheitsregel im Leben, nicht zu gesund und zu frei von Unbequemlichkeiten des Alters und körperlichen Zufällen sein zu wollen. Es ist viel besser,

das, was nur beschwert, nicht aber zu sehr hindert, mit Geduld zu ertragen, und noch besser, sich über die unangenehme Empfindung, die es erregt, wegzusetzen. Bloß da, wo ein Uebel sehr zunehmen und gefährlich werden kann, ist natürlich eine Ausnahme zu machen.

Wir haben hier jetzt sehr schönes Herbst- und Oktoberwetter, wahrscheinlich ist es bei Ihnen eben so, immer versetzt ein so schöner Sonnenschein die Seele in eine viel erfreulichere Stimmung, als das dunkle und trübe Wetter. Das ist auch bei mir der Fall. Dennoch habe ich auch hierin die glückliche — denn eine solche ist es gewiß — Sonderbarkeit, daß mir zwar der Sonnenschein angenehmer, aber dunkles und schlechtes Wetter aller Art nicht gerade unangenehm, ja nach der Verschiedenheit seiner Beschaffenheit sogar auch wieder, nur auf seine Weise, angenehm ist. Es geht mir mit vielen Dingen eben so, daß ich wohl ihre Annehmlichkeit, nicht aber, oder doch ohne alle Vergleichung weniger, die Unannehmlichkeit ihres Gegentheils empfinde. So bin ich gewiß lieber wohl, aber Krankheit, die ich doch oft sehr schmerzhaft gehabt habe, macht mich gar nicht in gleichem Verhältniß mißgestimmt, und meine erste Empfindung, wenn mich etwas Unangenehmes befällt, das nicht mit wahrem Seelenkummer (dergleichen Krankheit nie hervorbringen kann) verbunden ist, ist über mich selbst zu lächeln oder zu lachen. Es ist das gar kein Stoicismus, keine Seelengröße, und noch weniger suche ich etwas darin, oder mache mir ein Verdienst daraus. Es hat aber von jeher in mir gelegen, nicht so viel auf angenehme Empfindungen zu halten, und so sorgfältig unangenehme zu vermeiden, noch mich daran zu erfreuen, sehr verschiedenartige selbst zu kennen und ihnen ihren eigenthümlichen Charakter abzugewinnen. Ein Gleichniß wird vielleicht deut-

licher machen, was ich meine. Wenn man in einem Schauspiel ist, was mir zwar selten jetzt so begegnet, da ich in keins gehe, so kommt es einem nicht sowohl darauf an, daß man diesen oder jenen Charakter, einen Geizigen oder einen Verliebten, vorstellen sieht: was einen anzieht, ist die Art, wie der Dichter den Charakter auf die Bühne bringt, wie er ihn in Verwickelungen gerathen läßt, ihn in seiner Eigenthümlichkeit festhält und ihn durchführt, ohne ihn aus der Rolle fallen zu lassen. Auf eine ähnliche Art geht es mir mit dem Leben. Auch ist das Leben nicht gerade anders, als ein Schauspiel zu nehmen. Die Dichtung ist vielmehr, so wie man sie nach der innern Wahrheit der Dinge beurtheilt, viel ernster und höher als das Leben. Sie bringt einen Schmerz und eine Lust hervor, die viel edlerer Natur sind als die wahren und irdischen. Ich erfahre nun in der That etwas ganz ähnliches mit allen Dingen im Menschenleben. Sie wirken in ihrem Charakter auf mich, und die Lust an ihrem rein ausgeprägten Charakter überwiegt meistentheils in mir ihr unmittelbares Gefühl auf mich und das Verhältniß, in dem sie zu mir stehen. Einigermaßen ist das nun bei allen Menschen der Fall. Das Mehr oder Weniger ist es nur, das hierin unter den Menschen den Unterschied hervorbringt, sonst sind auch hierin alle gleich. In mir ist nun gerade ein großes Uebergewicht von dieser Seite, und ich bin sehr zufrieden damit. Ich habe offenbar mehr angenehme als unangenehme Empfindungen, ja mehr Glück dadurch. Indem ich die geradezu angenehmen weniger ungeduldig suche, und die unangenehmen weniger ekel zurückweise, kommen mir jene ungerufen. Es ist überhaupt eine sehr gewisse Sache im Leben, daß das Glück am meisten ungerufen kommt, je mehr man es gleichsam zurückstößt. Das

ſteht auch ſchon vielfältig in der Schrift. Es kehrt nur dann in mehr dauernder und edlerer Geſtalt zurück.

Das Grabmal meiner Frau iſt nunmehr fertig. Es iſt eine Granitſäule, die auf einem hohen Poſtament ſteht. Am Poſtament iſt der Name der Verſtorbenen. Auf die Säule wird eine Statue der Hoffnung kommen, die meine Frau vor vielen Jahren in Rom beſtellt hat, die aber jetzt erſt ankommt. Die Höhe des Ganzen wird etwa 28 Fuß. Um die Säule herum iſt hinten eine halbrunde Bank, vorn ein eiſernes Gitter. Der Platz kann etwa 7 bis 8 Gräber faſſen. Die Gräber werden bloß in die Erde, ohne Gruft, gemacht. Vor dem Grabmal iſt Feld und freie Ausſicht bis zum Wohnhauſe. Gleich dahinter und zur rechten Seite, wenn man davor ſteht, ein dicht belaubter Park. Links wieder Feld mit der Ausſicht auf den See. In dieſen Tagen werde ich den Körper im neuen Grabe begraben laſſen. Derſelbe Prediger und dieſelben Menſchen werden dabei ſein. Von den letzten fehlen ſchon zwei. Einer iſt todt, der andere ſterbend.

Ich bitte Sie, Ihren nächſten Brief den 17. d. M. zur Poſt zu geben. Diesmal könnte ich wohl rechten. Ein Beſuch iſt kein ſehr hinreichender Entſchuldigungsgrund. Aber Ihr Brief iſt noch zur rechten Zeit gekommen. Leben Sie innigſt wohl. Ihr H.

Zehnter Brief.

Tegel, den 21. December 1829.

So ſpät im Jahre, liebe Charlotte, habe ich Ihnen noch nie von hier aus geſchrieben. Ich war ſeit langen Jahren immer in der Stadt um dieſe Zeit. Nur in früheren, glücklicheren Epochen meines Lebens brachte ich auch den Winter auf dem Lande zu. Was ich damals im heiteren Zuſammenſein that, wiederhole ich jetzt allein. Das iſt der Gang des menſchlichen Schickſals. Es iſt heute hier, und da ſo kleine Entfernungen keinen Unterſchied machen, gewiß auch bei Ihnen ein äußerſt kalter Tag. Doch war ich aus. Ich gehe alle Tage gerade ſo ſpazieren, daß ich die Sonne untergehen ſehe. Ich verſäume den Moment nicht gern, und die halbe Stunde vor und nachher ſind mir im Sommer und Winter die liebſten des Tages. Der Mond wartet dann oft ſchon, wenn die Sonne ihn nicht mehr überſtrahlt, ſeinen Glanz wieder zu gewinnen. Heute ging die Sonne ſo in Nebel gehüllt unter, daß man ſtatt ihrer Scheibe nur einen mattgelben Duft ſah. Wenn ich immer betrachtende Ruhe liebte, und mich ihr auch oft da hingab, wo ich mich im Gedränge von Menſchen und Gewühl von Geſchäften befand, ſo verſenkt mich meine jetzige Einſamkeit noch mehr darin. Ich habe zu nichts anderm Neigung. Meine wiſſenſchaftlichen Beſchäftigungen ſind damit verwandt, und ich fühle mit jedem Tage mehr, wie das reine und beſonnene Nachdenken über ſich ſelbſt das

Innere zusammenschließt und den Frieden giebt, der gewiß immer das Werk Gottes ist, den aber doch, gerade nach Gottes deutlich zu erkennen gegebenem Willen, der Mensch nicht, wie eine äußere Gabe von ihm erwarten, sondern durch die eigne Anstrengung seines Willens aus sich selbst schöpfen soll. Ich bin in jeder Epoche meines Lebens sehr gefaßt auf den Augenblick gewesen, der uns wieder daraus abruft. Ich bin es jetzt mehr wie je, wo ich dessen beraubt, was mir in jedem Augenblicke Genuß und die heiterste Freude gab, nun auf den kalten Ernst des Lebens zurückgewiesen bin. Ich glaube auch mit ziemlicher Gewißheit vorauszusehen, daß ich die mir vielleicht noch bestimmten Jahre, wie die jetzt verflossenen Monate, zubringen werde. Nur sehr bedeutende Dinge könnten mich zu einer Umänderung bringen. Bei kleineren würde ichs schon zu machen wissen, daß die Umänderung nur scheinbar wäre. Ich sehe daher mein Leben jetzt von der Seite an, daß es ein Vollenden, ein Abschließen der Vergangenheit ist. Es ist aber in meiner Art zu empfinden gegründet, daß mich dies nicht zur Beschäftigung mit dem Tode und dem Jenseits, sondern gerade zu den Gedanken, die auf das Leben gerichtet sind, bringt. Ich halte das auch nicht für eine Eigenheit in mir, sondern ich glaube, es müßte überhaupt so sein. Wenn man an den Tod zu denken empfiehlt, so ist das eigentlich nur gegen den Leichtsinn gerichtet, der das Leben wie eine immer dauernde Gabe ansieht. Davon ist ein in sich gesammeltes Gemüth schon von selbst frei. Uebrigens aber weiß ich nicht, ob anhaltende Beschäftigung mit dem Tode und dem, was ihm folgen wird, der Seele heilsam sei? Zwar möchte ich nicht darüber absprechen, da es mehr Sache des Gefühls, als der Untersuchung durch bloße Vernunftgründe ist. Ich glaube es aber nicht. Die

aus dem Vertrauen auf eine Allgüte und Allgerechtigkeit entſpringende Zuverſicht, daß der Tod nur die Auflöſung eines unvollkommenen, ſeinen Zweck nicht in ſich tragenden Zuſtandes und der Uebergang zu einem beſſern und höhern iſt, muß dem Menſchen ſo gegenwärtig ſein, daß nichts ſie auch nur einen Augenblick verdunkeln kann. Sie iſt die Grundlage der innern Ruhe und der höchſten Beſtrebungen, und eine unverſiegbare Quelle des Troſtes im Unglück. Aber das Ausmahlen des möglichen Zuſtandes, das Leben mit der Phantaſie darin zieht nur vom Leben ab und ſetzt nur ſcheinbar etwas Beſſeres an die Stelle, da allerdings die Gegenſtände erhabner ſind, nach denen man trachtet, man ſie aber doch ſo, wie man es da verſucht, nicht zu faſſen vermag. Gott hat auch deutlich gezeigt, daß er eine ſolche Beſchäftigung nicht wohlgefällig anſieht, denn er hat den künftigen Zuſtand in einen undurchdringlichen Schleier gehüllt und jeden Einzelnen in gänzlicher Unwiſſenheit gelaſſen, wann der Augenblick ihn ereilen wird. Ein ſicheres Zeichen, daß das Lebende dem Leben angehören und darauf gerichtet ſein ſoll. Wozu mich alſo die Gewißheit, ſich in dem letzten Lebensabſchnitt zu befinden, mahnt, iſt ein auf das Leben gerichtetes Beſtreben, das Beſtreben, das Leben abzurunden, ein inneres Ganzes daraus zu machen. In den Stand geſetzt zu ſein, dies zu thun, dadurch, daß man nicht mitten aus dem Treiben des Lebens hinweg geriſſen wird, ſondern einen Zeitraum der Muße und Ruhe behält, iſt eine Wohlthat der Vorſehung, die man nicht ungenutzt vorübergehen laſſen muß. Ich meine damit nicht, daß man noch etwas thun, etwas vollenden ſolle. Was ich im Sinne habe, kann jeder in jeder Lage. Ich meine in ſeinem Innern arbeiten, ſeine Empfindungen in vollkommene Harmonie bringen, ſich ſelbſtſtän-

diger und unabhängiger von äußern Einflüſſen zu machen, ſich ſo zu geſtalten, wie man ſich in den ruhigſten und klarſten Geiſtesmomenten geſtaltet ſehen möchte. Dazu geht jedem, wie viel er auch an ſich gethan haben möge, viel ab, daran iſt längere Dauer, als vielleicht die Dauer des Lebens verſtatten wird. Dies aber nenne ich den eigentlichen Lebenszweck, dieſer aber giebt auch dem Leben immer noch Werth, und wenn mich irgend ein Unglück, wie es jedem, wie glücklich er ſcheine, betreffen kann, dahin bringen ſollte, das Leben nicht mehr zu dieſem Zwecke zu ſchätzen, ſo würde ich mich ſelbſt mißbilligen und die Geſinnung in mir ausrotten. Allein auch über einen ſolchen Lebenszweck kann man nicht unfruchtbar mit ſeinem Gedanken brüten. Er muß nur die der Seele gegebene Richtung ſein, nur das, wie ſich die Gelegenheit darbietet, urtheilende, billigende, zurechtweiſende Princip. Das Leben iſt zugleich eine äußere Beſchäftigung, eine wirkliche Arbeit, in allen Ständen und allen Lagen. Es iſt nicht gerade dieſe Beſchäftigung, dieſe Arbeit ſelbſt, die einen großen Werth beſitzt, aber es iſt ein Faden, an dem ſich das Beſſere, die Gedanken und Empfindungen anknüpfen, oder das, woneben ſie hinlaufen. Es iſt der Ballaſt, ohne den das Schiff auf den Wellen des Lebens keine ſichere Haltung hat. So ſehe ich auch im Grunde hauptſächlich nur meine wiſſenſchaftlichen Beſchäftigungen an. Sie ſind vorzugsweiſe dazu gemacht, weil ſie an ſich mit Ideen in Verbindung ſtehen. Ich bin hierüber ausführlich geweſen, um Ihnen einen Begriff zu geben, was ich meine Einſamkeit und meine Freude daran nenne. Sie iſt urſprünglich keine freiwillige, ſondern eine durch das Schickſal herbeigeführte. Der von Zweien Zurückgebliebene iſt allein, und es iſt dann eine natürliche und zu billigende Empfindung,

daß man auch fortwährend allein bleiben will. Dann aber begünſtigt auch die Einſamkeit jenes Nachdenken über ſich ſelbſt, jene Arbeit an ſich, jenes Abrunden und Schließen des Lebens, von dem ich eben ſprach. Endlich kommen die Studien hinzu, denen man auch ihre Stelle gönnen muß. Darum gehe ich nur ſehr ſelten zu meinen Kindern in die Stadt und freue mich, wenn ſie hierher kommen. Die Leute bedauern erſt meine Abweſenheit, das iſt die Höflichkeit; dann finden ſie dies Zurückziehen in meinem Alter und in meiner Lage natürlich, das iſt die Wahrheit. Ueberdruß am Leben, Stumpfheit an ſeinen Freuden, Wunſch, daß es enden möge, haben an meiner Einſamkeit keinen Theil.

Ich habe Ihnen, liebe Charlotte, zwei Briefe geſchrieben, die bei Abgang des Ihrigen noch nicht angekommen waren. Ich verlange eine Antwort auf dieſe zu erhalten. Ich bitte Sie, wenn Sie können, mir noch in dieſem Jahre zu ſchreiben. Zu dem, welches wir neu beginnen, nehmen Sie meine herzlichſten Wünſche. Möge der Himmel Ihnen wieder Heiterkeit, Freude, Lebensluſt und Lebensmuth, und vor allem Geſundheit und Kräfte verleihen! Was ich dazu beitragen kann, will ich mit herzlicher Freude thun, wo und wie es mir möglich iſt. Leben Sie nun recht wohl! Gedenken Sie meiner mit freundſchaftlicher Liebe und rechnen Sie mit Zuverſicht auf meine aufrichtige, und unter allen Schickſalen unwandelbare Theilnahme an allem, was Sie betrifft. Ihr H.

Eilfter Brief.

Tegel, den 26. Januar 1830.

Sie müſſen, liebe Charlotte, zwei Briefe von mir bekommen haben, die noch unbeantwortet ſind, einen vom 9. und einen vom 21. Januar. Ihr letzter war nicht auf meine Bitte, ſondern aus eigner Bewegung geſchrieben, und meinen Brief vom 9. werden Sie vermuthlich zu ſpät empfangen haben, um ihn an dem darin genannten Tage zu beantworten. Da ich aber weiß, daß Ihnen meine Briefe Freude machen, und ich gerade einige freie Zeit habe, ſo will ich Ihnen ſchreiben, ohne erſt eine Antwort abzuwarten. Vielleicht bekomme ich dieſelbe auch noch, ehe ich den Brief ſchließe, da heute noch eine Gelegenheit aus der Stadt herkommt. Es liegt mir ſehr daran zu wiſſen, wie es Ihnen geht, und ob Sie die Ruhe und Heiterkeit wieder gewinnen, die ich Ihnen ſo ſehr wünſche. Noch erfreulicher ſollte es mir ſein, wenn mein Antheil und meine Rathſchläge in der That wirkſam dazu beitrügen. Das Wahre und Eigentliche müſſen Sie zwar ſelbſt dazu thun. Denn es bleibt immer ein ſehr wahrer Ausſpruch, daß das Glück im Menſchen ſelbſt liegt. Das Freudige, was ihm der Himmel verleihet, beglückt nur, wenn es auf die rechte Art aufgenommen wird, und das Bittere und Herbe, das das Schickſal ihn erfahren läßt, ſteht es in ſeiner Gewalt ſehr zu mildern.

Was auch gar keinen Troſt zuläßt, wie es denn allerdings ſolche Unglücksfälle giebt, hat Gott noch die Wehmuth zu einer Art Vermittlerin zwiſchen dem Glück und dem Unglück, der Süßigkeit und dem Schmerz geſchaffen. Sie macht den Schmerz zu einem Gefühl, das man nicht verlaſſen mag, an dem man hängt, dem man ſich überläßt mit dem Bewußtſein, daß es nicht zerſtörend, ſondern läuternd, veredelnd in jeder Art, und auf jede Weiſe erhebend wirkt. Es iſt ein Großes, wenn der Menſch die Stimmung gewinnt, alles was ihn betrifft, bloß weil es menſchlich iſt, weil es einmal im irdiſchen Geſchick liegt, dagegen anzukämpfen, aber zugleich ſo aufzunehmen, wie es ſich mit der Beſtimmung des Menſchen, ſich immer reifer und mannichfaltiger zu entwickeln, am beſten vereint. Je früher man zu dieſer Stimmung gelangt, deſto glücklicher iſt es. Man kann dann erſt ſagen, daß man das Leben wirklich erfahren hat. Und um des Lebens willen iſt man doch auf der Welt, und nur was man in ſeinem Gemüth durch das Leben errungen hat, nimmt man mit hinweg. Es iſt ein ſehr großes Glück, wenn man alles ſein Denken und Empfinden an einen Gegenſtand ſetzt. Man iſt dann auf immer geborgen, man begehrt nichts mehr vom Geſchick, nichts mehr von den Menſchen, man iſt ſogar außer Stande, etwas anderes von ihnen zu empfangen, als die Freude an ihrem Glück. Man fürchtet auch nichts von der Zukunft. Man kann nicht ändern, was nicht zu ändern iſt; aber das Eine, das Hängen an Einem Gedanken, Einem Gefühl, wenn es auch durch den grauſamſten Schlag, der einen Menſchen betreffen kann, nur zu dem Hängen an einer Erinnerung würde, das bleibt immer. Wer das ſtille Hängen an Einem Gedanken erreicht hat, beſitzt Alles, weil er nichts anderes bedarf und verlangt.

Noch beruhigender und beglückender ist natürlich ein solches Hängen an Einem, wenn das Eine nichts Irdisches, sondern das Göttliche selbst ist. Aber auch im Irdischen ist solch ein treues, die ganze Seele einnehmendes Hängen an Einem Gefühl immer von selbst auf das gerichtet, was im Irdischen selbst nicht irdisch ist. Denn das bloß Irdische ist nicht fähig die Seele so auf sich zu heften. Der Probierstein der Aechtheit des Gefühls ist nur, daß es von aller Unruhe frei, mit keiner Art des Begehrens gemischt sei, daß es nichts verlange, nichts fordere, keine andere Sehnsucht kenne, als in der Art, wie es ist, fortzudauern. Darum ist das Gefühl für Verstorbene ein so süßes, so reines, so der Sehnsucht hingegebenes Gefühl, das bis ins Unendliche fortwährt, ohne sich je zu zerstören, in deren Wachsthum selbst die Seele ohne Unterlaß Kraft gewinnt, sich ihr in einer süßen Wehmuth zu überlassen. Sobald das Gefühle für das Göttliche sind, sind es unstreitig die reinsten und von aller irdischen Beimischung am meisten geläuterten. Sie haben zugleich das Eigenthümliche, daß sie der Erde nicht entfremden, und doch allem Drohenden und Schmerzlichen, was die Erde auch oft hat, den Stachel und den Wermuth benehmen. Da der Gedanke an die Verstorbenen mit allem dem zusammen hängt, was sie im Leben umgab, so sind sie, statt vom Leben abzuführen, vielmehr immerfort Verknüpfungsmittel mit demselben; es giebt in jeder Lage noch immer Gegenstände, an welchen man sich die Verstorbenen als theilnehmend und noch mit dem Leben verknüpft denkt. Diese knüpfen auch den Zurückbleibenden noch an das Leben, aber es ist eine Verknüpfung, die dem Leben das Schwere benimmt, da man sich doch nicht mehr ganz als ihr angehörend betrachtet. Wenn die liebsten Gedanken alle jenseits des Lebens sind,

wenn das Leben keinen hat, der dieſen die Waage halten könnte, ſo kann, was man ſonſt im Leben zu fürchten pflegt, einem irgend gegen irdiſche Schickſale Gewaffneten nicht ſonderlich furchtbar erſcheinen. Zeit und Ewigkeit verknüpft ſich im Gemüthe zu einer Ruhe, die nichts mehr ſtört. Ich habe mir immer, ehe ich noch die Erfahrung ſelbſt gemacht hatte, gedacht, daß es ſo ſein müßte. Ich habe es nie für möglich gehalten, daß es für einen wahren Verluſt auch nur einen ſcheinbaren Erſatz geben könnte. Jetzt empfinde ich das wirklich, da das Loos mich getroffen hat. Ja, ich werde mit großer Freude gewahr, daß ſich die wahre und richtige Einwirkung, die ſolcher Verluſt haben muß, mit der Zeit immer vollkommener und mächtiger entfaltet, wie die irdiſche Nacht tiefer wird, je länger ſie währt. Die Freude, die man am nächtlichen Dunkel hat, und für die ich immer ſehr empfänglich geweſen bin, iſt dieſer Empfindung ähnlich. Man iſt allein, und will allein ſein, man gewahrt äußerlich nichts, und innerlich regt ſich ein doppeltes Leben. Der Tag iſt geweſen und der Tag wird wiederkehren.

Es iſt ein ſchrecklicher Winter in dieſem Jahr, und noch durchaus keine Ausſicht, daß das bald anders werde und ſich milder löſen will. Wenn man die viele Noth bedenkt, die es mit ſich führt, ſo iſt das ſehr beklagenswerth. Allein ſonſt iſt mir keiner ſo leicht geweſen. Dies liegt in der Ruhe und Unabhängigkeit der Einſamkeit, worin ich lebe. Ich gehe alle Tage ſpazieren, allein außerdem verlaſſe ich die drei aneinander ſtoßenden Zimmer, die ich allein bewohne, nie, und der Anblick der unberührten Schneeflächen und des unendlichen Glanzes, den die Sonne, deren Auf- und Untergang ich von meinen Fenſtern aus ſehe, und Abends Mond und Venus und die andern Sterne über

die Schneeflächen und den gefrornen See ausstrahlen, ist unbeschreiblich. — Ich bitte Sie, Ihren nächsten Brief am 2. Februar, oder wenn das nicht möglich ist, doch noch in der ersten Woche des Februars abgehen zu lassen. — Leben Sie recht herzlich wohl, und bleiben Sie meiner aufrichtigen und innigen Theilnahme versichert. Ganz der Ihrige H.

Zwölfter Brief.

Tegel, den 5. März 1830.

Ich bin sehr besorgt um Sie gewesen, liebe Charlotte. Ich hatte Sie gebeten, mir am 25. zu schreiben, ich wußte, daß Sie, wenn Sie gesund waren, das gewiß gethan hätten, und doch hatte ich heute früh noch keinen Brief von Ihnen. Daß aber ein Brief von Ihnen bis hierher acht Tage gehen sollte, schien unglaublich, und doch hatte ich heute früh meine Berliner Briefe bekommen. Ich dachte mir also mit Gewißheit, daß Sie krank sein, wenigstens gewesen sein müßten. Derselbe Gedanke war mir schon gestern und vorgestern durch den Kopf gegangen. Endlich am Abend, wo ich einen zweiten Boten bekam, erhielt ich Ihren Brief. Ich kann Ihnen nicht sagen, wie ich mich beim Erblicken der Handschrift freuete. Der Brief trug wirklich das Postzeichen vom 25. Die Langsamkeit aber weiß ich mir nicht zu erklären. Vermuthlich habe ich einen Tag genannt, wo keine Post abging, so daß der Brief gleich gelegen und gewartet hat. Dann mag das hohe Wasser dazu gekommen sein. Ich bitte Sie doch aber, wenn ja der Fall wieder unglücklicherweise eintreten sollte, daß Sie wegen Unpäßlichkeit nicht schreiben, mir dennoch immer in zwei Worten zu sagen, wie Ihnen ist und was Ihnen fehlt. Glauben zu müssen, daß jemand, an dem man Antheil nimmt, krank ist, ohne zu wissen was ihm fehlt, ist ein zu peinlicher Zustand. Mit meiner Gesund-

heit geht es fortdauernd gut, ich habe die letzten schönen Tage sehr genossen und zu weiten Spaziergängen benutzt. Es war eine schöne Luft und ein wundervoll erfreuender Sonnenschein. Einmal habe ich, seit ich Ihnen zuletzt schrieb, einen leisen Anfang einer Augenentzündung gehabt. Ich mußte mich beim Spazierengehen erkältet haben. Ich bin dann einen Tag zu Hause geblieben, habe nicht gelesen noch geschrieben, und mich dadurch selbst geheilt. Ich habe mich gewundert, daß meine Augen nicht durch den Anblick des Schnees gelitten haben, der sonst schwachen Augen so leicht wehe thut. Es scheint aber, daß die meinigen eine gewisse Stumpfheit gegen solche Reize haben. Dazu trägt vielleicht bei, daß ich immer eine Art Leidenschaft gehabt habe, in die Sonne beim Untergang zu sehen. Wie die Scheibe mit dem untern Rand den Horizont berührt, stehe ich still, und scheide nicht eher vom Anblick, bis der letzte Strahl verglüht ist. Ich schreibe Ihnen diesmal zuerst von meiner Gesundheit, weil Sie mir sehr gütig sagen, daß Sie immer nach diesen Stellen in meinen Briefen zuerst suchen. Ich wollte Ihnen auf diese Weise damit entgegen kommen. Sonst hätte ich mit dem angefangen, was den Hauptinhalt Ihres Briefs und den vertraulichen Theil desselben ausmacht, und wozu ich jetzt übergehe. — — — —

Den 17.

Ich habe, liebe Charlotte, Ihren am 6. d. M. abgegangenen Brief vom 1. bekommen, so daß der Brief wieder sehr lange unterwegs gewesen ist. Doch kann er wohl zwei volle Tage in meinem Hause in Berlin gelegen haben. Es ist mir sehr lieb, daß der Abgang der Posten wieder geregelt ist. Ich werde Sie jetzt immer bitten,

Ihre Briefe am Dienstag abgehen zu lassen. Es war sonst immer der Tag, den Sie vorzogen. Ihr längeres Stillschweigen hat mich diesmal nicht beunruhigt. Ich war gewiß, daß Sie nicht krank sein konnten. Ich hatte Sie so bestimmt gebeten, mir in diesem Fall zu schreiben, daß ich gewiß darauf rechnen konnte, daß Sie es gethan haben würden. Ich errieth aber die Ursache Ihres Nichtschreibens, und sehe nun aus Ihrem Briefe, daß ich ganz richtig vermuthet hatte. Es war eine zu natürliche, Ihrer Empfindungsart zu angemessene Empfindung, als daß sie nicht hätte in Ihnen aufsteigen sollen. Ihr jetziger Brief aber hat mir die größte Freude gemacht, besonders wegen der ruhigen Stimmung, die darin herrschend ist, und die ich, da sie Ihnen nothwendig die wohlthätigste sein muß, so sehr liebe, um deren Erhaltung ich Sie dringend bitte. Auch Lebenslust und Lebensfreude an den dem Leben bleibenden Genüssen kann erst auf dieser Grundlage im Gemüth emporsprießen. Die Ruhe ist die natürliche Stimmung eines wohl geregelten, mit sich einigen Herzens. Aeußere Ereignisse können sie bedrohen und das ruhigste Gemüth aus den Angeln heben. Ein großes weicht zwar auch da nicht, allein obgleich es Frauen giebt, welche diese Stärke mit der größten und lebendigsten Regsamkeit der Empfindung und der Einbildungskraft verbinden, so kann man das bewundern, aber nicht fordern. In einem Manne aber ist es Pflicht, es läßt sich verlangen, und er verliert gleich bei allen richtig Urtheilenden an Achtung, wie hierin in ihm ein Mangel sichtbar wird. —

Meine Gesundheit ist fortwährend gut. Sogar von kleinen Uebeln bin ich frei, und an den Augen bemerke ich keine Veränderung. Ich mache mir indeß dennoch keine Täuschung darüber. Es liegt in der Natur der Sache,

daß eine einmal vorhandene Schwäche, oder eine beginnende Verdunkelung, immer auch, wie alles in der Natur, ihren Gang geht und zunimmt. Aber dies Zunehmen kann so unmerklich sein, daß es die ganze Lebensdauer hindurch zu keinem wirklichen Uebel führt. Dies scheint jetzt noch bei mir der Fall zu sein. Mit der Schwierigkeit in der Hand beim Schreiben haben Sie vollkommen Recht, sie begleitet gewöhnlich den Eintritt der höhern Jahre. Es tritt dann entweder Zittern ein, oder ein Zustand, den ich mehr Unbehülflichkeit als Schwäche nennen möchte. Das Schreiben erfordert, wenn die Hand fest und deutlich sein soll, eine Menge sehr kleiner und kaum merklicher Bewegungen der Finger, die schnell nach einander, und doch bestimmt von einander geschieden, gemacht werden müssen. Dazu mangelt im Alter die Gelenkigkeit. Wie beim Schreiben ist es bei allen ähnlichen Verrichtungen, wogegen im Fassen, Tragen, Halten u. s. f. die Hand die gleiche Kraft behält. Daß Gastein mir dabei helfen könnte, glaube ich nicht. Es hat bei mir erst, wie ich schon Gastein gebraucht hatte, recht zugenommen, und war im Frühjahr weniger stark, als im Herbst und jetzt. Das Alter erscheint mit den Jahren allmählig, aber mit einer Krankheit oder einem großen Unglücksfall, den nichts je wieder gut machen kann, plötzlich. Das Letzte ist mein Fall gewesen. Hätte ich den Verlust nicht erlitten, den ich erfahren, so möchte es noch mehrere Jahre so fortgedauert haben. Aber durch die große Aenderung, welche dieser Verlust in mir hervorbringen mußte, und die mit jedem Tage nur fühlbarer wird, bei der plötzlichen Vereinzelung nach einem acht und dreißigjährigen gemeinschaftlichen Leben, und selbst in der Abwesenheit ununterbrochenen gemeinschaftlichen Denken und Empfinden, war es natürlich,

daß die Aenderung auch körperlich eintrat. Indeß iſt das ſehr leicht zu ertragen, zumal ſo lange die Geſundheit ſo unangegriffen wie bei mir jetzt bleibt. Ich kann daher, wenn Sie auch nicht immer darin einſtimmen, nur dabei bleiben, daß mir das Alter lieb iſt. Es iſt ein natürlicher menſchlicher Zuſtand, dem Gott ſeine eigenen Gefühle geſchenkt hat, die ihre eigenen Freuden in ſich tragen. Wenn ich durch einen Zauberſtab machen könnte, daß ich die mir noch übrigen Jahre mit jugendlicher Kraft und Friſchheit verleben, oder ſo wie jetzt bleiben könnte, ſo wählte ich das Erſte gewiß nicht. Die jugendliche Kraft und Friſchheit paßt nicht zu greiſenden Gefühlen, und dieſe in einem langen Leben erworbenen und erlangten Gefühle möchte ich doch für nichts auf Erden aufgeben. Was Sie von meiner Stimmung ſagen, unterſchreibe ich in ſofern, als ſie allerdings eine ſeltene und den tiefſten und gerührteſten Dank erheiſchende Gabe des Himmels, nicht menſchliches Verdienſt iſt. Wenigſtens rechne ich ſie mir nicht zu. Ich verdanke ſie größtentheils der, welche auch jetzt die unmittelbare Quelle derſelben iſt. Denn wenn man einem durchaus reinen und wahrhaft großen Charakter lange zur Seite ſteht, geht wie ein Hauch von ihm auf uns über. Ich würde mir ſelbſt jenes Beſitzes unwerth erſcheinen, wenn ich jetzt anders ſein könnte, als innerlich in abgeſchloſſener Ruhe in der Erinnerung lebend, und äußerlich, wo ſich die Gelegenheit darbietet, nützlich und wohlthätig beſchäftigt.

Es iſt mir eine wahre Beruhigung geweſen und hat mich unendlich gefreuet, daß Ihnen meine beiden letzten Briefe wohlthätig geweſen ſind. Ich habe bei allem, was ich Ihnen ſchreibe, immer und nur dieſe Abſicht, und ich bitte Sie dringend, danach und nur danach jeden einzelnen

Ausdruck zu beurtheilen. Wir weichen in einigen wesentlichen Ansichten des innerlichen Lebens von einander ab. Es thut nichts, wenn man nicht über alles gleich denkt, und jeder muß sein inneres Glück auf seine eigne Weise bauen. Nur wenn der Eine in vollkommener Uebereinstimmung mit der Ansicht des Andern es wünscht, wenn er sich ganz vertrauend hingiebt, kann man leitenden Einfluß darauf ausüben wollen.

Ich wünsche, daß meine Briefe Sie ruhig, heiter stimmen, Ihnen wie eine Erholung, eine Erquickung erscheinen. Meine dringende Bitte an Sie, liebe Charlotte, ist nur, daß Sie die Ruhe Ihres Gemüths erhalten, und es der Heiterkeit, die jede Lage begleiten kann, offen erhalten mögen. Sich selbst heiter stimmen kann man nicht immer, allein heiteren Eindrücken, wenn sich Veranlassungen dazu finden, sich offen zu erhalten, kann man doch. Ich bitte Sie, mir den 27. d. M., wenigstens gewiß nicht später, zu schreiben. Früher soll es mir immer willkommen sein. Leben Sie herzlich wohl, und rechnen Sie mit vertrauender Zuversicht auf meine ununterbrochene freundschaftliche Theilnahme. H.

Dreizehnter Brief.

Tegel, den 6. bis 9. Mai 1830.

Ich sage Ihnen, liebe Charlotte, meinen herzlichen Dank für Ihren am 27. April abgegangenen Brief, den ich richtig empfangen habe. Mit meinem Befinden geht es sehr gut, und ich empfinde weder Folgen des nassen Frühjahrs, noch des strengen Winters. Dennoch machen sich die Folgen im Allgemeinen sehr fühlbar. Eine Menge von Leuten leiden hier am kalten Fieber. Ich habe für den Sommer meine Lebensart etwas geändert. Ich stehe jetzt regelmäßig um 6 Uhr auf. Dafür gehe ich aber auch immer vor, spätestens um Mitternacht zu Bette. Die Morgenstunden haben mehr Reiz für mich, und so schreibe ich Ihnen, liebe Freundin, heute in der Frühe. Es ist das erste, womit ich heute den Tag beginne. Auf meinen Schlaf hat weder das frühe noch späte Aufstehen einigen Einfluß. — — Die Nacht hat etwas unglaublich süßes. Die heitern Ideen und Bilder, wenn man solche haben kann, wie ich ehemals oft erfahren, nehmen einen sanfteren, schöneren, in der That seelenvollern Ton an, dabei ist es, als ob man sie inniger genösse, da in der Stille nichts, nicht einmal das Licht sie stört. Kummervolle und schwermüthige Erinnerungen und Eindrücke sind dagegen auch milder und mehr von der Ruhe durchströmt, die jede Trauer leichter und weniger zerreißend macht. Man kann auch dem Kummer ruhiger nachhängen, und ein tiefes Gemüth sucht doch

nicht den Kummer zu entfernen, am wenigsten zu zerstreuen, sondern sucht ihn so mit dem ganzen Wesen in Einklang zu bringen, daß er Begleiter des Lebens bleiben kann. Ich kann mich jetzt schon auf die langen Winternächte freuen, und habe, was ich hier sage, im vorigen Winter oft erfahren. Bedenkt man auf der andern Seite wieder, wie freudig und schön das Licht ist, so geräth man in ein dankbares Staunen, welch einen Schatz des Genusses und wahren Glückes die Natur allein in den täglichen Wechsel gelegt hat. Es kommt nur darauf an, ein Gemüth zu haben, ihn zu genießen, und das liegt doch in jedes Menschen eigner Macht. Alle Dinge, die einen umgeben, schließen für den Geist und die Empfindung Stoff zur Betrachtung, zum Genuß und zur Freude in sich, der ganz verschieden und unabhängig ist von ihrer eigentlichen Bestimmung und von ihrem physischen Nutzen; je mehr man sich ihnen hingiebt, desto mehr öffnet sich dieser tiefere Sinn, die Bedeutung, die halb ihnen, die sie veranlassen, halb uns, die wir sie finden, angehört. Man darf nur die Wolken ansehen. An sich sind sie nichts als gestaltloser Nebel, als Dunst, Folgen der Feuchtigkeit und Wärme, und wie beleben sie, von der Erde gesehen, den Himmel mit ihren Gestalten und Farben, wie bringen sie so eigne Phantasien und Empfindungen in der Seele hervor.

Ich werde, liebe Charlotte, am 2. Junius verreisen und zum 2. August, oder wenige Tage später, wieder hier zurück sein. Ich gehe zuerst nach Schlesien, dann von da nach Gastein. Hierüber wundern Sie sich vielleicht, da ich mich vollkommen wohl befinde. Allein eigentlich ist es vernünftiger eine Badekur zu wiederholen, wenn man sich danach wohl, als wenn man sich übel befunden hat. Ich leite zwar mein Wohlbefinden von der vollkommen regel-

mäßigen Lebensart, die ich führe, von dem einsamen Landaufenthalte, selbst von der Stimmung ab, in der ich mich befunden und befinde, wo mich kein äußeres Verlangen bewegt, und das einzige innere Einer mich nie verlassenden Empfindung zugewendet ist. Ich war doch sonst mehr von der Wirklichkeit bewegt und bisweilen auch unruhiger, was mir das Leben beglückte, war mir auch Gegenstand der Sorge. Mein Arzt aber besteht darauf, daß Gastein es vorzüglich ist, was physisch so gut auf mich gewirkt hat, und da mir die Reise nicht anders unangenehm ist, als durch meine Abwesenheit von hier, so befolge ich den Rath, ohne darum unbedingt daran zu glauben. Ich habe wieder in Gastein meine alte Stube, die, welche meine Frau bewohnte, und dieselben Erinnerungen umgeben mich, in denen ich hier lebe. — Ich hoffe, daß Sie den Sommer ruhig und in der stillen Heiterkeit durchleben werden, die Ihr Gemüth so vorzugsweise geeignet ist zu genießen, und sich auch selbst zu geben durch Erhebung zu dem Besten, Beseligendsten und Höchsten, das der Mensch besitzen kann. Ihr letzter Brief, und schon der vorletzte, schien mir anzudeuten, daß diese Stimmung wieder in Ihnen mehr vorherrschend zu werden anfängt.*)

Was Sie, liebe Charlotte, dazu beitragen können, daß Sie Ihre frühere Heiterkeit wieder gewinnen, thun Sie

*) Was in dieser Zeit mich so sehr niederbeugte, war von der Art, daß ich es bei dem höchsten Vertrauen dennoch dem gütigen, verehrten Freunde nicht mittheilen konnte. Theils wurden sehr zarte Saiten durch Andere verletzt, theils blieb der Zustand mir selbst fast unverständlich. Es war ein schmerzliches Gewebe wahrer, nicht eingebildeter Leiden, die nur schweigend getragen werden konnten, aber dem Geist allen freien Aufschwung, dem Gemüth alle Heiterkeit raubten.

ja; was ich dazu beitragen kann, thue ich gern. Vertrauen Sie dem Wort und auch der Versicherung, daß es mich bekümmert, Sie so lange in einer so trüben Stimmung zu wissen. Ich wollte, Sie klagten sich recht aus. —

Was Sie über Georg Jacobi's Reisen sagen, hat mich sehr angesprochen; ich komme einmal darauf zurück. Leben Sie wohl, mit der herzlichsten und unveränderlichsten Theilnahme der Ihrige H.

Vierzehnter Brief.

Tegel, den 29. Mai 1830.

Ich habe, liebe Charlotte, Ihren Brief vom 16. d. M. vor einigen Tagen empfangen, und so wie Sie es vorausgesehen haben, doppelte Freude daran gehabt, weil er in einem so ruhigen und heitern Tone geschrieben ist. Ich wünsche nichts mehr, als daß Sie in demselben und der ihr entsprechenden Stimmung bleiben mögen, und Sie können es gewiß, wenn Sie sich nicht selbst trübe und irrige Vorstellungen machen, sondern vielmehr der Ruhe nachstreben, welche das Gemüth unabhängig von äußeren Ereignissen macht. Ohne diese nur durch innere Bearbeitung seiner selbst zu erlangende Ruhe bleibt man immer ein Spiel des Schicksals, und verliert und gewinnt sein inneres Gleichgewicht, wie die Lage von einem nur freudvoller oder leidvoller ist. Das gänzliche Unterlassen alles Spazierengehens ist und bleibt doch eine Entbehrung eines großen Vergnügens, wenn sich auch der Körper daran gewöhnt, ich habe das selbst an mir erfahren. Der Mangel der Bewegung hat mir nie geschadet, aber entbehren thut man viel. Man genießt die Natur auf keine andere Weise so schön, als bei dem langsamen, zwecklosen Gehen. Denn das gehört namentlich zum Begriff selbst des Spazierengehens, daß man keinen ernsthaften Zweck damit verbindet. Seele und Körper müssen in vollkommener und ungehemmter Freiheit bleiben, man muß kaum einen Grund haben, auf eine oder die an

dere Seite zu gehen. Alsdann befördert die Bewegung die Idee, und man mag etwas Wichtiges denken oder sich bloß in Träumen und Phantasien gehen lassen, so gewinnt es durch die Bewegung des Gehens bessern Fortgang, und man fühlt sich leichter und heiter gestimmt. Noch vor kurzem ist es mir geschehen, daß mir durch einen Spaziergang gelang, was sich sehr lange nicht hatte gestalten wollen. Ich hatte oft vergebens an etwas gearbeitet, und plötzlich beim Herausgehen draußen kam es mir ganz von selbst, daß ich beim Nachhausekommen es nur aufschreiben konnte. Ich gehe aber niemals des Morgens aus. Daran thue ich vielleicht Unrecht, aber es hängt bei mir mit so vielen kleinen Gewohnheiten zusammen, daß ich darüber nicht hinaus kommen kann. Ich genieße daher nur den Anblick des Grün aus den Fenstern, wo dann die Lichter der Frühsonne im Laube einen wundervoll herrlichen Wechsel des Hellen und Dunkeln gewähren.

Ich habe kürzlich Goethe's zweimalige Reise nach Italien oder vielmehr, da es keine eigentliche Reisebeschreibung ist, seine Briefe von daher gelesen. Sie schrieben mir in derselben Zeit von der Jacobi'schen. Ich habe diese Reise nie gelesen, wohl aber den Reisenden gekannt, und sein Buch lobend hören. Er studirte mit mir zugleich in Göttingen, und ging, wenn ich nicht irre, auch mit Ihrem Bruder um. Er war ein guter Mensch und sehr fleißig, doch vermied ich seinen Umgang, da er für meine Neigung in zu viele Studentengesellschaften verwickelt war. Was Sie mir aus seiner Reise über die Pracht der Kirchen und des Gottesdienstes sagen, ist sehr wahr, und sehr begreiflich, wie hinreißend es für ein wahrhaft frommes, weibliches Gemüth, wie das Ihrige, erscheinen muß, zu jeder Zeit in den offenen Kirchen eine Zuflucht und „Freistatt",

wie Sie ſagen, für ſeine tiefſten Bedürfniſſe zu finden. Ich bin durch Ihre Bemerkungen an etwas erinnert. Vielleicht haben Sie wohl von Fernow gehört, der Mehreres über Kunſt und Literatur und eine ſehr geſchätzte italieniſche Grammatik geſchrieben hat. Dieſer war viele Jahre in Rom und heirathete dort eine Frau, die von geringem Stande war und als Wirthſchafterin gedient hatte. Nach mehreren Jahren der Heirath kehrte er nach Deutſchland zurück, nahm die Frau mit und lebte in Weimar. Der Frau mißfiel der dortige Aufenthalt ungemein, ſie ſtarb ſogar bald, woran das Heimweh mit Urſache ſein mochte. Sehr merkwürdig war, was ſie beſtändig ſagte und immer wiederholte: „Wie arm und wie dunkel!“ Das letzte begriff man leicht, da es auf das Sonnenlicht gehen konnte. Aber das arm ſchien ſonderbar, da ſie in Rom unmittelbar auch nur armſelige Umgebungen gehabt haben konnte. Es bezog ſich aber offenbar auf die Kirchen, die hell, groß, prachtvoll und in jeder Art reich ausgeſtattet ſind. Dieſe ſah ſie als zu ihrem Leben, ihrer täglichen Umgebung gehörend an, und konnte es. Die Kirchen in den italieniſchen Städten, und es iſt wohl in allen katholiſchen Ländern nicht anders, ſind den ganzen Tag offen, vom frühen Morgen bis ſpäten Abend, und jeder kann ungehindert hineingehen und darin bleiben, ſo lange er will. Jeder im Volke kann ſie alſo als ſein Eigenthum anſehen, und ſo that es dieſe Frau. Wie ärmlich es in ihrer Stube ausſehen mochte, der Reichthum und die Pracht der Kirchen gehörte zu ihrem Genuß. Es iſt aber auch in anderer Rückſicht, wie Sie bemerken, und wie es auch mir erſcheint, eine lobenswürdige Sitte, daß man jedem Gelegenheit giebt, in jedem Moment, wo er Stimmung dazu hat und fühlt, an einen Ort gehen zu können, wo er Stille und Einſamkeit,

oder zu seiner Stimmung passende Verrichtungen findet, einen Ort, der ihm schon an und für sich, sobald er ihn betritt, Ehrfurcht und dazu eine gewisse Linderung einflößt. Unsere evangelischen Kirchen werden viel zu sehr als Orte, die zum Predigen bestimmt sind, angesehen, und auf die religiöse Erhebung des Gemüths in Gebet und Nachdenken wird zu wenig gedacht.

Die Goethe'schen Briefe aus Italien lehren nicht gerade Italien und Rom kennen. Sie sind ganz und gar nicht beschreibend. Man muß mit den Gegenständen durch eigene Ansicht oder durch andere Reisen bekannt und bereits vertraut sein, um nur die Bemerkungen darüber ganz zu verstehen. Aber sie mahlen sehr hübsch und interessant Goethe selbst, und zeigen, was Rom und Italien sind, durch den Eindruck, den sie auf Goethe gemacht haben. Jedenfalls gehören sie zu den merkwürdigsten Schilderungen. Dann erkennt man auch daraus, welche unglaubliche Sehnsucht Goethe Jahre hindurch hatte, Italien und vor allem Rom zu sehen.

Ich reise morgen früh ab und gehe zunächst nach Breslau. Leben Sie herzlich wohl und sein Sie meiner unveränderlichen Theilnahme gewiß. Von Herzen Ihr H.

Fünfzehnter Brief.

Ottmachau, den 22. Junius 1830.

Ich habe vor einigen Tagen, liebste Freundin, Ihren Brief vom 6. und 7. d. M. bekommen, und danke Ihnen herzlich dafür. Es thut mir leid, daß Sie den meinigen vom 29. Mai, später als es hätte sein sollen, empfangen haben. Ich bin aber erst am 3. von Berlin abgereist und konnte meinen Brief erst am Tage vor meiner Abreise beendigen. Meine Reise ist sehr glücklich gewesen, und hat mir zu gar keiner Art von Klage über irgend eine Unbequemlichkeit Anlaß gegeben. Das Wetter war sehr schön und ohne Regen, den ich am meisten auf Reisen hasse. Ich bin über Breslau gegangen, war aber schon am 7. Abends hier, wo ich mich bei meinem ältesten Sohn und dessen Frau aufhalte. Es war ein himmlisch schöner Sommerabend, und ich kann nicht sagen, wie schön ich wieder die Gegend hier gefunden habe. Ich reise allein, ohne eines meiner Kinder. Es war für keins eine Veranlassung vorhanden, das Bad zu gebrauchen, und ich bin auf Reisen lieber allein. Dies würde auch mein Fall sein, wenn ich noch älter oder kränklicher wäre. Was aber die Pflege betrifft, deren man im Alter oder Krankheit bedürfen kann, so ist es viel angenehmer die von Bedienten zu empfangen. Kinder, Verwandte, Freunde sind zu edel dazu, es beglückt, sie zu sehen, mit ihnen zu reden, aber mit diesen körperlichen Elendigkeiten sich zu befassen, ist, wenigstens meinem

Gefühl nach, unter dem, wozu man das Leben mit ihnen anwenden kann.

Ich werde morgen Ottmachau verlassen, noch anderthalb Tage bei einer langjährigen Freundin auf dem Lande in der Grafschaft Glatz zubringen, und dann meine Reise so fortsetzen, daß ich in mäßigen Tagereisen Gastein am 1. künftigen Monats erreiche. Ich gehe über Prag, aber nicht über Wien. Obgleich viele Menschen jetzt im Sommer auf dem Lande sind, so bleiben immer einige zurück, die ich nicht vorbeigehen könnte, und meine Zeit erlaubt keinen Aufenthalt. Ohnehin hat Wien nie zu den Städten gehört, die ich sehr liebe, und die es mir jetzt Freude machen würde wiederzusehen. Ich war zweimal da, das erstemal vor langen Jahren in der ersten Zeit meiner Verheirathung, auch später mit meiner Frau und meinen Kindern, ich reiste von da nach Paris. Das zweitemal, wie Sie wissen, mehrere Jahre nach einander, und dann wieder mit Unterbrechung. Immer haben mir Stadt und Gesellschaft dieselben Eindrücke zurück gelassen. Linz hingegen, worüber mich mein Weg nun führen wird, ist eine hübsche anmuthig gelegene Stadt, und ich freue mich darauf wieder durchzukommen. Die Lage ist immer an einem Orte nicht bloß, wenn man durchkommt, das erste und anziehendste, sondern auch zum Bleiben und Leben. Denn zuerst muß man sein Leben doch auf sich allein berechnen. Man kann erst den Andern etwas sein, wenn man sich erst selbst genügt, und dazu trägt nichts so entscheidend bei, als die Natur. So hoffe ich, wenn ich gesund bleibe, gemächlich, wenn auch nicht schnell, Gastein zu erreichen. Es ist immer wunderbar genug, eine weite, immer manchem Zufall ausgesetzte Reise bei völliger Gesundheit zu unternehmen, bloß um einen unzerrissen Erfolg für das künftige Jahr zu gewin-

nen. Sie werden mich, liebe Freundin, fragen, warum ich es thue, wenn ich selbst ganz richtig so denke. Hauptsächlich thue ich es, um nicht, wenn ich ja zufällig im nächsten Winter leidend würde, was doch bei jedem Menschen so leicht möglich ist, von einem Arzt und Andern geklagt zu werden mit der Klage, daß das alles davon herkomme, daß ich nicht Folge geleistet, sondern nach meinem eigenen Kopfe den wiederholten Gebrauch des Bades, das mir ein Paarmal heilsam gewesen, versäumt habe. Alles Sprechen über meine Gesundheit, alles Gründesuchen, Bedauern, Unruhigsein ist mir in den Tod verhaßt. Es ist eben so nutzlos als thöricht, sich nicht in das Unabänderliche ruhig und still zu fügen. Damit es nun aber wirklich das Unabänderliche sei und scheine, so ist es mein Grundsatz, auch ohne sichern Glauben an seine Unfehlbarkeit, dem Arzt, den ich eben brauche, streng zu folgen, und mir keine Abweichungen von seinen Vorschriften zu erlauben. Dann ist er allein für den Erfolg verantwortlich, und ich habe nichts damit zu schaffen. So, und nicht aus eignem Vertrauen, brauche ich das Bad in Gastein. Für mich habe ich für die Erhaltung meiner Gesundheit mehr Zuversicht auf eine einfache, gleichmäßige, vernünftige Lebensweise, die man vorzüglich zu Hause führt und führen muß. — Sie reden in Ihrem Briefe von Gewittern. Wir haben hier sehr viele, aber Gottlob! ohne Schaden gehabt. Ich bin von meiner Kindheit ohne alle Gewitterfurcht gewesen. Der Anblick einiger sehr furchtsamer Personen, die es damals in meiner Familie gab, hat mich, glaube ich, davon geheilt, oder vielmehr dafür bewahrt. Dagegen kann ich nicht sagen, daß ich Ihren Wunsch je getheilt hätte, vom Gewitter oder vielmehr vom Blitz getroffen und erschlagen zu werden. Für die Phantasie hat es allerdings

etwas Imponirendes, gleichsam vom Himmel selbst berührt zu werden. Allein die niedere Wolkenregion, aus welcher die Gewitter kommen, gehört gar sehr zur Erde, und ist weniger unbekannt als sie. Das Feuer, das sich durch nichts Irdisches nährt, ist allerdings das reinste Element. Glücklich mag der Tod, wenn der Blitz gleich tödtet, auch sein, da er ganz schmerzlos scheint. Allein noch im vorigen Jahr hat sich hier der Fall zugetragen, daß ein wirklich vom Blitz getroffener Mensch erst am folgenden Tage starb. Es war ein alter Invalid. Er fiel besinnungslos hin. Die Besinnung aber kehrte zurück und er schien unverletzt und gesund. Aber am folgenden Tage zeigte sich eine Gehirnzerrüttung, die ihn in wenig Stunden hinwegraffte. Doch möchten diese Fälle sehr selten sein. Ich möchte aber nicht einen so plötzlichen Tod wünschen. Da man so wenig vom Tode weiß, stelle ich das allerdings dem Himmel anheim. Aber auch nur den Schein haben, durch einen Wunsch das Plötzliche herbeizuführen, möchte ich nicht. Man kömmt so ohne Erinnerung und ohne Bewußtsein in die Welt, daß es wohl die Mühe verdient, sie wenigstens mit klarer Besonnenheit zu verlassen. Es ist mir, als kennte man nicht das ganze Leben, wenn man nicht den Tod gewissermaßen in den Kreis einschließt. Wie ich es mir jetzt denke, würde ich suchen nur den gegenwärtigen Moment zu beobachten, und mich von allen Gedanken an die Vergangenheit und auf die Zukunft möglichst frei halten. Niemand kann aber vorher sagen, wie er es in solchen Momenten mit sich selbst halten würde. In dem, was man nur einmal erfährt, kann niemand für sich einstehen; der Furchtsame kann herzhaft, der Herzhafte zaghaft sein. Auch ändert darin alle Vorbereitung nichts, da man nicht einmal weiß, worauf man sich vorzubereiten hat.

Tod ist nichts als ein Wort. Erst die eigene Empfindung kann sagen, was in der Wirklichkeit diesem Wort zum Grunde liegt. Der Anblick der Sterbenden giebt wenig dazu. Was man an ihnen sieht, geht bloß dem Tode vorher. Mit ihm selbst tritt für uns die starre Besinnungslosigkeit ein. Ob dies aber auch für sie so ist, und sie erst wieder später und anders erwachen? das ists, was man zu wissen wünschte, und was unmöglich ist zu erfahren.

Es ist eine sehr schöne Stelle Ihres letzten Briefes, worin Sie sagen, daß Sie das Leben als ein Gefäß ansehen, in das man so viel Köstliches hineinlegen kann, als man innerlich in sich besitzt. Es ist das ein ungemein glücklicher Ausdruck. Der Mensch kann das Leben zu dem machen, was er will, und ihm für sich selbst und Andere so viel Werth geben, als er Kraft hat es zu thun. Freilich versteht sich das von selbst nur in sittlich-geistiger Hinsicht, da der Mensch die äußern Umstände nicht in seiner Gewalt hat, und nur über sein Geistiges und Moralisches, über dieses aber ganz gebieten kann. Darum hat das Leben auch in bedenklichen Lagen, wenn man sich nur dabei in irgend ruhige Besinnung bringen kann, im eigentlichsten Verstand einen unschätzbaren und gar nicht zu berechnenden Werth. Man muß sich, meiner innern Ueberzeugung nach, selbst anklagen, wenn es einem leer an Interesse und an Freuden erscheint. Es macht mir eine große Freude, daß ich an dem ganzen Ton und Inhalt Ihres Briefes zu sehen glaube, daß nach und nach Ihre frühere ruhige und freudigere Stimmung in Sie zurück kehrt, die ich so sehr recht befestigt in Ihnen zu sehen wünschte. Ich fühle wohl, daß man wenig oder nichts dazu thun kann. Aber ohne Wirkung bleibt es doch nicht, wenn man danach strebt, sich jedem freudigen

Eindruck recht offen zu erhalten. Ich halte davon mehr, als von dem Bemühen, unangenehme und widrige zu entfernen, was auch schwieriger ist, und darum weniger gelingt. — Ich wurde in Ottmachau verhindert, und konnte erst heute, den 26., in Prag dazu kommen, diesen Brief zu endigen. Es ist heute Abend zu spät für die Post. Ich nehme morgen früh den Brief mit auf die erste Station. Leben Sie recht wohl, mit der innigsten Theilnahme und Freundschaft der Ihrige H.

Sechzehnter Brief.

Gastein, den 17. Julius 1830.

Ich danke Ihnen, liebe Charlotte, für die schöne Pünktlichkeit, mit der Sie mir geschrieben haben. Ich bin, meinem Vorsatz getreu, am 1. Julius hier angekommen, und habe Ihren lieben Brief, so wie ich es erwartete, empfangen. Sie sehen, daß ich (da Sie es wünschen) damit anfange, daß ich zu der alten Benennung Ihrer nach Ihrem Vornamen zurückkehre. Es ist auch mir die liebste. Ich hatte keine Absicht dabei, daß ich die Benennung änderte, ich bildete mir ein, Sie hätten die Benennung: Freundin lieber. Dazu hatte ich wohl keinen hinreichenden Grund, aber doch eine Vermuthung. In der Sache war dadurch nichts geändert, ich dachte mir bei dem einen Ausdruck dasselbe als bei dem andern. Jetzt aber danke ich Ihnen recht sehr für die Bemerkung und noch mehr für die Bitte. Ich werde Sie nun nie wieder anders nennen. Von jeher habe ich mit Männern und Frauen den Gebrauch des Vornamens geliebt und ihn gern beibehalten. Nur ich lasse mich nicht gern bei dem meinigen nennen, das hat aber keinen andern Grund, als daß ich den Namen Wilhelm nicht liebe, und mich auch nur wo es der Unterschreidung wegen nöthig ist, so unterschreibe. In keiner Sprache habe ich den Namen gern, und von Kindheit an ist er mir unangenehm gewesen. Personen mit nicht hübschen Namen nenne ich auch nicht dabei, wenn ich es auch sonst

kann. So liebe ich Henriette nicht. Für den Namen Charlotte habe ich dagegen, wie ich Ihnen schon mehrmals gesagt habe, immer eine besondere Vorliebe gehabt, nur die Abkürzung: Lotte ist mir nicht angenehm. — Von meinem Befinden wollen Sie immer vor allem und zuerst wissen, sonst überginge ich es ganz. Es ist in Wahrheit so gut, wie ich es nur wünschen kann. Von dem Erfolg der Kur läßt sich jedoch noch nichts sagen, obgleich ich beinahe am Ende daran stehe. Ich war wohl, als ich herkam, und das Bad konnte mich nur so lassen. In Wahrheit thut es indessen doch wohl mehr. Es stärkt oder wirkt auf irgend eine Weise heilsam ein, ohne daß man davon ein unmittelbares Gefühl hat. Die Empfindung des Badens selbst ist hier immer angenehm, das liegt in der eignen Natur des Wassers, läßt sich aber weiter nicht beschreiben. Daß der Gebrauch angreifend sei, kann ich durchaus nicht sagen, ich fühle mich allerdings hier müder Abends als zu Hause. Das liegt aber am Bergsteigen, vielleicht selbst schon für uns nicht daran Gewöhnte, an der Luft. Eine Folge dieser letzteren ist offenbar eine große Eßlust. Ich esse hier nicht mehr als zu Hause, weil ich ein unveränderliches Maß im Essen und Trinken überall halte. Aber die Kost ist hier sehr schlecht, und ich esse hier im Gebirge, was ich im Wirthshause in der Ebene gewiß stehen ließe. Das Wetter ist veränderlich, mit dem schönsten Wetter kam ich hier an. Einige Tage habe ich einheizen lassen, und Andere haben es auch gethan. Heute dagegen ist es wieder wunderschön, und es ist wirklich nicht zu sagen, wie sich hier alles herrlich belebt, so bald die Sonne es beleuchtet. Ich wünschte, Sie könnten das sehen. Im Ganzen habe ich doch alle Tage ein- auch zweimal heraus gehen können. Das schlimme Wetter kommt in dieser Jah-

reszeit nur von Gewittern her, die aber oft in den fernen, höheren Gebirgen sind, und sich hier nur an der Veränderung des Wetters und der Temperatur spüren lassen. Diese schwellen dann auch mit ihren Regengüssen alle Gebirgsbäche an. Den hiesigen Wasserfall habe ich nie so groß gesehen, und in keinem Jahr hat er, dächte ich, so gedonnert. Ich wohne ihm auch wieder sehr nahe, in der Stube, die ich bewohnte, als ich noch mit meiner seligen Frau herkam, nicht wie im vorigen Jahr, wo ich die Wohnstube meiner Frau hatte. Mit der Gesellschaft, oder vielmehr mit der Einsamkeit ist es mir in diesem Jahr aber sehr gut gegangen. Ich habe nur einen einzigen Bekannten, einen sehr alten Mann aus München hier gefunden. Vor neuen Bekanntschaften hüte ich mich, und so bin ich nur mit diesem allein, und auch nur sehr sparsam umgegangen. Mir ist nichts mehr zuwider, als die Lust der gewöhnlichen Menschen, alles in Gesellschaft zu thun. Besonders schlimm ist es, wenn sie sich einem auf Spaziergängen anhängen. Da giebt es kaum ein Mittel zu entkommen.

Sie schreiben von der Sehnsucht nach Ruhe, liebe Charlotte; allerdings kann man nicht sagen, daß man sich die Ruhe selbst geben kann, und am wenigsten, daß das unter allen Umständen möglich ist. Aber viel kann man dazu thun. Auch ich habe die Ruhe und den Gleichmuth, die Sie an mir preisen, nicht immer gehabt, und weiß sehr wohl, wie viel Kampf es mir oft gekostet hat sie zu erlangen. Ich bleibe immer bei meiner einfachen Ueberzeugung: Das Glücklichsein, sich innerlich glücklich Fühlen ist keine Gabe des Schicksals und kommt nicht von außen. Man muß es sich, wenn es dauernd sein soll, immer selbst

erkämpfen. Das iſt aber auch tröſtend, denn man kann es auch immer erkämpfen. Aeußerlich immer, oder nur größtentheils glücklich, immer geſund, wohlhabend durch ſich, gelingend in ſeinen Wünſchen, kann ſelbſt Gott nicht den Menſchen machen. Denn er hat die Menſchen mit großer Weisheit in die Bedingungen der Welt geſetzt, und die erlauben das nicht immer. Aber innerlich glücklich kann er immer machen, denn dazu hat er uns die Kraft ins Herz gelegt: die Erhebung zu ihm, die Bewunderung ſeiner, die Liebe zu ihm, das Vertrauen auf ihn, alle die Empfindungen, durch welche ſein Friede über uns kommt. Sie kennen und fühlen das alles vollkommen, und es wäre unmöglich, Ihnen darüber etwas Neues zu ſagen. Es kommt nur darauf an, daß Sie es ſich gegenwärtig halten, und beſonders, daß Sie jedes darin Störende abweiſen. Es iſt mir ſehr leid, Sie nicht heiterer und in ſich einiger und freudiger zu ſehen. Allein, ich muß es wiederholen, ein Anderer, wie aufrichtigen Antheil er daran nehme, kann dazu wenig oder nichts thun. Ihre Lage legt Ihnen doch jetzt kein Hinderniß in den Weg, Ihr Gemüth innerlich zu ſammeln.

Sie äußern mir den Wunſch noch außer Ihren Briefen einige Blätter zu ſchicken, in welchen Sie ſich über ſich und manche andere Dinge und Ideen ausſprechen möchten, worüber Sie meine Berichtigung wünſchen, und fragen, ob und wie oft Sie das dürfen? Alles, was Ihnen Freude macht, iſt mir auch lieb, und ich habe alſo durchaus nichts gegen den Plan, und Ihre Blätter ſollen mir immer willkommen ſein. Wann Sie ſie aber ſchreiben und ſchicken ſollen? kann ich unmöglich beſtimmen. Schicken Sie dreiſt, ſo oft und wann Sie wollen, und ſein Sie nicht ängſtlich. Sie beſorgen, wie Sie ſagen, daß es ſich

zu Bogen anhäufe. Sie werden selbst sehen, daß sich so etwas nicht auf diese Weise bestimmen läßt. Sie wissen ja, liebe Charlotte, daß ich gern in Ihre Ideen eingehe, und ich wiederhole es Ihnen aufs neue, daß ich es vor allem wünsche, daß Sie in Ideen leben und sich darinnen erheben; sie sind es ja vor allen andern, die uns aus den irdischen Schranken erheben und den irdischen Druck von uns werfen. Also noch einmal, schreiben und schicken Sie, so oft Sie wollen. Das nur müssen Sie mir verzeihen, wenn es einmal käme, daß ich die geschickten Blätter nicht gleich lese und in meinem Brief beantworte. Denn die Zeit, die ich freundschaftlichem Briefwechsel widmen kann, ist doch auch beschränkt, und auf meine Augen muß ich gleichfalls Rücksicht nehmen: so könnte ich bisweilen Ihrer gütigen Nachsicht bedürfen. Leben Sie wohl, ganz der Ihrige H.

Siebenzehnter Brief.

Tegel, den 12. August 1830.

Ich bin am 2. d. abends glücklich hierher zurück gekehrt und bin schon wieder hier ganz eingewohnt. Auf meiner Reise ist mir durchaus kein Unfall begegnet, die Hitze war zwar oft sehr groß, aber ich scheue sie nicht. Der Staub war zum Theil lästig und stark, aber er hat meinen Augen dennoch nicht weiter geschadet. Was mich am meisten jetzt freuet, ist der Gedanke, daß ich nun wieder ein ganzes Jahr vor mir habe, in dem ich gewiß bin, die hiesige Gegend nicht zu verlassen. Es ist ein Zweifaches, wodurch mir diese Sicherheit von großem Werth ist. Einestheils habe ich die Ruhe und das ununterbrochene Verweilen an demselben Ort, und dann liebe ich diesen Ort vorzüglich. Zu Berlin habe ich zwar nicht dieselbe Liebe, aber es knüpfen mich doch so viele Verhältnisse an die Stadt, daß ich sie jeder andern vorziehen würde, wenigstens in Deutschland. Auch erlaubt mir meine Lage, dasjenige was mir angenehm, durch die Nähe und das Besuchen von Berlin zu benutzen, und wieder fast allem aus dem Wege zu gehen, was mir störend sein könnte. Das letztere liegt aber nicht sowohl speziell in Berlin, als überhaupt in dem Charakter und den Eigenthümlichkeiten einer Stadt und der damit verbundenen Nothwendigkeit, doch einigermaßen auch die Gesellschaft zu sehen. Von dieser Nothwendigkeit habe ich mich zwar ziemlich losgemacht,

allein die Mühe dieſes nicht immer leichten Losmachens iſt ſelbſt eine Laſt und Beſchwerde, die zu oft wiederkehrt, da die Leute nie an die Dauer einer ſolchen Verzichtleiſtung glauben, und ſich wieder nähern. Es iſt gar nicht, daß ihnen perſönlich ſo viel an einem läge, ſie wollen es nur nicht dulden, daß man ſich abſondert und anders handelt, als ſie thun. Mit welcher ſtillen und innigen Freude ich wieder hier einheimiſch werde, kann ich nicht ausdrücken. Außerdem, daß ich unendlich gern mit meinen Kindern zuſammen bin, und dies die einzige Geſellſchaft iſt, die mir große Freude geben kann, weil ſie ſich an angeborne Gefühle knüpft, und Eins iſt mit dem, was mich an die Erinnerungen der Vergangenheit ausſchließlich feſſelt, ſprechen mich auch hier alle einzelnen Gegenſtände auf eine meinen Neigungen zuſagende Weiſe an. Ich habe zwar vollkommen die Gewohnheit, unter allen Umſtänden, ſelbſt ſtörenden, und in Umgebungen, die gar nicht zu der Arbeit paſſen, die ich gerade vornehme, arbeiten zu können, und doch ſicher zu ſein, daß die Arbeit nicht ſchlechter, als unter günſtigern geräth. Ich habe jetzt in Gaſtein viel gearbeitet, und gerade das zu Stande gebracht, was ich mir vorgenommen hatte. Allein ſo gern als hier, arbeite ich nirgend. Es ſcheint ordentlich, als kehren Gedanken und Empfindungen, wie von den Naturgegenſtänden, leichter zurück, wo man öfter und anhaltender ſolche gehabt hat, und da ich in den verſchiedenen Epochen meines Lebens hier bald länger bald kürzer geweſen bin, ſo bin ich nirgend ſo wie hier den ganzen Kreis durchlaufen, der zu meinen individuellen Anſichten gehört. Ich habe übrigens wieder meine Wohnung in Gaſtein beſtellt, und in mir gelächelt, indem ich äußerlich ernſthaft that. Der Menſch, der keinen Tag des folgenden ſicher iſt, nimmt Maßregeln

für ein Jahr, und hält das mit einem gewissen Ernst für nothwendig. Bei solchen Dingen, wie eine Badereise, scheint mir das doppelt sonderbar. Denn sonst ist es sehr in meiner Art, und selbst in meinen Grundsätzen, in meinen Lebensplanen, Arbeiten, sonstigen Beschäftigungen, auf die Unterbrechung gar nicht zu achten, welche die Möglichkeit des Todes machen kann, oder gewissermaßen Berechnungen der wahrscheinlichen Lebensdauer in meine Plane aufzunehmen. Ich würde ohne Bedenken das Weitläuftigste anfangen. Man vollendet so viel, als das Schicksal vergönnt, das ist manchmal unerwartet und überraschend viel, sei es daß längere Zeit vergönnt wird, oder daß Umstände die Arbeit schneller fördern. Wird man aber früher abgerufen, nun so ist der Faden abgeschnitten, aber man tritt dann in einen Zustand, von dem man allerdings nichts weiß, aber von dem man wohl das mit Gewißheit behaupten kann, daß er keinem Bedauern Raum geben wird, hier etwas unvollendet gelassen zu haben.

Ich habe mit großer Freude, liebe Charlotte, Ihren Brief hier empfangen, und noch größere hat mir der Inhalt gemacht. — Daß Ihnen meine Briefe spät zugekommen sind, thut mir sehr leid, ist mir aber sehr begreiflich. Briefe, die man so auf Reisen auf Posten abgiebt, mit deren Abgangstagen man nicht bekannt ist, müssen oft das Schicksal erfahren, einige Tage liegen zu bleiben. Ueberhaupt aber ist der Postenlauf von Gastein und den Provinzen der österreichischen Staaten sehr langsam. Die Leute, die überall Mißtrauen hegen, glauben, daß man die Briefe über Wien gehen lasse, um sie dort zu erbrechen und zu lesen. Ich kann mir kaum denken, daß dies mit Briefen geschehen sollte, deren Adresse man es ansieht, daß sie kein politisches Interesse berühren können, sondern bloß Privat-

verhältniſſe angehen. Ich glaube, daß die Sache in andern Urſachen, vermuthlich in Anordnung der Poſten liegt. Der Beſchuldigung, daß man des Porto's wegen die Briefe ſo viel Umwege machen laſſe, als nur immer möglich iſt, darf man wohl nicht Glauben beimeſſen! — Sie haben mir, liebe Charlotte, eine große Freude dadurch gemacht, daß ich aus Ihrem Briefe ſehe, daß Ihre Stimmung ruhiger, zufriedener, mehr im Einklang mit dem Leben iſt, als es bisher der Fall war. Ich bitte Sie dringend, alles, was von Ihnen abhängt, zu thun, um ſich darin zu erhalten. Die Erfahrung wird Ihnen beſtätigen, was ich Ihnen oft ſagte, daß man doch ſehr viel dazu thun kann. Gott hätte den Menſchen nicht das erregbare, leicht bewegliche, dem Gram und dem Schmerz ſo zugängliche Gemüth gegeben, wenn er nicht zugleich darein hätte die Kraft legen wollen, dieſe Gefühle zu beherrſchen und dieſen Schmerz zu beſiegen. Er giebt nichts unmittelbar, er will immer, daß der Menſch durch eigne Kraft ſeinen Segen erlange, man kann nicht ſagen erwerbe oder verdiene, denn das Menſchliche kann nicht auf dieſe Weiſe an das Göttliche reichen. Alles auch was Gott giebt, muß doch eben ſo durch den Menſchen und ſein eignes Thun gehen, als wäre es einzig und allein ſein Werk. Es iſt mit dem Samenkorn, das im Grund aus dem Herzen geiſtige Frucht trägt, eben ſo als mit demjenigen, welches aus der Erde emporſchießt, oder wenigſtens auf ganz ähnliche Weiſe. Die Frucht wird auch nicht unmittelbar von Gott, ja nicht einmal von der Natur gegeben, ſie muß alle Zuſtände durchgehen, welche ſie nach und nach zur Reife bringen, und wenn der Menſch auch unter dem glücklichſten Himmel und in dem am meiſten günſtigen Boden derſelben gewiß ſein will, muß er ſelbſt ſeine Mühe und den Schweiß ſeiner Stirn daran

wenden. Noch viel mehr aber iſt das der Fall bei der Frucht des Geiſtes und des Herzens, allein die Sicherheit iſt da auch unendlich größer. Es kann da kein ſtörendes Naturereigniß dazwiſchen treten. Denn wenn ungünſtige Stimmungen auftauchen, ſo kann die Kraft des Gemüths auch gegen ſie ankämpfen. Der höhere Segen gehört freilich auch da zum Gelingen. Allein man kann ſicher annehmen, daß dieſer Segen genau im Verhältniß ſteht mit der Anſtrengung, mit der man ſelbſt im Herzen zum Ziel zu gelangen ſtrebt. Bei Ihnen, liebe Charlotte, ſcheint mir nun gar nicht einmal der Fall zu ſein, daß es einer Anſtrengung oder eines Kampfes bedürfte. Es kommt vielmehr nur darauf an, daß Sie ſich für die heitern Eindrücke, die beruhigenden Gefühle, welche der Seele wohlthun, und Ihnen aus dem Innern eines Gemüths, wie das Ihrige, reich zuſtrömen müſſen, offen erhalten. In dieſer Beziehung halte ich es, wie ich Ihnen neulich ſchrieb, für das Einflußreichſte, daß Sie darauf denken, ſich ein lebendiges Intereſſe durch geiſtige Beſchäftigung zu ſchaffen. Sie werden alsdann, von dieſem Intereſſe geleitet, gern die Erholung von Ihrer gewöhnlichen Arbeit in dieſer Beſchäftigung ſuchen. Darum iſt es mir ſehr lieb, daß Sie mir in Ihrem Briefe von einer arbeitfreien Zeit reden, der Sie entgegen gehen. — Schreiben Sie mir den 31. Auguſt, mein Brief geht erſt heute den 18. ab, da ich ein paar mal unterbrochen bin. Leben Sie herzlich wohl. Der Ihrige

H.

Daß alle gütigen, zarten Schonungen nur vorbereitende Hinweiſungen waren, auf das was kommen werde, konnte mir nicht entgehen, mich nicht täuſchen über den endlichen Ausgang. Dieſe Vorgefühle erfüllten mein Gemüth mit Schmerz und Jammer. Die himm-

lisch gütigen Briefe, noch immer unverkürzt und regelmäßig, und — trostlos! — waren mit größter Anstrengung geschrieben; sie waren nur mit schmerzlicher Mühe zu entziffern. Wie konnte so Heiterkeit in meiner tief trauernden, mit drohender Ahndung erfüllten Seele sein! Daß der Vollendete, bei der rührenden Sorge mein Gemüth zu erheben, zugleich auch darauf hinarbeitete, mich auf das Unvermeidliche vorzubereiten, das sprach jeder Brief und auch der nächste aus.

Anm. d. Herausg.

Achtzehnter Brief.

Tegel, den 7. September 1830.

Ihr am 31. v. M. abgegangener Brief hat mir, liebe Charlotte, ſehr viel Freude gemacht, weil er in einer ruhigen, wirklich erfreulichen Stimmung geſchrieben iſt. Ich danke Ihnen ſehr dafür. Ich lebe nun wieder ganz in meinen alten Gewohnheiten. Mein Befinden iſt ſehr erwünſcht, und ich wüßte nicht worüber ich zu klagen hätte. Wenn Sie aber von meiner kräftigen Geſundheit reden, ſo bedarf das doch einer Einſchränkung. Meine Geſundheit iſt gut, weil ſie mich nicht leiden macht, und vorzüglich weil ich ſie durch die Regelmäßigkeit meines Lebens erhalte und befördere. - Uebrigens ſieht man mir das Alter viel mehr an, als andern Menſchen von gleichen Jahren, und ich bin auch weniger rüſtig, als es meinem und einem weit höheren Alter gemäß iſt. Auch abweſend können Sie das in meiner Handſchrift ſehen, deren Ungleichheit und Mangel an Feſtigkeit gar nicht von den Augen, ſondern allein von der Hand herkommt. Das iſt allerdings Folge der Jahre, aber daß es ſo früh und ſo plötzlich gekommen iſt, iſt allein Folge des Todes meiner Frau. Wenn man, wie es mein Fall war, ſo verheirathet war, wie man es einzig ſein konnte und ſein mußte, ſo iſt die Trennung dieſes Bandes nicht der bloß geänderte Zuſtand, ſondern ein durchaus neuer. Ich klage nicht, ich weine nicht, der Tod einer Perſon und noch dazu in höheren Jahren iſt ein natürli-

ches, ein menschliches, ein unabänderliches Ereigniß, ich suche nicht Hülfe oder Troſt — denn der Kummer, der nach Hülfe und Troſt verlangt, iſt nicht der höchſte und kommt nicht aus dem Tiefſten des Herzens. Ich bin auch gar nicht unglücklich, ich bin vielmehr auf die einzige Art glücklich und zufrieden, auf die ich es ſein kann, aber ich bin anders als ſonſt, ich hänge mit den Menſchen und der Welt nur in ſofern zuſammen, als ich Ideen daraus ſchöpfe, oder als ich durch äußerliches Wirken nützen kann, ſonſt habe ich keinen andern Wunſch, als allein zu ſein. Jede Störung meiner Einſamkeit, jeder, auch nur Stunden dauernde Beſuch iſt mir höchſt unangenehm, wenn ich auch den Menſchen, die mich beſuchen, gut bin. Ich thue nichts dazu und mache nichts darin, es hat aber ſeit einem Jahre ſehr zugenommen, und ich ſchließe daraus, daß es nicht vergehen wird. Sie können denken, daß ich in Berlin, wo ich ſo lange lebte, unter vielen Bekannten einige Männer und Frauen der engſten Vertraulichkeit habe. Ich pflegte ſie wöchentlich, auch öfterer zu ſehen. Seit dem unglücklichen Verluſte habe ich ſie kaum drei- oder viermal geſehen. Sie fühlen und begreifen mich und eine natürliche Diskretion hält ſie ab, mich ohne ausdrückliche Einladung zu beſuchen. Ich lade aber niemand ein, ſondern überlaſſe das meinen Kindern. Iſt jemand bei ihnen, ſo brauche ich nicht länger dabei zu ſein, als ich Luſt habe. Ich erzähle Ihnen das, weil Sie gern einen Begriff meines Zuſtandes haben. Mit meinen Augen geht es aber nicht ſchlimmer. Beſſer kann es natürlich auch nicht gehen. Vielmehr, da man in allen Dingen klar ſehen muß, ſage ich mir, daß die Schwäche mit den Jahren auch zunehmen muß, und daß leicht eine Zeit kommen kann, wo ich das Leſen und Schreiben ganz aufgeben werde. Bei Licht ſtelle ich es

ſchon ſehr ein. Ich ſitze oft abends allein zwei bis drei Stunden, ohne ſcheinbar etwas zu thun. Ich kann aber nicht ſagen, daß dieſe Zeit mir unnütz und noch weniger unangenehm verſtriche. Das Träumen in Bildern und Erinnerungen hat etwas ſehr Süßes, und ſtrengt man ſich an, ernſthafter und in gewiſſer Folge zu denken, ſo nützt es für die Arbeit des folgenden Tags. Ich ziehe dies einſame Sitzen einem Geſpräch weit vor. Oft indeß und in den frühern Abendſtunden laſſe ich mir vorleſen. — Heute war ein ſelten ſchöner Tag, eine milde, angenehme Luft, kein Wind, ein reiner, blauer, ſchöner Himmel, aber ſehr herbſtlich iſt es bei uns ſchon, ich weiß nicht ob auch bei Ihnen. Das Laub iſt ſchon ſo gelb, und wenn man eine ganze Allee hinunter ſieht, bemerkt man auch, daß die Bäume nicht mehr die Blätterfülle wie im Sommer haben. Es iſt unglaublich, wie ſchnell die Zeit hingeht. Eine Woche, ein Monat ſind vorbei, und ehe man ſich umſieht, das ganze Jahr. Es ſcheint gar nicht der Mühe werth, eine ſo alte und allgemein anerkannte Sache noch zu wiederholen. Allein mir iſt es wirklich, als wäre mir dieſe Empfindung nie ſonſt in gleichem Grade lebendig geweſen. Es mag daher kommen, daß ich die Zeit mehr nach Arbeiten als nach ſonſt einer Ausfüllung meſſe, und da iſt mir immer die Zeit, in der etwas zu Stande kommen ſoll, unzureichend zu demjenigen, was man darin erwartet. Kein Tag bringt ganz hervor, was er ſoll, und aus dieſen Lücken der einzelnen Tage entſteht ein großes Deficit im Ganzen. Ich habe darum den Winter nicht ſo ganz ungern, weil man doch, ſelbſt in meiner, das ganze Jahr hindurch ſehr ruhigen, mußevollen und freien Lage, immer im Winter mehr und angeſtrengter arbeitet.

Es war mir überraſchend in Ihrem Briefe zu ſehen,

daß Sie so weit in der Sternkunde sind, so darin befestigt, Freude und Genuß daran haben. Es ist das schön und lobenswerth, und gehört, möchte ich sagen, in Ihr einsames, stilles Leben. Sie haben sehr recht, wenn Sie sagen, daß der nächtliche Himmel die Seele erhebe, sie von der Erde, die man in der Stille der Nacht mit ihrem unendlichen Jammer und mannichfaltigen Schmerz zuweilen vergesse, abziehe und das bange Herz mit Trost erfülle. Es macht mir Freude, daß der Anblick des Sternenhimmels so auf Sie wirkt, und daß ich Sie veranlaßt habe, mehr darauf zu achten und sich damit zu beschäftigen; aber es thut mir zugleich sehr leid, daß fort und fort Ihre Empfindungen die trübe Farbe behalten. — Sie erwähnen der Kantischen Hypothese von unserer dereinstigen Fortdauer auf dem Jupiter. Ich glaube, wir haben schon einmal in unsern Briefen über diesen Gegenstand gesprochen. Es thut mir leid — da Ihnen die „gewagte Idee", wie Sie es nennen, lieb ist — zu sagen, daß ich sie nicht theilen kann, und daß ich nicht begreife, wie Kant das annehmen kann. Aber ich komme einmal darauf zurück, da es eine Lieblingsidee von Ihnen zu sein scheint.

Sie wünschen ferner in Ihrem Briefe, daß ich, nach dem wiederholten Rath, daß Sie eine abziehende und anziehende geistige Beschäftigung beginnen, Ihnen sagen soll, was Sie vornehmen könnten? Sie bemerken dabei, was ich auch voraussetzte, daß es weder zu viel Zeit kosten, noch einen umständlichen Apparat erfordern dürfe. Das ist eigentlich eine schwere Aufgabe. Denn die Wahl muß doch vorzüglich durch Ihre Lust bestimmt werden, und über die können nur Sie urtheilen. Ich will indeß versuchen, Ihren Wunsch zu erfüllen. Ich folge dabei einem Wink, den mir Ihr Brief selbst giebt. Sie reden von der Erde,

und allerdings muß auf den Himmel diese folgen. Was Sie aber eigentlich mit Vergnügen von der Erde erkennen wollen? Ich denke alles, was die Erde in Beziehung auf das Menschengeschlecht, und dieses wieder in Beziehung auf sie ist. Was Sie interessiren kann, muß immer diese Verbindung berühren, nicht das Einzelne zu abgerissen verfolgen. Hier weiß ich nun ein Buch, welches diese Bedingungen ganz erfüllt. Dies ist Ritter's Erdkunde. Es ist eines der geistvollsten und genialsten Bücher, die seit lange erschienen sind. Ritter behandelt die Erdkunde oder Geographie auf eine ganz neue Weise, theilt die Erde in ihre natürlichen Gebiete von Gebirgen, Thälern und Strömen ab, und bringt überall das aus der Geschichte bei, was den allgemeinen Zustand des Menschengeschlechts schildert, ohne in die einzelnen kleinlichen politischen Händel einzugehen. Von dieser Seite wird das Buch ganz Ihren Endzwecken und Ihrem Bedürfniß entsprechen. Es ist auch darin für Sie zweckmäßig, daß es nicht ein Buch ist, was man schnell weglesen muß, sondern eines, das oft im Einzelnen wiedergelesen und studirt sein will. Sie haben sehr recht, das bloß lange und viele Lesen nicht zu lieben. Man muß suchen, sich von dem, was man kennen lernen will, erst einen richtigen Begriff zu machen. Dies wird Ritter bei Ihnen für die Erde bewirken, wenn Sie es recht anfangen. Sie müssen, meines Erachtens, nicht mehr als täglich eine Stunde in dem Buche lesen. Das werden Sie mit wenigen Ausnahmen können. Dann müssen Sie aber im Gedanken das Gelesene wieder durchlesen, und so suchen sich dasselbe zu eigen zu machen. Dies läßt sich, da allein die Gedanken damit zu thun haben, sollte ich denken, mit Ihrer Arbeit verbinden. Interessirt Sie dann irgend ein Punkt genauer, so könnten Sie andere Bücher darüber

nachlesen. Ein Mangel an dem Buche ist, daß keine Karten dabei sind. Die Beschreibung der Gebirgszüge und des Stromlaufes ist aber so deutlich, daß, wenn man nur irgend eine Karte zu Hülfe nimmt, die Einbildungskraft leicht alles darauf Fehlende ersetzt. Ich sollte gewiß meinen, daß Ihnen dies Buch, so nach und nach langsam durchgegangen, eine angenehme und nützliche Beschäftigung gewähren würde. Ritter hat bis jetzt Asien und Afrika abgehandelt, und ich würde Ihnen rathen, wenn Sie die Einleitung durchgegangen wären, zuerst Asien, nicht Afrika vorzunehmen, obgleich in dem Werke Afrika zuerst steht. Asien ist, wenn man in die Vorzeit zurück geht, offenbar der wichtigste Welttheil. Es blüheten da schon Religion, Philosophie und Dichtung aller Art, zu einer Zeit, von der man nicht einmal mit Gewißheit weiß, ob und wie Europa bewohnt war. Auch steht alle Kultur und Wissenschaft, deren wir uns noch heute erfreuen, mit Asien in Verbindung, und läßt sich darauf als auf ihre Quelle zurückführen.

Sie erwähnen der neuesten unruhigen Auftritte. Seit Sie schrieben, haben sich diese sehr vervielfältigt und sind sogar in unsere Nähe gekommen. Es ist schmerzlich mit anzusehen, wie Leidenschaft, wilde Rohheit und Uebermuth den Frieden bedrohen, dessen man so lange genoß. Indeß wird sich auch das wieder beruhigen. Die Dinge der Welt sind in ewigem Steigen und Fallen und in unaufhörlichem Wechsel, und dieser Wechsel muß Gottes Wille sein, da er weder der Macht, noch der Weisheit die Kraft verliehen hat, ihn aufzuhalten und ihn zum Stillstand zu bringen. Die große Lehre ist auch hier, daß man seine Kräfte in solchen Zeiten doppelt anstrengen muß, um seine Pflicht zu erfüllen und das Rechte zu thun, daß man aber für sein

Glück und seine innere Ruhe andere Dinge suchen muß, die ewig unentreißbar sind. —

Ich bitte Sie, Ihren nächsten Brief am 28. d. M. zur Post zu geben. Leben Sie recht wohl, erhalten Sie sich heiter und sein Sie meiner aufrichtigen und unveränderlichen Theilnahme versichert. H.

Neunzehnter Brief.

Tegel, den 6. Oktober 1830.

Ich habe, liebe Charlotte, Ihren Brief vom 28. v. M. erhalten und danke Ihnen sehr dafür. Es war hier seit acht bis zehn Tage außerordentlich schönes Wetter, ich habe es recht genossen und bin die Nachmittage meistentheils ganz draußen gewesen. Ich fahre fort so wohl und gesund zu sein, daß, wenn ich auch auf alles Einzelne an mir Acht geben wollte, ich nicht wüßte, worüber ich zu klagen hätte. Ich sage Ihnen dies zuerst, da Sie mir wiederholt gesagt haben, daß Sie die Stellen über mein Befinden zuerst aufsuchen. Es ist vielleicht Unrecht, das so zu preisen und das Schicksal gleichsam heraus zu fodern und gewissermaßen das Glück zu berufen. Größtentheils ist das Aberglaube, aber doch nicht ganz. Wenn das Rühmen mit etwas Gutem, mit einer vermessenen, inneren Zuversicht, oder mit großer und ängstlicher Bangigkeit vor dem Umschlagen verbunden ist, so schlägt es wirklich leicht um. Man nennt es eine Strafe Gottes, oder man glaubt, daß es ein für allemal in der sittlichen Weltordnung so eingerichtet sei, daß das sich Ueberhebende wieder gedemüthigt werden muß, so ist die Sache nicht abzuleugnen. Die Erfahrung lehrt sie, sie liegt im Glauben aller uns bekannten Zeitalter und Nationen, viele haben sie in denkwürdigen Sprichwörtern, auch in Erzählungen, überlieferten und erdichteten, niedergelegt. Auf mich findet das indeß keine Anwendung. Ich

spreche gegen Sie mein Wohlsein und meine Gesundheit aus, weil ich weiß, daß es Sie freuet, und Ihnen eine Beruhigung ist und Trost, und weil das Aussprechen die natürliche Regung eines gegen das Schicksal dankbaren Gemüths, ja selbst ein Dank ist, ohne daß man etwas hinzufügt. Ich hege dabei keine Vermessenheit, ich habe, und gerade jetzt, wo viel Aeußeres wankend werden kann, das klare Bewußtsein, daß alles, was jetzt die äußere Lage eines Menschen ruhig, sorgenlos, genußreich und selbst beneidenswerth macht, sich, ohne daß man es ahndet, umwenden kann; viel leichter noch die Gesundheit in höheren Jahren. Ich habe aber darüber nicht die mindeste Aengstlichkeit. Ich genieße alles dankbar, was von außen kommt, aber ich hänge an nichts. Ich lebe durchaus nicht in Hoffnungen, und da ich nichts von der Zukunft erwarte, so kann ich mich auch nicht täuschen. Ich muß offenherzig gestehen, daß ich, wäre es auch unrecht, nicht an einer Hoffnung jenseits des Grabes hänge. Ich glaube an eine Fortdauer, ich halte ein Wiedersehen für möglich, wenn die gleich starke gegenseitige Empfindung zwei Wesen gleichsam zu Einem macht. Aber meine Seele ist nicht gerade darauf gerichtet. Menschliche Vorstellungen möchte ich mir nicht davon machen, und andere sind hier unmöglich. Ich sehe auf den Tod mit absoluter Ruhe, aber weder mit Sehnsucht noch mit Begeisterung. In der Gegenwart suche ich mehr Thätigkeit als Genuß. Im Grunde ist aber dieser Ausdruck unrichtig. Der Genuß entsteht durch die Thätigkeit, beide sind aber immer verbunden. Es giebt allerdings auch Genuß, der wie eine reine Himmelsgabe uns zuströmt. Den kann man aber nicht suchen, und es ist beklagenswerth, wenn sich die Sehnsucht auf einen solchen heftet. Aber der große Genuß, das große Glück, das

wahrhaft durch keine Macht entreißbare, liegt in der Vergangenheit und in der gewissen Betrachtung, daß das Glück zwar ein großes, schätzenswürdiges Gut, aber daß doch die Bereicherung der Seele durch Freude und Schmerz, die Erhöhung aller edeln Gefühle der wahre und letzte Zweck ist, übrigens alles in der Welt wechselnd und seiner Natur nach vergänglich ist. Durch diese Ansicht versenkt das Leben in der Vergangenheit nicht in ein dumpfes Brüten über vergangene Freuden oder empfundene Leiden, sondern verschlingt sich in die innere Thätigkeit, welche das Gemüth in der Gegenwart beschäftigt. So ist es in mir, und da die Gefühle, auf welchen mein Leben beruhet, jetzt alle in die Vergangenheit entrückt sind, auf eine zwar von Wehmuth begleitete, aber ein so süßes und so sicheres, von Menschen und Schicksalen so unabhängiges Glück gebende Weise, daß nichts es zu entreißen, ja selbst nur zu schwächen vermag. —

Es hat mir Freude gemacht zu sehen, daß Sie in den Gedanken einer abziehenden geistigen Beschäftigung eingehen. Es interessirt mich sehr. Was ich Ihnen vorgeschlagen habe, halte ich zwar für gut und angemessen, aber es ist allein doch vielleicht zu einförmig und zu sehr bloß den Verstand beschäftigend. Mir ist daher bei fernerem Nachdenken darüber etwas anderes eingefallen, das Ihnen wenigstens beweist, daß ich Ihnen gern behülflich sein möchte. Ich sollte denken, Friedrich Leopold Stolberg's Geschichte der Religion Jesu Christi müßte ein geeignetes Buch sein, von Ihnen nicht bloß gelesen, sondern eigentlich studirt zu werden. Sagen Sie mir doch, ob und wie genau Sie es kennen? Ist es Ihnen aber nicht zu Gesicht gekommen, so verschaffen Sie sich einen Theil und lesen ein Stück und schreiben mir dann darüber. Sollte es

Ihnen zusagen, so könnten Sie es zu einer fortgesetzten Lektüre machen. Wenn das aber der Fall wäre, so ist das ein Buch, das man, weil man gern in verschiedenen Stimmungen darauf zurückkommt, selbst besitzen, nicht geliehen haben muß. Ich würde es Ihnen dann gern schicken, und Sie bitten, es als ein Andenken von mir zu behalten. Wenn Sie es noch nicht kennen und etwas zur Probe lesen wollen, so lassen Sie sich den fünften Theil geben. Dieser enthält das Leben Jesu Christi selbst, und wird Ihnen also am leichtesten zur Prüfung dienen können, ob Stolberg's Ansichten Ihnen zusagen. Stolberg war bekanntlich zur katholischen Religion übergegangen. Das hat aber, so viel ich urtheilen kann, auf seine Schrift keinen Einfluß gehabt. Ich selbst habe allerdings nur einen kleinen Theil derselben gelesen; aber ich kenne Männer, und besonders Frauen, welchen ich ein gleich vollgültiges Urtheil als mir selbst zuschreibe, die durch nichts dieser Art beim Lesen gestört worden sind. Als eigentliches Religionsbuch geht jedem natürlich die Bibel über alles, und man bedarf nichts außer ihr. Allein gerade als Religionsbuch sehe ich das Stolbergische Werk nicht an. Es ist eine Art Kirchengeschichte, aber nicht für Gelehrte, nicht für einen wissenschaftlichen, über Dogmen grübelnden, sondern für einen sittlichen und erbaulichen Zweck geschrieben. Es zeigt also, wie sich die christliche Religion in den Köpfen und noch weit mehr in den Herzen der Menschen gespiegelt hat. Gerade das aber ist der ausgezeichnete Theil des Menschengeschlechts. Die Religion selbst ist in die Natur des Menschen eingepflanzt. Die christliche ist durch besondere Anordnung von oben in die Welt gekommen. Es ist doch aber dem Menschengeschlecht in Rücksicht auf sie die Freiheit nicht genommen, vielmehr im höchsten Grade gelassen

worden, da gerade Religionsgefühle nur durch das freiste Herausgeben aus dem Innern Werth haben. So ist sie angenommen und zurückgestoßen worden, bis sie endlich überall gesiegt hat. Allein in die Herzen der Menschen aufgenommen, gestaltet sie sich anders und anders, nach den Eigenthümlichkeiten des Geistes und Charakters derer, die sich zu ihr bekennen. Schon an den Aposteln, also gleich im ersten Anfange, sieht man das. Die Lehre gestaltet sich anders in Johannes wie in Petrus. In der Folge entstanden dann auch wirkliche Spaltungen. Es mischten sich Leidenschaften und weltliche Absichten ein. So entstand Entweihung und Mißbrauch. Immer aber sieht man in dieser Religionsgeschichte Göttliches neben Irdischem, immer das Eine Ewige und Unsterbliche, wie eine Sonne, Licht und Wärme anziehen, aber bald mehr, bald minder durch den Schleier des Irdischen verhüllt. Ich habe sehr jung mit großem Eifer Kirchengeschichte gelesen, und wenig Studien haben mich so sehr angezogen.

Ich bitte Sie, Ihren nächsten Brief am 26. d. M. zur Post zu geben; wenn Sie früher schreiben, ist mir Ihr Brief immer und an jedem Tage willkommen.

Leben Sie herzlich wohl. Mit aufrichtiger und unveränderter Theilnahme der Ihrige H.

Zwanzigster Brief.

Tegel, den 6. November 1830.

Ich habe, liebe Charlotte, Ihren am 26. v. M. abgegangenen Brief vor einigen Tagen empfangen, und danke Ihnen herzlich dafür. Er ist in einer so ruhigen Stimmung geschrieben, daß er mir dadurch doppelt erfreulich geworden ist. Denn ich bin überzeugt, daß gerade diese Stimmung auch für Sie die beglückendste ist. Der schöne Herbst ist aber auch recht gemacht, der Seele und dem Gemüth so viel Heiterkeit und eine so lebendige Farbe zu geben, als ein jeder nach seinem innern Zustande in sich aufzunehmen fähig ist. Ich denke, ich erinnerte mich nie eines so schönen und beständigen Oktobers und beginnenden Novembers. Im vorigen Jahre lag um diese Zeit schon Schnee, der dann auch den ganzen Winter liegen blieb. Jetzt ist die Luft milde, wie im Sommer, und kaum daß hier und da ein Regentag das wolkenlose Blau des klaren Himmels unterbricht. Gestern leuchteten schon die Sterne sehr hell, als ich vom Spaziergange zurück kam, und auch heute war es noch lange nach Sonnenuntergang sehr schön. Die Monatsrosen sind in der reichsten, üppigsten Blüthe. Es ist wirklich etwas Ungewöhnliches in dieser Witterung, als wollte der Himmel der Erde eine Entschädigung für den letzten langen Winter angedeihen lassen. Wie sehr ich mich aber auch freue über das schöne Wetter, so liebe ich doch eigentlich den Herbst nicht. Die Entblätterung der Bäume

hat etwas so Trauriges, und giebt der Natur, die erst überall Fülle, Reichthum und Ueppigkeit ist, den entgegengesetzten Charakter der Dürftigkeit. Die herbstlichen Bäume haben auch für mein Gefühl etwas noch mehr Widerwärtiges, als im Winter. Dann ist die Zerstörung wenigstens vorüber, im Herbst aber stellt sie sich noch im Werden selbst dem Auge dar. Die armen Bäume scheinen so vom Winde gezaufet und mißhandelt, daß man Mitleid, wie mit Menschen, mit ihnen haben möchte. Im frühern Herbst loben viele Leute die mannichfaltigen Farben, welche dann das Laub annimmt. Ich habe das oft rühmen hören. Ich selbst aber habe nie Gefallen daran finden können, und hätte diese Farbenpracht gern der Natur geschenkt. Wie viel schöner ist das allgemeine Grün des Sommers, und man hätte sehr unrecht dieses einförmig zu nennen. Es hat vom Zarten und Hellen an bis zum tiefsten Dunkeln so mannichfaltige Nuancen, daß auch der Wechsel und die Schattirungen das Auge erfreuen. Diese Farben-Nuancen sind aber milde und fein und nicht so grell, als die herbstlichen Farben. —

Mit meiner Gesundheit geht es fortdauernd gut. In der Einfachheit und Einförmigkeit, worin ich lebe, müßte mir eine wirkliche Krankheit zustoßen, wenn meine Lebensverrichtungen aus ihrem Geleise kommen sollten. Unpäßlichkeiten entstehen da weniger. — Die Gesundheit ist ein Gut, das ich schätze, besonders der ungehemmten Thätigkeit wegen. Wenn ich aber sagen sollte, daß ich mich vor einer Krankheit scheuete, oder sie wie ein großes Uebel ansähe, so könnte ich es mit Wahrheit nicht behaupten. Ich bin bis in mein 35stes Jahr sehr oft krank gewesen, seitdem auch, aber seltener. Zweimal war ich dem Tode sehr nahe, aber ich kann nicht sagen, daß mir der Zustand des

Bayerische Staatsbibliothek München

Krankſeins je ſo peinlich oder unglücklich geſchienen hätte. Bei mir, vielleicht iſt das aber nicht bei Allen ſo, iſt bei einer Krankheit immer nur der Körper ſehr abgeſpannt geweſen, der Geiſt nicht, dieſen verſetzt, ſelbſt ohne Fieber, vielmehr gerade dies Erlöſchen der phyſiſchen Kraft und die Unterbrechung der einförmigen Allgeſchäftigkeit in eine größere und ſchönere Spannung. Man bringt freilich nichts hervor, aber man träumt, macht Pläne und bereitet ſich auf eine größere Thätigkeit nach der Geneſung vor. Das einzige wahrhaft Unangenehme beim Krankſein iſt mir von Kindheit an geweſen das viele Bekümmern um den Kranken, das Pflegen, das Unruhigſein, gar das Bedauern und Mitleidhaben. Es ſind das ganz natürliche, lobenswürdige, ſogar mit Dank zu erkennende, aber mir ſo läſtige Gefühle, daß mir dadurch erſt die Krankheit zur Krankheit wird. Es iſt mir daher ſehr lieb geweſen, daß ich die beiden male, wo ich gefährlich krank war, zufällig ganz allein ohne irgend einen der Meinigen war. Die Verſicherungen, die Sie mir geben, daß Sie nicht unruhig, nicht bekümmert ſind, haben mich ſehr gefreuet, und ich glaube ihnen gern. In dem Sinne, in welchem Unruhe und Unzufriedenheit zu tadeln ſind, ſchreibe ich ſie Ihnen auch nicht zu. Daß Sie bewegt und leicht gerührt ſind, iſt natürlich und ſchön. Auch Müdigkeit am Leben begreife ich ſehr, obgleich ich dies Gefühl nie gehabt habe. Allein ſelbſt ohne unglücklich zu ſein, kann das Leben leicht Müdigkeit einflößen, ich möchte ſagen, es muß es ſogar, ſobald es dem Menſchen aufhört als ein Fortſchreiten in irgend einer Art zu erſcheinen und ihm zu einem Rundgange wird, auf dem nun nichts Neues mehr erſcheint. Auf dieſe Weiſe fühlt man das Nichtige, was das Leben ſogleich hat, als man es mit dem höchſten Geiſtigen vergleicht, was aber

verschwindet, so lange man es als eine Stufe zu höherem Fortschreiten ansehen kann.

In dem, was Sie über Stolberg's Werk schreiben, kann ich Ihnen nicht ganz unrecht geben. Funfzehn Theile sind allerdings viel, und es mag auch sein, daß es Ihnen vielleicht nicht einmal gut wäre, sich so viel mit Religionsideen zu beschäftigen. Sehen Sie aber zu, wie Ihnen der fünfte Theil gefällt, und schreiben mir dann darüber, ob Sie das Werk zu besitzen wünschen oder nicht?

Wieder auf Ihre, zur Erheiterung gereichenden, einfach gewählten Beschäftigungen zurück zu kommen. Ich weiß nicht, liebe Charlotte, ob zu einer geistigen Beschäftigung, wie ich Ihnen rieth, es so vieler und so absichtlicher Zurüstungen bedürfe, wie Sie mir von der R. erzählen. Wie ich Ihnen zuerst davon schrieb, war wenigstens das mein Gedanke nicht. Zu dieser Beschäftigung gehört gerade Freiheit, und die wird durch so schwierig angelegte Lektüre gehemmt. Mir scheint eine ganz entgegengesetzte Methode viel einfacher. - Wozu soll man gerade wissen und lernen? Es ist viel besser und viel wohlthätiger zu lesen und zu denken. Das Lesen soll nämlich bloß den Stoff zum Denken hergeben, weil man doch einen Gegenstand haben muß, einen Faden nämlich, an dem man die Gedanken an einander reihet. Hierzu braucht man aber beinahe nur zufällig ein Buch, wie es sich finde, in die Hand zu nehmen, kann es auch wieder weglegen und mit einem andern vertauschen. Hat man das einige Wochen gethan, so müßte es einem an aller geistigen Lebendigkeit und Regsamkeit fehlen, wenn man dann nicht von selbst auf Ideen geriethe, die man Lust hätte weiter zu verfolgen, Dinge, über die man immer mehr zu wissen verlangte, so entsteht dann ein eigen gewähltes Studium, nicht ein durch fremden Rath gege-

benes. So dächte ich, hätte ich es alle Frauen machen sehen, die gern in ihrem Innern ein reges geistiges Leben führten. Sehen Sie nun zu, da wir die Sache jetzt besprochen und von manchen Seiten überlegt haben, welchem Vorschlage Sie folgen wollen. Schon das bloße Nachdenken über die Wahl einer Beschäftigung ist selbst eine Beschäftigung, und die Vorbereitungen gewähren schon einen Theil des Nutzens der Sache selbst. Ich werde Ihnen gern bei allem, so viel ich kann, behülflich sein.

Ich bitte Sie, Ihren nächsten Brief am 23. d. M. auf die Post zu geben. Ich wünsche von Herzen, daß Sie gesund bleiben mögen, und wenigstens nichts Aeußeres Ihre Ruhe störe. Erhalten Sie sich dann auch die innere, und sein Sie von meiner unveränderlichen Theilnahme und Freundschaft überzeugt. Ihr H.

Einundzwanzigster Brief.

Tegel, den 4. December 1830.

Ihr am 6. vor. Monats angefangener und am 17. geendigter Brief, liebe Charlotte, hat mich außerordentlich gefreuet. Er spricht sich so rein über ihre innersten Empfindungen aus, ist in einer so vielmehr ruhigen, auf äußere Gegenstände und ernste Betrachtungen gerichteten Stimmung geschrieben, und hat mich auch außerdem durch seinen Inhalt so interessirt, daß ich Ihnen doppelt dankbar für diesen Brief bin, wie sehr ich auch jeden immer als einen Beweis Ihrer mir gewidmeten Gesinnungen schätze und mit lebhaftem Vergnügen empfange. Es ist mir auch lieb gewesen, daß Sie nicht gerade den von mir bestimmten Tag zum Schreiben abgewartet haben. Sie sind Ihrer Neigung gefolgt, was beim Briefschreiben, das keine Art des Zwanges erträgt, sondern sich einer völligen Freiheit erfreuen will, immer die beste ist. Sie haben mir aber auch die Freude gemacht früher zu wissen, daß Sie in einer Sie anziehenden Beschäftigung wären, und Ihr Urtheil über meinen Vorschlag früher zu erfahren. Ich halte überhaupt nichts von diesen Tagsbestimmungen, sondern fahre nur fort sie zu machen, weil Sie mehrmals geschrieben, daß Sie Werth darauf legen. Sie erinnern sich, wie sie entstanden sind. Da ich aber doch glaube, daß Sie es lieber haben, so werde ich diese Bestimmung meinen Briefen immer noch hinzufügen; nur wiederhole ich meine Bitte,

daß Sie ja davon abweichen, so oft Sie in oder außer sich einen Anlaß dazu finden. Ich meine dies nämlich so, daß Sie ohne Bedenken früher schreiben, als ich es gesagt habe. Nur später bitte ich Sie, es nie zu thun. Es entstände dann ein zu langer Zwischenraum zwischen Ihren Briefen.

Wir haben ein sonderbares Jahr, finden Sie das nicht auch? Für die Jahreszeit ist das Wetter noch sehr gelinde. Ich habe das gern, und was mich vorzüglich freuet, ist, daß der Schnee so lange ausbleibt. Auf kurze Zeit macht es einem zwar wohl Freude, so eine glänzend weiße, reine, unberührte Schneedecke zu sehen, aber auf die Länge ist das einförmige Gewand der Natur doch zu ermüdend. Der jetzige Winter ist, wenigstens hier, gar nicht feucht und daher auch der Gesundheit nicht nachtheilig. Die meinige wenigstens fährt fort sehr gut zu sein, ich leide auf keine Weise, lebe in meiner gewohnten Regelmäßigkeit fort, mache mir täglich Bewegung und empfinde ganz das Wohlthätige dieser einfachen Lebensart. Ueber die Augen kann ich wenigstens nicht besonders klagen. Daß die Schwäche, obgleich ich sie sehr schone, allmälig zunimmt, glaube ich wohl zu bemerken. Allein es wäre thöricht sich darüber wundern zu wollen. Es ist genug, daß es langsam geht. Eben so ist es mit der Unbehülflichkeit der Hand im Schreiben. Daß dies zunimmt, werden Sie am besten bemerken, aber auch damit geht es allmälig. Indeß schreibe ich sehr wenig mehr selbst, und werde das eigene Schreiben immer mehr einschränken. Zum Diktiren nehme ich die Abendstunden, weil das doch auch die Augen schont. So wissen Sie ganz genau und umständlich von mir.

Für die ausführliche Mittheilung Ihres Urtheils über Stolberg's Religionsgeschichte danke ich Ihnen sehr. Es

ist mir sehr interessant gewesen. Ich selbst kenne das Buch wenig. Allein ich hatte, und gerade Frauen, sehr vortheilhaft darüber urtheilen hören. Das bestimmte mich, Sie darauf aufmerksam zu machen. Auch habe ich selbst immer Vorliebe für Kirchen- und Meinungsgeschichte gehabt. Stolberg's Uebertritt zur katholischen Religion beurtheilen Sie strenger, als ich urtheilen würde. Solche Dinge gestalten sich eigen in jedem Kopf und Herzen, und es ist einem Dritten kaum möglich, die Fäden zu erkennen, an denen sie hängen. Ein sehr selbständiger Mann war Stolberg wohl auch nicht, und auf keine Weise ein großer und tiefer Kopf. Auch in seinen Gedichten zeigt sich keine Tiefe und Idealität der Ansichten. Sie wirken in uns nach wie Jugenderinnerungen, und haben auch ein reges Leben, eine schöne Kräftigkeit der Gefühle und etwas sehr Biederes in der Gesinnung. Poetischer könnten sie allerdings sein.

Nach dem von Ihnen gemachten Versuch lassen wir aber das Stolberg'sche Werk zur Seite liegen, und Sie befassen sich nicht weiter damit. Daß Ihnen dagegen der Ritter gefällt und ganz zusagt, freuet mich ungemein. Das Werk hat zwei Bände, der Verfasser hat aber, statt es fortzusetzen, eine zweite Auflage gemacht, von der jedoch erst der erste Band erschienen ist. Man muß also den ersten Band der zweiten und den zweiten Band der ersten Auflage nehmen. Eine große Freude, wofür ich Ihnen, liebe Charlotte, recht herzlich danke, haben Sie mir dadurch gemacht, daß Sie mir sagen, daß Sie, statt den Stolberg, den Ritter von mir zu haben wünschen; ich habe gleich einer Buchhandlung den Auftrag gegeben, Ihnen das Buch zu übersenden. Ich finde und habe immer gefunden, daß sich ein Buch gerade vorzugsweise zu einem freundschaftlichen Geschenk eignet. Man liest es oft, man kehrt oft

dazu zurück, man nahet sich ihm aber nur in ausgewählten Momenten, braucht es nicht wie eine Tasse, ein Glas, einen Hausrath, so in jedem gleichgültigen Augenblick des Lebens, und erinnert sich so immer des Freundes im Augenblick eines würdigen Genusses. Möge Ihnen das Buch dann noch mehr Befriedigung gewähren, weil es von mir kommt. Sonst vermag ich Ihnen eigentlich über Palästina nichts zu sagen und auch kein Buch vorzuschlagen. Sie wollen, und das billige ich auch so ganz, den alten Zustand, die alte Geschichte des Landes bis unmittelbar nach Christus kennen lernen. Also können Ihnen neue Reisebeschreibungen, wie Chateaubriand und andere, wenig oder gar nicht nützen. Ich bin aber auch in diesen nicht bewandert. Die alte Geschichte ist, außer der Bibel, in den griechischen und römischen Profanschribenten, in diesen ist es jedoch zerstreuet, und Sie können es nicht in den einzelnen aufsuchen. Der einzige Josephus behandelt die jüdische Geschichte abgesondert. Ob es von diesem eine deutsche oder französische Uebersetzung giebt, weiß ich in der That nicht, vermuthe es aber. Wenn Sie dort auf der Bibliothek nachfragen, so erhalten Sie es gewiß. Was die Nachrichten in andern Schriftstellern betrifft, so kann ich Ihnen nur Einen Rath geben: Sie müßten in einer recht ausführlichen Weltgeschichte die Geschichte der Juden lesen. Dazu würde die große, aus dem Englischen übersetzte allgemeine Weltgeschichte, oder Rollin's Histoire ancienne am besten sein. Den Rollin habe ich als sehr junger Mensch sehr geliebt. Er ist ein leichtgläubiger, alles ohne Kritik aufnehmender Schriftsteller, man findet aber alles nur irgend Interessante bei ihm, und er erzählt mit einer so naiven Treuherzigkeit. In dem Rollin finden Sie dann alles einzeln, was die Schriftsteller des Alterthums

haben, auch deren Angaben mit denen der Bibel verglichen. Wollten Sie mehr, so giebt es noch vom alten Michaelis in Göttingen, der lange todt ist, ein Buch, worin viele Punkte des jüdischen Alterthums erklärt sind, es führt den Titel: „Mosaisches Recht.“ Auf diese Weise würden Sie dahin kommen, durch die Verbindung dieser Bücher mit Ritter's Erdkunde, sich eine anschauliche Vorstellung von Palästina und seinen Bewohnern durch die ganze alte Geschichte zu machen. Ich finde den Gedanken, gerade von diesem Theil der Erde eine genaue und lebendige Kenntniß bekommen zu wollen, sehr gut. Das Interesse an den andern Ländern muß sich bald erschöpfen, in diesem aber ist es von einer höheren, edlern, dauernden Natur. Die Forschungen über alles, was Palästina betrifft, hängen so unmittelbar mit der Lesung der Bibel zusammen, daß sie den Inhalt der heiligen Schriften der Seele vorstellen müssen, und dadurch auch auf das Gemüth wohlthätig zurückwirken. Sie haben sich, wie mir ja bewußt ist, viel mit der Bibel beschäftigt, Ihnen muß also das Bedürfniß aufgestiegen sein, sich die Begebenheiten unter den Umgebungen denken zu können, und jeden Ort an seine richtige Stelle zu versetzen, und auch die Folgen der Begebenheiten mehr im Gedächtniß zu haben. So begreife ich ganz, wie der Wunsch, gerade diese Gegend zu kennen, so recht aus Ihrem Innern gekommen ist. Das war es gerade, was ich wünschte: Sie auf eine Beschäftigung, durch sich selbst und durch Ihre eigene Eingebung geleitet, kommen zu sehen. Nur das, was in Freiheit aus uns selbst kommt, hält die Seele wirklich und wahrhaft fest.

Je mehr Sie Ritter's Erdkunde lesen, desto mehr werden Sie das Buch lieb gewinnen. Es schreckt zuerst durch manche Schwierigkeiten zurück, aber man findet sich bald

aus diesen heraus, und hat dann eine große Freude an der Gründlichkeit und Individualität der Schilderungen, der Vielseitigkeit der Ansichten und der Eigenthümlichkeit der Verknüpfung der einzelnen Züge zu einem Ganzen.

Ich sehe Ritter oft, da wir Beide Mitglieder der Akademie der Wissenschaften sind. Er gehört dazu im Umgange und nach seinem Charakter zu den liebenswürdigsten Menschen. Er ist sehr religiös, und hat auch darin eine Sanftheit und Milde, die für ihn gewinnt und einnimmt. Er ist in der Stadt allgemein beliebt.

Ich bitte Sie, mir den 21. December zu schreiben. Bleiben Sie gesund, liebe Charlotte, erhalten Sie sich ruhig und heiter, und glauben Sie mich mit unwandelbarer Theilnahme den Ihrigen. H.

Zweiundzwanzigster Brief.

Tegel, den 4. Januar 1831.

Da ich jetzt wenige Briefe ſelbſt ſchreibe, ſo fiel es mir auf, als ich die Jahreszahl hinkritzelte, denn wirklich kann ich nur Kritzeln mein jetziges Schreiben nennen, da ich dies in dieſem Jahr zum erſtenmal thue. Nehmen Sie alſo auch, liebe Charlotte, meinen herzlichen Glückwunſch an. Möge nichts Aeußeres, Widerwärtiges Ihnen zuſtoßen, und mögen Sie immer die nöthige Stärke haben, ſich die innere Ruhe zu erhalten, wenn ſie, wie man bei menſchlichen Schickſalen nie eine ſichere Bürgſchaft hat, einmal bedrohet würde. Nach der Art, wie die Menſchen, vorzüglich die höheren Stände, leben, hat, genau genommen, der Jahreswechſel ſeine wahre Bedeutung verloren. Im Grunde fängt mit jedem Tag ein neues Jahr an. Nur die Jahreszeiten machen einen wirklichen Abſchnitt. Dieſe aber haben bei uns kaum auf mehr, als unſere Annehmlichkeit und Bequemlichkeit Einfluß. Mir iſt aber demohngeachtet ein neues Jahr immer eine Epoche, die mich aufs neue in mir ſelbſt ſammelt. Ich übergehe, was ich gethan habe, etwa noch thun möchte, ich gehe mit meinen Empfindungen zu Rathe, mißbillige oder billige, befeſtige mich in alten, mache neue Vorſätze, und bringe ſo gewöhnlich die erſten Tage des Jahres müſſig und arbeitslos hin. Ich lächle dann ſelbſt, daß ich die guten Vorſätze mit Müſſiggang verbringe, aber es iſt nicht ſowohl Müſſiggang als Muße, und dieſe

iſt bisweilen heilſamer als Arbeit. Worauf aber dieſe periodiſchen Betrachtungen immer und gleichmäßig zurück kommen, iſt die Freude, daß ein Jahr mehr ſich an das Leben angeſchloſſen hat. Es iſt dies keine Sehnſucht nach dem Tode dieſe habe ich ſchon darum nicht, weil ja Leben und Tod, unabänderlich mit einander zuſammen hängend, nur Entwickelung deſſelben Daſeins ſind, und es alſo unüberlegt und kindiſch ſein würde, in demjenigen, was moraliſch und phyſiſch ſeinen Zeitpunkt der Reife haben muß, durch beſchränkte Wünſche etwas ändern und verrücken zu wollen. Es iſt auch nicht, ja noch viel weniger Ueberdruß am Leben. Ich habe dieſelbe Empfindung in den genußreichſten Zeiten gehabt, und jetzt, da ich gar keiner äußeren Freude mehr empfänglich bin, wenigſtens keine ſuche, aber ſtill in mir und der Erinnerung lebe, kann ich noch weniger dem Leben einen Vorwurf zu machen haben. Aber der Verlauf der Zeit hat in ſich für mich was Erfreuliches. Die Zeit verläuft doch nicht leer, ſie bringt und nimmt und läßt zurück. Man wird durch ſie immer reicher, nicht gerade an Genuß, aber an etwas Höherm. Ich meine damit nicht gerade die bloß trockene Erfahrung, nein, es iſt eine Erhöhung der Klarheit und der Fülle des Selbſtgefühls, man iſt mehr das, was man iſt, und iſt ſich klarer bewußt, wie man es iſt und wurde. Und das iſt doch der Mittelpunkt für des Menſchen jetziges und künftiges Daſein, aber das Höchſte und Wichtigſte für ihn.

Das wird Ihnen, liebe Charlotte, mehr und beſſer zeigen, wie ich es meine, wenn ich das Alter der Jugend vorziehe. Mein eigentlicher Wunſch wäre aber, daß ich allein alt würde, und alles um mich her jung bliebe. Damit würden dann auch die Andern zufrieden ſein, und gegen dieſe Selbſtſucht keine Einwendung machen. Ganz im Ernſt zu ſprechen,

obgleich auch das mein Ernſt iſt, ich meine nur in dem Ernſt zu ſprechen, den auch Andere dafür nehmen würden — ſo bin ich weit entfernt zu verkennen, daß die Jugend im gewiſſen und im wahren Sinne eigentlich nicht bloß ſchöner und anmuthiger, ſondern auch in ſich mehr und etwas Höheres iſt, als das Alter. Eben weil wenig Einzelnes entwickelt iſt, wirkt das Ganze mehr als ſolches, auch entwickelt das Leben nicht immer alle Anlagen, oft nur wenige, da iſt dann die Jugend wirklich mehr. Auch liegt da in beiden Geſchlechtern ein großer Unterſchied. Dem Manne wird es viel leichter, den Schein und ſelbſt die Wirklichkeit zu gewinnen, als ſei er im Alter mehr und viel mehr geworden. Man ſchätzt in ihm viel mehr die Eigenſchaften, die wirklich dem Alter mehr angehören, und erläßt ihm die Friſche und den Reiz der jüngeren Jahre. Er kann immer bleiben, und ſelbſt mehr werden, wenn er auch die körperliche Kraft ſehr einbüßt. Bei Frauen iſt das nicht ganz der Fall, und die Strenge der Willensherrſchaft, die Höhe der freiwilligen Selbſtverleugnung, durch die das weibliche Alter ſich eine ſo jugendliche Kraft erhalten kann, haben nur wenige den Muth ſich anzueignen. Allein auch in Frauen bewahrt das Alter vieles, was man in ihrer Jugend vergebens ſuchen würde, und was jeder Mann von Sinn und Gefühl vorzugsweiſe ſchätzen wird. —

Ueber Ihre Beſchäftigung mit Paläſtina freue ich mich ſehr. Es iſt Ihnen gewiß wohlthätig, nicht ewig mit derſelben Arbeit beſchäftigt zu ſein, und nicht, wenn Sie dieſelbe verlaſſen, ſich wieder bloß Selbſtbetrachtungen zu überlaſſen, ſondern ſich mit einem äußern, den Geiſt anziehenden Gegenſtand zu beſchäftigen. Man kehrt durch einen ſolchen dennoch mittelbar in ſich zurück.

In dem, was Sie über den Unterſchied zwiſchen der

neueren Geſchichte und dem Alterthum ſagen, ſtimme ich Ihnen vollkommen bei. Man befindet ſich auf einem ganz andern Boden im Alterthum. Es erging zwar den Menſchen in jenen fernen Jahrhunderten auch wie uns jetzt. Aber die Verhältniſſe waren natürlicher, einfacher, und wurden, was die Hauptſache iſt, friſcher aufgenommen, ergriffen, behandelt und umgeſtaltet. Auch iſt die Darſtellung würdiger, hinreißender und vor allem poetiſcher, die Poeſie war damals noch wahre Natur, nicht eine Kunſt, ſie war noch nicht geſchieden von der Proſa. Dies poetiſche Feuer, dieſe Klarheit anſchaulicher Schilderung verbreitet ſich nun für uns über das ganze Alterthum, das wir nur durch dieſen Spiegel kennen. Denn allerdings müſſen wir uns ſagen, daß wir wohl manches anders und ſchöner ſehen, als es war. Ich will damit nicht geradezu ſagen, daß die Art, wie die Dinge erzählt werden, unrichtig ſei. Das nicht. Allein das Kolorit iſt ein anderes. Wir ſehen die Menſchen und ihre Thaten in andern Farben. Auch fehlen uns eine Menge kleiner Details, wir ſehen nicht alle, oft nur die hervorſtechenden, wenn auch nicht mit Fleiß ausgewählten Züge. So wird alles überraſchender und koloſſaler.

Ich vermuthe, daß Sie bei dem ſchönen, gelinden und oft ſonnigen Wetter auch täglich Ihren Garten beſuchen. Ich laſſe keinen Tag ohne Spaziergang vorübergehen. Die Sonne aber entgeht mir bisweilen, da ich mich in meinen Spaziergängen nicht nach ihr richte. Ich gehe immer Sommers und Winters am Nachmittag, und die Sonne verſteckte ſich hier in dieſen Tagen um Mittag in Nebel.

Meine Geſundheit, denn ich ſehe, daß ich noch nicht von ihr geſprochen, iſt ſehr gut. Ich habe bis jetzt in dieſem Winter nicht einmal einen Schnupfen gehabt. Ich

könnte alſo nur über Altersſchwächen klagen; dieſe ſind aber natürlich, und ich ertrage ſie, ohne mich über ſie zu wundern.

Ich bitte Sie, liebe Charlotte, Ihren nächſten Brief am 25. d. M. zur Poſt zu geben. Leben Sie nun recht wohl, und rechnen Sie immer auf meine unveränderliche Theilnahme. H.

Dreiundzwanzigſter Brief.

Tegel, den 5. Februar 1831.

Ich habe, liebe Charlotte, Ihren am Weihnachtsfeſt angefangenen und am 25. Januar abgegangenen Brief richtig empfangen, und danke Ihnen doppelt für die große Freude, die er mir durch den ſo viel heiterern Ton gemacht hat, der darin herrſcht. Die Worte, daß Ihre Seele auf Weihnachten ſo heiter, wie ſeit Jahren nicht war, ſind mir ein wahrer Troſt und Beruhigung geweſen. Ich habe immer geglaubt, daß Sie zu innerer Frohheit, zu dem Gleichgewicht der Seele kommen könnten, wo Wunſch und Beſitz ohne Selbſtverleugnung zuſammen treffen, wo man nicht zu viel entbehrt, indem man ſich mit dem Vorhandenen begnügt, und wo man für manches, das man allerdings vermißt, ſich einen inneren, von den Umſtänden unabhängigen Erſatz verſchafft. Möchten Sie wirklich dahin gelangt ſein, und möchten Sie glücklich genug ſein, ſich auf dieſem Punkt und in dieſer Stimmung erhalten zu können. Wenn ich dazu beigetragen habe, oder noch dazu im Stande bin beizutragen, ſo erfordert das keinen Dank, ſo gern ich auch den Ihrigen, da ich weiß, daß er aus tiefer Empfindung Ihres Herzens kommt, annehme. Mit Sicherheit, ja mit unumſtößlicher Gewißheit können Sie aber annehmen, daß mein Antheil an Ihrem Schickſal, ſo lange ich lebe, derſelbe bleiben wird. Es kann darin keine Aenderung eintreten. Er beruht auf dem Wohlwollen, das Sie mir zu ſich ein-

geflößt haben. Er sucht nichts, er hat keine Absicht, als Ihnen wohlthätig zu werden.

Ich begreife sehr, wie Ihnen, liebe Charlotte, die Festtage wirklich, und nicht bloß dem Namen nach, solche sind. Sie gehen an denselben von äußerer, wenn auch nicht unangenehmer, doch einförmiger, angestrengter und dadurch ermüdender Arbeit, zu innerer freien Muße über, in der Sie selbstgewählten Beschäftigungen folgen können. Diese Freiheit des Gemüths zu gewinnen, ist in allen Lagen ein großes Glück, zu dem aber ein Mann in irgend höheren und wichtigeren Geschäften, wie ich aus Erfahrung weiß, nie gelangt. Da giebt es keine von selbst eintretende Festtage und sie sich selbst zu geben, ist auch nur selten möglich.

Ich weiß nicht, wie es kommt, aber ich meine, nie in meinem Leben wäre mir die Zeit verstrichen wie jetzt. Die Monate scheinen mir Wochen, und ich bin seit Anfang November, wie mit Blitzesschnelligkeit über die kalte Jahreszeit hinweg gekommen. Ich habe den Tag sehr besetzt mit Beschäftigungen aller Art, und das macht allerdings, daß man den Verlauf der Zeit weniger merkt, so daß sie schneller zu entfliehen scheint. Indeß ist das ehemals noch viel mehr mein Fall gewesen, es muß also doch einen andern Grund haben. Auf keinen Fall ist es der, daß ich zu sehr auf die Entwickelung der Begebenheiten gespannt wäre. Es ist seit langer Zeit mir bei jedem wichtigen Ereigniß gegenwärtig, daß es in wenigen Jahren der Geschichte angehören wird, und dann, von dieser Ansicht aus, eine ganz andere Gestalt gewinnt, vorzüglich den beunruhigenden Charakter verliert, den die Gegenwart, wenn sie nicht angenehm ist, immer an sich trägt.

Der traurige Todesfall, von dem Sie mir schreiben, hat mir Ihretwillen sehr leid gethan. Wenn Sie auch die

Einsamkeit lieben, ist doch der Verlust eines freundschaftlichen Umgangs immer ein sehr großer, und zu diesem gesellt sich nun noch das Gefühl, daß eine ganze Familie in ihren innersten Banden zerrissen ist durch diesen Verlust und ihr Abscheiden. So viel ich aus der Erzählung Ihres Briefes entnehmen kann, ist Ihre Freundin noch vor dem Anfang des neuen Jahres gestorben. Sie freueten sich noch am ersten Christtag so, daß das Jahr 1830, das Sie gefürchtet hatten, fast vorüber sei, ohne daß Sie etwas Schmerzliches erfahren hätten. So habe ich Ihre Erzählung verstanden, und so ist mir dabei ein griechisches Sprichwort eingefallen, das ich sehr treffend finde, und an das mich oft eigne und fremde Begebenheiten erinnert haben. Man braucht es nur auszudrücken, daß auch in der kleinsten Zeit ein Umschlagen der sichersten Hoffnungen, der am zuverlässigsten berechneten Erwartungen eintreten könne. Die Worte des bildlichen Ausdrucks lauten folgender Gestalt: „Es liegt noch viel zwischen dem Becher und der Lippe.“ Es ist ein so natürliches, ausdrucksvolles und so bedeutsames Bild, es sagt so kurz und nachdrücklich, wie sich alles zwischen den Genuß, so unmittelbar er scheint, stellen kann. Haben Sie aber im Ernst das vergangene Jahr so gefürchtet, und so besorgliche Ahndungen davor gehegt, oder sagen Sie es nur halb im Scherz? Mir ist es zu fremd von einer ganz und gar nicht zu berechnenden und zu beurtheilenden Sache, wie ein beginnendes Jahr ist, Erwartungen, zuversichtliche oder beunruhigende, zu fassen. Noch weniger kann ich es begreifen, wie bloße Zahlen können von Personen als ominös und Vorbedeutung in sich tragend angesehen werden. Dennoch habe ich es hie und da gefunden. Ich halte es aber für wichtig, sich frei zu erhalten, und wenn man in unbewachten Momenten sich da-

von einnehmen läßt, sie baldmöglichst wieder auszurotten. Die Vorsehung hat es nicht ihren Planen gemäß gefunden, daß die Zukunft den Menschen klar vor Augen läge; wenn sie es gewollt hätte, würde sie nicht dunkle und räthselhafte Andeutungen und Winke geben, sondern das geistige Auge des Menschen geradezu durch den verhüllenden Schleier dringen lassen. Verzeihen Sie, daß ich Ihnen diese Bemerkungen mache. Vielleicht sind sie unnöthig. Aber es ist aus wahrem Antheil an Ihnen, daß ich wünschte, Sie ersparten sich solche Besorgnisse, die nur aus einer dunkeln Ahndung herrühren, und für welche es, bei ruhiger und kalter Ueberlegung, gar keine Gründe giebt. Sie werden mir sagen, daß wer stark und lebhaft empfindet, nicht ruhig und kalt überlegen kann. Sie haben darin ganz Recht, wenn Sie unter dem Empfinden jenes Aufgeregtsein der Seele ohne bestimmten Gegenstand meinen, aus welchem z. B. die Besorglichkeit vor diesem oder jenem Lebensabschnitt entsteht; eine solche gegenstandlose Aufregung muß man aber mit Willensstärke niederzudrücken bemüht sein. Die Empfindung dagegen, die einen wahren Gegenstand mit Tiefe und Stärke umfaßt, hindert die ruhigste und kälteste Ueberlegung nicht nur nicht, sondern erhöhet sie vielmehr. Ich habe immer gerade in den Frauen, welche in Liebe, Freundschaft u. s. f. die am stärksten und leidenschaftlichsten fühlenden waren, auch die richtigste Ueberlegung, die größte Besonnenheit, die festeste Selbstbeherrschung gefunden. Ich selbst bin vielleicht jetzt mehr als seit lange in sehr bewegten Gefühlen, würde mir aber auch in gleichem Grade mehr Kraft der ruhigen Ueberlegung zutrauen.

Den 8. Februar 1831.

Es thut mir leid, daß ich neulich vergessen habe, Ihnen Nachricht von meiner Gesundheit zu geben. Es kommt nur daher, daß ich sehr selten daran denke. Das aber muß Sie nicht glauben machen, daß ich sie vernachlässige. Meine Lebensweise ist eigentlich so, daß sie die Gesundheit befördern muß. Einige leichte Mittel, die mir seit Jahren wohlthätig sind, nehme ich regelmäßig, damit ist nun aber mein Denken daran erschöpft. Die Nothwendigkeit Krankheiten zu tragen, giebt zwar die Stärke dazu, und diese würde daher auch mir nicht fehlen. Aber die aus wenigstens leidlicher Gesundheit entstehende Geistesfreiheit ist doch ein unschätzbares Gut. Ich kann nicht einmal sagen, daß ich des Lebens müde wäre, und den Tod wünschte. Alles, was ich sagen kann, aber auch mit Wahrheit sage, ist, daß er mir in meiner jetzigen Stimmung eine sehr freundliche Gestalt sein würde, da er mir ehemals bloß wie eine Nothwendigkeit erschienen wäre. Allein wegsehnen thue ich mich darum nicht aus dem Leben, sondern, wenn mir ein hohes Alter bestimmt sein sollte, werde ich nie undankbar gegen Licht und Luft und die Bedingungen sein, unter denen hier das Denken und Empfinden fortgeht. Ich bin von den Menschen durch Fügung des Schicksals in sofern unabhängig geworden, daß meine Freuden, mein Glück, mein eigentliches Dasein nur aus der Vergangenheit, aus einer geistigen Gegenwart und aus ganz der Zeit und dem Raum fremden Ideen fließen. Das trage ich in mir, darin lebe ich, und brauche dazu nichts außer mir. Aber wenn ich auch für mich um Aeußeres sorgen muß, scheue ich darum die Arbeit nicht, und wünsche darum nicht kürzer zu leben, weil mir vielleicht ein unruhigeres und weniger ge-

müthliches Leben bevorsteht. Wer die Lage der Dinge (1831) auch nur mit halbem Auge ansieht, muß die Unsicherheit der Zukunft gewahr werden. Ich bin jetzt, auch für meine sehr bedeutenden Ausgaben, in einer genügenden Lage. Das kann aber in kurzer Zeit sehr anders sein. Indeß macht mir das jetzt keine Sorge, und würde mir, wenn es eintritt, äußere Arbeit, aber keinen innern Kummer machen. Auch diese ruhige und natürliche Ansicht der äußeren Verhältnisse erhält die Gesundheit. Darum erwähne ich es. Sie sehen also, da Sie so Theil an mir nehmen, daß Sie nicht Ursache haben, bange um mich zu sein; ich kann in meiner Gesundheit über nichts klagen. Nur mit zwei Dingen kann es der Natur der Sache nach nicht besser, sondern muß es vielmehr nach und nach schlimmer werden, da es nicht Krankheit, sondern Folge der Jahre ist. Sie sehen schon, liebe Charlotte, daß ich von den Augen und der Schwierigkeit der Hand reden will. Auf dem einen Auge habe ich, wie Sie schon wissen, einen Staar und der kann mit der Zeit operirt werden, aber am andern, mit dem ich allein lese und schreibe, leide ich nur an Schwäche, die die Sehkraft abstumpft. Es ist in diesem Auge weder Entzündung noch irgend ein Ansatz zum Staar, noch sonst ein organischer Fehler. Obgleich ich sehr wenig noch selbst schreibe, bemerke ich doch, daß die Schwäche zunimmt. Es ist auch sonderbar, daß mir die Tageshelle nicht das Sehen erleichtert, und eine mäßige nächtliche Erleuchtung nicht erschwert. Mit dem Fehler der Hand ist es ordentlich komisch. Mein Schreiben ist eigentlich ein beständiges Bestreben große Buchstaben zu machen, und das Resultat sind, wie Sie sehen, ganz kleine. Die Hand thut mir nicht weh, sie zittert nicht, aber sie gehorcht nicht dem Willen. Es liegt an den Nerven. Die kleine aber be-

stimmte Bewegung, welche deutliche Schriftzüge erfordert, verlangt mehr Stärke, und greift besonders die Nerven mehr an, als grobe und schwere Arbeit. Hätte ich nicht den richtigen Grundsatz gefaßt, daß die einzige Möglichkeit, kleinen und stumpfen Buchstaben noch einen Grad der Deutlichkeit zu verleihen, darin liegt, möglichst jeden allein und abgesondert hinzustellen, so könnte mich schon längst niemand mehr lesen. Ich weiß nicht, ob Sie finden, daß die Schlechtigkeit meiner Hand zunimmt, ich aber bemerke es an unverkennbaren Zeichen. Es wird mir schwerer das Lesbare hervorzubringen, und kostet immer mehr Zeit. Die Mühe würde ich schon daran wenden, aber die Zeit ist so kostbar und edel. Ich schreibe schon sehr wenig mehr, und nimmt die Schwierigkeit zu, mit der Langsamkeit verbunden, so gebe ich das eigne Schreiben ganz auf und diktire bloß. Ich habe mich schon sehr an das Diktiren gewöhnt, und wahre Geheimnisse hat man selten zu schreiben. Man giebt aber auch ungern auf, was man lange gethan hat, ehe ich also nicht wirklich zum Aufgeben gezwungen werde, vermindere ich wohl mein Schreiben, aber schaffe es nicht ab. Es ist jedoch das in meinem Körperzustande, was am unerwünschtesten in meine Beschäftigungen kommt. Ich habe aber auch daran gesehen, daß mich solche Aeußerlichkeiten nicht verstimmen. Denn es hat mich noch keinen Augenblick verdrießlich oder traurig gemacht.

Ich danke Ihnen sehr, daß Sie mich an das Gellertsche Lied erinnern, woran Sie auch erinnert wurden, wie es Ihnen angenehm war. In einer frühen Zeit meines Lebens hatte ich den guten Gellert, trotz der gänzlichen Abwesenheit aller Poesie in ihm, von der ihm die Natur auch keinen Funken verliehen hatte, sehr lieb. Jetzt habe ich ihn wohl in fünfzig Jahren nicht angesehen, und be-

sitze ihn nicht einmal. Der Stelle, die Sie anführen, besinne ich mich nicht, wohl aber eines andern, Ihnen gewiß auch erinnerlichen Liedes, ich denke: Prüfung am Abend, betitelt. Es fängt an oder hat doch solche Stelle: „Der Tag ist wieder hin, und diesen Theil des Lebens, Wie hab ich ihn verbracht? verstrich er mir vergebens?“ Sehr oft im Leben sind mir beim zu Bette Gehen diese Worte eingefallen. Das aber geht nicht, daß Sie sich mit mir in die Stelle theilen, die Sie anführen. Gellert hat sehr vernünftig beides mit einander verbunden. Auch haben Sie es wohl nicht so genau mit der Trennung genommen. Sie wollen gewiß nicht die Heiligung allein von oben erwarten, ohne etwas dabei zu thun, und ich will eben so wenig mir anmaßen, sie ohne den Segen Gottes zu bewirken. Es liegt aber freilich noch mehr darin, man soll nicht bloß handeln, sondern es auch mit der Zuversicht thun, als hänge der Erfolg lediglich von einem selbst ab. Auf den ersten Anblick scheint ein Widerspruch darin zu liegen, nach einem Erfolg, als von uns abhängig, zu streben, da man doch das Bewußtsein hat, daß er in einer fremden Hand liegt. Aber die Auflösung findet sich, dünkt mich, wenn man gerade den Eifer und die Inbrunst des Strebens mit dem demuthsvollen Gefühl der eigenen irdischen Unzulänglichkeit verbindet. Indem alsdann die Anstrengung und Demuth vereint sind, wird der Erfolg gesichert. Der Gellertsche Vers will zwei Abweichungen von dem richtigen Wege vorbeugen. Man soll nicht die Heiligung und den daraus entspringenden Frieden als eine Gabe erwarten, die, ohne eigenes Zuthun, Gott dem Menschen ins Herz gießen sollte, und man soll auch auf der andern Seite nicht sich selbst für allein hinreichend halten, um denselben zu erlangen, weil dadurch das, was

eine geistige und himmlische Gabe ist, zu einer irdischen, menschlich erringbaren herabgezogen werden würde.

Sie sagen, daß Ihnen die innere Frohheit fehle, ohne daß sie Unzufriedenheit fühlen. Das ist mir sehr begreiflich, ob es mir gleich sehr leid thut. Die Frohheit ist wie ein Sonnenglanz des Lebens. Er wird keinem ganz und beständig zu Theil, und das Wort selbst umfaßt auch wieder eine Menge von Graden und Abstufungen. Die Summe von allem dem ist doch, daß der Mensch sich zuletzt immer aus seinem Innern und Aeußern einen Seelenzustand bildet, der ihm eigenthümlich ist, und das Gleis wird, in dem sein Leben fortgleitet. Es liegt darin eine große Wohlthat der Vorsehung. Denn das innere Streben nach Harmonie und Seelenerhebung gewinnt und behält doch immer die Oberhand.

Die Stelle meines Briefes, in der Sie glaubten, daß etwas Beunruhigendes dunkel angedeutet sei, hatte durchaus nicht den Sinn, sie bezog sich auf die allgemeine Stimmung, in der ich mich seit der Lebensändrung befinde, die ich erfahren. —

Daß die erste Auflage von Ritter's Erdkunde vergriffen ist, thut mir sehr leid, denn der zweite Theil dürfte allerdings so bald nicht erscheinen. —

Mit Ihren Augen hoffe ich gewiß, soll es vorübergehend sein, und es hat mich sehr gefreuet, zu sehen, an Ihrer Handschrift, daß es eigentlich schon wieder besser ging. Schreiben Sie sonst ja auch mir nicht mehr, als Sie ohne Anstrengung können. Ich bitte Sie, Ihren nächsten Brief am 22. März auf die Post zu geben. Mit der herzlichsten Theilnahme Ihr

H.

Vierundzwanzigster Brief.

Tegel, den 6. April 1831.

Ich habe diesmal, liebe Charlotte, keinen Brief von Ihnen seit meinem letzten bekommen, habe also keinen zu beantworten vor mir. Der Grund Ihres Nichtschreibens könnte in Ihren Augen liegen, was mich sehr schmerzen sollte, dann hätten Sie aber doch wohl einige Zeilen geschrieben; auch wenn Sie krank geworden, würden Sie es mir gewiß gesagt haben. Die natürlichste Vermuthung über die Gründe Ihres Stillschweigens scheint mir daher die, daß Sie gefürchtet haben, mir gerade in den Wochen zu schreiben, wo der Verlust mich traf, in den seitdem meine Seele einzig versenkt ist. Ich danke Ihnen in der Tiefe meiner Seele für diese Zartheit. Ihr Brief würde mir zwar gleiche Freude gemacht haben, als alle anderen. Man feiert die Todten nicht würdig durch verringerte Theilnahme an den Lebendigen, oder wenn man sich entzieht, ihnen hülfreich zu werden, und am wenigsten paßt das für die, welche ich betrauere. Aber die Empfindung in Ihnen ist so natürlich, sie entspricht so sehr Ihrem Gefühl und Ihren Gesinnungen, ist so edel und zart, daß sie mich lebhaft gerührt hat.

Ich bin den ganzen März hindurch nur einen Tag in Berlin gewesen, und habe hier theils allein, theils mit meinen Kindern, einer beneidenswürdigen Ruhe genossen. Auch war das Wetter nur selten unfreundlich, und es hat

mich nicht gehindert täglich auszugehen. Jetzt beginnt der Frühling sehr schön, und ich denke mir, daß auch Sie dies jugendliche Erwachen der Natur in Ihrem Garten genießen. Ich weiß nicht, ob Sie auch wohl darauf geachtet haben, was ich in sehr verschiedenen Klimaten, auch in Spanien und Italien, gefunden habe, daß wenn die Tage auch noch so regnerisch sind, sich der Himmel aufhellt um die Zeit des Sonnenunterganges. Meist hört der Regen auf eine halbe Stunde vor oder nach Sonnenuntergang. Dies ist auch die gewöhnliche Zeit meiner Spaziergänge. Die Wolkenerscheinungen sind dann die größten, schönsten und glänzendsten, und seit meiner Kindheit machen sie den größten Theil meiner Freude an der Natur aus. Wie man auch darüber nachdenken mag, ist es schwer zu sagen, worin der Reiz eigentlich besteht. Gewiß ist es nicht das sinnliche Farbenspiel, wie schön und prachtvoll es auch ist, allein. Das mannichfache Schauspiel am Himmel regt die Seele tiefer und lebendiger an, als jeder irdische Reiz thun könnte. Daß es vom Himmel kommt, zieht wieder zum Himmel hin. Freilich allemal wehmüthig, aber doch groß und im Tiefsten ergreifend ist das allmälige Verglühen der Farben, das Ersterben des Glanzes, der zuletzt, noch ehe er der Dunkelheit Platz macht, von einem falben Grün überzogen wird. Ich kann mich dabei nie erwehren, an etwas Ernsteres und Wichtigeres zu denken. Es giebt zwar vorzüglich in den höher und innerlicher Gebildeten, aber mehr oder minder doch in Allen, eine Menge von Gedanken, die nie zu einer That werden, nie ins wirkliche Leben treten, sondern still und nur dem bewußt, der sie hat, im Busen verschlossen bleiben. Es entspringt aber aus ihnen und oft vielmehr, als aus Reden und Thaten, Freude und Leid, Glück und Elend. Ihr Hin- und Herfluthen im Gemüthe,

die Bewegung, in die sie versetzen, läßt sich in Vielen jenen farbig flammenden Himmelserscheinungen vergleichen. Für den Ernst des äußern Lebens sind sie wirklich, sich mit ihm nicht bewegend, luftige Wolkengebilde. Sie verschwinden auch wie diese, und lassen in der Seele eine Kühle und Leere zurück, die sich dem Grau der Dämmerung und dem Dunkel der Nacht vergleichen läßt. Sind sie aber darum dahin? Kann das, was das Gemüth so bewegt, so aus seinem innersten Grunde erschüttert hat, ganz wieder untergehen? Dann könnte der ganze Mensch selbst vielleicht auch nur eine vorübergehende Wolkenerscheinung sein. Sie werden mir einwenden, daß es auf jeden Fall, wie alles was einmal im Gemüth gewesen ist, auf dieses, auf den Geist und Charakter zurückwirkt und in dieser Zurückwirkung fortlebt. Allein das ist doch nicht genug. Es müßte doch von bestimmten Seelenbewegungen auch etwas Bestimmtes ausgehen. Diese Gedanken ergreifen mich meistentheils, wenn ich den Himmel am Abend oder vor oder nach einem Gewitter ansehe. Ich habe aber, wenn ich es gleich nicht erklären oder beweisen kann, ein festes Ahndungsgefühl, daß jene Gedankenerscheinungen auf irgend eine Weise wieder aufflammen und einen Einfluß ausüben, der bedeutender ist als gewöhnlich so hochgeachtete Reden und Handlungen. Der Mensch muß sich nur ihrer würdig erhalten, auf der einen Seite nicht trocken und nüchtern, auf der andern Seite nicht schwärmerisch und wesenlos werden, vor allen Dingen aber selbstständig sein, die Kraft besitzen sich selbst zu beherrschen, und den innern Gang seiner Gedanken allem äußern Genuß und Treiben vorziehen.

Indem ich auf das Geschriebene zurücksehe, muß ich Sie, liebe Charlotte, ordentlich um Verzeihung bitten, Ihnen so allgemeine Dinge und Betrachtungen zu schicken.

Aber es ist dies, neben dem Andenken an die Vergangenheit, die nie für mich zurück kehren kann, das Einzige, worin ich lebe. Solche Ideen schließen sich an meine wissenschaftlichen Berührungen an, und so haben Sie den ganzen Kreis, worin ich lebe, wenn ich in mir sein kann, und aus dem ich nur halb und getheilt heraus gehe, wenn mich Pflicht oder freiwillige Sorge für Andere heraus ruft. Diese Art zu sein hat sich ohne mein Zuthun in mir gestaltet. Ich bin mir bewußt, daß ich sie nicht absichtlich hervor gerufen habe. Ich würde auch nicht entgegen arbeiten, wenn ich plötzlich fühlte, daß es anders in mir würde, daß ich wieder Lust an den Dingen hätte, die mich vor jenem Schlage erfreueten, daß ich mich wieder freiwillig ins Leben mischte, daß ich anderer Freude fähig sei, als die ich aus mir selbst und der Vergangenheit schöpfe, so würde ich mich frei darin gehen lassen, wenn ich mir auch selbst gestehen müßte, daß diese Aenderung meine innere partheilose Billigung nicht erhalten könnte. Ich denke nicht einmal daran, ob meine jetzige Stimmung mich bis ans Ende meiner Tage begleiten, oder ob die Zeit, wie die Leute so und oft ganz mit Unrecht sagen, auch meine Gefühle abstumpfen und abändern wird. Ich bin hierin nicht bloß allem Affektirten, sondern auch allem Absichtlichen feind. Kann das Gefühl, das ich, seit ich eine solche Verbindung kannte, immer gehabt habe, daß es eine innere Verbindung zwischen Menschen giebt, deren Auflösung dem Zurückbleibenden alle Fähigkeit, alle Neigung und allen Wunsch nimmt, anders woher Glück und Freude zu schöpfen, als aus sich selbst und dem Andenken, kann, sage ich, dies Gefühl untergehen, so möge es plötzlich verschwinden oder nach und nach ersterben. Im Reiche der Empfindungen muß nichts länger leben, als es innere Kraft zu leben hat. Bis jetzt ist es nur immer in

mir gewachsen, und ich verdanke ihm alles, was ich seit jener gewaltsamen Zerreißung an innerer Stärke, Beruhigung und wirklicher Heiterkeit genossen habe, und was mir kein Mensch auf Erden, selbst meine Kinder nicht, ohne jenes Gefühl hätten geben können. Ich empfinde die Wohlthätigkeit dieses Gefühls auch an der größeren Klarheit und Sicherheit meiner Ideen und Empfindungen. Denn, wenn ich auch zu manchen äußeren Geschäften weniger geschickt sein mag, als sonst, so fühle ich dagegen deutlich, daß meine Ideen in jeder Rücksicht lichtvoller und fester geworden sind.

Ich bestimme Ihnen heute keinen Tag zum Schreiben, da mein Wunsch und meine Bitte dahin geht, daß Sie mir so bald schreiben mögen, als Sie können. Mit unveränderlicher Theilnahme und Freundschaft der Ihrige H.

Fünfundzwanzigster Brief.

Tegel, den 6. Mai 1831.

Unmittelbar nach dem Abgang meines letzten Briefes an Sie, liebe Charlotte, empfing ich den Ihrigen, und ersah daraus, daß ich die Ursache Ihres verzögerten Schreibens richtig errathen hatte. Bald darauf erhielt ich auch Ihren zweiten Brief, und ersehe mit Freuden aus beiden, daß Ihr Augenübel, wenn auch nicht ganz vorüber, doch Sie nicht mehr sehr beunruhigt, und mehr ein nervöser leidender Zustand als Augenschwäche war. Vor allen Dingen schonen Sie die Augen so viel es nur möglich ist. Leider gestattet Ihre Art der Beschäftigung keine gänzliche Schonung, das beunruhigt mich in der That, und ich bitte Sie recht herzlich, schonen Sie sich so viel als irgend thunlich ist. Denken Sie daran, daß es auch zu meiner Beruhigung gereicht. Ich fürchte immer noch, daß es Folge Ihrer übermäßigen Anstrengung im vergangenen Winter war. Auch bitte ich und rathe aus eigner Erfahrung, schränken Sie sich nur auf das nothwendigste Schreiben ein, auch auf Lesen, wie groß auch die Entbehrung sei.

Sie gedenken der Zeitumstände und sagen, bei Krieg und Durchmärschen möchte ich doch in einer Gartenwohnung übel berathen sein. Das ist allerdings wahr, der Einquartierung kann niemand entgehen, und das ist eine drückende Last. Ich hoffe indeß immer, daß der Friede wird erhalten werden können. Halten Sie auch die Hoff-

nung fest und lassen den Muth nicht sinken. Ihren Schrekken, den Sie beim Ausbruch der polnischen Revolution empfanden, finde ich sehr natürlich, und begreife auch zugleich Ihren warmen Antheil an der unglücklichen Nation. Sie setzen bescheiden und hübsch hinzu, daß Sie doch zu wenig richtig belehrt seien, um sich ein Urtheil zu erlauben, und wollen das meinige hören. Unsägliches Unglück wird diese polnische Revolution zur Folge haben bei der Aufregung und dem kriegerischen Sinne des Volkes. Der wilde Anfang war von jungen unbesonnenen Leuten gemacht. Allerdings ist die Theilung von Polen eine Ungerechtigkeit gewesen, aber das Reich war auch so in sich zerfallen, daß dies die Begebenheit hervorrief. Ohne diesen innern Zustand hätten die fremden Mächte den Gedanken der Theilung wohl nicht fassen können. Es ist nur auf Ihren Wunsch, daß ich hier einige Worte über die Begebenheiten der Zeit einschaltez sonst liegt es außer dem Plane und dem Geiste unseres Briefwechsels.

Ich habe Sie längst befragen wollen, liebe Charlotte, ob Sie je Schiller's Leben von Frau von Wolzogen gelesen haben; die edle Schriftstellerin kann Ihnen wohl nicht unbekannt geblieben sein. Wo nicht, so rathe ich Ihnen, das Buch ja bald zu lesen. Ich glaube nicht, daß es ein zweites, so schön geschriebenes, so geistvoll gedachtes und so tief und zart empfundenes Buch giebt. Ein Mann könnte gar nicht so schreiben, wenn er auch sonst vorzüglich von Kopf und Gemüth wäre. Unter allem, was ich bisher von Frauen gelesen habe, weiß ich nichts damit zu vergleichen. Außerdem sind viele Briefe von Schiller in dem Werke, und unter diesen vortreffliche. Das Buch wird Ihnen

Freude machen. An die Erdkunde von Ritter gehen Sie aber ja nicht eher, bis Ihre Augen wieder hergestellt sind, es ist wirklich ein schlimmer Druck, und das mit dem Lesen verbundene Aufsuchen auf der Karte fordert ungeschwächte Augen.

Was ist Poesie? — sagen Sie, und setzen hinzu, ich denke, man muß sie empfinden. — Ich bin ganz Ihrer Meinung. Wer recht lebendig empfindet (denn empfunden muß und kann es eigentlich nur werden), daß etwas poetisch ist, bedarf nicht der Erklärung, und wer kein Gefühl dafür hat, dem kann alle Erklärung durch Worte nicht helfen. In soweit es möglich ist, hat es gewiß Schiller gethan, der mehr als irgend jemand die Gabe besaß, in Worte zu kleiden, was in seiner eigenthümlichen Natur dem Ausdruck widerstrebt. Beispiele erklären es schon besser. Nehmen wir zwei gleichzeitige Dichter, die Sie gleich gut kennen, Gellert und Klopstock. Beide sind mit einander zu vergleichen, weil sie beide geistliche Stoffe behandelt haben, weil sie gewiß beide von gleich edler Frömmigkeit und gleich reiner Tugendliebe beseelt waren, und endlich auch weil sie eine große und tiefe Wirkung auf die Gemüther und die Herzen ihres Zeitalters hervorgebracht haben. Aber gewiß sind Sie meiner Meinung, daß in Klopstock ein ungleich höherer Schwung ist, daß man bei seinen Worten mehr denkt, von ihnen mehr hingerissen wird. Gellert's Verse sind nur gereimte Prosa, Klopstock war durchaus eine poetische Natur. Ich bitte Sie, Ihren nächsten Brief am 24. abzusenden. Leben Sie herzlich wohl. Mit der aufrichtigsten Theilnahme und Freundschaft der Ihrige. H.

Sechsundzwanzigster Brief.

Tegel, den 3. Juni 1831.

Ihr Brief vom 22. bis 25. v. M. iſt mir allerdings ſo ſpät zugekommen, daß mich ſein Ausbleiben wunderte. Ich wußte diesmal gar nicht, welcher Urſache ich Ihr Stillſchweigen zuſchreiben ſollte. Doch hatte ich keine Beſorgniß vor Krankheit, weil ich mich darauf verlaſſe, daß Sie mir, liebe Charlotte, in einem ſolchen Fall immer, wenn auch noch ſo wenige Worte ſagen werden. Deſto mehr habe ich mich jetzt gefreuet, einen ausführlichen Brief zu erhalten. Wenn ich dies ſage, meine ich nur, daß ich die Blätter von Ihrer Hand immer gern leſe, und immer, was Sie betrifft, es ſei erfreulich, oder es ſei das Gegentheil, mit wahrer und aufrichtiger Theilnahme mitgetheilt erhalte. Denn ſonſt konnte mich das, was Sie mir darin über den neuen Verluſt, der Sie betroffen, und die Stimmung, in welche Sie dieſer Trauerfall verſetzt hat, nur ſchmerzlich berühren. Auch ganz ohne die Familie zu kennen, hat der Todesfall dieſer jungen Perſon etwas ungemein Rührendes. Er iſt ſichtbar eine Folge des Todes der Schweſter und der, aus Liebe für die Dahingegangene, zu beſchwerlich in der Beſorgung der Kinder und des Hausweſens übernommenen Anſtrengung. Beides vereinigt hier alles, was das Bedauernswürdige des Falles vermehren kann. Sie ſagen, daß ein ſo früher Tod beneidenswerth ſei, der eine ſchöne, reine, friſche Blüthe bricht, ehe der rauhe Nord ſie erſtarrt,

und Sie kommen auch in einer andern Stelle Ihres Briefs hierauf zurück. Ich erinnere mich sehr wohl, das gleiche Gefühl vor vielen Jahren, bei dem Tode meines ältesten Sohnes, eines damals zehnjährigen Knaben, gehabt zu haben. Er starb in Rom, wo er auch an einem schönen Orte unter nun großen schattigen Bäumen begraben liegt. Er war ein wunderschönes, verständiges, gutes Kind, und ging aus einer plötzlichen und schnell endenden Krankheit in vollem Frohsein und voller Heiterkeit hinüber. Ich erkenne daher sehr die Wahrheit jenes Gefühls, allein das Leben hat doch auch seinen Werth, selbst wenn es der Freunden wenige giebt oder gegeben hat. Es stärkt die Kraft, es reift das Gemüth, und ich kann mir wenigstens die Ueberzeugung nicht nehmen, daß das Wichtigste für den Menschen der Grad der innern Vollkommenheit ist, zu dem er gedeihet. Dazu aber trägt das Leben selbst in seinen Stürmen, und seinen rauhen Stürmen bei. Alle diese Betrachtungen sind aber nur bis auf einen gewissen Punkt trostreich und beruhigend. Der Verlust geliebter Personen bleibt in sich unersetzlich, und der Kummer und Gram darum lindert sich, wie ich sehr gut weiß und empfinde, durch keine Betrachtungen, eher noch in manchen Fällen und bei manchen Gemüthern durch den ruhigen Verlauf der Zeit. Da Sie schon sehr einsam leben, so begreife ich noch mehr und fühle noch lebhafter, wie dieser unerwartete Verlust Sie auf einmal noch viel schmerzlicher trifft. Wenn die Aufrichtigkeit und die Wärme meiner Theilnahme dazu beitragen kann, Ihrem Kummer Linderung zu gewähren, so zählen Sie mit Sicherheit auf beide. Sie kennen meine Gesinnungen für Sie, Sie wissen, daß dieselben vom ersten Augenblicke an, wo Sie sich nach einer bedeutenden Reihe von Jahren an mich wendeten, antheilvoll und wohlwollend

gewesen sind, obgleich ich in der ganzen Zwischenzeit nichts von Ihnen wußte, und unsere Jugendbekanntschaft nur das Werk weniger Tage war. Dieser Ihnen, aus dem reinen Wunsche, wohlthätig und erheiternd auf Sie, Ihre Stimmung und Ihr Leben einzuwirken, gewidmete Antheil wird Ihnen bleiben, und Sie können sich versichert halten, daß er sich bei jedem kleinen und größern Vorfall Ihres Lebens aufs neue beweisen wird. Je mehr ich in mir selbst lebe, je mehr ich in dem Zustande bin, nichts von außen empfangen zu wollen, je freier ich mich in die Lage versetzt habe, ohne alle Rücksicht, jede Gemeinschaft, außer die mit meinen Kindern, zurückzuweisen, desto freier, reiner und forderungsloser ist auch mein Antheil an denen, von welchen ich weiß, daß sie ihn gütig aufnehmen und daß er ihnen Freude macht. Ich sehe und empfinde die Ereignisse des Lebens jetzt mehr in Andern, als in mir selbst, ich bin ruhig, und in Erinnerungen und Betrachtungen, wenn auch oft wehmüthig, dennoch heiter. Meine Freunde und Bekannten, die das wissen, lassen mich gewähren, und stören mich in diesem abgeschlossenen Kreise nicht; aber mein Antheil an ihnen und ihrem Schicksale ist gleich groß.

Ueber meine Gesundheit kann ich Ihnen nur Gutes sagen. Ich kann über keine Kränklichkeiten, nur über die Schwächlichkeiten klagen, die Sie längst kennen. Sie rühmen, liebe Charlotte, meine feste Hand, und freuen sich darüber. Ihr Urtheil hierin ist auch mir darum um so wichtiger, als Sie die erste waren, die mich auf die Schwäche und das Zitterhafte meiner Hand aufmerksam machte. Ich wunderte mich damals darüber, wie einer, der etwas von sich erfährt, was er selbst nicht gewußt hat, ich bemerkte aber, daß Ihre Bemerkung ganz richtig war. Ich habe seit dem Winter etwas gebraucht, was das Zittern der

Glieder und die Schwäche der Hand heben soll. Gegen das erste hat es sichtbar geholfen, vielleicht auch gegen die letzte, doch glaube ich das eigentlich nicht. Was Ihnen den Eindruck gemacht, schreibe ich mehr der Methode zu, die ich angenommen habe, wie die Kinder, auf Linien zu schreiben, dies hält die Züge und die Hand mehr in Ordnung. Mein Arzt schließt aus der Wirkung der verordneten Mittel, daß die Ursache der Schwäche im Rückgrat liegt, und räth zum Gebrauch eines kräftigen Seebades. Ich werde also in diesem Sommer nicht Gastein, sondern Norderney gebrauchen. Sie wissen wohl, daß dies eine Insel ist, welche der Stadt Aurich in Ost-Friesland gegenüber liegt. Meine älteste Tochter wird mich begleiten, und ich werde eine Reise auf eines meiner Güter damit verbinden. Ihren nächsten Brief senden Sie nicht hierher, sondern unter der unten bemerkten Adresse. Ich wünsche, daß Sie es so einrichten, daß der Brief in der letzten Woche dieses Monats an seinem Bestimmungsort einträfe.

Vor den Krankheiten, die jetzt in Berlin herrschen, hegen Sie meinetwegen keine Sorge, so wenig als vor der sich uns nähernden Cholera. Ich habe gar keine gallichte Disposition. Ich danke Ihnen sehr, daß Sie meine Billigung zu erfahren wünschen, ehe Sie einen festen Entschluß über Ihre Reise nach O. nehmen. Was könnte ich dagegen haben? Ich werde mich vielmehr sehr freuen, wenn der veränderte Aufenthalt Ihnen jetzt Erheiterung gewährt. Nur das bitte ich wohl zu bedenken, ob es Ihnen doch angenehm sein wird, auf einige Zeit aus Ihrer gewöhnlichen Einrichtung heraus zu gehen. Sie bewohnen ein hübsches Haus und haben einen angenehmen Garten, ich habe beides gesehen und erinnere mich dessen sehr wohl. Sie genießen auch in der Wohnlichkeit eine vollkommene Freiheit

und legen mit Recht Werth darauf. Selbst bei der vertrautesten Freundin ist man doch weniger frei. Richten Sie sich ganz danach, wie Sie das selbst fühlen. In Ihrer übrigen Stimmung werden, das weiß ich gewiß, Vernunft und Religion Sie leiten; Worte eines Andern können auch nur durch sie Kraft haben. Leben Sie herzlich wohl; mit dem innigsten Antheil der Ihrige. H.

Siebenundzwanzigster Brief.

Aschersleben, den 2. Juli 1831.

Ich danke Ihnen sehr, liebe Charlotte, für Ihren Brief und für die Pünktlichkeit, die Sie wieder bewiesen haben, Sie haben mir dadurch wahre Freude gemacht, und ohne sie hätte ich lange Nachrichten von Ihnen entbehren müssen, da ich nur anderthalb Tage mit dem Amtsrath M. zusammen blieb.

Ich sehe aus Ihrem Briefe, daß Sie Ihren Reiseplan aufgegeben haben, und kann das nur billigen. So lange man noch in seinen häuslichen Gewohnheiten ruhig ist, fühlt man in dieser wohl eine gewisse ermüdende Einförmigkeit, die auf eine Reise mit Vergnügen hinblicken läßt. Wenn aber der Zeitpunkt kommt sich loszureißen, so fühlt man alles Beschwerliche und Unerfreuliche, das nicht heimisch scheint, und lernt erst den Werth der gewöhnlichen Existenz in alle dem erkennen, was einen alle Tage umgiebt. Ich selbst habe mich diesmal höchst ungern zur Badekur entschlossen, und hätte es nicht gethan, wenn ich nicht glaubte, daß ohne die Kur die Schwächlichkeiten, an denen ich leide, und die doch meine freie Thätigkeit hemmen, zu sehr anwachsen könnten. Interesse finde ich an der Reise gar nicht. Einige Menschen in den Orten, durch die ich reise, sehe ich allerdings gern wieder, aber das wiegt doch die vielen andern Unbequemlichkeiten, und be-

sonders den Zeitverlust nicht auf. Zu dem allen kommt die Ungewißheit der Zeiten *).

Sie schreiben mir, daß Sie auch durch glückliche Ereignisse mehr vereinsamt sind, und nennen mir die Verheirathung und Trennung von einigen jungen, töchterlich von Ihnen geliebten Freundinnen, die Sie nach den Verhältnissen, worin diese waren und lebten, und nach denen, worein sie kommen, nur glücklich preisen können, weil Sie mit Grund hoffen, daß die neuen Verbindungen gelingen werden. So wunderbar geht das Leben, daß es Verbindungen mit Menschen gleichen, und mehr oder minder ungleichen Alters stiftet und trennt, als wäre das Schicksal gleichgültig gegen die Empfindungen, die dadurch veranlaßt oder erregt werden. Es liegt aber etwas sehr Wohlthätiges darin, daß dadurch eine Mischung der Alter entsteht. Kein Mensch kann mit Recht sagen, daß seine Generation ihn allein und einsam zurück gelassen habe, keinem stirbt die Reihe seiner Bekannten und Freunde ganz ab, und die Abgeschiedenen werden durch neue, wenn auch freilich nie in gleichem Grade und gleicher Empfindung ersetzt. So hat sich, liebe Charlotte, Ihr Kreis schon erneuert und wird sich noch ferner erneuern. Ich weiß nicht, durch welche wunderbare Ideenverkettung mir dabei St. einfällt, den Sie in Göttingen kannten und sehr werth hielten. Wissen Sie, daß er mit den Einkünften einer irländischen geistlichen Pfründe in London leben soll? Seine Stelle verwaltet, wie es dort Sitte ist, ein Anderer. Ich meine auch gehört zu haben, daß er verheirathet ist. Hörten Sie in neuerer Zeit von ihm?

*) In dieser Zeit erschien die gefürchtete Cholera in ganz Deutschland, und setzte, wie es jeder erfahren hat, alles in Furcht und Schrecken.

Sie reden in Ihrem Briefe über den Werth des Lebens, und äußern, daß ihn die geschwächten Kräfte des Alters noch mindern. Wenn man von dem Glückswerth des Lebens spricht, so gebe ich gern zu, daß man ihn nicht immer hoch anschlagen kann. Ich behaupte sogar, daß Alle, die ungefähr in meinem Alter sind, von der jetzigen Zeit wenig oder nichts Erfreuliches zu erwarten haben können, denn in allem, was das menschliche Leben äußerlich angeht, trüben sich die Aussichten, verwirren sich die Begriffe bis zu den verschiedensten Meinungen, und die Jahre, die ich noch zu leben habe, werden nicht hinreichen dies zu lösen. Ist es aber recht und erlaubt, den Werth des Lebens wie den eines andern Guts zu schätzen? Das Leben ist dem Menschen von Gott gegeben, um es auf eine ihm wohlgefällige, pflichtgemäße Weise anzuwenden und im Bewußtsein dieser Anwendung zu genießen. Es ist uns allerdings zum Glück gegeben. Dem Glück ist aber immer die Bedingung gestellt, daß man es zuerst, und wenn die mancherlei Tage Prüfungen mit sich führen, allein in der mit Selbstbeherrschung geübten Pflicht finde. Ich frage mich daher nie, welchen Werth das Leben noch für mich hat, ich suche es auszufüllen und überlasse das andere der Vorsehung. Die Schwächung, welche die Kräfte durch das Alter erfahren, kenne ich sehr wohl aus eigener Erfahrung, aber ich möchte darum nicht zurücknehmen, was ich Ihnen neulich schrieb, daß der Zweck des Lebens eigentlich der ist, zu der höchsten, dem innern Geistesgehalt des Individuums, von dem die Rede ist, den Umständen und der Lebensdauer angemessenen Erkenntnißkraft zu gedeihen. Es giebt allerdings Fälle, wo das Alter alle Geisteskräfte vernichtet. So war es mit Campe, der die letzten fünf Jahre seines Lebens hindurch bloß vegetirte, und von dem

man kaum sagen konnte, daß er wieder zum Kindesalter zurückgekehrt war. Ueber diese Fälle ist nichts zu sagen. Der Mensch hört in ihnen menschlich auf zu sein, ehe er physisch stirbt. Sie sind aber glücklicherweise selten. Die gewöhnlichen Altersschwächen gehen mehr den Körper an, und im Geiste bleibt die Kraft des Entschlusses, seine Schnelligkeit und Ausdauer, das Gedächtniß, die Lebendigkeit der Theilnahme an äußern Begebenheiten. Das in sich gekehrte Denkvermögen und das Gemüth bleiben nicht nur in den meisten Fällen ungeschwächt, sondern sind reiner und minder getrübt durch Verblendung und Leidenschaften. Gerade diese Kräfte aber sind es, die am besten und sichersten zu der oben erwähnten Reife der Erkenntniß führen. Sie wägen in den höhern Jahren, die keine Ansprüche mehr an Erfolge des Glücks und Veränderung der Lage machen, am richtigsten den wahren Werth der Dinge und Handlungen ab, und knüpfen das Ende des irdischen Daseins an die Hoffnung eines höhern an; sie läutern die Seele durch die ruhige und unpartheiische Prüfung dessen, was in ihr im Leben vorgegangen ist. Niemand muß glauben, mit dieser stillen Selbstbeschäftigung schon fertig zu sein. Je mehr und anhaltend man sie vornimmt, desto mehr entwickelt sich neuer Stoff zu derselben. Ich meine damit nicht ein unfruchtbares Brüten über sich selbst, man kann dabei tief mit seinen Gedanken in der Zeit und der Geschichte leben, aber wenn man dies thut, was nicht nothwendig ist, meine ich nicht das Ziehen jedes Gedankenstoffs in den Kreis der Irdischkeit, sondern in den höheren, dem der Mensch vorzugsweise in seinen spätesten Jahren angehört. Denn dieser zwiefache Kreis ist dem Menschen sichtbar angewiesen. In dem einen handelt er, ist er geschäftig, trägt er im Kleinsten und Größten zu den

Menschenschicksalen bei, davon aber sieht er niemals das Ende, und darin ist nicht er der Zweck. Er ist nur ein Werkzeug, nur ein Glied der Kette, sein Faden bricht oft im entscheidendsten Moment ab, der des Ganzen läuft fort. In dem andern Kreise hat der Mensch das Irdische, nicht dem Erfolg, sondern nur der Idee nach, die sich daran knüpft, zum Zweck, und geht mit diesem Streben über die Grenzen des Lebens hinaus. Dieses Gebiet ist nur dem Einzelnen, aber jedem Menschen für sich angewiesen. Die Naturen des Menschengeschlechts strömen bloß im Irdischen fort. Jeder Mensch dreht sich, wenn er auf sich achtet, immer in diesen beiden Kreisen herum, aber dem Alter ist der höhere und edlere mehr eigen, und nicht ohne Grund befallen den Menschen Altersschwächen, er widmet sich, dadurch gemildert und beruhigt, jenen höchsten Betrachtungen.

Ich bitte Sie, Ihren nächsten Brief am 20. Julius zur Post zu geben und nach Norderney über Aurich zu adressiren. Ich habe diesen Brief im Hause meines Pachters angefangen, und schließe ihn heute den 6. Juli in Zelle. Meine Reise ist, wie es eine so unbedeutende Reise natürlich ist, ohne alle Abentheuer gewesen. Mit unveränderlicher Theilnahme der Ihrige. H.

Achtundzwanzigster Brief.

Norderney, den 26. Juli 1831.

Es kommt mir ordentlich wunderbar vor, liebe Charlotte, nachdem ich Ihnen mehrere Sommer von den Gebirgen von Gastein aus geschrieben, es nun von den niedrigen Dünen und der flachen Küste der Nordsee zu thun. Es interessirt Sie aber wohl auch im Stande zu sein, sich einen Begriff von dem Seebade und meinen Umgebungen zu machen. Zuerst werden Sie, nach Ihrer Theilnahme an mir, von meinem Befinden zu hören wünschen. Bis jetzt kann ich Ihnen nur das Beste davon sagen, und da ich schon heute das vierzehnte Bad genommen, so hoffe ich, daß mein Befinden ferner gut bleiben wird, obgleich man freilich von Erfolg und Wirkung einer Badekur erst urtheilen kann, wenn sie beendet ist. Aber das Gefühl der allgemeinen Belebung und Erfrischung, die Freiheit des Kopfes und die Leichtigkeit in allen Gliedern, unmittelbar wenn man aus der See kommt, habe ich bis jetzt vollkommen. Das Uebrige und Wesentlichere hoffe ich um so mehr, als meine Forderungen a. die Kur höchst mäßig sind. Ich bin vollkommen zufrieden, wenn das Uebel, um dessen willen der Arzt wollte, daß ich dies Bad nehmen sollte, im nächsten Jahre nicht zunimmt. Ich bin nicht so bethört und nicht so unbescheiden gegen das Schicksal, an eine wirkliche Heilung zu denken. In höheren Jahren muß man sich darauf gefaßt machen, gewisse Unbequemlichkeiten

in seine Existenz als unvermeidlich und unabänderlich aufzunehmen. Der menschliche Organismus und die im Laufe der Zeit natürliche Vergänglichkeit lassen das nicht anders zu, und die Unbequemlichkeiten, an denen ich leide, sind überdies, gegen die anderer Menschen gehalten, so leidlich, daß ich doppelt strafbar sein würde, dadurch ungeduldig gemacht zu werden.

Die Luft wird hier, selbst bei heiterm Sonnenschein, auch in diesem Monate unaufhörlich durch frische Seewinde abgekühlt, die das Meer bald nur lieblich kräuseln, bald in hohen Wellen bewegen. Dieser Anblick des Meeres ist für mich hier dasjenige, was dem Aufenthalte seinen eigenen Reiz giebt. Ich besuche den Strand gewöhnlich jeden Tag mehr als einmal außer dem Baden und oft auf Stunden. So einfach die Bewegung des Meeres scheint, so ewig anziehend bleibt es, ihr zuzusehen. Man kann es nicht mit Worten ausdrücken, was einen gerade daran fesselt, aber die Empfindung ist darum nicht weniger wahr und dauernd. Viel trägt gewiß die Unermeßlichkeit der Erscheinung, der Gedanke des Zusammenhanges des einzelnen Meeres, an dessen Küste man steht, mit der ganzen, Welttheile aus einander haltenden Masse bei. Diese mahlt sich wirklich, kann man sagen, in jeder einzelnen Welle. Das Dunkle, Unergründliche der Tiefe thut auch das ihre hinzu, und nicht bloß das der Tiefe, sondern auch das Unerklärliche, Unverständliche dieser wilden und unermeßlichen Massen der Luft und des Wassers, deren Bewegungen und Ruhe man weder in ihren Ursachen, noch in ihren Zwecken einsieht, und die doch wieder ewigen Gesetzen gehorchen und nicht die ihnen gezogenen Grenzen

überschreiten. Denn die bewegtesten Wellen des Meeres laufen in spielenden Halbkreisen schäumend auf dem flachen Lande aus. Schade ist es, daß man hier das Meer nirgends aus den Häusern, oder doch nur sehr unvollkommen aus Bodenkammern sieht. Die ganze Insel ist von Dünen, niedrigen Sandhügeln, umgeben, die man immer erst übersteigen muß, ehe man an das Ufer kommt. Auf diesen geht man dann aber auch, wenn es die Zeit der Ebbe ist, besser wie es sonst irgend auf dem Lande möglich ist. Der Boden ist fest wie eine Tenne, und doch elastischer und minder hart. Zwischen diesem in der Zeit der Fluth immer bespritzten Strande und den Dünen ist tiefer Sand, und wo diese Strecke sehr breit ist, da gleicht die Insel einer afrikanischen Wüste. Ein Bach ist nirgends, nur theils gegrabene, theils natürliche Brunnen süßen Wassers. Aber auch dies Wasser ist nicht sonderlich gut. In der Mitte, von den Dünen eingeschlossen, sind aber grüne Anger und Wiesen, auf denen Vieh weidet. Wirkliche hohe Bäume hat die Insel gar nicht, nur Gesträuch; höherem Wuchs widersetzen sich die Stürme, aber von diesem Gesträuch sind ganz hübsche Bosquets und einige gegen Sonne und Wind schützende Laubengänge angelegt. Es giebt auf der ganzen Insel nur ein, aber sehr ansehnliches Dorf. In diesem wohnen auch die Badegäste, in kleinen aber sehr reinlichen Wohnungen. Die Einrichtung ist hier schon mehr holländisch und englisch. Was diesen Fischer- und Schifferhäusern, denn das sind die Bewohner größtentheils, von außen ein gefälliges Aeußere und innerlich Freundlichkeit und Licht giebt, ist, daß die Fenster sehr groß sind, hölzerne Kreuze und große, helle und gut gehaltene Glasscheiben haben, viel besser, als dies bei uns manchmal selbst in größern Städten der Fall ist. Ein Haus gehört der Ba-

deanstalt selbst, in diesem wohne ich, es ist aber klein, und gewährt wenig Vorzüge gegen die Wohnungen bei den Dorfbewohnern. Die Badegesellschaft ist ziemlich zahlreich, obgleich die Furcht vor der Cholera Viele abhält in diesem Jahr, die Ost- und selbst die Nordseebäder zu besuchen. Für das Zusammenkommen der Badegäste giebt es ein eigenes Gebäude mit Versammlungssälen zum Speisen und zu Abendgesellschaften. Ich esse aber in meiner Wohnung, und bin erst einmal in jenem Saale gewesen. Doch giebt es einzelne Personen, die mich und die ich besuche. Was den Aufenthalt in diesem und in allen Seebädern in Vergleichung mit andern Bädern angenehmer macht, ist der Umstand, daß man hier nicht von so schweren Kranken und von so großen Krüppelhaftigkeiten hört und noch weniger sieht. Gegen solche Uebel ist das Seebad nicht geeignet, und da es auch immer, um Gebrauch davon machen zu können, noch gewisse Kräfte voraussetzt, so können so sehr kranke Personen es nicht benutzen. Ich sehe nur einen Mann hier, der auf Krücken geht, und sich, da der Weg zum Badestrande vom Dorfe nicht ganz nahe ist, in einer Senfte hintragen läßt. So können Sie sich nach der ausführlichen Beschreibung meines hiesigen Aufenthaltes ein anschauliches Bild meines Lebens machen.

Ich habe noch keinen Brief von Ihnen erhalten, glaube aber gewiß, daß ich morgen, wo Posttag für ankommende Briefe ist, einen erhalten werde. Ich lasse indeß den meinigen immer abgehen. Die Briefe bleiben hier ungewöhnlich lange aus. Ich bitte Sie, mir am 5. August hierher, wie ich Ihnen neulich schrieb, über Aurich zu schreiben. Mit der herzlichsten Theilnahme Ihr H.

Neunundzwanzigster Brief.

Tegel, den 1. Januar 1832

Ich habe endlich, liebe Charlotte, durch Ihren Brief vom 16. Dezember Nachricht von Ihnen erhalten. Da ich sie früher erwartete, so fiel mir das Ausbleiben sehr auf. Besorgt war ich aber nicht, ich vermuthete eine zufällige Abhaltung, aber gewiß nicht die, daß Sie meinen Worten eine solche Deutung geben würden. Es ist wirklich eine ganz ungegründete Scheu, die Sie wünschen läßt, daß ich Ihnen immer den Tag bestimme, an dem Sie Ihren Brief absenden. An jedem Tage machen mir Ihre Briefe Freude.

Ich bin fortdauernd sehr wohl, und kann auch weniger über Schwächlichkeit klagen als sonst. Das Seebad hat mir offenbar wohl gethan, nur mit dem Schreiben geht es gleich langsam und schlecht, und die Stumpfheit der Augen nimmt doch zu. — —

Sie freuen sich, daß ich mich wieder heiter dem Leben zuwende, und da Sie liebevollen Antheil an mir nehmen, so können Sie sich allerdings meiner größeren Kräftigkeit freuen. Mit dem heitern Zuwenden zum Leben aber ist es eine eigne Sache. Es ist wahr und nicht wahr zugleich. Ich hatte mich niemals vom Leben abgewendet, dies zu thun ist ganz gegen meine Gesinnung, so lange man lebt, muß man das Leben erhalten, sich ihm nicht entfremden, sondern darein eingreifen, wie es die Kräfte und die Gelegenheit erlauben. Das Leben ist eine Pflicht, die man er-

füllen muß; man ist allerdings in der Welt, um glücklich zu sein, aber der Gutgesinnte findet sein höchstes Glück in der Pflichterfüllung, und der Weise trauert nicht, wenn ihm auch kein anderes wird, als was er sich selbst zu schaffen im Stande ist. In einem andern Sinne aber dem Leben zugewendet habe ich mich nicht. Die Aenderung, die das Gefühl größerer Kräftigkeit in mir hervorgebracht hat, ist die, daß es mich gewöhnt hat, da ich das Vermögen in mir dazu besitze, noch allerlei zu vollenden, was ich im Sinn habe, eingedenk der Ungewißheit der mir dazu übrig bleibenden Zeit. Die Folge ist also gewesen, daß ich noch haushälterischer mit meiner Zeit umgehe, und mich seit meiner Rückkehr von Norderney noch einsamer zurückgezogen habe, mich noch anhaltender mit mir selbst beschäftige, und mir alles andere noch gleichgültiger in Beziehung auf mich ist. Die Heiterkeit am gegenwärtigen Augenblicke kann mir nicht wieder werden, seitdem meinem Leben etwas fehlt, für das es keinen Ersatz giebt, aber die Beschäftigung mit der Vergangenheit giebt mir eine sich immer gleich klare und ruhige Heiterkeit. Das Leben recht eigentlich in seinen guten und bittern Momenten durchzuempfinden, und das Tiefste und Eigenste, was die Brust in sich schließt, seinen äußeren Einwirkungen entgegen zu stellen, nannte ich oben eine Pflicht, und sie ist es gewiß, aber es wäre auch widersinnig es nicht zu thun. Das Dasein des Menschen dauert gewiß über das Grab hinaus, und hängt natürlich zusammen in seinen verschiedenen Epochen und Perioden. Es kommt also darauf an, die Gegenwart zu ergreifen und zu benutzen, um der Zukunft würdiger zu zureifen. Die Erde ist ein Prüfungs- und Bildungsort, eine Stufe zu Höherem und Besserem, man muß hier die Kraft gewinnen, das Ueberirdische zu fassen. Denn auch

die himmlische Seligkeit kann keine bloße Gabe sein und kein bloßes Geschenk, sie muß immer auf gewisse Weise gewonnen werden, und es gehört eine wohl erprüfte Seelenstimmung dazu, um ihrer durch den Genuß theilhaftig zu werden.

Es hat mich sehr geschmerzt, aus Ihrem Briefe zu ersehen, daß neue Trauerfälle Ihnen das Ende des Jahrs trüben, es hat mir um so mehr leid gethan, da Sie eben auf dem Wege waren, größere Heiterkeit zu gewinnen. Die Schicksale des Lebens gehen ihren Gang, scheinbar fühllos, fort. Ich habe in diesem Jahre drei sehr langjährige Freunde, einen älter als ich war, zwei jüngere verloren. Aber die Gewöhnlichkeit und Natürlichkeit dieser Fälle mildert den Schmerz nicht und wehrt nicht der Trauer. Die beklommene Brust fragt sich immer, warum, da so Viele länger leben, der Dahingegangene gerade vorangehen mußte. Was Sie von Ihrer ersten Erzieherin sagen, hat mich sehr gefreut und gerührt*). Jedes gutgesinnte Gemüth, geschweige denn zart und edel fühlende, bewahrt durch das ganze Leben willig gezollte Dankbarkeit für die Pfleger der Kindheit. Schon im Alterthum ist das wahr und schön beschrieben. Die Behandlung der Kindheit fordert Geduld, Liebe und Hingebung, und diese Jahre hindurch ihr gewidmet zu sehen, berührt, wie auch übrigens der Mensch sein mag, die weichsten und zartesten Saiten des Busens. Dies Gefühl ist im Ganzen sich immer gleich, der Unterschied beruht vorzüglich auf der Innigkeit des Empfindenden. Der Maßstab der Dankbarkeit ist aber der Grad der Liebe, den

*) Sie war es, die ich betrauerte. Wie wenig Interesse die Sache an sich auch hatte, wie trostreich war alles, was aus der edeln Feder floß.

der, an den sie knüpft, in das Geschäft legte. Viele, die bei Kindern sind, thun ihre Pflicht, aber das Herz ist nicht dabei, das merkt das Kind gleich. Ich fühle recht, daß es das war, was Sie in der Verlornen schätzten. Möge das neue Jahr Ihnen Heiterkeit und Freude bringen, Sie vor Verlusten in dem schon engen Kreise bewahren und über Ihre Stimmung, wie ernst sie auch manchmal sein möge, immer das freundliche Licht ausgießen, in dem man, wenn man auch das Leben nur als einen Weg zum Höheren ansieht, sich doch noch auch am Anblick des Weges erfreuet. Erhalten Sie mir auch Ihre liebevolle Anhänglichkeit, wie Ihnen meine unveränderliche und herzlichste Theilnahme immer gewidmet bleibt. Sein Sie auch nicht besorgt um mich, ich bin gerade so glücklich, wie ich jetzt lebe, und kann es nur so sein. Wenn mir die Einsamkeit und mein täglicher stiller Spaziergang bleibt, kann mir in den Aeußerlichkeiten des Lebens viel Unglück begegnen, ohne daß es mein Inneres berührt.

Leben Sie wohl! Der Ihrige. H.

Dreißigster Brief.

Tegel, den 2. Februar 1832.

Der heitre Ton Ihres lieben Briefes vom 12. Januar hat mir die größte Freude gemacht, und ich danke Ihnen, liebe Charlotte, recht herzlich und aufrichtig dafür. Ich habe diesen Brief schon lange bekommen, aber keinen zweiten, von dem Sie doch in diesem reden. Sie wollten ihn acht Tage später schreiben, wäre das geschehen, so müßte der Brief längst in meinen Händen sein.

Ich nehme immer den lebhaftesten und aufrichtigsten Theil an Ihnen, Ihrem Befinden und Ihrer Gemüthsstimmung, und so wäre mir die größere Heiterkeit, die aus Ihrem Briefe hervorleuchtet, immer noch ein Gegenstand großer, inniger Freude gewesen. Noch erfreulicher aber ist es, daß sie diese größere Ruhe, diese freudigere Erhebung des Gemüths, welche Sie in sich wahrnehmen, dem Einfluß, den ich auf Sie ausübe, und den Eindrücken meiner Briefe zuschreiben. Es soll mir unendlich lieb sein, wenn sie eine solche Kraft besitzen. Wenn dem so ist, wie ich denn gewiß glaube, und sicherlich keinen Zweifel in Ihre Worte setze, so entspringt es aus dem Gefühl und der Zuversicht, die Sie haben, und die Ihnen die einfache Natürlichkeit meiner Worte einflößen muß, daß, was ich sage, unmittelbar aus meinem Herzen kommt. In etwas andrem kann es nicht liegen. Es geht überhaupt mit allem Zuspruch in Bekehrung, Tröstung und Ermahnung so. Das

Belehrende, Tröstende, Ermahnende, wenn es erfolgreich ist, und dem in das Gemüth und die Seele dringt, an welchen es gerichtet ist, liegt nur zum kleinsten Theil in den dargestellten Gründen selbst. Vielmehr schon ruht die Wirkung in dem Ton und dem begleitenden Ausdruck, weil dieser der Persönlichkeit angehört. Denn eigentlich kommt alles auf diese an, das ganze Gewicht, was ein Mensch bei einem andern hat, theilt sich demjenigen was er sagt mit, und dasselbe im Munde eines Andern hat nicht die gleiche Wirkung. Sie müssen es also den Gesinnungen zuschreiben, die Sie für mich so liebevoll hegen, wenn meine Worte vorzugsweise Eindruck auf Ihr Gemüth machen. Er freut mich aber ungemein, wenn Sie sagen, daß ich Ihnen in Trost und Ermuthigung gerade das zubringe, was Ihrer Stimmung angemessen ist. Ein natürlicher Hang hat mich schon sehr früh im Leben auf das Streben geleitet, in jeden Charakter und in jede Individualtät so tief einzugehen, als möglich war, um mich möglichst in ihre Denkungs-, Empfindungs- und Handlungsweise zu versetzen, und was Sie mir sagen, ist mir ein neuer Beweis, daß mir mein Bestreben nicht ganz mißlungen ist. Es ist aber nicht genug, die Ansichten der Menschen zu kennen, man muß auch zu bestimmen verstehen, wie sie sich zu denen verhalten, die man als die unbedingt richtigen, hohen und von allen den einzelnen Individualitäten immer anklebenden Einseitigkeiten freier anzusehen hat, und danach die Richtung des Individuums lenken. Auf diesem Wege muß man dahin gelangen, jedem Einzelnen nicht bloß verständlich zu werden, sondern ihn auch auf diejenige Weise zu berühren, welche gerade für seine Empfindungsart die passendste und angemessenste ist. Man braucht aber bei diesem Gange nie seine eigne Natur weder aufzugeben, noch zu verleugnen, auch nicht die

fremde unbedingt für die einzig beifallswürdige anzusehen. Da man immer von dem Punkte ausgeht, und wieder dahin zurück kommt, wo sich alle Individualitäten ausgleichen und vereinigen, so fallen die schneidenden Kontraste von selbst weg, und es bleibt nur das mit einander Verträgliche übrig. Es ist wirklich das Wichtigste, was das Leben darbietet, sich nicht in sich zu verschließen, sondern auch ganz verschiedenen Empfindungsweisen so nahe als möglich zu treten. Nur auf diese Art würdigt und beurtheilt man die Menschen auf ihre und nicht auf seine eigne, einseitige Weise. Es beruht auf dieser Manier zu sein, daß man Respekt für die abweichende des Andern behält und seiner innern Freiheit niemals Gewalt anzuthun versucht. Es giebt außerdem nichts, was zugleich den Geist und das Herz so anziehend beschäftigt, als das genaue Studium der Charaktere in allen ihren kleinsten Einzelnheiten. Es schadet sogar wenig, wenn diese Charaktere auch nicht gerade sehr ausgezeichnete oder sehr merkwürdige sind. Es ist immer eine Natur, die einen innern Zusammenhang zu ergründen darbietet, und an die ein Maßstab der Beurtheilung angelegt werden kann. Vor allem aber gewährt einem diese Richtung den Vorzug, die Fähigkeit zu gewinnen, den Menschen, mit denen man in Verbindung steht, innerlich in aller Rücksicht mehr sein zu können.

Was Sie mir von den Aeußerungen einiger Menschen über Todesfälle schreiben, habe ich sehr merkwürdig gefunden. Die Betrachtung, daß dem Verstorbenen wohl ist, wird sehr oft nur als ein Vorwand vorgebracht, seine eigne Gleichgültigkeit zu beschönigen. So wahr auch übrigens der Satz gewiß ist, so läßt er sich nicht einmal immer anwenden. Auch der Verstorbene ist oft zu beklagen, daß er so früh oder gerade in dem Augenblicke, wo er

ſtarb, hinweggeriſſen wurde. Eine junge Perſon hätte gern länger gelebt; eine Mutter wäre gern bei ihren Kindern geblieben, und hundert Fälle der Art. Für den Zuſtand jenſeits giebt es kein zu früh oder zu ſpät, die Spanne des Erdenlebens kann dagegen gar nicht in Betrachtung kommen. Die Wehmuth, die das Herz bei Todesfällen geliebter oder geſchätzter Perſonen erfüllt, iſt eine Empfindung, die mit vielen im Gemüth zugleich zuſammen hängt. Es iſt wohl der Zurückbleibende, der ſich ſelbſt beklagt, aber es iſt weit mehr noch, als dies, immer mehr oder weniger auf ſich ſelbſt und ſein Glück bezogene Empfindung. Wenn der Todte ein ſehr vorzüglicher Menſch war, ſo betrauert man gleichſam die Natur, daß ſie einen ſolchen Menſchen verlor. Alles um uns her gewinnt eine andere und ſchwermüthige Farbe, durch den Gedanken, daß der nicht mehr iſt, der für uns allem Licht, Leben und Reiz gab, es iſt nicht mehr das einzelne Gefühl, daß uns der Dahingegangene ſo und ſo glücklich machte, daß wir dieſe und jene Freude aus ihm ſchöpften, es iſt die Umwandlung, die unſer ganzes Weſen erfahren hat, ſeit es den Weg des Lebens allein verfolgen muß. Für ein tiefer empfindendes Herz liegt auch darin ein höchſt wehmüthiges Gefühl, daß das Schickſal ſo enge Bande zerreißen konnte, daß die innere Verſchwiſterung der Gemüther nicht den Uebrigbleibenden von ſelbſt dem Vorangegangenen nachführte. Ich begreife, daß dies Gefühl nur in Wenigen ſo lebendig ſein, nur auf wenige Fälle paſſen könne. Aber auch ganz einfache Fälle, ſelbſt unbedeutende, nur harmloſer und guter Menſchen, wenn ſie auch kaum eine Lücke in der Reihe der Zurückgebliebenen zu machen ſcheinen, erregen doch immer Wehmuth und Schmerz, die in einem irgend fühlenden Gemüth nicht ſo leicht und nicht ſo bald verklingen. Das Leben hat ſeine unverkennba-

ren Rechte, und es giebt nichts Natürlicheres als den Wunsch, wo möglich mit Allen, die man liebt und schätzt, zusammen darin zu bleiben, und den Schmerz, den nie endenden, wenn dies Band zerrissen wird. Die zu große Ruhe bei dem Hinscheiden geliebter Personen, wenn sie auch nicht aus Gefühllosigkeit, sondern aus christlicher Ergebung entspringt, ja die unnatürliche Freude, daß sie ins Himmelreich eingegangen sind, zeigen immer von einem überspannt frömmelnden Gemüth, und ich habe niemals damit sympathisiren können.

Die guten Nachrichten von Ihrer gestärkten Gesundheit haben mir lebhafte Freude gemacht. Suchen Sie nur ja sich recht viel Bewegung zu machen. Dieser so ungewöhnlich gelinde Winter ladet doppelt dazu ein. Ich erinnere mich seit Jahren keines ähnlichen. Es ist wenigstens hier gar kein Schnee mehr. Wunderbar aber ist es, daß der See, der mehr als eine Meile im Umkreise hat, und in dem ich bloß fünf Inseln besitze, noch immer fest zugefroren ist. Die nächste Stadt von hier ist Spandau, die gerade an der gegenüberstehenden Seite des Sees liegt. Nun kommen alle Tage eine Menge Schrittschuhläufer von dort zum Vergnügen hierher, auch Frauenspersonen in Handschlitten, die von Schrittschuhläufern gestoßen werden. Dies geschieht alle Jahre, aber fast in jedem Jahre verunglückt auch einer bei solcher Postreise. Sie setzen nämlich diese Ueberfahrten zu lange, wenn auch schon Thauwetter ist, fort, und kommen dann auf schwache, einbrechende Stellen. Diese Beispiele vermögen aber die Andern nicht abzuschrecken.

Mein Befinden ist sehr gut, ich habe kaum einmal einen Schnupfen in diesem Winter gehabt, aber ich mache mir viel Bewegung, und das thut mir immer ungemein wohl.

Ich bin im Schreiben dieses Briefes gestört worden, und endige ihn erst heute, den 6. Februar. Leben Sie herzlich wohl, mit inniger Theilnahme und Freundschaft der Ihrige. H.

Einunddreißigster Brief.

Tegel, den 7. März 1832.

Ich habe zwei liebe Briefe von Ihnen zur Beantwortung vor mir, und fange in meiner Erwiederung zuerst mit dem an, womit Sie enden, mit dem Duell. Ich habe die erste Nachricht davon durch Sie erfahren, da ich Zeitungen sehr unordentlich und oft in vier und sechs Wochen gar keine lese. Das wird Ihnen unglaublich scheinen. Aber die sogenannten großen Begebenheiten bieten seit Jahren so wenig dar, woran sich das Gemüth innerlich interessiren könnte, daß mir sehr wenig daran liegt, sie früher oder später oder auch gar nicht zu erfahren. In solche Periode des Nichtlesens war jene unselige Geschichte gefallen. Ich habe bis jetzt nicht erfahren können, ob es der St. war, an dem Sie Theil nehmen, und der hier war. Man vermuthet es aber, da er solchen Zufällen nicht aus dem Wege ging, vielmehr sich wenig in Acht nahm, sie selbst herbei zu führen, ich werde Ihnen aber sichere Auskunft darüber verschaffen. Ich habe ihn kaum gekannt, er war aber hier, trotz mancher Sonderbarkeiten, geliebt, und auch jetzt höre ich, daß die selbst noch ungewisse Nachricht viel Theilnahme erweckt.

Mit den Duellen ist es übrigens eine eigne Sache. Viele, und deren mag St. allerdings mehrere gehabt haben, sind freilich bloße Jugendthorheiten. Allein mit andern verhält es sich doch anders. Sie sind ein nothwen-

diges Uebel, und in ihnen selbst liegt eine edle Art einen einmal unheilbaren Zwiespalt zu lösen und abzumachen. Im Volke ziehen sich Feindschaften mit Erbitterung und Rachsucht Jahre lang hin. Der Zweikampf, der nicht immer lebensgefährlich ist, und oft ganz unblutig abgeht, führt schnell die Versöhnung herbei und endet allen Groll.

Sie haben, liebe Charlotte, sehr lange der Sterne nicht erwähnt, aber gewiß versäumen Sie solche nicht. Ich habe sie nie schöner als dies Jahr gesehen. Die Gegend um den Orion ist bezaubernd. Ich habe an zwei schönen Abenden meinen Spaziergang bis zur recht späten Sternenzeit verlängert und einen großen Genuß gehabt. Von jeher habe ich meine Spaziergänge gern so eingerichtet, daß der Sonnenuntergang die größere Hälfte desselben beschließt. Es hat etwas so Liebliches die Dämmerung nach und nach untergehen zu sehen. Die Nacht hat überhaupt manche Vorzüge vor dem Tage. Eine stürmische ist erhabener, und eine sanfte und stille zieht das Gemüth ernster und tiefer an. Die kleinern Sterne entgehen nur jetzt meinen Augen, und man gewinnt doch nur dann eine richtige Ansicht der Sternbilder, wenn man auch die kleineren Sterne darin aufsuchen kann. Vormittags ists eigentlich wärmer und in gewisser Art, besonders im Winter, besser zu gehen. Ich thue es aber nie, oder höchstens wenn mich jemand, was ich aber gar nicht liebe, um die Tageszeit besucht. Ueberhaupt ist es eine große Rettung vor langweiligen Besuchen auf dem Lande, den Schauplatz ins Freie zu verlegen. Die langweiligen Töne verhallen leichter in der weiten Luft, und man hat mehr Zerstreuung um sich her, indem man ihnen ein halbes Ohr leihet.

Die Betrachtungen, welche Ihr Brief vom 1. Februar über das verflossene Jahr und die Resultate enthält, die

es auf Sie gehabt, haben mich sehr interessirt und gefreut; ich wünsche, daß Sie darauf zurück kommen, und würde es Ihnen Dank wissen. Haben Sie aber Gründe, nicht näher darauf einzugehen, so lassen Sie meine Frage unerwähnt; ich will Ihnen keine Geständnisse abdringen, die Ihnen unangenehme Empfindungen erregen. Den ernsten Blick in sein Inneres bedarf jeder, er muß dem Entschluß des Handelns voraus gehen und ihn läutern, auch hat man über keinen Gegenstand alle Momente zur Beurtheilung so vollständig und richtig beisammen, da man nur in den eignen Busen hinab zu steigen braucht. Zwar kann auch das täuschen, man beschönigt die Schwächen, oder vergrößert aus einer andern Verirrung der Eitelkeit die Schuld seiner Fehler, denn allerdings findet die Beurtheilung dadurch Schwierigkeit, daß der Gegenstand der Beurtheilung das eigne Ich ist. Wenn man aber mit schlichter Einfachheit des Herzens und in der reinen und ungeheuchelten Absicht die Prüfung unternimmt, um vor sich und seinem Gewissen gerechtfertigt dazustehen, so hat man von jener Gefahr nichts zu fürchten. Und ein lebendiges Bild seines Innern muß sich jeder immer machen. Es ist gewissermaßen der Punkt, auf den sich alles andere bezieht. Man muß bei dieser Selbsterforschung nicht streng nur bei demjenigen stehen bleiben, was Pflicht und Moral angeht, sondern sein inneres Wesen in seinem ganzen Umfange und von allen Seiten nehmen. Wirklich ist es ein viel zu beschränkter Begriff, wenn man sich selbst gleichsam vor Gericht ziehen und nach Schuld und Unschuld fragen will. Die ganze Veredlung des Wesens, die möglichste Erhebung der Gesinnungen, die größte Erweiterung der innern Bestrebungen ist eben sowohl die Aufgabe, die der Mensch zu lösen hat, als die Reinheit seiner Handlungen. Es

giebt auch im Sittlichen Dinge, die sich nicht bloß unter den Maßstab des Pflichtmäßigen und Pflichtwidrigen bringen lassen, sondern einen höhern fordern. Es giebt eine sittliche Schönheit, die so wie die körperliche der Gesichtszüge, eine Verschmelzung aller Gesinnungen und Gefühle, einen freiwilligen Zusammenhang derselben zu geistiger Einheit erheischt, die sichtbar zeigt, daß alles Einzelne darin aus Einem aus der innersten Natur stammenden Streben nach himmlischer Vollendung quillt, und daß der Seele ein Bild unendlicher Größe, Güte und Schönheit vorschwebt, das sie zwar niemals erreichen kann, aber von da immer zur Nacheiferung begeistert, zum Uebergang in höheres Dasein würdig wird. Auch die Entwickelung der intellektuellen Fähigkeiten bis zu einem gewissen Grade gehört zu der allgemeinen Veredlung. Aber ich bin ganz Ihrer Meinung, daß dazu nicht gerade vieles Wissen und Bücherbildung gehört. Das aber ist wirklich Pflicht und ist auch dem natürlichen Streben jedes nicht bloß an der irdischen Welt, ihrem Gewirre und Tand hängenden Menschen eigen, in den Kreis von Begriffen, den er besitzt, Klarheit, Bestimmtheit und Deutlichkeit zu bringen, und nichts darin zu dulden, was nicht auf diese Weise begründet ist. Das kann man wohl das Denken des Menschen nennen. Dazu ist das Wissen nur das Material. Es hat keinen absoluten Werth in sich, sondern nur einen relativen in Beziehung auf das Denken. Der Mensch sollte nicht anders lernen, als um sein Denken zu erweitern und zu üben, und Denken und Wissen sollten immer gleichen Schritt halten. Das Wissen bleibt sonst todt und unfruchtbar. In Männern findet sich das sehr oft, ja man möchte es als die Regel ansehen. Es fällt aber weniger auf, weil schon ihr Wissen gewöhnlich zu andern äußeren Zwecken und Nutzen,

wenigſtens eine Anwendung findet. Aber ich habe es auch bei Frauen gefunden, und da erregt das Mißverhältniß des Denkens zum Wiſſen ein viel größeres Mißbehagen. Ich kenne, von meiner früheſten Jugend an und vor der Univerſität, eine Frau dieſer Art, der ich durch alle Perioden ihres Lebens gefolgt bin. Sie kennt ſehr gründlich die alten und die meiſten neuern Sprachen, iſt frei von aller Eitelkeit und Affektation, verſäumt nie über den Büchern eine häusliche Obliegenheit, hat aber durch ihr Wiſſen nichts an Intereſſe gewonnen. Wenn ſie gleich die erſten und ſchwerſten Schriftſteller aller Nationen geleſen hat, ſchreibt ſie darum doch keinen Brief, der einem ſonderlich zuſagen könnte. Sie bemerken ganz recht in dieſer Beziehung, daß Chriſtus ſeine Jünger aus der Zahl ungebildeter und unwiſſender Menſchen wählte. Es hing aber auch mit den Zwecken und der Natur der Religion, die er ſtiften wollte, zuſammen, und in dem Volke, in dem er auftrat, gab es in jener Zeit kein anderes Wiſſen als ein todtes und mißverſtandenes. Es gab nur Schriftgelehrte, welche das Auslegen der heiligen Bücher auf eine ſpitzfindig-hochmüthige Weiſe mit Bedrückung und Verachtung des Volks trieben.

Erhalten Sie Ihre Geſundheit und heitre Gemüthsſtimmung. Mit unveränderlicher Theilnahme der Ihrige. H.

Zweiunddreißigster Brief.

Tegel, den 5. Mai 1832.

Ich habe, liebe Charlotte, Ihren ausführlichen Brief empfangen, und danke Ihnen innig dafür. Sie werden unzufrieden sein, daß ich ihn so spät beantworte, da Sie meines tröstenden Zuspruchs bedürftig und leidend waren, und mich um baldige Antwort baten. Es war auch mein fester Vorsatz Ihren Wunsch zu erfüllen. Ich wollte Ihnen aber eigenhändig schreiben, und mit eigenhändigen Briefen hänge ich jetzt gar sehr von Zeit und Umständen ab. Bei der Langsamkeit, womit ich schreibe, mache ich in einer Stunde nicht viel, und wenn ich nicht einen vollen freien Nachmittag vor mir habe, fange ich keinen Brief an, und in einem Nachmittag endige ich keinen, der es werth ist, eigenhändig geschrieben zu werden.

Diese Abhängigkeit von Andern, gerade in demjenigen, worin die Freiheit am wünschenswürdigsten, ja selbst am nothwendigsten ist, im Schreiben, gehört zu den unangenehmsten und störendsten Folgen kränklicher Schwäche. Denn es gehört doch mehr der Kränklichkeit als dem Alter an. Ich bin auch vernünftig genug, darin keine wahre Besserung weder von selbst, noch von Mitteln zu erwarten. Ich bin sehr zufrieden, wenn die Verhinderung nicht zunimmt und nicht lästiger wird. Eben so mit den Augen. Die meisten Leute machen sich selbst bloß durch übertriebene Forderungen an das Schicksal unzufrieden. Bei den Kla-

gen, daß sie etwas aufgeben müssen, was sie früher genossen, vergessen sie innerlich dafür dankbar zu sein, daß sie es bis dahin ungestört genossen.

Es hat mir sehr leid gethan, liebe Charlotte, daß Sie eine so schmerzlich unruhige Zeit bei sich verlebt haben, und daß Sie Augenzeuge eines so schmerzhaften Krankenlagers sein mußten, das doch endlich zum Tode führte*).

Gleich lebhaften Antheil habe ich an Ihrem eignen, durch die Gemüthsbewegungen und Anstrengung erfolgten Uebelbefinden genommen, und freue mich, daß Sie mir beim Schluß Ihres Briefes und beim Abgang desselben sagen, daß Sie sich wieder ziemlich hergestellt fühlen.

Was Sie mir vom sanften und heitern Ansehen im Tode, selbst nach einem so schweren Todeskampf sagen, bemerkt man wohl bei allen Todten. Bei einigen geht es wie ins Verklärte über. Es mag auch Fälle des Gegentheils geben, wo der Ausdruck der Leidenschaft oder gräßlicher Leiden auch im Tode nicht erlischt, und auf den Schlachtfeldern 1813 und 1815 habe ich wohl dergleichen, aber auch viele Gefallene voll edler Ruhe in den Zügen gesehen. Diese Verschönerung im Tode, denn so kann man es wohl nennen, ist ein Vorrecht des Menschen. In den Thieren findet sich das Gegentheil; das schönste, nu-

*) Hier folgt die Leidens- und Krankengeschichte eines armen Kindes, die nur deswegen erwähnt werden kann und darf, da sie Veranlassung ist, daß sich so tröstliche Ideen daran knüpfen.

thigste, edelste Pferd sieht auf dem Schlachtfelde häßlich und widerwärtig aus.

Der Grund liegt doch wohl in dem Eindruck, den die Seele auf die Züge des Gesichts macht. Dieser Eindruck, wenn die Gemüthsart sonst unverderben war, ist in sich nun natürlich ruhig, sittlich rein, und selbst bei Personen von geringen Geistesgaben bis auf einen gewissen Punkt edel. Im Leben wird er durch die augenblicklichen Erregungen des Gemüths, durch die Umstände immer mehr oder weniger aus dem Gleichgewicht gebracht. In dem Leiden einer Krankheit ist das doppelt der Fall. Mit dem Tode weicht nun jener augenblickliche Einfluß auf die Züge, der ursprüngliche, durch das ganze Gemüth bewirkte aber bleibt und erhält sich, so lange die körperliche Gestalt der Theile nicht zerfällt, auch ohne die fortdauernde Anwesenheit des Gemüths, gleich einem eingeprägten Bilde. In diesem muß dann natürlich eine vollkommene Ruhe liegen, da das bewegliche Leben in den ewigen Schlummer eingewiegt ist. Vielleicht hat aber auch die Erscheinung einen schöneren und höheren Grund. Wir sehen — und können nicht anders — den Tod als ein Scheiden der Seele, eine Befreiung derselben von den Banden des Körpers an. Wir wissen aber durchaus nicht, was aus der fliehenden wird. Vielleicht ändert sie schon im Augenblicke, wo sie den Körper verläßt, ihre irdische Natur und wirft nun einen scheidenden Strahl auf die Zurückbleibenden, dessen Licht wir in den immer den Seelencindrücken folgsamen Gesichtszügen erblicken. Alles in diesen letzten Momenten ist wunderbar und unbegreiflich, und wenn wir uns auch selbst darin befinden werden, werden wir doch auch mit der größten Besonnenheit nichts mehr davon wissen und erfahren, denn gewiß endigt sich zunächst nur das Leben in völliger

Bewußtloſigkeit. Die Natur wirft einen dichten Schleier über ihre Verwandlungen.

Ich bekomme ſo eben Ihren am erſten Oſtertag angefangenen und am erſten Mai abgegangenen Brief. Mit großer Freude ſehe ich daraus, daß Sie ſich wenigſtens frei von Krankheit fühlten. Die Kräfte werden ja auch wieder kommen.

Daß Sie das gute, arme Mädchen, das bei Ihnen herangewachſen und ganz Ihrer Sorge hingegeben war, überall vermiſſen, begreife ich ganz. Sie müſſen doch aber ſuchen, ſie bald zu erſetzen. Ich habe oft die Erfahrung gemacht, kein Menſch iſt unerſetzbar in Geſchäften, und das iſt ein ſehr edler und menſchenfreundlicher Glaube. Man betrauert nun einen Geſtorbenen nicht, weil man durch ihn etwas Aeußeres verliert, ſondern bloß um ſein ſelbſt, um ſeines Innern willen. Denn Treue, Liebe, Anhänglichkeit, das ſind die wahrhaft unerſetzlichen Dinge, die man durch den Tod wirklich verliert und betrauert.

Suchen Sie ſich zu ſtärken und Ihren Geiſt zu erheitern, und ſein Sie meiner herzlichſten und aufrichtigſten Freundſchaft gewiß. H.

Daß Sie im Gemüthe ſich wieder geſtärkt fühlen, iſt mir eine große Freude, und noch mehr, daß Sie mir einigen Antheil daran zuſchreiben. Ich habe bei unſerm Briefwechſel nie eine Abſicht für mich gehabt, und habe daher alles, was unter uns zur Sprache kam, immer mit völligſter Unpartheilichkeit in Betrachtung ziehen können. Dann glaube ich aber auch viel mehr, als die meiſten andern mir an Talent ſonſt überlegenen Männer, das was ſich auf den Zuſammenhang der Geſinnungen und Empfindun-

gen im Menschen bezieht, studirt und erforscht zu haben. Ich habe von jeher viel an mir selbst gearbeitet, und weiß also was im Herzen vorgeht und vorgehen kann. Ich habe es von jeher an mir selbst nicht leiden können, in meinem innern Dasein etwas anderes als mich selbst zu brauchen. Darum kenne ich, was Kraft und Haltung zu geben vermag. So begreife ich, was Sie, liebe Charlotte, obgleich Sie es viel zu hoch stellen, von meinen Briefen sagen und rühmen. Es kommt nur von den zwei Umständen her, daß es auf der einen Seite klar und bestimmt gedacht, und auf der andern durch die innere Erfahrung bewährt ist.

Sie bemerkten in einem früheren Briefe, daß Ihnen der Stolz im Leben viel zu thun gemacht habe. Die Unterdrückung des Stolzes ist allerdings sehr lobenswerth, und es freuet mich, wenn es Ihnen damit so ganz gelungen ist. Der Stolz, den man wirklich nicht aufgeben soll, bleibt jedem Rechtlichgesinnten dennoch. Diesen sollte man aber nicht Stolz, sondern richtig abgewägtes Selbstgefühl nennen. Es ist eigentlich dies die Erhebung des Gemüths, welche daraus entsteht, daß es fühlt, daß eine würdige Idee sich mit ihm vereinigt, sich seiner bemächtigt hat. Der Mensch ist da eigentlich stolz auf die Idee, auf sich nur in so fern, als die Idee Eins mit ihm geworden ist.

Man vermeidet die Abwege, wohin der Stolz führt, am leichtesten und sichersten, wenn man sich in allem Thun und Lassen recht natürlich gehen läßt, jede Aeußerung des Stolzes streng wegweist, aber darauf nicht weiter Werth legt, sondern es als etwas ansieht, das sich von selbst ver-

steht, wo man Recht haben würde, sich Vorwürfe zu machen, wenn man anders gehandelt hätte.

Es freut mich, daß Sie des Saturns erwähnen. Ich sehe ihn auch in diesen Wochen immer mit Vergnügen. Das Wiederkehren der Planeten nach einer Reihe von Jahren bei denselben Sternbildern hat etwas sehr Bewegendes im Leben. Für den Saturn hat man übrigens noch von den Astrologen her, eine geringere Zuneigung. Aber den Jupiter erinnere ich mich mehrmals im Löwen gesehen zu haben, das erstemal in einer sehr glücklichen Zeit meines Lebens.

Sie werden, wie es schon hätte früher geschehen sollen, nächstens meinen Briefwechsel mit Schiller empfangen. Ich habe Ordre gegeben, daß er Ihnen geschickt wird. Vor meinem Briefwechsel werden Sie eine Einleitung über Schiller und seine Geistesentwickelung finden, die Ihnen, wenn Sie seine Schriften dabei haben, zum Leitfaden dienen kann. Ich gehe darin seine Werke von den frühesten bis zu den spätesten durch, und zeige wie er von dem einen zu dem andern übergegangen und gekommen ist. Auch die Briefe handeln fast ganz von Schillers Arbeiten, die er gerade in jenen Jahren machte, und mir nach und nach, wenn ich abwesend war, mittheilte. Schwerlich hat je jemand Schiller so genau gekannt als ich. Es haben ihn sehr Wenige so lang und so nahe gesehen. Mit einem Manne wie er, der nicht zum Handeln, sondern zum Schaffen durch Denken und Dichten geboren war, heißt sehen — sprechen, und ganze Tage und Nächte haben wir eigentlich mit ein-

ander sprechend zugebracht. Wenn daher auch der Jahre, die wir mit einander verlebten, so viele nicht waren, so war des Zusammenlebens doch sehr viel.

Die Lieblichkeit des Wetters dauert fort, auch fängt alles an zu knospen und zu keimen.

Leben Sie recht wohl, mit unveränderlicher Theilnahme und Freundschaft der Ihrige. H.

Dreiunddreißigster Brief.

Tegel, den 4. Juni 1832.

Ich habe seit meinem letzten Briefe an Sie, liebe Charlotte, keine Zeile empfangen, und läugne nicht, daß ich nicht ohne alle Besorgnisse bin. Vielleicht aber kommt noch, ehe ich meinen Brief schließe, einer von Ihnen an. Vorerst will ich Ihrer Versicherung vertrauen, daß wenn Sie auch einmal selbst nicht schreiben könnten, Sie immer Mittel hätten mir Nachricht zukommen zu lassen. Ich schreibe Ihnen aber doch und halte meinen Brief nicht auf. Es kommt mir immer sehr unfreundlich vor, wenn man bei gegenseitigen geneigten Gesinnungen so Brief um Brief rechnet, und nicht eher wieder geben will, als man empfangen hat, auch kommt man nur in größere Unregelmäßigkeit. Endlich haben Sie mir so oft gesagt, daß Ihnen meine Briefe Freude machen, und so wird es Ihnen lieb sein, wenn Sie nicht warten dürfen. Den nächsten aber muß ich Sie bitten so abzusenden, daß er am 25. d. M. hier ankommt. Ich reise nämlich wieder ins Seebad nach Norderney und reise vermuthlich schon am 1. Juli von hier ab, und wünsche kurz vorher noch einen Brief von Ihnen, liebe Charlotte, zu erhalten. Ich gehe recht ungern an diese Reise, nicht daß mir Norderney oder das Baden in der See zuwider wäre, aber ich verlasse ungern Tegel, meine gewohnte Lebensart, und störe mich sehr ungern in wichtigen wissenschaftlichen Arbeiten, welchen ich unausgesetzt

den besten Theil meines Tages widme und die jetzt das Hauptinteresse meines Lebens ausmachen. Nicht nur, daß mein Arzt auf die Kur besteht, ich fühle auch selbst, daß sie mir nothwendig und gut ist. Die kranken und störenden Zustände, die das Bad verringert hatte, sind nach und nach wieder bedeutender geworden. Ich wundere mich darüber nicht. Wenn man durch irgend etwas auf den Punkt gekommen ist, wo die Jahre, mehr oder minder vorgerückt, auf die Kräfte und die Gesundheit einen sichtlich alterirenden Einfluß ausüben, so muß man körperliche Schwächen und selbst ernsthaftere und beschwerlichere Uebel, als nicht wegzuräumende Bedingungen, mit in das Dasein aufnehmen, in das man alsdann tritt. Das empfinde ich deutlich, und würde nicht klagen, wenn die Beschwerden auch wirklich viel größer wären. Nordernei hat mir im vorigen Jahre doch sehr wohl gethan. Ich leide wahrscheinlich an einer krankhaften Beschaffenheit des Rückenmarks, und dagegen, nicht gerade um das Uebel selbst ganz zu heben, aber um den Fortschritten entgegen zu arbeiten, ist das Seebad und besonders der Wellenschlag so wohlthätig. So gehe ich jetzt doch lieber zwei Monate hin, um wieder eine Reihe anderer mit größerer Rüstigkeit arbeiten zu können.

Den 5.

Ich wurde unterbrochen, und habe nun, wie ich es gewiß hoffte, indeß Ihren Brief empfangen, und danke Ihnen recht herzlich für alles, was er enthält. Der liebevollen Theilnahme, worin Sie den Wunsch aussprechen, meine kranken Zustände genauer zu kennen, bin ich schon zuvorgekommen, wie Sie auf der andern Seite gesehen haben.

Ich finde es sehr natürlich, daß Sie ernst gestimmt sind. Es liegt an und für sich im denkenden Menschen, ist den zunehmenden Jahren mehr noch eigen, und die Ihnen schon besonders eigenthümliche Neigung. Nun das mancherlei Traurige, das Sie früher, das häusliche Ereigniß, das Sie kürzlich betroffen, war wohl dazu gemacht, solche Stimmung sogar zu erzeugen, wenn sie selbst nicht schon vorhanden war.

Ueber den Tod und das Verhältniß desselben zum Leben kann ich aber doch nicht ganz in Ihre Ideen eingehen. Niemand kann ihn weniger fürchten als ich, auch hänge ich nicht an dem Leben, dennoch ist mir eine Sehnsucht nach dem Tode fremd; obwohl sie edlerer Art ist als Ueberdruß am Leben, dennoch ist sie zu mißbilligen. Das Leben muß erst, so lange es die Vorsehung will, durchgenossen und durchgelitten, mit einem Wort, durchgemacht sein, und zwar mit völliger Hingebung, ohne Unmuth, Murren und Klagen durchgeprüft sein. Es ist ein wichtiges Naturgesetz, das man nicht aus den Augen lassen darf, ich meine das der Reife zum Tode. Der Tod ist kein Abschnitt des Daseins, sondern bloß ein Zwischenereigniß, ein Uebergang aus einer Form des endlichen Wesens in die andere. Beide Zustände, hier und jenseits, hängen also genau zusammen, ja, Sie sind unzertrennlich mit einander verbunden, und der erste Moment des Dort kann sich nur wahrhaft anschließen, wenn der des Scheidens von hier, nach der freien Entwickelung des Wesens, wahrhaft der letzte gewesen ist. Diesen Moment der Reife zum Tode, oder der Unmöglichkeit hier weiter zu gedeihen, kann keine menschliche Klugheit berechnen, kein inneres Gefühl anzeigen. Dies zu versuchen wäre nur eine eitle Vermessenheit menschlichen Stolzes. Nur der, welcher das ganze Wesen

zu durchschauen und zu erkennen im Stande ist, kann dies, und ihm die Stunde anheimzustellen, und seiner Bestimmung auch nicht einmal durch heftige Wünsche entgegen zu kommen, ist Gebot der Pflicht und der Vernunft. Glauben Sie mir sicherlich, wenn Sie auch diese Ansichten manchmal strenge nannten, daß sie es allein sind, was uns in tiefem Seelenfrieden durch das Leben führt, und uns als treue Stütze nie verläßt. Das Erste und Wichtigste im Leben ist, daß man sich selbst zu beherrschen sucht, daß man sich mit Ruhe dem Unveränderlichen unterwirft, und jede Lage, die beglückende wie die unerfreuliche, als etwas ansieht, woraus das innere Wesen und der eigentliche Charakter Stärke schöpfen kann. Daraus entspringt dann die Ergebung, die Wenige hinreichend haben, obgleich Alle sie zu haben glauben. Fast Alle setzen der Ergebung ein gewisses Maß, und glauben der Verpflichtung dazu überhoben zu sein, wenn dies Maß überschritten ist, oder ihnen scheint. Aus der wahren Ergebung, die immer die Zuversicht mit sich führt, daß eine unwandelbare, immer gleiche Güte auch die unerwartetsten, widrigsten Geschicke zu einem heilbringenden Ganzen verknüpft, geht die ernste aber heitre Milde in der Ansicht eines auch oft gestörten und getrübten Lebens hervor. Diese Heiterkeit sich zu erhalten oder in sich zu schaffen, sollte man immer alles nur irgend vom Willen Abhängige versuchen. Man kann es nicht immer ganz erreichen, auch nicht in allen Momenten des Lebens, sie läßt sich auch eigentlich nicht hervorbringen, sondern muß sich von selbst in der Seele erzeugen. Sie bleibt aber da nicht aus, wo ihr der Boden vorbereitet ist, und diese Vorbereitung liegt hauptsächlich in einer besonnenen, von Selbstsucht freien, ruhigen Stimmung des Gemüths. Diese hat man durch Vernunft und Willenskraft in seiner

Gewalt, dahin kann und muß eigentlich Uebung und Vorsatz führen. Zur Beruhigung des Gemüths trägt angemessene Beschäftigung viel bei. So kann und darf eigentlich nichts in der Seele vorgehen, was der Mensch nicht nach vorgegangener Prüfung darin duldet oder unterdrückt.

Leben Sie wohl, und sein Sie meiner unwandelbaren Theilnahme gewiß. H.

Vierunddreißigſter Brief.

Tegel, den 26. Juni 1832.

Ich habe, liebe Charlotte, Ihren ſo freundlichen Brief vom 17. d. M. empfangen, und danke Ihnen herzlich dafür. Sie erkundigen ſich ſo liebevoll nach meiner Geſundheit. Ich kann im Ganzen dem Schickſal nicht genug danken für meinen Geſundheitszuſtand. Ich leide eigentlich gar nicht, kann mich über nichts beſchweren, und ſehe nach dem Urtheile Aller, ſowohl derer, die mich täglich, als derer, die mich von Zeit zu Zeit ſehen, wohl und gar nicht krank aus *).

Sie bemerken ſehr richtig, daß dieſe Zufälle nicht gleich nach dem Verluſte, den ich erlitten, ſo ſtark waren, ſondern erſt nach und nach allmählich geworden ſind. Wirklich verhält es ſich ſo. Wer in einem ſolchen Ereigniß wirklich den Verluſt, und einen ſolchen, an deſſen Stelle in gar keiner Art irgend etwas Anderes treten kann, fühlt, der empfindet, daß ſich dieſer Verluſt immer im Verhältniß der Zeit ſteigert, welche er dauert. Aber ich verweile zu lange bei dieſem Reden über mich ſelbſt, und will jetzt abbrechen.

Was Sie über ſich in Ihrem letzten Briefe ſagen, habe ich mit großer Theilnahme geleſen. Ich begreife es voll

*) Es folgen nun noch vielerlei Leidensdetails, die, wie ſchonend und gütig gegeben, ſchmerzlich ergreifend waren, aber den Leſer, der ferner ſteht, ermüden würden.

kommen und glaube es richtig zu verstehen. Es enthält zugleich so viel Liebevolles für mich, daß ich es mit doppelter Befriedigung gelesen habe. Wenn ich Sie recht verstehe, daß Ihre jetzige Stimmung hauptsächlich ist, mit dem heutigen Tage zufrieden zu sein und dem folgenden zu vertrauen, so billige ich das vollkommen. In höheren Jahren ist doch ein betrachtendes Leben das angemessenste. Ueber das, was Sie mit Recht die tieferen Ideen nennen, ließe sich noch mancherlei sagen. Da Sie aber hinzufügen, daß sie jetzt in Ihnen zurücktreten, aber sonst gewissermaßen in Ihren Lebensplan zu gehören scheinen, so erkläre ich mir dies. Nun paßt die von Ihnen angeführte Stelle aus Herder so vortrefflich zu dem, was ich über diesen Punkt denke, daß ich mich nicht enthalten kann, darauf mit einigen Worten einzugehen. Herder sagt nämlich sehr schön und sehr wahr, daß immer im Menschen tiefer und verborgen liegende Kräfte zum Vorschein kommen, die ohne manches Vorhergehende nicht thätig werden konnten. Dadurch nun, und ich kann mit Wahrheit sagen, dadurch allein hat gegenwärtig das Leben Werth für mich, daß es ganz unberechenbar ist, welche Kräfte noch durch allerlei Ereignisse rege werden können. Die Entwickelung aller Keime aber, die in der individuellen Anlage eines Menschenlebens liegen, halte ich für den wahren Zweck des irdischen Daseins, nicht gerade das Glück. Auf das Glück rechne ich für mich in den letzten Lebensjahren, in denen ich stehe, gar nicht, so dankbar ich es auch empfange, wenn es sich ungerufen darbietet. Man geräth, um in einem Bilde zu reden, im Alter auf die Neige mancher Verhältnisse. — Man hat aber auch im Alter viel mehr Kraft, selbst wahres Unglück als unvermeidliche Folge unvermeidlicher Verkettung der Umstände zu tragen, und so hat die

Vorſehung doch auch dies weiſe eingerichtet, wie überhaupt bei ruhiger und beſonnener Erwägung jeder Einwand, den man etwa gegen den Weltplan erheben könnte, ſich von ſelbſt auflöſt. Ich liebe Herder's Schriften ſehr, und habe ihn perſönlich ſehr geſchätzt. Sie werden ihn auch in der Einleitung zu meinem Briefwechſel mit Schiller ausdrücklich erwähnt finden. Ihre Briefe enthalten noch zweierlei, worauf ich zu antworten wünſche, nämlich das, was Sie über den Kupferſtich Napoleons im Augenblick ſeines Todes und über die zweiten Ehen ſagen. Heute aber erlaubt mir weder Zeit noch Blatt mehr zu ſagen.

Richten Sie Ihren nächſten Brief nach Norderney über Aurich zwiſchen dem 15. und 20. Julius.

Mit der unveränderlichſten und herzlichſten Theilnahme der Ihrige. H.

Fünfunddreißigster Brief.

Norderney, den 2. August 1832.

Ich bin wieder hier, liebe Charlotte, bewohne wieder die nämlichen Zimmer, und führe wieder daſſelbe nicht ſehr erfreuliche Badeleben. Ein ſolcher von Jahr zu Jahr wiederkehrender Aufenthalt hat immer etwas Sonderbares für mich. Er ruft die Frage hervor, ob man im künftigen Jahr wiederkehren wird, und wenn nicht, aus welchem Grunde? Denn das Bad dann entbehren zu können, bin ich nicht ſo thöricht zu erwarten. Ich bin nicht krank, eher geſund. Das, wogegen das Bad wirken kann, iſt Alterſchwäche, die durch Umſtände früher zum Durchbruch gekommen iſt. Dieſe kann eine Kur nicht aufheben, nur mindern. Ich ſage dies mit Fleiß, damit ſich Ihr freundſchaftlicher Antheil an mir nicht Hoffnungen macht, in denen Sie ſich nothwendig getäuſcht finden müßten. Den Erfolg aber, den man mit Recht und Billigkeit ſich verſprechen kann, glaube ich auch diesmal erwarten zu können. Meine Tochter iſt allerdings wieder mit mir hier. Das Bad hat ihr voriges Jahr ſo wohl gethan, daß ſie Unrecht gethan haben würde, die Kur nicht zu wiederholen. In den Einrichtungen hier iſt vieles beſſer geworden. Daß die Zeitungen geſagt haben, ich ſei nach den Rheinprovinzen gegangen, war ein grundloſes Gerücht. Sie hätten ſich die Mühe von mir zu reden ganz erſparen können. Ich bin auf dem gewöhnlichen Wege hergegangen und haſſe alle

kleinen Reisen und Umwege so gründlich, daß ich mich nicht darauf einlassen würde. Sollte ich einmal eine längere Abwesenheit von Hause nicht scheuen, so würde ich nach Italien oder England gehen, und hiervon möchte ich die Möglichkeit nicht bestreiten, vorzüglich wenn mein Gesicht schwächer würde und mich am eigenen Arbeiten hinderte. Es freuet mich sehr, daß Ihnen mein Briefwechsel mit Schiller Freude gemacht hat. Mir ist es mit dem Buche sonderbar gegangen. Ich hatte den Schiller'schen Erben die Herausgabe versprochen. Als sie mich, da darüber mehrere Jahre verflossen waren, dazu aufforderten, war es mir höchst lästig, mich damit zu befassen. Ich mußte den ganzen Briefwechsel durchgehen, um alles auszuschalten, was sich für den Druck nicht geeignet hätte. Dessen war so viel, daß das Ganze gut und gern zur Hälfte zusammenschmolz, und die Arbeit kostete mich einige Wintermonate, dann schrieb ich die Vorerinnerung. Ich erwartete keinen großen Antheil für das Buch, höchstens für einen Theil der Briefe Schiller's und für einige wenige von mir. Der Erfolg hat aber meine Erwartungen übertroffen, und es ist viel mehr gelesen worden als ich dachte, und besonders von Frauen. Viele haben mir davon gesprochen, einige ausführlich geschrieben, und so, daß sie ganz in die Ideen eingegangen waren und einige davon weiter ausspannen. Ich glaube auch nicht, daß, wie Sie meinen, die Briefe gewonnen hätten, wenn sie früher erschienen wären, eher umgekehrt. Ich bin überhaupt gegen alles Drucken von Briefen. Die Herausgabe dieser rechtfertigt nur der Name eines wahrhaft großen Mannes, an den sich der Andere mit immer gleich sichtbarer Unterordnung anschließt, so daß man doch immer auch in ihm nur jenen sieht. Briefe haben immer einen Anflug des wirklichen Lebens.

Je mehr sie also aus der Ferne erscheinen, desto mehr überraschen sie. Gleich nach dem Tode sind sie eine schwache Fortsetzung der noch in dem Gedächtniß lebenden Wirklichkeit. Nach langer Zeit erscheinend, führen sie Personen zurück, die man nicht mehr gewohnt war sich mit den Umgebungen zu denken, wie sie das Leben begleiten. Ich dächte auch nicht, daß es störend auffallen könnte, wenn in den Briefen gewissermaßen kunstmäßig beurtheilt wird, was man in der Zeit mit Begeisterung aufgenommen hat. In der Dichtung ist wenig oder gar keine Kunst, die erlernt oder studirt werden müßte. Eine solche ist aber auch nicht in den Räsonnements dieses Briefwechsels entwickelt, wenn man einige leicht zu überschlagende Stellen über das Sylbenmaß ausnimmt. Beide, Schiller und ich, haben nur gesucht, die Gründe darzulegen, aus welchen das Gefühl entspringt, die Bedingungen, unter denen es entsteht. Wer nun die Gründe wahr findet, in dem müssen sie das Gefühl erhöhen, da sie es mit andern und gleich großen Ideen in Verbindung bringen. Wem sie nicht zusagen, der wird sich dadurch noch mehr in seinem Gefühle bestimmt finden, und sich nun vielleicht durch die Widerlegung leichter die Gründe selbst entwickeln.

Der Stelle in der Delphine erinnere ich mich nicht. Wenn Frau von Stael *) damit meinte, daß eine in der Jugend geschlossene und bis ins Alter fortgesetzte Ehe das wünschenswürdigste ist, so bin ich vollkommen derselben Meinung. Ich fürchte aber sehr, sie meinte es anders,

*) Frau von Stael stellt nämlich in der Delphine den Satz auf, daß für das Alter, oder die späteren Jahre, wo man allein stehe, die Ehe nöthig und erwünscht sei. Die Jugend finde überall ihre Freuden.

und dann ist es eine aus oberflächlicher französischer Ansicht geschöpfte Behauptung. Sie müssen darum nicht glauben, daß ich den Werth der Stael verkenne. Sie war meiner tiefsten Ueberzeugung nach eine wahrhaft große Frau, und nicht bloß von Geist, sondern durch wahres und tiefes Gefühl und eine sich nie verleugnende, unendliche Güte, und auch von Herz und Charakter. Sie hatte die feinste Empfindung der edelsten Weiblichkeit. Sie war in ihrem Innersten dem eigentlichen französischen Wesen fremd, aber es begegnete ihr doch zu Zeiten, französische Ansichten ihren Aeußerungen beizumischen, und das ist nicht zu verwundern, da sie immer in Frankreich lebte. Sie hat sogar erst spät Deutsch gelernt, und ich habe sie selbst noch in Paris unterrichtet.

Allein die Ehe mehr ein Bedürfniß des Alters als der Jugend zu nennen, ist ein Einfall, der eben so der Natur und der Wahrheit, als jeder schöneren Empfindung widerspricht. Die Frische der Jugend ist die wahre Grundlage der Ehe. Ich sage damit gewiß nicht, daß das Glück der Ehe mit der Jugend aufhört, oder auch nur im mindesten dadurch verliert. Aber die Erinnerung der zusammen genossenen Jugend muß in die höheren Jahre mit hinüber gehen, wenn das Glück vollkommen sein und nicht gerade die Eigenthümlichkeit des ehelichen verlieren soll. Diese Ansicht ist nicht als eine sinnliche zu betrachten. Die tiefsten und heiligsten Empfindungen hängen damit ganz enge zusammen, und man müßte aller Liebe den Stab brechen, wenn man dies nicht anerkennen wollte. Ein junges, sich gegenseitig gleich herzlich liebendes Ehepaar ist allemal ein im Tiefsten erfreulicher Anblick, auch in niedrigen Ständen, in sofern das Gefühl nur irgend die Feinheit hat, die ihm die Natur in gutartigen Gemüthern giebt. Von den in

höheren Jahren über 40 oder 45 geschlossenen Ehen, zweiten oder ersten, läßt sich das nicht sagen. Man wird sie gewiß nicht tadeln, man läßt gern jedem seine Empfindung, solche Verbindungen können sehr vernünftig, sie können auch für Leute, die einmal keine hohen Foderungen an ihr Gefühl machen, beglückend sein. Wer aber tiefer empfindet, sagt sich, daß er sie nicht eingehen würde. Mann oder Frau wird in solcher Verbindung fühlen, daß, wenn ihm der Gegenstand jugendlicher Liebe entrissen ist, oder er nie einen gefunden hat, er auf ein Glück Verzicht leisten muß, dessen wahre Blüthe ihm nicht mehr werden kann. Es wird ihm innerlich unmöglich sein, nach dem so Geringen zu greifen. Ich kann auch nicht in das einstimmen, was man über das Alter sagt. Es kann ein unglückliches und freudenloses geben, wie eine solche Jugend. Aber, die Schicksale gleichgestellt, finde ich das Alter, selbst mit allen Schwächen die es mir bringt, nicht arm an Freuden, die Farben und die Quellen dieser Freuden sind nur anders. Sie entspringen für mich immer ausschließlicher aus der Einsamkeit und der Beschäftigung mit meinen Ideen und Gefühlen. Das nimmt mit jedem Tage in mir zu. Ich fühle mich darin, und nur darin glücklich, und das ist so sichtbar, daß die wahrhaft diskreten unter meinen ältesten Bekannten diese Stimmung stillschweigend, aber durch die That ehren. Mir ist sie darum doppelt lieb, da sie mit meinen Jahren und mit meiner Lage übereinstimmt. Verzeihen Sie, daß ich wieder auf mich zurück komme, aber diese Dinge sind von der Art, daß man nur nach seinem individuellen Gefühl davon reden kann. Wer möchte sich anmaßen, über Fremdes darin abzusprechen?

Ueber meine Abreise kann ich noch nicht fest bestimmen, bitte Sie aber, mir nach Berlin zu schreiben, und so, daß der Brief zwischen dem 26. und 30. August dort anlangt. Mit der aufrichtigsten, unveränderlichsten Theilnahme Ihr H.

Sechsunddreißigster Brief.

Tegel, den 3. September 1832.

Ich bin am 26. August gesund und wohl hierher zurückgekehrt, liebe Charlotte, und habe gleich am folgenden Tage meine Beschäftigungen wieder vorgenommen. Von dem Bade sehe ich der Fortdauer der guten Wirkung, die ich schon spüre, entgegen. Das Wetter war vom August an in Norderney sehr schön, ohne Regen und Sturm, und doch nie zu warm, da es nie an kühlender Seeluft fehlt. Sonnenschein war nicht immer; es ist allen Inseln, besonders den kleineren eigen, auch bei sehr milder Luft wenig eigentlich sonnige Tage zu haben. In Irland zum Beispiel zählt man deren unglaublich wenige. Ich habe mich aber bei meinem diesjährigen Aufenthalte im Seebad vollkommen überzeugt, daß, wenn man, wie es doch natürlich ist, bloß auf seine Gesundheit Rücksicht nimmt, und nicht weichlicher Weise die Unannehmlichkeit scheuet, man sich schlechtes und kein gutes Wetter wünschen muß. Bei ruhig gutem Wetter ist die See eben nichts anderes als eine große Badewanne. Der Sturm und die Wellen geben ihr erst Seele und Leben. Wie das Meer in seiner erhabenen Einförmigkeit immer die mannichfaltigsten Bilder vor die Seele führt und die verschiedenartigsten Gedanken erweckt, so ist mir erst jetzt bei den anhaltenden heftigen Stürmen recht sichtbar geworden, welche schmeichelnde Freundlichkeit das Meer gerade in seiner größten Furchtbarkeit hat. Die

Welle, die, was sie ergreift, verschlingt, kommt wie spielend an, und selbst den tiefen Abgrund bedeckt lieblicher Schaum. Man hat darum oft das Meer treulos und tückisch genannt, es liegt aber in diesem Zuge nur der Charakter einer großen Naturkraft, die sich, um nach unserer Empfindung zu reden, ihrer Stärke erfreuet und sich um Glück und Unglück nichts kümmert, sondern den ewigen Gesetzen folgt, welchen sie durch eine höhere Macht unterworfen ist.

Hier im Haus und Garten habe ich alles im besten Stande gefunden. Im Garten ist gegen voriges Jahr, wo ich nur wenige Tage später zurück kam, ein angenehmer Unterschied. Jetzt ist noch das vollste schönste Grün. Es muß davon kommen, daß der Sommer kühler und nässer gewesen ist, was in dem hiesigen sandigen Boden große Wichtigkeit hat. Im vorigen Jahre traf ich zugleich mit der Cholera hier ein, und Viele waren in großen Sorgen deshalb, Einige in ängstlicher Bestürzung; ich selbst machte die damals üblichen angeblichen Sicherungsanstalten mit. Jetzt ist die Cholera an vielen Orten, und kann sehr leicht auch wieder nach Berlin kommen, obgleich noch keine Spur davon ist. Geschähe es aber, so würde man sie wenig mehr als jede andere Krankheit fürchten. So gewöhnt man sich an alles, und viele Schrecknisse sind es größtentheils nur in der Einbildung. Selbst in vielen und wahren Krankheiten fügt diese bei Leuten, die furchtsam und ängstlich sind, noch vieles hinzu. Sie rühmen meine Gelassenheit und klagen die Ungeduld der Männer in Krankheit an. Diese rührt doch wohl daher, daß die Meisten an äußerer Thätigkeit hängen, die ihnen dann entgeht. Das ist mein Fall nicht. Die Stille, zu der die Krankheit verurtheilt, ist mir an sich nicht zuwider. Die Unruhe, die

gewiſſe Krankheiten mit ſich führen, mindert ſich, wenn man ihr moraliſche Ruhe entgegenſetzt. Mit dem poſitiven Schmerz iſt es allerdings anders. Aber auch da kann man viel thun. Ueberhaupt gewinnt man ſehr, wenn man die Krankheit nicht wie ein Leiden anſieht, dem man ſich hingeben, ſondern als eine Arbeit, die man durchmachen muß. Denn es iſt gewiß, daß der Kranke viel zur Aufrechthaltung ſeiner Kräfte und zu ſeiner Heilung beitragen kann. Meine ſogenannte Gelaſſenheit iſt gar kein Verdienſt, ſondern nur ein Glücksvorzug des Temperaments. Wenn man mich ruhig läßt, ſich wenig um mich bekümmert, und mir nicht durch Bedauern Bangigkeit und ungeforderte Pflege Langeweile macht, ſo müßte die Krankheit ſehr läſtig ſein, um mich ungeduldig zu machen. Sie halten in Ihrem letzten Briefe dem Alter eben keine Schutzrede, aber ich bleibe meiner Meinung getreu, nicht bloß für mich, ſondern auch für Andere. Indeß ſage ich damit nicht, daß ich gewünſcht hätte, alt zu werden; dies iſt eben ſo wenig der Fall, als ich jetzt wünſche, viel älter zu werden. Ueberhaupt hat mich das Wünſchen nie ſehr beſchäftigt. Aber da ich einmal ohne mein Zuthun alt geworden bin, ſo ſcheint es mir angemeſſener, mich bei den Vorzügen des Alters aufzuhalten, als mir gerade die Nachtheile vorzuſtellen. Dieſes gedenke ich nur in der Abſicht, um mich vor den Fehlern des Alters, beſonders vor Ueberſchätzung ſeiner Kräfte zu hüten. Denn darin ſtimme ich ganz mit Ihnen überein, daß man allerdings von einer gewiſſen Lebensepoche an, die ſich aber nicht allgemein beſtimmen läßt, auch geiſtig an Kräften abnimmt. Aber das Alter — es ſei dies nun eine wohlthätige oder läſtige Einrichtung der Natur — gehört nun einmal zu den Entwickelungsperioden des menſchlichen Lebens, und es wäre Unrecht, wenn der

Mensch nicht in seinem geistigen Charakter, seinen Gedanken, Empfindungen und Gesinnungen dasjenige aufzufinden strebte, was dem physischen Lebensabschnitt entspricht. So was giebt es aber unleugbar und im edeln Sinne des Worts. Mit dem Gemeinplatz, daß man Erfahrungen erhält und Leidenschaften verliert, muß man das Alter nicht abfertigen, diese Ansicht ist aus einem zu niedrigen Standpunkte genommen, und was man in diesem Sinne Erfahrungen und Leidenschaften nennt, hat beides keinen großen Werth. Um Erfahrungen ist es dem Alter nicht zu thun. Diese zu sammeln fodert ein kräftiges und thätiges Leben. Aber in natürlich gut gearteten Menschen sind dem Alter Ruhe, Aufhören vom Zufall abhängiger Bestrebungen, Geduld, Freiheit von zu ängstlichen Sorgen eigen, und diese Vorzüge erhöhen und verschönern alles. Man wirft wohl dem Alter gerade das Gegentheil von allem diesen vor, aber das ist der seltenere Fall und findet sich nur in Gemüthern, von denen zu sprechen nicht die Mühe lohnt. Bei den Besseren findet sich entweder ein liebenswürdiger gutmüthiger Frohsinn, oder mehr und ernstere Tiefe, die darum doch auch gar nichts Düsteres hat. Aus diesen beiden verschiedenen Richtungen stammt es her, daß eben so viele alte Leute die Gesellschaft als die Einsamkeit suchen. Das Alter wirkt da der ursprünglichen Verschiedenheit der Charaktere gemäß. Wendet es sich auf die innerliche Betrachtung, so bearbeitet der Mensch den im Leben gesammelten Stoff, zu dem denn auch allerdings die Erfahrungen gehören, in sich, indem er davon ausscheidet, was sich geistig nicht erhalten kann. Ich meine natürlich nicht, daß dabei ein Resultat oder gar ein Buch herauskommen soll, aber es ist nur überhaupt ein Leben oder auch ein Träumen in Ideen aller Art, ein geistiges Schweben über Ver-

gangenheit und Zukunft, oder vielmehr ein sinniges Verknüpfen beider. Ist der Mensch durch Neigung oder Bedürfniß auf äußere Wirksamkeit gerichtet, so paßt gerade für das Alter recht die Beschäftigung, die nach Schiller's Idealen Sandkorn an Sandkorn reiht. Ueber die Leidenschaft wäre viel zu sagen, aber darauf komme ich ein anderesmal zurück. Es ist mir eine erfreuliche Au[illegible] jetzt wahrscheinlich wieder ein ganzes Jahr hier ungestört zubringen zu können.

Ich bitte Sie, für unsere Briefe wieder die frühere Abrede zurück zu nehmen. Leben Sie recht wohl und genießen Sie in Ihrem Garten des jetzt sehr schönen Wetters. Wie immer der Ihrige. H.

Siebenunddreißigster Brief.

Tegel, den 4. Oktober 1832.

Ihr am 27. September abgegangener Brief, liebe Charlotte, war so reich an Mittheilungen, die meinem Herzen wohlthaten, da die Gegenstände, die sie betrafen, Ihnen große Beruhigung gewährten, daß er mich innigst erfreuet hat. Doch will ich zuerst von dem reden, womit auch Sie anfangen, daß die Cholera, was ich schon mit großer Freude aus den Zeitungen ersehen hatte, nicht eigentlich sehr bösartig in K. ausgebrochen ist. Ihr Brief scheint dies zu bestätigen. Allerdings kann es schlimmer werden, aber die eigentliche große Furcht vor ihren Verheerungen ist doch verschwunden; und das mit Recht. Die Krankheit ist nicht mehr ganz so schlimm und die Menschen sind klüger geworden. Sie haben sehr recht, wenn Sie sagen, die Voranstalten und die grauenerregenden Begrabungen sind furchtbarer, als die Krankheit selbst, die ja doch ein kurzes Ende macht. Ich selbst hing der Meinung an, daß sie ansteckend sei, habe mich aber jetzt eines andern überzeugt. Ich hoffe fest, Sie bleiben ganz unberührt von der doch immer furchtbar bleibenden Krankheit. Selbst Ihr abgeschiedenes Gartenleben beruhigt mich, mehr noch Ihr so ungemein einfaches und mäßiges Leben. Wer so lebt und so wenig Todesfurcht kennt, an dem geht sie ganz still vorüber. Sollten Sie sich indeß einmal nur unwohl fühlen, lassen Sie es mir auf der Stelle wissen, darum bitte ich

ſehr, dann bin ich, ſelbſt in Ihrem Schweigen, völlig beruhigt. Möge der Himmel geben, daß Ihr Wohlbefinden fortdauere! Mit meiner Geſundheit geht es fortwährend gut. Ich habe nicht die Ahndung eines Schmerzes. Nur daß ich mehr Schlaf bedarf als ſonſt, daß ich in allen körperlichen Verrichtungen nicht Mattigkeit, aber Unbehülflichkeit, ich möchte ſagen Ungeſchmeidigkeit der Gelenke fühle, daß Geſicht und Gehör ſtumpfer werden, nur über dieſe Dinge kann ich klagen. Daß ich aber auch darüber nicht klage, trauen Sie mir gewiß zu. Ich bin vielmehr auch darin mit dem Schickſal ſehr zufrieden.

Der Menſch beurtheilt die Dinge lange nicht ſo ſehr nach dem, was ſie wirklich ſind, als nach der Art, wie er ſie ſich denkt und ſie in ſeinen Ideengang einpaßt.

Durch etwas, was der Menſch einmal in ſeine Ordnung und in die Reihe der gewöhnlichen Naturereigniſſe aufgenommen hat, läßt er ſich, ohne eben zu murren, vom Schickſal und ſogar von Menſchen plagen. Nur das Außerordentliche iſt ihm, wenn es verletzend iſt, unangenehm und widrig. Es geſellt ſich auch eine moraliſche Idee hinzu. Das Außerordentliche iſt, oder erſcheint vielmehr, als eine Ungerechtigkeit des Himmels.

Man pflegt zu ſagen, daß die Gewohnheit auch unangenehme und ſchmerzhafte Dinge erträglich macht. Ich glaube aber gar nicht, daß der Eindruck der Dinge ſelbſt um ſo viel anders iſt, die Sache iſt bloß die, daß der

Mensch das immer Wiederkehrende als unvermeidliche Nothwendigkeit ansieht und sich darein ergiebt.

Es ist das edle Vorrecht des Menschen, daß er dem Unglück und dem Tode sagen kann: ich will dich erdulden, und daß er dem Tode und dem Unglück die eigentliche Gewalt über sich nimmt. Ohne diese Stärke wäre das ihm so oft beiwohnende Vorausſehen des Schmerzhaften und Kummervollen ein großes und bedeutendes Unglück. So entſpringt das Heilmittel aus der gleichen Quelle. Mit den Krankheiten, ich meine den verſchiedenen Krankheitsformen, iſt es aber eine eigne Sache. Es giebt nur Eine Geſundheit und eine Menge von Krankheiten. Dieſe haben aber ihr Daſein wie andere lebendige Weſen auf Erden. Sie entſtehen ohne erkennbare Urſachen und gehen eben ſo auch wieder unter. Das Alterthum kannte Krankheiten, die wir glücklicherweiſe nicht mehr haben, und umgekehrt. Nicht weniger merkwürdig ſind die Veränderungen, wie wir ſie jetzt an der Cholera ſehen. Es iſt immer nicht ausgemacht, ob die Krankheit, die doch die Aufmerkſamkeit der Menſchen ſo ſehr geſpannt hält, ſich bloß von Menſchen zu Menſchen, oder auch unmittelbar durch die Luft mittheilt, ſo ſehr viel wahrſcheinlicher auch das letztere iſt.

Im November.

Was ſagen Sie zu dem außerordentlich ſchönen Herbſt? Ich dächte ich hätte nie einen ähnlichen erlebt. Noch jetzt ſcheint er mehr ein Ausgehen aus dem Sommer, als ein Eingang in den Winter. Ich gehe noch immer eine Stunde vor Sonnenuntergang ſpazieren. Da iſt es, ſelbſt bei

ſtürmiſchen Tagen meiſt ruhig und bei regneriſchen heiter. Sie haben gewiß auch oft geſehen, wie die ſcheidende Sonne ſich dann durch ihre eignen Strahlen einen lichten Streifen bildet, in den ſie ſich dann hinabſenkt. Iſt dann recht dunkles Gewölke über ihr, ſo regnet es meiſt unmittelbar nach dem Untergange, bisweilen auch noch während des Untergangs. Es iſt mir die liebſte Zeit des Tages. — Sie ſchreiben mir, daß die Centifolien in K. blühen. Auch hier habe ich es zu meiner großen Verwunderung geſehen. In mittäglichen Ländern iſt dies wiederholte Blühen ganz gewöhnlich. Man ſieht daran, daß das vegetirende Leben beſtändig die Neigung hat, Blüthen hervorzubringen, aber nur durch die Abweſenheit begünſtigender Umſtände daran verhindert wird. So traurig aber auch der Winter und ſeine lange Dauer ſind, ſo entſchädigt doch der Frühling dafür, nicht bloß ſein Erſcheinen und der Genuß deſſelben, ſondern ganz vorzüglich das Erwarten deſſelben. Dieſe Sehnſucht iſt eine der einfachſten und natürlichſten von allen, und eine der reinſten Quellen, woraus jede andere Sehnſucht fließt, die ſo Vieles und Großes im Gemüthe ſchafft und aus deſſen innerſten Tiefen hervorruft. Es iſt dies gewiß eine der Urſachen, daß die nördlicheren Nationen doch eine tiefer ergreifende Poeſie haben, als die ſüdlicheren, wenn dieſe auch klangvollere Sprachen beſitzen. Es liegt unendlich viel in dem Einfluß, den die Natur um uns her auf uns ausübt, und es kommt da nicht darauf an, daß ſie gerade Genuß giebt, ſondern weit mehr darauf, daß ſie Empfindungen weckt und die Kräfte in Thätigkeit bringt. Leben Sie wohl. Ihr H.

Achtunddreißigster Brief.

Tegel, December 1832.

Der Ton der ruhigen Zufriedenheit und selbst einer frohen Heiterkeit, in welchem Ihr letzter Brief geschrieben ist, liebe Charlotte, hat mir eine lebhafte Freude gemacht. Ich hege nun auch die gewisse Hoffnung, daß diese Stimmung bleibend in Ihnen sein wird. Was mich in dieser beruhigenden Ansicht bestärkt, ist, daß Sie sich auch körperlich wohler fühlen, seit Sie sich befreiet fühlen von einem sorglichen Kummer, der seit längerer Zeit schwer auf Ihnen lastete, und wodurch Sie nun der Ruhe und Heiterkeit wiedergegeben sind, die ein Gemüth, wie das Ihrige, das mit sich und der Vorsehung eins ist, immer genießen müßte.

Daß eine schon in sich ernste Seele in Zeiten, wo außerordentliche Erscheinungen diesen Ernst vermehren, noch ernster gestimmt wird, ist ganz natürlich. An den Wunsch und das Verlangen, nichts unberichtigt zu lassen, knüpft sich ein moralisches Gefühl, und zwar eins der wesentlichsten und achtungswürdigsten.

Der Mensch fühlt ein Bedürfniß, die großen Ideen, die in ihn gelegt sind, und die er in der Natur ausgeprägt findet, in dem kleinen Kreise seines Daseins nachzu-

bilden, und oft selbst wenn er ganz andern, aus dem gewöhnlichen Leben geschöpften Bewegungsgründen zu folgen glaubt, folgt er in der That diesem geheimen Zuge. Ueberhaupt ist die menschliche Natur in ihrem tiefen Grunde viel edler, als sie auf der Oberfläche erscheint. Ja selbst in andern Stücken. Eitle Menschen sind oft in einigen mehr werth, als sie sich selbst glauben.

Sie brauchen in Ihrem Briefe den Ausdruck: sein Haus bestellen. Dies ist mir immer eine so passende und gehaltvolle Rede geschienen. Es ist ein alterthümlicher, ächt biblischer Ausdruck, der, wie mehrere dieses Gepräges, tief aus dem Leben geschöpft ist und tief in die Seele eingreift. Auch längst, ehe ich in die Jahre kam, wo das Bestellen des Hauses wahrhaft dringend wird, habe ich mir dadurch Abschnitte im Leben zu machen gesucht, und habe dies immer sehr wohlthätig gefunden. Es giebt aber im Innern ein Bestellen seiner Seele, wie im Aeußern seines Hauses. Man zieht dann das Gemüth auf einen kleinen Kreis von Empfindungen zurück, übergiebt die andern der Vergessenheit und freuet sich der Ruhe in der selbstgewählten Beschränkung. Wenn man dies recht thut, thut man dies nur Einmal. Man verläßt dann nicht wieder den Raum, wie man ihn eng umgränzt und umzogen hat.

Sie rühmen meine Geduld. Sie hat nichts Verdienstliches und hat mir nie Mühe gekostet. Ich möchte sie mir angeboren nennen. Die Zeit, die ich über eine Sache sitzen muß, um sie zu Ende zu bringen, wird mir nie lang.

Sie gedenken bei einem Ereignisse der Vergangenheit Holzminden im Braunschweigischen. Das hat mir lebhaft eine Erinnerung zurück gerufen. Von diesem kleinen Orte reiste ich 1789 mit Campe nach Paris. Campe kam

von Braunschweig, ich von Göttingen aus dahin. Die Reise, die Sie gelesen haben können, da Campe sie herausgegeben hat, war kurz, aber meine erste außer Deutschland. Campe war, wie ich Ihnen schon früher glaube gesagt zu haben, Hauslehrer im Hause meines Vaters, und es giebt noch eine Reihe großer Bäume hier, die er gepflanzt hat. Er hat nicht gerade ein unglückliches, aber ein bedauernswürdiges Ende gehabt. Er war die letzten Jahre seines Lebens ganz blödsinnig. Ich habe bei ihm schreiben und lesen gelernt, und etwas Geschichte und Geographie nach damaliger Art, die Hauptstädte, die sogenannten sieben Wunderwerke der Welt u. s. w. Er hatte schon damals eine sehr glückliche, natürliche Gabe, den Kinderverstand lebendig anzuregen. — —

Ich bin vollkommen wohl, und mir ist in meiner in mir vergrabenen Stimmung sehr wohl. Ich bitte Sie, Ihren Brief an mich, wie gewöhnlich, abgehen zu lassen, und wünsche von inniger Seele, daß Sie das Jahr gesund und heiter beschließen und eben so das neue beginnen mögen. Begleiten Sie mich bei dem Wechsel der Jahre mit dem Wunsch, daß mich nichts im Genuß meiner Einsamkeit, die mein wahres Glück ist, stören möge, und machen Sie, daß ich mir Ihr Leben ruhig und zufrieden denken kann. Mit der herzlichsten Freundschaft und unveränderlichsten Theilnahme der Ihrige. H.

Neununddreißigster Brief.

Tegel, den 5. Januar 1833.

Nehmen Sie zuerst, liebe Charlotte, meinen herzlichen Glückwunsch zum begonnenen Jahre. Der Himmel verleihe Ihnen vor allem Gesundheit und Heiterkeit. In äußeren, andern Dingen sind Ihre eignen Wünsche so ungemein bescheiden, daß es darin des Wunsches kaum bedarf, doch ausschließen will ich das nicht. Die innere Zufriedenheit verschaffen Sie sich selbst. Es ist das himmlische Gut, dem man, eben weil es vom Himmel kommt, nur das eigne Herz zum Ursprung anweisen kann. Sie haben, wie ich mit Freuden erkannt habe, viel an innerer Stärke gewonnen, so wie jeder noch an sich gewinnen kann, da es darin nie eine, nicht mehr zu überschreitende Gränze giebt.

Heller, freundlicher, mit schöneren Gestirnen kann ein Jahr nicht beginnen, als es dieses thut. Ich gehe zwar bei jedem Wetter im Freien täglich aus, aber jetzt mit doppelter Lust. Im November 1835 kehrt einer der größten bekannten Kometen zurück. Werden wir ihn noch sehen? Ich verlange es nicht, und glaube es nicht. Aber es ist immer ein Punkt der Erwartung am Himmel.

Ich gehe jetzt oft und bei Mondschein spazieren. In dieser kalten aber ganz trockenen Luft ist nichts von feuch-

ter und nebelichter Abendluft, wie in andern Jahreszeiten zu besorgen. Der Himmel aber ist zu schön, um ihn ungenossen zu lassen. Es ist überhaupt nicht auszusprechen, wie viel der Himmel beiträgt, die Erde zu verschönern. Das ist um so bewundernswürdiger an ihm, da alles daran so einfach ist, nur Gestirn und Wolken, und das unermeßliche Gewölbe, das allein eine Unendlichkeit ist, in welche der Geist sich vertieft und die Einbildungskraft sich verliert. Die Erde leuchtet wirklich nur in dem Glanze, den er über sie ausgießt. Italien ist in der That nicht darum um so viel reizender als Deutschland, weil die Erde, das Land so viel schöner, sondern weil der Himmel so ganz ein anderer ist, so tief blauer am Tage und schwärzer in der Nacht, und die Gestirne so unendlich viel strahlender. Auf der andern Seite aber ist es sonderbar, daß der Himmel doch eigentlich nur so schön und milde ist, weil er, so fern, das Auge nur wie ein optischer Zauber berührt und jede andere materielle Einwirkung hinwegfällt. Er ist auch sinnlich, wie wir ihn sehen, doch was die Schönheit der Sterne angeht, mehr ein Gegenstand des Geistes und der Phantasie, als der eigentlichen Wirklichkeit. Wenn man sich eine Planetenreise als möglich denken könnte, wäre sie, scheint es mir, nur ein Gegenstand der Furcht und des Entsetzens. Wäre man über die Gränzen unseres, nur in der Höhe ganz unlieblichen Dunstkreises hinaus, so geriethe man in das Rollen und den Wirbel dieser gigantischen Weltkörper, die in der Nähe, als Licht- oder Schattenmassen, gleich furchtbar wären. Selbst schon eine Nähe, in der viele Gestirne größer erschienen, wäre nicht wünschenswerth. Die größeren Lichter in größerer Zahl würden einförmiger sein und die kleineren und entfernteren überglänzen und unsichtbar machen. Ich kann

mir nicht vorstellen, daß mehrere Monde, wie andere Planeten sie haben, unsere Nächte verschönern würden. Ein anderes ists mit dem Saturnus-Ringe. Wenn man sich diesen wie eine goldene Doppelbrücke über den Himmel gespannt denkt, so muß es allerdings einen wundervollen Anblick gewähren. Es scheint also aus allem hervorzugehen, daß der Himmel, dem man sich, das Wort geistig genommen, so nah wünschen muß, körperlich für unsere Empfindung schöner in der Entfernung ist.

Zu dieser großen Abschweifung über den Himmel hat mich der sehr schöne am heutigen Abend gebracht. Zu dem Sternen- und Mondes-Schein kommen die Töne, die der gefrorne See von sich giebt, und die man besonders in der Stille der Nacht so deutlich vernimmt. Es ist bisweilen ein Krachen und Knistern, meist aber ein lange aushaltender klagender Laut.

Leben Sie herzlich wohl! Mit wahrer, unveränderlicher Theilnahme der Ihrige. H.

Vierzigſter Brief.

Tegel, den 9. Februar 1833.

Es thut mir leid, liebe Charlotte, daß Ihnen dieſer Brief ſpäter als gewöhnlich zukommen wird. Ich habe aber wegen eines Geſchäftes einige Tage in der Stadt ſein müſſen, und da komme ich nicht zum ruhigen Schreiben. Da ich Berlin jetzt ſelten beſuche, ſo drängt ſich dann alles, Menſchen und Sachen zuſammen, und es bleibt mir nicht einmal die materielle Zeit übrig, etwas für mich anzufangen, wenn ich auch gar nicht von der Stimmung reden will. Ich verlor aber gerade auf dieſe Weiſe die erſten Tage des Monats, in denen ich Ihnen jetzt gewöhnlich zu ſchreiben pflege. Ich hoffe, Sie werden ſich über das Ausbleiben des Briefs nicht beunruhigt haben. Sie müſſen das niemals thun, liebe Freundin, darum bitte ich ſehr. Der kleinen, ganz unbedeutenden Urſachen, warum ich Ihnen an dieſem oder jenem Tage nicht ſchreibe, können ſehr viele ſein, und ich kann ſie ſo wenig vorausſehen, als Sie ſie errathen. Aber Sie können ſicher eine von dieſen vorausſetzen, wenn meine Briefe Ihnen über die gewohnte Zeit ausbleiben. Da ich zu derſelben Zeit im Monat jetzt gewohnt bin, Ihnen zu ſchreiben, ſo bekommen ſie nach einer ziemlich längeren Pauſe hernach zwei Briefe ſchneller nach einander, was Ihnen Freude macht, da Sie auf meine Briefe einen viel größeren Werth legen als ſie verdienen. Dieſe Ihre Freude iſt auch mir

eine und macht, daß ich Ihnen willig die Zeit opfere, die es mich koſtet. Seit vorgeſtern bin ich wieder hier, und heute ſchon ſetze ich mich hin, um mich mit Ihnen zu unterhalten. Denn eine Unterhaltung kann man unſern Briefwechſel vorzugsweiſe nennen. Da er ſich meiſt um Ideen dreht, und die äußern Lebensverhältniſſe ſehr wenig angeht, ſo gleicht er darin einem raiſonirenden Dialog, und Ideen ſind ja nur das einzig wahrhaft Bleibende im Leben. Sie ſind im eigentlichſten Verſtande das, was den denkenden Menſchen ernſthaft und dauernd zu beſchäftigen verdient. Auch Sie nehmen eben ſo lebhaftes Intereſſe daran, und daß Ihnen meine Briefe Freude machen, liegt vorzüglich in dieſem ihren Inhalte. Es iſt mir auch ein beſonderer Grund der Zufriedenheit und Freude an Ihrer Art zu ſchreiben, daß Sie nicht mehr, wie Sie es ſonſt oft thaten, darauf dringen, daß ich Ihnen von dem erzähle, was mich angeht, und über das Mittheilungen mache, was mich umgiebt, das gar nicht in meinem Weſen liegt. Darum müſſen Sie nun aber ja nicht denken, daß ich es auch gern habe, wenn Sie über ſich ſchweigen. Es macht mir im Gegentheil wahre Freude, wenn ich Ihr inneres Leben in allen Ihren äußeren Umgebungen ſehe. Vergeſſen Sie alſo nicht, mir auch ferner, von Zeit zu Zeit dieſen Ueberblick wie bisher zu geben.

Sie bitten mich in Ihrem letzten Brief, Ihnen noch nähere Erläuterung darüber zu geben, was ich eigentlich damit meine, daß man in gewiſſen Lebensepochen innerlich das thun müſſe, was man äußerlich ſein Haus beſtellen nenne. Ich habe darunter etwas ſehr Einfaches und ganz

der gewöhnlichen Bedeutung der Redensart Entsprechendes verstanden. Man sagt, daß man sein Haus bestellt hat, wenn man Sorge getragen hat, alles das auf den Fall seines Todes zu berichtigen, was bis dahin unberichtigt geblieben war. Die Redensart schließt ferner in sich, daß man angeordnet habe, wie es mit den Dingen, die einem angehören, nach dem Hintritt werden soll. Von allen Seiten schneidet also das Hausbestellen Verwickelung, Ungewißheit und Unruhe ab, und befördert Ordnung, Bestimmtheit und Seelenfrieden. So nimmt man den Ausdruck im äußern, weltlichen Leben. Auf viel höhere und edlere Weise aber findet das Aehnliche im Geistigen statt. Auch darin giebt es mehr und minder Wichtiges, mehr und minder an das irdische Dasein Geknüpftes, mittelbar oder unmittelbar mit dem Höchsten im Menschen Verbundenes. Ich meine damit nicht gerade, wenigstens nicht ausschließlich, Religionsideen. Was ich hier meine, gilt auch von solchen, die gar nicht in diesen Kreis gehören. Es läßt sich überhaupt nicht im Allgemeinen bestimmen, was hier das Höchste und Wichtigste genannt wird. Jederman pflegt aber in sich die Erfahrung zu machen, daß er gerade dem, was in ihm das Tiefste und Eigenthümlichste ist, die wenigste Muße widmet, und sich viel zu viel durch untergeordnete Gegenstände das Nachdenken rauben und entreißen läßt. Dies muß man abstellen, den störenden Beschäftigungen entsagen und sich mit Eifer den wichtigeren widmen. Noch mehr aber geht diese Sammlung auf eine kurze Spanne noch übrigen Lebens, wie man es auch nennen könnte, in dem Gebiete des Gefühls vor. Doch ist hier im Allgemeinen ein großer und wichtiger Unterschied. Im Intellektuellen und allen Sachen des Nachdenkens hat der Vorsatz volle Kraft. Man kann und muß absichtlich die Gedanken

und das Nachdenken auf gewiſſe Punkte richten. Im Gefühl iſt das nicht nur unmöglich, ſondern würde auch geradezu ſchädlich ſein. Im Gebiete des Empfindens läßt ſich nichts Unfreiwilliges, nichts Erzwungenes denken. Da kann alſo die Aenderung nur von ſelbſt eintreten, und iſt mit der Reife einer Frucht zu vergleichen. Sie geht von ſelbſt vor ſich, ſo wie die ganze Seelenſtimmung verräth, daß dies Loslaſſen vom hieſigen Daſein in das Gemüth ganz übergegangen iſt. Die Aenderung beſteht auch da in einem Vereinfachen und Zurückziehen des Gemüths auf ſich ſelbſt, doch läßt ſich hier noch weniger als im Gebiete des Denkens, aus einer einzelnen Individualität heraus, etwas allgemein Geltendes ſagen. In mir iſt es ganz einfach ſo zugegangen, daß ſich mein Gemüth ſo auf eine Empfindung konzentrirt hat, daß es jeder andern unzugänglich geworden iſt, inſofern nämlich, als ich durch eine andere Empfindung etwas empfangen ſollte. Denn auf keine Art bin ich dadurch kalt und untheilnehmend geworden, nur uneigennütziger und wirklich jeder Forderung entſagend. Nicht bloß mit Menſchen iſt es mir aber ſo, auch an das Schickſal mache ich keine Forderung. Ich würde Ungemach wie ein Anderer fühlen, das läßt ſich aus der menſchlichen Natur nicht ausrotten. Entbehrung bleibt Entbehrung und Schmerz bleibt Schmerz. Aber den Frieden meiner Seele würden ſie mir nicht nehmen, das würde der Gedanke verhindern, daß ſolche Ereigniſſe und Zuſtände natürliche Begleiter des menſchlichen Lebens ſind, und daß es nicht geziemend wäre, in einem langen Leben nicht einmal die Kraft gewonnen zu haben, ſeine höhere und beſſere Natur gegen ſie aufrecht erhalten zu können. Ich weiß nicht, ob ich Ihnen ſo deutlich genug geworden bin. Wäre es nicht der Fall, oder ſchiene Ihnen meine Anſicht nicht richtig,

so werde ich sehr gern weiter und ausführlicher in die Sache eingehen.

Sie reden in Ihrem Briefe von Gedächtnißhülfen, die Sie sich ersonnen haben, und erbieten sich mir mehr darüber zu sagen, wenn ich es wolle. Thun Sie es ja. Leben Sie wohl! Mit immer gleichem Antheil der Ihrige.

H.

Einundvierzigster Brief.

Tegel, den 8. März 1833.

Auch diesmal komme ich viel später zum Schreiben, als es mein Vorsatz war, liebe Charlotte, und da ich immer viel Zeit zum Schreiben brauche, so werden Sie noch später bekommen. Sie müssen sich aber nie deshalb beunruhigen. Sie werden sagen, daß man darüber nie Herr ist. Mit jedem Ersten des Monats denke ich daran, Ihnen zu schreiben, aber es treten bei meiner Lebenseintheilung oft Tage und Reihen von Tagen ein, wo ich nicht zum Schreiben an Sie, auch mit dem besten Willen, kommen kann. Der Vormittag ist unabänderlich wissenschaftlichen Arbeiten gewidmet. Davon mache ich hier in Tegel keine Ausnahme (in der Stadt muß ich es freilich), diese Arbeiten machen jetzt eigentlich mein Leben aus, meine Gedanken sind ihnen ganz zugewendet, und da ich jetzt vieles Schlafes bedarf, so ist mein Vormittag doch kurz. Den Nachmittag gehe ich eine bis zwei Stunden spazieren, und die übrige Zeit bleibt für meine ziemlich weitläufige Korrespondenz und vielfachen Geschäfte u. s. w. Fällt nun in diesen Dingen etwas ungewöhnlich Dringendes vor, wie es diesmal der Fall war, oder kommt Besuch, so verzögert sich gegen mein Wünschen und Wollen der Abgang meines Briefes an Sie. Dennoch bin ich glücklicherweise viel weniger Störungen ausgesetzt wie Andere, und genieße noch der höchst nützlichen Gabe, nie durch Mangel an Stimmung abgehalten

zu werden, oder die Stimmung abwarten zu müssen. Wie ich die Sache vornehme, ist, wenn ich bisweilen auch lieber etwas ganz andres thäte, und mich zum Anfange wahrhaft zwingen muß, die Stimmung da. Bei dem Wort fallen mir Ihre Tabellen ein. Sie haben mich sehr interessirt. Es ist eine originelle Idee, die täglichen Zustände des Lebens schnell an einander zu reihen, die Stimmung und alle andere Dinge, von denen sie abhängen kann, aufzuzeichnen. Auch nur ein halbes Leben so verzeichnet, würde zu einer Menge von Vergleichungen Stoff darbieten.

Ihr ganzer Brief hat mir Freude gemacht, da eine ruhige, in jeder Art erfreuliche Gemüthsstimmung daraus hervorgeht. Nur hat mich für Sie der neue Verlust sehr geschmerzt, den Sie abermals erlitten haben. Das Vorangehen so Vieler ist allerdings bei vorrückenden Jahren etwas die ruhige Heiterkeit des Gemüths sehr schmerzlich Trübendes. Ich gehe aber noch weiter. Auch das Altwerden derer, die man in Jugendkraft des Körpers und Geistes gekannt hat, ist betrübend. Ich wollte schon immer alt werden, wenn nur die, die um mich her sind, jung blieben. Indeß ist das, wenn es auch nicht scheint, ein eigennütziger Wunsch.

Sie fragen mich, was ich unter Ideen meine, wenn ich sage, daß sie allein das Bleibende im Menschen sind, und daß sie allein das Leben zu beschäftigen verdienen? Die Frage ist nicht leicht beantwortet, ich will aber versuchen, deutlich darüber zu werden. Die Idee ist zuerst den vergänglichen äußeren Dingen und den unmittelbar auf sie bezogenen Empfindungen, Begierden und Leidenschaften entgegengesetzt. Alles, was auf eigennützige Absichten und augenblicklichen Genuß hinausgeht, widerstrebt ihr natürlich und kann niemals in sie übergehen. Aber auch viel

höhere und edlere Dinge, wie Wohlthätigkeit, Sorge für die, die einem nahe stehen, mehrere andere gleich sehr zu billigende Handlungen sind auch nicht dahin zu rechnen, und beschäftigen denjenigen, dessen Leben auf Ideen beruht, nicht anders, als daß er sie thut, sie berühren ihn nicht weiter. Sie können aber auf einer Idee beruhen, und thun es in idealisch gebildeten Menschen immer. Diese Idee ist dann die des allgemeinen Wohlwollens, die Empfindung des Mangels desselben wie einer Disharmonie, wie eines Hindernisses, das es unmöglich macht, sich an die Ordnung höherer und vollkommener Geister und an den wohlthätigen Sinn, der sich in der Natur ausspricht und sie beseelt, anzuschließen. Es können aber auch jene Handlungen aus dem Gefühl der Pflicht entspringen, und die Pflicht, wenn sie bloß aus dem Gefühl der Schuldigkeit fließt, ohne alle und jede Rücksicht auf Befriedung einer Neigung oder irgend eine selbst göttliche Belohnung, gehört gerade zu den erhabensten Ideen. Von diesen muß man hingegen auch absondern, was bloß Kenntniß des Verstandes und des Gedächtnisses ist. Die kann wohl zu Ideen führen, verdient aber nicht selbst diesen Namen. Sie sehen schon hieraus, daß die Idee auf etwas Unendliches hinausgeht, auf ein letztes Zusammenknüpfen, auf etwas, das die Seele noch bereichern würde, wenn sie sich auch von allem Irdischen losmachte. Alle großen und wesentlichen Wahrheiten sind also von dieser Art. Es giebt aber sehr viele Dinge, die sich nicht ganz mit den Gedanken fassen und ausmessen lassen, und darum doch nicht minder wahr sind. Bei vielen von diesen tritt dann die künstlerische Einbildungskraft ein. Denn diese besitzt die Gabe, das Sinnliche und Endliche, zum Beispiel die körperliche Schönheit, auch unabhängig vom Gesicht und seinen seelen-

vollen Ausdruck, so darzustellen, als wäre es etwas Unendliches. Die Kunst, die Poesie mit eingeschlossen, ist daher ein Mittel, sehr vieles in Ideen zu verwandeln, was ursprünglich und an sich nicht dazu zu rechnen ist. Selbst die Wahrheit, wenn sie auch hauptsächlich im Gedanken liegt, bedarf einer solchen Zugabe zu ihrer Vollendung. Denn wie wir bisher die Idee nach ihrem Gegenstand betrachtet haben, so kann man sie auch nach der Seelenstimmung schildern, die sie fordert. Wie sie nun, dem Gegenstand nach, ein Letztes der Verknüpfung ist, so fordert sie, um sie zu fassen, ein Ganzes der Seelenstimmungen, folglich ein vereintes Wirken der Seelenkräfte. Gedanke und Gefühl müssen sich innig vereinigen, und da das Gefühl, wenn es auch das Seelenvollste zum Gegenstande hat, immer etwas Stoffartiges an sich trägt, so ist nur die künstlerische Einbildungskraft im Stande, die Vereinigung mit dem Gedanken, dem das Stoffartige widersteht, zu bewirken. Wer also nicht Sinn für Kunst oder nicht wahren und ächten für Musik oder Poesie besitzt, der wird überhaupt schwer Ideen fassen, und in keiner gerade das wahrhaft empfinden, was darin Idee ist. Es ist ein solcher Unterschied zwischen den Menschen in ihrer ursprünglich geistigen Anlage gegründet. Die Bildung thut hierzu nichts. Sie kann wohl hinzuthun, nie aber schaffen, und es giebt hundert künstlerisch und wissenschaftlich gebildete Menschen, die doch in jedem Worte deutlich beweisen, daß ihnen die Naturanlage, mithin alles fehlt. Der große Werth der Ideen wird vorzüglich an Folgendem erkannt: Der Mensch läßt, wenn er von der Erde geht, alles zurück, was nicht ganz ausschließlich und unabhängig von aller Erdenbeziehung, seiner Seele angehört. Dies aber sind allein die Ideen, und dies ist auch ihr ächtes Kenn-

zeichen. Was kein Recht hätte, die Seele noch in den Augenblicken zu beschäftigen, wo sie die Nothwendigkeit empfindet, allem Irdischen zu entsagen, kann nicht zu diesem Gebiete gezählt werden. Allein diesen Moment, bereichert durch geläuterte Ideen zu erreichen, ist ein schönes, des Geistes und des Herzens würdiges Ziel. In dieser Beziehung und aus diesem Grunde nannte ich die Ideen das einzig Bleibende, weil nichts anderes da haftet, wo die Erde selbst entweicht. Sie werden mir vielleicht Liebe und Freundschaft entgegenstellen. Diese sind aber selbst Ideen und beruhen gänzlich auf solchen. Von der Freundschaft ist das an sich klar. Von der Liebe erlassen Sie mir zu reden. Es mag an sich eine Schwachheit sein, aber ich spreche das Wort ungern aus, und habe es eben so wenig gern, wenn man es gegen mich ausspricht. Man hat oft wunderbare Ansichten von der Liebe. Man bildet sich ein, mehr als einmal geliebt zu haben, will dann gefunden haben, daß doch nur das einemal das Rechte gewesen sei, will sich getäuscht haben oder getäuscht sein. Ich rechte mit niemandes Empfindungen. Aber was ich Liebe nenne, ist ganz etwas anderes, erscheint im Leben nur einmal, täuscht sich nicht und wird nie getäuscht, beruht aber ganz und vielmehr noch auf Ideen.

Ich fürchte aber, Sie ermüdet zu haben, ohne Ihnen vollkommen klar zu werden. In diesem Fall verzeihen Sie mir. Sie wollten ausdrücklich, daß ich Ihnen darüber schreiben sollte, und die Schwierigkeit liegt in der Sache. Vielleicht aber finden Sie doch etwas darin, woran Sie sich halten können, und wenn Sie von da aus Fragen thun, so kann ich Ihnen weitere Erläuterungen geben, was ich von Herzen gern thun will. Wie immer der Ihrige. H.

Zweiundvierzigster Brief.

Tegel, den 7. April 1803.

Ich bin schon lange im Besitz Ihres Briefes, liebe Charlotte, habe aber nicht früher dazu kommen können, ihn zu beantworten. Sie haben ihn bloß vom Monat März datirt und gegen Ihre Gewohnheit nicht den Tag des Abgangs bemerkt. Ich bitte Sie, ihn künftig immer hinzuzusetzen. Ein Brief, von dem man nichts als den Monat weiß, ist eine zu unbestimmte Mittheilung, und ich habe immer auf die Tage gehalten. Man kann eher noch etwas im Raum unbegränzt lassen. Die Empfindung der Zeit greift überhaupt tiefer in die Seele ein, was wohl daran liegt, daß der Gedanke und die Empfindung sich in der Zeit bewegen.

Ich habe oft, fast von meiner Kindheit an, angefangen Tagebücher zu halten, und sie nach einiger Zeit wieder verbrannt. Es thut mir aber sehr leid, nicht wenigstens von jedem Tag aufgezeichnet zu haben, wo ich war, und was ich vorzüglich that, oder was mir begegnete. Ich würde mich sehr freuen, das von meinem zehnten Jahre an zu besitzen. Von ausführlichen Tagebüchern und solchen, die Beurtheilungen der Handlungen und Gesinnungen enthalten sollen, halte ich sonst nicht viel. Es geht einem, wie man es anfangen möge, nie ganz ein, für sich

ſelbſt und an ſich ſelbſt gerichtet zu ſchreiben. Wenn man das Geſchriebene auch niemand zeigt noch zeigen würde, ſo ſchreibt man doch wie einem imaginirten Publikum gegenüber. Man iſt wirklich mehr befangen, als wenn man die Selbſtbeurtheilung an eine einzelne beſtimmte Perſon richtet. Das Intereſſe an dieſer zieht da die Seele davon ab, ſich zu ſehr mit ſich ſelbſt zu beſchäftigen und zu ſehr auf ſich Rückſicht zu nehmen, ſtellt dadurch die Unbefangenheit wieder her und befördert die Naivetät der Erzählung. Ueberhaupt iſt nicht eben zu fürchten, daß man ſich in ſolchen Aufzeichnungen über ſich ſelbſt zu ſehr ſchont, oft liegt ſogar die Uebertreibung der Wahrheit im Gegentheil. Was dagegen eher zu fürchten ſein kann, iſt, daß die Eitelkeit dabei Nahrung findet. Man hält leicht, je mehr man ſich mit ſich ſelbſt beſchäftigt, alles, was einen betroffen hat, für außerordentlicher, als was Andern begegnet iſt, und legt auf jeden Zufall wie auf eine Abſicht Werth, welche Gott mit uns gehabt hätte. Indeß können ſolche Fehler vermieden werden, und dann wird gerade ein ſolches Tagebuch zu einer zugleich anziehenden und nützlichen Selbſtbeſchäftigung.

Die Zeit iſt nur ein leerer Raum, dem Begebenheiten, Gedanken und Empfindungen erſt Inhalt geben. Da man aber weiß, daß ſie, wenn man auch viel Einzelnes davon kennt, dieſen Inhalt freudvoll und leidvoll für empfindende Menſchen getragen hat, ſo iſt ſie an ſich immer das Herz ergreifend. Auch ihr ſtilles und heimliches Walten hat etwas magiſch Anziehendes. Der Tag, an dem einen ein großes Unglück begegnet, iſt eine lange Reihe von Jahren ungeahndet an einem vorbeigegangen, und eben ſo ſtill und

unbekannt ſchreitet der an uns vorüber, an dem uns ein Unglück unwandelbar bevorſteht. Denkt man aber der Folge der Zeit nach, ſo verliert man ſich darin wie in einem Abgrund. Es iſt nicht Anfang noch Ende. Ein großer Troſt liegt aber im Wandel, da er immer an ein höchſtes Geſetz, an einen ewig lenkenden Willen in unverrückter Ordnung erinnert. Das Erkennen dieſer Ordnung iſt in allen Welteinrichtungen, bei der Hinfälligkeit der menſchlichen Natur und der ſcheinbar oft regellos zermalmenden Gewalt der Elemente, etwas ſehr Beruhigendes. Am regelmäßigen Sonnenlauf und Mondeswechſel muß das auch ganz rohen Nationen anſchaulich werden. Je mehr die Kenntniß der Natur zunimmt, deſto mehr wächſt die Zahl der Beweiſe dieſer Ordnung. Zur eigentlichen Einſicht in den Sternenlauf iſt ſchon wiſſenſchaftliche Beobachtung nothwendig. Steigt dieſe, wie bei uns, zum höchſten Grade, ſo werden wieder Abweichungen bemerkbar und Dinge, die ſich in die ſonſtige Ordnung nicht paſſen laſſen. Dieſe ſind ſichere Beweiſe, daß die Forſchung noch ein neues Feld zu Entdeckungen vor ſich hat. Denn alles wiſſenſchaftliche Arbeiten iſt nichts anders, als immer neuen Stoff in allgemeine Geſetze zu bringen.

Sie klagen im Ganzen über Ihr Gedächtniß, nehmen aber einiges aus. Mehr können Wenige von ſich ſagen. Das Gedächtniß iſt nach Gegenſtänden vertheilt, und in niemanden iſt es für alle gleich gut. Das angenehmſte iſt ein leichtes Gedächtniß für Gedichte. Iſt das mit wahrem Geſchmack in der Auswahl, und mit Talent im Herſagen verbunden, ſo giebt es keine andere, das Leben gleich verſchönende Gabe. Zum guten Herſagen gehört aber un-

endlich viel: zuerſt freilich nur Dinge, die jede gute Erziehung jedem geben kann, richtiges Verſtehen des Sinnes, eine gute, deutliche, von Provinzialfehlern freie Ausſprache; aber dann freilich Dinge, welche nur angeboren werden, ein glückliches, ſchon in ſich ſeelenvolles Organ, ein feiner muſikaliſcher Sinn für den Fall des Silbenmaßes, ein wahrhaft dichteriſches Gefühl, und hauptſächlich ein Gemüth, in dem alle menſchlichen Empfindungen rein und ſtark widerklingen. Der Genuß, den ein ſolches Wiedergeben wahrhaft ſchöner Gedichte gewährt, iſt in der That ein unendlicher. Er iſt mir oft und im höchſten Grade geworden, und ich rechne das zu den ſchönſten Stunden des Lebens. Aber auch das eigne Auswendiglernen und Auswendigwiſſen von Gedichten, oder von Stellen aus Gedichten, verſchönert das einſame Leben, und erhebt oft in bedeutenden Momenten. Ich trage mich von Jugend an mit Stellen aus dem Homer, aus Göthe und Schiller, die mir in jedem wichtigen Augenblicke wiederkehren, und mich auch in den letzten des Lebens nicht verlaſſen werden. Denn man kann nichts Beſſeres thun, als mit einem groſſen Gedanken hinüber gehen.

Ich befinde mich, Gott ſei gedankt, recht wohl, gehe aber doch den Sommer wieder ins Seebad nach Norderney. Man findet, daß es meine Schwächlichkeiten vermindert hat. Das ſehe ich nun zwar nicht, und auch Sie werden es an meinem Schreiben wenigſtens nicht gewahr werden. Allein das iſt wohl möglich, und das glaube ich ſogar ſelbſt, daß der jährliche Gebrauch des Bades dieſe meine Schwächlichkeiten auf dem Punkte erhält, auf dem

ſie jetzt ſind. Vielleicht ſind auch die Wellen unſchuldig daran. Aber man iſt gern dankbar, und die See iſt ein ſo ſchöner und großer Gegenſtand, daß man ihr gern dankbar iſt. Gern gehe ich aber nicht hin, es iſt mir eine läſtige Störung. Aber wenn ich mich einmal in das Nothwendige fügen muß, ſo nehme ich mir das Angenehme heraus, und gehe leicht über das Läſtige hinweg, ob ich mich gleich von meiner hieſigen Einſamkeit ſo ungern als a einer geliebten Perſon trenne.

Ich komme diesmal erſt am Ende zu Ihnen, liebe Charlotte, Sie müſſen das nicht einer geringeren Theilnahme zuſchreiben. Ich wollte Sie zu mir herüber ziehen, worauf Sie ja ſo gern und gütig immer eingehen. Gewiß nicht, daß ich nicht vollkommen mit Ihrer Stimmung zufrieden wäre. Die Wehmuth nach dem Verluſt einer geliebten Freundin iſt ſo natürlich, und wenn das Schickſal dies herbeiführt, ſo iſt die Wehmuth eine wohlthätige Empfindung. Die edle iſt immer von ſtiller Ergebung begleitet, und daß dieſe ſich vorzugsweiſe in Ihrem letzten Brief ausſpricht, macht ihn mir ſo werth. Dieſe Ergebung liegt ganz gewiß in der Grundbildung Ihres Gemüths, ſie macht einen hauptſächlichen Theil ſeines Grundweſens aus, und ich habe nie Mangel darin bei Ihnen gefunden; doch ſcheint es mir, als wenn ſie noch mehr als früher und klarer in Ihnen hervorgehe. Die ſichere Probe iſt, wenn Ergebung mit Heiterkeit in Verbindung tritt.

Mit der Gegenwart sind Sie so dankbar zufrieden. Vertrauen Sie auch der Zukunft, und hegen keine ängstlichen Besorgnisse. Sie ist allerdings ungewiß, aber bedenken Sie, daß die ewige Güte wacht, daraus entspringt Vertrauen, und dies muß man im Herzen nähren. Mit inniger Theilnahme unveränderlich der Ihrige. H.

Dreiundvierzigster Brief.

Tegel, den 28. April 1833.

Ich fange einen Brief an Sie an, liebe Charlotte, ehe ich den Ihrigen erhalten habe.

Wir müssen dies Jahr ungewöhnlich lange auf den Frühling warten, nur Gesträuche grünen, aber nirgends sind noch wahre Blätter. Bäume wie Eichen und Akazien, die ihrer Natur nach spät ausschlagen, werden einen kurzen Sommer haben, wenn sie erst im Anfang Junius das volle Laub bekommen, das sie schon im September wieder anfangen zu verlieren. Im hohen Norden ist es zwar auch so, aber es liegt darin eine Art von Ausgleichung der Natur, daß die Vegetation, wenn sich ihr Erstarren einmal gelöst hat, mit einer unglaublichen Schnelligkeit zu vollen Entfaltung fortschreitet. Ich habe es nicht nördlicher als Königsberg gesehen, es ist aber nicht zu sagen, wie dort im vollen Frühling jeder Morgen einen ganz veränderten Anblick gegen den vorigen Tag darbietet. In südlichen Ländern ist wieder der Unterschied zwischen Winter und Frühling zu geringe, und das Gefühl des fröhlichen Erwachens der Natur wird weniger auffallend rege. Man wird freilich dafür durch tausend andere Vorzüge reichlich entschädigt, und fühlt dafür auch nicht die todte Erstarrung unsers Winters. Der Wunsch, den Wechsel recht merklich zu empfinden, ist wie der Wunsch, Schmerz zu haben, um sich an der Genesung zu erfreuen. Unserm Klima ähnlich,

aber viel glücklicher in früherer Entfaltung der Natur, größerer Beständigkeit und längerer Dauer der schönen Jahreszeit sind einige Gegenden des südlichen Deutschlands und der Schweiz, wo die hohen Gebirge nicht zu nahe stehen, namentlich die reizenden Ufer des Bodensees. Dort ist der Frühling wirklich in aller seiner Pracht.

Es mag doch an der sonderbaren Jahreszeit liegen, daß sehr viele Erkrankungen hier sind, wenn auch im Ganzen einzelne, doch immer wenige Todesfälle erfolgt sind. Unter diesen war hier ein allgemein betrauerter und doppelt betrauernswürdiger, weil der Verstorbene mit Recht überall sehr geliebt war, und weil dieselbe Familie hinter einander so schreckliche Verluste durch den Tod erlitten hat. Sie haben gewiß in den Zeitungen gelesen, daß in Berlin der Fürst Radziwill gestorben ist. Er hatte eine königliche Prinzessin, eine Cousine unsers Königs, zur Gemahlin. Sie hatten sich, ohngefähr zu gleicher Zeit als ich, aus reiner Neigung geheirathet. Die Prinzessin ist eine der geistvollsten Frauen, die es gegeben hat; der Fürst war sehr liebenswürdig und überall hülfreich. Sein Talent für Musik war ausgezeichnet und anerkannt. Er hat einen großen Theil von Goethe's Faust in Musik gesetzt. Etwa drei Jahre können es sein, daß diese beiden Eltern in ihrer sonst so glücklichen Lage das Unglück hatten, zwei völlig erwachsene Söhne in kurzem Zwischenraum an der Schwindsucht zu verlieren. In diesem Winter bekam die älteste Prinzessin plötzlich einen Blutsturz, und ist seitdem so offenbar schwindsüchtig, daß man an ihrem Aufkommen verzweifelt. Vierzehn Tage nach ihrem Erkranken starb der Vater, den man bloß an der Grippe krank glaubte, ganz unerwartet. In der großen Schwäche, worin die anmuthige Tochter sich befand, durfte sie den Tod nicht erfah-

ren. Man kann sich kaum denken, was die arme Mutter litt, was es ihr kosten mußte, bei der Tochter heiter zu scheinen, und von dem schon zu seiner Ruhestätte eingegangenen Vater wie von einem bald Genesenden zu reden, und diese Täuschung wochenlang fortzusetzen. Es gehört die ganze Stärke und Ergebung dazu, welche diese außerordentliche Frau besitzt.

Gall, dessen Sie in Ihrem Briefe erwähnen, habe ich noch persönlich gekannt und seinen Lehrstunden über die Schädellehre in Wien 1797 beigewohnt. Ich habe keinen Augenblick daran geglaubt. Es war eine der Erfindungen, die, wenn man sie des Charlatanismus entkleidet, der sie umgiebt, eine sehr dürftige Wahrheit hinterlassen. Gall's eigentliches wissenschaftliches Verdienst besteht darin, daß er die wahre Form und Zusammenfaltung der Gehirnmasse zuerst richtig eingesehen, begriffen und gezeigt hat. Außerdem war er ein sehr guter Arzt. Er starb gerade, als ich das letztemal in Paris war, und ich habe ihn noch dort gesehen. Er hatte in seinem Testament verordnet, daß gleich nach seinem Tode sein Kopf abgelöst und sein Schädel seiner Sammlung einverleibt werden sollte, was auch pünktlich geschehen ist. Da er kein Honorar für seinen Unterricht nahm, so konnte ich ihm die Gefälligkeit nicht abschlagen, meinen Kopf für ihn in Gyps abformen zu lassen. Dies geschieht unmittelbar über die Natur, wie es bei Todten geschieht, und so ungeschickt als es bei ihm gemacht wurde, brachte es einen dem Ersticken sehr nahe. Meine Gypsform muß noch in seiner Sammlung sein. Dies war übrigens kein beneidenswürdiges Schicksal. Denn alle Laster, die man der Theorie nach hätte haben sollen, aus de-

ren Schlingen man sich aber glücklich gezogen hatte, wurden einem da, so oft man die Ehre genoß, in einer Vorlesung vorgezeigt zu werden, in nur zu klaren und unzweideutigen Ausdrücken, da Gall sich sehr roh und ungebildet zu äußern pflegte, vorgeworfen, wie ich an merkwürdigen Beispielen selbst gehört habe. Er hat mich gewiß nicht mehr geschont als Andere, und hat darin ganz recht gethan, da ich in gar keinem nähern Verhältnisse zu ihm stand. Der Grundfehler des Gallischen Systems ist der, daß er gar nicht einsah, daß alle moralischen und intellektuellen Kräfte im Menschen so in Verbindung stehen, und so ein zusammenhängendes Ganze ausmachen, daß sich gar nicht nach so oberflächlicher Abtheilung verschiedene Organe annehmen lassen, als er auf das allerwillkürlichste entscheidet. Darin, in der wahren geistvollen Würdigung des Menschen, war Lavater ein ganz anderer Kopf und ein ganz anderes Gemüth. Leben Sie wohl, erfreuen Sie sich des Frühlings und rechnen Sie auf meine unwandelbare Theilnahme. H.

Vierundvierzigster Brief.

Tegel, den 14. Juni 1833.

Machen Sie sich nie darüber Sorge, liebe Charlotte, wenn Ihr Brief sich einmal verspätet. Sie müssen mir nur dann schreiben, wenn Sie Kraft und Stimmung dazu in sich fühlen, und Ihnen die Unterhaltung mit mir zur Erheiterung gereicht. Sie haben mir mehr als einmal gesagt, daß im Fall eines Erkrankens, auch wenn Sie es mir nicht selbst melden könnten, was noch nie Ihr Fall gewesen, Sie Mittel haben mir Nachricht zu geben, — so bin ich auch beruhigt, wenn einmal ein Brief von Ihnen nicht pünktlich, wie ich es gewöhnt bin, einläuft. Auch Ihnen wird diesmal mein Brief später zukommen, als sich die Gewohnheit bei mir gebildet hat Ihnen zu schreiben; das ist aber diesmal nur Folge zufälliger Ursachen, nicht der inneren Stimmung, die ich glücklicherweise von äußeren Zufälligkeiten frei und unabhängig zu erhalten strebe. Aber innig leid thut es mir, wie ich schon es erkannte in Ihrem Briefe, daß Sie erschöpft an Kräften, überarbeitet und angestrengt waren, und Sie mir erst sagen wollten, wenn Sie ausgeruht und etwas wohler waren. Ich rede freilich, wie Sie bemerken, der Arbeitsamkeit das Wort, ehre ganz vorzüglich die Ihrige, sie muß aber doch das Maß der Kräfte nicht überschreiten. Ich möchte indeß die Mattigkeit und Schwäche, worüber Sie klagen, nicht sowohl der Arbeit an sich zuschreiben;

ich glaube vielmehr, daß die Grippe dabei im Spiel gewesen ist. Auch hier ist es Vielen auf ähnliche Weise gegangen. Die, wie man nicht leugnen kann, epidemische Krankheit hat sich offenbar auf zweifache Weise geäußert. Bei der großen Anzahl der Menschen ist sie ganz eigentlich zum Durchbruch gekommen, hat einen kurzen, mehr oder minder heftigen Verlauf gehabt, ist dann gewichen, hat aber eine große Mattigkeit hinterlassen. Oft auch sind andere Krankheiten, namentlich Nervenfieber nachgefolgt. Andere Personen sind scheinbar nicht krank geworden, haben aber Schwere und Mattigkeit der Glieder gefühlt, gleich als hätten sie eine schwere Krankheit durchgemacht, und diese haben eigentlich mehr als jene gelitten, da dieser auch an sich sehr unangenehme Zustand zu keiner Krisis kam, und daher sich viele Wochen hindurch ohne merkliche Besserung fortsetzte. So mag es leicht auch bei Ihnen, liebe Freundin, gewesen sein, und dann hat die Anstrengung der Arbeit natürlich das, ohne zum vollen Ausbruch zu kommen, in den Gliedern schleichende Uebel noch vermehrt. Sehr viel kann man auch auf die wirklich sehr große Hitze schieben, die wir im Mai hatten. Aber ich bitte Sie inständig, sich so großer Anstrengung nicht wieder hinzugeben — ich weiß recht gut zwar, was Sie mir einwenden werden und oft einwendeten, das Entweder, Oder, aufgeben — was nicht angeht — oder den momentanen Forderungen entsprechen. Ich habe mir sonst immer weibliche Arbeiten reizend vorgestellt, weil sie wohl einen Grad der Aufmerksamkeit erheischen, aber doch den Geist nicht so beschäftigen, daß er nicht vielfach dabei in Gedanken, Phantasien und Träumen herumschweifen könnte. Es hat mir geschienen, als wenn sogar darum das Leben der Frauen anziehender, und, wenn sie sonst Geist und Gemüth be-

sitzen, bildsamer sei als das der Männer. Sehr viele, ja fast die meisten männlichen Arbeiten nähren eigentlich den Geist wenig oder gar nicht, erlauben doch aber auch nicht, die Gedanken dabei auf irgend etwas anderes zu wenden. Die besten Kräfte des Gemüths bleiben unbeschäftigt, und wenn sie in Perioden fallen, wo man von irgend einem Unglück betroffen worden ist, so versetzen sie, wie ich aus mehrmaliger eigner Erfahrung weiß, die Seele in die widrigste Spannung. Denn zerstreuen lassen sich tiefe Gemüther nicht, sie finden vielmehr sich selbst und mit sich die Ruhe dadurch wieder, daß sie sich absichtlich mit den Gegenständen ihres Grams beschäftigen. Den Beweis von dem, was ich eben über den Gegensatz weiblicher und männlicher Arbeit sagte, fand ich und finde ich noch in der alltäglichen Erfahrung, daß alle Geschäftsmänner, denen man weder Umsicht noch Kenntnisse absprechen kann, doch meistentheils leere und stumpfgewordene Leute sind, ihre Frauen hingegen, und gerade in solchen äußeren Verhältnissen, wo der Hausfrau wenig oder keine freie Zeit übrig bleibt, die sie ihrer Bildung widmen können, geistesaufgeweckt und innerlich lebendig bleiben. Ich selbst habe mich oft in maschinenartigen Arbeiten, die auch Männern bisweilen vorkommen, deshalb gehen lassen, um dabei an etwas anderes zu denken. Allein nicht jeder mag so gestimmt sein, und ich will daher nicht von mir auf Andere schließen. Ich ziehe überhaupt die Selbstbeschäftigung immer dem Lesen vor, und muß mich zu letzterem oft wie zu einer lästigen Arbeit zwingen. Ich denke dann nicht gerade über wichtige Gegenstände nach, ich träume auch nicht geradezu, aber ich gerathe in Stimmungen, die mich über die Gegenwart, sie sei freudig oder

traurig, hinwegsetzen und der Seele den Gleichmuth geben, der ihr so unendlich wohlthätig ist.

Ich reise am 2. Juli nach Norderney ab, und wünsche sehr, liebe Charlotte, noch einen Brief von Ihnen zu erhalten. Ich bitte Sie also recht sehr darum. Ob ich selbst Ihnen noch werde von hier schreiben können, weiß ich nicht, und vermag es wenigstens nicht gewiß zu versprechen. Von der Reise aus ist es mir gewiß nicht möglich. Ich thue es aber gewiß gleich nach meiner Ankunft in Norderney.

Mit treuer und unveränderlicher Anhänglichkeit der Ihrige. H.

Fünfundvierzigſter Brief.

Berlin, den 1. Juli 1833.

Ich reiſe morgen ab, liebe Charlotte, gehe über Hamburg, und meine Töchter begleiten mich, da ſie auch das Bad gebrauchen wollen. Ich danke Ihnen ſehr für Ihren am 19. v. M. abgegangenen Brief, und freue mich, daß ich noch die Nachricht empfangen habe, daß Sie wieder wohl ſind. Ich befinde mich ſehr wohl bis auf das Zittern, das natürlich zunimmt, je weiter die letzte Badekur und ihre Wirkung zurück tritt. Ich habe mich gewundert, daß Sie neulich ſchrieben, meine Schriftzüge wären feſter. Ich fühle beſtimmt, daß es mit meinem Schreiben ſchlechter geht. Ich ſchreibe ſo ungemein langſam, daß ich das eigne Schreiben noch viel mehr werde beſchränken müſſen, als ich es ſchon thue. Es wäre eine Sünde gegen die Zeitanwendung, ſo lange man noch ganz fähig iſt mit dem Kopf ohne die Hand zu arbeiten.

Sagen Sie mir doch, ob in K. Homöopathie getrieben wird. Ich maße mir zwar kein Urtheil über die Sache an, würde mich aber ſelbſt nie ſo kuriren laſſen. Die Kurart ſcheint mir wenigſtens ſo viel Uebertriebenes zu haben, daß ſie dadurch an Charlatanerie grenzt.

Ich kann Ihnen nicht beſtimmen, wann ich Ihnen wieder ſchreiben werde. Da das Schreiben mir Mühe und Zeit koſtet, ſo könnte es ſein, daß ich nicht gleich nach meiner Ankunft dazu käme. Aengſtigen Sie ſich alſo nicht.

Ueberhaupt können Sie nicht glauben, welch einen ſtörenden Eindruck es immer auf mich macht, die Unruhe in denen zu wiſſen, die Theil an mir nehmen, ſelbſt dann, wenn, wie hier gar nicht der Fall iſt, Grund dazu vorhanden wäre. Die gefaßte Ruhe iſt, wo wirkliche Beſorgniß eintritt, eine ſo viel edlere, den tiefen Gefühlen ſo viel würdigere Stimmung. Unruhe aber ohne alle gegründete Beſorgniß kann nur wieder, und ganz unnütz, beunruhigend wirken. Ich wünſche, daß Sie mir zweimal nach Norderney über Aurich ſchreiben, ſo daß der erſte Brief den 20. Juli, der zweite den 15. Auguſt dort eintreffe.

Mit herzlicher und unveränderter Theilnahme der Ihrige.

H.

Sechsundvierzigster Brief.

Norderney, den 13. Juli 1833.

Ich bin gestern Mittag gesund und glücklich hier angekommen, liebe Charlotte, und gebe Ihnen gleich Nachricht davon, weil ich weiß, daß es Sie interessirt. Das Fahren hat mich nicht besonders angegriffen, obgleich ich einige lange Tagereisen gemacht habe. Allein heute beim Baden habe ich doch gefühlt, daß ich schwächer an Kräften als im vorigen Jahre bin. Ich habe deutlich gefühlt, daß ich weniger fest und sicher gegen den Andrang der Wellen stand als im vorigen Jahre. Die Badeleute schieben das freilich auf die Ungewohntheit, aber das eigne Gefühl täuscht nicht, und die Zeit will ihr Recht haben.

In Hamburg war ich seit beinahe vierzig Jahren nicht, und fand sehr erhöheten Wohlstand, viel mehr Betriebsamkeit und überall Verbesserungen im Inneren und Aeußeren. Sogar auf dieser kleinen Insel ist dies der Fall seit der letzten Badezeit. Wie auch die sogenannten großen politischen Angelegenheiten stehen mögen, die einzelnen Menschen und Familien gehen ihren Weg mit geringer Störung fort, streben sich ihre Lage besser und gewinnreicher zu machen, benutzen die Mittel, welche die Zeit in sich immer vermehrenden Maßen dazu an die Hand giebt, und vermehren diese Mittel selbst dadurch, daß sie dieselben benutzen. Dies ist ein sehr tröstender Gedanke, und der große Gang der Schicksale des Menschengeschlechts zeigt sich darin viel we-

niger abhängig von fremder Willkür und Zufall, als es beim erſten Anblick erſcheint. In Hamburg habe ich nur meine älteſten Bekannten aufgeſucht, unter andern einen, mit dem ich vor mehr als dreißig Jahren Spanien durchreiſte. Er war damals ein blutjunger Menſch, und hat jetzt eine Reihe blühender Kinder. Klopſtock's Grab ſah ich mit Rührung. Ich habe ihn noch recht gut gekannt. Mein Gefühl für ihn entſpringt doch aber mehr aus frühem Leſen ſeiner Gedichte. Jetzt iſt man freilich in der Poeſie an etwas noch tiefer Gehaltvolles gewöhnt, und würde ſchwer in Klopſtock's Werken anhaltend viel leſen mögen. Es hat ſich ein höherer und offenbar mehr dichteriſcher Sinn erſchloſſen. Aber einzelne Oden, wie Anklänge aus einer in andrer Art edeln Zeit, behalten noch jetzt einen hohen Reiz. In dem Leben des Mannes hat mir immer mißfallen, ſogar noch in ſeiner Grabſchrift, daß er ſeine zwiefache Ehe gleichſam heraushob. Wenn die erſte eine glückliche war, habe ich von früh an einen Widerwillen gegen zweite Ehen gehabt. Nach den gewöhnlichen moraliſchen, ja nach religiöſen Begriffen läßt ſich nichts dagegen ſagen; aber die höhere Sittlichkeit und das ächte Zartgefühl erheben ſich dagegen. Auch ſcheint eine gewiſſe Ahndung davon allgemein zu ſein. Denn in der griechiſchen Kirche, wo die Prieſter ſich verheirathen dürfen, ſind ihnen doch die zweiten Ehen unterſagt.

Die Lage von Hamburg hat mich aufs neue durch ihre Anmuth überraſcht. Der große Strom und die prachtvollen Bäume würden an ſich reizend und einladend ſein, wenn auch die Wohlhabenheit und der Geſchmack der Bewohner ſie nicht in große und ſchöne Gärten, reich an Blumen und exotiſchen Gewächſen, umgeſchaffen hätten.

Das Jahr theilt sich für mich jetzt immer in zwei andere Hälften, als die der Kalender angiebt, in die zwei Monate, die ich auswärts zubringe, und die zehen ungestört ruhigen Aufenthalts zu Hause. Die letzten sind mir die allein angenehmen, und ich betrachte den Tag nach meiner Rückkunft in Tegel als den ersten eines neu beginnenden Jahres. Ich lächle bisweilen über mich selbst, daß ich mich so gläubig um zwei schöne Monate des Jahrs bringe. So wie man es vernünftig überlegt, sieht man ein, wie mißlich es um den Nutzen solcher Reisen steht, und daß diejenigen, die sich nicht darauf einlassen, darum nicht schlimmer dran sind. Der Erfolg ist, wie auch mein Beispiel beweist, nie recht entschieden, ein mehr oder weniger, worauf auch die Einbildung oft noch mitwirkt. Ich gehe bloß hierher, weil es mein Arzt so will, und es mein Grundsatz ist, ihm unbedingt zu folgen, in den Mitteln, die mir zu Gebote stehen. Er hat die Vernunftmäßigkeit seiner Kurart zu verantworten, und mein Befinden ist daher mehr seine als meine Sache. Er muß daher die freie Wahl der anzuwendenden möglichen Mittel haben.

Innerlich und geistig sehe ich meinen hiesigen Aufenthalt dadurch als wohlthätig an, daß mich die Entfernung von vielen Büchern mehr zum freien, stillen eignen Nachdenken zwingt. Ich lebe ganz und ausschließlich meinen wissenschaftlichen Beschäftigungen, an die sich glücklicherweise auch alle Andenken anschließen, die mir das Leben und die Vergangenheit theuer machen. Denn wenn man die Ideen tief genug verfolgt, so führen sie allemal zugleich in das Gebiet der tiefsten und rein menschlichsten Gefühle. Diese Beschäftigungen fordern nun zugleich freies Nachdenken und angestrengte Arbeit in Büchern. Beides geht nun zwar immer Hand in Hand, allein es ist nicht übel, zuweilen

gewaltsam von den Büchern abgezogen zu werden, nicht zur Erholung, deren man von geistiger, schon in sich stärkender Arbeit nicht bedarf, noch als Zerstreuung, sondern um in derselben Arbeit in ganz freiem, durch nichts Aeußeres geleitetem Nachdenken fortzufahren. In dieser Art wende ich den hiesigen Aufenthalt an, und bedarf also keiner Menschen und klage nie über Langeweile. Dabei ist das Meer und sein beständiger Anblick, so öde auch Strand und Insel sind, eine schöne Zugabe.

Es sind neulich fünf Theile nachgelassener Werke von Goethe erschienen. Der eine enthält die Fortsetzung seines Lebens, unter dem alten Titel: „Wahrheit und Dichtung." Es sind darin die Jahre 1774 und 75 beschrieben, und ein Prediger Ewald in Offenbach wird mehrmals darin erwähnt. Etwas Besonderes wird nicht von ihm erzählt; er wird nur von Goethe genannt als zu dem Kreise gehörig, in dem auch er damals lebte. Dies ist doch wohl derselbe Ewald, von dem Sie mir oft schrieben? Sagen Sie es mir doch ausdrücklich.

Leben Sie wohl. Unveränderlich der Ihrige. H.

Siebenundvierzigster Brief.

Norderney, den 2. August 1833.

Mit dem Anfange dieses Monats ist gerade die Hälfte meiner Badekur vollendet, liebe Freundin, und es wird Ihnen Freude machen, wenn ich Ihnen sage, daß ich sie ununterbrochen habe fortsetzen können, und befinde mich, Dank sei es der Vorsehung, sehr wohl. Von der gänzlichen Wirkung läßt sich erst nach Monaten urtheilen. Dem Erfolg bis jetzt nach zu schließen, wird sie hoffentlich nicht geringer als im vorigen Jahre sein. Hier werde ich fast allgemein, meiner eigenen Schwächlichkeiten ungeachtet, für stark gehalten, und gewissermaßen könnte ich mir selbst so erscheinen. Denn kein noch so junger rüstiger Mann braucht das Bad stärker als ich, und ich fühle mich niemals nur einen Augenblick davon angegriffen. Ich nehme nie etwas Stärkendes nachher, und beschäftige mich, wenn ich nicht der Luft im Gehen genießen will, mit jeder Sache, die mich gerade interessirt. Von der Witterung spüre ich gar keinen Einfluß. Einige Körperstärke setzt das allerdings voraus, und weil ich weiß, daß die Nachricht Ihnen Freude macht, gebe ich sie Ihnen. Aber die Hauptsache ist doch, das ganze Leben hindurch die Seele zur Ertragung jedes Ungemachs abgehärtet zu haben. Es ist unglaublich, wie viel Kraft die Seele dem Körper zu verleihen vermag. Es erfordert auch gar nicht eine große oder heldenmüthige Energie des Geistes. Die innere Sammlung reicht hin, nichts

zu fürchten und nichts zu begehren, als was man ſelbſt in ſich abwehren oder erſtreben kann. Darin liegt eine unglaubliche Kraft. Man iſt darum nicht in eine phlegmatiſche Ruhe verſenkt, ſondern kann dabei gerade von den tiefſten und ergreifendſten Gefühlen bewegt ſein, ihre Gegenſtände gehören nur nicht der äußeren Welt an, ſondern ſind höheren Dingen und Weſen zugewendet. Man iſt nicht frei von Sehnſucht, vielmehr ihr oft hingegeben, aber es iſt nicht die verzehrende, die nach äußerer Gewährung ſtrebt, ſondern eine eigne, nur die lebendige Empfindung von etwas Beſſerem und Schönerem, mit dem die Seele innig verwandt iſt. — Das Wetter war hier ſeit unſerer Ankunft für den Gebrauch des Bades ſehr günſtig. Denn da es immer windig und einigemal ſehr ſtürmiſch war, ſo war die See faſt unausgeſetzt ſehr hoch und unruhig, und dieſen heftigen Wellenſchlag hält man gerade für ſehr zuträglich. Mit Sonnenſchein verbunden, wie wir ihn oft hatten, iſt er zugleich ein reizender Anblick. Ueber Hitze hat man ſich hier wohl ſelten zu beklagen. Da die Winde meiſtentheils vom Meer herkommen, ſo kühlen ſie die Luft hinreichend ab. Auf Inſeln, beſonders auf kleinen, iſt große Hitze eben ſo wie große Kälte ſelten. Wir haben aber in dieſem Sommer wirklich ſehr heiße Tage gehabt. Meine Liebe für große Wärme ſchreibt ſich doch nicht, wie Sie glauben, aus meinem längern Aufenthalt in Spanien und Italien her, ich erinnere mich ſie von früher Kindheit an gehabt zu haben.

Sie haben allerdings recht, wenn Sie ſagen, Frau von Stael und Frau von Laroche werden ſchlimm im Goethiſchen Briefwechſel behandelt. Es iſt dies Goethe's Schuld.

Im vertraulichen Briefwechsel kann man sich, wie im Gespräch, kleine Spöttereien erlauben, da man keine üble Absicht damit verbindet, und genau weiß, wie man verstanden wird. Wenn man aber solche Briefe vor das große Publikum bringt, muß man solche Stellen wegstreichen, und darum ist Goethe, der den Briefwechsel herausgegeben, zu sorglos gewesen. Solche kleine Flecken können aber einem Werke keinen Eintrag thun, das sonst einen solchen Reichthum an genialen und neuen Ideen enthält, und so das lebendige Gepräge des Gedanken-Austausches zweier großer Geister in sich trägt, denn es giebt nicht leicht eine Schrift, die einen so unendlichen Stoff zum Nachdenken darbietet, und so, nach allen Richtungen hin, die einzig richtig leitenden Ansichten angiebt. Der Stael mußten Goethe und Schiller Unrecht thun, da sie sie gar nicht genug kannten. Die Stael war bei weitem weniger von ihren schriftstellerischen Seiten, als im Leben, und von Seiten ihres Charakters und ihrer Gefühle. Geist und Empfindung waren in ihr auf eine ganz ihr angehörende Weise verschmolzen. Goethe und Schiller konnten das nicht so wahrnehmen. Sie kannten sie nur aus einzelnen Gesprächen, und auch da nur unvollkommen, da sie sich doch beide nicht französisch mit vollkommener Freiheit ausdrückten. Diese Gespräche griffen sie an, weil sie dadurch angeregt wurden, ohne sich doch in dem fremden Organ ganz und rein aussprechen zu können, und so wurde ihnen die lästig, die solche Gespräche veranlaßte. Von dem wahren, inneren Wesen der Frau wußten sie nichts. Was man von ihrer Unweiblichkeit sagte, gehört zu dem trivialen Geschwätz, das sich der gewöhnliche Schlag der Männer und Weiber über Frauen erlauben, deren Art und Wesen über ihren Gesichtskreis geht. Sich über das Höhere alles Urtheils

zu enthalten, ist eine zu edle Eigenschaft, als daß sie häufig sein könnte. Wirklich selbst vorzügliche Frauen, welche die Stael kannten, haben sie nie als unweiblich getadelt, und noch weniger kann man sie so in ihren Schriften finden.

Die Laroche habe ich selbst gleichfalls gekannt. Sie war sehr gutmüthig und mußte in ihrer Jugend schön gewesen sein. Von Geist war sie allerdings nicht ausgezeichnet. Allein ihre Schriften sind nicht ohne Wirkung auf die weibliche Bildung ihrer Zeit geblieben, wie ja auch Sie mir mehr als einmal von ihr mit großer Liebe geschrieben und ihr dies Lob beigelegt haben. In sofern hat die Frau ein Verdienst gehabt, das ihr auch Goethe und Schiller nie würden haben absprechen wollen. Sie dachten nur an den literarischen Werth, der freilich nicht groß war. Man muß aber auch, was sie in scherzhaft heiterer Laune hinschrieben, nicht als vollwichtigen Ernst aufnehmen. Die Epochen, in die uns diese Erinnerungen zurückführen, weichen allmählig in solche Ferne zurück, daß schon darum das Interesse an ihnen wächst. Auch erscheint immer mehr, was zur Charakterisirung der damals merkwürdigsten Personen dient. In den Urtheilen über sie wirkt noch die Stimmung mit fort, welche sie im Leben hervorbrachten; allein nach und nach tritt eine andere Stimmung ein, bis sich endlich das bildet, was man den bleibenden Nachruhm nennt. Die Menschen werden in diesem gewissermaßen zu Schattengestalten. Vieles was sie an sich tragen erlischt, und das Uebrigbleibende wird nun zu einer ganz andern Erscheinung. Dabei wird noch, was man von ihnen weiß, nach dem Geiste der jedesmaligen Zeit aufgenommen. So ungewiß steht es um das Bild, das auch die größten Menschen hinterlassen, und um die Geschichte!

Meine Badekur ist den 21. d. M. zu Ende, und ich werde also noch vor dem Ende desselben zurückgekehrt in Tegel sein. Ich fühle mich wohl und sehr gestärkt, und werde die Wirkung nach einiger Zeit noch mehr empfinden. Ich sage Ihnen das, liebe Freundin, schon jetzt und noch von hieraus, da Sie mir mit liebevoller Theilnahme so oft gesagt haben, daß Sie diese Nachrichten zuerst und vor allen andern in meinen Briefen suchen. So begegnen sie Ihnen schon am Schluß dieses Briefes und kommen Ihnen früher zu, was Ihnen, wie ich weiß, Freude macht. Aber richten Sie es nun auch so ein, daß ich einen Brief von Ihnen in Berlin vorfinde. Mit der innigsten und unveränderlichsten Theilnahme der Ihrige. H.

Achtundvierzigſter Brief.

Tegel, den 6. Oktober 1833.

Ich ſage Ihnen meinen herzlichſten Dank, liebe Charlotte, für Ihren lieben Brief, den ich bei meiner Zurückkunft hier vorfand, und der ſo viel Liebes und Gütiges über mich enthält. Von mir wiederhole ich nur mit ein paar Worten das, womit ich meinen letzten Brief ſchloß, daß ich mich geſtärkt durch das Bad fühle, und auch Andere finden mich wohler. Auch bin ich durch die gar nicht ſehr kleine Reiſe nicht angegriffen. Das Zittern nur hat nicht nachgelaſſen, das werden Sie an meinem Schreiben auch erkennen. Ob Sie nichts von Ihrem Befinden erwähnen, ſo ſcheint mir doch die Stimmung zu beweiſen, daß Sie wohl ſind. Sie wiſſen, welchen lebhaften Antheil ich daran nehme. Sie genießen doch gewiß auch recht in Ihrem Garten die ſchönen Tage, mit denen das ſich zum Ende neigende Jahr ſcheint alle ſchlimmen Tage, an denen der Sommer reich war, wieder in Vergeſſenheit bringen zu wollen. Es iſt merkwürdig, wie wunderſchön das Wetter iſt, eben ſo ausgezeichnet ſchön war der Frühling. Ich dächte in 20 Jahren kein ſo blüthenreiches Frühjahr hier erlebt zu haben. Die Pracht war über alle Beſchreibung. Das ſchöne Wetter wird aber bei weitem nicht ſo dankbar von den Menſchen erkannt, als man das bloß minder gute gleich übermäßig allgemein tadeln hört. Die Menſchen ſcheinen zu meinen, daß, wenn ihnen auch der Himmel alle

übrigen Glücksgaben vorenthielt, er ihnen doch diese, gleichsam die wohlfeilste von allen, gewähren müsse. Wie viel dem Himmel das schöne Wetter kostet, ist freilich schwer zu berechnen. Allein in der Wirkung auf das Gemüth gehört ein wahrhaft schöner Tag zu den allerkostbarsten Geschenken des Himmels. Wenn man im Menschen eine gewisse mittlere Seelenstimmung als die Regel annehmen kann, so bringt mich schlechtes Wetter niemals unter dieselbe, dies erlaubt meine gegen alle äußeren unangenehmen Eindrücke sehr gut verwahrte Natur nicht. Aber ein schöner Tag oder eine strahlend sternhelle Nacht hebt mich unaussprechlich darüber empor. Denn man kann, gerade indem man die Empfindung des Schönen schärft, die Reizbarkeit gegen das Unangenehme abstumpfen.

Was Sie über Herder und Goethe sagen, und über die verschiedene Wirkung, welche die Schriften beider auf Sie haben, hat mich zu allerlei Betrachtungen geführt. Ich begreife, daß nach vielen schmerzlichen Erfahrungen, und in einer nicht freien, beengenden Lage, Sie sich dem erfreuenden Genuß eines erheiternden Studiums, welcher Art es sei, nicht hingeben dürfen, indem dadurch Ihnen mancher Lebensdruck völlig unerträglich werden würde. Es hat mich sehr gerührt, was Sie, wenn auch kurz, bemerken, daß Sie sorgfältig vermeiden, sich daran zu erinnern, wie Ihre frühere Lage Ihnen gestattet habe, Ihren Neigungen hier zu folgen. Sie setzen hinzu, daß so, bei weniger Muße, Sie sich nicht ohne Absicht einer Lektüre hingeben können, und in dieser beengenden Stimmung entspreche, im Ganzen, Herder mehr Ihrem tieferen Bedürfen als Goethe, dessen Schriften Sie aber wohl, und bis auf wenige Ausnahmen, alle und genau kennen und viel mit ihnen allein gelebt haben. Ich finde das alles sehr natürlich, das nur

ſcheint mir etwas einſeitig, daß Sie ſagen, Goethe habe für Glückliche gedichtet und ſich wohl nie in eine ſehr leidenvolle, freudenloſe Lage verſetzen können, da er ja ſtets ein höher begabtes Schooßkind des Glückes geweſen. Ueber die Empfindungen Anderer ſollte man nicht ſo ſcharf abſprechen. Beſchränken Sie das Geſagte auf ſich und Andere, deren Gemüthsart Ihnen genau bekannt iſt, ſo ſtimme ich Ihnen gänzlich bei. Was mir aber bei dieſer Stelle Ihres Briefs beſonders aufgefallen iſt, iſt, daß ſie mir wieder recht klar bewieſen hat, daß es zwei ganz verſchiedene Arten giebt, ſich einem Buche zu nahen. Eine, mit einer beſtimmten Abſicht verbunden und ganz nahe auf den Leſenden ſelbſt bezogen, und eine freiere, die mehr und näher auf den Verfaſſer und ſeine Werke geht. Jeder Menſch lieſt, nach Verſchiedenheit der Stimmungen und der Momente, mehr auf die eine oder die andere Weiſe; denn rein und gänzlich geſchieden ſind beide natürlich nie. Die eine wendet man an, wenn man von einem Buche fordert, daß es erheben, erleuchten, tröſten und belehren ſoll, die andere Methode iſt einem Spaziergange in freier Natur zu vergleichen. Man ſucht und verlangt nichts Beſtimmtes, man wird durch das Werk angezogen, man will ſehen, wie ſich eine poetiſche Erfindung entfalte, man will dem Gange eines Raiſonnements folgen. Belehrung, Troſt, Unterhaltung findet ſich nachher ebenſo und in noch höherem Maße ein, aber man hat ſie nicht geſucht, man iſt nicht von einer beſchränkten Stimmung aus zu dem Buche übergegangen, ſondern das Buch hat frei und ungerufen die ihm entſprechende ſelbſt herbeigeführt. Das Urtheil iſt aber auf dieſe Weiſe freier, und da es von augenblicklicher Stimmung unabhängiger bleibt, zuverläſſiger. Ein Verfaſſer muß es vorziehen, ſo geleſen und geprüft zu werden.

Herder kann übrigens jede Art der Beurtheilung ruhig erwarten. Er ist eine der schönsten geistigen Erscheinungen, die unsere Zeit aufzuweisen hat. Seine kleinen lyrischen Gedichte sind voll tiefen Sinnes, und in der Zartheit der Sprache und der Anmuth der Bilder die Lieblichkeit' selbst. Besonders weiß er das Geistige unnachahmlich schön, bald mit einem wohl gewählten Bilde, bald mit einem sinnigen Worte in eine körperliche Hülle einzuschließen, und eben so die sinnliche Gestalt geistig zu durchdringen. In diesem symbolischen Verknüpfen des Sinnlichen mit dem Geistigen gefiel er sich auch selbst am meisten, bisweilen, obgleich selten, treibt er es bis ins Spielende. Eine seiner großen Eigenschaften war es auch, fremde Eigenthümlichkeiten mit bewunderungswürdiger Feinheit und Treue aufzufassen. Dies zeigt sich in seinen Volksliedern und in der Geschichte der Menschheit. Ich erinnere mich z. B. aus der letzten der meisterhaften Schilderung der Araber. Herder stand im Umfang des Geistes und des Dichtungsvermögens gewiß Goethe und Schiller nach, allein es war in ihm eine Verschmelzung des Geistes mit der Phantasie, durch die er hervorbrachte, was beiden nie gelungen sein würde. Diese Eigenthümlichkeit führte ihn zu großen und lieblichen Ansichten über den Menschen, seine Schicksale und seine Bestimmung. Da er eine große Belesenheit besaß, so befruchtete er seine philosophischen Ansichten durch dieselbe, und gewann dadurch den Reichthum von Thatsachen für seine allegorischen und historischen Ausführungen. Er gehört, wenn man ihn im Ganzen betrachtet, zu den wundervollest organisirten Naturen. Er war Philosoph, Dichter und Gelehrter, aber in keiner einzigen dieser Richtungen wahrhaft groß. Dies lag auch nicht an zufälligen Ursachen, an Mangel gehöriger Uebung. Hätte er einen dieser Zweige

allein ausbilden wollen, so würde es ihm nicht gelungen sein. Seine Natur trieb ihn nothwendig zu einer Verbindung von allen zugleich hin, und zwar zu wahrer Verschmelzung, wo jede dieser Richtungen, ohne ihre Eigenthümlichkeit zu verlassen, doch in die der andern einging, und da doch dichtende Einbildungskraft seine vorherrschende Eigenschaft war, so trug das Ganze, indem es die innigsten Gefühle weckte, immer einen doppelt stark anziehenden Glanz an sich. Diese Eigenthümlichkeit bringt es aber auch freilich mit sich, daß die Herderschen Raisonnements und Behauptungen nicht immer die eigentlich gediegene Ueberzeugung hervorbringen, ja daß man nicht einmal das recht sichere Gefühl hat, daß es seine eigne recht feste Ueberzeugung war, die er aussprach. Beredsamkeit und Phantasie leihen leicht allem eine willkürliche Gestalt. Von der Außenwelt entlehnte er nicht viel. Sein Aufenthalt in Italien hat ihn fast um nichts bereichert, da Goethe'n der seinige so reiche und schöne Früchte getragen hat. Herder's Predigten waren unendlich anziehend. Man fand sie immer zu kurz und hätte ihnen die doppelte Länge gewünscht. Aber eigentlich erbaulich waren die, welche ich gehört habe, nicht, sie drangen wenig ins Herz.

Wenn er jetzt wüßte, daß ich so viel mit unleserlich kleinen Buchstaben über ihn schriebe, würde er sich gewiß wundern, und ich wundere mich über mich selbst. Ich thue es einzig, weil ich denke, daß es Ihnen Freude macht. Sagen Sie mir aber auch, wenn Sie mich nicht mehr lesen können. Denn für mich selbst schreibe ich nicht.

Mit der herzlichsten Theilnahme Ihr H.

Neunundvierzigster Brief.

Tegel, den 4. bis 8. November 1833.

Ich danke Ihnen sehr, liebe Charlotte, für Ihren Brief vom 24. v. M., der mir noch mehr Freude gemacht haben würde, wenn er mir nicht zugleich von der wehmüthigen Stimmung spräche, die Sie in sich aufsteigen fühlen. Sie sagen selbst, daß Sie keine Ursache sehen, die derselben zum Grunde läge. Ich begreife das sehr gut; wie in der äußern Natur, so ist es in unserm Innern oft ungewöhnlich heiter, oft bewölkt, ohne daß sich, was so vorgeht, eigentlich erklären läßt. Es ist in unserer Seele offenbar eine doppelte Sphäre, eine, wo nicht bloß alle Begriffe, sondern auch alle Gefühle klar und in vollem Bewußtsein ihres Zusammenhangs aus einander hervor und in einander übergehen, und eine, in der Dunkelheit herrscht, und aus der nur Einzelnes von Zeit zu Zeit plötzlich auftaucht. Man kann die letztere nicht vernichten oder einschläfern wollen, man kann ihr nicht einmal zürnen. Denn die wahrsten Gedanken, die heilsamsten Entschlüsse, die tiefsten Gefühle stammen oft wie plötzliche Offenbarungen aus ihr her. Auf der andern Seite ist auch freilich vieles in ihr rein körperlich, und gehört zu demjenigen, dessen man sich entschlagen müßte und gern entschlagen würde, wenn man sich nur seiner entschlagen könnte. Von dieser Art ist glaube ich das, worüber Sie klagen. Geradezu läßt sich gegen solche Stimmungen so viel als nichts thun, mit der größten über

ſich gewonnenen Kraft ſelbſt nicht. Man kann es dahin bringen, daß man eben ſo denkt und arbeitet, als wäre die Stimmung nicht vorhanden, ſelbſt ſie äußerlich unbemerkbar in ſich verſchließen, aber man bleibt trübe, die Heiterkeit läßt ſich nicht erzwingen, und der Menſch hat nicht viel mehr Gewalt über ſeinen innern Wolkenhimmel als über den äußern. Indeß darf man doch nicht ganz dabei müßig bleiben, und muß auch hier die allgemeine Pflicht üben, auf ſich wachſam ſein und an ſich arbeiten. In jener, dem Bewußtſein fremden Sphäre iſt allerdings wenig zu thun. Die andere, zugängliche klarer Begriffe und in ihrem Zuſammenhange erkennbarer Gefühle, muß man in ſolchen Momenten der Trübheit in erhöhete Thätigkeit ſetzen und kann es; dies Mittel verfehlt ſeine Wirkung nicht. Ein recht ruhiges und klares Zuſammennehmen der Kräfte des Gemüths, mit denen man ſeinem Schickſale begegnen kann, thut dann immer ſehr wohl und ruft auch die höhere unſichtbare Hülfe herbei, die immer nur in dem Maße erſcheint, in welchem der Menſch ſich ſelbſt das Ziel zu erreichen anſtrengt.

Der Winter erſcheint mehr in Rauhheit als in Kälte. Ich laſſe mir das ſehr gern gefallen. Ich lebe zwar auch jetzt ſehr einſam, doch im Winter noch mehr. Und der Hang zur Einſamkeit, zu dem ausſchließlichen Leben mit meinen Gedanken und Erinnerungen, wächſt in mir mit jedem Jahre. Er wächſt aber nicht bloß, er verbreitet immer mehr ſeinen wohlthätigen, wahrhaft ſegensreichen Einfluß auf mein Gemüth.

In Spanien giebt es einen Einſiedlerberg, der Monſerrat bei Barcelona. Ich weiß nicht, ob Sie davon laſen

oder hörten. Ich war auf meiner spanischen Reise dort, und eine ausführliche Schilderung davon muß von mir irgendwo gedruckt sein. Die Einsiedler sind keine Geistlichen, sondern Leute, die bis zu einem oft hohen Alter in der Welt, ja zum Theil in angesehenen und wichtigen Verhältnissen gelebt haben. Die Gegend ist zauberisch schön. Ein inselartig aus der Ebene aufsteigender Berg, ganz felsig und ganz mit Bäumen und mit Waldgebüsch bedeckt. Unzählige Fußwege gehen durch die abwechselnden Schluchten und Höhen hin. Der Berg hat das Eigene, daß überall ganz isolirt stehende Klippen wie ein Wald von Bäumen emporsteigen. Keine dieser 70 bis 80 Fuß hohen Klippen gleicht der andern, und es kommen die wunderbarsten Gestalten darunter vor. Von dem Gipfel des Berges hat man eine weite Aussicht auf das Land umher, bis zur Meeresküste hin. Zwölf Einsiedeleien liegen zum Theil sehr nahe, zum Theil sehr entfernt von einander. Auf beinahe kindische Weise war ihnen mitunter das Zusammenkommen erschwert. So wohnten zwei in einer großen Spalte einer ganz senkrecht steilen Felswand, die eine lange Höhlung bildete. In dieser Felswand hatte der Fels eine natürliche Zwischenwand gelassen, welche die Wohnung der beiden Einsiedler trennte. In diese nun ward keine Thür gemacht, wie leicht das auch gewesen wäre, und die beiden Greise, denn von solchen wurde, als ich dort war, diese Felswand bewohnt, mußten, obgleich Wand an Wand lebend, um zu einander zu kommen, jeder über hundert Stufen herunter und wieder eben so viele hinauf steigen. Vieles andere in dem Leben und den Andachtsübungen dieser Einsiedler war eben so sonderbar und wenig anziehend. Dennoch lag in der Neigung, nach vollbrachtem thätigen Leben, ein stilles, von den Dingen der Welt enttäuschtes

Leben in Gottes Natur, an einem Ort, wo sie vorzugsweise schön ist, zu führen, etwas aus der Tiefe des Gemüths Geschöpftes. Die Menschen dort mochten es nicht so rein empfinden. Aber ihre Lage und der ganze Einsiedlerberg gaben doch das deutliche Bild, daß es so empfunden werden konnte. Wenn man etwas auch noch so sehr als eine menschliche Empfindung erkennt, so überrascht es doch noch mehr und erfreulicher, eine Erscheinung im Leben anzutreffen, an die sie sich wie an ein symbolisches Bild anschließen kann.

Leben Sie herzlich wohl. Mit dem innigsten Antheil der Ihrige. H.

Ich wünsche von Herzen, daß jede trübe Stimmung in Ihnen verschwinden möge und Sie mir recht heiter schreiben.

Funfzigster Brief.

Tegel, den 16. Novbr. bis 7. Decbr. 1833.

Ich fange diesen Brief an, liebe Charlotte, ohne noch einen von Ihnen empfangen zu haben, ich denke aber gewiß, daß in diesen Tagen selbst einer ankommen muß. Zuerst habe ich noch auf eine Stelle Ihres Briefes zurück zu kommen, die eigentlich ganz unbeantwortet von mir geblieben ist, und wofür ich Ihnen sehr danke. Es ist nämlich das, was Sie über die verschiedene Art Bücher zu lesen sagen, und über das, was man in ihnen zu suchen hat. Sie beziehen sich dabei auf Goethe. Sie wissen, ich liebe es sehr, wenn man im freundschaftlichen Briefwechsel es frei ausspricht, wo die Meinungen nicht übereinstimmen. Dann auch haben Sie mich veranlaßt, die schöne Stelle in Goethe's „Wahrheit und Dichtung" wieder zu lesen, auf die Sie sich beziehen. Im Ganzen aber ist es, wie es gewöhnlich im Entgegenstellen der Behauptungen geht, daß man einander doch nicht bekehrt. Meine Art ist es einmal, und wird es immer bleiben, ein Buch eben so wie einen Menschen als eine Erscheinung an sich, nicht als eine Gabe für mich anzusehen. Ich gehe darum noch nicht, wie Goethe sagt, in die Kritik desselben ein, eben so wenig wie ich dies bei einem Menschen thue. Aber ich betrachte es wie ein Produkt des menschlichen Geistes, das ohne alle Beziehung auf meine Gedanken und Gefühle einen eignen Ideenzusammenhang und eine eigne Gefühls-

weise ausspricht, und meine Aufmerksamkeit dadurch in Anspruch nimmt. Ich begreife indeß, daß viele Leser die Bücher mehr zu sich hinziehen, und sie weniger objektiv nehmen, und wenn Sie mich fragen, ob es einem Schriftsteller unangenehm sein könne, wenn er Beruhigung oder Erheiterung in ein, dieser oder jener bedürfendes Gemüth ergieße oder eine gebeugte Seele ermuthige, so antworte ich mit voller Ueberzeugung: er ist gewiß damit zufrieden und fühlt sich belohnt, gesetzt, es wäre auch nicht gerade sein Zweck. Ich wollte Ihnen nur sagen, wie ich Bücher lese, keineswegs aber Ihre Weise tadeln.

Da wir einmal von Büchern reden, so will ich auf eines kommen, auf das ich schon lange Ihre Aufmerksamkeit heften wollte, und dessen Inhalt und Anordnung mich sehr beschäftigt hat. Es ist dies eine neu erschienene geistliche Liedersammlung. Sie ist von unserm Gesandten in Rom gemacht und herausgegeben. Bunsen, der Herausgeber, ist ein vielfach gelehrter und sehr religiöser Mann. Er hat die Lieder aus allen Zeiten gesammelt, jedoch den ältern, besonders denen von Paul Gerhard, den Vorzug gegeben. Mit besonders richtigem Gefühl ist die Bearbeitung der Lieder behandelt. In der Regel sind sie ganz ungeändert geblieben, wo aber etwas gar nicht bleiben konnte, sondern unverständlich oder Anstoß gebend war, da ist die Aenderung leise und kaum bemerkbar, und immer ganz im Geiste des ursprünglichen Verfassers vorgenommen. Wenn man die Wahl der Lieder beachtet, so sieht man, daß dem Herausgeber das vorgeschwebt hat, was ein geistliches Lied eigentlich sein soll. Es muß nämlich den frommen und erbaulichen Stoff, den es sich zum Inhalt wählt, poetisch wirklich so behandeln, daß der dichterische Schwung dazu beiträgt, die andächtigen Gefühle zu steigern und in

Schwung zu bringen. So viele mittelmäßige Lieder, besonders von neueren Verfassern, begnügen sich, fromme Gedanken, die gleich gut in Prosa sein würden, in Reime zu bringen. Es kann durch sie keine Wärme der Frömmigkeit geweckt werden, da sie selbst aus keiner solchen hervorgegangen sind. Solche Lieder und in solchem Geist gemachte Aenderungen von Anderen sind von dieser Sammlung gänzlich ausgeschlossen worden. Da der Herausgeber sich viel mit der alten kirchlichen Musik beschäftigt hat, so hat er besonders auch darauf geachtet, ob die Lieder leicht und gut sangbar sind oder nicht. Was aber der Sammlung einen besonderen Werth giebt, ist, daß dem Herausgeber so ganz das Bild einer wahrhaft christlichen, andachtsuchenden und schon andachtmitbringenden Gemeinde vorgeschwebt hat. Er hat daher in den Liedern vorzüglich das Volksmäßige gesucht, das Lichtvolle wie das Verständliche, das was das menschliche Gemüth am tiefsten und allgemeinsten ergreift und am lebhaftesten zu gemeinschaftlicher Inbrunst entflammt. Er hat aber auch durch die Vergleichung einer großen Menge von Gesangbüchern gestrebt zu erforschen, welche Lieder bei den Gemeinden in Deutschland die gewesen sind, die den meisten Eingang gefunden haben, und die man daher in die meisten Sammlungen aufgenommen hat. Ich bin darum so ausführlich über diesen Gegenstand gewesen, weil ich gewiß bin, daß es Ihnen Freude macht. Sie haben mir oft davon geredet, welchen Werth Sie auf alte Kirchenlieder, besonders auf Gemeinde-Gesänge legen; Sie haben namentlich Paul Gerhard's Lieder herausgehoben und sie unsterblich genannt. So habe ich, indem ich mich mit den Liedern beschäftigte, Ihrer und Ihres tiefen Sinnes für fromme Lieder gedacht. Sie haben allerdings Recht, es liegt in den

alten Liedern ein anderer Geiſt als in den neueren, der gewiß in ſeiner hohen und wahren Einfalt mehr kräftigt, und Sie werden ſagen, Bunſen hat ſich ein Verdienſt erworben um Viele, die ſich an den Liedern erfreuen werden. Dieſer Sammlung folgt dann eine Sammlung von Gebeten. Dieſe aber hat mich bei weitem nicht ſo angeſprochen. Der Unterſchied liegt ſchon in der Natur der Sache. Die Gebete ſind größtentheils für die Andacht der Einzelnen beſtimmt. Wenn aber der Einzelne betet, bedarf er keiner Formel. Er ergießt ſich viel natürlicher in von ihm ſelbſt gewählten und verknüpften Gedanken vor Gott, und bedarf kaum der Worte. Die recht innige Andacht weiß von keinem andern als von einem aus ihr ſelbſt hervorgegangenen Gebet.

Wenn ich die Zeiten meiner Kindheit und Jugend mit den jetzigen vergleiche, ſo herrſcht doch jetzt ein mehr religiöſer Sinn als damals. Ich rede natürlich nur von der hieſigen Gegend, da ich andere Theile Deutſchlands nicht ſo genau von dieſer Seite kenne. Hier iſt es größtentheils eine Folge der letzten Kriegsjahre geweſen. Doch kann man nicht ſagen, und das macht den Gemüthern der Menſchen deſto mehr Ehre, daß das Unglück allein dieſe Wirkung hervorbrachte. Es hätte gewiß einen höheren Ernſt gegeben. Allein die Richtung zu religiöſen Gefühlen entſtand mehr nach dem gelungenen Erfolg, als Dank für die empfangene Wohlthat. Sie wurde zum Theil gleichſam dem Herzen entriſſen durch die mit frohem Staunen verknüpfte Ueberzeugung, daß nur die Vorſehung dieſe Kraft verleihen, dieſen Schutz gewähren konnte.

Wenn behauptet wird, es gehe jetzt von manchen Seiten Strafungs- oder Verdammungswürdiges vor, ſo iſt

dabei doch die Frage, ob darum die Gesinnung der Menschen jetzt schlimmer und unmoralischer ist. Ich möchte es bezweifeln. Es scheint mir weit mehr eine Verkehrtheit der Meinungen, eine Verdrehung der Begriffe zu sein. Ehemals war mehr und weiter verbreitete Frivolität. Die scheint jetzt doch weniger und seltener. Gerade die Frivolität aber untergräbt alle Moralität und läßt keinen tiefen Gedanken und kein reines und tiefes Gefühl aufkommen. Es können sich damit natürlich gutmüthige und sanfte Empfindungen verbinden, aber es kann in solcher Seelenstimmung nichts aus Grundsätzen hervorgehen, und an Selbstüberwindung und Aufopferung ist nicht zu denken. Jetzt herrscht doch der Ernst, der zum Nachdenken führt, und der auf das Gemüth zurückwirkend, einer Anspannung des Willens fähig ist, und auch da wirksam bleibt, wo der Entschluß Ueberwindung kostet.

Das Wetter ist für die Jahreszeit gelinde, aber desto melancholischer. Ich habe das Glück, daß das Wetter keinen Einfluß auf meine Stimmung ausübt. Ich genieße das schöne, aber das schlechte läßt mich bloß gleichgültig. Ich fürchte aber, daß die trübe Stimmung, die sich, wie Sie mir neulich schrieben, bei Ihnen regte, durch diesen Novemberhimmel genährt werden wird. Der Mensch kann es sich oft nicht nehmen, durch die Elemente aus seinen gewöhnlichen Lebensgeleisen herausgebracht zu werden. Auch ist es einem Menschen mehr als dem andern unmöglich. Ich habe eine Frau gekannt, die sehr viele Briefe schrieb, es aber bei keinem zu bemerken vergaß, bei welchem Wetter sie sich zum Schreiben hinsetzte. Gleich nach dem Datum stand das Wetter, und ganz ausführlich beschrieben. Das war bei ihr zur festen Gewohnheit geworden, und da der Brief mehrentheils die Farbe des Wet-

ters trug, so wußte der Empfänger einigermaßen voraus, welcher Stimmung er sich in dem Brief zu gewärtigen hatte. Eine durch so leichte, mehr äußere und körperliche, als innere und geistige Ursache hervorgebrachte trübe Stimmung weicht auch ohne Mühe jeder Zerstreuung. Anders ist es mit der, die, wenn sie gleich nicht aus wirklichen gegenwärtigen Leiden hervorgeht, doch in einem, durch schmerzliche Lebenserfahrungen oft getrübten Gemüth entsteht. Sie wurzelt tiefer, und es ist ihr schwerer zu begegnen. Ein solches Gemüth trägt dann aber auch einen Reichthum an Mitteln in sich, Beruhigung und Heiterkeit zu erlangen. Es hat die dem Menschen inwohnende Sehnsucht, sich an eine höchste, mit Weisheit leitende Macht anzuschließen, in stiller Einsamkeit in sich ausgebildet, und wenn etwas die ohne sichtbare Ursache aufsteigende Trübheit zu heilen und zu zerstreuen vermag, so ist es der, von diesem Vertrauen herstammende Trost und die anhaltende innere Beschäftigung mit diesen, auf das Himmlische in edler Klarheit des Geistes gerichteten Gefühlen.

Den 4. December. Ich bin nunmehr im Besitz Ihres Briefes vom 24. November, und danke Ihnen herzlich für den ganzen Inhalt desselben. Erhalten Sie sich in der ruhigen, heitern, zufriedenen Stimmung. Eine Heiterkeit wie die, von der Sie sagen, daß sie Ihnen natürlich inwohnt, ist eine sehr glückliche Gabe des Himmels oder des Schicksals, und wie Sie selbst sehr richtig bemerken, mehr noch eine Frucht einer natürlich einfachen, bescheiden genügsamen Gemüthsart. Wenn sie aber auch so, gleichsam von selbst, im Charakter hervorblüht, so kann und muß man sie doch auch nähren und unterstützen. Ich meine das nicht von Außen, sondern recht eigentlich von Innen. Eben so ist es auch mit der Wehmuth. Der Mensch hat sich,

wenn er irgend ein innerliches Leben gelebt hat, ein geistiges Eigenthum von Ueberzeugungen, Gefühlen, Hoffnungen, Ahnungen gebildet. Dies ist ihm sicher, ja, im eigentlichen Verstande unentreißbar. Kann er darin sein Glück, seine Beruhigung, seine stille Heiterkeit finden, so ist ihm diese gesichert und geborgen, wenn seine Stimmung auch wehmüthig bleibt. Denn jeder Gegenstand edler Wehmuth schließt sich willig an den eben genannten Kreis an. Sobald man überhaupt irgend etwas, was das Gemüth ergreift, in das Gebiet geistiger Thätigkeit hinüberführen kann, wird es linder, und mischt sich auf eine sehr versöhnende Weise mit allem, was uns eigenthümlich ist, wovon wir, wenn es auch schmerzte, uns nicht trennen könnten, ja nicht trennen möchten. Ich meine aber unter geistiger Thätigkeit nicht die der Vernunft. Diese könnte ein fühlendes Gemüth nur zu starrer Resignation bringen, die immer eine Ruhe des Grabes ist und nicht die schöne lebendige Heiterkeit gewähren kann, von der ich hier rede. Die rein geistige Wirksamkeit hat aber ein viel weiteres Gebiet, und verschmilzt mit der Empfindung gerade zu dem Höchsten, dessen der Mensch fähig ist, und diese Verschmelzung enthält das wahre Mittel aller wahrhaft hülfreichen Beruhigung. Der Gedanke verliert in ihr seine Kälte, und die Empfindung wird auf eine Höhe gestellt, auf der sich die verletzende einseitige Beziehung auf das persönliche Selbst und den Augenblick der Gegenwart abstumpft. Leben Sie herzlich wohl! Ihren letzten Brief beantworte ich das nächstemal. Mit dem innigsten Antheil der Ihrige.

H.

Einundfunfzigſter Brief.

Tegel, den 20. Decbr. 1833 bis 7. Jan. 1834.

In noch nicht zwei vollen Wochen iſt das Jahr wieder geendet, und es iſt mir, als wäre keins mir je ſo unbegreiflich ſchnell verſtrichen, beſonders die vier letzten Monate. Es iſt mir, als wäre ich erſt ganz vor kurzem von Norderney zurückgekommen, und als müßte ich ganz bald wieder in die Wellen der Nordſee gehen. Vielleicht wird es beſſer mit den ſechs anderen, die Gottlob! noch wirklich bis zu dieſer Schreckenszeit hin ſind. Denn, ob ich gleich die kleine Inſel liebe und gern dort bin, wenn ich mich einmal vom Hauſe losgemacht habe, ſo iſt mir doch dieſe Störung ſehr widerlich. Die Hoffnung auf das langſamere Vergehen der andern ſechs Monate möchte mich aber wohl täuſchen. Es liegt in dem Alter ſelbſt, daß man dieſe Flüchtigkeit der Zeit beſchleunigt findet. Je weniger man zu Stande bringt, deſto kürzer ſcheint ſie.

Es freut mich für Sie und Ihre Freundin, daß ſie eine Reiſe nach Italien macht. Es giebt gewiß wenige ſo große Genüſſe, und wenn man zurückgekehrt iſt, ſo bedeutende Erinnerungen. Dieſe Reiſe nun zuſammen, Mann und Frau, vorausgeſetzt, daß man ſich gegenſeitig gern hat, zu machen, in der Rüſtigkeit der Jugend, in der nichts ermüdet, iſt alles, was man wünſchen kann.

Sie fragen mich nach einer italieniſchen Reiſebeſchreibung, worin Sie Ihrer Freundin folgen können in Ge-

danken. Ich bin aber wirklich in Verlegenheit, Ihnen, liebe Charlotte, eine zu nennen. Von Schlegel, muß ich zuerst sagen, giebt es keine, sonst würde die unstreitig vorzuziehen sein. Die von G. Jacobi sagt wenig Bedeutendes. Es giebt zwei Arten von Büchern über Italien. Die eine ist ganz beschreibend, eine Art Wegweiser durch Straßen, Kirchen und Gallerien, also nur zu lesen, wenn man vor dem Gegenstande steht, oder allenfalls, wenn man ihn gesehen hat, zur Erinnerung. Wer nie da gewesen ist, könnte eine solche Lektüre vor Langerweile nicht aushalten. Diese Bücher sind also nicht für Sie. Die andere Art ist weniger eine Beschreibung des Landes, als eine Schilderung des individuellen Lebens des Verfassers in demselben. Diese ist offenbar die interessantere, nur kann der Reisende so viel von sich selbst einmischen, daß man dadurch wenig oder nichts von dem Lande erfährt. Von dieser Gattung giebt es gerade eine Menge von Reisen nach Italien, da jeder die Lust gefühlt hat, seine Empfindungen dort aufzuzeichnen. Wer will und kann aber diese Unzahl durchlesen? Und was ist aus der Menge zu wählen? Ich rathe Ihnen zu Stolberg's Reisen und dem letzten Buch der Friederike Brun über Italien. Stolberg, nämlich Friedrich Leopold, hatte Georg Jacobi bei sich. Er hat in sein Buch, das mehr zu der ersten als zweiten Gattung der Reisen gehört, Auszüge aus den alten Schriftstellern aufgenommen, ohne doch zu ausführlich zu sein. Er wird dadurch belehrender, als so viele andere, die Mangel der Kenntnisse mit flachen Raisonnements oder Ausbrüchen schaaler Empfindungen bedecken, vorzüglich französische und englische aber auch deutsche Reisebeschreiber. Das Einzige, was mich bei diesem Vorschlag irre macht, ist nur, daß ich mich nicht erinnere, ob Stolberg's Reise sich

über ganz Italien oder nur über einen Theil erſtreckt. Friederike Brun kennen Sie gewiß ſchon durch ihre Schriften; ſie iſt eine geborene Münter, ſie lebt in Kopenhagen, und muß jetzt auch eine ſehr bejahrte Frau ſein. Ihr Buch iſt nicht gerade wichtig, aber gemüthlich und leicht und hübſch geſchrieben, ſo daß es ſich angenehm lieſt. Die Brun machte einen langen Aufenthalt in Rom zu der Zeit, in der ich gerade dort war, und von dieſem Aufenthalt handelt die Schrift, von der ich rede. Ich wiederhole es aber, es iſt ſehr ſchwer, ja faſt unmöglich, etwas über Italien zu ſchreiben, was dem Leſer irgend daſſelbe Gefühl gäbe, das der Reiſende hat, wenn dieſer nämlich von rechter Art iſt. Es iſt nicht, daß man etwas ganz Ungemeines und Unausſprechliches empfände, es iſt vielmehr eben ein ſo einfaches Wohlbehagen, das man genießen kann, über das ſich aber eben nicht viel ſagen läßt. Es entſpringt nämlich aus einem ſolchen Zuſammenfluß von Eindrücken, daß man ſich ſelbſt keine Rechenſchaft davon ablegen kann. Die meiſten Reiſebeſchreiber wenden ſich dann zur Schilderung der Gebäude und Alterthümer, und ſetzen ſich der Gefahr aus, unzähligemal Geſagtes zu wiederholen.

Es iſt ſehr gütig von Ihnen, liebe Charlotte, daß Sie lieber meine Briefe entbehren wollen, als mir zumuthen, ſie bei dem Zuſtand meiner Augen und Hand zu ſchreiben. Ich erkenne es mit doppelter Dankbarkeit, da ich weiß, was Ihnen meine Briefe ſind, und daß Sie weit mehr darin finden, als wirklich darin liegt. Ich fühle auch, daß Ihre Einſamkeit ſie Ihnen noch werthvoller macht, da es nicht immer leicht iſt, im Innern ganz allein zu ſtehen. Ich begreife daher und fühle vollkommen, daß das Aus-

bleiben meiner Briefe eine bedeutende Lücke in Ihr tägliches Leben machen würde. Gewiß weiß ich also die Stelle, die Ihr letzter Brief enthält, nach ihrem vollen Werth zu schätzen. Für den Augenblick sehe ich noch keine Nothwendigkeit ein, eine Aenderung vorzunehmen. Wenn mich, wofür man freilich menschlicher Weise nicht stehen kann, nichts Plötzliches befällt, so wird überhaupt ein gänzliches Abbrechen nicht nöthig sein. Die Uebel, die mir das Schreiben erschweren, sind von der Art bis jetzt, daß sie nur nach und nach und bis jetzt sogar nicht schnell zunehmen. Die Folge wird daher auch nur die sein können, daß ich weniger ausführliche Briefe schreibe, wobei es mir doch auch ein Trost sein wird zu denken, daß Sie weniger Mühseligkeit haben werden zu lesen. Ueberlassen Sie es also vertrauungsvoll mir, abzumessen was meinen Kräften noch zusagt, und wozu sie nicht mehr ausreichen. Ich bin von Natur und durch eigne frühe Gewöhnung thätig und von nicht leicht zu ermüdender Geduld, lasse schwer ab in Ueberwindung von Schwierigkeiten, und gestatte nicht gern der Natur, meinem Willen etwas abzunöthigen. Ganz aus eignem Triebe habe ich als Kind schon mich geübt zu thun, was mir körperlich sauer wurde, und Schmerz und Beschwerde mir nicht aus Weichlichkeit zu ersparen gesucht. Noch danke ich dem Himmel, daß er mir gerade das in die Brust legte. Denn wenn auch die Selbstverleugnung und Uebung der Willenskraft gar nicht zu den höchsten und größten Tugenden gehören, so kann man sie doch mit vollem Recht zu den nützlichsten zählen. Sie können nicht ganz von wechselnden Fügungen des Schicksals unabhängig machen. Eine solche wahre Unabhängigkeit kann der Mensch auf Erden niemals erlangen, er muß es schon als einen unendlich großen, ihm von der Vorsehung eingeräumten

Vorzug ansehen, daß die Unabhängigkeit, die es ihm gelingen kann sich zu erstreben, in seine Gewalt gegeben ist, ja, daß er allein sie sich zu schaffen im Stande ist, da es eine innerliche ist. Wenn man aber recht frei und kühn auf das Ziel zugeht, den äußeren Einflüssen keine Herrschaft zu gestatten, so gelangt man immer weit, und kann nicht allem, aber viel im Leben begegnen. Auch im Alter, kann ich mit Wahrheit sagen, suche ich mir das Leben nicht leicht und bequem zu machen, wenn ich den einzigen Punkt ausnehme, daß ich nicht mehr in Gesellschaft gehe: denn das habe ich ganz aufgegeben, selbst für die wenigen Orte, die ich noch, wenn auch schon selten, im vorigen Winter besuchte.

Den 4. Januar 1834. Es ist das erstemal, daß ich die neue Jahreszahl schreibe. Ich hätte früher nie geglaubt, daß ich noch so viele schreiben würde, und noch jetzt, wo ich das Leben schon seit Jahren für das, was mich eigentlich daran knüpft, als geendet ansehe, habe ich weder ein äußeres körperliches, noch inneres geistiges Vorgefühl, daß ich nicht noch mehrere neue Jahrzahlen schreiben würde. Das sage ich nicht im mindesten darum bestimmter, weil ich weiß, daß Sie es gern hören, so gern ich Ihnen auch Freude mache, sondern weil ich es wirklich so fühle. Ungeachtet des sonderbaren Winters ist mein eigentliches Befinden, wenn ich es von den hindernden Beschwerden trenne, so, daß es mir zu keiner Klage Anlaß giebt.

Der Ideenumtausch, von dem Sie in Ihrem Briefe reden, ist wohl sehr hübsch, aber mir ist der Sinn dafür vergangen. Die persönliche Nähe Anderer ist mir immer eine Störung meiner Einsamkeit, das heißt jetzt im engsten Sinne meiner selbst. Sie wird mir leicht beunruhigend und kann mir peinigend werden. Ich vermeide daher, so

viel ich kann, die Besuche meiner ältesten Freunde und Bekannten, sollte ich auch dadurch lieblos oder unhöflich erscheinen. Es giebt Opfer, die man Unrecht hätte zu bringen. Die Meisten aber sind diskret und gütig, und gönnen mir die Lust des Alleinseins.

Was Sie mir von Paul Gerhard schreiben, hat mich sehr interessirt, und ich werde die Lieder, die Sie mir bezeichnen, nochmals nachlesen. Seine Schicksale waren mir im Allgemeinen bekannt, aber nicht in so genauer Beziehung auf die Lieder, die doch hier gerade das Wichtigste ist. Ich schließe jetzt meinen Brief mit meinen herzlichen Glückwünschen für das neue Jahr. Möge dasselbe Sie frei von störenden Ereignissen, in Gesundheit und der stillen heitern Stimmung erhalten, die das Erfreuliche, wo es sich finde, rein genießt, und über das Entgegengesetzte, wo es nicht zu ändern ist, still hinüber trägt. Mit der innigsten Theilnahme der Ihrige. H.

Zweiundfunfzigſter Brief.

Tegel, den 12. Januar 1831.

Sie kommen in Ihrem letzten Briefe noch einmal auf Paul Gerhard's Lieder zurück, die Ihnen, wie Sie ſagen, immer vorzugsweiſe lieb waren, ſo daß Sie wohl alle auswendig wiſſen, ſie unſterblich nennen, und bis dieſe Stunde oft Troſt daraus nahmen. Das iſt mir nun zwar nicht neu in Ihnen, hat mich aber aufs neue erfreuet, und ich ſtimme Ihnen ganz bei, daß die alten Lieder, um ſie in alter Sprache zu preiſen, viel kräftiger ſind als die neueren. Auch darin mögen Sie recht haben, daß ſich wenige Geſandte in Rom mit der Herausgabe eines neuen Geſangbuchs beſchäftigen möchten. Es macht Bunſen viel Ehre. Der Stelle von Herder beſinne ich mich nicht, wo er ſagt: daß wenn man auch gar kein anderes Buch haben dürfte, man mit Bibel und Geſangbuch leben könnte. (Bemerken Sie mir doch die Stelle und den Band.) Für das Volk wäre es gewiß genug und ausreichend. Ueber die Bibel theile ich ganz Ihre Meinung. Das Geſangbuch würde ich doch nur als eine Zugabe anſehen. Was ſo alles andere erſetzen ſoll, muß nicht von einzelnen, bekannten, uns nahe ſtehenden Verfaſſern herrühren, es muß aus fernen Jahrhunderten als die Stimme der ganzen Menſchheit, in der ſich immer zugleich die Stimme Gottes offenbart, zu uns herüber ſchallen. Darum könnte, weſſen Gemüth kindlich und einfach genug

iſt, den Sinn früherer Jahrtauſende zu fühlen, auch mit dem Homer getroſt in die Einſamkeit gehen. Das iſt das, was der Menſch nie genug an der Vorſehung bewundern, und wofür er nie dankbar genug ſein kann, daß ſie die wahrhaft göttlichen Gedanken, die, auf denen unſer innerſtes Daſein ruht, bald im Geiſte ganzer Völker und Zeiten, bald in einzelnen Menſchen weckt und durchbrechen läßt. Ueber ſich ſelbſt bemerken Sie, was Sie mir ſchon früher geſagt haben, daß Sie im Ganzen zwar gute Bücher, aber in geringerer Zahl geleſen haben, als man es von Ihnen denke; daß ſie der neuen, modernen Literatur ganz fremd ſeien, ja Sie klagen ſich faſt an, daß Sie nur wenig leſen können, und wenn dann und wann die Neigung ſie anwandle, Sie immer wieder die alten Bekannten aufſuchen. Von mir geſtehe ich Ihnen, daß ich ſehr leicht ohne alle Bücher leben könnte. Eine eigentliche Neigung zum Leſen habe ich gar nicht, auch habe ich für ein langes Leben und ſo vielfache wiſſenſchaftliche Beſchäftigungen nur wenig geleſen. Eine Menge Bücher, die Andere ſehr früh geleſen, kenne ich nur dem Namen nach, und ich kann von Büchern umringt ſein, auch wiſſen, daß neue darunter ſind, ohne in eines hinein zu ſehen. Dieſe geringe Anziehungskraft aber haben die Bücher nicht erſt ſpät, gleichſam aus einer Art Ueberdruß, für mich bekommen, es iſt, auch wie ich ſehr jung war, nicht anders geweſen. Ich habe darum doch ſehr viel, Tage und Nächte, mit Büchern gelebt, allein immer mit dem Zweck, irgend etwas Beſtimmtes zu lernen, aufzuſuchen oder zu erforſchen. Dies aber iſt durchaus verſchieden von der, in einigen Menſchen ſich bis zur Leidenſchaft ſteigernden Luſt zu leſen. Dieſe Luſt liegt in einer innern Lebendigkeit, die ich nie ſo beſeſſen habe, an einem Bedürfniß nach Ideenſtoff, das aber freilich zu-

gleich an ein Verlangen geknüpft ist, diesen Stoff von außen in bunter Mannichfaltigkeit zu bekommen, anstatt ihn in größerer Einförmigkeit aus seinem Innern zu schaffen. Indeß ist diese Neigung darum nicht zu mißbilligen. Der Mangel an jener Strebsamkeit nach außen hin, das Hängen an einsamem Sinnen, das Versenken in sich selbst, ist auch nicht immer reines Metall ohne Schlacken. Es entspringt oft aus Apathie, aus Hang zum Müssiggange, und ist oft mehr ein weiches Träumen als ein fruchtbares Nachdenken. Es führt aber eine Süßigkeit mit sich, die ich sonst mit nichts vergleichen kann, man mag sich nun in Ideen verlieren, oder Erinnerungen zurückrufen. Das erste ist leichter und müheloser als im Gespräch und im Schreiben, da man nur für sich denkt, also Mittelsätze überspringen und näher zum Ziel gelangen kann, ja, von niemand gedrängt, es nicht so scharf zu erreichen braucht. Wo aber die Wahrheit auf Gefühlen ruht, da vertrauen sich diese lieber der Verschlossenheit des eignen Busens an. Darum sind alle religiösen Menschen der Einsamkeit leicht zugethan. Erinnerungen aber kleiden sich in ein so sanftes Dämmerlicht, daß die Zeit, die man in ihnen zum zweitenmal durchlebt, oft dadurch tiefer in die Seele eindringt, als ihr die Unruhe der Gegenwart es zu thun erlaubt, denn die Gegenwart ist immer mit der Zukunft gemischt, und die Empfindung in ihr ist von einer Seite noch dem Wechsel offen. Auch versetzt der Genuß wie der Schmerz in eine Spannung, die der ruhigen Betrachtung des Gegenstandes nicht günstig ist. Wenn nun dies Vergnügen am Nachhängen gewisser Gedanken, die einen gewohnten Reiz über das Gemüth ausüben, der unbestimmten Lust, den Blick in ein Buch zu werfen, gegenübertritt, so bleibt meine Wahl nicht lange unent-

schieden, und ich könnte sehr gut lange Zeit ohne alle Bücher zubringen.

Sie bemerkten, daß man sehr oft fragen hört: was ist Glück? Wenn man unter dem Worte das Glück meint, durch das man im Leben in der letzten tiefsten Empfindung glücklich oder unglücklich ist, nicht bloß darunter einzelne Glücksfälle versteht, so ist es recht schwer, das Glück zu definiren. Denn man kann sehr vielen und großen Kummer haben und sich doch dabei nicht unglücklich fühlen, vielmehr in diesem Kummer eine so erhebende Nahrung des Geistes und des Gemüths finden, daß man diese Empfindung mit keiner andern vertauschen möchte. Dagegen kann man im Besitz recht vieler Ruhe und Genuß gewährender Dinge sein, gar keinen Kummer haben, und doch eine, mit den Begriffen des Glücks ganz unverträgliche Leere in sich empfinden. Nothwendig wird also zum Glück eine gehörige Beschäftigung des Geistes oder des Gefühls erfordert, allerdings verschieden nach jedes Einzelnen Geistes- oder Empfindungsmaß, aber doch so, daß eines jeden Bedürfniß dadurch erfüllt werde. Die Natur dieser Beschäftigung, oder vielmehr dieses innern Interesse richtet sich aber dann nach der individuellen Bestimmung, die jeder seinem Leben giebt, oder vielmehr, die er schon in sich gelegt findet, und so liegt Glück oder Unglück in dem Gelingen oder Mißlingen des Erreichens dieser Bestimmung. Ich habe immer gefunden, daß weibliche Gemüther in dies Gefühl lieber und williger eingehen als Männer, und sich auf diese Weise ein stilles Glück in einer freudenlosen, ja oft kummervollen Lage bilden. Auch für das künftige Dasein ist diese Ansicht folgereich. Denn alles Erlangen eines andern Zustandes kann sich doch nur auf einen bereits erfüllten gründen. Man kann nur erlangen, wozu man reif geworden

ist, und es kann in der geistigen und Charakter-Entwickelung keinen Sprung geben.

Den 4. Februar. Ich habe Ihren am 24. Januar geendeten Brief zur gewöhnlichen Zeit richtig bekommen, und danke Ihnen herzlich dafür; es hat mich ungemein erfreut, die ruhige und selbst heitere Stimmung darin zu erkennen, in der sie ihn geschrieben haben, und noch mehr, daß Sie der meinige in diese Stimmung versetzt hat. Ich schrieb Ihnen genau wie es wahr ist. So lange ich Ihnen ohne Nachtheil meiner Augen schreiben kann, thue ich es selbst, wäre es auch weniger. Dagegen rechne ich auf Ihre Ruhe und Fassung, wenn ich es nicht mehr könnte. Es ist des Menschen würdig, was im Laufe der Natur liegt, auch natürlich zu nehmen. Mir ist dies immer ein Ziel des Strebens gewesen, und ich kann sagen, daß ich es mir in nicht geringem Grade zu eigen gemacht habe. Ich wünsche dann aber auch bei Andern dasselbe, besonders in Beziehung auf mich zu finden. Nichts spannt mich auf eine so unangenehme und wahrhaft fruchtlose Weise, als wenn man mir zeigt, daß man für mich besorgt ist, oder sonst meinetwegen in Unruhe, die außer Fassung bringt, geräth. Ruhe und Fassung in jedem Geschicke und sonst Heiterkeit oder Wehmuth, das macht das Leben ertragen und hebt die Seele über den Wechsel der Ereignisse. Leben Sie herzlich wohl! Mit dem innigsten Antheil der Ihrige.

H.

Dreiundfunfzigſter Brief.

Tegel, Februar 1834.

Es geht mir mit dem Februar ſehr ſonderbar. Ich liebe ihn auf einer Seite mehr als irgend einen andern Monat im Jahr, auf der andern Seite iſt er mir der unangenehmſte Monat. Um meine Liebe zu ihm hat er kein Verdienſt, meine geringe Zuneigung aber hat ihren Grund in ihm ſelbſt und iſt in mir von meinen Kinderjahren her. Obgleich er nur um ſo wenige Tage kürzer iſt als die andern Monate, macht er doch, daß einem die Zeit noch flüchtiger erſcheint; auch iſt mir die Ungleichheit mit dem Schaltjahr zuwider. Sie werden, liebe Charlotte, das alles ſehr kindiſch finden und ſich wundern, daß ich dabei verweile. Das will ich nun aber auch nicht, die Ueberſchrift brachte mich nur darauf.

Da ich von der Zeit rede, ſo fällt mir ein, daß wir, glaube ich, noch niemals in unſerer Korreſpondenz den großen Halleyſchen Kometen berührt haben, der im Herbſt des künftigen Jahres wiederkehren muß. Er iſt einer der mit Sicherheit berechneten. Erſcheinen wird er alſo gewiß; ob aber mit gleich großem Schweif? iſt eher eine Frage. Man will ſchon das letzte mal ſeines Erſcheinens eine Verringerung der Länge des Schweifs gegen das vorletzte mal bemerkt haben, und es ſcheint ſehr wohl möglich, daß dieſe wunderbaren Weltkörper während ihres Laufs Partikeln des lockerſten Theils ihrer Materie verlieren. Denn ihr

Körper iſt von ſo loſer Zuſammenfügung, daß man mit ſtark vergrößernden Fernröhren nicht bloß durch den Schweif, ſondern auch durch den Kopf oder Kern, wie man es nennen ſoll, hindurch gerade dahinter ſtehende Fixſterne deutlich und beſtimmt erkennen kann. So nahe auch dies himmliſche Ereigniß zu ſein ſcheint, ſo kann ſich doch jeder mit Recht fragen, ob er es erleben wird, und ob ich mich gleich nicht grämen würde, wenn es von mir ungeſehen bliebe, ſo iſt, wenn ich einmal lebe, meine Neugier doch ſehr darauf geſpannt. Die Himmelskörper, die uns nur in langen Zwiſchenräumen von Jahren, und dann auf kurze Zeit erſcheinen, geben einen noch ſinnlicheren Begriff der wahren Unbegreiflichkeit der Größe des Weltganzen. Man fühlt noch anſchaulicher, daß es Urſachen geben muß, von deren Natur wir nicht einmal eine Vorſtellung haben, welche dieſe Körper zwingen, ſo ungeheuer ſich entfernende Bahnen in ſolcher Schnelligkeit zu durchlaufen. Auf alle dieſe Fragen iſt keine befriedigende Antwort zu geben, man kann ſich aber die Ahndung nicht nehmen, daß der Zuſtand nach dem Tode Aufſchluß darüber geben wird, und ſo knüpft ſich das Intereſſe an die Löſung dieſer Räthſel für uns an etwas Ueberirdiſches an.

Den 15. Ich erinnere mich, daß wir vor nicht gar langer Zeit über die nun längſt verſtorbene Frau uns ſchrieben, die Goethe gern heirathen wollte, und der er in ſeinen Gedichten den Namen Lili giebt. Wir konnten uns damals nicht auf ihren Namen beſinnen. Sie hieß Schönemann, ihr Mann war Hr. von Türkheim. Dieſer liebte ſie ſchon während ihrer Bekanntſchaft mit Goethe, und zweifelte lange an der Erfüllung ſeiner Wünſche. Dies erzählte mir neulich ein Bekannter von beiden.

Berlin hat in dieſen Tagen einen Verluſt erlitten, den

man mit Wahrheit einen gleich großen für die Religion und Philosophie überhaupt nennen kann. Schleiermacher ist nach einem kurzen Krankenlager an einer Lungenentzündung gestorben. Er ist Ihnen gewiß nicht unbekannt als Herausgeber mehrerer religiöser und moralischer Schriften. Indeß war von Schleiermacher in ohne Vergleich höherem Grade wahr, was man von den meisten sehr vorzüglichen Menschen sagen kann, daß ihr Sprechen ihr Schreiben übertrifft. Wer also auch alle seine zahlreichen Schriften noch so fleißig gelesen, aber seinen mündlichen Vortrag nie gehört hätte, dem blieben dennoch das seltenste Talent und die merkwürdigsten Charakterseiten des Mannes unbekannt. Seine Stärke war seine tief zum Herzen dringende Rede im Predigen und bei allen geistlichen Verrichtungen. Man hätte Unrecht das Beredsamkeit zu nennen, da es völlig frei von aller Kunst war. Es war die überzeugende, eindringende und hinreißende Ergießung eines Gefühls, das nicht sowohl von dem seltensten Geiste erleuchtet wurde, als vielmehr ihm von selbst gleichgestimmt zur Seite ging. Schleiermacher hatte von Natur ein kindlich einfach gläubiges Gemüth, sein Glaube entsprang ganz eigentlich aus dem Herzen. Daneben hatte er doch aber auch einen entschiedenen Hang zur Spekulation, er bekleidete auch und mit ganz gleichem Beifall und Glück ein philosophisches Lehramt neben dem theologischen an der Universität in Berlin, und seine Sittenlehre, ein ganz philosophisches Werk, steht in der genauesten Verbindung mit seiner Dogmatik. Spekulation und Glaube werden oft als einander feindselig gegenüberstehend angesehen, aber diesem Mann war es gerade eigenthümlich, sie auf das innigste mit einander zu verknüpfen, ohne weder der Freiheit und Tiefe der einen, noch der Einfachheit des andern Eintrag zu thun. In einer

Aeußerung, die er am Tage vor seinem Hinscheiden gemacht hat er gleichsam das letzte Zeugniß davon abgelegt. Er hat nämlich seiner Frau, die von sehr ausgezeichnetem Geist und Charakter ist, gesagt, daß seine Besinnungskraft für allen äußeren Zusammenhang der Dinge sehr dunkel zu werden anfange, daß aber in seinem innern Ideenzusammenhange eine vollkommene Klarheit herrsche, und daß er sich besonders freue, auch jetzt seine tiefste Spekulation im reinsten Einklange mit seinem Glauben zu finden. In dieser schönen harmonischen Seelenstimmung ist er auch gestorben. Mit herzlicher Theilnahme der Ihrige. H.

Vierundfunfzigſter Brief.

Tegel, den 14. März bis 4 April 1834.

Es freuet mich, daß die Stolberg'ſche italieniſche Reiſe Ihnen Befriedigung gewährt. Ich dachte mir gleich, daß ſein gründliches Eingehen in die Gegenſtände, woran Andere Anſtoß nehmen, Ihnen ſeine Darſtellung gerade intereſſant machen würde. Ich glaubte immer, daß Stolberg's Katholicismus eine Folge ſeines Aufenthalts im Münſterſchen geweſen wäre, wo es damals einige ſehr eifrige, aber geiſtvolle und gemüthreiche Katholiken, Männer und Frauen, in den vornehmſten Familien gab. Es iſt indeß ſehr möglich, daß auch die italieniſche Reiſe dazu weſentlich mit beigetragen hat. Die Schönheit und Pracht der Kirchen kann wohl ein ernſthaftes Gemüth nicht zu einem andern Glauben verführen, allein ſehr erfreulich und in gewiſſen Momenten erhebend iſt ſie unleugbar, auch ganz abgeſehen von aller Beziehung auf Glauben und Katholicismus, bloß für einen regſamen, gegen innere Eindrücke leicht empfänglichen Sinn. Etwas anderes damit Verbundenes hat mir aber immer noch einflußreicher geſchienen, ich meine den in den meiſten katholiſchen Ländern herrſchenden Gebrauch, die Kirchen den ganzen Tag offen ſtehen zu laſſen. Der Geringſte im Volke erhält dadurch einen Ort, wo er unbemerkt einſam ſitzen und ſeinen Gefühlen und Gedanken ungeſtört nachhängen kann, und gleichſam neben ſeiner, von allen irdiſchen Mühſeligkeiten durchwimmelten Wohnung.

eine von dieſe allen entkleidete Freiſtatt findet, in der ihn alles auf wahrhaft hohe und würdige Betrachtungen führt. Das beſtändige ſorgfältige Verſchließen unſerer proteſtantiſchen Kirchen hat, wie ſchwerlich abgeleugnet werden kann, etwas Trübes, und macht, daß auch darin vorhandene Pracht und Kunſt nicht wahrhaft zum öffentlichen Genuß kommt. Man gelangt nur durch ausdrückliches Aufſchließen des Kirchners, den man herbeiholen laſſen muß, dazu. In jenen Ländern nimmt das ganze Volk einen freieren und freudigern Antheil daran, und man würde ſehr irren, wenn man glaubte, daß das Volk dagegen unempfindlich wäre.

Was Sie noch über Paul Gerhard's Lieder ſagen, hat mich ſehr intereſſirt. Ich begreife ganz, daß ein Gemüth, das meiſt unter ſehr ernſten und wiederholten ſchmerzlichen Ereigniſſen gelitten hat, Troſt und Beruhigung daraus nehmen kann, wie es beides gerade bedarf. Die Lieder, die Sie mir bemerken, will ich noch einmal leſen, und Ihrer Bitte gemäß mich nicht an ein und anderm, nicht mehr üblichen und vielleicht anſtößigen Ausdruck ärgern, ſondern wie Sie auf den Geiſt ſehen, der immer erhebend iſt. Vielleicht hat auch Bunſen das abgeändert. Poetiſch bleiben ſie darum immer; dies hängt nicht nothwendig mit der Bildung zuſammen, hängt wenigſtens nicht von ihr ab, es beruht auf Schwung und Tiefe, und der Sinn dafür findet ſich oft reiner beim Volke, als bei der Klaſſe der gebildeten, aber nicht ganz durchgebildeten Perſonen. Es ſcheint mir auch nicht, daß die Verfaſſer der alten Kirchenlieder ſolche Stellen aufnahmen, um ſich auf dieſe Art an die Vorſtellungsart und die Sprache des Landmanns anzuſchließen, ihm verſtändlicher zu werden und ſeine Empfindungen lebendiger anzuregen. Was wir geſchmacklos finden,

erschien ihnen nicht so, das lag in ihrer Zeit, wo wahrhaft deutsche Bildung seinerer Art kaum vorhanden war, und die Gebildeten, in sofern ihre Bildung nicht eine ausländische oder gelehrte war, in der That sich weniger vom Volke unterschieden als jetzt. Jene alten Kirchendichter, und namentlich Paul Gerhard, in welchem einzelne uns mißfällige Stellen nur unwesentliche Flecke sind, verstanden es weit besser, den Punkt zu finden, wo man dem Volke durchaus verständlich und seine Gefühle anregend ist, ohne sich in den Begriffen herabzustimmen und an ihrer Richtigkeit nachzulassen, oder eine unedle Sprache anzunehmen. Diese wahre Volksmäßigkeit ist ein hauptsächliches Erforderniß guter und zweckmäßiger Kirchengesänge. Denn die Kirche ist für Alle, es soll sich in ihr kein Kreis vornehmer oder höherer Bildung absondern; der wahrhaft Gebildete soll aber auch durch nichts ihn Verletzendes zurückgestoßen werden. Beides kann erreicht werden, ohne daß eines dem andern Abbruch thäte. Denn alles rein und natürlich Menschliche, frei von Künstelei und Gelehrsamkeit in Sachen der Erkenntniß, und von Verzärtelung und Ueberspannung in Sachen des Gefühls, ist dem Volke, und besonders dem Landmanne, dem ich hierin viel mehr zutraue als dem Städter, gewiß nicht bloß vollkommen verständlich, sondern auch seiner Empfindung zugänglich, und eben dies tief und ächt Menschliche ist auch die Grundlage aller wahren Bildung. In diesen Ausgangspunkten des menschlichen Denkens und Empfindens begegnen sich, wenigstens in Deutschland, alle Klassen der Nation. Eben so vereinigen sie sich in dem Verständniß einer einfachen, klaren und würdigen Sprache, wie man an Luther's Bibelübersetzung sieht, die sich nie zum Gemeinen herabläßt und — die Stellen ausgenommen, wo die Schwierigkeit in dem Sinne

und den Sachen liegt — zugleich allgemein verständlich ist. Sich recht nahe an die biblische Sprache zu halten, ist auch für Kirchengesänge der sicherste Weg, auch schwierigeren Ideenreihen in dem Gemüth des Volks Eingang zu verschaffen. Wenn man, wie nicht selten geschieht, von einem Prediger mit Rühmen erwähnt, daß er für die gebildeten Klassen erhebend und belehrend predige, so halte ich das für ein sehr einseitiges Lob, und wenn er es nicht versteht, eben so erbaulich für das Volk und den gemeinen Mann zu predigen, für einen wahren Tadel. Die Kirche umschließt Alle, und die Religionswahrheiten werden ihrer Natur angemessener, allgemeiner und menschlicher aufgefaßt, wenn man sie auf allgemeine Verständlichkeit gründet. Die Scheidewand, die die gebildeten Stände vom Volke trennt, ist ohnehin schon zu groß, man muß daher mit doppelter Sorgfalt das hauptsächlichste Band erhalten, das sie noch zusammenknüpft. Leben Sie wohl, und rechnen auf meine unwandelbare Theilnahme an allem was Ihnen begegnet.

Der Ihrige. H.

Fünfundfunfzigster Brief.

Tegel, den 15. April bis 8. Mai 1834.

Sie haben, liebe Charlotte, bemerkt, daß meine Handschrift in meinen zwei letzten Briefen größer, bestimmter und deutlicher geworden ist, und ich sah voraus, daß Sie diese Veränderung überraschen und Ihnen auffallen würde *). Es ist ein Sieg, den mein Wille endlich durch festen Vorsatz über meine Hand davon getragen hat. In Hinsicht der Unbequemlichkeit, eigentlich nicht schreiben zu können, sondern alles diktiren zu müssen, bringt mich zwar diese Verbesserung nicht weiter, da die neue Methode eher langsamer, als schneller wie die bisherige ist. Es ist indeß doch ein wahrer Gewinn, daß es ordentlicher aussieht, und keine Schwierigkeit zu lesen macht, da die vorige Schrift auf ängstliche Weise in Unleserlichkeit überging. Man kommt so im Alter auf die Kinderschrift zurück. — Es ist ein großer, wichtiger und mißlicher Punkt im Alter, der wenigstens mich beständig begleitende Zweifel, ob die Jahre nicht allmählig eine Schwächung des Geistes oder Charakters, oder beider unvermerkt hervorbringen. Wer vernünftig ist und mehr mit sich umgeht, muß sich gestehen, daß

*) Diese gänzliche Umwandlung der Handschrift, von ängstlicher Undeutlichkeit zu großer sehr deutlicher Schrift, hatte etwas tief Ergreifendes und höchst Rührendes.

es kaum anders sein kann. Alles nützt sich durch die Zeit ab, und die Abhängigkeit der Seele vom Körper kommt dazu. Bisweilen erfahrt man sich auch wohl selbst auf einzelnen Beweisen. Es bleibt aber immer ein quälender Gedanke, ob diese Fälle nicht ungleich häufiger sind, als man sie bemerkt. Man mißtrauet mit Recht dem eignen Urtheile, weil seine Schärfe auch durch dieselbe Abnahme gelitten haben muß, und man von Andern nie die Wahrheit über solchen Punkt erfährt. Am meisten, behauptet man gewöhnlich, leide das Gedächtniß. Das kann ich aber an mir nicht finden, auch würde mich das, wenn es nicht zu arg damit würde, am wenigsten kümmern. Schlimmer und schwerer zu bemerken ist der Mangel an Festigkeit im Urtheil, ja die Schwierigkeit, sich bestimmt genug aus dem Zweifel herauszuwickeln, um nur überhaupt ein entschiedenes zu fällen. Es ist dies Charakterunschlüssigkeit, welche vom Handeln auf das Denken übergeht, da alles Geistige im Innern des Menschen immer in unzertrennlichem Zusammenhange mit einander steht. Das Schlimmste von allem aber ist die Fruchtbarkeit an Ideen. Sie hängt natürlich von der Stärke, Regsamkeit und Lebendigkeit aller Geisteskräfte zusammengenommen ab. Es ist daher auch natürlich, daß die Zahl der zunehmenden Jahre darauf bedeutenden Einfluß ausübt. Schon die Abstumpfung der Sinne bringt um sehr viel. Alle Begriffe, die, auch früher gesammelt, auf sinnlichen Wahrnehmungen beruhen, verlieren an Bestimmtheit, Deutlichkeit und besonders an weiter anregender Anschaulichkeit. Was ich aber am meisten besorge, ist eine Art Einschlafen der Seele, daß sie sich immer in einem ihr längst bekannten Kreise herumdrehe und sich einbilde, dadurch in befriedigender Thätigkeit zu bleiben. Das Wachsein des Geistes, seine Fruchtbarkeit an Vorstel-

lungen, die er bald aus der äußeren Beobachtung der Dinge und Menschen, bald aus seinem Innern schöpft, oder das feste Fortrücken in längst begonnenen, vielleicht durch einen Theil des Lebens hindurchgeschlungenen Ideenreihen, ist das wahre, dem menschlichen Dasein erst Werth verleihende Glück des Lebens, und zwar nicht bloß für intellektueller organisirte, höher gebildete, mehr dem Denken ergebene Menschen, sondern für Alle. Denn jeder hat einen innern Kreis von Ideen und Gefühlen, Wahrheiten und Vorurtheilen, Phantasien und Träumen, in dem er wach und regsam bleiben und den er als innere Beschäftigung weiter ausspinnen will. Wie wenig geistig auch ein Mensch in seiner Natur sein möge, so fürchtet er doch keinen Vorwurf so sehr, als den der Geistesschwäche. Vor großer ist man vielleicht ohne besondere bedeutende Krankheit sicher, aber kleinere ist auch betrübend genug, und man ängstigt sich mehr dafür, da sie einem leicht lange unbemerkt bleiben könnte.

Ich habe Ihren letzten Brief später als gewöhnlich empfangen, und es hat mich geschmerzt zu sehen, daß Sie wieder sehr trübe gestimmt waren. Sie sagen zwar selbst, daß die Zeit dies auch wieder heilt, aber das Leben ist doch zu kurz, um sich ganze Wochen so rauben zu lassen. Sie waren auch zu meiner großen Freude eine längere Zeit heiterer und zufriedener gestimmt. Kehren Sie dahin zurück, ich bitte Sie recht dringend darum; man kann viel, wenn man sich nur recht viel zutraut. Stimmungen entstehen allerdings oft aus Ursachen, über welche der Mensch nur wenig Gewalt hat, aber sie nehmen zu und werden der innern Gemüthsruhe immer verderblicher, wenn man sich in ihnen gehen läßt. Am sichersten stellt man ihnen Gefühle entgegen, und Sie haben es gewiß oft selbst an

sich erfahren, daß sich das Gefühl für erhabene und tief ergreifende Dinge so erwärmen kann, daß alle dunkeln und dumpfen Stimmungen dadurch verscheucht werden.

Mit der freundschaftlichsten Theilnahme der Ihrige.

H.

Sechsundfunfzigster Brief.

Tegel, den 16. Mai 1834.

Ich dächte, es müßte Ihnen beſſer werden, liebe Charlotte, in dieſem ſchönen Frühlingswetter. Das Laub, das anfangs ungewöhnlich zögerte und ſtockte, iſt durch die Wärme und den fruchtbaren Regen plötzlich hervorgekommen, und die milde und blüthenduftige Luft könnte einen verleiten, bis zum ſpäten Abend in ihr zu verweilen. Schreiben und Leſen läßt ſich draußen leicht, ich aber habe es für mich nie geliebt. Es war mir, ſo oft ich es verſuchte, immer als trüge mir die Luft auch die Gedanken mit davon, beim Arbeiten ſtört mich die Luft, und ich liebe ſelbſt kein offenes Fenſter in meinem Arbeitszimmer. Dagegen befördern Spaziergänge den innern Umſchwung der Gedanken, und erhöhen die Fruchtbarkeit in denſelben. Sie ſind die beſten Vorbereitungen zu nahen und entfernten Arbeiten, und gewähren, auch abgeſehen davon, am freieſten und ungeſtörteſten den Genuß, ſich ſeinen Gedanken, Erinnerungen und Empfindungen zu überlaſſen. Ich gehe daher am liebſten allein ſpazieren, und habe es nicht gern, wenn mich jemand begleitet, und mich hindert allein mit der Natur zu ſein.

Die Worte Paulus, die Sie in Ihrem Briefe anführen: „Lebten wir allein für dieſe Welt, ſo wären wir die

elendesten Geschöpfe", haben allerdings eine tiefe Wahrheit und einen innerlich ergreifenden Sinn. Sie sprechen auf die kürzeste und einfachste Art die überirdische Bestimmung des Menschen aus. Denn in allen höheren, edleren, des Menschen wahrhaft würdigen Gefühlen erblicken wir mit Recht einen Ursprung, der nicht der Erde angehören kann. Alle Veredlung unsers Wesens stammt nur aus dem Gefühl der Ausdehnung unsers Daseins über die Grenzen dieser Welt. Das giebt dem Menschen ein so eigenthümliches, den Nachdenkenden unaufhörlich begleitendes Gefühl, daß ihm die Welt, die ihn umgiebt, in der er allein unmittelbar wirkt und genießt, nicht genügt, und daß seine Sehnsucht und seine Hoffnungen ihn zu einer andern unbekannten und nur geahndeten hinziehen. In dem verschiedenen Verhältniß, in das sich jeder zu der einen und der andern stellt, liegt hauptsächlich der Unterschied der inneren Individualität der Menschen. Es giebt den Charakteren die ursprüngliche Richtung, aus der sich alles Uebrige entwickelt. Wer nun da ganz im Irdischen befangen wäre, ohne für eine höhere Welt Sinn und Gefühl zu haben, der wäre in Wahrheit elend zu nennen. Er entbehrte der höchsten und besten inneren Genugthuung, und könnte in dieser Gesinnung zu keiner Vervollkommnung und eigentlichen Veredlung seines sittlichen Wesens gelangen. Es giebt aber auch eine gewisse Verschmähung der Erde, und eine irrige Beschäftigung mit einem überirdischen Dasein, die, wenn sie auch nicht zu einer Vernachlässigung der Pflichten des Lebens führt, doch das Herz nicht dazu kommen läßt, die irdischen Wohlthaten der Vorsehung recht zu genießen. Die wahrhaft schöne und edle Stimmung vermeidet diese doppelte Einseitigkeit. Sie geht von den unendlichen Spuren des Göttlichen aus, von denen alles

Irdische und die ganze Schöpfung so sichtbar in weiser Anordnung und liebevoller Fürsorge durchdrungen ist. Man knüpft in ihr die reinen, wirklich einer besseren angehörenden Empfindungen des Herzens zunächst an die menschlichen Verhältnisse an, denen dieselben auf eine würdige und nicht entweihende Weise gewidmet werden können. Man sucht so und pflanzt das Ueberirdische im Irdischen, und macht sich dadurch fähig, sich zu dem ersten in seiner Reinheit zu erheben. In diesem Verstande lebt man in dieser Welt für eine andere; denn das Irdische wird bloß zur Hülle des göttlichen Gedankens, er allein ist sein eigentlicher und nicht tief in ihm verborgen liegender, sondern hell und sichtbar aus ihm hervorstrahlender Sinn. In dieser Ansicht trennt sich dann die Seele leicht ganz vom Irdischen und erhebt sich über dasselbe. Unmittelbar daran knüpft sich der Glaube an Unsterblichkeit und an ein jenseits des Grabes beginnendes Dasein an. Diesen trägt ein Gemüth, das im richtigen Sinn nicht für diese Welt allein lebt, nicht bloß als Hoffnung und Sehnsucht, sondern als unmittelbar mit dem Selbstbewußtsein verbundene Gewißheit in sich. Wären wir nicht gleichsam schon ausgestattet mit dieser Gewißheit auf die Erde gesetzt, so wären wir in der That in ein Elend hinabgeschleudert. Es gäbe keinen Ersatz für irdisches Unglück, und was noch mehr und noch beklagenswerther wäre, die wichtigsten Räthsel blieben ungelöst und unserm ganzen innern Dasein fehlte, was ihm eigentlich das Siegel seiner Vollendung aufdrückt.

Den 18. Juli.

Sie erwähnen in Ihrem letzten Briefe der Beschwerden des Alters; sie sind allerdings, einzelne Fälle abgerechnet,

wo sich die Kräfte spät in Rüstigkeit erhalten, sehr groß. Sie werden es besonders dadurch, daß sie in jedem Moment des Lebens wiederkehren und das Leben ganz eigentlich begleiten. Die gehemmte oder doch wenigstens durch Langsamkeit sehr erschwerte Thätigkeit ist, meiner Empfindung nach, das Drückendste. Dann die Unbehülflichkeit, daß man viele Sachen gar nicht, oder nicht ohne große Beschwerlichkeit sich selbst und allein machen kann. Wenn einem auch dann die Wahl bleibt, sich helfen zu lassen, oder die Sache langsam und mühevoll selbst zu machen, so ziehe ich in der Regel das letzte vor, da mir das Gefühl der Abhängigkeit von fremder Hülfe sehr unangenehm und widrig ist. Indem ich aber so alle Unbequemlichkeiten, die zu wahren Leiden anwachsen können, zugebe, und zum großen Theil an mir selbst empfinde, kann ich doch dem Alter nicht abhold sein und keine Klage darüber führen. Es gehört zur Vollendung des menschlichen Lebens, ein solches Heruntergehen der Kräfte zu empfinden, und das menschliche Leben als ein Ganzes, sich aus sich selbst Entwickelndes durchzumachen, hat in sich etwas Beruhigendes, weil es den Menschen im Einklange mit der Natur zeigt. Die innere Stimmung ändert sich auch von selbst so um, daß man die äußere Unbequemlichkeit leichter trägt. Man ist geduldiger, fühlt, daß über den Lauf der Natur keine Klage ziemt, und hat viel lebhafter das Gefühl, daß man durch immer gleichmüthige und sanfte Ruhe über alles Aeußere einen milderen Schimmer wirft. Es ist sichtbar ein Vorzug des Alters, den Dingen der Welt ihre materielle Schärfe und Schwere zu nehmen und sie mehr in das innere Licht der Gedanken zu stellen, wo man sie in größerer, immer beruhigender Allgemeinheit übersieht.

Den 28. Julius.

Ich habe vorgestern Ihren am 22. d. M. abgegangenen Brief erhalten, und danke Ihnen, liebe Charlotte, recht herzlich für den Antheil, den Sie so warm und lebhaft an meiner Gesundheit nehmen. Sie werden finden, daß ich Ihnen noch in meinem letzten Briefe recht ausführliche Nachricht darüber gegeben, da Sie darauf gütigen Werth legen.

Leben Sie recht wohl! Mit der innigsten Theilnahme der Ihrige. H.

Siebenundfunfzigster Brief.

Tegel, August und September 1834.

Daß Sie unter der großen Hitze, die Ihnen, liebe Charlotte, immer Beängstigungen erregt, leiden würden, habe ich leider gedacht. Sie war und iſt in der That außerordentlich, und zeichnet ſich noch immer durch eine eigne, gewitterartige Schwüle aus. Wenn es einmal ein heißes Jahr geben ſollte, ſo iſt es ordentlich gut, daß es dies und nicht das künftige iſt. Im künftigen würde man nicht unterlaſſen, die außerordentliche Witterung dem Einfluſſe des dann zu erwartenden Kometen zuzuſchreiben, ſo daß dadurch die irrigen Meinungen über dieſe Weltkörper vermehrt worden wären. Die Hitze allein würde ich für mich wohl ertragen, man kann ſich doch ſehr durch Kühlhalten der Zimmer und leichteren Anzug die drückende Empfindung erleichtern. Aber die ununterbrochene Dürre, welche die Hitze dieſes Jahr begleitet, das Verſchmachten der Pflanzen, das Zuſammenſchrumpfen der Blätter iſt immer ein betrübender Anblick. Man kann mit Grund vorausſetzen, daß alles in der Welt gerade ſo am beſten eingerichtet iſt, wie es wirklich beſteht, und dies ſchließt von ſelbſt jeden kurzſichtigen Tadel aus, den ſich kein Vernünftiger erlauben wird. Sonſt iſt eine Erſcheinung in der Weltanordnung auffallend, daß die lebendigen und empfindenden Geſchöpfe, von den Pflanzen an bis zu den Menſchen, den wilden und rohen Elementen untergeordnet und von ihnen abhängig gemacht

erscheinen. Es ist als wenn die Natur meinte, jenen großen körperlichen und elementarischen Verhältnissen müsse erst ihr Recht werden, ehe an das Gedeihen und das Glück der empfindenden Wesen zu denken sei. Es ist ohngefähr wie im menschlichen häuslichen Leben, wo auch nicht bloß die höhere geistige Beschäftigung oft dem gewöhnlichen körperlichen Tagewerke nachstehen muß, sondern wo alle Thätigkeit in Geschäften, die doch auch immer nur eine äußere ist, in der Meinung der Menschen höher gestellt wird als eine innere Hinneigung zu Nachdenken und Wissenschaft. In beiden liegt sichtbar der Sinn, daß durch die körperlichen, äußeren Verhältnisse erst der Boden bereitet und gesichert werden muß, ehe das Geistige, Innere, ruhig darauf Wohnplatz finden und ohne Gefahr seine Blüthen erschließen kann. In von Menschen eingerichteten und also immer unvollkommenen Dingen ist das sehr begreiflich. Menschliche Vernunft und Kraft reichten nicht zu, den Hauptzweck ohne einige Aufopferung des Besseren zu erreichen. Bei der von der höchsten Weisheit und Macht herkommenden Welteinrichtung ist eine solche Erklärungsart nicht zulässig. Was man sonst über eine solche Zurücksetzung des Geistigen gegen das Körperliche, wenn man sie so nennen kann, sagt, ist auch wenig genügend. Es muß darin noch etwas von uns Unverstandenes geben, das vielleicht in einem uns ganz unbekannten Verhältniß des Geistigen zum Körperlichen liegt. Denn wenn wir auch vom Geist oder der Seele nicht viel mit Gewißheit erkennen, so ist uns das eigentliche Wesen des Körpers (der Materie) völlig unbekannt und unbegreiflich.

Ich hoffe, daß Sie sich, bei der abgekühlten Temperatur, nunmehr besser befinden werden. Mit unverändertem Antheil an allem was Ihnen begegnet, Ihr H.

Den 26. Nachſchrift. Ich habe Ihren Brief vom 18. September erſt heute erhalten, und ſetze nur das noch dem meinigen hinzu. Es betrübt und beunruhigt mich zugleich, liebe Charlotte, zu erkennen, daß Sie nicht nur ſehr gebeugt und traurig, ſondern auch, wie ich befürchte, leidend oder wohl gar krank ſind, und es mir verbergen. Sprechen Sie ſich aus und verſchmähen meine innige Theilnahme nicht, die Ihnen ja ſchon mehrmal wohlthuend war. Ich bitte Sie ſehr darum.

Heute muß ich ſchließen; ich komme aber darauf zurück. Leben Sie herzlich wohl, und verſcheuchen Sie die trüben Gedanken.

Achtundfunfzigſter Brief.

Tegel, September und Oktober 1834.

Die kühlere Temperatur, die eingetreten iſt, freuet mich beſonders Ihrentwegen, liebe Charlotte. So hoffe ich jetzt beruhigenden Nachrichten über Ihre Geſundheit und Befinden entgegenſehen zu dürfen. Die kalten Uebergießungen, die ich Morgens brauche, ſcheinen Ihnen ganz unbekannt und Sie erſchreckt zu haben; aber es iſt damit ſo ſchlimm nicht. Der Schreck, den die Kälte des Waſſers augenblicklich auf die Nerven macht, iſt leicht zu überwinden. Mit ihm iſt aber zugleich eine ſehr wohlthätige Belebung verbunden, und unmittelbar darauf folgt eine angenehme, allgemeine innere Wärme.

Das Schickſal, das die Ihnen befreundete St—ſche Familie betroffen, iſt ſehr hart. Sie hatten mir nicht geſagt, daß die Tochter ſchon von ihrer italieniſchen Reiſe zurückgekommen war. Sie hat dieſelbe wohl der Mutter wegen abgekürzt, um ſie ſelbſt pflegen zu können.

Mir fällt dabei ein, daß es in den erſten Tagen dieſes Monats jährig geworden, daß ich von Norderneí zurückgekommen bin. So ſonderbar es Ihnen ſcheinen wird, ſo iſt es doch buchſtäblich wahr, daß es das erſtemal in meinem Leben iſt, daß ich ununterbrochen ein ganzes Jahr, bloß mit Ausnahme weniger einzelner Tage und Nächte, hier in Tegel geblieben bin. Schon als ich noch Kind war, zogen meine Eltern immer den Winter in die Stadt. Nach-

her that ich daſſelbe. In den letzten Jahren kamen die Badereiſen. So war ich in jedem Jahr einige Monate abweſend, und in den letzten gerade die ſchönſten, Julius und Auguſt, wo die Blätterfülle und die Kraft des Sommers in den Gewächſen den höchſten Punkt erreicht. Diesmal habe ich das ganz genoſſen. —

Den 17. Oktober.

Es thut mir ſehr leid, daß Sie ſich durch eine falſche Zeitungsnachricht ganz ungegründete Beſorgniſſe haben einflößen laſſen. Nehmen Sie doch, ich bitte Sie, die Zeitungen nicht ſo geradehin für eine Quelle hiſtoriſcher Wahrheit.

Den 29. Oktober.

Ihr Brief vom 18. dieſes Monats hat mir große Freude gemacht. Ich danke Ihnen recht herzlich dafür. Es iſt ſehr erfreulich und ſchön, daß eine ſo plötzliche Umwandlung mit Ihnen vorgegangen iſt, und daß die körperliche und geiſtige Niedergeſchlagenheit, woran Sie ſeit längerer Zeit litten, Sie mit einemmal verlaſſen hat. Es freuet mich noch insbeſondere ungemein, daß ſich dieſer beſſere Zuſtand unmittelbar an etwas anknüpft, das ſich auf mich bezieht *). Erhalten Sie ſich doch nun ja in dieſer heitern Stimmung. Sie ſehen aus dieſem Vorfalle, wie viel die Empfindungen der Seele über den körperlichen

*) Die beunruhigenden Nachrichten hatten auf einmal hoffnungerregenden Platz gemacht

Zuſtand vermögen, und über die Seele haben wir durch Vorſatz und Sammlung des Gemüths eine große Gewalt. Denken Sie daran, welche Freude Sie mir dadurch machen, und das thun Sie ja ſo gern! Denken Sie meiner! Leben Sie wohl, und ſein und bleiben Sie meiner aufrichtigen und unveränderlichen Theilnahme gewiß. H.

Neunundfunfzigster Brief.

Tegel, November bis 3. December 1831.

Ich schreibe Ihnen heute mit doppelter Freude, weil ich nach Ihrem letzten Briefe voraussetzen kann, daß Sie gesund und heiter gestimmt sind. Sie können mir, liebe Charlotte, keine größere Freude machen und mir Ihre Gesinnungen nicht angenehmer beweisen, als wenn Sie mir dies durch den Inhalt und den Ton Ihrer Briefe zeigen. Die Möglichkeit hängt zwar größtentheils von äußeren Umständen ab; Sache der Seele aber ist es, die innere Heiterkeit so lange und immer in dem Grade zu erhalten, als es möglich ist. Wer sich heiter zu erhalten sucht, der sorgt nicht bloß für sein Glück, sondern er übt wirklich eine Tugend. Denn die Heiterkeit, selbst die wehmüthige, macht zu allem Guten aufgelegter, und giebt dem Gemüthe Kraft, sich selbst mehr aufzuerlegen und mehr für Andere zu leisten. Die Erhaltung der Heiterkeit, selbst unter weniger günstigen Umständen, zeugt auch von einem genügsamen, anspruchlosen Gemüth, das nicht selbstsüchtig immer sich vor Augen hat, und was ihm begegnet, für größer und merkwürdiger hält, als was Andern zustößt. Es ist überhaupt ein schöner, erfreulicher Sinn, der die Einigkeit mit seinem Geschicke so weit als es möglich ist erhält, die Freuden heraushebt, die jedem bleiben, und sie zu sammeln und zu genießen versteht. Es bewährt sich auch hier, daß das moralisch Schönste und Edelste auch das am meisten

Glück bringende ist, und am sichersten das Gemüth in ruhiger und besonnener Thätigkeit erhält.

Sie fragen mich nach Frau von Varnhagen, deren Briefe unter dem Namen Rahel von ihrem Manne herausgegeben sind. Ich habe sie allerdings viel gekannt, von der Zeit an, wie sie noch ein sehr junges Mädchen war, ein paar Jahr, ehe ich auf die Universität nach Göttingen ging. So oft ich seitdem in Berlin war, habe ich sie viel und regelmäßig gesehen. Auch als ich mich mit meiner Familie in Paris aufhielt, war sie mehrere Monate dort, und es fiel nicht leicht ein Tag aus, wo wir uns nicht gesehen hätten. Man suchte sie gern auf, nicht bloß, weil sie von sehr liebenswürdigem Charakter war, sondern weil man fast mit Gewißheit darauf rechnen konnte, nie von ihr zu gehen, ohne nicht etwas von ihr gehört zu haben und mit hinwegzunehmen, das Stoff zu weiterem ernsten, oft tiefem Nachdenken gab, oder das Gefühl lebendig anregte. Sie war durchaus nicht, was man eine gelehrte Frau nennt, obgleich sie recht viel wußte. Sie verdankte ihre geistige Ausbildung ganz sich selbst. Man kann nicht einmal sagen, daß der Umgang mit geistvollen Männern irgend wesentlich dazu beitrug. Denn theils ward ihr dieser nicht früh, sondern erst als sie sich schon selbst die hauptsächlichsten, sie durch das Leben leitenden Ansichten aus ihrem Innern herausgebildet hatte, theils hatten alle ihre Gedanken und selbst die Form ihrer Empfindungen ein so unverkennbares Gepräge der Originalität an sich, daß es unmöglich war, dabei an irgend bedeutenden fremden Einfluß zu denken. Sie ging auch viel mit uninteressanten Menschen um. Dies entstand aus Zufälligkeiten ihrer äuße-

ren Lage. Da ſie aber eine große Lebendigkeit beſaß und gern mit Menſchen lebte, ſo vermied ſie es auch weniger ſorgfältig, als es ſonſt geiſtreiche Perſonen wohl zu thun pflegen. Es war ihr ein eigentliches Talent gleichſam angeboren, auch dem unbedeutend Scheinenden eine beſſere und anziehende Seite abzugewinnen. Jede Individualität flößte ihr ſchon als ſolche ein gewiſſes Intereſſe ein, da ſie ſie zum Gegenſtande ihrer Betrachtung machte, und ſich auch wirklich in jeder eine beſſere und anziehende Eigenſchaft herausfinden läßt. Die Varnhagen ging von jedem Punkt des täglichen Lebens gern zu innerem, tieferem Nachdenken über, ſie ſchöpfte ſelbſt vorzugsweiſe gern ihren Stoff zu dieſem aus der Mannichfaltigkeit der Wirklichkeit. Ueberhaupt war Wahrheit ein auszeichnender Zug in ihrem intellektuellen und ſittlichen Weſen. Sie kannte darin keine weichliche Selbſtſchonung, weder um ſich etwanige Schuld zu verbergen, oder ſie zu verkleinern, noch um in Wunden, die ihr das Schickſal ſchlug, mit tiefer Selbſtprüfung einzugehen. Sie überließ ſich aber auch keinen Selbſttäuſchungen, keinen trügeriſchen Hoffnungen, ſondern ſuchte überall nur die reine und nackte Wahrheit auf, wenn ſie auch noch ſo unerfreulich oder ſelbſt bitter ſein mochte.

Ich breche hier ab, da ich eben Ihren lieben Brief bekomme. Warum aber, liebe Charlotte, fahren Sie in aller Welt fort, den Zeitungen zu glauben und ſich und, verzeihen Sie, auch mich zu ängſtigen. Ich glaubte Sie eben beruhigt und ſehe Sie leider ſchon wieder ſo ſehr beunruhigt. Mein körperlicher Zuſtand iſt, im Ganzen genommen, in dieſem Augenblicke ſichtbar beſſer, und ich weiß von keiner beſorglichen Kränklichkeit, ſo daß ich nicht glaube, daß ich je wieder Norderney, noch irgend ein anderes Bad beſuchen werde. Sie ſehen wie falſch die Zei-

tungsnachrichten sind. Ich bin so glücklich nichts von dem zu kennen, was man von mir schreibt. Sie erzeigen mir einen großen Gefallen, wenn Sie sich nicht wieder dadurch beunruhigen lassen. Ich bitte Sie recht herzlich darum! Mit inniger Theilnahme der Ihrige. H.

Sechzigster Brief.

Tegel, December 1834 bis 2. Januar 1835.

Wir sind also schon wieder am Ende des Jahres, liebe Charlotte, ich kann es, wie schnell es auch verstrichen ist, für mich ein glückliches nennen, da es mir die Freude gewährt hat, ununterbrochen hier sein zu können, und die Hoffnung zu haben, auch künftig von allen lästigen Badereisen frei zu bleiben. Das Zittern hat wunderbar abgenommen, ob ich darum aber im Ganzen stärker sein sollte, möchte ich nicht behaupten, auch ist es bei weitem nicht ganz gehoben und nicht alle Tage gleich. Wie es aber jetzt ist, bleibt es immer eine große Erleichterung des schwächlichen Zustandes. Ueberhaupt hätte ich Unrecht, über körperliche Leiden Klage zu führen. Was ich in dieser Art habe, ist wirklich sehr erträglich und erfordert nur einen sehr gewöhnlichen Grad von Geduld und Ergebung. Ich würde einen viel größeren haben, und es liegt in den Händen des Schicksals, ob ich ihn nicht vielleicht brauchen werde. Ich bin nie bange vor der Zukunft. Der Mensch ist in der Welt, um sich an seinem Schicksal zu versuchen und es zu seinem innern Heil zu benutzen. Glück und Schmerzlosigkeit müssen wir dankbar annehmen und genießen, aber nie fordern. Sie sehen hieraus, daß ich jetzt weder leide, noch in einem bedenklichen Zustande bin, und daß, wenn mir Leiden bevorstehen sollten, wozu jetzt nicht der geringste Anschein ist, ich Kraft besitzen würde sie zu er-

tragen. Ich bitte Sie also noch einmal recht herzlich und dringend, sich nicht einer Ihnen schädlichen und mir wahrhaft peinlichen Aufregung hinzugeben. Es ist nicht bloß Sache der Neigung, noch weniger der Laune in mir. Ich hege aber die Ueberzeugung, daß eine ruhige Fassung des Menschen ein würdiges, und mehr als das, ein wirklich pflichtmäßiges Aufnehmen der Beschlüsse der Vorsehung ist. Ich begreife, daß man seiner Stimmung dieser Art nicht immer Herr sein kann, aber man kann danach streben, und das recht ernstliche Streben ist das halbe Erreichen. Sie bitten mich, Sie mit jemand in Berührung zu bringen, an den Sie sich wenden könnten, wenn ein Gerücht Sie aufs neue beunruhigen sollte. Es ist mir sehr schmerzlich, Ihnen etwas abschlagen zu müssen; Sie verzeihen mir daher gewiß, wenn ich diese Ihre Bitte schlechterdings und in keiner Art je erfüllen kann. Kaum irgend etwas im Leben könnte mir so sehr und so wahrhaft zuwider sein, als ein mit meinem Wissen, oder ohne dasselbe, über meine Gesundheit mit einem Andern als mir selbst geführter Briefwechsel. Wenn ich nur irgend bedeutend krank wäre, könnte der bloße Gedanke daran mein Uebel vermehren. Ich bitte Sie, wenn Sie mir einen Gefallen erzeigen wollen, den gehegten Wunsch nicht weiter zu erwähnen. Sie sollen darum nie ohne Nachricht von mir sein. Wirklich wäre die von Ihnen vorgeschlagene Einrichtung ganz überflüssig. Sie wissen ja, daß Sie mir jeden Tag und Stunde, so oft Sie wollen, frei schreiben können. Käme Ihnen nun wieder ein beunruhigendes Gerücht zu, so fragen Sie mich selbst. Ich antworte jedesmal augenblicklich, wenn auch, um den Brief nicht aufzuhalten, kurz. Könnte ich nicht selbst schreiben, so würde ich diktiren, und ein Brief von mir, wenn er auch diktirt

wäre, würde Ihnen doch mehr Freude machen, als einer eines Fremden.

Ich mußte neulich über Frau v. Varnhagen abbrechen, ehe ich alles gesagt hatte. Der Mann der Verstorbenen gab zuerst einen Band von Briefen, bloß als Geschenk für Bekannte und Freunde heraus. Diese Ausgabe besitzen nur diejenigen, die sie zum Geschenk erhalten. Später aber hat Varnhagen eine zweite vermehrte Ausgabe in drei Theilen veranstaltet, die allgemein verkauft wird. Ich zweifle nicht, daß Sie diese nicht sollten bald erhalten können. Ich glaube aber kaum, daß Sie die Geduld haben werden, die drei Theile zu durchlesen. Sehr Vieles wird Ihnen gefallen, Sie anziehen, fesseln. Allein mit der ganzen Individualität dürften Sie, wie ich Sie kenne, schwerlich übereinstimmen. In einem Punkte gehen Sie Beide schon ganz auseinander. Die Varnhagen vergöttert wahrhaft Goethe, und es ist nichts, was sie nicht groß und schön an ihm fände. Sie lieben und bewundern ihn zwar auch, doch ohne alle Exaltation, ja Sie hegen einige Vorurtheile gegen ihn, die meiner Ueberzeugung nach auch zu weit gehen. Indeß macht das einen Unterschied, daß sie Goethe persönlich kannte, wodurch sich leicht eine nicht immer unpartheiische Vorliebe findet. Ob Sie mit der Art der Religiosität, die sich in den Briefen ausspricht, zufrieden sein werden, ist sehr die Frage. Ich glaube es nicht.

Fortsetzung und Beschluß.

Die Varnhagen redet sehr viel von sich, und hat allerdings auch ein scharfes und absprechendes Urtheil über Andere. Das kann man vielleicht am meisten und gerechtesten an ihr tadeln, obgleich diejenigen, die es lieben, daß sich fremde Individualität unverhohlen vor ihnen ausspricht,

das Buch gerade darum gern haben. Sie erzählt aber mehr, setzt Gedanken auseinander, drückt Empfindungen aus, fällt aber seltner Urtheile über Andere, deren Handlungen und Charaktereigenschaften. Wo sie es thut, kann ich aber weniger als in andern ihrer Urtheile mit ihr übereinstimmen. Sie war allerdings eine Jüdin, und ging spät, wohl erst kurz vor ihrer Verheirathung, zum Christenthum über. Ihr Mann, viel jünger als sie, war, noch verheirathet mit ihr, Gesandter unseres Hofes in Karlsruhe und lebte nachher in Berlin, wo er noch jetzt ist. Er beschäftigt sich fast ausschließlich mit Literatur, und wird mit Recht zu den bedeutendsten Schriftstellern der Zeit gerechnet. Er ist aber sehr kränklich, und so sehe ich ihn jetzt fast gar nicht, so gern ich sonst viel mit ihm umgehen würde. Sie sagen, daß man bisweilen Ihnen die Ehre anthue, wie Sie sich ausdrücken, Sie mit der Rahel zu vergleichen, daß Sie aber auf diese Ehre keinen Anspruch haben, weder machen noch machen können, und nicht die geringste Aehnlichkeit finden können. Ich bin derselben Meinung, und bin überzeugt, daß das bloß ungegründete Einbildung ist. Zwei Personen können wohl allgemeine Eigenschaften, wie Treue, Wahrhaftigkeit, Freude am Nachdenken u. s. w. mit einander gemein haben, jede dieser Eigenschaften stellt sich aber in jeder von beiden anders und wird dadurch in der That zu etwas Verschiedenem. Dies war in doppeltem Grade bei der Varnhagen der Fall. Denn man mag sie nun noch so sehr bewundern, oder im Gegentheil sie noch so tadelnswerth finden, so muß man ihr immer zugestehen, daß sie durchaus und in allem originell war. Sie glich wirklich nur sich selbst, und ich glaube nicht, daß man jemand nennen kann, der ihr ähnlich gewesen wäre. Es ist das nicht gerade ein Lob-

ſpruch, mit dem man ſie belegt, es iſt nur der Ausdruck der einfachen Wahrheit; Sie werden es gewiß eben ſo empfinden, wenn Sie mehr in den Briefen leſen. Es werden darin eine große Menge von Perſonen erwähnt, theils mit ganz ausgeſchriebenen Namen, theils mit den Anfangsbuchſtaben. Das Intereſſe wird nun natürlich durch die Kenntniſſe dieſer Perſonen noch ſehr erhöht, es hängt aber eigentlich niemals davon ab, da immer ſchon Allgemeines, Raiſonnement oder Empfindung, an die Perſönlichkeit geknüpft iſt. Ein Vorwurf aber, den man der Verfaſſerin mit Recht machen kann, iſt einigen Perſonen mehr Lobſprüche zu ertheilen, als auf die ſie ſelbſt billigerweiſe hätten Anſpruch machen dürfen. Man kann das aber nicht Schmeichelei nennen, da es Leute waren, von denen ſie in keiner Art etwas hatte, noch je etwas hoffen konnte. So irrig in ſolchen Fällen gewiß auch ihre Meinungen und Anſichten waren, ſo iſt doch der noch ſo auffallende Irrthum ſichtbare Wahrheit in ihr. Dieſe Menſchen erſchienen ihr wirklich ſo. Sie konnte ſogar an ſehr unintereſſanten Menſchen, wenigſtens ſolchen, die es allen übrigen ſchienen, Gefallen finden. Es gelang ihrem Geiſt, ihnen irgend eine einzelne anziehende Seite abzugewinnen, und das Gefallen daran trug ſich leicht auf die ganze Perſönlichkeit über.

Den 29. December.

Ich kann Ihnen heute, da ich meinen Brief nicht aufhalten will, nur für den Ihrigen danken. Die Beantwortung muß ich mir vorbehalten. Sie wiſſen, daß ich die betrachtenden Briefe liebe, und dieſer iſt von dieſer Art. Ihre Freundin Thereſe hat ja eine wahrhaft ungeheure Reiſe

gemacht. Wenn sie nun das Glück hat, ihre Mutter gerettet zu sehen, so wird sie in froher Gegenwart und schönen Erinnerungen leben.

Sie erwähnen des Sturmes in der vorjährigen Sylvesternacht, woraus Sie üble Vorbedeutung zogen. Ich glaube nun zwar nicht an solche Zeichen, wünsche aber zu allgemeiner Beruhigung diesmal eine bessere, stille und milde Sylvesternacht. Sie haben in dem ablaufenden Jahr viel Schmerzliches, Widerwärtiges und viel Ungemach gehabt. Möge die gütige Vorsehung Sie im nächsten Jahr recht reichlich, durch Gesundheit, Ruhe und Heiterkeit entschädigen. Auf die Fortdauer meiner Gesinnungen rechnen Sie mit Gewißheit. Ihr H.

Was Sie, liebe Charlotte, in Ihrem letzten Briefe über Selbstkenntniß und Selbsttäuschung sagen, hat mich sehr interessirt. Ich gestehe aber, daß ich Ihre Meinung nicht ganz theilen kann. Ich halte die Selbstkenntniß für schwierig und selten, die Selbsttäuschung dagegen für sehr leicht und gewöhnlich. Es mögen Einzelne dahin gelangt sein, das Ziel zu erreichen, und so mache ich Ihnen nicht streitig, daß Sie mit Recht sich richtig und genau zu kennen glauben. Ich möchte aber nicht dasselbe mit gleicher Zuversicht behaupten. Auf den ersten Blick scheint es allerdings leichter, sich selbst als Andere zu kennen, da man sich unmittelbar fühlt, von Andern aber nur Aeußerungen wahrnimmt, von denen man erst auf den innern Grund schließen muß, so daß man bei diesem zwiefachen Verfahren auch einem zwiefachen Irrthume ausgesetzt ist. Aber der Beurtheilende ist und bleibt doch von dem Beurtheilten getrennt, und kann unter allen Umständen seine kalte Un-

vartheilichkeit und ruhige Besonnenheit behalten. Er wird nicht nothwendig von dem Gegenstande seiner Beurtheilung bestochen oder hingerissen, oder auch gegen ihn eingenommen, oder mißtrauisch gemacht. Bei der Selbstprüfung ist man allen diesen Gefahren ausgesetzt. Die beurtheilende Kraft wird ewig von ihrem Gegenstande affizirt. Beide tragen einerlei Farbe und Stimmung an sich. Man ist bisweilen eben so geneigt, sich Fehler anzudichten, oder die wirklichen zu vergrößern, als das gerade Gegentheil zu thun. Man beurtheilt sich auch ungleich in verschiedenen Momenten. Der oft eintretende Irrthum rührt auch gar nicht immer von Mangel an Wahrheitsliebe oder aus Eigendünkel her, sondern entsteht auch bei den reinsten Absichten und dem redlichsten Willen, denn der Irrthum schleicht sich in die Ansicht und in das Gefühl selbst ein. Der Fall scheint mir also gar nicht so einfach daß, wie Sie sagen, die Verfälschung nur durch Eitelkeit zu befürchten wäre. Die Eitelkeit selbst aber ist von so vielfacher Art, daß vielleicht niemand ist, der es wagen möchte, sich ganz frei davon zu nennen. Man ist es von dieser oder jener, aber recht schwer von aller. Einzelne Handlungen und ihre Beweggründe lassen sich noch eher selbst beurtheilen. Je mehr es aber auf eine Reihe von Handlungen und den ganzen Charakter ankommt, desto unsicherer wird das eigene Urtheil. Darum sind Selbstbiographien nur dann wahrhaft lehrreich, wenn sie eine große Anzahl von Thatsachen enthalten. Die Selbstbetrachtungen können leicht irre führen.

Ihrem am 24. Januar abgegangenen lieben Brief habe ich die Freude zu danken, einmal wieder etwas von Ihnen in recht heiterer Stimmung Geschriebenes gelesen zu haben. Sie wissen, daß mich das schon aus herzlichem Antheil an Ihnen besonders freut, daß ich es aber auch außerdem

gern habe und die Stimmung schöner finde, die das Fröhliche recht heiter und das Widrige besonnen und gefaßt aufnimmt. Wenigstens ist es auf jeden Fall eine mehr beglückende. Mögen dann die dem Januar folgenden Monate alle harmlos und friedlich an Ihnen vorüber gehen, und keine schmerzliche Erscheinungen Ihre schöne Stimmung stören. Erhalten Sie Ihre Heiterkeit! Leben Sie wohl! Mit unveränderlicher Theilnahme Ihr H.

Aharaangen den 2. Februar 1835.

Einundsechzigster Brief.

Tegel, Februar 1835.

Ich endete meinen Brief mit Wohlgefallen an Ihrer heiteren Stimmung, und fange wieder damit an, und komme darauf zurück. Da das Jahr so gut angefangen hat, wird es auch erwünscht enden. Es ist schon viel mit der guten Vorbedeutung gewonnen, und der Aberglaube selbst ist nützlich, wenn er im Vertrauen bestärkt. Denn Hauptereignisse und wahre Unglücksfälle abgerechnet, nehmen die Dinge meistentheils die Farbe der Seele an. Ein Gemüth, das sich meist in Heiterkeit erhält, ist schon darum so schön, weil es immer auch ein genügsames und anspruchloses ist. Ich rede natürlich nicht von der durch Leichtsinn entstehenden Sorglosigkeit. Der Leichtsinn schließt schon den Ausdruck der Heiterkeit aus. Denn dies schöne Wort wird in unserer Sprache immer nur im edelsten Sinn genommen. Was heiter macht, ist entweder die ruhig besonnene Klarheit des Geistes und der Gedanken, oder das Bewußtsein einer frohen, aber des Menschen würdigen Empfindung. Man kann nicht Heiterkeit moralisch gebieten, aber nichtsdestoweniger ist sie die Krone schöner Sittlichkeit. Denn die Pflichtmäßigkeit ist nicht der Endpunkt der Moralität, vielmehr nur ihre unerläßliche Grundlage. Das Höchste ist der sittlich-schöne Charakter, der durch die Ehrfurcht vor dem Heiligen, den edeln Widerwillen gegen alles Unreine, Unzarte und Unfeine, und durch die tief empfundene Liebe zum rein Guten und Wahren gebildet wird. In einem solchen Charakter herrscht die

Heiterkeit von ſelbſt, wird nur durch wahren Kummer auf Zeiten verdrängt, doch bleibt ſie auch da noch, nur in veränderter Geſtalt und ſich mit der Wehmuth vermählend, zurück. So iſt ſie beglückend und veredelnd zugleich. Daß zur Aufheiterung des Gemüths eine auch heitre Geſtaltung der den Menſchen zunächſt und täglich umgebenden Dinge beiträgt, erkennt niemand ſo ſehr an als ich. Ich bin daher ganz einverſtanden mit dem Plan, der Sie zu dem Ende beſchäftigt, und wünſche von Herzen, daß er gut von Statten gehen möge, und bitte Sie, mich von der Ausführung in einigem Detail zu benachrichtigen.

Es ſcheint als könne man den eigentlichen Winter als beendigt anſehen. Solche gelinde Winter wie der diesjährige ſind zwar weniger ſchön für das Auge, und gewähren nicht die Wintervergnügungen, aber ſie ſind, was wichtiger iſt, menſchlicher. Die ſtarren-machende Kälte hat ſchon für die Einbildungskraft, geſchweige für das Gefühl etwas Beengendes und wahrhaft Fürchterliches, der Noth nicht zu gedenken, in welche ein ſtrenger Winter die ärmeren Volksklaſſen verſetzt, und der auch durch reiche Almoſen nie ganz abzuhelfen möglich iſt, da ſelbſt wohlhabenden Haushaltungen der Unterſchied eines ſtrengen und gelinden Winters immer fühlbar bleibt.

Den 27. Februar.

Ich bin im Beſitz Ihres Briefes vom 18. d. Monats und danke Ihnen ſehr dafür. Ich freue mich, daß Sie fortfahren, wohl und heiter zu ſein. Leben Sie heute recht wohl! Wenn mein nächſter Brief abgeht, fangen ſchon die erſten Blätter an hervorzubrechen.

Mit unveränderlicher Theilnahme der Ihrige. H.

Zweiundſechzigſter Brief.

Tegel, im März 1835.

Ich erfahre immer nur durch Sie, liebe Charlotte, was man in den Zeitungen von mir ſagt. Diesmal enthält es bloß Wahrheit, inſofern es von meiner Geſundheit handelt. Bis jetzt hat mir der ſonderbare Winter keinerlei Unbequemlichkeit zugefügt, doch hält man ihn für ungeſund.

Wie aber die Leute dazu kommen, ſo oft und ohne alle äußere Veranlaſſung in den Zeitungen von mir zu reden! Es beweiſt recht, wie das Privatgeklatſche zur öffentlichen Sache geworden iſt, da man nicht die Naivität haben muß zu glauben, daß es aus wahrem Antheil geſchehe. Es iſt die Sucht, Neuigkeiten mitzutheilen, welcher Art ſie auch ſein mögen. Ich erinnere mich oft bei ſolchen öffentlichen Erwähnungen, wie auffallend mir der erſte Gedanke daran war. Als ich noch in Göttingen ſtudirte, ſchrieb mir eine Frau, mit der ich im Briefwechſel ſtand: jetzt ſchreibe ich ihr oft, es werde aber eine Zeit kommen, wo ſie nur in Zeitungen von mir leſen würde. Es kam mir damals ganz fabelhaft und abentheuerlich vor, daß mein Name in den Zeitungen ſollte genannt werden. Man miſchte damals noch nicht ſo häufig wie jetzt Privatverhältniſſe den allgemein die Aufmerkſamkeit auf ſich ziehenden Ereigniſſen bei.

Wenn Sie von Goethe's nachgelaſſenen Werken nur vier Bände geleſen haben, ſo fehlen Ihnen noch elf. Es ſind

funfzehn neue Bände seit seinem Tode der damals schon vollendeten Ausgabe der 40 Bände hinzugekommen. Die Fortsetzung seiner Lebensgeschichte rathe ich Ihnen aber sehr zu lesen, sie ist an sich hübsch und anziehend, und umfaßt gerade die Zeit, wo Ewald mit Goethe oft in Offenbach zusammentraf, so daß Sie an dieser Epoche ein doppeltes Interesse finden werden, da Sie Ewald oft von dieser Zeit sprechen hörten, und Ihre Erinnerungen jener Gespräche mit den Goetheschen Erzählungen vergleichen können. Da er seine Lebenserzählungen selbst Wahrheit und Dichtung nennt, so mag er sich große Freiheit dabei erlaubt haben. Ich glaube nicht, daß diese nachgelassenen Schriften sonst viel enthalten, das Ihnen nützlich oder angenehm zu lesen sein könnte. Zu den optischen und naturhistorischen kann ich Ihnen nicht rathen, Sie werden von dieser Lektüre weder augenblickliche Befriedigung, noch irgend ernsthaften Gewinn ziehen.

Sie werden vielleicht in den Zeitungen ein Buch angekündigt gefunden haben, das den Titel führt: Goethe's Briefwechsel mit einem Kinde. Wenn Ihnen dies in die Hände fällt, so rathe ich Ihnen, es nicht ungelesen zu lassen. Sie werden darin große Unterhaltung finden, und es wird Ihnen nicht entgehen, daß die Verfasserin sehr ausgezeichnet ist durch Geist und Talent. Sie ist Wittwe des als Dichter berühmten Achim v. Arnim und Enkelin der als Schriftstellerin so bekannten Frau v. Laroche; ihre Mutter war die Brentano, deren auch in Goethe's Leben so oft erwähnt ist, und die mehrere Kinder hinterlassen hat. Frau von Arnim lebt in Berlin, da ihr Mann in der Nähe Güter besaß. In ihrer ersten Jugend ging sie in Frankfurt am Main viel mit Goethe's Mutter um, die sie sehr lieb gewonnen zu haben scheint. Dadurch entstand

die Bekanntschaft mit Goethe selbst, anfangs nur durch Briefe, nachher persönlich. Sie hat nun zwei Bände Briefwechsel, theils mit Goethe, theils mit seiner Mutter, und einen Band Tagebuch drucken lassen. Das Hauptthema ist ihre leidenschaftliche Liebe zu Goethe. Nebenher kommen aber andere Erzählungen eigener und fremder Lebensereignisse, Betrachtungen und Raisonnements darin vor. Von Goethe geben uns diese Bände nur etwa dreißig Briefe, von welchen dazu einige nur wenig Zeilen enthalten. Große Anerkennung von Bettina's auch wirklich seltenem Geiste und ihrer wunderbaren Originalität geht allerdings aus diesen Briefen hervor. Der Briefwechsel fällt in das Jahr 1807 und in die zunächst darauf folgenden, wo die Verfasserin zwar gar kein Kind, sondern ganz herangewachsen, aber allerdings sehr jung war. Im Ganzen macht das Buch viel Aufsehen und findet viel Beifall, obgleich auch das wirklich Schöne und Geniale immer wieder mit Stellen untermischt ist, die durch die sonderbare Lebendigkeit des Ausdrucks mißfallen können. Ueberhaupt ist zu bedauern, daß sich mit der wahren und schönen Originalität so manche Züge wunderlicher Launen vermischen. Ueber Goethe's Mutter enthält das Buch viele und überaus hübsche Details. Diese war, wie es scheint, nicht gerade sehr bedeutend von Geist und Charakter; aber ihre Lebendigkeit, ihre Lust an Menschen und selbst an Vergnügungen, besonders eine gewisse originelle Stimmung mögen doch auf den Sohn eingewirkt haben. Das Arnim'sche Buch liefert recht lebensfrische Briefe von ihr. Eine durch Tiefe des Gefühls höchst interessante Erzählung in den Briefen der Frau von Arnim ist die Erzählung des Todes eines Fräuleins von Günderrode, von der Sie gewiß schon gehört haben. Sie brachte sich selbst ums Leben.

Eine unglückliche Liebe führte sie zu diesem gewaltsamen Entschluß.

Den 28. März.
(Elf Tage vor dem Tode Wilhelm v. Humboldt's.)

Ich besitze seit dem 23. Ihren Brief vom 18., liebe Charlotte, habe ihn aber noch nicht ganz gelesen, da ich meinen Augen wenig zutrauen darf, und mir andere Beschäftigungen dazwischen kamen. Mit unveränderlicher, inniger Theilnahme der Ihrige. H.

(Empfangen den 4. April 1835.)

So kam der 8. April heran und brachte mir von unbekannter Hand vom 4. April die Nachricht „einer gewiß vorübergehenden Erkrankung," so schonend als möglich. Es war der Todestag von Wilhelm v. Humboldt, als ich die Nachricht von unbekannter Hand erhielt.

A. d. H.

Anmerkungen und Zusätze.

Zum dritten Brief.

(Erster Theil.)

In die Jahre von 1814 bis 1820 fielen die großen weltgeschichtlichen Begebenheiten und Wilhelm von Humboldt's Staats-Leben und Wirken. Lange Briefe konnte ich in dieser Zeit nicht bekommen, aber fortwährend empfing ich Zeichen und Beweise des Andenkens und Nachrichten über meine Vermögens-Angelegenheiten, ja ich fand die rührendsten Beweise der theilnehmenden Sorge in den öffentlichen Blättern.

Ich durfte mich nicht abhalten lassen, auch wenn ich nur selten und kurze Briefe erhielt, selbst lange Briefe zu schreiben. Doch schrieb ich anfangs nur selten, denn wo sollte ich den Muth hernehmen, einen mit den wichtigsten Geschäften belasteten Staatsmann, von der höchsten Bedeutung und Stellung, mit meinem Geschreibe zu beschweren! So mochte ich über Jahr und Tag geschwiegen haben.

Der Austritt von W. v. Humboldt aus dem Ministerium 1819 war eine öffentliche, viel besprochene, auch mir bekannte Sache. Schweigend und still vertrauend, wartete ich, was sich für mich daraus gestalten werde.

Endlich erschienen, gleich nach einander, zwei kurze Briefe, der dritte und vierte. Sie brachten Freude und Leben in meine Tage. Der Briefwechsel wurde nun bestimmt, festgestellt und

geregelt, weder Störung noch Unterbrechung trat wieder ein, und eine unversiegbare Quelle höherer Freude und jeder geistigen Erhebung war mir geöffnet.

Zum siebenten Brief.

(Erster Theil.)

Die Forderung, welche der siebente Brief ausspricht, erschreckte mich von mehr als einer Seite, obschon ich ihr zu entsprechen wünschte. Ich antwortete darauf folgendes (nach einer Abschrift, die ich behalten): „Der Wunsch, den Sie, hochverehrtester Freund, mir in Ihrem letzten Brief aussprechen, ist ein neuer Beweis Ihrer höchst gütigen Theilnahme, den ich sehr dankbar empfinde und erkenne, und zugleich tief die Verpflichtung fühle, Ihren Foderungen zu entsprechen. Zugleich aber gestehe ich, daß ich auch erschreckt bin, indem Schwierigkeiten und Bedenklichkeiten mir entgegen treten. Zuerst erlauben Sie mir die Einwendung: Wo soll ich den Muth finden, Ihnen, der Sie Welt, Leben, Begebenheiten und Menschen in den größten Erscheinungen sahen, mein Leben in seinen Verhängnissen vorzuführen, die, wenn sie gleich für mich von großer Wichtigkeit waren, Ihrem Blick sehr unbedeutend erscheinen müssen. Dann ist auch vieles durch die Zeit verblichen; anderes, mehr noch, weit in die Vergangenheit zurück getreten, wodurch ein solches Unternehmen sehr erschwert wird. Die freundlich-schmeichelnden Belobungen meines Schreibens erkenne ich dankbar, sehe aber zugleich, daß sie mich ermuthigen sollen. Ich antworte auf der Stelle, wie Sie das wollen, um ganz ehrlich den ersten Eindruck auszusprechen. Gewähren Sie mir, theuerster, gütigster Freund! daß ich die Sache erst von allen Seiten ruhig erwäge. Ob ich die mir angeborene Schüchternheit, die mich beschämt zurückweist, beherrschen werde? ich wünsche es und will es hoffen, da mein Leben, auch in den verwickeltsten Lagen und Verhält-

niſſen, wie in dem Innern von Ihnen gekannt, erkannt und verſtanden ſein möchte, und nur ſo, wie es bisher geſchehen, in der einfachſten Wahrheit. — Daß ich noch einmal, und nur noch einmal auf Ihre viel zu gütige Belobung meines Schreibens zurückkomme, verzeihen Sie mir gewiß. Es iſt große, unendliche Güte, das weiß ich, und kein Spott, ob es vielleicht den Schein des Spottes haben könnte; denn weſſen Feder hat einen ähnlichen Zauber wie die Ihrige! Ich habe nie Anſpruch an Schönſchreiben gemacht; ich habe mich ſogar vor dem Beſtreben danach gehütet: denn ich meine, es führt dem Charakter manche Gefahren herbei. Früher als die meiſten Frauen habe ich viel geſchrieben, theils weil es ſo ſein mußte, theils aus Neigung. Zuerſt achtete ich ſtreng darauf, daß ich mich, ſchriftlich wie mündlich, ausdrückte; dies iſt Foderung meines Charakters, der das Unwahre und Falſche wegweiſt; dann hütete ich mich vor Uebertreibungen, die mir immer zuwider waren. So blieb wohl der Ausdruck meiner Empfindungen einfach und natürlich, um ſo mehr, da mir alles Geſuchte und Schwülſtige ſehr mißfällt. Da ich zugleich früher, als es meiſt der Fall iſt, Geſchäftsſachen beſorgen mußte, machte dies Klarheit der Darſtellung durchaus nöthig. Auf dieſe Art gewann ich vielleicht mehr Uebung und Gewandtheit im Schreiben, als ich ohne dieſe Nothwendigkeit erlangt hätte; ich gewann zugleich dieſe Art der Beſchäftigung zu meiner eigenen Ausbildung lieb, und ſchrieb viel für mich ſelbſt. Wie hatte ich ahnden können, daß dieſe Uebung mir einſt ſpäter den Weg bahnen würde, mich dem theuern Gegenſtande vieljähriger liebevoller Verehrung wieder zu nahen! In dem was ich hier ſage, erkennen Sie ſchon meine Bereitwilligkeit, Ihnen zu gehorchen, und ich darf die Bitte wiederholen: Gewähren Sie mir einige Tage der Ueberlegung. Nachher will ich Ihnen offen und gerade die Reſultate derſelben mittheilen.

„Eines aber erlauben Sie mir gleich einzuwenden: in dritter Perſon zu Ihnen zu reden, was ich allein für Sie ſchreibe, würde mir einen hindernden Zwang auflegen. Meine Verhäng-

niſſe wie meine Bildung, beides ging aus meinem Innern hervor und wirkte dahin zurück. Tauſend Frauen würden, hätten ſie erlebt, was ich erlebte, ganz andere Schickſale daraus geſtaltet haben. Dieſe, über uns gebietende Individualität verſchmilzt mit dem ewig waltenden Geſchicke, wie es ſcheint. Wir können nur handeln, wie wir handeln; Vieles, was Andre thun, auch wenn wir es nicht tadlen, weiſt, als unvereinbar mit uns ſelbſt, unſer Inneres weg. Ueber ſolche Begebenheiten läßt ſich nur im innigſten Vertrauen und in der einfachſten, ich möchte faſt ſagen einfältigſten Wahrheit reden. Dem ſchwergeprüften, gereiften Gemüth iſt der Schein ganz gleichgültig; es bewahrt das thränenſchwer Erlebte gleich einem Heiligthum, verſchloſſen im Buſen. Allein dem Allwiſſenden und der ewigen Liebe ſchließt es ſich gläubig auf. Auch dem ſo innig und unendlich geliebten Jugendfreund kann und will es eben ſo offen da liegen, und nur ihm allein! Wozu dann eine fremde, eine geſuchte, einengende Form? Ich darf dies einwenden, weil es natürlich iſt, und ich nur für Sie ſchreibe. Ich bin oft aufgefodert, meine Lebensbegebenheiten ſelbſt zu ſchreiben, oder jemand zu autoriſiren und dazu das Material zu geben, aber ich habe es immer verſchmähet. Man gelangt nach ungewöhnlichen Schickſalen dahin, ſie nur in ihren heilbringenden Folgen zu betrachten, ſie mit Ehrfurcht als höhere Fügungen anzuſehen, ja ſelbſt dankbar darauf hinzublicken. Wie wenig iſt am Ende der Bahn daran gelegen, was wir erlebten, wie wichtig, wie unendlich viel, was daraus hervorging! Sollte ich Ihrer Theilnahme gewürdigt, Ihres ſegenreichen Einfluſſes theilhaftig werden, ſo durfte auch nichts anders ſein als es war. Demohnerachtet iſt es natürlich, daß mich das Zurückrufen einer leidenvollen Vergangenheit ſehr ergreift, und deshalb kann ich nicht gleich eine beſtimmte Antwort geben. Sie wiſſen ſchon aus meinen früheren Briefen, daß ich ungewöhnlich und ungemein viel erlebte. Manche Bilder erbleichen und ſchwanken, ich möchte ſie nicht wieder herauf holen, ja, ich darf das nicht; es würde mich zerſtören, wollte ich zu lange verweilen in düſtern, grauenvollen Gegenden. Sie ſcheinen ſich ſelbſt dieſe Einwendun-

gen gemacht zu haben, und wiſſen beſſer, als ich es ſagen kann, daß, wer viel erlebt hat und großen Schmerz kennt, ihn ſchweigend ehrt, nicht davon redet, noch reden kann, indeß der, der den Schmerz weder kennt, noch verſteht, unendlich davon erzählt. Ich erwarte mit Zuverſicht die Antwort und darf ſie erwarten, denn Sie zürnen gewiß nicht über meine zaghaften Einwendungen, und haben Nachſicht mit meiner Schwäche, indem Sie zugleich erkennen, daß es mein Wunſch und Wille iſt, Ihnen zu gehorchen. Vielleicht überſende ich Ihnen ſchon früher, als Sie es erwarten, einige Bogen als Probe.“

Zum neunten Brief.

(Erſter Theil.)

Auf die wiederholten Fragen meines Freundes über die Bücher und Schriften, mit denen ich mich vorzugsweiſe und ſelbſt von Kindheit auf beſchäftigt habe, konnte ich nicht gleich ſo ausführlich, wie ich ſollte, aus Mangel an Zeit antworten. So erlaubte ich mir einige Bogen zur Durchſicht vorerſt zu überſenden, die an eine Freundin gerichtet, aber noch nicht ganz beendigt, denſelben Gegenſtand berührten. Es war in dieſen Blättern auch die Rede von Goethe und von mehreren ſeiner Werke. Es waren vertrauliche, freundſchaftliche Urtheile, die ich unbefangen ausſprach und nicht ausgeſprochen haben würde, hätte ich gewußt oder nur geahndet, in welcher engen Verbindung die beiden Männer ſtanden. So verweilte ich unter andern bei der edeln Friederike in Seſenheim, mit deren Herzen Goethe ein ſo grauſames Spiel trieb, ſich auf Koſten ihres ganzen Lebensglückes ergötzte, und — ihrer nicht wieder gedachte! Wie er uns das auch in „Wahrheit und Dichtung“ noch ſo hübſch erzählt, ſo wird es doch gewiß nicht ohne wehmüthige Theilnahme von Frauen geleſen, um ſo mehr, da es ſpäter leider erwieſen iſt, daß es nicht Dichtung, ſondern Wahrheit war, da

ja die unglücklichen Folgen dieser Bekanntschaft so schonungslos veröffentlicht worden sind. Ich stellte in diesem kleinen Aufsatz meinen theuern, zartfühlenden Freund, ohne ihn zu nennen, als einen gleich großen Mann neben Goethe; ich stellte seine hochherzigen Gesinnungen neben Goethe's ruhestörenden Muthwillen. Darauf antwortet der 9. Brief dieser Sammlung.

Zum zehnten, elften, zwölften und mehreren Briefen.

(Erster Theil.)

Es ist bekannt, wie heilig Wilhelm von Humboldt Jugenderinnerungen und den Genius der Jugend hielt. Das spricht sich in vielen der Sonette und auch in diesen Briefen aus. Der Bruder nennt in dem Vorworte zu den „Gesammelten Werken" des Hingeschiedenen jene tief empfundenen Poesien das Tagebuch, in dem ein edles, stillbewegtes Leben sich abspiegelt. Schöner, würdiger können die Sonette nicht wohl bezeichnet werden.

Die große Güte, ja die Freude, womit jedes Heft meiner Lebenserzählung aufgenommen wurde, war reicher Lohn für die darauf verwendete Mühe und Zeit. Wäre es nicht eine so seltene Erscheinung, und zugleich so charakteristisch zu erkennen, wie ein Mann, der von allen Seiten, und in den mannigfaltigsten Richtungen, ein so vielbewegtes, gehaltvolles Leben führte, mit so lebhaftem Interesse der Entwickelung eines Kindercharakters folgte, in dem einfach still ländlichen Leben des gebildeten Mittelstandes, so dürfte, könnte und würde ich nichts der Art mittheilen, wie es die Seiten 81, 95, 135 und mehrere aussprechen. Anfangs war ich geneigt zu glauben, ein Mann, der sich immer durch Geburt und Geist, in den ersten Verhältnissen, in gelehrten, künstlerischen und ästhetischen Verbindungen und Beschäftigungen bewegte, wolle einmal auch, in einfach wahrer, natürlicher Erzählung, das innere Familienleben eines ganz von

dem seinigen verschiedenen Kreises kennen lernen. Wie dankbar durchdrungen ich von dem gütigen Antheil an mir auch überzeugt war, konnte ich doch nicht denken, daß es nur aus Antheil hervorginge, indem ich mich bescheide, daß nicht leicht jemand bei einer solchen Erzählung Lust habe zu verweilen. So schrieb ich in Wahrheit nur aus Gehorsam und wurde reichlich dafür gelohnt, zuerst durch den gütigen Empfang und die hohe Würdigung, noch mehr aber durch die unbezweifelte Erkenntniß, daß es zugleich reine Freude am Einfachen, am reinen menschlichen Dasein und Leben war. Diese Freude nun wurde unendlich erhöht durch die beglückende Theilnahme an mir selbst, die ich ihm durch ein langes Leben seit früher Jugend in unwandelbaren Gesinnungen treu ergeben war. Aus solchem Gesichtspunkte wollen die Leser, welche bei diesen Briefen und auch bei den Zusätzen verweilen, die Mittheilung mancher Stellen betrachten, die beim Empfange beglückten und das reiche Gemüth des Verfassers mehr noch verklären.

Zum siebenzehnten Brief.

(Erster Theil.)

Es möchte eine Erklärung nöthig sein über die dunkeln Andeutungen, welche dieser Brief enthält. Zwar bin ich nicht im Stande die Räthsel zu lösen, nur erzählen kann ich das Geheimnißvolle, was Wilhelm von Humboldt so sehr interessirte.

Es schien nämlich ganz unzweifelhaft, daß etwas Geheimnißvolles, ja in ein unsichtbares Bereich Gehörendes, nie Aufgehelltes (so sorgfältig auch danach geforscht wurde) in meinem Vater lag. Auch war er sich dessen wohl bewußt. Ohne erfreut oder niedergeschlagen darüber zu sein, sprach er wol darüber, erzählte mehrere Erfahrungen aus verschiedenen Epochen seines Lebens, ernst, würdig, ohne festen Glauben, ohne Furcht, aber auch ohne spöttisches, starkgeisterisches Verwerfen. Er pflegte

wol zu sagen: den Zusammenhang zwischen der sichtbaren und unsichtbaren Welt hat noch niemand durchschauet und erkannt.

Es waren weniger Erscheinungen, als Wahrnehmungen durch's Gehör; laute, ja lärmende Bewegungen in den von ihm bewohnten oder benutzten Zimmern, oft alsbald wenn er sie verließ, nie während seiner Gegenwart. Diese Geräusche waren dem Beschäftigungs-Geräusche gleich, das er in einem eigentlich gelehrten Leben durch die damit verbundenen Bewegungen erregte: Kramen zwischen Büchern, Schriften und Papieren; Zusammenrücken der Tische, Herbeiziehen der Stühle, bald langsames, bald schnelles Hin- und Hergehen — alles ebenso, nur lauter als es mein Vater betrieb; so daß Mutter und Kinder im unteren Stock oft glaubten, der Vater sei zu Hause. Dieser pflegte, wenn es das Wetter erlaubte, Mittags vor Tisch eine Stunde spazieren zu gehen oder zu reiten. Er hatte die Gewohnheit, dann seine Arbeitsstube zu verschließen und den Schlüssel einzustecken. In diesen Mittagsstunden war das Lärmen am lautesten. Sehr oft, wenn er zu Tisch kam, war er ernst, etwas düster und schweigend, aß wenig oder auch gar nichts. Ein andresmal erzählte er, ruhig immer, doch oft mit umwölkter Stirn: wenn er den Schlüssel einstecke und aufschließen wolle, scheine es, als ob der unsichtbare Theilnehmer des Zimmers, gleichsam als werde er überrascht, schnell aufspringe und mit Poltern, Umwerfen der Stühle in das Nebenzimmer eile, das aber immer von beiden Seiten verriegelt war. Sehr oft sei es so, daß er glauben müsse, es habe sich jemand auf sein Arbeitszimmer und zu seinen Papieren geschlichen. Trete er aber ein, finde er alles ungeändert, so wie er es verlassen, Bücher, Papiere, Federn u. s. w., alles am gewohnten Platz, den Stuhl wie den Tisch, an dem er zu schreiben pflegte, unverrückt. Die Mutter, die manche häusliche Geschäfte in einem benachbarten Zimmer, auf demselben Gange, in demselben Stock, vorzunehmen pflegte, sagte wol zu ihren heranwachsenden Kindern: Gott verzeih' mir — ich glaube, Euer Vater ist doppelt! — Was das Grauenhafte ungemein verminderte, war, daß die Nächte und auch die

Nachmittage still waren. Vormittags, besonders aber in den Mittagsstunden, waren länger als ein Jahr polternde Geräusche, was auch Besuchende wahrnahmen. Wirklich niederschlagend war es, daß alle Wahrnehmungen nicht bloß an sich unerfreulich waren, sondern daß auch kein tieferer Gehalt darin erkannt werden konnte. Sie waren weder anzeichend, noch warnend, noch weniger erhebend oder tröstend, alles sah wie ein Spiel böswilliger Geister aus, die nur Schrecken und Grauen erregen wollten. Indeß übte auch hier Gewohnheit ihr Recht. Wir hatten uns fast an die unheimlichen Unsichtbaren gewöhnt, und da sie uns nicht weiter schädlich berührten, ließen wir sie meist unbeachtet. Wie viele Nachforschungen und Untersuchungen man auch vornahm, keine derselben brachte erklärende Resultate. Mit dem Tode der Mutter, der früh erfolgte, verstummte alles Unheimliche, als ob es Anzeichen dieses Trauerfalles habe sein sollen.

Zum zwanzigsten Brief.

(Erster Theil.)

Die Bemerkung von mir, worauf sich die Beantwortung bezieht: „Sie bemerken, daß ich in einer sehr glücklichen Lage bin" u. s. w., habe ich gewiß nicht anders, als mit Freude und Dank erwähnt, ob ich gleich erst später mit allen näheren Verhältnissen bekannt werden konnte. Wo findet sich ein solches Zusammentreffen der Elemente wahren Glückes? Zuerst die reichen, mannigfaltigen Geistesgaben, die allgemeine Anerkennung derselben, ihr Einfluß und Wirken, dann die so ganz außerordentlichen Familienverhältnisse: Eine beglückende Nähe zweier Brüder, welche viele Jahre getrennt gewesen waren, die von allen Seiten ebenbürtige, ihn ganz beglückende Gattin und Lebensgefährtin, die alle seine Neigungen theilte, allen hohen Ideen folgen und darein eingehen konnte.... damit in Harmonie waren alle äußeren Verhältnisse.... die innigste Verbindung mit

Schiller! die bis dahin, und noch lange, ungestörte kräftige Gesundheit .... endlich auch alle anderen Begünstigungen des Glücks, worunter vor allen gehört, den letzten und nicht kleinen Theil des Lebens, frei nach seinen Neigungen, in dem schönen Tegel seinen Lieblingsstudien zu leben .... Gewiß eine seltene, erfreuliche Erscheinung!

Zum zweiundzwanzigsten Brief.

(Erster Theil.)

Die Hindeutung auf gewissermaßen natürlich magnetische Träume, deren hier gedacht wird, möchte noch einige, wenn auch nicht erklärende, doch deutlicher machende Worte erfodern, über eine seltsame und gewiß seltene physiologische Stimmung, wie solche mir durch oft wiederholte, immer gleiche Erzählung bekannt geworden ist, ohne Aufschluß gegeben zu haben, oder geben zu können.

Mein Vater erkrankte schwer und langwierig in meiner frühesten Kindheit. Gegen alle Erwartung der Aerzte wurde er erhalten und gerettet durch eine schwere Operation, die ein sehr geschickter Wundarzt, der hinzugezogen wurde, verrichtete. Derselbe wurde, nach erfolgter gänzlicher Genesung des Vaters, von der Familie wie ein theurer Wohlthäter geliebt und verehrt, und beide Häuser kamen in innige Verhältnisse, um so mehr, da Groß und Klein von gleichem Alter waren. Im nächsten Frühjahr wurde der erste Besuch in die benachbarte Stadt, zum Doktor und Regimentsarzt M., gemacht. Diese kleine, fröhliche Ausflucht war für uns Alle ein wahres Fest. Schon beim Stillhalten des Wagens, bei dem Aussteigen, bei dem Eintritt in den Hausflur wurde mein Vater still und bestürzt, mehr noch beim Eintritt in die Wohnstube. Das M—sche Haus war alt und winkelig, man fand sich nicht gleich darin zurecht, und ein versteckter Gang führte in einen kleinen Garten, von den Kin-

dem der Irrgarten genannt. Nach dem ersten Empfange sollten nun erst den Gästen ihre Zimmer angewiesen werden. Jetzt nahm der Gast den Hausherrn an den Arm, mit den Worten: „nun will ich Sie führen.“ Schweigend brachte er ihn erst in die Gastzimmer, dann durch alle Räumlichkeiten durch, vor dem Eintritt in jede Stube und Kammer die Bestimmung derselben bemerkend, und zuletzt auch kannte er den versteckten Gartenweg. Fast genauer als im eignen Hause, kennt er hier jedes Meuble, und giebt der erstaunten Gesellschaft folgenden Aufschluß: während seiner dreimonatlichen schweren Krankheit habe ihn jeder matte Krankenschlummer in dies Haus gebracht; er habe in allen diesen Räumen so oft und so lange verweilt, daß er alles auf's genaueste kenne. Da er aber den Schauplatz seiner Träume nie gesehen habe, es also keine Erinnerungen sein konnten, welche in der kranken Einbildung wieder aufstiegen, so habe er es ganz natürlich für phantastische, kranke Traumbilder gehalten, ohne weiter darauf zu achten. Man möge nun sein Erstaunen nachempfinden, wie er schon beim Stillhalten des Wagens, schon beim äußeren Anblick des Hauses, und immer mehr und mehr, seine Traumbilder verwirklicht sehe!

Er mochte gern bei dieser sonderbaren Erscheinung seines inneren Sehvermögens verweilen, und erzählte diese Erfahrung gern, und immer getreu dasselbe, so daß ich es ebenfalls getreu wiedergeben kann. Nie ist uns über die sonderbare Sache, die für Wilhelm von Humboldt lebhaftes Interesse hatte, und die er natürlichen Magnetismus nannte, ein näherer Aufschluß geworden. Wer möchte sich ein ähnliches inneres Vermögen wünschen! — Zschokke gedenkt in seiner Selbstschau eines ähnlichen inneren Sehevermögens, doch auch sehr verschieden, da es fremde Begebenheiten, und selbst Heimlichkeiten Andrer, vorüberführt.

Eine Antwort auf den Schluß des letzten Briefs findet sich unter meinen Papieren nicht mehr, doch einige Fragmente, die nur dahin gehören können, und denen, da sie charakteristisch sind, eine besondere Stelle hier eingeräumt werden mag.

„Wo fände ich Worte für den Gesammteindruck, den der Schluß Ihres unendlich gütigen Briefes auf mich gemacht hat. Erstaunen, Verwunderung, Beschämung und Freude, und selbst eine Art Erschrecken — vor allem aber tief gerührte Dankbarkeit für Ihre sich immer gleich bethätigende Sorge und Theilnahme, und — für Ihre, mich tief rührende, alles aufwiegende Würdigung meines so unbedeutenden Werths. Welche reiche Entschädigung für manches bittere Weh!“

„Ist Licht in meiner Seele, so ist es ja nur durch Sie mehr entzündet mein Eigenthum geworden. Sollte ich nun herausgeben, was mich bereichert, belebt, beseelt und beseligt, wie arm, wie todt, wie entseelt würde ich werden!“

„Sollen, dürfen wir Frauen, die Schätze unsers Innern, den größern oder geringern Reichthum unsers Gemüths herausgeben? soll er nicht vielmehr nur uns beleben und erwärmen?“

„Ihnen, ja Ihnen, mein hochverehrter, angebeteter Freund! möchte sich mein ganzes Innere zeigen, und nur Ihnen, um von Ihnen verstanden, getröstet, belehrt, berichtigt, zurecht gewiesen zu werden. Dies unbegrenzte Vertrauen, womit ich immer zu Ihnen, ohne alle Scheu, reden kann und rede, wundert mich oft selbst, und scheint mir oft wunderbar, bei der Ehrfurcht, die mich natürlich erfüllt. Wie haben Sie es nur angefangen, es mir einzuflößen!“

„Niemals könnte ich mich entschließen, so hervorzutreten. Es gehört dazu eine Kühnheit, die mir ganz versagt ist. Wie dankbar ich fühle, wie ehrend es für mich wäre, unter Ihrem Schutz öffentlich zu stehen (o! ich habe das lange gewußt, und schwieg dennoch). Aber gewiß ist mir diese demüthige Schüchternheit angeboren, meine Verhängnisse haben sie nur vermehrt. Es mag indeß sein, daß, was vor den Sonnenstrahlen des Glückes sich entfaltet, die kühnen Blicke erträgt, indeß das, was

im dunkeln Schatten verborgen sich erschließt, gleichsam erschrickt und welket."

„Doch will es mir auch im Allgemeinen vorkommen, als ob Frauen des schützenden Schattens der Verborgenheit bedürfen. So, wie wir ihn verlassen, sind unzählige geschärfte Pfeile auf uns gerichtet, die ihr Ziel nicht verfehlen. Nein, nie fände ich den Muth, der dazu gehört, wie durchdrungen von Dank für Ihre Güte ich auch bin. Zwischen Therese Huber und mir kann kein Vergleich Statt finden. Sie war eine Tochter von Heyne, Forster's und Huber's Gattin, in ihr hatten sich ungewöhnliche Kräfte entwickelt, bei der reichsten Phantasie. Was aber habe ich!"

„Da wir aber einmal auf diesen Punkt gekommen sind, so gestehe ich Ihnen gern ein, — obschon im Ganzen gegen Sie darüber zu schweigen ein eben so heiliges als zartes Gefühl gebietet, — daß ich es für eine wahre Himmelswohlthat erkennen würde, wenn ich in späteren Jahren — sollte dies schwere Loos meiner warten — wieder frei von Arbeitsdruck werden könnte. Doch müßte es auf eine Art sein, die sich mit meiner ganzen Individualität vereinbaren ließe, da, wie Sie sehr gütig bemerken, dieser nicht alles angemessen sein dürfte, was für Andre vielleicht willkommen wäre. Immer werde ich auch in diesem Betreff zu beklagen haben, daß der für mich so wohlwollend gesinnte Herzog von Braunschweig so früh bei Waterloo gefallen; hätte er länger gelebt, so würden meine Verluste mir durch seine Gerechtigkeit ersetzt und dadurch mir sorgenloses Alter gesichert worden sein!"

„Aber ich will und darf mit den Fügungen nicht rechten! Alles mußte so kommen, und nichts durfte fehlen, wenn ich das erreichen sollte, was das Schicksal — oder lassen Sie mich nach meiner Weise sagen, die Vorsehung — mir bereiten wollte: Ihnen, mein geliebter, angebeter Freund! näher zu kommen, Ihrer Freundschaft theilhaftig zu werden, wie Ihres Einflusses auf meinen Charakter und dessen Entwickelung."

„Auch bleiben mir in Wahrheit schöne und reiche Genüsse, deren selbst manche reiche Frau entbehrt, Genüsse, welche der aus früherem Wohlstand Verarmte in seine Verarmung mit hinüber nimmt, und die dem in Armuth Aufgewachsenen ganz fremd sind, weil dieser im Reichthum allein die sichere und unerschöpfliche Quelle des Glückes zu sehen pflegt. Ich habe zwar ein mühevolles Geschäft gewählt, aber es ist kunst- und naturverwandt. Ich gewinne durch Mühe und Fleiß eine Unabhängigkeit in freier Natur und unbemerkter Einsamkeit, wie sie meinen tiefsten Neigungen gemäß ist und entspricht. Ich habe mir ein ganz freies Erholungszimmer gerettet und bewahrt, und dahin flüchte ich, wenn meine täglich wiederkehrende Last mich zu schwer bedrückt. Das Ganze meiner Thätigkeit nimmt wol meine Gedanken, Sorgen und Anordnungen vielfach in Anspruch, aber der, zwar kleinere, doch glücklicherweise nicht fehlende mechanische Theil meiner Beschäftigung läßt den Geist völlig frei, und dann mir selbst überlassen, spinne ich die Ideen Ihres letzten Briefes in tiefster Seele fort, und erkenne mit heißem Dank, wie sie, neben den köstlichen Gaben der Theilnahme und des Trostes, vor allem bezwecken, mich über Leben und Verhängnisse zu erheben, und mich auf die Höhe zu geleiten, aus der Sie selbst beides betrachten."

Bayerische Staatsbibliothek München

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.